# Joh. Gabr. Seidl's

# geſammelte Schriften.

Mit einer Einleitung

von

**Julius von der Traun.**

Herausgegeben von

**Hans Max.**

**Erſter Band.**

Schiller's Manen! — Lieder der Nacht. — Balladen, Romanzen, Sagen
und Lieder. — Alfons v. Lamartine's Elegieen. — Liedertafel.

Wien, 1877.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

P. o. germ. 1363 mf /1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

86 9

# Vorwort.

Von dem um die Literatur und den Buchhandel Oeſterreichs und Deutſchlands hochverdienten Verleger, welcher durch die gegenwärtige Ausgabe der „Geſammelten Schriften Johann Gabriel Seidl's", wie Julius von der Traun in der hier folgenden Einleitung mit Recht bemerkt, dem Dichter einen unverwelklichen Kranz auf ſein Grab zu legen gedenkt, — mit der Sammlung, Auswahl und Herausgabe des dichteriſchen Nachlaſſes betraut, erachte ich mich verpflichtet, über die Aufgabe und Anordnung dieſer umfangreichen Arbeit einige Andeutungen vorauszuſchicken.

Die vorliegende Ausgabe trägt — nach dem Wunſche des Verlegers — die Bezeichnung „Geſammelte Schriften" an der Stirne, weil damit der Abſicht Ausdruck gegeben werden ſoll, die unter verſchiedenen Collectivtiteln erſchienenen poetiſchen Werke Seidl's zu einer Geſammtausgabe zu vereinigen und ihr mit der Zeit auch deſſen wiſſenſchaftliche Arbeiten, insbeſondere auf numismatiſchem und archäologiſchem Gebiete, nachfolgen zu laſſen.

In dieſer, auf mindeſtens ſechs Bände berechneten Ausgabe ſollen, außer den unter Collectivtiteln erſchienenen Gedichten, auch jene nach Möglichkeit Beachtung finden, welche ſich in Seidl's Nachlaß in Handſchrift vorfanden und bisher noch nicht veröffentlicht wurden.

Bei dem vom Verleger vorgezeichneten Umfange der geſammten Ausgabe, wie auch der einzelnen Bände derſelben, welch letztere ſelbſtverſtändlich einen gerundeten und beſtimmten Abſchluß erhalten mußten; ferner mit Rückſicht auf die heutigen Anſchauungen, welche in Sachen der Dichtkunſt einen ſtrengeren Maßſtab bedingen, erſchien eine ſorgfältige Sichtung und Auswahl des überreichen Stoffes unerläßlich. Die vorliegende Ausgabe der geſammelten Schriften J. G. Seidl's hat demnach zugleich als eine Auswahl ſeiner Dichtungen zu gelten.

Hinſichtlich der Anordnung des Stoffes erachtete ich bei der Benützung der vorhandenen Einzelnausgaben die chronologiſche Reihenfolge einzuhalten, da eine ſolche ganz beſonders geeignet iſt, ein lebendiges und gemeinfaßliches Bild des individuellen Bildungs- und Entwicklungsganges des Dichters zu vermitteln und zugleich das literarhiſtoriſche Intereſſe anzuregen und zu erhöhen.

Zu dieſem Zwecke wurden in dem vorliegenden erſten Bande die folgenden Einzelnausgaben J. G. Seidl's in ihren letzten Auflagen mit ſteter Rückſicht auf die Zeit ihres Entſtehens in ſorgfältiger Auswahl benützt und zwar:

**„Schiller's Manen!“.** Bilder aus dem Dichterleben. Gedichtet i. J. 1825, erſchienen bei J. B. Wallishauſſer in Wien, 1826. 16°.

Dieſer Cyclus von ſieben Gedichten, nach Angabe der Oeſterreichiſchen Nationalencyklopädie, Wien 1836, (ſiehe: V. Bd. Seite 8, Artikel: „Seidl, Johann Gabriel“) von dem damals noch jugendlichen und begeiſterten Dichter als einer der erſten Beiträge für das Stuttgarter Schiller-Denkmal beſtimmt, erſchien, von einem kurzen Vorworte begleitet, in den von Dr. Georgens und Heinrich Klemm in Dresden herausgegebenen „Illuſtrirten Monatsheften für Familienglück“ Jahrgang 1854, S. 143, abermals, unverändert abgedruckt. Da die ganze Auflage dieſer kleinen Gedichtſammlung von der Wiener Verlagshandlung J. B. Wallishauſſer im Auftrage des Dichters dem damaligen Schiller-Comité in Stuttgart abgeliefert und von dieſem zunächſt im Kreiſe ſeiner Theilnehmer verbreitet wurde, ſo drang der Inhalt dieſer Dichtergabe wenig nach außen, und war ſelbſt in Wien ſo gut wie verſchollen. Ich fand das Büchlein weder in dem reichen dichteriſchen Nachlaſſe Seidl's, noch bei irgend einem Antiquar vor. Das hier benutzte Exemplar kam mir durch die Gefälligkeit des Herrn Joſef Klemm in Wien zu, welcher es im Wallishauſſer'ſchen Verlags-Archive vorfand; ſpäter erhielt ich noch von Herrn Heinrich Klemm in Dresden ein Exemplar des oberwähnten unveränderten zweiten Abdruckes.

**„Lieder der Nacht"**. Die Schaffensperiode Seidl's, vom Jahre 1820 bis 1848 einſchließlich, umfaſſend, erſchienen in zwei Auflagen. Die erſte Auflage befindet ſich im zweiten Theile der bei J. P. Sollinger in Wien erſchienenen „Dichtungen von J. G. Seidl", die zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage der „Lieder der Nacht", welche ich der gegenwärtigen ausgewählten Ausgabe zu Grunde legte, erſchien bei derſelben Firma im Jahre 1851, 8° mit einer Beigabe geſchmackloſer Kupfer.

**„Dichtungen von J. G. Seidl."** I—III. Theil, Wien 1826—1828, 8°, J. P. Sollinger, — enthaltend: Balladen, Romanzen, Sagen, Ueberſetzungen der Elegieen aus dem Franzöſiſchen des A. von Lamartine, und proſaiſche Erzählungen. Der zweite Theil dieſer Sammlung enthält die bereits erwähnten „Lieder der Nacht", der dritte Theil (Seidl's Freunde, Simon Ritter von Sina gewidmet), nebſt proſaiſchen Erzählungen die Bearbeitung des romantiſch-komiſchen Singſpieles „Der Maurer und der Schloſſer" nach dem Franzöſiſchen, eingeleitet mit aphoriſtiſchen Anſichten Seidl's über Oper und Opernbücher.

**„Liedertafel"**. Wien, Carl Gerold 1840, 8°, Franz Anton Grafen von Kolowrat-Liebſteinský gewidmet.

Von dieſen vier Gedichtſammlungen wurde in dem vorliegenden erſten Bande der geſammelten Schriften Seidl's nur der erſtgenannte Cyclus „Schiller's Manen!" vollſtändig abgedruckt; die „Lieder der Nacht", „Dichtungen" und „Liedertafel", welche einen großen Umfang haben, wurden einer ſtrengen Auswahl unterworfen.

Der Schwerpunkt der dichteriſchen Hervorbringungen Seidl's fällt auf ſeine lyriſchen und epiſchen Gedichte; daher wurden in dem vorliegenden erſten Bande dieſe ausſchließend berückſichtigt, und wird dies vornehmlich auch in den folgenden Bänden der Fall ſein, wovon der zweite die letzte Auflage der „Bifolien“, Wien 1855, der dritte die „Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart“ („Flinſerln“) nach der dritten Geſammtausgabe, Wien 1844, gr. 8°, der vierte, fünfte und ſechſte Band „Natur und Herz“ (Stuttgart 1853), die Nachleſe aus dem handſchriftlichen dichteriſchen Nachlaſſe und die Auswahl aus den Novellen und Erzählungen Seidl's: „Georginen“ (Graz 1836), „Novelleten“ (Wien 1839), „Epiſoden“ (Wien 1839) „Pentameron“ (Wien u. Leipzig 1843) und „Laub und Nadeln“ 2. Aufl. (Wien 1845) enthalten werden.

Wien, im Juli 1876.

**Hans Max.**

# Einleitung.

Ein Dichterwerk, das noch während der Lebenstage ſeines Urhebers an das Licht der Oeffentlichkeit tritt, bedarf keines Vermittlers zwiſchen ſich und ſeiner Zeit. Die Zeitgenoſſen wiſſen ohne Erklärung, wovon es ſpricht; ein Buch, das ſeine Zeit verſteht, wird auch raſch von ſeiner Zeit verſtanden. Was in dasſelbe hineinklang, klingt aus demſelben heraus: allgemein bekannte Töne. So lange die Zeit ihren Charakter nicht ändert, bleiben der Dichter und ſein Werk klargeſtellt und in gleicher Geltung.

Doch nur jenen Werken, welche ein Ergebniß, ein Inbegriff und eine Blüte des geſammten vorausgegangenen Bildungsſtrebens der Menſchheit ſind, und deren Erkenntniß und Fortſchritt weiter leiten, vermag die Zeit nichts anzuhaben. Je länger die Reihe von Jahren iſt, welche das Datum ihrer Geburt von der ſpäteren Gegenwart trennt, deſto kraftvoller und wirkungsreicher erglänzt ihr ſtandhaftes Licht. Dichtungen hingegen, welche nur Kinder einer ohne Rück- und Vorblick genoſſenen Gegenwart ſind, welche die Epoche ihres Urſprungs nicht nur als die beſte Welt, ſondern auch als einen allem Wechſel trotzenden Zuſtand preiſen und feiern, können zu den erfreulichſten Hervorbringungen der Kunſt zählen; wenn aber die Zeit es ſich herausnimmt, ſich umzugeſtalten, die Säulen, welche das bisher Beſtandene trugen, zu zertrümmern und auf neuem Grunde Neues zu bauen, oder wenn ſie — wie der Dichter ſingt — daran geht

„weiter Länder
Recht und Antlitz zu verändern,“ —

dann beginnen die Geſänge einer noch ſo glücklichen Vergangenheit allmälig dem Verſtändniſſe der Nachgebornen ſich zu entziehen.

Ein begabter, bildungsreicher, ſinniger, mit ſich ſelbſt und der Welt ſtill zufriedener Dichter, deſſen poetiſches Leben faſt ausſchließlich ein inneres war, der in ſeinen Dichtungen mit der Außenwelt nur als Bewunderer der in ewiger Schönheit ruhenden oder in unvergänglicher Kraft bewegten Natur, als Sänger der Liebe, als dynaſtiſch-treuer Patriot, als Wiederhall leichtlebiger Alpen-Lieder in Berührung trat, — ein Dichter wie unſer Johann Gabriel Seidl war, mußte durch die nach einer ruhig und heiter verfloſſenen Jugend in ſeinen ſpäteren Mannesjahren eintretenden welterſchütternden Ereigniſſe und die von dieſen bedingte Literatur zunächſt in den Hintergrund gedrängt werden.

Im Jahre 1826, das iſt vor einem halben Jahrhunderte, ließ er ſeine erſten Dichtungen drucken, um mit der lyriſchen Nachleſe (Natur und Herz, Stuttgart, Hallberger) im Jahre 1853 die Reihe ſeiner poetiſchen Verlautbarungen zu ſchließen. Der Mund, der in den Tagen des unbezweifelten Abſolutismus ſo vaterlandsfroh geſungen hatte, ſchwieg als die Morgenröthe der Freiheit den Horizont ſäumte, und auch der ſiegende Sonnenaufgang der „neuen Aera“ Oeſterreichs vermochte kein

Lied mehr zu wecken in ſeinem Herzen. Warum? — Ich fürchte faſt, es wird überflüſſig ſein, dieſe Frage zu beantworten. Die Antwort iſt vielleicht ſchon zwiſchen den vorhergehenden Zeilen zu leſen; ſie ausdrücklich niederzuſchreiben, hat viel Mißliches; ſie kann mißverſtanden, ja, ſie kann dem, der ſie ertheilt, recht unbequem werden. Ich will aber trotz alledem die Deutlichkeit nicht ſcheuen. Ich will auch diesmal die Wahrheit ſagen, wenn ſie gleich den Schlagworten des Tages, der Phraſe des gewerbsmäßigen Liberalismus, der gedankenloſen oder der wolüberlegten und gutbezalten Schönfärberei entgegentritt.

Im Jahre 1826 regierte Oeſterreich Kaiſer Franz I., bis im Jahre 1835 der Tod ihn abberief, von da ab ſaß auf Oeſterreichs Throne bis in das Jahr 1848 Kaiſer Ferdinand I., der Gütige. Die Transporte der Juli-Revolution des Jahres 1830 waren an den ſchwarzgelben Grenzſchranken confiſcirt worden; Land und Volk verblieben in altem Behagen, in alter Fröhlichkeit. Es gab wol einzelne „Talente“, ſo „Dichter und Schriftſteller“, denen Kopf und Herz warm geworden waren, als das franzöſiſche Volk binnen wenigen Tagen aufräumte mit ſeinen Bourbonen und deren Wirtſchaft. Die Dichter ſtimmten ihre Harfen höher, die Schriftſteller ſchärften ihre Federn; aber was die Erſteren ſangen und die Letzteren ſchrieben, mußte vorerſt über die Grenze hinaus „geſchwärzt“ werden, um unter falſchen Namen zum reichen Gewinne ausländiſcher Händler wieder ins Land hereinzuſchleichen. Damals wurde Vieles in Oeſterreich geſäet, um — nach Jahrzehnten in überraſchender Pracht — kurz zu blühen. Die gehoffte Ernte für die Scheuern des Volkes ſteht heute noch aus. Damals wurden viele Herzen entzündet, die ſpäter berufen waren vorzuleuchten und zu handeln.

Aber bei dem Allen blieb es in Oeſterreich ſo behaglich, ſo fröhlich wie je zuvor. Und vor allem — Wien! Die theure, immerjunge Vaterſtadt, in welche unſer Seidl aus einer jahrelangen kleinſtädtiſchen, nichts weniger als reichlichen Lehrerexiſtenz in angeſehener und zureichender Stellung, die Stirne geſchmückt mit jungen, doch ſchon kräftigen Lorbeerzweigen, wie damals der Tag ſie reichte, zurückgekehrt war. Das herrliche — alte Wien!

„Dort muß es prächtig ſein! Dort möcht' ich hin!“

Nachdem Seidl durch eilf Jahre in dem unterſteiriſchen Städtchen Cilli das magere Brod eines k. k. Gymnaſiallehrers gegeſſen hatte; nachdem das falſche Gerücht von ſeinem Tode das früher ſpärlichere Lob in Aller Munde entfeſſelt und ſeine Verdienſte den früher verſchloſſenen Herzen ſeiner einflußreichen Zeitgenoſſen nahe gerückt hatte, wurde er als Cuſtos des kaiſerl. Münz- und Antikenkabinets in die ihm ſo theure Vaterſtadt, in das in Lied und Schweigen ſo heiß erſehnte Wien zurückberufen. Cilli (die Celeja Claudia, der Hauptort des mittleren Noricums) liegt im reizenden Sannthale, mitten in „Steiermarks Eden“: ſtill, friedlich und fröhlich wohnten damals Deutſche und Slaven hinter ſeinen alten Stadtmauern, die aus den Prachtruinen der ſtolzen Römerkolonie, von denen die Schriftſteller des zwölften Jahrhunderts noch aus eigener Anſchauung zu erzählen wußten, antike Basreliefs und Gedenktafeln als Mauerſteine in unſere Tage herübertrugen. Wenn ſo der genügſame Lehrer an ſtillen

Abenden aus Weinberg, Wieſe und Wald den Honig ſüßer Empfindung im Herzen heimtrug, dann ſtrömte aus den edlen Römerſteinen der bildende Hauch klaſſiſcher Schönheit in ſein Gemüt und er ſang, entrückt den Mühen des kärglichen Tages, während die ewigen Sterne über ſeinem beſcheidenen Dache glänzten, ſeine „Lieder der Nacht“ und die anderen Geſänge voll Natur und Liebe.

Aus dieſem ſtillen ſorgenvollen Glücke trat Seidl im Mai 1840 in ſorgenloſer Lage in das herrliche alte, noch jugendlich frohe Wien; ſo glücklich und froh, wie es ſeither nicht wieder war und wol kaum je wieder ſein wird. Was nur Herz und Aug' erheitern konnte, war in ſeinen Straßen lebendig, wogte glänzend in ſeinem Prater, ſchmauſte, zechte, lachte und liebte auf den Rebhügeln, in den Wieſenthälern und Waldſchatten ſeiner ländlichen Umgebung. Und unſer Seidl, mit ſeinem anſpruchsloſen Weſen und ſeiner immer theilnehmenden Seele, war überall, wenn auch meiſt unbemerkt, dabei.

Nur Namen aus jenen „Phäakentagen“ braucht man zu nennen, und das Bild jener genußreichen Zeit taucht farbenprächtig, anmutig bewegt und klingend auf — Namen, um die ſich damals das ganze öffentliche Leben drehte, denn das öffentliche Leben jener Tage war — das Vergnügen! — Namen wie z. B. Sofie Schröder, wie Anſchütz, La Roche, Fichtner, wie Raimund, Neſtroy und Scholz, wie der „alte“ Strauß, der viel zu jung ſtarb, und Lanner. Hierher gehört auch die italieniſche Oper, die damals nicht von einem Sammelſurium aus aller Herren Länder, ſondern von italieniſchen Sängern und Sängerinnen, nicht geſchrieen oder minaudirt, ſondern wirklich geſungen wurde, von Sängern und

Sängerinnen, die uns in Roſſiniſchen, Belliniſchen und Donizettiſchen Melodien entzückten, nicht mit calculirter Pariſer Muſik oder gar mit neudeutſchen Schrullen quälten. Dazu traten Halms glänzende Dramen, Bauernfelds elegante Friſche, während Nicolaus Lenau's und Anaſtaſius Grün's Dichtungen wie der Morgenſtern eines neuen Tages am Horizont heraufzogen.

Manche Hoffnung, zu der das Volk berechtigt war, war damals noch nicht aufgelebt und manche andere, die jetzt verzweifelnd die Flügel ſenkt, hegte man mit Zuverſicht und erwartete ihre Erfüllung als ein unvermeidliches Geſchenk von der fortſchreitenden Zeit. Damals hatte Oeſterreich weder eine Reichs- noch eine Volksvertretung, keinen Reichsrath, keinen modernen Landtag, oder wie alle die Haupt- und Neben-, alle die Ober- und Unter-, diesſeitigen und jenſeitigen Parlamente heißen mögen, mit denen und gegen welche wir uns jetzt zu plagen haben. Wer damals die Repräſentanz des Reiches ſehen wollte, brauchte nur an einem ſchönen Maiabende in den Prater zu gehen.

Dort rollten unter den hundertjährigen, friſchergrünten Kaſtanienbäumen der Hauptallee die goldfunkelnden Equipagen des geliebten Kaiſerhauſes. Hier zogen ſechs muntere Lipizzanerſchimmel den ſchweren hofgrünen Batard, durch deſſen Spiegelſcheiben das unermüdliche Kopfnicken des guten Kaiſers Ferdinand ſo wolwollend grüßte: hier brauſte, im Widerſpruch mit allen bisherigen Traditionen, ein Zug von ſechs prachtvollen engliſchen Braunen, von betreßten Jokey's geritten — dieſe ganz neue Erſcheinung hatte den Beigeſchmack einer kleinen Palaſtrevolution — vor dem offenen Landauer der ſchönen Erzherzogin Sofie.

In einer mit weißer moirirter Seide ausgeſchlagenen Piroutſche ſaß die blonde geduldige Erzherzogin Clementine, beſcheiden und ſchmächtig: neben ihr mit koloſſalem Körperumfang ihr Gemal, der Prinz von Salerno, aus dem Hauſe der neapolitaniſchen Bourbons. Dann kamen die Viererzüge der Fürſten Liechtenſtein, Schwarzenberg, Eszterhazy u. ſ. f., die Kaleſchen der ungariſchen und böhmiſchen Kavaliere mit den fantaſtiſch geſchmückten Hußaren und Hayducken oder mit überreich gekleideten Büchſenſpannern, von deren Treſſenhüten die weiß und grünen Federbüſche wehten. In der Reitallee flogen auf koſtbaren Pferden aller edlen Racen die eleganten Reiter vorüber; hier fehlte nicht der Graf Sándor, des Fürſten Metternich Schwiegerſohn, der kühnſte, hin und wieder auch polizeiwidrigſte, Reiter der Reſidenz, der nicht ſelten aus der Reitbahn brach, über Hunde und Gräben, gelegentlich auch über ein beſcheidenes Bauernwäglein incluſive Bemannung wegſetzte.

In der Promenade-Allee gegenüber wogte die Menge der Fußgänger in ihrem beſten Staate; hier trugen die Frauen und Töchter des höheren Bürger- und Beamtenſtandes ihre Frühlingstoiletten zur Schau; hier kokettirten die ſchmucken Officiere, hier brillirte der bunte ſeidene Kaftan und der weiße, damals noch nicht außer Schwung gekommene, Turban des türkiſchen Kaufmanns, der damals in Wien noch häufige krempenloſe, weit ausgeſchweifte Filzhut des langbärtigen Griechen, die rote Mütze des ſchlaublickenden Serben. Zwiſchen alledem der gaffende, von rechts nach links geſchobene brave Landmann, der traditionell bekleidete polniſche und — nicht allzuviele — andere Juden.

Alles das ſtrömte wie aus einer Urne, war, wie aus einem Guſſe, einheitlich — wie damals die ganze Monarchie. Jene Tage kannten keinen Dualismus, kein böhmiſches, tiroliſches, kein polniſches, kein kraineriſches oder gar dalmatiniſches Staatsrecht. Ich hätte es einem ſolchen Geſchöpfe auch nicht rathen mögen, hier zu erſcheinen. Denn mitten in der Fahrbahn der Hauptallee ritt auf einem alten braunen Klepper der alte Polizeicommiſſär Pfanner, unter ſeinem ſchwarzen Stülphute die große, dick geſchliffene ſilberne Federbrille auf der rothen Naſe, und wachte in dem Meere von Karroſſen, Pferden und Menſchen über Ruhe, Ordnung und Sicherheit. Ein Wink mit ſeiner Reitgerte und alle Kutſcher bebten. Wenn ſo ein neuer Staatsrechtler in das einheitliche Vergnügen eingetreten wäre, und mit Zerſtörung der alten Ordnung die Menge nach Nationen hätte ſondern wollen, der alte Pfanner hätte ihn in flagranti arretirt und in Begleitung eines einzigen hechtgrauen, numerirten Polizeiſoldaten und des üblichen Zettels von gleichgrauem Kanzleipapier, deſſen Hauptinhalt in wenigen, aber beredten Ziffern beſtand, in das Polizeihaus in der Sterngaſſe dirigirt, und was dort ſofort erfolgte, das wiſſen die Kutſcher jener Tage, die aus der Reihe fuhren.

Die Signatur jener Tage war fröhliche, bei gar Vielen wol auch gedankenloſe Sicherheit. Conſtitutionelle Gelüſte, oder gar demokratiſche Pläne wurden damals, wie geſchmuggelte Cigarren, im Geheimen verbraucht und gingen, gleich dieſen, im Geheimen in Rauch auf, wie das auch jetzt wieder, jedoch öffentlich und legitim geſchieht.

Damals war in Oeſterreich weder Sturm noch Drang, nur Ruhe und „fernab verrannen die Wogen der Welt". Die Grundlagen, auf denen Staat und Geſellſchaft ſtanden, hielt damals jeder für unerſchütterlich, und unſere „vaterländiſchen Dichter" flöteten geſund und ſorglos, höchſtens etwas liebeskrank, wie die Nachtigallen in den Donau-Auen. Wenn unſer Seidl in „ſeinem ſchönen Prater" promenirte, gewiß hatte er wenig Auge für Roß und Mann, für Karroſſe und Dame, gewiß verlor ſich ſein Blick bald in den von Abendgold durchſponnenen Baumeskronen, in denen das Lenzvöglein, erhaben über das leere modiſche Menſchengetriebe, ſeine Maienluſt zwitſcherte und unſer Dichter, der unten am Stamme lehnte, lauſchte dem Collegen oben die harmloſe Lyrik ab, und ſang ſie nach im zufriedenen Herzen.

Damals ſchrieb Seidl als Motto vor ſeine geſammelten, im Jahre 1844 erſchienenen Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart:

Ja — ſo is's im Land,
Und dábei ſán má froh,
Und es war nie nit anderſt,
Und es bleibt ſchon á ſo!

Das Sprichwort ſagt: der Dichter ſei ein Profet. Als Seidl ſeine Zeilen ſchrieb, war er keiner. Es blieb nicht ſo! — Es iſt wol nicht notwendig, dem Leſer Oeſterreichs Geſchichte ſeit jenen woligen Tagen bis heute, wo das kaum geborgene Staatsſchiff von unheilvollen Wogen auf's Neue erfaßt, in ſeinen Fugen erkracht, geführt von Steuerleuten, die ſeinen Kours nicht zu halten vermögen, des Breiteren zu erzählen, jene wechſelreiche und nach hoffnungsvollen, ſtolzen Erhebungen immer wieder trüb abfallende Geſchichte, die er ſelbſt erlebte, vielleicht ſogar mit machen half.

Seidl, wie jeder alte Oeſterreicher, glaubte an die Rechte des Herzens, an die Treue der Menſchen gegen ſich ſelbſt und gegen Andere, an die Vaterlandsliebe der Völker Oeſterreichs. Er konnte ſich nicht denken, daß es blinde Gegner der Einheit ſeines Vaterlandes geben, und, daß dieſe Gegner je die mächtigſte Unterſtützung finden könnten, daß man je in der Zerſtörung oder Preisgebung der Autoritäten, eine Bürgſchaft des Staatsbeſtandes und gar des freiheitlichen Fortſchrittes ſuchen werde. Aber all' dieſes Undenkbare mußt' er bald unter der Maske der legitimen Reaction, bald unter der Maske der legitimen Freiheit um ſich herum geſchehen ſehen. An Stelle des Militarismus und des Jeſuitismus trat der liberale Conſtitutionalismus, dieſem folgte der aus den beiden Erſteren conſtruirte Föderalismus und nach einem wenig gelungenen dualiſtiſchen Verſuche — der Marasmus. An die Stelle des Staates traten die Aemter, und die frohe Arbeit des Volkes wich dem Verzagen.

Seidl vermochte nicht an den Beſtand des Neuen zu glauben. Er mag wol nachgedacht haben, ob es ober oder neben ihm mehr an Willen oder an Kraft und Fähigkeit zur Vollendung des begonnenen Werkes fehle. Welches Reſultat lieferte ihm dieſes Nachdenken? — So viel iſt gewiß, ſein Liedermund verſtummte, er ſpannte die Saiten von ſeiner Leier und wandte von da ab all' ſein Streben der Lehr- und Lernwelt ſeines Vaterlandes zu. Er, der Männer mit ſeinen edlen Geſängen zu erquicken und zu erfreuen gedachte, kehrte in die Schulſtube zurück, um dort Beſſeres für das Leben vorzubilden, als er in den Tagen der Entſcheidung in den Stuben der Arbeit und auf dem Felde der Kämpfe vorgefunden hatte.

Als ich auf den Wunſch des hochverdienten Verlegers, der durch die Ausgabe dieſer geſammelten Schriften dem ſeinem Herzen unvergeßlichen Freunde einen unverwelklichen Kranz auf das Grab zu legen gedenkt, es übernahm, dieſe Einleitung zu ſchreiben, ſetzte ich mir nicht das Ziel, eine Biographie Johann Gabriel Seidl's oder eine vollſtändige pragmatiſche und kritiſche Würdigung der Werke des Verewigten zu verfaſſen. Ich muß dieſes dem Manne überlaſſen, der die Herausgabe des ganzen Werkes beſorgt. Ich wollte durch meine Darſtellung nur vorſorgen, daß unſer Dichter nicht in einem andern Lichte betrachtet und beurtheilt werde, als in dem Lichte jener Zeit, in der und für die er ſang. Ich wollte nur vergangene Tage ſchildern, daß man ihren Sohn verſtehe. Natur und Herz, das war ſein Reich; den Fragen, die jetzt die Welt erſchüttern, blieb er ferne; und ſo darf man von ihm mit Recht ſagen, daß das Dauernde im Wechſel der Gegenſtand ſeiner Lieder war. Wer höher fliegen kann, der ſpanne ſeine Flügel aus. Ob er oben das zufriedene Glück findet, das unſer Dichter dort fand, wo er es ſuchte, bis die heranſtürmende Woge der Zeit ſeine Blumen und Saaten für lange und bange Tage mit Sand und Schlamm bedeckte, — für lange Tage, deren gewiß verklärendes, verſöhnendes und völkerbeglückendes Ende ihm zu erleben nicht beſchieden war?! —

Während ich dieſe Zeilen niederſchreibe, iſt es mir, als neige ſich das wolwollende Angeſicht des Verewigten über meine Schulter, als blickten ſeine ſinnigen, braunen Augen auf meine Schrift, als leuchte aus ihnen ein Ausdruck dankbarer Zufriedenheit. Dichter wollen ſich nicht nur „der Menge zeigen“, ſie wollen auch nicht vergeſſen ſein. Noch am 17. März 1872 ſchrieb mir Seidl: „Was mich betrifft, ich bin ‚des Wanderns müde‘ und freue mich nur, wenn ich Beweiſe erhalte, daß mein einſtiges Streben nicht allſeits vergeſſen iſt“.

Mögen die hiemit eingeleiteten Bände das Angedenken an einen begabten, reinen und edlen Dichter, an einen guten Oeſterreicher, an unſern Johann Gabriel Seidl noch lange erhalten! —

Wien, im März 1876.

**Julius von der Traun.**

## I.

# Schiller's Manen!

## Bilder aus dem Dichterleben.

(1825.)

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# An Schiller!

Nimmer ruhe die Hand und das Herz ſoll nimmer erkalten,
Rüſtig an's Werk, denn es krönt ſolch' ein Beginnen das Glück!
Einfach ſteig' es empor, auf deutſchem Boden, das Denkmal,
Kündend mit ſteinernem Mund, wem es der Deutſche gebaut!
Ewig wird es beſteh'n. — Dein Name geprägt an die Stirne
Sichert, wie jeglichem Werk, ewige Dauer auch ihm!
D'rum nicht lange geſäumt! Wer Freund Dir war, er bezeug' es!
Sieh', Und bezeugt es nicht laut alles teutoniſche Land?
Ihren ſchönſten Demant aus der Krone nehmen die Fürſten;
Von dem Erworbenen langt willig der Bürger hervor;
Reichlich gibt der Soldat, wie der karg beſchränkte Geſchäftsmann;
Bricht doch die Hausfrau ſelbſt gerne der Eitelkeit ab;
Schonet des Sparguts nicht, ihr Aermeren, ſchmälert's mit Freuden:
Wer euch das Höchſte geſchenkt, iſt er des Letzten nicht werth?
Widmet ihm, was die Kunſt euch erfinderiſch lehret, ihr Künſtler,
Sei es in Tönen geſagt, oder in Worten getönt!
Das iſt eben der Ruhm und das göttliche Zeichen der Künſte,
Daß ſie ſich ſchweſterlich gern reichen den helfenden Arm.
Und ſo empfange denn auch, was ſchüchterner Seele der Jüngling
Froh aus dem kleinlichen Schatz ſeiner Empfindungen beut!
Nicht aus Deinem Leben, Erhabener, malt' ich die Bilder,
Nein, aus der eigenen Bruſt nahm ich mir Farben und Stoff.

Wie ich ſelbſt mir ihn denke den wahren Dichter, ſo malt' ich:
  Wenn ich den Dichter nur traf, traf ich ja, Hoher, auch Dich!
D'rum empfange dies Lied, — ein Stein ſei's mehr zu dem Denkmal:
  Hätt' ich auf Kronen ein Recht — wär' es wol auch ein Demant!

---

## 1. Das Kind.

In der Wiege liegt der Knabe,
  Freudig ſteh'n ſie um ihn her:
Seh'n der Liebe Segensgabe, —
  Seh'n jedoch an ihm nicht mehr!
Danken wol auch Gott mitunter,
  Daß der Kleine makelrein,
Daß er ſo geſund und munter
  Lächelt in die Welt hinein!

Seh'n ihn wachſen in Gedanken,
  Seh'n ihn leben und gedeih'n,
Seh'n ihn ſchwärmen, lieben, wanken,
  Und zuletzt doch tüchtig ſein.
Ach! und neue Thränen rollen,
  Ach! und neue Luſt entglimmt:
Denn, das Höchſte, was ſie wollen,
  Scheint ihm ja mit Gott beſtimmt!

Aber hinter ſeiner Wiege,
  Unbemerkbar ihrem Blick,
Weicht, als ob's in Duft zerfliege,
  Schnell das Mauerwerk zurück;
Statt der glatten Ziegelwände,
  Wallt ein blau' Gewölk hervor,

In ein Eden ſonder Ende
Zeigt ein weit geöffnet Thor.

Klänge, wie aus gold'nen Saiten
Durch des Weſtes Hauch geweckt,
Säuſeln aus den lichten Weiten,
Deren Ziel kein Aug' entdeckt.
Weiße Lichtgeſtalten ſchweben,
Glanzverklärt, im Hintergrund:
Ihre Seele ſcheint zu leben,
Und zu ſprechen ſcheint ihr Mund.

Und, umrauſcht von ihren Pſalmen,
Schwebt heran ein hehres Weib;
Wie ein Strom aus Silberhalmen,
Wallt das Kleid um ihren Leib.
Ihre Stirne kündet Feier,
Ihr im Haare ruht ein Kranz,
Und der Anmut heil'ger Schleier
Mildert ihrer Augen Glanz.

Aber auf der Lippen Saume,
Halb verhüllt, halb freigeſtellt,
Wie der Keim von einem Traume,
Schlummern Leben ihr und Welt.
Unſichtbar dem Ungeweihten,
Eilt ſie auf den Säugling zu,
Ihr Gewand auf ihn zu breiten: —
Heil'ge Muſe, das biſt du!

Aus der Wiege, ſelig lächelnd,
Nimmt ſie jetzt ihn, unbemerkt,
Bis ihr Hauch ihn, leiſe fächelnd,
Durch und durch für ſich geſtärkt;

Küßt ihn jetzt und küßt ihn wieder,
Sieht ihn freundlich lächelnd an,
Beugt ſich nochmal auf ihn nieder, —
Und die Weihe iſt gethan.

Und nun liegt der Knabe drinnen,
Liegt, wie jeder And're, da:
Keiner ahnt es, wie von innen
Ewig ihm die Göttin nah.
Nur wenn gar, wie Morgenſchwingen,
Glüht ſein Antlitz um und um:
Will ſie's faſt zum Beten zwingen, —
Doch ſie wiſſen nicht warum?

## 2. Der Knabe.

Ha! ſiehſt du den Knaben
Mit goldenen Locken,
Wie macht er im Spiele
Sie Alle zu Spott!
Der Erſte von Allen,
Der Schönſte von Allen,
Ein Leben im Kleinen,
Ein kindlicher Gott!

Die Anderen ſtarren,
Sind läſſig und lenkſam,
Verrathen durch Lahmheit
Ihr eiſiges Blut!

Er trotzt und gehorchet,
Er fragt und erwidert:
Sein Schauen iſt Seele,
Sein Fühlen iſt Glut!

Wol thut es, zu ſehen,
Wie ſtolz er einhertritt,
Im Ernſte des Spieles
Sich ſeiner bewußt;
Als wollt' er's erſtürmen
Das zögernde Leben;
Als trüg' er's bezwungen
In kindlicher Bruſt!

Doch der wilde, raſche Knabe
Kann auch mild und ruhig ſein.
Wenn des Abends ſie zur Labe
Sitzen bei der Ampel Schein;
Wenn ſie, traut gedrängt im Kreiſe,
Muſtern die Vergangenheit,
Und nach kluger Ammen Weiſe
Kürzen die gemeſſ'ne Zeit;
Wenn ſie von der Geiſter Launen,
Von der Liebe zarter Fee'n,
Sich in's Ohr die Kunden raunen;
Wenn die Rieſen auferſteh'n,
Wenn die Wälder ſich beleben,
Wenn die Auen wieder blüh'n,
Wo bei leiſem Harfenbeben
Roſen um die Wette glüh'n,
Wo die Frauen in den Thürmen,
Wo die Drachen vor dem Thor,
Wo die wack'ren Recken ſtürmen,
Angeſpornt vom Elfenchor;

Ha! wie lauſcht er da, der Wilde,
Wie ſo ſtill mit einem Mal,
Bis ſich von dem ſchönen Bilde
Ja kein Zug dem Ohre ſtahl.
Ha! wie flammen ſeine Blicke,
Und wie pocht ſein weiches Herz:
Gleich als fühlt' er mit am Glücke,
Gleich als litt' er mit am Schmerz!

Oder wenn beim Mittagsmahle
Vater oft vom Krieg' erzählt,
Wie für Heimat-Berg' und Thale
Glut des Braven Herz beſeelt!
Wenn er Heldennamen nennet,
Wenn er Heldenthaten preiſt;
Wie der Knabe da entbrennet,
Wie ſein großes Auge kreiſt;
Weg mit überſel'ger Miene
Schleicht er in ſein Kämmerlein,
Langt die kleine Breterbühne
Schnell hervor beim alten Schrein;
Klebt ſie auf, die bunten Scenen,
Läßt, was er gehört, geſcheh'n,
Daß dabei von Wonnethränen
Ihm die Augen übergeh'n.

Doch wenn von dem grauen Dome
Rauſcht erhab'ner Orgelklang,
O, wie fühlt er ſich im Strome
Dieſer Wogen, weich und bang!
Unbekannte Finger greifen
In ſein tief erſchüttert Herz,
Seine jungen Sinne ſchweifen,
Schwindelnd, auf- und niederwärts.

Iſt es Wehmut, iſt's ein Mahnen
All' an das, was ihn erfreut?
Oder iſt's ein leiſes Ahnen
Künft'ger Wonne-Seligkeit?
Ach! es iſt ein heilig Brennen,
Das doch mild die Schläfe kühlt:
Selber kann er's euch nicht nennen,
Und wer nennt ihm, was er fühlt? —

Da lebt denn der Knabe
So wild und ſo ruhig,
So nährt er im Herzen
Das blühende Glück!
Sie aber verſteh'n's nicht,
Sie können's nicht deuten
Das offene Räthſel —
In Mienen und Blick!

## 3. Der Jüngling.

Du, Dichterjüngling, kecker Adler,
So ſtolz und doch ſo demutvoll,
Du, der verſchmäht den kühnſten Tadler,
Und buhlt um des Geringſten Zoll
Dich darf ich nicht in Andern ſchildern,
Denn ich bin du und du biſt ich:
Gewiß, nur malend nach den Bildern
Des eig'nen Innern, treff' ich dich.

Glückſelig, wer ſie ſein noch nennet,
Der Jugend und der Muſe Gunſt:

Auf ſeines Herzens Altar brennet
Ein Veſtafeuer für die Kunſt.
Er ahnt nichts von den dunklen Loſen,
In Paradieſe ſchaut ſein Blick, —
Und ſelbſt die Dornen ſind ihm Roſen,
Und ſelbſt die Thränen ſind ihm Glück.

O laſſ' mich ſchwelgen, laſſ' mich träumen,
Erhabne Segensſpenderin;
So lang der Freude Becher ſchäumen,
Berauſche dich mein off'ner Sinn!
Spann' aus, o Seele, deine Schwingen:
Weit geht der Flug, doch zu weit nie;
Laſſ' alle deine Saiten klingen,
Daß ſie erklingen, haſt du ſie!

Die Welt iſt ſchön, genieß, mein Auge,
Die Welt iſt Gottes Wiegenkind!
Mit ungeſtilltem Dürſten ſauge
Den Nectar, der umſonſt nicht rinnt!
Die Blumen blüh'n — auf! Hand, und pflücke,
Was gern dem Pflückenden ſich beut;
Die Pfade grünen, — auf! und drücke,
Beſchwingter Fuß, ihr ſchwellend Kleid!

Du aber, Herz, mit deinem Pochen,
Die Liebe ruft — vernimm den Klang!
Sie hat das Räthſel ausgeſprochen,
Das deines Inn'ren Sphynx dir ſchlang.
O welche Kühnheit, welches Zagen,
O welche Wonne, welcher Schmerz! —
Wie kannſt du dieſen Sturm ertragen,
Und nicht zerſpringen, ſchwaches Herz?

Wie kannſt du ſolchen Reichthum hegen,
Und doch ſo arm an Liedern ſein?
So viel ſein und dich dennoch regen
Nach ihrem eklen Alltagsreih'n?
So laut ſein innen — und doch ſchweigen;
So heil von innen — und doch krank;
So keinem, was du biſt, doch zeigen,
So treu ſein und dabei ſo ſchwank?

Du kennſt der Freude Wonnethränen,
Du kennſt der Wehmut Perlenſchmuck,
Der Freundſchaft unausſprechlich Sehnen,
Der Elternliebe ſüßen Druck,
Des Angedenkens heilig Mahnen,
Des reinen Herzens Freudigkeit:
Doch keine Seele kann es ahnen,
Was Kuß und Gruß der Liebe beut!

D'rum auf! mein Herz, genieß' und dichte,
Und um das Weit're frage nicht!
Ob dich die Welt auch d'rüber richte,
Es iſt darum kein Weltgericht.
Sie können dich zum Träumer ſtempeln,
Dir Dornen ſä'n auf deine Bahn,
Doch darum ſchlägt in deinen Tempeln
Die Glut nicht minder hell hinan!

O laſſ' ſie mit Vernunft ſich brüſten,
Nicht einen Traum geb' ich dafür!
Wenn ſie um's Glück des Träumens wüßten, —
Gewiß, ſie träumten gern, wie wir.

Doch das iſt Fluch und Segen eben,
Der über'm Haupt des Dichters ſchwebt,
Daß ihn ſo feindlich faßt das Leben,
Und daß er doch ſo gerne lebt.

## 4. Der Mann.

Da ſteht er, groß und ruhig, der Mann in ſeiner Kraft,
Nicht hemmet ihn die Kälte, nicht reizt ihn Leidenſchaft;
Die Stirn' ein Thron des Ernſtes; die Hand der Milde Sitz,
Und ſeine Worte Donner und ſeine Blicke Blitz.

Doch kann er drum nicht ruhen, ſein Fleiß verſchlingt die Zeit,
Er treibt ſich hin und wieder mit rüſt'ger Emſigkeit:
Und duldet Lieb' und Tugend, ſie ruf' ihn — er iſt nah;
Und gilt es Recht und Freiheit, ein Ruf — und er iſt da!

Doch iſt er mehr, denn And're, er iſt der Muſe Freund,
Und Niemand kann oft merken, was er im Innern meint;
Wol manche Thräne weint er, doch weint er ſie in's Herz;
In ihren Wiegen ſterben bei ihm ſo Luſt, als Schmerz.

Da iſt ihm kein Ergebniß, und kein Geſchick zu klein,
Um nicht des ew'gen Waltens ein Denkmal ihm zu ſein;
Ein Feld iſt ihm das Leben, drauf ſammelt er und ſucht,
Und was er fand, das ſä't er, und Lieder ſind die Frucht.

Und wenn der Tag verglommen, dann eilt er froh nach Haus,
Und ſpannt, der Kette ledig, die Flügel wieder aus:
Dann zählt er ſeine Lieben mit dankbar-frommem Sinn,
Und hat ſie alle wieder und ruft ſie zu ſich hin:

„Kommt, Lieben, ſetzt euch zu mir im Kreiſe, klein und traut,
„Und lächelt mir recht freundlich und ſeid mir nicht zu laut;
„Es ſteigt aus euren Augen der Friede in die Bruſt:
„Iſt meine ſtummſte Freude, doch meine laut'ſte Luſt!"

Und wie er alſo ſchwelget in ſeiner Lieben Blick,
Da iſt der Mann verſchwunden, der Jüngling kam zurück;
Da tauchen all' die Träume der Jugend auf vor ihm,
Da fliegt durch helle Räume ſein Geiſt mit Ungeſtüm.

Er kann ſie nimmer zügeln die unruhvolle Glut,
An's Herz in heißen Wogen ſchlägt des Geſanges Flut!
Zur ſtillen Kammer zieht's ihn, — er reißt ſich los mit Macht,
Und winkt nur noch den Seinen — ein wonnig: „Gute Nacht!"

Und in der ſtillen Kammer, da harrt der Mond wol ſchon,
Und ſchmücket ſeinen Sitz ihm zum leuchtenden Sängerthron:
Und in die ſtille Kammer da ſchau'n die Sterne ſo rein
Und tragen ihm ſilberne Noten zu ſeinem Lied hinein.

Die liſpeln ihm zurücke, was er am Tage trug,
Was ſchmelzend oder ſchmerzend an ſeine Seele ſchlug;
Und einen all' die Klänge aus Moll und Dur ſofort,
Den Töneſtreit des Lebens, zum milden Kunſtaccord.

In tiefem Schlummer liegen ſchon Alle rings verſenkt,
Die ihn bei Tag erfreuet, die ihn bei Tag gekränkt:
Indeſſen, ohn' es zu wiſſen, ihm ihre ſchlummernde Hand,
Schon eine neue Krone für ſeine Scheitel wand.

Im tiefen Schlummer liegen ſchon Alle rings verſenkt,
Die ihn bei Tag erfreuet, die ihn bei Tag gekränkt:
Er wacht allein und brauet für ſie an einem Trank,
Der ſtärkt, wenn ſie geſund ſind, und heilet, wenn ſie krank!

So ſei des Dichters Walten, wenn er uns rühren ſoll;
Es liegen Kunſt und Leben in Hader nicht und Groll;
Sind, wie ſie ſind, doch Beide der ew'gen Götter Gunſt, —
Die Kunſt gedeiht im Leben, das Leben in der Kunſt.

## 5. Der Greis.

Wanderer.

Wer mag der alte Mann nur ſein, der dort
Im Schatten jener Ulme ſchweigend ſitzt,
Ein lebend Abbild hundertjähr'gen Friedens?
Wie Silberſtröme wogen ihm die Locken
Um ſeiner Stirne freundlich off'nes Rund,
Und zwiefach ſtrahlt ein biederkräftig Herz
Im reinen Spiegel zweier hellen Augen.
Bei dem Urew'gen! Das iſt kein gemeiner,
Kein Alltagsmenſch! — Wer ſolch' ein Greis geworden,
Der war, dieweil er jung, nicht jung, wie wir!
Ein Cherub ſteht ihm unſichtbar zu Häupten,
Und zeichnet um ihn einen Zauberkreis,
Den überſchreitend ſich das Knie muß beugen,
Und heilger Schauer in die Herzen kommt.
Wie ſie ihm nah'n, ſo dankbar-ſchüchtern: — Kinder
Und Greiſe, Bürger und Erhab'ne, Mann
Und Weib! — Ich bin ein Wanderer, junger Freund,
Bedeutet mir, wer iſt der alte Mann,
Der dort im Ulmenſchatten, ſchweigend, ſitzt,
Ein lebend Abbild hundertjährigen Friedens?

Jüngling.

Ihr kennt ihn nicht? —

**Wanderer.**

Ich kenn' ihn, denn ich ſah ihn,
Und wer ihn ſah, gewiß, der kennt ihn auch!
Doch wer er ſei —!?

**Jüngling.**

Seid Ihr ein deutſcher Mann?

**Wanderer.**

Wär't Ihr im Unglück, wollt' ich's Euch beweiſen!

**Jüngling.**

Nun denn — ſo kennt Ihr wol das Lied, womit
Die deutſche Mutter ihren Säugling einwiegt —?

**Wanderer.**

In Träumen meiner Kindheit klingt mir's noch!

**Jüngling.**

So kennt Ihr wol das Lied, womit der Knabe
Sein erſtes Spiel belebt; woran das Mädchen
Der Unſchuldkehle Klang zuerſt verſucht —?

**Wanderer.**

Es iſt ein Lied vom Herzen: — meine Kinder
Hab' ich's gelehrt, daß einſt ſie's ihre lehren!

**Jüngling.**

So kennt Ihr wol das Lied, womit der Jüngling
Den erſten Träumen ſeiner Freundſchaft Ausdruck,
Der Liebe Schweigen — Worte lieh; worein
Die Jungfrau ihre Thränen kleidete;
Worunter ſelbſt das flammende Geſtändniß
Erröthend ſeinen heil'gen Sinn verbarg?

So kennt ihr wol das Lied, das wunderkräftig,
Als es den Kampf für Herd und Kinder galt,
Die Herzen aufrief, alle Seelen ſtürmte,
Bis in die Hände trat der Mut und jubelnd
Der Bundesſchwur zu Schwerterharfen klang? —

**Wanderer.**

Noch faßt mich Kampfentzückung, — denk' ich d'ran.

**Jüngling.**

Und dann — Ihr ſpracht von Euren Kindern, Ihr
Seid Vater! — o gewiß, dann kennt Ihr auch
Noch jenes Lied, — es iſt das Glück, das drinnen
Aus zweier Gatten feuriger Umarmung,
Als heit'rer Fönix gegen Himmel fliegt; —
Die deutſche Hausfrau, eh' ſie ſchlummern geht,
Singt's an Gebetes ſtatt; — und dann — ein Andres,
Dem Greis ein wahrer Auferſtehungsruf; —
Und dann — o Gott! Ihr ſeid ein deutſcher Mann,
Ihr kennt wol all' die Lieder, all' die Weiſen,
In denen ſich ein deutſches Herz gefällt;
Bei deren Klang es eintritt in das Leben,
Bei deren Klang es träumt und ſchwärmt im Leben,
Bei deren Klang es wirkt und ſchafft im Leben,
Bei deren Klang es ſcheidet von dem Leben?
Seht! all' die Lieder — er hat ſie gedichtet,
Der alte Mann, der in der Ulme Schatten
Dort ſchweigend ruht, — der heil'ge Dichtergreis!

**Wanderer.**

O führt mich hin zu ihm, daß ich ihm's danke,
Was er mir gab — o führt mich hin zu ihm!

### Jüngling.

O ſtört ihn nicht in ſeiner ſchönen Ruhe!
So ſitzt er oft, an kühlen Abenden,
Vor'm Thor des Städtchens — 's iſt ſein Vaterſtädtchen,
Ihr kenntet's nicht, wenn es nicht ihn gebar —
So ſitzt er oft — und muß gewähren laſſen,
Wenn ſie aus Roſen, die *er* ihnen gab,
Ihm huld'gend Kronen um die Schläfe winden.
Da kommt die Mutter, ihm des Säuglings Schlaf
Zu danken; — da der Jüngling mit der Jungfrau,
Und ſtreuen Blumen auf des Greiſes Haupt,
In deſſen Liedern ſich ihr Herz begegnet; —
Da kommt der Mann mit ſeinem ernſten Danke,
Die Frau mit ſittig holdem Beifallslächeln; —
Und Greis und Knabe kommen dort zuſammen,
Und danken ihm mit *einem* — *ſeinem* Lied; —
Und junge Muſenprieſter kommen flehend,
Daß er ſie lehren mög' ein Lied, wie ſein's;
Ja Pilger ſelbſt aus fernen Gauen nah'n,
Wallfahrern gleich, den Dichtergreis zu ehren.
Doch horch! ſie jubeln laut. Nun ſtimmt mit ein,
Und dieſen Jubel laßt den Dankesausbruch
Von mehr, denn tauſend Wonneſtunden ſein!

### Alle.

Heil unſerm Dichtergreiſe! Heil ihm! Heil!

### Der Dichtergreis.

Mein Gott! Wie dank' ich Dir, was Du gegeben?
Des Greiſes Lippe ſingt Dir ſchwachen Dank!
Laß mich, um Dir zu danken, mich erheben,
Nur einmal noch, eh' jede Kraft mir ſank!
Ich weiß nicht, fleh' ich: „Himmel, laß mich leben!“
Fleh' ich: „O reich' mir jetzt den Schlummertrank:“

Denn Höheres kann mir kein Gott gewähren,
Und, was ich habe, mir kein Gott zerſtören.

So hätt' ich es denn wirklich auch errungen,
Das gold'ne Vlies, wonach ich ausgeſchifft?
So hätt' ich wirklich denn mich aufgeſchwungen,
Wo mich der Zahn des Neides nimmer trifft?—
Was ich gedacht, es klingt von allen Zungen,
Und was ich ſchrieb iſt aller Seelen Schrift;
Was aus dem Mark des Lebens ich genommen,
In's Mark des Lebens iſt's zurückgekommen.

Was ich geſtrebt in ſtummen Mitternächten,
Im Sonnenlichte lebt's nun laut und klar:
Was ich gerungen habe nach den Rechten,
Schlingt nun, als Kranz, ſich kühlend mir in's Haar;
Ob Tück' und Haß mir oft die Flügel ſchwächten,
Zur Lieb' iſt Alles worden wunderbar,
Und jede Lippe ſcheint mir Dank zu ſingen,
Und jedes Aug ein Opfer mir zu bringen!

Doch laßt nun auch die Kleinen zu mir kommen,
In deren Bruſt mein Gott die Schwingen regt!
Kommt, junge Sänger, Jugend iſt zum Frommen,
Viel werth ein Herz, das noch in Vollkraft ſchlägt!
Kühn muß es ſein und mutig aufgeklommen,
Wie's drunten auch ſich aufbläht und bewegt:
Die Huld der Götter läßt ſich nicht erſchleichen,
Und ohne Straucheln gibt es kein Erreichen.

Schwer iſt's und nur der Wackre kann's erſtreben,
Doch reich an Palmen iſt der Muſe Dank;
O könnt' ich mich nur einmal noch erheben
Zu ihrem Preis, eh' mir die Schwinge ſank!

Die Seele zweifelt mir, ob ich um Leben,
Ob jetzt noch fleh'n ſoll um den Schlummertrank:
Denn, was ich habe, kann kein Gott mir ſtören,
Und Höh'res aber auch kein Gott gewähren!

## An Schiller!

Dir nicht ward es gegönnt, zu ſteh'n mit ſilbernen Locken;
Eh' ſie noch aufgeblüht, traf dir die Blume der Sturm. *)
Hören nicht kannſt du den Dank, nicht ſehen kannſt du die Thräne,
Nicht den Wallfahrtzug jubelnder Enkel mehr ſchau'n!
Aber wofern ein Gefühl dir droben noch lebt in der Seele,
Dort, wo im weißen Talar wandeln die Prieſter Apolls,
Wo ſie, die ſchimmernden Schläfe geziert mit ſchneeigen Binden,
Ihr vollendetes Lied ſingen zum Harfengeräuſch, —
Greis, *) wofern ein Gefühl dir droben noch lebt in der Seele,
O ſo entgeht dir gewiß unſere Huldigung nicht!
Ob du ihn hier nicht ſaheſt den Lohn, dort wirſt du ihn fühlen:
Einem würdigen Haupt bleiben die Kränze nicht aus.

---

*) Im Stuttgarter „Schiller-Album," J. G. Cotta. 1837. 8°, auf Seite 224 und in Wurzbach's „Schillerbuche," Wien 1859. 4°. Seite 256, Marg. 2092, befinden ſich die Varianten:
„. . . . . . traf dir die Blume die Zeit;"
und:
„Geiſt, wofern ein Gefühl . . . . . . ."
H. M.

## II.

# Lieder der Nacht.

(1820—1848.)

Und iſt der Tag ein kräft'ger Mann,
Der wehrt und wirkt und wärmt,
So iſt die Nacht ein zartes Weib,
Das tändelt, liebt und ſchwärmt.

Du warſt's, o Nacht, aus deren Duftpokale
Mein junges Herz die erſte Weihe ſog;
Du warſt's, o Nacht, zu der, im Vollmondſtrahle,
Ein ſcheuer Falter, meine Ahnung flog!

Noch wußt' ich's nicht aus dir herauszuleſen,
Verſchwommen rang noch Wahrheit und Symbol;
Doch war bei Tag mir noch ſo weh geweſen,
Sobald du kameſt, da ward mir wieder wol.

Wenn ich am Fenſter lehnt' und in dein Schweigen,
Mein pochend Herz nur hörend, mich verlor,
Wie überkam es immer mich ſo eigen,
Wie zog es mich ſo wunderbar empor!

Wie hätt' ich mögen meine Bruſt entfalten,
Um aufzunehmen all dein reiches Licht!
Ich wußt' es nicht zu meiſtern, zu geſtalten,
Es gohr, es trieb, und wurde — zum Gedicht.

Und was dann oft nach mancher Nacht am Morgen,
Als heimlich Lichtbild, ſelbſt mich überraſcht,
Wie ſchüchtern ich der Welt es auch verborgen,
Manch' Freundesauge hat es doch erhaſcht.

Bald wich die Scheu, bald ward ich ſelbſt mir Richter,
Da hat ein Wind die Blätter mir geraubt,
Erſchrocken harrt' ich, hört' ein flüſternd: „Dichter!“ —
Und endlich hab' ich ſelbſt daran geglaubt.

So ſchuld' ich dir's, o Nacht, daß ich's verſchuldet,
Geglaubt zu haben, was vielleicht nur Wahn: —
Doch weil ein Menſchenalter mich geduldet,
Poch' ich nun leiſe bei dem zweiten an;

Ich fühl' es wol, die Welt hat ſich verändert,
Die Muſe ſchlug ihr Buch verſchüchtert zu,
Ihr graut vor Blättern, die mit Blut gerändert,
Unheimlich ward ihr unſrer Nächte Ruh'.

Die Sterne flackern fiebriſch wie vor Schrecken,
Den Himmel röthet fahler Nordlichtſchein,
Des Mondes Stirne trüben Nebelflecken,
Die Luft iſt ſchwül, und lautlos ſchweigt der Hain.

Wohlan! — und müßt' es wirklich ſein verklungen
Das Lied, zu ſtill für unſ'rer Zeit Gebraus,
So tön' es langſam in Erinnerungen,
Ein ſchmerzlich Echo, ſanft im Nachhall aus!

Vielleicht, daß doch ein Herz noch hin und wieder
In ſeiner Nacht des Lied's ſich freuen mag; —
Dem naht euch leiſ', und helfet mit, ihr Lieder,
Es wach zu halten bis zum jungen Tag!

# Am Fenſter.

Ihr lieben Mauern, ſtill und traut,
Die ihr mich kühl umſchließt,
Und ſilberglänzend niederſchaut,
Wann droben Vollmond iſt,
Ihr ſaht mich einſt ſo traurig da,
Mein Haupt auf ſchlaffer Hand,
Als ich in mir allein mich ſah,
Und niemand mich verſtand!

Jetzt brach ein and'res Licht heran,
Die Trauerzeit iſt um,
Und manche zieh'n mit mir die Bahn
Durch's Lebensheiligthum;
Sie raubt der Zufall ewig nie
Aus meinem treuen Sinn:
In tiefſter Seele trag' ich ſie,
Da reicht kein Zufall hin.

Du, Mauer, wähnſt mich trüb wie einſt,
Das iſt die ſtille Freud';
Wenn du vom Mondlicht widerſcheinſt,
Wird mir die Bruſt ſo weit.
An jedem Fenſter wähn' ich dann
Ein Freundeshaupt, geſenkt,
Das auch ſo ſchaut zum Himmel an
Und auch ſo meiner denkt!

# Abendgang im Nebel.

Der Mond iſt heute weggeblieben,
Die Sterne feiern ſtill daheim,
Und einſam geh' ich fort im Trüben,
Und trag' im Herzen manchen Keim.

Ein Nebelvorhang rauſchte nieder,
Die Nacht verbirgt ihr karges Licht,
Geſpenſtiſch flirrt es hin und wieder,
Und Bruder kennt den Bruder nicht.

Und doch durchzuckt uns oft ein Beben,
Wenn ſo ein Bild vorüberweht,
Als wär's ein Stück von unſ'rem Leben,
Ein Weſen, das uns nahe geht.

Wir können keine Züge leſen,
Wir geh'n, — ob wol die Haſt uns frommt?
Wer weiß, ob's Freund, ob Feind geweſen,
Wer weiß, ob's jemals wieder kommt?

Du Nacht, dein Dunkel bleibt zu loben;
Doch wenn hier treue Herzen geh'n,
So laſſ' uns deine Leuchten oben,
Damit wir keines überſeh'n!

# Wiederfinden.

Gott grüß' dich, Lebenscamerad,
Nach langer, langer Zeit,
Seitdem uns unſer Pilgerpfad
Getrennt hat und entzweit.

Wir haben ſeither Vieles zwar
Verloren und vermißt;
Allein vergeſſen ſei, was war,
Empfunden ſei, was iſt.

Du denkeſt wol noch jener Nacht,
Da wir geſchieden ſind:
Ein Himmel war's voll Sternenpracht,
Und froſtig blies der Wind.

Zur Seit' uns hob der Stephansdom
Sein kühnes Haupt empor, —
Und aus den Augen brach ein Strom
Von Thränen uns hervor.

Das ſei vergeſſen, Camerad,
Die Trennung iſt vorbei;
Wir ſteh'n vereint auf einem Pfad,
Und finden uns getreu.

Doch nun, mein Camerad, ſag' an,
Erzähle was du ſahſt,
Was du entbehrt auf deiner Bahn,
Was du genoſſen haſt.

An deiner Stirne merk' ich's dir:
Du biſt noch friſch, wie einſt,
Und gibt's auch Runzeln dort und hier,
Du biſt nicht, was du ſcheinſt.

Der liebe Himmel ſelber gibt
Von deiner Stirn ein Bild:
Oft ſcheint er runzlicht und getrübt,
Als blieb' er ewig wild;

Und dennoch iſt dies Nebelgrau
Ein Anflug nur der Zeit:
Sein Grund iſt blau und bleibet blau
In alle Ewigkeit.

## Die Begegnung.

Das Feld vorm Friedhof ſchimmert fahl
Im kalten, bleichen Mondesſtrahl;
Zwei ſchwarze Leichenwagen zieh'n.
Der eine her, der andere hin.

Zwei Männer ſitzen ſchlummernd drauf,
Die Roſſe wiſſen ſelbſt den Lauf;
Die Wagen rollen, ſchwer wie Blei,
Grad an einander dumpf vorbei.

Den Beiden, die der Nord, ſo ſcharf,
In dumpfen eiſ'gen Schlummer warf,
Erdröhnt das Rollen an ihr Ohr, —
Sie ſchrecken aus dem Schlaf empor.

Sie halten ſtill auf ihrer Bahn,
Und ſchau'n ſich düſter lächelnd an:
Der deutet auf die Leiche drin,
Der auf den leeren Wagen hin.

„Ich hol' ihn erſt!“ — „„Ich hab' ihn ſchon!““ —
„Kommt uns wol heiden nicht davon!“ —
Ob's früher, ob es ſpäter fiel,
Es leitet doch an's eine Ziel.

Die Männer ſcheiden wieder ſtumm,
Und ſinken dumpf in Schlummer um. —
Nach wenig Stunden rollt es ſchwer,
Der eine hin, der andere her.

## Mondhelle.

Du Sehnſuchtbeleber, du freundlicher Mond,
Möcht' wiſſen, wie droben bei dir es ſich wohnt,
Möcht' wiſſen, wie golden die Saaten da ſteh'n,
Wo die ſilbernen Lämmer zur Weide geh'n!

Du haſt ja der magiſchen Fäden ſo viel,
Und webſt ſie um Wälder und Felder zum Spiel!
Du wirfſt ja dein Netz durch den nächtlichen Raum,
Geſponnen aus hellem und zitterndem Flaum!

O web' mir zu Bändern die Fäden ſo fein,
O flicht mir zu Schwingen die Bänder ſo rein,
Und heb' auf den Schwingen zu dir mich, o Mond:
Möcht' wiſſen, wie droben bei dir es ſich wohnt!

## Des Himmels Augen.

Aus des Menſchen Augen ſchaut
Klar ſein inn'res Leben:
Dieſen Sternen iſt vertraut
Sein geheimſtes Streben.

Darum, Himmel, mag es ſein,
Daß man dir vertrauet,
Weil aus tauſend Augen rein
Deine Güte ſchauet!

## Der Wanderer an den Mond.

Auf Erden — ich, am Himmel — du,
Wir wandern beide rüſtig zu,
Ich ernſt und trüb, du hell und rein,
Was mag der Unterſchied wol ſein?

Ich wand're fremd von Land zu Land
So heimatlos, ſo unbekannt,
Bergauf, bergab, waldein, waldaus,
Doch bin ich nirgend — ach! — zu Haus!

Du aber wanderſt auf und ab
Aus Oſtens Wieg' in Weſtens Grab,
Wallſt länderein und länderaus,
Und biſt doch, wo du biſt, zu Haus!

Der Himmel, endlos ausgeſpannt,
Iſt dein geliebtes Heimatland; —
O glücklich, wer, wohin er geht,
Doch auf der Heimat Boden ſteht! —

## Der Mond und der Poet.

Einſt ging der Mond ſpazieren
In einem grünen Wald,
Hatt' helle blonde Locken
Und eine runde Geſtalt.

Drob war im grünen Walde
Die Freude nicht gering,
Die Bäume glänzten wie Silber,
Wo er vorüberging.

Auf einem Lichtſchlag aber
Lag ſchwärmend ein Poet,
Der regte ſeine Lippen,
Es klang wie ein Gebet.

Der Mond der ſah ihn liegen
Und ſchlich in ſeine Näh',
Und goß ihn voll mit Silber
Vom Wirbel bis zur Zeh'.

Doch jener lag, und blickte
Zum Himmel unverwandt;
Denn, um den Mond zu beſingen,
War er herausgerannt.

Wie zürnt' er, als er droben
Den lieben Mond nicht fand,
Den Mond, der ſchelmiſch lächelnd
An ſeiner Seite ſtand!

## Das Zügenglöcklein.

Kling' die Nacht durch, klinge,
Süßen Frieden bringe
Dem, für den du tönſt!
Kling' in ſtille Ferne,
So du Pilger gerne
Mit der Welt verſöhnſt! —

Aber wer will wandern
Zu den lieben Andern,
Die vorausgewallt?
Zog er gern die Schelle?
Bebt er an der Schwelle,
Wann „Herein“ erſchallt?

Gilt's dem böſen Sohne,
Der noch flucht dem Tone,
Weil er heilig iſt? —
Nein, es klingt ſo lauter,
Wie ein Gottvertrauter
Seine Laufbahn ſchließt.

Aber iſt's ein Müder,
Den verwaiſ't die Brüder,
Dem ein treues Thier
Einzig ließ den Glauben
An die Welt nicht rauben, —
Ruf' ihn, Gott, zu dir!

Iſt's der Frohen einer,
Der die Freuden reiner
Lieb' und Freundſchaft theilt,
Gönn' ihm noch die Wonnen
Unter dieſer Sonnen,
Wo er gerne weilt!

## Stern und Sternſchnuppe.

Wie's am Himmel ſtrahlt und funkelt,
Wagen, Gürtel, Ophiuch!
Keine Letter blieb verdunkelt
In dem großen Sternenbuch!

Und von einer Demantſeite
Fällt ein Sternlein, merkbar kaum,
Gleitet durch die blaue Weite
Ruhig in den niedern Raum.

Seht, welch' Rennen in die Ferne,
Wo es ſich zur Erde ſenkt;
Keiner denkt nun mehr der Sterne,
Weil man dieſes Licht's nur denkt.

Seht, nun wähnen ſie's gewonnen,
Nun gehaſcht in trunkner Haſt! —
Aber plötzlich iſt's zerronnen,
Und ſie ſteh'n und weinen faſt. —

Brüder, kommt nicht ins Gewirre,
Wann ein Schein ſich niederläßt:
Lichtlein führen euch nur irre,
An den Sternen haltet feſt!

## Freundesſterben.

Zwei Freunde liegen zuſammen krank,
Und wiſſen noch Gott die Gemeinſchaft dank:
Bald ſind ſie entbunden des irdiſchen Streit's,
Ihr Sehnen begegnet ſich droben bereits.

Ein heiliges Beben erfaßt ſie zugleich,
Ein Gruß des Scheidens macht Beide ſie weich,
Ein frohes Gedenken an frühere Zeit
Macht Beid' auf die künftige fröhlich bereit.

Und wie nun mit ernſtem, klangloſem Schritt
Der Engel des Tod's in das Kämmerlein tritt,
Da legt er ſich Beider Hände mit Luſt
In ſeine Hand und an ſeine Bruſt. —

Da ging man zum alten Glöckner hinaus,
Auf daß er nun läute durch's nächtliche Haus
Das Reiſeglöcklein zur weiten Bahn; —
Der Glöckner läutet's dem Einen an.

Da lauſchen plötzlich die Leut' umher,
Und ſtehen und beten und ſtaunen ſehr:
Denn horch, das Glöcklein aus einem Mund
Thut zwei verbrüderte Töne kund!

## Nachtſtille.

Tauſend Augen blitzen nieder,
Tauſend Augen ſchließen ſich;
Schweigen herrſcht, und dennoch wieder
Klingt es leiſ' und wunderlich.

Ruhe nennet ſich das Siegel
An dem Schlummerbrief der Nacht —
Und es raubet ihre Flügel,
Wer ſie laut und lärmend macht.

Nur die Liebe ſchleicht im Düſtern,
Nur die Sehnſucht athmet ſchwer,
Und der Herzen ſtillem Flüſtern
Gibt der Himmel gern Gehör.

## Des Domes Zweck.

Wall' ich ſo am Dom vorüber
In erhellter Winternacht,
Geh'n mir oft die Augen über,
Wenn des Nordes Hauch erwacht;
Und die Blicke ſchlag' ich nieder,
Frage kaum um's Sternenlicht,
Aber aufwärts zieht ſie's wieder,
Wenn der Mund der Glocke ſpricht.

Und vergeſſen ſind die Schmerzen
Und der Stürme wilder Chor,
Mit entfeſſelt weitem Herzen
Blick' ich raſch zum Dom empor;
Und, als wollt' ich bannend faſſen
Jeden ernſten Hammerſtreich,
Blick' ich auf, und kann nicht laſſen
Von dem Dom und Sternenreich.

Und vor meiner Seele ſchwebet
Wieder klar der Dome Zweck,
Und warum der Menſch ſie hebet
Zu den Sternen frei und keck:
„Daß, wer wallt im dumpfen Grauen,
„Weſſen Blick am Boden kriecht,
„Wieder aufwärts möge ſchauen
„Zu des Himmels freiem Licht!“

## Gelöſter Zwieſpalt.

Reißt ſie ab die böſe Saite
Meines Innern, reißt ſie ab,
Die ſo oft mir zum Geleite
Finſtre Schmerzensklänge gab!

Reißt ſie ab, daß ſie nicht ſchrille
Bei dem erſten fernen Klang,
Der ſich durch die nächt'ge Stille
Dumpf zu mir herüberſchwang!

Wehe, wie die Saite zittert,
Wie ich wieder wach ſie rief,
Wie ſie raſch das Spiel erſchüttert,
Das noch eben lautlos ſchlief!

Mächtig faßt es alle Saiten,
Und ſie alle ſchwirren auf,
Fort durch alle Herzensweiten
Stürmt des Schmerzensklanges Lauf.

Doch nicht Schmerz iſt, was da klinget,
Schmerz nicht, was mit Mühe kaum
Sich dem Tongewirr entringet,
Wie ein ſchwüler Morgentraum.

Luſt iſt's, die, dem Schmerz verſchwiſtert,
Plötzlich nachhallt, ſtille Luſt,
Die beſchwicht'gend niederflüſtert
Auf's empörte Meer der Bruſt.

Wehmut tönet nun die Saite,
Die nur Schmerzensklang erſt gab,
Süße Wehmut tönt die Saite: —
Reißt, o reißt ſie drum nicht ab!

## Nachthelle.

Die Nacht iſt heiter und iſt rein,
Im allerhellſten Glanz:
Die Häuſer ſchau'n verwundert drein,
Steh'n überſilbert ganz.

In mir iſt's hell ſo wunderbar,
So voll und übervoll,
Und innen waltet's frei und klar,
Ganz ohne Leid und Groll.

Ich faſſ' in meinem Herzenshaus
Nicht all' das reiche Licht:
Es will hinaus, es muß hinaus, —
Die letzte Schranke bricht!

## Der Heimgang.

Es ruhet die Nacht auf den Hügeln ſo ſchwer,
Nur einzelne Lämpelein flimmern daher;
Das iſt wol der Väter und Mütterchen Zug
Heimkehrend vom Ständchen bei Span und bei Krug.

Die ſaßen wol drüben bei'm Nachbar im Kreis,
Und ſchwatzten von Mährlein ſo traut und ſo leiſ',
Und ſprachen recht ſelig, gar lang und gar breit,
Von jener vergangenen beſſeren Zeit.

Und was ſie wie goldene Fäden ſo ſein
Geſponnen im abendlich ſtillen Verein,
Das weben ſie jetzt unterweges ganz ſacht
Zu ſchönen und friedlichen Träumen der Nacht.

## Die Welt — ein Schacht.

Seh' ich ſo hinan zur geſtirnten Nacht,
Da dünkt mich das weite Land
Wol oft wie ein reicher Felſenſchacht,
Der rieſig darüber ſich ſpannt.

Und auf blauem Grunde der Sternenſchein,
Mit dem ſie die Decken geſchmückt,
Erſcheint mir als Erz, als Edelgeſtein,
Das funkelnd die Wände durchſtickt.

Und tief im geräumigen Schachte da webt
Ein Leben voll Luſt, voll Schmerz,
Und rennet und klettert und wühlet und gräbt
Hinein in des Schachtes Herz.

Und quer durch die bunten Stollen zieht
Ein Ringen und Klingen daher:
Wie Tanzweiſ' hier, dort wie Todtenlied,
Hier hüpfend, dort ſo ſchwer;

Hier wolluſtathmender Liebesſtreit,
Dort wildes Gezänk und Geſchäum,
Hier lauter Jubel, da ſtilles Leid,
Dort Freundſchaft beim Lämpchen daheim.

So iſt's im Schachte, — doch wo geht
Ein Ausweg aus dem Schacht?
Wo führt es zum Lichte hinan, wo weht
Frei Leben hinab in die Nacht? —

Es muß wol über der Decke ſein
Ein Land, ein Lohn, ein Licht! —
Ha, welch' ein Treiben, wenn einſtens herein
Der Tag der Ausfahrt bricht! —

## Grab und Mond.

. . . . relata refer!

Silberblauer Mondenſchein
Fällt herab,
Senkt ſo manchen Strahl hinein
In manch' Grab.

Freund des Schlummers, lieber Mond,
Hehl' es nicht,
Ob im Grabe Dunkel wohnt,
Oder Licht! —

Alles ſtumm? — Nun, ſtilles Grab,
Rede du!
Zogſt ſo manchen Strahl hinab
In die Ruh';

Birgſt gar manchen Himmelsblick,
Silberblau;
Gib nur einen Strahl zurück! —
„Komm und ſchau!“

## Die Englein.

Hat tauſend Fenſter, breit und klar,
Gottvaters Wohngebäude,
Hat eine große Kinderſchaar
Von Englein auch zur Freude,
Und ſeh'n die Engelskindelein
Wol nächtlich, reg und munter,
Heraus zu'n Fenſtern, breit und rein,
Und — fällt doch kein's herunter!

## Wechſelwirkung.

Du lächelſt und du freuſt dich wol,
Mein lieber Sternenſchein,
Auch du, mein Vollmond, ſchauſt recht voll
Zufriedenheit darein!
Ich weiß, was euch ſo lächeln macht,
Und euch ſo wonnig rührt:
Ich hatte drauf bei Menſchen acht,
Und hab' es ausgeſpürt.

Wenn unſereins ein Menſch, dem wir
Was Gutes einſt gethan,
Entgegen kommt, der geht nicht für,
Er hält uns freudig an;
Und wenn ſein Herz ihm ſpringen möcht',
Und ihm in's Auge tritt,
Dann freut auch unſereins ſich recht,
Und ſcherzt und lächelt mit.

So iſt's mit euch, ihr Sterne dort,
Und dir vor allem, Mond,
Die ihr uns heut und immerfort
Belächelt und belohnt;
Uns zu beglücken geht ihr aus
Mit eurem lieben Blick,
Ihr ſchenkt uns mehr, als Hof und Haus,
Ihr ſchenkt uns ſtilles Glück!

Drum wenn wir voll Erkenntlichkeit
Zu euch hinauf dann ſeh'n,
Und uns vor ſtiller Herzensfreud'
Die Augen übergeh'n,
Dann lächelt ihr und freut euch wol,
Ihr Sterne, mild und rein,
Dann ſchauſt auch du, mein Mond, ſo voll
Zufriedenheit darein!

## Das Sternenbuch.

Hatt' in einem Buch geleſen
Von Gefühlen aller Art:
Wie das reine ſchöne Weſen
Innig ſich dem ſchönen paart;

Kam von Lieb' und Freundesſegen,
Troſt und Hoffnung und ſo fort
Mir auf mancher Seit' entgegen
Manches wolgewählte Wort.

Wollte drauf zum Himmel ſchauen,
Still erwägend, was ich las:
Sieh, — da blinkten hell im Blauen
Sterne ſonder Zahl und Maß!

Glaubt mir, dieſe Lichter taugen
Mehr, als Buchſtab und als Buch:
Was ich las aus ihren Augen,
Es war mehr, als Wort und Spruch.

„Liebe“ ſagt ein Buch, es ſaget
„Freundſchaft,“ ſaget „Troſt“ und „Glück,“ —
Wenn ihr aber weiter fraget,
Liegt es kalt vor eurem Blick.

Sagen kann's nur, nicht beleben,
Künden nur, — entzünden nicht:
Euer Herz nur iſt es eben,
Was euch draus zum Herzen ſpricht.

So gefühlarm ſind die Blätter
Eines Buch's, an Lettern reich;
Und in einer Sternenletter
Leſ' und fühl' ich es zugleich!

## Am Berge.

Wie's oben hier im Mondenſtrahl
So wol und traut ſich ruht!
Tief unten grünt ein freundlich Thal
In finſtrer Felſen Hut;
Des Mühlbach's Waſſer rollt und rauſcht
Wie Silberſtoff heran,
Und wo ein Quell im Mooſe lauſcht,
Da hebt ein Flimmern an.

Des Thurm's metall'ne Glocke glänzt,
Das neue Kreuz erglüht,
Und helles Mondenſilber kränzt
Das heil'ge Waldgebiet;
Noch ſteigt aus manchem Schlote Rauch
Als blauer Duft hervor,
Und ſilbern ſchau'n die Dächer auch
Tief aus dem Thal empor.

Sie laſſen uns kein Auge ſeh'n,
Das reich in Wehmut thränt,
Sie laſſen uns kein Haupt erſpäh'n
An's Fenſter bang gelehnt;

Sie laſſen keinen Seufzer durch,
Verrathen keinen Traum,
Und zeigen Falte nicht, noch Furch'
An einer Stirne Saum.

O wüßte man, o ſähe man,
Was unter ihnen liegt:
Wie Mancher, der nicht ſchlafen kann,
Sich an die Decke ſchmiegt;
Wie Manchem heiß und grauſenhaft
Ein Wurm das Blut entzieht,
Wie Manchem eine Leidenſchaft
Als Braut am Buſen glüht;

Wie Mancher unter ihnen ſtöhnt,
Sich hin und wieder ſchlägt,
Und, ſelbſt in Träumen unverſöhnt,
Zum Fluch die Lippe regt:
Man ruhte wahrlich nicht ſo gut
Und nicht ſo heitren Blick's,
Als es ſich jetzt hier oben ruht,
In dieſem Traum des Glück's!

## Die große Beterin

Wer betet denn in deinem Haus,
Daß du ſo ſtill, o Nacht,
Und dich vor jedem Lärm und Braus
So ſorglich haſt bewacht?

Man hört ja kaum des Schlafes Fuß
Von Haus zu Hauſe geh'n
Und ihn durch's Fenſter ſeinen Gruß
In Saal und Stube weh'n.

Die Ruhe wandelt feierlich
Die Straßen kreuz und quer,
Und wiegt auf ſtummen Lüftchen ſich
Geräuſchlos hin und her.
Ja, ja, — man ſage, was man will, —
Es betet wer im Frei'n,
Sonſt hieltſt du ja nicht gar ſo ſtill,
O Nacht, den Athem ein!

Und ſeh' ich recht, ſo ſeh' ich auch
Die große Beterin,
Die ihres Herzens reinſten Hauch
Schickt zu den Sternen hin;
Ein unermeßlich Faltenkleid
Umwogt ſie ſilbergrau,
Und küßt in milder Herrlichkeit
Der Glieder Rieſenbau.

Die Mutterarme ſtreckt ſie aus
In himmelweitem Kreis,
Und füllt der Nacht geheiligt Haus
Mit ihrem ſtummen Preis.
Ei, Beterin, verbirg dich nur,
Mich machſt du nicht zum Spott;
Du biſt — ich kenne dich — Natur,
Und dein Gebet iſt — Gott!

# In der Fremde.

Ihr wollt mich täuſchen, Sterne,
Als floh ich nie zur Ferne
Von meiner Heimat fort!
Iſt's nicht derſelbe Wagen,
Der mich an Werther's Klagen
So hier gemahnt, wie dort?

Iſt's Venus nicht, die holde,
Die mit dem Kranz von Golde
So blendend niedergrüßt?
Iſt's nicht Orion's Flimmer,
Der mit vierfält'gem Schimmer
Sein blaues Feld umſchließt?

Und ſind's nicht all' die Leuchten,
Zu denen oft ich feuchten
Erhobnen Aug's geblickt?
Bei denen ich gedichtet,
Und Seelenkampf geſchlichtet,
Und Thränen halb zerdrückt? —

Ja, euch, ihr lichten Brüder,
Dich, Himmel, kenn' ich wieder,
Allein dich, Erde, nicht!
Prangſt zwar mit gleichen Düften
Hier, wie in meinen Lüften,
Haſt doch ein fremd Geſicht.

Euch, Quellen, und euch, Bäche,
Dich monderhellte Fläche,
Euch, Berg', erkenn' ich nicht;
Hab' unter euch, ihr Bäume,
Nicht *einen* meiner Träume,
Kenn' euch, Bewohner, nicht!

Das Land, in dem ich leben
Und wirken ſoll und ſtreben,
Das ward mir fremd und neu;
Das Land, von dem ich ſchwärmte,
Das nur im Traum mich wärmte,
Das blieb auch da mir treu!

## Des Bauherrn Geiſt.

Wenn eilfmal ſchlug der Puls der Nacht,
Dann dünkt mich, ſchwebt in ſtiller Pracht
Des frommen Bauherrn Geiſt hinauf
Zu unſres Domes höchſtem Knauf;

Und wie der Landmann ſeine Saat
Beſchaut, wenn ſie gediehen hat,
So mißt er fröhlich ſeinen Bau
Und blickt empor in's Himmelsblau;

Dann kehrt er lächelnd ſeinen Blick
Noch einmal auf den Bau zurück,
Den nun — wir ſeh'n, doch faſſen's nicht —
Wie Silberflaum umfließt ein Licht.

Und einen Pſalm dann ſtimmt er an,
Und findet ſeine Freude dran,
Wie ſich's vom Werk, das er gebaut,
So gradhinein zum Himmel-ſchaut.

## Carnevalsnacht.

Das Leben iſt los, das Leben iſt wach
Im Freien und unter jedem Dach.
Aus hundert Schenken frohlocket Geſchrei
Zur ſchrillenden luſtigen Tanzmelodei,
Und Jauchzen darunter und Gläſergeklirr,
Und Spieler im Winkel und Liebesgegirr.
Dort hinter umſchleierten Scheiben dreh'n
Sich bunte Geſichter, und Ampeln weh'n,
Und ſteife Geſtalten, an's Fenſter gebannt,
Durchfingern die Locken mit ordnender Hand.
Da ſchlendert ein duſelig Trüppchen nach Haus
Und ſchreit die durchſchwemmten Kehlen ſich aus,
Bald kräftig und derb, bald ſchwärmend und leiſ',
Bald wälſches Geſchnörkel, bald deutſche Weiſ'.
Dort wandelt ein trauliches Pärchen einher,

Und knapp ein beſchuhetes Männlein die Quer',
Und hinterdrein Wagen, darinnen geſchminkt,
Matronen als Mädchen, von Reigern umblinkt. —
Und dort in der Ecke ſteht ſchweigend ein Mann,
Und ſchaut den verſilberten Dom ſich an,
Hält ſtill ſeine Faſtnacht und dünket ſich reich,
Und lauſchet der Glocke gemeſſenem Streich. —
Da trippelt's vorüber im klappernden Tact,
Und rüttelt an Schlöſſern und Riegeln, und hackt
Mit knotigem Stock an den Stein, und im Lauf
Antwortet's aus Gaſſen und Straßen darauf. —
Da wandelt's heran, recht Arm in Arm,
Wie Mondlicht ſo heiter, beim Froſte ſo warm;
Zwei Freunde kehren voll Wonn' und Glück
Von einem Feſte der Freundſchaft zurück;
Sie tranken im Kreiſe vom perlenden Naß,
Und ſangen und plauderten dieſes und das,
Und drückten die Hände ſich, innig und ein's,
Und freuten ſich herzlich des Lebens und Seins.
Da ſpricht die Entzückten ein Bettler an,
Möcht' auch ſeine Faſtnacht haben, der Mann;
Er ſoll ſie auch haben bei Pfeifchen und Krug,
Sie wählen nicht, fühlen und geben ihm g'nug. —
Doch über ihnen, an's Fenſter gebückt,
Da blicken zwei Liebende, wonnig beglückt,
Hinaus in die Welt und hinein ſich in's Herz,
Und weiſen, umſchlungen, ſich himmelwärts,
Wo der ewige Mond mit den Sternen zieht,
Und auf Alles in Allem herniederſieht!

# Wetternacht.

Hört! ſeht!
Ein Feſt begeht,
Ein Siegesfeſt, der Himmel.
Seht, weit auf dem Plane das Wolkengewimmel,
Wie Kopf an Kopf, hier ſchwarz und laſtend,
Dort blau und ernſt, da weiß, im Lauf ſich haſtend,
Dicht aneinander ohne Ziel und Zahl
Durchwogt die Schaar den weiten Saal.

Da öffnet ſich
Der Wolken dichte Zeile;
Fürchterlich
Aus Millionen Feuerſchlünden,
Aufgepflanzt in jenen Gründen,

Hellbegrüßt,
Daß rings Glut und Feuer iſt,
Zieht die Straß' entlang der Siegergeiſt,
Der der „Segensengel“ heißt.
Wieder Feuer, wieder Gruß
Im erhabnen Flammenguß,
Daß die Wolken ſich entzünden,
Und aus übervoller Bruſt,
In Donnerluſt,
Ihr unendliches Freudengeſchrei,
Wild und frei
Allem Land und Volk verkünden!

Und länger zügelt jetzt nicht mehr
Sein Flammenentzücken das Wolkenheer,
Und ziehet die Schleußen der Waſſer auf,
Daß, wie Gießbachlauf,
Thränen ſtrömen, Thränen fallen, —
Bis, erleichtert, ſtummgerührt,
All' die Schaaren heimwärts wallen,
Und im Saal es ruhig wird.

Seht, da naht
Still ein Zug auf reinem Pfad!
Ernſt im hellen Meßgewand
Nah'n des Himmels Pfäfflein alle,
Stellen in der blauen Halle,
Lichte Sterne, Hand in Hand
Sich im Kreis, und mitten thront,
Einem Hohenprieſter gleich,
Feierlich der Mond!

Da beginnt ein Friedensreich,
Und im ſtummen Geiſterchore,
Hörbar keinem Menſchenohre,
Fühlbar aber mir und dir,
Schallt: „Herr Gott, dich loben wir!"

Nur herüber aus fernem Bereich,
Wo nun wallt des Siegers Fuß,
Leuchtet manchmal, matt und bleich,
Noch ein Feuergruß!

# Gruß und Gegengruß.

Haltet an euch, liebe Bäume,
Breitet in dem nächt'gen Haus
Eure grünen Liebesarme
Nicht ſo ſehnlich nach mir aus!

Lockt nicht alſo, Nachtigallen,
Mich mit heil'ger Töne Lauf,
Sterne, wendet ab die Augen,
Zieht die Strahlenbrücken auf!

Ach — ich kann euch nichts erwidern
Für ſo manchen lieben Gruß,
Keinen Händedruck, kein Nicken,
Keine Sprache, keinen Kuß.

Kühle Quellen, laue Weſte,
Schweigt im mondlichſtillen Raum:
Denn das Heiligſte, das Beſte,
Was ich hab', — es lohnt euch kaum.

Aber allen euch zuſammen,
Die ihr rauſcht da, blüht und glüht,
Will ich ein's begeiſtert bieten:
Aus der vollſten Seel' — ein Lied!

Seid zufrieden mit dem Liede,
Das ein frohes Herz euch ſingt,
Das euch faßt, euch ganz empfindet,
Euch mit Kindeslieb' umſchlingt!

Bäume, ſchließet mein Frohlocken
Traut in euer Blätterherz!
Läut' mit deiner Stimme Glocken,
Nachtigall, es himmelwärts!

Weſte, nehmt's auf eure Schwingen,
Sterne, faßt's in euer Licht,
Quellen, rollt's in eurem Silber,
Und verkennt mein Lied mir nicht!

Denn es iſt das Lied ein Bote,
Allverſtändlich, allgeliebt,
Der von einem frohen Herzen
Gern dem All die Kunde gibt!

## Zu früh!

Was willſt du, frühlingshaftes Regen,
In dieſer kalten Winternacht?
Noch iſt der Frühling weit gelegen:
Noch haſt du erſt die halbe Macht.

Dem Vogel gleichſt du, dem verirrten,
Der ſich zu früh herausgewagt
Aus wärmrer Ferne, wo durch Myrten
Belebend ſchon der Frühling tagt.

Anbau'n will ſich der arme Sänger,
Wo nirgend Halt, noch Blume winkt,
Und fliegt und flattert bang und bänger,
Bis er erkaltet niederſinkt.

Drum heim, Gefühl, hier iſt kein Bleiben!
Erſt mit dem Lenze komm' zurück:
Hier übt der Nord ſein freches Treiben
Selbſt auf des Herzens Blumenſtück.

Wie warm du biſt, in dieſem kalten
Gewirre wärſt du bald verglüht;
Das erſt iſt rechtes Frühlingswalten,
Wenn's außen ſo wie innen blüht!

## Freund und Feind.

Oft iſt's, als ſäh' ich einen Feind,
Der ausgeht auf mein Leid,
Und dieſer Feind, der ſei die Welt
Mit ihrem bunten Kleid;
Dann mag ich nicht in's Aug' ihr ſeh'n,
Nicht geh'n in ihrem Licht,
Nicht fühlen ihres Odems Weh'n,
Nicht hören, was ſie ſpricht.

Und wenn ich dann gequält mich hab'
Den langen lieben Tag,

Und mit dem großen, ſtarken Feind
In eitlem Kampfe lag;
Da wird es plötzlich feierlich,
Wird frei und friedlich ſchier,
Und athmet kühl und ſtill um mich,
Und kühl und ſtill in mir.

Und einen Schleier ſchlingt mein Feind,
Die Welt, ſich um ihr Haupt,
Das ſie zuvor mit Roſenſchmuck
Sich bräutlich hat umlaubt;
Und breitet aus den Schleier dann,
Und läßt ihn weh'n und flieh'n,
Daß die geſtickten Sterne dran
Durch alle Fernen glüh'n.

Und aus dem Schleier neigt ſich dann
Ein Angeſicht hervor,
O Gott! ſo ſieht kein Engel aus
Im lieben Engelchor;
Wie eine Mutter nachſichtsvoll,
Ernſt, wie ein Vaterblick,
Hell, wie der Freude Jubelzoll,
Hold, wie das ſtille Glück!

Dann, dünkt mich, ſeh' ich einen Freund,
Der lebt zu meiner Freud',
Und dieſer Freund, der iſt die Welt
Mit ihrem bunten Kleid;
Dann muß ich ihr in's Auge ſeh'n,
Muß geh'n in ihrem Licht,
Muß fühlen ihres Odems Weh'n,
Muß hören, was ſie ſpricht!

# Traum und Erwachen.

Er war auf einer Reiſe
Mit einem lieben Freund,
Wir ſchliefen miteinander
Im Kämmerlein vereint.

Und als ich eingeſchlafen,
Da träumte mir alsbald,
Ich läg' im tiefen Grabe,
Von hohem Gras umwallt.

Und die mich einſt hienieden
Herzlieben Freund genannt,
Die kamen nun in Schaaren
Zu meinem Grab gerannt.

Die Einen lachten, erbend,
Mich kalten Schläfer aus,
Und Leichenſchmaus erdröhnte
Tief in mein Breterhaus.

Gleichgiltig ſtanden Andre,
Wie wenn ein Hund verkam,
Und wieder Andre ſcherzten
Ganz ohne Scheu und Scham.

Noch Mancher kam gegangen
Und warf die Larve weg,
Und ſtand, ein Jammerweſen,
Sich ſelbſt zum Fluch und Schreck.

Da kam noch Einer — **Einer,**
Auf den ich ſtets gebaut,
Geſenkten Hauptes kam er,
Und ſagte keinen Laut.

Jetzt aber, wie der Regen
Hinperlet auf ein Grab,
So rannen ſeine Thränen
Auf's kühle Moos hinab;

Und Blumen keimten blühend
Aus jeder Thrän' hervor,
Und hoben ſich und wuchſen
Zum reichen Beet empor;

Und hoben ſich und wuchſen
Und hielten ihn umlaubt,
Und ſchlangen ſich dem Freunde
Zum Siegeskranz um's Haupt. —

Aufwacht' ich jetzt, — da neigte
Mein Freund ſich grad auf mich,
Zur Reiſe mich zu wecken,
Dieweil der Mond verblich.

Halb wach, halb träumend ging ich,
Und fand mich ſtumm bewegt,
Und hegt' ihn ſeither theurer,
Als ich ihn je gehegt.

## Bundeserneuerung.

In einer Mitternacht im Jahr
Da ſitz' ich ganz allein,
Vor mir ein helles Gläſerpaar,
Darinnen hellen Wein;
Das Eine ſteht gefüllt für mich,
Doch aus dem Andern trank
Ein treuer Freund, der längſt erblich,
Mir Bruder-Lieb' und Dank.

Und wie die zwölfte Stund' erklang,
Faſſ' ich mein Glas mit Macht,
Und ſchwing' es hoch und ſchwing' es lang,
Und rufe durch die Nacht:
„Wolauf, mein Freund aus beſſrer Zeit,
„Es gilt auf du und du!
„Wolan, wie einſt voll Traulichkeit,
„Stoß' an und trink' mir zu!“ —

Und kaum daß ich mit raſcher Hand
Das Glas zum Mund geführt,
So iſt's, als hätte ſich am Rand
Des Tiſches wer gerührt;
Und eine Hand, ſo weiß wie Schnee,
Langt aus der Nacht hervor,
Und eine Hand, ſo weiß wie Schnee,
Hebt jenes Glas empor.

Und hebt das Glas, und ſtößt ſo ſtark
An meines, daß es klingt,
Und mir hinab durch's tiefſte Mark
Ein ſüßer Schauer bringt.
Austrink' ich dann, — doch ſiehe da!
Leer ſteht das Gläſerpaar: —
Ich kann nicht ſagen, ob's geſchah,
Ob es ein Traum nur war!

## Schlummerlied einer Mutter.

Schlafe ruhig, liebe Kleine,
Träume friedlich, gutes Kind!
Schläft doch auch der Mond, der reine,
Der das ſchöne Silber ſpinnt.

Schlafen doch die lieben Sterne,
Denn ihr Blinzeln iſt nur Traum,
Läſſig ruh'n ſie in der Ferne
Auf dem weißen Wolkenflaum,

Schläfrig nicken alle Wipfel,
Und die Blätter ſchwanken nicht;
Feiernd lehnt des Berges Gipfel,
Wie ein ſchlafend Angeſicht.

Alle Thäler ruh'n dem Schlummer
Schweigend an der milden Bruſt;
In den Häuſern ſchläft der Kummer,
In den Hütten ſchläft die Luſt.

Keine Winde ſcherzen wachend,
Und kein Vogel ſchwirrt herum,
Die Natur, ſonſt laut und lachend,
Liegt im Schlaf und lächelt ſtumm.

Auch dein Vater ſchläft ſchon lange;
Weck' ihn nicht, er iſt es wert,
Wenn ein heitrer Traum die Wange
Wonneſelig ihm verklärt.

In des Schlummers kühler Tiefe
Liegt ſchon Alles lieb und lind:
Selbſt die Mutterſorge ſchliefe,
Schliefeſt du ſchon, liebes Kind!

## In meines Vaters Sterbeſtunde.

(1824.)

Nacht war's, und dieſe Stunde juſt,
Als ſeine Zeit verſtrich,
Als ſeiner warmen Vaterbruſt
Der letzte Hauch entwich.

Nacht war's und dieſe Stunde war's,
Als unſre Thräne floß,
Als ſtumm vor Leid, gelöſten Haar's,
Die Mutter mich umſchloß.

Vierhundert Tage rauſchten kaum,
Wie Schleier drüber hin,
Und ſanfter rührt bereits, als Traum,
Die Wirklichkeit den Sinn.
In andren Mauern ſitz' ich nun,
In einem andren Licht,
In andren Kreiſen, andrem Thun,
Betrübt, — doch troſtlos nicht.

Allein des Zimmers Wölbung rückt,
Urplötzlich weit hinaus,
Ein ganzer Wunderhimmel blickt
Hernieder mir in's Haus,
Und aus den Wolken tritt, ja tritt,
O Gott! mein Vater vor,
Nimmt alle meine Sinne mit,
Zieht ſie zu ſich empor.

Ich küſſ' ihm Hand und Stirn und Mund,
Und er vergilt den Kuß,
Und Alles thu' ich drauf ihm kund,
Wie ich es will und muß;
Was ich gethan, gelaſſen hab',
Wie ich die Mutter hielt,
Seit ihn ſein frühes, kühles Grab
Mit düſtrem Moos umſpielt.

Und ſieh, zufrieden ſcheint er hier; —
Sein ſonſt ſo ſtrenger Blick,

Er lächelt mir, er lächelt mir,
Solch' Lächeln es bringt Glück! —
Da ſcheidet er, — o flieh' nicht fort; —
Dein Himmel fordert dich!
Doch komm recht oft, recht oft von dort,
Und prüf' und ſegne mich!

## Herz und Kopf.

Leichtbeſchuht, im ſchwarzen Kleide,
Ging's mit ſchwebend raſchem Fuß
Zu des Tanzes Wonnegenuß
Durch die Straß' in rechter Freude.

Sie ja ſollte dort ich finden,
Die mir Gott zum Engel lieh:
Alle Sterne jubelten: „Sie!“
„Sie dort!“ klang's in allen Winden.

Und ich kam und ſah die Eine;
Hold erröthend ſtand ſie da,
Herrlich prangend wie Cypria
In der Grazien Vereine.

Gott! da war es keine Sünde,
Süß anblickend ihr zu nah'n,
Sie mit heißer Haſt zu umfah'n,
Daß das Herz am Herzen ſtünde.

Gott! da kam's, das lang Entbehrte,
Was im Herzen ängſtlich ſchlug,
Was mein Blick verſtohlen nur trug,
Was mein Haupt zu Boden ſchwerte:

Aug' in Aug' und Herz am Herzen,
Hand in Hand und Mund an Mund,
Einmal, in verſchwiegenem Bund,
Ach, ein Stündchen hinzuſcherzen!

Jetzt vergönnt war dies Umſchlingen,
Jetzt umfing ich ſie mit Macht, —
Und zur Erd' ſah ich, bedacht,
Wie die Füß' im Tacte gingen.

## Zwiefaches Neujahr.

Erhabne Feier waltet:
Es iſt Sylveſternacht;
Schon ſchläft der Schlaf bei Allen,
Nur *eine* Seele wacht.

Die Seel' iſt ein Verliebter,
Der Froſt und Nacht bezwingt,
Und unter Liebchens Fenſter
Ein herzlich Ständchen bringt.

Das that er wol allnächtlich,
Allein, beim Fenſterklang,
Vergebens war ſein Harren,
Vergebens ſein Geſang.

Und horch, ſchon ſummt die Glocke
Das alte Jahr zur Ruh',
Und ſeltſam tönt und dröhnet
Des Thürmers Lied dazu.

Da klingt es auch am Fenſter,
Dem Klange folgt ein Blick,
Dem Blick ein Wort der Liebe,
Dem Liebesworte — Glück!

Glück auf, du treuer Sänger,
Du haſt die Zeit erſeh'n!
Zwiefaches Neujahr künden
Die Zeichen, ſo geſcheh'n:

Ein Neujahr allen Landen
Verſpricht des Thürmers Sang:
Ein Neujahr deiner Liebe
Verſpricht des Fenſters Klang.

# Verheimlichung.

Da lag ſie, die ich ſo geliebt,
Im Sarge todt vor mir,
In Schmerz, wie's keinen herbern gibt,
Saß ich zu Nacht bei ihr.
Ihr Aug' war zu, die Hände kalt,
Ihr warmes Herz ein Stein,
Verſtummt der Lippen Allgewalt,
Verglüht der Wangen Schein.

Und durch des Zimmers Dunkelklar
Zog's feierlich daher,
Als ob es eine weiße Schaar
Von ſtillen Geiſtern wär';
Die Engel waren's, die ihr Herz
Sich einſt zum Haus erſah'n,
Nun flogen ſtill ſie himmelwärts
Und ſagten ſie dort an.

Und um den Mund der Todten lag
Ein Lächeln wie Gebet,
Ein Lächeln, wie's ein ſonn'ger Tag
Auf eine Roſe weht.
Da ſprang ich auf, flog hin zu ihr,
Hätt' mögen darauf bau'n,
Sie wolle noch was Frohes mir
Zu guterletzt vertrau'n;

Etwas vertrau'n von jener Welt,
Von jenem Kanaan,
In das ſie aus des Sarges Zelt
Schon einen Blick gethan.
„O ſage," rief ich, „ſage mir,
„Sprich aus, — wie iſt es dort?
„Denn ging' es drüben übel Dir,
„Ich ließe Dich nicht fort!" —

Sie aber ſprach nicht nein, nicht ja,
Sie, die mir nichts verſchwieg;
Still wie ein Engel lag ſie da
Nach einem großen Sieg. —
Es iſt wol drüben ſchön und rein,
Zum Ueberraſchen ſchön,
Drum wollte ſie nicht vorlaut ſein,
Bis ich es würde ſeh'n!

## Meinem treuen Weibe.

Der Seemann, der die ſturmgewiegten Planken
Schon längſt mit feſtem Ufergrund vertauſcht,
Fühlt unter'm Fuß den Boden oft noch wanken,
Und wähnt ſein Ohr von Flutgebrüll umrauſcht.

Der Krieger, der zu ſeinen ſich'ren Laren
Aus heißem Kampfe längſt ſchon heimgekehrt,

Schrickt oft, geweckt von Trommeln und Fanfaren,
Aus tiefem Schlaf empor, und greift zum Schwert. —

Und wer im muntren Reigen freudetrunken
Vom Baum der Luſt vollauf ſich Blüten brach,
Dem klingen, wenn er längſt in Schlaf verſunken,
Des Tanzes Melodien noch neckend nach. —

So war's, da längſt mein Herz ſich heimgefunden
Aus ſeiner Sturmfahrt, ſeinem Kampf' und Reih'n,
Und ſich die Flügel willig ſelbſt gebunden,
Um einem Weſen alle Glut zu weih'n.

Nur manchmal, wenn du ſchmeichleriſch mich wecksteſt,
Nacht, ſüße Fee, — ward ich mir leiſ' entrückt,
Und litt es, daß du mich mit Bildern neckteſt,
Für die ich längſt die Augen zugedrückt.

Wozu dem Spiele wehren? Gab's doch Lieder:
Betrachtung, Nachklang, Weiterſchweifen, Scherz,
Zuletzt, wenn auch nicht reuig, — Umkehr wieder; —
Die Bruſt ward freier, leichter war das Herz.

Hier ſind ſie nun, die Sünden ſolcher Nächte,
Gewiß verzeihlich, weil ſo gern bekannt! —
Nicht fragt' ich lange, wem ich ſie wol brächte:
Ich lege ſie, mein Weib, in Deine Hand!

Du kennſt mein Herz mit allen ſeinen Schwächen,
Du hätteſt mir das meiſte zu verzeih'n; —
Willſt dieſen Liedern Du den Stab nicht brechen,
So wird die Welt wol auch nicht ſtrenger ſein!

# Tag und Nacht.

Ich weiß nicht, iſt der Tag der Vater,
Und iſt die Nacht ſein Töchterlein? —
Wie mag das Kind des blonden Vaters
Nur gar ſo rabenlockig ſein?

Er iſt ſo laut, ſo lebensluſtig,
Sie iſt ſo ſtill, ſo lebensmüd;
Die Wehmut blickt aus ihren Augen,
Indeß der Muth aus ſeinen glüht.

Er iſt in dieſer Welt zu Hauſe,
Er liebt das Trachten, liebt das Thun
Sie iſt zu Haus in jenen Welten,
Sie liebt das Schmachten, liebt das Ruh'n.

Er ſchenkt uns Wein in gold'nem Becher,
Sie reicht uns Mohnſaft in Kryſtall:
Er ſagt uns: Ueberall iſt Leben!
Sie ſagt uns: Tod iſt überall!

Gut, daß ſie, ohne ſich zu treffen,
Vorüber an einander zieh'n,
Sonſt müßt' er ſich der Tochter ſchämen,
Sie — weinend vor dem Vater flieh'n. —

Doch iſt vielleicht die Nacht — die Mutter,
Und iſt der Tag — ihr Sohn wol gar?
Wie kam's dann, daß die düſt're Mutter
Solch einen muntren Sohn gebar?

Wie ſog aus ihrem keuſchen Buſen
Er dieſen Lebenstaumel ein?
Wie kann, was Schmerz in ihren Augen,
In ſeinen wilder Jubel ſein?

Wie kann, wenn ſie den Witwenſchleier
Schwermüthig über's Haupt ſich zieht,
Im blauen Feſtkleid er, als Freier,
Hintanzen lieb- und luſtentglüht?

Wie kann er's, wenn ſie matt entſchlummert,
Mit roſig heit'rem Lächeln ſeh'n,
Und ſich das Haupt mit Blumen kränzen,
Worauf noch ihre Thränen ſteh'n?

Gut, daß ſie, ohne ſich zu treffen,
Vorüber an einander zieh'n,
Sonſt müßte ſie des Sohn's ſich ſchämen,
Und er die Mutter ſpottend flieh'n!

## Die Mondblume.

Zur Sonne dreht die Sonnenblume
Von Innigkeit ihr Antlitz hin,
Der Lichtſtrahl iſt der gold'ne Schlüſſel,
Der aufſchließt ihren tiefſten Sinn.

Sie iſt ein Sinnbild froher Hoffnung,
Die ſehnend ſich nach Oſten kehrt,
Und auf den Strahl der Freude wartet,
Der ſie entfaltet und verklärt. —

Doch jüngſt — es war auf einer Reiſe, —
Da ſaß ein Weib gradüber mir,
Faſt kindiſch jung, doch früh gealtert,
Einſilbig, ohne Reiz und Zier.

In meiner Ecke lehnt' ich läſſig, —
Da ging der Mond auf voll und licht,
Und ſchien, als thät' er's recht mit Liebe,
Dem jungen Weib in's Angeſicht.

Ich ſah es an, und ſah, und — ſtaunte,
Denn nicht daſſelbe war es mehr;
Die unbeſtimmten Züge reiften
Zu einem Bilde, ſanft und hehr.

Ein eig'nes Leben goß der Schimmer
Auf ihrer Stirne todtes Blaß,
Und ihrem ſtarren, trock'nen Auge
Entſog der Mond ein feurig Naß.

Um ihre Lippen ſpielt' ein Zucken,
Wie Wetterleuchten tiefer Qual,
Und immer ſehnſuchtsvoller kehrte
Das Antlitz ſie zum Mondenſtrahl.

Wie eine Grabesroſ' im Thaue,
Blüht' ihr Geſicht in Thränen auf;
Ein ganzer Schmerzroman des Lebens,
Ein Buch voll Weh ſtand lesbar drauf.

So hat der Vollmond es entfaltet
Mit ſeinem wunderbaren Licht; —
Mondblume wahrlich möcht' ich nennen
Solch' leidend Frauenangeſicht.

## Beleuchtung.

Vom Fenſter flog es hernieder,
Ich hielt es in meiner Hand,
Das Brieflein, worin geſchrieben
Das Wort der Entſcheidung ſtand.

Doch ob es ein Jawort wäre,
Ob aber ein ſchrecklich Nein,
Ich konnt' es mir nicht entziffern,
Es glänzte kein Mondenſchein.

Es lieh mir kein Stern, kein Lämpchen,
Sein hilfreich freundliches Licht,
Der Himmel war rings umnachtet
Von Wolken, finſter und dicht.

Ich ſtarrte mit flammenden Augen
Auf's Blättchen fort und fort,
Sie konnten es doch nicht beleuchten
Das kleine entſcheidende Wort.

Da hatten die ſchwarzen Wolken
Mitleid mit meiner Qual,
Und ließen lang an dem Himmel
Hinzucken den leuchtenden Strahl.

Habt Dank, ihr Gewitterwolken!
Klar ſtand es nun vor mir da:
Ich las bei himmliſchem Lichte
Der Liebe himmliſches „Ja!“

---

## Der Schlaf.

Schlafen! – Vielleicht auch träumen! –
Shakespeare. Hamlet III.

Schlafen, ſchlafen, ach! ja ſchlafen,
Ruhig, wie ein ſchuldlos Kind,
Mit dem ſanftgehobnen Athem,
Mit den Wangen rot und lind;

Mit den ſüßen Wunderträumen
Von den Engeln, lieb und hold,
Von den bunten Weihnachtsbäumen
Mit dem ſchönen Flittergold!

Schlafen, noch ſich freuen können
Der ſo lieben, ſtillen Nacht,
Schmeichelnd noch das Polſter ſtreicheln,
Das uns gar ſo glücklich macht!

Und mit immer matterm Auge
Nicken, blinzen, bis ſich's ſchließt,
Und die reine Seel', entfeſſelt,
Ihres Element's genießt! —

Schlafen, ſchlafen — Himmelswonne!
Schlafen, ſchlafen — Höllenpein!
Wenn die Augen, weit geöffnet,
Starren in die Nacht hinein;

Wenn ſich's auf dem ſchwarzen Grunde
Wie in rothen Ringen dreht,
Wenn die Uhr eintönig hämmert,
Oder plötzlich ſtille ſteht;

Wenn der Holzwurm pickt im Pfoſten,
Wenn der Wind im Schornſtein heult,
Wenn's wie Diebesſchritt die Gaſſen
Schlurrend auf und nieder eilt;

Wenn der Mond, aus Wolken tretend,
Durch den weißen Vorhang ſtrahlt,
Daß des Fenſterrahmens Schatten
Drauf als ſchwarzes Kreuz ſich malt;

Wenn ſich dann Erinnerungen,
Bilder, Ahnungen, Idee'n,
Neckend jagen, ſinnlos kreuzen,
Und wie bunter Schaum zergeh'n;

Wenn ſich jeder Schmerz des Tages
Zum gigantiſchen erhebt,
Bis zuletzt ein dumpfer Taumel
Seel' und Leib in Schlaf begräbt. —

Und es dämmert, — und zerfoltert
Wacht man auf beim Morgenſchein; —
Schlafen, ſchlafen — Himmelswonne!
Schlafen, ſchlafen — Höllenpein!

## Heimweh.

In finſterer Gewitternacht
Da treibt es mich hinaus mit Macht;
Faſt gleicht es lächerlichem Fluche,
Daß ich im Finſtern etwas ſuche.

Doch was zu ſuchen es mich treibt,
Warum mein Herz nicht ruhig bleibt,
Ich weiß es ſelbſt mir nicht zu ſagen,
Wie Sehnſucht iſt's nach frühern Tagen;

Wie Heimweh, das den Aelpler zwingt
Zu weinen, wenn ein Alphorn klingt;
Wie die Erinnerung an Wonnen,
Die mit dem Morgentraum zerronnen.

Und ſinnender und ernſter ſtets
Starr' ich hinein in's ſchwarze Netz,
Das, dicht von Dunkel vollgeſogen,
Gebirg und Thäler hält umzogen,

Da hellt ein Blitz den Hintergrund,
Daß ſichtbar wird der Berge Rund,
Und ihre Umriſſ' und Geſtalten,
Scharf abgeſchattet, ſich entfalten.

Und jeder Blitz durchzuckt mich da:
Denn was im Nu von fern ich ſah,
Mir iſt, als wären ſie's — die Höhen,
Die ach, mein Heimatland umſtehen!

Und jeder Blitz beſtätigt's neu,
Sie ſind's, ſie ſind's — wie athm' ich frei! —
Kaum aber fuhr der Blitz vorüber,
Iſt's um ſo nächtiger und trüber.

Wenn ſattſam dann ſolch eine Nacht
Bald froh, bald elend mich gemacht,
Dann weiß ich, grollend meinem Fluche,
Was ich im Finſtern ſehnend ſuche.

## Die Gondel.

Die Nacht liegt über den Wogen,
Der Hafen iſt öd und leer,
Von unſichtbarem Leuchtthurm ſcheint
Als Ampel der Mond in's Meer.

Ein Sohn der Thränen ſchreitet
Das Ufer hinab und hinan,
Erwartet ſehnſuchtsvoll ein Schiff, —
Das Schiff kommt aber nicht an.

Da ſieht er eine Gondel
Verſteckt am äußerſten Rand,
Gleich einem Sarge, den der Sturm
Verſchlagen vom nahen Strand

Auf's Ruder in ſchwarzer Gondel
Ein ſchwarzer Schiffer ſich ſtützt,
Dem unter'm breiten Hut hervor
Ein funkelnd Auge blitzt.

„Was willſt du, Sohn der Thränen,“
Spricht er den Harrenden an, —
„Du ſuchſt ein Schiff, beſchreib' es mir,
„Damit ich dir rathen kann!“ —

„„O, lieber Gondoliere!
„„Das Schiff, das ſahſt du nie,
„„Ich ſelber ſah, entzückt, es nur
„„In meiner Phantaſie:

„„Ein ſonnenheller Wimpel,
„„Die Segel luſtig entrollt,
„„Und Maſt und Bord mit Roſen bekränzt,
„„Und Anker und Taue von Gold!

„„Es trägt den Namen: Friede,
„„Und ſteuert in's Land der Ruh';
„„O wann erſcheinſt du, Schiff, und trägſt
„„Dem ſchönen Ziele mich zu!?““ —

Da lächelt der Schiffsmann düſter:
„Komm, Sohn der Thränen, ſteig' ein;
„So ſchwarz auch meine Gondel iſt,
„Du wirſt geborgen ſein.

„Auch meine Gondel führet
„Zur Ruh' aus ſtürmiſcher Flut;
„Ich fahre dich um leichtern Preis,
„Und fahre dich eben ſo gut!" —

Dem Sohn der Thränen ſchaudert's,
Er zieht den Arm zurück:
„„In deine Gondel ſteig' ich nicht,
„„So wolfeil iſt kein Glück.

„„Das Land, dem ſo voll Ahnung
„„Mein Herz entgegenſchlägt,
„„Liegt ferner — ferner, mein ich wol,
„„Als deine Gondel trägt!"" —

## Liebchens Nähe.

Es ringt in mir ſo wunderbar,
Und ringt ſich doch nicht los;
Der Himmel dünkt mich gar ſo klar,
Die Erde gar ſo groß;
Ein Lied — ſchon werd' ich mir's bewußt —
Schlug Wurzeln mir in tiefer Bruſt.

Und ein Gefühl — ich ahn' es ja —
Iſt's, was dies Lied durchglimmt,
Dem Mond verwandt, den Sternen nah',
Obwol noch unbeſtimmt;
Die Löſung nur, der Zauber fehlt,
Der aus dem Chaos ſchafft die Welt.

Doch horch! da ſäuſelt was heran,
Jungfräulich, durch die Nacht,
Ein Auge, lachend ſternenan,
Von Sternen angelacht;
Und, ſanft umſpielt von Vollmondlicht,
Ein Mund, der auch durch Schweigen ſpricht.

Sieh nur, ich hab' ſie nicht verkannt,
Die Liebſte naht ſich mir,
Und mein Gefühl, dem Mond verwandt,
Den Sternen nah', galt — ihr!
Ihr Mund, ihr Aug' nur hat gefehlt,
Und aus dem Chaos ſteigt die Welt!

O eine Welt, wie wonnereich,
Ein Leben, wie ſo laut,
Ein Lieben, wie ſo ſternengleich,
Ein Singen, wie ſo traut!
Ja — was mir ſelbſt ein Räthſel war,
Des Liebchens Nähe macht mir's klar!

## Nachtgeſang im Walde.

Sei uns ſtets gegrüßt, o Nacht!
Aber doppelt hier im Wald,
Wo dein Aug' verſtohl'ner lacht,
Wo dein Fußtritt leiſer hallt!

Auf der Zweige Laubpokale
Gießeſt du dein Silber aus,
Hängſt den Mond mit ſeinem Strahle
Uns als Lamp' in's Blätterhaus.

Säuſelnde Lüftchen ſind deine Reden,
Spinnende Strahlen ſind deine Fäden;
Was nur dein Mund beſchwichtigend traf,
Senket das Aug' und ſinket in Schlaf.

Und doch — es iſt zum Schlafen zu ſchön:
Drum auf! und weckt mit Hörnergetön,
Mit hellerer Klänge Wellenſchlag,
Was frühbetäubt in Schlummer lag!

Auf! Auf! —
Es regt in den Lauben
Des Waldes ſich ſchon,
Die Vöglein, ſie glauben,
Die Nacht ſei entfloh'n;
Die wandernden Rehe
Verlieren ſich zag,
Sie wähnen, es gehe
Schon bald an den Tag.

Die Wipfel des Waldes
Erbrauſen mit Macht;
Vom Quell her erſchallt es,
Als wär' er erwacht!

Und rufen wir im Sange:
„Die Nacht iſt im Walde daheim,"
So ruft auch Echo lange:
„Im Walde daheim — daheim!"

Drum ſei uns doppelt hier im Wald
Gegrüßt, o holde Nacht!
Wo Alles, was dich ſchön uns malt,
Uns noch weit ſchöner lacht!

## Allein!

Wenn Alles ruht in tiefer Nacht,
Kein Laut umher ſich rührt,
Und nur der Mond, als ſtille Wacht,
Den Chor der Sterne führt:

Wenn alles rings ſo grabesſtumm
Im Sarg des Schlafes ruht,
Da blick' ich wie erlöſt herum,
Und denke: Nun iſt's gut!

Nun bin ich mein, bin mein, bin mein,
Die Welt gehöret mir,
Ich bin ja einmal doch allein,
Mit mir, und Gott mit dir!

Die ihr mich quält ſo unbewußt,
Ihr ſchlaft und laßt mir Ruh';
Herr bin ich meiner wunden Bruſt:
O blute, blute zu!

Kein unberuf'ner Arzt will dann
Zur Qual mein Retter ſein,
Da kann ich weinen, — beten, — kann
Nachhangen ſüßer Pein!

Die ihr des Schlaf's bedürft, o tauſcht,
Nehmt allen hin, der mein!
Mein Glück iſt: — wachen, unbelauſcht,
Allein, — allein, — allein!

## Nachtſcene.

Es ſteht ein Haus ſo geiſterhaft,
So bleich beſtrahlt vom Mond;
Ich weiß, wer dies Geſpenſt von Stein,
Nicht minder bleich, bewohnt.

Ein Mädchen, hold, doch geiſterblaß,
Mein Liebchen wohnt darin,
Und liegt vielleicht nun eben matt
Von bangem Traum dahin.

Und um die Ecke biegt ein Mann,
Und ſummt ein Lied für ſich,
Und blickt ſo blaß auf's blaſſe Haus,
Der blaſſe Mann — bin ich.

O laſſ' es, Liebchen, dieſem Haus
Uns danken tiefbewegt,
Daß vor der Welt es uns zu lieb
Auch unſ're Farbe trägt!

## Vorſatz.

Der Regenguß, das Sturmgeſaus,
Wovor die Nacht erſchrickt,
Sie haben in mein friedlich Haus
Den Unmut mir geſchickt.

Mein Kopf iſt wüſt, mein Herz iſt ſchwer,
Griesgrämiſch mein Geſicht: —
Und wahrlich das verdrießt mich ſehr,
Das trag' ich länger nicht.

Drum bringt mir einen Becher Wein,
Und einen guten Freund:
Ich will kein Grillenfänger ſein,
Hab's auch nie ſo gemeint!

Und gieß' und ſtürm' es noch ſo kraus,
Ich ſag': was kümmert's mich?
Ich will doch ſeh'n, wer Herr im Haus:
Sturm, — Regen, oder — ich?

## Lichtvorrath.

Wie glänzt ſo rein der Mondenſchein
Zum Fenſter mir herein,
Und winkt mir aus dem düſt'ren Haus,
Hinaus zu ſich, hinaus!
Hab' dieſen Strahl vieltauſendmal
Begrüßt in Luſt und Qual,
Und grüß' ihn heut
So hoch erfreut,
Als wär's zum erſten Mal.

Ja, glänzt der Schein ſo hell herein,
So bin ich nicht allein;
Da taucht's empor, da wallt's hervor,
Ein ganzer, lauter Chor;

Da drängt es ſich gar inniglich,
Geſellig her um mich,
Und manches Bild
Erhebt ſich mild,
Das längſt mir ſchon erblich.

O Jugendzeit, entfloh'n ſo weit,
O Liebesſeligkeit!
Und alles Glück, es kehrt zurück
Vor meinen trüben Blick;
Und bitt'rer Scherz und ſüßer Schmerz
Durchzittert mir das Herz, —
Die Seel' erhebt,
Wie neubelebt,
Die Flügel himmelwärts.

O ſaug' ihn ein, den ſüßen Schein,
Mein Herz, o ſaug' ihn ein,
Für Freud' und Leid zu jeder Zeit
Halt' ihn als Troſt bereit!
Wenn oft kein Licht durch Wolken bricht,
So fehlt es dir doch nicht;
Dann malſt du ſchnell
Die Welt dir hell
Mit deinem inn'ren Licht!

# Der Eindruck.

Hier ſteh' ich, Liebchen, vor deinem Haus
In kalter Wintersnacht!
Mein Herz iſt warm, es denkt ja dein, —
Haſt du auch mein gedacht? —

Mein Fußtritt knarrt im tiefen Schnee,
Vernahm's die Liebe noch nicht?
Laß knarren, Kind, dein Fenſterlein,
Und höre, was Liebe ſpricht.

Und höre, was ſie, trotz Wind und Eis,
Zur Laute ſchwärmend ſingt; —
Doch deine Scheiben erhellen ſich nicht,
Und ach, kein Fenſterlein klingt!

So leb' denn wol, mein ſüßes Kind,
Schlaf' ruhig fort, — ich geh',
Hab' einen Eindruck ja doch gemacht:
Man merkt es deutlich — im Schnee!

## Freund Mond.

Man ſagt, der mein' es gut mit uns,
Und ſei ein Biedermann,
Der unſ'res Auges feſten Blick
Gleich feſt vertragen kann.

Dann wüßt' ich aus der Weſenſchaar,
Die dieſen Ring bewohnt,
Wol keines gleichzuſtellen dir,
Du lieber, treuer Mond!

Ich ſah' in's Aug' dir ſtundenlang,
Als einem alten Freund:
Du ſchlugſt es nie vorunter noch, —
Das heiß' ich gut gemeint!

## Der Abendſtern.

Der Abendſtern, der kleine,
Erglänzt am Himmelszelt,
Gleich einem Fünkchen Gottes,
Das in die Herzen fällt.

Und ſieh, das Fünkchen zündet
Im Herzen ſchnell und gut,
Bald lodert gegen Himmel
Der Andacht helle Glut.

Und all' die tauſend Sterne,
Die ſchnell das Aug' entdeckt,
Sie ſpiegeln nur die Funken,
Die jener Stern geweckt.

## Selbſtvergeſſen.

Oft in klaren Winternächten
Trat ich ſinnend vor das Haus;
Wiſſend nicht, was ſie mir brächten,
Sandt' ich die Gedanken aus.
Und ſie ſtreiften auf und nieder,
Gaukelten von Stern zu Stern,
Flogen ſpielend hin und wieder,
Hafteten bald nah', bald fern.

Und dies Uebermaß von Schimmer,
Dieſes Netz voll Glanz und Schein,
Spann' mich dann in ſein Geflimmer
Wie mit Zauberfäden ein.
Alles ſchien um mich verſunken,
Jedes and're Bild zerrann,
Und vor ſüßer Wonne trunken
Blickt' ich träumend lang hinan.

Und vor meinen Augen rang es,
Sich geſtaltend, hin und her;
Bald verſchwamm es, bald verſchlang es
Sich zum bunten Nebelmeer.
Meiner Sehnſucht hingegeben,
Wallt' ich heim in ſtiller Luſt,
Und ein warmes Frühlingsleben
Hauchte mir um Stirn und Bruſt.

Erſt, zurückgekehrt, am Kleide
Merkt' ich, daß es Winter war.
Wenn mir ſtarres Eisgeſchmeide
Kniſternd hing um Hut und Haar.
Nord und Froſt empfand ich nimmer,
Sanft durchglüht von ſüßem Harm;
Selbſt mich täuſchend glaubt' ich immer,
Weil es licht iſt, ſei's auch warm!

## Zeugenſchaft.

Nox erat et coelo fulgebat luna sereno
Inter minora sidera,
Quum tu magnorum numen laesura Deorum
In verba iurabas mea.
Horat. V. 15.

Nacht war's, geöffnet ſah'n die Augen
Des Himmels all' auf uns herab,
Als ew'ge Zeugen jenes Wortes,
Das feierlich ihr Mund mir gab.

Bei Tage wandelten wir wieder
Gleichgiltig an einander hin;
Bei Tage fiel kein Wort der Liebe, —
Nicht für die Welt war unſer Sinn.

Das Wort, das ſie bei Nacht geſprochen,
Der Tag hat nichts davon gehört;
Doch Nacht und Mond und Sterne wiſſen's,
Und wiſſen, daß Sie mich bethört.

Drum will ich auch dem Tag nichts klagen,
Den ſie mit keinem Schwur entweiht;
Der Nacht nur kann ich's nicht verhehlen, —
Sie iſt zur Zeugenſchaft bereit.

Nicht quälend zwar ſoll ſie mich rächen,
Nicht foltern Sie mit Pein dafür,
Sie ſoll Sie nur bisweilen mahnen,
Sie fragen: Was Sie that an mir?

Nur ſchaudernd durch die Seel' ihr zucken,
Wenn oft der Schlummer ſpröde ſäumt,
Und kalt die Wangen ihr behauchen,
Wenn ſie von Liebesſchwüren träumt!

## Traum und Liebe.

Wer ſo bei Nacht des Schlummers harrend liegt,
Wo Bilder und Gedanken bunt ſich treiben,
Nimmt oft ſich vor, ſich klar bewußt zu bleiben,
Bis der Moment des Schlafes ihn beſiegt.

Feſthalten möcht' er gern den Augenblick,
Wo Traum und Wachen magiſch ſich berühren,
Und einmal klar den Uebergang verſpüren,
Der einwiegt in der Träume ſtilles Glück.

Noch ſchaut er wach in's Ampellicht hinein:
Doch eh' er's denkt, eh' er das Kiſſen richtet,
Iſt er den dunklen Mächten ſchon verpflichtet,
Anheimgefallen einem andern Sein. —

Dem Schläfer, der ſo harret, gleicht, wer liebt,
Und wer in Liebe wähnt ſein Selbſt zu retten;
Er ſpottet lächelnd noch der Zauberketten,
Der dunklen Macht, die lauernd ihn umgibt.

Beachten will er klar den Augenblick,
Der ſeine Seele magiſch könnt' umſtricken. —
„So weit, nicht weiter ſoll's der Liebe glücken,
„Eh' ſie mich meiſtert, zieh' ich mich zurück!" —

O eitler Vorſatz! Er verſieht ſich's kaum,
Er wähnt noch, wach ſie ſtandhaft zu bekriegen,
Und ſchläft ſchon ein, und läßt ſich ſchon beſiegen,
Und träumt beſiegt ſchon ihren ſchwerſten Traum.

# Der Rekrut auf dem Poſten.

Des Lebens müde ſchreit' ich hier
Umher in Nacht und Nebel,
Trag' in der Flinte meinen Tod,
Und meinen Tod im Säbel.

Und niemand ſieht mich als der Mond
Mit ſeinen blaſſen Sternen,
Und niemand, als ein Herz vielleicht
Gedenket mein, des Fernen.

Vergiß, du treues Herz, vergiß:
Wir haben's nicht verſchuldet!
Ein Strauß hat meinen Hut geſchmückt,
Der keinen andern duldet.

Entfremdet hat mich dieſer Strauß
Dem trauten Heimatherde,
Und Allem, was ich hab' und bin
Auf Gottes weiter Erde;

Mir ſelbſt, und meiner Lieb', und dir,
Und meinem Glück und Segen, —
Und einſam geh' ich meinem Looſe
Auf rauhem Pfad entgegen.

Doch Mann bin ich, und bleibe Mann,
Und das erhebt mich eben:
Den Tod zur Seit' und in der Hand,
Hab' ich den Mut — zu leben!

# Traumverkauf.

Wenn es eine Bude gäbe,
Wo man Träume könnte kaufen,
Träume für ſich ſelbſt und And're:
Das wär' ein Gedräng und Laufen!

Wenn man die erkauften Träume
Könnte ſo nach Wunſch verwenden,
Oder ſie in Briefchen ſiegeln,
Und an Freund' und Feinde ſenden!

Daß man wüßte: dies und jenes
Wird heut einem Schlaf entkeimen;
Daß man wüßte: Jedem müſſe,
Was man ihm geſendet, träumen!

Ach, wie würde mancher König
Für ſein Reich ſich Träum' erhandeln,
Und wie würden ſolche Träume
Manchen harten Sinn verwandeln! —

Ach, wie würde mancher Bettler
Seinen letzten Pfennig geben,
Um doch, wenn gleich nur im Traume,
Einmal froh und reich zu leben!

Aber bunte Dichterträume,
Drauf die Andern gern verzichten,
Kauft' ich mir, des Glück's mich freuend,
Doch im Traume recht zu dichten!

Und ſo kauft' ich um mein Alles
Liebesträum' auch voll Entzücken,
Um mit Küſſen ſie zu ſiegeln,
Und der Liebſten ſie zu ſchicken.

## Mondnachtpredigt.

Auf der Wieſ' am Scheidewege
Steht ein ſchlichtes Kreuz von Stein,
Von des Vollmond's Strahl umfloſſen,
Wie von einem Heil'genſchein.

Einſam ſitzt auf ſeiner Spitze
Eine Nachtigall und ſingt,
Daß es, weithin wiederhallend,
Durch die ſtille Nacht erklingt.

Hierher, die ihr ſtarren Herzens,
Die ihr ſchwachen Glaubens ſeid,
Hierher zu dem Kreuz am Wege
In der Mainacht Einſamkeit!

Wie ſo Vieles, was verſchollen
Längſt für euch im Lebensſchwall,
Lehrt von mondbeglänzter Kanzel
Predigend die Nachtigall!

## Vom lieben Monde.

Ich war beglückt, war ſeelenfroh,
War ganz ein Mann der Luſt,
Ich trug — wann werd' ich's wieder ſo? —
Den Himmel in der Bruſt;
Da hing der liebe Mond ſo klar
Im blauen Zelt der Nacht,
Da paßt' er mir ſo ganz und gar,
Als wie für mich gemacht.

Ich war betrübt, war lebensmüd,
Ein aufgegebner Mann;
Was Blüte heißt, ſchien mir verblüht,
Nie war ich ſchlimmer dran;
Gleich einer Grabesampel ſtand
Der Mond am Sarg der Nacht, —
Er ſchien mir wie von Gottes Hand
Für meinen Schmerz gemacht.

Ich ſaß bei Schmaus und frohem Scherz
Behaglich hingelehnt,
In einer Stimmung, wo das Herz
Nach keinem Ding ſich ſehnt;
Da kam der liebe Mondenſchein,
Und that ſo brüderlich,
Und lachte mir in's Glas hinein,
Als lacht' er nur für mich!

Ich lehnt' am Fenſter ſtill und ſtumm,
Und ſann auf dies und das,
Und ſchickte Blick und Herz herum,
Weiß ſelber kaum, um was;
Und jenſeits glänzte Berg und Haus,
Vom Mond ſo lieb erhellt, —
Der machte mir ein Liedchen draus,
Als hätt' ich ihn beſtellt. —

So winkt er noch in Luſt und Leid,
Bei Scherz und Ernſt mir zu,
Voll Mitleid und voll Freundlichkeit,
Voll Leben und voll Ruh'.
Doch wenn er noch ſo lange blieb,
Er fiel mir nie zur Laſt:
Das eben macht ihn gar ſo lieb,
Daß er zu Allem paßt!

## In der Kinderſtube.

(1834.)

Wenn ich ſo Nachts in meine Kammer gehe —
Schatzkammer hab' ich ſie benannt aus Scherz —
Und meine Kinder vor mir ſchlummern ſehe,
Da greift mir's oft gar wunderſam an's Herz.

BAYERISCH
STAATS-
BIBLIOTHE

Wenn jetzt — ſo denk' ich — eine Stimme rieſe:
„Hier ſchläft dein Söhnlein, hier dein Töchterlein;
„Sei ſtark, und prüfe deines Herzens Tiefe,
„Denn eins davon muß heut des Todes ſein!

„Nicht ſchonen darf ich, doch die Wahl dir laſſen;
„Entſcheide, welches gibſt du lieber hin?“ —
Da würd' ich wol zu tiefſt in's Herz erblaſſen
Und angſtvoll daſteh'n mit zeriſſnem Sinn. —

Dich — Karl? Von dir iſt nicht die Rede! — Liege,
Schlaf' unbeſorgt in deines Engels Schooß!
Du biſt mein erſtes Kind, und in der Wiege
Kauft' ich ſchon einmal dich vom Tode los.

Du kannſt ſchon mehr, als „Vater! Mutter!“ lallen
Du hüpfeſt, wenn wir kommen, ſchon uns zu,
Haſt ſchon an Gottes ſchöner Welt Gefallen, —
Dich laſſ' ich nicht! Mein erſtes Kind biſt du! —

So muß ich alſo dich, mein Minchen, geben,
Mein jüngſtes Kind, dich, deiner Mutter Luſt?
Die Bruſt woraus du ſchlummernd ſaugſt dein Leben,
Zum Sarge werden ſoll dir dieſe Bruſt?

Aufwachen ſoll die Mutter, lauſchen, ſchreien:
„Mein Kind iſt — todt! Mann, tödte mich dazu —?“
Dich gäb' ich preis, und könnte dich befreien?
Nein, Minchen, nein! Mein jüngſtes Kind biſt du!

Doch wenn dann drohender die Stimme rieſe:
„Ein Kind iſt mein; bald flog die Friſt dahin!
„Sei ſtark, und prüfe deines Herzens Tiefe —
Beſchließe, — welches gibſt du lieber hin —?“

Da, denk' ich, kehrte mir die Faſſung wieder,
Zum Himmel blickt' ich thränenlos hinauf,
Säh' auf ein Kind und dann auf's and're wieder,
Und legte ſegnend meine Hände drauf.

„Eins, rief ich, willſt du! Forderſt gnädig eines,
„Und haſt für zwei, für uns auch deine Gruft!
„Vergib! — Dir geben — geben — kann ich keines,
„Doch nimm, nimm jenes, das mein Gott beruft!

„Ruft er's, und trotz' ich, — und er ließ' es leben
„Weil ich's gewollt, nicht weil er's ſo beſtimmt,
„So würd' es mir vielleicht zur Geißel leben:
„Er ſchickt' es mir, — er weiß, warum er's nimmt!“ —

## Nach zehn Jahren.

(1835.)

Nemo propheta in patria! —

Du, Fröhlicher, dort, und hier, Trauriger, du,
Und ich, der frohlockende Sänger, dazu,
Und die wir einſt ſaßen im Abendverein,
Zehn Jahre nur ſchwanden, — wie mag es nun ſein?

Dich Kräftigen ſeh' ich mit emſigem Fleiß
Dich rühren und regen im heimiſchen Kreis;
Es gilt nicht das Ringen um Gut und um Geld,
Die ernſte Beſchäftigung iſt deine Welt.

Dich Stillen erblick' ich voll Geiſt und Bedacht
Durchprüfen des Wiſſens ergiebigen Schacht;
Du lerneſt im Lehren, du denkeſt durch's Herz,
Nichts Niedriges ziehet dich erdenwärts.

Dich Traurigen ſeh' ich vom Strome gefaßt,
Bewegt und getrieben in ſchwankender Haſt;
Noch iſt dir, ſo dünkt mich, dein Wollen nicht klar,
Dich hält nur das Herz in des Lebens Gefahr.

Du, Sohn Hygiea's, du blickeſt als Geiſt
Noch mild auf die Freunde, die früh du verwaiſt;
Und was uns in Nöthen oft tröſtend erhebt,
Es iſt dein Odem, der ſanft uns umſchwebt.

Und ich, der frohlockende Sänger? — Ich bin
Noch ſtets der bald düſt're, bald heitere Sinn;
Ich hab' es euch allen zuvorgethan:
Weib, Mutter und Kinder lächeln mich an.

Zwar ſeh' ich den heimiſchen Himmel nicht,
Doch dünkt mich der fremde Himmel auch licht;
Und ſucht mich die Muſe mit pilgerndem Schritt,
So geb' ich viel Grüß' an die Heimat ihr mit.

So iſt es gekommen, bald heiter, bald trüb;
Wir aber wir blieben und bleiben uns lieb,
Ob lebend, ob todt, ob vereint, ob allein,
Wie damals beim nächtlichen frohen Verein!

# Nachtphantaſie eines Numismatikers.

Wenn ich ſo Nachts zum klaren Himmel ſehe,
Fühl' ich mich numismatiſch angeregt:
Die Sterne gleichen Münzen und Medaillen,
Auf blauem Tuch ſymmetriſch ausgelegt.

Die einen ſind à fleur de coin, die andern
Sind röthlich oder grünlich patinirt,
Von Gold, von Silber, meiſtens von Elektron,
Und trotz des Alters herrlich conſervirt.

Der Vollmond hangt als Medaillon inmitten,
Um ihn die kleineren Münzen Stück für Stück,
Von allen Raritäten, allen Größen.
Und alle echt und ſicherlich — antik.

Ob man mehr Münzen, mehr Medaillen zähle? —
Ich möchte wiſſen, wer den Streit gewinnt:
Nach meiner Meinung ſind es lauter Münzen,
Weil ſie noch immerfort im Umlauf ſind.

Wohin man die Kometen rechnen könne?
Bisweilen ſind ſie jetzt noch im Gebrauch;
Der kant'gen Form nach ſcheinen ſie mir — Klippen,
Und für die Aſtronomen ſind ſie's auch.

So liegen ſie, die Münzen, wolgeordnet,
Unſchätzbar ſelbſt für einen Mionnet,
Und nähme man auch eines Herſchels Lupe,
Kein Aug' entziffert ihre Umſchrift je.

Doch kann man die Legende gleich nicht leſen,
Die ohne Zweifel ihrer jede trägt,
So ſteht auf allen klar doch eine Sylbe:
Des Münzherrn Name, der ſie ausgeprägt.

## Sylveſternacht.

(1845.)

Als einſt aus meiner Heimat Auen,
Wo manches Freundesherz mir ſchlug,
Mein Schickſal mich zu fremden Menſchen
In einem fremden Lande trug;
Als ich mir dort, was hier mir grünte,
Ein Freundeskleeblatt, das mich liebt,
Vom Keim erſt wieder ſollt' erziehen,
Da war mein Herz oft tiefbetrübt.

Des erſten Jahres Scheideabend
Sah ich mit banger Ahnung nah'n,
Den Abend, den wir ſonſt zu fünfen,
Dann — ach! zu vieren dämmern ſah'n;
Und nun am häuslich ſtillen Herde
Allein, zum erſten Mal allein, —
Schwermütig blickt' ich durch die Scheiben
Empor zum klaren Sternenſchein.

Da glänzt' ein Sternbild mir entgegen,
Der Wagen war's, ich kannt' ihn wol,
Der Wagen, den wir uns erkoren
Als Einungszeichen und Symbol,

Der Wagen war's, — und meine Seele
Schwang ſehnend ſich zu ihm empor; —
Da war's, als flüſtert' eine Stimme
Mir milde Troſteswort' in's Ohr.

Ich wandte mich, und ſüß erſchrocken
Sah ich ein himmliſch' Weib vor mir.
„Haſt du denn meiner ganz vergeſſen?
„Ich, ſprach ſie, finde dich auch hier!
„Komm, wein' dich aus an meinem Buſen,
„Erheit're dich an meinem Blick:
„Was dir die Wirklichkeit entriſſen,
„Die Dichtung gibt es dir zurück!“ —

Und leiſe bei der Hand mich faſſend,
Führt ſie zum kleinen Tiſch mich jetzt,
Da ſteht ein Glas, da dampft die Bowle,
Doch ſind drei Stühle nicht beſetzt;
Jetzt aber fährt mit leiſem Finger
Sie ſchmeichelnd über's Auge mir,
Und ſieh, — die theuren, ſchwer vermißten,
Sie ſind erſchienen, ſie ſind hier!

Entſtiegen ſie des Bildes Rahmen,
Hat ſie der Wagen mir gebracht —?
Ich weiß es nicht, — ſie ſind's, ſie halten,
Wie ſonſt, mit mir Sylveſternacht;
Ich ſtoße freudig an mit ihnen,
Ich finde ſie noch treu und wahr,
Und übertrag', in ſüßer Täuſchung,
Die alte Lieb' in's neue Jahr. —

Und alſo kam die Muſe jährlich
Zur ſelben Stund' in jener Nacht,

Und ſo hat ſie mir freundlich immer
Die Trennung faſt zum Wahn gemacht. —
Da rief in meine Heimat wieder
Nach Jahren mich zurück mein Stern;
Voll Hoffnung war ich heimgezogen,
Doch — ſcheint's — die Muſe blieb mir fern.

Erſchrickt ſie, als ein Kind des Lebens,
Vor'm alten Kram, der mich umſchließt?
Erſchrickt ſie vor ſchon grauen Haaren —?
Ich fühl's nur, daß ſie kälter iſt.
Faſt kränken könnte mich die Kälte,
Wär' andrer Troſt mir nicht bereit:
Weil mich die Poeſie will meiden,
Naht wieder mir — die Wirklichkeit!

Jetzt faßt mich dieſe bei den Händen,
Zum Tiſche führt mich dieſe jetzt;
Da ſteht das Glas, die Bowle dampfet,
Und alle Stühle ſind — beſetzt;
Ja, weiter iſt der Kreis geworden,
Und wer ſonſt ſprach für ſich allein,
Der ſtimmt nun ein vervielfacht Leben,
Für ſich und ſeine Lieben ein.

Drum grüß' ich freudig dieſe Stunde,
Sie läßt mich heiter vorwärts ſchau'n,
Sie gibt, nach manchem Kampf des Zweifels,
Mir wieder mutiges Vertrau'n.
Mit Unrecht nannte der vom Himmel
Verkürzt ſich oder ungeliebt,
Dem Dichtung noch Erſatz — für Wahrheit,
Wahrheit Erſatz — für Dichtung gibt.

# Traumeslaune.

. . . . los sueños mismos son sueños.
Calderon.

Sag' nicht: „Ich hab' geträumet,“
Sag' nur: „Mir hat geträumt.“ —
Der Traum iſt eine Blume,
Die eigenmächtig keimt.
Es iſt der Traum ein Vogel,
Der, wenn du lockſt, entſchlüpft,
Und lockſt du nicht, von ſelber
Dir auf den Finger hüpft.

Es iſt der Traum ein Kobold,
Der dir das Kiſſen raubt,
Das du, um ſanft zu ruhen,
Gelegt dir unter's Haupt;
Und wieder, wenn der Kummer
Nur harte Streu dir gibt,
Ein ſchwellend Daunenpolſter
Beſorgt dir unterſchiebt.

Du ſchlummerſt ein, im Haare
Den friſchen Kranz der Luſt,
Die Seele voll von Liebe,
Des höchſten Glück's bewußt;
Kaum ſchloßeſt du die Augen,
So fällt der Kranz dir ab,
Und Glück und Liebe finden
Im Fiebertraum ihr Grab.

Du drückſt, von Gram zerriſſen,
Gehetzt von feilem Spott,
Dein Haupt voll Angſt in's Kiſſen,
Als wär' es auf's Schaffot, —
Und plötzlich tönt es leiſe
Wie Harmonien um dich,
Und Engel ſchweben nieder,
Und Eden öffnen ſich.

Du kannſt ihn nicht beſchwören,
Kannſt bannen nicht den Traum,
Raſch wie der Schaum entſtanden,
Zerrinnt er wie der Schaum.
Drum ſage nicht: „Ich träume,“
Wenn du dein Ich verlierſt,
Und unbekannten Zaubers
Ohnmächt'ger Spielball wirſt.

Des Lebens Traum iſt ſich'rer,
Als je dein Traum im Schlaf:
Herr biſt du deines Lebens,
Doch deines Traumes Sklav';
Du biſt dir ſelbſt entäußert,
Du ſtehſt nicht ein dafür:
Wol träumeſt du im Leben,
Im Schlafe träumet dir!

## Sternenmahnung.

Von den Sternen laßt uns lernen
Stille Ruh' und reinen Sinn:
Friedſam in den blauen Fernen
Zieh'n ſie über uns dahin.

Was geſchehen, anzuſehen
Iſt jahrtauſendlang ihr Loos,
Und ſie wandeln und ſie ſtehen
Ewig klar und ewig groß.

Unerſchüttert, wenn's gewittert,
Schimmern ſie nach Sturm und Not,
Und ihr ſanfter Schimmer zittert
Heller noch in's Morgenrot.

Mag in Kämpfen und in Krämpfen
Zuckend ringen Land und Meer,
Unberührt von Dunſt und Dämpfen
Schau'n ſie nieder hold und hehr.

Und ſo werden ſie auf Erden
Noch herabſeh'n im Moment,
Wenn ſchon auf der Menſchheit Herden
Einſt die letzte Flamme brennt.

Wahre Wächter der Geſchlechter
Steh'n ſie dort in ſtiller Nacht,
Mahnend jeden Gottverächter,
Daß ein richtend Auge wacht.

Gott zum Preiſe zieh'n ſie leiſe
Nächtlich auf am Himmelsſaal,
Daß der Fromme, daß der Weiſe
Troſt ſich ſchöpf' aus ihrem Strahl. —

Ruh' und Frieden, wie beſchieden
Er den Sternen droben iſt,
Und Beſtändigkeit hiernieden
Thut uns Not zu dieſer Friſt.

Darum lernen von den Sternen
Laßt uns hohen, reinen Sinn,
Und wir blicken in die Fernen
Troſtreich dann und mutvoll hin!

## Brunnengeplätſcher.

Die Nacht, die verſchwiegene, breitet ſich aus,
Und löſchet die Lichter von Hauſe zu Haus,
Und hüllt ſie in duftigen Schleier;
Da lehn' ich am Fenſter, der Mond iſt ſo klar,
Mir ſtreichen die kühligen Weſte durch's Haar,
Die Seele zerfließt mir in Feier.

Kein Laut und kein Liſpeln, kein leiſes Geſchrill,
Rings Alles ſo einſam und Alles ſo ſtill,

Und Alles in Schweigen verſunken;
Nur mir gegenüber der Brunnen iſt wach
Und ſprudelt den Strahl noch lebendig und jach
In's Becken voll glänzender Funken.

Sein Rieſeln und Rauſchen allein unterbricht
Die lautloſe Stille, doch ſtöret es nicht,
Es lockt nur den zögernden Schlummer; —
Wolan denn zur Ruhe! Du glückliche Raſt,
O kämſt du doch auch, ein willkommener Gaſt,
Zum wachenden, weinenden Kummer!

Denn hört' ich ſie alle die Thränen vereint,
Die, ſtill nun zur nächtlichen Stunde geweint,
Das Polſter, das glühende, näſſen;
So rieſelt' und rauſcht' es wol lauter, als hier
Der rieſelnde, rauſchende Brunnen vor mir, —
Es wär', um des Schlaf's zu vergeſſen!

## Zwiſchenzeit.

Wenn ſonſt der Mond ſo groß und rein
Aus Wolken trat hervor,
Da blickt' ich gern zu ſeinem Schein
In wachem Traum empor;

Da floß die Gegenwart um mich
In Nebelſchleier hin,

Und auf die Zukunft richtet' ich
Den hoffnungsmut'gen Sinn. —

Wenn jetzt der Mond ſo groß und rein
Aus Wolken tritt hervor,
Wol blick' ich noch zu ſeinem Schein
In wachem Traum empor;

Doch wenn die düſtre Wirklichkeit
Zerrinnt vor meinem Blick,
Dann flüchtet zur Vergangenheit
Mein müdes Herz zurück.

O Zukunft und Vergangenheit,
Ihr Pole dieſer Welt,
Warum doch iſt ſo trüb die Zeit,
Die zwiſchen Beide fällt!

## Die Nachtfahrt des Verbannten.

Durch ferne Meere ſteuert
Ein einſam Schiff daher,
Ein Mann ſitzt auf dem Verdecke,
Und ſchaut hinaus auf's Meer.

Der Mann iſt ein Verbannter,
Doch ſitzt er ruhig, und ſinnt,
Und ſchaut, wie die Wolken ziehen,
Und ſchaut, wie der Schaum zerrinnt.

Hier grüßt er weiße Klippen,
Ein grünes Eiland dort;
Jetzt kreiſt eine Möw' um den Wimpel,
Jetzt lauert ein Hai um den Bord.

Dort taucht es aus fernem Süden
Wie ſchneeige Gipfel empor,
Dort rudert ein Fiſchercanot
Aus felſichter Bucht hervor. —

Das Alles ſieht der Verbannte,
Das Alles ſpricht ihn ſo an,
Daß er darüber die Heimat
Bei Tag wol vergeſſen kann.

Doch wenn die Nacht geſunken,
Und wenn er allein ſo ſitzt,
Und ſternenbeſäet der Himmel
Auf ihn herunterblitzt;

Und wenn er ſie ſucht am Himmel,
Die Sterne, ſo wolbekannt,
Die einſt ihm als Kind geleuchtet
Im lieben Vaterland;

Und wenn ihm ſo fremd iſt Alles,
Was droben flimmert und zieht,
Und wenn er in anderem Rahmen
Ganz andere Bilder ſieht; —

Da faßt ihm die zitternde Seele
Ein Sehnen rieſengroß,
Da fühlt er ſo ganz ſich einſam,
So ganz ſich heimatlos.

Da ſtarrt er ſo thränenſchauernd
Auf's ſchlummernde Meer hinaus,
Und ſeufzt: „Ach wär' ich da unten,
So wär' ich doch wieder zu Haus!“

## Menſchen und Sterne.

Es hat, ſo ſagt ein frommer Glaube,
Der Menſchen jeder ſeinen Stern;
Drum ſchaut er ſehnend oft zum Himmel
Und möcht' ihn dort erkennen gern.

Am Tage blendet uns des Lebens
Buntfärb'ger Irisglanz den Blick:
In ſtillen Nächten aber wenden
Das Aug' nach oben wir zurück.

Und ſiehe, Millionen glänzen,
Es findet jeder ſeinen Hort:
So viele Menſchen unten ſchlummern,
So viele Sterne wachen dort!

# Der Meſſias.

(Am Vorabende des 13. März 1848.)

Ein Stern ſtand über der Hütte,
In der der Heiland lag,
Um Allen zu verkünden:
„Hier kann den Meſſias finden,
„Wer fromm ihn grüßen mag!“

Wir liegen über und über
Verſenkt in Nacht und Not;
Wir lechzen nach dem Retter,
Der fortbeſchwöre das Wetter,
Das uns zu Häupten droht.

Der Herr verläßt nicht die Seinen,
Der Retter bleibt nicht aus;
Er iſt wol ſchon geboren,
Er ſchläft nur noch unbeſchworen;
Wer ſagt, in welchem Haus?

O ſtünd' auch über dem Hauſe
Ein leuchtender Komet!
Um Allen zu verkünden:
„Hier könnt ihr den Retter finden,
„Den ihr ſo heiß erfleht!“

# III.

# Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder.

(1826.)

Ich weiß nicht, ſoll ich junger Baum
Mich ganz der Luft verſchließen;
So kann ich im verſchloſſ'nen Raum
Doch auch nicht fröhlich ſprießen;
Und ſoll ich in den Tag hinein,
Muß ich ein Spiel der Winde ſein!

# Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es; geh, laſſ' den Mann herein,
„Es wird ein armer Pilger, der ſich verirrte, ſein!“ —
„Grüß' Gott, du ſchmucker Krieger, nimm Platz an unſrem Tiſch,
„Das Brot iſt weiß und locker, der Trank iſt hell und friſch!“

„„Es iſt nicht Trank nicht Speiſe, wonach es Not mir thut,
„„Doch, ſo ihr ſeid Hans Euler, ſo will ich euer Blut!
„„Wißt ihr, vor Monden hab' ich euch noch als Feind bedroht:
„„Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder ſchlugt ihr todt.““

„„Und als er rang am Boden, da ſchwor ich es ihm gleich,
„„Daß ich ihn wolle rächen, früh' oder ſpät, an euch!““
„Und hab' ich ihn erſchlagen, ſo war's im rechten Streit,
„Und kommt ihr ihn zu rächen, — wolan, ich bin bereit!“

„Doch nicht im Hauſe kämpf' ich, nicht zwiſchen Thür und Wand;
„Im Angeſichte deſſen, wofür ich ſtritt und ſtand!—
„Den Säbel, — Marthe, weißt du, womit ich ihn erſchlug:
„Und ſollt' ich nimmer kommen: — Tirol iſt groß genug!“ —

Sie gehen miteinander den nahen Fels hinan; —
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüſtig hinterdrein
Und höher ſtets mit beiden der liebe Sonnenſchein.

Nun ſteh'n ſie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große vor ihnen aufgehellt;
Geſunk'ne Nebel zeigen der Thäler reiche Luſt,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Bruſt.

Dazwiſchen Rieſenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
Und ſichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreiſt,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geiſt.

Das ſeh'n die Beiden droben, — dem Fremden ſinkt die Hand,
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,
„Für das hab' ich geſtritten, für das ſchlug ich ihn todt.“

Der Fremde ſieht hinunter, ſieht Hanſen in's Geſicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„„Und haſt du ihn erſchlagen, ſo war's im rechten Streit,
„„Und willſt du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!““ —

# Die feſte Mauer.

„Habt nicht zu Dank, Herr Bruder, mir dieſe Burg erbaut,
„Die, ſonder Wall und Mauer, vom Berg herunter ſchaut.“
So ſprach der Biſchof Werner zu Ratbod, als er ſtand,
Die neue Habsburg meſſend, auf hoher Erkerwand.

Und Ratbod läßt ihn ſchmälen, er weiß, was er gethan;
Nur einem Diener winkt er, und ſpricht ihn heimlich an.
Drauf geh'n die beiden Brüder in ihre Kämmerlein;
Die dumpfe Schlummerorgel des Sturmes lullt ſie ein. —

Wie nun des Morgens Feuer durch alle Scheiben glimmt,
Da gehen Beid' in's Freie, zu beten frommgeſtimmt;
Und wie wenn Gott vor Allem, der Habsburg Segen lieh:
So glänzt im weiten Umkreis zuerſt vergoldet — ſie.

Und ſchau, im Kreiſe — zieht ſich, ein blitzend Flammenmeer,
Gleich einer Demantmauer, ſchnell um die Feſte her!
Das ſind die edlen Mannen vom edlen Heldenhaus, —
Die breiten dichtgeſchaaret rings um die Burg ſich aus.

Und Werner ſieht's, verwundert — und Ratbod weiſt hinab,
Und ruft mit glühenden Worten, wie ſie Begeiſt'rung gab:
„„Solch' eine Mauer wollt' ich um meine Burg erhöh'n:
„„Durch ſie, — und Gott im Himmel, wird Habsburg ewig ſtehn!““

## Die Spinnerin vom Gamsgebirge.

Beim Rocken ſitzt die Maid und ſpinnt,
Und läßt nicht ab vom Spinnen;
Und Tag und Woch' und Mond verrinnt,
Und was ſie thut, und was ſie ſinnt,
Geht ſtets nur auf's Gewinnen.

Kein Samſtagabend wird geehrt,
Kein Pſalmbuch gilt dem Mädchen:
Für ſie hat nur der Rocken Wert,
Ihr Altar iſt der Bleichen Herd,
Ihr Roſenkranz das Fädchen.

Und wie die Schweſtern fleh'n und fleh'n,
Und wie die Freund' im Orte;
Sie heißt ihr Rad nur ſchneller dreh'n,
Und will vor Aerger faſt vergeh'n,
Und ſchwört die ſünd'gen Worte:

„Ich ſpinn', und thät ich's auch allein,
„Und mag die Veſper klingen:
„Ich will nicht ſtets die Aermſte ſein,
„Ein Gut, wie Keine bring' ich ein,
„Und will den Herrgott zwingen.

„Dem Pſalm und Betbuch bleib' ich gram,
„Und keine Mette hör' ich:
„Bis von Sanct Zell der Letzte kam
„Von all' den Pilgern, lobeſam, —
„Vernehm' es, Gott, das ſchwör' ich!“

Sie ſpricht's in ihrem Frevelmut,
Und zerrt an Rad und Rocken:
Ihr Will' iſt bös, ihr Fleiß iſt gut;
Es weiß ihr habbegierig Blut
Von Andacht nichts und Glocken.

Da ſtrafte Gott die Frevlerin
Durch's eigene Gelüſte:
Noch immer ziehen Pilger hin
Nach Zell, zu läutern ihren Sinn; —
Wer doch den Letzten wüßte?!

Und immer ſpann die Trotz'ge fort
In andachtloſem Treiben,
Bis ſie, verkümmert und verdorrt
Ein ſteinern Standbild an dem Ort,
Zur Warnung mußte bleiben.

Da ſaß nun hoch am Felſenhaupt
Die Spinnerin beim Rade:
Kein Sturmwind hat ihr's weggeraubt,
Und wer ſie ſah, der hat's geglaubt:
„Daß ſündig Treiben ſchade!“

Zwar hat die Zeit das Bild gefaßt
Mit ihren mächt'gen Streichen;
Doch ſteht noch ganz des Rades Laſt;
Der Sturmwind läßt ihm keine Raſt,
Und ſauſt durch ſeine Speichen.

# Eck von Reiſchach.

(1541.)

In's Türkenlager ſtürmt es, und iſt doch heute Raſt:
Wer mag nur ſein gezogen hinab in toller Haſt?

Ein Häuflein kecker Krieger, an ſeiner Spitz ein Leu,
Die machen tauſend Heiden im Kampfe feig und ſcheu.

Vom Wall das Ringen ſchauend ſteht Eck von Reiſchach da:
Denn Einen ſieht er kämpfen, wie er noch Keinen ſah.

Es folget, ängſtlich ſpähend, ſein Aug' dem Helden nach,
Verliert ihn, ſieht ihn wieder; — grad, wie das Herz ihm brach.

Doch tollkühn ſtürzt das Häuflein in's tiefſte Herz dem Feind,
Und ringet und erringet — den lieben todten Freund.

Und Reiſchach ſieht vom Walle die kühnen Kämpfer nah'n,
Und ruft, beklommnen Herzens, die Seinen, ſchmerzlich an:

„Laßt mich den Helden ſchauen, der dort den Kranz erwarb:
„Und ſei's ein Knecht, er fühle, daß er als König ſtarb!"

Sie gehen, kommen wieder, ſie ſchau'n ſich ſchmerzlich an:
Sie wollen ihn nicht bringen, den frühverklärten Mann.

Doch ſchauen will ihn Reiſchach; gehorchen muß die Schaar,
Und langſam kommt die Bahre mit ſchwarzem Sammttalar.

Und während Reiſchach ſchweigend auf's Opfer niederſieht,
Und langſam von der Leiche die Trauerdecke zieht:

„Dich, ruſt er, ſoll man kennen, dich jugendlicher Held!
„Dein Volk, das ſoll dich nennen, und ſegnen dich die Welt!“

„Doch, ſprich, wer biſt du, Jüngling? — Mein Sohn!“ —
Sein Sohn, ſchallt's nach,
Und Allen mit dem Vater das Herz im Buſen brach.

Das Knie halbeingeſunken, den Lorbeer in der Hand,
So küßt er heiß den Leichnam, und ruft dann neu ermannt:

„Die Feinde ſollen weinen, kommt's an die Rache dran;
„Doch unſer Blick, der blicke ſein Lob zum Himmel an!“

„Wer ſolch' ein junges Leben gab für des Landes Glück,
„Drängt ſelbſt im Vaterauge den Schmerz mit Luſt
zurück!“

## Die Schneebraut.

Die Gletſchernymphe liebt ſo heiß
Den ſchönen Jägersmann,
Und blickt aus ihrem Haus von Eis
Ihn oft begehrend an.
Allein des Gemſenjägers Sinn
Iſt rauh, wie ſeine Welt;
Sie ſchmeichelt ihm, ſie warnet ihn, —
Er bleibt der Felſenheld.

Als Alpenröslein neigt ſie oft
Ihr Blüthenhaupt ihm zu:

Als Zephyr wiegt ſie, unverhofft,
Ihn ſtill in weiche Ruh;
Oft droht ſie wild als Nebelbild
Vom Schreckhorngipfel ihm:
Durchbrauſet oft das Schneegefild
Mit böſem Ungeſtüm.

Er aber ſtehet unverzagt
Trotz Schmeicheln und Gefahr,
Ob es ihm gleich ſein Ahnen ſagt,
Daß es die Nymphe war.
Sein Spiel iſt kühne Gemſenhetz,
Sein Reichthum keckes Blut;
Er achtet nicht der Nymphe Netz,
In ſeinem Uebermut.

Drob' glühet ſie in grauſer Glut,
Er hat ihr's angethan;
Und ſei's in ſeinem roten Blut,
Sie muß ihn doch umfah'n;
Sie muß an ſeine Bruſt die Bruſt
Anſchmiegen weich und warm;
Muß einmal büßen ihre Luſt
In Gemſenjägers Arm!

Drum ſchmückt ſich, wild von Wut erfaßt,
Mit vollem Schmuck die Maid:
Wirft um den Leib in toller Haſt,
Ihr Berglavinenkleid;
Reiht um ihr Haupt das Zackenband
Mit eisdemantnem Haft:
Bewehrt mit Donnerwucht die Hand,
Den Fuß mit Schwindelkraft.

Da ſieht der ſchöne Jägersmann
Am hohen Alpenſteg:
Die Nymphe ſchaut's, und eilt heran
Auf ſchrägem Felſenweg.
Er ſieht ſie nah'n; ſie ſieht ihn flieh'n;
Flieht nach von Schacht zu Schacht;
Da bückt er ſich, da faßt ſie ihn
Mit wilder Liebesmacht.

Da ſtürzt ſie ſich mit ihm hinab
Auf's himmeltiefe Pfühl,
Und treibt, im kühlen Felſengrab,
Mit ihm ihr Liebesſpiel. —
Manch' Einer, der dem Jäger gut,
Weiß nicht, wohin er kam:
Doch in der Schneebraut Armen ruht
Der Jägerbräutigam!

## Der Geiſt der Alpenwaſſer.

Der Geiſt der Alpenwaſſer war einſt von Groll entbrannt,
Und wollte Tod verſtrömen auf's arme Schweizerland,
Drum ſammelt er die Glieder, die rings verſäten, ſchnell
Aus Kluft und Berg und Nebel und Eiskriſtall und Quell.

Und wie er ſie geſammelt, da wandelt er ſie bald
Zu einem Schlangenkörper von rieſiger Geſtalt;
Sein Schweif bohrt unergründlich in's Herz dem Erdenball,
Sein Bauch ſchleppt über Gletſcher den grauſen Ringelſchwall.

Sein Hals, ſein Haupt, ſein Rachen reckt dräuend ſich empor,
Die tauſendſpalt'ge Zunge ſchießt blitzbeſchwingt hervor;
So kommt er angewandelt, der Geiſt in ſeinem Zorn,
So wälzt er ſchon ſich donnernd vom nächſten Alpenhorn.

Weh dir, o Thal, verloren! o Thal, dein eigen Grab! —
Wirft er auf dich im Grimme den Rieſenleib hinab!
O Nymphen dieſer Matten, was habt ihr ihm gethan? —
Dryaden dieſer Wälder, ſchon ſtürmt er grollend an!

Ihr friedlich ſtillen Saaten, du hirtlich frohe Flur,
Spielplätze ſel'ger Unſchuld, Schirmſtätten der Natur,
Ihr ſonnumglänzten Eden, ihr abendgold'nen Höh'n,
Schon nickt er euch zu Häupten mit zürnendem Gedröhn!

Schon naht, ſchon fliegt, ſchon ſtürzt er, — was hält ihn jetzt zurück?
Hinab auf die blühende Landſchaft ſank willkürlos ſein Blick;
Da ſchaut der Geiſt der Waſſer, wie's glänzt, und glüht und ſprüht,
Wie Alles, fern von Ahnung, am Herzen des Lebens glüht!

Wie die Sonne küßt das Ländchen, wie Mutter Natur es belacht,
Wie geſchäftig ein Heer von Engeln vor jeder Hütte wacht,
Wie die Ruhe drunten zu Haus iſt, wie der Friede ſich drunten ergeht,
Wie die Liebe ſchafft in der Kammer und die Freud' an der Schwelle ſteht!

Da fühlt der Geiſt der Waſſer ein Regen in der Bruſt;
Verſplittert iſt des Herzens gewalt'ge Racheluſt —
Er löſt den Rieſenkörper in mildes Zürnen auf,
Die Schuppen werden Tropfen, die Sonne ſchimmert drauf! —

So ſenket vielgeſpalten ſich, wie des Himmels Thau,
Ein Meer von Regenbogen, auf Berg und Thal und Au!
So oft er kommt im Grolle, — da muß ſein Groll vergeh'n, —
Es iſt, als wär die Stelle für jeden Groll zu ſchön.

# El Schanfari-ben-el-us, vom Stamm Aſd.

## 1.

Die Nacht umhüllt in Arabiens Reich
Die unendlichen Felder und Fernen:
Vom Felſen, da ſchauet, ſo ſtarr und bleich,
Ein Mann zu den leuchtenden Sternen.
Was ruft er zum Monde, der blutigrot
Herüber ſich neiget, des Buſens Not,
Was will er mit Dräuen und Ringen
Vom Vater der Nacht ſich erzwingen? —

Der Mann iſt Schanfari, vom Stamme der Aſd,
Der erſte Sänger und Renner;
Ihn hatten die Neider einſt mächtig gefaßt,
Verbannt aus dem Kreiſe der Männer.
Zehn Jahre ſchon wallt' er vertrieben umher
Der Liebe bar und der Hilf' und Wehr:
Um ſind nun des Bannes Stunden,
Drum hat er ſich heimgefunden!

Drum ſchaut er vom ſchwindelnden Felſen hinab
Auf der Heimat Fluren und Auen,
Und hebt zum Himmel den Pilgerſtab,
Und ſchwört mit entſetzlichem Grauen:
„Du Vater der Nacht! ich erhebe die Hand,
„Erhebe den Stab zu dem himmliſchen Land: —
„Du ließ'ſt den Verbannten nicht enden in Not;
„Nun gib für die Feind' ihm Verderben und Tod!

„Du weißt es, die Böſen von Salaman,
„Sie täuſchten ob meiner die Bürger;
„Sie ſtießen hinaus mich zum Wüſtenplan,
„Als einen Verderber und Würger;
„Ich kehre verarmt nun zur Vaterſtadt:
„Nun Rache! Nun Rache! der frevelnden That:
„Und ging in den Adern der Felſen ihr Lauf,
„Ich muß ſie ereilen, ich ſpüre ſie auf!“

„Und noch einmal heb’ ich die Hände hinan
„Und den Stab zu den nächtlichen Hallen:
„Es ſollen vom Stamme der Salaman
„Mir Hundert zum Opfer nun fallen! —
„Und rufſt du vor’m Tage der Rache mich weg,
„So geißle du ſie durch Berg und Steg,
„Treib du ſie durch Waſſer, treib du ſie durch Land;
„Trotz ſetz’ ich die eigene Seele zum Pfand!“

So ruft El Schanfari vom Felſenknauf
Mit unnennbarem Grimm zu den Sternen;
Blickt milder dann einmal zum Himmel noch auf,
Und hinab zu den heimiſchen Fernen. —
Dann hüllt er in dunkeln Mantel ſich ein,
Und wandelt, die Rach’ in dem Herzensſchrein,
Den Bogen und Pfeil an der Seite,
So wüſt, wie die Nacht, in die Weite.

2.

Durch die Thore
Tritt Schanfari ſtill und ſtumm;
Lauſchet mit geſpanntem Ohre,
Schaut nach allen Häuſern um,
Ob denn nirgends eine Spur
Von den Häuſern ſeiner Freunde,

Von den Häuſern ſeiner Feinde,
Wo er vor zehn Jahren nur
Manche Luſt und Qual erfuhr.

Alles ſchweiget; —
Denn der ſtille Mund der Nacht
Hat ſie Alle ſtumm gemacht, —
Nur der Mond am Himmel zeiget
Straßen andere, Häuſer neu;
Nichts im Wechſel iſt geblieben,
In der Irre fortgetrieben,
Trifft der Mann ſo fremd ſo ſcheu,
Nicht ſein eigen Wohngebäu.

An der Ecke
Eines Hauſes, ſchwarz und hoch,
Halt Schanfari ſtaunend doch:
An den Wänden, an der Decke
Kennt er's — ſchaut es nochmal an:
Ja es iſt das Fluchgebäude,
Drinn ſie einſt aus frechem Neide
Schmiedeten den ſchnöden Bann, —
Iſt das Haus der Salaman!

Und er ſinnet:
Ob er raſch vertilgend Brand
Werf' in die durchritzte Wand.
Doch ein träg'rer Plan entſpinnet
Sich der racherfüllten Bruſt.
Einzeln ſollen Alle ſterben,
Unter ſeiner Hand verderben,
Und der Rache tiefer Luſt
Wird er jubelnd ſich bewußt!

Aus dem Kleide
Zieht er einen Pfeil hervor,
Schwingt ihn lächelnd hoch empor,
Wetzt ihn dann mit Schadenfreude
An der Feindes-Wände Stein; —
Und die drinnen hören's wetzen,
Fahren aufwärts voll Entſetzen;
El Schanfari hüllt ſich ein —
Zieht hinweg beim Mondenſchein.

## 3.

Schanfari wandelt durch die Haid:
Da kommt ein Mann gezogen;
Den kennt er wol an Farb' und Kleid,
Und ruft ihn an mit grimmer Freud',
Und nimmt dann Pfeil und Bogen: —

„Wer biſt Du, Mann?“ — „„Ben Salaik
„„Von Salaman; gegrüßet
„„Sei, Fremdling, mir!““ ſpricht der zurück;
Da ruft Schanfari, Wut im Blick:
„Dein Aug, Du Hund!“ und ſchießet. —

Ben Salaik ſinkt — vom Auge quillt
Das Blut im hohen Strahle;
Schanfari ſchaut's, mit Luſt erfüllt:
Die erſte Rach' iſt nun geſtillt;
Er wallt getroſt zu Thale.

Und ſieht er einen Salaman,
Dann ruft er: „Hund, dein Auge!“
Und zielt, und trifft und fliehet dann,
Daß Keiner ihn ereilen kann,
Als ob zum Sturm er tauge.

### 4.

Ernſt verſammelt iſt die Runde
Vom Geſchlecht der Salaman:
Und man brütet nun im Bunde
Ueber einen Rettungsplan;
Bebend ſteh'n ſie — Rach' und Schrecken
Malt ihr braunes Angeſicht:
Doch vor'm Rachepfeil ſie decken
Kann der Bauch der Erde nicht!

Jetzo löſt das träge Schweigen
Aſir, nun der Renner Haupt,
Denn die Rede war ihm eigen,
Und die Treu' nicht ganz geraubt.
„Einer, ſpricht er, ſchwarz verhüllet,
„Pfeil und Bogen unter'm Kleid,
„Wallt, von Grimm und Rach' erfüllet,
„Mordend hin durch Stadt und Haid."

„Keiner konnt' ihm noch entgehen —
„Wüſt und Dickicht kennt er da:
„Keiner konnt' ihn noch verſtehen:
„Denn er läßt ihn nicht zu nah;
„Keiner konnt' ihn noch erjagen:
„Denn er holt den Sturmwind ein;
„Zwanzig hat er uns erſchlagen:
„Nur Schanfari kann es ſein!"

Und gleich Donnern trifft es Alle,
Wie Schanfari's Nam' erſchallt;
Plötzlich öde ſtarrt die Halle
Rings von Männern, wüſt und kalt.

Aber Aſir hebt die Stimme:
„Renner, ſort mit regem Sinn!
„Stellt euch ſeinem Wahnſinngrimme,
„Oder ſtreckt ihn meuchlings hin!“

„Habt ihr rechtlos ihn vertrieben,
„Tödtet nun den Mann mit Recht.
„Rein iſt meine Hand geblieben
„Unter'm Salamangeſchlecht,
„Darum weih' ich ſie der Rache,
„Weih ſie meinem Heldenſtamm:
„Nimmer ruh' ich, bis der Drache
„Kalt in ſeinem Blute ſchwamm!“

## 5.

Schanfari läßt den Todespfeil
In Feindes-Augen ſpielen;
Er zieht durch Strecken, rauh und ſteil,
Noch ward ihm nicht die Rache feil:
Und viermal zwanzig fielen. —

Und wer ihm naht mit Trutzgewalt,
Den läßt er's bald bereuen;
Und wer ihm ſolgt, verliert ihn bald: —
So geht die bleiche Schreckgeſtalt,
Ihr Opſer einzuweihen!

Sechs Monde höhnt er ungeſtraft
Der Feinde droh'nde Mienen;
Hat mit des Pfeil's tieſinn'rer Kraft
Schon Neunundneunzig hingerafft:
Nur Aſir trotzt dem Kühnen.

### 6.

Waldeinwärts geht
Schanfari; Ben Aſir ihm nach;
Schanfari iſt müd, er ſchaut und ſpäht;
Kein Leben ſcheint ihm mehr wach.
Die Rache hat ihn ausgebrannt,
Sein Blut rollt über dürren Sand,
Nach einer Quelle ſchaut er ſich um,
Da blinkt's im Cedergrab:
Noch einmal lauſcht er — Alles iſt ſtumm,
Da ſteigt er hinab!

Ben Aſir ſah's:
Er ſchreitet, mit ſchwebendem Tritt,
Ihm nach durch das feuchte Wellengras,
Jetzt ging er den letzten Schritt. —
Doch ſchöpfend aus dem Silberquell
Ruht El Schanfari laß zur Stell';
Er ſchaut zum blutigen Mond hinan,
Denkt an des Schwur's Beſchluß,
Denkt jetzt wol nicht den Salaman,
Und hemmet den Fuß!

Ben Aſir ſchleicht,
Gleich dem Engel des Todes ſo leis,
Er hat wie der Schütz den Hirſch ihn erreicht,
Und drängt ſich durch's Palmenreis,
Und ruft: „Gott, meine Hand iſt rein!“ —
„Laſſ' ſie die Hand der Rache ſein!“ —
Und faßt Schanfari in's Auge hart,
Sich lehnend niederwärts,
Und zielt nach wack'rer Schützen Art, —
Und trifft ihn durch's Herz!

### 7.

Kaum war die Kunde noch erklungen,
Da ſtürmen wild die Salaman,
Die ſich der Rache noch entrungen,
Ben Aſir'n nach zum Waldesplan.

Des hohen Waldes Palmenſäulen
Durchtobt ein gräßlich Sieggeſchrei,
Daß Tiger ſcheu von hinnen eilen
Und ſich verbirgt der König Leu.

Da ſteh'n ſie nun am dunkeln Bronnen,
Vor'm todten Feind mit Luſtgebraus:
Doch ward nicht Alles mehr gewonnen,
Schon hielt das Wild zu Nacht den Schmaus.

Der Neunundneunzig keck getödtet,
Der hundert Opfer ſich erſah
Er liegt zerſtückt nun, blutumröthet,
Mit abgeſchältem Schädel da.

Da faſſen ſie das Beingerippe,
Mit donnerlautem Jubelſchrei'n,
Und ſtecken's auf die nächſte Klippe,
Und ſegnen's dort mit Flüchen ein!

Verwaiſte Kinder, Väter ſtoßen
Verächtlich mit dem Fuß das Haupt:
Und keine Thrän' iſt ihm gefloſſen
Und jedes Ehrenmal geraubt.

## 8.

Die Nacht umhüllt in Arabiens Reich
    Die unendlichen Höh'n und Geſtrippe:
Da wandelt ein Mann ſo finſter und bleich
    Hoch über die ragende Klippe.
Was ſtößt er da droben am graulichen Ort
Den Schädel Schanfari's ſo fort und fort, —
    Schon ſieben Monden verronnen faſt,
    Noch läßt er ihm immer nicht Ruh und nicht Raſt.

Ben Aſir, vom Stamme der Salaman,
    Mißgönnt ihm die ruhige Stelle.
Er war's, der meuchlings im Waldesplan
    Schanfari gemordet am Quelle:
Jetzt hat ihn die That gar gewaltig gepackt,
Und wie er ſo flucht und am Schädel ſo hackt, —
    Da bohrt ſich ein Splitter vom Schädelgebein
    Zu innerſt ihm in die Ferſe hinein.

Er ſinket zurück: denn es tödtet der Schmerz,
    Wann Todte verwunden das Leben:
Er ſtürzt mit dem Haupte niederwärts,
    Daß Rippen und Schädel ihm beben.
Da winſelt, da flucht er, ihn höret kein Ohr,
Dick quillt ihm das ſchwärzliche Blut hervor; —
    Verderben muß der verderbende Mann,
    Die Tiger nahen zum Schmaus heran.

Und über die Klippe mit dunklem Gewand
    Schwebt düſter ein Pilger hernieder:
Er hebt zu den Sternen den Stab und die Hand
    Und ſenkt ſie zur Klippe dann wieder.

Dem Sterbenden reicht er die Rechte ſodann,
Und iſt doch Keiner der Salaman, —
Und wie ſich verloren des Pilgers Spur,
Beſiegelt der Hundertſte ſterbend den Schwur.

---

## Der nächtliche Schwimmer.

Was hebt ſich, wie ein weißer Schwan,
Aus ſchwarzer Wog' empor?
Was drängt zum ſteilen Erker an,
Wo weder Strand, noch Thor?
So rudert Zal, der blonde Held
Zu Radavher, der Braut:
Ihm iſt das blaue Wogenfeld
Wie's Feld der Schlacht vertraut.

Schon faßt der Schwimmer keck den Stein
Mit müdgerung'ner Hand,
Und klimmt hinan beim Sternenſchein
Auf ſchroffer Erkerwand.
Nun ruft er ſchon den erſten Gruß
Der Braut aus treuer Bruſt:
Da wankt ſein Arm, entgleiſt ſein Fuß,
Und keimend welkt die Luſt!

Friſch auf, du Held, nicht ſei der Mann,
So ſchnell des Muts beraubt!
Schon neigt die Braut, ſo weit ſie kann,
Ihr rabenſchwarzes Haupt;

Herunterquillt die Lockenpracht
Des Haars in langer Flut,
Aus welcher, wie ein Stern aus Nacht,
Erglänzt der Augen Glut!

Der Klimmer ſieht's, der Klimmer ſtrebt,
Hinan geſpannt, hinan,
Als wollt' er, wie's herniederſchwebt
Das Haargewinde fahn;
Mag unten tief, mit Wolfsgeheul,
Die Flut den Wirbel dreh'n,
Er ſieht nur wie ein rettend Seil,
Die Lockenflechte weh'n!

Und höher klimmt und höher ſteigt
Der Held mit Ungeſtüm,
Und milder bückt und näher neigt
Sie ſich herab zu ihm;
So hebt ihn des Gelockes Spur
Von Eck' auf Ecke vor: —
Er faßt es nicht, es winkt ihm nur
Und trägt ihn doch empor.

## Merlins Weihe.

Die Schlacht durchtobt die Haide, Merlin durchtobt die Schlacht:
Es gilt des Kymbrerfürſten gerechter Kron' und Macht.
Verrath iſt Kampfesloſung, und Wut erhitzt den Sinn,
Und Gottes Racheengel fährt über's Feld dahin.

Das Schwert Merlins vernichtet, doch bringt's ihm böſen Lohn:
Gerade ſpaltet's klirrend — den eignen Schweſterſohn.
Da hört er in der Nähe dumpfröchelnd Todesſchrei'n, —
Das dringt ihm, wie vier Schwerter, in's rote Herz hinein.

Merlins vier Brüder ſind es, die's eben jetzo traf. —
Merlin erſchaut's; — das weckt ihn aus ſeinem Wahnſinnſchlaf?
Er rafft ſich auf, gewaltig — ſchlägt um ſich wuterfaßt,
Wirft ſeinen Stahl zur Erden, — enteilt in toller Haſt.

Er wankt zu ſeiner Schweſter, — die flucht dem Mörderarm;
Des Schweſterſohnes Bräutchen zerweinte ſich vor Harm;
Verflucht, verlaſſen, irrt er zurück in's Heimatland,
Wo er ein Gärtlein nennet ſein durch des Fürſten Hand.

Mit vierzig ſieben Bäumen, mit üpp'gem Früchtekranz,
Auf einem Hügel ruht es im Frühlings-Sonnenglanz:
Und, wie die Bäume Früchte, ſo beut ihm jeder Platz
In ſeinem Angedenken gar manchen lieben Schatz.

Dem Freund nun will er werfen ſich an ſein blühend Herz;
Weh'! der auch ward verwüſtet, — die Bäume tragen Schmerz.
Er ſieht's, und ſteht, und ſinnet, und eilt zum Wald hinein,
Da hält er ſtill: — es ſäuſelt im bleichen Mondenſchein.

Merlins Geſicht erbleichet, ſein Haupt ſinkt ſchlaff zurück:
Sein Odem iſt erkaltet, erloſchen iſt ſein Blick;
Starr, wie ein Marmorbildniß, entgeiſtert ſtiert er hin, —
Merlin iſt abgeſtorben für alle Welt um ihn.

Doch plötzlich fällt ein Mondſtrahl ihm in das Aug' — es ſprüht,
Und gibt das Feuer weiter, und jagt's von Glied zu Glied;
Jetzt fliegt's hinab zum Herzen mit Flammenungeſtüm': —
Ein neuer Geiſt des Lebens ſcheint eingekehrt bei ihm.

Er ſpricht aus Wang' und Augen und Armen, dringt zur Bruſt
Auf mächt'gen Liebes-Schwingen hinaus in ſel'ger Luſt.
Merlin iſt Sänger worden: — nach Bardſey fliegt ſein Fuß,
Den grauen Bardenbrüdern zu bringen Herz und Gruß.

# Die Bardeninſel.

Auf Bardſey *) da iſt es ſo todt und wüſt:
Erſt ſpät, wann der Abend die Inſel begrüßt,
Und herangereift bis zur Mitternacht,
Scheint rings das Leben auferwacht.

Da ſteigt aus der Erden ein bläuliches Licht,
Und hinter dem Lichte wol manches Geſicht,
Hier, — dort, — dort, hier von Nebeln umwallt,
Und gewinnet allmälig beſtimmte Geſtalt.

Geſichter zu Tauſenden ſchauen hervor;
Das bläuliche Licht wogt höher empor,
Und hebt ſich und webt ſich zum luftigen Zelt,
Das der Mondſchein als Knauf zuſammenhält.

Schon ſind die Geſichter zu Körpern gereift
In wallenden Kleidern, mit Silber geſtreift;
Und über den Wolken des Bartes thront
Ein Auge ſo friſch und ſo mild wie der Mond.

---

*) Auf der Inſel Bardſey befinden ſich 20.000 Bardengräber, darunter auch Merlins Grab.

Und in Aller Hände ſind Harfen gelegt,
Und in Aller Harfen ſind Töne bewegt:
Daß es rauſchet, wie Stürme, doch lieblich und mild,
Daß es liſpelt wie Weſte, doch kräftig und wild.

Und in Mitte der rieſigen Bardenſchaar,
Mit funkelnden Augen und flatterndem Haar;
Schwebt hoch in den Wolken der Geiſt des Merlin
Und rauſchet im Sturm durch die Saiten dahin:

„Wir ſteigen allnächtig aus finſterer Gruft,
„Und füllen mit Schauern der Vorwelt die Luft;
„Und kehren in's Grab bei des Morgens Blick,
„Und laſſen die Schauer der Vorwelt zurück!“

So ſingt er, — und zweimal zehntauſend mit ihm
Durchbrauſen die Harfen mit Ungeſtüm; —
Da ſchimmert's im Oſten, da fallen im Nu
Wol zweimal zehntauſend Gräber zu!

## Mac-Gregors Nacht-Ritt.

Mac-Gregor reitet durch Sturm und Nacht, —
Da bäumt ſich des Reiters Rappe mit Macht:
„Hei, Rappe, willſt weiter! Was ſteigſt du empor?
„Was ſperrſt du die Nüſtern und ſpitzeſt das Ohr?“ —

Das Roß ſteht auf einem Grabe wol, —
Draus dröhnt es ſo zürnend und dröhnt es ſo hohl:
„„Halt, Reiter! — Kaum lag hier verſcharrt mein Leib,
„„So haſt du gewaltſam gefreiet mein Weib!““

„„Halt, Reiter! — Ich habe zu rechten mit dir,
„„Was ſchlägſt du mein Weib, mein getreues mir?
„„Was rauſſt du es wund, wenn es Thränen mir ſchenkt,
„„Und mein vor'm Entſchlummern allnächtig gedenkt?““

„„Halt, Reiter! Und haſt du dein Herz nicht erweicht,
„„Und weint ſie noch einmal das Polſter ſich feucht:
„„So ſuch' ich zuſammen mein ſchlotternd Gebein,
„„Und hol' dich zur nächtlichen Zwieſprach' ein!““

Der Todte ſchweigt: der Rappe reißt aus,
Und rennet durch Nacht und Sturm nach Haus:
Der Reiter aber ſteckt tief im Hut
Und nähret im Herzen die grollende Wut.

„Ei, Weibchen! — die Todten empörſt du zum Streit:
„Laſſ' Weibchen, — die Todten ſind friedliche Leut':
„Bad' immer in Thränen das Polſter dein,
„Heut ſollen es blutige Thränen ſein!“

„Dich freit' ich, ſo wähneſt du, thörichte Maid?
„Dein friſches Geſichtchen, das hab' ich gefreit:
„Und Weinen entſtellt ein friſches Geſicht,
„Und willſt du nur weinen, ſo brauch' ich dich nicht!“

Vom Rappen ſpringt er, — und pocht und pocht, —
Doch ſtill iſt's im Haus; — er ſchäumet und kocht; —
Und ſprengt die Thür, und ſtürmt auf ſein Weib,
Und furcht ihr mit Striemen den ſchlummernden Leib.

Sie ruhet aber und reget ſich nicht,
Kein Weinen entſtellt ihr das ſchöne Geſicht:
Und ihr langes goldiges Lockenhaar
Dient ihr zur goldig glänzenden Bahr.

Mac-Gregor ſieht es und ſpottet und lacht
Und reitet hinaus in die finſtere Nacht:
Da ſammelt der Todte ſein ſchlotternd Gebein,
Und holt den Mac-Gregor zur Zwieſprach' ein. —

## Die korinthiſche Säule.

Kallimachos, der Bildner, ſteht vor'm Grabe,
So der Geliebten theuren Reſt umſchließt:
Verew'gen möcht' er's, doch die ganze Gabe
Wird eine Thräne, die drauf niederfließt.
Kein Meißel kann's in Steingebilde prägen,
Kein Sänger kann's in ſeine Lieder legen,
Was ihm die Bruſt beenget und durchwallt: —
Für ſolche Glut iſt dieſe Welt zu kalt.

Er ſchaut, und glaubt begeiſtert zu verſpüren,
Ein Grab, das ſolchen Liebreiz inne hält,
Müſſ' an ſich ſelbſt ein leuchtend Merkmal führen,
Verewigend für aller Enkel Welt.
Drum hängt ſein Aug' am theuren Grabesſteine;
Bedeutungsvoll erſcheint ihm nun das Kleine;

Und was an Schmuck der Zufall hergelieh'n,
Ein heil'ger Wink zur Feier däucht es ihn.

Es ruht das Grab auf einem Blumenhügel,
Umarmt von üppig blühendem Akanth;
Darauf ein Korb, des Waltens treuer Spiegel,
Wobei die Ruh'nde ſich einſt heimiſch fand;
Was ihr ein werthes Kleinod hieß im Leben,
Hat ihr die Liebe drinnen mitgegeben:
Und auf des Korbes kleiner Mündung ruht,
Beſchwichtigend, ein Ziegelſtein zur Hut.

Doch der Akanthos kann vom Blüh'n nicht laſſen;
Neugierig ſtreckt er ſich zum Korb empor,
Und krümmt zum Kranz die zack'gen Blättermaſſen,
Daraus die Blüte ringelnd blickt hervor:
So ſinnig hat Natur dies Werk erfunden,
Das, — wie zum Sinnbild deutungsreich verbunden, —
Des Bildners Seele nimmt begeiſternd ein,
Zu ſeiner Liebe Denkmal es zu weih'n.

Und um das Grab erhöht er kühne Säulen,
Noch nie geſchaut' nach eig'ner Schöpfungskraft;
Gefühl und Pracht umgibt, zu gleichen Theilen,
Den ſchönen Fuß und faltenreichen Schaft;
Doch wie die Jungfrau herrlich ſteht im Leben,
Mit ſchlankem Wuchs, ihr Haupt vom Kranz umgeben,
So hebt die ſchlanke Tempelſäul' ihr Haupt,
Mit üppig blühendem Akanth umlaubt.

Und wie um's Körbchen dort die Blüt' am Grabe,
So rankt ſie hier, dreiſchichtig um den Knauf;
Und wie am Grabſtein auf der theuren Gabe,
So ruhet hier ein Ziegel obenauf. —

Aus ſolchem Born iſt ſolch' ein Werk entſprungen;
Daß — durch Jahrtauſende noch nicht verklungen —
Fort lebet der Korintherſäule Ruf,
Wie ſie der Lieb' allmächt'ger Geiſt erſchuf!

# Geneſung.

Ein Grieche zog aus Hellas' Herzen einſt,
Allwo ſein Herz das erſte Mal geſchlagen,
Zum fernen lichtbedürft'gen Norden fort,
Wo keine Berge mit bekrönten Häuptern
In ſtromdurchſchlung'nen Thälern ſich beſeh'n,
Wo kein Olymp ſein hell Azurgezelt
Mild über milde Lorbeerbäume wölbet,
Und keine Muſ' in heit'ren Tempeln wohnt.
Der heimatloſe Grieche ward im Norden,
Was eine Flamm' in Fluten: er erloſch:
Sein blühend Antlitz ward ein Sitz der Bläſſe,
Sein freundlich Aug' ein ausgebrannter Stern,
Sein ſchöner Leib ein Schatten ſeiner ſelber.
Des Schlafes ernſter Bruder ſchien die Fackel,
Eh' er ſie noch ihm leuchten ließ im Leben,
Verlöſcht zu haben in des Leides Quell.
Und alſo raffte ſich denn einſt der Grieche
Mit ſeiner letzten Kraft empor; ergriff
Den Wanderſtab, erhob die Händ' und flehte:
„Dem Hades fühl' ich längſt mein Haupt verfallen,
„Doch Eins nur gönne dem Verfall'nen, Zeus!

„Laſſ' einmal nur der heim'ſchen Wohnung Rauch
„Mich wogen ſeh'n zu meinem heim'ſchen Himmel,
„Und gerne ſuch' ich dann den Taygetos!“

So betete der Griech', und Zeus war mild;
In Hellas' Herzen wankt der Wand'rer ſchon,
Wo lichte Berge mit bekränzten Häuptern
Auf ſtromdurchſchlung'ne Thäler niederſchau'n,
Wo der Olymp ſein hell Azurgezelt
Mild über grüne Lorbeerhaine breitet,
Und heit'ren Muſen heit're Tempel ſteh'n!

Da wankte ſchon der Wanderer und ſchöpfte
Mit off'nen Lippen Luft, und wankte nicht mehr,
Und ſah in leichtbeſchwingten blauen Kreiſen
Den heim'ſchen Rauch zum heim'ſchen Himmel wallen,
Den Rauch, den er zu ſeh'n gewünſcht, und dann
Zu ſterben! — doch nicht ſterben ſollt' er jetzt, —
Nein, leben ſollt' er, aufſteh'n und geneſen,
In reinlich ſtillem Hauſe friedlich wohnen,
Und am Penatenaltar Enkel meſſen,
Und Hellas' Lob im Liede feiern, jubelnd:
„Des Kranken Heimat iſt ſein beſter Arzt!“

# Ajax Oileus.

Der Donner rollt; der Blitz umziſcht die Flut;
Hochauf zum Himmel ſteigt der Argo Wucht,
Heimſegelnd durch Euboias wilden Sund.
Da fliegt es vom Verdeck herab im Sturm,
Klein, wie ein Vogel; ringend, wie ein Menſch;
Es treibt die Flut durch, windet ſich, und faßt
Des Felſen kalte Bruſt mit glüh'ndem Arm.
Da ſitzt der Mann auf ödem Felſenblock,
Dem kleinen Raume für ein großes Herz.

Er ringt durch's blitzerhellte Nebelgrau'n,
Und ſtößt an einen Stein: — ein Altar iſt's,
Verſchmäht — zertrümmert faſt am öden Strand.
Da klammert um den Altar ſich der Mann,
Und ſtemmt den matten Fuß an's Felsgeſtein,
Und flucht den Göttern, die ihn ſo gequält:
Denn Ajax Oileus heißt der Mann.
Sein Aug', wetteifernd mit der Götter Blitz,
Erhebt er, hellauffunkelnd, zum Olymp,
Und ſchreit, und trotzt, und droht und flucht hinan:

„Du Götterweib! Du Fruchtlosquälende!
„Wend' her dein Aug' auf mich, — den Helden; Weib,
„Ich drück' an meine Bruſt den heil'gen Stein,
„Wie ſinnberauſcht vor deinem Altar einſt
„Mein wilder Arm Kaſſandras Leib umrankt.
„Ich trotze dir, und dem erborgten Blitz!

„Nicht ſenden kannſt du ihn auf dieſes Haupt:
„Vernichten nicht dies Herz: — den heil'gen Stein,
„Den heil'gen, unverletzbar heil'gen Stein,
„Den Altar, trotzend deinem Blitz und Zorn,
„Den halt' ich hier! Blick' her, den halt' ich hier!
„Den Blitz nicht ſenden kannſt du auf mein Haupt:
„Mein großes Herz, mein heil'ger Freund, der Stein,
„Beſchirmen mich! Blick her! Ich trotze dir!“

Er ruft's empor; da theilt ſich das Gewölk.
Hohnlächelnd ſchaut der Trotz'ge Pallas ſteh'n,
Des frech entweihten Altar's Rächerin,
Den ſchwachgeträumten Blitz bereit zum Schwung.
„Schwing' deinen Blitz!“ ſo ruft er höhnend noch;
Da ſchwingt die Göttin, und es ziſcht, und fällt, —
Abbeugend ſcheu vom heil'gen Stein die Glut, —
Und reißt den Felſen, drauf der Trotz'ge fußt,
Hinab in's Meer, und drunter ihn. Er fällt,
Wild fluchend noch mit ungebeugtem Geiſt.

Sein Grabmal iſt der Fels, drauf warnend ſteht,
Mit unſichtbarer Lettern geiſt'gem Wort:
„„Zeus trifft am Altar ſelbſt den Trotzigen,
„„Und ſchlägt ſein Haupt, und ſtreift den Altar nicht!““

# Die Schule von Athen.

Vom nächtlichen Gelage ging ein Jüngling,
Noch wüſt und wirr, nach Hauſe. Lebenbringend
Schien auf Athen die Morgenſonne ſchon,
Und küßte mit den tauſend Purpurlippen
Das traumberauſchte Leben, wach und friſch.

Der Jüngling aber ſah nicht wach und friſch:
Sein mattes Aug' in eingefall'ner Höhlung,
Unſich'rer Tritt und halbentfärbte Wangen
Verriethen, was und wie er es genoß.
In wildverſtörter Ordnungsloſigkeit
Umgab das Kleid die ſchlankgebauten Glieder,
Und ſeines Haares gold'nem Lockenſpiele
War noch der Feſtkranz läſſig aufgedrückt.
So ging der Jüngling, wirr und wüſt, nach Hauſe.

Die Straße führt' ihn längs der Säulenhalle,
Worin ein Weiſer in der Schüler Kreis,
In hohem Ernſte tugendkündend ſtand.
Des heil'gen Anſtands unentweihte Ruhe
Lag über allen Zügen ſeiner Schüler,
Als Abglanz jener heiligen Erhebung,
Die von des Lehrers Stirne leuchtend floß.
Der wüſte Jüngling ſieht die ernſte Runde,
Still ſteht er, reibt das Auge, ſammelt ſtumpf
Noch ein paar Trümmer vom Gedankenſchiffbruch
Der vor'gen Nacht, — verzieht den Mund zum Hohn,

Und drängt ſich ſpottend in die ernſte Runde;
Doch über allen Zügen bleibt die Ruhe.
Kein Aug' verwendet ſich, kein Ohr entzieht
Des Lehrers gold'ner Hermeskette ſich
Und, wie der Sänger Orpheus mit der Leier
Sich in des Wildes Mitte bänd'gend ſchlich:
So ſchleichen ſich des Weiſen ernſte Reden
In unſ'res Jünglings wüſtes Haupt hinein.
Nun ruht er zwar, — doch ſein Geſicht bleibt Hohn.

Und von der Liebe ſchüchternem Gefühle,
Von ihrer Macht und ihrer Kindlichkeit,
Von ihres Altars unentweihten Opfern
Beginnt der Weiſe nun — ſein Auge flammt.
Der Jüngling hört es und wird rot, ſo ſcheint's.
Und weiter lehrt hinwieder nun der Weiſe
Von dieſes Lebens Werte, von den Blumen,
Die Jugend pflücken ſoll, und von der Freude
Und wie das Maß der Dinge Beſtes ſei!
Des Lebens höchſter, reinſter Hochgenuß
Tritt, wie ein Thal Arkadias, wie Tempe,
Mit ſeinen Schattenſtellen, ſeinen Bronnen,
Mit ſeinen Blüten, ſeinen Säuſellüften,
Im klaren Bilde vor des Hörers Geiſt.

Da zieht der Jüngling, ernſt und ernſter ſtets,
Den Kranz von geſtern aus den gold'nen Locken,
Und kam nachher in dieſe Hallen oft.

# Der Roſenſtrauch zu Hildesheim.

Ein Schneegewand umhüllet den kahlen Winterhain:
Der fromme Ludwig reitet zur Jagd waldaus waldein.

Da hält er ſtill, und wendet zu ſeinen Treu'n ſich um:
„Um Gott! ich hab verloren mein liebſtes Eigenthum!"

„Ein einfach Silberkreuzlein, das mir ſo heilig iſt,
„Und viel geweihter Reſtchen in hohlem Raum verſchließt!"

„Sprengt aus nach allen Seiten, ob ihr es mögt erſchau'n"
„Da, wo ihr's findet, will ich dem Herrn ein Kirchlein bau'n!" —

Sie reiten aus zu ſuchen, vertrau'n dem Herrgott feſt,
Und traben durch's Geſtöber, zerſtreut nach Oſt und Weſt.

Da ſeh'n im Schnee ſie's glänzen, — ſolch' Glänzen ſah'n ſie nie,
Die Flocken überfunkelnd, doch nicht ſo weiß, wie ſie.

Hellglüh'nde Roſen ſind es von unſichtbarer Hand,
Mit heil'gen Duft verwoben zur feſten Blumenwand.

Und jede Roſe ſendet zum Kelche Strahlen aus,
Und aus den Strahlen wölbt ſich ein leuchtend Wunderhaus.

Und wie am Hochaltare, auf kühlen Flammen ruht,
Ein Feuerkreuz zu ſchauen — des Fürſten liebſtes Gut.

Die Jäger ſeh'n's und ſtaunen — und knieen andächtig her:
Jagdhörnerklang verkündet dem Fürſten raſch die Mähr.

Und alsbald kam Herr Ludwig, was er gelobt, zu bau'n;
Und alsbald war ein Kirchlein mit luft'gem Kreuz zu ſchau'n!

Und mächtig, wie der Glaube, und wie die Liebe warm,
Schlang bald um's Kirchlein ſproſſend ein Roſenbuſch den Arm;

Und trieb, das Kreuz zu küſſen, zur Kuppel ſeinen Keim,
Und hüllt' in heil'ge Schauer das Städtchen Hildesheim!

# An Wien.

Ein Meer von Häuſern kenn' ich euch
Und einen Dom darin,
Der einem Rieſenfinger gleich
Weiſt gegen Himmel hin.
Die nahen Sterne grüßen ihn,
An ihm erlahmt der Sturm:
Und dieſes Häuſermeer iſt Wien
Mit ſeinem Stephansthurm.

Und trieb mich Sehnſucht oft zurück
Aus ferner fremder Flur,
Und ſieht, ja ahnt ihn dann mein Blick
In fernſter Ferne nur:
Da möcht' ich ſtets mit Kindesluſt
Den Dom — o, ging' es an! —

Umarmen, preſſen an die Bruſt,
Und herzlich weinen dann.

Wer ſagt mir, wie das kommen mag,
Daß ich dann weinen muß,
Woher des Blutes ſchnell'rer Schlag
Beim Abſchied und beim Gruß!
Iſt's, weil der Thurm ſo groß und frei
Sein greiſes Haupt erhebt?
Iſt's, weil die Stadt ſo ſchön und treu,
Den Wächterdom umwebt?

Nein, nein, und ſchrumpft' auch dieſer Dom
Zu einem Quader ein,
Und ſchmölze dieſer Häuſerſtrom
Zu Hüttchen, ſtill und klein,
Und ränn' auch ab zum Rieſelbach
Der Donau Rieſenband:
Doch blieb in meiner Seele wach
Derſelbe Liebesbrand!

Es iſt ein and'res Hochgefühl,
Iſt eine rein're Kraft,
Die dich, mein Wien, zu meinem Ziel,
Zu meiner Freude ſchafft:
Du biſt ja meine Vaterſtadt,
Der Name ſpricht es aus:
Hegſt aller meiner Hoffnung Saat,
Umfängſt mein Elternhaus!

Biſt meiner Freunde Freundin, weißt
Um meine ſtillſte Luſt,
Und trägſt getreuen Sinn und Geiſt
Als Orden auf der Bruſt.

D'rum üb' ich auch des Sohnes Pflicht,
Weil du mir Mutter biſt,
Und wer dich ſchmäht, der iſt ein Wicht,
Wenn er ein Wiener iſt!

## Fragen.

Wird's drüben nach dem Leben
Ein Wiederfinden geben?
Wer hat wol beim Hinübergeh'n,
Die Freunde ſchon genug geſeh'n?
Wie Mancher möchte noch was ſagen,
Und muß es mit hinübertragen,
Nur Ahnung tröſtet ihn dabei,
Daß dort ein Wiederfinden ſei!

Wird's drüben nach dem Leben
Ein Wiederfühlen geben?
Wie lang ein Herz auch fühlen mag,
Gefühl hat keinen Sterbetag.
Das Herz, bei ſeinem letzten Pochen,
Hegt Vieles noch unausgeſprochen,
Und dieſer inner'n Sprache Wort
Bürgt für ein Wiederfühlen dort.

Wird's drüben nach dem Leben
Auch eine Freundſchaft geben?
Wenn Freunde dort ſich wieder ſeh'n,
Und wieder fühlen und verſteh'n,

So müſſen ja mit Glutverlangen
Sie dort auch wieder ſich umfangen,
Sich wieder ſehnen, wieder freu'n,
Und eine Freundſchaft muß dort ſein!

## An die Scheidende.

Hab' oft mit dir geſprochen,
Dir manchen Gruß geſchickt,
Und eben ohne Pochen
In's Auge dir geblickt.
Hab' oft mit deinem Schmucke
Gedankenlos geſpielt,
Hab' oft bei deinem Drucke
Nichts, als den Druck gefühlt.

Nun ſeit du fortgegangen,
Hat ſich das Blatt gewandt.
Mich zieht ein ſüß Verlangen
Nach deiner lieben Hand.
Zehn Lieder wollt' ich wagen
Für einen Laut von dir:
Ein Ring, von dir getragen,
Ein Kleinod ſchien' er mir.

Nun iſt dein Blick mir theuer,
Nun dünkt er erſt mich Glut:
Er war ein ſchleichend Feuer
Das zündet ſpät, doch gut.

Der Gruß bei deinem Scheiden
Durchfuhr mich, wie ein Strahl,
Mit niegekannten Freuden,
Mit niegekannter Qual.

Wo biſt du hingeflogen?
Du haſt mir's nicht bekannt.
Wo biſt du hingezogen?
O nenne mir das Land!
Das Land ſo wahr ich lebe,
Das Land iſt mir bewußt,
Und wenn's kein and'res gäbe —
So wär es meine Bruſt!

## Das Lied vom ſchönen Tage.

Auf, Brüder, ſtimmt ein Loblied an
Dem heut'gen Tag zum Preis!
Er iſt ein gar zu ſchöner Mann,
Der ſich zu kleiden weiß!
Um ſeine ſchlanken Glieder läuft
Ein himmelblau Gewand,
Und aus den hellen Falten greift
Die milde Segenshand.

Auf ſeinen Wangen glänzt das Rot
Der vollſten Jugendkraft,
Und Blicke ſteh'n ihm zu Gebot,
Wie ſonſt kein Auge ſchafft.

Nur einmal bog er ſich hinein
In unſ're Stadt und lacht',
Und in Pallaſt und Kämmerlein
War Alles gleich erwacht!

Und als er herſchritt über'n See
Aus Hochgebirg hervor,
Und dann ſein Augenlid, wie Schnee,
Andächtig ſchlug empor:
Wie glomm und zuckt' es Allen da
Durch Fuß und Kopf und Arm,
Wie jubelt' Alles fern und nah
Und war entzückt und warm?

Aus allen Thoren ſchlich und quoll
Nun Alt und Jung heraus:
Und regte ſich, daß Alles ſcholl,
Auf Märkten und zu Haus:
Was handelt, fing zu handeln an,
Was leben kann, lebt auf:
Was ein Gewerb' hat, geht daran,
Beginnt mit Gott den Lauf!

Und wer dann eig'ner Herr grad iſt,
Der nimmt ſich einen Freund,
Und geht im Grünen und genießt,
Was ſingt und blüht und ſcheint.
Und wenn er dann recht mild und wild
Gejubelt, was er mag:
Dann heißt's: „Des Lebens treues Bild
Iſt ſolch' ein ſchöner Tag!"

# Das Ländchen der Liebe.

Wo iſt das ſchöne Blütenland
Der Liebe nur gelegen?
Wo öffnet ſich die Felſenwand
Zu ſeinen Zauberwegen?
Ich weiß davon und was ich weiß,
Das will ich nicht verhehlen:
Das Land umfaßt euch einen Kreis
Von Auen, kaum zu zählen.

Einſt ſtand ich hoch am Felſenhang
Und ſah in's Thal hinunter,
Da ſah ich geh'n das Thal entlang
Mein Liebchen, ſchön und munter;
Da ſchien mir rings die Bergeswand
Zu glüh'n von Blütentriebe, —
Der ſchöne Fels, auf dem ich ſtand,
War mir das Land der Liebe.

Einſt ſchlendert' ich im Thale da
Und ſah zum Felsgeſteine, —
Und ſah und ſtand und ſtand und ſah,
Mein Lieb' im Sonnenſcheine.
Mein Auge hing am Felſenring,
Als ob es haften bliebe, —
Das ſchöne Thal, durch das ich ging,
War mir das Land der Liebe.

Einſt zog ich an des Liebchens Arm
Auf langer öder Haide:
Ihr Auge Glut, mein Buſen warm
Von lauter Abendfreude,
Die Luft war ſtill, die Bruſt ſo weit,
Als ob ſie's aufwärts hübe:
Die ſtille Haid, ſo wüſt und breit,
Schien uns das Land der Liebe.

Im Mantel barg ich's Liebchen mein
Und hielt es warm zur Seite,
Bei Donnerſturm und Blitzesſchein,
Und gab ihm das Geleite.
Der Wald war öd, der Sturm war kalt,
Als ob er Flocken triebe;
Und dennoch galt der wilde Wald
Uns für das Land der Liebe.

Und ſolches weiß vom Blütenland
Der Lieb' ich euch zu ſagen:
Wer nicht verſtand, wer nicht empfand,
Der möge weiter fragen.
Ihr trefft auf Keinen, glaubt mir feſt,
Der's treuer euch beſchriebe:
Wo ſich das Liebchen ſehen läßt,
Dort iſt das Land der Liebe.

## Das Gelübde.

War einſt ein trauriger Geſell,
Sah Alles trüb, wo Alles hell;
Ging ohne That und ohne Rath
Allein auf meinem öden Pfad;
Und wann ich geh'n oft wollt und ſtand,
Nichts wollt' empfinden und empfand,
Da rief ich, mein zur Qual bewußt,
Aus meiner tiefzeriſſ'nen Bruſt,
Gar oft ein heiſ'res Lied hinan,
Und meint', ich hätte was gethan.

Dank, Himmel, der du's gütig meinſt!
Haſt in des Freund's Geſtalt mich einſt
Herausgebannt aus meinem Traum,
Hinausgebannt in freien Raum.
Am hohen Hügel ſteh'n wir Zwei,
Die Luft iſt frei, die Erde frei:
Und unten grün und oben blau,
Und veilchenfarben ruht die Au:
Hier Berg', ein Bett des Abendſtrahls,
Gränzwächter eines fernen Thals:
Dort falbe Fläche, weit und breit,
Von Haus und Hütten überſchneit.
Und ſtill zu unſern Füßen liegt,
Ein Thal, im Felſenarm gewiegt;
Und munt're Kühe zieh'n entlang,
Und jede tritt ſich eig'nen Gang:

Und Herdeglocken läuten ſtill
Zum Beten heim, was beten will.
Geweihter Andacht heil'ge Luſt
Hebt ſich empor, aus jeder Bruſt,
Klingt in des Hirtenhorns Schallmei,
Singt in der Vögel Melodei.
Scheint über's Dorf im Flor des Rauch's,
Dahinzuſpielen gold'gen Hauch's;
Scheint über jeden Quell gehaucht
Und jeder Blum' in's Herz getaucht!

Ich ſah die Luſt, — die Schuppe fiel
Vom Auge mir, ich hatt' ein Ziel;
Ich ſtreckt' in's weite gold'ne Haus,
Die Arme liebetrunken aus:
Ich hüpfte, — warf mich nieder — ſtand,
Und drückte meines Freundes Hand,
Und küßte meines Freundes Mund,
Und küßt' im Geiſt das weite Rund!
Ich hob die Hand zur Abendflur
Und that den feierlichen Schwur:
Mich laut zu freu'n, mich ſtill zu freu'n,
Und Gottes dankbar Kind zu ſein!

## Liebchens Ferne.

Wol weilſt du in der Ferne,
Doch nimmer fern für mich,
Kein Heil'ger denkt ſo gerne
An Gott, als ich an dich.

Vom Monde ſag' ich nimmer:
Er walte ſanft und mild;
Ich ſage nur: ſein Schimmer
Sei deiner Seele Bild.

Nie ſag' ich mehr: die Frühe
Gleich' einem Feuerfluß;
Ich ſage nur: ſie glühe,
Wie du beim Scheidekuß.

Für Alles, was ich kenne,
Leih'ſt du die Seele mir;
Für Alles, was ich nenne,
Nehm' ich das Wort von dir.

So nenn' ich denn, — ich Schwärmer!
Nur Liebchen-rein den Quell,
Und fühl' die Sonne wärmer,
Nenn' ich ſie Liebchen-hell.

Das Alles thut die Trennung
Und das Geſchiedenſein;
Da ſtellt ſich die Bekennung
Erſt ohne Rückhalt ein.

Sonſt dacht' ich dein nur immer,
Wenn ich dich eben ſah:
Dich ſeh'n kann ich nun nimmer,
Und bin dir ewig nah.

## Wiegenlied.

Wie ſich der Aeuglein
Kindlicher Himmel,
Schlummerbelaſtet,
Läſſig verſchließt! —
Schließe ſie einſt ſo,
Lockt dich die Erde:
Drinnen iſt Himmel,
Außen iſt Luſt!

Wie dir ſo ſchlafrot
Glühet die Wange:
Roſen aus Eden
Hauchten ſie an:
Roſen die Wangen,
Himmel die Augen,
Heiterer Morgen,
Himmliſcher Tag!

Wie des Gelockes
Goldige Wallung

Kühlet der Schläfe
Glühenden Saum.
Schön iſt das Goldhaar,
Schöner der Kranz drauf:
Träum' du vom Lorbeer,
Bis er dir blüht.

Liebliches Mündchen,
Engel umweh'n dich:
Drinnen die Unſchuld,
Drinnen die Lieb';
Wahre ſie Kindchen,
Wahre ſie treulich:
Lippen ſind Roſen,
Lippen ſind Glut.

Wie dir ein Engel
Faltet die Händchen;
Falte ſie einſt ſo:
Gehſt du zur Ruh;
Schön ſind die Träume,
Wenn man gebetet:
Und das Erwachen
Lohnt mit dem Traum!

# Auch ein Gebet!

Wofern euch weder Sang noch Klang
Das böſe Blut vertreibt,
Und ihr im Buche Stunden lang
Auf einer Seite bleibt:
Dann nehmt das Buch, das euch verdrießt,
Und werft es auf den Tiſch,
Zerreißt die Feſſel, die euch ſchließt,
Und regt euch frei und friſch!

Dann wandelt auf den Berg hinaus,
Der ſich ſein hohes Haupt
Mit Wald und Wieſe, grün und kraus,
Umſchattet und umlaubt.
Dann wandelt in das kühle Thal,
Und athmet ſeinen Duft,
Und blickt zum roten Abendſtrahl
In blauer freier Luft.

Und wenn ihr alſo ſchauend ſteht,
Und wandelt, athmet, ſchaut,
Und euch die Welt zum Herzen geht,
Wie's Lächeln einer Braut;
Und wenn in jeder Harfe ſich
Recht jeder Mißton löſt:
Bei Gott! — nennt einen Lügner mich,
Wenn ihr da nicht geneſt.

Bei Gott! — ein Lügner will ich ſein,
Wenn ihr nicht reich entzückt
Frohlocket in das All hinein,
Und auf und niederblickt;
Wenn ihr des Manns nicht ſegnend denkt,
Der euch in's Freie rief,
Wo euch die Freude ward geſchenkt,
Und böſes Blut verlief!

Dann aber, Brüder, thut auch nichts,
Als fühlen, athmen, ſchau'n,
Und an dem Spiel des Abendlicht's
Euch freu'n und euch erbau'n.
Genießt ihr ſo, — da, glaubt es mir,
Thut ihr nicht lahm und leer:
Nein, nein! da liebt, da betet ihr,
Und lebt zu Gottes Ehr!

## Bild aus alter Zeit.

Der Abend ſinkt hernieder,
Die Sternlein zieh'n herauf;
Und Nachtigallenlieder
Begleiten ihren Lauf.
Da tritt, die Welt im Buſen,
Aus engem, dumpfem Haus,
In's Heiligthum der Muſen,
Der Troubadour hinaus.

Sein Harfenſpiel zur Seite,
So zieht er froh die Bahn,
Und blickt in blaue Weite,
Und hebt ſein Ständchen an:
„Du minniglich Gegrüßte,
„Wol mag mich Klarheit freu'n;
„Die Sonne ging zu Rüſte;
„Magſt du mein Mond nun ſein?“ —

Und wie mit ſanftem Tone
Er ſingt ſo fort und fort;
Da ſchallet vom Balkone
Ein ſüßes Minnewort;
Und ſingt nach gleicher Weiſe
Die letzten Zeilen drauf;
Doch unvermerkt und leiſe
Thut ſich das Pförtchen auf.

Schon hüpft zum treuen Sänger
Die Maid in Luſt hinab:
Da hält er ſich nicht länger,
Und reißt die Saiten ab.
Sein Lied iſt überboten,
Da Bruſt an Bruſt erglüht:
Und Blicke ſind die Noten,
Und Seufzer ſind das Lied!

## Mein Frühlingslied.

Im Mai 1823.

Mein Herz iſt froh, mein Aug' iſt licht,
Und Wen'ge ſind mir gleich;
Drum ruf' ich's laut, und rief ich's nicht:
Mein Aug' verrieth es euch;
Und daß ich ſing' von meiner Luſt,
Das hat der Lenz gethan:
Da wird ſich ſeiner recht bewußt,
Was blüh'n und ſingen kann.

Noch hab' ich friſch mein Elternpaar
In ſtillem Haus daheim:
Das mir behütet vor Gefahr
So manchen Blütenkeim;
Noch ſeh' ich heiter hin und her
All' meine Lieben geh'n,
Weiß keinen Stuhl im Kreiſe leer:
Brauch' Keinem nachzuſeh'n!

Ich hab', was Mancher nicht erſtritt,
Manch' Herz, das meiner denkt:
Nicht Freunde nach dem Modeſchnitt,
Nein, wie ſie Gott nur ſchenkt.
Ich weiß, man heißt die Freundſchaft jetzt
Ein Märchen, ſchön doch leer:
Ich habe viel auf ſie geſetzt,
Und halte ſie für mehr.

Die Liebe, — was man Liebe nennt,
Blieb noch aus meinem Spiel;
Doch glaub' ich, wer die Freundſchaft kennt
Wiſſ' auch von Liebe viel.
Und ſeht, das bringt mir neuen Scherz,
Und neue Luſt in's Haus;
Hat man für's Lieben nur ein Herz,
Das Mädchen bleibt nicht aus!

Und ſolch' ein Herz — dem Herrgott Dank!
Das, mein' ich, wäre mein:
Wo es geſund ſein ſoll, nicht krank,
Und nicht von Stein und Bein;
Das gern ſchlägt, wo es Freude gilt,
Sie gern empfängt und gibt:
Und Trotz der Mängel, die's erhielt,
Beſtändig lebt und liebt!

Und drum iſt mir das Aug' erhellt,
Drum ſind mir Wen'ge gleich,
Drum fühl' ich mich ſo wolbeſtellt,
Zumal im Frühlingsreich.
Wer nie, was er geliebt, verlor,
Und noch was drüber kennt,
Der ſcheint ein Schalk mir, oder Thor,
Wenn er nicht reich ſich nennt!

# Apologie.

### Meinem Vater!

Am 16. October 1821.

Mein Vater, Vater wie du thronſt
In meinem Herzen hier, —
Denn, welchen Stern du dort bewohnſt,
Wer weiß, wer ſagt es mir? —
Kaum haſt du heimgelegt dein Herz,
Dein Auge zugethan,
So prüft man auch ſchon meinen Schmerz,
Und legt das Maß daran.
Sie tadeln mir das Kleid am Leib,
In meinem Aug' den Stern,
Und was ich laſſe, was ich treib',
Es findet ſeinen Herrn.

Daß ich den herben Feierzug
Der Leiche mir erſpart,
Und keinen Schmerz zu Markte trug
Bei deiner Grabesfahrt,
Das bringt die Guten außer ſich
Und reizt ſie auf zum Hohn;
Mag ſein; du Vater ſiehſt in mich
Und kenneſt deinen Sohn.
Mein Grabſcheit war — verſchwieg'ne Qual,
Mein Buſen war — das Grab,
Da ſcharrt' ich dich, beim Fackelſtrahl
Getäuſchten Glück's hinab.

Daß ich mich eben laſſe ſeh'n,
Wo ſie, nach Modeſchnitt,
Sich liſpelnd oder wiehernd dreh'n
In frechem Faunenſchritt,
Das macht ſie bös, die frommen Herrn,
Und ärgert ſie gar ſehr; —
O kennten ſie mich nur von fern,
Sie thäten's noch weit mehr!
Wo fühlt' ich, welch' ein Mann verſchied,
Wo fühlt' ich's tiefer wol,
Als wo mein Aug' ihr Leben ſieht,
So ärmlich, flach und hohl?

Und daß ich gar in's Schauſpielhaus
Mit meiner Trauer geh',
Drob' zieh'n ſie gar die Stirne kraus
Und jammern Ach und Weh!
Gewiß, mein Vater, gönnteſt du
Mir dieſe karge Luſt,
So gut ſie manch' ein Stündchen Ruh'
Mir zu verleih'n gewußt!
Spielt' ich doch nun ein Trauerſpiel,
Der Held darin war — ich,
Ich half, ich rang, ich ſtritt, ich fiel, —
Noch ſchmerzt die Wunde mich.

Und wenn ich ſteh' auf freiem Feld,
Mit Freunden mich erbau',
Und meine Luſt hab' an der Welt
Und auf- und niederſchau',
Das nehmen ſie mir wieder krumm,
Und ſchelten meinen Sinn,
Daß ich nicht lieber, trüb und ſtumm,
In meiner Kammer bin.

Mein Vater was kann ich dafür
Daß die Natur ſo licht?
Daß ſie ſich thränenlos mit mir,
Als Tröſterin, beſpricht?! —

Mein Vater, ja! du ſchiltſt mich nicht!
Dein milder Wink verzeiht:
Ich ſehe dich — das Schloß zerbricht
Am Thor der Ewigkeit!
Es iſt dein Blick, der winkt; dein Haupt,
Dein theures Haupt, das nickt:
Ein Kranz von Strahlen hat's umlaubt,
Der ziert, nicht niederdrückt;
Es iſt die Hand, die Vaterhand,
Die mir ſo werth, ſo viel —!
Welt, Welt, verdamme mit Verſtand:
Ich halt' an dem Gefühl!

## Stoff und Dichter.

Der Dichter ſteht im Freien da —
Da drängt es ihn von fern und nah:
Dort blinkt des Abends Purpurſchein
Entzückend in ſein Herz hinein;
Hier hat ein ſeltſam Wolkenbild
Mit Wonne ſeinen Sinn erfüllt;

Dort glänzt in Paradieſesruh'
Ein ländlichſtiller Park ihm zu;
Hier ſeh'n ein hoher Eichenwald
Mit rieſenſtämmiger Geſtalt,
Und dort ein grauer Bergkoloß,
Und hier das üpp'ge Weingeſproß,
Und dort des Stromes Spiegelbahn
Ihn, wie ein Opfer fordernd, an!
Und nun der Menſch mit ſeinem Thun,
Mit ſeinem ew'gen Nimmerruh'n,
Mit ſeiner lauten Taumelluſt,
Mit ſeiner wonneſtummen Bruſt,
Mit ſeiner Pracht und Gunſt und Kunſt,
Mit ſeinem Müh'n nach Luft und Dunſt,
Wie greift erſt der, ſo keck und bunt,
Dem Dichter in des Herzens Grund!
Und toller wird das Treiben ſchon:
Die Engel laſſen ihren Thron,
Und ſchweben um ſein glühend Haupt,
Das ſie mit Strahlenblüt' umlaubt;
Und Donnerorgelſtimmen zieh'n
Darauf herab wie Harmoni'n;
Und Blitze weben ſchauerlich
Zu ſeinem Feuermantel ſich.
Und was nur Erd' und Himmel kennt,
Ein jedes Ding und Element,
Es ſtürmt entfeſſelt auf ihn ein
Und will ſein Herr und Eig'ner ſein!
Der Dichter fühlt ſich faſt erdrückt,
Und ſteht befremdet und entzückt!

Da fühlt er plötzlich ſeine Kraft,
Die herrſcht und ordnet wirkt und ſchafft,

Ruft ſeine Uebermacht hervor,
Und ſchüttelt ſich und wächſt empor!
Und wie er wächſt und größer wird:
Da legt, da ordnet, da verliert
Der Bilderſturm ſich um ihn her
Zum ebenmäß'gen Bildermeer.
Der Dichter ſtreckt die Hand hinaus
In's ſchönheitreiche Weltenhaus,
Und wählt von Jedem einen Zug,
Und wählt von Jedem grad genug.
Und mit der Farbenherrlichkeit,
Die rings die weite Welt ihm beut,
Fängt er nunmehr zu malen an,
Setzt Lieb' und Luſt und Leben dran,
*Und was ſein Herr war kaum vorher,*
*Deß' Herr und Eig'ner iſt nun er.*

## Einer jungen Dichterin.

Wirf die Feder aus den Händen
Und das halbbeſchrieb'ne Blatt:
Werde dieſer Weihrauchſpenden
Fader Schmeichler einmal ſatt!
Sprich, warum in Feſſeln drängen,
Was wie's Licht entfeſſelt, ſtrömt,
Sprich, warum in Reime zwängen,
Was ſich jeden Reimes ſchämt? —

Stehſt du doch ſo herrlichblühend,
So jungfräulich vor mir da,
Bannſt dir doch, von Freude glühend,
Jedes freud'ge Weſen nah.
Ein elektriſch' Feuer kniſtert
Durch die Hand, die deine traf:
Und dein Zauberodem flüſtert
Alle Schlangen in den Schlaf.

Leben, wie der Gott der Götter
Nur in höchſter Huld verſchenkt;
Leben, wie auf junge Blätter
Sich im Lenze niederſenkt:
Solches Leben füllt dich, lauert
Schelmiſch dir in jedem Zug,
Brennt im Aug' dir, und durchſchauert
Deine Bruſt im Ahnungsflug!

Willſt du etwa kalt am Tiſche
Schreiben, wie der Denker ſchreibt?
Willſt verkümmern deine Friſche,
Die ſo ſchöne Blüten treibt?
Sollen Lieder ſein die Weſen,
Die uns deine Kraft gebar?
Sollen wir in Büchern leſen,
Wie dein Lenz ſo herrlich war?

Nein! — Die Feder aus den Händen
Aus der Hand das kalte Blatt,
Werde dieſer Lobesſpenden
Fader Gecken einmal ſatt!
Lebe — Leben ſei dein Dichten:
Lieben — üben, — ſei dein Reim,

Und du wirſt es beſſer richten,
Als mit Liederhonigſeim!

Lieben; — lieb' aus tiefſter Seele
Frobeſeligend ein Herz,
Und den Seligen erwähle
Dir zum Freund in Scherz und Schmerz,
Blüh' aus theurer Kinder Reigen
Bald als Mutterblüt' ihm zu!
Sein Gebet, ſein Wunſch, ſein Schweigen,
Seines Herzens Herz ſei — du!

Ueben; — übe mild die Kräfte
Zauberiſcher Weiblichkeit:
In dem häuslichen Geſchäfte
Theile ſinnig Luſt und Zeit.
Walte wie das Licht, das waltet,
Wenn die Nächte mondhell ſind!
Schalte, wie der Frühling ſchaltet,
Wenn die Erde Glut gewinnt!

Sei die Heiligkeit im Bilde,
Und ein Bild der Harmonie,
Sei der Welt ein Stern der Milde,
Wärm', erhell', entzücke ſie.
Darum laſſ' das Reimeſchmieden,
Denn der Jungfrau ziemt es nicht:
Iſt ſie, was ſie ſoll, hiernieden,
Iſt ſie ſelbſt ſchon ein Gedicht!

# Jägerlieder.

## 1. Die Elementenweihe.

Chor.

Vier Schüſſe thun wir heut in's Holz,
Um eitel Nichts hinein:
Sonſt ſoll, bei unſerm Jägerſtolz,
Kein Schuß ein leerer ſein!

Eine Stimme.

Und nun den erſten leeren Schuß
Gebt in die blaue Luft,
Daß ſie ſich überziehen muß
Mit leichtem Nebelduft.
Ein Himmel leiſ' und leicht umnetzt,
Daß keine Sonne brennt,
Und daß es keinen Regen ſetzt,
Iſt Jägers Element!

Chor.

Die Büchſen vor, die Hähne ſtraff,
Den erſten Schuß den Lüften — paff!

Eine Stimme.

Und nun den zweiten leeren Schuß
Gebt in den grünen Grund:
Auf daß er ſich vereinen muß
Mit uns zu feſtem Bund!

Ein Waldesboden, fett und grün,
Der Gras wie Daunen hat,
Nach Schweiß und regem Jagdbemüh'n,
Iſt Jägers Lagerſtatt!

Chor.

Die Büchſen vor, die Hähne ſtraff!
Den zweiten Schuß der Erde — paff!

Eine Stimme.

Und nun den dritten leeren Schuß
Gebt in den Bach hinein;
Auf daß er uns erlaben muß
Mit Waſſer, kalt und rein!
Ein friſcher Trunk iſt mehr, als Gold,
So keiner trinken kann!
Der Waldbach ſei dem Jäger hold,
Drum, Brüder, leget an!

Chor.

Friſch angelegt: — die Hähne ſtraff!
Den dritten Schuß dem Waſſer — paff!

Eine Stimme.

Nun Brüder noch den vierten Schuß
Dem Feuer ſelbſt geweiht,
Auf daß es ſich uns fügen muß
Zur wahren Jägerfreud';
Ein ſich'rer Knall, ein ſich'rer Fall,
So will's der Jägersmann,
Darum bei Sang und Hörnenſchall,
Kam'raden, leget an!

Chor.

Friſch angelegt, — die Hähne ſtraff,
Den letzten Schuß dem Feuer — paff!

Vier Schüſſe thaten wir in's Holz
Um eitel Nichts hinein:
Nun ſoll, bei unſ'rem Jägerſtolz,
Auch keiner fehl mehr ſein!

---

## 2. Das ſtille Plätzchen.

Kommt, Freunde, kommt! ein Platz iſt da,
Wie's ihrer wenig gibt:
Kein kahles Fleckchen fern und nah;
Den Platz hat Gott geliebt.

Geſenkte Buchen reichen traut
Ihm ihre grüne Hand:
Und ſpielen mit dem weichen Kraut,
Und ſtreicheln ſeinen Rand.

Und Schweigen herrſcht, wie beim Gebet,
Wenn Alles kniet und ſchweigt;
Man weiß nicht, ob's vom Himmel weht,
Ob's aus der Erde ſteigt.

Und Rehlein ſchau'n beim Wald heraus,
Und kommen wie zum Gruß:
Als wären wir auf's Füttern aus,
Und nicht auf Schrot und Schuß.

Und Haſen rauſchen durch's Geſträuch,
Und freuen ſich am Grün,
Und Vögel zieh'n im blauen Reich
Der Lüfte her und hin.

Zur Erde ſetzt euch, Brüder, kommt!
Da iſt es ſchön und ſtill:
Und auch ein Stündlein Ruhe frommt,
Wenn's Gott gerade will.

Laßt ſpringen — fliegen, — was da ſpringt
Und fliegt durch Wald und Wind:
Und ſchüttelt euch die Händ' und ſingt! —
Ein Schuß hier wäre Sünd'!

## 3. Widerſpruch.

Wenn ich durch Buſch und Zweig
Brech' auf beſchränktem Steig:
Wird mir ſo weit, ſo frei,
Will mir das Herz entzwei.

Rings dann im Waldeshaus
Rücken die Wänd' hinaus,
Wölbt ſich das Laubgemach
Hoch mir zum Schwindeldach,
Webt ſich der Blätter ſchier
Jedes zur Schwinge mir,
Daß ſich mein Herz, ſo weit,
Sehnt nach Unendlichkeit!

Doch wenn in weitem Raum,
Hoch am Gebirgesſaum,
Ueber dem Thal' ich ſteh',
Nieder zum Thale ſeh',
Ach, wie beſchränkt, wie eng
Wird mir's im Luftgedräng!
Rings auf mein Haupt, ſo ſchwer,
Nicken die Wolken her,
Niederzuſtürzen droht
Rings mir das Abendrot,
Und in ein Kämmerlein
Sehnt ſich mein Herz hinein!

## 4. Waldmeſſe.

Hut ab! In einer Kirche ſteht,
Kam'raden, euer Fuß:
Verwandelt in ein Dankgebet
Den kühnen Jägergruß!

Seht, wie die grünen Hügel nur
  Betſtühlen gleich, gereiht,
Und mit dem Sammtſmaragd der Flur
  Feſttäglich überſtreut!

Seht, wie die Bäum' in weitem Kreis,
  Die dichtgelockten, ſteh'n,
Und ihre Häupter, Gott zum Preis,
  Wie betend, abwärts dreh'n!
Horcht! wie des Wald's Bewohner all',
  Vereint zum Feſtgeſang,
Aufjubeln in Geliſpel, Schall,
  Geſumm, Geſchwirr und Klang.

Wie rings ein Heer, millionenſtark,
  Sich von Cicaden letzt,
Und, ſatt vom friſchen Blumenmark,
  Die Irisſchwingen wetzt.
Wie dort der Vogel ſingend ſchlüpft,
  Der Falter ſäuſelnd ſchwebt,
Und Alles, was da fliegt und hüpft,
  Sich im Choral erhebt!

Und wie der ferne Sonntagsruf
  Der Glocken drein ertönt:
Und was der Herr noch drüber ſchuf
  Sich dreinmengt und verſchönt!
Hut ab, ihr Jäger, Unſereins
  Steh' nun als Prieſter d'rinn,
Und heb' im Luſtgefühl des Seins,
  Zu Gott den ſchlichten Sinn!

Am Meßgewande fehlt's uns nicht,
  Grün iſt's, wie Gottes Au,

Die Sonne dient zum Altarlicht,
Zum Weine wird der Thau. —
Nun heb' auch als Monſtranze ſich
Das Aug' zu Gott hinan,
Und, „Vater“, ruft's, „wir preiſen dich,
„Und was du haſt gethan!“

## Oſterlieder.

### 1. Auferſtehung.

Auferſtanden, auferſtanden
Iſt die ſchlummernde Natur:
Ueber allen Erdenlanden
Herrſcht ein Geiſt der Feier nur!

Auferſtanden iſt der Glaube,
Dieſer Anker, dieſes Licht,
Das uns, wie des Noah Taube,
Drüben ſich'res Land verſpricht!

Seht, aus tauſend blauen Augen
Lacht er uns vom Himmel an,
Läßt uns Mut und Stärke ſaugen
Für die neue Pilgerbahn.

Auferſtanden iſt die Liebe,
Sie, des Weltenkörpers Blut,
Deren ſchaffendes Getriebe
Nimmer raſtet, nimmer ruht!

Seht ſie glüh'n im Wangenrote
Dieſer bräutlichbangen Welt:
Wie das Schwache, wie das Todte,
Sie erkräftigt, ſie beſeelt!

Auferſtanden, aufgeſchoſſen
Iſt der Hoffnung ſchlummernd Korn:
Tröſtend ſchlägt es ſeine Sproſſen
Um des Lebens rauhen Dorn!

Aus der Felder grünen Wogen,
Aus der Thäler grünem Reich,
Aus der Wälder grünen Bogen
Lacht es mild entgegen euch!

Was nur ſtark mit Liebesbanden
Oder lindernd lockt dein Ohr:
Alles iſt nun auferſtanden:
Menſch, nun raff' dich auch empor!

## 2. Vor der Kirche.

Nieder, auf die Knie, nieder,
Wer luſtwandelnd geht vorbei! —
Hörſt du nicht die ſchönen Lieder
Voll von gläub'ger Melodei?

Siehſt du nicht die hellen Kerzen
Am Altar entzündet ſteh'n?
Fühlſt du nicht aus Aller Herzen
Flammen gegen Himmel weh'n?

Nieder, nieder, auf die Knie!
Bete brünſtig ungetrübt! —
Blick' hinein und horch' und ſiehe,
Welch' ein Wunder ſich ergibt!

Geizend durch die bunten Fenſter
Fällt der warme Sonnenſchein:
Und der Lerchen-Chöre ſchönſter
Schallt vom nahen Feld hinein.

Weihrauch duftet wolkenähnlich
Zu der Kuppel hohem Knauf:
Herzen heben, fromm und ſehnlich,
Mit den Wolken ſich hinauf.

Und den Herzen hat der Himmel,
Scheint es, weit ſich aufgethan,
Und aus hellem Lichtgewimmel,
Sichtbar, ſchlingt ſich eine Bahn.

Und auf dieſer Bahn hernieder,
Von der Engel Chor umkreiſt,
Bei dem Jubel gläub'ger Lieder,
Steigt — der Liebe großer Geiſt!

Streck' entgegen ihm die Hände,
Nimm ihn auf in deiner Bruſt,
Sei dir ſeiner Oſterſpende
Froh und inniglich bewußt!

Sieh die Welt im Staube liegen,
Betend feiert ſie vor dir:
Auf, und laß dich nicht beſiegen,
Bet' und fei're du mit ihr!

## 3. Wünſche.

Warum bin ich kein Pred'ger heut,
Der auf der Kanzel ſteht,
Und Allen an das Herz es legt,
Wie's draußen ſich bewegt und regt,
Und grünt und ſtrömt und weht!

Warum bin ich kein Doctor heut',
Der als Recept verſchreibt:
„Wer will geneſen, geht hinaus
„In's weite freie Gotteshaus! —
„Wer krank will bleiben, bleibt!“

Ich möchte, daß die Welt 'ne Kirch'
Und ich die Glocke wär',
Die hoch herab von ihrem Dom
Zuſammenruft der Beter Strom
Zu Gottes Preis und Ehr'!

Doch bin ich gleich das Alles nicht,
Es macht ſich auch wol ſo:
Ein Menſch, dem man's im Auge lieſt,
Daß er vom Herzen fröhlich iſt,
Macht auch die Andern froh!

# IV.

# Elegieen aus Alfons von Lamartine.

(1826.)

Was er von Sehnſucht, Lieb' und Troſt,
Nach meinem Sinne ſang,
Nehmt hier, wie ich's, nach ſeinem Sinn
Ihm nachzuſingen rang.

# Die Sterne.

„Ein heilig Stündchen für den Denker iſt's,
„Wenn, um die Welt zu tröſten, daß der Tag
„Entfloh, die Dämmerung den Scheideblick
„Am Bergesſaum verlängert; wenn ſie, gleich
„Den Falten wallender Gewänder, längs
„Dem Himmel hinſtreift, wo die Stern' erwachen!
„Die Flammenkugeln, dieſe Lichteilande,
„Die unwillkürlich ſucht der matte Blick,
„Durchtanzen tauſendfach den Nebelplan,
„Gleich einem Goldſtaub unter'm Schritt der Nacht.
„Das blöde Aug' verliert im Finden ſie:
„Die einen ſchweben längs des Waldes Gipfel
„Gleich lichtbeſchwingten Himmelsvögeln hin;
„Die andern gleichen Felſen, weißumſpült
„Vom Meeresſchaume; Läufern ähnlich fliegen
„Mit wild entlocktem Stirnhaar and're; jene
„Sind Augen gleich, die auf die ſchlummernden
„Naturen halbgeöffnet niederſchau'n, indeß,
„Gleich blanken Segeln, die das Morgenrot
„Vergoldet, wenn ein Schiff aus fernem Lande
„Zur Heimat wiederkehret, and're flieh'n!

„Gott kennt allein die Zahl, den Stand, das Alter
„Der hellen Lichter ſeines größten Werkes.
„Die Einen, alternd ſchon, erblichen faſt;
„Im Himmelsraum verlieren And're ſich:

„Doch And're, weſtumkosten Blumen gleich,
„Erheben jugendlächelnd ihre Stirnen,
„Und, um den Oſt mit friſcher Klarheit ſpielend,
„Bezaubern ſie das Auge, das ſie zählt!
„So tanzen ſie den Himmelsreih'n; der Menſch,
„Wie neugeboren, grüßt ſie und benennt ſie,
„Wer ſäh' auch nicht begeiſtert auf zu ihnen
„Und ſuchte ſich den Allerhellſten nicht,
„Um ihm den Namen zu verleihen, der
„Sein Liebſtes ihm bezeichnet! Rufet ſelbſt
„Doch jener Stern, der einſam niederſchimmernd,
„In mancher Nacht mir manchen Troſt verlieh,
„Gar lieber Augen Blicke mir zurück!“

„Die Nacht rückt vor, all' dieſe Weltſiſteme,
„Durchwandeln ernſten Schritt's die ſtille Bahn.
„Bei Zephyrs Hauche ſpürt man oft die Erde,
„Gleich einem Kahn, ſich ſchaukeln in der Nacht.
„Von Silberſchaum umſpült ſieht man die Berge,
„Gleichmäß'gen Lauf's, das Säuſelmeer zerſchneiden.
„Der Nordwind bricht ſich unterm Kiele, Wänd'
„Und Balken dröhnen, doch der Menſch vertrauend
„Dem Steuermanne, läßt ſich ſorglos wiegen.
„Lichtwelten ihr, die ihr mit uns euch wiegt,
„Sagt — ob Er's euch geſagt, wohin es geht?! —
„Iſt's ein unnennbar grauenvoll Geklipp;
„In das er ſchmetternd unſ're Reſte wirft?
„Iſt es ein freundlich heller Strand, wohin
„In Träumen ſeine Hand uns mild geleitet? —

„Ihr Näherſchwebenden der Himmelsbahn,
„Glanzvolle Welten, ſprecht! Ihr wißt's gewiß!
„Denn mehr des Lichtes ſtrömt euch droben zu!
„Ja, darf ich glauben eurem Glanz, womit

„Des Wald's durchſicht'gen Dom ihr überſilbert
„Und niederſchimmernd auf gereizte Meere,
„Ihr, ſie erleuchtend, ihren Sturm bezähmt;
„Ja, darf ich glauben eurem Glanz, womit
„Ihr Tugend, Lieb' und Andachtsglut erwecket,
„Und, wenn das Aug', entzückt von euerm Licht,
„Halb auf ſich ſchlägt, an ſeiner Wimper Rand
„Ihr eine Thräne locket; darf ich glauben
„Dem innern Trieb, dem ſüßen Ahnungsregen,
„Das auf zu euch der Liebe ſchwere Seufzer,
„Der Schönheit Augen, Träume, die wir tief
„Vermiſſen, und des Adlers und des Dichters
„Begeiſt'rungsflug erhebet: o dann ſeid
„Ihr Himmelsaugen, Eden, Flammentempel;
„Seid ihr ja das Aſyl der Unſchuld; ihr
„Des Friedens Wohnung, übt ihr fern herab
„Auf unſ're Herzen magiſche Gewalt,
„Und Alles, was wir ſuchen, Lieb' und Wahrheit,
„Die Früchte, die vom Himmel niederfielen,
„Und die die Erde koſtete, ſind dort,
„Und was uns fehlt, wir finden dort es wieder!
„Wie oft hab ich geſeufzt: „„O warum bin
„Ich einer nicht von Euch!““ — Im lichten Himmel,
„Den ihr bewohnt, des vaterländiſchen Bodens
„Oft noch gedenkend, käm' ich jede Nacht,
„Zögernd und einſam, auf die Bergesſpitze,
„Und ſähe freundlich nieder; wiegte mich
„Auf Blumenkelchen, zitterte auf Quellen,
„Und dränge, wie ein Blick der Liebe, den
„Die Scheu verbergen will, durch Nebelſchleier,
„Und wär' hier unten noch ein ſinnend Haupt,
„Ein Herz in Trauer, eine Bruſt, die ſchmachtet;
„Ein Unglückſel'ger, der ſein Leid bei Tag
„Verbirgt und erſt des Nachts die Thrän' entfeſſelt;

„Ein ruhelos Gemüt' im Ocean
„Des Denkens untertauchend: o dann würde
„Mit heil'ger Freundſchaft dem gekannten Uebel
„Mein Strahl, ein milder Tröſtungsengel, nah'n;
„Ruh'n würde dann mein brüderlicher Glanz
„Auf ihrem Buſen, ihren Augen lächeln,
„Und, müd des Seufzens, würden mindeſtens
„Sie noch vor'm Morgenrot entſchlummern können

„Ihr aber, Flammenſchweſtern, meiner Fahrt,
„Begleiter, die das Himmelszelt ihr ſtickt,
„Und nach des Himmels Laute tanzt und wogt,
„Ihr würdet Den mich loben lehren, den
„Wir ſuchen, den ihr ſeht vielleicht, und badend,
„In ſeinem Schooße meinen Zitterſtrahl,
„Fühlt' ich in Ihm, was ihr in Ihm nun fühlet!“

## Begeiſterung.

Wie, da ſich mit Ganymeden
Jovis Adler aufwärts ſchwang,
Hangend an dem Staub, der Knabe
Mit dem Göttervogel rang;
Doch der Aar mit eh'rnen Klauen
Ihn entriß den Heimat-Auen,
Taub dem Fleh'n und mitleidslos,
Und ihn ſo, wie er noch bebte,
Hinwarf in der Götter Schooß!

So, wenn du mir wühlſt im Herzen,
Kräft'ger Aar, Begeiſterung,
Faßt mich heil'ge Scheu bei deiner
Flammenflügel lautem Schwung;
Ringend kämpf' ich mit dem Lichte,
Fürchtend, daß es mich vernichte;
Wie vom Blitz entglomm'ner Brand
Nicht verliſcht, bis er verſchlungen
Holz und Herd und Tempelwand.

Fruchtlos kämpfen alle Sinne
Gegen dieſes Walten an;
Fruchtlos pocht das Herz im Buſen,
Dieſem Dämon Unterthan!
Blitz durchzuckt mein Blut, das Feuer,
Will ich's dämpfen, ſchlägt noch freier,
Heller auf zum Himmelsdom;
Und aus voller Seele ſtrömt mir
Der Gefühle Lavaſtrom.

Sieh nun, Muſe, ſieh dein Opfer!
Das iſt nicht mehr jener Blick,
Das nicht mehr die hohe Stirne,
Die den Himmel ſtrahlt zurück!
Unter deinen wilden Flammen
Brach mein junger Sinn zuſammen,
Und iſt nun ſein Schatten nur;
Und mir blieb auf bleicher Stirne
Nur die blitzgetroff'ne Spur.

Glücklich iſt der kalte Dichter!
Keine Zähre netzt ſein Spiel,
Ohne Sehnen, ohne Grämen
Kommt er recht und ſchlecht an's Ziel.

Zierlich in gemeſſ'nen Schranken
Fließen Bilder und Gedanken
Ihm wie Milch und Honig her;
Keine Pindarsflügel ſtürzten
Dieſen Ikarus in's Meer.

Aber wir, um zu begeiſtern,
Müſſen glüh'n vor Leid und Luſt;
Müſſen, um zu ſchildern Alles,
Alles fühlen in der Bruſt;
Alle Wonnen, alle Schmerzen
Haben tief in unſerm Herzen
Ihren Brennpunkt, ihren Herd;
Und doch ſchilt man unſer Leben,
Wenn es Leidenſchaft verzehrt.

Nein, nie fühlt das eine Seele,
Die der Friede noch umſchlingt;
Nein, nie kann den Drang ſie faſſen,
Der die Welt durch's Lied erringt.
Eh' Homers Apoll den Bogen
Brauchte, zu den ſtyg'ſchen Wogen,
Kam vom Eryx er hinab,
Um die Pfeile dort zu ſtählen
In dem heißen Wellengrab.

Feige Scheu entweiht den Gipfel,
Drum herab von euren Höh'n!
Rieſig muß ſie ſein, die Leier,
Soll ſie Götterklänge weh'n!
Wie an Memnons Marmormale
Nur beim heil'gen Sonnenſtrahle
Stimm' und Leben rege wird;
So auch werden Liederſöhne
Nur vom Blick des Licht's gerührt.

Und ich ſollt' es wieder wecken,
Was die Aſche längſt vergräbt;
Soll die letzte Glut verkümmern,
Die mein ödes Herz noch hebt?
Ruhm iſt nur ein Traum vom Schatten,
Und dem Müden, Lebensmatten,
Für ein Opfer allzuklein;
Nein, der Liebe ſoll mein letzter,
Schwacher Hauch gewidmet ſein!

## Anruf.

O du, die mir in meiner Nacht erſchienen,
Du Erdengaſt, du Himmelsbürgerin!
Die mit den ſanft verklärten Friedensmienen
Beruhigung geblickt in meinen Sinn!

O laſſ' mich einmal dir im Auge leſen, —
O nenne Namen, Heimat mir und Ziel,
Ob deine Wiege dieſe Welt geweſen,
O du ein Himmelshauch? ein Gaukelſpiel? —

Mußt du die Heimat morgen wiederſehen?
Biſt du an dieſen dornenvollen Strand,
An ſeine Schrecken, ſeine Qual und Wehen,
Wie unſers Gleichen, ſeufzend feſtgebannt?

Woher auch immer ſtammt dein heilig Leben,
Weß Vaterlands und Loſes auch du ſeiſt,
Mein ganzes Daſein iſt dir hingegeben,
Dich fühlt mein Herz und dich nur denkt mein Geiſt.

Mußt du, wie wir, hienieden duldend weilen,
So ſei mein Schutz, mein Anker und mein Hort,
Laſſ' deinen Staub mich küſſen, laſſ' mich theilen
Die Luſt mit dir, mich lauſchen deinem Wort.

Doch mußt du heim in deinen ew'gen Frieden,
Und unter Engeln wieder Engel ſein,
So liebe mich nur einen Tag hiernieden
Und denke dann in deinem Himmel mein!

## Einſamkeit.

Hier ſitz' ich oft, umſchirmt vom alten Baume —
Das Antlitz hell von Abendſonnenglut:
Mein Auge weidend am begrünten Raume,
Der bunt und ſchön zu meinen Füßen ruht.

Dort rollt ein Strom die lauten Wogenhügel,
Und gräbt in dunkler Ferne träg ſich ein;
Hier ſchläft des See's bewegungsloſer Spiegel,
Und lächelnd blickt der Stern des Abends drein.

Dort, wo die waldumkrönten Berge ragen,
Hat ſeinen letzten Strahl der Tag verſandt,
Und dampfend ſteigt der Schattenfürſtin Wagen,
Und bleicht des ſernen Horizontes Rand.

Indeſſen ſchwingt ſich aus den goth'ſchen Trümmern
Ein Ton der Andacht durch das Luftgebiet,
Der Wand'rer ſtutzt, — des Siedlerglöckleins Wimmern
Singt nun dem Tag ein ſchaurig Sterbelied.

Doch kalt und ſtumm beſchau' ich dieſe Matten,
Kein Laut verklärt, noch düſtert mein Geſicht,
Mich dünkt die Erde wie ein irrer Schatten,
Der Tag der Lebenden wärmt Todte nicht.

Wie ich von Berg zu Berg mein Auge wende,
Vom Nord zum Süd, vom Oſt zum Weſt zurück,
Wie ich's durchmeſſe dieſes Rund ohn' Ende —
Ich rufe doch: „Mein harret nirgends Glück!“

Was ſollen mir die Schlöſſer, Berg' und Felder
Für dieſes Auge blüht ihr Reiz nicht mehr,
Ihr Ström' und Höh'n, ihr einſt geliebten Wälder,
Ein Weſen fehlt euch — ihr ſeid alle leer.

Ob nun die Sonn' aufwach', ob unterſinke,
Gleichgiltig folgt mein Blick der Spur des Licht's:
Ob trüb der Himmel, ob er bläulich winke,
Sei's — ich erwarte von den Tagen nichts!

Und könnt' ich gleich am Sonnenwagen hangen,
Ich ſähe nichts doch, als ein wüſtes Feld: —
Um nichts, worauf ſie ſcheint, trüg' ich Verlangen,
Ich früg' um nichts in dieſer Rieſenwelt.

Doch wenn vielleicht ich einſtens ſchauen würde,
Wo and're Himmel and're Sonne ſäumt,
Schau'n, von mir ſtreifend dieſes Staubes Bürde,
O ſchau'n, wovon mein Herz gedacht, geträumt:

Wie wollt' ich mich am Lebensborn berauſchen,
Wie freudig Lieb' und Hoffnung wiederſeh'n,
Wie jeden Zug des Ideals erlauſchen,
Das blöde Menſchenſinne nicht verſteh'n!

O daß ich auf mich ſchwäng' mit dir, Aurore,
Um meines Wunſches Ziele nah' zu ſein!
Was öffn' ich nicht des Erdenkerkers Thore,
Was hab' ich mit der Erde noch gemein?

Die Blätter, ſo zum Fall im Herbſte reiſten,
Erfaßt und trägt hinab in's Thal der Nord:
Ich gleiche ja dem Blatt, dem abgeſtreiften, —
Nord, faſſ' auch mich, und trag' in's Thal mich fort!

## Der Tag der Geneſung.

Hab' Dank, Allgütiger, ich bin erhört!
Du gabſt den Tag mir wieder, Gott der Liebe!
Schon färbt ſein Blick die Stirne, die nur noch
Ein leiſes Blaß bedeckt, mit Lebensroſen.
Schon ſchleicht mir durch die Adern milde Glut,
Und ſteigt zum Herzen, warm emporgetrieben:
So leb' ich auf, um noch einmal zu lieben!

Und auch die Welt lebt auf an dieſem Tage,
Die Maienſonne küßt ſie freundlich wach.
Vor meinem Fenſter rufen keuſche Tauben
Des ſchönſten Mondes Wiederkommen aus.
O, fort, hinaus! In's freie Grüne fort!
Führ' mich Geliebte! Stütze den Geliebten, —
Ich möchte gern die Sonne kommen ſeh'n,
Begrüßen möcht' ich ihres Wagens Aufſchwung,
Bewundern ihren Heimgang in das Meer,
Wenn ihr der Weſt ſein Schlummerliedchen ſäuſelt.
Komm, fürchte nichts für mich! die Luft iſt heiter,
Und meines Lebens ſchönſten Tag wird kein
Gewitter ſchänden. Komm! Auf grüner Erde
Schläft friedlich ſchon der Hirte bei der Heerde.

Wie ſüß die Luft iſt, Gott, wie rein das Licht!
O Sonne, die Natur erkennt dein Walten,
Glückſeligkeit und Leben ſtrömſt du aus!
Als Gott, die Nacht abſondernd von dem Tage,
Auf deine Wolkenbahn dich hingeſtellt,
Da ſah das All' dich an als ſeinen König,
Anbetend fiel der Menſch auf's Angeſicht,
Und ſeither, deinen Flammenpfad verfolgend,
Beſchreibſt du raſtlos den gewohnten Kreis;
Der Strom des Lichtes ſtrömt dir ohne Stocken,
Und keine Zeit verbleichte deine Locken!

Wenn dich des Morgens Ruf herauf beſchwört,
Dann betet dich der Hindu an im Staube!
Mir, wenn des Mittags ſegensreiches Feuer
Den matten Leib mir allgemach beſeelt,
Mir ſcheint aus deinen Strahlen dann ein Gott
Erwärmend in das Herz herabzulangen;
Die Feſſeln fallen ab von meinen Sinnen,

Als hätte mich des Ew'gen Hand berührt.
Doch wehrte, der dich ſchuf, uns dieſen Glauben?
Biſt du ein Strahl nicht, Sonne, ſeines Ruhm's?
Wenn alle Weſen aus dir Liebe ſaugen,
Biſt du kein Blick, o Sonn', aus ſeinen Augen?

Ha! wenn ich je in trüben Jammerſtunden,
Der Sonne nicht willkomm'nes Licht geſchmäht;
Wenn ich verflucht, was ich von dir empfangen,
O Gott, ſo ſieh in's Herz mir, und verzeih!
Hab' ich doch nie das Glück gefühlt, zu ſchauen
Die Welt an deſſen Seite, was ich liebe;
Zu fühlen, wie mit einem ſchönen Tage,
Vereint mir Lieb' und Leben ſtieg in's Herz!
Weh' mir! des Lebens Werth war fremd für mich,
Heut' hab' ich ihn erkannt, und preiſe Dich!

## Gottes Antwort.

Sohn des Staubes, wie, du wagteſt
Deines Lebens müd zu ſein?
Du, mein Kind, mein Schoßkind, klagteſt,
Ich dein Vater, wäre Stein?
Thöricht Kind! eh' noch begonnen
Du des Erdendaſeins Bahn,
Hat mein Geiſt ſchon längſt erſonnen
Deines künft'gen Glückes Plan.

Dieſem weiten Heiligthume
Uebergab ich dein Geſchick,
Daß du lebteſt mir zum Ruhme,
Daß du lebteſt dir zum Glück.
Und du wardſt, und heil'ge Weihe
Gab dir meiner Liebe Ruf,
Daß mir ein Geſchöpf gedeihe,
So ich mir zum Spiegel ſchuf.

In der Milch der Mutterbrüſte
Flößt' ich Liebe dir in's Herz:
Jeder Laut, der dich begrüßte,
Zog dein Auge himmelwärts.
Und des Lichtes Tage kamen,
Wo du meiner wardſt bewußt,
Und ich ſchrieb dir meinen Namen
Fühlbar in die junge Bruſt.

Und du ſaheſt meine Güte
Rings auf Erden ausgeſät;
In der Himmel Sterngebiete
Sahſt du meine Majeſtät;
Meine Vorſicht in den Weſen,
Meine Dauer in der Zeit,
Und im Raume konntſt du leſen,
Meine Unermeßlichkeit.

Dankbar jubelnd fielſt du nieder,
Lallteſt manch' ein Segenswort,
Pilgerteſt erkräftigt wieder
Voller Herzenseinfalt fort.
Aber welch' ein Leid erfüllte
Heute dich ſo trüb und ſchwer?

Weil dein Herz Gewölk umhüllte,
Glaubſt du an die Sonn' nicht mehr.

„Eine künſtliche Chimäre,
„Biſt du, eines Grüblers Brut; —
„Wenn die Welt dein Abbild wäre,
„Wäre ſie gerecht und gut!“
Mich — den Unterſchied bewahre! —
Lenkt Gerechtigkeit, wie dich:
Aber dich für Spanne Jahre,
Und für Ewigkeiten mich.

Weiß das Land, woher ſein Grünen,
Und die Flut, woher ſie zieht,
Und die Nacht, wie ſie erſchienen,
Und die Sonne, wie ſie glüht?
Ja, wohin mein Wink ſie werde
Morgen ſenden, — weiß es wer?
Kann ſie, ſcheidend, je der Erde
Sichern ihre Wiederkehr?

Doch weck' ich zur Luſt und Wonne
Morgentlich das All empor,
Ruf' am Morgen meine Sonne
Aus der Wüſten Schooß hervor.
Meine Gegenwart erkennend,
Kommt ſie groß gewandelt ſchon,
Steht mir Red' und ſteigt dann brennend
Und entzündend, auf den Thron!

Und du Hauch aus meinem Hauche
Du, auf dem mein Auge weilt,
Der mich braucht und den ich brauche,
Du, mit dem ich treu getheilt,

Menſch, du wähnteſt dich vergeſſen?
Wähnteſt dich verkürzt von mir?
Nein; mein Blick ruht unermeſſen
Gern auf Allem, — lang auf dir!

Wandle denn im Hoffnungsſchimmer
Und vertrauend denke mein! —
Traute doch mir alles immer,
Und du zweifelteſt allein?
Doch mein zürnendes Gedenken
Wird auch dieſes Zweifels Schuld
Väterlich dereinſt verſenken
In den Abgrund meiner Huld!

# Abſchied.

Ja, — ich verließ ihn den Hafen, den ruhigen, langebegehrten,
Wo mich entfernt von der Stadt lächelnd die Ruhe beſchlich;
Wo mir ohne Geräuſch hinſchwanden die Tag'; ich verließ dich,
Einſam ſchattendes Thal, ländliches Hüttchen des Freund's:
Traurig verläßt, im Auge die perlende Thräne der Sehnſucht,
Meine Muſe den Port, welchen ſie freudig gewählt!
Nimmer ſieht uns der erſte Strahl des Tag's, auf den Fluren
Uns im dicht'riſchen Traum, irrenden Schrittes, ergeh'n;
Nimmer belauſcht uns die Sonne, wenn hoch von Italias Alphöh'n
Rollend, ihr Flammengeſpann weckt die entſchlaf'ne Natur!
Nimmer, ihr alten Fichten, ihr Stolz des Waldes, behorcht ihr,
Feſſelnd den Odem des Wind's, unſ're Geheimniſſe mehr!

Nimmer ſuchen wir mehr das kühlige Lager der Grotte,
    Wo uns, beſchwichtigend, oft küßte der gaukelnde Gott!
Nimmer wandeln wir mit, wenn Abends die traurige Glocke
    Dort in's Kirchlein am Berg rief die Gemeinde des Dorf's;
Nimmer ſenken wir betend das Knie auf den Stein an der Pforte,
    Welcher ein ländliches Grab ſchmucklos und innig umwölbt.
Lebt wol! Thäler und Büſche, du blauer See, und ihr Felſen,
    Du dichtlaubig Gehölz, du paradieſiſch Aſyl,
Wo ſich der Glückliche glücklich fühlt, wo der Weiſe daheim iſt,
    Scheidend ruf' ich euch an — lebet für immer nun wol! —
Schon entfernt ſich, gewiegt von gaukelndem Weſte, mein Nachen
    Ungern von dem Geſtad', welches ſo treu mich geſchirmt.
Neuen Stürmen entgegen geht's, und neue Gefahren
    Drohen, ich ahn' es im Geiſt, meinem gebrechlichen Kahn!
Ach, und blüht mir ſo kurz doch erſt die Blume der Jugend,
    Ach, und ſo lang und ſo viel trieb es mich feindlich umher!
Aber wozu das Geſchick mit vergeblicher Klage behelligt?
    Aber wozu auf des Weg's Hälfte zurück ſchon geblickt?
Hab' ich die Lippe bisher doch am bitteren Kelche des Lebens
    Kaum noch genetzt, und warf jetzo ſchon, ekelnd ihn weg.
Bis zur Neige will er geleert ſein, alſo gebeut es
    Strenge die Hand, die uns ihn ſchon an der Wiege kredenzt.
Wenn mein Schritt zwei Drittel dereinſt durchwallte des Lebens,
    Oder ein Leben mir längſt bleichte das dunkle Gelock:
Dann ach! — kehr' ich zurück in das ländliche Hüttchen des Thales,
    Wo des Himmels Hand liebend den Freund mir bewahrt!
Dort von Bäumen, die er gepflanzt, umſchirmt in der Stille,
    Seh'n wir des Lebens Reſt rollend, wie Wellen entflieh'n.
Furcht- und hoffnungslos dann ſchau'n wir zurück, im Gedächtniß
    Meſſend die ſtürmiſche Bahn, die wir durchlaufen gemußt!
Alſo ſchaut ein Pilot, ein achtzigjähriger, Abends,
    Hoch vom öden Geklipp, ruhig gelagert hinaus,
Läßt hinirren den Blick die Wogen entlang, und betrachtet
    Einmal die Fläche ſich noch, die er vor Zeiten durchſchifft.

# Das Thal.

Mein Herz, von Allem müd, ja ſelber ſchon vom Hoffen,
Hat nun an das Geſchick der Wünſche nimmer viel: —
O bleibt mir nur noch ihr, der Kindheit Thäler, offen,
Und gönnt mir einſt in euch ein friedlich Sterb'aſyl!

Hier ſchlüpft der ſchmale Steig durch kühle Wieſenmatten,
Dort deckt des Hügels Grün mit dichtem Laub ihn zu,
Das zitternd mich umnickt mit flücht'gen Schwebeſchatten,
Und rings umſtrickt mich hält von Schweigen und von Ruh.

Zwei Bächlein, überwölbt von grünen Blätterbogen,
Zieh'n, Silberſchlangen gleich, des Thales krummen Rain:
Sie murmeln oft vereint, und wiegen ſich und wogen,
Und wühlen, nah' am Born, ſich ohne Namen ein.

So fand mein Leben auch, verwaiſt von Luſt und Liebe,
Geräuſch- und namenlos, wie ſie, ſein dunkles Grab!
Doch ihre Well' iſt rein, und meine Seel' iſt trübe,
Nie ſpiegelte in ihr ein heit'rer Tag ſich ab.

Und ihrer Ufer Schmuck und ihre Schattenkrone
Zieh'n täglich meinen Schritt ihr üppig Bett entlang:
Und wie ein Kind entſchläft beim ewig gleichen Tone,
So ſchläft mein Herz auch ein bei ihres Murmelns Klang.

Ach, — hier von einem Wall aus Raſen rings umfangen,
Vom engen Horizont, mir weit genug, umgrenzt,
Hier hemm' ich oft den Schritt, und ſtille mein Verlangen
Am Bächlein, das mir rauſcht, am Himmel, der mir glänzt.

Ich hab' zu viel geſeh'n, gefühlt, geliebt im Leben,
Nach Lethes Quelle ſpäht im Leben noch mein Blick:
O Au'n, was könnt ihr nicht Vergeſſenheit mir geben?
Vergeſſen iſt nunmehr, mein letztes — einz'ges Glück! —

Mein Herz iſt nun in Ruh, und meine Seel' im Schweigen,
Der Welt entfernt Geräuſch tönt ſterbend an mein Ohr,
Wie wenn ein einzler Ton aus einem fernen Reigen,
Unſicher durch die Luft, verhallend ſich verlor.

Das Leben ſeh' ich hier, wie hinter einem Saume
Von ſchattendem Gewölk, verblichen längſt und trüb;
Die Liebe blieb allein, — wie oft aus einem Traume,
Wenn wir erwachten, nur ein einzig Bild uns blieb.

O Herz, ruh' aus, hier iſt ein Lager dir bereitet!
Ruh' aus, dem Pilger gleich, der ſüßer Hoffnung voll,
Noch einmal niederſitzt, eh' er durch's Stadtthor ſchreitet,
Noch einmal in ſich ſchöpft der Abenddüfte Zoll.

Laſſ' uns, wie ihn, den Staub von unſern Füßen ſtreifen;
Auf dieſem Wege kehrt der Menſch wol nicht zurück.
Wir ſind am Ziel wie er, geendet iſt das Schweifen,
Die Ruhe ſteht am Thor, und drinnen wohnt das Glück.

Dein Tag war trüb wie Nacht, und kurz wie Wintertage,
Dein Tag floh, wie von Höh'n der Abendſchatten flieht.
Die Freundſchaft gab dir Spott, die Liebe brachte Klage,
Und Niemand ſieht dir nach in's ſtille Grabgebiet.

Doch ſieh, die Welt iſt da, ſie liebt, ſie kann nicht haſſen,
Wirf dich an ihre Bruſt, es iſt die treu'ſte Bruſt,
Wenn Alles dich verließ, ſie wird dich nicht verlaſſen,
Dieſelbe Sonne ſcheint auf Leiden dir und Luſt.

Sie gibt dir ja, wie ſonſt, noch Schatten und noch Schimmer,
Laſſ' fahren, was dein Herz durch falſchen Schein betrügt;
Horch' auf der Echo Klang, ſie weiſt ja noch, wie immer,
Dir auf den Vater hin, der keinem Kinde lügt.

Am Himmel folg' dem Tag, — dem Schatten auf der Erde,
Die blaue Luft durchflieg' wetteifernd mit dem Aar,
Folg' als ein treuer Hirt der holden Sternenherde,
Knie frommen Sinnes hin am grünen Moosaltar!

Auf daß wir Gott verſteh'n, iſt ja Vernunft uns eigen,
Laut nennt uns alle Welt den Vater, der ſie ſchuf!
Ein inn'rer Ruf vertraut's dem Geiſt in ſeinem Schweigen:
Wer iſt, der in der Bruſt nicht hörte dieſen Ruf? —

## Der Abend.

Mit dem Abend kehrt die Ruhe wieder!
Einſam ſitz' ich hier am Felſenſaum,
Sehe wie die Nacht ihr Mohngefieder
Schweigend ſchüttelt durch den öden Raum.

Venus ſteigt mit liebeholdem Flimmer
Allgemach empor am Himmelskreis,
Und ihr ſanft geheimnißvoller Schimmer
Färbt die Wieſe vor mir ſilberweiß.

Dieſer Steineich' Aeſte hör' ich kniſtern,
Ihre Blätter rüttelt ſie mit Macht,
Wie ein Schatten, der mit leiſem Flüſtern
Aufgeſtiegen aus des Grabes Nacht!

Sieh, da ſtiehlt, vom Himmel losgebunden,
Sich ein Strahl des Nachtgeſtirns auf mich;
Tröſtend ſenkt er auf der Seele Wunden,
Kühlend auf mein müdes Auge ſich!

Stiller Engel mit verklärten Schwingen,
Lichtherold, o ſprich, was kündeſt du? —
Willſt du Tag der nächt'gen Seele bringen,
Dieſem ruheloſen Buſen Ruh? —

Stiegſt du nieder als lebend'ge Lehre
Jener Welt, um die das Auge weint?
Bringſt du Kunde mir aus jener Sphäre,
Die dich heimruft, wenn der Tag erſcheint?

Oder bannt ein ſtilles Einvernehmen
Dich dem Unglück unwillkürlich nah?
Stehſt du über Allen, die ſich grämen,
Wie ein Bild der Hoffnung ewig da?

Kannſt du Herzen in der Zukunft Thore,
Wenn ſie bitten, keinen Blick verleih'n?
Oder ſollteſt du ſchon die Aurore
Jenes Tag's, der nimmer Nacht wird, ſein?

Meine Seele faßt ein heilig Beben,
Lächelſt du ſo ſanft herab zu mir:
Ich gedenk' an ſie, die nicht mehr leben, —
Süßer Schimmer, leben ſie in dir? —

Schlüpfen ſo vielleicht auf grünen Matten
Ihre Geiſter ſeligtändelnd hin?
Ach, umhaucht, von euren lieben Schatten,
Fühlt ſich näher — näher euch mein Sinn.

O laßt wieder mir den Frieden blühen,
Weckt in mir der alten Liebe Macht,
Wie ſich, nach des Tages ſchwülem Glühen
Sanft erquickend ſenkt der Thau der Nacht!

Seid ihr's wirklich aus der dunkeln Ferne,
O ſo kehrt in dieſen ſtillen Raum,
Immer wieder mit dem Abendſterne
Webt mir euer Bild in jeden Traum!

Kommt! — Doch ſieh! ein nebelhaft Geflimmer
Wogt, wie Dampf, hinan vor meinem Blick,
Jetzt verhüllt es mir des Sternes Schimmer,
Und in Dunkel tritt die Welt zurück!

## Der Dichter auf dem Sterbebette.

So muß in ihren Lenzestagen
Des Lebens Blume mir verblüh'n?
Ich weiß nicht, ob ich unter Klagen,
Ob ſingend ſoll von hinnen zieh'n!

Ja, ſingend: — da die Hand noch meiſtert
Das wolbekannte Saitenſpiel;
Ja, ſingend: — wie der Schwan begeiſtert
Mit Liedern grüßt das nahe Ziel.

Noch einmal flammt, eh ſie verflimmert,
Die Lampe friſch und hell empor;
Die Leier rauſcht, eh' ſie zertrümmert;
Gold iſt der Sonne Grabesthor.
Der Menſch allein in ſeinem Scheiden,
Blickt um auf ſein vertauſchtes Sein,
Und ſchläft, gedenkend ſonſt'ger Leiden,
Mit halbgeweinten Thränen ein.

Was iſt das Leben, drum wir weinen?
Ein Stündchen iſt's, und wieder ein's;
Und jedes Nächſte gleicht dem Einen,
Und meines iſt ſo ſpann, wie dein's.
Dies raubt, was jenes uns beſchieden:
Scherz oder Schmerz, Staub oder Macht:
Auch Träume dann und wann, und Frieden: —
So iſt der Tag, — dann kommt die Nacht.

Ja, weinen darf, wer an die Trümmer
Vergang'ner Zeit gefeſſelt ſteht,
Und erſt in ferner Zukunft immer
Nach ſeinem fernen Glücke ſpäh't.
Ich — der ich Wurzeln nie geſchlagen
Im kalten Boden dieſer Welt, —
Ich ſcheide, wie vom Weſt getragen
Ein Halm ſich wiegt, zum Himmelszelt.

Zugvögeln gleicht der Dichter, weilend
An keinem Strand, auf keinem Baum;

Im Fluge nur vorüber eilend,
Geſangreich, an der Ufer Saum.
Den blauen weiten Himmel nennen
Sie Wiege, Schul' und Wohngebiet:
Sie ſingen, — doch die Menſchen kennen
Nicht mehr von ihnen, als ihr Lied.

Kein Menſch hat meine jungen Hände
Der Leier Wollaut je gelehrt:
Denn nicht von Menſchen kommt die Spende,
Die nur ein Himmel ganz gewährt.
So lernt das Rieſeln nicht die Quelle:
So lernt ein Pfeil, der wie das Licht
Die Wolken ſpaltet, nicht die Schnelle: —
Die Biene lernt das Sammeln nicht.

Der Glocke gleich' ich, hoch am Thurme,
Die aus demſelben Mund von Erz —
Im Frieden klingend und im Sturme, —
Bald Jubel kündet und bald Schmerz.
Ob mir die Freude mild gelächelt,
Ob Trauer ſank auf dieſes Haupt:
Kein Lüftchen hat mich je gefächelt,
Das nicht ein Klingen mir geraubt!

Oft netzten meine Saiten Thränen, —
Doch uns ſind Thränen milder Thau:
Man würde ſich nach Wolken ſehnen,
Wär' unſer Himmel ewig blau.
Soll er des Weihrauchs Düfte geben,
So will der Baum verwundet ſein,
Und kränkt dein Fuß der Blume Leben,
So haucht ihr Odem doppelt rein.

So ſang ich denn, und jede Zeile
Galt einen Tropfen meines Blut's;
So ſang ich, — nicht um eine Säule,
Der Zeit emporgethürmt zum Trutz!
Was mag's den Schwan im Aufſchwung kümmern,
Ob ſeiner Flügel Schattenbild,
Bevor in Wolken ſie verſchimmern,
Sich nochmal ſpiegelt ihr Gefild? —

Doch warum ſangſt du? — Philomelen
Befrag, warum ſie Nachts, im Neſt,
Ein Lied, um Steine zu beſeelen,
Aus halb geſprung'nem Herzen preßt.
Wir ſingen, wie ihr athmet, — ſingen,
Wie Philomele ſingen muß,
Wie Blätter ſäuſeln, Weſte klingen,
Und wie die Welle rauſcht im Fluß.

Singen und Lieben war mein Leben: —
Von Allem was der Menſch begehrt,
Daß ihm die guten Götter geben,
Dünkt nichts mich eines Wunſches wert,
Als ein beſchwingter Klang der Leier,
Aufſteigend aus der Seele Glut,
Und ein Moment der ſtummen Feier;
Wenn Bruſt an Bruſt die Liebe ruht.

O Glück, der Schönheit Bruſt zu rühren,
Daß Purpur ihre Wangen ſäumt,
Daß ihre Worte ſich verlieren,
Ihr Herz in Wonnen überſchäumt;
Ihr Aug' den Sternen zuzukehren,
Als ſehnt' es ſich den Klängen nach,

Bis ſie mit ſtummen Wonnezähren
Das Zauberwort der Liebe ſprach.

So hab' ich oft geſeufzt, geſungen,
Und nicht verſtoben iſt's im Wind;
Bald hab' ich ſelbſt mich hingeſchwungen,
Wo meine Säng' und Seufzer ſind.
Wie Freund' in freudiger Erkennung
Wird ihre Schaar mich dort umweh'n:
Der Glaub' erleichtert mir die Trennung,
Denn nicht zu Fremden muß ich geh'n.

Drum baut auf meinem niedern Grabe
Kein laſtend Werk der Bildnerei;
Ob ich die Hand voll Erde habe,
Gilt meinem Herzen Einerlei.
Nur gönnet einſt ſtatt dieſes Allen
Mir einen einzigen Erſatz,
Und frommen Pilgern zu Gefallen
Laßt für zwei Kniee grünen Platz.

Denn wärmer ſteigt des Dulders Flehen,
Wenn er auf Gräbern kniet hinan,
Er däucht ſich ſelbſt ſchon in den Höhen,
Und trifft beim Tod die Hoffnung an.
Der blaue Himmel ſcheint ihm freier,
Die Seele ſtreift den Staub zurück,
Das Auge reißt den ſchwarzen Schleier,
Und die Gewährung lacht dem Blick.

Und nun, ihr Freunde, gebt den Flammen,
Den Fluten meine Leier preis:
Ich fühl's, mein Leben bricht zuſammen,
Und meine Pulſe führen Eis.

Nehmt eure Leiern nun, ihr Brüder,
Spielt auf, ſpielt auf mit raſcher Hand,
Bis eingewiegt durch eure Lieder,
Mein Geiſt entſchlief in's beſſ're Land!

* * *

## V.

# Liedertafel.

(1840.)

Herbei! die Tafel iſt gedeckt,
Beſchickt mit bunten Liedern! —
Wer mag, wenn ihm das Beſſ're ſchmeckt,
Das Mindere zergliedern?

## Vorfrühling.

Welch' fernes Rauſchen tönt von dort?
Es muß die Mühle ſein;
Die Wellchen hüpfen luſtig fort:
Das macht der Sonnenſchein.

Er ſchmilzt' ihr Band von Eis entzwei,
Und wärmt ſie, wie er kann;
Drum rauſchen ſie ſo frank und frei
Ihm ihren Dank hinan.

Und welch' ein ſanftes Grün iſt hier!
Es iſt ein Gräschen nur;
Doch mehr, als Blüten, gilt es mir,
Dies erſte Grün der Flur.

Es freut ſich auch am Sonnenſchein,
Wünſcht auch den Winter fern,
Und hat, wenn noch ſo zart und klein,
Doch auch die Freiheit gern.

Und tief in meinem Herzen regt
Manch' alter Keim ſich auch; —
Was iſt es, was mein Herz bewegt,
Wie leiſer Liebeshauch?

Ich ſuch' umſonſt nach Klang und Wort,
Es wird nicht klar in mir:
Das ferne Rauſchen ſtört mich dort,
Das ſanfte Grünen hier!

# Im Dorfe.

Der Tag iſt heimgegangen,
Der Abend ſtellt ſich ein,
Schon glüht auf allen Wangen
Sein ſtiller Wiederſchein.

Geſtillt iſt nun das Sehnen,
Verwunden iſt der Schmerz,
Getrocknet ſind die Thränen,
Befriedigt iſt das Herz.

Der Tagsuhr rege Feder
Ruht aus und ſtehet ſtill:
Schon wallt und wandelt Jeder,
Wohin er eben will:

Der Hirte zu der Hirtin,
Der Weidmann in's Gebüſch,
Der Wandrer zu der Wirthin,
Der Ackersmann zu Tiſch.

Geſpräch' und Bilder ſpinnen
Von geſtern neu ſich fort,
Der Ernſt erneut das Sinnen,
Die Lieb' erneut ihr Wort.

Da tönt, in Gottes Namen,
Der Veſperglocke Schlag,
Und ſchließt, als frommes Amen,
Den lieben, lauten Tag.

## Vor der Mühle.

Hämmernd ſteigt und fällt das Rad,
Flimmernd ſtäubt die Tropfenſaat.

Leute gehen aus und ein,
Seh'n ſich an und grüßen fein.

Doch der Lärm iſt allzugroß:
Halbe Reden hört man blos. —

Wie die Mühl' iſt auch die Welt,
Deren Triebrad ſteigt und fällt;

Deren Hebel pochend glüh'n,
Daß die Speichen Tropfen ſprüh'n.

Menſchen gehen aus und ein,
Seh'n ſich an und grüßen fein.

Doch der Lärm erſtickt das Wort:
Unverſtändigt zieh'n ſie fort!

## Morgengruß.

Es war in früheſter Frühe,
Noch ſtill lag Alles umher,
Die Sonne ſtieg mit Mühe
Durch's wogende Nebelmeer.

Noch ſah man keinen Wipfel,
Noch keinen fernen Pfad,
Vom Berge noch keinen Gipfel,
Im Thale noch keine Saat.

Die Dämpfe ſchweiften und ſtreiften
Bald auf-, bald niederwärts,
Aus ihren Fittichen träuften
Den Blumen Demanten in's Herz.

Da zuckt' es mit einem Male
Durch mich und durch Alles um mich,
Und regſam wurd' es im Thale,
Die Höhen ermunterten ſich.

Da kam ich zu einer Fichte,
So ſchlank, wie ich keine noch ſah;
Drum ſtand ſie im werdenden Lichte
Zuerſt auch vergoldet da.

„Friſch auf, du luſtige Leiter,
„Wozu denn ſähſt du hervor?“
So rief ich und kletterte heiter
Zum goldigen Wipfel empor.

Da ſaß ich auf kühliger Warte,
Ein König des kommenden Tag's,
Und ſah ihm entgegen und harrte
Des reichen Rubinen-Ertrag's;

Und harrte der ſchimmernden Perlen,
Womit er das Laub erquickt,
Der Roſen, womit er der Erlen
Erhobene Häupter ſchmückt.

Da harrt' ich — und endlich kam er,
Und neigte ſich meiner Macht,
Und hob ſich in wunderſamer,
Aeonen durchblitzender Pracht.

Und meiner Rolle vergaß ich,
Daß ich ſein Beherrſcher ſei,
Und laut ihn preiſend ſaß ich,
Und grüßt' ihn mit heiliger Scheu.

Und wie ich ſo ſang, ihn zu grüßen,
Da flattert's um mich her mit Ein's:
Viel trauliche Vöglein ließen
Ihr Liedchen ertönen in mein's!

## Im Walde.

Du Wald mit deinem Schweigen,
Du lauſchiges Blätterzelt,
Was könnte wol dir noch fehlen
Zum lieblichſten Plätzchen der Welt?

Die klarſte der Felſenquellen
Beperlet dein üppiges Moos,
Die Weſte ringen wie Seufzer
Aus deinen Buſen ſich los.

Die luſtigen Vöglein wohnen
In deinem gaſtlichen Haus;
Ja ſelbſt deine Schatten ſtreuſt du
Auf dankbare Blümchen aus.

Was fehlte zum ſchönſten Plätzchen
Dir, welches ſo lieblich iſt?
Vielleicht, daß du ſo verborgen,
Daß du ſo einſam biſt?

Vielleicht, daß außer dem meinen
Kein Fuß noch je dich betrat?
Daß nie ein fühlendes Weſen,
Sich deiner Stille genaht? —

Nein — nein — das fehlt dir nimmer,
Dort ſteh'n ja, — man merkt es kaum, —
Zwei eng verſchlungene Namen
Geſchnitten in einen Baum.

Und ſeine Blätter flüſtern,
Und ſeine Krone rauſcht:
„Ich habe zwei liebende Menſchen
„In ihrem Glücke belauſcht!“

## Das Kirchlein am Berge.

Am Berge ſteht ein Kirchlein,
Vergeſſen ſteht es da,
Der Menſchenwelt ſo ferne,
Dem Himmelszelt ſo nah'.

Auf ſeiner Pforte Stufen,
Die grünes Moos bedeckt,
Ruht ſelten nur ein Jäger,
Vom Wetter hingeſchreckt.

Die alten Glocken hangen
Seit Langem ſtumm im Thurm;
Der ſie noch manchmal läutet,
Der Glöckner, iſt der Sturm.

Die Blitze nur verſchonen
Das ſtille Gotteshaus,
Und wählen ſich die Wipfel,
Die es umrauſchen, aus.

Wol mocht' es Zeiten geben,
Wo mancher laute Zug
Mit Sang und Klang ſein Opfer
Herauf vom Thale trug.

Jetzt wallen keine Beter
Den Waldpfad mehr empor;
Verſcheuchte Vögel ſingen
Ihr Liedchen auf dem Chor.

Die Zeiten ſind verklungen,
Verhallt iſt Sang und Wort,
Der Geiſt der Andacht aber
Der webt im Kirchlein fort.

Und ſollt' es mit den Jahren
Auch ganz in Trümmern geh'n,
Noch um die Trümmer würde
Der Geiſt der Andacht weh'n.

Und überwüchſ' auch Raſen,
Schon wuchernd Schutt und Sand,
So ſagte jedes Gräschen,
Daß hier ein Kirchlein ſtand!

## Der Hirt am Berge.

Ich ſteh' am Bergeshange,
Die Heerde weidet und ſpringt;
Der Hirte lehnt an dem Felſen,
Und ſieht hinunter und ſingt.

Und was er ſingt in die Weite,
Es iſt nicht Silbe, nicht Wort;
Es klingt nur ſo aus dem Innern
In ſpielenden Tönen fort. —

Ich aber verſtehe den Hirten,
Und weiß auch das Wort dafür:
Er lehnt in ſeinen Gedanken
Wol nicht an dem Felſen hier;

Er ſteht vor dem Hüttchen der Hirtin,
Und ſagt ihr's innig bewußt:
„Du biſt mein einziger Kummer,
„Du biſt meine einzige Luſt!"

## Tauſch.

Sie ſteht am Fels, an deſſen Rand
Verlorne Röslein blüh'n;
Vergebens ſtreckt und bückt ſie ſich,
Da hilft ihr kein Bemüh'n.

Der Jüngling ſchleicht herbei, — „Mein Kind,"
So ruft er leiſ' ihr zu, —
„Bemüh' dich nicht, ich ſeh' dir's ab,
„Ein Röslein möchteſt du!?

„Du ſinnig liebes Kind, du langſt
„Mit Recht nach jenem hin:
„Nur was wir mühſam uns gepflückt,
„Erfreuet unſern Sinn!

„Und daß du Roſen pflücken gehſt,
„Auch daran thuſt du recht:
„Die Roſen, wie die Mädchen, ſind
„Ein kurzes Tagsgeſchlecht!"

Er ſtützt ſie, daß ſie pflücken kann,
Er pflückt wol halb mit ihr. —
„O keinen Dank, mein liebes Kind,
„Bleib' mir nur gut dafür!" —

Sie geht; er ſieht ihr lange nach, —
Sie wendet oft ſich um,
Sieht für geſchenkt das Röslein an,
Und gab ein Herz doch drum!

## In der Schenke.

„Wirthin, eure Schenke ſcheint
Eben nicht die beſte:
Stühl' und Tiſche gnug umher,
Aber keine Gäſte!"

„„Lieber Herr, das macht die Zeit,
Dieſe läßt uns keine;
Mehr vom Weinen lebt man itzt,
Als man lebt vom Weine.

Hättet Ihr's geſeh'n, wie ich,
Da ich jung geweſen,
Wie's mein Vater ſel'ger ſah,
Und von einſt geleſen!

Da, da war der Raum zu klein,
Und des Weins zu wenig,
Wenn ſich einfand, was geſtreng,
Und was unterthänig.

Unter'm rothen Lämpchen dort
Vor'm Marienbilde,
Saß der Pfarrer lobeſam
Mit der Rathsherrngilde.

Hier der Schreiber aus dem Amt,
Drüben Scherg' und Bader,
Und hier Bauer und Soldat,
Und dabei der Hader.

„Freude" hieß die Kellnerin,
Und der Schild „zur Treue."
Blieben heute Gäſt' uns aus,
Kamen morgen neue.

Da war noch die Thalerzeit,
Jetzo trägt's nur Heller! —
Denkt Euch, Herr, die ſäßen hier,
Und ihr findet's voller!"" —

„Liebe Frau, das denk' ich auch,
Seh' ſie auch ſchon ſitzen;
Seh' ſie ihr bedachtes Haupt
Auf die Hände ſtützen!

Hör' ſie reden und ſich freu'n,
Loben und bekritteln,
Und im Traume manchen Zwiſt
Künft'ger Zeit vermitteln.

Und zu ihnen ſetz' ich mich; —
Wie ſie ſchau'n und ſtaunen,
Und, mich meſſend, dies und das
In das Ohr ſich raunen!

Bald doch ſind wir in's Geſpräch
Tief hinein gekommen,
Und da bin ich, als Prophet,
Freundlich aufgenommen.

Sie berichten mir, was war,
Ich, — was kommen werde;
Sie vergangnes Leid, — und ich
Künftige Beſchwerde.

Sie den Keim und ich die Frucht,
Schuld — ſie, ich die Sühne:
So durchwandern wir der Welt
Luſt'ge Trauerbühne.

So verſinken wir, und geh'n
Unter im Geſpräche: —
Dank für die Geſellſchaft, Frau,
Zählt ſie mit zur Zeche!"

## Der ernſte Muſikant.

Es war in einer Schenke;
Viel Zecher rings herum,
Der Eine machte Schwänke,
Die Andern ſaßen ſtumm.

Man ſah wol an den Mienen
Sein Handwerk Jedem an:
So ſaß ich unter ihnen,
Ein abgeſchiedner Mann.

Da ſchlendert' es zur Thüre
Mit Flöt' und Geig' herein;
Es waren ihrer Viere,
Sie ſpielten viel und fein.

Der Eine mit der Flöte,
Der trank nach jedem Lauf;
Ihm ſtieg, als Morgenröthe,
Der Wein im Antlitz auf.

Er blies nur, um zu trinken,
Und trank nur, weil er blies;
Nach ſeinem Gutbedünken
War er im Paradies.

Der Geiger zog den Bogen,
Als ſchnitt er Butterbrot;
Er ſchlug durch Dreh'n und Wogen
Das Flötenſolo todt.

Und flogen ſo die Finger
Den Schwindelſteg empor,
Da war der Tonbezwinger
Ganz Wolluſt und ganz Ohr.

Der alte Bratſchenſpieler
Bewegte kaum die Hand;
So recht ein ruhig kühler
Gewohnheitsmuſikant.

Der Vierte bei dem Baſſe,
Der brummte nur ſo drein,
Als göſſ' er in die Maſſe
Der Luſt den Ernſt hinein!

Er macht der Walzer Zungen
Mit einem Schlage ſchwer;
Die Andern ſind die Jungen,
Der alte Herr iſt — er!

Das ſcheint er auch zu fühlen,
Er würdigt ſeinen Baß,
Und mitten unter'm Spielen
Wird oft das Aug' ihm naß.

Und als ich d'rum ihn fragte,
Da er zu ſammeln kam,
Stand er verblüfft und wagte,
Die Antwort nicht vor Scham.

Und als ich wieder fragte,
Warum ſein Auge feucht,
Da lächelt' er, und ſagte:
„Man ſpielt ſich oft nicht leicht!

„Mein Weib liegt auf dem Laden,
„Ich ſeh' es nimmermehr!
„Drum ſpiel' ich, Euer Gnaden,
„Heut' Walzer etwas ſchwer!"

## Bei der Rückkehr.

Nur wenig Jahre ſind entſchwunden,
Seit ich die Stadt nicht wieder ſah;
Nun ich mich freudig heimgefunden,
Wie ganz verändert ſteht ſie da!

Wie aufgewachſen aus der Erde,
Hob Haus an Haus ſich fremd hinan,
Zu manchem, einſt mir lieben Herde,
Trat ich, ein unbekannter Mann.

Und Mancher, den ich kennen ſollte,
Ging ſtumm und kalt an mir vorbei;
Von Manchem, den ich grüßen wollte,
Vernahm ich, daß er nicht mehr ſei.

Und liebe Plätze, traute Stellen,
Mir heilig durch Erinnerung,
Wie weggeſpület von den Wellen,
Vermodert, was ich kannt' als jung.

Mit frohem Herzen, leichtem Fuße
War ich genaht dem lieben Ort,
Und ſchritt mit meinem beſten Gruße,
Jetzt, ohn' ihn anzubringen, fort.

Ging fort, hinaus, wie ein Verbannter,
Hinaus zum nahgeleg'nen Wald;
Vielleicht, daß dort noch ein Bekannter,
So dacht' ich, Gruß mit Gruß bezahlt!

Und da war Alles noch geblieben,
Da nichts verändert, nichts geſtört,
Noch Alles ſo, wie's einer lieben
Erinn'rung ewig angehört:

Die abenteuerlichen Föhren,
Der Fels mit ſeinem Hut von Moos,
Die Quelle mit den Finkenchören,
Die Grotte mit dem Weſtgekos.

Dieſelben Pfade längs den Hecken,
Dieſelben Bäume darüber her,
Daſſelbe Flüſtern, Rauſchen, Necken, —
Ich hört', ich ſah nichts Fremdes mehr.

Und meinen Gruß rief ich entgegen
Der theuren Sippſchaft dieſes Hains,
Und fühlte tief den ganzen Segen
Des ſeligſten Zuhauſeſeins.

# Lenzcommando.

Es klingt ſo laut, es weht ſo lau, —
Wo's erſt noch kalt und ſtumm;
Es hält der Lenz auf grüner Au
Sein Exercitium!

---

1.

Wer da? — „Der Lenz!“ — Der Lenz? Gut' Freund!
Das iſt der rechte Mann,
Wenn der in vollem Schmuck erſcheint,
Dann fängt die Luſt erſt an.

Ein blanker Helm bedeckt ſein Haupt
Mit hellem Purpurband;
Den hat er reich mit Grün belaubt,
Des Lebens ſich'rem Pfand.

Auch ſeine Uniform iſt grün,
Geſtickt mit Sonnenflaum,
Und himmelblaue Veilchen blüh'n,
Als Aufſchlag, um den Saum.

Ein blanker Säbel nebenbei
Mit goldnem Portepee,
Der haut des Eiſes Deck' entzwei,
Der ſtreift hinweg den Schnee.

Fürwahr ein wackrer Officier,
Der keinen Gegner ſcheut,
Und, unter ſiegendem Panier,
Sich manchen Siegs erfreut.

Ja ſelbſt mein Liebchen gönn' ich ihm,
Er mög' ihm höfelnd nah'n;
Sein liebevoller Ungeſtüm
Bereitet mir die Bahn.

---

## 2.

Halt, ſag' ich, halt, nicht weiter!
Nun ſteht die Fronte da,
So mutig und ſo heiter,
Wie man ſie lang nicht ſah.

Der Lenz will Muſt'rung halten,
Schon ſprengt er glänzend vor,
Und läßt die Fahn' entfalten,
Und überblickt ſein Corps.

Sie ſind es alle wieder,
Die Helden ſeiner Zeit,
Voll Jugendkraft die Glieder,
Der Blick voll Fröhlichkeit.

Die Rothen und die Blauen,
Die Kämpfer groß und klein,
Die Reiter für die Auen,
Die Jäger für den Hain.

Die flüchtigen Couriere,
Die er in Lüften braucht;
Die Schaar der Pontoniere,
Die in die Fluten taucht.

Die muntren Muſikchöre
Mit lautem Sang und Klang,
Damit die Welt es höre,
Wenn er den Sieg errang.

„Brav, ruft er, brav, Soldaten!
„Nun wacker dran und drauf!
„Schon floh, eh' wir noch nahten,
„Der Feind im vollſten Lauf!“

---

### 3.

Marſch! du Schnee aus Ritz' und Ecke,
Wo du dich verbirgſt vor'm Lenze,
Der dir auf die weiße Decke
Stickt die bunten Blumenkränze.

Marſch! du Nord aus deinen Klüften,
Wo du liegſt mit matten Schwingen,
Unvermögend, all' das Düften,
Weh'n und Koſen zu bezwingen.

Marſch! ihr Wolken, roſt'ge Flecken
Auf des Himmels blauem Schilde,
Sollt uns länger nicht verſtecken
Seines Wappens Glanzgebilde!

Marſch! ihr kurzgemeſſ'nen Tage,
Und ihr langgedehnten Nächte,
Tag und Nacht auf gleicher Wage
Wägt der Frühling, der gerechte!

Marſch! ihr kühlen Froſtgedanken,
Eiſesblüten, dürre Reben!
Friſche Lenzgefühle ranken
Sich um's Herz mit üpp'gem Leben.

Marſch! — die Thore ſtehen offen,
Der Entſatz iſt angekommen,
Und er wird mit frohem Hoffen,
In die Feſtung aufgenommen!

## Heimweh.

### 1.

Wenn ich ein Sturmwind wär',
Flög' ich voll Haſt einher,
Stürmte mit heit'rem Sinn
Gegen die Heimat hin.
Hielte mich nirgend auf,
Brauſt' in beſchwingtem Lauf
Ueber die Alpen dort,
Ueber die Thäler fort,
In tobender Eile,
Schneller, als Pfeile:
Ueber alle Schranken,
Raſcher als die Gedanken,
Was in den Weg mir tritt,
Niederſtürmend mit ſauſendem Schritt.

Aber an der Heimat Gränze
Hielt' ich plötzlich wieder an;
Wie der zahmſte Hauch der Lenze
Weht' und flüſtert' ich ſodann.

Und des Heimweh's mildes Bangen,
Und den ſüßen Drang nach Haus
Haucht' ich dann in einen langen,
Tiefen Liebesſeufzer aus!

### 2.

Am Platz in Wien da ſteht ein ernſter Mann,
Die neue Mode focht ihn wenig an;
In buntem Flitter treibt ſich's um ihn her,
In grauem Faltenmantel pranget — er.

Das Haupt, mit ſpitzem Helme kühn bewehrt,
Hält er den Sternen kräftig zugekehrt,
Ein alter Krieger, darauf eingeübt,
Dem Feind zu trotzen, der an ihm zerſtiebt.

Dem Ahasver in Vielem gleich, ein Fels,
Woran zerſchäumt die Flut des Zeitenquell's,
Sah er, fortlebend, Tauſende vergeh'n
In Ebb' und Flut von Tod und Auferſteh'n.

Und wie vom Ahasver des Schützen Blei
Ohnmächtig abgeprallt gleich dürrer Spreu,
So prallten auch von ſeines Nackens Saum
Die Kugeln ab, — der Alte nickte kaum.

Doch war ein Mann der Unruh' Ahasver,
Der Frevel büßt', — ein Mann der Ruh' iſt — er;
Er ſteht Jahrhundert lang in ernſter Ruh',
Und ſchaut der Welt und ihrem Treiben zu.

Auch keines Frevels iſt er ſich bewußt,
Ein Haus des Herrn iſt ſeine weite Bruſt,
In der, was Wien oft jubelt oder weint,
Er fromm zum Nationen-Pſalm vereint.

Und was er fühlt, nicht höfelnd gibt er's kund
In Schnörkelſang, mit ſüßlich zartem Mund;
Ganz eine eig'ne Sprache ſpricht der Mann,
Die meilenweit ein Volk verſtehen kann. —

O Stephansdom, du Jubelgreis, du biſt
Auch Kindern gut, wie's Brauch der Alten iſt;
Sie ſpielen dir zu Füßen kindlichfroh,
Zufrieden, ſtolz, — als blieb es immer ſo.

Sie prägen deine Züge ſich in's Herz,
Und mit den Zügen auch den Heimwehſchmerz,
Der ſie dann faßt, wenn's nimmer ſo mehr iſt,
Und in der Ferne dich ihr Aug' vermißt.

### 3.

O Donau, liebe Donau!
Biſt gar ein ſchneller Fluß,
Du bringſt von deiner Quelle
Gar bald dem Meer einen Gruß.

O Donau, liebe Donau!
Wirfſt Wellen mächtig und ſchwer,
Sie ſchaukeln Schiffe trotz Wiegen
Hinab in's ferne Meer.

O Donau, liebe Donau!
Den Schwimmer möcht' ich ſeh'n,
Der dir entgegenſchwämme,
Bald, müßt' er untergeh'n!

O Donau, liebe Donau!
Mir war's im Traume jüngſt,
Als ſtänd' ich am Eiſernen Thore,
Wo du zum Scheiden dich zwingſt;

Zum Scheiden von deinem Oeſterreich,
Weßhalb du dort ſo grollſt;
Es geht auch dir zu Herzen.
Daß du's verlaſſen ſollſt!

Da warf ich mein Herz voll Heimweh
In deine Wirbel hinein,
Mein Herz das war ein Schwimmer,
So mag kein zweiter ſein!

Da ſchwamm mein Herz voll Heimweh
Stromaufwärts fort und fort
Schwamm gegen Wien am Morgen,
Und Abends war es dort.

### 4.

Am Kahlenberg da ſtand ich gern,
Und ſah hinab auf's Land,
Sah wie ſich zwiſchen Bergen fern
Verliert der Donau Band.

Sah wie das Marchfeld drüber hin
Liegt einem Schachbrett gleich,
Wo oft um blutigen Gewinn
Geſpielt mein Oeſterreich.

Und ſah die Berg' im Süden ſteh'n,
Wie Wellen, die geſtockt,
Und ſah die Hügel ſtolz ſich bläh'n,
Von Rebengrün umlockt.

Und labte mich an all' der Pracht,
Hinweggekehrt von Wien,
Das, wo ſolch' ländlich Bild mir lacht,
Mir drauf als Fleck erſchien.

Nun ſteig' ich manchen Berg hinan,
Wol manchen kahlen auch,
Und ſchau' hinaus, ſo weit ich kann; —
Rings Gottes Segenshauch!

Wie Fächer Thal an Thal gereiht,
Und Alpen ungezählt,
Ein lachend Bild der Ländlichkeit, —
Der liebe Fleck nur fehlt.

Der liebe Fleck, was gäb' ich drum,
Hätt' ich ihn hier erſpäht!
Drum ſeht euch in der Fremd' erſt um,
Eh' ihr daheim was ſchmäht!

## Am Morgen.

Flohſt du wieder, ſtille Feier,
Die ſo mild mein Aug' umſchwebt,
Und mit Träumen ihren Schleier,
Wie mit Sternen, ſich durchwebt?
Haſt du wieder, goldner Morgen,
Deine Fackel ausgeſteckt?
Haſt du ſie zu Luſt und Sorgen
Alle wieder aufgeweckt?

Liebend grüß' ich dich im Kommen,
Faſſe gläubig deine Hand,
Hoffe daß du mich zum Frommen
Führen wirſt am Gängelband.
Deine Roſen zeigen Sehnen,
Deine Lüftchen — Seufzer an,
Und dein Thau — geliebte Thränen,
Und dein Nebel — ſüßen Wahn.

Doch der Flor ſei nicht zerriſſen,
Der dich noch verbirgt vor mir!
Eins laß erſt voraus mich wiſſen,
Alles And're ſchenk ich dir.

Werd' ich heut auch ihr begegnen,
Werd' ich ſie auch heute ſeh'n?
Wird ihr Blick mich wieder ſegnen,
Ohne ſelbſt es zu verſteh'n?

Wird er's? — O ſo ſpann' die Flügel
Schneller als der Blitz mir aus,
Laſſ' geſchwind durch Thal und Hügel
Aufblüh'n deinen Flammenſtrauß!
Unerträglich träger, eile,
Tag vertreib' das Morgenrot!
Jede Stunde wird zum Pfeile,
Jeder Augenblick ein Tod.

Soll ich aber ſie nicht ſehen, —
O ſo zög're, böſer Tag!
Nacht, kehr' um mit deinem Wehen,
Wo ich von ihr träumen mag.
Denn entriſſe mir die Sonne,
Was im Schlummer dauernd mein,
Dann iſt Träumen — Himmelswonne,
Dann iſt Wachen — Höllenpein!

## Die liebe Hand.

Du legſt dein Händchen oft ſo hin,
Reichſt mir es nicht, — ich muß es faſſen,
Weißt aber, daß ich dankbar bin,
Und haſt mir's immer noch gelaſſen.

Und wenn ich nun die liebe Hand
So zwiſchen meinen Fingern halte,
Bald hingleit' über ihren Rand,
Und bald ſie ſtreichle, bald ſie falte;

Bald ſie erwärme, wenn ſie kalt,
Bald, wenn ſie glühend iſt, ſie kühle;
Woher die magiſche Gewalt,
Die ich in allen Adern fühle? —

Iſt ſie denn gar ſo weiß, ſo klein,
So zart, ſo ſchön geformt, ſo blühend?
Schmückt etwa mancher Edelſtein
Den ſchmalen Finger funkenſprühend?

Das Alles — Alles iſt es nicht!
Es iſt der Pulſe Doppelleben,
Der Wärme wechſelnd Gleichgewicht,
Der Fibern Ineinanderbeben.

Es iſt am Ende nur die Luſt
Zu wiſſen, daß ich jetzt, der Eine
Von Millionen, ſtolz bewußt,
So feſt ſie ſchließen darf in meine.

Die Länderkarte in der Hand,
Rühmt ſich ein Fürſt mit Wohlgefallen:
„Das Alles hier iſt nun mein Land,
„Beſieger bin ich von dem Allen!“

Du Sieger, biſt du wol mir gleich?
Die Karte hältſt du, Weltbezwinger;
Ich aber halte hier mein Reich,
Mein Himmelreich mit einem Finger!

## Forderung.

Du fragſt mich um den Lohn der Liebe,
Mit welcher Münze ſie bezahlt? —
Mit einem Aug', aus deſſen Himmel
Der Stern der Gegenliebe ſtrahlt.

Mit einer Hand, bei deren Drucke
Der Seele feinſter Nerv erbebt;
Mit einem Seufzer, der den Buſen,
Wie Weſt den Schwanenflügel, hebt.

Mit einem Worte, das wie Tropfen
Auf eine durſt'ge Zunge fällt;
Mit einem Kuſſe, der die Adern,
Wie Sonnenglut die Traube, ſchwellt.

Doch, liebes Kind, mein treues Schildern
Wär', hoff' ich, doch wol Lohnes wert: —
Da ich, wie Liebe zahlt, dich lehrte,
So zahle mich, wie ich's gelehrt!

## Liebesneid.

Die Luft beneid' ich, die mit lauen Wellen
Um deiner Locken braune Blüte ſpielt;
Dem Boden neid' ich die betret'nen Stellen,
Der Lippe ſelbſt den Seufzer, der ſie kühlt.

Gedenk' ich erſt des Bades, erſt des Kleides,
Und deſſen, was ſie wagen ungeſtraft;
Dann faſſ' ich kaum die herbe Qual des Neides,
Die heiße Selbſtſucht meiner Leidenſchaft.

Und doch, kein Eifern iſt es, was ich leide: —
Nur huld'gen möcht' ich dir, und weiß nicht wie;
Ich eif're nicht mit Luft und Bad und Kleide,
Ich fühle mich nur weniger, als ſie.

Was Aug', Hand, Fuß und Lippe dir verlangen,
Was du bedarfſt für Herz, Verſtand und Sinn,
Von mir nur, wünſch' ich, ſollſt du es empfangen,
In Allem will ich dich zur Schuldnerin!

## Nord oder Süd.

Wo iſt's beſſer wohnen,
Wo der Nordwind geht,
Oder in den Zonen,
Die der Süd durchweht?

Hier im moosumgrauten,
Kalten Felsgeſtein?
Oder dort im trauten
Nachtigallenhain?

Hier, wo unſer Grüßen
Rauh wie Schelten dröhnt,
Oder wo's im ſüßen,
Weichen Liſpeln tönt?

Wo iſt mehr Behagen,
Mehr Genuß, mehr Licht? —
Mädchen, kannſt du's ſagen?
Sieh, — ich kann es nicht! —

Wüßt' ich nur ein Fleckchen
Noch ſo ſchmal und klein,
Wo im tiefſten Eckchen
Läg' ein Kämmerlein;

Und darinnen eben
Wäre Platz für dich,
Und recht knapp daneben
Auch ein Platz für mich;

Wo wir könnten plaudern,
Was uns eben frommt,
Bis nach ſüßem Zaudern
Still der Abend kommt;

Wo wir könnten malen
Bilder, die nicht ſind,
Wie ſie nur aus Strahlen
Sich die Hoffnung ſpinnt;

Wo wir könnten lächeln
Ruhig, unbelauſcht
Von des Weſtes Fächeln
Lüſtern nur umrauſcht;

Wo wir könnten weinen
So für uns allein,
Und im heilig reinen
Schmerze ſelig ſein;

Wo wir Alles dürften,
Was die Liebe liebt,
Wo wir harmlos ſchlürften.
Was ihr Becher gibt.

Ach, dann fragt' ich nimmer,
Wie ich jetzt gefragt,
Ausgefragt für immer
Hätt' ich, ausgeklagt!

Mich mit dir erheben
Würd' ich allſobald;
Dich am Arme, ſchweben
Durch Geklüft und Wald:

Suchen jenes Fleckchen
Noch ſo ſchmal und klein,
Suchen jenes Eckchen
Mit dem Kämmerlein.

Läg' es nun dem Süden,
Oder Norden zu:
Bärg' es doch den Frieden,
Bärg' es doch die Ruh'.

# Abſchied.

Es iſt nun einmal ſo gekommen,
Ich bleib' allein, — du gehſt von hier:
Halb wird das Leben mir genommen,
Doch leben werd' ich, glaube mir!

Ein dünner Faden iſt das Leben,
Doch aber zäh', unendlich zäh',
Er überdauert Luſt und Beben,
Er überdauert Wohl und Weh'.

Darum entſchlage dich des Bangens,
Zieh' ruhig, — frage nicht um mich;
Trotz alles Hangens und Verlangens
Werd' ich auch leben ohne — dich!

Sieh' jenen Vogel dort im Bauer,
Man grub ihm beide Augen aus,
Und dennoch lebt er, lebt in Trauer,
Und horch! er ſingt in ſeinem Haus.

Tritt hin, vermehre ſeinen Jammer,
Schlag' ihm die Flügel auch entzwei:
Er lebt noch, hüpft in finſtrer Kammer,
Und ſingt ein Schmerzenslied dabei.

Und ſo gedenk' auch ich zu leben,
Beraubt zwar meines Augenlicht's,
Zu ſchwach, die Schwingen mehr zu heben,
Doch leben werd' ich, — fürchte nichts!

Und ſo gedenk' auch ich zu ſingen
Ein Schmerzenslied, ein Lied von dir,
Das mir erſetze Licht und Schwingen —
Ich werde leben, — glaube mir —!

## Am Kamin.

Das Feuer flackert im Kamin,
Und röthet mein Geſicht;
Es iſt ein eigner, tiefer Sinn,
Der aus den Gluten ſpricht.

Gefühle tauchen wunderbar
Aus Flamm' und Rauch empor,
Und Manches ſeh' ich, wie es war,
Und wie ich es verlor.

Bezeichnen kann ich's nimmermehr,
Es gibt kein klares Bild;
Nur ſchwankend ſpielt es um mich her,
Und ſtimmt mich weich und mild. —

Doch horch! was brauſt, was ſummt ſo fein
Im lichten Funkenſpiel? —
Es mag wol eine Thräne ſein,
Die in das Feuer fiel!

## Wald und Herz.

In der Jugend, in der Jugend,
In der ſel'gen Wonnezeit,
Hat das Herz nur eine Farbe,
Nur das Roth der Fröhlichkeit.

Gleitet auch ein Wölkchen drüber,
Flücht'ge Schatten wirft es nur:
Was emportaucht, bunt und wechſelnd,
Kommt und ſchwindet ohne Spur.

Ja — im Lenz, im jungen Lenze,
Hat, bei allem ſeinen Blüh'n,
Auch der Wald nur eine Farbe, —
Nur das friſche, ſaft'ge Grün.

In dem friſchen Grün verlieren
Sich die bunten Blümchen all',
Heidekraut und Moos und Beere,
Felſenkies und Waſſerfall.

Aber, wenn der Herbſt ſich meldet,
Schwindet bald das gleiche Grün,
Roth und gelb und hell und dunkel
Scheint ſein welkend Laub zu blüh'n.

Und ſo iſt es mit dem Herzen,
Mit dem Roth der Fröhlichkeit;
Mit den wechſelnden Gefühlen
Wechſelt auch die Wonnezeit.

Sonſt nur Luſt, — nun Luſt und Trauer,
Wehmut, Sehnen, Ernſt und Scherz,
Und je bunter die Gefühle,
Um ſo herbſtlicher das Herz!

## Jugendtäuſchung.

Wer von des Berges höchſtem Gipfel,
Den grünen Wald ſieht unten ſteh'n,
Der meint wol, über all' die Wipfel
Wär's Kinderſpiel hinwegzugeh'n.

Denn wie ein Teppich ausgeſpreitet,
Nachgiebig, weich, wie Eiderflaum,
So liegen ſie vor ihm; — verleitet
Fühlt ſich der Fuß, und hält ſich kaum.

Und wer das Silberband des Fluſſes
Sich kräuſelnd ſieht vorüberdreh'n,
Verſpürt die Lockung, leichten Fußes,
Wie ſpielend, drüber wegzugeh'n.

Er trägt das ſchwere Schiff hinunter,
Er trägt das leichte Blatt daher,
Wie trüg' er nicht ein Weſen munter,
Nicht halb ſo leicht, nicht halb ſo ſchwer?

Und von der Kindheit luſt'gem Gipfel,
Und von der Jugend Zauberſtrand,
Betrachten wir der Zukunft Wipfel,
Des Lebens rauſchend Silberband.

Wir wähnen, daß ein Spiel ſich zeige,
Wir werfen uns verwegen drein,
Da brechen unter uns die Zweige,
Da ſinken wir im Wirbel ein.

## Außen und Innen.

Munter jagt des Stromes Welle
Sich im bunten Wirbel hin;
Ihr Geſäuſel, ihre Helle
Bürgt für lebensheit'ren Sinn!

Aber denke dich hinunter,
Und was erſt gelächelt, droht:
Nimmer dünkt ſie mehr dich munter,
Denn ihr Grund verbirgt den Tod! —

Ja du biſt mein Bild, o Welle,
Wie ich fühle, wie ich bin!
Außen Wirbeltanz und Helle,
Ein geprieſ'ner leichter Sinn.

Aber ach! im Herzen drinnen,
Wenn es unbelauſchter ſchlägt,
Da will's nicht ſo fröhlich rinnen,
Als es ſich von außen regt.

Innen gar ein nächtig Streben,
Außen ewig Morgenrot;
Wie die Wellen — oben Leben,
Aber unten ach! — der Tod!

# Wehmut.

Es muß ein traurig Leben ſein,
So gänzlich ohne Thränen,
So fremd mit jeder ſüßen Pein,
So fremd mit ſel'gem Sehnen.

Wer Alles hat, und nichts vermißt,
Der hat auch nichts zu hoffen,
Ihm liegt, was zu genießen iſt,
So nüchtern deutlich offen.

Ihn überraſcht kein Stündchen mehr
Mit ungeahnten Wonnen;
Er ſchöpfte ja ſchon, ahnend, leer
Der Freude kühlen Bronnen.

Er kennt die hellen Morgen nicht
Mit ihren kühnen Planen;
Er kennt kein dämmernd Abendlicht
Mit ſeinem ſüßen Ahnen.

Er kennt ſie nicht, die liebe Nacht
Mit ihren Sternenchiffern,
Er hat aus aller Luſt und Pracht
Nichts weiter zu entziffern.

Da lob' ich mir die ſüße Pein
Der Wehmut und der Thränen,
Sie wiegen mild die Herzen ein
Mit Ahnen und mit Wähnen.

Sie ſchaukeln uns ſo ſanft dahin
Vom Leide zu der Freude;
Sie theilen ſchonend unſern Sinn
Im Leben unter Beide.

Damit der Menſch in Luſt und Schmerz
Das Maß nicht überſchritte,
Erhält die Wehmut ihm das Herz
Grad in der rechten Mitte.

## Verſchämter Schmerz.

Du bluteſt, Armer, und erfüllſt mit Klagen
Den treuen Kreis, der tröſtend dich umgibt,
Du meinſt, es könnte Niemand ſchwerer tragen,
Die größte Qual ſei: Lieben ungeliebt!

Ich will nicht rechten, Freund, mit deinem Leide,
Denn Leid iſt Leid, und Leid iſt ehrenwert;
Doch wenn ich ſage, daß ich dich beneide,
So ſag' ich auch, was meine Bruſt beſchwert.

Ich liebt' und ward geliebt; ich hab's genoſſen
Das ſüße Glück, das deine Bruſt nur ahnt:
Die gold'ne Pforte war mir aufgeſchloſſen,
Zu der du noch den Weg dir nicht gebahnt.

Ich warf den trunknen Blick in jenes Eden,
Und drohend ſteht der Dämon jetzt davor;

Spricht man von Schmerz, ich darf ein Wörtchen reden,
Du haſt noch nicht gehabt, was ich verlor.

Schwer iſt vermiſſen, doch verlieren ſchwerer,
Schmerz iſt Entbehrung, doch Verluſt iſt Qual;
Im herbſten Schmerze will ich ſein dein Lehrer,
Wo nicht, ſo komm', — ich laſſe dir die Wahl!

Weil ich die Luft mit Jammer nicht erfülle,
Weil ich's verſchließe vor der öden Welt,
Weil feſter, als mein Kern, die grüne Hülle,
Glaubſt du vielleicht, ich ſei gar wol beſtellt!?

Wollt' ich es thun, gerecht mit lautem Munde
Könnt' ich verklagen meines Schickſals Lauf;
Du zeigſt den Menſchen offen deine Wunde,
Ich halte nur verſchämt die Hand darauf.

## Tagtraum.

My eyes make pictures, when they are shut.
*S. T. Coleridge.*

Nur meine Augen brauch' ich zuzudrücken,
So träum' ich oft bei Tage manchen Traum. —
So ſaß ich jüngſt, umſchwärmt von Frühlingsmücken,
Auf jungen Raſen unter'm Blütenbaum.

Wolwollend ſchien die Sonn' auf mich, die Weſte
Durchſäuſelten erquickend mir das Haar,
Und manche Laſt, die mich ſeit Langem preßte,
Schmolz mir wie Eis vom Herzen wunderbar.

Die Bächlein des Gefühl's, die Adern, hüpften
Mir wieder leichter, frei ward Aug' und Ohr,
Und gaukelnde Erinnerungen ſchlüpften,
Gleich friſch entpuppten Faltern leiſ' hervor.

Gewiegt von ſtillem Wolbehagen nickte
Ich mit dem Haupte, ſenkt' es nach und nach,
Schloß Aug' um Aug' nachgebend zu, und blickte
So ſtill nach innen, träumend, — und doch wach.

Da überkam mich einer der Gedanken,
Die ich oft denk', und oft belächeln muß:
Wie wär's, wenn plötzlich ſänken all' die Schranken,
Die ſtarr und ſpottend hemmen meinen Fuß?

Wenn all' die Band', ererbte wie erſtrebte,
Freiwilliges wie aufgedrungenes Erz,
Abfielen plötzlich, und ich frei nun lebte,
Und ſagen könnt': Hier iſt mein ganzes Herz!

Wenn mir kein Schatten von Erinn'rung bliebe,
Kein ferner Nachhall einer frühern Zeit;
Nicht eine Ahnung einſt geliebter Liebe,
Nicht eine Spur von einſt erlitt'nem Leid.

Wenn ich mit dem Bewußtſein meiner Freiheit,
Weltbürger, feſſellos, voll Kraft und Mut,
Hinauslief' in die Fremd', in weite Neuheit,
Fort über Berg und Thal und Eis und Flut.

Und wenn ich ſo vielleicht in blauer Ferne
Zuſchifft' auf ein Atlantis, ſehnſuchtsfrei,
Beſtrahlt vom Schimmer unbekannter Sterne,
Von nichts zu nichts, — wie wäre mir dabei?

Zerſpränge nicht von ungeheurer Leere
Mein ödes, armes, feſſelloſes Herz?
Sucht' es nicht Etwas auf dem weiten Meere,
Um ſich daran zu binden, — einen Schmerz?

Nein — nein — laßt mir die Bande, die mich binden,
Ich will nicht frei, ich will gebunden ſein:
So viele Feſſeln dieſes Herz umwinden,
Gerade ſo viel wert iſt ſich's allein! —

Fort, böſer Traum! — Da öffnet' ich die Augen,
Der Tagtraum war entfloh'n, — wie war ich froh!
O ſüßer, heim'ſcher Lenz, du magſt mir taugen!
Sei's, wie es ſei, o wär's nur immer ſo! —

## Bekenntniſſe.

### 1.

Du glaubſt vielleicht, ich halte
Für Wahrheit, was du ſprichſt,
Den Ton, womit du ſchmelzend
Mein trunknes Ohr beſtichſt?

Für Wahrheit all' die Küſſe,
Womit, verſchwendriſch mild,
Der Lippen heißes Sehnen
Dein ſüßer Mund mir ſtillt?

Für Wahrheit was an Blicken
Aus deinen Augen brennt,
So wahr, daß wahr ſie nennte,
Wer nicht die Wahrheit kennt?

Für Wahrheit all' die Schwüre,
Die du mir ſchweigend ſchwörſt,
Wenn du vielleicht für Stunden
Mir wirklich angehörſt? —

Nein, Kind, du biſt betrogen,
Statt daß du mich betrügſt;
Ich laſſ' es nur nicht merken,
Weil du ſo lieblich lügſt.

### 2.

O weine nicht, weil ich nun ſcheide,
Als käm' ich nimmer zurück;
Du trägſt ja in deinen Augen
Die Wiege für neues Glück.

Wenn jede wärmere Seele,
Wie ich, dir huldigen muß,
Was frägſt du nach meinem Herzen,
Was frägſt du nach meinem Kuß?

Mein erſter war nicht der erſte,
Du ſelbſt geſtehſt es mir ein;
So wird ja wol auch mein letzter
Nun nicht der letzte ſein!

# Karneval.

## 1.

Einſt war ich mit meinem Liebchen,
Wie's Ehr' und Gewohnheit iſt,
Auf einen Ball geladen,
Und zwar nach einem Zwiſt.

Sie war ſo reizend gekleidet,
Und ich ſo zierlich befrackt;
Wir ſetzten uns gradüber,
Und tanzten keinen Tact.

Bald griff ſie an das Herzchen,
Als ſchnürt' ihr's etwas zu;
Bald holt' ich tiefer Athem,
Als fänd' ich keine Ruh'.

Das ſah ein Menſchenkenner,
Wie's deren viele gibt,
Die viel von Liebe wiſſen,
Wiewol ſie nie geliebt.

Der flog zur Frau vom Hauſe,
Und winkt' ihr auf uns hin:
„Nicht wahr, dem ſteckt das Mädchen
„Gradüber dort im Sinn?

„Ei, wie ich's gleich errathen,
„Wie ſie das Herzchen drückt,
„Und wie er ſeufzt der Arme, —
„Sie ſchmachten, ganz verzückt!“

Du ſchlechter Menſchenkenner,
Wie falſch dein Aug' doch ſah!
Wir haben wol oft geſchmachtet,
Doch minder nie, als da.

Sie hatt' ein enges Mieder,
Drum griff ſie ſo oft an's Herz;
Ich hatte knappe Schuhe,
Drum ſeufzt' ich ſo oft aus Schmerz!

### 2.

Wir tanzten einſt mit einander,
(Entſinnſt du dich noch, mein Kind?)
Wir flogen hinauf und hinunter,
Als trüg' uns ein hebender Wind.

Da ſchien uns plötzlich der Walzer
In ſchwellendes Moll zu verweh'n,
Um in ein ſchmachtend Piano
Verhallend überzugeh'n.

Es war uns, als würden die Bögen
Nicht mehr von den Spielern geführt,
Als klängen die Geigen von ſelber,
Von hauchenden Lüftchen berührt.

Es war der lieblichſte Deutſche,
Der je noch von Saiten erklang;
Es war ein Zucken und Wiegen,
Das Mark und Leben durchdrang.

Wir hatten die Runde des Saales
Wol oft durchmeſſen im Flug,
Und konnten noch immer nicht raſten,
Und hatten noch immer nicht g'nug.

Da merkten wir endlich ein Flüſtern,
Ein Deuten und Kopfverdreh'n;
Wir hörten die Spieler kichern,
Und blieben befremdet ſteh'n.

Nun brachten die Leute ſpöttelnd
Uns erſt zur Beſinnung zurück:
Wir hatten die längſte Weile
Getanzt ſchon — ohne Muſik.

### 3.

Auf ſechs und zwanzig Bällen
In Einem Karneval
Haſt du ihn leuchten laſſen,
Der Reize goldnen Strahl!

Auf ſechs und zwanzig Bällen
Haſt du mit deinem Blick
In unbefangnen Herzen
Zertrümmert Ruh' und Glück!

Auf ſechs und zwanzig Bällen
Warſt du die Königin,
Und wiegteſt dich im Wirbel
Des Tanzes ſiegreich hin!

Und doch war jeder Abend,
Vertanzt in Luſt und Scherz,
Ein Dolchſtich in mein armes,
Mein eiferſücht'ges Herz.

Bewundre, ſtolze Schöne,
Doch meinen Heldenſinn;
Von drei und zwanzig Stichen
Sank Cäſar todt dahin.

Ich zähle ſechs und zwanzig,
Und ſteh' noch friſch und feſt:
Was doch mit jungem Herzen
Sich Alles dulden läßt!

### 4.

Sie ſtand geſchmückt, wie ein Nymphchen
In einem Kleid von Kryſtall!
Und that ſie's mir zu Gefallen? —
Nein — einem Geſellſchaftsball.

Ich ſaß ihr im Wagen zur Seite,
So ſcheu in die Ecke gepreßt,
Als könnte mein Hauch ſie zerſtäuben,
Wie flockige Blüten der Weſt.

Schon ſteh'n wir im brauſenden Saale,
Schon zieht es ſie mächtig von mir;
Schon wird gegafft und gemuſtert,
Schon drängt es ſich ſchmeichelnd zu ihr.

Schon fliegt ſie hinab mit dem Tänzer,
Dem Abgott, der ſie mir raubt;
Sie kommt zurück mit dem Zweiten,
Und liſpelt: „Iſt es erlaubt?“

Dem Zweiten entreißt ſie der Dritte, —
Sie fliegt von Hand zu Hand,
Sie läßt, um mich zu vertröſten,
Für's Herzchen den Shawl mir zum Pfand.

Sie wandert von Ecke zu Ecke
Hinauf und hinum und hinein;
Sie ſcheint im Geſellſchaftsballe
Der Ball der Geſellſchaft zu ſein!

---

5.

Am Nil im Reich der Pharaonen
War auch die Freude nicht verbannt;
Man ſtritt ſich um des Frohſinn's Kronen
Mit heit'rem Blick, mit raſcher Hand.

Man ſchenkte die kryſtallnen Becher
Mit Mareotiker ſich voll,
Und munter ſangen junge Zecher,
Indeß der laute Reigen ſcholl.

Doch in des Saales tiefſter Ecke
Saß ein geheimnißvolles Bild;
Verſchleiert war's mit dichter Decke,
Und ward beim Abſchied erſt enthüllt.

Da zeigte ſich ein Beingerippe,
Bekränzt mit Roſen Haupt und Bruſt,
Den Gäſten, ſonder Aug' und Lippe,
Vom Ernſte pred'gend in der Luſt.

So kommt auf unſre Faſtnachtsfreuden
Ein Tag, benannt nach jenem Reſt,
Den einſt, wenn wir von hinnen ſcheiden,
Uns jede Freud' als Erbtheil läßt.

Als Warner ſitzt der Tag im Winkel
Des hellen Saal's, der uns umgab,
Und ruft: „Bezähmt den Wonnedünkel:
„Ihr tanztet über eurem Grab!“

## Herr, du biſt groß!

„Herr, du biſt groß!“ — ſo ruf' ich, wenn im Oſten
Der Tag, wie eine Feuerroſ', erblüht;
Wenn, um den Reiz des Lebens neu zu koſten,
Natur und Menſch in junger Kraft erglüht.
Wo läſſeſt du, o Herr, dich güt'ger ſehen,
Als in des Morgens großem Auferſtehen?

„Herr, du biſt groß!“ ſo ruf' ich, wenn's von Wettern
Am Mittagshorizonte zuckend droht,
Und du mit deines Blitzes Flammenlettern
Auf Wolkentafeln ſchreibſt dein Machtgebot.
Wo wärſt, o Herr, furchtbarer Du zu ſchauen,
Als im empörten Mittagswettergrauen?

„Herr, du biſt groß!“ ſo ruf' ich, wenn im Weſten
Der Tag ſein Auge ſanft bewältigt ſchließt;
Wenn's in den Wäldern ſchallt von Liederfeſten,
Und ſüße Wehmut ſich auf's All ergießt.
Wodurch, o Herr, ſtimmſt du das Herz uns milder,
Als durch den Zauber deiner Abendbilder?

„Herr, du biſt groß!“ ſo ruf' ich, wenn das Schweigen
Der Mitternacht auf allen Landen liegt,
Die Sterne funkelnd auf- und niederſteigen,
Und ſich der Mond auf Silberwölkchen wiegt.
Wann winkſt du, Herr, erhabner, uns nach oben,
Als wenn dich ſtumm die heil'gen Nächte loben?

Herr, du biſt groß in jeglichem Erſcheinen,
In keinem größer, ſtets der größte nur;
Du führſt im Staunen, Lächeln, Grau'n und Weinen,
In jeder Regung uns auf deine Spur.
Herr, du biſt groß! O laß mich's laut verkünden,
Und ſelbſt mich groß in deiner Größ' empfinden!

## Charfreitag.

Trauertücher hangen wieder
Von den Kirchenwänden nieder;
Dumpf ertönen Klagelieder!

Und auf hohen Leuchtern ſtehen
Kerzen, ſchaurig anzuſehen
Mit der Flamme düſtrem Wehen.

Weißbekreuzte Grabtalare
Ueber jeglichem Altare
Mahnen an das Kleid der Bahre.

Selbſt der Thürme rege Zungen
Sind, von ſtarrem Weh' durchdrungen,
Stumm geworden und verklungen.

Und wie Wand und Lied und Kerzen,
Tuch und Glocken ſind voll Schmerzen,
Spricht der Schmerz auch aus dem Herzen.

Heil'ger Schmerz, o ſei willkommen,
Der du mild, zu ihrem Frommen,
Dich der Menſchheit angenommen!

Wild im Taumel jagt das Leben,
Eitlem Flitter hingegeben,
Klein im Wollen, ſchwach im Streben.

Nur des Wahnes Münzen gelten,
Aufwärts blickt ein Auge ſelten
Zu dem Ernſte jener Welten!

Drum willkommen, Zeit der Trauer,
Unterbrich des Leichtſinn's Dauer,
Lehr' uns wieder heil'gen Schauer!

Uns umrauſchen, uns umklingen,
Uns gewaltſam auf ſich dringen
Muß ſich's, — ſoll es uns bezwingen!

Mahn' uns einmal doch im Jahre
An Vergänglichkeit und Bahre,
Daß die Bruſt vor Stolz ſich wahre!

Läut're durch den Ernſt die Seelen,
Daß ſie ſich zum Kampfe ſtählen,
Und das beſſ're Theil erwählen.

Bald wird Oſternfreude ſchallen
In den lichterfüllten Hallen,
Die jetzt Todtenflör' umwallen.

Wahre Freud' entkeimt nicht Scherzen,
Wahre Freud' im Menſchenherzen
Iſt, wie es, ein Kind der Schmerzen!

# Abendgebet.

„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!“
Die Sonne ſchien ſo freundlich und ſo hell.
Des Friedens Flamme brannt' auf unſ'ren Herden,
Und unſre Stunden floſſen leicht und ſchnell.
Nun aber neigt die Sonne ſich zum Sinken,
Der Tag verdämmert, trübe Stunden nah'n;
Kein Strahl des Lichtes will uns tröſtlich winken,
Durch düſt're Nebel ſchlingt ſich unſ're Bahn;
Wir ſteh'n gebeugt von Ahnung und Beſchwerden, —
„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!“

„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!“
Der Will' iſt ſtark, allein das Fleiſch iſt ſchwach;
Den Stamm der Eiche kann der Sturm gefährden,
Der Blitz zerſpaltet ſelbſt ein ehern Dach.
Der Sturm, der uns ergreift, das iſt die Sünde,
Der Blitz, der uns bedroht, das böſe Wort.
O gib, daß man nicht unbewacht uns finde,
Sei in der Zeit der Prüfung unſer Hort!
Wir ſind allein ſo ſcheu, ſo ſchwach auf Erden, —
„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!“

„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!“
Die Zeit des Lebens iſt ein kurzer Tag;
Ob wir noch jetzt uns friſch und froh geberden,
Bald regt ſich leiſer unſ'res Herzens Schlag.
Die Haare werden grau, die Augen trüber,

Die Sehnen ſchlaffer und die Wangen bleich;
Ein kaltes Lüftchen ſtreicht an uns vorüber,
Und mahnt uns an den letzten Hammerſtreich;
Die Zeit iſt für uns abgerollt auf Erden: —
„Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!“

## Segne das Vaterland!

Segne das Vaterland!
Segn' es, o Herr, und laſſ' ihm den Frieden,
Den dein Geſalbter ihm gnädig beſchieden,
Stähl' ihm der Eintracht mächtiges Band!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Weſſ' auch der Nord und der Süd ſich erfreue,
Unſer iſt und bleibt doch die Treue,
Der grade Sinn und die kräftige Hand!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Laſſ' ſeinen Hügeln die goldenen Reben,
Seinen Thälern die Saat, ſeinen Städten das Leben,
Die ſegelnden Schiffe ſeinem Strand!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Laſſ' es der Kunſt als Heimat gefallen,
Laſſ' es von herzlichen Liedern erſchallen,
Schütz' ihm des Wiſſens köſtliches Pfand!
Segne mein Vaterland!

Segne das Vaterland!
Gib, daß noch lang auf des Fürſten Haupte
Grüne der Kranz, der üppig belaubte,
Den ihm die Liebe des Volkes wand!
Segne mein Vaterland!

## Einem Getäuſchten.

Ruhig, Freund, was ſoll das Zagen?
Thränen führen an kein Ziel;
Träumend ſchwelgen, wach entſagen,
Iſt ja dieſes Lebens Spiel.
Wenn die Liebe dich betrogen,
Weine nicht, — ſie thut es oft;
Dem nur bleibt ſie treu gewogen,
Der ſie nicht begehrt, noch hofft.

Biſt du aber doch erleſen,
Zu erfahren ihre Macht,
So erſtreck' auf alle Weſen,
Was du Einem zugedacht!

Oeffne deiner Seele Tieſen,
Wie ein leuchtendes Gemach;
Alle Engel, die noch ſchlieſen,
Ruf' aus ihrem Schlummer wach!

Laſſ' ſie mit gelöſten Schwingen
Flattern in die ſchöne Welt;
Laſſ' ſie auf zum Himmel dringen,
Droben iſt kein Netz geſtellt.
Wirf dich herzlich, unverdroſſen,
Der Natur an's Mutterherz:
Das iſt Allen aufgeſchloſſen,
Ein Aſyl für jeden Schmerz.

Bei der Täuſchung Raſenſtellen
Bettet Liebe ſich ihr Bett;
Wie den Schiffer auf den Wellen,
Trennt vom Trug ſie nur ein Brett.
Ahnſt du, daß ſie dich berücke,
So entflieh' noch ſchnell genug:
Nur Natur iſt ohne Tücke,
Nur dein Gott iſt ohne Trug!

## An meinen Schutzengel.

Engel, den mir Gottes Hand an die Wiege ſchon geſendet,
Daß er, wenn die Mutter ſchliefe, mein getreuer Wächter ſei,
Engel, der du nie mir logſt, wenn ich mich zu dir gewendet,
Bleib' in Leiden, bleib' in Freuden, auch noch ferner mir getreu!

Warne mich durch Freundeshand, ſprich mit mir im Abendwehen,
Lächle mir in klaren Nächten mild herab vom Sternenplan!
Laſſ' im Sturm, im Orgelklang deine Stimme mich verſtehen,
Sprich aus meiner Kinder Koſen, aus der Gattin Aug' mich an!

Und wenn einſt die Stunde kommt, wo verweh'n des Lebens Scenen,
Dann, o Engel, treuer Schützer bis zum Eingang in die Ruh',
Trockne mit der Rechten noch meiner Lieben heiße Thränen,
Und mit deiner Linken drücke freundlich mir die Augen zu!

## Zur Erntezeit.

Es wogt ein Meer mit gold'nen Wogen,
Viel tauſend Perlen ſchließt es ein;
Von ſolchem Reichthum angezogen
Stürzt ſich das Volk der Taucher drein;
Bald müſſen ſich, des Inhalts wegen,
Die Wogen ſelbſt gehorſam legen.

Das goldne Meer, die Felder ſind es
Mit ihrer Körner Perlenſaat,
Die bei dem Säuſelhauch des Windes
Sanft überfluten ihr Geſtad,
Und emſ'ger Schnitter Fuß beſpülen,
Die, wie die Taucher, drinnen wühlen.

Die Zeit der Ausbeut' und der Ernte
Sie iſt nun da, — ſie blieb nicht aus;
Drum wer zu hoffen ſchon verlernte,

Der tret' hervor aus ſeinem Haus,
Auf das ihm jedes Korn der Aehre
Für ſeine Hoffnung Troſt gewähre!

Denn wer geſä't, dem darf nicht bangen,
Ward nur die Saat mit Gott gethan.
Wie manches Korn iſt aufgegangen,
Das man verſtreut auf flücht'ger Bahn,
Und hat in ſpäter Zukunft Tagen
Noch ſüße Frucht des Dank's getragen!

Und wenn's dem Guten mag gelingen,
Zu ſä'n oft, ohne daß er's weiß,
Wie ſoll die Saat nicht Segen bringen,
Die wir erzieh'n mit frommem Fleiß?
Drum iſt wol, was wir Mißjahr ſchelten,
Auf Feldern und im Herzen ſelten.

Und alſo erntet, was der Acker,
Und erntet, was das Herz gebracht,
Und kommt der Lenz, ſo werde wacker
Mit Gott die Ausſaat neu gemacht,
Daß weder brach das Feld euch liege,
Noch eurer Herzen Kraft verſiege.

## Meteore.

Es hat ſeit kurzer Friſt der Himmel
Uns überraſcht mit Meteoren,
Als hätt' in ſeinem Lichtgewimmel
So mancher Stern die Bahn verloren.

Und Viele bebten drob und dachten:
„Ein Unglückszeichen iſt es wieder!
„Schon liefern ſich die Sonnen Schlachten
„Und werfen uns die Todten nieder;

„Bald wird die Erd' es nachthun wollen,
„Und böſes Unheil wird entbrennen,
„Und büßen werden es die Tollen,
„Die ſolche Warnung nicht erkennen!" —

Nicht Unheil, denk' ich, mag's verkünden,
Wenn ſich der Herr verklärt durch Wunder:
Der Segen kommt aus jenen Gründen
Erſtickt nur ihr des Unheil's Zunder.

Dem Schuldbewußten weckt es Grauen,
Der Gute ſchaut es mit Entzücken,
Wenn Sterne wie die Tropfen thauen,
Und Pole ſich mit Purpur ſchmücken.

Er denkt, es ſei'n des Himmels Grüße,
Die er zur Erde niederſendet,
Verbürgend ihr durch Flammenküſſe,
Daß er ſich nicht von ihr gewendet!

## Optiſche Täuſchung.

Wer von der Erde feſter Scholle
Den Blick gen Himmel ſchweifen läßt,
Der meint, die Sonnenſcheibe rolle;
Allein die Sonne ſtehet feſt.

Und wer von ſeines Schiffes Borden
Die Ufer mißt mit ſtarrem Blick,
Der wähnt, ſie ſeien flott geworden,
Und fliegen hinter ihm zurück.

Was aber rollt, das iſt die Erde,
Und was hinabfliegt, iſt das Schiff.
Wir trügen uns, am ſchwanken Herde,
Nur ſelbſt mit täuſchendem Begriff.

So ſieht der Menſch im Lebenskahne
Das ſcheinbar Wandelnde ſich an,
Zu ſtolz und blöd, als daß er ahne,
Was wandelt, ſei nur er im Kahn.

Wie viele Tiber-Helden fielen?
Die gelbe Tiber fließt ja noch;
Wo iſt der Mann der Thermopylen?
Die Termopylen ſtehen doch!

Kaum wird ein einzig Sternchen trüber,
Indeß ein ganzes Volk zerfällt;
Die Welt nicht geht an uns vorüber,
Wir geh'n vorüber an der Welt!

## Allerſeelentag.

Lichter flimmern gleich den Sternen
Auf des Kirchhofs ſtiller Flur,
Seufzer ſuchen in den Fernen
Lieber Todten theure Spur.

Wehmutstropfen thauen nieder
Auf das herbſtlich fahle Kraut,
Und die Trauer findet wieder,
Was ſie Gräbern längſt vertraut.

Herzliche Gebete ringen
Aus der tiefſten Bruſt ſich los,
Sehnſuchtsvolle Wünſche dringen
In der Hügel düſt'ren Schooß.

Denkt nur an die Lieben alle,
Deren ihr ſo ſelten denkt,
Denen ihr im Lebensſchwalle
Selten mehr ein Thränchen ſchenkt!

O gar dankbar ſind die Todten,
Glaubt mir, treu und liebevoll,
Und gewiß wird überboten
Von ihnen einſtens euer Zoll.

Wenn's am Himmel Nachts dann flimmert,
Während ihr an Gräbern kniet,
Denkt, was über euch ſo ſchimmert,
Sei nicht, was das Auge ſieht!

Sterne, meint ihr, ſei'n es, Sterne,
Sanft gekoſ't vom Hauch des Wind's; —
Lichter ſind es in der Ferne,
Stille Gräberlichter ſind's.

Gräberlichter, von den Theuern,
Die ihr wähnt im Todtenreich,
Angezündet nun zu Feuern
Der Erinnerung an euch.

Denn ſie ſind nicht todt, — ſie ſchweben
Lebend dort, und ſeh'n herab; —
Wir ſind todt im Erdenleben,
Und die Erd' iſt unſer Grab.

Und am Allerſeelentage
Denken ſie an uns zugleich:
Wie für ſie hier eure Klage,
Tönt dort ihr Gebet für euch.

## Auf dem Kirchhofe.

Im Frühlingsſchmucke liegt das ſtille Feld;
Glück auf zur Saat, die Furche ſteht ſchon offen!
Die Sonne Gottes glänzt am Himmelszelt,
Und läßt euch lächelnd ja das Beſte hoffen!

Hinunter mit dem Korn! Der Mutter Schooß
Verbürgt ihm eine ſich're Ruheſtätte.
Warum verzögert ihr ſein ſchönes Loos,
Warum mißgönnt ihr ihm das weiche Bette?

Hinunter mit dem Korn! Was ſoll es hier?
Soll's denn für euer blödes Mitleid büßen?
Es ſehnt ſich nach der Ausſaat, glaubt es mir!
Verſpätet Korn wird ſpäter reifen müſſen.

Was weint ihr denn? Ich kann euch nicht verſteh'n;
Warum zerfließt ihr denn in Jammerlaute? —
Habt ihr wol je den Sämann weinen ſeh'n,
Wenn er ſein Korn der Erde anvertraute?

## Weihnacht.

Als ich ein kleines Kind noch war
Voll unbewußter Fröhlichkeit,
Da freut' ich mich von Jahr zu Jahr
Auf dich, o ſtille Weihnachtzeit!

Da ſah ich Wochen lang vorher
Am hellen Tag, im ſüßen Traum,
Wohin ich ſah, nichts Andres mehr,
Als dich, du ſchöner Weihnachtbaum!

Warum die Zeit, warum der Baum
Mir eben gar ſo wohlgefiel, —
Ich wußt' es nicht, ich ahnte kaum
Den Ernſt im heit'ren Kinderſpiel.

Die Jugendzeit ſie iſt dahin,
Die Fröhlichkeit ſie iſt verrauſcht,
Und älter — kälter hat mein Sinn
Mit Ernſt das heit're Spiel vertauſcht.

Und doch, wenn durch die Mitternacht
Die Glocke ſchallt dem Chriſt zu Ehr',
Und Lichtlein glüh'n in ſtiller Pracht,
Da wird noch jetzt das Herz mir ſchwer.

Da wird das Herz vor Wehmut ſchwer,
Und lebt zurück in's Kinderglück,
Und ahnt den hohen Ernſt nunmehr,
Der dort als Spiel erſchien dem Blick.

Nun winkt, an bunten Flitters Statt,
Des Glaubens Frucht in heil'ger Ruh',
Der Liebe Stern, der Hoffnung Blatt,
Von dir, o Weihnachtbaum, mir zu.

Und was mich einſt als Kind erfreut,
An dir, o ſtille Weihnachtzeit,
Ich fühl's mit jedem Jahr erneut,
Es iſt: „Die Glaubensfröhlichkeit!“

## Rath.

Wenn ſich ein Wetter nähert
Mit ſchwerem Donnergang,
Wozu das helle Läuten,
Wozu der Glockenklang?

Es bannt ja nicht das Wetter,
Es macht die Luft nicht frei,
Es lockt vielmehr die Wolken,
Und führt den Schlag herbei.

Seid lieber ſtill und ruhig,
Und wartet, was da kommt,
Und läßt der Himmel ſchlagen,
So weiß er, daß es frommt.

So — wenn am Seelenhimmel
Ein drohend Wetter graut,
Wozu das helle Weinen?
Wozu der Jammerlaut?

Das kann den Sturm nicht bannen,
Das macht die Bruſt nicht frei;
Sei lieber ſtill und ruhig,
Es geht vielleicht vorbei!

## Ohne Liebe — keine Luſt!

Tauſend Blumen ſproſſen wieder,
Und der Lenz iſt aufgewacht,
Seine Freuden thauen nieder,
Alles blüht und Alles lacht.

Aber ach! die alten Schmerzen
Füllen mir die bange Bruſt:
Winter iſt's im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Luſt!

Tauſend milde Strahlen wärmen
Blatt und Knoſpe, Saat und Keim,
Quellen rieſeln, Bienen ſchwärmen,
Und die Schwalben kehren heim.
Aber ach! kein ſüßes Scherzen
Schmilzt das Eis der bangen Bruſt:
Keine Glut im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Luſt!

Tauſend helle Sterne flimmern
Hoch am blauen Himmelszelt,
Leuchten hold mit ſanftem Schimmern
Süßen Troſt der müden Welt.
Aber ach! wie Todtenkerzen
Flackern ſie der bangen Bruſt:
Dunkel bleibt's im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Luſt!

Tauſend frohe Kehlen ſingen
Laut der Freud' ein Jubellied,
Gold'ne Wonnebecher klingen,
Jede Sorg' und Klag' entflieht.
Aber ach! wie Ruf der Schmerzen
Klingt ihr Schall der bangen Bruſt:
Stille bleibt's im öden Herzen, —
Ohne Liebe — keine Luſt!

# Lenzfragen.

Was macht den Lenz? — Die Blumen?
O nein, o nein, o nein!
Die Blumen machen ihn nicht aus,
Ich habe deren viel zu Haus,
Der Blumen viele ſchön und licht; —
Und habe doch den Frühling nicht!

Was macht den Lenz? — Die Sonne?
O nein, o nein, o nein!
Wie ſchaut der liebe Sonnenſchein
Nicht oft im Winter hell herein,
Und wärmt und ſtrahlt und ſpielt und malt,
Das Herz im Leib iſt gleichwol kalt!

Was macht den Lenz? — Die Bläue?
O nein, o nein, o nein!
Und wirft der Himmel noch ſo blau
Sein liebes Aug auf Strom und Au,
So wall' ich doch oft trüb daher,
Als ob es tief im Winter wär'.

Was macht den Lenz? — Die Liebe?
Ja wol, — die Lieb' allein!
Die Liebe, die mit Freud' und Scherz
Erfüllt der Welten großes Herz,
Die Liebe ſchwellt mit ihrem Hauch
Das kleine Herz des Menſchen auch!

## Die Elemente der Liebe.

Vier Elemente rufen
Die Welt der Lieb' an's Licht,
Und was ſie göttlich ſchufen,
Vergeht hiernieden nicht.

Die Augen ſind das — Feuer,
Das Liebe weckt und nährt,
Und wärmer ſtets und treuer
Sie ſpiegelt, ſie verklärt.

Die Luft, — der Hauch der Liebe,
Sind Seufzer, ſtill und leiſ',
Durch die ſie ihre Triebe
So ſanft zu lindern weiß.

Das Waſſer — ſind die Thränen,
Ein Quell, der nie verſiegt,
Der wechſelnd Luſt und Sehnen,
Auf ſeinen Wellen wiegt.

Das Herz, das iſt — die Erde,
Worin ſie Wurzeln ſchlägt,
Und Jubel und Beſchwerde,
Als ihren Reichthum hegt.

Das Herz — es iſt die Erde,
Worauf die Liebe lebt,
Das Herz — es iſt die Erde,
Worein man ſie — begräbt!

# Schmiedlied.

Wenn wir am frühen Morgen
Schon hämmern drauf und dran,
So ſchläft noch ohne Sorgen
Das Liebchen nebenan.
Da bringt man ihm im Liede
Den Morgengruß nach Brauch:
Und pocht es in der Schmiede,
So pocht's im Herzen auch!

Ein Handwerk ohne Liebe
Das wär' ein traurig Sein,
Wenn ſo kein Bild uns bliebe,
Das winkt mit goldnem Schein.
Es lindert die Beſchwerde
Mit ſanftem Friedenshauch:
Und brennt es auf dem Herde,
So brennt's im Herzen auch!

Nicht immer bleibt es heiter,
Oft wird der Himmel trüb,
Wir hämmern fröhlich weiter,
Weil uns die Hoffnung blieb.
Denn dünkt uns gleich die Kammer
Recht traurig manchen Tag,
So übertäubt der Hammer
Des Herzens bangen Schlag!

Drum ſoll die Liebe leben
Seid friſch und froh zur Hand;
Nur Fleiß und Frohſinn weben
Des Glückes dauernd Band.

Weil noch die Wange blühet,
Führt ſchnell die Meiſt'rin ein:
So lang das Eiſen glühet,
Will's auch geſchmiedet ſein!

## Sicilianen.

### 1.

Was ich je lächeln ſah, je glüh'n und prunken,
In Ihren Augen fand ich's Alles wieder.
Wann ich gewallt oft in mich ſelbſt verſunken,
Das düſt're Haupt geſenkt zur Erde nieder,
Da nahte Sie, — aufblickt' ich wonnetrunken,
Ein junges Leben floß durch meine Glieder!
Und manche Blicke weckten manche Funken,
Und kurze Blicke gaben kurze Lieder!

### 2.

Da ſchlummert Sie, — in leichtem Nebelfalle
Ruht Ihr Gelock, die ſtumme Lippe ſpricht,
Ihr Aug' verräth's, ein Morgenträumchen walle
Hin über ihre Seele mild und licht. —
Komm', Sonne, ſchnell, — erwecke Sie! — Nun ſchalle
Das ernſte Wort, das Ihren Starrſinn bricht!
Doch nein, komm' nicht! Du weckteſt mit Ihr — Alle,
Und Zeugen brauch' ich keine, — weck' Sie nicht!

### 3.

Süß, wie der Honig von Hymettus Bienen,
Strömt von den Lippen Ihr der Rede Flut;
Da beug' ich mich zu Ihr, mit trunk'nen Mienen,
Wie's ein gefühlvoll ernſter Lauſcher thut.
Und ihre weichen Schwanenſchultern dienen
Zum Kiſſen meiner Wangen irrer Glut!
Ja, arm hat mir der Himmel da geſchienen,
Der nicht ſo weich auf Atlas' Schultern ruht!

### 4.

Du kannſt kein Gold von meinen Wänden ſchaben;
Ein armer Dichter bin ich und nichts mehr.
Doch hab' ich als Erſatz wol andre Gaben,
Vielleicht genug für edleres Begehr!
Auf einem Grund, worunter Gold vergraben,
Gedeihen Korn und Blum' und Pflanze ſchwer:
Empfänglich ſchlichten Boden mußt Du haben,
Dann bleibt ſo leicht kein Platz Dir blumenleer!

### 5.

Des Denkers Tiefſinn um die Stirn gezogen,
Durchprüfſt du kalt der Liebe Flammenſchrift.
Nur Blumenränder gürten rings die Wogen;
Du fragſt, beſorgt, wohin der Kiel Dich ſchifft?
Haſt aus der Liebe Kelch ſo oft geſogen,
Und prüfſt nun erſt, ob's Nektar oder Gift?
Sieh doch den Gott mit ſeinem goldnen Bogen,
Er prüft nicht, ſieht, erkennet, zielt und trifft!

### 6.

O ſeltne Schönheit! denn mich dünket ſelten
Und karg vertheilt ſo großer Schönheit Gut,
Wie Alles hier, was theuer pflegt zu gelten. —
Die Perle liegt in wüſter Meeresflut!
Das Gold ruht tief in öden Berggezelten,
Der Demant ſchläft in dürrer Sandesglut:
Rubine glüh'n in menſchenleeren Welten,
Und Aloen in ſteiler Felſen Hut.

### 7.

Jüngſt ſtand ich draußen in der Nacht! Wie Säulen
Schien mir der Berge Rieſenkranz erhöht;
Wie Schwebelampen in gemeſſ'nen Zeilen
Bedünkten mich die Sternlein ausgeſät;
Der Wolken Weihrauch ſchien emporzueilen,
Des Himmels Schleier halb entzwei geweht,
Und Prieſter „Mond“ kam Segen auszutheilen,
Und der Gedank' an Dich war mein Gebet!

### 8.

Sonſt fühlt' ich in der Bruſt gar oft ein Regen,
Wie's ein ſich ſtellt, wenn Zeit zum Dichten iſt;
Ich mühte mich, in Formen es zu prägen,
In einen Stoff, der würdig es umſchließt.
Doch trotz des Herzens ſchöpfungsluſt'gen Schlägen
Hab' ich die Wieg' oft für mein Kind vermißt!
Jetzt bin ich nicht mehr um den Stoff verlegen,
Seit Du mein ewig unerſchöpfter biſt!

### 9.

Wofern du ein Geheimniß haſt, ſo ſag' es,
Mein Herz iſt dir dafür ein ſich'rer Ort!
Man ſagt von Blumen, welche unter Tages
Verſchloſſen ſind, als wären ſie verdorrt;
Der Mondſchein erſt, kraft ſeines Zauberſchlages,
Entſiegelt ihrer Bruſt geheimen Hort!
So iſt mein Herz, — nicht ſich eröffnen mag es,
Sein einz'ger Schlüſſel iſt dein mildes Wort.

### 10.

Ich ſtieg zum Felſe, den die Wolke ſäumet,
Die Liebe ſtieg mir nach durch Wolk' und Wind;
Ich ſtieg hinab, — wo Einſamkeit verträumet
Den düſt'ren Traum; — ſie ſtieg mir nach geſchwind.
Ich lief zur Flur, wo Blum' an Blume keimet;
Sie lief mir nach, das liebe Blumenkind!
Ich kam zur Tafel, wo der Becher ſchäumet; —
Sie kam mir nach: — wer ſchilt die Liebe blind?

## Sonette.

### Gleichgewicht.

Du ſüßes Kind, an deſſen Bild ich hange,
Der Biene gleich, an ihrer Blütendolde;
Von dem ich, wie die Welt vom Sonnengolde,
Des Lebens Licht, des Lebens Glut empfange,

Was quälſt du mich nur oft zu ſolchem Drange,
Als hätteſt alle Schrecken du im Solde,
Als freuteſt du dich meines Leid's, du Holde, —
Als ſchmerzte dich das Lächeln meiner Wange?

Ich ſeh' es wol, es iſt der Sterne Grollen!
Wie du mich oft erfreut, ohn' es zu wiſſen,
So hat dein Blick auch oft, ohn' es zu wollen,
Die Seele mir in wunder Bruſt zerriſſen!

Wenn du nicht wär'ſt, wo wären meine Leiden?
Wenn du nicht wär'ſt, wo wären meine Freuden?

## Zweifel.

Biſt du mir gut? Das Eine möcht' ich wiſſen,
Und konnte doch dies Eine nie erfahren.
Es mir zu zeigen, warſt du zwar mit klaren,
Gutmüt'gen Augen oft, ſo ſchien's, befliſſen;

Doch glaubt' ich ſtets ein Etwas zu vermiſſen,
Das immerdar mich zweifeln ließ am Wahren.
Oft ſchien mein Schmerz es mir zu offenbaren,
Wenn du ein Stern mir warſt in Finſterniſſen.

So hab' ich viel gehofft, geahnt, gegrübelt,
Mich oft gebeugt gefühlt und oft erkräftigt,
Mit deinem Bilde ſtündlich mich beſchäftigt,
Dich oft entſchuldigt und dir viel verübelt;

Umſonſt! — was ich geſucht, was ich gefunden,
Ob du mir gut ſei'ſt, konnt' ich nicht erkunden!

## Entfernung.

Nicht Berge ſind es, die dich von mir ſcheiden,
Nicht Ströme, die gleich blanken Schwerterklingen,
Daß Liebe nicht zu Liebe könne dringen,
Das Band der Straßen zwiſchen uns zerſchneiden.

Wir ſind uns nah', und müſſen doch uns meiden,
Kaum will es uns, nicht uns zu ſeh'n, gelingen!
Phantome ſind's, die uns geſpenſtiſch zwingen,
Und uns das Glück der Näherung verleiden!

Mit meiner Hand könnt' ich das Haus erfaſſen,
Mit meinem Aug' in's Herz ihm forſchend blicken,
Und ſeh'n, wie du vielleicht gleich mir verlaſſen
Umſonſt dich in die Trennung ſuchſt zu ſchicken.

Schwer iſt's getrennt, weil man ſich fern iſt, weilen:
Doch ſchwerer, nah', das Loos der Trennung theilen!

## Todesahnung.

Dich rührt mein Lied, du fühleſt meine Töne,
Die ihre Deutung erſt von dir empfah'n,
Und was kein Opfer und kein Fleh'n gethan,
That willig nun die ſchüchterne Kamöne.

Nur einmal ſingt in ſeiner ganzen Schöne
Sein rührend Lied der Liederbarde Schwan:
Er ſingt nur Eins, — am Ende ſeiner Bahn,
Daß es im Tod' ihn für das Leben kröne.

So hab' auch ich vergebens oft geſungen;
Doch ach! kein Lied hat dir an's Herz geklungen:
Nur dies, du Kalte, dies nur fühleſt du!
Es geht der Schwan mit ſeinem Lied zur Ruh'!

Ich ſeh' es denn, — ich end' und meine Qualen,
Und Eine Thräne ſoll mir tauſend zahlen!

## Bitte.

Nur Eins, o Herr, bewahre mir im Leben,
Die Klarheit, mein' ich, denn ſie gibt den Frieden,
Die Kraft, den Troſt, die Duldſamkeit hiernieden,
In Rath und That, im Fühlen und im Streben.

Wem in der Bruſt die Zweifel ſich erheben,
Wer in ſich ſelbſt getrennt iſt und geſchieden,
Für den gibt's nicht Aſyle, nicht Aegyden,
Er bleibt ein Rohr, den Stürmen preisgegeben.

Nicht beſſer, als ich bin, will ich mir ſcheinen,
Nicht ſchlimmer, als ich bin, will ich mich ſchelten;
Nicht ſoll, was kleinlich, mir am Großen gelten,
Was groß, verkannt nicht ſein von mir am Kleinen!

Nur was ich will, laſſ', Herr, mich ſtets ergründen,
Was mir zu thun, werd' ich dann ſelbſt wol finden!

## Vorzug.

Nennt mir kein Leben, was die Mehrzahl lebt!
Schlaftrunk'nes Taumeln iſt's, bewußtlos Wanken,
Ein wirrer Kampf von Wünſchen und Gedanken,
Ein Dämmergrau, von mattem Licht durchbebt.

Beglückt, wer freier ſeinen Blick erhebt,
Wer ſich an Ernſt'rem weiß emporzuranken,
Und durch der Fluten ungewiſſes Schwanken
Auf ſichrem Boot nach treuen Sternen ſtrebt!

Dies Glück, — mir iſt, als hätt' ich es gefunden,
Des Lebens Blütenkern, — die Poeſie;
Oft flüchtet' ich zu ihr, vergebens nie!
O laſſ', wenn gleiches Glück dein Herz empfunden,

An ihre Bruſt in Freud' und Leid uns flieh'n:
Hinauf nur kann ſie, nie hinab uns zieh'n!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Inhalt

Seite
Vorwort . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . III
Einleitung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . IX

I. Schiller's Manen! . . . . . . . . . . . 1

An Schiller! . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 3
  1. Das Kind . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 4
  2. Der Knabe . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 6
  3. Der Jüngling . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 9
  4. Der Mann . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 12
  5. Der Greis . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 14
An Schiller! (Schluß) . . . . . . . . . . . . . . . . . . 19

II. Lieder der Nacht. . . . . . . . . . . 21

Einleitungsgedicht . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 23
Am Fenſter . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 25
Abendgang im Nebel . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 26
Wiederfinden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 27
Die Begegnung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 28
Mondhelle . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 29
Des Himmels Augen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 30
Der Wanderer an den Mond . . . . . . . . . . . . . . . 31
Der Mond und der Poet . . . . . . . . . . . . . . . . . 32
Das Zügenglöcklein . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 33
Stern und Sternſchnuppe . . . . . . . . . . . . . . . . 34
Freundesſterben . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 35
Nachtſtille . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 36
Der Dome Zweck . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Selbſter Zwieſpalt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 37
Nachthelle . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 38
Der Heimgang . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 39
Die Welt — ein Schacht . . . . . . . . . . . . . . . . . 40
Grab und Mond . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 41
Die Engelein . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 42

Seite
Wechſelwirkung 43
Das Sternenbuch 44
Am Berge 45
Die große Beterin 46
In der Fremde 48
Des Bauherrn Geiſt 49
Carnevalsnacht 50
Wetternacht 52
Gruß und Gegengruß 54
Zu früh!. 55
Freund und Feind 56
Traum und Erwachen 58
Bundeserneuerung 60
Schlummerlied einer Mutter 61
In meines Vaters Sterbeſtunde 62
Herz und Kopf 64
Zwiefaches Neujahr 65
Verheimlichung 67
Meinem treuen Weibe 68
Tag und Nacht 70
Die Mondblume 71
Beleuchtung 73
Der Schlaf 74
Heimweh 76
Die Gondel 77
Liebchens Nähe 79
Nachtgeſang im Walde 81
Allein 82
Nachtſcene 83
Vorſatz 84
Lichtvorrath 85
Der Eindruck 87
Freund Mond 88
Der Abendſtern —
Selbſtvergeſſen 89
Zeugenſchaft 90
Traum und Liebe 92
Der Recrut auf dem Poſten 93
Traumverkauf 94
Mondnachtpredigt 95
Vom lieben Monde 96
In der Kinderſtube 97
Nach zehn Jahren 99
Nachtphantaſie eines Numismatikers 101
Sylveſternacht 102
Traumeslaune 105
Sternenmahnung 107

Seite
Brunnengeplätſcher . . . . . 108
Zwiſchenzeit . . . . . 109
Die Nachtfahrt des Verbannten . . . . . 110
Menſchen und Sterne . . . . . 112
Der Meſſias . . . . . 113

III. Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder. . . . . 115

Hans Euler . . . . . 117
Die feſte Mauer . . . . . 119
Die Spinnerin vom Gamsgebirge . . . . . 120
Eck von Reiſchach . . . . . 122
Die Schneebraut . . . . . 123
Der Geiſt der Alpenwaſſer . . . . . 125
El Schanfari-ben-el-us . . . . . 127
Der nächtliche Schwimmer . . . . . 136
Merlins Weihe . . . . . 137
Die Bardeninſel . . . . . 139
Mac-Gregors Nacht-Ritt . . . . . 140
Die korinthiſche Säule . . . . . 142
Geneſung . . . . . 144
Ajax Oileus . . . . . 146
Die Schule von Athen . . . . . 148
Der Roſenſtrauch zu Hildesheim . . . . . 150
An Wien . . . . . 151
Fragen . . . . . 153
An die Scheidende . . . . . 154
Das Lied vom ſchönen Tage . . . . . 155
Das Ländchen der Liebe . . . . . 157
Das Gelübde . . . . . 159
Liebchens Ferne . . . . . 161
Wiegenlied . . . . . 162
Auch ein Gebet! . . . . . 164
Bild aus alter Zeit . . . . . 165
Mein Frühlingslied . . . . . 167
Apologie. Meinem Vater . . . . . 169
Stoff und Dichter . . . . . 171
Einer jungen Dichterin . . . . . 173

Jägerlieder.

1. Die Elementenweihe . . . . . 176
2. Das ſtille Plätzchen . . . . . 178
3. Widerſpruch . . . . . 179
4. Waldmeſſe . . . . . 180

Oſterlieder.

1. Auferſtehung . . . . . 183
2. Vor der Kirche . . . . . 184
3. Wünſche . . . . . 185

Seite

IV. Elegieen aus Alfons von Lamartine . . . . . . 187

Die Sterne . . . . . . 189
Begeiſterung . . . . . . 192
Anruf . . . . . . 193
Einſamkeit . . . . . . 196
Der Tag der Geneſung . . . . . . 198
Gottes Antwort . . . . . . 200
Abſchied . . . . . . 203
Das Thal . . . . . . 205
Der Abend . . . . . . 207
Der Dichter auf dem Sterbebette . . . . . . 209

V. Liedertafel . . . . . . 215

Vorfrühling . . . . . . 217
Im Dorfe . . . . . . 218
Vor der Mühle . . . . . . 219
Morgengruß . . . . . . —
Im Walde . . . . . . 221
Das Kirchlein am Berge . . . . . . 222
Der Hirt am Berge . . . . . . 224
Tauſch . . . . . . —
In der Schenke . . . . . . 225
Der ernſte Muſikant . . . . . . 228
Bei der Rückkehr . . . . . . 230
Lenzcommando: 1—3 . . . . . . 232
Heimweh: 1—4 . . . . . . 235
Am Morgen . . . . . . 240
Die liebe Hand . . . . . . 241
Forderung . . . . . . 243
Liebesneid . . . . . . —
Nord oder Süd . . . . . . 244
Abſchied . . . . . . 247
Am Kamin . . . . . . 248
Wald und Herz . . . . . . 249
Jugendtäuſchung . . . . . . 250
Außen und Innen . . . . . . 251
Wehmut . . . . . . 252
Verſchämter Schmerz . . . . . . 253
Tagtraum . . . . . . 254
Bekenntniſſe: 1—2 . . . . . . 256
Karneval: 1—5 . . . . . . 258
Herr, du biſt groß! . . . . . . 263
Charfreitag . . . . . . 265
Abendgebet . . . . . . 267
Segne das Vaterland! . . . . . . 268

Seite
Einem Getäuſchten . . . . . 269
An meinen Schutzengel . . . . . 270
Zur Erntezeit . . . . . 271
Meteore . . . . . 272
Optiſche Täuſchung . . . . . 273
Allerſeelentag . . . . . 274
Auf dem Kirchhofe . . . . . 276
Weihnacht . . . . . 277
Rath . . . . . 278
Ohne Liebe — keine Luſt! . . . . . 279
Lenzfragen . . . . . 281
Die Elemente der Liebe . . . . . 282
Schmiedlied . . . . . 283
Sicilianen: 1—10 . . . . . 284
Sonette . . . . . 287
  Gleichgewicht . . . . . —
  Zweifel . . . . . 288
  Entfernung . . . . . 289
  Todesahnung . . . . . —
  Bitte . . . . . 290
  Vorzug . . . . . 291

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Bayerische
Staatsbibliothek

# Joh. Gabr. Seidl's
# geſammelte Schriften.

Herausgegeben

von

**Hans Max.**

Zweiter Band.

Biſolien.

**Wien, 1877.**

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Bifolien.

Zwei Blätter an einem Stiele
Das iſt der Bifolien Art;
So iſt mit dem epiſchen Blättchen
Hier immer ein lyriſch gepaart.

„Gut! — Aber wo iſt die Blüte?“
Wirſt wol ein Kenner mir ein;
Die Blüte ſoll die Empfindung,
Die d'raus Euch anſpricht, ſein!

# Vorbericht.

Von J. G. Seidl's „Bifolien“ ſind bisher im Ganzen fünf Auflagen erſchienen und zwar: die erſte im Jahre 1836, 8° bei J. P. Sollinger in Wien; die zweite, vermehrte 1841, 8° bei Pfautſch & Comp.; die dritte, vermehrte mit des Verfaſſers Bildniß und Facſimile verſehene Auflage im Jahre 1843, 8° ebendaſelbſt: die vierte und fünfte, gleichfalls mit Porträt und Facſimile 1849 und 1855, 12° bei Pfautſch & Voß. Im Jahre 1866 überging das Verlagseigenthum der „Bifolien“ an die Firma Wallishauſſer (Joſef Klemm). Die hier vorliegende, den zweiten Band unſerer Geſammtausgabe bildende, Auflage iſt ſohin der Reihe nach die ſechſte, und, mit Ausnahme der im Texte nothwendig gewordenen Correcturen, ein ſonſt unveränderter Abdruck der obgedachten fünften Auflage.

Sämmtliche fünf Auflagen ſind weiland Sr. k. Hoheit, dem Erzherzoge Johann Baptiſt von Oeſterreich gewidmet.

Die erſte Auflage enthält das nachſtehende Widmungsgedicht:

„Wenn Du der Alpen ſteile Schwindelwand,
Mit ſich'rem Fuß und voller Bruſt beſteigeſt,
Und von der Höh' auf's biedre, ſchöne Land
Dein mildes, huldverklärtes Auge neigeſt;
Wenn Du, durch das erhaben, was Du biſt,
Durch das erhaben, was Du fühlſt, dort ſteheſt,
Und ein beſcheid'nes Blümchen wo erſpäheſt,
Das ſich, in ſeiner Schüchternheit, vergißt,
Den kleinen Kelch zu Dir empor zu heben: —
Wirſt Du's zertreten, — oder ihm vergeben? —
Nein — Du zertrittſt es nicht, — Du hebſt es auf,
Beglückſt es durch's Gefühl, daß es Dir blühte,
Und ſich, in ſeinem kurzen Lenzeslauf,
Vergebens nicht um deine Gunſt bemühte!
Ein ſtilles Blümchen auf der Alpenwand
Verſchmähſt Du nicht: — ſo woll' auch dieſe Blüten
Durch Deines Auges milden Strahl behüten:
Sie ſind doch auch entkeimt dem Alpenland!
Und was, wie Thau, benetzt ihr Blattgetriebe,
Denk', es ſind Thränen, frommer Heimatliebe!"

(Cilli, in Unterſteier, im Lenzmond 1836.)

Die fünfte Auflage iſt mit folgendem Widmungsgedichte eingeleitet:

„Wer an die Höh'n gewöhnt iſt, wer von oben,
Wie Du ſo oft, herabgeblickt in's Thal,
Der weiß, daß während unten Wetter toben,
Der Alpe Gipfel glänzt im Sonnenſtrahl.

Was durch Jahrzehnde kommen mocht' und gehen,
Ob ſchlimm, ob gut, ob ſtürmiſch oder mild,
Es gleicht ſich aus, von oben angeſehen,
Und unverändert bleibt der Landſchaft Bild.

O möchte ſolchem Eindruck der auch gleichen,
Den dieſer Strauß „Bifolien“ auf Dich macht,
Den Dir, als treuer Huld’gung ſchüchtern Zeichen,
In ſeinem Lenz ein Dichter dargebracht.

Es iſt an ihm auch viel vorbeigegangen,
Viel, wie an Allen, die mit ihm gelebt;
Doch feſt an ſeinem Ideal zu hangen,
Erhob ihn einſt, — iſt’s, was ihn noch erhebt!

D’rum, wenn er jetzt Dir ſeinen Strauß, vom Strahle
Des Herbſtes matter gleich vergoldet, ſchickt,
Blick’ ihn ſo freundlich an zum fünften Male,
Wie Du zum erſten Mal ihn angeblickt!“

(Wien, am 21. Juni 1855.)

Noch muß hier der Erläuterung erwähnt werden, welche Seidl im Anhange II der zweiten und dritten Auflage der „Bifolien“ zu dem Gedichte: „Die Beſtellung“ (in dem vorliegenden Bande ſiehe: Zweite Leſe XI. S. 94) anführt, die jedoch in die fünfte Auflage der „Bifolien“ nicht aufgenommen wurde.

Als ſich nämlich im Jänner 1840 auf bisher unbekannte Veranlaſſung das Gerücht von dem am 21. d. M. erfolgten plötzlichen Tode Seidl’s verbreitete und in mehrere Journale, zuletzt auch in die Augsburger „Allgemeine Zeitung“, deren Mitarbeiter der Dichter war, überging, beeilten ſich faſt alle Redactionen der in- und ausländiſchen Blätter ſowol dieſe Todesanzeige, als auch den bald darauf erfolgten Widerruf mit herzlichen tiefgefühlten Worten der ehrendſten Anerkennung zu begleiten. Sogar die Muſe feierte nicht, und, außer den theilnahmsvollen Zeilen eines W. Menzel, A. Lewald, R. Heller, Th. Hell u. A., erſchienen auch einige gemüthliche Gelegenheitsgedichte von Julie v. Großmann, W. Kilzer, H. v. Schulheim, Sidony u. m. A. Dieſes Ereigniß war es alſo, das Seidl zu dem ſinnigen Gedichte „Die Beſtellung“ begeiſterte.

Wien, im December 1876.

H. M.

# Erſte Leſe.

Es hat mich oft ſchon tief gekränkt,
Und oft mich wieder erhoben,
Daß eben, was Einer tadelnd verwarf,
Die Anderen rühmend loben.

## I.

# Das Glücksglöcklein.

Der König lag am Tode, da rief er ſeinen Sohn,
Er nahm ihn bei den Händen und wies ihm auf den Thron:
„Mein Sohn,“ ſo ſprach er zitternd, — „mein Sohn, den laſſ' ich dir,
„Doch nimm' mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:

„Du denkſt dir wol die Erde noch als ein Haus der Luſt.
„Mein Sohn, das iſt nicht alſo, — ſei deſſen früh bewußt!
„Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das Glück: —
„Ich geb' in tauſend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!“

Der König ſpricht's und ſcheidet. — Der Sohn begriff ihn nicht:
Er ſieht noch roſenfarben die Welt, im Maienlicht,
Zu Throne ſitzt er lächelnd, beweiſen will er's klar,
Wie ſehr getäuſcht ſein Vater von düſt'rem Geiſte war.

Und auf das Dach des Hauſes, g'rad über ſeinen Saal,
Worin er ſchläft und ſinnet und ſitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leiſe rührt den Strang.

Den aber will er rühren (ſo thut er's kund im Land),
So oft er ſich recht glücklich in ſeinem Sinn empfand;
Und traun! — zu wiſſen glaubt er's, — da wird kein Tag entflieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.

Und Tag' um Tage heben ihr roſig Haupt empor,
Doch Abends, wenn ſie's ſenken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Innere, das Seil berührt er nicht.

Einſt tritt er, voll des Glückes erhörter Freundſchaft, hin:
„Ausläuten,“ ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!“
Da keucht ein Bot' in's Zimmer, der's minder ſpricht, als weint:
„„Herr, den du Freund geheißen, verrieth dich, wie ein — Feind!““

Einſt ſtiegt er, voll des Glückes erhörter Lieb', herein;
„Mein Glück, mein Glück,“ ſo ruft er, „muß ausgeläutet ſein!“
Da kommt ſein blaſſer Kanzler und murmelt bang und ſcheu:
„„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?““

Der König mag's verwinden, er hat ja noch ſein Land
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand,
Er hat noch grüne Felder, noch Wieſen voll von Duft,
Und drauf den Fleiß der Menſchen und drüber Gottes Luft.

Zu ſeinem Fenſter tritt er, ſieht nieder, ſieht hinaus,
Und Wiege ſeines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will zieh'n, will läuten — ſieh!
Da ſtürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm auf's Knie.

„Herr König, ſiehſt du drüben den Rauch, den Brand, den Strahl?
„So rauchen unſere Hütten, ſo blitzt der Nachbarn Stahl!“
„„Ha, freche Räuber!““ donnert der Fürſt in wildem Glüh'n,
Und ſtatt des Glöckleins muß er ſein rächend Eiſen zieh'n. —

Schon bleichen ſeine Haare, vor Dulden wird er ſchwach,
Und ſtets noch ſchwieg das Glöcklein auf ſeines Hauſes Dach.
Und wenn's auch oft, wie Freude, ſich auf die Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinaufgehängt. —

Doch als er nun, zu ſterben, in ſeinem Stuhle ſaß,
Da hört' er vor dem Fenſter Geſchluchz' ohne Unterlaß.
„Was ſoll das?“ fragt er leiſe den Kanzler, „ſprich's nur aus!“ —
„„Ach, Herr, der Vater ſcheidet, — die Kinder ſteh'n vor'm Haus!““

„Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn gut?“
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben, ſie kauften dein's mit Blut!““
Da wogt's auch ſchon zum Saale gedämpften Schritt's herein,
Und will ihn nochmal ſegnen, ihm nochmal nahe ſein.

„Ihr liebt mich alſo, Kinder?“ — Und tauſend weinen: „„Ja!““
Der König hört's, erhebt ſich, ſteht wie ein Heil'ger da,
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem Seile ſtumm,
Thut einen Riß, — es läutet, — und lächelnd ſinkt er um.

## Mein Glück.

Sagt, wo ſind ſie jene Stunden,
Und wer hat ſie weggebannt,
Wo ich, frei und ungebunden,
Noch vor Glück kein Glück gekannt?
Wo mir als ein Wonnebringer
Noch der Strom der Jahre rann,
Wo mir noch der Freude Finger
Freundlich jeden Faden ſpann?

Wie ein Hain der Heſperiden
Lag die Welt vor meinem Blick:
Alle Blumen blühten Frieden,
Alle Bäume trugen Glück.

Da bedurft' es nicht des Pflückens,
Nicht der Sorge, nicht der Wahl:
Denn die Aeſte, trauten Nickens,
Boten ſelbſt das leck're Mahl.

Doch wie frei ich war von Schranken,
Leere war der Freiheit Frucht;
Mein Genießen war ein Schwanken,
Und mein Leben eine Flucht.
Wahrlich ſchöner iſt's zu leben
In der Wehmuth ſtillem Hain,
Als auf Roſen hinzuſchweben,
Ohne ſich's bewußt zu ſein!

Doch um nimmer zu erſcheinen,
Schwand nun jener gold'ne Tand,
Und ich weiß nicht, ſoll ich weinen,
Oder lächeln, daß er ſchwand?!
And're Sterne ſind erſchienen,
Und erleuchten meine Bahn,
Und es ſieht mit andern Mienen
Eine neue Welt mich an.

Auf das bunte Luſtgewimmel
Sank ein leiſer Nebelhauch,
Ferner ſteht mir Erd' und Himmel,
Ferner, aber höher auch.
Meine ſonſt ſo freie Seele
Liegt in Banden, die ſie liebt,
Und wie ſehr ſie's auch verhehle,
Sucht ſie doch, was ſie betrübt.

„Sprich! du leideſt?“ ſagen Alle,
Die ſo ſtill mich wallen ſeh'n,

Und doch glaub' ich, wie ich walle,
Mir ſei nie ſo wol geſcheh'n!
Mit der Wehmut leiſem Lächeln
Malt die Trauer mein Geſicht,
Und der Freude laues Fächeln
Rührt mich, doch berauſcht mich nicht.

Und ſo, krank zugleich und wählig,
Fühl' ich's endlich tief und klar:
Seit ich's nicht bin, bin ich ſelig,
Und war's nicht, ſo lang ich's war.
Ja dies Bluten ohne Wunde,
Dieſer thränenfrohe Blick,
Dieſer Ernſt in heit'rer Stunde,
Dieſes Unglück iſt — mein Glück!

## II.

## Der Nachtwandler.

„So hörſt Du nicht, ſo fühlſt Du nicht,
„Du glühend Bild von Stein?
„Und ſoll ich denn in banger Qual,
„So ganz verloren ſein?

„O könnt' ich eines Blickes nur
„Gedenken, den du gabſt!
„Wär's nur ein Laut, mit dem du mir
„Die arme Seele labſt!

„Nur einmal, ſüßer heil'ger Mund,
„Sprich meinen Namen aus!
„Schick' ihn nur einmal ſtill und ſcheu
„Zu ſolcher Pfort' heraus!"

Der Jüngling fleht, und Thränen zieh'n
Als ſtumme Bitter nach,
Um Spiegel deſſen ihm zu ſein,
Was ſeine Zunge ſprach.

Allein die Jungfrau hört ihn nicht,
Sie läßt ihm ſeinen Dorn:
Geſät in ſeines Lebens Riß
Hat ſie ihr Siegeskorn.

Wenn nun der Leiden ſtiller Freund,
Der Mond aus Wolken ſteigt,
Und ſeine Silberſtirne ſanft
Zu jedem Dulder neigt;

Dann hebt denn unſer Dulder auch
Sein ſchweres Haupt empor,
Und ſchaut den ſtillen Freund ſich an
Und klagt, was er verlor:

Daß er ein junges Herz verlor,
Ein Herz voll Kraft und Glut,
So feſſellos, ſo ungebeugt,
So ruhig und ſo gut;

Daß er ein Herz ſich nehmen ließ,
Und kein's dafür bekam,
Und daß er nun ſich ohne Herz
Verzehren müſſ' in Gram.

So klagt er ihm, ſo ſchaut er ihm
In's Auge klar und rein,
Und ſaugt das Silber ſeines Blicks
Mit durſt'ger Sehnſucht ein.

So ſteht er noch und ſchaut empor,
Wenn längſt der Mond entſchwand,
Und geht und hat geſchloſſen noch
Sein Aug' empor gewandt.

Und inn'ger ſtarrt er jede Nacht
Den ſtillen Freund ſich an,
Als wollt' er nicht mehr blos ihn ſeh'n,
Als wollt' er ihm auch nah'n.

Schon hält nicht mehr die Kammer ihn,
Er muß hinaus, hinauf,
Wo's glimmt und glänzt wie Eiskriſtall,
Hinan zum Bergesknauf;

Hinan und höher ſtets hinan
Zur ſchroffen Felſenwart',
Wo ſchon der Schwindel den erdrückt,
Der keck hinunter ſtarrt.

Und alſo ſtürmt er wieder g'rad
Den Zackenſteg empor,
Da wandelt ſeines Irrwahn's Quell,
Die Jungfrau, vor das Thor.

Sie ſieht, — erkennt ihn — ſtarrt ihm nach,
Er ſteht am Felſen knapp; —
Entſetzt beim Namen ruft ſie ihn, —
Er hört's, — und ſtürzt hinab. —

Nie ſprach ſie ſeinen Namen aus,
So lang er jung und roth,
Und nun ſie's that zum erſten Mal,
Da bracht' es ihm den Tod.

## Selbſttäuſchung.

„Biſt geworden älter,
„Biſt geworden kälter!“
Sag' ich oft zu mir:
„Laß es dich nicht grämen,
„Nicht den Muth dir lähmen,
„Kannſt ja nicht dafür!

„Jeder Tag verglühet,
„Jeder Lenz verblühet,
„Jede Stimme bricht,
„Jede flücht'ge Stunde
„Schlägt uns eine Wunde;
„Wir nur merken's nicht.

„Erſt wenn Tauſend bluten,
„Will es uns gemuthen,
„Daß die Kraft doch litt;
„Stein und Erz verwittert,
„Eich' und Ceder ſplittert,
„Und wir altern mit.“ —

Das fühl ich mit Schmerzen
Oft ſo klar im Herzen,

Bin ſo ernſt, ſo ſtill,
Daß ich einen Schleier
Ueber meine Leier
Scheidend breiten will. –

Und doch — wenn ich wieder
Hoch von Alpen nieder
Ausblick' in die Welt;
Wenn ich in das Blaue
Schwindelnd aufwärts ſchaue,
Das der Mond erhellt;

Wenn aus heil'gen Hallen
Orgelklänge ſchallen,
Wenn der Wildbach brauſt;
Wenn die Wolkenfalten
Blaue Blitze ſpalten;
Wenn der Hochwald ſauſt;

Wenn ich, froher Dinge,
Freundesbruſt umſchlinge,
Menſch mit Menſchen bin;
Wenn's in munt'ren Kreiſen
Schallt von kräft'gen Weiſen,
Dann erwacht mein Sinn.

Dann wol fühl' ich's ſchlagen,
Wie in frühern Tagen,
Manches meldet ſich;
Und das Aug' wird heller,
Und der Puls wird ſchneller,
Und ich fühle mich.

Und mir ſagt's ein Sehnen:
„Laß ſolch' eitles Wähnen:

„Biſt nicht, was du ſcheinſt!
„Du wardſt noch nicht älter,
„Du wardſt noch nicht kälter,
„Biſt noch jung, wie einſt!“

## III.

## Der Erſatz.

Das Mägdlein ging zum Brunnen, der Grundherr ſtand am Zaun,
So dunkel war ſein Auge, ſein Lockenhaar ſo braun.

Das hatte ſie wol beides ſchon manches Mal geſeh'n: —
Und doch mußt' heute drüber ihr Krug in Trümmer geh'n.

„Ach!“ ſchreit ſie auf, „da liegt er, der liebe ſchöne Krug,
„Der Krug, den ſchon die Mutter als Kind zum Brunnen trug!“

„„Nur ruhig!““ ruft der Grundherr, und faßt ſie ſanft am Kinn,
„„Nimm dieſes Goldſtück, Kleine, wofern ich ſchuldig bin!““

„Behaltet Euer Goldſtück, das iſt der Krug nicht wert!“
Sie ſprach's, und weinte bitter und ſchlug den Blick zur Erd'. —

„„Nur ruhig!““ ſprach der Grundherr, und ſah ihr in's Geſicht,
„„Ich ſchenke dir ein Krüglein, das nicht ſo leicht zerbricht.

„„Ein Krüglein, ſchön gegoſſen aus Golde fein und ſchwer,
„„Beſetzt mit Demanttropfen, — nur weine mir nicht mehr!““

„Behaltet Euer Krüglein, — es iſt nicht um den Krug!“
Sie ſprach's, und fühlt' an's Herzchen, das ungeduldig ſchlug.

„„Nur ruhig!““ ſprach der Grundherr und küßte ſie gerührt,
„„Du ſollſt das Grundſtück haben, das zu dem Brunnen führt.

„„Und hart am Brunnen bau' ich ein Haus dir rein und licht,
„„Damit dir auf dem Wege kein Krüglein mehr zerbricht!““

„Behaltet Haus und Garten, — nicht Garten iſt's, — nicht Haus. —“
Sie will noch etwas ſagen und findet's nicht heraus.

„„Nur ruhig!““ ruft der Grundherr, — „„nimm für dein Krüglein — mich!
„„Und brauchſt du wieder Waſſer, — ſag' mir's, ſo ſchöpf' es — ich.

„„Laß dieſen Krug zerbrochen, — wenn nur das Herz nicht brach!““
Das Mägdlein ſank dem Junker an's Herz mit leiſem „Ach!“

## Die Veilchen-Leiche.

Wir ſaßen in der Laube
So ſelig Hand in Hand,
Da lag zu unſ'ren Füßen
Ein Veilchen in dem Sand.

Wir ſah'n es ſinnend liegen,
Da ſagteſt du zu mir:
„Komm, laß es uns begraben,
„Das arme Veilchen hier!“

Und in dem Sande gruben
Wir ihm ein kleines Grab,
Und legten mit einander
Die Veilchen-Leich' hinab.

Und deckten ſie mit Raſen
Und friſchen Blättern zu,
Und ſprachen ernſt und ſinnig:
„Da, Veilchen, lieg' und ruh'!“

Nun hab' ich ihn begriffen
Den ernſten Leichenſcherz:
Er ward zur Vorbedeutung
Für unſer eig'nes Herz.

Denn ſo wie wir das Veilchen
Verſcharrt am ſtillen Ort,
Begruben wir nach Monden
Auch — unſre Liebe dort.

## IV.

## Die Thräne.

In dunkler Kammer ſaß ein Mann
An ſchwarzbehängtem Tiſche,
Der prüfte grübelnd, dacht' und ſann,
Wie er die Säfte miſche.

Metall und Säure, Salz und Stein
Zerſetzt er in Phiolen,
Verbindet, gießet aus und ein,
Stellt's über Eis und Kohlen.

Zuſammenrafft er, was er kennt,
Und treibt's in düſt'rem Schweigen:
Das, was man eine Thräne nennt,
Will er durch Kunſt erzeugen:

Erzeugen eine Thrän', — ein Naß,
So wohlfeil in dem Auge!
Er miſcht und mengt ohn' Unterlaß,
Verſucht's mit Dampf und Lauge.

Geſchmolzner Demant ſcheint's ihm bald,
Bald Waſſer im Kriſtalle:
Doch iſt der Demant hart und kalt,
Der Tropfen liſcht im Falle.

Kein Feuer iſt's, — der Funke brennt,
Die Thränen aber kühlen:
Es iſt kein and'res Element,
Kein Element kann fühlen.

Es iſt nicht lebend, iſt nicht todt,
Die Thräne lebt im Werden,
Doch kaum' daß ſie zur Schau ſich bot,
So fällt ſie todt zur Erden.

Sie iſt ein Kind der Harmonie,
Ein Kind des Widerſtrebens: —
Das ganze Reich der Alchymie
Durchforſcht der Mann vergebens.

Da ſpringt er auf von ſeinem Sitz,
Und wandelt in das Freie,
Verſchwört Erfindung, Kunſt und Witz,
Und ſpürt Verdruß und Reue.

Doch wie er wandelt, wie er geht,
Da wird es eben Abend;
Sein lang entbehrter Odem weht
Um's Haupt ihm mild und labend.

Die Sonne ſteigt hinab in's Meer,
Daß alle Wellen blitzen,
Und aus der Brandung rings umher
Viel helle Thränen ſpritzen.

Die Blumen wiegen Blüt' und Blatt,
Wie voll geheimem Sehnen,
Und jedes Knoſpenäuglein hat
Viel hundert helle Thränen.

Und Menſchen ſteh'n und wandeln ſtumm
In wehmutheit'rem Bangen,
Und ſchau'n beſeligt um und um,
Mit Thränen auf den Wangen. —

Da greift's wol auch dem Mann in's Herz,
Wie er es nie empfunden,
Er fühlt ſich wie vom bangen Schmerz
Erleichtert und entbunden.

Der Kehl' aus tiefſter Bruſt, von da
Dem Antlitz, dem entglühten,
Von da den Augen tritt es nah,
Er kann es nicht verhüten. —

Es ſtimmt vor ihm, — er hält die Hand
Vor's Auge, — Thränen ſind es;
Was keine Kunſt, kein Mühen fand,
Ein reicher Strom nun rinnt es.

Und neu geſchaffen, inniglich
Fühlt er es, ſüßbeklommen:
Nicht machen läßt die Thräne ſich,
Von ſelber muß ſie kommen.

## Die Thränen der Liebe.

Die heimlichen Thränen der Liebe,
Sie gleichen, im ſtillen verwiſcht,
Der ſympathetiſchen Tinte,
Die ſchnell nach dem Schreiben erliſcht.

Ein Blättchen, mit ihr ſo beſchrieben,
Fliegt arglos und ſicher dahin,
Und nur dem Geweihten verräth es
Der Liebe lieblichſten Sinn.

Er hält es über die Flammen,
Da färbt ſich's, gewinnet Geſtalt,
Und ſpricht vom Herzen zum Herzen
Mit räthſelhafter Gewalt.

So iſt's mit den Thränen der Liebe, —
Sie netzen die Wange ſo leiſ',
Daß, wie ſie verrollt und vertrocknet,
Kein Ungeweihter es weiß.

Jedoch in der Nähe von Herzen,
Die wärmer und inniger glüh'n,
Da ſieht man es bald auf den Wangen,
Wie magiſche Röslein erblüh'n.

Da lieſt der Geweihtere deutlich
Die Spuren von Leid und von Luſt,
Und findet im ſtillen Erröthen
Den Schlüſſel zum Räthſel der Bruſt.

Mit Thränen beſchreibt ſo die Liebe
Der Wangen verſchwiegenes Blatt:
Denn nur die Liebe kann leſen,
Was Liebe geſchrieben hat.

## V.

## Aennchen von Tharau.

Zur Paſtors-Tochter, Aennchen von Tharau, in's Gemach
Trat einſt zur Morgenſtunde der Dichter Simon Dach.
Sie ſtand am Gartenpförtchen vor einem Marmortiſch,
Und auf dem Tiſch ein Körbchen mit Blumen bunt und friſch.

Sie hatt' ein ſeiden Mieder voll buntem Zierrath an,
Ein blauer Sapphir glänzte bedeutſam vorne dran;
Doch ihren dunklen Locken, der Zeit zuvor geſchmückt,
War gar ein herzig Kränzlein von Aſtern aufgedrückt.

Ein Perlenarmband küßte das weiße Handgelenk:
So ſtand ſie lächelnd, einzig nur ihres Schmucks gedenk.
Und hinten durch das Gitter kam leiſe Simon Dach,
Schlich hin, beſah ſie ſchweigend und ſeufzte tief und ſprach:

„Mein Aennchen, lächelnd ſtehſt du, dein Reiz iſt deine Welt,
„Du dünkſt dich wie die Blumen, ſo du als Zier beſtellt;
„Du freuſt dich, daß die Wangen dir wie die Roſen blüh'n,
„Daß deine lieben Augen wie helle Sterne glüh'n.

„Du biſt mit deinen Locken vorausgeeilt der Zeit,
„Und daß man drum dich anſieht, das iſt es was dich freut.
„Ein Sapphir ſchmückt dein Mieder, den dir ein Andrer gab,'
„Das iſt's nun, was ich freilich dir nicht zu geben hab'.

„An deinem Händchen ſchimmert ein buntes Perlenband,
„Das dir mein Nebenbuhler, um mich zu höhnen, wand.
„O Aennchen, einſt mein Schätzchen, mein Schäfchen und mein Huhn,
„Thu, was dein Herz gelüſtet, — doch glaubſt du recht zu thun?

„Der mir dein Herz entwendet, iſt reich — und das iſt viel,
„Er gibt dir Perl' und Sapphir und Gold und Modeſpiel;
„Doch Perl' und Stein erblindet, und Gold iſt ungetreu,
„Und mit den Reizen iſt auch das Modeſpiel vorbei.

„Ich bin ein armer Dichter, heiß' aber Simon Dach,
„Und wol durch hundert Jahre klingt noch mein Name nach;
„Und Aennchen heißt das Mädchen, ſo ſich der Dach erſeh'n,
„Und mit ihm wird ſein Aennchen durch hundert Jahre geh'n.

„Laß uns mitſammen wandern durch Deutſchlands Süd und Nord,
„Wohin wir immer kommen, — ich adle dir den Ort.
„Das Leid durch's Lied gemildert iſt nur Verknotigung,
„Und Lieb' und Leben machen uns noch als Greiſe jung.

„Und wenn ich, Aennchen, ſterbe, ſei mir nicht nachgeklagt,
„Daß man die Witib wegwirft wie eine Bettelmagd;
„Dann ſollſt du erſt erfahren, was doch dein Simon galt:
„Denn erſt im Tode wird ja uns Dichtern abgezahlt.

„Dann ſetzt man uns die Steine, die man als Brot uns gab,
„Mit reuigem Bekenntniß als Denkmal auf das Grab;
„Dann gilt dir jedes Briefchen, das ich dir ſchrieb, für Gold,
„Und die den Mann beneidet, ſind dann dem Weibchen hold.

„Dann fragen ſich die Mädchen, wie denn ein Dichter liebt,
„Und ob er denn auch wirklich, was er beſang, geübt?
„Und wo du gehſt, da flüſtert's in frommer Scheu dir nach:
„Das Aennchen iſt's von Tharau, das Weib des Simon Dach!“

So ſpricht zu ſeinem Aennchen der Dichter tief erregt,
Und wähnt, dieweil ſie weinet, auch ihre Bruſt bewegt;
Doch kaum, daß er gegangen, lacht ſie mit eitlem Sinn,
Und gibt ſich treuvergeſſen dem reichen Freier hin.

Doch Simon Dach verbleibt ihr getreu bis in den Tod,
In Lieder nur ergießt er des Herzens herbe Not:
Und daß noch jetzt des Aennchens von Tharau wird gedacht,
Hat nicht das Gold des Reichen, — hat Simon's Lied gemacht.

## Dichterloos.

In Geſellſchaft war ich neulich,
Und in feiner noch dazu,
Man empfing mich höchſt erfreulich,
Lobt' und pries mich ohne Ruh'.

„Ueber Ihre ſchönen Verſe!
„Ach, Ihr jüngſtes Klinggedicht!
„Traun, um eine volle Börſe
„Glückte ſolch' ein Stück mir nicht!

„Sie ſind wahrlich zu beneiden,
„Gott hat Sie doch recht geliebt,
„Daß er Ihnen Leid und Freuden
„Alſo zu verſchönern gibt!

„Kein Begebniß geht vorüber,
„Das Ihr Geiſt nicht groß erfaßt; —
„Und die gold'nen Berge d'rüber,
„Sagt man gleich, daß ihr ſie haßt!“

Alſo klang es mir entgegen;
Und gewähren ließ ich ſie,
Zürnend dem verkehrten Segen,
Den die neid'ſche Kunſt mir lieh.

Mit beſcheiden ernſten Mienen
Dankt' ich, ſprach ich, beugt' ich aus:
Doch ſie glaubten mir zu dienen,
Wänden ſie mir Strauß um Strauß:

„Ach! und in den Minneliedern,
„Die Sie kargend hingeſtreut,
„Welch' natürliches Zergliedern
„Der verliebten Seligkeit!

„Traun', wer Sie nicht kennt, der meinte,
„Daß Sie wirklich Flammen ſprüh'n,
„Daß Ihr Auge wirklich weinte,
„Ihre Pulſe wirklich glüh'n!

„Daß dies Mädchen, das wir lieben,
„Weil Sie's lieben, leb' und ſei,
„Daß Sie wirklich ihm verſchrieben,
„Daß Sie wirklich nimmer frei.

„Ei, wie doch die Dichter lügen,
„Glauben machen, was nicht iſt,
„Und uns mit der Wahrheit Zügen
„Lockend ſchmücken ihre Liſt!“ —

Alſo mußt' ich ſie vernehmen,
Und nicht länger hielt ich's aus;
War es Unmuth, war es Grämen,
Doch es trieb mich aus dem Haus.

Trieb mich fort, hinaus in's Freie,
Wo mich Gott nur hört' und ich. —
Thor! ſo rief ich, das die Weihe?
Und noch immer täuſch' ich mich?

Was ich ſo, ſo warm geſungen,
Wenn ſo warm nicht, doch ſo wahr,
Schilt man Modehuldigungen,
Die die Eitelkeit gebar?! —

Liedern, Tropfen meines Blutes,
Theilen meiner Weſenheit,
Pfändern meines Jugendmuthes,
Zeugen meiner Seligkeit;

Liedern, die ich für die Eine,
Die mein Herz allein bekennt,
Rückzulegen dacht' als Steine
Für ihr einſtig Monument;

Die ich, wenn ich eher ſterbe,
Als ich in ihr aufgelebt,
Aufzuſammeln dacht' als Erbe,
Das man nicht mit mir begräbt:

Dieſen Liedern, armer Sänger,
Hält die Welt ein ſolch Gericht?! —
Haltet ein, ihr Herrn, nicht länger!
Nennt ſie ſchlecht, — nur Lüge nicht!

## VI.

## Das wunde Herz.

Die Königstochter ſeufzet:
„Ich fühl' es zu dieſer Stund',
„Es iſt um mein junges Leben geſcheh'n,
„Mein Herz iſt gar zu wund.

„Und ſo lang ich in meinem Buſen
„Muß tragen dies Herz ſo wund,
„Wird nimmer die Stirn mir heiter mehr,
„Wird nimmer lächeln mein Mund.

„Es ſitzt mir zu tief im Herzen
„Der Dorn der Liebe ſo ſcharf,
„Und was ich will, das darf ich nicht,
„Und will nicht was ich darf!“ —

Die Aerzte kommen und gehen,
Es gilt eines Königs Dank,
Allein für ein liebewundes Herz
Gibt's weder Kraut, noch Trank.

Und eh' zwölf Monde verronnen,
Iſt große Klag' im Reich,
Des Königs junge Tochter liegt
Auf ihrem Lager ſo bleich.

Selbſt Mund und Stirn der Todten
Entſtellt noch tiefer Schmerz; —
Da nehmen die Aerzte ihr aus der Bruſt
Das kalte, wunde Herz.

Und legen es, wol durchbalſamt,
In einen kriſtallenen Schrein,
Und Mönche tragen es in die Gruft,
Und ſingen es ſegnend ein.

Dann wird auf Purpurkiſſen
Die Leiche zur Schau geſtellt;
Da liegt ſie, das liebliche Schmerzgeſicht
Vom Fackelſchein erhellt.

Und ſiehe! nun iſt die Stirne
Der heiterſten Ruhe Bild,
Und ſichtbar ſpielt um den holden Mund
Ein Lächeln, freundlich und mild.

Im ganzen ſchönen Antlitz
Kein leiſer Zug von Schmerz;
Sie hat es ja los, was ſie gequält, —
Ihr armes, wundes Herz!

# Meine Uhr.

Ich trage, wo ich gehe,
Stets eine Uhr bei mir;
Wie viel es geſchlagen habe,
Genau ſeh' ich's an ihr.

Es iſt ein großer Meiſter,
Der künſtlich ihr Werk gefügt,
Wenn gleich ihr Gang nicht immer
Dem thörichten Wunſche g'nügt.

Ich wollte, ſie wäre raſcher
Gegangen an manchem Tag;
Ich wollte, ſie hätte manchmal
Verzögert den raſchen Schlag.

In meinen Leiden und Freuden,
Im Sturm und in der Ruh',
Was immer geſchah im Leben,
Sie pochte den Tact dazu.

Sie ſchlug am Sarge des Vaters,
Sie ſchlug an des Freundes Bahr',
Sie ſchlug am Morgen der Liebe,
Sie ſchlug am Traualtar.

Sie ſchlug an der Wiege des Kindes, —
Sie ſchlägt, will's Gott! noch oft,
Wenn beſſere Tage kommen,
Wie meine Seel' es hofft.

Und ward ſie auch manchmal träger,
Und drohte zu ſtocken ihr Lauf,
So zog doch der Meiſter immer
Großmüthig ſie wieder auf.

Doch ſtünde ſie einmal ſtille,
Dann wär's um ſie geſcheh'n: —
Kein And'rer, als der ſie fügte,
Bringt die Zerſtörte zum Geh'n.

Dann müßt' ich zum Meiſter wandern,
Und ach! der wohnt gar weit,
Wohnt draußen jenſeits der Erde,
Wohnt dort in der Ewigkeit.

Dann gäb' ich ſie ihm zurücke,
Mit dankbar kindlichem Fleh'n:
„Sieh', Herr, ich hab' nichts verdorben,
„Sie blieb von ſelber ſteh'n!"

## VII.

## Das Todtenlichtlein.

Am Allerſeelentage da ſind
Die Gräber von Lichtlein umglänzt;
In Blumen des Herbſtes ſpielet der Wind,
Mit denen die Kreuze man kränzt.

Und ſinnende Menſchen knieen entlang,
Die Augen von Thränen umflort,
Vom Chor erdröhnt es im Orgelklang:
„Bedenket, was ihr verlort!“ —

Und Mägdlein, was verlorſt denn du?
Kein Grab, kein Kreuz iſt nah',
Und du knieſt doch voll ernſter Ruh'
Abſeit von den Gräbern da.

Ein roſenfarbenes Lichtlein brennſt
Du weinend, ſeufzend an:
Sprich, wer iſt's, den du geſtorben nennſt,
Damit man dich tröſten kann!?

Ruht dir der Vater im kühlen Moos? —
„Er freut ſich des Lebens noch ſehr!“ —
Ruht dir die Mutter im Erdenſchooß? —
„Noch wandelt ſie rührig umher!“

So ruht dir ein Bruder oder ein Freund
Tief unten im modernden Schrein? —
„Nicht Schweſter, nicht Bruder hab' ich beweint:
„Ich war ja immer allein!

„Der Eine, mit dem ich's auf dieſer Welt
„Am beſten mein' —, auch er —
„Er wandelt vor Allen gar wol beſtellt,
„Gar fröhlich im Leben umher.

„Er iſt ſo munter, er iſt ſo froh,
„Er iſt vom Grabe noch weit,
„Er ſchwebt — ach! könnt' er es immer ſo! —
„Im Taumel der Seligkeit.

„Ich aber, weil ich's nicht ändern kann,
„Knie' hier in ſeligem Schmerz,
„Und brenne weinend mein Lichtlein an
„Für ein mit geſtorbenes Herz!“

## Dorf und Kirchhof.

Was ſeh' ich hier? — Ein Dorf? – Nein, nein!
In dieſen ſchmalen Klauſen,
Um die ſich Wind und Wetter zankt,
Wie? — ſollten Menſchen hauſen?

Dies Holzgeripp mit Fleiſch aus Schlamm,
Mit ſtumpfem Gram im Herzen,
Das wollte gelten für ein Haus,
Bewohnt von Glück und Scherzen?

Der Fleiß, der frohe Jugendſinn,
Die Liebesluſt, der Segen,
Sie könnten auch in ſolcher Haft
Gedeih'n und ſich bewegen?

Und doch — man leibt und lebt und liebt
Auch unter Halmendächern,
Auch in den Särgen dieſes Dorfs,
Wie in der Stadt Gemächern.

Doch ſeltſam! — wenn ich hier mich weg-,
Und da hinüberwende, —

Ein ſtiller Friedhof lehnt ſich dort
An dieſes Dorfes Ende.

Bezeichneten die Kreuze nicht,
Welch' eine Saat er trage,
Man hielt' ihn für ein üppig Feld
Von einfach ſchöner Lage.

Getreideswellen ähnlich bläh'n
Sich ſeine grünen Hügel,
Und durch die hohen Halme weh'n
Des Weſtes leiſe Flügel.

Er hat kein Thor, — wozu nur wär's?
Den Weg hin finden Alle:
Ein Kreuzdornzaun genügt, — wer ſchleicht
Sich fort aus dieſer Halle?

Er hat kein Dach, — der Blick hinauf
Iſt Allen unbenommen,
Und was von oben kommen will,
Das möge freundlich kommen!

Wenn man den Kirchhof und das Dorf
Zuſammen ſo beſchauet,
Wer ſehnte ſich nach jenem nicht,
Indeß vor dem ihm grauet?

Wie ſind die guten Lebenden
Doch dort ſo ſchlecht begraben,
Indeß die lieben Todten hier
Das ſchönſte Leben haben!

## VIII.

## Der Aelpler.

„Leb' wohl, mein Weib, leb' wohl, mein Kind
„Ich muß hinaus, zu jagen.
„Die Sonne ſcheint recht mild, der Wind
„Iſt lau und lind,
„Wie nicht ſeit langen Tagen.
„Benützt will ſolch' ein Wetter ſein:
„Es iſt nicht täglich Sonnenſchein,
„Vielleicht daß wir die Strahlen
„Mit langer Nacht bezahlen!“

Der Aelpler Rudi ſpricht's und nimmt
Gewehr und Stock und Taſche,
Geht, ruft von fern noch weichgeſtimmt,
Enteilt und klimmt,
Ob er kein Wild erhaſche;
Allein die Gemslein, ſonſt ſo keck,
Ruh'n heute, ſcheint's, im Felsverſteck,
Und laſſen lang ihn ſteigen,
Bis ſie ſich neckend zeigen.

Resli, ſein Weib, indeß zu Haus
Hört ſeinen Ruf verhallen,
Blickt zag zum Fenſterlein hinaus,
Das bunt und kraus
Umſtarrt von Eiskriſtallen;

Und wie ſie nimmer ihn erblickt,
Fühlt ſie ſich wunderbar bedrückt,
Und hält mit inn'rem Bangen
Den kleinen Sohn umfangen.

Da rieſelt's plötzlich, rauſcht und brauſt,
Wie von der Furka Gipfel;
Sie eilt zum Fenſter hin, ihr grauſt; —
So heult und ſauſt
Kein Föhn durch kahle Wipfel.
Hilf, Gott! Es iſt der Lauwe Macht,
Die nimmer rieſelt, die ſchon kracht,
Schon donnert, ſchon entzügelt
Vom Horn herunterflügelt.

Sie ſieht nicht mehr, faßt nur den Sohn,
Sinkt nur in's Knie, vernichtet;
Da bricht's herein im Wetterton,
Und deckt ſie ſchon
Mit Nacht, die nichts mehr lichtet. — —
Es iſt vorbei, der Aufruhr ſchweigt,
Und regenbogenfarbig ſteigt,
Als wäre nichts geſchehen,
Der Schneeſtaub in die Höhen.

Schon blickt aus leichtgewölktem Blau
Der erſte Stern hernieder;
Da kehrt, umdampft vom Nebelgrau,
Zu Kind und Frau
Der Alpenjäger wieder.
Ein Gemslein auf der Schulter, geht
Und klimmt er, hält oft an und ſteht,
Und weiß ein banges Ringen
Im Herzen nicht zu zwingen.

So oft ein Uhu kreiſcht, ein Aar
Im Flug vorüber haſtet,
So oft erfaßt's ihn wunderbar
Und ſträubt ſein Haar,
Und drückt auf ihn und laſtet.
Mit jedem Fußtritt heimatwärts
Fühlt er beſchwerter Kopf und Herz;
Wie Glocken hört er's ſummen,
Und wieder hohl verſtummen.

Erreicht nun hat er bald das Ziel,
Die heiß erſehnte Schwelle; —
Er ſchaut, — iſt's eitel Sinnenſpiel?
Nein, nein, — es fiel
Wol Schnee, — auch täuſcht die Helle,
Des Eiſes greller Widerſchein,
Auch kann er nicht daheim noch ſein; —
Auch pflegt ja gern das Sehnen
Sein Ziel ſo nah' zu wähnen.

Und weiter geht er, ſieht und ſchaut,
Mißt Firnen, Klüft' und Gipfel; —
Was dort, thurmartig aufgebaut,
Herniederſchaut,
Iſt ja der Furka Gipfel;
Und zwiſchen dieſem Alpenrand
Und jener rieſ'gen Gipfelwand
Muß ja ſein Hüttchen ſtehen,
Muß er ja doch es ſehen.

Er ſucht — und ſieht nicht, — Schnee, nur Schnee,
Und Eis und Schnee nur wieder; —
Er ſieht's, und denkt's, und rennt die Höh'
Hinan, ſchreit: „Weh!“
Und wirft ſich heulend nieder.

Dann ſpringt er auf, ſtürzt fort im Lauf,
Und ſchreit, daß Thal und Felſenknauf
Von ſeinen Jammertönen
Nachjammernd widerdröhnen:

„Mein Weib, mein Kind, mein Glück, mein All
„Iſt eingeſcharrt, verſchüttet,
„Zerſchmettert vom Lauwinen-Fall,
„Vom Eiskriſtall
„Vermauert und verkittet!
„Auf, auf vom Schlaf, Alphüttler, auf!
„Zwei Leben, drei ſteh'n hier zu Knauf!
„Auf, auf, mit Hand und Spaten
„Zu helfen und zu rathen!“

Und mit der Sonne wallt's hinan
In hilfbefliſſ'nem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Empor zum Felſenbuge.
Die Hände ruh'n und raſten nicht,
Bis Scholl' um Scholle ſchmilzt und bricht:
Doch wie die Maſſ' auch ſchwindet,
Ihr Schooß bleibt unergründet.

Drei Tage wechſelnd wallt's hinan
In hilfbefliſſ'nem Zuge,
Mit Hack' und Schaufel, Kind und Mann,
Er vorne dran,
Und wühlt im Felſenbuge.
Umſonſt, umſonſt! das Meer hat Grund,
Hier aber ſchwindet Stund' um Stund',
Und ohne Gottes Segen
Bleibt alles Thun und Regen.

Da ſinkt die Hoffnung jedem Sinn,
Abſteh'n ſie Alle klagend,
Nur er ſturzt auf den Wall noch hin,
Und gräbt darin,
Und wühlt noch nicht verzagend.
Er wühlt bei Tage, wühlt bei Nacht,
Mit ewig neuer Kraft und Macht
Trotz allem Herzensklopfen,
Trotz aller Schweißestropfen.

Der neunte Tag geht auf, die Laſt
Des Schnee's iſt abgequollen; —
Und wieder gräbt er ohne Raſt,
Und ſtößt mit Haſt
Auf feſtern Grund, als Schollen,
Stößt wieder ein, ſtößt wieder an,
Und gräbt und ſchaufelt, was er kann, —
Auftaucht's, — ihr Heil'gen Gottes! —
Es iſt das Dach des Schlottes.

Des Schlottes Dach, des Hauſes Mund,
Der führt zu ſeinem Herzen;
Er legt das Ohr an, horcht am Schlund, —
Es rauſcht im Grund,
Und ſeufzt wie Ruf der Schmerzen.
Und nochmal horcht er, nochmal tönt's,
Und wieder, horch! und wieder dröhnt's! —
In unbewußter Eile
Langt er nach einem Seile.

Das knüpft er feſt, dran knüpft er ſich,
Steigt ein, läßt raſch ſich nieder,
Langt an, blickt um ſich —: „Reſli! — ſprich!
„Und — Seppi — dich!
„Hab' ich euch wirklich wieder? —

„Iſt's wahr? Und lebt und ſeid ihr's noch?
„Und habt's ertragen Gottes Joch?“ —
Sie können ihn nicht grüßen,
Nur weinen, nur ihn küſſen,

Nur beten, fleh'n zu ihm, der ſie
So wunderbar verklärte,
Der ihnen Kraft und Glauben lieh,
Und ſpät und früh
Durch ſeinen Hauch ſie nährte. —
Doch, Gott! wie war's, als ſie hervor
An's Licht nun traten, und ihr Ohr
Wettbuhlte mit den Augen,
Das Leben einzuſaugen.

Wie ſchien da Alles neu und ſchön,
Die Luft, das Licht, die Sonne!
Wie Melodie klang von den Höh'n
Für ſie der Föhn,
Die Adler friſchen Wonne;
Die wüſte, ſchneebedeckte Flüh
War mehr als Frühlingsſchmelz für ſie,
Geliebte Freunde ſchienen
Die alten Tannen ihnen. — —

Im nächſten Lenze ſtand bereits
Ein Mal am Felſenhange;
Und jährlich zum geweihten Kreuz
Kam allerſeits
Das Volk mit Sang und Klange;
Manch Bräutchen, ſo vorüber kam,
Sah's an und bat den Bräutigam,
Daß er ſo treu ihr bleibe,
Wie Rudi ſeinem Weibe.

# Der Aelpler und der Fiſcher.

### Der Aelpler.

Was machſt du da? Was tändelſt du am Kahn?
Solch eitles Thun iſt wohl der Rede werth?
Hingaukelnd auf des See's geduld'ger Bahn,
Entfernſt du dich ja kaum vom ſich'rem Herd.

Im Auge deine Lieben, Feld und Haus,
Das Element nur prüfend, wenn es ſchläft,
Wirfſt du die leichten Netze läſſig aus,
Und treibſt in Frieden ſorglos dein Geſchäft.

Sieh mich! Der Dämm'rung Grauen ruft mich fort.
Ein dunkler Trieb nach oben heißt mich geh'n;
Die Lieben laſſ' ich ohne Scheidewort,
Um niemals wieder ſie vielleicht zu ſeh'n.

Wetteifernd mit dem Tag klimm' ich empor,
Tief unter mir das Thal, das Wolkenmeer;
Kühn ſchauend in des Himmels off'nes Thor,
Schreit' auf des Todes Wegen ich einher.

Doch ſteh' ich droben auf der Scharte Saum,
Wo Platz für mich und meinen Muth nur iſt,
Und ſchau' ich weit aus in den freien Raum,
Den ſelbſt des Adlers Auge ſchwindelnd mißt: —

Und ſteh' ich in der großen Stille da,
Die keines Gleckwurm's Pfiff mehr unterbricht,

Allein mit meinem Gotte fern und nah,
Vielleicht der Einz'ge rings ſo hoch am Licht: —

Dann ſchaut dein Thal, ein Raſenfleck, herauf,
Dein Haus, ein Vogelneſt an ſeinem Rand,
Dein mächt'ger See, nur eine Lache drauf, —
Und ſtolz lobpreiſ' ich meinen Aelplerſtand.

## Der Fiſcher.

Zieh' hin mit Gott, du kühner Jägersmann!
Ich falte wohlgemut die Maſchen aus,
Mit munt'rem Liede geht's den See hinan,
Ein liebes Echo wiederholt's vom Haus.

Wol ſchläft auch lauernd unter mir der Tod:
Doch frevelnd ihn zu wecken hüt' ich mich,
Und wenn er murrend aus der Tiefe droht,
Harr' ich in Demut, bis ſein Zürnen wich.

Auch unter mir im Waſſerſpiegel ruht
Der blaue Himmel in erhab'ner Ruh',
Und wenn ſie ſich beäugelt in der Flut,
Bin ich der Sonne näher noch, als du.

Die ſchroffen Zacken, die dein Fuß verſucht,
Die Schlüft', in deren Ohr du ſchwindelnd hangſt,
Sie bieten, ſpiegelnd ſich in grüner Bucht,
Mir Hochentzücken, ungetrübt von Angſt.

Und ſtatt der Todtenſtill' im Reich der Luft,
Kommt, wenn die Herden zieh'n im Abendſtrahl,
Der Senne johlt, das Ave-Glöckchen ruft,
Der Geiſt der Stille trauter noch in's Thal.

Drum ſchau du immerhin von luſt'ger Bahn
Herab auf's Thal, mein Haus und meinen See, —
Ich ſchiffe doch mit meinem leichten Kahn
Weg über deiner Alpen Eis und Schnee.

Weg über dich, der ſtolz auf ſich vertraut,
Gleit' ich beſcheiden in gemeſſ'nem Lauf;
Und jener Mond, der auf dich nieder ſchaut,
Schaut aus dem Waſſer mild zu mir herauf.

## IX.

## Des Lebens Preis.

Im Hauſe drinnen iſt Hochzeit,
Vor'm Hauſe lehnt ein Mann;
Er führt nichts Gutes im Sinne,
Man ſieht's in den Augen ihm an.

Sein Liebchen iſt ja das Bräutchen,
Und er nicht der Bräutigam;
Wol mag es ſchwer ihm fallen,
Daß ſie ſo leicht es nahm.

Ein Lebehoch ſchallt drinnen,
Und außen fällt ein — Schuß. —
„Ei, — daß ſich der Träumer doch eben
„Da draußen erſchießen muß!“

Es gibt eine kleine Pauſe,
Bis man ihn fortgebracht,
Dann wirbelts und wogt es vom neuen
Recht toll und voll durch die Nacht.

Das gab ein Geſpräch am Morgen,
Wie's lang im Städtchen nicht gab: —
Man zeigt in der Friedhofecke
Noch jetzt dem Wand'rer ſein Grab.

Und gab er auch nichts zu fühlen,
Wie er es vielleicht begehrt,
So gab er doch etwas zu reden: —
War das nicht ein Leben wert?

## Böſer Zweifel.

Mein Kind, ſo lang ich bei dir bin,
Biſt du, das fühl' ich, mein:
Da ſchleicht ſich wol in deinen Sinn
Kein fremdes Bild hinein.

Da biſt du mir vom Herzen gut,
Thuſt Alles, was ich will,
Verläugneſt dein bewegtes Blut,
Wirſt ernſt und weich und ſtill.

Doch wenn dein Auge mich vermißt,
Wenn Andre nach dir ſeh'n,
Und du dir überlaſſen biſt,
Was mag wol dann geſcheh'n? —

Drum fährt mir manchmal durch den Sinn
Der böſe Zweifel hin:
Ob ich wol dann auch bei dir bin,
Wenn ich nicht bei dir bin?!

## X.

## Die Spielkarten.

Vom Dome zu Augsburg dröhnt ſo bang
Der Armenſünderglocke Klang,
Zum Richtplatz wogt die Menge fort,
Schon wartet der rote Freimann dort.

Er wartet dort auf ein junges Blut,
Um das ſchier ſelber es leid ihm thut:
Ein junger Mörder fällt ihm anheim,
Der früh ſchon verkümmert des Lebens Keim.

Noch ſitzt er im Thurme, — da klingt's hinein, —
Er fühlt nun muß es verblutet ſein:
Das Herz zerbricht ihm, er bittet um Raſt,
Sinnt, weint und betet, und wird gefaßt.

Nur noch ein Spiel Karten verlangt er dann,
Sie geben's befremdet dem armen Mann.
Er aber entfaltet's vor ihnen ſtill,
Und ſpricht: „Ihr begreift wol nicht, was ich will!

„Seht dieſe Blätter! Wie ich ſie hier
„Gleich wie zum Scherz aufſchlage vor mir,
„So ſpiegeln ſie treu mein Leben mir ab
„Von meiner Wiege bis an mein Grab.

„Hier Sieben! — Ich zählte ſieben Jahr',
„Als ich den Aeltern ſchon bleichte das Haar;
„Ich war ein wüſter, trotziger Bub',
„Der jedem gern eine Grube grub.

„Hier Acht! — Acht Jahre zählt ich nur,
„Da ward ich ertappt auf Diebesſpur.
„Hier Neun! — Neun Jahre zählt ich kaum,
„Und nur mit Räubern raubt' ich im Traum.

„Hier Zehn! — O zehntes Lebensjahr,
„Du ſtrahlſt allein mir hell und klar
„In meines Daſeins Nacht hinein: —
„O könnt ich im zehnten Jahre noch ſein!

„Da ſprengte befliſſener Lehrerhand
„Des kalten Buſens eiſiges Band,
„Aufthaute mein Herz, ich erwuchs vom neu'n,
„Ich lernte beten, ich lernte bereu'n!

„Hier — Bube! — Ja — ja — die Buben, — nur ſie
„Zerſtörten mir wieder die Harmonie,
„Die Buben, die Freunde ſich fälſchlich genannt,
„Sie haben das Herz mir wieder gewandt.

„Sie riſſen zum Spiele mich täuſchend hin,
„In dieſen Blättern verlor ſich mein Sinn!
„Da kamen die Damen — die Damen — ſeht,
„Wie trefflich Alles zuſammengeht!

„Die Damen mit ihrem Doppelgeſicht,
„Halb Höll', halb Himmel, ein Ganzes nur nicht,
„Sie gruben künſtlich vom Körper aus
„Den Geiſt aus ſeinen Wurzeln heraus.

„Die Eiferſucht durchfuhr mir das Hirn,
„So ſcharf, wie mein Meſſer das Herz der Dirn',
„Der Dame, die's wahrlich nicht verdient,
„Daß nun mein Blut das ihrige ſühnt!

„Und nun — der König! Nun tret' ich bald
„Vor Ihn, den König, in ſeiner Gewalt,
„Den ewigen, ſchrecklichen König der Welt,
„Der gnädig die Tropfen der Reue zählt.

„Seht hier das Daus, — o lächelt nicht!
„Es iſt die Karte, die alle ſticht;
„Das Daus ſei meiner Reue Bild,
„Sie möge gelten, wenn nichts mehr gilt!

„Nun werf' ich die Karten wieder zu Hauf: —
„Nun Schergen, brecht zum Richtplatz auf!
„Ein Blatt gilt ewig, es iſt die Reu':
„Auf, Schergen, auf! Gott ſteh' mir bei!"

# Taſchenſpielerei.

Die Zeit — ich hab' es ſelbſt erfahren —
Iſt eine Taſchenſpielerin,
Sie ſchlägt die Volte mit den Jahren,
Und blendet neckend Aug' und Sinn.

Da ſteht ſie, hinterm grünen Tiſche
Der Erde, mit geübter Hand,
Vor ſich ein ſchimmerndes Gemiſche
Von Flitterwerk und Zaubertand.

Und Dornen wandelt ſie in Roſen,
Wol öfter noch die Roſ' in Dorn,
Und läßt um Nieten emſig loſen,
Und trübt zu Blut der Freude Born.

Und Kronen bröckelt ſie zu Staube,
Und ſchmelzt den Staub zu Gold im Nu,
Und ſchickt die kaum gewürgte Taube
Des Friedens neubelebt uns zu.

Die Zeit — ich hab' es ſelbſt erfahren —
Iſt eine Taſchenſpielerin;
Sie nahm mir einmal meinen klaren,
Geſunden, lebensfrohen Sinn;

Und legt' ihn tändelnd untern Becher
Der Lieb' und ſprach ein kurzes Wort,
Dann hob ſie raſch den Zauberköcher,
Mein klarer, froher Sinn war — fort.

Was ich dafür zurückerhalten,
War ein verkohlter Diamant:
Ich küßt', erſchüttert durch ihr Walten,
Mit Thränen ihre Künſtlerhand.

## XI.

## Der finſtere Tänzer.

„Mein liebes, dreimal liebes Kind,
„Und iſt es auch dein Ernſt,
„Daß du wie heute ſtets geſinnt
„Dich nie von mir entfernſt?
„Daß du's mit mir im Leben wagſt,
„Und jedem ſchön'ren Glück entſagſt? —

„Denn was ich zähl', iſt dieſes Herz,
„Kein Gut und Gold, wie du: —
„Und was ich habe, Kind, — iſt Schmerz,
„Und was ich brauche — Ruh'!
„Doch was ich lieb' und ſuch' allein,
„Biſt du, mein Kind, und wirſt es ſein!

„Mich ruft das Leben fort von dir;
„Mir fällt es ſchwer zu geh'n!
„Uns wiederſehen werden wir,
„Doch wie uns wiederſeh'n?
„Als mein und dein, wie vor und eh'?
„Ach, oder fremd zu Leid und Weh'?" —

„„Wie nun und eh', wie mein und dein,
„„Wie Bräutigam und Braut,
„„Des mag der Herr mein Zeuge ſein,
„„Der in die Herzen ſchaut!
„„Wie nun und eh', wie mein und dein,
„„Sonſt ſoll mein Leib — des Teufels ſein!““

Getröſtet eilt der Arme fort:
Sie gab ja ihren Eid,
Hat ſich mit dreimal heil'gem Wort
Ja ſchrecklich ihm geweiht;
Und was ihn oft auch engt und preßt,
Sein Glaub' auf ſie iſt felſenfeſt,

Und eh' ein kurzes Jahr verſtrich,
(Ein langes Jahr für ihn),
Eilt er zurück; wie freut er ſich,
Wie wird die Braut erglüh'n,
Wie wird ſie ruh'n ſo liebewarm
In ſeinem langentbehrten Arm!

Von ſüßer Bangigkeit bedrückt,
Eilt, fliegt er heimatwärts,
Der Liebe Seligkeit entzückt
Im Vorgefühl ſein Herz.
Des Eheglück's, der Vaterluſt
Frohlockt in Ahnung ſeine Bruſt.

Er iſt zu Haus, er eilt durch's Thor,
Die Sterne ſcheinen mild,
Durch helle Scheiben klingt ein Chor,
Im Reigen wirbelt's wild.
Er fragt, — muß hören, was er ſchaut:
Es iſt das Brautfeſt ſeiner Braut!

Es iſt das Brautfeſt ſeiner Braut,
Die ſich ihm zugeweiht
Bei Dem, der in die Herzen ſchaut,
Und dennoch brach den Eid;
Die angelobt, ſein Weib allein,
Wo nicht, — des Teufels Weib zu ſein!

„Topp!“ ruft er durch die Thür hinein,
„Topp, treues, ſchmuckes Weib!
„So ſoll denn, kann er mein nicht ſein,
„Des Teufels ſein dein Leib!“ —
Er ruft's, entwankt verſtört und bleich,
Und ſtürzt ſich in den nächſten Teich.

Die Gäſte ſtaunen, lachen, ſchmäh'n
Und ſchwelgen ohne Scham,
Da läßt ein fremder Gaſt ſich ſeh'n,
Der eben, ſcheint es, kam,
Ein dürrer, finſt'rer Niemandsfreund,
Der nichts bejaht und nichts verneint.

Bei einem Becher ſitzt er ſtumm
Abſeit wie große Herrn,
Sieht manchmal nach dem Bräutchen um,
Als ſäh' er's eben gern,
Reibt ſich die Händ' und blinzt empor,
Als hätt' er etwas Luſt'ges vor.

Und Zwölf erdröhnt's vom nahen Thurm,
Zum Kehraus wird geſpielt,
Die Fideln kreiſchen wie im Sturm,
Der Tact iſt raſch und wild.
„Halloh! Mein Tact!“ ſo kichert laut
Der finſtere Gaſt und nimmt die Braut.

Bei Donnerklang und Sturmgeſumm
Zerrt er ſie rück und vor,
Und dreht ſich um und wieder um,
Und ſchreit ihr in das Ohr:
„Ich bin noch friſch, mein mattes Weib,
„Und mir verſchriebſt du ja den Leib!“

Die Braut wird rot, die Braut wird blaß,
Die Lippen netzt ihr Blut,
Er aber tanzt ohn' Unterlaß
Mit immer neuer Wuth;
Die Gäſte flieh'n entſetzt hinaus,
Schon tanzt das Paar allein im Haus.

Es tanzt hinauf, es tanzt hinab,
Die Dielen morſchen ein.
Der Lüſter fällt vom Sims herab,
Und wird zum Todtenſchrein;
Drin ſargt der Gaſt das Bräutchen auf,
Und wirft die Deck' als Leichſtein drauf.

## Auf dem Balle.

Wenn Alles im bunten Wirbel ſich dreht,
Die Herzen heftiger ſchlagen,
Und Saitengetön durch die Säle weht,
Dann faßt mich ein eig'nes Behagen.

In einen Winkel drück' ich mich dann,
Und laſſe die Augen gewähren;

Manch huldiges Fräulein blickt mich an,
Und meint wol, ich müß' — entbehren.

„Er iſt ein Sonderling!“ flüſtert's hier,
Dort heißt es: „Er läßt ſich bitten!“ —
Ein Dritter ſpöttelt, es habe mir
Mein Weibchen das Tanzen beſtritten. —

Ein Vierter bemerkt: der ſeine Ton
Sei nicht meine ſtärkſte Seite. —
Ich aber belächle mir Huld und Hohn,
Und muſtere ſtill meine Leute.

Sie flattern hinab, ſie fliegen herzu,
Sie flüſtern, bekritteln, beſtaunen:
Ich aber erwäg' in genießender Ruh'
Des Lebens wechſelnde Launen.

Was mancher auf Gräbern noch nie geahnt,
Ahn' ich auf dem Boden des Tanzes;
Oft gleißt in des Schickſals drohender Hand
Die Blüte des feſtlichen Kranzes.

Sie glauben Alle ſich wahrhaft zu freu'n:
Die Glücklichen, daß ſie es glauben! —
Es haben die Stunden, die Roſen uns ſtreu'n,
Ja Schweſtern, die Roſen uns rauben!

Drum halt' es hiernieden Jeder für ſich,
Wer wollt' einander beſchränken?
„Die Anderen, denk' ich, tanzen für dich: —
„Du magſt für die Anderen denken!“

## XII.

## Der Bettlerknabe.

Vorm Stadtthor ſaß in Regen und Wind
Ein kleines, armes, verlaſſenes Kind.
Frühmorgens zerrt' es ein rauher Mann
Stillſchweigend am kranken Händchen heran
Nur wenn er's am Weg auf den Boden geſetzt,
Begann er mürriſch: „Da bleibſt du jetzt,
„Und beteſt dein ‚Vater unſer', doch laut,
„Damit man dich hört und auf dich ſchaut;
„Je lauter, deſto beſſer für dich,
„Und wenn du bemerkt dich ſiehſt, ſo ſprich:
„„Bitte, bitte, liebe Herr'n, ſchöne Damen,
„„Um einen Kreuzer in Gottesnamen;
„„Fünf kranke Kinder ſind wir zu Hauſ' —
„(Es iſt nicht ſo, doch mach' dir nichts draus!)
„„Der Vater iſt krank — (hat's auch nicht Not) —
„„Die Mutter — (nun das iſt wahr) — die iſt todt!
„„Alſo bitte um einen Kreuzer recht ſchön!"" —
„Nun werden zwar Viele vorübergeh'n,
„Die's hören, ohne dir was zu ſchenken,
„Müßen auf Ball und Komödie denken;
„Dafür hat doch mancher ein Herz im Leib,
„Und wirft dir was hin aus Zeitvertreib,
„Dann rufe: ‚Vergelt's Gott tauſendmal!'
„Recht laut, das vermehrt der Geber Zahl:
„Denn wenn ſie dir einen Kreuzer gaben,
„So wollen dafür ſie Ducaten haben! —

„So! Nun — und friert dich in Fuß und Arm,
„So denk', unſre Stub' iſt auch nicht warm;
„Und meldet ſich um Mittag der Magen,
„So denk', zu Hauſ' gibt's auch nichts zu nagen;
„Und wenn es regnet, ſo nimm's als Spaß,
„Wirſt weiter, als bis auf die Haut, nie naß;
„Wenn's finſter wird, ſo hol' ich dich ab,
„Und zähle zuſammen, was man dir gab.
„Das ſag' ich dir, daß du dich gut beträgſt,
„Und nichts verabſäumſt oder verſchlägſt;
„Laß ja nicht mit leeren Taſchen dich finden,
„Verſtehſt du mich, ſonſt ſollſt du's empfinden!
„Ein Krüppel wie du, der betteln kann,
„Trifft's beſſer, als mancher Handwerksmann!“
Nach ſolchen weiſlichen Regeln und Lehren
Sah man den Alten den Rücken ihm kehren.
Das Kindlein wußte nicht, wie ihm geſchah,
Es ſaß mit gefalteten Händchen da,
Sah auf zum Himmel, wenn er blau,
Und ſprach ſein freudiges ‚Vater unſer‘;
Sah auf zum Himmel, wenn er grau,
Und ſprach ſein klägliches ‚Vater unſer‘;
Und zog ſein Käppchen über's Ohr,
Und ſchlug die Aermchen, wenn es fror,
Und kehrte fröſtelnd dem Winde den Rücken,
Und ſah auf die Leute mit flehenden Blicken,
Und merkt's in den Mienen des Mitleid's Spur,
So rief's: „Bitte, bitte ein Kreuzerchen nur,
„Meine Mutter iſt todt —“ damit war's aus,
Die Lügen wollten ihm nicht heraus.
Da ſchritt wol mancher Grämling vorbei,
Und brummte: „Die läſtige Bettelei!“
So Mancher tänzelt ſingend vorüber,
Er hört nicht das Kind, und fiel ſchier drüber:

So Mancher fährt mit Bedacht in die Taſchen,
Kann die rechte Münze nicht gleich erhaſchen.
Doch Mancher ſieht das Kindlein an,
Und denkt ſich: „Wär' ich ein reicherer Mann!"
Drückt ihm einen Kreuzer in's Händchen hinein:
's ſieht aus wie ein Goldſtück im Sonnenſchein.
Und manche Frau, im Vorübergeh'n,
Beſchenkt das Kind und will es nicht ſehen:
Durch alle Nerven zuckt ihr ein Riß:
Was gilt's, das iſt eine Mutter gewiß!
So iſt das Kindlein mit ſeinen Schmerzen
Ein völlig Maß für der Menſchen Herzen.
Lang ſaß das verkrüppelte Kind ſo dort,
Gut hatte der Alte gewählt den Ort:
Wol trug des ſchmachtenden Würmchens Pein
Bisweilen ihm wuchernde Zinſen ein. —
Doch eines Tags war's nimmer da,
Mich drängt' es zu wiſſen, was ihm geſchah.
Vielleicht erkrankt' es mehr und mehr,
Und läßt ſein Plätzchen für lange leer:
Vielleicht iſt endlich der Wack're gekommen,
Der mitleidsvoll es zu ſich genommen,
Der ſorgt, daß es warme Kleider hat,
Und der ihm ſpendet zu eſſen ſatt,
Und der ihm artiges Spielzeug gibt,
Und der es belehrt und der es liebt,
Und der's ihm beweiſt, nach langem Leide,
Daß Gott die Kindlein erſchaffen zur Freude:
Gewiß, gekommen iſt er der Mann,
Und nahm ſich des armen, verlaſſenen an.
Und froh, als wär's mein eig'ner Gewinn,
Hatt' ich des Kindleins Geſchick im Sinn;
Und als ich Abends zu Bette mich legte,
Und ſchon mich umkoſte des Traumes Weh'n,

Da war mir, als ob ſich etwas regte,
Das Kindlein glaubte ich vor mir zu ſeh'n:
Ja — ja — da ſaß es wie ſonſt, vor dem Thor,
Und betet' und bat und weint' und fror,
Der Nord zerſchnitt ihm die blauen Wangen,
Eiszäpflein hatt' es am Kleide hangen.
Schon gingen weniger Menſchen vorüber,
Die garſtige Kälte trieb ſie nach Haus,
Und trüber wurd' es, immer trüber,
Und ſpärlicher fielen die Gaben aus;
Schon dämmert unheimliches Abendlicht, —
Der grauſame Alte kam noch nicht.
Da ward es dem Kindlein im Herzen bang.
„Ach," rief es, „Vater, wo bleibſt du ſo lang?
„Mich friert, mich hungert, ich kann's nicht ertragen,
„Die Arme, die Füße wie abgeſchlagen,
„Im Herzen und Kopfe brennt es wie Glut, —
„Komm, Vater, du weißt nicht, wie weh es thut! —
„Du kommſt nicht? — Haſt du meiner vergeſſen? —
„Schon lange genug bin ich hier geſeſſen! — —
„Ach, Vater unſer, ſo höre mich du,
„Und ſchick' einen freundlichen Führer mir zu,
„Der meine Schritte nach Hauſe lenke,
„Und mir ein kleines Almoſen ſchenke;
„Sonſt ſchilt mein Vater mich zürnend aus:
„Gar wenig bring' ich ihm heute nach Haus!" —
Und wie ſo das Kindlein verſchmachtend fleht,
Da fühlt es ſich plötzlich lau umweht,
Und glänzend tritt aus dem finſtern Thor
Ein freundlich lächelnder Knab' hervor,
Mit Locken ſo golden, mit Augen ſo licht,
Aus denen die Lieb' und das Mitleid ſpricht.
Der bleibt vor dem betenden Kinde ſteh'n,
Und liſpelt ihm zu: „Willſt mit mir geh'n?

„Ich führe dich ſicher nach Hauſe mit mir,
„Das beſte Almoſen ſchenk' ich dir.“
Das Kind erwidert: „Ach Knabe fein,
„Du mußt wol ein Engel des Himmels ſein!“
Ja, — Kinder und Engel erkennen ſich! —
Der Engel faßt es gar mildiglich,
Es heimzuführen aus Kreuz und Not,
Und ſchenkt ihm der Almoſen beſtes, — den Tod.

Das war mein Traum von dem Bettelkind,
Will hoffen, daß Träum' oft Wahrheit ſind!
Das Plätzchen vorm Stadtthor aber iſt leer,
Das Kindlein braucht nicht zu betteln mehr:
Es iſt von Dem dort aufgenommen,
Der gerne die Kleinen läßt zu ſich kommen.

## Ein trüber Gedanke.

Die Lockungen der Freude dringen
Von allen Seiten auf mich ein,
Mir aber will es nicht gelingen,
So recht vom Herzen froh zu ſein.
Wie Geiſterſtimmen hör' ich's beben
Durch jede heit're Melodie;
Hier Tanz und Spiel und Luſt und Leben,
Und — anderswo verhungern ſie!

Und zähl' ich meine kargen Schätze,
Und dank' ich meinem Gott im Geiſt,

Daß ich getroſt zum Tiſch mich ſetze,
An dem mein Fleiß mich ſattſam ſpeiſt,
So will mein Brot nicht recht mir munden,
Das gnädig mir der Herr verlieh:
Ich hab' es ohne Schweiß gefunden,
Und — anderswo verhungern ſie!

Und ſchling' ich liebend meine Arme
Um Weib und Kind, um meine Welt,
So thu' ich's doch nicht ſonder Harme,
Ich fühle, daß mir etwas fehlt:
Ich kann ſie ſchützen vor Entbehren,
Sie darben und ſie frieren nie:
Welch' Glück, ſein Weib, ſein Kind zu nähren,
Und — anderswo verhungern ſie!

Ich gönne Jedem ſeine Wonnen,
Ich laſſe Jedem ſeinen Brauch,
Ich habe *meinen* Platz zum Sonnen,
Und wünſch' ihn jedem Andern auch.
Ich denke nie mir: „Wär' ich reicher!“
Doch wär' ich's, oh! ich wüßte, wie?
Ich dächte: „Du haſt volle Speicher,
Und — anderswo verhungern ſie!“

Mir iſt die Kunſt ein Gaſt vom Himmel,
Der Roſen uns auf's Leben ſtreut,
Nur bangt mir vor dem Kunſtgetümmel:
Es übertäubt den Ernſt der Zeit:
Es iſt mehr Trunkenheit, als Segen,
Ich ſuch' umſonſt die Harmonie:
Hier Blumenhagel, Demantregen,
Und — anderswo verhungern ſie!

Sie faſeln viel von Menſchenliebe,
Sie ſtreiten über Mein und Dein,
Sie greifen in das Weltgetriebe
Mit Schülerhänden meiſternd ein,
Sie ſtreuen goldne Zukunftſtaaten,
Sie rühmen prahlend, was gedieh,
Sie ſprechen, ſchreiben und berathen,
Und — anderswo verhungern ſie!

Das eben ſcheucht mir von der Stirne
Die echte, rechte Fröhlichkeit:
Was ſchläft in einem Dichterhirne
Zum Troſte für die Noth der Zeit?
Was halfen je noch Reim' und Lieder
Dort, wo um Brot der Jammer ſchrie? —
Aus jeder Zeile tönt mir's wieder:
„Ach — anderswo verhungern ſie!“

* * *

# Zweite Leſe.

Wann und wo ſich's zugetragen,
Könnt' ich Euch nicht immer ſagen!
Eins nur weiß ich vor der Hand:
Wann und wo ich's ſo empfand.

## I.

## Der König und der Landmann.

Der Landmann lehnt in der Hütt' allein,
Und blickt hinaus in den Mondenſchein,
Und ſchaut empor zu des Königs Palaſt,
Er weiß nicht, welch ein Gefühl ihn faßt.

„Ach, wär' ich ein König nur eine Nacht,
„Wie wollt' ich ſchalten mit meiner Macht,
„Wie ging ich umher von Haus zu Haus,
„Und theilte den Schlummernden Segen aus!

„Wie ſtrahlte dann morgens ſo mancher Blick
„Die Sonne zum erſten Mal hell zurück:
„Wie ſtaunten einander die Glücklichen an,
„Und meinten: das hat ein Engel gethan!“ —

Der König lehnt im Palaſt allein,
Und blickt hinaus in den Mondenſchein,
Und ſchaut hinab auf des Landmann's Haus,
Und ſeufzt in das weite Schweigen hinaus:

„Ach, wär' ich ein Landmann nur eine Nacht,
„Wie gern entrieth' ich der drückenden Macht,
„Wie lehrt' ich mich ſelber die ſchwere Kunſt,
„Nicht irr zu gehen mit meiner Gunſt!

„Wie wollt' ich in's eigene Herz mir ſeh'n,
„Um wieder es offen mir ſelbſt zu geſteh'n!
„Was tauſend Hände mir nicht vollbracht,
„Das wollt' ich gewinnen in einer Nacht!“ —

So ſchau'n ſie ſinnend beim Sternenlauf
Der König hinunter, der Landmann hinauf;
Dann ſchließen Beide den müden Blick,
Und träumen Beide von fremdem Glück.

## Dichterfreuden.

Siehſt du die blauen Berge dort
(Dein Blick erreicht ſie kaum),
Und hinter ihnen fort und fort
Noch fern'rer Berge Saum?

Und weiter noch im Dämmerlicht
Der fernſten Rieſen Spur?
Sie ſchau'n und zählen kannſt du nicht,
Dein Aug' erräth ſie nur.

Auch dort bin ich genannt, gekannt,
Dort hört man, was ich ſprach,
Und was ich ſtill daheim empfand,
Dort fühlt mir's Mancher nach.

Man macht ſich dort von mir ſogar
Aus meinem Lied ein Bild;
Der gibt mir ſchwarz, der braunes Haar,
Der glaubt mich mild, der wild.

Der denkt ſich mich als Flatterſinn,
Der als ein Herz voll Harm;
Ein And'rer, wie ich eben bin:
Friſch, offen, weich und warm.

Ihr glaubt vielleicht, ich ſage dies
Aus Stolz und Eitelkeit?!
Ihr thut mir Unrecht, nein, gewiß. —
Ich ſag' es, weil's mich freut:

Weil ich dem Himmel dankbar bin,
Daß er mich ſo geliebt,
Und meinem liederfrohen Sinn
Ein frohes Echo gibt.

Erquickt's doch gar ſo wunderſam,
Verſtanden ſich zu ſeh'n,
Und nicht mit Jubel und mit Gram
Vergeſſen dazuſteh'n.

Wer eines Freundesbuſen fand,
In dem er ſich beſchaut,
Der preiſt ihn, als des Glückes Pfand,
Vor allen Menſchen laut:

Und ich verſchwieg' es, wenn mir oft,
Fern über Berg und Wald,
Mein Lied als Willkomm unverhofft
Von fremder Schwelle ſchallt?

Wenn eine Mutter, die ich nie
Auf frühern Wegen traf,
Mit meines Liedes Melodie
Ihr Kindlein wiegt im Schlaf?

Wenn ſich in's Lied der Sennerin
Mein ſchlichtes Wort verwebt,
Und heimiſch über Alpen hin
Als Abendreigen ſchwebt?

Wenn ein erröthend Bräutchen mir
Verſtohlen eingeſteht,
Es hab' ein meinig Liedchen ihr
Den ſpröden Sinn verdreht?

Und wenn mir's oft wo unbewußt
So ſeltſam tönt zurück,
Als wär's ein Klang aus meiner Bruſt,
Als wär's von mir ein Stück?

Da ſollt' ich ſchweigen? Nimmermehr!
Laut will ich es geſteh'n:
Erquickt's die Bruſt doch gar ſo ſehr,
Verſtanden ſich zu ſeh'n!

Da ſchwatze mir ein Träumer vor
Von Selbſtgenügſamkeit,
Und wie er nur dem eig'nen Ohr
Die eig'nen Lieder weiht;

Und wie er nichts um Andre frägt,
Und um das Lob der Welt,
Und wie er nur die Saiten ſchlägt,
Weil ihn der Gott beſeelt.

Das denk' ich, iſt der rechte Klang,
Der gern erwidert klingt,
Und wie er aus dem Leben drang,
Zurück in's Leben dringt.

Und wenn's der Sänger oft verſpürt,
Daß es ihm ſo geſcheh'n,
So mag er's dankbar und gerührt
Der Welt wol auch geſteh'n.

## II.

## Ein weißes Haar.

Ein finſt'rer Mann durchſchreitet
Die Stub' in weitem Schritt;
Der iſt bei Tag ein Jäger,
Und bei der Nacht — Bandit.

Wie Wetterwolken lagert's
Auf ſeinem Angeſicht
Verbrechen oder — Reue,
Doch nein! — die kennt er nicht.

Jetzt auf das Stroh im Winkel
Wirft er ſich ungeſtüm,
Sein Töchterlein, das holde,
Sitzt ſpielend neben ihm;

Beim ſonnverbrannten Vater
Das zarte Töchterlein,
Wie eine weiße Roſe
Am ſchwarzen Rabenſtein.

Ermattet läßt er ſinken
Sein Haupt in ihren Schooß,
Sie wühlt in ſeinen Locken,
Nichts denkend, abſichtslos.

Da ruft ſie plötzlich lachend:
„Ei, Väterchen, fürwahr,
„Da — mitten zwiſchen ſchwarzen
„Steht auch ein weißes Haar!“

Da fährt empor der Räuber: —
„Ein weißes? — wirklich Kind?“ —
„„Ja — ja — ein weißes, Vater,
„„Wenn's ihrer mehr nicht ſind!““ —

Und ernſter wird der Räuber,
Als er's ſeit langem war,
Und murmelt wie im Traume:
„Schon jetzt ein weißes Haar?!

„Nun iſt es Zeit, Matteo!
„Fahr' hin, Banditenſtahl,
„Komm her, du treue Büchſe,
„Gibſt mir wol auch ein Mahl!“

Und Jäger ward der Räuber,
Wie er's als Jüngling war: —
Den hat der Herr gerettet
Durch's erſte weiße Haar.

# An mein Vaterland.

Ich hab' dich nicht vergeſſen,
Mein liebes Oeſterreich!
Noch macht's, an dich zu denken,
Das Herz mir immer weich.

Ich ſah wol ſchöne Alpen,
Umweht von Balſamhauch,
Sah Paradieſe Gottes, —
Du aber haſt ſie auch.

Sah Silberſtröme wallen
Durch manchen grünen Plan,
Sah Thäler, Auen, Städte, —
Du biſt nicht ärmer dran.

Es lacht' auch andrer Orten
Manch treues Herz mir zu,
Doch wer hat ſie auf Erden
Zu Tauſenden wie du?

Ich bracht' auch in der Fremde
Manch ſelig Stündchen hin,
Allein in deinem Boden
Schläft ja mein Jugendſinn.

Du haſt die erſten Freuden
So treu mit mir getheilt,
Du haſt die erſten Leiden
So liebend mir geheilt.

Und ſind mir in der Fremde
Viel hundert Plätzchen lieb,
So haſt ja du kein Fleckchen,
Das deutungsleer mir blieb.

Drum glaub' dich nicht vergeſſen,
Lob' ich die Ferne gleich:
Ich weiß nur eine Heimat,
Weiß nur ein Oeſterreich!

Denn was ich in der Fremde
Geſeh'n, gefühlt, erkannt,
Iſt nur ein goldner Reifen
Um deinen Diamant.

## III.

## Die Perle.

Ein Jüngling ſitzt beim Abendſchein
Am Meere ſinnend und allein,
Hin über's Waſſer ſchweift ſein Blick,
Als ſucht er ein entferntes Glück.

Und was ihn ſtimmt ſo weich und bang,
Es iſt der Sehnſucht ſüßer Drang,
Und was aus ſeinem Auge ſpricht,
Weiß Jeder, nur er ſelber nicht.

So ſitzt er, einer Myrte nah,
Ein Zweiglein in den Händen, da,
Und gräbt mit willkürloſer Hand
Der Liebſten Namen in den Sand.

Doch kaum daß er die Lettern ſchrieb,
Naht Well' um Welle leiſ' und lieb,
Und koſt und rauſcht und küßt und wühlt,
Bis ſie den Namen weggeſpült.

Der Jüngling merkt es und erblaßt,
Als ahnt' er etwas Arges faſt;
Kann, was die Flut dem Namen nun,
Kein Schickſal einſt der Liebe thun?

Kann's keiner Untreu' oder Pein
Geheime Vorbedeutung ſein?
Mit ſolchen Bildern quält er ſich,
Bis längſt die Sonn' im Meer erblich.

Nach Hauſe ſchleicht er trüb und ſchwer,
Wie lächeln mild die Sternlein her,
Wie winkt der Mond ihm tröſtend zu, —
Für ihn iſt heute keine Ruh'!

Verwacht wird eine bange Nacht,
Ein banger Tag wird hingebracht,
Bis ſich der Abend wieder ſenkt,
Und er den Schritt zum Meere lenkt.

Hin eilt er, wo er an dem Strand
Der Liebſten Namen ſchrieb in Sand,
Und ſieh: — da iſt kein Name zwar,
Doch etwas and'res winkt ihm klar.

Ja, — eine Perle rein und hell
Liegt ausgeſpült zur ſelben Stell',
Als wär's für den geraubten Schatz
Der Fluten reuiger Erſatz.

Mit Rührung blickt der Jüngling drauf,
Und lieſt das Kleinod freudig auf;
Und bald auch ſchmückt' es hell und klar
Der Liebſten Stirn — am Traualtar.

## Die Strickerin.

Sie ſaß am Arbeitstiſchchen,
Den Strickſtrumpf in der Hand:
Ihr werdet mich belächeln,
Daß ich's poetiſch fand.

Sie hatt' ihn grad vollendet,
Und ſah ihn ſinnend an:
Da fiel mir's ein, zu denken,
Was ſie wol denken kann.

„Ach, wenn ich nun die Maſchen“ —
So dachte wol das Kind —
„Herunterleſen könnte,
„Wie ſie gewachſen ſind!

„Es dürft' ein nettes Büchlein
„Voll bunter Scenen ſein:

„Wir arme Kinder ſtricken
„So manches mit hinein.

„Oft ging es froh und ſpielend,
„Bei frohem Wonneſpiel,
„Oft ließ ich Maſchen fallen,
„Weil eine Thräne fiel.

„Oft riß mir mit dem Garne
„Der Liebe liebſter Wahn,
„Oft knüpft' ich mit dem Faden
„Die Hoffnung wieder an.

„Oft half ich unter Zweifeln
„Verworr'nen Knoten nach;
„Oft brach das Herz vor Wehmut,
„Indeß die Nadel brach.

„Was zagend ich geſtanden,
„Was feurig er mir ſchwor,
„Das tritt aus dem Gewebe
„Lebendig mir hervor.

„Drum könnt' ich es ſo leſen,
„Was ich miteingeſtrickt,
„Wie fühlt' ich mich verlaſſen,
„Wie fühlt' ich mich beglückt!“ —

So denk' ich, daß ſie dachte,
Den Strickſtrumpf in der Hand:
Nun lächelt ihr wol nimmer,
Daß ich's poetiſch fand.

## IV.

# Das Schlangenhalsband.

‚Es ſoll der Menſch ſich,‘ wie geſchrieben ſteht,
‚Nicht eher austhun, bis er ſchlafen geht,‘
Darin hat's eine Mutter einſt verſeh'n,
Und iſt ihr deshalb arges Leid geſcheh'n,

„Nimm Alles,“ ſprach ſie, „was ich habe, Sohn,
„So lang du haſt, ſo hab' ich auch davon:
„Denn du biſt gut und fromm und treugeſinnt;
„Wem traut' ich beſſer als dem eig'nen Kind?“

Allein der gute, fromme, treue Sohn
Sprach nur zu bald der Lieb' und Sanftmut Hohn,
Und brach der Mutter ab an Seel' und Leib,
Und ward noch ärger durch ein arges Weib;

Und fuhr die Mutter an mit rauhem Wort,
Und trieb ſie ſcheltend aus dem Hauſe fort,
Und ließ ſie hilflos ſchmachten, wenn ſie krank,
Und gab für Lieb' ihr kalten Spott zum Dank.

So ſaß er wolbehaglich einſt am Tiſch,
Und becherte mit ſeinem Weibe friſch,
Und legte lüſtern eben ſeine Hand
An ein gebrat'nes Hühnlein, ſo da ſtand.

Da pocht die Mutter an die Stubenthür. —
„Die Alte führt der Kuckuck her zu mir!“
Und ſpricht zum Knecht: „Setz' in die Kiſte dort
„Das Huhn indeſſen, bis ſie wieder fort!“ —

Das that der Knecht; da trat die Mutter ein:
„Laſſ' mich, mein Sohn, nicht ganz vergeſſen ſein,
„Mich hungert ſehr, erbarm' dich meiner Not,
„Nicht Liebe will ich, nur ein Stücklein Brot!“ —

„Ei, laßt mit Eurem Betteln mich in Ruh'!“ —
Der Knecht ſteckt heimlich ihr ein Krümlein zu;
Schimpfworte fallen, weinend wankt ſie fort,
Und was ſie ſtöhnte, war kein Segenswort.

„Die kommt mir,“ höhnt der Sohn, „wol nimmermehr!
„Nun, Knecht, hol' mir das Hühnchen wieder her!“ —
Doch wie der Knecht den Kiſtendeckel hebt,
Da ſchreit er auf und ſpringt zurück und bebt:

„Herr, heb' ein And'rer dort die Schüſſel auf,
„Anſtatt des Huhns liegt eine Schlange drauf!“ —
„Du biſt ein Narr, pack' dich zum Henker fort,
„Geh', Magd, und hol' mir du das Hühnchen dort!“ —

Doch wie die Magd den Kiſtendeckel hebt,
Da ſchreit ſie auf und ſpringt zurück und bebt:
„Herr, heb' ein And'rer dort die Schüſſel auf,
„Anſtatt des Huhns liegt eine Schlange drauf!“ —

Da ſpringt der Sohn in wildem Eifer hin:
„Und läg' der Teufel drauf, ſo hol' ich ihn!“
Doch wie den Deckel von der Kiſt' er hebt,
Da ſchreit auch er und ſpringt zurück und bebt.

Denn eine große Schlange ſchießt hervor,
Und ringelt ſich um ſeinen Hals empor,
Und legt ſich um die Schulter ihm wie Stein,
Und ſchnürt den Athem in der Bruſt ihm ein;

Und ißt mit ihm und trinkt mit ihm zur Wett',
Und wacht mit ihm und geht mit ihm zu Bett',
Und hebt den Kopf ſo wild und ziſcht ſo ſchrill,
Wenn er ihr Speiſ' und Trank verweigern will.

Und will ſie wer vom Hals herab ihm zieh'n,
Um deſto enger, kälter preßt ſie ihn,
So daß er aufſtöhnt athemlos und bang,
„Laßt, laßt! Ich muß ſie tragen lebenslang!“

Und ſo wie der durch's Land, gezeichnet, ſchritt,
Trägt jeder böſe Sohn ſein Zeichen mit,
Ein Halsband, trotzend jeglichem Verſuch,
Das Schlangenhalsband heißet: — „Aelternfluch!“

## Die beiden Ringe.

Zwei Ringe trag' ich an meiner Hand,
Ein Liebespfand und ein Freundſchaftspfand;
Von Gold iſt jener ſo fein und klar,
Doch dieſer von ſchwarzem Eiſen gar.

Den goldenen ſchmückt als Wappenſchild
Ein Blütenkranz ſo freundlich und mild;
Den eiſernen ziert als Schmerzſimbol
Ein Todtenkopf ſo ſchaurig und hohl.

Als Liebchen ſcheidend den goldnen mir gab,
Da ſprach es: „Trag' ihn fort bis an's Grab:
„So oft dir die Freud' ein Kränzlein flicht,
„So blick' auf den Ring und vergiß mein nicht!“

Als ſterbend der Freund mir den eiſernen gab,
Da ſprach er: „Trag' ihn fort bis an's Grab;
„Und wenn dir die Sonn' am hellſten ſcheint,
„Denk' manchmal noch an den todten Freund!“

Drum ob ich froh war, oder litt,
Ich ſiegelte manches Briefchen damit;
Bei traurigen nahm ich das goldne Pfand,
Bei heit'ren den eiſernen Ring zur Hand.

Der Blütenkranz auf dem Schmerzensbrief,
Er ließ ihm ſo tröſtlich, wie wenn er rief':
„Ob Vieles auch ſtirbt, ob Vieles auch bricht,
„Noch blüht ja die Liebe, — drum zage nicht!“

Der Todtenkopf auf dem Freudenbrief,
Er ließ ihm ſo warnend, als ob er rief':
„Iſt's noch ſo heiter, iſt's noch ſo licht,
„Noch iſt nicht Abend, — drum juble nicht!“

## V.

## Das Vaterunſer.

Ein Weib, das den Herrn voll Lieb' umfing
Und an ihm wie ein Kind am Vater hing,
Trat abendlich wenn es dunkel war,
Im Kirchlein vor den Hochaltar,
Und warf ſich voll Ergebung hin,
Und ſchüttet aus den tiefſten Sinn.
Und dankt für Luſt, erkennt das Leid
Mit kindlicher Unterwürfigkeit,
Geſteht jedweden Fall und Fehl,
Und hat auch das Kleinſte ſelbſt nicht hehl,
Und ſpricht zum Schluß ein kurz Gebet,
Worauf es ſtill von hinnen geht.

Der Küſter, der das Weib allda
In jeder Abenddämm'rung ſah,
Steigt einmal, wie ſie kommt, auf's Chor,
Und legt ſich lauernd auf das Ohr.
Und ſieh! das Weib kniet wieder hin,
Und ſchüttet aus den frommen Sinn,
Und dankt, erkennt, geſteht und fleht,
Und ſpricht zum Schluß ein kurz Gebet.

Und wie ſie ſpricht, da rollen ihr
Die heißen Thränen für und für,
Und glänzen bei der Ampel Schein,
Als ſollten's echte Perlen ſein.

Und ſieh! ein Täublein wunderbar
Schwebt auf ſie nieder vom Altar,
Pickt weg die Thränen, wie ſie ſind,
Und fliegt damit empor geſchwind.

Der Küſter ſieht's und ſchleicht ihr nach,
Und fragt ſie, welch Gebet ſie ſprach,
Daß Gott, wie er es ſelbſt geſeh'n,
Solch' Wunder laſſ' an ihr geſcheh'n:
„„Ach, ſagt das Weib, ich weiß nur ein's,
„„Das Vaterunſer, weiter kein's!““

„Das Vaterunſer nur? — Ei, ſeht,
„Das iſt ja das allermind'ſte Gebet!
„Doch lerntet ihr einen Pſalm gar ein,
„Wie würde das erſt Gott erfreu'n!?“

Dem Weibe geht dies Wort zu Sinn,
Und Tag und Wochen bringt ſie hin,
Lernt einen Pſalm gar ſchwer und lang,
Den ſchönſten ſchier, den David ſang,
Und geht in's Kirchlein mit frohem Muth,
Und denkt, nun frucht' es doppelt gut.

Doch, wie ſie ſich abmüht, wie ſie ſpricht,
So leicht um's Herz wird ihr doch nicht,
Und keine Thränen brechen hervor,
Kein Täublein ſieht der Küſter am Chor.

Drum als ſie wieder beten geht,
Da fleht ſie, wie ſie ſonſt gefleht,
Und bringt, ergriffen wunderbar,
Gott nur ihr Vaterunſer dar.

Und alsbald wieder rollen ihr
Die heißen Thränen für und für,
Und wieder fliegt das Täublein drauf,
Und pickt die klaren Perlein auf,
Und ſchier vernehmbar weht ſie's an:
„Ein Jeder bete, wie er kann,
„Nur warm und wahr, von Trug entfernt,
„Nicht wie aus Not, nicht eingelernt;
„Gott hört auch das Vaterunſer gern:
„Es iſt ja das Gebet des Herrn!“ —

# Im Walde.

Wenn ich in dichten Waldesräumen
Mir ſelbſt oft überlaſſen bin,
Und unter hundertjähr'gen Bäumen
Hinwandle mit bewegtem Sinn,
Da fühl' ich von ganz eignem Bangen
Mich immer wunderbar befangen.

Die Eichen ſcheinen mir zu leben,
Voll Ernſt auf mich herabzuſeh'n,
Und mit der Blätter leiſem Beben
Vernehmlich mir in's Ohr zu weh'n:
„Wie wagſt du's unter alten Leuten,
„Du junges Blut, ſo keck zu ſchreiten?

„Wir ſtehen da ſeit läng'ren Jahren,
„Als ſie dir Einer zählen mag!

„Wo warſt du noch, als wir ſchon waren?
„Wo trifft dich unſer letzter Tag?
„Du wagſt uns lächelnd anzublicken?
„Uns dünkt, du ſollſt dich vor uns bücken!“

Und wenn mir ſolches kommt zu Sinnen,
Da zieh' ich allgemach den Hut,
Und ſchleich' in heil'ger Scheu von hinnen,
Ich unerfahrnes, junges Blut;
Sie ſcheinen dann mit mildem Fächeln
Des Jünglings Ehrfurcht zu belächeln.

## VI.

## Ein lebendig Monument.

Monument' aus Erz und Marmor ſieht man prangen weit und breit,
Mit verſchwenderiſchen Händen lohnt itzt die Unſterblichkeit,
Ja in ganzen Pantheonen halten Helden aller Zonen,
Gleich den alten Niobiden, ſtumme Converſationen.

Doch lebend'ge Monumente ſind noch ſtets ein ſelten Ding,
Und doch wär' ein ſprechend Denkmal, wie ich's meine, nicht gering
So ein Name, der geſegnet klingt von Millionen Zungen,
So ein Kleinod, für die Zukunft eines ganzen Volk's errungen;

So ein Zauber, der befruchtend eine Nation durchhaucht,
Daß er ſelbſt nach hundert Jahren keinen Commentar noch braucht;
So ein Schriftzug, auf die Mappe einer halben Welt geſchrieben,
Daß, wenn längſt die Hand vermodert, noch die Lettern lesbar blieben.

Daß der Fluch ſein Amt doch leider! beſſer als der Segen kennt!
Höhnend zeigt er mancher Orten ſolch lebendig Monument;
Auch auf Deutſchlands Boden hat er ſich errichtet mehr als eines, —
Laßt mich von den größern ſchweigen, — bei den Pfälzern lebt ein kleines.

Wenn ihr dort ein Dorf durchſchreitet, und es bellt ein Hund euch an,
Und ihr fragt: wie heißt der Köter? — ‚Melac‘ ſagt euch Jedermann,
Wenn ihr fragt in Hof und Hütte, — ‚Melac‘ heißen alle Hunde,
Juſt als wäre ‚Hund‘ und ‚Melac‘ Eines in des Pfälzers Munde.

Seht hier ein lebendig Denkmal! — Hundertfünfzig Jahre bald
Läuft's umher auf allen Straßen, und noch immer iſt's nicht alt.
Melac war's, der Wüthrich, einſtens, der den Mordbrand hier geſchwungen,
Der ſein fränkiſch Würgerliedlein deutſchem Ohr hier vorgeſungen;

Der ſich mit ſo blut'ger Feder einſchrieb in der Pfälzer Herz,
Daß zu ſeinem Monumente unnütz wäre Stein und Erz; —
Der ſie wie ein Bluthund hetzte, der gleich Hunden ſie mißhandelt,
Selber nun für ew'ge Zeiten ward zum Hund er umgewandelt.

Wo er Haus und Hof verbrannte, wacht er nun vor Hof und Haus,
Wo den Bauer er vertrieben, ſtößt der Bauer ihn hinaus,
Wo er trat, wird er getreten, wo er ſchlug, wird er geſchlagen,
Und in jedem Hunde muß er ſeines Namens Schande tragen.

Und wenn oft in Mitternächten ruhelos ſein finſt'rer Geiſt
Um die Weiler und Gehöfte, die er einſt verwüſtet, kreiſt,
Wittert ihn die wilde Meute und verfolgt ihn unter Heulen,
Wüthend, daß ſie ihren Namen muß mit dem Geſpenſte theilen.

# Beſuch und Gegenbeſuch.

In ſtiller Kirchhofecke ſteht ein Stein,
Worunter ein geliebter Freund mir ruht;
Es dient der Stein dem Platze nur zur Hut,
Merkzeichen nur, nicht Denkmal will er ſein.

Da wandl' ich oft hinaus beim Abendrot,
Wenn meine Seel' ihr Gleichgewicht verlor,
Und poch' an meines Freund's granit'nes Thor,
Und klag' ihm einſam weinend meine Not.

Oft ſtreicht dann leiſ' ein Lüftchen mir vorbei,
Als wär's ein Troſteswort, von ihm gehaucht;
Oft ſchaut ein Blümchen, plötzlich aufgetaucht,
So klug mich an, als ob's ſein Bote ſei;

Bald wirft die Sonn' im Scheiden ſolchen Schein
Auf die metall'nen Lettern „Wiederſeh'n!“
Daß ſie als gold'ne Wahrheit vor mir ſteh'n,
Kurz — ohne Troſt verlaſſ' ich nie den Stein.

Wenn früher, nicht in ſtiller Mitternacht,
Erwidert mir mein Freund den Grabbeſuch,
Und kommt zu mir, doch nicht im Leichentuch,
Nein, ganz zu jenem, der er war, erwacht.

Mit jugendlichem Antlitz, klarem Blick,
Mit ſanfter Red' und warmem Druck der Hand
Beſucht er mich, hält meinen Fragen Stand,
Und lehrt mich lächelnd dulden mein Geſchick:

Und ſpricht mit mir von Tagen, die dahin,
Und malt mir Tage, die ihm — Gegenwart,
Indeß mein Herz noch bangend ihrer harrt,
Und ſcheidet erſt, wenn ich getröſtet bin. —

Und ſo beſuchen wir einander oft,
Bis einſt zwei Stein' in jener Ecke ſteh'n,
Und es nicht Not mehr, auf Beſuch zu geh'n,
Weil wir vereint ſind, wie wir's längſt gehofft.

## VII.

## Der Meiſter und ſein Bau.

Schon ſteht er losgeſchälet von Brettern und Gerüſt
Der Dom, der mit dem Giebel die nächtigen Wolken küßt:
Der Bau iſt ſtark und rieſig, als ragt' er zum Himmel hinein,
Und unten ſteht der Meiſter, der iſt ſo ſchwach und klein.

„Nun,“ ruft er, „iſt's vollendet! Was erſt auf Pergament,
„Steht in der Welt nun offen, wo's jeder nennt und kennt!
„Was ich mit Stab und Zirkel allein der Nacht vertraut,
„Ragt hier von tauſend Händen für tauſend Jahr erbaut.

„Und hätt' ich tauſend Hände, von Eiſen jede Hand,
„Und faßt' ich zugleich mit allen hier dieſes Werkes Wand,
„So rückt' ich doch keinen Pfeiler von ſeinem Geſtelle los: —
„Ich ſchuf's, und Gott nur bricht mir's! — Ha, Menſch, wie biſt du groß!“

Er ruft's und ſtarret trotzig empor zum Wolkenſitz,
Gleich einer leiſen Rüg' im Oſten zuckt ein Blitz.
„Doch ſeltſam,“ beginnt er ernſter, — „was ich geheim erdacht,
„Steht hier im freien Leben und überragt die Nacht.

„Mein Werk iſt's nur, und ſieht doch ſo übergroß auf mich:
„Ich kann's nicht widerrufen, ich kann nicht ſagen: Brich!
„Und lebt' ich hundert Jahre, läg' hundert Jahr' im Grab,
„Und ſtünd' dann auf, ſo ſäh' es noch ſtolz wie heut herab.

„Und hätt' ich tauſend Hände, von Eiſen jede Hand,
„Und faßt' ich zugleich mit allen des eig'nen Werkes Wand,
„So riſſ' ich doch wol keinen von allen Pfeilern ein: —
„Ich ſchuf's und kann's nicht brechen! — Ha, Menſch, wie biſt du
klein!“

## Der Baum der Lieder.

„Nun wiederum ein Blättchen!“
So ſag' ich oft zu mir,
Wenn ich ein Lied gedichtet,
Wie eben dieſes hier.

„Nun wiederum ein Blättchen,
„Und alſo Blatt auf Blatt,
„So lang das junge Bäumchen,
„Noch Mark und Leben hat!“

Doch wenn nun deine Laune
Ihm Trieb um Triebe raubt,
Wird es nicht einmal dorren,
Entblütet und entlaubt?

Wird es nicht, eh' der Winter
Noch kommt mit ſeiner Not,
Gleich einem Kreuz am Hügel
Daſtehen, kahl und todt?

Wirſt du, wenn man am liebſten
Noch Grünes möcht' erſpäh'n,
Nicht einſt ein Blättchen ſuchen,
Und ach! kein Blättchen ſeh'n?

Doch nein! — ich kann's nicht glauben,
Es wäre gar zu ſchwer!
War's jemals echte Blüte,
So ſtirbt ihr Keim nicht mehr.

Es iſt der Baum der Lieder
Wol der getreuſte Baum;
Sich aus ſich ſelbſt verjüngend
Spürt er den Winter kaum.

Er ſäuſelt ſeinen Pflanzer
Oft ein zur letzten Ruh',
Und flüſtert wol dem Wand'rer
Noch ſeinen Namen zu.

## VIII.

## Die ſieben Jungfrauen.

Ihr ſieben Jungfrau'n, weh euch dort
Auf eurem Felſenneſte!
Die Keuſchheit iſt ein ſchwacher Hort,
Wo Frechheit ſitzt zu Feſte.
Und wär't ihr rein wie Märzenſchnee,
Viel Schnee iſt ſchon zerfloſſen;
Denn was dort ſtürmt, ein Flammenſee,
Sind Attila's Genoſſen.

Sie zieh'n heran, ſie zieh'n herauf
Des Schwarzwalds breiten Rücken,
Ruin bezeichnet ihren Lauf,
Und Wuth entſtrahlt den Blicken.
Schon ſah'n ſie roth im Sonnenſchein
Das Schloß am Felſen kleben,
Wo jene Jungfrau'n hold und rein,
Gleich ſieben Heil'gen leben.

Schon hauſt im öden Felſenſchloß,
Wo ſonſt nur Pſalme ſchallten,
Ein frecher, böſer Hunnentroß
Mit zügelloſem Walten.
Von Becherklang und Zecherſang
Erdröhnt's mit wildem Wüthen;
Die ſieben Jungfrau'n zittern bang,
Wie zarte Frühlingsblüten.

Getroſt, ihr Jungfrau'n! Steht ja doch
An heil'ger Waldesſtelle,
Zu ſchirmen euch vor Frevel, noch
Die nahe Bergkapelle:
Wol hat ſie euer Vater euch
Vorahnend aufgebauet,
Auf daß ihr feſt und glaubenreich
In Nöthen ihr vertrauet.

Nur einem alten Diener kund,
Ein Pfad zum Wald gezogen,
Iſt tief im finſt'ren Bergesſchlund
Gehau'n in engem Bogen.
Die Jungfrau'n flieh'n auf dieſem Gang,
Und hören oft ein Schüttern,
Wenn ob der Heiden Luſtgeſang
Des Berges Rippen zittern.

Ach Gott! da brauſt's auf gleichem Pfad
Hinab, ein grimmer Drache,
Voran als Führer der Verrath,
Und hintendrein die Rache.
Die Mägdlein vorn, die Hunnen drauf,
Hinaus zum Waldesporte;
Das Kirchlein nimmt die Sieben auf,
Zuklappt die eh'rne Pforte.

Doch ſchreckt die Frechen das nicht ab:
Was Gott und was Kapellen?
Wuth gebe, was Verrath nicht gab,
Sie geh'n, das Thor zu fällen.
Zu Hebeln wird der böſe Sinn,
Zu Aexten die Begierde,
So ſtrecken ſie geſchäftig hin
Der Eichen ſtolze Bürde.

Schon wälzt ſich lang zum Wald heraus,
Gelenkt durch trunk'ne Zecher,
Um zu entweih'n das Gotteshaus,
Ein mächt'ger Pfortenbrecher.
Schon bäumt er ſich, ſchon fällt er vor,
Zu ſchänden die Kapelle.
Umſonſt — da läßt 'nicht Spalt, noch Thor,
Sich mehr erſpäh'n zur Stelle.

Geſchloſſen ſind durch Gottes Macht
Die Pforten wie die Scheiben,
Das Kirchlein ward zum Felſenſchacht,
Und trotz dem eitlen Treiben.
Zur Tann' an moosumwachſ'nem Spring
Erblich des Kreuzes Schimmer,
Und wo noch erſt das Glöcklein hing,
Nickt ödes Steingetrümmer.

Doch aus des Wunderſchachtes Mund
Ertönt ein ſeltſam Klingen,
Recht um aus tiefen Bergesgrund
Zum Herzensgrund zu dringen;
Das ſind die Jungfrau'n hold und rein,
Die ſingen aus den Steinen:
„Und müßt' es durch ein Wunder ſein,
„Der Herr beſchützt die Seinen!“

# Geſtändniß.

Heureuse la beauté, que le poète adore!
*A. de Lamartine.*

„Ja, — Cynthia, ſo murmelt noch die Flut
„Des Anio durch Tibur's Felsgeſteine,
„Noch liſpelt's: Laura! in Vauclüſens Haine,
„Und wenn ſchon lange dies Jahrhundert ruht,
„Wird in Ferrara's ſtolzen Marmorhallen
„Eleonora's Name noch erſchallen.

„Beglückt die Schönheit, die ein Dichter liebt,
„Beglückt der Name, den ſein Mund beſungen!
„Er ſchwebt lebendig noch auf Engelszungen,
„Er bleibt ein Stern, den keine Wolke trübt:
„Was man vom Dichter mag Erhab'nes ſagen,
„Theilt Ihr ſich mit, für die ſein Herz geſchlagen!“ —

So rief im Selbſtgefühl ein Dichter aus. —
Ich kann die Schönheit drum nicht glücklich preiſen,
Und wänd' auch ein Petrark aus ſeinen Weiſen
Ihr einen ewig duft'gen Liederſtrauß;
Oft muß ſie ihrer Zukunft gold'ne Strahlen
Mit einer düſtren Gegenwart bezahlen!

Das Herz der Schönen haftet an der Welt:
Sie können dulden, wollen aber glänzen; —
Der arme Sänger ſchwärmt von Kron' und Kränzen,
Wenn keine Sonn' auch in ſein Stübchen fällt.

Gehuldigt will das Weib dem Gatten wiſſen, —
Er ſingt ſein Lied auch zwiſchen Felſenriſſen.

Die Schöne will dem Dichter Alles ſein, —
Er aber hat der Muſe ſich verſchrieben;
Er dichtet nicht, als müßt' er's, um zu lieben,
Oft, um zu dichten, liebt er, ſcheint's allein;
Die Frau'n verlangen ganz des Mannes Buſen,
Sonſt eifern ſie, und wär's auch mit den Muſen.

Wir ſind ein ſonderbares Volk fürwahr:
Wir wiſſen manchmal ſelbſt uns nicht zu faſſen,
Oft wollen wir uns ſtörrig ſchelten laſſen,
Oft legen wir die Seelen offen dar:
Und will man uns um unſer Inneres fragen,
So können wir's wol ſingen, doch nicht ſagen,

Gar kluge, treue Augen thun uns Not,
Die leicht bemerkend leicht auch überſehen,
Die, wo ein and'res blind iſt, uns verſtehen,
Und mild uns ſchonen, wo ein and'res droht;
Und faſt nicht kleiner, als des Dichters Streben,
Iſt auch die Kunſt, beglückt mit ihm zu leben.

Für glücklich halt' ich drum die Schönheit nicht,
Nur weil ſie vielbeneidet lebt im Liede;
Es hieß gewiß nicht jedes Blättchen ‚Friede'
Am Lorbeerzweig, der Laura's Stirn umflicht,
Und zitternd mochte wol an Taſſo's Kränzen
So manche Thrän' Eleonora's glänzen!

## IX.

## Die Todtenfeier.

Am Hügel bei Sanct Jacob, von dem ihr Baſel ſchaut,
Da ſitzt ein luſtig Völkchen und ſingt und bechert laut;
Da ſchäumt in hellen Humpen der blutigrothe Wein,
Da freut ſich Mann und Mädchen im herzlichen Verein. —

Es war vor langen Jahren wol auf demſelben Platz,
Daß ſich die Väter ſchlugen für ihren höchſten Schatz;
Gefährdet war die Freiheit, manch Tauſend ſtürmt' heran,
Ein winzig Häuflein ſetzte ſein koſtbar Leben dran.

Aus Schweizerblut erblühte der Freiheit Blume neu; —
Drum wogt am Jahrestage das Volk ſo laut herbei,
Und läßt in Humpen ſchäumen den blutigrothen Wein,
Und jubelt, Mann und Mädchen, im herzlichen Verein.

Da trat einmal ein fremder, hochweiſer Mann hinzu,
Und ſprach zu einem Schweizer: „Ei, Freund, was becherſt du?
„Der Wein, von dem du trinkeſt, wie ſchmeckt er dir doch gut,
„Und wuchs vielleicht ſo blutig aus deines Ahnherrn Blut?

„Wo eure Väter ächzten, da ſingt und jubelt ihr,
„Wo ihre Knochen modern, ſeid ihr zum Reigen hier!?
„Zieht lieber Grabesglocken, pflanzt Todtenkreuz' umher,
„Solch' weltliches Frohlocken ziemt hier ſich nimmermehr!“ —

Dem Schweizer flammt's im Auge, da er die Mahnung hört,
Dann ſich bemeiſternd ſpricht er: „Ei, thut nicht ſo empört!
„Mag immer hier im Becher der blutigrothe Wein
„Von meines Ahnherrn Blute ſo roth geworden ſein!

„Mag immer, wo ich ſtehe, Gebein der Väter ruh'n;
„Ich ſchwinge doch den Becher und glaube recht zu thun!
„Sie haben hier verblutet für unſ'res Landes Glück,
„Sie kauften ihren Enkeln den freien Sinn zurück.

„Verdrießen, denk' ich, müßt' es ſie noch in ihrem Grab,
„Wenn wir das Gut mißkennten, das einſt ihr Blut uns gab:
„Der Jubelſang, mit welchem wir ihrer Spend' uns freu'n,
„Muß den verehrten Schläfern ein heil'ger Wolklang ſein!" —

Der Schweizer ruft's und leeret ſein Glas mit naſſem Blick,
Der fremde, weiſe Mahner zieht ſich beſchämt zurück,
Und rings ertönt: „Nichts ehret wol mehr den großen Mann,
„Als wenn wir froh genießen, was er uns kühn gewann!"

## Der Glöckchenwalzer.

Lichter flimmern, Saiten klingen,
Losgelaſſen iſt die Luſt,
Walzend wogt es auf und nieder,
Aug' in Auge, Bruſt an Bruſt.

Zauberiſche Melodieen
Schmeicheln ſich in's Herz hinein:

Untreu muß es, wider Willen,
Seinem liebſten Grame ſein.

Und die Lüfte ſelbſt ermatten,
Fenſter werden aufgethan,
Und, die müden abzulöſen,
Wogen friſche lüſtern an.

Und in kühler Fenſterecke
Stand ich, ein Vergeſſ'ner, da,
Ernſt genießend, was ich hörte,
Still betrachtend, was ich ſah.

Horch! da tönt ein neuer Walzer,
Klag' und Jubel im Verein,
Und als ſchmelzende Begleitung
Tönt ein Glöckchen ſilbern drein.

Er entzückt die frohen Tänzer,
Macht beinah die Spieler irr,
Wie erfaßt von Zaubertaumel
Wogt das brauſende Gewirr. —

Jetzt verſtummten Flöt' und Geige,
Nur das Glöcklein klang noch bang:
Denn es war das — Todtenglöcklein,
Das durch's offne Fenſter klang.

## X.

## Die Peſtjungfrau.

Wehe, wehe! durch die Straßen geht ſie wiederum bei Nacht,
Sie, die alles Blut gerinnen, alle Pulſe ſtocken macht;
Ihr voraus der bleiche Schrecken, neben ihr die dürre Not,
Hinter ihr der blöde Jammer, und ſie ſelbſt — der ſchwarze Tod.

Wo ſie Nachts vorbeigegangen, ſieht der Morgen keine Luſt,
Kalt noch klammert ſich der Säugling an die kalte Mutterbruſt,
In der Braut erſtarrten Armen liegt erſtarrt der Bräutigam,
Bei dem Alter liegt die Jugend, bei der Freude liegt der Gram.

In des Kriegers Aug' erloſchen iſt die Glut des Heldenblicks,
Aus des Prieſters Hand geſunken iſt das heil'ge Kruzifix,
Ueber Leichen kriecht das Leben, halb ſchon Leiche mühſam fort,
Und der Liebe blieb kein Balſam, und dem Troſte blieb kein Wort.

Wer ſie iſt, das wiſſen alle, weh! es iſt — die Peſtjungfrau!
Aber keines Menſchen Auge ſah die Schreckliche genau.
Stieg ſie plötzlich aus der Erde, ſchlich ſie längſt ſchon lauernd nah,
Flog ſie aus den Wolken nieder? — Niemand weiß es, — ſie iſt da.

Wenn die Menſchen ſchauernd ſitzen um die Ampel dann und wann,
Pocht's um Mitternacht gar leiſe dreimal an die Scheiben an:
Klirrend öffnen ſich die Flügel, und bei fahlem Mondenſchein
Langt, mit rother Schärp' umwunden, eine weiße Hand herein.

Wehe, wo die rothe Schärpe, wo die weiße Hand erſchien!
Alles Roth muß dort erbleichen, alles Leben muß dort flieh'n:
Qualmend, wie aus allen Fugen, ſtrömt des Todes Odem aus,
Bis die Räume leer geworden, und verödet ſteht das Haus.

Nur vom Schloſſe des Staroſten hält die Spröde lang ſich fern:
Erſt die Knechte will ſie morden, eh' ſie ſich vergreift am Herrn.
Trauernd in der ſtillen Halle ſitzt der gute Herr allein,
Fühlt in ſeinem edlen Herzen tauſendmal der Seinen Pein.

Horch, da pocht es auch im Schloſſe dreimal einſt um Mitternacht,
Daß aus ſeinen tiefen Sinnen plötzlich der Staroſt erwacht. —
„Biſt du's“, ruft er, „ha, willkommen! Allzulang ſchon harr' ich dein!“ —
Und mit rother Schärp' umwunden greift die weiße Hand herein.

Und der Schloßherr ſchnellen Sprunges war er auf, faßt' an die Hand,
Nahm ſein Schwert, worauf der Name Jeſu und Mariä ſtand,
Hieb vom Leib des Ungeheuers Schärp' und Hand mit einem Streich, —
Kalt her blies es, einem langen eiſ'gen Todeshauche gleich.

Ausgeſtorben war am Morgen des Staroſten ganzes Schloß,
Todt er ſelbſt und Weib und Kinder, Caſtellan und Knecht und Roß,
Doch verſchwunden aus dem Gaue war die böſe Peſtjungfrau,
Tauſend Herzen jauchzten dankend ihren Pſalm zum Himmelsblau.

## Abſtand.

Wenn von der Wolken ſchwarzem Bogen
Der Pfeil des Blitzes ſauſt daher,
Und, wo er zürnend hingeflogen,
Die Hütte dampft, — wol iſt es ſchwer.

Wenn eines Stromes Ader ſpringend
Des Landes Herz, die Stadt, umſchwillt.
Was es gehegt, im Nu verſchlingend, —
Wol gibt's ein grauſes Jammerbild.

Wenn ähnlich einem trägen Drachen
Sich eine Seuche wälzt durch's Land,
Entvölkernd mit gefräß'gem Rachen, —
Wol ſinkt uns muthlos Haupt und Hand.

Wenn brauſend oft von wildem Gähren
Die Erde birſt in falſchen Weh'n,
Begrabend nur, ſtatt zu gebären, —
Wol iſt's um Menſchenglück geſcheh'n.

Wenn Elemente ſich erheben,
Um uns zu öffnen unſer Grab:
Wir ſind in ihre Macht gegeben,
Weil ſie ein Größ'rer ihnen gab.

Was ſie auf unſer Haupt auch laden,
Ein frevelnd Unrecht iſt es nie,
Sie können es von Gottes Gnaden, —
Was er geſchenkt, er nimmt's durch ſie.

Doch wenn uns Menſchenbosheit quälet,
Wenn Muthwill' unſre Blüten knickt,
Wenn Uebermuth, zum Kampf geſtählet,
Mit Hohn uns Hoffnungen zerdrückt:

Wenn falſche Größe ſpielt mit Wehe,
Wenn Rohheit fordert blut'gen Zoll,
Wenn ich die Thorheit raſen ſehe:
Dann ſchwillt das Herz mir auf in Groll.

Wir ehren mit gebeugten Stirnen
Des Elementes Ungeſtüm;
Dem Menſchen mag der Menſch drob zürnen
Denn arger Frevel iſt's von ihm.

## XI.

## Die Beſtellung.

‚Wir ſitzen ſo traulich beiſammen,
‚Und haben einander ſo lieb!'
So ſangen wir erſt noch heiter,
Und wurden plötzlich trüb;

Und ſah'n uns in die Augen,
Wir wußten nicht warum?
Und klangen an mit den Gläſern,
Und ſaßen wieder ſtumm.

Da faßt' ich ihn am Arme,
Den nebenſitzenden Freund,
Und ſprach: „'s iſt Zeit zum Aufbruch —
„Sonſt wird noch heute geweint!"

Und als wir nach Hauſe ſchritten,
Die ſchweigenden Straßen entlang,
Und als vom Dome nieder,
Die ſpäte Stund' erklang,

Und als die Häuſer ſtanden,
So ſtill und geiſterbleich;
Da ward uns um die Herzen
Gar wunderſam und weich.

Vor'm Thore ſeines Hauſes
Da drückt' ich ihm noch die Hand;
Es war mir, als ſollt' er wandern
Weit — weit in ein fremdes Land.

„Leb' wol," begann er, „und morgen —
„Nicht wahr, — wir werden uns ſeh'n?" —
„Ja, — morgen ſeh'n wir uns wieder." —
So ſprach ich — und wollte geh'n.

„Wir müſſen uns morgen ſehen —
„Die Hand drauf!" — rief er bewegt.
Ich gab ihm die Hand, wir ſchieden —
Auch ich war aufgeregt.

Ich ging, ſchlief, träumte wie immer,
Stand Morgens wie immer auf,
Verfolgte nüchtern wie immer
Den nüchternen Tageslauf.

Und Abends ging ich wie immer,
Und ſuchte den Freund mir auf;
Mußt' heute ja gar ihn ſuchen:
Ich gab ja die Hand ihm drauf. —

Ich poch' an ſeiner Thüre,
Die alte Magd erſcheint;
Ich frage ſie: „Iſt er zu Hauſe?" —
Sie nickt mit dem Kopf und weint.

„Was iſt es, Mütterchen?“ frag' ich;
„Ja,“ ſagt ſie, „das war ſchnell!
„Heut früh noch war er ſo freundlich, —
„Jetzt liegt er todt zur Stell!“

„Todt?“ ruf' ich — „Todt“ ſo weint ſie;
Ich ſtürz' ungläubig hinein, —
Da liegt er auf ſeinem Bette,
Beim Himmel — das iſt nicht Schein!

Wie, wie nur iſt er geſtorben?
Genug, er ſtarb, — er iſt todt!
Das Schickſal ſteht nicht Rede, —
Genug, er ſtarb, — er iſt todt!

Und ſchweigend ſitz' ich nieder,
Und faſſe die kalte Hand;
Mir war, als wär' er gewandert
Weit, weit in ein fremdes Land.

Mir war, als kläng' es von ferne
Durch's Zimmer ſchaurig und trüb:
‚Wir ſitzen ſo traulich beiſammen,
‚Und haben einander ſo lieb!‘

## Luſt und Schmerz.

Menſch, wenn ein Menſch vor dir erſcheint
Mit menſchlich froher Bruſt,
Was denkſt du dann im ſtillen, Freund,
Von ſeiner hohen Luſt?

Iſt dein Entzücken voll und rein,
So du darüber haſt?
Wird's eitel ganze Freude ſein,
Was dich mit ihm erfaßt?

Sieh, Freund, erblick' ich einen ſo,
Dann denk' ich ſtets bei mir:
„Du, guter Mann, du biſt ſo froh,
„Stehſt gar ſo ſelig hier,
„Schlürfſt all' das bischen Fried' und Freud'
„In dieſem Stündchen ein,
„Und denkſt nicht, wann dir nach der Zeit
„Je wieder ſo wird ſein?

„Wer weiß, du guter Ohnenot,
„Der du ſo munter biſt,
„Wer weiß, ob dieſes ‚Heute roth‘
„Nicht ‚Morgen todt‘ ſchon iſt.
„Wer weiß es, ob du dieſen Trank
„Nicht mit dem Tode trinkſt
„Ob nicht vom Roſenbette blank
„In's Raſenbett du ſinkſt!

„Wer alſo, denk' ich dann ſo fort,
„Wer alſo darf ſich freu'n
„Da ſchon das erſte Blatt verdorrt,
„Wenn wir das letzte ſtreu'n?
„Wer kann vom Herzen munter ſein,
„Wenn Nacht den Tag berührt,
„Und oft der gold'ne Freudenwein
„Zum Todtenweine wird?!“ —

Doch, Menſchen, wenn ein Menſch vor euch
Im ſchmalen Sarge liegt, —

Die Augen zu, die Wangen bleich,
Die Hand' an's Herz geſchmiegt, —
Was denkt ihr dann, durchfährt's euch nicht
Wie Schreck vor'm Spiegelbild?
Seh' ich dem Todten in's Geſicht,
So werd' ich weich und mild.

„Ei!“ denk' ich mir, „du ſtummer Mann,
„Du haſt es nicht ſo ſchlecht:
„Verſöhnt ſieht uns dein Antlitz an,
„Und Alles iſt dir recht. —
„Und doch hinwider, wenn man's nimmt,
„So haſt du's, o! recht ſchwer:
„Dein Saitenſpiel iſt abgeſtimmt,
„Kein Lautner ſtimmt dir's mehr!

„Was je darüber fuhr und klang,
„Es fuhr und klang umſonſt,
„Dein Heimgang iſt ein ſtiller Gang,
„Und ſtumm iſt's, wo du wohnſt!
„Drum denk' ich, rüſtig aufgeſpielt,
„So lang die Saite hält:
„Nur *ein* Land gibt es, wo man fühlt,
„Nur *eine* laute Welt!“ —

So, Brüder, war ich oft nicht froh,
Wo Alles froh erſchien,
Und ſah ich eine Leiche wo,
So blickt' ich lächelnd hin.
Deſſ' iſt ja grad das Menſchenherz
So höhnend ſich bewußt:
Nie hat es einen ganzen Schmerz,
Nie eine ganze Luſt!

## XII.

## Vogelweide.

Walther von der Vogelweide
War ein wack'rer Sängersmann,
Sich und Anderen zur Freude
Stimmt' er ſeine Lieder an.

Walther von der Vogelweide
Sagt' und ſang aus Herzensgrund,
Nahm in Freude wie im Leide
Sich kein Blättlein vor den Mund;

That ſich Zwang in keinem Dinge,
Recht ſo wie der Vogel ſingt,
Der da ſingt, damit er ſinge,
Nicht weil's Lob und Lohn ihm bringt.

Und ſo wie der Vogel eben
Sich bald da, bald dort gefällt,
Zog er hin und her im Leben, —
Seine Weide war die Welt.

Sechzig Lenze ſchon hat Walther
Eingeläutet mit Geſang,
Bis auch ſeinem friſchen Alter
Einſt das letzte Stündlein klang.

Dort zu Würzburg legt' er nieder
Seinen morſchen Wanderſtab,
Bat im letzten ſeiner Lieder
Um ein ſtilles Sängergrab.

Bat, daß ſie das Grab bedecken
Einfach nur mit rohem Stein,
Der da hohl an ſeinen Ecken,
Hohl auch oben möge ſein.

In die hohlen Ecken gieße
Man alltäglich klare Flut,
Daß ein Born dem Vogel fließe,
Der darauf vom Fluge ruht.

Oben in die Mulde ſtreue
Man alltäglich friſches Korn,
Daß der Vogel baß ſich freue,
Träf' er Atzung auch am Born. —

Was er wünſcht', es ward vollzogen,
Korn und Waſſer fehlte nie, —
Und ſo kam's zum Grab geflogen
Schaarenweiſ', voll Melodie.

Wenn noch kaum der Morgen graute,
Sang und zwitſchert' es ſchon drauf,
Wenn der Mond durch Wolken ſchaute,
Saßen dort die Vöglein auf.

Recht ſo eine Vogelweide
Gab es, wo im kühlen Hag
Walther von der Vogelweide,
Nie des Lied's entbehrend, lag.

# Dichter-Alter.

Quique pii vates et Phoebo digna locuti,
Omnibus his (merita privantur) tempora (lauro).
Nach Virgil (Aen. VI. 662).

Es iſt kein Segen mehr, ein Dichter ſein,
Einſt war's ein Segen, ſelbſt im Alter Segen:
Nachſommer gab's noch, ſpäten Sonnenſchein,
Und Blumen noch, um ſie auf's Grab zu legen.

Wetteifernd flocht das jüngere Geſchlecht
Den grauen Locken ſeines Sängers Kränze,
Und macht' ein Bett aus Roſen ihm zurecht,
Und freute ſich, daß noch ſein Auge glänze.

Und maß ſich ſelbſt an ihm, und lauſchte gern
Dem ſüßen Nachklang aus entſchwund'nen Tagen,
Und wünſcht' ihm lange noch die Stunde fern,
Die ihm als Dichter längſt vorausgeſchlagen. —

Das iſt vorbei! — Die ungeduld'ge Zeit
Will Jugend, Tag, — kein Alter, kein Verdämmern,
Kein Werden auch, — nein, Urvollkommenheit,
Und fert'gen Stahl gleich ohne Glut und Hämmern.

Wie Pallas aus der Stirn des Zeus, ſo ſpringt
Der neue Gott in's raſchbewegte Leben;
Ein kühner Griff in's Saitenſpiel, — es klingt,
Und tauſend gleichgeſtimmte Herzen beben.

Bewundert durch die Länder zieht er hin,
Gefolgt vom Heer nachäffender Begleiter,

Hoch zu den Sternen trägt er ſeinen Sinn,
Da ruft die Zeit: „Bis hieher und nicht weiter!“

Ihm macht's nicht bang, die Saiten ſchnell vertauſcht,
Den Ton gewechſelt wie die Mod' ihn fordert,
Und wieder iſt er Herr, die Menge lauſcht,
Er altert und verglimmt nicht, — er verlodert!

So will's die Welt, die alterſcheue Welt; —
Ein alter Dichter, armer Mann des Spottes!
Das Standbild deiner Muſ' iſt längſt zerſchellt,
Gras überwuchs den Tempel deines Gottes.

Geh' — ſag' nicht, daß du ſangeſt! Daß du ſangſt,
Iſt dein Verbrechen, laſſ' es niemand wiſſen,
Der Kranz, um den du einſt ſo glücklich rangſt,
Er würde dir mit Hohn vom Haupt geriſſen.

Sie thun es jetzt den Cannibalen nach,
Die ihre Väter, um in alten Tagen
Sie zu bewahren vor des Siechthums Schmach,
Mit frommer Hand, bei Feſtgeſang, erſchlagen.

Drum wecke nicht der jungen Helden Wuth,
Sie haben Recht: denn ſie ſind jung, ſie ſingen, —
Du haſt geſungen: wenn für einſt auch gut,
Jetzt würd' es dennoch wie ein Mißton klingen.

Und haſt du einſt auch manches Herz gelabt,
Jetzt ſtirb, — und laſſ' dich mit dem Troſt begraben:
„Wer einmal eine Zeit für ſich gehabt,
„Wird einmal wieder eine für ſich haben.“

# Dritte Leſe.

Mag Euch Alles gleich nicht munden:
Alles glückt auch Meiſtern nicht!
Wenn Ihr etwas nur gefunden,
Das Euch mehr zum Herzen ſpricht!

## I.

# Die beiden Gräber.

Zwei feindliche Geſchlechter wohnen
In Spaniens alter Königsſtadt,
Die nichts in ihrem Haſſe ſchonen,
Des tiefſten Grolles nimmer ſatt.
Das Fluchkorn, ſo die Väter ſäten
Im Taumel blinder Eiferſucht,
Gepfleget wird es, ſtatt zertreten,
Und wuchert auf zur üpp'gen Frucht.

Doch wie am ſtarren Gletſcherhange
Die Alpenroſe freundlich glüht,
So iſt, zum Trotz dem frevlen Zwange,
Die frömmſte Lieb' auch hier entblüht.
Alphons, des einen Hauſes Erbe,
Wächſt hier zu kühnem Heldenlauf,
Und würdig, daß er um ſie werbe,
Lorenza dort als Erbin auf.

Die Liebe läßt ſich nicht bedeuten,
Was nicht geſchehen ſoll, geſchah:
Das Kinderpaar der Haßentzweiten
Sieht ſich und liebt, ſeit es ſich ſah.
Und liebt ſo heimlich, weil ſo innig,
Und liebt ſo innig, weil ſo fromm,

Und birgt vor aller Welt ſo ſinnig,
Was längſt zur hellſten Glut entglomm.

Wol ſehen ſie den Abgrund offen,
Und keinen Engel, der ihn ſchließt:
Doch Schweſtern ſind ſich Lieb' und Hoffen,
Und dies erwärmt, wo jene ſprießt.
Oft brüten ſie an Sühnungsplanen:
Und fiel' auch ihre Thrän' auf Erz,
So bleibt ja ihrem ſel'gen Ahnen
Noch ihre Liebe, noch ihr Herz.

Wer iſt, wenn ſie ſich ſo begegnen,
Wer iſt wol glücklicher, als ſie?
Sie ſind verſucht, ihr Leid zu ſegnen:
Ihr Leid iſt ihre Harmonie.
Wenn Aug' im Auge perlend ſchimmert,
Wenn Seufzer ſich in Seufzer miſcht,
Und, wie die Sonn' aus Nebeln flimmert,
Ein Lächeln dann den Gram verwiſcht:

Wenn ſie auf ſich beſchränkt ſich fühlen,
Selbſtſchöpfer einer eig'nen Welt:
Wenn ſie mit dem Geſchoſſe ſpielen,
Das, eh ſie's ahnen, wol ſchon fällt:
Wenn ſie den Finger kühn verachten,
Der zürnend ihrem Bunde droht, —
Das Meer von Sehnen dann und Trachten
Verſchlingt den Tropfen ihrer Noth.

Doch endlich trifft der Pfeil; verrathen
Wird, was er längſt geahnt, dem Haß,
Bedroht ſieht er die Höllenſaaten,
Die er mit Schadenfreude maß.

Doch Liebe ſoll ihm nicht zerſtören
Den langgebauten, eh'rnen Plan:
Der Eine mag den Sohn nicht hören,
Der And're grollt die Tochter an.

Hier droht die Vaterhand erhoben
Alphonſo'n mit des Fluches Grau'n,
Gebeugt iſt dort von wildem Toben
Lorenza's krankes Haupt zu ſchau'n.
Verkerkert hinter Schloß und Riegel,
Zergrämt ſich hier und dort die Noth; —
Doch Liebe findet ihre Flügel,
Wenn nirgend anders — doch im Tod.

Und dieſem reiſen ſie entgegen,
Mit gleichem Schritt, ein gleiches Paar,
Ein Herz weiß von des andern Schlägen,
So ſcheint's: — denn beide bricht ein Jahr.
Zu Beiden tritt an einem Tage
Der düſtre Friedensengel ein:
So ſargt ſie mit verhaltner Klage
Der Aeltern Haß im Todtenſchrein.

Nur daß man ihnen Eins erfülle,
Verlangten ſie der Welt noch ab:
Beiſammen — hieß ihr letzter Wille —
Beiſammen wünſchten ſie ihr Grab.
Wie feilſcht der Haß, der dumpfergrimmte,
Selbſt um dies Recht noch mit dem Tod:
Allein des Richters Spruch beſtimmte:
Der letzte Wille ſei Gebot!

So trägt man, was getrennt im Leben,
Denn nun vereint zum letzten Haus:

Hier ſchläft Alphons, und hart daneben
Ruht hier Lorenza ſchlummernd aus.
Doch fühlt der Haß ſich's nicht verleidet,
Und mitten auf den ſchmalen Raum,
Der ſchonend beide Gräber kleidet,
Pflanzt er — erfindriſch — einen Baum.

Pflanzt ihn, daß er die Wurzeln berge,
Daß er hinablang' in den Grund,
Und von einander dräng' der Särge
Geheimnißvollen Gräberbund.
Und wirklich ſcheint es ſo zu werden:
Schon grünt der Stamm im Frühlingsglanz,
Und vielfach in den Schooß der Erden
Verzweigt er ſeinen Wurzelkranz.

Doch wunderbar! die Wurzeln drängen
Nicht auswärts, Sarg von Sarge nicht,
Man ſieht ſie unten durch ſich zwängen,
Wie ſich um's Korn die Hülſe flicht.
Und dichter ſchwellen ſie und drücken
Gewalt'ger Truh' an Truhe vor,
Und grünen aus des Hügels Rücken
Als Doppelmonument empor.

Die Aeltern ſeh'n's mit ſchwäch'rem Grollen,
Durch Zufall einſt am Grab vereint,
Sie wiſſen ſelbſt nicht was ſie wollen,
Ihr Aug' beſchämt den Haß — und weint.
Und durch das junge Blattgetriebe
Scheint es zu weh'n im Maienlicht:
Das Herz ſich brechen läßt die Liebe,
Sich trennen läßt die Liebe nicht.

# An die Unduldſamen.

Ach! daß man die Zeit der Liebe
Doch ſo gern und ſchnell vergißt!
Daß, wer heute noch ihr Prieſter,
Morgen ſchon ihr Quäler iſt.

Sieh! wie ſie die Achſeln zucken,
Seh'n ſie nur ein Paar, das liebt,
Und den Pfeilen ihres Witzes
Eine Bruſt zur Scheibe gibt;

Seh'n ſie, wie gewandt und arglos
Hand und Blick Erwiedrung ſucht,
Wie dem Herzen jede Knoſpe
Reift zu einer gold'nen Frucht;

Seh'n ſie, wie man um ein Stündchen
Wortverlegner Gegenwart
Lange Tage, läng're Nächte
Kargend oft ſich weggeſpart.

Und doch träumten dieſe Richter,
(Iſt's ein Traum) wie ich und du;
Stürmten unter gleichen Fahnen
Einem gleichen Ziele zu.

Schalten damals den, der lachte
Ihrer heil'gen Harmonie,
Und nun ſchelten dieſe Kalten
Den, der thut, wie damals ſie.

Damals, — wären ſie der Erde
Herrn geweſen eine Nacht, —
Ach, wie hätt' ihr Glück, als Sonne,
Jeder Liebe Glück gelacht!

Und nun nehmen ſie die Schaufel
Ihrer Seelenloſigkeit,
Einen Baum zu untergraben,
Deſſen Frucht auch ſie erfreut.

Und nun lohnen ſie mit Spotte,
Was zu haben ſie ſich freu'n,
Gleich als wollten ſie verläugnen,
Daß ſie dadurch glücklich ſei'n.

Arme Spötter, nehmt den Spiegel
Eurer Jugend doch zur Hand,
Und beſchaut nur eure Züge,
Ob denn jede Spur verſchwand!

Jede Spur, daß dieſes Auge,
Das mit Seitenblicken ſtraft,
Auch einmal zur Wiege diente
Namenloſer Leidenſchaft;

Jede Spur, daß dieſe Lippen,
Die nun kalter Hohn entſtellt,
And're Lippen ſuchten, fanden,
Und nicht küſſensſatt geſchwellt;

Jede Spur, daß dieſer Buſen,
Den nun ſtrenger Ernſt umhüllt,
Nur gepreßt an einen andern
Sein entfeſſelt Blut geſtillt;

Jede Spur, daß dieſe Hände
Bettelten um einen Druck;
Daß dies Haar ſich ließ berauben,
Zum Entgelt für ſchön'ren Schmuck;

Daß der Menſch, an deſſen Schulter
Nun vielleicht ein Antlitz lehnt,
Um dies Antlitz auch geworben,
Um dies Weib ſich auch geſehnt!

So in eurer Jugend Spiegel
Blickt nach euch, ihr Spötter, um!
Wenn man liebte, Liebe quälen,
Bringt — bei Gott! geringen Ruhm.

## II.

## Des Menſchen Bild.

Der Dänenkönig Sigar ſaß trüben Angeſicht's;
Er rief die Schaar der Freunde, — ſie kam, — doch ſprach er nichts.
Und endlich hob er langſam die Augen himmelwärts,
Und öffnete die Lippen und ſprach mit inn'rem Schmerz:

„Ich bin ein alter König, hab' viel gewirkt, geſtrebt,
„Hab' lange mit den Menſchen als Menſch geirrt, gelebt,
„Hab' matt den Leib gerungen und grau gekämpft mein Haar,
„Und dennoch weiß ich nimmer zu ſagen, wer ich war.

„Meerwogen laſſ' ich geißeln, woſern es mich erfreut,
„Eisberge rollen nieder, woſern mein Wink gebeut,
„Für Alles hab' ich Bilder, was fliegt und ſteht und quillt,
„Und dennoch ſuch' ich immer umſonſt für mich ein Bild!

„Was iſt der Menſch? — Ein Träumer? — Träumt er, oft wacht er doch!
„Was iſt der Menſch? — Ein Schemen? — Mein Leben lebt mir noch!
„Er iſt zu groß ein Würmchen, zu klein ein Gott zu ſein,
„Zu hart für eine Blume, zu weich für einen Stein.

„Sein Bild iſt nicht die Schlange, ſein Bild iſt nicht der Aar: —
„Ich bin ein alter König, und weiß nicht, wer ich war!
„Geht, ruft mir meinen Skalden, der trank aus Mimer's Quell:
„Er ſchaffe mir vom Menſchen ein treues Bild zur Stell."

Der Skalde kommt gegangen, der König fragt bewegt,
Der Skalde faßt den Griffel, den er am Gürtel trägt;
Und an die Mauer tritt er mit ſtill erhob'nem Sinn,
Und zeichnet einen Zirkel und wieder einen hin. —

Mit Staunen ſieht die Menge dem ſond'ren Maler zu. —
„Das iſt der Menſch, o König, — das," ſpricht er, „biſt auch du!
„In dieſem Zirkel ſchauſt du des eig'nen Leib's Geſchick:
„In ſeinen Anfang eilt er, der Staub in Staub zurück.

„In jenem aber ſchauſt du der eig'nen Seele Glück;
„In ihren Anfang eilt ſie, das Licht in Licht, zurück!" —
Der König aber hört es, und drückt des Skalden Hand,
Und wiſcht mit ſeinem Mantel die Zirkel von der Wand.

# Bitte.

Seht ihr mich an manchem Tage
Thun, als wüßt' ich mich allein:
Gleich' ich, taub für jede Frage,
Meinem eig'nen Bild von Stein;

Nennt der Zeiger meiner Augen
Euch den Lauf der Seelenuhr:
Schein' ich euch nur Gift zu ſaugen
Aus dem Becher der Natur:

Laßt dann immer mich gewähren,
Und verſchwendet kein Bemüh'n,
Sucht mich ja nicht zu bekehren,
Oder unter euch zu zieh'n.

Keines Scherzes tändelnd Witzeln
Bannt den Geiſt, der da mich faßt,
Keine Schmeichelfinger kitzeln
Mich in Schlummer oder Raſt.

Keines Vorwurf's herbe Rede
Macht mich irr in meinem Thun;
Eh ſie abgethan die Fehde,
Bringt mich keine Macht zum Ruh'n.

Seht das Meer wenn ſeine Wellen,
Aufgewühlt von inn'rem Krampf,
Grollend auf einander ſchwellen,
Und entglüh'n im Bürgerkampf!

Thorheit dann, die Flut zu ſtreicheln,
Daß ſich leg' ihr dumpfer Groll;
Ihr mit Balſamtropfen ſchmeicheln,
Daß ſie ruhig werden ſoll;

Thorheit auch, ſie drob zu geißeln,
Daß ſie möge ſtille ſteh'n: —
Sie wird ihre Wirbel kräuſeln,
Ihr mögt drohen oder fleh'n.

Seht, ſo iſt's mit den Gedanken
Und Gefühlen meiner Bruſt:
Oft im Stürmen und im Schwanken
Feiern ſie ganz eig'ne Luſt.

Darum wollt mich dann nicht ſtören!
Sei der Himmel noch ſo grau:
Ewig kann der Sturm nicht währen,
Einmal wird es wieder blau.

## III.

## Der närriſche Küſter.

Ein eiſiger Decemberwind
Durchſauſt die öde Flur,
So weit der Nebel ſchauen läßt,
Nicht eine Lebensſpur.

Nur von der Kirchhofmauer her,
Wo ſtill der Küſter wohnt,
Da färbt ein matter Flammenſchein
Den grauen Horizont.

Der Wand'rer, der des Weg's verfehlt,
Wähnt dort das Dorf zu ſchau'n: —
Doch kommt und ſieht er, wo er ſteht,
Dann faßt ihn fröſtelnd Grau'n.

Den närr'ſchen Küſter ſieht er dort
In kalter Nacht allein;
Der ſitzt gekauert auf ein Grab
Bei mattem Flammenſchein.

Ein morſches Brett iſt, was er brennt,
Und offen gähnt ein Grab:
Drein ſinkt mit mancher Flocke Schnee
Auch manche Thrän' hinab.

Und näher zieht's den Pilger hin:
Das Grau'n hat eig'nen Reiz;
Nicht merkt, ſo ſcheint's, der Küſter ihn: —
Er lauſcht an einem Kreuz.

Der Küſter aber ſitzt und ſinnt,
Und ſchaut in's Flammenlicht:
Sein Leib iſt ſtarr, ſein Bart bereift,
Er aber achtet's nicht.

Der Pilger ahnt wol was es ſei,
Tritt vor den ſtillen Mann,
Und da er nicht erſtaunt ihn ſieht,
Spricht er ihn freundlich an:

„Gott ſei mit euch! Es ſauſt ſo kalt,
„Daß mir's ganz froſtig wird;
„Und ihr ſitzt bei ſo karger Glut, —
„Wie kommt's, daß ihr nicht friert?“ —

„„Bei dieſer Glut — ich frieren? — Ha!
„„Mir iſt recht wol zu Muth!
„„Ich brenn' ein Brett von Liebchens Sarg:
„„Das gibt gar warme Glut!““

## Maß für Schmerzen.

Ihr ſcheltet meinen Unmuth — Traum,
Und ſpottet meiner Trauer,
Weil eine kurze Stunde kaum
Oft ihre längſte Dauer.

Wehleidig heißt ihr mich und ſchwach,
Und kindiſch meine Thränen,
Wenn mir das Herz beinahe brach
Vor namenloſem Sehnen.

„Ein Stündchen,“ ſprecht ihr, „trüben Blick,
„Und Alles dann vorüber;
„Und doch erkennſt du nicht dein Glück,
„Und jammerſt wol noch drüber!

O Freunde, meßt die Trauer mir
Nach Stufen nicht und Stunden!
Im Herzen liegt das Maß dafür,
Wo ſie ſich eingefunden.

Ein weiches Herz — ein tiefer Schmerz,
Und währt' er nur Minuten,
Und was oft kalten Seelen — Scherz,
Läßt warme dran verbluten.

Und ach! wer kann die warme Bruſt
Mir kühlen oder nehmen?
Wer zügeln ihre heiße Luſt,
Wer ſänftigen ihr Grämen?

Was eure kaum in Jahren fühlt,
Sie fühlt's in Augenblicken:
Was euch kaum auf die Seele zielt,
Kann meine niederdrücken.

Ein Knaul iſt ihr der kleinſte Gram,
Woran ſie zerrt und windet,
Bis ſie ſo tief in's Rütten kam,
Daß die Geduld ihr ſchwindet.

Das Fünkchen ſelbſt iſt ihr ein Brand,
Woran ſie bläſt und ſchüret,
Bis ſie ſich plötzlich übermannt
Von wilder Lohe ſpüret.

Dann bricht ſie los, dann flammt ſie auf
In unnennbarem Hader,
Und jagt das Blut in raſchem Lauf
Von Ader mir zu Ader.

Drum meſſet nicht nach Stunden mir
Der Seele tiefe Schmerzen!
Das einzig wahre Maß dafür
Liegt nur im eig'nen Herzen.

## IV.

## Die Gräfin von Querfurt.

Am ſchönen Quellbrunn einſam geht
Der heilige Bruno, vertieft in Gebet;
Und was er ſo ſinnet im Stillen erbaut,
Das ſingen die Vöglein des Waldes gar laut.

Da kommt ein Weib des Weges daher,
Sie trägt an einem Keſſel ſchwer,
Darüber iſt ein Mantel gedeckt,
Als wäre drin was Geheimes verſteckt.

Und wie ſie ſo huſcht an dem Heil'gen vorbei,
Da tönt aus dem Keſſel ein wimmernd Geſchrei,
Und Herz und Auge zieht es ihm hin;
„Weib!“ fragt er, „was trägſt du ſo heimlich darin?“

Das Weib, erſchrocken, es ſtammelt ſchnell:
„„Nichts! — Junge Wölflein — trag' ich — zum Quell!““
„Ei, Wölflein?“ — „„Hündlein!““ — „Laſſ' doch ſeh'n,
„Vielleicht möcht' eins zu Geſichte mir ſteh'n!“

Das Weib ſetzt ab mit verſtörtem Blick,
Der Heilige ſtreift die Hülle zurück:
„Herr Gott! Nicht Hunde, — das ſind ja fürwahr
„Acht Kindlein, wie kaum ſie die Mutter gebar!"

Das Weib ſinkt niedergedonnert in's Knie,
Der Heil'ge betrachtet die Kinder und ſie,
Dann ruft er ergriffen von Zweifel und Angſt:
„Geſtehe, ſo wahr du dein Heil verlangſt!"

„„Herr!"" ſchluchzt ſie, — „„vergebt! Sie ſind nicht mein,
„„Graf Gebhard auf Querfurt nennet ſie ſein.
„„Euch, ſeinem Bruder, iſt's wol bekannt,
„„Wie daß er gezogen in fremdes Land.

„„Indeß gebar ihm die Gattin daheim,
„„Neun Früchte trug ihr ein Lebenskeim.
„„Ihr wißt, Herr Gebhard iſt rauh und wild,
„„Dem leichtlich das Herz vor Unmuth ſchwillt.

„„Beſchwerliche Reden führt' er ſogar,
„„Wenn reichlichen Segen ein Weib wo gebar;
„„Drum lag auch verzweifelt die Mutter da,
„„Als gar neun Würmlein ſie vor ſich ſah.

„„Mit grollendem Herzen wird er ſie ſeh'n,
„„Als wär's nicht mit rechten Dingen geſcheh'n;
„„Wird ehrlos ſchelten Kinder und Weib,
„„Wird wild ſich vergreifen an ihrem Leib.

„„Drum lieber ihr Leben geknickt im Keim,
„„Das neunt' und ſtärkſte nur bleibe daheim!
„„So überwältigt' in bangem Gewühl
„„Des Vaters Rauhheit der Mutter Gefühl.""

Der Heilige ſchaudert, da er's vernimmt,
Faßt Kindlein und Kindlein dann weichgeſtimmt,
Beſprengt ſie tauſend mit heiliger Flut,
Und ſpricht: „Sie bleiben in meiner Hut!

„Geh heim und ſag', es ſei vollbracht,
„Und hülle das grauſe Geheimniß in Nacht.
„Ich will für ſie ſorgen, was auch da kommt,
„Der Herr wird's wenden ſo wie es frommt!“

Das Weib geht heim, der heilige Mann
Nimmt warm der geretteten Kindlein ſich an;
Aufblüh'n ſie, ſo wie er's von Gott ſich erfleht,
Acht Röslein, ein liebliches Blumenbeet.

Oft küßt die Gräfin den neunten Sohn,
Für acht verkaufte den blutigen Lohn,
Und ſtarrt ihn an und ſeufzt vor Qual, —
Schier faßt ein Argwohn den rauhen Gemahl. —

Neun Jahre ſteigen in's Zeitengrab
Da ruft Herrn Bruno die Pflicht fernab;
Ihm ſcheint's im Geiſte wol vorzugeh'n,
Als ſollt' er die Heimat nicht wieder ſeh'n.

Drum eilt er zu ſeinem Bruder hin,
Und ſpricht ihn mit warmer Rede zu Sinn,
Und ſagt ihm, wozu er die Gattin trieb,
Und wie's durch ein Wunder verhütet blieb.

Und läßt ſich's beſchwören mit heiligem Eid,
Der Mutter es nicht zu entgelten durch Leid;
Dann eilt er zur Gräfin und leuchtet mit Macht
Zu tiefſt ihr hinab in des Herzens Schacht.

Und als ſie zerknirſcht in Thränen verſinkt,
Da ruft er den Grafen, entfernt ſich und winkt,
Und ſiehe! durch's Thor, herzinnig gerührt,
Da nahen acht Knäblein, vom neunten geführt.

In gleichem Gewand, gleich golden an Haar,
Die kindlichen Augen gleich blau und klar,
Gleich rot die Wangen vom Jugendſchein,
Sind's neun in einem und einer in neun.

Und wie nun des jungen Lebens ſo viel
Sich rührt und regt in luſt'gem Gewühl,
Und wie ſich's um Vater und Mutter drängt,
Und ſchmeichelnd an Knie, und an Arme ſich hängt:

Da ſchmilzt wol des Grafen verhärteter Sinn,
Da wirft die Mutter in Thränen ſich hin:
Da iſt bei einander groß' Freud' und Leid,
Ein Schwanken von Vorwurf und Seligkeit.

Herr Bruno aber blickt auf zu Gott:
„Du ließeſt mich, Herr, nicht werden zu Spott!
„Laſſ' werden die Aeltern den Kindlein gleich:
„Denn ihrer iſt ja das Himmelreich!“

## Mein Wecker.

Nicht Räderuhr, nicht Schlagwerk und Gewicht,
Selbſt Morgenglock' und Haushahn brauch' ich nicht,
Auch weder einen Knecht, noch eine Magd,
Die mich allmorgentlich zu wecken zagt.

Denn einen Wecker hab' ich nebenan,
Der es weit beſſer, als ſie alle kann,
Er zupft mich nicht an Zehe, Naſ' und Haar,
Vom Herzen aus weckt er mich wunderbar.

Der kleine Wecker aber iſt mein — Kind,
Der weckt mich zuverläſſig und geſchwind;
Ein Laut, ein Schrei — ſo iſt es mir genug:
Weiß Gott! er kennt den rechten Glockenzug.

Dann ſpring' ich hin zu ihm und ſeh' mit Luſt
Sein liebes Lächeln nach der Mutterbruſt,
Und frommer Wünſche wird mein Herz ſo voll,
Wie es am Morgen eben werden ſoll.

Und weckt er oft mich etwas früher auch,
Als es vordem geweſen mein Gebrauch,
Ich bin gleichwol der Erſte nicht empor:
Die Mutterſorge kam mir ſtets zuvor.

Und ſollt' ich manchmal auch der Erſte ſein,
Wie wäre dieſes Opfer doch ſo klein!
Für's Lamm erwacht der Hirt im Dämmerlicht:
Und ich — ich ſollte für mein Kind es nicht?

## V.

## Der Falſchmünzer.

Der Scherge tritt zum Richter: „Herr, draußen ſteht ein Mann,
„Von ſchwerer Schuld belaſtet, klagt er ſich ſelber an:
„Sein Haar iſt wirr, ſein Antlitz verſtört, ſein Auge ſtarr,
„Und wär' er kein Verbrecher, ich meint': er wär' ein Narr!"

Der Richter heißt ihn kommen, der Scherge führt ihn vor. —
„Ihr Herrn," beginnt der Fremde, „leiht mir ein gnädig Ohr!
„Zu richten und zu ſtrafen iſt euer heilig Amt:
„So hört denn mein Verbrechen, und richtet und — verdammt!

„Die ſchwerſte Schuld, wie heißt ſie?" — Die Richter meinen:
„„Mord!""
Der Fremde lacht: „Die garſt'ge, nächſt kleinere ſofort?" —
„„Verrath!"" ſo meint der Richter. — Der Fremde lacht: „Und
dann?" —
„„Falſchmünzerei!"" ſo heißt es. — „Halt, Herr, nun ſind wir dran!

„Falſchmünzerei! — da habt ihr's! Ei ſeht, ihr klugen Herrn,
„Die ſetzt ihr an als Drittes? — Ihr hälfet mir wol gern! —
„Ich ſage ſie iſt ärger, als Mord, als Hochverrath!
„Falſchmünzer, ja das war ich, — beſchönigt nicht die That!"

„„Falſchmünzer?"" fragt der Richter, „„wo münztet ihr und wie?
„„Betriebt ihr's mit Genoſſen? Bekennt und nennet ſie!"" —
Der Fremde ſpricht, wie höhnend: „Ihr Herrn, verſtellt euch nicht,
„Blickt auf aus euren Büchern, blickt mir in's Angeſicht!

„Erkennt ihr drauf die Spuren von Frohſinn, Liebe, Muth?
„Den Zug verwelkter Maien, die Kohl' erloſch'ner Glut?
„Das fing mit ſeinen Reizen ein unerfahr'nes Kind,
„Ein Kind, das gar nicht ahnte, was böſe Menſchen ſind!

„Das Mädchen gab mir Liebe, gab Alles — Alles mir,
„Und was — merkt auf, ihr Herrn, — was gab ich ihr dafür?
„Ich münzte falſche Schwüre, — ſie nahm ſie an für baar;
„Ich münzte falſche Thränen, — ſie nahm ſie an für wahr.

„Ich münzte Treu' und Tugend — ſie nahm ſie an für Gold,
„Und unecht, falſch, erlogen war, was ich ihr gezollt.
„Sie ſchien ſich reich, ſie prahlte mit dem, was ich ihr gab,
„Doch als ſie ſich enttäuſchte, da ſank ſie in das Grab.

„Ein Mord, ihr Herrn, was iſt er? — Das Eiſen tödtet ſchnell.
„Was iſt Verrath? — Er ſchlachtet ſein Opfer auf der Stell'.
„Falſchmünzerei iſt ärger, ſie hält den Glauben hin,
„Vergiftet das Vertrauen, verhöhnt den graden Sinn.

„Drum ſprecht, ihr Herrn, mein Urtheil, ich bin darauf gefaßt,
„Ich kann ſie nimmer tragen, die bange Sündenlaſt:
„Allnächtlich hör' ich's donnern: Falſchmünzer, kauf' dich los!
„Erſetz', erſetz'!" — Unmöglich! — die Summe iſt zu groß!" —

Die Richter ſteh'n erſchüttert, und rufen insgeſammt:
„Berathet's mit dem Himmel, das iſt nicht unſer Amt:
„Wir richten nicht die Herzen, wir richten nur die That:
„Für falſche Seelenmünze gibt's keinen Menſchenrath!"

Da lacht der Fremde grinſend, da weint er wieder drein:
„O Unglück!" — ruft er, „unwerth des Henkerbeils zu ſein!" —
Er geht, und, was kein Richter ihm gab in ſeiner Noth,
Gibt ihm, nach langer Buße, zuletzt der Gram, — den Tod.

# Weltſinn.

Es dreht der Menſchen Streben
Sich um ihr eig'nes Heil:
Führt nur ihr Pfad ſie eben,
Sei jeder and're ſteil.

Sie graben ſich wie ehern
In's eig'ne Selbſt hinein,
Sind glatt für alles Nähern,
Für alles Fühlen Stein.

Du zeigſt die Hand beſliſſen, —
Sie lachen deiner Müh': —
Du zeigſt die Bruſt zerriſſen, —
Und Dornen reichen ſie.

Du weiſeſt auf Ruinen
Zerfall'ner Seelenruh', —
Sie ſeh'n mit kalten Mienen
Dem letzten Falle zu.

Du zeigſt, du könnteſt lieben,
Und fändeſt nur kein Herz, —
Sie ſchelten übertrieben
Und kindiſch deinen Schmerz.

Du zeigſt, du könnteſt ſchaffen,
Nur fehl' es dir am Sporn, —
Sie ſtumpfen dir die Waffen,
Und trüben deinen Born.

Du zeigſt dich warm für's Gute,
Doch arm an gutem Rath,
Sie rütteln dir am Muthe
Durch Spott und falſche That.

Was kümmert ſie dein Weinen,
Und was, wozu es führt?
Du darfſt dir glücklich ſcheinen,
Wenn's nur ein Ohr berührt.

Was kümmert ſie dein Fehlen,
Dein Zweifeln und dein Müh'n?
Wenn nur nicht ihre Seelen,
An gleichen Ketten zieh'n.

Drum ſuche nicht bei Andern
Belehrung, Rath und Licht:
Sie laſſen Jeden wandern,
Wohin —? ſie kümmert's nicht.

Sie gönnen ihm die Reiſe,
Wohin es ihm behagt,
Wenn er nur ihrem Gleiſe
Nicht frech ſich näher wagt.

Drum ſtill, du Herz, da drinnen,
Sonſt biſt du ſchlimm beſtellt:
Es läßt ſich nichts gewinnen
Im Treiben dieſer Welt!

Verſchweige deine Freuden,
Verſchweige deine Pein,
Vertrau' in Luſt und Leiden
Zumeiſt auf dich allein!

## VI.

## Legende.

Einſt ging, wie's oft geſchehen iſt,
Auf Erden wieder der liebe Chriſt,
Und zog durch die Länder weit und breit,
Sanct Petrus gab ihm das Geleit.

So kamen ſie denn eines Tags
Auch in ein Oertchen geringen Schlags,
Zu groß, um eben ein Dorf zu ſein,
Und wieder für eine Stadt zu klein,
Nichts recht, an allem nur zunächſt,
Wo Schlimm und Gut beiſammen wächſt:
Dem Herrn dem ſtand es nicht zu Sinnen,
Doch wollt' er ſich's beſeh'n von innen.

Am Sonntag war's, zur Veſperzeit,
Und weithin hallte Glockengeläut.
Schon war die Kirche faſt voll zu ſchau'n
Von zierlichen Herrn und ſchmucken Frau'n:
Das war ein Rauſchen von ſeid'nen Gewändern,
Das war ein Flimmern von bunten Bändern,
Ein Gucken und Räuſpern, ein Neigen und Nicken,
Ein Gaffen und Hin- und Wiederblicken,
Ein Wiſchen und Wedeln mit den Tüchern,
Ein Blättern in den Andachtsbüchern,
Bis endlich zu der Orgel Klingen
Man anhub ein geiſtlich Lied zu ſingen.

Der Herr vernahm es, und ging weiter,
Kopfſchüttelnd folgt' ihm ſein Begleiter.

Jetzt kamen ſie vor den Ort hinaus,
Da ſtand ein unanſehnlich Haus,
Und aus dem Hauſe ſcholl und klang
Ein lauter fröhlicher Geſang.
„Halt, Petrus," rief der Herr, „laſſ' ſeh'n!"
Und blieb vorm Fenſter lauſchend ſteh'n.
Beim flackernden Span am Eichentiſch
Saß dort ein Kränzchen munter und friſch,
Großvater und Enkel, Aeltern und Kinder,
Auch Nachbar und Knecht und Magd nicht minder;
Die hatten vor ſich ein ſchlichtes Eſſen,
Auch einen Trunk, nicht karg bemeſſen,
Und jede Mien' und jeder Blick
Verrieth ihren Frieden und ihr Glück.
Und wie ſie ſo ſaßen in ihrer Luſt,
Da that ſich auf ſo Mund als Bruſt,
Und laut geſungen von dem Kreiſe
Klang eines Volksllied's munt're Weiſe.
Der Herr, der lehnt' am Fenſter ſtill,
Wie einer, der nicht ſtören will,
Und horcht', als brächt' ihm ihre Freude
Die liebſte Aug- und Ohrenweide.

Sanct Petro währt' es ſchon zu lang,
Drum that er ſich nicht länger Zwang,
Und ſprach: „Mein Meiſter, ſagt mir doch,
Ich weiß fürwahr nicht, wie ich's deute,
Da ſteht und lauſcht Ihr immer noch
Dem ſimplen Singſang dieſer Leute,
Und dort, wo man zum Orgelklang
Ein geiſtlich Lied ſo kunſtreich ſang,

Da gingt Ihr alſo ſchnell vorbei,
Als ob euch verdröſſe die Melodei."

Darauf der Herr mit Lächeln ſpricht:
„Mein Petrus, das verſtehſt du nicht.
Dort ſangen ſie geiſtliche Lieder zwar,
Voll Kunſt, doch aller Andacht bar;
Hier ſingen ſie zwar Volkslieder nur,
Ganz ohne Kunſt, doch voll Natur,
Und mitten unter Luſt und Scherzen
Mit aller Andacht frommer Herzen.
Und ſieh! mein Petrus, das merke dir,
Ein echtes Volkslied hat viel von mir,
Man ſieht ihm keine Frommheit an,
Und doch erbaut es ſeinen Mann!
Manch Lied mag in der Luft verſchwimmen,
Es wendet und windet ſich allzu ſchräg:
Volkslieder aber, wie Kinderſtimmen,
Die finden zum Himmel den graden Weg."

## Wettſtreit.

Zum Liederdichter ſpricht der Dramendichter:
„Was braucht es da Beweis noch oder Richter?
„Du gibſt ein Blümchen, ich — die ganze Flur,
„Ich — einen See, Du — einen Tropfen nur.

„Die ganze Menſchheit — ich, in Luſt und Schmerzen,
„Du — Perlen nur aus einem Menſchenherzen;

„Ich gebe den Palaſt, Du — einen Stein,
„Das Mammut — ich, Du nur — ein Käferlein.“ —

Zum Dramendichter ſpricht der Liederdichter:
„Ich ſinge für den Freund, nicht für den Richter;
„Im kleinſten Blümchen blüht ein Lenzgedicht,
„Im Tropfen glüht ein Funke Sonnenlicht.

„Ein einzig Herz umſchließt im engen Rahmen
„Der ganzen Menſchheit Poſſenſpiel' und Dramen,
„Und dankbar nimmt der Chriſt vom Pilgersmann
„Ein Steinchen auch aus Zions Tempel an.

„Und rühmſt du mir des Mammuts Rieſenglieder,
„So blick' nicht ſpottend auf den Käfer nieder:
„Ein Wunder gilt's, und großer Raum iſt dein,
„Macht kleinrer Raum das große Wunder klein?“ —

Da tritt ein Freund der Dichtkunſt zwiſchen Beide:
„Ein Gleichniß,“ ſpricht er, „kenn' ich, das entſcheide:
„Ein groß Gehäuſe ziemt der großen Uhr,
„Ein klein Gehäuſe ziemt der kleinen nur.

„Ob jene ſchlage mit gewalt'gem Hammer,
„Ob dieſe leiſe pick' in ſtiller Kammer,
„Iſt nur das Werk in beiden gut und echt,
„Wozu dann ſtreiten? — Beide geh'n ſie recht.“

## VII.

## Die Unverwundbare.

Ein lodernd Gerippe ſteht das Haus,
Die Raubluſt wüthet darin mit Graus;
Die Mutter ſtirbt bei des Vaters Mord,
Die Tochter ſtürzt in Verzweiflung fort.

Mit flatterndem Haare fliegt ſie voran,
Und hinter ihr her ein blutiger Mann,
Das rauchende Schwert in geballter Hand,
Im Auge der Gierde leuchtenden Brand.

„Halt, ſchmuckes Dirnlein, wohin ſo ſchnell?“
So ruft, ſie verfolgend, der wilde Geſell.
„Komm her, mich verlangt es nach ſolchem Schatz:
„Die Fackel leuchtet, geräumt iſt der Platz.

„Was kümmert mich Rache, was Gold und Geſtein?
„Hier kann ich Alles in Allem ſein!
„So lüſtern bleich hat der Schreck dich gemalt,
„Kein Gott entreißt dich aus meiner Gewalt.

„Sieh her! das Eiſen ſo blutigroth,
„Wol blitzte dir's Vater und Mutter zu Tod,
„Wol führ' es ſo glatt in's Herzchen auch dir, —
„Doch leben ſollſt du mir, — leben — mir!

„Wie wirbelt die Trommel, wie kniſtert die Glut,
„Wie duftet's durch öde Gemächer von Blut!
„Wie luſtig iſt es, dem Tode zum Hohn,
„Zu ärnten des Lebens beneidetſten Lohn!?“ —

Die Jungfrau vernimmt des Kriegers Wort,
Noch ärger als Brand, noch grauſer als Mord;
Sie fühlt des Herzens entſetzlichſte Pein;
Verfallen in rohe Gewalt zu ſein.

Da iſt kein Entrinnen, da hilft kein Fleh'n,
Kein machtlos Dräu'n, kein höhnend Verſchmäh'n:
Doch wenn ſie zum Wahnwitz erwachſen iſt,
So hat die Verzweiflung auch ihre Liſt.

So ſinkt denn, wie mit gewendetem Sinn,
Die Jungfrau dem Krieger zu Füßen hin,
Und faßt ihm die Hand, und ſpricht wie verzagt:
„Oh ſchone meiner, ich bin deine Magd!

„Ich will dir leben! — Denn ſieh! dein Schwert
„Mir ſchadet's nicht, wenn mein Will' es begehrt.
„Ich weiß ein Sprüchlein aus alter Zeit,
„Das Manchem den Leib ſchon geſtählt und gefeit.

„Du haſt — (nicht wiſſend, daß du den Tod
„Nicht geben mir kannſt) — mich verſchont in der Noth;
„Du zogſt dein Schwert, das über mir hing,
„Zurück von mir um geringen Beding.

„Darum hab' Dank und ſchalte mit mir!
„Und willſt du, ſo ſprech' ich, zum Lohne dafür,
„Das Sprüchlein dir vor, das in Kampf und Schlacht
„So Manchen ſchon unverwundbar gemacht!“ —

Der Krieger ſtutzt, das ſicht ihn an
Den albern-rohen, betäubten Mann.
„Laſſ' hören,“ — ruft er, — „das käme mir recht,
„Und dir, Feinliebchen, bekomm' es nicht ſchlecht!“ —

„Wohlan!“ – ſo beginnt ſie, und ſinkt in's Knie, —
„Merk' auf, und vergiß das Sprüchlein nie:
„Alleiniger Gott, der die Unſchuld ſchützt,
„Und Rach' auf das Haupt des Verworfenen blitzt!

„Umgib mich mit Deinem Schirm und Schild,
„Wenn mir der Feind nach der Seele zielt!
„Halt' ab von mir den vergifteten Pfeil,
„Bewahre mein Herz, bewahre mein Heil!“ —

„Es iſt geſcheh'n! — Nun, Krieger, verſuch',
„Ob unverwundbar mich machte mein Spruch!
„Verſuch's, hol' aus mit dem Schwert weit, — weit:
„Ich bin den Streich zu empfangen bereit! —

„Hol' aus mit dem Schwert! Ich fürchte mich nicht.
„Schon bin ich gefeit, bin wundendicht.
„Hol' aus mit dem Schwert! Hier iſt die Bruſt:
„Ich bin meines Spruch's mir kräftig bewußt!“ —

Der Krieger gehorcht, holt aus mit dem Schwert,
Zu prüfen, ob ſie ihn Wahres gelehrt; —
Ein Stoß, — und verblutend liegt ſie vor ihm;
Hinſtarrend bereut er den Ungeſtüm.

„Hab' Dank,“ ſo ſtöhnt ſie, „hab Dank, mein Gott!
„Du ließeſt die Unſchuld nicht werden zu Spott!
„Ab haſt du gewendet — den giftigen Pfeil! —
„Bewahrt — mein Herz, — bewahrt mein Heil!“

Da fällt's, wie ein plötzlicher Strahl, mit Macht
Wol tief in des Kriegers Herzensnacht;
Sein Taumel zerrinnt, — ſein wilder Blick
Kehrt von der Leiche milder zurück.

Die Trommeln verhallen, der Brand läßt nach, —
Noch ſteht der Krieger im öden Gemach; —
Es wandelt ihn, ſeit er's denken kann,
Zum erſten Male wie ein Schauder an.

## Die Karthauſen.

Im Süden gibt es Karthauſen
(Sie werden die Stillen genannt),
Worinnen Mönche hauſen,
Durch frommen Wandel bekannt.

Die Mauern dieſer Gebäude
Schau'n ruhig himmelwärts,
Haben keinen Anſtrich von Freude,
Und keinen Anſtrich von Schmerz.

Kein Fenſter und keine Pforte
Iſt rings von außen zu ſeh'n,
Es iſt an dieſem Orte
Wie unter Gräbern zu ſteh'n.

Doch innen mitten im Hauſe,
Da ſchimmern viel Fenſter entlang,
Aus allen ſchallt Gebrauſe
Von Orgeln und heil'gem Geſang.

Und freundliche Pförtlein leiten
In den freundlichen Hof hinein,
Da blüht es von allen Seiten
Im heiteren Sonnenſchein.

Da rauſcht es voll grünender Bäume,
Da iſt Alles ſo wol beſtellt,
Wie ein Land glückſeliger Träume,
Wie eine beſondere Welt.

Und drinnen die Mönche wandeln
So traut und gemeinſam umher,
Die Außenwelt und ihr Handeln
Gedäucht ſie ein Traum nur mehr. —

Wie dieſe ſtillen Gebäude
Und die ſtillen Mönche darin,
So geht's oft in Freud' und im Leide
Dem ergriffenen Menſchenſinn.

So ſchließen oft die Gedanken
Ihre Fenſter nach außen zu,
Vergeſſen das irdiſche Wanken,
Und freu'n ſich der geiſtigen Ruh'.

So verriegeln oft die Gefühle
Für's äußere Leben das Thor,
Und wandeln zu ernſterem Ziele
Gemeinſam im Innern hervor.

Drum zählt mich nicht zu den Harten,
Weil ſtarr oft ſcheint mein Geſicht:
Im Innern blüht mir ein Garten,
Dort fehlt es am Leben nicht.

## VIII.

## Das Pilgerhemde.

Die Geißel ſchwirrt, der Türke flucht,
Die Chriſten zieh'n des Pfluges Wucht,
Und ſchwere Tropfen Schweißes rollen
Von ihren Stirnen auf die Schollen.

Auch mancher Tropfen Blutes netzt
Den Leib, von Geißelhieb verletzt,
Und träufelt über wunde Glieder
An ihren Hemden purpurn nieder.

Ein einz'ger Chriſtenſklav' allein
Erhielt ſein Hemd noch blank und rein;
Mag drauf auch manche Perle fallen,
Noch weiß wie Schnee ſieht man es wallen.

Der Sultan ſelber ſieht den Mann
Sich eines Tages mit Staunen an,
Und fragt ihn, ſchauend, was er leide:
„Wie kommſt du zu ſo blankem Kleide?

„Weß Landes biſt du, Chriſtenhund?
„Ward nie dein Leib von Geißeln wund?
„Wie oder haſt du Blut wie Schnecken,
„Zu blaß, um Linnen zu beflecken?“ —

„Ich bin ein Ritter,“ ſpricht der Chriſt,
„Deß Heimaterde Deutſchland iſt:
„Zu Metz auf meines Schloſſes Mauern
„Laſſ' ich ein Weib um mich vertrauern.

„Als ich beim Scheiden ſie umfing,
„Und ſie wie ſterbend an mir hing,
„Da gab ſie mir dies Hemd zum Pfande
„Der Treue mit in ferne Lande.

„„Nimm's hin und trag' es“, ſprach mein Weib,
„„Es komme nicht von deinem Leib;
„„Als ich den Flachs dazu geſponnen,
„„Iſt manche Thräne drein geronnen,

„„Und unter brünſtigem Gebet
„„Hab' ich's für dich gebleicht, genäht:
„„Drum, hoff' ich, wird es in Gefahren
„„Dich wie ein Amulet bewahren!“ —

„Und alſo dünkt es mich fürwahr,
„Denn blank und rein iſt's immerdar,
„Quoll oft auch über wunde Glieder
„Manch Tröpflein Blut's mir drauf hernieder.

„Da trag' ich's nun zwölf Monden lang,
„Es ward nicht mürb, kein Faden ſprang,
„Nicht Schweiß, nicht Regen kann's erweichen,
„Es iſt, als käm' es erſt vom Bleichen.

„Das muß der Hausfrau Keuſchheit ſein,
„Dadurch ward dies Geſpinnſt ſo rein:
„So lang ſie treu und keuſch geblieben,
„Wird nichts mir ſeine Weiße trüben!“

Der Sultan hört die ſond're Mähr',
Ruft heimlich einen Seemann her,
Heißt ihn die Anker eilends lichten,
Und ſeine Fahrt nach Deutſchland richten.

Heißt ihn zur Frau des Sklaven zieh'n,
Um ihre Liebe ſich bemüh'n,
Und ſie mit Gold und Schmeichelblicken
Zuletzt verführen und beſtricken.

„Ich will doch ſehen, wenn ſie fällt,
„Ob wol ſein Hemd die Farbe hält!“
Der Sultan denkt's mit argen Sinnen;
Der Seemann ſegelt ſchnell von hinnen.

Auf Lotharingens Blütenau
Erforſcht er bald des Sklaven Frau,
Und trifft ſie in des Schloſſes Mauern,
Verſenkt in namenloſes Trauern.

Da malt er ihr des Gatten Leid,
Des Wiederſeh'ns Unmöglichkeit,
Der Witwen freudeloſes Streben,
Der neuen Liebe neues Leben.

Umſonſt! ſein Säckel iſt geleert,
Sein Schmeichelvorrath aufgezehrt;
Sein ſchlaugewog'nes Liſtgetriebe
Zerſtiebt vor ihrer Treu' und Liebe.

Drum ſchickt er ſich zur Heimkehr an; —
Da tritt an's Schiff ein Sängersmann,
Mit Zither, Stab und Pilgerhaube,
Daß man die Mitfahrt ihm erlaube.

Weil ſeine Klänge lieblich weh'n,
So läßt der Türk' es gern geſcheh'n,
Damit ihm durch des Liedes Würze
Der Troubadour die Fahrt verkürze. —

Schon nimmt nach raſch durchmeſſ'nem Lauf
Die ferne Heidenſchaft ſie auf;
Der Sultan hört die ſelt'ne Kunde
Mit Staunen aus des Schiffers Munde.

Faſt grollt' er, weckt' ihm nicht das Spiel
Des Sängers gar ein ſüß Gefühl,
Wie er's wol in den frohſten Stunden
In ſeinem Harem nicht empfunden.

„Wähl' ein Geſchenk dir!“ ſpricht er einſt,
„Ich bin wol gnäd'ger als du meinſt;
„Wenn hell wie Gold die Saiten klingen,
„Der mag auch gold'ne Frucht erſingen!“

„Herr!“ fleht der Sänger, „nicht Metall
„Verlang' ich für des Herzens Schall!
„Durch deiner Chriſtenſklaven einen
„Würd' ich mir reich vergolten meinen!“

Der Sultan winkt, und aus dem Thor
Treibt man die Sklavenſchaar hervor;
Da ſieht der Sänger unter allen
Zuerſt das weiße Hemde wallen.

„Den,“ ruft er, „König, gib mir frei!“ —
Der König nickt voll Huld: „Es ſei!“
Und dankend eilt mit ſeiner Beute,
Der Pilger ſeelenfroh in's Weite.

Bald nimmt ein Schiff die Beiden auf,
Nach Frankreich geht's in raſchem Lauf.
Der Sklave wallt wie träumend weiter,
Ein Engel däucht ihn ſein Begleiter.

Zwei Tage gilt's nur mehr zu zieh'n,
So ſoll er ſchon der Heimat Grün,
Des deutſchen Landes Blütenauen,
Des eig'nen Schloſſes Zinnen ſchauen.

Da ſpricht der Sänger tiefgerührt:
„Nun zeuch, wohin dein Weg dich führt!
„Nur wolle mir zum Angedenken
„Ein Stücklein deines Hemdes ſchenken.

„Es ſoll ſo unzerſtörbar rein,
„So wunderſam gewoben ſein,
„Drum möcht' ich's gern auf meinen Reiſen
„Der Welt beglaub'gen und beweiſen!“

Da trennt der Chriſt ein blankes Stück
Vom Wunderhemd, mit feuchtem Blick,
Gibt's ſeinem Führer, will ihm danken,
Und weinend ſeine Knie umranken;

Doch dieſer kehrt ſich ſchweigend ab,
Setzt weiter ſeinen Pilgerſtab,
Und grüßt nur ſchmelzend noch vom weiten
Ihn mit den Klängen ſeiner Saiten. —

Schon ſieht er ſeiner Väter Schloß,
Schon eilt er durch der Knechte Troß,
Die ſeiner Züge längſt vergeſſen,
Die Gattin an ſein Herz zu preſſen.

Sie ſieht ihn, ſtürzt mit Thränenluſt
An ſeine langentbehrte Bruſt:
Die Qualen dreier Jahre ſchwinden
Wie Schnee in dieſem Wiederfinden.

Da drängt ſich Feſt an Feſt und Klang
An Klang und Jubel an Geſang,
Liebloſung, Fragen, Scherze, Bilder:
Erinnerung malt das Herbſte milder.

Doch an der heit'ren Zärtlichkeit
Stößt ſich gar bald der finſt're Neid,
Und raunt, zu ſchwarzer That verſchworen,
Dem Burgherrn ſpöttelnd in die Ohren:

„Du glaubſt, die Gattin weint' um dich?
„Sie litt ſo manchen Fant um ſich:
„Zwölf Monden trieb ſie fern vom Hauſe
„Sich wüſt umher im Weltgebrauſe.“ —

Der Funke zündet: grollend läßt
Der Burgherr rings zu einem Feſt
Die Nachbarn und die Freund' entbieten,
Wie's ihm die Neider höhnend riethen.

Nun als das laute Feſt begann,
Klagt er die Gattin wüthend an,
Und höhnt ihr ſchmähliches Beginnen:
Sie aber wandelt ſtill von hinnen.

Ein Viertelſtündchen kaum verrann,
Da tritt zum Tiſch ein Sängersmann
Mit Stab und Pilgerhaub' und Zither:
„Das iſt mein Führer!“ ruft der Ritter.

„Ich war's,“ ſo ſpricht mit ſanftem Blick
Der Pilgersmann, und zieht das Stück
Des Wunderhemd's hervor mit Schweigen,
Um der Verſammlung es zu zeigen.

Dann wirft er Kapp' und Kleid von ſich,
Und ruft: „Nun, Gatte! kennſt du mich?“ —
Der Burgherr ſchaut mit tiefer Reue
Sein Weib, verklärt durch Lieb' und Treue.

Zu ihren Füßen ſtürzt er hin:
Sie hebt ihn auf mit mildem Sinn,
Und Aller Lippen in dem Kreiſe
Ertönen laut zu ihrem Preiſe:

„Heil deutſcher Weibertreue, Heil!
„Von ihr prallt ab des Haſſes Pfeil;
„Sie mag in Nöthen und Gefahren
„Uns wie ein Amulet bewahren!“ —

## Mein Stammbuch.

Auch ich hab' mir ein Stammbuch angelegt,
Das manchen Spruch und manchen Namen hegt;
In trüben Stunden blick' ich oft hinein,
Und bald iſt's in mir wieder Sonnenſchein.

Mein Vater ſteht darinnen oben an,
Er ſchrieb zwar nichts mir drein, der gute Mann,
Als nur: „Dein Vater!“ — doch es g'nügt, — er war's,
Noch denk' ich blutend ſeines Sterbejahrs.

Zunächſt leſ' ich der Mutter Namenszug,
Dabei ein Sprüchlein ohne Lug und Trug,
Das ſie noch einmal leiſe ſegnend ſprach,
Als fern von mir ihr Herz im Tode brach.

Dann leſ' ich manchen Freund noch, deſſen Hand
Nun nicht mehr ſchreibt, wenn nicht im beſſ'ren Land:
Aus ihren Lettern ſpricht ihr Bild mich an: —
Ich fühl's, wie man im Tode leben kann!

Auch mancher Sänger, deſſen Liederklang
Wie Balſam in die wunde Bruſt mir drang;
Auch manchen Lehrer, deſſen gold'nes Wort
Mich mir enthüllte, leſ' ich dankbar dort.

So ſteht denn auch mein liebes Weib darin,
Und was es einſchrieb, iſt voll Glut und Sinn,
Des ganzen Liebelebens Widerſtrahl,
Das wir durchlebt mit aller Luſt und Qual.

Ein blonder Junge ſchrieb mir bald dazu:
„Was dir dein Vater war, das ſei mir — Du!“
Dahinter ſchrieb ſich auch ein Mädchen ein,
Mein Töchterchen: — ſein Sprüchlein iſt gar fein!

Noch gibt's manch leeres Blättchen dort und hier,
Drum trag' ich auch mein Stammbuch ſtets mit mir
Ich öffn' es gern der Trauer, wie dem Scherz: —
Das anſpruchloſe Stammbuch iſt — mein Herz.

Drum thut mir's nach! — Was Feder und Papier?
Mit Lieb' in's Herz ſchreib' ich die Lieben mir:
Wer ſeine **Theuren** nicht im Herzen trägt,
Hat ſich umſonſt ein Stammbuch angelegt!

# IX.

## Charles Beſſières.

(1813.)

Vor ſeinem Zelte ſitzet
Der Marſchall im Dämmerſchein,
Es mundet dem alten Soldaten
Kein Imbiß und kein Wein;
Vor Lützen war es, am erſten Mai,
Die Truppen marſchirten an ihm vorbei,
Der Zeiger wies auf Vier.

„Herr Marſchall, laßt's Euch munden,"
So ſpricht der Adjutant,
„Es dürft' einen Faſttag geben,
„Das Feld hier iſt bekannt;
„Wer weiß, ob ein Tropfen die Kehl' uns netzt,
„Eh' morgen wieder, ſo wie jetzt,
„Der Zeiger weiſt auf Vier."

Der alte Marſchall lächelt:
„Ei, laßt die Sorge ſein,

„Mir ahnt, ich brauche heute
„Nicht Imbiß und nicht Wein;
„Der Herr hat Jedem ſein Ziel geſetzt;
„Erinnert Euch des, wenn wieder, wie jetzt,
„Der Zeiger weiſt auf Vier.“

So naht in banger Erwartung
Die Mittagsſtund' heran;
Schon regt ſich's hüben und drüben,
Schon knallt es dann und wann.
„Gedeckt muß eher der Hohlweg ſein,
„Dann rüſtig mit Gott in den Feind hinein!“ —
Der Zeiger rückt auf Vier. —

Der alte Marſchall reitet
Voraus mit ſeinem Troß:
Da ſchwirrt eine Kugel herüber,
Sein Nebenmann ſinkt vom Roß.
Der Marſchall erweiſt ihm die letzte Ehr',
Da ſchwirrt es wieder, da ſtürzt auch der, —
Der Zeiger weiſt auf Vier.

Sie legen ihn auf die Bahre,
Sie tragen ihn fort voll Schmerz,
Es war ihm die Kugel gegangen
Durch's alte Heldenherz;
Knapp an ruht unverſehrt die Uhr,
Die Räder ſtanden ſtille nur,
Der Zeiger weiſt auf Vier.

Sie führen des Marſchall's Leiche
Zu ſeiner Gattin zurück;
Sie heißt ſie mit Thränen willkommen,
Sie fragt mit ſchmerzlichem Blick:

„O ſagt mir, wann er ſein Ende fand?“
Sie legen die Uhr in ihre Hand.
Der Zeiger weiſt auf Vier. —

Auch ſie iſt heimgegangen,
Verrauſcht iſt jede Spur:
Nur im verlaſſenen Zimmer
Hängt einſam noch die Uhr;
Der Enkel bedarf kein mahnend Wort,
Unaufgezogen hängt ſie dort,
Der Zeiger weiſt auf Vier.

## Troſtreiches Sterben

Um eine Fliege iſt's ein kleines Ding,
Für unſere großen Dichter zu gering:
Wir kleinern mögen uns damit befaſſen,
Was mag ſich auch von Fliegen ſagen laſſen? —

Ei ſeht! — Für's erſte ſind ſie flink und friſch,
Sodann geſellig, Gäſt' an jedem Tiſch,
Keck, ſagen wir, als ob, was wir ſo ſchelten,
Nicht könnt' als Liebe zu den Menſchen gelten.

Und wie gewandt ſie ſind! Wer läuft, wie ſie,
Kopfüber an der Deck', und fällt doch nie?
Sie haben Flügel, ſolche Thierchen Flügel,
Und unſer Fuß erlahmt an einem Hügel.

Froh ſind ſie auch, und ach, wie froh ſie ſind!
Was braucht zu ſeiner Freud' ein Menſchenkind!
Ein Abendſtrahl durch eine Kerkerlücke,
Und hundert Fliegen ſonnen ſich im Glücke.

Und wenn der Herbſt Marienfäden ſpinnt,
Und wenn des Jahres Sand zur Neige rinnt,
Und wenn der Froſt aus feuchten Wänden ſchauert,
Da hab' ich euch, ihr Thierchen oft bedauert!

Da ſucht ihr bänglich alle Winkel auf,
Da taumelt ihr wie ſchwindelnd oft im Lauf,
Und ſummt, als wolltet ihr's einander klagen:
„Du, frierſt du auch? Mein Stündlein hat geſchlagen!“

Doch nein, ſo troſtlos ſei das Scheiden nicht!
Sieh, dort das Fenſter hell vom Abendlicht!
Der lieben Sonne letzter lauer Schimmer,
Des Herbſtes Abſchiedsgruß vom dumpfen Zimmer!

Ha! ſieh, da fliegt's von allen Seiten her,
Und drängt ſich an die Scheiben, matt und ſchwer,
Und ſummt und ſonnt ſich einmal noch, und weidet,
Sich ſatt im lauen Lichte, bis es ſcheidet.

Und hundert Leichen zählt das Morgenrot. —
Das nenn' ich troſtreich ſterben ſeinen Tod;
Da lern', o Fürſt der Schöpfung, von den Fliegen,
Des Todes Stachel wolgemuth beſiegen!

Nicht kau're, wenn Spätſommer dich umgraut,
Dich feig in's Dunkel ohne Luſt und Laut;
Empor, hinaus, und wär's zum letzten Male,
Und troſtreich ſtirb am heit'ren Sonnenſtrahle!

## X.

## Die Freierprobe.

Zu einem Jungfräulein weiſ' und klug,
Nebſtdem auch lieb und reizend genug,
Kam gar ein ſchöner, loſer Geſell,
Und wollt' ihr Freier ſein zur Stell.

Sie ſagt nicht ja, ſie ſagt nicht nein,
Sie ſieht ihm aber in's Herz hinein;
Sie ahnt den luſtigen, leichten Sinn,
Und hofft ſich deſſen keinen Gewinn.

Doch fühlt ſie dabei hinwider, wie tief
Manch Ernſteres ihm in der Seele ſchlief:
Das achtet die Jungfrau nicht für gering,
Und ſtellt ihm ſolchen ſond'ren Beding:

„Ich ſag', Herr Junker, nicht ja, nicht nein,
„Doch ſo Ihr wollet mein Gatte ſein,
„So müßt Ihr's beſchwören mit heil'gem Eid,
„Zu thun, was jetzt mein Wort Euch gebeut.

„So oft Ihr, bevor zwei Jahre verweh'n,
„Den Prieſter ſeht zu dem Kranken geh'n,
„So ſchließet Euch an und bittet ihn,
„Daß er Euch laſſe mit ſich zieh'n!

„Und tretet mit ihm zum Kranken hin,
„Und nehmt's Euch jedes Mal ernſt zu Sinn. —
„Wofern Ihr das thatet in dieſer Zeit,
„Dann kommt und holt Euch bei mir Beſcheid!“

Der Junker denkt: „Nun immerhin!
„Es haben die Dirnen ſo eig'nen Sinn:
„Drum, Solches zu thun in dieſer Zeit,
„Beſchwör' ich mit einem heil'gen Eid!“

Und wie nun des Meßners Glöcklein ſchallt,
Da ſpringt er auf und thut ſich Gewalt,
Und folgt dem Prieſter und bittet ihn,
Daß er ihn laſſe mit ſich zieh'n.

Oft wenn er mit Zechern ſpielt und ſingt,
Und plötzlich des Meßners Glöcklein klingt,
Muß er verlaſſen Saus und Braus,
Und geh'n aus dem Freuden- in's Schmerzenshaus.

Am Tummelplatz, an Freundesbruſt,
Im Winterſturm, in Sommerluſt,
Bei Tag, bei Nacht, in Freud' und Leid,
Mahnt oft ihn das Glöcklein an ſeinen Eid.

Und eh' zwei Jahre ganz entrauſcht,
Da iſt der Junker wie umgetauſcht;
Wo iſt ſein luſtiger, loſer Sinn?
Sein Lebenstaumel wo iſt er hin?

Erſt ſeit er dem Tod in's Aug' geſeh'n,
Glaubt er das Leben zu verſteh'n:
Erſt ſeit er erkannt des Menſchen Leid,
Weiß er zu ſchätzen des Menſchen Freud'.

Und zu der Jungfrau weiſ' und klug
Zieht jetzt ihn ein weit ſüß'rer Zug:
Hat er ſie früher begehrt voll Glut,
So naht er ihr jetzt mit ſcheuem Muth.

Sie aber lieſt ihm's im Auge leicht,
Daß ſie ihr edles Ziel erreicht:
„Jetzt ſchlag' ich,“ ruft ſie, „mit Freuden ein,
„Ein frommer Mann muß glücklich ſein!“

## Tagesleben.

Tagüber lebt der Menſch ein ganzes Leben,
Doch nicht wie ſonſt der Gang der Zeit es lehrt:
Der Lauf der Horen, die ſein Daſein weben,
Iſt ſeltſam hier verwechſelt und verkehrt.

Der Morgen hebt auf ſeinen Purpurarmen
Des Tages Königin zum Thron empor,
Und tauſend Pulſ' erwachen und erwarmen,
Und Erd' und Himmel jauchzt im Jubelchor.

Da ſteht der Menſch und gleicht dem rüſt'gen Greiſe:
Auf's Leben ſchaut er hin mit freiem Blick,
Und überdenkt der Nacht durchträumte Reiſe,
Und überzählt des vor'gen Tages Glück.

Die ſüßen Schwärmereien ſind vergeſſen,
In denen ihn das jüngſte Spätrot ſah;
Ein neues Leben ſoll er bald durchmeſſen,
Und frohbereit und ruhig ſteht er da. —

Nun flammt der Tag heran mit ſeinen Treiben,
Und ſieh! zum Mann iſt ſchnell der Greis verjüngt:
In's Leben ſtürzt er ohne Raſt und Bleiben,
Und prüft und zagt und ringet und erringt. —

Da kommt der Abend leiſen Schritt's gegangen,
Die Welt erkennt den Sieger, der ihr droht:
Sie wird nun ſtill und ruft auf ihre Wangen
Der ſüßen Liebe ſchwärmeriſches Rot.

Der Menſch bemerkt, was ſeiner Mutter fehlet,
Und ahmt ihr nach als ein getreuer Sohn:
Von neuer Glut fühlt er die Bruſt beſeelet,
Zwar neu für jetzt, doch einſt empfunden ſchon.

Zum träumeriſchen Jüngling wird er wieder,
Die Wehmut läßt er kommen in ſein Herz,
Beſchwört die alten Träume ſich hernieder,
Und tränkt mit alten Thränen alten Schmerz. —

Und weiter rückt die Zeit, die Farben bleichen,
Die Zungen ruh'n, die Lichter brennen ab,
Die Weſen ſchau'n ſich an, wie ſtarre Leichen,
Es legt die Nacht ſich auf das weite Grab.

Wo iſt der Jüngling nun? Er iſt verſchwunden,
Er ward zum Kinde, dem's im Finſtern graut,
Wie von Geſpenſtern fühlt er ſich umwunden,
Und fröſtelnd weint er ſeinen Jammerlaut.

Geſtalten ſchaut er, die er nie geſehen,
Fühlt Ahnungen, an die er nie geglaubt,
Hört Stimmen um das Ohr der Seele wehen,
Daß es das Hirn ihm heiß zuſammen ſchraubt.

Nach Langem erſt ſieht er die Sterne blinken,
Sein Kinderſinn ſchöpft Muth aus ihrem Schein,
Sein Schmerz wird Mattheit, ſeine Wimpern ſinken,
Und weinend wie die Kinder ſchläft er ein.

## XI.

## Heilsberg.

Von Ordruf zog der fromme Winfried aus,
Und trug des Glaubens Wort von Haus zu Haus,
Von Herd zu Herd, daß jede Feuerſtelle
Der Chriſtuslehre milder Strahl erhelle.
Und wo er ſtreute ſeine Friedensſaat,
Da keimte frommer Sinn und gute That,
Da ſchmolz, wie Eis bei'm Lenzhauch von den Firnen,
Der Trotz der Rohheit von Barbarenſtirnen.

So zog er auch durch's Thüringergebiet,
Wo ſtolz die Winterswand herniederſieht,
Und über eine düſt're Thälergruppe
Die Hugsburg niederdräut von ſchroffer Kuppe.
„Halt ein," ſo warnten ſie den frommen Mann,
„Zu jener Feſte wag' dich nicht hinan!

„Bleib' hier im Thale, du biſt ſanft und mild,
„Herr Hugo droben iſt ſo rauh und wild;
„Du reichſt den Gläubigen die Lebensſpeiſe,
„Herr Hugo zecht und ſchlemmt nach Heidenweiſe;
„Du opferſt Gott, dem Herrn, am Weihaltar,
„Herr Hugo bringt den Götzen Opfer dar.
„Wo hinterm Schloſſe ringsher, um den düſtern
„Tanzboden, ſchaurig Urwaldſtämme flüſtern,
„Wo toll die Heſſa's ihren Reigen ſchlingen,
„Und Odin's Prieſter Kampfbardiete ſingen;
„Wo Blut der Kriegsgefang'nen tränkt den Herd,
„Da dünkt Herr Hugo ſich der Götter werth.
„Drum, frommer Windfried, zügle deinen Muth,
„Zu koſtbar iſt für ſeinen Stahl dein Blut.“

„Mich ſchützt der Herr,“ ſo ſpricht der fromme Lehrer,
„Wo Irrthum hauſt, dort nah' ich als Bekehrer:
„Kein Sperling fällt vom Dach, kein Haar vom Haupt,
„Wofern mein Herr und Gott es nicht erlaubt:
„Er hieß mich Seelen für ſein Reich ihm werben,
„Und ſein bin ich im Leben und im Sterben.“

Und muthvoll, ein Verlorner, ſteigt der Mann
Den ſteilen Pfad zur Hugoburg hinan:
Nicht wankt ſein Fuß, nicht zittert ſeine Hand,
Nicht bebt ſein Herz, — ſein Glaube hat Beſtand.

Horch! plötzlich klirrt und raſſelt Waffenklang,
Jetzt nah, jetzt näher, rings den Forſt entlang,
Und durch das Heer von Stämmen bricht, gleich Tigern,
Ein zweites Heer von ſtämmig wilden Kriegern.

„Was ſuchſt du, Graukopf?“ herrſcht den frommen Mann
Herr Hugo ſelbſt mit wilder Drohung an.

„Dich!“ iſt des Greiſes ruhiger Beſcheid. —
„Mich? — nun, ſo wiſſ' es Thor im Spötterkleid,
„Der du ſchon lange ſäſt in meinen Gauen,
„Jetzt ſoll dein Gott an dir die Aernte ſchauen!
„Ich will dich mäh'n in dieſem heil'gen Hain,
„Und in Walhalla ſoll drob Freude ſein!“

Schon blitzt das Schwert. — „Was ſoll der Waffenklang?“
So ſchallt es plötzlich fernher, eine Stimme,
So ſanft und klar, wie kindlicher Geſang,
Und unabweislich ſelbſt dem tollſten Grimme.
Das iſt Herrn Hugos holdes Töchterlein,
Die weiße Blum' in dieſem blut'gen Hain.
Sie naht, von ihren Frauen geführt, — kein Kind,
Und doch geführt, — die zarte Maid iſt — blind.

„Was gibt es, Vater?“ ruft ſie angſtbeklommen,
„Sind böſe Franken ſchon in's Land gekommen,
„Daß Schwerter klirren, Kampflärm brauſt im Wald,
„Und Tod verkündend deine Stimme ſchallt?“ —

„Kind! — Winfried,“ ruft er, „iſt in meinen Händen,
„Kein Herz mehr ſoll er mir von Odin wenden!
„Das Haupt will ich ihm von den Schultern ſchlagen,
„Und ſterbend mag er's ſeinem Gotte klagen!“

Der blut'gen Drohung folgt ein grimmer Blick,
Doch zuckend prallt ſein Aug' vom Greis zurück;
Denn der ſteht da, ſo ernſt, ſo ſtill, ſo ſtark,
So ganz ein Gottesmann in Geiſt und Mark,
Sein großes Aug' in's Herz des Drängers ſenkend,
Und dann es ſanft empor zum Himmel lenkend,
Daß ſich kein Schwert und keine Hand mehr regt,
Und keines Baumes Wipfel mehr bewegt.

Herr Hugo wagt zuerſt ein Wort: „Vernimm,
„Tollkühner, zügeln will ich meinen Grimm,
„Vollbringſt du mein Begehr durch deinen Gott:
„Wo nicht, ſo trifft dich Tod, — ihn aber Spott! —
„Sieh hier mein Kind, mein liebes, theures Kind,
„So jung, ſo gut, ſo lieblich, — aber blind.
„Wenn du es heilſt, bevor drei Tag' entſchwanden,
„Das Aug' ihm löſeſt aus der Blindheit Banden,
„Daß es die Welt, die ſchöne, ſchauen kann,
„Dann will ich bau'n auf deinen Gott, o Mann! —
„Doch bleibt es blind, hat dein Gebet nicht Kraft,
„Es zu befreien aus des Dunkels Haft,
„Dann will ich niemals in Walhalla's Auen
„Der Götter leuchtende Verſammlung ſchauen,
„Verſiegen ſoll der Wein in gold'nen Schalen,
„Und Odin's Antlitz nie mir gnädig ſtrahlen,
„Wofern nicht, eh der dritte Tag verflog,
„Der Götter Hain dein Blut als Opfer ſog!"

„Der Herr iſt auch im Schwachen ſtark," ſo ſpricht
Der Greis, — „ich hoff' auf Ihn, du zweifle nicht!
„Drei Tage gabſt du Friſt, — es möge ſein,
„Doch bleibt drei Tag' auch deine Tochter mein!
„Ein heilig Werk kann ich mit dir nicht theilen,
„Ich muß ſie pflegen, denn ich ſoll ſie heilen."

Und mit ſich führt der fromme Greis die Maid;
Sie folgt ihm duldſam voll Ergebenheit,
Und lauſcht begierig ſeinem Wort und Lied,
Das ſüßbewält'gend durch die Seel' ihr zieht;
Und horcht entzückt, wenn er die Erd' ihr malt,
Wie hell die Sonn' auf grüne Fluren ſtrahlt,
Und wie das Ohr ein Bettler, im Vergleich
Mit dem Genuß, woran das Aug' ſo reich,

Und wie es dennoch Menſchen gebe, die,
Geſunden Auges, blinder ſei'n, als ſie,
Weil ſie von innen blind ſind, Gott nicht ſeh'n,
Und ohne Lieb' im All der Liebe ſteh'n,
Drum ſoll das Herz ſich nur dem Licht erſchließen,
In's Auge wird's der Herr ſchon ſelber gießen.
In ſolcher ſinnigen Betrachtung ſchwand
Der erſte Tag dahin; die Jungfrau fand
Mit einem Mal ein Etwas in der Bruſt,
Deß ſie ſich vordem niemals ward bewußt:
Ein inn'res Schauen, wie durch einen Flor,
Als quölle Licht vom Herzen ihr empor,
So mächtig, um noch einſt mit blinden Augen
Verwandtes Licht von außen einzuſaugen.

Am andern Morgen aber führte ſie
Der Greis hinaus auf einen ſanften Hügel.
Vom Wald her klang der Vögel Melodie,
Durch's Laub hin ſäuſelte des Weſtes Flügel,
Und aus den Blüten quoll's wie Opferduft,
Und laue Strahlen thauten aus der Luft.
Und hinknie'n hieß er ſie, und wendet' ihr
Das Antlitz gegen Oſten, und beſprengte
Die Augen ihr mit Thau. — Da war es ſchier,
Als ob ſich alles Blut ihr aufwärts drängte,
Zuſammenſtrömend auf das Augenpaar,
Das, lichtlos, ſonnenwärts gerichtet war. —
Und Winfried ſang ein Lied zu Gottes Preiſe,
Die Jungfrau fiel mit ein in ſeine Weiſe,
Und hob und hob ſich höher ſtets hinan,
Als fühlte ſie ein ſüß Behagen dran,
Den vollſten Kuß der Sonne zu empfangen,
Und unter leiſen Wimperzucken rann
Manch kühle Thrän' auf ihre heißen Wangen. —

„Ach Vater,“ rief ſie plötzlich, „iſt das — Seh'n?
„Vor meinen Augen iſt ein ſeltſam Dreh'n,
„Ein buntes Ringen, Zucken, Blitzen, Brennen,
„Mir unbekannt, ich weiß es nicht zu nennen!“

„Mein Kind, das iſt kein Sehen,“ ſpricht der Greis,
„Doch aber mag dir's gelten, als Beweis,
„Daß Gott, der ſolch ein neu Gefühl dir ſchafft,
„Zu Größerm auch, zum Größten hat die Kraft!“

„Ja — Vater, bete! Sieh, ich thu' es auch!
„Dein Gott iſt groß, gewiß, das iſt ſein Hauch!
„Wie lau es mich umfließt, welch mächt'ger Schein,
„Iſt das nicht Seh'n, wie muß das Seh'n erſt ſein!“ —

Am dritten Morgen aber führt er ſie
Vor's väterliche Schloß, in ſtiller Früh',
Als noch die Nebel durch die Thäler ſchlichen,
Und allgemach nur längs dem Strom entwichen.
Dort führt' er an des Berges freien Rand
Sie mit verbund'nen Augen bei der Hand,
Und hieß ſie ruhig harren, bis er käme,
Und ihr die Binde von den Augen nähme.
Er aber warf ſich abſeit betend hin,
Und rief zu Gott empor mit gläub'gem Sinn:
„Herr nicht um meinetwillen ſoll's geſcheh'n,
„Nicht, um mich armen Diener zu erhöh'n,
„Um Deinetwillen laſſ' es mir gelingen,
„Um Deines Glaubens willen, großer Gott,
„Daß er in's Herz der Heiden möge dringen,
„Und in Anbetung wandeln ihren Spott! —
„Laſſ' es geſcheh'n der treuen Magd zu Liebe,
„Daß ihre inn're Blindheit auch zerſtiebe;

„Denn ſieh! ihr Herz — es ſehnet ſich nach Dir:
„Erbarmer, hab' Erbarmen auch mit ihr!
„Du haſt ob eines einzigen Gerechten
„Zurückgehalten Deines Zorns Gericht; —
„O gib jetzt tauſend kommenden Geſchlechten
„Durch zweier Augen Licht das ew'ge Licht!“

Er ruft's, da reißt der Dämm'rung Nebelflor,
Und wie Verheißung ſtrahlt die Sonn' hervor.
Vertrauensvoll erhebt er ſich und eilt
Zur Jungfrau, die noch leiſe betend weilt;
Und löſt die Binde ſacht' ihr vom Geſicht,
Und beugt das Haupt ihr niederwärts und ſpricht:
„Mein Gott, der Herr, vergißt der Frommen nie:
„Du biſt geheilt, ſchleuß auf das Aug' und — ſieh'!“ —
Ein Blick — ein Schrei,
Und ſtarr und ſtumm,
Wie blitzgetroffen ſinkt ſie um.
Da ſtürmt es waffenraſſelnd herbei,
Herr Hugo iſt es, er ſchreit voll Wuth:
„Du haſt ſie getödtet, das zahlt dein Blut!“

Da regt ſich die Jungfrau und blickt umher,
Ihr Aug' iſt noch unſtät, die Wimper noch ſchwer;
Jetzt blinzend noch durch die Finger ſcheu,
Jetzt kühner — mit Augen groß und frei,
Zuerſt auf den Vater, der ſtaunend es ſieht,
Jetzt hin auf den Greis, der betend kniet,
Hinein in's kühlige Waldeshaus,
Dann über die blühenden Thäler hinaus,
Auf die grünende Au,
Zum Himmelsblau,
Hin und zurück
Wandert ihr Blick,

Will nichts vergeſſen, will nichts verlaſſen,
Will Alles mit einem Schauen umfaſſen;
Sie weint und lacht und betet und ſingt,
Wie jubelnd die ganze Schaar ſie umringt,
Und Alle, raſch bekehrt, mit frommen Weiſen
Den großer Gott des Helfers Winfried preiſen.

Und jener Berg, auf dem einſt Winfried's Hand
Vom Herzen aus der Augen Nacht zertheilte,
Und durch die Augen wieder Herzen heilte,
Wird ſeither noch der Heilsberg zubenannt.

## Liebesſehnſucht.

Jedem Herzen ſchlägt einſt ſeine Stunde,
Deinem, holde Jungfrau, ſchlug ſie auch;
Süßberedt aus deinem ſtummen Munde
Weht's mich an wie leiſer Seufzerhauch.

In der Locken läſſiger Entfaltung,
Deren Nacht ein Blumenſtern dir ſchmückt;
In des Hauptes wehmuthreicher Haltung,
Das wol nicht der Lenze Zahl noch drückt;

In der treuen Augen ſanfter Trauer,
In der Stirn, die noch kein Sturm verletzt;
In den Wangen, die kein Thränenſchauer,
Sondern kaum noch Thränenthau benetzt:

In den Armen ſtillgeſenkt zum Schooße,
Ja in deines ganzen Weſens Bild,
Spricht ſich's aus das ſüße, namenloſe,
Sel'ge Sehnen, das dein Herz erfüllt.

Ja, auch deine Stunde hat geſchlagen,
Und zum Räthſel wardſt du ſelber dir:
Was du fühlſt, du weißt es nicht zu ſagen,
Weſſen Lippe kennt das Wort dafür?

Iſt es Schmerz? — Wie ſehr er dich auch quäle,
Du entbehrteſt dennoch ihn nicht leicht;
Iſt es Luſt? — Frohlockt auch deine Seele,
Dennoch wird dabei dein Auge feucht.

Schwebte jetzt der guten Engel beſſer
Zu dir nieder aus dem Reich des Lichts,
Dich zu fragen: „Sprich, was fehlt dir Schweſter?“ —
Du verſetzteſt: „Alles — ach! — und nichts!“

Aber kommen wird ein Tag der Feier,
Und begegnen wird ein Antlitz dir;
Dann zerreißt des Räthſels dunkler Schleier,
Und dein Mund erräth das Wort dafür.

Alles rings erſcheint mit einem Male
Neu dem Herzen, neu dem Aug' und Ohr:
Aus der Sehnſucht Thränenmuſchelſchale
Taucht der Liebe Götterbild empor.

## XII.

## Der Wiedertäufer.

(1568.)

Ueber Hollands Moorgeländen lagert ſchwer die Winternacht,
Auf die Erde drückt der Himmel wie ein ſternenloſer Schacht,
Nur ein zweifelhaftes Schneelicht wirft unſich'ren Dämmerſchein
In der troſtlos öden Fernen mattes Nebelgrau hinein.

Wie ein ſtraffgezogner Teppich liegt die weiße Heide da,
Spiegelglatt, ununterbrochen, ohne Hügel fern und nah,
Ueberweht die niedern Teiche, plattgefüllt die ſeichten Becken,
Und kein Haltpunkt für das Auge rings auf meilenweiten Strecken.

Alles ſtill, nur daß der Oſtwind ächzend durch die Nacht hin ſtöhnt,
Wie von einer fernen Wahlſtatt dumpfes Sterbgewimmer tönt:
Und es iſt darnach im Lande: denn ein Schlachtfeld iſt's geworden,
Wo der Haß und die Verfolgung unter Alba's Fahne morden.

Alles ruht wie ausgeſtorben, und kein Fenſter iſt erhellt,
Kalt iſt jeder Herd, kein Vogel regt ſich, keine Dogge bellt,
Doch — und ſieh! vom Dorf Aſperen huſcht es längſt den weißen
Matten,
Pfadlos Einer — und noch Einer, wie zwei flücht'ge, ſchwarze Schatten.

Ha, ſo flieht nur die Verzweiflung, ſo verfolgt der Haß allein,
Wahrlich, Opfer nur und Henker können dieſe Schatten ſein!
Opfer iſt ein Wiedertäufer, iſt Herr Richard Willemſon,
Und der Henker iſt ein Zöllner, Alba's findigſter Spion.

Betend noch zu ſpäter Stunde kniet' Herr Willemſon allein
In der wolverſchloſſ'nen Stube bei der Lampe mattem Schein,
Sein Gemüth, ſein andachtvolles, wie's der Wiedertäufer Weiſe,
In ein ſchlichtes Lied ergießend, innig, rührend, aber — leiſe.

Leiſe, aber nicht zu leiſe für den ſchleichenden Spion,
Der mit angehalt'nem Athem horchend einſog Ton für Ton,
Und, ein ſprungbereiter Tiger, lauernd vor der Thüre lag,
Bis er, ſeiner Beute ſicher, kund ſich that durch raſchen Schlag.

Willemſon fährt auf erſchrocken: — „Ha, ſo meldet ſich kein Gaſt!“ —
Sich behend durch's Fenſter ſchwingend, rennt er fort in toller Haſt,
Hinter ihm ſein wilder Jäger, der für ſeine Beute zagt.
Ohne Wahl durch Nacht und Nebel geht die grauſe Menſchenjagd.

Ueber Felder, über Deiche, — o der Fuß der Angſt iſt leicht! —
Ueber Zäun' und Gräben fliegt er, unaufhaltſam, unerreicht:
Jetzt durchgellt ein Pfiff die Gegend, — ha! — ein unheilkündend Zeichen:
Fand ein Wolf des Wand'rers Fährte, findet bald er ſeinesgleichen.

Seine letzten Kräfte ſammelnd, keucht arbeitend Willemſon,
Seinen Treiber erſt noch ferne, ſpürt er nah und näher ſchon,
Matte Lichter ſieht er flimmern und Geſtalten ſich bewegen, —
Jetzt im raſchen Vorſprung wieder ſtürzt er ſich dem Strom entgegen.

Dünn nur iſt des Eiſes Spiegel, doch dem Fuße dicht genug,
Der nur in Geſpenſterſchritten drüber hinſtreift wie im Flug:
Schon am andern Ufer klettert Willemſon erſchöpft empor,
Horch, da ſchallt ein knitternd Krachen, und ein Schrei ſchlägt an ſein Ohr.

Ha, im Schneelicht ſieht er's ringen, ſein Verfolger iſt in Noth,
Vom geborſt'nen Eis umſchlungen, kämpft er ſchreiend mit dem Tod!
Ja, — das iſt des Himmels Rache, juble, Richard, du biſt frei!
Aber nein, für Richard's Ohren war's nicht ſeines Henkers Schrei.

Eines Menſchen Schrei nur war es, eines Menſchen, — ha! — wol gar
Eines Gatten, eines Vaters: — und ſein Recht iſt die Gefahr.
Schnell entſchloſſen, raſch gewendet, dringt er bis zum Spalte vor,
Zieht aus ſchwarzem Todesſchlunde den Geretteten empor.

Starr, ungläubig faßt der Zöllner ſeines Retters Hand und dankt,
Dankt zerknirſcht, indeß vom Ufer Fackelſchein herniederſchwankt.
„Flieht, die Häſcher!“ kreiſcht er angſtvoll, — ha! zu ſpät, ſchon ſind ſie da,
Grinſend knebeln ſie ihr Opfer, hören ſpottend, was geſchah.

„Schont des Mann's, er iſt mein Retter!“ fleht der Zöllner auf den Knien: —
„Schweig'“, ſo droh'n ſie, „ſolche Beute ſoll dem Holzſtoß nicht entflieh'n!
„Willſt mit Weib und Kind du brennen? Ketzer iſt, wer Ketzer ſchont,
„Und du weißt, wie Alba ſtrafet, und du weißt, wie Alba lohnt!“

Alſo ſeinem Häſcherhandwerk fluchend wol zum erſten Mal,
Treibt er vor ſich her ſein Opfer, ſelbſt ein Opfer eig'ner Qual,
O wie gerne ging er lieber ſelbſt verſpottet, ſelbſt gekettet,
Statt zum Tode Den zu ſchleppen, der das Leben ihm gerettet.

Jetzo ſteh'n ſie vor'm Gerichte, wenn zu nennen ein Gericht,
Wo dem ungehörten Lamme Fuchs und Wolf das Urtheil ſpricht.
‚Wiedertäufer‘ iſt die Klage, ‚Tod durch's Feuer‘ iſt der Spruch,
Klingend Gold der Dank des Haſſes, und des Haſſes Frucht der Fluch.

Sieh! ſein Flammenzeichen lodert aus den Scheitern ſchon hervor,
Schreit mit tauſend roten Zungen ſchon zu Gott um Rach' empor:
Aber ruhig, in den hellen Purpurmantel eingeſchlagen,
Steht der Dulder, wie Elias, der Prophet, im Feuerwagen. —

Ja, der war ein Wiedertäufer, ſeine Kläger hatten recht,
Zweimal war der Mann getaufet, und zu beiden Malen echt:
Einmal als ein Chriſt mit Waſſer in des eiſ'gen Stromes Fluten,
Dann als Märtyrer mit Feuer in des Scheiterhauſens Gluten.

## Meine Taufen.

Zuerſt hat mich die Kirche
Zum Chriſten eingeweiht:
Was fremder Mund für mich gelobt,
Ich hab' es ſelbſt darnach erprobt:
Es iſt ein ſchöner Glauben,
Den ſoll mir niemand rauben
In Zeit und Ewigkeit!

Für's zweite hat die Liebe
Zum Dichter mich getauft:
Was ich gewünſcht, geahnt, gemeint,
Was ich gejubelt und geweint,
Mocht' ich gleich viel mich grämen,
Ich ließ es mir nicht nehmen:
Mein iſt's, ich hab's erkauft!

Zum Dritten gab das Unglück
Die Taufe mir als Mann;
Was Mancher nur vom Hören kennt,
Es war mein jahrlang Element,
Was dulden heißt, ich weiß es,
Was kämpfen heißt, ich preiſ' es,
Und kann, was Einer kann.

Es haben die drei Taufen
Mich wunderbar geſtählt;
Getroſt der vierten harr' ich nun
Als eines Prüfſtein's für mein Thun;
Wenn einſt mein Sand verlaufen,
So mag der Tod mich taufen
Für eine beſſ're Welt!

* * *

# Vierte Leſe.

Nicht gegangelt will ich werden,
Nicht gekoſt und nicht geherzt:
Aber Fehde biet' ich jedem,
Der mir mein Gefühl verſchwärzt!

## I.

## Die beiden Spieler.

„Laß ab, laß ab von deinem Treiben,
„Es führt zu keinem guten Ziel!“ —
„„Umſonſt, es läßt mich nimmer bleiben:
„„Ein liſt'ger Teufel iſt das Spiel!
„„Nur wer das Höchſte weiß zu wagen,
„„Hat Anſpruch auf den höchſten Preis.
„„Fort! fort! das Glück muß ich erjagen,
„„Und gält' es meinen letzten Schweiß!““

Der Spieler ruft's, und eilt von hinnen
Mit ſeiner Habe kargem Reſt;
Da gilt nun weiter kein Beſinnen,
Bei allen Haaren hält's ihn feſt.
Mag ſich ſein Weib daheim zergrämen,
Weh' über ſeine Kinder ſchrei'n,
Wenn ihn des Würfels Zauber lähmen,
So kann ihn keine Macht befrei'n

Zum Spieltiſch eilt er heut auch wieder,
Wirft ſeine Würfel haſtig d'rauf,
Und ſetzt ſich ungeduldig nieder; —
Da fällt ein fremder Gaſt ihm auf,

Im Mantel, ſchwarz von Bart und Locken,
Mit dunkler Kappe ſitzt er da:
Spielluſtig halb und halb erſchrocken,
Rückt ihm der Würfler forſchend nah.

„Beliebt's?“ ſo murmelt nun der Fremde,
Und zieht ein Würfelpaar hervor. —
„„Ei nun! und ging' es auch um's Hemde!
„„Wo iſt ein Menſch der nie verlor?
„„Kommt an! Ihr ſeid wol noch ein Jünger,
„„Ein Neuling?! Nun, das lernt ſich bald:
„„Durch's fehlen bilden ſich die Finger,
„„D'rum friſch! Und wer verliert, bezahlt!““

Nur wenig galt's beim erſten Male,
Doch mit dem Spiele wächſt der Preis. —
„„Ei ſeht! Was treibt Ihr denn? Ich zahle
„„Ja viermal ſchon! Ihr macht mich heiß!
„„Wolan! es ſoll was Rechtes gelten:
„„Das Glück iſt nur dem Kühnen hold!““
Er ruft's, wirft, fehlt und zahlt mit Schelten
Dem Gaſte ſchier ſein halbes Gold.

Da flammt er auf: „„Mit Euren Händen
„„Iſt Gott, wenn's nicht ein Aerg'rer iſt!
„„Da hilft kein Drehen und kein Wenden,
„„Da frommt nicht Uebung und nicht Liſt!
„„Nur werfen heißt bei Euch gewinnen,
„„Doch nicht zu End' iſt noch der Kauf:
„„Werft! Euer Glück muß jetzt zerrinnen,
„„Mein letztes Gold hier ſetz' ich d'rauf!““

Sie werfen: mit des Gaſtes Händen
Iſt wieder Gott, das Gold iſt ſein. —

„Und wollt Ihr“, ſpricht er, „noch nicht enden?“
Der wilde Würfler donnert: „„Nein!
„„Begehrt! noch hab' ich was zu wagen:
„„Ich hab' daheim noch Kind und Weib,
„„Ich hab', um es daran zu ſchlagen,
„„Noch meine Seele, meinen Leib!

„„Ich — enden, meint Ihr? Enden? — Nimmer!
„„Jetzt iſt es erſt ein luſtig Spiel!
„„Was Flitterwerk und Goldgeflimmer,
„„Begehrt! Jetzt gelt' es einmal viel!““ —
Dem Gaſte ſcheint es faſt zu grauen,
Doch endlich faßt er ſich ein Herz,
Und ſpricht mit muthigem Vertrauen:
„Wohlan! Nun gelt' es mehr, als Scherz!

„Nicht Kind, nicht Weib iſt's, was ich wähle, —
„Nur Nullen ſind ſie ohne Mann;
„Doch wenn ich mehr als Ihr nun zähle,
„So ſprech' ich Euch, Euch ſelber an.
„Ihr ſollt mir dann verfallen bleiben,
„Mit Leib und Seele mir allein,
„Mir müßt Ihr beides, mir verſchreiben,
„Wollt Ihr, ſo ſchwört und ſchlaget ein!“

„„Es gilt! Ich ſchwör's, — mit Leib und Seele,
„„Gewinnt Ihr, will ich Euer ſein!
„„Wenn aber ich mehr Augen zähle,
„„Seid Ihr mit Leib und Seele mein!““
Der Spieler wirft mit bangem Zagen, —
Sein Wurf gelingt, — nun ſiegt wol er;
Da wirft der Gaſt mit kühnem Wagen,
Und ſiegestrunken zählt er — mehr.

Der Spieler ſieht's und ſtürzt leibeigen,
Als Sklave, nieder vor dem Gaſt;
Der aber ſteht mit ernſtem Schweigen,
Und gönnt dem Opfer kurze Raſt.
Dann ſpricht er: „Auf, Verlorner, komme,
„Erkenne Deinen neuen Herrn!
„Laſſ' mich nur hoffen, daß es fromme,
„Dann löſ' ich deine Feſſeln gern!

„Blick' her!“ — Jetzt wirft er Mantel, Locken,
Bart, Kappe weg mit Ungeſtüm;
Aufblickt der Würfler, ſüß erſchrocken, —
Ah! Seine Gattin ſteht vor ihm!
Sie hat ſich dieſe Liſt erſonnen,
Und Gott hat ihre Hand gelenkt;
Sie hat im Spiele den gewonnen,
Den ihre Lieb' ihr nicht geſchenkt.

„Mein,“ ruft ſie, „mein mit Leib und Seele,
„Mit Leib und Seele biſt du mein!
„Es iſt dein Schwur, worauf ich zähle,
„O laſſ' ihn keinen Meineid ſein!“ —
Der Spieler weint; in ihren Armen
Verbirgt er ſeiner Reue Schmerz,
Und durch ihr göttliches Erbarmen
Heilt ſie und heiligt ſich ſein Herz!

# Poſthornklang.

Hört' ich ſonſt ein Poſthorn klingen,
Als ich noch zu Hauſe war,
Ach! wie drängt' es mich von hinnen,
Weit von hinnen immerdar:

In die Ferne, nach der Fremde,
Dorthin, wo mich niemand kennt,
Wo man ohne Vorurtheile
Meinen neuen Namen nennt:

Wo ich alle meine Blüten
Friſch vom Keime kann erzieh'n,
Wo mich keine Feinde ſuchen,
Wo mich keine Freunde flieh'n: —

Hör' ich jetzt ein Poſthorn klingen,
Seit ich in der Fremde bin,
Ach wie drängt es mich ſo mächtig
Nach der Heimat wieder hin;

Nach der Heimat, in die Gegend,
Wo mein Aug' — ach! — Alles kennt,
Wo ſo mancher Freund wol ſtündlich
Sehnend meinen Namen nennt!

Wo gedrängt um jedes Plätzchen
Bilder meiner Kindheit ſteh'n,
Wo die Lüfte, wenn gleich rauher,
Doch vertrauter mich umweh'n!

Darum klinge, Poſthorn klinge,
Wiege meine Sehnſucht ein:
Ruh' iſt nicht daheim, nicht draußen,
Ach, wo mag die Ruhe ſein?!

## II.

## Singrün.

Als wär' das Morgenroth zu früh erwacht,
Durchzuckt ein Purpurſchein die Mitternacht,
Und rollt ſich langſam auf am Horizont
Und ſchwillt und überflutet Stern' und Mond,
Daß ſie, wie ſchreckenblaß, mit ſcheuem Blick
Sich tiefer in den Aether zieh'n zurück.

Schon iſt des weiten Himmels ganzes Zelt
Von ſchauerlichem Nordlichtglanz erhellt.
Wol iſt's ein Nordlicht, doch ein ſolches nicht,
Wie's mild herein vom fernen Pole bricht,
Und dort, wo ſpät die Sonne wiederkehrt,
Dem Menſchen tröſtend ſeine Nacht verklärt;
Ein Nordlicht iſt's, ein Brandſignal aus Norden,
Die Feuerſäule, die den Tatarhorden

Heranzieht als ein blutig Meteor,
Das weithin warnend predigt: „Seht euch vor!“
Der Drohbrief iſt's, an's Firmament geheftet,
Der ſelbſt des kühnſten Zweiflers Wahn entkräftet,
Die Blutfahn', ausgeſteckt auf allen Höh'n,
Damit die Muth'gen feſt zuſammenſteh'n,
Damit die Schwächern ſich beſinnen können,
Damit es klar werd' auch dem Weib und Kind:
„Und wenn ſie feind auch jeder Freiheit ſind,
„Des Todes Freiheit müſſen ſie uns gönnen!“ —

Lebendig wird's von allen Seiten ſchon,
Von allen Thürmen ruft's mit Glockenton,
Aus Stadt und Dorf und Hof und Hütt' und Haus,
Wallfahrern ähnlich, wandern ſie hinaus,
Mitſchleppend jeder, was er konnt' erraffen;
Die Männer trotzig, in der Hand die Waffen,
Die Weiber, von den Kindern feſt umklammert,
Und Greiſe — jung, und Sieche — ſtark genug;
Und Keiner denkt zu raſten, Keiner jammert,
Ein langer, grabesſtummer Geiſterzug.
Wie, wenn ſich jenſeits überm Oceane
Ein mächt'ger Urwald plötzlich hat entzündet,
Des flüchtigen Gethieres Karawane
Dem Brand voraus ſich durch die Steppe windet,
Und Löw' und Antilop' und Schlang' und Tiger
Einträchtig flieh'n vor ihrem größ'ren Sieger;
So zieht dort, jeder Leidenſchaft vergeſſend,
Des Brand's allmählich Nähern nur bemeſſend,
In heil'ger Todeseintracht eine Schaar,
Den Wildbach aufwärts, hin zum ſteilen Jar.
Da gähnt auf halber Höh' ein finſt'rer Spalt,
Bei jähem Sturm der Hirten Aufenthalt,

Ein zwerghaft Thor zu einem Rieſenhaus:
Denn mächtig weitet ſich die Kluft von innen,
Und dehnt bis an des Felſens höchſte Zinnen
Ein Labyrinth von hundert Grotten aus.
Inmitten aber wölbt ſich kühn im Bogen
Ein hoher Dom aus Tuf und Stalaktit. —
So weit, daß ſich die Schaar, die eingezogen,
Beim Fackelſchein mit Müh' nur überſieht.
Und an den ſäulenreichen Tropfſteinwänden,
Wie für die flücht'gen Gäſte zum Empfang,
Steh'n, ausgehau'n von milder Gnomen Händen,
Ruhbetten, Stühl' und Tiſch' und Bänk' entlang,
Als hätten kaum die frühern Berginſaſſen
Bedürftiger'n ihr Eigen überlaſſen.

Und als die Schaar ſich nun verſammelt fand,
Hob Alles gegen Himmel Aug' und Hand,
Und majeſtätiſch brauſte durch den Dom
Der feierlichſten Andacht heil'ger Strom.

D'rauf ward's lebendig in den kühlen Räumen,
Bald lodern helle Feuer durch's Geſtein,
Pokale ſieht man kreiſen, Keſſel ſchäumen,
Ein neuer Haushalt richtet ſchnell ſich ein,
Und bunte Gruppen lagern an den Herden,
Um ſich zu ſtärken von und zu Beſchwerden.

Allein abſeit im Dunkel ſteht ein Paar,
So Speiſ' als Trank vergeſſend, ſtill verſunken,
Ein zartes Täubchen und ein kräft'ger Aar,
So todesnüchtern und ſo ſehnſuchttrunken.

„Mein Hrycko," liſpelt ſie, „mein Bräutigam,
„Wer hat's verſchuldet, daß es alſo kam?

„Warum hat uns die Erde ſchon verſchlungen,
„Eh' uns der Prieſter noch den Pſalm geſungen,
„Eh er noch Singrün mir in's Haar gewunden,
„Eh er die Händ' uns ſegnend noch verbunden?
„Mein Hrucko, ach! mir iſt um's Herz ſo wehe,
„Und ſchwarz iſt Alles, was ich vor mir ſehe;
„Wir ſind begraben, Hrucko, ſind begraben,
„Und unſer Brautbett wird der Sarg von Stein,
„Und unſ're Hochzeitbitter werden Raben,
„Und Mordgeſchrei wird unſer Brautlied ſein!“

Und aus des Haares ſchöngewund'nen Flechten
Reißt ſie das rothe Band ſich mit der Rechten,
Und in die Linke preßt ſie ihr Geſicht.

Und Hrucko küßt ſie auf die Stirn und ſpricht:
„Laſſ' ab vom Weinen, Hanka, meine Braut,
„Du biſt im Herzen längſt mir angetraut;
„Denn deine Lippen haben mir gebeichtet,
„Und deine Augen haben mir geleuchtet,
„Und deine Flechten mir zum Ring gedient,
„Und dein Geſtändniß war mein Pſalm, o Kind.
„Und morgen, Hanka, morgen, eh' es tagt,
„Wenn ſich das junge Volk in's Freie wagt,
„Um Nahrung für die Aelteren zu holen,
„Zieh' ich mit fort, und ſchleiche mich verſtohlen
„Zum frommen Vater hin im grünen Wald,
„Ich weiß um ſeinen ſtillen Aufenthalt.
„‚Cyrillus', will ich rufen, ‚Vater, kommt,
„‚Es iſt die Zeit, wo Prieſterſegen frommt;
„‚Einſegnen müßt zum Tod Ihr eine Schaar,
„‚Zum Leben noch im Tod ein liebend Paar!' —
„Und bringen werd' ich ihn dir, Hanka, bringen,
„Und ſeinen Pſalm wird uns Cyrillus ſingen,

„Und wird dir Singrün in die Flechten winden,
„Und wird die Hände ſegnend uns verbinden,
„Und morgen, Hanka, wirſt mein Weib du ſein,
„Und Brautbett wird, nicht Sarg, uns ſein der Stein.“

Und wie er es verſprochen, alſo that er;
Und ſchon vorm Tage kam der fromme Vater,
Daß er zum Tod einſegne dort die Schaar,
Zum Leben noch im Tod ein liebend Paar.

Doch als die Braut ſchon kniete vor dem Greiſe,
Da ſchrak ſie plötzlich auf, da rief ſie leiſe:
„Mit welchem Kränzlein ſchmückt Ihr mir das Haar?
„Wo iſt das Singrün, unſer Schmuck der Ehren,
„Der Schmuck, deſſ' keine Jungfrau möcht' entbehren,
„Den ſie als Braut zum erſten Mal empfängt,
„Den ſie zu Häupten ihres Bettes hängt,
„Den ſie bewahrt als heilig Amulet,
„Den ſie begrüßt in jeglichem Gebet,
„Den ſie nur dann erſt, wenn ſie ausgerungen,
„Zum zweiten Male trägt in's Haar geſchlungen?
„Nicht ohne Singrün, frommer Vater, nein,
„Kein rechtes Bräutchen ſchien' ich mir zu ſein!
„Ein Zeichen iſt's, worauf der Himmel ſchaut,
„Und meine Mutter trug es auch als Braut,
„Und als ſie ſtarb, ward ſie damit begraben,
„Und ſo, wie ſie, will ich als Braut es haben,
„Und will damit begraben ſein gleich ihr!
„O Vater, laßt mich fort, — ich hol' es mir!“ —

Sie ſpringt empor, und niemand will ihr's wehren,
Der Väter heiligen Gebrauch zu ehren.
Nur Hrucko fleht, vergeblich iſt ſein Wort,
Und wie ein Wieſel hurtig ſchlüpft ſie fort.

Den ſteilen Abhang klimmt ſie raſch hinunter
Wo in der Tief' ein Bächlein, hell und munter,
Durch Buſch und Dorn muthwillig Bahn ſich bricht:
Dir, munt'res Bächlein, bangt vorm Tatar nicht!

Ha ſieh! da wuchert üppig, was ſie ſucht:
Ein Büſchlein rauft ſie aus mit flinkem Finger,
Dann klettert ſie den Steig zum Felſenzwinger
Mit Gemſenhaſt zurück in ſcheuer Flucht,
Die Blicke rings hin ſendend, um zu ſpähen,
Ob nicht vielleicht ein Lauſcher ſie geſehen.
Da iſt's, als raſchelt' es im Waldgeſträuch. —
Sie folgt dem Laut mit ihrem Aug', erſchrocken,
Und ſieht mit Eins, entgeiſtert, marmorbleich,
Ihr Fuß erſtarrt, und ihre Pulſe ſtocken.
Ein hag'rer Tatar ſchreitet durch die Rüſtern
G'radüber an des Bach's jenſeit'gem Rand:
Schon ſtreifte ſie ſein Auge, wild und lüſtern,
Gebiet'riſch winkt er mit der einen Hand,
Indeſſ' die and're hält den ſtraffen Bogen
Mit gift'gem Pfeile drohend angezogen.
Da rafft ſie ſich empor, mit dumpfem Schrei,
Und ſauſend ſchwirrt der Pfeil an ihr vorbei.
Sie klimmt, ſie keucht, ſie ſinkt zur Erde nieder,
Sie rafft ſich wieder auf und klettert wieder,
Indeſſ' der grauſe Schütze, wuthentbrannt,
Vergebens prüft den ſteilen Uferrand,
So manchen Pfeilgruß noch hinüberſendet,
Und tückiſch lauernd dann waldein ſich wendet.

Emporgekrochen bis zum Felſenſpalt
Macht Hanka nochmal an der Schwelle Halt,
Blickt nochmal rings umher mit Angſtgeberde
Schlüpft raſch hinein und ſinkt erſchöpft zur Erde.

Das Singrün aber hält ſie krampfhaft feſt,
Es iſt der Preis den ſterbend nur ſie läßt.
Entſetzt umgibt die Schaar das bleiche Kind,
Dem Todesſchweiß von kalter Stirne rinnt,
Und müht vergebens ſich, die Schreckenskunde
Ihr abzulöſen vom geſchloſſ'nen Munde. —

Der hag're Tatar aber war nicht träg;
In Stundenfriſt erſcheint er jenſeits wieder,
Und läßt behutſam bis zum Bach ſich nieder,
Und klettert leiſ' empor den Felſenſteg.
Er traf die Fährt', ein wildes Grinſen zuckt
Um ſeine wulſt'gen Lippen, ſachte duckt
Er ſich in's Dorngeſtrüppe, legt ſein Ohr
An's riſſige Geſtein, und horcht und lauſcht.
Ha! aus des Berges hohlen Rippen rauſcht
Ein dumpfes Klingen wie Geſtöhn empor.
Auf ſpringt er, wie der Fuchs, und ſchwingt ſich ſchnell
Die nächſte Höh' hinan; — ein Pfiff in's Weite,
Und aus dem Walde bricht die wilde Meute,
Und klimmt ihm nach durch Dickicht und Geröll.
Bald iſt das kleine Pförtlein ausgewittert,
Durch das ein dumpfverworrenes Gebraus
Den gierig Lauſchenden entgegenzittert,
Für ſie ein hoch willkomm'ner Ohrenſchmaus.
Und dürre Reiſer ſchleppen ſie zuſammen,
Und ſtopfen ſie in Spalt und Ritze ſchnell,
Und ſtecken ſie mit Wolfsgeheul in Flammen,
Hei! wie das kniſtert, wie das loht ſo hell,
Hei! welche Luſt für dieſe feigen Horden,
Ohn' einen Pfeilſchuß Hunderte zu morden!

Indeſſen iſt im tiefen Felſenſchacht
Die ſchöne Braut vom Tode[illegible]ſchlaf erwacht.

Ihr wirres Aug' durchläuft den ſtummen Kreis,
Fällt wie entſetzt dann auf den blut'gen Preis,
Das dunkle Singrün, das des Prieſters Hand
Für ſie bereits zum Ehrenkranze wand,
Und bleibt dann ruh'n auf Hrucko's Angeſicht,
Aus deſſen Mienen düſtre Ahnung ſpricht.

Da plötzlich ſtreift ein Luftzug durch die Halle
So ſchwülig wie des Thauwind's Hauch im Mai, —
Jetzt Brandgeruch, — betroffen ſtehen Alle,
Und in gepreßter Kehl' erſtirbt der Schrei.
Jetzt ringelt ſich's, wie hundert blaue Schlangen,
Aus Ritz' und Spalte züngelnd rings hervor,
Und ſchleicht am Boden hin, und kriecht in langen,
Schwerfäll'gen Windungen zur Deck' empor.
Weh' das iſt Rauch — iſt glüher Flammenodem!
Er drückt, ein unſichtbarer Alp, die Bruſt,
Die weite Höhl' erfüllt ſchon dichter Brodem.

Noch ſind ſie nicht des Gräßlichſten bewußt.
Hat über ihnen ſich der Wald entzündet,
Daß Rauch und Dampf ſich durch die Fugen windet?
Iſt's ihrer Hütten Lohe, die von fern
Mit Opferrauch noch grüßen ihren Herrn?
Ja — oder? — Nein, ſie wagen's nicht zu denken!
Nur Hanka denkt's und ſteht vernichtet da,
Indeſſ' ſich tiefer ſtets die Nebel ſenken,
Und kaum zu ſehen, was ſich klafternah.

Erſt jetzt durchzuckt die ſchreckensſtarre Gruppe
Des Todbewußtſein's ungeſtümer Drang.
Die Einen werfen ſich zur Erde bang,
Die Andern klettern ſchreiend bis zur Kuppe:

Dort wälzt ein Klumpen ſich zum Felſenſchlunde,
Und ſtürzt dem Feind entgegen, den er flieht,
Dort ſaugt ein Lechzender mit trock'nem Munde
Sich gierig feſt am feuchten Stalaktit.
Zum Knäuel ſchlingen ſie ſich wirr zuſammen,
Und wünſchen ihren Augen — Thränenflut,
Eis — ihren Adern, athmen nichts als Glut,
Seh'n nichts als Rauch, und ſpüren nichts als Flammen.
Hier kauert eine Mutter, Stein auf Stein,
Und grinſt dem Tode blöd in's Angeſicht,
Der ihres Säuglings Herz in Qualen bricht;
Dort rennt ein Jüngling wild die Stirn ſich ein,
Sein letzt Gebet mit einem Fluch erſtickend;
Dort wankt ein Greis, in's Kleid das Antlitz drückend,
Um ſterbend Aerg'res nicht als Tod zu ſchau'n.
Schon hat der Wahnwitz abgelöſt das Grau'n,
Ein zwecklos Ringen iſt's, ein trunk'nes Schwanken,
Ein Durcheinandertaumeln der Gedanken. —

Nur Zwei noch leben aus der ganzen Schaar,
Der Hauch der Lieb' erhielt ſo lang dieß Paar.
Verſchlungen, todeseinig, Bruſt an Bruſt,
So ſteh'n ſie da voll grauſenhafter Luſt.

„Mein Hrycko!“ — „Meine Hanka!“ ſchallt es laut,
Dann leiſe: „Braut“ und leiſer: „Bräutigam“,
Und mit der Hand, beinah' ſchon todeslahm,
Schlingt in's Gelock er ihr das heil'ge Kraut,
Den Kranz aus Singrün, den verhängnißvollen,
Den ſie als Braut und Leich' hat tragen wollen.
Jetzt trägt ſie ihn als — Braut, — o ſchmerzlich Glück!
Darauf ein langer Kuß, ein läng'rer Blick: —
Jetzt trägt ſie ihn — als Leiche! — Beide ſinken,
Das Haus iſt ſtill, die Hochzeitfackeln blinken.

Und war das Singrün werth wol ſolchen Preis?
Ich weiß es nicht, doch Eins iſt, was ich weiß:
„Es hängt das Volk an ſeiner Väter Glauben,
„Den fromme Lieb' als Erb' ihm übergab;
„Ihr könnet Alles, Gut und Blut, ihm rauben,
„Dieß Singrün aber nimmt es mit in's Grab!“

## Vorbei!

Wie ſchnob der Sturm, wie ſcholl der Donner,
Wie ziſchten wild des Blitzes Brander
Aus Wolken ſchwer und blau wie Blei; —
Nun lacht die Sonne freundlich wieder
Vom wolkenloſen Himmel nieder,
Und Alles — Alles iſt vorbei!

Wie wuſch, vom Regen angeſchwollen,
Der Bach zerſtörend von den Feldern
Des Landmann's Hoffnung weg wie Spreu; —
Nun fließt er klar und ſchmal und leiſe
Die Flur entlang nach alter Weiſe,
Und Alles — Alles iſt vorbei!

Wie tobt die Schlacht, wie klirrt das Eiſen,
Wie rollt Kanonendonner ſchrecklich
In Wuthgeheul und Wehgeſchrei; —
Bald hört man dort Cicadenſchwirren,
Und Schnitterſang und Sichelklirren,
Und Alles — Alles iſt vorbei!

Wie tobt' in dieſem kleinen Herzen
Vor kurzer Friſt der Kampf der Liebe,
Der Jugend kühnſte Schwärmerei:
Und nun das kleine Herz ſo ſtille,
So ſcheu der Wunſch, ſo zahm der Wille,
Und Alles — Alles iſt vorbei!

„Wie trag' ich dieſes Lebens Qualen,
„Dieß Suchen, Finden und Verlieren,
„Des ew'gen Wechſels Einerlei?“ —
Getroſt, eh' ich und du es denken,
Wird ſich ein Schlummer auf uns ſenken,
Und Alles — Alles iſt vorbei!

---

## III.

## Das gerettete Kind.

Die Mutter ſitzt an der Wiege des Kind's,
Und ſingt es und ſchaukelt es ein:
„Ach ja — ſeine theueren Züge, ſie ſind's,
Es könnt' ihm nicht ähnlicher ſein!

„Und auch von mir hat es viel, von mir!
Du lieber, herziger Schatz!
Und litt ich auch noch ſo viel mit dir,
Du gibſt mir für Alles Erſatz.

„O möge dein Engel dich ſchützen, Kind!
Du ahnſt nicht, was du mir biſt:
Nicht alle Schätze der Erde ſind
Mir das, was dein Lächeln mir iſt.

„Du biſt mein Leben, du biſt mein Glück,
Mein Troſt, meine Seligkeit;
Nach deinem Lallen, nach deinem Blick
Bemeſſ' ich ſo Freude, wie Leid.

„Wenn je — der Tod! — mit Schaudern ſpricht
Das ſchreckliche Wort mein Mund:
Nicht denken kann ich es, faſſen nicht,
Es wär' meine letzte Stund'!“ — —

So ſinnet die Mutter, und ſingt und wiegt,
Und ſieht nicht den finſteren Geiſt,
Der ſchon durch die Kammer geſpenſtiſch fliegt,
Und lüſtern die Wieg' umkreiſt.

Es iſt der Geiſt, den ſie ſchaudernd genannt:
Es iſt ſchon der neidiſche Tod,
Er ſtreift ſchon dem Kindlein mit eiſiger Hand
Vom Antlitz das blühende Roth.

Er impft ihm ſchon ſein ſchleichendes Gift
Gar heimlich in's pochende Herz;
Er ſchreibt auf die Stirn ihm ſchon ſeine Schrift:
Den leiſe zuckenden Schmerz. —

Ach Mutter, laſſ' ab vom eitlen Wahn!
Du meinſt noch, es ſchlummere gut;
O ſieh' doch hin, o fühl' es doch an,
Schon trägt es den Tod ja im Blut.

Und wenn es aus ſeinem Schlaf erwacht,
So iſt es auf kurze Friſt,
Denn bald, bald ſchläft es die lange Nacht,
Aus der kein Erwachen mehr iſt.

Wie jammert die Mutter mit ſtarrem Blick! —
Ihr Kind, das ihr Alles war,
Ihr Troſt, ihre Freud', ihr Leben, ihr Glück,
Es liegt auf der Todtenbahr'.

Es liegt mit eingefall'nem Geſicht,
In weißen Händchen ein Kreuz,
Und rührt ſich nicht, und regt ſich nicht,
Ein Engel voll heiligem Reiz.

Die Mutter küßt es viel tauſendmal,
Und küßt es doch nimmer warm,
Und wiegt es vergebens mit banger Qual
Auf ſchaukelndem, koſendem Arm;

Und weint ihm vergebens das Liedchen in's Ohr,
Bei dem es ſonſt immer entſchlief; —
O Mutter, wozu denn ſingſt du's ihm vor?
Es ſchläft ohnehin ja ſo tief!

Wegreißen muß man mit ernſter Gewalt
Das arme, verzweifelte Weib;
Zuſammenknickt, gefühllos und kalt,
Auf hartem Eſtrich ihr Leib.

Sie denkt an den fernen Gatten nicht,
Der nichts von dem Schrecklichen ahnt,
Und arglos, während das Herz ihr bricht,
Hinwandert durch fremdes Land.

Sie denkt nicht an Luſt, nicht an Sonnenſchein,
An nichts, was wird und was war,
Sie denkt an ihr Kind, ihr Kind allein,
Das liegt auf der Todtenbahr'. — —

Da plötzlich dröhnt vom Thurm herab
Unheimlicher Glockenhall.
Aufſchreit ſie, — ruft er ihr Kind ſchon zu Grab?
Nein, — nein, — das iſt anderer Schall.

Das iſt der Feuerglocke Klang, —
Schon leuchtet es roth herein,
Schon wogt es und brauſt es die Straßen entlang,
Umflackert vom Flammenſchein.

In dichten Wirbeln qualmt der Rauch,
Durch Fenſter und Thor mit Macht;
Da rafft die Mutter empor ſich auch,
Aus dumpfem Brüten erwacht.

Und „Rette, rette!“ ſo herrſcht es ſie an,
Da ſtürzt ſie hinaus voll Haſt,
Und klettert die glimmende Trepp' hinan,
Von blindem Eifer erfaßt.

„Halt!“ ruft es ihr nach, — ſie aber fort,
Und fort mit fliegendem Haar: —
In jener brennenden Kammer dort
Liegt ja ihr Kind auf der Bahr'.

Sie wankt hinein, ſie faßt es geſchwind,
Für Alles andere blind;
Sie denkt nicht: es iſt mein todtes Kind,
Sie fühlt nur: es iſt mein Kind!

Schon iſt ihr Haus dem Sturze nah',
Es macht ihr geringen Harm:
Gerettet hat ſie ihr Theuerſtes ja,
Sie hat ja ihr Kind im Arm.

Und kehret der Vater, dem ſie es gab,
Zurück einſt, düſt'rer geſinnt,
So kann ſie ihn führen doch an ein Grab,
Und ſagen: „Da liegt unſer Kind!“

## Auf der Heimkehr.

Ach wär' es nur ſchon morgen,
Ach wär's nur nimmer heut!
Dann ſchwiegen alle Sorgen,
Dann wär' ich hoch erfreut:
Denn morgen kommt die Stunde,
Erwartet ſehnſuchtsvoll,
Wo mich ein Gruß vom Munde
Der Liebe laben ſoll!

Ach wär' es nur ſchon morgen!
Wie währt der Tag ſo lang,
Wenn in der Bruſt verborgen
Uns treibt der Sehnſucht Drang!
Wie ewig ſind die Meilen,
Kein Weg, der enden will,

So ſehr die Räder eilen,
Mir iſt, ſie ſtünden ſtill.

Ich grüße Berg' und Bäche,
Ich grüße Feld und Haus;
Doch ach, wie dehnt die Fläche
So gränzenlos ſich aus!
Schon wird der Himmel trüber,
Schon bleicht der Sonne Licht,
Viel Schlöſſer floh'n vorüber,
Das rechte kam noch nicht.

Und wieder glüh'n die Sterne,
Und wieder ſinkt die Nacht,
Die letzte Nacht, ſo ferne
Vom Liebchen zugebracht;
Die letzte Nacht voll Sorgen,
Die letzte — dann, ach! dann —
O wär' es nur ſchon morgen,
O Tag, o Tag, brich an!

Ihr Winde leiht mir Flügel,
Ihr Wellen ſpannt euch vor,
Tragt über Thal und Hügel
Mich bald zu ihrem Thor!
Müßt' ich ſie auch erſt wecken
Aus holder Träume Luſt,
Wie würd' ihr ſüß Erſchrecken
Belohnt an meiner Bruſt!

So will ich denn im Traume
Mich noch begnügen gern,
Bis fern am Bergesſaume
Verglimmt der Morgenſtern.

Doch dann hinweg, ihr Sorgen,
Und Lieb' und Luſt erneut! —
Ach wär' es nur ſchon morgen,
Ach wär's nur nimmer heut!

---

## IV.

## Ein Traum des alten Fritz.

(15. Auguſt 1769.)

Siebzehnhundert neun und ſechzig war's in ſchwüler Sommernacht,
Wo der alte Fritz in Breslau ſtöhnend aus dem Traum erwacht:
Eilends rief er ſeinem Pagen: „Nehm' er Feder und Papier,
„Schreib' er auf was ich erzähle: Sonderbares träumte mir:

„Nacht war's, — auf dem Feld des Himmels ſtanden, furchtbar anzuſeh'n,
„Sich Gewitterwolken drohend gegenüber wie Armeen,
„Blitze zuckten hin und wieder, einzelnen Signalen gleich,
„Plötzlich in das tiefe Schweigen ſchlug ein mächt'ger Donnerſtreich.

„Da zerſtob das Heer der Wolken, und der Himmel glänzte rein,
„Wie auf ein Commando rückten alle Sternenfronten ein:
„Einer flammt an ihrer Spitze, roth und feurig wie der Blitz,
„Und in ſeinem Kerne deutlich ſtand zu leſen: ‚Stern des Fritz‘.

„Stern des Fritz! — ſo ſchreib' er: — leuchtend, wie der Stern ſo vor mir ſtand,
„Und den hellen Schimmer reichlich ausgoß über's Preußenland,

„Da mit ungeſtümem Pochen mußt' ich es mir ſelbſt geſteh'n:
„Einen Stern, der den verdunkelt, mag die Welt ſo bald nicht ſeh'n. —

„Sieh! — da ſtieg es fern im Süden purpurn auf wie friſches Blut,
„Röthete zuerſt den Weſten, zog ſich dann wie Meeresflut
„Gegen Norden, gegen Oſten, über alles Volk und Land,
„Daß es war, als ob der Himmel aufging' in Zerſtörungsbrand.

„Sieh! — und aus dem Purpur plötzlich ſpringt ein flammender Komet,
„Deſſen Ruthe von dem Aufgang bis zum Niedergange geht:
„Alle Sterne bleichen zitternd, ſelbſt mein Stern, der Stern des Fritz,
„Geht in ſeinem Blutmeer unter und verblaßt von ſeinem Blitz.

„Endlich fern im Norden zuckt es roth herein, doch anders roth,
„Ausgeglüht hat ſchnell der Purpur, der Komet hat ausgedroht,
„Und ein Regenbogen gürtet um die Welt ſein ſchillernd Joch,
„Und mein Stern auch ſchimmert wieder, ferner zwar doch heller noch.“

Alſo ſprach der alte Fritze, alſo ſchrieb der Pag' es auf;
Lange blieb das Blatt vergeſſen, und doch ſtand viel Wahres d'rauf:
Siebzehnhundert neun und ſechzig in der ſchwülen Sommernacht,
Wo der Fritz im Norden träumte, war im Süd' ein Stern erwacht;

Ein Komet, ein blutig rother, der die Welt mit Brand erfüllt,
Ein Komet, der auch des Fritzen großen Stern für lang verhüllt,
Ein Komet, der ſeine Ruthe ſchwang ob manchem Volk und Thron,
Bis er unterging im Norden, der Komet: ‚Napoleon‘!

# Löwentraum.

In ſeinem Käfig lag ein mächt'ger Leu
Mit einem muntern Hündchen eingeſperrt;
Er wußte, daß ſein kleiner Gaſt ihm treu,
Und daß es Scherz nur, wenn er neckt und zerrt.

Sogar zu ſchmeicheln ſchien ihm ſolch' Vertrau'n,
Solch' kühn Ergeben in die Uebermacht,
Und ſpaßhaft rührend war es anzuſchau'n,
Wie zahm der Rieſe nahm den Zwerg in Acht.

Man ſah's dem guten Vater Löwen an,
Daß ihm das Kindlein Hund vom Herzen lieb:
Er hatte ſeine kind'ſche Freude d'ran,
Und trug gelaſſen, was es that und trieb.

Doch einmal ſchlief der gute Vater Leu,
Und neben ihm lag ſtill das Kindlein Hund,
Und Träume, wie ſie Löwen juſt nicht neu,
Umzuckten ihn und reizten ſeinen Schlund.

Er träumte ſich hinaus in's Meer von Sand,
Auf ſeiner wilden Kräfte wüſtes Feld;
In ſeinen Mähnen glühte Sonnenbrand,
Sein Rachen war von Blutbegier geſchwellt.

Und wildaufbrüllend, daß der Käfig bebt,
Haut er die Pranke plötzlich in den Hund,
Und reißt ihn, eh' er noch die Stimm' erhebt,
In kleine Stücke mit gefräß'gem Schlund.

Dann wacht er auf, und ſieht was er gethan,
Und ſein Gebrüll wird ein gewaltig Ach!
Und hätt' er Thränen, weinend ſäh' er's an,
Was er im Traum am armen Freund verbrach.

Und traurig murrend liegt er manchen Tag
Und wälzt ſich unmutsvoll, als ſäh' er's ein,
Daß es auch Augenblicke geben mag,
Wo's einen Löwen reut, ein Löw' zu ſein!

## V.

## Das Venetianer-Glas.

### 1.

Venedig, die herrliche Dogenſtadt,
Macht wol kein Aug' ihres Anblick's ſatt.
Da iſt von Gondeln ein buntes Gewirr,
Der Pilger wird an dem Leben irr:
Er glaubt, es dräng' in ewigem Schwall
Sich ein endlos brauſender Maskenball.
Der ernſte Doge, der düſtere Rath,
Die ſchleichenden Mäntel auf heimlichem Pfad,

Die ſtolzen Paläſte, der Waaren Pracht,
Manch' Auge, das hinter dem Schleier lacht,
Das Alles feſſelt mit ſelt'ner Gewalt
Und läßt wol nur zweifelnde Liebe kalt.

Wol iſt es auch zweifelnde Lieb' allein,
Die, zehrend mit nie beſchreiblicher Pein,
An eines Ritters Herzen nagt,
Der hier umſonſt nach Ruhe jagt.
Er iſt daheim in Deutſchlands Gau'n,
Hat dort die lieblichſte der Frau'n,
Doch ob ſie wol auch die liebendſte ſei,
Das eben drückt ihm die Bruſt wie Blei.
Der Zweifel trieb ihn fort vom Haus,
In's Leben hinein, in die Welt hinaus;
Durch Trennung will er ſie prüfen ſcharf,
Ob ihren Küſſen er trauen darf.
Er baut auf des Herzens Wahrheit feſt,
Auf Unſchuld, die ſich nicht heucheln läßt;
Er baut auf der Freude Thränenerguß,
Auf des Wiederſehens gemüthlichen Gruß.
Denn lügen läßt ſich der willige Schmerz,
Leicht mag man zur Klage beſchwatzen das Herz;
Doch der freudig begrüßenden Stimme Klang,
Die Thräne der Luſt, den begeiſternden Drang,
Die zitternden Arme, den funkelnden Blick,
Das göttliche, in ſich verſtummende Glück,
Das läßt der Himmel ſich nicht entweih'n,
Sonſt büßt' er ſein köſtliches Vorrecht ein.

So träumte ſich jener Ritter es oft,
Das iſt es, was er zu finden hofft,
Wenn endlich die ewige Jahresfriſt,
Die Zeit der Prüfung, verronnen iſt.

Und doch hinwieder manche Nacht,
Wenn er aus fiebriſchen Träumen erwacht,
Da birſt, wie verwiſcht von Geiſterhand,
Vor ſeinen Augen des Zimmers Wand;
Sein Schloß, ſein heimiſches, ſteht vor ihm da,
Sein Weib erblickt er, ſo klar, ſo nah,
Und vor ihr — Gott! — kniet ſchwörend ein Wicht,
Aus deſſen Hohlaug' Argheit ſpricht;
Kniet, — kniet ach! nicht vergebens, — ſie winkt,
Sie lächelt, ſie kämpft zum Scheine, ſie ſinkt! —

Da graut der Tag, der den Traum zerſtäubt, —
Sein Höllenargwohn aber bleibt.

2.

Und wieder geht er mit düſterem Sinn
Einſt über den Platz San Marco's hin.
Da drängt ſich um einen Mäkler ein Kreis,
Als gäb' er das Beſte für ſchlechten Preis.
Auf hölzernen Stufen ſinnig gereiht
Steh'n Gläſer und Becher eng und weit,
Geſchliffen und roh, von lauterem Schall,
Vielkantig und funkelnd wie Bergkriſtall.
Der Mäkler aber, ein ſonderer Mann,
(Man merkt ſein gebrechliches Werk ihm an),
Steht hoch inmitten und faßt gewandt
Pocal um Pocal mit prüfender Hand:
„He! — Kauft euch Gläſer, ihr Philoſophen,
„Denn Glas iſt das Wappen der Philoſophei!
„Kauft ſchöne Gläſer, ihr Damen und Zofen,
„Denn Glas iſt das Sinnbild für Lieb' und Treu'!

„Kauft klingende Gläſer, ihr Krieger und Helden,
„Ein paſſend Symbol für den Ruhm iſt Glas!
„Es möge ſich jeder Stand hier melden,
„Er findet für ſich hier Bild und Maß. —
„Doch eines hab' ich vor allen zu preiſen,
„Mein Glas iſt ja — Venetianer-Kriſtall!
„Ihr mögt die Länder der Erde durchreiſen,
„Solch Glas iſt nirgend im weiten All.
„Es iſt verſetzt mit ſolchen Stoffen,
„Daß, wie d'reinfällt ein Tropfen Gift,
„Der Becher zerſpringt, und klar und offen
„Den Frevler verräth, den der Argwohn trifft,
„Traun! unter uns, in den Zeiten der Tücke,
„Wo Jung und Alt an's Arge denkt,
„Sind ſolche künſtliche Probeſtücke
„Für tauſend Scudi ſo viel als geſchenkt!“

Der Ritter hört des Mäklers Geſchwätz:
So mancher Käufer geht in's Netz,
Und ſchon verläuft ſich der gaffende Schwarm,
Der Ritter nur bleibt mit gekreuztem Arm,
Und ſtarrt bewußtlos den Handelsmann
Und ſeine gebrechlichen Bilder an.

„Ei, ſchmucker Fremdling!“ beginnt nun der,
„Verblenden Euch meine Kriſtalle ſo ſehr?
„So kauft Euch einen, Ihr habt die Wahl,
„Doch rieth' ich Euch wol zu dieſem Pocal;
„Er iſt ſo tüchtig und doch ſo fein,
„Mag Frauen und Herren gleich ziemlich ſein!
„Ihr habt ja gewiß ein Geſpons zu Haus,
„Da tränke ſich's trefflich zu Zweien d'raus;
„'s iſt Venetianer-Glas, das zerſchellt,
„Wie nur ein Tröpflein Gift d'rein fällt.“

Aufdringen läßt ſich der Ritter das Stück,
Bezahlt's, und geht mit ſtarrem Blick;
Doch, glaub' ich, fragt' einer ihn gleich in's Geſicht:
‚Was tragt Ihr da?‘ — er wüßt' es nicht! —

### 3.

Die traurige Jahresfriſt verrann,
Zur Heimkehr ſchickt ſich der Ritter an.
Venedig's Zinnen verſinken in's Meer,
Schon nicken die Alphöh'n über ihn her.
Schon winkt ihm vom fernen duft'gen Rand
So ſchmerzlich wieder das deutſche Land.
Er findet noch Alles, wie er's verließ:
Der Bergſtrom furcht noch denſelben Kies,
Dieſelben Gehöfte, dieſelben Au'n
Sind neben derſelben Straße zu ſchau'n,
Und was dort ragt auf demſelben Geſtein,
Dieß Schlößlein ſchließt ihm die Gattin ein.
Die Gattin? — Mit bitterſüßem Gefühl
Faßt dieſes Wort ihn am nahen Ziel;
Sein Herz, halb bang, halb pochend vor Luſt,
Zu ſprengen droht es die ängſtige Bruſt.
Bald ſpornt er das Roß, bald hält er's zurück,
Als ſucht' er, als zagt' er, zu finden ſein Glück.
Jetzt ſinkt das Fallthor, jetzt erſchallt
Vom frohen Empfangeruf Burg und Wald.

Die Treppe herunter fliegt ſein Weib,
Gleich einer Blume knickt ihr Leib,
Ob aber vor Freud', ob etwa vor Scheu,
Er kann's nicht erkennen, ſie iſt ihm zu neu.

Sie iſt ihm ja Braut zum zweiten Mal,
Ihr Kuß betäubt ihm des Zweifels Qual.
Vergeſſen iſt jeder verdammende Groll;
Ihr zitternder Arm, der Thränen Zoll,
Der ſchweigenden Wonne ſeliger Zug,
Das iſt nicht Tücke, das iſt nicht Trug!

Und als er die Glieder nach Luſt erquickt,
Da fragt ſie ihn, ſchmeichelnd hinüber gebückt:
„Und haſt du aus Wälſchland nichts mir gebracht,
„Was Freude dem kindiſchen Weibe macht?“

Sie ſagt's, da fällt ſein Becher ihm ein.
„Wol!“ ſpricht er, „dieſer Pocal ſei dein.
„Ich kauft' ihn fern in der Meeresſtadt,
„Und eigen iſt, was der Becher hat:
„Wie nur ein Tröpflein Gift d'rein fällt,
„Alsbald zur Erde ſinkt er zerſchellt.
„D'rum nimm dieß Werk, ſo tüchtig und fein,
„Und füll' es zum Rande mit duftigem Wein,
„Und trink' es auf deine Lieb' und Treu',
„Und denk' an unſere Schwüre dabei!“
Die Gattin füllt den Becher zum Rand,
Und faßt ihn und ſpricht zum Himmel gewandt:
„Die Thräne, die mir vom Auge quillt,
„Sie ſei meiner Treue lebendiges Bild!
„Sie roll' in dieſes Glas hinein,
„Sie ſoll ein Pfand meiner Liebe dir ſein!“

Und eine Thräne, groß und hell,
Perlt nieder, rollt in's Glas zur Stell;
Da klingt, — da ſpringt das Glas entzwei, —
Und ſie ſinkt nieder mit gellendem Schrei.

„Gift“ ſchreit der Ritter — „zerſchellt dieß Glas:
„Nun hab' ich für deine Treue das Maß!
„Die Thräne der Untreu', — ich fühl's, iſt Gift, —
„Und Tod iſt die Strafe, die Falſchheit trifft!“

Und während ſein Dolch ihr die Bruſt zerfleiſcht,
Bekennt ſie ſterbend: ſie hab' ihn getäuſcht.

4.

Der Ritter aber zog hinaus,
Ging ſinnverwirrt von Haus zu Haus,
Hielt in der Hand des Bechers Trümmer
Und lacht' in widrigem Gewimmer:
„Herbei! Kauft Gläſer, ihr Damen, herbei!
„Das Glas iſt ein Sinnbild für Lieb' und Treu'!“

## Wechſelwirkung.

Ich ſitz' am offenen Fenſter,
Und ſchreib' an einem Gedicht;
Mein Nachbar ſpielt auf der Flöte,
Sieht aber und kennt mich nicht.

Und was er ſo rührend flötet
In ſtiller Kammer allein,
Möcht' eben die rechte Begleitung
Zu dem, was ich dichte, ſein!

Und was ich ſo ſinnend ſchreibe
Für mich in der Kammer allein,
Das möchte der Text auch eben
Zu ſeinen Noten ſein!

Ich hab' ihn doch nie geſprochen,
Ich hab' ihn doch nie geſeh'n,
Wir werden vielleicht im Leben
Nie gegenüber uns ſteh'n.

Und dennoch möcht' ich ihn küſſen,
Daß er ſo gut mich verſtand;
Und wüßt' er, was ich nun ſchreibe,
So drückt' er mir auch wol die Hand!

## VI.

## Ein altes Lied.

Das älteſte der Lieder war einſt neu,
Und tauſend Augen wurden feucht dabei,
Und tauſend Lippen ſangen es mit Luſt,
Des ſeelenvollſten Mitgefühl's bewußt.

Der Schlüſſel ward's für manches Mädchenherz,
Der Troſt im Leid, das Loſungswort im Scherz;
Das einſt der Welt zum Ekel werden kann,
Was heute noch entzückt, wer denkt daran?

„Freut euch des Lebens!“ war ein ſolches Lied,
Wie ſelten eins durch alle Länder zieht,
Ein Liedlein ohne Stachel, friedſam, ſchlicht,
Wodurch ſo mächtig? wir begreifen's nicht.

So war denn damals dieſer ſchlichte Sang
Auch eines holden Mädchens Lieblingsklang,
Sie ſummt' und trillert' es den langen Tag,
Den Tact dazu gab ihres Herzens Schlag.

Sie fühlte ſich darin erklärt ihr Sein,
Ihr ſüßes Sehnen, ihre ſel'ge Pein,
Und hätt' ihr wer geſagt, es ſei nicht ſchön,
Sie hätt' ihn nimmer freundlich angeſeh'n.

Ihr Freier aber, dem die Muſe karg
Nur wenig Tön' in ſpröder Kehle barg,
Wie quält' und müht' er ſich nach Schülerart
Bis er des ſchlichten Liedleins Meiſter ward.

Wie ſelig unter Liebchens Fenſter ſtand
Bei Nacht er einſt, die Zither in der Hand,
Und ſchickte, ſiegsgewiß, zu ihrem Ohr
Sein Herz in ihrem Lieblingslied empor.

„Freut euch des Lebens!“ iſt ſein Talisman, —
Schon lacht des Lebens Freud' ihn wonnig an; —
Doch ach! dem Tod gefiel das Ständchen nicht: —
Er bricht ein Herz, mit dem ein zweites bricht. —

Dem armen Sänger klingt hinfort der Ton:
„Freut euch des Lebens!“ wie ein bitt'rer Hohn,
Und dennoch liebt er ihn und ihn allein,
Und prägt ſich tiefer ſtets ihn, tiefer ein;

Und ſitzt im Hauſe, wo der Wahnſinn wohnt,
Und ſtarrt durch's Eiſengitter in den Mond,
Und ſingt, wenn Ruhe längſt in jedem Haus,
„Freut euch des Lebens!“ in die Nacht hinaus.

Und als er ſtiller ward, und ſeit ſie ihn,
Geheilt nicht, doch beſchwichtigt, ließen zieh'n,
Steht er vor'm Haus der todten Braut und ſingt:
„Freut euch des Lebens!“ — doch kein Fenſter klingt.

„Will etwa gar der Bettler,“ ſchmähen ſie, —
„Noch Geld für ſeine alte Melodie!“ —
Geld? — Geld? — Einſt ging ein Herz ihm auf dabei,
Das alte Lied klingt ihm noch immer neu.

## Palimpſeſt.

„Alter Bücherwurm, was ſtarrſt du auf's vergilbte Pergament,
Dieſe Runen zu enträthſeln, die das Aug' mit Müh' erkennt?
Buntgewürfelt durcheinander, dicht die Höh' und Breit' entlang,
Steh'n ſie, ſchwarz und purpurfärbig, wie in Fauſtens Höllenzwang.“

Und der Bücherwurm, der alte, der ſich nicht beirren läßt,
Spricht mit höhniſch klugem Lächeln: „Kennt Ihr keinen Palimpſeſt?
Was auf's reine Blatt ein Meiſter einſt hier ſchrieb mit hellem Roth,
Ueberſchrieb mit Schwarz ein Stümper, — ſeht, und das iſt meine Noth!

Ach, was hab' ich auszuſondern, wegzulöſchen mühevoll
Vom unſel'gen Letternwuſte, der die Urſchrift überquoll,

Bis ſich, wie aus ſchwarzen Nebeln hell das Morgenroth erglänzt,
Mir des Meiſters Schöpfung wieder aus dem Stümperwerk ergänzt!“—

Auch das Buch der Welt iſt worden ſolch' ein alter Palimpſeſt,
Der die helle Schrift des Schöpfers kaum noch mehr erkennen läßt;
Ein Gedicht voll Lieb' und Wahrheit, voll erhab'ner Menſchlichkeit,
War's von Meiſterhand geſchrieben auf das reine Blatt der Zeit.

Manchen ſchönen Spruch enthielt es, manches Lied voll hohem Schwung,
Fromme Sagen und Legenden, Thaten der Begeiſterung;
Und die Sehnſucht nach dem Ew'gen und der kindlich gläub'ge Sinn
Zogen feſtigend durch's Ganze, gold'nen Fäden gleich, ſich hin.

Doch die Menſchen überſchrieben dieſe Dichtung kreuz und quer,
Und die Menſchen überſchreiben ſie von Tag zu Tage mehr:
Schwarzgetüncht ſind ihre Federn, ihre Züge wirr und kraus,
Und die alten Uncialen flimmern leſbar kaum heraus.

Statt der Liebe, ſtatt der Wahrheit, — wilder Haß und feiler Trug,
Statt der Menſchlichkeit — die Selbſtſucht, wenig Sprüche —
Worte g'nug;
Statt der Lieder — Diſſonanzen, ſtatt Begeiſt'rung — tolle Haſt,
Und die Sehnſucht iſt erloſchen und der Glaube abgeblaßt. —

Aber eine Zeit wird kommen, wo man auch im Buch der Welt
Sich des Textes wird erinnern, den des Menſchen Hand entſtellt,
Wo man ſuchen wird und ſichten, wo man forſchen wird und ſpäh'n,
Ob, was kaum mehr zu enträthſeln, beſſer nicht, als was zu ſeh'n.

Aber viel wird ſein zu ſondern, viel zu löſchen mühevoll
Vom unſel'gen Letternwuſte, der die Urſchrift überquoll,
Bis, gleichwie aus ſchwarzen Nebeln hell das Morgenrot erglänzt,
Sich des Meiſters Schöpfung wieder aus dem Stümperwerk ergänzt.

## VII.

## Der Ahorn am Teich.

Lieb-Aennchen iſt ſo matt, ſo blaß;
Die Mutter denkt: wie deut' ich das?
Die Mutter denkt's nicht ohne Grund:
Lieb-Aennchen iſt von Liebe wund.

Und geht ſie bleichen auf die Flur,
So bückt ſie ſich mit Mühe nur;
Und fühlt ſie, wie ihr Herzchen ſchlägt,
So fühlt ſie, wie ſich noch was regt.

Da hilft kein Läugnen, keine Liſt,
Geſtehen muß ſie, was es iſt.
Die Mutter hört's und glaubt es kaum,
Die Tochter wünſcht, es wär' ein Traum.

Und wie's die Mutter endlich glaubt,
Da fährt ſie auf wie ſinnberaubt:
„Hinweg, du Dirn', hinweg von mir,
„Nimm meinen Mutterfluch mit dir!

„Und alſo möcht' ich lieber gleich
„Du wärſt ein Ahornbaum am Teich,
„Wärſt Holz und Laub und Stamm und Baſt,
„Und dorrteſt, wie das Grün am Aſt!"

Die Mutter flucht, das Kind erſtarrt,
Sein Leib wird Ahorn, zäh' und hart,
Der Buſen Holz, die Haut zum Baſt,
Die Locken Laub, die Hand zum Aſt.

Entſetzen faßt die Mutter an; —
Das haben Schuld und Fluch gethan!
Und ſchmerzlich Laubgeliſpel weht
Am Teiche, wo der Ahorn ſteht. —

Doch horch! was klingt nach langer Zeit
So luſtig durch die Einſamkeit?
Das iſt ein Fiedler wolgemuth,
Der ſpielend unterm Ahorn ruht.

Er ſtreicht ſo kühn und kräftig aus,
Als gält's im Faſching Saus und Braus;
Er ſpielt, daß ihm der Bogen bricht,
„Ei," ruft er, „brich, mich kümmert's nicht!"

„Der Ahorn, unter dem ich lag,
„Hat Aeſte mehr, als frommen mag;
„Ein ſolches Aeſtlein, zäh und fein,
„Mag wol der beſte Bogen ſein!"

Sein Meſſer nimmt er, ſchneidet an,
Da ſtöhnt's, — ein Tröpflein perlet d'ran,
Ein rothes Tröpflein, roth wie Blut:
Dem Fiedler ſinkt beinah' der Muth.

Er ſchneidet wieder — horch! wie's ſtöhnt:
„Schneid' immerhin, mein Blut verſöhnt,
„Schneid' immerhin ein Böglein dir,
„Und ſpiel' damit ein Grablied mir.

„Und geh' in's Dorf vor's Bleicherhaus,
„Und ſieht die Mutter dort heraus,
„So geig' ein Stücklein, lieb und lind,
„Und ſag', es ſei von ihrem Kind!“

Dem Fiedler dringt die Klag' in's Herz,
Er ſchnitzt und zieht mit ſtillem Schmerz,
Und tritt im Dorf vor's Bleicherhaus,
Da ſieht ein blaſſes Weib heraus.

Er ſpielt ein Stücklein, lind und fein:
Von ihrem Kinde ſollt' es ſein;
Noch traf's kein Bogen je ſo weich,
Als der vom Ahornbaum am Teich.

Die blaſſe Mutter hört, wie's tönt,
Die blaſſe Mutter ſeufzt verſöhnt:
„Ach, beſſer ein gefall'nes Kind,
„Als — keines! — Flucht nicht zu geſchwind!“

## Die wandelnde Linde.

Es muß doch den Bäumen recht weh' geſcheh'n,
So immer auf *einem* Fleck zu ſteh'n, —
Wie luſtig wär's für ſie, zu wandern
Von einem Nachbar zu dem andern?

Dann meine geliebte Linde du,
Die oft mich beſchattet in meiner Ruh',

Dann könnteſt du auch weiter ſchreiten,
Und, wenn du wollteſt, mich begleiten.

Du wollteſt wol auch, denn du kennſt mich ja;
Standſt oft meinem Sinnen und Träumen nah;
Gewiß du hielteſt oft am Morgen
Dich hinter meinem Haus verborgen.

Und ſchritt' ich ahnungslos vor's Thor,
So trätſt du rauſchend raſch hervor,
Und ſchütteltеſt mir einen Regen
Von Blütenflaum als Gruß entgegen.

Geſchmeichelt durch meinen getreuen Sinn
Zögſt du gewiß oft mit mir dahin,
Und wölbteſt, wenn der Mittag ſchiene,
Dich über mir zum Baldachine.

Und läg' ich dereinſt im ſtillen Grab,
So ſchritteſt du wol von der Wieſ' herab,
Um meines Hügels kahlen Rücken
Als lebend Grabmal mir zu ſchmücken!

## VIII.

## Das erſte und letzte Bild.

„Geh', Meiſter, nimm mich auf zum Schüler,
„Iſt's Einem ernſt, ſo iſt es mir;
„Ich werde nicht nach Wochen kühler,
„Mich treibt nicht eitle Ruhmbegier;

„Mich drängt es nicht, um Gunſt zu geizen,
„Mich lockt nicht blendender Gewinn,
„Nach andern, o! nach ſüßern Reizen
„Verlangt's allmächtig meinen Sinn!

„Ich lieb' ein Mädchen! Armer Maler,
„Was iſt dein ſchönſtes Ideal?
„O gegen dieſes Licht ein fahler,
„Ein farbenloſer Wiederſtrahl;
„Aus ihrem Auge ſpricht ein Leben,
„Wie's eines Engels würdig iſt:
„Das kannſt du doch nicht wiedergeben,
„Und wenn du mehr als Maler biſt!

„Ihr Antlitz düſter ohne Thränen,
„Und ohne Lächeln hold und lieb,
„Auf dem die Lieb' ihr gold'nes Sehnen
„In eine Wehmuthwolke ſchrieb,
„Gleich einem milden Sterne ſtrahlt es
„Aus brauner Locken dunklem Kranz; —
„Gewiß kein ird'ſcher Pinſel malt es,
„Und wär' er Raphael's, ſo ganz!

„Den Mund, aus deſſen keuſchem Saume
„Die Sünde noch kein Wort erpreßt,
„Der mich mit ſeinem Laut, im Traume,
„Wie beim Erwachen, nicht verläßt;
„Den Buſen, deſſen heißes Klopfen
„Sich nur an meinem Herzen ſtillt,
„Der ſorglich auffängt, was an Tropfen
„Den Augen unvermerkt entquillt;

„Und dieſe tauſend andern Züge,
„Die Spieg'lungen des Augenblick's,
„Verſchwieg'ner Schalkheit, zarter Rüge,
„Getäuſchter Hoffnung, ſtillen Glück's, —
„Nein, Meiſter, die kannſt du nicht treffen,
„Und ſetzteſt du dein Heil daran,
„Hier wird dich doch dein Pinſel äffen,
„Der malen, doch nicht lieben kann! —

„Wenn's Einer können ſoll auf Erden,
„So bin ich's ſelbſt und ich allein!
„D'rum, Meiſter, will ich Maler werden,
„Ich will dein treu'ſter Schüler ſein:
„O lehre mich die Farben miſchen,
„Lehr' mich der Zeichnung Ton und Grund,
„Lehr' mich das Düſt're mit dem Friſchen
„Vereinen zum geſell'gen Bund!

„Den kalten Körper nur vom Bilde,
„Den dunklen Umriß lehre du,
„Der Liebe Glut, den Strahl der Milde,
„Die Seele geb' ich ſelbſt dazu.
„Mit einem Eifer niemals kühler,
„Verſuch' ich, üb' ich für und für;
„D'rum, Meiſter, nimm mich auf zum Schüler;
„Iſt's Einem ernſt, ſo iſt es mir!"

Der Jüngling ſpricht's, der alte Meiſter
Drückt ihm als Schüler warm die Hand:
Denn ſolcher Jugend rege Geiſter
Sind für's Gedeih'n ein ſich'res Pfand.

Der Jüngling horcht des Alten Lehren
Mit regem Blick, geſpanntem Ohr,
Denn ſeinem glühenden Begehren
Schwebt nur der Preis des Zieles vor.

Er lernt! — was Andern kaum in Jahren
Der Fleiß durchwachter Nächte trug,
Hat er, es ewig zu bewahren,
Errungen und erſtürmt im Flug.
Schon weiß er, wie die Farben kleiden,
Schon iſt ſein Pinſel feſt und treu,
Schon weiß er, wo das Licht zu meiden,
Und wo der Schatten Tugend ſei.

Schon weiß er Mienen einzuſaugen,
Bis er ſie ganz empfangen hat,
Um, was er einſog mit den Augen,
Hinauszuhauchen auf das Blatt.
Da geht ihm auch kein Zug verloren,
Nicht eine Linie büßt er ein;
Von ihm gemalt, heißt neu geboren,
Heißt in ſich ſelbſt verdoppelt ſein.

Nun kann er ſeiner Kunſt vertrauen,
Zu ſicher iſt er, zu geübt;
Mehr kann er nun, als nur ſie ſchauen,
Erſchaffen kann er, die er liebt.
Schon eilt er mit dem Malerzeuge
Zum wolbekannten Erker hin,
Verbirgt ſich lauſchend im Gezweige,
Und harrt der ſüßen Königin.

Der Tag mit ſeinem erſten Schimmer
Umpurpurt alle Höhen ſchon;
Sie grüßte ſonſt den Morgen immer
Mit einem Liede vom Balcon;
Er harrt und lauſcht mit Farb' und Brette,
Kein Lied ertönt, kein Kopf erſcheint,
Die Vögel jubeln um die Wette,
Der Maler aber geht und weint.

Und wieder mit dem erſten Schimmer
Umglüht der Tag die Alpenhöh'n,
Und wieder lauſcht er, wo er immer
In Morgen-Andacht ſie geſeh'n;
Doch wieder klingt kein Fenſter, wieder
Geht er mit leerem Brett, und weint:
Und Sonnen wandeln auf und nieder,
Doch keine Königin erſcheint.

Da kann er's länger ſo nicht tragen,
Bis er des Zieles Preis erreicht,
Und iſt es gleich ein kühnes Wagen,
Was macht der Liebe Liſt nicht leicht?
Verkleidet meldet an der Schwelle
Als wälſcher Maler er ſich an!
Und fragt, ob niemand ſei zur Stelle,
Dem ſeine Kunſt hier dienen kann.

Ein Greis mit ſilberweißen Haaren
Gibt alſo, weinend, ihm Beſcheid:
„Seid Ihr in Eurer Kunſt erfahren,
„So kommt Ihr zur geleg'nen Zeit.

„Hätt' eine Tochter gern getroffen,
„Kein ſchön'res Antlitz ſaht Ihr je:
„Sein bleicher Spiegel ſchildert offen
„Des Lebens Wohl, des Lebens Weh'!“

Der Alte geht voran, der Maler
Folgt ihm, mit bangem Schauer, nach;
Die Wand geht auf, da flammt ein fahler,
Unſich'rer Schimmer im Gemach.
Sie treten ein, auf einer Bahre,
Von dreizehn Leuchtern roth umſtrahlt,
In ſchneegewob'nem Braut-Talare,
Liegt eine todte Frau'ngeſtalt.

„Die malt!“ — entwankend ruft's der Alte,
Und läßt den Maler ſtumm zurück;
Der — ahnend, was der Sarg enthalte, —
Stürzt hin, — ja — er enthält ſein Glück!
Ja, er enthält ſein Glück, ſein Streben,
Das Bild, für das er Alles bot:
D'rum, konnt' er's malen nicht im Leben,
Wohlan! ſo kann er's doch im Tod.

Und wie erfaßt von Wahnſinnsfeuer
Langt er nach Pinſel, Farb' und Brett,
Und zieht mit ſtierem Aug' den Schleier
Vom Liebchen auf dem Leichenbett;
Und Stirn und Lock' und Mund und Züge
Ahmt ſeine Hand wie ſpielend nach:
Die Stirn, die einſt des Frühlings Wiege,
Den Mund, der einſt ſo lieblich ſprach.

Zum Auge kommt er nun, zum Auge,
Das einſt geglüht in ſel'ger Luſt;
Er ſtarrt es an, und zuckt, als ſauge
Ein eiſ'ger Krampf ihm an der Bruſt.
Geſchloſſen iſt das Aug', das dunkle,
Geſchloſſen iſt's und geht nicht auf:
Kein Kuß hilft, daß es wieder funkle,
Vergebens ſtrömt er Thränen d'rauf.

Und wieder rafft er ſich zuſammen,
Und malt, was war, ſtatt deß, was iſt,
Das Aug' mit ſeinen alten Flammen,
Die, wem ſie galten, nicht vergißt:
Die Lippen mit den vor'gen Roſen,
Die Wangen mit dem vor'gen Roth:
Und raubt ſein Recht dem ſchonungsloſen —
Und ſeine Macht dem mächt'gen Tod.

Vollendet iſt das Bild, vollendet,
Der Meiſter traut ſich ſelber kaum;
Wie Stein kniet er ihm zugewendet,
Und wacht nicht auf aus ſeinem Traum;
Starr bleibt er ſo noch manche Stunde,
Das Knie gebeugt, das Auge mild,
Und küßt, noch todt, mit kaltem Munde,
Sein erſtes und ſein — letztes Bild!

# Das liebe Fenſter.

Du liebes, wolbekanntes Fenſter,
An dem ich oft mit Sehnſucht hing,
Als noch das Haus, deß Aug' du bildeſt,
Mein liebſtes Kleinod mir umfing!
Ich ſteh' dir wieder gegenüber,
Gedenke manches Traumgeſicht's,
Und ſehe deine Scheiben wieder,
Doch hinter deinen Scheiben nichts.

Was könnt' auch hinter ihnen ſchimmern,
Nur eines einz'gen Blickes werth?
Vielleicht ein Bild mit and'ren Mienen,
Das auch geſeh'n zu ſein begehrt?
Vielleicht der Schatten jenes Köpfchens,
Das einſt durch ſie mir zugenickt?
Vielleicht ein Namenszug, dem Glaſe,
Dem Rahmen heimlich eingedrückt?

O keine Spur iſt mehr vorhanden,
Verwandelt Alles und zerſtört,
Kein Splitter mehr, der jener trüben
Und doch ſo ſel'gen Zeit gehört!
Im fremden Rahmen fremde Scheiben,
Und hinter ihnen fremd die Wand,
Auf fremdem Simſe fremde Blumen,
Gepflegt von einer fremden Hand!

Ach! und wie kommt's nur trotz dem Allen?
Es läßt mich nicht vorübergeh'n;
Der Pulſe ungeſtümes Pochen
Heißt mich verweilen, aufwärts ſeh'n!
Du warſt mir theuer, liebes Fenſter,
Du haſt mir wol und weh' gethan,
Und was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an.

Ach! ſteigt es doch aus deinem Rahmen
So roſighell vor mir empor,
Ein buntes Treiben, bunter immer,
Wie eine Welt, die ich verlor;
Wie eine Welt voll Blütenkeimen,
Die mir zur gold'nen Frucht gereift,
Wie eine Schaar von Wonneträumen,
Die, was noch Traum war, abgeſtreift.

Als Kinder ſeh' ich die Gefühle
Noch ſchüchtern deinen Rand umblüh'n,
Die nun, dem Spiele längſt entwachſen,
Mit kühnem Ernſte mich durchglüh'n.
Es war ja hinter dieſen Scheiben,
Wo ich einſt Abends zagend ſtand,
Mein Glück mir in ein Wort vereinte,
Das Wort verlor, das Wort nicht fand!

Es war ja hinter dieſen Scheiben
Als ich, am Abende darnach,
Das Wort, das ich verloren, ſuchte,
Verlor und ſucht' und fand und ſprach.
Sie waren's die ich oft behauchte,
Und in den Hauch zwei Namen zog;

An die ich oft die Stirne lehnte,
Gefaltet oft die Hände bog.

Sie waren's, — meine Sinne ſchwindeln,
Und meine Lippen nennen's nicht!
Mir malt die Wonnen jener Tage
Nur manchmal noch ein Traumgeſicht.
D'rum ſei gegrüßt, du liebes Fenſter,
Du bleibſt ein lichter Punkt für mich;
Die Scenenfolge meines Lebens
Wär' unterbrochen ohne dich!

Und weilt' ich jahrelang dir ferne,
Und riefe mich mein Stern zurück,
Dir ſchenkt' ich, blind für alles and're,
Dir, Fenſter, meinen erſten Blick!
Und wär' auch längſt die Blum' entblättert,
Die hinter dir einſt aufgeglüht,
Mit doppelt heißen Thränen rief' ich,
Dich ſchauend: „Hier hat ſie geblüht!“ —

Und bräch' einſt dieſe Stadt zuſammen,
Und ſänkſt auch du in Schutt mit ihr,
Ich ſeufzt' an deinem Trümmergrabe
Mit Wehmuth noch: „Hier war es, hier!
„Hier war es, hier das liebe Fenſter,
„Das mir ſo wol, ſo weh' gethan!“ —
Denn was mir einmal lieb geworden,
Dem hang' ich ewig liebend an!

## IX.

## Der letzte Mann.

In Lincoln ſaß ein düſt'rer Mann
Zur Stund', als eben das Jahr verrann,
Und hoch vom Dome der Thürmer mit Macht
Ein neues ausblies durch die Nacht.

Da tritt der düſt're Mann zum Schrein,
Faßt eine beſtaubte Flaſche mit Wein,
Entkorkt ſie, nimmt das Glas zur Hand
Und füllt es ſchweigend bis an den Rand.

Und wie er es langſam zum Munde führt,
Da fühlt er ſich innig bewegt und gerührt;
Man merkt es ihm ab am funkelnden Blick,
Er denkt an die früheren Zeiten zurück.

„Vor fünfzig Jahren,“ ſo denkt er, „da war's
„Wol anders zur Stunde des ſinkenden Jahr's:
„Da ſaßen wir unſer zehn um den Tiſch,
„Ein jeder lebendig, ein jeder friſch.

„Da klang es von Liedern ſo heiter und hell,
„Da ſprang des Capwein's glühender Quell,
„Da lief durch die Runde das herzliche ‚Du‘,
„Da ſcholl viel Tolles und Kluges dazu.

„Und Einer erhob ſich aus unſerer Zahl
„Und faßte begeiſtert den vollen Pocal.
„„Nein,““ rief er, „„bei Gott! ſo köſtlicher Wein
„„Soll nicht ſo ſchlechthin vertrunken ſein!““

„Und eine Flaſche faßt' er ſodann
„Und legt ein feſſelndes Siegel ihr an,
„Und hieß ſie von Handen zu Handen geh'n
„Und ließ ſie von Aller Augen beſeh'n.

„„Die Flaſche,““ rief er, „„ſo, wie ſie iſt,
„„Sie ſoll bewahrt ſein von dieſer Friſt,
„„Bewahrt, ob Blatt um Blatt auch fällt
„„Vom Kranze, der jetzt noch ſo wol beſtellt.

„„Und wenn einſt nur mehr noch ein Einziger lebt,
„„Und wieder das ſinkende Jahr entſchwebt,
„„Der hole ſchweigend ſodann aus dem Schrein
„„Hervor die verſiegelte Flaſche mit Wein;

„„Entſiegle ſie, nehme das Glas zur Hand
„„Und füll' es mit perlendem Weine zum Rand,
„„Und leer' es im ſtillgewordenen Haus
„„Wehmüthig auf's Wohl der Geſchiedenen aus!““ —

„Und fünfzig Jahre ſind nun hinum,
„Hier ſitz' ich, der Letzte, der Einzige, ſtumm.
„Wohlauf! Dir Bruder, ſei das gebracht:
„Du fielſt, ein Beneideter, ſchön in der Schlacht! —

„Dir, Bruder, dieß: Im Meer iſt's kühl! —
„Dir — dieſes: Ein böſes Spiel iſt das Spiel! —
„Dir — dieſes, Bruder: Du glaubteſt mir nicht,
„Daß Liebe die Herzen wie Binſen bricht!

„Dir, Vielgeprüfter, — ein Lebehoch! —
„Auch dir: Schwer drückt wol der Ehren Joch! —
„Auch dir: Nicht wahr, die peinlichſte Pein
„Iſt die, verkannt von den Liebſten zu ſein? —

„Auch dir: Man beneide den Dichter nicht;
„Des Herzens Grabmal iſt manch' ein Gedicht! —
„Auch dir, du leichter, glücklicher Sinn:
„Du ſcherzteſt dich lächelnd in's Jenſeits hin!“ —

So denkt ſich der Mann, leert Glas um Glas;
Die Augen umflort's ihm, er weiß nicht was: —
Es iſt doch ſchwer, aus frohem Verein
Der einzige — letzte Mann zu ſein!

## Reiſegeſellſchaft.

Da fand ſich einſt zu mir ein Mann,
Er ſchloß ſich freundlich an mich an,
Er fuhr mit mir bei Tag und Nacht,
Hat nie die Zeit mir lang gemacht.

Er war nicht Einer, der viel ſpricht,
Doch mit der Mode hielt er's nicht;
Es drückt' ihm etwas, ſchien's, die Bruſt,
Vorüber war's mit ſeiner Luſt.

Man ſah es brennen klar in ihm
Und weiter glüh'n voll Ungeſtüm,

Und zu berechnen war es ſchier:
„Es brennt nicht lange mehr in dir!“

Wir ſtiegen ab in einem Haus
Und ruhten dort vom Reiſen aus,
Und fanden dort ein ſchönes Kind,
Das uns geſchäftig wol bedient.

Das ſchöne Kind war auch recht gut,
Ein unverdorb'nes, frohes Blut; —
Oft ſah es mein Genoſſ' ſich an
Und wurde weich und weicher dann.

Und als wir wieder aus dem Haus
Uns ſetzten in die Kutſch' hinaus,
Kommt auch die Dirn' an unſern Schlag
Und wünſcht uns, was man wünſchen mag.

Und mein Gefährt', — ich weiß nicht wie?
Kneipt plötzlich in die Wange ſie,
Und ſpricht ganz wunderbar geſinnt:
„Leb' wol, leb' wol, du gutes Kind!

„Und kommſt du in die Hauptſtadt einſt,
„Die du zu ſehen doch wol meinſt,
„So komme doch (das rath' ich dir)
„Auch einmal auf Beſuch zu mir.“ —

Das Kind wird roth, und weiß nicht gleich
Zu ſagen: „„Herr, wo find' ich Euch?““ —
„Kind,“ ſpricht er, „träfſt du nirgend mich:
„Im Kirchhof bin ich ſicherlich.“

## X.

# Der Suchende.

Ein finſt'rer Pilger durchirrt den Wald,
Am Leibe noch jung, am Herzen alt:
Sein todtes Liebchen iſt Schuld daran,
Daß er nicht jung mehr ſcheinen kann.

Er geht, bleibt ſtehen, ſpricht ein Wort:
Setzt wieder ab, irrt wieder fort,
Schreit laut vor ſich hin, iſt wieder ſtill. —
Weiß ſelber, ſcheint es, nicht, was er will.

Zu Hauſe freut es ihn nimmermehr:
Sie ſucht ihn dort nimmer, das Haus iſt leer;
In keinem Schatten verlangt er zu ruh'n,
Sie ruht ihm ja nimmer zur Seite nun.

An keiner Blume findet er Luſt, —
Er kann ſie nicht ſtecken an ihre Bruſt;
Für keine Quelle hat er mehr Sinn,
Er ſieht ja ihr Bild nicht bei ſeinem darin.

Den eigenen Thränen iſt er feind:
Sie fragt ihn ja nimmer, warum er weint?
Sie fragt nicht mehr, gibt nicht mehr Beſcheid,
Bekümmert ſich nicht mehr um Freud' und um Leid. —

Und wie er irrt durch Steig und Steg,
Da tritt ihm ein greiſes Weib in den Weg,
Ein Weib, zwergartig, hager und alt,
Als wär' es das Schickſal in Menſchengeſtalt:

„Grüß Gott, mein Söhnlein! wohin denn ſo ſpät,
„Wann ſelbſt ſchon der Adler ſchlafen geht?
„Ein Kind von deiner Art und Geſtalt
„Gehört in die Welt und nicht in den Wald.

„Hielt dich der Vater, die Mutter zu ſtreng?
„Im Walde da iſt es ja eben ſo eng.
„Verlorſt du dein Gold und dein Geld in der Welt?
„Im Walde wächſt ja kein Gold und kein Geld.

„Wie? oder irrſt du, zu morden, im Wald?
„Gib Achtung: Räuber werden nicht alt.
„Wie? oder verlorſt du Richtung und Weg?
„Komm' mit mir! Ich führ' dich den rechten Steg!“ —

„„Nein, Mütterchen, nein, keine Mutter hat,
„„Kein Vater gemacht mich des Zwanges ſatt;
„„Ich wollt', ich hätt' noch ſo ſüßen Zwang,
„„Gern wollt' ich ihn tragen mein Leben lang!

„„Nein, Mütterchen, nein, — nicht verlor ich mein Gold;
„„Nie war ich dem gleißenden Schimmer hold:
„„Nicht treib' ich mit Anderer Leben mein Spiel,
„„Es iſt mir ja meines ſchon, meines zu viel.

„„Nicht hab' ich des Weges verfehlt auf der Flucht,
„„Ich ſuche ja keinen, hab' keinen geſucht;
„„Ich will nicht aus, ich will nicht ein,
„„Ich will nur ſie, nur ſie allein!

„„Ich will nur ſie, ich ſuche nur ſie,
„„Das Kind nur ſuch' ich, das Gott mir verlieh;
„„Und wenn ich es finde, ſo führ' ich's nach Haus,
„„Und find' ich es nimmer, ſo iſt es aus!

„„Iſt aus mit mir, aus, Mütterchen, aus!
„„Dann brauch' ich nicht Weg, nicht Lager, nicht Haus,
„„Dann kann ich mein Haus ja überall ſeh'n,
„„Wo zwei Weiden auf einem Hügel ſteh'n!

„„Doch, Mütterchen, ſage mir, ſage mir an,
„„Ob ich ſie finde, und wo? und wann?““ — —
„Das will ich dir ſagen, das iſt mir bekannt,
„Nur ſieh' mir in's Auge, nur reich' mir die Hand!

„Du liebſt ein gutes, ein ſüßes Kind,
„Du biſt ihm mit Rechten ſo treu geſinnt;
„D'rum wird es nicht ohne Mühe dein,
„Doch Muth! es wird ja ſo lange nicht ſein!

„Zwar wirſt du manchen Morgen und Tag
„Durch Thäler noch wandeln, durch Buſch und Hag;
„Wirſt manche Thränen noch weinen um ſie,
„Vor mancher Capelle noch beugen dein Knie.

„Wirſt manch ein Sternlein noch kommen ſeh'n,
„Doch laſſ' den Muth nicht untergeh'n:
„Eh' wieder die Blätter fallen allhier,
„Haſt du ſie gefunden, — und biſt du bei ihr!“ —

Der Jüngling ging, — und manchen Tag,
Durchirrt' er Thäler, Buſch und Hag,
Vergoß noch manche Thränen um ſie,
Und beugte vor mancher Capelle ſein Knie.

Manch' Sternlein ſah er noch kommen und geh'n:
Doch wo die zwei Weiden am Hügel ſteh'n,
Wo die Blätter ſchon fallen für und für,
Da — fand er ſie endlich, da blieb er bei ihr.

## Stille Freude.

Wenn ich oft mit ernſter Stirne
Mich aus eurem Kreiſe ſtehle,
Brüder, um allein zu ſein:
Glaubt nicht, daß ich Einem zürne,
Oder daß mir etwas fehle; —
Ich bin oft nur gern allein.

O dann iſt ſo fern vom Grolle,
Dann iſt jedem ſanften Triebe
So befreundet meine Bruſt,
Daß mein Herz, das übervolle,
Sich ergießen möcht' in Liebe,
Und vergeh'n in ſüßer Luſt.

O dann malt ſich Fried' und Sehnen,
Wie ein blauer Himmelsſpiegel,
In der Seele ſtillem Meer;
Und Gefühle zieh'n gleich Schwänen,
Lüftend ihre weißen Flügel,
Ernſt und langſam d'rüber her.

Liebe, freundliche Geſtalten
Seh' ich wandeln allerwegen,
Und ich weiß nicht, wie mir iſt;
Denn mit zauberiſchem Walten
Treten Bilder mir entgegen,
Längſt gekannt und längſt vermißt.

Meiner Kindheit ſüße Träume,
Meiner Jugend ſel'ge Klagen
Leben vor mir wieder auf;
Früchte werden wieder Keime,
Und Beſcheide wieder Fragen,
Und ein Rückweg wird mein Lauf.

Alte Freuden fühl' ich wieder,
Wieder glüh'n mir alte Farben,
Altes Glück wird wieder neu;
Jahre weh'n wie Schleier nieder,
Auseinander fallen Garben,
Und mein Sommer wird zum Mai.

Aber — nun mit einem Male
Flieht das Bild vergang'ner Zeiten
Wie ein Schatten wieder hin,
Und im lichten Zauberſtrahle
Seh' ich Stund' auf Stund' entgleiten,
Und die Zukunft lockt den Sinn.

Und auch da erblick' ich Bilder,
Längſt vom Ahnen und vom Hoffen
Vor die Seele mir gemalt;
Und die Bilder werden milder,
Roſenauen ſeh' ich offen,
Und der Preis des Lebens ſtrahlt.

Gattenliebe, Vaterwonne,
Selbſterkennung, Lebensklarheit
Seh' ich ſproßen und gedeih'n;
Und der Dichtung beſſ're Sonne
Sträubt ſich nicht, der ernſten Wahrheit
Ihren heit'ren Strahl zu leih'n. —

Schweig' ich d'rum in eurem Kreiſe,
Deutet's nicht als Groll und Schmerzen,
Was aus meinem Schweigen ſpricht:
Es iſt ſo nur meine Weiſe,
Mir iſt dann recht wol im Herzen,
Und nur ſagen kann ich's nicht.

## XI.

## Orgelluſt.

Ein Lied gar fromm und inniglich,
Das ‚Großer Gott, wir loben Dich!‘
Zumal wenn recht mit hellem Sang
In ſchlichtem Kirchlein zum Orgelklang
Es ſingt die ganz kleine
Gemeine.

Das war dem Küſter Seelenluſt,
Schier ſprengen wollt' es ihm die Bruſt:
Allein die Orgel, verſtimmt und klein,
Mocht' ihm nie recht zu Willen ſein:
Er meint', er müße ſie zwingen
Zum Klingen.

Doch macht' er's noch ſo gut und fein,
Die Orgel blieb verſtimmt und klein;
Den Klang, den's in der Bruſt ihm gab,
Er zwang ihn den Pfeifen doch nicht ab;
Das mocht' ihn wol im Herzen
Oft ſchmerzen.

So ſchlug er die Orgel Jahre lang,
Im Widerſtreit von Gefühl und Klang,
Durch das, was innen ihm tönte, beſeelt,
Durch das, was außen ihn höhnte, gequält,
Sonntäglich unter Freuden
Und Leiden.

„Ha, welche Wonne muß das ſein,
„In vollen Accorden, kräftig und rein,
„Ausſtrömen zu laſſen der Töne Meer
„Und mit gehorchenden Taſten ein Heer
„Von unſichtbaren Geiſtern
„Zu meiſtern!

„Nur einmal auf einer Orgel, gebaut
„Von Künſtlerhand, volltönig und laut,
„Und rein und ſchwellend und ſtark und mild,
„Zu ſpielen, wie's in mir tönt und ſpielt,
„Dieß Glück laß, o Gott, mich erwerben,
„Dann — ſterben!" —

Und ſammeln geht er von Thor zu Thor,
Und malt's ſo beweglich den Leuten vor,
Und bittet ſo dringend und dankt ſo warm,
Die kleine Gemein' iſt aber ſo arm,
Und was er gewinnt alljährlich,
Nur ſpärlich.

Doch viele Tropfen füllen ein Glas;
So füllt nach Jahren ſich auch ſein Maß.
Wie trägt er den mühſam erkämpften Gewinn
So freudig zum Orgelbauer hin,
Wie zählt er mit bangem Pochen
Die Wochen!

Doch ehe das Werk noch vollendet ſteht,
Da hat es ihn plötzlich wie angeweht!
Allmählig fallen die Wangen ihm ein,
Erloſchen iſt ſeiner Augen Schein,
Kalt rieſelt's ihm durch die Glieder
Hernieder.

Gebrochen liegt der traurige Mann —
„Die Orgel und kam ſie denn noch nicht an?“ —
Und eines Sonntag's als er erwacht,
Da heißt es: „Der Meiſter hat ſie gebracht,
„Im Chore ſteht ſie ſchon, mächtig
„Und prächtig!“ —

„Die Orgel?“ — ruft er, und rafft ſich empor, —
„Hinauf! O führt mich hinauf in's Chor!
„Sonntag iſt heut', die Orgel iſt da, —
„Der Augenblick meines Glück's iſt nah':
„So ließ mich's Gott doch erwerben
„Vorm Sterben!“

Der bleiche Küſter wankt in's Geſtühl,
Da blitzt in den Augen ihm Jugendgefühl,
Da zuckt es durch ſeine Finger mit Macht,
Sein ganzes Weſen iſt nochmal erwacht;
Wie läßt er die Orgel tönen
Und dröhnen!

Wie lieblich ſingt die Gemeine dazu,
Indeß er ſpielt und horcht voll Ruh'! —
Da ſtarrte ſein Arm, ſein Auge brach,
Die Taſten klangen noch lange nach;
Gott gönnt' es ihm, zu ſcheiden —
In Freuden.

## Empfinden und Dichten.

Vor einem Claviere ſitz' ich,
Es iſt beſaitet wol;
Doch wie ich die Saiten berühre,
Da klingen ſie leer und hohl.

Ich fühl' es im Gehöre,
Ich hör' es im Gefühl,
Im Herzen könnt' ich es greifen,
Doch nicht im Saitenſpiel.

Zur Hand nun nehm' ich die Geige,
Vom wälſchen Meiſter gemacht,
Sie hat unter Künſtlers Händen
Schon manchen zu Thränen gebracht.

Doch wie ich den Bogen ziehe,
Mit ſelbſtbewußtem Stolz,
Da werden die Saiten — zu Därmen,
Da wird die Geige — zu Holz.

Und eine Flöte, die nächſte
Verwandte des Menſchenton's,
Setz' ich voll Haſt an die Lippen,
Gewärtig des klingenden Lohn's.

Ich geb' ihr herzliche Seufzer,
Und Mißklang gibt ſie dafür,
Als höhnt' ihr widriges Pfeifen
Das warme Gefühl in mir.

Da flücht' ich zu dir, o Feder!
Du triffſt die gegebene Spur,
Als Schatten des ſchnellen Gedankens,
Als Zeiger der Seelenuhr,

Da flücht' ich zu dir, und ſetze
Dich hoffend auf's freundliche Blatt:
Du aber ſtehſt und trotzeſt,
Als wärſt du des Dienſtes ſatt.

Du ſtehſt — und prägſt, wie Flügel
Und Geig' und Flöte mir ein:
Wie doch Empfinden und Dichten
So ganz verſchieden ſei'n.

## XII.

## Der Vogelſteller und der Förſter.

In den alten Forſt, den vogelreichen,
Wo die Sänger all', die großen, kleinen,
Sich im Saal von Birk' und Föhr' und Eichen
Zum volksthümlichen Concert vereinen,
Ging der Vogelſteller früh am Morgen
Mit Lockvögeln im verhängten Bauer,
Und mit Garn und Spindel, um verborgen
Sich in's Grün zu legen auf die Lauer.

Still noch war es, nur des Thau's Gerieſel
Hörte man, wenn Luft das Laub bewegte,
Oder leiſes Raſcheln, wenn ein Wieſel
Unter'm dichten Brombeerſtrauch ſich regte;
Oder eines Eichhorn knabbernd Kriſpeln,
Oder eines Holzwurm's dumpfes Nagen,
Bis die Wipfel durch geſchwätzig Liſpeln
Kündeten: es ſei nicht fern vom Tagen.

Und ſchon fing der Nebel an zu ſtreichen,
Und der Baumbart weht' im Wind gleich Flören,
Und es ſchütteln ſich erwacht die Eichen
Und es ſtrecken kniſternd ſich die Föhren.
Und zuhöchſt von knot'ger Birke nieder
Tönt ein ſchriller Pfiff, von fern ein zweiter,

Jetzt ein fragend Zwitſchern hin und wieder,
Und ſo geht's wie eine Loſung weiter.

Selbſt die Vöglein im verhängten Bauer
Fühlen, daß es draußen tagt, und ſingen,
Und der Vogelſteller auf der Lauer
Legt nun Hand an Spindel und an Schlingen:
Und die eingekerkerten Verräther
Stellt er unter Eich' und Föhr' und Birke,
Daß ſie ihr Geſchlecht aus freiem Aether
Niederlocken in des Trug's Bezirke.

Und ſchon hüpft's und flattert's neubegierig
Hier und dort hernieder von den Aeſten,
Langſam erſt und fern, bald nah' und rührig,
Leck'rer Imbiß winkt den munt'ren Gäſten. —
„Nur herab zur Tafel, ſchneller, ſchneller!
„So, ein Druck, — nun ſeid ihr meine Beute!“
Höhniſch lachend ruft's der Vogelſteller,
Sieh — da ſteht der Förſter ihm zur Seite.

„Halt,“ ſo ſpricht er grimm, „du Waldentweiher,
„Du Beleid'ger meiner Reichsinſaſſen!
„Unter Freien will ich ſteh'n, ein Freier,
„Sclavenjäger, willſt du frei ſie laſſen?
„Vogelfang iſt hier verpönt mit Rechten:
„Darum auf das Garn! Hinweg die Spindel!
„Meine Sänger ſollſt du mir nicht knechten,
„Geh' mit deinem luftigen Geſindel! —

„Aber nein! auch ſie, die armen Sklaven,
„Die nur du zu ſolchem Dienſt gezwungen,
„Sie auch ſollſt du mir nicht länger ſtrafen, —
„Offen iſt's: — heraus, heraus, ihr Jungen!

„Nicht umſonſt verlieh euch Gott die Flügel
„Und den freien Klang der frommen Seelen;
„Schwingt euch wieder über Thal und Hügel,
„Und entweiht nicht eure reinen Kehlen.

„Da iſt euer Reich in Gottes Saale,
„Nicht dort d'rin im dumpfen Stubenqualme!
„Nicht wahr, das thut wol im Sonnenſtrahle?
„Ja, — das freie Lied nur wird zum Pſalme!“ —
Und ſo öffnet er die Bauer alle,
Bis der Vögel letzter ausgeflogen. —
„So — jetzt geh' und lern' aus ihrem Schalle,
„Was es heißt: um Freiheit ſein betrogen!“ —

Jener geht, obwol mit leeren Bauern,
Ruhig fort, als ging er eben gerne;
Immer ſieht er noch den Förſter lauern,
Plötzlich hält er an und ruft von ferne:
„Nicht wahr, Freund, hier ſcheiden ſich die Raine,
„Und Ihr dürft mich jenſeits nicht mehr greifen?“ —
Jener nickt, — da ſetzt ſich der am Steine
Ruhig hin, und hebt nun an zu pfeifen.

Sieh — und plötzlich flattert's zu ihm nieder,
Seine Vögel ſind's, die wolerzog'nen;
Alle kehren ſie gehorſam wieder,
Keiner fehlt von all' den weggeflog'nen;
In die off'nen Bauer hüpfen alle,
Gleich als wären ſie zu Hauſe drinnen,
Und umtönt von ihrer Lieder Schalle
Geht der Vogelſteller ſtolz von hinnen.

Und der Förſter ſieht's und ruft empöret:
„Geh', und nimm ſie mit, ich fühl's mit Grollen,

„Daß die Freiheit nicht für die gehöret,
„Welche ſelber nimmer frei ſein wollen!
„Wie das klingt und ſchallt im Sonnenlichte,
„Wie das hüpft und fliegt in lauen Strahlen! —
„Schlecht nur hätten ſo ſervile Wichte
„Da gepaßt zu meinen Liberalen!“ —

## Entſchuldigung.

(An einen Freund.)

Geliebter Freund, bei dem es mir gelungen,
Mich einzuſingen in dein warmes Herz,
Du fragſt mich nicht aus eitlen Huldigungen,
Du fragſt, ich fühl's, mich aus beſorgtem Schmerz,
Warum ich auf der Muſe Stapelplätzen
So ſelten käm' ein Liedchen abzuſetzen!

Wie ſoll ich ganz dir meinen Dank beweiſen,
Nicht daß du mich entbehrſt, nein, mich nur nennſt?
Wie aber kann ich g'nug dich glücklich preiſen,
Daß du den Grund nicht meines Schweigens kennſt?
Nicht kennſt die Mächte, welche kalt und nüchtern
Den lauteſten der Sänger ſelbſt verſchüchtern?

O glaube mir, nicht müßig liegt die Feder,
Ich tauche ſie noch oft in's Herzblut ein;
Wol Mancher merkt mir's ab, doch nicht ein Jeder,
Auch will's ja nicht bemerkt von Jedem ſein;
Denn was wir Arbeit nennen, Fleiß der Seelen,
Das nennen ſie: den lieben Tag beſtehlen.

Darf ich doch ſelber Ihr es kaum geſtehen,
Die Lied des Herzens, Herz des Lied's mir iſt. —
„Sie werden lächeln,“ meint Sie, „und dich ſchmähen,
„Daß du nur eines Namens Herold biſt!
„Mach' etwas Tücht'ges: Dramen und Geſchichten;
„Wer wird denn ewig Liebeslieder dichten?“ —

Doch ſei's, ich bleibe d'rum nicht müßig, Lieber!
Oft wird die Bruſt mir ganz beſonders voll;
Dann dehnt ſie ſich und geht in Liedern über,
Und ſchmelzt mir wider Willen Gram und Groll.
Dann mag ein And'rer ſitzen und ſich faſſen,
Wer einmal nachgab, kann es nimmer laſſen.

Des Lied's Gewohnheit läßt ſich nicht entwöhnen,
Man will's auch nicht, weil ſie ſo ſelig macht;
Sie kann ermuth'gen, tröſten und verſöhnen,
Und koſtet nichts, als höchſtens eine Nacht.
Iſt's beſſer nicht, als in des Schlummers Räumen,
Sie wach' am Pult, doch ſchöner, zu verträumen?

So träum' ich oft, und hab' der Träume viele
Mir aufbewahrt für eine beſſ're Zeit;
Es kommt zu nichts mit dem Gedankenſpiele,
Mit dieſer ſelbſtgefäll'gen Eitelkeit:
Wer wird nach Herzen in Journalen ſchauen?
Man lieſt ſie nur, um leichter zu verdauen!

Gib ihnen, was dir aus dem tiefſten Herzen
In einer Stunde ſelt'nen Glückes quoll;
Gib ihnen echte Freuden, echte Schmerzen,
Der wärmſten Liebe reinſten Jubelzoll;
Ja gib, was, wenn's Anakreon geſungen,
Durch Menſchenalter hätte fortgeklungen; —

Sie werden ſitzen um den Tiſch beim Glaſe,
Das Zeitblatt faſſen ſie mit krampf'ger Hand,
Durchblättern's, rümpfen die bebrillte Naſe,
Was Unverſtänd'ges murmelnd von Verſtand,
Bis ſie zum Schluß nach mancher Phraſ' und Note
Ein Wortſpiel machen, oder eine — Zote.

Wer, lieber Freund, erfaßt von dieſem Bilde,
Zerbräche nicht die Schranken der Geduld?
Es iſt das Herz mit ſeiner Kraft und Milde,
Um deſſen Gunſt die ſcheue Muſe buhlt;
Wo ſie bemerkt, man will ſie nicht verſtehen,
Da wird ſie roth und wendet ſich zum Gehen.

Sprich, träteſt du, die junge Braut am Arme,
Wol gern in einer Schenke Lärm und Dampf?
Und koſtet' es, umtobt vom lauten Schwarme,
Mit ihr zu tändeln, dir nicht ſchweren Kampf?
Ja, überſtrömte bei dem tollen Schalle
Dir nicht vor Unbehaglichkeit die Galle?

Nein, willſt du ſchwärmen mit der Treuerkornen,
So thu's in trauter, ſtiller Einſamkeit:
Der Stunden ſüßeſte ſind die verlor'nen,
Die man der Theu'ren fern von Lauſchern weiht!
Man mag davon aufreden, wie im Traume,
Doch nicht es ausſchrei'n in unheil'gem Raume!

# Fünfte Leſe.

Ich weiß nicht, was es ſoll bedeuten,
Es iſt mir wahrlich ſelbſt nicht lieb:
Denn ſtimm' ich noch ſo hell die Saiten,
So klingen ſie zuletzt doch — trüb!

## I.

# Die Warnung.

Ein Jüngling ſaß mit düſt'ren Mienen
In grüner Gräber Mitte da,
Als wär' er heimiſch unter ihnen,
Und kein Gedank' als Tod ihm nah'.

So war's auch, und mit ſchnödem Lächeln
Senkt' er ſein Haupt zur Erd' hinab,
Als wünſcht' er, daß des Weſtes Fächeln
Schon hinzög' über ſeinem Grab.

Iſt er denn krank? — Noch färbt ja Leben
Sein zartgerötet Wangenpaar.
Doch ſeine Krankheit iſt ſein Streben:
Denn was er will, iſt ihm nicht klar.

Er könnte froh ſein, und will trauern,
Er könnte lieben — ach! und haßt,
Er muß die ſchöne Welt bedauern,
Und lächelt mancher Schmerzenslaſt.

Er ſchilt gering, was er verloren,
Und härmt ſich über eitlen Tand;
Zum Leide klagt er ſich geboren,
Und zürnt, daß er kein Leid noch fand.

Der Gute dünkt ihm zu viel Engel,
Der Sünder zu viel Teufel ihm,
So ſchmäht auf Tugenden und Mängel
Sein Herz mit gleichem Ungeſtüm.

Was alſo will er? — Sterben, ſterben,
Verlaſſen dieſe Welt voll Schein,
Im Tode Ruhe ſich erwerben,
Und nicht ſein, um beglückt zu ſein.

„O komm,“ ſo ruft er, „komm, du größter
„Von allen Engeln Gottes, komm!
„Löſch' aus ein Licht, du ſtiller Tröſter,
„Das nur ſich ſelbſt zur Qual entglomm!“ —

Da ſchallt ein gräßlich gellend Lachen
Den Friedhof ſchauerlich entlang,
Und dumpfe Geiſterkläng' erwachen,
Wie weit entfernter Grabgeſang.

Und fieberhafter Schauer zittert
Durch flüſternd Fliederlaub heran,
Und fahl, wie wenn's von fern gewittert,
Färbt mattes Licht den Gräberplan.

Und eine Hand wie Eis erhebet
Von rückwärts ſanft des Jünglings Kinn,
Er dreht, von wildem Schreck durchbebet
Starr nach der Hand das Antlitz hin.

Und wie er aufblickt, glotzt von oben,
Wie Glühwurmſchein auf einem Grab,
Gigantiſch über ihn erhoben,
Ein grinſend Beingeſicht herab.

Und aus dem öff'nen Knochenmunde
Wie Vampyr laut aus dumpfer Gruft
Hallt's, mit dem Schlag der Geiſterſtunde
Hohnlachend durch die ſchwüle Luft:

„Thor, ſieh', da bin ich, den du rufeſt!
„Warum knickt deine Mannheit ein?
„Ich bin's, der Engel, den du ſchufeſt, — —
„Doch ruhig, — mich verlangt nicht dein!

„Ich bin kein Sklave, der erſcheinet,
„Wenn tolle Laun' es herrſchend will;
„Gebannt nicht, noch herangeweinet,
„Wann's mir geboten, komm' ich ſtill.

„Dahier in meiner Bruſt von Knochen,
„Da ſteht's geſchrieben unſichtbar:
„Was von mir ſein ſoll abgebrochen,
„Und was verſchont von Jahr zu Jahr.

„Und wie's nicht Winter iſt zu nennen,
„Wenn Blumen knickt der Senſe Schnitt,
„Kann ich's als mein Werk nicht erkennen,
„Wenn mich der Menſch bei ſich vertritt.

„Du, Fant, willſt reif ſein ſchon zum Tode,
„Schon reif ſein jetzt, unſel'ger Thor?
„Wie manche Lebensperiode
„Steht, eh' du reifſt, dir noch bevor!

„Glaubſt du, weil ich oft Kinder mähe,
„Weil ich oft Länder leer' im Flug,
„Der tolle Wunſch nach meiner Nähe
„Geb' auch auf mich ſchon Recht genug?

„Du mußt mich lebend erſt verdienen,
„Mit Leid und Luſt, mit Freud' und Pein;
„Ich bin kein Knecht trübſel'ger Mienen,
„Erkauft, erfröhnet will ich ſein!

„Du mußt noch irren, mußt noch kämpfen,
„Noch keuchen unter'm Erdenjoch,
„Mußt Wünſche zügeln, Lüſte dämpfen
„Mußt lieben und mußt haſſen noch.

„Mußt kennen lernen die Dämonen,
„Die licht und ſchwarz durch's Leben geh'n,
„Mußt lang nach beſſ'ren Regionen
„Mit ungeſtillter Sehnſucht ſeh'n.

„Und wenn du erſt geliebt das Leben,
„Und ſeinen tiefen Sinn erfaßt,
„Dann komm' ich, dir die Hand zu geben
„Dann hol' ich dich als würd'gen Gaſt!“ —

So ſcholl's, da war der Spuk zerſtoben,
Und reglos lag der Jüngling dort;
Erſt als der Morgen ſich erhoben,
Schlich er vom Friedhof ſinnend fort.

Doch bleich blieb ſein Geſicht, als habe
Vom Lenzroth es nicht viel verſpürt; —
Das kam von jener Hand am Grabe,
Die warnend ihm das Kinn berührt.

## Selbſt iſt der Mann.

In deinem tiefſten Herzen
Beſtelle dir dein Haus,
Dort breite deine Schmerzen
Und deine Freuden aus;
Dort kann kein Spott dich äffen,
Dort kann kein Neid dich treffen,
Dort ruf': Juhe! und Ach!
Ob Frieden d'rinnen hauſe,
Ob Hader d'rinnen brauſe, —
Was fragt die Welt darnach?

Wenn dir ein Freund geworden,
Der treu dein Leben ſchützt,
Und wenn auch keinen Orden,
Doch wol ein Herz beſitzt,
Laſſ' ja nicht laut es werden:
Die Freundſchaft ward auf Erden
Zum Märchen ſchaal und flach;
Bleib' ihm zu allen Stunden
Im Leben treu verbunden, —
Was fragt die Welt darnach?

Nahm Liebe dich gefangen,
So gib dich gläubig hin;
Du haſt noch rothe Wangen,
Du haſt noch friſchen Sinn;

Doch zeige nicht dem Volke
Der Stirne düſt're Wolke,
Sonſt nennt das Volk dich ſchwach;
Das mag für deine Augen
Und noch zwei and're taugen, —
Was fragt die Welt darnach?

Schriebſt du ein Liedchen fertig,
Das dich vom Herzen freut,
Haſt, Mitgefühl's gewärtig,
Du's in die Welt geſtreut,
O hoffe nicht viel Roſen
Von ſo viel Seelenloſen,
Ihr Acker liegt zu brach;
War's dir zum Troſt geſungen,
So iſt es nicht verklungen, —
Was fragt die Welt darnach?

Thu' Alles Gott zu Liebe,
Nicht um den Dank der Welt,
Und wenn dir nichts auch bliebe
So biſt du wol beſtellt!
Und geht es einſt zu Ende,
So falte fromm die Hände,
Nicht aller Troſt erblich;
Denn ſollt' auch Keiner klagen,
Und Niemand nach dir fragen,
Dein Gott fragt doch um dich!

## II.

## Der gejagte Jäger.

Das geht durch Dorn und Ranke, durch Wald und Schlucht in Haſt, —
Du junger Alpenjäger, ſo gönne dir doch Raſt!
Das Wetter iſt nicht günſtig, was klimmſt du denn empor?
Meinſt du, die Gemſen machen ſich dir zulieb hervor?

Dem jungen Jäger aber liegt nicht die Jagd im Sinn,
Er ſtarrt mit trüben Augen gar ſeltſam vor ſich hin,
Er ſchlendert an den Klüften, wovor ſelbſt Jägern grauſt,
Ganz ſchwindellos vorüber, ſein Stutzrohr in der Fauſt.

Den Aar in hohen Lüften, ſonſt ein willkommen Ziel,
Er läßt ihn ruhig kreiſen, — es gilt ein and'res Spiel;
Heut iſt nicht er der Jäger, heut wird er ſelbſt gejagt,
Gejagt von Kupp' auf Kuppe, bis ihm die Kraft verſagt.

Die Jäger ſind die Schwüre, die ihm die Sennin ſchwor,
Die Jäger ſind die Stunden, die er an ſie verlor,
Die Jäger ſind die Küſſe, die ſie nicht ihm vermeint,
Die Jäger ſind die Thränen, die ſie nicht ihm geweint.

Ein luſtig Jägervölkchen, für einen Leu genug!
Sie hetzen ihn verſpottend bis vor zum letzten Bug,
Zum Rand, wo kein Entkommen, wo kein Beſinnen gilt, —
Da ſteht er nun, umzingelt, ein mattes, armes Wild.

Was kümmert ihn die Wolke, die faſt ſein Haupt berührt,
Was kümmert ihn das Wetter, das ſie mit ſich geführt,
Ihr Praſſeln und ihr Sauſen und ihrer Blitze Strahl?
Sein Auge ſtarrt hinunter, hinunter nur in's Thal.

Dort ſteht ſie noch die Hütte, das Fenſter glänzt noch dort,
Das klirrte manchem Pochen, das lauſchte manchem Wort:
Das Pochen war vergebens, das Wort war leere Spreu, —
Er hat die Treu' gehalten, doch ſie vergaß der Treu'.

Jetzt regt ſich was vor'm Hüttchen, — ſie iſt's, — ſie muß es ſein, —
Da hüllt der Nebel ſinkend ihm Thal und Hüttchen ein,
Da faßt er wild die Büchſe, drückt feſt an's Herz den Lauf:
„Glück auf, beglückter Freier! Herzliebchen, ſchau' herauf!“

Und plötzlich ſenkt die Wolke ſich berſtend niederwärts,
Ein Strahl, — der Jäger taumelt, — der Strahl fuhr ihm durch's Herz. —
So fanden ihn die Jäger verſengt vom Flammenkuß;
Des Himmels Blitz erſparte dem einen böſen Schuß.

## Fiſchers Abendlied.

Da drüben am Ufer
Da ſtehet ein Haus
Da blickt oft zum Fenſter
Ein Mägdlein heraus.
Das nickt mir vom weiten
Gar innigen Gruß,

Dem ſchick' ich manch' Küßchen hin
Ueber den Fluß.

Schon tönt von den Bergen
Das Abendgeläut, —
O Mägdlein im Hauſe,
Wo weilſt du denn heut'?
So bleibt denn vergebens
Mein Schau'n und mein Gruß?
Vergebens mein ‚Gute Nacht'
Ueber den Fluß?

Und biſt du auch ferne,
So weiß ich es doch,
Du denkſt vor'm Entſchlummern
Des Fernen auch noch,
Und träumſt dich an's Ufer,
Und ſchickſt mir zum Gruß
Der Träum' allerliebſten
Ueber den Fluß!

Bald, bald wird das Glöcklein
Dir läuten in's Haus;
Dann ſchmück' ich den Hut mir
Mit Band und mit Strauß,
Und ſpring' in den Nachen
Mit jauchzendem Gruß,
Und hol' als mein Bräutchen dich
Ueber den Fluß!

## III.

## Der todte Soldat.

The most precious tears are those, with which
Heaven bedews the unburied head of a soldier.
O. Goldsmith.

Auf ferner fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter, vergeſſ'ner,
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viel Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins ſei.

Es iſt um manchen Gefall'nen,
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort. —

Doch ferne, wo er zu Hauſe,
Da ſitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung,
Und ſagt: „Gewiß, er iſt todt!"

Da ſitzt eine weinende Mutter,
Und ſchluchzet laut: „Gott helf'!
„Er hat ſich angemeldet:
„Die Uhr blieb ſteh'n um Elf!"

Da ſtarrt ein blaſſes Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht:
„Und iſt er dahin und geſtorben,
„Meinem Herzen ſtirbt er nicht!“ —

Drei Augenpaare ſchicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen, todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raſchen Lauf;

Und gießt aus der Wolke die Thränen
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege
Auf ferner, fremder Au.

## Hagelſchlag.

Vor dem Felde ſteht der Landmann
Mit gekreuzten Armen da:
„Ach wie ſchön noch heute Morgens,
„Reicher Segen, fern und nah';

„Grün und fett die jungen Halme,
„Hoffnungsreich, ein Augentroſt,
„Bis der Mittag kam, der ſchwüle,
„Bis der Hagelſchlag getoſt!

„All' die Halme nun erſchlagen,
„All' die Hoffnungen nun Staub,
„Und ein ganzes Jahr voll Sorgen
„Einer Viertelſtunde Raub!

„Und da ſoll der Menſch nicht hadern,
„Soll nicht weinend ſteh'n, wie ich?
„Soll nicht Schweiß und Fleiß verſchwören,
„Schickſal, grollen nicht auf dich?!“ —

Und zum Landmann trat ein Pilger,
Der ihn alſo hört' und ſah:
„Sprich, du, deſſen Saat zerſchlagen,
„Sprich, wie meinſt du, ſteh' ich da? —

„Tauſend Saaten, wie die deinen,
„Lang erwarteter Ertrag,
„Freilich nur geſät im Herzen,
„Traf mir ſchon der Hagelſchlag.

„Saat iſt Pflicht, doch Glück iſt Ernte:
„Tauſend Saaten ohne Glück!
„Armer, auf den Aerm'ren richte
„Deinen thränenfeuchten Blick!“ —

Und der Landmann hört den Pilger,
Zieht ein lächelnd Spottgeſicht:
Weil er nicht die Saat kann ſehen,
Glaubt er an den Hagel nicht.

## IV.

## Nach einem Jahre.

Vor'm off'nen Schranke ſieht die junge Frau,
In ihrem Auge ſchimmert ſüßer Thau.

Welch' bunter Kram, dort Haub' und Hemdchen hier,
Und Strümpfchen, Bänder, ſeid'ne Flitterzier! —

Wo iſt das Kindchen, das ſie ſchmücken will? —
Noch ſchläft es unter'm Mutterherzen ſtill.

Allein die Mutter ſieht es ſchon vor ſich,
Das holde Püppchen zart und inniglich.

Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein,
Sich Köpfchen, Leib und Füßchen ſchon hinein.

Sie ſchmückt's im Geiſt mit Band und Flitter aus,
Wie ihres Lebens ſchönſten Blütenſtrauß.

Und was erſt Traum, bald iſt es Wirklichkeit:
O Mutterſchaft, du ſüße Maienzeit!

Doch jede Maienwonn' iſt wandelbar,
Und vieles ändern kann — ein kurzes Jahr. —

Vor'm off'nen Schranke ſteht die blaſſe Frau,
In ihrem Auge ſchimmert herber Thau.

Welch' bunter Kram, dort Haub' und Hemdchen hier,
Und Strümpfchen, — doch nicht Band, nicht Flitterzier.

Wo iſt das Kindchen, das ſie ſchmücken will? —
Ach Gott! das ſchläft ſchon in der Erde ſtill.

Allein die Mutter ſieht es noch vor ſich,
Das arme Würmchen, wie es leiſ' erblich.

Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein
Noch Köpfchen, Leib und Füße ſich hinein.

Nur Band und Flitterzier ſind nicht mehr da: —
Mit dieſen ſchmückte ſie den Sarg ihm ja.

## Vorbereitung.

Wenn ſo mit allen ſeinen Schauern
Der Winter ſauſt durch Feld und Hain,
Wenn Ströme ſtocken, Bäume trauern,
Es iſt ein freudlos ödes Sein.

So ganz verwandelt, kaum zu kennen
Die rings entblütete Natur,
Das Leben — Leben kaum zu nennen,
Auf Erden — kaum der Erde Spur.

Und alle Farben — wie zerronnen,
In todtes Weiß, in mattes Grau,
Die Sonn' — in Nebel eingeſponnen,
Nicht Wärme, nicht Geſang, nicht Thau.

Wenn das auf einmal ſo geſchähe,
Unvorbereitet, über Nacht,
So daß man todt am Morgen ſähe,
Was Abends lebhaft noch gelacht:

Wenn's plötzlich aus den Wolkenſchichten
Hereinbräch' über Lenz und Licht: —
Ein Anblick wär' es zum Vernichten,
Die Menſchen überlebten's nicht.

So aber iſt's ein leiſ' Entfärben,
Ein langſam Welken und Vergeh'n,
Ein gnädig Mahnen an das Sterben,
Das wir in tauſend Bildern ſeh'n.

Da ſinken reif die gold'nen Aehren,
Da tropft vom Baum die volle Frucht,
Da weint der Himmel kühl're Zähren,
Da jagt das Laub in ſchnell'rer Flucht.

Da zieh'n die Vögel nach dem Süden,
Und Farb' um Farbe wird verwiſcht,
Bis in allmählichem Ermüden
Zuletzt das Leben ſtill erliſcht.

Das iſt des Himmels gnäd'ge Leitung,
Er ſtürmt nicht wild und grauſam d'rein,
Er weiht durch leiſe Vorbereitung
Das Herz zu jedem Bitt'ren ein.

Er ſprengt uns einzeln Wermuthstropfen,
Eh' er den Strom der Leiden ſchickt;
Er läßt zum Spiel die Pulſe klopfen,
Eh' er den Dolch der Prüfung zückt.

Er macht die Lippen lebensſatter,
Bis ſie des Kelches faſt verdrießt,
Er macht das Aug' uns matt und matter,
Bis es zuletzt ſich gerne ſchließt.

## V.

## Der Skalde.

„Muß ich's denn immer hören, wohin mein Fuß auch eilt,
„Wie ſich in's Lob der Dänen der Skalde mit mir theilt?
„Wo meinen Namen ſie nennen, dort nennen ſie ſeinen auch,
„Sie jubeln ihm entgegen, wie's gegen Uns der Brauch.

„Ich leite von den Aſen mein unentweiht Geblüt;
„Was iſt der Skald'? Ein Dichter, hat nichts als ſein Gemüth! —
„Ich ſtrecke den gold'nen Scepter hinaus bis in die Flut:
„Sein Reich iſt ſeine Laute, — was er erſingt, ſein Gut.

„Ich mag's nicht länger dulden, daß man ihn mir geſellt,
„Ein toller Mißbrauch iſt es der kindgeword'nen Welt!
„Entweder ſoll er ſchweigen, — wo nicht, ſo lehr' er's mich;
„Ich will's den Leuten zeigen, kann er's, ſo kann's auch — ich!“

Der König Frotho ruft es, der Skalde naht dem Thron,
So ſtolz und ſo beſcheiden, ein echter Liederſohn.
Zum Lied die Laute ſtimmend, wie Sängerbrauch es iſt,
Begrüßt er ſeinen König, der lang und ernſt ihn mißt.

„Du alſo biſt der Meiſter, den ich beneiden muß,
„Der Alles mit mir theilet, der Dänen Gunſt und Gruß?
„Ich aber ſag' dir, Skalde, ſtell' du dein Singen ein,
„Was mir allein gebühret, das fordr' ich auch allein!“ —

„Herr“, ſpricht der Skalde ruhig, „ich beuge mich vor dir:
„Doch, wann ich lebe, zu ſchweigen, das, Herr, ſteht nicht bei mir!
„Du kannſt mit dem Pfeil wol ſchießen den Vogel aus hoher Luft,
„Doch, wann er lebt, nicht hindern ſein Lied, wenn der Lenz ihm ruft.

„Und wenn der Vogel blutend zu deinen Füßen ſinkt,
„Du kannſt es auch nicht wehren, daß manche Thrän' ihm blinkt:
„Kannſt nicht ſein Lied verbannen aus jedes Menſchen Ohr:
„Man ſchätzt das Schöne noch höher, ſobald man es verlor!“ —

Nachdenkend hört es Frotho. — „Es mag ſo,“ ſpricht er, „ſein;
„Will dir dein Singen gönnen, nur ſollſt du's nicht allein!
„Zuvorthun ſoll mir's Keiner; der, den man rühmt, ſei — ich,
„Im Liede, wie im Kampfe! D'rum komm und lehr' es — mich!“

Faſt muß der Skalde lächeln, er ſchickt getroſt ſich an;
Bald lernte Frotho fühlen, daß er's nicht lernen kann.
Und immer lauter ſchallen, wie Hohn, aus des Volkes Chor
Des Skalden mächtige Lieder in ſeine Burg empor.

„Ha, Bube,“ ruft er wüthend, — „Neid iſt es, Neid von dir,
„Du willſt es mich nicht lehren — nimm hier den Lohn dafür!“ —
Er ſtößt ihm den Dolch in's Leben, des Skalden Auge bricht: —
Er konnte den Dichter tödten, doch Dichten konnt' er — nicht.

# Männerwaffen.

Nie ohne Waſſe ſei der Mann!
Ich meine nicht das Schwert,
So ſehr es ihn auch ehren kann,
Wenn er es ſelber ehrt.
Doch and're Waſſen gibt es noch
Von Gott ihm umgeſchnallt,
Die leih'n ihm ſelbſt im Sklavenjoch
Beherrſchende Gewalt.

Solch' eine Waſſ' — es iſt ſein Geiſt,
Der ruhig klare Sinn,
Der Alles Nied're von ſich weiſt,
Gekehrt zum Höchſten hin;
Der, wenn des Schickſals Druck ihn preßt,
Ein Fels, entgegen ſtarrt,
Nicht haarbreit von dem Rechten läßt,
Und treu ſich ſelbſt beharrt.

Solch' eine Waſſ' — iſt ſein Gefühl
Sein volles, warmes Herz,
Verſchloſſen eitlem Thränenſpiel,
Geöffnet wahrem Schmerz.
Das echter Freude gern ſich freut,
Und echte Liebe liebt,
Und ſelbſt für alle Herrlichkeit
Nicht einen Gran vergibt.

Solch' eine Waffe — iſt ſein Wort,
Das Echo ſeines Sinn's,
Ein feſtes Schloß, ein ſich'rer Hort,
Kein Spielball des Gewinn's.
Zur rechten Stund', am rechten Platz
Da hält es ehern Stand,
In armer Zeit ein reicher Schatz,
Und beſſ'rer Zukunft Pfand.

Das ſind die Waffen, die der Mann
Zu führen wiſſen ſoll,
Mit dieſen kämpf' er furchtlos an,
Gerechten Stolzes voll.
Die leg' er im Gefecht der Welt
Nie eingeſchüchtert ab,
Die nehm' er, als ein echter Held,
Einſt mit ſich in das Grab!

## VI.

## Kunſt und Natur.

(1564.)

„Auf, Improviſatore! Welch' Geſicht
Für einen Dichter? Schämt Ihr Euch denn nicht?
Was ſoll die flaue Regenwettermiene?
Was ſoll im Arm die ſtumme Mandoline,
Bei ſo viel Lenzesklang und Lenzeslicht?
Vom Blütenbaum ſoll's Euch Sonette regnen,

Euch ſoll der Bach, der unter Ulmen rauſcht,
Als eine flüſſ'ge Elegie begegnen;
Die Sonne, die durch's Laub verſtohlen lauſcht,
Mit Liederſcherz Anakreon's Euch ſeg'nen:
Der Vogel, der ſich ſonnt im Frühlingsſchein,
Euch eine leibgeword'ne Hymne ſein,
Und was da webt im Himmel und auf Erden
Euch zur Ottav' und zur Canzone werden!"

Zu Sylvio Antoniano ſpricht's
Die Herzogin, huldlächelnden Geſichts.
Doch was ein Lächeln iſt um ihren Mund,
Thut bald bei Jenen, welche ſie umgeben,
Als hämiſch Flüſtern und als Spott ſich kund,
Berechnet nicht, des Dichters Muth zu heben,
Nein, zu bewitzeln ſeines Schweigens Grund.
Und halb ermuntert durch den Scherz der Huld,
Und halb durch Spott gereizt zur Ungeduld,
Verneigt der Dichter ſich und ſpricht beſcheiden:
„Erhab'ne Herrin, fühlend meine Schuld,
„Muß ich den Dornſtich, wie die Bolzen leiden:
„Doch iſt's nun einmal Dichter-Mißgeſchick:
„Denn unſer Meiſter iſt der Augenblick.
„Verſetzet uns in einen Hain der Feen,
„Wo Balſamdüfte ſinnbezaubernd wehen,
„Wo gold'nes Licht von allen Zweigen träuft,
„Wo Nektarfrucht an allen Aeſten reift,
„Wo auf der ſchönſten Blumen Glanzgewimmel
„Herniederlacht ein blaukriſtall'ner Himmel,
„Wo Nymphen ſich im Reigen flieh'n und haſchen,
„Wo Sphärenmelodien uns überraſchen,
„Wo Alles rings, was Aug' und Ohr genießt,
„Nicht Stoff, nein, ſelbſt vollkomm'ne Dichtung iſt, —

„Kommt nicht der Augenblick, den Kampf zu ſchlichten,
„Wir werden ſchau'n, genießen, doch nicht — dichten.
„Das läßt ſich nicht beſchwören und nicht locken,
„Man ſieht's nicht fern, dann näher, endlich nah,
„Es überkommt uns plötzlich, ſüß erſchrocken
„Empfinden wir's, — ein Blitz, und es iſt da.
„Ein Formenſpiel mag dem Verſtand gelingen,
„Doch das Gedicht muß die Minute bringen,
„D'rum wenn es, Herrin, Euch an dem genügt,
„Was wortgewandt die Sprache künſtlich fügt,
„So wollt die Aufgab' immerhin mir bringen,
„Wenn's auch nicht zündet, nun, ſo wird's doch klingen!“

Nachdenkend ſteht die Herrin, – horch! — ein Schall
Im nahen Buſch. — „Ich hab's! — Die Nachtigall!“ —
„„Die Nachtigall!““ ſo wiederholt er leiſe,
Nimmt ernſten Blick's das Saitenſpiel zur Hand,
Und ſucht dann mit dem Aug' den Gegenſtand,
Dem Stimm' und Laute tönen ſoll zum Preiſe.

Auf eines blüh'nden Mandelzweiges Rand
Wiegt ſich der kleine Vogel, grau und ſchlicht,
Des Frühlings unſcheinbarſtes Feſtgedicht,
Und blickt, nur prüfend erſt der Kehle Ton,
So ſtolz herab von ſeinem Blütenthron,
Als wüßt' er ſchon, daß huld'gend ihm die Muſen
Ein Lied bereitet im verwandten Buſen.

„Dich,“ ſo beginnt, zur Nachtigall gewandt,
Der Dichter, während durch der Laute Saiten
Zu ſanftem Vorſpiel ſeine Finger gleiten, —
„Dich ſoll ich ſingen? — Bleib! o bleib, gebannt
„Durch meiner Töne Fleh'n, an dieſen Ort,
„Und gieße deinen Wollaut in mein Wort,

„Und lehre mich dein traurig Schickſal künden,
„Damit die Menſchen es begreiflich finden,
„Weshalb ſo menſchlich deine Klage klingt.

„Ein Mädchen warſt du einſt, ſo ſagt die Mythe,
„Pandions' Tochter, Tereus' Schwägerin:
„Mit ihm, der insgeheim für dich erglühte,
„Zogſt arglos du zu ſeiner Gattin hin,
„Zu Progne, deiner Schweſter; da vergaß
„Der Arge jede Scheu und jede Schranke;
„Und da der Unthat quälender Gedanke
„Ihm wie ein Geier an der Seele fraß,
„So riß, damit dein Mund ſie nicht erzähle,
„Riß er die Zunge — ach! — dir aus der Kehle.
„Doch auch der ſtumme Schmerz hat ſeine Sprache,
„Dir ward ein Troſt, ihn traf der Götter Rache.
„Dir ward ein Troſt; von deinem Leibe glitt
„Das blut'ge Menſchenkleid wie Zunder nieder,
„Fort ſchwangſt du dich auf wiegendem Gefieder,
„Und eins, dein menſchlich Herz, nur nahmſt du mit.
„Dir ward ein Troſt: du darfſt ſeit jenen Tagen
„Dein Leid der Welt im Liede rührend klagen,
„Darfſt, Menſch im Vogel noch, wie du's geweſen,
„In jedem Menſchenaug' dein Echo leſen;
„Darf zu dem Paar, das jeden Zeugen ſcheut,
„Hinſetzen dich in Waldeseinſamkeit,
„Und, nimmer fürchtend, ſeinen Schwur zu ſtören,
„Durch Kuß und Seufzer dich geprieſen hören;
„Darfſt den Geſang'nen in den Kerkertod
„Den Lebensgruß der Lieb' und Freiheit ſenden,
„Und wenn dereinſt die Erdennacht wird enden,
„Und ſchon hereinflammt ew'ges Morgenroth,
„Nicht einen Engel braucht es auf den Hügeln,
„Um mit Poſaunenton ſie zu entſiegeln,

„Der Himmel ſchicke dich, o Nachtigall!
„Dein Lied, wie Nachklang längſt verwund'ner Leiden,
„Dein Lied, wie Vorſchmack nie empfund'ner Freuden,
„Tön' in die Welt als Auferſtehungsſchall! —
„Sag' an, verſteh' ich dich, o Nachtigall?" —

Wie fragend blickt der Sängersmann nach oben,
Und wie erwidernd ſtimmt der Vogel droben
Mit Eins ſein Lied, ſein wundervolles, an.
Ein ſchmachtend Flöten iſt es ohne Zunge,
Ein weinend Lallen; plötzlich dann im Schwunge
Wächſt es empor und ſenkt ſich wieder dann,
Und klagt wie ein in unbelauſchten Thränen
Sich ſelbſt beſchwichtigendes Liebesſehnen.

„Ja, klage, Sängerin der Schmerzen, klage,"
Beginnt der Dichter wieder, — „du mit mir
„Und ich mit dir; — antworte, wenn ich frage,
„Haſt du den Ton, hab' ich das Wort dafür.
„Ja, laſſ' uns wechſelſeitig uns ergänzen,
„Vereint uns buhlen um der Schönheit Gunſt,
„Laſſ' dein Juwel in meiner Faſſung glänzen,
„Laſſ' die Natur wetteifern mit der Kunſt!" —

Und wie der Sänger jetzt die Saiten ſchlägt,
Da iſt's, als ob der Vogel ihn verſtände:
Er ſträubt ſein Gefieder und regt
Die Flügel behende,
Und hebt die klugen Augen empor,
Und ſtrömt, ſtatt der ſchwülen, ſchmelzenden Klage,
In die er ſich erſt noch wie ſinnend verlor,

Mit lautem, gellendem, ſchmetterndem Schlage
Der Liebe wonnigſten Jubel hervor.

Schnell fand der Dichter auch das Wort zum Tone,
Zur jauchzenden Hymne ſchwillt die Canzone,
Zum vollen Accorde die ſanfte Terz;
Laut pochet der Hörer begeiſtertes Herz. —

Jetzt neckiſch wieder
Auf und nieder,
In rollenden Läufen, in hüpfenden Sprüngen.
Bald wie Gekicher, bald wie ein Ach,
Jetzt trillergewaltig, jetzt liſpelnd ſchwach,
Den Tact ſich ſchlagend mit flatternden Schwingen,
Tändelt und ſcherzet die Nachtigall. —
Der treue Dolmetſch deutet jeden Schall,
Und malt muthwilliger Liebe Necken,
Ihr koſend Flüſtern, ihr ſchalkhaft Verſtecken,
Ihr prüfendes Schmollen,
Ihr ſcherzendes Grollen,
Ihr eifernd Zürnen, ihr ſchnelles Verſöhnen,
Des Herzens ew'gen Roman in Tönen,
So, daß wie Ton und Wort ſich verſchlinget,
Der Hörer zu unterſcheiden zagt,
Und ſeinen Nachbar leiſe fragt:
„Iſt ſie's, die dichtet, oder er, der ſinget?"

Doch iſt ihm ſchön'rer Lohn noch vorbehalten,
Die Sängerin verſtand des Sängers Walten,
Und alle Scheu iſt ihr ſo ganz geraubt,
Daß, wie um ihren Dank ihm zu bezeugen,
Sie plötzlich, niederſchwebend aus den Zweigen,
Sich ſingend niederläßt auf ſeinem Haupt,

Und aus des Dichters dunklem Lockenhaare,
Wie von der Muſe würdigſtem Altare,
Den Hochverwunderten zu pred'gen ſcheint:
„So ſingt die Kunſt mit der Natur vereint.“

## Vogel und Dichter.

Vogel in dem Bauer, mußt du ſingen,
Wie man es dir vorpfiff manchen Tag?
Mußt die Töne kunſtgerecht verſchlingen,
Statt zu ſchlagen deinen munt'ren Schlag?

Mußt den Triller wälſcher Meiſter wechſeln
Statt des Trillers, den dich Gott gelehrt,
Mußt den Lauf in einen Walzer drechſeln,
Der als Waldlied Gott ſo fromm geehrt?

Mußt der Kehle ſüßen Schmerz vergeſſen
Und den heil'gen Jubel deiner Bruſt,
Mußt im Tacte dein Adagio meſſen
Und nach Vierteln mäß'gen deine Luſt?

Mußt den unerſchöpften Schwall der Lieder,
Ihres Wechſels ew'gen Ueberſchwang,
Kargend ſchnüren in ein Alltagsmieder,
Bis die Freiheit faſt erlahmt in Zwang?

Aber nicht wahr, wann die Sterne blinken,
Wann das Leben einſchlief weit und breit,
Wann auf's Ohr die müden Quäler ſinken,
Nicht wahr, dann beginnt erſt deine Zeit?

Dann entfalteſt du der Seele Flügel,
Fällſt in dein Naturlied freudig ein,
Schwebſt im Traum hin über Thal und Hügel,
Singſt für lang dich aus beim Sternenſchein! —

Vogel in dem Bauer, ſieh! dir gleichet
Hier der Dichter oft mit ſeinem Leid,
Wenn die Sorge lauernd ihn umſchleichet,
Wenn Gemeinheit ihn zum Opfer weiht.

Ach! wie rüttelt er auch an den Stäben
Seines Käfigs, darbend manchen Tag,
Mehr nicht gebend von dem inn'ren Leben,
Als was Flachheit eben dulden mag.

Nur die Nacht, die ſtille Zeit der Thränen,
Läßt er ſich nicht nehmen, die iſt ſein;
Während ſeine Quäler ſatt ſich dehnen,
Singt er rüſtig in die Nacht hinein.

Da iſt ſeine Werkſtund' ihm erſchienen,
Seine Freiheit, ſein ambroſiſch Mahl:
Muß er's hart durch Qual ſich gleich verdienen,
Dies Gefühl erſetzt ein Jahr der Qual.

## VII.

## Gräberroſen.

Des Todtengräbers Klärchen
War gar ein liebes Kind,
Fünf Sommer hatt' es eben
Und Wangen roth und lind.

Des Todtengräbers Tochter
War Klärchens Mütterlein:
Sein Vater war ein Junker,
Ein Junker reich und fein.

Des Junkers Aeltern aber
Die waren ſtolz und rauh,
Und meinten, nur die reichſte
Sei auch die beſte Frau.

D'rum ſchalten ſie den Junker,
D'rum fluchten ſie ihm gar,
Als ſterbend ihm ſein Bräutchen
Das liebe Kind gebar.

Und was der Fluch begonnen,
Vollendete der Tod;
Der arme Junker wußte
Nicht Rath in ſeiner Noth.

Er gab dem Todtengräber
Sein Kind ſammt ſeinem Gold,
Und ſprach: „Da nimm mein Alles!
„Mir zahlt der König Sold“.

Und mit den ſchwarzen Reitern
Da ritt er in die Schlacht,
Und von den ſchwarzen Reitern
Da ward er heimgebracht.

Und ward zu Grab getragen
Wol ſchon am nächſten Tag,
Dicht neben jenem Grabe,
Worin ſein Bräutchen lag.

Des Todtengräbers Klärchen
Scheut ſich vor Gräbern nicht:
Sie ſind ihm nichts als Beete,
Worauf es Blumen bricht.

Es eilt zu einem Grabe,
Bricht weiße Roſen ab:
Es kennt ja nur die Roſen,
Kennt nicht der Mutter Grab.

Es eilt zum and’ren Grabe,
Bricht rothe Roſen ab:
Es kennt ja nur die Roſen,
Kennt nicht des Vaters Grab.

Und zwiſchen beiden Gräbern,
Da ſitzt es oft allein,
Und flicht ſich lächelnd Kränze
Beim blaſſen Abendſchein.

So ſpinnt durch ſtumme Roſen
In Kindeshänden dort
Der Aeltern Einverſtändniß
Noch über's Grab ſich fort.

# Blumeneid.

Wo eine Blume wächſt, dort iſt ihr Boden,
Wär's nicht ihr Boden, wüchſe ſie nicht dort;
Sei's eine unerforſchte Felſenritze,
Sei's eine unerſtieg'ne Alpenſpitze,
Es iſt und bleibt ihr lieber Heimatort,
Und wann ſie blüh'n ſoll, blüht ſie dort vom Herzen,
Und ſoll ſie welken, welkt ſie ohne Schmerzen.

Da ſetzt der Menſch ſie oft in fremden Boden,
Und lehrt ſie blüh'n und welken, wann's ihn freut.
Lehrt ſie zu bunten Zwittern ſich verflachen,
Lehrt ſie im Winter Frühlingsmienen machen,
Lehrt ſie verläugnen ihre Schüchternheit,
Und fühlt ſich um ſo lüſterner vergnüget,
Je künſtlicher ſie ſich und ihn belüget.

Seh' ich im Frei'n auf liebem Mutterboden
Vor'm Treibhaus ſo die Wieſenblumen ſteh'n,
So ſcheinen ſie mir ſtets, halb mit Bedauern,
Halb mit Verachtung, inner dieſen Mauern,
Die Schaar abtrünn'ger Schweſtern anzuſeh'n,
Und ihnen zuzuweh'n voll bitt'ren Leides:
„Ihr habt vergeſſen eures Blumeneides!“ —

„„Treu bleiben wollen wir dem Heimatboden,
„„Wir wollen blüh'n auf ihm, — wo nicht, vergeh'n!
„„Ein Sturm kann uns zerſtreu'n, ein Hagel knicken,
„„Ein Fuß zertreten, eine Hand uns pflücken,
„„Schmerzvolle Lieb' uns auf die Gräber ſä'n,
„„Ein Bräutchen uns in ſeine Locken flechten, —
„„Wir wollen ſterben — und mit Niemand rechten!

„„Was Blum' iſt, kann getrennt vom Heimatboden
„„Wol welken, aber ſich verläugnen nicht:
„„Wir wollen frei vergnügen und verſchönen,
„„Doch nicht um Augendienſt in Kerkern fröhnen,
„„Bei Ofenſonnen und bei Scheibenlicht!““
„Abtrünnige, heraus aus euren Grüften!
„Wie ſtirbt ſich's ſüß in Gottes freien Lüften!“

## VIII.

## Der alte Schiffer.

Ein alter Schiffer lebt' am Oſtſeeſtrand,
Den ſchon der Morgen ſtets am Meere fand;
In ſtiller Sehnſucht blickt' er da hinaus,
Als wär' ſein Herz nur auf der See zu Haus.

Sein Herz war dort, wo ach! ſein Schatz, — ein Sohn,
Der längſt ihm ſchlief im grünen Meere ſchon;
Vor ſeinen Augen hob in's naſſe Grab
Ihn eine Wog' einſt aus dem Kahn hinab.

Schon flochten d'runten ſein gebleicht Gebein
Meerlilien mit zähen Faſern ein;
Doch in des Vaters gramzerriſſ'ner Bruſt,
Umwob noch keine Hülle den Verluſt.

Mit einer Trommel eilt er hin zur See,
Und löſt den Kahn und ſteuert auf die Höh',
Und ſchlägt, daß weithin tönt die Morgenluft,
In ſtillem Wahnſinn auf das Fell und ruft:

„Mein Sohn, mein Sohn! Und hörſt du mich denn nicht?
„O komm' herauf, bevor das Herz mir bricht!
„Ich ſetz' in meinem Kahn dich neben mich,
„O komm' herauf, nach Hauſe führ' ich dich!

„Und biſt du todt, ſo grab' ich dir ein Grab
„Auf unſer'm Friedhof, lege dich hinab,
„Und pflanze Blumen und Gebüſch umher,
„Liegſt doch wol beſſer, als im kalten Meer!"

Er ruft und ruft, bis längſt die Sonn' erblich,
Dann kehrt er um und murmelt ſtill für ſich:
„Er hat's noch nicht gehört in ſeinem Haus, —
„Nun, morgen fahr' ich weiter noch hinaus!"

Und eines Morgens fuhr er auf die See —
Weit — weit hinaus — viel weiter, als noch je:
Gewiß hat endlich ihn ſein Sohn gehört,
Weil er am Abend nimmer heimgekehrt.

# Glück und Unglück.

Wer, ein Betrachtender, ſo wandelt
Die Straßen einer Stadt entlang,
Dem mag es ſelten nur begegnen,
Daß ihm verleidet wird ſein Gang.

Die Häuſer ſteh'n in blanken Zeilen,
Als wohnte nur die Luſt darin,
Und unverdroſſ'ne Menſchen treiben
Sich zwiſchen ihnen munter hin.

Man ſieht hinein durch klare Fenſter,
Und ſieht im Innern keine Noth;
Man tritt hinein zu off'nen Thoren
Und ſieht im Hofe keinen Tod.

Man hört nicht Seufzer, hört nicht Hader,
Nicht Hilferuf, nicht Wehgeſchrei,
Es iſt, als ginge man behaglich
An Wohnungen des Glück's vorbei.

Und dennoch ſchleicht die böſe Seuche,
Das Unglück, durch die Straßen fort,
Vergiftet, quält, entpreſſet Thränen,
Und übt Verrath und Meuchelmord.

Verliere d'rum die Faſſung Keiner:
Denn einem Acker gleicht die Welt,
Wo mitten in das Korn der Freuden
Gar manches Leideskörnlein fällt.

Heil uns, wenn noch die Saat des Glückes
So reich hiernieden wächſt heran,
Daß hinter ihren grünen Halmen
Das Unglück ſich verſtecken kann!

## IX.

## Das Erbſtück.

Einſt hatt' ein Ritter von leichtem Blut
Ein herziges Liebchen, gar treu und gut,
Er aber hatte für Treue nicht Sinn,
Und ſtürmte durch's Leben im Taumel dahin.

Was galten ihm Thränen? Er hielt ſie für nichts,
Als Perlen zur Zierde des ſchönen Geſicht's.
Was fragt' er um Seufzer? Ihm waren ſie Luſt;
Sie ſchwellten ja lieblich die wogende Bruſt.

Und Schwüre zu leiſten, was rührt' es ihn viel?
Und Schwüre zu brechen, es war ihm ein Spiel.
Wie hold von Geſtalt, ſo vom Herzen verkehrt:
Sein herziges Liebchen, er war es nicht werth. —

Das aber gibt den Verlornen nicht auf,
Sein Theuerſtes ſchlägt es für ihn in den Kauf,
Für ihn nur hat es im Herzen Raum:
Und weibliche Treue ſie iſt kein Traum.

Es findet nicht Ruh', es findet nicht Troſt,
Es welkt wie ein Blümchen im Mainachtfroſt,
Und denkt noch erbleichend und todesmatt
Des Böſen, der es verſchuldet hat.

Ein ſilberner Becher gar zierlich und fein,
Der ſollt' ihm ein heiliges Erbſtück ſein,
Den ſchickt ſie vom Todtenlager ihm zu, —
Dann legt ſie das Herz, das gebroch'ne, zur Ruh'.

Was kümmert der Becher den wüſten Mann?
Er nimmt ihn lächelnd, er ſieht ihn nicht an,
Er ſtellt ihn abſeit und fragt nicht darnach,
Was etwa die Geberin ſterbend ſprach. —

Und Jahre vergeh'n, und kein Ritter gedenkt
Des Bechers und derer, die ihn geſchenkt,
Nur manchmal noch tritt durch der Träume Flor
Ihr blaſſes Bild geſpenſtiſch hervor.

Von Liebe zu Liebe mit ſtürmiſchem Sinn
Wankt taumelnd der Unerſättliche hin,
Nichts kann ihn binden, nichts haftet, nichts bleibt,
Wie die Wolke, die neckend der Oſtwind treibt.

Doch endlich trifft er auf ſeiner Bahn
Ein Weib, das hat es ihm angethan;
Ein Weib ſo flüchtig, ſo wild, wie er, —
Das ſchmiedet ihm Ketten, das feſſelt ihn ſchwer.

Was all' die andern gelitten um ihn,
Nun leidet er's ſelbſt um die Siegerin;
Er wirbt und weint, er ſchmachtet und buhlt,
Und brüſtet ſich kindiſch mit tändelnder Huld.

Und ſchmücken darf er endlich ſein Haus,
Und die Braut heimführen mit Saus und Braus,
Von wüſten Geſellen erfüllt ſich der Saal,
Die Becher kreiſen beim feſtlichen Mahl.

Da ſteht, von den Dienern geholt aus dem Schrank,
Auch der ſilberne Becher voll köſtlichem Trank,
Der ſilberne Becher, das traurige Pfand, —
Schon führt ihn die Braut an der Lippen Rand.

Doch ſieh! was wird ſie auf einmal ſo blaß,
Was ſtarrt ſie hinein in das funkelnde Naß?
Was ſtößt ſie zürnend mit wüthigem Sinn
Den Becher, verſchüttend, dem Bräutigam hin?

Er faßt ihn erſchrocken, er ſtarrt durch's Naß
Auf den Grund des Bechers, bald roth, bald blaß;
Denn ein Bild iſt gemalt auf dem ſilbernen Grund,
Ein bekannter Blick, ein bekannter Mund;

Bekannte Wangen ſo ſchön und bleich,
Ein Geſicht voll Vorwurf und Milde zugleich,
Darüber die Tropfen wie Thränen ſteh'n,
Als wollten ſie jetzt noch um Treue fleh'n.

Der Ritter ſieht es wie feſtgebannt,
Das Erbſtück birgt er verſtört in's Gewand,
Und ob ihn auch krampfhaft die Braut umfaßt,
Fortſtürzt er vom Mahl in verzweifelter Haſt.

Das war wol ein trauriger Hochzeitſchmaus,
Die Braut flieht wüthend das ſchmähliche Haus;
Die Gäſte wandeln ſuchend umher,
Den Bräutigam aber fand keiner mehr.

## Liebesroman.

So ſeh'n wir uns nach Jahren wieder,
Was ging indeß an uns vorbei!
Als wir das erſte Mal uns fanden,
Da war noch auf und über Mai.

Da gab's ein Hangen und ein Bangen,
Da ward mit Thränen nicht geſpart;
Die Zukunft ſchwamm, ein gold'ner Nachen,
Im klaren See der Gegenwart.

Da praßten wir mit Hochgefühlen,
Von Glück war unſ're Bruſt geſchwellt,
Und dennoch hatten wir noch immer
Des Glück's genug für eine Welt.

An keine Löſung denkend knüpften
Wir tauſend Fäden tändelnd an,
Und wähnten jeden Tag verloren,
Der ohne Kuß und Schwur verrann.

Wir ſetzten über Kluft und Klippe
Mit Lächeln in verweg'nem Sprung;
Wir ſtanden ſchwindelnd auf dem Gipfel,
Und zagten faſt vor Steigerung.

Und nun — o laſſ' uns nicht erröthen! —
Was uns beſeligt und beſeelt,
Gleicht einem lieblichen Romane,
Dem ach! — die letzte Seite fehlt.

## X.

## Der blinde Greis an ſeine Tochter.

„Leg' mir die Händ' auf meine Augen, Kind!
So — Wie das kühlt! — Sie ſind ſo lieb, ſo lind,
Und jeden Pulsſchlag ſpür' ich! Heißt das geh'n!
Dagegen meiner — matt zum Stilleſteh'n.

„Einmal, es iſt ſchon völlig nicht mehr wahr, —
Ich hatte da noch Augen hell und klar, —
Da ſaß ich draußen unter einem Baum,
Und blickte ſinnend in den grünen Raum.

„Horch! plötzlich rauſcht' es hinter mir, — im Nu
Hielt mir's die Augen mit den Händen zu;
Ich kannte wol die Hand, ſo lieb und lind,
Und blieb recht gern ſo lang als möglich blind.

„Das Mädchen war's, das deine Mutter ward,
Damals wie du ſo jung, wie du ſo zart;
Den erſten Kuß trug mein Errathen mir,
Und bald darauf war ich vereint mit ihr. —

„Wenn du nun manchmal deine Hände ſo
Mir auflegſt, macht es mich wehmüthig froh;
Mir iſt's, als fielen mir die Schuppen ab,
Als ſäh' ich ſie, die längſt ſchon ruht im Grab.

„Ja, malen könnt' ich Zug für Zug ſie dann,
Und eine ſüße Sehnſucht faßt mich an;
Zu ſitzen glaub' ich unter jenem Baum,
Hinauszuſtarren in den grünen Raum;

„Und fühl' ich deine Hände, liebes Kind,
So denk' ich mir, ich ſtelle mich nur blind.
Und ſie verhalte nur die Augen mir,
Und bald darnach würd' ich vereint mit — ihr!“

## Täuſchung.

Seht ihr dort die beiden Berge
Wie ſie daſteh'n eng vereint,
Das beim erſten Blick das Auge
Einen nur zu ſchau'n vermeint?

Und doch ſind ſie ſtreng geſchieden
Von dem Fuße bis zum Joch,
Manche Kluft mit manchen Schlünden
Gähnet zwiſchen beiden noch.

Seht, wie dieſen Bergen geht es
Meinem Glück und meinem Ich;
Wer mich flüchtig ſieht, vom weiten,
Wähnt das Glück gebannt an mich;

Wer mir aber in die Tiefen
Meiner Seele blickt, erkennt,
Welche tiefe Kluft der Schmerzen
Mein Gemüth vom Glücke trennt!

## XI.

## Der Scorpion.

Am Meeresſtrande zwiſchen Lorbeerbäumen,
Vom blauen Himmel freundlich überſtrahlt,
Da ſaß ein Liebespaar in Wonneträumen
So ſelig, wie man ſel'ge Geiſter malt.

Und Nachtigallen mußten Zeugen werden,
Und Meereswellen mußten Bürgen ſein,
Daß es nicht heiß're Liebe gäb' auf Erden,
Nicht feſt're Treue unter'm Sonnenſchein.

Und arm an Worten, arm an all' den Zeichen,
Womit der Menſch ſich Irdiſches vertraut,
Abwechſelnd mit Erröthen und Erbleichen,
Sank an des Jünglings Bruſt die holde Braut.

Und wie ſie ſich geſenkten Haupt's entwindet,
Fällt eine Thrän' aus ihrem Aug' auf's Grün;
Dem Blick der Lieb' entging ſie nicht, er findet
Bald ihre Spur und ſieht ſie flimmernd glüh'n.

„Du Perle,“ ruft der Jüngling, „Demanttropfen,
„Freiwill'ge Bürgſchaft, ſei du mir ein Pfand,
„Daß ſo wie jetzt die Herzen treu uns klopfen,
„Sie treu ſich bleiben bis in's beſſ're Land!“ —

Was kann ſo Großes je die Lieb' erſinnen,
Daß Lieb' es nicht gewährt' als Kleinigkeit? —
D'rum ſchifft der Jüngling einſt getroſt von hinnen,
Und findet Glück ſelbſt in der Trennung Leid.

Strahlt doch die Thräne, die ihr dort entſunken,
Ihm überall voran als leitend Licht! —
So flieht ein Jahr, — heimkehrt er, wonnetrunken,
Mit Hohn belächelnd, was die Kunde ſpricht.

„Sie ward dir untreu!“ flüſtern ihm die Wogen,
Und „untreu!“ blinken ihm die Sterne zu,
Die Lorbeern ſäuſeln ihm: „Sie hat gelogen!“
Die Weſte weh'n es, — doch er bleibt in Ruh'.

Er ſieht ſie ſelbſt an fremdem Arme wallen,
Sieht ſie erröthen, ihrer Schuld bewußt;
Er glaubt es doch nicht: Sterne können fallen,
Doch nimmer wankt das Herz in treuer Bruſt.

Zum Strand hin eilt er, zu den Lorbeerbäumen,
Auf die der Himmel düſter niederſchaut,
Zur Raſenbank, wo einſt in Wonneträumen
Ihm treue Lieb' ihr ſüßes Pfand gethaut.

Der Lorbeerhain erbrauſt, die Wogen ſchallen,
Die Möwen kreiſen wild mit heiſ'rem Ton,
Und wo des Mädchens Thräne hingefallen,
Liegt jetzt im Gras — ein ekler Scorpion.

## Die letzte Schwalbe.

Oft meint' ich, die letzte Schwalbe ſei's,
Die da verſpätet geblieben:
Bald würde ſie durch Schnee und Eis
Empfindlicher weggetrieben.

Und dennoch war es die letzte nicht,
Am andern Morgen da klang es,
Und grüßte das laue Sonnenlicht,
Vielſtimmigen munter'n Geſanges.

Und manche Schwalbe flog noch zu,
Und mancher Tag war noch heiter,
Und ſpät erſt ſcheuchte die Winterruh'
Das mailiche Völkchen weiter. —

Oft meint' ich, es ſei das letzte Lied,
Was meinen Lippen entquollen,

Und dachte, daß weil der Frühling ſchied,
Die Lieder verſtummen ſollen.

Doch kaum daß eines erklungen war,
Da kamen gar manche wieder. —
Es iſt noch gute Zeit im Jahr:
So klingt denn, ſo klingt denn, ihr Lieder!

## XII.

## Eine Concertſcene.

Wie heißt der Raum, wo, Mann an Mann gepreßt,
Die Maſſe ſich zum Knäuel ballen läßt;
Wo jede Kraft des Einzelnen verſchwindet,
Wo ſich der Stoß, der traf das erſte Glied,
Elektriſch durch die ganze Kette zieht,
Daß auch das letzte dumpf ihn mitempfindet;
Wo ſich empor zur Stirn, die Tropfen ſprüht,
Die feſtgeklemmte Hand umſonſt bemüht;
Wo matter ſtets der Fuß ſich ſtreckt und hebt,
Bis er des Halt's beraubt in Lüften ſchwebt.
Wie heißt der Raum? — Ein Sklavenſchiff vielleicht?
Wo eingepfercht in fauler Brettertruhe,
Voll blödhinbrütender Verzweiflungsruhe,
Ein Negerſtamm dem Tod entgegenkeucht? — —
Wie, Sklaven? — Könnte ſein — doch ſchwarze nicht,
Auch keuchen ſie entgegen nicht dem Tode;

Nur Sklaven ſind's und Sklavinnen der Mode,
Und lebensluſtig glänzt ihr Angeſicht.
Und tauſend Kerzen ſtreuen ihren Schimmer,
Zurückgeſpiegelt von Demantenflimmer,
Verſchwenderiſch längs Wand und Wölbung aus, —
Unheil'ge fort! — Dies iſt der Muſen Haus.

Schon tritt aus ihrer Prieſterinnen Chor
Die Lieblichſte voll ernſter Weihe vor,
Und läßt gewaltig durch die ſtillen Hallen
Des Dichters Wort von ſtolzer Lippe ſchallen.
Es freut ſie, Trägerin des Werks zu ſein,
Das, anſpruchslos erdacht beim Lampenſchein,
Durch ſie nun darf den Weg in's Leben finden,
Um in der Bruſt von Tauſenden zu zünden. —
Es zündet aber nicht! Wol ſind die Hände
Nicht allzukarg, wol ſchallt als Lobesſpende
Dem deutſchen Lied ein wälſches „Bravo" nach,
Doch ihr nur, die, — nicht jenem, was ſie ſprach.
Almoſen iſt es, nicht Begeiſterung,
Nur Mitleid mit dem Schooßkind, das den Schwung
Der Flügel ſich durch plumpen Ballaſt lähmte,
Und ſchnöden Kies mit laut'rem Gold verbrämte.
Ob hie und da ein ſchönes Auge leuchte,
Und mit verſtohl'ner Thräne ſich befeuchte;
Ob hie und da ein Herz bewegter ſchlage,
Ob hie und da ein Einzelner ſich frage,
Warum, was ihm die Seele ſüß bezwingt,
An tauſend Ohren wirkungslos verklingt, —
Ein Mißgriff iſt's, — hier gilt nicht ſolcher Brauch.
So wie der Götze, ſo das Opfer auch.

Da öffnet ſich das Thor zum zweiten Mal, —
Der Tonkunſt Liebling ſchreitet in den Saal,

Und blickt umher, und wirft ſich in die Bruſt,
Und lächelt ſüß und harrt, bis ſich die Luſt,
Ihn nur zu ſeh'n, in laute Wonn' ergießt,
Und vor der Saat ihm ſchon die Ernte ſprießt.
Doch horch! — wol ſchallt ihm warmer Gruß entgegen,
Ein Willkomm, — doch kein Jubel, kein Orkan,
Er ſteht und ſtaunt, ungläubig und verlegen:
Ihm — nur ein Gruß? — Wer hat ihm das gethan?
Doch ſei's, — er kann's erobern, kann's erzwingen,
Und wenn er will, ſo muß es ihm gelingen.
Er ſingt, ſo ſang er nie, ſo mild, ſo ſtark,
Nachzittern ſeine Tön' im tiefſten Mark;
Im leiſen Ach, in ſchmachtend ſel'gen Blicken
Verräth ſich ihm der Lauſchenden Entzücken.
Was Laun' ihm vorenthielt, er hat's erkämpft,
Und triumphirend harrt er des Tributes.
Und wieder ſchallt's, doch wieder, wie gedämpft,
Ja ſchüchtern faſt, wie bar des frohen Muthes,
Der ſeine Lorbeern frei und ganz verſchenkt,
Und nichts für And're zu erſparen denkt.
Für And're ſparen? — Sänger ahnſt du's nun?
Zieh' dich zurück, laſſ' deinen Ehrgeiz ruh'n;
Ein Nam' erſt iſt es, welcher dich entthront,
Ein Stern, verkündet erſt am Horizont!
Zieh' dich zurück, bevor er aufgegangen,
Bevor die längſt Erwartete ſich zeigt,
Die Kunſtheroin, der ſich voll Verlangen
Ein Welttheil ſchwärmeriſch entgegen neigt.
Zieh' dich zurück, und räum' ihr deinen Thron:
Die Mod' hat reichen, doch nicht ew'gen Lohn.

Da öffnet ſich das Thor zum dritten Mal, —
Die Geig' in zarten Händen naht ein Knabe,

Der fremden Armes ſich bedient zum Stabe,
Denn ach! ihm fehlt der Augen lichter Strahl;
Dafür hat ihm Natur für ſeine Nacht
Ein Fünkchen Kunſt im Herzen angefacht,
Ein leichtgefährdet Flämmchen, kurz von Dauer,
Doch ihm ſein einzig Licht in Noth und Trauer.
Hier will er's leuchten laſſen vor der Welt,
Ein Beliſar der Kunſt, dem als beredter
Fürſprecher ſich das Mitleid beigeſellt.
Schon hat die heimliche Magie der Bretter,
Der weltbedeutenden, ſein Herz erfaßt,
Durch ſeine Finger zuckt's in wilder Haſt,
Die Bruſt arbeitet, ſeine Lippen beben,
Den todten Augenſtern durchſtrömt's wie Leben,
Er ſpricht durch Tön', er weint, er lacht, er malt,
Er ſieht, ſieht mehr, als all' die Andern ſehen,
Sieht eine Zauberwelt vor ſich entſtehen,
Aus der ihm Himmelslicht entgegen ſtrahlt,
Und Märchen ſind's aus dieſer Zauberwelt,
Was er dem Volk auf ſeiner Geig' erzählt. —

Da plötzlich läuft ein Fliſtern durch die Hallen,
Der Nachbar ſtößt den Nachbar deutend an,
Nach einem Punkte kehrt das Haupt ſich Allen,
Erſt leiſes Summen, einzeln Rufen dann,
Jetzt, da die Maſſ' erkannt den Gegenſtand,
Ein lauter Wechſelkampf von Stimm' und Hand,
Der mit der Schlußcadenz des Blinden oben
Zuſammenſtimmt in unermeßlich Toben.
Das iſt des armen Geigers ſchönſter Tag,
Sein Herz zerſpringt ihm faſt vor heft'gem Schlag.
Beinah' erliegend ſolchem Ueberglücke
Entwankt er, Thränen im erloſch'nen Blicke. —

Und unaufhörlich tobt der Jubel fort; —
Noch einmal tritt der Geiger auf die Scene,
Und ſucht für ſeine Wonn' ein warmes Wort,
Und findet nichts als eine kalte Thräne.
„O könnt' ich ſie, die mich beglücken, ſeh'n!“
So ſeufzt er ſtill, und wendet ſich zum Geh'n. —
Beglückter Blinder, glücklich heut, wie nie,
Daß Gott nicht jetzt das Augenlicht dir lieh!
Voll ſüßen Troſtes gehſt du nun von dannen,
Und niemand mag den frommen Wahn dir bannen,
Der neu dein blindes Aug' geblendet hat;
Weh' dir, wär' plötzlich dieſer Flor zerriſſen,
Und ſollteſt du beſchämt dir ſagen müſſen:
„Ich ſchlürfte mich an fremdem Nektar ſatt!“

Dort oben thront Sie, läſſig hingelehnt,
Die Königin des Tag's, ſo heiß erſehnt,
So lang erwartet und erkauft ſo theuer,
Die ſelbſt das Eis der Pole ſetzt' in Feuer,
An deren Ruhm ſich Fama heiſer blies.
Wo blieb' ein Kranz für And're noch zu winden,
Wo noch ein Herz für And're zu entzünden,
Seit ihr Erſcheinen ſich nur ahnen ließ.
So war's, da einſt auf ſieggewohnter Fährte,
Der Held des Weſtens durch die Länder zog:
Wie ſank der Fürſten Hoheit da im Werthe,
Vor denen ſonſt ſich jeder Nacken bog;
Vergeſſen ſtanden ſie, als kleine Zeugen,
Zu ſeh'n, wie Alle ſich der Größe beugen.

Und unſ're Größe, ſeht ſie nun ſo nah! —
Eh' wir es ahnten, hofften, war ſie da;
Und wie beſcheiden, ach! wie ohne Prunken
Sie kam, die hohe Prieſterin der Kunſt,

Als wär' ſie vom Olymp herabgeſunken,
Und hergezaubert uns durch Göttergunſt.
Wir blickten hin — und leer noch war der Ort,
Wir blicken wieder hin — und ſie iſt dort!
D'rum lief ein plötzlich Fliſtern durch die Hallen,
D'rum ſtieß des Nachbars Arm den Nachbar an,
D'rum kehrt' auf einen Punkt das Haupt ſich Allen,
D'rum leiſes Summen, einzeln Rufen dann,
Bis, da die Maſſ' erkannt den Gegenſtand,
Losbrach ein Wechſelkampf von Stimm' und Hand,
Der mit der Schlußcadenz des Blinden oben
Zuſammenſtimmt' in unermeſſ'nem Toben.

Der arme Geiger dauerte mich ſehr,
Die reiche Künſtlerin doch faſt noch mehr.
Er war getäuſcht, allein er ſah es nicht,
Und was er hörte, bleibt ſein Troſt für immer;
Doch ſie, wenn einſt zerſtiebt der Täuſchung Schimmer,
Wenn einſt der Thron, auf dem ſie ſitzt, zerbricht,
Sie wird es ſeh'n — und es zu ſeh'n ſich ſträuben,
Und was ſie hört, es wird ihr Stachel bleiben!
O Königin des Tag's, mißtrau' dem Thron:
Die Mod' hat reichen, doch nicht ew'gen Lohn.

## An die moderne Muſe.

Wer biſt du, Weib? Mich dünkt, ich ſoll dich kennen!
Es liegt ein Zug in deinem Angeſicht,
Der mich gemahnt, dich wolbekannt zu nennen, —
Ja, ja — du biſt's! Doch nein, du biſt es nicht!

Du trittſt ſo kühn auf klirrenden Sandalen
Mit Amazonen-Ungeſtüm einher,
Als ſollte jeder Fürſt Tribut dir zahlen,
Als gäb' es ohne dich kein Scepter mehr.

Geſetze willſt du eigenmächtig ſprechen,
Willſt einer neuen Ordnung Pathin ſein.
Willſt über's Knie der Vorzeit Bau zerbrechen,
Und jedes Kreuz durch Blut zum Schwerte weih'n.

Der ſüße Fried' iſt deinem Aug' ein Gräuel,
Und nur der Kämpfende iſt dir ein Mann,
Zuſammenballen willſt du einen Knäuel,
Damit dein Scharfſinn ihn entwirren kann. —

Bald wieder blickſt du ſchmachtend, eine Phryne,
Leichtfertig, ſchwärmend, höhniſch, wolluſtſatt,
Halb Faun, halb Seraph, mit verzog'ner Miene,
Die für das Heiligſte ein Lächeln hat. —

Bald ſprudelt dir der Mund von Bildern über,
Die, ob dir fremd, du als erlebt verkaufſt;
Du wirfſt der Suada falt'gen Mantel d'rüber,
Und Alles iſt und heißt, wie du es taufſt.

Der Beduine muß ſein Roß dir borgen,
Der Perſer muß dir ſeine Roſen ſtreu'n,
Der Hindu dich mit Gangesflut verſorgen,
Nur deiner Heimat magſt du dich nicht freu'n. —

Bald ſteckſt du ſo viel Sträußchen dir an's Mieder,
Daß man den Stoff vor Schmuck nicht mehr erkennt! —
Bald läſſeſt du zur Schenkenmagd dich nieder,
Die jedes unter ſeinen Werth benennt. —

Und forſch' ich nach der Frauen ſchönſter Gabe,
Nach Frömmigkeit, o ja, du haſt ſie auch;
Nur ſchämſt du dich zu geh'n an unſ'rem Stabe,
Dich zu erbau'n nach unſerem Gebrauch.

Den alten Gott im Himmel willſt du läutern,
Er iſt dir zu proſaiſch, wie er iſt,
Du willſt auch ihm den Horizont erweitern,
Um werth zu ſein, daß ſein Geſchöpf du biſt.

Du taumelſt fort in Wunderphantaſieen,
Bald knapp am Boden hin, bald himmelwärts;
Du hüllſt den hohlſten Sinn in Melodien,
Nur ein's vermiſſ' ich, wenn du ſingſt, — das Herz! —

Nein, nein, — du biſt das Weib nicht, das ich ſuche,
Biſt nicht die Muſe, der ich Treue ſchwor,
Und die, wiewol verfolgt vom Spott und Fluche,
Doch ihre Geltung noch nicht ganz verlor.

Die traute, keuſche, wahre, fromme Muſe,
Die einſt durch Deutſchlands Auen friedlich ſchritt,
Aufflammend nur zur zürnenden Meduſe,
Wenn Fremdlingshohn ihr gutes Recht beſtritt.

Die traute Muſe, die ſo herzlich bieder
Der Heimat Recht' und Sitten ernſt vertrat,
Und ſtolz, doch mild, von ihrer Höhe nieder
Beſchwicht'gend auswarf ihre Friedensſaat.

Die keuſche Muſe, die Paläſt' und Hütten
Heimſucht', als Botin einer ſchön'ren Flur,
Nie unbeſcheiden, immer wolgelitten,
Ein einfach Kind der heiligen Natur.

Die wahre Muſe, die da jedem Dinge
Den echten, ungeſchminkten Namen lieh,
Wol wiſſend, daß zum Herzen der nur dringe,
Der treu die Herzensſprache ſpricht, — wie ſie.

Die fromme Muſe mit dem Kinderglauben,
Die Gott verehrt' in ſeiner Schöpfung Bild,
Und ſtets bedacht, zu geben, nicht zu rauben,
Ihr ſchlichtes Lied für ein Gebet noch hielt.

Ja du, du biſt die Muſe, die ich wähle,
Du biſt die Göttin, die mich treu geführt,
Auf die ich noch in Freud' und Leiden zähle,
Die noch vielleicht mein brechend Aug' berührt.

Du mit den unvergeßlich holden Mienen,
Zu deinem Tempel will ich einſam zieh'n,
Und kann ich dir nicht mehr als Prieſter dienen,
Doch wenigſtens vor deinem Altar knie'n!

# Sechſte Leſe.

Wenn's nicht augenblicklich zündet,
Nennt es d'rum nicht zürnend ſchlecht;
In der rechten Stimmung findet
Manches Lied erſt Mancher recht.

## I.

# Die Stiefmutter.

„Habt, liebe Frau, Geduld nur noch heut,
„Bald ſeit ihr von mir auf immer befreit!
„Dann werd' ich Euch und Eurem Töchterlein
„Auf dieſer Welt nicht mehr im Wege ſein!“ —

So ächzt die blaſſe Kranke voll Schmerz,
Und kreuzt ihre dürren Händ' auf's Herz:
Der Stiefmutter und ihrem Töchterlein
Könnt' aber kein Wort wol lieber ſein.

Die Stiefmutter und ihr Töchterlein
Die treten zum Meiſter Schreiner hinein:
„Herr Meiſter! wir brauchen eine Todtentruh',
„Wir brauchen ſie heut noch, drum ſeh' er dazu.

„Und mach' er ſie nur recht gut und feſt,
„Und mach' er ſie nur, daß kein Nagel läßt,
„Und mach' er ſie nur, daß der Deckel hält
„Von dieſer bis in die andere Welt.“ —

Das ſprechen die Beiden ſo lächelnd hin;
Dem alten Meiſter will's kaum zu Sinn.
Er hobelt und hämmert und ſingt dazu,
Vor'm Abend iſt fertig die Todtentruh'.

Er trägt ſie der Stiefmutter hin in's Haus;
Die aber tritt weinend und ſchreiend heraus. —
„„Als Ihr ſie beſtellet, da ſchienet Ihr froh,
„„Und nun ich ſie bringe, da weint Ihr ſo?

„„Ich hab' ſie gemacht recht gut und feſt,
„„Ich hab' ſie gemacht, daß kein Nagel läßt,
„„Ich hab' ſie gemacht, daß der Deckel hält
„„Von dieſer bis in die andere Welt.““ —

Der Meiſter ſpricht es, und hilft in den Schrein
Ihr betten — das eig'ne Töchterlein;
Die blaſſe Kranke die ſtarb noch nicht,
Die liegt im Winkel mit frommem Geſicht.

Die blaſſe Kranke die wird geſund,
Die geht nach Jahren noch über den Grund,
Wo tief in des Schreiners feſtem Schrein
Die Stiefmutter liegt bei dem Töchterlein.

## Zweite Liebe.

Oft wenn ich ſo ein junges Herz,
Das warm für Liebe ſchlug,
Und doch dafür nur Hohn und Schmerz
Als Lohn von dannen trug,
Zu neuer Liebe ſchreiten ſehe,
So thut mir's unausſprechlich wehe.

„Wie kannſt du", rief ich gern ihm zu,
„Den bitt'ren Kampf erneu'n?
„Das letzte Blättchen deiner Ruh'
„Auch in die Winde ſtreu'n?
„Noch einmal alte Qual empfinden,
„Noch einmal dir die Flügel binden?

„Die Augen ſchlöß' ich lieber feſt,
„Und eilte, was ich kann,
„Und klömme mit des Herzens Reſt
„Den höchſten Berg hinan,
„Und ſuchte, fern der falſchen Liebe,
„Ein Haus mir über'm Weltgetriebe!

„Dort an dem Buſen der Natur
„Vergäß' ich Qual und Joch,
„Und träf' ich wo der Liebe Spur,
„So ſtieg' ich höher noch;
„So würde ſie denn doch auf Erden
„Mich zu verfolgen müde werden!"

Jüngſt rieth ich einem Freunde ſo;
Er aber ſeufzte tief,
Dann führt' er mich, halb ernſt, halb froh,
An's Bette wo er ſchlief:
Und ſtreift', — als neckt' er mich nur wieder,
Wie manchesmal, — die Decke nieder.

„Dein Pfühl", begann er, „Freund, nicht wahr,
„Du ſuchſt ihn nächtlich auf?
„Du legſt vertrauend immerdar
„Die müden Schläfen drauf,
„Und magſt dich gern auf ſeinen Kiſſen
„Den Träumen hingegeben wiſſen?! —

„Doch hat dich nie ein böſer Traum
„Durchfiebert und erſchreckt,
„Und dir der Stirne kalten Saum
„Mit Tropfen heiß bedeckt?
„Und fühlteſt du, dem Traum entronnen,
„Nicht oft das Leben neu gewonnen? —

„Wenn du den böſen Polſter ſchauſt,
„Den deine Thrän' oft netzt,
„Wie kommt's, daß dir davor nicht grauſt,
„Daß du nicht fliehſt, entſetzt?
„Daß du wie geſtern ſo auch heute,
„Dein Haupt ihm übergibſt zur Beute?

„Und träumſt du manchmal noch ſo bang,
„Du träumſt auch wieder ſchön,
„Und wechſelnd tilgt den Schmerzensklang
„Ein ſchmelzend Luſtgetön:
„Wie mit den böſen Träumen eben,
„Iſt's mit der Lieb' in unſ'rem Leben.

„Was eine Liebe dir verſagt,
„Bringt oft die and're dir;
„Nur wer verſchmerzt und ſtrebt und wagt,
„Gewinnt es einſt mit ihr:
„Wie ohne Traum kein Schlaf uns bliebe,
„Blieb' uns kein Leben ohne Liebe!“ —

## II.

## Der Schatz von Toledo.

Innerhalb Toledo's Mauern
Stand, umweht von ernſten Schauern,
Ein Palaſt, ſeit alten Tagen
Vielberühmt in Lied und Sagen.

Die gebräunten, feſten Thürme
Strebten auf in's Reich der Stürme;
Die gewalt'gen Marmorglieder
Reichten in die Erde nieder.

Schauerliche Pforten hingen
In den dicken Angelringen,
Roſt'ge, rieſenhafte Riegel
Lagen vor, wie eh'rne Siegel.

Doch die Riegel zu erbrechen,
Mochte niemand ſich erfrechen,
Denn geheimnißvolles Grauen
Weckt' es, nur ſie anzuſchauen.

Auch verpflanzt von Mund zu Munde
Lief gar eine düſt're Kunde:
Daß des Landes Heil und Segen
Sei an dieſem Bau gelegen.

„Keiner.“ — alſo war die Kunde, —
„Wage, was, zu böſer Stunde,
„Zauber dort verſperrt mit Riegeln,
„Gottesräub'riſch zu entſiegeln.

„Was es ſei, woran es hange,
„Daß davor dem Volke bange,
„Weil's die Zeit verſchleiert eben,
„Soll den Schleier niemand heben!“ —

Doch ein König kommt zu Throne,
Der da, ſtolz auf ſeine Krone,
Was Jahrhunderte geachtet,
Lüſtern zu ergründen trachtet.

König Rodrich ſieht die Thürme
Ragen in's Gebiet der Stürme;
Lächelnd ob der Sage Worten,
Sprengt er die gewalt'gen Pforten.

Kalte Moderlüfte zogen
Durch die feuchten Mauerbogen,
Daß die Mannen drob erblaſſen,
Nicht voran ſich hetzen laſſen.

Selber, weil er's will ergründen,
Muß den ſchauerlichen Schlünden
Mit der Fackel, mit dem Degen
König Rodrich geh'n entgegen.

Von den Wänden tropft's, wie Thränen,
Flattert Moos, wie graue Mähnen,
Auf dem Boden durcheinander
Huſchen Schlangen, Salamander.

Treppen auf und Treppen nieder
Trappt er haſtig hin und wieder,
Bis, geſprengt von Axt und Hammer,
Auf ſich thut die letzte Kammer.

Gold und Steine zum Erblinden
Hofft er endlich hier zu finden,
Denn gar ſonderbare Bilder
Zieren Wänd' und Marmorſchilder.

Auf der Hämmer Fragen tönet
Hohle Antwort; ſplitternd dröhnet
Jetzt die Wand im Hintergrunde,
Rodrich jubelt ob dem Funde.

Doch auf ſchwarzer Tafel ſtehen
Gold'ne Lettern, klar zu ſehen,
Leicht zu leſen, wol zu faſſen,
Daß die Mannen drob erblaſſen:

„Ein Geſchlecht, wie ihr, das, raubend,
„An das Heiligſte nicht glaubend,
„Ruhm durch Hochmuth will erwerben,
„Wird Hispanien verderben!“ —

Rodrich lacht auch dieſer Worte,
Wüthend eilt er von dem Orte,
Denn er denkt mit ſeinem Eiſen,
Daß es Lug ſei, zu beweiſen.

Doch am heißen Tag bei Xeres,
Unter'm Schwert des Maurenheeres,
Lernten blutend er und Alle,
Daß der Hochmuth kommt vor'm Falle.

## Das neue Haus.

Meinen Fenſtern gegenüber
Stand einmal ein neues Haus,
Niemand ſah noch zu den Scheiben,
Niemand ging zum Thor heraus.

Einſam ragten noch die Wände;
Weder Wiege, weder Sarg
Stand noch in dem öden Innern,
Das ein hohles Echo barg.

Doch wenn ich zur Dämmerſtunde
Jählings oft hinüberſah,
War es mir, als ſtünd' am Fenſter
Eine blaſſe Jungfrau da.

Und wenn ich in ſtillen Nächten
Hinblickt' auf das öde Haus,
Leuchtet' es, wie rothe Kerzen,
Aus den Zimmern oft heraus. —

Endlich ward's im Haus lebendig,
Leute zogen aus und ein;
Waren mir nicht ſehr willkommen;
Sah'n in's Zimmer mir herein.

Und ich zog vor meine Fenſter
Linnendecken grün und dicht,

Und ſie ſahen nicht, was hüben,
Und ich ſah, was drüben, nicht.

Doch in einer Dämmerſtunde
Fühlt' ich einſt ein ſüßes Grau'n,
Und ein Drängen und Verlangen,
Auf das neue Haus zu ſchau'n.

Durch den Vorhang ſpäht' ich leiſe,
Späht' und ſah ein ſchönes Bild
An den Scheiben ſinnend lehnen,
Geiſterblaß und engelmild.

Mondenſchimmer überſtrahlte
Sanft der Leidenden Geſicht,
Und ich ſandt' ihr viele Grüße,
Ob ſie's merkte, wußt' ich nicht. —

Und ſo fühlt' ich einſt ein Drängen
Spät in ſchwarzer Mitternacht,
Nach dem Fenſter hinzuſchauen,
Ob die Blaſſe wol noch wacht.

Flackernd ſtrahlten düſt're Kerzen
Durch des Vorhang's dünnen Flor,
Zehen Sternen gleich, die röthlich
Glüh'n aus Nebeldunſt hervor.

Schaudernd wacht' ich bis zum Morgen,
Blickte bang auf's neue Haus: —
Einen Sarg, geſchmückt mit Blumen,
Trugen Jungfrau'n ſtill heraus.

## III.

### Die Statue.

Vor der Burg des Königs ſchreitet auf und nieder ein Trabant,
Schwenkt die blanke Partiſane drohend in der ſtarken Hand,
Und, ein immerwacher Argus, ſchickt er ſeine Augen aus,
Daß ſich nichts Verdächt'ges nahe dem geweihten Königshaus.

Und geführt von einem Kinde kommt ein Bettler alt und krank,
Läßt ſich vor der hohen Pforte nieder auf die Marmorbank,
Thut ſich gütlich an den Strahlen, die ſo mild durchglüht den Stein,
Denkt nicht an das Haus des Königs, denkt nur an den Sonnenſchein;

An die lauen Lenzeslüfte, die ſo lind und labend weh'n,
An die ſaftig grünen Bäume, die ſo augerquickend ſteh'n; —
Wie der Argus den erſchauet, ſtreckt er ſeine Lanze vor,
Gleich als wollt' ein Ungeheuer lagern ſich vor'm Königsthor.

„Schmutz'ger Bettler,“ ſchreit er grimmig, „willſt du geh'n? Ich
rath' es dir!
„Glaubſt du, dieſe Marmorbänke ſteh'n für deinesgleichen hier? —
„Ritte plötzlich jetzt der König ſo vorbei im ſtolzen Trab,
„Eine ſchöne Statue wahrlich gäbſt du an der Pfort' ihm ab!“ —

„„Laſſ' die Statue hier nur bleiben,““ ſpricht gar mild ein hoher Mann,
Der, vom Argus überſehen, an die Beiden ritt heran. —
„Ha, mein König!“ — „„Ja, dein König, König dieſes Mannes auch,
„„Mit ihm theilend Bank und Bäume, Sonnenſchein und Frühlingshauch.

„„Bleibt nur ſitzen, guter Alter, ſolche Statuen da, wie Ihr,
„„Sind dem Hausherrn eine Lehre, wenn dem Haus gleich keine Zier;
„„Gäb' es Gott, daß einſt ich Jedem, der hier dürftig zugekehrt,
„„Mehr und baß gewähren könnte, als ihm Sonn' und Luſt gewährt!““ —

---

# Der fremde Hund.

An jedem Morgen ſcharrt' und winſelt'
Ein fremder Hund vor meiner Thür;
Mich ſucht' er, ſeinen Herrn verlaſſend,
Nicht wußt' ich, was ihn lockt zu mir;
Er ſchmiegte traut ſich mir zu Füßen,
Und blickte klug mich an dabei,
Und leckte dankbar mir die Hände, —
Treuloſer Hund, wie biſt du treu!

Oft jagt' ich ihn von meinem Tiſche,
Der wenig trägt für ſolchen Gaſt;
Oft ſchreckt' ich ihn mit barſchem Rufe,
Wenn er mir naht' in froher Haſt;
Oft ließ ich es ihn fühlbar merken,
Daß ich ſein wahrer Herr nicht ſei,
Er that, als wollt er mir's nicht glauben,
Treuloſer Hund, wie biſt du treu!

Oft ſchlug ich ihm in kalten Nächten
Das Hausthor vor der Naſe zu;
Er knurrte traurig auf der Schwelle,
Dann legt' er ſich im Schnee zur Ruh'.

Hat doch bei'm Bette ſeines Herrn
Zu Haus am Ofen weiche Streu,
Und blieb im Schnee vor meinem Thore, —
Treuloſer Hund, wie biſt du treu!

„Abſcheulich Thier!“ ſo dacht' ich manchmal,
Und hatt' es in der That doch gern,
Und hatt' es täglich um ſo lieber,
Je ungetreuer es dem Herrn:
Und wagte — ſchalt es jemand drüber, —
Es zu vertheid'gen ohne Scheu,
Und rief, wenn's wedelnd mich umhüpfte:
„Treuloſer Hund, wie biſt du treu!“ —

Doch einmal kam der Hund nicht wieder,
Blieb heute, blieb mir morgen fern,
Und übermorgen ſah ich folgſam
Ihn wandeln hinter ſeinem Herrn.
Er lief, als ob er's nicht mehr kennte,
An meinem Hauſe raſch vorbei,
Auf ſeinen Herrn den Blick gerichtet,
Ihm erſt ſo treulos, jetzt ſo treu.

So ſah ich Tag für Tag ihn immer.
Einſt lockt' ich ihn mit leiſem Ton;
Er ſchien mich nie gekannt zu haben,
Wies mir die Zähn' und lief davon.
„Du braver Hund!“ ſo mußt' ich ſagen,
Und dennoch that mir's weh dabei:
Ich pries ihn treu, ſo lang er treulos,
Und ſchalt ihn treulos, ſeit er treu.

## IV.

## Die Feuerglocke zu Cöln.

Der Glocke an dem Münſter benahm die Zeit den Ton;
Wer ſoll die neue gießen? Der Ruhm iſt reicher Lohn!
Und Wolf, der Glockengießer, ein wilder, finſt'rer Mann,
Tritt hin zum Rath und bietet mit kühner Haſt ſich an.

Ihn lockt es, einſt zu hören, wie ſtolz ſein Werk geweiht
Hineinſpricht in das Leben, als offner Mund der Zeit,
Als ein mit ſpäten Enkeln getheiltes Eigenthum,
Sein Denkmal jede Schwingung und jeder Klang ſein Ruhm.

Drum auf Schul-Erhard's Wieſe beginnt er ſchnell den Guß.
Schon gährt im lohen Ofen des Erzes grauſer Fluß,
Schon öffnet Wolf mit Bangen des Models irdnen Schrein,
Und läßt in Gottes Namen die glühe Speiſe ein.

Und Alles harrt erwartend, bis ausgekühlt das Werk,
Damit er ab es ſchäle vom Hut bis zum Gemerk;
Nun faßt er ſchon den Hammer, erhebt ihn ſchon zum Schwung,
Schon birſt die Form, o Himmel! die Glock' hat — einen Sprung.

Und Wolf, in Gottes Namen, erneut voll Haſt den Guß.
Schon zwängt er in den Model den zweiten Feuerfluß,
Läßt ſchon das Werk verkühlen, hebt ſchon den Arm im Schwung,
Zerſchlägt die Form, o Himmel! zum zweiten Mal — ein Sprung.

„Nun weil's denn nicht," ſo ruft er, „in Gottes Namen glückt,
„Sei's in des Teufels Namen!" — Das gläub'ge Volk erſchrickt;
Er aber hört kein Warnen, und ſchmelzt und rührt und gießt,
Bis hell in's Kleid von Erde die rothe Speiſe fließt.

Schon iſt's verkühlt, ſchon ſchwingt er den Hammer, ſprengt das Kleid, —
Da ſteht es hell und glänzend in ſeiner Herrlichkeit;
Kein Sprung, ja nicht ein Makel, des Feuers ſchönſtes Kind!
Er ſieht's und ſtaunt, die Menge trägt's nach der Stadt geſchwind.

Schon zieh'n es hundert Hände mit Macht empor am Strang.
„Wolf," heißt es, „prüf' am erſten des eignen Werkes Klang";
Er wartet ſchon am Thurme, bis ſich die Glock' erhebt,
Jetzt haftet ſie, jetzt zieht er das Seil, ſie tönt, — er bebt.

Sie tönt ſo hohl, ſo grauſig, ſie gellt ſo wild und graß,
Und rührt er gleich ſie nimmer, ſie brummt ohn' Unterlaß;
Das Volk zerſtiebt, ſich kreuzend, ihn aber faßt's wie Sturm,
Und ſchüttelt ihn wie Wahnſinn und ſchleudert ihn vom Thurm.

Die Glocke ließ man aber, noch hängt ſie mahnend dort,
Und predigt: „Gunſt des Böſen iſt gar ein ſchwacher Hort!" —
Doch als ein Kind des Fluches, als Werk der Höllenkunſt,
Rührt man ſie nur bei'm Wetter, bei Sturm und Feuersbrunſt.

## In der Kirche.

Ein frommes Lied durchſchüttert
Den hochgewölbten Dom,
Durch alle Räume zittert
Des Chor's gewalt'ger Strom.

So war's vor langen Jahren,
Da ſtand ich, ein Knabe, hier;
Was hab' ich ſeither erfahren,
Was ging vorüber an mir!

Dort kannt' ich viele Mienen
In Stühlen und Bänken umher:
Jetzt ſuch' ich umſonſt nach ihnen,
Ich finde ſie nicht mehr.

Nicht ein Geſicht, nicht eines
Von allen weit und breit,
Und niemand erkennet meines,
Als wär's eine neue Zeit.

Das Meßlied aber ſchallet
So wie es damals klang,
Und was durch die Räume hallet,
Es iſt noch derſelbe Geſang.

Der Menſch vergeht und verlebet,
Das Daſein wechſelt und kreiſt:
Hoch über den Wellen ſchwebet
Beſtändig der ewige Geiſt.

## V.

## Der Pfarrer von Stockholm.

Verewigung, du biſt wol aller Worte Wort!
Uns Alle ruft ein Tag zur Todespforte fort;
Schmerzloſer aber mag das Auge Jedem brechen,
Der weiß, man werde noch manch Wörtlein von ihm ſprechen.
Doch Spott, du biſt die Schlang' am grünen Nachruhmbaume,
Du nagſt im Wachen, nagſt geheim daran im Traume,
Vergällſt die ſchönſte Frucht mit eklem Geiferſchaume.

So ging's dem Pfarrer an dem Dom zu Stockholm auch.
Wie Jeder für den Ruhm will etwas thun nach Brauch,
So wollt' auch er es thun, und warum er denn nicht?
Die Welt will ſprechen, ihr gilt's gleich, von wem ſie ſpricht.
Und an dem Strande ging er ſinnend auf und nieder,
Auf's Lager warf er ſich bei Nacht, aufſprang er wieder,
Las neue Kriegsbericht' und alte Heldenlieder,
Jedwedes wog er, was ihn ausgeprägt zum Mann,
Und ſah ſein liebes Ich von allen Seiten an,
Um endlich eine noch davon heraus zu ſpüren,
Die ihn, ſo Gott es will, zum Nachruhm könnte führen.

Und als er lange ſich verſucht und lang gequält,
Und viel verworfen raſch und Vieles bang gewählt,
Da ſollt' in einer Nacht, in einer ſternenklaren,
Es ihm mit aller Macht ſich endlich offenbaren.

Vom Schlaf gemieden lehnt' er Mitternachts am Fenſter,
Vom Dom unheimlich klang die Stunde der Geſpenſter,
Die Wolken ließen ſich forttummeln von dem Sturm,
Und wie ein grauer Nordlandsrecke ſtand der Thurm;
Und auf dem ſpitzen Helm des grauen Nordlandsrecken
Schien, wie ein gold'ner Knopf, ein blanker Stern zu ſtecken.

Nun war's gefunden, nun durchblitzt' es ſeinen Kopf.
„Wie lange ſucht' ich," rief er, „ich verſchlag'ner Tropf?
„Was fehlt dem Dome zur Vollendung noch? — Der Knopf!
„Ein gold'ner Knopf ſo hell, wie dieſer Stern da ſitzt,
„Und fernhinblitzend, ſo wie dieſer fern da blitzt!
„Wozu hätt' ich das Gold in meinem Schrank vergraben?
„Heraus! Ich will mich d'ran der Welt zum Dank erlaben!
„Einſchmelzen ſoll's der Schmied, und ſchmieden, glätten, ründen,
„Als Knopf ſoll's meinen Ruhm vom Thurm der Nachwelt künden!"

Und leichtern Herzens trägt ſein Gold er aus der Kammer,
Und liefert's freudig dar dem Feuer und dem Hammer;
Und was noch übrig iſt, das gibt er halb dem Schmied,
Halb Wirthen für ein Feſt und Sängern für ein Lied.
In wenig Wochen wogt der Domplatz von Gedränge,
Trompeten ſchallen laut in lautere Geſänge;
Ein ſpinnenfüßiges Gerüſt umklettert keck
Den Thurm, mit Menſchen drauf zum Schwindel und zum Schreck.
Jetzt flimmert's wie ein Stück, der Morgenſonn' entrückt,
Vom Gipfel weit hinaus, und Alles jauchzt entzückt;
Der Knopf iſt aufgeſetzt, der Pfarrer iſt beglückt.

Wer hat dem Dom dies gold'ne Siegel aufgedrückt?
Wer hat die gold'ne Blum' auf dieſen Stiel gepfropft?
Auf dieſen Leuchter wer dies gold'ne Licht getropft?
Dem Nordlandsrecken wer den gold'nen Helm geweiht? —
„Der Pfarrer!" tönt das Lob, — „der Pfarrer!" raunt der Neid.

„Der Pfarrer!“ überall, wohin er horcht und lauſcht,
Er ſchwelgt von ſeines Ruhm's Verewigung berauſcht:
Die Wolken werden zieh'n, die Sterne werden flimmern,
Und Wolk' und Stern wird flieh'n, der Knopf wird oben ſchimmern!
Und wenn der Tod einſt kommt und ihm befiehlt zu geh'n,
Gleichwie zu ſeinem Stern wird er zum Knopfe ſeh'n,
Und denken: „Ich geh' fort, — du bleibſt, — und ich mit dir,
„Und reden wird die Zeit von dir und auch von mir;
„Und wenn der Thurm zerfiel, wird man den Knopf bewahren,
„Daß er des Pfarrers Ruhm der Welt mög' offenbaren!“
So dünkt', ob auch verarmt, der Pfarrer nun ſich reich,
Und wand durch's Leben ſich dem ärmſten Knechte gleich;
Er wußte ja, daß ihm der Nachruhm nahe ſtand,
Und dachte nicht des Neids, der ſtets den Ruhm noch fand. —

Und todtkrank lag er ſo zuletzt auf ſeinem Lager,
Da trat der Neid herein, ein Männlein, blaß und hager,
Und ſprach: „Herr Pfarrer, ach! ich möcht' Euch's gern erſparen,
„Doch ſollt Ihr nicht getäuſcht aus dieſem Leben fahren!
„Die Welt iſt böſ', Ihr habt gelebt, Ihr ſterbt mit Freuden,
„Weil Ihr am Vorgeſchmack des Ruhm's Euch wähnt zu weiden:
„Der Knopf am Dome dünkt Euch Eures Ruhmes Pfand;
„Ei ſeht, den Knopf am Dom misbraucht' Euch Neiderhand.
„Ein Spottgedicht auf Euch iſt in dem Knopf verſteckt,
„Und Spott iſt Euer Lohn, wenn's einſt die Welt entdeckt;
„Entdecken aber wird's die Welt, den ſie iſt klug,
„Zumal wofern es gilt Verkleinerung und Trug!“

Das Männlein ſpricht's, und geht. — Der Pfarrer fährt empor,
Vor ſeinen Augen ſprüht der Knopf als Meteor;
In ſeinem Ohre klingt wie Donnerſpruch die Kunde,
Der Argwohn träufelt Gift in ſeines Herzens Wunde.
Er hält's nicht aus, er rafft ſich auf, geſträubt das Haar,
Er kreiſcht: „Verloren iſt mein Nachruhm, bleibt das wahr!“

Mit ſeiner letzten Kraft entwankt er ſchattenblaß
Dem Haus, — dort blitzt der Knopf ſo höhniſch, hu! ſo graß.
„Herab mit ihm!“ ſo ſchreit er, „nehmt mein letztes Gut,
„Mein Bett', mein Kleid vom Leib, aus meinem Leib das Blut,
„Und ſchmelzt es um in Geld, und zimmert ein Gerüſte,
„Herunter muß der Knopf, wenn ich verdammt ſein müßte!“ —

Die Menge lacht und ſtaunt und rennt und zimmert Balken,
Das dürre Männlein fliegt empor gleich einem Falken;
Schon rüttelt's an dem Knopf, ſchon läßt die Klammer nach,
Des Pfarrers mattes Herz durchzuckt ein Jammer-Ach.
Jetzt, wie ein gold'ner Stern vom Himmel, fällt der Ball,
Und birſt vor'm Pfarrer knapp entzwei, mit lautem Knall.

Mehr todt als lebend kriecht er hin, durchſucht den Knopf,
Der gold'ne Knopf iſt leer, — und ächzend ſtirbt der Tropf.

## Fried' und Lied.

— nec cithara carentem!
*Horat.*

Fried' und Lied! ich will nichts weiter,
Fried' und Lied! das iſt mein Reim;
Laßt mich leben ſtill und heiter,
Oft auch weinend insgeheim.

Wandl' ich auf beſond'ren Wegen,
Legt es mir nicht übel aus;
Jeder baut ſich ſeinen Segen,
Und ich bau' ihn mir zu Haus.

Hab' auch einſt verſucht zu fliegen,
Doch die Kraft verſagte mir; —
Will mich jetzt behaglich wiegen
Zwiſchen dort und zwiſchen hier;

Bald die Blicke ſehnend werfen
In's verlor'ne Paradies,
Bald für das mein Auge ſchärfen,
Was mir Gott auf Erden ließ.

Thu' ich Keinem was zu Leide,
Rühr' ich Keinem an ſein Licht,
Nun ſo laßt auch mir die Freude,
Stört auch mir den Frieden nicht.

Doch nicht klanglos ſei der Friede,
Den ſich meine Seel' erkor,
Manchmal ſchwinge ſie im Liede
Sehnſuchtsvoll ſich noch empor.

Längſt hinabgeſunk'ne Sonnen,
Jugendluſt und Liebesglück,
Wonneſchmerz und Schmerzenswonnen
Zaub're mir das Lied zurück.

Nimmt es auch nicht hohe Flüge,
Wenn es nur zum Herzen dringt,
Und den Beſſern zur Genüge,
Und mir ſelbſt zum Troſte klingt!

Fried' und Lied iſt, was hienieden
Noch allein mich lockt und zieht,
Bis mich einſt zum ew'gen Frieden
Eingewiegt mein letztes Lied.

## VI.

## Zwei Kaiſerinnen und — eine Mutter.

(20. März 1811.)

Noch liegt im Morgenſchlummer die Seine-Stadt und träumt,
Indeß die Berge öſtlich ſchon blaſſes Roth umſäumt;
Da plötzlich weckt die Schläfer ein lang vergeſſ'ner Schall,
Es iſt Kanonendonner, es läuft von Wall zu Wall.

Was ſoll im tiefen Frieden des Krieges Sturmſignal?
Sie taumeln empor, ſie zählen: „Zehn-, zwanzig-, hundertmal, —
„Ha! — Hundert und eins! — Frohlocket, die Hand des Herrn entſchied,
„Ein Thronerb' iſt geboren, das iſt ſein Wiegenlied!"

Ein Thronerb' iſt geboren, Heil ihm, Heil dir, o Land!
Nun hegſt du in deinem Schooße der Zukunft ſich'res Pfand,
Das Pfand, das dir dein Kaiſer erkauft mit bittrem Schmerz,
Das Pfand, wofür er gebrochen das edelſte Frauenherz.

Blickt ſelig der Mütter ärmſte auf ihren Säugling hin,
Wie ſeliger wol die Mutter, ſo eine Kaiſerin!
Das Kind, das ſie geboren, nicht lebt es für ſie allein,
Es lebt für Millionen, es wird ein Kaiſer ſein.

So fühlen die Frauen es alle im weiten Kaiſerreich,
Nur eine will's nicht fühlen, die ſitzt ſo ſtill und bleich;
Ihr ſtößt es hundert und einmal ein Meſſer durch die Bruſt,
Zu ihrem Gemache brauſet wie Hohn des Volkes Luſt.

Es iſt die Frau, die der Kaiſer, dem Volke zu lieb, verſtieß,
Die Kaiſerin iſt's, die blutend er ſich vom Herzen riß:
Den Myrtenkranz zerdrückte der Krone ſchwere Wucht,
Dem Herzen genügt die Blüte, der Thron verlangt die Frucht. —

Da wird nach Brauch in den Straßen verkündet ein Edict:
„Wofern, da der Thronerb' heute das Licht der Welt erblickt,
„Geboren ward ein Knabe zu gleicher Stund und Zeit,
„Sei Pathin ihm zu heißen die Kaiſerin bereit". —

Bald war der Knabe gefunden, ein Kind der blaſſen Noth,
Denn die es geboren, die Mutter, ſie lag daneben — todt,
Die Kaiſerin aber denket: „Da thu' ich ein gutes Werk,
„Nun richt' ich auf dieſe Waiſe mein gnädig Augenmerk.

„Empfinden will ich's laſſen, woran es mich ſtündlich mahnt,
„Will's hegen als des Himmels geheiligtes Unterpfand,
„Will drauf den Dank übertragen für meines Beſitzes Glück:
„Und was ich dem Bettler thue, Gott zahl's einem König zurück!" —

Allein auch die arme, blaſſe, verſtoßene Kaiſerin
Eilt heimlich oft, wenn es dämmert, zu jenem Knäblein hin,
Und hebt es aus der Wiege und herzt es mit feuchtem Blick;
„Du warſt deiner Mutter Unglück, mir wärſt du geweſen ein Glück!

„Und hätt' ich dich müſſen erkaufen mit meinem Tode wie ſie,
„So trügeſt doch du dereinſtens die Krone, die Gott mir lieh,
„So läg' ich mit meinem Purpur doch unentweiht im Grab,
„So weinte doch treue Liebe mir zärtliche Thränen hinab.

„Drum will ich's dich fühlen laſſen, woran dein Geſchick mich mahnt,
„Will hegen dich als des Schmerzes geheiligtes Unterpfand,
„Auf dich will ich übertragen all' meiner Entbehrung Gram,
„Will dir, einem Bettler, ſchenken, was Gott einem Prinzen nahm!"

So überhäuſen zur Wette, wiewol verſchieden geſinnt,
Die Kaiſerinnen beide mit Gnade das arme Kind;
Gibt Silber die Hand der Einen, beut Gold der Anderen Hand,
Und ſpendet Jene die Perle, ſchenkt Dieſe den Diamant.

Der Thronerb' in ſeiner Wiege prangt nicht mit ſolchem Schmuck,
Was Zierd' erſt war dem Knäblein, bald wird es ihm zum Druck.
Freigebig iſt das Entzücken, verſchwenderiſch iſt der Schmerz,
Was Zank der Gnade geweſen, wird bitterer Hochmuthſchmerz.

Wie mag der Wettſtreit enden, deß Preis ein arglos Kind?
Wer tritt dazwiſchen als Richter, wo Kronen die Waffen ſind?
Wol iſt noch Einer ſtärker, wol Einer reicher noch,
Was Kaiſerinnen auch bieten, Er überbietet ſie doch.

Sie geben Gold und Silber und Perlen und Diamant,
Er ſtreckt aus dem Abendpurpur hernieder ſeine Hand,
Und trägt das Kind aus der Wiege zu ſich über Wolken fort,
Und ſchenkt ihm — einen Himmel und — eine Mutter dort!

## Die Mutter mit dem Kinde.

O ſeht das holde Pärchen,
So lieblich und ſo mild
Verſchönernd eins das and're,
Der reinſten Liebe Bild;
Die Roſe voll und blühend,
Die Knoſpe zart und lind,

Den Maitag mit dem Morgen,
Die Mutter mit dem Kind!

So war die ſchöne Mutter
Einſt in der Jugend Mai,
Die Schönheit iſt geblieben,
Die Jugend iſt vorbei:
Doch einen treuen Spiegel,
Der ſtets an Glanz gewinnt,
Hält wonnig hier im Arme
Die Mutter mit dem Kind.

So wird nach tauſend Wochen
Die ſchöne Tochter ſein,
Der Mutter Herz verklärend
Mit Frühlingswiderſchein!
Den Reiz, der von der Quelle
Kriſtallen weiter rinnt,
Ihr erblich Leben, ſpiegelt
Die Mutter mit dem Kind.

„Blüh' auf, mein Kind, in Freuden,
Der Schmerz vergeſſe dich;
Doch denk' an dich die Liebe
So gnädig wie an mich!
Bleib' immer Kind im Herzen,
Weil Kinder glücklich ſind,
Dann fühlt ſich überſelig
Die Mutter mit dem Kind!“ —

Und wär' das Herz des Kindes
Empfänglich ſchon für Fleh'n,
Es würd' in's Aug' der Mutter,
Dann gegen Himmel ſeh'n,

Und an den Arm ſich ſchmiegend,
Der liebend es umſpinnt,
Als leuchtend Vorbild grüßen
Die Mutter mit dem Kind.

Wo weilſt du, Gatte, Vater,
Der ſein dies Pärchen nennt?
Genieße froh des Himmels,
Den dieſe Welt ſchon kennt.
Umſchlinge deine Schätze,
Dein Doppelangebind,
Dein Königreich, dein Alles:
Die Mutter mit dem Kind!

## VII.

## Le bon mariage.

„San Jago de Compoſtella
„Sei unſer Ziel, o Braut!
„Zum Heiligen laß uns pilgern
„Dem wir in der Noth vertraut.

„Wir wollen im Glücke löſen,
„Was wir gelobt in der Pein,
„Und dann zur Ruh' uns begeben,
„Und ſelig durch Liebe ſein!"

Sie machten ſich auf die Reiſe;
Die Braut und der Bräutigam,
Sie wallten vom frühen Morgen,
Bis ſpät der Abend kam.

Sie gönnten ſich keine Ruhe
In ihrem Pilgerlauf,
Sie löſten all' ihre Liebe
In feiernde Andacht auf.

Und von Poitou bis Limoges
Ging's fort im raſchen Zug;
Sie aßen nicht zur Genüge,
Sie tranken nicht genug.

Da ſtarb die junge Gattin,
Da war des Jammers viel;
Der Bräutigam zog weiter,
San Jago blieb ſein Ziel.

Er wollte dem Heiligen löſen,
Was er ihm einſt gelobt;
Er wollte dem Heiligen zeigen,
Wie Männerwort ſich erprobt.

Er ſank zu Compoſtella
Wol auf die Knie' und ſprach:
„Ich habe gelöſt mein Gelübde,
„Du, Heiliger, ſteh mir nicht nach.

„Ich hab' dir gelobt zu kommen,
„Daß du mir hälfeſt treu,
„Und daß ich Ruhe fände'
„Und ſelig in Liebe ſei!“

Da ſchien das Bild zu lächeln,
Da ſtand der Pilger auf,
Und maß zurück nach Limoges
Den traurigen Pilgerlauf.

Dort trat er an's Grab der Gattin,
Ließ heben den Marmorſtein,
Da lag ſie ſo mild und freundlich,
Als lüde ſie ihn ein.

„O Gattin, im ſchmalen Sarge,
„Wie," ruft er, „find' ich dich?
„Liegſt ſelber ſo eng da unten,
„Haſt nicht einmal Platz für mich!"

Da ſcheint die Todte zu lächeln,
Und regt ſich wie im Traum,
Und rückt ganz ſacht bei Seite,
Als machte für ihn ſie Raum.

Er hat den Wink verſtanden,
Er drückt die Augen zu;
An ihre Herzensſeite
Sinkt er hinab zur Ruh'.

Er hat nicht umſonſt dem Heil'gen
Verlobt ſich in ſeiner Pein,
Jetzt kann er ja ruhen ewig,
Und ſelig in Liebe ſein.

# Stelldichein.

Ja, einmal muß ich dich noch ſehen,
Noch einmal dir recht nahe ſein,
Noch einmal Alles dir geſtehen
Bei einem trauten Stelldichein.

Doch wo, ach wo? — Vielleicht im Hauſe,
Wo mir manch' Stündchen ſchwand bei dir?
Ach nein, es ward zur öden Klauſe,
Seit dein Geſchick dich rief von mir!

Vielleicht am Berg, wo deine Wange
Gar oft geglüht im Abendroth?
Ach nein, am Berge wird mir bange,
Dich find' ich nicht, — die Welt iſt todt!

Vielleicht am Quell', in deſſen Welle
Du manch Vergißmeinnicht geſtreut?
Ach nein, nun flieh' ich dieſe Stelle,
Die ſchmerzlich mahnt an ſchön're Zeit!

Vielleicht in einem jener Sterne,
Die uns ſo freundlich angeblickt?
Ach nein, — ſie haben, ſeit du ferne,
Für mich die Augen zugedrückt!

Vielleicht in irgend einem Buche?
In irgend einer Melodie?
Ach nein, — die Stelle, die ich ſuche,
Die rechte Tonart find' ich nie!

Wohin ich horchen mag und ſpähen,
Es taugt mir nichts zum Stelldichein,
Und doch muß ich dich nochmal ſehen,
Muß nochmal dir recht nahe ſein!

So ſei's auf jenſeits denn verſchoben,
Doch dort gewiß, nach unſ'rem Sinn!
Drum blick' getroſt mit mir nach oben:
Es iſt ſo weit wol nicht mehr hin!

## VIII.

## Der Lachſchädel.

„Hab' euch in meinem Leben gar manchen Zoll gebracht,
„Will nichts mehr von euch wiſſen, ihr Thränen, gute Nacht!
„Habt nie mein Aug' gekühlet, gelindert nie mein Weh',
„Erblinden will ich eher, als wieder weinen je.

„Und lachen will ich, lachen, — wenn Alles um mich weint,
„Und lachen will ich, lachen, — wenn mir der Tod erſcheint,
„Und danken will ich's Jedem, der noch in's Grab mir lacht;
„Gut' Nacht, ihr falſchen Thränen, — ich brauch euch nicht, — gut' Nacht!"

So ſagt von allen Thränen einſt Clepſanus ſich los,
Und wirft, gebeugt von Schmerzen, ſich in der Freude Schooß:
Als Minſtrel mit der Zither durchzieht er Irland's Höh'n,
Wo tolle Zecher lärmen, da iſt er gern geſeh'n.

Er weiß ſo ſchnurrige Liedlein, daß ſchnell der Ernſt entflieht,
Er ſchneidet ſo tolle Geſichter, daß Jeder lacht, der's ſieht;
Auf jedes Gauklers Brettern iſt er ein willkomm'ner Gaſt,
Ein Schalksblick auf die Leute, ſo platzt die Bude faſt.

Und Liebende, die weinten, ſie lachten, wenn er erſchien,
Und Grollende, die zankten, vergaßen des Groll's durch ihn,
Und trat er mitten durch Fackeln in's ſchwarze Leichenhaus,
Als wahrer Thränenbanner trieb er die Klag' hinaus.

Und doch ſchien ſeine Kurzweil nur tollgeword'ner Schmerz,
Wenn ſeine Lippen lachten, ſo war's, als weinte ſein Herz. —
So grüßt' er einſt mit Lachen den Tod in ſtiller Nacht,
Nachhallt' es in öder Kammer, als hätt' auch der Tod gelacht.

Schon lag er längſt begraben, man ſprach von ihm nicht mehr,
Die über ihn einſt lachten, — ſtill lagen ſie um ihn her;
Da grub der Todtengräber das Grab, worin er ſchlief,
Zurecht für einen Andern, dem auch ſein Stündlein rief.

Und einen Schädel zieht er aus halbvermorſchtem Schrein,
Und lehnt ihn, emſig ſchaufelnd, bei Seit' an einen Stein;
Jetzt raſtet er vom Werke, blickt auf den Schädel hin,
Wie packt's ihn ſo gewaltig! Sitzt denn der Satan d'rin?

Das Grabſcheit läßt er fallen, die Augen ſperrt er auf,
Als lehnt' am Stein ein Wunder, ſo ſtarrt er glotzend drauf;
Und lacht, die Lenden ſich haltend, daß er ſich biegen muß,
Und lacht ſchier zum Erſticken: „Das iſt der Clepſanus!“

Da naht bei Poſaunenſchalle der düſt're Leichenzug;
Sie zieh'n vorbei am Steine, ſie weinten lang genug;
Kaum ſeh'n ſie nur den Schädel, ſo iſt's um ſie geſcheh'n,
Ableeren ſie die Bahre, und bleiben lachend ſteh'n.

Da hilft kein Zerren und Sperren, wer nie gelacht, er muß,
Das Echo trägt's auf die Berge: „Das iſt der Clepſanus!“ —
Ein tröſtlich Ding ſind Thränen um einen verſtorb'nen Mann;
Als Clepſanus d'rauf verzichtet, that er nicht wol daran.

## Liebesfrühling.

L'amour naît de rien et meurt de tout!

„Sieh! wie ſie ſchmollen und ſich härmen,
„Sieh! wie ſie glücklich ſind durch nichts,
„Wie ſie ſich necken, wie ſie ſchwärmen,
„Den Mücken gleich im Strahl des Lichts!

„Sieh! wie ſie luft'ge Schlöſſer bauen,
„Schon halb Ruinen im Entſteh'n:
„Wie ſie der falſchen Ferne trauen,
„Und was vor ihnen liegt nicht ſeh'n!

„Ach! wie allmächtig, wie gebrechlich,
„Bald reich, bald arm, bald Mann, bald Kind!
„Wie ſie ſich grollen unausſprechlich,
„Wie ſchnell verſöhnt ſie wieder ſind!

„Sie ſind allein einander wichtig,
„Sie denken, fühlen, ſeh'n nur ſich;
„Und all' ihr Treiben doch ſo nichtig,
„Und all' ihr Thun ſo lächerlich!“ — —

O laſſ' ſie tändeln, laſſ' ſie dahlen!
Du warſt ja — oder wirſt noch ſo.
Lenzlüfte ſind das, Frühlingsſtrahlen!
Wie's Jeden freut, laſſ' Jeden froh.

Iſt's doch nur eine kurze Wonne,
Vielleicht zerſtört durch eine Nacht;
O laſſ' ſie ſpielen in der Sonne,
Dieweil noch Liebesfrühling lacht!

Wenn er einſt kommt, der Ernſt des Lebens
Mit ſeiner kalten, eh'rnen Hand,
Dann iſt es ohnehin vergebens,
Und fruchtlos jeder Widerſtand.

Nicht brauchſt ſie vorſchnell du zu ſchrecken
Aus dieſem lichten Wunderraum:
Das Leben ſelbſt wird ſie erwecken,
Und ach! dann folgt kein zweiter Traum.

## IX.

## Vater und Kind.

Der König kommt aus der Schlacht nach Haus,
Den raſſelnden Panzer zieht er aus,
Schnallt ab das Schwert, geſättigt von Tod,
Stellt hin die Lanze, von Blut noch roth.

„Hab'“, ſpricht er, „ein gut Stück Arbeit vollbracht,
„Gebrochen liegt meines Feindes Macht,
„Und mancher der Väter ſucht ſein Kind,
„Und manche der Mütter weinet ſich blind.“ —

Sein Auge, das erſt gedroht ſo wild,
Vergißt des Grolles und leuchtet mild;
Sein Wort, erſt Donner, nun Flötenton,
Beſorglich fragt es: „Wo iſt mein Sohn?

„Mein Sohn, mein Kind, mein Erbe, mein Glück?
„Wie lang entbehrt' ihn des Vaters Blick!“ —
Der Höfling erwidert ihm nicht zu Dank:
„Dein Sohn, Herr König, iſt krank, todtkrank!“

„„Todtkrank?““ Da ſtürzt er mit bangem Sinn
In's dumpfige Zimmer zum Lager hin;
Matt ſtrahlet die Lamp' auf des Knaben Geſicht,
Noch matter ſtrahlet ſein Lebenslicht:

„Mein Sohn, mein Kind, mein Erbe, mein Glück!
„Mit welchem Land kauf' ich dich zurück?
„Nein, Tod, das forderſt du nicht, nein, nein!
„So ungerecht kann der Tod nicht ſein!“

Da liegt der König vor ſeinem Kind,
Er ſelbſt ein Kind, das in Thränen zerrinnt,
Und klagt, was er tauſend Eltern gethan,
Da ihm es droht, als ein Unrecht an.

---

# Der Händedruck.

Einſt hatt' ich manche Hand zu drücken,
In der ein Puls der Freundſchaft ſchlug,
Die fremdes Leiden und Entzücken
In meine magiſch übertrug.

Da war's noch jener Druck voll Leben,
Der, wie man glaubt, zur Seele dringt,
Und uns, zur Stunde recht gegeben,
Um ein Jahrzehend näher bringt:

Noch jener Druck, der Blick' und Worte,
Der Brief und Eidſchwur uns erſpart,
Und bis zur ſtillen Grabespforte
Das Herz dem Herzen treu bewahrt.

Nun drück' ich auch wol manche Hände,
Doch iſt es jener Druck nicht mehr,
Als ob ich keine Hand mehr fände,
Die ſo recht treu zu drücken wär'.

Will ich die eine herzlich faſſen,
So ſpür' ich einen Ring daran,
Der faſt mich warnt, die Hand zu laſſen,
Die ganz nicht mein mehr heißen kann.

Und lang' ich nach der andern lieber,
Fühlt ſie ſo kalt und rauh ſich an,
Wie eine Marmorhand, worüber
Die Zeit ihr Staubgewebe ſpann.

Und an der dritten fühl' ich Schwielen,
Die vierte riecht nach Sterblichkeit,
Und dieſe ſcheint im Druck zu ſpielen,
Und jene nimmt ſich nicht die Zeit.

Ach, daß ich eine wiederfände,
Mit jenes Druckes warmer Spur!
Doch was verklag' ich and're Hände?
Am Ende liegt's an meiner nur!

## X.

## Thürmer und Todtengräber.

Der Thürmer in ſeinem Stübchen
Der ſaß in finſterer Nacht,
Sah aus nach allen Seiten
Und hielt getreue Wacht.

Er bog ſich hinaus zum Fenſter,
Und ſah auf den Friedhof hinab;
Da grub der Todtengräber
Beim flackernden Span ein Grab.

„Traun!“ — meinte der Thürmer droben,
„Der hat wol ein ſchaurig Amt:
„Zu wohnen unter Todten,
„Im Leben zum Tode verdammt;

„Von Leichen umduftet zu ſchlafen,
„Auf morſchen Gräbern zu ſteh'n,
„Und unter Kreuzen zu wandeln,
„Und über Knochen zu geh'n;

„Bei kniſternden Brettern der Särge
„Zu kochen das karge Mahl;
„Bei jedem Schritt erinnert:
„Hier ruhſt auch du einmal!

„Hab' eben nichts zu verlieren,
„Bin kein geſchreckter Mann!
„Doch müßt' ich da unten wohnen,
„Wol käm' ein Grauſen mich an." —

Der Todtengräber unten
Setzt eben den Spaten ein,
Da fällt ihm das Licht in's Auge
Von Thürmers Fenſterlein.

„Traun!" — meint der Todtengräber,
„Der hat wol ein ſchaurig Amt;
„Zu wohnen allein in den Lüften,
„Zur Einſamkeit verdammt;

„Von Stürmen umbrauſt zu werden,
„Von Raben umkrächzt zu ſein,
„Aus öder Stube zu ſtarren
„In's öde Dunkel hinein;

„Und immer die Glocke zu rühren,
„Wenn Einer ſtarb im Thal,
„Bei jedem Schlag erinnert:
„So läutet's auch dir einmal!

„Hab' eben nichts zu verlieren,
„Bin kein geſchreckter Mann,
„Doch müßt' ich da droben wohnen,
„Wol käm' ein Grauſen mich an."

## Zeigerlied.

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn die Stunden ſind von Blei;
Freude fliegt wie Flaum vorüber,
Nur der Schmerz will nicht vorbei.
Doch wenn einmal, mich zu heilen,
Luſt mir wieder lächeln will,
Dann, verzichtend auf dein Eilen,
Lieber Zeiger, ſtehe ſtill!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn nicht länger trag' ich's mehr:
Zahl- und geiſtreich iſt der Zirkel,
Doch mich dünkt er flach und leer.
Aber wenn in Freundesrunde
Wort und Wein mich laben will,
Dann, vergeſſend Zeit und Stunde,
Lieber Zeiger, ſtehe ſtill!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn der Unmuth niſtet hier,
Sitzt wie eine Todteneule
In der Einſamkeit bei mir.

Doch wenn oft mein einſam Denken
Sanfte Wehmuth theilen will,
Dann, recht lang ſie mir zu ſchenken,
Lieber Zeiger, ſtehe ſtill! —

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Denn der Weg iſt gar ſo lang:
Dort erſt unter Liebchens Fenſter
Iſt das Ziel für meinen Gang.
Doch wenn dort durch helle Scheiben
Gruß und Blick mir winken will,
Dann, verlernend dieſes Treiben,
Lieber Zeiger, ſtehe ſtill!

Laufe, laufe, lieber Zeiger,
Lauf, ſo lang dir's noch beliebt,
Stunden kommen, Stunden gehen,
Eine nimmt, die and're gibt.
Doch wenn einſt dem müden Gaſte
Keine Luſt mehr munden will,
Dann, mein lieber Zeiger, raſte,
Ach -- und ſteh' auf immer ſtill!

## XI.

## Das Chriſtusbild.

Ein hag'rer Mann, ein blaſſes Weib,
Ein Kind mit ſiechem Schattenleib,
Und eine Stube, dumpf und feucht,
Wo ſich bei Tag die Nacht verkreucht;

Und kahl die Wand, kein Schrank, kein Stuhl,
Und ſtatt des Pfühl's ein ekler Pfuhl, —
Verlangt's euch, ſolch ein Bild zu ſeh'n,
Ihr habt zur Zeit nicht weit zu geh'n.

Ein armer Weber iſt der Mann,
Der doch manch ärm'ren nennen kann:
Er hofft, er glaubt, er liebt ja noch,
Und trägt in Demuth Gottes Joch.

Die Glocke tönt, wie fliegt die Zeit.
„Muth,“ ruft er, „Weib, und ſei bereit!
„Der Wuchrer kommt, — und wenn er kommt,
„Wohlan, ſo nehm' er, was ihm frommt!

„So pfänd' er Boden, Luft und Licht, —
„Die Seel' uns pfänden kann er nicht:
„Du bleibſt noch mein, ich bleibe dein,
„Und unſer Kind mag Gottes ſein!

„Und ſchleppt' er in den Thurm uns fort, —
„Weib, iſt der Herr mit uns nicht dort?
„Und ſchlüg' er, wenn er's dürft', uns todt, —
„Wär's nicht Erlöſung von der Noth?

„Vor keines Wuchrers Grimm erbebt,
„Wer weiß, daß noch ſein Heiland lebt! —
„Die Glocke ſchlägt, es fliegt die Zeit,
„Horch, horch, ſie kommen, — ſei bereit!“ —

Da tritt in's düſt're Kämmerlein
Der Wuchrer mit dem Büttel ein. —
„Räumt auf!“ — Der Büttel ſchickt ſich an,
Wie man den Hunger pfänden kann.

„„Nichts!““ — „Nichts?“ — Des Wuch'rers Katzenblick
Glotzt nochmal in die Nacht zurück. —
„Ha, Maulwurf,“ — ruft er plötzlich wild, —
„Dort an der Wand das alte Bild?!“ —

„Herr,“ fällt der Weber angſtvoll ein,
„Ein Chriſtusbild iſt's, ſchlicht und klein,
„Seht, werthlos ganz, für Euch ein Tand,
„Doch uns vom Ahn ein theu'res Pfand.

„Großvaters Blick hing ſterbend dran,
„Mein Vater rief's in Nöthen an,
„Aus meiner Wiege blickt' ich drauf,
„Ob meinem Eh'bett hängt' ich's auf.

„Und wenn uns oft recht hart geſchah,
„So warfen wir uns nieder da,
„Und beteten zu ihm voll Schmerz,
„Und leichter ward uns um das Herz.

„Ja, Herr, wir dachten gar nicht dran,
„Daß man's von da wegheben kann:
„Wie eingewachſen in den Stein,
„Schien's unbeweglich uns zu ſein!“ —

„Ihr Thoren“ — höhnt der Wuchrer laut, —
„Ich weiß es flott zu machen! Schaut!“
Und ſeine Hände krallenhaft
Haut er in's Bild mit wilder Kraft.

Da klammern an den harten Mann
Die frommen Drei ſich bittend an:
Er ſtößt ſie weg, er zerrt mit Macht,
Der Nagel wankt, der Rahmen kracht.

Ein Schlag dem Bild noch in's Geſicht, —
Zerbrochen iſt's, — verſchwunden nicht:
Denn ſiehe! klarer, als es war,
Stellt's wieder auf dem Stein ſich dar.

Doch iſt's kein Bild von Malerhand,
Was ſchmerzvoll lächelt aus der Wand,
Es lebt, es ſpricht mit ſtummem Mund,
Es neigt das Haupt, von Dornen wund;

Es läßt ſein Aug', ſo ernſt und hehr,
Hinfallen auf den Wuchrer ſchwer,
Und kehrt es mild mit langem Blick
Dann auf die frommen Drei zurück.

Es ſcheint zu rufen: „Zaget nicht,
„Wenn Spott mein Bild auch frech zerbricht:
„Wer gläubig mich darinnen ſah,
„Dem iſt ſein Heiland ſelber nah!“ — —

Der Wuchrer wankt entſetzt davon,
Und ſühnt durch Wohlthat ſeinen Hohn:
Den Frommen aber ward es klar:
„Daß Chriſti Bild ihr — Heiland war!“

## Mein Heiland ſieht herab auf mich!

Es hängt zu meines Bettes Häupten
Ein ſchlicht und einfach Chriſtusbild;
Des Mittlers Antlitz iſt ſo heilig,
Sein Blick ſo ſchmerzvoll und ſo mild.

Oft wenn ich Nachts, wo Alle ſchliefen,
Der Letzte, leiſ' in's Zimmer ſchlich,
Dacht' ich, dem milden Blick begegnend:
„Dein Heiland ſieht herab auf dich!“

Und wenn ich bei der Lampe Schimmer
Mit Sorg' und Kummer ſchlaflos rang,
Wenn alles Weh' in mir erwachte,
Das ich bei Tag mit Müh' bezwang,
Da hob die thränenfeuchten Augen
Ich unwillkürlich über mich,
Und rief, erleichtert und erleuchtet:
„Dein Heiland ſieht herab auf dich!“

Und oft in bangen Zweifelſtunden,
Wo ſich die Seele ſelbſt verliert,
Wo ſich Verdienſt und Schuld vermiſchen,
Wo Wahnwitz ſich mit Lorbeern ziert,
Da, wenn ich hinſank, abgemattet,
Erbittert auf die Welt und mich,
Ein Blick nach oben, — und ich fühlte:
„Dein Heiland ſieht herab auf dich!“

Wenn in der Krankheit Fiebergluten
Auf meinem Bett ich ſtöhnend lag,
Und ungeduldig Stund' um Stunde
Nachzählte jeden Hammerſchlag,
Da blickt' ich auf zu jenem Dulder,
Der ſo viel mehr noch litt als ich,
Und ſpürte Troſt in dem Gedanken:
„Dein Heiland ſieht herab auf dich!“

Und lag mir krank der Meinen eines,
Und wußt' ich in Gefahr mein Kind,

Und bangte mir um ferne Freunde,
Sah ich zum Bild empor geſchwind.
Ich faßt' es nicht in ſchöne Worte,
Nach keiner Formel betet' ich,
Und doch ſchien mir das Bild zu ſagen:
„Dein Heiland ſieht herab auf dich!“

Drum ſoll zu Häupten meines Bettes
Das Bild mir bleiben für und für,
Zum Troſt für mich und euch, ihr Lieben,
Pocht einſt der Tod an meine Thür.
Und wenn ich ſtumm und ſtarr dann liege,
So ſprecht zum Segen über mich:
„Du liegſt im Tod auch nicht verlaſſen,
„Dein Heiland ſieht herab auf dich!“

## XII.

## Die beiden Ahasvere.

Tolle Zecher ſtürmen lärmend in die düſt're Schenk' hinein,
Werfen ſich auf Tiſch' und Bänke, ſchrei'n nach Würfeln und nach Wein,
Einen hag'ren alten Juden, in abſonderlicher Tracht,
Haben ſie zum Zechgelage ſich als Tiſchnarr'n mitgebracht.

„Setz' dich, Gauner,“ ſchallt es ſpöttelnd, „da iſt Imbiß, da iſt Trank,
Aber daß du uns die Zeche zahlſt mit einem guten Schwank!
Seht ihn nur 'mal an, den Schächer, — wahrlich hol' uns der und der,
Iſt er, wie er iſt, am Ende nicht der echte Ahasver?“

Und ein brüllend Hohngelächter folgt dem plumpen Witze nach,
Und ein ſchwerer Seufzer ächzet wie ein Windſtoß durch's Gemach. —
„Weh geſchrie'n," ſo ruft der Jude, „weh geſchrie'n, ich bin erkannt!
„Habt Erbarmen mit mir Armen, ja — ich bin's, den ihr genannt!"

Unwillkürlich ſchauernd ſpringen alle Zecher raſch empor,
Scheu den Spuk mit Augen meſſend, den ihr Spöttermund beſchwor;
Und der Jud', unheimlich grinſend, duckt ſich demuthsvoll und ſpricht:
„Fürchtet euch, gewalt'ge Herren, vor dem ſchwachen Juden nicht!

„Bin ich ſelber doch geſchlagen! Zwei Jahrtauſende ſchon faſt
„Wall' und wandr' ich auf und nieder, und noch hab' ich keine Raſt;
„Ja, der Ahasver, der alte, könnt' erzählen viel, ihr Herr'n,
„Große Dinge, grauſe Dinge: — Jugend aber hört's nicht gern!" —

„Sprich, erzähl' erzähle!" lärmt es, — und der Jude lächelt kalt:
„Neues ſoll' ich euch erzählen, und für mich iſt Alles alt.
„Schlimme Zeiten aller Orten, ſchlimm're Zeiten vor der Thür,
„Aller Orten Noth und Jammer, Uebergriff und Ungebühr.

„Iſt die Welt doch grau geworden und iſt immer noch ein Kind,
„Taub noch wie vor tauſend Jahren, wie vor tauſend Jahren blind;
„Hat das Meſſer in den Händen, aber ſcheut ſich vor dem Schnitt,
„Hat den Schlüſſel zu den Ketten, aber ſchleppt ſie knechtiſch mit.

„Wollt ihr warten, bis ſich's beſſert? Seht an mir, was warten frommt!
„Ahasvere ſeid ihr Alle; wartet bis der Heiland kommt!
„Löſt ihr euren Fluch nicht ſelber, Niemand löſet euren Fluch,
„Und in lächerlicher Demuth webt ihr euer Leichentuch.

„Menſchenalter ſah ich kommen, Menſchenalter ſah ich geh'n,
„Alle hofften auf die Zukunft, Keiner hat ſie je geſeh'n;
„Wer wie ich gelebt mit Allen, aber nicht mit ihnen ſtarb,
„Weiß, was jede Zeit verloren, weil ſie ſelbſt ſich's nicht erwarb.

„Warten, warten?! — Ich muß warten, vor mir liegt die Ewigkeit,
„Doch vor euch, ihr unglückſel'gen Glücklichen, liegt nur die Zeit,
„Und die Zeit iſt täglich euer, wenn ihr ſie zur euren macht;
„Wer ſich ſcheut den Tag zu wecken, darf nicht klagen, daß es Nacht.

„Tauſenden auf meiner Wanderung hab' ich es gepredigt laut,
„Doch ſie haben immer wieder auf den alten Wahn gebaut;
„So ward euer Fluch — der meine, eure Qual — Qual für mein Herz,
„Und der Menſchheit Leid — mein Leiden, und der Schmerz der Welt — mein Schmerz!

„Ewig ſo herum zu wandeln durch das ew'ge Einerlei,
„Ewig ſo ihn anzuhören eurer Ohnmacht eitlen Schrei,
„Ewig dort zu ſeh'n euch betteln, wo kein Ohr, kein Aug' für euch,
„Lächerlich faſt möcht' ich's nennen, wär's ſo troſtlos nicht zugleich!“ —

Und der Jude knickt zuſammen, ächzend wie ein morſcher Baum,
Und die ernſtgewordnen Zecher ſitzen ſtumm und athmen kaum;
Sieh, da regt ſich's tief im Winkel, ſieh, da hebt ſich's lang empor,
Und ein grauer Schatten ſchreitet ſchweigſam feierlich hervor.

Um die hag'ren Lenden fließet ihm ein faltiger Talar,
Erdenfahl ſind ſeine Wangen, ſilberweiß ſind Bart und Haar,
Hoch die Stirn und tief die Augen, überwölbt von dichten Brau'n,
Und ſein Leib, obwohl verwittert, dennoch kräftig, faſt zum Grau'n.

Stieg er plötzlich aus dem Boden, war er ungeſehen nah?
Niemand weiß es, Alle ſchaudern, furchtbar drohend ſteht er da,
Und in ſeinen Augenhöhlen, erſt noch ſternlos, flammt's wie Brand,
Und dem Juden auf die Schulter legt er ſeine Knochenhand.

„Geh, du Lügner,“ ſpricht er zürnend, „geh, armſel'ger Gaukler, geh;
„Prahle nicht mit einem Fluche, deſſen Wucht nur ich verſteh'!

„Weltſchmerzheuchler, Leidensmäkler, Arzt, der heilen will mit Gift,
„Willſt der Welt ihr Leid du deuten, lies auf meiner Stirn die Schrift.

„Daß ſie wegſtößt ihren Heiland, wie einſt ich ihn ſtieß von mir,
„Daß ſein Wort ſie überhöret, wenn er warnend ſpricht zu ihr,
„Daß ſie von ſich ſelbſt erwartet, was nur er ihr geben kann,
„Daß ſein Glaub' ihr ward zum Wahne, das nur iſt ihr Fluch und Bann.

„Geh, betrogener Betrüger, geh, du Krüppel deiner Zeit,
„Daß der Herr dich nicht im Zorne mahn' an ſeine Ewigkeit!
„Darin eben liegt das Unheil und der Welt unſel'ger Bruch,
„Daß ſie ſo, wie du, verblendet prahlt mit ihrem ärgſten Fluch!“ —

Alſo ſpricht er, ſchlägt den Mantel um die Schulter, wendet ſich.
Durch die düſt're Stube ſchallen ſeine Tritte ſchauerlich:
Und die tollen Zecher trinken ihre Krüge nimmer leer,
Höhnend aus der Schenke ſtoßen ſie den falſchen Ahasver.

## Anſichten.

„Freund, da hilft kein Widerſtreben,“
Alſo ſchallt es rings mir zu,
„Willſt du mit der Zeit nicht leben,
„Glaub', umſonſt nur lebteſt du.

„Sieh die Jüngern, raſch gewonnen
„Haben ſie's im kühnen Schwung,
„Und die Aeltern, klug beſonnen,
„Thun, ſo gut ſie's können, jung.

„Soll man dich nicht fallen laſſen,
„Stimme deine Saiten um;
„Wie man's liebt, ſo mußt du's faſſen,
„Beſſer vorlaut ſein als ſtumm.

„Reiß dich los von all' dem Plunder,
„Der ſo alt iſt wie die Welt;
„Jeder Tag bringt neue Wunder,
„Und das Neue nur gefällt.

„Keck in's Leben mußt du tauchen,
„Greifen in das Rad der Zeit,
„Fleiſch und Blut iſt's, was wir brauchen,
„Poeſie der Wirklichkeit!" —

Habet Dank für eure Lehre,
Was ihr wollt, weiß ich genau;
Rudert auf bewegtem Meere,
Klammert euch an jedes Tau.

Haſchet jeden flücht'gen Funken,
Gierig auf und facht ihn an,
Und genießt entzückungstrunken,
Was die Zeit euch bieten kann;

Aber wehrt mir nicht zu denken:
Jede Zeit hat ihre Zeit,
Was ſie hat nur kann ſie ſchenken,
Glänzende Vergänglichkeit.

Mehr als auf manch neues Wunder,
Das nur, weil es neu, gefällt,
Bau' ich drum auf jenen Plunder,
Weil er alt iſt, wie die Welt.

Und ſo laßt denn meinem Streben,
Wird's auch mehr als Streben nie,
Als Deviſ' in Kunſt und Leben:
„Wirklichkeit der Poeſie!“

# Inhalt.

Seite
Vorbericht . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . V

## Erſte Leſe.

I. Das Glücksglöcklein . . . . . . . . . . . . . . . . . . 3
Mein Glück . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 5
II. Der Nachtwandler . . . . . . . . . . . . . . . . . . 7
Selbſttäuſchung . . . . . . . . . . . . . . . . . . 10
III. Der Erſatz . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 12
Die Veilchen-Leiche . . . . . . . . . . . . . . . . . 13
IV. Die Thräne . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 14
Die Thränen der Liebe . . . . . . . . . . . . . . . 17
V. Aennchen von Tharau . . . . . . . . . . . . . . . . 18
Dichterloos . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 20
VI. Das wunde Herz . . . . . . . . . . . . . . . . . . 23
Meine Uhr . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 25
VII. Das Todtenlichtlein . . . . . . . . . . . . . . . 26
Dorf und Kirchhof . . . . . . . . . . . . . . . . . 28
VIII. Der Aelpler . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 30
Der Aelpler und der Fiſcher . . . . . . . . . . . . 36
IX. Des Lebens Preis . . . . . . . . . . . . . . . . . 38
Böſer Zweifel . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 39
X. Die Spielkarten . . . . . . . . . . . . . . . . . . 40
Taſchenſpielerei . . . . . . . . . . . . . . . . . 43
XI. Der finſtere Tänzer . . . . . . . . . . . . . . . . 44
Auf dem Balle . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 47
XII. Der Bettelknabe . . . . . . . . . . . . . . . . . 49
Ein trüber Gedanke . . . . . . . . . . . . . . . . . 53

## Zweite Leſe.

I. Der König und der Landmann . . . . . . . . . . . . . 59
Dichterfreuden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
II. Ein weißes Haar . . . . . . . . . . . . . . . . . . 63
An mein Vaterland . . . . . . . . . . . . . . . . . 65

Seite
III. Die Perle . . . . . . 66
Die Strickerin . . . . . . 68
IV. Das Schlangenhalsband . . . . . . 70
Die beiden Ringe . . . . . . 72
V. Das Vaterunſer . . . . . . 74
Im Walde . . . . . . 76
VI. Ein lebendig Monument . . . . . . 77
Beſuch und Gegenbeſuch . . . . . . 79
VII. Der Meiſter und ſein Bau . . . . . . 80
Der Baum der Lieder . . . . . . 81
VIII. Die ſieben Jungfrauen . . . . . . 83
Geſtändniß . . . . . . 86
IX. Die Todtenfeier . . . . . . 88
Der Glöckchenwalzer . . . . . . 89
X. Die Peſtjungfrau . . . . . . 91
Abſtand . . . . . . 92
XI. Die Beſtellung . . . . . . 94
Luſt und Schmerz . . . . . . 96
XII. Vogelweide . . . . . . 99
Dichter Alter . . . . . . 101

## Dritte Leſe.

I. Die beiden Gräber . . . . . . 105
An die Unduldſamen . . . . . . 109
II. Des Menſchen Bild . . . . . . 111
Bitte . . . . . . 113
III. Der närriſche Küſter . . . . . . 114
Maß für Schmerzen . . . . . . 116
IV. Die Gräfin von Querfurt . . . . . . 118
Mein Wecker . . . . . . 121
V. Der Falſchmünzer . . . . . . 123
Weltſinn . . . . . . 125
VI. Legende . . . . . . 127
Wettſtreit . . . . . . 129
VII. Die Unverwundbare . . . . . . 131
Die Karthauſen . . . . . . 134
VIII. Das Pilgerhemde . . . . . . 136
Mein Stammbuch . . . . . . 142
IX. Charles Beſüres . . . . . . 144
Troſtreiches Sterben . . . . . . 146
X. Die Freierprobe . . . . . . 148
Tagesleben . . . . . . 150
XI. Heilsberg . . . . . . 152
Liebesſehnſucht . . . . . . 159
XII. Der Wiedertäufer . . . . . . 161
Meine Taufen . . . . . . 164

Seite

## Vierte Leſe.

I. Die beiden Spieler . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 169
Poſthornklang . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 173
II. Eingrün . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 174
Vorbei! . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 183
III. Das gerettete Kind . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 184
Auf der Heimkehr . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 188
IV. Ein Traum des alten Fritz . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 190
Löwentraum . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 192
V. Das Venetianer-Glas . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 193
Wechſelwirkung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 199
VI. Ein altes Lied . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 200
Palimpſeſt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 202
VII. Der Ahorn am Teich . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 204
Die wandelnde Linde . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 206
VIII. Das erſte und letzte Bild . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 207
Das liebe Fenſter . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 214
IX. Der letzte Mann . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 217
Reiſegeſellſchaft . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 219
X. Der Suchende . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 221
Stille Freude . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 224
XI. Orgelluſt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 226
Empfinden und Dichten . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 229
XII. Der Vogelſteller und der Förſter . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 231
Entſchuldigung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 234

## Fünfte Leſe.

I. Die Warnung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 239
Selbſt iſt der Mann! . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 243
II. Der gejagte Jäger . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 245
Fiſchers Abendlied . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 246
III. Der todte Soldat . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 248
Hagelſchlag . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 249
IV. Nach einem Jahre . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 251
Vorbereitung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 252
V. Der Skalde . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 254
Männerwaffen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 256
VI. Kunſt und Natur . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 257
Vogel und Dichter . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 263
VII. Gräberroſen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 265
Blumeneid . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 267
VIII. Der alte Schiffer . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 268
Glück und Unglück . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 270
IX. Das Erbſtück . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 271
Liebesroman . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 274

Seite
X. Der blinde Greis an ſeine Tochter . . . . . 275
Täuſchung . . . . . 276
XI. Der Scorpion . . . . . 277
Die letzte Schwalbe . . . . . 279
XII. Eine Concertſcene . . . . . 280
An die moderne Muſe . . . . . 285

## Sechſte Leſe.

I. Die Stiefmutter . . . . . 291
Zweite Liebe . . . . . 292
II. Der Schatz von Toledo . . . . . 295
Das neue Haus . . . . . 298
III. Die Statue . . . . . 300
Der fremde Hund . . . . . 301
IV. Die Feuerglocke zu Cöln . . . . . 303
In der Kirche . . . . . 304
V. Der Pfarrer von Stockholm . . . . . 306
Fried' und Lied . . . . . 309
VI. Zwei Kaiſerinnen und — eine Mutter . . . . . 311
Die Mutter mit dem Kinde . . . . . 313
VII. Le bon mariage . . . . . 315
Stelldichein . . . . . 318
VIII. Der Lachſchädel . . . . . 319
Liebesfrühling . . . . . 321
IX. Vater und Kind . . . . . 322
Der Händedruck . . . . . 324
X. Thürmer und Todtengräber . . . . . 325
Zeigerlied . . . . . 327
XI. Das Chriſtusbild . . . . . 328
Mein Heiland ſieht herab auf mich! . . . . . 331
XII. Die beiden Ahasvere . . . . . 333
Anſichten . . . . . 336

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien.

# Joh. Gabr. Seidl's

# geſammelte Schriften.

Mit einer Einleitung

von

**Julius von der Traun.**

Herausgegeben von

**Hans Max.**

**Dritter Band.**

(Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart.

(„Flinſerln".)

**Wien, 1878.**

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Vorwort des Herausgebers.

Der vorliegende Band enthält Seidl's Dialektdichtungen, durch welche er ſeine große Popularität in Oeſterreich und ſeinen Ruf in Deutſchland begründete, in vierter Auflage. Sie bilden eines ſeiner Hauptwerke, auf welches er, wie er in der hier folgenden Vorrede zur dritten Auflage ſelbſt geſteht, die ſchönſten Jahre ſeines Lebens verwendete. Dieſe Lieder ſind ſo eigentlich aus dem Herzen des ſinnigen und gefühlvollen vaterländiſchen Dichters herausgeſungen, und daher auch zu dem Herzen des Volkes gedrungen, wo ſie noch immer leben und fortleben werden, ſo lange ſich ſeine Mundart erhält.

Die dritte im Jahre 1844 bei J. P. Sollinger in Wien erſchienene, mit einer Titel-Vignette von A. Schindler gezierte, Auflage der „Gedichte in niederöſterreichiſcher Mundart" iſt weiland Sr. Majeſtät Ferdinand I., Kaiſer von Oeſterreich mit dem nachſtehenden Gedichte gewidmet:

Wann ſo unſá Herr und Koaſá draußt ſpazier'n gáng' in Schönbrunn,
Und á Vögerl kám' und ſetzát' vur Sein'n Füß'n ſih in d' Sunn',
Streckát' d' Flügerln, reckát' 's Köpferl, ſchaut' 'N ſo ſinnli an,
Gottákeit, als ob's 'N frag'n wollt': „Därf ih ſingá, was ih kann?"

„Singá, ſo halt, wie-r ih's g'lernt hab', wie má 's Schnáberl g'wachſ'n is,
„Freili juſtáment nit künſtli, abá recht nátürli g'wiß —?“
Ob dá guti Herr wol bös wurd' —? Nán, ih wett', Er möcht's nit wer'n,
Freundli anſchau'n, moan' ih, wurd' Á's, und ſein G'ſáng'l gnädi hör'n.
Der Gedank'n an dös Vögerl ſpornt áh mih zum Wagſtuck an,
Vur mein'm beſt'n Herrn Sein'n Füß'n 's Beſti z'ſingá, was ih kann;
's Beſti, — ja, denn meini Landsleut' hab'n má zuag'red't: „Sing' nur friſch:
„Deini Lied'ln ſán nit künſtli, abá gut öſtreicháriſch!“
„Gut öſtreicháriſch!“ — ja, dös is's, dös is's, was má Zuatrau'n macht;
Dös is d' Sprach' und dös dö G'ſinnung, dö má mit auf d' Welt hab'n bracht,
Dös dö Sprach' fur Freud' und Herzload, dös dö Sprach' fur d' Lieb', fur's Recht,
Dös dö Sprach', dö Manchá tadelt, der ſ' gar gern dálerná möcht';
Dös dö Sprach', dö in dá Fremd' uns wie-r á G'ſchall vom Himmel klingt,
Dös dö Sprach', dö aus'm Herz'n gradenwegs in d' Herz'n dringt,
Dös dö Sprach', in der má bet'n, — bet'n áh fur'n beſt'n Herrn. —
Und ih moan', ſelbſt God im Himmel hört 's Öſtreicháriſchi gern! —
Laß mih ſingá zu Dein'n Füß'n, gutá Koaſá, ſei nit bös:
Hab' mein Lebta viel ſchon g'ſungán, abá 's Herzlichſti is dös! —
Dertweg'n ziemt mih, dáß dös Vögerl mih nit feindlá ang'führt hat:
Vur'm Öſtreichá Vadern, moan' ih, find't d' Öſtreichá Sprach' g'wiß Gnad'!

Die vorliegende Auflage iſt ein faſt unveränderter Abdruck der ſoeben erwähnten dritten, nur wurde ſie in der Abtheilung IV „Kloani Komödi-G'ſpiel“ mit dem Stücke: „Drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fenſterl'n“ (S. 251) vermehrt, welches Stück Seidl als zweiten Theil des „Komödi-

G'ſpiels" „'s letzti Fenſterl'n" in den Fünfziger Jahren ſchrieb, nachdem letzteres Stück über mehrere Bühnen Wiens (an der Wien, Leopold- und Joſefſtadt) und Münchens, wie auch über mehrere deutſche Provinzbühnen Oeſterreichs, Ungarns und Baierns mit großem Erfolge den Weg genommen hatte.

Wien, im October 1877.

H. M.

# Vorrede des Dichters zur dritten Auflage.

---

Dieſe Sammlung heimatlicher Klänge, welche ich hiermit der Leſewelt, in gänzlich veränderter Anordnung und Schreibart, vervollſtändigt, und, wie ich hoffe, verbeſſert, mithin als völlig neues Werk, übergebe, verdankt ihr Entſtehen einigen kleinen, anſpruchsloſen Improviſationen aus meinem Liebeleben (1825), zu welchen ich durch unſere lieblichen nationalen Vierzeilen, worin ich von jeher den Volkscharakter am wahrſten abgeſpiegelt fand, und mit deren Inhalt ich, in meiner damaligen Gemüthsſtimmung, ganz beſonders ſympathiſirte, zunächſt mich angeregt fühlte. In einem Wiener Taſchen-Kalenderchen füllten jene Stegreifler, mit einem Pſeudonym bezeichnet, ihr beſcheidenes Plätzchen aus. Deſſenungeachtet wurden ſie von einigen meiner Freunde, welche den Vogel am Geſang erkannten, entdeckt, für gelungen, d. h. volksthümlich, erklärt und als Beweis geltend gemacht, daß ich es ungeſcheut wagen dürfte, auf dieſem Felde in die Fußſtapfen meines lieben Freundes und Vorgängers, J. F. Caſtelli, zu treten. Feſt überzeugt, daß die kurze, mit ſo bequemer, oft muthwilliger Lockerheit gefügte, lyriſche Strophe dem nationalen Sinn am meiſten entſpreche, weil ſelbſt er ſie zu ſeiner Form gewählt hat, und beſeelt von dem Wunſche, dereinſt mit einem „lebfriſchen“

Aelpler oder mit einem „runden" Gemsjäger den ſtillen Ruhm theilen zu können, daß meine „G'ſetz'ln" an Kirch- oder Ehrentagen, vereint mit den ſeinigen zur Zither geſungen werden, kultivirte ich anfänglich ebenfalls nur die Vierzeile, für welche mir meine damalige, zwiſchen Hoffnung und Sorge, Luſt und Leid, innerem Reichthum und äußerer Armuth getheilte Exiſtenz unerſchöpflichen Stoff darzubieten ſchien. So entſtand eine Strophen-Dekade um die andere, bis das Hundert voll war, und, indem, eh' ich mir's verſah, ein Ausfüllſel von einigen längeren Gedichten und einem heiteren Geſchichtchen zuwuchs, mit einem Mal eine Anzahl von Bogen vor mir lag, welche eben hinreichen mochten, um ein mäßiges Druckheft zu bilden. Der Verleger war bald gefunden. Man drang in mich, das Heft als erſtes zu bezeichnen, um mich zu einer Fortſetzung zu verpflichten. Allein wie ſollte ich das Kindlein taufen, damit ſein Name dem größeren Publikum ohr- und mundgerecht klänge? Ein Freund half mir aus der Verlegenheit. — Nennt das Zeug „Flinſerln!" warf er halb im Scherze hin. — „Flinſerln?" — Warum nicht? — Was verſteht der Oeſterreicher unter dem Ausdrucke: „Flinſerln?" — Zweierlei: für's Erſte jene Gattung leichten Metallſchmuckes, welche der Hochdeutſche „Flitterchen" zu nennen pflegt und deren Verfertigung (unter verſchiedenen Benennungen, als: Kraus- und Schüſſel-Flinſerln, Franzöſerln, Bündeln, Birn-, Wangen- und Hüterl-Perlen, Pollionen u. ſ. w.) eine eigene Claſſe von Handwerkern, die ſogenannten „Flinſerl-Schlager", beſchäftiget: — für's Zweite — eine Grasart, auch unſerer Lieb-Frauen Haar (briza media *Linn.*) genannt. So poetiſch die zweite Bedeutung iſt, ſo hielt ich mich doch in meinen Gedanken an die erſtere, als die gangbarere. Wie werthlos auch derlei Zierrath an ſich ſein mag, ſo läßt er doch nicht unſauber an, und thut, als ſimple Stickerei, ſeine leidliche Wirkung. Die Anwendung dieſes Ausdruckes auf eine Sammlung anſpruchsloſer Kleinigkeiten ergibt ſich von ſelbſt. Um aber den Käufern genauer anzudeuten, was ihnen „der Flinſerl-Schlager“ bringe, fügte ich die nähere Beſtimmung: „Oeſt'reichháriſchi G'ſetz'ln (G'ſtánz'ln), G'ſáng'ln und G'ſchicht'ln“ bei. — G'ſetz'ln, G'ſtánz'ln, Schnadáhüpf'ln: ſämmtlich Bezeichnungen für lyriſche Impromptus, ſcherzhafte Stegreifler, neckende Stachelreime, ungekünſtelte Naturlaute der Liebe, der Lebensluſt, des Uebermuthes, der ſelbſtbewußten Ungeſchwächtheit, wie hinwider des Unmuthes, der Ironie, des Aergers ꝛc. ꝛc. ꝛc., welche, epigrammatiſche Kürze mit ſingbarer Weichheit verbindend, meiſt nur aus einem Quatrain von zweifüßigen, amphibrachiſchen Verſen beſtehen, wovon die geraden reimen oder aſſoniren, während die Reimloſigkeit der ungeraden das Verſchmelzen und Hinüberſchleifen (enjambement) befördert und dem Gedanken ſeine volle Freiheit läßt, ſo wie das amphibrachiſche Maaß ſelbſt etwas Hebendes, Lebendiges, Ungezwungenes hat, was ſolchen augenblicklichen Fulgurationen eines poetiſchen Gemüthes trefflich zu Statten kommt. Oft ſind die einzelnen Strophenhälften alles logiſchen Zuſammenhanges bar, ein bloßes Reimſpiel. Ich machte von dieſer, der Stegreifdichtung nicht übel laſſenden Licenz keinen Gebrauch, und beobachtete auch in der Reihenfolge der Strophen ſelbſt, wo es paßte, einen Ideengang, welchen die Phantaſie des Leſers ohne Mühe herausfinden und verfolgen dürfte. Die Bezeichnung „G'ſetz'l“ iſt vorzüglich in Oeſterreich gäng' und gäbe; G'ſtanz'ln kommt ſeltener vor. In Steiermark hört man häufig die Ausdrücke: „Báſſeln“ und „Schnadáhüpf'ln'“ eigentlich: Schnitterhüpfeln, d. i. hüpfende, luſtige Liedchen, welche die Schnitter beim Erntefeſt improviſiren, wie der andaluſiſche Majo ſeine Coplas de repente ſingt. — Mit „G'ſáng'ln“ bezeichnete ich die längeren poetiſchen Verſuche im Hefte, weil der Oeſterreicher das Wort: „Gedicht“ nicht kennt; eben ſo wählte ich für den proſaiſchen Aufſatz, ſtatt des unpopulären Ausdruckes: „Erzählung,“ die Bezeichnung: „G'ſchicht'l,“ und nannte dieſe Zugaben ſcherzweiſe „Zuawag'“ (Zuwage).

In ſolcher Geſtalt trat (1828) das erſte Heftlein an's Licht. Ich vermeinte eine Pflicht des Dankes zu erfüllen, indem ich daſſelbe meinen beiden (ſeither längſt in Gott ruhenden) Freunden, David Aſn und Moriz Köpp von Felſenthal, deren letzterem ich den Titel „Flinſerln“ ſchuldete, während ich in der Stube des erſteren, meinem Abſteige-Quartiere, mehr als ein Halbhundert Flinſerln ſchlug, „als á kloan's Andenk'n“ zuſchrieb mit den Strophen:

Ës habt's voll Geig'n mein'n Himmel g'ſeg'n,
Mih Trübſal blaſ'n g'hört:
Habt's mit mir g'lacht und g'ſeufz't und pfnot't,
Und eng doh nie nit b'ſchwert.

Ih hab' ſo meini Grill'n, mein'n Schuß, —
Dös müaſſt's ös ſelbá ſag'n:
Und ietzt — ietzt hab' ih, was ih g'ſpür',
Gleih gar in Flinſerln g'ſchlag'n.

Ës habt's ſchon lang (dös g'freut mih eb'nſt)
A Theilnahm' an mir g'habt;
Drum hab' ih engri Námá-r áh
Hinvoar au'm Tit'l pappt.

Die Aufnahme, welche mein ſchüchterner Verſuch fand, war ſo unverhofft günſtig, daß ich in der Vorrede zum zweiten, ſchon fünf Monate darnach dem Drucke übergebenen Hefte mit inniger Freude geſtehen konnte, meine Erwartungen weit übertroffen geſehen zu haben. Nicht nur die Stimme der Kritik ſprach ſich über mein Produkt äußerſt vortheilhaft aus, ſondern auch, was mir noch mehr galt, die allgemeine Stimme aller Liebhaber volksthümlichen Ideen-Ausdruckes. Leute, die aus der Ferne kamen, begrüßten mich mit meinen G'ſtänz'ln, und kleine Kinder ſelbſt empfingen mich, wenn die Aeltern mich ihnen unter meinem Namen vorführten, mit einem „Flinſerl.“ Sollte mich das nicht freuen? Oder ſollte ich's der Welt nicht ſagen, daß mich's freute, zumal da ich zu anſpruchslos war, um es nur zu hoffen? Mußte mich das nicht zur Fortſetzung eines Werkchens aufmuntern, das mir zu ſo vielen, vorher mir fremden Herzen den Weg bahnte, und ihn mit der Zeit auch meinen übrigen Liedern dadurch zu bahnen verſprach? Uebrigens, wie Alles, was allgemeiner anſpricht, auch ſeine Abſprecher findet, hörte ich hinwieder mit meinen eigenen Ohren Stimmen, die das Ding ganz anders nahmen. — „O öſterreichiſche Literatur! Harfeniſten-Lieder ſind deine Lyrik!“ — „Es iſt traurig, lieber Freund, daß Sie ſich zu ſolchen Kleinigkeiten hergeben müſſen!“ — „Vergeſſen Sie auf das Würdige nicht!“ — „Sie werden ſich Ihren deutſchen Styl ganz verderben!“ — „Was iſt es auch? Solche Dinger macht man nach der Elle!“ — „Das hätte der Eipeldauer auch gekannt, wenn ihm die verzwickte Schreibart nicht zu abſurd geſchienen hätte!“ ꝛc. ꝛc. und hundert ähnliche Aeußerungen hatte ich mit anzuhören und mit in Erwägung zu bringen, da ſie, wenn auch nicht von competenten Richtern, doch mitunter von comptanten Bezahlern meines Heftes herrührten, an deren Erhaltung meinem Verleger, und alſo mittelbar auch mir gelegen ſein mußte. Allein, unter allen dieſen Anfechtungen blickte ich getroſt zu meinem guten, alten, kurze Zeit vorher verklärten, J. P. Hebel auf, unter deſſen glückliche Nachahmer auch vom Auslande je gezählt zu werden ich damals mir zu ſchmeicheln nicht gewagt hätte. Das zweite Heft, welches ich am Schluſſe der Vorrede allen jenen Herzen, denen das erſte lieb geworden war, herzlich empfahl, trug an der Stirne folgende Zeilen:

Sö! — da habt's ás! — Oder ſoll ih
Leicht was ſchwäbeln lang und brád,
Wie má's leſ't in g'lehrti Büchá,
Recht váwurſtelt und vádraht?

Nán! Bewahr' mih God! Ih moan' halt,
Wem ih was vom Herzen ſchenk',
Der wird, — wann ih áh nix drauſſchreib', —
Gleihwöhlſt wiſſ'n, was ih denk'!

Sie galten meinen beiden, von meinem damaligen Thun und Treiben, meinen Ausſichten und Befürchtungen ziemlich genau unterrichteten Freunden F. X. Told und Joſ. Adalb. Gſchladt, deren erſterer durch manches, in die Couplets ſeiner gerngeſehenen Bühnenſpiele verwebte, „Flinſerl" meinen Worten einen neuen Weg zum Ohr und Herzen der Menge zu bahnen ſuchte.

Im Jahre 1829 überſiedelte ich als Gatte des „ſchwarzaugát'n Derndal's mi'm nußbrauná Har" (I. 5.), dem ich meine erſten „Flinſerln" verdankte, mit Sack und Pack, voll wehmüthiger Erinnerung und froher Hoffnung, nach dem freundlichen Cilli in Unterſteier, um die rüſtige Wirkſamkeit in einem zuſagenden Berufe mit der Erholung durch Poeſie und Häuslichkeit abwechſelnd zu verbinden. Allein auch dorthin, wo das freundliche Entgegenkommen der Menſchen und die ſüße Aufdringlichkeit der ländlichſten Umgebung kein eigentliches Heimweh in mir aufkommen ließen, folgten mir die wohlbekannten heimiſchen Laute und Klänge, und ſchon im Wintermonde dieſes Jahres ſendete ich die Handſchrift des dritten Heftes nach Wien. — „Ich bin nicht mehr, wo ich war; — geſtand ich in der Vorrede dazu, — was ſeither in den beiden Hemiſphären meiner kleinen Welt, der häuslichen und poetiſchen, vorging, dürfte den lieben Leſer eben nicht ſehr kümmern.“ — „Nach eueren Früchten wird man euch beurtheilen“, heißt es bei uns Poeten; unter was für Einflüſſen dieſe reiften, darnach fragt der Leſer nicht. Daß ich aber auf dieſes Heftchen mehr Fleiß, als auf die früheren verwendet, daß ich es mit größerer Luſt gefüllt habe, wird mir Jeder auf's Wort glauben, der weiß, wie gerne man die Töne ſeiner Heimat in der Fremde anſchlägt. — — „Und ſomit, ſchloß ich, liebes Büchlein, grüße mir alle Jene, die dich verſtehen; grüße mir den Boden, dem du entſproſſen biſt; grüße mir mein liebes Wien und vor Allem meinen lieben Stephansthurm recht herzlich, und ſiehe zu, daß es dir gelinge, mir alte Freunde zu erhalten!“ — In Erinnerung an einen lieben Freund, früher den theilnehmenden Vertrauten meiner Liebe, Anton Alexander Grafen von Auerſperg (damals noch nicht Anaſtaſius Grün), deſſen Sommerſitze zu Thurn am Hart in Krain ich nun um mehr als vierzig Meilen näher lebte, überſchrieb ich das Heft mit den Verſen:

Mein liebá Graf — (áh, was denn Graf?
Der g'hört iezt da nit her)
Mein liebá Auerſperg, da haſt —
Ih wöllt' — es wár' noh mehr.

Nur mahná ſoll's dih mannigsmahl,
Wie's, kám noh vur án'm Jahr,
Wie's z' Wean is g'weſt, wo ih, wie du,
Á freiá Bua noh war.

Nur mahná ſoll's dih, — wäßt? an dös, —
An dös áh, — und an das —
Áh, wer wird Alläs da väzähl'n —
Du wäßt ſchon eh', an was!

Acht Jahre vergingen darauf, vielleicht die acht ſchönſten meines Lebens, nur ſelten getrübt von der dunklen Mahnung, als ob mein Aufenthaltsort am Ende doch nichts als ein freundliches Exil wäre, und die Großſtadt meinem Geiſte zuträglichere Nahrung darböte. In ſolchen Momenten flüchtete ich mich in Gedanken nach der Heimat, und ſchlug „Flinſerln," obwol das unabweisliche Dazwiſchenklingen volksthümlicher Töne aus meinem zweiten Vaterland: Steiermark, mich zu erinnern ſchien, daß es Zeit wäre, von dem Kreiſe, welchem ich auf dem Felde der öſterreichiſchen Volkspoeſie entgegentrat, Abſchied zu nehmen. Das that ich denn auch in einem vierten Hefte, mit welchem ich, dem Wunſche meines Verlegers zu Folge, eine zweite Auflage der drei früheren Hefte begleitete. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß man mitten unter einem Volke leben müſſe, wenn man ihm die Gedanken und Gefühle aus Kopf und Herzen, die Worte von der Zunge nehmen will, da die lebhafteſte Erinnerung nur mit Waſſerfarben male, und daß man in der Poeſie nichts erzwingen ſolle, gab ich mein Deſſert: „Fur meini lieb'n Öſtreichá alli mitánandá als á kloan's Andenk'n," und bot es ihnen, nicht ahnend, daß ich ihnen, nach kaum vier Jahren, ſelbſt wieder angehören ſollte, mit den Strophen:

Landsleut', Brüder — ih bin ferti,
Was ih má dáwirthſchaft't hab',
Was má mein lieb's Oeſtreich trag'n hat,
Ausgeb'n is's, — 's is d' letzti Gab'.

Mein God! was ih eng All's ſag'n möcht', —
Was mih druckt, — es is ſo viel:
Weil ih's eng nit Allás ſag'n kann,
Schaut's — ſo bleib' ih liebá ſtill.

Wann ih ánmahl wiedá z'ruckkumm', —
Wann ih z'ruckkumm'! — Ja — dös: Wann? —
„Wann und Aber!" — Laß'n má's gut ſein! —
D' letzti Barſchaft, nehmt's ás an!

Ungeachtet ich mich aber mit dem Gedanken, meine Sammlung niederöſterreichiſcher Dialekt-Lieder als abgeſchloſſen zu betrachten, abgefunden hatte, ſo konnte ich doch einigen Veranlaſſungen zu neuen Productionen nicht widerſtehen, und ſo entſtanden denn, theils noch während meines Aufenthaltes in Cilli, theils ſchon ſeit meiner Rückkehr nach Wien, mehrere Stücke, welche der gegenwärtigen, auf allſeitiges Verlangen veranſtalteten, die Stelle einer dritten Auflage vertretenden, Sammlung zur Vermehrung dienen. Indem ich dieſe meinen Landsleuten vertrauensvoll übergebe, ſpreche ich zum zweiten Male öffentlich den Entſchluß aus, — jetzt ernſtlich abzuſchließen, indem ich das „Aufhören zur rechten Zeit" für eine Pflicht jedes Schriftſtellers, namentlich aber des Lyrikers, halte.

Ich habe mit meinen Dialekt-Liedern erreicht, was ich zu erreichen beabſichtigt, wenn gleich nicht gehofft hatte: ſie befriedigten den Gebildeten, — und gingen in's Volk über. Sie werden, begleitet von den Tönen eines H. Proch, J. B. Randhartinger, Joſ. Fiſchhof, Franz v. Suppé, B. A. Wagner, u. A., in Salons gehört; — und von herumziehenden Alpenſängern und Harfnern in Gaſtſtuben geſungen; manche davon wurden von der Maſſe des Volkes im Theater beklatſcht und lärmend zur Wiederholung verlangt, während andere unerkannt in Liederſammlungen, als originale, unmittelbar dem Munde des nieder- und oberöſterreichiſchen Landmannes abgelauſchte, „Schnadahüpf'ln“ kurſiren; einzelne fanden, gehoben durch den draſtiſchen Vortrag eines W. Scholz, vor der Elite eines Concertpublikums eben ſo lebhaften Beifall, als ſie, in häuslichen Kreiſen, von anſpruchloſen Dilettanten vorgetragen, zu erhalten pflegen. Selbſt das ſpröde Ausland beachtete ſie: ſowol das Brockhaus'ſche, als das Reichenbach'ſche Converſations-Lexikon erwähnt ihrer mit Auszeichnung. Bei M. W. Götzinger, Thom. Scherr, Firmenich, A. Lewald u. m. A. repräſentiren ſie theils allein, theils im Vereine mit J. F. Caſtelli's Dialekt-Liedern, die niederöſterreichiſche Mundart. Und, abgeſehen von dieſem Allem, — ſie erlebten eine dritte Auflage, Beweis genug, daß ſie Anklang gefunden haben.

Mir erübrigt daher nichts, als meinen innigſten Dank für ſo viele Theilnahme auszuſprechen, nebſt der Bitte, daß auch dieſe Sammlung durch raſchen Abſatz als wirkliches Bedürfniß ſich erweiſen möge, ſowie ſchließlich noch einige Bemerkungen über die in derſelben beobachtete Anordnung und Schreibart beizufügen.

Was die neue Anordnung betrifft, ſo habe ich vorerſt, um dem Ganzen eine anſtändigere Geſtalt zu geben, aus vier Büchlein ein völlig neues Buch gemacht, welches in zwei Abtheilungen zerfällt. Die erſte Abtheilung umfaßt vier Centurien „Flinſerln“ in ununterbrochener Reihenfolge; die zweite beſteht aus der ſogenannten, „Zuawag',“ welche in fünf kleinere Abſchnitte eingetheilt iſt. Der erſte dieſer Abſchnitte enthält 24 Gedichte ernſteren, gemüthlichen Inhaltes, wovon die fünf letzten freie Nachbildungen bekannter Stücke aus griechiſchen und römiſchen Klaſſikern ſind, und zwar aus Anakreon: „Wie ma's kennt!“ (53. Ode) und: „Heunt' und murring“ (15. Ode); aus Horaz: „G'ſcheidt is ſchön“ (I. Buch,

11. Ode), „Dá Bekehrti“ (I. Buch, 34. Ode) und „Gleichmuth“ (II. Buch, 3. Ode). Der Gedanke, das, was große Sänger der Vorwelt ſangen, mit ſeiner ewigbleibenden Wahrheit und Trefflichkeit, dem Volksmunde der Jetztzeit geläufig zu machen, ergriff mich, obwol mir ſelbſt nicht ganz klar, einmal ſo heftig, daß ich mit dieſen wenigen Oden den Verſuch machte. Wenn er auch nicht zu dem führen kann, was ich damit beabſichtigte, ſo dürfte er wenigſtens, als ein kleiner Beweis für die Allgiltigkeit echt populärer Sänger, wie die genannten, zu allen Zeiten, in pſychologiſcher und philologiſcher Hinſicht nicht unintereſſant ſein. Der zweite Abſchnitt der zweiten Abtheilung bringt ein patriotiſches Idyll: „Wie's dá Bauá mi'm Koaſa moant!“ ein Seitenſtück zu J. F. Caſtelli's bekanntem Gelegenheitsgedichte: „Da Baua, bai'n Koaſa ſeina Grängad,“ auf welches im Text auch angeſpielt iſt. Es war urſprünglich für ein vaterländiſches Denkbuch zur Feier der vierzigjährigen Regierung des höchſtſeligen Kaiſers beſtimmt. Als Abdruck einer Volksſtimmung, welche ſich zu Oeſterreichs Glück eben ſo forterbt, wie ſeine Krone, glaubte ich es auch in dieſer Geſammt-Ausgabe nicht unterdrücken zu dürfen, zumal, da es zugleich einen Beleg für die metriſche Schmiegſamkeit des öſterreichiſchen Dialekts liefert. — Der dritte Abſchnitt bietet Freunden der Declamation und des heiteren Geſanges vierzehn Piecen dar, welchen ein paar Räthſelchen beigefügt ſind. Nr. 7 und Nr. 11 davon haben, im Munde des beliebten W. Scholz, bei mehrfachen Gelegenheiten ihre komiſche Kraft bewährt. Die beiden letzten Lieder dieſes Abſchnittes, welche nebſt dem unmittelbar vorausgehenden den eigentlichen Wiener-Dialekt repräſentiren können, erregten in einem auf dem k. k. Joſephſtädter-Theater in Wien zur Aufführung gebrachten Compagnie-Stücke, erſteres vom Herrn Feichtinger, letzteres vom Herrn Weiß vorge-

tragen, enthuſiaſtiſchen Applaus, woran die melodiöſe Muſik vom Capellmeiſter Franz v. Suppé gewiß nicht geringen Antheil hatte. — Im vierten Abſchnitte finden die Leſer drei dramatiſche Scenen, wovon die beiden letzten bisher ungedruckt waren. Die Scene: „Dá närriſchi Baua" bildete ein Zehntel eines von zehn Schriftſtellern gemeinſchaftlich verfaßten und zum Vortheile des verarmten (ſeither verſtorbenen) Roman- und Bühnendichters J. A. Gleich, auf dem k. k. Joſephſtädter-Theater dargeſtellten Muſiv-Stückes, und fand, namentlich wegen des „Perl-Liedes", welches durch die elegiſche Compoſition von Heinrich Proch und durch den ausdrucksvollen Vortrag des Herrn Baptiſt, wie ich las, raſch zündete, ſtürmiſchen Beifall. In dem dramatiſchen Idyll: „'s letzti Fenſterln," welches ſein Schickſal auf der Bühne erſt zu gewärtigen hat, wagte ich den Verſuch, mitten im Dialoge, wo die Situation, ja, ich möchte ſagen, wo Herz und Lippe faſt unwillkürlich es fordern, unmittelbar das echte, originale Volkslied mit Ton und Wort anklingen zu laſſen. — Der fünfte Abſchnitt reiht die vier proſaiſchen „G'ſchicht'ln" aneinander, welche die Schlußſteine der früheren Hefte bildeten und hier ſorgfältig durchgeſehen und abgerundet erſcheinen. — Das angehängte, aus den früheren vier Wörterverzeichniſſen zuſammengeſchmolzene Idiotikon leiſtet mehr als dieſe, indem es über tauſend, der öſterreichiſchen Mundart eigenthümliche oder in ihr fremdartig klingende Wörter nicht nur ihrer Bedeutung nach, ſondern auch etymologiſch zu erklären verſucht. Die Werke, welche ich zu dieſer kurzen, aber, wie ich hoffe, genügenden Interpretation zu Rathe zog und benützte, ſind:

M. Höfer. Etymolog. Wörterbuch der in Ober-Deutſchland, vorzüglich aber in Oeſterreich üblichen Mundart. Linz 1815. 3 Thle.

— — Die Volksſprache in Oeſterreich, vorzüglich ob der Enns ꝛc. ꝛc. Wien, 1800.

A. v. Klein. Deutſches Provinzial-Wörterbuch. Frankfurt und Leipzig 1792.

Mundart der Oeſterreicher, oder Kern aller ächt öſterreichiſchen Phraſen und Redensarten. Wien, 1800. (Nur A u. B.)

K. Fiſcher. Von dem Purismus der öſterreichiſchen Mundart. (In Fr. Schlegel's deutſchem Muſeum. 1813. December.)

— — Von den poetiſchen Elementen der öſterreichiſchen Volksſprache. (In den Friedensblättern 1814, Nr. 71 und folg.)

Franz Ziska und J. M. Schottky. Oeſterreichiſche Volkslieder mit ihren Singweiſen. Peſth, 1819 (beſonders im Anhange S. 245—282).

J. F. Caſtelli. Gedichte in niederöſterr. Mundart. Wien 1828. (S. XVI—XXX und 239—248).

Philipp Hafner. Geſammelte Schriften. Wien, 1812. 3 Bde. (Beſonders die Anmerkungen dazu.)

J. Andreas Schmeller. Baieriſches Wörterbuch. Stuttgart und Tübingen. 1827. 4 Bde.

Friedr. Schmitthenner. Kurzes deutſches Wörterbuch. Darmſtadt 1834, nebſt mehreren Gloſſarien zum „Nibelungenlied“ (von Aug. Zeune. Berlin, 1815), zu „Hans Sachs“ (von J. H. Häßlein. Nürnberg, 1781), und von J. Ad. Göz, ebend. 1830 u. m. a.; Voigt's Aufſatz über das Stillleben des Hochmeiſters des deutſchen Ordens und ſeinen Fürſtenhof (in Raumer's hiſtor. Taſchenbuche f. 1830); dem Nachlaſſe der Gebrüder Pez in Melk (in Codice F. 129, item in Cod. P. 55. ꝛc. K. 21); Sig. Popowitſch's handſchriftlichen Notaten (in der k. k. Hofbibliothek in Wien); v. d. Hagen's, Joſ. Bergmann's u. a. ſprachwiſſenſchaftlichen Mittheilungen in den Wiener Jahrbüchern der Literatur u. m. a.

So viel über die Anordnung.

Die wichtigſte und mühſamſte Veränderung in dieſer neuen Sammlung betraf die Schreibart. Abweichend von meinen Vorgängern, machte ich mir gleich anfänglich Einfachheit zum Geſetze. — „Wenn ich für den Bauer ſchriebe,“ äußerte ich mich ſchon vor ſechzehn Jahren, — „ſo ſchriebe ich Alles hochdeutſch, in der feſten Ueberzeugung, daß er es dann in ſeinem Dialekt abläſe. Nun ſchreib' ich aber nicht eben für den Bauer, ſondern für Leſer, die wol eines Fingerzeiges, aber ſonſt auch keiner weiteren Anweiſung bedürfen, um den rechten Ton anzuſchlagen. Der Ausländer möge, wenn er mir die Ehre geben will, meine „Flinſerln“ zu muſtern, das thun, was wir mit einem Berlinerſchwanke thun, wenn wir ihn gerne verſtänden; wir bitten nämlich einen des Dialektes vollkommen mächtigen Vorleſer, uns das Ding vorzutragen, oder uns zu lehren, wie man's lieſt. Ueberladene Bezeichnung erinnert an die Qual, die ein Deutſcher hätte, wenn er nur ein Geſpräch aus Meidinger's deutſcher Sprachlehre für Franzoſen geläufig leſen ſollte“. — So dachte ich damals, und glaubte wirklich, Alles ſo einfach als möglich bezeichnet zu haben. Allein deſſenungeachtet wurde mir Ueberladung zum Vorwurfe gemacht, und mir gerathen, entweder J. P. Hebel's, ohne alle Bezeichnung geſchriebene, alemanniſche Gedichte, oder, was noch näher läge, die allbekannten Eipeldauerbriefe zum Muſter zu wählen. Ich konnte mich weder zu dem Einen noch zu dem Anderen entſchließen; zu dem Einen nicht, weil der öſterreichiſche Dialekt, dem bojoariſchen Sprachſtamm angehörig, ganz andere Laute hat, als der alemanniſche, Naſenlaute aber nicht ſo leicht ohne Bezeichnung ſchreibbar ſind, wie Kehl- und Gaumenlaute; zu dem Anderen nicht, weil die Eipeldauerbriefe zunächſt auf den Wiener Dialekt beſchränkt und überhaupt ohne abſichtlichen Hinblick auf Ausſprache, Abſtammung oder irgend einen anderen conſequenten Anhaltspunkt geſchrieben ſind. Uebrigens fühlte ich das Schwankende meiner Schreibart ſelbſt, was aus den haltloſen Entſchuldigungen und Ausweichungen erſichtlich iſt, die ich in den Vorreden zum dritten und ſelbſt zum vierten Hefte vorbrachte, bei welchem doch, da es eine zweite

Auflage introducirte, eine Regulirung am leichteſten erzweckbar geweſen wäre.

Im gleichen Falle befand ich mich nun wieder bei Veranſtaltung dieſer Geſammtausgabe. Allgemein war der Wunſch der Leſer, all' dies Schnörkel- und Klammerwerk, all' dieſe übergeſchriebenen und eingeklemmten Buchſtaben, all' dieſe wunderlichen, das bekannteſte Wort oft zum unverſtändlichen Ungethüm entſtellenden, Laut-Zuſpitzungen, Dämpfungen und Quetſchungen beſeitigt, und die reindeutſche Schreibart nur dort aufgegeben zu ſehen, wo Vers oder Reim, oder die allzu ſehr abweichende Dialektform es unabweislich fordern. Das Publikum muß wiſſen, was ihm am bequemſten iſt; und die Pflicht des Schriftſtellers iſt, dem Publikum nachzugeben, wenn es nicht mehr Unrecht hat, als er Recht.

Der ſicherſte Haltpunkt, meiner Meinung nach, wäre die Abſtammung. Wo iſt aber der Sprachgenealog, der mit Beſtimmtheit jedes Wörtchens Stammbaum verfolgen kann? — Erit mihi magnus Apollo! — Da ich nun kein ſolcher Apoll bin, ſo mußt' ich mich wol um einen anderen Anker umſehen. — Alſo die Ausſprache?! — Gewiß, nach der Etymologie, der haltbarſte. Allein welch' feines Ohr gehört dazu, um für jeden Laut, ja jeden Uebergang, jede Nuance, jede Dehnung oder Schärfung, jedes flüchtige Vorwalten der einzelnen Sprachorgane das entſprechende, für Jeden der leſen kann, unverkenn- und unverfehlbare Zeichen auf's Papier zu zaubern! Es gehörte eine Art toniſcher Daguerreotypie dazu! — Iſt aber dieſe Ton-Copie nicht vollkommen, ſo kommt es, denk' ich, auf ein Bischen mehr oder weniger nicht an; wenigſtens für den Leſer nicht, dem es, trotz allen Vergnügens an der Form, doch zumeiſt um den Inhalt zu thun iſt. Der gelehrte J. Andreas Schmeller, welcher in ſeinem baieriſchen Wörterbuche eine wahre Rieſenarbeit über die bojoariſche Sprachform, der auch unſer Dialekt, ſeinen Elementen nach, angehört, geliefert hat, adoptirt zur näheren Beſtimmung der Vocale, außer den gewöhnlichen Zeichen, 17, für die Conſonanten 6 Bezeichnungen, und nimmt überdies, zur Andeutung anderer Modificationen in der Ausſprache, noch ein Zeichen (.) für einen unausgeſprochenen Vocal, 3 Zeichen (˜ ' ') für unausgeſprochene Conſonanten, und einen Circumflex für den Naſenlaut nach einem Vocal oder Diphthong an. Minder in's Detail gingen die Schriftſteller, welche den niederöſterreichiſchen Dialekt vor mir kultivirten, wiewol auch ihre Schreibart, nicht ſowol wegen des übergeſetzten Buchſtabens (o) oder Zeichens (o) zur Andeutung des tiefen **a** (**å**), oder wegen des, auf halber Linie ſtehenden, verbindenden **r** (mia$^{r}$), als vielmehr wegen Conſonanten-Auflöſungen (z. B. **gs**, **ks**, für **x**), wegen der Ziſchlaute (z. B. **ſchd**, **ſchb**, für **ſt**, **ſp**), wegen der Subſtitutionen (z. B. **d**, **f**, **g**, **mpf**, **ü**, **ia**, **ai**, für **t**, **v**, **k**, **ngf**, **i**, **ü**, **ei**), wegen der ungewöhnlichen Zeichen für Verſchmelzung der Vocale, für den Naſenlaut (z. B. **õa**, **ko͡añ**), dem Texte ein ſo ſeltſames, buntſcheckiges, fremdartiges, abſchreckendes, ja ſelbſt typographiſch unſchönes Anſehen gibt, daß der Leſer wahrlich eine gewiſſe Ueberwindung nöthig hat, um ein leichtes Liedchen, welches in einer Mundart geſchrieben iſt, die er mit der Muttermilch einſog, aus dieſem wimmelnden Runenhaufen zuſammen zu buchſtabiren. Und dennoch wäre es, trotz der aufmerkſamſten Handhabung dieſer Unterſcheidungsmerkmale, nicht leicht zu vermeiden, daß nicht oft ein- und dasſelbe Wort auf einem und demſelben Blatte verſchieden geſchrieben erſchiene, da der Dichter, der ſich eines Dialektes bedient, das Recht anſprechen darf, alle Formen desſelben, welche (weil unſere Berge nicht nur Wetter-, ſondern auch Wörterſcheiden ſind), faſt in jedem Bezirke andere Nuancen haben, nach Maßgabe des Metrums, des Reimes, des Colorit's, der Stellung u. ſ. w.

beliebig durcheinander zu werfen. Die Stätigkeit der Schreibart würde alſo, ſelbſt bei der möglichſten Genauigkeit, nur hinſichtlich der einzelnen Laute in den Wörtern, nicht aber auch hinſichtlich der Wörter ſelbſt, eingehalten werden können. Das Alles ſah und ſehe ich ein, und deſſen ungeachtet trennte ich mich nur ſchwer von einer Schreibart, welche nicht nur achtenswerthe Autoritäten, ſondern eben in ihrer Fremdartigkeit und Sprödigkeit auch eine Art von Nobleſſe und Reiz für ſich hat, deren Erſtere die ſo geſchriebenen Dialekt-Lieder gewiſſermaßen, ſchon der Form nach, von dem ſchoflen Wuſte platten Bänkelſingſang's eximirt, während der Letztere den wahren Freund der Volkspoeſie eher anſpornt, als abſchreckt, um des Kernes willen, den er liebt, die rauhe Schale zu knacken. Schwer, wie geſagt, trennte ich mich von dieſer Schreibart, aber ich trennte mich doch von ihr, — weil es der allgemeine Wunſch der Leſer war, und weil die Aeltern, welche ſich mit meiner alten Schreibart plagten, wol mit Recht fordern können, daß ihre Kinder, die nun eben, ſeit fünfzehn Jahren, zur Lektüre dieſer Geſammtausgabe herangereift ſein dürften, es leichter und bequemer haben mögen.

Ich ließ daher alle Schleifen und Häkchen, alle über- und nebengeſchriebenen Buchſtaben, alle Ziſchlaute und Buchſtabenverwechſelungen weg; wich nur dort von der hochdeutſchen Schreibart ab, wo eine totale Differenz, eine ſelbſt dem gebildeten Oeſterreicher geläufige Abweichung, oder Vers, Reim, Stellung u. ſ. w. es forderten, behielt nichts bei, als die Apoſtrophe für ausgefallene Buchſtaben, und erlaubte mir dafür keinen anderen Erſatz, als die Anhängung der Schlußconſonanten der Endungen, und die unerläßliche Bezeichnung (nicht, wie früher des tiefen), ſondern des hohen **a** durch einen einfachen Accent (á). Zum Beweiſe, wie bequem ich es dem Publikum, im Vergleiche mit der Schreibart Anderer und meiner aufgegebenen eigenen zu machen ſuchte, ſtellte ich am Schluſſe (I) ein paar Strophen, nach Schmeller's (a, α), meiner Vorgänger (b, β), meiner früheren eigenen (c, γ) und meiner jetzigen (d, δ) Schreibart zuſammen, damit der Leſer ſelbſt entſcheiden könne. Für Jene aber, welchen es bei der Einfachheit meiner jetzigen Schreibart ſchwer ſein dürfte, ſich einen annähernden Begriff von dem eigentlichen Klang unſeres, etwas eigenſinnigen, Dialektes zu machen, gebe ich, ſtatt der früheren Zeichen-Erklärung, eine kurze Andeutung (II), wie die einzelnen Laute in der öſterreichiſchen Mundart beiläufig ausgeſprochen werden. Sapienti sat! —

Wien, im Wintermonde 1843.

**J. G. Seidl.**

## I.

(a)

Ietzt háb I no˜ sécha kreuzə',
Dé g·hör·n nét mei,˜ nét dei,˜
Drá di' Wáwə'l, drá di',
Və'suffə˜ müəss·n s' sei!

(b)

Hiazd hån i noh ſöx Graiza,
Dö g'hear'n nöd maiñ, nöd daiñ,
Drah' di Wawa'l, drah' di,
Faſoffa miaſſ'n's ſeiñ!

(c)

Jatzt håb' i no ſechs Kraiza
Dö g'hear'n nid meiñ, nid deiñ:
Drah' di, Wawerl, drah' di,
Baſoffa müaſſ'n's ſeyn!

(d)

Jetzt hab' ih noh ſechs Kreuzá,
Dö g'hör'n nit mein, nit dein:
Dráh' dih, Wáwerl, dráh' dih,
Báſoffá müſſ'n ſ' ſeyn!

(e)

Bist ə˜ hübsch Deənl, bist ə˜ fei˜s Deənl,
Åbə' mei˜ Deənl bist nét;
Håst ə˜ hübsch Taə,˜ håst ə˜ fei˜s Taə,˜
Åbə' mei˜ Taə˜ håst nét.

(β)

Bisd a hibich Te͡andl, bisd a faiñ's Te͡andl,
Åba maiñ Te͡andl bisd nöd;
Håsd a hibich Do͡añ, håsd a faiñs Do͡añ,
Åba maiñ Do͡añ håsd nöd.

(γ)

Biſt a hübich' Te͡a$^{r}$ndl, biſt a feiñ's Te͡a$^{r}$ndl,
Åba meiñ Te͡a$^{r}$ndl biſt nid;
Håſt a hübich' Do͡añ, håſt a feiñs Do͡añ,
Åba meiñ Do͡an håſt nid.

(δ)

Biſt á hübich's Terndál, biſt á fein's Terndál,
Abá mein Terndál biſt nit;
Haſt á hübich's Thán, haſt á fein's Thán,
Abá mein Thán haſt nit.

---

## II.

á klingt wie a in Kaffeh; helles a.
a klingt wie å in engl. all; hohles (tiefes) a (å).
á klingt wie e (wo es nicht durch ä erſetzt iſt).
ar klingt wie oar (o͡a$^{r}$).
äu klingt wie ai.
e klingt wie ö (in den meiſten Fällen).
ei klingt wie ai.
er klingt wie ear (e͡a$^{r}$) (gewöhnlich).

**eu** klingt wie **ei**.

**g** klingt wie **ch** (gewöhnlich am Schluß, oder in der Verlängerung).

**h** klingt wie **ch** oder **g** (bisweilen).

**i** klingt wie **ü**.

**ie** klingt wie **iar** ($\overset{\frown}{\mathrm{ia}^{r}}$) (größtentheils).

**n** klingt wie im Franzöſiſchen **en** durch die Naſe, wenn ein Selbſtlaut vorhergeht und ein Mitlaut folgt. Zwiſchen zwei Selbſtlauten dient es als Bindelaut.

**ö** klingt wie **e** (außer vor **l**).

**or** klingt wie **oa**: ($\overset{\frown}{\mathrm{oa}^{r}}$) oder **uar** ($\overset{\frown}{\mathrm{ua}^{r}}$).

**p** klingt wie **b** (häufig).

**r** klingt gewöhnlich nur halb durch. Zwiſchen zwei Selbſtlauten dient es als Bindelaut.

**ſp** klingt wie **ſchp** (**ſchb**).

**ſt** klingt wie **ſcht** (**ſchd**).

**t** klingt wie **d** (größtentheils).

**u** klingt wie **ue** (**ua**, $\overset{\frown}{\mathrm{ua}^{r}}$) (oft).*)

**ü** klingt wie **i**.

---

*) Wann übrigens dieſes: „gewöhnlich, bisweilen, häufig, oft u. ſ. w." zu berückſichtigen komme, wann nicht, läßt ſich nur durch Leſenhören lernen, und wie von Gedichten überhaupt, ſo gelten vorzugsweiſe von Dialektliedern die Worte Goethes:

„Wer den Dichter will verſtehen,
Muß in Dichter's Lande gehen!"

J. G. S.

# Oeſterreicherſinn.

Die Oeſterreicherlieb' — ha! — ächte Luſt,
Muthwillig, keck, beharrlich, ſelbſtbewußt,
Froh pflückend, was der Tag an Roſen gibt:
Das muß ich wiſſen, weil ich ſo geliebt!
Doch ohne Thrän' und Seufzer iſt ſie nicht,
Sie kann auch weinen, wenn ſie lächelnd ſpricht.

Der Oeſterreichertanz — ha! — rüſt'ger Schwung,
Mit Jauchzer, Pfiff und Handgeklatſch und Sprung,
Nicht ſteifgeknixt nicht ſüßlich hingepflanzt: —
Das muß ich wiſſen, weil ich ſo getanzt!
Und doch beſeelt den loſen Walzer auch
Geheimer Wehmuth wunderſamer Hauch.

Das Oeſterreicherlied — ha! — Stegreifblitz,
Anzüglich, treffend, nie verlegen, ſpitz,
Wie's innen anſchlägt, außen ſo der Klang: —
Das muß ich wiſſen, weil ich ſelbſt ſo ſang!
Doch wenn dem Herzen wahrhaft weh' geſchieht,
So ſpricht's auch wahr, und ſingt ein rührend Lied.

Der Oeſterreichermuth, — ha! — Lebensmuth,
Der ſucht, was heiter iſt, und will, was gut,
Und gerne ſpaßt und Schweres leicht ſich macht: —
Das weiß ich, weil ich ſelber ſo gelacht!
Doch gilt es Fürſt und Vaterland und Recht,
Traun! da verſteht er auf den Spaß ſich ſchlecht.

Das iſt und bleibt des Oeſterreichers Sinn:
Ich muß es wiſſen, weil ich Einer bin;
Und ſagt nun ſo ein Beſſerwiſſer: „Nein!
Ihr könnt nie ernſt, Ihr könnt nur luſtig ſein“ —
Und weiß und iſt er Alles, der ſo ſpricht,
Ein wahrer Oeſterreicher iſt er nicht!

# Flinſerln.

Wer öſtreicháriſch denkt,
Und wer aufrichti liebt,
Und wer weg'n án'm Schazerl
Sih g'freut und betrübt —
Den wer'n dö par Kreuzá
Zu d' Flinſerln nit g'reu'n;
Abá g'fall'n ſ'erm durchaus nit,
So muß ih's halt ſei'n.

## I.

# 's erſti Hundát.

(Báſiebt's Zeug.)

Zu-n-erſt is's hánti, nachá ſüß,
Am End' is's All's in Dan'm:
Um koan'n Preis möcht' ih's nohmal g'ſpürn,
Und hergeb'n — áh um koan'n!

1.

Ih ſuch' ob'n, ih ſuch' unt',
Ih ſuch' hint', ih ſuch' vorn;
Mein' Freiheit find' ih nimmá,
Dö is ſchon válor'n!

2.

So warm is koan Feuá,
Koan' Glut is ſo háß,
Als á hámlichi Lieb' is,
Von der d' Welt nix wáß.

3.

Mein Herz war ſo leicht; —
Wann ih's g'habt hätt' in'n Füßen,
Á Schwalb'n, — hätt' ſ' má nachwoll'n,
Hätt' ſih tummeln müſſen!

4.

Ih kann's nimmer ändern,
Es is nimmá Zeit:
Mein Herz is váruckt wor'n,
Und wird nimmá g'ſcheidt!

5.

Du ſchwarzaugát's Derndál
Mi'm nußbrauná Har,
Wann's d' mih öftá ſo anſchauſt,
So wir' ih á Narr!

6.

Du haſt má d' Gedánk'n
Ganz unrichti g'macht:
Oft woaná má d' Augná,
Wann 's Herz im Leib lacht.

7.

Zwá noh ſo ſchöni Beigerln ſán
Bei weitem nit ſo ſchön,
Als wann zwá recht váliebti Leut'
Sih juſt geg'nübá ſteh'n.

8.

Ja, d' Wölkerln hab'n's gut,
Sö ſán allweil au'm Weg,
Berg'l auffi, Thal abi,
Und brauchánt koan'n Steg.

9.

Ja, wár' ih wie d' Wölkerln,
Ih ſuchát' dih g'hám
Tagtägli fünftauſád
Und fuchzehnmal hám!

10.

Wann ih dih druck', da is 's
Ganz was Ágn's, was má ſchwant:
Da hab' ih ja, ſo z' ſag'n,
Mein Glück bei dá Hand!

11.

Wann ih ſtád geh, wann ih ſtill ſteh',
So wundát's eng nit:
Ih trag' ja mein Derndál
Im Herzkámmerl mit.

12.

An deiná Link'n laß mih ſitzen,
An deiná Link'n ſitz' ih gern,
Denn da kann ih, wann má ſtád ſán,
Dein Herzerl ſchlag'n hör'n.

13.

In dá Weihnacht, in dá Metten
Hab' ih dih zu-n-erſt g'ſeg'n,
Wie's d' ſchláfri mi'm Náſerl
Au'm Betbuch biſt g'leg'n.

Unſá Lieb' dö is heili,
Unſá Lieb' hat án'n B'ſtand:
In dá Kirch'n hab' ih's Herz kriegt,
In dá Kirch'n krieg' ih d' Hand!

14.

Mit uns hat's koan' G'fahr,
Denn mir lieb'n uns in Ehr'n:
Sö kinnten uns keck
In oan Káſtel z'ſammſperr'n.

15.

Zu dir geh'-n-ih oft,
Und bei dir bleib' ih gern,
Und da wird má ſo gut,
Daß má-r übel kunnt' wer'n.

16.

Und wann ih's ſchönſti Wágerl hätt',
Ih gáng' doh z' Fuß zu dir:
Denn 's Beſti bei'n-'r-án' iárd'n Lieb'
Is doh unſtreiti — d' Müh'.

17.

Zwá Sterndáln ſtengán am Himmel,
Dö thán ſo ſtill und g'hám:
Dös oani leucht't má zu'm Derndál,
Dös andri leucht't má hám.

18.

Mein Tag hat drei Stund' nur,
Drei Stund' und mehr nit:
Oan' guti, oan' ſchlechti,
Und dö dritti geht mit.

Bei dir is mein' guti,
Mein' ſchlechti — dáhám,
Und dö dritti, dö mitgeht,
Wann ih Nachts von dir trám'.

19.

Oft trámt má, du wárſt
Mit'm Buſſeln gleich da; —
Wann ih muntá wir', küſſ' ih
Mei'n Polſterzipf a.

20.

Ih leg' mih hin, leg' mih her,
Leg' mih kreuz, leg' mih quer,
Und ih mag mih leg'n wie-r-ih will,
Dá Platz bleibt má z' viel!

21.

A Trámbüchel káſſá? —
Ih wüßt' nit, z'weg'n we!
Ih hab' nur án'n oanzing' Trám,
Den kenn' ih eh'.

22.

Koan Schütz bin ih nit,
Abá 's Handwerk kann ih treib'n:
Mein'm Derndál ſein Herz
Is mein' ſichráſti Scheib'n.

23.

Zwá Blätteln, zwá Bleameln,
Und á Reb'n um án'n Stamm:
Was für ánand b'ſchaffen is,
Find't ſih áh z'ſamm.

24.

Ja, Derndál, um d' Lieb'
Is 's á g'ſpáßigá Kauf:
Sein Herzerl váſchenkt má,
Und 'n Kopf gibt má drauf.

25.

Koan Vögerl is treuá
Sein'm Neſterl au'm Bám,
Als ih dir, lieb's Derndál,
Wann ih wach bin, wann ih trám'.

26.

Ih bin zwar koan Prinz,
Und ih bin zwar koan Kini,
Abá, — wann's d' má recht ſchön thuſt, —
Weit mehr noch bin ih!

27.

„O God!" und „Ja, ja!"
Und „Ih moan'" und „Ih muaß!"
Is oft unſá ganzá
Váliebtá Diſkurs.

28.

„Haſt má nit was ſag'n woll'n?"
So frag' ih oft dih. —
„Haſt má nit was ſag'n woll'n?"
Fragſt du ſchon z' gleich mih.

29.

Seit mi d' Lieb ſelbá
So peiningt und neckt,
Hab' ih vor alli
Váliebt'n Reſpekt.

30.

Was kümmern mih d' Sterndáln,
Was d' Sunn' und dá Mond?
Mi kümmert nur 's Haus,
Wo mein Schatzerl drin wohnt.

31.

Am Sunnta da geh'-n-ih
Drent' umi zu'm Schatz,
Und da braucht halt mein Herzerl
Án'n g'waltingá Platz;

Da hämmert's und hámmert's
Und hupt má-r in d' Höh':
Drum thut's oft áh wieder
Á Wochá lang weh!

32.

Setz' dih zu mir, lieb's Kind!
Liebli kühl wáht dá Wind;
Wann á dá gar z' kühl wáht,
Kumm in mein'n Arm!

's Wedá váwandeln zwar
Kann ih nit ganz und gar,
Abá — was gilt's? — ſchön ſtád
Wurd' dá doh warm!

33.

's erſti Veigerl brock' ih dir z' Lieb',
Dáß 's dih g'freut, dös is g'wiß:
Ih brockát's áh ſunſt nit: —
Weil's erſti grad is!

34.

Für dih thát' ih Alles,
Für mih thu'-r-ih nix!
Für dih leid' ih 's Todtſchlag'n,
Für mih — koani Wichſ'!

35.

„Du ſchlechtá Hállodri,
Dáß 's d' treu bleibſt, dös fodr' ih!" —
Dáß ih dá treu bin blieb'n,
Steht má-r in'n Augnán g'ſchrieb'n!

36.

D' Stirn laßt ſich vázieg'n,
Und mi'm Maul laßt ſich lüg'n:
Abá wer ſih auf d' Aug'n váſteht,
Acht't auf koan G'red'.

37.

Dáß má-r imm'rámal ſtreiten,
Dös macht má koan'n Gram:
Zwá ganz glatti Hölzeln
Halten áh nit feſt z'ſamm.

38.

Sobald ih dih ſtád küſſ',
So is's dá nit g'nua;
Sobald ih dih ſtark küſſ',
So greinſt: „Geh' má zua!“

39.

Ja, d'Mádelſprach' lernt ſih
Bei meiná Seel' ſchwer;
Denn ſag'n ſ': „Geh' má dáni!“
So háßt's: „Kumm nur her!“

40.

Frág' d' Freund' und frág' d' Fremden,
Frág' d' ágná fünf Sinn',
Und wie kannſt denn nur frág'n,
Ob ih gut auf dih bin?

Wann ih „Ja“ ſag', ſo haſt ja
Nix Neug's mehr dáfahr'n,
Und wann ih „Nán“ ſag', ſo wáßt ja
Ih will dih nur narr'n!

41.

Geh', woan' nit, wer wáß's,
Is 's am End' áh noh wahr:
Dös unnützi Kränká
Macht zeitli grau's Har.

42.

Frau Máhm und Herr Vedá,
Red't's zu, ſo lang 's möcht's;
Ös macht's aus-r-án'm ſchön'n Wedá,
Gleihwol koan ſchlecht's.

43.

Dö Finken hab'n Kröpferln,
Da ſingen ſ' dámit:
D' Frau Máhm hat án'n Kropf gar,
Abá ſingá kann's nit.

44.

Und dá wampáti Bedá,
Schau, ſchleimt ſih halt noh:
Koan Bär is á nit,
Abá brummá kann á doh.

45.

Ih hab' auf dös G'ſindel
Mein Lebta nit zählt:
Dö geb'n uns koan' Windel,
Viel wen'ger á Geld.

46.

Geh', woan' nit, weil's d' arm biſt:
Ih bin ja nit reich;
Du g'freuáſt mih lang nit ſo,
Wárſt d' má nit gleich.

47.

Á Geld braucht nur, wer ſunſt nix kann,
Bei mir wár's übáſchi:
Denn brauch' ih oan's, ſo thu'-r-ih was,
Dázu brauch' ih nit dih!

48.

Kränk' dih z'weg'n dem nit a,
Noth kennt koan' Noth:
Weil ih nur 's Háſerl hab',
's Gráſerl gibt God.

49.

Ja, d' Lieb álloani halt't
Leib und Seel' z'ſamm,
Ohni dö Lieb' wár' ih
Längſt 'm Leb'n gram.

50.

Deini Aug'n ſán váwánt,
Und dein Náſerl is roth,
Und is dá gleih All's g'ſtorb'n:
Dö Lieb' is nit todt!

51.

Und ſo lang d' Lieb' noh lebt,
Und ſo lang ih mih rühr',
So lang därfſt nit bedeln,
Ih ſteh' dá dáfür!

52.

„Auf was má denn heirat'n?“
Fragt dá g'ſtreng' Herr:
„No, auf d' Lieb und auf's Glück halt,
„Was brauch'n má denn mehr?“ —

53.

D' Grundeln im Haltábach
Schwimmt oan's dem andern nach,
Sán voll Vágnügenheit, —
Is dös nit g'ſcheidt?

54.

Hollá, lieb's Derndál,
Guck' eini in'n Bach!
Und mach'n má's den Grundeln
Halt áh dáweil nach!

55.

Ih wiſſát' uns zwá Ámteln,
Oan's dir und oan's für mih:
Du müaſſáſt fleißi Grill'n fangen,
Und Trübſal blaſát' — ih.

56.

„Laß's gut ſeyn!“ ſagt ſ' oft,
Wann ſ' mih trübſinni find't. —
Ja, wann má nur widá's Pſnōten
Was einnehmá kinnt'!

57.

Im Wald ſchreit dá Gugá;
Wart', zähl'n má mit!
Längá, wie du, mein Schatz,
Leb' ih g'wiß nit.

58.

Kinnt' ih áh längá leb'n,
Hätt' ih nit dih dáneb'n? —
Was ih g'ſpan', was ih g'ſpür',
Kummt ja von dir!

59.

Wár'n unſeri Herzerln
Zwá Glöckerln, dö Freud'! —
Was gáb' dös nit oft
Für á wundáſchön's G'läut'!

60.

Und wár' dein Herz á Wieg'n, und mein's
Á Kind, — dös wár' halt rár!
Dá wiegát' ih's tagaus, tagein,
Bis 's nimmá ſtreiti wár'!

61.

Geh' ſcham' dih nit und buſſel' nur,
Drauf ſteht ja koan Bábot:
Was ſchnábeln d' weißen Täuberln nit,
Und dená wird koan's roth.

62.

Wie ſo gut und freundli lacht d' Frau Sunn',
Wie-r-is d' Luſt ſo klar und bláb:
Und mir kummt noh All's weit ſchöná vor,
Weil ih dih neb'n meiná háb'!

63.

Du, — Derndál, — ih bin's, — hörſt! Steh' auf!
D' Sunn' ſcheint ſchon, — kumm zu mir:
Eh' ih auf's Feld geh', hätt' ih gern
Á Buſſerl noh von dir!

64.

Wann heunt' mein Herz á Schlöſſerl wár',
Heunt' laſſát' erm koan' Ruh',
Ih' ſperrát's auf und lüſtát's aus,
Und ſperrát's wieder zu.

65.

Ih hab' koan ágn's Häuſerl,
Koan Feld und koan' Kuah,
Abá mein bráv's ágn's Derndál,
Und dös is má g'nua.

66.

Koan kloanbánlát's Wuzerl,
Hübſch groß is mein Schatz,
Und doh hat er in mein'm kloan'n
Herzerl án'n Platz.

67.

Dáß ih nit eiſern thu',
Dös is ganz kloar;
I gunnát' nur Koan'm von dir
Koan Hárl Hoar.

68.

Dá Gánauſá gift't ſih,
Wann d' Gánſerin wer huſſt:
Und ih ſollt' mih nit gift'n,
Wann á-n-Andrá dih buſſt?! —

69.

Drei Wochen nach Oſtern
Da heirat'n má z'ſamm,
Schon deſtweg'n, dáß d' Leuteln
Was z' red'n von uns hab'n.

70.

„Á-n-ewigá Ehr'nta!"
Dös, moanſt, wár' á Pracht? —
Ih dank' für án'n ewingá,
Der hätt' koan' Nacht.

71.

Moanſt g'wiß, du häſt má z'viel ſchon geb'n,
Und ziegſt dih deſtweg'n z'ruck,
Und gunnſt an heiling' Zeiten kám
Jetzt oanmal Oan'm án'n Druck?

Glaub' ja dös nit, mein Schatz, und küſſ'
Und druck' mih müd und matt:
Mein Oad! — in ſöltán Stuck'n bin
Ih frei á Nimmáſatt!

72.

Du willſt nit, du magſt nit,
Ih kann nix dafür:
Á Dirn bleibt á Mádel,
Dös ſiecht má-r-an dir!

73.

Dir is mein letzt's Brieferl
Unleſerli blieb'n? —
Ja, d' Lieb' kann halt leſen nur,
Was d' Lieb' hat g'ſchrieb'n!

74.

Dö Lieb' is koan Apfel,
Den má theilt, wie má will;
Der hat ſchon g'wiß z'weni,
Der moant, er hätt' z'viel.

75.

Wann's d' wieder auf Wieſen gehſt,
Laß dein' Lieb' z' Haus,
Sunſt fallt's dá beim Máh'n
Aus'm Mieder heraus.

76.

Im Windthal, auf dá Küahwád',
Wo dá Wind ſih ſo fangt,
Da, hör' ih, kann's d' Lieb' váwáh'n,
Wann má's válangt.

„Nur wann má's válangt,
Denn ſunſt bleibt's auf ihr'm Fleck,
Und ſunſt zárrn's wol vier
Pumpfáſti Röſſerln nit weg.“

77.

Eh' dá Schnee weggeht goar
Aendát á d' Farb' bivoar,
Abá dö Treu' várrint,
Ehwenn má ſih b'ſinnt.

78.

Wann ih denk' an dein' bánfeſti
Treu' bis in's Grab,
So greif' ih an'n Kopf, ob ih'n
Richti noh hab'!

79.

Vor'm Haus hat dá Hund g'heult:
Sterb'n muß wer, ganz g'wiß! —
Lieb's, goar ſo treu's Derndál,
Wann's d' Lieb' nur nit is!

80.

Wann's du erm 's Waſſá woaná tháſt,
Vátrickern müaſſt' dá Bach:
Denn d' Weiberzächern dauern juſt
Von Elfi bis z' Mittag!

81.

Drinnad hat ſ' zärtli than,
G'jámmert und g'röhrt;
Kám war ih drauſt, hab' ih ſ'
Pfucház'n g'hört.

82.

Und wann gleih á G'fahr is,
Daß 's Herz dábei bricht,
Wann d' G'ſchicht ámal wahr is,
So lüg' nit in's G'ſicht!

83.

Á hátſchatá Spielmann,
Der laßt dá koan' Ruh'? —
Áft ſpiel' ámal i h, — und er
Tanzt má dazu.

84.

Wann ih den dáwiſchát',
Der kriegát' koan' Gnad',
I ſchlagát den krumpen
Schmározer frei grad.

85.

Á Stadtherr hat mit dir fahr'n woll'n?
Wann er's wieder möcht', ruf' mih nur hám:
Wann á goar ſo á Schneid' auf's Fahr'n hat,
No — ih fahr' halt mit erm um án'n Lahm.

86.

Án'n Badág'ſell'n kinnt'ſt gern hab'n?
Bedenk' doh dö G'fahr! —
Á ſo á Balbierá
Laßt Koan'm koan gut's Har!

87.

Á Loch kann má flicken,
Abá ganz nimmermehr,
Und á z'riſſáni Lieb'
Dö váheilt ſich goar ſchwer!

88.

Wann Oan'm a Hemád z'reißt,
Gift't má ſih g'nua;
Wann Oan'm was d' Lieb' várreißt,
Lacht má dazua.

89.

Z'weg'n we, Derndál, machát's má
Goar á ſo hoaß?
War eh' ja nit mehr, als á
Weittrieb'ná G'ſpoaß.

90.

Wie gut als ſ' má's moant,
Hab' ih iezt erſt dafahr'n:
Dáß ih ja nimmer hungri wir',
Laßt ſ' már án'n — Schmar'n.

91.

Laß' má mein Derndál geb'n,
Kerl, und lauf': —
Wann ih á Kreid'n find', —
Heunt' ſchreib' ih auf.

92.

Kruzifix! ih möcht' nix,
Als án' eiſáni Hand:
Heunt' hau-r-át' ih alli fünf
Finger an d' Wand!

93.

Herrgod! mit Recht
Macht á Jágá ſih brád:
Wann er án'n Gift hat,
Báſchießt á ſein Lád.

94.

Schau, ſchau, zu-n-án'm Müllner
Bin ih wor'n, wie-r-ih glaub',
Denn mein' Hoffnung is — Waſſá,
Mein Glück is — á Staub;

Und um was ſih mein G'werb dráht,
Dös Herz, is — á Stoan! —
Zu-n-án'm Müllner in dá Lieb'
Bin ih wor'n, wie-r-ih moan'!

95.

Du wäßt nit, gut's Derndál,
Wárum ih mih zürn'? —
Mein Herz haſt á ſo ſchon,
Möch'ſt nit áh mein Hirn?

96.

Glaub' nit, ih thu' woaná!
Mih druckt's nur im Hals,
Ih hab' nur mein Tüchel
Z' feſt um, dös is All's.

97.

Glaub' ja nit, ih wagel',
Und kann nit recht ſteh'n:
Mih laſſ'n nur d' Hean'raug'n
Nit ordátli geh'n.

98.

Glaub' ja nit, 's Vánandágeh'n
Greift Oan'n ſo an: —
Jetzt geh'-n-ih in's Wirthshäuſ'l
Und trink' ma-r-án'n Mann!

99.

Jetzt bleib' ih im Wirthshäuſ'l
Und ſchwammel' äft z' Haus;
Vielleicht ſchlaf' ih d' Lieb'
Mit'm Räuſcherl z'gleich aus!

100.

So wird má von dá Lieb' betrog'n,
So wird dá Menſch vákennt,
Und mit dá Lieb' hat — dös is klar —
's váliebti Zeug á-n-End'.

## II.

# 's zweiti Hundát.

### (Lándlig's.)

In's Freii, ös Leuteln,
Im Frei'n da iſ's ſchön,
Da wird eng ſchon 's Pfnoten
Und 's Brodeln vágeh'n!

Thut's Küah' treib'n mi'm Haltá,
Mi'm Jágá thut's jag'n,
Und 'n Schiffmann um 's Waſſerl
Und 's Windfeiern frag'n.

D' Welt müßt's eng ſein anſchau'n,
Um's Derndál ſein werb'n,
Und — wo zwá Váliebti ſán,
Macht's nit z'viel Lärm.

# Auf dá Wieſn.

1.

In d' Lüſt' g'hört á Vögerl,
In 'n Bach g'hört á Fiſch,
Und dá Menſch g'hört in's Freii,
Da wird er erſt friſch.

2.

Wann á Prinz ſagát': „Tauſch'n má!“
Ih b'ſinnát' mih ſchier:
Ih wäß, was ih bin,
Abá nit, was ih wir'!

3.

Wo's Erdreich nit hart is,
Siecht má 's höchſti Gras ſteh'n,
Und wann's Herzerl recht zart is,
Wachſt d' Lieb' erſt recht ſchön.

4.

Schau, d' Himmelſchlüſſerln ſperr'n ſchon auf
Fur'n goldná Sunnáſchein,
Dös mirk'n gleih d' kloan'n Glöckerln ab,
Und läut'n 'n Auswärts ein.

5.

Im Auswärts is's luſti,
Im Auswärts is's gut;
Da hat d' Welt á grean's Kload
Und án'n himmelblab'n Hut.

6.

Schau, d' Sunn' is ſo freundli, Kind,
D' Welt is ſo g'ring,
Und ſei du doh nit trutziger,
Als á-n-iard's Ding.

7.

Und g'luſt't dih juſt 's Buſſeln nit,
Laſſ'n má's halt weg:
Aber mach' doh dein Maul auf,
Und dudel' án'n Fleck.

8.

Ja, dudeln má! 's Dudeln
G'hört áh mit zu'm Leb'n:
Es kinnt' gar koan paſſádás
Bild dáfur geb'n.

9.

Bald hoch und bald niedá,
Bald ſchleuni, bald ſtád,
Bald hell und bald krieglát,
Bald grad, bald vádraht.

10.

Und moant má, má wár' ietzt
An'n Tákt ámal g'wöhnt,
So geht Oan'm der Ath'n aus,
Und 's Lied hat á-n-End'.

11.

Wie ſchön heunt' d' Luft lächelt,
Dö blabi, reini;
Heunt' ſiecht má-r 'm Himmel
In d' Augerln eini.

12.

Wann d' Welt heunt' á Bürſcherl wár',
Oder á Dirn,
Heunt' halſát' ih's, bis á mih
Nimmá kinnt' rühr'n.

13.

In'n Wald ſchreit mein Derndál:
„Sag', mag mih mein Bui?“ —
Dá Wald hat's dárathen,
Und antwurt't ihr: „Ui!“

14.

In'n Wald ſchreit mein Derndál:
„Sag', mag mih mein Bui?“ —
Dá Wald kann franzöſiſch,
Und antwurt't ihr: „Wui!“

15.

D' Berg' hab'n koan' Lumpel nit,
D' Berg' hab'n koan' Herz:
Gleihwölſt dáwiedán ſ' Oan'm
D' Freud' und 'n Schmerz.

D' Leut' hab'n á Lumpel
Und d' Leut hab'n á Herz:
Gleihwöhlſt dáwiedán ſ'
Koan' Freud' und koan'n Schmerz.

16.

Drobmád auf der Alm da läuten ſ',
Drunt' im Thal is's mäuſerlſtill. —
Is 's drunt' ſtill, weil ſ' drobmád läuten?
Läuten ſ' drobmád, weil's drunt' ſtill?

17.

Wann ſ' drobmad ſo läuten,
Wann's drunt' á ſo ſtill is,
Da wird má ſo ſchwár,
Dáß má 's Herzerl z'viel is.

18.

Da blüht á ſchön's Veigerl,
Und gleih dáneb'n noh oan's:
Entwedá brock' alli zwá,
Odá gar koan's!

19.

Herent' is mein Acká,
Mein Häuſerl is drent': —
Und ih möcht' was, lieb's Derndal,
Mir wáſſern dö Zähnt.

Und du wáßt, was ih möcht',
Und du kennſt mein Gebitt,
Abá wann's d' má's nit ſo váſprichſt. —
Sag'n thu'-r-ih's nit.

20.

Juheiſſá, mein Schatzerl,
Geh', dudel' und lach'!
Für d' luſtingá Leut'
Gibt's án' oanzigi Sprach':

Gibt's án oanzig's kloan's Wörtel,
Und dös häßt: „Juhe!“
Und án' oanzigi Ausnahm',
Und dö häßt: „Auweh!“

21.

Is 's nit, wann durch d' Berg' ſo klar
D' Luft füráblickt,
Als wár'n ſ' von Papier
Und an'n Himmel anbickt?

22.

Is dös á Hitz' heunt'!
Ih ſag's ja, mih hat's: —
Au'm Kopf brennt mih d' Sunn',
Und auf's Herzerl mein Schatz!

23.

Bua! 's zieg'n ſich Wolkná z'ſamm:
Wer'n gleih á Wedá hab'n. —
„Dirn! laß's nur geh'n, — u mein!
„Dös wird nit 's letzti ſein!“

24.

Wann's regn't, ſo wird's naß,
Und ſo is 's halt ámal:
Und wann má váliebt is,
So hat má ſein' Qual!

# Fur án'n Jágá.

25.

Hätt' ih á ſchön's Büchſerl,
Mit Lieb' ladát' ih's,
Und zielát' auf's Terndál,
Dös treffát' ih g'wiß.

26.

Und wann ih's nit treffát',
Schon 's Straffen wár' gnua;
Wen d' Lieb' ámal g'ſtrafft hat,
Mit dem is 's ah zua.

27.

Hab' á Háſerl woll'n ſchießa,
Hab' an's Terndal denka müaſſa,
War auf ánmal mein Pulva naß,
Ih wáß nit, von was!

28.

A Schütz, wie ma'n ſuacha muß,
Der bin ſchon ih;
Ih leg' auf mein Terndal an,
Schieß' und triff' — mih!

29.

Wár' d' Gred'l
Á Reh'l,
Und 's Bürſch'l
Á Hirſch'l, —
Da wár' wol dá ganzi Wald
Voll Hirſcháin bald.

30.

Á Büchſerl au'm Rucken,
An 'n Gámsbart au'm Hut
Und á Derndál im Herzen,
Dös macht Oan'm ſchon Muth.

31.

Und kimát' dá Teuxel
Heunt' ſelbſt auf mih an,
Ih pelzát 'n z'ſamm,
Wie-r-án'n alten Faſan.

32.

Und kimát' mein Derndál,
Ih náhm's umá 'n Hals:
Und mir fehlát' nix mehr,
Aber ih fehlát' All's.

33.

Á Schütz, der váliebt is,
No, der trifft ſchon was:
Der ſchießt auf-r-án'n Gásbock,
Und moant, 's wár' á Haas.

34.

Dáß á Jágá á Blei hab'n muß,
Dös is ganz g'wiß;
Abá nit in dá Taſchen,
In'n Füßen hab' ih's.

35.

Kind, dáß ih oft G'ſichtá ſchneid',
Is, was dih quält? —
Wann á Jágá koan'n Schuß nit hätt',
Dös wár' ja g'fehlt!

36.

Es is ganz was Ágn's,
Wann má d' Berg alli kennt,
Und án'n iard'n gleih lüſti
Bei'm Spitznamá nennt.

Má-r-is nachá nindáſcht
Án oanſchichtigá Mann: —
Und es gibt doh koan' rechti Freud'
Ohni án'n G'ſpann.

37.

Wann má-r aufwachſt, wann má groß wird
Mit dö Bámer im Wald,
Nachá g'wöhnt má ſ' und kennt má ſ'
Und liebt má ſ' áh halt.

Nachá ziemt Oan'm, ſö hätt'n
Á Herz und á G'fühl,
Und es wiſſát' á-n iardá
Recht gut, was á will.

Drum beudl' ih án'n Aſt oft,
Und moan', 's is á Hand, —
Und red' mit-r-an'm Bám oft,
Als hätt' á Báſtand.

### 38.

Wann der Bám á Zungen hätt',
Der kinnt' Oan'm was ſagn;
's ganzi Ort gáng', moan' ih, her,
Daß 's 'n kinnt' befrag'n.

Ja, er brauchát' gar koan' Sprach',
Därffát', wann má 'n fragt,
Nur ſich beudl'n odá bieg'n,
Und 's wár' áh was g'ſagt.

### 39.

Wie dort dös Aſt bog'n is,
Juſt, wann má's betracht't,
Als wár's für dö Spitzbub'n
Zu'm Aufhenká g'macht.

### 40.

G'horſchamá Derná! henkát' má
Da alli Spitzbub'n her:
Koan Bám im ganzen Sprengel thát'
Mehr Früchteln trag'n, wie der!

### 41.

Wann ih nit wiſſát', Hund, dáß d' nur
Á Hund biſt und nit mehr,
Ih ſchwörát' drauf, du wár'ſt á Menſch,
Hä'ſt G'fühl für Treu' und Ehr'.

Und wár' von mann'gs án'm Menſchen nit
A ſo á g'waltig's G'ſchrá,
Ih moanát', 's wár' á Hund, und noh
A recht zaunfalſcher áh.

42.

Heunt' bin ih halt fuchti,
Heunt' bin halt ſchiach,
Und heunt' pelz' ih Allás z'ſamm,
Was ih nur kriag'.

43.

Du dalkáti Letfeig'n!
Därfſt nit dákemá,
Thu'-r-ih gleih mein ſcharfg'laden's
Büchſerl nehmá.

44.

A Jágá, wie-r-ih bin,
Schießt unvádroſſá,
Abá ſo án'n Bock hab' ih
Noh nie nit g'ſchoſſá.

45.

A Waldhorn, was hallt,
Und á Büchſerl, was knallt,
Und á Schatz, der Oan'n g'freut,
Sánt án'm Jágá ſein' Schneid'!

46.

Ohne Waldhorn is's trauri,
Ohni Büchſerl is's lár,
Und ohni Schatz wird Oan'm 's Herz
In der Oanſchicht ſo ſchwär.

A Jágá is treuá,
Wie-r-án andárá Bua;
Sein Umgang ſán d' Bám',
Und ſein' G'ſellſchaft is — d' Ruah'.

47.

Und möcht'-r áh gern hoffen,
Da hofft ſih nit viel, —
Da muß á wol gut thun,
Áh wann á nit will.

48.

Deſtweg'n is á Jágá
Dá treuáſti Bua; —
Abá glaub' má's, mein Derndál,
Er kann nix dáfur.

Ja, er kann nix dáfur,
's is ſchon ſo ſein' Nátur,
Und wann's nit á ſo wár',
Wurd' erm 's Soſein halt ſchwár.

## Für án'n Schiffmann.

49.

Geht's, thut's eng auf d' Rudá
Recht auffiláhná;
S' is gar á zách's Ludá
Dö alti Dáná!

50.

Bald is ſ' wiedá gách,
Und bald ziegt ſ' wieder aus,
Als treibát ſ' á Widáwill'n
Z'weiteſt von z' Haus.

51.

Bald láſt ſ' wie-r-á Bánd'l
Auf-r-án'm ſchön'n, graegrean'n G'wánd'l,
So rán durch's ſchöni greani
Oeſtreichá-Ländl!

52.

Wie d' Bám an-r-án'm Floß,
So ſán d' Leut' auf dá Welt:
Wann's z'ſammhalten, thut's ás,
Wann's auslaſſa-r-is's g'fehlt.

53.

Was ih ſchon für Leut' hab'
Auf Wean abibracht!
Hätt' ih ſo viel Thalá,
Mein Glück dös wár g'macht.
Und wár'n dö Fiſch' alli,
Dö auf mein'm Schiff war'n,
Da drunt' in dá Dáná,
Ih thát' nimmá fahr'n;
Da wurd' ih á Fiſchá,
Und nehmat' á Wei,
Und da treibát'n má d' prächtigſti
Stockfiſcherei!

54.

Jetzt is 's übáſtanden,
Jetzt lenk'n má ſtád ein;
Uebá's Waſſá ſán má kemá,
Jetzt geh'n má-r-übá'n Wein.

55.

Jetzt leg'n má-r-uns ſchlaffá,
Jetzt geht's ſchön ſtád fort,
Jetzt gibt's mehr au'm ganzen Weg
Koan g'fährlig's Ort.
Voran halt't uns 's Ruder
Und 's Waſſerl vom Grund,
Und drobmád dá Himmel —
Jetzt, Manná, ſchlaft's g'ſund!

56.

Wie d' Schiff' nach-r-ánander
Am Ufer dáſtengá, —
Dö Dáná g'längt übrá,
Kann ſ' nit dág'längá.

57.

An dö Rudá naſcht 's Wäſſerl
Und fürſelt im Still'n,
Und d' Fiſcherln thán drunt'
Mit dö Fádná ſih ſpiel'n.

58.

Tauch' an, tauch' an,
Mein liebá Schiffmann!
Nit im Schiff, nit au'm Waſſá,
Auf koan'm Anuſá-Platz,
Auf koaner Au, auf koan'm Hauſen, —
In dá Stadt is mein Schatz.
Is drinnád im Dernſt,
Und ſchau! wann's d' mih nit hearnzſt,
So mach', dás ih abiſlieg',
Und dáß ih'n ſiech'.

59.

Denn ſeg'n, Schiffmann, muß ih'n,
Sunſt halt' ih's nit aus;
Aſt'n nihm' ih án'n Landkutſcher,
Und führ' má'n z' Haus.

60.

Má moant, es gáng' 's Ufer
Und 's Schiff bleibát' ſteh'n:
So wird á Dirn älter,
Und dá Bua der bleibt ſchön.

61.

Á Zill'n und á Rudá, —
G'ſpreitzt's Derndál, trau' nit!
Á Schiffmann kummt weiter,
Als d' denkáſt, damit.

62.

Dö Well'n machen Grüberln,
Und 's Waſſá thut blüah'n: —
's braucht wiedá ſein Opfer,
Ih wir' mih nit irr'n!

63.

Kind, wann's du má falſch wirſt,
Án'n Ausweg hab' ih:
Ih g'läng' mit dá Hand
In mein' Freiheit abi.

64.

Mein' Freiheit is 's Waſſer,
Und 's Waſſer is gut:
Dös kühlt ſchon á wengerl
Á hoaß abrennt's Blut.

65.

Aber nán, Kind, ih fürcht' nit,
Dáß ih ſo für dih ſtirb':
Dein' Treu' is mein Anká,
Mein Faden — dein' Lieb'.

66.

Und d' Heirát is's Ufá,
Wo-r-ih anländten thu', —
Und was ih für d' Ladung
Dort einlöſ', — mein' Ruh'!

## Au'm Kirita(g).

67.

Á Sträußerl am Mieder,
Á Máſcherl au'm Hut!
Geh', tanz'n má, mein Derndál,
So lang 's ás noh thut.

68.

Wann d' Füß' ámal ſteif ſán,
Und d' Händ' ámal lahm,
Nachá wer'n má zu'm Sitzen
Zeit g'nua übriſch hab'n.

69.

Wann dá Wind wáht, is 's kalt,
Und wann's kalt is, g'rinnt's Blut,
Und da is halt á Tanzerl
Zu'm einhätzen gut.

70.

Hollá, wie's zugeht!
Dös G'ſtánz und dös G'ſchrá;
Ja — hätt'n d' Bám' Háxná,
Sö tanzát'n áh.

71.

Vier Dárm' und zwá Breteln,
Tös z'ſamm macht á Geig'n,
Und doh kann Oan'm ihr Ton ſo
In's Herz abiſteig'n.

Mein' Dirn hat koan' Schönheit,
Koan' Pracht in ihr'n Züg'n,
Und doh is má-r-ihr' Red'
In mein Herz ábigſtieg'n!

72.

Wánn Oaná nit geigná kann,
Soll á nit ſcher'n;
Und wer nie nit váliebt war,
Soll mih nit belehr'n!

73.

Ei ſo tanz' mit-r-án'm Andán,
Dáß dá Staub dani fliegt:
Ih wünſch' erm nix Aerger's,
Als dáß á dih kriegt.

74.

Denn, Mádel, wer dih kriegt,
Der is ſchon betrog'n:
Was d' denkſt, — is dáſtunken,
Was d' plauſchſt, — is dálog'n.

75.

Was haſt má nit g'ſchwor'n,
Und wie biſt nit oft g'rennt,
Und ietzt ſiech' ih halt doh,
Dáß dein Herz mih nit kennt.

76.

Denn hätt' mih dein Herz kennt,
So gábſt má-r-án'n Ruah',
Und thá'ſt má nit umádum
Allás zu'm Schur.

77.

Da tanzt ſ' mit'm Michel,
Da ſauft ſ' mit'm Hans,
Und da friſſt ſ' mi'm Báwalter
Á bratáni Gans.

Da ſchmeichelt ſ' án'm Stadtherrn,
Als wár' ſ' leicht ſein Wei,
Und ſcheangelt auf mih z'ruck,
Und hearnzt mi dábei.

78.

An'm vuringá Kirita
Hab'n má-r-uns g'ſeg'n, —
Da hätt' kinná-r-áh wol
Was G'ſcheidter's noh g'ſcheg'n.

79.

Vom vuringá Jahr her
War ſ' koan'n Tag álloan; —
Da hätt' ih áh kinná
Was G'ſcheidter's noh thoan.

80.

Á Roß, was ih ſuadá,
Á Kuh, dö ih tränk',
Und á Hund, dem ih mann'gsmal
Á Brát'lbán ſchenk':

Dös Allás ſán Ding',
Dö má doh für Oan'n g'winnt;
Abá d' Weibsbildá bleib'n
Á falſch's, undankbar's G'ſind.

81.

„Geh', Bua, laß'n má 's Tanzen,
„Und ſchleich'n má-r-uns z' Haus,
„Und plauſch'n má-r-uns untá
„Vier Aug'n ámal aus.

82.

Auf dá Hausbank is's halt
Für án'n Plauſch ſchon viel z' kalt. —
„Im Haus is's war'm gnua,
„Geh', und ſpreiz' dih nit, Bua!“

83.

Da is 's ja ſtockrab'nfinſtá,
Dáß má koan'n Stich nit ſiecht;
Ih bitt' dih, Schatz, — ih bitt' dih!
„Um was denn?“ — Um á — Liecht!

„Á Liecht? — Hätt' g'moant, was Andás!
„Zweg'n we denn um á Liecht?“ —
No, weil má-r-in dá Finſtá
Dein' Schönheit gar nicht ſiecht.

„Was willſt denn ſeg'n, du Schlánkel?
„D' Lieb ſiecht zu koaná Zeit:
„Vier Händerln braucht ſ', zwá Göſcherln,
„Oan Herzerl und á Schneid'.“

Á Göſcherl, Derndál, hab' ih,
Zwá Handerln áh — ſchau her!
D' Schneid' aber is bei'm Teuxel,
Und dös is á Malör!

84.

Jetzt tanz' ih koan'n Schritt mehr,
Kumm dani, mein Schatz;
Dort wáß ih zu'm Buſſeln
Án'n ung'ſeg'ná Platz.

85.

Und fürcht' dih nit, Derndál,
Und ſorg' dih nit z' viel:
Mit-r-án'm lieb'n, gut'n, treu'n Herzen
Treibt á bráwá Bua koan G'ſpiel.

86.

Mit-r-án'm Herzerl ſih ſpiel'n
Is á ſtark g'wagtá Schritt:
Má ſieht wol fur'n Anfang,
Fur's End' aber nit.

87.

Und wer á bráv's Derndál
Um's Herz will betrieg'n,
Den ſollt' má ja gleih
Mit-r-án'm Spagát dawürg'n.

Er nimmt ihr ja Allás,
Der ſchundigi Dieb:
Denn á Derndál hat ſo nix,
Als 's Herz und als d' Lieb'.

88.

Dá Kirta is gar, d' Hütt'n lár,
Dá Beutel is g'ring, dá Kopf ſchwár;
Geht's, ſpielt's no án'n Walzá
Mit luſtigi Schnalzá;
So jung kum'n má nimmámehr z'ſamm
Auf's Jahr, wann má Kirita hab'n.

## Auf dá Küahwád.

89.

Blaſ' nur zua,
Haltábua!
's loſt nit blos Kalm und Kuah;
Schau nur, dös Derndál durt
Will gar nit furt.

90.

Was ſtehſt denn, Derndál? — Kumm nur
Ih bin koan faulá Bua:
Zu'm Blaſen und zu'm Buſſeln
Hab' ih noh Ath'n g'nua!

91.

Heunt' küſſ' ih mein Derndál,
Heunt' bin ih noh da,
Heunt' ſpringá noh d' Lámperln,
Und morg'n ſticht má ſ' a.

### 92.

Wo's Küah' gibt, ſán Schwámmerln,
Wo's Gras gibt, ſán Küah',
Und wo's Buam gibt, ſán Derndáln,
Und wo's Derndáln gibt, — mir!

### 93.

Dáß d' Kuahrl'n diek'rirn thoan,
Dös is gár koan' Frag': —
Dös durt ſagt zu'm Beiſpiel,
Dáß 's ás Gras nimmá mag.
Dös drob'n ſagt: Steigt's auffá,
Da labt má ſih's G'müath;
Dö drunt' ſag'n: Mir dank'n,
Jetzt ſán má ſchon z' müad.
Dö Oani ſagt: Trink'n má,
Und ſtellt ſie zu'm Bach;
Dö Andán váſtengán ſ',
Und treppeln ihr nach.
Dö Oani ſagt: Freſſ'n má;
Dö Andán ſag'n: Schön!
Und laſſ'n koan Stámmerl
Bei'm Erdboden ſteh'n.
Dá Jodl mi'm Godá,
Steht, ohni ſi z' rühr'n,
Und denkt ſi: Mir müaßt's ös
Do Alli párirn!

### 94.

Wie mih dös Kuahrl da
Anſchaut ſo ſtád
Ákkrát ſo, als wánn's
Auf was nachdenká thát'.

Ja, wánn dös Kuahrl denká kinnt',
Dös denkát ſih ſchon g'wiß:
Der Bua wár' anderſt lieber wo,
Als da, wo-r-á g'rad is.

95.

Was 's Viech für á Leb'n hat!
Es denkt an koan'n Morg'n,
Es dárf ſih um's Eſſ'n
Und 's Trink'n nit ſorg'n.

Wann's wild is, dárf's z'Haus bleib'n,
Wann's ſchön is, geht's aus;
Z' Mittag, da geht's wieder
Auf á Hauráſtl z'Haus.

Und für All's dös — wie billi?
Bezáhlt's halb und halb
Á Paar Emá Milli
Und imm'r-á-mal á Kalb!

96.

Dö Kuah' mit-r-án'm Schnürleib,
Mit-r-án'm Strohhut au'm Kopf,
Mit-r-án'm ſeidánán Kittel
Und án'm Kraus umá'n Kropf,
Dö ſchauát' akkrát
Wie d' Báwalterin aus,
Wann ſ' g'ſtáßt, wie-r-án Eſſigkrug,
Dáláhnt vor'm Haus.

97.

Schnalz'n má und blaſ'n má und dudeln má was,
Trink'n má-r-á Máſſ'l, — ih zahl's!
Was ih vátrink' und váſchnalz' und váblaſ',
Wünſch ih mein'm Feind nit au'm Hals!

### 98.

D' Lieb' ſoll ih aufgeb'n?
Laßt 's má-r-án'n Fried'!
Wann dö Kuah 's Gras nit kennt,
Frißt ſ' ás áh nit.

### 99.

Es rauſcht was, es kummt was
Báſtohl'n auf mih zua:
Hab' g'moant, 's is mein Derndál,
Dáweil war's á Kuah!

### 100.

Bim, bim und bám, bám,
Dö Kuahrln zieg'n bám:
Nit zwoa gengán z'gleich,
Tritt á-n-iard's ſih ſein'n Steig.

So ſán d' Menſchen akk'rát
Gengán áh á ſo z' ſtrát:
Kemán gleihwölſt ámal
Wiedá z'ſamm in oan'm Stall.

## III.

# Wieder á Stuck á Hundát.

(Riedig's und Räudig's.)

Riedig's und Raudig's,
Knopfat's und G'ſchmeidig's:
's Derndal und 's Wei,
's Weinl dabei,
Alles, was glänzen thut,
Is ja für d' Flinſerln gut!

### Widerſpruch.

Dá Kren der ziegt Waſſá,
Und doh ſchmeckt á gut:
Und ih kann d' Lieb' nit laſſá,
Z'trutz All'm, was ſ' má thut.

### Mit und ohne Liebe.

Was wár' denn am Leb'n,
Wann ih's ohni Lieb' g'nieß'?
Ohni Lieb' wár's krenſauer,
Mit dá Lieb' is's methſüß.
Ohni Lieb' is's zaunſpeer,
Mit dá Lieb' budámárb;
Mit dá Lieb' is's ſo freundli,
Ohni Lieb' hat's koan' Farb'.

### Vorſatz.

's Váliebtſein is 's Beſti!
Geht's, ſchimpft's má nit drauf:
Und ehwenn ih nit bret'lrutſch',
Gib' ih's nit auf.

### Süß und ſüßer!

Dö Dirndeln ſán ſüß,
Recht ſchwárzi, kloani:
Aber weit ſüßer ſán noh
Dö Derndáln, moan' ih.

### Per se.

Mein Derndál is ſaubá,
Hat Augerln, dáß 's blitzt,
Zwá brinnrothi Wángerln,
Und á Göſcherl, fein g'ſpitzt.

Und 's Herzerl und 's Herzerl,
Wer kann da noh frag'n? —
Sie is ja aus Öſtreich:
Mehr brauch' ih nit z' ſag'n.

### Wunſch.

Mein Derndál wohnt drob' auf der Alm,
Ih wollt', ih wár' lieber á Schwalb'n,
So kinnt ih doh ſtündli zu-n-ihr auffiflieg'n. —
U mein God! — wár' dös á Vágnüg'n!

### Ergebung.

Wann's d' z' höchſt auf der Alm áh biſt,
Mih ſchreckt koan Ort:
Ein's gehn's ſteig' ih auffi,
Gleih ſo mein bin ih dort.

### Auftrag.

Kumm her, du lieb's Täuberl,
Was fliegſt denn ſo g'ſchwind?
Du haſt ja koan' Wirthſchaft,
Koan Viech und koan G'ſind.

Streck' her dein roth's Schnáberl,
Dös Buſſerl nimm mit,
Und bring's mein'm lieb'n Derndál,
Váloiß's abá nit!

### Verluſt.

Á Buſſerl vázetten, —
Mein' Oad! — lieber Wichſ'!
Denn is 's ámal anbaut,
Vágüt't Oan'm 's halt nix.

### Beſcheid.

Wann is denn dö Stund',
Wo Oan'n 's Küſſen recht g'freut?
Ih moanát', zum Buſſeln
Wár' alláweil Zeit.

### Brief.

Á Brief is á Pfeil,
Und dö Schrift dö is 's Gift,
Und ietzt fehlt nur dein Herzerl
Als d' Scheib'n, dö er trifft.

Á Brief is á g'ſpaßigi
Sach', meiná Treu!
Herzerln vátragt er,
Und g'ſpürt nix dábei.

### Richtſchnur.

Wann Oaná nur dö Geg'nd gut wáß,
Soll's Nacht ſein, ſo viel's mag:
Er kennt ſih derntweg'n doh gut aus,
Wie bei'm hellichten Tag.

Und wann mein Schatz áh G'ſichtá ſchneid't,
Ih mach' má doh nix draus:
Ih ſuch' nur, wo erm 's Herzerl ſchlagt,
Aft kenn' ih mih ſchon aus.

### Wette.

Ih hab' ámal g'wett't
Mit-r-án'm Buab'n, der was kennt,
Dáß mir d' Lieb ſchon ſichá
Mein Herz nit vabrennt.

Ih ſag' eng's, ih ſag' eng's,
Dö Wett' dö war öd:
Der Bua der hat zágt,
Dáß á 's Handwerk váſteht.

### Bedingung.

Á Brod muß ih hab'n,
Und á Geld muß ih krieg'n,
Denn á hungrigi Lieb'
Is á dalkát's Vagnüg'n.

### Heilmittel.

Was toi'ſt denn, lieb's Derndál,
Was biſt denn ſo ſtill?
Was d' hämmerln und hämmerln hörſt,
Dös is koan' Mühl'.

Was d' klippen und kláppen hörſt,
Dreſcher ſan's nit,
Mein Herzerl is 's, glaub' má's,
Dös laßt má koan'n Fried'.

Bei'm Tag gibt's koan' Ruh',
Bei dá Nacht weckt's mih auf;
Und gibſt má koan Pfláſterl nit,
Geh'-n-ih noh drauf.

Á Pfláſterl ſo roth,
Und á Pfláſterl ſo fein,
Und á Buſſerl, dös mirk' dá,
Muß aufg'ſtrichá ſein.

### Der Nachtwächter.

Á Nachtwachtá bin ih
Mit Spies und Látern',
Und ſchau', dáß nit d' Stádeln
Und d' Stáll' brinnád wer'n.

Abá d' Augerln und d' Herzerln
G'hör'n nit in mein Fach:
Drum brinnt's, eh' má's g'ſpannt,
Áh oft auſſá bei'm Dach.

### Schluß.

Wo's Waſſá recht mollát is,
Wo's Grüberln macht,
Da is 's grad au'm tiefſten,
Da nimm dih in Acht.

So is 's mit dö Derndáln áh;
Is oan's recht lind,
Und hat's Grüberln in dö Wángerln,
So is 's g'wiß á ſchlimm's Kind.

### Gleichniß.

Schau, d' ſchwiarzáſt'n Kerſchen
Dág'längt má faſt nie,
Und á bráv's Derndál z'fangá,
Dös koſt't halt á Müah'.

### Beſcheidenheit.

D' Erdäpfeln hab'n 's G'nießbari
Untá der Erd':
Akk'rat ſo váſteckt
Á bráv's Derndál ſein'n Werth.

### Ausforſchung.

Du ſpikſt auf án'n Andán,
Lieb's Derndál, b'ſteh's ein:
Ih hab' da mein' Práxi,
's wird ſchier ſo was ſein.

### Vergleiche.

Ja freili wol, ih bin ja
Koan Stadtherr und koan Prinz,
Und ſo á Dirn, wie du biſt,
Dö ſucht ſih ſ' nur, und — find't ſ'.

Ih hab' — ih b'ſteh's ja — freili
Koan Fráckerl vollá Schnür',
Koan' gágelbámáni Hoſen,
Koan Keden bis auf d' Knie';

Koan' Uhr im Weſtitáſchel,
Damit ſ' 'n Leuten ſagt,
Daß auf dá linken Seiten
Dan'm gleihwol doh was ſchlágt.

### Widerlegung.

„Er hat dih nit laſſen,
„Sunſt wár'ſt erm dávon?“ —
Dös is á pur's Blicktri,
Dös kenná má ſchon.

Wann 's Derndál á Stimm' hat,
Und 's Zimmer á Thür',
So thut ihr koan Teuxel nix:
Ih wáß 's von — mir.

### Gleichgültigkeit.

Wann ſih Oan's d' Har' vábrennt,
Schrei'n ſ' umádum;
Wann ſih Oan's 's Herz vábrennt,
Schert ſih Koan's drum.

### Mädchenſinn.

Was ſoll ih nur laſſá,
Was ſoll ih nur treib'n,
Ih mag nit recht furtgeh'n,
Ih mag nit recht bleib'n.

Ákk'rát, wie-r-á Weinfalter
Hat ſ' mih betrog'n:
Noh geſtern is ſ' krochá,
Und heunt' is ſ' ſchon g'flog'n.

So ſán halt dö Derndáln;
Zum g'ſpáſſeln geht's mit,
Aber halt auf dö Dauer
Da thut 's ás ſchon nit.

Da halt' ih weit ehndá
Á Fiſcherl im Bach,
Als á Derndál, was ſicher is,
Daß' s dá Bua mag.

## Rückkehr.

Kummſt ma ſchon ang'ſtocha?
Wart' nur á Weil';
Für á glatt's G'ſicht
Is má 's Herzerl nit feil.

Bráv mußt ſein, treu mußt ſein,
Wann's d' má willſt g'fall'n:
Wollt' ih á Larv'n bloß,
Ließ' ih má's mal'n.

## Vorzug.

A treu's Herz is weit ſchöná,
Dernd'l, dös kannſt má glaub'n,
Als 's hübſcháſti G'ſicht
In dá ſäubráſt'n Haub'n.

## Tauſch.

Zu'm Derndál bin ih gangá,
Zu'm Derndál hat's mih g'freut,
Und zu'm Derndál geh-n-ih nimmer,
Ih hab' ietzt koan' Zeit.

Hab' á-n-andás ſchön's Schatzerl,
Gar lieb und gar ſchlank,
Án'n Leib hat's ſo rundlát,
Án'n Hals hat's ſo rank.

Koan G'ſicht hat's zwar freili nit,
Aber was ſchad't's?
's is weit beſſá koan's,
Als á falſch's, wie-r-á Katz.

Und Allás, was 's auſſábringt,
Is ſüß, — u mein!
Ja, 's Schatzerl, was ih ietzt halſ',
Is — 's Fláſcherl Wein.

### Nachtheil.

's Weinl im Fláſcherl is gut,
's rinnt Oan'm ſo liebli durch's Blut;
Aber mi'm Buſſeln is 's doh halt, — mein Eid! —
Noh á weit größári Freud'!

Is 's Fláſcherl noh ſo voll Wein,
Ánmahl wird's austrunká ſein;
Aber á Göſcherl, 's kloanwinzigſti nur,
Ausz'buſſen: — dös wár' á Tur.

### Zug des Herzens.

Und ſo hárb, als ih bin,
Váred'n mag ih 's nit;
Wer oanmahl váliebt war,
Dem laßt's halt koan'n Fried'.

### Warnung.

Dernd'l, ſpreitz' dih nit ſo,
Aus 'm Troad wird á Stroh,
Aus dö Bleameln á Heu,
Nur vier Wochá-r-is Mai.

Nur vier Wochá-r-is Mai:
Wie g'ſchwind ſán ſ' vábei;
Hat d'Schönheit án End',
Nachá ſchau', wer dih kennt!

### Ausſtellung.

Dö Bám' ſán noh grean,
Und d' Sunn' ſcheint ſo fein,
Dá Wind aber tränkt Dan'm
'n Heribſt ſchon ein.

Derndál, du biſt recht fein,
Sauber in All'm,
Abá dáß d' ſo kalt red'n thuſt,
Dös will má nit g'fall'n.

### Ausflucht.

Derndál, wer kánn dáfur,
Dáß d' má ſo g'fallſt?
Der müßt á Lölláps ſein,
Der dih nit halſt.

Und wer dih halſen laßt,
Is dih nit werth,
Haut á nit iezt mih gleih
Sieb'nmáhl um d' Erdt.

### Verwendung.

Schau, Kerl, zürn' mih nit,
Sing' mih nit an,
Was Dan'm nit 's Herz adruckt,
Hab' ih ja than.

G'rennt bin ih, ang'halt'n
Háb' ih für dih; —
's Derndál, ſchau, mag dih nit,
's Derndál will — mih.

## Zuſammenhang.

Stopf' má-r-á Pfeiferl,
Und zünd' má 's an,
Daß ih mein Herzload
Váraucká kann.

Du haſt má 's Herz vábrennt,
B'ſteh's nur ein,
Und da, wo's brennt,
Muß á Rauck'n ſein.

## Leichter Sinn.

Ih bin á jung's Derndál,
Ih frag' nix um d' Welt,
Und á Herzload is 's Oanzigi,
Was má noh fehlt.

Was kinnt' má nur ageh'n,
Was kinnt' má nur fehl'n,
Ih müßt' má nur Grill'n
In dá Stadt drinnád ſtehl'n.

So lang ih dáhoam bin,
So lang g'hör' ih mein,
Und wann ih án'n Bub'n krieg',
Nachá g'hör ih halt ſein.

Nachá g'hör' ih halt ſein,
Nachá geht mih nix an:
Zweg'n we denn áh nähm' ſih
Á Derndál án'n Mann?

### Anträge.

Graſen will ih geh'n,
Fuadán will ih geh'n,
Kindá will ih krieg'n,
Kindá will ih wieg'n,
Aber um 's G'ſchäft vom Mann
Nim' ih mih nit an.

### Wahl.

Und wann ih ſchon án'n Schatz möcht',
Müßt' ih án'n Schneidá hab'n:
Denn wann da d' Lieb' áh z'reiſſát',
Er flickát ſ' wieder z' ſamm.

### Gewinn.

Jetzt hab' ih á Wei,
Und ih bin áh recht froh,
Denn, mein God! in d' Läng'
Thát's ás doh nit á ſo.

Hab' án'n Dickſched'l g'habt,
's Wei hat má 'n brochá;
Hab' mein Geld'l vázett't,
's Wei hat's gleih g'rochá.

### Aenderung.

Als Bua, non da war ih
Á rechtá Rámsámperl;
Jetzt bin ih ſo frumm,
Wie-r-á Budálámperl.

### Troſt.

Da drobmád au'm Bergerl
Da ſitzt á kloan's Kind:
Sein Muadá is ſcheangläd,
Sein Badá is blind.

Und 's Kinderl is ſo
Á bágſchierlichá Schatz,
Koan Tüpferl, koan Stäuberl,
Koan Unáderl hat's. —

Mein Weiberl is ſauber
Und ih bin nit ſchigch; —
Möcht' wiſſen, was ih
Für á Kind ánmáhl krieg'.

## Trennung.

Von z' Haus ſo lang wegaz'ſein,
Is dös was wild's!
Mir beißt's völli 's Herz a,
Mir frißt's völli d' Milz.

Ja, Weiberl, wann's du mitwár'ſt,
Aſt wár's á Freud':
Aber ſo hat's zum Luſtiſein
Schon á Weil' Zeit.

## Dauer.

Oan' Nacht bin i weg erſt,
Und mir is ſo ſchwár,
Als wann's ſchon neun' Täg'
Und án' Ewigkeit wár'.

## Würze.

Ih hab' á gut's Weinl,
Ih hab' á gut's Brod;
Hab' einwendi, hab' auswendi
Koan Kreuz und koan' Noth.

Aber 's Eſſen und 's Trinken
Und 's Geld is nit g'nua:
'n Guſtá, den macht má-r-erſt
's Weiberl dázua.

### Anbot.

's Wei hab' ih g'nummá,
's Geld is váhaut!
Will Oaná heirat'n?
Ih wüßt' á Braut.

### Genügſamkeit.

Dáß i koan'n Schatz nit hab',
Dös wundát d' Leut':
Wann ih áh gern oan'n hätt',
Ih hab' koan' Zeit.

Ehwenn's noh recht gráwelt,
Háßt's: „Hánſel, ſteh' auf;
„Treib' d' Kuahrl'n auf d' Almá,
„Sö wart'n ſchon drauf!“

Und drob'n auf der Alm,
Non, da hätt' ih wol Zeit;
Aber 's Dudeln is áh juſt
Koan' dalkáti Freud'.

### Jägerluſt.

Heunt' ſchieß' ih nit, heunt' laß' ih
All'm Wild án'n Fried';
Und wann's má-r-auf d' Naſen ſteigt,
Heunt' g'ſpür' ih's nit.

Heunt' hat mih mein Derndál bußt,
Heunt' gib' ih's hoch:
Heunt' habt's engán Feita,
Es Hirſcháln, ſeid's froh!

### Erſparniß.

Zur Weinleſ' da lad't's eng
Hübſch Stadtleut' nùr ein:
Denn freſſen ſ' eng d' Weinbá,
So brauchán ſ' koan'n Wein.

### Schwer und leicht.

Ehwenn der Weinſtock g'haut wird,
Ehwenn á kimmt in d' Blüh',
Ehwenn dran d' Beerl'n rund wer'n,
Was braucht dös für á Müh'!

Wie bet't má, dáß koan Reif kimmt,
Und dáß koan Schauá fallt;
Ja herg'ſtellt wird á mühſam,
Báſoffá-r-is á bald.

### Schenkenfleiß.

Krüg'l abi, Krüg'l auffi,
Wein'l eini in's Mál;
Zum Einſchenken und Austrinken
Bin ih nit z' fál!

### Vielfältige Bewegung.

Gangá bin ih in'n Kellá,
G'ſtand'n bin ih bei'm Faß;
G'hockerlt bin ih neb'n 'n Gantá,
Toarkelt bin ih mi'm Glas.

G'fall'n bin ih bei dá Thür drobmád,
Kugelt bin ih übá d' Stieg'n;
G'leg'n bin ih drunt' im Kellá wiedá,
Auffi hab'n ſ' mih müſſ'n zieg'n.

## Ausrede.

Au'm Berg liegt dá Nebel,
Im Thal kummt á z'ſamm,
Und zweg'n we ſollt denn ih juſt
Koan'n Nebel nit hab'n?

## Der Zithernſchläger.

Zidán ſchlag'n, dös is
Mein' oanzigi Freud'!
Hollá! dös hebt Oan'm d' Füß',
Dös macht á Schneid'!

Wann má mi'm Dám aufdruckt,
Zidát dá Ton:
Dös geht in's tiefſti March,
's is á Páſſion!

D' Mádeln ſchau'n käwi drein,
D' Alten ſchau'n weg;
Zidán ſchlag'n, Zidán ſchlag'n,
Wann ſ' nit gleih „Ja“ woll'n ſag'n,
Zidán ſchlag'n, Zidán ſchlag'n —
Aft geht's vom Fleck.

## Spielmannsluſt.

A luſtigá Spielmann ſein,
Is á ſchön's Brod;
Wann's Oan'm nit z'ſammgeht,
Vágeign't má ſein' Noth.

Wann má-r-áſt ſammeln geht,
Und 's fallt was aus:
Bringt má-r-á Geld, ſo z'ſág'n,
Spielád in's Haus.

Wár'n's áh zwölf Kreuzá nur,
Ih lach' dázua:
Für á Maß Heuringá
Is 's gleihwol g'nua.

### Abhilfe.

Dös Unglück! koan' Gans heunt',
Und is doh Mártini! —
D' Frau Máhm' kinnt' uns helfá!
Sag ſ' nur: „Da bin ih!"

### Schneeſcheuche.

Herunt' is 's noh warm und grean,
Wo-n-ih nur geh';
Aber drob'n auf der Alm
Liegt ſchon ſchuachhochá Schnee.

Auf der Alm liegt á gut,
Wann er uns nur nix thut!
Schreit's nur und dudelt's laut,
Dáß á nit her ſih traut.

### Lebeſinn.

Mocken und Bocken
Bringt Oan'm koan Glück;
Kummt áh á Brocken,
Ih denk' halt: „Schlick'!"

Hánti und gránti
Macht Oan'n nit ſett:
Allás geht eini,
Wann má ſih nöth't.

## Verluſt.

Schau nur, wie's Schneeberl
An d' Fenſterſcheib'n rauſcht,
Und horch' nur, wie 's Feuerl
Im Ofen drinn plauſcht.

Was plauſcht denn im Feuerl,
Was grant in dá Glut?
Mir ziemt, 's is mein ágná
Kreuzluſtigá Muth.

Mein Muth is vábrunná,
Mein' Freud is váwáht,
Und mein muthwillig's Herzerl
Vábráſelt ſih ſtád.

## Vor der Dorfkirche.

Am Kirchthor da hat mih
Mein Muadá-r-oft g'ſtillt;
Zwoa Birnbám' vur'm Pfarrhof,
Da hab'n má-r-uns g'ſpielt;

Á Thurn, auf dem hab'n ſ' má
Mein 'm Badán aus'g'läut't;
Á Kreuz, um was d' Herrſchaft
Mein' Muadá beneid't;

Á Platz in dá Mitten
Für mih nach dá Hand,
Und ſo hab' ih halt, was ih brauch',
Allás beinand.

### Offenheit.

Án Öſtreichá red't, wie-r-á 's
Einwendi denkt,
Und d' Wahrheit dö hat á
Koan'm Menſchen noh g'ſchenkt.

### Ermunterung.

D' Wachteln dö ſchlag'n vur'm Schnid:
„Quá quá wá, find'ſt mih nit!“
Is aber 's Feld ag'máht,
Nachá ſan ſ' ſtád.

Weil má halt jung ſán noh,
Schrei'n má-r-und ſán má froh;
Is ánmahl d' Jug'nd váwáht,
Wer'n má ſo ſtád.

### In der Fremde.

Blab is da Himmel da,
Grean is da d' Au;
Abá geg'n mein lieb's Öſtreich
Is 's doh koan kühl's Thau.

### Irrung.

Alſo dös is dá Koaſá?
Dös hätt' ih nit g'moant:
Hab' glaubt, 's is mein Badá,
Hätt' bald án'n Fleck g'woant.

## Unterſchied.

Wann má-r-'n Amtmann grüßt,
Steift á ſein'n Kropf;
Wann má-r-'n Koaſá grüßt,
Nickt á mi'm Kopf.

## Empfang.

Heunt' kummt unſer Amtmann
Mit ſeiná Mádám!
Malt's d' Hüttná mit Stritzelgelb,
D' Fenſter mit Láhm.

Macht's Muſi mi'm Schürhag'n,
Laßt's d' Schwein' aus'm Stall;
Denn wann's nit ſtád abágáng',
Hätt' er á Gall'.

Er is gar á brává Mann,
Deckt uns ſein zua,
Und ſidá má'n dadá hab'n,
Hab'n má-r-erſt g'nua.

## Zum Neujahr.

Zweg'n we denn á neug's Jahr,
Was wár' denn dran neuch?
An Glück wár'n má-r-eh' ja
Im alten ſchon reich.

Was Alt's is dá Frieden,
Was will má denn mehr?
Da Koaſá war áh da,
Dá ſeel'nguti Herr.

Was Alt's is dö Treu',
Und dá Sinn vollá B'ſtand,
Und was Alt's is dös godg'ſeg'nti,
Prächtigi Land.

Trum wüßt' ih mein'n Glückwunſch
Nit höchá mehr z'treib'n,
Als: däß 's möcht' bei'm Alten
Im neuch'n Jahr bleib'n!

# IV.

# — und noh á Stuck á Hundát.

## (B'ſchád-Eſſen.)

Mi'm G'ſäus hat's á-n-End',
Und mi'm G'ſtánz da is 's aus,
Und da gib' ib eng d' Reſteln
Als B'ſchád-Eſſen z' Haus.

### Mahnung.

Um Márie-Gebūrt
Da zieg'n dö Schwalb'n furt;
Und aft is ſchon auf d' Wintászeit
Á nimmá weit.

Und d' Liedeln wer'n rár,
Und 's Herzerl wird ſtár;
Mir ſcheint halt, auf d' Wintászeit
Is's nimmá weit.

### Abſtand.

Ánmahl hab' ih Lied'ln g'habt
Mehrás, als g'nua,
Und ietzt gengán ſ' má nachánand
Stád in Váluar.

Ánmahl hab' ih Thalá g'habt
Und Gulden áh,
Und ietzt hab' ih koan Kreuzá mehr, —
Und Schulden áh.

### Veränderung.

Ánmahl da war's luſti,
Ánmahl da war's gut,
Und ih wáß nit, was 's is,
Dáß ás nimmá ſo thut!

Im Summer is 's warm,
Und im Winter is 's kalt,
Und d' Jahrl'n várauſchen,
Und 's Herzerl wird alt.

Ih bin noh nit alt,
Aber áh nimmá jung,
Und 's is z'fruah zu-n'-án'm Páſſá,
Und z' ſpat zu-n-án'm Sprung.

### Verluſt.

Dáß ih was válur'n hab', —
Mein! — Dös wáß ih g'wiß,
Und ih wollt 's áh noh finden,
Wann ih wiſſát', wo's is.

### Verdruß.

Mir is was über's Leberl g'fahr'n,
Bald is má kalt, bald háß: —
Ih halt' mih ſelber für án'n Narr'n,
Dös is dá ganzi G'ſpáß.

### Aehnlichkeit.

Gebor'n wer'n, — du luſtiges Elend!
Und ſterb'n — o du traurig's Vágnüg'n:
Dö Wieg'n is án' umkehrti Truchel,
Dö Truchel án' umkehrti Wieg'n!

### Ueberſiedlung.

Wo wohnt denn dö Freud',
Und wer hat má ſ' váführt?
Schau, — fert'n hat ſ' noh
In mein'm Herzerl g'loſchirt.

Ih frag' und ih ſuch',
Und ih find' ſ' nimmámehr;
Sie is má halt auszog'n,
Und 's Kámmerl is leer.

Ih moan' halt, bei dir is ſ':
Wo ſollt ſ' denn ſunſt ſein?
Geh', ſchick ſ' zu mir übrá,
Leicht ziegt ſ' wieder ein.

## Maas.

Á zwickelhart's Holz
Is nit luſti zu'm z'klieb'n;
Und á zwickelhart's Herz
Is nit luſti zu'm lieb'n.

Und á bröſelmarb's Herzerl
Bábröſelt ſih bald:
Á biſſerl á Nachgeb'n,
Á biſſerl á G'walt.

## Gefahr.

Dein' Hand hat fünf Finger,
Und ih hab' fünf Sinn',
Und án'n Sinn für án'n iard'n, —
Á ſauberá G'winn!

Was wird denn dös wer'n,
Wann's nit anderſt wird wer'n?
Am End' wird koan Bröſerl
Von mir mehr mein g'hör'n!

## Alles Ein's.

Hab' á groß's Derndál g'habt,
War dá Teuxel grad los:
Hab' g'moant, weil's ſo groß is,
Wár' d' Lieb' á ſo groß.

Jetzt hab' ih á kloan's,
Hätt' leicht Platz in-r-án'm Hut,
Und kann Oan'n doh gleihwöhlſt
Sekkir'n bis auf's Blut.

## Liebesſtreit.

Á kloans wengerl beißen,
Á kloan's wengerl ſchrei'n,
Und á kloans wengerl weh' thoan,
Is ſchon zum dálei'n!

Zwá Liebi, dö nie nit
Án'n Streit hab'n mitſamm,
Hör'n bald auf, zwá Liebi z'ſein,
Wer'n ſih bald gram.

Á Lieb' ohni Streit
Is á Koch ohni Schmalz,
Á Supp'n ohni Grean's
Und á Fleiſch ohni Salz.

Ih will ja nur ſeg'n,
Ob ih da bin für dih;
Ob's d' mir neh gut g'nua biſt,
Um dös z'wer'n auf mih.

Wann ih ſiech', dáß 's á Blut gibt,
Hör' ih g'ſchwind wieder auf;
Und leg' á gut's Wört'l,
Als Pflaſterl, gleih drauf.

### Schuld.

Á Lieb' biſt má ſchuldi, —
Schau, mach' dá nix draus,
Und zahl' mih mit Buſſerln
Schön zizelweis aus.

### Geſtändniß.

Geh', glaub's nit, mein Derndál,
Wann d' Leut' mih váſchrei'n;
Ih kann dih von All'n doh
Am mehráſten lei'n.

Sánt alli dö Andern
Geg'n dih koan kühl's Thau:
Haſt á ſo á lieb's G'frieſerl,
Haſt á ſo á gut's G'ſchau.

Und 's liegt dá dein Herzerl
So frei auf dá Zung';
Biſt jünger, als ſaubá,
Biſt ſäub'rer, als jung.

Dein G'ſicht is á Blätt'l,
Dein Göſcherl is d' Blüah',
Und dein Buſſerl is d' Frucht davon: —
Derndál, — gib's mir!

### Strafe.

Wer 's Buſſeln váſámt
Und es is erm nit ládò,
Den ſollt má-r in's Heufreſſ'n
Schicken auf d' Wád.

### Frage und Antwort.

„Wo-n-ih ſteh', wo-n-ih geh',
„Denk' ih allweil auf dih!
„Wirſt du, wann ih geh',
„Áh noh denk'n auf mih?“ —

„„Geh', frag' nit ſo g'ſpáſſi,
„„Was willſt denn dámit?
„„Und kán'n Knopf, mein lieb's Bübel,
„„Schau, — mach' ih má nit.

„„Zweg'n we án'n Knopf machá?
„„Was thát' ih dámit?
„„Wann 's Herzerl vágeſſát',
„„Dá Knopf mahnát's nit.

„„Wie-r oft ih an dih denk',
„„Dös wáß ih nit — ih:
„„Und wann's d' má halt einfallſt,
„„Aft denk' ih an dih!““ —

„Non — ſo laß dá's halt einfall'n,
„Dáß Oaná noh lebt,
„Der dein' Lieb' in ſein'm Herzen
„Zum Treuſein aufg'hebt!“

### Verlockung.

Geh', Derndál, ſchau wegá,
Dráh' 's Göſcherl hinbei, —
Ih nihm' dih bei'm Kopf ſunſt,
Und buſſel' dih frei.

### Raſch.

Á Fiſchá ſoll fiſchen,
Á Jágá ſoll jag'n,
Und á kernfriſchá Bua
Soll ſein'n Schatz nit lang frag'n.

Wer viel fragt, geht viel irr,
Und hübſch lüſti is ſein!
Wann 's Schatzerl Oan'n gern hat,
Schlagt's ſelber gern ein.

### Kennzeichen.

Ih bin mein'm Schatzerl gut,
Bin erm's von Herzen;
Was má-r-án' Andri thut,
Kann mih nit ſchmerzen.

### Drohung.

Mein biſt du, mein bleibſt du,
Ih laß' dá koan'n Fried',
Und wann áh nit ih's bin,
Koan Andrá wird's nit.

Koan Andrá der därf's nit wer'n —
Kreuzſackerlod!
Eh' ſchlag' ih den Andern
Mit mir noh maustodt.

### Lehren.

Schau, ſchau nur, wie's regná thut,
Schad', dáß's nix nutzt!
Schau, ſchau nur, wie's Derndál woant
Weil dá Bua trutzt.

Und wann dein Bua noh ſo trutzt,
Denk' gar nit drauf,
Oder trutz' áh á wen'g:
Leicht hört er auf.

Sagt dá Bua: „Geh' má weg,
„Kann dih nit lei'n!“
Geh' halt weg, laß'n ſteh'n,
Wird dá gleih ſchrei'n.

Láß'n ſchrei'n, ſtell' dih taub,
Wann er áh brummt,
Schau dih nit ehnder um,
Bis á nit kummt.

Wann á kummt, ſchnarch'n an,
Gib erm ſein 'n Thee;
Wann á zum Bitt'n ſchaut, —
Thu-r-erm nit z'weh'.

### Verliebtheit.

Schau, ſchau und ſchau, ſchau,
Und dö Eſeln ſán grau:
Und dö anbrennt'n Leut'
Sán ſein Lebta nit g'ſcheidt.

Ih bin á wen'g anbrennt,
Dös ſiech' ih wol ein;
Ih wir's alláweil mehrás,
Wir' bald nit g'ſcheidt ſein!

### Blödigkeit.

Derndál, geh', ſchau mih an!
G'ſpürſt nix an mir?
Wann's d' má's nit ankennſt, —
Schau, — b'ſteh'n wir' ih's nie.

Männig's Ding ſagt má nit,
Wann má's áh möcht':
Erſt wann's dárath'n wird,
Aft g'freut's Oan'n recht.

### Luſtigkeit.

So imm'r-ánmahl thau' ih recht auf,
Da laß' ih mein'm Muthwill'n ſein'n Lauf:
Da will ih nix hergeb'n, da will ih nix hab'n,
Da möcht' ih gleih d' ganzi Welt halſ'n mitſamm.

's geht nix übá d' luſtingá Leut',
's geht nix übá d' wahrhafti Freud!
Áh! laß'n má 's ſtád abágehn — God wáß's, was wird:
Dö Freud' is á Brieferl, was 's Load oft petſchiert.

### An der Wiege.

Kinderl, mein Kinderl,
Du wáßt ás noh nit!
Kennſt von-r-án'm Load noh nix,
Spielſt noh damit.

Kinderl, mein Kinderl,
Ih kann dá's nit ſag'n;
Wann's d' ás kápirſt,
Nachá mußt ás áh trag'n.

Kinderl, mein Kinderl,
Und Loadtrag'n is ſchwár:
Ih wollt', dáß ih áh
So á Kinderl noh wár'!

Á Muadá, á Vadá
Dö ſorg'n noh für dih;
Für mih ſorgt koan Vadá,
Koan' Muadá für mih.

Ih bin án-n-oarm's Wáſerl,
So alt, als ih bin,
Und wann ih nit dih hätt',
Wo gángát' ih hin?

Schau du biſt mein Um und Auf,
Sunſt wár's ja g'fehlt;
Sunſt hätt' ih ja gleih ſo mein
Nix auf dá Welt.

## Kuckuckruf.

Dá Gugá drent' im Wald
Der ſchreit: „Gugu!“ dáß's hallt!
Es geht erm halt á Weiberl a,
Was antwurtát': „Da, da!“

### Warnung.

Haltábua, Haltábua,
Halt' dein' Kuah, halt dein Kuah!
Treibt ſ' ſunſt á Dieb dávon,
Páßt oaná ſchon.

Haltabua, Haltábua,
Halt' 's Derndál áh dazua!
Is á Speránzel da,
Jagt dá 's ſunſt a.

### Wechſel.

Á kloan's, á kurz Derndál
War z'ert das meini:
Á kloan's ſchlupft halt gar leicht
In's Herzerl eini.

Jetzt liegt má-r-á Großi,
Á Langi im Sinn,
Und ſo groß als ſ' áh is,
So is ſ' doh wieder drinn.

### Vergleich.

D' Váliebt'n ziel'n auffi
Au'm Monſchein als Scheib'n,
Und d' Sterndáln ſán d' Bolz',
Dö dáneb'n ſtecken bleib'n.

### Aehnlichkeit.

Was ſchauſt denn auf's Fürtá?
Schau' lieber auf mih:
Á Fetz'n is 's Fürtá,
Á Lumperl bin ih.

## Der Weinhüter.

Koan Weinhütá bin ih nit,
Hab's áh nit Noth:
Hab' ſo ſchon mein'n Sábel,
Den nimmt má koan God.

Koan Weinhütá bin ih nit,
Brauch' áh koan Horn:
Hab' zwoa von mein'm Wei,
Und hab' koan's noh válor'n.

## Der Rekrut.

Jetzt ſoll ih mih ſtell'n,
Und ietzt wir' ih Rekrut;
Von Pick auf wird ausg'ſpielt,
Und Trumpf is Atutt.

Zwá Farb'n auf'm Röckel,
Zwá Derndáln im Sinn,
Und zwá Kreuzer im Sack,
Und d' ganz' Welt als mein G'winn.

Ih leb' für mein Koaſá,
Und ſchieß' für erm áh,
Und ih wollt' ih wár' doppelt,
So ſtellát' ih zwá.

Á Schneid' hat mein Sábel,
Und án Schuß hat mein G'wihr,
Und á Schneid und án'n Schuß
Hab' áh ih, wie-r-ih g'ſpür.

## Der Reiter.

Schau, Derndál, án'n Reidá
Fopp' nit, wann 's d' áh kinnt'ſt;
Er reit't dá ſunſt weidá,
Aft ſchau, wo 's d' 'n find'ſt.

## Heilung.

Derndál, mein Herz is krank,
Derndál, ſei g'ſcheidt;
Wann's d' mih kurir'n willſt,
Is allweil noh Zeit.

Brauchſt zu koan'n Badá z'geh'n,
Kannſt ás álloan:
Göſcherl auf Göſcherl,
Ih moan', dös wird's thoan.

Dö Badá ſán Schlánkeln,
Dö Badá ſán Flögeln;
Deini brinnháßen Buſſerln
Sán d' beſten Egeln.

## Abhilfe.

Am Sunta da woan' ih,
Ih wáß, was dös macht:
Und ih hab' halt ſchon richti
Am Freita z'viel g'lacht.

Wann Oaner am Freita lacht,
Dös is koan G'ſchick;
Dá woant d'Muadá Gottás,
Dös bringt Oan'm koan Glück.

Und jetzt woan' ih am Freita,
Soviel, als ih kann,
Und lach' má-r-am Sunta
'n Bugel voll an.

### Zweite Liebe.

Nur oanmal váliebt ſein,
Warum denn nit gar?
Bin's alli Jahr' zehnmal,
Bin zehnmal á Narr.

So lang ih á Narr bin,
So lang is's á Freud':
Für's Leb'n is's ſchon z'ſpat,
Ih wir' todter erſt g'ſcheidt,

### Vorwurf.

„Wann á Bám zwámal blüht,
„Zwámal im Jahr,
„Is er á-n-oarmá Narr,
„Is's mit erm gar.

„Wann á Bua zwámal liebt,
„Zwámal im Leb'n,
„Wer ſoll erm's dritti Mal
„Noh á Herz geb'n?!" —

's erſti Mal war's nit recht,
's zweiti Mal war's nit echt;
Alli gut'n Ding' ſán drei: —
Du wirſt mein Wei!

### Das Blinzeln.

Schaut's nur, wie d' Sterndáln
So zimperli thun,
Und mit'n Augerln koan'n
Augáblick ruh'n!

Is dös á G'ſchämigkeit:
Dös thut koan Mann!
D' Jüngferln dö blinzeln ſo,
Schaut má ſ' z'ſtark an.

Deſtweg'n behaupt' ih halt
Alláweil noh:
D' Sterndáln ſán Jüngferln,
Drum blinzeln ſ' á ſo.

### Sternſchnuppen.

Dö Sterndáln ſán Jüngferln,
Sö fall'n bei dá Nacht: —
Mein Derndál, mein Jüngferl,
Ih rath' dá's, gib Acht:

Dö Sterndáln ſán Jüngferln,
Schau, dáß d' dih nit irrſt,
Und ſchau, dáß d' nit áh ſo
Á Sternſchneutz'n wirſt.

### Gegenſatz.

Mein Herz, wie's noh voll war,
War g'ring zum Báſtrá'n;
Durch á Rábinger-Loch
Hätt's dá Wind kinná wáh'n.

Jetzt is má mein Herzerl
Schon d' längſti Weil' lár,
Und doh is 's má-r-imm'r-á-mahl
Gleihwöhlſt ſo ſchwár!

### Vergleich.

Von auswendi toll,
Und von einwendi trüb,
Von auß'n dá Muthwill'n,
Von einwendi d' Lieb'.

Ih bin wie dö Fäuſtling',
Dös Derndál anhat:
Von einwendi zodád,
Von auswendi glatt.

### Erklärung.

Dös Foppen, dös Heanzen,
Dös Thoan hab' ih g'nua;
Und anloahná laßt ſih
Koan ehrlichá Bua.

Wann 's d' mih willſt, ſo will mih,
Und willſt nit, ſo ſag's!
Koan'n beſſern Bub'n kriegſt nit;
Ih bin wie-r-á Wachs.

Ih bin wie-r-á Wachs,
Abá 's Wachs hat koan'n B'ſtand:
Und wann's d' má halt gar z'háß machſt,
Rinn' ih vánand'.

### Seltene Waare.

Derndál, au'm Oſtámark
Kauf' ih dá-r-ein;
Ih moan', á treu's Herzerl
Wurd's ráreſti ſein!

Dö Treuheit is biklem,
Má zahlt's um koan Geld,
Und má kriegts nur im Tauſch,
Und áh da is 's oft g'fehlt.

### Schätzung.

Dein' Treuheit dö ſchlagſt ſo hoch an,
Und haſt halt noh denná koan'n Mann; —
Geh' b'halt' dá dein' Treuheit, ih brauch' nix von dir:
Ih gib' koan Botſchán'l dáfür.

### Kritik.

Geh', Flitſcherl, geh' thu' nit ſo,
Thu' má's nit z' Trutz:
Biſt d' Halbſchád nix rár's,
Und zwá Viertel nix nutz.

### Plan.

Schau, Derndál, du biſt adráht,
Schau, Derndál, du biſt ſein:
Án'm Andán thá'ſt dein Herz vágeb'n,
Und ih ſollt' d' Ausred' ſein!

### Termin.

„Zweg'n we bleibſt denn aus;
„Und zweg'n we kummſt nit her?
„Es is ja, als wár ih
„Dein Schatzerl nit mehr!"

Halb's hab' ih koan' Zeit,
Und halb's hab' ih koan' Schneid',
Und ih wir' ſchon au'm Dimmerlstag
Schau'n, ob ih mag.

### Ausrede.

Wann ih plauſch' mit dö Andern,
Geh' — ſchau nit ſo ſchiach hin:
Ih vázähl' erná nur,
Wie goar treu ih dá bin.

### Abſchied.

Fenſterl, b'fürt God!
Fenſterl, bleib' zua!
Wann Oaná klopft,
Is 's án-andárá Bua.

Fenſterl, ih geh', —
's is halt á ſo!
Haſt mih gleih ſchiarch betrog'n,
Hart g'ſchiecht má doh.

### Rückblick.

Derndál, wie hab'n's mir zwá
Nit ánmal trieb'n!
's Feuer is apfluſcht,
Dá Rauck'n is blieb'n.

Derndál, was hab'n mir zwá
Uns nit All's g'ſagt!
Gut, dáß dá Wind dö Wort'
Alli vátragt!

Wann má's iezt leſát'n,
Was má-r oft g'red't,
Derndál, á biſſerl roth
Wurd'ſt wol, ih wett'.

### Traum.

Mir hat vom Váliebtſein,
Vom Treuſein was trámt,
Und ih wollt' und ih möcht',
Ih hätt' 's Wachwer'n váſámt!

### Reſignazion.

Ganz hint' in mein'm Herzen
Da hab' ih á Lad',
Da heb' ih má-r auf,
Was ih nit gar z'ſchwár g'rath'.

Dein' Treu hab' ih aufg'hebt
Im Láderl da hint';
Hab ſ' gar ſo gut aufg'hebt,
Dáß ih ſ' ſelbſt nimmá find'.

Ih brauch' nit dein' Treu,
Und ih brauch' nit dein' Lieb';
Wem ſollt' ih ſ' vámachá,
Wann ih ánmal ſtirb'?

### Erwähnung.

's Váliebtſein is richti
Á ganz ágná Luſt,
Macht alláweil geſtri,
Macht allweil bedufft.

Drum hab' ih's ietzt aufgeb'n
So gut, als ih kann;
Und ietzt fang' ih pomáli
Mih ausz'nücht'n an.

### Troſt.

B'fürt God, mein ſchön's Schazerl,
Báláß dih auf mih:
Wann ih d' Schönern nit find',
Kumm' ih wieder um dih!

### Rath.

Wann's d' ánmal g'heirat't haſt,
So bleib' ſein treu;
Und wann's d' grad án' Andri halſ'ſt,
Denk': 's is dein Wei.

### Beſorgniß.

Zwá kohlſchwarzi Täuberln,
Hab'n Flügerln, liechti,
Und dáß má mein Schatzerl
Nit treu bleibt, fürcht' ih.

### Schnelligkeit.

Á Röſſerl is lüſti,
Á Hirſcherl is g'ſchwind,
Abá g'ſchwinder is d' Lieb' noh,
Sie fliegt, wie dá Wind.

Was hundát- was tauſendmal,
Was noh weit mehr?
So oft in oan'm Stünderl
Fliegt d' Lieb hin und her.

Fliegt her und fliegt hin,
Als wie d' Wölkerln bei'm Sturm,
Vom Buab'n zu ſein'm Derndál,
Vom Derndál zum Buab'n.

Koan Berg is ſo hoch,
Wo nit d' Lieb' drübá muß,
Und is dá Grab'n noh ſo tief,
Sie bricht ſih koan'n Fuß.

Sie baut ſie án'n Steg
Ohni Holz, ohni Stoan,
Und ſie geht in dá Finſtá
Ohni Liecht, ohni Spoan.

## Wehe.

Wann ih zum Derndál geh',
Thut ma's Herzerl ſo weh':
Wann ih vom Derndál geh',
Thut's má-r-áh wieder weh'.

Ja, Wehthoan und Wehthoan
Sán zwá-r-álei Ding':
Dös oani macht ſchwár,
Und dös andri macht g'ring.

## Bedürfniß.

Ohni Büchſ' ſchießt má nix,
Ohni Schneid' g'nießt má nix,
Ohni á Derndál wár's
Áh juſt nix rár's.

### Geſang.

Dö Stiegelitz' ſingán
Im Wald, dáß All's klingt,
Und ih wáß áh im Dorf drent'
Á Vögerl, was ſingt.

Á Flügerl hat's koan's,
Abá rank is's um d' Mitt',
Hat á Schnáberl, á g'ſpitzt's, —
Vögerl, ſing' ſchön, ih bitt'.

„Was ſoll ih denn ſingen,
„Und wann ih nix wáß?“ —
Non, ſo thu' ſtatt'n ſingen,
Halt buſſeln aus G'ſpáß.

### Erlaubniß.

So ſchrei' nur, ſo ſchimpf' nur,
So plauſch' nur' wann's d' mag'ſt,
Du thuſt ás á ſo nur,
Dáß dá 's Mál nit z'ſammwachſt.

### Grund.

Ih kann nit fein red'n,
Bin á-n-ung'ſchliffná Bua:
Dös kummt Allás dáher,
Weil ih grob eſſ'n thua.

Wann ih fein eſſát', ſtellát' ih's
Áh wol leicht an,
Wie dö Stadtherrn, dö fein'n,
Durch dö d' Sunn' leucht'n kann.

### Aufforderung.

Spielleut'! Jetzt aufſdámt!
Án'n Vierfachen macht's!
Ih bin heunt' á Wichſá: —
Gelt, Derndáln, da lacht's?

Allimal thut's ás nit,
Oanmal im Jahr!
Wer niemals án'n Narr'n macht,
Is allweil á Narr.

### Ueberraſchung.

's Derndál is gifti,
Hat's Widel várütt';
Kummt dá Bua hinten her,
Nimmt's bei dá Mitt'.

's Derndál lauft auf und davon
Mit oan'm G'ſchrá; —
Derndál, várütt' dá nur
's Herzerl nit áh.

### Wunſch.

Nur oanmal noh möcht' ih
Vor'm Stephansthurm ſteh'n,
Und nur oanmal auf Wean
Noh in'n Haingarten geh'n!

### Beſtimmung.

Á Tanz g'hört zum Kirta,
Án' Antwort auf d' Frag',
Und á Vögerl in d' Luft,
Und á Fiſcherl in'n Bach.

Und für'n Wein g'hört á-n-Einſchlag,
Für d' Schuld g'hört á Pfand,
Und á-n-Öſtreichá g'hört halt
In's Öſtreichá-Land.

### Heimweh.

Und wann ih in dá Fremd' ſo
Auf Öſtreich z'ruckdenk',
So druckt's mih halt allweil
Im Herzen á wen'g.

Was hilft denn dös drucken?
Ih bin, wo-n-ih bin,
Ih ſchau' ma's nit übrá,
Ih ſchau' mih nit hin!

### Auftrag.

B'fürt God, mein lieb's Vögerl,
Flieg' aus und ſtieg' ein,
Und kummſt in mein Hoamet,
So grüß' má's ſchön fein.

Und ſag', wann ih Flügerln hätt',
Fliegát' ih furt,
Ein's geh'ns wár' ih draußt,
Und aft bleibát' ih durt.

### Unterſchied.

Sán überall Bergerln,
Sán überall Weg',
Und ſán überall Wäſſerln
Und überall Steg'.

Was frag' ih um d' Bergerln,
Um d' Wáſſerln, um d' Steg':
Sán alli nit d' recht'n,
Sán alli z'ſamm — Pech!

Au'm Bergerl dáhoam
Steht á Hütterl, á kloan's.
Dort hab' ih mein Derndál g'habt,
Jetzt hab' ih koan's.

Au'm Wegerl dahoam
Hat má's Herzerl oft g'lacht;
Da hab' ih mein'm Derndál
Oft 's G'loat' geb'n auf d' Nacht.

In's Wáſſerl dahoam
Hab' ih mannigsmal g'ſchaut,
Hab' eini woll'n ſpringá, —
Und hab' mih nit traut.

Und 's Brückerl dáhoam
Hat zwá ſtoanáni Bög'n,
Da hätt'n zwá Liebi
Sih z'todt woaná mög'n!

### Vergänglichkeit.

G'málá váliert ſih dö Schneid',
G'málá váſtreicht Oan'm dö Zeit'
Ehwenn má ſih umſchaut, ehwenn má ſih b'ſinnt,
Vátrenzt má ſein Leb'n, als vátragát's dá Wind.

### Enttäuſchung.

Ih war in mein'm Sinn ánmal reich:
Hab' g'moant, 's wár' koan Andrá mir gleich:
Jetzt bin ih ſchön dáſi, ietzt páck' ih ſtád ein,
Und denk' má hált: 's Beſti wird dag'weſ'n ſein!

### Ahnung.

Oft is má ſo entriſch,
Oft is má ſo bang,
Ih moan' halt, ih fürcht' halt,
Ih mach's nimmá lang.

Mein Theil hab' ih hergeb'n,
Jetzt gib' ih án'n Fried;
Váleih wird's noh anderſt, —
Váred'n will ih's nit!

### Schluß.

Hab' Flinſerln g'ſchlag'n g'nua,
Und ietzt gib' ih án'n Ruah',
Und wánn má 's á G'ſchicktárá nachmachá möcht',
Ih wár' erm nit neidi, es g'freuát' mih recht!

◆

# Juawag'.

Wann's nur nach engán Guſtá wär'!
Der Brauch der is ſchon alt!
Daß oft dö Zuawag' größer is,
Als 's Stück'l, was má zahlt!

# I.

# Ernſthafti G'ſángl'n.

„Was Ernſthaft's in dá Bauernſprach'!"
So wurd' má ſag'n, — dös wußt' ih: —
Sobald dá Sinn nur ernſthaft is,
So is áh d' Red' nit luſti.

## 1.

## Waldg'ſáng'l.

Nit z'laugná-r is's, bei meiná Seel',
's is á ganz b'ſundá's G'fühl,
So mitten in-r-án'm Wald drin z'ſteh'n,
Wo's ruahwi is und kühl.
Da ſtengán d' Bámá, groß und kloan,
Der grad und der da krump;
Der z'ſammg'wichſt, wie-r-á g'ſtrengá Herr,
Der zauſát, wie-r-á Lump.

Der Dani ſteht ſo g'ſchámi da,
Als wie dö Dirn' beim Tanz;
Der Dani tragt án'n Spitz au'm Kopf,
Der Andri hat án'n Kranz;
Dö ſchau'n, wie d' Bub'n au'm Kirita,
Keck eini noh in's Leb'n,
Dö andán kinnán ern'ri Hálſ'
Schon nimmá recht dáheb'n.

Und wo má hinſchaut Berg an Berg,
Má ſchaut ſih gar nit z' G'nüg'n;
's is grad, als thát ſih Wald auf Wald
Neugieri übrábieg'n.
Má wáß nit recht, ſán ſ' blab, ſán ſ' grean,
Schier d' Aug'n vágengán Dan'm;
Ganz entriſch wird Dan'm, und má fühlt
Sih gleiwöhlſt, wie dahoam.

So ſtill, ſo ſtád is's umádum,
Nur 's Láberl rauſcht au'm Bám;
Á Wachtel ſchlagt, á Gugá ſchreit,
Als thát á's halb im Trám.
Und d' Máß, dö d'laui Sunn' ſchon weiß
Mit Erdbáblüahl'n tupft.
Rührt ſih, wann imm'r-ánmal durch's Gras
Á jungá Lábfroſch hupft.

Und wo ſih d' Sunn' recht hinleg'n thut,
Da wird Oan'm G'ſums ſchier z'viel,
Da kummán d' Käfá, d' Hummeln, d' Flieg'n,
Und treib'n dort erná G'ſpiel.
Und drunt' bei 's Bám ſein'n Wurz'ln lieg'n
Buchácherln kreuz und quer,
Und d' Amáſſn ſán g'ſcháfti da,
Und ſchleppen ſ' hin und her.

Wann's aber Abend wird, und d' Sunn'
Au'm Berg geg'nübá ſteht,
Und ſih noh ánmal umiſchau'n thut,
Ehwenn ſ' in's Betterl geht,
Da wird's auf ánmal laut im Wald,
Was Stimm' hat, ſchreit da z'ſamm;
Dá Pfarrá bei dá Seg'nmeſſ' kinnt'
Koan ſchöná's Chur nit hab'n.

Dá Stieglitz ſetzt ſein G'ſángel hoch,
Dá Saufink grillt mit drein,
Und 's Zeiſſerl und dá Gimpel fall'n,
So gut ſ' ás g'lernt hab'n, ein.
Dá Bámháckel hackt Tákt dázua:
Und in dá Luft álloan
Steht z'höchſt á Geiá, hört ſ', und traut
Sih erná ietzt nix z'thoan.

Und imm'r-ánmal áh pufft's, — wann grad,
Au'm Z'hausweg durch'n Wald,
Dá Jágá wo á Häſerl ſiecht,
Was erm zum Brát'l g'fallt.
Und d' Haltá blaſen áh dázua
Z'höchſt auf dá Küahwád drent',
Als ziechát' untá'm Kogel drüb'n
Á Reidáregiment.

Jetzt guti Nacht, Frau Sunn', leb's wohl!
Mi'm gut'n Tag is's zua!
D' Berg' hab'n ſchon veigerlfarbi Sám',
Und Nebel heb'n ſih g'nua.
Áh 's Abendſterndál guckt ſchon liecht
Durch 's Bámerl, was dort ſteht,
Als wann 's im grean'n Láb mitten drinn
Á glanzáds Blättel hätt'.

's is Allás prächti, gut und ſchön,
Koan Herzload g'ſpürt má da!
Mir abá kummt's ſchon doh gleih voar,
Als gáng' má noh was a.
Ih g'ſpann's áh, was ih irrgeh'n thua:
Mein Derndál geh'-n-ih irr;
Ih g'nießát' Allás noh weit mehr,
Wár's Derndál áh bei mir.

's is halt was Ágn's um d' Lieb': — ſie malt
Oan'm Allás liechtá voar;
Mit vier Aug'n ſieht má halt dá Welt
Ihr Pracht áh doppelt kloar.
Drum moan' ih, wann ih 's Derndál blos
'm lieb'n Herrgod z' Ehr'n,
Wann's jetzt bei mir war', — halſen wollt',
Er thát' má's nit váwehr'n!

## 2.

## Heitrá Muth.

Ih bin á-n armá Teuxel;
Mein oanzig's Hab' und Gut
B'ſteht in-r-án'm g'ſund'n Körper
Und in-r-án'm friſch'n Muth.

Ih tauſchát' mit koan'm G'lehrten,
Und mit koan'm Reichen nit:
Mi'm G'lehrtſein káſt má d' Mucken,
Und 's Geld laßt Oan'm koan'n Fried'.

Wann grad dá liebi Hergod
Recht tief in's Sáckel greift,
So treib' ih's nit, wie-r Oaná,
Der auf dö Gunſt ſih ſteift.

Fein b'ſcheiden und mánierli
Bedank' ih mih für d' Gnad',
Und bitt'n, wann er eppá
Juſt ſo was Übrig's hat.

Und ſchickt á má was Hantig's,
So gib' ih mih halt drein:
Er, moan' ih, wáß 's am Beſten,
Für was als 's gut kinnt' ſein.

Da hört má d' Leut' oft jámmern,
Als wöllten ſá ſih z'ſchnell'n;
Was is's? — dá Herrgod rechn't,
Und wird nit irr im Zähl'n.

Oan'm ſchreibt á dös auf's Táferl,
(Und g'ſchrieb'n bei-n-erm bleibt g'ſchrieb'n!)
Án'm Andán ſchreibt á dös auf,
Und aus is's Koan'm noh blieb'n.

Mi'm Woaná-r und mi'm Schelten
Wiſcht Koan's koan Stricherl weg;
Á heitrá Muth der hilft Oan'm
Am Beſten noh vom Fleck.

Dertweg'n halt moan' ih: „Trag'n má's;“
Und ſchierigelt's uns z'viel,
So denk'n má: „'s is nit anderſt: —
„Á-n-iard's Ding hat ſein Ziel!“

## 3.

## Schiffág'ſáng'l.

Wie d' Wölkerln am Himmel,
Wie d' Wellerln im See,
So wechſelt im Herzen
Áh 's Wohl mit'm Weh'.

Wer wird denn, ös Stoanfelsná,
Schlafá ſo fruah?
Ih ſchrei eng's in d' Ohr'n 'nein,
Und laſſ' eng koan'n Ruah'.

Ih ſchrei' eng's in d' Ohr'n 'nein,
Wie gut dáß 's má geht,
Z'trutz dem, dáß 's mit mir
Nit im Alten mehr ſteht.

Sunſt war má mein Schiff
Und mein Ruadá mein' Welt;
Jetzt g'nüg'n ſ' má halt nimmá: —
Wer ſagt, was má fehlt?

Álloan is's má b'ſchwárli,
Álloan will's nit taug'n.
Mir fehl'n noh zwá Hánderln,
Mir fehl'n noh zwá Aug'n.

Zwá Hánderln zum Ruadán,
Wann's Schiff ſih will ſträub'n;
Zwá Augerln als Sterndáln,
Wohin ih 's ſoll treib'n!

---

## 4.

## Nach-r-án'm ſtark'n Reg'n.

Non, — endli wiedá doh ánmal
Á kloan's, blab's Fleckerl durt;
Und d' Wolkná zieg'n, wie ſchwári Wág'n,
Stád nach-r-ánandá furt.
Dö Berg' ſán abá ſo kurios
Aus Grean und Grab noh g'miſcht,
Als wann ſ' á Malá hing'mal'n hätt',
Und wiedá halb's váwiſcht.

Dö Bleameln ſtengán wáſchelnaß,
Wie d' bad'ten Mauſerln da,
Und d' Bámá beut'ln ſih bei'm Wind,
Wie d' naſſen Pudeln, a;
Dá Bach váliert ſein' gelbi Farb',
Rinnt wiedá ran und klar,
Und 's z'ſammádruckti Gras nur zágt's,
Wie-r aufbláht als á war.

Jetzt brát't dös blabi Fleckerl ſih
Schon allweil weiter aus;
In'n Himmel eini ſiecht má ſchon
Wie durch-r-á Thor in's Haus.
Schau, d' Abendſunn' áh zágt ſih noh,
Und lacht 'm G'wölk zum Schur,
Und bringt zu guter Letzt noh All's
In roſenfarb'n Hámur.

Dá Sunn' geg'nüber abá ſteht
Á ſchöner Reg'nbog'n da:
Der werfát' auf-r-á ſchneeweiß's Tuch
Á goldás Schüſſerl a.
Nur 's Wedá kühlt ſih imm'r-ánmal
Noh a, váziegt ſih ſtill,
Und brummt vom Weiten ſo, wie-r Oan's,
Dös nimmá kann, was 's will.

Laut wird's; má hört ſchon in dö Ställ'
's Viech ungeduldi brüll'n,
Als wöllt's heunt' auſſi noh auf d' Wád,
Und ſih á wen'gerl ſpiel'n.
Und d' Vögerln flieg'n und hupfen z'ſamm
Ganz graupát und várupft,
Und baſeln ſih und putzen ſih,
Bis ſ' All's auf Gleich hab'n zupft.

Non, Leut'ln, und was is's mit eng?
Möcht's noh nit fürá ſchau'n?
Áh God! — ös werd't's eng doh gleihwölſt
Jetzt ánmal auſſá trau'n?
Seid's denn vom Zuckerbachá g'macht,
Dáß eng dá Reg'n váwüſt't?
Wie? odá ſeid's koan'n Tropfen werth,
Den God eng abágießt?

Non, — endli kriechen ſ' launlád aus,
Wie d' Erdzeißeln au'm Feld,
Und ſchau'n láhmlackát umádum,
Und gámátz'n in d' Welt.
Pfui Teuxel! ſchamt's eng, ſeid's doh friſch!
Schaut's: All's is friſch und frei,
Und All's fühlt ſih wie neugeborn;
Seid's ös doh áh dábei!

Dá Tag, der ſchiach heunt' ang'hebt hat,
Geht ietzt recht rár in d' Ruah',
Und d' Nacht dö deckt'n, ohni G'ſäus,
Mi'm g'ſtickten Mantel zua.
Jetzt blinzeln d' Sterndáln ſchon mi'm Mond,
Dö heunt' viel liechtá ſán,
Als wann ſ' dá Regen ausg'ſchwáppt hätt',
Dáß ſ' beſſá glanzen thán.

### 5.

## D' beſti Mánier.

Öd is dö Welt, dös is wol wahr:
Was liegt z'letzt abá dran?
Á-n-iardá thut's und treibt's halt furt,
So lang á mag und kann.

Mein Derndál is á ſaubrá Schatz:
Hübſch abá ſán halt g'nua,
Und wer lang küßt, der hat lang g'lebt,
Drum küſſ' ih friſch drauf zua.

Geld hab' ih koan's nit, brauch' áh koan's,
Und wann ih grad oan's krieg',
So ſchaut's mih wie-r á Vögerl an,
Was bitt't, bis ih ſag': „Flieg'!"

Und wir' ih krank, ſo nihm' ih ein:
's wird ſih ſchon wieder geb'n;
Wann Oan'm á Weil' grad gar nix fehlt,
Is's áh á dalkát's Leb'n.

Wann ih ſoll widá Will'n was thoan,
Was liegt denn dran? ih thua's:
Der Amtmann is á prüſtá Mann,
Thut Viel's, nur weil á muß.

Mir kummt d' Welt, wie-r á Wirthshaus vor,
In dös má-r eini ſchlierſt.
Má wáß nit, wie? — und bleibt, — bis z'letzt
Dá Wirth Oan'n auſſáwirſt.

Ob ietzt Oan'n dürſt't, ob Oaná bürſt't
Ob Oaná pfnot't, ob lacht, —
Am End' wird halt án'm iard'n doh
Dö gleichi Rechnung g'macht.

Drum trink' ih halt, drum lach' ih halt,
Bis 's mih áh hat — Juhe!
Denn wann ih b'ſoffen auſſáſlieg',
So wáß ih doh: „z'weg'n we?“

## 6.

## 's glücklichi Bácherl.

Du glücklich's, lieb's Bácherl,
Wie hat dih All's gern;
Wie ſucht dá-r á-n-iard's doh
Recht anhängli z'wer'n!

Du haſt á wách's Betterl,
Voll Bleameln, voll Kraut,
Voll Bánderln, voll Máſcherln, —
So ſchön hat's koan' Braut.

Viel Bámá bieg'n freundli
D' Händ' übá dih z'ſamm,
Und wácheln mi'm Láb,
Wann má's gar háß grad hab'n.

Dö Sunn' abá ſchaut dih halt
Áh gar z'gern an,
Und bleankáʒt und guckt,
Wo ſ' durch d' Bládeln nur kann.

Und wo aus dö Weingárt't
Von'n Wieſnán nur her
Á Wäſſerl dir zuakann,
Da halt 's áh nix mehr:

Da wind't 's á ſih abi,
Und ſchmeichelt ſih ein,
Und rutſcht, eh' má's g'ſpannt,
So wie's is, in dih 'nein.

D' Vágißmeinnit, d' Veigerln,
Und Schmalzbleameln bieg'n
Sih übrá, und nipfen,
Und finden koan G'nüg'n.

Und d' Vögerln ſán alli
Voll G'ſcháftigkeit da,
Und ſpitzen dö Schnáberln,
Und pecken dih a.

Und d' Grundeln dö ſchlierf'n
Bei dir ein und aus;
Du abá dátragſt ás,
Und gehſt drübá 'naus.

Da ſán d' Stoan'ln keckà,
Dó halten dih auf,
Und wie 's d' áh wol murmelſt,
Sö miark'n nit drauf.

So hupfſt halt hübſch lüſti,
Als 's Schmálzel von All'n,
Bis d' drenten in's größári
Waſſá ſollſt fall'n.

Dös Waſſá fürcht't ſchon
Ánmal All's in dá Geg'nd,
Weil's gar á ſo ſchiach is,
Und berfahrt, wann 's regn't.

Dir aber is's gnädi,
Und nimmt, nach dein'm Lauf,
Mit ausbrát'n, ſilbánán
Armen dih auf.

### 7. und 8.

## Zwá Wieg'n-G'ſang'ln.

### 1.

Schlaf', Kinderl, ſchlaf'!
Im Garten gengán d' Schaf';
Án iard's hat vier ſchneeweißi Füß',
Schlaf' ein, mein Wuzerl, ſchlaf' recht ſüß:
Dá jungi g'ſtreng' Herr Graf
Hat g'wiß koan'n beſſern Schlaf.

G'nieß', Kind, dein' Ruah!
Schau', d' Muadá deckt dih zua!
Jetzt biſt noh wie-r-á-n ausg'ſchält's Oar,
Haſt 's Herzerl ſaubá, d' Augerln kloar:
Nach zechá Jahr'n váleih
Is 's mit dá Ruah vábei.

Geh', gib án'n Fried',
Und mach' koan Krickerl nit!
Jetzt is dein Fedárütt noh gut,
Jetzt plagt dih noh koan hitzig's Blut:
In's G'ſicht nur ſteigt's dá-r ietzt,
Dáß d' wie-r-á Röſerl glüaht'ſt.

Blüh', Röſerl, blüh'!
Was dir g'ſchiecht, g'ſchiecht á mir!
Schlaf' dearnát abá ruahwi zua,
Und g'ſegn' dá God dein' ſüßi Ruah'!
Bei'n Kindán in dá Nacht
Da ſtengán d' Engerln Wacht.

### 2.

Sei gut, du lieb's Pauxerl, ſchlaf' recht ſüß
Bei unſá'm lieb'n Hergod ſeini Füß',
In unſrá lieb'n Frau'n ihrá heilingá Schoos;
Schlaf' ein, lieb's Stuzerl, und wir' recht groß.
Haid'l, bubaid'l, buböllá!

Dös Grüberl in dein'm Koi várath's:
„Du wirſt ánmal á brává Fratz!"
Geh', purr' nit, mach' koan'n Berg mit dö Füß': —
Sei ſtád, Schuri-Muri, und ſchlaf' recht ſüß.
Haid'l, bubaid'l, buböllá!

So Manichá liegt heunt' Nacht au'm Stroh,
Und du, g'ſegn't's Büberl, du liegſt á ſo! —
Wann 's du 's ſo váſteh'n kinnt'ſt, wie-r-ih, mein Schatz,
Du wünſcháſt dá niemals koan'n beſſern Platz!
Haid'l, bubaid'l, buböllá!

Mein Arm is dein Polſtá, mein' Sorg' is dein' Wacht,
Dö is in dá Höch' gleih, wie's Betterl nur kracht;
Dein Glück is dein Badá, der arbát't für dih,
Und God ſorgt für erm und für dih und für mih!
Haid'l, bubaid'l, buböllá!

### 9.

## 's Kindág'mánd'l.

(D' Mein'g, oaner Andán.)

Da nimm dös kloani G'wánderl;
's is zwar juſt nit gar fein:
Wann abá 's Frátzerl drinnſteckt,
Wird's gleiwölſt ſaubá ſein.

Koan Náderl hab' ih ag'ſtrickt,
Wo ih má nit hätt' denkt:
Wie wird wol 's Frátzerl ausſchau'n,
Was da dá Himmel ſchenkt?!

Wird 's ſein, als wie dá Vadá,
Wird 's recht bágſchierli wer'n?
Áh freili! — guti Müttá
Segn't ja dá Himmel gern.

Drum nimm! — Und gáb' dá Himmel
Gar zwoa, — ſchier ſollt' má's glaub'n! —
So gib dem Oan'n halt 's Rockerl,
'm Andán aber d' Haub'n!

## 10.

## Schlaflied fur án'n alt'n Tát'l.

Schlaf', Tát'l, ſchlaf', und was dih g'freut,
Trám' nach-r-ánandá z'ſamm!
Dá Schlaf is ſo noh 's Oanzichi,
Was d' alten Leut'ln hab'n.

Kán'n Zahnd zum Beiß'n haſt nit mehr,
Und 's Memeln thut gar weh';
Dein Sunntá-Brát'l is — á Schmarn,
Dein Heuriger — á Thee.

Mi'n Augná — da wár's gleih ſo gut,
Du hä'ſt zwá g'malni nur:
Denn mit'm Spearnzeln, Gucken, Schau'n
Is 's bei dir eh' ſchon zua.

Und hat ánmal Oan'n 's Altá g'ſtráfft,
So is 's áh gár mi'm G'hör:
Má därf ſchon d' beſten Wort' erm geb'n,
Er hört ſ' halt nimmámehr.

Er kann nit geh'n, er kann nit ſteh'n,
Mi'm Red'n is 's áh vábei,
Und wann á grad was plauſchen will,
So wird's á Brumerei.

Dös, auf was er ſih b'ſinná thut,
Is gar für uns nit g'weſt:
Da war'n má, wie má ſán, noh nit
Auskrochá-r aus'm Neſt.

Er red't von etlá fuchzig Jahr'n,
Wie mir von fuchzig Täg'n,
Und was bei uns á Fabel is,
Dös hat er richti g'ſeg'n.

Und hinſchau'n mag á, wo dá will,
Er kennt halt Nermbſt nit mehr:
Ganz andri Leut' ſchon gengán ietzt,
Spanneuchi, hin und her;

Leut', dö ſih nit viel ſcher'n um erm,
Dö denk'n: „Geht's, wie's geht!“
Wie má-r án'n alt'n Kaſten b'halt't,
Weil á ſchon lang da ſteht.

Begehrt á was, ſo ſtöſſen ſ' erm's
Vor's Mál hin, wie-r án'm Hund;
Und ſchmeckt's erm nit, ſo ſag'n's: „Áh, — iß'!
„Dös is fur d' Alt'n g'ſund!“ —

Und is im Ort drent' Kirita,
So ſperr'n ſ' 'n z' Haus wo ein,
Und laſſen erm, zum Zeitvátreib,
'n alt'n Haushund 'nein.

Deſtweg'n, alt's Täterl, ſchlaf'! — Fur dih
Is ſo ſchon All's vábei!
Und wann 's d' gar nimmer aufſteh'n kinnt'ſt, —
's wár' 's Allábeſti gleih!

## 11.

## Dá Mann bei dá Kápell'n.

Hinten entán Hüberl durt
Geht's á guti Wál' noh furt;
Links á Wieſen vollá Gras,
Tupſt mit Bleameln, ábá naß,
Rechts á Bácherl neb'n 'm Weg,
Übá 's Bácherl geht á Steg;
Entán Steg ſteht á Kápell'n, —
Non — wer ſ' ſucht, der kann nit fehl'n;
Wie má-r übá 's Hüberl geht,
Siecht ſ' á Blinder gleih, wo ſ' ſteht.

Dö Kapell'n is's, — dáß ih's ſag', —
Wo-r-ih ánmal an mein'm Tag,
(Sepp'l háß' ih, wann's eng g'fallt),
Hab' vábeigeh'n woll'n in'n Wald.
Dáß ih d'ſelb'n mih um koan Ding
Juſt nit g'ſchert hab', dáß ih g'ring,
Wie-r-á Fedán war, — non mein!
Dös ſiecht wohl á-n-iadá-r ein.

Sechzeh'n Jahr', koan' Wochá mehr,
G'ſünder, als á g'wichstá Herr;
Frei, án'n Buſch'n auf'm Hut,
Geld im Sack, und Schneid' im Blut,
Meiná Sechs! á ſo án'n Tag
Gibt's nit zwámal, dáß ih's ſag'. —

Wie-r-ih alſo, rechts vom Weg,
Lüſti einlenk' über'n Steg,
Und mein'n Dudlá auſſájucház',
Bald mit mir red' und bald pſucház',
Weil's má g'fallt, wann 's übá z'werch
Wieder z'ruckred't aus dö Berg', —
Wie-r-ih alſo, dáß ih's ſag',
Lautá ſolchi Faxen mach',
Siech' ih Oan'n bei dá Kápell'n,
Dö durt ſteht, ganz ſinnli loahná,
Und ſo recht vom Herzen woaná.

„Schau! — denk' ih, was muß dem fehl'n?“ —
's war á ſauba kloadta Herr,
Alt nit, jung grad áh nit mehr,
So halt, dáß má denká ſollt':
Er kinnt' wiſſen, was á wollt'!

Ih geh' zuwi, red'n an: —
Recht dábarmt hat má der Mann.
Er bleibt ſteh'n und hört mih nit.
„Ah! — denk' ih, — laß' erm án'n Fried'!“

„Abá nan! — juſt nit!“ — Mih hat's,
Dáß ih's ſag', gift't hat's mih, gift't,
Dáß da Oaná-r auf-r-án'm Platz,
Wo erm d' Bám', 's Gras, d' Bleameln, d' Lüft
Und á Tágerl vollá Pracht,
Dáß dá Bäck koan ſchöner's macht, —
Wo erm Alles ſagt: „Sei friſch,
„Wie dá Vogel, wie dá Fiſch!“ —
Dáß da ſo á Stadtherr loahnt,
Und, dáweil ih dudel', woant.

Alſo, daß ih's ſag', ih geh'
Nohmal zuwi, und ſag' herzli:
„G'lobt ſei Jeſus Chriſtás!“ —

Schmerzli
Schaut der armi Mann in d' Höh',
Seufzt: „„In Ewigkeit!““ — und loahnt
Wieder ſih án'n Stoan, und woant. —
„Mein God!“ ſag' ih d'rauf, — was is
„Denn 'm Herrn nur! — Is erm g'wiß
„Nit recht gut? — Ih hol' 'n Badá,
„Oder ſunſt Oan'n; — áh mein Badá
„Hat dahoam á Medizin, —
„Wann dá Herr da wart't, — ih bin —“
„„Bleib'““, ſo hat dá Mann drauf g'ſagt,
Hat mih ang'ſchaut z'längſt und g'fragt:
Ob ih ſchon váliebt bin. —

„Ih?“ —
Sag' ih — „Nan!“ — Aſt hat á mih
Druckt, und g'warnt: ih ſollt' ſo bleib'n,
Mit dá Lieb' koan G'ſpiel nit treib'n.
Hat má r Oani herzli gern,
Fürcht't má, ſö kinnt' untreu wer'n,
Odá ſterb'n; — und wann ſ' ás wird,
Wann ſ' Oan'm ſtirbt — — —?!

Er hat noh g'rührt
Weitá red'n woll'n, abá d' Wurt'
Hat's erm ag'ſtöſſ'n, und furt
Is á g'rennt, als wár' á wini. —

Mir is völli entriſch wur'n,
All' mein Schneid' hab' ih válurn;
Hab' erm nachg'ſchaut, und aſt bin ih,

Weil d' Kápell'n juſt offen war,
Eini gangen, hab' á par
Vaterunſá bet't, und denkt:
„Sepp'l, dir bleibt 's áh nit g'ſchenkt!“ —

Ja — und dáß ih d'Wahrheit ſag', —
Heunt' is wieder juſt mein Tag;
Sepp'l háß' ih all'weil noh, —
Aber anderſt is's halt doh:
Zwoanz'g Jahr' bin ih heunt ſchon alt;
War heunt' fruh á draußt im Wald;
Abá heunt' hab' ih nit g'jucházt,
Nix mit mir disk'rirt, nix pfucházt,
Suntán, — ja — ih kinnt' viel ſag'n,
Wann der Mann mih heunt' möcht' frag'n!

## 12.

## Nachtwachtá-Lied.

Es Bub'n und Derndáln, laßt's eng ſag'n,
Dá Hammá der hat Zehni g'ſchlag'n;
Gebt's Acht auf's Feuer und auf's Liecht,
Dáß Nermbſt koan Schaden g'ſchiecht!
Auf 's Feuer!

Und nit blos auf dös,
Was 's eppá draußt au'm Herd,
In's Grüb'l, in Gedanká-r habt's
Mi'm Aſch'n eini kehrt;

Auf dös ah, Derndáln, gebt's ſein Acht,
Was ganz váſtohl'n und g'hám
In eng'ri Herzen gloſt und glimmt,
Und aufpluiſcht wie-r im Trám:
Macht's ja koan'n G'ſpaß dámit, ſchaut's nach,
Ehwenn's recht zundt'n hat:
Wann's ſchon bei'n Augnán auſſáleucht't,
Aft is's zum Löich'n z'ſpat.
D' Freiheit váiengt ſih d' Flügerln bald,
D' Ruah' fangt als wie-r-á Stroh;
Dá-r Uebámuth dáſtickt vur Hitz,
Dá Kopf brinnt lichtáloh.
Ih ſchierſ' eng's ein: — g'ſchiecht denná was,
Seid's ös, auf dö ih's ſchieb'!
Auf's Feuer, was ih moan', gebt's Acht:
Dös Feuer — dös is — d' Lieb'!

Ös Bub'n und Derndaln, laßt's eng ſag'n:
Dá Hammá der hat Elfi g'ſchlag'n!
Gebt's Acht auf 's Feuer und auf 's Liecht,
Däß Aermbſt koan Schaden g'ſchiecht.
Auf 's Liecht!

Und nit auf dös álloan,
Was 's untá'm Auszieg'n drob'n,
Vur Rapfáz'n, habt's eppa z'nach'
Zum Polſtá zuwig'ſchob'n;
Auf dös áh, Derndáln, päßt's má-r auf,
Was, ſo váſtohl'n und ſtill,
Aus tauſend Sterndaln abáblitzt,
Wann má juſt fenſterln will,
Dá Mondſchein hat á Spitzbub'nlicht,
Wann 's bleankázt drob'n und glimmt:
Má moant, d' Váliebt'n hätt'n ſih's
Zu'm Spearnzeln extrá g'friemt.

Páßt's auf: in derá Liecht'n denkt
Má goar z'gern auf koan'n Tag,
Und dáß oft, was dá Mond vátuſcht,
D' Frau Sunn' nit tuſchen mag.
Drum, Derndáln, macht's fein d' Fenſterln zu,
Und gebt's auf 's Liecht gut Acht:
Wer ſchlaft, is frumm, und frumm is ſchön, —
Jetzt, Leut'ln, guti Nacht!

---

## 13.

## Au'm God'sacká.

Nit wahr, i kumm' á wengerl ſpat?
Ja mein! á gmoaná Mann,
Der an ſein'm Joch ſo furtzieg'n muß,
Der kummt halt, wann á kann.
Und hätt' ih kummá kinná-r áh,
Mir ſán bei'm Tag' z' viel Leut';
Ih hab' halt auf á ſo án'm Ort
Oanſchichti nur mein' Freud'.

Da gafft mih Nermbſt nit an und ſchaut,
Wie ſtark mein Herzload is;
Da ſiech' ih koan' ſo g'ſtátzti G'ſtalt,
Koan ſo á zaunfalſch's G'friß.
Da kann ih ung'ſtört, was mih druckt,
Ausſchüd'n vur mein'm God,
Kann woaná, mit mir ſelbá red'n,
Und klag'n mein' ganzi Noth.

Was brinnt denn durt? — Á Kirz'l — ſchau!
Hat dös dá Wind váſchont! —
Da liegt 'm Badá ſein kloan's Kind,
Der drunt' im Dörf'l wohnt.
Hat der Menſch alli Leut' kurirt,
Und was erm 's Liebſti war,
Dös hat erm 's deutli g'ſagt: „Biſt halt
Doh nur á-n armá Narr!“

Durt liegt dá Thurná, durt dá Scherg;
War'n ſunſt ſih ſpinnáfeind:
Jetzt lieg'n ſ' ſchön ruawi da bei-n-ánd,
Wie d' allábeſt'n Freund'. —
Durt laßt dö G'moan' á ſtoanás Kreuz
Fur'n ſeling' Pfarrá bau'n;
Er hat ſo lang in d' Kirch'n g'ſchaut,
Jetzt muß á wegáſchau'n.

Durt liegt á Dernd'l, — ih hab's kennt,
Hab' ſchon án'n Anwurf g'macht;
Hätt's koan böſ's Aug' nit anſchau'n ſoll'n:
Ihr G'frieſerl war á Pracht.
Ihr Brátzerl war ſo mudlwarm,
Ihr Göſcherl gar ſo lieb;
Wár' ih dá Tod g'weſ't, um koan'n Preis
Hätt' ih ſag'n kinná: „Stirb!“

Dá Tod is aber ohni G'fühl,
Nimmt Allás bei dá Fliech,
Und glaubt má, 's Leb'n wird protáſtir'n
So laßt's Oan'n juſt im Stich.
Da liegt ſ' ietzt, dö bei mir hätt ſoll'n
In meiná Kammá lieg'n;
Wár' gleih ſo gut, ih wár z'ſammt ihr
In's Trücherl abig'ſtieg'n.

Was hat denn Oan's auf derá Welt,
Wann's umágeht álloan?
In Kumpáni geht Allás g'ſchmiert,
Álloan mag Oan's nix thoan.
Da krált má-r umá-r, ißt und trinkt,
Schlaft ein, ſteht wieder auf,
Thut was, vádernt ſih mehr, als g'nua,
Und ſchlaft vom Reuch'n drauf.

Ih hab' koan Wei nit, hab' koan Kind,
Koan' Schweſtá, dö nix hat,
Koan'n Bruadán, der was brauchá kinnt',
Koan' Freundſchaft in dá Stadt.
Mein Vadá liegt im Winkel durt,
Mein' Muada knapp hinbei; —
Es is, wann ih ſo nachdenk' oft,
Án öd's Leb'n, — meiná Treu'!

Wann ih nit imm'r-ánmal aus Gall'
Mih ſelbá fopp'n thád',
So wöllt' ih gleih ſo mein, ih wurd',
Wie's Liecht'l durt, váwáht!
Wer ſih um Nermbſt nit z'kümmern hat
Auf derá Welt, — der is
Am beſt'n *drunt'n* einquátirt
Bei *Denan*, — dös is g'wiß!

## 14.

# Im Gras.

Ih wáß nit bald á größ'ri Freud',
Als recht kámmod und brád,
Au'm Bauch, im Gras ſo drinnád z' lieg'n,
Als wann má ſchwimmá thád'.

Dös is ſo kühl, ſo wách, ſo gut!
Dö wáchſt'n Pflámá bleib'n
Jákobiſedán geg'n dös Bett;
's is gar nit zum Beſchreib'n.

Má moant, má kinnt' ſih ſelbá heb'n,
So g'ring is 's Blut im Leib;
Und z' nebſt dem hat má noh dábei
Sein'n ſchönſt'n Zeitvátreib.

Da kráxelt an-r-án'm Stámmerl Gras
Á Käſerl flink in d' Höch',
Nimmt d' Fliegerln z' Hülf', und thut ſo friſch,
Als hätt's dö beſt'n Täg'.

Es hat ſ' leicht áh: — was gáng' erm a?
Was 's braucht, hat 's übáſchi;
G'ſund is 's dábei, — ja ſchau, mit dir,
Lieb's Käſerl, tauſchát' ih.

Á-n Amáſſ' ſchleppt á-n Árl durt,
Und plagt ſih mehr, als z' viel;
Durt treibt á Muck'n in dá Sunn'
Á guti Wál' ihr G'ſpiel.

Durt kummt á Bein; — ei flieg' du zua!
Heunt' ſcheuch' ih dih ſchon nit:
Heunt' haſt mit deini Bleameln z' thoan,
Und laßſt Oan'm gern án'n Fried'.

Ja, wie-r ih ſag', á Welt is da
Von Thierl'n lieb und kloan, —
Und hat má gleich koan' Anſprach' nit,
Má-r is doh nit álloan.

Ui! wie-r is 's aber erſt ſo ſchön,
Wann ih mih z'ruckleg'n thua',
Und ſchau' 'm Himmel übá mir
Á Wál' recht ruawi zua.

Da kimmt má 's Blabi ſchier ſo voar,
Als wár 's z'tiefſt untá mir,
Und ih — ih liegát' drobmád z'höchſt,
So macht dö Lag' Oan'n irr.

Und für á Waſſá halt' ih d' Luft,
Und glaub', dáß d' Áſt vom Bám,
Wie's Lüfterl wáht, ſih einibieg'n, —
Und halt' mih ſelbá kám.

Ganz dámiſch, moan' ih ietzt und ietzt,
Ih fall' in's Waſſá, — zuck',
Und kugel', ohni dáß ih 's will,
Au'm Bauch mih wiedá z'ruck.

## 15.

# D' Freiheit.

Ih hab' ánmal á Zeiſſerl g'ſangt,
Dös hat gar herzi g'ſungá;
Hab' erm á grasgrean's Häuſerl káfft;
Da drinn is 's umág'ſprungá,
Als hätt's á ſih voll Hochmuth denkt:
„Schaut's, was ſ' má für á G'ſchloß hab'n g'ſchenkt!"

Hab' ih erm Hanef einig'ſträt,
Gleih hat 's 'n lüſti g'nummá,
Auf d' Hearnádärm' und au'm Salat
Is 's gar gleih zuwákummá,
Und hab' ih erm ſein Nürſcherl g'füllt,
So hat's dran g'nipſt und umág'ſpielt.

Wann ih erm 's Thürl aufg'macht hab',
Is 's bearnkad fürázáxelt,
Und auf mein'n Fingern und mein'm Kopf,
Ganz hámli umákráxelt;
Dö Thür hat därffá-r offá ſteh'n,
Es war nit g'wöhnt án's Weitágeb'n.

Bald aber is 's má trauri wur'n,
Hat nimmá luſti g'ſungá;
Is áh au'm Sprießerl nimmá ſo,
Wie-r eh'ndá-r, umág'ſprungá;

Hat oft án'n Pelz g'macht d' längſti Wál':
Hab' richti g'moant, es hätt' dö Gál'.

Sánt abá Zeiſſerln zuwág'flog'n,
Und hab'n ſ' ás g'lockt vom Weid'n,
Da is 's eng umág'ſahr'n, hat g'ſchaut,
Und than, als wär's voll Freud'n;
Hat d' Fedán aufgraupt und ſih g'ſtreckt,
Und 's Köpferl durch dö Stángerln g'ſteckt.

„Halt, denk' ih má, wie-r ih dös ſiech', —
„Dö Krankát, ziemt mih, kenn' ih;
„Dös Vögerl möcht' á-n andás Haus,
„Sein Häuſerl is erm z'weni;
„Du haſt mih rechtſchaffá ſchon g'freut:
„Jetzt, Häſcherl, kummt dein' guti Zeit!“

Und Ab'nds gleih pack' ih ''s z'ſamm in'n Hut,
(Sein Herzerl pempert g'walti),
Und auſſi trag' ih 's übá 's Feld,
Und entán Mühlbach halt' ih;
Dort gibt's viel Bleameln vollá Thau,
Und hintáſchi á großi Au.

„Wár' dá váleih dös Haus groß g'nua?“
So ſag' ih zu mein'm Zeiſſerl,
Nihm's häckli außer aus'm Hut,
Und ſetz 's halt auf á Sträußerl;
Da is's drob'n g'ſeſſ'n, ganz válur'n,
Als wár's ás gar nit inná wur'n.

Jetzt dráht 's á 's Köpferl, ſchaut und ſiecht
Koan Stángerl mehr, koan Sprießerl;
Jetzt hupft's von Aſt auf Aſt, — jetzt ſpringt's
Schon weiter um á biſſerl;

Jetzt hebt's áh d' Fliegerln, — fliegt, was's kann,
Und halt't au'm höchſt'n Näſtel an.

Da halt't 's ás nimmá länger aus,
Blaſt 's Kröpferl auf weitmächti,
Und ſingt in d' Lüft', und ſtrengt ſih an,
Und macht ſein Sächerl prächti:
Burkemá-r is má dös ákk'rát,
Als wann's für mih da bet'n that'.

Ih hab' erm nachg'ſchaut d' längſti Wál',
Hätt' um dös Viech mög'n woaná;
Z'letzt abá hab' ih denkt: „'s is halt
„Grad wie mit Unſeroaná:
„Á Kai' im Frei'n ſchmeckt beſſá g'wiß,
„Als Schnepf'n, wann má-r eing'ſperrt is!“

16.

## D' Schwoagerin und dá Jágá.

### I. Dö B'ſtellung.

Was loahnſt denn au'm Kübel,
Und ſchauſt vur dih hin?
Geh', Schwoag'rin und laugn's nit,
Dir liegt was im Sinn!

„Und liegt má was drinn,
„So kan's Oaná nur heb'n,
„Und den Oan'n kann má-r áh halt
„Nur Oaná-r ageb'n!“

Mußt nit á ſo trauán,
Mußt nit á ſo woan':
Biſt á Mád'l wie-r-á Rád'l,
Kriegſt gleih wieder Oan'n!

„Dá grasgreani Jágá
„Dös is dá meini,
„Und er is má ſchon g'ſchoſſen
„In's Herzerl eini.

„Mein Herz und ſein Herz
„San g'wachſ'n auf oan'm Grund:
„Und erſt an ſein'm Herzen
„Wird mein's wiedá g'ſund!

„Álloan is má-r entriſch,
„Álloan is má bang; —
„Da drob'n is ſein Stand,
„Und da umi ſein Gang.

„Und ih ſchau' auf ſein'n Stand,
„Und ih loſ' auf ſein'n Gang;
„Und ih ſiech' nix und hör' nix,
„Und dös macht má bang!“ —

Geh', fürcht' dih nit, Schwoag'rin, —
Durt ſiech ih ſchon was,
So leicht, wie-r á Vogel,
So grean, wie-r á Gras.

Á Büchſerl au'm Ruck'n,
Á Fedán au'm Hut; —
Á Bosheit is 's, dáß á nit
Jucház'n thut.

Jetzt bleib' nur, ietzt thu' nur,
Als höráſt 'n nit;
Es g'ſchiecht erm ſchon recht,
Er ſoll g'ſtraft ſein dámit.

„„Schöni Schwoag'rin, ſchöni Schwoag'rin,
„„Sag', haſt mih noh gern?"" —
Greaná Jágá, dein Schwoag'rin
Is hárb, will nit hör'n.

„„Schöni Schwoag'rin, dein'm Vadán
„„Sein Herz is koan Stán;
„„Heunt' ha-n ih mein'n Anwurf g'macht:
„„Er ſagt nit: Nán!

„„Drei Wochá laß kemá,
„„Drei Wochá laß geh'n,
„„Afo wer'n má-r im Kircherl durt
„„Entán See ſteh'n!"" —

Und d' Schwoag'rin vádráht ſih,
Dös mag ſ' doh wol hör'n. —
„Du bleibſt halt mein Jágá,
„Dih hab' ih ſchon gern!" —

## II. 's End' vom Lied.

Drei Wochá ſán kemá,
Da dulläzt 's: „Juhe!"
Und da läut'n ſ' im Kircherl z'ſámm
Drent' übá 'm See.

Da ſchwimmán zwá Schifferln,
Dö kennt má ſchon wol;
Juchheiſſá! dö Brautleut'
Dö ſchrei'n á ſo toll.

Da ſán ſ' ſchon, da kemán ſ',
Dös Brautpar voran;
Dö Schwoag'rin thut woaná,
Dá Jágá ſchaut ſ' an.

Er lachelt ganz ruawi,
Ih glaub' erm's recht gern;
Non, mit dá Zeit wird ſchon
Das Wahri draus wer'n.

Und hintnach geht d' Muadá
Mi'm Vadán am Arm; —
Es wird erná ſelbá heunt',
Moan' ih, noh warm.

Schöni Schwoag'rin, tunk's Händerl
In'n Weichbrunn' nur ein:
Á Dirn geht nur oanmal
In d' Kirch'n ſo 'nein. —

Auf'm Schiff ſtengán d' Leut',
Hab'n am Schau'n erná Freud':
Á Hochzeit dö bleibt halt
Á Freſſ'n für d' Leut'.

Dá Schiffmann loahnt áh
Auf'm Ruadá-r und guckt,
Wer wáß 's, ob nit erm áh
Im Herzen was druckt?!

Da Jágá ſagt: „Ja“
Und dö Schwoag'rin nit: „Nán,“
Und d' Leut' dö ſag'n: „Ámen!“
Mehr kinnán ſ' nit thán.

Viel Glück, ſchöni Schwoag'rin,
Jetzt haſt 'n, dein'n Mann! —
Ziech' d' Menſcháſchuach' aus,
Und Ziech' d' Weibáſchuach' an!

## 17.

## 's Pfnotwinkerl.

Ih hab á Winkerl in mein'm Haus:
Dös ſchaut ganz b'ſundás eing'richt't aus.
Es is nit eng juſt, is nit weid,
Nicht recht für 's Load, nit recht für d' Freud':
Es is halt all'mal grad ſo recht,
Wie má 's fur'n Aug'nblick finden möcht'! —

Au'm G'ſims z'höchſt obmád untá'm Trám
Da ſteckt á Palmbuſch'n zwiſch'n dö Bám',
Er b'hüt't Oan'n vur'm Wedá-r, und thád á's áh nit,
Má glaubt 's halt, und hat ſein' Freud' dámit.
Á biſſ'l niedrichá hängt im Eck
Á Chriſtás; — er is ſchon vollá Fleck',
Nit ſaubá g'mal'n, abá doh ſchön g'nua: —
Was ageht, dös denkt má ſih halt dázua.

Á Betſchamel ſteht hinbei an dá Wand,
Schön g'arbát't, — u mein! — wo is dö Hand,
Dö 'n g'macht hat? — Wo ſan dö Leut' ſchon hin,
Dö 'n g'wöhnt ánmal war'n, wie-r ih'n ietzt bin? —
Dáneb'n ſteht á Loahnſtuhl mit Rádeln und Ohr'n:
An den bin ih mannigsmal ang'hängt wor'n,
Zwar nur mit-r án'm Faden, — 'm Badán ſein G'ſchau
Dös hat'n zum Strick g'macht, ih wáß's noh recht g'nau!
Grad drübá-r auf áná Stell'n da ſteht
Á Glas, wo á hübich's Nágel einigeht;
Dá Deckel von Zinn, auf dem má's noh leſt,
Dáß's ánmal mein'm Badán ſein Leibglas is g'weſt!
Ih ſich'n leibhafti noh ſitz'n vur mir,
In oaná Hand 's Buch; 's Glas halbs vollá Bier;
Jetzt loahnt á-r-'n Deckel z'ruck, ſetzt an,
Tunkt 's Mál in's Bier ein, ſürſelt dran,
Sagt: „Gut is's!“ — ſtellt ſein Krüag'l hin,
Und fragt uns: „Wiſſt's, wo ih ſteh'n blieb'n bin?“ —
Ah, 's Buch is áh noh da, durt ſteht's; —
Dá g'ſtreng' Herr Báwaltá wöllt, er hätt 's;
Má nennt's, moan' ih, Chronik, — á gar á g'ſcheidt's Buch'!
Ih find' drinnad Alláš, was ih nur ſuch':
Von God, von dö Kini, von'n Bauan, von'n Herr'n,
Mit ſaubári Reim' und heilſámi Lehr'n, —
Já, — wer dös im Kopf ſih ſo mirk'n kinnt',
Dös wár leicht á G'lehrtá, wie má koan'n find't.

Já, — dáß ih's halt ſag' — dös Winkerl is's grad,
An was mein Herz án'n Narr'n g'freſſ'n hat.
Wann ih noh á ſo gifti bin, noh á ſo ſchiach,
Dös Winkerl is's, wo ih mein' Ruah' wiedá krieg'.
Da ſchlierf' ih hintri, ſchau' auf dö Bám',
Und ſiech ih 'n Balmbuſch'n drobmád au'm Trám,

So denk' ih má: „Schau! Wie gern hat dih God!
„Du brummſt, und doh ſchlagt dih ſein Wedá nit tod!“ —
Und ſiech' ih 'n Chriſtás druntá-r im Eck,
So denk' ih má: „Schau! du biſt doh recht keck;
„Du klagſt vur Dem dadá übá 's Leb'n,
„Der ſein's ſo geduldi fur d' Menſchen hat geb'n!“ —
Und ſtoß' ih an'n Schámel an, denk' ih má gleih:
„Z'weg'n we den ſtund' da dá Schámel hinbei,
„Als däß d' dih kannſt hinknie'n, wann dá was fehlt:
„Zu'm Himmel gibt's üb'rall á Loch in dá Welt!“ —
Und ſiech' ih mein'm Vadán ſein Krüag'l ſteh'n,
So denk' ih má: „Häßt dös nit arg ſih vágeh'n?
„Der Mann, dein Vadá, der guti Mann,
„Der mannich'n Zug aus dem Krüag'l hat than',
„Der Mann is tod, — und du lebſt noh, du Buá,
„Biſt g'ſund, haſt dein' Wirthſchaft, — und doh wár's nit g'nua?“ —
Und ſiech' ih dös Buch, ſo denk' ih má: „Leſ'!
„Valeih vátreibſt dá dö Grill'n durch dös! —
„Schau, ſchau nur, wie viel in dem Winkerl da is,
„Damit 's d' dih kurir'n kannſt, — dös is doh g'wiß!
„In dem elendigá-r Eck von dein'm Haus,
„Streckt üb'rall dá Herrgod ſein' Hand nach dir aus,
„Und ſagt zu dir: Kumm, Buá, und ſei g'ſcheidt,
„Zu'm Pfnot'n und Trutz'n hat's lang no Zeit!“

Und wann ih dös denk, und ſo recht betracht',
Wie-r Allás á ſámſing án'n Troſt Dan'm macht,
So kann ih nit hárb ſein, — friſch muß ih wer'n:
Drum hab' ih dös Winkerl áh gar á ſo gern! —

## 18.

## D' Himmelſchlüſſerln.

(Primula veris.)

Schau, Schau, liebi Bleameln,
Da find' ih eng ja!
Sobald als 's nur ápern thut,
Seid's áh ſchon da.

Dá-r Erd'n fangt 's Herzerl
Schon z' tokáz'n an,
Und d'Frau Sunn' thut' ihr Möglig's,
Und bleankázt, was ſ' kann.

's is Allás ſchon g'recht'lt,
Má wárt'n ſchon drauf;
Nur d' Schlüſſerln hab'n g'fehlt noh, —
Jetzt lüſti! Spiart's auf!

Spiart's auf, liebi Schlüſſerln,
Das himmliſchi Thoar:
Dá-r Auswärts will fürá,
Nur 's G'wölk ſteht noh voar.

Schiebt's d' Nebeln vánandá!
In's Schlüſſelloch 'nein! —
Ah — aufg'ſpiart is, aufg'ſpiart,
Was ſollt's denn ſunſt ſein? —

Jetzt is á herauſt'n!
Dá-r Auswärts is da,
Und wann ma'n nit ſechát',
Má riechát'n ja!

Fur's Aufſpiarn, ös Schlüſſerln,
Schön'n „Gelt'sgod“ von All'n:
Auf's Jahr um dö Zeit
Thut's uns wieder den G'fall'n!

## 19.

## D' Schneeglöckerln.

Wem läut's denn, ös Glöckerln,
Wem läut's denn ös aus? —
„'n Wintá begrab'n ſ' ietzt:
„Mir läut'n erm z' Haus.“ —

Wem läut's denn, ös Glöckerln,
Dáß's klingelt ſo ſein? —
„Dá-r Auswärts is eing'ruckt,
„Juſt läut'n má'n ein.“ —

## 20.

## G'ſcheidt is ſchön.

Frag' nit, — (wann 's d' ás wiſſen dárfaſt,
Hätt' d' as God ſchon ſelbá g'ſagt)
Frag' nit, Schatz, nach wie viel Jáhrl'n
's letzti Stünderl für uns ſchlagt!
Laß dá koani Karten aufiſchlag'n,
Such' dá-r in koan'm Trámbuch Rath, —
Und, glaub' mir, weit leichtá fallt dá,
Was der Himmel b'ſchaffen hat.

Mag dös Schneewerl, was 's jetzt ſchneib'n thut,
's allálетzti für uns ſein,
Odá gibt uns God noh mehrás: —
Scher' dih nit, — ſei g'ſcheidt, — ſchenk' ein!
's Leb'n is kurz, ſchnei d' Hoffnung wegá,
Mit dem Red'n wird nix dázielt:
Haſt án'n Tag, ſei froh, und g'nieß'n:
Wer auf muring ſetzt, — váſpielt.

## 21.

## Wie má's kennt.

A Glock'n dákennt má-r am Klang,
A Vögerl dákennt má-r am G'ſang;
D' Forellerln an ernári Fleck',
D' Soldad'n an ernári Röck'.

So kenn' ih 's áh, wann ih á Par
Váliebti wo ſiech', auf á Har:
Sö hab'n á ſchwarz's Fleckerl, — und wo?
Im Herzen, — má ſiecht 's abá doh!

### 22.

## Heunt' und muring.

Was kümmán mih dö Thalá,
Dö Gar-dem-Andán g'hör'n?
Ih war noh Nermbſt nit neidi,
Koan'm Bauán und koan'm Herr'n.

Ih brock' má liebá Bleameln,
Und bind' má Buſchen draus,
Und ſteck' má ſ' auf mein Hüterl,
Aſt ſchau' ih lüſti aus!

Um 's Heunt' thu-r-ih mih kümmán,
Was heunt' is, dös is g'wiß;
Ih möcht' den Kreuzkopf kenná,
Der wáß, was muring is!

## 23.

## Dá Bekehrti.

Schaut's, ih war áh ſo Daná, wie ſ' ietzt ſán,
Dáß ſ' liebá blempern, als wie beten thán;
Und g'ſcheidt war ih nach mein'n Gedanken, g'ſcheidt, —
Ja d' ganzi Welt hat nit zwá g'ſcheidt'ri Leut'.

Ih abá bin ſchön anpumt! Ih hab's ſchon
Báred't, auf dem Weg länga weidá z'geh'n! —
Ih bin ánmal, dáß ih's nur offen ſag',
Z'höchſt auf dá-r Alm g'weſt, — 's war dá ſchönſti Tag.

Auf ánmal kummt, — dá Himmel war noh klar, —
A Wedá, — abá was döe fur án's war!
Rechts, links hat's eing'ſchlág'n, ganzi Bám' hab'n brennt,
Und d' Berg' hab'n zidát, als hätt' d' Welt á-n End'.

Aſt hab' ih freili wol zum Bet'n g'ſchaut,
Und ſidá dem mih nimmá z'freveln traut;
God is gar ſtark, es koſt't erm nur án'n Riß,
Und z'untáſt liegt, was ietzt noh z'obáſt is.

Durt bringt er Dan'n, den Allás ſcheucht, in's G'red',
Durt ſchiebt er Dan'n, den Rermbſt nit kennt, an's Bret: —
's Glück is, wie 's Waſſer oft, es ſpielt ſih nur,
Da reißt's was weg, und durt tragt 's ás zua.

## 24.

# Gleichmuth.

Nit übá d' Schnur hau'n! Ja nit übátreib'n!
Wann God dih hoamſucht, bei-n án'm Gleich'n bleib'n,
Und wann 's Glück einiſchlagt, nit vor Übermuth
'n Kopf válier'n, — ſchau, Schwagá, dös is gut!

Denn, mein God! was is 's End vom Lied? — dá Tod!
Du magſt ietzt all' dein Leb'n in Kreuz und Noth
Vátrenzen, odá, wann á Feitá fallt,
Dih auf-r-á Wieſen auffiſteg'n in 'n Wald;

Wo 's Bácherl ſtád im Roangrab'n abárinnt,
Dá Gugá ſchreit, und 's Láberl rauſcht im Wind,
Wo d' Felberbám' und d' Foarch'n d' Aſt váweb'n,
Und übá dir 'n ſchönſten Schatten geb'n!

Durt auffi laß dá-r aſt án'n Elſá trag'n;
Durt laß dá gut g'ſcheg'n! — Wer wird dánah frag'n? —
Wann 's ietzt nit g'ſchiecht, wer wáß's, wann 's wiedá g'rath't?
Döš Umálaun'ln hat gar Viel'n ſchon g'ſchad't.

Denn ſchau! — und wann 's d'-á-s ſchönſti Häuſerl ha'ſt,
Wann 's d' meiln'weit übá d' ágná Feldá gehſt;
Wann 's d' Leut' und Land haſt, — du mußt gleihwöhlſt ſterb'n!
Aſt ſchau' dih an! Fur wen haſt g'ſpart? — Fur d' Erb'n!

Und ob dein Aehnl reich und g'walti war,
Ob's d' von Geburt an warſt a-n armá Narr,
Da kräht koan Hahn dánah, — du g'hörſt 'm Tod,
Und daß á dih dáwiſcht, dös hat koan' Noth.

Oan Plätzel gibt's, da kummán Alli z'ſamm;
Den Oan'n wird's fruah, den Andán ſpäta hab'n;
Hin müß'n má-r ába, — da hilft koan Gebitt:
Von derá Regel gibt's koan' Ausnahm' nit.

## II.

Wie 's dá-r

# Oeſtreichá-Bauá

mit

## ſein'm Koaſá moant!

---

(Á B'ſchreibung aus'm Zwá-r-á-dreiß'gá-Jahr.)

Ja, — ſo is's im Land.
Und dábei ſän má froh.
Und es war nie nit anderſt,
Und es bleibt ſchon á ſo!

## 1.

Wo's war, dös wáß' ih nit, dáß 's abá wo war, dös is richti, —
Non, — mein Bedá, dá Lenz, hat má's erſt neuli vázählt.
Er war ſelbá dábei, hat zuag'ſchaut, g'loſt und áh mitg'woant,
Und wann má'n ieṫt drauf mahnt, kummt erm noh 's Waſſer
in d' Aug'n.
Sápprámenk: ieṫt hab' ih's — dös war in án'm Dorf, — in án'm
Dorf war's,
Aber wie's háßt, — noh ih ſollt's nenná! — Áh! háßt's, wie's
dá will;
Wann's 'n Koaſá angeht, ſo is oan Dorf ſchon, wie 's andri;
Ueberall d' herzlichſti Lieb', nindáſcht was Andás, als Freud'!

Und ſo war's halt áh durt, wo váwichá mein Vedá, dá Lenz, war,
Und was á nit hergáb' moan' ih, um Haus und um Hof.
's war au'm zwölft'n nit weit, au'm zwölft'n Horning, — váſteht's
mih?
Non — au'm zwölft'n! — Áhán! G'ſpannt's ás ieṫt ſchon,
was ih moan'?
Unſá'm Koaſá Franz ſein Geburtstag war vor dá Thür ſchon;
Schau! und da hätt'n 'ſ im Dorf áh gern á Biſſel was than;
Feierli hab'n ſ' ás und recht eindringli, ſo gut's in-r-án'm Dorf geht,
Machá woll'n, und á Schelm, ſagt má, thut mehr, als á kann.
Weil mein Bedá, dá Lenz, zuafälli bei'm Richtá g'loſchirt hat,
So war er überall mit, überall z'nächſt bei dá Sach';
Hat mitg'holfá-r (er kann umgeh'n mi'm Báſeln und Zeichná,
Kennt ſih aus, und váſteht, was ſih ſo g'hört zu-n-án'm Feſt),
Non, — und ſo hat á má-r aft brühwarmá dö ganzi Beſchreibing
G'macht, und Allás vázählt, wie-r ih's eng wiedá vázähl'.

## 2.

Kám hab'n d' Hahná kräht in dá Fruah',
War áh ſchon kán Lad'n mehr zua.
Allás hat ſih g'richt't und putzt,
Da hat áh ſchon nix mehr g'nutzt:
Wo á ſaubás G'wand'l war
Aufg'hebt untá'm ganz'n Jahr,
Aufſázarrt und bürſt't is's wor'n,
Anprobirt von hint' und vorn,
Und wann 's proper g'ſtanden is,
Hát má 's b'halt'n, dös is g'wiß;
Denn dös ſag' ih unváhol'n:
D'ſelb'm hat Allás ſchön ſein woll'n.

Um á Sechſt macht's ás: „Bim!"
Áſt'n: „Bám!" und „Bám und Bim!"
Alli Glockná, dö ſ' durt hab'n,
(Námlá drei) dö läut'n z'ſamm.
Drobmád in dá Pfarr hängt d' Dan',
Non — dö kann's ſchon ganz alloan;
D' Andán geb'n, wie d' Kindá nur,
Ernán Thee halt áh dazua.

Jetzt auf oanmal — pums! — á Knall,
Und ä G'ſäus drauf übá 's Thal,
Wie wann hint'n d'Berch', dö 's hör'n,
Alli wollt'n rogli wer'n.
Dös ſán d' Pöllá, — nit dö kloan'n,
Dö ſ' bei'm Kirtá lad'n thán,
Suntán dö gar groß'n halt,
Wo's, wie bei dö Bumá, knallt.

Aft war All's gleih in dá Höch':
Dös ſieht Oan's nit alli Täch',
Wie ſo d' Leut' von da und dort,
Von dö Berg', vom G'ſchloß, vom Ort,
Z'ſammápofeln üb'rall her
Aus dá Kreuz und aus dá Quer'.

'ſ war im Horning, — dös wiſſt's eh', —
Alſo Allás noh voll Schnee,
Höchſtens durt und da á ſo
A kloan's áper's Fleckerl wo,
Juſt, als wann dá-r Auswärts hätt'
Hintappt, dáß á wegágeht.
Aber 's Wedá war á Pracht,
Als wann's God hätt' extrá g'macht:
Nit á Wölkerl, d' Berch' ſo klar,
Dáß 's á Freud zum Anſchau'n war.

Allás is in d' Kirch'n g'eilt,
's Volk hat untá'm Thor ſih g'ſpeilt;
Denn heunt' hätt' á-n iard's mög'n gern
D' Predi bei dá Nachád hör'n.

Meiná Sechs! — es war á Freud',
Wie ſ' dáherzog'n ſán dö Leut';
Derndál'n, wer kinnt' ſchön'ri woll'n? —
Koan böſ's Aug' hätt' ſ' anſchau'n ſoll'n
Alli herg'wichſt heunt' au'm Glanz,
Wie zum Ehrntag odá Tanz;
Röck', ſchneeblüah'lweiß und g'ſtiazkt;
Fürtárl'n, wo's á-n iardá mirkt,
Dáß ſ' niatneuch ſán; Bruſtlätz', All's
Blank vom Zwick'l bis zum Hals.

Und áh d' Bubmá, d' Weibá, d' Manná,
Was má-r anſchaut, láßt Oan'm 's ſchwaná:
Heunt' is gar á b'ſundás Feſt,
Heunt' thát' gern án iardá 's Beſt'.

### 3.

D' Org'l brummt,
Dá Schullehra ſingt,
Dá Kaſtná geign't,
Dáß erm d' E-Sát'n ſpringt.
D' Schulbub'n geb'n heunt' b'ſundás Acht:
Nit Oaná hat noh an'n Gickſá g'macht.

Dá Pfarrer, á Mann,
Wie ſ' God gern ſiecht,
Thut Allás, wie's
Bei-n-án'm Hochamt g'ſchiecht.
Und d'Leut dö bet'n 's ſchönſti Gebet,
Án iard's halt, was erm im Herz'n ſteht.

Ganz vor'n in dö Stühl',
Neb'n dá Sákriſtei,
Knie'n d' Herrnleut'
Und noh Andri drei:
Dá Pflegá, dá Richta, und Oaná, — den könnt's
Ung'nenntá dárath'n, — mein Vedá, dá Lenz.

Jetzt wie dá Herr Pfarra
So bet't voran,
Fangt d' Muſi auf oanmal
Was Andás an,
Á Liedl, was, wie's nur der Öſtreichá hört,
Erm 's Herz im Leib drinnád umakehrt.

„Gott erhalte —“
So ſingán ſ' au'm Chor, —
„Franz, den Kaiſer!“
So jucházt's hinvor;
Alt und Jung und Vornehm und G'ring,
Ih ſelbſt kumm' má vornehmá vur, wann ih's ſing'.

Jetzt fallt á Tuſch ein,
Und draußt da knallt
Oan Schuß um-á-'n andán,
Dáß 's pumt und hallt;
Und drinnád is Allás ſo friedli und froh: —
In was für án'm Lánd'l bet't má-r á ſo?

## 4.

'ſ Amt is vábei. Jetzt ſuch'n anándá dö G'ſchwiſter und Freund' ham,
Plauſch'n und lad'n ſih ein auf z'Mittag, und auf d' Nacht zu-n-án'm Tánzerl.
Jetzt geht 's Koch'n erſt an. D' Bub'má abá dö richt'n im Wirthshaus
Lüfti dö G'moanſtub'n her, weil ſ' ſäubráſti Zimmer im Haus is;
Putz'n ſ' mit Tannág'rás und Máſcherln und g'fiarbti Papierl'n
Máſterli auf, und hängán in 's Eck 'm Koaſá ſein Bild auf,
Saubá mit Rauſchgold austápázirt, und drunter á Lámperl.

Drobmád im G'ſchloß áh nageln ſ' ſchon ſchwarzi Leiſt'n um d' Fenſtá,
Bohr'n oan Draht'l um's andri ein (weil illumánirt wird);
Häng'n dö Flügeln aus, und mach'n papieráni Rahmen
Mit Inſchrift'n und alláhand Verſ' und Zeichnungen eini.

Ueb'rall is All's heunt luſti wohlauf! Hackbreteln und Baßgeig'n,
Zidán und Bratſch'n ſiecht ma ſchon trag'n, und Männá mit Werkeln
Gengán herum. Ah bei'm Richtá (Herr Wimmer häßt á) da wird's ſchon
Laut, und wie's Zwölfi ſchlagt, da ſitz'n ſ' ſchon Alli dá Läng' nach
Brád umá 'n Tiſch, und wiſch'n dö B'ſteck', und richt'n ſih d' Mág'n ein.

5.

Dá Richtá hat án'n Bub'n, án'n kloan'n,
Mein Vedá ſelbá möcht' ſo oan'n:
Dá Bua is ſaubá, áh nit z'dumm,
Bleibt, wann má'n anred'n thut, nie ſtumm,
Und is á ſo bei was dábei,
So fragt er Oan'n um d' Urſach' gleih.

So — zum Exemp'l, wie bei'm Tiſch
Sein Vadá aufſteh'n thut, ſih friſch
Sein Gläſ'l anſchenkt, 's Käppl ſtád
Vom Kopf ziegt, zu dö Gäſt' ſih dráht,
Und anhebt: „Leuteln! ietzt häßt's: ganz
„Austrink'n! 's gilt — 'm Koaſá Franz!“ —
Da ſagt dá Bua ganz g'ſchnáppi: „„Halt!
„„Herr Vadá! — Ih bin áh ſchon alt: —
„„Krieg' ih denn nix?““

„Sollſt áh was hab'n!“ —
Und ſchütt't erm á par Nág'ln z'ſamm.
Und Allás trinkt und Allás ſchreit;
Dá Bua mit ſö, es is á Freud'!

## 6.

(Dá Richtá red't mit ſein'm Bub'n.)

**Dá Richtá**

(greift ſein'm Bub'n an'm Kopf, beut'lt-n aus G'ſpaß, und ſagt:)

Schau', Spitzbua, weil 's d' jetzt trunk'n haſt und g'ſchriern,
So ſag' má-r aber áh, zweg'n was? fur wen
Als d' trunk'n haſt?

**Dá Bua** (lächlád).

Fur wen ih trunk'n hab? —
Fur'n Koaſá! — Und zweg'n was? — Non — weil d' Leut ſag'n,
Dáß's gar á ſo á gutá Herr wár', beſſer,
Als unſa Lehrá, und dá g'ſtreng' Herr ſelbá.

**Dá Richta**

(mit oaná hámlich'n Freud').

Dös is á Wort, Bua! — Ja, du haſt nit g'fehlt!
Wáßt abá, was á Koaſá is? — und wáßt,
Was unſá Koaſá is?

**Dá Bua**

(ſchaut ſein'n Vadán an und wáß nit, was á ſag'n ſoll).

**Dá Richtá.**

Du machſt á G'ſicht,
Auf dem ih 's leſ'n kann, dáß d' mih nit recht
Váſtehſt! — Non, — wart'! Ih will dá 's explizir'n.

(bedeut)

Ih bin dein Vadá, — nit wahr, Bua? Ih ſorg'
Für dih: gib' dá, was d' brauchſt! laß' dá was lerná,

Laſſ' dá von Nermſt nix than, und wann's d' mih bitt'ſt,
Und bráv biſt, mach ih dá-r áh gern á Freud'.
Schau, dös than andri Väter aber áh,
Und doh hab'n ſ' ernri Kindá nit ſo gern,
Als du, dös wáß ih gut, als du mih gern haſt.
Z'weg'n was denn haſt mih alſo gar ſo gern?

Dá Bua.

Ja, — weil ih wáß, dáß, — wie dá Vadá is
Mein Vadá wur'n, dáß da halt, wie ma hört,
Gar ſchlechti Zeit'n g'weſt ſán; dáß dá Vadá
Durch d' längſti Zeit ſih alláweil hat plag'n
Und rácken müaſſ'n, bis er á par Jáhrl'n
Hat ruahwi kinná leb'n —

Dá Richtá (eing'fádelt).

Und weidá — ?

Da Bua

Weidá —
Weil, wie dá Vadá nur á Bröſerl Ruah'
Hat g'habt, dá Vadá — God wáß's, was? hat than,
Dáß d' Feldá recht viel Körnd'l trag'n, dáß d' Wieſná
Mehr Heu geb'n, d' Weinſtöck richti grubt und g'haut
Und g'ſchnid'n wor'n ſán, dáß án'n Elfá geb'n,
Dáß ſ' — —

Dá Richta (hilft erm in d' Red').

Und ſunſt nix — ?

Dá Bua.

Á freili wol! — Ánmal,
Mir kummt's wie heunt' vur, war dá Vadá krank.
Dá Vadá hat ſchon fur ſein Leb'n koan Groſch'n

Mehr geb'n woll'n, — da — da hab' ih 's erſt recht g'mirkt,
Wie gern als ih 'n Vadán hab', — und nit
Nur ih, — áh d' andán Leut' im Dorf, und Alli,
Wie ſ' nachánandá ſán! — 's war ja á G'frag' —

Dá Richtá (ganz wách).

Ja, God ſei 's dankt! — Ih hab' áh, meiná Sechs'!
Schon d' Engerln ſingá g'hört! — Ŏs abá habt's
Bráv bet't, und dös hat g'frucht't! — — Und weidá, Bua,
Haſt mih z'weg'n ſunſt nix gern — ?

Dá Bua

Ui! und ſchon wie! —
A Jahr dánah war ih recht miſelſüchti;
Da hab' ih g'ſeg'n, wie mih dá Vadá gern hat.
Mein Krankád hat dö Andán Alli g'ſchreckt,
Weil ſ' g'moant hab'n, ſö krieg'n ſ' áh, wann ſ' zuwi gángán.
Dá Vadá aber, der hat g'ſagt: „Ah was!
„Wann má-r án'n Menſch'n gern hat, wann má feſt
„Auf unſán Herrgod baut, ſo ſchad't Oan'm nix!“ —
Bei mir blieb'n is dá Vadá, hat mih tröſt't,
Hat má mein Trank'l geb'n, mih g'hebt und g'legt.
Und dös vágieß erm nit! — Ih bin á Bua,
Und wann ih aber hundát Jahr' alt wurd',
Wie-r unſá Haltá mit dö weiß'n Har',
Der mein'n Herrn Aehnl hat zur Firmung g'führt,
Ih wir' dran denk'n und 'n Leut'n ſag'n:
„Ŏs habt's áh Väter, abá koan'n, wie-r ih;
„Denn ſo án'n gibt's koan'n zweit'n auf dá Welt!“

Dá Richtá
(druckt und wiſcht, dámit er nit woaná muß).

Bráv, Bua! Jetzt ſiech' ih, dáß d' váſtehſt, was d' ſagſt!
Was ih dá than hab', und nur dir alloan,

Dös ſelbi, ſchau! thut unſá Koaſá Franz
Fur tauſendmal — was ſag ih? — wol fur mehrás
Als hundát tauſendmal — mehr Kinder, als
In unſrá Pfarr und üb'rall ſán, wo 's du
Schon warſt! — Ih háb' á-n oanzig's Kind, dih, Hanſ'l!
Er aber is mein Vadá, is dein Vadá,
Dá Vadá von uns All'n im ganz'n Lánd'l.
Deſtweg'n nimm 's Gláſ'l nohmal, Bua! Stoß' an,
Und ſchrei', was d' kannſt: „Da Koaſá Franz ſoll leb'n!
„God ſoll Erm recht viel g'ſundi Jahr noh geb'n!“

## 7.

Wie dá Richtá ſo ſchreit und dá Hanſ'l mit erm und dá Veda,
Und was am Tiſch da ſitzt, — pums! — da macht's wieda
án'n Knall.
D' Herrnleut' drobmád im G'ſchloß, dö trink'n 'n Koaſá ſein'
G'ſundheit: —
Richti án'n g'waltingá Tuſch hört má, und juchäz'n drein. —
„Ja, dá Richtá hat Recht,“ hebt ietzt von dö Geiſtlingá-r oaná,
Dö bei'm Eſſen da war'n, z'red'n an, mih ziemt, dá Kaplan,
(Denn dá Herr Pfarrá war drob'n bei dö Herrnleut', abá dö Andán,
Dö bei'm Amt hab'n bedernt, dö hat dá Richtá tráktirt). —
„Ja, Herr Wimmer, — ih muß eng in d' Red' fall'n, müßt's
má's nit übel
„Aufnehmen, aber ih hab' Mannig's dálebt und dáfahr'n
„Anno zwá-neunz'g da kummt — am erſten Märzi — (ih hab' durt
„Juſt d' Prinzipi g'ſtudirt) — ánmal mein Vadá nach Haus.
„„Kinder,““ ſagt er, „„ietzt hab'n má-r án'n neuch'n Koaſá; ih hab'n
heunt'
„„G'ſeg'n: Er hat eng á G'ſicht, gut und doh ernſthaft dábei;
„„Blabi, freundlichi Aug'n, und á G'ſchau, má kinnt' Erm nit
feind ſein: —
„„Aber án'n hart'n Stand hat Er, dö Zeit'n ſán ſchlecht!

„„Drent in Frankreich is's aus; d' Leut' wiſſ'n durt nimmá was ſ' hab'n woll'n;
„„'s is á-n' abſcheulichi G'ſchicht', d' Menſch'n ſán nimmer, wie-r eh'.
„„Wann dö Teuxeln nur nit á Bránd'l ſchür'n, daß má-r Alli
„„Z'löſch'n dran hab'n!““ — So hat uns damals mein Vadá ſchon g'ſagt. —
„Und was á g'ſagt hat, is g'ſcheg'n! Was hat da dá Koaſá nit Allás
„Glid'n, was hat á nit All's hergeb'n, nit Allás váſchmerzt!? —
„'s Herz hat Erm blüat't, wie-r á 's Blut von ſo viel Kindern hat fließen
„G'ſeg'n! — Und wie lang hat's braucht, bis ſih hat 's Wedá vázog'n!
„Aber, danáh war's halt á Päſſion, da hat erſt ſein Öſtreich
„Blüaht, wie-r á Bleamel im Mai, glanzt, wie-r á Stern bei dá Nácht.
„Da — da hat má-r erſt g'ſeg'n, was unſer Öſtreichá-Ländel
„Kann, wann 's nur will; — was 's will, wann erm ſein Koaſá nur winkt! —
„Kummt's nur, ös neidiſch'n G'frieſer, und ſchaut's! Gelt? Schimpf'n, — das kizelt? —
„Aber in Öſtreich leb'n, — nit wahr, dös kizelt noh mehr?! —
„Er — Er hat uns 'n Fried'n váſchafft, — Er hat' 'n dáhalt'n!
„War wo á Streit, Er hat g'ſagt: „„Kinder, was wöllt's denn dámit?
„„Macht's ás im Gut'm aus! Dreing'ſchlág'n is g'ſchwind, abá nachá
D' Wunden z'kurir'n braucht lang! God will já friedlichi Leut'!““ —
„Er — Er hat mi'm Fried'n uns geb'n, was Andri halt nit hab'n:
„Häuſá, wo má was lernt; Örtá, wo ſ' d' Kindá váſorg'n;
„Plátz', wo ſ' d' Krank'n vápfleg'n; Anſtalten, wo's d' Menſch'n empfind'n,
„Dáß má ſ' als Menſch'n betracht't, — Ordnung, Dekreder und G'ſätz'!

„War't 's in dá Weanſtadt, Richtá? — Ih war durt, aber ih ſag' eng's,
„Herputzt hat Er ſ': má möcht' nindáſcht wo andás mehr leb'n!

„Abá dávur halt gilt Er áh was, und Sein' ganzi Famili! —
„Wie-r Er ánmal krank war, wiſſt 's ás noh, Richtá? — áh ja!
„Freili, ös habt's 'n Bachhuabá ja kennt, 'n alt'n, der damals
„Grad is au'm Troadmark g'fahr'n: — der hat eng Allás vázählt; —
„Da hat ſih 's zágt, was 's háßt, wann dá Koaſá á Vadá fur 's Land is;
„Aber es hát 'n durt, moan' ih, á Biſſ'l á g'freut!
„Wem vádank'n má-r áh dös, dáß ietzt noh Fried'n im Land is? —
„Überall ráppelt 's und ſpukt's, — abá bei uns is á Fried'.
„Überall ſchwábeln ſ' und red'n ſ', und woll'n á Sach', dö ſ' nit kenná,
„Gleih stante pede dáziel'n; — abá bei uns is á Fried'.
„Überall wird dreinpleſcht, g'rebellt, umág'ſábelt und zuádreſcht,
„Dáß 's Oan'm grausli ſchon wird; — abá bei uns is á Fried', —
„Richtá, ſagt's, — wem vádank'n má dös? — 'm Koaſá vádank'n má's:
„Statt Krieg z' wünſch'n im Land, krönt Er Sein herzlieb'n Suhn;
„Gibt erm á Braut áh dázua, dö da Koaſ'rin ihr'n Namen mit Recht hat,
„Weil ſ', wie má hört, ſih in All'm ganz nach dá Koaſárin richt't! —
„Aber erſt ietzt, Herr Wimmer, erſt ietzt, wo dá Himmel á Krankád
„Herg'ſchickt hat übá 's Meer, dö ih nit nenná mehr mag;
„Was war 's ietzt? — Hab'n d' Leut' nit alli, dö kloan'n wie dö groß'n,
„D' Köpf' válur'n, und ſchon g'moant, God hätt' vágeſſ'n auf ſö? —

„War 's nit á G'wurrl und G'ſäus, als tragát' má, wie má dáhergeht,
„Übrall 'n Tod ſchon mit? Hat ſih nit d' Menſchheit válaugn't?
„Hat nit dá Vadá-r 'n Suhn, dö Tochter ihr Muadá válaſſ'n?
„Hab'n ſih nit d' Leut ſchon vur Angſt g'ſchmiert und vápickt und vápappt?
„Da kummt d' Kronkád auf Wean: — d' Leut' ſtutz'n, trau'n ſih nit umz'ſchau'n,
„Schamán ſih z'woaná, und doh loahnen ſ' wie d' Wáſerln herum. —
„„Äh, was ſoll dös?““ denkt ſih dá Koaſá (ſo wie ſih's dá Richtá
„Bei ſein'm Hanſ'l hat denkt) — „„ſoll ih dö Kindá válier'n?
„„Und ih válier' ſ' áh heili, wann erná nit g'ſchwind mit án'm Beiſpiel
„„Vorgeh'; — God is mein Schuz; alſo was fürchtát ih noh?““
„G'ſagt und gethan! — D' Leut' frag'n ſih: „Wo wird dá Koaſá denn hingeh'n?
„„Wird Er auf Salzburg geh'n, odá nach Innsbruck hinein?““ —
„G'fehlt is 's! — Bleib'n, bleib'n wird Er, dá Koaſá, bleib'n bei dö Kindá!
„„Ih geh' nit von eng weg, — ſagt Er, — wo Allás mih braucht!““ —
„Ja, blieb'n is Er, und d' Koaſárin áh, und d' Sühn' und dö Brüdá,
„Tröſt't hab'n ſ', g'holf'n und g'ſorgt: — ſecht's, und dá Himmel hat ſ' g'ſegn't!
„G'ſund ſán ſ', g'ſund! Und dö Krankád, dö hat halt doh án'n Reſpekt g'habt,
„Hat dö Kinder áh nit gar á ſo mördáli g'juckt!
„Gelt? — Jetzt wundát's eng nit, dáß Allás ſih g'freut auf'n Horning?
„Dáß dös Monát im Jahr 's liebſti fur 'n Öſtreichá is?
„Aber ih wáß noh an'n andán Tag! Denkt's nach! Simulirt's nur!
„Non, — im Märtzi! — Áhán! Wiſſt's, was der erſti bedeut't? —

„Anno zwáneunz'g da hat ja am erſt'n Martzi mein Vadá
„D' Nachricht bracht, däß á den Koaſá hat g'ſeg'n den mir
hab'n! —
„Vierz'g Jahr'! — Leuteln, ih g'ſpür's! — ſan váflog'n: der Koaſá
is noh dá!
„Gib Erm, o Himmel! ſo bet't Allás, noh recht viel dazua! —
„Schau, mein God, ih kann nix dáfur: ih kumm' ma-r ietzt aba
„Mit wie-r á-n-Danzigá vur, ſuntán wie-r Alli zmitſamm:
„G'wiß, wann d' Landleut' alli durch mih ietzt kinnt'n zu Dir red'n,
„Gwiß, ſö ſagát'n áh: „„Vadá, dáhalt'n noh lang!““ —
„Ob ſ' ietz' böhmiſch, ob ſ' ungáriſch red'n, ob wäliſch und polniſch:
„'s Herz bei Alli, ih wett', redt't auf gut öſtreichäriſch!“ —

Woanád ſagt's dá Kaplan, ziegt 's ſeidáni Käpperl vom Kopf a,
Halt't d' Händ' z'ſamm, und mit erm bet't áh ſchon Allás,
und woant.

## 8.

So hat má mein Veda, dá Lenz, vázählt, —
Heunt' hab' ih má 'n extra b'ſtellt;
Da muaß á má 's harkloan All's explizir'n,
Denn ſo was muaß, moan' ih, án'n iard'n rühr'n.

Aft will ih dö Gläſeln mit Elſá-Wein
Vollſchenk'n, ſo recht kreuz-luſti ſein,
Und ſchrei'n: „Was mir than in unſrá Freud',
„Dös thát'n heunt' alli Bauersleut'!“

# III.

# Luſtigi G'ſáng'ln.

Á-n-Oſtreichá bin ih,
Dös wiſſt's ja von eh,
Und als Öſtreichá red' ih halt
Wie-r ih's váſteh'.

Drum, bin ih zu'm Feinthán
Und Wortſetz'n z'fál,
So denkt's eng: Ih nihm' má
Koan' Blátt'l vur's Mál!

## 1.

## Dá Dickſchäd'l.

Bei'm Nachbá Hans hab' ih á Schuld;
Ih hab' erm z'nächſt'n g'ſagt:
„Schaut's G'vattá, habt's á weng Geduld!“
Er hat mih gleiwöhlſt klagt. —
Jetzt kinnt' ih'n zähl'n; ih hätt's áh ſchon
Gern than, ſo wár á Fried';
Moant 's abá, dáß ih'n zahlát'? — Was?
Nán, — juſtáment noh nit!

Mein Schatz und ih, mir hab'n uns z'trag'n:
D' Schuld, wáß ih, liegt an mir;
Ih dürft' nur oan gut's Wirt'l ſag'n,
So wár's auf gleich mit ihr.
Ih wöllt 's áh; 's druckt mih ſidá fruah
Schon auf-r án'm iard'n Tritt;
Moant 's abá, dáß ih redát? — Was?
Nán, — juſtáment noh nit!

Im Dorf da lebt á-n-alti Máhm',
Da gáb 's ánmal á Geld.
A-n-Andrá ſchmeichlát', ſuchat' ſ' hám,
Und fragát' ſ', was ihr fehlt.
Mir wár 's á Leicht's, ſie hat mih gern,
Mih koſtát 's nur zwá Schritt';
Moant 's abá, — dáß ih 's machát'? — Was?
Nán, — juſtáment ih nit!

Wann ih im Wirthshaus ſitz' beim' Plauſch,
Und trink' mein Máß'l ſtád,
Ih kriegát' mannigsmal koan'n Rauſch,
Wann Nermſt nix dreinred'n thád'.
Wann ſ' abá penz'n: „Marſch', ſteh' auf,
Sunſt tragſt dá z' Haus Oan'n mit!“
Moant 's, dáß ih da furtkummát'? — Was?
Nán, — juſtáment da nit!

Schon in dá Schul war ih á ſo!
So lang 's ás ohni Riß'
Bei'm Lerná than hat, war ih noh
Am bráviſten, — dös is g'wiß.
Hat mih dá Lehrer ábá g'ſalb'nt,
Und g'moant, er trifft's damit:
Moant's, er hätt' da was ausg'richt't? — Was?
Nán, — juſtáment ſo nit!

## 2.

## Z'ſpat und z'fruah.

Ih bin gar ſpat in's Lerná gangá,
Dertweg'n will's nimmá weitá geh'n.
Da ſitz'n Bub'n und Mádeln g'nua,
Bald gaffán ſ' weg, bald loſ'n ſ' zua,
Ih bleib' nit müſſi ſteh'n.
Und gleihwöhlſt, z' trutz dö Schläg' und Wichſ',
Ih lern' halt nix und kann halt nix: —
Ih hab' halt oanmal z'ſpat ang'fangá!

Wann ih und d' Gred'l z'ſammág'langá,
Und nachád bei-n-ánandá ſteh'n,
Und mih dá Lehrá fragt: „Du, Bua!
„Du biſt án Oanz'gá, — dö dazua,
Wie viel Stuck macht 's ös denn?“ —
„„Oan's!““ ſchrei' ih lüſti; — 's is nit woahr:
Mir abá kimmt's gleichwol ſo voar, —
Dös is, — ih hab' halt z'ſpat ang'fangá.

Und wann oft d' Gred'l ſtürtzen gangá,
Und mih dá Lehrá biſſi fragt:
„Du, Bua, — heunt' is koan' Gred'l da:
„Wie viel machſt du denn aus?“ — Da ha'
Ih all'mal: „„Zwoa““ noh g'ſagt.
Dös is grundfalſch, ih moan 's nur ſo,
Is ſ' gleih nit da, ih ſiech' ſ' halt doh:
Wie g'ſagt, — ih hab' halt z'ſpat ang'fangá!

Und ſag' ih: „„Z'ſpat bin ih halt gangá
In 's Lerná,““ wann dá Lehrá greint,
„„Dertweg'n kummt's mit mir gar nit voar!““
Da ſagt dá Lehrá! „'s is nit woahr!
„Was Andás is 's, mein Freund,
„Was dá d' fünf Sinn' im Kopf váſchiebt, —
„Sag's ſelbſt, — in d' Gred'l biſt váliebt;
„Nit z'ſpat haſt, ſuntán z'fruah ang'fangá!“

### 3.

## Bá-r ödi Hámur.

Ih bin nit fuchti, ih müſſt 's lüg'n,
Es thut má-r áh nix fehl'n;
Ih hab' au'm Tiſch án'n Surm zum Bieg'n,
Kann meini Bám' nit zähl'n;
Ih wüſſt' áh ſunſt grad koan Gebitt,
Wo 's má nit z'ſammágeht,
Mit oan'm Wurt, gifti bin ih nit, —
Mir is nur ſo g'wiß öd'.

Glaub' já nit, Derndál, ih bin hárb;
God ſtraf' mih, wann ih dih
Für oan Ding auf dá Welt hergáb';
Ih bin nur hárb auf mih.
Mir kummt 's nur g'ſpáßi vur, dáß halt
Dir All's ſo gar gut ſteht;
Ih gift' mih ja nit, wann 's d' má g'fallſt,
Es is má nur ſo öd.

Wann mih Oan's anſchaut, dös moant g'wiß,
Mir wár' á-n-Zard's váhaßt!
Von woher kummt dös? — Weil durch 's G'fries
Hált d' Welt ſih blendten laßt.
Wann ih 's ſo ſag'n kinnt', wie-r ih 's moan',
Wie 's in mir drinnád ſteht;
Nur freundli anſchau'n kann ih Koan's,
Mir ſán halt d' Leut ſo öd'.

Glaubt's nit, dáß má-r á fetti Gans;
Heunt liebá wár', als d' Welt
Mit allá Pracht und all' ihr'm Glanz; —
Dös wár' weitmächti g'fehlt.
U mein! — Ih möcht ſ' nit ſchöner hab'n,
Es is ſchon recht wie 's geht;
Nur mir, mir geht's halt heunt' nit z'ſamm,
Mir is halt gar ſo öd'.

I mag nit geh'n, ih mag nit bleib'n,
Nit ſtád ſein und nix ſag'n;
Dá Wein und 's G'ſpiel und 's Kegelſcheib'n
Liegt má-r áh ſchon im Mag'n.
Mein ágná Schatten iargát mih,
Dáß á má nachi geht; —
Non Kreuz —! 's is nit, als ſcheltát' ih,
Mir is nur ſo g'wiß öd'. —

4.

## 's Aufſteh'n am Sunntá.

Heunt' is 's ſchon g'walti ſpat, ih wett'!
Mir guckt ſchon d' Sunn' ſo wårm in's Bett';
Und 's Nanzná laßt mih noh nit aus:
Geh', Hans! mußt doh heunt' 'naus!
Bleibt d' liebi Sunn' ja áh nit lieg'n,
Schau, — glanzád is ſ' ſchon auſſág'ſtieg'n.

Non! D' Augná hätt' ih muntá g'rieb'n,
Und d' Muck'n aus 'm Hirn vátrieb'n;
Jetzt, Füß', kinnt 's auſſáſteig'n, — nan, nan!
Dá rechti g'hört voran!
D' Sunn is g'wiß áh, weil ſ' ſo lieb ſcheint,
Mi'm recht'n auſſág'ſprungá heunt.

Fur's G'wándt'n hab' ih geſtert g'ſorgt, —
's g'hört Allás mein, — nix hab' ih borgt,
Ja wár' ih nit au'm Glanz herg'ſtellt
Am Sunnta, dös wár' g'fehlt!
Hat 's doh dá Sunnta ſelbá thán,
Und hat á goldás G'wándel an!

Halt, Hans! — Haſt denn ſchon All's beinand,
Wann's d' g'ſorgt haſt fur dein G'ſicht und G'wánd?
Mi'm Beten wár's, du faulá Bua,
Halt eppá nachá zua?
Was wár' am Sunnta ſunſt denn Neug's?
Á dummá Tag wár's, God vázeig's!

Dertweg'n, mein Herrgod, ſei ſo gut,
Und laß má halt mein'n Uebámuth,
Und weil heunt' Raſt is alláwärts,
Laß raſt'n áh mein Herz!
Denn nix wár's ſunſt'n, dös leucht ein: —
Im Herzen muß áh Sunnta ſein!

## 5.

## 's Mungáz'n.

Mir hab'n á prächtig's G'ſpiel oft g'ſpielt:
Dá Máſtá drinn war ih;
Dö Andán dö hab'n z'ſammág'längt
Rundumadum um mih.
Dan's hat má mit-r án'm Tüch'l d' Aug'n
Vábundt'n, hat mih g'führt,
Á Stuck á dreimal umádráht,
Und ſo noh mehr váwirrt.

Aft hab'n ſ' mih hing'ſtellt, hab'n má noh
Á Stáberl geb'n in d' Hand,
Und g'ſagt: „Jetzt tupf' Dan's an und rath',
„Auf wen ſein' Stimm' dih mahnt!“ —
Ih hab' halt antupft, hab' mein'n Kopf
Hinbeig'ſteckt, nachg'ſtudirt,
Woher á Stimm' juſt kummá mag,
Und hab' mih nie nit g'irrt.

War's gar á g'ſchmiertá Mungázá,
Als kám' á-r aus-r án'm Mál,
Dem 's andthut, daß 's nit mehr därf red'n,
Da hab' ih g'ſtutzt á Wál';
Hab' nohmal tupft, und war ſ' aft áh
Mi'm Mungázá gleih da:
Dös war ſchon g'wiß mein' alti Máhm',
Denn der geht 's Plauſch'n a.

Hát 's ábá wie-r á Räuſplá thán,
Ganz rogli, und ſo recht,
Als wie-r á Tazbär ſeufzen thát',
Wann á váliebt thán möcht';
Und is au'm Mungázá hintnach
A Huſtá kemá gleih: —
Dös is dá miſelſüchtigi
Herr Göd, — ih bleib' dábei!

War 's ábá gar á ſtád's Miau'n,
So zimperli, ſo fein,
Als wann ſih 's Göſcherl ſchamá thát',
Dáß 's muß, wie d' Káyerln, ſchrei'n!
Da hat mein Kopf nit wegáwoll'n,
Als wár' á zuwipappt; —
„Dös is mein' Gred'l!“ hab' ih g'ſchrie'n,
Und hab' nit Unrecht g'habt.

Noh Laná-r ábá, dem ſein'n Ton
Z' dárath'n, dös war ſchwár!
Denn is á nüchtern g'weſt, ſo war
Sein' Stimm' recht hell und rár:
Wann á-r á Máich'n hat, ſo is ſ'
So krüaglát ſchon, als was, —
Und hat á gar án'n Mann, ſo brummt ſ',
Wie-r aus-r áu'm z'brochná Faß.

Juſt am váwichná Sunnta hab'n
Má wieder ánmal g'ſpielt;
Da hat Lan's auf mein'n Tupfá gar
So ſchiach thán, völli brüllt.

Non, ſimulir' ih, wer is dös? —
Auf oanmal denk' ih dran:
„Halt, ſchrei' ih, dös ſan zwoa, — dá Herr
„Schullehrá und — ſein Mann!“

---

## 6.

## Nit?

Dá Bua.

Wann's d' mih anſchauſt, denkſt dá heili:
„Non, mit dem is 's ſchon vábei!
„So á lüſtig's Bürichérl wurd' noh
„Nit váliebt ſein, — áh bilei!“
Schau, mein Kind, ih kinnt 's ja beicht'n:
Is 's Váliebtſein denn á Sünd'? —
Abá nán! ſo wahr ih daſteh',
Ih bin noh nit b'ſetzt, mein Kind!
All' mein Lebta war ih trauri,
Bin ſo g'ſchámi, mach' nix mit,
Ja, oft d' ganzi liebi Woch'n
Denk' ih an koan' Liebſchaft! —

Dö Dirn (ganz váſtaunt).

Nit?

Dá Bua.

Abá ſchau, lieb's Kind, wie g'ſpáßi!
Seit ih dih kenn', is ákk'rát
Allás umkehrt, — gar nit wáß ih,
Was má gar ſo 's Hirn vádráht.

Wann ih deini Wángerln anſchau',
Wann ih dir in d' Augerln guck',
Nachá druckt 's mih dadá, — abá
Was is dös halt für á Druck?!
Ja, wann's du dih kinntſt entſchließ'n,
Ih thát' gleih 'n erſten Schritt;
Kurz, mir grauſt ietzt vur'm Báliebtſein
Nimmá gar ſo g'walti —

Dö Dirn (eing'fádelt).

Nit!

Dá Bua.

Deſtweg'n, Derndál, mach'n má's ſchleini!
Du biſt ſaubá, ih nit ſchiach,
Du kriegſt leichtlá g'wiß koan'n Beſſern,
Wie-r ih g'wiß koan' Beſſri krieg'!
Á kloan's Haus, á hübſch's Par Ochſná,
Und mih ſelbá, — is 's nit g'nua? —
Und mein Herz und mannig's Andri,
Was noh nachkimmt, áh dazua! —
Alſo her mi'm Brátzerl, her mi'm
Göſcherl! — ſchau, ih gib koan'n Fried';
Ag'macht is dö G'ſchicht', — á Drangab'
Mußt má geb'n! — Non — gibſt má ſ' — ?

Dö Dirn (g'ſpreitzt).

Nit!

Dá Bua.

Geh', — und ſpreitz' dih nit! Ih bin ja
Nit wie d' g'wichſten Stadtherrn ſán,
Dö á Wál' á Mádel foppen,
Nachá nix mehr wiſſen thán.

Was ih thu', muß lüſti thán ſein,
Jung g'freit hat noh Nermſt nit g'reut;
Wann má ſo lang umábrodelt,
So váraudt Dan'm d' beſti Schneid'.
Mir z' Lieb' — heunt'! — Willſt abá ſpätá,
Kummt 's dá z' gách fur ſo án'n Schritt,
Non, ſo ſag's, — ſo wart'n má halt noh, —
Non, — is 's recht? magſt wart'n? —

Dö Dirn (haſti).

Nit!

## 7.

## D' Meláncholie.

Es gibt auf der Erd'n gar mancherlei Ding',
Bald kummt was dázwerch und bald g'rath't's! —
Ih war anmal ſchlank, wie-r á Fedán ſo g'ring,
Voll G'ſpäß' und váliebt wie-r á Katz'.
Jetzt bin ih ſo trauri, mein Herz is má ſchwár,
Mein Kopf und mein Beut'l ſán mehrántheils lár;
Und kummát' á Doktá, und fragát' á mih: —,
Ih wüſſt' ſonſt koan' Urſach', als d' Meláncholie!

Sunſt, wann mih wo d' Mádeln von Weit'n hab'n g'ſpürt,
Gleih war'n ſ' bei da Heck' mit-r-ánand,
Und hab'n erná G'ſtánz g'habt und hab'n mih vexirt,
Mih z' buſſeln war koaná-r á Schand';

Jetzt laſſ'n ſ' mih ſteh'n, wie-r á Wáſerl im Eck',
Ih kann má nit vorſtell'n, mit was ih ſ' váſchreck',
Ja, wann ih ſo nachdenk'n thu-r übá mih, —
Ih find' ſunſt koan' Urſach', als d' Meláncholie!

Sunſt war má mein Wirthshäuſ'l 's liebſti von All'n,
Da war ih in mein'm Element,
Da hab' ih, mein'n kreuzfidel'n Spitzbrüderln z' G'fall'n,
Gar oft 's letzti Fünferl váwend't;
Jetzt ſchmeckt má koan Elfá, ſo rár als er is,
Jetzt krieg' ih ſchon von-r á par Máß'ln án'n Riß,
Dö Schwäch'n, dö is wie herg'flog'n übá mih: —
Und ih wüſſt' koan'n Grund, als mein' Meláncholie!

Sunſt war ih bei'm Streit'n und Politiſir'n
Á Mann bei dá Spritzen, wie 's häßt;
'm Teuxel á-n-Ohrwáſchel az'dispátir'n,
Dös hätt' ih um's Leb'n nit vápáſſt;
Jetzt red'n ſ' an-r án-m Tiſch oft ſo öd und ſo g'ſchwoll'n,
Ih laß ſ' diskurir'n und laß ſ' plauſchen, wie ſ' woll'n; —
Á Dummheit macht ietzt gar koan'n Eindruck auf mih, —
Ja dös kummt halt All's von dá Meláncholie!

Sunſt war ih auf 's Karteng'ſpiel recht páſſionirt,
Von Klopfen á Freund und Laudir'n;
Hab' g'ſetzt was ih g'habt hab', und zugeb'n und g'ſchmiert —
Bei'n Mádeln und bei'm Tárokir'n!
Jetzt g'freut 's mih nit mehr, weil ih allweil válier',
Jetzt ſpielt halt 's Málör Máriáſch'n mit mir;
Dö Schwarzi is allweil Átutt ietzt für mih, —
Dös Allás kummt rein von dá Meláncholie!

Und was bei dá G'ſchicht noh am meiſten mih gift't,
Dös is, dás ih ſett dábei wir';
Drum glaubt m'ás áh Nermſt nit, was Allás mih trifft,
Und alli Leut wer'n völli irr.
Wohin ih nur kumm', wir' ih g'frotzelt und g'hunzt.
Und Allás thut ü'á mih lachen, wie ſunſt; —
Ja — lach'n?! — Ih lachát' oft áh übá mih, —
Es thut's abá nit — weg'n dá Meláncholie!

## 8.

## 's Hálmelzieg'n.

Ih war eng ánmal, — ih muß 's nur b'ſteh'n, —
In oaná váflixt'n Kei'rei;
Ih hab' zwá Derndáln auf oanmal g'habt,
Und war koaná-r Oanzig'n treu.

Z'letzt hätt' ih doh gern zu'm Heirat'n g'ſchaut:
Es thut 's halt in d' Läng' nit álloan!
„Ja, — hab' ih má denkt, — koan Türk biſt nit:
„Zwoa geht nit, was is denn da z'thoán?" —

Dö Oani war groß und rank um d' Mitt',
Á Bröckerl zu'm Freſſ'n, ih ſag's;
Es hätt' ſ' koan böſ's Aug' nit anſchau'n ſoll'n,
Á Lárverl hat ſ' g'habt, wie-r á Wachs;

Á-n-Aug', wie-r-á Kerſch'n, á Har, wie-r-á Seid'n,
Ih ſiech ſ' noh ganz, wie-r ih ſ' b'ſchreib',
Und d' Fürtábándeln dö hab'n ihr vur Lieb',
Wie ſ' gangán is, zibát am Leib.

Dö Anderi war bágſchierli, und: „Kloan
„Is herzi!“ dös bleibt ánmal wahr;
Má hätt' ſ' auf-r á Tort'n mög'n auffiſtell'n,
Kurzum, ſo á herzliebſtá Narr.

Ja — ih ſimulir'! — Wann ih d' Großi ſiech',
G'fallt dö má-r am Beſten von All'n;
Und hab' ih wiedá dö Kloani wo g'ſeg'n,
So hat má dö Großi nit g'fall'n.

„Áh, denk' ih, wáßt was? — Thu Hálmel zieg'n!
„Dá Zufall hat áh án'n Báſtand;“
Drum nihm' ih án'n kloan'n und án'n groß'n Hálm,
Und gib' ſ' meiná Muadá-r in d' Hand.

„Und wann ih, ſag' ih, 'n längán ziech',
„Aft wird halt dö Großi mein Wei;
„Und ziech' ih 'n kürzán, non gut! ſo wird's
„Dö Kloani; — ietzt bleibt 's ſchon dabei!“

Ih ziech' — was is's? — Dá kürzári is's! —
„Non gut! ſo wird d' Kloan'ri mein Wei!“ —
Jetzt is ſ' ás áh, — und ih hab' ſ' recht gern,
Sie is recht bráv und recht treu!

Dö Großi, dö hat ſih dá Hans aft g'holt;
Ih hab' ſchon was g'ſpannt an ihr. —
Ui, — der is nit ſchön ankummá, der Hans:
Dö hat'n am Bándel, als wie!

Nán — nán — ih bin froh! Döſ Hálmelzieg'n —
Mein Tad! — mih hat'ſ nit betrog'n:
Denn hätt' ih aft'n 's Längári zog'n,
Ih moan', — ih hätt' 's Kürzári zog'n!

## 9.

## Dá Launlá.

Schon fünfi? — Soll ih aufſteh'n? — Waſ?
So viel ih ſiech', ſán d' Fenſtá náß.
Wann 's regn't, waſ thu-r ih denn ſo fruah?
Ih moan', ih deck' mih wiedá zuá.
Zwoa g'ſchlag'ni Stünderln ſán grad zwoar
Nit zu'm Báracht'n, döſ iſ woahr!
In Gott'ſ Nam' alſo! — döſ geht ſpet; —
Áh waſ? — ih leg' mih wieder her;
Geht 's wen waſ an, wann ih nit mag? —
's iſ muring áh ja noh á Tag!

Im G'ſchloß drob'n ſollt' ih heunt' waſ zahl'n:
Ih kumm' á ſo ſchon z'leʒt von All'n.
Heunt' muß ih geh'n, ſunſt gibt'ſ án'n Lärm;
Zwar wurd' ih derntweg'n áh nit ſterb'n! —
Iſ 's abá g'ſcheg'n, ſo iſ á Fried';
's Geld hätt' ih wol, nur zählt iſ 's nit.

Dös dummi zähl'n, — bis ih dö G'ſchicht',
Erſt z'ſammá dividir' und richt', —
Áh, wann ih 's áh nit heunt' hintrag', —
's is muring áh ja noh á Tag!

Au'm Feld gáb 's heunt' wol Arbát g'nua,
Dö Knecht' ſchau'n áh nit recht dázua;
Wann ih ſ' ſo umálaun'ln ſiech',
Da wir' ih wie dá Teuxel ſchiach;
Denn nur nit laun'ln, ſag' ih halt! —
Heunt' muß ih auſſi, — und dös bald.
Hätt' ih nur 's Feld beim' Bett' gleih da! —
Heunt' wer'n ſ' ſchon fleißi ſein, áh ja!
Z'we ſchauát ih denn heunt' juſt nach? —
's is muring áh ja noh á Tag!

Jetzt fallt's má-r ein, — mein Gredl drent'
Wart't heunt' auf mih; — já, ſáppráment,
Da muß ih geh'n, ſunſt pum' ih an; —
Zwoar, wann má 's nimmt, was liegát dran?
Nán, nán — geh'n muß ih; — 's is wol weit,
Und weil 's grad regn't, is 's áh koan' Freud'! —
Ja, ſoll ih, odá ſoll ih nit? —
Heunt' giſt mih ſchon á-n-iardá Schritt;
Im Reg'n umpatſch'n? — Áh, — ih ſag',
's is muring áh ja noh á Tag!

### 10.

## D' ſchiachi Modi.

Dö Menſch'n, dö alláweil thoán,
Als wár'n ſ' ſchon dö beſt'n álloan;
Dö gar á ſo g'ſchámi ſih ſtell'n,
Als kinnt'n ſ' nit fünfi noh zähl'n;
Dö über án'n Kletzen gleih ſchrei'n: —
Dö Menſch'n, dö kann ih nit lei'n!

Und wann ſ' nur á Glock'n wo hör'n,
So thán ſ' gleih ſo heili und röhr'n,
Und murmeln und memeln váſteckt,
Wie d' Küab', dená 's Gras nimmá ſchmeckt.
Wie kann denn 'n Herrgod dös g'freu'n?
Ih kinnt' halt dö Menſch'n nit lei'n!

Kummt erná-r á Bedlá entgeg'n,
Und ſiecht ſ' wer, wo erná was g'leg'n,
Da fahr'n ſ' gleih in'n Rockſack und geb'n; —
Sunſt greif'n ſ' halt g'wöhnli dáneb'n!
Da thát' ih mih liebá nit plag'n: —
Nán, — ſo á Volk liegt má-r im Mag'n!

Und kummt auf d' Kuráſchi wo d' Sprach',
Da brinnt 's gleih ob'n auſſi bei'm Dach;
Da ſchwábeln ſ' von Muth und von Herz;
Wird abá án-n-Ernſt aus-m Scherz,

So ſchliefen ſ' in d' Oefen vor Muth: —
Den Leut'n bin ih halt nit gut!

Heunt' thoán ſ' Oan'm in's G'ſicht á ſo ſchön,
Murg'n geb'n ſ' á ſih wieder án'n Kren;
Und lob'n ſ' dih und hátſcheln ſ' dih ietzt,
So hab'n ſ' dih g'wiß ehndá váſchwiarzt!
Ih möcht' gar nit, daß erná g'fall':
Denn ſoltani Leut' ſán mein' Gall',

Ih wáß nit, is 's Ernſt odá Spott,
Má ſagt zwar: ietzt wár's á ſo Mod'!
Mir wurd' abá doh dábei bang,
Als daurát' dö Modi nit lang.
Wann ſ' Stich halt't, ſo wird má's ſchon g'ſpür'n: —
Dáweil laß ih 's Andri probir'n!

## 11.

## Dá Gláſ'lgucká.

I war ánmal á Gláſ'lgucká,
Wie má-r án'n Zweit'n ſuch'n müſſt';
Was naß war, hat má g'ſchmeckt, wie Zucká,
Ih hab' mi'm Weinbeerlthee frei g'wüſt't;
Zu'm Fruhſtuck is á Máſſ'l g'floſſ'n,
Z' Mittag hab' ih drei Hálberln g'ſchluckt,
Auf d' Jauſ'n á par Seiterln g'noſſ'n,
Und ſpat auf d' Nacht in 's Gláſerl guckt.

Wann mih was g'iargát hat von Leut'n,
So hab' ih 's halt váſchwáppt ſchön ſtád;
's is ganz was Ágn's um d' Wirthshausfreud'n,
's is má noh völli ietzt drum lád.
Dáwál dö Andán ſchrei'n und brummán,
Wann ſ' 's Wei z' Haus, odá ſunſt wer g'juckt,
Hab' ih ganz ruahwi 's Gláſerl g'nummá,
Und, ohni z'ruckz'red'n, — einiguckt.

's Geld hat má nie nit d' Säck noh z'riſſ'n,
Drauf brauch' ih wol koán'n Oad az'leg'n;
Oft war, — ih ſag 's mit gut'm G'wiſſ'n, —
Á ſchlechtá Stoan mein ganz's Vámög'n;
„Schau', hab' ih má da denkt, — á Gulden,
„Der kleckt für dös nit, was dih druckt!" —
Und um nix z' ſeg'n von meini Schulden,
Hab' ih in 's Gláſerl einiguckt.

Und erſt wann Brüderln, g'ſundi Spezi,
Sih z'ſammáb'ſtell'n auf án'n Diskurs,
Non — und auf 's Fláſchel, dös váſteht ſih,
Da lebt ſchon All's au'm beſt'n Fuß.
Da wird má g'ſcheidt, da wird má herzli,
Da wurd' dá Teuxel g'halſt und druckt,
Und oft, wann 's gráwelt, erſt wird ſchmerzli
Zu'm Abſchied noh in 's Gláſerl guckt.

Und ſchaut's, dös oanzigi Pläſirl,
Wos ih ſchon dreißig Jahr' hab' kennt,
Hat má mein Wei, dö ſchlimmi Mir'l,
Ánmal ganz unváſeg'ns ag'wöhnt.
Wann má-r Oan's gradzua g'ſagt hätt': „Thua dá
„Án'n Drüs an! Wird denn All's vájuckt?"
Ih hätt' erm g'antwurt't: „Muring, Bruadá!"
Und erm zum Trutz in 's Gláſerl guckt.

Mein Wei hat's abá pfiffi troff'n,
Sie hat mein Glas kriegt in ihr' G'walt,
Und is dámit zu'm Malá g'loff'n,
Dáß er ihr Bild au'm Boden malt. —
Ih nihm' auf d' Nacht mein Gláſerl eili,
Guck' eini, guck', da ſchaut, o Graus!
Mein' Mir'l auſſá, ganz abſcheuli, —
Da war 's mi'm Gláſelguck'n aus.

Jetzt wir' ih má án'n Láhmkrug káff'n,
Recht tief und eng und ſchwarz gláſirt, —
Den kann má d' Mir'l doh nit ſtráff'n,
Weil má faſt gar koan'n Boden g'ſpürt;
Da macht má-r ohni G'fahr ſein'n Schluckà, —
's is wie-r á finſtri Ofenröhr'n:
Und ſo wird aus 'm Gláſ'lguckà
Schön ſtád á Krüg'lguckà wer'n.

---

## 12. 13. und 14.

# Drei Räthſ'ln.

## I.

Dö Erſti dö ſiechſt an dá Hand und am Handel;
Dö Zweiti dös is á nit ausg'wachſ'n's Mándel.
Das Ganzi das macht gar viel Lárm auf dá Welt,
Und wann's d' nit was Mehrás biſt, is 's gleihwöhlſt g'fehlt.
(Dám-Bua.)

## II.

D' erſt'n zwoa Silb'n dö hab'n Wángerln ſo rund,
Dáß má vom Weit'n gleih ſiecht, ſö ſán g'ſund;
Hint' hab'n ſ' á Schwáfferl und vurn hab'n ſ' á Kránl,
Aber im Kirpá koan Blut und koan Bánl;
Hätt's dö zwoa Silb'n auf dá-r Erd'n nit geb'n,
G'horſchamá Derná, — aft wár 's erſt á Leb'n!

's zweiti Par is á váwuzelti G'ſchicht',
Groß odá kloan, je nachdem má ſih 's richt't;
Rund oder eckát, bald ſüß und bald ſauá,
Heunt' hat 's á Schleckmál und muring á Bauá;
Drob'n auf dá Táná da lármt's und rebellt's,
Ah bei koan'm orndlingá Dend'lbas fehlt's.

Alli vier Silb'n ſán á Schlang'n, — ui Je!
's gibt gar koan krümmári Schlang'n, als dö;
Stech'n und ſchnei'n kann má ſ', beiſſ'n und ſchlick'n,
Und ſie wird denná koan'n Menſch'n nit zwick'n;
Aber ihr Ing'wád, — dös denkat 's wol kám, —
Wachſt in ihr'm Leib nit dránn, ſuntán au'm Bám.

(Aepfel-Strudel.)

## III.

(Oan Wört'l mit zwá-r-álei Bedeutung.)

a) „Sö! Dirndál, da haſt ás,
„Fur dih hab' ih's brockt;
„Hab' mih z'höchſt goar au'm Riegerl
„Zu'm Rand zuwig'hockt!"

„Biſt áh ſo á Bleamel,
„Haſt Äugerln ſo braun!
„Brock' du má dáfur
„Á ſchö'ns Veigerl am Zaun!"

b) U mein God, dös Elend!
Mein Mál is kám naß,
Und koan Geld mehr im Sack,
Und nur dös mehr im Glas!

Und nur dös mehr im Glas,
Und es wár' gar nit öd,
Wann ih allweil in mein'm
Áh nur dös drinnád hätt'.

(Nágerl, [Nelke]: Nágerl, [Neige, Reſtchen]).

15.

## Dö glücklingá Leut'.

Á Stund' is gar weni, á Tag is nit viel,
Wann Áná was Ordentlich's ausrichten will;
Má hört immer klag'n,
Dáß ſih d' Jahr' á ſo jag'n,
Dáß má nix furánandá bringt, 's Beſti váſámt,
Und überall z'ſpat kummt, und 's Schönſti vatrámt; —
Abá doh gibt 's halt glücklichi Leut',
Dö hab'n alláweil Zeit, dö hab'n alláweil Zeit!

Fruhmorg'ns, noh ehwenn ſih á Miliwei rührt,
Wann drauſt auf dá Schmelz 's Militär manövrirt,
Da ſán ſchon Leut' g'nua,
Und ſchau'n andächti zua;
Án'n g'werbſámen Menſchen treibt 's G'ſchäft aus'm Haus,
Sunſt ranzt á ſih lieber im Bett noh gern aus; —
Aber dös ſán halt glücklichi Leut',
Dö hab'n alláweil Zeit, dö hab'n alláweil Zeit.

Um Neuni, wann Áná juſt ſteht auf dá Bühn',
Da poſeln ſ' und rennen ſ', wie d' Winigen, hin,
Und gengán nit fort,
Sán um Zwölfi noh dort,
Und erzähl'n ſih zehntauſendmal, was er hat thoán,
Und ſchau'n blos den Fleck wo á g'ſtand'n is, an, —
Ja, dös ſán halt glücklichi Leut',
Dö hab'n alláweil Zeit, dö hab'n alláweil Zeit!

Z'Mittag wann dö Wach' aufziegt; auf dá Baſtei,
Au'm Grab'n, in der Jägerzeil, bis um á Drei,
Má wáß nit: woher?
Dö Leut' wer'n immá mehr!
Má mánát', dá Hungá váſprengát ſ' nach Haus,
Sö hätt'n was z' thun, odá raſtát'n aus, —
Abá 's gibt ſchon ſo glücklichi Leut',
Dö hab'n alláweil Zeit, dö hab'n alláweil Zeit.

In alli Käffeehäuſer is dös á G'ſchwur,
Und doh, wann á Leich' wo wird, gibt 's noh Leut g'nua;
Wann Hochzeit wo is,
Noh, — da laufen ſ' ſchon g'wiß;
Sogar auf'm Schánzel, wo d' Hund' apportir'n,
Wár 's nöthi, für'n Platz ſih zu pränumerir'n; —
Ja — dös ſán halt glücklichi Leut',
Dö hab'n alláweil Zeit, dö hab'n alláweil Zeit!

Auf d' Nacht im Theater, im Wirthshaus, au'm Saal,
Und wo nur á Geig'n ſih rührt, Leut' überall!
Wann i' anſchlag'n um Án's,
Braucht má Tauſend: — da ſán ſ';
Und fallt noh um Zwá wo á Schlafhaub'n herab,
So gengán dort d' Leut' noh um Drei auf und ab; —
Ja — dös ſán halt glücklichi Leut',
Dö hab'n alláweil Zeit, dö hab'n alláweil Zeit!

Doch wann má was g'ſchwind will von'n Handwerkern krieg'n;
Wann 's ernſteri Ding' gilt, als bloßes Vagnüg'n;
Wann Áná ſoll zahl'n;
Wann má bitt't um án'n G'fall'n;
Und erſt wann má wo bei án'm gnädingá Herrn
Im Vorzimmá páſſt und möcht' vorg'laſſ'n wer'n, —
Ja — da gibt 's wieder andári Leut',
Dö hab'n niemals á Zeit, dö hab'n niemals á Zeit!

## 16.

## Dö Tauſendkünſtler.

's Arbáten is jetzt auf Erden
Völli ſchon zu'm Luxus wor'n:
Gleih ſo gut wár 's, wurden d' Menſchen
Ohni Händ' und Füß' gebor'n!
Armi Leut', dö hungern müſſ'n,
Plag'n ſih, wie d' Fiakergaul';
Andán, dö nix thun und wiſſ'n,
Flieg'n dö bratná Taub'n in's Maul!

's Glück hat halt fur 's Pflaſtátred'n
Ganz á-n-ágni Sympáthie;
Freili g'rath't 's nit gleih án'm Jed'n: —
Denn dazu g'hört halt — Genie.

Mádeln, dö nit ſtrick'n könnán,
Noh viel wen'gá Hemdá näh'n,
Find'n doh oft noh án'n Schönán,
Dem ſ' d' ſuperbſti Naſ'n dráh'n: —
All' ihr Arbát is á Walzá,
Odá höchſtens á Quádrill;
Is dö Red' von Haus und Kuchel,
Schweig'n ſö ganz beſcheiden ſtill;
Dö was g'lernt hat, dö bleibt ledi,
Und dö nix váſteht, dö blend't:
Freili kann dös nit á Jedi; —
Denn dázu g'hört halt — Tálent!

Männá, dö nix kultivir'n thun,
Als d' Páreck'n und 'n Bart,
Gelt'n für gálánt in Zirkeln,
Lernán G'ſcheidtán Lebensart;
Kennán ſunſt kán'n andán Vogel,
Als 'n Zeiſſel und 'n Straus;
Wiſſen von kán'm Weiterkummen,
Als mit Dampf nach Lieſing 'naus;
Leer an Herzen, Kopf und Taſchen,
Machen ſ' d' reichſti Máriáſch';
Fragt má, wie ſ' das Glück erhaſchen? —
Ja — dazu g'hört halt Kuráſch'.

Statt, daß 's Pferd 'n Wagen ziechát',
Muß der Wag'n die Pferd' ietzt führ'n;
Und dáß d' Malá raſt'n könnán,
Muß dö Sunn' ietzt purträtir'n;

Andri zahl'n, dáß Andri denk'n,
Und dö Dampfpreſſ' b'ſorgt 'n Druck,
Und dáß án Poet nit z' viel thut,
Schreib'n ietzt ſechſi an án'm Stuck.
Ueberdrüßi all' des Plunders,
Halt't má Fleiß für Luxus nur; —
Fragt má-r um den Grund des Wunders? —
Ja — dazu g'hört halt — Kultur!

So geht 's oft áh im Theater;
Nur fur 's Aug' is' Allás g'richt't,
Und je weniger als g'ſpielt wird,
Deſto öftá geht dö G'ſchicht';
Manchá Held rumort für zwanzig,
Und laßt 's Publikum doh kalt,
Währád unverhofft á-n-Andrá
Mit-r án'm ſimpeln Liedel g'fallt:
Dös macht áh nit 's ſchöni Singen,
Und áh nit des Dichters Kunſt;
Fragt má, wie das kann gelingen? —
Ja — dazu g'hört Glück und — Gunſt!

## 17.

## Menſch'n und Uhr'n.

Dö Menſch'n, dö hab'n ákkurát ſo wie d' Uhr'n,
Váſchiedáni Launen und ágni Natur'n! —
Á Reichá, der kummt wie-r á Thurmuhr mir vor,
Sie ragt übá d' Andán hochmächti empor,

Dáß All's zu ihr aufſchaut, ſih All's nach ihr richt't,
Und ſo, wie ſie 's vorſchlagt, im Leb'n Allás g'ſchicht; —
Doch wann bei án'm Wetter á Blitz ſie berührt,
So ſchmelz'n dö Zágá, und d' Uhr is ru'nirt.

Dá G'lehrti, der macht wie-r á Stockuhr ſih brád,
Verhüllt ſeini Schwäch'n in's künſtlichi Klád;
Zágt Dátum, Sekund'n, ſchlagt Viertel und Stund',
Und is oft z'trotz all' ſeine Fedán nit g'ſund!
Ziegt 's Schickſal am Schnürl á Biſſ'l nur z' gách,
So fallt ſo á Stockuhr im Nu aus 'm Strách;
Drum ſag' ih, dáß nur ſo á-n-Uhr mir behagt,
Dö 's Nämlichi zágt und áh 's Nähmlichi ſchlagt!

Dá g'wöhnlichi Menſch is á Schwarzwalder-Uhr:
Er geht ohni Künſtlikeit ſtill nach dá Schnur:
Sein Guckuck: „das G'wiſſen“ das mahnt 'n getreu,
Und ruft: „Jetzt is wieder á Stünderl vábei!“ —
Und is auch ſein G'häuſ' nur von Holz ohni Pracht,
So is auf dö Dauer ſein Innres doh g'macht. —
Drum braucht ſo á-n-einfáchi Schwarzwalder-Uhr
Auch ſelt'n á-n-ernſtlichi Repárátur.

Dö Máderln nach unſrá neumodiſchen Art
Sán wie die Cylinder-Uhr'n zierli und zart;
Von außen ſán ſ' ſchmächti, von einwendi drinn
Lauft d' Spindel des Herzens im feinſt'n Rubin:
Dö Lieb' nur, dö hágli auf d' Springfedá druckt,
Erráth't, was im Rädáwerch hámmert und zuckt:
Doch wann ſo á-n Ührl vádorb'n ánmal wird,
So wird 's von kán'm Uhrmachá mehr repárirt.

Drum ſan má-r áh d' Mádeln und d' Weibá vábaßt;
A Jed's hat, wie d' Uhr'n, ſeini Untug'nden faſt;
Das Herz is dö Unruh', dá Wecká dö Zung',
Dö Füß' ſán d' Springfedán, ſán ſ' alt odá jung; —
Und erſt 's Repetir'n, und am End' noh gar 's Schlag'n, —
Nán, nan, — ſo á Werkel könnt' ih nit vátrag'n! —
Denn will ih grad wiſſ'n, wie viel als 's hat g'ſchlag'n,
So wáß ih ſchon Leut', dö má 's aufrichti ſag'n.

Á ſaubárá Menſch, der nix wáß, noh váſteht,
Der is wie-r á Bilderuhr, dö nit recht geht;
Wie d' Spieluhr'n ſán dö Virtuoſen beſtellt,
Dö nur auf drei Stückeln durchráſ'n dö Welt:
Der Sonnenuhr gleich is á treuloſá Freund,
Der längá nit Stich halt't, als d' Glücksſonn' uns ſcheint; —
Und tragt mein Geſang ſo viel Beifall mir ein,
So is 's mein' Paſſion, — Repetir-Uhr zu ſein!

IV.

# Kloani Kumödi-G'ſpiel'.

Wann má's leſt, wie 's da g'ſchrieb'n ſteht,
Ja ſo fehlt halt 'was G'wiß's:
Má müaſſt's ſeg'n, má müaſſt's hör'n,
Däß ma ſag'n kinnt': „So is's!" —

## 1.

# 's Váhör.

(Red'n thoán mit ánandá: Dá-r Amtmann, dá Matthies Grámpler und ſein Göd, als Zeug'.)

---

Dá-r Amtmann (zu'm Matthies).

Seid's ös dá Matthies Grámpler?

Dá Matthies.

Ja, — ih bin 's!

Dá Zeug'.

Ja, ja, g'ſtreng' Herr, — er is 's!

Dá-r Amtmann (ſchiefri zu'm Zeug'n).

Halt't 's engá Mál!

(zu'm Matthies)

Ös habt's 'n Seppel Schmalz váwichá klagt?! —

Dá Matthies.

'n Seppel Schmalz, g'ſtreng' Herr!

Dá Zeug'.

'n Seppel Schmalz —

Dá-r Amtmann.

Kloanhäusler? —

Dá Matthies.

Ja — Kloanhäusler —

Dá Zeug'.

Ja — g'ſtreng' Herr,
Á kloáni Hütt'n hat-r á —

Dá-r Amtmann.

Num'ro zwoanz'g —

Dá Matthies.

Ja — Num'ro zwoanz'gi —

Dá-r Amtmann.

Drent' in Sairing —

Dá Zeug'.

Ja —
In Sairing drent', bei'm Haltábach. —

Dá Matthies (zu'm Göd'n).

Nán, nit bei'm Haltábach, Herr Göd —

Dá Zeug'.

Dös häßt,
Wann dá g'ſtreng' Herr ſih árſchlings umidráht,
Aft kimmt á zu-n án'm Brück'l —

Dá-r Amtmann (ſchnarcht 'n Zeug'n an).

Plauſcht 's nit drein!

Dá Matthies.

Ja, — ja, g'ſtreng' Herr, dá Göd hat Recht! Ih hab'n
Von alli Sachá hoarkloan infámirt,
Und weil ſein Málwerch beſſer is, als mein's,
So ha' ih 'n mitbracht, dáß á fur mih red't!
Er is á g'ſcheidtá Mann, — is bei dá Landwiáhr —
Was is dá Göd ſchon bei dá Landwiáhr g'weſt? —

Dá Zeug'.

Ja, — ja, g'ſtreng' Herr, á G'moaná bin ih g'weſt,
Und hätt' má d'ſelb'n 'n Krieg nit ſchleuni' g'end't,
Ih moan', ih hätt 's noh weitá bracht —

Dá-r Amtmann (ſpringgiftig).

Kreuz nein!
Jetzt gebt 's ánmal án'n Fried'! Ob 's ös
Dá Prinz Paphnuzi ſelbá ſeid's,
Da kráht koan Hahn dánach! — D'Sach' dráht ſih nur
Um dös: zweg'n we dá Matthies Grámpler da
'n Seppel Schmalz, Kloanhäusler drent' von Sairing,
Báwichá bei dá Herrſchaft klagt hat!

Dá Matthies.

Ja —
Klagt ha' ih 'n —

Dá Zeug'.

Ja — ih bin dá Zeug', g'ſtreng' Herr!

Dá Matthies.

Und derntweg'n hätt' má halt, g'ſtreng' Herr, á gar
Á ſchön's Gebitt: — dáß dá g'ſtreng' Herr uns möcht'
Behilfli ſein zu unſám Recht —

Dá Zeug'.

Mein God!
Wás hätt' denn Unſeroan's, wann má ſih nachá
Noh gar ſein biſſ'l Recht nit ſichern kinnt'.
Und weil má halt vom g'ſtreng' Herrn gar á ſo
Viel Löblich's g'hört hab'n, dáß á nit ſo is,
Wie d' andán Schnipſá, dö mit ernri Händ'
In unſri Sáck' drinnſteck'n, als wann 's ſo
Schon juſtáment ſein müſſt', ſo ſán má halt
Zu'm g'ſtrengá Herrn hergangá-r, um dá Hack'n
Án'n Stiel da z' finden; — laßt má ſo á Sach'
Z' lang ang'ſteh'n, — mein — dös wáß wol dá g'ſtreng' Herr
Aus ágná Práxi — ſo is 's ſchon mi'm Recht
Mátthä am letzten. —

Dá Matthies.

Ja — dös moan' ih áh! —

Dá-r Amtmann (in áná Furi).

Ih abá moan', dös braucht á Viechgeduld,
Bis Oaná-r aus zwoa ſolchi Learnl'n, wie's
Ös, meini lieb'n Manná, ſeid's, á kloan's
Vánünftig's Wirt'l auſſáfrátſcheln kann.
Was wollt's denn hab'n? Dá Matthies Grámpler hát
'n Seppel Schmalz váklagt, — dös ſteht da ſchwarz
Auf weiß. —

Dá Matthies.

Ja — ja, g'ſtreng' Herr, dös ha' ih —

Dá Zeug',

Ja —
Mein Oach'l! Ih bin Zeug'! —

**Dá-r Amtmann.**

Zweg'n we denn abá? —
Entwedá habt's ös alli zwoa án'n Sábel,
Und dös oan'n, der ſih g'waſch'n hat, — wo nit,
So ſeid's ös á par ſeini, g'ſchmierti Vögeln,
Dö mih bárduſeln, mih auslinſ'n woll'n,
Ob 's mih, auf's gáchi Glück, váleih zu engán
Speránzel mach'n kinnt's! — Denn gar ſo bládi,
Dölearnkáti zwoa Talápatſch'n wár'n má doh
Noh nit vurkumá! Marſch! — Váhaut 's eng ietzt!
Dá Scherg hat noh á Haſelnußſalb'n, — marſch!
Ehwenn 's was klag'n wollt's, denck 's eng 's imm'rámal
Erſt z'ſamm, — und macht 's án'm grad'n Mann koan' Gall'.

**Dá Matthies.**

Mir buſſ'n d' Hand, g'ſtreng' Herr!

**Dá Zeug'.**

Mir buſſ'n d' Hand.

**Dá-r Amtmann.**

Jetzt kummt dá Mark, — da láſſt's eng án'n Váſtand!

(D' Bauán kratz'n a.)

## 2.

## Dá närriſchi Bauá.

(Red'n thoán mit ánandá: Dá Dokter aus'm Narr'nthurn; á Weaná, der ſih im Narr'nthurn umáführ'n laßt, und dá närriſche Bauá, Michel Städlhauſer.)

Dá Weaná.

Áh, hör'n Sö, Herr Doktá, da hab'n Sö ja á recht á zahlreichi G'ſellſchaft, in der Ihná nit leicht dö Zeit lang wer'n kann.

Dá Doktá.

Ich kann Ihnen verſichern, daß ich auf freier Straße oft zahlreichere Geſellſchaft dieſer Art finde. Ja, Manche kommen aus Neugierde herein, die man mit eben ſo gutem Rechte hier behalten könnte, als man Jene, die hier ſind, nicht hinausläßt.

Dá Weaná.

Áh gengán S'! — Obá Sö, Herr Doktá! — Was will denn der Bauá dort? — Dös is doh kán Weinbeerl aus'm Kájá Joſef ſein'm Gug'lhupf! — Der ſchaut ja ſo g'ſund und friſch aus, als ob er erſt bei dá Liná einákummát'! —

Städlhauſer
(kummt, mit-r án'm Körbel am Arm).

Dá Doktá.

Und doch iſt er Einer jener Unglücklichen, denen der Wiener, ſelbſt mit den ernſteſten Spaß treibend, obigen Scherznamen beilegt. — Der Aermſte iſt ein niederöſterreichiſcher Landmann, welcher ehedem mit Ameiſeneiern handelte, und auf einmal die fixe

Idee bekam, es ſeien Perlen, wofür er ſie auch an ſeine Kunden verkaufen wollte. — Er iſt nicht ſpröd, — und wird Sie gleich ſelbſt anſprechen.

Dá Weaná.

Er hat mih ſchon auf's Korn g'nummá! — Da kummt á ſchon.

Stádlhauſer (zum Weaná).

Schau, ſchau! Was Neug's! — G'horſchamá Derná!
Non, dös is g'ſcheidt, dáß Sö da ſán! —
Sán S' eppá gar vielleicht á Weaná?
Ja — ja — mir ziemt, ih kenn' juſt ſo Án'n!
Sán Sö nit allweil au'm Vogelmark kummá?
Hab'n S' nit Amáß-Árln für d' Stoanröth'ln káfft? —
Sö! — ſchau'n S' mih recht an! — Sidá 'n vuringá Summá
Treib' ih ietzt á viel á noblichás G'ſcháft! —

Dá Weaná (váleg'n).

Non, — und dös wár' —?

Stádlhauſer.

Mein, mein! — Nit „wár'" — „is, is" müſſ'n S' ſag'n!
Ja — ſchau'n S' nur, nit wahr, má g'ſpannát's gar nit?!
Má kann oft ſein Glück übá Nacht dáfrag'n,
Má ſtolpert oft drübá, und fallt noh dámit.
Sö, wiſſen S', mit was ih ietzt handeln thu'? —

Dá Weaná (bei Seite).

Hat'n ſchon!

Stádlhauſer.

Mög'n S' Perlen? — Sö — ſchöni! Ih hab' mehr, als g'nua!
's Stánitzel zwá Groſchen! — Sö, dös is doh billi?
Kropfperlen, wie d' Oarbás, und weiß, wie-r-á Mili! —
Da — da ſchau'n S' her! — Gelt? — Is dös á Waar'?! —

**Dá Weaná.**
(ſchaut in's Stánitzel und beutelt 'n Kopf).

**Stádlhauſer** (auffahrád).

Was? — Odá ſán S' epper áh ſo á Narr? —
Vázeig'n S' — sálveni — ih moan' nur á ſo!
Es gibt Erná Leutl'n, — ja dümmer, als 's Stroh;
Dö ſag'n: „Dös ſán Amáß-Árln" — ih bitt', —
Dös — Amáß-Árln? — Má möcht' bei dá Mitt'
Vur Gift aſpringá, wann d' Leut' ſo g'ſchwoll'n plauſch'n,
Weil S' alláweil 's Wahri mi'm Falſch'n vátauſch'n! —
I wett', zag' ih Amáß-Árln her,
So ſag'n S', es ſán — Perl'n! — Es is á Málör;
So geht Allás quánti-vádráthi im Leb'n:
Was grob is, häßt höfli, — und Nehmen is Geb'n! —
Ih kenn' doh mein Fach! Ja, weil ih ánmal
Au'm Vogelmark g'ſeſſ'n bin zu meiná Gall',
Und Amáß-Árln vákáfft hab' fur d' Stádln,
Jetzt ſoll ih mein Lebta nix Andás mehr thoán.
Jetzt pfucház'n Alli, dö Bub'n und dö Mádl'n,
Wann ih erná mit Perl'n kumm, groß odá kloan.
Mein! — 's Blátt'l dös wend't ſih halt, eh' má's oft g'ſpürt;
's is halt á Váwandlung, — dös macht d' Leut váwirrt. —
Und — ſchau'n S' — dö Váwandlung is leicht zu'm kápir'n,
Es därf ſih's nur Oaná g'ſcheidt z'ſammſimulir'n: —
Dö Amáß-Árln ſán rund und ſán weiß,
Ákk'rát wie dö Perl'n; — benebſt ſán ſ' á Speiſ'
Fur'n Kropf von dö Vögerln; — Perl'n fur'n Kropf —
Kropfperl'n ſán ſ' alſo, — dös braucht doh koan'n Kopf!
Ja — g'ſcheidt muß má ſein, ſunſt vádirbt má ſih 's G'ſcháft! —
Zwá Groſchen 's Stanitzel Kropfperl'n, wer káfft?!

**Dá Weaná.**

Meiná Six, dös is doh á ſundábari Idee!

**Stádlhauſer.**

Was — Thee?! — Dá Thee übáſchwemmt nur 'n Mag'n;
Á Máß'l án'n Heuring, da laßt ſih was ſag'n!
Ja — wann ih an'n Heuringá denk — ſáppráment!
Da fangt 's má-r an z'wurl'n, dá wáſſern má d' Zähnt'.
Án'n Stutz'n au'm Tiſch, mein' Miarz'l daneb'n, —
Há — dös wár' á Laudi, dös wár' á Leb'n!
Alli Ochſná in ganz Öſtreich mitſamm, —
Mein Oach'l! — ih möcht' ſ' fur mein Miarz'l nit hab'n! —

**Dá Weaná.**

Wer is denn dö Miarz'l, auf dö er gar ſo á G'ſchätz hat? —

**Stádlhauſer.**

Dá Herr kennt d' Miarz'l nit? — Geh' dá Herr hám!
So án'm g'ſcheidt'n Menſch'n glaubát má 's kám.
'n Kloanhäusler Kreipler ſein' Miarz'l nit z' kenná! —
Má därf ſ' 'n Bámán im Wald drobmád nenná,
So beud'ln ſih alli, und fahr'n unt'ránand: —
Mein Miarz'l is 's ſäubráſti Derndál im Lánd,

Hat Augerln wie d' Kerſcherln,
Á G'ſchau gar ſo gut,
Und pumpfoaſti Wángerln,
Wie Milli und Blut.

Hübſch hoch is ſ' um's Mittel,
Hübſch g'ring is ſ' bei'm Tanz:
Und wann ſ' Oan'n recht anſchaut,
Gibt 's völli án'n Glanz.

Hab' mannigsmal Wichſ' kriegt
Au'm Kirta z'weg'n ihr; —
Hab' denkt: 's gilt án'm Andán,
Und 's Derndál gilt mir!

Und wann ſ' áh gern g'ſchmiert hat:
's ſán alli, wie ſie;
Haſt koani álloani,
Halbs hott und halbs hi!

Hab ſ' gleihwöhlſt doh gern g'habt,
War luſti, fidel:
Á Leb'n ohni Lieb'
Is á Leib ohni Seel'!

Á Leb'n ohni Lieb'
Is á Frucht ohni Kern;
Ih moan', ohni Lieb'
Kinnt' ih nárriſch noh wer'n.

Ja — nárriſch, — ih ſag' engs, und nit ohni Grund!
Ih b'ſinn' mi noh gut auf á krenſauri Stund: —
Bei dá Nacht war's, dá Monſchein hat glöck'lhell g'ſchuná.
Und mir hat mein Herz, wie-r á Strohfeuer, brunná.
Ih ſchleich' ganz pomáli zum Hütterl au'm Berch,
Da huſcht was zu'm Thürl váſtohl'n übá z'werch;
Mir gruſelt's, mir fahrt all' mein K'ráſchi in d' Fäuſt',
Nihm' all' mein' Geduld z'ſamm, dámit ſ' má nit reißt,
Schleich' zuwi zu'm Fenſterl, guck' eini durch d' Scheib'n, —
Z'weg'n we hat denn 's Liecht müſſ'n anzundt'n bleib'n?
Da ſitzt ſie, — mein Miarz'l, — dá Jágá neb'n ihr,
Dá Jágá, der Wilddieb im Bubmá-Revier!
Bei-n erm is ſ' ganz brát auf dá-r Ofábank g'ſeſſ'n,
Mit erm hat ſ' án'n Sterz odá ſunſt'n was g'eſſ'n,
Und ih — ih hab' g'freſſ'n g'habt, mehrás als g'nua. —
„Ih wünſch' eng án'n gut'n Áppátit dazua!“
So hab' ih eini g'ſchrien fuchti bei'm Fenſtá,
Und dávon g'rennt bin ih, wie g'jagt von dö G'ſpenſtá. —
Tags drauf da hat ſ' freili was g'fabelt und g'raunzt,
Ih abá hab' ſie und 'n Jágá bráv g'ſaunzt.

Sidá dem hab' ih nix von ihr g'ſeg'n und nix g'hört, —
Hab' áh nix mehr hör'n woll'n, ſie is 's ja nit werth!
Abá — lieb is ſ' halt doh, — und ſauber is ſ' áh, —
Am End' is dö ganzi Kumödi nur G'ſchrá! —
Mein Miarz'l — nit wahr, Sö hab'n g'red't von ihr?
Nit wahr ſie is da, ſie hat g'fragt nach mir?

Dá Weaná
(will erm z' váſteh'n geb'n dáß á ſih irrt).

Stádlhauſer.

Nán, nán — nix Kopfbeut'ln, — ſchau'n S', — ih váſteh', —
Sö woll'n halt nix ausplauſch'n, dös wáß ih eh'.
Alſo d' Miarz'l is da, — nor — ietzt is Allás gut,
Jetzt bin ih állegro, voll Schneid' und voll Muth;
Jetzt ſán má dö Flügerln auf oanmal friſch g'wachſ'n,
Jetzt ſing' ih und ſpring' ih, und mach' meini Fax'n
'n ganz'n lieb'n Tag! — Ja, bei'm Tag háßt 's: „Juhe!"
Schau'n S', — abá wann's finſtá wird, aſt háßt 's: „Auweh!"
Aſt wird má ſo entriſch, aſt wird má ſo bang,
Und was ih mih z'ſamm nihm', mih leid't 's halt nit lang;
Und auſſi muß ih, muß auſſi guck'n
In d' Wolkná-r am Himmel und 's Woaná vádruck'n.
Wo-n ih geh', wo-n ih ſteh', fallt má d' Miarz'l halt ein,
Ih ſag zu dö Sterndáln: „Geht's, grüßt 's má ſ' recht fein!"
Und was ih oft trieb'n hab', in 'n Sinn kummt má-r All's, —
Wie-r oft ihr Perl'n hab' woll'n ſchenk'n fur'n Hals,
Und wie ſ' má ſ' á-n iardsmal an'n Kopf hab keit,
Und wie 's mih hat gfreut,
Und wie-r á máh denkt hab': „Schau', dös is á G'müath:
„Sie will nix von dir, ſie is nit int'reſſirt!" —
Imm'rámal abá da gift' ih mih ſchier,
Denk' má: „Z'wegn we will ſ' nit Perl'n von dir?
„Perl'n ſán ſaubá, — má woant ſ' ja ſogar:
„Hat denn nur d' Miarz'l koan'n Sinn fur dö Waar'?" —

(gibt 'm Weaná á Stánitz'l).

Sö — á Stánitzerl! — Báred'n S' erná 's nit!
Zahlperl'n ſán 's, — zahl'n S' d' Schulden dámit.

Dá Weaná.

D' Kinder und d' Narr'n red'n halt d' Wahrheit!

Städlhauſer.

Und ietzt nix fur ungut, — ietzt muß iĥ furt,
Auffi au'm Kog'l, — á-n Ehrnta is durt;
's Stiegelſepp'l ſein' Tochtá, dö Gred'l,
Heirat't 'n Derná ſein'n Suhn, 'n Thaddäd'l;
Da brauchán ſ' ſo luſtigi, g'ſpáßigi Kerl'n, —
Und nachá, was wár' denn á Braut ohni Perl'n —?
Dá Städlhauſer, ſag'n d' Leut', is á Narr —!
Áh, — wárum denn nit gar?
Ih wáß, was ih red', und ih wáß, was ih thua,
Und fur d' nárriſchi Welt bin ih längſt noh g'ſcheidt g'nua!

Dá Doktá.

Jetzt laſſen wir ihn allein; — er wird jetzt zu ſingen anfangen, und zwar ſo vernünftig, daß Jeder, der ſeinen Zuſtand nicht kennt, ihn für vollkommen geſund hielte.

Dá Weaná
(mit 'm Doktá ſih wegſchleichád).

Áh — da bin ih neuſchieri!

Städlhauſer (ſingt).
(Perl-Lied.)

Ih wáß, was á Dirn' is,
Á Dirn' is á Schatz!
Trag' Oani im Herz'n,
Hat koani mehr Platz.

Wann Oani recht treu is, — zwar d' mein'g' dö war 's
nit, —
So hat má ſein' Freud' und ſein'n Himmel dámit;
Drum ſag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
Dö Lieb' is á Perl', — ſo red't ja koan Narr!

Ih wáß, was á Lied is,
Á Lied'l, á ſchön's,
Án Öſtreichág'ſáng'l,
Mein Oad! — ih dákenn 's!
Á luſtigá Jodler, á traurigá Klang,
Má lacht und má woant ſih viel leichtá bei'm G'ſang!
Drum ſag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
Á Lied is á Perl', — ſo red't ja koán Narr!

Ih wáß áh, was 's Leb'n is,
Ja, 's Leb'n is á G'nad',
Á groſzi, wann ſ' Oaná
Ganz ſchuld'nfrei hat;
Bald ſo und bald anderſt, als 's Manchá juſt möcht':
Dá-r Öſtreichá lebt gern, und da hat á Recht!
Drum ſag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
Das Leb'n is á Perl', — ſo red't ja koan Narr!

Ih wáß áh, was 's Hoamet
Und 's Badáland is,
Á Lánd'l zu'm gern hab'n,
Á wahr's Párádies,
Á Land vollá Glück, wo koan' Falſchheit loſchirt,
Á Land, wo dö Treu' mit dá Lieb' hármonirt;
Drum ſag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
Öſtreich is á Perl', — ſo red't ja koan Narr!

Ih wäß áh was Recht is,
Und Gutſein is recht,
Á Herz voll Dábarmen,
Á ſöltás is echt;
Und ſöltáni Herzen ſán biklem — auf Ehr',
In Öſtreich ſán ſ' häuſti, — ſchau'n S' nur ánmal her! —
Drum ſag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
D' Wohlthat is á Perl', — ſo red't ja koan Narr!

(Repetitions-Strophen.)

Ih wäß, was á Perl' is,
Ih moan', ih wäß 's recht:
Von hundát is abá
Kám oani ganz echt,
Und wem ſo á falſchi als Zahlperl' g'fallt,
Der hat 's in ſein'm Leb'n ſchon oft theuer bezahlt!
Drum ſag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
Hüt't 's eng vur dö falſch'n, — ſo red't ja koan Narr!

So häßt bei-n-án'm Gleich'n
Á Perl' áh 's Geld;
Á tüchtigá Hals voll
Gilt All's auf dá Welt;
Zu'm G'ſchmuck is 's wohl prächti, weil 's All's reſpektirt,
Was nutzt abá d' Perl', wann má d' Faſſung váliert? —
Drum ſag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
's Geld is ſo á falſchi, — ſo red't ja koan Narr!

Dö rundáſti Perl'
Is 's Glück, dös is g'wiß;
Wie 's Queckſilbá kugelt's,
Weil 's gar ſo rund is;

Und ſchürt Oan'm á Herzload á biſſ'l án'n Brand,
So z'rinnt's wie-r á Wachsperl' untá dá Hand!
Drum ſag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
Áh 's Glück is á falſchi, — ſo red't ja koan Narr!

Áh d' Hübſchigkeit gilt
Für á Perl' bei All'n,
Und b'ſundás dö Derndáln
Woll'n All's dámit zahl'n;
Oft abá ſchleicht 's Altá als Dieb ſih in's Haus,
Und tauſcht ſ' fur á nachpfuſchti Kropfperl' aus!
Drum ſag' ih, — wár 's eppá nit wahr? —
D' Schönheit is koan echti, — ſo red't ja koan Narr!

Dö Gunſt is á Perl'
Und á falſchi gar oft;
Sie g'freut Oan'm am meiſt'n
Dort, wo má ſ' nit hofft;
So kenn' ih á Muſch'l, dös is Ihná — Sinn,
Und d' Gunſt liegt als d' ächtaſti Perl' da drinn!
Dö Perl', — no, is 's eppá nit wahr? —
Wer ſagt, dáß dö falſch is, — is richti á Narr!

## 3.

# 's letzti Fenſterln.

(Red'n thoán mit ánandá: Dá Jágá Matthies und d' Schwoag'rin Roſel.)

(D' Alm; á ſchöni Monſcheinnacht, der má 's anſiecht, dáß ſ' kalt is; — hintáſchi ſteht á Schwághütt'n.)

---

**Dá Matthies**

(kummt einá, und wiſcht ſih 'n Schwitz á).

Da wár ih! — Schau', heunt' is má háß wor'n! — Ih ſchwitz', —
Von auswendi Froſt und von einwendi Hitz'! —
Ja, wann Oan'm 's Herz ſchwár is, ſán d' Füß áh nit g'ring:
Und 's Herz is má ſchwár! — Non, wirſt ſtád ſein, dumm's Ding
Was nutz dá dein Pempern, was frucht't dá dein Schlag'n?
Jetzt is 's ánmal ſo, und ietzt mußt d' ás dátrag'n!

(Dáblickt dá Roſel ihr Hütt'n.)

Da ſteht 's ja, ihr Hütterl, au'm nämlingá Fleck,
Da ſteht's und wird ſteh'n bleib'n, — und ih — ih muß weg! —
Dá Monſchein guckt eini bei'n Fenſterln ſo klar,
Und wird einiguck'n áh noh übá's Jahr; —
Und ih? — Wo wir' ih übá's Jahr ſein? — O God!
Da — nit! Und wann da nit, ſchon gleih ſo mein — tod!
Pfui, Jágá, geh', ſchám' dih, — ſei g'ſcheidt, ſei á Mann!
Geh' liebá zu'm Fenſterl und klopf' á wen'g an;
Heunt' biſt ja noh da und heunt' g'hörſt ja noh dein:
So lang má noh luſti ſein kann, ſoll má's ſein!

(Geht hin zu dá Hütt'n und klopft an's Fenſterl.)

## G'ſang.

Matthies.

Derndál, biſt ſtolz, odá kennſt mih nit?
Odá ſán dös deini Fenſtá nit?

Roſel (von einwendi).

Ih bin nit ſtolz, ih kenn dih gut:
G'ſpür' abá nur, wie 's Wart'n thut.

Alli Zwoa.

Matth.
'S Wart'n thut weh', dös kenn' ih ſchon;
Derndál mach' auf, ſunſt g'frier' ih an!

Roſel.
'S Wart'n thut weh', dös kenn' ih ſchon:
Wart' nur á wen'g, du g'frierſt nit an!

Matthies.

Derndál mach auf, ſchau' ih bitt' dih ſchön, —
Laß mih nur heunt' nit umſunſt da ſteh'n!

Roſel.

Wie-r ih ſchon wart', und du kummſt noh nit! —
War denn dös áh heunt' á Jágáſchritt? —

Alli Zwoa.

Matth.
Derndál, kumm auſſá, ſunſt ſteig' ih ein:
Laß mih dein'n herzliebſt'n Jágá ſein!

Roſel.
Ih kumm' ſchon auſſá, du dörfſt nit 'rein:
Laß mih dein herzliebſtes Derndál ſein!

**Dá Matthies**
(ſchreit, wie dö Thür aufgeht).

**Mein' Roſel!** —

**D' Roſel** [illegible]
(kummt aus dá Hütt'n und rennt auf'n Matthies zua).

Mein Matthies!

**Dá Matthies** (halſt ſ').

Da haſt mih!

**D' Roſel** (ganz glückli).

U mein!

**Dá Matthies.**

Es kann doh nix Schönás, als 's Herztauſch'n ſein!

**D' Roſel.**

So oft, als d' áh kimmſt, mir is 's niemals nit g'nua.

**Dá Matthies.**

Und ſo gern ih dih hab', es nimmt alláweil zua.

**D' Roſel.**

Thuſt á ſo, thuſt á ſo, wann 's d' mih nur ſiegſt:
Wie wird's erſt nachá ſein,
Wann's d' mih ámal haſt, als dein,
Wann's d' mih ánmal kriegſt?! —

**Dá Matthies**
(mit-r án'm Seufzá).

Ja, wann ih dih krieg'! — wann ih nur dih ſchon hätt'!

**D' Roſel.**

Jetzt ſchaut's nur, wie daſi dá Jágá da ſteht! —
Was haſt denn? Wie ſchlaunt's denn? — Geh', ſei nit ſo [illegible]

### Dá Matthies.

Nix, nix is's, mein Roſel! — Ih wir dá's ſchon b'ſteh'n!
Jetzt abá kreuzluſti! — Schau', 's Nächterl is ſchön:
Dá Himmel wie-r ausg'ſchwäppt, dá Monſchein moant's gut,
Wie glöck'lhell als er uns anleucht'n thut! —
Und hör nur, wie's Läberl im Wald drinnád rauſcht,
Wie 's Bächerl im Thal mit dö Wiesbleameln plauſcht, —
Nit wahr, abá 's Lüfterl is z' froſti für dih —?
Geh', wickel' dih nur recht ſchön umi um mih!

### D' Roſel.

Ih wáß nit, mein Matthies, — was 's heunt' mit dir is?!
Ganz richti is's heunt' mit dir nit, dös is g'wiß:
Dir is übá 's Leberl was g'loff'n! — Geh', — b'ſteh's, —
Haſt eppá was Neug's g'hört? — Sag', odá biſt — böſ'?

### Dá Matthies (troff'n).

Was Neug's g'hört —!?

### D' Roſel (freudi).

O mein God! War's eppá ſchon wahr,
Was d' aft'n haſt g'hört von-r-án'm Dernſt übá 's Jahr?
Dáß d' Jagá kinnſt wer'n
Bei unſán g'ſtreng' Herrn;
Wo 's d' heirat'n kinnt'ſt und in d' Stadt abizieg'n,
Und án'n goldb'ſchlagná Hut mit án'm Fedábuſch krieg'n? —
Ja, freili, mein Matthies, dös wár' wol á Schneid',
Da kinnt' ih mih áh nit dákenná vur Freud'! —
Juſt z'leicht gáng' ih gleihwöhlſt zwar nit von da weg:
Ih bin, was má ſagt, da dáhoam auf dem Fleck,
Ih kenn' á-n iard's Gráſerl, ih kenn' alli Bám',
Ih nenn' alli Kuahrl'n bei ernári Nám',

Ih kenn' alli Hirſchäln und Gámſ' auf der Alm,
Ih kenn' alli Auvögeln, Guger und Schwalb'n;
Mir war's nit án'n Tag herob'n langweili noh,
Und wann 's gleih hübſch weit is, du findſt mih ja doh!

**Dá Matthies.**

Wie höchá dá Thurn is, wie ſchöner is's G'läut',
Und wie weitá zu'm Derndál, je gröſſer is d' Freud'!

**D' Roſel.**

Mit dir abá, Matthies, — gáng ih ohni z' frag'n,
Bis hin, wo dö Welt is mit Bretern váſchlag'n;
Mit dir in der Oaniſchicht, mit dir in dá Stadt,
Dein' Lieb is dös Oanzigi, was ih nit g'rath';
Und eh' ih dih laſſát', eh' laſſát' ih All's,
Dö Schuach' und dö Strümpf' und mein Tüch'l vom Hals!

**Dá Matthies.**

Du tauſendſchön's Schatzerl, nán, furtgeh'n ſollſt nit:
Und heirat'n —? da hat's áh Zeit noh damit!

**D' Roſel** (traurig).

Oe!

**Dá Matthies.**

Haſt dih ſchon g'freut?!

**D' Roſel.**

Z'weg'n we ſollt' ih's laug'n?
Ih moan' ja, du leſáſt má's doh in dö Aug'n!

**Dá Matthies.**

Nix, Roſel, da hilft Oan'm koan Zidern und Schnell'n —

**D' Roſel.**

Wann 's God á ſo gibt, und wann 's d' Leut á ſo wöll'n —!

Dá Matthies.

Ja, Roſel, 's wird wohl mannig's Láberl noh fall'n,
Viel Waſſerln noh rauſch'n, viel Büchſerln noh knall'n,
Ehwenn ih wir' ſag'n kinna: „Kumm', ſei mein Wei!" —
Ih wöllt', dös wár 's iargſti: — denn du bleibſt má treu —!

D' Roſel.

Mein Herzerl is treu,
Is á G'ſchlöſſerl dabei:
Du, der oanzigi Bua,
Haſt ás 's Schlüſſerl dazua!

Deſtweg'n ſei nit trauri, — es wird ſchon noh wer'n! —
Schau', 's Bámerl braucht áh Zeit, bis 's wachſt aus'm Kern!
Sei luſti, lebendi!

Dá Matthies
(der d' längſti Wál' trauri g'ſtand'n, fahrt auf oanmal, wie nárriſch, auf).

Ja, Recht haſt! — Juhe!

D' Roſel (völli dákemá).

Erſt jámmern, ietzt juchäz'n! — Matthies! — Áh — geh'!

Dá Matthies (wild).

Páh! Oan Ding is koan Ding und All's is oan Ding!
Ja, luſti ſein, luſti ſein! — Roſel, geh', ſing'!

D' Roſel.

Ih — ſingen?

Dá Matthies.

Ja — ſing' má was, — wáßt wohl, — dös Lied,
Mit dem 's d' dih ſo eindegelt haſt in mein G'müath. —
In Doarf drunt' au'm Kirita war 's, — ja dö Nacht,
Dö hat in mein Herz dö Váránderung bracht. —

Dö Spielleut' dö hab'n juſt án'n Vierfach'n g'ſpielt;
Da kumm' ih dázua, — ih war grad á wen'g wild,
Und hab' má mein'n Giſt woll'n im Wein'l váſchwáb'n; —
Da ſiech' ih dih ſitz'n, — es is kám zu'm Gláb'n, —
Abá wann ih án'n Gámsbock kriegt hätt' auf d' Muck'n,
Ih hätt' nit á ſo dürf'n zuck'n! —
Ih kunnt' nit mehr ſitz'n, ih kunnt' nit mehr ſteh'n,
Hab müſſ'n ein's gehn's gleih zur dir übri geh'n.
Dein' Máhm' hat zwar 's Mál vázog'n und dá Franz áh,
Mir abá war'n gleih bei'm Plauſch und bei'm Tanz áh. —
Und áft'n da haſt zu da Zidán-was g'ſungen,
Dös G'ſang is bis ietzt in mein'n Ohr'n nit váklungen.
Geh', ſing' má 's noh oanmal, dös Lied von der Alm: —
Mein Herzerl is krank, und da brauch' ih á Salb'n.

## D' Roſel.

Non, mein'tweg'n wann 's ſein muß, ſo wer'n má 's halt ſchmier'n:
A Lied'l, ih wáß 's, koan viel Herzload kurir'n.

(Sie ſingt:)

Auf dá-r Alm, auf dá-r Alm, ja da is 's á Freud',
Auf dá-r Alm da is 's á Leb'n!
Da is d' Luſt ſo friſch, da is d' Welt ſo weid,
Es kann nix Schönás geb'n!

Wollt 's Derndáln ſeg'n, auf d' Alm müßt's geh'n,
Da ſán ſ' áh ſtark und nit blos ſchön; —
Mit dö Stadtdirn', — laßt 's mih aus dámit,
So ſtark, wie mir, ſán ſ' nit!

Auf dá-r Alm, auf dá-r Alm gibt's Arbát gnua,
Da vádernt má ſih ſein Brod;
Und ehwenn má-r auf d' Nacht druckt d' Augná zua,
So denkt má-r an ſein'n God.

Wollt 's Deandáln ſeg'n, auf d' Alm müßt's geh'n,
Durt ſán ſ' áh frumm, — und nit blos ſchön; —
Mit dö Stadtdirn', — laßt 's mih aus dámit,
So frumm, wie mir, ſán ſ' nit!

Auf dá-r Alm, wann á Jágá fenſterln geht,
So ſchaut má 'n z'erſt gut an;
Muß án echtá ſein, der ſein Probſtuck b'ſteht,
Nit der blos plauſch'n kann!
Wollt 's Deandáln ſeg'n, auf d' Alm müßt's geh'n,
Da ſán ſ' áh g'ſcheidt, — und nit blos ſchön; —
Mit dö Stadtdirn', — laßt 's mih aus dámit,
So g'ſcheidt, wie mir, ſán ſ' nit!

Auf dá-r Alm, auf da-r Alm, wann má 's Herz váſchenkt,
Dö Lieb' wird nie nit alt;
Dáwál d' Schwoag'rin auf ihr'n Bub'n auf dá-r Alm drob'n denkt,
Denkt er auf ſie im Wald;
Und wie 's Herz ihr lacht in da Samſtanacht,
Da geht 's luſti zua, denn da kummt ihr Bua. —
Mit dö Stadtdirn', — laßt 's mih aus dámit,
Denn ſo treu, wie mir, ſán ſ' nit!

(Weil dá Matthies noh alláweil ganz vádutzt daſteht)

Jetzt hab' ih dá g'ſungen; — und du — du ſtehſt noh,
Als hätt'n dá d' Händeln 's Brod g'freſſ'n —?! —

Dá Matthies
(als wann á muntá wurd').

Já — ſo! —
Du haſt mih ganz trámháppát g'macht mit dein'm G'ſang! —
Ih ſoll's halt gar lang nimmá hör'n, — gar, — gar lang! —

D' Roſel.

Gar lang? — Non, — au'm Samſta —?!

**Dá Matthies.**

Au'm Samſta? — U mein!
God wáß 's, wann 's fur mih wiedá Samſta wird ſein!

**D' Roſel.**

Hör', du biſt á nárriſchá Lapp!

**Dá Matthies** (zuatrauli).

Gib má d' Hand, —
So jungá, wie heunt', ſteh'n má nimmá beinánd!

**D' Roſel**
(gibt erm d' Hand).
Non —?

**Dá Matthies**
(nimmt ſ' bei alli zwoa Händ' und ſchaut ihr wehmüathi in 's G'ſicht).
Roſel, was denkſt dá denn,
Wann má beinandá ſteh'n? —

**D' Roſel** (herzli).
Ih denk' má-r allizeit:
„Du biſt mein' Freud'.“

**Dá Matthies.**
Und ih denk' má heunt' oanmal:
„Du biſt mein' Qual!“

**D' Roſel** (ángſti).
Du machſt má ganz entriſch, —
Was is 's denn, red' g'ſchwind —!

**Dá Matthies.**
Zu dir bin ih gangá
Im Reg'n und im Wind;

Zu dir bin ih gangá,
Zu dir hat 's mih g'freut,
Zu dir geh-n ih nimmá:
's is 's letzti Mal heut'!

D' Roſel.

Geh', ſtell' dih nit ſo!

Dá Matthies.

Nan, — ih ſtell' mih nit ſo; —
Mih hab'n ſ' abá g'ſtellt!

D' Roſel.

Ha! ha! — Was denn nit noh?

Dá Matthies.

Nit Lach'n! — 's is Ernſt! — Gib má lieber án'n Rath: —
Denn heunt' hab'n ſ' mih g'ſtellt, — muring wir' ih Saldad!

D' Roſel
(in áná-r Angſt).

Dih — g'ſtellt —?

Dá Matthies.

Ja, — mih g'ſtellt!

D' Roſel.

Und Saldad wirſt —?

Dá Matthies.

Saldad.

D' Roſel.

Und furtgeh'n ſollſt? ausmarſchir'n? —

Dá Matthies.

Ja, ohni Gnad'!

D' Roſel
(ſchlagt d' Händ' übá 's Kopf z'ſamm).

Nán, dös is nit mögli!

Dá Matthies.

Und denná is 's wahr!

D' Roſel.

Und Samſta —?

Dá Matthies.

Was Samſta? Leicht nit vur án'm Jahr! —

D' Roſel
(in oan'm Woaná).

Dös halt' ih nit aus —!

Dá Matthies.

Was ſoll denn ih ſag'n?
Jetzt häßt 's ſtatt 'm Büchſerl 'n Schießprüg'l trag'n;
Nix Fenſterln, — nán, wachſteh'n und bráv exázir'n,
Und wann ih an dih denk', d' fünf Sinn' nit válier'n.

D' Roſel.

Ih gáng' nit —!

Dá Matthies.

Ih muß wohl!

D' Roſel.

So thu' deſánter'n!

Dá Matthies.

Da wurd' ih dáſchoſſ'n, dös häſt ah nit gern.

D' Roſel.

Schreib' an'n Koaſá-r á Brieſerl —!

Dá Matthies.

Ih kann ja nit ſchreib'n. —

D' Roſel.

Ih áh nit! — So mußt á Saldad alſo bleib'n —?

Dá Matthies.

's wird's nit ánderſt thoan, denn dö G'ſatz' ſán gar ſchoarf!

D' Roſel.

Und hab'n ſ' denn koan'n Andán nit g'fund'n im Doarf?

Dá Matthies.

Ah freili wol, abá ſö braucházt halt viel,
Denn ſo á Bátali is mehr, als á G'ſpiel!

D' Roſel.

So mußt áh in'n Krieg —?

Dá Matthies.

Vur dá Hand, moan' ih, nit;
Wann uns d' Leut' nit rátz'n, mir laſſ'n ſ' in Fried'.
Wann 's abá drauf ankemá thát', — meiná Six!
So wahr als ih daſteh', einſteckár' ih nix.
A-n Öſtreichá bin ih, bin friedli und gut;
Wann 's abá mein Land gilt, áft ſteigt 's má-r in's Blut,
Da kenn' ih koan'n G'ſpäß, und da nihm' ih mih z'ſamm,
Und koan' Schand', Roſel, ſollſt an dein'm Matthies nit hab'n!

D' Roſel.

Dös wöllt' ih áh nit, — wann 's d' Saldad ſchon mußt wer'n,
So möcht' ih von dir áh was Ordántlich's hör'n!

Dá Matthies.

Schau, Roſel, dös g'freut mih, ſchau, dös is á Wort!
Weil 's d' ſo red'ſt, ſo geh-n ih weit leichter iezt fort. —

Á brává Bua bin ih, und der will ih bleib'n,
Und du biſt má treu, und ih laſſ' dá bráv ſchreib'n;
Und wann ih án'n Urláb krieg', kumm' ih zu dir:
Ob grean odá weiß, gelt! dös macht dih nit irr?
Und wann ih dá b'ſchaff'n bin, ſo wie 's má ſchwant,
So wer'n má halt doh noh á Par mitánand!

**D' Roſel.**

Ja — du, odá koaná! Á Bübel, wie du,
Dem kann má ſchon treu bleib'n, da wart't má ſchon zu!

**Dá Matthies.**

Oan's abá dös ſag' ih dá: find'ſt á Pártie,
Wo ehndá was aufſáſchaut, denk' nit auf mih!
So hart als 's má-r ankám', hárb kinnt' ih nit ſein,
Ih ſagát' dá ſelbá: „Sei g'ſcheidt und ſchlag' ein!
„Dein'm Beſt'n im Weg will dá Matthies nit ſteh'n:
„Fur die Zeit, wo 's d' 'n g'liebt haſt, bedankt á ſih ſchön!“ —

**D' Roſel.**

Geh', plauſch' nit ſo g'ſchwoll'n! Du bleibſt mein und ih dein:
Und wann 's hundát Jahr daurát', 's wird allweil ſo ſein!

**Dá Matthies** (herzli).

**Dein Handerl! — B'fürt' God!**

**D' Roſel.**

So is 's Ernſt? —

**Dá Matthies.**

I hab' Zeit:
Dá Monſchein geht untá-r, und 's Wegerl is weit!

**D' Roſel**
(alſſá woanádá).

**Mein Matthies —!**

**Dá Matthies.**
(nimmt ſih mit all'm G'walt z'ſamm).

Nit woaná, mein Roſel, — ſei feſt! —
Friſch! Arbát' was, bet', odá ſing', dös is 's Beſt'!

**D' Roſel** (wehmüathi).

Mit G'ſang ſán má z'ſammá kemá —!

**Dá Matthies.**

Mit G'ſang thán má-r Urláb nehmá.

**D' Roſel**
(thut ſih án'n G'walt an, und reckt erm d' Hand hin).

Á Paſchhand! — Es gilt!

**Dá Matthies** (halſt ſ').

Und á Bußerl auf 's Wang'! —
God g'ſegn' dá dein' Arbát!

**D' Roſel.**

God g'ſegn' dá dein'n Gang!

(Alli zwoa heb'n zu'm Singán an.)

**Dá Matthies und d' Roſel.**

Ádies, { ſchöni Schwoag'rin,
{ liebá Jágá,
Heunt' { muß ih mih } ſtell'n;
{ muß dih halt }
Und mi 'm Urláb is 's richti,
God hat 's á ſo wöll'n!

(Währád'n Singán ziegt ſih d' Schwoag'rin allaweil weidá geg'n ihr Hütt'n und dá Jágá alláweil weidá geg'n d' Zeit'n, wo-r á herkemá-r is.)

Nix Bergſteig'n, nix Fenſterln,
Nix Jágá mehr ſein,

Mein } Leb'n g'hört 'm Koaſá,
Dein }
Mein } Herzerl g'hört { dein!
Dein } { mein!

(Jetzt ſteht d' Schwoag'rin ſchon auf dá Thürſchwell'n, und dá Jágá brát't ihr vom Weid'n d' Arm' entgeg'n.)

Dös Sterndál, dös g'wiſſi,
Dös mirk' dá, mein Schatz: —
Schauſt du hin, ſchau' ih hin,
Gláb' mir, — ih dárath's!

(Jetzt ſiecht má koan's von alli Zwoa mehr; 's letzti G'ſetz'l hallt wie-r aus dá Fern' her, dá Monſchein hat ſih válur'n; und d' erſt'n Fánkerin von dá Morg'nröth'n ſán an dö höchſt'n Bergſpitz' ſchon deutli z' kená.)

Án'n Hieb übá's G'ſicht,
Und án'n Schuß in-r án'n Arm: —
Und wann 's Herz nur noh ganz bleibt,
Und d' Lieb nur noh warm!

## 4.

# Drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fenſterln.

(Red'n thoan mit anandá: dá Saldad **Matthies** und d' Schwoag'rin **Roſel.**)

('s Ganzi g'ſchiecht ſo á drei Jahrl'n nach'm „letzt'n Fenſterln".)

('s Einwendigi von aná Schwoaghütt'n, wo Allás drinád is, was einig'hört, námlá: á Tiſch, á Kaſt'n, zwoa Stühl', á Küb'l ꝛc. ꝛc., an-r an'm Nag'l hängt dá Schwoag'rin ihr Sunntagsg'wánd'l: á Kid'l, á Haub'n, á Miedá, á Fürtá, mit Bándeln u. ſ. w., auf-r an'm andán Nag'l kinbei am Trám hängt á Jágág'wand: dá greane Rock, dá Hut mit'm Goamsbart, d' Hoſen, dá Stutz'n u. ſ. w. In dá Mitt' is dö Thür, dáneb'n á Fenſter mit kloani Scheib'n, von denán die oani z'brochá-r is, durch's Fenſter ſiecht má-r auf d' Alm auſſi. An dá Seit'n is noh á Thürl, was in á Kammá führt. D' Sunn is netter im Untágeh'n begriff'n.

### Erſter Auftritt.

**Dá Matthies**

(in-r an'm weiß'n Röckl, wie-r á Saldad, mit-r an'm ſilbánan Denkpfenning auf dá Bruſt, á Kapp'l au'm Kopf, á Binkerl auf dá Schultá und an'n Steck'n in dá Hand, tritt einá, ſchaut ſih umadum und ſchreit):

Juhe! — 's is noh Allás, wie's g'weſ'n is! 's Stüb'l,
Dá Tiſch und dá Kaſt'n und d' Stühl' und dá Küb'l, —
Schau, d' Scheib'n geht ſogar durt am Fenſterl noh a,
An dö ih ámal z' kräfti anpempert ha —!

(Bámerkt dá Roſel ihr Sunntags'gwánd'l.)

Da ſiechſt ás, da hängt ja ihr Sunntagsg'wánd'l,
D' Haub'n, 's Kiderl, und 's Miedá und 's Fürtá mi'm Bánd'l.
Mein Gad! — noh dös nämlichi, was ihr hab' bracht,
Wie ſ' erſti Mal zuathádi hat auf mih g'lacht. —

Däß ſ' lebt, dös is g'wiß! — War' denn ſunſt Allás noh,
Wie 's vor und eh' g'weſ'n is, heunt áh á ſo —?
Sie lebt, und dös is má-r áh g'nua vur dá Hand,
Was 's ſunſt noh is — —? — Sán má nur wiedá beinand,
Áft wer'n má ſchon weidá diſchkrirn! — Abá han?
Wann's nit á ſo wár', was wár's nachá —? Nan, nan!
Ih bin noh dá Matthies, wie vur dö drei Jahr',
Und d' Roſel wird d' Roſel ſein, da hat's koan G'fahr! —
Ih kann's gar nit ſag'n, wie má-r is, — mir is gut,
Und doh wiedá nit gut, mir gruſelt's im Blut,
Wo ih geh', wo ih ſteh', wo ih ſitz', wo ih loahn',
Sán má d' Füaß' wie-r á Blei, is má 's Herz wie-r á Stoan.
Ih brinn', — und mih friert, — ih möcht' ſ' ſeg'n ſchon vur mir,
Und wann ſ' kimát, ih ſtund' wie dádádert vur ihr. —
Rundumádum nix, was ih nit ſchon hätt' kennt,
Und doh Allás, wie neuch — — mein! ih bin's halt entwöhnt! —
Wann ih ſ' nur anmal wiedá recht hör' und recht ſiech',
Wann ih nur anmal wiedá mein Jágáhaut krieg',
Mein Röck'l, mein grasgrean's, mein'n Stutz'n, mein Hut
Mit'm Goamsbart —

(Wie-r á ſo umádum rennt, dáblickt er auf anmal ſein Jágág'wand auf'm Nag'l ám Trám.)

Du mein God! mein Hab' und mein Gut,
Mein Um und Auf, — richti, — mein ganz's Jágág'wand,
Wie-r ih's z'ruckláſſ'n hab', ſo hängt's durt an dá Wand. —
Ja, Roſel, jetzt ſiech' ih, du haſt an mih denkt:
Weil's Vögerl war ausg'flog'n, haſt 's Häuſerl herg'hängt.
Sie hat noh nit eintrieb'n; — 's is ſchon hübſch ſpat;
Sie laßt ſih halt Zeit, weil ſ' dahoam ietzt nix hat,
Auf was ſá ſih g'freu'n kinnt'. — Ja, ſunſt um dö Stund',
Da hat ſá ſih freili koan Raſt nit vágunt,
Erſt gar an-r an'm Samſta, wie heunt, — da hat ſ'
Schon längſt drobmád páßt auf ihr'm g'wöhnlingá Platz

Bei dö Stoanfelſiná, wo má-r in's Thal abi ſchaut,
Und hat, wie ſ' mih dáſeg'n nur hat, g'jodelt ſo laut,
Dáß ih g'wißt hab', ſih ſiecht mih und wáß, dáß ih kim':
So hat's á Wál dauert, — áſt wiedá — koan' Stimm';
Wann ſ' Sieb'ni d'runt läut'n, ſo hört má's herob'n,
Da hab' ih má denkt: „Schau, ietzt bet't ſ' für dih drob'n". —
Ja, — ih ſag's halt und ſag's halt, und bleib' halt dabei,
A Derndál muß frumm ſein, ſunſt is 's áh nit treu.

(Am Fenſtá.)

Abá — halt! — ietzt kummt was auf d' Schwoaghütt'n zua, —
Ih wáß nit, is ſie 's, — oder is 's nur á Kuah.

(Má hört alláhand Kuahglockná)

Ja — d' Hölmádi is 's, — dö is allwál voran —
Jetzt ruck'n áh d' Andán ſchon klingkloanglád an,
Dö rothi Tirol'rin, — d' ſchwarz' Liſ'l, — d' Frau God'l, —
Dö Z'wázládi, — d' Groſin, — und hintnah dá Jod'l, —
Jetzt d' Kalm', und dö Gáſ'n, — da fehlt nit oan Stuck, —
Und durt — durt beim Stad'lthürl, mih ſchlagt's völli z'ruck, —
U mein God — ſie is 's, ja ſie is 's, auf-r á Hoar,
So bunkád und ſtaimi und lieb, als ſ' wár; —
Nur ausſchau'n thut ſ' ſchlechter, und jodeln mag ſ' nit, —
Wann Oan'n halt was grimá thut, geht's nit dámit; —
Heunt' abá, — nan heunt! — ietzt geht ſ' eini in'n Stall,
Und richt' noh Alls z'ſamm, nachá kimt ſ' allimal;
Sie ſoll mih nit ſeg'n gleih, ſie ſoll mih dárath'n,
A goar z' gáchi Freud' kann Oan'm áh leicht ſchad'n. —
Ih ſchleich' mih ſtád auſſi, váſteck mih in's Gſtäud', —
Mein Herz wird má ſelbá ſchon ſag'n: „Jetzt is 's Zeit!"

(Er packt ſeini ſieb'n Zwetſchben z'ſamm und ſchleicht ſih auſſi.)

## Zweiter Auftritt.

**D' Roſel**

(von auswendi, währád dá Matthies beim Fenſterl vábeiſchlupft).

Mein Schaz is in Waliſchland,
Und ih bin dáhoam,
Und doh ſán má beinandá:
Dös glaubát má koam.

(Jetzt kummt ſ' eini, und wirft, was mit hat, 'n Strohhut, 'n Rechen, d' Sages u. ſ. w. wegá, und macht ſich alláhand z' thoan.)

Dös macht halt, weil d' Lieb'
Á ſo weit g'längá kann:
Koam dáß ſá ſih hindenkt wo,
Kimt' ſ' ſchon durt an. — —

So geht halt oan Wochá-r um d' andri ſchön ſtád! —
Ih ſollt' má was kochá; — áh! — 's wár' má' nur load:
Mir ſchmeckt's ſo alloan nit, — au'm Samſta ſchon goar,
Wo allwál dá Matthies mein Miteſſá war.
Á ſteiriſchá Sterz und á Schwammſupp'n d'rauf,
Ja — dös is á Nachtmal g'weſt, luſti vollauf.
So abá, nöth' ih má d' Biſſ'n nur 'nein,
Und denk' bei-n an'n ied'n: „Wo wird er jetzt ſein?
Leicht is á grad hungri, leicht wár' á z' todt froh,
Hätt' er was dávon, — und ih uráſſ' á ſo.
Leicht ſticht er au'm Feind juſt, anſtatt's in á Brod,
Leicht is á bleſſirt, odá goar ſchon halbe todt". —
Nan — leb'n thut á g'wiß noh, ſunſt hätt' á ja g'ſchrieb'n,
Oan' Antwurt dö is á ſo ſchuldi noh blieb'n;
Er find't halt ſchwár Oan'n, der erm ſchreibt nach ſein'm G'fühl,
Wie-r ih ſchwár Oan'n find't, der má leſt, wie-r ih will,
Denn was zwoa Báliebti ſih ſogát'n gern,
Dös ſollt' halt koan Dritt's goar nit ſeg'n und nit hör'n.

(Sie ziegt zwoa vàwuzelti Brieſerln aus'm Bruſtlaz.)

Zwoa Brieſerln — is freili nit viel für dö Zeit, —
Und do ſán ſ' mein Reichthum, mein' oanzigi Freud':
Ih kann ſ' mit'n Augnán nit leſ'n nach Luſt,
D'rum leſ' ih ſ' mi'm Herz'n, und trag' ſ' auf dá Bruſt.

(Sie ſteckt ſ' wieder ein.)

Má g'ſpürt jetzt 'n Tag ſchon! — Hab'n d'runt in dá Pfoar
Nit Sieb'ni noh g'läut't, is dá Himmel ſo kloar,
Und' d' Sunn' is ſchon ſchta'ri, má ſiecht ſ' koam noh mehr, —

(Beim Fenſterl auſſi guckád:)

Und durt blinzelt dös Sterndal, dös g'wiſſi, ſchon her.

(Sie loahnt ſih, als wánn ſ' trámá thát, an's Fenſter und ſingt:)

Dös Sterndal, dös g'wiſſi,
Dös kenn' ih, mein Schaz,
Schauſt du hin, ſchau' ih hin,
Glaub' mir, ih dárath's.

(Wie ſ' z' jodeln anhebt, fallt dá Matthies drauſzt in's G'ſang ein, ſie ſetzt a und ſchreit:)

U mein God —!

(Weil All's ſtill bleibt, moant ſ', daß ſa ſih g'irrt und falſch g'hört hat.)

Nan — nan! —

(Sie jodelt; wie dá Matthies wieder einfallt, ſetzt ſ' wiedá a, und ſagt halbs lachád, halbs woanád:)

Dös is g'ſpáßi! —

(Sie jodelt wiedá, dá Matthies mit.)

(Freudi:)

Dös G'ſchall!

(Jetzt jodeln ſ' mitanandá-r in d' Welt, lachád und woanád, wie's kummt, dá Matthies kimmt eina, wirft ſein'n ganz'n Kram wega, brát't d' Arm' aus; d' Roſel waß nit, ſoll ſ' odá ſoll ſ' nit, und ſchreit nur:)

Mein Matthies! —

Dá Matthies.

Mein Roſel! —

D' Roſel.

Biſt du's! —

Dá Matthies.

Allimal!

D' Roſel.

Am End' is 's dein Geiſt!

Dá Matthies.

So probir's, ob ih's bin.

D' Roſel.

Váſchwind'ſt nit? —

Dá Matthies.

Ei — kumm' nur!

D' Roſel.

I trau' mih nit hin!

(Endli nimmt ſá ſih án'n Rand, und rennt erm in d' Arm, mit'n Ausruf:)

Non — alli gut'n Geiſter lob'n God den Herrn!

Dá Matthies
(während á ſ' halſt und druckt).

Á Geiſt áh müßt' nohmal lebendi da wer'n!

D' Roſel.

Ja, Matthies, jetzt ſiech' ih's, ietzt g'ſpür' ih's — Juhe!
Du biſt's alſſá Ganzá, wie vor und wie-r eh, —
Dein G'ſchau und dein Druck und dein' ganzi Mánier, —
Abá ſag' nur, wie kimmſt denn ſo her da zu mir? —

Dá Matthies.

Non — halt auf zwoa Füaß'n!

D' Roſel.

Und jetzt biſt dahám? —

Dá Matthies (nachdrückli).

Auf Urlá! —

D' Roſel.

Auf Urlá? — Dös wár' má-r im Tram
Nit eing'fall'n, dáß ih dih ſollt ſeg'n bei der Zeit,
Wo allwál noh g'ráft wird, — (ſo wiſſen's halt d' Leut')
In Wáliſchland, — was wáß ih? — und goar drunt in Krán: —
Und mir z' Lieb' biſt kemá ſo weit her, allán?

Dá Matthies.

A Schazerl, wie du, und á Lieb', wie bei mir,
Da kummt má ſchon vurwärts, da geht má nit irr.
Jetzt abá, mein Roſel, jetzt mußt má gleih ſag'n,
Wie-r is 's dá denn gangá? —

D' Roſel.

Mein — mir? — wie kannſt frag'n?
Schlecht — abá du häſt má goar viel zum vázähl'n:
Was haſt denn du g'macht, ſeits dih haſt müſſ'n ſtell'n?

Dá Matthies.

Viel und ah nit viel! Bei'n Saldadnán, mein Kind,
Und námlá im Krieg, da geht Allás goar g'ſchwind. —
Kám bin ih da dring'ſteckt in meiná Montur,
So war's mit'm Fried'n ſchon kehrumd'hand'zua.
In Wáliſchland, hat's g'hoaſſ'n, da rührt ſih dá Feind:
Gut, alſo friſch eini! — Áſt ſan má halt heunt
Wie geſterd, und muring wie heunt, in oan'm Ád'n
G'máriſchirt, juſt als wár'n má zwoanz'g Jahr' ſchon Saldad'n. —
Auf d' Noth exázir'n hab'n má g'lernt auf'm Fleck,
Und wann's ámal losgeht, is ſo Allás Pech;

Ob's d' grad odá krump gehſt, ob hin odá her,
Auf's G'ráſchi kummt's an da, auf's Herz und auf d' Ehr':
Ja, d' Saldad'n ſán brávi Leut, dös muß má ſag'n,
Und koan ſchlechtá Bua kann koan' Muſchked'n nit trag'n.

### D' Roſel.

Dös ſiech' ih an dir! — Und wárſt áh in dá Schlacht?
Dös muß völli ſchiech ſein, wann's umádum kracht. —

### Dá Matthies.

Á Tanz is má liebá, dös muß ih dá ſag'n,
Abá wann má-r áhmal drinn is, is's ah zum dátrag'n.
Es war, als wann ſ' g'wart't hätt'n, juſt bis ih kumm,
Denn kám ſán má-r eing'ruckt, ſo geht's ſchon: Bum, Bum!
Hörſt, Roſel, da is uns wohl entáriſch wur'n,
Bei'n á'm Hoar hätt'n má-r alliſammt s' G'ráſchi válur'n.
Mir war'n halt Rekrut'n, noh Wáſerln im Dernſt,
Derntweg'n hab'n uns d' Alt'n áh g'frozelt und g'hearnzt;
Dös Ding hat uns g'mágerlt, da hab'n má-r uns bátzt,
Und dá Herr Generál hat uns á recht zuág'hátzt,
Und dá Feldpáter hat uns ſein'n Seg'n áft noh geb'n,
Und ſo eini in Gottsnam' auf Tod und auf Leb'n.

(Er ſingt:)

„Nur hübſch langſam, hab'n ſ' g'ſagt, nur hübſch langſam voran,
„Das dö Landwiahr ſchön ſtád hint'n nachmárſchiren kann“ —
Laßt's nur Zeit, liebi Leut', wer'n ſchon g'ſchwindá noh wer'n,
Wann's au'm Ernſt ankummt, wann má d' Kugeln pfeif'n hör'n!
Und ſo war's, und dá Feind, der hat's g'ſpürt, wer má-r ſán,
Todti g'nuá hab'n má g'habt, abá-r Ausreißá koan'n:
Wann's ſein Hoamet betrifft, wann's ſein'n Koaſá geht an,
Stellt dá-r Öſtreichá allimal ſein'n Mann!

Wann's ſo pufft, wann's ſo kracht, is 's wahrhafti nit z' trau'n,
So á-n Eiſenknödel mag áh dá Stiárkſti nit vádau'n;

Hab'n uns áh nit recht g'ſchmeckt, aber eini hab'n má ſ' g'nöth't,
Und 'n Feinden erná G'fráſt wiedá z'ruckzahlt um dö Wett'.
Wann má ſiecht, wie-r á Herr, den dá Koaſá Bruadá nennt,
Mit uns geht, mit uns ſicht, als Kamrad'n uns dákennt, —
So á Wort in dá G'foahr, ſo á Beiſpiel voran, —
Ja — da ſtellt á-n Jedá jedomal feſt ſein'n Mann!

Ausmarſchirt ſan má gnua, abá z'ruckkemá nit, —
Non, was is's? — Amal g'ſturb'n iſt für d' Ewigkeit á Fried'!
Terndál, laß dá's nit g'reu'n, Terndál, gib má dein' Hand,
Haſt ja ſelbá zu mir g'ſagt: „Matthies mach' má nur koan' Schand'“.
(Auf ſein'n Denkpfenning weiſád.)
Da ſchau' her auf mein G'ſchmuck, 's mei'm Koaſá ſein Purträ:
Trag' 'hn auf dá Bruſt jetzt áh, nit bloß in dá Bruſt, wie-r eh';
Ja, dös G'fühl: „Ih hab' dearnt, und mein Herr hat bráv mih g'nennt,
Wird mein Stolz und Glori bleib'n bis an mein End'!“

D' Roſel.

Ja, Matthies, jetzt bin ih recht ſtolz erſt auf dih,
Und gifti wer'n kinnt' ih ſchon frei übá mih,
Daß ih dá nit nachzog'n bin hint'n au'm Wag'n:
Ih war' ja gut g'weſ'n zum Fäß'l nachtrag'n.
Da hätt' ih dih als Márkátenterin g'labt,
Und hätt dá, wann's d' bluat't häſt, á Pfláſterl aufpappt.

Dá Matthies.

Non, — wann's d' áh nit mitwärſt, warſt dearnát bei mir,
Bei mir auf dá Räſ', bei mir im Quartier,
Und bei mir in dá Schlacht, und bei mir im Spital'. —

D' Roſel.

So haſt doh dein Mierk's kriegt?

Dá Matthies.

A wenzerl, — ámal —
Ih bin goar nit harb drübá. —

**D' Roſel.**

Is 's gleiwol gut? —

**Dá Matthies**
(zägt au'm Denkpfenning).

Der Pfenning zahlt tauſendmal dös Tröpf'l Blut! —
Jetzt abá, mein Roſel, hab' ih dá vázählt,
Jetzt red' áh, was d' du haſt g'macht, ſeit ſ' mih hab'n g'ſtellt. —
Wäßt noh-'s letzti Fenſterln, — dös Herzload mitſamm,
Wie wahr is's ietzt worn, was má-r áft g'ſungá hab'n:
„Und wann ih á trauri bin,
„Wir doh oan's ſingá,
„Denn dö traurige Zeit
„Wird dö luſtigi bringá". —? —
Warſt bald wiedá tröſt't, odá haſt dih recht kränkt?
Haſt oft für mih bet't und haſt gern an mih denkt?

**D' Roſel** (ſingt):

Am Sunntá da hab' ih godsjamerli g'woant,
Und bin wie-r á Wáſerl vur'm Kirchthoar draußt g'loahnt;
Am Montá da war má ſo bang auf dá Alm,
Und da hab' ih má denkt: wár' ih liebá-r á Schwalb'n, —
U mein! — liebá-r á Schwalb'n!

Am Irtá da hat mih halt áh nix recht g'freut,
Denn das, was mih g'freut hätt', dös war halt ſo weit;
Am Mitwoch, da hab' ih koan'n Seg'n g'habt, koan Glück:
Wann's Herzerl halt krank is, hab'n d' Händ' áh koan G'ſchick, —
U mein! — d' Händ' áh koan G'ſchick!

Am Pfingſtá da bin ih ganz ſchláfári wur'n,
Am Freitá da hätt' ih áh Kuh bald válurn'n;
Und am Samſtá, am Samſtá, — du wäßt ſchon, z'weg'n we?
Am Samſtá da hab' ih grad g'moant, ih — vágeh', —
U mein! — grad, ih vágeh'!

**Dá Matthies.**

Du Häſcherl, ſo ahnd hat's dá thoan?!

**D' Roſel.**

Ja — á ſo!
Und ſo wie d' erſt' Wochá, war's d' letzti áh noh. —
Heunt' aber is Allás gut, All's wie váwiſcht.
Dein Red' hat má 's a-g'welkti Herzerl aufg'friſcht,
Und was má-r áh g'fehlt hat, ih denk' nimmá dran:
Unſá Lieb' is nit aus, nán, ſie fangt erſt recht an. —
Abá, mein God, ih plauſch', und du kummſt ſo weit her,
Wirſt hungári ſein und leicht durſti noh mehr:
So thu-r als wie ſunſt'n, und mach' dih kámmod,
Ih hol' aus'm Keller á Mili, á Brod, —
Oda möchſt gern an'n Schofkáſ', an'n Budá-r, án'n Sterz, —
Was Warm's? —

**Dá Matthies.**

Mir is ſo ſchon warm g'nua umá 's Herz.

**D' Roſel.**

Nein! — 's Herz und dá Mag'n, dös ſan zwá r-álei Sachá:
Wann d' Lieb' machát ſatt, wár leicht Hohzeit machá. —
Ih laf' nur drent umi, du raſt' da herent,
Heunt' geht's ſchon nit aus ohni Haupttractament.

(Sie laft furt.)

### Dritter Auftritt.

**Dá Matthies**
(alloan, nach oaná Wál).

So hab' ih má's denkt, und ietzt bleib' ih dábei:
Bin d' längſti Zeit Bua g'weſt, ietzt nihm ih á Wei;

Und mein Wei wird á Schwoag'rin, á Schwoagrin muß's ſein,
Und mein Schwoag'rin is d' Roſel und d' Roſel wird mein!
Ih wáß, was ih därf, und ih wáß, was ih muaß, —

(Er ziegt ſein Röckel aus.)

B'fürt God Herr Saldad!

(Er nimmt 's Jágág'wand vom Nag'l.)

Muſſi Jágá, ſchön'n Gruaß!

(Er ſpend'lt 'n Denkpfenning von Röckel abá.)

Nur án's laſſ' ih als á Jágá nit z'ruck:
Dös bleibt für án'n iard'n Stand 's koſtbarſti G'ſchmuck!

(Er geht mit dá ganz'n Guádrob' durch's Thürl in d' Kammá.)

## Vierter Auftritt.

### D' Roſel

(kummt nach áná Wál ganz anpackt; unter áná-r Jarx'n hat ſ' án Láb Káſ', unter der andán án'n Láb Brod, in der án'n Hand tragt ſ' á Schüſſ'l mit Brein, übá Zwerch á Wurſt, in der andán zwoa Krüg'ln mit Mili und Waſſá: im Bruſtlaz hat ſ' á Tabagbladán ſteck'n, und im Mál halt't ſ' á Naſenraukerl: d' erſt'n Wurt't red't ſ' noh mit dá Pfeif'n im Mál.)

Da is All's, was ih g'fund'n hab', — d' Mili, — dá Káſ' —

(Sie thut áns nach'n andán, wie ſ' ás nennt, hin.)

Á Wurſt, — und á Brod, — und á Brein —

(Jetzt nimmt ſ' ás Naſenraukerl aus'm Mál.)

und aus G'ſpáß
Áh ſein Naſenraukerl, und —

(Jetzt ziegt ſ' die Bladán fürá.)

d' Bladán Tabag: —
Er hat ſ' ámal lieg'n laſſ'n drob'n auf dá Schwoag
Beim Zwerg'lbám, wo má-r im Schad'n ſán g'ſeſſ'n;
Ih hab' erm ſ' oft geb'n wöll'n und allwál vágeſſ'n, —

Jetzt wird's 'n g'wiß g'freu'n, denn koan noh ſo kloan's Ding
Is dem, der Oan's gern hat, zum Freudmach'n z' 'ring.

(Sie rich't All's z'ſamm.)

So, Allás wár' z'ſammg'richt't, und Allás wár recht,
Für's Eſſ'n is g'ſorgt, nur mi'm Trunk da ſteht's ſchlecht:
A Mili is abiachti, 's Waſſá-r is lár,
Und dá Weinbeerlthee is auf dö Almá goar rár.
Er muß ſich halt denk'n, er ſteht noh vur'm Feind.

(Weil ſ' 'n Matthies nindáſcht ſiecht.)

Er is in dá Kammá da drinn, wie má ſcheint:
G'wiß hat er á wengerl ſih hing'legt auf d' Strá.
Er muß ehrli matt ſein, ih moan', ih wár's ah:
Von Wälſchland bis auſſá, non — dös is ſchön weit,
I gláb', má daſtecht's nit z'höchſt drob'n auf dö Schneid'.

(Má hört von Thal auſſá d' Glock'n zum Gebet läut'n.)

Juſt Sieb'ni!

(Sie laßt All's lieg'n und ſteh'n und fangt z' bet'n an.)

Ih dank' dá, mein God, allizeit,
Heunt' abá goar ſchön für dö b'ſundári Freud':
Bifrei' mih von G'foahr'n, gib má 's táglichi Brod,
Beſchütz' uns vor Krieg und vor Krangád und Noth,
Und dáhalt' meini Kalm und biwoahr' meini Küah'.

(Dawal ſ' ſo bet't, is dá Matthies in Jágág'wand mi'm Denkpfenning auf dá Bruſt ſtad beim Thürl auſſag'ſchlich'n; er ziegt 'n Hut á, falt't ſeini Händ' ubá'n Stutz'n, hört ihr zua, und bet't mit.)

Und laß' mein'n lieb'n Matthies noh länga bei mir,
Und tröſt' mih, wann's Herz oft vor Loadweſ'n blüat't,
Und ſchick' má dein Schutzengel, daß á mih b'hüat't!

(Wie ſ' ausbet't hat, ſchleicht ſih dá Matthies hintá ſih, klopft ſ' auf d' Schultá und ſagt:)

**Dá Matthies.**

Ih dank dá, mein Roſel, ſchau, dös g'freut mih recht:
Á Lieb', dö ſo frumm is, dö is áh g'wiß echt. —
Geh', gib má-r á Buß'l —!

**D' Roſel**

(wie ſá ſih umdráht, um erm 's Buß'l z' geb'n, bimerkt ſ' erſt, daß er andätſch kload't is).

Wie ſchauſt denn du aus?

(Lachád.)

Haſt ás g'fund'n, dein Schäler? — Ih hab's bei dir z' Hauſ,
Wie's d' furtbiſt, dábedelt von deiná Frau Máhm,
Und durt als á-n Andenk'n hing'hängt an-m Trám,
Dámit ih, wann's d' du áh lang ausbleibſt im Krieg,
Doh wenigſtens alli Stund' was von dir ſiech'. —
Schau', — hat's richti gleih g'fund'n: — da kennt má d' Natur,
Du biſt halt á Jágá, und haſt halt dein' Spur.

**Dá Matthies.**

Non, Roſel, wie g'fall ih dá? Paſſt's má noh gut?

**D' Roſel.**

Áh ja!

**Dá Matthies.**

Und dös Büchierl, dá Goamsbart au'm Huat?

**D' Roſel.**

Paßt Allás ganz prächti. —

**Dá Matthies.**

Und dá Pfenning da drauf? —

**D' Roſel.**

Der puzt erſt das Ganzi máſterli auf.

**Dá Matthies.**
(Als ob er ſ' auslinſ'n möcht'.)

Sag', — „Weiß — oder Grean“ — an was g'wöhnáſt dih
g'ſchwindá? —

**D' Roſel.**

An's „Grean“.

**Dá Matthies.**

Moanſt? —

**D' Roſel.**

Is ja für d' Aug'n ſchon viel g'ſündá!
Und grean ſán ja d' Wieſná und grean ſan ja d' Felda,
Und grean ſán ja d' Almá-r und d' Gárt'n und d' Wäldá,
Und grean is dá Hoffnung ihr Leibfarb' ſogar,
Bloß weil ſ' á ſo ſchön is, — ſag' ſelbſt, is 's nit woahr?

**Dá Matthies.**

Und Oan's haſt vageſſ'n: — da-r Auswärts vátreibt
Das Weißi vom Wintá, ſein Grean abá bleibt.
Schau', — derntweg'n möcht' ih halt áh grean wiedá ſein! —

**D' Roſel.**

Wann's d' därfaſt! —

**Dá Matthies.**

Z'weg'n we nit?

**D' Roſel.**

Ruckſt nit wiedá ein,
Wann's aus is mi'm Urlá? —

**Dá Matthies** (reſolut.)

Ei — was? Ih bin da,
Und ih geh' nimma furt! —

D' Roſel.

Non, — ſo hol'n ſ' dih halt a! —
Geh', Matthies, geh', red' nit ſo, mach' má nit bang,
Ih wáß's, was 's dá koſt't, 's is á ſauerá Gang;
Abá ſchau', du haſt g'ſchwur'n, warſt á brává Saldad,
Und ih g'ſpür's g'wiß am beſt'n, wie hart ih dih g'rath'.
Als án'n bráv'n Saldad'n da hab' ih dih gern,
Brauchſt drum koan nixnutzigá Jágá nit z'wer'n.
Da, ſchau' auf dein' Bruſt, — und ſei bráv, wie bisher!
Wann's länger á dauát, ſo g'freut's um ſo mehr.

Dá Matthies.

Geh', Roſel, dáeifer' dih nit, hör' mih an:
Ih will ja nix, was ih nit därf und nit kann.

D' Roſel.

Ja, — wie denn? — So red' doh —

Dá Matthies.

Du magſt ja nix hör'n —

D' Roſel.

Dein Urlá? —

Dá Matthies.

Wann's d' willſt, kann á Abſchied draus wer'n. —

D' Roſel.

A-n Abſchied? — Was biſt nachá denn?

Dá Matthies.

Invalid.

D' Roſel.

Á geh', ſo ſchau'n ſ' aus' — geh', dös gláb' ih dá nit.

Dá Matthies.

„An'n Hieb übá 's G'ſicht und án'n Schuß in-r án'n Arm:
„Wann's Herz nur noh friſch is und d' Lieb' nur noh warm" —
Wäßt, wie má dös g'ſungá hab'n? —

D' Roſel.

Non, — und is 's woahr? —

Dá Matthies.

Halbs woahr und halbs nit, — kurz, mi'm Derná-r is 's goar.

D' Roſel
(vollá Freud').

Haſt án'n Schuß? —

Dá Matthies.

Ja, in'n Fuaß.

D' Roſel.

Haſt an'n Hieb? —

Dá Matthies.

Ja — au'm Arm.

Und noh á paar Pecká von alláhand Farb'n. —
Ja, Roſel, 's Muſchket'ntrag'n thát's nimmá recht,
Und 's Marſchir'n noh weit weniger, áh wann ih möcht':
D' Patroná dö thát'n mih g'walti biſchwer'n
Und 's Toniſterl dös wurd' má bald z' aufſa'ſſi wer'n.
Derntweg'n hab'n ſ' má's freig'ſtellt: Will ih mih nit ſorg'n,
So bin ih vom Koaſá-r aus deckt und geborg'n
Aſt nehmán ſ' mih auf in-r á Haus in dá Stadt,
Wo má Zeit ſeines Leb'ns ſih nit z' kümmern mehr hat.
Abá kann ih und will ih mih ſelbá noh rühr'n,
Und mein Glück in dá Welt mit was Andam probir'n,

Non — ſo woll'n ſ' mih nit nöth'n, ſo dank'n ſ' má ſchön,
Und zahl'n má-r auf d' Hand was und laſſ'n mih geh'n.
Und áft —

D' Roſel
(vollá Neugierd).

Noh — und áft? —

Dá Matthies.

Wir' ih wiedá —

D' Roſel.

Was wirſt? —

Dá Matthies.

A Jagá, wier ehndá! —

D' Roſel (ungläubi).

Schau', daß d' dih nit irrſt!

Dá Matthies.

Nán, — Roſel, ih thu' mih nit irr'n, 's is ſo.
Als Jágá, da thut's ás ſchon allenfalls noh:
Á Jágá, der ſteht und der geht, wo 's 'n g'freut,
Und wann's 'n wo reißt, non, ſo laßt á ſih Zeit,
Und wann erm was zuaſtößt, ſo hat á ſein Wei, —
Halt wann's er án's hat, — und dö ſpringt erm ſchon bei —

D' Roſel
(als wann ihr was einfallát).

Á Wei? —

Dá Matthies.

Schau, — ih rukát gern auſſá damit, —
Ih ſcham' mih nur — —

D' Roſel
(ſie zupft am Fürtá).

Z'we denn?

Dá Matthies.

Ih bin — Invalid —

D' Roſel.

Dein Herz dös is g'ſund, und dein' Lieb' dö is treu. —
Und ſchau', mit mein'm Schönſein is 's áh ſchon dabei!

Dá Matthies.

Geh' ſag' nix vom Schönſein, was is 's denn dámit?
Dö Schönheit vágeht, abá d' Hübſchigkeit nit;
Ja, Derndál, mein' Freud';
Nur dein' Aufrichtigkeit
Und dein frummi Mánier
Hat mih herbracht zu dir;
Ih hab' dá mein'n Hoamgang: mein Máhm hat dáwál,
Wie's d' wiſſ'n wirſt, 's Zeitlichi g'ſegn't: von mei'm Thál,
Dös ih g'arbt hab', káff' ih má-r á Häuſl, á kloan's,
Und wann Allás beinand is, áft fehlt má nur — án's! —
Roſ'l, — magſt mih noh? —

D' Roſel.

Dös is á dalkáti Frag'!

Dá Matthies.

Roſel, magſt mih áh heirat'n?

D' Roſel
(fallt erm in ána Freud' um-á-n Hals).

Ja — ja — ih mag.

(Ganz glückli ſingán ſ' mitánandá.)

### Dá Matthies und d' Roſel.

Schwoag'rin } ietzt ſán má-r á Paar.
Jágá }

Ja { Schwoag'rin } ietzt bleib'n má beinand:
{ Jágá }

Dein Herz, dös g'hört mein ſchon vier Joahr',
Und ietzt krieg' ih zum Herz'n áh d' Hand!

Bráv bin ih } ausg'ruckt in's Feld,
Brává biſt }

Und { bráv ruck' ih jetzt } wiedá ein.
{ brává ruck'ſt áh }

Ja { mein } Glück und { mein } Stolz auf dá Welt
{ dein } { dein }

Is: — á-n ehrlichá Öſtreichá z' ſein!

(Táwál ſ' á ſo áná Glori und Victori mit ánandá ſingá und jod'ln und ánandá ſchön thoán, is dá Monſchein auffákimá-r und ſchaut erná durch's Fenſter zuá.)

* * *

## V.

# G'ſchicht'ln.

Koan' langi Hiſtori,
Koan G'waſch nach der Ell'n:
Nur G'ſchicht'ln zum Lach'n,
Und G'ſpáß' zum Vázähl'n.

### 1.

# Dá Raubá.

(Á g'ſpáßig's G'ſchicht'l.)

Es is nix Bázwickt's,
Und nix Hoch's, dös wáß ih:
Abá wann 's áh nit ſchön is,
So is 's doh g'ſpáßi!

„Jetzt hab'n má-r abá Zeit, G'vadámann, dáß má-r uns ſchieb'n!“ ſagt dá-r alti Knopfberger zu'm Gántinger, dáwál á ſein Krüag'l, was noh á hübiſch's Nág'l halt'n thut, auf án'n Zug übri ſchütt't, und mit-r án'm tief'n Kreiſiá 's Mál ſih mi 'm Jarm'l awiſcht, dáß dá Spieg'l au'm Aufſchlág'l bleibt.

„„In Gott's Nam'!““ — antwurt't erm dá Gántinger, und ruckt ſein'n Stuhl, — „„was mih betrifft, ſo wollt' ih, dáß dá G'vadá ſiebázeh'n Täg' und Nächt' in oan'm Ad'n bei uns herent' bleib'n kinnt'! — Aber übá d' ſcheangládi Lieſ'l übri habt 's ös noh á ſchön's Ört'l, und 'n Tag will má halt noh nit recht g'ſpür'n. Dá Hiriſch ſpringt weidá, als was dös Trümm'l austragt, um dös á wachſt! — Auf 's Monát um dö Zeit kinná má ſchon á Gláſ'l zuageb'n!““ —

Dá Knopfberger hat dáwál ſein'n Hut mit dá groß'n Stag'lſchnall'n und ſein ſpániſch's Rohr mi 'm goldánán Knopf, 's Erbſtuck vom ſelingá Schullehrá, g'nummá, mit dem á d' Bubmá alláweil durchplödert hat, dáß ſ' hätt'n aus dá Haut fahr'n mög'n. — Dá Franz, 'm Gántinger ſein Suhn, á Bua wie-r á Tanná bám, is ganz pomáli in ſein'n Jánker einig'ſchloſſ'n; d' Reſel abá, ſein Schatz, 'm Knopfberger ſein Mád'l, mit der á-r eigántli, erm z' G'fall'n, übrágangá-r is, ſteht da, als wann ſ' nix denkát', halt't mi 'm link'n Arm 'n recht'n Ellábog'n und kratzt ſih hintá'm Ohr, als wann 's ihr nit z'ſámmágeh'n thát'.

„Wáß dá Vadá was?“ — ſagt auf ánmal dá Fránz'l, und d' Freud' übá ſein'n gut'n Gedank'n leucht't erm bei dö Aug'n auſſá, — „kinnt' ja ih mi 'm G'vadán übrigeh'n! Nit? — Muring geht's mit dá-r Arbát á ſo ſchön ſtád, und weg'n án'm oanzing' halb'n Vurmittag wurd's grad áh noh nit aus ſein, moan' ih. — Wann dá Vadá und d' Jungfá Máhm' nix dáwidá hab'n — —!“ —

„Áh ja gleih wol nit!“ ſchmutzt d' Reſel, und dá Vadá mocht juſt áh koan G'ſicht, als ob á-r erm d' Freud' váderb'n wollt'.

Nachdem ſ' ánandá b'fürt't hab'n, gengán ſ' ernári Weg'. Voran macht dá-r alti Knopfberger ſein ſtád's Trápp'l; ſteckt ſih ſein Naſenraucker l von Kronáwetholz in 's G'ſicht eini, und fahrt dánah wiedá mit dö Händ' in d' Rockſáck'; denn dá Wind ſchneid't ganz mordianiſch übá d' Berg' übrá, und mi 'm Vákältingá is koan G'ſpáß nit z' mach'n. Hint'n nachi geht dá Fránz'l mit dá Reſel. Red'n thoan ſ' nit viel um án'n Kreuzá; abá d' kloan' Fingá hab'n ſ' z'ſammág'häkelt, und ſo läut'n ſ' mit dö Händ', dáß erná dö Zeit vágeht. D' Augná laſſ'n ſ' áh nit feiern, dáß á-n iardá Blick wáß, wo-r-á hinzielt, bis erná d' Finſtá 's G'ſpiel vádirbt. Über á Wál' abá wird 's ſchon wiedá licht, und dá Monſchein legt ſih ſo freundli auf d' Berg' und auf d' Weingárt't, dáß má moant, má kinnt 'n greif'n. Wann 's nit á ſo kalt wár', und wann nit imm'rámal ám Weg' aus dö Gráb'n noh á hübſchi Porzion Schnee fürágućkát', má glábát' frei, 's is á Summánacht. D' Reſel huſcherlt áh ſchön, und dá Fránz'l ſelbá nimmt ſih nur dá Schand' halbá z'ſamm, dáß má-r erm nit vurwerf'n kann, es hätt'n bei ſein'm Schatz g'frur'n. — Zu'm dátrag'n is 's juſt á noh! —

„Ih bin, meiná Seel', froh, dáß má dáhámbd'n ſán,“ red't dá-r alti Knopfberger z'ruck, auf den ſ' völli vágeſſ'n hab'n; — „wann unſá Máriánd'l koan'n Plauſch bei'm Nachbá g'fund'n hat, ſo wird ihr weidá nit ſchön entriſch wor'n ſein. Sie ſiecht á ſo alláweil in-r án'm iard'n Handwerksburſch'n, der ſecht'n kummt, án'n Raubá. Nan, ietzt hab'n má ſ' báld dálöst!“

Táwál á ſo red't, kummán ſ', ám God'sacker umi, zu'm G'moanwirthshaus? — Halla! da is á Lärmá und á G'ſchwur drinnád, als wöllt'n ſ' dem ſtad'n Völk'l au'm God'sacká dáneb'n expreß dö Zändt' lang mach'n. Bald hört má-r án'n Krüag'ldeck'l zuaſchnapp'n; bald wie-r Oana ſein'n Dach'l-Kini au'm Tiſch niedáhaut, dáß má glaubt, d' Fingá müſſ'n nachigeh'n; bald án'n Jucházá, bald án'n „Schnipſá“ oder án'n „Dieb“, odá was halt dá Rauſch grad aus-r án'm iard'n auſſáred't; — kurzum, 's g'hört á g'waltigi Nátur dázua, wann á Kamp'l, wie dá Knopfberger, z' trutz ſeini weiß'n Schübeln, noh oaná-r is, vurbei geh'n ſoll, ohni auf á Máß'l G'rebelt'n einz'fall'n. Er thát 's áh, moan ih, belei nit, wann á ſih nit ſo án'n kloan'n Nachtauchá heunt' noh auf dáhoam aufg'hebt hätt'. —

„Non, Máriánd'l, hat uns Nermbſt nix einátrag'n?“ red't dá Knopfberger d' Alti an, dö erm, weil ſ' ſchon mit Schmerz'n an 's Nachbá ſein'm Fenſtá g'wart't hat, juſt aus 'm Schmidhaus entgeg'n kummt.

„„Nan, abá koan'n kloan'n Schrock'n“, antwurt't ſ' erm, — „hab' ih weidá doh nit ausg'ſtand'n! — Ih ſitz' drent' am Fenſter, und hilf' dá Kád'l Fedán ſchleiſſ'n: — da is má-r auf oanmal, als hörát' ih unſá Hausthür knaráz'n. Ih und d' Kad'l ſpring'n gleih übri; ſchau'n in d' Kammer eini; ſuch'n d' Kuch'l aus; ſteig'n auf d' Bod'nſtieg'n auffi; kehr'n 'n ganz'n Hof mitſammt 'm Sauſtall und 'm Stadl um, und gengán durch'n Grasgart'n bei 'm hintán Zaun wieder auſſá; — abá nindáicht war nix z' ſeg'n und nix z' hörn, und all'n Zwoa'n is uns á kaltá Froſt übá 'n Bug'l g'loſſ'n. Ih ſag' halt alláweil, wann 's nit doh wer g'weſt is, ſo hat ſih wer ang'meld't!“

„Warum nit gar án'n Rauſch, Máriánd'l“, — tröſt't ſ' dá-r Alti, und váziegt 's Mál zu-n án'm Schmutzá, — „non, und wár 's juſtáment aus, wann ſih dá Máriánd'l ihr miſelſüchtigá Vedá, der unſá'm Fürſt'n ſein Leibkutſcher is, ang'meld't hätt'? So á-n Anmeldt'n hat ſein G'wicht! Laſſ' ſih abá d' Máriánd'l koan gráb's Har nit wachſ'n! — Bring ſ' uns liebá was zu'm Gurg'lſchmier'n aus dá-r Ofáhöhl' fürá! — Ih wir' halt ſchreckli durſti im Geh'n! — He, Fránz'l, — Reſel! Seid 's ös ang'wachſ'n? Hat eng d' Lieb' zu leibhaftingá Taubſtummerln g'macht? — Wann ih au'm ganz'n Weg übrá nur oan Wirt'l g'hört hätt'! — Macht 's eng brát, Schwiegáſuhn! Thut 's, als wann 's dáhoam wárt 's! — Hätz' erm ein, Reſel! — Leg' nach á biſſ'l — 's jungi Volk muß luſti ſein, nit 'n Nipf hängá laſſ'n, wie-r á zipfáti Henn'! — Fur 'n Fránz'l wird 's ſeirádi Bett g'recht'lt, Máriánd'l, — und á Krüag'l ſtellſt erm zur Vurſorg' hin, wann erm eppá trámá thát', dáß 'n durſt't! So!" —

G'ſcheg'n is 's! — Jetzt zieg'n ſ' ernári Röck' und d' Reſel 's Spenſerl aus, und ſetz'n ſih umá 'n Tiſch her, und rucká 'n ſo lang, bis á-r au'm knopfát'n Bòd'n grad ſteht. Mitt'n auf dá Platt'n ſteht á meſſingáná Leuchtá mit áná friſch anzundtná Schuſtákirtz'n, und dáneb'n á weiß's Weinkrüag'l mit großi blábi Bleameln und án'm zinnánán Teck'l, wo 'm Knopfberger ſein Nam' drauf einkrazt is.

D' Máriánd'l hockt auf dá-r Ofábank, und napfázt. Dá-r Alti plempert, ſo lang 's geh'n will; d' Reſel loahnt au'm Tiſch, macht án'n doppelt'n Lümmel und ſchaut in 's Licht eini, ob ihr nit á Schreib'n zuaſteht, odá ſunſt was B'ſundás; dá Fránz'l abá ſchaut ſ' an und ſtreckt in oaná Vágnüg'nheit d' Füß' aus, dáß ſ' auf dá-r andán Seit'n vom Tiſch wiedá füráguck'n. D' Kirtz'n brennt ganz dumpá; denn auf 's Schneutz'n denkt Koan's nit, wann gleiwöhlſt dá Botz'n ſchon fingálang is.

Auf oanmal, wie d' Reſel ſo einiſchaut in d' Flamm', und dös Ding abábrinnt, dáß d' Kirtz'n ſchon über und über a-rinnt, beobacht't ſ' ás erſt, und ſchreit, auf 's Vadá'n ſein'n Taſch'nfeit'l übrig'längád, als wann 's Haus brinnát': „Á Raubá!"

Dös z' ſchrei'n, und á Kradá, dáß má g'moant hat, d' Bettſtad geht aus 'm Leim, — is Oan's! — Herrgod noh ánmal! da ſchau'n ſ' aber Alli ánandá ſchon áh wie d' Nännerln an, und wiſſ'n nit, was ſ' denk'n ſoll'n. — „Vadá!“ ſchreit d' Reſel und traut ſih nit umz'ſchau'n.

D' Máriánd'l fahrt áh in d' Höch', und behaupt't bánfeſt, ſie hätt' noh g'ſeg'n, wie ſih 's Bett á wengerl hebt, — ſich kinnt' á Jurament drauf a'leg'n.

„Non, derá Hack'n wer'n má ſchon noh án'n Stiel find'n!“ moant dá Fránz'l, dem mit oanmal d' Kuráſchi in alli Gliedá g'fahr'n is; nimmt d' Ofágab'l, dö grad bei dá Thür loahnt, buckt ſih auf d' Erd' abi, und bitt 'n Knopfberger, dáß á-r erm leucht'n möcht'. — „Is 's, was dá will, dös Krach'n̄ kinná má-r ánmal nit brauch'n!“ —

Er ſtupft und ſtiert untá 's Bett hintri: 's wird erm ſelbá völli entriſch dábei. — „Vadá, ih g'ſpür' was, ſo wahr als ih leb'!“ — Er ſtupft nochmal, á biſſ'l ſtirká, — weidá hintri; — ietzt hat 's troff'n, — noh á Mäkázá! — und untá 'm Bett ſchaut á Kopf fürá, dáß erná völli 's Hör'n und Seg'n vágeht; — ſo ſán ſ' dákemá. —

„Hab'n má dih, Vog'l?“ — ſagt dá Fránz'l, und packt 'n Kerl bei'm Krag'n, dáß á nit pfnofáz'n kann, — „hab'n má dih? — Non, kumm' nur dáwál in 's G'moanwirthshaus, da wird dá da Scherg' ſchon ſag'n, wo má 's Bettkriech'n lerná kann!“ —

Mit allá Vurſicht 'zárr'n ſ' 'n auffi in's Wirthshaus, und hab'n 's áh gleih herauſt, dáß 's wirkli á Raubá war, der ſih in 's Haus einig'ſchlich'n hat. Wie 's d' Máriánd'l abá g'mirkt und wie ſ' nachg'ſchaut hat, is á hintá 's Bett g'ſchloff'n und hat da wart'n woll'n, bis Allás ſchnarcht. — D' Reſel abá mit ihr'm ánfältingá G'ſchrá übá 'n Raubá, den d' Kirtz'n kriegt hat, is eigántli d' Urſach' g'weſt, dáß á g'moant hat, ſie hätt' n-án bemirkt und ihr G'ſchrá wär' erm angangá.

So is oft á dalkátá Kletz'n d' Urſach' von-r án'm groß'n Glück. Der Raubá hätt' kinná-r Alli umbringá; — ietz abá leb'n ſ' noh, und dá Fránz'l hat mit ſein'm Weiberl, mit dá Reſel, 's G'moanwirthshaus in Pacht g'nummá, — und wer á'n gut'n

G'rebelt'n will, därf drobmád nur ſeini poar Zwoanz'gá nit anſchau'n, ſo hat á-r á Máß'l, und was á mit-r án'm Máß'l hat, wird á ſchon au'm Hoamweg inná wer'n.

---

## 2.

## D' Maná-r ohni Köpf.

(Á g'ſpáßig's G'ſchicht'l.)

Sollt' Oaná-r auf Erd'n
Nix Luſtig's mehr ſag'n,
Dös wár' ja á-n Ödikeit
Nit zu'm Dátrag'n.

---

So oft als ih ſo á-n alti V'ron'l ſiech', dö z'ſammág'hockerlt auf dá-r Ofábank ſitzt, d' Brill'n auf dá Naſ'n und á „kiniglichi Halszierdt'“ in dá Hand', in der ſ' mit dö eing'netzt'n Finger umáblättelt, — ſo fallt má mein ſeligi Máhm', d' Welſer-Kád'l, ein, wie ſ' an Sunn- oder Fei'täg'n uns Bubmán was vurg'fábelt hat.

Da hat áh ſchon richti koan' Jahrszeit und koan Wedá-r án'n Untáſcheid g'macht. Wie dá Seg'n aus war, hat ſá ſih mit dá Dirn', mit dá-r alt'n Pfarrá-Köchin, wann dá geiſtlichi Herr grad auf Aushülf' war, und mit noh á par Nachbáriná z'ſammág'ſetzt, und da is dá Plauſch angangá. Z'erſt hab'n ſ' freili von was Andá'm g'red't, als von Geiſtern, vom Umágeh'n und vom Anmeldt'n; wie 's abá finſtá z'wer'n ang'hebt hat, und mir Bubmá vom Lepoit'n hoam kummá ſán, da hat 's ás ſchon nimmer ánderſt than; herſetz'n hab'n má-r uns müſſ'n, und zualoſ'n, dáß má ja koan Wirt'l nit übáhör'n. Und was ſ' da fur Fábeln vázählt hat, — dáß má-r uns völli nimmá umz'ſchau'n traut hab'n, noh dös war ſchon auffá dá-r Art. Von dá Klag', wie ſ' á ſih, in G'ſtalt áná ſeuringá Kug'l, vur 's Thurná ſein' Thür' hing'walz'n hat, ehwenn á vom Thurn abág'fall'n is; vom goldán Schüſſerl, was dá Reg'nbog'n a-wirft, wann má durt, wo-r á-r auf d'r Erd'n aufſteht, á ſchneeblüah'lweiß's Tüch'l untábrát't; von dö Kránl-Schlangán; von dá Haus-Adán, dö nur d' Mili und koani Brockerln freſſ'n will; von dá Hex', dö au'm alt'n G'ſchloß drobmád alli Nacht 's Bett' z'ſammádruckt und in dá Fruah' fur 's Aufbett'n á-n Kiperl z'rucklaßt, — und, God wáß 's, von was ſunſt All'm noh. Oan' Fábel abá, dö ſ' uns am öftáſt'n z' G'hör g'red't hat, war dö Hiſtori von „dö Maná-r ohni Köpf". — Da is ſchon g'wiß koan Sunntá vágangá, wo ſ' dö nit abágleiert hätt'.

„Bubma", hör' ih ſ' noh ſag'n, — „Bubma-r, aufpáßt! 's ſchad't eng nit, wann 's ás áh öftá hört's! A guti, lehrreichi Sach' kann eng nie nit g'nua eing'ſchiarft wer'n. Wie-r ih jung war, hab' ih immá g'hört: „Wer ſih in d' G'fahr begiebt, kummt in dá G'fahr um! Mi 'm Teux'l is koan G'ſpáß nit z' treib'n!" — Derntweg'n is má-r áh nie nix zuag'ſtöß'n, wo mein' Seel' hätt' kinná-r án'n Schad'n lei'n. Abá ös godloſ'n Buabmá, ös habt 's koan' Andacht und koan G'wiſſ'n im Leib, und wann eng's Unſer oaná gut moant, und eng á triftigi Warnung gibt, nachá lacht 's Oan'n noh dáfur aus, und ſagt 's: „Ah, Giges Gages! Hat 's d' Alti g'ſagt!" — ais Gottákeit, 's is á dalkát's G'ſchwáb'l! — Abá wart't 's nur, wart't 's nur, Bubmá! Ös werd't 's unſán lieb'n Herrgod ſchon áh noh dákenná lerná! Er wird eng engá bockbánig's Weſ'n ſchon ánmal einträнká!" —

Alſo dáß ih ſag', was má mein' Máhm', — tröſt' ſ' God! — mein ſeel'nguti Frau Máhm', 's kleckt nit tauſendmal, g'ſagt hat: „Untáſteht 's eng ja Koaná-r, ehwenn 's gráwelt, auf-r án'n Kreuzweg auſſi z' geh'n, das ſag' ih eng; denn durt treibt dá leibhaftigi Sádán ſein G'ſpiel. Ih ſelbá hab' zwar nix g'ſeg'n, dös müßt' ih lüg'n, — abá mein'm Guckähn'l ſeiná Muadá-r ihr Brudá hat á-n alti Máhm' g'habt, der á weitſchichtigá Vedá-r oft vázählt hat, wie ſchlecht als 's erm bald ánmal gangá wár', weil á dö Lehr' nit hat befolg'n woll'n. —

„Wann Daná-r, ehwenn 's Tag wird, auſſi geht, wo ſih d' Weg' kreuz'n, und ſih vurwitzi váſteckt, ſo wird erm gar bald d' Schneid' vágeh'n. Abá leidá! nutzt 's dánah nix mehr! Z' anfang's wird erm ſo g'wiß entriſch; auf dá Lung'l druckt 's 'n, wie dö Drud, und d' Grausbirn' ſteig'n erm ſo g'walti auf, dáß á nit waß, wo erm dá Kopf ſteht. Sein Hab' und Gut' gáb' á drum, wann á wiedá dáhoambd'n ſein kinnt', abá ſeine Füß' ſán wie-r ang'nagelt und á-n iard's Glied'l is erm ſo ſchwár, als wann á Blei dran hängát'. Auf ánmal ſumſ'n erm d' Ohr'n; da ſliegt erm a Wicht'l vur dá Naſ'n vábei, und ſtößt ſchreiádá an d' Mauer an; durt pfeift á Fledámaus, wie-r án einzwicktá Ratz; brádi Weinbákrod'n hupf'n erm übá d' Füß' und ſchau'n bockſteif in d' Höch', und d' ſchwarz' Katz', dö vom G'moankellá niedápatſcht, pfnurt 'n an, und bleibt mit aufg'hebtá Pfot'n vur erm ſteh'n, als wann ſ' erm von Gar-dem-Andán án'n ſchön'n Befelch ausricht'n wöllt'.

„Jetzundá ſchlagt 's Zwoa, odá Drei, odá Vieri, odá wie viel 's halt juſtáment grad is. Auf ánmal fangt 's von dá Weid'n z' ſcheppern an, als wann alli Páſchá, dö in dá Herrſchaft drobnád ſitz'n, ernári Kedná danikeiát'n. Alláweil ſtirká wird dá Lärm, alláweil irgá, dáß má moant, dá-r alti Pfarrthurm müaßt' draufgeh'n. Dá Neb'l zidát völli, und 'n Leut'n in dö Häuſá drinnád muß grad erná heiligá Schutzengel d' Aug'n und d' Ohr'n ſo feſt zuadruck'n, ſunſt, ziemt Dan'm, wár 's rein bei der Unmöglikeit, dáß ſ' übá dö Teuxels-Remáſſuri nit muntá wer'n.

„Endli ſiecht má-r án'n Wag'n dáherflieg'n. Kohlrab'nſchwarzi Roß', dená 's Feuer aus dö Glur'n auſſáſpritzt, ſán vurg'ſpannt, und zieg'n aus, als wann ſ' 'n váwichná Tag einhol'n ſollt'n. Dá Wag'n ſelbá ſchaut aus, wie-r á großi Tod'ntruch'l mit Háxná. Wie-r á zuwákimmt, ſo ſiecht má-r áh gleih, z'weg'n we als á-r á gar á ſo á ſchrecklich's G'ſäus macht. D' Rädá hab'n eiſáni Räff', á-n eiſáni Muattá und eiſáni Näg'ln; d' Achſ' is áh von Eiſ'n, und in dá Flecht'n drinnád (ſo is 's meiná Máhm' b'ſchrieb'n wor'n) lieg'n — *Maná-r ohni Köpf'*, juſt ſo viel an dá Zahl, als d' Nacht im Martzi Stund'n hat. Dö Maná ſtreck'n ernári Halſ' fürá, und beobachtingá, z' trutz dem, dáß ſ' koani Köpf' nit hab'n, gleiwöhlſt Allás ſo ákk'rát, als wann ſ' Aug'n hätt'n, wie-r á Háſt'lmachá. Imm'rámal vábringán 's áh á G'jád, und ſchrei'n ſo ſchiach, wie d' Spennſárl'n, wann má ſ' a-ſticht.

„Hat má ſ' ánmal ſo weit kummá laſſ'n, dáß ſ' neb'n Oan'm vábeifahr'n müſſ'n, nachá hilft áh ſchon koan Zidán vur 'm Froſt mehr; nachá hat má-r áh ſchon heili ſein' feſti Dern im G'ſicht drinnád, daß má Zeit ſein's Leb'ns alli fünf Fingá vom Godſeibeiuns ſeiná Hand einbrenntá mittragt. — Ja, ja, Bubmá, ſo á Hausdätſch'n is nit ſo leicht abág'riebelt, wie-r á Dacht'l vom Schullehrá! So á Tölp'l-Mirk's bleibt expreß kenntli, dámit alli Leut' ſeg'n, was au'm Vurwitz fur á harti Buß' ſteht!“ — —

Ja, — á ſo hat d' alti Kád'l-Máhm' uns Bubmán mehr als ánmal vurg'ſábelt, — und mir hab'n uns allimal g'furcht'n. Eiskalt is 's uns übá 'n Bug'l abág'loffá-r, als wann dá Tod, wie ma ſagt, übá 's Grab gangá wár'. — Abá dös Allás hat mehr d' Finſtá g'macht, als da Frau Máhm' ihr' ſchrecklichi B'ſchreibing. Bub'n ſan halt in All'm ungrad, und dáß juſtament gar á ſo viel nit dran ſein kinnt', dös ſán má z'erſt inná wor'n, wann má-r im Heribſt, zeitli fruah, au'm Klob'n auiſſi gangá ſán. Freili war 's nit um Zwoa odá Drei grad, abá ſo ſtockrab'nfinſtá is 's gleihwölſt noh g'weſt, dáß Oan'm dá Teuxel mit dá Hand ung'ſeg'ná hätt' in 's Mal greiffá kinná.

Bei dera G'leg'nheit eb'nſt hab' ih gar á ſo á-n unbändigi Schneid' kriegt, dös ganzi G'ſtánz ſelbá ánmal mit z' machá. — Non ja, was hatt' ih áh juſt gar á ſo z' ſcheuch'n g'habt? — Á Dern? U mein! Dá Schullehrá hat 's ſo gut kinná, dáß ih má denkt hab', ih kinnt á-n iardi andri, wann 's drauf ankummát', áh aushalt'n. — Aber á Teuxels-Wätſch'n? Meiner Ahn'l ihrá Gás hat freili á Hex' in da Rauhnacht 's G'náck vádraht, dáß mi 'm Bart an 's Kreuz ang'wachſ'n is; abá bis má-r án'm Bauánbub'n 'n Kopf váruckt, da g'hört ſchon mehr dázua, als fünf Fingá. —

Ih nihm' ma 's alſo richti ánmal vur, und leg' mih au'm Irtá ('n Tag drauf is juſt á Feitá g'fall'n), leg mih zeitli niedá, dámit ih recht zeitli aufſteh'n kann. Mein' Unruah' hat mih abá nit ſchlaffá laſſ'n. Ih ſetz' mih auf, wart', da fangt 's G'wicht von unſará Stockuhr zu 'm A-lauf'n an. — „Áh hán! denk' ih má, jetzt is 's Drei!“ — Unſá Stockuhr is á Máſtáſtuck, auf dös má ſih válaſſ'n kann; wann ſ' Siebni läut'n, zieg'n má ſ' auf, und richti geht ſ' furt bis um Drei, ohni dáß ſ' ánmal ſteh'n bleibát. — In dá G'wißheit alſo, dáß ih nit z' ſpat kumm', král' ih, dámit Nermbſt nix mirkt, ſtád auſſá; ſchlief' in mein' bockledáni Hoſ'n eini, leg', weil 's übá d' Nacht á biſſ'l ſtark anzog'n hat, mein Schafpelz'l an, und ſetz' mein Ohr'nkápp'l auf, wann ih ſchon á Faunz'n dáwiſch'n ſoll, dáß ſ' má doh nit gleih auf 's Lebendigi kummt. —

D' Máhm' hat in dá Kammá noh g'ſchnarcht, als wann má Breter ſagát'. Ih mach d' Hausthür vurſichti auf, loahn' ſ' wiedá ſchön ſtád zu, — und ſchlupf' auſſi. Juſt hat s' á biſſ'l z' gráweln ang'hebt. Grad á wengerl nur ruckt dá Neb'l von dö Berg', dö hintá'm Pfarrthurn füráguck'n, dani, und laßt án'n Tám brad Liecht'n durchi, dáß má doh ausnimmt, was d' Straß'n is. In Ort is koan ánzigá Lad'n noh off'n. Allás is ſo mäuſerlſtill, ſo ruawi, dáß má moanát', übá d' Nacht wár'n alli Leut z'ſamm g'ſtorb'n, wann ſih nit imm'rámal durch á Fenſtáglumſ'n á Kreiſtá-r oder á Schnarchá hör'n laſſát. — Jetzt kumm' ih links umi um 's erſti Haus, wann má von dá Stadt auſſáfahrt, zu 'm g'ſtreng' Herrn ſein'm Márhof. Da hört má doh ſunſt z' erſt á Stimm': denn d' Ánt'n und d' Gänſ' ſán immá gar zeitli ſchon auf, dáß ſ' zu 'm Schnadán z'recht kummán. Döemal abá hat ſih koani noh g'rührt, als wann ſ' má 's mit z' Fleiß thát'n. — Recht's neb'n dá Straß'n lieg'n d' Weingárt't, und á biſſ'l weidá füri am Roán ſteht á Wachtáhütt'l. In dös kriech' ih eini, und páſſ'. — Schau', ganz Unrecht hat halt d' alti Frau Máhm' doh nit g'habt. Im Hütt'l drinnád war ih, abá auſſátraut, ſo teuxeleángſti als má-r áh wor'n is, hätt' ih mih um d' halbi Welt nit mehr. — Was d' Frau Máhm' von dö Viechá g'ſagt hat, dö Oan'm vur 'n Aug'nán und Füß'n umákriech'n, umáhupf'n und umátapp'n, is d' reini Wahrheit. Mein Lebtá hab' ih koan ſo á G'wurl g'ſeg'n, als dadá. Weinfaltá, Heppiná, Ohrhöhl'n, Hörndlá, Anmáß'n, Reg'nwürm', Spinnárinná Ádáchſ'ln, ja God wáß 's, was Allás fur Viechá, hab'n da grives gráwes vor mir án'n orndlingá Kirta g'halt'n. Á guti Wál' hab' ih ſo zuag'ſchaut, und mit-r án'm iard'n Stráf Reb'l is má-r á Stoan vom Herz'n g'fall'n.

Auf ánmal hör' ih vom Weid'n á G'ſchepper und á G'rump'l, als wann dá jüngſti Tag im Anzug wár'. — „Halla, denk' ih má, da ſiechſt ás, da haſt ás! Jetzt kummt dá ſchwári Wag'n, jetzt kannſt dih auf á G'wichtigi g'faßt mach'n“. — Meiná Sechs! dá Lárm wird alláweil iargá; d' Rödá mit dö eiſánán Ráff' rodeln übá d' Stáná weg, dáß má ziemt, ſö müſſ'n, wie d' Erdäpfl'n, per Butz und Sting'l aus dá-r Erd'n fahr'n. Jetzundá kummt 's ákk'rát auf's Stoanbrück'l zuwá, wo ſih d' Weg' kreuz'n. — Non, — wie g'ſagt, — dá Wag'n, d' ſchwarz'n Roß', in dá Flecht'n drinnád dö Maná, von dená má koan'n Kopf nit g'ſeg'n hat; — 's G'ſchrá und 's G'juckáz; — mit oan'm Wurt, was d' alti Kád'l-Máhm' g'ſagt hat. Allás is auf-r-á Har eintroff'n. Ih hab' mih in mein'm Hütt'l weidá nit kloan g'macht, als wie; — ih moan', dá Teuxel ſelbá hätt' mih fur án'n Lábfroich ang'ſchaut.

Endli kummán ſ' dázwerch übrá. — Ih guck' fürá; — ſchau', — wir' hámlichá, — ſchau' beſſá fürá, — was ſiech ih?

Alſo hat d' Kád'l-Máhm' doh Recht g'habt? — Áh ziwui freili! — Schwarzi Roß' war'n 's, á ſchwárá Wag'n war 's; Maná ſan ah in dá Flecht'n g'ſeſſ'n, dö váleih Alli z'ſamm nit án'n halbát'n Kopf g'habt hab'n; — abá was fur á ſchwárá Wag'n war 's? — Á Zeiſ'lwag'n! — Und d' Maná-r ohni Köpf'? — War'n Stadtleut', wie ſ' an án'm Feitá öftás recht zeitli auſſákutſchir'n, daß ſ' zu 'm Heuringá z' recht kummá. Ih bin hoam g'rennt, als wann ih was g'ſtohl'n hätt', abá 's Liebstáſcherl is má doh nit g'ſchenkt blieb'n; — dös hat má nachträgli d' Máhm' ſelbá g'ſpendirt, weil ih alláweil hab' pfuckáz'n müſſ'n, ſo oft ih ſ' an dem Tag ang'ſchaut hab'.

## 3.

# Dá Pfingſtkini.

(Á g'ſpáßig's G'ſchicht'l.)

Däß 's was zu'm Lach'n is,
Drauf kann ih 's wag'n:
Aber ob 's was zu'm G'fall'n is,
Dös därf ih nit ſag'n!

Ih kinnt 's nimmá fur g'wiß ſag'n, ob 's am Pfingmontá war, oder an án'm andán Tag nach Pfingſt'n, — aber ih moan' ſchier, 's is ám Pfingſtmontá g'weſt, denn wo hätt' denn ſunſt dá Bauá-r á Zeit, in áná Hütt'n von Tannág'ras á wengerl z' krauſch'n und z' plauſch'n, z' luzeln und z' ſuzeln, und 'n lieb'n Herrgod án'n gut'n Mann ſein z' laſſ'n?

Bleib' má-r alſo dábei: ám Pfingſtmontá is dá Pál **Hobelsperger** in ſein'm Grasgart'n g'ſeſſ'n, der von dá Straſſ'n nur durch á Plank'n g'ſchied'n war'; neb'n ſeiná d' **Regerl**, ſein' Tochtá; ihr in 's G'ſicht dá **Hans-Jarg'l**, án armer, abá brává Bua; übá zwerch dá **Steffel Gámshuber**, á Bauá, der Baz'n und Maxen gnua g'habt hat, um án'n armán Teuz'l, wia dá **Hans-Jarg'l**, in 's G'ſchrá z' bringá-r und án'm alt'n Badán án'n Kren untá d' Naſ'n z'reib'n. — Áh 's Eſſ'n, z'nebſt dá Burkoſt, hat dá feini Strick herricht'n laſſ'n, um 'n Badán einz'ſädeln, 'n armán **Hans-Jarg'l** z' druck'n, und d' guti **Regerl**, wann ſ', zur ung'wöhnlingá Zeit, á par Gläſerln auspuzt hätt' und á wengerl auf-g'leint wár', übá 'n Dám z' dráh'n.

Derntweg'n hat á ſih áh heunt' d' Ehr' ausbet'n, in 's **Hobelsperger** ſein'm Grasgart'n ſo án'n kloan'n Dend'lbas geb'n z' därf'n. — „Wann 's má glückt", ſo hat á ſih 's z'ſammátüpfelt, „wann 's má glückt, 'n Badán auf mein' Seit'n und dö Dirn zu án'm erſt'n Schritt z' bringá, ſo fahr' ih heunt' noh auf 's andri Ort übri, wo á Kramer is; káff' á par Ringerln; kumm' z'ruck; laſſ' 'n Hans-Jarg'l mit áná langán Naſ'n a-zieg'n; halt 's Váſprechá, und dö ganzi váminkelti und vámánkelti G'ſchicht' hat mit ánmal á-n End' g'fund'n. Mit dem Trenz'n und Brodeln kumt á ſo nix auſſá. Is nix Schiachás auf dá lieb'n, weid'n Welt, als alláweil im Wigl Wagel ſein!" —

Á ſo hat á ſimulirt, und dös muß má-r erm laſſ'n: bei'm Schwáf hat á 's Roß nit aufzámt. Mannig's Derndál hat z'weg'n án'm kloan'n Wichtá ſchon ſein' Partie vágeſſ'n, wann 's noh ſo vápámmert war, und „im Trüb'n is halt gut fiſch'n" ſagt á-n alt's Sprichwort, was á Wahrwort is.

Däß dá rechti Hámur ſih noh nit eing'ſtellt hat, dös hat má dá Kumpánie in dá Tannagras-Hütt'n wol ang'mirkt. Eb'nſt hat's wieder á kloani Pauſ'n geb'n, wiá nachá-r án'm ſtark'n Blitzá, wo koan's nit zu-n-erſt z' red'n anheb'n will. Dá-r alti Pal hat d' Jarr'n aufzog'n; mi 'n Aug'nán in d' Höch' g'ſchaut, gottákeit, dá Himmel möcht 'n dáleucht'n; mit dö Leffz'n án'n Trüll g'macht; mit dá Link'n 's Koi und mit dá Recht'n 's G'nack ſih kratzt, und mit-r án'm tief'n Kreiſtá ſein' greani Báz'n ſo haſti übá d' Stirn abág'ſchob'n, däß á ſ' bald in d' Supp'n einikeit hätt', dö ſ' dawal auftrag'n hab'n. — D' Reger'l hat druckt, als wann ſ' 'n Schnáckerl hätt', und in's Weingláſ'l einig'ſchaut, däß ma dö Zächern nit hätt' mirk'n ſoll'n, dös ihr bei 'n Augnán auſſag'ſtöß'n hat. — Dá Hans-Jarg'l hat gar nit recht g'wüßt, was á ſag'n ſoll; hat ſih in án'm Gift zu 'm Sult'l abibuckt, und erm d' Ohrwáſcheln ſo g'walti kratzt, däß dá-r armi Hund hat woiſeln müſſ'n. — Dá reichi Steffel abá hat beedi Händ' in d' Sack' g'ſteckt; mit dö Zwoanz'gá g'ſcheppert, dabei 'm Knecht auf d' lári Flaſch'n deut't und á ſámſing thoan, als wann á von dá ganz'n Hiſtori nix mirkát'. —

„In Gott's Nam'! Geld regiert d' Welt!“ — ſchreit endli dá Hobelſperger, — „probier' dá G'vadá Steffel ſein' Glück, und find' a ſih mit meiná Regerl a. Mir liegt dö G'ſchicht ſchon im Mag'n, wie-r á Fußſchamel! Geht 's, ſo geht 's; geht 's nit, ſo kann dá G'vadá mir koan' Schuld nit geb'n! — Dir abá, Regerl — ('s armi Kind is káſ'weiß wur'n, ſo is 's dákämá) — dir, Regerl, will ih nit a- und nit zuared'n! Du haſt dein ág'n's Hirn; bei dir háßt 's nimmá: „Hundsjung — pud'lnárriſch!“ — Stell' dá vur, was má-r ietzt fur Zeit'n hab'n; ſtell' dá vur, dáß á reichá Mann heuntig's Tag's á Perl' is, dö má mit dá Latern' ſuch'n muß; ſtell' dá vur — — —“

„„Nix ſtell' dá vur, Regerl““, — bricht endli dá Hans-Jarg'l los, dem dá Büz'l dáwál ſo ſteigád wur'n is, dáß á hat aufſpringá-r und mit dá Fauſt in Tiſch einihau'n müſſ'n, dáß d' Supp'nſchüſſ'l zidát hat, — „„nix ſtell' dá vur, Derndál, als dáß d' Heirat'n im Himmel g'ſchloſſ'n wer'n, und dáß dá dá liebreichi God g'wiß koan'n Mann nit au'm Hals werf'n wird, den 's d' nit magſt; den 's d' nur dein'm Vadá'n z' Lieb' nimmſt, der ſih áh noh ánmal hintá 'n Ohr'n kratz'n wurd', wann á dih lizitir'n thát', wie-r á Kuah oder á Kitz'l. Ih wollt', ih hätt' ſo g'wiß zechá tauſend Gulden bar aufzähltá dadá; als ih 'n feſt'n Glaub'n und 's beſti Vátrau'n hab', — dáß du doh noh mein Wei wirſt, und nit d' Regerl Gámshuberin!“

„Und ih wollt'“, fallt erm dá Gámshuber mit-r án'm váſtellt'n Lachá-r in d' Red', — „ih wollt', ih wár' ſo g'wiß um dö zechá tauſend Guld'n noh reichá, als ih eh ſchon bin, ſo g'wiß dö Regerl mein Wei wird, und nit — 'm Hans-Jarg'l, — wie háßt dá Hans-Jarg'l? — ja is richti, 'm Hans-Jarg'l Granmeyer d' Seinigi! — Dá Vadá hat nix widá mih; d' Regerl wird ſih geb'n; 'n Hans-Jarg'l fragt má nit lang, — halla! Fránz'l, ſpann' ein; heunt' ánmal 's Párutſch und d' Schimmeln! Abá tummel' dih! Zu 'm Kramer im entán Ort fahr' ih ietzt, káff' d' Ringerln, und ſo ſicher, als ih vur zwá g'ſchlag'ni Stund' nit drent'n bin und vur ſechſi auf d' Nacht nit hoamkumm' (wenn ih gleihwölſt ſelbá kutſchir' und d' Schimmeln guting antreib'), — ſo heili und g'wiß ſteck' ih dá Regerl heunt' noh 's Ringerl an's Fingerl!“

„„Gut, 's bleibt dábei““, hebt ietzt dá Hans-Jarg'l an, als wár' erm plötzli á Gedank'n kummá: — „„wann dá Steffel abá eh'ndá z'ruckkummát, odá wann á koan Ringerl mitbringt —?!““

„Dös wir' ih ſchön bleib'n laſſ'n, mein liebá Hans-Jarg'l; moant's eppá-r, ih bleib' au'm Weg wo hängá; odá weil Pfingſtmontá is, wár' 's G'wölb nit offá? — Mein, mein liebá Hans-Jarg'l, da müßt' á-n Andrá kemá-r, um má-r Aengſt'n einz'jag'n! Da fahr' ih mein Trápperl, ohni mih z' kümmán, furt; und müßt' da Kaufmann drent ſeini ágna Ring' herleich'n, — ohni á Ringerl kumm' ih g'wiß nit hoam. Engá Pfingſtkini will ih wer'n, wann ih nit, punkto Sechſi auf d' Nacht, mit meini zwoá Röſſerln wieder ankutſchirt kumm'! — Jetzt abá müſſ'n má, bis eing'ſpannt is, noh á wengerl kläubeln und ſchwáb'n. Luſti, Vadá, — d' Regerl ſoll leb'n!“ —

„„Soll leb'n!““ — antwurt't erm dá Pál und zipfelt a biſſ'l; d' Regerl thut gar nit B'ſchád, und da Hans-Jarg'l, dá g'ſchmerzti Amánt, is ſo ſchiefri wur'n, daß á gar aufg'ſtand'n und furtg'rennt is. Dáß á drauf denkt hat, wie-r á den vádunnát'n Steffel brád ſchlag'n [illegible]', hat má-r erm gleih a-mirk'n kinna; — auf was á 's aba g'münzt hätt', wár ſchwer z'dárath'n: denn dá Steffel war juſt koan Heurigá.

Bei 'm Eſſ'n is 's ziemli ſtád herganga; 's Nier'nbrát'l, dá Salad, dá Schmar'n, mit oan'm Wurt, 's Mehraſti is kám ang'rührt wur'n, und Biſſ'n, bei denen Oan'm 's Herz im Leib hätt' lach'n mög'n, hat dá Knecht eini kriegt. An'n Wein alloan hab'n ſ' á ſih g'halt'n; dá-r alti Pál, um 's Red'n z' daiparn; d' Regerl um ſih d' Muck'n z' vátreib'n, und dá-r aufdrung'ni Bräudigam, um á Schneid' z' krieg'n, wann erm dá Hans-Jarg'l eppá-r á biſſ'l án'n Rádi geb'n wollt'.

Um á Zwoa hat ſih dá Steffel endli eing'ſetzt, hat 's Látſát g'nummá; n' Schimmeln mit dá Goaſ'l á par Fická geb'n, —

und is a-g'fahr'n. Dá Pál hat d' Pud'l zu'm Keg'lſcheib'n g'recht'ln, 's Lábwerch fur 'n Pfingſtkini z'ſammátrag'n, und á par Nachbásleut' bitt'n laſſ'n, dáß ſ' erm nach'n Seg'n d' Ehr' geb'n möcht'n, und is nach áná Wál' mit dá Regerl in d' Kirch'n gangá, um fur án'n g'ſegn't'n Ausgang bei derá Hiſtori z' bet'n, und 'n Hans-Jarg'l, der ſunſt nie koan'n Seg'n auslaſſ'n hat, z' váſichern, dáß 's erm herzli Load thát', 'm Steffel nachgeb'n z' müſſ'n, dáß á-r abá nit anderſt kinnt', weil, wann ſih nit dá Himmel ſelbá dreinlegt, dá Steffel á Pläráment und á G'ſäus in ganz'n Ort machát', dáß 's nimmá z' b'ſteh'n wár' vur lautá Pliſch-Plauſch.

Dösmal war abá dá Hans-Jarg'l juſt nit in dá Kirch'n, ſo hat d' Regerl behaupt't; und dö hat doh ſchon g'wiß fur ihr'n armán Bub'n á treu's Aug' g'habt. — So ſán ſ' denn alſo in Gott's Nam', mit-r á par Nachbárn, denán dá Pál gleih ſein Herzload klagt hat, wiedá hoamgangá. — D' Alt'n hab'n Keg'l g'ſchob'n, d' Bubmá-r ang'mäuerlt, d' Menſchá von áná-r alt'n Máhm' ſih Fábeln vázähl'n laſſ'n, und dábei is 's nach-r-ánandá Vieri wur'n und halbá Fünfi, ohni dáß ſ' ás g'mirkt hab'n.

Auf oanmal, wie d' Regerl aufſchaut, ſiecht ſ' 'n Hans-Jarg'l bei dá Gart'n Thür einákummá. — „Non, was is 's denn, liebá Hans-Jarg'l“, ruft ſ' erm ſchon vom Weid'n entgeg'n, — „wo warſt denn ſidá z' Mittag? Is dá noh nix eing'fall'n? Hat dá dá liebi God noh koan Licht aufgeh'n laſſ'n?“

„„Eing'fall'n, liebi Regerl““, — antwurt't er ihr, und 's G'ſicht thut erm feuráz'n vá lautá Ungeduld — „eing'fall'n is má wol was; á Licht hat má dá Himmel anzund'n, und probirt hab' ih áh was; ob 's má abá was frucht'n wird, wáß dá liebi God! — Wann 's má-r abá glückt is, Regerl, — Regerl! — nachá — ! Ja, Vadá Pál, ſtellt 's eng nur zuwá: ös därſt 's ás ſchon hör'n, und alli Nachbásleut' ſán Zeug'n! — Wann má dá unſchuldigi G'ſpás, den ih má mi 'm g'ſtazt'n Steffel dálaubt hab', g'rath'n is, — nachá ſchlagt'n ſein ág'n's Wurt; nachá brauch'n má-r uns heunt' um koan'n Pfingſtlümmel mehr umz'ſchau'n, — nachá lach' ih má-r abá mei'n Bug'l ſo voll an, dáß dá guti Steffel vur

Giſt bei dá Mitt' a-ſpringá und z' trutz dem Kren, den á ſih gibt, einb'ſteh'n ſoll: „Ih bin á a-dráhtá Kerl, abá dá Granmayer Hans-Jarg'l hat mein' ſchwachi Seit'n doh noh beſſá kennt, wie-r ih!"

„Was is 's denn, was is 's denn?" — ſchrei'n Alli z'ſamm', währád dá Granmayer ſein'n Hals ſtreckt, übá d' Gart'nplank'n übriſchaut, in d' Händ' paicht, und auſſi deut't. — „Dös is 's, Maná! Schaut 's! — Reißt 's eng'ri Aug'n auf, wie-r á Stadlthor! — Dös is 's! — Abá ſtád, ſtád! — Wer kummt durt, Vadá Pál?" —

„„'m Steffel ſein Párutſch!"" ſchreit d' Regerl, dö g'ſchwindá bei'm Schau'n war, als dá-r Alti.

„Und wer ſitzt drinnád?" fragt dá Hans-Jarg.

„„Mein' Dach'l!"" — ſtickázt dá Pál, ganz dámiſch. „„— dö — dö — dös is ja dá leibhaftige Steffel ſelbá, mit Haut und Har! — Bánſeſt eing'ſchlaſſá! — So zeitli —?! Hans-Jarg, wann er abá doh d' Ringerin hätt'?"" —

„Kann 's nit hab'n, Vadá!" — behaupt't dá Bua. — „Hab' ih nit g'ſagt, ih kenn' ſein' ſchwachi Seit'n beſſá, wie-r er? — Wie-r á-r á biſſ'l zog'n hatt, ſo napſázt á-r áh gleih; — áh wann á fahrt, dös thut erm nix! — D' Roß' kennán 'n Weg; dá Habarn ſticht ſ' á nit gar z' g'walti, und ſo laßt á halt 's Zeug'l ſchön pomáli weidágeh'n, wie 's geht. Auf dös mih z' b'ſinná und erm 'n Weg a-z'ſchneid'n, war Oan's! — Richti kummt á bis auf d' Bruck'n, wo d' Weg ſih theil'n. Drinnád g'leg'n is á, wie-r á Mehlſack, und g'ſchnarcht hat á, dáß má 's vom Weid'n g'hört hat. Ih nit fál, thu-r erm, was unſá'n armán Knecht'n d' muthwillingá Stadtleut' imm'rámal thoan, dráh' d' Roß' bei'm Latſál ſtád um, gib' erna mit dá Goaſ'l án'n Fická: lauf' voran, — und richti! mein G'ſpáß hat g'rath'n! D' Regerl is mein; dá Steffel is prellt, und 'n b'ſoffáná Pfingſtkini kinnt's jetzt ſchön hágli aus'm Párutſch auſſáheb'n, ehwenn á noh mit ſein'm erſt'n Schláferl ferti is! — Is dös á Schneid' fur án'n Bräudigám! — Schnarch'n, wann má-r um d' Brautring' fahrt —!"

Richti hab'n ſ' dáwál 'n Steffel ſchon auſſág'hebt aus'm Wag'n und auf 's Lábwerch fur 'n Pfingſtkini g'legt, ohni dáß er án Mäkázá than hat. Beedi Füß' hab'n ſ' erm ſchon in lautá Láb eing'wickelt g'habt, und juſt hab'n ſ' erm 'n Leib áh mit Blättá váſchámerir'n woll'n, — dá is á muntá wur'n; hat ſih d' Aug'n g'riebelt und ſih gar nit dakennt; hat umág'ſchnebelt, als wann á närriſch wär'; g'ſchrie'n, ſih bámt, 'n Hans-Jarg ausg'námelt, g'ſcholt'n, droht, dáß á 's 'm alt'n Pál, dá Regerl, 'm ganz'n Ort eintränká wollt'; — abá da hat weidá koan Zidán vur'm Froſt g'holfá; dö Zeug'n war'n da: 's ág'ni Wurt hat'n g'ſchlag'n; — und ſo hab'n ſ' 'n halt nolens-volens eing'moſtelt in's Láb, bis á richti ausg'ſchaut hat, wie-r á Dirnd'lſtaud'n mit Hárná; hab'n 'n auffig'hebt au'm Eſel, der ſchon páſſt hat, und mit Muſi durch's ganzi Ort g'führt.

Hintáſchi is abá dá-r alti Pal mit ſeiná Regerl gangá, und hinbei dá Hans-Jarg'l, der mit ánmal ſo kreuzluſti wor'n is, dáß er 'm Pfingſtkini, der alláweil probirt hat, ob á nit abáſpringá kinnt', oan Schnadáhüpf'l nach'm andán in d' Ohr'n einidudelt hat, und 's letzti war allimal:

„Grátálirt 's 'm Herrn Steffe
„Er is ietzt Pfingſtkini! —
„Dá Bräudigam abá,
„Herr Kini, bin ih!“

## 4.

## 's Erámi.

(Á-n ernſthaft's G'ſchicht'l mit-r án'm g'ſpäßingá-r Ausgang.)

Es fallt halt gar á ſeltſam's G'miſch
'm gäch'n Glück oft ein:
Und wann was grad nit g'weſ'n is,
So kinnt's doh g'weſ'n ſein! —

---

Dá blindi Kloanhäusler in dá Sulz hint'n, dá-r alti Lorenz Bonlhofer, war in ſein'm achzigſt'n Jahr noh á Mann, wie-r á Bám. Er is eng von ſein'm Suhn ſeiná Hütt'n, wo-r á g'lebt hat, richti noh alli Suntá in's Dorf abikráxelt, um ſein' Meß' z' hörn, als wann á d' Aug'n nur aus G'ſpäß zuadruckát', und als wann er ſein'n kloan'n Achn'l weiſát', nit dá-r Achn'l erm. Und — meiná Sechs! 's war á Stück'l Weg, wie's á Stadtherr nit in zwoa Stund' untá d' Füß' bringát', wann má-r erm áh án'n halbát'n Tag vurgeb'n thát'. Und erſt bei'm Z'ruckſteig'n, — da hätt' má ſih wol bei mannich'm Riegel in d' Knie' beiß'n mög'n. Erm abá war 's wie g'mauſt; nur bei dá letzt'n Máß, da hat á-r imm'rámal g'ſagt: „Hänſ'l, halt! bis ih auspfnauſt hab'!"

Má hat erm's aber áh vom Weid'n ankennt, wie rieg'ſam, als á war, und wie-r erm dö Zeit nur aus Neid d' Aug'n auspeckt hat, weil ſ' erm an ſein'm Kirpá ſunſt koan'n Schur hat anthuan kinná. Sein G'ſicht war ſo freundli, ſo gut g'farbt, ſo völli ohni Hearnáſteig'n, wie má-r 'n G'ſund malt; dá Kopf vollá ſchneeblüah'lweißi Har'; dö ganzi G'ſtalt noh kernfeſt und ſtaimi, und kurzum — hab' ih nit Recht? — á Mann, der zechá jungi Stadtherrn, wie má ſ' an án'm Sunn- odá Feita imm'rámal auf's Land auſſáſtoarcheln ſiecht, leicht hätt' in'n Sack ſteck'n kinná.

Aber mein, — mein! Ih red', als wann á'n alli Leut' kennt hab'n müßt'n, weil ih 'n kennt hab'! — Dáß ih alſo ſag': dá Lorenz Bonlhofer hat má mehr, als ánmal, á G'ſchicht'l vázählt, was á ſelbá dálebt hat. Und dös G'ſchicht'l hat má gar á ſo gut g'fall'n, dáß ih má-r eig'ns án'n Knopf g'macht hab', dámit ih ja nit drauf vágiß'. — Dá blindi Lorenz is jetzt áh ſchon bei dö Andán. Von erm ſelbá kinnt's ás nimmá hör'n: laßt's eng's alſo von mir vázähl'n; váleih g'fallt's eng áh. Wem's g'fall'n thut, der kann ſih's mirk'n; wem's öd vurkummt, der kann drauf vágeſſ'n; — 's koſt't 's gleichi Geld!

Es war Anno Neuni, — ih wiſſát' 's Monát, 'n Tag und d' Stund' áh noh, wann ih's nit vágeſſ'n hätt', denn er hat má-r Allás hoarkloan vázählt, — Anno Neuni, — kurz ehwenn d' Fránzoſ'n z' Wean eing'ruckt ſán. — 's Kánánir'n und 's Schieß'n hat má vom jungán Bonlhofer ſeiná Hütt'n aus deutli g'hört, weil ſ' z'höchſt obmád auf dá Schneid', hinter án'm kloan'n Felſenkog'l ſteht, wo á weitmächtigi Ausſicht is. Abá nit im Schlaf hätt' ſih's wer einbild't, dáß dá Teux'l áh da auſſi án'n Feind führ'n wurd'. Gut! — alſo weidá! — Untáſchi an'n Berg loahnt ſih 's Törf'l an, von dá Hauptſtraß'n wegá, — ſo — má roath't's — zwoa g'ſchlagni Stund'.

Dá Suhn, dem d' Hütt'n heuntig's Tag's noh zuag'hört, is in allá Fruah, ehwenn's noh recht gráwelt hat, in's Törf'l abigangá: — z'weg'n we? — dös wáß ih nit. Sein' Büchſ'n hat á-r nit dáhoam laſſ'n; er war á g'machtá Schütz; deſtweg'n hat 'n dá g'ſtreng' Herr Váwaltá-r áh als Jágá braucht, und á Jágá-r is koan ganzá Menſch nit, wann á nit ſein' Spritz'n au'm Bug'l hat. — 's Wei is au'm entán Kog'l übrig'ſtieg'n, um Kräudá-r ausz'ſtech'n, dö ſ' fur 'n Alt'n g'ſott'n hat, wann erm d' Aug'n brennt hab'n; und dá-r alti Lorenz mit ſein'm kloan'n Aehn'l, mi'm Hánſ'l, is dáhoam blieb'n. Sidá-r án'm halb'n Jahr is dá Hánſ'l ſunſt wol áh in dá Fruah' in's Dörf'l zu'm Schulmáſtá abig'loff'n, der ſein'm Vadán zuag'red't hat, er ſoll erm 's Buchſtábir'n und 's Zähl'n lerná laſſ'n, weil dá Schwerák nit au'm Kopf g'fall'n wár'. Abá wie dá Feind ſih g'meld't hat, hab'n d' Bubmá Vikánz'n kriegt. Nur dá-r Alti hat 'n mannigsmal aus Zeitlang á biſſ'l zähl'n laſſ'n, dámit á 's nit ganz vágeſſát, und dös hat á heunt' juſt áh wiedá than. Gut! — was g'ſchiecht? —

„Du, Aehn'l", ſagt dá-r Alti auf oanmal, und 's Blut ſchießt erm ſiedháß in's G'ſicht, — „haſt nix g'hört?"

„Nán!" — ſagt dá Hánſ'l.

„Spitz' d' Ohr'n", — ſagt dá-r Alti, — „mir ſcheint, ih hab' ſchieß'n g'hört! — Váſtand'n?"

„Schieß'n?" — fragt dá Bua, und loſt. — „Richti, Aehn'l! — Es macht ſo án'n Puſſá! — Váleih hat d' Muadá d' Stad'lthür zug'ſchlag'n!"

„Hánſ'l!" — ſchreit dá-r Alti, und ſpringt in d' Höch', — „führ' mih auſſi vur d' Hütt'n! Mein G'hör is gut! Váſtand'n? — Ja, — ja! Schieß'n thán ſ'! Abá wo? — Wann má recht is, im Dörf'l drunt'?" —

„Laſſt's ás ſchieß'n, Aehn'l", — antwurt't erm dá Hánſ'l ganz ruawi, — „wer'n ſchon wieder aufhör'n! — Thua' má weidá zähl'n: — ih kann's ſchon bis Zehni, — vur und z'ruck".

„Gláb's, gláb's", — ſagt dá-r Alti, ganz ángſti, — „muring is áh noh á Tag! 's Zähl'n láſſt uns nit dávon. Váſtand'n? — Kumm auſſi, kumm!"

'm Bub'n z'rinnt völli d' Papp'n, wie 'n dá-r Alti in áná-r Eil' bei dá Hand nimmt, und vur d' Hütt'n auſſizarrt.

„Wohin wöllt's denn, Aehn'l", — fragt 'n dá Bua und glurt 'n an, — „z'weg'n we thut 's denn zidán?"

„Führ' mih zu dö Stoanſelſiná zuchi", — wiſpert ietzt dá Lorenz ganz ſtád, — „wo má-r in's Thal auf's Dörf'l abiſchau'n kann, und ſag' má, was d' ſiechſt! — Abá duck' dih, dáß i' dih von unt'n her belei nit ſeg'n kinná, und red' ſtill! Váſtand'n?" —

Dá Bua führt ſein'n Aehn'l richti hin, loahnt 'n an án'n Tannábám an, der zwiſch'n dö Stoaná-r auſſáwachſt; rutſcht dánah auf dö Knie' bis án'n Rand hinvoar; biegt ſih umi um's Eck, und guckt in's Thal abi.

„Non?" fragt dá-r Alti, denn juſt kracht's wieder, und zwar á biſſ'l nachánandá.

„Ui!" — ſchreit dá Bua, — „Aehn'l, Aehn'l!"

„Du — u!" — rumpelt 'n dá-r Alti an, und gibt erm Oan's auf's Dách'l, — „kannſt nit ſtád red'n? — Sag'n ſollſt, was d' ſiechſt, abá nit ſchrei'n! Váſtand'n?" —

„Saldad'n!" — antwurt't erm dá Bua, und vábeißt 's Zahná. — „Kriech'nblábi Saldad'n, dö án'm ánſchichtingá Bauá nachláſſ'n! — Halla, dös is á Hetz', dös geht griwes gráwes durch-r-ánandá!"

„Saldad'n? — und — á Bauá?" — wiederholt dá-r Alti. — „Sáppráment! Dá Fall is bánſchrádi! — Hánſ'l! geh', ſchau! — Siechſt dein'n Vadán nindáſcht?" —

„Mein'n Vadán?" — ſagt dá Bua, — „á ja freili wol ſiech' ih 'n! — Dá Bauá ſelbá is mein Vadá, ſo viel mih ziemt. — Ih kenn'-á 'n an ſein'm Röck'l und an 'm Hut! — Wie-r á rennt! — Und wie-r erm dö Bláb'n nachizod'ln! — Jetzt ſpringt á-r übá 'n Stieg'l übri, und duckt ſih!" — —

„Du, Hánſ'l", — ſagt dá-r Alti, — „du kannſt ja zähl'n! Wer'n má-r á-n Exámi halt'n! Váſtand'n? — Zähl' má dö Bláb'n! — Wie viel ſán ernrá denn?"

Dá Bua ſchaut in ſeiná Dummheit abi, und zählt ganz pomáli: „Oaná, — zwoa — drei — vieri — fünfi — ſechſi — ſiebáni — achti — neuni — zehni —"

'm Alt'n ſteig'n völli d' Grausbirn' auf. — „Biſt noh nit ferti?" fragt á 'n, und möcht' erm gleih ſo mein 's Mál zuhalt'n.

„Nán", — antwurt't erm dá Bua ganz aufrichti, — „ih kann ja nur bis auf Zehni zähl'n; — abá á Stuck á zwoa ſán noh drübá". —

„Und was macht denn dein Vadá?“ — frátſchelt dá-r Alti in áná Sorg' weidá.

„Was á macht?“ — ſagt dá Bua, — „hintá'm Zaun thut á hockerln, und páſſt auf dö zwoa Bláb'n, dö ang'ſtoarchelt kummán, als wann ſ' Vog'lneſtá ſuchát'n. — Pfáff! — Oaná liegt ſchon. — Pfáff! — dá-r Andári áh. — Jetzt ſán nur wiedá zehni! — Jetzt packt dá Vadá ſein Klámpf'l z'ſamm, und rennt weidá. — Hallá, dö Bláb'n nehmán d' Háx'n in d' Händ' und rennen nachi, dáß erná völli dá-r Ad'n ausgeht! — Ja, wart't's á biſſ'l! — Mein'm Vadán ſeini Füß' kenn' ih: den kriegt's ös nit ſo g'ſchwind!“ —

„Um's Blut Chriſti Will'n! Ih hör' ſchon wiedá krach'n!“ — ſchreit dá-r alti Lorenz, und dá Schwiz tropft erm übá d' Stirn abá. — „Siechſt dein'n Vadán noh?“

„Freili wol“, lacht dá Bua, — „iezt gibt 's erſt á Laudi! Dá Vadá ſteht iezt juſt bei'm hohl'n Áchbám drunt'n, wo 's Fuchsg'ſchleif is. — Jezt ſchliefſt á-r eini, und nimmt dö Bláb'n in d' Báz'. — Pums!“

„Hat á troff'n?“ fragt dá Lorenz.

„Ja!“ ſchreit dá Bua; — „zehni war'n's, — Oaná weg, bleib'n neuni! — Pfáff! — Wieder Oaná, — Oaná von neuni bleib'n achti!“ —

„Brávo, brávo!“ — jucházt dá-r Alti, und reibt ſih d' Händ, als wann's 'n annägl'n thát'. — „Zähl' nur fleißi z'ruck, Haniſ'l! Vaſtand'n? — 's Exami geht gut! — Páſſ' auf! — Kracht hat's!“ —

„Mein, mein, dá Vadá kann's! — ſchreit dá Bua. — Wann erm nur d' Pfoſt'n nit ausgengán! Lap! Achti, — Oaná weg, bleib'n ſiebáni! — Pums! Siebáni, — Oaná weg, bleib'n ſechſi! — Kneff! Sechſi, — Oaná weg, bleib'n fünfi! — Oaná nimmt d' Füß' übá d' Achſel, und fahrt a; — bleib'n vieri. — Oan'n nimmt á mit, bleib'n drei! — Jezt rennt dá Vadá wiedá um á Häuf'l weidá; bei'm Stoanbruch geht's á biſſ'l ſper, dá Weg is anfeuchtlat, — und dö drei Sápprámenter laſſ'n nit nach. — Erná

Pulvá hab'n ſ' vázett't, ietzt nehmán ſ' d' Sábeln, und gengán au'm Badán los! —

„Sö wer'n á'n doh nit däglängá?" fragt dá Lorenz ganz bedufft drübá.

„Ah-zi-belei, nán!" — ſagt dá Bua, — „er is ſchon g'richt't! — Jetzt reibt ſo á-n A-ſam von-r án'm Kerl auf. — Halt, anpummt! Dá Badá pärirt erm mit dá Büchſ'n aus, und pappt erm mi'm Kolb'n án'n Haub'nſteck auſſi, däß er alli Engeln ſingan hört. — Pátſch! drunt liegt er im Stoanbruch; — bleib'n zwoa! — Nán, dö zwoa bleib'n áh nit! Árſchlings drah'n ſá ſih umi, und kratz'n a, als wann ſ' dá Wind vätragát. — Jetzt hab' ih auszählt! — Dá Badá ſchnauſt á biſſ'l aus; ſchaut ſih um, ob erm koaná mehr nachkimmt; — ietzt nimmt er 'n Hut a, kniet ſih nieder, und — bet't!" —

„Ja, — Hänſ'l!" — ſchreit dá Lorenz, — „váſtand'n? Dös woll'n má-r áh! Zählt haſt brav, Bua, — vur und z'ruck, perfekt! 's Exámi is gut gangá. — Jetzt laß abá hör'n, ob's d' áh bet'n kannſt! — Knie' dih niedá! Bet' fur dein'n Badán, und dank' 'm lieb'n Herrgod, der 'n heunt' auf ſo b'ſundári Weiſ' in 'n Schutz g'nummá hat. Du biſt ietzt noh á jungá-r Alalá, der in d' Welt einiſchaut, wie dá-r Ochs in's Kirtáhaus, — abá wann 's d' ánmal á-n Einſeg'n hab'n wirſt, nachá wirſt von dem heuntingá Tag noh red'n und vázähl'n, und wirſt als á-n altá Tát'l, wir ih bin, noh an dös Exámi denk'n, und wie-r Oaná mit Gottás Hilf' recht viel zähl'n kann, wan á's áh nur bis auf Zehni g'lernt hat!"

Dá Hänſ'l hat nit g'wiſſt, was á denk'n ſoll. Abá wie-r á g'ſeg'n hat, däß ſein Aehn'l ganz wách wird, und däß á ſih barhápát niedákníe'n und bet'n thut, da hat 's 'n gleiwölſt áh á biſſ'l g'riſſ'n, und er hat ſih neb'n ſeiná hinkniet, und áh ſein'n herzlingá Vater-Unſá bet't.

Dáwál is dá Badá auſſäkemá, ganz müd und ablächti; — und áh ſein Wei, dö übá dös Schieß'n bei'm Kräud'lbrock'n au'm

Kog'l drent nit z'weni dákämá-r is, hat ſih hoamtummelt, und hat iezt d' Aug'n weitmächti aufg'riſſ'n, wie ſ' 'n Vadán, und 'n Aehn'l und 'n Bub'n, in áná Glori und Viktori, hat bei-n-andá ſteh'n und ánandá-r a-ſchnazeln g'ſeg'n.

„Kumm' her, Wei!“ — hat drauf dá Suhn ang'hebt — „Du ſchauſt uns Alli an, wie d' Kuh 's neuchi Thor. Ih kann má 's leicht denk'n! Wann ih mih wieder z'ſammgläbt hab', wir' ih dá Allás treuli vázähl'n. Fur mih ſán heunt' d' Hundstäg' g'weſ'n; dá Teux'l hat má ſeini fránzöſch'n Kamarad'n au'm Pelz g'hetzt. Abá heunt' muß ih á-n A'raunl bei mir g'habt hab'n! Dá liebi Herrgod hat má dösmal noh drausg'holfá. — Ja, Wei, — ih hab', wie dá Vadá ſagt mit unſám Hánſ'l heunt', wieder mein'n Will'n, a-n Exámi g'haltn', wie 's nit dá tauſádſti Schulmáſtá anſtell'n möcht'. — Ih hab' erm was zum Zähl'n geb'n; und zählt hat á, der Auſchelm, wie-r ih hör', vur und z'ruck, auf á-n Aug', — ſo, — däß ih moan', dá Koaſá ſelbá wár' z'fried'n g'weſt mit unſá'm Exámi“.

Dös is dös G'ſchicht'l, was má dá Lorenz Bonlhofer vázählt hat. Freili is 's á ſtark's Stuck, und braucht án'n g'ſund'n Glaub'n; abá g'ſagt hat á's ánmal, und anplauſcht hat á mih nie nit, und wann á's áh grad dösmal than hätt', ſo wurd's 'n, moan' ih, áh nit glückli g'macht hab'n!

# Idiotikon.

# A.

## Helles a = á.

**á**, ein (vor einem Selbſtlaut: á-n), er (vor einem Selbſtlaut: á-r), auch: ich: bisweilen enklitiſch. Z. B. á ſo: á gar á lieb's G'ſicht.

**Adachſ'l** ('s, — ⏑ ⏑), Eidechſe.

**ág'n**, eigen, **ágná**, eig'ner, **ágnán**, eig'nen.

**ah** (—), auch; (⏑) ei!

**áhán** (⏑ —) ein Empfindungswort, anwendbar, wenn man Jemand auf etwas erinnert und merkt, daß es ihm beifällt (ecce!)

**Ahnl** (d'), Ahnfrau, Großmutter.

**ah-zi — wui**, freilich wol, eine Bejahungsformel.

**áh-zi — belei**, bei Leib nicht, eine Warnungs- oder Verneinungsformel.

**Áraunl** ('s Alraunl), Talisman, glückbringender Hausgeiſt, eigentlich ein, aus der Wurzel der atropa mandragora oder auch der gemeinen Zaunrübe (bryonia) geſtaltetes Figürchen, welchem magiſche Kräfte zugeſchrieben werden. Die Prieſterinnen der alten Deutſchen hießen Alraunen (Alrunen, von rún, Geheimniß, rúna, Enthüllerin des Verborgenen).

**akk'rát** (⏑ —), akkurat, gerade ſo, genau.

**álloan** (állán, ⏑ —), allein.

**Amánt** (⏑ —), Liebhaber.

**á-nand'** (⏑ —, ánanda), einander.

**ángſti**, ángſtig, ángſtlich, beſorgt.

**ánnägeln** (anigeln), das Prickeln in Fingern und Zehen bei heftiger Kälte: es annägelt mih: mir ſchlafen Hände und Füße vor Kälte ein. Schmeller I. 64.

Ánno zwá-neunz'g, im J. 1792; Anno neuni; im J. 1809, wo die Franzoſen Wien beſetzten.

Ánt'n (d'), Aente.

áper (ápern), ſchneefrei, aufgethaut; vom angelſächſ. aeber, bar, verwandt mit apricus, aperire.

Áppátit (dá-r, ⏑ ⏑ —), Appetit, Eßluſt; überhaupt: Luſt zu etwas.

Árl ('s), Eierchen; Diminutiv von: 's Ár, das Ei.

árſchlings, gemein für: rücklings, rückwärts.

ás, das, es.

Áſperl ('s), eine kleine (türkiſche) Silbermünze, vielleicht durch die Türkenkriege in Öſterreich bekannt geworden.

átutt (⏑ —), à tout, Stechfarbe, Trumpf; adv. vorherrichend.

### Tiefes a, anderwärts mit å bezeichnet.

a (—), ab, als Vorſilbe.

abá, aber, herab.

abá-geh'n, herabgehen; laß'n ma's ſtád abágeh'n, ironiſch ſtatt: laſſen wir's laut hergeh'n!

abá-leiern, herableiern.

abá-riebeln, herabreiben (riebeln: Frequent. von reiben).

abi, hinab.

abi-zieg'n, hinabziehen; von der Höhe in die Niederung überſiedeln.

a-diſpátir'n, abdiſputiren, abſtreiten.

Ad'n (dá-r), Athem; in án'm Ad'n, in einem Athem.

a-dráht (— —), abgedreht, gewandt (versutus, πολύτροπος), fein, liſtig, ränkevoll.

a-druck'n (— — ⏑), abdrucken, figürl. abfeilſchen, entpreſſen.

Aehn'l (dá-r), Ahn, Ahnherr, Großvater, aber beſonderer Weiſe auch: Enkel; vielleicht eine Abkürzung von Enkel (En'l), Höfer. I. 37.

A-ſám (dá-r, — —), Abſaum, Abſchaum, Auswürfling (sentina), auch ſcherzweiſe ſo viel, als: Schalk.

aft (aft'n), dann, ſo, nachher, damals.

a-jag'n (— —), abjagen.

a-kratz'n (— — ⏑), unter Kratzfüßen ſich entfernen, ſich aus dem Staube machen.

a-bláchti (a-plechti), ſchwach, abgeſchlagen (ἀβληχρής).

Alalá, (dá-r, ⏑ — ⏑), ein Spottwort, einen Anfänger oder ſchwerzüngigen, tölpiſchen Menſchen bezeichnend.

allſá (vielleicht: allſammt), ganz; allſá ganzá, pleonaſt. für: ganz (totus quantus).

a-máh'n (— —), abmähen; Part. a-g'máht (a-g'máhd), abgemäht.

Amaß' (d', — ⏑), Ameiſe; Plur. d' Amáſſ'n; d' Amáß-Árl'n, Ameiſen-Eierchen, die Puppen der Ameiſen, welche zum Futter für manche Singvögel dienen.

an-bau'n, anbauen, ausſtreuen, daher: verlieren.

an-bick'n, ankleben.

an-brennt, angebrannt; nicht bei vollen Sinnen; halbverrückt.

anderſt (andáicht), anders.

andthun, anders thun, befremden, abgehen. Z. B. Es thut má-r and, dáß ih nix red'n ſoll, es thut mir wehe, nichts reden zu dürfen; mir thut's and um mein'n Vadán, mein Vater geht mir ab, ich gehe ihn irr. Im Heldenbuche kommt vor: Ande, Ante, Sorge, Verdruß (angor).

an-feuchtlád, anfeuchtelnd, etwas feucht.

an-glur'n, mit großen, weit aufgeriſſenen Augen anſtarren. Siehe: Glur'n.

an-g'ſtoch'n, angeſtochen; ang'ſtoch'n kummá, angeſtochen kommen, auf den Strauch ſchlagen, desgleichen thun, etwas in Anregung bringen.

an-ländt'n, anlanden, landen.

an-loahná, anlehnen, Einem eine untergeordnete Stelle anweiſen, Einen zum Statiſten machen, Einen betrügen.

an-mäuerln (anwándeln), ein Knabenſpiel, darin beſtehend, daß man Münzen gegen eine Mauer (Wand) wirft, und die Entfernung ſpannt, deren Ueberwerfen Gewinn und Verluſt beſtimmt.

an-meld'n, anmelden, von einem Verſtorbenen; Part. ang'meldt; Subſt. 's Anmeld'n.

an-pfnur'n, angrollen; pfnuren, von dem puſtenden Laute der Katzen, verwandt mit pfnauſen, pfnerchen, pfnoſázen ſchnauben, keuchen; ſiehe pfnur'n.

an-plauſch'n, anplaudern, belügen; ſiehe plauſch'n.

an-pumá, anſtoßen, übel ankommen, in ſeiner Erwartung getäuſcht werden (offendere).

an-rumpeln, anfahren, raſch und verweiſend anred'n.

an-ſchenk'n, anſchenken, voll ſchenken, füllen.

an-ſchlag'n, in Wien: durch Hammerſchläge an die Glocke auf dem Pfarrthurme das Feuerzeichen geben.

an-ſchnarch'n, brummend anreden.

an-ſingá, Einen um etwas erſuchen; ihm etwas abzwingen.

Anuſá-Platz, Anuſerplatz, Engſtelle zur Ueberfahrt über das Waſſer.

An-wurf (án'n A. mach'n), einige Worte hinwerfen, vorläufig auf etwas anſpielen, einen Liebes- oder Heirats-Antrag thun.

a-peck'n (— — ⏑, a-beck'n), abpicken, herabpicken.

a-pfluſch'n (— — ⏑), abbrennen, verlöſchen, von einer ſchnell verglimmenden Flamme.

arbát'n (— ⏑ ⏑), arbeiten; Arbát (Darbát, — ⏑), Arbeit, Mühe.

arg (arch), ſchlimm, böſe, mißlich; Compar. iargá; Superl. 's iargſti.

a-ſchnázeln (— — ⏑), abſchnatzeln, abküſſen.

a-ſpringen (— — ⏑), abſpringen; z. B. vor Zorn, ſiehe: ſpringgifti.

Aſt ('s Aſt), der Aſt; Plur. d' Áſt'; Diminut. 's Áſt'l, auch 's Naſt'l.

a-ſtöß'n (— — ⏑), abſtoßen; Part. a-g'ſtöß'n; vom Schluchzen.

a-ſtrick'n (— — ⏑), abſtricken.

Au (d'), eine bewachſene Sandbank.

auf-bláht, aufgebläht, aufgeblaſen.

auf-dámá, aufdäumen, bezahlen, ſich's etwas koſten laſſen, groß thun; entweder von der Bewegung des Daumens beim Aufzählen klingender Münze, oder wirklich (wie im Hochdeutſchen): auf-damen, im Bretſpiele durch Auflegung eines Steines die Dame bezeichnen.

**auffi**, hinauf: auffá, herauf.

**auffi-loahná**, hinauflehnen; ſiehe: loahná.

**auf-graup'n**, rauh machen, emporſträuben; ſiehe: graupát.

**auf-heb'n**, aufheben; auch: bewahren; á-n Ehr' aufheb'n, ſich Ehre einlegen; Part. aufg'hebt, aufgehoben.

**auf-pfluiſch'n**, aufflackern.

**Aufſchlág'l** ('s), Aufſchlag, der übergebogene Rand an einem Theile (z. B. dem Aermel) des Kleidungsſtückes.

**auf-ſchreib'n**, ſcherzweiſe für: prügeln.

**Aug'** ('s 'Auch'), Auge; Plur. d' Augná. Koan böſ's Aug' ſollt ſ' anſchau'n, kein böſes Auge, d. i. keines böswilligen Menſchen Auge ſollte ſie anſehen; ſie iſt ein Ideal, welches durch einen Blick aus dem Aug' eines Böſen nur entweiht (verhext) würde.

**Augáblick** (dá-r Aug'nblick, Au'mblick), Augenblick, Moment, Nu.

**aus-brát'n**, ausbreiten.

**aus-buſſ'n**, an Küſſen (Buſſerln) erſchöpfen.

**Au-ſchelm** (dá-r), Erzſchelm, loſer Vogel; eigentlich: Aurſchelm, von: aur, ur (empor, groß).

**aus-g'ſchält**, ausgeſchält.

**aus-läut'n**, ausläuten; Oan'm ausläut'n, Einem zu Grabe läuten.

**aus-linſ'n**, fein ausforſchen, ausholen; entweder von Lin, Lein, Haar, Einem haarweiſe etwas entlocken; oder von Linſe, in linſenkleinen Portionen Einem etwas abforſchen.

**aus-námeln** (Oan'n a.), Einem Schimpfnamen geben, ihn beſchimpfen, ſchmähen.

**aus-nücht'n** (ſih a.), ſich ausnüchtern, nüchtern werden, nach einem Rauſche.

**aus-pfnauſ'n**, verſchnaufen; ſiehe: pfnauſ'n.

**aus-pur'n** (ausbugſen), auf einen Pug (Zug) hinübertrinken, ſchnell ausſtürzen.

**aus-ranz'n**, ſich ſatt dehnen, ſich zur Genüge ſtrecken; ſiehe: ranzen.

auſſá-frátſcheln, durch wiederholte Fragen etwas herausbringen, ausforſchen; Frequent. von Fragen.

auſſá-král'n (auſſá-krall'n), herausklettern, träge herausſteigen; ſiehe: král'n.

auſſá-ſtarcheln, mit großen Schritten herausgehen; ſiehe: ſtarcheln.

aus-ſchnauf'n, verſchnaufen.

aus-ſchüd'n (ausſchid'n), ausſchütten.

ausſchwáb'n, ausſchwänken, ausſpülen; Part. ausg'ſchwáppt; ſiehe: ſchwáb'n.

austrickern, austrocknen, verſiegen.

aus-zieg'n, ausziehen, ſchnell rinnen; die Wohnung ändern; ſih auszieg'n, ſich entkleiden.

Auswärts (dá-r), der Frühling, wahrſcheinlich von dem allgemeinen Drange nach auswärts im Lenze.

Auvog'l (dá-r), Au-Nachtigall (motacilla luscinia), in Sachſen Rothvogel, die kleinere Nachtigall (franz. rossignol). Höfer II. 279. — Mitunter aber auch vielleicht der Auerhahn, eigentlich: Aurvog'l, Urvog'l, von: aur, ur, empor, hoch (tetrao urogallus); nach Andern von ur, wild; im Norwegiſchen: Aarfugle.

## B.

bágſchierli*), niedlich, artig, graziös; entſtellt aus: poſſierlich.

Bám (dá), Baum; Plur. d' Bám', d' Bámer.

bámá (ſih), ſich bäumen; gewaltſam aufzuſtehen verſuchen.

Bámháck'l (dá, 's Holzdránl), Baumhacker (picus major).

Bánd'l ('s), Bändchen; Oan'n am B. hab'n, Einen nach Belieben lenken, im Zaume halten.

bánfeſt, beinfeſt

Bán'l ('s), Beinchen; Gliederchen.

bánſchrádi (— ⏑ ⏑), beinſchrötig, bedenklich. Beinſchrötig heißt bei den Wundärzten eine ſolche Wunde, in Folge welcher ein

---

*) Hier, wie bei jedem der nachfolgenden Buchſtaben, ſind die Wörter, deren erſte Sylbe ein hohes (á) enthält, jenen vorangeſtellt, welche in der erſten Sylbe ein tiefes a (å) haben.

Bein geſchroten (geſplittert) iſt, wodurch jene um ſo gefährlicher wird. **Schmeller** I. 176.

**barduſeln**, ſein berücken; hinter's Licht führen; vielleicht **beduſeln**, duſelig machen.

**baſeln**, ſchnitzeln, ſchneiden; kleine mechaniſche Arbeiten verrichten. Vielleicht vom hebräiſchen posal, hobeln, ſchnitzen.

**Batáli** (d', ⏑ — ⏑) bataille, Schlacht.

**Bàtz'** (d'), Beitze.

**Bàz'n** (d', — ⏑), Schlafhaube, weiche Mütze; vielleicht verwandt mit **Bàz** ( —, dà), weiche, klebrige Materie. **Schmeller** I. 228.

**Bachhuabá** (Bàchhuaba); der Name des Bauers, welchem J. F. **Caſtelli** in ſeinem gemüthlichen, echt patriotiſchen Gedichte: „**Dá Bauá bai'n Koaſá ſeiná Gràngad**“ die Schilderung der damaligen Volksſtimmung in den Mund legte.

**Badá** (dà), Bader, der Wundarzt.

**bad't**, gebadet.

**barhapát**, barhaupt, blosköpfig, abgedeckten Hauptes.

**baſeln**, ſich wälzen, wie die Hühner, Zeiſige ꝛc. ꝛc., wenn ſie ſich mit aufgeſträubten Federn in den Sand legen, ihn mit den Füßen über ſich auswerfen, oder ſich die Augen daran ſtreichen; **baſeln** (paſeln, puſeln), trippeln **Höfer** I. 61.

**Batz'n** (dö), Geld; ehemals in Baiern eine Rechnungsmünze, im Betrage von 4 Kreuzern; auch ein kleiner ſilberner Dickpfennig.

**bearnkad** (bearnk'n), eine Onomatopöie für den Geſang der Zeiſige; zwitſchern.

**Bedlá** (dà), Bettler.

**beduſſt**,ˮ niedergeſchlagen, verblüfft; anderwärts **betucht** (im Slaviſchen tiho, ſtill).

**Befelch** (dà), Befehl, Empfehlung, Gruß.

**Bein** (d'), Biene; eine Buchſtabenverſetzung, wie ſie in Dialekten häufig vorkommen (Bien, Bein); Plur. ebenfalls: d' **Bein**.

**bei-nand** (beinanda), bei einander; beiſammen.

**beiſſ'n**, auch: necken.

**beobachtingá**, beobachten.

**Berg** (dá Berch); Plur. d' **Berg'** (d' **Berch'**). — **án'n B. mach'n**, einen Berg machen, wird von kleinen Kindern geſagt, wenn ſie im Bettchen die Füße aufſtellen und dadurch im Deckbette eine Erhöhung bilden, wobei ſie ſich leicht verkühlen.

**beuteln** (beud'ln), ſchütteln.

**b'fürt'n**, behüten; **Behüt' Gott** („**b'fürt' God**") ſagen; verabſchieden (congédier), zum Abſchiede begrüßen.

**biklem** (— ⏑), ſelten, ſchwer zu bekommen; von der Vorſylbe **bi** (wie in biderb, Biſang u. ſ. w.), welche in **be** überging, und **klemm**, ſelten, beſchränkt (von **klemmen**, einengen).

**bilei** (⏑ —, **belei**), bei Leibe! — ſo lieb dein Leib (Leben) dir iſt!

**biſſi**, biſſig.

**bivoar** (bevoar), bevor, vorher.

**bláb**, blau.

**blád**, blöde.

**Bleam'l**, Blümchen.

**bleankáz'n** (blönkáz'n), blinken, flimmern.

**blempern** (plämpern), viel und ohne Rückſicht auf die Güte des Getränkes trinken; **Plámpel** heißt in **Baiern** ſchlechtes Bier.

**Blicktri**, Blendwerk; **á pur's Blicktri**, eine bloße Vorſpiegelung (Spiegelfechterei); im Mittellatein blictrum, plictrum, jeſt von Bier, spuma cerevisiae. **Schmeller** I. 333.

**Blüah'** (d'), Blüthe.

**blüah'n**, blühen; vom Waſſer: wenn es auf Stellen, wo es beſonders tief iſt, oder zur Zeit, wo der ſogenannte „untere Wind" anhebt, Grübchen, ineinander rinnende Kreiſe, und blumenähnliche Arabeſken bildet, was die Schiffleute für ein Zeichen halten, daß es ein baldiges Opfer fordere.

**blüat'n**, bluten, Part. **blüat't**, geblutet.

**bockbáni** (— ⏑ ⏑), bockbeinig, halsſtarrig, trotzig.

**Botſchánl** ('s Putſchánl), eine kleine Münze im Werth eines halben Hellers, vormals eine böhmiſche Münze, welche auf der einen Seite den Buchſtaben W (Wenzel?), auf der anderen einen Löwen zeigte. **Höfer**. II. 359.

Botz'n (dá), der lange, abgebrannte Docht der Kerze; das Samengehäuſe einer Frucht.

brád, breit; Oan' br. ſchlag'n, Einen betrügen, übertölpeln.

Bránd'l ('s), Brändchen, ein kleiner Brand.

Brát'l ('s Brád'l), Braten; Brát'lbán, Bratenbein.

brát'n, breiten; dagegen.

brat'n (bråd'n), gebraten.

Brázerl ('s), Händchen, Pfötchen; verwandt mit: le bras.

bred'lrutſch'n, über's Brettchen rutſchen; eine Metonymie für: ſterben.

brinnháß, brennheiß; heiß wie die Flamme.

brinnroht, brennroth; hellroth wie die Flamme.

brock'n, pflücken; Intenſiv. von: brechen.

brodeln, zögern, ſich träg herumſchleppen, nicht zur Entſcheidung kommen. In der Pfalz: ſchlecht ſtricken; eigentlich brudeln (to brothe), tönen und qualmen, wie kochendes Waſſer, ſchwitzen; verwandt mit brueten (proutan), unſchlüſſig, unausrichtſam ſein. Subſt. Brodeln.

Bröſel ('s), Broſämchen; koan Br., kein Bischen.

bröſelmarb, bröſelmürb; mürb zum zerbröckeln; von broſen (brisen, briser) zerreiben.

Bruadá (dá), Bruder; die Casus obliqui: Bruadán.

brunná, gebrannt, vom Mittelzeitworte briná, brennen (ih brinn', du brinnſt, er brinnt); dagegen das übergehende Zeitwort brená (ih bren', du brenſt, er brent. Part. brennt).

Bruſtlatz (dá), kurzes Oberkleid ohne Aermel; Plur. d' Bruſtlátz'.

B'ſchád (thun), Beſcheid thun, beim Geſundheittrinken.

B'ſchád-Eſſen ('s), Beſcheid-Eſſen, ein Theil der Speiſen, welchen man bei Schmauſereien, namentlich bei Hochzeiten, den Gäſten mitgibt, oder bei Seite legt, um ihn den Bekannten in's Haus zu ſchicken; ähnlich den sportulis der Römer.

b'ſchaff'n, beſtimmt; von der Vorſehung verhängt.

B'ſchreibing (dö), die Beſchreibung.

b'ſetzt, beſetzt; in Anſpruch genommen; verliebt.

B'ſtand (dá), Beſtand, Beſtehen, Dauer, Beſtändigkeit.

b'ſteh'n, beſtehen, geſtehen, bekennen.

b'ſundás, beſonders, hauptſächlich; Adject. b'ſundárá (i), b'ſundás.

Bua (dá), Bube, Burſche, jeder Junggeſelle (garçon); Plur. Bub'n (Buab'n), Bubmá (Buamá); Diminut. 's Büriſch'l (Biriſch'l); ſiehe: Bui.

Buchäckerl ('s), Bucheichel (Buchächerl?), Buchnuß; die Frucht des Buchbaums (glans fagen); auch Áckeram (Agram), Collectiv. von Ecker.

Budálámperl ('s), Butterlämmchen; ein Oſterlamm aus Butter geformt. Ueberhaupt iſt das Lamm das Sinnbild der Unſchuld und Sanftmuth. Siehe Lámperl.

budámarb, buttermürb, leicht verdaulich.

Bühn' (d'), Bühne; in Wien vorzugsweiſe: die Schandbühne, der Pranger.

Bug'l (dá), Buckel; Rücken; ſih 'n B. voll anlach'n, ſchadenfroh lachen.

Bui (dá), eben ſo viel: als Bua.

bürſt'n, ſtark trinken, als Contraſt zu: dürſten (durſt'n).

Bumá (d'), Bombe; Plur. d' Bumán.

Buſch'n (dá), Blumenſtrauß; Plur. d' Buſchná.

buſſeln, küſſen; Subſt. 's Buſſeln; verwandt mit dem engliſchen to buss, dem lateiniſchen basiare, dem italieniſchen basciare und dem franzöſiſchen baiser; eigentlich eine Onomatopöie vom Laute der Lippen beim Kuſſe. Plumper: buſſ'n.

Buſſerl ('s), ein Schmätzchen, ein Mäulchen, ein Küßchen.

Butz (dá Burz), das Kerngehäuſe, auch: Botz'n, Gripps ꝛc. ꝛc.; per Butz und Sting'l, vom Grund aus.

## C.

Chriſtás, Chriſtus, ein Chriſtusbild gewöhnlich „Herrgod" genannt, beſonders wenn die Abbildung ein Werk des Bildhauers nicht des Malers iſt.

Chur ('s), Chorgeſang, Choral.

## D.

**dá**, der (vor einem Selbſtlaute: **dá-r**), dá, dir; als Vorſilbe dem er entſprechend; auch: **dir** in der Redensart: **wer dá will** (quis tibi velit).

**dá-barmá** (⏑ — ⏑ dábarmán), erbarmen.

**dörffá**, dürfen; **ih därf**; Conj. Imperf. **ih därffát'**, ich dürfte.

**dá-frag'n**, erfragen, erwiſchen.

**dá-glängá**, erlangen, erreichen.

**dá-hám** (dáhoam, dáhoambd'n), daheim; zu Hauſe.

**dá-heb'n**, erheben, aufheben.

**dá-kemá**, erkommen (im Altdeutſchen: arqueman, irchomen), außer ſich kommen; erſchrecken.

**dá-kená** (dákenná), erkennen; **ſih d.** ſich erkennen, ſich zurecht finden.

**dá-lei'n**, erleiden; aushalten, dulden.

**dá-log'n**, erlogen; gewöhnlich in Verbindung mit: **dáſtunk'n**, ſiehe dieſes.

**Dám** (dá), Daumen; **Dan'm übá'n D. dráh'n**, Einen über den Daumen drehen; Einen betrügen.

**dámbrád**, daumbreit; auch getrennt: **án'n Dám brád**.

**dámlang**, daumlang.

**dámiſch**, ſchwindelig, betäubt, benebelt; verwandt mit: Dampf (θαμβέω).

**Dáná** (dö), Donau; das hohe á vom lateiniſchen Danubius herrſcht noch vor.

**dánah** (⏑ —), darnach, nachher.

**dáquer** (⏑ —), quer, der Breite nach.

**dá-rath'n** (dárad'n), errathen; **ih dárath'**, **du dárathſt**; **z'dá-rath'n**, zum Errathen.

**dáſi** (taſi), auch **táſti**, zahm, ruhig, ſtill, kleinlaut; verwandt mit dem lateiniſchen tacere, dem italieniſchen tasentare, dem franzöſiſchen taiser; quel tasé! welch' Duckmäuſer! Höfer III. 215. Schmeller I. 400.

dáweil, dieweil, während.

dá-wiedán, (⏑ — ⏑) erwiedern, zurückgeben.

dá-wiſch'n, erwiſchen.

dá-von, elliptiſch: ſtatt davon gegangen.

dá-ziel'n, erzielen; zu Stande bringen.

dá-zwerch, quer.

Dacht'l (dö), Ohrfeige; ein Schlag auf 's Dáchl (Scheitel).

da-dá (— ⏑), da, hier.

dalkád, ungeſchickt, dumm, tölpiſch; bei Ulphilas dwala; engliſch dull.

dani, hindan, weg.

dani-kein (— ⏑ —), wegwerfen, ſiehe kei'n.

Darm (dá), Darm, Darmſaite; Plur. dö Dárm'.

dearnát (— ⏑), deſſenungeachtet, doch, dennoch.

Dekred ('s, ⏑ —), das Dekret, die Satzung. Plur. dö Dekreder.

denná (dená), dennoch.

derá, dieſer; Dativ. des Feminin. von der, dieſer.

Dern (dö Törr'n), derbe Maulſchelle; von terren, zerren, ſtark ausziehen; verwandt mit dem engliſchen to tear, dem italieniſchen tirare, dem franzöſiſchen tirer (τείρω). Vergl. Dacht'l, Faunz'n, Hausdätſch'n, Liebstáſcherl, Wátſch'n ꝛc. ꝛc.; überhaupt ließe ſich über die Bezeichnung dieſes Begriffes eine Monographie ſchreiben, wie Lichtenberg eine über den Rauſch gegeben hat.

Derná (dá, Dearná), Diener, auch Gerichtsdiener (Scherg').

Derndál ('s Dearnd'l, Diarnd'l), Dirnlein, Bauernmädchen, unverheiratete Weibsperſon; Seitenſtück zu: Bua. Plur. dö Derndáln.

Dernſt (dá, Dearnſt), Dienſt.

dertweg'n, derentwegen, deshalb; daher.

deſánter'n (— ⏑ —), deſertiren, ausreißen.

Dickſched'l (dá), Dickkopf, eigenſinniger Menſch.

Dimmerlstag (dá), ein nicht exiſtirender Tag, die Calendae Graecae des Öſterreichers, daher: am Dimmerlstag, ſo viel als: „nie“, am jüngſten Tag.

Dirnd'ln (dö), Kornelkirſchen, die Beeren des Kornelbaumes, (cornus mascula), — Dirnd'lſtaud'n, der Kornelbaum.

diskrir'n (diſchk'rirn), discouriren, reden, ſchwatzen, plaudern; ſich durch Geſpräch unterhalten.

Diskurs (dá, Diſchkurs), Geſpräch, Unterredung, Geplauder.

dölearnkat (— ⏑ ⏑), linkiſch, ungeſchickt, plump; vielleicht von dellen, dampfen; etwa Einer, der wie vom Dampfe betäubt, oder wie im Dampfe einhertappt. Schmeller I. 364.

dráh'n, drehen.

drein-pleſch'n, dreinſchlagen; von pleſch'n, ſchlagen (πλήσσω).

drent', drüben, jenſeits; vergl. herent'.

drinnád, drinnen.

drob'n (drobmád), oben; in der Höhe.

Trud' (dö), Trude, ein nächtliches Geſpenſt, welches den Schlafenden auf die Bruſt tritt und ſie drückt, daß ſie kaum athmen können; von trotten, treten, nicht von dem angelſächſiſchen drus, Zauberweib; Gattin eines Druiden. Trude entſpricht dem Alp (incubus).

Trüs (Dan'm án'n Tr. anthun). Einem Trüſſe anlegen, ihn plagen, etwas ungeſtüm von ihm fordern; ſich án'n Tr. anthun, ſich zu etwas zwingen. Von Truß, Verdruß. Höfer I. 165.

dſelb'n (ſelm), daſelbſt, dortſelbſt, damals, dort.

dudeln, eigentlich auf der Flöte, dem Horn oder einem anderen Inſtrumente ſchlecht blaſen, verwandt mit dem ruſſiſchen duja, dudyo, ich blaſe; im öſterreichiſchen für: jodeln (jo-eln), johlen, ſolfeggiren. Das Solfeggio bewegt ſich gewöhnlich durch die accordirenden Töne auf- und abwärts, und endet in der Regel mit einem Sprunge vom Grundton in ſeine Octave. Schmeller II. 263. Davon

Dudlá (dá), Jodler, Jauchzer, Luſtgeſang.

dullaz'n, laut jauchzen; Frequent. von dudeln.

dumpá, dumpf, dunkel, düſter.

durch-plödern, durchbläuen; ſiehe plödern.

durch-ráſ'n (⏑ — ⏑), durchreiſen, durchziehen; ſiehe ráſ'n.

Du-u, das Wörtchen „Du“ drohweiſe geſprochen. Dieſe Wiederholung des Selbſt- oder Doppellautes bei Drohungen iſt eine Eigenthümlichkeit des Volksdialektes.

## E.

eb'nſt, eben; gerade.

eckát, eckig, kantig.

eh', ehe, eher; auch: ohnehin; ehndá (ehándá), eher; früherhin.

Ehr'ntá (dá, Ehr'ntag), Ehrentag, Hochzeitstag.

eng (enk), euch; engá, euer; Plur. engári (eng'ri), euere.

einbrenntá, eingebrannt.

ein-b'ſteh'n, eingeſtehen; ſiehe: b'ſteh'n.

ein-degln (eintegeln); einſchmeicheln, in der Gunſt befeſtigen; von Tegel (dá), Thon; tegeln, kleckſen, beſchmieren, verwandt mit dem engliſchen to daggle; alſo: ſich eindegeln, ſo viel, als: ſich mit zähem Thon im Herzen eines Menſchen feſtkitten.

ein-fádeln, einfädeln, verlocken, für ſich gewinnen.

ein-fall'n, einfallen, zuſprechen.

ein-hátz'n, einheizen, anfeuern, warm machen.

eini, hinein; auch: 'nein; einá, herein.

einikėhr'n, hineinkehren, hineinfegen.

eini-moſteln, hineinzwängen, von: moſteln, Moſt treten, alſo: treten, ſtampfen, knebeln ꝛc. ꝛc.

ein-pack'n, figürlich: ſeine Anſprüche aufgeben, ſeine Vorzüge für machtlos erklären müſſen; abnehmen, herabkommen; ſich beſcheiden, ſich zurückziehen.

ein-ſchiarf'n, einſchärfen.

ein's gehn's, eines Gehens, alſogleich, ſchnurſtraks (e vestigio).

ein-tränká, eintränken, entgelten laſſen.

ein-wendi, inwendig, innerlich.

elendi (— ⏑ ⏑), elend; elendigá, elender.

Elfá (á-n), ein Elfer; Wein vom Kometenjahre 1811, welches bekanntlich ein vortreffliches Gewächs lieferte.

elfi, eilf; von Elfi bis z'Mittag, ſprüchwörtlich für eine Sache, welche nur kurze Friſt dauert.

Emá (dá-r), Eimer.

entá (ent'r, ent'n), jenſeits, drüben (ἔνθα) Adject. 's entári, 'm entán, das jenſeitige, dem jenſeitigen.

ent'riſch (entáriſch), ängſtlich, bang, unheimlich. Vielleicht von ent, einem Ausdrucke der Vergrößerung, z. B. ein Ent-thier, ein Ent-narr, ent-dumm, ein großes Thier, ein großer Narr, erzdumm; alſo enteriſch ſo viel als: das gewöhnliche Maß überſchreitend, ſeltſam. Meiner Meinung nach dürfte es eher änteriſch lauten, und von Ante (Ande), Sorge, herkommen; mithin ſo viel als: ſorgenvoll, bang.

eppá (öppá), etwa, vielleicht.

Erdbáblüahl'n (d'), Blüthen der Erdbeeren (fragaria vesca. Lin.).

Erdzeiſſeln (d'), Thierchen mit bräunlich-grauen Haaren, dünnem, langem Kopfe, ſehr kurzem rauhem Schwanz und ohne Ohren; ſie vergraben ſich in die Erde und nähren ſich von Feldfrüchten. In Öſterreich heißt das Thierchen auch: „Kritſcherl" (arctomys citillus).

erm (earm) ihm, ihn; erná (earná), ihnen, ihr.

Eſſikrug, Eſſigkrug; án'n E. mach'n, die Hände henkelartig in die Seite ſtemmen.

etlá, etliche, beiläufig.

Exámi ('s, ⏑ — ⏑), das Exámen, die Schulprüfung, die Lernprobe.

exázir'n (⏑ ⏑ —), exerzieren; ſich zum Soldatenſtand abrichten laſſen.

expreß, ausdrücklich, abſichtlich, zum Trotz.

## F.

fál, faul, träge (fa$^{u}$l); feil, venalis (fa$^{i}$l).

Fánkerl ('s), Fünkchen, von Fánk'n, Funke. Schmeller I. 543.

Fárl, Ferkel; ſiehe: Spennfárl.

fabeln (vur-), vorerzählen.

Fad'n (dá), Schiffſeil; Plur. d'Fádná.

Fahn (dá), die Fahne.

Faunz'n (d'), Schlag in's Geſicht, Maulſchelle, Fauſtſtoß; verwandt mit Fauſt. Verb. faunzná. Schmeller I. 546.

Fax'n (d'), Poſſen, Scherze, Gaukeleien; von fatzen, ſcherzen (facetiae).

fecht'n (f. geh'n, kumá), betteln; nach Adelung von den Soldaten in vorigen Zeiten, welche, unter dem Vorwande, daß ſie in's Feld (fechten) gehen, oder aus dem Felde zurückkehren, unverſchämt bettelten.

Fedárütt' (d', — ⏑ ⏑), Federrütte: ein zwilchener Ueberzug, in welchen die Flaumen gefüllt werden: gewöhnlich ſtatt: Kiſſen, Deckbett (Duachád) überhaupt.

Feinthán ('s), das Feinthun, die Galanterie, Zierlichkeit.

Feita (Fei'ta), Feiertag, Feſttag, freier Tag.

feirád, feiernd, verfügbar, disponibel, zum beliebigen Gebrauche leerſtehend.

Felbeerbám (dá), ein Weidenbaum, welcher zu einem hohen Stamme auswächſt (salix. Lin.).

Fenſtáglumſ'n, Spalt in den Fenſterläden; ſiehe: Glumſ'n.

fenſterln, vor'm Fenſter der Geliebten Ständchen halten.

fert'n, im vorigen Jahre; verwandt mit fern.

feuráz'n (— ⏑ ⏑), feurig glänzen, flimmern.

Fická (dá), auch: Flická, ein Peitſchenhieb; fick'n (flick'n), mit mit der Ruthe ſtreichen (fligere).

fidel (⏑ —), umgänglich, luſtig: kreuzfidel, ſehr luſtig.

Finſtá (d'), die Finſtere, das Dunkel.

Fleck (dá, Fleg), Fleck; án'n F. dudeln, ein Stück jodeln.

Fleiß (mit z' Fl.), mit Fleiß, abſichtlich, zum Trotz.

Fliech (d'), die Flieg, der Flügel; 's Fliecherl, das Flügelein; bei dá Fliech nehmá, ergreifen, faſſen.

Flitſcherl ('s), ein Schimpfname für junge Mädchen, ſo viel als: flatterhaftes, leichtſinniges, ſchnippiſches Ding. Flitſchen, flitſchern, flitſcheln, mit den Flügeln ſchlagen; die Flitſchen, das Flitſchelein, die Schwingfeder, der Fittich. Schmeller I. 594.

Foarch'n (d'), Föhre, Kiefer (pinus sylvestris Lin.); von Feuer, weil ſie vorzugsweiſe zur Feuerung dient.

Frátz (dá), eigentlich ein plauderhaftes, muthwilliges, unbeſonnenes Kind (procax); ſcherzweiſe aber auch ein lebhaftes, geſprächiges, kindiſches Weſen überhaupt (φράζω).

frei, geradezu (sans gène), eben, in der That.

Freſſ'n ('s), Eſſen, Schmaus; daher: Schnabelweide, Luſt; das is á Freſſ'n für d'Leut, das iſt etwas, woran die Leute ihre Luſt haben.

Freund, Anverwandter. Das Wort „Freund“ in der ſympathetiſchen Bedeutung kennt der gemeine Mann nicht; er erſetzt es durch: G'ſpann (Geſpann, sodalis), Spezi (Spezial) ꝛc. ꝛc.; daher

Freundſchaft (d'), die Blutsverwandtſchaft.

Fried' (dá), Friede; Fried' geb'n, Ruhe laſſen.

friemá, vorausbeſtellen, ſich etwas machen laſſen; urſprünglich frümmen. Schmeller I. 612.

froch, froh.

frozeln, necken, foppen; Iterativ. von fretten, reiben (fricare), plagen.

fruah, frühe.

Früchtl ('s), eine kleine (verkümmerte) Frucht; daher figürlich ein liederlicher Menſch (homo nequam).

frumm, fromm; Comp. frümmá.

fuadán, füttern.

fuchti; übellaunig, zornig; vielleicht von fechten, ſich ſchnell hin und her bewegen.

fuchzeh'n (fuſzeh'n), fünfzehn.

Fünferl (á), ein Stück Papiergeld im Werthe von fünf Gulden; wol auch eine Silbermünze im Werthe von fünf Kreuzern.

fürá, hervor.

fürá-záxeln, hervortrippeln, hervorhüpfen; ſiehe: záxeln.

Fürtá ('s), Vortuch, Schürze; Dimin. 's Fürtárl; daher

Fürtábándeln, die Bänder an der Schürze.

Fußſchamel, Fußſchämel.

## G.

**gách**, gähe, jäh, raſch, abſchüſſig.

**Gál** (d'), eine Krankheit der Singvögel, deren Wirkungen: Traurigkeit, Abnahme der Singluſt, Tod ſind; etwa: **Giel** ſtatt **Gilb** (**Gilbe**), Zuſtand des Gelbſeins von der Farbe des Eiterbläschens, das ſich dabei am Steiße bildet, **Schmeller** II. 31. (In der **Pfalz**: Die Dörr.)

**gámáz'n** (— ⏑ ⏑), heftig gähnen, mit offenem Munde theilnahmslos in die Welt hinausglotzen.

**Gámsbart** (dá), Gemsbart; Haare vom Nacken, nicht vom Kiefer der Gemſe, zu einem bartförmigen Büſchel zuſammengebunden, welches der Jäger, der ſchon eine **Gáms** (eine Gemſe, antilope rupicapra) erlegte, als Weidmannsſchmuck ſtolz auf den Hut ſteckt, und bei Jedem, der dieſe Zier ſich ohne Verdienſt anmaßt, mit Verachtung ahndet.

**gáng'** (gángát'), ginge, Conj. Imperf. von: **gengá**, gehen; Part. **gangá**.

**Gás** (dö), Geiß, Ziege.

**gag'lbámán**, ſteif, vom Leibe wegſtehend; á **gag'lbámáná** **Rock**, ein ſtark geglätteter und geſteifter Rock. Wahrſcheinlich von **gogel**, **gegel**, muthwillig (lascivus), (**gogel** ſein; luxuriari, verwandt mit **Gockhel**, Hahn. **Schmeller** II. 22), und **bámá**, ſich bäumen, ſtarren. — Nach Anderen käme es von **Gages**, Hornſtein, und **bámá**; — wieder nach Anderen von **gageln**, herumſchlendern, und **Báms** (bambo), Geck; ſonach ein Kleid, welches wol für einen herumſchlendernden Gecken, nicht aber für einen betriebſamen Landmann paßt.

**Gall'** (d'), die Galle, der Aerger, der Zorn.

**Ganauſá** (dá, — — ⏑), Gänſerich, das Männchen der Gans.

**Gantá** (dá), das hölzerne Geſtelle, worauf die Fäſſer in den Kellern liegen. Plur. d' **Gántá**.

Gar-dá-r Andri, Gar der Andere, entſpricht dem δεῖνα der Griechen, dem chose der Franzoſen, dem cosa der Italiener ꝛc. ꝛc. und oft auch euphemiſtiſch dem „Teufel“.

Gebitt ('s Gebid), Gebitte, Geſuch, Wunſch, Sehnſucht.

geb'n, geben; Präſ. ih gib; Plur. ma geb'n, ös gebt's; Conj. Imperf. ih gáb' (gebát), Part. geb'n.

geh'n, gehen; Präſ. ih geh'; Plur. má gengán, ös geht's; ſö gengán; Conj. Imperf. ih gáng'; Part. gangá.

Geia (dá), Geier (falco ater).

Geiſtlichi (dá), der Prieſter; Plur. dö Geiſtlingá.

gelt? nicht wahr? (ai'n' tu?); von: gelten, zugeben.

geſtert, geſtern.

geſtri ( — ⏑ ), geſtrig: Unvermögen, ſich in das Heute hineinzufinden; übernächtig.

gfiarbt, gefärbt.

G'frag' ('s), Gefrage, Nachfrage, Theilnahme.

G'frieſerl ('s), Geſichtchen, Diminutiv von

G'frieß ('s), das Gefräße, ſchimpfwörtlich für „Geſicht“, während obiges Verkleinerungswort ein Ausdruck der Zärtlichkeit iſt.

g'ham (g'hoam), heimlich; verſtohlen; Subſt. dö G'hoam, die Heimlichkeit, das Verborgene.

Gickſá (á), Mißton, Fehler; beſonders in der Muſik; von gicken, pippen (gingrio), wie junge Sperlinge.

Gift (dá), Zorn, Unmuth, Verdruß; Adject. gifti, zornig, verdrießlich.

gift'n (ſih), ſich ärgern, zürnen.

giges-gages, allitterirender Scherzausdruck für: albernes Zeug, leeres Geſchwätz.

Gimp'l (dá), ein Singvogel (loxia pyrrhula. Lin.).

G'jád ('s, G'joad), lärmender Scherz, toller Lärm; von jagen, das Wild durch Lärm auftreiben; ſo auch jágeln, wild ſchreien; das wilde G'jaid, die wilde Jagd.

G'juchaz ('s), Gejauchze; Freudengeſchrei.

gláb'n, glauben; meiſtens dafür: moana, meinen.

glängá (g'langá), auslangen, mit einer Sache auskommen; Part. g'längt.

glanz'n, glänzen; Part. glanzt, geglänzt.

Gláſ'lguckä (dá), Gläschengucker; Einer, der gern in's Glas ſieht; ein Freund des Trunkes.

gleih ſo mein (gleihſumein), gleich ſo lieb; eben ſo gern.

gleihwölſt, gleichwol.

gleihwol, gleichwol.

G'loat ('s), Geleite, Begleitung.

glöck'lhell, glockenhell; ein vom Schall auch für das Licht angewendetes Gleichniß; ſehr hell.

Glöckerl ('s), Schneeglöckchen (soldanella alpina. Lin.).

gloſ'n, glimmen.

glüah'n (glüaht'n), glühen; Präſ. ih glüah', du glüaht'ſt, u. ſ. w.

Glumſ'n (d' Glunſ'n), Ritze, Spalt, Fuge; eigentlich: Klunſen, Klunzen. Schmeller II. 360.

Glur'n, weit aufgeriſſene Augen; verächtlich für „Augen“ überhaupt; urſprünglich Glorren.

g'luſt'n, gelüſtet.

g'máhlá, mählig, langſam.

g'mauſ't, gemauſt; es is má nur g'mauſt; es is mir ein Leichtes, eine Spielerei.

g'moan, gemein, niedrig, betriebſam, ſchlicht; — á G'moaná, ein gemeiner Soldat.

G'moan' (dö), die Gemeinde, davon

G'moankellá (dá), der Gemeindekeller, und

G'moanſtub'n (dö), die Gemeindeſtube im Gaſthauſe.

G'náck ('s), Genick, Nacken.

g'nua, genug, hinlänglich.

Goaſ'l (dö), Geißel, Peitſche.

Godá (dá), der Kader, der fleiſchige herabhängende Theil unter dem Kinne; die Wamme (palear).

God'l (d'), die Taufpathin (engl. God-Mother); auch: die Firmpathin.

godg'ſegn't, gottgeſegnet, glücklich.

Godsacká (dá), Gottesacker, Friedhof.

Godſeibeiuns (dá), der Teufel, vor welchem man ſich durch die Bitte: „Gott ſei bei uns!“ ſchützen mag.

Göd (dá), der Taufpathe (engl. God-Father); auch der Firmpathe.

Göſcherl ('s), Mündchen, Mäulchen; wie bei G'frieſerl, als Verkleinerungswort ein Ausdruck der Zärtlichkeit, während das Stammwort: „Goſch'n“ ein Schimpf iſt.

gottákeit (als Gottákeit), eine eigenthümliche Redensart für: gleichſam, will ſagen. Sie ſoll herkommen von: „Gott mer chyd (keit, ſagt), Gott ſagt mir. Nach andern: aus Gütigkeit; scilicet, nempe. In Baiern: zum Codica, gleichſam, wie das venezianiſche, codiga, come se dicesse (quo dicat).

Grab'n (dá), Graben; der Name eines bekannten, vielbetretenen Platzes in Wien. Plur. d' Gráb'n.

graná, murren (grunire), im Heldenbuche: gronen, winſeln; vom Feuer (bei feuchtem Holze): ſingen, ſtöhnen, leiſe weinen (obvagire).

gránti, grämlich, mürriſch.

g'rath'n (g'rad'n), gerathen (entrathen), entbehren, unterlaſſen, meiden.

graupát, ſtruppig, aufgepuſtet; von Graupe, ein rauher, ſich ſträubender Körper, verwandt mit raufen, rupfen.

Grausbirn' (d'), Angſt, Beklemmung; dö Grausbirn ſteig'n má-r auf, mir wird unheimlich zu Muthe.

gráweln, grauen, dämmern, tagen; nicht zu verwechſeln mit grábeln, moderig (nach dem Grabe) riechen, noch mit grabeln, krabbeln.

grean, grün; die unterſcheidende Farbe des Jägers. Grean's, Grünes für die Suppe.

G'rebeltá (á, — ⏑ ⏑), Wein, aus Beeren gewonnen, welche früher vom Kamm abgeriffelt (abgerebelt) wurden, damit dieſe nicht, wenn ſie mitgepreßt werden, dem Moſt einen herben Beigeſchmack geben. Rebeln von reiben.

g'rechteln, zu recht machen, bereiten, richten; kommt ſchon bei Horneck vor.

G'red'l (d'), Margarethe, ſpottweiſe, wie andere weibliche Namen, zur Bezeichnung einer einfältigen Weibsperſon mißbraucht. Gewöhnlich bildet „d' Gred'l" das Seitenſtück zum „Hans", da beide Namen gleich häufig vorkommen.

grill'n, Onomatopöie für jenen Laut der Finken, durch welchen ſie, der allgemeinen Meinung nach, Regen verkünden.

Grill'n (dö), Grillen; figürlich Gedanken, welche den Kopf ſummen machen; ſiehe Muck'n. Grill'n fang'n, ſich mit eitlen Gedanken abquälen.

g'rinná, gerinnen.

griwes gráwes, ein onomatopöiſcher Ausdruck für: durcheinander, unordentlich, unkennbar.

grub'n (gruab'n), gruben, in Gruben umlegen, von den Reben. Part. grubt.

Grüb'l ('s Grüab'l), Grübchen, die Herdgrube; die Vertiefung auf dem Herde, worin Feuer angemacht wird.

G'rumpl ('s), Gerumpel, Lärm.

Grund'l (dö), Gründling, Schmerl, ein kleiner Fiſch (cobitis barbatula).

G'ſäus ('s), Geſauſe, Lärm, Aufſehen; ganz dem Begriffe des franzöſiſchen bruit entſprechend.

G'ſchäft ('s), Geſchäft, Beſchäftigung, Fach, Arbeit.

g'ſchámi, geſchämig, verſchämt, ſcheu.

G'ſchámi(g)keit (d'), Verſchämtheit.

G'ſchau ('s), Geſchau, Blick, beſonders von einem warnenden, drohenden, ſtarren Blicke, wiewol, ohne Beiſatz, ein vocabulum medium.

G'ſchepper ('s, G'ſcheber), Klang wie von zerbrochenem Geſchirr, verwandt mit Scherbe, deſſen Metatheſe es bildet. Höfer III. 78.

G'ſchick ('s), Geſchick; dös is koan G'ſchick, das ſchickt ſich nicht; das iſt nicht in der Ordnung.

g'ſchlag'n, geſchlagen; voll (solidus). — Á g'ſchlagni Stund', eine Stunde von der erſten Minute ihres Beginnes bis zur letzten, wo die Uhr ſie ſchlägt.

G'ſchloß ('s), Geſchloß, Schloß; das Gebäude, welches der Gutsherr oder deſſen Repräſentant, mit dem Beamtenperſonale bewohnt.

g'ſchmerzt, geſchmerzt, gekränkt, zurückgeſetzt, verlegen.

g'ſchmiert, geſchmiert; ſchnell, raſch, voreilig, munter, flink.

G'ſchmuck (dá), Geſchmuck, Schmuck, auch: 's G'ſchmeid', Geſchmeide.

g'ſchnáppi, geſchnappig, ſchnippiſch, kurz angebunden.

G'ſchrá ('s), Geſchrei, Aufſehen.

g'ſchuná, geſchienen; von ſcheiná.

G'ſchwáb'l ('s), Geſchwäbel; leeres Hin- und Herreden, Geſchwätze, mit Beziehung auf die Redeſeligkeit und (ungerechter Weiſe zum Sprichworte gemachte) Geiſtesbeſchränktheit der Schwaben, ſiehe: ſchwábeln.

g'ſchwoll'n, geſchwollen, aufgeblaſen, luftgefüllt, leer; g'ſchwoll'n's Red'n, hohles Geſchwätz (ampullae).

G'ſchwur ('s), Geſchwirre, dumpfer, verworrener Lärm.

g'ſegná, geſegnen; Segen zu etwas verleihen.

G'ſetz ('s), Geſetz; Plur. dö G'ſátz'.

G'ſicht (in's), gegenüber, vis-à-vis.

G'ſind ('s), Geſinde, die Dienerſchaft, die Wirthſchaftsleute.

g'ſpanná, geſpannen, merken, ahnen, von etwas Spur haben; wie man von einem Vorſtehhunde ſagt: er zieht an.

G'ſpáß (dá, G'ſpoas), Spaß, Scherz, Schwank.

g'ſpáß'ln, ſpaßen, ſcherzen; Kurzweil treiben.

G'ſpiel ('s), Geſpiele, Spiel, Scherz, Spott.

G'ſtánz ('s), Lärm, Ständchen, Geſpräch, Abenteuer; überhaupt etwas Auffallendes, was Einen verweilen (ſtehen bleiben) macht.

g'ſtátzt, geſtatzt, geſpreitzt, hoffährtig (bellus, pusillus); auch ſtátzi, von ſtár, ſtarr, ſteif.

g'ſtiarkt, geſtärkt, durch Stärke (einen aus Weizen, Kartoffeln ꝛc. ꝛc. bereiteten flüſſigen Körper) gezogen, geſteift.

g'ſtreng, geſtreng; dá g'ſtreng' Herr, der Gutsbeſitzer ſammt den Seinigen; überhaupt ein Ehrentitel für alle Honorazioren, vorzugsweiſe für den Verwalter.

g'ſund, geſund; Subſt. dá G'ſund, die Geſundheit, Höfer I. 134.

Guckähnl (dá), der Urgroßvater; mehr nur ſcherzweiſe gebräuchlich. Man zählt aufwärts: Vater, Aehnl, Ur-Aehnl, Guck-Aehnl. Von guck'n, ſchauen; vielleicht, weil auf alten Stammbäumen, welche als menſchliche Figuren abgebildet wurden, die Augen (Gucká) im Kopfe den erſten Vater und die erſte Mutter vorſtellten. Höfer I. 335.

Gugá (dá), Kukuk (cuculus canorus, Lin.) Plur. d' Guger.

Gugelhupf (dá), ein aus Germteig, Milch und Eiern gemachtes und mit Roſinen untermiſchtes Gebäck, welches ſich rund erhebt (aufgeht) und gemeiniglich die Form eines Turbans hat; von Gug'l kugelförmiger Kopfbund (cuculus), und hupfen, huppen, ſich erheben. In Steiermark heißt dieſes Gebäcke von ſeiner gewundenen Form: „Widder". — 'n Kaiſer Joſeph ſein Gug'lhupf heißt, bei'm gemeinen Wiener, ſcherzweiſe der von Kaiſer Joſeph erbaute runde Narrenthurm, weshalb man, die Metapher feſthaltend, einen darin befindlichen Narren dann „ein Weinberl (Roſine)" nennt.

gunná, gönnen, vergönnen. Part. gunnt.

gurg'lſchmier'n, die Gurgel ſchmieren; trinken.

Guſtá (dá, Guſto), Geſchmack, Luſt, Empfänglichkeit; faſt gleichbedeutend mit: Schneid'; ſiehe dieſes.

G'vattá (dá, G'vadá, G'vádámann), Gevatter, Gevattersmann.

g'walti, gewaltig; á g'waltigá, ein gewaltiger; dá g'waltigi, der gewaltige, án'n g'waltingá, einen gewaltigen.

g'wándt'n (ſih), ſich kleiden; Subſt. 's G'wándt'n, das Kleiden.

G'wáſch ('s), das Gewäſche, langweiliges Geſchwätze; ſiehe waſch'n.

g'wichſt, gewichſt, aufgeputzt, ſtutzeriſch; á g'wichſtá Stadtherr, ein ſtädtiſcher Zierbengel.

G'wihr ('s, Gwiahr), Gewehr, die Wehre, die Waffe; vorzugsweiſe: die Flinte, das Schießgewehr.

G'wurrl ('s), Gewirre, verworrene Bewegung, Wimmeln, Krimmeln.

## H.

Haft'lmachá (dá), ein Handwerker, welcher kleine Häkchen (Heftel) aus Draht verfertigt, die in ein gegenſeitiges ovales Ringelchen eingreifen, um ein Kleidungsſtück zuſammen zu halten. Weil dies Fabrikat ſo klein iſt, daß es das Auge des Fabrizirenden ſehr in Anſpruch nimmt, ſo ſagt man von Einem, der ein ſcharfes Geſicht hat: „Er hat Aug'n wie-r á Háft'lmachá“.

hagli (häckli), haiglich, häckelig (heikelig); wähleriſch, bedenklich, kitzlich, gefährlich. Adverb. ſorgſam, ſchonend (delicat). Schmeller II. 165.

Hallodri (dá, ⏑ – ⏑), Flattergeiſt, leichtfertiger, zerſtreuter Menſch, der immer Ungehöriges (ἀλλοτρία) treibt.

Halmelzieg'n ('s), Halmenziehen; die Entſcheidung einer Sache dem Zufall anvertrauen, ob man den längeren, oder den kürzeren von zwei, zwiſchen den Fingern feſtgehaltenen, Halmen zieht, deren Ende man gleich weit vorſtehen läßt.

ham (hoam), heim, nach Hauſe.

Hámur (dá, ⏑ –), Humor, Stimmung, Laune.

hanti, bitter; einen nachhältigen Geſchmack zurücklaſſend; von hán, haben, anhalten; gewöhnlich in Verbindung mit gránti, ſiehe dieſes. Schmeller II. 209.

hárb (háb), herb (asper), böſe; beleidiget; übel gelaunt.

Hárl ('s), Härchen; Diminut. von: 's Har; verſtärkungsweiſe: á Hárl, Har.

Háſcherl ('s), Häſcherchen, Ausdruck der Zärtlichkeit oder des Mitleids für ein kleines, ſchwächliches Kind; etwa von: hoſchen, ſtraucheln (Hoſchel, die Glitſchbahn). Schmeller. II. 253.

hatſchát (– ⏑), hinkend, klumpfüßig; von hátſch'n (hádſch'n), ſchleppend einhergehen.

hátſcheln, hätſcheln, kindeln, verzärteln; verwandt mit: haſchen.

Hax'n (dö), die Hakſe; der lange Fuß vom Kniebug abwärts; gemein für: Fuß überhaupt; Plur. d' Háxná.

**Habárn** (dá, — ⏑). Hafer; dá Habárn ſticht 'n, er iſt muthwillig, feurig (protervus).

**hab'n**, haben; Präſ. ih hab' (ha, han); má hab'n (ham), ös habt's, ſö hab'n (ham); Conj. Impf. ih hätt' (häd'); Part. g'habt. — Mih hat's; es hat mich; mich nimmt etwas mit.

**hämmerln und hámmerln**, eine Alliteration; pochen, klopfen; von einer Uhr, oder vom Schlage des Herzens.

**Händ'l** ('s), Huhn; d' Händ'ln hab'n erm 's Brod g'freſſ'n, die Hühner haben ihm das Brod gefreſſen; er iſt traurig und niedergeſchlagen.

**häufti**, häufig, zahlreich, in großer Anzahl vorhanden.

**haid'l**, ſchlaf'; von haid'ln, ſchlafen (εὕδω); davon: dá Haid'lbubaid'l, der Schlaf.

**Haingart'n** (dá), Hausgarten, Hausflur; der Ort, wo man ſich Abends in häuslicher Eintracht zuſammenſetzt, um zu plaudern. — In Haingart'n geh'n, zu einem vertraulichen Geſpräche ſich zuſammenſetzen. Es entſpricht ſomit, dem Begriffe nach, dem engliſchen Fire-side.

**halbát**, halb, als Adject. da, d', 's halbáti.

**halbs**, halb, als Adverb. zur Hälfte.

**Halbſchád'** (d'), Halbſcheide, Hälfte.

**Hals** (dá), Hals; Plur. d' Hálſ'; davon

**halſ'n**, halſen; um den Hals nehmen; umarmen (amplecti); kommt ſchon bei Otfried und Veldeck vor.

**Halszierdt'** (d' kiniglichi), „die königliche Halszierde Davids", der Titel eines alten, auch unter dem Landvolke verbreiteten, Gebetbuches.

**halt** (nicht halter, was die Ausländer ſpottweiſe ſo oft anführen, obwol es in Niederöſterreich gar nicht gehört wird), eine oft gebrauchte enklitiſche Partikel für: „nämlich, am Ende, kurz, aber, wirklich, auch, nun, ſchon" und jedenfalls ſchmiegſamer, als das breite, und doch ſo wenig ſagende „nachgerade" der Norddeutſchen. — Es iſt ein altes Wörtchen, welches ſchon bei Otfried, bei Horneck, bei Wolfram von Eſchenbach und anderwärts vorkommt. Siehe darüber ausführlich: Öſterr. Volkslieder von Fr. Ziska und J. M. Schottky. Peſt. 1819. S. 272. Wachter S. 645. Höfer II. 23. — In den Schedis Popowitschianis (Mſcpt. der k. k. Hofbibliothek in Wien) las ich folgende Bemerkung: halt, vielleicht halt' ich. In Leipzig ſpricht der Pöbel me'-ich, mein' ich; ſo auch gle'-ich, glaub' ich; im Baireuth'ſchen: halt' ich, ſtatt: ich halte dafür, z. B. Es is, me' ich, ſo; es is, glé'- ich, ſo; es is, halt' ich, ſo; es is halt ſo (est, puto, sic).

Haltá (dá, Haldá), der Viehhirte; von Halde, Viehweide (d' Hald'), wol auch vom Halten, Zuſammenhalten (cogere) des Viehes; daher in Steiermark, was mir höchſt ſpaßig klang, der Hirte, welcher das Vieh der Stadt zur Weide treibt, Stadthalter heißt.

Haltábach (dá), Halterbach: fingirte örtliche Benennung für einen Bach, welcher über eine Halde fließt.

Hanef (dá, — ⌣), der Same des Hanfes (cannabis sativa), womit die meiſten Singvögel gefüttert werden.

Hans-Jarg (Jarg'l), eigentlich Johann Georg: überhaupt: Georg.

Has'lnußſalb'n (á), Haſelnußſalbe, ſcherzweiſe für Prügel: weil man ſich zur Vollziehung der Stockſtrafe (ſchmier'n, ſalbmá) gewöhnlich des Haslingers (vom Haſelſtrauche [corylus avellana Lin.] abgeſchnittener Stöcke) bediente.

Hauf'n (á), in der Schifferſprache eine Sandbank.

hau'n, hauen; ſchlagen; Conj. Impf. ih haurát', — 'n Weinſtock hau'n, den Weinſtock behauen.

Hauráſt'l ('s), Mittagsſchläfchen, Sieſte; von der Raſt, welche ſich die Winzer (Hauer), welche die Weinſtöcke behauen, während der Mittagsſchwüle, gönnen.

Haus-Adá (d'), Hausotter, eigentlich Hausnatter; Ringelnatter (coluber natrix). Nach der abergläubiſchen Meinung des Landmannes hat jedes Haus ſeine eigenen, gleichſam ihm anhaftenden, Thiere, als: Haushund, Hauskatze, Hausſchwalbe, Hausſtorch, Hausnatter ꝛc. ꝛc., von welchen man allerlei Märchen zu erzählen weiß.

Hausdätſch'n (á), eine derbe Ohrfeige; von Tätſch'n, Schlag, unſanfte Betaſtung; verwandt mit taſten.

Häuſ'l, Häuschen; um á Häuſ'l weitágeh'n, um eine Strecke weiter gehen.

Hean'raug'n (d'), Hühneraugen, Leichdorne.

Heanádárm' (d'), Hühnerdarm, Meierich (alsina media Lin.), eine Leckerkoſt für Hühner und Singvögel.

Heanáſteig'n (d'), Hühnerſteige; ſcherzhafter Euphemismus für: Runzeln, Stirnfalten.

hearnz'n (hianz'n), aushöhnen, hänſeln, beſpötteln; Iterat. von höhnen.

Heck' (d'), Hecke, Brutzeit, Neſt. — Bei dá Heck' ſein, gerne, wie im eigenen Neſte, ſich's bequem machen; verliebt thun (brüten); Höfer (II. 40) leitet die Redensart von Hecke, Zaun, her, wonach ſie ſo viel hieße als: wie ein Straßenaufſeher gleich zur Hecke ſchauen, wenn ſie jemand zu beſchädigen droht; oder, wie eine Hecke, jederzeit zur Abwehre und zum Stechen bereit ſein.

heili, heilig; gewiß, zuverläſſig; unbezweifelt; an heiling' Zeit'n, nur an Feſttagen, alſo: ſelten.

hell-licht, ſehr hell; eine pleonaſtiſche Verſtärkung.

Hemád ('s Hemed), Hemde; in der echten Volksſprache: Pfoad (Pfaid).

Heppin (d'), Erdkröte (rano bufo), auch: Weinber-Krod (Weinberg-Kröte); Plur. d' Heppina (– ⌣ ⌣); von hoppen, ſich auf- und niederbewegen, hüpfen.

herauſt, außen, außerhalb.

herent', herüben, hüben; vergl. drent'.

Heribſt (dá), Herbſt; ganz bäuriſch: dá Hörigſt.

Herrſchaft (d'), das Herrſchaftsſchloß, Schloßgebäude; auch: die Familie des Gutsbeſitzers.

herzi, herzig, lieb, artig, faſt ſo viel, als: bágſchierli.

heunt' (heund'), heute.

Heurichi (dá), heuriger Wein (vinum hornum); ſo wird der Wein nach dem Martinstage (11. November), bis wohin er Moſt hieß, getauft. Nach einem Jahr heißt er fertiger (fehriger) Wein. Siehe: fert'n. Acc. án'n Heuringá. — Anderswoher zu erklären iſt die Redensart: Er is koan Heurigá, er iſt kein Unpfiffiger; nämlich: er iſt kein heuriger (junger:) Haſe, ſondern ſchon ein älterer, herumgehetzter, der manchen Trieb überdauert hat.

Hex' (á). Man erzählt auf manchem Schloſſe das Mährchen von einer Hexe, welche ein leerſtehendes Bett in einem unruhigen Gemache über Nacht zuſammendrückt und eine kleine Silbermünze zurückläßt, damit man ihr dafür das Bett wieder zurecht mache.

Himmelſchlüſſeln, Oſterblümchen (primula veris, Lin.). Blümchen, die den Lenzhimmel aufſperren.

hinbei, ſeitwärts, nebenhin, daneben.

hintáſchi (— ⏑ ⏑), dahinter, hinterhalb.

hinvoar, hinvor, vorne hin.

Hoamet ('s, Hoamád), die Heimat; von hoam (hám).

hoaß abrennt (haß-a-brennt, — — —), heißabgebrannt, kochend, abgeſotten.

hockerln (hogerln), hocken; kauern, zuſammengebückt ſitzen; Diminut. von: hocken.

Höch (d' Höh'), die Höhe; in d' Höch' (Höh'), empor, hinauf.

Hörndlá (dá), Hörnler, Hirſchkäfer (lucanus cervus, Lin.); auch: Kirntelkäfer.

hoppát-aſchi, ſchnippiſch; eigentlich: hoppát-árſchi, mit dem Steiße ſchwänzend.

Horning (dá), Hornung, Februar.

hoff'n, außer Haus gehen, umherſtreifen (à bonne fortune), ausreißen; Seitenſprünge thun. In Baiern ſagt man beim Kegelſcheiben: „Die Kugel rennt hoff'n,“ wenn ſie abſpringt. Schmeller II. 251.

hott, — hi; Fuhrmanns-Ausdrücke, um die Pferde zu lenken; halbs hott, halbs hi, halb ſo, halb ſo; halb gut, halb ſchlecht; halb mein, halb eines Andern.

Hüberl ('s), Hügelchen, kleiner Hügel (clivus). Von Hübel, eine Metatheſe von Bühel, Hügel.

Hübſchigkeit, Lieblichkeit, Anmuth: körperlich weniger und geiſtig mehr, als Schönheit: von hübſch, eigentlich: höfiſch, gebildet, artig, einnehmend (curialis, cortese, courtois).

hunz'n, plagen, quälen, mißhandeln; von Hund, wie einen Hund behandeln.

huſcherln, kalt haben; thun, als ob man fröre; von dem Empfindungsworte: huſch, huſch.

huſſ'n, anhetzen, aufreitzen; von dem Rufe: „huß, huß!“ womit man die Hunde zu hetzen pflegt.

# J.

## Der Selbſtlaut: J.

iardá (á-n), ein Jeder; an'n iad'n, einen Jeden.

iargá, iargſti, ſiehe: arg.

iargán, ärgern.

Jarm'l (dá-r), Aermel.

Jarz'n (d'), Achſeln; auch die Höhlung unter der Achſel (ala).

iazt, jetzt, nun.

Jrta (Jarta) Erichstag, Erchtag, Dienſtag.

imm'rámal, immereinmal, dann und wann, je zuweilen.

infámirt, entſtellt aus: informirt, unterrichtet, unterwieſen, in Kenntniß geſetzt.

Jng'wád ('s), Eingeweide.

## Der Mitlaut: J.

Jägerzeil' (d'), eine belebte Straße der Leopoldſtadt in Wien, bei Praterfahrten der Tummelplatz der eleganteſten Equipagen.

Jákobiſedán (d'), Jakobiſedern, ſcherzweiſe für: Stroh, weil um Jakobi (25. Juli) geſchnitten wird.

jámmern, jammern, wehklagen.

Jánker (dá, Jánká), die Jacke.

Jod'l (dá), eine Abkürzung für Jodokus, für Georg, ja ſogar für Jakob; auch: der Stier, von jo-eln, ſtark ſchreien, brüllen.

jucház'n, jauchzen.

juck'n, als Tranſit. quälen, necken, mißhandeln.

juſtáment (— ⏑ —), mit Fleiß, zum Trotz, faſt ſo viel, als: mit z'Fleiß und expreß.

## K.

Kád'l (d' Koadl, Koadál), Katharina.

káffá, kaufen; Part. káfft, gekauft.

kámmod (kámoth ⏑ —), kommod, bequem, behaglich, läſſig.

Kámp'l (dá), eigentlich: der Kamm; figürlich ein Lebemann (Kämpe, Kumpan).

kápir'n, kapiren (capere), faſſen, begreifen, verſtehen; der Öſterreicher ſagt auch: ih bin's nit kumpák'l (kápab'l), ih bin nicht fähig, es zu verſtehen.

Káſ' (dá), Käſe; káſ'weiß, käſeweiß, bleich. Der Hochdeutſche ſagt lieber: kreideweiß.

Káſt'l ('s), das Käſtchen.

Kalm (d' Kalb'n), Kalb; Plur. d' Kalmá.

Kaſtná (dá), der Oekonom bei einer Herrſchaft; von: Kaſt'n (Getreidekaſten), Speicher.

kauſch'n und plauſch'n, allitterirende Redensart für: ſchwatzen und plaudern, durch Geſpräche ſich unterhalten.

Ked'n (d'), Kette; Plur. d' Kedná.

kei'n, werfen (κίω, κιίω). Daher

Kei'rei (d'), Zerwürfniß, Verlegenheit, Fatalität, Klemme.

kernfriſch, friſch, wie ein Kern; geſund, wie man ſagt: kerngeſund.

Kerſch'n (d'), Kirſche.

kimmt, kommt, von kummá; ſiehe dieſes.

Kini (dá), der König.

Kirita (dá, [— ⏑ —] Kirtá), Kirchtag, Kirchmeß.

Kirpá (dá), Körper, Leib.

Kirtz'n (d'), Kerze; Diminut. 's Kirtz'l, Kerzchen. Man pflegt am Allerſeelentage auf den Kirchhöfen, in den Kirchen und an den Grüften (farbige) Wachskerzchen anzuzünden und dabei für die Seelen der geſchiedenen Lieben zu beten.

Kitz'l ('s), die junge Geiß (hoedus); im weiteren Sinne das junge von mehreren Thieren, als: Gáskitz'l, Rehkitz'l, Gámskitz'l u. ſ. w.

kláubeln (klaibeln), wenig und ohne Hunger eſſen; herumklauben, ob nichts, was die Eßluſt reizen könne, zu finden ſei.

Klag' (d'), die Klag'; eine geſpenſtige Erſcheinung in Geſtalt einer feurigen Kugel, welche narrend und ſchleifend vor deſſen Thüre hinkollert, der zum Tode reif iſt.

Klámpf'l ('s), biſſige Rede, Haken, auch was am Haken hängt, nämlich: Bündel; von Klampſe, Klammer; daher: Ränzel, Gepäck.

kleck'n, klecken; hinreichen: — es kleckt nit, es reicht nicht hin; daher adverbialiter: mehr, als; über.

Klez'n (dá), eigentlich: gedörrtes Obſt; figürlich eine Kleinigkeit.

Kload ('s), Kleid; Gewand.

kload't, gekleidet, von kloadt'n, kleiden.

Klob'n (dá), Kloben, eine Vorrichtung zum Vogelfange, aus zwei miteinander verbundenen, ſchwanken Hölzern mit einem Faden beſtehend, welche zuſammengezogen in der Spalte den Vogel feſthalten; von klieben (altdeutſch: chliopan ſpalten).

kloanbánlát, kleinbeinig; mit zarten Knochen verſehen; ſchwächlich, zart.

Kloanhäusler, Kleinhäusler; Beſitzer eines kleinen Hauſes; ſonſt wol nur ein Handfröhner, der zwölf Tage im Jahre fröhnen muß.

knopfát's und g'ſchmeidig's; aſſonirender Ausdruck für „Allerlei“; vom Holz entlehnt, welches entweder ſpröd und knorrig (knopfát), oder glatt und geſchmeidig iſt.

Koaſá (dá Káſá), der Kaiſer.

Körnd'l ('s), Korn; Getreide überhaupt; ſiehe: Troad.

köwi (g'häbi), gehäbig; was ſich haben läßt, anläſſig, derb, ſtark, wohlbeleibt; auch: unternehmend, herausfordernd, keck.

Kog'l (dá), ein ſanft ſich wölbender Bergrücken; auch Kof'l (collis); ſchweizeriſch: Gugel.

kohlrab'nſchwarz; pleonaſtiſche Verſtärkung für: ſehr ſchwarz.

Koi ('s), Kinn; daher koi'n, kauen; Koibán, Kinnbein.

krâh'n, kräh'n; Part. kráht.

král'n (krall'n), klettern; eigentlich mit den Krallen ſich feſthalten; von Kralle; auch: träge ſchleichen, ſich umher bewegen.

Kran'l ('s), Krönlein; kleine Krone.

kráxeln, klettern; verwandt mit: kriechen.

Krankát (d' Grangád), Krankheit.

Kreiſtá (da), das Kreiſſen; ein tiefgeholter Athemzug, entweder aus Wohlbehagen oder Schmerz; von kreiſſen, niederſächſiſch kreien (an das franzöſiſche crier erinnernd), ſchreien.

Kren (dá), Mährrettig (engl. horse-raddish); gewöhnlich: Meerrettig (cochlearia armorica). — Oan'm án'n Kren untá d'Naſ'n reib'n, Einen ſo betrügen, daß ihm die Thränen kommen; — ſih án'n Kren geb'n, ſtolz thun, ſich in die Bruſt werfen; — krenſauá, herb, ätzend.

Kreuzſáckerlod! ein Fluchwort.

Krickerl ('s), das weinerliche Geſicht, das Kinder machen, ehe die Thränen ausbrechen. (In der Pfalz: ein Pfännlein machen.) Im Hochdeutſchen haben wir: krickelich, eigenſinnig.

kriech'nbláb, kriechenblau, blau, wie Kriechen. Krieche iſt die Kriechpflaume (prunus insiticia, Lin.).

Kronawetholz ('s), Holz vom Wachholderſtrauch (juniperus communis, Lin.). Kronawet (Granewit), von grün (angetſächſ. granu) und Wid (ſchwed. ved), Holz. Man verfertiget aus dieſem Holze kleine Tabakspfeifen, aus welchen zu rauchen der Bruſt zuträglich ſein ſoll, weshalb man ſie Geſundheitspfeifen nennt.

krüaglát, krügelig, wie aus einem Kruge; hohl, dumpf, laut, aber unrein, wie die Stimme eines Trunkenboldes.

krump, krumm.

Kruzifix! als Scheltwort mißbraucht.

Kuah (dö), Kuh; Diminut. 's Kuahl, ſchmeichelnd.

Küahwád (d'), Kuhweide, Halde.

kugeln, wälzen; ſih kugeln, ſich umkehren.

kummá, kommen; auch kimmá, kemá; Präſ. Ih kimm' (kumm'), du kimmſt, er kimmt; má kimmán (kemán, kummán), ös kimmt's (kummt's), ſö kimmán (kemán, kummán). Conj. Imperf. Ih kám, kemát, kimmát, kummát; Part. kummá, kimmá, kemá.

Kumödi (d'), die Komödie, das Theaterſtück, Poſſe, Scherz.

Kumpáni (dö, — ⏑ —), Compagnie, Geſellſchaft.

Kuráſchi (dö, 's K'ráſchi), Courage, Muth, Herzhaftigkeit.

kurjos (kor'jos), kurios, ſeltſam, ungewöhnlich, befremdend.

## L.

Láb ('s), das Laub. Diminut. 's Láberl, daher: Lábwerch, Laubwerk.

Lábfroſch (dá), der Laubfroſch (rana arborea).

lácheln, lächeln.

láf'n (láff'n), laufen. Part. g'loffá.

Láhm (dá), Lehm. — Um án'n Láhm fahr'n mit Oan'm, Einem ſeine Wege weiſen; ihm einen Herrn zeigen.

Láhmkruag (dá), Lehmkrug; ein Trinkkrug aus gebrannter Erde.

láhmlackát (— ⏑ ⏑), leblos, träg, lendenlahm; von Láhm und láck, láu, matt. Schmeller II. 432.

Lámperl ('s), Lämmchen, beſſer vielleicht: Lámberl, zum Unterſchiede von: 's Lámperl, das Lämpchen.

lár, leer.

Látſál ('s), Leitſeil, Leitriemen (lorum).

Landwiahr (d'), Landwehre, eine aus dem Landvolke, den Bewohnern der Städte ꝛc. ꝛc. errichtete National-Miliz.

Lapp' (dá), Laffe, Lapps, einfältiger Menſch; auch ſcherzweiſe ohne beleidigenden Nebenbegriff.

Laudi (á), ein Spaß, eine Unterhaltung, von lauto oder lautus.

laugná (laug'n), läugnen, verhehlen.

Launla (á), ein Zögerer, ein Saumſeliger, der Schläfrige; von launen, launeln, lau, ſchläfrig ſein. Schmeller II. 470; davon

launlát, zögernd, langſam.

Learn'l (dá, Lien'l), eigentlich: Leonhard'l, ein grober, ungeſchliffener, tölpelhafter Menſch. Leonhard iſt der Patron der Hammerleute; die roh geſchnitzte Statue desſelben, oft nicht beſſer als ein Klotz, mag zu obiger Benennung Anlaß gegeben haben.

Leberl ('s), die Leber; mir is was übá 's Leberl g'fahr'n, ich habe einen Verdruß gehabt.

Lebta (mein), mein Lebetag.

Leiblied'l ('s), Leibliedchen, Lieblingsliedchen.

leicht, gar, vielleicht; ſiehe váleih; — leichtlá, leicht.

lei'n, leiden; Part. g'lid'n.

Lenz, abgekürzt für: Lorenz.

Lepoidt'n (⏑ – ⏑), ein Spiel für die Jungen, deſſen Hauptzweck iſt einander zu haſchen, wobei man ſich mit den Worten: „Ih boidt' ma'n“ (ich entbiete mir ihn) einen Platz vorbehält, wo man nicht gefangen werden darf. Daher auch: „Dös boidt' ih má,“ das behalte ich mir vor.

Letfeig'n (á), Memme, Haſenfuß, furchtſamer Menſch; von laß (angelſächſ. laet) und dem alten Schimpfworte: der Feige, der Unterlegene.

Liebstáſcherl ('s), ein ſanfter Backenſtreich; ironiſch für eine derbe Maulſchelle.

Lieſing, eine Ortſchaft nächſt Wien, an der Eiſenbahn nach Baden, mit einem vielbeſuchten Bräuhauſe.

Liná (d'), die Linie, die äußerſte Stadtmauth.

Liſ'l (d'), Eliſabeth; d' ſcheangládi Liſ'l, die ſchielende Liſe; im Texte der Name einer Wieſe. Man pflegt in Öſterreich einzelnen Grundſtücken beſondere, auf Lokalverhältniſſe oder Eigenſchaften der Beſitzer bezügliche, Beinamen zu geben.

Load ('s Lád), Leid; mir is lád (load), mir iſt leid.

loahná (láhná), lehnen.

Loahnſtuhl (dá), Lehnſtuhl, Sorgenſtuhl, Großvaterſtuhl.

loſchir'n, logiren, wohnen (vom franz. loger); Part. g'loſchirt.

loſ'n, zuhorchen, aufmerken. Höfer II. 220.

Ludá ('s Luadá), Luder; Schimpfwort für ein träges Weſen.

lüfti (lifti), lüftig, ſchnell, flink, leicht.

Luft (d'), die Luft; Plur. d'Lüft' (Lift'); dá Luft, kühler Wind, Bergwind.

Lümmel (dá), ein ungeſchlachter, roher Menſch; daher: án'n Lümmel mach'n, ſich geberden wie ein roher Menſch, indem man den Ellbogen auf den Tiſch ſtemmt; án'n doppelt'n Lümmel mach'n, wenn man beide Ellbogen aufſtemmt.

Lump'l (d' Lung'l), die Lunge.

luzeln und ſuzeln, eine allitterirende Redensart für: trinken und eſſen. Luzeln, ſaugen, auch duzeln. Schmeller II. 532.

## M.

má, wir, mir (vor einem Selbſtlaute: má-r); auch: man; dagegen: ma (ih ma') mag, ih ma', ich mag.

Mádám (**Madame**), verächtlich von einer putzſüchtigen, eingebildeten, hochmüthigen Frau (Maitreſſe).

Máhm' (d' Mouhm'), die Muhme, der Mutter Schweſter.

máh'n, mähen.

**Mál** ('s), Maul; daher Málwerch, Maulwerk, Beredtheit (Redhaus), Vortrag.

**Málör** ('s — ⏑), Malheur, Unglück, Verlegenheit.

**Mand'l** ('s), Männchen.

**Márhof** (dá), Meierhof, Meierei.

**Máriand'l**, Maria Anna.

**Máriáſch'n** (⏑ ⏑ — ⏑), Mariagen, ein bekanntes Kartenſpiel zu Zweien.

**Márie-Geburt** (— ⏑ ⏑ —), ein großer Feſttag der Kirche (8. September), die Zeit, um welche die Schwalben fortzuziehen pflegen, und, nach der früher in Öſterreich beſtehenden Schulordnung, die Studenten, nach geſchloſſenen Collegien, auf die Ferien (ſiehe Vikánz'n) gingen.

**Mártini** (Mátini), der Martinstag (11. November); an welchem man Gänſe (Martinigänſe) zu ſchlachten liebt. Der ſogenannte Martinstrunk wurde bei den Handwerkern geſetzlich verboten.

**Máſcherl** ('s), eine kleine Schleife, Bandſchlinge. Höfer II. 237.

**Máſch'n** (á), Maiſche; der erſte Grad von Trunkenheit (Hieb, Spitz). Höfer II. 237.

**Máſtá** (dá), Meiſter; davon máſterli, meiſterlich.

**Máß** (d'), Holzſchlag, Hau; von maiß'n (gothiſch: maitan), hauen. Schmeller II. 627.

**Mátzi** (dá), auch Martzi der Monat März.

**Máx'n** (dö), gewöhnlich in Verbindung mit „Batzen“ (ſiehe dieſes), ſo viel als: Geld; vielleicht von Máx (Max d'or), einem Goldſtück im Werth eines zweifachen Goldguldens, unter dem bairiſchen Kurfürſten Max Emanuel geprägt.

**Mäkazá** (dá, — ⏑ ⏑), dumpfer Schrei, abgebrochenes Mäkern, von meckern.

**Mag'n** (dá), der Magen; Plur. d' Mág'n.

**Mann** (dá Man), Mann; figürl. der zweite Grad des Rauſches; Plur. dö Manná (Maná).

**mannigs**, manches; daher mannigsmal, manchmal.

**mannichá**, mancher; mannichi, manche u. ſ. f.

March ('s), Mark: in's tiefſte March, in's Innerſte.

Matthä am letzt'n, eine Redensart, welche ſo viel ſagt, als: vorüber, gar, es iſt aus damit. Schmeller II. 646.

Mathies (zweiſylbig — —), Matthias; auch: Mattheis.

mehrántheils, mehreren Theils; der Mehrzahl nach, gewöhnlich.

mehrás, mehreres; mehráſt'n (— ⏑ ⏑), meiſten.

mein! (u mein!), ein Ausruf der Verwunderung, der Theilnahme.

Mein'g' (d'), die Meinige, d. i. meine Frau; ſo auch: der Meinigi (il mio).

memeln, ſo eſſen, daß die Lippen geſchwind immer auf- und zugedrückt werden, was beſonders bei alten, zahnloſen Leuten der Fall iſt. Schmeller II. 575.

Memeln ('s), Subſt. vom voranſtehenden Zeitworte.

Menſcháſchuach' (d'), die Mädchenſchuhe. d' Menſcháſchuach' auszieh'n, die Schuhe einer unverheirateten Dirne ausziehen, heiraten, wie die lateiniſche Redensart: nuces projicere.

Mett'n (d'), Mette, der nächtliche Gottesdienſt in der Weihnacht; eigentlich: Frühgottesdienſt (matutina).

Mich'l, Michael.

Mili (d'), Milch.

Miliwei ('s), Milchweib, Milchverkäuferin.

mir, wir.

mirk'n (miark'n), merken; a-mirk'n, abmerken; an-mirk'n, anmerken, ankennen.

Mirl, Maria, die zu Lichtmeß gefeiert wird; ſpottweiſe, wie Gred'l, Nánnerl, Kord'l (Kordula), Everl, Urſch'l (Urſula), zur Bezeichnung einer einfältigen Weibsperſon mißbraucht.

Mirz'l, Miarz'l (Miz'l), Maria; in Baiern: Mätz.

miſelſüchti, kränklich, lungenſüchtig; im Altdeutſchen: miſáſuchti, elephantico morbo behaftet (leprosus).

mitgeh'n, annehmbar ſein (passer); es geht mit, es iſt erträglich, es läßt ſich hören.

Mitt'l ('s), die Mitte, der Oberleib; hoch um's Mitt'l, vollbuſig.

moaná (máná), meinen, Conj. Impf. Ih moanát'.

**mock'n und bock'n**, allitterirende Phraſe für: grämlich, mürriſch ſein; mock'n, nur leiſe, verſtohlene Bewegungen machen aus Furcht, Trägheit, Verdruß: — bock'n, wie ein Bock ſtoßen.

**mollát**, mollig, weich, lieblich, fleiſchig (mollis).

**Monſchein** (dá), Mondſchein; dá Mon, Mond.

**mordiániſch** (muardiániſch), mörderiſch, ſehr heftig; auch: mördáli (— ⏑ ⏑).

**moſteln**, die Trauben treten, um Moſt zu machen; daher überhaupt: treten, balgen, preſſen.

**Muadá** (d'), Mutter; Plur. d' Müattá.

**Muattá** (d'), der Stift am Rade, welcher das Herausfallen des Radnagels verhindert.

**Muck'n** (dö), Mücken; Gedanken, welche den Kopf einnehmen, wie Mückengeſumm; d' Muck'n im Sing. das Korn an den Schießgewehren, auch: d' Flieg'n.

**mud'lwarm**, warm, wie in einem Katzenbalge; von Mud'l, Katze. Schmeller. II. 553.

**mungáz'n** (— ⏑ ⏑), ein Spiel, wobei genau ſo verfahren wird, wie es die beiden erſten Strophen meines Gedichtes (S. 197.) beſchreiben. Die berührte Perſon gibt, mit verſtellter Stimme, einen Ton (Miau'n, Mungázá) von ſich, aus welchem der Verbundene im Kreiſe die Perſon ſelbſt errathen muß, die ihn dann ablöſt. — Munkezen, munken, munkeln, verdrießlich thun.

**muntá** (wer'n), munter werden, aufwachen.

**muring** (murig'n), morgen; ſpottweiſe für: niemals.

**Muſi** (d'), die Muſik.

## N.

**Nábinger-Loch** (á), Bohrerloch; Nábinger, Näber, Nepper, ein Bohrer; verwandt mit dem franz. navrer, verwunden, durchſtechen.

**Náderl** ('s), Nädelchen, eine beſtimmte Anzahl von Maſchenreihen (Gängen) beim Stricken.

**Nág'l** ('s), die Neige, das Reſtchen, dagegen: dá Nag'l, der Nagel, auch ein höherer Grad der Trunkenheit; und 's Nág'l (Nágerl), die Nelke.

náhm', nähme; von: nehmá. Präſ. Ih nihm'; Plur. má nehmán, ds nehmt's, ſö nehmán; Conj. Impf. ih náhm' (nehmat); Part. g'nummá. — Statt des Imperat. nimm oder nehmt's gebraucht man häufig das Wörtchen: Sö! (en); ſiehe dieſes.

náh'n, nähen.

námlá, nämlich.

Nánnerl, Anna; dreinſchau'n wie-r á Nánnerl, betroffen (ſchüchtern) drein ſehen.

Náſt'l ('s), ſo viel, als: Áſt'l, Äſtchen, Zweig. Höfer. Die Volksſprache in Öſterreich. Wien, 1800, S. 56.

nachá, nachher, hernach.

nachád, nahe; nachándá (— ⏑ ⏑), näher, náckſt, nächſt (z'náckſt'n, zunächſt, jüngſthin).

Nachád (d'), die Nähe; bei dá Nachád, in der Nähe.

nachi, nachhin, nach.

nachi-zod'ln, nachgehen; ſiehe: zod'ln.

nach-pfuſcht, nachgepfuſcht, nachgemacht, gefälſcht, von: nach-pfuſch'n.

Nachtauchá (á), Nachtaucher, Nachhülfe, Zugabe (surplus).

Nam' (dá), Name, Plur. d' Námá.

napfáz'n, einnicken; ſchläfrig den Kopf ſinken laſſen (Kirz'n tunk'n); vom alten naffizan, dormitare.

Narr (dá), Narr; án'n Narr'n an Oan'm g'freſſ'n hab'n, für Einem vorzugsweiſe eingenommen ſein.

naſch'n, naſchen; lecken, beſpülen (lambo).

Naſenrauckerl ('s), ein kleines, kurzröhriges Tabackspfeifchen, deſſen Kopfmündung faſt an die Naſe anſtreift; von: Naſe, und: rauck'n, rauchen; ſiehe dieſes.

'naus, hinaus; gewöhnlich: auſſi.

Neb'l (dá), Nebel; figürl. Benebelung, Rauſch.

'nein, hinein; gewöhnlich eini.

Nepámuck, Nepomuck; ein Standbild des heil. Johann von Nepomuck, des Schutzpatrons der Brücken.

nermſt (nermbſt, nearmſt), Niemand; zumeiſt mit beigeſetzter Negation: nermſt nit.

neug (neuch), neu; neug's, neues; 's neuchi, das neue, u. ſ. w.

neun Täg' und á-n' Ewigkeit, über die Gebühr lang, eine ſcherzhafte Redensart.

neuſchieri (— — ⌣), neugieri, franzöſiſch ausgeſprochen (eine ſcherzhafte Koketterie im Munde des gemeinen Wieners), für: neugierig, begierig.

ni(á)t-neuch, nagelneu; ſiehe ſpanneuch.

nidá-patſch'n, ſchwer niederfallen; plump herabſpringen; von pátſchen, klappend treten (πατάζω); pátſch, onomatopöiſche Bezeichnung für den Laut des Fallens; daher: dá Patſch, ein plumper, ungeſchickter Menſch.

niedri, niedrich; niedrichá, niedriger.

Niernbrát'l (á), ein Kalbs- oder Schweins-Braten, aus den Lenden (nebſt den Nieren) herausgeſchnitten.

Nimmáſatt (á), Nimmerſatt, Unerſättlicher; eigentlich: der Pelikan (pelecanus onocrotalus).

nindáſcht (— ⌣), nirgend.

Nipf (dá, Nipf), die verhärtete Zungenſpitze des Federviehes, gewöhnlich mit Verſtopfung der Naſe (pituita) verbunden; auch: Zipf (Zibf), Pibs. Daher die Redensart: 'n Nipf hängen laſſen, traurig, niedergeſchlagen ſein; vielleicht auch dá Nipf, ziemlich gleichbedeutend mit Zipf (Schweif), iſt, ſo viel: als den Schweif hangen laſſen, unwol, verſtimmt, traurig ſein.

nipf'n, nippen, koſten.

nit (nid, nöd, [illegible]), nicht.

nix (niks), nichts.

noblich, nobel, vornehm: anſtändig; Comp. nobichá (— ⌣ ⌣).

nöth'n, zwingen, ſich nöth'n, ſich zwingen, überwinden; Präſ. ih nöth' mih; du nöthſt dih; er nöth't ſih.

non, nun; eine Hinweiſung auf das Nachfolgende, oder eine Aufforderung bezeichnend.

Nürſcherl ('s), das Trinknäpfchen, welches man den Vögeln in den Käfig ſchiebt, von Rueſch, Rinne. Schmeller II. 712.

## O.

Oach'l! (mein'), eine Betheurungsformel, wahrſcheinlich ein verkapptes „mein' Oad!" (bei) meinem Eid. Schmeller. I. 18.

Oach'l-Kini (dá-r), Eichelkönig, Treffkönig, von: Oach'l, Eichel.

Oad (dá-r), Eid; mein Oad! bei meinem Eid'! — Án'n Oad a-leg'n, einen Eid ablegen: gewöhnlicher: á Juráment ſchwör'n.

Oaná, Einer; Oan's, Eines; Oan'm, Einem; Oan'n, Einen; Oan, Ein; d' Oan', die Eine u. ſ. f.

oanzi, einzig; á-n Oanzigá, ein Einziger; 's Oanzigi, das Einzige; án'n Oanzig', einen Einzigen; d' Oanzingá, die Einzigen u. ſ. f.

Oanſchicht (d', Ánſchicht), die Einſchicht, Einöde, Abgeſchiedenheit, Einzelheit (solitudo): von dem Bergmannsausdrucke: Schicht, Ordnung, Reihe.

oanſchichti (– ⏑ ⏑), einſchichtig: einſam, verlaſſen, vereinſamt; á-n oanſchichtigá, oder auch: á-n oanſchichtá Menſch, ein für ſich allein daſtehender Menſch (passer solitarius).

Oar ('s), Ei; Plur. d' Ár (d' Oar). Wieneriſch: Sing. á-n Eier; Plur. d' Ár. Diminut. 's Árl.

Oarbás (d' Oarbes), Erbſen.

obmád, oben, in der Höhe.

Oe (o͡-e!), ein Empfindungslaut des Spottes, der Verkleinerung, der Verachtung, welcher in des Öſterreichers, namentlich in des Wieners, Munde mit ſolch' einer unendlichen Breite und höhniſchen Nachdrücklichkeit tönt, daß er eine ganze Tirade an ſarkaſtiſcher Kraft übertrifft. Das Seitenſtück dazu iſt: „Ui!" ſiehe dieſes.

öd, öd, wüſt, widerlich, langweilig, fade; daher

Ödigkeit (dö), die Ödigkeit, langweiliges Treiben, Abgeſchmacktheit (fadaise).

Ört'l (á-n), ein Örtchen, eine Strecke.

ös (ehs), ihr; im Altdeutſchen: ez. Höfer. Volksſprache. S. 104. — Der Steiermärker ſpricht: dös.

Ofáhöhl' (d'), Ofenhöhle; die Vertiefung um den Ofen, ein trauliches Converſationsplätzchen, die wahre fire-side des Landmannes. Vergl. Haingart'n.

Ohrhöhl'n (d'), der Ohrenſchlieſer, Zangenkäfer (forficula auricularia).

Ohr'n (d'), die Ohren; bei einem Lehnſtuhle die halbrunden Seitentheile der oberen Lehne, welche dazu taugen, ſich bequem auf's Ohr hinüberzulehnen; von: Ohr (Uahr), Ohr.

Ohr'nkápp'l ('s), Ohrenkäppchen; eine Kappe mit Seitenlappen zum Schutze der Ohren.

Ohrwáſch'l (— ◡ ◡), gemein für: Ohr; gewöhnlich von größeren, breiteren Ohren. Eigentlich heißt Ohrwáſch'l ſo viel, als: Ohrgewächs, vom alten washen, wachſen.

ordátli (orndli), ordentlich; was Ordántlich's, etwas Ordentliches; án'n orndlingá Menſch'n, einen ordentlichen Menſchen.

Ort ('s), das Dorf. Dieſes Wort hat eine ſehr ſchwankende Ausſprache (Oart, Oard, Ord, Ort, Uard u. ſ. w.) und eine mehrfache Bedeutung, 1. Ort (locus); 2. Strecke (ſiehe: Ört'l); 3. Rand eines Dinges; 4. Anfang und 5. Ende.

Oſtámark (dá-r), der Oſtermarkt; die Oſtermeſſe.

## P.

Pákett'l ('s Bágett'l), Päckchen, Bündel.

Pál, Paul.

Paphnuzi (dá Prinz), ſcherzweiſe für: gar ein vornehmer Herr.

Pápp'n (d'), Maul, von pápp'n (bápp'n), eſſen (pappo Plaut). — Es z'rinnt erm d' Pápp'n, er ſperrt das Maul vor Erſtaunen auf.

Páreck'n (d', — — ◡), Perrücke; ſcherzweiſe auch für: Kopfhaar.

párir'n, gehorchen (parere).

Párutſch ('s), ehemals übliches, halbgedecktes, vierräderiges Fuhrwerk, deſſen Dachtheil ſich zurücklegen läßt; Birutſchgefährtlein (rheda).

Paſſá (dá), Paſſer, Ruhe, Theilnahmloſigkeit; von paſſ'n (pausare), im Spiele nichts mitmachen.

paſſád, paſſend, zweckmäßig.

Paſſion (dö), Luſt, Vergnügen.

paſſ'n, paſſen; ſich ruhig verhalten, um etwas zu beobachten; lauern.

Palmbuſch'n (dá), Palmſtrauß. Am Palmſonntage werden nämlich Sträuße, welche man aus den weichen und wolligen Knoſpen der Weiden, der Haſelnüſſe u. ſ. w., aus Buchs, Federn, Flitterwerk u. ſ. w. um einen hölzernen Stiel zuſammenbindet, in der Kirche geweiht, und vom Landvolke zwiſchen den Fenſtern, unter den Dachſparren oder an der Zimmerdecke aufgeſteckt, im feſten Glauben, daß ſolch' ein Strauß das Gebäude nicht nur vor Wetterſchaden, ſondern auch vor Unglück überhaupt ſchütze.

Paſchá (dá), der Schmuggler; von pauſchen (pas-er), unterſchlagen. Schmeller I. 299. Anderwärts heißen ſie: Schwärzer.

Paſchhand (á), Handſchlag; von

paſch'n, klatſchen; gleichen Urſprunges mit: patſch'n, ſiehe: niedápatſch'n.

Pauxerl (á), ein drolliges kleines Kind; á Paux'l (Paunx'l), ein kleiner, putziger Kerl.

Pech (Bech), Pech; ſprichwörtlich ſtatt: wenig, nichts (nauci, flocci); es is Pech, es iſt nichts.

peck'n, picken, zupfen; vielleicht richtiger: beck'n, verwandt mit: bec, Schnabel.

Pelz (án'n Pelz mach'n), die Federn aufſträuben.

pempern, hämmern, pochen; verwandt mit: pámpern, pimpern, pumpern.

penz'n, durch Zudringlichkeit etwas zuwege bringen wollen; tadeln, ſchelten, zanken; im Altdeutſchen: kämpfen, turnieren, daher der Name der nächſt Schönbrunn (bei Wien) gelegenen Ortſchaft Penzing, als eines ehemaligen Turnierplatzes.

Pfingſt-Kini, Pfingſtkönig (ironiſch: Pfingſtlümmel), der König des Pfingſtfeſtes. In manchen Gegenden (z. B. in Grinzing, Weidling am Bach bei Wien ꝛc. ꝛc.) pflegt man noch jetzt am

Pfingſtmontag einen poſſierlichen Menſchen in Laubwerk und Blätter vom Fuße bis zum Kopfe einzuhüllen.

## R.

**Riedig's und Räudig's** (auch Staudig's und Raudig's), eine allitterirende Redensart, die ſo viel heißt: als: Alles durcheinander (pêle-mêle, olla potrida).

Rieg'l (dá), ein ſteiler Bergrücken; in Tirol: Rid'l; von riegen, regen, bewegen; oder etwa eine weichere Ausſprache von: Rück'l (Rüg'l).

rieg'ſam, rührig, regſam; vom obigen: riegen (rügen, rücken), rege machen.

Riß' (d'), Riſſe; Schopfriſſe (Schulſtrafe); á Riß, Rauſch.

Roan (dá), Rain, Feldgrenze.

Roangrab'n (dá), Raingraben, Abzugsgraben (Rigole).

roath'n (rait'n), rechnen.

rod'ln, rollen; nichts anders als eine Diſtraction von: rollen.

röhr'n, ſchreien, lärmen, aus vollem Halſe lachen oder weinen. Im Altdeutſchen: ruon (rugire); in der Jägerſprache wird es vom Hirſche u. ſ. w. geſagt; auch die Kühe röhren.

rogli (rog'l), locker; leicht beweglich; nicht feſt; vom obigen: riegen, regen. Vielleicht eine Metatheſe von: locker, — rockel (rogel).

Roſ'l, Roſina.

ruadán, rudern.

ruahwi, ruhig; ſtill.

rundlát, rundlicht, gerundet.

rundumádum; ringsherum; eine pleonaſtiſche Zuſammenſetzung gleichbedeutender Wörter, wie: dadá, auffi, drauf auffi.

## S.

's, es; dagegen ſ' ſie.

Säb'l (dá), Säbel; daher der Zuſtand, in welchem man ſo geht, als wenn man einen Säbel zwiſchen den Beinen hätte; alſo: Rauſch.

Säck'l ('s), Säckchen; der Säckel; von Sack. Plur. d' Säck'.

Sálveni (⏑ — ⏑), salva venia, mit Verlaub, mit Gunſt.

Sám (dá), der Saum.

ſamſing (á), dem Scheine nach, dem Anſehen nach, gleichſam von ſam, ſamb, wie, als, als ob. Schmeller III. 242.

Sát'n (d'), die Saite.

Schánz'l, der Landungsplatz am Donaukanal in Wien, am rechten Ufer, der Leopoldſtadt gegenüber.

Stánitz'l ('s), eine Papierdüte; auch: Skarnitz'l (Scharnützlein; italien. scarnuzzo).

Sadan (dá), Satan.

ſag'n, ſagen.

Sairing, fingirter Name eines Dorfes; jedoch dürften ſich wol in Öſterreich mehrere kleine Ortſchaften dieſes Namens finden.

ſalbmán (ſalmán), ſalben; ſcherzweiſe für: prügeln; Part. g'ſalb'nt; von: Salb'n (Salm), Salbe.

Saldad (dá), Soldat.

ſammeln, abſammeln, Geld von den Leuten einſammeln.

ſaubá, ſauber, zierlich; Comp. ſäubrá; Superl. dá ſäubráſti.

Saufink (dá), Miſtfink, Bergfink, Nikowitz (fringilla montifringilla).

ſcheang'ln, ſchielen; ſcheanglád, ſchielend.

ſchelt'n, ſchelten, fluchen.

ſcheppern (ſchebern), einen Klang von ſich geben, wie zerbrochenes Geſchirr; von: Scherbe (verwandt mit dem italien. scerpare).

Scherg (dá, Scherch), Scherge, Amtsdiener, Gerichtsdiener, Büttel.

ſcher'n; ſcheren; ein Wort von vielfacher Bedeutung: die Haare, die Wolle abſchneiden; ſchaben; unbillig behandeln; necken; als Neutr. ſchlecht geigen, und als Reflexiv. ſich kümmern (ſih um Án'n ſchern), Einen beachten.

ſcheuch'n, ſcheuen; fürchten.

ſchiach, garſtig, jähzornig, unfreundlich; vom Wetter: ſtürmiſch. Schiech iſt eigentlich nichts anders, als: ſcheu (z. B. dö Pferd ſán ſchiach wor'n, ſie ſind ſcheu geworden); vielleicht eine Onomatopöie von dem Laute: ſch! ſch! womit man Thiere aufzujagen pflegt.

ſchieb'n, ſchieben; als Reflexiv. langſam gehen, ſchleichen.

ſchiefri, ſplitterig, wird von einem Menſchen geſagt, welcher gleich Verweiſe und biſſige Worte in Bereitſchaft hat, wodurch man, wie von einem Schiefer, leicht verwundet wird; auch: gereizt, aufgebracht, beleidiget. Schiefer, vom Althochdeutſchen scëvar (scivar, verwandt mit scindere), was abſpleißt.

ſchierigeln (— ⌣ ⌣, ſchürigeln), ärgern, plagen, quälen. In der Pfalz und im Würtembergiſchen: ſchurnickeln.

Schlánk'l (dá), Schlankel, Schelm, gewöhnlich als Schimpfname, nur im Scherz oder halben Ernſte gebraucht; von ſchlanken, müßig umhergehen.

ſchlauná, geſchwind von ſtatten gehen, mit einer Sache eilen. — Wie ſchlaunt's? wie geht's von ſtatten? — (comment va-t-il?); von dieſem Zeitworte (sliunen; verwandt mit ἐλαύνω) kommt: ſchleunig (sliunic). Höfer III. 92.

Schleckmál ('s), Schleckmaul, Leckermaul, Feinzüngler; von ſchleck'n, lecken, und: Mál, Maul.

ſchleimá (ſih), ſich ſchleimen; ſich ärgern; von Schleim; andere Ableitungen gibt Schmeller III. 448.

ſchleiß'n, abſtreifen, berupfen; vom Althochdeutſchen: slîzan, ſchlitzen, ſpalten, auseinander reißen. Schmeller III. 458.

ſchlick'n, ſchlingen, ſchlucken; — ſchlick', vertrag' es, würg' es hinab.

ſchlief'n, ſchlüpfen, vom Altdeutſchen: sliofan.

Schmálzl ('s), Liebling, Günſtling (Favorit), z. B. dá-r Amtmann is halt 'm g'ſtreng' Herrn ſein Schmálzl, der Amtmann iſt nun einmal des Gutsherrn Liebling. Vielleicht von: ſchmelzen; alſo: wer Jemand am erſten weich macht.

Schmalzbleameln, Schmalzblümchen (caltha palustris, Lin.).

Schmar'n (dá), eine Art von Mehlſpeiſe, welche in Öſterreich ſo national iſt, wie der Sterz in Steiermark. — Im übertragenen Sinn: eine Kleinigkeit; nichts. — Schmar'n verwandt mit ſchmoren, einſchrumpfen, dünſten.

Schmelz (d'), eine ausgedehnte Feldung, weſtlich von Wien, außer der Mariahilfer-Linie, ein herrliches Terrain für größere militäriſche Exercizien.

ſchmier'n, ſchmieren; im übertragenen Sinne: liebeln, löffeln; — im Spiele: in Ermangelung der erforderten Farbe oder eines Trumpfblattes dem Partner eine zählende Karte zuwerfen.

ſchmutz'n, lächeln, klein lachen (subridere), ſo viel als: ſchmunzeln; bei Horneck: smuczen.

ſchnábeln, ſchnäbeln.

Schnáckerl (dá), der Schlucken, der Schluchzen; von ſchnacken, kitzeln.

Schnadáhüpf'l ('s), eigentlich: Schnitterhüpflein; eine leichtgefügte, vierzeilige, gewöhnlich mit zwei Reimen an den geraden Stellen verſehene Strophe (G'ſetz'l), oft während des Tanzes improviſirt, erotiſchen, anakreontiſchen oder ſatyriſchen Inhaltes, von vollkommen lyriſcher Natur, das Vorbild für meine „Flinſerln“. — Ausführliches hierüber ſiehe bei Schmeller III. 499.

ſchnadán, ſchnattern; Subſt. 's Schnadán, G'ſchnadá.

ſchneb'ln, umherſchnellen, um ſich ſchlagen, ſich ſträuben; eine Distraction von: ſchnell'n (wie rodeln, von rollen).

Schneberl ('s, Schneewerl), ein kleiner Schnee, einzelne Flocken; eine gemüthliche Verkleinerung.

ſchneeblüahlweiß, ſchneeblühweiß; eine pleonaſtiſche Verſtärkung.

ſchneib'n, ſchneien.

Schneid' (d'), Schneide; Luſt, Lebensgeiſt, Muth, Kühnheit, Hang; oft eben ſo viel, als: Löffel; z. B. Ih hab' kán' Schneid' und kán'n Löffel, ich habe durchaus keine Luſt. S. Scherz. Oberl. Gloſſ. unter ſchneude, ſchnoewen und ſchnoben.

ſchnei'n, ſchneiden. Part. g'ſchnid'n.

ſchnell'n, um ſich ſchlagen, ſich ſträuben; Subſt. Schnell'n, Sträuben, Wehren.

ſchneuz'n, putzen, reinigen; vom Mittelhochdeutſchen: sniuzen. — 's Liecht ſchneuz'n, das Licht putzen.

**Schüp'l** (dá, Schüb'l), Büſchel; eigentlich: ſo viel man mit den Fingern faſſen oder unter den Arm ſchieben kann, von: ſchieben, wenn nicht eine Metatheſe von: Büſch'l.

**Schürhag'n** (dá), Schürhaken; ein vorne gekrümmtes Eiſen, womit die Glut angeſchürt wird.

**Schüſſerl** ('s), Schüſſelchen, á goldás Schüſſerl, ein goldenes Schüſſelchen, wie es, dem Aberglauben des Landmannes zu Folge, derjenige finden würde, welchem es gelänge, unmittelbar auf der Stelle, wo ein Regenbogen auf dem Boden aufſteht, ſchnell einen weißen Laken unterzubreiten.

**ſchundi**, ſchmutzig, verächtlich, karg; von ſchinden.

**Schur** (zu'm), zum Trotz, zum Poſſen; vielleicht von ſcheren, necken, plagen.

**Schuri-Muri**, Sprudelköpſchen, kleiner Polterer; ein Scherzausdruck zur Bezeichnung eines lebhaften Kindes; von ſchuren, ſprudeln; alſo ein unruhiges Weſen (homo inquies).

**Schuſtákirtz'n** (á), eine Schuſterkerze; eine ſchlechte Unſchlittkerze, wie ſie gemeine Handwerker in ihrer Werkſtätte brennen.

**Schuß** (dá), Schuß; die Ladung; auch: Laune; Eigenheit, Sonderlingsweſen.

**ſchwáb'ln**, ſchwäbeln, im ſchwäbiſchen Dialekt und Sinne ſprechen; albernes Zeug ſchwatzen: ſiehe: G'ſchwáb'l.

**ſchwáb'n** (ſchwaib'n), ſchwänken, ſchwemmen (als Neutr. ſchwanken), viel trinken; Part. g'ſchwappt.

**Schwáfferl** ('s), Schweifchen; Diminut. von: Schwáf, Schweif.

**Schwághütt'n** (d'), Sennhütte, die Hirtenwohnung auf einer Alpentrift (Schwág).

**ſchwámmeln**, ſchwanken, ſchwammig einhergehen.

**ſchwaná**, ahnen; mir ſchwant, ich habe ein Vorgefühl, mir klingt etwas dunkel in der Seele; vom Mittelhochdeutſchen swanên (Lat. sonus; Sanskr. swanas), tönen.

**ſchwár**, ſchwer.

Schwerák (dá, ⏑ —), Schelm, Schalk; eigentlich ein ſchlimmes Schimpfwort. Im Ruſſiſchen iſt swerók eine kleine Beſtie, von swer, wildes Thier.

Schwiz (dá), der Schweiß.

Schwoagárin (d' Schwoag'rin, Schwág'rin), die Schwaigerin, Sennerin, Alpenhirtin; von Schwág (Schwaig), Viehweide, Alpentrift, wo das Vieh frei umherirrt (von vîcan, weichen, gehen, palari).

Sechs (meiná), eine Betheuerung; vielleicht ſo viel, als: bei meinem Schwerte! Das Sechs (Sachs, eigentlich Sahs), heißt urſprünglich: Meſſer (semispathium), oder überhaupt etwas Schneidendes (von secare). Höfer's Volksſpr. S. 136.

ſeg'n, ſehen; Präſ. Ih ſiech', du ſiechſt, er ſiecht; má ſeg'n, ös ſecht's, ſö ſeg'n; Conj. Imperf. ih ſächát'; Part. g'ſeg'n.

Seg'n (dá), der nachmittägige Gottesdienſt.

ſekkirn (⏑ —), foppen, necken, quälen, übel behandeln; vom italien. seccare.

ſeling' (dá), der ſelige, für: weiland.

Sepp'l, Joſeph.

ſidá, ſeit.

ſiechſt ás, ſiehſt du!?

ſimulir'n, nachdenken, ſinnen; z'ſammá-ſimulir'n, zuſammendenken, combiniren.

ſinnli, ſinnend; nach Ziska: ſindli, ſehnlich, durchdringend, zagend.

ſö —! Eine Anrede, die ſo viel heißt, als: Nimm! nehmt! Da haſt du! da habt Ihr!

ſöltán, ſolchen; ſöltás, ſolches; ſöltáni, ſolche u. ſ. f.

Spagát*) (— ⏑), Bindfaden, Rebſchnur; vom italien. spaghetto (lat. spacus).

---

*) Sämmtliche mit ſp und ſt anfangende Wörter haben im Öſterreichiſchen einen ſtarken Ziſchlaut, weshalb ſie von Andern auch mit ſchb (ſchp) und ſchd (ſcht) geſchrieben werden.

ſpanneuch, ſpann-neu; ganz neu, wildfremd; vielleicht von: ſpinnen, friſchgeſponnen; gleichbedeutend mit: niat-neuch, nagelneu. (Siehe darüber van der Hagen's Bemerkungen in den Jahrbüchern der Literatur. I. Bd., S. 183.)

ſpearnzeln, liebäugeln, verliebte Reden (Augenſprache) führen, liebeln, von ſpenen, ſpanen, anreizen, anlocken. Höfer III. 155.

ſpeil'n (ſih), ſich ſperren, ſpannen, ſpalten; es ſpeilt ſih, es ſtockt; verwandt mit: ſpalten.

Spennfárl ('s), ein junges, kaum der Milch entwöhntes, Ferkel, vom angelſächſ. spini (spene), Zitzen, und dem niederſächſ. varch (engl. far), Schwein. Höfer III. 161 und I. 197.

Spenierl ('s Schbenierl), eine Frauenjacke; von ſpenen, ſpannen, anziehen.

ſper, dürr, mager, trocken, langſam, mit Widerwillen; von ſparen (engl. spare; σπαρνὸς). Verſtärkungen ſind: zaunſper, rab'nſper, zaunrab'nſper, ohne Saft, wie ein trockener Zaun oder Rabe. Höfer's Volksſprache. S. 135.

Speránz'l (⏑–⏑), Schelm, Schalk, Närrchen (vom ital. speranza). — Oan'n zu ſein'm Speránz'l mach'n, Jemand betrügen, foppen; auf die Unvorſichtigkeit oder Dummheit eines Andern ſeine Hoffnung bauen.

Spezi (dá –⏑), Special, Vertrauter, Buſenfreund, Saufbrüderchen.

Spieg'l (dá), Spiegel; im übertragenen Sinne, ein Schmutzfleck am Kleide, wenn er eine größere Fläche einnimmt.

ſpik'n, ſchauen, lauern, nach etwas ſehen (specio); — a-ſpik'n, ablauſchen.

ſpinnáfeind (ſpinnfeind), gänzlich abgeneigt, aufſäßig, feind wie einer Spinne.

Spitznam' (dá), Spottname, Vulgar-Name; von bizen, beißen, woher ſpiſſig, biſſig.

Spoan (dá Span), der Span; eine aus Kienholz gemachte Spleiße, welche zum Anfeuern gebraucht wird; Plur. d' Spán'; vom obigen ſpanen (σπάω), auseinanderziehen, ſpalten.

ſpringgifti, ärgerlich, zornig, und zwar ſo ſehr, daß man auf- oder abſpringen zu müſſen glaubt.

Spriſſerl ('s), eines jener Hölzlein in einem Bauer, worauf die Vögel ſitzen und hüpfen; von ſpreiten, ſpreitzen.

Spritz'n (d'), die Spritze; Feuerſpritze; daher: á Mann bei dá Spritz'n, ein Mann von Gewicht, der zu commandiren hat, wie Jener, welcher bei einer Feuersbrunſt die Spritze dirigirt. — Scherzweiſe auch für ein ſchlechtes Jagdgewehr.

ſtád (ſtát), ſtill, langſam, ſachte; vom alten stan, ſtehen (stare).

Stád'l (dá, Stárl), der Staar (sturnus vulgaris); wol zu unterſcheiden von: dá Stad'l, ſiehe unten.

Stámmerl ('s), Stämmchen, Halm.

Stángerl ('s), Stängelchen, Stäbchen (Stáberl).

ſtár, ſtarr.

Stad'l (dá), Scheuer, Scheune; von ſtan, ſtehen (stabulum, σταθμός). — Plur. d' Stad'ln.

Stäberl ('s), Stäubchen, Makel.

Stag'lſchnall'n (á), eine ſtählerne Schnalle.

ſtaimi, ſtämmig.

Stall (dá), Stall; Plur. d' Stáll'; ebenfalls von ſtan, ſtehen.

Stand (dá), Stand, der Standort; in der Jägerſprache: die Stelle, wo der Jäger ſich anſtellt, um das Wild zu erwarten.

stante pede (stanta pedi), ſtehenden Fußes; a contrario für: ſchleunig, ſtracks.

ſteif'n (ſih), halsſtörrig ſein, etwas erzwingen wollen, auf etwas trotzen; ſich aufblähen.

ſtell'n (ſih), ſich ſtellen; Dan'n ſtell'n, einen Andern ſtellen; wird von den Burſchen geſagt, welche man zum Soldatenſtande einberuft (ſtellt), und welche dann vor der conſcribirenden Commiſſion erſcheinen (ſih ſtell'n).

ſtengán (má, ſö), wir, ſie ſtehen; von ſteh'n; Präſ. Ih ſteh' ꝛc. ꝛc.; Plur. má ſtengán, ös ſteht's, ſö ſtengán; Conj. Impf. Ih ſtund' (ſtehát'); Part. g'ſtand'n.

Sternſchneuz'n (d'), Sternſchnuppe; auch: Sternräuſp'n. Nach dem Aberglauben des Landmannes bedeutet eine Sternſchnuppe den Fall einer Jungfrau.

Sterz (dá), eine Art Mehlſpeiſe aus geröſtetem Mehl, welches mit ſiedendem Waſſer übergoſſen und mit Schmalz zu einer dicken (ſtarren) Maſſe zugerichtet wird; beſonders beliebt in Steiermark. Man ſollte eigentlich Stärz ſchreiben, indem das Wort wahrſcheinlich von ſtár, ſtarr, dick, ſteif, herkommt.

Stich (dá), Stich: koan'n Stich ſeg'n, nichts ſehen können.

ſtichάz'n, ſtottern; die Worte oft wiederholen, als ob man erſticken wollte; altdeutſch: ſtikezen. Höfer III. 182.

Stieg'l (dá), jene Stelle an einem Zaune, wo man hinüberzuſteigen pflegt; von ſteigen (στείχω).

Stieglitz (dá), Diſtelfink, Goldfink (fringilla carduelis).

ſtill'n, ſtillen, ſtill machen, beruhigen; daher bei kleinen Kindern: ſie dadurch, daß ihnen die Bruſt gereicht wird, beruhigen; ſäugen.

Stoan (á), ein Stein; im Wiener Dialekt: ein Gulden.

Stoanfelſ'n (d'), Steinfels; Fels; ein Pleonasmus. Plural d' Stoanfelſná.

Stoanröth'l (dá Stoanröd'l), die Steinamſel, Steindroſſel (turdus saxatilis); eine Art Droſſel, welche am Kopfe und Halſe dunkelblau und am Schweiſe ziegelroth iſt.

ſtoarcheln (ſtoargeln), mit langen Beinen einhergehen; von Storch. — Stoarch'l, ein langer, hagerer Menſch.

Stockfiſcherei, ſcherzweiſe für: Stockfiſchfang.

ſtockrab'nfinſtá, ſehr finſter; eine pleonaſtiſche Verſtärkung.

Strách (dá), Streich, Schlag.

Stráf (dá), der Streif.

ſtráff'n, ſtreifen, berühren, von einer Kugel, vom Blitze u. dgl. Subſt. 's Stráff'n.

Strauß (Johann Strauß), der bekannte Walzer Componiſt, geboren zu Wien 1804.

ſtreiti (ſtreidi), ſtreitig; unruhig; beſonders von kleinen Kindern.

Striz'lgelb, Ochergelb; weil die Erdart, welche dieſe Farbe gibt, in länglich runde Formen (Stritzel) gepreßt wird.

Stuck (á Stuck á), heißt ſo viel, als: beiläufig, ungefähr, gegen etwa.

ſtürz'n geh'n, ſprichwörtlich: hinter die Schule gehen, die Schule abſichtlich verſäumen.

Stuzerl (á), Stützchen; ein dickes, kurzes, abgeſtutztes Ding; mithin eine ſcherzhafte Benennung fetter, kleiner Kinder.

Stutz'n (dá), Stutzbüchſe (Stutzrohr), auch ein Stutzglas; ein Glas mit einem kurzen Fuße.

ſürfeln, mit nur wenig geöffnetem Munde etwas Flüſſiges in ſich ziehen; langſam, mit Bedacht und prüfendem Wohlbehagen ſchlürfen; verwandt mit dem Lat. sorbere, sorbillare.

Sult'l (Sold'l), Sultan, ein gewöhnlicher Name für große Haushunde (Kettenhunde).

Sulz' (d'), der Name mehrerer Waldgegenden; wol von Sulze, Salzlecke für das Wild.

Sunnáſchein (dá), Sonnenſchein, von

Sunn' (d'), die Sonne.

Sunnta (dá), der Sonntag.

Sunntabrát'l ('s), der Sonntagsbraten.

ſuntan, ſondern.

Surm (dá), Überfluß; eine ſolche Maſſe, beſonders von Speiſen, daß man darüber faſt erſchrickt: mahnt an σωρὸς, Haufe.

# T.

Tát'l (dá, Dát'l), Vater; — dá Himmeltát'l, Gott; vom gothiſch. atta.

Tag (dá, Tach), Tag; mein Tag, vorzugsweiſe: das Feſt meines Namenspatrons, alſo der Namenstag, weil der Bauer nur dieſen feiert, ſeinen Geburtstag hingegen gewöhnlich nur nach zufälligen, ſynchroniſtiſchen Begebenheiten bezeichnet; z. B. Mein Suhn is in dem Jahr gebor'n, wo má-r aus'm Amt Alles ſchwarz petſchirter kriegt hab'n, d. i. im Jahre 1835, dem Sterbejahre des Kaiſers Franz I., wo alle Kanzleien ſich ſchwarzer Sigel bedienten. — Dá Tag (dá Tach); Plur. dö Täg' (Täch', Teg').

Talápatſch (dá, Talápatſch, — ⏑ —), aus dem Ungariſchen adoptirt; ein plumper, ungeſchickter, tölpelhafter Menſch; urſprünglich eine Art ungariſcher Soldaten zu Fuß. S. Adelung.

Tannágräs' ('s, Tanág'ras), Tannenreiſig, die grünen Zweige der Fichten und Tannen.

Taſchenfeit'l (dá, Taſch'nfeid'l), ein gemeines Taſchenmeſſer; von Taſche und feideln, fideln, ſchneiden (fidere). Höfer III. 214.

Taubſtummerl (á), ein Taubſtummer; auch ein verlegener Menſch der thut, als ob er weder hörte, noch ſprechen könnte.

Tazbär (á, Dazbär): ein abgerichteter Bär; entweder entſtellt aus: Tanzbär; oder ein Bär, der auf den Tatzen aufrecht gehen kann. Anmerk. zu Hafner's Werken.

Teuxl, (dá, Teix'l), der Teufel.

teux'lsángſti, teufelsängſtlich; ſehr ängſtlich; ſiehe: ángſti.

Thau ('s), der Thau; ſprichwörtlich: dös is koan kühl's Thau dageg'n, es hält keinen Vergleich aus.

Thee (dá), Thee; ſprichwörtlich: Oan'm án'n Thee geben, Einen etwas verweiſen, ſtreng vorhalten; ſein'n Thee dazu geb'n, ſeinen Theil auch beitragen, mit einſtimmen.

Thor ('s), das Thor; anſchau'n, wie d' Kuah 's neu' Thor, anſchauen, wie eine Kuh das neue Stallthor, welches ſie in Zweifel läßt, ob ſie wirklich in dieſen Stall gehöre, ſprichwörtlich für: erſtaunt, verwundert anſtarren.

thun (than, thoan, doan), thun: Präſ. ih thu' (thua, thu-r); du thuſt (thuaſt), er thut (thuat); má thán (thuan), ös thut's (thaid's), ſö thán (thoan); Conj. Impf. ih thát' (dád'); Part. than (dan).

Thurn (dá), Thurm; davon

Thurná (dá), eigentlich: der Thürmer; in Öſterreich auch der Schullehrer, oder Schulgehilfe, welcher zugleich Organiſten- und Meßner-Dienſte verrichtet (Küſter).

tokáz'n (— ⏑ ⏑ tockiz'n), zittern, pochen, von tocken, tucken; niederſächſ. ſtatt: zucken.

torkeln (doargeln), taumeln, unſicher auf den Beinen ſein; ſiehe targeln bei Adelung. (Vielleicht von torquere, ſich hin und wieder drehen.)

Tölp'l-Mirk's (á), eigentlich: Tölpel merk's! ein Merkzeichen für einen Tölpel; Warnung, Witzigung.

toll (doll), laut, luſtig, muthwillig.

Trám (dá Drám), der Traum: dagegen

Tram (dá Tram), ein Balken, wodurch der obere Boden der Stube befeſtigt wird; verwandt mit trabs.

Trámbüch'l ('s Drámbüach'l), Traumbuch; ein Büchlein, in welchem die Träume unter gewiſſe Rubriken gebracht ſind, deren jede ihre beſtimmte Ziffer hat, welche Ziffern dann von abergläubiſchen Leuten im Lottoſpiele geſetzt werden.

trámá (drámá), träumen.

trámháppát (drámháppet), betäubt, wie im Traume: von Trám und happen, hoppen, ſich hin und her bewegen.

Trápp'l ('s, Drápp'l), kurzer Trab; kleine, aber feſte Schritte.

trenz'n und brodeln, zaudern, ſäumen, zögern. Trenz'n (drenz'n), eigentlich tropfenweiſe fallen laſſen; daher mit Unterbrechungen ſprechen, arbeiten (verwandt mit trainer); brodeln, ſiehe dieſes.

treppeln, trippeln, in kurzen Schritten gehen; von Trab.

Troad ('s, Droad, Drád), Getreide, mehr mit Bezug auf den Halm; 's Körnd'l mehr hinſichtlich des Kernes.

Truch'l (dö, Druch'l), Truhe; Diminut. 's Trücherl (Drücherl); davon: dö Tod'ntruch'l (Tod'ndruch'l), die Todtentruhe, dá Sarg (oberöſterr. d' Sarg, weibl.).

Trübſal (blaſ'n), traurige Melodien anſtimmen; verſtimmt, unzufrieden, unglücklich ſein.

Trüll (dá, Drül), gemein für: aufgeworfene (aufgeſchwollene) Lippe, wie es bei manchen von Natur aus der Fall iſt, bei Anderen geſchieht, wenn ſie zornig oder verdrießlich ſind; von trillen (drillen), wälzen, aufrollen, aufwerfen. Höfer III. 238.

**Trumpf** (dá), die Stechfarbe im Kartenſpiele; verderbt aus: **Triumph.**

**tummeln** (dummeln), ſich beeilen; ſchnell ſein, Iterat. vom Althochdeutſchen tûmôn, ſich im Kreiſe drehen (rotari).

**tunk'n**, tauchen; verwandt mit tango.

**Tur** (dö, Tur), Tour; Gang, Wendung, Streich (Schelmerei), vom franzöſ. tour; — dö **Tour**, auch ſo viel als: **Perrücke.**

**Tuſch** (dá, Duſch), Toaſt; vom Altdeutſchen: thuz, Waffengetöſe.

**tuſch'n** (duſch'n), verheimlichen, verbergen, verſchlafen laſſen; von **duſen**, **duſeln**, ſchläfrig ſein; als Activ. **duzen** des Otfried: einſchläfern, verheimlichen.

## U.

**übáſchi** (ibiſchi – ⏑ –), oberhalb.

**übrá** (ibrá), herüber.

**übri** (ibri), hinüber.

**U-i**, Empfindungswort der Verwunderung, der Beſtärkung u. ſ. w. im Munde des Öſterreichers ſo eigenthümlich klingend wie ſein: Ö-e, z. B. **du, der hat di gern** — Ui! d. h. über allen Ausdruck; oder: Ui! — **dös wird nachá abá doh ſchon nit áh gleihwol á helli Pracht ſein!** eine Kette enklitiſcher Partikeln, die alle nicht mehr ſagen, als: **O Pracht!**

**umá-brodeln**, herumzögern; ſiehe: **brodeln.**

**umá-geh'n**, umgehen, ſpuken; Subſt. 's **Umágeh'n**, der Spuk, die Geiſtererſcheinung.

**umá-kráx'ln**, herumklettern; ſiehe: **kráx'ln.**

**umá-laun'ln**, herumzaudern; ſiehe: **laun'ln.**

**umá-ſáb'ln**, herumſäbeln, um ſich ſchlagen.

**umá-ſchneb'ln**, umherſchnellen; ſiehe; **ſchneb'ln.**

**umá-wick'ln**, umwinden, anſchmiegen; vom Althochdeutſchen **wiecha**, Binde.

**um-patſch'n**, umher waten (im Kothe); ſiehe: **patſch'n.**

**U-mein!** oh mein! Ausruf des Staunens oder der Ergebung.

Um und Auf ('s), das Um und Auf, Habe und Gut, die ganze Barſchaft.

Unáderl ('s — ⏑ ⏑) Unäderchen, Mißäderchen; eine Ader, welche die Reinheit und Weiße der Haut entſtellt; Makel, Fleckchen.

ung'ſeg'n, ungeſehen, heimlich, einſam (auch: ung'ſeg'ná).

ungut, ungut; nix für ungut nehmá, nicht übel nehmen.

Unſer-Oana, Unſereins; auch: Unſer-Oan's.

untá, unter; während.

untáſchi (— ⏑ —), unterhalb.

unt'ránand (— ⏑ —), unter einander.

unváſeg'ns (— ⏑ —), unverſehens, zufällig.

Urláb (dá), Urlaub, Abſchied; ſiehe: vánandá.

## V.

vá-, als Vorſylbe dem: ver- entſprechend.

vá-bráſ'ln, verkohlen, verzehren; im Baieriſchen iſt braſcheln, braſeln, ſo viel als: präſſeln (wie erhitztes Schmalz).

vá-derná (⏑ — ⏑, vá-dearná), verdienen.

vá-druck'n, verdrücken, unterdrücken.

vá-dunnert, verdonnert, verdammt, verwünſcht.

vá-dutzt, verblüfft, eingeſchüchtert; eigentlich: verduſt, von duſen, ſchläfrig ſein, Schwindel haben.

váflixt, verdammt, ſcherzweiſe eine euphemiſtiſche Entſtellung von: verflucht.

vá-führ'n, verführen; entführen, wegtragen.

vá-geb'n, vergeben, in Anſpruch genommen; nicht mehr frei; pränumerirt.

Vágißmeinnit, Vergißmeinnicht (myosotis palustris Lin.).

Vágnügenheit (d'), Vergnügtſein, Vergnügtheit.

vá-güt'n; vergüten; Erſatz gewähren.

vá-hau'n, verhauen, durchbringen, vergeuden; als Reflexiv. eigentlich ein Jägerausdruck: ſich zurückziehen, ſich trollen.

Váhör ('s, ⏑ —), das Verhör.

vá-juck'n, vergeuden, in luſtiger oder liederlicher Geſellſchaft durchbringen.

Vá-kältingá ('s, ⏑ — ⏑ —), Erkältung, Verkühlung.

váleih (⏑ —), vielleicht, etwa, möglicher Weiſe.

vá-loiſ'n, verlieren; Intenſ. von: vá-lier'n; von letzterem Part. válur'n.

Váluar (da, ⏑ —), der Verluſt.

vá-minkelt und vámankelt, alliterirende Redensart für: verwickelt; mánkeln heißt: heimlich handeln, täuſcheln; minkeln, eben ſo viel.

vá-nand (⏑ —), von, auseinander; daher: 's Vánandágeb'n, das Auseinandergeben, der Abſchied.

vá-vámert (vá-bámert), verliebt; etwa von: bámá, ſich ein Ding zueignen: dös be már ih bámt, im Nürnbergiſchen Schmeller I. 173.

vá-váſſ'n, (durch Warten) verſäumen; vorübergehen laſſen.

vá-rath'n, verrathen.

vá-rauchá, verrauchen; in Rauch aufgehen laſſen.

vá-red'n, verreden, in Abrede ſtellen.

vá-rütt'n, verrütten, verwickeln.

vá-rupft, verrupft, zerrauft, ſtruppig.

vá-ſámá (— — ⏑), verſäumen.

vá-ſchámerir'n (ſih), ſich verlieben; váſchámerirt, ſo viel als: vábándelt, in Liebesbande verſtrickt; vom franz. chamarré, verbrämt.

vá-ſchreck'n, verſcheuchen, fern halten, abſchrecken.

vá-ſchrei'n, verhexen; in's Geſchrei bringen, verläumden.

vá-ſchwáb'n, vertrinken; ſiehe: ſchwáb'n.

vá-ſchwiarz'n, verſchwärzen, verläumden; Einem übel nachreden.

vá-ſoffá, verſoffen; Part. von: váſauffá.

vá-ſprengá, verſprengen, vertreiben.

vá-ſtrá'n (⏑ —), verſtreuen, verlieren.

vá-trág'n, vertragen, wegtragen, verwehen.

vá-trenz'n, kleinweiſe verthun, vergeuden; ſiehe: trenz'n.

vá-tuſch'n, verheimlichen, nicht laut werden laſſen; ſiehe: tuſch'n.

vá-wich'n (váwichá), verwichen; neulich, jüngſt; adject. d. d. d. váwichàni (váwich'ni), d. d. d. vergangene, abgelaufene.

vá-wüſt'n, verwüſten, verderben, unbrauchbar machen.

vá-wurſteln, verwirren; verdrehen, wie eine Wurſt; Part. váwurſtelt, verworren, geſchraubt.

vá-wuzelt, verſchlungen, verwickelt; von wuzeln, walzen (volvere).

vá-zett'n, verſtreuen, verlieren (váloiſ'n, váſträ'n); von zetten, fallen laſſen (cadere, caedere).

vá-zieg'n, verziehen; Reflex. ſich verziehen, nach und nach verſchwinden.

vá-zwickt, verzwickt, verworren, unſchön, unklar.

Vedá (da), Vetter.

Veigerl ('s, Veicherl), Veilchen (viola martia, Lin.); daher: veig'lfarb, veilchenfarb; violett.

Vierfachá (a), ein Walzer, wozu mit Händen und Füßen, alſo vierfach, der Takt geſchlagen wird.

Vikánz'n (d', ⏑ — ⏑), Vacanzen, Schulferien.

Viktori (d'), Victoria, Sieg; in ána Glori und Viktori, in vollſter Wonne und Luſt.

Vog'lmarkt (da), der Vogelmarkt in Wien; ein Theil der ehemaligen oberen Breunerſtraße, wo man Singvögel und das Futter für ſie feilbietet.

V'ron'l, Veronica; oft ſo viel, als: Mütterchen, altes Weib.

vurigi (d. d. d.), vorige.

vur-kemá, vorkommen, ſcheinen, ſich dünken, unterkommen.

Vurkoſt (d'), Vorkoſt; ein leichtes Gedecke, welches zur Hauptmahlzeit einladen ſoll.

## W.

wách (wäch), weich: wol zu unterſcheiden von wach (wäch), wofür man jedoch gewöhnlich munter ſagt.

wácheln, fächeln; Iterat. von wáh'n, wehen.

Wád (d'), die Weide.

wáh'n, wehen.

Wál' (d'), die Weile; d' längſti Wál', die längſti Zeit.

wáliſch, wäliſch, italieniſch.

Wángerl ('s), das Wängelchen, die Wange.

waſchelnaß, naß, wie gewaſchen; tropfnaß.

Wáſerl ('s), Waiſerl, Diminut. von: Waiſe; á-n arm's Wáſerl, ein armes, hilfloſes Geſchöpf; — wie-r á Wáſerl im Eck', wie ein vergeſſenes, überſehenes Kind.

wáſſern, wäſſern; als Activ. auch: prügeln.

Watſch'n (d'), Ohrfeige, Schlag in's Geſicht; von batten, ſchlagen (battre). Höfer III. 272.

Wachwer'n ('s), das Wachwerden, Erwachen; gewöhnlich muntá wer'n, Munterwerden.

Wachtáhütt'l ('s), das Wächterhüttchen.

Wacht'l (d'), die Wachtel (tetrao coturnix).

wáhrád, während, indeß.

wag'ln, wackeln, wanken.

wampát (wampet), ſchmeerbauchig, fett.

Wang' ('s), die Wange.

waſch'n, waſchen, dös hat ſih g'waſch'n, das iſt ausgezeichnet, das iſt etwas beſonderes (hoc lautum est); waſch'n heißt bisweilen auch ſo viel, als: plaudern, mediſiren, albernes Zeug ſchwatzen.

Wean, Wien; z' Wean, in Wien; d' Weaná (d' Wianá), die Wiener, auch: d' Weanſtadt.

Wedá ('s), das Wetter; im engeren Sinne: Ungewitter, Wetterſchaden.

wegá (weggá, weká), hinweg, fort.

wegáſchau'n, wegſchauen, das Geſicht abkehren; hat im Texte den Nebenbegriff, daß man Prieſter, welche, ſo lang ſie ihrem Amte vorſtanden, in die Kirche ſahen, im Grabe mit dem Geſichte von der Kirche abzuwenden pflegt.

Wei ('s), das Weib.

Weibáſchuach' (d'), die Weiberſchuhe, die eine Weibsperſon anzieht, wenn ſie heiratet. Siehe: „Menſcháſchuach'“.

Weibázächern, Weiberzähren, ſiehe: Zächern.

Weihbrunn (dá, Weichbrunn), das Weihwaſſer, das mit geweihtem Waſſer gefüllte Becken am Eingang in die Kirche.

Weinbákrod' (d'), Weinbergkröte: ſiehe Heppin.

Weinberl ('s), Roſine: á Weinberl aus'm Koaſá Joſeph ſein'm Gugelhupf, ſo viel als: ein Geiſteskranker im Wiener Irrenhauſe. Siehe Gugelhupf.

Weinberlthee (dá), Thee aus Weinbeeren; ſcherzw. für Wein.

Weinfaltá (dá), ein gemeiner Schmetterling (papilio); etwa: der Goldfalter (phalaena chrysorrhaea).

Weingárt' (da), Weingarten, Weinberg; Plur. d' Weingárt'n.

Weinhütá (dá), Weinhüter; Wächter in den Weingärten, zur Zeit, wenn die Trauben reifen.

weiſ'n, weiſen, führen, leiten.

weiß, als charakteriſtiſche Farbe des öſterr. Linien-Soldaten, wie grean (grün) das Abzeichen des Jägers.

weitſchichti, weit auseinander gelegen, entfernt; von weit, und Schicht, Ordnung, Reihe.

weng (wenk), wenig; á weng, ein wenig.

wengerl (wenkerl), á wengerl, ein bischen.

Werk'l (á), eine Drehorgel, ein Leierkaſten, gewöhnlich beliebte Volksmelodien abſpielend.

wer'n, werden; ſiehe wor'n.

Weſtitáſch'l ('s), das Täſchchen in der Weſte.

Wichſ' (d'), Wichſe, Schmiere, Salbe; im übertragenen Sinne: Schläge.

Wichſá (á), ein Anflug von Trunkenheit; bisweilen auch ſo viel, als: Stutzer, Zierbengel, Schmückebold, Schwänkemacher.

Wicht'l, das Käuzchen, der Todtenvogel (strix passerina); auch: Äuſerl.

Wid'l ('s), Garn, eine auf die Spille gedrehte Anzahl geſponnener Fäden; von widen, witen, winden.

wigel wagel (im Wigel Wagel ſein), unentſchloſſen ſein, wanken; zu keiner Entſcheidung gelangen; eine allitterirende Redensart.

wild, böſe, zornig, garſtig, beſonders vom ſchlechten Wetter.

windfeiern, wegen ungünſtigen Windes landen und zuwarten (feiern) müſſen, bis der Wind umſchlägt.

wini, toll, wüthend, raſend; von winnan, arbeiten, leiden.

wir', werde; ſiehe: wor'n.

Wirt'l ('s), Wörtchen.

wiſpern (wiſpeln), liſpeln, von dem Laute: „bis, wis;" verwandt mit dem lat. vibro.

waanà (woan'), weinen.

wöll'n, woll'n; Präſ. Ih will (wüll), du willſt (wüllſt), er will; má wöll'n (wolln), ös wöllt's, ſö wöll'n (woll'n); Part. woll'n (wöll'n). Conj Impf. ih wollt' (wöllt').

woiſ'ln, winſeln, wimmern; aus winſeln gebildet, wie valoiſ'n aus verlieren, durch Veränderung des i in oi.

wor'n (wur'n), geworden von: wer'n (wearn), werden; Präſ. Ih wir', du wirſt, er wird; má wer'n, ös werdt's, ſö wer'n; Conj. Impf. ih wár'; Part. wor'n (woar'n, wur'n); g'weſt (g'weſ'n).

wui (oui), ja, ein kleines Überbleibſel aus den Franzoſenkriegen, aus welcher Zeit der Bauer manches fremde Wort zurückbehielt und dialektirte.

wurl'n, ſich bunt durcheinander bewegen; wimmeln; Iterat. von wirren; ſiehe: G'wurr'l.

Wuzerl ('s), fettes, kleines Kind; von: wuzeln, wälzen.

## Z.

zách (zach), zähe, träge, ſchwer zu behandeln.

zág'n, zeigen.

zárr'n, zerren; mühſam.

zák'ln, in kurzen Schritten gehen, hüpfen; zickzack trippeln; vielleicht von: zacken.

Zächern (dö), die Zähren, Thränen; Sing. da Zácher; vom Althochdeutſchen: zahar (δάκρυ).

Zähnt' (dö), die Zähne; von: dá Zahnd, Zahn.

Zahná ('s), das Weinen; von zannen, zahnen, d. h. die Zähne zeigen, das Geſicht ſo verziehen, daß man die Zähne ſieht.

zaunfalſch, ſehr falſch, hinterliſtig; hinter dem Zaune, wie ein Vogelſteller lauernd, um Jemand in ſeine Schlinge zu bekommen. (Im Sloveniſchen heißt ein hinterhälteriſcher Menſch: saplotnik, d. h. Hinterzäunler, von sa, hinter und plot, Zaun).

zaunſper, ſpröde, zähe, wie ein Zaunſtecken; ſiehe: ſper.

zauſát, zauſig, zerzauſt; von zauſ'n.

zechá (— ⏑), zechen.

Zeiſſ'l ('s), das Schild eines renommirten Gaſthauſes in Wien; „Zum Zeiſig“.

Zeiſſerl ('s), Zeischen, ein bekannter Singvogel (fringilla spinus).

Zeitlang (aus), aus Langeweile, zum Zeitvertreibe.

z'ert, zuerſt, anfangs, erſtlich; auch z'eſcht, in der Ert: Höfer's Volksſpr. S. 57.

Zeug'l ('s), das Zeug, Fuhrwerk.

Z'hausweg (dá), das Nachhauſegeh'n, der Heimweg.

Zidán (dö), die Zither, ein Lieblingsinſtrument des Landmannes.

zidán, zittern. Subſt. 's Zidán; ſprichwörtlich: da hilft kán Zidán vur'm Froſt, da iſt alles Sträuben vor der Gefahr fruchtlos.

zieg'n, ziehen; auch: in ſtarken Zügen trinken.

ziemá, ziemen, gutdünken, dann überhaupt: dünken; mih (má) ziemt, mir ſcheint.

Zill'n (á), ein leichtes, geringes Flußfahrzeug, ein Nachen.

zimperli, verſchämt, ſchüchtern, jungfräulich, mit dem Nebenbegriffe des Affectirten; von zimpern, ſich affectirt, zärtlich benehmen. Siehe das Wort: zumpfer bei Adelung.

zipfát, kränklich; den Zipf haben; ſiehe: Ripf.

zipf'ln, wenig und in kurzen Abſätzen trinken, nippen: von zipfel, bischen.

ziz'lweiſe, nach und nach, in kleinen Portionen (Summen); von zizeln (zetzeln), ſtatt: zetteln, ſtreuen.

z'klieb'n, zerklieben.

z'náchſt (z'náckſt), zunächſt; neulich.

z'nebſt, zunebſt, nebſtbei.

zod'ln, langweilg gehen; von zochen, ziehen; man ſagt auch zoll'n, wovon zodeln nur die Distraction iſt.

z'rinná, zerrinnen, ſich verzerren; ſiehe: Papp'n.

z'ſammá-dividir'n, ſcherzweiſe für: zuſammenzählen, ſummiren.

z'ſammá-geh'n, zuſammen gehen, paſſen, richtig ſein.

z'ſammá-g'langá, zuſammenlangen, ſich die Hände reichen.

z'ſammá-ſimulirn, zuſammendenken; ausſinnen; ſiehe: ſimulir'n.

z'ſammá-tüpfeln, zuſammendenken; bis auf den kleinſten Punkt in's Klare bringen.

z'ſamm-g'wichſt, geputzt, aufgedonnert, im vollen Staate; von wichſ'n, ſchmieren, ſalben.

z'ſamm-kláb'n (klaub'n), zuſammenklauben; als Reflex. ſich ſammeln, erholen, faſſen; klaub'n von klieben, ſpalten; alſo: ſplitterweiſe aufleſen.

z'ſamm-pelz'n, zuſammenſchießen, niederſchießen; von Pelz, auf den Pelz brennen.

z'ſchnell'n (ſih), ſich zerſchnellen; um ſich ſchlagen.

z'ſtrat (z'ſchdrád), zerſtreut.

z'trag'n, zertragen, überwerfen, zanken.

zua-ſteh'n, zuſtehen, bevorſtehen.

zua-trag'n, zutragen, zuführen, anſchwemmen.

Zuckerbacha (dá), der Zuckerbäcker.

zu-n-erſt, zuerſt; ſiehe: z'ert.

z'untáſt, zu unterſt; z'obáſt, zu oberſt.

zuwi, hinzu.

zuwi-papp'n, hinzukleben; an etwas befeſtigen.

zwá-r-álei, zweierlei.

z'weg'n we? (ze we?), warum; aus dem Gothiſchen du hwe? — Höfer's Volksſpr. S. 136. Gewöhnlicher: z'weg'n was?

z'weiteſt, vom Weiteſten her.

**z'werch** (übá), quer, in die Quere; die urſprüngliche Form war **twerch**, **duerah** (transversus).

**zwickelhart**, hart, daß man einen Keil (Zwickel) braucht, um es zu ſpalten.

**zwoa** (**zwá**), zwei.

**zwoanz'g** (**zwoanz'gi**), zwanzig.

# Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . III

Vorrede des Dichters zur dritten Auflage . . . . . . . . . . . . . 1

## Flinſerln.

I. 's erſti Hundát. (Váliebt's Zeug) . . . . . . . . . . . . . 25

II. 's zweiti Hundát. (Ländlig's) . . . . . . . . . . . . . . 47

Auf dá Wieſ'n . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 49
Für an'n Jágá . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 54
Für an'n Schiffmann . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
Au'm Kirita(g) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 64
Auf dá Küahwád . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 69

III. Wieder á Stuck á Hundát. (Riedig's und Räudig's) . . . 73

Widerſpruch . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 75
Mit und ohne Liebe . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Vorſatz . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Süß und ſüßer . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Per se . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 76
Wunſch . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Ergebung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Auftrag . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Verluſt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 77
Beſcheid . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Brief . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Richtſchnur . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Wette . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 78
Bedingung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Heilmittel . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Der Nachtwächter . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 79
Schluß . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Gleichniß . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Beſcheidenheit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 80

Seite
Ausforſchung . . . . . . . . . . —
Vergleiche . . . . . . . . . . —
Widerlegung . . . . . . . . . . —
Gleichgültigkeit . . . . . . . . . . 81
Mädchenſinn . . . . . . . . . . —
Rückkehr . . . . . . . . . . 82
Vorzug . . . . . . . . . . —
Tauſch . . . . . . . . . . —
Nachtheil . . . . . . . . . . 83
Zug des Herzens . . . . . . . . . . —
Warnung . . . . . . . . . . —
Ausſtellung . . . . . . . . . . 84
Ausflucht . . . . . . . . . . —
Verwendung . . . . . . . . . . —
Zuſammenhang . . . . . . . . . . 85
Leichter Sinn . . . . . . . . . . —
Anträge . . . . . . . . . . 86
Wahl . . . . . . . . . . —
Gewinn . . . . . . . . . . —
Änderung . . . . . . . . . . —
Troſt . . . . . . . . . . —
Trennung . . . . . . . . . . 87
Dauer . . . . . . . . . . —
Würze . . . . . . . . . . —
Anbot . . . . . . . . . . 88
Genügſamkeit . . . . . . . . . . —
Jägerluſt . . . . . . . . . . —
Erſparniß . . . . . . . . . . 89
Schwer und leicht . . . . . . . . . . —
Schenkenfleiß . . . . . . . . . . —
Vielfältige Bewegung . . . . . . . . . . —
Ausrede . . . . . . . . . . 90
Der Zithernſchläger . . . . . . . . . . —
Spielmannsluſt . . . . . . . . . . —
Abhilfe . . . . . . . . . . 91
Schneeſcheuche . . . . . . . . . . —
Lebeſinn . . . . . . . . . . —
Verluſt . . . . . . . . . . 92
Vor der Dorfkirche . . . . . . . . . . —
Offenheit . . . . . . . . . . 93
Ermunterung . . . . . . . . . . —
In der Fremde . . . . . . . . . . —
Irrung . . . . . . . . . . —
Unterſchied . . . . . . . . . . 94
Empfang . . . . . . . . . . —
Zum Neujahr . . . . . . . . . . —

Seite
IV. – und noh á Stuck á Hundát. (B'ſchäd-Eſſen) . . . . . 97
Mahnung . . . . . 99
Abſtand . . . . . —
Veränderung . . . . . —
Verluſt . . . . . 100
Verdruß . . . . . —
Ähnlichkeit . . . . . —
Überſiedelung . . . . . —
Maaß . . . . . 101
Gefahr . . . . . —
Alles Eins . . . . . 102
Liebesſtreit . . . . . —
Schuld . . . . . 103
Geſtändniß . . . . . —
Strafe . . . . . 104
Frage und Antwort . . . . . —
Verlockung . . . . . 105
Raſch . . . . . —
Kennzeichen . . . . . —
Drohung . . . . . —
Lehren . . . . . 106
Verliebtheit . . . . . —
Blödigkeit . . . . . 107
Luſtigkeit . . . . . —
An der Wiege . . . . . —
Kuckukruf . . . . . 108
Warnung . . . . . 109
Wechſel . . . . . —
Vergleich . . . . . —
Ähnlichkeit . . . . . —
Der Weinhüter . . . . . 110
Der Rekrut . . . . . —
Der Reiter . . . . . 111
Heilung . . . . . —
Abhilfe . . . . . —
Zweite Liebe . . . . . 112
Vorwurf . . . . . —
Das Blinzeln . . . . . 113
Sternſchnuppen . . . . . —
Gegenſatz . . . . . —
Vergleich . . . . . 114
Erklärung . . . . . —
Seltene Waare . . . . . 115
Schätzung . . . . . —
Kritik . . . . . —

Seite
Plan . . . . . . . . . . 115
Termin . . . . . . . . . . —
Ausrede . . . . . . . . . . 116
Abſchied . . . . . . . . . . —
Rückblick . . . . . . . . . . —
Traum . . . . . . . . . . 117
Reſignation . . . . . . . . . . —
Erwähnung . . . . . . . . . . —
Troſt . . . . . . . . . . 118
Rath . . . . . . . . . . —
Beſorgniß . . . . . . . . . . —
Schnelligkeit . . . . . . . . . . —
Wehe . . . . . . . . . . 119
Bedürfniß . . . . . . . . . . —
Geſang . . . . . . . . . . 120
Erlaubniß . . . . . . . . . . —
Grund . . . . . . . . . . —
Aufforderung . . . . . . . . . . 121
Überraſchung . . . . . . . . . . —
Wunſch . . . . . . . . . . —
Beſtimmung . . . . . . . . . . —
Heimweh . . . . . . . . . . 122
Auftrag . . . . . . . . . . —
Unterſchied . . . . . . . . . . —
Vergänglichkeit . . . . . . . . . . 123
Enttäuſchung . . . . . . . . . . —
Ahnung . . . . . . . . . . 124
Schluß . . . . . . . . . . —

## Zuawag'.

I. Ernſthafti G'ſáng'ln . . . . . . . . . . 127
1. Waldg'ſáng'l . . . . . . . . . . 129
2. Heitrá Muth . . . . . . . . . . 132
3. Schiffág'ſáng'l . . . . . . . . . . 133
4. Nach-r-án'm ſtark'n Reg'n . . . . . . . . . . 135
5. D' beſti Mánier . . . . . . . . . . 137
6. 's glücklichi Bácherl . . . . . . . . . . 138
7. und 8. [illegible] Wieg'n=G'ſáng'ln . . . . . . . . . . 141
9. 's Kind[illegible]ánd'l . . . . . . . . . . 143
10. Schlaflied fur án'n alt'n Tát'l . . . . . . . . . . 144
11. Dá Mann bei dá Kápell'n . . . . . . . . . . 146
12. Nachtwachtá=Lied . . . . . . . . . . 149
13. An'm Godsacká . . . . . . . . . . 151
14. Im Gras . . . . . . . . . . 154
15. D' Freiheit . . . . . . . . . . 156

Seite
16. D' Schwoagrin und dá Jágá . . . . . . . . . . . . . . . . . . 158
17. 's Pinotwinkerl . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 162
18. D' Himmelſchlüſſerln . . . . . . . . . . . . . . . . . . 165
19. D' Schneeglöckerln . . . . . . . . . . . . . . . . . . 166
20. G'ſcheidt is ſchon . . . . . . . . . . . . . . . . . . 167
21. Wie ma's kennt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
22. Heunt und muring . . . . . . . . . . . . . . . . . . 168
23. Dá Bekehrti . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 169
24. Gleichmuth . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 170

II. Wie 's dá-r Öſtreichá-Bauá mit ſein'm Koaſá moant!
(Á B'ſchreibung aus'm Zwá-r-á-dreiß'gá-Jahr) . . . . . . . . 173

III Luſtigi G'ſáng'ln . . . . . . . . . . . . . . . . . . 189

1. Dá Tickiched'l . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 191
2. Z'ſpat und z'fruah . . . . . . . . . . . . . . . . . . 192
3. Dá-r ödi Hamur . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 194
4. 's Aufſteh'n am Sunnta . . . . . . . . . . . . . . . . 195
5. 's Mungáz'n . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 197
6. Nit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 199
7. D' Meláncholie . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 201
8. 's Hálmelzieg'n . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 203
9. Dá Launlá . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 205
10. D' ſchiachi Modi . . . . . . . . . . . . . . . . . . 207
11. Dá Gláſ'lguckä . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 208
12., 13. und 14. Drei Räthſ'ln . . . . . . . . . . . . . . 210
15. Dö glucklingá Leut' . . . . . . . . . . . . . . . . . 212
16. Dö Tauſendkünſtler . . . . . . . . . . . . . . . . . 214
17. Menſch'n und Uhr'n . . . . . . . . . . . . . . . . . 216

IV. Kloani Kumödi-G'ſpiel' . . . . . . . . . . . . . . . 219

1. 's Bábör . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 221
2. Dá narriſchi Bauá . . . . . . . . . . . . . . . . . . 226
3. 's letzti Fenſterl'n . . . . . . . . . . . . . . . . . 236
4. Drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fenſterl'n . . . . . . . . . . . 251

V. G'ſchicht'ln . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 271

1. Dá Rauba (Á g'ſpáßig's G'ſchicht'l) . . . . . . . . . . . . 273
2. D' Maná-r ohni Köpf' (Á g'ſpáßig's G'ſchicht'l) . . . . . . . . 278
3. Dá Pfingſtkini (Á g'ſpáßig's G'ſchicht'l) . . . . . . . . . . 284
4. 's Exámi (A-n ernſthaft's G'ſchicht'l mit-r-án'm g'ſpáßingá-r Ausgang) 291

Idiotikon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 299—366

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

# Joh. Gabr. Seidl's

# geſammelte Schriften.

Mit einer Einleitung

von

**Julius von der Traun.**

Herausgegeben von

**Hans Max.**

**Vierter Band.**

Almer. — Natur und Herz.

---

**Wien, 1879.**

Wilhelm Braumüller

k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Vorwort.

„Almer", inneröſterreichiſche Volksweiſen, aus einer größeren Sammlung mitgetheilt von J. G. Seidl, erſchienen in drei Heften, nebſt abgeſonderten Wörter-Erklärungen zu jedem einzelnen Hefte, im Verlage von Carl Gerold zu Wien, 1850, 12°, nachdem — wie ich aus Nr. 310 des Tagblattes „Der Wanderer" vom 6. November 1835 entnehme — unſer Dichter eine Anzahl dieſer Weiſen ſchon damals in dem genannten Blatte veröffentlichte und ſich bei dieſer Gelegenheit beklagte, wiederholt vergebliche Verſuche gemacht zu haben, für eine größere Sammlung dieſer Lieder, einen Verleger zu finden. Wol mochte das Volkslied, heute ein ſo intereſſantes und wichtiges Element der Kulturgeſchichte, damals in der deutſch-öſterreichiſchen Literatur noch nicht die volle verdiente Würdigung und Berückſichtigung erfahren haben.

Obſchon die „Almer" nur zum Theil Originalien unſeres vaterländiſchen Dichters enthalten, wenn auch die zahlreichen eigentlichen Volksweiſen Wohllaut und Rundung in Versbau und Sprache, wie nicht minder die Uebereinſtimmung in der Schreibung ihm verdanken, — durften dieſe Lieder gleichwol in den „geſammelten Schriften“ J. G. Seidl's nicht fehlen, da ſich dieſe Weiſen ſeinen im dritten Bande enthaltenen Originaldichtungen in niederöſterreichiſcher Mundart („Flinſerln“) würdig anſchließen und daher, ſowol dem Forſcher als dem Freunde deutſcher Dialectdichtung, ein fruchtbares und willkommenes Material bieten.

Ein langjähriger Aufenthalt Seidl's im noriſchen Alpenlande und die Gelegenheit, von mehreren reichhaltigen Sammlungen ſteieriſcher und kärntner Volksweiſen, namentlich auf Anregung Sr. kaiſerl. Hoheit des Erzherzogs Johann, in der Bibliothek des ſt. ſt. Johanneums in Graz, Einſicht zu nehmen und dieſelben zu benützen, haben den Dichter, wie er im Vorworte zum erſten Hefte der „Almer“ ſelbſt erwähnt, in den Beſitz eines anſehnlichen Liederbuches geſetzt, das mehrere tauſend kleinere und größere, unmittelbar dem Volke abgelauſchte Lieder enthält, welche nicht nur den nationalen Charakter Inneröſterreichs treu wiederſpiegeln, ſondern auch an Elementen wahrer Poeſie nicht arm ſind.

Bei der Maſſe des vorhandenen Stoffes war die Wahl der Weiſen ebenſo leicht als ſchwer. Seidl entſchied ſich hiebei für jene Form, die er ſeinen eigenen Dialectliedern in niederöſterreichiſcher Mundart („Flinſerln“) verliehen hatte.

Urſprünglich, der verſchiedenen Oertlichkeit wegen, an Ausſprache und Schreibung merklich von einander abweichend, erſcheinen hier dieſe Volksweiſen doch alle in ziemlich gleichem Gewande; Seidl that dies abſichtlich. „Solche Lieder — bemerkt er — wandern wie Schwalben und ſind überall zu treffen, ſo weit der gleiche Sprachſtamm reicht.“

Der Titel „Almer“, eigentlich eine beſtimmte Gattung zweiſtimmiger Alpengeſänge bezeichnend, iſt hier im weiteren Sinne genommen, um Strofen und Lieder, die alle auf und zwiſchen Alpen (Almen) entſtanden ſind, unter einem einfachen, mundgerechten Namen zuſammen zu faſſen.

„Möchten dieſe Verſe — ſo ſchließt Seidl ſein Vorwort zum erſten Hefte der „Almer“ — die anſpruchslos in's ſturmbewegte Leben hinausflattern, eine widerſpruchsloſe Aufnahme finden und manchem Freunde der Volkspoeſie nur halb ſo viel Vergnügen gewähren, als mir, den ſie an die ſchönſten Tage eines glücklichen Exils (Cilli in Steiermark) erinnern, von denen ich nur mit Wehmuth ſagen kann:

„„Ja, d'ſelm war ich glückli,
Denn d'ſelm war ih noh jung:
Á Waldbám — ohni Holzwurm,
Á Glock'n — ohni Sprung! —““

Ueber die zweite Abtheilung des vorliegenden Bandes, die „Natur und Herz“ benannt iſt, erübrigen mir nur wenige Worte. Dieſe Sammlung, durchgehends Original-Gedichte enthaltend, nennt Seidl zugleich eine „Lyriſche Nachleſe“ ſeiner ſeit Jahren in Taſchenbüchern, Almanachen und Journalen erſchienenen zerſtreuten Gedichte; ſie erſchien im Verlage von Eduard Hallberger in Stuttgart, 1853, 12°, und iſt dem Freunde des Dichters, Simon Freiherrn von Sina, gewidmet.

Mödling bei Wien, im Juli 1878.

H. M.

## Berichtigungen:

Seite 276 vor dem Gedichte „Am Meere“ iſt im **Motto**:

„Scandit aeratas vitiosa naves
Cura. — — —

Horat. II. Od. 16.“

ſodann Seite 335 vor dem Gedichte „Blüt’ und Moos“ im Motto:

Horat. I. 12.

zu leſen.

# I.

# Almer.

## Innerösterreichische Volksweisen.

Ih nenn ſ' halt „Alma“,
Nennt ſ' ös, wie's ös wollt's!
Wann's nur haßt: „Sie g'fall'n má“ —
Aft bin ih drauf ſtolz!

# Schnadahüpfeln.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Erſtes Hundert.

### 1. Bitte.

Du herziliab's Schatzerl,
Du Himmelsſchlüſſerl,
Steh' nur auf, mach' má-r auf
Á kloanwinzig's Biſſerl!

### 2. Sehnſucht.

„Dá Summá geht umá,
„Das Lau(b) ráſ't vom Bám;
„Wann nur oanmal mein Büab'l
„Aus Öſtáreich kám'!“

### 3. Merkmal.

Mein'm Schatz ha-n ih Buſſerln geb'n,
Ei wol — oi, oi!
Má hat ihr mein'n Boart ang'ſeg'n
Bis übá 's Koi.

### 4. Gleich und Gleich.

Mein Schatz is vom Pinzg'erland,
Und ih von Tirol,
Und da ſánt má zwoa Kropfáti,
Dös g'fallt má wol!

### 5. Klein iſt niedlich.

Friſch übá-r und übá,
Friſch auf dá Gaſſ'n,
Und dö Kloan'n ſán má **liabá,**
Wie goar dö Groß'n!

### 6. Revanche.

Wann ih in's Gäſſeln geh',
Geh' ih alloan;
Wann ih zán Dearnd'l kimm',
Muß ſ' má-r aufthoan;

Will ſ' má nit aufthoan,
So zág' ih ihr d' Feig'n: —
Au'm Irta is Kirta,
Kann ſ' áh dáhoam bleib'n!

### 7. Vorſicht.

Á ſchneeweißes Täuberl
Fliegt übá mein Dach: —
„Und muaßt nit ſo laut red'n,
„Es ſán Zualoſá wach.“

Drei Täuberln, zwoa weißi,
Á ſchwarz' is druntá: —
„Und muaßt nit ſo laut ſchrei'n,
„Es liegt d' Muadá muntá.“

### 8. Abfertigung.

„Dalgátá Bua,
„Du därfſt nearmá kemá:
„Du haſt á roath's Hoar,
„Mögſt má 's Dach abrenná!“

### 9. Schutz.

Mein Schatz is á Schwoag'rin
Hoch ob'n auf der Alm;
Ha-n [illegible] Stöckál fürg'ſchlag'n,
Dáß ſ' nit abá thuat fall'n.

### 10. Leichtſinn.

Mein'm Vadán ſein Sáchál,
Meiná Muadá-r ihr G'ráſſál,
Meiná Schweſter ihr Geld —
Ha-n ih all's várebellt.

### 11. Erſatz.

's Menſch hat má-r án'n Buſch'n geb'n,
Dá Buſch'n is ſchön,
Und hiaz liab' ih den Buſch'n,
Und 's Menſch — laß' ih ſteh'n.

### 12. Vergebliche Vorſicht.

Ih woaß nit, was 's is,
Dáß d' má goar ſo liab biſt?
Wann's d' má nit ſo liab wár'ſt,
Hätt' ih lang nit ſo páſſt.

Bald hüatát dá Bauá,
Bald hüatát dá Knecht;
Wann ſ' alli zwoa hüat'n,
So hüat'n ſ' noh ſchlecht.

### 13. Ausweg.

„Zwoa Büab'ln z'gleich gern hab'n
„Is áh noh koan' Kunſt:
„Oan's liabt má vom Herz'n,
„Oan's liabt má nach Gunſt.“

### 14. Hinderniß.

Wann dá Grab'n nit wár'
Und dö nárriſche Höh',
So kám' ih zán Dearnd'l
Um á halbi Stund' eh'.

Wann dös Bergerl nit wár'
Und das G'ſtäud nit dáneb'n,
So kunnt' ih mein'm Dearnd'l
In's Kámmerl 'neinſeg'n.

### 15. Reue.

Hab' dih vierzeh'n Tag' g'liabt,
Hab' mih drei Wochá g'ſchamt! —
„Und ih hätt' ja dö vierzehn Tag'
„Ah nit válangt!" —

### 16. Plauderhaftigkeit.

Ih hab's goar nit wiſſ'n woll'n,
Hab' goar nit g'fragt:
Muaß á Plauderding ſein,
Weil ſ' ſelber All's ſagt.

### 17. Gleichgiltigkeit.

„Dort ob'n auf der Alm
„Sán dö Gámſ' in dá Gruab'n;
„Und goar feindlá load is ma
„Juſt nit um mein'n Buab'n."

### 18. Leerer Vorwand.

„Wann's kriſpelt im Kammerl,
„Thuat d' Muadá ſchelt'n;
„Wann ih ſag': Es is d' Katz', —
„Laßt ſ' ás doh nit gelt'n."

### 19. Zuflucht.

Mir is kalt in die Händ',
Geht dá Wind, dáß All's brennt,
Laß mih eini zu dir:
Hab' koan'n Handſchuach bei mir.

### 20. Reſignation.

Und wann's d' mih nit magſt,
Non, — ſo ſei's in Gottsnam':
Es kemmán wol öftá
Zwoa Liabi nit z'ſamm.

### 21. Warnung.

Im Summá wachſ't Allás her,
Alláhand Kraut; —
Und der is ſchon vákauft,
Der án'm Dearnd'l z'viel traut.

### 22. Bekehrung.

Hiaz há-n ih koan Schatzerl,
Hiaz leb' ih ganz frumm,
Und ih ſchau' má ſo bald
Um koan' Andri nit um.

### 23. Selbſtvertrauen.

„Bin á gruſelkloan's Dearnd'l,
„Bin doh nit vázagt:
„Ha-n án'n ung'máſſiná Lotter
„Auf'n Bám auffi g'jagt.“

### 24. Nichts ohne Fehler.

Dá Fuchs frißt halt d' Hearná,
Dá Schimmel frißt 's Heu,
Und dá Bua trinkt halt Brandwein:
Oan Fehlá muaß ſein!

### 25. Gleiches mit Gleichem.

Muaßt dih nit á ſo ſpreitz'n,
Daß dein Schatz zu mir rennt;
Hab' mih áh nit ſo g'ſpreitzt,
Und hab' 'hn lang vor dir kennt.

### 26. Abſchied.

Deini Háhnlá thán kráh'n,
Dá Tag is nit weit:
Liab's Dearnd'l, hiaz wár's wol
Zu'm Hoamgeh'n ſchon Zeit.

Umá-n Mag'n is má-r eit'l,
Bei'm Herz macht's án'n Stich.
Übá 's Aug' wachſ't á Häut'l,
Daß ih goar nix mehr ſiech'.

### 27. Stutzerei.

Hiaz wer' ih was thoan,
Wir' mih rechtſchaffá putz'n:
'n Rock ſchneid' ih a(b),
Und d' Schüach' laß' ih ſtutz'n.

### 28. Troſt.

„Hiaz ha-n ih koan Büab'l,
„Hiaz is 's mit mir rár;
„Ih muaß gleih nur denká,
„Daß a-n irdá mein wár'.“

### 29. Vorwurf.

„Du blabaugát's Büab'l,
„Du ſchauſt mih wol an;
„Abá liab'n thuaſt á-n Andri,
„Was hab' ih dávon?“

### 30. Verlegenheit.

Ih woaß nit, was ih thát',
Odá was ih thoan ſoll?!
Möcht' á neug's Dearnd'l liab'n,
G'ſallt má 's alti noh wol.

### 31. Drohung.

So oft ih bin kemmá,
Haſt allimal greint,
Abá, Dearnd'l, ih ſag' dá's,
's is letztimal heunt.

### 32. Schwierigkeit.

„Hiaz ha-n ih zwoa Büab'ln,
„Sollt' án'n ird'n treu liab'n!
„Und wie kann ih mein Herzerl
„Vonánandá denn kliab'n?“

### 33. Rüge.

„Haſt alláweil g'ſagt,
„Bleibſt nur mir alloan treu:
„Wann's d' á ſcheanári ſiechſt,
„Biſt der erſti dábei!“

### 34. Naturgeſetz.

Koan Bám ohni Laub,
Und koan' Mühl' ohni Staub,
Und koan Huat ohni Schnua,
Und koan' Dirn' ohni Bua.

### 35. Schickung.

Weil d' Leut' á ſo red'n,
Weil má's Gott á ſo ſchickt,
Muaß ih 's Dearnd'l válaſſá; —
Vielleicht is 's mein Glück.

### 36. Abbitte.

„Ei, du mein liab's Büab'l,
„Vázeich' má nur das!
„Bei mein'm Herz'n is 's nit mögli,
„Daß ih dih válaſſ'.“

### 37. Schluß.

Dö Äugerln voll Waſſá,
Dö Tropfen au'm Wang: —
Es müaſſ'n zwoa Liabi
Vonandá ſein gang'.

### 38. Vorzug.

Á biſſerl um 's kenná
Is mein Dearnd'l ſchöná,
Und á biſſerl um 's g'ſpür'n
Kann's oan'n beſſá vexir'n.

### 39. Geheimniß.

Dů biſt ſchon mein Dearnd'l,
Abá ſag'n muaßt d' ás nit:
Wann's d' Leut' ámal wiſſ'n,
Aft geb'n ſ' oan'm koan'n Fried'.

### 40. Muſter.

's is weitá wol wahr:
Es geht All's Par und Par;
Ih mag's áh nearmá thoan,
Ih bleib' áh nit alloan.

### 41. Abfertigung.

Zwiſch'n mein'm und dein'm Herz'n
Geht á broati Straß'n:
Und wann's d' mih nearmá magſt,
Kannſt d' ás bleib'n laſſ'n!

### 42. Änderung.

Hab' dih lang nearmá g'ſech'n,
Hätt' dih bald nearmá kennt:
Schauſt ſo viel ſchlecht aus,
Und redſt ſo viel fremd.

### 43. Gemeingut.

Mein Schatz is ſo viel,
Als á Kerſchbám am Weg:
Á-n irdá, der fürgeht,
Der reißt án'n Aſt weg.

### 44. Definition.

Was hoaßt má denn Buſſeln?
Schau' d' Vögerln nur an:
„Zwoa Schnáberln z'ſamm reck'n,
„Und á Schmátzerl voran.“

### 45. Lockerheit.

Was nutzt's áh, wann d' Liab' ſitzt
In irdá Falt'n?
Dein Herz is á Sieb,
Kann dö Liab' nit halt'n.

### 46. Magnetismus.

Wann ih auf mein'm Schatzerl
Sein Hápkiſſ'n denk'
So kummt má-r á Schláfferl,
So trámt má-r á wen'g.

### 47. Wahl.

„Wen willſt denn, wen magſt denn,
„Mein' G'ſpannin, odá mih?
„Biſſ'l ſcheaná is d' G'ſpannin,
„Abá hübſchá bin ih!“

### 48. Herausforderung.

„Ei, dös meini Buabmá,
„Mit eng is 's koan' Freud':
„Und wann má-r eng ſchleiffát,
„Dös kriegát-s koan' Schneid'.“

### 49. Antrag.

Ih woaß nit, is's wahr,
Odá thuat's má trámá:
Und ih möcht' dá mein Dearnd'l
Gern übá-rámá.

### 50. Wechſelſeitigkeit.

Wann's du mein Dearnd'l haſt,
Mußt dih nit übánehmá:
Ih hab's lang vor dir g'habt,
Und wer's wiedá bikemmá.

### 51. Porträt.

Unſá Nachbá hat á Tochtá,
Goar á wundáſcheani,
Blattámaſát, bug'lnaſát,
Kropſát áh á weani.

### 52. Verdienſt.

Zu dir bin ih gangá
Drei ganzi Wochá:
Wann ih noh ámal geh',
Wir' ih heili g'ſprochá.

### 53. Rath.

Dearnd'l, ſei g'ſcheidt,
Liab' án'n Buab'n, der dih g'freut;
Laſſ' den alt'n, den kloan'n,
Bei dá Sauſtallthür loahn'n.

### 54. Grund.

Dá Heubod'n is luckát,
Koan Heu halt't á mehr;
Und d' Roßknecht' ſánt lautá,
Koan Geld hab'n ſ' nit mehr.

Dá Beut'l is luckát,
Koan Geld is mehr drein;
Und wer is denn dran Schuld,
Als dá Wirth und ſein Wein?

### 55. Drohung.

Schön wigs und ſchön wags,
Als wie's Kroanáwetg'rás: —
Muaß á ſchlechtá Bua ſein,
Der auf *mein* Dearnd'l páſſt!

### 56. Kurzer Proceß.

Wann ih zán Dearnd'l geh',
Und bin dá dritti,
So wirf' ih den Äußern weg,
Und den andern tritt' ih.

### 57. Ehrlichkeit.

Zwoa kuhlſchwoarzi Roſſ'
Hab'nt á ſammátás G'ſchirr: —
Án'm Andern ſein Dearnd'l
Bálangát' ih niá!

### 58. Zweifel.

„Woaß nit, hör' ih d' Glock'n,
„Odá mukázt dö Kuah,
„Odá blökázt dá Gámsbock,
„Odá ruaft má mein — Bua?“

### 59. Kritik.

„Mein Schatz is á Malá,
„Er malt má mein G'ſicht,
„Und er malt má's ſo hübich,
„Dáß 's koan'm Menſch'n gleich ſiecht.“ —

### 60. Unterſchied.

Drei Stund' zán Menſchern geh'n,
Dös is nit weit;
Abá zwoa Stund' bán Fenſtá ſteh'n,
Dös is á Zeit!

### 61. Eigenheit.

Wenn ih finſtá gleih ſchau',
Hárb bin ih doh nit:
Dös is ſchon mein Brauch á ſo,
Woaßt d' ás denn nit?!

### 62. Anhänglichkeit.

Ha-n á Häuſerl aufbaut,
Han 's mit Le(b)zelt'n deckt;
Hiaz bring' ih mein Dearnd'l
Vom Dácherl nit weg.

### 63. Fatalität.

Mag nit Küah' halt'n, mag nit Sau halt'n,
Abá heirat'n möcht' ih gern;
Dá Pflegá dálábt's nit, —
So ſánt halt dö Herr'n!

### 64. Beſchreibung.

Mein Dearnd'l is ſaubá,
Is groaß und ſchean dick,
Hat ſchwarzbrauni Aug'n
Und á Liab', dáß's all's bickt.

### 65. Leumund.

Zwoa ſchneeweißi Täuberln
Hab'nt roathi Schüach' an; —
Dö Leut' möchten's wiſſá,
Was ih für án'n Schatz han.

Dö Leut' wiſſ'n z'reden,
Wia längá, wie mehr;
Dö goar ſo viel reden,
Hab'nt ſelbá koan' Ehr'.

Den Leut'n earn' Reden
Thua-r ih mih nix kei'n:
Sö wer'n's wol áh ámal
Müaſſ'n bereu'n!

### 66. Beſchönigung.

Dö Lump'n ſánt Lump'n,
Dö Lump'n hab'nt Geld,
Wann dö Lump'n nit wár'n,
Wár' koan' Freud' auf dá Welt.

### 67. Beweis.

Dö Näſſigkeit hin,
Und dö Näſſigkeit he(r),
Und dö Näſſigkeit
Kimmt von dá Feuchtigkeit he(r).

### 68. Erinnerung.

Wann ih auf dö Griasknödeln denk',
So gibt's má-r án'n Stich in die Lenk'.

### 69. Wann?!

Wann nur das „Wann“ nit wár',
Wár' g'wiß koan Kaſt'n lár,
Wár-n alli Scheuern voll,
Dös wár' wol toll!

### 70. Bedingungen.

Á nig'lnag'lneug's Häuſerl,
Á nig'lnag'lneug's Bett,
Und á nig'lnag'lneug's Dearnderl, —
Sunſt heirat' ih nöt!

### 71. Unbequeme Lage.

Dearnd'l, was denkſt dá?
Dein Bua is vur'm Fenſtá;
Steh' auf, löſ' 'hn a(b),
Sunſt dáhenkt á ſih ga(r).

### 72. Beharrlichkeit.

Wann ih hoach auffiſteig',
Will ih áh án'n Bám biag'n;
Wann ih immá lang woart',
Will ih áh á Menſch kriag'n.

### 73. Enttäuſchung.

„Büab'l, was denkſt dá denn?
„Haſt goar koan Hirn?
„Haſt g'moant, ih liabát dih,
„Thua' dih nur vexir'n.“

### 74. Vater und Tochter.

Dá Bauá neb'm Weg
Der geht kloan z'lumpát her;
Es wár' má ſein' Tochtá
Weit liabá wie-r er.

### 75. Colliſion.

Bin ſtád auſſig'ſtieg'n,
Is á Bret abi g'fall'n;
Hat dá Bauá ſchean g'ſchrian:
„Sollt' dö Zimmáleut' zahl'n.“

Dá Bauá hat g'ſchrian:
„He, was machſt bei dá Dirn?“ —
Wann's du noh ámal ſchreiſt,
Geh'-n ih goar zu dein'm Wei(b).

Bauá, ſchlag', ſchlag',
Schlag' má-r a(b) dö Háx'n!
Das Menſch kunnt ih nit g'rath'n,
Möchſt mih goar dápráx'n!

### 76. Kirmeßwaare.

Zán Urſchálá-Kirta
Hab'nt ſ' Moizálá fál:
Sánt nit alli zán liab'n.
Áh zán ſopp'n a's Thál.

### 77. Heimliche Liebe.

Liab'n und liab'n áh,
Abá hoamlá hoamlá,
Und dö hoamláni Liab' is ſüaß
Námlá, námlá!

### 78. Zwang.

Steig' auf'n Bám, ſchütt'l dö Birn',
Fall'n ſ' odá fall'n ſ' nit; —
Du muaßt má-r á Buß'l geb'n,
Willſt odá willſt nit.

### 79. Rache.

Wann mir dá Badá
Sein Dearnd'l nit geit,
So hoaß' ih earm án'n Spitzbuab'n,
Án'n Weibáleut'-Neid!

### 80. Luſtigkeit.

Bin á luſtigá Bua,
Laſſ' 'm Teuf'l koan Ruah',
Dö Engeln im Himmel,
Sö lachánt dazua.

### 81. Weiſung.

„Hänſ'l, mein Bua,
„Wann du fürgehſt, kehr' zuá,
„Wann du moanſt, dáß ih ſchlaf',
„Wirf á Stoan'l auf's Dach.“

### 82. Selbſtgeſtändniß.

Schüach' ha-n ih niedári,
Strümpf' ha-n ih blabi,
Dös ha-n ih dá-r eh'ndá g'ſagt:
„Lüadáli war ih!“

### 83. Urtheilsſpruch.

Dö Bäu'rin is gránti,
Dö Nud'l ſánt hánti;
Gleih z'ſamm auf oan' Schnur,
Und obaus in die Mur!

### 84. Recht oder — gar nicht!

Oan' Schwalb'n macht koan'n Summá,
Oan Zeiſ'l koan Neſt; —
Wann du dih willſt halt'n,
So halt' dih nur feſt!

### 85. Botſchaft.

Dös Vögerl au'm Tanábám
Steht auf oan'm Fuaß,
Hat á Zetterl im Schnáberl:
Von mein'm Dearnd'l án'n Gruaß.

### 86. Störung.

Was das Teufelsviech kann,
Kräht ſchon wiedá dá Hahn:
Bin ert auſſi grad g'ſtieg'n,
Muaß ſchon wiedá dávon!

### 87. Erſatz.

„Auf'n Tanz bin ih gang',
„Han koan'n Buab'n nit g'hab',
„Und han doh án'n groaßmächtán Stuck
„Brát'l hoambracht.

### 88. Preis.

's Fiſcherl im Waſſá,
Und 's Waſſá-r im Fiſch: —
Und mein Schatz is má liabá,
Wie's Geld auf'm Tiſch.

### 89. Warnung.

Steigſt hoach auf, haſt hoach z'fall'n,
Trinkſt án'n Wein, mußt 'hn zahl'n,
Kriegſt án'n Rauſch, kimmſt um's Menſch,
Is dá load, wann's d' drauf denkſt!

### 90. Heiratsgut und Widerlage.

Ei, du mein Dearnd'l,
Mit uns is 's nit aus:
Ih kriag' á Heiratsguat,
Und du — á Haus.

### 91. Eiferſucht.

Ei, du mein Dearnd'l, dös ſag' ih dá,
Laſſ' má koan'n Andán hinein;
Wann ih oan'n krieg', ſo dáſchlag' ih dá 'hn,
Und du biſt áh nearmá mein.

### 92. Mißwachs.

Hiaz ha-n ih mein' Treuheit
Im Gart'n anbaut,
Und 's is má nix auſſág'wachſ'n,
Als lautá-r Unkraut.

Und wann mih d' Leut frag'n,
Ob mein' Treuheit ſchon blüaht,
So gib ih earn' z' Antwurt:
„Dá Wind hat ſ' váführt!“

### 93. Bruder „Leichtfuß“.

Hopopopoid'l!
Wer kennt denn mein Moid'l,
Goar ob'n im Stoang'wänd',
Wo dá Speik abáhängt?

Hopopopa!
Ih bin áh ſchon mehr da,
Mit mein'm z'lumpát'n Jánká!
Wer káſſt má 'hn denn a?

Luſti is 's Lump'nleb'n,
's Geld hat má d' Muadá geb'n;
Hiaz mach' ih Teſtáment,
's Geld hat á-n End'!

Luſti is 's Lump'nleb'n,
's Geld hat má d' Muadá geb'n;
's Menſch ha-n ih eh'ndá g'hab'
Drauſſt in dá Stadt!

Wann ih ſchon z'riſſ'n und z'lumpát bin,
Was geht das andá Leut' an?
Laſſ'n má dö Zott'n gleih flutráz'n,
Wann ih nur tanz'n guat kann!

### 94. Steigerung.

Thuaſt á ſo, thuaſt á ſo,
Wann's d' mih nur ſiagſt!
Wie wirſt erſt nachá thoan,
Wann's d' mih ámal haſt alloan,
Wann's d' mih ámal kriagſt?

### 95. Wirkung in die Ferne.

Wie muaß 's denn nur ſein,
Dáß dö Liab' ſo weit g'langt,
Goar in's Kárnt'n und Krán
Und in's Salzburgá-Land?

### 96. Brautfahrt.

Hiaz is má-r á Briaferl
Von Paſſau kemmá,
Dáß ih ſollt' mit mein'm
Tauſendſchatz auikemmá.

Wie'r ih bin mit mein'm
Tauſendſchatz auikemmá,
Aſt wollt'n dö Herr'n
Mir 'hn gleih wegánehmá.

Aft ſagt dá kloan' Schreibá:
„Hán, Büab'l, biſt da?
„Dein Dearnd'l muaßt laſſ'n:
„Dá Hofrichtá will's ſo!“

„„Was frag' ih nach'n Hofrichtá?
„„Der is nit mein Herr;
„„Und ih geh' zán Prälat'n
„„Der gilt noh weit mehr.““

Wie-r ih bei'm Prälat'n
In d' Stub'n einiſteig',
So ſitzt er au'm Seſſ'l
Bei'm Ofá hinbei.

Aft fall' ih gleih nieder,
Und buß' earm dö Füaß',
Ob á mih mit mein'm Schatzerl
Nit hoamziech'n liaß'.

Aft wend't á ſih um,
Und hat má's g'háß'n,
Dáß ih mit mein'm Dearnd'l
Dárf in's Hoamet ráſ'n.

Aft geh'-n ih zán Seiler,
Und láſſ' má-r án'n Strick,
Und bind' 's Dearnd'l auf 's Kráxal,
Trag 's umádum mit.

Da gegn't má dá Scherg,
Ih bin recht dákemmá;
Ih ha g'moant, er will mih
Z'ſammt mein'm Kráxál nehmá.

Und dá hat á mih g'fragt,
Was ih trag' für á Waar',
Und aſt ha-n ih earm g'ſagt:
„Is á böhmiſchá Haar“.

Und aſt hat á g'ſagt,
Und ih ſollt earm oan'n geb'n,
Und aſt ſag' ih gleih drauf:
„Vonánand wird á nit g'wög'n!“

### 97. Gegenſatz.

Der oan' is ſchon drob'n auf'm Gang;
Der andri wird vom Auffiſchau'n krank.

### 98. Irrthum.

Han juſt zwar án' Andri dág'längt; —
Abá glaub' má 's, auf dih ha-n ih denkt!

### 99. Wohlgemeinter Rath.

He, Schreibá, geh', laſſ' ihr án'n Fried':
Mein Schatz is koan Dintenfaß nit!

### 100. Eigenthümlicher Geſchmack.

Ei was doh dö Herr'n
In dá Stadt nit All's treib'n!
Hiaz geah'n ſ' goar zán uns auffá,
Liedá z'ſamm' z'ſchreib'n!

# Zweites Hundert.

---

## 1. Beſorgniß.

„Wia biagt ſih dáh Steg
„Und wia ſchwingt ſih dá Huat:
„Und dös is ja mein Büab'l,
„Ih kenn'-á-n als z'guat!

„Dá Bach hat ſih bläht,
„Und dá Steg hat ſih dráht:
„Wär' má lád um mein'n Schatz,
„Wann-á-r abiſall'n thát'!“

## 2. Nachtgang.

„Wann 's Monát ſchean ſcheint,
„Sán dö Náchtlá ſo hell;
„Da wiſpelt und ſingt dá Bua
„Her übá 's Feld.“

## 3. „Raſtloſe Liebe“.

Untá 'm grean'm Tanábám
Sitzt dá Gugu:
Wann ih zán Dearndál geh',
Schrei' ih immá: Juhu!

Wann's regn't und wann's ſchneibt,
Und wann kalt dá Wind wáht, –
Und ih geh' zu mein'm Dearndál,
Wann's Spieß' regná thát'!

### 4. Selbſtbewußtſein.

„Schean g'wachſ'n bin ih,
„Ih bin dráht wia-r-á Seil,
„Drum laſſ' ih d' Leut' plauſch'n
„Und denk' má mein Theil."

### 5. Mißverſtändniß.

Mein Vadá hat g'ſagt,
Ih ſoll hüat'n dán Haus:
Ih hab' unrecht váſtand'n,
Geh' alli Nacht aus.

### 6. Fortſchritt.

Mein Dearnd'l is kloan,
Kann koan Thürl aufthoan:
Wann's mal größá wird wer'n,
Wird's ás aufmachá gern.

### 7. Kalte Liebe.

Mein Schatz hat má 's Buſſerl geb'n
Auffi auf 's Wang:
Und dös is nur á kalti Liab',
Dauát nit lang.

Soll's á warmi Liab' ſein,
Dö á Dauá váſpricht,
So gib 's Buſſerl auf 's Mál,
Nit dánebmád auf's G'ſicht!

### 8. Uneigennützigkeit.

Ih bin nit dein Bruadá,
Und ih bin nit dein Mann:
Biſt gleih á ſolch's Trotterl, —
Ih ſuach dih gern hoam!

### 9. Verſicherung.

Du tauſendliab's Dearnderl,
Biſt tauſendmal mein!
Wann ih dih nit bekimm',
Laſſ' ih 's Heirat'n ſein.

### 10. Termin.

Á Dearnd'l ha-n ih g'liabt,
Und z' Pfingſt'n wird's á Jahr,
Und á Jahr liab' ih 's noh,
Nachá heirat' ih 's gar.

### 11. Drangabe.

's Dearnd'l hat má-r á Buſſerl geb'n
Und án Ei-Ei;
Und z'we ſollt's ás nit thoan?
Wird á ſo ja mein Wei(b).

### 12. Proteſt.

„Gib má koan Buſſerl nit,
„'s Buſſerl thuat mail'n:
„Es is ja koan Doctá nit,
„Der má 's kinnt heil'n!“

### 13. Vom Küſſen.

„Á kloan's Büab'l buſſeln
„Thát mih vádrieß'n:
„Ziech' ih's auſſi zán Kopf,
„Ha-n-ih nix bán Füaß'n.“ —

„Wann's Monát ſchean ſcheint,
„Is 's ſchean liacht im Stüb'l; —
„Geh', druck' mih nit goar á ſo,
„Mir wird ſchon üb'l!“ —

„Wár má nix grad um's Buſſel lád,
„Nur um mein' Haub'n: —
„Dá Teuxelsbua hat ſ' z'riſſ'n,
„Muaß d' Fetzen z'ſammklaub'n!“

### 14. Störung.

Zwá Liabi in oan'm Haus
Dös is unvámeſſ'n:
Kinnán 's Füaßeln nit g'rath'n
Bán Suppeneſſ'n.

### 15. Blödigkeit.

Dá Bua, der beim Tanzen
Sein Dearndál nit halſ't,
Is grad, als wann d' Bäu'rin
Dö Nudeln nit ſchmalzt.

### 16. Wallfahrt.

„Hiaz ha-n ih mein Häuſerl
„Au'm Annáberg drob'n:
„Wann d' Buabmá dös wüßt'n,
„Sö thát'n ſih válob'n!“

Kirfart'n bin ih gangá
Gar eini ins Tirol:
Hab' dö Kirch'n nit g'funden,
Abá Dearnd'ln gleihwol.

### 17. Vergleich.

Ha-n ih á ſchean's Bleamel,
So ſchmeck' ih dázua;
Und ha-n ih á ſchean's Dearndál,
Wäß ih áh, was ih thua'.

### 18. Selbſttäuſchung.

Wann's d' willſt á Buſſ'l geb'n,
Muaßt nit lang frag'n:
D' Mádeln hab'n 's alli gern,
Woll'n 's nur nit ſag'n.

### 19. Vergänglichkeit.

Dearnd'l, dein' Schönheit
Nimmt áh ámal án End',
Wia's Röſerl au'm Feld,
Wann's dá Ráff ámal brennt.

### 20. Seltſamer Erſatz.

Ha-n á ſchean's Dearnd'l g'habt,
Hab'n má 's d' Leut' nit vágunnt,
Und hiaz ha-n ih's vátauſcht
Mit-r-án'm Fleiſchhackáhund.

So á Fleiſchhackáhund
Is ja áh á ſchean's Thier,
Und es gábát má mancha
Sein Dearnd'l dáfür.

### 21. Nachwehen.

Hab' dih vierzeh'n Tag gern g'ſeg'n,
Hab' dih drei Wochá g'liabt,
Hab' d' Huaſt'n und d' Straukhen
Und 's Podigrá kriagt.

### 22. Verzweiflung.

Koan'n Strumpf bind' ih auffi,
Koan'n Schuach ream' ih z'ſamm,
Geh' um, wia-r-á Bauá, —
Weil ih 's Dearnd'l nit ſoll hab'n.

### 23. Vergebliche Mühe.

Wann 's Liacht'l nit brinnt,
Därf ih's áh nit putz'n,
Und wann 's Dearnd'l nit will,
Kann ih's áh nit trutz'n.

### 24. Kurz und gut.

Und wann's d' mih nit magſt,
Non, ſo laſſ' du's halt bleib'n;
Z'weg'n deiná wir' ih áh noh
An'n Kaiſá nit ſchreib'n.

### 25. Armeebefehl.

„Dá Kaiſá hat ſelbá
„'s Patent auſſágeb'n:“
„„Wer koan Dearnd'l nit kriag'n kann,
„„Der kummt um ſein Leb'n!““

### 26. Beſcheid.

Z'we haſt d' denn d' Kloan'n liabá,
Wia goar dö Groaß'n? —
„Sö ſant weni g'ſchwindá
„Zán Einilaſſ'n!“

### 27. Allzugroß.

Z'náchſt wia mih dö Dirn
Hat wöll'n einilaſſ'n,
Hätt' ih máh bald 's Hirn
Án dá Schwell' eing'ſtoaſſ'n.

### 28. Vorzug der Kleinheit.

Á Schwárá, á Langá
Is leicht zán dáfangá;
Wann's d' kloan biſt und ſchleuni,
Schlupfſt übárall eini.

### 29. Wer war's.

„Is má geſtert á Vögerl
„Zán Fenſtá kemmá,
„Und ih kunnt' halt dös Vögerl
„Am G'ſang nit kenná!“

### 30. Himmelsbrief.

Schean blab is dá Himmel,
Wia's feinſti Papier:
Ih wöllt', ih kinnt' auffiſchreib'n,
Was ih oft g'ſpür'!

### 31. Ausdauer.

Wann's Wegerl áh weit is,
Wann's aft nur á Schneid is:
Liabá Waſſá wat'n,
Als mein Dearnd'l g'rath'n!

### 32. Liebesneid.

Zwá Gámſerl thán ſcherzen,
Zwá Hunderln thán jag'n,
Zwá Dearndeln thán ſtreit'n:
Dan Büab'l woll'n ſ' hab'n.

### 33. Verſöhnung.

Was muaß má denn thoan,
Wann dö Liab' ámal bricht? —
„Mit-r-án'm Druckerl is gleih dös Ding
Wiedá z'ſammg'richt't.“

### 34. Häusliche Feſtlichkeit.

Geſtert hab'n má Vögerln g'rupſt
Und á Gans áh,
Und da hab'n má Muſi g'habt
Und án'n Tanz áh.

### 35. Geringſchätzung.

„Wann du mih nit magſt,
„Ih frag' nix danach:
„Solchi Büab'ln kriag' ih mehr
„Als wia d' Stoanl'n im Bach.“

### 36. Spott.

Schau, ſchau nur, au'm Bod'n
Steht á Tattámann drob'n!
Von Stroh-is á g'macht,
Hat dih längſt ſchon ang'lacht.

### 37. Warum nicht früher.

„Du Gigiligack,
„Hä'ſt má 's ehvor doh g'ſagt!
„Wia-r oft hab' ih dih g'fragt,
„Ei, du Gigiligack!“ —

### 38. Grundfalſch.

Dö Bámá-r im Wald
Wollt' ih alli find'n:
Dem Dearnd'l ſein Falſchheit
Kann ih nit dágründ'n.

### 39. Tanz-Candidatinnen.

Viel Menſchá gibt's da,
Dö auf's Tanz'n páſſ'n;
Wann ſ' doh Stühlerl mitnáhmen,
Daß ſ' niedáſáſſ'n.

### 40. Bild ohne Gnaden.

„Sollſt á hübſchá Bua ſein?!
„Zahlſt 'n Dearndeln koan'n Wein —
„Haſt 'n Namen umſiſt,
„Dáß d' á hübſchá Bua biſt!“

### 41. Abſtufung.

Dö Langi, dö Schmali,
Hätt' d' Buabmá gern alli;
Dö Dicki, dö Schöni,
Hätt' ah gern á weni.

### 42. „Iſt denn Liebe ein Verbrechen?“

So lang als noch 's Waſſá
Von der Alm abárinnt,
So lang halt' ih 's Caráſir'n
Ah für koan' Sünd'.

### 43. Luſtigkeit.

Hups hi, hups he!
Recht tull geht's heunt he:
Ih bin ja ſchon g'ſprung' recht,
Dö Suhl' thuat má weh', —
Dei, dei, dilltillte!

### 44. Tanzluſt.

Tanz'n, das will ih,
Däß dá Tanzbod'n prällt!
Zahl'n laſſ' ih d' andern,
Ih hab' nia koan Geld.

### 45. „Nachá is aus!“

Bin luſti drei Tag',
Und geht's nachá, wie's mag,
Und geht's nachá, wie's will, —
Ih tanz' nearmá ſo viel!

### 46. Tanzgefahr.

„Dá Tanzbod'n is háſen,
„Und d' Liachtá glanz'n:
„Geh' her, mein liab's Büab'l,
„Thán má ſteiriſch tanz'n!“ —

Dá Tanzbod'n is luckát,
Und ' Dearnd'l is kloan,
Wann 's má durch abáſchlupfát',
Was hätt' ih dávon? —

### 47. Fehler.

Mein Dearnd'l wár' rár,
Wann's nur nit á ſo wár':
Wann's hámlá ſein kann,
Steht ihr-jedá Bua-r an.

### 48. Scharfblick.

's Vögerl im Tanábám,
's Fiſcherl im See: —
Dáß du mih fopp'n willſt,
Dös wáß ih eh!

### 49. Troſt.

„Dort ob'n auf der Alm
„Geht dá Wag'n in d' Achſ'n: —
„Und z'weg'n oan'm Buab'n alloan
„Bin ih áh nit g'wachſ'n!“

### 50. Selbſtgeſtändniß.

Bin á liadálich's Bant,
Hab' koan Geld und koan G'wand
Hab' koan G'wand und koan Geld,
Hab' koan' Freud' auf dá Welt!“ —

### 51. Ungenügſamkeit.

„Oan Büab'l liab'n,
„Dös rath' ih wol koan'm:
„Wann ih 's Duzád nit kriag',
„Brauch' ih gleichiumein koan'n!“

### 52. Vorwurf.

Du kummſt má gleih für,
Wia dö Schnall'n bei dá Thür:
Geht má-r aus oder ein,
So will's angriffá ſein.

### 53. Herausforderung.

Geh' nur her, wann's d' dih trauſt!
Ih zag' dá mein' Fauſt:
So kloan däß ih bin,
Trau' mih noh zu dir hin!

### 54. Ideal.

D' obáſteiriſchi Gred'l,
Liegt má-r allweil im Sched'l,
Bei dá Mitt' und beim Kopf
Und bei'm Fuaß und bei'm — Kropf!

### 55. Alte und neue Liebe.

Dö alti Liab' roſt't,
Sie roſt't wol am beſt',
Und dö neuchi Liab' wagelt,
Is ah noh nit feſt.

### 56. Ermunterung.

„Geh' nur fein zuwá,
„Blauaugatá Bua!
„Laß da 's halt'n nit ſchaff'n:
„Es g'hört dá ja zua!“

### 57. Vorſpiel.

Geh' zuwa, mein Schatzerl,
Und 's Handerl umá 'n Hals,
Und 's Göſcherl auf's Wängerl,
Es gruſelt ſchon all's.

### 58. Andacht.

„Z'we kniáſt denn vur meiná?
„Ih bin ja nit God!
„Setz' dih liabá ſtád zuwer
„Und beicht' má dein' Noth!"

### 59. Winterſtändchen.

Dearnderl, eil', eil':
Bán Fenſterl is's heil,
Is heil, wia-r á Glas,
Strauch', wia längá, mehr aus.

### 60. Vorſichtig!

„Nit ſo laut, nit ſo laut,
„Dáß dá Bauá nit ſchaut,
„Dáß dö Bäu'rin nit greint,
„Is ſo 's letzti Mal heunt!" —

### 61. Geſchmack.

Milchweiß is käſi,
Abá ſchwarzbraun is liab;
Und hiaz ſchau' ih má-r-um á Dearnd'l um,
So ſchwarz als ih's kriag'.

Dearnd'l, du ſein's,
Haſt á Miaderl, á neu's,
Haſt á Leiberl, á weiß's,
Und á Herzerl, á treu's!

### 62. Ausſteuer.

„Mein Muadá hat Mittel,
„Dös glaubát's ös nie:
„Hat ſechs alti Kittel,
„Dö ſchafft ſ' nachá mir.

„Mein Vadá hat Mittel,
„Ih brauch' i' abá nit:
„Hat ſechs alti Hoiná,
„Was thát' ih dámit?“

### 63. Selbſtvertrauen.

„Wann ih á Bua wár,
„Und hätt' ſo á krauſt's Hoar, —
„A Dearnd'l wollt ih kriag'n,
„Dös wár má' koan' G'ſoahr!“

### 64. Antrag.

Bei dá Hübich'n, bei dá Fein'n,
Bei dá Jung' da bleib' ih;
Bei dá Schiach'n, bei dá Grob'n,
Bei der Alt'n laſſ' ih dih.

### 65. Beruhigung.

„Du dárfſt dih nit grim',
„Dáß ih dein Büab'l nihm':
„Ih ha ſelbá ſo oan's,
„A ſaubás, á kloan's.“

### 66. Schneller Wechſel.

Wann ih übá d' Alm geh',
Macht's án'n Ráff, ſchneibt's án'n Schnee;
Wann ih wiedá hoamgeh',
Blüaht ſchon wiedá dá Klee.

### 67. Natürliche Folge.

Wia höchá dö Alm,
Wia káltá dö Sunn',
Und wia ſchöná das Dearnd'l,
Wia-r eh' kummt má drum.

### 68. Verſprechen.

Das Gáms im Gebirg
Hat án'n g'ſpitzig'n Boart; —
Dearnd'l, wann's d' mih treu liab'n willſt,
So halt' ih mein Woart.

### 69. Selbſtlob.

Dort ob'n auf der Alm
Da ſchreit dá Gugu; —
Sán nit oft zwá Liab ſo ſchean,
Wia-r ih und du!

### 70. Waldſcene.

Es is luſti inn Wald,
Wann dá-r Auáhahn pfalzt,
Wann dö Nachtigall ſingt,
Dáß 's durch Berg und Thal klingt!

### 71. Beſtändigkeit.

„Mein Herzerl ſteht feſt,
„Wia dö buxbámern Äſt',
„Wia dö kerſchbámern Zweig', —
„Bleibt ſih alláweil gleich.“

### 72. Schwere Kunſt.

Hab' án'n Weg, án'n weit'n,
Hab' koan Roß zán reit'n;
Und á ſchean's Dearnd'l lieb'n,
Braucht án'n Kopf, án'n g'ſcheidt'n!

### 73. Ueberall Unglück.

Auf der Alm hat's á Schneeberl g'ſchnieb'n
Bis auf dö Knia',
In der Ebn' hat dá Schauá g'ſchlag'n:
Guat geht's má nia!

### 74. Bekehrung.

's Dearnd'l is luth'riſch,
Was is's denn nachá?
Kátholiſch dös wer' ih's
Schon ſelbá machá.

### 75. Kinderſegen.

Hat oaná-r á Kreuz,
Der viel Kindálá hat!
Oan's ſchreit: „Titi!", oan's: „Táte!"
Oan's: „Muadá, á Broat!" —

### 76. Reſignation.

Hübſch is ſie, fein is ſie,
G'halt' du ſ' nur, dein is ſie:
Ih mag ſie nit — ih,
Sie wár' z' ſaubá für mih!

Und mih freut ſo nix mehr,
Als mein kuhlſchwarzá Huat,
Dáß ih'n aufſetz'n kann,
Wenn dö Sunn' ſcheiná thuat.

### 77. Zurückweiſung.

„Greif' nit á ſo her
„Auf mein ſeidás Miadá:
„Hat má's mein Bua káfft,
„Káfft má's nit án iádá!"

### 78. Berufung.

Á ſchean's Dearnd'l liab'n,
Dös is ja koan Sünd':
Dös hat ja dá Pfarrá
Auf dá Kanzel vákünd't.

### 79. Bemerkung.

's Dearndál im Gart'n
Thuat Küahfuattá máh'n:
Und ſie kann ſih vur lautá Liab'
Kám mehr vádráh'n.

### 80. „Der Liebe Müh' umſonſt!“

Bin hoch auſſi g'ſtieg'n,
Bin wiedá z'ruck g'fall'n,
Hab' d' Hearnſteig'n z'ſammtret'n,
Hab' all's müaſſá zahl'n.

Bin hoch ámal auſſi g'ſtieg'n,
Hab' mein Leb'n g'wagt: —
Wia-r-ih auſſi bin kemmá,
Hat ſ' noh koan Wort g'ſagt.

### 81. Drohung.

Dá Bauá hat mih g'jaukt,
Auf'm Zaun bin ih g'henkt, —
Und du ſakriſchá Bauá,
Dös bleibt dá nit g'ſchenkt!

### 82. Abſchreckung.

Dö Bäu'rin mi'm Liacht
Und dá Bauá mi'm Stab, —
Und wann's oft á ſo g'ſchách',
So kám's Gáſſelngeh'n ab.

### 83. Erlaubter Diebſtahl.

Wurl' auſſi, wurl' auſſi,
Wo 's Göſcherl liab is:
Und á Buſſerl ſtehl'n ſchad't nit,
Wann má ſunſt koan Diab is.

### 84. Warnung.

„Büaberl, gib acht,
„Dáß koan Unglück entſteht,
„Dáß bei'm wallenden Waſſá
„Koan Schiff untágeht.

„Wann á Schiff untágeht,
„Müaſſ'n má's alli zwá leid'n,
„Müaſſ'n unſri zwá Herzerln
„Vonánandá ſcheid'n!“ —

### 85. Was noth thut.

Dá Kerſchbám blüaht weiß,
Und 's Liab'n braucht án'n Fleiß,
Das Liab'n wár wol toll,
Aber achtgeb'n häßt's wol.

### 86. Schlimmer Gewinn.

„Es zahlt ſih nit aus
„Weg'n án' oanzigi Nacht,
„Dáß du mein Herzerl
„So trauri haſt g'macht!“

### 87. Halt!

Du braunaugát's Dearnd'l,
Gib decht ámal Fried':
Sunſt kriag'n má-r á Kinderl,
Was thát'n má dámit?

### 88. Abſchied.

„Hiaz ſchau' ih mein Büab'l
„Zum lezt'nmal an,
„Schlag' d' Aeugerln voruntá,
„Geh' trauri dávon!“

### 89. Troſtgrund.

Wann dá Eisvog'l ſchreit
Und der Áligugu: —
Es gibt wol mehr liabi Leut',
Nit gleih ih oder du!

### 90. Liebesende.

Dö Liab' is ſchon aus,
Sie is g'fall'n in'n Brunn,
Sie ſchwimmt unt'n da aus,
Sie ſchaut nimmámehr um.

### 91. Gleichgiltigkeit.

„Zweg'n meiná kannſt hárb ſein,
„Zweg'n meiná kannſt woaná,
„Zweg'n meiná kannſt d' ganzi Nacht
„Draußt'n loahná!“

### 92. Trauer.

Ih ſchau' hin, ih ſchau' her,
Ih ſiach' nindád á Freud':
Hoachi Berg', tiafi Thal',
Übárall Traurigkeit!

### 93. Meldung.

Hiaz kummt ſchon das Fruahjahr,
Á luſtigi Zeit;
Dá Bua geht zán Dearnd'l,
Koan Weg is earm z' weit.

Er klopft an ihr Fenſterl,
Thuat ſ' zuchá begehr'n:
's Dearnd'l is wol drein,
Sie will abá nix hör'n!

### 94. Eigennutz.

„Und, du Bua, dein G'ſpött
„Thuat má-r áh noh nit weh:
„Dáß ih für dih z' ſchlecht bin,
„Dös wáß ih eh'.

„Ih han dá nit nachg'ſchickt,
„Haſt mih nia ang'wieg'n;
„Dih hat nit das erſtmal
„Dá Hungá hertrieb'n!“ —

### 95. Verbeſſerung.

's Derndál hat g'ſagt,
Ih ſollt' öftá kemmá,
Und ſie laßt ihr á weitárás
Feſtá ſtemmá.

### 96. Liebeszank.

Ih und mein Dearnd'l
Sán gangá mitſamm,
Und ſán koan' Stund' gangá,
Hab'n má greint áh mitſamm.

Hab' á Wort á zwá g'red't
Und hab' ſ' g'red't in án'm Scherz,
Und dös hat gleih mein Dearnd'l
Gottsjámmerli g'ſchmerzt.

's Geblüat fangt an z' ſteig'n,
Und 's Herz wird má háß,
Und aſt ſag' ih halt: „Tappert,
Váſtehſt denn koan'n G'ſpáß?“ —

### 97. Uebermuth.

Luſti und muntá ſein
Steht má wol zua,
Und bleib'n thua-r-ih allweil
Á lebfriſchá Bua.

Und 's Dearnd'l vexir'n,
Dös thuat mih halt g'freu'n,
Und dö 's nit dáleid't,
Muaß á-n a-dráhti ſein!

### 98. Vergeblicher Gang.

Nácht'n dag'weſ'n,
Schon z' ſpat g'weſ'n,
War wol Rath g'weſ'n
Mein Geh'n;

's Thürl zuag'weſ'n:
's Riegerl fürg'weſ'n:
Hab' á ſo müaſſ'n
Hoamgeh'n!

### 99. Seltſamer Tanz.

Dort ob'n auf der Alm
Steht á Hauf'n Scheitá;
Da tanz'n zwá Küah'
Mit án'm Übáreitá.

### 100. Charakteriſtik.

Der oani Bua ſteht auf dá Loatá,
Der andri is zán auffiſteig'n z' fál;
Dá dritti ſteht draußt auf dá Bruck'n,
Und hat á Trum Bratwurſt im Mál. —

Auf's Loatáli ſteig' ih nit auffi,
Koan Stadtmád'l mag ih nit liab'n;
Dö Höflikeit kann ih nit brauchá,
Ih möcht' noh án'n A-ſchnalzá kriag'n.

# Drittes Hundert.

## 1. Fehlgriff.

Bin unt'n ausgangá,
Bin ob'n herkemm':
Hab á Scheani woll'n hab'n,
Hab' á Schiachi bekemm'!

## 2. Kuckuck.

Geh' nur auſſi in'n Wald,
Wirſt 'n Gugu ſchon hör'n! —
Mir is lád um mein'n Schatz,
Ih möcht' Tag und Nacht röhr'n.

„Du falſchá Gugu,
„Wia falſch biſt nöt du:
„Führſt mih auſſi in'n Wald,
„Und váführáſt mih bald.“ —

Und wárum gehſt denn her?
Biſt nöt mein Válangá:
Geh' nur wiederum z'ruck,
Wo du biſt hergangá.

## 3. Mit der Zeit.

's Dearnd'l in dá Nachbáſchaft
Muaß ma treu liab'n:
Wann's gleih kán'n Báſtand nöt hat,
Wird ſchon án'n kriag'n!

### 4. Strenge Bewachung.

Dort ob'n auf'm Kogel,
Da is á kloan's Häuſ'l,
Da ſitz'n zwá Jungfer drin,
Singán, wie dö Zeiſ'l.

Sitzt án' Alti dabei,
Laßt má goar nix 'gelt'n;
Wann ih á wen'g einiſchau',
Hebt ſ' gleih an z'ſchelt'n. —

Wart' nur, du Alti,
Ih wir' dá 's ſchon denk'n:
Ih káff' dá-r án'n Kreuzáſtrick,
Laſſ' dih aufhenk'n!

### 5. Hinderniß.

's Töchterl im Zimmá,
Dö Muattá dábei:
Ih trau' mih nöt eini,
Sie hörát' mih gleih.

### 6. Eigenſchaften.

Mein Menſch hat án'n zwigelten
Zwagelten Gang,
Und da kemmán zwá Zwigelti
Zwagelti z'ſamm.

's Dearnd'l is gruſ'lkloan,
Kann doh viel Arbát thoan,
Stuben kehr'n, Schmalzkoch ſchmier'n,
Buab'n caráſir'n!

### 7. Einfacher Grund.

„Schean grean is dá Buxbam,
„Schean finſtá dá Wald, —
„Und hiaz liab' ih án'n Bauánbuab'n,
„Weil er má g'fallt!“

### 8. Begleitung.

Bin eh ſchon weit gangá
Geh' noh á poar Schritt',
Und wann's du mein Dearnd'l wár'ſt,
Gáng' ih noh á-n Ort mit!

### 9. Billiger Anſpruch.

„A wen'g áuf mih denká,
„Mein Büab'l, ſollt'ſt doh:
„Ámal biſt mein g'weſ'n,
„Váleih biſt du's noh!“ —

### 10. Abſchied.

Mein Herzerl is ſchwár,
Und gelt! Schatzerl, dein's áh,
Weil ih hiaz von dir ſcheid'n muaß,
Und du von mir áh.

### 11. Prophezeiung.

„Das Vögerl im Wald
„Sitzt auffi an'm Aſt:
„Wirſt dá-r áh nix vábeſſern,
„Wann's du mih válaſſ'ſt!“

### 12. Die Liebe der Kleinen.

Schean weiß is dá Mehlbám,
Schean grean dö Wurz'n,
Und á ſakriſchi Liab'
Hab'nt dö Leut', dö kurz'n!

### 13. Scheidebrief.

„Das Briaferl is g'ſchrieb'n
„Mit dá roath'n Kreid'n:
„Machſt mein Herzerl ſo trauri,
„Muaß eh' ſo viel leid'n."

Das Briaferl is g'ſchrieb'n,
Der Dátum ſteht dran,
Und b'ſüat' dih Gott, mein liab's Dearndál,
Wann's nimmá ſein kann!

### 14. Irrthum.

Auf der Alm ha-n ih g'ſchlaſſá,
Auf der Alm hat's mih g'freut:
Hab' g'moant, ih halſ' d' Schwoag'rin,
Hab' — d' Waſchbank umg'keit!

### 15. Rechtsſinn.

Ih mag nöt, ih will nöt
An'm andern ſein Guat,
Und ih will nur döſelbe,
Was mir zuag'hör'n thuat.

### 16. Verluſt.

A Schneeberl hat's g'ſchnieb'n,
Hab's wat'n müaſſ'n! —
Hab' á ſchean's Dearnd'l g'habt,
Hab's g'rath'n müaſſ'n!

### 17. Kritik.

Drah' dih, Williwingerl,
Sperifankerl, auweh!
Er is á Lumperl,
Und ſie — hat ihr'n Thee!

### 18. Gefahr am Verzug.

Mein Schatz hat á Göicherl,
Á Göicherl, á g'ſchmeid's,
Und á Wángerl, á weiß's,
Und á Herzerl, á treu's!

Du herzliabſtes Schatzerl,
Gib's Buſſerl bald her,
's is wahrlá, wer wáß,
Ob má z'ſammkemmá mehr.

### 19. Eiferſucht.

Wia-r is denn dös Ding,
Dáß dö Liab' á ſo brinnt,
B'ſundás wann oan Bua 'm andern
Sein Dearndál wegnimmt?

### 20. Empfindlichkeit.

Ih wollt' dih wol ſchimpfen,
Du thuaſt mih dáboarm':
Fangſt nur gleih z' woan' an,
Wia 's Kind au'm Arm. —

„Wann's du mih willſt ſchimpfen,
„Muaßt früher aufſteh'n,
„Muaßt án'n roath'n Hahn opfern,
„Muaßt wallfahrt'n geh'n!“ —

### 21. Nolens volens.

Zwá Máß'l voll Nuſſ'n,
Zwá Máß'l voll Kern':
Dearnd'l, thuaſt, wie da willſt,
Mein muaßt du wer'n!

### 22. Betheuerung.

So gib má nur 's Wort,
Du ſchwarzaugáti Krot';
Und ih will dih ſchon liab'n
Vom Leb'n bis zán Tod!

### 23. Porträt.

Hübſchá Bua, ſeiná Bua!
Mein Bua háßt Hiaſ'l:
Hat kohlſchwoarzi Aug'n
Und á Brám umá'n Rüaſſ'l.

### 24. Widerlegung.

Dö Leut' red'n und ſag'n:
Ih wár' vollá Schuld'n;
Und hab' ausg'liechás Geld
Wol dreitauſend Guld'n.

### 25. Schmollen.

„Mein Schatzerl is hárb auf mih,
„Hab' earm nix than,
„Er ſetzt 's Hüaterl voruntá
„Und ſchaut mih nöt an.

„Und er ſchaut mih nöt an,
„Und es liegt má nix dran:
„Wann ih wollt', wann ih möcht',
„Wár's earm gleih wiedá recht!“

### 26. Uebelſtand.

Wann á-n iardá-r á Scheani,
Á Reichi wollt' hab'n,
Wo wurd' denn dá Teuxel
Dö Wilden hintrag'n?

### 27. Guſto.

Á nußbámás Bett'
Und á Pölſterl, á weiß's,
Und á ſchwarzaugát's Dearndál,
Dös liab' ih mit Fleiß.

### 28. Kecker Muth.

Koan Weg is má z'weit,
Und koan Herr is má z'g'ſcheidt,
Und koan Hund is má z'toll
Wann ih zán Dearndál ſoll!

### 29. Mangel.

Ja, ſchad' is um's Dearndál,
Denn 's Dearndál is rár,
Und es wár' noh oanmal ſo ſchean,
Wann's áh treu wár'.

### 30. Nach der Heirat.

„Hiaz hab' ih ſchon g'heirat't,
„Hiaz hab' ih an'n Mann,
„Ziach' d' Menſcháſchuach' aus
„Und ziach' d' Weibáſchuach' an.“ —

Hiaz hab' ih guat g'hauſ't,
Hab' á Wei, wia-r á Fauſt,
Hat án'n Kropf, wiá-r á Nuß, —
Wann's d' ás willſt, ſo nimm du ſ'!

### 31. Oekonomie.

Ih bin á kloan's Dearndál
Mit ſiebázehn Jahr'n,
Und ih muaß má 's Cáráſſir'n
Auf mein Altá váſpar'n.

### 32. Leicht getröſtet.

Dö Liab' is váſchwund'n,
Sie is ſchon ruſti:
Ih ſollt' zwar trauri ſein,
Bin abá luſti.

### 33. Umkehr.

Zwá kohlſchwarzi Taubá,
Bei dö Flieg' da ſán ſ' weiß:
Und hiaz liab' ih mein alt's Dearnd'l
Wiedá von neug's.

### 34. Recept.

Dort ob'n auf dá Stell—ell—ell,
Steht á Krüag'l Öl—öl—öl:
Kocht's má-r án'n Schmarn, án'n Brein,
Giaßt's á Krüag'l Öl—öl drein.

### 35. Katzenmuſik.

Sieb'n Säck' voll alti Weibá,
Sieb'n Säck' voll alti Hean',
Und wann ſ' alli z'ſamm ſingá,
Klingt's glaubeſt nöt ſchean.

### 36. Genügſamkeit.

Um und um, um und um
Tanzen dö Bauern:
Hab'n ſ' grad koan'n guat'n Wein,
So ſaufen ſ' dö Glauern.

### 37. Anwerth.

„Wann ih áh ſo ſchean wár',
„Als wia 's Ápferl au'm Bám,
„Wollt' á-n irdá Narr ſagn':
„„Wann ih's abá bekám'!““

### 38. Sans gêne!

Sikriſchi, ſakriſchi,
Kei' mih um Koan'n;
Und ih tanz' mit mein'm Dearnd'l
Und geh' mit ihr hoam.

Sag'n alláweil von Sündſein,
Von Sündſein dö Leut':
Und was wird denn dös Sündſein,
Wann's oan'n goar á ſo g'freut?!

### 39. Neid.

Dá Scherg und dá Hund
Hab'n má 's Menſch nöt vagunnt;
Dá Scherg hat g'rebellt,
Und dá Hund hat ſich g'meld't.

### 40. Gleich und gleich.

's Menſch hat án'n Branntweinrauſch,
Und dá Bua zween,
Und im hoamgeh'n hab'n ſ' tanz'n woll'n,
Kann koan's nöt ſteh'n!

### 41. Narrheit.

Der is á Narr,
Und dös is nöt guat,
Der ſein'm Wei d' Naſ'n a-beißt
Und ſteckt ſ' auf'n Huat!

### 42. Schön und hübſch.

Sagſt immá von Schönheit,
Was is's denn dámit —?
Dö Schönheit vageht,
Nur die Hübſchikeit nit.

### 43. Phlegma.

Und wann's d' mih nöt magſt,
Is mir á nix dran g'leg'n!
No, ſo mag mih halt nöt,
Wir' dih áh nimmá mög'n!

### 44. Eigener Geſchmack.

Biſt á guat's Dearnd'l
Biſt á fein's Dearnd'l,
Abá mein Dearnd'l biſt du nöt,
Haſt á ſchean's G'ſicht'l,
Haſt á fein's G'ſicht'l,
Abá — mein G'ſicht'l haſt du nöt!

### 45. Herzensverein.

Hiaz hab' ih mein Herzerl
Auf dein's auffibickt,
Und zwá Herz' auf-r-ánandá,
Dös is's, was ſih ſchickt!

### 46. Gehorſam.

Mein Schatz is ſchon recht,
Er geht links, er geht rechts,
Er geht hin und geht her,
Grad ſo wia-r ih's begehr'.

### 47. Harmonie.

„Mein Schatz is ſchean roth,
„Und ih áh nöt goar z'blách,
„Und zán tanz'n fein g'ſchwind,
„Und zán buſſeln hübich gách!“ —

### 48. Mißtrauen.

Hör' mih an, du ſchean's Dearndál,
Du g'fallaſt má ſchiar;
Zwe we is dein Bua denn
So hágli mit dir?

### 49. Unruhiger Traum.

„Im Trám ha-n ih neuli
„Mein'n Bettbod'n durchtaucht.
„Und hiaz ha-n ih von Buxbam
„Drei Bettbodenlád'n braucht.

„Mein Schatzerl ſchneid't Kerſchbám',
„Schneid't Buxbámbod'nlad'n.
„Und hiaz möcht' ih von Buxbám
„Drei Bettbodenlád'n hab'n.“

### 50. Zu groß.

„Mein Bett is má z'groß: kinnt' dáneb'n
„Noh á recht á brát's Plätzerl vágeb'n!“

### 51. Einladung.

Mein Schatzerl hat g'ſagt,
Ih ſoll kemmá-r auf d' Nacht,
Denn ſie hätt mih recht gern, —
Soll ihr 's Herzerl aufſperr'n.

Und da hat má mein Schatzerl
Mein Herzſchlüſſerl g'ſtohl'n,
Und hiaz b'ſtell't ſ' mih all' Tag,
Dáß ih 's Schlüſſerl ſoll hol'n.

Dös Ding wer' ih merk'n,
Dös Ding wár' má z'g'ſcheidt:
Hätt' áh noh bei andern
Zán aufſperr'n á Freud'.

### 52. Schönheitsfehler.

Du glábſt, du wár'ſt ſchean,
Und es geht wol noh an:
Haſt án-'n ſpannlang'n Krag'n,
Wia-r á jániſchá Hahn.

### 53. Herzloſigkeit.

Dearnd'l, mein, mein,
Und koan Stoan wirſt nöt ſein,
Und wann's d' goar á Stoan biſt,
Is mein Hergeh'n umſiſt.

Dearnd'l, haſt goar koan Herz,
Weil ih koan's ſind'?
Haſt es au'm Bug'l drob'n,
Odá z'weit hint'?

### 54. Abfertigung.

„Gehſt á ſo eppá nöt gern einá,
„Bleibſt á ſo eppá nöt gern da,
„Willſt á ſo nöt gern bei mir ſein,
„Wird á ſo ſchon bald Tag!“ —

### 55. Liebestrauer.

Dort ob'n auf der Alm
Is á Feld vollá Ruab'n,
Und dort woant á ſchwarzaugátá
Schatz um ſein'n Buab'n.

### 56. Zuverſicht.

Zwá ſelbáni Rüath'ln
Dö laſſ'n ſih biag'n, —
Und is 's Dearnd'l áh noh ſo g'ſpreizt,
Ih wollt's doh kriag'n.

### 57. Vorwurf.

„Haſt g'ſagt, willſt mih liab'n.
„Haſt es glaubeſt nöt than;
„Pfui! ſcham' dih, dös Lüag'n
„Steht dá goar nöt guat an.“

### 58. „Kärntneriſche“ Werbung.

Ei, geh nur lei her zu mir,
Ih thua da lei nix,
Und ih gib' dá lei Buſſeln,
Dös ſchad't dá lei nix.

### 59. Vergebliches Schmeicheln.

„Es fliegen zwá Täublá
„Wol hin übá 's G'hag: —
„Und was hilft denn dein Schmeicheln,
„Wann ih dih nöt mag?“

### 60. Anſtand.

Das Dearndál geht tanz'n,
Sie ſteht wiá-r á Pflanz'n,
Sie geht wia-r á Wind,
Wann dá rechti Bua kimmt.

### 61. Aufrichtigkeit.

„Mein Herzerl is treu,
„Is koan' Falſchheit dábei;
„Wann's áh nöt is von Gold,
„Is's doh juſt, wie's ſein ſollt'.“ —

Was wahr is, muaßt laugná,
Was falſch is muaßt b'ſteh'n,
Was vádráht is, muaßt ſag'n, —
Schau — dös Ding is ſo ſchön!

### 62. Abneigung.

Giggerixum, giggeraxum,
Á Fink is koan Spaz, —
Und á rothhoarát's Dearndál
Mág ih nöt zu mein'm Schatz.

### 63. Fenſterlſcene.

Wann ih untá'm Fenſtá ſteh',
Und 's Dearndál wáß's nöt eh',
So wirf' ih án'n Sand hinauf,
Aft ſteht's gleih auf.

Und wann ſ' nöt zán Fenſtá geht,
Und fragt, wer unten ſteht,
So muaß ſie ſchon oan'n hab'n,
Sunſt thát' ſ' g'wiß frag'n.

### 64. Willigkeit.

Bald ha-n ih ſ' g'halſ'n
Und bald ha-n ih ſ' zwickt,
Und z'letzt ha-n ih ſ' goar
Um á Tabakfeuá g'ſchickt.

### 65. Frag' und Antwort.

Geh' auffi auf d' Alm,
Und treib' abi dö Gáß', —
Und dá Hánſ'l laßt frag'n,
Wie dö Schwoagárin háßt?

„Dö Schwoag'rin háßt Sepherl,
„Is á blitzſaub'ri Dirn,
„Und dá luſtigi Hánſel,
„Der thuat ſ' cáráſir'n.“

### 66. Schweigſame Liebe.

Mein Dearndál dös g'freut mih,
So oft ih dran denk',
Und wann's áh nix ſag'n thuat, —
Gern hat 's mih á wen'g.

### 67. Charakterloſigkeit.

Wann's Dearndál ſchwarzaugát is,
So is's á falſch:
Anmal g'ſteht ſ' ás, ánmal laugn't ſ' ás,
Wann ſ' ihr einfallt, ſagt ſ' all's.

### 68. Mienenſprache.

Mit'm Maul ſchweigt ſie ſtill,
Mit'n Aug'n red't ſie viel,
Mit dá Hand-ſchiabt ſ' mih weg,
Wann ſ' moant, ih wár' z'keck.

### 69. Verſöhnung.

„Und wann ih mein Büab'l
„Gleih bárb ſchon hab' g'macht,
„So gib' ih earm á Buſſel,
„Dáß's gleih wieda lacht!" —

### 70. Scheinruhe.

Ih thua' wol, ih mach' wol,
Als wann má nix wár':
Meini Sinn' und Gedánká
Sánt glaubeſt goar ſchwár!

### 71. Reue.

Ja, lád is má g'weſ'n,
Dös muaß ih wol ſag'n; —
Und ih kunnt' ſ' mit dá Zeit
Eppá noh ánmal hab'n.

Und ih kunnt' ſ' mit dá Zeit
Eppá noh ánmal kriag'n,
Und aft thát ih's probir'n,
Und wollt' ſ' rechtſchaffá liab'n.

### 72. Mäßigung.

Dearndäl, geh' he,
Schau', ih thua dä nöt weh',
Und ih bin ja doh wol
Nöt goar ä ſo toll!

### 73. Zutrauen.

's Dearndäl hat g'ſagt:
„Dös is dä meini,
„Und er gibt mä dö Buſſerln
„Bei'm Fenſterl eini!“

's Dearndäl hat g'ſagt:
Mih lüagät' i' nöt an,
Und ih kinnt' mih väläſſ'n,
Sie ſchaut ſunſt koan'n an.

### 74. Jugend hat keine Tugend.

's Dearndäl is kloan, is kloan,
Kloan, wia ſ' ſein ſollt',
Und ih kinnt' ihr nix thoan, nix thoan,
Kinnt' ſein, wia's wollt'.

's Dearndäl is kloan und is
Vollä Fax'n,
Und ſie wird mit dä Zeit
Schon noh zuwäwachſ'n.

's Dearndäl is jung und ſchean,
Foppt uns allzween,
Und ſie wird ſih väſündt'n,
Wird ihr äh ämal ſo geh'n!

### 75. Tolle Wirthſchaft.

In mein'm Herrn ſein'm Haus
Geht's recht toll umádum,
Da ſpringán dö Katz'n
In dá Tiſchtruch'n um.

### 76. Unterricht.

D' Muattá hat g'ſagt
Soll dö Dearndáln gern hab'n,
Und dá Vatá ſchreit nachi
Soll ſ' nehmá bei'm Krag'n.

D' Muattá hat g'ſagt,
Ih ſoll 's Tanzen ſchean lern'n,
Soll 'n Doppelſtrách tret'n,
Dös hörát' ſie gern.

### 77. Schlimme Lage.

„Wia wird's má hiaz geh'n,
„Bin nöt reich, bin nöt ſchön:
„Mit dá Liabſchaft alloan
„Wird's es áh nöt recht thoan." —

Mein Gott und mein Herr,
Und wia geht's má ſo ſpear,
Hab' koan'n Vadán, koan Muattá,
Koan Dearndál nöt mehr.

### 78. Schlechte Ausſicht.

Du blauaugát's Büab'l,
Du ſchauſt mih wol an,
Abá liab'n thuaſt án' andri,
Was hab' ih dávon?

Warſt wol á ſchean's Büab'l
Abá mein Büab'l biſt nöt,
Thá'ſt mih fopp'n und auslach'n,
Abá heirat'n nöt.

### 79. Beſuchzeit.

Wann dö Glinzelá, Glanzelá blüah'n,
Wia-r ih áh zu mein'm Dianelá zieh'n:
Geh' ih barfuaß ohni Strümpf', ohni Schuah',
Übá d' Alm meinem Dianelá zua.

### 80. Sinnesänderung.

Geh' nimmámehr auſſi zu dir,
Gleih nur, wann ih kloanvárucht wir'.

### 81. Gift.

Bei'm Kreuz is ſie g'ſtand'n,
Bei'm Kreuz is ſie g'loahnt,
Und dá Bua is nöt kemmá,
Vur Gift hat ſie g'woant.

### 82. Gerede.

„Wann's d' mein Büab'l willſt ſein,
„Muaßt dih kloan vádráht ſtell'n,
„Dearfſt 'n Leut'n nix ſag'n,
„Wann ſ' dih ausfrátſcheln wöll'n.

„Denn dö Leut', dö red'n viel
„Von dir und von mir,
„Und je mehrá dáß ſ' red'n,
„Deſto liabá is's mir!“

### 83. Unabweislichkeit.

„Mein'n Schatz ha-n ih buſſelt
„In dá Kirtahütt'n,
„Hab' nöt g'wollt, hab' wol g'müaßt,
„Hört nöt auf zán bitt'n!“

### 84. Anklage.

„Hiaz haſt es, du gottloſá Bua;
„Und du kannſt noh lachá dazua?“ —

### 85. Rechtfertigung.

Es war ja nöt mein Bálangá;
Zwe is dá Nig'l auffigangá?!

### 86. Aufopferung.

Koan' Wieſ'n, koan Feld
Und koan Haus und koan Geld,
Und á ſolch's Büab'l ſollt'
Goar nöt ſein auf dá Welt.

Alli Leut' ſán má ſeind,
Und ſogar meini Freund',
Und dös alles z'weg'n das,
Weil ih 's Dearndál nöt laß.

### 87. Grund.

„Büab'l, mein' Freud'
„Und dein' Aufrichtigkeit
„Und dein' hübſchi Manier
„Hat mih herbracht zu dir!“

### 88. Conditio, sine qua non —.

„Büab'l, wann's d' má váiprech'n thuaſt,
„Dáß 's má nix mácht,
„So kannſt du mih — hirátá! —
„Halſ'n auf d' Nacht!“ —

### 89. Schwere Aufgabe.

„Zwá Büab'ln z'gleich liab'n
„Is á harti Sachá:
„Soll án'm ird'n ſchean thuan,
„Soll koan'n launi machá.

### 90. Wanderſchaft.

Ih muaß hiaz ſchon wandern, mein Du,
Von án'm Ort zán andern, — Juchu!

### 91. Grämlichkeit.

„Wann 's Büab'l finſtá ſchaut
„Und goar nia lacht,
„So hab' ih halt áh koan' Freud',
„Wann ih 's bitracht'!“ —

### 92. Es muß ja nicht ſein!

„Wann 's du mih nöt magſt,
„Will dih áh nöt nöth'n,
„Und ih wir' weg'n deiná
„Koan'n Pſaltá bet'n!“

### 93. Zugeſtändniß.

D' Leut' red'n und d' Leut' ſag'n,
Das Dearnd'l wár' mein, —
Und ſo laſſ'n má ſ' halt red'n,
's kann wol ja ſo ſein!

### 94. Ewige Liebe.

So weni dá Buxbám
An'n Apfel thuat trag'n,
So weni wird bei uns zwá
D' Liab' á-n End' hab'n.

### 95. Strafpredigt.

Unſá Herr Pfarrá, — wäßt wol —
Predigt recht ſakariſch toll:
„Sollſt 's Dearnd'l válaſſ'n,
„Sunſt kimmſt auf d' g'ſeihlt' Straß'n,
„Kimmſt goar zán Gánkerl, wäßt wol!“

### 96. Herr und Knecht.

Hans, was machſt oben drauf? —
„Herr, ih peck' Nuſſ'n auf.“ —
Hans, gib ma-r áh án'n Kern! —
„Herr, ih friſſ' ſ' ſelbá gern.“

### 97. Stichelei.

„Mit S und mit L
„Wird g'ſchrieb'n dein Nam',
„Und wann's d' 'hn gern wiſſáſt,
„Buchſtábir' dá 'hn halt z'ſamm!“

### 98. Flatterhaftigkeit.

Doſcht ob'n auf der Alm
Geht á Gáms im Kog'l:
Wer á Schwoagárin hat,
Hat án'n Summávog'l.

### 99. Ausſicht.

Á ſchneeweißá Mehlbám,
Á greani Buchá,
Und hiaz wachſt má-r á
Kreuzſaubers Dearndál zuchá.

### 100. Die öſterreichiſchen Dirnen.

Dö öſtreichá Dearndáln
Sánt, moan' ih, áh ſchön,
Und ſö wár'n rechti Stuz'n
Zán Küahſuachá geh'n!

# Frohſinn.

1.

Á luſtigá Bua
Bin ih immá g'weſ'n:
Auf'm Wirth ſeiná Thür
Kann má's noh drob'n leſ'n.

Á luſtigá Bua,
Der gibt ſelten á Ruah,
Bald halſ't á, bald walzt á,
Bald trinkt á dazua.

2.

Hiaz führ' ih drei Täg' ſchon
Á lüadálig's Leb'n,
Und hiaz will má mein Vadá
Koan Geld nearmá geb'n.

Und weil má mein Vadá
Koan Geld nearmá gibt,
So geh' ih in's Wirthshaus,
Und trink' auf Credit.

3.

Luſti is 's Bua-Sein,
Ih tauſch' mit koan'm Mann;
Wann mih 's Dearnd'l nit g'freut,
Steh' ih auf, geh' davon.

„Luſti is 's Mann-Sein,
„Ih tauſch' mit koan'm Buab'n:
„Was dö ſchean'n Dearnd'ln ſán,
„Dö ſánt alli vádurb'n."

4.

Is má nix um án'n Siebmá,
Is má nix um á Geld,
Is má nix um á Dearnd'l,
Sánt ja mehr auf dá Welt.

5.

Zwoa ſchneeweißi Täuberln
Sánt übáwärts g'flog'n:
Und hiaz hat mih mein Dearnd'l
Schon wiedá bitrog'n.

Und wann's d' mih nit magſt,
Is má-r á nix dran g'leg'n;
Non, ſo mag mih halt nit,
Wir' dih áh nearmá mög'n.

6.

Wann's d' má nit willſt aufmachá,
Spiar' noh feſtá zua:
Wird Koaná mehr kemmá,
So á lebfriſchá Bua.

7.

's is ſchon aus, 's is ſchon aus,
Ha-n mein Dearnd'l váhauſt,
Ha-n á Herz wie-r á Vögerl,
Woaß überall aus.

Ha-n á Herz wie-r á Vögerl,
Kann hupf'n, kann fliag'n,
Und á Dearnd'l, wie du biſt,
Wir' ih áh wol noh kriag'n!

8.

Hopſáſá luſti!
Is ſteiriſchá Brauch:
An'n háránen Sterz
Und á Schwammſupp'n drauf.

9.

„Hab's eh' g'ſagt, ſag's noh,
„Biſt dá Schönſti bei'm Schock,
„Und dá Bráváſti áh, —
„Wan koan' Falſchheit nit wá(r).“

10.

Dös hat má mein Vadá
Schon lang prophezeit:
„Wurd' á recht's Bürſch'l wer'n
„Für dö weibeten Leut'.“

11.

Und ih han 's ſchon oft g'ſagt,
Und ih ſag's allimal:
Ha-n álloan ſo viel Schneid',
Als wie d' Steirá-Buab'n all'.

12.

Á luſtigá Bua
Geht dá Schwoagárin zua,
Und á bockſtárrá Knecht
Is für d' Hoam-Menſchá recht!

13.

Ih bin mein Lebta nit trauri g'wed'n,
Allzeit á luſtigá Bua;
Dearnd'ln ha-n ih ſechſi und ſiebmi g'hab',
Allzeit dö ſchönſt'n dázua.

Wie-r ih in's Wirthshaus nur kemmá bin,
Sitz'n ſ' all' her nach dá Zál',
Setz' ih mein Hüat'l auf d' Seit'n auf,
Tanz' mit án'm iard'n á Wál'.

14.

Wer's Liab'n nicht váſteht,
Und koan'm Dearnd'l zuageht, —
Is um 's Bua-Sein á Schad',
Wann á goar koan' Schneid' hat.

## Soldatenſtand.

1.

Friſch übá-r und übá,
Wo's kaiſerli is:
Und mein Schatz is má liabá,
Als 's Geld auf'm Tiſch.

2.

Wann ſ' entán Berg ſchiaß'n,
So denk', dáß d' mein g'hörſt:
Halbs ſchiaß' ih für'n Kaiſá,
Halbs dáß du mih hörſt.

3.

Soldat muß ih wer'n,
Exácier' und ſteh' Wacht:
Dearn' 'm Kaiſá bei'm Tag,
Und mein'm Schatz bei dá Nacht.

4.

A kreuzluſtig's Leb'n
Hat á jungá Soldat,
Denn er is doh á Herr,
Wann á gleih koan Geld hat.

5.

„Hopopopa!
„Und d' Soldatná ſán da,
„Und d' Soldatná ſán Leut':
„Hamt á Geld und á Schneid'."

6.

Wann ih Soldat ſoll wez'n,
Müaßt's má's eh' ſag'n,
Denn mein'n Schatz nihm' ih mit
Zum Schnappsſacknachtrag'n.

7.

Und däß ih Soldat wir'
Thuat 's Dearnd'l kränká! —
O du närriſchá Noarr,
Muaßt auf mih nit denká!

8.

D' Soldatná ſán brávi Leut',
Dös muaß má ſag'n,
Und koan ſchlechtá Bua kann
Koan' Muſchked'n nit trag'n.

9.

Dearnd'ln, loſ't's, loſ't's,
Und wie krachánt dö Stuck'!
Wann dá Kriag á-n End' hat,
Kimm' ih áh wiadá z'ruck.

An n Hieb übá's G'ſicht,
Und án'n Stroách übá'n Darm: —
Und wann 's Herz nur noh friſch is,
Und d' Liab' nur noh warm.

10.

Z'weg'n zwoa-r und drei Jahr'
Is ja d' Liab' noh nit aus,
Und wenn dá Kriag á-n End' hat,
Kimm' ih áh wiedá z'Haus.

11.

Da Kaiſá ſoll g'ſund bleib'n,
Mein Dearnd'l und ih,
Dá Kriag ſollt' á-n End' hab'n,
Aſt g'freuát' ih mih!

12.

Bin gern á Soldat,
Hat mih alláweil g'freut,
Und hiaz geh'n má-r auf Urlá,
Hiaz is 's erſt á Schneid'.

13.

Dearnd'l, ſei g'ſcheidt,
Unſá Kaiſá braucht Leut'!
Mußt nit woaná z'weg'n mir:
Hilft á ſo nix dafür.

14.

Wár' alles recht fein,
Und wár' alles recht rár,
Wann oan'm nur dös Ámiſter
Nit ſo aufſäſſi wár'.

15.

Bei Tag is 's koan' Plag',
Und Zeit hätt' ih g'nua,
Nur dá Zapfáſtroach kimmt má
Halt allimal z'fruah.

16.

A beſſrá Soldat wir' ih,
Schatz, als d' dá denkſt:
A G'wiahr kriag' ih hiaz,
Und án'n Schuß ha-n ih längſt.

17.

Dö Stuck' ſcheuch' ih nit,
Und da weich' ih nit z'ruck:
Mein' Schwoag'rin dáhoam
Is ah weitá koan Stuck!

18.

Tampeln, was kläſcht's denn dahe?
Secht 's denn nit, dáß ih da ſteh'?

# Weihnachtslieder.

## 1.

Schaut's, ſchaut's, liabi Buabmá, was das Ding muaß ſein,
Däß ih ja heunt wahrlá nit ſchlafá kann ein;
Bin doh ſchon mein Lebta oft g'leg'n ſo im Stroh. —
Ah — kinnt' ih nur ſchlafá, wie wár' ih ſo froh!

Schaut's, ſchaut's, liabi Buabmá', dort unt'n im Stall
Thuat's grauslá ſchean glanz'n ja recht übárall;
Es ſteht bei dá Kripp'n der Eſel und 's Rind,
Und drinná thuat lieg'n á kloanwinziges Kind.

Á ſchneeweißi Jungfrau, á ſtoanaltá Mann,
Dö knia'n neb'n dá Kripp'n und bet'n 's Kind an;
Ih laſſ' má's nit nehmá: Meſſias muaß's ſein! —
„Gott grüaß' dih vom Herz'n, o liab's Jeſulein!

„Wo is denn dein' Hochheit, wo ſánt dö Lakei'?
„Was hat dih bezwungen zá-n uns her auf's Heu?
„Dö Liab' hat dih zwungen zá-n uns her auf d' Welt!
„Ih thát' dá was ſchenken: hab' ſelbá koan Geld.

„Zwoa Ápferl nur ha-n ih im Sack da bei mir:
„Und wann's da ſ' dörfſt eſſá, will ih ſ' ſchenka dir;
„Ha-n áh á kloanwinziges Lámberl dahoam,
„Ih will dá's áh ſchenká, g'halt's fein in dá G'hoam'.

„Ih wollt' dá gern mehr geb'n, bin ſelbſt nur á Hirt!
„Ah, kinnt' ih dá geb'n, was dá-r Alles gebührt,
„Ih thát' dih ſchean kloadt'n, und aufwart'n dir:
„O Jeſulein, nimm' halt mein'n Will'n an dáfür!

„Du aber, Máriá, gib Achtung auf's Kind,
„Dáß's nit ſo viel lád'n dárf vor Kält'n und Wind;
„Wár' ſchad' um das Háſcherl, ih bin earm recht hold,
„Wann's eppá dáfrier'n da im Stall drinnád ſollt'.

„Aſt wir' ih dih bitt'n, o ſchean's Himmelskind,
„Du wollſt uns vázeich'n all' unſári Sünd';
„O laſſ' uns doh ánmal dein eigen áh ſein,
„Dáß wir dein vábleiben, o liab's Jeſulein!“ —

2.

Kloanes Kinderl, groaßá Gott!
Wia liegſt da, es is á Spott;
Biſt ſiſt ſo á reichá Bua,
Hiaz haſt du kám z' lebá g'nua!

Kimmſt herab vom Himmelsſaal,
Und liegſt in án'm z'riſſ'nen Stall;
Wurd'n ja noh Häuſá ſein,
Wo's d' häſt kinna kehren ein.

Sag', was thuaſt dá denká doh,
Liegſt da áf'm Heu und Stroh;
Dös Ding das thát ih wol nöt,
Ih gáng' liebá-r in á Bett.

Ja, wann's d' wár'ſt á Bauánbua
Sagát' ih wol nix dázua;
War' ſo viel nöt hágli's drum:
Walgen übárall herum.

Deini Händlá ſánt ſo roth,
Wie-r á Kroiß is nach'm G'ſod;
D' Füaßerl ſánt ſo prüg'lſtárr,
Dáß 's bald zán dáfriaſſá wár'.

Wird má-r in mein'm Haus oft kalt,
Wann á wean'gerl Froſt einfallt,
Hätz ih aft etlá Scheitár ein: —
Was wollt' Ochs und Eſel ſein? —

Ih han's freilá wol ſchon g'höricht,
Wárum's d' kemmá biſt áf d' Ericht:
Dáß dá Menſch in'n Himmel kumm',
Braucht's á groaßi Oarbát drum.

Liabes Büaberl, geh' mit mir,
Was ih han, dös gei' ih dir:
Geh' fein rund und b'ſinn' dih nit,
Vatá, Muattá geah'n áh mit.

Koch' dá-r in dá Milch án'n Brein,
Wirf' án'n Brock'n Zucká drein;
Odá-r ih koch d'-r án'n Sterz, —
Sag's ná, wia's dá-r is um's Herz!

Ha-n á Lámberl is nöt ſchlecht,
Grad dáß má 's a-ſtechá möcht',
Dös gei' ih dá-r áh dázua,
Haſt áf oanmal leicht ſchon g'nua.

Und weil ih á Sündá bin,
Sei vor mih án's guat'n Sinn,
Nimm dih áh halt meiner an,
Dáß ih himmelfahren kann.

's Bett ſetz' ih zán Ofen hin,
Da kannſt ruahwi ſchlafá drin;
Gei' dá noh á guati Hüll', —
All's muaß áh ſein mäuſerlſtill.

Is dá-r abá dös zu ſchlecht,
So mach' dá mein Herzerl z'recht;
Schlaf' in dem ganz ruahwi drein,
Bis d' mih nimmſt in'n Himmel ein.

## 3.

### (Am heil. drei Königtage.)

Is dös ung'fähr was Ungemein's:
Drei Reitá auf oan'm Gaul!
Es is á Roß und is doh kein's,
Hat goar á g'ſtutztes Maul;
Langháxát und án'n lang'n Krag'n,
Bei uns is 's nöt bekannt;
Därf oaná-r á Kameel ſchiar ſag'n,
Ja goar á-n Elephant.

Dá-r Erſt' is á ſtoanaltá Mann,
Eisgrab, vor Kält'n bláb;
Säch' ihn für den Nigla ſchiar an,
Hat doh koan'n Biſchofſtab;
Dá-r ei'r is jüngá, ziemlá fein,
Hat goar á ſcheanes G'wand,
Má kennt earm's an, dáß á muaß ſein
Aus andám fremd'n Land.

Dá Dritti ſchaut recht launi aus,
Hat án'n Flor übá d' Haut;
Kohlleichenſchwoarz, is recht á Graus,
Durch und durch he er ſchaut;

Án'n Triel, recht braſchát, dick und brát,
Schneeblüah'lweißi Zähnt';
Käm' er auf d' Nacht, ih ſag's, mein' Dad!
Ih wär g'wiß danig'rennt.

Dá-r Alti, der da z'erſt herkimmt,
Hat in án'm G'ſpat'l drin
Drei goldni Zäpſá, wie má ziemt, —
Wo will á dámit hin?
Dá-r Andri hat's mit Weinrách voll,
Wie d' Amäß' tragen z'ſamm;
Mein! ſag's má 's, was 's bedeut'n ſoll,
Is wol á rári Kram.

Dá Dritti hat á bantig's G'fräß,
Säch's für án'n Aiand an;
Wann oaná nur á wean'gerl fräß',
Käm' oan'm gleih 's Würgen an;
Es zug' oan'm 's Maul bis hintá 's G'näck,
Wann má 's auf d' Zungá nähm';
Fräß' liabá-r á Roll'n Rachtábák,
Ja goar án'n Holzbirnbám.

Nach earm dárein da käm' erſt g'fähr
A Mengi, Groaß' und Kloan',
Thál reit'n, thál geah'n z' Fuaß daher,
Thál vurnehm, thál ſán g'moan,
A Thál is blab, á Thál is grüan,
Thál ſcheckát alláhand,
Thál läf'n, thál thoan ſtád herzieg'n,
Rennt all's dick unt'ránand;

A Thál ſan ſchwoarz auf wildi Ariſcht,
Kloannicklát, wie-r á Spatz,
Wachſ't ear'n koan Hoar und áh koan Bariſcht,
Hamt Naſ'n, wie-r á Katz,
Recht wildi Leut', ih ſag's, mein Dad!
Der ſ' nöt ſiacht, hat á Glück;
Ih leichát' earná wol koan' Pfoad,
Wár' ruaßi 'm Aug'nblick.

Ih denk' má, was ſollt' das doh ſein?
Wo thoan dö Gispeln hin?
All' woll'n ſö in oan'n Stall hinein;
Mein, was is eppá drinn? —
Schau', liegt á Kind'l kloan im Heu,
Lacht alli Leut' hüiſch an;
A Jungfrau ſchean und zariſcht dabei,
Und aft á-n altá Mann.

Da ih das Ding ſo han bátracht't,
Was eppá das bádeut't,
Da gibt má-r ei'r mit allá Macht
An'n Renná auf dö Seit',
Recht kräfti, dáß ih g'meckázt han,
Und kám mehr pſnerchá kunnt';
Ih wend' mih um, ſchau'n, wer's hat than,
Und wollt' mih wehren drum.

Ih wend' mih um, ſiach án-n Herren ſchean,
Voll Glanz und vollá Schein,
Mir auf dá recht'n Seit'n ſteh'n,
Denk', muaß á a-n Engel ſein. —

„Schau, ſagt á, biſt á grobá Knopf!
„Was gágrázſt an dö Leut'?
„Siachſt nöt den Stern da ober'm Kopf,
„Merkſt nöt, däß 's was bádeut't?“

Drauf legt á má dös Ding all's aus,
Sagt: „Schau, das kloani Kind
„Is Gottes Sohn im Himmelshaus,
„Menſch wor'n für unſ'ri Sünd';
„Dö Drei ſánt Köni aus Mohrenland,
„Erkennen in dá Noth
„Und in dem ſchlecht- und g'ringen Stand
„Doh ihren Herrn und Gott.

„Dá-r Erſti brächt' mit earm von fern
„Das ſchönſt' und feinſti Gold;
„Bedeut't: däß má ſein-n Gott und Herrn
„Recht liab'n und ehren ſollt';
„Das Gold dö guati Meinung is;
„Wann du das Ding merkſt fein,
„Kannſt du ganz ſichá und ganz g'wiß
„Den Himmel káf'n ein.

„Dá-r Ei'r hat Weinrách; das bedeut't:
„Däß má-r áh guat ſein will,
„Soll bet'n fleißi jederzeit:
„Es bet't nia koaná z' viel.
„Schau, wie dá Rách in d' Höch' wird g'führt!
„So ſollſt Gott bet'n an,
„Bis däß dá-r Ath'm feuri wird,
„Und d' Funklá flieg'n dávon!

„Hiaz ſchau' den Dritten áh erſt an,
„Bringt Myrrh'n dem kloanen Kind:
„Bedeut't: die Mortification,
„Die má gar ſelt'n find't.
„Wer leben will, als wie's ſein ſoll,
„Muaß ſauá ſechá drein,
„Sih ſelbá juck'n brav und toll,
„Will er in'n Himmel ein!

Das Ding das nähm' mih wundá ſehr,
Und g'fiel' má freundlá wol;
Ih ſag' zán Engel: „Mein g'ſtreng' Herr,
„Sei doh auf mih nöt toll,
„Dáß ih dö Drei ſo heiling' Leut'
„So frech han g'frevelt an;
„Hätt't Ihr mir's g'ſagt zu rechtá Zeit,
„Hätt' ih's ja wol nöt than.

„Ja, ih bin ja und ih bin halt:
„Á recht ung'ſchliffná Narr;
„Es roit mih ja recht tauſendfalt,
„Gläbt's mir, 's is mein' Treu wahr!
„Will's laſſá mir á Witzing ſein,
„So lang má 's Leb'n g'währicht,
„Will all's dáhoam dázählen fein,
„Was ih von Eng han g'höricht!

„Es liegt má gleihwol noh im Grind,
„Ih muaß Eng's nur áh ſag'n, —
„Ih möcht' das kloan und herzi Kind
„Gern in mein' Keuſch'n trag'n;

„Ih mäch' earm von án'm Lamb'lfell
„Á wäch und mollát's Bett,
„Gáb' earm á Koch von Wáz'nmehl,
„Süaß Hönig und án'n Meth.

„Was gilt's, aft gángen in mein Haus
„Viel g'ſtreng' und brávi Herr'n,
„Und richt' áh an án'n guat'n Schmaus,
„Mir und dem Kind zu Ehr'n!“ —
Da wollt' ih 'n Eng'l fragen drum,
Wo ih das Ding därf thoan: —
Koan'n Menſch'n ſäch' ih um und um,
War muattáſeeli alloan.

4.

### Rüap'l.

He, Bua! táſti, dös hoaßt g'ſchlaffá!
Reck' den Kopf áf d' Höh' ámal;
Thua-r á wienkerl umá gaffá,
Loſ' nur, was is dös á G'ſchall!
Han mein Lebta oft g'höricht ſingá,
Pfeiffá, geigá wunderrár;
So kunnt's koaná z'wegen bringá,
Wann's dá beſti Spielmann wär'?

### Steph'l.

Mein, was haſt denn für á Säuſen?
Rüap'l, gieb án'n Fried' ámal!
Haſt ná alliweil z' kalmäuſen,
Machſt má ſchon á rechti Gall';
Laſſ' es ſingá, laſſ' es geigá,
Laſſ' es immá pfeiffá-r auf;
Wann ſö g'nua ham, wer'n ſ' ſchon ſchweigá,
Ih will noh án's ſchlaffá drauf.

**Rüap'l.**

Ei du ſaula Bärenháutá,
Knotz' nöt goar ſo lang im Bett',
Steh' doh auf und geh'n má weitá,
Hán, Bua, ſchamſt denn du dih nöt?
Laſſ' dih doh ſo oft nöt háßen,
Steig' ámal vom Neſt heraus!
Was hilft doh dös langi Paſſen?
Aufſteh', treib' dö Schaflá aus!

**Steph'l.**

Ih wer' hiaz dö Schaf austreibá?!
Is erſt d' halbi Nacht vábei;
Dös Ding laſſ' ih ſaubá bleibá:
Wár' á rechti Narráthei!
Dös wár' wol recht unváſtándi,
Rüap'l, da wird wol nix draus;
Wár' aft moring allá gránti,
Wann ih nöt hätt' g'ſchlaffá-r aus.

**Rüap'l.**

D' halbi Nacht muaß ſein vágangá:
Is ja um und um all's liacht;
Thuat ja d' Sunn' zán ſchein'n anfangá,
Dáß má-r überall hinſiacht;
Is ja allás liacht vom weiten,
Wia's is beim hellliacht'n Tag!
Was muaß doh dös Ding bedeuten?
Ih láſ' ſoricht, dáß ih's dáfrag'.

**Steph'l.**

Rüap'l, ih laſſ' má's nöt nehmá,
Hab'n im Himmel z'viel g'házt ein;
Aft is drob'n á Foi'r auskemá,
Drum thuat's halt ſo mächti ſchein'n.

Richti wird's á ſo ſein g'ſchechá,
D' Engel fliag'r. ſchon ſchübelweiſ';
Schau' nur auffi, wirſt es ſechá,
Was ſö haben für á G'ſäus.

Rüap'l.

Du haſt wol á närriſch Schwätzen,
Steph'l, was dir noh einfallt!
Wer wird wol im Himmel hätzen?
Unſerm Herrgott is nöt kalt. —
Thán má nur rund weitá fragá,
Geh'n má nur áf Betlehem,
Doricht'n wer'n ſ' es uns wol ſagá,
Däß má d' Sachá recht vánehm'.

Steph'l.

Bua, was thán ſ' doricht lautá machá?
Wia geht's doh bán Stall nöt zua?
Dös is wol án arichtlis Sachá,
Kann mih ſchier nöt wundern g'nua;
Geh'n má hin und thán má gucken,
Schau'n má, was dös Ding muaß ſein:
Der Stall is ſo vollá Lucken,
Könná leichtlá gaffá 'nein.

Rüap'l.

Steph'l, ſchau, da liegt á Kindel
In án'm Krippel auf'm Heu,
Hat nix an, als ſchlechti Windel,
Is ſchier zán dáfriaſſ'n gleih.
Oh, wann ih nur hätt' á Decken,
Wicklát' ih das Häſcherl ein,
Wurd' dem Büaberl 's Schlaffá ſchmecken,
Wurd' ſchean ſtill und häusli ſein.

Steph'l.

Siachſt den alt'n Vatá buckà,
Wia-r er's Kind'l g'nau betracht't!
Siachſt, wia d' Muattá ſih thuat buckà,
Wia ſie zua dem Wuzerl lacht!
Geh'n má-r inchi, thán má ſ' grüaſſá,
D' Leut'l ſán ja vollá Noth;
Wann má-r áh was ſchenká müaſſá,
Kriag'n má doh án'n Geltsenkgott!

Rüap'l.

Seit's willkommen z' tauſendmalen!
Wia habt's doh hier g'herbericht ein?
Hánt's! was is enk doh eing'fall'n?
Mögt's im kalt'n Stall da ſein?
Liabá Vatá, liabi Muattá,
Ah, wia geht's enk doh ſo ſchlecht:
Es nix z'eſſ'n, 's Viach koan Fuattá,
Ei dös Ding is mir nöt recht!

Steph'l.

Wann's enk halt nöt thát vádriaſſia,
Hätt' má-r enk á wienk was bracht;
Werdt's dámit váliabnehm' müáſſá,
Unſern Willen nur betracht't;
Á kloan's Lámberl und á Kitzel
Und á wienk á Klezenbrot,
Á poar Ei'r, án'n Buttáſtritzel, —
Nehmt's es an, und g'ſegn' enk's Gott!

### 5.

Schaut's, ſchaut's, groaßi Herrn gibt's heut' in unſerm Stall,
Und áh z'gleich á Stern ſcheint drunt' mit hellem Strahl;
Es glitzt und funkelt mächti, als wann dá Stadel brunn',
Es kunnt' nöt ſo liacht ſein, wann áh dá Mond ſchean ſchun'.

Es ſeind, ſo viel ih g'höricht hab', drei ſcheani König' hier,
Geh', geh'n má ſ' g'ſchwind anſchauá, leicht g'fállen ſ' mir und dir.

Potz tauſend, potz tauſend! ſchau' inchi bei dá Thür,
Dorſcht ſtengán ſö bánandá, wia glanzt ihr Klád herfür;
Sö ſeind voll Gold und Silbá, — au weh! wár' ih ſo ſchien,
Es wurd' mein'm dürren Körpá recht wunderrár anſtieh'n;
Ih hab' á z'riſſ'ne Joppen, das Tuach wird Lod'n g'nennt,
Und hab' má náchſt bán Of'n á groaßes Loch áfbrennt.

Geh', geh', mein liabá Veit'l, geh', frag' noh weitá nach,
Was dö drei groaß'n Herrn denn reden für á Sprach';
Frag' z'gleich, was ſö für Sachá mit ihnán hab'n bracht,
Ob ſö's dem kloanen Kindel zán Erbtheil hab'n vámacht;
Geh', frag', ih möcht's gern wiſſen, was in dá Truchá ſei,
Und áh, was in dem Bünckerl dáneben lág' dabei. —

„Loſ' zua, liabá Bruadá, hiaz ha-n ih's ſchon dáfragt:
„Es hat má's in dá Still' bei dá Stallthür Oaná g'ſagt:
„Sö hätt'n, moan' ih, Myrrhen und Weinrách', groaßi Knoll',
„Und aſt á groaßi Truchá mit Gold wár' g'ſchübert voll.
„Au weh! dö müaſſ'n reich ſein und Sachá hab'n g'nua,
„Sö hab'n g'wiß mehr Geld im Sack, als ih und du, mein Bua!

„Und all' ihná Sachá das opfern ſö allhier,
„Und geben's mit Freuden dem Kindel all's herfür.
„O du, mein Bruadá Steph'l, geh', geh'n má zuchi rund,
„Wann ih nur von dá Truchá á Bröck'l kriag'n kunnt'.
„Ih wollt' aſt luſti ſpringá und fröhli ſein zugleich,
„Wann ih, als armá Schafhirſcht, auf oanmal wurd' ſo reich!“ —

Mein Veit'l, liabá Veit'l, du wirſt davon nix kriag'n,
Du muaßt dih ſchon dein Lebta mi'm láren Sack begnüag'n;
Die Truchá g'höricht dem Kindel und all's, was drinná iſt:
Gedenk', es is dá Heiland und du á-n armá Chriſt.

Bleib' du der alti Veit'l, ih ſag' dá's grad und frei,
Bei dieſem Gold und Weinrách is für dih nix dábei.

Hiaz geh'n má mitánandá, mein liabá Nachbá Veit,
Mir ſán gern bánánandá, weil mir á-n-iadá g'ſcheidt:
Geh', thain má-r is a-büat'n von inſám liaben Kind,
Es wird ins aft behüat'n von kloan' und groaßi Sünd';
Aft wer'n má-r einſt in Freuden mit'nandá luſti ſing',
Und nach dem Weltabſcheiden in'n Himmel auffiſpring'!

6.

Freut's enk, dös Hirten all',
Laufet zu dieſem Stall,
Hupſt über d' Zäune,
Rumpelt und gumpelt
Alli hinein!
Ih bring' enk guati Poſt,
Es is zu engerm Troſt:
Es iſt ein kleines,
Zartes und feines,
Holdſelig's Kindelein!
Hier liegt es in dem Stroh,
Wia ſeind nöt d' Jud'n froh!
Es muaß wahrhafti,
Stark und leibhafti
Der groaß' Meſſias ſein!

Das Kind liegt in dá Ruah',
Dö Jungfrau ſingt earm zua:
„Hajá popájá,
„Schallamáchájá
„Schean's Kindelein!“ —
Joſeph, ein Zimmermann,
Gebor'n von David's Stamm

Nagelt und hauet,
Klopfet und bauet,
Macht earm ein Wiegelein:
Er füllt es aus mit Heu,
Macht earm á linde Streu,
Bindt's ein mit Lumpen,
Dáß's nöt kann gumpen,
Mit Händ' und Füaßelein.

So is uns denn bewährt,
Was ſchon ſo lang begehrt
Ábrahám, Iſák,
Jákob und Jorám
Und dö ganz' G'mein';
Er häßt Emanuel,
Freu' dich, o Isráel;
Er ißt gern á weni
Buttá und Höni: —
Gáb' earm á biſſelein,
Gáb' earm mein' beſti Kuah
Und noh á Kalb dázua,
Wann ih earm kunnte
Auf ſeinem Munde
Geben ein Buſſelein!

7.

Nachbá, liabá Nachbá mein, ſteh' áf, leg' d' Joppen an,
Strümpf' und Schuach', dö laſſ'n má ſein, und láſ' ná gleih
g'ſchwind dan:
A Schaff voll Waſſá áh mittrag'n, und bleib' ná grad nöt hint',
Ih ha-n á Stöz'l voll Milch bei mir, aft löſch'n má-r á, was
brinnt.

Hiaz ſchau ná grad dö Engeln an, was dös für Töppeln ſeind!
Hiaz, weil ſ' den Stall ang'foiert hab'n, hiaz rennán ſ' um und ſchrei'nt:
Sö thaint ja wahrlá tanz'n, ih hör' Spielleut' ja áh:
Ih nahm' ſ' — mein Eid — gleih all' beim Haar, und ſchaffet', was dös wär'. —

„Vält'l, liabá Vält'l, du thuaſt dih irren weit:
„Es muaß á neuchi Zeiting ſein, ſö ſingán all' mit Freud':
„Is dá Gott vom höchſten Thron, Gott und Menſch zugleich,
„Gibt uns den Sohn wol in dö Welt, der uns dö Sünd' vázeicht!

„Oh, großá Gott! biſt da, ſo kloan und närriſch áh daneb'n, —
„Gott Vatá ſollt' das Ding nöt thain, — vom Himmel ahá geb'n,
„Und noh dázua im kalten Stall bei dieſer Winterszeit,
„Warum denn nöt in'n Königsſaal, er muaß ja ſein nöt g'ſcheidt.

„A Lámb'l hätt' ih da bei mir, dös wollt' ih ſchenká dir,
„Wann's dá recht wár', ſo ſtách' ih's ab, und nähm' nix an dáfür!
„Aber oan's bitt' ih mir aus, nur nach meinem Leb'n,
„Zu áná Gnad': — in deinem Haus á Herb'ri thua má geb'n!" —

8.

He, Jod'l, he, Bua,
Schau, loſ' á wen'g zua,
Dánáchſt is bei Mittánacht g'weſ'n koan' Ruah':
Es liaß mih nöt ſchlaffá und trámá-r áh nöt.
Da hör' ih was lulán gar einchi in's Bett.

Bin lang ſchon á Hiricht,
Wurd' nia ſo váwiricht,
Dáwál mih á Wolká recht ſchrecklá váfüahricht;
Wia-r ih zu mein'n Schaflán wollt' auſſi auf d' Wacht,
Da thát' ih án'n Stolprá, dáß's völli hat 'kracht.

Aſt ſchrei' ih au'm Blas
Sag': „Schau, was is das?
„Dá Himmel ſteht off'n, als wia-r á lár's Faß;
„D' Heilig'n láſſ'n auſſá und d' Eng'l all' mit,
„Ih wüſſt' doh koan' Hochzeit und Kirtátanz nit.“

Á goldáná Bua,
Der ſchrie uns aſt zua:
„Auf, eilend, ihr Hirten, auf Betláhem zua:
„Dort werdet ihr finden in Armuth und Noth
„Im Stall, in dá Kripp'n, eur'n Heiland und Gott!“ —

Ih denkát aſt: „Mein,
„Dös kann ja nöt ſein,
„Däß Gott dorſcht ſoll lieg'n in dá Kripp'n darein;
„Es wár' halt nöt anderſcht, ſo viel ih oft g'hörſcht,
„Dá Himmel wár' z'brochá, Gott lág' auf der Erſchd.

„Dö Liab hätt' das g'macht,
„Däß Er wár' he-kracht
„Heruntá auf d' Erſchd'n, hätt' 's Heil uns zuabracht;
„Er wollt' halt dö Sündá dálöſ'n auf Erſchd, —
„Gelt, mein liabá Nachbá, dös is ja viel werſchth?!“

Aſt gangá má-r all'
Grad einchi zán Stall,
Fein paar und paar unſárá drei auf ánmal;
Ih brácht' earm á Lámb'l, der Rüap'l á Henn',
Aſt thát'n má 'hn halt alli bán Namá hüſch nenn'.

Aſt ſung'n má-r all' drei
Á Liad'l dábei,
Zween ſánt aſt noh kemmá, hab'nt geig'n válei;
Im während'n dös ſánt aſt noh zwo he-g'rennt,
Dö ſungen vom Briaf auſſá, — ih han nix kennt.

Wia 's liab Kindálein
Wollt' ſchlafá faſt ein,
Da ſagt' ih earm hámla in's Wáicherl hinein:
„Laſſ' dir nix bös trámá weg'n unſárá Sünd':
„Mit rein vollem Herz'n ſchau mih dir vábünd't!" —

Dan's fallt má noh ein,
A Wiagerl ſoll ſein,
Damit má 's kloan Kind'l ſchean ſchupfá kunnt' drein!
Hánts, bald ih mal wiedá in's Kloſtáhaus kimm',
Bán Uhrkaſt'nmachá dorſcht wir' ih oans friem'.

Z'leſt bittát' ih noch,
Wann kemm' ſoll das Joch,
Zán Sterben, liab's Kind'l, verſöhne uns doch:
Zumal wann dá böſ' Fánkerl uns fecht'n wollt' an,
Schlag 'hn auſſi auf d' Schwarſcht'n, gib earm koan'n Párdon!

9.

Zum Plundá, Veit'l, há-n ih heunt koan Ruah'?
Kann ih mein'n Ranz'n nöt ausſchlaffá g'nua?
Is áh nöt das á G'ſchrei,
Seint ihr wol mehr als zwei;
Ih wáß halt námlá nöt, was das muaß ſein!

Schau, ſchau, was nipát' bán Stall dort hinbei!
D' Übáreitá kemmán und earn'ri Lakei';
Buab'má, habt's án'n Tábák,
Váſteckts' das Toiſelsg'hack,
Sunſt möcht' eng ſtrafá der alti Polák.

Schau' nur, potz tauſend! wia rennen ſ' herum!
Mir kimmts' halt vür, als wenn dorſcht'n was brunn':
Schau' nur, wiá's foiren thuat,
Wácheln thain ſ' áh mi'm Huat,
Mein Dach'l, Veit'l, dös g'fallt má nöt guat.

Geh', ranz'n má-r uns aus und renn'n má g'ſchwind hin,
Frag'n má rund, was ſö heunt hab'n im Sinn,
Dáß ſö ſo luſti ſein,
Und á ſo närriſch ſchrei'n;
Ih moan' halt lautá, dö Hex'n wer'n's ſein. —

„Nán, nán, mein Rüap'l, das kann wol nöt ſein,
„Dáß da dö Hex'n ſo toll kinnán ſchrei'n!
„Láſſ' nur á wen'gerl zua,
„Dorſcht ſingt á ſchöná Bua,
„Is wáß nöt, was 's is, kenn d' Sprach' halt nöt g'nua.

„Glo, glo, glo, glo" fangt er an ſchön zu ſchrei'n:
„Was muaß wol námlá das „glo, glo, glo" ſein?
„Stuge'zn muaß dá Narr,
„Dás á nöt ausred't gar,
„Ih crepir's wirklá nöt, was das muaß ſein!" —

Veit'l, ih wáß wol, ih wir' mih nöt irr'n,
Wann má-r uns laſſ'n auf Betláhem führ'n:
Dorſcht wer'n má 's g'wiß dáfahr'n,
Was noi's anſtell'n dö Narr'n,
Wáßt nöt, ſelb'n wiſſ'n all'n Plundá dö Leut'. —

„Wart', Rüap'l, hör' mih, es fallt má ſchier ein,
„Was da dös Fackeln, dös Plázwerk wird ſein!
„Was gilt's, heunt is dö Nacht,
„Wo d' Eng'l Poſt hab'n bracht,
„Dáß dá kloan Herrgott is kemmá auf d' Welt!

„Hiaz geh' und nehm'n má án irdá was mit,
„Geh nur und ſuach was, ih laſſ' dá koan Fried';
„Sag's áh den andern Buab'n,
„Dáß ſ' was mitnehmá thuan,
„Dáß má dem Kind doh was einz'bind'n hab'n!" —

Ih und dá Veit'l nimmt mit án'n Laib Käſ',
Dá Lipp nimmt Kletz'n, Nuſſ' und á ſöl's G'fräß;
Du, Jág'l, nimm á Mehl,
Dá Franz nimmt blaben Köhl,
Da kinnán ſ' koch'n á Köch'l dávon.

Mein Nachbá Hiaſ'l, der nimmt án'n Stolz Schmalz,
's Paulegger Jori, der nimmt án'n Stock Salz,
Das geb'n má-r all's dem Kind,
Weil's abbüaßt unſ're Sünd',
Dorſcht und im Stall da bei Betláhem juſt.

„Habt's ſchon all's g'nummá, ſo geh'n má halt rund,
„Dámit má dorſcht'n bald hinkemmá kunnt',
„Wo Gott im kalt'n Stall,
„Zerlöchert überall,
„Vor Froſt und Kält'n kám ausſchnauf'n kann. —

„Grüaß dih halt Gott, du mein herzigá Bua,
„Im Stall haſt námlá wol völli koan' Ruah';
„Du muaßt dáfroiſſ'n ſchier
„Vor lautá Kält'n hier,
„Geh doh mit mir in mein eing'foiert's Loch."

„Weil's d' denn nöt geh'n willſt, ſo b'hüat dih halt Gott
„Au weh, wia ſtößt's mih, ih röhr' mih gleih z' todt!
„Du, Vatá, ſchau fein auf,
„D', Muattá, gib Achtung d'rauf,
„Thuat 's nur recht hüſch fein und ziacht's es fein auf."

„Nun zu dein'n Füaß'n wir uns niedáleg'n,
„O liabreich's Kind'l, gib uns deinen Seg'n!
„Loſ' auf uns alli fein,
„Wann má dein'n Nam' anſchrei'n,
„Und nach'm Tod uns in'n Himmel laſſ' ein;"

## 10.

### (Am heil. drei Königstage.)

Jörgl, hán, was muaß dös ſein?
Kemmán Zigeuná in unſá Dorf herein?
Odá ſán's Crawaten, ih kenn' ſ' halt nöt recht,
Is á ganza Schüb'l, dáß ih ſ' kám zähl'n möcht';
Hab'n á g'ſchnáppig's Weſen, á G'hátz und mächtig's Schrei'n,
Was gilt's, wann ſ' unſá Amtmann hörſcht, ſo führſcht er's alli ein.

Hab'n ſ' nöt á Packwerk, es is grad á Graus,
Moan' lautá, ſö hab'n ſchon viel Dörſá plündert aus:
Hab'n dö rári Märchen, ſánt bugláti Roſſ'.
Mach'n langi Krág'n, als wia-r á Franzoſ';
Es hab'n ſunſt dö Sámá nöt ſolti arſchtlán' Thier',
Sámá grad nur Pferſchdlá bisweil' á drei á vier.

Laná-r is á kohlſchwarzá Mann dábei,
Als wia dá ſchwarzi Toni in unſerm Kálb'l-Gäu:
Er ſchaut dá recht grauslá und rábiátiſch drein.
Er muaß zum Hansgarſti dá nächſti Vettá ſein;
Ih fangát dá mit earm mein Sex! nöt Händ'l an,
Gelt, Bruadá, du kennſt ja den Wáliſch eh'ndá ſchon!

Schau nur án'n Stern, der geht übá ſö,
Er funkelt und leuchtelt, zágt earná den We(g);
Sö geh'n dá — mein Dach'l, — grad Betláhem zua,
Da liegt in án'm Stall drin á herzigá Bua.
Es häßt gar, er wár' ſelbſt 's Gottvatá ſein Kind,
Der uns ſollt' dálöſ'n von unſári Sünd'.

Bruadá, hiaz packen ſ' das Bünk'lwerk aus,
Was zoichán ſ' vor arſchtláne Sachá heraus?
Es hat oaná dorſcht'n á ganz Trüchlá Gold;
Ei, wann á ſih b'ſinnát' und mir's ſchenká wollt';

Den Weinrách brauch' ih nöt, hab'n ſo erſt geſtá g'rácht,
Und d' Myrrh'n dö ſán hánti, was's Maul váderb'n mácht'.

Jörg'l, geh', geh'n má zu earná áh hin,
Und grüaß'n má das Kind'l im Krippelein drin:
Und weil má zum geben ſunſt nix ſán in Stand,
So geb'n má dem Buab'n á Buſſerl auf d' Hand:
Doh müaſſ'n má ſein höfli und g'ſchmeidi dábei ſein,
Sunſt kunt'n má 's Kind'l ſchreckà, aft fangát's an zán ſchrei'n.

Jeſu, o Jeſu, holdſeliges Kind,
Du göttliches Lamm, welches hinnimmt dö Sünd',
Wir bitt'n, ach ſehe mit Gnaden uns an,
Es reut uns vom Herzen, was wir böſ' gethan;
Gib uns deinen Segen und mache zugleich,
Dáß wir dich einſt preiſ'n im himmliſchen Reich!

### 11.

(Die Flucht nach Aegypten.)

Leib und Seel' ſchenk' ih dir, mein Gott und Herr,
J' liaben dih innigli mir doh gewehr';
Ih dir dö Händlá küſſ', dáß du haſt woll'n,
Uns armes Hirteng'ſchlecht,
Dö wir nix haben recht
Zán Kripp'l hol'n.

Da haſt mein Roß hiaz, in d' Flucht muaßt du geh'n,
Denn d' ſchlechti Goſch'n Herodis wird kemm';
O dáß nur dir gleih, mein Jeſu, nix g'ſchách'!
Du kinnſt es machá wol,
Dáß dieſer 'krönte Doll
Sein'n Krag'n brách'!

So geh', mein Joſ'l, in Gottesnam foricht,
Abá vágiß nöt auf das alti Oricht!
Da habt's á Fláſch'l Wein mit án'm Stuck Brot,
Trinkt's án'n Johannesieg'n,
Dáß's Glück habt's untáweg'n, —
O liabá Gott!

Geh, mein' liebi Muattá, nimm 's Kind in die Schoos,
Setz' dih mit Sack und Pack hurichti auf's Roß,
Die Kerlás möcht'n kemm', das Kind dáſchlag'n;
Jágás, was fieng' ih an,
Ih ſprung' auf und dávon,
Wer holf' má klag'n?!

Z'nächſt'n ha-n ih halt án'n Brein kriagt ſpendir'n,
Koch's nur dem Kind guat und thua's nur bráv rühr'n,
Thua hüích á biſſerl án'n Pfeffá dárunta,
Er is guat, ſtärkt earm 's Herz,
Is g'ſündá als á Sterz,
Bleibt gar hüích muntá.

Hiazund, moan' ih, ha-n ih ſchon alles hegeb'n,
Was nur dáhalt'n kinnt' dein ſchwaches Leb'n,
Zuletzt bitt' ih grad, nöt meiná vágiß;
Wann dá ſchwarz' Kerl käm'
Und mein' Seel' zu ſih nähm',
Schlag' earm in's G'fries!

Noh oans, mein Jeſu, ſchau mih vor dir lieg'n:
Wann ih ſollt kemmá zur himmliích'n Stieg'n,
Stoaſſ' mih nöt z'ruck, laſſ' mih liabá hinein;
Denk': „Ih ha-n 's Koch g'ſpendiricht,
„Wo Pfeffá untág'rühricht" —
Sag', — ih g'hör' dein! — —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

# Wildſchützenlieder.

1.

Am Sunnta, am Monta
Wol in allá Fruah',
Da geht halt dá Wildſchütz
'm Gámsgebirg zua;
Er wáß dö Stieglá ſchean,
Wo dö ſchean'n Gámslá ſteah'n
Im Wald, im greau'n.

Er ſchiaßt earm á Gámslá,
Und legt ſich dazua;
Da ſchaut earm dá Jágá
A guati Wál zua.
Hat earm goar lang zuag'ſchaut,
Hat ſih nit zuwátraut,
Bis er einiſchlaft.

2.

Ih bin á jungá Wildprátſchütz,
Juchhe!
Geh' oft auf d' Alm und nihm' mein' Büchſ',
Juchhe!

Und wann ih halt auf d' Almá kimm',
Juchhe!
Steht d' Schwoag'rin bei dö Kuahlá drin,
Juchhe!

„O ſchau', mein Bua, ih kenn' dá 's an,
Juchhe!
„Du kummſt heunt' g'wiß auf d' Wildprátbahn!
Juchhe!

— „„Haſt Recht! Nur grüaß'n wollt' ih dih,
Juchhe!
„„Wann's d' Kuahlá g'mulch'n haſt, geh' ih,
Juchhe!

„„Ih ha goar lang auf dih ſchon dacht,
Juchhe!
„„Drei Jahr' is's, däß ih g'ſeg'n dih hab',
Juchhe!““ —

„Mein Bua, ja, wann du öftá kámſt,
Juchhe!
„Ih bách' dá Krapf'n in Milirähm,
Juchhe!“ —

„„Du, Schwoag'rin, biſt und bleibſt mein' Freud',
Juchhe!
„„Dö Kuahlá graſ'n auf greaná Haid',
Juchhe!

„„Es geht hiaz ſchon geg'n Abend ſpat,
Juchhe!
„„Dö Gámslá fall'n im Wechſel ab,
Juchhe!

„„Und wann ih dih heunt nearmá ſiech' —
O Je!
„„Und ſchiaß' á Gámſ'l im Revier,
„„Aſt kumm' ih wiedá he!““

## Frühlingslied.

Es fangt ſih ſchon das Fruahjahr an,
Má hört áh ſchon der Vöglein G'ſang,
Und allás hebt zán greanán an.

Es freut ſih allás auf dá Welt,
Es gibt viel Bleameln auf'm Feld,
Sö blüah'n weiß, roath und blab und gelb.

Und wál ſih allás luſti macht,
Und wál mein Dearnd'l freundlá lacht,
Wir' ih zán ihr geah'n heunt auf d' Nacht.

Ja, ih geh' hin bei'm Mond'nſchein,
Und ſchleich' ſchean g'ſtád zán Dearnd'l 'nein,
Und dös wird ihr Vágnüag'n ſein!

## Lied der Sennerin.

Juchhe! was ſollt' má-r Daná geb'n,
Dáß ih koan' Senn'rinn mehr ſollt' ſein?
Dös is allzeit mein' Freud' und Leb'n,
Wann ih mein Viach auf d' Alm thua' treib'n;
Ja, auf der Alm da is mein Glück:
Ih tauſch' mit koaná Gräſin nit!

Z'náchſt als ih in dá Fruah' aufwach',
Da ſingán má dö Vöglein zua,
Mit g'ſpitzti Löffeln kummt dá Haſ',
Dá Gugá gibt ſchon goar koan' Ruah';
Dö Gámslá ſpringán her und hin,
Dös is á Freud' für d' Sennerin!

Z'náchſt als ih in dá Fruah' aufſteh',
So treib' ih 's Viach hinaus auf's Gras,
Aſt melk' ih d' Lämmá, d' Gaiß' und d' Küah',
Ei ja, was für á Freud' is das!
Hernach thua-r ih den Budá rühr'n,
Dáß ih má kann á Schmalzko(ch) ſchmiër'n.

Á Senn'rin is á luſtig's Leb'n,
Á ſöltás gibt's goar in koan'm Thal;
Auf dieſá greanen Haid' und Eb'n
Blüaht all's weit friſchá überall;
Sö ſánt ſo liabli, ſánt ſo fein,
Juchhe, — was kann doh ſcheanás ſein?!

Á Senn'rin bleib' ih ewiglich,
Und wann ih ſtirb', wir' ih á Schwalb'n;
Bis má dá Tod mein Herzerl bricht,
Geh-n ih nit weg von meiner Alm!
Und wann mih oaná liabt und ehrt,
Jo, dem vámach' ih d'ſelb'n mein' Herd'.

# Alpenleben.

Hiaz kummt ſchon mehr dö Früahlingszeit,
Wo má ſeini Kuahlá auf d' Almá treibt!
Ai, ai, ai ꝛc.
Und hab'n má-r aft ſchon auftrieb'n ſchean,
Wár's wiedá guat zur Schwoagrin z'geab'n.
Ai, ai, ai u. ſ. f.

Dö Schwoag'rin ſteht vor ihrá Thür,
Bis dá rechti Bua wol gáng' herfür;
Ai, ai, ai ꝛc.
Und wie dá rechti kemmá thuat,
Setzt ſie ihr Pfánd'l gleih auf d' Gluat.
Ai, ai, ai u. ſ. f.

Sie kocht earm von án'm Ráhm á Koch:
Dö Schwoag'rin' auf der Alm thoan's alli ſo;
Ai, ai, ai ꝛc.
Und wie ſ' ás Koch aft g'eſſ'n hab'n,
Stell'n ſá ſih allwál bei'm Fenſtá z'ſamm.
Ai, ai, ai u. ſ. f.

Da ſán ſ' ſo g'ſtand'n d' langi Nacht,
Bis ſchon dá liachti Tag anbrach.
Ai, ai, ai ꝛc.
„Bua, hiaz geh' furt, es is ſchon Zeit:
„Dö Vöglein ſingán ſchon auf freiá Weid'."
Ai, ai, ai u. ſ. f.

„„Ei laſſ' i' nur ſingán auf dá Weid',
„„Ih bleib' bei dir, ſo lang's mih g'freut!““
Ai, ai, ai ꝛc.
Und endlá geht dá Bua hindan,
Nit hat á drei helllauti Juchzeli than.
Ai, ai, ai u. ſ. f.

Dö Schwoag'rin denkt ſih in ihrem Muath:
„Schau, hat mein Bua doh á kernfriſch Bluat!“
Ai, ai, ai ꝛc.
Dö Schwoag'rin denkt ſih bei'm Trempel Rähm:
„Ei, wann mein Bua nur bald wiedá kám'!“
Ai, ai, ai ꝛc.

## Entzückungsruf einer Braut.

Mein Hans hat á ſchean's Hüaterl auf,
Und ſcheani Fedarl drauf!
J du mein,
Du mein,
Ei du mein Hans!
Wieder ámal Hans!
Noh ámal Hans!
Wieder und áb'rámal
Noh ámal — mein Hans!

# Gäſſel-Sprüche.

Hánts, Dearnd'ln, hiaz bin ih da:
Ih woaß nit, kimm' ih an,
Odá ſtrauch' ih an?
Gebt's má-r auſſá á ſtarki eiſáni Schauf'l,
Und án'n ſtárr'n Beſ'n:
Bei enkán Fenſtá ſchaut's aus, als wár'
Sieb'n Jahr' koan Bua dag'weſ'n:

Hiaz, Dearnd'ln, merkt's auf und habt's Geduld,
Hiaz wir' ih eng ſag'n von der offnán Schuld!
Wollt's ös mein'm Herrn ſein'n Befelch recht vánehm':
Hiaz wird's Gäſſelngeh'n ámal áh aufkemm'.
Mein Herr will hab'n:
„Daß da Bauá ſoll koan'n Gäſſlá ausſag'n.
„Wann dá Bua vom Gäſſeln hoamkimmt,
„Is dá Bauá ſchuldi, daß er 'hn bei da Hand nimmt,
„Und nit ſchlagt oda ſchmiert,
„Sondán in d' Kuch'lſtub'n führt,
„Und ſchenkt ear'm ein
„Á zwoa odá drei Gláſ'l Brandwein,
„Und áh án'n weiß'n Stuck Brod dázua,
„Und laßt 'hn áh ſchean lieg'n bis af's Fruahſtuck in ſüaßá Ruah';
„Und dá Bauá kann ja áh lacha,
„Wenn earm dá Bua hilft — in ſein'n Sacha.
„Er gibt earm um oan'n Guld'n, um á zwee'n mehr, z' Lohn,
„Aft kann dá Bua ſein'm Dearnd'l ſchon anmal Oan's zahl'n davon!“

Hiaz wünſch' ih dá-r á guat's Nácht'l,
Á lebzeltás Dách'l
Án'n Zimmáttiſch,
Auf án'm iad'n Eck án'n Fiſch,
Bei dá Mitt' á friſchi Kand'l Wein:
So kannſt das Nácht'l doh á biſſ'l luſti ſein!

Hánts, Dearnd'ln, ih grüaß' eng ſo hübſch und ſo fein,
So viel als Röſerln im Gart'n drin ſein,
So viel Schmelch'n dá Mahdá abmáht,
So viel Körnd'l dá Sam' ausſaat,
So viel als Fiſch'l im Waſſá thán ſchiaß'n,
Und wir' enk hundáttauſendmal grüaß'n!
Und wann dö Welt á Dintenfaß wár'
Und dá Himmel papierá wár',
Und á-n iadá Stern á Schreibá wár',
Und hätt'n Füaß' und Händ',
Und ſchreibát'n ſo fort bis in'n Advent: —
Enká Treu' und Liab' hätt' noh koan End'!

## Untreue.

1.

Du tauſendliab's Dearndál,
Vágiß nit auf mih:
Wann d' Muhr ámal austrickert,
Kumm' ih um dih!

Du tauſendliab's Dearndál,
Vagiß nit auf mih:
Wann ih nit von dir red'n kann,
Wir' ih denk'n auf dih!

Heirat'n thua-r ih nit,
's is má nit geb'n:
Wár' má lad um mein friſch Bluat
Und um 's jung' Leb'n.

2.

Schean jung is mein Leb'n
Und ſchean roth is mein Bluat,
Und ih liab' halt das Dearndál,
Was mir juſt g'fall'n thuat.

3.

Drei Äpfel, drei Birn'
Und drei Haſelnußkern':
Ih wáß á neug's Dearndál,
Es muaß noh mein wer'n!

4.

's Dearndál is falſch,
Und g'hört doh á wen'g mein:
Dö Leut' hab'nt á rath'n,
Ih láſſ' 's doh nit ſein!

5.

Auf dih ha-n ih denkt,
Und an mir haſt halt z' wen'g:
Zwá, Drei muaßt du hab'n,
Daß d' kannſt recht umáſchlag'n.

6.

Wann's regn't, ſo regn't's Waſſá,
Wann's ſchneibt, ſo is's weiß.
Wann á ſchean's Dearndál bráv bleibt,
So is's wol was neu's.

7.

Und aus is's mit mir:
Mein Haus hat koan' Thür',
Mein Thür' hat koan G'ſchloß.
Von mein'm Schatz bin ih los!

8.

Bei'm Fenſter is's Gatter,
Bei dá Thür' is á G'ſchloß: —
Hab' á ſchean's Dearndál g'habt,
Bin's ſchon áh wiedá los!

9.

Das Dearndál thuat ſchielchen,
Und wo ſchielcht's denn hi(n)?
Sie ſchielcht auf-r-án'n Andán
Und nimmer auf mih!

10.

Der Abſchied is g'ſchrieb'n
Mit dá roath'n Dint'n: —
Und á Dearnd'l, wia du biſt,
Wir' ih áh noh find'n!

11.

Dort ob'n auf der Alm
Thuan dö Gámslá walz'n: —
Wann mih 's Dearndál válaßt,
Thua-r ih d' Feig'n ſchnalz'n.

### 12.

„Hiaz muaß ih ſchon wandern,
„Muaß weg von dem Thal,
„Und wia froh wirſt du ſein,
„Wann ih weg bin ámal!?“

Dearnd'l, wann's du willſt wandern,
Geh', thua má's nur ſag'n,
Und ih wir' dá ſchon helfá,
Dein Bünkerl furttrag'n! —

### 13.

Dös ha-n ih mein Lebtá nit g'hört,
Dáß d' Schwoag'rin bei'm Sterzhäfen röhrt!

### 14.

„Mein Schatz ſchickt án'n Gruaß,
„Laßt má goar án'n Brief ſchreib'n,
„Und vom Herz'n ſchean bitt'n:
„Alloan möcht' ih bleib'n!

„Ih ſchick' earm án' Antwurt:
„Ih laſſ' 'hn ſchean grüaß'n:
„Ih ha-n eh' ſchon án'n Schatz
„Es ſoll 'hn nit vádrieß'n!“ —

„Mein Schatzerl is g'wandert,
„Hiaz muaß ih trauern,
„Hiaz laſſ' ih mein Herzerl
„Mit Stoan vámauern.“ —

Das Büab'l is g'wandert,
Das Dearndál thuat woan',
Thuat alláweil 's Köpferl
An d' Mauer anloahn'.

15.

Ei dös, meini Menſchá,
Mein Herz hat koan Fenſtá:
Dö ſecht's má nit hin,
Wia falſch dáß ih bin!

# Jägerſtand.

1.

Dort auf dá Höh'
Steht a Gáms, ſteht á Reh,
Steht á Jágá dábei,
Hat koan Pulvá, koan Blei.

Ohni Pulver, ohni Blei,
So á Jag'n is wol neu;
So á Jag'n ohni Schuß
Is wia d' Liab' ohni Kuß.

Gleicht dá Jágá aus in's Jag'n,
Muaß á Pulver und Blei mittrag'n,
Denn ſunſt is's mi'm Jag'n aus,
's wár' beſſer, er bleibt z'haus.

2.

Auf der Alm pfalzt á Hahn, —
Hör' nur, hör', wia-r er's kann!
Eh' kriag' ih án'n Jungfernkuß,
Eh' ih 'n Teux'l bring' zán Schuß.

Und á Jága wird kemm',
Wird earm 's Leb'n g'wiß nehm':
Denn der Jager is gar fein,
Was er ſiacht, dös g'hört ſein.

3.

Ih bin wol á Jágá,
Ih hab' wol á Büchſ';
Ih ſchiaß' áh wol auſſi,
Aber achá fallt nix.

4.

Mein Herzerl is ſchwär,
Is á Bleikugel drein:
Mein tauſendſchean's Schatzerl
Will nimmá treu ſein!

5.

Dort ob'n auf der Alm
Sitzt á Schildhahn im Neſt;
Mein Schatz is á rab'nfalſchi
Schwoagárin g'weſt.

6.

Án'n Fuchſ' ha-n ih g'ſchoſſ'n
Im G'ſchleif au'm Kog'l,
Und á Reh und án'n Gáms
Und án'n Könivog'l.

7.

Dö Birgál ſánt grean,
Und dö Gámslá ſánt ſchean,
Und dö Wegál ſánt ſchmal
Hint' in Kötſchacherthal.

8.

Is koan Bergerl ſo hoch,
Dáß koan Gáms drübá kám';
Is koan Dearndál ſo ſchean,
Dáß 's koan Büab'l nit náhm'.

9.

Dorſcht ob'n auf der Alm
Springt á Gáms im Kog'l,
Und mein Schatz is má liaber,
Als á rundá Vog'l.

10.

Bald ſchiaß' ih auf d' Gámſ'n,
Bald ſchiaß' ih auf d' Reh,
Und bald ſchiaß' auf d' Schwoag'rin; —
's thuat ihr abá nit weh'.

11.

Mein Büchſál is kloan,
Is weiß ausg'legt mit Boan,
Abá ſchiaßá thuat's guat,
Weil's koan'n Zapplá nit thuat.

12.

„Mein Schatz is á Jágá,
„Er ſchaut mit oan'm Aug',
„Und für mih wár's viel beſſá,
„Ih hätt' earm nia traut!“

13.

„Mein Schatz is á Jágá,
„Á bámfriſchá Bua,
„Und er jagt gern im Wáld'l,
„Und ſchiaßt bráv dázua!“

14.

Wann's d' án'n Jágá willſt liab'n,
Muaßt earm d' Stiefeln ſchean ſchmiar'n,
Muaßt earm 's Büchierl nachtrag'n,
Wann's d' án'n Jágá willſt hab'n.

15.

Dö zell'riſchen Jágá
Hat á-n iadá ſein' Henn':
Und wo nähmen ſ' denn ſunſt
Earnri Federn, dö ſchön'n?

16.

Dö Gámslá im Birg
Sánt ſpeckfoaſt und ſpritzwild,
Und hiaz hätt' ih má bald
Á z' laut's Dearndál einbild't.

„Dö Gámslá im Birg
„Hamt án'n g'fährlingá Stand,
„Und dö Jágá thaint ſo viel hoch,
„Wann ſ' mehr Dearndáln hamt!“ —

17.

D' Gámſ' im Birg, d' Fiſch' im See,
Dös wáß dá Pfleger eh'; —
Wann ih bán Dearndál bi(n),
Dös wáß á nit.

18.

Was nutzt má 's Gámsgebirg,
Wann's mih váſchneibt,
Und was nutzt má-r á Dearndál,
Wann's nit treu bleibt.

# Das Pfeiferlied.

Es war ámal á Pfeiffá,
Der pfeiffát fruah und ſpat,
Er pfeiffát um das Haus herum,
Bis man ihn einila't.

Sie waren wol beiſammen
Die ganzi langi Nacht,
Gleih bis den andern Morgen
Der helli Tag anbrach.

Er ziagt á Meſſá aus ſeiná Taſch'n,
A Meſſá, ja ſo g'ſpitzt,
Er ſtoßt ihr's in das Herz hinein,
Däß's Bluat geg'n earm hinſpritzt.

Er ziagt á Tüach'l aus ſeiná Taſch'n,
Á Tüach'l ſchneeberlweiß,
Dámit wollt' er das Blut váwaſch'n,
Schön Schatzerl wurd' ſchon weiß.

Schön Schatzerl dráht ſich hin geg'n earm,
Schaut 'hn ganz trauri an,
Sie denkt in ihrem Herzelein:
„Was hab' ih dir load's gethan?" —

Dá Pfeiffá, der wollt' wandern,
Wol ráſ'n in's fremdi Land;
Drum kummt á zán án'm Waſſá,
Was earm ganz unbekannt.

Er ziagt an'n Ring von ſein'm Fingá,
An'n Ring von roth'm Gold,
Den wirft er in das Waſſer hinein,
Daß er váſink'n ſollt':

„Ringelein, ſchwimm' hin, ſchwimm' he,
„Schwimm' du nur bald zán Grund!
„Auf dá Welt ſoll nearm'd mih lachá ſeg'n
„Mit mein'm roſenfarben Mund!" —

Der das Liad'l g'ſungen hat,
Der hat es ſelbſt gemacht;
Es hat's ámal á Pfeiffá g'ſung',
Der ſein' Herzliabſti hat umgebracht. —

Wann Sani ámal zwá Buab'n liabt,
Dös Leb'n bringt nia-r á Guat:
A-n Jedá will ſein Dearnd-l hab'n,
So koſt't's ihr oagnes Bluat.

## Das Liedlein vom Abſchied.

Dá Bua geht zán Fenſtá
Wie-r á's funſter hat than:
„Liab's Dearnd'l, geh' zuwá,
„Und ſchau' mih recht an.

„Ih ſag' dá was neug's,
„Is's dá recht odá nit,
„Gib má-r auſſá dein Händerl,
„Um mein'n Abſchied ih bitt'!" —

„„Du tauſendſchean's Büaberl,
„„Was fallt dá denn ein?
„„Däß du um dein'n Abſchied kimmſt,
„„Därfát nit ſein!

„„Du moanſt, ih wir' trauern,
„„Wir' ſag'n vieli Wort'?!
„„Schau', bild' dá nur dös nit ein,
„„Geh' nur gleih fort.

„„Es is allás theuá,
„„Hat allás ſein'n Kauf:
„„Geh' hin, wo du herbiſt,
„„Ih halt' dih nit auf.

„„Haſt allw'l z'wen'g Geld,
„„Magſt oan'm gar nia was zahl'n:
„„Wie wird denn á ſöltá Bua
„„Oan'm Dearnd'l g'fall'n?““ —

„Du tauſendſchean's Dearnd'l,
„Thua von Geld nit z'viel red'n:
„Deini Geldfäſſel'n, moan' ih,
„Hab'n áh koani Bod'n.

„Woaßt wol, wie's g'wed'n is
„Vor á paar á drei Jahr'n
„Wie's d' biſt mit dö Hearná
„In d' Stadt einig'fahr'n.

„Und hiaz g'ſtellſt dih ſo hágli,
„Und g'ſtellſt dih ſo broat:
„Dein ganzes Vámög'n is —
„Á Kid'l und á Pfoad.“ —

„„Und dáß ih dá z'ſchlecht war,
„„Dös kám má ſchier für:
„„Zweg'n we biſt denn kemá
„„Zán Fenſterl zu mir?““ —

„Schau', dáß ih zán Fenſterl kumm',
„Kann mih dös g'freu'n,
„Wann's d' allimal wárteln thuaſt,
„Allimal ſchrei'n?“ —

„„Dáß ih gern wárteln thua,
„„Dös woaß ih eh',
„„Abá wann's d' mih nit gern haſt,
„„Zweg'n we gehſt denn he?““ —

„Wie-r ih zán Fenſterl kumm',
„Klopf' á wen'g an,
„So nimmſt dá nit Zeit,
„Dáß d' dö Schüachlá legſt an.

„Schauſt auf dein Schlaffenſtá
„D' ganzi Nacht zua;
„Wann's Kátzli nur fürſpringt,
„Moanſt gleih, 's is dein Bua.“ —

„„Hiaz geh' má bald weitá,
„„Und laſſ' mih mit Ruah':
„„Bin nearmá dein Dearnd'l,
„„Du nearmá mein Bua!““ —

„Du herziſchean's Dearnd'l,
„Auf dös ha-n ih g'wart't,
„Dáß du má's dálábáſt,
„Sunſt wár's má viel z'hart!

„Hiaz weil's d' má's dálábt haſt,
„Hiaz wir' ih ſchon geh'n:
„Für dö Zeit, was d' mih g'liabt haſt,
„Bedank' ih mih ſchean!

„Hiaz geh' nur in's Betterl,
„Und ſchlaf' nur mit Ruah':
„Ih geh' dein'm kloan'n Fenſterl
„G'wiß áh nearmá zua.“ —

„„Du herziſchean's Büaberl,
„„Stolzir' nit ſo g'ſchwind:
„„Bázeich'n is chriſtli,
„„Dö Feindſchaft is Sünd'.

„„Was mein Mál zu dir g'red't hat,
„„Dös woaß ja nit 's Herz:
„„Es is ja mein Ernſt nit,
„„Es is nur mein Scherz.

„„Geh', ſei nit ſo z'widá,
„„Spiel' nit ſo án'n Herrn:
„„Ih gib dá-r á Buſſerl,
„„Du haſt ás ja gern!““ —

„G'halt' du deini Buſſerln,
„Und heb' dá ſ' ſein auf;
„Und trag' ſ' aft, wann Mark is,
„In d' Stadt zán Bákauf.

„Biſt áh ſo á Dearnd'l,
„Ih woaß, wos ih woaß;
„Moanſt, ſchmier'n muaß má's Bſtab'l,
„Sunſt kennt's gleih den G'ſpoaß.

„Ja, buſſeln kannſt prächti,
„Abá liab'n kannſt nöt feſt:
„Der Erſti is dá Liabáſti,
„Dá Letzti dá Beſt'!“ — —

Mein Liad'l vom Abſchied
Dös hat hiaz án End'; —
Und wann's nit gern g'loſt habt's,
Non — ſo wár't's auſſig'rennt!

## Sie beſinnt ſich.

A wundaſchean's Kind wár' ih wol,
Scheani ſchwarzbrauni Äugerln, wia Kohl,
Weißi Záhnderl, roathi Wängerl,
Roathi Lefzen, wia d' Engerl, —
A wundaſchean's Kind wár ih wol.

Wann ih nur á kloan's wengerl wár' reich, —
A Bauernbua wár' má nit gleich;
So Oan'n thát ih nit nehmá,
Groaßi Herrn wollt' ih bekemá,
Wann ih nur á kloan's wengerl wár' reich.

Wer' gleih müaſſ'n mein'n Hánſ'l nehm',
Wann ih nit án'n andern bekem'!
Wia-r oft is's ſchon g'ſchecha,
Daß ſ' ſcheani Dearnd'ln übáſechá — —
Mein Hanſ'l, dein Händerl! Paſch' her!

## Scheide-Scene.

Saßen ein poar Turteltäublein
Auf dem greanen Tanniaſt, —
Und zwá Liabi müaſſen ſcheiden,
Es thuat trauern Láb und Gras.

„Liabſtá Schatz, wia biſt ſo trauri,
„Und mein Herz is froh, als wia —!
„Haſt Du g'moant, wollt' Dih váláſſen?
„Abá nán, dös thát ih nia!

„Eh' als ih Dih kunnt' váláſſen,
„Sollt' da Himmel fallen ein,
„Alli Stearndáln ſollt'n ausgeh'n,
„Sunn' und Mond ſollt' dunkel ſchein'n!“ —

„„Liabſtá, ſcheanſtá Tauſendsengel,
„„Geh' ná doh da her zá mir;
„„Ih muaß Dir den Abſchied geben,
„„Scheiden muaß ih ſchon von Dir!

„„Siſt thát' mih nix mehr erfreuen,
„„Als das Büſchlein auf dem Huat;
„„Aus mein'n Äuglein da fliaßt Waſſá,
„„Weil ih von Dir ſcheiden muaß!““ —

## Gäſſelſpruch.

Ih wickel' ein dein' Treu' und ſpen' ſ' z'ſamm in á Papi —
Wann's Roß tragt á Lág'l Bier,
Wann dö Kuah auf'n Nußbám ſteigt,
Wann ſih's Brát'l ſelbá treibt,
Und wann alli Wáſſá auf'n Berg thain rinn',
Und Schnee und Eis Anwerth ſind't;
Nachá wer' ih erſt zá dein'm Fenſtá zuchi frag'n,
Und wir' dá-r á guat's Náchterl ſag'n.

## Allerlei Stände.

### 1. Kellnerin.

Hab án'n Wein dort im Keller,
Geht nöt auffá von ſelbá,
Muaß á Kellnerin hab'n,
Dö ma 'hn auffá thuat trag'n.

Mein Schatz is á Kelln'rin,
A Kelln'rin muaß 's ſein;
Das Glas g'hört dá Wirthin,
Dö Kelln'rin g'hört mein.

Wann 's d' mein Dearnd'l willſt ſein,
Muaßt mih liaben ſchön ſein,
Muaßt nöt überall koſt'n
Wia dá Wirth ſeini Wein'.

### 2. Jäger.

Á ſchean's Federl au'm Huat
Steht án'm Jágábuab'n guat!
Wann ih á ſchean's Dearndál han,
Geht's án'n andern nix an.

Wann ih gleih koan Geld han,
Schiaß' án'n Fuchs und án'n Hahn
Und án'n Rehbock dazua,
Ha-n ih wiedá Geld g'nua!

### 3. Holzknecht.

„Mein Schatz is á Holzknecht,
„Á Narr, á g'ſcheidtá,
„Er hat á ſein's G'ſicht,
„Wia-r á Habáreutá.“

### 4. Fuhrmann.

Zwá kohlſchwarzi Röſſerln,
Und á goldánás G'ſchiarr:
Und án'm andern ſein Dearndál,
Dös liabát' ih nia!

Wann 's Rád'l hinum geht,
So geht's herum áh,
Und wann dá lang' Faſching kummt,
Heirat' ih áh.

Bin á luſtigá Bua,
Wein führen thua;
Führ' ih Wein odá Heu,
Bin ih luſti dábei.

Wia ſchwerá dá Wag'n
Und wia ſtärká dö Pferd',
Und wia ſchöná das Dearnd'l,
Wia-r eh' wird's nix werth.

Nach dá Mur bin ih g'fahr'n,
Nach dá Mur bin ih g'rennt,
Und hab's Dearndál hint' g'halſ'n,
Hab'n Kopf nöt mehr kennt.

„Schön langſam muaßt einiſpann',
„Schön langſam muaßt fahr'n,
„Und ſchön langſam muaßt z'ruckhalt'n,
„Sunſt kinnt's ámal ſchad'n."

### 5. Weber.

Da Hoar, der wár' rár,
Wann dá Klebár nöt wár',
Und das Dearnd'l wár' mein,
Wann dá Webá nöt wár'.

### 6. Bader.

„Mein Schatz is á Badá,
„A Badá muaß's ſein,
„Und bald laßt á má-r Adá
„Bald gibt á má-r ein!"

### 7. Maurer.

„Mein Schatz is á Maurá,
„Is hoch auf dá Höh',
„Und hiaz thán má ſchon d' Aug'n
„Vom Auffiſchau'n weh."

„Mein Schatz is á Maurá,
„A Maurápálier:
„Er will nur gleih halſ'n,
„An'n Wein zahlt á nia!"

„An'm Maurá, dem trau' ih nöt recht,
„Weil er mir was weißmachá möcht'!"

### 8. Bergmann.

„Ih mag nie koan'n Knapp'n,
„Koan'n Gruab'nſchliafá,
„Mir is liabá-r á Jágá,
„A Gámſerlſchiaßá!"

### 9. Schmelzhüttler.

Ih bin á Schmelzhüttlá,
A Meſſingſchlagá,
Und ih trag' á grean's Hüat'l
An'n blab'n Hoſ'ntragá.

### 10. Schmied.

„Pemper' nur, pemper' nur,
„Ruaßigá Schmied!
„Wann's d' ganzi Nacht pemperſt,
„Auf mach' ih dá nit!"

### 11. Köhler.

„Du ſchwarzá Kohlführer,
„Biſt á ſchon mehr dá?
„Kummſt allweil bei dá Nacht zu mir,
„Wia dá Nigla!“

„Drei Aepfel, drei Birn'
„Und drei Hut'ltaſch'n, —
„Wann's d' mih beſſá willſt liab'n,
„Muaßt dih weißá waſch'n!“ —

### 12. Schuſter.

Bin á luſtigá Bua,
Trag' án'n Huat ohni Schnur,
Ohni Schnall'n, ohni Band,
Wia dö Schuaſtág'ſell'n hab'nt.

## Kärnthner Grüße.

### 1. Troſt zum Abſchied.

Schatzele mein,
Mueßt nit traueri ſein!
In drei Vierteljahr'n
Biſt du ſchon wiedá mein.

„In drei Vierteljahr'n
„Is koa Bám'l mehr grean,
„So werd' áh dein Deáni'
„Verlaſſen daſteah'n.“

Und zwoa Monát' dázue,
Sán dö Bám' wiedá grean,
Und da wird áh dein Bue
Wiedá vor dir daſteah'n.

Ih gib dir die Hand,
Und du ſchlagſt dann ein;
In oan'm Vierteljahr
Biſt du ewi dann mein.

### 2. Bedingung.

Wenn du mih willſt liab'n
Und koan'n Andern dáneb'n,
Mueßt dein Hearz'l einſper'n
Mueßt den Schlüſſel mir geb'n.

„Mein Herz is verſchloſſ'n,
„Is á Bogenſchloß dran:
„Is á oanziges Büeb'l,
„Das es auſſper'n kann!“

Ih mag nix Verſpert's,
Drum b'halt' nur dein Herz,
Der Schlüſſel, das Schloß, —
Is mir alles viel z'groß!

### 3. Die vornehmſten Dinge.

Vom Gámsbock das Horn,
Vom Hirſchlán das G'weih,
Vom Schildhahn dö Federn,
Vom Dirndlán — dö Treu!

### 4. Klagenfurt und Gráz.

Klagenfurt, ſchöane Stadt,
Schöane Gaſſen und Plätz'!
Drum g'fallt's mir á beſſer,
Viel beſſer als Gráz.

Klagenfurt is gar reich,
Ja ja, gláb' du das mir;
Nur dort macht und trinkt má
Das edle Stoanbier.

### 5. Mein Mädchen über alles.

Wann ih am Zámelsberg kirch'ngeh',
Leg' ih mein'n beſt'n Rock an;
Wann ih mein Dirnd'l in der Kirch'n ſeh',
Schau' ih koan'n Heiling' mehr an.

### 6. Liebeshinderniſſe.

Hearchl aufe, dearchl abe,
Geaht zán Dirndlán der Weg,
Durch án'n Grab'n, durch án'n Wald,
Auf án'm ſchwindelnden Steg.

Mueßt má nix verüb'l hab'n,
Dáß ih Bundſchue thue trag'n:
Is á ſtoaniger Weg
Und á ſantiger Grab'n.

### 7. Nur eine Liebe.

Nix mehr eine gugu!
Schon verliebt g'weſſ'n du;
Wenn ih fürgeah'n áh thue,
Laſſ' dih dená in Rueh'.

Is niamals Ernſt g'weſſ'n,
Is alles vergeſſ'n:
Im Hearz'l is hiaz Platz
Für'n anderen Schatz!

Nur oanmal im Jahr
Blüah'n dö Blümlán gar ſchöan,
Und wollten ſ' áh zwoamal,
Will's dená nit geah'n.

### 8. Froher Sinn.

Bin á luſtiger Bue,
G'hoar' dá ganz'n Welt zue,
Hab'n mih alle recht gern: —
Möcht's nur immer ſo währ'n!

### 9. Erinnerung.

Auf der ſteiriſchen Alm
Bin ih oanmal g'weſſ'n:
Sách á ſchwarzaugát's Diend'l,
Kann's nit mehr vergeſſ'n.

So wöani der Nußbám
Kann Apfálán trag'n,
So wöani werd' ih dir
Dö Liab' je auſſag'n.

### 10. Schnelles Ende der Liebe.

Das Diendle beim Zaun
Singt nimmer: Gugu!
W'rum ſingſt denn ſo nimmer,
Du Strohdiendle du?

Der Bue mit der Goaß'l
Schnalzt: wix wáx, wix wáx! —
„Geh' du nur auſer
„Zu mir in's Gedáx!“

Bald ſind ſie z'ſamkem',
Dá Batá kimmt áh,
Da nimmt er die Goaß'l,
Macht: wix wáx, wix wáx!

So göang' die Lieb' aus; —
Das Liedle is wahr,
Das hat ſö ſo zuetrag'n
In unſerer Pfarr'.

### 11. Jagdunfall.

Triff' mein'n Hund und hab' g'moant,
Hätt' án'n Haſ'n g'ſchoſſ'n;
Hab' zwar g'lach'n dazua,
Hat mih doh verdroſſ'n.

### 12. Tractament.

Bin áh á ſchöan's Diend'l g'hab' ih
Hat áh wol ſchöan tanz'n kinnt' ſie;
Bin ihr án'n Wein zahlt,
Bin ihr á Bier zahlt,
Brot hat er ſelbá g'hab' ſie!

## Ständchen.

Auf! Auf!
Schatzerl, ſteh' auf!
Steh' auf, laß' mih hinein,
Wann's du mein Schatz willſt ſein;
Auf, auf, Schatzerl, ſteh' auf!

„Nein! Nein!
„Das kann nöt ſein!
„Liegt dá Hund vor dá Thür',
„D' Muattá dö ſchlaft bei mir;
„Nein, nein, das kann nöt ſein!"

Mein! Mein!
Es kinnt' ſchon ſein!
Der Hund, der ſchweigt ſchon ſtill,
D' Muattá, dö ſagt nöt viel;
Mein, mein, es kinnt' ſchon ſein!

„Wer, wer,
„Wer is denn der?
„Is der á Schelm odá Dieb,
„Der ma mein'n Schatz váfüahrt?
„Wer, wer? wer iſt denn der?" —

Halt, halt!
's Vögerl im Wald!
Is dös á Vögerl im Wald,
Was mir mein'n Schatz aufhalt't?
Halt, halt, Vögerl im Wald!

Fahr'! Fahr'!
Fahr' auf dá Poſt!
Spann'n má ſechs Jungfern ein,
Ih will dá Poſtknecht ſein!
Fahr', fahr', fahr' auf dá Poſt!

„Wo, wo?
„Wo fahrſt denn hin?"
Ih fahr' in's Wáliſchland 'nein
Wo d' ſchwarz'n Dearndáln ſein;
Da, da, da will ih ſein.

„Wix! wax!
„Fahr' nur, wann's d' magſt!
„Wer á treu's Dearndál will,
„Fragt um dö Foarb' nöt viel;
„Wix, wax! fahr' halt, wann's d' magſt!"

## Spottlied auf die Dirnen.

Oh dös, meini Dearndáln, ih will eng was ſingá,
Weil's allávál moant's und ös ſeid's nöt zán zwingá,
Ih will's ſchon dáwart'n, bleibt's nur ſchean alloan:
Kinnt's ohne uns Buab'má ja glábeſt nix thoan!
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a(b)! —

Und hat' ſ' nur án'n Buab'n auf dá Gaſſ'n hör'n ſchrei'n,
Gleih ſtengán ſ' vom Bett auf, thain 's Fenſterl aufreib'n;
Dö ganzi Nacht ſchau'n ſ' wol auf's Fenſterl hinzua,
Wann á Kátzerl füriſpringt, moanen ſ' ſchon, 's is á Bua —
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a!

Und kimmt aft á Feita, da muaß ih frei lachen,
Da riebeln ſ' und wáſcheln ſ', dö kohlſchwarz'n Affen,
Á-n irde án'n Sáff'nſack nehman ſ' in d' Hand,
Und riebeln ſo lang fort, bis Blut auſſizahnt!
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a.

Wia-r engá, wia ſcheaná thain ſ' d' Röckel aufriemá,
Sö müaſſ'n bei'm Anleg'n wia d' Fáhrl'n drein dringá,
Dáß alles ſchean háſen und ſaubá ſteah'n thuat,
Und d' Adern anláſſ'n mit blitzblab'n Bluat; —
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a.

Dö Vorleib'l thain ſö mit Bánd'l einbrámá,
Oder áh wol mit Bort'n, wánn ſ' beit'n dö Kramá,
Vorn auſſi g'füattert und hint' auſſi g'ſchnüart,
Dáß dá ganz' Körpá ſchean eing'ſpáhn'lt wird; —
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a.

Und Spitz' hab'n ſie bráte, dös dürf ih nöt lüag'n,
Oft há-n ih má-r einbild't, ſie fang'n an z'fliag'n;
Hab'n ſchneeweißi Pfaidt'n, án'n kohlſchwarz'n Hals,
Und ſteig'n aft dáhe, wia dá Schildhahn im Pfalz;
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a.

Dö Pfaid is das ráreſt', dös muaß ih eng ſag'n,
Um'n Háls ſán ſö g'fáltelt, wia 's Hanswurſt ſein Krág'n;
Um dö Brüſt' hab'n ſie Pölſtá, wia d' Stier' untá'm Joch,
Mit Hadern ſán ſ' ausg'ſchoppt, aft wird's recht ſchean hoch; —
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a.

Und bal' ſ' nix bekemmá, ſo fang'n ſ' an z' bet'n,
Da woll'n ſ' alle Heilig'n faſt um-r-án'n Mann nöth'n;
Ha z'náchſt Oane bitt'n g'hört: „Erbarm' dih mein!
Á-n Ader aufſchlag'n — oder g'heirat't muaß ſein!"
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a.

Ei, dös meini Dearndáln, w'rum thait ſ' denn ſo bid'n?
Laßt's ös nur dö Heilig'n im Himmel mit Fried'n! —
Und wann's ös wollts wiſſ'n, wer 's Liad'l hat dicht't, —
Á ſtoanaltá Küahbua, der ſunſt áh nix richt't!
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a!

## Fenſterſtreit.

„Wia heitá is dá Himmel,
„Wia küahl is's auf der Erd!
„Geh', Schatzerl, laſſ' mih eini:
„Ih ha mih faſt ſchon g'frört.“ —

„„Ih mach' dá ja nöt auf,
„„Und laſſ' dih ja nöt eini:
„„Du kannſt zán ſelb'n Diarnderl ziag'n,
„„Wo nachts biſt g'weſt um neuni.““ —

„Wer hat denn dir ſchon plaudert,
„Wer hat denn dir's ſchon g'ſagt,
„Und däß ih geſtern nächt'n ſpat
„An andás Diarnd'l hab' g'habt?“ —

„„Z'weg'n oanmal is's nöt aus;
„„Was wird's z'weg'n oanmal ſein!
„„Wann's aber öftás g'ſchech'n thát',
„„So müaßt' ih doh wol grein'!““ —

„Du-u, dárfſt mih ja nöt fopp'n!
„Moanſt leicht, z'weg'n deiná Schön'? —
„A Diarnd'l, ſo wia du biſt,
„Kann áh wol weitá gieh'n!

„Biſt ja nöt goar ſo ſchön,
„Und biſt ja nöt ſo reich:
„Du haſt má-r á wen'g aufſáz'geb'n,
„Aft ſán má wiedá gleich!“ —

„„Du biſt má halt á Büab'l,
„„A ſo und áh á ſo;
„„Du bleibſt nöt bei oan'm Diarnderl,
„„Haſt allimal á zwo!

„„Dir is goar Koàni recht
„„Und will dá Koani g'fall'n,
„„Und wann's d' á Schön'ri haben willſt,
„„So laſſ' dá-r Oani mal'n!““ —

So geht's den liab'n Leut'n,
Das Zanken hat koan End',
Und wann ſ' vonandá ſcheid'n,
Geb'n ſ' doh ánandá d' Händ'.

So hab'n dö zwá ſih z'greint,
So hab'n dö zwá ſih z'kriagt;
Aft wia ſ' ſán wiedá z'ſammákemm',
Hat doh Oan's 's Andri g'liabt. —

## Der großſprecheriſche Wildſchütz.

Ih bin á luſtigá lebfriſchá Bua,
Lad' má mein'n Stuz'n und geh' dem Wald zua;
Wildſchiaß'n is mein' Freud',
Beſſer als d' Weibáleut',

Wann mein Büchſ' recht thuat knall'n,
Dös thuat má g'fall'n!

Wia-r ih vábeigeh' vor's Jágá ſein'm Haus,
Schau'n dö ſechs Jágá beim Fenſtá heraus,
Fall'n übá mih gleih her:
„Gleih gib dein Büchſerl her!“ —
„„Weg'n ſechſi gib' ih's nöt:
„„Mehr ſeid's ös nöt!““ —

D' Jágá dö ſchau'n auf dös bockſtárr mih an:
Fall'n alli ſechs auf d' Knia, bitt'n um Párdon:
„Wir woll'n dein Gámſerl trag'n,
„So lang als du's willſt hab'n,
„Thua-r uns nur ja nöt, nur —
„Ja nöt dáſchlag'n!“ —

## Vorwürfe.

„O Dearnd'l, für dih wár's áh ſchon Zeit,
„Dáß d' in die Buaß thá'ſt kehr'n:
„Haſt ſchon án Altesweiberg'ſicht,
„Magſt dih noh mi'n Buab'mán ſcher'n!“ —

„„Ha-n ih án Altesweiberg'ſicht?
„„Bin noh ſo jung und toll!
„„Bin nia zu deiná Schlafſtell gang',
„„Abá du zu meiná wol.

„„Du Bua, für dih wár's áh ſchon Zeit,
„„Dáß du á Buaß thäſt thoan;
„„Biſt eh' ſchon unt' und ob'n ausgang',
„„Biſt gleihwol noh alloan!““ —

„Bin ih gleih ob'n und unt' ausgang',
„Dös is mein Brauch á ſo;
„Han doh mein Fenſtá nia aufg'ſpreizt, —
„Du abá thuaſt dös noh.“ —

„„Há-n ih mein Fenſterl fort aufg'ſpreizt,
„„Dös geht dih goar nix an,
„„Geh nur recht ſchean glatt neb'n vábei
„„Und thua' nöt eini ſchau'n.

„„Du hä'ſt má's ja wol eh' kinn' ſag'n,
„„Ehwenn 's d' biſt wor'n ſo ſtolz:
„„Dein Betterl is von Silbá nöt,
„„Is áh ja nur von Holz!““

## Gäſſel-Sprüche.

1.

Ih bin auf Trobach g'loſſ'n
Und hab' á Zeit'l Brantwein g'ſoſſ'n;
Kámen drei Narr'n,
Leg'n mih auf án'n Karr'n,
Daná hat koan'n Kopf, der Dan' koan Krag'n, —
Hánts, Dearnd'ln, kann ih heunt koan' Nachtherbi hab'n?

2.

Dort ob'n in dá Kapell'n
Läut'n ſ' z'ſamm mit Glock'n und Schell'n;
Is á rupfáná Geiſtlá, hat á leináni Meſſ' g'leſ'n, —
Hánts, Dearnd'ln, ſeid's nöt áh dábei g'weſ'n?

3.

Hánt's, Dearnd'ln, ſeid's nöt ſo ſtolz:
Engá Bett is áh nur von Holz
Und nöt von Buxbám!
Hánt's Dearnd'ln, därfts eng koan'n Eſel aufzám';
Dort unt'n im Moos
Liegt á todt's Roß.
Is umádum off'n,
Sán lautá ſtolzi Dearnd'ln auſſág'ſchloſſ'n.

4.

Hánt's, Dearnd'ln, wann's án'n Buab'n wöllt's liab'n,
Müaßt 's 'hn beſſá liab'n;
Sölti Liab', wia-r ih von eng hab' g'noſſ'n,
Ha-n ih oft á beſſári in Küahtrog goſſ'n!
Hánt's, Dearnd'ln, ſölli Dearnd'ln, wia dös ſeid's,
Hab'n má dahoam áh duzádweiſ',
Sánt áh ſchean weiß und ſchean roth,
Und liab hab'n ſ' Oan'n völli z'toadt!

## Eine oberſteieriſche Bauernhochzeit.

Unter die Eigenthümlichkeiten, die den Bewohner der Oberſteiermark charakteriſiren, gehört vor allem ſein ganzes Liebesleben vom erſten Finden an, die ganze Stufenleiter der Bewerbung durch, bis zum tollen Hochzeitgelärme. Wie wenig aus dem Bereiche dieſer ſchlichten Gebirgsmenſchen die Poeſie verbannt iſt, dürfte aus den naturwüchſigen Liedchen, von denen eine reichliche Leſe in dieſen Heften vorliegt, nach allen Richtungen hin erhellen. Ich denke, daß, wer ſich die Mühe nimmt, dieſe anſpruchloſen, im Flug hingeſtreuten, derben, muthwilligen, häufig ſogar laſciven Improviſationen näher zu betrachten und, in der Vorausſetzung, daß ſie wirklich mehr ſind, als läppiſches, gemeines, tändelndes Zeug, ohrenwidrige Bänkelſingerei u. ſ. w., ſie inniger in ſich aufzunehmen und mit Ort, Zeit und Gelegenheit ihrer Entſtehung in Zuſammenhang zu bringen: — ihre tiefere Bedeutung nicht verkennen, ja vielleicht für jedes Gefühl ſeines Herzens, für jede Situation im Leben, für jede Anſchauung in der Natur ein paar Verſe darunter finden wird, die, ſo zu ſagen, den Nagel auf den Kopf treffen und daher, dem verwöhnten Ohr zum Trotz, im Munde des dialektfeindlichſten Sprachhüters ſich einbürgern. Wahrhaftig, da wo dieſe „Almer“ zahllos, wie die Pilze, emporſchießen, da trifft man noch natürliche Luſt und natürlichen Schmerz, herzlichen Geſang und unaffectirten Tanz. Welch ein bewegtes Leben ſpiegelt ſich in den Kirchweihfeſten dieſer Leutchen, in ihren Schützenübungen, in ihren Bittgängen, in ihrer Alpenwirthſchaft, in ihren Jagdabenteuern! Ihre nächtlichen Rendezvous am Fenſter der Geliebten, ihre Samſtagbeſuche auf der Alm, ihre Gäſſelſprüche, Staudenlieder, Schnaderhüpfeln, Päſſeln u. dergl., dieſe lyriſchen Epigramme voll echt poetiſcher Fulgurationen, ſelbſt die wunderlichen Ausgeburten ihres Aberglaubens tragen ein höchſt dichteriſches Gepräge an ſich.

Bei keiner anderen Gelegenheit aber ſpricht die Eigenthümlichkeit des Volkes vielleicht deutlicher ſich aus, als bei ihren Hochzeitgebräuchen, weshalb ich hier ein ſolches Hochzeitgemälde mit treuen Farben ſchildern will.

Wenn ein liebendes Paar alle Stationen ſeines Herzensfrühlinges vom ſchüchternen Händedruck an bis zur ernſtlichen Bewerbung durch den ſogenannten „Bittelmann“ durchgemacht hat, dann erfolgt gewöhnlich einige Tage vor der Hochzeit eine Einladung, etwa in folgenden Worten: „Alſo, weil Gott den Eheſtand hat eingeſetzet, ſo haben ſich die Perſonen N. und N. mit einander zum heiligen Sacrament der Ehe verſprochen, und haben auch ihre „Bittelleut'“ und „Beiſtänd'“. Weil ſie es aber ohne Hülfe der geiſtlichen Obrigkeit nicht richten können, ſo ließen ſie Euch gar ſchön grüßen und bitten, Ihr möchtet künftigen Dienſtag, an welchem die Hochzeit ſein wird, zum Wirthshauſe N. auf ein kleines Frühſtück kommen. Hernach ließen ſie bitten, Ihr möchtet ihnen das Begleit geben auf Gaſſen und Straßen, hin zur Pfarrkirche, allwo Gottesdienſt gehalten wird, welchem wir beiwohnen und unſer Gebet für das Brautpaar ausgießen werden. Hernach ließen ſie bitten, Ihr möchtet ihnen das Begleit geben zum Hochaltar, allwo wir mit dem Prieſter ein Vaterunſer beten um Fried' und Einigkeit für die Brautleut', und damit er ein ehrlicher Mann und ſie ein ehrliches Weib genannt werden kann. Vom heiligen Johannisſegen wolle ein jeder trinken, wie Chriſtus der Herr auf der galliläiſchen Hochzeit eingeſetzt hat. Hernach ließen ſie wieder bitten, Ihr möchtet ihnen das Begleit wieder geben von der Kirche und Gaſſen, über Weg und Straßen, und wieder zurück in das Hochzeithaus auf eine Gration (Unterhaltung) und auf ein kleines Hochzeitmahl. Das wißt Ihr ohnehin, daß bei uns Bauersleuten die Fiſch' — in Lüften und die Vögel im — Waſſer ſind, folglich ſolche Speiſen wir nicht haben; ſo wollen ſie euch mit etwas anders aufwarten, als z. B. mit einem Gáberl — Suppen und einem Löffel — Kraut; mit einem Kren- und Rindfleiſch, auch mit einem ſchweinernen — Ofentämmerl u. d. gl., wie man's bei einem Bauer und von Gott haben kann. Und weil bei dieſen Brautperſonen die Mittel zu klein und die Kräfte zu ſchwach ſind, daß ſie Euere Mühe bezahlen können, ſo wolle es Gott und unſere liebe Frau im Himmel Euch bezahlen. Ich bitt' auch, nehmt meine Einladung nicht in Uebel auf, ſondern folgt fleißig nach."

Dieſe von einem der Brautführer auswendig gelernte Anrede wird bei Jedermann gebraucht, den die Brautleute bei der Hochzeit haben wollen.

Sind nun am beſtimmten Tage alle Geladenen beim Hochzeithauſe verſammelt, ſo wird ein Frühſtück eingenommen, das einer ganzen Tafel gleicht und wohl zwei bis drei Stunden dauert. Dabei wird viel verabredet und beſprochen, mancher Zwiſt ausgetragen, manches neue Verhältniß angeknüpft, manches erzählt und geplaudert. Es iſt die herzlichſte Vorbereitung zu einem Gange, der über das Wohl und Wehe zweier Menſchen und aller Herzen entſcheidet, die ihnen jetzt anhangen oder in Zukunft anhangen werden. Iſt alles geſchehen und bereitet, ſo geht der Zug in genau beſtimmter Ordnung, die jedoch an verſchiedenen Orten verſchieden iſt, unter Jauchzen, Lärmen und Piſtolenſchüſſen zur Pfarrkirche, wo er gewöhnlich um eilf Uhr ankommt. Drei oder vier (bei großen Hochzeiten wenigſtens vier) Spielleute ſchreiten voraus und ſpielen auf ihren Inſtrumenten, der Violine, der Clarinette, dem Cymbal und der Baßgeige, einen altherkömmlichen Brautmarſch. In der Kirche wird nun das Amt abgehalten, dem die Hochzeitleute beiwohnen. Während des Offertoriums wird, nach alter Melodie, folgendes Lied geſungen:

Kommt, kommt zuſamm', in Gottes Nam',
Ihr hoch- und niedern Stänð'!
Herbei, herbei, wo wir beiſamm'
Zum heilig'n Ehſacrament!
Man wird euch zeigen Herzen zwei,
Die ſich nunmehr verſprochen treu,
Bis in den Tod einand' zu lieben;
Niemand, niemand ſoll trennen Euch,
Eins ſoll 's Andre nicht betrüben.

So komme dann, was Leben hat,
Ergötze ſein Gemüth,
Herbei, herbei, nur nicht zu ſpat,
Nur niemand ſei betrübt!
Helft zieren dieſes Ehrenfeſt,
Alt, jung, groß, klein ſei all's getröſt't,
Und ruft im Jubelton mit Freuden:
„Dem werthen Brautpaar wünſchen wir,
„Gott ſelbſt ſoll Euch heut begleiten!“

Vivat, vivat, es leb' das Paar,
Das ſich anheut verbünd't!
Fiat, fiat, nur zum Altar,
Wo ihr Euch bald befind't!
Herr Jeſus wohne ſelbſt bei Euch,
Maria auch, die Jungfrau, z'gleich:
Denn ſie die allerbeſten Gäſt' ſein;
Er ſchenke euch ſein Gnadenreich
Heut anſtatt des allerbeſt'n Wein!

Zu Cana ward aus Waſſer Wein,
Durch Gottes Kraft gegründ't;
Heut macht der Bund zwei Herzen rein,
Ganz frei von aller Sünd'.
Es iſt ein großes Sacrament,
So ehret es nur ohne End',
Und niemand kann Euch dann mehr ſcheiden;
Behaltet es bis Lebensend'
Als ein unverwelktes Ehrenkränzlein.

Nach dem Amte findet die Copulation ſtatt, wobei es, wie natürlich, an beſonderen Ceremonien, ſo wie an herzinniglichen Thränen nicht fehlet. Der Bräutigam geht mit der Braut voraus, dann folgen die Brautführer und die Kranzeljungfern und ſo die ganze Geſellſchaft um den Altar herum zum Opfer; dann bleiben erſtere vor dem Altare ſtehen, und erwarten den Prieſter, der ſie verbinden ſoll. Das verhängnißvolle „Ja", das die Braut auf des Prieſters Frage zu antworten hat, wird gewöhnlich mehr geſchluchzt, als geſprochen. Während des Opferganges geigen die Spielleute einen Satz von ſieben ganzen Tacten im Kirchenſtyle. Die Kranzeljungfer legt beim Opfer einen großen Krapfen, den ſie auf einem Teller trägt, auf den Altar.

Nach der Copulation ſtimmen die Spielleute auf dem Chor abermals ein paar toaſtartige Stücke im Zweivierteltact an. Wenn der Johannisſegen getrunken iſt, kehrt alles unter Vortritt der Spielleute, Hochzeiter und Hochzeiterinnen, mit Jubel und Tumult zum Hochzeithauſe zurück, wo getanzt wird, ſo lang es der Magen erlaubt. Gegen Abend beginnt das Eſſen, das an die unſäglichen Schmauſereien des guten Homer erinnert und den Gäſten, die dazu beiſteuern, ein namhaftes koſtet. Es wird dabei das unglaubliche geleiſtet; die Fertigkeit, zwei oder dreimal des genoſſenen ſich zu entledigen, um Luſt und Raum für neue Ladungen zu gewinnen, wird von manchen mit wahrer Virtuoſität beurkundet. Man hat dafür den Euphemismus: „Auſſigieh'n!“ und wenn ein Gaſt das Hochzeitmahl loben und den gehabten Genuß rühmen will, ſo ſagt er ſtolzbewußt: „Viermal ha-n ih auſſigieh'n müaſſ'n!“ — Zum Ende der Tafel wird die Braut, die ſchon früher in einen Winkel geſetzt und von den Beiſtänden bewacht wird, aufbegehrt, was der vorzüglichere der beiden Brautführer mit folgendem Sprüchlein thut:

„Jetzt, wann ich Erlaubniß hätt' von dem jungen Herrn Bräutigam, von ſeinen Bittleuten und Beiſtänden, von den Nachbars- und Gevatterleuten, Vater und Mutter, Schweſtern und Brüdern, Schwiegern und Schwägern, Vettern und Mähmen, Gödeln und Godeln und von allen eingeladenen Hochzeitleuten, wie ſie beiſammen ſind, — ich hätt' ein, zwei oder drei Wort' anzubringen. Weil ich mein' Freud' hab', zu tanzen und z'ſpringen, ſo möcht' die Jungfer Braut hinzutreten zu meiner Rechten; ſie iſt bei mir im Roſengarten (der Brautführer iſt nämlich noch Junggeſelle), wie ich Brautführer ſchuldig bin aufzuwarten. Ich will ſie ehren mit einem Gläſel Wein; dieſer Wein wird gewachſen ſein zwiſchen Grätz und Cöln am Rhein, wird nun von Gott geſegnet ſein! Auf eine gute Geſundheit!“ — Da trinkt er und läßt das Glas weiter geh'n. — „Hernach will ich ein, zwei oder drei Ehrentänz' verrichten, oder noch mehrere, wie es uns beliebt, und darnach ſie alt oder jung, grad oder krumm iſt; ſo viel wird ſie aber mögen, um die drei Tänz' zu verrichten. Ich führ' ſie auf keine Gaſſen oder Straßen; ich begehr' ſie in keinen Schlupfwinkel zu führen, ich begehr' ſie auf kein Heu oder Stroh, oder daß ich etwan allein ſein wollt'. Ich begehr' ſie vom Tiſch zum Tanz. Ihr hochzeitlichen Vormänner! Jetzt bitt' ich, wenn Sie mir zu Gefallen aufſtehen, und ließen mir die Jungfer Braut hergehen, um die Tänz zu verrichten. Die Muſikanten bitt' ich mir aus, und um den Tanzboden bitt' ich den Hauswirth, um einen Platz zu laſſen, daß ich mit vier Roſſ' und Wagen umkehren kann, damit ich mit der Jungfer Braut kein'n Anſtand hab'. So gut, wie ich ſie nihm', wer' ich's wieder zurückbringen, aber — ſo junger nit mehr; — und ich hoff', ſo junger werdet Ihr es auch nicht verlangen!"

Auf dieſen Spruch, den der Brautführer, mit angezogenem Rock, den Hut auf den Kopf und den Stock in der Hand, halten muß, wird ihm gewöhnlich, um ihn zu necken, geantwortet: „Er könne ſie wohl gar nicht mehr bringen; er müſſe daher ein Pfand einſetzen, oder noch einige Räthſel auflöſen," dergleichen auch der Bräutigam den Gäſten aufgeben kann. Nach ſolchem Geplauder und Gelächter beſtehen die Gäſte auf dem Pfande. Iſt der Brautführer nicht gut unterrichtet, ſo muß er lange bitten; ſonſt ſagt er: „Wann ihr ſo capricirt ſeid und einen Erſatz von mir verlangt, ſo geb' ich Euch Gott Vater, Sohn und heiligen Geiſt zum Pfand!" — Auf dieſes wird ihm die Braut bewilliget, widrigenfalls er beleidigt weggeht.

Hierauf nimmt er die Braut, macht mit ihr drei Tänze, übergibt ſie dann dem eben ſo angezogenen zweiten Brautführer, nimmt eine zweite und dritte Tänzerin u. ſ. f. die er wieder weiter gibt, bis alles tanzt. Uebrigens darf er den Hut und den Stock nicht ablegen. Die Muſikanten ſpielen dazu Tänze, die ſo ziemlich rococo klingen.

Wenn die Ehrentänze gethan ſind, ſo ſetzen ſich einige, andere tanzen noch fort. Dieſes Brautaufbegehren geht der Braut gewaltig zu Herzen, ſo zwar, das ſie während des Tanzes heiße Thränen vergießt. Bei anbrechendem Morgen geht alles müd zu Bette. Die Spielleute merken aber immer wohl auf, daß ſie das Schlafengehen der Brautleute nicht überſehen. Gewöhnlich verliert ſich der Bräutigam früher, als die Braut, die erſt nach einer Weile von den Brautführern in die Schlafkammer gebracht wird.

Dieſer folgen dann die Spiel- und Hochzeitleute, um das Brautpaar in Schlaf zu ſingen und zu geigen. Die Melodie im Zweivierteltacte begleitet folgende Worte:

Nun legt Euch nieder in Gottesnam',
Ihr zwei verliebten Brautperſon'!
Wir befehl'n Euch Gott in ſeine Händ',
Daß er all's Unglück von Euch abwend'
Und Euch den Segen ſpend'!

Wir ſingen an den Bräutigam,
Denn er iſt ehrenreich!
Dazu ſein Weib ganz wohlgethan,
Iſt aller Tugend reich,
Und auch ganz ſäuberlei.

Der Teufel iſt dem Ehſtand feind,
Wann zwei Ehleut' in Frieden ſeind;
Drum ſucht er ſein'n Fleiß an Weib und Mann,
Ob er ſie nicht zertrennen kann,
Daß er ſie trennen kann! u. ſ. w.

Zum Beſchluß gibt der Spielmann der Braut noch einige ſcherzhafte Verhaltungsregeln, z. B.: „Wenn der Mann Euch derb abprügelt und er geht dann in's Wirthshaus und verſauft alles Geld, ſo müßt Ihr wenigſtens Samstags ihm ein Hemd und wieder ein Geld zutragen. — Wollt Ihr Glück haben mit den Hennen, ſo legt dem Hahn Stiefel an. — Von den Kühen könnt Ihr doppelten Nutzen haben, wenn Ihr den vorderen Theil, der ohnehin nur frißt und nicht melkt, abhackt und zur Speiſe verwandelt, den hinteren Theil aber zum Melken behaltet, u. ſ. w.“

Nachdem ſo viel gelacht worden, geht alles ſchlafen. Indeſſen aber nimmt einer von den Gäſten die Baßgeige und hängt ſie an die höchſte Spitze des Dachfirſtes. Am andern Morgen wird ſie dann unter Lärm und Beſprengen mit Miſtwaſſer, das der Spielmann in einem Waſſerſchaff hat, wieder herabgeholt und proceſſionsweiſe in's Zimmer zurückgetragen, wo dann der Spielmann eine Scherzpredigt hält, die mit folgendem Lied aus B im Dreiachteltacte beginnt:

Schön iſt der Mond, ſchön iſt das G'ſtirn,
Bráv iſt der Mann, der ſein Weib bráv kann ſchmier'n;
Und hat er ánmal das Prügeln vergeſſ'n,
So bläu' er's z' Mittag, auf d' Nacht und nach'm Eſſ'n;
Prügel's auf und prügels a(b), —
Alleluja!

Und wann das Weib thut zanken beim Eſſ'n,
So ſäum' dih nur nit und ſchlag's 'nein in die Freſſ'n,
Sag': „Zangen, verdammte, haſt noh nit g'nua(g)?“
Und wirf nur mit Schüſſel und Teller bráv zu,
Prügel's auf und prügels a, —
Alleluja!

Hierauf folgt der Kanzelſpruch: „Im Namen des Brät'l, des gefüllten Hahn! Ich möcht' auch ein Bug'l davon; morgen, aber heute nicht. — Alſo leſ' ich bei der Kanzel des großnaſeten Hundsfuß, ſo, ſeiner Herſtammung, in der Mitte, völlig zum Ende; auf der Seit'n aber zur Ueberkommung des nöthigen Geiſtes bitt' ich allſeits um ein gutes Glas Wein.“ — Hier trinkt er; dann fährt er fort: „Euer' Lieb' und Andacht ſtehet auf, nehmet die Köpf' in Eure Händ', ſchlaget ſie mir und dem Wirth zu lieb tapfer an die Wänd', bezeichnet Euch mit dem Zeichen des Kienrußes und ſprechet mit dem Willen des Kalbskopfes, Saurüſſels und Kälberſchlägels. Vernehmet alſo die Worte des heutigen hochfeierlichen Tag's, bei dem kupfernen Futtertrog, an der dreifachen Miſtgabelſchütt'n, welches accorát ſo lautet:“

### Das Evangelium.

„Das Buch der Herſtammung des Brät'l vom Brat'n, des Sohnes Märgäreth vom Vogel Phönix. Phönix hat gezeuget Großkopf, Großkopf hat gezeuget Krumpfuß, Krumpfuß hat gezeuget Dreifuß mit ſeinen Füßen. Dreifuß hat gezeuget Beſenſtiel; Beſenſtiel aber hat gezeuget Schürhak'l. Schürhak'l hat gezeuget Herdſchauf'l. Herdſchauf'l hat gezeuget Ko(ch)löff'l; Ko(ch)löff'l hat gezeuget Kohl'nfeu'r. Feuerkohl'n aber haben gezeuget Mollbrät'l, Mollbrät'l haben gezeuget Bratwürſt', Bratwürſt' haben gezeuget Leberwürſt', Leberwürſt' haben gezeuget Blutwürſt', Blutwürſt' haben gezeuget Saudarm. Saudarm hat gezeuget Stockfiſch, Stockfiſch hat gezeuget Plumpſack; Plumpſack aber hat gezeuget und geboren, der da genannt wird Plänſchurn. Das ſind die Wort', die uns der heilige St. Steff ſchenkt für die ewige Spitzbüberei."

### Die Predigt.

„Heute iſt jener beglückte Tag, wo ich meinen Magen genugſam ſpeiſen mag, der auf den geſtrigen erfolget iſt und auf welchen der morgige Tag erſcheinen wird." Dieſes iſt alſo wohl zu Gemüth zu führen, ſagt Plomerius, der Oberkellnermeiſter bei dem eifrigen Luquetten-Krug in der Kanzel-Brät'lgaſſen. Was iſt es um eine einzige Bratwurſt? Sie iſt nicht hinlänglich, den Hunger ſo vieler hungriger Menſchen zu ſtillen; und dieſes alles nach den Grundſätzen anzuleiten, wäre eine ſo weitſchichtige Sach'n, als Aſien und Voitsberg. Daraus laßt ſich aber noch kein Schluß machen, daß man zur Waſſerſucht nicht aderlaſſen ſoll. O weh demjenigen Menſchen, der ihm den Fuß gebrochen hat! Es wäre viel beſſer geweſen, wenn er gerade geblieben wäre! Alſo ſpricht der gräuliche Prophet in ſeinen Fußpſalmen in einem halben Vers: „Es iſt nicht genug, meine Zuhörer, daß ihr bei regneriſchem Wetter zerriſſene Schuh' anleget, ſondern die Liebe des Nächſten fordert es, das Ihr ſie beim nächſten Schuſter flicken laſſet.“ Und ſo ſpricht auch der Prophet Paitaſch: „Daß der Menſch niemals ohne Kopf ausgeh'n ſoll, weil der gebrechliche Menſch nie wiſſen kann, was ihm zuſtoßen werde.“ Dieſes iſt alſo der ganze Inhalt meiner ſerimoniſchen Rede. O daß ich nur einen einzigen Zuhörer bewegen könnte, ſeinen Kopf an die Wand zu ſchlagen! — Ich bitt' um patientiſche Geduld! Seid's bereit und bleibt's g'ſcheidt!“ —

## Zweiter Theil.

„O ſeltſames Muſter eines verheirateten Bauern!“ — So weit gehen die Wort' meines Schreibens. Dahero laßt ſich alſo klar abnehmen, daß derjenige, ſo auf der Poſt fahrt, nicht zu Fuß geht. — Und ſo ſpricht auch der Prophet Epiopius in ſeiner Lebensbeſchreibung, die er den erſten Tag nach ſeinem Tod herausgegeben hat: „Was hilft es dem Menſchen, wenn er neun Siebzehner verwürfelt und drei Gulden verhäufelt, was hilft es dem Menſchen, ſag' ich, wenn er ſchon einen ſo hanakiſchen Seufzer aus ſeinem hungrigen Magen heraustreibt, als thät' an einer Weißgärberbutt'n ein Reif abſpringen?!“ — O, meine Zuhörer, kein Sieg iſt ohne Streit. Bald wird der Weg zu eng, bald zu weit! Und ich wollt' Euch dieſes aus den ſchönſten Geſchichten beweiſen, wenn ich dieſelben nur geleſen hätt'. Man muß daher alſo zu erweiſen ſuchen, daß es dem Menſchen viel ſchwerer falle, hundert Centner zu tragen, als einen Vierting. Ei, du verbrummeltes Schnipferdirnd'l, wie wird es mit dir einſt ausſeh'n, wann der Richter mit ſeinen Viſicaturen kommt? — Du häufeſt Leberknödel auf Leberknödel, und wieder auf Speckknödel, und päſſeſt noch immer auf einen beſſeren Fang! Aber auf dem Platz bei dem rothfalben, braunen Director ſteht es geſchrieben: „Táſti, táſti!“ d. h. ſo viel, daß derjenige Menſch, der keinen Groſchen wechſeln kann, nit ſo viel klein's Geld haben wird. Dahero ſchreite ich alſo zum Schluß des zweiten Theil's und ſage: O, meine Zuhörer! Ihr werdet das Glück nicht haben, wenn Ihr krank ſeid, auch geſund zu ſein! O, wie werdet Ihr rufen und ſchreien, wenn Ihr Euch bei ſtockfinſterer Nacht im Koth befinden werdet! — Da werdet Ihr Euch wünſchen, eine Laterne zu haben, werdet aber keine bekommen. Kommt alſo alle zum Wirth, die Ihr Hunger und Durſt habt, und erquicket Euch bei Wein und Bier. Das andere im dritten Theil.“

## Dritter Theil.

„Halb leinerne, halb ſchweinerne, abgebickte und mit Schuſterdraht abgeflickte Zuhörer! Es erdichten die Poeten vom Berg Drowaldo, daß er ſich von der Donau gereiniget hätt'. Die Gelehrten ſagen dafür, daß das End' das letzte ſein muß, die Wahrſager aber ſagen, daß ein Mád'l mit zwölf oder dreizehn Jahren noch ein Frücht'l ſei. Ich aber ſage Euch, meine Zuhörer, daß man den Durſt mit einer einzigen Maß Wein beſſer löſchen kann, als wie mit dem größten Laib Brot. — Einsmals ſtund der Habakuk ſehr auf einem hohen Berg; einen Fuß ſtreckt' er nach Gratz und den andern nach Tirol aus, und ſchauete zwiſchen den zwei Füßen auf den himmliſchen Taubenkob'l hinab. — *Ecce laurecce, carfuntum ermat, sinat, cumhirschus frisselbus.* — Einsmals pflegt einer, als er beichten ging, neue Schuh' anzulegen, und als er in den Beichtſtuhl hineintrat, that er einen ſtarken Seufzer; als ihn aber der Beichtvater befragte, warum er dieſe Grobheiten in den Beichtſtuhl hineingeſpart hätt', — „ach nein!“ verſetzte derjenige, — „wenn ich ſo blind wäre, als ein anderer taub iſt, ſo würde ich eben ſo wenig hören können, als Ihr geſehen habt". Dahero, wie dieſer, fange ich lieber an aufzuhören in Ewigkeit. Ende!"

In ſolchem tollen Gallimathias, der bei der wahren, innigen Frömmigkeit des Landmannes gewiß für nichts weniger, als frivole Religionsſpötterei gelten kann, ſind luſtige Spielleute oft unerſchöpflich. Man möge das angeführte Beiſpiel als Beitrag zur Charakteriſtik des Landvolkes belächeln, aber ja nicht verdammen! —

Dauert die Hochzeit (wie dies häufig der Fall iſt) drei Tage, ſo wird gewöhnlich noch ein Mummenſchanz veranſtaltet. Der Spielmann kleidet ſich als Bacchus an, nimmt den Pflug, den die Hochzeitleute zieh'n und fährt die Gaſſe auf und ab, manchmal ſetzt er denſelben an die Stiege oder an die Ecke des Hauſes an und ackert, unter lächerlichen Geberden, den ganzen Plunder zuſammen.

Iſt nun alles zu Hauſe, ſo wird wieder ſteiriſch getanzt, gegeſſen und gezecht, das Unaufzehrbare als Beſcheideſſen bei Seite gelegt und manches Liedchen improviſirt oder aus dem Gedächtniſſe geſungen, wozu die Muſikanten, mit dem Geſang abwechſelnd, aufſpielen. Die Zahl dieſer vierzeiligen Strophen, die dem verwöhnten Ohr des Städters nicht immer keuſch genug klingen dürften, geht in's Unendliche; ein paar hunderte dergleichen enthielten die „Almer".

Und hab'n eng nöt alli g'fall'n, —
Dös hat's nöt ſoll'n!
Án'm ird'n á biſſ'l was,
So ha-n ih 's woll'n!

# Eine Bergpartie in Oberſteier.

Welcher Wiener blickte nicht gerne von den ſüdlichen Wällen der Reſidenz hinaus auf den Schneeberg, wenn er an heiteren Frühlingstagen bei heller Morgenbeleuchtung mit deutlich erkennbaren Umriſſen über den Anninger und deſſen Vor- und Nebenberge herüber ſchimmert? — In wie manchem Städterherzen, wohl gar in wie manchem jungfräulichen Buſen reifte wohl bei dieſem Anblicke ſchon der Entſchluß, das große Wagſtück einer Beſteigung dieſes Rieſen unter unſern Nachbarhöhen zu unternehmen, um einmal auf dem rechten Standpunkte mit dem Dichter ausrufen zu können:

„Auf den Bergen iſt Freiheit: in's Reich der Lüfte
Steigt nicht der Hauch der irdiſchen Grüfte!“

Und wahrlich, bei dem vielfachen Comfort, den die Erleichterung unſerer Reiſemittel darbietet, dürfte die Ausführung dieſes Entſchluſſes ſelbſt zarten Damenfüßchen nicht allzuſchwierig werden. Im Fluge ſind ſie am Fuße des Koloſſes, der ſie von ferne ſo oft ſchon angelockt; und wenn das Wetter dem Unternehmen günſtig iſt und die Anſtalten gehörig getroffen werden, ſo iſt die Aufgabe, wenn auch nicht eben ſpielend, doch mindeſtens ohne Gefahr zu löſen. Welch ſtolzes Bewußtſein mag dann, nach vollbrachtem Wagſtücke, die Bruſt einer ſolchen Bergſteigerin erfüllen, ſo oft ſie den mächtigen Grenzwächter der noriſchen Alpenwelt von weitem erblickt, wenn ſie ſich ſagen kann: „Anch' io son pittore!“

Möge ſie aber nicht allzuſtolz ſein, die kühne Alpenbeſteigerin; möge ſie nicht glauben, das Räthſel der Gebirge vollkommen gelöſt und mit dieſem erſten Schritte den Paß für die ganze Rieſenſippſchaft erkauft zu haben. Nur wenig Meilen hinter dem galanten Schneeberge ſtehen andere ſeines Stammes, die gegen Damen nicht ſo willfährig ſind, und die ſelbſt gewiegteren Männern Trotz bieten. Wie Meereswellen, die mitten im Sturme ſtockten, thürmen ſie ſich übereinander, immer höher, immer drohender, immer unnahbarer, bis hinan zu jenen eiſigen Himmelswächtern, auf deren Schultern zu ſteigen nur wenig Glücklichen gegönnt war. In der That, man bekommt Reſpect vor dieſen Großmeiſtern der Bergwelt, wenn man ſo in ſeiner großſtädteriſchen Winzigkeit, mit allem Schutz- und Trutzwerkzeug ausgerüſtet zur verwegenſten Alpenwanderung, hinaustritt aus dem Waldrevier und zur wolkenſtürmenden Pyramide, die man erklettern will, mit rücklings gebogenem Nacken emporblickt und ſich die Reiſekappe halten muß, damit ſie nicht hinten hinabgleite, und bedenklich ſchon die ſchroffe Klafterhöhe des erſten Aufſtieges mißt, die an beſchwerlicher Steilheit alles überbietet, was man bisher am Leopoldsberg, am Hermannskogel oder wohl ſelbſt am Schneeberge, dieſem Alpen-Ideale des Reſidenzlers, erfahren und überwunden hat. Da heißt's wohl, alle Mannheit zuſammenraffen, um in ſeinem Entſchluſſe nicht zu wanken und den neckenden Spott nicht zu verdienen, den unſere Führer, ein paar kecke, verwogene Gemſenjäger, wenn ſie bemerken, wie uns „dö Bápp'n z'rinnt und 's G'ſicht aus'm Leim geht“, im Gedanken vielleicht ſchon zu folgenden „Schnadáhüpfeln“ ausgekocht haben:

„Was wollt's denn, dös Stadtleut',
Dös trauringá Zwerg'?
Z' Wean habt's ja nur Hüberln,
Bán uns, da geit's Berg'!

Und ſelb'n wollt's ös auffi?
Dös Ding is koan G'ſpáß:
Dös braucht á Stuck Arbát,
Macht unſároan'm háß.

Dös hätt's ja nur Háreln,
Kám ſtáimi zán ſteh'n:
Bán uns da háßt's krákeln,
Bán uns is's á Geh'n!

Drob'n laßt ſich nöt umkehr'n
Nach Luſt und nach G'fall'n:
Seid's doch auffi g'ſtieg'n,
Müaßt's áb doch abá fall'n!

Wenn nun in den Mienen der Burſche, die's verſtehen, ſolche Warnungen daguerreotypirt ſind, ſo mag man ſich wohl veranlaßt fühlen, noch einmal recht ernſtlich mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen, ehe man die gefährliche Schwindelbahn beſchreitet. Falſche Scham wäre da übel angebracht. Man könnte leicht in die unangenehme Lage kommen, ſich irgendwo eine derartige traditionelle Berühmtheit zu erwerben, wie dies mit einem bekannten Schriftſteller, dem Verfaſſer eines allgemein geſchätzten Reiſehandbuches, in Unterſteier der Fall war. Gegen den Urſprung der San zu verengt ſich nämlich das Thal immer mehr und mehr und ſchrumpft über Leutſch hinaus bis zum völligen Engpaſſe zuſammen, der auf einer Stelle ſogar dem Fußſteige nur einen ſchmalen Felſenſpalt zum Durchbruch gönnt, welches Oehr daher auch die Nadel (jigla) heißt. Unfern dieſer Klauſe, die den Eingang in das Sulzbacherthal, die ſogenannte unterſteieriſche Schweiz, hütet, findet der Aufſteig auf die Raducha ſtatt, einen 6489 Wiener Fuß hohen Berg, der, gegen den Ort Sulzbach zu, ſchroff abfällt. Unſer Geograph war von Leutſch aus mit einem tüchtigen Gemſenjäger und einem Führer aufgebrochen, in der Abſicht den Berg von der Rückſeite, wo es an ſechs Stunden mäßig ſteil hinangeht, zu beſteigen und, nach erquicklicher Raſt und Umſchau auf der Höhe, jenſeits auf dem kürzeſten Weg ins Thal hinabzuklettern. Der gute Mann ſtellte ſich ſo entſchloſſen und bergkundig, daß ſeine Führer, die den Weg wohl oft ſchon unter die Beine genommen hatten, in ſeine Erfahrung und Gewandtheit nicht den geringſten Zweifel ſetzten. Bergan ging es ohne beſondere Anſtände; das karge Mahl am Gipfel ward mit großem Wohlbehagen eingenommen. Jetzt aber hieß es: hinunter. Schauerlich gähnt dort der Abgrund empor; nur einzelne Wände, die man mit ſchwindelfreiem Blick erſt ſuchen muß, bezeichnen die Punkte, auf denen allein es möglich iſt, feſten Fuß zu faſſen. Oft muß man über eine klafterhohe Wand an den lang ausgeſtreckten Armen ſich hinablaſſen, oder dem Führer, der vorausklettert und an dem feſteingeſetzten Alpenſtocke ſeinen einzigen Halt findet, in wohlberechnetem Sprunge ſich an den Hals werfen, oft über lockeres Gerölle thurmhoch abfahren, oft ganze Strecken weit auf einem kaum fußbreiten Felſenſaume unter überhangendem Geſteine knapp an bodenloſen Klüften hinſchleichen, um wieder eine gehbare Stelle zu gewinnen.

„Ja, da ſteig'n Oan'm wohl d' Grausbirn' auf,
Wann má dös ſiacht,
Und wann Oan'm dá Schwindel
Zán Mag'n auffi kriacht.“

Das hatte unſer Geograph wohl nicht bedacht, als er ſich ſo leicht entſchloß, die ſechstauſend Fuß, die in ſeinem Notatenbüchlein verzeichnet ſtanden, in zwei kurzen Stunden zu überwinden. Im Anfange folgte er ſeinen Führern, die ſolcher Steige gewöhnt, rüſtig voranklommen, mechaniſch nach; allein mit einem Male war ſein proſaiſcher Verſtand dem plötzlichen Ungeſtüme der rieſig erwachten Phantaſie ſchmachvoll erlegen.

Haarſträubend ſtand die Gefahr vor ihm; ſeine Mannheit ſchrumpfte vor der Unmöglichkeit der Aufgabe, die vor ihm lag, zur winſelnden Furcht zuſammen. Seine Kniee ſchlotterten, ſeine Zähne ſchlugen fieberhaft an einander, die Haare ſtanden ihm zu berge, dicke Schweißtropfen perlten über ſeine leichenblaſſen Wangen; wie angemauert kauerte er in einer Höhlung der Bergwand, unfähig, ſich vor oder rückwärts zu bewegen, kaum im Stande, die Erklärung hervorzuſtottern, daß er nicht weiter könne, daß es aus ſei mit ihm, daß er hier ſterben müſſe. Zum Glücke waren die beiden Führer eben ſo ſtark und gewandt, als ſchwindelfrei und entſchloſſen, zudem hatten ſie's vielleicht ſchon mehrmal mit ſolchen Alpenwanderern zu thun gehabt. Sie nahmen daher die Sache zunächſt vom materiellen Standpunkte, ſetzten einen Rettungspreis feſt, der ſo billig klang, daß der Gefährdete aus freiem Antriebe ihn zu verdoppeln verſprach, und behandelten ihren Paſſagier beiläufig ſo, wie der Gemsjäger einen geſchoſſenen Bock, der am Ende auch nicht ſchwerer iſt, als ein dürrer Fachgelehrter. Mittels ihrer Alpenſtöcke und einiger Ellen Stricke, die ſie bei ſich führten, brachten ſie, nach ſtundenlanger, mühevoller Arbeit, den halbentſeelten, zuſammengeknäulten und vor Angſt und Schwindel unterwegs an Gewicht um ein Erkleckliches verringerten Bergfahrer, wohl etwas zerſchunden und abgeriſſen, aber doch lebend und mit unzerſchellten Gliedern in den Pfarrhof, wo es, nachdem er ſich erholt, ſein erſtes Geſchäft war, ſeine Retter reichlich zu belohnen und dem Hochwürdigen einen blanken Thaler zu präſentiren, damit er zum Danke für die glückliche Rettung eine heilige Meſſe leſe.

„Ja, da drob'n auf dö Berg',
Wo dá Speick abi hängt,
Da lernt má ſchon guat thain
Und bet'n á wen'g!“

Solches geſchah auf der Raducha, die doch nur an 7000 Fuß zählt; wie wär' es unſerem Geographen erſt auf dem 9313 Wiener Fuß über die Meeresfläche erhabenen Dachſtein ergangen, der mit ſeinem Zwillingsgipfel, dem etwas niedereren, ſchon zu Oeſterreich gehörigen Thorſtein, die dreifache Grenze von Steiermark, Salzburg und Oeſterreich bildet? — Den Thorſtein erſtieg zuerſt, auf Anregung des Erzherzog Johann, ein Jäger aus dem Markte Schladming, namens Jacob Buchenſteiner (im Auguſt 1819). Der erſte Erſteiger des Dachſteins war Profeſſor Carl Thurwieſer aus Salzburg (am 18. Juli 1834), dem mehrere nachfolgten, wenn ſie auch eben nicht bis zum Gipfel kamen, unter dieſen namentlich (im Sommer des Jahres 1834) mein werther Freund, Alexander Pudiwiter (der, als k. k. Eiſenbahn-Ingenieur, am 31. Auguſt 1849, vor'm Tunnel bei Kerſchbach in Steiermark, durch die Exploſion der Locomotive einen ſchnellen, aber ſchauderhaften Tod fand), und früher ſchon ein gewiſſer Paul Adler, Wirthſchaftsbeſitzer zu Mühlreit im Hinterberg, mit dem ich vor längerer Zeit im brieflichen Verkehre ſtand. Obwohl ein ſchlichter, einfacher Landmann, urtheilte derſelbe über die Verhältniſſe ſeiner Umgebung doch ſo richtig, daß ich oft bei Durchleſung ſeiner Briefe ihm herzlich gerne die Hand geſchüttelt hätte.

Als einer der nächſten Nachbarn des mächtigen Dachſteins hatte er Anlaß genug, dem gewaltigen Koloſſe näher an den Leib zu gehen, und zuletzt verſuchte er es auch. Am 16. September 1823 um acht Uhr Morgens nämlich brach er, in Geſellſchaft ſeines Sohnes, ſeines Freundes Walkner und eines Zimmermeiſters in dieſer Abſicht auf. Ich laſſe ihn hier ſelbſt ſprechen um nichts von den Aeußerungen des Eindruckes zu verwiſchen, den dieſe Bergpartie auf den ſchlichten Mann und ſeine Begleiter gemacht hat; zudem iſt ja die Erzählung aus ſeinem eigenen Mund auch ein Stück Volkspoeſie, wie ſie zu einer Sammlung von Volksliedern als Anhang recht wohl paſſen mag.

„Lebensmittel mitzunehmen," ſchrieb er mir, „war nicht nöthig, weil der Weg fortwährend durch Alpen ging; etwas Brot, Branntwein und andere Kleinigkeiten waren unſer ganzes Gepäcke. Von Mühlreit bis zur erſten Alpe, dem Eibl, geht der Weg anderthalb Stunden durch die ſchönſte Tannen-, Fichten- und Buchenwaldung bergauf. Im Eibl verlieren ſich die Tannen, und hier und dort läßt ſich ſchon ein Zirbelnußbaum ſehen. Von hier bis zur Prechtlesbodenalpe führt der Pfad durch finſtere Fichtenwaldung eine Stunde lang. Im Prechtlesboden hört der Weg auf, und man muß ihn nur unter rauhen Fichten, zwiſchen tiefen Löchern, Kalkfelſen und Schluchten, nach wenigen Spuren, anderthalb Stunden über Stock und Stein, bis zur erſten Ennsthaleralpe Neuberg mühſam ſuchen. Von dort geht es eine Stunde bis zum Zaufenſtall und dann wieder eine Stunde bis Planken. Bis hierher ſieht man nur verkrüppelte Fichten-, Lärchen- und Zermbäumchen, die Aeſte nur nach einer Seite gekehrt und ganz bemooſt. Weg war keiner mehr; wir mußten uns nur durch Felſen und Geſtrüpp durchwinden."

„Von Planken bis Maiſenberg geht ein zwei Stunden langer Weg durch ein ziemlich pflanzenreiches Thal; aber in Maiſenberg, der erſten Ramsaueralpe, verliert ſich aller Baumwuchs. Dieſen Tag über wurden wir in allen Alpen gut aufgenommen und mit Brot, Butter, Milch und Käſe zum Ueberfluſſe bewirthet. Uebernachtet wurde in Maiſenberg. Das Lager war wohl nicht das beſte; wenn man aber müde iſt, ſchläft man doch gut."

„Am 17. nach eingenommenem Frühſtücke ſchritten wir, von zwei Schwaigerinnen begleitet, in einer Stunde nach Langkar, und von dort abermal in einer Stunde nach **Modereck**, wo die beiden „Dearnd'ln", die uns das Geleit gegeben hatten, einer anderen „Schwoagárin" uns übergaben, die mit ihrer „Küahdirn" dort auf der einſamen Alpe „ſchwaigt".

— — Ich unterbreche hier den Erzähler, um meinen Leſern einen Begriff von dem zu geben, was es heißt: „ſchwaig'n" oder „Schwoagárin" ſein auf einer ſo einſamen Alpe, wie **Modereck**. — **F. C. Weidmann**, **G. Göth**, **M. Schottky** und andere Freunde der noriſchen Alpenwelt haben das Leben und Treiben der Aelplerinnen ſo treu geſchildert, daß man lügen müßte, um ſich anderer Farben bedienen zu können. Wie jene es geſchildert haben, ſo fand ich es; wie ich es gefunden, will ich mit wenigen Strichen hier es wieder zeichnen. — Die „Schwoagárin" (Schwaigerin), von der „Schwaig (Viehweide)" ſo genannt, iſt die Königin eines kleinen Schäferſtaates, den ſie, bisweilen mit Hilfe eines Hüters, eines Geißers und eines Buben, bisweilen auch ganz allein oder nur, wie die zu **Modereck**, von einer Dirn' unterſtützt, regiert. Ihre Wohnung iſt gewöhnlich eine niedere Holzhütte, aus einer Stube, die zugleich Schlafgemach und Küche iſt, und einem etwas tiefer liegenden Milchkeller beſtehend. In der Nähe der Schwaighütte befindet ſich ein gedeckter Stall (Pfahrer) für das Vieh zum Unterſtande, falls ſchlechtes Wetter einträte, ein eingehegter Wieſenfleck zum Abmähen des Grünfutters und bisweilen ein langer niedriger Pferch, wo die Kühe, wenn ſie von der Weide kommen, gemolken werden. Die Arbeit der Schwaigerin iſt wahrlich kein Kinderſpiel. Ihr Geſchäft iſt es, das Vieh in Acht zu nehmen, das gewöhnlich in der Mitte und bis Ende des Mai's aufgetrieben wird. Solch ein Auftrieb, ſo wie der Abtrieb, wird mit mancherlei ländlichen

Feſtlichkeiten gefeiert. Faſt rührend tönt das wehmüthige Gebrüll der Heimkuh, die, rückgelaſſen, ihren anfänglichen Ungeſtüm und den ſtürmiſchen Drang in's Freie, wenn der Ruf ihrer Genoſſinnen immer ferner und höher herabſchallt, allgemach in dumpfes Stöhnen vertobt. Bekränzt kehren mit Ende des Septembers oder wohl auch früher ſchon, die Glockenkuh an der Spitze, die ſchönſten Thiere in's Thal heim, wenn während der ganzen Schwaigzeit der Schwaigerin kein Stück verloren ging, was im wilden Hochgebirge leicht möglich iſt. Oft hallt ſchaurig von den nebelumhüllten Felswänden das jammervolle Heulen des Viehes zurück, welches, in wochenlangen Regengüſſen, wenn oft eine einzige Nacht den laueſten Sommer in tiefen Winter umgewandelt hat, allem Ungemache des Sturmes und des Nachtfroſtes preisgegeben, ohne friſches, ohne gedörrtes Futter, abgezehrt im Schnee watet und in Schneeluft und Nebel um den täglichen Fraß hinausbrüllt. — Die Milch der Kühe wird zu Butter (Schmalz) und Schotten (Zieger, Topfen), mitunter auch zu Käſe verwendet. Von der Brente, dem Holzgefäße, worin Butter und Käſe aufbewahret wird, heißt die Schwaigerin auch Brentlerin (wie vom althochdeutſchen sentjan, ſenden, ſchicken, auch Sendin oder Sennerin, die Entſendete, Fortgeſchickte). Höchſt mühſam iſt das Abmähen des Grünfutters, das hier G'leck (Geleck) heißt, auf jenen ſteilen Grasflecken (Planen), wohin das Vieh nicht klettern kann. Um eine Hand voll Gras muß die arme Dirne oft die höchſten Felſenſpitzen erklimmen und auf den ſteilſten Abhängen über ſchwindelnden Klüften ſchwebend, mit ſchwerem Bündel auf dem Rücken, auf- und abſteigen, um für die Früh- und Abendmelke das nöthige Futter zu gewinnen. Für ſolche Anſtrengung iſt die ſauere Schottſuppe und das fette Schmalzkoch wohl nur eine ſchmale Koſt. Der beliebte Sterz, in Unterſteier die allgemeine

Speiſe, iſt hier (mit der „Schwammſupp'n drauf") nur ein ſeltenes Gericht, und jene, welche den Cretinismus den ungeheueren Knödel- und Nudelladungen mit Ueberſchwang von Butter und Schmalz zuſchreiben, bedenken weder, daß der Aelpler, der ſie genießt, ihre Wirkung durch erſchöpfendes Tagewerk hinlänglich paralyſirt, noch daß die ärmere Claſſe, welche die meiſten Cretins zählt, ſo leckere Koſt gar ſelten zu erſchwingen vermag. Zum Trunke dient der Schwaigerin das klare Quellwaſſer, wo ſolches unfern der Hütte ſprudelt, oft auch nur in tiefen wohlbedeckten Becken aufbewahrter Schnee; den Alpenhirten, wie den Alpenjäger ſtärkt manchmal ein bitterer Schluck Enzian-Branntweines, der dem verwöhnten Städter die champagnerlüſternen Lippen gar unſanft verzöge. Oft ſteht die Schwaighütte einſam und allein auf luftiger Höhe; oft reihen mehrere in maleriſchen Gruppen ſich an einander. Oft liegt weithin um dieſelben ein üppiger Wieſenteppich weich wie Sammt und grün wie der ſchönſte Chriſopras, aufgerollt, oft aber ſumpft auch mooriger, von tauſend Quelläderchen durchbeizter Grund um ſie her, über den man kaum auf ſchlüpferigen Knüppelbrücken und halbverwitterten Steinplatten, ohne einzuſinken, hinwegſchreiten kann.

In ſolcher Umgebung lebt die Schwaigerin wohlgemuth und zufrieden. Die regelmäßige Arbeit läßt in ihr das Gefühl der Einſamkeit und Langweile nicht aufkommen; die ſtete Beſchränktheit auf ſich ſelbſt, die faſt tägliche Gefahr, in der ſie ſchwebt, verleiht ihrem Gemüthe männliche Stärke und lenkt ihr Herz um ſo inniger zu jenem großen Schützer hin, vor deſſen einfachem Kreuzbild auf der Alm ſie allein oder mit ihren Nachbarinnen allabendlich nach vollendetem Tagewerke ihr kindliches Gebet verrichtet. Und ſo wohnt denn auch in ihrer friedlichen Bruſt Lied und Liebe, Geſang und Sehnſucht. Sie thut nichts ohne zu ſingen und fordert oft durch einen cadenzartigen Ruf eine ihrer Alpengenoſſinnen zu einem förmlichen Liederwettſtreit auf. Dieſe ſäumt dann nicht, die Herausforderung anzunehmen. Eine recitativartige Cantilene, bald einen Willkommsgruß oder eine Einladung, bald einen Vorwurf oder eine Schilderung des Alpenlebens, manchmal auch ein Mährchen enthaltend, knüpft die Kette des Geſanges an, deren Glieder eine, mit der anderen abwechſelnd, aufnimmt und oft ſtundenlang fortſpinnt. Beſonders ausgiebig ſind die Stimmen der älteren Sendinnen. So haben auch bei dem Lieder-Wettkampfe, den der kaiſerliche Alpenfreund, Erzherzog Johann, bei Gelegenheit des zweiten Decennalfeſtes der ſteiermärkiſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft (am 5. September 1840), zur Weckung und Belebung des echten Volksgeſanges, im Coloſſeum zu Graz veranſtalten ließ, die Schwaigerinnen von Auſſee durch die Kraft und Ausgiebigkeit ihrer Stimmen den Preis unter den Alpenſängerinnen davongetragen. — Verſchieden von dieſen Wechſelgeſängen, die noch einen heimiſchen Theokrit erwarten, iſt das eigentliche Jodeln (Johlen, Dudeln), dieſe Lieder ohne Worte, die weit entfernt von der ſonderbar pretiöſen Mode der Jetztzeit, die Worte des Dichters, als leicht entbehrliches Beiwerk, zu beſeitigen, begeiſterten Ergießungen gleichen, deren überquellender Ungeſtüm zu raſch fortbrauſt, um die Geſtaltung in Wort und Vers abwarten zu können. Allein gewiß wird es jedem poetiſchen Gemüth ein leichtes ſein, die Empfindung, der ſie entſtammen, zu errathen, und den lieblich wehmüthigen, oft in ſchütterndem Zwei- und Dreiklange harmoniſch ſchallenden Weiſen den rechten Text improviſirend zu unterlegen. Bisweilen fällt ein Burſche, der ſich in der Nähe befindet, mit einem gewaltigen Jauchzer ein, durchſtürmt in raſcher Cadenz mit unfehlbarer Sicherheit zwei Octaven und ſchmiegt ſich dann in ſchmelzenden Terzgängen der Hauptſtimme an, daß es Conzerte gibt, die ſelbſt in den ſchwachen Copien, die man anderwärts davon zu hören bekommt, noch reizend genug ſind, um den ohrenbeherrſchenden Meiſtern auf ini und etti zum Muſter ihrer einſchmeichelnden Tiroliennes zu dienen.

Wie fröhlich ſchallt aber erſt das Lied der Schwaigerin, wenn ſie vom weiten den Jauchzer des Burſchen erkennt, der den ſteilen Weg auf die Alm nicht ſcheut, um wenigſtens einige Stunden mit ihr in liebender Vertraulichkeit zuzubringen! Schon am Morgen des Samſtags, der gewöhnlich zu dieſem Beſuche beſtimmt iſt, pocht ihr das Herz vor bänglicher Ungeduld:

„Heunt kimmt dö Samſtagnacht,
Wo má mein Herzerl lacht:
Heunt geht's noch luſti zua,
Heunt kimmt mein Bua!“

Da blickt ſie hinab zu dem wohlbekannten Steige, wo ſie ihn jedesmal in weiter Ferne ſchon den Hut ſchwingen ſieht;

„Da kimmt ſchon mein Schatzerl,
Er ſchwingt ſchon ſein'n Huat:
Er is má halt richti
Vom Herz'n ſchon guat!

Vom Thal zu mir auffá
Is's ſtoani und weit,
Und doch hat 'hn dá Weg
Noh koan oanzigsmal g'reut!“ —

Mit einem gellenden Dudler begrüßt ſie ihn von der Höhe; er hört ihn wohl, er erwiedert ihn, aber ſehen kann er ſeine Geliebte noch nicht. Rüſtig aufwärts klimmend denkt er ſich in Tönen:

„Zwe gibt's denn án'n Berg,
Und zwe gibt's denn án'n Grab'n.
Und zwe muaß denn dá Bua
Sih um's Dearnd'l ſo plag'n?

Je größá dö Müah',
Um ſo beſſá thuat's ſchmecká,
Und je ſüaßá dö Erdbeer',
Um ſo tiafá thain ſ' ſtecká.

Auf'm Modereck drob'n,
Muaß má d' Schwoagárin lob'n:
Sie is ſauber und treu,
Und juſt g'macht zán án'm Wei(b).

Wann ih nur vom Weg
Á Trumm a-ſchneiden kunnt',
Und d' Nacht damit anſtückeln
Um-r á poar Stund'! — —“

Endlich erreicht er die Höhe, endlich drückt der junge rüſtige Holzknecht, oder der lebfriſche Wildpretſchütz ſein kirniges, rahnes Dirndel an's Herz, und tändelt und ſcherzt mit ihr, und plaudert vernünftiges und tolles, und vergißt im ſüßen Liebesrauſche auf Zeit und Stunden, bis der Abſchiedsmorgen, vom Gruße des Geflügels bewillkommnet, ſchon mahnend in die Hütte dämmert. Und traurig, wie Romeo rief:

„Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Und nicht die Nachtigall; ſieh dort den Streif,
Der neidiſch ſäumt die frühe Wolk' im Oſten!
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt
Der muntre Tag erklimmt die dunſt'gen Höh'n ꝛc. ꝛc.“

ſpricht er, die Erinnerungen der durchwachten Nacht von ſeiner Stirne ſtreifend:

„Ih halt's nöt für mögli,
Ih kann's goar nöt glaub'n
Es kráhn ſchon dö Hahnlá,
Es gurr'n ſchon dö Taub'n,

Es rühr'n ſih ſchon d' Gaißen,
Es brüll'n ſchon dö Küah':
Und ih bleibát' gern
Fufz'gmal ſo lang noh bei dir!“ —

Herzinnig iſt die Trennung, die Sendin will ihn nicht fortlaſſen:

„Das Äugerl voll Waſſá,
Es tröpfelt auf's Wang:
Soll dih ſchon wiedá laſſá,
Hab' dih eh' noh nöt lang!“

Noch einmal umhalſt er ſie, verſpricht ihr baldige Wiederkehr und betheuert ihr ſcheidend ſeine Liebe:

„Ja, Dearndál, g'hörſt mein,
's kann goar anderſcht nöt ſein,
D' Liab' hat ſich váwickelt
In's Herzerl hinein.

Dö Äugerl voll Waſſá,
Und 's Händerl vor's G'ſicht:
Und ih kann goar nöt ſagen,
Wia liab als d' má biſt!“

Jetzt eilt er fort, lange noch von ihren Augen verfolgt, oft noch zurückblickend. Auf den Alpen wird's ſchon lebendig; ſchwer gelingt es ihm, verborgen durchzuſchlüpfen, und, kaum angekommen im Thal, erzählt er ſchon einem ſeiner Kameraden, der von einem ähnlichen Gang heimſchlendert, ſeine Verlegenheit auf dem Rückwege:

„Auf d' Alm bin ih gangá
Án'n Weg, án'n weit'n,
Wia-r ih auffi bin kemmá
Thán ſ' vieri läut'n.

Wia-r ih abá bin gangá
Hab'n d' Menſchá ſchon g'mäht,
Und da ha-n ih nöt g'wißt,
Wia-r ih durchkemmá thät'.

Da nihm' ih mein'n Rock
Hüll' má 'hn her übá's G'ſicht,
Und da hab' ih má denkt:
Von hint' kennán i' dih nit!" —

---

So beiläufig geht es im Schäferſtaate der Schwaigerinnen zu, und von zwei wohlgemuthen Lenkerinnen eines ſolchen Schäferſtaates auf dem Modereck begleitet, wanderte unſer Dachſteinfahrer, den ich, nach dieſer kleinen Epiſode, nun wieder ſelbſt ſprechen laſſe, mit ſeinen Reiſegefährten dem eine Stunde weit entfernten Freithof zu. — „Modereck," ſchreibt er, „iſt die letzte Alpe; beim Freithof hat alle Vegetation ein Ende; ja von Maiſenberg bis hierher hab' ich keine Pflanze gefunden, die auch nur ein kreuzergroßes Blatt gehabt hätte, ungeachtet ich genau Acht gab; ſogar das Krummholz wird nicht höher, als einen halben Schuh, — und dennoch ſieht das Vieh, das umher weidet, nicht mager aus. Der ſogenannte Freithof hat ſeinen Namen nicht umſonſt, denn es iſt ein ganz runder Platz, etwa zwanzig bis dreißig Fuß im Durchmeſſer, mit einem vier Fuß hohen Wall umgeben, innerhalb deſſen zwanzig bis dreißig drei Fuß hohe, länglichrunde, gräberähnliche Hügel ſich erheben. Jetzt war es zehn Uhr. Vor uns lagen große Steinmaſſen, hinter dieſen blaues — Eis. Da kam plötzlich ein ſchwarzer Nebel, ſo dicht, daß man kaum zwei Klafter weit vor ſich ſehen konnte, und wenn wir nicht an unſeren zwei Dirnen einen ſichern Compaß gehabt hätten, ſo würden wir wohl ſchwerlich nach Modereck zurückgefunden haben. Da nämlich ich und der Zimmermeiſter am 19. beſtimmt zu Hauſe ſein mußten, ſo traten wir den Rückweg ſchon dieſen Nachmittag an. Meinem Sohn aber und dem Walkner befahl ich, am 18. noch Stufen und Pflanzen zu ſuchen, aber ſich ja nicht auf das Eis zu wagen. Allein mein Befehl wurde von dieſen jungen Menſchen nicht beachtet, ſondern ſie gingen doch hin, und was die Gefahr, die ihrer dort wartete, noch vermehrte, war, daß ſie die beiden Schwaigerinnen mitgehen ließen. Als ſie nämlich auf das Eis kamen und eine Stunde vorwärts ſchritten, und jene unheimliche Einſchicht anfing, wo nichts mehr iſt, und die Heerdenglocken und die holden dudelnden Alpenlieder verſtummt ſind, und als ſtatt deſſen vom Koppenkarſtein ein donnergleiches Getümmel und ſturmartiges Brauſen herſcholl, und auf dem Eiſe die Rinnen und Klüfte ſich immer tiefer, breiter und länger zeigten, und mein Sohn und der Walkner noch vorwärts ſchreiten wollten; da fingen die beiden Dirnen zu weinen an und blieben endlich ganz zurück, weil ſie ſahen, daß die Männer nur mittels eines langen Stockes und eines ſtarken, lebensgefährlichen Sprunges über die Spalten ſetzen konnten, davon einige ſo tief wurden, daß eine zwölf Klafter lange Schnur den Boden nicht erreichte.“

„Mein Sohn ſtieg hierauf mit ſeinem Begleiter immer höher. Auf dem Eiſe begann eine Schneedecke zu liegen, die in einer Stunde ſo ſehr zunahm, daß ſie ihnen manchen grauenhaften Schlund verhüllte; allein ſie war noch ſo feſt, daß man darüber wegſchreiten konnte, und die Klüfte ließen ſich nur an den tiefen Schneeeinſenkungen errathen. Deſſenungeachtet erreichten die Bergſteiger nach drei Stunden den Thorſtein. Eine über das Eis aufragende Felſenſpitze zu erſteigen, war ihnen nicht möglich, da ſie mit dem nöthigen nicht verſehen waren, und im Sommer durch die zurückprallende Sonne und den lauen Wind das Eis vom Rande des Geſteines ſo weit abgelöſet wird, daß zwiſchen jenem und dieſem oft ein Zwiſchenraum von drei bis ſechs Fuß entſteht. Daher meinten auch jene zwei: „Die beſte Zeit, das Eisfeld und den Dachſtein zu beſteigen, ſei die Hälfte des Juni, wo der friſche Schnee noch als Brücke über die Klüfte dient, und das Eis ſich noch an die Felſen anſchließt. In den Sommermonaten, bei offenen Klüften und abgelöſtem Eiſe, würde eine leichte, ſechs bis ſieben Fuß lange Leiter die beſten Dienſte thun.“ — Nachdem ſie nun dort den Dachſtein kaum in Augenſchein genommen hatten, zeigte ſich alsbald Nebel, und in einer Viertelſtunde waren ſie in eine ſchwarze Wolke ſo dicht eingehüllt, daß ſie nur mit Mühe ihre eigene Spur im Schnee, die ihnen als Compaß dienen mußte, erkennen konnten. Als ſie vom Eisfelde herabkamen, befolgten ſie erſt meinen Befehl und brachten manches ſeltſame Stück und Pflänzchen mit nach Hauſe.“

„Jenes Eisfeld nun, das einzige ewige in Steiermark (denn die beiden anderen Eisfelder des Thorſteins liegen ſchon außer der Provinz), iſt drei Stunden lang und zwei Stunden breit und heißt beim Volke die „verfallene Alm“, wohin ehedem die Auſſeer ihre Zwiderlinge verbannt werden ließen. Wo jetzt das blaue Eis ſich ausdehnt, war einſt, wie es heißt, ein ſchönes Alpenthal, deſſen Einwohner im Wohlſtande lebten. Allein ihr Uebermuth zog ihnen die Strafe des Himmels zu; eines Tages wurden Menſchen und Heerden von Schnee und Eis überdeckt, und der Volksglaube ſchreibt das ſonderbare Gebrauſe und Getöne in den Klüften dieſen verſunkenen Sündern und Sünderinnen zu. Eigentlich aber geht es damit ganz natürlich her. In den Sommermonaten, wenn der Schnee ſchmilzt, gerinnt nämlich das Eis mit und ſchießt über die glatten Lehnen ab. Dadurch, nicht aber durch Berſten des Eiſes, entſtehen die Klüfte. Anfangs bilden ſich kleine Rinnen, immer tiefer, immer breiter, bis zuletzt Klüfte und Schlünde daraus werden. Einige dieſer

Rinnen ſind leer, in anderen fließt das Waſſer ganz ſtill; wieder in anderen rollt es gleich einem tobenden Räderwerk oder dem Gebläſe in einer Eſſe dahin; in anderen Klüften ſteht das Waſſer, und die herabfallenden Tropfen erregen dann einen lieblichen Schall, gleich den Melodieen einer Windharfe. Das grauſige Rollen und Brauſen vom Koppenkarſtein her kommt von dem vielen Waſſer, das dort bei ſtärkerer Abdachung auch ungeſtümer abſchießt." — —

Jedenfalls iſt, wie aus der ſchlichten Schilderung unſers biederen Landwirthes erhellt, eine „Bergpartie" in dieſer Umgebung für einen Reſidenzler keine Kleinigkeit; die Natur, vor allem die Alpennatur, ſieht, wie die Kunſt, die ſogenannten Dilettanten etwas ſcheel an und ſchlägt ihnen bisweilen ein empfindliches Schnippchen, darum —

Schaut's enk guat d' Noten an,
Ehwenn's was geigt's:
Schaut's enk dö Berg' guat an,
Ehwenn's auffi ſteigt's!

## Eine ſteiriſche Wirthshausſcene.

An Häuſern und Hütten, wo der „liebe Hergott," wie man ſo ſagt, „die Hand herausſtreckt", iſt zwiſchen den hohen noriſchen Bergen eben ſo wenig ein Mangel, als in unſerem Flachlande. Stellen wir uns im Geiſte vor ſolch ein Haus oder ſolch eine Hütte; — wo? das iſt gleichgiltig, — etwa in der Gegend um Voitsberg (Veitsberg), ein alterthümliches Städtchen an der

Kainach (im Grazer Kreiſe), wo es, wenn Kirmeß oder Jahrmarkt iſt, namentlich am erſten Dienſtag in der Faſten, am Freitage nach Oſtern, am 24. Auguſt, am 29. September und am 28. October, freilich mit ſchuldiger Rückſicht auf die Faſten und auf den Freitag, recht lebhaft herzugehen pflegt.

Wir ſtehen vor dem Wirthshauſe, bunter Lärm ſchallt heraus; die Thüre öffnet ſich, Tabakqualm und ein Gemiſch von allerlei Dünſten, die nichts mit den Dünſten des Orients gemein haben, dampft uns entgegen; ein lallender Bauer, der ſeine ſchweren Beine mühſam über die Schwelle hebt, als ob ſie ein „Stieg'l“ wäre, liefert einen praktiſchen Beweis für die Kraft der Quelle, die im Inneren dieſes Hauſes ſtrömt. Sollen wir hinein? Ei, Muth gefaßt, —

Mir ſán ja áh Manná,
Nit ſö blos alloan:
Wann mir ſ' nit grad d'rátz'n,
Sö wer'nt uns nix thoan!

Da ſitzen wir in einem Winkel, und ohne zu fragen hat bereits die Kellnerin dafür geſorgt, daß wir keine „blinden“ Gäſte abgeben. Blicken wir alſo muthvoll umher und betrachten wir unſere Geſellſchaft! — Hübſche „Dearnd'ln“, mitunter grüne Sammetkäppchen (nach Art der Brauknechte in Baiern) auf dem Kopfe, lehnen umher und warten mit klopfenden Herzen, bis der Tanz angeht. Die Burſchen bilden zwei Parteien, Voitsberger und Ausheimiſche, denen man die Rivalität anſieht. Auch Beamte aus der Umgegend machen ſich geltend. An einem Nebentiſche ſitzen drei Muſikanten, der eine mit der Violine, der zweite mit dem Hackbret, der dritte mit der Baßgeige. Jetzt tritt ein wohlgewachſener Burſche heraus, wirft dem Violinſpieler ein Geldſtück hin und ſingt ihm eine Melodie im Dreiviertel Tacte vor, was man hier „Tánz angeb'n“ heißt. Schnell hat der Spieler die Tonweiſe aufgegriffen, und führt ſie nun, vom Hackbret in Terzengängen, von der Baßgeige in ganz eigenthümlichen Sprüngen unterſtützt, abwechſelnd, durch allerlei Tonarten, während die heimiſchen Burſche ihr Hausrecht gebrauchen und die Mädchen nicht vergebens zum Tanz auffordern.

Bald iſt der Tanz im vollſten Zuge, der echt ſteieriſche Tanz, der einfache Grazie mit ſinnreichem Wechſel, Kunſt mit Natur, ſo innig und anſprechend verbindet. In ihm ſpricht klar eine Idee ſich aus; alles kommt trotz der vielfach verſchlungenen Figuren und Wendungen ſo ungezwungen und doch ſo überraſchend, daß man glaubt, es könne nicht anders ſein, wiewohl man ſich's im Augenblicke vorher noch nicht ſo erwartet hätte. Nichts iſt ſchroff, nichts ſinnleer; alles Rundung, alles Ausdruck; dazu kommt noch die plaſtiſche Ruhe der Bewegung; das gleichmäßige, nur manchmal von einem raſchen Dreher, von einem lauten Händeklatſchen oder Strampfen, von einem gellenden „Juchſchrei“, wie von einem Aufblitz der Laune, unterbrochene Fortwiegen; die bald kindiſch wehmüthige, bald muthwillig luſtige Melodie der Tanzweiſen, in denen klagendes Schleifen mit neckiſchem Hüpfen und ſchnippiſchem Abſchnellen der Töne wechſelt und das Anſchlagen der leeren Saiten, gleich muſikaliſchen Gedankenſtrichen, dazwiſchen ſchnarrt.

Unter ſolchen Klängen geſtaltet ſich vor uns der vaterländiſche Reigen, wobei die heimiſchen Burſche ſich ihr Vorrecht nicht nehmen laſſen. Das verdrießt die andern; ſie benützen eine kleine Pauſe, laſſen es auch nicht ankommen auf ein paar Geldſtücke und beginnen ihre Nebenbuhler mit beißenden Stachelreimen, hier „Bäſſeln“ genannt, zu necken. Ein Burſche, die Daumen im Hoſenträger, den Hut mit Gamsbart und Schildhahnfedern auf halbem Ohr, ſtellt ſich zu den Muſikanten, und fängt an:

„Dö Voitsbergá Buabmá
Thoan alli, wäß's wia?
Sánt tapplát und wacklát,
Und ſchelch um die Knia'.

Dö Voitsbergá Buabmá
Hamt ſpitzigi Knia',
Sö wat'n dahe,
Wie dö polniſchen Küah'.

Dö Voitsbergá Buabmá
Sánt auf und auf ſchean:
Wann má hint nachiſchaut,
So thoan ſ' kráhſchinkát geah'n.

Dö Voitsbergá Buabmá
Dö ſánt nit zán liab'n,
Und dö ſchick'n má-r in's Kárnt'n
Zán Nebelwegſchiab'n.

Dö Voitsbergá Buabmá
Sánt rechti Spreitzá,
Und ſö hamt ſiſt koan Geld,
Als wie Kupfákreuzá.

Doicht ob'n auf der Alm
Is á Schildhahn váreckt,
Und dö Fedan hámt
D' Voitsbergá Buabmá-r aufg'ſteckt.

Dá Voitsbergá Meßná
Geht nach dá Zeit'n,
Wann's ſechſi hat g'ſchlag'n,
Thuat á ſiebmi läut'n.

Wann's in Voitsberg thoan läut'n,
So ſchwingt ſih dá Thurm,
Und ih wünſch' dá viel Glück
Zu dein'm nitneuch'n Buáb'n.

Dá Voitsbergá Thurn
Der is auf und auf Blech,
Und dö Voitsbergá Mädeln
Sánt hánti wie Pech.

Dö Voitsbergá Mädeln
Sánt alli hochob'n:
Wann ſ' Flügerln g'habt hätten,
Wär'n ſ' längſt dávong'flog'n.

Im Voitsbergá Thal
Sánt dö Wäſſerln goar ſchmal;
Koan Bámerl, koan grean's,
Und koan Dearnd'l, koan ſchean's.

Dieſe Herausforderung iſt zu derb, als daß ſie ruhig hingenommen werden könnte; ein heimiſcher Burſche tritt dem Sänger gegenüber und beginnt mit drohender Miene:

Därfſt nit á ſo bummelwitz'n,
Kannſt gleich ſiſt au'm Bod'n ſitz'n!

Darauf der andere ganz zuverſichtlich:

Geh' ná he, geh' ná he, wann's d' dih trauſt,
Ih hab's C'ráſchi [illegible]n da in dá Fauſt.

Die Drohung ſchreckt den Gegner wenig:

Was wird denn dein C'ráſchi kleck'n?
Ih wir' dá's bald auſſi ſchreck'n!

So erwidert er mit einer Bewegung, welche zeigt, daß es ihm Ernſt ſei, und fährt dann unangefochten fort:

Wann ih von Voitsberg weg geh',
Setz' ih mein Hüaterl in d' Höh';

Wann ih zur Bruck'n kumm',
Schau' ih noh oanmal um,
Siach' ih mein Schatzerl dort ſteh'n,
Wia-r á Pelznágerl ſo ſchön.

„Pelznágerl und Rosmarin!
„Schatzerl, wo gehſt du denn hin?“ —
„„Geh' ná zur hintern Thür,
„„Is á kloan's Riegerl für,
„„Druck' nur auf's Riegerl recht fein,
„„Aft wirſt du gleih bei mir ſein!““

„Wann's du mein Äugerl willſt ſein,
„Muaßt du mih liab'n ganz allein;
„Muaßt má dahoam hübſch bleib'n,
„Muaßt má dö Zeit vátreib'n;
„Wann dih dös abá nit g'freut,
„Hab' ih zán liab'n áh koan' Schneid'.“ —

Nun iſt das Feld behauptet; ein Burſche löſt den andern ab. Bald entſpinnt ſich ein poetiſcher Zweikampf, wobei die Gegner mit Reimſprüchen ſtechen und pariren, oder wie in Kettenverhältniſſen unerſchöpflich ſich bekämpfen, indem die Schlußverſe der kaum abgeſungenen Vierzeile ſchon die Antwort des ſchlagfertigen Nebenbuhlers enthalten; bald klingt eine lüſterne und kirrende, bald eine ſanfte und wehmüthige Strophe, je nachdem die Stimmung umſchlägt, endlich wird in prickelnden und bitteren Anſpielungen alles mitgenommen, was zu einem witzigen Seitenhieb Anlaß gibt, und jeder Stand und Beruf trägt ſein gehörig Theil davon. Die muntere Kellnerin, der blutarme Meßner, der beſcheidene Schullehrer, der rüſtige Holzknecht, der ſtaubige Fuhrmann, der Jäger, der Schmelzhüttler, der Knappe u. ſ. w., der fremde Städter, ſowie der benachbarte Kärnthner, kurz Jeder erhält ſeinen lyriſchen Streifſchuß:

Mein Schatz is á Kelln'rin,
Sie tragt án'n grean'n Huat,
Sie tanzt ſchön herum,
Dáß das Geld tſchinnern thuat.

Wer á Kellnerin liabt,
Der is zehnmal betrog'n;
Wann ſ' elfmal thuat ſchwör'n,
So is's zwölfmal dalog'n.

Dearnd'l, nit, nit,
Nur koan'n Meßnábuab'n nit:
Hat d' Wochá zwoa Pfenning',
Was thá'ſt denn dámit?

Ba, be, bi, bo, bu,
O du himmliſchi Welt!
Und ih möcht' ja koan'n Lehrá,
Sö hab'n nia koan Geld.

D' Holzknecht' ſteh'n he,
Wie dö Größling' im Schnee;
Und koan Wundá wár's nit,
Denn dö Kält'n thuat weh'.

A ſtoanaita Roßknecht,
Sein Boart wird ſchon grau:
Es is weitá koan Wundá,
Im Roßſtall gibt's Stau(b).

Da drob'n auf dá-r Alm,
Da ſitz'n zwoa Füchſ',
Dá-r Oan' hat'n Jáger im Maul,
Dá-r Anderi d' Büchſ'.

Ih bin á Schmelzhüttler,
Á Meſſingſchlaga,
Und ih trag' á grean's Hüat'l,
Án'n blab'n Hoſ'ntraga.

Dö Knapp'n ſán Lapp'n,
Sö ſán vollá Koth,
Sö trag'n d' Flöck' auf dá Hoſ'n
Thát'n 'n Schuach'n ſo noth.

Dearnd'l, nit, nit,
Nur koan'n Schuaſtá nimm nit,
Sánt alli Pechzárrá,
Was thá'ſt denn dámit?

Mein Schatz is á Maurá,
Á Stoand'lpeckà,
Und er is má doh liaber,
Als á Dint'nſchleckà!

Der mit'm ſchwarz'n Fráck,
Der hat koan Geld im Sack;
Der mit'm hoch'n Huat,
Der thuat koan guat.

Á lodáni Hoſ'n,
Á rupfáni Pfoad,
Und das Dearnd'l hat g'ſagt:
„Du biſt wichſeriſch kload't!"

Á lodáni Hoſ'n
Mit hölzáni Knöpf',
Und wann d' Kárntná Buab'n tanz'n,
So ſchell'n ean'ri Kröpf'.

So geht es fort und fort; ſelbſt die Herren von der Poſe entgehen der Kritik nicht, wenn ſie in flagranti ertappt werden. Dort koſet der Amtsſchreiber mit der rothwangigen Dirne des Sängers; gleich hat's dieſer weg und improviſirt mit einem giftigen Seitenblick auf beide:

Hiaz wir' ih's bald g'nua hab'n! Hiaz lauf':
Sunſt mach' ih den Schreibá, ſchreib' auf!

Mein'n Fedán is eb'nſt nit viel z' trau'n:
Sö wachſ'n auf dá Haſ'lnußſtaud'n!

He, Dearnd'l, hübich b'ſtändi muaßt ſein:
Bei dá Wandelliab' kehr' ih nit ein!

Wann's Dearnd'l alloan mih nit ma(g),
Koan'n Zuaſpanná gib ih nit a!

Wenn einem Burſchen beim Tanze, den er angab, einer von den Herren zu laut wird, ſo ruft er ihm ganz vernehmlich zu:

Den Tanz ha-n ih ang'friemt,
Der Tanz g'hört mein,
Und wer nach mir nachitanzt,
Dörf nit laut ſchrei'n.

Einem vornehmen: „Wer biſt denn du?", das auf der Zunge des Beleidigten zu ſchweben ſcheint, begegnet er, ehe der Gedanke zum Worte ward, mit der bündigen Auskunft:

Z' Wien bin ih bürti,
Wann mih Taná nit kennt:
Mein Vatá war á Jungfá,
Mein Muattá-r á — Student.

So beiläufig geht es in dieſer Gegend, und mit geringen Abweichungen wohl auch anderwärts, beim Tanz im Wirthshauſe zu. Wir aber ſchleichen uns von den halbgeleerten Biergläſern unbemerkt weg und nehmen, mit dieſer Wirthshausſcene uns einſtweilen begnügend, Abſchied, indem wir uns denken:

Es is zwoar nix ſchön's,
Und es is zwoar nix recht's: —
Abá — denkt's nur an's Luſtiſein,
So denkt's an nix ſchlecht's!

# Wörter-Erklärung.

## A.

(Helles A = á.)

á (án), ein, á, eine, (vor einem Selbſtlaut: á-n), er (vor einem Selbſtlaut: á-r), ás, es.

Ádvent (adventus), das Feſt der Ankunft des Herrn; die Zeit von vier Wochen vor Weihnachten.

áh, auch.

Áligugu (— ⌣ ⌣ —) eine onomatopöiſche Bezeichnung für Guckuck (Gugu), cuculus canorus.

Amiſtá (⌣ — — ⌣), 's, der Torniſter.

ás, es.

(Tiefes A = a.)

a, ab.

abábekám' (— ⌣ ⌣ —), herabbekäme.

a-bſüat'n (— — ⌣), verabſchieden, Abſchied nehmen, ſich empfehlen.

abmáht (a-máht), abmäht.

achá (— ⌣) ahá, herab, (abá.)

Adá laſſ'n, án' Adá ſchlag'n, zur Ader laſſen.

a-drahti (— — ⌣), abgedrehte; gewandt, fein, liſtig, ränkevoll.

allá (— ⌣), ganz, völlig.

allzween, alle zwei, beide.

Amáß' (— ⌣), d', die Ameiſen.

anfriem', anfriema, beſtellen.

ang'foiert, angefeuert, angezündet.

ang'friemt, angeſchafft, beſtellt, bedungen.

ang'wieg'n, angezogen, angeſprochen, angelaſſen.

anláff'n (— ⌣ ⌣), anlaufen, anſchwellen.

anneri (— ⌣ ⌣) dá-r, der andere.

arſchtlá, arſchtli, arſchtlán, artig, fein.

Arſcht (Art), Weiſe.

Aſand (— ⌣), Teufelsdreck (asa foetida).

A-ſchied (— —), Abſchied, Trennung.

A-ſchnalzá (— — ⌣), Abweiſung, abſchlägige Antwort, (refus, Korb.)

aufreib'n, aufdrehen, den Reiber aufmachen, öffnen.

auffáſſi (— ⌣ ⌣) auffäßig, läſtig, unbequem.

Äugerl, Äugelchen (ocellus); Schmeichelwort für: Schätzchen.

aui (auſſi), hinaus; aui-kemmá, hinauskommen.

ausfrátſcheln, ausforſchen, auskundſchaften.

ausg'liechá's, ausgeliehenes, von ausleich'n, ausleihen, entleihen, borgen.

auſſizahnt, hervorblickt, herausſieht.

## B.

bách', backte, bücke.

bán, bei'm, bei den.

Badá, Bader, Wundarzt.

Bant, etwas liederliches, unnützes, (á liadálich's Bant, eine faule ehrvergeſſene Weibsperſon).

Barſcht (Boart), Bart.

beit'n, zuwarten, Zahlungsfriſt gönnen, daher auch: auf Borg geben.

b'füat', behüte; b'füat'n, zum Abſchiede begrüßen.

bickt, klebt; daher: anzieht.

bid'n, bitt'n, bitten.

Birg, Gebirg, Birgál, Berglein.

blách, bleich.

bláht, gebläht; ſih bláh'n, anſchwellen.

Blas, Eigenname: Blaſius.

blitzblab, blitzblau; lichtblau.

Boan, Bein, vorzugsweiſe Elfenbein.

bockſtárrá, bockſtarrer, ſteifer, unbehilflicher.

Brám, Saum, Verbrämung.

braſchát, dick, breit, aufgedunſen im Geſichte.

Brein, Hirſe (panicum miliaceum), auch: Brei.

broat, breit, vornehm.

brunn', brennete (brönne).

Bug'l, Buckel, Rücken; bugláti (— ⌣ ⌣), buckelige.

Bünkerl, Bündel, Ränzel.

Bünk'lwerk, Bündelwerk, Gerümpel, Bagage.

bummelwitz'n, vorlaut, keck ſein.

bürti, gebürtig.

## C.

C'ráſchi (— ⌣), 's, Muth, Courage.

Crawaten, Croaten.

crepir's (ih), ich capire, begreife, faſſe es.

## D.

dá-friaſſá (⌣ — ⌣), dáfroiſſ'n, erfrieren.

dá-glängá (⌣ — ⌣), erlangen, erreichen.

dá-kemmá (⌣ — ⌣), erſchrecken, auch: erſchrocken.

dálábáſt (⌣ — ⌣) erlaubteſt, dáláb'n, erlauben, dá-lábt's (⌣ —), erlaubt es.

dánächſt (⌣ —), demnächſt, jüngſt.

dá-prax'n (⌣ — ⌣), zerklopfen, erſchlagen.

**dani-g'rennt** (— ⏑ —), davongerannt; weggelaufen.

**decht**, doch.

**dená**, dennoch, deſſenungeachtet, gleichwol.

**Dianelá** (— ⏑ ⏑), Dirnlein; auch **Diarnerl**, **Diarn'l**, **Diend'l**, **Dearnd'l**, **Dearndál**.

**Dint'nſchleckà**, Tintenlecker, Spottname für einen Schreiber.

**d'rätz'n**, reizen, herausfordern.

**Doppelſtràch** (— ⏑ —), Doppelſtreich, ein ländlicher Tanz, wozu mit Händen und Füßen, alſo doppelt, der Tact (Streich) geſchlagen wird. (In Oeſterr. **dá Vierfachi**.)

**dorſcht'n**, **dorſcht**, dort.

**draht**, gedreht.

### E.

**earn'**, ihnen; **earm**, ihm, auch: ihn.

**Ei-ei**, das liebkoſende Streicheln der Wange (an **Ei-ei geb'n**, liebkoſen, ſchmeicheln.)

**einbrámá** (— — ⏑), einbrämen, verbrämen.

**eing'foiert**, eingefeuert, geheizt.

**eing'ſpáhnl't**, eingeengt, geſchnürt.

**eini-lat**, hineinläßt.

**endlá**, endlich.

**eng**, **enk**, euch; **engá**, **enká**, euer.

**entán** (entá dem, entá den) jenſeits des.

**eppa**, etwa, vielleicht.

**Erſchd'**, Erde.

**ert**, erſt.

### F.

**Fáhrl'n**, Ferkel; junge Schweinchen.

**fál**, feil.

**Fánkerl**, Scherzname für den Teufel.

**fahd'n**, fahren.

**Feig'n ſchnalz'n**, die Hand verhöhnend gegen jemand ſo ballen, daß der Daumen zwiſchen dem Zeige- und Mittelfinger vorſteht; auch blos: ein Schnippchen ſchlagen.

**feindla**, ſehr (valde), heftig.

**Feita**, Feiertag.

**felbáni** (— ⏑ ⏑), weidene, von: **Felber**, Weide, (salix viminalis).

**flutráz'n**, (— ⏑ ⏑), flattern.

**foiren**, feurig leuchten, glänzen.

**Freſſ'n** (d'), das Geſicht.

**friem'**, beſteller.

**Früchtl**, ein junges, leichtfertiges weibliches Weſen.

**füaßeln**, mit den Füßen unter dem Tiſche ſich verſtändigen, einander heimliche Zeichen geben.

**fürgeh'n**, vorbeigehen, zuſprechen, zukehren.

### G.

**gáb'**, **gabát'**, gäbe.

**gách**, gähe, ſchnell bereit.

gágráz'ſt (— ◡), gackerſt, kräheſt, ſchnarrſt.

gángen, gingen, gáng', ginge, von geah'n, giah'n, (geh'n).

Gánkerl, Scherzname für den Teufel.

Gáſſeln, auf der Gaſſe umherſchlendern, auf nächtliche Beſuche ausgehen; Gáſſlá, Gaſſenläufer; einer der auf nächtliche Rendezvous ausgeht.

geah'n, gieh'n, gehen.

Gedáx, Geſtrüppe, Gebüſch; von Dáhs (Dehs, Dechs), Reiſig.

geit, gibt; gei', gebe; 's geit a(b), es geht ab.

g'fähr, ungefähr, beiläufig, ſofort.

g'feihlt, gefehlt, unrecht.

g'herberſcht, geherbergt, (g'herberſcht ein, eingekehrt.)

G'fráß, Gefräße, Schmaus, Speiſe.

G'frieß, Geſicht.

G'hátz, Gehetze, Hetze, toller Lärm.

G'hag, Gehäge, Zaun.

g'hörſcht (g'hört), gehört.

giggerixum, giggeraxum, eine Klangſpielerei.

Gigiligack (— ◡ ◡ —), ein blöder, ſchüchterner Menſch, ein Trau-mich-nicht; ein Geheimthuer.

Gispeln, Tölpeln.

Gisvog'l, eine Art Schnepfen, Regen-(Wetter-)Vogel, scolopax phœopus.

g'jaukt, gejagt, verſcheucht.

g'lach'n, gelacht, eine dem Kärnthner eigenthümliche Formirung des Mittelwortes von: lachen.

glaubeſt, glaubáſt, gläbeſt, gleichwohl.

Glauern, Nachwein, Treſterwein, Lurke.

gleihſumein (— ◡ —) gleich ſo lieb, eben ſo gern; nachgerade.

Glinzelá, Glanzelá (— ◡ ◡, — ◡ ◡), Alliteration für: bunte Blümchen, Frühlingsblümchen.

g'máht, gemäht.

g'mekázt (— ◡), gemeckert, aufgeſchrie'n.

g'mulch'n, gemolken.

G'nack, Genicke, Nacken.

Goaß'l, Geißel, Peitſche.

Goſch'n, Maul; d' ſchlechte Goſch'n, das Schandmaul, der Läſtermund.

G'ráffel, Geraffel, zuſammengerafftes Zeug, Gerümpel.

Grausbirn', Angſt, Beklemmung, Entſetzen.

grauslá, gräulich, ganz beſonders; grauslá ſchean, gräulich ſchön.

grean, grün; greanán, grünen.

greinen, grein'n, zanken, hadern.

grim', grämen, ſorgen.

Größling', Sprößlinge (von Fichten oder Tannen).

**Gruab'nſchliafá**, Grubenſchliefer, Spottname für: Bergknappe.

**gruſeln**, eine kleine Erſchütterung der Nerven verurſachen, ſich aufgeregt fühlen.

**gruſ'lkloan**, ungewöhnlich klein, zwerghaft.

**g'ſchách'**, geſchähe.

**G'ſchiarr**, Geſchirre, Pferdegeſchirr.

**g'ſchmeid**, geſchmeidig, ſchmiegſam.

**g'ſchnáppi**, ſchnippiſch, kurz angebunden.

**g'ſchoſ'n**, geſchoſſen; nach der Kärnthneriſchen Gewohnheit, die Schärfungen (ſſ) zu dehnen (ſ), und umgekehrt.

**g'ſchübert**, **g'ſchobert**, geſchöbert, angefüllt, voll.

**G'ſod**, Sud.

**G'ſpannin**, Geſpannin, Genoſſin, Cameradin.

**G'ſpat'l**, Schächtelchen, Büchſe (ital. **scatola**).

**g'ſtád**, ſtill, ſachte.

**Gugá** (— ⏑), Guckuck.

**gump'n**, hüpfen, ſich heben; **gumpeln**, ſpringen.

**g'wed'n**, geweſen.

### H.

**hágli's** (— ⏑), heickliches, beſonderes, edles.

**hán**, he, wenn man Einen anruft, **hánt's**, he, wenn der Anruf mehreren gilt.

**hánti**, bitter, ungeſchmack, herbe, mürriſch.

**Hápkiſſ'n**, Hauptkiſſen, Kopfpolſter.

**háránán** (— ⏑ ⏑), heidenen, aus Heidekorn, Buchweizen (polygonum fagopyrum) bereitet.

**hárb**, herb; unwillig, böſe, zornig (wie: **aigri**).

**Háſcherl**, Häſcherchen; Ausdruck der Zärtlichkeit oder des Mitleid's für ein ſchwächliches Weſen.

**háſen**, glatt, ſchlüpferig.

**háßen**, heißen; ſich **was háßen laſſ'n**, ſich etwas befehlen, ſich zu etwas nöthigen laſſen.

**Háſſ'n** (án'n), einen Haſen: nach Art der Kärnthner ausgeſprochen, ſiehe: **g'ſchoſ'n**.

**ha**, habe (vor einem Selbſtlaut: ha-n), **hab'n** (ham), haben: **hab'nt** (hamt), haben.

**Haar**, á, Haar, Flachs.

**Habáreutá**, Haferräder, ein Sieb zur Läuterung des Hafers (**avena**); daher ein von Blatternarben ſiebartig gemaſertes Antlitz.

**Hansgárſti** (— — ⏑), Hansgarſtig, ein erdichteter Name für ein Ideal von Häßlichkeit.

**he**, her; **he er ſchaut**, er ſchaut her.

**Hean'** (—), Hühner, Hennen.

Hearná, Hühner, d' Henn', die Henne; dá Hahn, d' Hahná, die Hähne; d' Háhnlá, die Hähnchen.

Hearnſteig'n, Hühnerſteige.

hearch'l, dearch'l, hüben, drüben.

heil, glatt, ſchlüpferig, beſonders vom Eiſe.

Herb'ri (Herberi, — ⌣ ⌣) Herberge; Nachtherbi, Nachtherberge, Nachtlager.

Hiaſ'l, Eigenname für: Matthias.

hiaz, iazt, jetzt.

Hirn, für: Stirn.

hiráſá (— ⌣ ⌣), Ausruf des Muthwillens: heiſſa.

Hirſcht, Hirte.

Hoamet, 's, die Heimat.

hoamlá, hámlá, heimlich, verſtohlen.

Hoam-Menſchá, Heim-Dirnen d. i. diejenigen, die beim Auftrieb auf die Alpe, als die ſchwächeren, unentſchloſſeneren oder minder brauchbaren zurückbleiben, um das Haus zu hüten.

Hoar (da), Flachs, Lein, linum usitatissimum.

Hofrichtá, Hofrichter, der Oberbeamte.

holf', hälfe.

hörſcht, hört.

hurſchti, hurtig.

hüſch (hiſch), hübſch.

Hut'ltaſch'n, eine Art großer Birnen (Pfundbirnen).

## J.

iada, jeder: der Anfangsbuchſtabe wird nicht als Mitlaut ausgeſprochen.

inchi (ianchi, ienchi), hinein.

ins, is, uns, inſá, unſer.

Irta, Erchtag, Dienſtag.

Jágás, Ausruf für: Jeſus.

Jánká, Jacke.

jániſchá (— ⌣ ⌣), Hahn, Indian, meleagris gallopavo.

Jod'l, Eigenname für: Georg.

Jori, dasſelbe wie: Jod'l.

Juchzeli (— ⌣ —), Jauchzer, Freudenſchrei.

## K.

Kalb'lgäu, Kälbergau, der Landesbezirk oder die Gegend, wo die Fleiſcher Kälber einzukaufen pflegen.

káſi, käſig, bleichſüchtig, blaß, unentwickelt.

kalmäuſern, knauſern, murren, verdrießlich und unwillig etwas thun.

Kand'l, Kanne.

kei'n (ſih), ſich kümmern; auf Jemand's Urtheil ein Gewicht legen.

kemmá, kommen, gekommen: ih kimm' (kumm'), ich komme; ih kám', ich käme.

Kerlas (— ⌣), Kerle.

Keuſch'n, Hütte.

Kirta, Kirchtag, Kirchweihfeſt (Kirmeß, Kirmſe).

Klebár (— ‿), eigentlich Klebekraut, galium aparine; dann: die kleinen gebrechlichen Stacheln, die im gebrechelten Flachſe zurückbleiben.

kleckå, klecken, hinreichen, genügen.

Klez'n, getrocknete Birnen.

kliab'n (vonánandá), zerklieben, auseinanderſpalten.

kloadt'n, kleiden; kload't, gekleidet.

kloanvádráht, klein verdreht, völlig querköpfiſch.

kloanváruckt, klein verrückt, völlig toll.

Köhl, Kohl, brassica sabauda.

Kog'l, Bergrücken.

Koi ('s), das Kinn.

knotz'n, unbeweglich an einem Orte hocken, wie ein Klotz daſitzen.

Könivog'l, Königsvogel, Steinadler, falco chrysaëtos.

krákſeln, klettern, ſteigen.

kráſchinkát (— ‿ ‿), krummbeinig, ſäbelbeinig, lahm.

Kráxál, die Krachſe (Kräte), geflochtener Rückenkorb, Flechtkorb.

Kroiß, (dá), der Krebs.

Kronáwet-G'rás, Wachholder-Reiſig; Kronáwet, Wachholder (juniperus communis), G'rás (mit hohem á, nicht Gras mit tiefem), Reisholz, Reiſig.

Krot', Kröte; auch als Zärtlichkeitsausdruck für: geliebtes Weſen.

Kuah (d'), die Kuh, d' Küah', die Kühe; Kuahla, die kleinen Kühe.

küahſuachá, Kühbeſuchen, Aufſuchen der verlaufenen Kühe.

### L.

Lág'l, ein länglich rundes Holzgefäß, um eine Flüſſigkeit darin zu tragen.

Lámberl, Lámb'l (Lámperl) 's, das Lämmchen.

launi, zornig, unwiriſch.

lautá; wol, nur, völlig.

lebfriſch, lebensfriſch, auch: kernfriſch (ked'nfriſch).

lebzeltán (le-zeltán), lebzeltern, von Lebkuchen, Pfefferkuchen.

lei, eine den Kärnthnern ſehr geläufige enklitiſche Partikel, faſt dem öſterreichiſchen „halt“ entſprechend.

Lenk' (d'), die Lende, Weiche, Seite.

lodáni (— ‿ ‿), lodene, grobtuchene, von Loden (der), grobes Tuch.

Lotter (Lottá), dá, ein unordentlicher, nachläßiger Menſch, ein Taugenichts, Kerl.

luláln (— ‿), ludeln, ſingen, pfeifen, dudeln.

## M.

Mál, Maul, Mund.

Mahdá (dá), der Mähder, Mäher.

Maurápolier, Mauerpolirer, der das aus dem gröbſten gearbeitete in's feine bringt.

Mehlbám, Weißbaum, cratægus aria.

Menſch ('s), das Weibsbild; nicht eben im verächtlichen Sinne, ſondern auch geradezu für: Dirne, Mädchen, Geliebte. — D' Menſchá (Meſchá), die Weibsleute.

Menſcháſchuach', Mädchenſchuhe, die man ablegt (ausziagt), wenn man heiratet, um ſie mit den Weiberſchuhen zu vertauſchen.

mirk'n, merken, im Gedächtniß behalten.

Mittel, Vermögen, Koſtbarkeiten.

Moizálá (— ⏑ ⏑), Miezeln, d. i. Marie'n; 's Moizál, das Miezchen, die Marie; eine Antonomaſie für: Mädchen überhaupt.

mollát (— ⏑), mollig (mollis), weich, fleiſchig.

Mollbrát'l, Lungenbraten.

Monát ('s), der Mond.

Mortification, Abtödtung des Fleiſches (mortificatio).

Muſchked'n (⏑ — ⏑), Muskete, Schießgewehr (G'wiabr).

## N.

ná, nur.

nácht'n, nachts, bei nacht.

námlá, (— ⏑), namentlich, nämlich, vorzugsweiſe.

nearmá, nimmer, nicht mehr, nie mehr.

Neblwegſchiab'n, Nebelwegſchieben; ein Spott für die Kärnthner, als ob in ihrem Lande die Nebel ſo dicht wären, daß man ſie gewaltſam bei Seite ſchieben muß.

Nig'l, Nik'l, Nickel, eine unanſehnliche oder liederliche Weibsperſon.

Nigla (⏑ —), Nikolaus, der Biſchof, deſſen Knecht (Grampus) die böſen Kinder ſtraft, während der Heilige ſelbſt den guten Geſchenke bringt (etwas einlegt).

nindád (— ⏑), nirgend.

nipát, nickte, von nipán, nicken, ſich hin- und her-, auf- und niederbewegen.

nit, nicht; auch: nöt, je nach Bedürfniß des Reimes.

nitneuch, nagelneu; nitneug's, nagelneues.

noi's, neug's, neu's, neues.

## O.

Oach'l (mein), eine Betheuerungsformel, ſo viel, als: mein Eid!

Orſcht, Ort.

### P.

Packwerk, Gepäcke, Gerümpel, Bagage.
Paitáſch, Scherzname.
Paſch' her, ſchlag' her, ſchlag' ein, topp!
Pechzárrá (— ⌣ ⌣), Pechzerrer, Pechhengſt, Spottname für einen Schuſter.
Pelznágerl, Pelznelklein, eine veredelte (daher volle) Nelke.
pempern, klopfen, pochen, hämmern.
Pfánd'l ('s), Pfännchen, kleine Pfanne.
Pflegá (dá), der Pfleger, Oberbeamte, Verwalter.
Pferſchdlá, Pferdchen, Rößlein.
pfnerchá, pfnauſen, keuchen, ſchnauben, ſchwer Athem ziehen.
Pfoad (Pfaid), Hemde.
Plánſchury, Scherzausdruck.
Plázwerk, Geſchrei; von pláz'n, laut blöcken, ſchreien, weinen.
Pſaltá, Pſalter, Roſenkranz.
prüg'lſtárr, prügelſtarr, ſtockſteif, erſtarrt.

### R.

Ráff, Reif.
Ráhm, Obers, Sahne.
rárest' (das), das rareſte, ſeltenſte.
ráſ'n, reiſen.
Rath g'weſ'n, nöthig geweſen (ironiſch); — á rath'n hab'n, ſich die Köpfe zerbrechen, Vermuthungen hegen.
ream', riemen.
Renná, Renner, Stoß, Rippenſtoß.
riebeln, oft und kleinweiſe reiben.
roit, reu't.
röhr'n, röhren, laut ſchreien oder weinen.
ruahwi, ruhig.
Rüap'l, Eigenname: Rupprecht.
ruaßi, rußig, auch ruſti, wiewol letzteres im Begriffe zwiſchen rußig (ruaßi) und roſtig (rodi) ſchwankt.
rund, ſchnell, flink, ohne Verzug; ſtattlich.
rupfáni, rupfene: von grober Leinwand gemachte.

### S.

ſách', ſähe: ſách, ſah: ſechá, ſeh'n, auch: ſeg'n.
Sáffn, Seife.
ſakáriſch (— ⌣ ⌣), alliterirend mit ſikeriſch, verdammt, keck, verwegen, ausgezeichnet; überhaupt den Begriff des Hauptwortes, dem es beigegeben iſt, verſtärkend.
ſchean (ſchian, ſchien), ſchön.
ſchelch, ſchief.
ſcher'n (ſih), ſich abgeben, gemein machen, herumzanken.
ſchielchen, ſchielen, ſcheel ſehen.
Schmátzerl, Küßchen, Schmatz, Kuß.
Schmar'n, eine Art Mehlſpeiſe.

ſchmecká, ſchmeck'n (dazua), an etwas riechen.

Schmelch'n, Schmiele, eine Grasart mit langem biegſamen Halme.

ſchmier'n, ſchmieren, ſchlagen, prügeln, auch: beſtechen.

Schwarſcht'n, Schwarte, dicke Haut.

ſelb'n, d'ſelm, daſelbſt, dazumal.

Sex (mein), Betheuerungsformel; eigentlich: bei meinem Sechs (Sachs, Pflugmeſſer).

ſiſt (ſunſt), ſonſt.

ſöltá, ſolcher, ſöltáni (— ◡ ◡) ſolche; auch: ſölchi, ſölli.

ſpear (—), ſper, trocken, mager, zähe, knapp.

ſpeckfoaſt, ſpeckfeiſt; wohlgenährt.

Speick, der Name verſchiedener Alpenkräuter, als: achillea clavennae (Weißer Wermuth), primula minima (gelber Speick), aretia alpina (blauer Speick), nardus stricta (Wieſenſpeick), gewöhnlich: valeriana celtica, rother Speick, Magdalenenkraut, Wendwurzel.

ſpenán (z'ſamm'-), zuſammennadeln, einwickeln; mittels einer Spen-Nadel (Stecknadel) befeſtigen.

ſpendir'n, ſchenken; ſich's etwas koſten laſſen; ih ha ſpendir'n kriagt, ich habe zum Präſent erhalten; g'ſpendirſcht, ſpendirt, geſchenkt, dargebracht.

Sperifánkerl, ſcherzhafte Bezeichnung für ein muthwilliges, leichtſinniges Weſen; Schelm, Strudelköpfchen.

Spreitzä, Spreitzer, Knicker, Hungerleider.

ſtaimi, ſtämmig, feſt, ſtark.

Stieg'l, jene Stelle am Zaune, wo man überzuſteigen pflegt: Mehrz. Stieglá.

Stoanbier, Steinbier, eine eigene Gattung Bier, das mit gehitzten Steinen bereitet wird: ein Lieblingsgetränk der Kärnthner.

Stoand'lpická, Steinchenpicker, Steinklopfer; Spottname für einen Maurer.

ſtrauch' ih an, ſtoße ich an, verſtoße ich.

ſtrauch'n, ſtrauchá, (aus-) ausglitſchen, ſtraucheln.

Stroach (Strách), Streich, Zapfá-Stroach, Zapfenſtreich.

Strohdirndle, Strohdirnlein, ein Scherzausdruck für: loſes Mädchen, Blitzmädchen.

ſtugezen (— ◡ ◡), ſtottern, in Abſätzen ſprechen.

Stuck ('s), Geſchütz, Kanone; auch: eine coloſſale Figur.

Summávog'l, Sommervogel, Falter, Schmetterling.

ſunſter, ſunſt, ſiſt, ſonſt; ehedem; vormals.

### T.

Támpel, Tölpel, dummer Menſch.
táſti! ſtill, halt, ſachte.
Tanni-aſt, Tannenaſt.
Tapperl, kindiſches Ding.
tapplát, töppiſch.
Tattámann (eigentlich: Tatarmann), Popanz, Vogelſcheuche.
Thee, Reſt (ihr'n Thee hab'n, zu Falle gekommen ſein).
thoan (thain), thun; thá'ſt, thäteſt, auch thait's (thut ihr) u. ſ. f.; wo thoan ſ' hin? wo wollen ſie hin?
Toifelsg'hák, Teufelsgehäckſel, vom Tabak.
Toll, Narr, Tollkopf; dá 'krönte Toll, der wahnſinnige König.
Töppel, Tölpel.
Trempel, Rührfaß, Butterfaß.
Triel, Lefze, Wulſtlippe.
Trotterl, zärtlich: kindiſches, einfältiges, herziges Weſen.
tſchinnern, klingeln, klimpern.

### U.

uebá-rámá, überräumen, freiwillig abtreten.
Uebáreitá, Ueberreiter, Gefällswächter, militär. Grenzaufſeher (Cordoniſt).
ung'máſſ'n, ungemeſſen, maßlos.
untág'rührſcht, daruntergerührt.
unvámeſſ'n (— ⏑ ⏑ — ⏑) unvermeſſen, unzukömmlich.
umg'keit, umgeworfen; umkei'n, umſtoßen.
Urlá (— ⏑), Urlaub.
Urſchála (— ⏑ ⏑)-Kirta, Urſula-Kirchtag.

### V.

vábünd't, verbündet, verbunden.
váleih, vielleicht.
Vált'l, Eigenname: Valentin.
vá-rebellt (⏑ ⏑ —), verebellt, in Saus und Braus verthan.
vá-reckt (⏑ —), verreckt, verendet.
váwiriſcht, verwirrt, verſtört.

### W.

wácheln, wehen, fächeln.
Wáliſch, Wälſch, ein Fremdling.
wárteln, Worte wechſeln, einen Wortſtreit führen, zanken.
wáſcheln, waſchen, plätſchern, baden; ohne Noth mit Waſſer ſich zu thun machen.
Wázmehl, Weizenmehl.
wacklát, wackelig, wackelnd.
weangerl, wiengerl (wengerl), ein wenig, ein bischen (bißſerl), etwas.
Weibáleut'-Neid', Weiberleut'-Neid, Ehefeind; d' weibeten Leut', die Weibsleute, die Weiber.
Weinrách, Weihrauch.
werſcht, werth.
wienkerl, wen'gerl, wen'g, wenig, etwas, einigermaßen, ein bischen.

**wigs und wags**, Onomatopöie, hin und her.

**Williwingerl**, Scherzausdruck für ein lebhaftes, niedliches Weſen.

**wir'**, werde, **wár'**, wäre: **wor'n** (wur'n), geworden: **g'wed'n**, geweſen.

**w'rum**, warum.

**wurl'n**, wühlen, wimmeln, krabbeln.

## Z.

**zán**, zum, zu den.

**zaricht**, zart.

**Zeiting**, Zeitung, Nachricht, Botſchaft.

**zell'riich**, von Maria Zell herſtammend.

**z'grein't**, zergreint, zerzankt.

**z'kriagt**, zerkriegt, zerzankt.

**z'nächſt**, zunächſt, jüngſt.

**zoichán**, **ziach'n**, **ziagn**, ziehen.

**Zualoſá** (— ⏑ ⏑), Zuloſer, Zuhorcher, Horcher, Verräther.

**Zuaſpanná** (— ⏑ ⏑), Zuſpänner: einer, der im Joche mit zieht; alſo in Liebesſachen einer, der die Gunſt der Geliebten mit einem anderen theilen muß.

**zug'**, zöge.

**zuwá-traut** (— ⏑ —), hinzugetraut, herbeigewagt.

**z'we**, **zwe**, zu was, warum.

**z'wigelt**, **z'wagelt**, zerwiegt und zerwackelt, eine Alliteration zur Bezeichnung eines ſchwankenden, wackelnden Ganges.

## II.

# Natur und Herz.

Einzeln aufgeleſ'ne Halme,
Keine Garbe, wollt' ich bringen,
Daß die Hand ſie faſſen könne,
Mußt' ich wol ein Band d'rum ſchlingen.

Wenn ich ſie als Ganzes böte,
Würdet Ihr mit Recht ſie rügen:
Löſt ſie freundlich auseinander,
Einzeln dürften ſie genügen.

## I.

Natur, du unerſchöpflich neue,
Erſatz für längſt Verlornes mir,
Wenn ich mich jetzt noch herzlich freue,
So iſt's in dir, im Traum von dir!

Darum, o Seel', in's Freie wand're,
Waldgrün und Bergluft thun ſo wol:
Und was Erſcheinung bloß für and're,
Dem Dichterauge wird's — Symbol!

# In's Freie.

Wenn im Lenze friſche Kränze
Neubeſchwingt die Welt ſich ſchlingt,
Wenn vom Schall der Spiel' und Tänze
Dorf und Wieſe froh erklingt;
Wenn die Bächlein ſchneller gleiten,
Wenn das Fiſchlein ſpringt im See,
Wenn die Heerdenglocken läuten,
Da zerſchmilzt das alte Weh!

Wenn die fahlen Blitze ſtrahlen
Durch die Pracht der Sommernacht,
Wenn, der Hände Fleiß zu zahlen,
Frucht und Saat ſchon voller lacht;
Wenn die Wand'rer rüſtig wallen,
Schiffe zieh'n im raſchen Lauf,
Schnitterlied und Sicheln ſchallen,
Ha — das weckt die Herzen auf!

Wenn die grauen Nebel thauen,
Wenn der Wald ſich herbſtlich malt,
Wenn auf Hügeln und in Auen
Traub' und Apfel goldig ſtrahlt;
Wenn gedehnt die Hörner dröhnen,
Unterbrochen vom Halloh,
Wenn die Winzerlieder tönen,
Ha — das macht die Seele froh!

Wenn dann wieder ſein Geſieder
Leiſ' um's Land der Winter ſpannt,
Wenn's die Eisbahn auf und nieder
Sauſend, klirrend kommt gerannt;
Wenn Lawinen kühn ſich thürmen,
Luſtig ſtäubt der Flocken Schwarm,
Mag es ſauſen, mag es ſtürmen, —
Ha — das macht im Innern warm!

D'rum von Wunden zu geſunden,
Nur hinaus aus dumpfem Haus!
Alles Leid, ſo du empfunden,
Heilt Natur dir liebend aus.
Ob die erſten Lerchen ſchweben,
Oder Schnee bedeckt den Grund,
Raſch in's Freie, da iſt Leben,
Da wird Kopf und Herz geſund!

## Entpuppung.

Der ſchöne Schmetterling — die Erde,
Hingaukelnd ſonſt im Weltenſchoß,
Nun hangt er, wie von Gott vergeſſen,
Als weiße Puppe, farbenlos.

Verſponnen iſt er rings mit Seide,
Und eingepanzert feſt in Eis;
Vernichtet ſcheint ſein kurzes Leben,
Durchlaufen ſein beſchränkter Kreis.

Da träufelt auf die weiße Puppe
Der Frühling ſeinen lauen Strahl,
Als wie erwacht aus ſchwerem Schlummer
Bewegt ſie ſich mit einem Mal.

Behutſam ſpähend ſtreckt ſie tauſend
Fühlfäden in die Luft empor,
Und ſprengt die ſpröde Seidenhülle,
Und windet langſam ſich hervor.

„Komm, Schmetterling,“ ſo ruft die Sonne,
„Umflatt're mich, ſchon iſt es Zeit!“
Sie läßt es ſich nicht zweimal ſagen,
Und rührt und regt ſich flugbereit.

Spannt aus die grünen Flügeldecken,
Und lüftet ſie im Sonnenſchein,
Und blickt mit Millionen Augen
In's junge Leben froh hinein.

O Erde, Schmetterling, entpuppter,
Noch nie vergaß der Frühling dein;
Noch manche Puppe harrt des Lenzes, —
Laſſ' er ſie nicht vergeſſen ſein!

## Frühlingskunde.

So ſollen denn wirklich die Bäume ſchon
Mit jungem Laube ſich ſchmücken?
So ſoll denn wirklich der Lerche Ton
Auf freiem Feld ſchon entzücken?

So hätte denn wirklich ihr Schlummergewand
Natur ſchon fallen gelaſſen?
So kam der Lenz mit erwärmender Hand
Den ſtarren Puls ihr zu faſſen? —

Ja, ja — es muß wohl am Ende ſo ſein,
Sonſt würd' es doch Alles nicht ſagen!
Auch ſcheint's durch die trüben Scheiben herein
Schon eher und heller zu tagen.

Auch hör' ich ſchon längſt im Kamine nicht mehr
Der Flamme geſchwätziges Kniſtern;
Auch flattert's, wie Schwalben, dahin und daher,
Auch ſcheint es, wie Weſte, zu flüſtern.

Ich aber ſitz' in läſſiger Ruh',
Trotz all' dem Blühen und Wehen,
Und rief es nicht Alles ſo laut mir zu,
So hätt' ich — den Lenz überſehen.

Da ſtand es beſſer um meinen Sinn
In früheren, ſchöneren Jahren! —
Ein armes Herz, das des Lenzes Beginn
Erſt muß von außen erfahren!

## Genießen und Singen.

Im Lenze da ſing' ich vom Lenze nicht,
Da will ich ihn nur genießen,
Und ſeinem Odem und ſeinem Licht
Mein tiefſtes Herz erſchließen.

So halt' ich es mit dem Sommer auch,
Mit Herbſt und Winter eben;
Was jeder beut, nach Fug und Brauch,
Durchfühlen will ich's, durchleben.

Und wenn ein Schmerz mir Thränen bringt,
So leb' ich in meinen Schmerzen,
Und wenn die Freude mir Roſen ſchlingt,
So pflück' ich ſie alle, vom Herzen.

Vom Leben und vom Genießen bleibt
Noch Zeit zum Erinnern und Träumen;
Das iſt die Zeit, die Lieder treibt,
Ohn' etwas zu verſäumen.

D'rum ſing' ich im Herbſte vom Frühlingsglück,
Im Sommer von Wintertagen,
Und träum' im Schmerze die Luſt mir zurück,
Und in der Freude die Klagen.

In ſolchem freundlichen Uebergang
Iſt mancher Tag mir verfloſſen:
Denn alſo genieß' ich, was ich ſang,
Und ſing' ich, was ich genoſſen!

## Vorſatz.

So oft der Lenz zurückgekommen
Mit Blütenduft und Sonnenſchein,
Hab' ich mir immer vorgenommen,
Recht munter und recht froh zu ſein.

„Du wußteſt nie den Lenz zu ſchätzen" —
So warf ich jedesmal mir vor, —
„Doch diesmal will ich's ihm erſetzen,
„Einbringen, was ich je verlor.

„Und alle Berge, die da ſtehen
„Im grünen, ſaft'gen Frühlingsgrün,
„Sie ſollen mich als Pilger ſehen
„Nach ihren gold'nen Gipfeln zieh'n.

„Und alle Wieſen, die, bedecket
„Von junger Halme Schmelz ſich bläh'n,
„Sie ſollen mich dahingeſtrecket
„Auf ihren ſammt'nen Teppich ſeh'n.

„Und alle Quellen, die da rauſchen,
„Wie Lob des Mai's aus Bergesbruſt,
„Sie ſollen flüſternd mich belauſchen
„In meiner ſtillen Lebensluſt.

„Und alle Vögel, unverdroſſen,
„Die ihren Wettgeſang erneu'n,
„Sie ſollen ſich des Liedsgenoſſen,
„Der's ihnen nachthun will, erfreu'n!“

Das hab' ich ſtets mir vorgenommen,
Ergriffen tief und wunderſam,
Eh' noch der Lenz zurückgekommen,
Es kaum erwartend, bis er kam.

Und wenn er kam, die Berge glühten,
Die Vögel ſangen um und um,
Die Quelle rann, die Wieſen blühten,
So ſaß ich in der Kammer ſtumm.

Und Stunden wechſelten mit Stunden,
Die Wieſen wurden blumenarm,
Der liebe Lenz war längſt entſchwunden, —
Ich ſah ihm nach mit ſtillem Harm.

## Lenzbauſpruch.

Wenn froh des Hauſes Bau gediehen,
Und ſchlank der Firſt ſich ſchon erhebt,
Da ſind die halbgetünchten Wände
Von bunter Feſtlichkeit belebt.

Da ſteckt der Zimmermann am Dache
Die Feſtbäum' unter Jubel aus;
Da hat das Bauvolk ſein Ergötzen,
Und fromme Wünſche weih'n das Haus.

Baumeiſter Lenz! Glück auf zum Werke!
Bald mein' ich, wird's vollendet ſein;
Verborgen wachſend, ſchließt es plötzlich
Mit aller Wunderpracht uns ein.

Schon ſtecken auf dem Firſt der Berge
Die Feſtbäum' alle bunt umher,
Dein Bauvolk, all' die muntern Sänger,
Bezwingen ihre Luſt nicht mehr.

Bald werden ſich die Wände ſchmücken,
Bald wird's in allen Kammern laut;
Wohlauf! laßt uns den Segen ſprechen
Für's Haus, das Meiſter Lenz gebaut:

„Im Namen Gottes, Haus, erfahre
„Kein Ungemach durch Reif und Schnee!
„Bleib' unberührt von Erdennöthen,
„Bleib' unentweiht von Menſchenweh!

„Bring' Allen Glück, die dich bewohnen,
„Daß ſie ſich deiner herzlich freu'n,
„Und brich erſt ſpät, recht ſpät zuſammen,
„Um — über's Jahr dich zu erneu'n!“

## Der letzte Frühling.

Einſt wird ein Frühling auf die Erde kommen,
Wie ſeit Jahrtauſenden kein ſchön'rer war;
Da werden alle Herzen ſüß beklommen
Zurück ſich träumen in das Schöpfungsjahr.
Was blühen heiße, wird die Flur da zeigen,
Wohlthätig wärmen wird der Sonnenſchein,
Die Wälder werden gegen Himmel ſteigen,
Und auf den Fernern wird kein Schnee mehr ſein.

Die Weſte werden ſpielen mit dem Raſen,
Wo ſonſt der Sturm durch kahle Felſen blies,
Den Sand verſchlingen werden die Oaſen,
Vergeſſen wird man, was einſt Eismeer hieß;
Und flöten werden ſüße Nachtigallen,
Und klare Ströme rauſchen durch das Land;
Und Heerdenglocken längs den Ufern ſchallen,
Und frohe Menſchen wandeln Hand in Hand.

Und Friede wird in Herzen und in Mienen,
Und jeder Blick wird ſein ein Dankgebet,
Als wär' ein großer Feiertag erſchienen,
Den alles Volk der Welt zugleich begeht. —
Und dieſer Frühling aber wird auf Erden
Der letzte ſein, — drum bot ſie alles auf,
Um einmal noch den Menſchen lieb zu werden,
Eh' ſie für immer endet ihren Lauf;

Der Witwen einer gleich am Gangesſtrande,
Die, eh' ſie auf den Scheiterhaufen ſteigt,
Noch einmal ſich, im köſtlichen Gewande
Und ohne Schleier, vor dem Volke zeigt,
Und Blumen ausſtreut, Gold und Diamanten,
In fremder Luſt betäubend eig'nes Leid,
Um in dem Herzen Aller, die ſie kannten,
Noch fortzuleben bis in ſpäte Zeit.

## Gebirgslandſchaft.

„Wohin des Weges, Wandrer? Weiter?
„Und immer weiter? — Rückwärts nie?
„Und gäb's zum Himmel Stuf' und Leiter,
„Vorwitz'ger, du erklömmſt auch die?

„Wir wollen, was wir hier verſchließen,
„Umfahn in ungeſtörter Ruh'!" —
So grollt es aus den Steinverließen
Uns dumpf wie Geiſterwarnung zu.

Und wie aus feuchtem Felſenſchlunde
Die Viper zürnend ziſcht hervor,
So bäumt ein Wildbach tief vom Grunde
Sich ziſchend gegen uns empor.

Doch eine Brücke klemmt als Spange
Den Leib ihm zwiſchen Klippen ein;
Da zwänge dich hindurch, du Schlange,
Dein Gift verſpritzend am Geſtein.

Und wieder ſteht, als Wink, zu weichen,
Ein Fels uns drüben zugewandt,
Die Stirne mit des Kreuzes Zeichen
Bezeichnet von des Unglücks Hand.

Ein liebend Paar, dem in die Locken
Der Prieſter kaum die Kränze ſchlang,
Rollt' hier vorüber, ſüß erſchrocken,
Nicht vor dem Fels, — nur liebebang.

Da liegt ein Räuber vor der Brücke,
Der Tod, der keiner Liebe gut;
Der ſpringt hervor mit wilder Tücke
Und ſtößt es ſpottend in die Flut.

Und vor dem Kreuz uns kreuzend wallen
Wir ſtill vorüber an dem Grab,
Sieht doch ſelbſt in die düſt'ren Hallen
Der Himmel gar ſo hell herab.

Da lehnen an die Bergesrücken
Zwei Wächter rechts und links ſich an,
Und ſeh'n herab mit ſtolzem Nicken,
Bereit, zu ſperren unſ're Bahn.

Baumſtämme bilden ihre Speere,
Ein Thurm den Helm, ihr Kleid der Stein,
Sie ſetzen ſich zum Schein zur Wehre,
Und laſſen uns, wie höhnend, ein. —

Einſt an des Paradieſes Schwelle
Hielt Gottes ſchönſter Engel Wacht;
Das diamant'ne Thor der Hölle
Bewacht' ein Geiſt der ew'gen Nacht:

Hier ſteh'n zwei ſchreckenvolle Rieſen
Am Eingang drohend aufgeſtellt, —
Und drinnen duften heit're Wieſen,
Von gold'nem Frühlingsglanz erhellt.

Und drinnen, wie auf grünen Wellen
Die weißen Schwäne ſegelnd zieh'n,
So ſitzen Kirchen und Kapellen
Und Dörfer auf der Wieſen Grün.

Großväterlich herunter nicken
In Thäler ſonnenreiche Höh'n,
Zu denen jene fromm aufblicken,
Im Aug', als Thränen, — klare Seen.

Ein Wunderleib erſcheint die Fläche,
Deſſ' Rippen Felſengräten ſind,
Und ſtatt der Adern rollen Bäche,
Und ſtatt des Athems haucht der Wind.

Wohl mag, wo wir uns jetzt erlaben
Am Alpengrün, am Saatgewog,
Ein tiefer See geflutet haben,
Den durſtig einſt die Sonn' entzog;

Und höher, folgend ſtets dem Strahle,
Stieg ihr die Flut, gehoben, nach;
Jetzt hangt ſie ſpielend ob dem Thale
Als blaukryſtall'nes Himmelsdach.

## Bild der Größe.

Tief beugſt du dich vor mancher Größe Bild; —
Haſt du wohl auch bedacht, wie hoch ſie mißt?
Ob nicht ihr Haupt in Weihrauchduft ſie hüllt,
Um größer zu erſcheinen, als ſie iſt?

Siehſt du den Berg? Ein Rieſe dünkt er dich,
Weil er ſein Haupt in Wolken ſchlau verſteckt;
Bis in den Himmel glaubſt du heb' er ſich,
So lang er ſeinen Gipfel nicht entdeckt.

Friſch auf, erhebe dich, hinan, empor!
Verſuch es einmal, auch ſo hoch zu ſteh'n;
Vielleicht gelingt dir's, überm Wolkenflor,
Von ſtolz'rer Höh' auf ihn herab zu ſehn.

Begreifſt du dann, was ſeine Größe war? —
Daß andre es ertrugen klein zu ſein!
Die wahre Größe wird dir droben klar,
Wo du zum Himmel ſchwindelnd ſchauſt hinein.

Dies tiefe Blau, das nimmer wankt und weicht,
Auf jedem ſteil'ren Gipfel ferner rückt,
Und wenn du doppelt Adlershöh' erreicht,
Aus zehnfach höhern Sphären niederblickt;

Dies klare, ruhige Gewölbe nur, —
Hoch überm Nebel, wo die Wolke ſchwillt,
Und noch im Kampfe gähret die Natur, —
Das iſt der wahren Größ' erhab'nes Bild.

## Die Burgruine.

Wie dort gleich einer Kron' im Spätroth
Die Burg vom Haupt des Berges flimmt,
An deſſen Fuße ſich mit Ziſchen
Des Waldſtroms blaue Schlange krümmt.

Der Oſtwind kommt auf ſchwarzen Wolken,
Und ſacht die Glut im Weſten an,
Und wimmert durch der Burggemäuer,
Wie einſt des Ahnherrn Geiſt gethan.

Was bebſt du, Burg? Iſt der Geſelle,
Der heim dich ſucht, dir unbekannt?
Wie, oder fühlſt du deine Schwäche
Und hältſt dich bang am Bergesrand? —

Du biſt noch ſtark, und manch Jahrhundert
Steigt wol vor dir noch in ſein Grab;
Warum ſtarrſt du mit hohlen Augen,
So düſter in den Strom hinab?

„Siehſt du mein Bild im Strome drunten?“
So rufſt du, — „ſieh doch, wie es ſchwankt,
„Wie auf dem windbewegten Spiegel
„Mein ganzer Bau erbebend wankt!

„Das iſt mein Loos, — ſo werd ich wanken,
„Eh' ich einſt ſchmetternd fall' in's Grab, —
„Und drum ſtarr' ich mit hohlen Augen
„So düſter in den Strom hinab.“

## Vergeßlichkeit.

Magna oblivio rerum'
Juv.

Heute klang vom Berge nieder
Noch die Glock' im Abendſtrahl,
Morgen klang die Glocke nimmer,
Stumm geworden iſt's im Thal.

Die noch geſtern da gebetet,
Liegen heut' in tiefer Ruh',
Und die einſt der Berg geboren,
Deckt er heut' als Grabſtein zu. —

Jahre kamen, Jahre ſchwanden,
Droben klang die Glocke nicht,
Und der Schäfer zog vorüber,
Blaſſen Schrecken im Geſicht. —

Jahre kommen, — und das Glöcklein
Tönte wieder einſt hinaus;
Wo ſein Vater längſt vermodert,
Baute ſich der Sohn ein Haus.

Doch bei jedem Glockenſtreiche
Traf es wie ein Stich den Sohn,
Scheu und bebend ging er ſchlafen,
Hört' im Traume noch den Ton. —

Jahre gingen, — und begütigt
Schien die grollende Natur;
Nicht mehr ſchreckend rief die Glocke,
Schaurig mahnend klang ſie nur. —

Und der Enkel lehnt' am Abend
Arbeitmüde vor dem Thor,
Fernverhallend klang die Glocke,
Und er blickte ſtill empor;

Wußte kaum des Klangs Bedeutung,
Zog das Hütlein, tiefbewegt,
Betete, weil, wenn es läutet,
Wer ein Chriſt, zu beten pflegt. —

Und des Enkels Enkel hören
Noch den Klang ſo dumpf und ſchwer,
Manche beten, manche denken,
Daß nun Zeit zu beten wär'.

Und begegneſt du dem Schäfer
Mitten auf dem Schuttrevier,
Frag' ihn doch, warum er betet?
„Aus Gewohnheit!“ ſagt er dir.

## Abſterben.

Auf einer Alpe ſtand ich droben
In himmelnaher Einſamkeit,
Weit über allen Lärm erhoben,
Voll öder Abgeſchiedenheit.

Und kahlgeſchor'ne Bergesrücken,
Vom Abendſonnenſchein erhellt,
Erſtreckten ſich vor meinen Blicken
Gleich einem Hünengräberfeld.

Nur fahles Alpengras umſtrickte
Des magern Bodens ſchwammig Moor,
Und ſchüchtern hier und dort nur blickte
Manch Blümchen dürr wie Stroh hervor.

Vermorſchte graue Strünke ragten,
Bezeichnend eines Urwalds Gruft,
Geſpenſtiſch faſt, gleich abgenagten
Gerippen, troſtlos in die Luft.

Und Geier kreiſten auf und nieder,
Als ob ihr bald'ger Fraß ich ſei,
Und Nebel krochen hin und wieder
Und flirrten feucht an mir vorbei.

Und eiſig blies ein Wind herüber
Aus irgend einem fremden Land,
Und wo ich hinſah, ward es trüber,
Und ſchauerlicher, wo ich ſtand.

„Fort, fort hier von des Todes Herde!“
So rief in mir ein düſt'rer Wahn,
„Schon fängt die altgeword'ne Erde
„Von oben abzuſterben an.“

„Bald wird der Tod hinuntergreifen
„Von Berg zu Berg, von Pfad zu Pfad:
„Bis er zuletzt dem grabesreifen,
„Erſchreck'nen Thale langſam naht.“

## Naheſehen.

Oft an ſchwülen Sommertagen,
Bei der Sonne grellſtem Schein,
Iſt — wie uns die Aelpler ſagen —
Bergluft ungewöhnlich rein.

Wie ein Vorhang von Kryſtallen,
Wie ein Firnis von Demant,
Iſt ſie vor den grünen Hallen
Hell durchſichtig ausgeſpannt.

Berge, meilenferne Rücken,
Sonſt dem Aug' entdeckbar kaum,
Tauchen plötzlich vor den Blicken
Deutlich auf im Himmelsraum.

Und ſo ausgeprägt, ſo heiter
Rücken rings die nähern an,
Daß man glaubt: ein Schrittchen weiter,
Und vor ihnen ſtände man.

Doch gewöhnt an ſolch Begegnen,
Durch die Täuſchung nicht beirrt,
Sagt uns dann: „Bald wird es regnen!“
Manch erfahr'ner Alpenhirt. —

Alpenhirt, dies Naheſehen,
Wie du's nennſt, ich kenn' es auch;
O auch meine Fernen ſtehen
Oft mir nah im Sommerhauch.

Und je ſchwüler mir's im Herzen,
Um ſo klarer wird's dem Blick:
Fernes Hoffen, fernes Scherzen,
Ferne Liebe, fernes Glück!

Allem wähn' ich zu begegnen,
Was mich ſonſt nur fern umwallt,
Aber regnen, weiß ich, regnen,
Thränen regnen wird's dann bald.

## Wolkenſchatten.

Νεφελῶν σκιαὶ δονοῦνται.
Anakreon, 17. D.

Du ſahſt wol oft in deinem Leben
Von einem Berg hinab in's Thal,
Und ſahſt es ausgebreitet liegen
Wie eine Kart' im Sonnenſtrahl.

Hier weißen Punkten gleich im Grünen
Die Schlöſſer an der Waldeshöh',
Dort Dörfer wie die Broſamhäufchen,
Und wie ein Demanttropf' ein See.

Und wenn die Wolken drüberzogen,
Wie lief es ſchattend über's Land,
Was erſt noch dunkel, war beleuchtet,
Und ſchwarz, was erſt noch blendend ſtand.

Ein raſtlos Zucken und Verſchwimmen
Von trüb und hell und hell und trüb,
Daß nicht ein Fleckchen unverfinſtert,
Nicht eines unbeſchienen blieb. —

Wenn du von oben könnteſt ſchauen
Herab auf's Leben, wie auf's Thal,
Ich denk', es gäb' ein ſchönes Bildchen,
Beleuchtet von der Sonne Strahl.

Und was wir Schmerzenstage nennen,
Und was dir oft ſo bitter ſchien,
Nichts weiter wär' es, als die Schatten
Der Wolken, die vorüberzieh'n!

## Der Gletſcherdurchbruch.

Schon lauft gleich einem argen Werber
Der Wildbach haſtiger durch's Thal,
Durch das er ſonſt ſich, wie ein Spaher,
Auf düſt'ren Schlangenwegen ſtahl.

Jetzt hat die Maſk' er abgeworfen,
Er weiß, wer ihm den Rücken deckt;
Mitkämpfer ruft er laut zuſammen,
Und predigt Aufruhr, unverſteckt.

Ha, — wie's, auf ſeinen Ruf, aus Wäldern
Aus Klüften und von Bergen rauſcht,
Freibeutern gleich und Wegelag'rern,
Die nur des Führerpfiffs gelauſcht!

Aus jeder Schlucht — ein Bachgenoſſe,
Von jedem Joch — ein Stromgeſell,
Sie ſchließen ſich ihm an mit Jauchzen
Und raſen larmend durch's Geröll.

Da hilft kein Schmeicheln und kein Trotzen.
Das tolle Freicorps macht ſich breit,
Und ſchwärmt um Haus und Hof und Kirche
Mit frecher Ausgelaſſenheit.

„Halloh, ihr Brüder, wenig Wochen,
„Dann bricht das Heer am Gletſcher los!"
Und ſelbſt die ernſten Berge wanken
Und rütteln ſich mit Kampfgetos.

Doch die bisher das Thal durchtobten,
Des Heers Vorpoſten waren's nur:
Nun kommt es ſelbſt herabgeſtiegen,
Vertilgend alles Lebens Spur.

Ausbreitend ſeine Wellenphalanx,
Schiebt ſich's dahin im Sturmgewühl,
Und Wolken bilden ſeine Fahnen
Und Donner ſind ſein klingend Spiel.

Dem Strom zu trägt es, als Trophäen
Des armen Thals zertrümmert Glück;
Der aber ſtößt mit kaltem Stolze
Das wilde Räuberheer zurück.

# Der Rieſenferner.

(In der Sylveſternacht.)

Es iſt die Zeit ein Rieſenferner,
Für jedes Menſchenmaß zu groß,
Der an dem Nebelrand der Welten
Emporragt aus der Urnacht Schoß.

Wie mit des Alpenlandes Fernern,
So iſt es auch mit dem — der Zeit:
In ſeinem Innern kocht und gähret
Geheimnißvolle Thätigkeit;

Ein ew'ger Kampf von Elementen,
Ein ewig Wachſen und Vergeh'n,
Ein Dehnen und Zuſammenſchrumpfen,
Wovon wir nur die Wirkung ſeh'n.

Bald quillt aus ſeinen tiefſten Adern
Ein reiner Labequell hervor,
Bald wälzt er Ströme der Zerſtörung
Aus berſtendem Kryſtallenthor.

Bald haucht er in des Thales Schwüle
Den friſchen Alpenwind hinab,
Bald ſchmettert er mit Sturzlawinen
Ein blühend Hirtenthal zu Grab.

Und ſo entſtrömt bald Fluch, bald Segen
Aus unbekanntem Labyrinth,
Und was wir Monden, Jahre nennen,
Sind Quell und Strom und Sturz und Wind. —

So ſteh'n wir wieder ſtumm erwartend,
Was uns der Ferner bringen will;
O wär', was er geheim bereitet,
Ein klares Bächlein, ſanft und ſtill.

Ein Bächlein, wie's die Hirten lieben,
Das Fluren tränkt und Blumen netzt,
Und Friedensauen freundlich ſpiegelt
Und Herden labt und Wand'rer letzt.

Ein Bächlein, das, gereift zum Fluſſe,
Beglückter Städte Wäll' umfließt,
Und Bilder heit'ren Menſchenfleißes
In ſeinen Silberrahmen ſchließt.

Ein Waſſer, das mit ſeinem Rauſchen
Gar ſanft zum Chor der Muſen ſtimmt,
Ein Waſſer, das nicht Thränen mehret,
Nein, — Thränen mit von hinnen nimmt;

Ein Waſſer, drein wie in die Lethe
Die Trauer ihre Laſt begräbt,
Indeß aus ſeinem Wellenbade
Die Freude ſich verjüngt erhebt;

Ein Waſſer, das einſt an der Gränze,
Wo's mündet in den Ocean,
Befrachtet mit der Völker Segen,
Ausſtrömen und zerfließen kann!

Um das, o Zeit, du Rieſenferner,
Fleht heut' die Menſchheit tiefbewegt:
Zeig' ihr, daß in der Bruſt von Eiſe
Dir doch ein Herz voll Liebe ſchlägt!

## Waldſalon.

Hinaus in deine Räume, friſcher Wald,
Tret' ich, das Herz erfüllt von Ueberdruß.
Ha wie es mir entgegendampft und wallt,
Das nenn' ich wahren Freundes-Gruß und Kuß!

Das iſt ein Kreis, wie er mir wolgefällt,
Wo die Natur ihr Wort zu ſprechen hat,
Wo keine Ziererei die Luſt vergällt,
Kein Schein ſich eindrängt an der Wahrheit ſtatt.

Wie ſteh'n die alten Eichen würdevoll,
Nicht übertüncht den grauen Greiſenbart,
Nein — ernſt und kräftig, wie's das Alter ſoll,
Daß Jugend ſich erbau' an deſſen Art.

In ihren Zweigen rauſcht's wie Bardenlied,
Des Waldes Oſſiane ſteh'n ſie da,
Und liſpelnd durch die Blätterharfen zieht
Der Geiſt der Zeit, die unſ're Ahnen ſah.

Und ſchlanke junge Tannen reih'n ſich dran,
Kraftjünglingen vergleichbar, edelſtolz,
Und ſtreben, markig, friſch, zum Himmel an,
Nicht ſo, wie unſre Jugend, faules Holz.

Doch friedſam und beſcheiden ſenken ſie
Die Arme nieder wie zum Schutz bereit
Für Alles, was in bunter Harmonie
Sich um ſie drängt voll Lieb' und Herzlichkeit.

Das iſt der Blumen zartes Volk, das mild
Wie Frau'n und Jungfräulein im Grünen tauſcht,
Und Anmuth hauchend auf das ernſte Bild
Sich koſend neigt und flüſternd Reden tauſcht.

Das wirft den Blick nicht lüſtern frech umher,
Das raſt nicht wild im Walzerrauſch dahin,
Das ſummt nicht mit Geſchwätz den Kopf uns ſchwer
Aus frommen Augen athmet's hohen Sinn.

Und auch an Dichtern fehlt's im Kreiſe nicht: —
Zwar iſt's kein ſelbſtgefäll'ger Singethee,
Wo eitle Halbheit in Orakeln ſpricht,
Wo Bleichſucht auskramt ihr erheuchelt Weh;

Wo man aus unterdrücktem Gähnen weint,
Genüſſe leidet und aus leerer Bruſt,
Wenn endlich die Erlöſungsſtund' erſcheint,
Sich ſeufzend zuruft: „Heut' gab's eine Luſt!“

Ja auch an Dichtern fehlt's dem Kreiſe nicht:
Das ſind gar muntere Geſellen, frei
Wie Gottes Luft und klar wie Gottes Licht,
Bei aller Kunſt doch der Natur ſo treu.

Brav, Meiſter Fink, — das nenn' ich mir ein Lied!
Aus welcher Schule? ſüddeutſch oder nord?
Schön, Nachtigall, wie's dir die Seele zieht! —
Nun faſſ' ich's, das ſind — Lieder ohne Wort.

Und was dort aus der Quelle rieſelnd klingt,
Iſt's flüſſige Muſik? ein Elfenchor? —
Kein Meiſter, der die Taſten herrſchend zwingt,
Ruft ſolchen Ton durch ſeine Kunſt hervor.

Und alles — alles paßt mir da ſo gut,
Und alles — alles dünkt mich da ſo traut,
Mein Aug' wird heiter, ruhig wird mein Blut,
Und Fried' iſt's, was auf mich herniederthaut.

Darum, du lieber Kreis, o nimm' mich auf,
Schließ feſt, recht feſt mich in dein Dunkel ein,
Verbirg mich vor der Welt und ihrem Lauf:
Ich will ja nicht von ihr gefunden ſein!

## Waldſcene.

Im grünen Wald iſt große Ruh,
Iſt unſichtbares Leben;
Ein leiſes Lüftchen haucht dazu,
Die jungen Blätter beben.

Wohl nur das allerfeinſte Ohr,
Wohl nur der Augen beſtes,
Vernimmt den ſtillen Frühlingschor,
Erräth den Klang des Feſtes.

Und Orgelklang — man weiß nicht wo? —
Quillt feierlich entgegen,
Als ob die Sonnenſtrahlen ſo
Durch's Laub hin klingend zögen.

Und eines fernen Glöckleins Schall
Tönt durch die kühlen Gänge,
Als ob des Maithaus Tropfenfall
Im Kelch des Walds erklänge.

Und Aexteſchlag hallt niederwärts,
Bald raſch, bald unterbrochen,
Als hörte man des Berges Herz
In Frühlingswallung pochen.

## Blumenroman.

„Einſt ſtand ich,“ — ſo erzählt' im Walde
Mir leiſ' ein junger Tannenbaum, —
„Einſt ſtand ich mit geſenkten Aeſten,
Vertieft in einen Frühlingstraum.

„Und wie ich ſo vor mich hin blickte,
„Sah ich, umkoſt vom Morgenweh'n,
„Mir gegenüber eine Blume,
„Des Lenzes ſchönſte Tochter, ſteh'n.

„Noch lag auf ihren ſammt'nen Blättern
„Der Unſchuld zarter Blütenſeim;
„Ein Tröpflein Thau blitzt' ihr im Buſen
„Wie einer Sehnſuchtsthräne Keim.

„Sie ſtand ſo einſam und verlaſſen
„In der für ſie zu düſt'ren Welt
„Und hob umſonſt ihr Auge, ſuchend,
„Durch's Waldgewölb' zum Himmelszelt.

„Mich dauerte die arme Blume,
„Geſchaffen für ein Gartenbeet,
„Und unter Weſen hier geworfen,
„Wovon kaum eines ſie verſteht.

„Theilnahme ſchenkt' ich ihrem Looſe:
„Glaub' nicht, ich war verliebt in ſie!
„Was fragt die Tann' um Minneweiſen?
„Der Sturm iſt meine Melodie.

„Doch ſah ich gern ihr ſtill Entfalten,
„Und ſah es einmal mit Verdruß,
„Wie ſich ein glatter Wurm ihr nahte,
„Bedrohend ſie mit eklem Kuß.

„Was konnt ich thun? — Ich hob die Aeſte,
„Wie warnend vor dem Böſewicht, —
„Unwillig ſchüttelt' ich den Wipfel,
„Doch ſie, zu arglos, merkt' es nicht.

„Harztropfen hätt' ich weinen mögen,
„Als er nun nimmer von ihr wich,
„Und, durch die Halme lüſtern äugelnd,
„Das Opfer ſeines Gifts umſchlich.

„Doch ſieh! wie er mit kecken Lippen
„Faſt die Erſchrock'ne ſchon entweiht,
„Da fliegt ein Vogel raſch vorüber,
„Und pickt ihn weg zur rechten Zeit.

„Sie war gerettet, fröhlich ſetzte,
„Wiewohl nicht ſeiner That bewußt,
„Der Vogel ſich auf meine Schulter,
„Und ſang ein Lied voll Lebensluſt.

„Fürwahr, ich hätt' ihn küſſen mögen,
„Wär' nicht ein Tannenkuß zu rauh:
„Doch wünſch' ich ihm, als Lohn der Rettung,
„Das ſchönſte Weibchen in der Au. —

„Nachts träumte gar mir von der Blume,
„Und als ich Morgens nach ihr ſah,
„War keine Blume zwar zu finden, —
„Doch ſtand die junge Sennin da!

„Und an der Sennin Buſen glühte
„Die volle Blum' als Liebespfand: —
„Sie fand ihr Ziel: ſie ſtarb, gebrochen
„Für Liebe von der Liebe Hand!“ —

---

# Mitgenuß.

Im Walde ſchlich ich matt und durſtig,
Da rauſcht' ein Felsborn labevoll,
Ein Streiflicht, durch die Zweige fallend,
Verrieth mir, wo er ſilbern quoll.

Und minder haſtig als behaglich,
In ſich'rer Labung Vorgenuß,
So trat ich, ruhend faſt im Gehen,
Durch's dichte Grün mit leiſem Fuß.

Da ſah ich, noch im Laub verborgen,
Ein Vöglein ſitzen an dem Quell:
Das ſträubte munter ſeine Schwingen,
Und zwitſcherte gar lieb und hell.

Bald trank es mit erhob'nem Hälschen
Bald naſcht' es ſich die Federn kraus,
Bald warf es einen Perlenregen
Von Tropfen über ſich hinaus.

Dem Vöglein war ſo wol zu Muthe,
Daß ich mich ſelber wohl empfand,
Und, um es ja nicht fortzuſcheuchen,
Kaum athmend in der Nähe ſtand.

Erquickt nun ſchien es zur Genüge,
Schwang ſich empor zum nächſten Aſt,
Und ſang dem Wirthe ſtatt der Zeche
Ein feines Lied als art'ger Gaſt.

Gekommen war ich um zu trinken,
Als ich den Platz beſetzt erblickt,
Da iſt mir aller Durſt vergangen,
Und fürbaß zog ich reich erquickt.

## Leben im Tode.

Wenn der Sturm ein junges Zweiglein
Faßt mit zürnendem Getos,
Muß er denn auch gleich es brechen,
Kann er es nicht beugen blos?

Und ſo ein gebeugtes Zweiglein
Kann es denn nicht treiben mehr?
Nie mehr grünen, nichts mehr hoffen
Von des Lenzes Wiederkehr?

Wenn die Nacht mit ſchwarzem Pinſel
Ueber alle Fluren fuhr,
Daß die Welt, wie brandverkohlet,
Daliegt ohne Lebensſpur:

Iſt die Sonne drum erloſchen,
Die der Welt den Schimmer lieh?
Hat kein Tag mehr hell're Farben
Auszuſchütten über ſie?

Wenn nur noch ein Stamm dem Zweige
Blieb, dran er ſich halten mag;
Wenn nur noch den Nachtgebilden
Hoffnung blieb auf einen Tag!

Und ſo nenne nicht gebrochen,
Wenn es nur gebeugt, dein Herz;
Nenn' es nicht verkohlt im Brande,
Wenn's geſchwärzt nur iſt vom Schmerz.

Halte, wie der Zweig am Stamme,
Hoffe, wie die Nacht auf Tag!
Nur das Herz iſt ganz gebrochen,
Das ſich ſelbſt verlieren mag.

Weit, wohin du blickſt, es nachtet,
Deine Spanne Himmel weint,
Glaube nicht, daß nie und nirgend
Mehr auf Erden Sonne ſcheint.

Schränke nicht auf dieſes Leben
Deinen Horizont dir ein;
Blicke weiter, hoff' hinüber,
Iſt doch auch das Jenſeits dein.

Leicht wird dann der Schmerz dir werden,
Wenn er nicht als Letztes droht,
Und was Tod dir ſchien im Leben,
Dir noch Leben ſein im Tod!

## Der weinende Baum.

Der Quell des Regens ging zur Neige,
Die Luft iſt wieder hell und rein;
Schon lächelt durch der Buche Zweige
Des erſten Sternes milder Schein.

Und tief im Laub, wie deſſen Seele,
Durch die ein Hauch der Wehmuth zieht,
Beginnt mit voller Kraft der Kehle
Die Nachtigall ihr frommes Lied.

Da regt die Buch' ihr grün Gefieder,
Vom leiſen Abendwind durchrauſcht,
Und ſchüttelt klare Tropfen nieder
Auf mich, der unten träumend lauſcht.

Wie ſoll die Tropfen ich erklären,
Und was damit die Buche meint? —
Mich dünkt, es ſeien ihre Zähren,
Die ſie, vom Lied ergriffen, weint.

## Zur Unzeit.

Armer Baum, warum verdorben,
Wo noch Alles treibt und ſprüht? —
„Weil ich, ach! zu früh getrieben,
„Weil ich, ach! zu früh geblüht!“ —

Armer Baum, warum verdorben,
Wo noch Zeit zur Blüt' und Frucht? —
„Weil in einem kurzen Jahre
„Zweimal ich zu blüh'n verſucht!“ —

Armer Baum, warum verdorben,
Schienſt ja ſtark für manches Jahr? —
„Weil ich erſt zu blüh'n begonnen,
„Als ſchon Zeit zu Früchten war!“

## Die Pfahlwurzel.

Da draußen auf dem Hügel
Lehnt ein vergeſſ'ner Baum,
Gebogen bis zur Erde
Hält er am Boden kaum.

Man meint, ein Windſtoß könne
Ihn betten in den Sand,
Man meint, man könn' ihn ſtürzen
Mit einem Druck der Hand.

Und dennoch treibt er Blätter,
Und thut als wollt' er blüh'n,
Und ſein gebeugter Wipfel
Iſt dennoch friſch und grün.

Vom Grunde losgeriſſen
Mit allen Wurzeln faſt,
Hält er nur noch an einer
Des eig'nen Leibes Laſt.

Pfahlwurzel heißt die eine,
Die treibt und haftet noch,
Die einzige, die letzte,
Sie hält ihn aber doch.

Sie macht, daß er noch grünet,
Sie hindert's, daß er bricht,
So lang nicht ſie geſprungen,
So lange fällt er nicht. —

Dem Baum am Hügel draußen
Bin ich in manchem gleich:
Oft hangt mein Haupt am Boden,
An ſchweren Träumen reich.

Oft ſchein' ich, losgeriſſen
Mit allen Wurzeln faſt,
Vor'm Falle kaum zu wahren
Der bangen Seele Laſt.

Und dennoch grünt ſie wieder,
Und ſetzt oft Blüten an,
Daß ich mein eig'nes Leben
Nicht recht begreifen kann.

Pfahlwurzel meines Herzens –
Iſt ja die Liebe noch,
Die einzige, die letzte,
Sie hält es aber doch.

Sie macht, daß es noch grünet,
Sie hindert, daß es bricht;
So lang nicht ſie erſtorben,
So lang erſterb' ich nicht!

# Neuer Trieb.

Wenn abgeſtockt die reife Waldung
Vom Berg, auf dem ſie grünte, ſank,
Dann ragt er auf ſo kahl und öde,
Als wär' ſein Inn'res todeskrank.

Die Wolken ſuchen ſeine Kronen,
Die Stürme ſtreichen über ihn;
Da liegt er wie ein Grabmal deſſen,
Was erſt in ihm zu leben ſchien.

Und doch iſt er nicht ganz geſtorben,
Sein Herz arbeitet insgeheim,
Und nun die erſte Frucht gebrochen,
Bereitet er den zweiten Keim.

Doch ob, wo Föhren ihn umſtarrten,
Er nicht einſt Buchen treiben wird,
Ob Nadeln nicht dem Haupt bereitet,
Das einſt ein Eichenkranz geziert;

Ob nicht ein Hauch aus fernen Ländern
Ihm unbekannten Schmuck verleiht: —
Kein greiſer Forſtmann kann's euch ſagen,
Darauf gibt Antwort nur — die Zeit. —

Und wie der Berg, iſt oft der Dichter:
Er ſcheint erſchöpft und todt zu ſein,
Indeſſen lenkt ſein Herz nur, feiernd,
In einen neuen Kreislauf ein.

Was er in dieſem bringen werde,
Wer weiß Beſcheid? — Er ſelber nicht!
Doch, wie der Berg dort — wieder Waldung,
So hier der Dichter — ein Gedicht!

## Die feindlichen Schlöſſer.

Da ſteh'n ſie ſchroff ſich gegenüber
Die beiden Schlöſſer, lebensſatt;
Zwei blinde Greiſe, deren Augen
Verjährter Haß geblendet hat.

Und unten grünt das Thal ſo freundlich,
Und unten gähnt die Felſenſchlucht,
Durch die, verfolgt von Rad und Hammer,
Der Wildbach einen Ausweg ſucht;

Und unten ſchmiegt ſich Haus und Hütte
An's Waldgebirg ſo traut und dicht,
Als dächten ſie: „Du kannſt uns tödten,
„Biſt aber gut, — und thuſt es nicht!"

Und fern am Hügel ſteht ein Kirchlein,
Als treue Wacht in Hitz' und Froſt,
Mit Glockenzungen den Bewohnern
Zurufend: „Kinder, ſchlaft getroſt!"

Und drüber hin erheben Alpen
Ihr frommes Haupt zur Wolkenbahn,
Und knüpfen mit den ſtillen Gipfeln
Die Erde an den Himmel an.

So iſt es, — und ſo war es einſtens,
Da noch die Schlöſſer kühn geragt,
An deren kümmerlichen Reſten
Des Epheus grüner Roſt nun nagt.

So war's, da ſie noch grollend oben
Im Haſſe ſuchten blut'ge Luſt,
Zwei Brüder, wie zwei gift'ge Herzen,
Herbergten in der Mauerbruſt.

So war's; — ſie haßten! Wie war's möglich?
Sie ſah'n doch Thal und Schlucht und Bach
Und Hütt' und ſchon wohl auch das Kirchlein:
Wie kam's, daß nicht ihr Starrſinn brach?

Wie kam's, daß ſie das Haupt nicht lieber
Mit Liebeskränzen ſich geſchmückt?
Nicht lieber Becherklang gewechſelt,
Und Brudertreu' ſich zugeblickt? —

Doch ſie bereu'n es! Nicht nur Alter,
Gewiß auch Reue zehrt ſie ab,
Und rüttelt ihre morſchen Glieder,
Und beugt ihr morſches Haupt zu Grab.

Wenn ſie ſich ſo verjüngen könnten,
Ob ſie wohl wieder haßten dann? —
O nein! — Getreue Freundſchaft knüpften
Sie über's Thal hin, denk' ich, an.

## Von der Linde.

Nicht fern vom Kirchhof zwiſchen Hecken
Steht eine Linde ganz allein,
Wenn abends ſich die Schatten ſtrecken,
So reicht der ihre bis hinein.

So oft ich noch zu ihr gekommen,
Um mich zu freu'n der Abendruh',
Hab' ich ein Flüſtern ſtets vernommen,
Als raunte ſie mir etwas zu.

Sprich, liebe Linde, künd' es offen,
Ich leihe willig dir mein Ohr;
Was du erlebt, was dich betroffen,
In deiner Sprache trag' mir's vor.

Ha, hör' ich recht? — Du lispelſt ſchaurig?
Von deinen Zweigen tropft's wie Blut? —
„Es iſt ein Grab", ſo ſagſt du traurig,
„Ein Grab, worauf dein Haupt hier ruht.

„Ich aber ſteh' auf dieſem Grabe
„Als grünes Trauermonument;
„Vernimm, was ich erfahren habe,
„Wofern dein Herz auch Liebe kennt. —

„Es war ein ſchöner Frühlingsabend,
„Für ſtille Liebe wie gemacht:
„Die Lüfte liſpelten ſo labend,
„Die Sonne ſank in vollſter Pracht.

„Da ſetzt' an meines Stammes Fuße
„Ein junges Paar ſich tändelnd hin,
„Da webt' ich, über Schwur und Küſſe,
„Verſchwiegen meinen Baldachin.

„Es ſchien ein Bund für ew'ge Dauer,
„Sie hielten ſelig ſich umfaßt:
„Mein Laub durchrauſchte ſüßer Schauer,
„Und neue Blüten trieb mein Aſt. — —

„Es war ein heit'rer Sommermorgen,
„Der Himmel glänzte wie Rubin,
„Da warf ein Jüngling voller Sorgen
„Sich unter meinen Schatten hin.

„Nicht achtet' er des Thaus im Graſe,
„War doch von Thränen feucht ſein Kleid,
„Im Auge las man ihm, es raſe
„Durch ſeine Bruſt ein Sturm von Leid.

„Er war's, derſelbe Hochbeglückte,
„Der an dem Frühlingsabend hier
„Sein Mädchen an den Buſen drückte
„Und ſeines Lebens Glück mit ihr.

„Und weil das Mädchen ihn betrogen,
„War's auch vorbei mit ſeinem Glück —!
„Ein Schuß — ein Seufzer, tief gezogen,
„Und ſtarr ſank er auf mich zurück.

„Und allen Thau von meinen Blättern
„Goß ich beſtürzt auf ihn herab, —
„Ein Sproſſer ſang mit lautem Schmettern
„Von meinem Wipfel ihn zu Grab. — —

„Herbſt war's, — der Mond mit hellem Prangen
„Hing ſilbern über Thal und Höh'n;
„Da kam ein Mädchen ſtill gegangen
„Und blieb an meinem Fuße ſteh'n.

„Es war dieſelbe Hochbeglückte,
„Die an dem Frühlingsabend hier
„Den Jüngling an den Buſen drückte, —
„Jetzt ſchlich die Reue hinter ihr.

„Unwillig ſchüttelt' ich die Zweige,
„Sie ſah mich düſter lächelnd an,
„Und ſprach: „„Ich kenn' dich, blut'ger Zeuge,
„„Doch glaub', ich büßte meinen Wahn!

„„Das Paradies in treuem Herzen
„„Ich gab es hin für ſchnöden Schein;
„„Doch ach! es dringen meine Schmerzen
„„Nicht zum Geopferten hinein.

„„Wenn bald, nur bald die Stunde ſchlüge,
„„Die mich dem Theuren riefe nach,
„„Vielleicht daß er doch Mitleid trüge
„„Und mir verzieh', — was ich verbrach!“"

„Es war ein ſchöner Frühlingsabend,
„Das Ave klang mit leiſem Ton,
„Die Lüfte liſpelten ſo labend,
„Und läng're Schatten fielen ſchon.

„Und über jene Kirchhofmauer
„Sah ich hinein und ſah ein Grab;
„Jungfrauen ſenkten grad in Trauer
„Des armen Mädchens Sarg hinab.

„Und als ſie ſie beſtattet hatten
„Bei düſt'rer Grabesmelodie,
„Warf ich auf's Grab noch meinen Schatten,
„Wie einen Gruß von ihm — an ſie! —

„Blick' hin, grad ſinkt die Sonne nieder,
„Siehſt du der Blumen welke Spur?
„Gib was du haſt, gib ihnen Lieder,
„Ich habe meinen Schatten nur!“ —

## Verjährung.

Quer über eine Wieſe
Führt oft ein ſchmaler Steig,
Den will der Herr nicht dulden,
Verlegt ihn mit Gezweig,

Durchfurcht ihn mit dem Pfluge,
Beſät mit Gras ihn dicht, —
Doch alles iſt vergebens,
Der Steig verwiſcht ſich nicht.

Da fruchtet kein Verſperren,
Da hilft kein Seitenſteg;
Es iſt der Fuß der Leute
Gewohnt ſchon an den Weg. —

Mein Herz auch gleicht der Wieſe,
Durchfurcht von ſolchem Pfad,
Den ſich der Fuß der Liebe
Darüber wandelnd trat.

Oft wollt' ich ihn verſperren,
Verlegen mit Gezweig,
Oft Nebenwege bahnen,
Doch Liebe kennt den Steig.

Sie ſchreitet neben drüber,
Als wär' es unbewußt,
Stets wird der Steig mir breiter,
Stets größer mein Verluſt.

Drum will ich nicht mehr wehren
Den Pfad ihr, der ſie freut:
Er iſt nun ſchon des Herzens
Verjährte Dienſtbarkeit.

## Garten und Haus.

Wie Jammerſchad' um dieſen Garten,
Um dieſen üpp'gen Freudenflor,
Wo in Geſtalt von tauſend Arten
Das Leben blüht an's Licht empor;

Wo keine Thräne je gefloſſen,
Als die des Thaues, die der Luſt,
Wo höchſtens Wehmuth ausgegoſſen
Den Perlenreichthum ihrer Bruſt;

Wo nie ein Laut des Zankes grollte,
Als etwa, wenn der Fink' im Lied
Den Zeiſig überbieten wollte,
Bis Nachtigall den Streit entſchied;

Wo nie den Boden Blut benetzte,
Wo nie ein Herz in Qual zerſprang;
Wo Liebe nur in's Grün ſich ſetzte,
Und Blumen in das Haar ſich ſchlang;

Wo nie ein Schmeichler Schlingen legte,
Wo nie ein Frevler Ränke ſpann,
Wo alles friſch und frei ſich regte,
Und nur genoß und nur gewann.

Wie Jammerſchad', — und ihn vernichten,
Verſchleudern wollt ihr ſeinen Schatz,
Ausrotten Blumen, Bäume lichten,
Ein Haus erbau'n auf ſeinem Platz!

Ein Haus, — ein Haus, — und könnt ihr wiſſen,
Wofür? — Ihr wähnt es, doch ihr irrt!
Ein Haus, wo Menſchen wohnen müſſen,
Worin der Kummer weinen wird.

Ein Haus, worin einſt Hader waltet,
Und Kraft erliſcht, und Recht verdirbt,
Und Tugend fällt, und Schönheit altet,
Und Glaube wankt, und Leben ſtirbt.

Baut hier kein Haus! — Räumt nicht dem Leide
Ein Reich, das ſonſt nur Wonne barg;
Setzt auf den blanken Tiſch der Freude
Nicht ſpottend einen düſt'ren Sarg!

## Blumenleben.

O knicke nicht die zarte Blume,
Die ſittſam ſtolz ihr Köpfchen dreht,
Und in des Frühlings Heiligthume
Gleichwie vor Andacht zitternd ſteht.

Begreifſt du denn ihr ſtilles Leben,
Und weißt du, was ſie ſcheu verſchließt?
Ob nicht ihr Blüh'n — bewußtes Streben,
Ihr Duft nicht — fühlend Athem iſt?

Ob nicht, wie Blut das Herz dir ſchwellet,
Ein Ichor auch ihr Herzchen netzt?
Ob nicht ihr Stern, vom Licht erhellet,
Sich wie dein Auge dran ergötzt?

Vom Tiger wird der Menſch zerriſſen,
Nie Menſch, wie kennt' er Menſchenweh?
Was willſt du von der Blume wiſſen,
Warſt du doch keine Blume je!

Ihr Alter iſt — des Herbſtes Nähe,
Ihr Gram — der Troſt, ihr Feind — der Wurm,
Und will der Herr, daß ſie verwehe,
So ſchickt er ihr den Engel „Sturm“.

Tritt nicht, ſie vorſchnell zu begraben,
Als fremder Würgegeiſt, heran,
Laß ſie genießen, fühlen, haben,
Was ſolch ein Weſen eben kann.

Biſt ja in eines Höhern Händen
Doch ſelbſt weit weniger, als ſie;
Du kannſt ihr kurzes Leben enden,
Und deines Jener, der dir's lieh.

Sei mild, — wer weiß — Er kann dir's lohnen,
So wie Er jeder Milde lohnt,
Und einſt großmüthig dich verſchonen,
Wie du großmüthig ſie verſchont!

# Die Blume.

Auf ſchlankem Stengel wiegte ſchaukelnd
Einſt eine Blume ſich vor mir,
Sie war ſo zart, ſo blau, — und gaukelnd
Koſt' anſpruchlos der Weſt mit ihr.

Ob einfach, war ſie doch ſo ſelten,
So einzig, daß ich ſtille ſtand.
Und innig frommen, unvergällten
Genuß in ihrem Anſchau'n fand.

Und aus dem Anſchau'n ward Entzücken,
Und meine Sehnſucht wuchs ſo ſehr,
Ich muß, muß ſie, meint' ich pflücken,
Denn keine zweite fänd' ich mehr.

Schon hatt' ich mich hinabgebogen
Zum Stengel, dran ſie nickend hing; —
Wo war ſie? wo? — ach! weggeflogen, —
Es war — ein blauer Schmetterling. —

Aus lieben blauen Augen blühte
Mir einſt die Liebe freundlich zu,
Daß mir die Seele heiß entglühte;
Mein, dacht' ich, Blume, — mein biſt du!

Ich nahte mich in ſüßem Triebe,
Und weg und hin war ihre Spur!
Sprich, Mädchen, ſprich, war deine Liebe
Nicht auch ſolch eine Blume nur?

## Blume und Stiel.

O Blume, ſchön gleich einem Sterne,
Vom Himmel auf die Flur geſät,
Und duftig, wie von eines Engels
Gelindem Athem angeweht!

Allein warum der ſchmächt'ge Stengel,
Der feſt dich bannt an eklen Zwang,
Und auf dies eine Korn der Scholle
Geſchmiedet hält dein Leben lang?

Du ſollteſt frei die Luft durchflattern
Gleich einem duft'gen Schmetterling,
Und dort nur gerne blühend haften,
Wo dich die Hand der Liebe fing. —

„Ei, ſchilt mir nicht den ſchlanken Stengel;
„Er iſt mein Puls, er iſt die Schnur,
„Woran mich meine Mutter „Erde"
„Im Flattern gängelt auf der Flur.

„Er läßt mich nicht vom Weſt entführen,
„Mich von der Flut vertragen nicht;
„Er gibt das Leben meinem Streben,
„Er hebt aus Erde mich zum Licht!“ —

Und iſt der Künſtler nicht der Blume,
Sein Hausſtand nicht dem Stengel gleich? —
„Warum die Feſſeln,“ hört man klagen,
„Ach wär' er frei, wie wär' er reich!

„Nichts ſollt' ihn an die Scholle binden,
„Frei ſollt' er ſchweben durch die Welt,
„Und dort nur zahm zur Erde ſitzen,
„Wo es ihm eben wohlgefällt.“ —

O laßt auch ihm den Puls, den Faden,
Woran ihn Mutter „Erde“ lenkt;
Sie weiß, warum ſie ihn geboren,
Sie weiß, warum ſie ihn beſchränkt.

Gleichwie die Blume, losgeriſſen,
Zu Staub fällt, — nicht zum Himmel fliegt,
So würd' auch er, der Erd' entfremdet,
Verkümmern, welk und unbegnügt.

## Die kranken Blumen.

Wenn ſo der Lenz im Fluge
Durch Wald und Wieſen eilet,
Durch Thal und Höhen zieht,
Ob er auf ſeinem Zuge
Wol Alles gleich betheilet,
Und Keines überſieht?

Denn Alles ſteht ihm offen
Und ſehnt ſich ihm entgegen
Und lechzt nach ſeinem Gruß;
Stillt er wohl jedes Hoffen,
Und bringt er Allen Segen
Und Allen Gruß und Kuß?

Wenn doch wo überſehen
Vielleicht ein Blümchen bliebe,
Das auch gehofft auf ihn;
Wie müßt' ihm weh geſchehen,
Wenn's, auch gemacht zur Liebe,
Müßt' ungeliebt verblüh'n!

Sieh nun, wenn ich die Fluren
Im Lenze ſo durchwalle,
Manch Blümchen fand ich blüh'n,
Das deutlich trug die Spuren,
Daß er nicht dacht' an Alle,
Das krank und freudlos ſchien.

Da ſind die weißen Roſen,
Da ſind die weißen Veilchen,
Die gar ſo traurig ſteh'n;
Sie ſind's, die freudeloſen,
Die ungeliebt ein Weilchen
Fortkränkeln und — vergeh'n!

## Wetterroſe.

(Carlina acaulis.)

Mein Herz, das ruheloſe,
Mit ſeinem Wohl und Weh,
Es gleicht der Wetterroſe
Auf ſteiler Bergeshöh'.

Lacht hell im Sonnenglanze
Der Himmel fern und nah,
Mit off'nem Blätterkranze
Steht dann die Roſe da.

Doch trübt ein nahes Wetter
Des Himmels ſanfte Ruh',
Dann ſchließt ſie ihre Blätter
In ſtiller Trauer zu.

So iſt's mit meinem Herzen,
Dem ich vertrauen kann,
Es kündet Luſt und Schmerzen
Mir immer treulich an.

Wenn's krampfig ſich verſchließet,
Sich in ſich ſelber kehrt,
Dann fließet, Thränen, fließet:
Das Zeichen iſt bewährt.

Doch beut ſich's manchmal, offen,
Der Welt zum Spiegel gern,
Dann iſt, — o ſüßes Hoffen —
Ein Freudenblick nicht fern!

## Johannisblume.

(Melampyrum nemorosum.)

In unſ'ren Wäldern blüht ein Blümchen,
Mit Doppelblüten ausgeſchmückt,
An deren veilchenblauer Krone
Manch goldighelles Glöckchen nickt.

Doch ſeine feingezackten Blättchen
Sie ſind ſo blau nur im Erblüh'n,
Und wie ſie wachſen, wie ſie altern,
Zerrinnt das Blau in mattes Grün.

Was Kronſchmuck war, das wird zum Kraute,
Der Glöckchen helles Gold verdirbt,
Bis, ſelbſt ſich ähnlich kaum, die Blume
Den Tod gemeinen Graſes ſtirbt. —

O Blümchen, Bild des Jugendſtrebens,
Sanft ſpiegelnd noch des Himmels Blau,
Wie ſchimmert zwiſchen deinen Blüten
Manch Tröpflein Glücks, gleich gold'nem Thau.

Doch bald verliert mit Tag und Stunde
Das ſanfte Blau ſich mehr und mehr,
Das matte Grün des Alltaglebens
Zieht ſchimmerlos darüber her.

Des Glückes Flitterchen erlöſchen,
Bis unſer Leben, einſt ſo reich,
Wie die zum Gras gewordʼne Blume,
Hinſchmachtet jedem andern gleich.

## Vergißmeinnicht.

Du Blümchen, lieblich und beſcheiden,
Mit deinem Schimmer ſanft und blau,
Du rühmſt dich nicht die Au zu kleiden,
Und kleideſt doch ſo ſchön die Au.

Man kann den Reif des Mais dich heißen,
Du ſchillerſt durch das Grün ſo mild,
Und wie der Herbſt den Flaum, den weißen,
Hauchſt du den blauen aufs Gefild.

Der blaue Himmel kam zu nippen
Den Lenzkuß von dem Mund der Flur,
Und ſieh! du bliebſt auf ihren Lippen
Zurück als ſeines Kuſſes Spur.

Und nochmal nenn' ich dich beſcheiden,
Du blickſt mich an ſo lieb und licht
Und ſiehſt, am Fuße grauer Weiden
Geheim verſteckt: „Vergiß mein nicht!“

„Vergiß mein nicht!“ ein ſchöner Name!
Jedoch ein and'rer ziemte dir,
Wenn du, mein Troſt in manchem Grame,
Dein Köpfchen freundlich neigſt zu mir.

„Ich denke dein!“ — ſo mein' ich immer,
Soll paſſender dein Name ſein:
Denn dein vergeſſen kann ich nimmer,
Du aber, bitt' ich, — denke mein!

## Die Jericho-Roſe.

(Anastatica.)

Die Ruh' iſt wol ein ſelt'nes Blümchen,
Ein Blümchen unſ'res Suchens werth;
Verkannt von Manchem, der's gefunden,
Erſehnt von Jedem, der's entbehrt.

Vielleicht iſt ſie dem Veilchen ähnlich,
Das ſtill am Bachesufer blüht,
Und kindlich mit den blauen Augen
Im klaren Spiegel ſich beſieht?

Ich ging hinaus, ich fand am Bache
Den jungen Blumengärtner „Mai“,
Und Veilchen blühten, wo er winkte,
Doch Veilchen „Ruh'“ war nicht dabei.

Vielleicht iſt Ruhe, wie die Tulpe,
Die bunt auf ſtolzem Beet ſich bläht,
Und wie um Sonnentropfen buhlend
Den Kelch empor zum Himmel dreht?

Ich ging hinaus, ich fand die Tulpen,
Gefüllt von Tropfen rein und licht;
Sie blitzten flimmernd mir entgegen,
Die rechten aber waren's nicht.

Vielleicht iſt Ruh' ein Alpenblümchen,
Das einſam blüht, wie Edelweiß,
Hoch über dieſes Thales Nebeln,
Vergeſſen zwiſchen Stein und Eis?

Ich klomm empor, — ich pflückte ſchwindelnd
Das Edelweiß aus ſchwarzer Kluft:
Doch ſchien die Ruh' auch d'ran zu blühen,
Bald ward ſie welk in unſ'rer Luft.

Und wie die Blumen alle heißen,
Und wo die Blumen alle blüh'n,
Ein wahres Bild der Ruh' iſt keine,
Und keine lohnte mein Bemüh'n.

Ein ſelt'nes Blümchen iſt die Ruhe,
Der Roſe gleich von Jericho:
Sie wächſt nur im gelobten Lande, —
Gelobtes Land, wo biſt du? — wo? —

## Der Schierling.

Der Lenz hat ſeine Blumenſchaaren
Hinausgeſendet in die Welt,
Sie eifern, ihn zu offenbaren
Auf Berg und Au, im Thal und Feld.

Da blüh'n die Primeln knapp an Roſen
Bei Veilchen mit und ohne Duft,
Da lauſcht der Lenzſafran in Mooſen,
Ob bald der erſte Kukuk ruft.

Da reih'n ſich an Levkojenglocken
Vifolien mit zartem Blau,
Und laue Zephyrküſſ' entlocken
Die Vogelmilch der Bruſt der Au.

Das liebe Gänſeblümchen ſticket
Die grüne Flur mit Perlen weiß,
Vorläufer der Cyanen blicket
Aus junger Saat der Ehrenpreis.

Das Goldenmilzkraut ſtreckt ſein Köpfchen
Aus ſeiner Blätterhalskrauſ' her,
Das Leberkraut gleich blauen Tröpfchen,
Entthaut dem blauen Himmelsmeer.

Es iſt ein liebliches Gedränge,
Ein lebensvolles Farbenſpiel, —
Und nicht ein Blümchen in der Menge
Erſcheint entbehrlich und zu viel.

Der Schierling ſelbſt mit fleck'gem Stengel
Gehöret mit zum großen Chor:
Er ſtellt im Kreis der Blumenengel
Den düſteren Gefall'nen vor.

## Der Käfer.

Du Käferlein auf kahler Mauer,
Wo kriechſt du hin, was ſuchſt du hier?
Du ſuchſt dir einen Halm zur Weide,
Dort liegt er, aber — hinter dir.

Ei welch verkehrtes eitles Trachten!
Geſchäftig läuft es hin und her,
Und taſtet und entfernt im Suchen
Von ſeinem Ziel ſich mehr und mehr.

Zuhöchſt am Simſe ſchon mit beiden
Fühlfäden ſtößt es zuckend an;
Verſucht ſich rechts und links zu wenden,
Und merkt, daß es nicht weiter kann.

Nun erſt gedenkt es ſeiner Flügel,
Es prüft ſie, ſie ſind ſtark genug,
Und, den es kriechend nicht gefunden,
Den Halm erreicht es ſchnell im Flug. —

So liegt ein grünes Reis des Glückes
Vielleicht auch, denk' ich, hinter mir;
Geſchäftig treibt's mich hin und wieder,
Ich ſuch' es dort, ich ſuch' es hier.

Oft ſtoß' ich zuckend mit des Herzens
Fühlfäden an den kalten Stein;
Wenn's auf das höchſte kam, ſo fallen
Ja wol auch mir die Flügel ein.

Statt auf dem Steine zu verſchmachten,
Will ich ſie prüfen kühn und klug:
Was ich im Kriechen nicht erreichte,
Vielleicht erreich' ich's noch im Flug.

## Der träumende Canarienvogel.

Beglänzt von des Mondes Wiederſchein,
Sitzt oft mein Canarienvögelein
Bei Nacht im zierlichen Kerker.

Bei Tag da ſang es und ſprang es voll Luſt,
Nun ſenkt es ſein Köpfchen herab auf die Bruſt,
Läßt hangen die Flüglein und ſchlummert.

Es ſchlummert, es hat die Aeuglein zu.
Was zuckt es nur oft empor aus der Ruh',
Und trippelt und zwitſchert ſo leiſe?

So klingt's, wenn ein Kindlein im Traume ſpricht,
Halb liſpelt's ein Wort und vollendet es nicht, —
Das Vögelein zwitſchert im Traume.

Es träumt! — Wovon es nur träumen mag?
Wir träumen, was wir erlebt am Tag,
Wir träumen von ehmals und einſtens.

Wir träumen von Liebe, die lange ſchon todt,
Von lange verblichenem Morgenroth,
Von niemals genoſſenen Wonnen.

Wir träumen von goldenen Schlöſſern gar oft,
Von Allem, was wir geahnt und gehofft,
Von Allem, was wir verloren.

So träumet vielleicht auch das Vöglein hier,
In ſeinem Kerker geboren wie wir,
Von niemals genoſſener Freiheit!

Es flieget und wieget vielleicht ſich im Traum
Dahin durch des Himmels azurenen Raum,
Verlernten Geſangs ſich erinnernd.

Es träumt von den goldenen Schlöſſern vielleicht,
Wo koſend die Königin Zucker ihm reicht
Von purpurnen, duftigen Lippen.

Es träumt vielleicht von dem Weibchen, ihm gleich,
Das fernher aus transatlantiſchem Reich
Voll Sehnſucht ihm nachgeflogen.

Es ahnt vielleicht in der kleinen Bruſt
Auch etwas von Heimweh und Heimatluſt,
Und träumt von den ſeligen Inſeln.

So träume nur, Vöglein, träume bei Nacht, —
Und morgen — wie freu' ich mich! — wenn du erwacht,
Da ſollſt du mir ſingend erzählen!

## An der Quelle.

Quelle, was ſagſt du mir?
Sagſt mir: „Ein Mann war hier,
„Der da gewandert weit,
„Weit unter Luſt und Leid.“

Sagſt mir: „Der Mann war reich,
„Dacht', ihm ſei keiner gleich;
„Aber der reiche Mann
„War nicht zum beſten dran.

„Perlenden Wein vom Rhein
„Schenk' er in Gold ſich ein,
„Trank ihn im Marmorhaus
„Unter Geſängen aus.

„Ließ ſich von weißer Hand
„Reichen der Liebe Pfand,
„Ließ ſich von Lippen heiß
„Zollen der Wonne Preis.

„Hetzte ſein Viergeſpann
„Straßenauf, hügelan;
„Tobte mit Jagdgetos
„Fort durch Geſtrüpp und Moos.

„Trotzte dem Würfelglück,
„Höhnte des Warners Blick;
„Stürmte durchs Leben hin
„Ohne Gefühl und Sinn.“ —

Quelle, was ſagſt du mir?
Sagſt mir: „Ein Mann war hier,
„Reich einſt und doch voll Harm,
„Heiter nun, — aber arm.

„Was ihm das Glück gelieh'n,
„Sah er wie Nebel flieh'n;
„Was ihm die Liebe ſchwur,
„Schmolz wie der Reif der Flur.

„Was ihn mit Glanz umgab
„Welkte wie Blätter ab,
„Und mit erwachtem Sinn
„Zog er durchs Leben hin.

„Um den verlaſſ'nen Mann
„Nahm die Natur ſich an,
„Wandte ſein Herz ſich zu,
„Gab, was ihm fehlte, — Ruh'.

„Sieh! und ſo lag er hier,
„Wo du nun liegſt bei mir;
„Schlürfte, ſtatt Wein im Gold,
„Waſſer, wie's mir entrollt.

„Treuer, als Liebeskuß,
„Dünkt' ihn der Blumen Gruß,
„Mehr, als Trompetenklang,
„Freut' ihn der Vögel Sang.

„Und in des Waldes Haus
„Sandt' er die Augen aus,
„Jäger nach beſſ'rem Wild,
„Das nun ſein Sehnen ſtillt.“ —

**Quelle, was ſagſt du mir?**
**Sagſt mir: „Ein Mann war hier,**
**„Der da, nach Freud' und Leid,**
**„Fand — die Zufriedenheit!“ —**

# Ueberflutung.

Gar luſtig rieſelt eine Quelle
Kryſtallen aus des Berges Bruſt;
Der Wand'rer lagert gern zur Stelle,
Des ſüßen Labſals froh bewußt.

Da trübt der Himmel ſich von Wolken,
Der Regen ſtrömt, der Wildbach ſchwillt,
Und wälzt ſich dick, wie gelbe Molken,
Am Berg hin, dem die Quell' entquillt.

Nun freilich ſieht das Aug' ſie nimmer,
Und weggetilgt ſcheint ihre Spur;
Doch iſt ſie nicht verſiegt für immer,
Nein — überflutet iſt ſie nur.

Bald iſt das Waſſer abgeronnen,
Bald lüftet ſich des Himmels Flor
Und aus dem Berge quillt der Bronnen
So klar und luſtig wie zuvor. —

So iſt es mit dem Quell der Lieder,
Der aus der Bruſt des Dichters quillt:
Oft brauſt und ſtrömt es zürnend nieder,
Und trübt und überſtrömt ihn wild.

Getroſt! Es wird ja wieder helle,
Dann legt ſich Sturm und Flutgebraus,
Und wär's nur keine Hungerquelle,
Gewiß — ſo bricht ſie wieder aus!

## Sinnentäuſchung.

Hört ihr den Quell im Walde rauſchen,
Hört ihr des Sproſſers Lied im Hain?
Ich ſeh' geſpannten Ohrs euch lauſchen,
Und lächelnd ſagt ihr endlich: Nein!

Seht ihr dort unter jenen Buchen
Die Roſe glüh'n im Purpurſchein?
Ich ſeh' mit klugem Aug' euch ſuchen,
Und wieder ſagt ihr lächelnd: Nein!

Und ſeht ihr auch das Schloß nicht winken
Mit blankem Thurm am Waldesrain?
Ihr ſchaut zur Rechten und zur Linken,
Und ſagt ſchon faſt unwillig: Nein!

O glaubt, was ich genannt, das Alles,
So oft ich komme, ſteht's vor mir:
Den Laut des Quells, des Liederſchalles,
Und Roſ' und Waldſchloß find' ich hier.

„Erinn'rung“ heißt der Quell, der leiſe
Durchs Waldgrün rauſcht und murmelnd klagt,
Und auf geheimnißvolle Weiſe
Mir längſt Verſcholl'nes wiederſagt.

Und „Jugend“ heißt das Lied im Haine,
Des trauten Sproſſers Elegie,
Bald mild, als ob ein Engel weine,
Bald wild wie Wetterharmonie.

Und „Liebe“ heißt die Purpurroſe,
Die unter Buchen mir geglüht;
Entblättert ruht ſie längſt im Mooſe, —
Dem Herzen iſt ſie nicht verblüht.

Und „Leben“ heißt das Schloß voll Schimmer,
Das kühn ſich hob zum Wolkenlauf; —
Ein Luftſchloß war's, es ſank in Trümmer,
Und taucht nur mehr in Träumen auf.

Ich weiß, — was ich im Walde finde,
Bring' ich nur mit in meinem Sinn;
Blickt nochmal um in ſeine Gründe,
Nun findet ihr's wol auch darin!

## Die Natter.

Einladend rieſelt unter Erlen
Ein klarer Labequell hervor;
Getränkt von ſeines Waſſers Perlen
Umblüht ihn rings ein Blumenflor.

Der müde Wand'rer ſieht die Stelle,
Die heiße Sehnſuchtsthrän' im Blick,
Es zieht ihn hin zu Blum' und Quelle, —
Doch plötzlich bebt ſein Fuß zurück.

Denn eine Natter ſieht er ſchleichen
Durchs zarte Grün, am Quelle dicht,
Er wagt es nicht ſie aufzuſcheuchen,
Und ach! von ſelber weicht ſie nicht. —

So rieſelt zwiſchen meinen Träumen
Die Quelle der Erinnerung,
Und Bilder ſchön'rer Zeit umſäumen
Ihr ſchimmernd Becken friſch und jung.

Ja, könnt' ich aus der Quelle trinken,
So wie ein durſt'ger Pilger ſchlürft,
Könnt' in die Bilder ich verſinken,
Wie er ins friſche Gras ſich wirft!

Ich aber zög're matt und matter,
Mit trübem Auge, bangem Sinn:
Denn drohend ſchleicht der Schmerz, die Natter,
Durch meiner Freuden Blumen hin.

## Unverträglichkeit.

Zum Felſe ſagt der Bach: „Das thut mir weh,
Daß du dich immer in den Weg mir ſtelleſt
Und meinen klaren Spiegel mir zerſchelleſt;
Wärſt du nicht da, wie ruhig könnt' ich fließen,
Und wie gemächlich mich ins Thal ergießen;
Du, — du allein
Verbitterſt mir das Sein!“

Zum Bache ſagt der Fels: „Das thut mir weh,
Daß du dich immer ſtürmend an mich drängeſt,
Und über meine Schultern neckend zwängeſt;
Wärſt du nicht da, wie ruhig könnt' ich ſtehen,
Wie ungeſtört empor zum Himmel ſehen;
Du, — du allein
Verbitterſt mir das Sein!“

Und bräche nun der Fels auf einmal ein,
Wie würde doch dem Bache weh geſchehen,
Sich in die Tiefe ſo verbannt zu ſehen,

Und wie ein matter Sklav' auf ſand'ger Heide
Dahin zu ſiechen ohne Schwung und Freude;
Nein, — er allein
Verſchönert ihm das Sein!

Und bliebe nun der Bach auf einmal aus,
Wie würde doch dem Felſe weh geſchehen,
Des friſchen Lebens ſich beraubt zu ſehen,
Das ihm ſein Haupt, das ernſte, dicht bemooſte,
Mit liebenswürd'gem Uebermuth umkoſte;
Nein, — er allein
Verſchönert ihm das Sein!

Du, Theure, biſt der Bach, und ich der Fels!
Das iſt die Unverträglichkeit der Liebe,
Und weh uns beiden, wenn es nicht ſo bliebe!
Du wäreſt, wie der Bach, vom Fels geſchieden,
Mir ging' es, wie dem Fels, vom Bach gemieden; —
Du — ich — allein:
O Ruhe voller Pein!

## Begleitung.

Den ſtillen Bach, der langſam ſchleichet,
Wall' ich entlang mit ernſtem Sinn,
Und hefte wunderbar erweichet
Das Aug' auf ſeinen Spiegel hin.

Und wie ich ſinnend vorwärts ſchreite,
So gibt ein Blümchen in dem Bach
Mir ſanft ſich wiegend das Geleite,
Und ſchiffet Schritt für Schritt mir nach.

Es folgt mir, — bis der Bach zur Stelle
Sich mündet in den raſchen Fluß;
Da treibt, erfaßt von wilder Welle,
Das Blümchen fort im ſchnellen Schuß. —

So gibt, wenn ich oft ſinnend ſchreite,
Gewiegt in ſanft bewegter Bruſt
Erinn'rung auch mir das Geleite,
Die welke Blume meiner Luſt.

So folgt ſie mir, — und nicht vergebens,
Ein ſüßer Troſt, der treu mir winkt,
Bis ſie erfaßt vom Strom des Lebens
Im wilden Wirbel unterſinkt.

## Die Weide am Bach.

Eine Weide ſteht am Bach,
Sieht den munt'ren Wellen nach,
Denkt ſich wol in ihrem Sinne:
„Rinne, kindiſch Waſſer, rinne!

„Habe Vieles ſchon geſeh'n
„Kommen und vorübergeh'n, —
„Sah den Bach mit Blumen koſen,
„Sah ihn wild im Sturme toſen.

„Bald von kargem Naß umſpielt,
„Sucht' ich d'rin umſonſt mein Bild;
„Bald von grimmer Flut umgeben,
„Zagt' ich faſt fürs eig'ne Leben.

„Well' auf Welle treibt dahin,
„Während ich die Alte bin,
„Millionen werden gehen,
„Und ich Weide werde ſtehen!“

Lebensſtolze Weide, ſchweig',
Haſt du keinen dürren Zweig?
Fühlſt du nicht, wie ſchon die kühlen
Waſſer deinen Fuß umſpülen?

Kommen wird ein Wellchen einſt,
Wol noch eher als du meinſt,
Das dem Fuß voll Schadenfreude
Sagt: „Gefallen iſt die Weide!“

## Ohnmächtiger Groll.

Ein kleiner Fluß durchſtrömt die Flur,
So ruhig und ſo rein,
Als trüg' ein leiſer Weſt ihn nur
Vorbei an Hütt' und Hain;
Ein leiſes Flüſtern iſt ſein Laut,
Ein feuchter Kuß — ſein Gruß,
Und Stein und Blume thun vertraut
Mit ihrem lieben Fluß.

Und Schwimmer werfen ohne Scheu
Sich an ſein kühles Herz,
Und Schiffer treiben ohne Reu',
Ihn neckend, Ruderſcherz;
Und Fiſcher ſenken unverzagt
Die Angeln in ſein Haus,
Und locken, ohne daß er klagt,
Ihm ſeine Brut heraus.

Und dennoch, wenn es ſtürmiſch iſt,
Da ſchwillt der kleine Fluß,
Und grollt und trübt ſich und vergißt
Auf Flüſtern und auf Gruß.
Dann ſtürzt er ſich in blinder Wuth
Auf Thal und Hain umher,
Und raſt in tollem Uebermuth,
Und gleicht ſich ſelbſt nicht mehr.

Und die ihn erſt geherzt, geneckt,
Mit ihm vertraut gethan,
Sie ſchau'n, im Innerſten erſchreckt,
Das Ungeheuer an,
Das Ungeheuer, das ſo ſchlau
Den Rieſengroll verbarg,
Für deſſen Opfer Wald und Au
Jetzt kaum genügt als Sarg.

Sie fürchten, was unglaublich iſt:
„Wer erſt ſo friedlich war,
„Und ſeiner ſelbſt nun ſo vergißt,
„Trotz' einer Welt Gefahr."
Der kleine Wüth'rich aber hat,
Wie jedes Ding ſein Ziel:
Vertobend ringt er ſelbſt ſich matt, —
Es war ein tolles Spiel! — —

Ein kleines Herz bewohnt die Bruſt,
So ruhig und ſo zahm,
Mit kleinem Schmerze, kleiner Luſt
Begnügt ſich's wunderſam;
Es läßt ſich necken von der Welt,
Läßt mit ſich ſpielen gern,
Und thut ſo traut, ſo unverſtellt,
Wie jedem Grolle fern.

Die kleinen Schätze, die es hegt,
Gibt's Allen offen preis,
Und koſt und küßt und hüpft und ſchlägt
In mäßigem Geleis.
Und doch, wenn's außen ſtürmiſch iſt,
Da ſchwillt das kleine Herz,
Und grollt und wüthet und vergißt
Sich ſelbſt in wildem Schmerz;

Bringt ſich und Anderen Gefahr
In blinder Raſerei,
Und überflutet oft wol gar
Die Ufer ohne Scheu.
Das kleine Herz es thut ſo toll,
Als wollt' es, zorngeſchwellt,
In ſeinem rieſenhaften Groll
Verſchlingen eine Welt. —

Du kleines Herz, — ein Augenblick! —
So — wird's vorüber ſein;
Bald ſinkſt du in dich ſelbſt zurück,
Und biſt, wie früher, — klein!
Gib dich zufrieden, bleib' in Ruh',
Dein Groll iſt lächerlich:
Gebrochen biſt doch eher — du,
Als — eine Welt durch dich!

## Am Strome.

Wohin, wohin mit deinen Fluten,
Du ſtiller Strom aus fernem Land?
Haſt du kein Glück mir mitzubringen,
Kein Freundeswort, kein Liebespfand?

Schlägt in den ſchönen Auen allen,
Die du beſpülſt, für mich kein Herz?
In allen Städten, die du ſpiegelſt,
Kein Puls, der mitfühlt meinen Schmerz?

Ich ſteh' umſonſt an deinem Rande,
Ich blick' umſonſt hinein in dich;
So viele tauſend klare Wellen,
Und nicht ein Tropfen Luſt für mich?

So weit du ziehſt, ſo weit du wanderſt,
So viel du ſahſt an Glanz und Glück,
Du brauſeſt kalt an mir vorüber,
Und läſſeſt nichts, ach! nichts zurück!

O ſo beglücke mich denn anders,
Und weil du nichts für mich gebracht,
So nimm von hinnen, was mich quälet,
Und ſpül' es fort mit Wogenmacht.

Laſſ' meine Schmerzen mich verſenken
In deiner Waſſer tiefes Grab,
Und trage ſie mit raſcher Eile
Zum fernſten Meere weit hinab!

## Das Fiſchlein.

Du munt'res Fiſchlein im klaren Strom
Mit deinen Spielen und Freuden,
Haſt wol ein behagliches Thun und Sein, —
Doch möcht' ich es dir nicht neiden.

Haſt auch deine Feinde, deinen Verdruß:
Da ſind vor allen die Hechte,
Da iſt der Fiſcher lüſternes Volk
Mit Angel und Garngeflechte.

Da ſind die Wolkenbrüche, die wild
Ans feindliche Land dich tragen,
Da ſind die Winter, die deine Brut
In eiſige Feſſeln ſchlagen.

Da ſind die Reiher in hoher Luft
Mit ihren durchdringenden Augen;
Da ſind die Sommer, die deine Flut
Mit brennenden Lippen ſaugen.

Da ſind die Wehre, die deine Bahn
Mit trotzigen Balken verdämmen,
Da ſind die Mühlen, die deinen Lauf
Mit rauſchenden Rädern hemmen.

Ja freilich kannſt du in deinem Reich
Dich luſtig wiegen und ſchnellen,
Und ſpielen im flimmernden Sonnenſchein,
Und tändeln in plätſchernden Wellen.

Das aber können wir eben auch,
So lang wir im Klaren blieben,
Und ſo wie man uns im Trüben fängt,
So fängt man auch dich im Trüben.

Nur daß dich Niemand darüber ſchilt,
Und daß es die Leute leiden,
Wenn rüſtig gegen den Strom du ſchwimmſt,
Darum könnt' ich dich beneiden!

## Harmonie.

Ha, wie der Strom mit raſchen Wellen
Sich haſtend drängt das Thal entlang!
Bald ſieht man ſinken ihn, bald ſchwellen,
Ein ſtetes Kämpfen iſt ſein Gang.

Und doch vom Berg herab beſehen
Erſcheint er wie ein glattes Band,
Das glänzend, ohne ſich zu blähen,
Quer übers grüne Thal ſich ſpannt.

Ha, wie der Sturm mit ſeinen Händen
Hoch in des Forſtes Wipfel greift,
Daß ſie ſich ſtöhnend dreh'n und wenden,
Als wären ſie zum Fall gereift.

Und dennoch ſcheinen ſie, geſehen
Von unten auf, aus ſtiller Au,
So ruhig, reglos dort zu ſtehen,
Wie angeklebt ans Himmelsblau.

So nennſt du Vieles Kampf im Leben
So ſcheint dir Vieles Sturm zu ſein;
Denn freilich wol, du ſtehſt daneben,
Und ſtürzeſt oft dich ſelbſt hinein.

Doch blick' von rechter Höhe nieder,
Blick' aus der rechten Tief' hinauf;
So löſt, was Kampf dich dünkte, wieder
In Ruh' und Harmonie ſich auf.

## Der Zweig im Strome.

Vom Mutterſtamme losgeriſſen
Treibt auf dem Strom ein Zweig daher;
Man ſieht, er iſt des Kampfs befliſſen,
Doch faßt die Well' ihn mehr und mehr.

Und mitten aus dem Strom erhebet
Sich mächtig ein bemooſter Stein;
Wie bang das Zweiglein ringt und ſtrebet!
Der Fels ſoll ein Aſyl ihm ſein.

Hinrudert's, hat ihn ſchon umſchlungen,
Und hält in einem Spalt ihn feſt,
Dem Schwimmer gleich, der müdgerungen
Die Hand des Retters krampfhaft preßt.

Doch ach! des Felſens ſtarre Maſſen
Verſtehen ſich auf Mitleid nicht;
Das Zweiglein kann nicht Wurzel faſſen,
Wie warm es auch ſein Herz umflicht.

Und lüſtern haſchen, koſend necken
Die Wellen rings, gewandt und friſch,
Und rauſchen jetzt wie um zu ſchrecken,
Und flüſtern jetzt verführeriſch.

Das Zweiglein biegt ſich hin und wieder,
Bald bäumt ſich's wie im Todeskrampf,
Bald legt ſich's auf die Wellen nieder,
Als gab' es ſich beſiegt im Kampf.

Stets matter ſetzt es ſich zur Wehre,
Stets tiefer — tiefer ſchwankt's hinein; —
Ach! wenn ich morgen wiederkehre,
Wird's wol ſchon fortgeriſſen ſein!

## Das Mühlrad im Winter.

Wie iſt von klarem Eisdemante
Das Mühlrad prachtvoll überglänzt!
Wie prangt es von kryſtall'nen Spitzen
So wunderherrlich rings umkränzt!

Des Winters Hofgunſt hat dem armen,
Gemeinen Rad ein Kleid verlieh'n,
Daß es ſich fürchten ſollt', im Lenze
Beſchämt es wieder auszuzieh'n.

Und dennoch ſtöhnt's wie unzufrieden,
Und zittert wie vor Unmuth faſt,
Als wollt' es ſich des Schmucks entäußern,
Und quitt ſein ſolcher edlen Laſt.

„Was willſt du, Rad, du undankbares,
„Erkennſt des Fürſten Huld du nicht,
„Der ſeiner Gnade vollſten Schimmer
„Verſchwend'riſch um den Leib dir flicht'?!" —

Allein das Mühlrad ſtöhnt und ſeufzet:
„So ſpricht nur, wer mich, ach! nicht kennt!
„Ich bin ſo vieler Huld nicht würdig, —
„Sie iſt ja nicht mein Element!

„Ich muß rollen,
„Mich bewegen,
„Mich im vollen
„Schwunge regen!
„Munter
„Hinunter
„In die Fluten tauchen,
„Meine Kraft will ich gebrauchen!
„Das Sauſen
„Und Brauſen
„Das iſt meine Luſt;
„Das Schäumen und Sprützen
„Das mag mir nützen,
„Das ſtärkt mir die Bruſt!
„Aber dieſe ſtarren, kalten
„Eisdemanten, die mich halten,
„Dieſe Spitzen,
„Die mich ritzen,
„So ſchön ſie mich ſchmücken,
„Sie werden mich erdrücken!

„Fürſt Winter, haſt zu viel Gnad', —
„Es taugt nicht für ein Mühlrad!
„Deine Huld — meine Pein!
„Bin dafür zu gemein.
„Wann der Lenz wird lachen,
„Wann die Waſſer rauſchen daher und dahin,
„Werd' ich mir nach meinem Sinn
„Schon ſelbſt Diamanten machen!"

## Der Waſſerfall.

Im Thale dort, wo unter Fichten
Sich blühend wölbt der Erdenwall,
Da ſprang einſt über Felſenſchichten
Ein ruheloſer Waſſerfall.

Und ſchien er oft ſich zu beſinnen,
Als ſehnt' er endlich ſich nach Raſt,
So ſtürmt' er wilder bald von hinnen,
Und tobte mit erneuter Haſt.

Wenn längſt in allen Höh'n und Tiefen
Schon jedes Aug' in Schlummer brach,
Wenn alle Wind' und Wipfel ſchliefen,
War er allein noch laut und wach.

Wenn noch ſo klar und blau der Himmel
Herabſah auf des Frühlings Pfad,
Wälzt' er mit toſendem Getümmel
Sein ſchaumgetrübtes Wellenrad.

Er tobt' im Sommer ungemindert,
Wenn Alles lag von Glut erſchlafft;
Er brauſt' im Winter ungehindert,
Verſpottend ſeines Eiſes Haft.

Ob Donner ihre Keile kühlten
In ſeiner Waſſer dunklem Teich,
Ob Blumen koſend mit ihm ſpielten,
Ihm war ſo Blum' als Donner gleich.

Und wenn oft Tannen auf ihn fielen,
Und Felſen ſauſten niederwärts,
Wie Gaukler mit den Aepfeln ſpielen,
Trieb er mit Tann' und Felſen Scherz.

Ob ihm dabei auch wohl geweſen,
Ob Luſt, ob Pein ſein Stürmen war,
Wer kann im Wogenaufruhr leſen?
Wem iſt das Herz der Tiefen klar?

Da borſt der nahe Berg in Trümmer,
Und ſauſt' herab mit Donnerſchall,
Und überſchüttete für immer
Den ruheloſen Waſſerfall.

Er iſt verſchollen und verſchwunden,
Er ſchläft nun drunter ungeweckt;
Die Ruhe, die er nie gefunden,
Er fand ſie, ſeit ihn Erde deckt!

# Am Meere.

Scandit aeratas vitiosa naves Cura.
Horat. II. 16.

Wenn meine Seele traurig war,
Wie ſie es oft geweſen,
Stieg ich zum höchſten Berge gar, —
Sie konnte nicht geneſen.

Ein ander Mal, wenn ſchwer mein Herz,
Stieg ich zu Thale nieder;
Doch wer mir nachſtieg, war — der Schmerz,
Mein Schatte war er wieder.

Und in des Lebens lautem Schwall,
In einſam ſtiller Hütte,
Er ſucht' und fand mich überall,
Und folgte meinem Schritte.

Nun flücht' ich mich zu dir, o Meer,
Zu dir zum erſten Male; —
Was ſchreitet vom Gebirg einher
Im fahlen Abendſtrahle?

Ich kenn' ihn gut — ja — das iſt er,
Mein ewiger Begleiter!
Hinaus, mein Herz, hinaus auf's Meer,
Und muthig ſteu're weiter.

Es iſt ein neues Element,
Wo er mich nie getroffen; —
Wenn er auch dieſes heimiſch nennt;
Was hab' ich noch zu hoffen? —

## Das Memnonsbild.

Die grauen Morgennebel wehen,
Und hüllen noch die Gegend ein;
Man ſieht die Kirch' am Berg nicht ſtehen,
Man weiß es nur, dort muß ſie ſein.

Die Glocke ruft zur Frühmett' eben,
Und weckt die Schläfer aus der Ruh'; —
Man ſieht die Pfade ſich beleben,
Das Landvolk wallt der Kirche zu.

Sonſt herrſcht noch ringsum tiefes Schweigen,
Der Kukuk ruft nur in der Au,
Und wie die Zweig' im Wind ſich neigen,
Tropft rieſelnd nur ins Gras der Thau.

Schon iſt die Kirch' am Berge droben
Von frommen Betern angefüllt,
Indeß, allmälig weggeſchoben,
Der Nebel Berg und Thal enthüllt.

Und gleich dem alten Memnonsmahle,
Das hell erklang im Morgenſtrahl,
Klingt's auch beim erſten Sonnenſtrahle
Vom Kirchlein ſanft hinab in's Thal.

## Sommerdürre.

Der Erde dürre Lippen ſind zerſprungen,
Nach Labung ſchmachtet alle Creatur;
Geopfert wird, gebetet und geſungen,
Es weint die Noth, — dies Waſſer gibt es nur.

Doch dieſe Tropfen ſteigen auf zum Aether,
Ein Engel ſammelt ſie mit ſanftem Blick,
Und ſchickt der Erde früher oder ſpäter
Geläutert ihren eig'nen Zoll zurück.

So kommt für Demuth Rührung uns entgegen,
So zahlt der Himmel was der Menſch ihm gab,
Und was die Noth hinauf geweint um Segen,
Weint er zum Segen für die Noth herab.

# Sonnenregen.

Aus rabenſchwarzen Wolkenfalten
Strömt kühler Regen in das Thal,
Dazwiſchen ſticht aus blauen Spalten
Wohlmeinend heißer Sonnenſtrahl.

O falſches Lächeln, Sonnenregen,
Glanzvoller Tod für Reb' und Flur!
Statt Blumenleides mild zu pflegen,
Verſengt er und verkrümmt er nur. —

Auch aus des Menſchen trüben Augen
Fällt manche Thräne bang und ſchwer;
Da blinkt, wie um ſie aufzuſaugen,
Ein Freudenſtrahl dazwiſchen her.

Wir nennen ihn bethört willkommen,
Wir hoffen aufzublüh'n durch ihn,
Doch bald wird uns der Wahn benommen,
Denn Qual nur iſt, was Segen ſchien.

Der Freudenblick war Sonnenregen,
Ein falſcher, gifterfüllter Glanz:
Statt unſ'res Herzens mild zu pflegen,
Sengt und verkrümmt er nur es ganz.

## Sturmconcert.

Die Nacht, verhüllt in ſchwarzem Schleier,
Drückt ihre Augen blinzend zu;
Der Sturm, der ungeſtüme Freier,
Mißgönnt ihr eifernd dieſe Ruh'.

Er ſpannt als Saiten Rieſenbäume
Sich zwiſchen Erd' und Himmel auf,
Und ſpielet ſeine Liebesträume
In wilden Melodieen d'rauf.

Er rüttelt Berg' und Felſenklüfte,
Sein Sängervolk, vom Schlaf empor,
Und läßt ſie durch das Reich der Lüfte
Hinorgeln ihren Fugenchor.

Und auf des Meeres Wellentaſten
Spielt er ſich ſchier die Finger matt,
Denn ſeine Liebe will nicht raſten,
Bis ſie Gehör gefunden hat.

Allein die Nacht, die ſtolze Schöne,
Liegt träg und unempfindlich da,
Und ſtatt zu würd'gen ſeine Töne,
Erboſt' ſie d'rüber ſich beinah'.

Oft wirft ſie, Hohn ſtatt Lieb' ihm zollend,
Ein kurzes Donnerwort ihm hin,
Und ſchießt bisweilen Blitze, grollend,
Aus ihrem ſchwarzen Aug' auf ihn.

## Brand und Nordlicht.

Ein Nordlicht hatt' einmal geglühet
Und morgenroth die Nacht behaucht,
Als wär' die Sonn' entzwei geſprühet,
Bevor ſie ſich ins Meer getaucht.

Die Leute liefen rings zuſammen
Und rüttelten die Glocken wach,
Als ſtänd' ihr halbes Land in Flammen,
Als gält' es bald ihr eig'nes Dach. —

Ein andermal vor wenig Jahren,
Da war die Nacht auch mächtig hell;
Vom erſten Schlaf emporgefahren
Lief alles Volk in Haſt zur Stell'.

Und ſtaunend ſahen ſie das Feuer,
Das zuckend brannt' am Firmament,
Und ſchrie'n bewundernd: „Ungeheuer!
„Das iſt's, was man ein Nordlicht nennt!" —

Am nächſten Morgen aber kehrte
Die Botſchaft ein, zu Schreck und Gram:
„Daß Brand die Nachbarſtadt verzehrte, —
Weil Niemand ihr zu Hilfe kam“. —

O blödes Säumen, toll Gerenne!
Klug eben ſind die Menſchen nicht:
Wo's licht iſt, meinen ſie, es brenne,
Wo's brennt, da ſchrei'n ſie ſtaunend: „Licht!“ —

## Wiederſchein.

Oft ſteht die Sonne noch recht hoch,
Recht hell iſt's oft am Tage noch,
Und plötzlich fällt uns in das Zimmer
Ein überraſchend fremder Schimmer;

Ein bläſſ'rer Schein, als Abendlicht,
Und doch von ihm verdunkelt nicht,
Wie Abglanz eines Lichts aus Welten,
Wo unſ're Sonne nicht mag gelten.

Es iſt des Mondes Wiederſchein,
Der mahnend ſcheint zum Tag herein,
Und auf die Wand, noch ſonnumſtrahlet,
Die Ahnung bald'ger Nacht hinmalet.

So zuckt oft bei noch jungem Sinn
Ein Streiflicht durch die Seel' uns hin,
So fremd, ganz von dem Licht verſchieden,
Womit uns Jugend ſtrahlt hiernieden.

Ob nicht aus einer andern Welt
Oft ſolch ein Strahl herüberfällt,
Als Dämmerlicht aus einem Sterne,
Der uns beſtimmt iſt in der Ferne?!

## Troſt.

Die Luft iſt trüb, das Licht iſt matt,
Und graue Wolken hangen nieder,
Die Vöglein, wie des Fluges ſatt,
Zieh'n ſcheu und flatternd hin und wieder.

Die Nebel ſitzen auf den Höh'n,
Und alles Leben ſcheint zu ſtocken,
Und froſtig rauhe Winde weh'n,
Und Blätter zittern wie erſchrocken.

Du meinſt wol, Abenddämmerung
Sei ſchauernd angebrochen eben:
Nein, Morgendämm'rung iſt's, und jung
Wird bald im Oſt der Tag ſich heben. —

Der Berg iſt kahl, der Baum entlaubt,
Das ſette Grün der Triſt verdorben,
Mit lock'rem Schnee die Flur beſtaubt,
Und Klang und Sang im Hain erſtorben.

Der Stoßwind heult die Haid' entlang,
Die Bäche ſchleichen träg' wie Schlangen,
Und wie von Trauerflören bang
Iſt rings der Himmel ſchwarz umhangen.

Du meinſt wol, Winternähe ſei's,
Was traurig angebrochen eben;
Nein, Winterſcheiden iſt's, — aus Eis
Wird bald der Lenz ſich jung erheben. —

Du biſt gar oft ſo trüb, mein Herz,
Und weinſt durch Augen, die dich ſpiegeln,
Als wollte Nacht und Winterſchmerz
Dir bald den Quell der Luſt verſiegeln.

O quäle, wenn's dich ſo beſchleicht,
Dich nicht mit mißverſtand'nem Wehe:
Statt Nacht und Winter iſt's vielleicht
Nur Morgendämm'rung, Frühlingsnähe.

## Sonnen-Abſchied.

So lang die Sonn' am Himmel ſprühet
In vollſter Glut, in hellſter Pracht,
Steh'n wir geblendet und durchglühet,
Und huld'gen ſtaunend ihrer Macht.

Wir fühlen, daß kein Glück, kein Leben
Hiernieden blüht ohn' ihren Strahl,
Und dulden willig und ergeben
Des ſchweren Dienſtes ſüße Qual.

Doch abends, wenn ſie von uns ſcheidet,
Beſeufzt vom Weſt, beweint vom Thau,
Dann ſind die Höh'n von Flor umkleidet,
Und Wehmuth kommt auf Thal und Au.

Und ſanfter, wie durch Thränen blinkend,
Nicht blendend ſtrahlt ſie, zögert lang,
Blickt oft zurück, und zeigt, verſinkend,
Am ſchönſten ſich im Untergang! —

O Liebe, gegenwärt'ge Liebe,
Der Sonn' am Mittag biſt du gleich:
Wir ſchmachten hin in heißem Triebe,
Durch dich gequält und doch ſo reich.

Doch, Liebe, wenn es geht ans Scheiden,
Der Abendſonne gleichſt du dann:
Da fangen erſt die ſüßen Leiden
Der namenloſen Wehmuth an;

Und dieſe langen, ſeelenvollen,
Unendlich milden Blick' ins Herz,
Die haften, doch nicht blenden wollen,
Und dieſe Glorie voll Schmerz;

Dies bange Zögern im Entſchwinden,
Dies ewige Zurückeſeh'n,
Und im Verlieren dieſes Finden,
Und in der Trennung dies Verſteh'n!

## Hell und trüb.

Manchmal iſt der Himmel heiter,
Wie ein helles blaues Meer,
Weiter ſucht der Blick und weiter,
Nicht ein Wölkchen findet er.

Nur am fernſten Bergesſaume
Hangt ein Flöckchen, dünn und bleich,
Gaukelt fort am Himmelsraume,
Einem Wolkenkeime gleich. —

Und ſo iſt oft trüb' der Himmel,
Rings umhangen, rings bedeckt,
Und von grauem Wolkenſchimmel
Bunt ſein weiter Schild gefleckt.

Nur wo an des Weſtens Schwelle
Fahl der matte Strahl ſich bricht,
Einer Ahnung gleich von Helle,
Zollbreit kaum, ein Streifchen Licht.

Wie der Himmel iſt zu ſchauen
In der reinſten Klarheit Schein,
Wie er's iſt im Wettergrauen
Mög' auch meine Seele ſein!

Ob im fröhlichſten Gefunkel
Auch ein Wölkchen Schmerz wo ſitzt,
Wenn mir nur durchs trübſte Dunkel
Stets ein lichter Streif noch blitzt.

## Eile und Weile.

Fort, lieber Schwager, und weile nicht
In dieſem öden Geſtein!
Durch kahle Föhren ſchaut Sturmgewölk
In den ſchäumenden Bach herein.

Kein Haus, keine Hütte, kein Pilger rings,
Kein Halm, kein Blümchen umher,
Kein Vogel am Aſt, keine Zieg' am Fels, —
Als wär's in der Welt nicht mehr.

Der Schwager ſpricht: „Möcht' ſelber fort;
„Doch was hilft Weh' und Ach?
„Die Straße kriecht den Berg hinan,
„Wir müſſen der Straße nach!“ — —

Halt' ein, mein lieber Schiffer, halt' ein!
So heißt es ein andermal;
An lieblichen Ufern ſpielet der Mai
Im lachenden Sonnenſtrahl'.

Hier freundliche Dörfer und Schlöſſer dort
Und Spiel und Tanz und Geläut;
In goldenem Rahmen alles vereint,
Was genießende Menſchen erfreut!

Der Schiffer ſpricht: „Blieb' ſelber gern;
„Doch was hilft Weh und Ach?
„Die Wellen rinnen den Strom hinab,
„Wir müſſen den Wellen nach!“ —

## Erinnerung.

Einſt wünſcht' ich droben hoch zu ſtehen
In eines Gletſchers Eisrevier,
Und königſtolz herabzuſehen
Auf all' die Hügel unter mir.

Da, meint' ich, würd' ein Lied ſich ſchwingen
Aus freier, unbeklomm'ner Bruſt,
Wie's nie im Thale kann gelingen,
Voll ungebund'ner, heil'ger Luſt. —

Einſt wünſcht' ich abgeſperrt zu träumen
Von aller Welt auf ferner Au;
Da, meint' ich, würd' ein Lied mir keimen
So ſanft und mild, wie Duft und Thau. —

Einſt wünſcht' ich ſtaunend zu belauſchen
Den Ozean in ſeiner Wuth;
Da, meint' ich, müßt' ein Lied mir rauſchen
So ungeſtüm, wie Sturm und Flut. —

Und als ich auf der Alpe droben
In freien Lüften blickt' herum,
Da fühlt' ich mich zu ſehr erhoben,
Ich ſah' und ſtaunt' und lehnte — ſtumm.

Und als umblüht vom ſtillſten Frieden
Ich wallt' auf ferner Au herum,
Da ſchien ich mir zu abgeſchieden,
War wehmuthſelig, aber — ſtumm.

Und als ich ſtand auf ſteilen Riffen,
Wo zürnend ſprang das Meer hinan,
Da ſtarrt' ich zitternd und ergriffen,
Mein Lied ertrank im Ozean. —

Doch heimgekehrt von meiner Reiſe,
Im trauten, ſtillen Kämmerlein,
Da ſtellte wieder leiſe, leiſe,
Das ſcheugeword'ne Lied ſich ein;

Und klomm in der Erinn'rung wieder
Mit mir zur Gletſcherwelt hinan,
Und ſtieg mit mir zur Au hernieder,
Und trat mit mir zum Ozean;

Und rief, zum Anſchau'n faſt geſteigert,
Vor's Aug' mir Alles friſch und jung,
Und was mir der Beſitz verweigert,
Vergalt mir die Erinnerung.

# Anfragen.

Eiche, einſamſtehende
Zwiſchen den Aeckern am Rain,
Friſche Kühlung wehende,
Sage, gedenkſt du noch mein?
Wie oft ich, an deinen Stamm gelehnt,
Sinnend vor mich hin ſprach,
Und viel gedacht und viel mich geſehnt,
Ich weiß nicht, woran, wonach?

Fluß, du meergrünſtrahlender
Zwiſchen Gebüſch und Geſtein,
Burgruinen malender,
Sage, gedenkſt du noch mein?
Wie oft ich, in deiner kühlen Flut
Plätſchernd, die Bruſt erquickt,
Und träumend an deinem Strand geruht,
Und ſtill dir nachgeblickt?

Burg, du epheuſtrotzende,
Mächtiger Bergwardein,
Noch im Falle trotzende,
Sage, gedenkſt du noch mein?
Wie oft ich in deiner ernſten Ruh',
Selig in Einſamkeit,
Mir dacht' ich ſei ſo alt wie du,
Und lebt' in deiner Zeit?

Wieſe, du quelldurchbänderte,
Duftend im Morgenſchein,
Blau und weiß geränderte,
Sage, gedenkſt du noch mein?
Wie oft ich weiße Levkojen dir,
Blaue Viſolien nahm,
Und niemals arm an Blumenzier
Von dir nach Hauſe kam?

Plätzchen, unvergeßliche,
Bitte, gedenket mein!
O wie ſchmerzt das häßliche,
Böſe Vergeſſenſein!
Laßt es mich einſt beim Wiederſeh'n
Fühlen durch Glanz und Pracht,
Fühlen durch Blüh'n und Rauſchen und Weh'n,
Daß ihr an mich gedacht!

## Abendlieder.

### 1.

Bächlein, ſprich, was eilſt du ſo?
Halt' ein wenig ſtill;
Siehſt du nicht, wer raſtend hier
Mit dir plaudern will?

Siehe, ſchläf'rig drückt der Tag
Schon ſein Auge zu;
Gönnteſt, wol ſo lang er wach,
Dir nicht Raſt, noch Ruh'.

Was auch winkte, was auch rief
Lockend da und dort,
Du beſannſt dich nirgend lang,
Hüpfteſt eilig fort.

Was du nicht bis nun erreicht,
Nicht bis nun vollbracht,
Heut' erreichſt du's nimmermehr,
Vor der ſchwarzen Nacht.

Haſt kein Haus und keinen Freund,
Niemand harret dein,
Niemand klaget ſehnſuchtsvoll:
„Ach, wo mag er ſein?“

Bette d'rum bei mir auf Kies
Zwiſchen Grün dich hier,
Aeugle mit den Sternen dort,
Plaudere mit mir!

---

„Du ſagſt, es rufe Niemand mir
„Mit ſehnſuchtsvollem Ach?
„Was wäre denn der liebe Fluß?
„Geh', du warſt nie ein Bach!

„Der liebe Fluß, wie breitet er
„Die Arme nach mir aus,
„Wie drückt er mich an's Wellenherz
„Mit freudigem Gebraus!

„Wie blitzt er mir beim Mondenlicht
„Von weitem ſchimmernd zu:
„Ich blieb ihm keine Nacht noch aus,
„Find' erſt bei ihm die Ruh'.

„Wie würd' er weinen, käm' ich nicht,
„Wie rauſcht' er dumpf und hohl!
„Er nennt mich ſeinen treuen Bach,
„Ich bin's auch! — Lebe wohl!"

### 2.

Leuchtkäferlein
Mit grünem Schein,
Halt' ſtill und laſſ' dich fangen!
Sollſt mir ein treuer Leuchter ſein,
Zu ſtillen mein Verlangen.

Dies Blättchen hier
Es kam von Ihr,
Es iſt von Ihr beſchrieben,
Das erſte Du verkündet's mir:
Wer's ſchätzen will, muß lieben!

Wol tauſendmal
Beim Sonnenſtrahl
Las ich das Du mit Freuden;
Möcht' gern bei Nacht nun auch einmal
An dieſem Du mich weiden.

Schwarz iſt die Nacht,
Kein Sternlein lacht,
Leuchtkäferchen, du holdes,
Dies liebe Du mit aller Pracht
Des grünen Lichts vergold' es!

### 3.

Alle Wipfel nicken ſchweigend,
Sich in ſtiller Feier neigend,
Leiſe, wie mit banger Scheu
Zieht der ernſte Strom vorbei.

Und die Vögel zieh'n und fliegen
So behutſam und verſchwiegen,
Und der Berge großer Chor
Ragt in heil'ger Ruh' empor.

Selbſt der Himmel, deſſen Farben
In ein ſanft'res Blau erſtarben,
Gibt durch wolkenloſen Grund
Seine ſtille Freude kund.

Alle Töne ſind verſchollen,
Alle Klänge ſind verquollen,
Jede Stimme hält an ſich, —
Herz, mein Herz, bemeiſt're dich!

Gern zu meines Schöpfers Preiſe
Säng' ich, wenn gleich ſtill und leiſe,
Doch die Lippe wagt es nicht,
Nur die Thrän' im Auge ſpricht.

## 4.

Vom Berge tönt eine Glocke,
Sie tönt ſo traurig her:
„Heut' läutet' ich einem zu Grabe,
„D'rum tön' ich gar ſo ſchwer!“

Vom Thurme jubelt ein Glöcklein,
Kein zweites jubelt ſo:
„Heut' läutet' ich einem zur Trauung,
„D'rum tön' ich gar ſo froh!“

Vom Feld her wimmert ſo ſchaurig
Der Glocken widriger Klang:
„Heut' läutet' ich Brand dem Dorfe,
„D'rum tön' ich gar ſo bang!“

Vom Wald her tönet ein Glöcklein,
Tönt halb gedämpft, halb rein:
„Heut' läutet' ich einem zur Taufe,
„Wie wird ſein Leben ſein?“

Das iſt das Geſpräch der Glocken,
Verſchieden klingen ſie,
Und wenn ſie zuſammenklingen,
Gibt's doch eine Harmonie.

## 5.

Zwiſchen Bergen ſinkt die Sonne
Nieder in das Wellengrab,
Auf dem Berge ſteht der Hirte,
Flötet in das Thal hinab.

Und die Herden, die zerſtreuten,
Was ſich weidend rings verlor,
Alle hören ſie die Flöte,
Lauſchen alle ſtill empor.

Aus den Klüften, aus den Wäldern,
Aus Gebüſch und Haag und Hang,
Alles findet ſich zuſammen
Bei dem heimatlichen Klang. —

Und ſo wird an jenem Abend,
Wo die Welt ſoll ſchlafen geh'n,
Auf der Erde höchſtem Gipfel
Einſt, als Hirt', ein Engel ſteh'n.

In die Flöte wird er blaſen,
Die der Herr ihm ſelbſt geſtimmt,
Daß ſie höre, was da wandelt,
Was da fliegt und kriecht und ſchwimmt.

Und die Herden werden lauſchen,
Und die Herden werden zieh'n,
Und dem ſüßen Heimatrufe
Sehnſuchtsvoll entgegenflieh'n.

---

### 6.

Wenn kaum die Sonn' im Oſten flimmert
Geh' ich vorbei an ihrem Haus,
Vom jungen Morgenſtrahl umſchimmert
Sieht Sie zum Fenſter ſtets heraus.

Da fühl' ich mich beglückt, geſegnet,
Ein ſtiller Friede kommt auf mich,
Mir iſt das Freudigſte begegnet,
Da mißt mit mir kein Zweiter ſich.

Und abends wenn die Sonne ſinket,
Und ſich verliert des Tags Gebraus,
Da weiß ich, wo ein Stern mir winket,
Ich kenne ja mein liebes Haus.

In unbelauſchter Dämm'rung wieder
Schick' ich empor der Sehnſucht Kuß,
Und immer ſah Sie noch hernieder,
Und nickte mir den Abendgruß.

Und dennoch iſt mein Herz beklommen,
Und dennoch iſt ſo trüb mein Blick,
Bringt gleich der Tag in ſeinem Kommen,
Bringt er mir gleich im Scheiden Glück.

Ich fühle doch mich nie geborgen,
Vor heißer Unerſättlichkeit,
Weil farblos iſt und voll von Sorgen
Die ganze lange Zwiſchenzeit.

## Vom dürren Laube.

### 1.

Der Frühling iſt gekommen
Und muſtert ſein Gebiet,
Faſt bangt ihm, wie er Alles
Berechnend überſieht.

Für alle dieſe Felder
Bedarf er Blütenſtaubs,
Für alle dieſe Wälder
Bedarf er jungen Laubs.

Hier braucht er laue Weſte,
Dort klaren Quellkryſtall,
Hier loſe Schmetterlinge,
Dort ſüßen Liederſchall

Und wie er Alles muſtert,
Da ſieht er auch ein Blatt
An einem Aſte kleben,
So falb und lebensmatt.

„Willkommen, ruft der Frühling,
„Du einſam Blättchen hier;
„Wir ſah'n uns ja ſchon einmal, —
„Sprich, — was erhielt dich mir?“ —

„„Mich lockte, rauſcht das Blättchen,
„„Die Mähr von dir, o Mai,
„„Daß du nach jedem Winter
„„Rückkehren ſollſt getreu.

„„Ich konnt' es nie verſtehen,
„„Hielt's nur für eit'len Troſt,
„„Und dacht' mir ſchon im Herbſte:
„„Nun haſt du ausgekoſt!

„„Und als der öde Winter
„„Die Welt in Schnee verbarg,
„„Da wähnt' ich ſie begraben
„„Im Alabaſterſarg! —

„„Doch nein — da kommſt du wirklich,
„„Bringſt deinen Gruß mir dar, —
„„Nun will ich gerne fallen:
„„Die Mähr vom Lenz iſt wahr!““

## 2.

Gebt Acht, es iſt bei jedem Baume faſt,
Wenn ihm der Herbſt den Blätterſchmuck zerſtäubt,
Daß, wie vergeſſen wo an einem Aſt,
Ein einzeln dürres Blättchen haften bleibt.

Nicht Zufall dünkt es mich; nach meinem Sinn
Iſt das des Blättervolk's Tradition,
Die Sage, die ſich forterbt hin und hin
Vom dürren Vater auf den grünen Sohn.

Das Blättlein, das vergeſſen, welk und matt,
Muß bleiben und beſteh'n des Winters Qual,
Als bleicher Warner, wenn das erſte Blatt
Hervor ſich drängt im lauen Frühlingsſtrahl.

Die jungen Blättlein, üppig, fett und grün,
Sie wähnten ſich in tollem Uebermuth
Beſtimmt, für eine Ewigkeit zu blüh'n;
Und ahnten nicht, wie weh das Welken thut.

„Ihr blüht nicht ewig, ihr geht auch zur Ruh',
„Wie's mir ergangen, wird es euch ergeh'n!“
So rauſcht der Blättergreis dann ihnen zu,
Und läßt vom Weſte ſich zu Grabe weh'n!

### 3.

Wenn einmal Herbſtluft durch die Bäume weht,
Dann iſt das Laub nicht länger mehr zu halten,
Und wenn der Gärtner durch den Garten geht,
Hat er vollauf zu ſchaffen und zu ſchalten.

Doch was er thut, er thut ſich's nicht zu Dank,
Indeß er ſchaufelt, rieſeln Blätter nieder,
Und fegt er heut' die Wege noch ſo blank,
Noch dicht'res Laub bedeckt ſie morgen wieder.

Und ſieht er dann, wie ſein Bemüh'n nicht frommt,
So geht er endlich theilnahmlos vorüber,
Und denkt ſich: „Laſſ' es, wenn der Winter kommt,
So deckt er ohnehin ſein Bahrtuch d'rüber“. —

So wie dem Gärtner wird es jedem geh'n,
Wenn Herbſtluft einſt hinſchauert durch ſein Leben,
Und Hoffnungen um Hoffnungen verweh'n,
Und Träum' um Träume, Blüten gleich, entſchweben.

Dann ſchaufeln wir umſonſt mit bangem Schweiß,
Um wenigſtens noch fußbreit aufzuräumen;
Allein die Arbeit überwächſt den Fleiß,
Und fröſtelnd ſteh'n wir unter kahlen Bäumen.

Da legen wir die Hände in den Schooß,
Herzwinter kommt, wir ſeh'n ihm ſtill entgegen,
Und laſſen ihn am Ende theilnahmlos
Auf unſ'rer Freuden Sarg ſein Bahrtuch legen.

# Herbſtblätter.

## 1.

Du ruhiger, beſcheid'ner Herbſt,
Wenn du die Blätter gleich entfärbſt,
Du biſt mir doch willkommen,
Du dämpfeſt in der Menſchenbruſt
Den lauten Saitenſturm der Luſt,
Du machſt ſie ſüßbeklommen.

Ein einz'ger Hauch aus deinem Mund
Verändert ſchnell das Erdenrund,
Und gibt ihm neue Farben:
Das fette Grün der Flur erblich,
Der Blütenſtaub des Lenzes wich,
Des Sommers Gluten ſtarben.

Entlaubte Bäume, fern und nah,
Wie dürre Kreuze ſteh'n ſie da
Auf falben Gräberhügeln;
Die Bienen haben ausgeſummt,
Des Waldes Vögel zieh'n verſtummt
Mit mattgeſenkten Flügeln.

Die Welt iſt alt geworden rings,
Der Schwung des ſchönſten Schmetterlings,
Des Herzens, geht zur Tiefe;
Es ſpinnt und puppt ſich langſam ein,
Als ob der Sonne bläſſ'rer Schein
Zur ſtillen Raſt es riefe.

Und dennoch, du beſcheid'ner Herbſt,
Ob Blatt und Herz du gleich entfärbſt,
Kann ich nicht gram dir bleiben;
Die ſtille Sabbathfeierzeit
Der allgemeinen Sterblichkeit
Beginnt ihr ernſtes Treiben.

## 2.

Es ſtand ein Baum im Garten,
Ein ſchattenreicher Baum,
Der Blumen aller Arten
Beſchirmt' auf weitem Raum.

Er ſchützte ſie vor Regen,
Er deckte ſie vor Wind,
Er träufte ſeinen Segen
Hernieder mild und lind.

Da ſchlug auch ſeine Stunde,
Er ward vom Beil gefällt,
Da waren in der Runde
Die Blümlein bloßgeſtellt.

Desungeachtet blühten
Sie auch im nächſten Mai
Und dufteten und glühten
Noch einen Lenz und zwei.

Doch in der Lenze dritten
Kam dies und das nicht mehr,
Und die da kamen, litten
Und kränkelten gar ſehr.

Noch ſtanden ſie zu Paaren,
Dann einzeln hier und dort,
Nach wenig kurzen Jahren
War auch das letzte fort.

### 3.

Ade, ihr Schwalben, ade!
Zieht fort über Land und See,
Zieht frei und freudig hinaus,
Ich bleibe gefangen zu Haus.

Zieht milderen Sonnen zu,
Sucht draußen ferne die Ruh', —
Habt Recht, ihr Schwalben, habt Recht:
Seid gar ein glücklich Geſchlecht!

Wenn kühlere Lüfte weh'n,
Könnt ihr zu wärmeren geh'n;
Wenn unſere Blumen verblüh'n,
Könnt ihr zu ſchöneren zieh'n.

Könnt ſuchen anderen Mai,
Wenn unſerer längſt vorbei;
Könnt zwitſchern auf grüner Flur,
Wenn unſ're der Nord durchfuhr.

Und bräch' übers Land, wie ein Meer,
Aufwachſender Winter daher,
Ihr wandert getroſt, denn ihr wißt,
Wo etwas vom Lenze noch iſt.

So zieht denn mit munterem Sinn,
Zieht frei und freudig dahin;
Den Lenz, der längſt mir entwich,
O grüßet ihn freundlich für mich!

---

## 4.

Wenn der Herbſt hereingebrochen,
Da belebt die Luft ſich wieder,
Vöglein, die ſich lange duckten,
Flattern ängſtlich auf und nieder.

Nach dem Land, aus dem ſie kamen,
In des jungen Lenzes Schimmer;
Zieh'n ſie fort ſo ungeduldig,
Gleich als litt' es hier ſie nimmer.

Solchen Vöglein gleich entflattern
Meiner Bruſt nun manche Lieder,
Suchen Aeſt' und grüne Zweige,
Schwirren ängſtlich hin und wieder.

Doch da längſt mein Lenz entſchwunden,
Schaaren ſie ſich nur zuſammen,
Um nach Hauſe fortzufliegen
In das Land, dem ſie entſtammen.

---

### 5.

So ſoll's mit allem Sonnenſchein
Denn wirklich ſchon vorüber ſein?
Oft hab' ich, es zu glauben, Müh',
Und mein', es ſei denn doch zu früh'.

Und mein', es komm', ehvor es ſchneit,
Gewiß noch einmal ſchöne Zeit
Mit blauem Himmel, lauem Licht,
Ja ſelbſt ohn' alle Blumen nicht.

Das iſt die Zeit, wo man nach Luſt
Noch einmal voll ſich ſchöpft die Bruſt,
Um auszudauern, dann wenn's friert,
Bis endlich wieder Frühling wird.

Und dieſe Zeit erwart' ich noch, —
Mir kam ſie noch nicht, — oder doch?
Liegt ſie vielleicht ſchon hinter mir,
Indeß mein Herz ſich ſehnt nach ihr?!

### 6.

Ihr Vöglein im herbſtlichen Buſche,
Warum entflieht ihr vor mir?
Ich will euch ja nicht haſchen,
Gar friedlich wandl' ich hier.

Bleibt, bleibt, ich will euch nur ſehen,
Bleibt, bleibt mit fröhlichem Muth!
Ich bin euch luſtigen Kleinen
Nur recht ſo vom Herzen gut. —

Ihr ſchönen Freuden der Jugend,
Was flieht ihr denn meinen Sinn?
Ich will euch ja nimmer erhaſchen,
Ich weiß wol, die Zeit iſt dahin!

Ich will euch ja nur von ferne
Noch einmal genügſam erſpäh'n.
Und lächelnd der Zeiten gedenken,
Wo ich euch näher geſeh'n. —

Was fliehſt du, liebliches Mägdlein,
So ſcheu, ſo ſpröde vor mir? —
Ich ſende ja nicht meine Blicke
Wie lüſterne Werber nach dir.

Mein Herz, es zog die Flügel
Der Leidenſchaft längſt ſchon ein;
Bei Gott! ich will dich nicht lieben,
Ich will ja nur gut dir ſein!

## 7.

Im Frühling iſt Natur ſo hold,
Wie eine junge Dirne,
Mit Wangenroth, mit Lockengold,
Mit faltenloſer Stirne.

Im Herbſt iſt ſie Matrone ſchon,
Mit blaßgehärmten Wangen,
Wo Sehnſucht aufſchlug ihren Thron
Nach manchem, was vergangen.

Ein glattes Antlitz lieb' ich nicht,
Auf welchem nichts geſchrieben,
Kein Zug von dem, was Herzen bricht,
Nur Licht und nichts des Trüben.

Mir iſt ein neues, blankes Schloß
So zaub'riſch nie erſchienen,
Als ſo ein mooſ'ger Steinkoloß
Zerfall'ner Burgruinen.

Im Herbſt' da zeigt das Jahr die Spur
Gediegener Vollendung,
Und ſchreibt aufs bunte Blatt der Flur
Den Freibrief ſeiner Sendung.

Dann merkt man's im Geſicht ihm an,
Daß es ſein Rund durchſchritten,
Und ſeine große Pflicht gethan,
Und ſeinen Streit geſtritten.

Die Welt im Lenz bewundr' ich nur,
Weil Glanz mit Luſt ſie einet,
Im Herbſte lieb' ich die Natur,
Weil ſie mir leidend ſcheinet.

---

## 8.

Ei, wie die Fliegen luſtig ſpielen
Im freundlichlauen Spätherbſtlicht!
Ei, wie die Käfer lüſtern wühlen
Im warmen Mooſe, grün und dicht!

Das iſt ein Treiben und ein Regen,
Das iſt noch eine Fröhlichkeit,
Als ging' es erſt dem Lenz entgegen,
Als wär' es noch vom Winter weit.

Und wehen wird in wenig Tagen
Ein kalter Wind vom Norden her,
Und graue Wolken wird er jagen
Am bleichen Himmel, flockenſchwer.

Und all' die Käfer, all' die Fliegen,
Die luſtig ſchwirren ringsherum,
Sie werden ſinken, werden liegen,
Viel tauſend Leichen, ſtarr und ſtumm.

Man ſieht es, ohne d'rauf zu achten,
Man nimmt es hin wie einen Scherz,
Doch wollte man es ernſt betrachten,
So fiel' es, mein' ich, ſchwer aufs Herz.

Wenn wir im Freudenſtrahl uns ſonnen,
Uns brüſtend mit des Glückes Kranz,
Sind wol viel ſich'rer unſ're Wonnen,
Als die der Flieg' im Sonnenglanz?

Wer weiß, wie bald aus fernen Klüften
Ein ungeahnter Stoßwind brauſt?
Wer weiß, wie bald aus trüben Lüften
Ein jäher Schneeſturm niederſauſt?

Wir blöden, ſtolzen Eintagsfliegen,
Da treiben wir uns bunt herum,
Und nur ein Lüftchen, — und wir liegen,
So wie die andern, ſtarr und ſtumm!

### 9.

Fallende Blätter, ſinkendes Leben,
Mahnender Ernſt in gaukelndem Spiel;
Was es auf Erden Schönes gegeben, --
Fallende Blätter: — es welkt', es fiel.

Fallende Blätter, fallende Freuden,
Dünn iſt dein Stengel, blühender Scherz;
Fallende Blätter, ſchwindende Leiden,
Seinen Herbſt erkennt auch der Schmerz.

Fallende Blätter, dorrende Liebe,
Alternde Freundſchaft, welkende Luſt!
Wenn nur am End' ein Blättchen uns bliebe,
Daß man es einleg' ins Stammbuch der Bruſt.

Seh' ich die herbſtlichen Blätter ſo ſchwanken,
Gaukeln im Norde dahin und daher,
Macht es mir immer ernſte Gedanken,
Macht es mir immer die Seele ſo ſchwer.

Ach ſo entblättert das Leben uns Alle,
Bis wir gleich Stämmen, gleich dorrenden, ſteh'n,
Und in des Daſeins düſterer Halle
Schönerem Frühling entgegenſeh'n.

Wieder werden die Bäume grünen,
Wieder wird Frühling einmal erglüh'n;
Werden wir dürren Stämme mit ihnen
Auch uns belauben und nochmal blüh'n?!

### 10.

Alle Bäum' im ganzen Haine
Waren grün zur Sommerszeit,
Keine falb und farblos keine,
Kräftig Stamm an Stamm gereiht.

Wie vereint zu trautem Bunde
Schienen gleich an Dauer all',
Oder einſt zu gleicher Stunde
Alle reif zum Blätterfall.

Nun der Sommer iſt vergangen,
Nun der rauhe Herbſt erſchien,
Seht ihr roth und gelb ſie hangen,
Wenige nur ſteh'n noch grün.

Und die wir die ſchönſten nannten,
Sind am erſten falb und kraus,
Und die grünen, kaum gekannten
Finden wir nun leicht heraus. —

In des Lebens Sonnentagen
Stehſt von Freunden du umreiht,
Alle lächeln alle tragen
Gleicher Liebe gleiches Kleid.

Und du kannſt nicht ſatt dich weiden
An dem Walde, ſtark und grün,
Denkſt nicht an den Herbſt der Leiden,
Der einſt rauſchen wird durch ihn.

Weh' dann manchem ſchönen Baume,
Manches Laub war eitel Schein,
Und die grünen in dem Raume
Werden leicht zu zählen ſein.

---

## 11.

In dichten Nebel iſt die Gegend eingemauert,
Wie eine Witwe, die in öden Wänden trauert.

Und wie vom weichen Schnee der Klang, ſo prallt der Blick
Vom Flor der Dämm'rung unerwidert rings zurück.

Und näher ſcheinen Hütt' und Haus heranzudrängen,
Als ob ſie friedlich unter uns ſich wollten mengen.

Unheimlich iſt es draußen in der leeren Ruh',
D'rum flüchten ſie ſich menſchlicher Geſellſchaft zu.

Auch den verlaſſ'nen Rieſen geht es ſo, den Bergen,
Sie ſteh'n, das Haupt in Nebel hüllend, gleich den Zwergen.

Sie wiſſen, fremder Größe pflegt man gram zu ſein,
D'rum ſtellen ſie ſich weislich jetzt, wie wir, ſo klein.

Und Bäume, die einſt rauſchend regten ihr Gefieder,
Sie blicken jetzt ſo traurig ſchmeichelnd auf uns nieder;

Wie Jungfrau'n ſteh'n ſie, die, vergöttert da ſie jung,
Nun früh gealtert betteln faſt um Huldigung.

Und über unſ'ren Häuptern flattern, eng und enger,
Die matten Böglein hin, die ausgeſung'nen Sänger.

Dem Dichter ſind ſie ähnlich, der von Noth gedrückt,
Zu jenen flüchtet, die ſein Lied einmal erquickt.

Das allgemeine Weh'gefühl der Grabesreiſe
Schlingt um das ganze Leben ſeine Trauerſchleiſe.

Was fern ſich ſtand in Freude, nähert ſich im Leid,
Verbrüdert durchs Bewußtſein der Verlaſſenheit.

## 12.

Als der erſte Kuckuk rief,
Fragt' ich ihn: „Wie lange?“
Einmal, zweimal rief er nur,
Und es ward mir bange.

Als der letzte Kuckuk rief,
Rief er ohne Ende;
Welcher ſprach von beiden wahr?
O daß ich's verſtände!

Wüßt' ich, daß der erſte war
Ein Orakelſprecher,
Mit Begierde ſchlürft' ich dann
Aus dem Lebensbecher.

Für das „einmal“ alle Luſt,
Bis kein Reſtchen bliebe;
Für das „zweimal“ alles Glück
Unentweihter Liebe.

Wüßt' ich, daß der letzte war
Ein Orakelſprecher,
Mit Bedacht erſt ſchlürft' ich dann
Aus dem Lebensbecher.

Heute Wermuth, Honigſeim
Morgen aus der Tiefe,
Und ſo fort, bis einſt umſonſt
Mir der Kuckuk riefe.

---

### 13.

Eine Traube reift im Herbſte,
Eine Traube ohne Kern, —
Wär' die Luſt ſo eine Traube,
O wie hätten wir ſie gern!

Doch die Luſt iſt eine Traube,
Deren Herz ein Kern von Stein,
Und der Kern was ſollt' er anders,
Als der Schmerz, der bitt're, ſein?

Und der Kern er iſt kein Same,
Welcher neue Trauben bringt,
Und der Schmerz er iſt kein Same,
Welchem neue Luſt entſpringt.

Und ſo wie den Saft die Traube
Hegt, als Thrän', in ihrer Bruſt,
Hangen um den Kern der Schmerzen
Wehmuthstropfen karger Luſt.

## 14.

Ich war dem Herbſt von jeher hold,
Wenn gleich nicht wie dem Lenze:
Hat Rebenhügel, Aehrengold,
Hat aber keine Kränze.

So lange lockend ſpät und früh
Noch Lieb' und Jugend währen,
Da lohnt ſich's immerhin der Müh',
Nach Kränzen zu begehren.

Doch ſchöne Jugendzeit, leb' wohl!
Der Jahre Kreis wird enger;
Und ſüßes Liebesglück, leb' wohl!
Ich träumte dich mir länger.

Wer heute jung, kann über Nacht
Nicht gleich zum Greiſe werden.
Doch der, dem heut' ein Liebchen lacht,
Hat morgen kein's auf Erden.

Wenn heut' noch alle Blumen blüh'n,
Ein Hagel kann ſie knicken;
Wenn heut' noch alle Blätter grün,
Ein Nachtfroſt kann ſie pflücken.

Und hätt' ich jüngſt noch überreich
Ein Eden zu vergeben,
So bin ich jetzt dem Bettler gleich,
Der nichts hat, als ſein Leben.

Das iſt der Herbſt, das iſt der Reif,
Der Herzen bricht in Stunden, —
Und wie ein lichter Nebelſtreif
Iſt all' mein Glück entſchwunden.

D'rum, Bruder Herbſt, willkommen mir,
Wir reichen uns die Hände:
Du taugſt zu mir und ich zu dir,
Wir beide ſteh'n am Ende.

Und biſt du gleich aus Brauch nur trüb,
Und liegt mein Leid dir ferne,
Ich denk', du thuſt es mir zu lieb,
Und hab' dich d'rum ſo gerne.

# Winterlieder.

## 1.

Du kleine weiße Flocke,
Du biſt des Lebens Bild,
Herabgeſchneit vom Himmel
Aufs irdiſche Gefild.

Du ſchwebſt im Sonnenglanze,
Ein flüchtiger Kryſtall,
Weißt nicht, wohin ein Lüftchen
Dich tragen wird im Fall.

Die Stunde, die dich bringet,
Bringt mit dir eine Schaar;
Wer wird, wo tauſend fallen,
Der Einzelnen gewahr?

Vielleicht, daß doch ein Auge,
Mit deinem Werth vertraut,
Durchs Mikroſkop der Liebe
Dich forſchender beſchaut.

Dann freilich, kleine Flocke,
Zeigſt du, dem Leben gleich,
Dich reich an mancher Schönheit,
An manchen Wundern reich.

Von Regenbogenfarben
Erſcheinſt du dann erhellt,
Gleich einer zauberhaften
Kryſtallenblumenwelt.

Da muß man ſchön dich nennen,
Und muß ſich freu'n an dir;
Doch ſieh'! — ein Strahl, ein Athem
Zerſtört die ganze Zier.

Die Flocke wird zum Tropfen,
Der Boden ſaugt ihn ein;
Das Leben wird zur Thräne
Auf einem Leichenſtein.

## 2.

Das Leben hat nach innen ſich geflüchtet,
Von Melodie'n erklingt's in Stub' und Saal,
Die Wände glüh'n, von Kerzenſchein umlichtet,
Und ſeine Fahne ſchwingt der Carneval.

Ein and'rer Lenz, ein Traumlenz junger Herzen
Mit Wangenblüt' und Augenſonnenſchein,
Mit Seufzerliſpeln und mit Liebesſcherzen
Zog in die wohlverſchloſſ'nen Häuſer ein.

Und außen auf der Straß' im Schneegeflocke,
Da wandelt auf und ab ein hag'rer Greis,
Der Nordwind ſauſt ihm um die Silberlocke,
Den Leib umhüllt ein Mantel ſtarr von Eis.

Es iſt der Winter, der im Mondenſtrahle
Als froſt'ger Wächter durch die Straße zieht,
Er hört es ſchallen dumpf aus Stub' und Saale,
Er bleibt ergriffen ſteh'n und horcht dem Lied.

Er wächſt empor und ſtreckt den Hals begierig
Zu den erhellten Fenſtern rings hinan,
Und guckt hinein: das Leben raſch und rührig
Bringt Leben faſt in den erſtarrten Mann.

Vor ſeine Seele kehren Bilder wieder
Von längſt verblich'ner, längſt erfror'ner Luſt,
Vom Auge tropft es ihm wie Thränen nieder,
Und wie ein Seufzer weht's aus ſeiner Bruſt.

„Auch ich gehört' einſt, denkt er, zu den Jungen!"
Und zeichnet ſtill, mit wehmuthvollem Sinn,
Vergang'ner Träume Nacherinnerungen
Als Arabesken auf die Scheiben hin.

Schon ging der Greis, die Blumen aber blieben;
Die Leute ſeh'n ſie wol, doch keiner ahnt,
Daß ſeinen Schmerz damit ein Greis geſchrieben,
Den er beim Anblick junger Luſt empfand!

### 3.

Die Welt iſt ein Palaſt voll Sälen
Und Prunkgemächern hell und rein;
Bewohner ſchreiten, nicht zu zählen,
Die hohen Hallen aus und ein.

Hier zieht mit blaſſen Silberhaaren,
Ernſt wandelnd, ein Planetengreis,
Dort, gegen ihn ein Kind an Jahren,
Ein rother Stern, von Jugend heiß.

Unwandelbar nimmt eine Sonne
Die Huld'gung einer Welt hier an,
Dort raſt in wilder Taumelwonne
Ein wüthender Komet heran.

Hier Flattergeiſter, Meteore,
Dort Monde, Dienervolke gleich, —
So drängt es ſich im bunten Chore
Durchs unermeßliche Bereich.

Da wandelt plötzlich aus der Ferne
Mit ernſtem, abgemeſſ'nem Gang,
Gleich dem Geſpenſt von einem Sterne,
Ein weißes Weib die Hall' entlang.

Es iſt die Erd' im Winterkleide,
Mit ihrem Grabtalar aus Schnee,
Mit ihrem blanken Eisgeſchmeide,
Mit ihrem Blick voll ſtarrem Weh'.

Sie wähnt die Sterne zu erſchrecken,
Wenn ſie ſich naht in Grabesruh',
Und Grau'n im Hauſe zu erwecken, —
Allein ſie lächeln nur dazu.

„Du biſt die Erde,“ rufen alle
Und lüften neckend ihr den Flor,
„Du legſt uns jährlich dieſe Falle,
„Doch ſchalkhaft blickt dein Aug' hervor.

„Bald wird dein Grabesſchleier fallen,
„Von Roſen duften dein Gewand,
„Bald werden junge Nachtigallen
„Entflattern deiner warmen Hand.

„Bald wirſt du dir mit Frühlingsrothe
„Das Haupt bekränzen friſch und rein,
„Und du, die als Geſpenſt uns drohte,
„Des Himmels blühend Schooßkind ſein!“

---

## 4.

So mancher ſteht mit trüben Mienen
In einer Winterlandſchaft da,
Wenn rings mit weißen Schneegardinen
Umſchleiert Alles fern und nah'.

Es iſt, als rückten immer enger
Des Himmels Wänd' auf uns herein,
Als wollte Nord, der böſe Dränger,
Begraben uns in eiſ'gem Schrein.

Das Weh'n und Stürmen will nicht enden,
Erloſchen dünkt uns Sonn' und Mond,
Und fröſtelnd kann man mit den Händen
Umſpannen ſeinen Horizont.

Doch denkt euch hinter die Gardinen,
Womit Natur die Welt verdeckt,
Belauſcht mit ahnungsfrohen Mienen,
Was ſie dort heimlich wirkt und weckt.

Seht ihr ſie nicht ihn eifrig ſchmücken,
Den bunten ſchönen Flitterbaum?
Wie ſie, der Menſchheit zum Entzücken,
Ihn ſchon bekränzt mit Blüt' und Flaum.

Seht ihr die Lichtlein nicht ſchon flimmern,
Die Bänder flattern, rings bereit,
Die gold'nen Früchte lockend ſchimmern,
Und Alles rings voll Feſtlichkeit?

Nicht lange währt's, ſo reißt der Schleier:
Natur iſt gar erfindungsreich,
Und überraſchend läd't zur Feier
Des Frühlings holder Maibaum euch.

### 5.

Er kann ſich nimmer länger halten,
Der Angriff iſt zu allgemein,
Mit unbezwinglichen Gewalten
Von allen Seiten ſtürmt es ein.

Die Sonne ſendet Pfeil' auf Pfeile,
Ferntreffende, von oben aus;
Die Bäche ſtürzen an voll Eile,
Und Bäum' und Gräſer ſchlagen aus.

Aus Weſten iſt der Wind erſchienen,
Und wirft ſich auf das Wolkencorps,
Die Erde ſchickt aus ihren Minen
Der Dämpfe wildes Heer empor.

So naht es rings mit Schall und Schwalle,
Mit Duft und Hauch, mit Glut und Dampf,
Ein Krieg iſt's Aller gegen Alle,
Ein Freiheitsrauſch, ein Glaubenskampf.

Das merkt der Feind, — was hilft ſein Sträuben?
Er ſieht die eig'ne Ohnmacht ein,
Und beſſer als ein ſchmählich Bleiben
Mag ehrenvoller Abzug ſein.

D'rum ſchickt er ſeine Feldtrompeter,
Die Stürm', ins Lager kreuz und quer,
Vorpoſten ähnlich zieh'n am Aether
Die Wolken allerſeits daher.

Bei Nacht verlaſſen in der Stille
Die Schneephalange Feld und Au,
Und drohend ſchifft die Eisflottille
Den Strom entlang im Dämmergrau.

Selbſt ſeine ſicherſten Vedetten
Zuhöchſt auf jenen Gipfeln dort
Kann nur die ſchnellſte Flucht noch retten,
Ein Sonnentag, — und ſie ſind fort.

Nur abſeit liegen noch in Schlünden
Nachzügler hier und da verſteckt,
Bald wird auch ſie ein Lichtſtrahl finden,
Der zürnend ſie von dannen ſchreckt.

Triumph! nun iſt das Feld gewonnen,
Die Erd' iſt frei, der Himmel rein;
Nun zieht beim vollſten Glanz der Sonnen
Fürſt „Frühling“ in ſein Erbreich ein.

„Der Winter, ſchallt es, iſt gefallen,
„Beendet iſt der Freiheitskrieg!“ —
Und Millionen Nachtigallen
Lobpreiſen laut des Lenzes Sieg.

## 6.

Wenn fröſtelnd oft die Leute klagen,
Daß wieder einmal Winter iſt,
Da möcht' ich ihnen immer grollen:
„Daß ihr doch nimmer Troſt euch wißt!

„Iſt denn der Lenz ein Müſſiggänger,
„Weil er nicht immer euch nur reizt?
„Glaubt ihr, er ſei ein träger Paſcha,
„Der dann die Beine läſſig kreuzt?

„Der, wenn er ſeine handvoll Blumen
„Wie Münzen auswarf unter euch,
„Sich hinſtreckt, oft den Mai verſchlafend,
„Arbeitverdroſſen, Menſchen gleich?

„Ei, laßt mir doch den Lenz zufrieden,
„Der iſt ein Mann nach Gottes Sinn:
„Kaum hat er euch erquickt, geſegnet,
„Schnell wandelt er zu Andern hin.

„Und weil ſie drüben gar ſo bitten,
„Flieht er oft früher eu'ren Blick:
„Und weil ſie drüben ihn nicht laſſen,
„Kehrt er oft ſpäter euch zurück!“

Und wie mit Frühling und mit Winter,
So iſt es auch mit Freud' und Schmerz:
Nie müßig iſt die Freud' hiernieden,
Iſt's mein's nicht, iſt's ein and'res Herz.

Und was bei Schnee und Weh' mich tröſtet,
Iſt der Gedank' in Froſt und Harm:
Indeß ich frier', indeß ich weine,
Sind And're froh, iſt andern warm.

## II.

Ein Herz, das ſeine Stufenleiter
Vom Frühling bis zum Herbſt' durchgeht,
Trifft, mein' ich, wol auf jeder Sproſſe
Ein and'res, das auf gleicher ſteht.

D'rum nehmt, was Lieb' und Luſt und Trauer
Und Welt und Zeit in mein's geprägt,
Und zürnt nicht, daß es raſch geſchlagen,
Noch daß es jetzt mir ruhig ſchlägt.

# Schwärmerei.

Ich denke mir ein Land voll Ruh' und Schweigen,
Wo nichts des Friedens heilig Siegel bricht;
Wo kühlend ſich aus duft'gen Palmenzweigen
Ein Kranz der Lieb' um alle Weſen flicht:
Dort iſt ein ewig Blau des Himmels Farbe,
Und fremde Dinge ſind dort Wund' und Narbe.

Wie mit den Menſchen Menſchen hier verkehren,
Verkehren mit den Engeln Engel dort;
Dort iſt kein Zank, kein Dulden, kein Entbehren,
Dort hat die Sprache für den Haß kein Wort.
Dort iſt ein ewig Schauen und Genießen,
Ein namenloſes Ineinanderfließen!

Ich denke mir als Fürſten dieſes Reiches
Den ew'gen Schöpfer ſelbſt in ſeiner Huld,
Nicht wie er jetzt ſein Angeſicht, ſein bleiches,
Abwendet von der Welt und ihrer Schuld, —
Nein, lächelnd, wie er einſt mit Vatermienen
Die Menſchen ſchuf und Menſch war unter ihnen.

Auch denk' ich dort den leiſeſten Gedanken
An das, was hier uns kaum ein Fehltritt däucht,
So fern mir außer des Begriffes Schranken
Wie uns das Aergſte, was die Sünd' erreicht:
Für Lauheit, denk' ich, gilt dort unſ're Tugend,
Für kaltes Alter unſ're wärmſte Jugend.

Was uns ein Lamm bedünkt, iſt dort ein Würger,
Wer fromm uns ſcheint, iſt dort ein Atheiſt,
Ein Cherub heißt dort der gemeinſte Bürger
Und kaum ein Heil'ger ſchiene dort ein Chriſt:
Ja, was uns für die Seele gilt auf Erden,
Es iſt zu grob, um dort ein Leib zu werden.

Doch nicht gefühllos denk' ich mir die Weſen,
Mit denen ich bevölk're jenes Land;
In ihrem Aug' iſt eine Glut zu leſen,
Wie kaum das Herz des Liebendſten ſie ahnt:
Des Nahſeins Ahnung iſt ein Blick dort, Blicke —
Sind Küſſe dort, ein Kuß — Vergeh'n im Glücke:

Vergeh'n im Glück — iſt Wiederauferſtehen,
Und ewig wiederholt ſich dies Gefühl; —
Ein ſolches Land denk' ich vor mir zu ſehen,
Doch weiter treibt noch Schwärmerei ihr Spiel:
Ich denke dich, und du ſtiegſt, denk' ich wieder,
So wie du biſt, in dieſes Land hernieder.

Und unterbrochen ſeh' ich ſchnell das Schweigen,
Das ſeit Aeonen lautlos d'rüber lag;
Die Palmen rauſchen huld'gend mit den Zweigen,
Der alte Tag wird Nacht vor'm neuen Tag:
Die Engel lernen Wund' und Narbe kennen,
Da deine Blick' in ihre Herzen brennen.

Sie drängen ſich dir nach in weißen Schaaren,
Die Blicke lauſchen deinem Aug' ſie ab,
Mit denen einſt ſie, nach verrauſchten Jahren,
Die Todten wecken wollen aus dem Grab;
Sie üben erſt an deiner Lippen Regen
Den Zug ſich ein zur Fürbitt' und zum Segen.

Die Liebe tritt vor dich hin, neigt in Demuth
Ihr Angeſicht und ſagt, ſie weiche dir;
Dir naht die Luſt, ſieht dich, und wird zur Wehmuth,
Und nie geweinte Zähren ſtrömen ihr:
Der alte Maßſtab des Gefühl's verſchwindet,
Denn ſeine Tiefen haſt erſt du ergründet. — —

Und wieder denk' ich dann mir, daß du ſchiedeſt,
Wie eine liebliche Erſcheinung flieht;
Die Engel trauerten, ſeit du ſie miedeſt,
Die duft'gen Palmen ſchienen abgeblüht;
Das wunderbare Licht wär' ausgeglommen
Und das Gefühl an Werth herabgekommen.

Und wie wir Menſchen von den gold'nen Tagen
Bewahrt uns haben manches Lied und Wort,
So lebe dort auch in Geſang und Sagen
Die gold'ne Zeit, wo du dort weilteſt, fort!
Das denk' ich oft und kann nicht denken, Süße,
Daß, wer dich ſieht, nicht Gleiches denken müſſe!

## Raſche Wirkung.

Man hört das Gras nicht wachſen,
Es keimt bei ſtillem Thau,
Und eh' man denkt, woher es kam,
Bedeckt es Feld und Au.

Man ſieht den Baum nicht blühen,
Noch heute ſteht er leer,
Und morgen iſt er um und um
Von reicher Blüte ſchwer.

Und wenn ein Schütze zielet,
Das iſt ein raſches Spiel:
Sobald der Pfeil vom Bogen fliegt,
So ſteckt er ſchon im Ziel. —

So hört man auch die Liebe
Nicht wachſen in der Bruſt;
Gereift ſchon iſt ſie, eh' man's denkt,
Mit aller Qual und Luſt.

Man ſieht nicht wie ſie blühet,
Sie thut's in aller Ruh',
Und eh' wir's denken, deckt ſie uns
Mit reichen Blüten zu.

Kein Schütze mißt hiernieden,
O Liebe, ſich mit dir:
Wir meinen oft, du zieleſt erſt
Und ach! ſchon — bluten wir!

## Blüt' und Moos.

Crescit occulto velut . . . . ævo.
Horat. I. 13.

Was der flücht'gen Luſt entſproſſen,
Iſt ein Kind des Augenblicks:
Schnell geboren, ſchnell genoſſen
Sind die Blumen unſ'res Glücks.

Nur der Schmerz hat läng're Dauer,
Schmerz allein iſt treu der Bruſt,
Nur die ſüße Liebestrauer
Ueberlebt den Schaum der Luſt.

Blüten welken; — keimen neue,
Bald ſind ſie auch nimmer neu:
Beſſer ſpiegelt Moos die Treue,
Denn es bleibt dem Steine treu.

Unter Stürmen, unterm Eiſe
Wuchert's fort, umklammert ihn
Und verwächſt ſich ſtill und leiſe
In ſein Herz mit ew'gem Grün. —

Blüt' und Freud' entbehrt der Dauer,
Moos und Schmerz wird nicht verweh'n!
Unſere Lieb' erwuchs in Trauer,
Unſere Liebe wird beſteh'n!

## Wiederholung.

Mag's auch die ſchönſte Landſchaft ſein,
Die euch zum Fenſter guckt herein, —
Bleibt ſie ſich gleich allimmer,
Gefällt ſie bald euch nimmer.

Und wenn das ſchönſte Liedlein klingt,
Das gradwegs in die Seele dringt, —
Hört ihr's tagtäglich ſchallen,
Bald wird es euch mißfallen.

Ein einzig Bild veraltet nicht:
Das iſt des Liebchens Angeſicht,
Tag geht um Tag vorüber,
Es wird uns täglich lieber.

Ein einzig Liedlein tönt und klingt,
Das man ſich nie zur G'nüge ſingt;
Denn iſt es kaum verklungen,
Will man's von vorn geſungen.

„Ich liebe dich, du liebeſt mich!"
Wie neu doch täglich hört es ſich!
Hoch ſoll der Meiſter leben,
Der uns dies Lied gegeben! —

## Zum Namensfeſte.

Die Gute nennt dich, wer dir je
Ins Auge ſah, bei fremdem Weh,
Wer je ſo glücklich war, in Leiden
An deinem Troſte ſich zu weiden.

Die Schöne nennt dich, wer nicht blind
Für Reize, die nicht blendend ſind,
Doch einmal, innen feſtgehalten,
Zum Ideale ſich geſtalten.

Die Reiche nennt dich, wer die Frucht
Des Reichthums im Gemüthe ſucht;
Was gold'ne Faſſung dem Juwele,
Das leiht die Muſe deiner Seele.

Die Kalte nennt dich, wer dir naht
Mit Schmeichelwort und Flitterſtaat;
Das Wunderbild der Medicäer
Bleibt kalter Stein dem kalten Späher.

So, bald gekannt und bald verkannt,
Wirſt du von Vielen viel genannt!
Welch' einen Namen, als das beſte,
Geb' ich dir wol zum Namensfeſte?

Die Glückliche! — das wünſch' ich dir,
So mögſt du heißen für und für!
Denn glücklich kann dich niemand nennen, —
O lern' auch dieſen Namen kennen!

## Die Taubenpoſt.

Ich hab' eine Brieftaub' in meinem Sold,
Die iſt gar ergeben und treu,
Sie nimmt mir nie das Ziel zu kurz,
Und fliegt auch nie vorbei.

Ich ſende ſie vieltauſendmal
Auf Kundſchaft täglich hinaus,
Vorbei an manchen lieben Ort,
Bis zu der Liebſten Haus.

Dort ſchaut ſie zum Fenſter heimlich hinein,
Belauſcht ihren Blick und Schritt,
Gibt meine Grüße ſcherzend ab
Und nimmt die ihren mit.

Kein Brieſchen brauch' ich zu ſchreiben mehr,
Die Thräne ſelbſt geb' ich ihr;
O ſie verträgt ſie ſicher nicht,
Gar eifrig dient ſie mir.

Bei Tag, bei Nacht, im Wachen und Traum,
Ihr gilt das alles gleich:
Wenn ſie nur wandern, wandern kann,
Dann iſt ſie überreich!

Sie wird nicht müd', ſie wird nicht matt,
Der Weg iſt ſtets ihr neu;
Sie braucht nicht Lockung, braucht nicht Lohn,
Die Taub' iſt ſo mir treu!

D'rum heg' ich ſie auch ſo treu an der Bruſt,
Verſichert des ſchönſten Gewinns;
Sie heißt — die Sehnſucht! Kennt ihr ſie? —
Die Botin treuen Sinns.

## Vöglein — mein Bote.

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Flieg' zu der Liebſten hin
Und ſetz' dich nieder.

Sieh, was ſie thut,
Ob ſie dem Fernen gut,
Ob ſie an mich gedacht,
Vöglein, gib Acht!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Trag' zu der Liebſten Ohr
All' meine Lieder;
Sag': „Er iſt dein,
„Kann ohne dich nicht ſein,
„Lebt nur allein für dich!“
Vöglein, ſo ſprich!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Nimm ihren Liebesgruß
Auf dein Gefieder!
Wenn ſie dich fragt,
Und dir viel Schönes ſagt,
Bring' mir's im raſchen Flug,
Vöglein, ſei klug!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Bring' mir ein Röschen nur
Von ihrem Mieder!
Iſt es auch klein,
Soll's doch willkommen ſein!
Was mir die Theure zollt,
Vöglein, iſt Gold!

Vöglein, flieg' fort,
Vöglein, komm' wieder!
Raſte vom Flug ſodann,
Und ſetz' dich nieder.

Raſte bei mir,
Lab' dich am Futter hier,
Lab' dich am kühlen Trank,
Vöglein, — ſchön' Dank!

# Ständchen.

Zu des Mondes ſanftem Schimmer
Schickt ſich wol ein ſanftes Lied,
Das mit ſeinem Lichtgeflimmer
Still in off'ne Herzen zieht.

Wenn die Strahlen freundlich fallen
Auf das liebe Fenſterlein,
Schleicht wol auch des Liedes Schallen
Unbemerkt ſich mit hinein.

Licht und Klang ſoll ſich vereinen
Zu der Liebe treuem Fleh'n,
Jenes hold ihr Haupt umſcheinen,
Dieſer mild ihr Ohr umweh'n!

Wenn ſie wacht, ſo zaub're leiſe
Licht und Klang das Aug' ihr zu,
Und verweb' auf Wunderweiſe
Still mein Bild in ihre Ruh'.

Wenn ſie ſchläft, ſo rufe leiſe
Licht und Klang ſie wieder wach,
Lock' auf wunderbare Weiſe
Ihr Gefühl ſich ſchmeichelnd nach.

Locke ſie zum Fenſter wieder,
Unter dem ihr Sänger ſteht,
Bis von treuem Munde nieder
Ihm ein Laut der Liebe weht.

Laſſe ſie ergriffen lauſchen,
Laſſe ſie den Vorhang ziehn,
Zweifelnd, ob die Strahlen rauſchen,
Ob die Töne rauſchend glühn.

Noch ein Griff dann in die Saiten,
Noch ein Gruß mit voller Macht,
Noch ein ſtiller Wink vom Weiten,
Und dann — gute, gute Nacht!

## An eine Schwalbe.

Was du weißt und was du plauderſt,
Wie du klug das Köpfchen wiegſt!
Iſt das ohne Abſicht, Schwalbe,
Daß du zwitſchernd mich umfliegſt?

Oder willſt mir etwas ſagen,
Weitgereiſte Pilgerin?
Willſt mir Gegenden beſchreiben,
Wo ich nie geweſen bin?

Willſt du das, dann ſchweig', o Schwalbe,
Dafür dank' ich dir nicht ſehr;
Weiß ich doch kein treues Auge,
Das mir nachſäh' über's Meer!

Aber dort an jenem Fenſter,
Dort, o Schwalbe, bau dich an;
Blick' hinein an jedem Morgen,
Fliege raſch zu mir ſodann.

Sag' mir, daß Sie ſanft geſchlummert,
Sag' mir, daß Sie froh erwacht,
Sag' mir, daß beim Frühgebete
Meines Namens Sie gedacht!

## Walzerlied.

Wie auf Flügeln
Fortgetragen
Geht's im Taumel
Auf und nieder;

Feuer athmen
Alle Pulſe
Und das Herz verſinkt im Rauſch;
Kein Gedenken
Des Vergang'nen,
Kein Gedenken
Einer Zukunft,
Alles — Sehnen,
Alles — Liebe,
Süßer Träume bunter Tauſch!

Feſt im Arme
Glück und Leben,
Nie ihm näher,
Nie im ferner,
Jede Fiber
Hochentzücken,
Ohne Scheu vor aller Welt!
In der Wendung
Küſſe rauben,
In der Wendung
Küſſe geben,
Blicke tauſchen,
Hände drücken,
Herz am Herzen heißgeſchwellt!

Mag es perlen
Von der Stirne,
Mag es flammen
Auf der Wange,
Mag die Locke
Welk ſich löſen,
Mag zu ſpringen droh'n die Bruſt;

Stirnen trocknen,
Wangen bleichen,
Locken folgen
Alter Ordnung,
Buſenwogen
Werden ruhig, —
Aber nimmer kehrt die Luſt!

Wenn es ginge
So zu kreiſen,
Glück und Leben
In den Armen,
Ueberhörend
Selbſt des Lebens
Letzten dumpfen Hammerſtreich,
Und dann jenſeits
Zu erwachen,
Ruh'n zu wollen
Und zu ſtaunen
Ueber alle
Die Geſichter,
Fremd und doch bekannt zugleich!

Und wenn alle
Die Geliebten,
Die Verlornen
Plötzlich kämen,
Und uns mahnten:
„Seht doch, Tänzer, wo ihr ſeid!“
Welch' Entzücken
Würd' uns faſſen,
Wenn ſtatt Kerzen
Sterne flammten,

Und uns Engel-
Harfen klängen
Namenloſe Seligkeit!

Dann verlöſchen
Alle Sterne,
Und die Engel
Gingen ſchlafen,
Und die Gäſte
Gingen ruhen,
Fern verhallte Lied und Klang,
Und wir ſänken
Müd, doch ſelig,
Stumm begehrend
Stumm gewährend
Herz am Herzen,
Lipp' an Lippe,
Eingewiegt von Sphärenklang!

## Gegenüber.

### 1.

Im Hauſe gegenüber
Da ſind zwei Kämmerlein,
Die Kämmerlein ſind mir lieber,
Als Säle von Marmorſtein.

In ihnen hauſt mein Friede,
Mein Glück und meine Ruh',
Und eh' ich von ihnen ſchiede,
Ging' ich dem Grabe zu.

Vertraut hab' ich den beiden
Mein ganzes, volles Herz,
Mit allen ſeinen Freuden,
Mit allem ſeinen Schmerz.

In ihnen bin ich zu Hauſe,
In ihnen wohlbeſtellt,
Sie ſchützen mich vor'm Gebrauſe
Der allzulauten Welt.

Die Herzenskammern der Liebſten
Sind dieſe trauten zwei:
In einer da wohnt die Liebe,
Und in der andern die Treu'.

## 2.

Du brauchſt es nicht zu beſcheinen
Das Haus da drüben, o Mond:
Es iſt die Reinſte der Reinen,
Die friedlich drinnen wohnt!

Du brauchſt es nicht zu vergolden,
O Sonne, da drüben das Haus:
Die Holdeſte iſt es der Holden,
Die drüben blickt heraus.

Du brauchſt mir es nicht zu nennen
Das Haus da drüben, o Welt:
Du biſt nicht werth Sie zu kennen,
So ſehr Sie dir auch gefällt.

Ich wollt', ich vermöcht' es zu heben
Dies Haus über Berge weit:
Um fern mit Ihr dort zu leben
In ſeliger Einſamkeit!

### 3.

Wo ſeid ihr ſchon wieder, Gedanken?
Gefühle, wo ſchweifet ihr hin?
Geſteht es mir nur ohne Wanken:
Ich weiß, wo am liebſten ich bin!
Gegenüber!

Frühmorgens, wenn dämmerndes Grauen
Noch kühlig die Straßen durchweht,
Da drängt mich mein Herz ſchon zu ſchauen,
Ob ja wol das Häuschen noch ſteht
Gegenüber!

Zu jeglicher Stunde des Tages
Vieltauſendmal ſeh' ich hinaus,
Und blick' auf das Fenſter und frag' es:
„Sag', Fenſterlein, — iſt ſie zu Haus
„Gegenüber?“

Wenn Abends die Sonn' im Entſinken
Die Scheiben mit Purpur bemalt,
Wenn liebliche Finger mir winken,
Dann lockt's mich mit ſüßer Gewalt
Gegenüber!

Dann koſen wir traulich im Stübchen,
Oft guckt uns der Mond ſchon herein. —
Jetzt ſchlummere ruhig, mein Liebchen!
Wie traurig doch iſt es allein
Gegenüber!

Schon ſenkt ſich auf leiſem Geſieder
Der gaukelnde Schlummer zu mir;
Doch ruh'n auf dem Pfühl auch die Glieder,
So weilt doch die Seele bei dir
Gegenüber!

### 4.

Geht Einer auf die Wanderſchaft,
So kehrt er ein bei Zeiten,
Da hat ein Schild oft große Kraft,
Und lockt' das Aug vom Weiten.

So bracht' ich manche Stund' im Jahr
Dahin mit munt'rem Wandern
Und wenn ich eben müde war,
So macht' ich's wie die Andern.

„Zum Stern“, ſo winkte mir ein Schild,
Da meint' ich, daß ich bliebe;
Wol ſtand ein Stern von außen mild,
Doch innen war es trübe.

Da hielt ich, wo's „zur Roſe“ hieß,
Und dachte zu gewinnen;
Wol außen hing die Roſe ſüß,
Doch Dornen fand ich drinnen.

Da ſah ich hell von blanker Wand
Das Schild „zum Anker“ winken,
Ich faßt' ihn an mit ſtarker Hand,
Der Anker ließ mich ſinken.

Und bald in Farben, bald von Erz
Erblickt' ich manche Schilder:
Doch für ein ſchmachtend Wand'rerherz
Sind's eitel leere Bilder.

Da führte gegenüber dort
Mein Glück mich an die Pforte,
Da wies kein böſer Blick mich fort,
Da klangen traute Worte.

Da kehrt' ich ein, da fand ich mild
Gelindert alle Schmerzen:
Das Haus dort hat das ſchönſte Schild,
Es heißt: „zum treuen Herzen!“

## 5.

Ich kenn' eine ſchöne Brücke,
Kein Aug' erräth, wo ſie ſei,
Die Liebe hat ſie geſchlagen,
Und ſteht als Wache dabei.

Sie iſt von meinen Fenſtern
Hinüber zu jener Wand
In einem einzigen Bogen
Gar kühn und künſtlich geſpannt.

Da wandern viel tauſend Blicke
Gar heimlich hin und zurück,
Da ziehen über die Brücke,
Viel Wünſche, befrachtet mit Glück.

Da huſchen beflügelte Küßchen
Den ſchwebenden Bogen entlang,
Das ganze Gefolge der Liebe
Zieht drüber mit Sang und Klang.

Und drunter gehen die Leute
Geſchäftig ab und auf,
Und wiſſen nicht, was über ihnen
Hinwandelt in eiligem Lauf.

### 6.

Mein Fenſterlein, mein Fenſterlein,
Wie theuer biſt du mir;
Kann keine Ausſicht ſchöner ſein,
Als die ich hab' aus dir.

Du zeigſt zwar nicht auf Berg und Flur,
Auf Straß' und Strand hinaus,
Du zeigſt mir gegenüber nur
Ein kleines, ſchlichtes Haus;

Doch dieſes Haus iſt meine Welt,
Mein Süd, mein Weſt, mein Oſt,
Mein Land, mein Meer, mein Sternenzelt,
Mein Kummer und mein Troſt.

Das macht, daß mir dies Fenſterlein,
So herzlich wohlgefällt;
Vor ſeinen Scheiben hell und rein
Steht meine ganze Welt!

## An ein ſchönes Mädchen.

Du holdes Kind, ſo rein, ſo ganz durchdrungen
Von Harmonie, haſt Augen klar und klug,
Von dunklen Locken iſt dein Haupt umſchlungen,
Um deine Stirne zuckt ein ernſter Zug.

Auf deinen Lippen ſchläft das Wort der Liebe,
Für einen Glücklichen einſt aufgeſpart,
Dein keuſcher Buſen birgt noch ſtill die Triebe,
Vor deren Sturm kein Vorſatz uns bewahrt.

Beneidenswerthe! Ja das biſt du, Schöne:
Denn Schönheit iſt ein Segen, wie das Glück,
Wie das Genie, — nicht Fleh'n, nicht Zaubertöne
Beſchwören ihn, nichts ruft ihn je zurück.

Verweigert an der Wieg' iſt er verloren,
Iſt unerringbar für das ganze Sein,
Und ward er zaub'riſch gleich dir angeboren,
Ein leiſer Hauch, — ſo büßeſt du ihn ein.

D'rum holdes Weſen, blickſt du in den Spiegel,
Sei ja nicht ſtolz auf deiner Schönheit Zier,
Nur deines Adelsbriefes ſchimmernd Siegel,
Nur eine heit're Mahnung ſei ſie dir.

Sie mahne dich, daß in ſo ſchönem Hauſe
Auch eine ſchöne Seele wohnen ſoll,
Daß nicht ein garſt'ger Kobold innen brauſe,
Wo außen winkt ein Sylphchen anmuthsvoll.

Sie mahne dich, daß Ebenmaß der Glieder
Abſpiegeln ſoll des Geiſtes Harmonie;
Klingt, was dein Auge ſpricht, dir innen wieder,
Erſt dann wird dir die Schönheit — Poeſie.

Sie mahne dich, der Form Idee zu leihen,
Denn Form iſt Schein, und Schein iſt eitel Trug:
Zu Ew'gem mußt Vergängliches du weihen,
Des Angeſichtes Zug zum Seelenzug.

Denn bleich wird dein Gelock' auch werden, bleicher,
Als dieſe weiße Roſ' im dunklen Haar,
Der ernſte Stirnzug, jetzt ein anmuthreicher,
Kann Furche werden, Riß des Grams wol gar.

Der ſüße Mund, an deſſen Saum zu nippen
Jetzt mancher Herzen ſtille Sehnſucht iſt,
Wird kaum vielleicht von eines Enkels Lippen
Berührt einſt werden, eh' er ganz ſich ſchließt.

Und dieſer Wuchs, die weiße Hand, die Augen,
So unverwüſtlich alles, wie du meinſt, —
Soll ich dir ſagen, was ſie ſind und taugen?
Auf einem Grab las ich die Antwort einſt.

Drauf ſtand mit gold'nen Lettern, hell wie Flammen:
„Hier ſchlummert eine Jungfrau, hold und lieb,
„Die ſchöne Faſſung ach! ſie brach zuſammen,
„Und nur der Demant, ihre Seele, — **blieb!**“ —

## Herzensblüte.

Ich ſah ſie jüngſt, da trug ſie an dem Mieder
Ein friſches Röslein grad' am Herzensplatz,
Ihr großes Auge ſchlug ſie lächelnd nieder,
Als freute ſich's an dieſem Blütenſchatz.

Und in der Roſe ſchien es ſich zu regen,
Als lau wie Zephyr weht ihr Athem drauf;
Man ſah die Blättchen leiſe ſich bewegen,
Die Roſe blüht erſt jetzt vollkommen auf.

Getrennt nicht ſchien ſie mehr vom Mutterzweige,
Man ſah ihr's an, ihr rechter Platz ſei hier,
Sie fühle da ſich heimiſch erſt und beuge
Sich wie zu ihrer Mutter auf zu ihr.

D'rum konnt' ich ſie nicht für gebrochen halten,
Für eine Roſe nicht, wie and're ſind;
Sie konnte ſich nicht anderswo entfalten,
So blüht am Mutterherzen nur das Kind.

Was auf dem Herzensplatz am Mieder glühte,
War nicht entliehen, war nicht hingeſteckt,
Ich denke mir, es war die Wunderblüte
Des Herzens ſelbſt, vom Hauch der Lieb' erweckt.

## Die Brieftaube.

Holde Botin treuer Liebe,
Sei willkommen tauſendmal!
Hör' ich deinen Fittich rauſchen,
Schweigt des Buſens bange Qual.

Ruhig, ruhig, liebes Täubchen,
Raſt' an meinem Herzen da;
Gib ſie her die theure Bürde,
Gib, o gib! — da iſt ſie ja!

O du weißt nicht, was du trugeſt:
Flogſt ſo leicht, ſo raſch daher,
Ach! und trugſt ein Herz, ein ganzes,
Liebevoll und ſehnſuchtſchwer.

Trugeſt tauſend Grüß' und Küſſe,
Tauſend Träume, trüb und hell,
Tauſend Hoffnungen und Zweifel,
Tauſend Thränen her zur Stell'.

War's gleich nur ein kleines Briefchen:
Liebe braucht nicht großen Raum;
Tief im winzig kleinen Kerne
Schläft der rieſengroße Baum.

Wenn er einſt uns mild umſchattet,
Kehrſt auch du darunter ein,
Sollſt in ſeinen grünen Zweigen
Unſer liebſter Gaſt uns ſein!

Sollſt ein holdes Täubchen finden,
Koſen, girren, wie du willſt,
Daß ſich deine Sehnſucht ſtille,
Wie du jetzt die meine ſtillſt.

Sollſt dann reich vergolten haben,
Was du jetzt um uns entbehrt:
Wer ſo treu der Liebe diente,
Iſt auch treuer Liebe werth!

## Ihr Roſenſtrauß.

Kaum aufgeküßt noch von des Frühlings Munde,
Seid ihr ſchon, Roſen, Opfer einer Hand,
Die euch zu ſchönem, wenn gleich kurzem Bunde,
Wie zum Erſatz für euren Tod verband:
Ihr ſeid durch ſie für Floras Reich verloren,
Und neu durch ſie für Amors Reich geboren.

Seid neu geboren zu beredten Zungen,
Die lauter ſprechen, als das laute Wort;
Zu einem Räthſel hat ſie euch verſchlungen,
Deſſ' Deutung bleibt, wenn auch ſein Bild verdorrt,
Und alſo hat ſie zaub'riſch euch das Leben
Zu gleicher Zeit genommen und gegeben!

## Entwöhnung.

Hör'! — ich las von einem König,
Der da war ein reicher Mann,
Hatte gold'nen Wein in Fülle,
Setzte froh den Becher an;

Dachte wol aus einer Quelle
Nie mehr einen Trunk zu thun; —
Und der König ward vertrieben,
Trank aus mancher Quelle nun.

Doch gewöhnt des gold'nen Weines,
Quälte ſich der Mann gar ſehr:
War nicht lieb ihm, was er hatte,
Hatte, was ihm lieb, nicht mehr. —

Und ſo ſtrömt der Luſt und Liebe
Gold'ner Nektar täglich mir:
Bald, ich fühl's, wär' ich gewöhnet
An ſo ſüßen Trank bei dir.

Darum muß ich ſelt'ner werden,
Darf ſo oft dich nimmer ſeh'n:
Wenn uns einſt das Schickſal trennte,
Könnt' mir's wie dem König geh'n!

## Opferſpenden.

Einſt ging ein frommer Pilger
Zum Kirchlein mit ſchnellem Schritt,
Hatt', um ſie drinnen zu opfern,
Gar reiche Spenden mit.

Hatt' üppige Blumen im Körbchen,
Und manchen friſchen Kranz,
Und manche liebliche Früchte
Und manche Perle voll Glanz.

Doch als er kam zum Kirchlein,
Da war verriegelt das Thor;
Er ſtand mit ſeinem Opfer
Gar lange zweifelnd davor.

Was ſollt' er damit beginnen?
Es paßte ja dort nur hin;
D'rum legt' er es auf die Schwelle,
Und ſchied mit traurigem Sinn.

Da kamen die Käfer des Waldes
Und nagten die Blumen an,
Da nahten die Vögel den Früchten
Und wetzten die Schnäbel d'ran.

Da kamen die Hirten vom Berge,
Die trugen die Perlen fort
Und ließen die ſchönen Kränze
Zerpflückt und zerriſſen dort. —

So trat ich zu deiner Thüre
Jüngſt hin mit haſtigem Schritt;
Hatt', um ſie dir zu opfern,
Gar reiche Gefühle mit.

Doch als ich pocht' an der Thüre,
Da blieb ſie geſchloſſen dem Freund!
Was ſollt' ich mit meinen Gefühlen?
Sie waren ja dir nur vermeint.

Ich ging und ließ an der Schwelle,
Bekümmerten Sinns, ſie zurück; —
Sprich, hatten ſie mit dem Opfer
Des Pilgers gleiches Geſchick? —

## Der kalte Kuß.

„Nur einen heißen Kuß
Auf deinen rothen Mund,
Es wäre Hochgenuß,
Es machte mich geſund!“

So ſchwärmt' am Tag ich oft,
So träumt' ich oft bei Nacht:
Hab' lang darauf gehofft,
Hab' lang daran gedacht.

Und endlich kam es ſo!
Du lagſt in meinem Arm,
Wie war ich wonnefroh,
Du ſchienſt ſo liebewarm.

Voll Andacht, feierlich,
Mit liebender Gewalt,
Umſchlang ich, küßt' ich dich, —
Doch, ach! dein Mund war kalt!

Ein banger Schauder drang
Mir rieſelnd durch's Gebein:
Wie ich dich ſo umſchlang,
Schienſt du mir todt zu ſein.

Dein liebes Aug' war — zu,
Dein Wangenroth — erblich,
Und geiſterhafte Ruh'
Ergoß ſich über dich.

Die kalte Lippe ſprach:
„Halt' ein, es ſoll nicht ſein!
„Im Leben — nimmer — ach!
„Im Sterben — ewig dein!“

## Die falſche Hand.

Deine Hand willſt du mir geben?
Laß' es, Kind, ſie iſt nicht dein!
Will nicht die Erinnerungen
Jedes Fingers d'ran entweih'n!

Dieſer Daumen denkt noch innig
Einer ander'n wärmer'n Hand,
Die ihn oft, voll feſten Glaubens,
Heiß gedrückt, als Unterpfand.

Zuckt durch dieſen Zeigefinger
Nicht ein Drang oft mahnend nach,
Einem ander'n Freund zu winken,
Dem er auch ſein Glück verſprach?

Und der loſe Mittelfinger,
Sollt' er meinen, daß er log,
Als von ſeiner Roſenſpitze
Manch' verſtohl'nes Küßchen flog?

Und du, viertes armes Täubchen,
Haſt dein Halsband ſchlecht bewacht, —
Denkſt du's noch? — das gold'ne Ringlein,
Das dich glücklich einſt gemacht?

Und nun gar der kleine Finger,
Dieſer ſchalkhaft ſchlaue Wicht,
Der dir Alles anvertraute,
Alles eingab, — denkt er's nicht?

So ein etwas ſitzt in jedem,
Das an ſchön're Zeit dich mahnt: —
Alle Finger ſind vergeben,
Sprich, was ſoll ich mit der Hand? —

## Kündigung.

Kannſt du der ſtummen Thräne grollen,
Die über meine Wange fließt?
O ſpotte nicht, und laſſ' ſie rollen:
Ich fühl' es, wie gerecht ſie iſt. —

Ich wohnt' einmal in einem Hauſe
Durch eine lange, ſchöne Zeit,
Wo ich, entfernt vom Weltgebrauſe,
Geſchwelgt in ſtiller Seligkeit.

So iſt kein Baum dem Wald gewogen,
Wie ich es war dem lieben Haus;
Ich wäre nie hinweggezogen,
Doch man verdrängte mich daraus.

„Nun denn leb' wohl, du theu're Stelle!"
Zuſammenrafft' ich ſchnell, was mein,
Und weinend ſchied ich von der Schwelle,
Und doch war's nur ein Haus — von Stein. —

So wohnt' ich einſt in deinem Herzen
Durch eine lange, ſchöne Zeit,
Wo ich geſchwelgt in ſüßen Schmerzen,
Geſchwelgt in herber Seligkeit.

Kein Stern iſt ſo der Nacht gewogen,
Als ich dem Herzen war, als dir;
Ich wäre nie hinweggezogen,
Allein gekündigt ward es mir.

Was iſt ein Herz dem Haus verglichen,
Und wär's wie dieſes auch — von Stein?
Wenn ſtumme Thränen mir entſchlichen,
Laſſ' ſie geweint, wie viele, ſein!

# Freiheit.

Hinaus, hinaus, mein Vogel,
Sei frei, mein Vogel, frei!
Ich will, was ich geworden,
Will, daß es Jeder ſei!

Hätt' ich ein Heer Geſang'ner,
Ich ließ' es jubelnd aus;
So hab' ich dich nur, Vogel,
D'rum fort aus deinem Haus!

Ich war wie du gefangen,
Ich war es noch weit mehr,
Gefangen von der Liebe,
Gefangen lang und ſchwer.

Geſprengt hab' ich die Feſſeln,
Hab' ſelbſt mich frei gemacht,
Es hat mein langes Fröhnen
Mir kargen Lohn gebracht.

Nun bin ich frei, nur Freie
Will ich um mich nun ſeh'n!
Nicht wahr, mein lieber Vogel,
Die Freiheit iſt doch ſchön!

Wie munter du das Köpſchen
In frohem Zweifel wiegſt,
Wie lauten Dank du zwitſchernd
Von Zweig zu Zweige fliegſt!

Wie du dein Freiheitsliedlein
Dir ſingſt in ſel'ger Ruh'!
Trotz aller meiner Freiheit, —
Ich wollt', ich wäre — du!

## Die Perle.

Ja ihr habt Recht, ich will's nicht läugnen,
Zu deutlich ſpiegelt's mein Geſicht:
Ich trag' ein ſtilles Leid im Herzen,
Doch euch es nennen will ich nicht.

In meinem Herzen ſoll es wachſen,
Wie eine Perl' im Muſchelhaus,
Erſt wenn der Tod die Schalen öffnet,
Löſ' es ein Engel ſtill heraus;

Und trag' es hin vor meinen Schöpfer,
Der kennt, was echte Perlen ſind:
Vielleicht, daß dort ihr matter Schimmer
Sich einen Blick der Huld gewinnt!

## Geſtorbene Liebe.

Herauf, herauf aus deinem Grabe,
Geſtorb'ne Liebe, komm' hervor!
Weil ich lebendig keine habe,
So ſteige tröſtend du empor!

Will denken, ich ſei fern geweſen,
Weit über Land und Meer verreiſt,
Und mußt' in einem Briefe leſen,
Daß du indeſſ' erkrankt mir ſeiſt.

Raſch laſſ' ich alle Winde zäumen,
Denn Ahnung ſagt mir, du ſeiſt todt!
Und heimwärts ſtieg' ich ohne Säumen,
Laut hadernd mit des Herrn Gebot.

Da komm' ich an, da frag' ich bebend,
Und alle ſchau'n zur Erd' hinab; —
„O redet, ſind' ich ſie noch lebend?“
Und ſchweigend zeigt man auf ein Grab.

„O laßt ſie mich noch einmal ſehen,
„Schließt auf die Truhe, die ſie barg!“ —
Sie thun es ſtumm, — es iſt geſchehen,
Und offen ſteht vor mir der Sarg.

Da liegſt du heilig, alles ſpiegelnd,
Was du mir je geſpendet haſt,
Mein Herz mir wieder ſelbſt entſiegelnd,
Mir wieder lindernd jede Laſt.

Hab' Dank, nun hab' ich wieder Ruhe,
Der Sturm iſt aus und klar die Luft!
Nun, Liebe, lieg' in deiner Truhe,
Bis einſt mein Gram dich wieder ruft.

Denn wie dem Freunde ſelbſt die Leiche
Des Freund's noch Troſt gewähren kann,
Blickt meiner Liebe geiſterbleiche
Erinn'rung mich auch tröſtend an.

## Luſt und Schmerz.

Wenn auch oft die leiſe Zähre
Ueber deine Wangen rollt,
Wenn gepreßt von banger Schwere
Deine Seel' in Unmuth grollt;
Wenn ſich böſe Zweifel regen,
Blicke gläubig himmelwärts: —
Denn kein Lenz iſt ohne Regen,
Keine Lieb' iſt ohne Schmerz!

Wenn das Schickſal oft die Freuden
Deiner Liebe neidiſch trübt,
Wenn das Scheiden und das Meiden
Dein Gemüth im Dulden übt:
Hoffe doch auf manche Wonne
Zum Erſatz für deine Bruſt: —
Denn kein Lenz iſt ohne Sonne,
Keine Lieb' iſt ohne Luſt!

# Eigenheit.

„Warum zerſtäubſt du in ſo kleine Blümchen
„Den Blütentrieb der Poeſie?
„Warum zerſprühſt du in ſo kleine Sternchen
„Den Strahlenvorrath, den ein Gott dir lieh?

„Halt' an dich lieber, bis die Blümchen alle
„Zur Centifolie ſich vereint;
„Bis dieſe Sternchen einen Körper bilden,
„Der einmal uns als eine Sonn' erſcheint!"

So werfen Tadler und beſorgte Freunde
Dem Dichter kleiner Lieder vor,
Und zürnen, wenn er harmlos dichtet,
Als träf' ihr lauter Vorwurf nicht ſein Ohr. —

Wem fällt es bei, der Au darob zu zürnen,
Weil ſie ſo viele Veilchen hegt,
Und nicht ſtatt all' der kleinen Blümchen lieber
Uns eine ſtolze Centifolie trägt?

Wem fällt es bei, dem Himmel d'rob zu zürnen,
Daß er ſo viele Sternchen bringt,
Und nicht je tauſend kleine Sternchen immer
In einen großen Sonnenball verſchlingt?

Es iſt nun ſchon ein eig'ner Trieb und Wille
Im Dichterbuſen wie im All:
Zehntauſend Veilchen geben keine Roſe,
Zehntauſend Sterne keinen Sonnenball:

## Selbſttäuſchung.

„Die alten Zeiten ſind nicht mehr, —"
So klagt dein grollend Herz, —
„Die Welt iſt anders um mich her,
„An Hoffnung und an Freuden leer,
„Voll Trug und Wahn und Schmerz.

„Der Himmel iſt nicht mehr ſo blau,
„Der Wald nicht mehr ſo grün,
„Am hellſten Tag umſpannt die Au,
„Statt Frühlingsſchimmer, Nebelgrau,
„Nichts will mehr glüh'n und blüh'n.

„Und keine Hand iſt mehr ſo warm,
„Kein Aug' ſo freudig mehr:
„Empfindungsmatt und thatenarm
„Treibt ſich, ein hohler Puppenſchwarm,
„Die Menſchheit hin und her!" —

Laſſ' hell wie ſonſt dein Aug' nur ſein,
Und warm wie ſonſt die Hand,
Und trag' wie ſonſt nur friſch und rein
Dein Herz ins Leben keck hinein,
Und halt' wie ſonſt nur Stand;

Und werde dir nur ſelber klar,
Und komm' einmal zur Ruh':
Die Welt iſt eben, wie ſie war,
Und wird ſo bleiben immerdar, —
Verändert biſt nur du!

## Bedingung.

Wer durch die Lüfte fliegen will,
Kann's ohne Flügel nimmer:
Und wer die Welt beſchauen will,
Der braucht den Sonnenſchimmer.

Und wer den Fluß befahren will,
Muß einen Kahn ſich dingen;
Und wer auf Alpen ſtehen will,
Muß klettern oder ſpringen.

So denk' ich, wer da dichten will,
Der müſſ' auch etwas lieben:
Denn ohne Lieb' iſt jedes Lied
Noch leerer Schall geblieben.

Und daß ich nichts zu lieben weiß,
Bringt oft mich ins Gedränge:
Denn wüßt' ich, was ich lieben ſoll,
Ich wüßt' auch, was ich ſänge!

## Stille Freude.

Die laute Freude lieb' ich nicht,
Mir iſt die ſtille lieber,
Wo ſanft das Herz zum Herzen ſpricht,
Nicht wo es ſtürmt im Fieber.

Wo lärmend ins Pokalgeläut
Gebroch'ne Stimmen lachen,
Da bin ich wunderſam zerſtreut,
Als hört' ich fremde Sprachen.

Wenn wie Mänaden hin und her
Die Paare wirbelnd jagen,
Da wird mir um die Bruſt ſo ſchwer
Als müßt' ich ſie beklagen.

Um wie viel trauter läßt es ſich
Mit wenig Freunden plaudern,
Wenn kaum das Abendroth entwich,
Und noch die Sternlein zaudern.

Da geh'n die Herzen freundlich auf,
Da geht der Mißmuth unter,
Da rinnt das Blut in ſanft'rem Lauf,
Da wird die Seele munter.

Da möcht' ich wol ein König ſein,
Nicht daß ich König hieße,
Nein, — daß bei meines Glückes Schein
Ein Volk mit mir genieße.

Es läßt die wahre Luſt ſich nicht
Erjagen und erlärmen,
Sie will, wie Morgenſonnenlicht,
Allmälich nur erwärmen.

Dem Blitze, der durch Donner ziſcht,
Folgt wieder ſchwarzes Dunkel;
Doch erſt beim Morgenroth erliſcht
Des milden Stern's Gefunkel.

# Erinnerung.

Nur am feuchten Wieſenraine,
Wo der Weſt den Fittich regt,
Steht das Blümchen, ſo ich meine,
So des Himmels Farbe trägt.

Neben Bächlein, neben Quellen
Von der Menſchen Auge fern,
Auf verborg'nen Raſenſtellen
Wählt es ſich ſein Plätzchen gern.

Bei der Nachtigallen Liede
Wächſt und blüht es unentweiht,
Und ſein Element iſt — Friede,
Und ſein Glück iſt — Einſamkeit.

Wer dich ſucht in Felſengründen,
Wer dich ſucht im Sonnenlicht,
Wird dich nun und nimmer finden,
Trauliches Vergißmeinnicht! —

Und ſo iſt Erinn'rung eben
Aehnlich dem Vergißmeinnicht,
Daß ſie nicht im lauten Leben,
Nicht gedeiht im grellen Licht.

Heimlich an der Thränenquelle,
Wo die ſtillen Seufzer weh'n,
Aus des Herzens weichſter Stelle
Wächſt und blüht ſie ungeſeh'n.

Mondenſchein und Nachtigallen
Hat ſie zu Vertrauten gern,
Und zum beſten Freund von allen
Wählt ſie irgend einen Stern.

Nicht um Lob iſt ſie befliſſen,
Nicht um eitlen Ruhm bemüht,
Wenn es nur zwei Augen wiſſen,
Daß ſie blüht und wo ſie blüht.

## Das ewige Licht.

Die Alten gaben ihren todten Lieben
Ein brennend Licht, ſo ſagt man, mit ins Grab,
Und unverlöſcht iſt ſolch' ein Licht geblieben,
Loſch auch ſo manch' Jahrhundert d'rüber ab.

Wenn ſpäte Neugier dann die Marmordecke
Hinweghob von dem langverſchloſſ'nen Haus,
So glomm noch matt das Licht in dunkler Ecke,
Und erſt der Hauch der Lüfte löſcht' es aus. —

So wird ein Schmerz, mein treues Licht auf Erden,
Ein Schmerz, den niemand ahnt und niemand kennt,
Dereinſtens auch mit mir begraben werden,
Ein Licht, das ſelbſt im Tode noch mir brennt.

Ein Licht, das mir in all' den bangen Nächten
Des Grabes leuchtet, recht als ewig Licht,
Bis endlich einſt am Tage der Gerechten
Des Engels Hand auch meinen Sarg zerbricht.

Dann blickt er lächelnd wol auf mich hernieder,
Wenn er das Licht erkennt in meiner Gruft,
Das aber wird aufflackern nun und wieder,
Und dann verlöſchen an des Himmels Luft.

## Falſche Stellung.

Wenn neben oder über dir im Hauſe
Ein Kranker liegt in banger Fieberglut,
So machſt, obwol geſund, du eine Pauſe,
Und hältſt in Schranken deinen Uebermuth,
Dein fühlend Herz empört ſich beim Gedanken,
Laut aufzujauchzen neben einem Kranken.

Wenn aber dich ein ſtilles Leiden peinigt,
Und noch ſo heit're Freunde dich umſteh'n,
Und alle Weltluſt ſich um dich vereinigt,
Dir wird dabei doch nimmer wol geſcheh'n;
Du ſpotteſt bitter ihres eitlen Strebens,
Und denkſt verſunken in dein Leid: „Vergebens!“

So mein' ich unter Kranken oft zu hauſen,
In deren Adern Fieberflammen ſprüh'n,
Ich höre wilde Phantaſieen brauſen,
Ich ſeh' erhitzte Wangen zuckend glüh'n; —

Und ſäng' ich noch ſo gern und laut wie ehe,
Ich kann nicht, mir verleidet's ihre Nähe.

Oft wieder dünk' ich ſelber mich der Kranke,
Um den die Schaar Geſunder ſpielt und ſingt,
Und da verfolgt mich wieder der Gedanke,
Daß all' ihr Jubel doch kein Heil mir bringt;
Und ſtatt durch ſie mich ſelber zu gewinnen,
Verſink' ich nur noch tiefer in mein Sinnen.

## Phantasmagorie.

Einſt reichte wol die Freude
Mir wirklich ihre Hand;
Es waren wirklich Blumen,
Die ſie mir lächelnd wand.

Und was mir freundlich ſtrahlte,
Es war ihr Angeſicht,
Und was die Welt mir malte,
Es war ihr heit'res Licht.

Mit Händen konnt' ich's greifen,
Mit wachem Sinn verſteh'n,
Mit meinen Ohren hören,
Mit meinen Augen ſeh'n. —

Nun ſtarr' ich oft ins Leben,
Wie in ein finſt'res Haus;
Wol zuckt's vor meinen Augen,
Doch prägt es ſich nicht aus.

Nur manchmal glänzt im Dunkel
Ein kleiner lichter Kern,
Erweitert ſich, rückt näher,
Entfaltet ſich zum Stern.

Du ſchöner Stern der Freude,
So kommſt du doch einmal?! —
Doch ach! hohlſpiegelartig,
Zerronnen, geiſterfahl.

Mir iſt, ich ſäh' ein Weſen,
Das an die Freude mahnt,
Mir iſt, als ſäh' ich Blumen
In wolbekannter Hand;

Doch körperlos iſt alles, —
Hand, Blumen und Geſicht
Sind Spieg'lungen der Freude,
Sie ſelber iſt es nicht.

Ich darf nach ihr nur langen,
Im Nu verſchwindet ſie:
Die Freud' iſt mir geworden
Zur — Phantasmagorie!

# Verlorene Stunden.

Es gibt ſo manche Stund' im Leben,
Wo man nichts Rechtes treiben mag,
Wo man nicht froh, nicht traurig eben,
Vor ſich hineinſtarrt in den Tag.

Zumal des Abends, wenn das Schweigen
Sich lagert über Land und Stadt,
Und leiſ' empor die Sterne ſteigen,
Und alles einnickt, lebensſatt.

Und dunkler wird's, und aus dem Abend
Wird endlich Nacht, — ich ſitze ſtill, —
Durchs Fenſter haucht es kühl und labend, —
Ich ſinn' und weiß nicht, was ich will.

Die Feder fällt mir aus den Händen,
Ich ſchau' ins Licht gedankenvoll:
„Wie kam es ſo? wie wird es enden?
„Was war? was iſt? was kann? was ſoll? —"

Und die Gedanken zieh'n und wogen,
Wie Nebel in der Dämmerung;
Bald ſink' ich tief hinabgezogen,
Bald ſchweb' ich hoch im Geiſterſchwung;

Doch klar wird nichts: — es iſt nur Ringen,
Nur Schwanken zwiſchen Luſt und Weh,
Undeutlich, wie Geſänge klingen
Fern über ſturmbewegte See.

So ſitz' ich lang und träum' und ſinne,
Da tönt Nachtwächterruf empor,
So laut, daß ich mich ſelbſt gewinne,
Und merke, wie ich mich verlor!

Aufſpring' ich, friedlich abgefunden
Mit allem, was man ahnt und hofft: —
Ich weiß, es ſind verlor'ne Stunden,
Doch mir ſind ſie die liebſten oft.

## Ueber eine Nacht.

Menſch, hab' Achtung vor dem Kummer,
Unbegränzt iſt ſeine Macht:
Dunkle Locken kann er bleichen
Ueber eine kurze Nacht.

Und der du mit dunklen Locken
Heut noch ſtolz und blühend gehſt,
Ach! wer weiß, ob du nicht morgen
Früh ein Greis, mit weißen ſtehſt!? —

„Möglich! Mag's der Herr verhüten,
„Der es weislich vorbedacht;
„Denn ſein Wink iſt's, wenn der Kummer
„Locken weiß macht über Nacht.

„Doch ſo kann ſein Wink auch eben
„In der kurzen Todesnacht
„Locken wieder dunkel färben,
„Die der Kummer weiß gemacht!“ —

# Ausgleich.

Könnt ihr den Nord- und Südpol einen,
Das Eis vermählen mit der Glut,
Die Luſt verſchwiſtern mit dem Weinen,
Und friedlich gatten Böſ' und Gut?

Könnt ihr des Jammers bange Scenen
In Einklang bringen mit dem Glück?
Das größte Widerſpiel der Thränen
Vereinigen in *einem* Blick?

„Erinn'rung“ heißt die Zauberkette,
Die bindet, was ſich feindlich ſcheint,
Die Roſen ſtreut aufs Dornenbette,
Und zwiſchen Wonnelächeln weint;

Die in der Trennung Wermuthſchale
Der Liebe ſüßen Nektar miſcht,
Und mit der Freundſchaft jungem Strahle
Verjährter Falſchheit Spur verwiſcht.

Wie Wolken ſich am Himmel jagen,
Wie Wellen flieh'n im Wechſelſchwung,
So gränzt Genießen an Entſagen
Im Bilde der Erinnerung.

Vereinzelt tritt der Schmerz ins Leben,
Vereinzelt tritt die Luſt herein:
Nicht Wahl, der Zufall bringt es eben,
Den dunklen wie den lichten Stein:

So zeigt von Nacht und Sonnenſcheine
Ein bunt' Gewirre ſich dem Blick,
Erinn'rung erſt vereint die Steine
Zur deutungsvollen Moſaik.

## Bauernregel.

„Morgenroth bringt Abendregen“ —
Heit'res Jetzt ein trübes Einſt:
Denk', wie du als Jüngling lachteſt,
Wenn als Greis vielleicht du weinſt.

Tröſte dich, wenn deine Jugend
Thränen dir gebracht und Noth:
Frühe Prüfung, ſpäter Segen, —
„Morgenregen — Abendroth!“

„Abendroth bringt Morgenregen,“ —
Alter Knabe, juble nicht:
Jenſeits gibt es auch noch Thränen
Für ein Aug', das lachend bricht.

Doch getroſt, du ſtiller Dulder,
Folgt dein Leid dir bis zum Tod:
Späte Thränen, frühe Perlen, —
„Abendregen — Morgenroth.“

Seltſam Sprüchlein, das der Himmel
Uns zu Troſt und Warnung lieh,
Biſt ſo mannigfach zu deuten,
Aber ohne Thränen nie!

## Inmitten.

Eine Treppe hoch
Ueber mir, da hauſt der Tod;
Unerwartet hat er angepocht,
Und erloſchen iſt ein Lebensdocht,
Und erwacht iſt plötzlich Schmerz und Noth;
Unterbrochen klägliches Gewimmer
Träuft mir durch die Deck' ins Zimmer!

Und im Erdgeſchoß
Unter mir, da hauſt die Freud';
In der Hand den friſchen Myrtenkranz
Zog ſie ein mit Jubel, Lied und Tanz,
Harmlos pflückend, was die Stunde beut;

Schall von Lachen und Geſumm' von Spielen
Quillt empor mir durch die Dielen!

Und inmitten ich,
Zwiſchen Tod und Freud', allein;
Eine Treppe trennt ſie nur von mir, —
Ueberſeh'n ſie beide meine Thür?
Will nicht Tod, noch Freude Gaſt mir ſein?
Nein! — was allzufrüh bedünkt den Einen,
Mag zu ſpät den Andern ſcheinen!

## Scheinleben.

Von dunklen Locken iſt dein Haupt umkränzt,
Dein Mund iſt roſig friſch, dein Auge licht,
Der Jugend unerſchöpfte Fülle glänzt
Aus deinem makelloſen Angeſicht.

Und dennoch klagſt du, ſeufzeſt immerdar,
Und nennſt dich arm und nennſt die Todten reich?
Und zürnſt der Röthe deiner Wangen gar,
Und wünſcheſt dir: Ach wären ſie ſchon bleich?

Der kranke Baum, das ſieche Kind der Flur,
Sie ſenken Aſt und Blatt der Erde zu;
Auf keiner Lüg' ertappt man die Natur, —
Geſteh', wer lügt, dein Antlitz oder du? —

„O thu' nicht Unrecht dem, der arm genug,
„Ein Doppelhohn iſt's, wenn du reich mich nennſt;
„Kann ich dafür, wenn du den Gauklertrug
„Des grauſam gnädigen Geſchicks verkennſt?

„Sahſt du das Grün auf einem Teiche nie,
„Das ſeine Fläche wuchernd friſch umhüllt?
„Weil ſeine Welle ſumpft, d'rum grünet ſie,
„Kein Grün umſpinnt den Quell, der luſtig quillt!

„Sahſt du der Trümmer Schmuck, den Epheu, nie?
„Wie rankt er ſich voll Leben d'rüber hin,
„Zu halten ſcheint er, und entkräftet ſie,
„Je friſcher er, je ſchneller ihr Ruin!

„Haſt du auch nie ein Kirchhofgrab geſeh'n,
„Worauf ein Blumenheer ſich gaukelnd wiegt? —
„Weißt du, warum ſie d'rauf ſo üppig ſteh'n?
„G'rad weil der Tod in ſeinem Schooße liegt!

„Scheinleben iſt's, was dunkel färbt mein Haar,
„Klar macht mein Aug', die Lippen roſengleich,
„Und zürnen muß ich meinen Wangen gar,
„Mir heimlich wünſchend: Wären ſie ſchon bleich!“ —

# Getäuſchte Erwartung.

Auf den Berg am frühen Morgen
Iſt ein Knab' emporgeeilt,
Während, im Gewölk verborgen,
Noch die Sonne zögernd weilt:
Ihren Aufgang will er ſehen,
Doch er kennt nicht Oſt, noch Weſt,
Und ſo bleibt er harrend ſtehen,
Ob ſich nichts erſpähen läßt.

Alles trüb, nur Nebel winden
Um die Höh'n ſich, Schlangen gleich;
Matte Lichter nah'n und ſchwinden,
Magiſch graut's im Dämmerreich.
Fern nur ſieht er, roth wie Roſen,
Jetzt ein helles Wölkchen ſteh'n,
Das mit ſchmeichleriſchem Koſen
Weſte auf und nieder weh'n.

„Ja, dort muß die Sonne kommen:
Roſen zeichnen ihren Lauf!“
Alſo ruft er ſüßbeklommen,
Blickt zum Wolkenröslein auf,
Kehrt ſein Aug' unabgezogen,
Sehnend nach der lichten Spur,
Und, ob Nebel zieh'n und wogen,
Auf ſein Röslein baut er nur.

Und ſo harrt und harrt der Knabe,
Ob des Rösleins Kern nicht ſpringt,
Und dem Nebelblättergrabe
Sich der erſte Strahl entringt.
Lang' ſchon hat er es getragen,
Doch kein Fünkchen Lichtes blinkt,
Bis die Augen ihm verſagen,
Und ſein Haupt vor Wehmuth ſinkt.

Sieh! da weitet ſich der Schleier
Schnell zum gold'nen Rieſenthor;
Ja — das iſt der Sonne Feuer,
Weltverklärend tritt ſie vor;
Aber nicht an jener Stelle,
Aber aus dem Röslein nicht, —
Aus des Nebels dickſter Welle
Taucht ihr freundlich Angeſicht.

Das erſieht der Knab' und weinet,
Sein Vertrau'n iſt ihm geraubt,
Weil nicht dort die Sonn' erſcheinet,
Wo er ſie zu ſchau'n geglaubt.
Dort hätt' ihm ihr Kommen Wonne,
Dort Entzücken ihm gebracht;
Hier verdrießt ihn gar die Sonne,
Wenn ſie noch ſo freundlich lacht.

## Schwimmlied fürs Leben

Schwimmen, — ſüße Wonne! Schwimmen
Auf der Jugend klarem Teich;
Heit're Klänge, traute Stimmen
Schallen ringsum echoreich;
Und in fröhlichem Gewimmel
Treibt und drängt ſich's überall,
Und ein blauer Frühlingshimmel
Spiegelt ſich im Flutkryſtall.
  Laßt uns ſchwimmen ohne Zagen,
  Weil uns noch die Wellen tragen!

Schwimmen, ſchwimmen auf des Lebens
Breitem Strome — ſüße Luſt,
Voller Kräfte, ſtarken Strebens,
Sich'ren Zieles wohlbewußt!
Mag es ſtürmen, mag es toben:
Da beweiſt, wer Schwimmer ſei;
Nur das Auge kühn nach oben,
Nur das Herz von Ballaſt frei!
  Laßt uns ſchwimmen ohne Zagen,
  Weil uns noch die Wellen tragen!

Schwimmen, ſchwimmen auf der Liebe
Tückevollem Mittelmeer!
Schimmert ja durch's Flutgetriebe
Doch vielleicht ein Hafen her;

Solch' ein Hafen, wo's noch Preiſe
Gibt für unſ're Herzensfracht:
Nicht vergebens macht die Reiſe,
Wer ſie treuen Sinnes macht!
  Laßt uns ſchwimmen ohne Zagen,
  Weil uns noch die Wellen tragen!

Schwimmen auf dem ſtillen Meere
Der erhab'nen Poeſie, —
Glück, wol werth, daß man's begehre,
Sabbatfeier, Harmonie!
Wenn gleich lieblichen Najaden
Alle Künſte, Hand in Hand,
Gaukelnd folgen unſ'ren Pfaden
Bis zum fernen Wunderſtrand!
  Laßt uns ſchwimmen ohne Zagen,
  Weil uns noch die Wellen tragen!

Schwimmen, ſchwimmen auf der Trauer
Schwarzem Meere, wenn es gilt!
Männerſinn kennt keine Schauer,
Weiß, daß jeder Sturm ſich ſtillt.
Mag die See auch heute ſchwellen,
Mag der Himmel düſter ſein:
Morgen ebnen ſich die Wellen,
Morgen lacht uns Sonnenſchein!
  Laßt uns ſchwimmen ohne Zagen,
  Weil uns noch die Wellen tragen!

Schwimmen endlich, ſtiller ſchwimmen,
Bis ins Eismeer, bis zum Pol,
Bis des Alters ernſte Stimmen
Mahnen an das Lebewohl;

Schwimmen, bis uns eine Welle
Von dem Fremdlingsſtrand verſchlägt,
Und uns an die ſchönſte Stelle
Einer ſchön'ren Heimat trägt!
Theilt die Wellen ohne Zagen,
Bis ſie — uns hinübertragen!

## Nach dem Balle.

Von des Ball's bewegten Freuden
Wankt der Tänzer matt nach Haus,
Ruht mit halbgeſchloſſ'nen Augen
In der ſtillen Kammer aus.

Manchmal taucht's in wirren Bildern
Zuckend noch vor ihm empor,
Und der Bäſſe dumpfes Murren
Tönt noch immer durch ſein Ohr.

Und mit Bildern und mit Tönen
Ringt er, noch im Traum geſtört,
Bis er endlich, losgerungen,
Selbſt ſich wieder angehört. —

Jugend, Freudenball des Lebens,
Längſt ſchon ruh' ich aus von dir,
Manchmal zuckt es nur im Stillen
Wirr und bunt vor'm Auge mir.

Und von deiner Melodieen
Ueberſchwänglich lautem Chor
Tönt nur mehr der Bäſſe Summen
Ernſt und mahnend mir im Ohr.

Regt es gleich in meiner Seele
Sich wie Wehmuth dann und wann,
Wo gehör' ich, losgerungen,
Bald mir ſelbſt doch wieder an.

## Das Bildlein.

Ein Bildlein hatt' ich einſt im Zimmer,
Drauf war ein blaß' Geſicht gemalt,
Von einem Glanz, wie Morgenſchimmer,
Der durch die Wolken bricht, umſtrahlt.

Und aus dem Blau, das hin und wieder
Durchleuchtete kryſtallenklar,
Sah'n holde Engelsköpfe nieder,
Umkränzt von einem Flügelpaar.

Ich fand an dieſem Bild als Knabe
Gar oft Gefallen unbewußt;
Nun, ſeid ich es verſtanden habe,
Fänd' ich wol dran noch größ're Luſt.

So oft ich denk' an jenes bleiche,
Leidvoll erhobene Geſicht,
So dünkt mir, daß es meinem gleiche:
Denn heiter iſt auch meines nicht.

Der Strahl, der dort gleich einem Taue
Aus dunklen Wolken niederhing,
Er gleicht dem Licht, dem ich vertraue,
Wenn oft mich düſt're Nacht umfing.

Und jene Engelsköpf' im Blauen
Mit Flüglein an des Nackens Rand,
Die Lieben ſind's, die niederſchauen
Auf mich aus einem beſſ'ren Land.

Die Lieben ſind's auf ferner Stätte,
Wo meine Sehnſucht wandelt hin; —
Ich wollt', daß ich das Bild noch hätte:
Jetzt erſt begreif' ich ſeinen Sinn.

## Seifenblaſen.

Der Kaufherr ſteht an der Schwelle,
Zur fernen Reiſe bereit,
Die Sinne, voll taumelnder Zahlen,

Jetzt gilt's, den Wink zu benützen,
Den lächelnd das Glück ihm gab, —
Sein Goldland eilt er zu finden,
Oder — einen Bettelſtab. —

Daneben ſtehet ſein Schwäher,
Ein kampfergrauter Held,
Gehüllt in den Reitermantel,
Die Sinne ſchon draußen im Feld.

War zwanzigmal ſchon in Schlachten,
Und wieder treibt's ihn hinaus, —
Jetzt trägt er den ſchönſten Orden
Oder ſeinen Tod ſich nach Haus. —

Und zwiſchen den beiden Lieben
Da weint ein blaſſes Weib,
Liegt bald in des Gatten Armen,
Hangt bald an des Vaters Leib.

Hat oft ſchon alſo gerungen,
Hat oft ſchon alſo geweint,
Und hat es ſchon oft wie heute
Nicht zu überleben gemeint. —

Daneben das Kindlein vom Hauſe,
Das ſitzt im Winkel ſtill,
That erſt, was die andern thaten,
Nun thut's, was es ſelber will.

Das Kindlein nimmt ſein Schälchen,
Das Kindlein nimmt ſein Rohr,
Und bläſt ſeine Seifenblaſen
Gar bunt in die Luft empor. —

Und wär' ich dabeigeſtanden,
Als ich dies Liedchen ſchrieb,
So wär' ich der Fünfte geweſen,
Der auch nicht and'res trieb.

# Heldenſcheue.

Als noch die Götter ſich hiernieden
Gelagert um der Menſchen Herd,
Und, miſſend ihren ſtolzen Frieden,
Mit armen Sterblichen verkehrt:
Da fühlte, wie die Mythen ſagen,
Gar oft der Wirth vor ſeinem Gaſt
Von wunderlichem Mißbehagen,
Von leiſem Schauer ſich erfaßt.

Er wagte die gebot'ne Rechte
Zu drücken nicht wie Nachbarshand,
Es war wol Luſt, doch nicht die echte,
Die er beim Willkomm'strunk empfand.
Und wenn ihn dann die gold'ne Zeche
Den hohen Gaſt errathen ließ,
So bangt' ihm faſt, daß es ſich räche,
Was er, ein Menſch, dem Gott erwies.

So geht mir's oft mit unſ'ren Göttern,
Mit den Gewalt'gen dieſer Welt:
Sie mögen durch die Länder wettern,
Denn in den Sturm gehört der Held.

Er mag mit Blut den Boden düngen,
Daß beſſ're Saaten drauf gedeih'n: —
Von ſeinen Siegen will ich — ſingen
Und ſeiner Thaten Herold ſein.

Doch drückt' er mir als Gaſt am Tiſche
Die Hand, die ich ihm zögernd gab,
So zuck' ich ſcheu zurück und wiſche
Sie heimlich ſchauernd wieder ab.
Er dünkt mich nicht von meinem Stamme,
Ich reiche nicht zu ihm hinan,
Und ſeine Glut iſt eine Flamme,
An der ich mich — nicht wärmen kann.

## Anwartſchaft.

Mein Leben — ach! ich kann mir's nicht erklären —
Mich dünkt es immer nur erborgt, gelieh'n,
Nicht wie ein Ding, das lang noch könnte währen,
Nein, wie ein Traum, halb reif ſchon zum entflieh'n.

Nein, wie das Steh'n auf eines Hauſes Stufen,
Woraus verbannt man zögert wehmuthsvoll;
Gleich einem Amt, aus dem man abberufen
Nur deſſ' noch harrt, der uns erſetzen ſoll.

Ja — ſchon geleert dünkt mich die kleine Stelle:
Die ich einſtweilen auf der Welt vertrat;
Ernannt ſchon iſt der rüſtige Geſelle,
Der treten ſoll auf meinen leeren Pfad.

Ernannt ſchon iſt er, nur noch nicht gekommen, —
Bald wird er kommen, — und dann iſt es aus!
D'rum fühl' ich mich ſo ſeltſam oft beklommen,
Bin nimmer hier, bin noch nicht dort zu Haus.

Gewöhne dich hinüber, Herz, hinüber,
Schau' nicht ſo bang um dich, ſchau' nicht zurück.
Was du auch biſt und haſt, es geht vorüber,
Dort iſt dein Leben, dort vielleicht — dein Glück!

## Am Friedhofe.

Wenn ich vorübergeh' am Gottesacker,
So fällt mir etwas Sonderbares ein:
Warum denn muß auf dem geweihten Boden
Begraben nur und ſtets begraben ſein.

„Saat Gottes ziemt ſich für den Gottesacker!" —
Iſt denn das Leben keine Gottesſaat? —
Wie ſchön, wenn man das Kind am Hügel taufte,
Wo ihm des Ahnherrn Geiſt als Pathe naht!

Wie tröſtlich für den Scheidenden, zu wiſſen:
„Kein fremder Boden wird mein Bette ſein:
„Wo mich der Kirche Thau als Kind beſprengte,
„Dort ſegnet Gottes Thau als Greis mich ein!" —

„Saat Gottes ziemt ſich für den Gottesacker!“ —
Und iſt denn Liebe keine Gottesſaat? —
Wie ſchön, wenn man das Brautpaar dort vermälte,
Wo's unter Gräbern einſt ins Leben trat!

Welch' weiſe Mäßigung für Hochzeitsjubel,
Wie ſinnig würde der Gedanke ſein!
„Wo Liebe mir die erſten Thränen weihte,
„Wird einſt die Liebe mir die letzten weih'n!“ —

Verſchwinden würde bald der böſe Schauer,
Der uns vor off'ner Kirchhofthür erfaßt,
Weil er bisher uns nur ein Ort der Trauer,
Ein froſtig Haus für einen kalten Gaſt.

Er würd' uns, wie die Kirch', ein Garten werden,
Wo Roſen unter den Cypreſſen blüh'n,
Wo zwiſchen ernſten, gold'nen Grabſymbolen
Hellgold'ge Bilder ſüßer Wonne glüh'n.

Und für das eiſ'ge Wort: „Er wird begraben!“
Entſtänd' ein Sprüchlein von viel ſanft'rer Art;
Man würde ſagen: „Er wird hingetragen,
„Wo er getauft, wo er getrauet ward!“

## Der Todtengräber.

Wenn mich der Todtengräber freundlich grüßt,
So ſäum' ich nie, es höflich zu erwiedern,
Geſchieht es gleich, was mich beinah' verdrießt,
Mit einem leiſen Fröſteln in den Gliedern.

Bekämpfen muß ich einen Argwohn faſt,
Als ob er's gar nur thät' aus argem Hohne,
Zunickend mir: „Du auch dereinſt mein Gaſt,
„Wer weiß, wie bald ich deinen Gruß dir lohne!

„Nun denn, du biſt ein feiner Herr! Dafür
„Sollſt du mir auch ein feines Bettlein haben!
„Mit friſchen Blumen ſchmücken will ich's dir:
„Nicht heißen ſoll's, daß ich dich ſchlecht begraben.

„Auf weichen Spänen ſoll das Haupt dir ruh'n,
„Und deinem Leibe will das Kleid ich gönnen,
„Damit die Glieder dir nicht wehe thun,
„Und ſie, wenn's gilt, ſich leichter ſammeln können! —“

Bald aber tadl' ich mich; — warum denn Spott?
Hat denn der Mann nicht auch ein Herz zu ſchenken?
Vielleicht iſt's gut von ihm gemeint! Bei Gott,
Das Beſte will ich lieber von ihm denken!

Iſt's doch ein tröſtlicher Gedanke: dort,
Wo niemand mehr als er um uns befliſſen,
An jenem leichenvollen, düſt'ren Ort,
Ein günſtig Auge noch beſorgt zu wiſſen!

Den Stolzen, der den Hut nie zog vor ihm, —
„Gut, weg mit ihm!“ wird er einſt grollend ſagen,
Und ihn mit höhniſch wildem Ungeſtüm
In eine dornumſtrickte Grube tragen.

So nicht mit mir; — an meiner Ruheſtatt
Wird er, daß ich ihn ſtets gegrüßt, mir denken;
Und — wenn ein Todtengräber Thränen hat —
Vielleicht mit einer Thräne mich verſenken.

## Grabgeläute.

Feiernd liegt die weite Gegend
Wie ein unbewohntes Haus,
Und vom nahen Kirchenthurme
Schallt Geläute dumpf hinaus.

Grabgeläute, ſchallſt ſo traurig,
Und ich wandle doch ſo froh,
Wand're munter durch die Felder,
War es lang, o lang nicht ſo;

Trill're mir ein feines Liedlein
In der leiſen Abendruh',
Und das mußt du mir begleiten,
Traurig Grabgeläute du!

Armer Bruder, dem es tönet,
Zürnſt du meinem leichten Sinn,
Daß, dieweil ſie dich begraben,
Ich ſo guter Dinge bin?

Mußt nicht zürnen, armer Bruder,
Dir zum Hohn geſchieht es nicht;
Mag's ein and'rer mir vergelten,
Wenn dereinſt mein Auge bricht.

Will im Tod mich glücklich preiſen,
Wenn mein Grabgeläute dann
Eines Menſchen frohem Liede
Zur Begleitung dienen kann!

## Zweifaches Sehnen.

Wenn fernverhallendes Geläute
Das Landvolk ruft zum Frühgebet,
Und durch bethaute Friedhofgräſer
Der Hauch der Morgenlüfte weht;

Und feierlich vom Chore nieder
Der Orgel fromme Weiſe klingt,
Und mit der Gläub'gen Lied vereinigt,
Sich über Gräber aufwärts ſchwingt;

Das tönt uns Lebenden hier oben
Wie eine Mahnung an das Grab;
Da zieht es, wie ein leiſes Sehnen,
Nach jenſeits unſer Herz hinab. —

Was aber mögen ſie da unten, —
Wofern Gefühl in Gräbern iſt, —
Was mögen ſie da unten fühlen,
Wenn Lenzhauch ihre Hügel küßt?

Wenn Orgelklang hinunterſchüttert,
Und Menſchenſang hinunterſchallt?
Und, ob ſo nah', doch unerreichbar,
Des Lebens Athem ſie umwallt?

Gewiß ertönt euch Schläfern unten
Wie Lebensmahnung das ins Ohr,
Und zieht gewiß, wie leiſes Sehnen,
Nach diesſeits euer Herz empor!

## Kirchgang in der Fremde.

Es war in einer Kirche
Im fernen, fremden Land;
Man ſprach dort eine Sprache,
Von der ich nichts verſtand.

Sie trugen dort Gewänder,
Wie ich ſie nie geſeh'n;
Ich ſchien mir unter Bildern
Aus alter Zeit zu ſteh'n.

Da trat im Meßgewande
Der Prieſter zum Altar,
Und hob den Blick zum Himmel
Und ſegnete die Schaar.

Nun hielt er in den Händen
Das Glaubenspfand empor,
Da läutet's auf dem Thurme,
Da orgelt's auf dem Chor.

Nun ſtimmten auch die Menſchen
Zu Glock' und Orgel ein,
Und Alles ſchien verſchmolzen
In Klang und Lied zu ſein.

Da fühlt' ich's tief im Innern,
Ich ſei bei Menſchen doch,
Bei Menſchen, wie die meinen,
Vielleicht bei beſſ'ren noch.

Es war dieſelbe Andacht,
Die hier die Kniee bog,
Die Herz und Hand und Augen,
Empor zum Himmel zog;

Geſunken war die Schranke,
Die mich von ihnen ſchied:
Es war derſelbe Glaube,
Wenn gleich ein and'res Lied.

## Täuſchung.

G'radüber meinem Stubenfenſter
Da ſtand ein ſchmuckes neues Haus,
Zur ſtillen Stunde der Geſpenſter
Sah ich gar oft darauf hinaus.

Und wie ich ſinnend lag und ſchaute,
Da hört' ich's pochen leiſ' im Tackt,
Wie wenn mit klanglos dumpfem Laute
Ein Holzwurm im Getäfel hackt.

Ich rieth und ſann und dachte d'rüber,
Und meint', ich wär' ihm auf der Spur, —
Aus jenem Hauſe ſcholl's herüber,
Gewiß iſt's dort — die Pendeluhr.

So lauſcht' ich manche Nächt' und Tage,
Doch erſt nach Monden ſpäht ich's aus: —
Das Echo war's vom Pendelſchlage
Der Uhr — in meinem eig'nen Haus. —

So gegenüber ſtand im Leben
Ich manchem Herzen, das mir werth;
Es ſchien gar ernſten Klang zu geben,
Wie eben es mein Herz begehrt.

So Manches, was mich angezogen,
Ihm rechnet' ich es an allein;
Doch als ich's reiflicher erwogen,
Da ſah ich meine Täuſchung ein.

Denn was ich nahm in ſtillen Stunden
Für fremder Bruſt verwandten Schall,
War doch zuletzt, wie ich gefunden,
Nur — meines Herzens Wiederhall.

## Das Blumenmädchen.

„Maiblumen!“ ruft ein ſchönes Kind,
Selbſt Blume noch im Mai,
„Maiblumen kauft, — noch ſind ſie friſch,
„Bald iſt's damit vorbei;
„Wie ſchön ſie ſind, und über Nacht
„Iſt all' ihr Glanz verblüht,
„Und Niemand ſieht es ihnen an,
„Wie ſchön ſie erſt geblüht!“ —

Ihr hört ihr wohlberechnet Wort
Und blickt ihr ins Geſicht,
Und denkt, ob der Verkäuferin,
Faſt an die Waare nicht.
Und unwillkürlich ſprecht ihr's nach:
„Ja, Blumenreiz verglüht,
„Und Niemand ſieht es ihnen an,
„Wie ſchön ſie erſt geblüht!“ —

„Schön Dank!“ darauf, dann hüpft ſie fort,
Das liebe, holde Kind,
Noch iſt ihr Auge rein und hell
Und ihre Wange lind;

Doch Schönheit iſt der Blume gleich,
Ein Hauch, — und ſie verſprüht,
Und Niemand, — Niemand ſieht ihr's an,
Wie ſchön ſie erſt geblüht.

Wie ſchade, daß ſolch' ſchönem Bild
Kein ſchön'rer Rahmen ward,
Daß ſolchen edlen Flor nicht pflegt
Ein Gärtner beſſ'rer Art!
Ein Froſt vielleicht zerſtört die Form,
Ein Mehlthau dies Gemüth,
Und Niemand, — Niemand ſieht ihr's an,
Wie ſchön ſie erſt geblüht. —

Und Jahre kommen, Jahre geh'n,
Ach! Jahre geh'n ſo ſchnell,
Und wo ihr raſch einſt hingetanzt,
Da ſchleicht ihr matt zur Stell';
Und euer Haar iſt ſchon bereift
Und euer Aug' verglüht,
Und Niemand, — Niemand ſieht euch an,
Wie friſch ihr einſt geblüht.

Da wankt mit einem Blumenkorb
Ein Mütterchen und ruft:
„Maiblumen kauft, noch ſind ſie friſch,
„Doch bald verraucht ihr Duft;
„Wie ſchön ſie ſind, und über Nacht
„Iſt all' ihr Glanz verglüht,
„Und Niemand ſieht es ihnen an,
„Wie ſchön ſie einſt geblüht!“ —

Ihr horcht, ihr kennt das Sprüchlein noch,
Das einſt ein Mädchen ſprach;
Ihr kauft und überhört den Dank
Und blickt ihr ſinnend nach.

Welch' Maß für euch: ſie — einſt ſo friſch —
Und jetzt ſo altersmüd,
Und Niemand — Niemand ſieht ihr's an,
Wie ſchön ſie einſt geblüht! —

## Ebenbürtigkeit.

Is there upon earth a gem so
precious, as the human soul?
O. Goldsmith.

„Schön iſt das Mädchen, ſagſt du, jung und gut,
„Doch arm, entſproſſen aus gemeinem Blut;
„Ich lieb' es, fand kein beſſ'res noch auf Erden,
„Doch, wie ich bin, kann es mein Weib nicht werden.

„Entſtammt bin ich aus altem Blut, bin reich,
„D'rum iſt ſie vor den Menſchen mir nicht gleich;
„Im Reich der Liebe muß ich ſie verehren,
„Im Reich der Welt ihr, ach! den Rücken kehren!"

So klagſt du, Freund; pfui! nimm' das Wort zurück!
Daß du ſie liebſt, geſteht dein trunk'ner Blick;
In deinem Auge liegt dein Herz, das frage,
Und ſchände nicht den Mund durch ſchnöde Klage.

Sie hangt an dir ſo inniglich, ſo warm,
Vergeſſend, daß du reich, ſie will dich arm,
Sie ſieht durch deines Standes ſtarre Hülle
In deines Herzens beſſ're Lebensfülle.

Wirf' ihn von dir, den ſtolzen Wahn der Welt,
Erkenn' es, welch' Gefühl die Bruſt dir ſchwellt,
Es liegt ſo viel im Tiefſten ihrer Seele,
Was ſich vereint zum köſtlichſten Juwele.

Und dieſen wunderbaren Edelſtein
Löſt Alles, was du haſt und biſt nicht ein!
Kann's einen ſchön'ren Diamant im Leben
Als eine ſchöne Menſchenſeele geben?

Geſchmückt mit dieſes Kleinods heil'ger Zier,
Steht ſie, o Freund, erhaben über dir;
Worauf du ſtolz biſt, leg' es ab als Bürde,
Dann wirb' um ſie, erſt würdig ihrer Würde!

## Weib und Dame.

**Weib.** Ihr ſeid wol fehlgegangen, edle Frau?
Auf dieſem Wege ſeh' ich ſelten Damen.

**Dame.** Fürwahr ein Weg, zu ſchlecht für Bauernfüße,
Und doch muß ich ihn jede Woche geh'n.

**Weib.** Ich muß ihn täglich gehen, liebe Frau!

**Dame.** Bis dort zur Hütte, die am Hügel ſteht,
Wo ſich der Pfad durch Dornen mühſam windet, —
Es iſt zum Raſendwerden, denk' ich dran!

Weib. Seht ihr den Berg dort hinter jenem Hügel?
Er hat ein doppelt Joch, dazwiſchen ſchaut,
Wol noch ein Stündchen weiter, als er ſelbſt,
Ein höherer hervor; der iſt mein Ziel!
Und doch thu' ich den Gang mit frohem Herzen.

Dame. Ihr ſeid noch jung, — wer unter zwanzig iſt —

Weib. Verzeiht! da lügt mein rund' Geſicht um zehn;
Auch hab' ich viel geſchafft, d'rum glüh'n die Wangen.

Dame. Ich hab' ein Kind in jener Hütt' auf Koſt.

Weib. Ich hab' mein Kind auf jenem Berge droben.

Dame. 's iſt auch mein Kind! Nur ekelt es mich an,
Das widerwärt'ge ohrzerſchneidende
Geſchrei des Würmleins ſtets um mich zu hören;
Denn Kindsmagd bin ich nicht, um es zu ſtillen,
Und wer nicht weiß, daß ſolch' ein Schelm mir weint,
Mag immerhin noch „Fräulein“ mich begrüßen.

Weib. O Gott! wie freu' ich mich von ferne ſchon,
Des lieben Würmleins holden Ton zu hören!
Nur ſieben Stunden erſt entbehrt' ich ihn,
Und eine Ewigkeit war's meinem Herzen.
Wie wird es nach der Bruſt mir lüſtern langen,
Die kleinen Aermchen mir entgegenbreiten,
Die Fäuſtchen ballen, mit den Lippen ſchnalzen,
Die Aeuglein hin und wieder dreh'n und: „Mutter!“
Mir ſagen wollen und nicht können! — Oh,
Ich glaub' erſt, wenn ich bei dem Kinde bin,
Etwas zu ſein! Ich bin bei ihm ſo ſicher:
Denn eine Mutter hat ihr Bild im Himmel.

Dame. Vor einer Woch' erſt da hinaufgeklettert —!

Weib. Und ſieben Stunden hab' ich's nicht geſeh'n —!

Dame. Faſt wollt' ich, weil's auf dem verdammten Hügel
So nah' dem Himmel iſt, er nähm' es ganz
Zu ſich —!

Weib. Ach! ſollt' ich dieſes Kind vermiſſen,
Mit beiden Augenſternen löſt' ich's aus.

Dame. Ade! Ich muß im Schatten hier verweilen;
Man muß nicht allzuviel des Guten thun.

Weib. So lebt denn wohl! Mich drängt es fortzueilen:
Erſt bei dem Kinde kann die Mutter ruh'n!

## Muttergedanken.

Am Kirchenplatz auf einem Steine
Sitzt eine Mutter mit dem Kind,
Und reicht die Bruſt ihm lächelnd eben,
Und küßt und herzt es lieb und lind.

Da regen ſich die Glocken droben
Hoch über ihr zum Grabgeläut';
Sie lauſcht, und ihr behaglich Lächeln
Zerfließt in ſtille Traurigkeit.

Dort bringen ſie ein welkes Leben,
Ihr liegt ein blühendes im Arm;
Iſt jenes dort vom Harm geneſen,
Reift dies entgegen hier dem Harm.

„Was wirſt du Alles tragen müſſen,
„Mein Kind, ſo ſpricht ſie vor ſich hin —
„Wie Vieles dulden und verwinden, —
„Und was iſt endlich dein Gewinn?

„Vielleicht, daß du auf dieſem Steine
„Auch einmal ſitzeſt ſo wie ich,
„Und auch die Glocken tönen höreſt,
„Wer weiß für wen? — Vielleicht für mich!

„Sei's denn, — nur mög' ich nie ſie hören
„Für dich ertönen, liebes Kind!
„Fort, fort, — ſie nah'n die ſchwarzen Männer!
„Sie ſtecken an, — komm', komm' geſchwind!

„Du weinſt? — Mein Gott! willſt nimmer ſaugen?
„Verſchmähſt dein Liebſtes auf der Welt?
„Hat doch mein düſt'rer Sterb'gedanke
„Dir nicht die Muttermilch vergällt?“ —

# Mutterthränen.

Die Mutter wiegt ihr Kindlein
Beim einſamen Lampenſchein:
„Mein kleines Kind, mein glückliches Kind!
„Welch' Glück, ſo klein zu ſein!

„Das Glück iſt wie ein Hemdlein,
„Es ſitzt ſo gut und fein;
„Doch mit den Jahren wächſt man draus
„Und wächſt ſich nimmer drein!“

Die Mutter wiegt ihr Kindlein,
Und ſieht es an und weint;
Das Kindlein lächelt ſtill empor
Und weiß nicht, was ſie meint.

„So ſah mir auch meine Mutter
„Oft weinend ins Geſicht,
„Ich lächelte ſtill zu ihr empor,
„Denn ich verſtand ſie nicht.

„Du haſt mich erſt ihr Weinen
„Verſteh'n gelehrt, mein Kind:
„Denn nur ein Mutterherz verſteht,
„Was Mutterthränen ſind!“ —

# Fabelſcenen.

(Sonette).

## 1.

Wenn ich ſie ſo neidheiſer bellen höre,
Und um die Wett', in geiſerndem Behagen,
Wie tolle Hund' an dürren Knochen nagen,
Sie nagen ſeh' an ihres Nächſten Ehre;

Wenn ſie, verdroſſen ihrer eig'nen Leere,
Die Zeit mit Lug und Spott zu Tode jagen,
Wenn ſie des Nachbars Fehlerlaſt beklagen,
Vergeſſend eig'ner Sünden Centnerſchwere;

Wenn ſie auf halbgeweinte Zähren ſchmälen,
Ihr Gift durch feſtverſperrte Thüren ſpritzen,
Und die Gedanken in den Köpfen zählen; —

Da dünk' ich mich in Aeſops Reich zu ſitzen,
Wo Füchſe converſirten mit den Katzen; —
O wär' ich Leu, wie braucht' ich meine Tatzen!

---

## 2.

In Aeſops Reich, — ihr wißt nun, wie ich's meine —
Iſt Feſt und Tanz; da ſitzen ſie zur Freite,
Viel zarte Gänschen an der Gänſe Seite,
In Tanzverzückung bei der Kerzen Scheine.

Da kommt nun Meiſter Petz und nimmt die Seine,
Dort wirbelt Bruder Langohr in die Weite,
Mit Junker Storch iſt dort Lord Wolf im Streite
Bis Alles fort ſich wiegt im Luſtvereine.

Hei! wie ſich's dreht und ſchmiegt und zerrt und windet,
Was Schwing' und Fuß hat, iſt des Walzers Sklave;
Wie's im Erlöſchen ſich vom neu'n entzündet!

Befiel doch ſonſt die Drehkrankheit nur Schafe?!
Jetzt iſt ſie in's Geflügel gar gefahren:
Fort, fort, — wer ſeine Flügel will bewahren!

---

### 3.

Zufällig ward ins Reich der ſchwarzen Krähen
Ein zartes weißes Täubchen einſt verſchlagen;
Wie maßen ſie's mit ſtolz geſtrecktem Kragen,
Um aufzufinden einen Stoff zum Schmähen.

Wenn ſie nur etwas, nur ein Fleckchen ſähen,
Welch' wolluſtvolles, inniges Behagen!
Doch weiß, ganz weiß! — ſie können's nicht ertragen,
Sie müſſen etwas Schwarzes noch erſpähen.

Da, wie's den Flügel ſtreckt, erſcheint ein Federchen,
Auf weißem Flaum ein ſchmales, ſchwarzes Aederchen. —
„Seht, ſeht!“ — ſo raunen, flüſtern, kichern, ſchmälen,

Des Fundes froh, die guten Krähenſeelen;
Ganz Krähenheim durchjubelt das Geſchmähe:
„Das Täubchen weiß? — Ja — weiß!? Schwarz, ſchwarz, —
auch Krähe!“

---

## 4.

Ei ſeht mir doch die Herr'n Poeten oben,
Die Vögel, mein' ich, was ſie thun und wagen;
Der Uhu ſucht die Poeſie in Klagen,
Der Aar verſteigt ſich zwiſchen Wolken droben;

Der Puterhahn meint: Dichten heiße Toben,
Die Ente fühlt im Kehricht ihr Behagen,
Und and're, wenn ſie mit den Flügeln ſchlagen,
So glauben ſie die Muſe ſchon zu loben.

Da lob' ich mir die Lerche, die beſcheiden
Ins Grün ſich duckt, ſo lang ſie ſitzt am Boden;
Doch fliegt ſie auf, im Aether ſich zu weiden,

Dann wirbelt ſie begeiſtert ihre Oden:
Bald kühner Schwung, bald ſanftes Senken wieder,
Das iſt das rechte Ebenmaß der Lieder!

---

### 5.

Da ſitzen ſie die Herr'n im ernſten Kreiſe,
Der Papagei mit keckgeſträubtem Schopfe,
Der Staar mit buntem Opernkram im Kopfe,
Der Gimpel mit der ſchwer erlernten Weiſe.

Und einer ſchreit dem ander'n nur zum Preiſe,
Und alle bläh'n ſich auf mit ſtolzem Kropfe;
Die Nachtigall, gleich einem armen Tropfe,
Steht überſeh'n von fern' und flötet leiſe.

„Was will ſie? Unſer Mitglied hier ſich nennen?
„Da möge ſie ſich ſchleunigſt nur entfernen:
„Wir haben einſtudieret, was wir können;

„Sie kann es von ſich ſelbſt, das heißt nicht lernen!
„Sie ſingt wol hübſch, ſie macht ſich keine Schande,
„Doch ſie gehört nicht zum Gelehrtenſtande!"

### 6.

Ein Vogel, hochgeſchnäbelt, wie ſo viele,
Sprach einſt zur Liederbardin Nachtigall:
„Weiß nicht, wie du mir vorkommſt, — haſt doch all'
„Und jede Kraft zum allerhöchſten Ziele;

„Wald heißt dein Haus und Frühling dein Geſpiele,
„Und Nacht dein Tag und Elegie dein Schall,
„Warum ein Stimmchen, heller als Kryſtall,
„Verthun an Lieder in ſo zahmem Stile?

„Weltſchmerz, mein Kind, — Weltanſicht, das thut Noth,
„Nicht ewig Mondenſchein und Morgenroth,
„Und kleinlich Wohl und Weh und derlei Dinge:

„Die Welt iſt wund, von ihren Schmerzen ſinge!“
Darauf die Nachtigall: „Was mich beſeelt,
„Iſt Weltſchmerz ja: mein Herz iſt meine Welt!“

## Reiſeplan

Das wäre ſo meine Freude:
Zu wandern von Land zu Land,
Und überall zu weilen,
Bis ich was Liebes fand.

Und was ich fände, genöſſ' ich
Mit unbekümmertem Sinn,
Und gäb' in ſüßem Vergeſſen
Mich meinem Entzücken hin.

Dann ſchnell, — o ſchnell von hinnen,
Noch eh' was Trübes kam,
Und meiner glänzenden Freude
Den lieblichen Schimmer nahm.

Nach Art der klugen Schwalben,
Die munter wandern und zieh'n,
Und wenn ſie den Herbſt wo ahnen,
Noch eh' er kommt, entflieh'n. —

Doch ach! wer läßt mich ahnen,
Wo mir was Liebes keimt? —
D'rum hab' ich auf meiner Reiſe
Viel Liebes ſchon verſäumt.

Und ach! wer läßt mich ahnen,
Wann mir was Trübes erſcheint? —
D'rum hab' ich auf meiner Reiſe
Schon manche Thräne geweint!

## Traumfahrt.

Oft träumte mir, mein Zimmer
Das wär' auf einem Schiff,
Und ſchwömme mit mir weiter,
Weit über Klipp' und Riff;

Weit über Sund und Meere,
Wol hundert Meilen fort,
Bis wir gelandet wären
In einem fernen Port.

Voll Neugier ſtieg' ich endlich
Aus der Kajüt' empor,
Und trät', als in der Fremde,
Ans Ufer ſcheu hervor.

Und ſieh'! da kränzten Häuſer
Gar heimatlich den Plan,
Und auch die Berge ſähen
So wohlbekannt mich an.

Sogar die Leute wären,
Wie ich ſie nicht gedacht,
Sie ſprächen meine Sprache,
Und trügen meine Tracht.

Und ſüßes Heimweh faßte
Mein Herz mit einem Mal,
Und zur Kajüte lief' ich
Zurück in banger Qual.

Da ſäß' ich dann und ſänne,
Bis ich vom Traum erwacht,
Recht froh, daß ich die Reiſe
Im Traume nur gemacht.

# Am Berge.

Wie blickt ſich's droben vom Berge
So freundlich niederwärts,
Wie ſieht man dem Städtchen drunten
So ungehindert ins Herz!

Recht friedſam ſchauen die Häuſer
Mit ihren Dächern empor;
Recht gaſtlich quillt aus den Schlöten
Der bläuliche Rauch hervor.

Woher, du flüchtiges Wölkchen?
Zieht Klag' oder Dank mit dir?
Haſt überall gleiche Eile,
Biſt dort ſo blau, wie hier. —

Jetzt treibt es ſich in den Straßen
Ameiſen ähnlich umher;
Jagt Trauer, oder Freude
Das Völkchen die Kreuz und Quer?

Ob Menſchen voll ſüßer Wonne,
Ob Menſchen voll banger Pein,
Man kann es nicht unterſcheiden:
Denn alle ſind — ſie klein. —

Horch', von der Heerſtraß' ertönet
Ein Poſthorn luſtig und hell;
Ruft's einen Wand'rer von hinnen,
Oder bringt es einen zur Stell'? —

Und jetzo wieder das Läuten,
Das aus der Tiefe klingt!
Wer ſagt, ob's einen zur Trauung,
Ob's einen zu Grabe bringt?

Doch ſieh'! da löſt ſich das Räthſel,
Dort liegt der Ort der Ruh';
Ein ſchwarzes Trüppchen wandert
Mit einer Bahr' ihm zu.

Vielleicht ſo weit mein Auge,
So weit mein Ohr hier reicht,
Errieth ich nichts von allem,
Nur das — das erräth ſich leicht.

Was Menſchen ſehen und hören,
Das träumen und rathen ſie; —
Nur dich — ich will dich nicht nennen —
Nur dich verkennen ſie nie!

## Vor'm Poſthauſe.

Im raſchen Vorüberfluge
Vor'm Poſthaus war's bei Nacht, —
Uns hatte der Weg vom Süden,
Die ander'n vom Norden gebracht.

Da hört' ich eine Stimme,
Sie klang mir ſo wohlbekannt:
Da liſpelt' ich einen Namen,
Da ward auch meiner genannt.

Wir lagen uns in den Armen,
Wir ſahen uns ins Geſicht,
Es war, als würde das Dunkel
Vor unſeren Blicken licht.

„Noch Menſch nach unſerem Sinne?“
So fragt' ich ängſtlich ſchier;
„Noch Menſch nach unſerem Sinne,“
Sein Ton beſtätigt' es mir.

„Noch Freund nach unſerer Geltung?“
Sein pochendes Herz ſprach: „Ja!“ —
„Noch glücklich, Bruder, noch glücklich?“
Ach, warum ſchwieg er da?

Er wollte mir Antwort geben,
Da blies der Poſtillion, —
Hat ſeine Antwort verblaſen,
Und — eilends ging es davon.

Das war wol ein kurz' Begegnen
Nach langer Trennung Leid!
Einſt treffen wir doch noch zuſammen —
Auf eine längere Zeit!

## Die Stadt.

Als ich auf meinen Wanderwegen
Dies Städtchen ſah zum erſten Mal;
Wie traurig ſtarrt' es mir entgegen,
Ein Zwerg von Schutt voll Wuſt und Qual.

Ein mooſ'ger Mauernkranz umſchnürte
Die Häuſer faſt bis an den Hals,
Daß man beinahe Luſt verſpürte,
Sie zu entled'gen dieſes Walls.

Wie abgegriff'ne Hüte klebten
Die Dächer ihnen auf dem Ohr,
Und nur zwei graue Thürme ſtrebten
Mit banger Scheu zur Luft empor.

Kein Fenſter ſah man aus der Ferne,
Die Häuſer ſchienen blind zu ſein,
Und doch blickt man auch Städten gerne,
Wie Menſchen, in das Herz hinein.

Und träg' umſchlich mit dumpfem Gähren
Ein trüber Fluß den trüben Ort,
Als führt' er die geheimen Zähren
Unglücklicher Bewohner fort. —

Und wenig Jahre ſind vergangen,
Das Städtchen, wieder liegt's vor mir;
Die Mauern, die es einſt umfangen,
Sie ſchwanden bis zur Hälfte ſchier.

Kein Wall umſchnürt mehr bang und peinlich
Der ſteinernen Geſang'nen Chor,
Schon ſehen Häuſer, blank und reinlich,
Frei bis an Bruſt und Arm, hervor.

Schon laſſen ſie, ſo mag's mir taugen,
Sich offen in die Herzen ſchau'n,
Und ſehen friſch mit klaren Augen
Hinaus auf Berg und Strom und Au'n.

Schon tragen ſie, wie Kirmeßhüte,
Die rothen Dächer, leicht und kühn,
Indeſſ', wie eine gold'ne Blüte,
Die Thurmknäuf' in der Sonne glüh'n.

Und auch der Strom, der träg' geſchlichen,
Beſchleunigt munter ſeinen Lauf;
Der alte Zauber ſcheint gewichen,
Ein neues Leben dämmert auf. —

Was gilt's, wenn ich nach Jahren wieder
Vorüberzieh' an dieſer Stadt,
So fiel der letzte Wall ſchon nieder,
Der ſie ſo lang umkerkert hat.

Frei von dem Scheitel bis zum Fuße,
Steht ſie enthüllt, wie eine Braut,
Und lacht entgegen froh dem Gruße,
Vor dem, aus Zwang, ihr einſt gegraut.

Frei, mitten unter grünen Hügeln,
Im Sonntagsſchmucke, wird ſie ſteh'n,
Und ſich mit ihren jungen Flügeln
Im klaren Strom entzückt beſeh'n. —

So, Städtchen, ſo enthülſt im Leben
Allmählich alles ſich, wie du:
Hinaus, empor geht alles Streben,
Dem Lichte zu, der Freiheit zu!

## Heimkehr.

Ich ſtand an zweier Länder Gränze,
Die Sonne war dem Sinken nah',
Da kam ein Wandersmann gegangen,
Der recht vergnügt ins Leben ſah.

Wie ſchnell auch ſeine Füße ſchritten,
Sein Aug' war ihnen weit voraus;
Statt zu ermatten ward er friſcher,
Man ſah's ihm an, er ging nach Haus.

Ein Liedlein aus der Kindheit pfeifend
Zog er vorbei und grüßte fein;
Es ſchien, an ſeiner Heimat Schwelle,
Der Menſch ihm doppelt lieb zu ſein.

Sein Herz, ſo wie ſein Schatten reichte
Hinüber ſchon ins Vaterland,
Ein Bach lief ihm zuerſt entgegen,
Ein Baum reicht' ihm zuerſt die Hand.

Und leiſe rollten ſeine Thränen,
Und leiſe fiel zugleich der Thau,
Gleich einem ſtillen Thränen-Echo
Der überraſchten Heimatau. —

Du, guter Mann, ſo ganz nur Freude,
Vergeſſen alles, was geſcheh'n!
Und doch wer weiß, wie kurz die Trennung,
Und auf wie kurz das Wiederſeh'n! —

Ich ſtand an einem Sterbebette,
Auch zweier Länder Gränze wol,
Doch der da heimwärts wandern ſollte,
Wie ſah er blaß, wie ſeufzt' er hohl!

War ſeit dem erſten Lebensſtündlein
Im ſchönen Vaterland nicht mehr,
Sollt' geh'n, um ewig dort zu bleiben,
Und fiel zu wandern doch ihm ſchwer;

Und ſtrömt ihm Edenduft entgegen,
Und winkten Engel ihm von fern,
Und bliebe dennoch in der Fremde,
Die ihn ſo arg geplagt, noch gern!

## Begegnung.

„Ha, ſieh! du biſt's! — der alte noch!
„Ans Herz mir, laſſ' dich küſſen!
„Daß zwei ſo warme Freunde doch
„Im Froſt ſich finden müſſen!

„Und glatt die Stirn', das Auge klar,
„Traun — wie vor zwanzig Lenzen,
„Und warm, wenngleich dir Bart und Haar
„Vom Reif des Winters glänzen!“ —

Vom Reif des Winters? — ſeufzt' ich leiſ', —
Verbirgt ſich Spott dahinter?
Doch nein — er ahnt nicht, was ich weiß:
D'rum habe Dank, o Winter!

Du hilfſt, was Zeit und Gram gethan,
Mitleidig mir verſtecken; —
Laſſ' mich dem Freunde ſeinen Wahn?
Soll ich es ihm entdecken?

Soll ich ihm ſagen, daß dies Grau,
Das mein Geſicht umſpinnet,
Vor keinem Weſte, noch ſo lau,
Mehr aufthaut und zerrinnet?

Nein, warum ſoll zu dieſer Friſt
Ich ſelbſt ſchon alt mich ſchelten,
Kann noch, was Reif des Alters iſt,
Für Reif des Winters gelten?

# Vater und Kind.

„Fürwahr! du machſt mich alt, mein Junge,
„Wie groß du biſt, wie ſtark, wie friſch,
„Als ich dich ſah zum letzten Male,
„Du reichteſt kaum noch an den Tiſch!

„Und jetzt ſchon Aug' mir gegen Auge!
„Was gilt's? bald überholſt du mich;
„Und all' dein Altern nur ein Blühen,
„Nur ein Gedeihen —! Aber — ich?“

Und trüber wird der Blick des Vaters
Im freudevollſten Wiederſeh'n,
Denn traurig ſieht er ſich, gealtert,
Vor ſeinem ält'ren Kinde ſteh'n. —

Der Dichter iſt ja auch ein Vater,
Denn jedes Lied iſt ja ſein Kind;
Du Vater, der du traurig ſteheſt,
Wie müſſen wir erſt ſein geſinnt?

Wir ſeh'n nach zwanzig langen Jahren
Oft unſer Kind, ein Lied, uns an,
Das uns für zwanzig lange Jahre
Zum ſich'ren Maßſtab dienen kann.

O wir ſind älter, vielmal älter, —
Das Kind iſt jung, ſo wie es war,
Als es in einer ſüßen Stunde
Die Liebe glückberauſcht gebar.

Du Vater fühlſt dich traurig älter,
Weil älter vor dir ſteht dein Kind: —
Doch unſ're Kinder bleiben Kinder,
Wenn wir ſchon lange Greiſe ſind!

## Selbſtbeſchwichtigung.

Einſt lag im hellen Morgenglanze
Die Welt vor meinen Blicken da;
Da ſtrebt' ich nach dem höchſten Kranze,
Das gold'ne Ziel es ſchien ſo nah'.
Mit junger Kraft in kühner Richtung
Erhob ich mich zum Sonnenſchein,
Und lebte nur im Reich der Dichtung.
Ich dachte mir: „Es muß ſo ſein!“

Da faßte mich das kalte Leben,
Das Flügel ſtutzt und Kräfte lähmt;
Bald maß ich mein ſo kühnes Streben
Nur mehr mit Lächeln ſtillbeſchämt.
Was einſt mir Lebenszweck geſchienen,
Zur Blum' am Wege ſchrumpft' es ein,
Die ſtolze Muſe mußte dienen,
Ich dachte mir: „Es muß ſo ſein!“ —

Da ſchwur ich dir, der einzig treuen,
Dir, o Natur, begeiſtert zu;
Mein Frühling ſchien ſich zu erneuen,
Du gabſt mir Wonne, gabſt mir Ruh';

Und trug mein Lied, das wahre, warme,
Auch oft ſtatt Lob nur Spott mir ein,
So warf ich mich in deine Arme
Und dachte mir: „Es muß ſo ſein!“

Aus deinen Armen losgewunden,
Nun alternd dort, wo einſt ſo jung,
Verträum' ich meine beſſ'ren Stunden
In Sehnſucht und Erinnerung.
D'rum wie das Schickſal mir's beſchieden,
So leb' ich zwiſchen Luſt und Pein,
Befriedigt nie, wenn gleich zufrieden,
Und denke mir: „Es muß ſo ſein!“

---

# Almoſen.

Der Dichter hat nicht Geld, nur Lieder,
Er ſchickt ſie in die Welt hinaus,
Sie wandern ſuchend hin und wieder,
Und pochen leiſ' an Hof und Haus.

Und können ſie ein Herz erweichen,
So ſind ſie nicht in Wind verſtreut,
Sie werden durch die Hand des Reichen
Almoſen für des Armen Leid.

## 1.

Dem Bettler in zerlumpten Kleidern,
Der keuchend an der Krücke ſchleicht,
Ein Geldſtück vornehm hinzuſchleudern,
Es iſt, um ſchön zu ſein, zu leicht.

Weit ſchöner iſt's, die Noth zu finden,
Die vor der Welt ſich birgt aus Scham,
Und ihren Kummer zu ergründen,
Noch eh' er auf die Lippe kam.

Am ſchönſten iſt's, als ſtets bereiter
Beglücker unter's Volk zu geh'n,
Und ſelbſt im Aug', das ſcheinbar heiter,
Den Blick der Armuth zu verſteh'n.

---

## 2.

Wenn ich dem Armen etwas ſchenke,
Und er mir herzlich dankt dafür,
So mein' ich, wenn ich's recht bedenke,
Zu danken wär' vielmehr an mir.

Er gab zu einem Werk der Liebe
Mir unverhofft Gelegenheit,
Er macht, daß ich ſo wohlfeil übe,
Was mich ſo inniglich erfreut.

Er gönnt in eine Menſchenſeele
Mir einen tiefen Blick zu thun,
Ich ſeh' den reinſten der Juwele
Im Grunde ſeiner Augen ruh'n.

Ich denk', an ſeiner Noth mich meſſend:
„Wie gnädig ſieht mein Gott mich an,
„Daß ich, mein kleines Leid vergeſſend,
„So vielmal größ'res lindern kann“.

Und wenn mich nun der Arme, Kranke,
So denken und ſo fühlen lehrt.
Ich frag' euch, iſt ſolch' ein Gedanke,
Solch' ein Gefühl nicht dankenswerth?

## 3.

An einem nied'ren Grabeshügel
Kniet betend eine Bettlerin;
Die Aermſte! hieß' es nicht ſie ſtören,
Gern reicht' ich ihr ein Geldſtück hin.

Ich will abſeit hier ſteh'n und warten,
Bis ſie verrichtet ihr Gebet, —
Sie weint, — an ihrem Auge zittert
Ein heller Tropfen, ſtumm beredt.

Nun ſteht ſie auf, ſie geht getröſtet. —
„Da haſt du, Arme, — Gott mit dir!“ —
Sie dankt mit überraſchter Miene,
Derweil ich Platz getauſcht mit ihr.

Und nun ſteh' ich am nied'ren Hügel,
Der all' ihr Glück zu bergen ſcheint; —
Was blinkt ſo klar im grünen Graſe,
Wo ſie gebetet und geweint?

Mein Gott, ich hab' das Weib bedauert,
Ich hab' ſie Bettlerin genannt,
Und ſiehe da! ſie hat den Hügel
Geſchmückt mit einem Diamant!

## 4.

Der Arme iſt von Gott geprüft,
Iſt angerührt von Gott,
D'rum ſeht ihn faſt für heilig an,
Und hütet euch vor Spott.

Wenn Ueberfluß entfernt von Gott,
Führt Noth zu ihm zurück,
D'rum wendet von dem Armen nicht
Verächtlich eu'ren Blick.

Glaubt nicht auf ihn herabzuſeh'n,
Nein, ſchaut zu ihm hinan,
Als die von Gott Entfernteren
Zu dem Gott näher'n Mann!

## 5.

Das Herz des guten armen Mannes
Gleicht einem koſtbar'n Edelſtein,
Ein Demant iſt's vom reinſten Waſſer,
Nur rohe Faſſung ſchließt ihn ein.

Das Herz des reichen Mannes gleichet
Gar oft nur einem Kieſelſtein,
Der Welt bedünkt auch er ein Demant:
Denn gold'ne Faſſung ſchließt ihn ein.

Doch Formen wechſeln und veralten,
Bald kommt ein finſt'rer Schmied herbei
Und bricht mit ſeinem ehr'nen Finger
Die alten Faſſungen entzwei;

Und ſchleudert dann die beiden Steine,
Weil ihren Werth er nicht bemißt,
Zuſammen in dieſelbe Grube,
Bis Zeit ſie neu zu faſſen iſt.

Und einſtens nimmt ein kund'ger Meiſter
Sie wieder prüfend in die Hand,
Der weiß genau zu unterſcheiden,
Was Kieſel iſt, was Diamant.

Der wirft das Kieſelherz des Reichen
Hinweg dann als ein werthlos' Ding,
Und faßt das Demantherz des Armen
In ſeiner Liebe gold'nen Ring.

### 6.

Da lehnſt du auf deinen Krücken
Still an der Friedhofwand,
Beſchwörend mit ſtummen Blicken
Fühlender Herz und Hand.

Ein Bild der Noth und Trauer
Blickſt du dem Treiben zu,
Und nur eine dünne Mauer
Trennt dich vom Port der Ruh'.

Sie haben wie du gelitten,
Die da im Hafen ruh'n,
Jetzt haben ſie ausgeſtritten,
Schlafen und träumen nun.

So langſt du an einem Morgen
Endlich wol auch hier an;
Dann biſt du für immer geborgen,
Einmal gewiß, — doch wann?

Du möchteſt ſchon jetzt gern ſchlafen,
Hier zu den Ander'n gereiht?!
Wie ſeltſam: ſo nah' dem Hafen,
Ach — und der Umweg ſo weit!

### 7.

Nicht vom jähen Wetterregen
Wird die welke Blum' erquickt:
Der, anſtatt ſie aufzurichten,
Oft noch mehr ſie niederdrückt.

Sanfter träuft in kühlen Nächten
Ihr der ſüße Thau ins Herz;
Die den Kopf geſenkt am Abend,
Hebt ihn morgen himmelwärts.

Nicht mit prunkendem Getöſe
Naht der Armuth ſich ihr Heil,
Heimlich aus des Mitleids Kelche
Schlürft ſie tropfenweis ihr Theil.

Darum Muth, wenn auch nur wenig
Ihr der Noth zu geben habt:
Weil der Wohlthat Thau oft ſüßer,
Als der Wohlthat Regen labt.

---

### 8.

Ein hoher Herr erging im Freien
Sich einſam und in ſtiller Luſt,
Er trug — es ſchimmerte vom weiten, —
Ein golden Kreuzlein auf der Bruſt.

Das Feld war grün, die Lerchen ſangen,
Bald ging er raſch, bald blieb er ſteh'n,
Es mochten ihm durch ſeine Sinne
Gar mancherlei Gedanken geh'n.

Jetzt traf ſein Ohr ein leiſer Seufzer,
Am Wege ſaß ein krankes Weib,
Wie eine Blüt' am dürren Stamme
Hing ihr ein blühend Kind am Leib.

Der hohe Herr griff in die Taſchen,
Er ſucht', und fand die Börſe nicht;
Da lief ein leiſer Purpurſchauer,
Wie Schamröth' über ſein Geſicht.

Schnell muß das arme, gold'ne Kreuzlein
Erſatz ihm für die Börſe ſein:
Und ohne Kreuzlein ging er weiter,
Doch ohne Orden? — Wahrlich nein!

## 9.

Da nimm', mein Kind, nimm' ohne Frage; —
Ja, — ja, das Silberſtück iſt dein!
Wofür? — Sieh', wenn ich dir's auch ſage,
Wirſt darum doch nicht klüger ſein.

Haſt, wie du alſo tändelnd ſpieleſt,
Haſt etwas mir gegeben, Kind —!
Weiß nicht, ob du ſchon merkſt und fühleſt,
Was ſtille Wehmuthsthränen ſind?!

Wenn du's nicht weißt, ſieh' mir ins Auge,
Du kannſt ſie drinnen zittern ſeh'n;
Allein wozu das fromm' und tauge,
Du kannſt auch das noch nicht verſteh'n.

Laſſ' lieber du ins Aug' dir blicken,
In dieſen tiefen, blauen See,
Voll unſchuldsheiterem Entzücken,
So ungetrübt von allem Weh.

Der ganze Himmel meiner Jugend,
Mein längſt verlor'ner, leichter Sinn,
Mein Traum von Menſchenwerth und Tugend,
Mein ganzer Glaube liegt darin.

Du haſt mir ein Gedicht gegeben!
Du lächelſt? weißt nicht, was Gedicht?
Sieh', darin liegt dein Glück ja eben:
Du haſt es und erkennſt es nicht.

Wie wir's erkennen, iſt's verſchwunden!
Doch, Mädchen, ſtill! — Was ſoll das dir?
Gott ſegne deine ſchönſten Stunden —!
Nimm', — nimm' dies Silberſtück von mir!

### 10.

Blick' aus der Tiefe deiner Noth
Du Mann im Bettlerkleide,
Nicht zu den ſogenannten Höh'n
Der Menſchheit auf mit Neide.

Glaub' mir, der gold'ne Flitterglanz,
So blendend anzuſchauen,
Er deckt ſo manchen Moder zu,
Wovor dir's würde grauen.

Und ſelbſt die Krone, dieſer Reif,
Begehrt und angefochten,
Er iſt aus leichten Blumen nicht,
Er iſt aus — Gold geflochten.

Dein Hut, ſo karg dir auch darein
Der Thau der Wohlthat träufe,
Wär' ich, wie du, ich tauſcht' ihn doch
Mit keinem Kronenreife.

War ſelbſt die Krone doch, die einſt,
Für ſein Verdienſt zum Lohne,
Der Heiligſte auf Erden trug
Nur — eine Dornenkrone!

## II.

Zwei Tiſche ſind euch Armen
Gedeckt zu jeder Zeit,
Woran ein mild' Erbarmen
Euch ſüße Labung beut.

Der eine ſtrotzt von Segen,
Den Gottes Hand euch gab,
Und kämt ihr allerwegen,
Ihr räumet ihn nicht ab.

Er ſteht, um euch zu laben,
Gedeckt auf grüner Flur:
Kommt all' und nehmt die Gaben
Vom Tiſche der — Natur.

Am ander'n ſitzt ihr oben,
Dem Wirth zur rechten Hand,
Weil der dort wird erhoben,
Der ſelbſt ſich niedrig fand.

Dort harrt ihr nicht vergebens,
D'rum haltet euch nicht fern:
Es iſt die Koſt des Lebens,
Es iſt — der Tiſch des Herrn!

### 12.

Der Reiche hat ſein Spiegelzimmer,
Das manche ſtolze Stund' ihm ſchafft,
So oft er ſeinen gold'nen Flimmer
Im glänzenden Kryſtall begafft.

Und alſo hat ſein Spiegelzimmer
Mitunter auch der arme Mann,
Worin er eben keinen Flimmer,
Doch ſonſt viel Schönes ſehen kann.

Wenn er beim Schlag der Feierſtunde
Sein kärglich' Brot nach Hauſe bringt,
Begrüßt er ſeiner Theuren Runde,
Die froh und herzlich ihn umſchlingt.

Da blickt er ſeinem Weib ins Auge
Und freut ſich ihres Seelenblicks;
Mich dünkt, kein Glas der Erde tauge
So gut zum Spiegel ſtillen Glücks.

Er hebt ſein Mädchen auf die Arme,
Er guckt ihm tief ins Aug' hinein;
Wo könnte wol ſein Troſt im Harme
Ihm deutlicher geſpiegelt ſein?

Sieh' da — vier and're Spiegel wieder,
Ein Jungenpaar mit Augen klar;
Und Nachbarnaugen hell und bieder,
Und manch' ein Freundesauge gar.

Rings zeigen Spiegel um die Wette
Ihm, was ſein eigen, Zug für Zug,
Und wenn er keinen ander'n hätte,
Sein treuer Hund wär' ihm genug.

Er nennt das nicht ſein Spiegelzimmer,
Und wär' doch ſo mit Recht genannt:
Der Reichen Reichſter hat nicht immer
So treue Spiegel an der Wand.

## 13.

Chriſtabend iſt, und über's Häuſermeer
Spannt ſich ein Himmel, ſchwarz und ſternenleer,
Daß heller ſich auf alſo dunklem Grunde
Abheben all' die Lichtlein in der Runde.

Aus tauſend Fenſtern flammt es rings hervor,
Bis an die Decken wächſt es bunt empor;
Nicht mehr ein einfach' Sinnbild heil'ger Sendung,
Ein Wettkampf ſcheint es eitler Prachtverſchwendung.

Und unten ſteht das Volk und denkt und gafft,
Um Wonnen neidig, die der Reichthum ſchafft,
Und ſchätzt nach Zahl und Glanz der Weihnachtkerzen
Das Gold der Kiſten, nicht das Gold der Herzen.

Doch manches Fenſter zwiſchen dieſer Pracht
Verliert ſich dunkel in der dunklen Nacht,
Und weiter außen liegen ganze Gaſſen
In düſt'rer Ruhe, wie vom Chriſt verlaſſen.

Wie wär's, wenn jede Thräne, die der Mann,
Der ſolche Weihnachtkerzen brennen kann,
Wo nicht entpreßte, doch gefühllos ſchaute,
Als Regentropfen auf die Lichter thaute? —

Wie wär's, wenn jeder Seufzer, den der Mann,
Der ſolche Weihnachtbäume ſchmücken kann,
Ließ ungehört verweh'n vor ſeiner Thüre,
Als Stoßwind plötzlich durch dies Reiſig führe? —

Wie wär's? — O ſeht, die Lichter löſchen aus:
Das thun die Tropfen. — Hört ihr dies Gebraus?
Die Nadeln rieſeln von den Aeſten nieder:
Das thut der Stoßwind, — dunkel iſt es wieder:

Weit dunkler, als es in den Straßen iſt,
Die, wie es ſchien, vergaß der liebe Chriſt;
Und wie's hier Nacht wird, ſcheint es dort zu tagen,
Als würden Bäum' und Kerzen übertragen.

Die Tropfen, die das Licht hier ausgethan,
Sie feuchten dort der Bäumchen Wurzel an:
Der Stoßwind, der hier kahl gefegt die Aeſte,
Er facht die Lichter drüben an zum Feſte.

Der Himmel ſelbſt hat ſeine Freude d'ran,
Und zündet ſeine Weihnachtkerzen an. — —
Es war ein Traum! — Noch ſeh' ich's hier nur funkeln,
Und ganze Gaſſen liegen dort im Dunkeln.

## 14.

Es ſchritt den Damen und Fürſten
Der guten alten Zeit,
So oft ſie im Volk erſchienen,
Ein Almoſenier zur Seit'.

Der zog durch alle Gaſſen,
Der trat in manches Haus,
Und griff in ſeinen Säckel,
Und theilte Gaben aus.

Deſſ' freueten ſich die Damen,
D'rauf waren ſtolz die Herr'n:
Denn Geben iſt ja ſo fürſtlich,
Und fürſtlich thut man ſo gern.

Ihr milden Damen und Herren,
Das war ein edler Zug,
Allein ſo edel ihr waret,
Nicht alſo war't ihr klug.

Den ſchönſten Genuß der Wohlthat
Habt ihr euch ſelbſt geraubt:
Ihr konntet ſelber geben,
Und habt nur — zu geben erlaubt.

### 15.

Das Grab des Armen ſchmückt kein Leichenſtein,
Umduftet wird's von keinem Roſenhage,
Und keiner bunten Gräberlampen Schein
Umflimmert es am Allerſeelentage.

Er lebt', — es war, als hätt' er nicht gelebt,
Er ſtarb, — es iſt, als wär' er nicht geſtorben,
Und was er je geduldet und geſtrebt,
Kein mahnend Merkmal hat es ihm erworben.

Viel Hügelwellen zählt die Friedhofsbucht;
Wer kann die Welle, die ihn deckt, erkennen?
Und wenn auch jemand einſt die Welle ſucht,
Der Todtengräber weiß ſie nicht zu nennen.

Doch Einer weiß ſie, Einer ſah herab,
Als ſie den Sarg verſenkt im Erdengrunde,
Und dieſer Eine merkte ſich das Grab,
Und wird es finden einſt zur rechten Stunde.

Denn er bedarf, um eingedenk zu ſein,
Des Duftes nicht von einem Roſenhage,
Er braucht als Merkmal keinen Leichenſtein
Und keine Lamp' am Auferſtehungstage.

### 16.

Ein Bettler ſitzt auf einem Steine,
Und ißt ſein trock'nes Abendbrod,
Und netzt es, ſtatt mit ſüßem Weine,
Mit herben Tropfen ſeiner Noth.

Die Vöglein mit den klugen Augen
Gewahrten längſt den Mann am Stein,
Und dachten ſich: „Das mag uns taugen,
„Da wird für uns ein Nachtiſch ſein!“

Sie flattern zwitſchernd auf und nieder,
Sie trippeln bis zu ſeinem Fuß,
Sie hüpfen lüſtern hin und wieder,
Daß er ſie ja bemerken muß.

Der Satte denkt ſich beim Gelage,
Die ganze Welt ſei ſatt, wie er:
Wer hungert, ſtellt ſich ſelbſt die Frage:
„Gibt's nicht der Hungernden noch mehr?“

So ſieht die kleine Bettlerheerde
Der Bettler mitleidsvoll ſich an,
Und ſtreut die Krumen auf die Erde,
Und findet Troſt und Freude dran.

Er kann nun ſtillen ſein Verlangen,
Den leiſen Wunſch des armen Manns:
„Weit ſüßer Geben, als Empfangen!“
Und ſieh! ſogar der Bettler kann's!

## 17.

Einen Kreuzer, Euer Gnaden,
Nicht als ſchnöde Bettlergabe,
Nein, weil ich verdient ihn habe!
Nützt' Euch nicht, was ich gethan,
Trätet Ihr wol nebenan.
Wie Ihr mich vermiſſen würdet,
Wenn ich nicht zur Stelle wär'!
Aber jetzt, wo Ihr mich findet,
Scheltet Ihr: „Wer rief dich her?“ —

Einen Kreuzer, ſchöne Dame!
Seht, ich will ja nichts Geſchenktes:
Doch der weiße Strumpf — bedenkt es, —
Wie der ausſäh' ohne mich!
Der ihn treu geſchützt, war — ich. —
Ha, ſie greift in ihre Börſe,
Gott vergelt' ihr, was ſie thut!
Ach, die wunderſchöne Dame,
Doppelt ſchön, weil auch ſo gut!

Lieber Herr, nur einen Kreuzer,
Nicht geſchenkt, nein, für mein Kehren!
Denkt, was eu're Stiefel wären:
Könnten ſie ſo blank und rein
Ohne meinen Beſen ſein? —
Ach, der hat zu viele Eile,
Brennt zu ſehr und iſt zu reich,
Um zu achten eines Knaben,
Der da friert und darbt zugleich! —

Junkerchen, nur einen Kreuzer!
Gleich an Jahren ſind wir beide,
Ich in Lumpen, Ihr in Seide;
Eu're Nahrung — Zuckerbrot,
Meine Koſt — das Brot der Noth.
Werft mir etwas in die Kappe!
Seht die Schuld iſt nicht an mir,
Wollte mich mein Vater kennen,
Gäb' ich leichter wol als Ihr.

Einen Kreuzer, liebe Leute!
Seht, um mein Geſchäft zu ſegnen,
Ließ der liebe Himmel regnen;
Wie er wieder ſich erhellt,
Bleibt mein Handwerk eingeſtellt.
Habet Mitleid, liebe Leute,
Mich erfreut kein Sonnenſchein:
Eu're allerſchlimmſten Tage
Müſſen meine beſten ſein!

## 18.

Nicht wie ein Fürſt begraben möcht' ich ſein
In einem Sarkophag von kaltem Stein,
Umſchränkt von mächtig ſchweren Eiſengittern,
Bewacht von traurig ſtummen Marmorrittern.

Nur ſelten fällt ein matter Sonnenſtrahl
Auf ſolch' ein unbehaglich' Marmormal;
Die Luft iſt dumpf gleichwie in Kerkermauern,
Des Lenzes Hauch erkaltet dort zu Schauern.

Kein Vogel baut ſein Neſt in ſolcher Gruft,
Und keine Blume füllet ſie mit Duft,
Und wollt' ein Aug' mit Thränen ſie benetzen,
Es würde nur am Gitter ſich verletzen.

Weit lieber läg' ich, wie der Arme liegt,
Auf deſſen Grabe ſich der Falter wiegt,
Worauf die Sonne leuchtet lau und labend,
Das Thau erquickt am Morgen und am Abend.

Worüber hoch die Lerch' in Lüften ſingt,
Worauf bei Nacht des Sproſſers Klage klingt,
Um das viel tauſend grüne Halme ſprießen,
Worauf ſelbſt Blumen ihren Balſam gießen.

Und Platz für fromme Kniee hat's wol auch,
Und Raum für Thränen und für Seufzerhauch,
Und frei von Allem iſt es — frei! o Wonne,
So frei zu ſchlafen unter Gottes Sonne!

## Schluß.

(Im Sommer 1852.)

Ein Mann hatt' eine Vogelbrut,
Die hielt er treu in ſich'rer Hut;
Waren's auch keine Nachtigallen,
Ihm war ihr Lied doch lieblich Schallen.

Wie nur ein Vöglein flügge ward,
Gleich nahm er's aus beſorgt und zart,
Und trug's der freien Luft entgegen,
Daß es die Flüglein lerne regen.

Doch dünkt ihm noch zu kahl die Au,
Und Wind und Wetter noch zu rauh,
So hegt' er's in den warmen Händen
Bis ſich die Jahreszeit würde wenden.

Da gab's nun einmal ſchlimme Zeit
Voll Noth und Klag' und Fährlichkeit:
Wer hatt' in ſolchem Sturmgedränge
Ein Ohr für ſchlichte Waldgeſänge?

Die Luft war dick erfüllt mit Qualm,
Das Feld erſcholl von Schlachtenpſalm:
Für Rab' und Geier ein Ergötzen,
Für Lerch' und Sproſſer ein Entſetzen.

Da ward dem Manne ſchwer zu Muth,
Verkommen ließ er ſchier die Brut,
Ein Pärchen kaum zur Zucht im Stillen
Bewahrt' er um der Zukunft willen. —

Und endlich ſchien's — Gott ſei gelobt! —
Als hätt' es langſam ausgetobt,
Als kehrt' ins Land die Ruhe wieder,
Ein neuer Lenz für neue Lieder.

Allein der Mann, voll Sorgſamkeit,
Glaubt immer, es ſei noch nicht Zeit,
Und zagt trotz allem Duft und Schimmer
Für ſeine Neſtlinge noch immer.

Nun endlich öffnet er die Hand,
Mit der er lang ſie feſt umſpannt; —
Anſtatt daß ihn der Flug entzückte,
Bemerkt' er, daß er — ſie erdrückte!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

# Inhalt

Seite
Vorwort . . . . . . . . . . III

## I. Almer. (Innerösterreichiſche Volksweiſen.)

Schnadahüpfeln . . . . . . . . . . 3

Erſtes Hundert:

1. Bitte . . . . . . . . . . 5
2. Sehnſucht . . . . . . . . . . —
3. Merkmal . . . . . . . . . . —
4. Gleich und Gleich . . . . . . . . . . —
5. Klein iſt niedlich . . . . . . . . . . 6
6. Revanche . . . . . . . . . . —
7. Vorſicht . . . . . . . . . . —
8. Abfertigung . . . . . . . . . . —
9. Schutz . . . . . . . . . . 7
10. Leichtſinn . . . . . . . . . . —
11. Erſatz . . . . . . . . . . —
12. Vergebliche Vorſicht . . . . . . . . . . —
13. Ausweg . . . . . . . . . . —
14. Hinderniß . . . . . . . . . . 8
15. Reue . . . . . . . . . . —
16. Plauderhaftigkeit . . . . . . . . . . —
17. Gleichgiltigkeit . . . . . . . . . . —
18. Leerer Vorwand . . . . . . . . . . —
19. Zuflucht . . . . . . . . . . 9
20. Reſignation . . . . . . . . . . —
21. Warnung . . . . . . . . . . —
22. Bekehrung . . . . . . . . . . —
23. Selbſtvertrauen . . . . . . . . . . —
24. Nichts ohne Fehler . . . . . . . . . . —
25. Gleiches mit Gleichem . . . . . . . . . . 10
26. Abſchied . . . . . . . . . . —
27. Stutzerei . . . . . . . . . . —
28. Troſt . . . . . . . . . . —

| | Seite |
|---|---|
| 29. Vorwurf | 10 |
| 30. Verlegenheit | 11 |
| 31. Drohung | — |
| 32. Schwierigkeit | — |
| 33. Rüge | — |
| 34. Naturgeſetz | — |
| 35. Schickung | — |
| 36. Abbitte | 12 |
| 37. Schluß | — |
| 38. Vorzug | — |
| 39. Geheimniß | — |
| 40. Muſter | — |
| 41. Abfertigung | — |
| 42. Änderung | 13 |
| 43. Gemeingut | — |
| 44. Definition | — |
| 45. Lockerheit | — |
| 46. Magnetismus | — |
| 47. Wahl | — |
| 48. Herausforderung | 14 |
| 49. Antrag | — |
| 50. Wechſelſeitigkeit | — |
| 51. Porträt | — |
| 52. Verdienſt | — |
| 53. Rath | — |
| 54. Grund | 15 |
| 55. Drohung | — |
| 56. Kurzer Proceß | — |
| 57. Ehrlichkeit | — |
| 58. Zweifel | — |
| 59. Kritik | 16 |
| 60. Unterſchied | — |
| 61. Eigenheit | — |
| 62. Anhänglichkeit | — |
| 63. Fatalität | — |
| 64. Beſchreibung | — |
| 65. Leumund | 17 |
| 66. Beſchönigung | — |
| 67. Beweis | — |
| 68. Erinnerung | — |
| 69. Wann ?! | 18 |
| 70. Bedingungen | — |
| 71. Unbequeme Lage | — |
| 72. Beharrlichkeit | — |
| 73. Enttäuſchung | — |
| 74. Vater und Tochter | — |

Seite
75. Colliſion . . . . . . 19
76. Kirmeßwaare . . . . . . —
77. Heimliche Liebe . . . . . . —
78. Zwang . . . . . . —
79. Rache . . . . . . 20
80. Luſtigkeit . . . . . . —
81. Weiſung . . . . . . —
82. Selbſtgeſtändniß . . . . . . —
83. Urtheilsſpruch . . . . . . —
84. Recht oder — gar nicht! . . . . . . —
85. Botſchaft . . . . . . 21
86. Störung . . . . . . —
87. Erſatz . . . . . . —
88. Preis . . . . . . —
89. Warnung . . . . . . —
90. Heiratsgut und Widerlage . . . . . . —
91. Eiferſucht . . . . . . 22
92. Mißwachs . . . . . . —
93. Bruder „Leichtfuß“ . . . . . . —
94. Steigerung . . . . . . 23
95. Wirkung in die Ferne . . . . . . —
96. Brautfahrt . . . . . . —
97. Gegenſatz . . . . . . 25
98. Irrthum . . . . . . —
99. Wohlgemeinter Rath . . . . . . —
100. Eigenthümlicher Geſchmack . . . . . . —

Zweites Hundert:

1. Beſorgniß . . . . . . 26
2. Nachtgang . . . . . . —
3. „Raſtloſe Liebe“ . . . . . . —
4. Selbſtbewußtſein . . . . . . 27
5. Mißverſtändniß . . . . . . —
6. Fortſchritt . . . . . . —
7. Kalte Liebe . . . . . . —
8. Uneigennützigkeit . . . . . . —
9. Verſicherung . . . . . . 28
10. Termin . . . . . . —
11. Drangabe . . . . . . —
12. Proteſt . . . . . . —
13. Vom Küſſen . . . . . . —
14. Störung . . . . . . 29
15. Blödigkeit . . . . . . —
16. Wallfahrt . . . . . . —
17. Vergleich . . . . . . —
18. Selbſttäuſchung . . . . . . 30

Seite
19. Vergänglichkeit . . . 30
20. Seltſamer Erſatz . . . —
21. Nachwehen . . . —
22. Verzweiflung . . . —
23. Vergebliche Mühe . . . 31
24. Kurz und gut . . . —
25. Armeebefehl . . . —
26. Beſcheid . . . —
27. Allzugroß . . . —
28. Vorzug der Kleinheit . . . —
29. Wer war's . . . 32
30. Himmelsbrief . . . —
31. Ausdauer . . . —
32. Liebesneid . . . —
33. Verſöhnung . . . —
34. Häusliche Feſtlichkeit . . . —
35. Geringſchätzung . . . 33
36. Spott . . . —
37. Warum nicht früher . . . —
38. Grundfalſch . . . —
39. Tanz-Candidatinnen . . . —
40. Bild ohne Gnaden . . . —
41. Abſtufung . . . 34
42. „Iſt denn Liebe ein Verbrechen?" . . . —
43. Luſtigkeit . . . —
44. Tanzluſt . . . —
45. „Nacha is aus!" . . . —
46. Tanzgefahr . . . —
47. Fehler . . . 35
48. Scharfblick . . . —
49. Troſt . . . —
50. Selbſtgeſtändniß . . . —
51. Ungenügſamkeit . . . —
52. Vorwurf . . . 36
53. Herausforderung . . . —
54. Ideal . . . —
55. Alte und neue Liebe . . . —
56. Ermunterung . . . —
57. Vorſpiel . . . —
58. Andacht . . . 37
59. Winterſtändchen . . . —
60. Vorſichtig! . . . —
61. Geſchmack . . . —
62. Ausſteuer . . . —
63. Selbſtvertrauen . . . 38
64. Antrag . . . —

Seite
65. Beruhigung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 38
66. Schneller Wechſel . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
67. Natürliche Folge . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
68. Verſprechen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 39
69. Selbſtlob . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
70. Waldſcene . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
71. Beſtändigkeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
72. Schwere Kunſt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
73. Ueberall Unglück . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
74. Bekehrung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 40
75. Kinderſegen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
76. Reſignation . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
77. Zurückweiſung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
78. Berufung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
79. Bemerkung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 41
80. „Der Liebe Müh' umſonſt!" . . . . . . . . . . . . . . . —
81. Drohung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
82. Abſchreckung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
83. Erlaubter Diebſtahl . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
84. Warnung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 42
85. Was noth thut . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
86. Schlimmer Gewinn . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
87. Halt! . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
88. Abſchied . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
89. Troſtgrund . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 43
90. Liebesende . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
91. Gleichgiltigkeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
92. Trauer . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
93. Meldung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
94. Eigennutz . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 44
95. Verbeſſerung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
96. Liebeszank . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
97. Uebermuth . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 45
98. Vergeblicher Gang . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
99. Seltſamer Tanz . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
100. Charakteriſtik . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —

Drittes Hundert:

1. Fehlgriff . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 47
2. Kuckuck . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
3. Mit der Zeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
4. Strenge Bewachung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 48
5. Hinderniß . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
6. Eigenſchaften . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
7. Einfacher Grund . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 49
8. Begleitung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —

Seite
9. Billiger Anſpruch . . . 49
10. Abſchied . . . —
11. Prophezeiung . . . —
12. Die Liebe der Kleinen . . . —
13. Scheidebrief . . . 50
14. Irrthum . . . —
15. Rechtsſinn . . . —
16. Verluſt . . . —
17. Kritik . . . —
18. Gefahr am Verzug . . . 51
19. Eiferſucht . . . —
20. Empfindlichkeit . . . —
21. Nolens volens . . . —
22. Betheuerung . . . 52
23. Porträt . . . —
24. Widerlegung . . . —
25. Schmollen . . . —
26. Uebelſtand . . . —
27. Guſto . . . 53
28. Kecker Muth . . . —
29. Mangel . . . —
30. Nach der Heirat . . . —
31. Oekonomie . . . —
32. Leicht getröſtet . . . 54
33. Umkehr . . . —
34. Recept . . . —
35. Katzenmuſik . . . —
36. Genugſamkeit . . . —
37. Anwerth . . . —
38. Sans gêne . . . 55
39. Neid . . . —
40. Gleich und gleich . . . —
41. Narrheit . . . —
42. Schön und hübſch . . . —
43. Phlegma . . . 56
44. Eigener Geſchmack . . . —
45. Herzensverein . . . —
46. Gehorſam . . . —
47. Harmonie . . . —
48. Mißtrauen . . . —
49. Unruhiger Traum . . . 57
50. Zu groß . . . —
51. Einladung . . . —
52. Schönheitsfehler . . . —
53. Herzloſigkeit . . . 58
54. Abfertigung . . . —

Seite

55. Liebestrauer . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 58
56. Zuverſicht . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
57. Vorwurf . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
58. „Kärntneriſche“ Werbung . . . . . . . . . . . . . . . 59
59. Vergebliches Schmeicheln . . . . . . . . . . . . . . —
60. Anſtand . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
61. Aufrichtigkeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
62. Abneigung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
63. Fenſterlicen . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
64. Willigkeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
65. Frag' und Antwort . . . . . . . . . . . . . . . . —
66. Schweigſame Liebe . . . . . . . . . . . . . . . . —
67. Charakterloſigkeit . . . . . . . . . . . . . . . . 61
68. Mienenſprache . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
69. Verſöhnung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
70. Scheinruhe . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
71. Reue . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
72. Mäßigung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 62
73. Zutrauen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
74. Jugend hat keine Tugend . . . . . . . . . . . . . . —
75. Tolle Wirthſchaft . . . . . . . . . . . . . . . . 63
76. Unterricht . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
77. Schlimme Lage . . . . . . . . . . . . . . . . . —
78. Schlechte Ausſicht . . . . . . . . . . . . . . . . —
79. Beſuchzeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 64
80. Sinnesänderung . . . . . . . . . . . . . . . . . —
81. Gift . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
82. Gerede . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
83. Unabweislichkeit . . . . . . . . . . . . . . . . . —
84. Anklage . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 65
85. Rechtfertigung . . . . . . . . . . . . . . . . . —
86. Aufopferung . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
87. Grund . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
88. Conditio, sine qua non — . . . . . . . . . . . . . —
89. Schwere Aufgabe . . . . . . . . . . . . . . . . —
90. Wanderſchaft . . . . . . . . . . . . . . . . . . 66
91. Grämlichkeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
92. Es muß ja nicht ſein! . . . . . . . . . . . . . . . —
93. Zugeſtändniß . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
94. Ewige Liebe . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
95. Strafpredigt . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
96. Herr und Knecht . . . . . . . . . . . . . . . . . 67
97. Stichelei . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
98. Flatterhaftigkeit . . . . . . . . . . . . . . . . . —
99. Ausſicht . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
100. Die öſterreichiſchen Dirnen . . . . . . . . . . . . . —

Seite
Frohſinn . . . 68
Soldatenſtand . . . 71
Weihnachtslieder . . . 75
Wildſchützenlieder . . . 98
Frühlingslied . . . 100
Lied der Sennerin . . . —
Alpenleben . . . 102
Entzückungsruf einer Braut . . . 103
Gäſſel-Sprüche . . . 104
Untreue . . . 106
Jägerſtand . . . 109
Das Pfeiferlied . . . 113
Das Liedlein vom Abſchied . . . 114
Sie beſinnt ſich . . . 118
Scheide-Scene . . . 119
Gäſſelſpruch . . . 120
Allerlei Stände . . . —
Kärntner Grüße . . . 124
Ständchen . . . 129
Spottlied auf die Dirnen . . . 130
Fenſterſtreit . . . 132
Der großſprecheriſche Wildſchütz . . . 133
Vorwürfe . . . 134
Gäſſel-Sprüche . . . 135
Eine oberſteieriſche Bauernhochzeit . . . 137
Eine Bergpartie in Oberſteier . . . 150
Eine ſteieriſche Wirthshausſcene . . . 167
Wörter-Erklärung . . . 176

## II. Natur und Herz.

### I.

In's Freie . . . 193
Entpuppung . . . 194
Frühlingskunde . . . 196
Genießen und Singen . . . 197
Vorſatz . . . 198
Lenzbauſpruch . . . 200
Der letzte Frühling . . . 201
Gebirgslandſchaft . . . 202
Bild der Größe . . . 205
Die Burgruine . . . 206
Vergeßlichkeit . . . 207
Abſterben . . . 209
Naheſehen . . . 210
Wolkenſchatten . . . 212

| | Seite |
|---|---|
| Der Gletſcherdurchbruch | 213 |
| Der Rieſenferner | 215 |
| Waldidylon | 217 |
| Waldſcene | 219 |
| Blumenroman | 220 |
| Mitgenuß | 223 |
| Leben im Tode | 224 |
| Der weinende Baum | 226 |
| Zur Unzeit | 227 |
| Die Pfahlwurzel | — |
| Neuer Trieb | 229 |
| Die feindlichen Schlöſſer | 231 |
| Von der Linde | 233 |
| Verjährung | 236 |
| Garten und Haus | 238 |
| Blumenleben | 239 |
| Die Blume | 241 |
| Blume und Stiel | 242 |
| Die kranken Blumen | 244 |
| Wetterroſe | 245 |
| Johannisblume | 246 |
| Vergißmeinnicht | 217 |
| Die Jericho-Roſe | 248 |
| Der Schierling | 250 |
| Der Käfer | 251 |
| Der träumende Canarienvogel | 253 |
| An der Quelle | 254 |
| Ueberflutung | 257 |
| Sinnentäuſchung | 258 |
| Die Natter | 260 |
| Unverträglichkeit | 261 |
| Begleitung | 262 |
| Die Weide am Bach | 263 |
| Ohnmächtiger Groll | 265 |
| Am Strome | 267 |
| Das Fiſchlein | 268 |
| Harmonie | 270 |
| Der Zweig im Strome | 271 |
| Das Mühlrad im Winter | 272 |
| Der Waſſerfall | 274 |
| Am Meere | 276 |
| Das Memnonsbild | 277 |
| Sommerdürre | 278 |
| Sonnenregen | 279 |
| Sturmconcert | 280 |
| Brand und Nordlicht | 281 |

| | Seite |
|---|---|
| Wiederſchein | 282 |
| Troſt | 283 |
| Sonnen-Abſchied | 285 |
| Hell und trüb | 286 |
| Eile und Weile | 287 |
| Erinnerung | 289 |
| Anfragen | 291 |
| Abendlieder | 292 |
| Vom dürren Laube | 299 |
| Herbſtblätter | 303 |
| Winterlieder | 319 |

## II.

| | |
|---|---|
| Schwärmerei | 331 |
| Raſche Wirkung | 334 |
| Blüt' und Moos | 335 |
| Wiederholung | 336 |
| Zum Namensfeſte | 337 |
| Die Taubenpoſt | 338 |
| Vöglein — mein Bote | 339 |
| Ständchen | 341 |
| An eine Schwalbe | 342 |
| Walzerlied | 343 |
| Gegenüber | 346 |
| An ein ſchönes Mädchen | 352 |
| Herzensblüte | 354 |
| Die Brieftaube | 355 |
| Ihr Roſenſtrauß | 357 |
| Entwöhnung | — |
| Opferſpenden | 358 |
| Der kalte Kuß | 360 |
| Die falſche Hand | 361 |
| Kündigung | 362 |
| Freiheit | 364 |
| Die Perle | 365 |
| Geſtorbene Liebe | 366 |
| Luſt und Schmerz | 367 |
| Eigenheit | 368 |
| Selbſttäuſchung | 369 |
| Bedingung | 370 |
| Stille Freude | — |
| Erinnerung | 372 |
| Das ewige Licht | 373 |
| Falſche Stellung | 374 |
| Phantasmagorie | 375 |

Seite
Verlorene Stunden . . . 377
Ueber eine Nacht . . . 378
Ausgleich . . . 379
Bauernregel . . . 380
Inmitten . . . 381
Scheinleben . . . 382
Getäuſchte Erwartung . . . 384
Schwimmlied für's Leben . . . 386
Nach dem Balle . . . 388
Das Bildlein . . . 389
Seifenblaſen . . . 390
Heldenſcheue . . . 392
Anwartſchaft . . . 393
Am Friedhofe . . . 394
Der Todtengräber . . . 396
Grabgeläute . . . 397
Zweifaches Sehnen . . . 398
Kirchgang in die Fremde . . . 399
Täuſchung . . . 401
Das Blumenmädchen . . . 402
Ebenbürtigkeit . . . 404
Weib und Dame . . . 405
Muttergedanken . . . 407
Mutterthränen . . . 409
Fabelſcenen . . . 410
Reiſeplan . . . 414
Traumfahrt . . . 415
Am Berge . . . 417
Vor'm Poſthauſe . . . 418
Die Stadt . . . 420
Heimkehr . . . 422
Begegnung . . . 424
Vater und Kind . . . 425
Selbſtbeſchwichtigung . . . 426
Almoſen . . . 4
Schluß (Im Sommer 1852) . . . 44

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

# Joh. Gabr. Seidl's

# geſammelte Schriften.

Mit einer Einleitung

von

**Julius von der Traun.**

Herausgegeben von

**Hans Max.**

**Fünfter Band.**

Oeſterreichiſche Volkshymne. — Des Gabriel Faernus Fabeln. — Aus dem dichteriſchen Nachlaſſe. — Novellen und Erzählungen.

**Wien, 1880.**
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Vorwort.

Die Freunde unſeres Dichters mögen den vorliegenden fünften Band ſeiner geſammelten Schriften mit gleichem Wolwollen entgegennehmen, wie die früher erſchienenen Bände, wenngleich der Inhalt des gegenwärtigen der ſtrengen chronologiſchen Ordnung entbehrt und bunt gemengt erſcheint; allein es war ſchlechterdings nicht möglich, das Materiale, welches mir theilweiſe erſt nach dem Erſcheinen der früheren Bände zugekommen war, anders zu gruppiren.

Im Beſondern bietet der Inhalt des neuen Bandes zu den folgenden erläuternden und einleitenden Bemerkungen Anlaß:

### I. Oeſterreichiſche Volkshymne.

Das erhöhete und veredelte Nationalgefühl findet — nebſt andern Arten der Kundgebung — mit Rückſicht auf Sitten und Gebräuche, im Volksliede, mit Beziehung auf die Landesangehörigkeit und das angeſtammte Herrſcherhaus, in der Volkshymne den entſprechenden Ausdruck.

Das Bedürfniß nach einem ſolchen Ausdrucke in der Volkshymne machte ſich auch in Deutſchland geltend: doch, ſtatt in die eigene Bruſt zu greifen, wandte man ſich ans Ausland — an England und verpflanzte das engliſche: „God save the king" mit den Worten des Dichters Harries nach Deutſchland.

Deutſch-Oeſterreich zunächſt hat den Ruhm, für ſein Nationalgefühl den urſprünglichen und rechten Ausdruck in Wort und Ton gefunden zu haben. Es verdankt dieſe That ſeinem unvergleichlichen Joſef Haydn (geboren zu Rohrau in Nieder-Oeſterreich am 31. März 1732, geſtorben zu Wien am 31. Mai 1809), der, begeiſtert von der eben erwähnten engliſchen Volkshymne, nach ſeiner Rückkehr aus England, den unwiderſtehlichen Drang in ſich fühlte, ſeinem lieben Oeſterreich auch ein Lied zu ſchaffen, das in urſprünglichen Worten und Tönen dem patriotiſchen Gefühle warmen und wahren Ausdruck geben ſollte.

Haydn verband ſich mit dem öſterreichiſchen Dichter Lorenz Leopold Haſchka (geboren zu Wien am 1. September 1749, geſtorben am 3. Auguſt 1827), der den Text ſchrieb.

Die Volkshymne, die Frucht dieſer glücklichen Verbindung, erklang zum erſten Male am 12. Februar 1797, am Geburtstage weiland Kaiſer Franz, zur Zeit, wo ſich Oeſterreich in großer Kriegsgefahr und arger Bedrängniß befand, und hatte die Stimmung und den Charakter des Volkes ſo glücklich getroffen, daß die Hymne, kaum erklungen, im Herzen jedes treuen und warmfühlenden Oeſterreichers auch ſchon eingebürgert war.

Die Melodie zur öſterreichiſchen Volkshymne, welche ſelbſt ihren Urheber Haydn begeiſterte,*) behielt Dauer im Wechſel des Textes. Denn nach der Thronbeſteigung Seiner Majeſtät des

---

*) „Ich ſpiele dieſes Lied an jedem Morgen, und oft habe ich Troſt und Erhebung daraus gewonnen in den Tagen der Unruhe." Dies ſind Haydn's eigene Worte.

Kaiſers Ferdinand kam ein auf den Namen dieſes Monarchen lautender Text, von Karl von Holtei, in Gebrauch, welcher alsbald von einem, von dem öſterreichiſchen Dichter Joſ. Chriſt. Freiherrn von Zedlitz verfaßten, verdrängt wurde. Dieſe Dichtung erhielt ſich bis zur Thronentſagung Kaiſer Ferdinands — durch ein volles Jahrzehend, und wurde faſt in alle Landesſprachen Oeſterreichs überſetzt.

Seit der Thronbeſteigung Seiner Majeſtät Kaiſer Franz Joſeph I. wurden von mehreren Dichtern Verſuche gemacht, zur Haydn'ſchen Melodie einen neuen, auf die damaligen Verhältniſſe paſſenden Text zu liefern, wodurch gleichwol beim Geſange Unſicherheit und Schwanken erfolgten.

Das Bedürfniß nach ſtetiger Gleichförmigkeit des Ausdruckes, — ſomit nach einer Kaiſerhymne, die, weil dem allgemeinen patriotiſchen Gefühle das rechte Wort leihend, zu einem wahren und echten Volksliede werden könnte, ſtellte ſich immer dringender heraus. Demzufolge erbat ſich im Jahre 1853 der k. k. Miniſter des Innern, Alex. Freiherr von Bach, von Seiner Majeſtät dem Kaiſer die allerhöchſte Genehmigung eines unveränderlich authentiſchen Textes zu der mit dem Herzen der Nation verwachſenen Haydn'ſchen Melodie. Es wurden mehrere namhafte öſterreichiſche Dichter eingeladen, zu dieſem Zwecke ihr Talent zu erproben.

Das Glück war unſerem Dichter, Joh. Gabr. Seidl (geboren zu Wien, am 21. Juni 1804, geſtorben daſelbſt am 18. Juli 1875) hold: denn Seine Majeſtät der Kaiſer hat mit allerhöchſtem Handbillet vom 27. März 1854 aus mehreren, ſehr ſchätzbaren Dichtungen, jene Seidl's als die dem bezeichneten

Zwecke entſprechendſte zu wählen und für die Volkshymne als authentiſchen Text feſtzuſtellen geruht.*)

Wer ſich eingehender über die Geneſis der öſterreichiſchen Volkshymne unterrichten will, den verweiſe ich auf die folgenden Schriften, welchen ich das Vorſtehende entlehnte, und zwar:

Schmid, Ant., „Joſeph Haydn und Niccolò Zingarelli“ ꝛc. ꝛc. Wien. P. Rohrmann. 1847.

Wedel, Gottſchalk, in „Neue Zeitſchrift für Muſik“. XVI. Bd. Nr. 39 und 40.

Auſtria, öſterreichiſcher Univerſal-Kalender. Jahrgang 1847. S. 262—268.

Das „Gott erhalte“. Entſtehungsgeſchichte und Erklärung der öſterreichiſchen Volkshymne. Im vierten Hefte der „Abendſtunden“. Zwangloſe Hefte zur Belehrung und Erheiterung. Wien, Prandl und Meyer. 1854.

Schließlich erlaube ich mir noch zwei Zuſatzſtrophen, beziehungsweiſe Varianten, beizufügen, welche ſich ſpeciell auf das jetzt regierende Kaiſerpaar beziehen, und ſich in dem handſchriftlichen Nachlaſſe Seidl's vorfanden. Sie lauten:

Gott erhalte, Gott beſchütze
Unſ're gute Kaiſerin,
Segnend leit', als treue Stütze
Liebe Sie durchs Leben hin.
In des Kaiſers Lorbeer'n flechte
Sie der Freude Roſen ein;
Oeſtreichs ganzem Frauengeſchlechte
Möge Sie ein Vorbild ſein!

---

*) Siehe: „Wiener Zeitung“ (Hauptblatt) Nr. 85. vom 9. April 1854.

Kraft mit Milde, treu verbunden,
Gab der Lieb' ein theu'res Pfand:
Mög' auf ihm zu allen Stunden
Schirmend ruhen Gottes Hand!
Was als Glück zu höchſt geprieſen
Werd' ihm nun und ſtets zu Theil:
Heil Franz Joſeph, Heil Eliſen,
Habsburgs jüngſter Blüte Heil!

II. „Gabrielis Faërni Fabulae. Des Gabriel Faërnus Fabeln. Metriſch verdeutſcht, und mit biographiſchen und bibliographiſchen Einleitungen verſehen von Johann Gabriel Seidl, Profeſſor am k. k. Gymnaſium zu Cilli. — Gräz. 1831. kl. 8°. Verlag von Damian und Sorge."

Alſo lautet der vollſtändige Titel des Buches, das zugleich an der Seite mit dem lateiniſchen Originaltext verſehen und mit einem lateiniſchen Gedichte Seidl's dem Andreas Joſef Freiherrn von Stifft, Doctor der Philoſophie und Medicin, Seiner Majeſtät des Kaiſers Leibarzt ꝛc. ꝛc., gewidmet iſt.

Mit Rückſicht auf die möglichſt treue, dabei zugleich kunſtvolle metriſche Uebertragung, welche durch Seidl — ſoweit ich zu eruiren vermochte — hier zum erſten Male verſucht wurde, dürfte die Aufnahme derſelben in ſeine geſammelten Schriften gerechtfertigt erſcheinen.

III. „Aus dem dichteriſchen Nachlaſſe: Lyriſches und Epigrammatiſches (1848—1874).

Dieſe Gedichte Seidl's kamen mir erſt nachträglich, nachdem die erſten drei Bände der geſammelten Schriften bereits erſchienen waren, durch die Gefälligkeit ſeiner Tochter, Wilhelmine, verehelichte Funke, zu. Sie befanden ſich in einem Packete unter Briefen und poetiſchen Entwürfen. Die „franzöſiſchen

Volkslieder“ und die Gedichte: „Ein belauſchtes Paar“, „Abgeſchloſſenheit“ und „Winternacht“ ꝛc. trugen von der Hand Seidl's die Bezeichnung: „nicht benützt“. — Die Epigramme, die bis zum Jahre 1874, alſo bis ein Jahr vor ſeinem Tode reichen, ſind ſämmtlich auf fliegenden Blättern in 8°, 12° oder 16°, — wie man es der Schrift anſieht, — leicht hingeworfen. Einige derſelben zeugen von kauſtiſchem Witze und flüchtiger Verbitterung des Dichters, der ſich, gleich unſerem Grillparzer, im vorgerückten Alter auf dieſe Weiſe Luſt machte.

IV. „Novellen und Erzählungen (1828—1871). Erſte Abtheilung.

Dieſe Proſa-Dichtungen Seidl's, urſprünglich in verſchiedenen in- und ausländiſchen Zeitſchriften, Taſchenbüchern und Almanachen erſchienen, bilden hier eine Blumenleſe aus den nachbenannten Collectiv-Ausgaben, und zwar:

Erzählungen. Wien. J. P. Sollinger. 1828.

Georginen. Geſammelte Erzählungen für Frauen. Gräz. J. A. Kienreich. 1836. (Der Frau Louiſe Gräfin von Attems, geborenen Gräfin d'Inzaghi, gewidmet.)

Pentameron. Wien und Leipzig. 1843. Tauer und Sohn.

Epiſoden aus dem Romane des Lebens. Wien. Tendler und Schäfer. 1839.

Novelletten. Wien. J. P. Sollinger. 1839. (Mathias Conſtantin Grafen von Wickenburg, Gouverneur der Steiermark, gewidmet.)

Wien, im October 1879.

H. M.

# I.

# Oeſterreichiſche Volkshymne.

Nach der Melodie von Haydn.

**Durch Allerhöchſtes Handbillet Sr. k. k. Apoſtol. Majeſtät**
vom 27. März 1854
**als authentiſch erklärter Text.**

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Gott erhalte, Gott beſchütze
Unſern Kaiſer, unſer Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' Er uns mit weiſer Hand!
Laßt uns ſeiner Väter Krone
Schirmen wider jeden Feind:
Innig bleibt mit Habsburg Throne
Oeſterreichs Geſchick vereint.

Fromm und bieder, wahr und offen
Laßt für Recht und Pflicht uns ſteh'n,
Laßt, wenn's gilt, mit frohem Hoffen
Muthvoll in den Kampf uns geh'n!
Eingedenk der Lorbeerreiſer,
Die das Heer ſo oft ſich wand, —
Gut und Blut für unſern Kaiſer,
Gut und Blut für's Vaterland!

Was des Bürgers Fleiß geſchaffen,
Schütze treu des Kriegers Kraft:
Mit des Geiſtes heit'ren Waffen
Siege Kunſt und Wiſſenſchaft!
Segen ſei dem Land beſchieden,
Und ſein Ruhm dem Segen gleich:
Gottes Sonne ſtrahl' in Frieden
Auf ein glücklich Oeſterreich!

Laßt uns feſt zuſammenhalten:
In der Eintracht liegt die Macht;
Mit vereinter Kräfte Walten
Wird das Schwerſte leicht vollbracht.
Laßt uns Eins durch Brüderbande
Gleichem Ziel entgegengeh'n;
Heil dem Kaiſer, Heil dem Lande:
Oeſterreich wird ewig ſteh'n!

An des Kaiſers Seite waltet,*)
Ihm verwandt durch Stamm und Sinn,
Reich an Reiz, der nie veraltet,
Unſ're holde Kaiſerin.
Was als Glück zu höchſt geprieſen,
Ström' auf Sie der Himmel aus:
Heil **Franz Joſeph**, Heil **Eliſen**,
Segen Habsburgs ganzem Haus!

---

*) Zuſatzſtrophe zum authentiſchen Texte der Volkshymne mit Beziehung auf die Vermählung Seiner k. k. Apoſtoliſchen Majeſtät.

## II.

# Des Gabriel Faërnus Fabeln.

Metriſch verdeutſcht.

In der Fabel leichtem Kleide
Tritt die Wahrheit freundlich ein.
Gutes bringt ſie, wenn nicht Neues:
Laßt ſie d'rum willkommen ſein.

# Vorwort des Ueberſetzers.

Wer mit einer Ueberſetzung auftritt, hat ſich, wenn er auch kein Heyne'ſches Forum vorausſetzt, vor welchem Alles, was Ueberſetzung heißt, verdammt wird, dennoch über drei Punkte vor der Leſewelt auszuweiſen: 1. warum? 2. wie? und 3. für wen er überſetzt habe?

1. Warum? Dieſe Frage zerfällt in zwei Nebenfragen: War eine Ueberſetzung nöthig? War der Schriftſteller einer Ueberſetzung werth?

War alſo eine Ueberſetzung des Faërnus nöthig? Faërnus iſt wenig bekannt, und verdient doch eben ſo gut, es zu ſein, als Phädrus, deſſen Fabeln faſt um dreißig Jahre ſpäter aus dem Manuſcriptenſtaube modernder Bibliotheken an das Licht lebendiger Wirkſamkeit gezogen wurden. Durch eine Ueberſetzung gewinnt aber ein nützliches Werk, wie des Faërnus Fabeln gewiß ſind, an Bekanntheit, Verbreitung, Zugänglichkeit und Gelegenheit, das zu werden, was ſein Verfaſſer beabſichtigte, wenn er es gleich, wie unſer Fabeldichter, nicht erlebte. Dieſe Ueberſetzung iſt noch dazu metriſch, mithin wohlgefälliger, haftender, wirkſamer; ſie iſt möglichſt treu, mithin grammatiſch nützlicher, zweckdienlicher. Ferner iſt ja Alles, was für Ueberſetzungen überhaupt ſpricht, auch ein Grund der Rechtfertigung für das Erſcheinen dieſer.

Iſt aber Faërnus einer Ueberſetzung auch werth? Allerdings. Der Eindruck, deſſen gute Fabeln nie verfehlen werden, der Schatz gediegener Lebenserfahrung; gedrängter Spruchweisheit, treffender Charakteriſtik machen in moraliſcher Hinſicht, das elegante Latein, die Glätte des Verſes, die feinnüancirte Darſtellung, die Neuheit in den Wendungen, der geſchickte Vortrag des Alten, und der intereſſante Wechſel von eigentlicher Fabel, Parabel, Apolog, Paramythie, Satyre ꝛc. in grammatiſcher und äſthetiſcher Hinſicht, ihn einer Ueberſetzung vollkommen würdig.

2. Wie? Treu ſo viel, um deutſch, deutſch, ſo viel um treu zu ſein. Statt des lateiniſchen Trimeters, der im Deutſchen, mit wechſelnder Cäſur, dem Kothurn allein zuſagen dürfte, wählte ich den fünffüßigen Jambus mit wechſelnden Ausgängen, weil er dem Erzählſtyle (pedester et medius) am angemeſſenſten iſt. Ihm blieb ich ſelbſt bei jenen Fabeln treu, wo Faërnus den Hinkler (Scazon)*) und den Eilfſylbler (Hendecasyllabus)**) anwandte, weil der erſtere im Deutſchen wirklich zu hinken ſcheint, der andere durch den gar zu eintönigen Fall des Trochäus und Daktylus ſchleppend wird. Den fünfzehnſylbigen Trochäus, (tetrameter catalecticus, quadratus, septenarius) den Hexameter und die odenmäßigen Verſchlingungen ungleichſylbiger Jamben behielt ich bei.

3. Für wen? Für jedes Geſchlecht, jedes Alter, jeden Stand. Moral in anſprechendem Kleide, fließe ſie aus was immer für einer Quelle, wird Niemands Magen verderben. Möchte mein Wunſch, dieſen auf deutſchen Grund und Boden

---

*) B. I. F. 8; B. II. F. 8, 12, 17; B. III. F. 1, 6, 12; B. IV. F. 6, 15, 18; B. V. F. 12.

**) B. III. F. 9.

geleiteten Fluß geiſtreicher Lehre vertheilt zu wiſſen in recht viele Mühlen, wo man junges Gefühl- und Verſtandeskorn ſchrotet, bald in Erfüllung gehen. Für Schüler, welche des Urtextes mächtig ſind (und das dürften wol bereits die Schüler der unteren Grammatikalclaſſen ſein), wird dieſe Ueberſetzung gewiß auch dienlich ſein, wenn ſie dieſelbe benützen, um die grammatiſch entwickelten Bedeutungen und Begriffe im geregelten Zuſammenhange zu erfaſſen und durch den ohrgerechten Fall des Verſes ſich tiefer einzuprägen. Auch dürfte gerade der Umſtand, daß Faërnus viele Stoffe mit Phädrus, Aphthonius, Babrias, Avienus, Anonymus, Chriſt, Desbillon :c. gemein hat, zu intereſſanten Vergleichen und Beurtheilungen Anlaß geben.

Ungeachtet ich ein abgeſagter Feind aller Schulausgaben bin, welche mehr Faullenzer als Hilfsbücher ſind, ließ ich mich dennoch bereden, die Urſchrift der Ueberſetzung gradüber beizufügen, indem es Manchen Mühe koſten dürfte, ſich dieſelbe zu verſchaffen. Welche Ausgaben zu Grunde gelegt worden ſeien, weiſt die nachfolgende bibliographiſche Ueberſicht aus. Den rechten Gebrauch einer ſolchen Zuſammenſtellung des Originales mit der Verdeutſchung wird jeder kundige Schulmann ſeinen Schülern ohnedies anzugeben wiſſen; auch iſt ja bei einem Poeten, der vorerſt grammatiſch wörtlich exponirt werden muß, der Mißbrauch um ſo leichter zu vermeiden.

Cilli, in Unterſteier, am erſten Tage des Weinmondes 1830.

# Ueber Gabriel Faernus.

**Gabriel Faërnus** (o), im erſten Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts zu Cremona geboren, erwarb ſich durch den glücklichen Eifer, mit welchem er ſich auf die claſſiſche Literatur verlegte, die Achtung und Freundſchaft des Cardinales Giovanni Angelo Medicis, nachmaligen Papſtes Pius IV., und in der Folge des Cardinales Carl Borromäus, Erzbiſchofes von Mailand und Neffen des Papſtes, welchen die Kirche unter dem Namen des Heiligen Carl in die Zahl ihrer Heiligen aufnahm. Er war in den Geiſt der lateiniſchen Sprache ſo tief eingedrungen, daß er es wagen durfte, die Textreinigung und Handſchriftenvergleichung der altrömiſchen Schriftſteller auf ſich zu nehmen, und ſeinen Bemühungen verdanken wir eine verbeſſerte Ausgabe des Terenz (**Terentii comoediae, ex vetustissimis libris et versuum ratione a Gabriele Faërno emendatae. Florentiae. 1565. 8.**), und einiger Reden des Cicero (**Ciceronis orationes Philippicae, pro Fontejo, pro Flacco et in Pisonem a Gab. Faërno emendatae e Manuscripto Vaticano, cum ejus Scholiis. Romae 1563. 8.**). Auch kleinere lateiniſche Gedichte beſitzen wir von ihm (**An Lutheranos, Sectam germanicam; ad Homobonum Hoffredum, medicum Cremo-**

nensem; in Maledicum etc.) Ghilini, der in ſeinem Teatro d'huomini Letterati. tom. 2. p. 100 von ihm ſpricht, nennt ihn auch in der griechiſchen Sprache bewandert; hierin widerſpricht ihm jedoch Muretus ſo ſehr, daß er ihn derſelben völlig unkundig heißt. Beiläufig um das Jahr 1530 forderte ihn der Papſt auf, die beſten Fabelſtoffe der Alten in ein entſprechendes, metriſches Gewand einzukleiden, welche aber erſt vier Jahr nach ſeinem frühen Tode (zu Rom, am 17. November 1561) auf Befehl des Papſtes herausgegeben, mit von Tizian (?) gut gezeichneten, aber ſchlecht geſtochenen Kupfern ausgeſchmückt, vom Herausgeber, Sylvius Antonianus, dem Cardinal Carl Borromäus gewidmet und mit ungemeinem Beifall aufgenommen wurden. Wegen des ſpäteren Erſcheinens der Fabeln des Phädrus wollten Einige den Faërnus eines Plagiats beſchuldigen, gegen welchen Vorwurf ihn Lagomarſini (V. Parthenii comm. de vita Lagomarsini. Venet. 1801. 8. p. 69 et 221) vertheidigte. Vielfach copirt und nachgeahmt, von La Fontaine benützt, in der Schweizerſchen Fabelleſe theilweiſe überſetzt, und in Frankreich als erſte Lectüre für den Schulunterricht in der lateiniſchen Sprache beſtimmt, verdient er es wol ganz und vollſtändig vor ein größeres Publicum gebracht zu werden.

## Bemerkenswerthe Ausgaben der Fabeln des Gabriel Faërnus.

1564. Fabulae Centum ex antiquis auctoribus delectae et a Gabriele Faërno Cremonensi carminibus explicatae (a Sylvio Antoniano editae). Romae, Vicentius Luchinus excudebat. 4. (Erſte, ſeltene, mit Kupf. gezierte Ausgabe.)

1567. 1573. 1585. 1600. Eaedem Fabulae. Antverpiae ex officina Christoph. Plantini. 12. c. fig. ligneis. (Sämmtlich getreue Abdrücke der erſten Ausgabe, mit der Metaphraſe von 25 Fabeln vermehrt.)

1619. Eaedem Fabulae. Lipsiae. 8. (Als Anhang: des Avienus und Babrias Fabeln enthaltend.)

1682. Eaedem Fabulae. Londini, impensis H. Brome. 8. parvo. (Eine uncorrecte Ausgabe.)

1682. Eaedem Fabulae. Bruxellis, Franc. Foppens. 8. fig. (Eine geſchmackvolle, mit den Sinnſprüchen verſchiedener Philoſophen vermehrte Auflage.)

1697. Eaedem Fabulae, sub hoc titulo: Phaedrus alter seu Gab. Faërni Cremonensis Fabulae ex Aesopo, aliisque priscis auctoribus, Pii IV. Pont. Max. hortatu scriptae, et jussu editae, anno 1564, nunc primum in Gallia, novoque ordine prodeunt, ad usum scholarum accomodatae (cura Mayoli). Parisiis, apud Viduam Thiboust et Aug. Le Guerrier. 12. (Mit nicht immer glücklichen Textveränderungen; eine zum Gebrauche der Schulen oft aber mitunter höchſt nachläſſig wiederholte Ausgabe.)

1718. Eaedem Fabulae. Patavii apud Jos. Cominum. 4. (Eine, mit Faërnus' übrigen Schriften, dem Zeugniſſe berühmter Männer und Gedichten an den Verfaſſer vermehrte Ausgabe, von welcher nur 300 Exemplare abgezogen wurden.)

1730. (Dieſelbe Ausgabe mit Zuſätzen wiederholt.)

1736. Eaedem Fabulae. Lateiniſch und italieniſch von Gi. Christoph, Trombelli. Ven. 8.

1741. Eaedem Fabulae. Engliſch und franzöſiſch. Londini. 8. 2 Bde.

1743. Eaedem Fabulae Centum. (lat.) c. gallica versione C. Pernault. London. 4. m. K. K. (Schön, aber uncorrect.)

1744. Eaedem Fabulae etc. Venetiis, apud Thomam Bettinelli. 1744. 8. (Nachläſſig.)

1793. Eaedem Fabulae Centum et ejusdem carmina varia (cura Ant. Agst. Renouard). Parmae, Bodoni. 4. (Schön und correct. Nach dem Contracte ſollten für Renouard 100 und für Bodoni 10 Exemplare abgezogen werden, aber Letzterer zog für ſich ſo viele ab, daß es vielleicht 300 bis 400 Exemplare [darunter eines auf Pergament] gibt.)

1798. Eaedem Fabulae. Edid. Fr. Boysen. Lipsiae. 8.

1802. Eaedem Fabulae centum, notis illustratae, nec non, partim interjecta versibus interpretatione gallica, accomodatae in gratiam tyronum, qui Phaedri fabulas interpretaturi sunt et ad usum Lycaeorum, studio et opera J. S. J. F. Boinvilliers. Parisiis. Aug. Delalain. Anno reippblicae undecimo. 8. (Dieſe wohlgeordnete, deutlich gedruckte, dem Pabſte Pius VII. gewidmete Ausgabe liegt nebſt der unten zuletzt bemerkten, der gegenwärtigen Ueberſetzung zu Grunde.)

1805. Eaedem Fabulae. (Franzöſiſche Ueberſetzung.) Paris. 4. m. K. K.

1826. Eaedem Fabulae centum, c. adnotatione Joanis Hermani Kroon etc. Lugduni Batavorum, apud Luchtmans.

1826. Gabrielis Faërni fabulae (als Zugabe zu Phädrus) accurate edidit ictibusque metricis instruxit C. H. Weise. Lipsiae. (Tauchnitz). (Aus dem zweiten Anhange dieſer Ausgabe (Fabulae XXX e manuscripto Bibliothecae R. Neapolitanae Codice) ſind einige unzweckmäßigere Fabeln des Faërnus, durch die Nummern 14, 15, 16, 17 und 20 im B. V. erſetzt worden.)

# Des Faërnus Fabeln.

## Erſtes Buch.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

## Der weiſe Maulwurf.

Der Eſel klagte, daß er ohne Horn,
Der Affe, daß er ohne Schwanz; ein Maulwurf
Vernahm's und ſprach: „Wie könnt ihr euch beklagen,
„Sobald ihr, ach, auf meine Blindheit ſeht!?“ —

Erwägſt du And'rer trauriges Geſchick,
Mit größ'rem Gleichmuth trägſt du dann das eig'ne.

## Die beiden Hunde.

Ein Hund blieb, wann es regnete, daheim,
Und ſetzte keinen Fuß vor's Haus. Befragt
Von ſeinem Hausgeſpann: „warum er dies
„Denn thue?“ ſprach er: „Einſt von heißem Waſſer
„Begoſſen, fürcht' ich auch das kalte nun!“

Den Guten ſcheut, wer einſt vom Böſen litt.

## Der Wäſcher und der Köhler.

Einen Wäſcher erſucht' inſtändigſt einmal ein Köhler,
Daß er lebe mit ihm und wohn' in dem nämlichen Hauſe.
„Wie“, ſprach jener, „bei ſo ungleicher Art des Erwerbes,
„Kann ich wohnen mit dir? — Denn, was ich ſelber vom Schmutze
„Weiß gemacht, wirſt wieder du ſchwarz mit Ruße mir färben!“

Meide Gemeinſchaft alſo mit dir unähnlichen Geiſtern.

## Die Krähe und die Schwalbe.

Als über Schönheit und des Körpers Reiz
Die Schwalb' einſt und die Krähe ſtritten, ſchlug,
Nach langem Hin- und Widerreden, dieſe
Die Feindin ſo: „Wie viel denn gilt zuletzt
„Auch deine Schönheit, die im früh'ſten Sommer
„Nur blüht, vor meiner, die auch blüht im Winter?“

Ein dauernd' Gut iſt flücht'gem vorzuzieh'n!

## Die Schnecken.

Schnecken auf Kohlen geſtellt, kocht' aufmerkſam und beſorglich
Eines Ackerers Sohn, mit rings geſchüretem Feuer.
Jene ſchwer von Naß, und durch Saft abwehrend die Hitze,
Gaben heiſere Klage von ſich, mit leiſem Gekniſter.
Lächelnd hört' es der Knab' und ſprach: „Ihr thörichten Thiere!
„Jetzo ſingt ihr, wo eure Häuſer erglüh'n in den Flammen!“

Was geſchieht zur unpaſſenden Zeit, wird übel geheißen.

## Der Fuchs und die Traube.

Trauben an ragendem Weinſtock' ſah ein hungernder Fuchs einſt
Hangen, und da er durch keine Kunſt ſie zu haſchen vermochte,
Noch auf den Beinen ſo ſehr, noch im fügſamen Sprung' ſich zu heben,
Stand er denn ab und tröſtete ſo ſich ſelber, entweichend:
„Unreif noch iſt die Traub' und widerlich herben Geſchmackes“.

So ſind die Menſchen gewöhnt, wenn etwa vom ſchlimmen Erfolge
Blieb ihr Wunſch, ganz fern von dieſem ſcheinen zu wollen.

## Der Fuchs und die Maske.

Eines Mimen Stube betrat ein Fuchs, und im Eifer
Muſtert' er rings, neugierig, die einzelnen Stücke der Scene:
Eine Mask' auch fand er, ein Bild liebreichen Geſichtes,
Und in die Hand ſie nehmend, mit Geiſt und Aug' ſie betrachtend,
Rief er: „O welch' ein herrliches Haupt, welch' würdiges Antlitz!
„Aber beraubt der Vernunft, unſchön, bei mangelndem Hirne!“

Garſtig iſt Zier der Geſtalt, mit der nicht Weisheit vereint iſt.

## Die Henne und die Schwalbe.

Die Henne ſtieß auf Schlangeneier, hegte
Sie ſorgſam treu, und brütete ſie aus.
Die Schwalbe, die gerad vorüberflog,
Bemerkte das und rief: „Warum, du Thörin,
„Ernährſt du Weſen, die, erwachſen einſt,
„Dich und dein Haupt zu Schaden bringen werden?“

Wer Böſen fort hilft, bringt ſich ſelbſt zum Fall'.

## Der Eſel mit dem Götterbilde.

Ein Eſel trug ein ſilbern' Götterbild.
Als dies, gebog'nen Knie's, die Menſchen ehrten,
Glaubt' er, um ſeinetwillen ſei's geſcheh'n,
Und, aufgebläht von ſtolzem Uebermuthe,
Wollt' er kein Eſel fürder ſein; bis wacker
Von Peitſch' und Stocke durchgebläu't, er hörte:
„Thor, du biſt nicht der Gott; du trägſt ihn nur“.

Wer Würden trägt, kenn' erſt ſich ſelbſt als Menſchen.

## Die ertrunkene Gattin.

Seiner Gattin Leib, die ertrank im reißenden Bergſtrom',
Sucht' ein Mann ſtromaufwärts einſt! Hereilend ermahnt' ihn
Dringend die Meng', er möcht' abwärts in dem Strome ſie ſuchen.
„Grad nicht,“ ſprach er; — „denn ſeht, ſo lange mir lebte die Gattin,
„War ſie ſo trotzig ſtets; von Anderer Thuen und Laſſen
„Stets ſo fern, daß ſie jetzt, im Tode noch ſelber, nicht anders
„Schwimmen kann, als gerad entgegen der Welle des Stromes!“

Ein ſtreitſüchtiges, trotziges Weib zankt ſelbſt noch im Tode.

## Die Fliege.

In einen Fleiſchtopf fiel einſt eine Fliege,
Wo, als von Speiſ' und Tranke prall und naß,
Sie in der tiefen Brühe ſich alsbald
Vernichtet und dem Tode nahe ſah,
Sie, unerſchrocken, ruhig endend, rief:
„Ich trank und aß und wuſch mich ſo nach Luſt,
„Daß ich dies Ende nicht darf übel nehmen!“

Ertrage gern, was unabwendbar iſt.

## Der Rabe und die Schlange.

Ein Rabe, Speiſe ſuchend, ſah an einem
Beſonnten Platz einſt eine Schlange ſchlafen.
Flog hin und faßte ſie mit krummen Klauen.
Doch als, ſich wendend und zum Ringe knotend,
Ihn jene biß mit gift'gem Zahne, rief
Der Rabe, ſterbend, unter Thränen, aus:
„Solch' ein Gewinn, wie ich fand, bringt den Tod!“

Verderblich wird gar Vielen ihr Gewinn!

## Die Hoffnung.

Verſchloſſen in ein Fäßchen hatte Zeus
Die Güter all', und gab ſie, wohlverdeckt,
Dann einem Menſchen, dem er gut war, hin.
Doch der, begierig auf den Inhalt, hob
Den Deckel kaum hinweg, ſo flog auch Alles
Gen Himmel; nur die Hoffnung blieb am Rande.

Drum wenn ihn jedes and're Gut verließ,
Der Hoffnung Troſt verläßt den Menſchen nie.

## Der verwandelte Fuchs.

Als er des Löwen Schreckensantlitz ſah
Zum erſten Male, wäre faſt der Fuchs
Vor Furcht geſtorben! Als er drauf ihn wieder
Erblickt, hatt' er zwar Furcht, doch minder ſchon.
Als er ihn endlich ſah zum dritten Male,
Verachtet' er ihn ſo, daß er zu nah'n,
Ja gar ihn traulich anzuſprechen wagte.

Was ſchrecklich iſt, ob ſeiner Seltenheit,
Das macht Gewohnheit freundlich bald und ſanft.

## Der Wolf und der Kranich.

Dem Wolſe blieb ein Bein im Halſe ſtecken,
Daß er zur Heilung gar den Kranich rief.
Der ſteckt', um ausbedung'nen Lohn, den Hals
Ganz in des Wolſes Schlund und zog's heraus.
Als dann der Kranich nach dem Lohn ihn fragte,
Sprach dieſer: „Geh! Schamloſer, Lohn ſei dir's,
„Daß heil den Hals du zogſt aus meinem Schlunde“.

Der Böſe glaubt, wohlthätig dem zu ſein,
Den er verſchont mit ſeiner Uebelthat.

## Juppiter und die Schnecke.

Als Zeus die Thiere kaum erſchaffen hatte,
Gab jedem er, was es zuerſt verlangt.
Die Schneck' erhielt da, daß ſie ſich ihr Haus,
Dem Körper engvereint, mittragen dürfe.
Befragt, warum ſie ſich ſo läſt'ge Bürde
Zur Gab' erflehte, ſprach ſie: „Lieber will ich
„Dies Ungemach ertragen, als nicht dürfen
„Nach eigener Willkür böſe Nachbarn meiden!“

Ein Unglück halb iſt böſe Nachbarſchaft.

## Des Eſels Sohn und der Wolf.

Als einſt ein Eſel ſchwer darniederlag,
Daß ſchon ſein naher Tod verlautete,
Kam auf Beſuch der Wolf, ſich ſchlau verſtellend.
Des Eſels Sohn, der bei dem Vater ſaß,
Kannt' ihn durch der verſperrten Thüre Spalt,
Und ließ ihn nicht hinein. Jedoch der Wolf
Fragt' ängſtlich, wie der Kranke ſich befinde?
„O beſſer, ſprach das Söhnlein, als du willſt!“

Mit Recht verdächtig iſt des Feind's Beſorgtheit.

## Das Lamm und der Wolf.

Auf eines Hauſes Giebel ſtand ein Lamm,
Und ſchalt den Wolf, der grad vorüberging,
Wie man ein arges, ein gefräß'ges Thier,
Ein grauſam blutbegieriges, nur kann.
Mit Gleichmuth lächelte der Wolf und ſprach:
„Nicht du, mein Freundchen, ſchimpfeſt mich; nur hier
„Der hohe Platz, auf den du ſicher trotzeſt!“

Sich gegen Uebermächtige zu wagen,
Gibt Zeit und Ort nur ſchwachen Seelen Muth.

## Der Wolf und der Fuchs.

Vom hohen Rand in einen Brunnen fiel
Ein Fuchs und war dem Unterſinken nah.
Schutzflehend bat er einen Wolf, der grad
Vorbeiging, ihn mit einem Strick zu retten.
Da fing nun jener müßig an zu fragen,
Wie er hinab fiel, wann es ſei geſcheh'n?
„Vorerſt, ſo lang es Zeit iſt, rette mich,
„Dann," ſprach der Fuchs, „hör' Alles, wie's geſchah!"

Bei eines Freundes Unglück zög're nicht!

## Der Rabe und ſeine Mutter.

Ein verlaſſ'ner, kranker Rabe, der dem Tode nahe war,
Bat voll Aengſten ſeine Mutter, daß ſie möge für ſein Heil
Brünſtige Gelübde machen und zum Himmel für ihn fleh'n.
„Was vermögen wol Gelübde, ſprach ſie, lieber Sohn, für dich,
„Der du alle Götter immer dir zu Feinden haſt gemacht?
„Denn wer iſt, geſteh', von ihnen, dem du auf dem Altar nicht
„Frech das Eingeweid beflogen, nicht das Opfer haſt geſtört?" —

Wer den Uebrigen zu ſchaden ohne Rückhalt war gewöhnt,
Dem mag in betrübten Lagen Niemand gern geholfen ſeh'n.

# Des Faërnus Fabeln.

## Zweites Buch.

## Der Aal und die Schlange.

Eine mit ihm gleichdenkende Schlange befragte der Aal einſt,
Wie es doch komme, daß Alles dem Aalgeſchlecht' ſo gefahrvoll,
Alles erfüllt von der Menſchen Liſt und feindlichem Trug' ſei.
„Doch du", ſprach er, „ſo gleich mir, faſt mir ein Zwilling
„Uebrigens, kennſt Nachſtellungen nicht und dehneſt in Ruhe,
„Sonder Sorge, die Tage dahin des befriedeten Lebens."
Ihm antwortet die Schlange: „Ja freilich, weil wer mich aufſtört
„Und feindſel'ge Gewalt mir ein Unbeſonnener anthut,
„Nicht ſtraflos mir entkommt und die Unbild nicht ihm dahingeht!"

---

## Die blödſtolze Fliege.

Bereit zum Laufe ſtand ein Viergeſpann:
Da ſetzte ſich die Flieg' auf ſeine Deichſel.
Als es auf's Zeichen jetzt hinausgeſtürzt,
Hob unter'm Radgeroll und Hufgeſtampf
Sich eine Wolke tagverfinſternd auf.
Da ſummt', entzückt, bei ſich die Flieg': „Ihr Götter!
„Welch' Staubgewirbel hab' ich doch erregt!"

Verlachenswürdig iſt, wer fremden Ruhm
Durch Prahlerei, ſich anzueignen ſtrebt.

## Der Wolf und der Eſel.

Ein Eſel trat ſich einen Nagel ein.
Der Wolf, des ſcharfen Zahn's bewußt, nennt ſich
Als Arzt, wird handeleins, zieht ihn heraus,
Und will nun ſeinen Lohn. Da dreht der Eſel
Sich um, und ſchlägt ihn mit dem Huf, eh' er's
Verſah in's Antlitz mitten vor die Stirn.
Da rief der Wolf: „Mit Recht geſchah mir das:
„Ich hätt', als Koch, den Arzt nicht ſpielen ſollen!“

Die Kunſt, die Jeder kennt, die üb' er aus.

## Der Bauer und der Reiter.

Als auf dem Rücken zu Markt in die Stadt ein Bauer ein Häslein
Trug am Stabe geſteckt durch die quergebundenen Läufe,
Kam ein Reiter des Weg's und nahm wie ein Käufer den Haſen,
Wog ihn ab in der Hand und fragte, wie viel er denn koſte?
Aber alsbald durch's Feld forttragend die liebliche Beute,
Sprengt' er verhängten Zügels davon. — „He!“ rief nun der Bauer,
„He! behalt' als Geſchenk den Haſen, verzehr' ihn umſonſt nur:
„Iß ihn behaglichen Sinn's und gedenke des ſchenkenden Freundes!“

Lächerlich iſt's, was nicht frei ſteht zum Verkaufe, verſchenken.

## Das Eſelein und der Eber.

Als ein Eſelein träg aushöhnte den edelen Eber,
Preßt' er den Zorn zurück und lächelnd beruhigten Sinnes,
Sprach er: „Nur zu! denn es ſtellt dich ſicher die eigene Feigheit;
„Nie auch wärſt du im Stande, mit ſolchem Schimpf' mich zu reizen,
„Daß mit ſo niedrigem Blut ich den ad'ligen Hauer entweihte;
„Darum, wiewohl du Rache verdienſt, und der Züchtigung werth biſt,
„Iſt doch zu gut ſich zu dir zu erniedrigen unſere Tugend“.

Daß nicht etwa ein leicht abweisbarer Feind dir die Tugend
Schände, ſo zähm' als der Stärkere lieber den rächenden Ingrimm.

## Die Aelſter und die Vögel.

Verſteckt in dichtem Schatten ſah die Aelſter
Den Kuckuk ſchielend an und floh vermeinend,
Ein Habicht ſei's, in ſchnellem Flug, hinweg.
Die andern Vögel, die da ſaßen, ſehend
Ihr eitles Beben, ihre tolle Furcht,
Begannen ſie lautwitzelnd zu verfolgen.
Sie d'rauf: „Ich will von euch verſpottet lieber,
„Als von den Meinen mich betrauert wiſſen!“

Weß man ſich ſchämt iſt beſſer, als was reu't.

## Die Ameiſe und die Grille.

Als an die Winterſonn' ihr feuchtes Getreide die Ameiſen
Förderten, bat, von Hunger verzehrt und nahe dem Tode,
Dringend um Hilfe die Grill' in alſo drückendem Mangel.
Aber die Ameiſenmutter, die viel erfahrene, fragte,
Was ſie zur Sommerszeit denn gethan und als jene verſetzte:
Daß mit der klingenden Schwinghaut Schlag und den zirpenden Flügeln
Freundlich den Menſchen ſie habe das Werk des Sommers erleichtert,
Sprach entgegen die Ameiſe: „Nun gut, wenn du damals geſungen,
„Thörin, wohlan, ſo tanze denn jetzt mit nüchternem Leibe!“

Weil dir der Lenz des Lebens noch blüht, trag' ein für den Winter.

## Das Eſelein und der Fuchs.

Ein Eſ'lein in des Löwen Haut gehüllt,
Schwärmt', alles Thiervolk ſchreckend, einſt umher.
Den Fuchs, auf den es ſtieß, verhöhnt' es gröblich,
Und wollt' ihn ſchrecken. — Aber er (vielleicht
Daß er iahnen ihn gehört), verſetzte:
„Traun! deiner Züge grimmer Trotz er hätte
„Mich tief erſchüttert, hätt' ich nicht aus deinem
„Geſchrei erkannt, was für ein Leu du biſt!“

Ein aufgeblaſ'ner Dümmling gibt uns ſchon
Durch ſeine Sprache ſeine Schalkheit kund.

## Der Knabe und der Skorpion.

Heuſchrecken, flink gewandte, fing ein Knabe.
Bald dieſer, jener bald im Sprunge folgend,
Darunter irrte, ſcharfen Giftes voll,
Ein Skorpion. Der Knab' Heuſchreck' ihn wähnend,
Streckt ſchon die Hand aus. Jener, drohend, ſträubt
Den Schwanz empor und ſpricht den Stich bereitend:
„Hinweg die Hand, Unwiſſender! ſonſt mußt du
„Die wahre Heuſchreck' auch, vor Schmerzen, laſſen!“

Dann ſtürzt ein Staat, wenn er den Guten nicht
Vom Böſen mehr zu unterſcheiden weiß.

## Der Sterndeuter.

Als ein Sternendeuter durch's nächtliche Dunkel dahinſchritt,
Nur auf den Himmel bedacht und die leiſ' hingleitenden Sterne,
Fiel er in einen Brunnen; betrübt, ob des neidiſchen Zufalls,
Schrie er um Hilf' und rief die Götter herbei und die Menſchen.
Aufgeweckt kam endlich der Nachbar zum Brunnen, ein Witzkopf,
Sah ihn und ſprach: „Ei wie ſo verkehrt doch iſt dein Beginnen?
„Denn du, der du nicht weißt, was hart an den Füßen dir vorgeht,
„Willſt die ſo weit entleg'nen Geſtirne zu kennen behaupten!“

Was nur ſuchſt du der Ding' Urgrund, das Geheime der Welt auf,
Deiner ſelber beinah' und des eigenen Heiles vergeſſend?

## Der getauſchte Hund.

Einſt ſchwamm ein Hund, ein gut Stück Fleiſch im Munde,
Durch einen Fluß. Da beim Hineinſeh'n ihm
Das Fleiſch im Waſſer noch weit größer ſchien,
Ließ er den wahren, ſich'ren Biſſen aus,
Hinſchnappend nach dem eingebildeten.
Betrogen und getäuſcht in ſeiner Hoffnung,
Rief er nun aus: „Ich Vieh! Wie thöricht ließ
„Ich das, was mein war, aus, um, was nicht war,
„Zu haſchen: Schein zog ich dem Wahren vor!“

Unſich'res, rath' ich, zieh' nicht Sich'rem vor.

## Das übermuthige Maulthier.

Ein Maulthier, durch zu viele Gerſt' ermuthet,
Gab einmal ſolchem ſtolzen Dünkel nach:
„Schön bin ich,“ ſprach es, „laufe, wie der Sturm,
„Mein Vater war ein Roß, das Goldgezäum
„Geknirſcht!“ — So ſprach's; doch bald, gedrängt zum Laufen,
Kam es nicht weiter, ſtrauchelte, blieb ſchon
Am Feldesſaum' ermüdet ſteh'n und dachte:
Sein Vater ſei denn doch ein Eſel nur!

Das Glück läßt uns vergeſſen, wer wir ſei'n;
Und ſelber aber zeigt das Unglück uns.

## Veranderter Wunſch.

In eines Reichen üpp'gen Hof, erfüllt
Von fetten Hühnern, wollt' ein Fuchs und wünſchte,
Daß ſich das Loch, durch das er kriechen mußte,
Wie er hinein ſich zwäng', erweitere.
Bald, ein geſtohl'nes Huhn im Maule entführend,
Als er vor'm Hund im Rücken ſchon erbebte,
Bat er, daß jener ihm nicht folgen könne,
Die Götter, ja das Loch recht eng zu machen.

Nach Vortheil pflegt der Menſch den Wunſch zu wechſeln,
Da Hoffnung bald, bald Furcht den Sinn ihm ändert.

## Merkur.

Einſt ſandte Zeus vom Himmel den Merkur,
Damit er einen Lügentrank für Künſtler
Bereite; jener emſig daran reibend,
Wie er es, ſeinem Sinne nach, bemeſſen,
Ging nun, und miſchte Jedem ſeinen Theil.
Der Schuſter war allein, und auch des Trank's
Noch Vieles übrig, was der Gott auch Alles
Aus ſeinem Mörſer ihm zu trinken gab.
Daher denn kam's, daß jeder Künſtler lügt,
Allein der Schuſter mehr, als all' die Andern.

## Der Tod und der Greis.

Holz zu ſammeln, empor auf des Bergwalds Gipfel geſtiegen,
Schleppte von dort ein Greis ſich heim mit vollendetem Bündel.
Als er, erſchöpft von des Weges Beſchwerd' und der drückenden Bürde,
Weggeworfen die Laſt, da rief er, allein im Gefilde,
Oft ſich den Tod und wieder den Tod mit flehendem Mund an.
Siehe da kam die bleiche Geſtalt des entſetzlichen Todes,
Und, ihm zu Dienſte zu ſein, wofern er es wünſche, geſtand ſie.
Jener, im Schweiße vor Angſt, und zum Gegentheile die Wünſche
Kehrend, verſetzt: „Geh', hilf dies Holz auf den Rücken mir laden!“

Viele wagen den Tod, ſo lang er entfernt, zu verachten,
Aber er ſchreckt ſie, ſobald er bei wahren Gefährden ſich einſtellt.

## Der Pfau und die Dohle.

Als bei den Vögeln Königswahl einſt war,
Bewarb der Pfau ſich, ſchmeichelnd, um den Scepter,
Anrühmend ſeinen Reichthum, ſeine Schönheit,
Und ſeines Leibes ſtaunenswerthe Zier.
Einſtimmig neigten ſchier der Vögel Zünfte
Sich zu des Pfaues Gunſten ſchon: da that
Einſpruch die Dohl' und rief: „Du Schöner, wie
„Wenn unter dir, als König, uns der Aar
„Bedrohte, ſprich, wie hilfſt und ſchirmſt du uns?“

Bei eines König's Wahl iſt mehr zu ſchau'n
Auf Geiſtesreichthum, als auf Körperreiz.

## Der Feſttag und der Werktag.

Einſt ſtand der Werktag ge'n den Feſttag auf,
Gehäſſ'gen Schimpf mit lautem Schreien häufend.
„Was glaubſt du“, ſprach er, „Träger, denn zu ſein,
„Der du, ſo müßig, ohne Thun und Wirken,
„Ein leck'res, aufwandvolles Leben führſt,
„Das Gut vergeudend, das mein Schweiß erwarb?“
Mit ſanftem Lächeln ſprach der Feſttag drauf:
„„Mit Recht als deines Loſes Schöpfer nährſt
„„Du mich: denn, ohne mich, was wärſt du Thor?
„„Wär' ich nicht Feſttag — wärſt du Werktag nicht!““

Der Stand der Hohen iſt der Nied'ren Heil.

## Die Hunde.

Mit unabläſſ'gem Regen überfiel
Der Winter Einen einſt in ſeiner Vorſtadt.
Der aß zuerſt nun Schaf' und Ziegen auf:
Doch als das Stürmen anhielt, wählt' er denn
Zuletzt die Arbeitsfarren auch zur Koſt.
Als dies die Hunde ſah'n, erſchraken ſie,
Und murrten, insgeheim, voll Angſt, ſich zu:
„Laßt uns, ſo viel es möglich, flieh'n: denn wer
„Nicht einmal ſeiner Arbeitsfarren ſchonte,
„Wie könnten wir bei dem wol Schonung hoffen?“

Wem iſt, wer Theu'ren ungerecht iſt, billig?

## Die zwei durſtigen Fröſche.

Bei Trockenheit und großem Waſſermangel
Hüpft' einſt ein Fröſchepaar umher,
Ob nicht in irgend einem tiefen Thale
Ein bischen Naß verborgen ſei.
Als einen vollen Brunnen ſie gefunden,
Rieth einer einzuſteigen an.
Allein der and're, klüger und bedachter,
Sprach: „Wenn wir uns hinabgeſenkt,
„Und drunten doch die Well' uns auch entginge,
„Wie kämen wir ſodann heraus?“

Auf des Geſchäftes Ausgang heiß' ich ſchauen
Den, der etwas beginnen will.

## Der Geizhals.

Ein Geizhals hatte vieles Gold vergraben,
Nach dem er täglich angſtvoll nachſeh'n ging.
Der Nachbar ſah's und trug es heimlich weg.
Als jener hinkam und kein Gold mehr fand,
Fing er zu weinen, Bart und Haar zu raufen,
Der Menſchen ärmſten ſich zu nennen an.
Ein Wand'rer, hörend ſeines Schmerzens Grund,
Sprach: „Tröſte dich und lege ſtatt des Goldes
„Ein Felsſtück hin und glaub', es ſei dein Gold:
„Denn, wie ich ſehe, konnteſt du dasſelbe,
„Selbſt, als es dein war, dein fürwahr nicht nennen“.

Dem Geizhals fehlet, was er hat, was nicht. —

# Des Faërnus Fabeln.

## Drittes Buch.

## Der Prahler.

Als Einer einſt von langer Wanderſchaft
Nach Hauſe kam, da prahlt' er, wie ſo viel
Des Wackern er vollbracht auf ſeiner Reiſe;
So hab' er denn zu Rhodus auch getanzt,
Daß es ihm Keiner gleichthat in der Stadt.
Er habe deſſen, ſprach er, vielgewicht'ge
Und wohlerfahr'ne Zeugen aufzuweiſen.
Da trat nun Einer vor und ſprach: „Wozu
„Denn Zeugen, Freund? Bezeug' es durch die That!
„Denn iſt, weſſ' du dich rühmeſt, wahr, ſo ſpreche
„Die Sache ſelbſt! Denk: hier ſei Rhodus — tanze!“

Wo That Bedarf iſt, helfen Worte nichts.

## Die beiden Eſel.

Zwei Eſel trabten miteinander; einer
Mit Schwamm, der andere mit Salz beladen.
Als dieſer, da ſie durch den Waldſtrom ſetzten,
Zuſammenfiel ob allzu großer Laſt,
Da löſ'te ſich das Salz im Waſſer auf,
Und ſchmolz; und frei von aller Laſt und fröhlich
Stieg er an's Land. Der and're mit dem Schwamm'
Belad'ne ſah's und legte ſich nun auch,

Der Bürde quitt zu werden, tief in's Waſſer.
Doch als mit Fluth der Schwamm ſich voll geſoſſen,
Blieb er, hinabgeſchwert, am Grunde haften.

Nicht Alles ſagt hienieden Allen zu.

## Der Hirſch und das Hirſchkalb.

Ein Hirſchkalb ſprach einmal zum Vater Hirſche:
„Du biſt doch größer, ſchneller, als die Hunde,
„Und trägſt an rüſt'ger Stirn ein ſtolz' Geweih:
„Warum denn alſo fürchteſt du ſie ſo?“
Der Hirſch darauf: „„Mein Sohn, was du da ſagteſt,
„„Iſt freilich wahr; Natur verlieh uns viel,
„„Und theilt uns ſorgſam vieles Gute zu;
„„Doch wie ich nur vernehm' ein Hundgebell,
„„Jagt mich geheime Macht in Furcht und Flucht,
„„Und in den Füßen bleibt mir aller Schutz.““

Wer furchtſam, fluchtgewöhnten Sinnes iſt,
Den kann nicht Wehr, nicht Mauer genugſam ſchützen.

## Der Eber und der Fuchs.

Ein Eber wetzte ſich die ſtumpfen Hauer
An einem Baumſtamm. Im Vorübergehen
Sieht das ein Fuchs und fragt, warum er ſich,
Da doch kein Kampf es heiſcht, die Hauer wetze.
„Uneben nicht, mein Freund, thu' ich daran;
„Denn kommt Gefahr, und ruft mich dann ein Feind,

„Auf Blut und Leben in den Kampf, dann hab'
„Ich wahrlich keine Zeit mehr, ſie zu wetzen.
„Drum rüſt' ich meine Waffen mir zur Zeit
„Der Ruh', um ſie zu zücken, wann es Noth.“

Wer gegen ſchlimm' Geſchick gerüſtet iſt,
Beſiegt es, oder trägt es muth'ger doch.

## Der Wahrſager.

Unter der Meng' auf dem Markt' weiſſagte verborgenes Schickſal
Einſt ein Seher, und welcher Erfolg Jedweden erwarte.
Siehe da kam ein Bote zu jenem wider Vermuthen
Meldend, es ſei'n durch die Fenſter, die offengebliebenen, Diebe
Eingeſtiegen im Hauſe bei ihm und hätten ihm Alles,
Was er beſaß, geſtohlen, und leer die Penaten gelaſſen.
Jener ſeufzte, Geſtöhn zugleich und Thränen erweckend,
Und zu beſeh'n den Verluſt, enteilt' er, beflügelten Schrittes.
Da rief Einer ihm nach, aus der Mitte des Volkes, ein Witzkopf:
„Warum haſt du, da fremdes Geſchick du zu kennen behaupteſt,
„Nicht dir ſelbſt den Verluſt, der dich bedrohte, geweiſſagt?“

Nie wird, wer ſich ſelber nicht weiſ' iſt, weiſe mir dünken.

## Das Eſelein, der Rabe und der Wolf.

Ein Eſelein, mit wundem Rücken, trabte
Das Feld entlang. Ein Rabe flog ihm drauf,
Und hieb den Schnabel in die Wunden ein.
Das Eſ'lein ſchrie, die Lippen wild verzerrend,

Und warf die Hufe, ſchmerzbewältigt, auf.
Als nun ſo, fort und fort, der Rabe hieb,
Da ſchien dem Eſeltreiber dieſes Schauſpiel
So gar ergötzlich, daß er laut auf lachte.
Ein Wolf, vom nahen Wald es ſehend, rief:
„Ich Armer, ſeh'n ſie mich von Weitem nur,
„So ſtürmen ſie mir drohend nach; den aber,
„Ob er gleich unrecht thut, belächeln ſie“.

## Der Fuchs und der Dornſtrauch.

Einen erhöhteren Gartenzaun erklettert' ein Fuchs einſt,
Wo, unſicheren Schritt's, mit wankender Ferſ' auf der Höhe,
Fallend, den Dorn er faßte. Doch jener, mit feindlichen Spitzen,
Stach in den Fuß den Fuchs, den wenig beſonnenen, welcher,
Uebel entſtellt fürwahr und zerfleiſcht die blutigen Ferſen,
Anzuklagen den Dorn und ſchwer zu beſchuldigen anhob,
Daß er's gewagt, ihm, welcher doch nur in der harten Bedrängniß,
Bei ihm Hilfe geſucht, ſo rauh und grauſam zu ſchaden!
Ihm antwortet der Dorn: „Du ſelbſt nur handelteſt unklug,
„Daß du griffeſt nach mir, der ich ſtets nur greife nach andern!“

Thöricht fliehen die Menſchen gar oft zu Jenen im Unglück,
Deren Gebrauch es iſt, freiwillig, Andern zu ſchaden.

## Der Wolf und das Weib.

Als entlang die Felder einmal, leeren Magens, ſchweift' ein Wolf,
Kam er hin zu einem Hüttchen, wo er hört' ein Knäblein ſchrei'n,
Und dazwiſchen auch die Mutter, ganz gewaltig bös', ihm droh'n,
Daß ſie es dem Wolfe gäbe, hört' es nicht zu ſchreien auf.

Jener meinend, daß die Mutter das in vollem Ernſte ſprach,
Wartete, daß ihm das trotz'ge Knäblein vorgeworfen würd'.
Und ein gutes Stündchen weilend, hört' er wieder dann das Weib,
Mit gar ſanfter, lieber Stimme, die zum Schlummer ſchmeichelnd lud,
Zu dem Kinde ſagen: „Süßes Püppchen, bleibe guten Muth's;
„Denn den Wolf, wenn dieſer böſe Räuber käme, tödten wir“.
Jetzt erſt, ganz getäuſcht um alle ſeine Hoffnung, ging der Wolf
Traurig in den Wald, und murrte: „„Ei, du großer Jupiter!
„„Daß doch alle dieſe Menſchen anders ſprechen, anders thun.““

## Die beiden Jünglinge und der Koch.

Zwei Burſche ſaßen einſt bei einem Koche,
Von denen Einer ein Stück Fleiſch ihm ſtahl,
Und es dem Andern zum Verbergen gab.
Doch als der Koch von ihnen, da nur ſie
Zugegen waren, es zurückverlangte,
Schwur, der es hatte, daß er's nicht geſtohlen,
Und der's geſtohlen, daß er es nicht habe,
Und beide riefen Zeus zum Zeugen an.
Der Koch, mit bitter'm Lächeln, gab zur Antwort:
„Ihr könnt, mit eurem falſchbeſchwor'nen Rechte,
„Zwar mich ganz klüglich um den Daumen dreh'n,
„Doch Gott, der Alles weiß und Alles ſieht,
„Könnt ihr mit eurem Truge doch nicht täuſchen!“

## Die Mäuſe und die Katzen.

Eine große Schaar von Mäuſen lebt' einſt in demſelben Haus.
Da ſie durch die Liſt der Katze täglich ſich vermindert ſah'n,
Fanden ſie für ihr Geſchick dies Mittel: auf den höchſten Theil

Im Gebäude nämlich floh'n ſie, unzugänglich für den Feind.
Als die Mäuſe feſt nun hielten an ſo heilſamem Beſchluß,
Sann denn auch die kluge Katze dieſe Gegenliſt ſich aus,
Daß ſie, ſich an einem Balken, der hervorſtand aus der Wand,
Aufwärts heftend mit den Füßen, abwärts hängend mit dem Kopf,
Todt ſich ſtellte. Da ſie eine von den Mäuſen hangen ſah
Von dem hohen Dache, ſprach ſie: „Wenn ich dich nicht ganz ſo todt
„Sähe, daß zum Blaſebalg' du wurdeſt, glaubt' ich's wahrlich nicht“.

Wer ſich vor Betruge hütet, hütet ſich, ſich hütend, nicht;
Oft ſchon wurd' ein Hüter, glaubt' er ſich behütet gleich, getäuſcht.

## Der Fuchs und der Rabe.

Einſt ſaß ein Rab' auf einer hohen Eiche,
Ein Käſeſtück im räuberiſchen Schnabel.
Da ſprach ein liſt'ger Fuchs ihn, ſchmeichelnd, an:
„Welch' ſchönen, hellgeſchmückten Vogel ſeh' ich,
„Mit herrlich buntgefärbter Federn Zier!
„Willkommen, Edler! wärſt du auch begabt
„Mit Stimme, Jovis Lieblingsvogel wärſt du!“
Dadurch gereizt zur Hoffnung großen Ruhms,
Löſt' er zu garſt'gem Klang die rauhe Kehle.
Da griff den Käs, der niederfiel, der Fuchs,
Der Schlaukopf, auf, und ſprach: „Du haſt, wol, Rabe,
Hinlänglich Alles, den Verſtand nur nicht!“

Wer in's Geſicht dich lobt, der ſtellt dir nach:
Wen Scheinlob irrführt, der hat keinen Sinn!

## Die Ameiſe.

Was jetzt Ameiſe heißt, war Menſch vordem,
Betrieb unausgeſetzt den Ackerbau;
Ja führte, nächt'ger Weile gar, vom Felde
Des Nachbars manch' geſtohl'nes Korn hinweg,
Und barg in gier'ger Scheu'n es immerdar.
Zeus, ſolch' ein frevles Thun, verübt von Weſen
In menſchlicher Geſtalt und Art, verachtend,
Schuf in die Glieder jenes Thier's ihn um,
Das jetzt Ameiſe heißt. Doch wie Geſtalt
Und Antlitz, ändert' es nicht auch den Sinn;
Denn noch zerplagt die Felder es mit Raub,
Und ſammelt Beute frech vom Acker ein,
Begierig, karg und knickend mit dem Funde.

Verändert' Los verändert nicht den Sinn.

## Die Dohle.

An einer Dohle Fuß, die er geſangen,
Band einen Faden einſt ein Hirt, und ſchenkte
Sie, als ein kindiſch' Spielzeug, ſeinem Sohne.
Sie, dieſes Lebens ſatt, entflog, wie nur
Gelegenheit ſich bot, ſammt ihrer Feſſel,
Zurück auf ihren Baum, in's alte Neſt.
Doch da die Feſſel, in's Geäſt verwickelt,
Zum Fluge ſie nicht losließ, und ſie ſo
Ihr Ende nahe ſah, da rief ſie, weinend
Und ſeufzend, aus: „Weh mir! der leichte Dienſt

„Bei meinem Herrn fiel mir zu ſchwer, und nun
„Hab' ich mir Freiheit ſelbſt geraubt und Leben."

Die Flucht vor kleinen Uebeln ſtürzt uns oft
In's allergrößte Mißgeſchick hinein.

## Die Nachbarfröſche.

Zwei Fröſche lebten einſt in Nachbarſitzen.
In einer kleinen Pfütz' am Wege wohnte
Der ein', in abgeleg'nem Sumpf' der andre.
Doch bei des Sonnenbrandes Uebermacht,
Wo Felder glüh'n, Räder Gleiſe glüh'n,
Ermahnte der den Nachbarfroſch, er möchte
Doch den gefahrvoll böſen Platz verlaſſen,
Und zu ihm überſiedeln in den Sumpf.
Doch jener ſchwur, nur jenes Ortes Reiz,
Wo er gelebt, vermög' ihn feſtzuhalten,
Und ſträubte ſich, zu wandern, bis ein Wagen
Mit ſchwerem Rade dröhnend ihn zerquetſchte.

Bösart'ge Menſchen überraſcht der Tod
Gewöhnlich, eh' ſie Sünd' und Schuld bereuen.

## Die Hirſchkuh und der Weinſtock.

Als vor der folgenden Jäger Gewalt enteilte die Hirſchkuh,
Kam ſie unter das ſchattende Dach des äſtigen Weinſtock's,
Und blieb dort auch verſteckt, bis, da fortzogen die Jäger,
Jene, bereits ſich frei von Gefahr und ſicher vermeinend,
Selber es wagt', ihr eig'nes Verſteck durch Biſſe zu ſchütteln,

Und mit Begier zu entrupfen das ringseinhüllende Laubwerk.
Als die Bewegung der Aeſt' und das Zittern der Zweige des Weinſtock's,
Umgewendet von Ungefähr, wahrnahmen die Jäger,
Glaubten ſie, was es auch war, ein Wild ſei verborgen im Laubwerk,
Und durchbohrten nunmehr die Arme mit ſich'ren Geſchoſſen.
Sterbend rief ſie, mit warmem Blut aushauchend das Leben:
„Solches erduld' ich mit Recht, denn ich ſollte nicht jenen verletzen,
„Der mich erhielt, noch ſolchen Dank dafür ihm erſtatten!“

Göttlicher Zorn verfolgt zur Rach' undankbare Menſchen.

## Der Schwan und die Gans.

Zwei Vögel nährt' ein fetter Hühnerhof,
Den Schwan und eine weiße Gans,
Daß jener brächte ſüßes Lied dem Ohr,
Und die gemäſtet' Eingeweid
Der Gurgel. Wie der Koch nun auf Geheiß
Die Gans bereiten will dem Herrn,
Faßt er unwiſſend ſtatt der Gans den Schwan,
Durch ihrer Farbe Glanz getäuſcht.
Doch als nun jener, wie's der Schwäne Brauch,
Sein lieblich Todtenlied begann,
Ward er erkannt und von des frev'len Tods
Empörender Gefahr befreit. —

Gefahren oft, ja oft den nahen Tod
Scheucht die Beredtſamkeit zurück.

## Das Weib und der Arzt.

Ein triefäugiges Weib verband durch Vertrag ſich dem Arzte
Einen gewiſſen Lohn nach vertriebenem Uebel zu zahlen.
Jener, ſo oft er das Weib, das lichtberaubte, beſuchte,
Da es noch nicht die geſalbten Augen zu brauchen vermochte,
Nahm, ſo viel er im Hauſe nur fand, und enteilte belaſtet.
Und ſchon hatt' er ſie all' des Fortgetragnen beraubet,
Als ſich beſſerten wieder und Licht zuließen die Augen. —
Jetzt erſt für ſein Bemüh'n und das heilſame Mittel verlangte
Seine Belohnung der Arzt; doch das Weib verweigert' ihm dieſen:
„Schlechter“, ſprach ſie, „iſt jetzt mein Geſicht, als es früher geweſen!“
„Denn von dem, was ich ſonſt gehäuft im Hauſe geſehen,
„Kann ich nun nichts, wohin ich den Blick auch wende, bemerken!“

Viele verderben ſelbſt und wiſchen aus fremden Gemüthern
Oft durch neue Beleidigung aus vorherige Wohlthat.

## Der Rinderhirt.

Durch einen rauhen Wald hin irrte, ſeinen
Verirrten Stier aufſuchend, einſt ein Hirt.
Ihn, als er ihn nicht fand, entwendet glaubend,
Gelobt er Zeus, ein Böcklein dir zu ſchlachten,
Woſern du ließeſt ihn den Dieb erſpäh'n!
Den nächſten Wald betretend, ſah er dort,
Wie grad' ein Löwe ſeinen Stier zerriß.
Da, rathlos und vor Aengſten zitternd, hob er

Zum Himmel beide Hände flehend auf,
Und rief: „Ein Böcklein Zeus, gelobt' ich dir,
„Wofern den Dieb ich fände; nun verſprech' ich
„Ein fettes Rind dir, wenn ich ihm entrinne!“

Des Menſchen Sinn, unkundig dunklen Looſes,
Verlangt ſtatt Heilſamen oft Schädliches.

## Die Mäuſe.

Als in Bedrängniß einſt der Mausſenat
Berathung hielt, wie er ſich vor der Katze
Grauſamen Diebereien ſichern könnte:
Rieth eine Maus, ſie ſollten ihrer Feindin
Ein ehern' Schellchen hängen um den Hals,
Daß ſich ihr Nah'n durch ihr Geſchell verriethe!
Jedwede billigte für ſich den Rath
Und alle traten ſchnell der Meinung bei.
Da hob der Erſtern eine ſich vom Sitze,
Die Greiſenwang' umſtarrt von weißem Barte,
Gebot Stillſchweigen mit der Pfot', und ſprach:
„Auch mir gefällt die Meinung überaus;
„Doch, bitt' ich Schweſtern, welche von euch wagt's,
„Der Katze dieſes Schellchen anzubinden?“

Gefährlich rathen führt zu keinem Ziele.

# Merkur und der Bildhauer.

Merkur, um was er bei den Menſchen gelte,
Zu ſeh'n, begab in menſchliche Geſtalt
Verwandelt ſich in eines Bildners Werkſtatt.
Als er das Bild des Tonn'rers dort erblickte,
Fragt' er: „Wie theuer?“ — Hörend: Eine Drachme,
Belacht' er ſeines Vaters Wohlfeilheit.
Auch Juno ſah er und vernahm, daß doch
Der Preis um etwas mehr bei ihr betrage:
Zuletzt ſein eignes Standbild ſehend, glaubt er,
Am theuerſten bei weitem würd' er ſein,
Als Spender des Gewinns und Götterdolmetſch,
Und ließ ſich ſeinen eig'nen Preis beſtimmen.
Da ſprach der Bildner: „Wenn du dieſe kaufſt
„So geb' ich Gaſt, dir dies umſonſt mit auf!“

Gewöhnlich nichts iſt, wer ſo hoch ſich ſchätzt.

# Des Faërnus Fabeln.

## Viertes Buch.

## Das Pferd und der Eſel.

Bei Einem Herrn im Dienſte gingen Pferd
Und Eſel einſt mit eig'ner Bürde jedes.
Allein das Eſelein war ſo ſehr gedrückt,
Daß es das Pferd demüthigſt bitten mußte,
Doch eines Theils die Laſt ihm zu erleichtern.
Zurückgewieſen that das arme Eſelein
Vor Mattigkeit den letzten Athemzug.
Dann aber, als des Eſels Laſt und Haut
Noch obendrein ihm aufgebürdet wurde,
Nannt' unglückſelig ſich das Pferd und elend.
„Denn," rief es, „da ich nicht gewollt dem Bruder
„Ein Theilchen ſeiner Laſt erleichtern, muß ich,
„Nun Alles und das Fell, als dritte, tragen!"

Sobald dem Niederen der Stärk're hilft,
So geht es beiden billiger und beſſer.

## Der Satyr und der Menſch.

Eng vertraute Freunde waren einſt ein Satyr und ein Menſch,
Deren Lieb' und Einvernehmen ſchnell ein Zufall unterbrach.
Als bei Winterſturmes Wüthen oft der Menſch die kalten Händ'
An den Mund emporbewegte, puſtend warmen Athem drein,

Da befragt' um dieſes Anhauch's Grund und Zweck der Satyr ihn.
„So," verſetzte Jener, „mach' ich meine kalten Hände warm."
Als ſie drauf einſt nach Gewohnheit ſaßen bei dem Abendmahl,
Und zufällig aufgetragen ward ein heißeres Gericht,
Blies der Menſch den Biſſen, den er ſich herausnahm, wieder an.
Abermal um ſeines Anhauchs Grund befragt, entgegnet er:
„Alſo macht' ich mir die Speiſe, welche mir zu heiß war, kalt!"
Zornentflammt ſpricht da der Satyr: „Fürder möge mir mit dir
„Kein Verkehr mehr bleiben, keiner Freundſchaft Glaub' und Treu',
„Da dir warm und kalt einem und demſelben Munde ſtrömt!"

Wen du kennſt als doppelzüngig, den erwähle nicht zum Freund!

## Der Betrüger und Apollo.

Ein Mann, der ſich ein Schlaukopf dünkte, ging,
Verbergend einen Sperling in der Hand,
Zum delphiſchen Orakel, um den Gott
Durch folgende Befragung zu verſuchen:
„Sag' mir beſtimmt, Apoll, ob dieſer Sperling,
„Den ich da halte, todt iſt, oder lebt!?"
Hätt' ihm Apoll erwidert, daß er lebt,
So hätt' er flugs ihn in der Hand erdrückt,
Und dann dem Gotte todt ihn vorgezeigt.
Verſetzte Phöbus: er ſei todt, ſo war er
Lebendig auszulaſſen ihn gewillt.
Doch klug erwidert' ihm Apoll: „„Dein Sperling
„„Iſt, je nachdem du willſt, todt und lebendig.""

Der Menſchen Bosheit iſt ſo groß, daß ſie
Gar einen Gott zu überliſten glauben.

## Die Krähe und der Hund.

Die Krähe, der Minerva opfernd, lud
Den Hund zu Gaſte. Der, ſie freundlich mahnend,
Begann: „Was opferſt du nur einer Göttin,
„Die zürnet Dir? Schad' um die Opfergaben!
„Verſtoßen hat ſie dich und allen Glauben
„Verweigert deinen angeſtammten Zeichen!
„Schließ' alles Andre draus, und folg're ſelbſt.“
Mit einem tiefgeholten Seufzer ſprach
Die Kräh': „Ich weiß, was du vom Haſſe ſprichſt
„Der Göttin, aber doch verzweifl' ich nicht:
„Vielmehr will ich durch Opfer und Geſchenke
„Der Göttin Zorn beſänftigen, und durch
„Gehorſam meine Schuld zu mindern ſuchen!“

Wer ſicher ſeinen Feind beſiegen will,
Durch Wohlthat ſtreite der und ſanfte Fügung.

## Der eherne und der irdene Topf.

Zwei Töpfe führt' ein Strom mit ſich, den einen
Von Erz, den andern von Thon.
Allein der eh'rne, von der eig'nen Schwere
Gedrückt, und um ſich ſelbſt beſorgt,
Fing an dem ird'nen vor ſich anzurathen,
Daß er mit ihm doch trät' in Bund,
Damit ſie des Gewäſſers wilden Andrang
Ertrügen mit vereinter Kraft.

Der ird'ne ſprach: „Sieh, deine Nähe, Bruder,
„Gefällt mir eben nicht gar ſehr.
„Entweder mag die Welle dich an mich nun
„Anſchlagen, oder mich an dich,
„So wird die Härte, welche dich beſchirmet,
„Zerreiben mich Gebrechlichen.“

Die Nachbarſchaft der Mächtigern iſt immer
Zu meiden für die Niedrigern.

## Der Fuhrmann und Herkules

Auf ſchlamm'gem Wege blieb ein Wagen haften,
Bis an des Rades Nab' in Koth verſenkt:
Der Fuhrmann aber ſorgt ſich gar nicht weiter,
Und ſchickt auch gar nicht ſich zu helfen an.
Nur nieder ſetzt er ſich, beklagt ſein Schickſal,
Und fleht empor zum ſtarken Herkules.
Alsbald erſcheint der Gott auf weißer Wolke,
Und ruft ihm alſo ernſt ermahnend zu:
„Wohlauf! Verſuch' erſt ſelber deine Kräfte,
„Und biete ſelber auf, was du vermagſt:
„Treib' an die Ochſen; ſtemm' die Schultern unter;
„Dann erſt, wenn du dich tüchtig ſelbſt bemüht,
„Erſchein' ich, wenn du rufſt, und unterſtütze
„Des Menſchen Wunſch mit meiner Götterkraft!“

Durch Wachen, Handeln, ernſtgemeintes Sorgen
Erwirbt der Sterbliche des Himmels Gunſt.

## Das Schwein und der Hund.

In großem Streit entbrannten einmal Schwein
Und Hund und nährten unter widerlichem
Geſchrei, den heft'gen Zank und bitt'ren Spott.
Entbrannt durch übermüthig' Drohen, rief
Zuletzt das Schwein: „Bei Venus! fährſt du fort
„Mich zu beläſt'gen, — trifft dich dieſer Zahn!“
Doch bitter witzelnd ſprach der Hund zum Schweine:
„„Recht wohl und gut ſchwörſt du bei dieſer Göttin,
„„Die dich ſo haſſ't, daß wer dein unrein' Fleiſch
„„Verkoſtet, fern muß ihrem Tempel bleiben!““
„Vielmehr kannſt du draus ſeh'n,“ verſetzt das Schwein,
„Wie mich die Göttin liebt, die den, der mich
„Verletzt und frechen Zahn's mein Fleiſch berührt,
„Wie einen Ungeweihten, von ſich weiſ't!“

Ein Kluger weiß, was ihm ſein Gegner vorwirft,
Zu ſeinem eig'nen Ruhme ſich zu wenden!

## Der Löwe und der Fuchs.

Als durch Alter gebeugt, auf der Jagd der Löwe ſich nimmer
Suchen konnte die Koſt, wie einſt als Jüngling, beſchloß er,
Das zu bewirken durch Liſt und trügende Kunſt zu verſuchen.
Darum ſtellt' er ſich krank und warf an der ſchattenden Grotte
Schlunde ſich hin und erregte Geſeufz. Als rings zu dem Kranken
Kamen die Thier' auf Beſuch, da ſchlang' er, wo eines ihm nahte,
Ungeſäumt es hinab in den hungrig gähnenden Rachen.
Als er nun ſolcher Geſtalt ſchon viele der Thiere getödtet,

Schlich auf Beſuch auch der Fuchs zuletzt ganz leiſe zur Grotte,
Und mit Geſchrei aus des Vorhof's Raume den Kranken begrüßend,
Fragt' er ihn, wie es ihm gehe, mit höflich ſchlauer Beſorgtheit.
Als nun Jener: „O ſchlecht!“ entgegnete, forſchend zugleich auch,
Was ihn doch nur abhielt', in der Wohnung Inn'res zu treten?!
Sprach entgegen der Fuchs: „„Weil's mich befremdet die Tritte
„„Gegen dich alle gerichtet zu ſeh'n, doch keinen zurück mehr!““

Große Gefahr vermeidet aus kleinen Zeichen die Vorſicht.

## Der Aff' und der Fuchs.

Als bei der Thiere Verein' ganz artig tanzte der Affe,
Wählten ihn jene darauf zum Könige ſich und Beherrſcher.
Aber vom Neide bewegt und Gefühl unbilliger Scheelſucht,
Nahm es der Fuchs ſich vor, den neuen König zu ſtürzen.
Als er daher, ein Garn entdeckt bei dunkeler Grotte,
Führt' er Jenen mit hin, als wollt' er einen gefund'nen
Schatz ihm zeigen, der ihm, dem Geſetze gemäß und der Sitte,
Zukam' als dem Beherrſcher des Lands und dem Obergebieter!
Jener durch Liſt, leichtgläubig, getäuſcht und pelasgiſchen Kunſtgriff,
Eilt' unbedachtſamen Schrittes herbei und fiel in die Feſſeln
Unglückſelig und blieb im verborgenen Garne gefangen,
Ueber den leider zu ſpät bemerkten Betrug und des Fuchſes
Argliſt klagend. Der Fuchs entgegnet' ihm aber: „Du Guter!
„Du mit ſo ſchlecht befundenem Geiſt und ſolchem Gemüthe,
„Wagſt der Thiere König zu ſein und das Scepter zu faſſen?“

Zugeſtandener Rang erſt zeigt, wie ſehr man ihn werth war.

## Jupiter und Minerva.

Einſt wählten ſich die Götter Lieblingsbäume,
Wie Jedem Einer werth des Schutzes ſchien:
Die Eiche Herrſcher Zeus, die Myrte Venus,
Der Salzflut Dreizackfürſt die Ficht', Apoll
Den Lorber, Herkules die luft'ge Pappel.
Da ſtaunete Minerva, daß ſie ſich
So unfruchtbare wählten, da ſie doch
Fruchttragender zur Hand die Fülle hatten.
Der Fragenden verſetzte Zeus: „Nicht ſchein' es,
„Als ob um Frucht Auszeichnung wir verkauften“.
Ihm Pallas: „„Thuet ihr, was euch beliebt;
„„Ich wähle mir den Oelbaum ob der Frucht!““
Und ſeine Tochter küßte Zeus, und ſprach:
„O Kind, mit Recht wird jede Zeit die Weiſe
„Dich nennen; meines Haupts Geburt biſt du
„Mit Recht; denn, iſt nicht nützlich, was wir thun,
„So iſt der Ruhm daraus nur toll und eitel.“

## Das unzufriedene Eſelein.

Ein Eslein, einem Gärtner dienend, bat,
Weil es viel Arbeit, wenig Futter hätte,
Zeus, einen and'ren Herrn ihm zu verleihen.
Er gab ihm einen Töpfer; ſtets nun Thon,
Gewicht'ge Ziegel, harten Backſtein tragend,
Lebt' es ein ſchlechter' Leben, denn zuvor.
Drum bat es den Gebieter Zeus nun wieder,

Daß ihm gegönnt ſei, ſeinen Herrn zu wechſeln.
Zeus gab es zu: — durch Kauf erhielt's ein Gerber.
Doch dort verbracht' es gar ein kläglich herbes,
Unſel'ges Leben, ſtets mit ſeiner Brüder
Und Anverwandten faulem Fell belaſtet:
Drum rief es traurig: „Wie viel beſſer wär's
„Als Knecht zu dienen bei den früher'n Herr'n
„Denn dieſer ſeh' ich wird, wenn ich der Arbeit
„Erliege, noch des Todten Fell zerquälen!“

Den Herrn verändern, bringt nur ſchlimm'res Los.

## Der verſtändige Hund.

Ein Mann hatt' einen Hund! Wenn er genährt
Ihn wollte, that er's ſtets mit eig'ner Hand.
Doch wenn er es ſich vornahm, ihn zu peitſchen,
Trug er dies Amt ſtets ſeinem Diener auf.
Verdroſſen gänzlich dieſes Lebens, ging
Der Hund ihm durch. Sein Herr ihm einſt begegnend,
Hielt es ihm heftig vor, deckt' ihn mit Schimpf,
Und nannt' ihn ganz ein dankvergeſſen' Thier,
Das ſtets von ihm genährt und gut gehalten,
Und nie gepeitſcht, ſo einen lieben Herrn
Deſſungeachtet zu verlaſſen wagte.
„Du,“ ſprach der Hund, „du ſelber peitſcheſt mich:
„Du ſchlugſt mir meinen armen Rücken wund,
„Dir dank' ich alle meine Geißelnarben;
„Denn, was auf dein Geheiß dein Knecht mir that,
„Das nehm' ich an, als hätteſt du's gethan.“

Gleich ſchuldig iſt, wer aufträgt, als wer thut.

## Die Katze und der Hahn.

Einen ergriffenen Hahn zuwenden dem nüchternen Magen
Wollte die Katz', allein um des Rechtes Schein zu behaupten,
Und durch die Deck' anſtändigen Grunds die Schuld zu bemänteln,
Klagte ſie, daß er durch Lärm, ſchlafraubendes, läſtiges Schreien
Wage bei Nacht, die erquickende Ruhe der Menſchen zu ſtören.
Als er vertheidigend ſprach, er thu' es, um ihnen zu nützen,
Daß Jedweder, gemahnt an den bald anrückenden Morgen,
Wieder geſtärkt zum Betrieb' aufſtehe des täglichen Werkes.
Klagte ſie nochmal ihn an, er hang' an Mutter und Schweſter,
Als zu eifriger Knecht; Faullenzer wär' er doch immer.
Jener entſchuldigte ſeinen Gebrauch durch den Nutzen und meinte,
Seine Gebieterin würde dadurch nur reicher an Eiern.
Drauf mit gerunzelter Stirn verſetzte die Katze: „Doch wenn auch
„Gründe, ſo viel du willſt, vertheidigen, was du beginneſt,
„Hungrig will ich denn doch von dieſer Stelle nicht ſcheiden!“

Welcher da will Gewalt anthun, erpicht auf den Schaden,
Den bekämpfſt du umſonſt mit Vernunft und hältſt ihm das Recht vor.

## Der Taucher, der Dorn und die Fledermaus.

Handelsgenoſſen einſt trug eh'rne Gefäße der Taucher,
Kleidungsſtücke der Dorn, und durch Wucher gewonnenes Silber
Jenes Geſchöpf ſich nach Haus, das zwiſchen Vögeln und Mäuſen
Steht in der Mitt', und mit ſolchem Gepäck ein Schiff ſich belaſtend,
Stachen ſie froh in die See, da Gewinn die Gefahren verringert,
Als urplötzlich ein heftiger Sturm anfallend die Armen,
Tief in raſſenden Wirbel das Schiff mit der Ladung hinabſchlang.
Sie ſelbſt feucht und verarmt, entgingen der Fluth nur mühſam.

Zeither lauert der Taucher am ſchaumumſpülten Geſtade
Ob ihm ſeine Gefäße vielleicht anſchwemme die Welle;
Zeither hält auch der Dorn der Vorübergehenden Kleider,
Ob er vielleicht ſie als ſein erkenne, mit raffendem Nagel;
Aber die Fledermaus, die ſchon ſeit dauernden Zeiten,
Schuldet des Silbers Menge, vermehrt durch wuch'riſche Friſten,
Schwärmt, ausweichend dem Ruf am Tage, die finſtere Nacht durch.

Wiederkehren von ſelbſt verlaſſ'ne Gebrechen und machtvoll
Reißt uns dahin die böſe Gewalt unedler Gewohnheit.

## Der Löwe, der Eſel und der Fuchs.

Geſellſchaft ſchließend gingen Eſel, Löw'
Und Fuchs einſt jagen; als ſchon viele Beute
Gemacht ward und das Eſlein auf Befehl,
Sie in drei Theile theilte, wie es recht
Und billig war, entbrannt' in Zorn der Leu,
Und grauſam wahrlich, böſen Trug dem Theiler
Und Ungerechtigkeit zum Vorwurf machend,
Zerriß er ihn und ſchlang ihn gierig ein.
Sich, blut'gen Rachens, dann zum Fuchſe wendend,
Befahl er ihm ja ſorgſam gleich zu theilen.
Der ſchied nun für den Löwen, eines Theils,
Faſt Alles aus; ſich aber and'res Theils,
Bei der Beſchränkung nur den kleinſten Reſt.
„Wie," ſprach der Löwe lechzend, „Bruder Fuchs
„Biſt du in gleicher Theilung ſo erfahren?"
„„Des Eſels Unglück und trübſel'ges Ende
„„Belehrten mich,"" verſetzte der, „„im Recht.""

Gefahren Andrer dienen uns zur Hut.

## Richter Momus.

Jupiter und Neptun und die kunſtgeprieſene Pallas
Stritten ſich einſt, wer unter ihnen die herrlichſte Gabe
Schenkte der Welt. Da ſchuf der olympiſche Vater den Menſchen,
Pallas ein Haus, der König der ſalzigen Wogen den Farren.
Momus, zum Richter erwählt, auf daß er ſich Alles betrachtend,
Dann abwäge den Werth mit gerechter Wage, begann nun
An dem Farren zuerſt die Hörner zu tadeln, dieweil ſie
Ihm an der Stirne ſteh'n, da beſſer ſie doch an den Schultern,
Wo mehr Kraft gewänne der Stoß, ihm dienten zur Abwehr;
Dann, daß tief in der menſchlichen Bruſt Verſtand und Empfindung
Schliefe, tadelt' er auch, da beſſer von außen ſie ſtünden,
Oder zur Schau geſtellt durch ein offenes Fenſter erſchienen,
Um ſein verborgenes Denken genau und ganz zu enträthſeln.
Endlich verwarf er das Haus, und zieh es des merklichen Fehlers,
Daß auf beweglichen Rädern es nicht aufſtünd', um den Eigner
Hinzutragen nach ſeinem Gelüſt an die äußerſten Grenzen,
Immer bereit, die Nähe zu flieh'n des zänkiſchen Nachbars.

Selbſt das Allertrefflichſte kann man verwerfen und tadeln.

## Die Fledermaus und der Marder.

Als das Thier, das ſpät ausflattert' am Abend, herabfiel,
Und ſich ein räub'riſcher Marder erboſt anſchickt', es zu tödten,
Bat ſchutzflehend um Lebensfriſt ihn jenes und Schonung.
Doch da der Marder verneint', ihm Schonung gewähren zu können,
Weil er, nach ſeiner Natur, feindſelig den Vögeln geſinnt ſei,

Gab es, den kahlen Bauch und die milchigen Euter ihm zeigend,
Nicht als Vogel ſich ſondern als Maus ihm klar zu erkennen,
Und ſo entkam es denn, heiler Haut, in den offenen Himmel.
Ebendaſelbe fiel bald d'rauf in die grauſamen Klauen
Eines anderen Marders; auch hier, Freilaſſung erflehend,
Höret' es, daß mit den Mardern den Mäuſen ſtete Befehdung
Obwalt', und es daher nicht Schonung dürfte gewarten.
Aber, die Flughaut zeigend, ſo zart wie die Federn des Vogels,
Die ihm am Rücken haftet, beſtand es darauf, daß ein Vogel,
Keine Maus es wär', und entkam in die Lüfte dann wieder:
So zweimal, durch des Namens Veränderung ward es gerettet.

Nicht die nämliche Weiſ' allimmer im Handeln verfolge,
Wer zu vermeiden begehrt die Gefahr des ſchwankenden Zufalls.

## Der Eſel und das Pferd.

Der Eſel pries das Pferd einſt hochbeglückt,
Dieweil es überſatt von Gerſte, zierlich
Und wohlgehalten immer durch den Glanz
Des Fell's und durch Vollkommenheit der Glieder
Der Herren Sorg' und Neigung ſich gewänne;
Indeß er kaum durch ſchlechte Streu den Hunger
Und ſeinen leeren Magen ſätt'gen könnte,
Noch überdies gedrückt von ſchwerer Laſt.
Doch als er es, da Kriegsgewühl entſtand,
Gewappnet und vom Herrn beſtiegen ſah,
Wie er's zum Kampfe rüſtet' und es oft
Mit ſcharfen Spornen in die Feinde trieb,
Von wannen es verwundet und geſtürzt

In ſchwerem Falle, kaum noch lebend kam,
Da ändert' er die Meinung und beklagte
Vor ſolchem Leid ſein Los nicht mehr als hart.

Siehſt du der Reichen leichtgefährdet' Los,
So lerne deiner Armuth Feſſel lieben.

## Der Hund und der Wolf.

Als einen Hund, der vor der Stallthür ſchlief,
Der Wolf losſtürzend ſchon zerreißen wollte,
Bat jener winſelnd und mit bangem Stöhnen
Den Wolf, daß er ihn nicht verzehren möchte:
„Zum mindeſten gib," ſprach er, „(denn du ſiehſt,
„Wie dünn und dürr ich bin), nur kurze Friſt:
„Denn morgen hab' ich Hochzeitmahl daheim,
„Wo ich an leck'rer Tafel prall genährt
„Als fett're Beute baß dir munden werde."
Dadurch beſchwatzt, entließ der Wolf den Hund
Mit heiler Haut. Nach Tagen wiederkehrend,
Fand er ihn oben auf dem Hauſe liegen,
Und, als er ihn von unten wach geſchrie'n,
Gemahnt' er ihn des abgeſchloſſ'nen Bundes.
Doch ſchelmiſch lächelnd ſprach nun der: „Freund Wolf!
„Wenn du mich je vor'm Stalle ſchlafend fandeſt,
„Wart' ja nicht wieder auf das Hochzeitmahl."

Wer die Gefahr beſtand, hat den Gewinn,
Daß er in Zukunft ſie zu meiden weiß.

## Der Vater und die Söhne.

Zu ſeinen Söhnen ſprach ein Vater ſterbend,
Er habe vieles Gold verſcharrt in ſeinem
Weingarten; drum, nach ſeinem Tode, möchten
Aus ganz durchwühltem Grunde ſie es graben.
So jener; aber als die Kinder fragten,
Er möchte ſie belehren, wo im Garten
Das Gold denn läge, ließ er, nichts mehr ſprechend,
Sie des erwünſchten Ortes ungewiß.
Die, nach des Vaters ſchnell beſorgter Leiche,
Begannen nun mit harter Hark' im Garten
Bald hier bald dort aufgrabend alles Erdreich
In mäßig kleine Schollen zu zerbrechen.
Umſonſt; denn nirgend war ein Gold verborgen;
Jedoch der Weinberg, durch dies Müh'n bewältigt,
Trug ihnen eine reiche Leſ' als Zins.
Da ſprach der erſte Sohn: „Seht, dieſes iſt
„Der Schatz, den unſer emſ'ge Vater uns
„Am Todtbett hinterlaſſen — unſer Fleiß!"

Jedwedem wird ſein eigner Fleiß zum Schatze.

# Des Faërnus Fabeln.

## Fünftes Buch.

## Das Rohr und der Oelbaum.

Als um den Vorrang in der Kraft und Stärke
Einſt Rohr und Oelbaum ſtritten, ſagten ſie
Einander bittere Beleidigungen.
Und ſo zwar: „Thor, du ſtellſt dich über mich,
„Und wagſt mit mir zu ſtreiten?“ ſprach der Oelbaum,
„Mit unerſchüttert kräft'gem Stamme fuß' ich,
„Du klebſt tief wurzelnd in der Erde feſtem Grund.“
Als dieſer übermüthig alſo prahlte,
Schwieg, endend ſolchen unbeſcheid'nen Zank,
Das Rohr und harrte ruhig ſeiner Zeit.
Da lagerte der Oſt ſich grauſen Wirbels
Auf's Land! Als unvorſichtig ihm der Oelbaum
Trotz bot, fiel er zerſplittert auf den Boden.
Allein das Rohr nachgiebig da und dorthin
Gebogen durch des Hauches leichten Zwang
Konnt' unverſehrt und wohlbehalten über
Der Feindin vor'gen ſchroffen Hochmuth lachen.

Dem Mächtigern nicht Trotz zu bieten frommt.

## Hund, Hahn und Fuchs.

Auf eine weite Reiſe gingen Hund
Und Hahn und nahmen, als der Abend nahte,
Zur Ruhſtätt' einen Baum. Der Hahn erſtieg
Des laub'gen Hauſes hohes Dach; der Hund
Verkroch ſich in den ausgehöhlten Strunk.
Als nun bei Tagesanbruch', wie gewöhnt,
Der Hahn zu krähen anfing, kam ihm eben
Ein Fuchs entgegen, der ihn dringendſt bat,
Herabzuſteigen und ſich ihm zu gönnen;
Er wünſchte, ſo ein ſtimm- und klangreich Thier
Zu herzen, zu umarmen, ſatt zu ſchauen.
Der Hahn, die Liſt erkennend, ſprach: „Ich wünſche
„Nach Kräften dir zu dienen, zu gewähren
„Und dir zu nah'n; doch, bitt' ich, wecke nur
„Den Pförtner erſt, der unten ſchlummert, auf,
„Daß er das Thor aufſperr' und mich entlaſſe.“
Als nun der Fuchs den Pförtner rief, erſchien
Der Hund, erkannte ſeinen Feind, ergriff
Ihn unvermuthet und zerfleiſcht' ihn grimmig.

Wer Trug bezweckt, wird ſelbſt mit Recht betrogen.

## Die beiden Hunde und der Koch.

Zu eines Gaſtes Ehre ließ ein Mann
Mit leck'rer Koſt ein üppig Mahl bereiten.
Sein Hund auch rief den mitgebrachten Hund
Und hieß ihn folgen in des Herrn Küche.

Der, ſehend ſolche prächt'ge Koſt, rief aus:
„Ha, welche neue Freuden thuen plötzlich,
„Welch' eine neue Luſt vor mir ſich auf!
„Wie viele, welche Leckerbiſſen ſeh' ich.
„Mit allem dem füll' ich mich an und prall,
„Verſpür' ich Hunger wol drei Tage nicht!“
Als er ſo faſelte und mit dem Schwanze
Recht herzensfroh und ſpielend wedelte
Und deſſen Worten trauend, der ihn lud,
Im Geiſt' an all' den leck'ren Speiſchen aß,
Ergriff der Koch ihn plötzlich bei den Beinen
Und warf zum hohen Fenſter ihn hinaus.
Als er betrübt nun, elend, weinend, winſelnd
Davon ſchlich, ſtieß ein and'rer Hund auf ihn
Und fragt' ihn, ob er recht nach Luſt geſchmauſt?
„O ja,“ verſetzt' er, „komm' ich doch ſo trunken,
„So naß, ſo voll zurück, daß ich ſogar
„Den Weg, auf dem ich fortging, nicht bemerkte!“

Wer dir vom fremden Gute wohlthun will,
Dem, wenn du weiſe biſt, vertraue nicht.

## Der Aff' und der Delphin.

Der Schiffer Brauch von alter Zeit her iſt's,
Zur Unterhaltung auf der Meeresfahrt
Sich Hündchen oder Affen mitzunehmen.
So ſchifft' am attiſchen Geſtad hin Jemand
Mit einem Affen einſt, als Luſtigmacher.
Doch ſieh! von grauſem Wirbel aufgeregt,
Verſchlang ein Seeſturm nah' an Attika's

Berühmten Cap, an Sunium, das Schiff.
Als dort mit anderen Schiffbrüchigen
Der Aff' auch ſchwamm, kam ein Delphin und meinend,
Es ſei ein Menſch, eilt' er ihm zu: errett'
Ihn aus der Fluth und fragt' ihn, ob er Bürger
Von Attika wol wäre. Jener gab ſich
Für einen Edlen, Hochgebornen aus.
Als ſie in den Piräus dann gekommen,
Den weltberühmten Hafen der Athener,
Befragte der Delphin den Affen, ob er
Auch den Piräus kenne? — Dieſer, glaubend,
Er frag' um einen großen Mann, gab vor,
Daß er ihn kenne, ja ſein Freund gar ſei.
Ob dieſer Eitelkeit erzürnt, erkannt'
Erſt jetzt ihn der Delphin als Vieh und ſtieß
Ihn wieder in die trotz'ge Salzfluth nieder.

Die unverſchämten Lügner pflegen ſich
Durch eig'ne Lügen ſelbſt zu widerlegen.

## Der Rauber und ſeine Mutter.

Fort ward ein Rauber geſchleppt zum bitteren Tode verurtheilt,
Um zu empfah'n den würdigen Lohn für ſündiges Leben.
Als ſich ihm aber vor Augen geſtellt die trauernde Mutter
Mit wehklagender Stimm' ihr unſeliges Jammern verdoppelnd,
Und es erlaubt ihm ward, ſie anzuſprechen, zu küſſen,
Fuhr er ins Angeſicht mit ſchneidenden Biſſen der Mutter
Und entſtellt' ihr ganz, die Naſe zerfleiſchend, das Antlitz:
Schrecklich verwünſchte den Sohn das Volk, das ſchaudernd herumſtand,

Nannt' ihn den ſchrecklichſten Mörder; verhing ihm die ſchwerſte
der Strafen
Und rief laut, er verdien' abſchreckende Strafe zur Warnung.
„Hört," rief Jener, „ihr Bürger! damit durch ſo gräßliche Klage
„Nicht ungehört ihr Einen, der's nicht verdiente, verdammet:
„Meines Verderbens Beginn, der Grund der entſetzlichen Seuche
„War ſie allein, der Grund all' meines begangenen Böſen
„Sie, die Mutter, allein: ſie Quell des entehrenden Todes,
„Sie von der Jugendbildung Zeit, von der Kindheit allein ſie.
„Damals war's, wo ein Buch zufällig einem Geſpielen
„Noch unwiſſend ich nahm und des Rechts unkundig, und ihr es
„Vorwies, ihr, die mit froher und heiterer Stirn' es belächelnd,
„Mit liebkoſender Schmeichelred' abnahm das Geſtohl'ne:
„Seither anderen Diebſtahl ſtets und anderen wagend,
„Hab' ich an dieſe Kunſt als ein Taugenichts mich, ihr Bürger!
„An die Lebensart mich gewöhnt, für die ihr die herbe
„Strafe mir nun und der gräßlichen Kreuzigung Qual mir be-
ſtimmt ſeht,
„Die zu vermeiden ſo leicht und wohlbehalten zu bleiben,
„Wäre gegönnt mir geweſen, den Sinn umwandelnd zum Guten,
„Hätte ſie kraft der Muttergewalt, durch die heilſame Geißel
„Mich, wenn ich Fehler beging, in den zarteren Jahren gezüchtigt."

Unheil bringt den Kindern der Aeltern ſchädliche Nachſicht.

## Der Landmann und Jupiter.

Ein Landmann dung ſich einſt vom Jupiter
Ein Ackerfeld um gleichen Fruchtertrag
Dagegen, daß der Gott nach ſeinem Wunſche,
Hört! nach des Landmann's Wunſch, der große Zeus,
Ihm Regen, heit'ren Himmel, Lüftchen ſende.

Dann fing er emſig an, das Feld zu bau'n;
Vor ſticht die Saat, reichhalmig ſproßt ſie auf,
Dieweil der Gott bedung'nen Wechſel hält
Und nach Begehr die Lüfte bald durch Weſt
Beflügelt, bald durch Regen ſchwellt, bald klärt.
Man erntet; doch wie täuſcht des Landmanns Gier
Taubähr'ger Saaten unfruchtbarer Hauf!
Mit Lächeln ſah auf den Verluſt, der lenkt
Des Himmels Höhen und der Erde Gründe.
Jedoch, um ſeine Vorſicht kund zu thun,
Begann er: „Siehſt du, Guter, was das Jahr,
„Das du beſtimmt, und dein Bemüh'n genützt:
„Und daß ich immer dir gehorcht und ſtets
„Nach deinem Wunſche ſchuf die Witterung.
„Betrachte, willſt du, nun das nächſte Jahr:
„Du pflüg' und jät' und egge, wie du pflegſt;
„Mich laſſ' gewähren aber und nach Willkür
„Wind ſenden, Wolken oder Bläue geben;
„Ich will dir zeigen: mehr kenn' ich als du!“
So Jupiter; der Landmann ging es ein;
Und reichlich füllt' im nächſten Jahr, obwol
Verkehrt der Dinge Gang war, Korn die Scheunen.

Von nun an ſchrieb der Menſch Gott nimmer vor,
Und hält für's Beſte, was ihm der verhängt.

## Der Holzhauer und Merkur.

Als am Strome Holz ein Bauer fällte, fiel von Ungefähr
Ihm ſein Beil hinab und ſank im tiefen Waſſerwirbel ein.
Da begann er denn mit Thränen zu bejammern ſein Geſchick.
Doch erbarmend trug ihm edle Hilfe der Cyllener an

Und hinuntertauchend bracht' er aus des Fluſſes tiefſtem Grund
Ihm ein gold'nes Beil und fragt' ihn, ob das wol das ſeine ſei.
Jener ſagte: nein: er müſſe drum wol nochmal ſuchen geh'n.
Und der Gott, ſich wieder ſenkend in des Stromes tiefſten Schlamm,
Bracht' ihm, als er draus empor getaucht ein andres, ſilbernes
Und erhielt auf gleiche Frage gleiche Antwort wiederum.
Endlich fiſcht' er denn mit vielem Fleiß ein eiſern Beil heraus,
Welches jener frohen Herzens und mit warmem Danke nahm.
Doch der Gott, des ſchlichten Mannes Unverderbtheit billigend,
Schenkt' aus freiem Trieb' das gold'ne Beil ihm und das ſilberne.
Als der Bauer dies Begebniß ſeinen Freunden nun erzählt,
Dachte gleich aus ihnen Einer, reich zu werden durch Betrug:
Und zur ſelben Stelle gehend that, was jener ſchlichte Mann
Dort aus Zufall that, daß nämlich ihm ſein Beil hinunterfiel,
Er nunmehr aus freier Abſicht und mit ränkevollem Sinn. —
Als er um's verlorne Beil nun klagte, kam der Gott daher,
Bot ſich ebenfalls dem armen Weinenden als Finder an,
Und, als er ein gold'nes Beil ihm aus dem Strom' heraufgeholt,
Fragt' er: „Freund, iſt das wol deines?“ — Jener voll Begierde rief:
„„Ja das iſt's fürwahr, iſt meines, — iſt mein eig'nes liebes Beil!““
Und der Gott, die Unverſchämtheit findend ſeines Abſcheus werth,
Weigerte ſich nicht nur, ihm das Beil aus Golde zu verleih'n,
Sondern gab ihm ſelbſt das eig'ne Beil von Eiſen nicht zurück.

Wer begehrt, was gut und recht iſt, den bereichert oft der Gott;
Doch die Ränkevollen, Böſen macht er oft dagegen arm.

## Der geſchundene Wolf

Den kranken Leu'n beſuchten einſt die Thiere;
Schon alle waren da, der Fuchs nur nicht.
Der Wolf, der ſich des Fürſten Ohr erſchmeichelt,

Begann den Fernen hämiſch zu verläumden:
Was ihn nur ſonſt verhindert haben könnte,
Dem kranken König auch hier aufzuwarten,
Wenn nicht ſein Starrſinn und ſein Uebermuth,
Der es gewagt, den König zu verachten.
Doch bei des Wolfes letztem Worte faſt
War auch der Fuchs zugegen und entnahm
Gar leicht aus Allem, was man von ihm ſprach,
Entbrannt vom Zorne knirſcht der Leu ihm zu:
Allein der Fuchs, vom Schrecken bald erholt,
Erbat ſich dennoch zur Vertheid'gung Friſt
Und fing denn alſo ſeinen Vortrag an:
„Großmüth'ger König, wer von allen nur,
„Die hier verſammelt ſteh'n im Königshaus,
„Hat für dein Wohl ſich mehr bemüht als ich,
„Der ich betrübt durch alle Lande lief,
„Bei allen Aerzten, allen Tempeln forſcht'
„Und Rettung ſuchte meinem kranken Herrn!
„Ich fand ſie aber auch!“ — „„Und welche? ſprich!““ —
„Einhüllen mußt du in ein friſch entnomm'nes,
„Noch laues Fell dich vom lebend'gen Wolf!“ —
„„Ei dieſes Mittel,““ ſpricht der Löw', „„iſt leicht:
„„Der Wolf iſt da: — lebendig ſchindet ihn!““ —
Geſagt, gethan! Gekehrt voll bitt'ren Spottes
Zum halb entſeelten Gegner lacht der Fuchs:
„Warum hier öffentlich ſo nackt, Freund Wolf?
„Du willſt doch aus dem Koch kein Ringer werden?“

So geh' es Jedem, der des Herren Gunſt
Zum Sturz Unſchuldiger mißbrauchen will!

## Fuchs und Adler.

Damit durch Nachbarſchaft die Freundſchaft wüchſe,
Beſchloſſen Fuchs und Aar, durch treue Liebe
Verbunden, mit einander ſtets zu wohnen.
Und der zwar ſchlug auf eines Baumes Wipfel,
Sein Neſt auf, jener in dem hohlen Strunk.
Und dort gebaren Beide ihre Jungen.
Doch als der Fuchs ausging einmal auf Fraß,
Da flog der Aar, vom Hunger angetrieben,
Aus ſeinem Neſt zum Fuchs und trug die Jungen
Zur ſüßen Atzung ſeiner Brut hinauf.
Was nun der Fuchs zurückgekehrt den Frevel
Erkennend und den arg gebroch'nen Bund,
Für Schmerz und Leid empfand, wie grimmig er
Von fruchtlos eitlen Zornes Gluth entbrannte,
Mag Jeder wol nach eig'nem Sinn ermeſſen.
Jedoch betrübt' ihn ſeiner Kinder Tod,
Der bitt're, lang nicht ſo, als daß dem Vogel,
Er, als ein erdelebend Thier, ja kaum
Zu ſchaden, zu vergelten fähig ſchien.
Was alſo nun der Arme konnte, that er:
Daß gegen ſeinen übermüth'gen Freund
Er wüthend Schimpf und leeres Drohen häufte.
Doch lang nicht freute ſich der Treuvergeſſ'ne
Der frechen Unbild: denn als Bauern eben
Ein Zicklein auf dem Acker opferten,
Flog er hinzu und ſtahl ein Stücklein Fleiſch,
Dran noch vom Herd ein glühend Köhlchen hing.
Als er in's Neſt das trug, ſo fing das dürre
Verborg'nes Feuer, und die Flamme, vom
Entſtand'nen Wind genähret, griff des Aars

Unflügge, zarte Jungen wüthend an!
Als ſie verſengt nun niederfielen vor
Der Mutter Augen, die ihr Los beweinte,
Verzehrte doppelt freudig ſie der Fuchs.

Wer zarte Freundſchaft brach, dem droht, wenn auch
Die Menſchen ſich nicht rächen, Gott als Rächer.

## Die Lerche.

Ihre Scheitel hat die Lerche wohlverſeh'n mit hohem Kamm,
Niſtet meiſtens in den Saaten, und um ſolche Jahreszeit
Legt ſie faſt nur ihre Eier, daß ſie die erwachſ'ne Brut,
Wenn die Ernte naht, im erſten Ausflug unterweiſen kann.
Dieſe hatte nun gerade ſich zu reife Saat erwählt:
Darum, als die Aehren falb ſchon wurden, konnte noch die Brut,
Federlos, nicht wagen, aus der Mutter Haus hervorzugeh'n.
Als daher, der Nahrung wegen, außer Haus die Mutter ging,
Bot ſie ihnen auf, zu ſehen, wenn was Neues ſich ergäb',
Ihr genau es auszurichten, Alles wohl zu merken ſich.
Sieh, da kommt der Herr der Saaten, ruft den Sohn herbei und ſpricht:
„Siehſt du, reif iſt ringsum Alles, fordert Alles ſchon die Hand;
„Darum morgen, wie des Tages erſter Dämmer aufgeglänzt,
„Geh' und ſprich die Freund' um Hilfe bei der Ernte wechſelnd an.“
Als die Mutter heimkehrt, richten ihr's die Jungen ängſtlich aus;
Aber jene heißt ſie ruhig und noch fern von Sorge ſein:
Noch wird keine Ernte, wenn er auf die Freunde ſich verläßt.
Als, am andern Tag', die Lerche wieder Nahrung ſuchen ging,
Harrt der Herr auf jene Leute, die zu rufen er befahl:
Und die Sonne ſticht ſchon glühend, nichts geſchieht, kein Freund iſt da.

Und er ſpricht zu ſeinem Sohne: „Sieh, die Freunde ſind uns träg;
„Laſſ' uns lieber die Verwandten und Verſippten rufen geh'n,
„Daß ſie morgen uns, bei Zeiten, in der Ernte ſei'n zur Hand!“
Wieder richten nun die Jungen das erſchreckt der Mutter aus.
Doch auch jetzt noch heißt die Mutter ohne Sorg' und Furcht ſie ſein.
„„Gebet ihr nur,““ ſprach ſie, „„fleißig und genau, auf Alles Acht,
„„Was von Jenem wird geſprochen, und was wiederum geſchieht.““
Morgen ward es und der Vogel flog auf Nahrung aus, wie ſonſt;
Auf Verwandte und Verſippte wartet jener gute Mann.
Endlich ihrer ſich begebend, gab er ſeinem Sohn Befehl,
Daß er ein Paar Sicheln mit ſich trag' heraus am nächſten Tag;
„Du wirſt,“ ſprach er, „eine nehmen, und die andre nehm' ich ſelbſt;
„Traun' mit eig'nen Händen und mit unſ'rem Hausvolk thun wir's ab!“
Als der Vogel dies erfahren, ſprach er ſchnell zu ſeiner Brut:
„„Jetzo wahrlich muß ich ſehen, daß ich euch von hinnen bring';
„„Ernte, ſicherer als Alles, wird gewiß hier morgen ſein,
„„Da der Eigenthümer ſelber die Beſorgung auf ſich nahm!““

Dieſen Denkſpruch magſt du immer feſtbewahren im Gemüth:
Nie erwarte von den Freunden, was du ſelber machen kannſt.

## Der Vater, der Sohn und der Eſel.

Ein alter Vater und ſein Söhnlein trieben
In's nächſte Städtchen zum Verkauf am Markt',
Ein Eslein unbelaſtet vor ſich her.
Als dies ein Bauer, der am Wege pflügte,
Bemerkte, fing er weidlich an zu lachen,
Daß, wie Hofmeiſter ihre jungen Herren,

Den Eſel ſie ſo müßig vor ſich trieben,
Faſt Greis der eine, Kind der and're, beide
Im Alter, dem Getragenwerden frommt.
Den Vater, den es traf, bewegte dies,
Daß er den Sohn aufſitzen hieß. Ein And'rer,
Der gerade ſeines Weges kam, begann
Den Greis zu tadeln, daß er allzuweich,
Den jungen, kräft'gen Burſchen tragen ließe
Und er, der ſchwache Greis, zu Fuße ginge.
Das ſchien gegründet. Darum hieß der Vater
Den Sohn abſteigen, um bis an das Dorf,
Durch das ſie mußten, ſelbſt zu reiten. Da nun
Verfolgt mit Hohne wieder man den Greis,
Daß er, ein blühend kräft'ger Mann noch, ritte,
Sein Söhnlein aber eine ſolche Reiſe
Zu Fuße mitzumachen zwänge. Müde
Des unausſtehlich neidiſchen Geſpött's,
Heißt auf des Eſels Hüften hinter ſich
Den Sohn er ſitzen, und die Laſt verdoppeln.
Ein Wand'rer, den der Eſel dauerte,
Schalt nun: „Traun, Alter, wenig werth ſein muß
„Dir dieſes Thier, weil du ſo arg es quälſt
„Durch zweier Körper ungeheu're Laſt!“
Verwirrt gemacht durch ſo viel Meinungen,
Stand unentſchloſſen lang der Vater da,
Weil weder leer, noch ſo verſchiedenartig
Belaſtet, ihm der Eſel ungeſchoren
Durch aller Spötter Reihen wandeln konnte.
Zuletzt verſucht' er auch noch dieſen Weg,
Und durch die aufwärts feſt gebund'nen Füße
Ihm eine Stange ziehend, hoben ſie
Ihn auf und trugen ihn auf ihren Schultern.
Da ſtrömte zu der ungewöhnten Schau
Die Menge der Vorübergehenden:

Starb faſt vor Lachen; ſchalt ſie Beide toll
Und höhnte Beide, doch zumeiſt den Greis.
Nun erſt, von übermächt'gem Zorn erfaßt,
Ergreift er das verdammte Thier und ſchleudert's
Von hohem Damm in's nahe Strombett nieder.

Wer Allen zu gefallen ſtrebt, der ſchadet
Sich ſelber meiſt, und thut es Keinem recht!

## Der Löwe, der Fuchs und der Eſel.

Gemeinſchaft ſchließend, gingen Fuchs und Eſel,
Um Wild zu jagen, in das Dickicht einſt.
Da ihnen nun ein Leu begegnet, nimmt
Der Fuchs, von Furcht und Schrecken übermannt,
Zu ſeiner Künſte böſen Ränken Zuflucht.
Er redet's nämlich mit dem Löwen ab,
Daß der ihn ungeſtraft entkommen ließe,
Wofern er ihm den Freund durch Liſt verſchaffte.
Und führt auch bald den unvorſicht'gen Eſel
In ein dort eben aufgeſtelltes Netz.
Als nun der Leu den Fang im Sichern ſah,
Faßt er den Fuchs zuerſt und zehrt ihn auf,
Und frißt, zum Eſel dann gekehrt, auch den.

Verräther haßt man ſo, daß ſie oft dort,
Wo ſie Belohnung hoffen, Strafe finden.

## Der Fuchs und der Igel.

Durch eines Strom's Untiefe ſchwamm ein Fuchs;
Allein am Ufer ſelbſt, im ſchlamm'gen Sande,
Blieb er, ins tiefe Moor getaucht die Schenkel,
Der Fliegen ſcharfen Biſſen Preis gegeben.
Des ausgeſetzten Fuchſes Leid betrauernd,
Trug ihm ein Igel, der des Weges kam,
Ganz mild und emſig ſeinen Beiſtand an,
Wenn er vielleicht zu helfen ihm vermöchte. —
Drum ſprach er: „Da ich hier nicht retten kann,
„Will ich dir, willſt du's, doch die Fliegen ſcheuchen,
„Die dich verzehren!“ — „„Laſſ'!““ verſetzt der Fuchs.
„„Denn weichen dieſe, die, gefüllt und prall,
„„Mir nun nicht viel zu ſchaden mehr vermögen,
„„So kämen and're hungrige ſogleich,
„„Die mir des Blutes letzten Reſt entſögen!““

Die Neues ſtets und And'res ſich begehren,
Was bringen ſie zuweg', als größ're Noth?

## Aeſop und der Sieger im Kampfſpiele.

Als einen Sieger in dem Kampfſpiel' einſt
Der Weiſe ſich gewaltig prahlen ſah,
Befragt' er ihn, ob denn ſein Gegner ſtärker,
Als er geweſen ſei? — „Sprich Solches nicht,“
Verſetzt ihm der, „die größ're Kraft war mein!“

„„Nun,““ ſprach er, „„Thor, welch Lob haſt du verdient,
„„Wenn Stärk'rer du den Schwäch'ren haſt beſiegt?
„„Erträglich wärſt du, wenn du ſpräch'ſt, du habeſt
„„Zufällig einen Stärker'n überwunden!““

## Der Hahn und die Katzen, als ſeine Sänftenträger.

Zu Sänftenträgern hatt' ein Hahn einſt Katzen.
Als ihn der Fuch's ſo glorreich tragen ſah,
Sprach er: „Hab' Acht, und hüte dich vor Trug!
„Denn ſiehſt du ihr Geſicht an, traun! du meinteſt,
„Sie trügen eine Beute, keine Laſt.“
Als aber hungrig ward die wilde Schar,
Zerriß ſie ihren Herrn, und theilte frevelnd.

## Aeſop und der Knecht auf der Flucht.

Ein Knecht, der ſeinem rauhen Herrn entfloh,
Stieß auf Aeſop, als Nachbar ihm bekannt.
„Was ſo verwirrt?“ — „„Dir will ich's ſagen, Vater,
„„Denn ſo genannt zu werden biſt du werth,
„„Weil man dir ſicher ſich vertrauen darf.
„„Da gibt es Streich auf Streich; nie fehlt's an Schlägen;
„„Dann ſchickt man mich zur nied'ren Sklavenarbeit.
„„Nachtmahlt zu Haus' er, ſteh' ich Nächte durch;
„„Iſt er geladen, wach' ich auf der Straße,
„„Ergraut als Knecht, verdient' ich Freiheit wol.

„„Wär' ich mir einer Schuld bewußt,
„„Mit Gleichmuth trüg' ich's. Niemals wurd' ich ſatt,
„„Und duld' ich Armer hartes Joch dazu.
„„Aus dieſem Grund und tauſend andern noch,
„„Beſchloß ich fortzufließ'n, ſo weit ich kann!““
„Nun,“ ſprach er, „höre, wenn du, ohne Böſes
„Gethan zu haben, trägſt ſolch Ungemach,
„Was glaubſt du, litteſt du, wenn du gefehlt?“
Durch dieſen Rath ward ihm die Flucht verleidet.

## Der hungrige Bär.

Wenn's oft dem Bär' an Vorrath fehlt im Walde,
Läuft er zum Klippenufer, faßt den Fels,
Und ſenkt die zott'gen Schenkel ſacht' ins Waſſer.
Sobald nun Krebſ' im Fell' ihm haften bleiben,
Eilt er ans Land' die Meeresbrut entſchüttelnd,
Und letzt ſich ſchlau an aufgeleſ'ner Koſt.

So ſchärft der Hunger Thoren ſelbſt den Geiſt.

## Der Fuchs.

Gefangen in der Schling' am Zaun, verlor
Ein Fuchs im Flieh'n den eingeklemmten Schwanz.
Das dünkt' ihm alſo widerlich und ſchändlich,
Daß er ſein Leben für verbittert hielt.
Zuletzt erdacht' er dieſes Mittel ſich:

Er rieth den Füchſen allen, ſich die Schwänze
Als unbequeme Bürde wegzukappen,
Und das empfahl er, als er zur Verſammlung
Der Füchſe Volk berufen, dringend an.
Doch einer aus der Schaar bemerkte, ſchmunzelnd:
„Gibſt du, o Bruder, weil's dir ſelber frommt,
„Uns übrigen vielleicht nur ſolchen Rath?“

Schuld deckt gern eig'ne Schmach durch allgemeine.

## Der Finkler und die Lerche.

Als Fallſtricke den Vögeln einſt aufſtellte der Finkler,
Sah ihn vom hohen Baum herab,
Und, was er mache befragt' ihn, forſchenden Sinnes die Lerche.
Ich baue, ſprach er, eine Stadt.
Dann nachſtellend, ſetzt' er ſich fern in dunkeles Strauchwerk
Und in der Bäume Schatten hin.
Jene glaubte dem Wort, und um ſich die werdenden Mauern
Der Stadt recht nahe zu beſeh'n,
Flog ſie hinzu und blieb in den täuſchenden Schlingen gefangen.
Als ſeinen Fang der Finkler nahm,
Rief ſie: Du redlicher Mann, wenn ſolche Städte du aufbauſt,
Wirſt du nicht reich an Bürgern ſein!

Dort wo Liſt und Betrug aufſchlugen ihr Lager, da wird ſich
Nicht gern anbau'n ein Biedermann!

## Die Schlange und die Eidechſe.

Als eine Schlang' einſt eine Eidechſ' eben
Mit offnem Rachen wollt' hinunterſchlingen,
Erfaßte die ein nahe liegend Reislein,
Und es querüber ſcharfen Biſſes haltend,
Zwang ſie den haſt'gen Schlund durch ſchlaues Zögern.
Die Schlange ließ die eitle Beute fahren.

◆

# III.

# Aus dem dichteriſchen Nachlaſſe.

# Lyriſches und Epigrammatiſches.

(1848—1874.)

## Ein belauſchtes Paar.

Durch des Gartens Dämmerräume
Ging ich ſinnend und allein,
Auf dem grünen Laub der Bäume
Lag wie Reif der Mondenſchein.

Tiefe Stille rings im Düſtern —
Alle Wipfeln regungslos —
Nur ein leiſe liſpelnd Flüſtern
In der nahen Laube Schoos.

Süß wie Menſchenlaut zu hören,
Klang's von dorther an mein Ohr:
Nur zu lauſchen, nicht zu ſtören,
Schlich ich ſachte, ſachte vor:

„O, mein Herz! O du, mein Leben,
Du biſt mein und ich bin dein!
Keinen Himmel kann es geben,
Sollteſt du nicht drinnen ſein!"

„Süße Quelle meiner Schmerzen,
Inbegriff all' meiner Luſt,
Ruhe ſanft an meinem Herzen,
Schmieg dich feſt an meine Bruſt!"

Worte, noch viel ſüßer wehen
Durch der Laube Dunkelklar —
Laub, entzwei! — Ich muß dich ſehen,
Wunderſelig Liebespaar!

Und wer ſprach die ſüße Weiſe,
Die mein Ohr bezaubert traf? —
Eine Mutter war's, die leiſe
Ihren Säugling wiegt' in Schlaf!

## Abgeſchloſſenheit.

Im tiefen Alpengrunde
Da rauſcht ein Bächlein klar,
Man nimmt in mancher Stunde
Sein Rieſeln deutlich wahr.

Entſprungen kaum der Quelle,
Vergräbt es ſich im Thal,
Und birgt die ſcheue Welle
Vor'm heit'ren Sonnenſtrahl.

Und glaubt es ſich gefunden,
Und glaubt es ſich entdeckt,
Schnell wieder iſt's entſchwunden
Und dichter noch verſteckt.

Es fließt auf eigenen Bahnen,
Noch Niemand ſchöpfte d'raus,
Es läßt ſein Daſein ahnen,
Doch nirgend bricht es aus.

So rinnt's vom Berge nieder
Durch Wieſ' und Kluft und Hain,
Und gräbt ſich heimlich wieder,
So wie's entſprungen, ein. —

So hält's in manchen Stunden
Der Dichter mit dem Lied,
Das, tiefgeheim empfunden,
Den Blick der Menge flieht.

Er trägt's im warmen Buſen
Verborgen und verwahrt,
Ein heilig Pfand der Muſen,
Für raube Zeit zu zart.

Wohl ahnen, die ihn kennen,
Daß nicht ſein Quell geſtockt,
Doch können ſie's nicht nennen,
Wohin ſein Lauf ihn lockt.

Oft ſeh'n ſie's in ihm wogen,
Als bräch' es aus mit Macht,
Doch, dichter nur umzogen,
Vergräbt es ſich in Nacht.

Und wie geheim geboren,
Sein Lied der Welt entſchwand,
So bleibt's ihr auch verloren,
Und endet, wie's entſtand.

(1856.)

## Winternacht.

In matt erhellter Stub' allein
Sitz' ich in ſpäter Winternacht;
Das tobt wie ein Geſpenſterreih'n,
Der draußen ſeine Runde macht!

Die Flamm' im Ofen kniſtert ſchrill,
Im Schlote ſtoßweis pfeift der Wind;
Dazwiſchen Alles wieder ſtill,
Dann heult ein Wolf, dann ächzt ein Kind.

An meinem Fenſter ſchwirrt's vorbei,
Als zög' der Wildgraf aus auf Raub,
Bald laut und ſchwer wie hagelnd Blei,
Bald leiſ' und leicht wie rieſelnd Laub.

Die Scheibe zeigt beim Kerzenſchein
Matt ſpiegelnd mir mein eigen Bild,
Und durch mein Bild von fern herein
Taucht auf ein dämm'rig Schneegefild.

Der Garten, der, wenn Frühling nah',
Mich lebensgrün zum Leben weckt,
Nun liegt er wie ein Kirchhof da,
Vom weißen Bahrtuch überdeckt.

Da ſtürmt ein Stoß die Flocken auf,
Sie wirbeln bunt ans Fenſter an,
Und fällt der Kerzen Schimmer d'rauf,
Wie lichte Funken ſprüh'n ſie dann.

Ha, Funken vor dem Fenſter hier,
Und Funken in dem Ofen dort,
Trotz allem Sprühen ſcheuchet ihr,
Den innern Froſt mir doch nicht fort!

1.

Oft glaubt' unter hundert närriſchen Leuten
Ich — der Geſcheidte ganz allein,
Oder unter hundert Geſcheidten
Ich — der alleinige Narr zu ſein.

(1848.)

2.

Was ich fühlt' im jungen Buſen,
Hüllt' ich lebhaft einſt in Verſe;
Treulos zeigen, ach, die Muſen
Mir, dem Alten, jetzt die Ferſe!

Vergangenheit — verſchollen,
Die Gegenwart — verquollen!
Die Zukunft? — ach, wer ſagt's?!
Wer's Rechte will, der wagt's.

(18[illegible].)

3.

Das Herz wird kalt, der Kopf wird ſchwach,
Bald thut die Hand es beiden nach;
Und was ſie ſonſt Selbeignes hatten,
Wird nach und nach zum ſchwachen Schatten.

(21. Februar 1870.)

### 4.

Ich paſſe nicht mehr für die Zeit,
D'rum, dacht' ich mir, ſei es geſcheidt,
Zu gehen ohne Beſchwerden,
Statt bariſch — gegangen zu werden.

(1870.)

### 5.

Drei Viertel grau, ein Viertel weiß,
So ſteht's mit meinen Haaren —
Drei Viertel flau, ein Viertel heiß,
So möcht' ich's lang' noch wahren.

(1870.)

### 6.

Ich bin ein abgetakeltes Schiff,
Eine in Skart gelegte Karte,
Ein Stein mit matt gewordenem Schliff,
Weiß nicht, worauf weiter ich warte!

Hab' manches Gute gewollt, gethan,
Manch Böſes vermieden, verhütet,
Bald ſteh' ich nunmehr am Ende der Bahn:
Was hat mir den Schaden vergütet.

(1870?)

### 7.

Du treibſt dahin im Strome der Zeit;
Nimm dich in Acht vor'm Ertrinken;
Ich wat' im Schlamm der Vergangenheit,
Mir iſt als müßt' ich verſinken.

(1870?)

### 8.

Wer kein Original erſchwingt,
Befriedigt ſich mit Copien,
Wer nicht zum Ideal es bringt,
Begnügt ſich mit — Utopien.

(1870?)

### 9.

## Albumblatt.

Als Dichter ſollt' ich flott mich gehen laſſen,
Als Akademiker gelehrt mich faſſen;
Vor Allem aber bin ich Menſch und Mann,
Und ſchaff' als ſolcher, was ich ſoll und kann!

(Wien, am 21. October 1871.)

### 10.

Ob*) Orden auch an Orden dir
Vollauf die Bruſt bedecke,
Dein Herz darunter — wiſſen wir —
Blieb doch am rechten Flecke.

---

*) An den Verleger dieſer geſammelten Schriften.

Ein neuer Orden — Nummer elf!
Bald wird das Dutzend ganz ſich füllen;
Doch droht Gefahr nunmehr — Gott helf',
Daß ſie dich uns nicht ganz — verhüllen.

(26. Juli 1872.)

## 11.

Wie alles doch verſchwindet,
Wie alles doch vergeht,
Wie man es nicht mehr findet,
Und — fand man's — nicht verſteht;
Da gibt's nichts weiter, als zu beten:
„Vergönn', o Herr, mir — abzutreten!“

Das Sterben iſt mir nicht erſchrecklich,
Der Heimfall, wenn der Weltgeiſt ruft,
Der Uebergang nur iſt ſo ekelich:
Verweſung, Fäulniß, Moderluft!

(13. Auguſt 1872.)

## 12.

Was mich freut, das iſt mein Schnurrbart:
Er iſt noch das einz'ge Feld,
Das mein Fleiß mit Luſt beurbart
Und im guten Stand erhält:
Er bewahrt mich vor Extaſe,
Vor der Eitelkeit der Welt,
Weil er ſtets mir vor die Naſe
Seine graue Weisheit hält.

(19. Auguſt 1872.)

### 13.

## Nach übler Laune.

Bin heute ſo luſtig, wie eh' und vor,
Man könnt' es nennen Galgenhumor,
Thut am End' aber nichts zur Sache,
Wenn ich nur morgen noch einmal erwache.

Weh' dem, der ſagt, nur Wind und Schwindel
Sei, was uns fort in Wirbel reißt;
Es iſt nicht Wind, iſt nur die Windel
Für's Kind, das „große Zukunft“ heißt.

Was je du gewirkt auf der Tugend Bahn,
Das hat nur dein Agathodämon gethan,
Und was du des Aergſten verbrochen haſt,
Fällt nur deinem Kakodämon zu Laſt:
Der Menſch, der normal iſt, thut ſeine Pflicht,
Doch für den Abnormen gibt's kein Gericht.

(Auguſt 1872.)

---

### 14.

## Verkappter Egoismus.

Für „Hund'-Aſyle“ wollt ihr ſorgen?
O, wie human, nach Modebrauch!
Sind erſt die Hunde nur geborgen,
Bald kommt's an — Ochs und Eſel auch.
Faſt dünkt mich, daß im Spiel dabei,
Verkappter Egoismus ſei.

(15. September 1872.)

### 15.

Urkatholik möcht' ich mich nennen,
Nicht Neu, nicht Alt erkenn' ich an,
Als Eins nur kann ich mich bekennen:
Als Gottes treueſten Unterthan.

(1872.)

### 16.

Er lebte Millionen zum Verderben, —
Und Millionen prieſen Seinen Ruhm. —
Zum Glück für Millionen mußt Er ſterben,
Und Niemand — Niemand kümmert ſich darum.

(9. Jänner 1873.)

### 17.

Auf meiner langen Fahrt durch's Leben,
Hatt' ich ſo Manches aufzugeben —
Doch einen Verluſt verſchmerz ich nie,
Abhanden kam mir die — Poeſie!

(20. Jänner 1873.)

### 18.

Jetzt, wo dem Greis die Zeit ſo raſch entgleitet,
Das Jahr im Flug an mir vorüberſchreitet,
Jetzt dank' ich's Jedem ganz vergnügt,
Der um ein Stündchen mich betrügt.

(15. Februar 1873.)

19.

Die wahre Herzenspoeſie,
Sie iſt erdrückt, verdorben;
Wer nur gelebt in ihr, durch ſie,
Der iſt mit ihr geſtorben.

(5. März 1873.)

20.

## Zum 20. April 1873.

Neue Bande knüpfen wieder
Baierns Leu'n an Oeſt'reichs Aar;
Sende Deinen Segen nieder,
Herr, auf's junge Fürſtenpaar:

Was den Eltern Du beſchieden,
Ström' auf ihre Kinder aus:
So gedeih in ſüßem Frieden
Habsburgs hohes Kaiſerhaus!

21.

Im Jahre des Heiles —
So ſagt man — da war's —
Ach, hieß' es doch einmal:
Im Heile des Jahrs!

(Am 23. April 1873.)

### 22.

Ein Thor, der nur für And're ſorgt!
Sorg' lieber für dich ſelber;
Der Neid, der frech von dir geborgt,
Wird höchſtens etwas gelber.

(Juni 1873.)

### 23.

Das Dichten wär' mir ganz angenehm,
Doch das Versmachen iſt mir unbequem:
Könnt' ich ſo fertig hinaus es ſchütten,
Wie's ſteht in des Kopf's und des Herzens Mitten,
Das wär mir, wie ſonſt, eine wahre Luſt,
Erleichterung für die beengte Bruſt;
Will's aber nicht friſch aus der Quelle fließen,
Iſt's beſſer, die Schleuſe ganz zu verſchließen.

(19. Juli 1874.)

### 24.

Ihr müßt was Höheres anerkennen,
Sonſt lebt ihr ſelber euch zum Spott!
Wie könnt' ihr das bequemer nennen,
Als mit der kurzen Silbe „Gott!"

(16. Auguſt 1874.)

### 25.

Wär' ich ein Krautkopf oder 'ne Rübe,
Dächt' ich, es geſchähe mir zu Liebe;
Da ich aber weder dies noch das,
Macht mir der Regen wenig Spaß.

(18. Auguſt 1874.)

### 26.

Da ruh'n ſie, Pack an Pack gereiht,
Ergießungen der Seele,
Wie prüft' ich ſorgſam Zeit für Zeit,
Ob ja kein Blättchen fehle.
Nun wächſt die Laſt mir über'n Kopf,
Sie drückt mich faſt zuſammen,
Und ſtöhnend werf' ich armer Tropf
Mein Liebſtes — in die Flammen.

(23. Auguſt 1874.)

# Franzöſiſche Volkslieder.

1.

## Der Liebesbote.

(Flamändiſch.)

Ein Vöglein klein, wie Schnee ſo weiß,
Wiegt ſich auf einem Hagedornreis.

„Vögelein, willſt du mein Bote ſein?“ —
„„Bin ja für einen Boten zu klein.““ —

„Weil du klein biſt, ſo biſt du behend;
„Kennſt Du den Weg?“ — „„O, wie Eines ihn kennt!““ —

Vöglein das Blatt mit dem Schnabel faßt,
Flattert von hinnen in eilender Haſt.

Flattert zum Liebchen als emſiger Bot':
„Schläfſt oder wachſt du, oder biſt todt!“ —

„„Ich ſchlafe nicht ganz und wache nicht gar, —
Vermält bin ich ſeit einem halben Jahr.““ —

„Seit einem Halbjahr biſt du es erſt?
„Mir ſchien, als ob tauſend Jahre du's wärſt!“

## 2.

## Ausmarſch.

(Bretoniſch.)

„Ade, ade, du Liebſte mein,
Ade, es muß geſchieden ſein!
Nach Nantes heißt es ausmarſchirt,
Weil's ſo der König kommandirt!“ — —

„„Ah — wird Stadt Nantes dein Quartier,
So bring' von dort ein Leibchen mir,
Ein Aermelleibchen, ſo mir paßt,
Mit weißen Roſen eingefaßt.““ —

In Nantes lag er Tag und Nacht,
An's Leibchen hat er nicht gedacht,
Hat nur gedacht den Andern gleich,
An Wein und Spiel und tollen Streich. —

„Was denkt die Liebſte wol von mir?“ —
„Du lügſt ſie an und ſagſt zu ihr,
Das Leibchen, wie ihr ein's beliebt,
Es in ganz Nantes keines gibt.“

„Nein, — lieber ohne Fiſch' das Meer,
„Und ohne Thal die Berg umher,
„Und Maigrün ohne Veilchentrieb,
„Als — die betrügen, die mir lieb!“ —

### 3.

## Santa-Clara.

(Baskiſch.)

Auf Schloß Atara; die Glocken
Schlagen dumpf von ſelbſt zuſammen:
Denn die junge Santa-Clara
Soll des Morgens zieh'n von dannen.
Groß und Klein iſt tief in Trauer:
Santa-Clara zieht von dannen.
Ihr Felleiſen wird verſilbert,
Und vergoldet wird ihr Sattel.

„Weh! wie eine Kuh dem Spanier,
Haſt du, Vater, mich verhandelt!
Wäre meine gute Mutter
Noch, wie du, am Leben, Vater,
Nimmer, nimmer ſo wie jetzo
Müßt' ich fort nach Spanien wandern;
Auf Schloß Atara; hier leben
Würd' ich in der Ehe Banden!“

Auf Schloß Atara; in Blüthe
Zwei Orangenbäume ſtanden.
Viele waren, die da trugen
Nach den blühenden Verlangen.
Aber Allen, die da trugen
Nach den blühenden Verlangen,
Ward zur Antwort, noch zum Pflücken
Seien reif nicht die Orangen.

„Nun, ſo ſei es denn geſchieden,
Vater, laßt mit Gott uns wandern!
Doch mit Thränen in den Augen,
Und im Herzen traurig Bangen,

Werdet Ihr zurückekehren,
Werdet oft den Blick, voll Grames,
Rück Ihr wenden nach der Stelle,
Wo die Tochter ruht im Grabe!“

„Ueber langgeſtreckte Berge
Trug mein Saumthier mich im Trabe,
An dem Fuße von Criſſon
War ich nüchtern angelangt.
Als ich jenſeits angekommen,
Fand ich einen ſchönen Apfel,
Und ich aß ihn, und nun hat er
Ganz das Herz mir umgewandelt!“

„Geh' im dritten Stockwerk oben
Meine Schweſter, in die Kammer,
Geh' zu ſpäh'n, ob Equa*) wehe,
Oder ob Ipara**) blaſe.
Bläſt Ipara, dann für Sala
Gib ihm Grüße, viele, warme;
Wehet Equa, heiß' ihn kommen,
Meinen Leichnam zu empfangen!“

„Jetzo, Schweſter, liebe Schweſter,
Geh' und hol' aus meiner Kammer
Mir mein Kleid hervor, das weiße;
Geh' und hol' aus deiner Kammer
Dir dein Kleid hervor, das ſchwarze!“
Und die Schweſter geht voll Bangen,
Holt das weiße für die Schweſter,
Holet für ſich ſelbſt das ſchwarze.

---

*) Equa = Südwind.
**) Ipara = Südweſtwind.

Santa Clara ſteigt auf's Fenſter,
Um zu ſpäh'n, ob Sala nahe.
Und ſie ſieht von fern ihn kommen,
Stürzt vom Fenſter ſich zu Thale.
Unten liegt ſie, eine Leiche; —
Niemand konnt' hinweg ſie tragen.
Sala kam, — nur er vermocht' es,
Ihre Leich' hinwegzutragen!

---

4.

## Am klaren Quell.

(Aus der Franche-Comte.)

Ich ging von einer Hochzeit
Ganz müd' und matt nach Hauſe,
Zunächſt am klaren Quelle
Ruht' ich ein wenig aus.

Alldort wuſch ich die Hände
Mir in dem klaren Quell,
Mit Blättern einer Eiche
Rieb ich ſie trocken ſchnell.

Im höchſten Aſt der Eiche
Sang eine Nachtigall;
Sing, Nachtigall, o ſinge
Mit hellem, heit'rem Schall!

Du kannſt ſo heiter ſingen:
Du haſt ein fröhlich Herz;
Das meine — das iſt traurig,
Das meine iſt voll Schmerz.

Mein Liebſter wendet ſchmollend
Die Augen von mir ab,
Weil ich ihm eine Roſe,
Um die er bat, nicht gab.

Ich wollte, daß die Roſe
Am Roſenſtock noch wär',
Ich wollte, daß mein Liebſter
Mich liebte, wie vorher.

---

### 5.

## Todtenklage.

(Corſiſch.)

Seht, da liegt ſie, meine Tochter,
Sechzehn Sommer alt,
Nach ſo vielen ſchweren Leiden,
Auf dem Brette, kalt.

Liegt in ihren ſchönſten Kleidern,
Reiſefertig, ſtill,
Weil der Herr uns hier nicht länger
Mehr ſie laſſen will.

Ach, wie wird um ſo viel ſchöner
Nun der Himmel ſein!
Aber ach, wie groß auf Erden
Meine Herzenspein!

Sein wird mir ein Tag, was Andern
Tauſend Jahre ſind,
Wenn ich täglich Alle frage:
„Sagt, wo iſt mein Kind?“ —

Tod, warum die Tochter reißen
Von dem Schooße mir?
Tod, warum allein mich laſſen,
Um zu weinen hier?

Sag', was ſoll ich thun hiernieden?
Was beginnen? Sag',
Wenn ich, ach, ſie nimmer habe,
Die mich tröſten mag?!

Unter Vettern, unter Nachbarn
Ohne Herz und Dank,
Sag', wer trocknet mir die Stirne,
Wenn ich ſchwach und krank?

Sag', wer iſt, der auf die Zunge
Labend Naß mir preßt?
Wer, der, wenn der Tod ſich meldet,
Mich nicht ſterben läßt?

◆

## IV.

# Novellen und Erzählungen.

(1828—1871.)

Erſte Abtheilung.

⁂

# Vier Gänge nach dem Strande.

Alter Zeit gehört zwar die Verbindung:
Aber allen Zeiten die Empfindung.

Weit auf eine Klippe des Strandes hinausgetreten, ſtand Ephimecides. Sein finſteres Auge, Blitze hervorſchießend aus der wolkichten Brauen Wetternacht, ſtarrte bald in die Tiefen des Meeres hinunter, bald in die Höhen des Aethers hinauf, und ſchien dem Himmel zu zurnen, den Wogen zuzuwinken.

Ein Spiel den loſen Weſten flatterte des Jünglings Stirnhaar frei und wild, und durch den Faltenwurf des Gewandes zeigte ſich jede ſeiner Sehnen in der höchſten Spannung und Aufregung. Er ballte die Fauſt, warf den Arm drohend gegen die Wolken und ſchrie in dem Tone des lauten Unglucklichen: „Sende deine Blitze, Zeus! Vernichte mich und jeden Menſchen! Sie ſind die mißlungenſten Werke deiner Schöpfung, ihres Meiſters Schande, — ihr eigener Fluch. Mondenlang verſchloß ich mich in dem abgelegenſten Winkel meines Hauſes, und ſann und grubelte bei mir ſelbſt, worin des Menſchen viel geruhmtes Glück denn liege. Deine Sonne ſah ich nicht; von deinen Sternen nahm ich keine Kenntniß: deine Donner drangen nur wie dumpfe Mahnworte zu neuen Forſchungen in mein Ohr; ich dachte, — grübelte, fand aber nichts. Stumm und ſtarr trat ich nun wieder in dein offenes Reich heraus. Ich ſehe deine Blumen, Zeus, aber ſie duften mir nicht: ich ſehe Menſchen, ſoll ſie

Brüder nennen, aber ſie grinſen mich alle mit denſelben Zügen an, die der Kakodämon in meinem Innern trägt. Darum, Zeus, vernichte mich, oder zeige mir das Langgeſuchte, zeige mir, worin des Lebens Glück denn liege!“

Alſo rief Ephimecides über die weite Waſſerfläche hin, und ſtumm und ohne Wiederhall verklangen die Laute ſeiner Klage. Kein Zeus warf ihm ſeinen vernichtenden Blitz auf die Scheitel.

„Wohlan! ſo will ich mir ſelbſt Zeus ſein“, ſprach er im Trotze ſeiner Seele, und wollte ſich eben vom Klippenvorſprung in die befreienden Wogen hinabſenken, um unten die Löſung des Räthſels zu finden, als zufällig ſein Blick über die Waſſerebene dahin glitt. Welch' herrliches Schauſpiel! Die Sonne ſank eben mit ihrem goldenen Flammenwagen in das Bette der Fluten hinab. Ein unüberſehbar wellender Flammenguß rann von des ſtaunenden Ephimecides Füßen bis an die fern verſchwimmenden Raine zwiſchen Aether und Ocean. Die leichten Abendnebel, die aus den Fluten emporſtiegen, lagerten ſich in bunter Heerſchau vor dem heimkehrenden Helios. Ganze circeiſche Paläſte, hesperiſche Gärten und eleuſiniſche Feſtſpiele bildeten ſich aus den Nebelgeſtalten und ſchimmerten im lebendigſten Farbenſchmelz.

Ephimecides ſah hin und ſein Auge wurde lichter, und bereute faſt, Jahre lang dieſes Schauſpieles, aus eigener Schuld, entbehrt zu haben. Er wendete ſich mit gezwungener Verachtung um, und war nicht minder erſtaunt, — auch hier den Abglanz jener Pracht zu finden. Des Haines heilige Wipfel zitterten in der Abendvergoldung leis und liſpelnd; der Vögel ganze Sängerwelt hüpfte den golddurchwirkten Wellenteppich der Baumhäupter entlang; darein rauſchte der Waſſerſturz im Herzen des Waldes; darein ſchollen die Hirtenflöten vom nahen Berghang herab;

darauf ſahen feuerrothe Felſen mit lächelnden Rieſenmienen hernieder. Und abermals lichter ward Ephimecidens Blick. Er zog den Fuß von der ſchwindelnden Klippe zurück. Da ſchienen alle Stimmen und Strahlen in einen hellleuchtenden Spruch zuſammen zu ſtrömen: „Der Menſch iſt glücklich, wenn er es ſein will!“

Ephimecides vernahm ihn wol, und ſann darüber und wandelte, ſinnend und das Haupt geſenkt, nach ſeinem Hauſe.

Zwei Männer wallen Arm in Arm aus dem Walde hervor, ſprechen wenig, empfinden viel, und machen ſich nur manches Mal auf Schönheiten aufmerkſam, an denen Einer oder der Andere allein, ohne ſie zu beachten, vorübergegangen wäre. Jetzt kamen ſie an den Scheideweg, welcher geradezu nach dem Strande, ſeitwärts nach einem Waldörtchen führt. Hier drücken ſich die Beiden noch einmal die Hände; ſtille Freude leuchtet aus ihren Augen; ſie küſſen ſich im Ueberſchwunge des Gefühles, und Ephimecides, — denn er iſt der Eine der Beiden — eilt dem Strande zu, während der Andere, ſein Freund, fröhlichen Muthes den Seitenpfad einſchlägt. — Ephimecidens Antlitz iſt ſich ſelbſt nicht mehr gleich. Die Runzeln der Stirne ſind geglättet; die Roſen der Wangen neu erfriſcht; die Sterne der Augen heller entglommen, und das Gefühl ſcheint ſeinem Grübeln ein Ziel geſetzt zu haben. Im ſtummen Seelenvergnügen iſt er bis auf die Klippe vorgedrungen. Die Sonne begeht eben wieder ihr Scheidefeſt. Freiaufgerichtet ſieht jetzt der geänderte Grübler über die Waſſerfläche hin, und zum Himmel empor und ruft der Gefühle nicht mehr mächtig: „Zeus, vergib

„mir, was ich vor einem Jahre frevelnd zu dir hinaufgekreiſcht; „ich habe den Faden gefunden im Labyrinthe des Lebens und „angefangen zu fühlen, daß der Menſch nicht das mißlungenſte „Werk deiner Schöpfung ſei! Im Spiegel eines anderen „Menſchenherzens erkannt ich meine Würde, meine wahre Geſtalt. Du haſt mir einen Freund gegeben, und ich dank es dir!“

Mit dieſen Worten, die das Echo ſeines Auges hellfunkelnd nachſpricht, erhebt er ſich, — lieſt mit raſtloſen Händen Stein auf Stein zuſammen, und in wenigen Minuten ſteht ein einfacher, Zeus wohlgefälliger, Steinaltar am Strande. Mit feſtem Griffel gräbt er ihm die Worte: „Der Freundſchaft heilig!“ ein und geht, ſtumm gerührt, von hinnen.

Ein Jahr iſt bereits an dem Altare der Freundſchaft vorübergerauſcht, und ein Abend, wie ſein Gründungsabend, umglüht ihn. Die Wipfel des nahen Waldes flüſtern mit ihrem liebetrunkenen Reigen das Geheimniß aus, welches die Bäume mit breiten Aeſten zu verhüllen ſuchten. — Am Fuße einer alten hochſtämmigen Eiche ſitzt Ephimecides mit ſeiner Glicere. Sie geſtanden ſich eben das innere Drängen, welches ſie, ehe ſie ſich noch kannten, mächtig einander zu ſuchen trieb, und erſt mit ihrer Begegnung beſchieden ward. Glut in Wang' und Herzen faßt der lebenbegeiſterte Jüngling Glycerions Hand und die warme weiche Berührung gießt Funken der Wonne durch alle ſeine Fibern. Er ſpricht bald ſelbſt, bald lauſcht er der Sprechenden, das Haupt an ihre Schulter gelehnt, wo es ein leiſer Zug feſtzubannen ſcheint. Näher und näher kommen ſich Wange und Wange; und wie es zwei Tropfen ſchnell in einen zuſammen drängt, ſo glüht bald Wang' an Wange gepreßt im heiligen Schauer. Seiner Liebe, ſeines Lebens Leib umſchlingend, ſein Aug' untertauchend in ihres Buſens reine Wogen, mit ſeiner Linken der Locken Ringelgold durchkräuſelnd, ſitzt er in ſeliger Selbſtvergeſſenheit da und wiegt ſein ſüßträumendes Glück im zärtlich umklammernden Arme. Da blickt das leichtgekleidete Mädchen, mit dem großen helleniſchen Aug' ihn an, — und ruft die Lippen des Entzückten, die an ihres Buſens Schnee ſich zu kühlen hangen, an ihre Lippen, — und ſtumm wird es im Haine, als ſich die Liebenden ſchweigend küſſen, und Amor flattert lächelnd in den Zweigen der alten Eiche. Da klingen Schritte durch den Hain: die Liebenden trennen ſich mit einem ſeelenvollen: „Freue dich und ſei glücklich", und Ephimecides fliegt im lauten Jubel dem Strande zu. Die Schritte, welche durch den Hain erklangen, waren eines Wanderers Schritte, der nun, ſich mühſam heranſchleppend, an den Fuß der alten hochſtämmigen Eiche niederſinkt. Alsbald empfindet er neue Kraft und neues Leben, denn der Geiſt der Liebe iſt von jener Stätte noch nicht gewichen. Als aber Ephimecides an den Strand gekommen, breitet er ſeine Arme in das Abendroth aus und jubelt: „Deiner, „Zeus, will ich beginnend gedenken, deiner endigend! Du gibſt „dem ſterblichen Menſchen die Blume des Lebens, als eine „Sphinx, deren Räthſel er löſen ſoll, oder es nicht löſend, verderben muß! Ich hab' es gelöſt, Allvater Zeus! Der Dämon „der Freundſchaft kam mich zu grüßen, und der Gott der Liebe, „welcher wie die Biene jede Blume, jedes Herz umſchwärmt, hat „mich erhört: von dir will ich immer beginnen, Zeus, immer „mit dir endigen!"

Alſo ruft er — und erhebt ſich, und lieſt mit raſtloſen Händen Stein auf Stein zuſammen, und in wenigen Minuten ſteht abermals ein einfacher, Zeus wohlgefälliger Altar neben dem Altare der Freundſchaft am Strande. Mit zitterndem Griffel gräbt er ihm die Worte: „Der Liebe heilig“ ein, und eilt, laut jubelnd, von dannen.

Der Altar der Freundſchaft und der Altar der Liebe ſtehen ſchon ſeit einem Jahre traut in ſtiller Eintracht neben einander. Ein luſtiger Morgen kommt aus den Fluthen heraufgezogen: Eos öffnet mit ihren Roſenfingern die Thore des Oſtens; und ein weiter olympiſcher Tempel ſcheint der reinflimmernde Frühhimmel; darinnen das weite Land als rieſiges Abbild des Vaters der Götter. Da belebt ſich urplötzlich der Wald am Strande: Orpheus ſcheint durch die Laubgänge zu wandeln, und Vogel und Laub ihm ſein Lied melodiſch nachzurauſchen. Hymnen tönen, Zymbeln klingen, und die ſiebenſaitigen Zithern und abgeſtufte Hirtenröhre wetteifern in Feſtgeſängen. Näher und näher kommt es, und das Auge wähnt Jacchos' Zug durch India's goldne Segensauen zu erblicken, als ſich eine Schaar roſenumkrönter Mädchen, thyrſusbewehrter Tänzer, ährenbekränzter Hirten und buntgeſchmückten Volkes zum Haine heraus bewegt. An der Spitze des Zuges ſchreiten Ephimecides und Glycerion, am reichſten bekränzt, und mit den feurigſten Wangen; hinter ihnen Ephimecidens Freund mit der ſiebenſaitigen Leier, als Chorag, den Schwarm lenkend.

Jetzt hat ſich die Menge, unter Tanz und Sang, den beiden Altären genähert. Die Braut und der Bräutigam, welchen die Schaar in der vergangenen Nacht vor der Brautkammer aufgeſpielt, um manchen bräutlichen Seufzer zu übertäuben, — danken dem Gefolge. Wer Braut und Bräutigam ſeien, verrathen Euphimecidens und Glycerions Blicke nur zu wol. Zwei Bejahrte treten nun aus dem Kreis: es ſind Glycerions Eltern. Zu ihnen gewendet, beginnt Ephimecides: „Von Zeus beginnend, dank ich euch, ehrfurchtgebietende Eltern, daß ihr ſeinen Willen vollendet und mir, dem Verwaiſten, blos von der Hand des Freundes euch zugeführten Jüngling eure reizgeſchmückte Tochter, mit dem Gürtel der Grazien prangend, zugeführt“.

Die Eltern bergen in den Faltenwurf ihrer Gewänder des Auges Freudenthränen, als das junge Paar, luſt- und lebenathmend, vor ihnen ſteht. — „Die Talente“, fährt Euphimecides im ruhigen Vergnügen fort, „die ihr uns zum Ueberſchwunge des Brautgeſchenkes gabt, laßt mich dankbar alſo „verwenden. Hier, wo ich mich einſt, Zeus verkennend und das „Leben, in die Fluten ſenken gewollt, und mich der ſcheidenden „Sonne Blick zurückgewieſen; hier, wo ich, des Lebens ſeligſte „Ruhe erkennend, der Freundſchaft einen Altar errichtet „(ſchweigend umarmt ihn bei dieſem Worte ſein Freund); hier, „wo ich des Lebens entzückendſten Sturm empfindend, der Liebe „ein Denkmal aufgebaut, und hier, wo ich nun im heiligen „Ebenmaße der heiligſten Gefühle, lebensfreudig ſtehe, und „das Leben ſo ganz umarme, — hier laßt mich für jenes Gold „einen Tempel bauen. Umſchließen ſoll er die beiden Altäre; „die Klippe ſoll eine Stufe zu ihm ſein, und ihr, meine jubelnden Begleiter, ſollt ihn mir erbauen helfen. Ein kleines Haus „daneben ſoll euch, ehrfurchtgebietende Eltern, ſoll dich, Freund, „ſoll uns Liebende einſchließen, und über dem Eingange ſollen „die Worte ſtehen: „„Dem Leben heilig““, denn mit Zeus „endigend, fühlt ich es, daß im wahren Leben des Lebens höchſtes „Glück liege!“ — Alſo ſpricht er in der heiterſten Seelenruhe zu der Schaar, welche ſich alsbald anſchickt, Steine zuſammenträgt, Säulen aufrichtet, Wände fügt, und mit des Lenzes Erſtlingen den neu erbauten Tempel einweiht.

Das Hüttchen daneben ſah Ephimecidens und Glycerions Glück, die an der Seite des Freundes und zwiſchen den Urnen ihrer, bald vom Bruder des Schlafes eingewiegten Eltern, im weiſen, wahren Leben des Lebens höchſtes Glück genoſſen! —

# Roſalina.

Mag der letzte Stern verſchimmern,
Mag die Erd' auch untergeh'n:
Siegreich über ihren Trümmern
Wird der Seraph „Liebe“ ſteh'n!

## 1.

In einem einſamen Bergthale der Grafſchaft Cleven (Chiavenna) lag das niedliche Städtchen Pleurs. Anmuthige Landhäuſer ſchimmerten aus den üppig grünen Kaſtanienwäldchen hervor, welche die Borde des Flüßchens Maira umkränzen, das, klar und hell, an ihnen vorübereilt, um ſich in dem freundlichen Becken des Comer Sees zu verlieren. Die ganze Umgebung verrieth von Weitem ſchon den Wohlſtand der Bewohner. Saftiges Obſt blickte durch das friſche Laub zierlich angelegter Gärten, reinliches Vieh wandelte auf fetten Triften und zu ſymmetriſchen Bogengängen verſchlangen ſich traubenſchwere Reben auf den ſanft gelehnten Vorhügeln des Berges Conto, welcher das Städtchen ſüdwärts begrenzte. Der Handel und die Gewerbe blühten daſelbſt auf eine erfreuliche Weiſe. Selbſt der gemeine Mann hatte des Sonntags ſein Stück leckeren Bratens zu verzehren, denn an Erwerb fehlte es den fleißigen Bürgern nicht. Indem ſie anderen das Geſchirr aus Stein (Lavezzi) zu drehen verſtanden, worin man ſich gerne ſein reinliches Mahl bereiten mag, löſten ſie dafür genug, um ſich ſelbſt eine kräftige Hausmannskoſt zu gönnen. Auch brachten ſie durch Kleinhandel, den ſie auf Saumroſſen über den nahen Splügen ins Rheinwald-Thal und ſüdwärts in das Gebiet von Como und nach Baltelin betrieben, nicht Unerhebliches ein. So lebten und webten denn mehr als zweitauſend rührige Menſchen, im Ganzen ziemlich wohlgemut und munter, in Pleurs und rechtfertigten vor der Welt mit nichts den traurigen Namen ihres Wohnortes, welcher zu deutſch ſo viel heißt als: Städtchen der Thränen (ville des pleurs). Dieſer Name ſchrieb ſich aber von einem Unglücke her, welches ſich die Bewohner als eine ſchauderhafte Sage aus den Tagen der Väter erzählten. Etwas tiefer in der Enge des Thales lag nämlich einmal ein Flecken mit Namen Belfort. Dieſer ging eines Tages durch eine plötzliche Ueberſchwemmung zu Grunde. Man hatte daher in der Folge weiter in die Ebene vorgebaut und dieſem, gleichſam aus den thränenwerthen Reſten des verſunkenen Fleckens entſtandenen Wohnorte den Namen Pleurs, d. i. „Thränen", gegeben, damit die Enkel des beklagenswürdigen Schickſals ihrer Ahnen eingedenk blieben.

Aber die Zeit hatte ſchon längſt ihren tröſtlichen Schleier über das ſchauderhafte Ende von Belfort gebreitet und man dünkte ſich unfern der Stelle, wo es begraben lag, ſo ſicher, als ob Gottes Rächerblick dieſen Winkel der Erde nie wieder finden könnte. Erſt im Jahre 1618, in deſſen Spätſommer ein drohender Komet mit ſchwärzlich rothem Kern und langer weißlich glühender Zornruthe am Himmel aufſtieg, wurden auch die Bewohner von Pleurs aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt und unwillkürlich an das Schickſal ihrer Väter erinnert.

Die Furcht wirkt anſteckend; eine düſtere Beklommenheit dämpfte das ſonſt ſo lebensluſtige Treiben in Pleurs und artete einerſeits in abgeſpannte Gleichgiltigkeit, andererſeits in haſtiges Drängen nach allem aus, wovon man ſich Rath und Troſt erwarten konnte. Zahlreiche Wallfahrten wurden unternommen, häufige Bittgänge angeordnet und die Tempel Gottes waren von Betenden und Schutzflehenden umlagert. Aber auch weiſere und aufgeklärtere Männer, welche einen Kometen wol bewundern, aber nicht fürchten können, mochten in jenen Tagen ihre Beſorgniß nicht verbergen, zwar nicht um jenes unheimlich glühenden Sternes willen, ſondern weil die Zeit wirklich zu ernſt ſich geſtaltete; der Meinungskampf in Europas Herzen ſich leidenſchaftlicher regte und das Auge, welches forſchend in die Zukunft blickte, keinen tröſtlichen Stern zu erſpähen vermochte, deſſen Schimmer Glück und Segen verſpräche.

Nur wenige Herzen blieben vielleicht unangefochten von der allgemeinen Verſtimmung, indem ſie zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt waren und in dieſen Herzen herrſchte — die Liebe.

## 2.

Der Podeſtà von Pleurs, Jakob Muralto, hatte eine wunderliebliche Tochter mit Namen Roſalina. So ſchön an Leib und Seele ſie auch war, ſo gab ſie den Leuten doch wenig zu ſprechen und ſchon daraus mag man ſchließen, daß Häuslichkeit und Sittſamkeit unter die ſchönſten Blumen gehörten, aus denen der Blüthenkranz ihrer Tugenden geflochten war.

Sechzehn Lenze ſchmückten mit den friſcheſten Roſen ihre Wangen und auf ihrer hohen, von dunklen Locken überſchatteten Stirne ſpiegelte ſich der Ernſt ihres biederen, aber ſtrengen Vaters eben ſo deutlich, als aus ihrem kindlichen klaren Auge der fromme Sinn ihrer vor fünf Jahren verewigten Mutter ſprach, unter deren ſorgſamer Obhut ſie, hold und züchtig, herangewachſen war. Von der ſterbenden Mutter dem Herzen des Vaters unter Thränen der innigſten Rührung empfohlen, fand ſie auch an ihm bisher mehr den beſorgten Freund, als den ernſten, unbeugſamen Herrn, als welcher Muralto im ganzen Gerichtsſtabe von den Guten geachtet und von den Leichtfertigen gefürchtet war. Sie hatte ihm ja noch nie Veranlaſſung gegeben, ihr etwas befehlen zu müſſen; ſie ſah ihm jeden Wunſch an den Augen ab und ließ ihn, ſobald es in ihren Kräften ſtand, eher in Erfüllung gehen, als er über ſeine Lippen gekommen war. Auch hatte ſie bisher noch nie Urſache gehabt, ſein Antlitz zu ſcheuen, wenn er auch noch ſo bewegt und tiefſinnig vom Rathhausſaale nach Hauſe kam. Sie durfte nur ſeine Hand faſſen und ſie mit einem ſchmeichelnden Blick an ihre Lippen drücken, ſo war jede Wolke von ſeiner Stirne ſchnell entflohen und Sitzung und Gericht vergeſſen. Nicht leicht mag es ein Mädchen ſo gut verſtehen, alle Launen ihres Vaters in eine einzige, nämlich in gute Laune umzuwandeln, als Roſalina es verſtand. Ein Wörtchen von ihr, und aus dem ernſten, oft grämlichen und unzugänglichen Schultheiß ward ein freundlicher, geſprächiger und ſcherzender Hausvater.

Um ſo auffallender mochte es dem Podeſtà ſein, an ſeinem Töchterchen plötzlich eine Art von Zurückhaltung bemerken zu müſſen, von welcher vor kurzem noch keine Spur vorhanden war. Er wußte anfänglich nicht, welchem Umſtande er die Schuld dieſer Veränderung beimeſſen ſollte, und ſchrieb ſie daher, um ſie doch vor ſich ſelber zu rechtfertigen, den Nachwirkungen einer Wallfahrt zu, welche Roſalina in Geſellſchaft einiger edler Matronen des Ortes, nach dem weit entfernten, am nördlichſten Ende des Schweizerlandes gelegenen Nonnenkloſter Olsberg, unternommen hatte. Dieſer erſte Ausflug aus dem Vaterſtädtchen an eine geweihte Stelle, wo der Geiſt Gottes ſo fühlbar auf die Häupter der Andächtigen herabweht und das durch die Welt zerſtreute und zerſplitterte Gemüth ſich ſammeln kann im Schweigen der Einſamkeit und in der Ruhe der Erbauung, dürfte wol — ſo dachte ſich Muralto — auf das empfängliche Gemüth des Mädchens einen tieferen Eindruck gemacht haben, als irgend etwas von allem, was ſie bisher erlebt hatte. Er drang deshalb auch nicht ernſtlicher in ſie, indem er theils hoffte, daß ſich dieſe Stimmung nach und nach wieder verlieren würde, theils überzeugt zu ſein glaubte, falls ihr eine andere Urſache zu Grunde läge, durch die gewöhnte Offenheit ſeiner Tochter bald des weiteren Forſchens überhoben zu werden. Allein er täuſchte ſich. Immer tiefſinniger wurde die Arme; wie eine ſchmachtende Blume ließ ſie das Köpfchen hangen; ſuchte die Einſamkeit auf, wählte den Mond zu ihrem Vertrauten und ſchien aus dem dunklen Feuerblicke des Kometen, deſſen Flamme die Anderen ſchreckte, Troſt und Ergebung zu ſaugen.

„Ei, das Fieber kenn' ich!“ ſprach Muralto zu ſich ſelbſt, nachdem er über den Zuſtand ſeiner Roſalina reiflicher nachgedacht. — „Die Knoſpe des Gefühles ahnt den nahen Lenz. Es iſt der ſüße Drang des erwachenden Herzens, was ſie ihrem eigenen Inneren entfremdet. — Wie ein kaum entpuppter Falter flattert ihre Seele zweifelnd hin und wider und weiß nicht, bei welcher Blume ſie weilen, wo ſie den Blüthenſtaub ihrer Flügel zuerſt im Frühlingsſtrahle ſonnen ſoll. — Ich will ihr die Blume wählen, die würdig iſt, einen Falter wie Roſalina zu feſſeln. Unſer junger, deutſcher Rathsherr, Theodor Fichtner, dürfte wol im Stande ſein, die irrenden Gedanken und Gefühle meiner Tochter zu ſammeln und ihrem Sinnen und Trachten eine beſtimmte Richtung zu geben. Mit ſeiner jugendlichen, anſehnlichen Wohlgeſtalt verbindet er ausgezeichnete Geiſtesanlagen; ein vernünftiges Mädchen, deſſen Sinn noch nicht anderwärts gefeſſelt iſt, kann gegen einen ſolchen Freier unmöglich eine Einwendung machen. — Auch ſcheint der feurige und dabei doch ſo ernſte Jüngling, gegen meine Roſalina nicht gleichgiltig zu ſein. Er hat ſich ſeit einiger Zeit näher an mich angeſchloſſen, hat mich manchen Blick in ſein Inneres thun laſſen, hat manches

Wörtlein hingeworfen, das mich über ſeine Abſichten in keinem Zweifel läßt. — Nun, mit Gott! es ſei! Ich will dem Winke folgen, den mir der Himmel ſelbſt zu geben ſcheint und meiner Tochter über ihr eigenes Herz Klarheit verſchaffen!“

Der junge Rathsherr war über Muralto's Anſinnen entzückt und geſtand ihm ohne Rückhalt, was er ſchon längſt für geheime Wünſche in ſeinem Innern gehegt habe. Mit inniger Wonne gelobte er ihm, alles zu thun, um Roſalina's Herz ſich geneigt zu machen und ihr ein Los zu bereiten, deſſen es ſie gewiß nie gereuen dürfte. Der Vater, des wackeren Freiers ſicher, beſchloß, ſich nun an ſeine Tochter zu wenden und ihr den überraſchenden Aufſchluß über das unbeſtimmte Drängen ihres Herzens ſelbſt zu geben. Mit liebendem Ungeſtüme ſah er dem Augenblicke entgegen, welcher den entſcheidenden Wendepunkt im Leben ſeines theuren Kindes bilden ſollte.

Roſalina ſaß eines Tages wieder recht trüb und nachdenkend in der Hausflur und ſtarrte zum flammenden Himmel empor, den die ſinkende Sonne mit hochrothen Strahlen überpurpurte. Die hellen Thränen ſtanden ihr im Auge und glänzten im Widerſcheine des Abends wie Blutstropfen. Tiefe Seufzer ſchwellten ihre Bruſt; ihre Blicke hafteten feſt auf der Gartenwand des Nachbarhauſes, als ob ſie dort etwas bang Erwartetes ſuchten und ihre Seele war ſo ganz anderwärts beſchäftigt, daß ſie erſchrocken zuſammenfuhr, als der Podeſta ſie mit dem herzlichen Zurufe: „Was fehlt dir, Töchterchen?“ aus ihrem Traume zu wecken ſuchte.

„Was mir fehlt?“ erwiderte Roſalina faſt unwillkürlich ihren Vater mit großen Augen anblickend und die Thränen, welche bisher wie Perlen am Saume ihrer Wimpern hingen, rollten, entfeſſelt über die Wangen hinab und ſtraften das leiſe „Nichts“

Lügen, womit ſie einer zweiten Frage ihres **Vaters** vorzubeugen ſtrebte.

„Nichts — mein Kind?“ — entgegnete der **Podeſtà**, ihr ſanft die Wange ſtreichelnd, — „nichts? Beſinne dich! Antworte deinen Thränen, wenn du meinen Fragen ausweichen willſt. — Ich weiß, was dir fehlt. Dir iſt dein Herz zu groß geworden und da brauchſt du nun ein Weſen, mit dem du es theilen kannſt. — Getroſt, mein Mädchen! Ich weiß wol einen Rath! Verſtehſt du, Mädchen? Einen Rath weiß ich! — Sieh mich nicht ſo forſchend an, als ob du den Doppelſinn meiner Worte nicht errietheſt. Du kennſt den Rath, den ich dir geben will, wenn du's zufrieden biſt. Es iſt — doch wozu dich länger in den Schlingen eitler Worte fangen wollen — mit einem Worte: es iſt Zeit, Kind, daß ich daran denke, dir einen braven Mann zu wählen, und ich habe dir einen gewählt, den du mir gewiß nicht verſchmähen wirſt, einen wackeren, jungen, liebenswürdigen Freier — unſeren deutſchen Rath, Theodor Fichtner. — Nun, Mädchen, magſt du dein Herz mit ihm theilen und deine Hand für alle Zukunft ihm liebend anvertrauen?“

„Wenn Ihr es befehlt, mein Vater!“ war Roſalina's Antwort und ſchluchzend verbarg ſie ihr naſſes Auge an der Bruſt ihres Vaters.

## 3.

Das Ciſterzienſer-Kloſter Olsberg (Oelberg) lag jenſeits Rheinfelden hinaus, über dem Rhein, von Schwerſtatt aufwärts in einem Engthale, durch welches ein kleines Gebirgswaſſer, die Feer (Wehr, Werr) genannt, dem Rheine zueilt. Zwiſchen zwei hohen Felſen, deren Häupter mit melancholiſchem Nadelgehölze bekrönt ſind, ſchlingt ſich der ſchmale Saumpfad längs der Feer dem Keſſel zu, in deſſen innerſtem Winkel die frommen Frauen der Andacht und Beſchauung leben und frommen Pilgern gerne die Schätze ihres Gotteshauſes erſchließen und die köſtlichen Perlen ihrer Andacht und Ergebung ihnen mittheilen. Manche Unbill mußte der fromme Verein im Drange der Zeiten erfahren. Eben vor einem Jahrhunderte, da die edle Jungfrau Katharina von Schönenberg als Abbatiſſin dem Kloſter vorſtand, ward im Tumulte eines verheerenden Bauernkrieges das Gotteshaus ganz geplündert und großer Schaden daſelbſt angerichtet. Erſt in einem Zeitraume von vierzig Jahren konnten die traurigen Nachwirkungen dieſes Unfalles durch die ſechsundzwanzigſte Abbatiſſin Katharina von Hersberg einigermaßen vertilgt und vergütet werden. Durch Herſtellung geräumiger Pilgerwohnungen und durch anſprechende Ausſchmückung des Gotteshauſes, lockte das Kloſter wieder häufige Wallfahrer an, deren Zahl beſonders in dem genannten Kometen-Jahre, durch die allgemein herrſchende Beſorgniß, zum Unglaublichen ſtieg.

Auch die Matronen, denen ſich Roſalina angeſchloſſen hatte, ſcheuten die lange, beſchwerliche Reiſe über den Berg Splügen und über die Städte Uznach, Rapperſchwyl, Zürich und Baden nicht, um in den geweihten Mauern von Olsberg Troſt und Ermuthigung für eine ahnungsſchwere Zukunft zu finden. Sowol ſie, als das ihnen anvertraute Mädchen fanden den Ruf dieſer weitbekannten, ſegenſpendenden Stätte begründet, und hielten ſich einige Tage lang dort auf. Unverlöſchlich war die Erinnerung, die beſonders die unerfahrene, tieffühlende Jungfrau von dort mitnahm. Allein von dem, was ihr auf dem Heimwege begegnen ſollte, hatte ſie keine Ahnung, ſonſt würde ſie ihren Pilgerlauf gewiß nicht ſo harmlos und unbefangen angetreten haben.

Ein nebliger Morgen war es, an welchem Roſalina mit ihren Begleiterinnen den Rückweg antrat. Einzelne Sonnenblicke verſprachen einen heiteren Tag und wohlgemuth trabten die Pilgerinnen, von den verhallenden Glockentönen des Kloſterthurmes in eine ſüßwehmüthige Stimmung gewiegt, auf ihren Saumroſſen, gefolgt von einem Kloſterdiener, den ſchmalen Felspfad zur Seite der Feer entlang.

„Das Waſſer trübt ſich!“ ſprach der Diener. — „Es muß im Hochgebirge geregnet haben und das wäre ſchlimm. Nachtregen in der Alpe droben gibt im Thalkeſſel gern ein Vormittagswetter!“

Die Frauen nahmen des Dieners Bemerkung gleichgiltig hin, und ritten unbeſorgt dem Walde beim kalten Brunnen gegen die Hofmatten zu, welcher ſie bald mit ſchauerlichem Rauſchen in ſeine Dunkelheit aufnahm. Eine dumpfe Schwüle, von einzelnen Windſtößen unterbrochen, veranlaßte den Diener zu einem bedenklichen Kopfſchütteln, mit dem Bedauern, daß es zum Umkehren ſchon zu ſpät wäre, und nun nichts anderes übrig bliebe, als im beſchleunigten Trabe der Herberge zuzueilen, welche eine Stunde weit hinter dem Walde in Olsberg neben der ſogenannten Schneckenſchleife läge. Ein fernes Donnergrollen gab ſeinen Worten Nachdruck und die Frauen beeilten ſich, ſo gut ſie konnten, um das bezeichnete Aſyl noch vor Ausbruch des Wetters zu erreichen. Ungeſtümer wurde der Wildbach und begann bereits höhere Wellen zu werfen. Der Donner rollte näher; fahle Blitze zuckten über die Wipfel der Föhren hin, und in dicken Tropfen raſchelte der Regen auf das Laub des Erlengebüſches, welches ſich am Saume des ſchäumenden Gewäſſers hinzog.

Schon zeigte ſich den angſtbeklommenen Reiterinnen der Ausgang des Waldes; nur ein halb Stündchen mochte die erſehnte Herberge noch entfernt ſein. Da brach das Ungewitter mit allen ſeinen Schrecken los und wüthete ſo ungeſtüm, als ob es auf das Verderben aller abgeſehen wäre, denen es nicht gelang, noch früher ein ſicheres Obdach zu finden. Das dumpfe Murren des Donners war in ein unausgeſetztes, gellendes Geraſſel, das Rauſchen des Windes in das furchtbare Sauſen eines Orkanes, der Wellenſchlag des Wildbaches in ein tobendes Fluten und Orgeln übergegangen. Die Blitze fuhren, ſo nah und feurig, am Boden hin, daß ſie aus den Tiefen des Waldgrundes gegen Himmel emporzuziſchen, nicht aber aus den Wolken herabgeſchleudert zu werden ſchienen. Die Saumroſſe der Reiſenden, wiewol an ſolche Gebirgsabenteuer mehr gewöhnt, als andere Thiere, zitterten doch am ganzen Leibe und ſträubten ſich, dem lenkenden Zügel zu gehorchen. Plötzlich ſchoß ein bläulich flammender Keil, mit betäubendem Gepraſſel, knapp neben Roſalina's Roß in den wirbelnden Giſcht der Feer hinab, daß die Wellen, wie ſiedend, hochaufſpritzten und dann in einen dampfenden Trichter, hohl brüllend, einſtürzten. Wie von ſummenden Bremſen verfolgt, riß das erſchrockene Thier, deſſen Lenkerin entgeiſtert die Zügel fahren ließ, mit flatternden Mähnen aus und würde unvermeidlich in das empörte Wellengrab hinabgeſprungen ſein, wäre nicht aus einer Felſengrotte knapp am Pfade, ein von Gott geſendeter Retter hervorgeſtürzt, welcher dem ſcheuen Roſſe in die Zügel fiel und das ſinkende Mädchen in ſeinen kräftigen Armen auffing. Dieſer unerwartete Retter gab ſich in der nahen Herberge, welche die Reiſenden endlich, ohne weiteren Unfall, erreichten, der tief ergriffenen Roſalina als einen nach Italien pilgernden Nordländer zu erkennen. Seinem Wanderleben entſprach auch der Name, den er ihr, auf ihre Bitte, mittheilte; er hieß Pilgerin. Der letzte aus einem alten Geſchlechte, beſchloß er die Welt zu durchziehen, um entweder, wo ſich Gelegenheit zum Ruhme darböte, das Schwert zu ergreifen, oder, falls ihn irgendwo ſüßere Bande feſſeln würden, mit Herz und Habe ſich dort anzuſiedeln. „Der Zufall", ſetzte er mit bedeutender Miene und ſanftem Erröthen hinzu, „ſcheint mir mit einem Male das Glück der Häuslichkeit dringender empfehlen zu wollen, als den lockender Flitter des Ruhmes!"

Roſalina dankte ihrem Retter innigſt gerührt und konnte ihm nur mit Mühe ſeine Bitte gewähren: ſelbſt, wenn ihn ſein Stern je in ihre Nähe führen ſollte, Niemandem zu verrathen, welch' einen, ihm ſo theuren Dienſt Gottes Fügung ihn einer Bedrängten erweiſen ließ. Mit Rührung nahm er Abſchied von der ſchönen Roſalina und liſpelte ihr, noch unter der Schwelle ihr leiſe die Hand drückend, auf die Frage, wohin er ſeinen Weg nun nähme, mit ſanfter Stimme zu: „Ich ziehe meinem Sterne voraus!"

## 4.

„Warum haſt weder du, noch irgend jemand von deiner Begleitung, mir etwas von dieſem Vorfalle erzählt?" fragte Muralto mit ſanftem Vorwurfe ſeine Tochter, die ſeiner dringenden Bitte, ihm ihr Herz anzuvertrauen, ihm zu geſtehen, was ihr auf ihrer Wallfahrt begegnet ſei, das ſie ſo verändern konnte, ihn nicht länger in bangen Zweifeln zu laſſen, nicht mehr zu widerſtehen vermochte. — „Warum ließeſt du mich nur errathen, was du, als aufrichtige Tochter, deinem liebenden Vater, ſo ſicher und offen hätteſt anvertrauen können?"

„Ich ſagt' Euch ja, Vater," entgegnete Roſalina, „daß ich meinem Retter das Verſprechen geben mußte, nichts von ſeiner Edelthat zu erwähnen. Meine Begleiterinnen aber wollten Euer zärtliches Vaterherz nicht mit der Schilderung einer Gefahr quälen, die, wenn gleich von Gott glücklich abgewendet, mich dennoch bis an den Rand des Grabes gebracht hat. — Nur Bewußtſein deſſen, was mir Kindesliebe zur Pflicht macht, konnte mich wortbrüchig gegen den Jüngling machen, dem ich mein Leben verdanke! Nun wißt Ihr alles, lieber Vater, und nun könnt' Ihr Euch wol erklären, daß mich die Erinnerung an jenen ſchrecklichen und doch ſo wunderbaren Augenblick manchmal ernſter ſtimmte, als Ihr es bisher an mir gewöhnt ſein mochtet. Nur der Menſch, glaub' ich, kann immer heiter ſein, an welchem das Leben immer nur tändelnd und ſpielend vorüberzog; wem es aber einmal einen ernſteren Blick in ſeine unheimlichen Tiefen gegönnt hat, dem mag man es wohl verzeihen, wenn er bisweilen daſitzt und ſinnt und dichtet, und denkt —"

„Und weint?" fiel ihr der Podeſtà ins Wort. — „Kind, Kind, du ſagſt mir: ich wüßte nun alles? Täuſcheſt du mich nicht? Mir ahnt, als wüßt' ich kaum das Geringſte von dem, was dir auf dem Herzen liegt. — Haſt du ſeither von deinem edelmüthigen Retter nichts gehört? Ich möchte ihn kennen, um ihm, wenigſtens durch mein ſtillſchweigendes Benehmen, ſchonend einen Theil der großen Schuld abzutragen, zu der mich verpflichtet zu haben, er durchaus nicht geſtehen will! Du errötheſt? Deine Augen ſchwimmen in Thränen? — Roſalina! — Sei aufrichtig! — Du weißt um ihn; dein Zittern verräth mir's. Er iſt dir wohl in unſerem Städtchen ſchon begegnet? Er iſt hier! Läugne nicht! Er iſt hier!"

Roſalina fiel ihrem Vater weinend um den Hals. Sie hatte ihr Geheimniß verrathen; ſie mußte nun alles ſagen, alles bekennen. Der entſcheidende Augenblick war gekommen. Pilgerin war wirklich ſeinem Sterne, nämlich der ſchönen Roſalina, vorausgezogen; er war auch ſeinem Sterne in Pleurs begegnet und ſetzte durch ſein Erſcheinen ein Verhältniß fort, welches in einer zu wichtigen Stunde angeknüpft worden war, als daß es ohne Nachklang hätte bleiben können. Er hatte ſeinen Aufenthalt in einer Herberge genommen, deren Rückſeite an den Hausgarten des Podeſtà ſtieß. Hier ſah er von ſeinem Erker aus jeden Tag die holde Nachbarin luſtwandeln und weidete ſich an dem Anblicke ihrer Reize und ihrer Züchtigkeit. Nur in ſtiller Beſchauung gefiel ſich anfangs ſeine Liebe, ohne ein Wort des Geſtändniſſes zu wagen. Nach einigen Wochen erſt drängte ſich ſein tiefes inniges Gefühl auf die Lippen und machte ſich in den ſinnreichen Zeilen eines Liedes Luft, das er mit zitternder Stimme eines Morgens zur Laute ſang, als eben Roſalina wieder in den Garten trat, um das kleine, mit lieblichen Herbſtblumen bepflanzte Beetchen zu begießen. In ſüßer Ahnung wendete ſie ihre Blicke den Klängen nach und erkannte mit freudiger Beklommenheit in dem lauſchenden Sänger ihren Retter Pilgerin. In ſeiner Romanze war die Abſicht ſeines Kommens klar ausgeſprochen und Roſalina's Gartenbeetchen hatte in ſeinem kleinen Blumenwörterbuche der Wörter genug, um den ſchönen Sinn jenes Liedes zu erwiedern. Der Bund war geſchloſſen und war es um ſo feſter, je weiter in die Zukunft hinausgerückt das Ziel erſchien, welchem die Herzen Beider, vielleicht ſich ſelber nur erſt halbbewußt, entgegen klopften. Wie ein Blitzſtrahl traf es daher das in ſtille Ruhe eingewiegte Herz des Mädchens, als Muralto die Abſicht, ihr einen Gatten zu beſtimmen, entſchieden ausſprach. Dieſe betäubende Ueberraſchung trug auch die Schuld, daß Roſalina den letzten ernſten Augenblick unbenützt vorüberließ, in welchem ſie vielleicht durch ein offenes Geſtändniß, dem verhängnißvollen Zuſammentreffen der Umſtände, das ſich vorbereitete, noch hätte begegnen können. Sie erkannte nun zu ſpät, wie ſchwer ſich die kleinſte Verſchloſſenheit und Unaufrichtigkeit gegen einen zärtlichen Vater räche, ſo wie dieſer, leider! auch zu ſpät einſah, daß eines Mädchens Herz eine zarte Sinnpflanze ſei, die einer ſorglichen, behutſamen Pflege bedarf, um nicht dem Nachtfroſte der Enttäuſchung zu erliegen. Bitter bereute er ſeine Voreiligkeit bei der Wahl eines Eidams. Was konnte er nun aber thun? — Der Rathsherr Theodor Fichtner hatte ſein Wort; Pilgerin hingegen hatte zwar dieſes nicht, aber weit mehr, nämlich die Liebe Roſalina's. Den Rathsherrn, einen ſo wackeren, geraden Mann zu beleidigen, wäre höchſt unbillig geweſen. Er hegte die redlichſten Abſichten; meinte es vollkommen ernſt und ſchien entſchloſſen, Blut und Leben für den Beſitz eines Mädchens zu wagen, ohne das er, ſeit ihm die Hoffnung ſo freundlich lächelte, ſein Daſein für unabgeſchloſſen halten würde. — Pilgerin aber verdiente ja auch keinen Vorwurf; er hatte ſich, im Gegentheile, ein unanfechtbares Recht auf ein Weſen erworben, deſſen Leben das Werk ſeines Muthes war; ihm gegenüber war Muralto Schuldner von Seite der Natur, wie Fichtnern gegenüber hinſichtlich ſeines gegebenen Wortes.

Jenem eine Bewerbung zu verargen, zu welcher er von dem Vater Roſalina's ſelbſt ermuthigt worden war, wäre eben ſo ungerecht geweſen, als dem Mädchen die Neigung zu einem Manne zu wehren, dem es durch die heiligen Pflichten der Dankbarkeit verbunden war.

Der Vater konnte, als Ehrenmann, hier nichts anderes thun, als durch ein unverhohlenes Geſtändniß beide Bewerber in die Kenntniß der Umſtände ſetzen, deren Verwicklung jeden Machtſpruch ihm unmöglich machte; wozu er ſich denn auch, nicht ohne ſchweren inneren Kampf, entſchloß. Nachdem er ſeiner Tochter das Schwierige ſeiner Lage, mit väterlicher Schonung begreiflich gemacht hatte, begab er ſich ſelbſt in Pilgerin's Wohnung, verſtändigte ihn von allem, was vorgefallen war und überließ es ihm zur Beurtheilung, was er für räthlich und förderſam erachtete. Pilgerin, eine ſtille, ſchwärmeriſche Seele, erklärte Roſalina's Glück für ſein eigenes Ziel, an deſſen Erreichung er alles ſetzen wollte, wenn er die Ueberzeugung gewänne, daß ſie, wie er mit ihr, nur allein mit ihm glücklich werden zu können fühlte. — Mit gleicher Offenheit wendete ſich Muralto an den feurigen, ungeſtümeren Theodor Fichtner, welcher bei der unerwarteten Mittheilung wild aufbrauſte und, um keinen Zoll breit von ſeiner ſüßen Hoffnung weichend, alles aufzubieten beſchwor, um ein ſo theueres Kleinod, deſſen Beſitz er ſich bereits geſichert glaubte, gegen jeden fremden Einſpruch zu behaupten.

Tief gebeugt durch die traurige Vorahnung eines unſeligen Wettkampfes, theilte der Podeſtà ſeiner Tochter die Unmöglichkeit eines verſöhnenden Ausgleiches mit und machte ſich über ſeine Voreiligkeit die bitterſten Vorwürfe, als dieſe ihm weinend geſtand, daß ſie eher ſterben, als von ihrem innigſtgeliebten Pilgerin laſſen und einem Manne die Hand reichen wollte, den ſie zwar hoch achte, aber als einen Feind ihres Glückes nur haſſen könne.

### 5.

Eines Tages fand Pilgerin, als er von einem kleinen Jagdritte nach Hauſe kam, einen verſiegelten Zettel, welcher für ihn war abgegeben worden. Ohne ahnen zu können, was er enthalte, erbrach er ihn ruhig und las, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, folgende Zeilen:

„Unbekannter Nebenbuhler!

„Der Name, den ich dir gebe, mag dir beweiſen, daß ich dich, ungeachtet wir uns im Leben noch nie gegenüber ſtanden, haſſen muß: denn du liebſt, was ich liebe und willſt nicht, kannſt vielleicht auch nicht laſſen, was ich nie laſſen werde. Du verſtehſt mich: der Preis, um den wir werben, iſt zu hoch, als daß wir nicht beide unſer Leben lächelnd in die Schanze ſchlügen, um ihn zu gewinnen. Wer liebt, der wagt; wer nichts wagt, hat nie geliebt. Abtreten kann ich dir eine Hand nicht, ohne deren Beſitz ich nicht leben kann, wenn ich nicht wenigſtens den Troſt habe, alles dafür eingeſetzt zu haben. Und auch du könnteſt, ſelbſt im Beſitze derſelben, nicht leben, wenn ich dir's, mit dem fürchterlichſten Eide beſchwöre, ſo lange ich athme, als unverſöhnlicher Racheengel hinter deinem Glücke zu ſtehen. Ich weiß, daß ich mit dieſem Geſtändniſſe eine böſe Seite meines Herzens nach außen kehre; aber die Liebe hat das an ſich, daß ſie mit einem Winke ſelbſt Engel in Teufel verwandeln kann. Darum will ich dir mit deutſcher Aufrichtigkeit, keinen Zug meines Innern verhehlen und erkläre dir hiermit, daß ich kein anderes Mittel kenne, um den böſen Knoten, den unſer Unſtern ſchürzte, zu zerhauen, als das — Schwert! Laß uns kämpfen um Roſalina's Beſitz; — ihre Hand ſei des Siegers Preis. Wir ſchreiben heute den zweiten Tag des Herbſtmondes; in zwei Tagen fällt der Name der Heiligen, den der Gegenſtand unſeres Kampfes führt. Ein öffentlicher Kirchgang verſammelt, ſo viel ich weiß, an dieſem Tage die meiſten Bewohner der Stadt zur Abendandacht im Dome der frommen Siedlerin Roſalia und macht die Umgegend menſchenleer und unbelauſcht. Um die fünfte Stunde dieſes Tages erwarte ich dich daher auf dem Rebenhügel, nordwärts hinter der Stadt, deſſen Gipfel ein kleines Gehölz bedeckt. Dort wirſt du mich gerüſtet finden; wenn du ein Mann biſt, ſo erſcheine und laß uns mit dem Stahle ſchlichten wofür es ſonſt keine menſchlichen Richter gibt."

„Theodor Fichtner."

Das Loos war geworfen. Was auch immer aus dieſem Schritte entſtehen dürfte, Pilgerin ſah ſich keine Wahl gelaſſen: er mußte ſeinem hartnäckigen Gegner die Spitze bieten. Freilich erkannte er mit Zittern, wozu dieſer unſelige Kampf führen könne. Wenn er fiele und ſein Beſieger um Roſalina's Hand würbe, mit welchem Gefühle würde ſie dem Mörder deſſen folgen, den ſie, wie er ſich's klar bewußt war, ſo innig und einzig liebte. Kann man ſich für ein liebendes Herz eine größere Qual denken, als gekettet zu werden an ein Weſen, das man haſſen, verabſcheuen, verwünſchen muß, das man in jedem Augenblicke, beſpritzt von dem Blute des Theuerſten was man hatte, ſieht und dieſe Pein ertragen zu müſſen, bis der Gram dem zerriſſenen Herzen den erſehnten letzten Frieden bringt? Und könnte es nicht leicht ſo kommen, könnte nicht eben das Bewußtſein, alles gewinnen oder verlieren zu müſſen, die ſonſt ſichere Hand lähmen und das Auge blenden? — Und doch, gibt es einen andern Ausweg?! — Der Entſchluß eines Deutſchen ſteht feſt, wie Berge; auf einen gütlichen Ausgleich ließ ſich daher nicht denken. Mittheilen durfte er keinem menſchlichen Ohre, was bevorſteht, wenn er nicht den Vorwurf bübiſcher Feigheit auf ſich laden wollte. So ſchrecklich alſo auch die Beſorgniſſe, ſo traurig die Ahnungen waren, welche ſein tief ergriffenes Gemüth durchkreuzten, ſo mußte er doch dem drohenden Schickſale muthvoll und ſchweigend entgegentreten.

Nur der Gedanke, daß er ſein Geſchick nicht ſelbſt zum zweifelhaften Kampfe herausgefordert habe, daß er nicht den fernſten Anklang eines unlauteren Gefühles in ſeiner Bruſt hege, daß er mit freiem, muthvollem Auge ſeinem Feinde die Spitze bieten könne, gewährte ihm in ſeiner traurigen Lage Troſt und Kraft. Durch fromme Ergebung ſuchte er jene Faſſung zu gewinnen, ohne welche der ſicherſte Arm dem Kämpfer leicht untreu wird; vermied abſichtlich bis zur Stunde der Entſcheidung, den Anblick Roſalina's, deren Bild ſeinen Geiſt nur in neue Unruhe verſetzt haben würde und erkräftigte ſich während der kurzen Friſt, die ihm noch gegönnt war, im Anſchauen, der hehren, ruhigen Natur, als des treuen Spiegels eines ewig wachenden Weſens, ohne deſſen Wink kein Haar vom Haupte, kein Sperling vom Dache fällt, ohne deſſen Wink wol auch die Spitze eines Schwertes nicht ſpitz genug für ſein Herz wäre, mit welchem ein anderes in banger Qual vergehend, mitbräche. Zu ordnen hatte er weiter nichts; allein daſtehend in der Welt, konnte er ſeine Rechnung mit ihr leicht ſchließen. Ihm würden keine Eltern, keine Freunde nachweinen; um ſeine Habe würde es kein Gezänke geben, — nur zwei Augen dürften nimmer fröhlich blicken, ſondern bald nach den ſeinigen ſich ſchließen, um in einem beſſeren Jenſeits liebend ihm entgegenzuglänzen.

In dieſer Stimmung erwartete er den verhängnißvollen vierten Tag des Herbſtmondes 1618. — Blutroth ſtieg die Sonne im Oſten empor und brach ſich mühſam durch den dichten Nebel Bahn, welcher über den Giebeln und Dächern von Pleurs hinwogte. Schwermüthig wandelte Roſalina in den Hausgarten hinab und blickte erwartungsvoll nach dem Erker, von welchem ihr ſonſt Pilgerin den Morgengruß zuwinkte. Aber diesmal war es ſchon der zweite Morgen, an dem ſich ihr kein Pilgerin zeigte. Bange Zweifel kreuzten ſich in ihrem Gemüthe und eine ſchwere Ahnung drückte, wie Centnerlaſt, ihr Herz. Hätte ſie gewußt, welcher Gedanken ſich der arme Jüngling, hinſtreifend über die morgenfriſchen Rebenhügel vor der Stadt zu entſchlagen ſuchte, ſie würde mit ihrem Jammer das ganze Haus erfüllt und verzweifelt gegen das Unvermeidliche angekämpft haben. So aber machte ſich ihre Beklommenheit in

Thränen Luſt, von denen ſie wol nicht ahnen konnte, daß es die letzten wären, die auf ihre Blumen rieſelten.

Schwere Wolken hingen am dunſtigen Mittagshimmel; ein flimmender Höhenrauch, wie ſonſt nur in den ſchwülſten Sommertagen, umſchleierte den Horizont. Einzelne Windſtöße, denen plötzlich wieder eine dumpfe Ruhe folgte, ſauſten in langen Pauſen durch die Luft. Die Vögel flatterten haſtig durcheinander; ſammelten ſich wohl auch hin und wieder um die Thurmknöpfe und ſchienen Uebungsflüge halten zu wollen, um ſich auf ihre große Wanderung im Spätherbſte vorzubereiten.

Ueberhaupt war es, als ob die Angſt, welche ſich, wie öfter in dieſen Tagen banger Erwartung, aller Gemüther mehr oder minder bemächtiget hatte, beſonders auffallend waltete und ſogar auf die argloſen Thiere übergegangen ſei, ſo unerklärlich und ſeltſam war die Bewegung, die in der ganzen Stadt herrſchte.

Freudlos wurde das Mahl in den Häuſern verzehrt und wie ein Ruf der Erleichterung, klang es den Ohren, als gegen die vierte Stunde des Nachmittags die Glocken vom Roſaliendome das Volk zum Gebete luden.

### 6.

Roſalina, der es im Hauſe heute ſo enge ward, wie nie vorher, war ſchon früher zur Kirche vorausgeeilt. An der Pforte übergab ihr der Meßner ein verſiegeltes Blättchen mit dem Bemerken: ein junger Mann hab' es ihm ſchon am frühen Morgen übergeben, aber ihm verboten, es ihr eher einzuhändigen, als bis ſie Nachmittags ſelbſt zur Kirche käme.

Erſchrocken trat Roſalina bei Seite und erbrach zitternd das Blättchen. Es war von Pilgerin. Er konnte unmöglich ſeinem Schickſale entgegengehen, ohne ſeine theuere Geliebte auf das Unglück wenigſtens vorzubereiten, das ihr bevorſtände, wenn Gott ſeinem Gegner den Sieg verliehe. Nur mit Mühe konnte ſie die folgenden Zeilen enträthſeln, welche, wie mit dem Herzblut ihres Retters geſchrieben, ſich vor ihren ſchwimmenden Augen, bunt und bunter durcheinander wirrten:

„Theuere Roſalina!

„Wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, bin ich dir entweder ewig gewonnen oder — verloren. Fichtner hat mich aufgefordert, um deinen Beſitz mit ihm zu kämpfen. Die fünfte Stunde des Nachmittags entſcheidet unſer Los. Wenn ich Abends nicht als Sieger dir entgegeneile, ſo ſuche meinen blutenden Leichnam in dem kleinen Gehölze, welches den Gipfel des Rebenhügels nordwärts hinter der Stadt, bekränzt. Bete für mich, bis wir uns wieder ſehen — hier — oder — dort! Ewig Dein.“

„Pilgerin.“

Von der Angſt der Verzweiflung getrieben, flog Roſalina, ſelbſt nicht wiſſend was ſie thue, auf dem kürzeſten Wege aus der Stadt, dem bezeichneten Hügel zu, der ihr wie der Leichenhügel ihres Geliebten von fern entgegenragte. Ein guter Engel ſchien ihre Schritte zu lenken und ſie, trotz der Betäubung, die alle ihre Sinne lähmte, den ſchmalen Pfad vor allen anderen finden zu laſſen, welcher geradenwegs in das bezeichnete Wäldchen leitete. Der Himmel gab ihr Kraft, die ſteile Höhe, in unaufhaltſamer Haſt emporzuklimmen.

Sie achtete weder der Sonne, die ihre Strahlen aus dem ſchwarzbewölkten Weſten ſtechender, als in den Tagen des Julius, herabſchoß; noch des drohenden Gewitters, welches über dem Berge Conto um ſo grauenhafter aufſtieg, je ungewöhnlicher es um dieſe Jahreszeit ſein mochte; nicht des wilden Sturmes, welcher Blätter und Staub in luftverfinſternden Wirbeln emporzutreiben begann; nicht des unheimlichen Sauſens und Murrens, welches in grauenvollen Abſätzen, den Hilferuf der fernen Glocken übertäubte. Sie hörte im Geiſte nur Schwertergeklirr, nur den Schmerzensſchrei des Geliebten, nur das teufliſche Hohngelächter ſeines Mörders und ſah in der kurzen Strecke, die ſie noch von dem verhängnißvollen Wäldchen trennte, ein unerreichbares Ziel, das mit jedem Schritte neckend zurückwich. Jetzt war ſie am Gipfel. Das Gehölz theilte ſich; Schwerthiebe fielen; zwei Geſtalten ſtürzten im wilden Kampfe auf einander zu und mit einem Schrei des Entſetzens, warf ſich Roſalina, beſinnungslos, zwiſchen die Kämpfenden. Von Staunen gelähmt, ließen ſie die Schwerter fallen und fingen die Sinkende in ihren Armen auf, über deren blaſſe, von einem leiſen Streifhiebe geritzte Wangen, einige Tropfen Blutes purpurn hinabglitten.

Eine lange Pauſe des Schweigens feſſelte die entgeiſterten Feinde. Der Knoten, welchen ſie mit dem Schwerte zu zerhauen gedachten, war noch feſter geſchürzt; wer konnte ihn löſen?

Er ward gelöſt, auf eine fürchterliche Weiſe gelöſt, die kein menſchlicher Geiſt voraus ahnen konnte. — Ein entſetzliches Gepraſſel, als ob der Erdball in Trümmer ginge, weckte nämlich die erſtarrte Gruppe plötzlich zum Leben auf, um das Gräßlichſte zu ſchauen.

Eine undurchdringliche pechſchwarze Wolke hing über dem zu ihren Füßen ausgebreiteten Städtchen. Fahle Blitze zuckten quer durch das Thal. Pfeifendes Sturmgeheul wimmerte aus den Klüften des Berges Conto, der ſeinen Rücken wild aufkrampfte und dicke Dämpfe aus den geſpaltenen Seiten hervorqualmte. Jetzt hob ein unterirdiſches Grollen und Rollen an; kollerte, ruckweiſe, näher und näher; ſchwoll, wie das ferne Rauſchen empörter Brandung, lauter und lauter auf; ſprengte endlich die feſten Rippen des Bergkoloſſes, in deſſen Inneren es gohr, und zerriß mit donnernder Gewalt, die Millionen Wurzelketten und Felſenbande, mit welchen der Conto ſeit Jahrtauſenden an ſein Stammgebirge feſtgekittet war, wie morſche Bindfäden. Drei Mal bäumte der ungeheure Bergkegel, ſeine hundertjährigen Tannen wie Splitter abſchüttelnd, ſich mit lautem Stöhnen mächtig auf, bis er, aus ſeinen Angeln gehoben, ſich neigte und unter grauſenhafter Erſchütterung, auf die Stadt zu ſeinen Füßen ſtürzte. Ein verworrener Lärm, wie der vereinigte Todesſchrei aus zweitauſend Kehlen, vermiſchte ſich mit dem praſſelnden Donner zerſtäubender Gebäude, einbrechender Thürme, fallender Glocken und krachender Balken; und ein Kniſtern und Ziſchen, als von ſiedendem Gewäſſer, durchrauſchte die Luft, wie ein Seufzer der Natur um das arme Städtchen — der Thränen. Zitternd, uneingedenk ihres Haſſes, hielten Fichtner und Pilgerin einander umſchlungen und wußten der, aus ihrer dumpfen Betäubung aufwachenden Roſalina auf ihre Frage: was geſchehen ſei? keinen andern Beſcheid, als hinabzuzeigen auf die Stelle des Jammers und zu ſtammeln: Wir ſtehen vor — Belfort!

Der Aufruhr der Natur ſchwieg. Nur leiſe zuckte es noch hin und hin, wie die Gliedmaßen eines eben Verröchelnden; dann folgte eine tiefe Stille. Die Sonne ſank blutig im Weſten und theilte mit ihren ſinkenden Strahlen den Nebel, der wie ein Leichentuch, über das Feld der Verwüſtung ausgebreitet lag. Er zerriß und ein flimmender Waſſerſpiegel wogte ruhig in dem Keſſel des Thales, den vor wenigen Minuten noch die Wohnungen lebensfroher Menſchen erfüllt hatten.

Keine Thurmſpitze ragte empor; keine menſchliche Geſtalt zeigte ſich, ſo weit das Auge reichte; — alles verſunken und begraben und jede Spur der Freuden und Leiden verwiſcht, die ſeit den Tagen von Belfort, hier in Tauſenden von Herzen wohnten. Niemand gerettet als die Drei, die, keine Worte für ihr Gefühl findend, verſchlungen und ſprachlos, noch lang in das Waſſergrab hinabſtarrten, als ſchon die Sterne heraufgezogen waren und der Komet ſeine flackernde Zornruthe, ſtolzbewußt in den Fluten ſpiegelte.

## 7.

Wer mag, wenn er Zeuge eines ſolchen Jammers war, noch an ſein eigenes Herz, noch an die Freuden der Welt, noch an die kleinlichen Kämpfe der Erde denken? — Da ſchwindet wol jeder Drang nach dem Zeitlichen; da verſtummt jede Leidenſchaft; da tritt das Himmliſche, in welchem allein die Löſung ſolcher Schreckensräthſel zu finden iſt, klar vor das Auge der Seele und abgeſchloſſen ſteht der Menſch, und betrachtet die Friſt, die ihm noch gegeben iſt, nur als die letzte kurze Stunde ſeiner Prüfungszeit.

So ſah auch der Morgen, welcher dem Sterbetage von Pleurs nachfolgte, die Jünglinge Pilgerin und Fichtner als Freunde, am Ufer des Sees ſtehen, aus welchem ſich das Mairaflüßchen langſam hervorarbeitete. Roſalina's Mienen aber zeigten, daß auch ſie mit ihrem Herzen ausgeglichen, ihrer wahren Beſtimmung bewußt geworden ſei. Sie reichte ihren Unglücksgefährten mit ruhiger Ergebung die Hand und bat ſie freundlich, ihr den letzten Dienſt zu erweiſen, den ſie auf Erden von ihnen noch forderte. In brünſtigem Gebete kniete ſie noch einmal an den Ufern des Sees, dem kryſtallenen Grabmal ihres Vaters und ihrer Vaterſtadt, nieder; rief ihm ihren kindlichen Dank in die Fluten nach und erhob ſich dann, um unverweilt, von ihren ehemaligen Bewerbern begleitet, die Wanderung nach dem Kloſter Olsberg anzutreten, in deſſen Mauern ſie die Erinnerung an ihre Freuden und Leiden zu begraben beſchloß.

Wie Wundermenſchen wurden die drei Wanderer von Pleurs allenthalben betrachtet, wohin ſich die Schreckenskunde verbreitet hatte. Man hielt ſie für Weſen, denen Gott durch ein ſichtbares Zeichen ihre Berufung zu höherem, als irdiſchem, Dienſte verkündet habe. Selbſt in das Kloſter Olsberg war ihnen die Nachricht von dem Untergange von Pleurs bereits vorangeeilt: Bauern aus den Thälern des grauen Bundes, welche mit den Einwohnern der Seen des Mittellandes im lebhaften Verkehre ſtanden, hatten ſie dahin verbreitet. Sie waren mit ihren Saumroſſen, wie gewöhnlich nach Cleven gekommen, um daſelbſt im Dorfe Schilano und in Pleurs Einkäufe zu machen; fanden aber, wie durch einen Zauberſchlag, ſtatt der beiden letzteren einen See und hörten von den Dörfern der Umgegend, daß ſie ſammt allen Bewohnern, verſunken ſeien und nicht einmal ein Zeuge des Unglückes ſich gerettet habe. Um ſo viel höher ſtieg nun die allgemeine Theilnahme für Roſalina und ihre Begleiter, und zwang ſie mehr als hundert Mal die Heroldin ihres traurigen Schickſals zu werden. Mit offenen Armen empfing die Abbatiſſin das verwaiſte Mädchen, auf deſſen erſten Beſuch ſie ſich recht wol zu entſinnen wußte und nahm es mütterlich in ihren Schutz auf.

Noch eine herbe Stunde gab es hier für ſie: ihre Trennung von Pilgerin, ja auch von ihrem neuen Freunde Fichtner. Aber auch dieſe Stunde ging vorüber. Die Beiden ritten ſchweigend von hinnen.

Zwiſchen Roſalina und der Welt ſank das Kloſtergitter und ſie gehörte dem Himmel.

Bis an das Alpenthor der windiſchen Mark zogen die beiden Leidensbrüder miteinander. Hier trennten ſie ſich mit brüderlicher Rührung auf ewig.

Pilgerin zog nordwärts, durch das blühende Oeſterreich, der Grenze Böhmens zu, wo die Glaubensſpaltung den Brand des Krieges entzündet und, wie ihm der Ruf verkündete, Graf Bucquoy eben die Böhmen geſchlagen hatte, daß ſie um Beförderung eines Waffenſtillſtandes an Kur-Sachſen ſchrieben. Dort trat er in die Dienſte des Kaiſers, um für ſeinen Glauben und ſein Vaterland zu fechten, und mag wol im redlichen Kampfe den erſehnten Tod des Helden gefunden haben.

Theodor Fichtner ſcheint in der Steiermark geblieben zu ſein. Wenigſtens kommt unter den Prioren des Karthäuſer-Kloſters Seiz, welches nun auch ſchon in Trümmern liegt, einer dieſes Namens vor, nämlich der achtundſechzigſte, welcher in der Folge Prior zu Olmütz wurde.

Das Städtchen Pleurs aber wurde nicht mehr hergeſtellt. Durch zweimaligen Ruin gewarnt, wagten es die Enkel nimmer, ihre Wohnungen an eine ſo verhängnißvolle Stelle hinzubauen. Jetzt kann man den Wanderern in der Provinz Sondrio, eine Stunde weit von der Stadt Cleven, kaum mehr die Stelle genau beſtimmen, wo Pleurs einſt lebensfroh und munter ſtand, das arme — Städtchen der Thränen.

# Dr. Fauſt am Riederberge.

Des Traumes Mächten hingegeben,
Verliert der Menſch ſein Recht auf ſich;
Verſchrieben einem fremden Leben,
Verſchmilzt er in ein fremdes Ich;
Mag er gewinnen oder leiden,
Er kann's nicht wählen und nicht meiden!

## 1.

Der junge Baron Gold hatte jenen Zeitpunkt erreicht, welchen wir, nicht eben am paſſendſten, die Großjährigkeit nennen: denn die Jahre ſtehen zu den Sorgen im umgekehrten Verhältniſſe, und bedünken uns, ſobald dieſe überhand nehmen, je kleiner und compendiöſer, bis ſie zuletzt zu Jährchen zuſammenſchrumpfen. Die Vormundſchaft über den neuen Selbſtbeherrſcher ſank in Staub, wie das Baugerüſte, wenn die Baute vollendet iſt. Der lebenskräftige Jüngling, der vor wenigen Wochen noch mit den Revenuen vorlieb nehmen mußte, die ihm ſein Vermögensverwalter auszuwerfen für gut befand, trat nun mit einem Male in den Vollgenuß ſeines ganzen väterlichen Erbtheils ein, das er mit Niemanden zu theilen hatte, als mit der Zukunft. Wenn alle Gutsbeſitzer dieſe geheimnißvolle, unerforſchliche Dame als ihre leibliche Schweſter betrachten, und ein gutes Sümmchen für das ſtandmäßige Auskommen derſelben zurücklegen wollten, — ſo würden im Kurzen die meiſten Güter freiwillige Fideicommiſſe werden. Dieſe Anſicht ſchien dem jungen Baron Gold nicht fremd zu ſein. Alle ſeine Neigungen waren Ausflüſſe eines edlen, unverdorbenen Herzens, geleitet und überwacht von einem reifen Verſtande und einer ernſteren, wenn gleich menſchenfreundlichen Erfaſſung des Lebens. Ich hätte hier Gelegenheit, meinen Helden negativ zu ſchildern und nebenhin kleine Seitenhiebe auf die gewöhnlichen Fehler der jungen Leute ſeines Standes, als: auf Flachheit, Anmaßung, Eitelkeit, Modeſucht, Arbeitſcheue u. ſ. w. auszutheilen, aber ich finde an ſeinem Charakter ſo viel Tüchtiges und Kerniges, daß ich beſſer zu thun glaube, wenn ich rund heraus ſage, was er war; mit einem Worte — er war ein junger Mann.

„Jung — alſo lebhaft, heiter, offen,
Empfänglich für die ſchöne Welt;
Von keinem Schlag' zu hart getroffen,
Wo friſcher Muth die Bruſt noch ſchwellt.
Entflammt für's Gute, Schöne, Wahre,
Wo's gilt zu handeln, ſtets voran;
Treu ſeinem Worte bis zur Bahre,
Der Flachheit Haſſer, — alſo Mann!"

Bei ſolchen Eigenſchaften iſt wol nicht zu zweifeln, daß ihn der Uebertritt in eine ſelbſtſtändige Verfaſſung nicht überraſchte, wie es den meiſten jungen Leuten zu geſchehen pflegt. Sein Plan war längſt gefaßt und im folgenden Dilemm ausgeſprochen. Entweder würde er, nach vorläufiger Prüfung der Verhältniſſe, die Verwaltung ſeines Gutes ſelbſt übernehmen und ein Landwirth im edleren Sinne des Wortes werden, oder wenn dieſe Prüfung nicht befriedigend ausfiele, von den Einkünften ſeiner Beſitzungen leben und der ſchönen Trias: „Kunſt, Wiſſenſchaft und Häuslichkeit" ſein ſorgenfreies Daſein widmen. Zu dieſem letzteren Ziele zog ihn denn freilich ſein ganzes Gemüth hin; aber er wollte auch das erſtere nicht ganz aus den Augen verlieren. Mit lobenswerthem Fleiße wurden manche Wochen einem Studium geweiht, das er eben nicht ſein Lieblingsſtudium nennen konnte; denn er wollte am Tage der Entſcheidung nicht als Laie unter den ergrauten und verknöcherten Actenwürmern ſeiner herrſchaftlichen Kanzlei auftreten. Daher mußten alle Behelfe für Rechtspflege und Landwirthſchaft die Revue paſſiren, und ſeinem leichtfaſſenden Geiſte in Kürze ſo viel Stoff liefern, als ſein Oberbeamter vielleicht aus viertelhundertjähriger Praxis nicht geſchöpft hatte. Das leichte Corps der Poeten mußte dem Fuhrweſen der Oekonomie, die muntere Jägerſchaar der lebenverſchönernden Künſte dem ſchwerfälligen Geſchwader juridiſcher Cüraſſiere weichen. Statt Schiller und Goethe lagen Zeiller und Theer, ſtatt Byron und Shakeſpeare, Schwab's äußere Pferdekenntniß und Dieterich's Schweinezucht, ſtatt des Morgenblattes und der Abendzeitung Dingler's polytechniſches Journal und Rüder's landwirthſchaftliche Zeitung auf ſeinem Pulte.

Ja ſogar ſeine eigene Feder, die ſich manchmal in ſonnigen Morgenſtunden oder in ſchweigſamen Mitternächten zu improviſirten Streckverſen vergeſſen hatte, quälte ſich nun, der Pales durch einen Verſuch über die Drehkrankheit der Schafe, und der Themis durch eine Monographie der Geſchwornengerichte zu opfern. Vorbereitungen dieſer Art ließen ihm die Zeit auf Sturmesflügeln entſchwinden. Er würde ſogar über die Grenzlinie der Bevormundung geſchritten ſein, wenn ihm nicht ein Verhältniß anderer Art dieſe Grenzlinie doch zu einem Gegenſtande geheimer Sehnſucht gemacht hätte. Dieſes Verhältniß war — die Bekanntſchaft mit einem Mädchen, das Luiſe Lenz, aber leider, nicht Luiſe von Lenz oder gar Baroneſſe Luiſe hieß. — Dieſes Leider! betraf aber nur Gold's Vormund; — denn im Augenblicke, als Gold den Aequator ſeiner Selbſtſtändigkeit paſſirt hatte, ſank dieſes Leider in ſein Nichts zurück. Da nun die Leſer beiläufig wiſſen, unter welchen Umſtänden und mit welchen Hoffnungen der junge Baron in ſeinen neuen Wirkungskreis trat, ſo brauche ich darüber weiter nichts zu ſagen, da glückliche Verhältniſſe immer das Unglück haben weniger zu intereſſiren als unglückliche.

Der Tag der Prüfung, von welcher ich oben ſprach, war auf den nächſten heiteren Sonnabend feſtgeſetzt. An dieſem Tage beſchloß Baron Gold, ohne ſelbſt ſeiner Luiſe etwas zu verrathen, zu Fuße ſich aufzumachen und in ſein väterliches Erbtheil, das er ſeit ſeiner Kinderzeit nicht wiedergeſehen hatte, als ein unerkannter Fremdling einzufallen. Er verſprach ſich von einem ſolchen Incognito die beſte Wirkung. Keine Vorbereitung von Seite ſeiner Untergebenen, kein Empfang, keine Complimente ſollten ihm den Eindruck ſtören, welchen er von dem Anblick einer Gegend erwartete, an die ſich ſo viele bitterſüße Erinnerungen aus den früheſten Blütenmorgen ſeines Lebens knüpften. Alle Vorſtellung und Entſtellung ſollte fern von ihm bleiben, und jedes Verhältniß ihm, dem Unbekannten, ſo erſcheinen, wie es eben ſich geſtaltet hatte und täglich unbewacht von Lauſchern ſich zu zeigen pflegt.

Er ſteckte daher nur eine Lectüre (der Zufall führte ihm das Decemberheft von Dingler's Journal für 1829 in die Hände) — und eine mäßig gefüllte Börſe zu ſich; nahm ſein Bambusrohr zur Hand, das ihm auf den Höhen um Wien ſchon manchen Dienſt geleiſtet hatte, — und wanderte, eher einem fahrenden Schüler, als einem jungen Gutsbeſitzer gleich, der Schönbrunnerlinie zu, mit einem flüchtigen Blicke noch das Haus ſeiner Geliebten grüßend, das hinter den Rüſtern der Baſtei allmälig verſchwand.

## 2.

Das Erbgut des Barons lag im Viertel ober dem Wienerwalde, ſeitwärts von der Poſtſtraße in einem fruchtbaren, aber einſamen Waldthale. Die ſüdlichen Zweige des Riederberges, welcher die Grenze der Viertel eine Strecke weit mit ſeinem eigenen Rücken bildet, laufen in laubige Hügel aus, deren Innerem luſtige Brünnlein entquillen.

So rieſelt aus dem Schoße des Roſenthalberges ein beſcheidenes Wäſſerlein hervor, benetzt mit ſeinem Silber die ehrwürdige Kloſterruine und verliert ſich bei Ried in den Elsbach. Aus dem Steingraben vom Sandling herab, plätſchert ein zweites Bächlein, welches am Fuße des Steinberges ſich mit dem Aubache vereinigt. Nicht fern vom blumenreichen Borde dieſes Baches, ehe noch der Steig beginnt, der über den Stiefelberg in den Schmelzgraben führt, erhob ſich in plötzlich erweitertem Thalkeſſel das Schloß des Barons, das ich mit Namen bezeichnen würde, wenn ich nicht befürchtete, ihn auf die Meinung zu bringen, ich wollte ſeinem ſeligen Vater durch dieſe Zeilen einen öffentlichen Dank für einen ſtillen Sommeraufenthalt abſtatten. Der Weg von Wien bis in dieſe ländliche Abgeſchiedenheit iſt wol ſelbſt für einen kräftigen Fußgänger eine Aufgabe, wenn er anders den bequemen Zug der ſtaubigen Heerſtraße verlaſſen und auf lauſchigen Waldſteigen ſein Ziel erreichen will. Daß der Baron das letztere wählte, bedarf wol keines Beweiſes: er beabſichtigte ja keinen plötzlichen Ueberfall, ſondern vielmehr ein ſtilles, genußreiches Einſchleichen in das Erbe ſeiner Väter, wobei ihm jedes Stündchen, das er den Herrlichkeiten der Natur weihen konnte, Gewinn dünkte. Langſam wandelte er an all' den Ortſchaften vorüber, die ſich hinter Schönbrunn längs dem Bette der Wien bis zu ſeiner Mittagsſtation, zu der er Purkersdorf gewählt hatte, maleriſch hinbreiten. Das freundliche St. Veit, das niedliche Hacking, unfern der Mauer des Thiergartens einerſeits, und anderſeits Hütteldorf, in welchem bereits die Keime des nachmittägigen

Lebens zu gähren anfingen, der hinter üppigem Weidengeſtrupp lauernde Wolf in der Aue und das klöſterliche Mariabrunn, bei welchem das an Laudon's Grabmale vorübereilende Mauerbächlein in die Wien fließt; — alle dieſe Landſchaftgemälde, in den Rahmen des ſonnigſten Morgenhimmels gefaßt, verſetzten ſein Gemüth in die ſeligſte Stimmung.

Als er aber nun das linke Ufer der Wien verlaſſen, und der Wendung der Straße auf das rechte folgen ſollte, — da ließ es ihn nicht vorüber, denn die Schattengänge von Weidlingau, die Birkenbänkchen und Waldeinſchnitte, die kühlen Pfade, welche aus dem Garten, den die Natur am Fuße des Rehgrabenberges bildete, hinüberlocken in den Kunſtgarten zu Hadersdorf, traten mit einem Male vor ſeine Seele und zwangen ihn, einen Zirkel zu beſchreiben, der ihn ein gutes Stündchen koſtete.

„Schau, ſchau!
Weidlingau,
Di kenn' i go͡ar g'nau!
Deini Stegerln,
Deini Wegerln,
Deini Bam und e͡anar Lau!“

„Wo i geh',
Wo i ſteh',
Thut mir's Herzerl ſo weh!
Deini Gangerl,
Deini Bangerln,
Si͡ach i imma ſo, wi͡ar eh!

„So g'ſchwind,
Wi͡a da Wind,
Und wia's Waſſerl varind,
Thu͡an d' Freuden
Schon ſcheid'n
Ewen ſi o͡an's b'ſind!“

„Haind rod,
Muring dod!
Schöni Jugendzeid, b'ſüat di God!
Denn: Meid'n
Und Scheid'n
Is'n Herzerl ſein Nod!“

Sang der junge Baron ſo, als er, die pfaddurchſchlungenen Anhöhen verlaſſend, auf einen Lichtſchlag heraustrat und gegen die Wien zu wieder einlenkte? — das will und kann ich nicht behaupten: aber das weiß ich, daß ich ſelbſt dort nie ſo ſang, wiewol ich dort oft ſo fühlte. Jetzt aber, wo ich von jenem lenzgrünen Podium, auf dem ich in Luſt- und Trauerſpielen manche Gaſtrolle gab, durch einen wogenden Ocean unüberſchiffbarer Alpen getrennt lebe, jetzt erſt ſchlagen all' die Liederkeime aus, die ich dort im Schoße meines Herzens aufgenommen.

Denn der Genuß iſt ſtumm,
Und in ſich ſelbſt verſchloſſen!
Und wo ihm Blumen ſproſſen,
Sieht er ſich ſchweigend um.

Nur die Erinn'rung ſpricht,
Mit lauter, freier Zunge;
Sie hebt im raſchen Schwunge,
Sich rauſchend auf an's Licht!

Was jener ſtill empfangen,
Das macht ſie freundlich kund;
Sie fördert Luſt und Bangen
Vom Herzen in den Mund!

Der Genuß ſchreibt alle Eindrücke wie mit einer unſichtbaren chemiſchen Tinte in die Herzen; erſt über das Licht der Erinnerung gehalten, wird die Schrift lesbar. So tauchten auch in Gold's Herzen manche Gefühle auf, die er hier, an der Seite ſeiner Luiſe, einer Förſterstochter aus dem nahen Anhofe, vor Jahren zum erſten Male gefühlt hatte. Jetzt, wo er fern von ihr durch den öſtlichen Waldausſchnitt auf das rauſchende Wehr hinabſah, da erinnerte er ſich mit Wehmuth des Augenblickes, wo ihn Luiſe, plötzlich zur Waiſe geworden, auf manche getäuſchte Hoffnungen hinwies, und an ſeinem Arme von dem väterlichen Hauſe Abſchied nahm, um in den Mauern Wiens, unter der Obhut einer alten Verwandten, ihr ferneres Schickſal abzuwarten.

## 3.

Einige vergebliche Verſuche des Barons, die wegen ihrer Seichte verachtete Wien zu überſchreiten, erinnerten ihn an die Unzugänglichkeit des Sprichwortes, dem zufolge alle Wege nach Rom führen. Er hätte unter den vielen Seiten- und Nebenpfaden bald keinen nach Purkersdorf gefunden. Ein kleiner, kunſtlos geformter Steg, unfern der ſogenannten Türkenſchanze, brachte ihn wieder an's rechte Ufer. Andern Reiſenden fällt das bemalte Poſthaus nicht weniger in die Augen, als dem pilgernden Gutsbeſitzer der unbemalte Gaſthof, in welchem er ſein einfaches Mittagmahl einzunehmen gedachte. Zwar verkürzte ihm die langen Pauſen zwiſchen den einzelnen Gerichten kein luſtiger Paraſit, der ſeine Witzpillen nach den genoſſenen Leckerbiſſen bewitzt und verabreicht; auch kein Reimſchmied, der jeden Trunk Weines mit einem Trinkſpruche wäſſert, und den Braten mit einer Sonette nach aufgegebenen Endreimen ſpickt, — aber Dingler's polytechniſches Journal füllte ihm auch hier wieder die Zwiſchenzeit aus. Mit neugierigen Blicken ſchielte der Wirth auf das Heftlein hin, und bemühte ſich, die

Miniaturgalerie mechaniſcher Geräthſchaften zu entziffern, welche den Rand des Umſchlages bildet. Aber dem guten Manne blieben ſie unerklärlicher, als den Antiquaren die Keilſchrift auf den Ziegeltrümmern aus Babylon. Er hielt ſie zuletzt wol gar für geheimnißvolle Charaktere, wie ſie weiland Dr. Fauſt aus ſeinem Höllenzwange zur Kurzweile ablas, und trat mit einer gewiſſen Scheu kopfſchüttelnd bei Seite, als Gold das Heft aufſchlug und zufällig auf eine Notiz ſtieß, die mit dem Orte, auf dem er ſaß, im merkwürdigen Zuſammenhange ſtand. So intereſſant ſie ihm aber auch geweſen ſein mag, ſo würde er ſich doch nie gedacht haben, daß ſie in ſeinem Kopfe ſo feſt haften und ihm ein Abenteuer vorbereiten würde, deſſen er ſich gewiß nicht verſehen hatte. Damit ſich daher der Leſer es auch nicht eher denke, als es ſich der Baron dachte, ſo ſoll er das Abenteuer eher als deſſen Quelle erfahren, und von der Frucht zur Wurzel zurückkehren.

„Denn mancher läßt ſich von den Keimen,
Die in ihm wurzelten, nichts träumen;
Die Früchte hat er ſchon genoſſen,
Und ſah nicht Blatt, noch Blüte ſproſſen!“

Geſtärkt von dem einfachen Mahle, ſtand der Baron auf, um ſeinen Wanderſtab weiter fortzuſetzen. Die Sonne brannte fühlbar; die ſtaubige Straße, der er, aus Unkenntniß der weiter führenden Nebenwege, treu bleiben mußte, machte bald den Wunſch in ihm rege, ein wenig auszuruhen und abzuwarten, bis die glühendſte Hitze des Nachmittags vorüber wäre. Er begab ſich daher außerhalb Gablitz, wo die Heerſtraße allgemach gegen den Riederberg hin ſich höher emporzuwenden beginnt, in das nahe Wäldchen, in deſſen kühlſäuſelndes Heiligthum ein ſchmaler, lauſchiger Gehſteig einlud.

Dort unter dem Schattendache einer einzeln ſtehenden Buche, die wie ein Präceptor unter den jungen Eichennachwuchſe da ſtand und ihre, von dickem Baumbart ſtruppigen Arme weit hinaus breitete, als ſehnte ſie ſich nach einer würdigeren Geſellſchaft, als das ſchmächtige Völklein um ſie her, — dort warf ſich der Baron ins üppige Gras. Er konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren, als er zu ſeinen Füßen die Dächer von Gablitz*) durch das Laub ſchimmern ſah, und der ironiſchen Rolle gedachte, welche dieſer Ort im Scherzgeſpräche der Spaß liebenden Wiener ſpielt. — „Ach, wie mancher meiner Collegen, der, wenn er mich hier liegen ſähe, vornehm auf mich Abenteurer herabſehen würde, dürfte ſeinen Doctorhut an der berüchtigten Univerſität dieſes Ortchens genommen haben!“ Mit der gemüthlichſten Laune legte er jetzt den von ſeinem Wirthe in Purkersdorf beäugelten Höllenzwang unter das Haupt, bog es ſanft auf das verhängnißvolle Kiſſen zurück, ſtarrte eine Zeit in die blaue Luft empor, in welchen die Buchenzweige wie Ufergebüſch in einen See hineinzutauchen ſchienen, athmete tief auf und entſchlummerte.

„Des Traumes Mächten hingegeben,
Vergibt der Menſch ſein Recht auf ſich;
Verſchrieben einem fremden Leben,
Verſchmilzt er in ein fremdes Ich;
Mag er gewinnen oder leiden,
Er kann's nicht wählen, und nicht meiden!“

Sonſt hätte gewiß der Baron einen Traum gemieden, der ihn ſo ſehr abquälte.

---

*) Eine unbedeutende Ortſchaft außerhalb Purkersdorf. Die Wiener ſagen, wegen des dortigen Rinderzuſammentriebes, von einem beſchränkten Kopfe, er habe auf der Univerſität zu Gablitz ſtudirt.

Der Wirth, der mit ſo forſchenden Blicken das Büchlein betrachtet hatte, das dem ſchlummernden Wanderer zum Kopfkiſſen diente, ſchien eben nicht unrecht geahnt zu haben, wenn er demſelben etwas Fauſtiſches zumuthete. Kaum hatte nämlich Gold die Augen geſchloſſen, als es ſich gleich farbigen Ringen auf nächtigem Hintergrunde vor ihm geſtaltete. Zuckend rannen die ſchimmernden Kreiſe in einander, bald wie Schlangen, bald wie Feuerräder, bald wie bunte Polypenknäuel. Jetzt ſchrumpften die gährenden Bilderkeime wieder auf einen Klumpen zuſammen, der, wie eine wunderbare Jerichoroſe, auf pechſchwarzer Folie, flimmerte. Allmälig bildeten ſich Umriſſe, die Ränder ſchärften ſich ab und ein gewöhnlicher, dick beſtaubter Reiſekoffer war aus der Wunderroſe geworden, um welchen ſich das, was früher Schlangen geſchienen, als Reſt eines abgeſchnittenen Strickes herumſchlang. Doch plötzlich begann es im Innern des Koffers zu brauſen und zu wallen, als ob mächtige Dämpfe den Deckel ſprengen wollten; elektriſche Funken ſprühten aus den Eiſenreifen und eine bläuliche Flamme züngelte geſpenſtiſch durch die Oeffnung des Schloſſes. Mit einem Male wurde der Deckel unter unheimlichen Kniſtern von Innen aufgehoben und ein Kopf zwängte ſich lauſchend hervor und ließ ſeine ſtechenden Augen lüſtern und neugierig umherblitzen. Ein blaſſes Geſicht zuckte grinſend ringsum, auf welchem der Züge zu viele in einander verronnen waren, um ein deutliches Bild zu geben. Ein höhniſches Lächeln lag in den kleinen Fältchen um den Mund, und ein Anflug von Humor ſaß in den Augenwinkeln. Ueber den borſtigen Brauen floß eine hohe, glatte Stirne mit der Glatze zuſammen, um welche, wie um eine Steppe, ſtruppige Haarbüſchel, gleich herbſtlichen Hecken, ſtanden. Eine lange Spitznaſe vollendete das Mephiſtophelesantlitz. Immer höher ſtieg die Erſcheinung. Jetzt wand ſich der gekrümmte Rücken hervor, auf welchem ſich die läſſig zurückgeſchlagenen Arme begegneten, jetzt kamen die dünnen Beine zum Vorſcheine, welche, wie bewegt vom Windhauche, ohne zu ſchreiten, das ſeltſame Weſen dem Träumenden allmälig näher ſchoben.

Kaum war dieſe Geſtalt zur Vollendung gediehen, als bereits ein zweites Geſicht aus dem Zauberkoffer auftauchte. Es überraſchte das Auge des Schläfers: aber, als er gefeſſelt von dem Anblicke, leidenſchaftlicher hinſtarrte, da ſchien ihm das friſche Fleiſch der blühenden Wangen plötzlich durchſichtig zu werden und immer durchſichtiger wie Glas, wie eine Seifenblaſe und durch die bunt ſchillernde Luftglocke ſtarrte ein gräßlicher Todtenſchädel.

„Hinweg, Helene!“ — ſchrie der Träumende, wie vom Alp gewürgt auf — „hinweg Furie mit der Seraphhülle! Ideal der Verworfenheit, ich kenne dich! Als ich ein Knabe war, ſah ich dich auf der Bühne von fiſtulirenden Masken umſchnarrt, von dumpfer Höllenmuſik umbrauſt; da ſchlug es Eins und die Larve fiel dir ab wie Zunder und der Tod der Seele, die Sünde glotzte heraus! Hinweg!“

Aber die liebliche Megäre ſtreifte mit ſtolzem Lächeln an dem Aechzenden vorüber und ein Duft wie von Leichenblumen wehte, wo ſie ſchwebte.

Und wieder hob ſich der Deckel und wieder erſchien ein weibliches Antlitz, aber wie ganz unähnlich dem vorigen. Einfach geſcheitelte Haare begrenzten in goldiger Wellenbiegung die offene, ſinnige Stirn. Wie hingehauchte Lichtſtreifen überwölkten die feingezogenen Brauen das blaue, ſeelenvolle Augenpaar, in welchem Thränen entſagender Duldung das Feuer lebhafter Unſchuld dämpften. Ein Zug leidender Schwermuth umſchwebte das herzförmige Mündchen, an welches ſich ein rundes Kinn mit einem ſchelmiſchen Grübchen anſchloß.

Ein dünnes Kettlein, aus dunklen Haaren geflochten, ſchlang ſich um den weißen Hals und mochte wol etwas Liebes tragen, das dem neidiſchen Blicke der Welt entzogen, tief am warmen Herzen ruhte. Ein kleiner Fuß trug die niedliche Geſtalt, welche jetzt mit einem Blicke voll Bangen zurück ſah und ſich ſchüchtern auf den Träumenden zu bewegte.

„Wunderbares Weſen!“ — liſpelte der Entzückte — „biſt du Gretchen? Iſt jene Hand, die krampfig bereits aus dem Schlunde des Wunderſchranks aufſtarrt, die Sündenhand eines ſtürmiſchen Fauſt? Oder biſt du ein Abglanz der Wirklichkeit? Ich ſoll dieſe Züge kennen! Faſt ſiehſt du wie meine Luiſe, als ſie mir entdeckte, daß ſie Waiſe geworden ſei! Du biſt es, und doch biſt du's wieder nicht! Halt ein, du drohender Arm, der dort nach ihrem blonden Haare langt und im wilden Ungeſtüm ſie am Kleidchen zurückzerrt! Es iſt meine Luiſe!“

„Es iſt mein Gretchen!“ donnerte hohnlachend eine große, kräftige Mannsgeſtalt, die plötzlich in ihrer ganzen Länge aus der dunkeln Mündung des Koffers fuhr. Willſt du's mit dem Bändiger der Dämonen aufnehmen, ökonomiſcher Stümper! Willſt du den alten, wolbekannten Johannes Fauſtus ſchrecken, du Dichterzwerglein! Ich blaſe — und verflüchtiget zerſtäubſt du vor mir wie das Metall, deſſen Namen du führſt, in meinen Tiegeln und Retorten.“

Drohend ſtand er vor den Augen des ſchwerathmenden Gold; aber ein fünftes Geſicht, das eben wieder hervorkam — ein echtes Cabinetſtück aus dem gottesfürchtigen, gemüthlichen Mittelalter, winkte ihm treuherzig bittend zu, des armen Jungfräuleins ſich anzunehmen und des langen Johannes Fauſt's Drohungen nicht zu fürchten. So viel ſich aus den Mienen des jungen Famulus, der nun ganz aus dem Koffer geſtiegen war, entnehmen ließ, ſo ſchien ihm Gretchen wol bekannt; denn beider Blicke ſuchten ſich und vermieden ſich im Begegnen. Jetzt ſchwoll der Koffer mächtig an und platzte raſſelnd auseinander. Die drei Bretter und zwei Brettchen erweiterten ſich zu einer Stube, welche der Deckel als Decke ſchloß. Die wunderbaren fünf Geſtalten wurden nun in der Stube über die Maßen geſchäftig. Sie geberdeten ſich auf mannigfache Art und bildeten einen pantomimiſchen Roman, deſſen einzelne Scenen aber zu phantaſtiſch verworren, zu voll von Anſpielungen auf die Vergangenheit und Zukunft des Schläfers, manchem von ihm Erlebten und Geleſenen zu ähnlich oder zu unähnlich waren, um ein klares, vollkommen verſtändliches Bild zu geben. Bald war es Goethe's Fauſt, der dem züchtigen Gretchen ſeine Begleitung antragen zu wollen ſchien; bald Klinger's Höllengeiſt, der ſein Opfer wie der Geier das Lamm über die Steppen hinſchleppt und an den Felſen zerſchmettert; bald Klingemann's Famulus, der ſich ob der wunderbaren Erſcheinung „forcht'" in ſeinem Kämmerlein, bald wieder eine Helene, wie ſie noch nicht geſchildert wurde, ſondern vielleicht im Pult oder Nachlaß irgend eines genialen Poeten verborgen iſt. Manche Scene der Traumtragödie gehörte dem Maler Müller, manche dem Martowe, manche unklare und langweilige dem Karl Schöne; manche naive und burleskere dem Volks- und Marionettenſchauſpiele an, in welchem ſich die guten und böſen Geiſter um Fauſt's Leichnam zanken; manche ſchien im Capitel aus Gold's und Luiſens Liebes- und Leidensgeſchichte und manche gar aus einem Romane entlehnt zu ſein, der uns ſo natürlich vorkommt, daß wir ahnen, ihn in Kurzem ſelbſt erleben zu können. Aber wie es gewöhnlich den Träumern geht, ſo ging es auch dem Baron. Als er in der neuen, wunderbaren Welt eben heimiſch zu werden anfing und einem befriedigenden Ausgange der Begebenheiten entgegenſah, da — erwachte er.

## 4.

„Ha! was iſt das? Wach' ich? oder ſpann ſich mein Traum in die Wirklichkeit hinüber?" So rief Gold mit einer Aufregung aus, wie er ſie ſonſt kaum beim plötzlichen Erwachen aus ſchweren Mitternachtträumen verſpürt hatte. Denn als er aufſtand, um weiter zu gehen, da trat plötzlich in dem blendenden Lichtnebel, den die tiefer geſunkene Sonne durch die jungen Eichen goß, ein Weſen vor ihn hin, wie er es kurz vorher im Traume geſehen hatte. Das leibhafte Gretchen mit den einfach geſcheitelten Locken, mit dem ſeelenvollen, blauen Augenpaare, mit dem Herzmündchen und dem Grübchen im Kinn, trat aus dem Gebüſche hervor und trocknete, wie es ſchien, die Augen mit der Schürze.

„Sprich, Kind" — begann Gold, indem er die Erſchrockene beruhigte — „wenn du kein Traumbild biſt, das bei meinem Anhauche zerfließt! Sprich, heißeſt du nicht Gretchen?"

„Ei, wie weiß der Herr denn meinen Namen" — entgegnete das erſtaunte Landmädchen und ſah ihn groß an — „hat er mich denn ſchon einmal geſehen?" „Wol hab' ich's — vor einigen Augenblicken!" „Nun, da muß ich ihn nicht eher bemerkt haben, als bis er vor mir ſtand, weil ich ſo ſehr weinte und auf nichts umher achtete!"

„O rede wunderbare Geſtalt, biſt du nicht das Gretchen, das erſt vor Fauſt geflohen iſt?"

„Seh' er, da hat er's wieder getroffen. Ja wol iſt's eine Fauſt, wovor ich geflohen bin. Ja — wenn er mir nicht mit der Fauſt gekommen wäre, ſeine Vorwürfe und Spottreden hätt' ich doch wol noch ertragen: aber ſchlagen läßt ſich das arme Gretchen doch nicht, wenn es nichts Unrechtes begangen hat!"

„Ich begreiſe dich nicht Kind, — du ſprichſt ſo menſchlich wahr — und doch kann ich nicht umhin, noch alles für Traum zu halten. Biſt du wirklich oder täuſcheſt du meine Phantaſie nur und biſt nichts, als ein verkörpertes Bild aus Goethe, Klinger und wie ſie alle heißen, die gewaltigen Geiſterbanner!“ —

„Ei, was er da von einem Göhd*) und von Geiſtern phantaſirt: — das kenn' ich alles nicht —!“

„So biſt du vielleicht ein Charakter aus der untergegangenen Schöpfung eines Leſſing? — Biſt hier in dieſem Walde —?“

„Nicht doch! Was hätt' ich für einen Charakter und wer ſagt, daß die Schöpfung untergegangen iſt! Entweder kann er nicht deutſch oder es fehlt ihm noch weit mehr, als mir armen Mädchen! Leſſing? — Wie doch die Stadtherren die Worte verdrehen und verhunzen! Leſſeln, — ja das heißt wol etwas, — wenn gleich auch nicht ſo viel, als die Leute meinen!“

„Du bleibſt mir ein Räthſel, Mädchen!“ „Das Räthſel iſt bald gelöſt. Hör' er mich nur an und beguck' er mich nicht immer, als wenn ich was Geſtohlenes an mir hätte! Seh' er: da ſagen die Leute, durchs Leſſeln**) erführe man genau, welcher Zukünftige einem Mädchen beſchieden ſei! I, — ſchön! Wie ſchnell ſchwamm, in der letzten Chriſtnacht, die Nußſchale, in die ich mein Kerzchen geklebt hatte, zu jener des guten Wagner — und —“

---

*) Göhd in der Volksſprache: der Taufpathe.

**) Eine Beſchäftigung des Landvolks in der Chriſtnacht, wenn ſie Blei ſchmelzen, es ausſchütten und aus den Figuren, die es bildet oder daraus, daß ſie Kerzchen in Nußſchalen kleben und ſie im Waſſer herumſchwimmen laſſen ꝛc., die Zukunft, beſonders in Liebeshändeln vorherſagen wollen.

„Wagner?“ — rief Gold, von neuem in ſeinen Traum zurückverſetzt, — „Famulus Wagner?“

„Was iſt das, ein Famulus?“

„Fauſt's Diener!?“ —

„Groß gefehlt! — mein Wagner iſt kein Diener, ſondern Amtsſchreiber, und iſt gar ein lieber, guter, treuherziger Junge, der ſich nicht ſo weit vergißt, die Fauſt zu brauchen, wie mein garſtiger Vormund, der lange Johannes!“

Das Mädchen war Unterthanin des Gutes, deſſen Verwaltung der Baron zu prüfen ging: was er ihr jedoch nicht verrieth. Er hatte, um es zu erreichen, nach Gretchens Ausſage noch gute zwei Stunden Weges zurückzulegen, den er auf dem eingeſchlagenen Seitenſteige ohne Führer leicht verfehlen durfte.

Der Name Johannes hätte den Baron, der ſich noch immer nicht ganz ermuntern konnte, bald wieder in ſeinem Wahne beſtärkt, wenn nicht die rollenden Thränen des Mädchens, das ſo viel von ſeiner Luiſe hatte, vor allem ſein Mitleid in Anſpruch genommen hätten. Er erkundigte ſich um die Quelle derſelben und erfuhr nebſtbei Folgendes:

Der lange Johannes, Gretchens Vormund, war bei Gold's Vater Jäger geweſen. Als nach dem Tode des alten Barons der Oberamtmann die Verwaltung übernahm, da ging es drunter und drüber. Manche, welche man früher im Schloſſe gern gelitten hatte, durften ſich nicht mehr dort blicken laſſen. So ging es auch dem Vormunde Gretchens. Deshalb ſei er nun, ſagte ſie, ſo heftig darüber erboſt, daß ſie noch immer in das Schloß hinabgehe, um mit dem Amtſchreiber, den ſie nun einmal durchaus nicht laſſen könnte, zuſammenzukommen. Das habe ſie ihrem Vormund auch heute, als ſie ihn um die Erlaubniß bat, den morgenden Sonntag mit ihrem guten Amtsſchreiber Wagner auf dem Tanzboden zubringen zu dürfen, ohne Rückhalt, rund heraus erklärt. Johannes aber ſei ergrimmt aufgefahren, habe ſie mit der Fauſt abgewieſen und vor die Thüre geſtoßen und ſo ſei ſie denn troſtlos fortgewandert, um, ſie wiſſe ſelbſt nicht was, zu beginnen. Der Baron tröſtete das arme Kind, deſſen Geſicht ihm für die Wahrheit ihrer Ausſage und die Hartherzigkeit ihres Vormundes hinlänglich Bürge war, ſo gut er konnte. Ja, er verſprach ihr ſogar, bei ihrem Vormunde die Nacht zuzubringen, wenn er dort Obdach finde. Gretchen meinte, das wäre ein Leichtes für einen Herrn, der mit ländlicher Koſt vorlieb nähme. Auch wäre der Weg zu ſeiner Hütte nicht zu verfehlen, wenn er die Richtung der Holzſtraße verfolgte, zu der ſie bald kommen würden.

Gold beredete das Mädchen, umzukehren und ihn wenigſtens bis zu dem Kreuze zu begleiten, an welchem ihrer Angabe gemäß, die Straße nach dem Holzſchlage begänne. Sie ließ es ſich gefallen und ſchloß ihm ihr liebekrankes Herzchen mit jedem Schritte zutraulicher auf. Nach vielen Einwendungen und unter vielen Thränen entſchloß ſie ſich endlich auch, dem Schloſſe, deſſen Beſitzer ſie in ihrem Tröſter wol nicht ahnen konnte, zuzueilen und in der Nähe ihres Vielgeliebten bis zum nächſten Morgen Zuflucht zu ſuchen.

„Geh' mit Gott hinab" ſprach der Baron, ihr beim Steinkreuze gerührt die Hand drückend, „geh, Luiſe-Gretchen, getroſt hinüber in das Schloß! dein Wagner wird, wenn er es ſo redlich meint, als du's ſagſt, dich zu beherbergen wiſſen, ohne deinem Rufe zu ſchaden. Sag' ihm, er ſoll ſeinem Poſten Ehre machen, ſo wird ſich der junge Gutsherr ſeiner gewiß annehmen. Ich geh' indeſſen zu deinem Vormunde; vielleicht gelingt es mir ſein Herz umzuſtimmen. Verrath' im Schloß aber nichts, was ich mit dir ſprach, — ſondern vertraue nur einſtweilen auf mich und denke dir nur:

„Es läßt ſich mancher von den Keimen,
Die in ihm wurzelten, nichts träumen;
Die Früchte hat er ſchon genoſſen,
Und ſah nicht Blatt noch Blüte ſproſſen!

### 5.

Manche Betrachtungen über ſeinen Traum und über die Bruchſtücke einer Wirklichkeit, die er am Ziele ſeiner Wanderung antreffen ſollte, durchkreuzten den Kopf des jungen Barons.

Gedanken ſind die beſten Eilſchuhe, ſie verſetzen den Fuß in einen gewiſſen Mechanismus, in welchem er ſich tactmäßig weiterſchiebt und ſeine Aufgabe eh' man es ahnen konnte, gelöſt hat.

Gold hätte wol von dem Wege, den er ſeit ſeinem Abſchiede von Gretchen zurückgelegt hatte, keine genauere Rechenſchaft geben können, als von allen Abendgängen zum Hauſe ſeiner geliebten Luiſe. Sinnend und je näher er dem Schauplatze ſeiner früheſten Jugendfreuden kam, deſto ſinnender ſtieg er die Waldſtraße hinan, die ſich auf der Anhöhe plötzlich theilte. Der Richtung nach mochte der eine Zweig derſelben nach Ried hinab, der andere längs dem Rücken des Ameis- und Heinrichsberges an den Urſprung des Aubächleins führen, welches an ſeinem Erbſchloſſe vorüber plätſcherte. Der Lichtſchlag war zu freundlich, der Abend zu ſchön, als daß ſich Gold durch die Furcht ſich zu verſpäten hätte abſchrecken laſſen, der herrlichen Ausſicht einige Augenblicke zu ſchenken. Glühend fielen die letzten Strahlen der Abendſonne durch die Bäume, die in einzelnen Gruppen den Kamm des hohen Wartberges bekrönten. Eine vorüberziehende Wolke thaute in lichten Streifen auf das Thal hinab, in deſſen Schoße das freundliche Rapoltenkirchen liegt.

Die nördliche Fläche des Tullnerbodens ließ ſich durch einen Waldeinſchnitt des Riederberges überblicken. Noch röther, als ſie durch die Art ihrer Erde iſt, war ſie nun vom Widerſtrahle des Abendrothes gefärbt. Königſtätten, Frauenhofen, Langenrohr und die kleineren Ortſchaften zu beiden Seiten des Tullnerbaches ſchimmerten ſo niedlich empor, wie die weißbemalten Häuschen und Kirchlein mit den zinnoberrothen Dächern, aus welchen wir als Kinder unſere Städte bauten, deren Erſtehen uns glücklicher machte, als den Pompejus ſein Pompejopolis oder den Claudius ſeine Celeja. Das alte Comagena ſelbſt verrann mit dem violetten Saume des Horizontes in ein undeutliches Halbdunkel. Im Oſten ragten maleriſche Berggruppen empor, aus deren Zackenmeer bereits der blaſſe Mond langſam emportauchte. Als ſich der Baron aber nach Süden wandte, da lachte ihm ein freundliches Hüttchen von einer Bergwieſe entgegen, deſſen Anblick ihn nicht länger in Zweifel ließ, daß es der von Gretchen bezeichnete Aufenthalt des langen Johannes ſei. Gemächlich ſchritt er darauf zu, als ihn plötzlich ein Büchſenſchuß nebenan im Gebüſche erſchreckte. Indem er vermuthen konnte, daß der Jäger keines Wanderers Nähe ahnen und ſich daher eben nicht beſonders in Acht nehmen dürfte, ſo hielt er es für das rathſamſte, ihn zu rufen.

Eine rauhe, männliche Stimme fragte ihn, was er wolle?

Der Ton des Mannes, deſſen er noch nicht anſichtig werden konnte, klang etwas barſch und mißtrauiſch. Aber Gold's unumwundene, im treuherzigen Dialekte des Landmannes gegebene Antwort ſchien zu wirken.

Das Gebüſch rauſchte, und vor dem Baron ſtand eine große, kräftige Geſtalt, deren Erſcheinung ihn wieder ſo außer Faſſung brachte, daß er beinahe ſtammelnd fragte: „Seid ihr der lange Johannes?“

„Ei, ja wol", — antwortete der Waldbauer, den betroffenen Gaſt mit argwöhniſchen Blicken meſſend, — „was ſoll's aber?" — „Der Johannes ſeid ihr!" ſtammelte Gold verlegen weiter; denn je mehr er den düſterblickenden Schützen betrachtete, deſto mehr trat ihm wieder die Geſtalt des Fauſt aus ſeinem nachmittägigen Traume vor Augen, — „der Johannes ſeid ihr? — doch nicht Johannes Fauſt?" — „Nicht Fauſt!" — erwiderte der Landmann, dem des Gaſtes Staunen nachgerade lächerlich zu werden anfing, — „aber 's iſt was von der Fauſt in meinem Namen! Johannes Daum heiß' ich, oder wenn es ihm leichter zu merken iſt, der lange Johannes. Was ſucht er denn aber bei mir? Mein Eid! ich weiß nicht, was ich aus ihm machen ſoll. Für einen, der dem weißen Rock entlaufen iſt, ſieht er mir zu honnet, für einen Ueberreiter zu geſchreckt aus!"

Der Baron hatte Mühe, ſich bei ſeinem Wirthe wieder in Credit zu ſetzen. Solche Kraftmenſchen, denen die ſeltſamen Sonderlingslaunen gebildeter und verbildeter Menſchen unbekannt ſind, laſſen ſich nicht ſo leicht gewinnen, als man glauben ſollte. Sie ſehen mit einer Art vornehmer Naivetät auf uns ſelbſtzerfallene Gewohnheitshelden herab und haben ihre Freude daran uns fühlen zu laſſen, wie weit wir von der natürlichen Offenheit und Zwangloſigkeit abgewichen ſeien. So behandelte denn auch der lange Johannes den jungen Baron auf eine Weiſe, die ihm deutlich merken ließ, daß er ſeinem Wirthe nicht eben die größte Achtung eingeflößt habe. Erſt der Wein entſiegelte die Zunge des Gebers, der immer mehr einzuſehen begann, daß er ſeine feurige Gabe an keinen Undankbaren verſchwendete. Als ſich aber gar der Baron für einen fernen Anverwandten des verſtorbenen Baron Gold ausgab, von dem er mannigfache Wohlthaten erfahren habe, wurde der lange Johannes zutraulich, verleugnete ſeine Fauſtnatur und begann mit einer Herzlichkeit, die bei ihm ſelten zum Ausbruche zu kommen ſchien: „Geſtrenger Herr! warum kann man einen Todten nicht mehr leben laſſen? Ich würde ſonſt mit Freuden ausrufen: Es lebe unſer guter Herr Baron Gold! Er hat uns wie ſeine Kinder gehalten! Ich war Jäger bei ihm unten im Schloſſe. Er hat mich immer freundlich und großmüthig behandelt; hat meinem Mädel, d. h. dem Mädel, das mir mein verſtorbener Vetter, ein Kleinhäusler im Burggraben, übergeben hat, manches Guldenſtück geſchenkt, — aber mit ſeinem Tode war auch die gute Zeit zu Ende. Sein Stellvertreter, der Amtmann Spitzbart, war mein und vieler anderer Unglück. Weil ich mich weigerte, die Zahl des geſchoſſenen Wildes geringer anzugeben, als ſie war und den Ueberſchuß in ſeine Küche abzuliefern, ſo jagte er mich vom Dienſte. Sogar meine Waldhütte ſuchte er mir ſo ſtark zu belaſten, als es ihm nur immer möglich war. Der Holzſchlag, zu welchem eigentlich die Straße führt, an der meine Behauſung liegt, und die mein Großvater und mein Urgroßvater als ihr Eigenthum angeſehen haben, ſtritt er mir ab und bewies mir aus einer ſtaubigen Eſelshaut, deren Inhalt für mich ſpaniſch klang, daß eigentlich ich ihm noch einen Erſatz für die ſeitherige Benützung ſchuldig wäre. Und ſo hat er es allen gemacht. Wer nicht in ſein Horn ſtieß, und ſeiner ſogenannten Wirthſchafterin, der Mamſell' Helene, wie ſie heißt, die Hand küßt, daß es ſchnalzt, der hat Satansnoth bei ihm. Aber ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben, nicht ſehen mag ich mehr das behexte Schloß, in deſſen Mauern ich einſt ſo glücklich war. Auch meine Grete ſoll mir nicht mehr hinab, — wenn ſie wiederkommt!“

„Iſt ſie denn fort?“ fiel ihm Gold, der es jetzt für zweckmäßig hielt, einzulenken, in das Wort, — „ich habe geglaubt, ihr wäret des Mädchens Vormund und hättet ſie nur etwa ausgeſchickt, um in Tulln drüben einzukaufen, — oder —!“

„Ja — ich hab' ſie fortgejagt! Aber es thut mir wahrlich leid! Mit der Fauſt hab' ich ihr in der Hitze den Weg gezeigt, und im Grunde kann ſie doch nichts dafür. Sie hat mit dem Amtsſchreiber Wagner ihr G'ſtanz, mit einem braven, fleißigen, geduldigen Jungen, der es allein unter allen, bei dem böſen Spitzbart und ſeiner zänkiſchen Helene ausgehalten. Aber meine Grete ſoll nun einmal im Schloſſe drüben nichts ſuchen. Und ſie darf mir auch gewiß nicht mehr hinüber, wenn ſie wieder zurückkommt. Sie iſt nur wie ſie geht und ſteht fortgerannt wird nicht weit kommen!“

„Ja, wer bürgt euch dafür, Johannes? Sie darf ein Fuhrwerk auf der Straße treffen, und aufgenommen werden, ſo iſt ſie in wenigen Stunden in Wien, und da wird es ihr, wenn ſie fleißig und hübſch iſt, am Fortkommen nicht fehlen. Ihr ſeht ſie dann wol euer Lebetag nicht wieder, und habt ſie noch dazu, wenn ſie auf Abwege geriethe auf eurer Seele. Man kann's nicht berechnen, wohin man eine Dirne weiſt, wenn man ſie fortjagt!“

„Ei, da ſetzt mir der geſtrenge Herr einen Floh ins Ohr, den ich nicht ſo leicht wieder herausbringe. Ich hab' das Mädel nur beſſern, aber nicht unglücklich machen wollen. Ich hab' mir gedacht, ſie wird ſich beſinnen, wird aus Scham über Nacht ausbleiben und bei irgend einem von den Kleinhäuslern in der Umgegend, die ſie alle kennen, einſprechen, um morgen wieder zurückzukehren und mich um Verzeihung zu bitten.“

„Seht, lieber Johannes, da dürftet ihr wol zu voreilig gehandelt haben. Das Mädchen wird euch nicht ſo bald zurückkommen als ihr glaubt. Ich muß euch nur offen ſagen: ich glaube ihr begegnet zu ſein, als ich vorhin den Hauerſteig emporklomm, um dieſe Holzſtraße zu finden. Eine blonde, junge Dirne ſo lieb und zart daß man ſie eher für ein Stadtfräulein als für eine Tochter des Waldes hielte. Das arme Kind ſah ganz verweint aus, blieb ſchrittweiſe ſtehen und ſeufzte. Ja — gebt nur Acht; — ich wünſche, daß ich ein Lügner ſei, — aber die kommt morgen nicht vor eure Thüre. Wenn ihr Herz ſie nicht etwa gar hinübergeführt hat in das Schloß, um ſich dort Raths zu erholen.“

„Das ſoll ſie bleiben laſſen! drüben hat ſie nichts zu ſuchen. Sie ſoll mir keinen Mann bekommen, der von dem niederträchtigen Spitzbart abhängt. Eher ſoll ſie in die Stadt gehen und ihren Erwerb ſuchen ſo gut ſie kann!“

„Pfui, Johannes, wie lieblos klingt das! — Ginget ihr denn die Dirne nicht irr! Was würdet ihr da in der Einſchicht ohne ſie machen?“

„Werden würd' ich, was ich längſt ſchon werden wollte! Nur für Gretchen hatt' ich noch zu ſorgen. Ich, für meinen Theil, hänge die Wirthſchaft ganz an den Nagel und werde, was ſo viele ſind!“

„Das iſt — ?“

„Wildſchütz! — die erſte Kugel, mit der ich mein neues Handwerk eingeweiht, hat der geſtrenge Herr vorhin ſelbſt an ſeinen Ohren vorüberſauſen hören. Ich will dem böſen Spitzbart und ſeiner Helene die überflüſſigen Haſen und Rehe wegpelzen, daß ſie ſich verwundern, wie wenig ihre Bratſpieße künftig zu thun bekommen. Wer nichts zu gewinnen hat, der hat auch nichts zu verlieren. Wo kein Abſehen iſt, da muß man der Hacke ſchnell einen Stiel finden und ſeine Luſt büßen, ſo gut es geht. Wer redliche Menſchen hetzt, der treibt ſie in die Sünde hinein!“

„Halt, halt!“ — rief Gold dem losſtürmenden Johannes zu, der in ſeiner Wildſchützenlaune wieder ganz als Fauſt vor ihm ſtand, — „ihr wißt ja nicht, ob nicht bald ein Abſehen wird: ob nicht der junge Baron das Gut übernimmt, oder ob er nicht eine andere Einrichtung trifft, durch die ihr wieder zu Ehren kommt. So viel ich den jungen Baron kenne, ſo dürfte er euch, wenn er den Grund eurer Entlaſſung erfährt, wol vor ſo einem verzweifelten Entſchluſſe behüten und bewahren!“

„Wenn er's erfährt, — ja wenn! Von wem ſoll er's aber erfahren?“

„Laßt das die Sorge des Barons ſein! Er wird ſich kein X für ein U machen laſſen. Drum rath' ich euch, den Plan wegen des Wildſchützenhandwerkes, das ihr doch wol ſelber nicht für das ehrlichſte halten mögt, einſtweilen bei Seite zu legen. Geht morgen mit mir hinüber in das Schloß, das ich ohne Führer nicht leicht finden dürfte. Denkt ihr ginget Gott zu gefallen, um dem feierlichen Amte beizuwohnen. Treibt euch dann umher wo es euch gelüſtet; vielleicht führt euch der liebe Gott doch wieder eure verſtoßene Grete zu und wartet ruhig ab, was auch da kommen mag. Man muß nicht gleich alles auf die ſchlimmſte Seite nehmen. Vielleicht erfahrt ihr, wie es um die künftige Verwaltung des Gutes ſteht! Ihr müßt mein Führer ſein. Gebt mir die Hand darauf!“ Ungläubig ſchüttelte der lange Johannes den Kopf und machte der Herzlichkeit des Barons den Sieg über ſeinen Starrſinn wirklich ſchwer. Endlich gab er doch die Hand und geleitete ſeinen Gaſt in die Kammer, wo ein reinliches Bett, — wahrſcheinlich Gretchens Schlafſtelle — dem Eintretenden entgegenlachte.

Freundlich ſchimmerte der Mond durch das Fenſter herein, und weckte in des Barons Herzen ſüße Wehmuth. Das liebe

Kind, deſſen Lager heute ihm zum Pfühle diente, harrte vielleicht voll banger Ungeduld des kommenden Morgens, an dem es den Lohn ſeiner Treue empfangen ſollte. Er hatte das Glück des Mädchens in ſeinen Händen liegen und mußte es ihr doch vorenthalten. Kaum angelangt in der Nähe ſeiner Wiegenſtätte, fand er Gelegenheit zu beglücken und doch war es nur ein Zufall, daß er ſie fand, denn träumte er ein halb Stündchen länger, ſo ging das ſchönſte Bild ſeines Traumes an ihm vorüber ohne von ihm bemerkt zu werden. Solche Gedanken und die lebhafte Erinnerung an das ſonderbare Drama, das er im Traume ſich vorſpielen laſſen mußte, wiegten ihn bald wieder ein und wie der Abglanz eines Regenbogens zogen matter, aber ſanfter, zum zweiten Male die Geſtalten an ihm vorüber, von denen er zwei bereits im Leben wiedergefunden hatte.

## 6.

Ein wahrer Sonntagsmorgen warf die erſten Goldblitze durchs Fenſterchen, als der lange Johannes im Feſtſchmucke zur Thüre hereintrat und ſeinen Gaſt weckte. Nach einem ländlichen Frühſtücke wurde der Gang nach dem Schloſſe angetreten. Als ſie den letzten Kegel erſtiegen hatten, lag plötzlich das Thal mit dem Schloſſe vor ihren Augen. Da hielt des jungen Barons Empfindung ſich nicht länger, ſie überwogte den ſchwachen Damm des Herzens, und er bat um ſich nicht zu verrathen, ſeinen Führer vorauszugehen.

Er befand ſich nun allein auf der Höhe, einzelne Nebelwölkchen ſchifften noch im Thale planlos hin und wieder, als ſuchten ſie die Mutterwolke, die ihrer vergeſſend, ſchon der Donau zugewandert war. Der Thau blitzte in Millionen

Tropfen auf den leiſe ſchwankenden Halmen und regnete kühlig von den ſäuſelnden Buchen nieder. Die ganze Bevölkerung des Waldes zerſchmolz in buntſtimmigen Pſalmen, und die friedliche Glocke des Pfarrthurmes verkündete weit umher den fröhlichen Tag der Kirchweihe. Ich weiß dem lieben Leſer eben nicht zu ſagen, was der Baron ausrief, als er in dieſer Umgebung allein daſtand, als gelte die ganze Huldigung des erwachenden Tages ihm, — oder ob er auch nur etwas ausrief. Aber was ich würde ausgerufen haben, wenn ich ſo hinabgeſehen hätte auf das Thal, das meine Wiege umſchlang, das meiner Jugendfreuden erſten Keim gehegt, das mir für lange dann entfremdet blieb, das mir meines Vaters Gebein aufnahm, und das ich nun betreten ſollte, als Richter über meine ſchlechten Diener, und als Beglücker meiner guten, das weiß ich wol und ich glaube, daß es von dem ſtummen, tiefinneren Gedichte Gold's nicht eben ſehr ſich unterſchiede. Ueberhaupt hab' ich mit ihm viel Aehnlichkeit, und der auffallendſte Unterſchied zwiſchen uns beſteht nur darin, daß er ein Schloß beſitzt, und ich, — meine Luftſchlöſſer abgerechnet, — keines. Gold würde alſo, wenn er mein Ich zum Organe gewählt hätte, begeiſtert ausgerufen haben:

„Willkommen Thal,
Wo ich den warmen Strahl
Der Lebensſonne ſah zum erſten Mal!
Wo meine Bruſt
Der erſten Klag' und Luſt,
Der erſten Lenz' und Herbſte ward bewußt!

Entfremdet mir
Verrannſt du, Thal, hinfür,
Und nur in Träumen kam ich noch zu dir.
Oft mir ſo nah!
Daß deine Grenz' ich ſah,
Warſt du für mich, den Schwärmer, doch nicht da!

Wer liebt und ſchwärmt,
Sich ſehnet und ſich härmt,
Der fühlt ſich einzig durch die Lieb' erwärmt;
Ja ſie verrinnt,
Was er gefühlt als Kind,
Was er erlebt, was er beginnt und ſinnt!

Dort aber, Thal,
Dort glänzt ja traurig fahl
Auch meines Vaters einfach Trauermal!
Du deckſt ihn zu,
Du wiegſt in ſanfter Ruh
Der Väter beſten, — und mir lächelſt du!

Mir lächelſt du,
Auch mir verſprichſt du Ruh',
Doch Lebensruhe! D'rum rüſtig zu!
Hinab zu dir;
Wie lockend winkſt du mir,
Als ſprächſt du: „Komm' gar wonnig wohnt ſich's hier!“

„Die laute Freud'
„Iſt flüchtig; nur wo Leid
„Und Freud' ſich paart, iſt echte Freudigkeit!“ —
Darum, o Thal,
Mit Wieg' und Trauermal,
Sei mir gegrüßt im gold'nen Morgenſtrahl! —

Der erſte Gang des jungen Barons, deſſen ganze Seele von jener echten, wehmüthigen Freudigkeit erfüllt war, führte ihn über den Kirchhof, am Trauermale ſeines Vaters vorüber. Mit ſanfter Rührung erfüllte ihn jetzt das Andenken an einen Mann, deſſen Tod ihn vor acht Jahren aufs Krankenlager geworfen hatte. Damals verbot ihm der Arzt die Grabſtätte ſeines Vaters zu beſuchen, in der Folge ſuchte ſein Oheim, der in die Art der Gutsverwaltung vielleicht nur zu gut eingeweiht war, jeden

Ausflug ſeines Mündels zu hintertreiben; endlich kam die Liebe, die ihm den Auhof, den frühern Aufenthalt ſeiner Luiſe, als die non plus ultra-Stelle aller ſeiner Wanderungen und Landfahrten bezeichnete. Zum erſten Male betrat er alſo nun wirklich den Boden, in deſſen Gräſern vielleicht Atome ſeines Vaters ſäuſelten. Sinnend betrachtete er lange das traurig fahle Metallkreuz, und maß ſeine Empfindungen an dieſem untrüglichen Wärmemeſſer. Wer weiß, ob die heiße Zähre, die ihm in das Auge trat, nicht auch minder ein Kind des Schmerzes, als vielmehr jener Beſorgniß war, welche uns ſo oft nach dem Uebertritt in die ernſtere Lebenszeit erfaßt, nämlich der Beſorgniß, daß unſer Gefühl ſtumpf geworden. Aber dieſe Beſorgniß iſt ein Unrecht, welches ſich das mißtrauiſche Herz ſelbſt anthut; denn nicht im Raſen äußert ſich der tiefe, innige Schmerz, ſondern in der ſtillen, ſinnenden Selbſtbeſchauung.

Der Klang der Orgel rief den Baron in die Kirche. Sie war mit feſtlich geſchmücktem Landvolk angefüllt. Die mit Teppichen behängten Stühle zur Seite des Hochaltars verriethen ihre Beſtimmung für das Verwaltungsperſonale nebſtbei dadurch, weil ſie unbeſetzt gelaſſen wurden, ohne daß ein maſſiver Pedell als Wächter daneben ſtand. Jetzt verkündete eine Intrade, zu welcher der Dorfhirt den Grundton ſchmetterte, die Ankunft der interimiſtiſchen Gutsbeherrſcher. Aber auch heute ſollte ſich Gold's Traum, deſſen Grundmotiv ihm wol ſchon klar geworden war, fortſpinnen, und das Drama: Fauſt, von einem unbekannten Verfaſſer, im Leben vollendet werden. Durch die Thüre der Sacriſtei trat Amtmann Spitzbart. Schnorr von Karolsfeld hat den Mephiſtopheles nicht wahrer gemalt, als er ſich hier in den Zügen des Gutverwalters abſpiegelte. Jeder, der einen Begriff von dem hat, was man Mephiſtonatur zu nennen pflegt, würde beim Eintritte des Kanzleidespoten

Spitzbart eben ſo zurückgeprallt ſein, als der Baron. Zur Seite des unheimlichen Niemandsfreundes ſchritt die beſchriebene Helene, deren Aeußeres dem Bilde vollkommen entſprach, welches der geſtrige Traum in Gold's Phantaſie hervorgerufen hatte. Hintendrein ging beſcheidenen, faſt ängſtlichen Schrittes, ein junger Mann, in welchem Gretchens Geliebter nicht zu verkennen war. Aber auch die wolbekannte Geſtalt des Famulus Wagner, deſſen fromme Gemüthlichkeit ſolch' einen ſchneidenden Contraſt zu Fauſt's wolkenbeſtürmenden Prometheusſinne bildet, war in dem ſtillen Amtſchreiber ſprechend conterfeit.

Während Gold in den Anblick der ſeltſamen Geſtalten verſunken ſtand und ſich heimlich etwas darauf zu Gute that, durch das Schickſal zum Director dieſes Perſonales erkoren zu ſein, — ſchellte der Miniſtrant, und der Prieſter trat im Feſtornate zum Altar. Aber es war nicht mehr der weißlockige, würdige Greis, der das Weihwaſſer der Taufe über Gold ausgegoſſen: der ihm die erſten kindlichen Gefühle von Dank und Gottvertrauen in die Seele gepflanzt; der ihm noch beim Abſchiede aus den Mauern des Schloſſes Lehren und Segenswünſche in die Stadt mitgegeben hatte. Wahrſcheinlich war die Einſegnung des verſtorbenen Vaters auch jenes Prieſtergreiſes letztes Geſchäft geweſen und er ruhte nun, abgewendet von der Kirche, der er ſeine treuen Dienſte ſo lange zugewendet hatte.

Als ſich nach dem Sanctus alle Kniee beugten, und der Ueberblick dadurch freier wurde, gewahrte der Baron auch die liebe Grete in einen leeren Beichtſtuhl gedrängt. Auch der lange Johannes kniete hinter dem Taufſteine, ohne vor Aufmerkſamkeit auf den Prieſter ſeine Mündel und den Baron zu bemerken.

Nach geendigtem Hochamte begab ſich der Baron, der unter dem Gewühle des Landvolkes unbemerkt verſchwand, zum

Amtſchreiber, um ihn auszuforſchen und wenn er ihn ſo redlich fände, als er es erwartete, zu ſeinem Vertrauten zu machen. Wagner beſtand in der Prüfung, er hatte ſich aus Dankbarkeit gegen den verſtorbenen Herrn, von dem er als elternloſer Knabe ins Haus genommen und in die Schule geſchickt wurde, acht Jahre lang verſtellt, dem unredlichen Amtmann ſcheinbaren Gehorſam geleiſtet und insgeheim alle Streiche und Kniffe desſelben aufgezeichnet, um zu ſeiner Zeit dem Erben ſeines Wohlthäters giltige Behelfe in die Hände zu geben. Mit Abſcheu erſah der Baron aus einem flüchtigen Blick in Spitzbart's Sündenregiſter, wie übel dieſer eigenmächtige, gewinnſüchtige Betrüger, geſtützt auf die ähnliche Virtuoſität des Vormundes, dem Gold nun eben noch zur rechten Zeit entronnen war, auf dem ſchönen, einträglichen Gute gewirthſchaftet hatte. Der junge Baron überhäufte den treuen, dankbaren Diener mit Lob und Dank, verſprach ihm noch vor dem Abend Vergeltung, und bereitete dem Amtmanne und ſeiner würdigen Herzensdame eine wahrhaft tragi-komiſche Ueberraſchung vor.

## 7.

„Helenchen, heut gilt's!“ kicherte Meiſter Spitzbart, indem er zu ſeiner Wirthſchafterin in die Küche trat. — „Wir haben heute Mittags einen Gaſt, einen deliciöſen Gaſt! Herab mit dem Braten vom Spieße, mit dem Törtchen zurück in die Speiſe, lege die Silberlöffel bei Seite, heute ſollen die blechernen paradiren! Statt der lieblichen Porzellantellerchen thun es die alten, zerſchnittenen und aufgeſtoßenen Zinnteller! der Gaſt, den wir haben, muß glauben, daß wir uns den Biſſen vom Munde wegſparen, um für das liebe Freiherrlein recht viel zu erwirthſchaften!“

„Ich verſtehe“, — fiel das kluge, wolbeleibte Helenchen ein, — „das Freiherrlein, das jetzt großjährig geworden iſt, hat uns gewiß einen Spion herausgeſchickt, um auszukundſchaften, ob es räthlich wäre, das Gut ſelbſt zu übernehmen. Nun, der gute Spion wird gut ſpioniren haben. Er ſoll ſich nach Egypten, während der ſieben magern Jahre verſetzt wähnen! das verwöhnte Freiherrlein wird ob der gräulichen Schilderung ſchaudern, und wenn es gut geht, ſpielt dir der liſtige Herr Vormund, der übrigens auch noch zu überliſten wäre, das ganze Gut um einen ſpottgeringen Pachtſchilling in die Hände!“

„Das hoff' ich auch, Helenchen, der Spion iſt ein köſtliches Kerlchen; er ſieht faſt aus, wie das junge Freiherrlein, als es vor acht Jahren bei unſerer Beileidsviſite, die wir ihm machten, das Köpfchen aus den Polſtern ſtreckte und uns einen weinerlichen Dank zujammerte. Mit dummer Gutmüthigkeit fiel der Spion gleich mit der Thür ins Haus; fragte um die Erträgniſſe, um die Laſten, um die Gehalte der Beamten, um ihre Gebahrung und um dies und jenes, um was die ſtudirten Bauernjungen in den Ferien fragen, um ihren Eltern Reſpect einzuflößen. Der junge Baron dürfte, den Reden ſeines Vormundes nach, nicht lange ausbleiben!“

Solche Vorbereitungen wurden zum Empfange des Gaſtes getroffen und der Abbruch, welcher dadurch nothwendig wurde, in der Ausſicht auf eine baldige, ununterbrochene Feſtzeit verſchmerzt. Das Geſpräch des würdigen Pärchens kam dann auf Tagesneuigkeiten, deren wichtigſte die Zahl der zum heutigen Kirchweihfeſte Zuſammengeſtrömten war. Helenchen hatte das niedliche Gretchen gar wol bemerkt, und auch der lange Johannes hinter dem Taufſteine war ihr nicht entgangen und ſeine Anweſenheit fiel ihr in der That auf. Noch mehr aber beſchäftigte ſie der Wunſch zu erfahren, wer denn das verſchleierte

Frauenzimmer im Oratorium geweſen ſei, das an der Seite einer ältlichen, ſtädtiſch gekleideten Frau erſchienen war und ſich eben ſo geheimnißvoll wieder entfernt hatte. Da Meiſter Spitzbart trotz ſeiner Genauigkeit in Handhabung der Fremdenpolizei, keinen beſſern Aufſchluß wußte, ſo beſchwichtigte er die Neugierde ſeiner Liebſten damit, daß er das verſchleierte Weſen für ein vorüberreiſendes Fräulein und die ältliche Frau für ihre Duenna ausgab. Helenchen ſchüttelte unbefriedigt den Kopf, wendete die Entlegenheit der Pfarrkirche von der Straße und hundert andere Dinge ein, — als die Magd in die Küche trat und meldete, daß der fremde Herr, der vorhin mit dem Amtmanne allein ſprach, einen Brief geſchickt habe mit der Bemerkung, er habe ihn eben durch einen Boten aus Wien erhalten und überſende ihn Herrn von Spitzbart, weil er glaube, der Inhalt würde ihn intereſſiren. Die Adreſſe war weggelöſt. — „Vermuthlich", meinte Spitzbart, „um uns den Namen des klugen Spions nicht zu verrathen!" der Brief lautete, wie folgt:

„Lieber Freund!

„So geheim du es auch anſtellteſt, ſo hab' ich es doch erfahren, daß du mir nach meinem Erbgute vorangeeilt biſt, um mir einen kleinen Empfang vorzubereiten. Mach' meinen Leuten keine Mühe; ſie wäre umſonſt, denn wahrſcheinlich werd' ich, eh' ſie ſich's vermuthen, in ihrer Mitte ſtehen. Ehe der Kirchtag zu Ende geht, umarmt dich gewiß noch dein

Sonntags früh.

Anaſtaſius Gold."

„Nachſchrift

„Grüße mir einſtweilen den wackern Spitzbart und ſeine thätige Helene. Mein Vormund weiß viel von ihnen zu ſagen, den Amtſchreiber hole mir indeſſen aus. So viel ich höre, iſt er nicht an ſeinem Platze, ich werd' ihn heben müſſen.“

## 8.

Der Amtſchreiber war von allem unterrichtet, nur noch von der Art ſeiner Belohnung nicht; denn Gretchen vermied aus Beſorgniß, ihrem Rufe zu ſchaden, die Schwelle des Vielgeliebten. Aber auch mit ihr war Gold ſchon zuſammengekommen und wiederholte ihr ſeine geſtrigen Verſprechungen. Mit dem langen Johannes fand ſich der Baron auch zurecht. Die Tanzhütte auf der Wieſe vor dem Dorfe war zum Schauplatze, und der Anfang der Kirchweihbeluſtigungen zur Entwicklung der Tragi-Komödie: Fauſt beſtimmt, als deſſen Verfaſſer mit Recht Leſſing gelten konnte, was meinen Leſern bald eben ſo klar ſein wird, als es ihnen vielleicht jetzt abſurd vorkommt. Nur von einer Scene des Dramas wußte Gold ſelbſt noch nichts, nämlich von dem überraſchenden Erſcheinen jenes verſchleierten Fräuleins und der ältlichen, ſtädtiſch gekleideten Frau, welche durch den Wirth, in deſſen ländlicher Wohnung ſie abgeſtiegen waren, von Scene zu Scene Nachricht erhielten, bis das Auftreten an ſie käme.

Das karge Mittagmahl, das dem vermeintlichen Spion zur Abſchreckung dienen ſollte, war genoſſen. Schon rief ein ſogenannter „Vierfacher“*) das Landvolk zur Tanzhütte. Auch Spitzbart und Helene machten ſich auf und baten den Spion, Theil zu nehmen, indem ſie fortwährend bedauerten, dem

---

*) Ein Vierfacher, ein Walzer, wozu mit Händen und Füßen, alſo vierfach der Tact geſchlagen wird.

Gutsherrn aus Mangel an allen Mitteln und Behelfen keinen beſſern Empfang bereiten zu können, als die Feſtlichkeit des Tages ſelbſt darböte. Der Zug ging auf die Wieſe. Der Amtſchreiber, Gretchen und der lange Johannes fanden ſich ebenfalls ein und ſtanden auf verſchiedenen Punkten vertheilt. Die Landleute wichen ängſtlich zurück als der gefürchtete Spitzbart den Tanzboden betrat.

Die Muſik ſchwieg.

„Wollen wir mit dem Anfange des Feſts nicht warten, bis der neue Gutsherr ankommt, mein Helenchen?“

„Iſt nicht nöthig!“ erwiderte Gold, indem er mit veränderter Miene mitten in den horchenden Kreis trat. — „Der neue Gutsherr iſt eben angekommen!“ „„Angekommen?““ ſtammelte Helenchen, und ſah ihren Spitzbart mit eben ſo großen Augen an, als er — ſie. Amtſchreiber Wagner drängte ſich mit wonnefunkelnden Augen zu ſeinem Gretchen, das hoffend und verwundernd, ihn um den Grund ſeiner Freude zu fragen ſchien. Der lange Johannes erheiterte ſein Fauſtgeſicht und trat, ſeines Grolles uneingedenk, zu den Liebenden. Das übrige Landvolk aber war ſo ganz Aug' und Ohr, daß niemand das verſchleierte Fräulein bemerkte, welches mit ſeiner Begleiterin indeß herzugekommen war. „Ja, — der neue Gutsherr ſteht unter Euch“, — fuhr Gold nach einer Pauſe fort, — „denn der neue Gutsherr bin ich ſelbſt. Anaſtaſius Gold, der leibliche Sohn des verſtorbenen Beſitzers dieſer Herrſchaft zog es vor, ohne Aufſehen in Eure Mitte zu treten, — und die Worte eines wolbekannten Briefchens ohne Verzug ins Werk zu ſetzen.“

Der Eindruck, den dieſe Erklärung allerſeits machte, hätte Stoff für ein Hogart'ſches Gemälde liefern können.

„Wackerer Herr Spitzbart und Sie thätige Helene, laſſen Sie ſich nun von mir mündlich wiederholen, daß mein

Vormund viel von Ihnen zu ſagen weiß. Er wird es aber nicht ſagen wollen, weil er ſonſt leicht in dieſelbe Gefahr kommen könnte, in der Sie jetzt ſchweben würden, wenn ich Ihnen nicht vielleicht aus unzeitiger Großmuth eine allgemeine Amneſtie verbürgte. Sie werden keine Erträgniſſe mehr verleugnen, keine Einkünfte mehr unterſchlagen, keine arbeitſamen Landleute mehr drücken, keine Haſen mehr für Ihre Küche zurücklegen, keine braven Diener mehr entlaſſen!“

„„Herr Baron, das müſſen Sie mir beweiſen!““ ſtotterte Spitzbart und verzog ſein Geſicht auf echt ſataniſche Art. „Beweiſen müſſen Sie das!“ kreiſchte Helenchen mit ſchnarrender Furienſtimme.

„Wenn Ihr wollt, Schamloſe!“ rief Gold in der Hitze der erſten Aufwallung aus, — „wenn Sie wollen, wackerer Herr Spitzbart“, — fuhr er dann gelaſſen fort, — „nun ſo kann es ja geſchehen. Sie dürften ſich in manchen Dingen verrechnet haben; ein Mann von Ihrer Thätigkeit irrt ja leicht; — aber einer Ihrer Herren Unterbeamten hat Ihnen den Dienſt erwieſen, Sie genau zu controliren. Die Schrift befindet ſich in meinen Händen. Wenn Sie Luſt haben, ſo wollen wir ſeiner Zeit vor der Behörde dieſe Schrift Punkt für Punkt durchgehen, um ins Reine zu kommen. Indeß aber bitt' ich Sie, ſich nicht zu incommodiren. Sie ſind, wie ich aus ſicherer Quelle weiß, nicht alle Tage ſo frugal als Sie es beim heutigen Mittagmahle zu ſein vorgaben. Zu Hauſe wartet wol der Nachtiſch auf Sie. Sie werden ſich meinetwegen doch nichts abbrechen wollen?“

Spitzbart und Helene verſtanden den Wink, und zogen ſich mit ſchweigendem Grimme zurück, um ſich unbemerkt zu verlieren. Zum Glück verſtanden die Landleute nicht viel mehr von des Barons Reden, als daß er ihr neuer Gutsherr ſei und daß es ihnen beſſer gehen ſolle; ſonſt dürften ſie das lange ſchon verwünſchte Paar ſchwerlich ſo unbemerkt haben davonſchleichen laſſen. „Ihnen, lieber Wagner“, begann Gold von neuem, „ließ ich ſagen, daß Sie nicht an Ihrem Platze ſeien und daß ich Sie heben müßte. Ich hebe Sie auch! Seien Sie mein Rathgeber in Wirthſchaftsſachen! Seht, liebe Kinder, dieſem Biedermanne habt ihr künftighin mit gleicher Achtung als mir ſelbſt zu begegnen! — Zum Beweiſe meines Dankes für Ihre Anhänglichkeit an meine Familie, ſchenk' ich Ihnen die Wieſe, auf der wir ſtehen ſammt dem daran ſtehenden Meierhofe. Aber als Haushälterin ſchlag' ich Ihnen Gretchen vor. Wollen Sie ſie aber zum Weibe, ſo halt' ich die Hochzeit aus. Des Mädchens Vormund wird nichts einzuwenden haben, wenn ich ihm ſage, daß er mein Leibjäger iſt und bleibt. Zur Hochzeittafel ſeiner Mündel aber mag er, — trotz einem Wildſchützen, zuſammenſchießen was er findet; zu dieſem Zweck erlaub' ich's ihm!“

Allſeitiger Dank ſtrömte dem jungen Gutsherrn von allen Lippen und Augen entgegen, und ein „Lebehoch!“ ſcholl in den lärmenden Toaſt der Muſikanten. „Und haſt Du denn für mich gar kein Auge, Anaſtaſius?“ rief das verſchleierte Fräulein dem Baron zu, welcher gerührt ſich durch die Menge drängen wollte.

„Seh' ich recht“, ſchrie er freudig auf, — „Du, meine Luiſe?“

„Sie ließ mir keine Ruhe“, fiel die ältliche Frau, Luiſens Tante ein, — „bis ich ihr verſprach, ſie herauszubegleiten. Sie hatte, wie denn die Liebe alles auskundſchaftet, auch von Ihrer Wanderung erfahren und unverzüglich den Entſchluß gefaßt Sie zu überraſchen.“

„Das haſt Du auch, liebe Luiſe!“ — ſprach Gold, ſie feurig umarmend. — „Ach! wenn Du wüßteſt, welche ſeltſamen Träume ich ſeit geſtern gehabt, in welcher ſonderbaren phantaſtiſchen

Verbindung ich Deine Züge bald allein, bald vermiſcht mit den Zügen des Mädchens erblickt habe, das ich eben zur glücklichen Braut machte, — Du würdeſt lächeln und ſtaunen; aber nun hoff' ich, iſt das ſeltſame Drama zu Ende. Nun laſſ' uns ganz der Wirklichkeit freuen. Du ſteheſt auf meinem, das heißt, auf Deinem Boden, Luiſe! Laſſ' auch uns als Bräutigam und Braut das Kirchweihfeſt eröffnen! Spielt luſtig auf, Muſikanten! Tanzt Kinder! Ich will es im Kleinen dem Kaiſer nachthun; er liebt fröhliche Unterthanen in zwanzig Reichen, — ich fröhliche Unterthanen auf meinem Erbgütchen!“

Bis an den ſpäten Abend dauerte die ungezwungene Kirchweihluſt. Dann ging es zurück in das Schloß, wo ſich Gold das Abendmahl in jenem Zimmer herrichten ließ, wo er geboren und gewiegt wurde. In der heiterſten Stimmung ſetzte ſich Alles zu Tiſche.

Eben wollte Gold ſeiner Braut auf die Wand hinweiſen, wo das Bild ſeines Urgroßvaters hing und ſagen: „Sieh, Luiſe, unter dieſem Bilde ſtand vor vierundzwanzig Jahren meine Wiege!“ — als er wunderbar ergriffen zurückfuhr und ſtarr auf die Wand hinſah. Wo nämlich die Wiege geſtanden, da ſtand jetzt ein dick beſtaubter Reiſekoffer, um welchen ſich roſtige Eiſenreife ſchlangen.

„Was iſt Dir?“ fragte Luiſe beſorgt. „Nichts, nichts Kind!“ — entgegnete Gold noch immer bewegt. — „Wem gehört aber der Koffer dort!“

„Da weiß ich Beſcheid“, — entgegnete Johannes, der eben als wiederangeſtellter Jäger einen Rehrücken zerlegte, — „ich fand ihn einmal, als ich da unten am Riederberge jagte. Ich ſchoß auf einen Haſen, fehlte ihn aber und ſah, wie die Kugel von etwas Feſtem eine gute Strecke weit zurückprallte. Als ich hinging, fand ich halb in Moos verſunken dieſen Koffer. Am

Eiſenreif iſt noch die Kugelſpur zu ſehen! Weil ich nicht wußte, was darin ſei, zeigt ich's der Herrſchaft an. Da ſchleppte man denn das Zeug herauf!“ — „Und was fand man darin?“ fragte Gold haſtig.

„Nichts, als altes Papier, wie ich hörte; aber wie natürlich, ganz vermorſcht und unlesbar. Wahrſcheinlich wurde der Koffer einmal einem Reiſenden abgeſchnitten, in den Wald geſchleppt, dort bis auf das unnütze Papier ausgeleert und ſtehen gelaſſen, wo dann das Schloß wieder zuroſtete.“

„Seltſam!“ — begann Gold, — „wirklich ſeltſam und wenn ich Euch die Geſchichte meines geſtrigen Traumes und aller darauffolgenden Scenen erzähle, ſo werdet ihr ſelbſt nicht leugnen können, daß es, wie Shakeſpeare ſagt, Dinge zwiſchen Himmel und Erde gibt, von denen ſich unſere Philoſophie — nichts träumen läßt!“

Alle waren begierig auf die Erzählung, deren Verlauf den Leſern ſchon bekannt iſt, und wozu ihnen nur noch der Schlüſſel fehlt, den ich ihnen mit denſelben Worten geben will, mit denen Gold ihn ſeiner Tiſchgeſellſchaft gab: „Ich las, wie ich Euch erzählte“, — das waren Gold's Worte — „während meines Mittagmahls in Purkersdorf in dieſem Büchlein“. (Er zog das Decemberheft von Dingler's polytechniſchem Journale aus der Taſche.) — „Lies nun ſelbſt, liebe Luiſe, die Stelle, welche Dir meine ganze, aus Traum und Wirklichkeit ſo wunderbar gemiſchte Tragi-Komödie vom Fauſt, von der Helene, von Gretchen, von Wagner und vom Mephiſtopheles einigermaßen erklären kann und urtheile dann, ob es mir zu verargen ſei, wenn es mich ſeit geſtern mehr als einmal bedünkte: es hätten Charaktere aus dem verloren gegangenen Werke eines unſerer größten Schriftſteller mich umgaukelt, und in ſichtbaren Geſtalten geneckt!“ — Luiſe las auf Seite 443, die ihr Gold aufgeſchlagen hatte: „In der Gegend von Purkersdorf bei Wien wurde Leſſing's Koffer, in welchem ſich ſein Fauſt befand, abgeſchnitten!“

Luiſe las die Stelle noch einmal, Gold erklärte dem ſchlichteren Theile der Geſellſchaft, was es mit Dr. Fauſt und ſeiner Umgebung für ein Bewandtniß gehabt habe, und daß die Geſchichte desſelben in mehreren Theaterſtücken, wie auch von einem gewiſſen Leſſing geſchildert worden ſei, und alle ſahen nun ſelbſt mit faſt ängſtlichen Blicken, auf den dickbeſtaubten Koffer unter dem Ahnenbilde hin.

Wagner, Luiſe und der lange Johannes aber fühlten ſich ſo wunderbar ergriffen, daß es ihnen eine Weile vorkam als wären ihre Namen nur eine Maske, die ſie nach Beendigung der Komödie ablegen ſollten. Es bedurfte einiger Toaſte, um die heitere Stimmung wieder herzuſtellen.

Den Träumen der kommenden Nacht ſahen jedoch alle mit einer Art von Beklemmung entgegen.

# Der Vogel Curios.

Was ich auf den nachfolgenden Blättern erzählen werde, iſt zwar Erlebtes, aber nicht von mir ſelbſt; ein intereſſantes Bruchſtück aus dem Leben eines meiner Freunde, eines wackern Officiers. Er erzählte es mir ſo lebhaft, ſo wahr und warm, daß ich kein anderes Verdienſt anſprechen zu dürfen glaube, als das, einen treuen Dolmetſch ſeines Berichtes abzugeben, und ein Bruchſtück aus ſeinem militäriſchen Leben, zu deſſen ſchriftlicher Mittheilung er vielleicht nur zu bequem iſt, mit ſeinen eigenen Worten ihm nachzuerzählen. Ich laſſe ihn ſelbſt ſprechen und bin überzeugt, daß die Leſer ihm eben ſo geſpannt zuhören werden, als ich es gethan habe.

— — — Wir waren ſchon ſechs Stunden lang marſchirt, das Ziel unſeres Weges, eine anſehnliche italieniſche Stadt, immer im Auge. Endlich ſtand das erſehnte Ziel vor uns. Der Major, welcher vor unſerem Bataillon auf ſeinem Braun gemächlich einhertrabte, ließ Halt machen. Auf der großen Heide vor einer Oſteria, welche rechts von der Straße lag, wurden die Gewehre in Pyramiden geſtellt, die Mantelſäcke und Torniſter aufgeſchnürt und die Paradeuniformen und Gallamonturen herausgenommen. In weniger als einer Viertelſtunde ſtand das ganze Bataillon wie ausgewechſelt da und forderte durch ſeine edle Haltung und ſein geſchmackvolles Aeußeres kühn ſein Jahrhundert in die Schranken. Zum Glücke war die Oſteria wol fournirt. Wer bei Gelde war, ließ es an Erfriſchungen für ſich und ſeine Kameraden nicht fehlen. Inzwiſchen ward wieder eingepackt und aufgeräumt und Vergatterung geſchlagen; das herrlich adjuſtirte Muſikcorps ſtellte ſich an die Spitze des Bataillons und mit frohem Muthe und unternehmender Miene ging es der Stadt zu, in welcher man ſich übrigens, da ſie als ein Hauptherd aufrühreriſcher Bewegungen verrufen war, eben keine freundſchaftliche Aufnahme verſprach. Wir rückten gegen die erſten Häuſer der Vorſtadt an. Ein kriegeriſcher Marſch wurde von unſeren vierzig Hautboiſten mit gewohnter Energie und Präciſion angeſtimmt, um der Menſchenmaſſe, welche in der Ferne aufgeſtellt war, zu zeigen, daß wir uns vor ihr nicht fürchten, wenn ſie auch feindſelige Demonſtrationen im Schilde führen ſollte. Aber was wir oft anderwärts erfuhren, geſchah auch hier. Statt eines lärmenden „a basso" ſcholl uns, als wir anrückten, ein freudiges „bravi Tedeschi!" entgegen; die ganze Menge machte Rechtsum und bildete unſere Avantgarde, und unter fraterniſirendem Zurufe zogen wir in die Stadt ein, deren Hauptſtraße, die wir paſſiren mußten, mit einem bunten Spaliere friedlicher Gaffender beſetzt war. Unſere martialiſchen Geſichter thaten das ihrige bei Männern und Frauen; Erſtere belobten ſo laut, daß wir es im Vorbeidefiliren deutlich vernehmen konnten, unſer kriegeriſches Anſehen, und Letztere wehten uns aus den bunt behängten Fenſtern und von feſtlich geſchmückten Balconen mit flatternden Tüchern und Schleifen einen unerwarteten Willkommsgruß entgegen.

Auf der „Piazza grande" ſtellten wir uns auf. Es war Mittag. Ein tiefblauer Himmel hing über uns her und die Sonne blitzte, von blanken Bajonetten hundertfach zurückgeſtrahlt.

Jetzt wurde zum Gebete getrommelt; das Muſikcorps fiel mit einer erhebenden Preghiera ein; die ganze Bevölkerung feierte den ſchönen Moment durch ehrerbietiges Schweigen mit. Hierauf wurde bei Fuß gemacht. Mit dienſtfertigem Eifer näherte ſich der Podeſtà ſammt ſeinen Gehilfen unſerem Major, um der Truppe ihre Quartiere anzuweiſen. Die Stimmung ſchien allgemein die beſte, und wir gingen ſorglos auseinander.

Auch ich folgte einem kleinen, ſchwarzbärtigen, lebhaften Manne, welcher mich unter fortwährenden Bücklingen mit einem Strome echt italieniſcher Artigkeiten übergoß, deren Sinn darauf hinausging, daß er ſich's zur größten Ehre anrechne, einen ſo braven Officier, als ich bin, beherbergen zu dürfen. An Gegencomplimenten nicht zurückbleibend, folgte ich ihm in ſeine Wohnung.

Ein palaſtähnliches Haus nahm uns auf. Mein Begleiter präſentirte ſich mir an der Schwelle des Gebäudes, zu welcher eine ſchöne Marmortreppe empor leitete, als den Pächter desſelben. Der Eigenthümer, ein Marcheſe aus altadeligem Geſchlechte, war ſchon ſeit Jahren über dem Meere abweſend.

„Hier ſind Sie zu Hauſe“, begann er mit der ſeinem Lande und dem Idiome desſelben eigenen Geläufigkeit, „die ganze Vorderſeite des Hauſes ſammt allen Zimmern, Sälen, Cabineten, ſteht zu Ihrer Verfügung. Die Rückſeite bewohne ich mit meinen Dienſtleuten, ſeit ich Witwer bin, allein und unvergnüglich, weshalb es mich unendlich freuen würde, wenn Sie ſich bisweilen auf die Rückſeite verirren wollten. Wir haben hier die braven deutſchen Officiere herzlich gern, auch meine Selige war eine große Verehrerin derſelben und in dieſem Hauſe iſt der militäriſche Geiſt, ſo zu ſagen, heimiſch geworden.“

Ich erwiderte ſein Anerbieten und Zuvorkommen mit jener trockenen Gleichgiltigkeit, welche man auf einem ſechsſtündigen Marſche, während deſſen man das unerreichbar ſcheinende Ziel unverrückt vor Augen hat, unwillkürlich annimmt und ließ mich in der Wohnung umherführen, um das freundlichſte Zimmer für mich und das tauglichſte für meinen Burſchen zu wählen. Ein hoher Saal mit bunten Deckengemälden wurde mir als das ſchönſte Gemach von meinem Hausherrn zugedacht, welcher mir es durch die Bemerkung, daß Grafen, Fürſten, Generale und Biſchöfe ſchon darin ihr Abſteigequartier genommen, am beſten zu empfehlen wähnte. Ich war nie ein Freund großer Gemächer; deutſche Sitte hatte mich an die lieben, lauſchigen Stübchen von Jugend an gewöhnt. Zudem ſah ich durch die hohen Fenſter dieſes Prunkſaales, wenn man ihn nach deutſchem Maßſtabe beurtheilt, ganz unverſchämt mitten in das Herz eines gegenüberſtehenden Hauſes, was mir, aufrichtig geſagt, unlieb war, indem ich nicht belauſchen, aber auch nicht belauſcht ſein will. Auch kam es mir vor, als ob, wegen der Wendung des Hauſes, ein knapp anſtoßendes Stübchen, wenn es ein ſolches gäbe, jenes läſtigen Vis-à-vis entbehren und geradezu ins Freie hinausſehen müßte. Wirklich glaubte ich gegen jene Seite hin eine Tapetenthüre zu bemerken.

„Iſt denn da nicht noch ein Stübchen?“ fragte ich meinen Begleiter, deſſen Antlitz eine ſeltſame Miene annahm, als ich nach dem kleinen Meſſingſchieber an der Wand griff, um zu öffnen.

„O ja“, erwiderte er, wie ausbeugend, „ein kleines, ſchmales Stübchen ohne Ausſicht!“

„Deſto beſſer, ich liebe kleine Stübchen; und wohin ſieht das Fenſter?“

„Ueber die Gärten weg auf den Kirchhof von Santa Croce.“

„Ei, das iſt ja gar romantiſch! Wir wollen das Territorium uns näher beſehen.“

Ein freundliches Stübchen nahm mich auf, als ich die Wandthür öffnete, eben geräumig genug für die Bedürfniſſe eines Kriegsmannes. Dem Fenſter gegenüber war die Bettſtelle, über welcher ein verdecktes Bild hing, das ich Anfangs nicht beachtete, weil ich darunter auch nichts anderes vermuthete, als eine jener in Italien ſo häufig vorkommenden, mit grellen Deckfarben gemalten Anſichten des Veſuv, des Aetna und anderer Naturwunder. Ein blaßgrünes Rebengeländer umrankte das Fenſter, durch welches, vom glühenden Mittage dunſtig beleuchtet, eine intereſſante Fernſicht, mit dem bezeichneten Kirchhof im Mittelgrunde, ſich zeigte.

„Da bleibe ich!“ rief ich meinem Hausherrn zu, welcher ein lächerliches Staunen affectirte.

„In dieſem Zwinger“, erwiderte er ungläubig, „wo Ihnen fünf fürſtliche Gemächer zu Gebote ſtehen? Der Saal, durch den man hier eintritt . . . . . . . ?“

„Iſt eben paſſend für meine Bedienung und bei Regenwetter ſogar ein paſſender Exercierplatz für meine Compagnie.“

„Aber — Sie wiſſen nicht — Herr Officier!“

„Was weiß ich nicht? — Ich weiß, daß es mir da gefällt und damit Punktum!“

„Aber — —“

„Kein aber! Ich bin zufrieden und Sie mögen Ihre Säle getroſt an Generale und Biſchöfe vermiethen! — Es poltern doch keine Geſpenſter in dieſem Cabinete?“

„Das nicht, aber ich könnte Ihnen Dinge erzählen, die noch viel ärger ſind. Und mit einem Worte, es thut mir leid um Sie, jungen, braver Herr Officier!“

Das ſprach er mit einer Miene, welche mich in Zweifel ließ, ob ſie mehr Beſorgniß oder Ironie ſpiegle.

Gleichſam um das Geſpräch auf einen anderen Gegenſtand zu lenken, wendete ich mich gegen das Bild über der Bettſtelle und fragte, ehe ich es noch anſah, was es vorſtelle.

„Ach, San Benedetto!“ rief er aus, mich zurückziehend, „ſehen Sie nicht hin, — es iſt der Vogel Curios!“

Mit großen Augen ſah ich den erblaſſenden Cicerone an, deſſen „Vogel Curios“ mir um ſo lächerlicher vorkam, als ich keinen Begriff damit zu verbinden wußte.

Mich ſeinem zurückhaltenden Arme entwindend, trat ich zur Bettſtelle, über welcher das Bild hing, während mein Hausherr mit dem Schrei: „Er hat ihn ſchon!“ ſich das Geſicht verhüllte.

Ich war überraſcht. Ein alter Goldrahmen, deſſen dünne Metalldecke ihren Glanz verloren hatte und ausſah, als ob ſie mit Blutflecken beſprengt wäre, umſchloß das ſeltſamſte Bild, das ich mein ganzes Leben hindurch geſehen. Allgemein bekannt ſind die Höllenfratzen und Hexenſcenen eines Breughel. Dieſes Gemälde überbot ſie insgeſammt an Caprice der Erfindung und Bizarrerie der Zuſammenſtellung. Das ganze etwa zwei Schuh hoch und achtzehn Zoll breit, ſtellte ſeinen Umriſſen nach, den fabelhaften Vogel Greif vor, mit ausgebreiteten Flügeln, krampfhaft gekrümmten Krallen und aufgeſperrtem Schnabel. Aber jedes einzelne Glied war ein Conglomerat der abſcheulichſten Geſtalten. Zuſammengeballtes Gewürme, traubenförmig aneinander gekrallte Teufelsfratzen, Klumpen halb vermoderter Leichen, Kränze aus Todtenſchädeln, kurz, was das Auge Ekelhaftes, Abſchreckendes, Empörendes und Unausſprechliches kennt, war mit ſataniſchem Geſchicke zu einem baroken Ganzen hier vereint und unter ſo wunderbare Beleuchtung gebracht, daß jeder Standpunkt, welchen man annahm, einen gleichen Eindruck bewirkte. Zudem geſtalteten ſich die Züge des wunderbar componirten Geſichtes der Fratze zu einer ſo widrigen Menſchenlarve, daß man verleitet war zu glauben, das Ganze ſei die beißendſte Satyre, die ein Menſchenfeind auf die Außenſeite ſeines eigenen Geſchlechtes machen konnte.

Anfangs mit Ekel, dann mit ſteigendem Intereſſe, hing ich an dem ſonderbaren Bilde.

„Iſt Ihnen das Stück nicht feil?" fragte ich meinen Hausherrn, der mich ſchweigend beobachtete.

„Feil?" antwortete er, indem er es verſuchte, mich zurück zu ziehen, „ach, wollte Gott! ich dürfte es veräußern; aber ein eigener, klar ausgeſprochener Punkt in meinem Pachtcontracte verpflichtet mich, das Teufelswerk zu behalten! — Darum noch einmal, quartieren Sie ſich irgend wo anders ein, liebenswürdiger Herr Officier! In dieſem Zimmer iſt es nun und nimmermehr geheuer! Ich könnte Ihnen Geſchichten erzählen, Geſchichten . . !"

„Nun, dieſe auf ein andermal!" erwiderte ich, der Reden und Tollheiten des ängſtlichen Warners überdrüſſig. „Für jetzt haben Sie die Güte, wenn es Sie im Uebrigen nicht beläſtigt, dieſes Cabinet mir und den Vorſaal meinem Diener einzuräumen!"

Damit war es, trotz aller weitern Einſprüche, abgethan, wiewol ich nicht leugnen kann, daß der Eindruck, den der Vogel Curios auf mich machte, mich ernſtlich beſchäftigte.

---

Die Geſchichten, welche mir mein Hausherr verſprochen hatte, blieben mir nicht geſchenkt und ich bin ihm dafür jetzt recht dankbar. Er gab ſie mir durch einige Zeit, wo ich ſein Gaſt ſein mußte, als Nachtiſch zum Beſten und ſie waren mir in der That die einzige Würze eines Mahles, welches, nach italieniſchen Begriffen von Feinſchmeckerei, recht lecker und gaumenreizend ſein mochte, dem Deutſchen aber in ſeiner fetten Polenta, ſeinen woldurchölten Artiſchoken und ſeinem Confecte von Waſſermelonenkernen wenig Ueppiges darbot.

Die Genealogie des Vogels „Curios", ſo weit ſelbe zu verfolgen war, wurde mir gleich das erſte Mal ausführlich mitgetheilt.

Zu dem Eigenthümer des Hauſes, dem Marcheſe C**, einem wunderlichen, nicht ſehr menſchenfreundlichen und den braven Deutſchen am allerwenigſten gewogenem Manne, wie ihn Sior Moſcito, mein Hausherr nannte, kam eines Morgens ein Weib mit fliegenden Haaren. Sior Moſcito, damals Haushofmeiſter, war eben im Zimmer, als die Unglückliche, etwas Verhülltes unter dem Arme tragend, ſich dem Marcheſe zu Füßen warf. Dieſer, befremdet, fragte ſie, was ſie wolle, — und ohne ſich zu erheben, rief ſie: „Hört Ihr?"

Tiefe Pauſe.

Die Armenſünderglocke ſcholl durchs offene Fenſter.

„Hört Ihr?" fuhr das Weib ſchluchzend fort, „das gilt meinem Gatten."

Der Marcheſe verſprach ihr Beiſtand. Sie erzählte unter Wehklagen, daß ihr Mann Maler ſei, daß er für einen Deutſchen ein weibliches Porträt zu malen hatte, was ihm trefflich gelungen war: dieſer damit unzufrieden, ihn einen elenden Stümper geſcholten, und er, vom Künſtlerſtolz entflammt, dem fremden Tadler das Bild ſammt Rahmen ſo gewaltig vor die Stirne geſchlagen habe, daß dieſer todt zu Boden ſank. Nun werde er zum Tode geführt. Verlaſſen, verſpottet, verhöhnt, habe ſie nichts um ihr Leben zu friſten, ja nicht einmal ſo viel, um auf die nächſte Inſel überzuſetzen, wo ihre Eltern leben. Das Bild, welches ſie unter dem Arme trage, ſei das einzige Erbe, das ihr unglücklicher Gatte ihr hinterlaſſen, und das ſei ein Höllenſtück, im Kerker gemalt, mit Herzblut und Todesſchweiß.

Das Höllenſtück war der Vogel „Curios“, vielleicht eine Allegoriſirung der Schreckensbilder, welche ſich dem unglücklichen Gefangenen in einſamen Mitternächten auf die moderige Wand ſeines Kerkers malten.

Der Marcheſe zahlte der Gattin des Delinquenten für das Gemälde eine anſtändige Summe aus, welche mehr als hinreichend war, um ihr, nach Beſtreitung der Ueberfahrt zu ihren Eltern, noch einen kleinen Vorſchuß für die nächſte Zukunft zu bieten.

Vielleicht trug der Gedanke, daß ein Fremder des Malers Opfer ward, zur Steigerung ſeiner Großmuth das Seinige bei.

Seit jener Zeit nun hing das Gemälde in dem kleinen Cabinete und der Marcheſe ſetzte ein eigenes Vergnügen darein, wenn er einen Deutſchen beherbergen mußte, ihn in jenes Stübchen einzuquartieren.

Aber mit dieſer grauenhaften Entſtehungsgeſchichte des Bildes, die allein hingereicht hätte, mich aus meinem abgelegenen Cabinete, zu verbannen, war es noch nicht abgethan. Mein Hausherr wußte durch geheimnißvolle Mienen, mitleidiges Achſelzucken, hingeworfene Fragen und abgebrochene Zwiſchenreden meine Neugier in Betreff des verhängnißvollen Bildes ſo mächtig zu wecken und allmälig zu einem ſolchen Heißhunger zu ſteigern, daß wirklich nur ſeine Unerſchöpflichkeit dazu gehörte, um ihn zu erſättigen. Er benützte zu dieſer planmäßigen Beſtürmung meiner wol verbollwerkten Phantaſie vornehmlich die Sonntage, an welchen mich ſeine Gaſtfreundſchaft nie vom Hauſe wegließ.

Ich mußte faſt über ihn lachen, als er mich mit beſorgter Aengſtlichkeit befragte, ob es mir noch in ſeinem Hauſe gefalle, wie ich mit dem Vogel „Curios“ zurecht käme, und ob mir noch nichts Böſes geträumt habe, und auf die Aeußerung meiner vollkommenſten Zufriedenheit, ganz ungläubig den Kopf ſchüttelte.

„Möge der Himmel Sie gnädigſt in ſeinen Schutz nehmen“, ſprach er, „und Sie vor dem Vogel „Curios“ behüten und bewahren, der Keinem hold iſt, auf den er herabſieht. Es iſt nicht Aberglaube; — ich habe Beweiſe dafür.“

Auf meine Verſicherung, daß ich in dieſer Beziehung ziemlich indifferent ſei, erzählte er mir folgende Geſchichte:

„Ich war das erſte Jahr Pächter dieſes Hauſes und hatte faſt alle Gemächer deſſelben, bis auf das bewußte Cabinet ſammt dem großen Vorſaale, ſchon an Mann gebracht und zu guten Preiſen vermiethet; da kam eines Tages ein junger blaſſer Mann, mit langen blonden Locken zu mir und fragte mich, ob er im Hauſe hier nicht ein unbelauſchtes, abgelegenes Stübchen haben könne. Seine Beſchäftigung ſei mehr von der Art, daß er andere damit ſtören, als daß er ſelbſt geſtört werden könnte; er ſei nämlich Muſikus und wolle nichts weiter, als ein Obdach, wo er ſich ſeiner Kunſt widmen könne, ohne irgend jemand zu behelligen.

Ich führte den ſeltſamen Gaſt in das Cabinet, ohne ihn auf den Vogel „Curios“ aufmerkſam zu machen, welcher bis dahin ſich dieſen Namen noch nicht verdient hatte. Er fuhr, als er das Bild ſah, entſetzt zuſammen und verſicherte mich, in dem Bilde liege Porträtähnlichkeit und es dünke ihn ein Wink des Schickſals, dieſen Zügen hier begegnet zu ſein. Wie das alles zuſammenhing, erfuhr ich erſt in der Folge genauer. Umſo unerklärlicher mußte mir daher das Benehmen meines Zinsmannes erſcheinen, da ich anfangs keine Ahnung von dem Leiden hatte, das ſeine Seele mit ganzer Macht beherrſchte.

In unſerer Stadt lebte damals ein Maeſtro, weit berühmt durch ſeine Opern und ſeine Sonderlingslaunen. Der kleine, leidenſchaftliche Mann mit dem mächtigen Backenbarte und den dicken Brauen, hatte eine Tochter, von welcher die Welt behauptete, daß ſie ſchöner und anmuthiger ſei, als alle Andantinos und Larghettos, welche ihr Vater ſein ganzes Leben hindurch zu Tage gefördert.

Das Mädchen ſtand eben in vollſter Blüte, als der junge blonde Mann, der nachher bei mir einzog, in unſere Stadt kam. Was er für ein Amt bekleidete, weiß ich nicht. Er ſchien mir einer jener deutſchen Luſtreiſenden, welche in unſerem Lande ſchon oft etwas anderes fanden, als was ſie ſuchten. So wollte auch er in unſerem milderen Klima wahrſcheinlich die Geneſung finden und ward bei uns erſt recht bedenklich krank, inſofern Herzenskrankheiten die unheilbarſten ſind. Er ward verliebt in des Kapellmeiſters Tochter, ſterblich verliebt und ſuchte alle erdenkliche Mittel hervor, um ſich bei dem Vater bekannt und beliebt zu machen. Aber der alte Maeſtro, ein Erzpedant, kannte nichts als Muſik oder that vielleicht, als ob er nichts anderes kennte, um für einen Erzmuſikus zu gelten. Kurz, er erklärte dem armen deutſchen Blondkopfe rundweg, daß er ſeine Tochter nur einem Virtuoſen zum Weibe geben wolle und daß ihm der Böſe eher über all' ſeine Partituren fahren ſolle, als er ſeinen Schwur bräche.

Der arme Deutſche wußte nun nicht, wo aus wo ein. — Statt ſich über den Verluſt eines Mädchens zu tröſten, deſſen Beſitz an eine für ihn faſt unerfüllbare Bedingung geknüpft war, gerieth er auf den unglückſeligſten Einfall von der Welt: er ſaßte nämlich Knall und Fall den feſten Entſchluß, ein Virtuoſe zu werden, kaufte ſich um eine bedeutende Summe eine alte Violine, ſuchte ſich ein abgelegenes Quartier und nahm ſich vor, in Jahresfriſt die Stadt von ſeiner Virtuoſität ſprechen zu machen.

In dieſe Zeit fiel ſein Erſcheinen in meinem Hauſe und ſeine Ueberſiedlung in dieſe Stube. Anfänglich hielt ich den blaſſen Blondkopf für verrückt. Stundenlang ſtand er vor dem ſeltſamen Bilde und ſpielte ihm einen und denſelben Lauf mit widerſpenſtigen, ungelenken Fingern wol hundert Mal vor und ſtarrte dann regungslos auf die Teufelsfratze an der Wand, als ob er ihr ein beifälliges Lächeln abzwingen wollte. Aber die Fratze blieb unbeweglich und grinſte ganz unheimlich auf den ächzenden und ſchweißtriefenden Fiedler herab. Oft guckte ich verſtohlen durch den Spalt der Thüre, denn mir bangte für ſeinen Verſtand, wenn er ſo die Pauſen während ſeiner Studien mit halblauten Monologen ausfüllte. Ich belauſchte ihn mehr aus Sorgfalt als aus Neugier. Halbe Nächte ſaß er im Kamin, wohin er ſich verſchloß, um die Umgebung weniger zu ſtören und quälte ſich mit einer Paſſage ſo unermüdlich ab, daß die Eulen im Schornſtein des widerlich eintönigen Saitengeſchnarres überdrüſſig, mit ſchwirrendem Gekreiſche aufflatterten und andere Wohnſtätten ſuchten. Es war jammervoll zu hören, wie der gute Mann ſich abmühte ohne Frucht und Erfolg. Für jedes geſunde Ohr war, was und wie er ſpielte, gräßlicher Mißton; das ſeinige hingegen, für die Accorde der himmliſchen Muſik taub und unempfänglich, fand Wohlklänge und Troſtmelodien darin, und freudiger von Tag zu Tag lebte er in unbegreiflicher Selbſttäuſchung der ſüßen Hoffnung entgegen, recht bald den Moment herbeizuführen, wo er vor den ſtrengen Vater ſeiner Angebeteten hintreten könnte.

Mit ungläubigem Hohnlächeln empfing der ſtolze Maeſtro den armen Geiger, welcher ſich ihm nach Jahresfriſt wieder vorſtellte, um ſeine Talentprobe zu beſtehen und als Preis des Sieges die Hand ſeiner Geliebten davonzutragen. Ein Kreis enthuſiaſtiſcher Verehrer des Maeſtro war verſammelt, um über die Ebenbürtigkeit des neuen Virtuoſen zu entſcheiden, welcher ſchon ſeiner ausheimiſchen Abkunft wegen mitleidiges Achſelzucken erregte. Ueberhaupt ſchien das ganze nur lediglich auf einen Schwank berechnet, welchen der Capellmeiſter ſeinen Freunden auf Koſten des armen Deutſchen zum Beſten geben wollte. Das Mädchen ſelbſt hielt ſich dabei ziemlich indifferent, indem es in den Bewerbungen zehn anderer leidenſchaftlicher Liebhaber einen baldigen reichlichen Erſatz für den möglichen Verluſt ihres blöden, blonden Schäfers ſah.

Der arme Virtuoſe ohne Beruf machte total Fiasco. Ein allgemeines Verdammungsurtheil war die Folge ſeiner übermenſchlichen Anſtrengung, welches ihm noch dazu auf die wehthuendſte Weiſe, nämlich im Tone der beißendſten Ironie, mitgetheilt wurde. — „Bravisſimo", ſagte der Maeſtro mit ſataniſchem Lächeln zu dem halbohnmächtigen Concertiſten, „Ihr habt für einen Nordländer erſtaunliche Anlagen. Ich kenne einen alten Schulmeiſter im nächſten Dorfe, einen tüchtigen Geiger; — wenn Ihr's zufrieden ſeid, will ich zur Ausbildung ihm Euch anempfehlen. Wenn Ihr in Eurem Eifer fortfahret, möget Ihr's wol in einigen Jahren dahin bringen, daß ich Euch zum Secund in einem Orcheſter anſtellen kann. Uebrigens müßt ihr die verliebten Grillen aufgeben; ſie zerſtreuen nur und Ihr braucht Euren ganzen Kopf, wenn Ihr Eurer Violine Ehre machen wollt. Eine Braut, wie mein Mädchen, würde Euch der Kunſt nur entfremden; Eure Braut ſei — Eure Violine!"

Vom Spotte bis ins Innerſte verwundet, mit der vollſten Ueberzeugung von gänzlicher Hoffnungsloſigkeit, ſtürzte der Unglücksvirtuoſe nach Hauſe und warf ſeine Violine ungeſtüm auf ſein Bett hin, über welchem noch jetzt der Vogel „Curios“ hängt.

Der arme Mann war aus dem Geleiſe gerathen. Hätte irgend ein Vater zu ihm geſagt: „Mein Eidam muß Arzt ſein oder Soldat oder Kaufmann!“ der innig Liebende würde gewiß bei ſeinem Eifer es dahin gebracht haben, nach Jahresfriſt ſagen zu können: „Seht, noch bin ich zwar nicht ganz, was Ihr von mir fordert, aber hier ſind die Beweiſe, daß ich den Fond in mir habe, es zu werden!“ Und er wäre es auch geworden, denn er war ein verſtändiger, thätiger, ausdauernder Kopf. Allein ſo ließ ihn das Schickſal auf einen Tollkopf ſtoßen, der etwas von ihm verlangte, was ſich nicht erzwingen läßt, wozu auch nicht ein Keim in ihm lag, und das vergiftete ſein Leben. Weil er ſich verſtändig genug fühlte, um alles zu erlernen, was die Wiſſenſchaft zur Löſung vorlegt, glaubte er ſich auch fähig, etwas zu lernen, was die Kunſt als Aufgabe ſtellt. In dieſem Wahne verlor er den Maßſtab für ſeine Beſtrebungen und deren Erfolge ſo ganz und gar, daß er die Wirkung nach der Mühe beurtheilte und des Elementes mit welchem er rang, unkundig, wie kaum ein Zweiter, weit vorgeſchritten zu ſein vermeinte, weil er im Schweiße ſeines Angeſichtes ſich anſtrengte. Selbſt das traurige Reſultat ſeiner Talentproben, ſo klar es ihn über des Maeſtro Willensmeinung enttäuſchte, ſo wenig überzeugte es ihn von der Fruchtloſigkeit ſeiner Studien. Er hielt es nicht für ein unmittelbares Ergebniß ſeiner eigenen Untüchtigkeit, ſondern für Verkennung, unverdiente Zurückſetzung, böswillige Verkleinerung. Zu dem ſchmerzlichen Gefühle mißglückter Bewerbung um die Hand eines Mädchens, das ſeiner unwerth war, geſellte ſich gekränkter Künſtlerſtolz, Ingrimm über erlittene Ungerechtigkeit.

Er war bis ins Innerſte vernichtet, jeder Zoll ſeiner Seele — Wuth und Gram. Erfaßt von dieſer lebenzerſtörenden Stimmung ergriff er nochmal die weggeſchleuderte Violine und entlockte ihr, mit krampfhaft zitternder Hand, die gräßlichſten Mißtöne, welche vielleicht je die Wände eines italieniſchen Hauſes durchdröhnten.

Mit ſtarren Augen blickte er, wie gewöhnlich, wieder auf das Höllenbild oberhalb ſeines Bettes; der helle Mondſchein fiel darauf und beleuchtete ſeine Umriſſe mit blaſſem Schimmer. Es war, als ob der Vogel „Curios“ mit den Flügeln zuſammenſchlüge und ſein Antlitz, deſſen Züge, wie der arme Fiedler ſich einbildete, denen des Maeſtro glichen, zu höhniſchem Grinſen verzerrte.

„Lachſt du, Unhold?“ ſchrie er wüthend auf, „warte, ich will einen Schirm vor dich hinhängen, damit deine Satanslarve keinen armen Fremdling mehr um ſein Lebensglück bringe!“

Und im wilden Ungeſtüme riß er die Saiten von der Geige, die er mächtig an die Wand ſchleuderte, daß ſie dumpf nachtönend in tauſend Splitter ſprang, und flocht eine Schlinge aus den Därmen, an welcher am andern Morgen ſein Leichnam als gräßlicher Schirm vor dem Bilde hing, das ſeine Sinne ſo arg zerrüttet hatte.

Die Geſchichte machte, wie natürlich, gewaltiges Aufſehen in der Stadt. Mit Entſetzen ſchrieb ich meinem Pachtgeber, was ſich zugetragen und bat ihn, um meine Wohnungen wieder in Kredit zu bringen, über das verhängnißvolle Bild anderwärts verfügen zu wollen; er erklärte aber ganz trocken, „daß es an ſeiner Stelle, laut contractmäßiger Bedingung, zu verbleiben habe“.

Dieſe Hiſtorie war das Konfect, mit welchem Sior am erſten Sonntage die Tafel beſchloß. Sie war mir zu grell, um mich ernſtlich zu ergreifen. Ich machte mir zwar meine Gedanken darüber, ſchlief aber deſſen ungeachtet ganz ruhig ein und beſorgte von dem Vogel „Curios“ kein Unheil.

Am nächſten Sonntage bekam ich eine zweite Geſchichte von dem Vogel „Curios“ zu hören.

„Lange blieb mir“, begann Sior Moſcito, „die Stube leer ſtehen, ja ſelbſt meine übrigen Zimmer und Säle, ſo ſchön und billig ſie waren, fanden nur geringen Anwerth.

Endlich erſchien ein ältlicher Mann mit vernachläſſigtem, Aeußeren. Seine Kleider waren dürftig, ſeine Haltung gebückt, ſein Blick unſtät. Er ſuchte ebenfalls bei mir eine ruhige Stube, wo er, wie er ſich ausdrückte, ſeine Studien ungeſtört fortſetzen könnte. Er ſprach mich deutſch an und als ich ihm italieniſch antwortete, daß ich nur meiner Mutterſprache und des Franzöſiſchen mächtig ſei, führte er das Geſpräch abwechſelnd in beiden mit ſolcher Fertigkeit, daß ich jene, in der er eben ſich ausdrückte, für ſeine Mutterſprache gehalten haben würde.

Ich wies ihm das bewußte Zimmerchen an, mit welchem er vollkommen zufrieden ſchien. Alles ſagte ihm zu, und als ich ihn auf das Bild aufmerkſam machte und ihm bemerkte, daß ich mich verpflichtet fühle, des Vorgefallenen zu erwähnen, lächelte er mit zugedrückten Augen leiſe in ſich hinein und ſprach: „Das wird mich nicht anfechten! Ich habe meine Liebe einer Braut zugewendet, deren Vater keinen Eidam verſchmäht, welcher ſich ernſtlich bewirbt. Ich bewerbe mich, Gott ſei Dank! ſchon ſeit dreißig Jahren um ihre Gunſt; ich weiß ihr in ſieben Zungen zu huldigen und hoffe es bald in mehreren zu können. Ich habe diesfalls, denke ich, nichts zu befürchten.“

Nachdem er das Bild lange mit ſteigendem Intereſſe betrachtet hatte, verſicherte er mich, daß es ihm ausnehmend gefalle. Es komme ihm wie eine ſinnige Allegorie des Sprachthums vor. Mir war zwar, was er ſagte, faſt unverſtändlich; deſſen ungeachtet behielt ich es ganz genau im Gedächtniſſe, weil er ſich oft bemühte es mir begreiflich zu machen. „Da im Bilde“, ſprach er, „verſchlingen ſich hundert und abermal hundert wunderliche Züge und Schnörkel abenteuerlich durcheinander und dennoch bilden ſie ein Ganzes, das, wiewol auf den erſten Anblick einem fabelhaften Vogel ähnlich, doch näher betrachtet, faſt menſchlichen Charakter annimmt. Gerade ſo iſt es mit den Runen und Hieroglyphen, deren ſich der Menſch bedient, um ſeine Gedanken in Laute, ſeine Laute in Schriftzüge umzuſetzen. Sie bilden ein wunderbares Gewürme von unerklärbaren Formen und Typen. Und dennoch verſchlingt ſich dieſes räthſelhafte, polypenähnliche Letterngewürme vor dem Blicke des Geweihten zur Rieſengeſtalt jenes Sprachen-Mammuths, deſſen Glieder als Ueberbleibſel einer verſchleierten Urwelt durch die Länder der Erde hin verſtreut ſind. Sieben Knochen dieſes Ungeheuers habe ich erſt betrachtet und durchprüft, und neunhundert wenigſtens bilden ſeinen Körper. Jeder Blick auf dieſes Bild, die erhabenſte Allegorie dieſer Art, die ich noch ſah, wird mich lebhaft an das mahnen, was mir noch zu leiſten übrig blieb!“

Aus allen dieſen phantaſtiſchen Aeußerungen entnahm ich, daß mein Zimmerherr ein Sprachforſcher ſei.

Am früheſten Morgen lehnte er ſchon im Fenſter und blätterte in ſeinen Quartanten. Den Vormittag brachte er in unſeren Buchdruckereien zu, deren eine an zwanzig Alphabete lebender und todter Sprachen zählte: dann vergrub er ſich in die Bibliotheken der Stadt mit ſolchem Eifer, daß ihn gewöhnlich die ungeſtüme Mahnung des Bibliothekars erſt aus ſeiner Verſunkenheit zu wecken im Stande war.

Ungelegenheit machte mir mein ſtiller, zurückgezogener Sprachforſcher durchaus nicht. Im Umgange war er freundlich, ja ſogar nicht einſilbig, was bei Leuten ſeiner Art ſelten der Fall iſt. Eine unerſättliche Wißbegierde nach allem, was Ausdruck und Sprache betrifft, war ein Hauptzug ſeines Charakters und wiewol in gewiſſer Beziehung höchſt löblich, doch vielleicht im Umgange mit ihm gerade der abſtoßendſte. Man mußte jedes Wort, das der Volksſprache angehörte oder das in der Converſation ſeltener vorkömmt, ſorgfältig meiden, denn er fing jedes ähnliche mit Haſt auf, wiederholte es, fragte nach deſſen Urſprung, drehte es wol zehnmal im Munde herum, bis er einen Haltpunkt für deſſen Ableitung fand und endete das gelehrte Spiel gewöhnlich mit einer lauten, für einen Alltagsmenſchen wie ich, wenig intereſſanten Recapitulation der Ausdrücke, womit derſelbe Begriff in den ſieben ihm bekannten Sprachen bezeichnet wird.

„Sie ſtudiren zu viel", ſagte ich ihm oft warnend; aber er ſprach dann immer lächelnd: „Der Vogel über meinem Bette hat noch viele Federn, die ich nicht kenne. Studium iſt Leben und Leben iſt Studium!" — Und ſo ſaß er denn halbe Nächte beim matten Scheine der Ampel in ſeinen Büchern wühlend oder ſchritt, Wörter und Redensarten aus den verſchiedenen Sprachen wiederkäuend im Zimmer auf und nieder, wobei er gewöhnlich, um ſeine Gedanken zu fixiren, ſein Auge von dem Vogel „Curios" nicht abwendete. Mir bangte in der That um ihn. Oft ſchlich ich vor dem Schlafengehen, aus purer Beſorgniß, noch an ſeine Thüre und legte das Ohr an die Schwelle oder das Auge ans Schlüſſelloch, um zu ſehen wie es ihm gehe. Während ich Oper und Ballet verdaut und im Café noch eine gute Weile Eis genommen und gekannegießert hatte, ſaß er ſchon in ſeine Grammatiken und Lexika vertieft und blieb noch ſitzen, wenn ich lange ſchon im Bette lag.

Nach Verlauf von drei Jahrvierteln erkrankte er, wie ich es vorausgeahnt hatte, in Folge ſeiner übermäßigen Anſtrengungen. Ein heftiges Kopffieber warf ihn auf das Lager. Der Arzt, den ich wider ſeinen Willen rufen ließ, beſorgte eine Zerrüttung des Geiſtes. Er lag in beſtändiger Aufregung der

Nerven bei völliger Abſpannung der übrigen Kräfte dahin, den Blick ſtarr auf das Bild über ſeinem Bette gerichtet, das er durchaus nicht wegnehmen ließ, indem er behauptete, daß es ihm große Erleichterung gewähre und ſprach in einem Gemiſch aus allen Sprachen, deren er kundig war, das wunderlichſte Zeug durcheinander, ſo daß der Arzt, der nichts als Italieniſch und Latein genau verſtand, aus ſeinen Mittheilungen nicht klug werden konnte.

Ich erinnere mich recht wol, was er mir entgegenrief, als ich am fünfzehnten Morgen ſeiner Krankheit zu ihm ins Zimmer trat. Der Arzt hatte dieſen Tag als den Moment der Kriſis bezeichnet. Der Patient richtete ſich krampfhaft von ſeinem Lager auf, ſah mich ſtarr an, ſtreckte mir die abgemagerte Hand feierlich entgegen und ſprach ernſt und abgemeſſen, mit ſo deutlichem Ausdrucke, daß ich mir die einzelnen Worte genau merken konnte: „Ich have honorem, euchesthai á vestra usted un dobro giorno!“ was, wie mir der Arzt verdolmetſchte, in einem aus Deutſchem, Engliſchem, Lateiniſchem, Griechiſchem, Spaniſchem, Franzöſiſchem, Slaviſchem und Italieniſchem zuſammengewürfelten Satze, ſo viel heißt, als: „Ich habe die Ehre, Euch einen guten Tag zu wünſchen!“ — Mit Schaudern erkannte ich ſeinen Zuſtand und willigte, der Nothwendigkeit nachgebend, darein, daß der Arme in das Lazareth gebracht wurde, wo er im Zuſtande des ausgebildeten Wahnſinnes ſtarb.

Er war das zweite Opfer, das der Vogel „Curios“ zur Ruhe geſungen.

Mein Pachtgeber, dem ich den Vorfall mit der wiederholten Bitte, das verhängnißvolle Bild wegnehmen zu dürfen, meldete, erwiderte abermal: „Das Bild bleibe laut Contract hangen, indem es nur einem Fremden gegolten“.

Dieſe Hiſtorie war das Confect am zweiten Sonntage. Ich hörte ſie mit großer Ruhe hinſichtlich meiner an, wiewol mich das Schickſal des armen Gelehrten tief ergriff.

Der dritte Sonntag brachte mir, was ich erwartet hatte, nämlich eine dritte Geſchichte. Nicht ohne Lächeln bemerkte ich, welche weiſe Steigerung mein Erzähler beobachtete, um meine Phantaſie zu beſtechen. Die erſte Geſchichte, die er mir erzählt hatte, betraf einen Phantaſten, mit dem ich wol nichts Aehnliches aufzuweiſen hatte, als daß er ein Deutſcher war. Die zweite zeigte mir einen Menſchen, an welchem nichts Ungewöhnliches war, als ſein übertriebener Eifer. Was aber einem gebildeten, verſtändigen Menſchen begegnet, hält man für weit natürlicher und daher auch für gefährlicher. Dieſer zweite Unglückliche war ein vernünftiger Deutſcher: ich hatte alſo ſchon zwei Berührungspunkte mit ihm gemein. Noch näher betraf mich die dritte Geſchichte, die mich in der That unangenehmer berührte, als ich erwartet hatte. Es war folgende:

„Als vor einem Jahre“, begann Sior Moſcito, „die Truppen Ihres Monarchen zum erſten Male in unſere Stadt einrückten, um die Ruheſtörer, die uns von allen Seiten bedrohten, zurecht zu weiſen, erhielt auch unſer Haus Einquartierung.“

„Mann! Der iſt für einen Menſchenfreſſer zu ſchön“, ſagte meine Selige, als ſie den ſchmucken Adjutanten unter dem Fenſter vom Pferde ſteigen ſah. — Sie müſſen nämlich wiſſen, Herr Officier, daß man, ohne Ihnen damit zu nahe treten zu wollen, die Deutſchen ehe man ſie kannte bei uns allgemein für Menſchenfreſſer hielt, gegen welche nicht aufzukommen wäre, weil ſie feſt zuſammenhalten und Einer will, was Alle wollen, und Alle was Einer will Allein die Erfahrung brachte uns bald auf eine günſtigere Meinung von den fremden Truppen. Das muſterhafte Benehmen der Mannſchaft, eine unmittelbare Wirkung des humanen Betragens der Commandanten, die ſtrenge Mannszucht, die Friedlichkeit nach außen und die brüderliche Eintracht unter einander, ließen bald alle Gutgeſinnten in Segenswünſche für das Wol derſelben ausbrechen.“

Ich dankte meinem Hausherrn flüchtig für ein Compliment, das vielleicht wahrer ausfiel, als er es ſelbſt gemeint haben mochte.

„Der beſagte Adjutant“, fuhr Moſcito fort, „wählte ſich ebenfalls das Cabinet, welches Sie bewohnen. Als ich ihn auf das Bild aufmerkſam machte und ihm die bedauernswerthen Ereigniſſe meldete, welche ſich daran knüpften, würdigte er beides kaum einer flüchtigen Aufmerkſamkeit. Er ſchien nur in den Beſchäftigungen ſeines Standes zu leben, brachte den Vormittag außer dem Hauſe, in der Kaſerne oder auf dem Exercierplatze, den Nachmittag am Schreibtiſche mit ſeinen Rechnungen und Ausweiſen zu, dagegen war er aber auch außer Dienſte ganz — Soldat, d. h. feiner Lebemann, liebenswürdiger Geſellſchafter, galanter Ritter. Ich hatte es bald weg, daß er meiner Seligen den Hof machte oder vielmehr ſie ihm. Doch kam mir die ganze Geſchichte nicht gefährlich vor; trotz aller Galanterie gegen ſie, ſchien mein Gaſt nicht im Geringſten geſonnen, ein förmliches Cicisbeat übernehmen zu wollen.

Meine Frau war aber damit nicht ſehr zufrieden, wiewol ſie ihm durchaus nicht zürnen konnte. Allein etwas Anderes nahm ſie ihm bald höchſt krumm. Wie denn die Weiber alles erfahren, was ſie nichts angeht, ſo kam auch ſie dahinter, daß der Adjutant vielleicht nur darum gegen ſie ſo ſpröde ſei, weil er zwei Miglien außer der Stadt ein Mädchen fand, gegen welches er minder ſpröde thue. Sie wußte mir ſogar zu ſagen, daß der Adjutant ernſtliche Abſichten habe und nur abwarten wolle, bis die Ruhe im Lande hergeſtellt und eine gegründete Ausſicht auf geordnetere Verhältniſſe wäre. Sie kleidete zwar ihre Bemerkungen in den Ton ängſtlicher Bedenklichkeiten; allein ich erkannte gar wol, was eigentlich dahinter ſtecke und konnte meine heimliche, boshafte Freude kaum verbergen.

Faſt alle Tage ritt der Officier hinaus zu ſeiner lieben Natalie, denn ſelbſt den Namen wußte mir meine Frau zu ſagen, und die Zerſtreuung der Ruheſtörer in die nahen Gebirge war ſeinen Liebesabenteuern lange Zeit hindurch günſtig.

Plötzlich hieß es aber, daß die Ruheſtörer ſich zuſammengerottet hätten und in Maſſe einen Angriff auf die Beſatzung unſerer Stadt beabſichtigten. So wenig man auch dieſem Gerüchte Glauben beimaß, ſo glaubte der Commandant unſerer Truppen dennoch die ſtrengſten Maßregeln handhaben zu müſſen. Schon ſeit dem Einrücken der fremden Macht war es den deutſchen Officieren unterſagt, öffentlich in Civilkleidern zu erſcheinen. Dieſer Befehl wurde diesmal in ſo weit verſchärft, daß auf die Uebertretung desſelben Caſſation ſtand. Um die Stadt aber war ein ſtrenger Cordon gezogen, den bei Strafe des Niederſchießens Niemand von auswärts überſchreiten durfte, welcher ſich über ſein Vorhaben nicht bündig auszuweiſen im Stande war.

Es war an einem Sonntage. Mein Gaſt, meine Selige und ich ſaßen guter Dinge beiſammen. Ich wollte über die neue Maßregel ſprechen, aber der Herr Adjutant hielt mir nicht Stich. Etwa um die fünfzehnte Stunde des Tages entfernte er ſich, begab ſich auf ſein Zimmer und huſchte bald darauf in Civilkleidern aus dem Hauſe hinaus. Ich hatte nichts bemerkt, aber meine Selige, der nichts entging, theilte es mir mit einem Gemiſche von Mitleid und Schadenfreude mit. „Gewiß“, fügte ſie hinzu, „zog es ihn wieder zu ſeiner Natalie; dies kann ihm theuer zu ſtehen kommen!“

Ich achtete ihrer Rede eben nicht ſehr; denn ſie pflegte viel umſonſt zu ſprechen und ging gemächlich ins Kaffeehaus, wo viel politiſirt und debattirt wurde. Etwa durch zwei Stündchen war ich dort mit einer intereſſanten Dominopartie beſchäftigt, als ein ungewöhnlicher Auflauf auf der Straße alle Gäſte vor die Thüre des zahlreich beſetzten Saales zog.

Soldaten des deutſchen Regiments trugen auf einer, aus Baumäſten und Laubwerk zuſammengefügten Tragbahre einen Mann daher, in welchem ich auf den erſten Blick meinen Gaſt, den Adjutanten erkannte. Sein Geſicht hatte die Farbe der Wand, ſeine Augen waren geſchloſſen, ſeine Hand krampfhaft auf die Bruſt gepreßt und durch das Laub rieſelte Blut und zog eine kennbare Spur die ganze Straße entlang. Entſetzt eilte ich nach bis zu meinem Hauſe, an deſſen Treppe meine Frau mit lautem Weinen dem Zug entgegeneilte.

Die Soldaten trugen ihn hinauf, meine Frau folgte, und ich, ohne eigentlich noch zu wiſſen was vorgefallen war, hatte Mühe, die neugierige, ungeſtüme Menſchenmaſſe zurück zu drängen, unter welcher ſich die verſchiedenartigſten Aeußerungen kund gaben.

Sie hatte ſich noch kaum verlaufen, als bereits der Regimentsarzt kam und zu dem Verwundeten hinauf eilte. Endlich ward Ruhe vor dem Hauſe und in der bänglichſten Erwartung, begab ich mich in das Zimmer des Verwundeten. Er war bei vollkommenem Bewußtſein; der Arzt war unabläſſig damit beſchäftigt, Eisumſchläge auf ſeine Bruſt zu machen, welche von einer Flintenkugel durchbohrt war. Nur wenige Stunden wurden ihm noch Friſt gegeben. Er benützte ſie dazu, um ſeine Familienſachen in Ordnung zu bringen, von ſeinen Kameraden Abſchied zu nehmen und uns ein Detail des unglücklichen Vorfalls mitzutheilen, welcher ihm ſo früh das Leben koſtete.

Sein männliches Ehrenwort war die Urſache ſeines Unglückes. Er hatte nämlich in der Vorausſetzung, daß die politiſchen und militäriſchen Verhältniſſe ſich ſo bald nicht ändern dürften, ſeiner Natalie das Wort gegeben, am nächſten Freitage förmlich um ſie werben und die diesfälligen Bedingungen in Ordnung zu bringen. In der Zwiſchenzeit ward jener ſtrenge Tagesbefehl gegeben, welcher Keinem, wer es auch immer wäre, geſtattete, unter irgend einem Vorwande, den gegen die Umgebung der Stadt gezogenen Cordon von außen her zu überſchreiten.

Mein Gaſt wußte wol, welcher Gefahr er ſich ausſetzte; aber ſein gegebenes Ehrenwort erlaubte es ihm nicht, hinter ſeinem feierlichen Verſprechen zurück zu bleiben. Im Kleide ſeines Standes durfte er über die beſtimmte Abgrenzungslinie nicht hinausſchreiten. Er wählte daher das einzig mögliche aber gefährlichſte Mittel, ſein gegebenes Wort einzulöſen und nahm Civilkleider.

Beim Ueberſchreiten des Cordons auf dem Hinwege hielt ihn, wie natürlich, niemand an. Glücklich gelangte er zu ſeiner Geliebten, welche von der Größe der Gefahr, der ſich ihr Bräutigam unterzog, nichts ahnte, und brachte bei ihrer Familie alles in Richtigkeit. Feſt vertrauend auf ſeinen Glücksſtern und den Schutzgeiſt der Liebe, begab ſich der junge Bräutigam auf den Rückweg und erreichte ohne Anſtand den Cordon. Er hatte ſich zum Uebergange einen Punkt ausgewählt, welcher durch kleine Baumgruppen verſtellt war, hinter denen er ungeſtört durchzuſchlüpfen hoffte. Auch wollte er abſichtlich nicht auf den Anbruch der Dämmerung warten, indem, wie er wol wußte, die Vorpoſten es bei Tage ſich bequem machten, um Abends, wo die

Dunkelheit mehr befürchten ließ, ihre Wachſamkeit zu verdoppeln. Unbemerkt war er bereits hinter die Walllinie gelangt und ſchickte ſich eben an ſeinen Fuß wieder vorwärts zu wenden, um die Poſten glauben zu machen, er ſei von der Stadt aus gekommen, als ihn ein Soldat von weitem anſchrie und ſtill zu ſtehen befahl.

Erſt in dieſem entſcheidenden Augenblicke erkannte er die ganze Tollkühnheit ſeines Wagſtückes, und ſah zugleich ein, daß er verloren ſei. Entdecken durfte er ſich nicht, denn ſchon auf ſeine Verkleidung ſtand Caſſation. Ohne Angabe ſeines Charakters aber würde er als ein verdächtiges Individuum ergriffen, vor ein ſtrenges Gericht geſtellt, und zuletzt doch erkannt worden ſein. Er griff daher zu dem letzten, verzweifelten Mittel, zur Flucht; bog im Fluge durch die Bäume, und wollte eben einen Sprung in den Graben zur Seite der Straße hinabthun, als ihm eine Kugel nachpfiff und eben in dem Augenblicke, als er ſich nach ſeinem Verfolger nochmals umſah, ihm die Bruſt durchbohrte.

Nun hatte er ſein Vergehen ſtreng genug gebüßt; er fühlte, daß er ſterben müſſe, und nahm alſo weiter keinen Anſtand, ſich dem herbeieilenden Kriegsgefährten, welcher dieſe Cordonlinie commandirte, ohne Rückhalt zu entdecken. Mit innigem Bedauern ließ ihn dieſer auf einer Tragbahre ſchnell in die Stadt zurücktragen, weil der Verwundete die kurze Friſt, die ihm der herbeigeeilte Feldarzt noch anberaumte, zur Ordnung ſeiner Angelegenheiten zu benützen wünſchte.

Dem Officiere, der ihn fortbringen ließ, vermachte er ſeinen Degen, dem Soldaten, deſſen Blei ihn tödtlich getroffen, ſeine volle Börſe, ſeiner Braut ſein wol getroffenes Porträt, mir ſchenkte er ſeinen goldenen Siegelring und meiner Frau — ſeine Kaffeemaſchine. Was ſonſt noch vorfindig war, ſollte verkauft, und der Ertrag unter die Mannſchaft ſeiner Compagnie vertheilt werden.

Seine Kameraden übernahmen es, ſeine Familie von dem traurigen Ereigniſſe zu benachrichtigen.

Vier Stunden lebte der arme Mann noch ohne, trotz der unſäglichſten Schmerzen, Beſinnung und Ruhe zu verlieren.

Nie werde ich des ſchauerlichen Eindrucks vergeſſen, den es auf mich machte, als er die halbverſchloſſenen Augen noch einmal krampfhaft aufriß, zu dem Vogel „Curios“ mit ſchmerzverzehrter Miene lang emporſtarrte, unter tiefem Stöhnen zurückſank und verſchied.

Auf Fürbitte der Kameraden des Verblichenen und in Anbetracht der bisher immer tadelloſen Aufführung und eifrigen Verwendung deſſelben, ertheilte der General die Erlaubniß, ihn bei Nacht unter militäriſcher Bedeckung begraben zu dürfen.

Es war eben eine rabenſchwarze, ſtürmiſche Nacht. Ein ſchwüler Sirocco jagte die Wolken am Himmel wild durcheinander. Nur manchmal blickte der Mond durch zerreißendes Gewölke, um eben ſo ſchnell wieder zu verſchwinden. Im Süden ſtieg ein Gewitter auf, und kündigte durch einzelne grelle Blitze und wachſendes Rollen ſein Näherrücken an. Es mochte ſchon auf Mitternacht zugehen, als in aller Stille ein Detachement deutſcher Soldaten vor meinem Hauſe aufzog. Das ganze Officierscorps des Bataillons, welchem mein Gaſt angehörte, folgte demſelben. Die Officiere ſeiner Compagnie ſtiegen die Treppe empor und begaben ſich mit zwölf Mann, welche zu Leichenträgern beſtimmt waren, in das Zimmer, wo der Todte, bewacht von einer Ordonnanz und zwei Gemeinen, beim flackernden Scheine der Trauerkerzen aufgebahrt war. Sie hoben den Sarg herab, nagelten ihn zu und trugen ihn über den langen Vorſaal, durch welchen ihr Fußtritt ſchauerlich hallte, auf die Straße. Zwölf andere Soldaten, welche rothſtrahlende Fackeln in den Händen hatten, umgaben den Sarg, welchem eine halbe Compagnie ohne Trommelſchlag und Trauermuſik, nur von einem Manne mit dem Todtenkreuze angeführt, voranſchritt. Hinter ihnen ging der Feldcaplan. Dem Sarge folgte das Officierscorps in Mäntel gehüllt, die dem immer heftigeren Winde, welcher auch bald einzelne Fackeln ausblies, zum willkommenen Spiele dienten. Die andere halbe Compagnie beſchloß den Zug. Nur wenige Menſchen begegneten uns, denn auch ich folgte dem Verblichenen zur letzten Ruheſtätte.

Tiefes Schweigen herrſchte auf dem Kirchhofe von Santa Croce, welchen wir etwa in einer halben Stunde, langſam und feierlich einherſchreitend, erreichten. Der Wind hielt plötzlich inne, die Soldaten zündeten ihre Fackeln wieder an, der Prieſter trat in den Kreis und ſprach ſein Gebet, dumpf rollte der Sarg in das Grab, und mit unheimlichem Gepolter kollerten die erſten Schollen darauf. Statt der üblichen Salven, welche das ſtrenge Geſetz dem Geſchiedenen verweigern mußte, feuerte ihm der Himmel einige Blitze mit dumpfen Donnerſchlägen nach, in welchen ſich das ferne Gewitter erſchöpft zu haben ſchien, denn kaum war das Grab zugeworfen, als der Mond aus den Wolken hervortrat, und es mit ſeinen Strahlen beleuchtete. Wir kehrten bei freundlichem Mondlichte zurück.

Als ich wieder in das Stübchen trat, in welchem der wackere junge Mann geſtorben, konnte ich den Vogel „Curios" nicht ohne Grauen betrachten und dennoch ließ es mein Pachtgeber auf meine abermalige Anfrage beim Alten."

Mit dieſer dritten Geſchichte, welche — ich kann's nicht läugnen — meinen Kopf mit ſonderbaren Bildern erfüllte, glaubte ich den Novellenvorrath meines Wirthes erſchöpft, allein er hatte mir auch für den vierten Sonntag noch eine Gabe aufgeſpart, welche, meines Erachtens, beſſer zur Einleitung als zum Schluſſe getaugt hätte.

„Denken Sie ſich“, ſprach er, „wie die undankbare Beſtie, die ich ſo lange an der Wand meines Zimmers hangen ließ, auch mir ſelbſt mitgeſpielt hat. Als im vergangenen Herbſt auf der Ebene vor unſerer Stadt die große Truppencontraction ſtatt fand, zu welcher einige tauſend Mann hermarſchirten, waren unſere Häuſer faſt zu eng, um die Maſſe von Generalen, Stabsofficieren und aller Art Fremden und Einheimiſchen zu beherbergen. Mein Haus fand, ſeines ſchönen Aeußeren und ſeiner bequemen Lage wegen, vorzüglichen Anwerth und ich wollte die Gelegenheit zu ſo ſchönem Gewinn nicht unbenützt laſſen.

So gut es in der Eile ging, ließ ich alle Zimmer und Säle des Hauſes für Gäſte herrichten und beſchränkte mich mit den Meinigen auf die bewußte Stube und den daran ſtoßenden Vorſaal. Von letzterem nahm ich Beſitz mit unſerer Dienerſchaft, erſteres räumte ich meiner Seligen ein. Vor ihr, dachte ich, würde ſelbſt der Vogel „Curios“ gehörigen Reſpect haben. Aber zu meinem nicht geringen Erſtaunen unterlag ſogar meine ſonſt ſo feſte Frau dem verderblichen Zauber dieſer Höllenfratze. Wie angeflogen kam ein bösartiges Fieber über ſie, welches ſchon am zweiten Tage einen gefährlichen Charakter annahm. Ehe ich noch Anſtalten machen konnte, ſie aus dem Bereiche des unheilvollen Wunderthieres wegzubringen, war ſie ſchon intransportabel geworden, und hatte bereits alle Kraft ihres krankhaft entzündeten Gehirns auf das leidige Satansbild concentrirt, welches in ihren Fieberträumen und Kriſen eine ſtereotype Rolle ſpielte. Manchmal that ſie mir ſogar das Unrecht an, meine Züge mit denen des abſcheulichen Todtenvogels zu verwechſeln, bis wieder eine Erinnerung an ihren Vorgänger auf dieſer Leidensſtelle dieſe fixe Idee in den Hintergrund drängte und ein ſanftes Lächeln über ihr verändertes Antlitz hauchte. Eben dieſe gänzliche Umſtimmung ihres Weſens überzeugte mich von der Bedenklichkeit ihres Zuſtandes und als ſie mich eines Tages mit ſanfter, faſt rührender Stimme zum Bette rief und mir zärtlich die Hand drückte, da wußte ich, daß es um ſie geſchehen ſei, indem ſie das ſeit unſerm Hochzeitstage nicht gethan hatte.

Am zehnten Tage ſah der Vogel „Curios“ auf ihr Leichenbett herab.“

„Und Sie warfen das Teufelsbild noch nicht zum Fenſter hinaus?“ unterbrach ich ihn, faſt unwillig über die Narrheit, ſich von einem dummen Gemälde, wenn auch nur in der Phantaſie, ſo lange necken zu laſſen.

„Ach, Sie wiſſen ja, der Marcheſe“, fuhr er fort, — „und jetzt knüpft ſich ja für mich ſelbſt ein intereſſantes, wenn auch trauriges Andenken an dieſes Bild.“

„Nun ſo will ich denn“, verſetzte ich, „jedes üble Anzeichen dieſes Bildes in Zukunft zu Schanden machen, und für dieſes Stübchen eine neue Aera herbeiführen.“

„Ach, nur nicht gefrevelt, Herr Officier!“ bat der fatale Warner mit zweideutiger Beſorgniß. Ich bemerkte ihm jedoch ganz kurz, daß ich weniger zu fürchten hätte, als irgend Jemand, indem ich weder ein Phantaſt, noch ein Gelehrter, noch überhaupt ein Verliebter, am allerwenigſten aber ein Weib wäre, und die feſte Ueberzeugung hegte, daß ſein Vogel „Curios“ über Jeden vielleicht mehr vermöge, als über einen luſtigen Vogel!

---

Mein Hausherr würde die Geſchichte von dem Vogel „Curios“ noch um einge Capitel verlängert, und mir das Meſſer noch drohender an die Kehle geſetzt haben, wenn nicht plötzlich ein Tagsbefehl eine Aenderung in allen Verhältniſſen hervorgebracht hätte.

Wir mußten nämlich mit einem Male aufbrechen und eine förmliche Campagne gegen die Ruheſtörer eröffnen, welche unter Anführung eines Ueberläufers die Offenſive ergriffen. Mit Vorbehalt unſerer bisherigen Standquartiere rückten wir aus, und hatten in der That leichte Arbeit. Die Rebellen, welche uns als wahre Poltrons mit den drohendſten Demonſtrationen entgegenrannten, kehrten uns überall, wo wir ernſtlich auftraten, den Rücken, und warfen ſich von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken. Gewöhnlich brauchte es nicht mehr als das Auffahren einer Feldbatterie, um uns alle Thore zu öffnen, und ſelbſt da, wo man ſich ſtellen zu wollen ſchien, genügte ein drohendes Manöver um uns freien Weg zu bahnen. Wir hatten nicht ein einziges Mal einen namhaften Verluſt und in wenigen Wochen war die ganze Gegend gereinigt. Was Zeit zur Flucht gewann, floh in Maſſe aufs Meer, wo es bald von uns eingeholt und zu Gefangenen gemacht wurde, und was die Gelegenheit dazu verſäumte, ergab ſich ohne Widerſtand. In einem Monate war an keinen Feind mehr zu denken. Mit leicht errungenen Lorbeeren geſchmückt, den Ruf der Unwiderſtehbarkeit zu unſerm Vorläufer, zogen wir zurück und rückten unter den freudigſten Acclamationen der Bevölkerung wieder in unſere alten Stationen wolbehalten ein.

Mein Wirth empfing mich mit Freuden. Er war von ſeiner fixen Idee noch nicht geheilt, und begrüßte mich mit dem Zurufe: „Seien Sie mir willkommen! Nun, der Vogel „Curios“ hat Ihnen doch nichts angehabt“.

Am erſten Sonntage nach unſerer Rückkunft gab unſer Brigadier ein glänzendes Mittagmahl, zu welchem das ganze Officierscorps nebſt den Autoritäten der Stadt beigezogen wurden. Die anfängliche Steifheit wurde bald von deutſcher Herzlichkeit verdrängt und ſchon gegen die Mitte der Tafel, als kaum der Champagner das zweite Mal gekreiſt hatte, fraterniſirte faſt Alles. Den Schluß der Tafel machte ein allgemeiner Jubelchor auf das Wohl unſeres Monarchen, den keine Kehle mitzuſingen vergaß. Fröhlichen Muthes ſchritten wir auseinander und ich freute mich herzlich, den ſchönen Tag mit einer ſanften, ruhigen Nacht gemächlich und gemüthlich beſchließen zu können. Mit etwas duſeligem Kopfe, in welchem das deutſche Lied mit wälſchem Geplauder und franzöſiſchem Weine ſich ins Gleichgewicht zu ſetzen ſuchte, kam ich nach Hauſe, warf mich, vom Schlaf übermannt, angekleidet aufs Bett, und ſank, meinem garſtigen Wächter muthwillig eine gute Nacht zunickend, in ſüßen Schlummer.

Ich weiß nicht, wie lange ich etwa geſchlafen haben mochte, als mich ein heftiges Unwohlſein weckte. Mir war zu Muthe, als ob mich der Schlag rühren ſollte: kalter Schauer rieſelte mir den Rücken hinab: das Blut ſtieg mir gegen den Kopf und preßte mir Schweißtropfen auf die Stirne und der tiefe Schlaf, welcher mich anfangs mit unwiderſtehlicher Macht gefaßt hatte, war einer höchſt beängſtigenden Unvermögenheit wieder einzuſchlafen gewichen. Ich ſchrieb mein Mißbehagen dem Umſtande zu, daß ich mich unmittelbar nach einer ſo ſchwelgeriſchen Tafel, ohne mich auszukleiden, hingeworfen hatte und wollte eben aufſpringen, um es zu thun, als es mich, wie ein gewaltiger Schwindel übermannte. Der Mond ſchien hell durchs Fenſter und beleuchtete den abſcheulichen Todtenvogel über meinem Bette ſo grell und überſchwenglich, daß er mir zum erſten Male widerlich auffiel. Den Blick auf ihn geheftet, hielt ich mich halb aufrecht; da war mir's als ob er ſich leiſe bewege, und zugleich ertönte ein dumpfes Brauſen unter mir, ein hagelartiges Rieſeln an den Wänden, als ob etwas aus ſeinen Fugen gehen wollte. Ich ſprang auf, um meinen Diener zu wecken, aber der Ruf erſtarb mir im Munde; drei plötzliche Riſſe, deren erſchütterndes Gepolter dem Raſſeln eines, über das Straßenpflaſter ſchwer hinrollenden Wagens glich, warfen mich faſt auf das Lager zurück. Zu gleicher Zeit ſchienen ſich die Wände zu biegen und zu winden, als ob ſie durch Streckwalzen gezogen würden; der Vogel „Curios“ hüpfte an der Wand ſchauderhaft ſpaßig hin und wider; die Fenſterſcheiben klirrten, als ob ein mächtiger Südhauch ſie eindrücken wollte, mein Bett ſchwankte wie eine Wiege, und das ganze ſchreckliche Treiben währte ſo lange, daß ich die vollkommenſte, klarſte Ueberzeugung gewann: es ſei ein gewaltiges Erdbeben. Das Treiben auf der Gaſſe beſtätigte mich darin. Während ich mich unter die Thürſchwelle flüchtete, wo ich für den erſten Anfall noch am geſichertſten zu ſein hoffte, ertönte von der Straße herauf Geheul und Gebet, durchdröhnt von den dumpfem, fernem Kanonendonner ähnlichen Schlägen einſtürzender Bauten, durchſauſt von unterirdiſchem Brauſen und Murren, durchwimmert von dem Sturmgeläute anſchlagender Glocken und berſtender Glasfenſter.

Ich erinnere mich aus meinem ganzen Leben keiner ſchauerlicheren Scene, wo ich ſo bis ins innerſte Mark erſchüttert geweſen wäre als damals. Ich ſtand in die Höhlung der Thüre, die in den Vorſaal führte, regungslos gepreßt, unvermögend nur ein Glied zu bewegen, faſt erdrückt von bangem Herzklopfen, das Auge unwillkürlich auf das garſtige Gemälde geheftet, welches in dieſem Augenblicke meine ſonſt ziemlich zahme Phantaſie ſo mächtig aufregte, daß ich nichts anderes erwartete, als der Vogel „Curios“ würde ſich beim nächſten Stoße aus ſeinem Rahmen losreißen und wie ein Aasgeier auf mein klopfendes Herz herſtoßen. Die ganze Natur ſchien in Aufruhr, nur der Mond beleuchtete mit großer Ruhe und Klarheit dieſen Kampf ſeiner wankenden Planetenſchweſter.

Uebrigens gewöhnt ſich der Menſch an Alles, und ſo hatte ich mich denn auch in wenigen Minuten an das Entſetzliche meiner Lage gewöhnt, blickte hinter mich, und ſah, zu meinem nicht geringen Erſtaunen, meinen Burſchen, den ich im tiefen Schlafe wähnte, dicht hinter mir, in die andere Ecke der Thürſchwelle gedrängt, wo er, mit der Blendlaterne, die er in der Eile angezündet, blaß und zitternd, Poſto gefaßt hatte. Ich mußte trotz meiner eigenen Gefahr über ihn lächeln, und hatte damit dem Schrecken das Recht abgetrotzt. Es iſt in der That wunderbar, wie der Menſch plötzlich an Kraft gewinnt, wenn er nur einen zweiten Menſchen, und wär's auch der unbehilflichſte, ſich zur Seite weiß. Trotz der fortdauernden Schwankungen des Bodens machte ich mich mit meinem Diener in vollſter Haſt über die Treppe hinab und fand vor dem Hauſe mitten in der Straße, umgeben von einer Schaar heulender Männer und Weiber, meinen Hausherrn, welcher im weißen Nachthemde, von gleich coſtümirten Nachbarn umringt, einem wahrhaft lächerlichen Geſpenſte glich. Nun war's gewonnen: der Anblick ſo vieler Entgeiſterter rief all' meinen Muth zurück, und ich, der ich vor kurzem, ich kann es nicht läugnen, ſelbſt zitterte wie Eſpenlaub, hatte nun auf einmal alle Faſſung gefunden, und ſtand als tröſtender Halbgott unter den Verzweifelnden.

Die Erdſtöße wiederholten ſich bis zum Grauen des Tages noch einige Male, ohne jedoch bedeutenden Schaden anzurichten. Wie ein Retter in der dringendſten Noth erglänzte im Oſten der erſte morgenröthliche Streif des anbrechenden Tages und brachte, von mir mit freudiger Stimme begrüßt, eine energiſche Wirkung auf die ganze Umgebung hervor. Indeſſen durchzogen bereits

Proceſſionen die Stadt in allen Richtungen, die Heiligthümer aller Kirchen wurden in feierlichen Aufzügen umhergetragen. Die Allarm-Trommel ertönte und die ganze Beſatzung trat unter Waffen. Da ich ſeit dem Vortage meine Uniform nicht abgelegt, war ich einer der erſten am Platze und das Zuſammentreffen mit allen meinen Kameraden, von denen auch nicht einer Schaden genommen, entfernte die letzte Beſorgniß aus meiner Bruſt. Die allgemeine Furcht ging nun ſchon in allgemeine wechſelſeitige Mittheilung des Erlebten über und unter Geſpräch und Erzählung brach der Tag an.

Die Natur ſchien endlich wieder ihre Ruhe gewonnen zu haben und Alles dankte dafür mit inniger Freude, wenn auch noch nicht mit ganz feſtem Vertrauen. Erſt gegen Mittag, als die Erdſtöße gänzlich aufgehört hatten und die Sonne hell und friedlich wie immer, vom klaren, wolkenloſen Himmel herablächelte, glaubte man ſich vollkommen geborgen und ſchritt wieder an das gewöhnliche Tagwerk.

Mein Hausherr war entzückt durch mein Anerbieten, Mittags ſein Gaſt zu ſein, welches ich ihm blos zu ſeiner eigenen Beruhigung machte.

„Sehen Sie“, ſprach er zu mir, „daß meine Landsleute doch noch etwas verſtehen!“ Mit dieſen Worten zog er ein kleines, ſchlecht gedrucktes Büchlein hervor und reichte es mir zur Einſicht. — „Leider ſind wir aber noch nicht außer aller Gefahr! Leſen Sie da, was uns in acht Tagen bevorſteht.“

Ich nahm das Büchlein, und beſah es mit lebhafter Neugierde. Es war ein ſogenannter „Caſamia“. — Unter dieſer Firma erſcheint nämlich in der Stadt Faenza jährlich ein Volkskalender, betitelt: „Il giro astronomico e pronostico“ oder: „Tesoro nascosto“, welcher gemeinhin nur mit dem obigen Namen des Verfaſſers bezeichnet wird. Er gibt die Erklärung der venti quattro segni dell' anno; zu dem iſt jedem Monatstage eine Anmerkung beigefügt, welche entweder eine Witterungsregel, oder eine ökonomiſche Andeutung oder die Ankündigung einer merkwürdigen Naturerſcheinung enthält. So ſtand denn bei dem Tage, welcher uns ein ſolches Entſetzen einjagte, die Bemerkung: „un gran miracolo!“ Das große Wunder war denn wirklich eingetroffen, und noch verſpürten wir am Zittern unſerer Glieder ſeine überzeugende Nachwirkung. Damit war es aber noch nicht abgethan. Mit dem Ausdrucke der entſetzlichſten Gewißheit wies mir mein Hausherr auf das Datum desſelben Wochentages in der nächſtfolgenden Settimana und zeigte mir mit zitterndem Finger auf die beigefügte Bemerkung: „ancor un gran miracolo!“ — „Wir wiſſen nun“, begann er, „worin das angekündete Wunder beſtehe, wir wiſſen, was wir in acht Tagen wieder zu erwarten haben. Uns ſteht das Aergſte bevor! Unſer Caſamia iſt ein Mann, auf welchen man bauen kann!“

So neu und lebhaft auch noch der Eindruck des Wunders war, das der gute Caſamia auf den kaum überſtandenen Tag angekündigt hatte, ſo konnte ich mich von ſeiner Sehergabe doch nicht überreden, ſondern machte meinem Hausherrn, der feſt darauf zu glauben ſchien, die unbegründetſten Einwürfe. Allein er blieb taub gegen alle, und beharrte darauf, daß man von der nächſten Woche ein Gleiches zu fürchten habe.

Wie er waren Tauſende in der Stadt geſtimmt; denn Caſamia's Kalender iſt allgemein verbreitet, und in manchem Hauſe das einzige Buch, welches mit Aufmerkſamkeit geleſen wird. Allgemein war daher auch die Aufregung, welche jenes traurige Prognoſtikon in den Gemüthern der leicht entzündbaren Italiener verbreitete. Die anberaumte Friſt war zu kurz, um den Eindruck durch Beſonnenheit oder Leichtſinn zu verwiſchen, welchen das Eintreffen der erſten Prophezeihung des populären Aſtronomen und Phyſikers gemacht hatte. Man betrachtete ſich faſt als völlig exponirt und verſetzte ſich, durch wechſelſeitiges Hineinreden in die Gefahr, in einen proviſoriſchen Zuſtand, welcher mit jedem Tage peinlicher zu werden begann. Eine düſtere Stimmung, gegen welche ſich nichts thun ließ, bemächtigte ſich aller Gemüther. Entmuthigende Vorkehrungen wurden getroffen: Leute, die nie auf etwas Ernſteres dachten, ſchloſſen ihre zeitliche Rechnung ab; Teſtamente wurden gemacht, Zwiſte ausgeglichen, Sicherheitsmaßregeln getroffen, Schutzmittel in Vorſchlag gebracht und mit fanatiſchem Eifer Alle verfolgt und angefeindet, welche etwas dagegen einwenden wollten.

So durfte ich denn auch meinem Hausherrn nicht widerſprechen, ſo ſehr ich auch bei wiedergewonnener Faſſung dazu geneigt war. Selbſt der Umſtand, daß der Vogel „Curios“ bei dem letzten Erdſtoß von der Wand gefallen war und ſein ſcheußliches Antlitz an der Ecke meines Bettes bedeutenden Schaden genommen hatte, machte keinen Eindruck auf ihn.

Der verhängnißvolle Tag, welcher das fürchterliche Wunder wiederholen ſollte, rückte immer näher. Die Vorbereitungen in der Stadt grenzten faſt ans Unausſprechliche und trotz dem, daß ich ſelbſt an die mögliche Erfüllung des geſtellten Prognoſtikons glaubte, konnte ich nicht umhin, über die Tollheit zu lachen, durch welche man ſich ſo eigentlich in die Furcht hinein zu verſetzen bemüht war. Da man in jedem Falle Unordnungen beſorgte, indem kein Ereigniß zu ſchauerlich iſt, um Gauner, Beutelſchneider und böswillige Unruheſtifter von ihren Verſuchen abzuhalten, ſo erachtete es auch unſer Commandant für nöthig, die deutſchen Truppen an dem beſtimmten Tage für mögliche Fälle bereit zu halten. Der Tagsbefehl lautete folgendermaßen: „In der Nacht von morgen auf übermorgen haben ſämmtliche Truppen im Hofe ihrer Kaſernen, wie zum Ausmarſche gerüſtet, aufgeſtellt zu ſein. An jeder Straßenecke ſtehen zwei Cavallerieposten aufgeſtellt, um nöthigen Falls die Truppen in möglichſter Eile dahin zu beordern, wo man ihrer bedürfen ſollte. Ein Officier von jeder Truppenabtheilung hat ſich, um den Schein jeder Beſorgniß unſererſeits zu verſcheuchen, unter das Publicum zu miſchen, während die übrigen bei ihrer Truppe bleiben. Ueber alle dieſe Maßregeln ſoll das tiefſte Schweigen beobachtet werden“.

---

Endlich war die Schreckensnacht angebrochen, von deren Ende man den Beginn der entſetzlichen Erſcheinung erwartete. Die Straßen waren von Fackeln erhellt; in den Häuſern ſelbſt ging Niemand zu Bette; Alles ſtand gerüſtet, um bei der erſten Anmeldung ins Freie zu fliehen. Wer Gelegenheit dazu hatte, war ſchon früher aufs Land geeilt, wo derlei Ereigniſſe wegen Iſolirung der Gebäude weniger Gefahr drohen. Aengſtliche Fragen, ſcheue Blicke, blaſſe Geſichter, ſtummes bei dem ſprachluſtigen Italiener um ſo auffallenderes Umherrennen, lautes Gebet auf öffentlichen Plätzen ſah und hörte man auf allen Ecken und die bekannteſten Züge waren ſo ſeltſam entſtellt, daß man ſich in eine Carnevalsnacht verſetzt wähnte, wo Alles maskirt in planloſer Geſchäftigkeit durcheinander läuft.

Der ungeſtüm erwartete Tag brach an und mit ihm kehrte einiges Vertrauen in die Herzen der Geängſtigten zurück. Ein wolkenloſer, blauer Himmel, von der freundlichſten Sonne beſtrahlt, ſpannte ſich über die Stadt aus; ſanfte Morgenlüftchen fächelten, alle Barometer, welche man zu Rathe zog, ſprachen uns Troſt ein; aber Caſamia prophezeihte ein gran miracolo und Caſamia hatte vor acht Tagen Recht gehabt. Man unterſtand ſich daher ja nicht an ſeiner Unfehlbarkeit zu zweifeln. Daß übrigens die Straßen ein anderes Geſicht gewannen, als ſie bei Nacht hatten, iſt leicht erklärbar. Aus dem qualvollen unſinnigen Hin- und Widerrennen wurde ein förmlicher Corſo, eine ununterbrochene Promenade und Spazierfahrt, welche ſich vom Teatro nuovo durch die ganze Stadt bis hinaus auf den Prato dei fiori ausdehnte, welcher mit ſeiner ſchönen Ebene den Vereinigungspunkt der Maſſen bildete. Mit dem reifenden Tage reifte das Vertrauen: die Blicke erheiterten ſich; die Lippen fanden die Sprache wieder; man wagte bereits zu hoffen, und Gründe gegen ſeine Furcht aufzubringen.

Als einer jener Officiere, welche beordert waren, ſich unter das Publikum zu miſchen, hatte ich eben auf dem genannten Prato Poſto gefaßt und lehnte, an das angeſagte miracolo kaum mehr denkend, ruhig an einem Baum, als mich ein gewaltiger Lärm aus meinen Betrachtungen weckte. Die Leute ſtoben wie Spreu auseinander und ein dumpfes Gepolter quer über das Steinpflaſter, welches den Prato im Kreuze durchſchnitt, machte mich im erſten Augenblicke faſt glauben, das verkündete Erdbeben ſei wirklich im Anzuge. Raſch umgewendet, überzeugte ich mich zu meinem Schrecken von der Urſache der plötzlichen Bewegung. Eine Equipage wurde von vier ſcheuen Roſſen in Sturmeseile fortgeriſſen, der Kutſcher taumelte eben, als ich hinblickte, von ſeinem Sitze und wand ſich ſchreiend zwiſchen den Rädern, die neben ihm weggingen, ohne ihn, wie es ſchien, berührt zu haben. Ein weibliches Weſen rang unter durchdringendem Hilfgeſchrei im Wagen die Hände; während ein ſtaubbedeckter Mann mit blutigem Geſichte hinten nachrannte. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt; ich riß den Degen aus der Scheide, ſtellte mich zum Entſetzen der Umgebung dem herantobenden Viergeſpann in den Weg, und führte auf die Köpfe der vorderſten Pferde, welche mich faſt ſchon mit ihren ſchnaubenden Nüſtern berührten, einen ſo gewaltigen Querhieb, daß meine Klinge in Splitter ſprang. Die ſchwer getroffenen Roſſe fuhren wild aufwiehernd zurück, und ſtießen ſo kräftig an die nachfolgenden, daß dieſe auf die Hinterbeine zuſammenknickten und alle vier plötzlich in einem verworrenen Knäuel durcheinander ſtürzten. Ein paar nahe befindliche Cavalleriſten ſprengten im Fluge herzu und hieben, ehe die betäubten Thiere ſich aufrichten konnten, die Stränge entzwei. Die Rettung war wie durch ein Wunder gelungen, und unter dem allgemeinen Rufe: „Bravi Tedeschi!“ hob ich die ohnmächtig gewordene Dame aus dem Wagen.

Sie war blaß wie der Tod, aber ſchön wie ein Engel. Jetzt kam der Mann herbei, welcher dem Wagen nachgerannt war. Er war beim erſten Stoße aus dem Wagen geſchleudert worden und hatte ſich im Sturze leicht verletzt. Auch der Kutſcher fand ſich ohne bedeutende Verletzungen wieder ein.

Tief in die Seele drang mir der herzliche Dank der Wiedererwachten. Mit Freudenthränen fiel ſie dem jungen Mann, welcher ſie Schweſter nannte, um den Hals und pries mich ihm als ihren Retter. Er drückte mir innig gerührt die Hand und bat mich um meinen Namen. Ich bedeutete ihm, mein Name ſei „Officier der deutſchen Truppen, und es gereiche mir zur Freude, ihnen gedient zu haben,“ und verlor mich unter der Maſſe der Neugierigen, welche ſich, auf Caſamia und Erdbeben vergeſſend, zu den Geretteten hinzudrängte.

Der Eindruck, den die Dame auf mich gemacht hatte, war zu groß, als daß ich mich hätte ſeiner entſchlagen können. Ich wendete mich daher nach einer Weile, während welcher die Menge ſich verlaufen, an einen jener dienſtfertigen Menſchen, deren Italien ſo viele zählt, welche einem Fremden ſogleich die ganze Biographie eines bezeichneten Individuums mitzutheilen wiſſen. Das Mädchen war, wie ich hörte, die Tochter eines angeſehenen Bankiers, welche mit ihrem Bruder, dem Chef des Hauſes, ebenfalls den Corſo mitmachte, um, im Falle eines ungewöhnlichen Ereigniſſes, im Freien zu ſein. Statt des im Caſamia angedrohten Wunders, begab ſich aber mit ihr ein anderes, — das Wunder ihrer Rettung durch mich.

Nach wenigen Tagen, während welchen in die Stadt Ruhe zurückgekehrt, und in allen Herzen die Beſorgniß vor dem gefürchteten Ereigniſſe vollkommen verſchwunden war, erhielt ich einen prächtigen Degen nebſt einem Billete, in welchem mir der Bruder der Geretteten zuſchrieb, daß es ihm gelungen ſei, meinen Namen zu erfahren, und daß er mich bitte, für den Verluſt meiner Klinge dieſen kleinen Erſatz hinnehmen, und die Einladung in ſein Haus nicht verſchmähen zu wollen.

Ich konnte nun wol, ohne unhöflich zu ſein, dem artigen Antrage nicht widerſtehen, und machte am andern Tage im vollſten Staate meine Aufwartung. Man kam mir mit einer Herzlichkeit entgegen, die ich in dieſer Stadt noch nicht gefunden, die mich aber weniger Wunder nahm, als ich erfuhr, daß ich es mit Deutſchen zu thun habe, welche hier ein glänzendes Geſchäft begründet, und ihren Namen, um ihn den Italienern mundgerecht zu machen, nur in einen italieniſchen Model gegoſſen hatten. Das von mir gerettete Mädchen war ein Ideal von Anmuth und Bildung, ein Weſen, an welches Natur und Erziehung ihr Beſtes in reichlicher Fülle verſchwendet hatten. In kurzer Zeit war ich im Hauſe heimiſch geworden und was ich von meiner hausbackenen Phantaſie nie vermuthet hätte, für die liebe gute Adele Enthuſiaſt. Die Fülle meiner erſten, wahren Liebe war auch weder an einen unwürdigen noch an einen unempfänglichen Gegenſtand verſchwendet. Wir waren miteinander bald im Reinen;

Adele liebte mich, ſo wie ich ſie, der Bruder war einverſtanden; die Mitgift betrug zehnmal mehr, als die Caution, die ich legen mußte, und ſobald die Verhältniſſe ſich friedlicher zu geſtalten verſprachen, fand unſere Verlobung ſtatt.

„Nun, lieber Sior Moſcito“, ſagte ich zu meinem Hausherrn, als meine Verbindung mit Adele kein Geheimniß mehr war, „Ihr Caſamia hatte doch Recht, als er auf den bewußten Tag ein gran miracolo anſetzte. Bei mir traf es ein. Das miracolo war die Liebe, der ich meine Adele verdanke. Aber wer an mir zu Schanden geworden iſt, und ſeine Verſtümmlung vollkommen verdient hat, iſt der Vogel „Curios!“ — Ich habe ihn bereits ausfliegen laſſen; ſchreiben Sie das dem Marcheſe; da Sie es nicht thaten, kann er's Ihnen auch nicht verübeln und wenn's ihm nicht Recht iſt, ſo weiſen Sie ihn nur an mich. Das böſe Thier ſoll keinem braven Deutſchen mehr ein Grablied krächzen!“

Der gefällige Hausherr lächelte ganz zufrieden, und war vollkommen glücklich als ich ihm verſprach, ſein trauliches Stübchen nicht vergeſſen, ſondern, wenn ich überſiedelte, es einem meiner Freunde, einem jungen geſprächigen Kriegsmanne, einräumen zu wollen.

* * *

# Das Uhrmacherhaus.

Einige Jahre meines Lebens, vielleicht die ſchönſten, brachte ich in einem Landſtädtchen zu, in welchem man eben nicht viel Poeſie geſucht hätte. Allein die Poeſie hat ihre Laune wie jedes Frauenzimmer und ſtattet oft dort am eifrigſten Beſuche ab, wo man ſie am wenigſten erwartet, während ſie anderwärts, wo Alles zu ihrem Empfange geſchmückt und erleuchtet iſt, zu kommen zögert. So wandelte ſie denn auch in dem ſchlichten Landſtädtchen gar oft incognito herum, und ließ ſich freundlich von mir finden. Ich bewahre manche Erinnerungen aus jener Zeit; folgendes Geſchichtchen iſt eine davon.

Neben dem ſtattlichen Hauſe, deſſen erſtes Stockwerk ich bewohnte, ſtand ein kleines armſeliges Häuschen. Erdgeſchoß, Dachboden und Keller waren die geſammten Beſtandtheile desſelben: das erſtere theilte die Eigenthümerin, eine alte gebrechliche Witwe, mit einer beſcheidenen Zinspartei, welche an Zimmer und Kammer genug hatte, und ſich dazu bequemte, ihr mäßiges Mahl in gemeinſchaftlicher Küche zu kochen. Es mochte wol mancherlei Volk ſchon aus- und eingezogen ſein ſeit ich nebenan wohnte, ohne daß es mir auffiel, denn ich hatte bisher keine Veranlaſſung gefunden, mich um meine Nachbarſchaft zu kümmern. Sie beunruhigte mich nicht; was wollte ich mehr?

Ein beſonders ſchwüler Sommer zwang mich einmal die Nacht zum Tage zu machen. Erſt wenn die Sonne untergegangen war, ging das wahre Leben mit Luſt und Kühlung auf; erſt wenn die Sterne emporgeſtiegen waren, fühlte ſich der erquickte Leib aufgelegt, dem denk- und arbeitſeligen Geiſte die gebührenden Dienſte zu leiſten. Da ſaß ich denn oft bis Mitternacht, ließ durch weit geöffnete Fenſter die balſamiſche, duftdurchathmete Nachtluft in vollen Zügen hereinſtrömen und verbrachte vor meinem Pult in halbbewußtem Sinnen und Brüten manches Stündchen, bis mich der öfter wiederholte Ruf des Nachtwächters mahnte, daß es Schlafenszeit ſein müſſe.

Der größte Lärm ſtört mich nicht in meinem Denken und Dichten, ſobald ich nur weiß, woher er kommt und meine beiden Kinder mögen nebenan tollen und poltern, als ob ſie das Oberſte nach unten kehren wollten, ſo wird's mich wenig aus der Faſſung bringen. Hingegen beunruhigt mich das geringſte Geräuſch, wenn ich ſeine Entſtehungsurſache nicht weiß, wenn es mir neu, ungewohnt iſt, wenn ich in der Eile nichts finde, woraus ich es mir erklären könnte, zumal wenn es etwas Eintöniges, Tonloſes an ſich hat. Das Picken eines Holzwurmes, wenn ich ſeiner geheimnißvollen Werkſtätte nicht auf die Spur kommen kann; der Fall eines Tropfens, wenn ich nicht ergründe, woher und wohin er fällt: ein undeutliches Murmeln, das Alles kann mich ſo gewaltig behelligen und erregen, daß ich ſchon öfter als einmal unwillig dem neckenden Tone wich, meinen Platz am Pulte räumte, und auf mich ſelbſt erboſt, unter die Decke kroch.

So ging es auch in jenem ſchwülen Sommer, wo ich bei offenem Fenſter ſchrieb und las. So lange Leute die Straße auf und niedergingen, bemerkte ich nichts Ungewöhnliches. Sobald aber das Leben ſich in Stuben und Betten geflüchtet hatte, ſobald der Wachtpoſten vor dem Gerichtsgebäude, und der patrouillirende Nachtwächter die einzigen menſchlichen Weſen wurden, die ſich noch im Freien bewegten, ſobald bei Vollmondſchein und Sterngeflimmer jene lautloſe Stille einbrach, bei welcher man hören zu können wähnt, was ſich im Kerne der Erde, was ſich bei den Antipoden regt, — da ſcholl es immer von Außen an mein Ohr: „Tick—tack“ und wieder „Tick—tack“ und ſo fort in gleichmäßigen Pauſen, wie der Pendelſchlag einer Wanduhr, einförmig, klanglos, gleich dem Pochen eines Fingerknöchels an eine moderige Bretterthür. Der geſpenſtige Knöchel hatte nicht umſonſt gepocht; meine Phantaſie öffnete alsbald Fenſter und Pforten, und ſetzte die beiden Pendelnoten, ſo zu ſagen, unverzüglich in Text. Bald klang es mir, wie: „Komm, — komm“! — bald wie: „Mir — Dir!“ bald wie: „Roth — todt!“ Und bald noch trübſeliger. Manchmal war's, als ob ein zweiter, ähnlicher Kobold mit dem erſten einen Wettſtreit begönne, und ſich überholend und nacheilend, klang es in contrapunctoriſchem Vierſchlage. Manchmal ging's: „Tick“ und das „Tack“ blieb aus, wie der unterbrochene Abſchiedsſeufzer eines Sterbenden, der nur das „Lebt —“ mehr ſtöhnen kann, während ihm das gedachte „wol!“ ſchon vom Tode erſtickt wird.

„Eine Pendeluhr muß es ſein“! ſprach ich zu mir ſelber — aber: „Wo?“ — Das mußt' ich heraushaben, ſonſt war an keine Ruhe zu denken. — „Vielleicht zu ebener Erde im Hauſe?“ Ich nahm gleich am anderen Morgen einen Vorwand, und ſtattete meinem Hausherrn, welcher ſich mehr aus Oekonomie als aus Beſcheidenheit den unterſten Platz im Hauſe zum Wohnſitze vorbehalten hatte, einen ganz überraſchenden Beſuch ab; beſah ſeine Wohnung, belobte ſeine alte, unter dem mächtigen Glasſturze, wie unter einer Luftpumpe, kaum hörbar ſchlagende Stockuhr; fragte ihn, ob er kein Liebhaber von Wanduhren ſei, und forſchte ſo lang und ſo genau, bis ich mich vollkommen überzeugt hatte, daß jener Pendelſchlag aus dieſen Wänden nicht kommen könne. Das Stockwerk über mir ſtand unbewohnt und unmöblirt. Auf dem Dachboden, welcher mir zur Benützung ganz überlaſſen war, ſtellte ich an einem regneriſchen Nachmittage ſelbſt eigene Unterſuchung an. Er enthielt nichts, was gehen konnte, als einige Mäuſe: und nichts was einer Maſchine glich, als einen maſſiven, dichtbeſtaubten Garnhaſpel, ein Erbſtück von der Urgroßmutter meines ſechzigjährigen Hauspatrons. Im eigenen Hauſe erhielt ich alſo keinen Aufſchluß.

Ich beſchloß in der nächſten Nacht außer dem Hauſe die Ronde zu machen. Es ging auf Mitternacht zu. Schon über eine Stunde hatte ich dem folternden „Ticktack“ vom Fenſter aus zugehorcht. Ich ſtahl mich zum Thor hinaus ſo vorſichtig, als ob ich verhindern wollte, daß der unbekannte Kobold, der mich forttrieb, von meinem Spähergange etwas merke. Jetzt ſtand ich mitten in der Straße. Kreideweiß wie große Grabſteine, ragten die Häuſer im hellſten Vollmondlichte: man hörte den Fluß herüberrauſchen, der wol eine Viertelſtunde weit vom Städtchen am Gebirge hinabrinnt; man hörte noch weiter her das Quacken und Quarren der Fröſche am Föhrenteiche, von ferne ſchallend, wie Klirren verhallender Schellenkränze. Ich ſammelte in meinen Ohren alle Kraft, die mir das Schickſal zum Spion verliehen. Wahrhaftig: „Tick — tack!“ — dorther — in gerader Richtung; denn ich ſtand mit dem Geſichte meiner Wohnung zugekehrt. — Ja — dorther, wie aus meinem Fenſter. Es überrieſelte mich faſt kalt. — Gibt's Irrtöne, wie's Irrlichter gibt, die uns täuſchen, die immer dort ſind, wo wir nicht ſind? — Nein, nein! — Es iſt nur die Richtung, nicht das Haus. Vielleicht alſo nebenan? — Ich ſchreite auf das armſelige, unbeachtete Nachbarhaus zu, der Schall verſtärkt ſich. — Durchs Fenſter im Winkel ſchimmert Licht; ich ſchleiche hinzu; ein Kleidungsſtück deckt die Scheiben ſo gut als möglich, ſtatt eines Vorhanges. Das Fenſter nebenan ſteht offen, und das Räthſel iſt gelöſt; denn in der Fenſterbrüſtung ſelbſt, hängt eine Schwarzwälder Uhr, deren

Pendelſchlag mich ſo lange geneckt hatte: andere Uhren — ſo viel mich der Mondſchein entnehmen läßt, liegen und ſtehen umher. Meine Neugier hinſichtlich des Pendelſchlages war befriedigt, und ich konnte nun hoffen, an einem Tone, welcher bisher mich gequält hatte, in Zukunft eine recht freundliche Begleitung zu meinen Gedanken zu finden.

Allein Neugierde iſt eine Wucherpflanze, die, kaum beſchnitten, weiter treibt. So reizte mich jetzt ſchon wieder das erleuchtete Fenſter und der discrete Vorhang, der einem Späher nicht viel Mühe machte. Ich trat auf den Zehen hin, und legte das Auge an die trüben Scheiben. Da gab's eine recht mitternächtliche Scene. Im Hintergrunde der Stube, die ein tief herabgebranntes, hinter dem Ofen ſtehendes Kerzenlicht ſpärlich erleuchtete, lag auf dem Bette eine alte abgezehrte, Habitus und Farbe des Todes tragende Frau. Mit ihr beſchäftiget war ein junges, wie es ſchien, nicht unſauberes Weibchen, das ſich ein um das andere Mal die Thränen trocknete. Etwas abſeit gegen das Licht hin ſaß ein junger Mann, ein echtes Werktagsgeſicht, ein Ideal deſſen, was der Franzoſe „bon ouvrier“ nennt, aus einem großen Gebetbuche mit fingerlangen Lettern (faſt in ſolcher Entfernung einzeln unterſcheidbar) Troſtformeln und Herzerleichterungen murmelnd. Daneben am offenen Fenſter ſchnarrte das Gewicht der Schwarzwälderin ab, das Schlagwerk ſchlug Eins; der Ouvrier ſchloß das Buch; das junge Weib verhüllte das Geſicht mit den Händen: was die Alte that, weiß ich nicht, — denn tiefergriffen eilte ich fort, öffnete ungeſtüm das Hausthor, ſtolperte die Treppe hinan, warf mich halbentkleidet aufs Bett und verfiel in einen unruhigen Schlaf.

Am andern Morgen in früheſter Frühe klang das Sterbeglöcklein, am Morgen des nächſten Tages gab's einen Leichenzug im Nachbarhäuschen, ein ärmlich Grabgeläute, ein bäuriſch bemalter Sarg, gefolgt von einem Prieſter, dem Ouvrier an der Seite des jungen Weibchens und einem Dutzend gebrechlicher Pfründner und Straßenbettler.

Ich erkundigte mich bei meinem Hauspatron um das Nähere. Die Hausbeſitzerin war geſtorben. Der junge Mann mit dem Werktagsgeſichte war ein eingewanderter Uhrmacher aus Württemberg, welcher an der Seite ſeines fleißigen, erſt hier im Lande geheirateten Weibchens ſeit kurzer Zeit das Erdgeſchoß mit der Witwe theilte, und mit ſeinen Schwarzwälder Uhren reichlichen Abſatz fand.

„Ein betriebſamer Schwabe!“ — äußerte ſich mein Hauspatron (der als echter Spießbürger auf „Eingeſchwärzte“, wie er Angeſiedelte nannte, eben nicht am beſten zu ſprechen war) — „der wird ſich behelfen! Wahrſcheinlich wird er jetzt die Hütte an ſich kaufen, freilich mit Schulden. Nu, — wenn Glück will, iſt er in Jahr und Tag mit dem Kaufſchilling im Reinen!“

So war's auch. Die Witwe hatte einen liederlichen Sohn in der Fremde, dem die paar hundert Thaler lieber waren, als vier baufällige Wände. In wenigen Monden war der Uhrmacher Hausbeſitzer, und mein Nachbarhaus hieß von nun an allgemein — das **Uhrmacherhaus**.

Fleißige Menſchen im Bau ihres Glückes zu ſehen, machte mir von jeher Freude. Ich fing an mich im Stillen für das junge Ehepaar zu intereſſiren. Ohne es zu ahnen, hatte es an mir die ſtrengſte Controle. Es gewährte mir ein inniges Vergnügen, es in ſeinem Thun und Treiben, in ſeiner Ameiſenſorgfalt und ſeinem Biberfleiße zu belauſchen. Bald waren Spuren des beſſeren Fortkommens bemerkbar. Das alte, ſchmutzige Häuschen gewann ein nettes, freundlicheres Anſehen. Neue Tünche, ein einfaches, paſſendes Aushängeſchild, Blumen vor den Fenſtern, ein wohlbeſtelltes Gärtchen auf der Rückſeite, kurz Alles verkündete Ordnungsliebe und Betriebſamkeit. In ſtiller Nacht hämmerte und pickte es um die Wette, und wenn eine Stunde um war, ſo gab es immer ein wahres Pelotonfeuer von Schnarrwerk und Glockenſchlag. An jedem Markttage hatte der Schwabe ſeinen Kram ausgelegt, und die kleinen, wohlfeilen Uehrchen fanden allgemeinen Anwert bei Bauer und Bürger. Schon wurde hin und wider der Neid laut, ein ſicheres Zeichen, daß es dem emſigen Arbeiter gut ging.

Im Herbſte ſah ich das Weibchen mit einem Kinde an der Bruſt. Nach vierzehn Monden hatte ein Mädchen die Stelle am Mutterherzen erſetzt, während das erſte, ein Knabe, bereits umherkroch und die erſten kindlichen Schritte wagte. Trotz dieſer Vergrößerung der Familie ſchien der Wohlſtand keinen Eintrag erlitten zu haben. An Sonn- und Feſttagen, wenn die Glocke zur Meſſe rief, erſchien der Uhrmacher recht anſtändig ſchwarz gekleidet, und die Frau Meiſterin war ſo nett und ſauber herausſtaffirt, daß die übrigen Bürgersfrauen mit ſcheelen Blicken auf ſie hingafften. Auch den Kindern ward mehr Sorgfalt gewidmet, als man es gewöhnlich in ſolchen Familien zu finden pflegt. So verging ein Jahr.

„Jetzt werden Sie's in Ihrem Studierzimmer auch bald finſterer haben!“ bemerkte eines Tages mein Hauspatron, als ich ihm den Miethzins entrichtete.

„Wie ſo?“

„Aufs Uhrmacherhaus wird ein Stockwerk geſetzt; dadurch wird Ihnen ein Fenſter verbaut!“

„Iſt's dem Meiſter zu eng geworden im Erdgeſchoße?“

„Zu enge nicht; aber du lieber Gott! Jeder hat lieber ein Haus als eine Hütte. So will denn auch er das Seinige thun, — und mit den Nachbarn gleichen Schritt halten!“

„Hat er denn ſo viel ſchon zurückgelegt, um den Bau zu beſtreiten, und wird er auch ſeine Rechnung dabei finden?“

„Die Bürgerſchaft ſtreckt ihm, was er braucht, um billige Procente vor. Was das „Rechnung finden“ betrifft, ſo ſieht nichts heraus dabei. Die Wohnungen vermehren ſich; die Bevölkerung bleibt ſich gleich; die Miethzinſe fallen. Ich fürchte, er wird ſich verbluten und ſtatt einer Hütte zuletzt weder Haus noch Hütte haben!“

„Da ſoll man ihm ja abrathen! Vielleicht verſteht er's nicht, Uhren und Häuſer bauen iſt zweierlei.“

„Iſt Alles geſchehen; hab' als Nachbar ſelbſt mein Redliches gethan. Aber er iſt nun einmal in der Bauwuth; der Kamm iſt ihm gewachſen. Das will höher hinaus, rechnet und rechnet, ſchlägt Alles zu gering an und findet in Jedem einen Neider, der zum Klügern räth!“

Die Sache gieng mir zu Herzen. Ich intereſſirte mich nun einmal für das Ehepaar, und ſo war es eine Pflicht, die ich gegen mich ſelbſt übernommen hatte, es vor Fehlgriffen möglichſt zu ſchützen. Das Glück iſt argliſtig. Es folgt dem Menſchen aus Laune oft plötzlich und eine gute Weile. Mit einem Male iſt es ſeiner überdrüßig geworden und will ſich von ihm losſagen. Allein inconſequent will es doch nicht ſcheinen; der aufgegebene Günſtling ſelbſt ſoll Veranlaſſung zum Bruche geben; es lockt, es verſucht, es reizt ihn, wo es nur kann. Ein unbewachter Augenblick, — er iſt überliſtet, und — farewell, happiness! das Glück iſt verſchwunden — für immer!“

„Vielleicht ſteht der arme, verblendete Ouvrier auf einem ſolchen Wendepunkt!“ ſprach ich zu mir ſelbſt und ging ungeſäumt am nächſten Morgen zu ihm hinüber, ließ mich unter dem Vorwande, als ob ich auf die projectirte Wohnung mein Auge geworfen, mit ihm in ein Geſpräch ein. Mein Hauspatron hatte

Recht gehabt, es war mit dem Manne nichts mehr zu machen. Er zeigte mit lachendem Herzen den zierlich colorirten Plan; rechnete vor mir den Koſtenüberſchlag nach, den er in Allem aufs Höchſte angeſetzt fand; deckte nach ſeinem Calcul das entliehene Capital ſammt Zinſen in wenigen Jahren, und malte die Ehre und den Gewinn und die Freude, die er durch dieſen Umbau finden würde, in ſeinem breiten, ſchwäbiſchen Dialekte ſo laut und überſchwänglich aus, daß ich mich wehmüthig zurückzog und mir dachte: „Das Rad iſt im Rollen; aufzuhalten iſt es nicht mehr: nun frägt ſich's nur, auf welche Seite es läuft!“

Schon war das beſcheidene Häuschen mit einem mächtigen Baugerüſte umzäunt. Im Hofe qualmte die Kalkgrube; vor dem Thore lagen Sandhaufen und ganze Berge von Bruchſteinen und Ziegeln umher. In aller Frühe knarrten ſchon die Schiebkarren, ſchallten die Hammerſchläge, rieſelte der Schutt, und dazwiſchen ertönte manchmal der ſingende und ſchleifende Commandoruf des Bauführers und ſeines ebenſo geſchäftigen Weibchens.

Dritthalb Jahre mochten indeß eben vergangen ſein, ſeit der Schwabe das urſprüngliche Häuschen an ſich gebracht hatte.

Eines Tages gab's einen gewaltigen Zuſammenlauf an der Bauſtätte. Das murmelnde Gebrauſe, das, wie Bienengeſumme zu meinem Fenſter emporragte, hatte mich aufmerkſam gemacht. Ich ſprang auf, zu ſehen, was es gäbe? — Entſetzlicher Anblick! — Theilnehmende, ſchaudernde und gaffende Zuſchauer umher; die Arbeiter müßig von allen Gerüſten herabſtarrend; mitten ein enger Kreis: darin ſchreiend und händeringend die Eltern, vor ihnen regungslos am Boden, mit einer Kalkkruſte bedeckt, ihr zweijähriges Söhnlein. Im Gewühle der Arbeit dem Mutteraug' entronnen, war es in die dampfende Kalkgrube gefallen. Der herbeieilende Arzt ſprach beim erſten flüchtigen Hinblick auf das Kind: „Verloren!“ — Als er es anfaßte, blieb ihm das Fleiſch wie Zunder in der Hand.

Mich ſchauderte. — „Arme Leute!“ rief ich vor mich hin, — „ihr habt die Grenze überſchritten! des Unglücks erſter Gruß! — aber ach! es wird noch ärger kommen!“

Geſchäfte riefen mich aufs Land und gleich darauf eine leichte Unpäßlichkeit in ein nahe gelegenes Heilbad. Ich kam in der Zwiſchenzeit kaum ein paar Male ins Städtchen. Faſt ängſtlich warf ich jedesmal meine Blicke hinüber auf die rüſtig emporſtrebende Baute, welcher man, wie dem Baume die Jahrringe, ihren vierteljährigen Anwuchs deutlich abmerkte. Der Schwabe commandirte wie vor und ehe. Sein blaues Auge, ſeine blutrünſtige Naſe ließen ahnen, daß es abermal ein Malheur gegeben habe; ich hörte, daß er vom Gerüſte gefallen, ohne ſich jedoch bedeutend zu beſchädigen. Nun — immerhin eine kleine Mahnung an das nie ſchlummernde Unglück! Uebrigens hatten drei Monate und der fortſchreitende Bau das Ihrige gethan, um ihn über den erlittenen ſchmerzlichen Verluſt zu tröſten. Es iſt wunderbar, wie zauberkräftig die Zeit und ein Steckenpferd wirkt. Auch der Meiſterin merkte man nicht viel mehr an, zudem ſchien Mutter Natur, fürſorgend, die in der Familie entſtandene Lücke bald durch ein neues Pfand der Liebe erſetzen zu wollen.

Vorſichtiger, mit unbeholfeneren Schritten, trippelte das emſige Weibchen zwiſchen den Arbeitern umher. Das kleine Mädchen, welches indeß in die Fußſtapfen des verunglückten Brüderchens zu treten begann, klammerte ſich, wie von bewußtloſer Aengſtlichkeit getrieben, feſt an Hemd und Kleid der Mutter an, die es nicht aus den Augen ließ.

So fand ich es die wenigen Male, wo ich mein Zimmer betrat. Kräftiger aus dem Heilbade zurückgekehrt, hatte ich die Freude, von einem alten Schulfreunde beſucht zu werden, welcher auf der Durchreiſe in unſerm Städtchen Mittagsſtation hielt. Sein Weg führte ihn nach der Hauptſtadt der Nachbarprovinz; er reiſte allein, mit eigenem Fuhrwerke. — „Begleite mich, wenn Du Zeit haſt“, ſprach er, „in drei Wochen ſetz' ich Dich hier wieder ab!“ — Ich hatte eben nichts Wichtiges zu ſchaffen. Reiſen, wozu man ſich ſchnell entſchließt, fallen gewöhnlich am vergnüglichſten aus. — „Warte ein Stündchen zu“, — entgegnete ich, „ſo bin ich Patron!“ Um drei Uhr Nachmittags rollte ich mit meinem Freunde wohlgemuth zum weſtlichen Stadtthor hinaus.

Die drei Wochen waren wie weggeflogen. Was man doch Alles ſehen und genießen kann in kurzer Friſt! Was ſich doch in wenigen Wochen ändert!

Als ich zurück kam, fiel mein erſter Blick auf das neue Nachbarhaus. Es ſtand faſt vollendet, am Dachfirſte prangte ein buntbebänderter Tannenſchößling.

„Schönen Gruß!“ rief ich meinem Hauspatron zu, der mir freudig an der Thorſchwelle entgegentrat. — „Wie iſt's gegangen? Was gibt's Neues?“

„So Manches, ſo Manches“, entgegnete er ernſter.

„Doch nichts Schlimmes?“

„Für uns zwei eben nicht! — Aber für unſern armen Nachbar! Hat kein Glück mit ſeinem Hauſe; wäre beſſer geweſen, wenn er die Hütte Hütte gelaſſen hätte!“

„Hat er beim Bau ſchon wieder ein Unglück gehabt?“

„Unglück über Unglück! Fürs Erſte geht's mit dem Gelde ſchlecht. Der Trödel koſtet mehr als das Doppelte deſſen, was der Ueberſchlag auswies. Doch Geld iſt nicht das Höchſte. Seit Sie fort ſind, iſt der arme Mann Witwer geworden.“

„Witwer? ſtarb ſeine Frau vielleicht im Wochenbette? Oder gebar ſie zu früh?“

„Ja und nein, wie man's nimmt.“

„Wenn Einer etwas recht Trauriges erdichten wollte, ſo könnte er's nicht beſſer. Hören Sie nur! Vierzehn Tage mögen's ſein, da ſteht die Meiſterin eines Morgens im Hofe ihr Mädchen an der Hand, um zuzuſehen, wie die Maurer mächtige, zu den Kanten gehörige Bruchſteine abladen. Der Meiſter war eben auf dem Stadthauſe beim Bürgermeiſter wegen eines neuen Geldvorſchuſſes. Ein Steinklotz, wol einige Centner ſchwer, lag noch auf einem Wagen, und viele Hebel waren den Taglöhnern ſchon unter den Händen gebrochen, ehe der Satansklumpen ſich regte. — „Auf, auf!“ ſchrie jetzt der Polier, die Leute ermunternd, und auch die Meiſterin trat näher hinzu, und warf etwas von einem guten Trinkgelde hin. Da ging's; der Stein wendet ſich und rollt auf den untergeſetzten Bock. — „Zurück!“ ſchrie der Polier. Aber ſchon war's zu ſpät; der morſche Bock krachte unter der Laſt zuſammen, und das Felsſtück, wie eine Bombe, ſprang auf und ſchmetterte das Mädchen aus der Mutterhand weg zu Brei zuſammen. Das war auch der Mutter Tod; augenblicklich ſtürzte ſie nieder; in einer Viertelſtunde kam das Würmlein, das ſie unterm Herzen trug, todt zur Welt; ehe die Stunde um war, lag auch ſie — eine Leiche! Seh'n Sie, das hat jener ſchwarze Stein dort in der Ecke gethan!“

„Furchtbar, furchtbar!“ rief ich fröſtelnd aus, „zwei Schaudergrüße des Unglücks auf einmal. Und wie ertrug denn der Mann das Entſetzlichſte?“

„Er verfiel vor Schrecken und Schmerz in ein hitziges Fieber, in welchem er noch darniederliegt!“

Da ſcholl Jubel und Gläſerklirren vom Nachbarhaus herüber. „Was ſoll das bedeuten!“

„Sie ſehen ja den Feſtbaum auf dem Firſte! Die Bauleute halten ihren Ehrentrunk!“

Nach einigen Wochen erſchien der Meiſter wieder unter den Arbeitern, blaß, abgemagert, hüſtelnd, kaum erkennbar. — „Der wird ſein neues Haus nicht lang bewohnen“, dacht' ich mir.

Das Haus ſtand blank und freundlich von Außen, mit lächelnder Stirnſeite zu friedlicher Einkehr einladend. Man ſah es ihm nicht an, daß der Mörtel, der die Steine verkittete, mit Thränen und Blut verdünnt war. Mit höhniſchem Lächeln betrachtete mancher Neidhart das wohnliche Gebäude. — „Wird ſchlechte Zinſen tragen!“ hieß es. — „Gehört ja ſchon jetzt kein Stein mehr dem Erbauer!“ — „Auf dem Hauſe liegt der Fluch, ich möchte nicht drinnen wohnen!“ — So hörte man ſie ſchmälen und flüſtern.

Dem armen Meiſter ging es indeſſen übler. Gram über ſeinen Verluſt, Geldnoth, verſäumte Arbeit, Krankheit, alles arbeitete an ſeinem Geiſt und Körper mit zehrender Gewalt. Jetzt, wiewol zu ſpät, ſah er ein, daß er etwas über ſeine Kräfte gethan; daß jene falſche Freunde waren, die ihm riethen und aushalfen; daß es am Ende nur geſchah, um auf mittelbare Weiſe eines Eingewanderten los zu werden. Alles Unglück, was ihn ſeit dem Bau betroffen der Verluſt ſeiner Kinder, ſeines braven Weibes, ſeines ganzen häuslichen Glückes, das Stocken ſeines Geſchäftes, ward nun zum quälenden Vorwurf, der noch tödtlicher als das ſchleichende Fieber, an ſeinem Leben nagte. Peinliches Heimweh nach dem ſtillen Schwarzwalde, nach dem friedlichen Murgthale faßte ihn. In wenig Wochen erlag er ſeinem doppelten Leiden. An dem nämlichen Tage, wo der letzte Nagel in die Wand des ſchönen, vollkommen bewohnbaren Hauſes geſchlagen wurde, ſchlug auch der Todtengräber den letzten Nagel in den Sarg des Unglücklichen.

Der Verlaß des Verſtorbenen war leicht abgehandelt. Das Haus gehörte ſchon bei ſeinen Lebzeiten der Bürgerſchaft, die ihm das Geld zum Baue vorgeſtreckt.

Der arme Uhrmacher ruht nun bei Weib und Kindern unter einem einfachen Holzkreuze, und das freundliche, mit ſeinem Lebensglücke gemauerte Gebäude heißt noch immer das Uhrmacherhaus.

# Der Leiermann.

Es pflegt ſich nun einmal Manches ſchon
So ſeltſam zu geſtalten;
Und wären wir nicht ſo proſaiſch kalt,
Wir müßten's für Märchen halten.

Wer die ſogenannte Trinkcur-Anſtalt auf dem Waſſerglacis in Wien gleich bei ihrem Entſtehen beſucht hat, dürfte ſich wol eines Leiermannes erinnern, welcher da, wo ſich die Alleen kreuzen, ſeinen Leierkaſten aufgeſtellt hatte und in den Nachmittagsſtunden nicht ohne Zuſpruch blieb. Um dieſe Zeit nämlich, wo ſich ein großer Theil der Kinder Wiens mit ihren Ammen, Kindsweibern, Gouvernanten, Hofmeiſtern und Eltern einfindet, um bei ſinkendem Abend der vornehmen Welt den Platz zu räumen, pflegte ſich auch damals ein ziemlich belebter Kreis um den Spielmann zu bilden, der dem ſtillen Beobachter keine unintereſſante Gruppe darbot.

In der Mitte ſtand der Spielmann, ein bärtiger Invalide mit buſchigen Augenbrauen, unter welchen ein widerlich lächelndes Auge hervorblitzte; mit einem dichten Schnurrbarte, der halb ſchwarz halb grau über die aufgeworfenen Lippen hing; in grauer Jacke, dunkelfarbiger Reithoſe mit weißen Seitenknöpfen und mit einem Stelzbeine, das er gewöhnlich weggeſchnallt, und dem Stumpfe ſeines Schenkels nur leicht als Stütze untergeſchoben hatte. Neben ihm auf einem kleinen Feldſeſſel ſaß ein Junge mit halbverbundenem Geſichte, in einer Hand ein Tamburin, worauf er mit der andern, ebenfalls verbundenen Hand, ganz dumpf und taktlos die Melodie der Drehorgel begleitete. Dieſe Melodie ſelbſt beſtand aus einem alten, mühſeligen Deutſchen, welche das Ohr um ſo mehr beleidigte, da einige Pfeifchen ganz fehlten, andere verſtimmt waren, andere aber nachpfiffen, und der

Baß durchgehends um einen ſo unbedeutenden Theil eines Tones zu hoch war, daß man glaubte, man müſſe ihn um eine Haarbreite hinabdrücken. — „Hollah! meine großen und kleinen Herrchen und Frauchen! Belieben ſie meine kleine Tanzgeſellſchaft zu betrachten. Der Eintritt koſtet einen kleinen Kupferkreuzer, auf einem Groſchen liegt keine Strafe!“ — Mit dieſer Einladung pflegte er das Kinderpublicum, in deſſen Seele noch jeder Mißton zur Harmonie wird, herbeizulocken und zur Betrachtung ſeines mechaniſchen Theaterchens, welches den obern Theil ſeiner Drehorgel einnahm, aufzumuntern. Schaarenweiſe liefen dann die Kleinen hinzu; und ſo kam es dann auch, daß ich ſelber mehr als einmal, wenn ich mit den Kindern meiner Freunde ſpazieren ging, was ich nicht ungern that, hinzutrat und die verwunſchene Tanzgeſellſchaft, wie er es nannte, mit anſah. Meine größere Luſt fand ich da wol an dem Kindergetümmel, welches rings umher lebte und webte. Hier ſah ein blondlockiger Knabe mit ernſteren Mienen dem kleinen Schauſpiele zu, als mancher Hochgebildete, der ein Shakſpeare'ſches Stück eben langweilig genug findet, um die Hälfte des Dialogs zu überhören. Dort ſpiegelte ein kleines Pärchen, das gerade ſeine erſte Bekanntſchaft angeknüpft hatte, eine hochromantiſche Scene ſeiner künftigen Lebenszeit im Kleinen; dort äußerte ſich der Trieb der Ehrſucht in einem Kinde, das am Stelzfuße des Leiermannes der Orgel noch nicht nahe genug zu ſein wähnte; dort ſpielte ein kleiner Phlegmatiker mit einem Hunde, der den kleinen krüppelhaften Tamburinſchläger beſchnupperte, — kurz, wohin mein Auge fiel, ſah es eine belebte Moſaik; ſah es, wie durch ein verkehrtes Perſpectiv, das Menſchenleben in ſeinen ſchärfſten Umriſſen, wenn gleich winzig und zwerghaft.

Deſſenungeachtet hielt mich die Beobachtung dieſer großen kleinen Geſellſchaft nicht ab, auch manchmal der kleinern kleinen Geſellſchaft meine Aufmerkſamkeit zu ſchenken, welche ſich im

Obertheile des Leierkaſtens ſelbſt, nach dem Takte der tactloſen Melodie bewegte. Dieſer Obertheil ſtellte nämlich das Innere einer Schenke dar, die eben nicht nach dem Originale eines Gaſthofes erſter Größe entworfen ſchien.

Knapp an der Thüre war ein kleiner Verſchlag, in welchem der Wirth ſtand, das Getränk ausſchenkend, und den Gäſten auflauernd, um jeden neuen Trunk mit einem Kreideſtrich zu bezeichnen. In der andern Ecke hing ein altes Bild, mit grellem Roth und Blau au[illegible]bergrund gemalt. Darunter ſtand ein eichener Schiebtiſch, über welchem, mit Blumen bekränzt, das Zeichen einer Handwerkszunft hing. Seitwärts in der Vertiefung des hoch oben angebrachten Fenſters ſaßen zwei Muſikanten, der eine die Clarinette, der andere den Brummbaß ſpielend. Im Vordergrunde aber drehten ſich nach dem Takte der Orgelmelodie, welche für eine rege Kinderphantaſie deutlich genug von den beiden Muſikanten auszugehen ſchien, zwei Tänzerpaare ziemlich langſam. Erſt in der Wendung, wo der Draht ſich an der Fuge des Bodens fing, kamen ſie durch einen gewaltſamen Riß in regere Bewegung. Das eine dieſer Tänzerpaare beſtand aus einer wolbeleibten Frau, der Wirthin und einem winddürren Grundwächter, welcher ſelbſt im Tanze ſich nicht herabließ, die Inſignien ſeiner Würde, den Stock und den Treſſenhut abzulegen. Das andere Paar bildeten ein junger Burſche ohne Rock, das Halstuch ganz ſymboliſch locker um den Hals geſchlungen und eine alte Krämerin mit ſpitzem Kinn und behaglich zugedrückten Augen. Unter den Muſikanten aber ſtand eine erhitzte Dirne, wahrſcheinlich ausruhend vom Tanze, jedoch ſo aufgeregt, daß ſie mit offenem Munde die Tanzweiſe mitzulallen ſchien. Ein Holzkreuz, welches mit zwei Kerzen beſteckt über die Tanzenden herabhing, erleuchtete die Scene.

Sämmtliche Figuren waren ſo charakteriſtiſch und bis in die kleinſten Nüancen ausgearbeitet, daß man ſie wirklich Meiſterſtücke nennen und ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, wirkliche Weſen in der Vogelperſpective zu erblicken. Wenn dann noch die Stimme des Spielmannes: „Sehen Sie meine verwunſchene Tanzgeſellſchaft!“ dareinklang, ſo glaubte man die belebte Darſtellung eines Hofmann'ſchen Märchens zu ſehen und potenzirte den Eindruck ſich ſelber zum Humor.

Längſt hatte ich des Spielmannes ſchon vergeſſen. Die Veränderung eines einzigen Verhältniſſes bewirkt oft in einer großen Stadt, daß man Plätze, worauf man ſich durch geraume Zeit täglich, ja ſtündlich herumtummelte, durch Monate wieder gar nicht berührt: ſo ging es auch mir. Ein Lichtpunkt meines Lebens, der mich ſonſt aufs Waſſerglacis in Begleitung einiger Kinder, heraustrieb, hatte nun ſeinen Stand verändert und mich in die Nothwendigkeit verſetzt, faſt allabendlich den Weg nach einer weiten Vorſtadt und allnächtlich ihn von dort zurückzunehmen.

So geſchah es, daß ich oft, wenn ich mich länger verhielt, um den Weg abzukürzen, durch eine etwas abgelegene Gaſſe, die eine Diagonale bildete, der Stadt zuſchritt, unbekümmert um die Warnungen, die man mir in Betreff einer dort befindlichen Schenke wiederholte. Nicht nur verdächtiges Geſindel ſollte ſich in jener Schenke umhertreiben, ſondern man ſprach eine Zeit lang auch ſogar von der Nothwendigkeit, einen eigenen Wachtpoſten der Thüre des Wirthshauſes gerade über aufzuſtellen, indem allnächtlich faſt bei entſtandenen Schlägereien der beſiegte Theil auf die Straße hinausflöge und dann leicht durch Carambolage mit einem Vorübergehenden eine Fortſetzung des Tumultes entſtände. Jedoch das Alles ſchreckte mich nicht. Theils dachte ich nicht daran, theils hatte ich auf meine Gewandtheit und Gefaßtheit zu viel Vertrauen, um mich nicht nur zur Gegenwehr oder Flucht gleich gerüſtet zu fühlen.

Später als je vorher (es mochte gegen Mitternacht ſein), ſchritt ich einmal im Spätherbſte wieder durch jene Straße. Muſik in jenem Wirthshauſe zu hören war ich gewohnt, aber diesmal fiel mir die Melodie ſo unwillkürlich auf, daß ich ſtehen blieb und horchte. Lange konnte ich mich, ſo bekannt mir auch die Töne waren, nicht deutlich entſinnen. Endlich fiel mir der Leiermann am Waſſerglacis ein und jeder Takt gab mir mehr Ueberzeugung. Derſelbe alte mühſelige Deutſche klang recht ohrenzerreißend mir entgegen, indem die Clarinette einzelne Töne fallen ließ, der Baß ganz taktwidrig pizzikirte und eine quiekende Stimme, um Haarbreite zu hoch, die Tanzweiſe nachſang. Seltſam überraſcht näherte ich mich der Schenke und blickte auf geſtreckten Zehen durch einen Spalt des Fenſterladens in das ſchwach erleuchtete Innere. Wie unheimlich ward mir aber zu Muthe als folgendes Bild wie eine lebhaftere Erinnerung, gleichſam durch ein Seelenmikroſkop vergrößert, vor meinen Augen ſich zeigte. Ein Holzkreuz, welches mit zwei dampfenden Unſchlittkerzen beſteckt war, verbreitete ein unheimliches Halbdunkel. Hart an der Thüre ſtand innerhalb eines räucherigen Gegitters der ſchlaftrunkene Wirth und ſummirte mit verſagender Kreide uneinbringliche Schulden. In der Ecke, unter einem grellen Bilde, ſaß am Eichentiſche der wolbekannte Leiermann mit ſeinem ſchlafenden Krüppel, vor ſich ein Deckelglas mit ſchillerndem Wein und dem geſchloſſenen Orgelkaſten. Seitwärts aber in der Fenſterhöhlung ſaßen die beiden Muſikanten, der Clarinettiſt und der Brummbaßſpieler und zu ihren Füßen ſtand eine mattgetanzte Dirne, nachſingend die Melodie des Tanzes. Im Vordergrunde walzten taktlos, wolbekannte Geſtalten, die beleibte kugelförmige Wirthin mit dem winddürren Grundwächter und der junge Burſche mit dem ſtrickartigen

Halstuch am Arme des Mütterchens, das, um nicht Schwindel zu bekommen, die Augen behaglich geſchloſſen hatte. Kurzum, die ſämmtlichen Figuren, die ich im Spielkaſten des Leiermannes ſo oft betrachtet hatte, bewegten ſich, als ob ſie der Drehorgel entſchlüpft und in das Leben zurückgekehrt wären, vor mir; und glaubt' ich damals wirkliche Weſen in der Vogelperſpective zu ſehen, ſo kam es mir jetzt vor, als ob ſich die Geſtalten eines grandiöſen Orgelkaſtens vor meinen Augen umhertummelten. Lange ſtand ich wie angewurzelt, nie empfand ich das Wunderbare, Myſtiſche des Lebens ſo lebhaft, nie, kann ich ſagen, hatte ich ein Märchen ſo ganz ſelber durchlebt. Da ſchlug vom nahen Thurme der Pfarrkirche ein mächtiger Hammerſtreich; Eins tönte wie ein Geiſterruf ins ſtille Meer der Nacht: ich ſprang zurück, zog den Mantel ſtraffer übers Ohr: die Muſik war verſtummt und fröſtelnd eilt' ich, von Bildern meiner erhitzten Phantaſie verfolgt, der Stadt zu.

Als ich am nächſten Nachmittage zufällig über das Waſſerglacis ſchritt und der Leiermann nicht mehr auf ſeinem gewöhnlichen Platze ſtand, da rundete ſich erſt das Märchen das ich durchlebt hatte zum Ganzen und ich dachte mir: wie wär' es, wenn jene verwunſchene Tanzgeſellſchaft, wie ſie der Leiermann ſelbſt nannte, wirklich das geweſen wäre; wenn er die armen Geſtalten in ſeinen Kaſten gebannt hätte; wenn um Mitternacht der Zauber immer aufhörte, die Geſellſchaft wieder ins Leben träte, der Kaſten ſich ſchlöſſe, die Figuren, wie eine Uhr abſchnarrt, ſich noch eine Weile forttummelten und beim Schlage Eins zur Ruhe legten, um am nächſten Tage ihr geſpenſtiges Treiben im Orgelkaſten geſtärkt zu beginnen! Mit der Zeit würden dann die braven Weſen, wie Alles abnimmt, abnehmen an Kraft und Beweglichkeit, immer mehr Orgelpfeifchen würden ausbleiben, der Tanz immer langſamer, immer taktloſer werden, die Lichter am

Holzkreuze würden erlöſchen, die Schenke in der abgelegenen Gaſſe würde ausſterben und der Leierkaſten für immer ſich ſchließen.

---

Zwei Jahre nach dieſer ſeltſamen Scene ſprach mich ein Mann mit einem Stelzbeine um ein Almoſen an. Ich erkannte den alten Leiermann und fragte ihn: „Ihr bettelt jetzt ſo? Was macht denn Eure verwunſchene Tanzgeſellſchaft?“

„Sie iſt vom Athem gekommen“, antwortete er mit grinſender Miene und humpelte ohne Dank für meine Gabe, weiter.

# Der Kampf um die Braut.

Bei Allem fragt ſich, wer es thut:
Den Erſten ziert das Spaßen,
Und wenn ein Löwe zu ſpielen geruht,
So mag es recht ſtattlich laſſen.

In der Pfarrkirche zu Petronell, einem in Niederöſterreich unſern dem Eintritte der Donau nach Ungarn gelegenen Dorfe, befindet ſich ein marmorner Grabſtein, der gewiß die Aufmerkſamkeit jedes Wanderers auf ſich zieht. Längs der Wand herablaufend, ſtellt er Wappen und Conterfei des darunter Begrabenen dar. Das Wappen zu Häupten der Figur gehört einer alten freiherrlichen Familie in Krain. Die Figur ſelbſt aber ſtellt einen rieſigen Mann vor in ehrwürdiger Rathsherrntracht mit pelzverbrämtem Ueberkleide; die linke Hand am Schwertgriffe; die Lederhandſchuhe in der Rechten; auf der Bruſt eine vierfache Kette mit einem Kreuzlein; auf dem Haupte eine Mütze mit Goldſaum und Reiger. Das Seltſamſte an dem rieſigen Manne aber iſt der Bart, welcher unter dem Kinne getheilt und in zwei Zöpfe geflochten, bis zu den Zehen herabläuft, wo er abgeſchnitten zu ſein ſcheint. Die Inſchrift nennt das Sterbejahr 1575 und die Würde des Mannes, der damals Schloßherr von Petronell und Herr von Thalberg und Reineck war. Das Bild ſtellt nämlich den bekannten Ritter und Hofkriegsrath Kaiſers Maximilian des Zweiten, Herrn Andreas Eberhard Rauber, dar.

Die Chronik ſagt von dieſem treuen Diener ſeines Kaiſers, dem er von Jugend auf anhing und erſprießliche Dienſte leiſtete, daß er über drei Ellen hoch war und einen Bart hatte, welcher nicht nur bis zu den Zehen hinabhing, ſondern vom Fuße wieder zurück bis zur Leibesmitte reichte, wo er um einen daſelbſt befindlichen Stock gewickelt werden mußte. Denn damals, bemerkt die

Chronik weiter, waren die langen Bärte noch in großen Ehren und nicht ſo für altfränkiſch und bäuriſch gehalten wie heutigen Tages, da man oft unter glatten Mäulern rauhe Herzen verbirgt und eine ſolche Art von Bärten einführt, die den Augen unſerer Vorfahren wie gemähte Wieſen vorgekommen wären. Weswegen auch König David die Beſchimpfung ſeiner Abgeſandten um ſo übler aufnahm, weil man ihnen nicht nur ihre Kleider, ſondern auch ihre Bärte halb abgeſchnitten hatte. Zu unſeren Zeiten iſt zwar dieſes Zeichen männlichen Ernſtes, der Bart nämlich, gewaltig ſubtil und die Breitbärtigkeit von den feinen Leuten in Deutſchland ganz ausgemuſtert worden, hingegen aber pflegt das ehrwürdige deutſche Alterthum damit zu prangen. Weshalb auch der edle Ritter Andreas Eberhard Rauber ſich nicht minder damit geſchmückt glaubte als mit einem Schmucke, den ihm die Natur ſelbſt, wie einem guten Felde langes Gras, einer herrlichen Linde breites Laub, dem tapfern Löwen oder Roß eine prächtige Mähne und dem zierlichen Pfau einen langen Spiegelſchweif verliehen hatte. Darum fuhr oder ritt er auch ſelten nach Hof, ſondern ging meiſtens zu Fuße dahin, weil es ihm mächtig wolgefiel, wenn ihm die Leute in großer Menge nachſahen, indem er alsdann den Bart gemeiniglich ganz fliegen ließ, wie ein ausgebreitetes Fähnlein ſeiner Streng- und Ehrbarkeit.

Und wirklich war dieſes Fähnlein bei ihm zugleich ein Aushängſchild ſeiner Leibeskraft und eine Warnung für Jeden, dem es gelüſten mochte ſich mit ihm zu meſſen. Wiewol aber ſeine Hand ſo ſtark war, daß ſie jedes Hufeiſen zerbrechen konnte, ſo wäre dem rieſigen Rauber ein Wettſtreit, in welchem er ſich mit einem getauften Juden einließ, der am Hofe Karls des Zweiten, Herzogs von Steiermark lebte, dennoch bald übel bekommen. Der Jude nämlich, welcher ſich das Vorrecht des erſten Streiches zu erringen wußte, gab ſeinem Gegner einen ſo derben Schlag, daß er, wie von einem Zyklopenhammer getroffen, niederſank und drei Tage zu Graz das Bett hüten, noch viel länger aber zu Hauſe bleiben mußte, welches Haus noch jetzt von ihm der Rauberhof genannt wird.

Dem Sieger blieb aber die Strafe nicht aus; denn kaum war der Beſiegte geneſen, ſo begann er den Wettkampf aufs Neue; wand ſich den Bart des Juden, der ſeinem Herrn ebenfalls keine Schande machte, zweimal um die Linke und ſchlug mit der Rechten ſo hart darauf los, daß nicht nur der Bart, ſondern ſogar die Kinnlade des armen Siegers in ſeiner Hand verblieb.

Aber Rauber ſollte dieſer Kraft nicht nur ſeinen Ruhm, ſondern auch ſeine Braut verdanken.

„Von ſolchen Raubern wie mein getreuer Andreas“, ſprach Kaiſer Maximilian der Zweite zu ihm, „laſſe ich meine Lande gern heimſuchen; darum mög' er darauf bedacht ſein, eine kleine Rauberfamilie zu begründen, auf daß es mir an Bärten nicht fehle, an denen ich mich im Nothfalle halten kann!“

Am Willen, meinte Rauber, fehl' es ihm eben nicht, aber ſo ſtark er an Kräften ſei, ſo ſchwach ſei er in den Künſten eines Brautwerbers, und wenn er nicht eine Chriemhildis fände, die er im wahren Sinne des Wortes in den Sack ſtecken könnte, ſo dürfte er ſich wol ſchwerlich eine Braut erringen.

„Eine Braut in den Sack zu ſtecken gibt es nicht!“ erwiderte der lebensfrohe Kaiſer, „aber wol einen Nebenbuhler und dabei ſoll's auch bleiben. Als ich noch unvermählt war, verlebt' ich eine ſchöne Zeit in der Nähe einer Gräfin aus Oſtfriesland, einer — weiß Gott — ſchönen Frau, das beweiſt Euch ihre Tochter Helena, die Ihr an meinem Hofe wol oft bemerkt habt. Mir liegt die gute Helena von Scharſeg längſt am Herzen; — warum? — das wird Euch jeder meiner Höflinge ſagen, weil es kein Geheimniß iſt. Ich wünſchte ſie gerne an eines mächtigen Gatten Hand erblühen zu ſehen. Der Bewerber gibt es zwar viele, doch da ſie wiſſen, wie nahe ſie mir geht, und Helenens Hand ein Preis iſt, den der Kaiſer nur vergibt, ſo wagen ſie nicht, ihre Wünſche laut werden zu laſſen. Ein Einziger, ein edler Spanier, aus altcaſtiliſchem Geblüte, bewirbt vor Aller Augen ſich um ihre Hand; jedoch Helenen, weiß ich, ſtach Euer würdevoller Bart ſchon lange mehr in die Augen, als des Caſtiliers dunkler Lockenkopf. Darum, wenn Ihr Euch entſchließen wollet, der Gatte einer Jungfrau zu werden, die Euer Herr wie ſeine Tochter liebt, ſo weigert Euch nicht, den ſeltſamen Kampf um ſie zu beſtehen, den ich zur Kurzweil für meinen Hof mir längſt erſonnen, und dem ſich auch der ſtolze Spanier, wofern es ihm Ernſt iſt mit ſeiner Bewerbung, nicht entziehen kann. Ihr verſprecht es mir alſo (der Spanier ſteht an Stärke Wenigen nach), auch den ſtärkſten Gegner in den Sack zu ſtecken?“

„Wenn er ſich nicht, wie der Jude von Euerem kaiſerlichen Bruder, das Vorrecht des erſten Streichs erſchleichen darf, will ich's für eine ſo holde, edle Braut mit dem Stärkſten aufnehmen!“ — verſetzte Rauber, eingedenk des Kampfes mit dem Juden.

„Wohlan, mein getreuer Rauber!“ ſprach Maximilian und klopfte den kampfbereiten Brautwerber huldreich auf die Schulter, „am nächſten Faſtnachttage ſoll Euer ſeltſam kräftiger Kampf um die Braut meinem ganzen Hofe ein heiteres Schauſpiel geben, wobei wol Niemand um ſeine Kinnlade, wol aber Jemand um ſein Herz kommen wird.“

Die Faſtnachtzeit erſchien und ängſtlich harrte der Spanier, zu deſſen Ohren das Gerücht von dem bevorſtehenden Wettkampfe um die Braut gelangt war, welchen ernſten Scherz der erlauchte Vormund ſeiner Dame mit ihm vorhabe.

Der ganze Hof war auf dem Tummelplatze zu Graz ſo recht zu einem traulichen Carnevalſpiele verſammelt. Der Kaiſer, ſeine kaiſerliche Gemahlin Maria mit der eilfjährigen Prinzeſſin Anna, den edlen Prinzen und einer Anzahl vornehmer Herren und ſchöner Frauen, unter denen Helena von Scharſeg und die liebliche Waiſe Urſula von Tſchillack, wie zwei holde Sterne vorſchimmerten, beſtiegen nun die mit Blumen beſtreute Gallerie und ſelbſt die kleine ſechsjährige Prinzeſſin Eliſabeth war nicht zurückgeblieben; und nahm ſo gut ſie konnte, an Allem, was da vorging, Antheil. Verſchiedene Luſtbarkeiten wurden begonnen; Schwänke, Wettſpiele und Mummereien aller Art durchgeführt und überhaupt Alles aufgeboten, um den Kaiſer, der wol der Turken und der Evangeliſchen wegen den Kopf bisweilen recht ſchwer haben mochte, einen vergnügten Tag zu verſchaffen. Endlich eröffnete der Kaiſer vor Allen, daß er an dieſem Tage beſchloſſen habe, dem Hoffräulein Helena von Scharſeg einen würdigen Gatten zu verſchaffen, und da er zwei Freier bemerkt habe, welche ſich beide ihres Vorhabens, um ſie zu werben, lauter zu rühmen gewagt hätten, und er ſie jedem gönne, nur Einem aber geben könne, ſo habe er beſchloſſen, durch einen Wettkampf den Knoten zu löſen und ſie jenem von Beiden zu geben, welcher als der Stärkſte im Stande wäre, ſeinen Gegner, wie man zu ſagen pflegt, in den Sack zu ſtecken, weshalb die beiden Nebenbuhler, Herr Andreas Eberhard Rauber und Don Ramiro, jener der neuere, dieſer der ältere Brautwerber, falls ſie ſich zu jedem Wettkampfe herbeiließen, vortreten und ſich ernſtlich dazu verpflichten möchten.

Und ohne Säumen traten die Beiden vor: Rauber, der rieſige, mit zierlich aufgeflochtenem Barte, ſchlicht und derb, ohne ſonderliche Befangenheit; Don Ramiro, mit flatternden Locken, in nettem Sammetwamſe, fein, ſittig und ſichtbar beklommen, wiewol er als kräftig bekannt war und manche Probe davon ſchon abgelegt hatte. Der Preis des Siegers aber, Fräulein Helena, ſaß verſchleiert in banger Erwartung auf der Gallerie, und man ſah es jeder ihrer Bewegungen an, daß ſie trotz aller ſeiner Zierlichkeiten dem glatten Spanier doch minder hold ſei, als dem biedern, bärtigen Rauber.

Als endlich die beiden Kämpfer, um die Art des Kampfes noch eben ſo wenig wiſſend, als die ganze Geſellſchaft, den Kaiſer baten, er möchte die Waffengattung oder die Weiſe beſtimmen, womit und wie ſie ſich um den Preis des Sieges bewerben ſollten, begann Maximilian lächelnd: „Hab' ich's Euch nicht ſchon geſagt? — Nehmt mein Wort, wie ich's gegeben. Ein blutiger Kampf taugt weder für ein Faſtnachtſpiel, noch für eine heitere Runde wie dieſe. Wer ſeinen Gegner in den Sack ſteckt, hab' ich geſagt, der iſt Bräutigam. Die Waffen bringt da mein luſtiger Rath, Ihr mögt nun den Kampf beginnen!"

Neugierig blickten die Kämpfer nach den Waffen, die man indeß herbeigebracht hatte — und verwundert ſtanden ſie da, als ſie ſtatt der Schwerter, Kolben oder Schlagriemen, ein Paar Säcke am Boden liegen ſahen und nun erſt begriffen, wie die Worte: „Wer ſeinen Gegner in den Sack ſteckt, iſt Bräutigam!" zu nehmen ſeien.

Rauber hob ſich einen Sack ganz gemüthlich auf; entfaltete ihn und ſetzte ſich, nachdem er ſein Bartgeflecht etwas ſtraffer angezogen hatte, in die Stellung, welche dem Sinne der Kampfart vollkommen entſprach, ſo daß Alle über die Ruhe und den Ernſt, womit er ſich dem ſpaßigen Kampfgebote fügte, in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Seltſamer geberdete ſich der Spanier, bei dem es in der That eines ſo hohen Kampfrichters bedurfte, um ihn nur zur Aufnahme der abſonderen Waffengattung zu vermögen. Er verſuchte alle

Stellungen und Wendungen, um ſelbſt auf die Weiſe gerüſtet, ſeinen Anſtand geltend zu machen; aber Sack bleibt Sack, und ein ſolcher Harniſch würde wol einen Cäſar eben ſo dem Gelächter preisgegeben haben, als den armen, im voraus ſchon überwundenen Ramiro.

Nach dem gewöhnlichen Ceremoniel, das ſo ſtreng befolgt wurde, als wenn es ein Stechen auf Tod und Leben gälte, machten die beiden Kämpfer die Runde und, hätte der Preis den Kampf nicht geadelt, gewiß — ſie hätten vor dem ſtreng waltenden Kampfrichter lachend einander gegenüber ſtehen bleiben, und ſich, wenn ſie die erbittertſten Feinde geweſen wären, durch dieſen Schwank verſöhnt, in die Arme ſtürzen müſſen.

So aber gewann der lächerlichſte Kampf, der je gekämpft wurde, das ernſte Anſehen eines Gottesgerichtes. In großen, weitausgreifenden Schritten umſchlichen ſich die Wettbuhler; holten, vom ſteigenden Gelächter der Menge begleitet, mit den Säcken aus; warfen fehl; zielten wieder und ſtreiften ſich mit ihren tragbaren Gefängniſſen um die Wette. — Die Gewandtheit des Spaniers ſchien über die Gelaſſenheit des rieſigen Gegners einige Male den Sieg davon zu tragen, aber Rauber überragte unverſehrt den zu niedrig geworfenen Sack. Jetzt aber nahm dieſer all' ſeine Beweglichkeit zuſammen; hob den Sack wie eine gigantiſche Schlafmütze empor; verfolgte den Spanier; fing ihn, eh' er ſich's verſah, auf und trug den Gefangenen, der im Sacke ſeines Anſtandes vergaß und unter den grimmigſten Verwünſchungen um ſich ſchlug, zu den Füßen ſeiner Schönen, die ſich auf Befehl des Hofes entſchleierte und dem biederen Sieger recht willig die Hand reichte, während der Spanier langſam aus dem Sacke kroch, und während der allgemeinen Bewegung, ſich der Gegenwart des Hofes entzog, dem er nachher nie wieder vor Augen kam.

Rauber dankte dem Kaiſer für den heiteren Faſtnachtſchwank, der ihm ein ſo liebes Weib verſchafft hatte, von der er ſich wirklich eine kleine Rauberfamilie verſprach, wozu ſie ihm der Kaiſer vorgeſchlagen hatte. Aber der Tod raubte ſie ihm, ohne daß er für dieſen Raub auch nur durch ein einziges liebliches Söhnchen vertröſtet worden wäre. Lange trauerte der biedere Gatte um ſeine gute Scharſegin. Aber der huldreiche Herr Maximilian wußte ſeinem getreuen Rauber ſelbſt dieſen herben Verluſt zu erſetzen. Den zweiten Stern, der bei jenem Faſtnachtſpiele neben Helenen geglänzt hatte, die holde Waiſe Urſula von Tſchillack, eine Ungarin, welche bei der Einnahme von Niemtſchitz auf der Flucht als Kind noch in einem verborgenen Ausgange verloren, von einem Hauptmanne gefunden und dann dem Kaiſer anvertraut worden war, gab er ihm zur zweiten Gemahlin. Mit dieſer treuen Hausfrau, auf die Rauber, als er mit dem Sack um ſeine erſte warb, wol nicht gedacht hätte, war er glücklicher, und erhielt von derſelben viermal Zwillinge, welche die erwünſchte Rauberfamilie herſtellten und den Namen eines Mannes auf die Nachwelt brachten, der bis zum Tode ſeinem Kaiſer treu, nur darum eben wie es ſchien, im Jahre 1575 in das ewige Leben einging, um ſeinem kaiſerlichen Herrn und Gönner, der im folgenden Jahre ſchied, den Weg zu bereiten.

* * *

# Der tödtliche Knopf.

Gib, — und will dein Rock ſich ſperren,
Reiß ihn auf mit Ungeſtüm!
Dem du gibſt, der iſt dein Bruder, —
Menſch! — was iſt dein Rock vor ihm!?

Zierlich eingeknöpft in einen weißen mit rauſchender Seide gefütterten Ueberrock, den ich eben das erſtemal zur Schau trug, die Hände in den Seitentaſchen, ſchritt ich an einem Herbſttage die Jägerzeile auf und nieder, um die Equipagen, welche dem Prater in langem Zuge zurollten, oder vielmehr ihren Inhalt, zu muſtern. Wolbehaglich eine neue Opernmelodie vor mich hinſummend, in Gedanken verloren, kann ich nicht ſagen (denn in dieſem meinem Feiertags-Wolbehagen pfleg' ich mehr zu ſchauen als zu denken), war ich wol das drittemal auf und nieder gewandelt, ohne daß mir einer meiner Bekannten begegnet wäre. Zum viertenmale alſo begann ich die Tour und wendete mich eben um die Ecke, wo auf dem Marmoreſtrich des Wirthshauſes zum grünen Jäger die Fiaker ihre Netze nach fahrluſtigen Stutzern auswerfen, als mich eine Benefizannonce an der Ecke des Theatergebäudes feſſelte und mich eine kleine Pauſe auf meiner Promenade zu machen zwang. Mit Neugier muſterte ich Titel, Perſonenverzeichniß und Krankheitsbülletin, als mich eine gepreßte Stimme um ein Almoſen anſprach. Gott weiß es, ich pflege nicht ungern zu geben, und was ich mir an Scheidemünze vom Hauſe mitnehme, wird tagüber zuverläſſig eine Beute der Straßenbettler. Auch hatte die Geſtalt, die mich anſprach und deren Züge ſich mir nachher ſo deutlich einprägten, etwas Mitleid Erregendes nicht ohne einen Anflug von unheimlicher Ironie.

Ich las aber die Benefizannonce: ich hatte die Hände in den Taſchen und den zierlichen weißen Ueberrock mit dem rauſchenden Seidenfutter bis hinab zugeknöpft: — ich hätte alſo einen Knopf öffnen müſſen — und dieſe Mühe iſt denn doch weit größer, als der Gewinn des armſeligen: „Gott lohn' es!“ aus dem Munde eines Straßenbettlers.

Ich hatte aber dieſen Gewinn diesmal umſonſt. Denn als ich ihn abwies, wandte er mir den Rücken, murmelte ein widriges: „Gott vergelt' es!“ und entfernte ſich raſchen Schrittes.

Das Ereigniß machte weiter keinen Eindruck auf mich; nur für das ironiſche: „Gott vergelt' es!“ hätte ich dem unberufenen Moraliſten gerne von der Wache danken laſſen. Uebrigens war mir das viel zu umſtändlich: guter Dinge kehrte ich meine Aufmerkſamkeit wieder den Equipagen zu und ſchlenderte ruhig weiter.

Das Glück hatte mich heute wirklich zum Alleinwandern verdammt, und ohne Begleiter, wie ich die Runde dreimal gemacht hatte, kam ich auch von der vierten zurück. Bei einem der Kaffeehäuſer zu Anfange der Straße, wo die vornehme Welt die Revue paſſirt, ließ ich mich auf eine Bank nieder; ſtopfte mir meinen Meerſchaumkopf, und ſuchte mir durch ein paar Züge eine geſegnete Eßluſt herbeizulocken oder doch vielleicht irgend einen Tiſchgenoſſen zu werben. Plötzlich ſah ich mehrere Gäſte von ihren Stühlen aufſpringen und der Donau zueilen. Begierig zu wiſſen, was es denn gäbe, ſprang ich ebenfalls auf und lief zum Ufer hin. Da ſah ich mitten im Strome einen Mann mit dem Waſſer ringen, aber eher, als ob er untertauchen als gerettet ſein wollte, und hinter ihm mehrere Schiffer in kleinen Nachen, mit Seilen und Haken verſehen, und eifrig bemüht, den Unglücklichen einzuholen und zu retten. Schon glaubte ich den Armen verloren; denn kaum zwanzig Fuß weit mocht' er mehr von einem Schiffe ſein, an dem er ſich, wenn ihn die Strömung angeſchwemmt hätte, gewiß den Kopf zerſchellt haben würde. Ein eiſiger Schauer überlief mich, der Schrei ſtarb mir im krampfhaft offenen Munde, meine Knie ſchlotterten; noch nie hatte ich einen Menſchen ſo nahe an der Scheidelinie geſehen, welche das Sein vom Nichtſein trennt. Unwillkürlich lief ich bis hinab an den Rand des Waſſers und fühlte recht lebhaft die Möglichkeit, wie ein Menſch, im glühendſten Triebe zu retten, ſeiner eigenen Ohnmacht vergeſſen könne. Die rüſtigen Schiffer hatten ihn aber indeß ſchon erreicht, ohne weitere Beſchädigung am Hemde mit dem Haken erfaßt und zum Schiffchen herangezogen, in das ſie nun den Halbtodten legten, um ihn zur ſchleunigſten Hilfeleiſtung ans Ufer zu bringen. Es gelang. Schon waren auch Träger mit einer Bahre dazugekommen. Man prüfte, als ſie die nöthigſten Vorſichtsmaßregeln in Eile getroffen hatten, ſeinen Puls. Der Mann war nicht todt. Die Leute drängten ſich ungeſtüm hinzu; ich unter ihnen. Ein Blick auf den leiſe Athmenden, der langſam die Augen aufſchlug — und, wie vom Blitze gerührt, fuhr ich zurück, um ja ſeinen Augen nicht zu begegnen. Man denke ſich mein ſeltſam ſchauriges Gefühl: — der Bettler mit dem Mitleid erregenden Zuge, mit dem Anflug unheimlicher Ironie, der mir an der Ecke des Theatergebäudes ſein widriges: „Gott vergelt' es!“ auf meine Abweiſung zugemurmelt, lag vor mir; durchnäßt von den Wellen, denen er den Tod, welchen er vielleicht ſuchte, nicht abgewinnen konnte; mit blaſſen Zügen, halbgebrochenen Augen, offenem Munde, klebenden Haaren, ſchwer aufathmend, unfroh, wie es ſchien, ſeiner Rettung. Von den ſeltſamſten Gedanken durchkreuzt, von manchem halblauten Vorwurfe gefoltert, zog ich mich zurück und wartete von fern, um zu ſehen, wo ſie den Unglücklichen hinbrächten.

Das Haus, in welches man die Menſchen zu bringen pflegt, deren Unglück man Verſuchen auf ihr eigenes Leben zuſchreiben zu müſſen glaubt, iſt nicht weit abgelegen. Dahin brachte man auch ihn.

In einer Stimmung, die mir ſelbſt nicht recht klar werden wollte, ging ich zurück und begab mich zu Tiſche. Die Speiſen aber wollten mir nicht munden; bei jedem Biſſen fiel mir das ironiſche: „Vergelt' es Gott!“ des Bettlers ein; Spielleute kamen und tummelten die Finger nach Lanner's und Strauß' Tanzweiſen, in den luſtigſten und herzlichſten Sprüngen und Wendungen über die Saiten hin, aber die einförmigen Anſchlagenoten des Baſſes murrten mir allemal das widrige: „Vergelt' es Gott!“ ins Ohr. Schon faſt an meiner Individualität verzweifelnd, welche ſo reizbar wäre, daß ihr der nächſtbeſte Zigeunerfluch zur Schickſalsgeißel werden könnte, ſprang ich auf, ging gerade dem Hauſe zu, nach welchem man den Geretteten gebracht hatte und beſchloß, mich um ſeine Lebensumſtände zu erkundigen und durch meine fromme Beiſteuer nach Kräften den laſtenden Fluch des widrigen: „Vergelt' es Gott!“ von mir abzuwälzen. Zum Glücke war der Vorſteher jener Anſtalt mir nicht unbekannt. Unter dem Vorwande, daß mir der Ueberbrachte aus gewiſſen Gründen nicht unintereſſant ſei, erkundigte ich mich, ob er wirklich einen Selbſtmordverſuch gewagt und was ihn dazu veranlaßt habe. Das Erſtere hörte ich beſtätigen, für das Zweite folgenden Grund angeben: „Der Arme“, begann nämlich der genannte Vorſteher, „iſt, ſo viel aus ſeinem Geſtändniſſe erhellt, zu bedauern! — Aus einem guten Hauſe, früher in angenehmen Verhältniſſen, durch falſche Freunde, verunglückte Verſuche, ſeinem wankenden Hausſtande wieder aufzuhelfen, zuletzt durch gänzliche Muthloſigkeit bis an den Bettelſtab herabgekommen, friſtete er lange Zeit ſein Leben dadurch, daß er gewiſſe Kopfarbeiten um geringen Lohn verrichtete. Aber die Zeiten wurden genauer; die Menſchen ſchränkten ſich mehr und mehr ein, — und ſo kam denn auch jener Arme um die letzte Quelle ſeines Verdienſtes. Graben kann nicht jeder, und ſelbſt zum Holzhauer muß man erzogen ſein. Sein letzter Dreier ging endlich drauf; borgen wollte, konnte er nicht; er hatte ja keine Hoffnung, irgend einmal zurückzahlen zu können, und ſo geſchah es denn, daß er den verzweifelten Entſchluß faßte, zu betteln. Als ein Menſch von feinerem Gefühle, ſah er nur zwei Wege vor ſich: zu betteln — oder das zu thun was ihm mißlang. Die Grenze zwiſchen beiden Verſuchen war bei ihm ſo ſchmal gezogen, daß er beim erſten Mißlingen des einen nothwendig zum andern greifen mußte. Und ſo beſchloß er es denn auch. „Verſuch' es“, ſprach er, „bettle; — weiſt dich aber der Erſte, den du anſprichſt ab, ſo nimm es für ein Zeichen, daß dir dein Schickſal ſelbſt dieſen Troſt, den du mit Landſtreichern und Gaunern theilſt, verſage und thue das Aeußerſte: verlaſſ' eine Welt, die dich verlaſſen hat. Findeſt du aber bei dem Erſten, den du anſprichſt, Erbarmen, ſo knüpfe an das Mitleid dieſes wahren Bruders den Faden deines Glaubens wieder an, und klammere dich daran feſt, ſo lange es Gott dir gönnt.“ — Er blieb bei dieſem Entſchluſſe. Drei Schritte von dem Thore des Hauſes, deſſen Dachzimmer ihm Tags vorher aufgekündet worden, fand er einen wolgekleideten jungen Mann mit guten Zügen. Der Mann war jung, alſo lebensluſtig: war wol gekleidet, alſo für einen Bettler nicht zu arm; er las den Theaterzettel, alſo konnte er auf Unterhaltung denken; er hatte gute Züge, alſo konnte er auch wollen, was er thun konnte: der Arme trat leiſe zu ihm hin, bat ihn mit der mitleidflehenden ironiſchen Stimme eines Menſchen, der ſein Leben an die Laune eines Fremden knüpft —“.

„Und ward abgewieſen, weil der junge Mann mit dem weißen, ſeidengefütterten Ueberrocke, mit den Händen in der Taſche, einen Knopf hätte öffnen müſſen“, fiel ich dem Vorſteher, tief ergriffen ins Wort. „Nehmen Sie dieſe Brieftaſche; was darin iſt weiß ich nicht, aber für einen Bettler genug; die geben Sie ihm und ſagen Sie ihm, wenn er fragen ſollte, warum ihn jener junge Mann wol abgewieſen habe? — weil er einen Knopf hätte öffnen müſſen; ſagen Sie ihm, wenn er fragen ſollte: „Was wäre denn eigentlich der Grund meines Todes geweſen?“ — „Der Knopf am Rock eines Gecken!“

* * *

# Ein Tag auf der Glashütte.

Auf Alphöh'n blüht, bei Schnee und Eis,
In ſtiller Kluft das Edelweiß;
So kommt uns, auf verborg'nen Wegen,
Oft edle Menſchlichkeit entgegen.

O über uns kleinliche, engbrüſtige, verwöhnte Großſtädter, deren Blicke nicht hinausreichen über die bequem hingelehnten Hügel und die beſcheiden hinanſteigenden Berge, welche unſern Geſichtskreis begrenzen! Da glauben wir immer innerhalb unſerer Baſteien ſei allein alles Leben, Denken und Fühlen feſtgebannt, und hinter jenen blauen, duftigen Höhen wohnen keine Menſchen, ſondern Alles ſei dort öde und geiſtlos und kleinlich: der gewaltige Schneerieſe der im tiefſten Südgrunde herübernickt, ſtehe wie ein Beiſtrich hinter der bedeutenden Ziffernreihe des Reſidenzlebens, und hinter demſelben folge weiter nichts, als eine unendliche Kette bedeutungsloſer Decimalſtellen, welche alle zuſammen genommen keine Einheit geben! — O ſchüttelt ſie doch ab die Ketten des Vorurtheiles, ihr Großſtädter! Tretet hervor aus eueren Mauern, durchſtreift die blühenden Thäler im Rücken der ragenden Berge, überſchreitet die gaſtlichen Schwellen ländlicher Hütten, und lernet einſehen, daß die Herrſchaft des Herzens weiter reicht als ihr wähnt und weidet euch dort, wo ihr es am wenigſten vermuthet haben würdet, an den ſegensreichſten Wirkungen ihres mächtigen Zauders!

So rief ich, als ich in mein Schlafzimmerchen trat, unwillkürlich aus. Ich befand mich aber in dem traulichen Stübchen des ſogenannten Herrnhauſes einer im hohen Gebirge gelegenen Glashütte, die ich auf einer einſamen Fußreiſe vor Einbruch der

Nacht eben noch erreicht hatte. Der Director, bei dem ich einſprach, nahm mich gaſtfreundlich im Kreiſe ſeiner Familie auf, und in einem kurzen Stündchen war ich bei den herzlichen biedern Bewohnern dieſer Bergkolonie heimiſcher, als ich es anderswo vielleicht in Monden geworden wäre. So einladend auch das reinliche Bett mir entgegen winkte und ſo ſehr mich auch meine ermüdeten Füße, die mich heute ſo treu und ſicher über mehrere Schwindelſtege hinüber und an manchem Abgrund vorbeigetragen, an Ruhe mahnten, ſo war doch mein Geiſt noch wach und wollte von keinem Schlummer wiſſen. Ich öffnete das kleine Fenſterchen und ſah ſinnend in die heitere Herbſtnacht hinaus. Mir gegenüber ſtand der Mond in ſeiner vollſten Klarheit. Unter dem Fenſter lief ein ſchmaler Holzweg, und jenſeits desſelben zog ſich eine ſanft abhängige Bergwieſe längs eines Bergeinſchnittes bis zum Rande der Kuppe hin, die hier ſchroff abfiel und einen Fernblick in die Niederung gewährte. Ein feiner, kaum wahrnehmbarer Flor ſpann ſich aus den Strahlen des Vollmondes über die Gegend. Der Thaleinſchnitt, aus deſſen Grunde der waldige Bergrücken aufſteigt, der mich beherbergte, war nur durch einen weißlichen Nebelſtreif angedeutet.

Kreideweiß, wie Maſſen gediegenen Silbers, ragten auf der andern Seite die mächtigen Kalkfelſen empor, hinter denen die Grenzen eines andern Bezirkes laufen und eine andere Mundart tönt. Die Unzahl der Sterne ſchien mit jedem Blicke, den ich ihnen zuſendete, vor meinen Augen zu wachſen und die Ströme des Lichtes, welche leiſe hinfloſſen über die geiſterartigen Scheitel der Berge, über die ſäuſelnden Wipfel des Urwaldes und über den dampfenden Keſſel des Thales, ſchwollen immer klarer, immer verklärender an und blendeten faſt das Auge, das ſie lange nicht in ſolcher Fülle eingeſogen. Seitwärts erhob ſich auf einem Vorhügel die berußte Glashütte, über deren Dach flockige Funken emporflogen, während das Pochwerk der Kiesſtampfe mit dumpfen Hammerſchlägen die nächtliche Stille eintönig unterbrach und ein ferner Knall aus der Büchſe eines Wildſchützen ein hundertfaches, weithin verhallendes Echo weckte. Ich fühlte mich wieder einmal in jene wehmüthige, poetiſche Stimmung verſetzt, wo man nichts Beſtimmtes fühlt, denkt noch dichtet, ſondern ausſtrömen möchte in das All und verſchwimmen in das unendliche Fluidum.

Zu ſchwach, dem Gedränge zu widerſtehen, in welchem alle Erinnerungen an die Vergangenheit und alle Traumbilder meiner Zukunft bunt und bunter, wie Gruppen aus einem Ammenmärchen an mir vorüber gaukelten, ſchloß ich das Fenſter und knüpfte an den wachen Traum der Wirklichkeit die Zauberfäden des Schlummers an.

---

„Du haſt auf unſerm Berg' uns nicht
Vergeſſen, Herr der Welt!
Schon iſt von Deinem Morgenlicht
Die höchſte Tann' erhellt;
Und bald auch unſ'res Häuschens Dach,
Bald Alles allzumal,
Und alſo geht es allgemach
Bis nieder in das Thal!

Und ſo wie Du auf uns, o Herr,
Vergiſſeſt keinen Tag,
Gib, daß von uns auch Keiner mehr
Auf Dich vergeſſen mag!
Und wie Dein Licht hinunterſteigt,
Steig' unſer Fleh'n hinan!
Das Auge ſpricht, die Lippe ſchweigt; —
Herr! Blick' uns gnädig an!“

Dieſes einfache Gebet, von vier rührenden Kinderſtimmen nach einer anſprechenden ungekünſtelten Melodie geſungen, weckte mich aus meinem überaus erquicklichen Schlafe.

Ich erhob mich, kleidete mich, umweht von der Morgenluft, die durchs geöffnete Fenſter ſtrömte, raſch an und eilte den kindlichen Sängern zu. Es waren ihrer vier, zwei Knaben und zwei Mädchen; liebe, kräftige, lebhafte Kinder, in einem Alter von zehn bis vierzehn Jahren, einander ſtufenweiſe folgend wie Orgelpfeifen (um mit dem gemeinen Manne zu ſprechen), in der That die erbaulichſte Orgel, mit der ein Elternpaar den Himmel preiſen kann. Ich hatte ſie geſtern nicht mehr geſehen; ſie waren ſchon zu Bette, als ich mit dem Hausherrn und ſeiner ſchlichten liebenswürdigen Frau das in aller Eile für mich eigens bereitete Mahl einnahm. Sie kamen ohne Scheu auf mich zu, ſahen mich mit forſchenden, treuherzigen Augen an und hatten es in Kürze weg, daß ich ihres Gleichen nicht abhold ſein könne. Ich ließ ſie nach Herzensluſt gewähren und weidete Herz und Aug' an ihrer unbefangenen Fröhlichkeit, welche mir wieder einmal unwillkürlich den Gedanken aufdrang, als könnte der bloße Anblick derſelben um einige Jahre mich verjüngen. Aus Allem jedoch, was vorging und geſprochen wurde, entnahm ich, daß heute mehr als nur Sonntag für die Familie ſei.

Unter einer Katalpe, welche am Ende eines zierlichen, in nette Blumenbeetchen vertheilten Gartens ſtand und die breiten, noch ziemlich friſchen Blätter über einen einfachen, von ländlichen Buchenbänken umgebenen Steintiſch breitete, war das Frühſtück bereitet, zu welchen mich der Director freundlich einlud. Nur auf mein ausdrückliches Verlangen wurden auch die vier lieben Kleinen herbeigerufen, um ihre Aepfel und ihr Brot in unſerer Geſellſchaft zu verzehren. Sie bewieſen durch ihr ruhiges, einträchtiges Benehmen, wie ſehr ſie dieſe Begünſtigung zu ſchätzen wußten. Trotz aller Freundlichkeit jedoch, welche ſich auf dem Geſichte meiner Wirthe ausſprach, entging mir nicht, daß man mir etwas hinter dem Berge halte, was, wenn ich nicht zugegen wäre, ſchon längſt zur Sprache gekommen ſein dürfte. Dieſes Bewußtſein, in welchem mich das verlegen blickende Auge der Hausfrau beſtärkte, welches wie fragend und forſchend auf den Gatten gerichtet blieb, ſtörte mich anfänglich in meiner Heiterkeit ſo ſehr, daß ich mich entſchloß, mich zu äußern. Mir kam nämlich vor, als ob der guten Frau, welcher nebſt den unverkennbaren Spuren vormaliger Schönheit, insbeſondere das Feuer und die Lebhaftigkeit des Auges geblieben war, etwas Beengendes auf dem Herzen liege; wenigſtens ſprach das aus ihren Mienen und Blicken und nur ungern ſchien ſie ſich zu entfernen, ohne dem Herzen Luft gemacht zu haben. Auch ihr Gatte bemerkte es, wie ich wahrzunehmen glaubte; aber ſeine Beſcheidenheit geſtattete es nicht, vor einem Gaſte von etwas zu ſprechen, was nur für ihn und die Seinigen Intereſſe haben mochte.

„Mir thut es faſt leid", begann ich, als wir allein waren, „Sie in Ihrem ſtillen Sorgenfrei geſtört zu haben. Es will mich beinahe bedünken, daß ich Ihnen zu jeder andern Zeit gelegener gekommen wäre!"

Er verſicherte das Gegentheil und wollte mich beſchwichtigen.

„Verhehlen Sie es nicht", fuhr ich fort, „wenn auch Sie als Mann ſich verläugnen können, ſo kann es doch das ſprechende Auge Ihrer achtbaren Hausfrau nicht ſo ganz verbergen, als ſie es aus zarter Rückſicht für ihren Gaſt zu thun bemüht iſt. Was es gebe, kann ich wol nicht entziffern, daß ich mich aber nicht täuſche, dafür bürgt mir meine Menſchenkenntniß. Gott verhüte, daß ich einer Familie, die mich ſo freundlich aufnahm, durch meine Gegenwart auch nur ein Stündchen verkümmern oder wenigſtens um irgend eine höhere Bedeutung bringen ſollte!

Wenn ich das befürchten müßte, ſo nähm' ich lieber gleich mein Ränzchen wieder auf den Rücken und pilgerte weiter in die Welt hinaus. Wenn Sie mir daher in Ihrer Mitte noch ein paar recht heitere Stunden gönnen wollen, Stunden, wie ich ſie lange nicht erlebt habe, ſo verhehlen Sie mir, wenn Sie's können und wenn's für mich taugt, nichts. Was man einem Menſchen mittheilen kann, das findet bei mir, darauf geb' ich Ihnen mein Wort, gewiß Anklang; — iſt ja doch jeder Schritt den ich thue, nur ein Theil meiner Wanderung — nach Menſchen!"

Der Director ſah mich groß an, drückte mir die Hand und entgegnete nicht ohne Rührung: „Wahrhaftig Herr, ein Gaſt wie Sie, ſtört uns nicht! Wollte Gott! wir fänden an Tagen wie der heutige iſt, alljährlich eine ſo theilnehmende Seele; aber leider! ſind die Menſchen in der Tiefe drunten ſo ſpärlich geſäet, daß ſich zu uns, Nachbarn der Schneelinie, nur gar ſelten einer verliert. Nun denn, weil Sie's errathen haben, ja, lieber Herr! meinem kindiſchen Weibe liegt etwas am Herzen; aber wenn ſie merken wird, daß Sie's heraus haben und dran theilnehmen, ſo wird ſie ſich Ihrer Anweſenheit nur doppelt freuen. Wir feiern heute ein kleines Familienfeſt: — den fünfzehnten Jahrestag unſerer Vermählung. Wollen Sie Mittags unſer Gaſt ſein und ſich die herzlichen Anſpielungen, die ich meiner guten Hausmutter wol ſchuldig bin, gefallen laſſen, ſo ſind Sie freundſchaftlichſt eingeladen. Sie ſehen, — das allein drückte mein Weib; ſie fürchtete aus Rückſicht für einen Fremden, der an uns weiter kein Intereſſe nehmen kann, ſich Zwang anthun und den für uns merkwürdigen Tag unbeachtet vorüberlaſſen zu müſſen, und das beunruhigte ſie vielleicht. Wenn ſie aber merkt, daß Sie's wiſſen, daß Sie's uns nicht übel nehmen, ja, daß Sie gar ſo gütig ſein wollen, unſer Familienfeſt als ſolches mit Ihrer Gegenwart zu beehren, da wird dieſer verlegene Blick, der Ihnen Alles, wie Sie ſagen, verrathen hat, ſich alsbald erheitern, und Ihnen beweiſen, welche innige Freude Ihre Theilnahme auch meinem Weibe gewähre.“

Und ſo war es auch. Als nach einer kleinen Weile die treffliche Hausfrau zurückkam, um mich auf Mittag zu Gaſte zu bitten, konnte ich nicht umhin, ihre mehr höfliche als herzliche Einladung mit der Bitte zu erwidern: ſie möchte mich nicht ſowol als Gaſt betrachten, als vielmehr einen aufrichtigen Verehrer ihres Hauſes und ihrer Familie in mir erblicken, der ſich glücklich ſchätze, den heutigen ſchönen Feſttag mitfeiern zu dürfen. — Da fiel ihr augenſcheinlich eine Laſt vom Herzen und mit den Worten: „Haſt du das Plaudern nicht laſſen können?“ drückte ſie ihrem Gatten die Hand und verbarg nur mit Mühe die Thränen der Rührung, die ſich ihr ins Auge drängten. Nun ſah ich es ihr eben ſo deutlich an, daß ihr meine Gegenwart Freude machte, als vorher, daß ſie ihr ſtörend war. Es mag wol auch meinem Herzen, welches einzig und allein auf die Freuden der Natur und der Gemüthswelt beſchränkt iſt, nichts ſchwerer fallen, als ſich durch die kalte, theilnahmsloſe Miene eines Fremden um die ſchöne Freudenausbeute eines im Jahre nur einmal wiederkehrenden Feſttages betrogen zu ſehen, welchem man ſo lange ſchon in ſüßer Hoffnung entgegenlebte. Wie froh war ich daher, daß mich mein Blick, der vielleicht in Herzen ſchärfer und richtiger lieſt als in Büchern, auch diesmal nicht irre führte.

Der Nebel hatte ſich indeß vollkommen zu Thale geſenkt und der heiterſte Herbſttag lächelte aus blauem wolkenloſen Himmel auf uns hernieder. Ein helltönendes Glöcklein überraſchte mich jetzt durch ſeinen weithin ſchallenden, allſeits zurückhallenden Silberklang. Es war das Zeichen zur Meſſe. Eine einfache Bretterhütte mit wenigen Stühlen ſtellt hier das Gotteshaus vor. So klein dieſe Bergkolonie iſt, ſo bleibt doch immer ein großer Theil der herumwandelnden Arbeiter und Holzknechte auf die Halle angewieſen, die Gott für Fromme und Böſe wölbt und die er bei Tage mit ſeiner Sonne beleuchtet und bei Nacht mit ſeinem Monde. Mit wenigen Anderen, denen die Aufſicht über den untergeordneten Troß anvertraut ſchien, beſetzten wir die Stühle des Kirchleins, deſſen Hauptwand ein kleiner, mit einem ſchön gemalten Madonnenbilde geſchmückter Altar einnimmt. Der Prieſter, welchem, wie ich hörte, an Sonntagen, wenn das Wetter nicht allzu ſtürmiſch iſt, bis in ſein Pfarrdorf ein Saumpferd entgegengeſendet wird, braucht drei gemeſſene Stunden bis auf die Höhe, wo er den Gläubigen die Meſſe lieſt und das Wort des Herrn verkündet. Ein einfaches Lied von dem Lehrer, der die Kinder der kleinen Gemeinde unterrichtet, auf einer Stubenorgel begleitet, klang weit in die feiernde Bergwelt hinaus.

Nach der Meſſe forderte mich der Director auf, die Fabriksgebäude zu beſuchen. Wiewol eben nicht gearbeitet wurde, ſo erhielt ich doch einen ziemlich lebhaften Begriff von dem ganzen Verfahren. Er führte mich zuerſt in den Kiespocher, wo der Kies, nachdem er ausgeglüht und geſchränkt (im Waſſer mürbe gemacht) worden, zermahlen wird, um dann in der Zurichtkammer mit den nöthigen Beigaben vermengt zu werden. Dann gingen wir in die eigentliche Glashütte mit ihren fünf Oefen; dem Bratofen wo das vorgerichtete Holz getrocknet wird; dem Damperofen, wo die thönernen Schmelztiegel (Häfen) ausgeglüht (gedampert) werden; dem Schmelzofen, wo das Gemenge in den Häfen eingeſetzt iſt; dem Kühlofen, wo das angefertigte Glas gleichſam auszeitiget; und dem Streckofen, wo man Fenſtertafeln biegelt. Ein Glasmachergeſelle, mit ſeinen beiden Eintragbuben, fuhr, um mir einen näheren Begriff von ſeiner mühevollen, ſchweißkoſtenden Arbeit beizubringen, mit ſeiner Pfeife in das Gemenge, wiewol es noch nicht lauter war, faßte mit dem glühenden Kölbchen, das ſich am Ende bildete, ſo viel Materie auf, als zu einem Trinkglaſe nöthig iſt; blies ſie breit, und ſtellte ſie dann in den wolgenäßten hölzernen Model, daß die Funken wegſtoben. In wenigen Secunden wanderte das fertige Glas in den Kühlofen. In der Einbindkammer waren einige Dirnen damit beſchäftiget, Glaswaaren mit gewandten Händen in Stroh einzuflechten. Zum Schluſſe beſichtigten wir noch die Schleifmühle auf vier Zeug (Werkſtätten) und brachten ſo den Reſt des Vormittags angenehm hin.

Das Mittagsmahl war im geräumigen Mittelzimmer des Herrnhauſes hergerichtet. Man wollte mir den Vorſitz einräumen, welchen ich jedoch an den würdigen, ſchon ziemlich betagten Prieſter abtrat, der das Meßopfer verrichtet hatte. Es war wieder eine Tafel aus der guten alten Zeit, eine Tafel, hinter welcher alle Diners und Soupers, wo man mit eng zugeknöpften Staatsröcken, oder mit zierlichen Ballhandſchuhen ſitzt und Schaugerichte zählt und Bordeaux nippt und dann hungrig, durſtig und geiſtesleer aufſteht, um dem nächſten Reſtaurateur zuzueilen, weit, weit zurückſtehen. Zwar prangten an den Wänden keine rieſigen Pfeilerſpiegel, um den wichtigen Act des Eſſens in zwanzig Strahlenbrechungen wiederzugeben, aber durch die kleinen Stubenfenſterchen ſah der Blick über thürmende Berggipfel hinweg bis auf die ferne duftige Ebene, an deren Saume, wie ein weißes Pünktchen, das Bergſchloß der Hauptſtadt ſchimmert; zwar tönte, das muntere Geſpräch überlärmend, kein Meyerbeer'ſcher Höllenmarſch von ſchmetternden Trompeten und ſchrillenden Hoboen herabgetobt, dafür aber erdröhnten plötzlich luſtige Pöllerſchüſſe vom Gärtchen herauf und weckten den Widerhall in wechſelnden Abſtufungen. Verwundert ſahen die beiden Hauptperſonen des Feſtes einander an und neugierig ſtreckten die Kinder ihre Köpfe. Der Prieſter lächelte; ich glaubte ihn zu verſtehen, ergriff das Glas und brachte ſeinem Wunſche begegnend, dem würdigen Ehepaar ein herzliches

Lebehoch aus. Die Böller donnerten munter fort. Jetzt, als ſie ſchwiegen, erklang vor dem Thore des Hauſes ein fröhlicher Alpenchor, nach deſſen erſter Strophe die Thüre aufging und von jeder Klaſſe der Fabriksarbeiter ein Abgeſandter eintrat. Der Wortführer ſprach im Namen Aller einen ländlichen Glückwunſch aus und überreichte auf einer Taſſe dem Hausherrn, der Hausfrau und jedem der Kinder ein Glas mit dem eingeſchliffenen Namenszuge des Beſchenkten, der Jahrzahl und dem Monatstage und mit nett eingeſchmolzenen Verzierungen im Eiſe des Bodens. Ungekünſtelte Rührung und warmer Dank belohnte die redlichen Leute für ihre zarte Aufmerkſamkeit. Dieſe wolgemeinte Ueberraſchung war das Werk des Prieſters, welcher das Feſtpaar vor fünfzehn Jahren in ſeinem damaligen Aufenthaltsorte getraut hatte, und vor einigen Monden, in Folge einer Beförderung, hier mit ihm zufällig wieder zuſammengekommen war. Er machte die Arbeiter, die ihrem Director herzlich zugethan waren und lange ſchon eine Gelegenheit ſuchten, ihm ihre Achtung zu bezeigen, auf dieſen Tag aufmerkſam, welcher ihm beſonderer Umſtände wegen, feſt im Gedächtniſſe geblieben war.

Für den Nachmittag wurde ein Spaziergang vorgeſchlagen. Das Kirchlein, welches eine halbe Stunde von der Fabrik aufwärts auf dem höchſten Punkt des Bergrückens ſteht, ſollte das Ziel ſein. Man verſprach mir dort eine herrliche, über die Marken dreier Länder hineinreichende Fernſicht. Auch blieb dann noch Zeit genug, mit dem Prieſter den Rückweg zu ſeinem Pfarrdorfe anzutreten und dort zu übernachten und am nächſten Morgen meine Wanderung weiter fortzuſetzen.

Ich ging mit dem Director voraus; die Frau ſollte in Geſellſchaft des Prieſters nachfolgen. Das halbe Stündchen, welches ich da im Geſpräche mit meinem treuherzigen Wirthe zubrachte, zähle ich zu den genußreichſten Augenblicken auf meiner Fußreiſe. Ich konnte es wahrlich nicht über mich gewinnen, mir einige Fragen zu verſagen, welche mir über das Leben und Treiben einer Familie Aufſchluß geben konnten, deren idylliſches Stillleben meine Theilnahme in ſo hohem Grade erweckt hatte. Der Director begegnete meinen Wünſchen und Anſpielungen auf das offenſte. Ich äußerte mich, für welch' ein unſchätzbares Glück ich es erachte, ſolch' einen glücklichen Hausſtand zu begründen; wie Wenigen das hienieden gegönnt ſei und wie das oft nicht ſo einzig von dem Charakter der Perſonen, die ſich zuſammenfinden, als vielmehr von vorbereitenden und nachwirkenden Umſtänden abhange, die man in einer Lebensepoche, wo man ſich ſelbſt zum Mittelpunkte ſeiner Welt hinſtellt, weniger beachtet als ſie es verdienen. Ueber dieſe meine Aeußerung ſtutzte mein Wirth und lächelte, als ob er nicht damit einverſtanden wäre. Als ich ihn fragte, ob ich nicht recht habe und ob man bei der Wahl einer Lebensgefährtin nicht eben ſo abhängig, als von ihr und von ſich ſelbſt, auch von den Verhältniſſen, von der Umgebung, von den Beiſpielen und Eindrücken ſei, die ſich ihr darſtellen? — da ſchüttelte er den Kopf und meinte: das Alles ſei wol höchſt wichtig, entſcheiden aber könne doch nur der eigene Gehalt und die innere Selbſtkraft. — „Ich kann gewiß," fuhr er fort, „mich rühmen, durch Gottes gnädigen Beiſtand in meiner Ehe recht glücklich geworden zu ſein und doch, wenn ich Ihnen ſagte, unter welchen Vorzeichen und Umſtänden ich ſie geſchloſſen habe, ſo würden Sie ſehen, wie ungünſtig dieſe waren und wie wenig ſie doch auf unſer Glück nachwirkten. Ich will dieſe Erfahrung zwar nicht als Anlaß betrachtet wiſſen, jedesmal über Aehnliches hinauszugehen, aber nur beweiſen könnte ich damit, daß es, wenn man ſeiner ſelbſt gewiß und verſichert iſt, auch bei den abſchreckendſten Verhältniſſen möglich ſei, glücklich zu werden, wenigſtens ſo glücklich, als ich es geworden zu ſein meinem lieben Herrgott danke!“

Ich bat ihn zu erzählen; er verſicherte mir, daß es ihm ſchwer ankäme, indem es Wunden aufriſſe, welche zu heilen ihn viel Mühe koſtete. Um mir aber einen Beweis ſeiner Achtung zu geben, entſchloß er ſich doch.

„Meine liebe Hausfrau“, begann er, „iſt die einzige Tochter eines ſeit zwölf Jahren ſchon verſtorbenen Handwerksmannes. Ihr Vater — Gott wolle ihn tröſten! — war ein wüſter, leidenſchaftlicher Mann. Schon in ſeiner Jugend hatte er, wie er mir ſelbſt noch geſtand, manchen tollen Streich ausgeführt und ward deshalb von ſeinen tiefgebeugten Eltern ſtatt zu den Studien, für die er wol Anlage aber keinen Eifer zeigte, zu einem Handwerke beſtimmt worden. Nach vollendeter Lehrzeit trat er bei einem Meiſter in Arbeit, welcher ihn wie ſeinen eigenen Sohn hielt, ihn durch Rath, That, Warnung und Nachſicht unterſtützte und ihn ſogar zum Ankaufe eines eigenen Gewerbes behilflich war. Der Meiſter hatte eine Tochter, ein hübſches feuriges Kind, die Mutter meines Weibes. Das Mädchen ſtach dem jungen angehenden Meiſter, der inzwiſchen ſeinem Dienſtherrn zu mancher Klage Anlaß gab, gewaltig in die Augen. Er trieb es, was man ſo ſagt, närriſch um ſie. Er tobte, raſte, liebelte, eiferte und alles ohne Grund. Statt den geraden Weg zu gehen, auf welchem er bei ernſtlicher Beſſerung ſeines Lebenswandels gewiß auch zum Ziele gekommen wäre, wählte er Schleichwege, verſuchte Heimlichkeiten, hinterging ſeinen Wolthäter, brachte das Mädchen um Ruhe und Unſchuld, quälte und verdarb es und vergaß ſich zuletzt ſo weit, daß er, als die Beweiſe ſeines garſtigen Undankes unwiderlegbar wurden, rund herausgejagt, mit dem Mädel davonlief, um ſich heimlich mit ihr trauen zu laſſen. Nun hatte er ſie, nun war ſie ſein, ſie, um deretwillen er getobt, geraſt, Dank, Pflicht und Rechtlichkeit und Alles vergeſſen hatte; nun hatte er ſie, und begann mit ihr ſein Haus einzurichten, das ihm durch ſeines hintergangenen Wolthäters Fürſorge bereitet worden war.

Aber der Fluch betrogener Eltern zog mit ihm in das Haus ein und ließ keinen Segen aufkommen. Zwar verſuchte die Tochter, nachdem ſie meine nunmehrige Frau zur Welt gebracht, und mit jeder Stunde, wo ſie das Kind an die Bruſt legte, lebhafter ahnte, wie tief ein ungerathenes Kind kränken müſſe, eine Verſöhnung zu bewerkſtelligen; aber umſonſt. Die redlichen Bürgersleute konnten die Schande nicht ertragen, verkauften ihre Wirthſchaft, überſiedelten und ließen bis zu ihrem Tode nichts mehr von ſich hören. Die Ehe meiner Schwiegereltern war, wie ſich vorausſehen ließ, eine höchſt unglückliche, denn es fehlte an ihnen ſelbſt. Unrecht und Undank hatten den Bund beſiegelt. Zwiſt und Unzufriedenheit waren das tägliche Lied, mit welchem mein jetziges Weib eingeſungen wurde. Der Zwiſt artete in Zank, der Unfriede in Unzufriedenheit aus, und bald vollendete Reue, Vorwurf, Rathloſigkeit und Ueberdruß das Heer der Unholde, das vor der Thür ſolch' eines ſegenloſes Hauſes ſitzt und lauert, um ſich in ſeinen öden Wänden einzubürgern.

In ſolcher Umgebung wuchs meine Marie bis zu einem Alter von ſechzehn Jahren unter Noth und Jammer heran. Oft ging ſie mit verweinten Augen und wund gerungenen Händen zu Bette; oft wurde ſie durch lauten tobenden Hader aus ihrem kurzen, von böſen Träumen des Erlebten, unterbrochenen Schlummer geweckt. Die Stunden, die ſie als Mädchen in der Armenſchule, als Jungfrau in dem Hauſe zubrachte, wo ſie in Zimmer und Küche aushalf, waren ihre ruhigſten. Gern wäre ſie als Magd in fremde Dienſte getreten, aber das ließ ihr ungeſtümer, bettelſtolzer Vater nicht zu, der trotz des zerrütteten Hausſtandes, ſich es nicht wollte nachſagen laſſen, daß ſeine einzige Tochter um

Lohn dienen müſſe. Sie war es auch allein, die ihn noch manches Mal beſänftigen konnte, ſie allein kochte ihm recht, richtete ihm das Bett nach Wunſch, beſorgte ihm Wäſche und Kleidung zur Zufriedenheit; was ſein Weib that, fand nur Tadel und rohe Mißbilligung. So ſtand es, als mich der Zufall ins Haus führte. Eine Arbeit, die ich den Händen des ſaumſeligen, aber nicht ungeſchickten Mannes anzuvertrauen hatte, brachte mich mit ihm und den Seinigen in Berührung.

Gleich bei meinem erſten Eintritte fiel mir Marie auf, deren Nettigkeit und Reinheit gegen die rings erſichtliche Zerrüttung und gegen das abſtoßende barſche Benehmen der Eltern auffallend abſtach. Des Meiſters Gewohnheit, ſeine Kunden erſt nach zehn und zwanzig vergeblichen Gängen zu befriedigen, führte mich in kurzer Zeit mehrmals in ſeine Werkſtätte zurück. Mehr als einmal war ich Zeuge der Rauhheit und Härte mit der er ſein Weib anfuhr, und konnte mir die gleichgiltige Fühlloſigkeit, mit welcher ſie's hinnahm, nur als den höchſten Grad jener Stumpfheit erklären, in die uns am Ende auch das Bitterſte einwiegt, wenn wir's täglich erfahren.

Marie intereſſirte mich. In dieſem modrigen, zerfallenen Rahmen nahm ſich ihr liebes, makelloſes Bild nur um ſo rührender aus. Ich hatte nicht viel Mühe, ſie auch allein zu treffen. Ihre Mutter ging ihren Geſchäften nach; ihr Vater lag in Schenken und Herbergen umher. Meine herzliche Theilnahme entging ihr nicht; ſie erwiderte ſie mit einer aufrichtigen, jedoch ihre armen Eltern möglichſt ſchonenden Schilderung ihrer traurigen Lage. Ich machte mir, um mich vollkommen zu überzeugen, öfters im Hauſe zu thun; denn ſchon in der erſten Zeit hatte ich den Gedanken gefaßt, mich um Marien zu bewerben. Meine Abſicht war mir klar; es handelte ſich nur darum, zu ergründen, ob Mariens Charakter rein geblieben und ob er ſo beſchaffen ſei, daß man auch von ihr Klarheit und Feſtigkeit erwarten könne. Ich dachte mir, wenn wir Beide, die wir einmal miteinander zu leben hätten, wüßten wie wir's mit einander hielten, das Uebrige ließe ſich ſchon abſchütteln, und — wie der Chemiker ſagt — präcipitiren. Es ſtände übel um das moraliſche Gleichgewicht in der Welt, dachte ich mir, wenn ein Herz blos deswegen, weil es das unſelige Glück hatte, ſich unter den ungünſtigſten Verhältniſſen günſtig zu entwickeln, die Schuld ſeiner Umgebung entgelten müßte. Von Mariens Werth überzeugte mich jeder Tag mehr; jeder Tag aber auch mehr von der unglaublichen Geſunkenheit ihrer Eltern. Als ſie zu bemerken glaubten, was mich ins Haus führe, thaten ſie ſich nicht den geringſten Zwang mehr an. Manche empörende Scene, deren Zeuge ich wurde, erinnerte mich lebhaft an ein altes Volkslied, welches anfängt:

„Als noch mein Weib ein Mädel war,
Und ich den Hof ihr machte,
Und von der Zehe bis zum Haar
An nichts als Liebe dachte;
Da kam ich oft zur böſen Zeit
In ihrer Eltern Kammer;
Denn bei der Mutter gab es Streit,
Und bei dem Vater — Jammer!“

Als meine Freunde und Bekannten hörten, was für Abſichten ich habe, fielen ſie ungeſtüm über mich her und beſtürmten mich mit Vorſtellungen, Warnungen, Beiſpielen und Prophezeihungen, ſchalten mich verrückt und entwarfen mir Schreckensbilder von meiner Zukunft. — „Wie kannſt du ein Mädchen aus einem ſolchen Hauſe heiraten wollen? Was kann ſie gelernt haben als Rohheit und Ungebührlichkeit? Was kannſt du von ihr erwarten, wenn ſie ſolche Muſter vor ſich hatte? Hat ſie das Alles nicht ſchon in der Muttermilch mit eingeſogen?“ Ich zuckte die Achſel und erwiderte nichts weiter, als: Ihr mögt in der Regel recht haben, aber ich kenne meine Marie und mich! — Endlich ſtand mein Entſchluß feſt, und da ich keinen Grund hatte, eine abſchlägige Antwort fürchten zu müſſen, ſo beſchloß ich, förmlich um Mariens Hand zu werben; ich wählte dazu den nächſten Sonntag.

Als ich zur Thüre eintrat, in der That, da gab's einen abſchreckenden Empfang. Marie ſaß weinend in der Ecke der Stube zuſammengekauert; ihr Vater hatte eben die Fauſt in wildem Grimm erhoben, um ſein Weib, welches, mit den blutigen Spuren der gemeinſten Rohheit bezeichnet, am Boden kniete, noch empfindlicher zu mißhandeln. Ich fiel ihm entſchloſſen und kräftig in den Arm und verwies ihm ſein Benehmen mit ſo männlichem Ernſte, daß er eingeſchüchtert die erhobene Hand ſinken ließ und, ſo viel es ihm der Zuſtand halber Trunkenheit geſtattete, einen ruhigeren Ton anſtimmte. Ohne mich weiter in eine lange Vorrede einzulaſſen, eröffnete ich ihm den Zweck meines Beſuches. Die Mutter gab mit freundlichem Lächeln ihre Zuſtimmung, der Vater rief mit widerlichem Grinſen: „Meinetwegen, nehmen Sie das Mädel, ſonſt blieb' es ohnehin ſitzen! und wenn Sie's mit ihr ſo gut treffen, als ich mit meinem Hausdrachen, um den ich Narr mir einſt die Füße wund gelaufen habe, ſo gatulir' ich Ihnen!“ Mit dieſem Segensſpruche taumelte der Vater zur Thüre hinaus.

„Daß dich lieber der Geier geholt hätte!“ ſchrie ihm das Weib nach, „ſo ſäß' ich jetzt nicht in Jammer und Elend. Wenn's einſt mein Mädel ihrem Manne ſo macht, wie du mir, ſo iſt's nur eine Wiedervergeltung!“ Mit dieſem Segensſpruche entfernte ſich die Mutter. — Meine Marie ſank mir weinend um den Hals, wie eine Gerettete um den Hals ihres Retters.

Ich hatte meine Anſtellung als Unteramtmann auf einer Herrſchaft im Nachbarkreiſe in der Taſche. Acht Tage nach dieſer unheilkündenden Brautwerbung legte der würdige Prieſter, der heute unſer Gaſt war, unſere Hände vor dem Altar in einander. Er that's, wie er mir nachher geſtand, nicht ohne Zittern, denn er wußte, was vorhergegangen war. Die erſten Jahre hindurch lebten wir ſchmal; deſſen ungeachtet erübrigte ich ſo viel, um meine Schwiegermutter, deren Gatte indeß an den Folgen ſeiner Trunkenheit ſtarb, in ihren letzten Lebenstagen unterſtützen zu können. Vor ſieben Jahren verſchafften mir meine Kenntniſſe in der Chemie und dem Rechnungsfache die Stelle, die ich jetzt bekleide. Gott hat mich nie und nirgend verlaſſen, — das ſehen Sie! Ich hoffe, daß er es auch in Zukunft nicht thun wird. Sie werden mir nun, glaub' ich, nicht Unrecht geben, wenn ich behaupte, daß es, um in der Ehe glücklich zu leben, hauptſächlich darauf ankommt, daß Braut und Bräutigam wiſſen, was ſie wollen, — und für alles Andere von Gott Beſſerung hoffen.

Er hatte geendet, und trocknete ſich eine Thräne, wie man ſie jetzt leider nicht oft weinen ſieht, eine Thräne des freudigſten Bewußtſeins ehelichen Glückes.

„Bei Gott", rief ich, ihm die Hand ſchüttelnd, „wackerer Mann, wenn ich nicht ſchon gewählt, und das brave Weib, an deſſen Seite ich Sie nun als Glücksbruder grüßen kann, unter günſtigeren Sternen heimgeführt hätte, — ich würde mich von heute an auch nicht durch die ungünſtigſten haben abſchrecken laſſen. Jetzt weiß ich erſt die Wahrheit der beiden Zeilen zu ſchätzen, mit welchen ich einmal ein Briefchen an meine Braut ſchloß:

„Wir zwei ſind uns ſicher, wir zwei ſind uns klar,
Und ſo hat es weiter wol keine Gefahr!"

Jetzt hörten wir die Kinder von weitem „hupen“, wie man's im Gebirge nennt. Wir ſtanden vor dem Kirchlein, zu welchem uns die Uebrigen auf einem kürzeren Waldſteige ſchon voraus geeilt waren, und genoſſen in Eintracht und Herzlichkeit der entzückenden Ausſicht.

Mit ſchwerem Herzen nahm ich von dem Kreiſe dieſer guten, glücklichen Menſchen — Abſchied, — um ſie vielleicht nie wieder zu ſehen. Aber unvergeßlich, als ein lichter Punkt in meinem Leben, bleibt mir — der Tag auf der Glashütte.

* * *

# Stumme Rache.

Wol mag das Herz im Buſen grollend bangen,
Erblickt es Ehr' und Glauben in Gefahr!
Und doch! — der Rach' ihr Opfer einzufangen,
Ein undankbarer, blut'ger Dienſt fürwahr!

„Du haſt etwas auf dem Herzen, Pietro, ich ſehe dir's an!“ — ſprach der Marcheſe Luigi zu ſeinem alten Diener, den er als Erbſtück von ſeinem Vater übernommen hatte. — „Du ſchleichſt mir ſo verdächtig im Hauſe herum, würgſt immer an den Worten und verziehſt die Mienen, als ob dir ein Bein im Halſe ſtecken geblieben wäre Ich mag das nicht leiden, alter Murrkopf! Wenn du ein Anliegen haſt, — heraus damit! Den Kopf wird's nicht gelten, weder deinen, noch meinen! Ich habe ſchon manches Unangenehme im Leben erfahren; das wird ſich wol auch noch ertragen laſſen!“

„Nun denn in Gottes Namen, Signor,“ — begann der alte Diener, ſichtbar im Kampfe mit ſeinem Innern — „weil's ſein muß! — Signor es wird unerwartet kommen, aber leider! iſt es ſo.“

„Nun, mach' kurz!“

„Ich kann's nicht ſagen, Signor,“ — ſtotterte Pietro nach einer langen Pauſe — „ich will noch einmal abwarten; — ich könnte mich doch irren!“

„Nun ſo ſchweig, alter Rabe und krächze mir nicht tolles Zeug vor, das keinen Sinn hat!“

„Ach — keinen Sinn!“ — brummte Pietro in den Bart, rieb ſich die Stirn, und entfernte ſich kopfſchüttelnd.

„Was er nur haben mag?“ ſprach der Marcheſe zu ſich ſelbſt. — „Ei, vielleicht weiß er's ſelbſt nicht. Solchen alten

Träumern fährt oft allerlei durch den Kopf und am Ende ſteckt nichts dahinter. Er war von jeher ſolch' ein Zweifelskrämer!"

Aber verhehlen konnte ſich's der Marcheſe doch nicht, daß ihn Pietro's Kopfſchütteln beunruhigte. Der alte Diener war ſeinem Hauſe von jeher treu und anhänglich; er nahm an Allem innigen Antheil und würde, um die Ehre und das Glück der Familie zu retten, willig ſeinen grauen Kopf hergegeben haben. Wenn ſo ein biederer, ſchlichter Alter etwas auf dem Herzen hat, ſo bedeutet es zuletzt doch mehr als man wähnt. Der Herr des Hauſes überſieht Manches, was den aufmerkſamen Hütern der Schwelle nicht entgeht, und eine wolgemeinte Warnung verdient immer Dank, ſelbſt wenn ſie aus übertriebener Vorſicht entſprang. Der Marcheſe bereute daher faſt, ſeinen Diener ſo kurz abgefertigt zu haben und erwartete den Augenblick, wo dieſer wieder darauf anſpielen würde, mit dem feſten Entſchluſſe, ſich gutwillig und genau unterrichten zu laſſen.

Aber Pietro ließ ſich nichts weiter abmerken und ſelbſt darauf hindeuten wollte der Marcheſe nicht. Es blieb alſo durch einige Monate beim Alten.

Inzwiſchen kam die Zeit heran, wo ſich der Marcheſe mit ſeiner Gemahlin, der reizenden Signora Giulietta, auf ſeine Villa zu begeben pflegte. Pietro wurde jedesmal mitgenommen, denn der Marcheſe war von Jugend auf an ihn gewöhnt. Hier wurde faſt die ganze Zeit mit Luſtfahrten, Spaziergängen und anderen ländlichen Unterhaltungen recht angenehm hingebracht. Auch fehlte es nicht an Beſuchen aus der Stadt, und oft war die ſchöne, herrliche Villa wochenlang von lebensfröhlichen Gäſten bevölkert, zu deren Vergnügen der gaſtfreundliche Marcheſe und ſeine gebildete, überaus liebenswürdige Gemahlin ihr Möglichſtes beitrugen. Eine beſondere Vorliebe hatte der Marcheſe für die Jagd. Faſt wöchentlich einmal wurde eine Beluſtigung dieſer

Art veranſtaltet. Er begnügte ſich dabei nicht, die nächſte Umgebung der Villa zu durchſtreifen ſondern, da er faſt das Jagdrecht im ganzen Bezirke pachtweiſe an ſich gebracht hatte, ſo blieb er oft einige Tage aus und trieb ſich wolgemuth und harmlos im Gebirge umher.

Dem alten Pietro ſchienen dieſe Streifzüge ein Dorn im Auge. Mehr als einmal äußerte er ſich gegen den Marcheſe darüber, daß es ihm unbegreiflich ſcheine, wie man ſich abmühen und abquälen möge, um ein paar armen Hirſchen oder Rehen den Garaus zu machen; wie man ein Vergnügen daran finde, durch Dick und Dünn zu brechen wie ein Wegelagerer; ſich den köſtlichen Schlaf abzuſparen, Durſt und Hunger zu leiden und wol auch mancher Gefahr ſich preis zu ſtellen, und das Alles, um einige Thiere zu tödten, die uns nichts gethan haben und die wir nicht einmal auf unſerer Tafel benöthigen. Er kramte alle Gründe aus, welche Jagdfeinde vorbringen, um die Weidmannsluſt in ein übles Licht zu ſetzen und gerieth beinahe in Eifer, wenn der Marcheſe darüber lächelte, oder ihn ſcherzweiſe einlud, es ſelbſt zu verſuchen, ob die dumpfen Mauern des Schloſſes gegen die friſchgrünen, duftigen Wände des Hochwaldes nicht zurückſtänden.

„Jeder nach ſeinem Behagen!“ — ſprach er. — „Ich, meines Theiles, bliebe lieber in meiner Villa; luſtwandelte in meinem Garten, unterhielte mich mit meinen Freunden, und ſuchte nicht auswärts, was ich zu Hauſe beſſer habe; zumal wenn ich zu Hauſe eine ſo liebenswürdige, junge Geſellſchafterin hätte, als unſere Signora Giulietta!“

Wiewol Pietro mit ſeinen jagdfeindlichen Anſichten nie durchdrang, ſo unterließ er es, wenn wieder eine Jagd angeſagt wurde, doch niemals ſie wieder vorzubringen: ſo daß es zuletzt dem Marcheſe auffiel, und er zu vermuthen begann, daß dieſe Abneigung noch einen andern Grund habe.

„Du kommſt mir mit deinem Widerwillen gegen das Weidwerk gerade ſo vor, wie mit deinem Geheimniſſe, das du mir noch immer ſchuldig biſt!“ — begann einmal der Marcheſe, als Pietro die Weiſung, daß in zwei Tagen Jagd ſei, kopfſchüttelnd mit dem ärgerlichen Beiſatze, erwiderte:

„Schon wieder eine ſo garſtige Jagd! Die Jagden, die Jagden! —“

„Dreht ſich etwa dein Geheimniß auch um die Jagd?“ — fuhr der Marcheſe fort.

„Es geht auf eins hinaus!“

„Und darf man das Eine, worauf Jagd und Geheimniß hinausgehen, nicht wiſſen?“

„Wollte Gott, Signor, Ihr erführet es nie! Und doch ſollt Ihr es erfahren! Wenn's nur lieber ein Anderer Euch ſagte! Ich hätte ſchon lange gern geſprochen, — aber ich mag in meinen alten Tagen nicht brotlos werden!“

„Iſt's von ſo arger Art?“

„Von der ärgſten Art!“

„Und warum ſollteſt denn du brotlos werden? Wirſt doch du dir nichts haben zu Schulden kommen laſſen?“

„Das gewiß nicht! Gott weiß, wie gut ich's mit Euch, Signor, und mit Eurem Hauſe von jeher gemeint habe! Habt Ihr aber nie gehört, daß ein Bote die üble Nachricht, die er, ohne darum zu wiſſen, überbracht hat, entgelten mußte?“

„Alſo willſt du mir etwas Uebels ſagen?“

„Ich will nicht, aber ich muß!“

„Nun ſo rede! Wiewol ich nicht ahne, was es ſein ſoll, ſo bin ich doch auf Alles gefaßt! Mithin ſprich frei heraus, was dir auf dem Herzen liegt! Ich weiß die Aufrichtigkeit eines alten Dieners zu ſchätzen!“

Pietro war in ſichtbarer Verlegenheit. Die Schweißtropfen der Angſt ſtanden ihm auf der Stirne; ſcheu, als ob er fürchtete, belauſcht zu ſein, blickte er umher; hob mehrmals an, und verlor das Wort wieder, und brach endlich mit den Worten: „Ich kann nicht!" in Thränen aus.

„Jetzt befehle ich dir, zu ſprechen!" — ſprach der Marcheſe, der nun ſelbſt Arges zu ahnen begann. — „Was es auch ſein mag; deine Zukunft bleibt geſichert; ſprich ohne Scheu!"

„Nun denn, in Gottes Namen!" — flüſterte Pietro beſorgt umherſchielend. — „Rund herausgeſagt: Signora Giulietta hintergeht Euch!"

„Du lügſt!" fiel ihm der Marcheſe Luigi aufbrauſend ins Wort. Eine lange Pauſe folgte.

„Wie kannſt du dich unterfangen", — fuhr der Marcheſe, gefaßter und ruhiger, fort — „meiner trefflichen Gemahlin ſo Schändliches zuzumuthen?"

„Wollte Gott, es wäre nicht mehr als Vermuthung, Signor! Aber ich hörte — ich ſah!"

„Du hörteſt nichts! ſaheſt nichts! Du biſt ein halb tauber, halb blinder Thor!"

„Seht, Signor, ſagt' ich's nicht, der Bote muß oft die Nachricht entgelten!"

„Was hörteſt du? was ſaheſt du?"

„Graf Forli —"

„Iſt mein Freund!"

„Um Eurer Gattin willen!"

„Leider iſt er jetzt ſo ſelten zu ſehen!"

„Weil Ihr, Signor, Eure Augen für die unſelige Jagd braucht. Da könnt Ihr nicht ſehen, wer indeſſen in der Villa aus- und einreitet. So oft Ihr auf die Jagd geht, geht Forli auch auf die Jagd!"

„Alter, du biſt keck! Weißt du, daß du die Ehre meines Hauſes antaſteſt?“

„Ich? Signor! — Ich will's nur nicht leiden, daß es ein Anderer thut. Aber leider iſt es ſo. Kaum kehrt Ihr der Villa den Rücken, ſo reitet Graf Forli zum Hinterthore herein und verläßt unſere Signora nicht eher, als bis das Hifthorn von den nahen Bergen tönend, Eure Rückkehr verkündigt. Was da getändelt und geſcherzt wird, — Signor, ich hab's belauſcht, gehört, geſehen! Aber ich mag Eure Leidenſchaft nicht reizen. Ich will Euch nur warnen, eh' es zu ſpät iſt; eh' Ihr den Flecken nicht mehr von Eurem Namen waſchen könnt!“

Der Marcheſe ſtand geiſterblaß; das Blut war aus ſeinen Wangen und Lippen gewichen; ſeine Wimpern zuckten krampfhaft. Seine Hände ballten ſich unwillkürlich; ſeine Knie wankten. Dennoch wußte er ſeine Faſſung zu behaupten, und begann nach einer Pauſe, mit erheuchelter Ruhe:

„Pietro, ich danke dir für deinen guten Willen, ſollt' ich gleich über deine Voreiligkeit zürnen. Du weißt nicht, welchen Brand du bei einem Leichtgläubigeren hätteſt ſchüren können. Zum Glücke weiß ich, was ich will. Die Ehre meines Hauſes geht mir über Alles, merke dir das! — Meine Giulietta iſt mir treu. Wenn Forli ſie beſucht, ſo thut er's mit meinem Wiſſen. Du aber wage es nicht mehr vorlaut und unbeſonnen Dinge zu behaupten, welche du nie wirſt beweiſen können! Geh' und ſei ein anderes Mal vorſichtiger!“

Pietro wußte nicht, was er denken ſollte. Hatte er früher geträumt, oder träumte er jetzt? — Bittere Thränen vergoß er über die Verblendung des Marcheſe, welcher für ſeinen, wie es ſchien, felſenfeſten Glauben auf die Treue ſeiner Gemahlin, ſo ſchlecht belohnt wurde. Tief kränkte es ihn, ſich ſo ſchnöde abgewieſen zu ſehen. Die Ehre des Hauſes, dem er diente, ging ihm über Alles; der Marcheſe ſelbſt konnte dafür nicht ernſtlicher bedacht ſein, und nun wurde eine Entdeckung, die ihm manche ſchlafloſe Nacht gekoſtet, zu der er ſich erſt nach ſo ſchwerem Kampfe mit ſich ſelbſt entſchloſſen hatte, ſo übel, ja, was ihn noch mehr verdroß, ſo leicht aufgenommen, als ob es einen Spaß gälte.

„Aber vielleicht“ — ſprach er zu ſich ſelbſt — „iſt es dem Marcheſe mit ſeiner Gleichgiltigkeit nicht ernſt! Erſchüttert war er, tief erſchüttert; auf ſeinem Geſichte malte ſich mehr, als Unwillen gegen meine Vermuthung! Er will vielleicht nur nicht glauben bis er Ueberzeugung hat und handeln kann! Wolan! Iſt's auch ein undankbares Geſchäft, der Rache und Vergeltung das Thor zu öffnen, ſo will ich's doch thun. Für einen Verleumder ſoll der alte Pietro nicht gelten!“

Der Marcheſe fand keine Ruhe. Pietro's Entdeckung hatte ihm nun beſtätigt, was er lange ſchon ahnte. Raſch entſchieden, hatte er ſeinen Entſchluß bald gefaßt. So leidenſchaftlich er ſeine Gemahlin bisher geliebt, ſo ſchnell war dieſe Liebe wie durch einen Zauberſchlag gebannt. Nur Gewißheit wollte er haben, um dann männlich ſich zu rächen. Seine Gemahlin aufzugeben, wenn er von ihrer Untreue überzeugt wäre, ſtand unwiderruflich feſt in ihm. Aber ſeines Hauſes Ehre ſollte darunter nicht leiden. Niemand, ſelbſt nicht Pietro, ſollte ſagen können: „Marcheſe Luigi hat ein treuloſes Weib; er iſt betrogen worden und hätte, ohne ſeines Dieners Wachſamkeit, nichts davon gemerkt!“ Die ſchreckliche Kataſtrophe, wenn ſie ſchon nicht zu vermeiden wäre, ſollte auf den unbefleckten Glanz ſeines Hauſes keinen Makel werfen. Ueber dieſem Plane brütete er Tag und

Nacht. In ſeinem Innern kochte und tobte es, wie in den Eingeweiden eines Vulcans; aber ſein Antlitz ſchien ruhig und ein glücklich erborgtes Lächeln ließ den beißenden Hohn, der ſich ihm oft unwillkürlich auf die Lippen drängte, nicht zum Durchbruche kommen.

Aber die Augen ſchuldbewußter Frauen ſehen ſcharf und richtig. So hatte auch Giulietta längſt bemerkt, daß mit ihrem Gemahl eine Veränderung vorgegangen war. Fein und liſtig glitt ſie über dieſe Vermuthung weg; begegnete ihm zärtlich wie ſonſt; berührte alle ſeine ſchwachen Seiten und zuckte vorſichtig wieder zurück, wenn ſie merkte, daß er von irgend einer zugänglich zu ſein aufhörte, um nicht durch auffallende Annäherung ſich verdächtig zu machen. Manchmal fiel die Rede auf Forli. Sie blieb Meiſterin ihrer Mienen, ihres Erröthens, ihres Athmens. Sie lenkte nie ab, wenn der Marcheſe von ihm ſprach; heuchelte, ohne ungerecht zu ſein, die größte Gleichgiltigkeit und benahm ſich ohne Zwang, ſo, daß ſie ſelbſt die feſteſte Ueberzeugung von ihrer Untreue hätte zum zweifeln bringen können.

Es war wieder Jagd angeſagt. Tagsvorher ſuchte Pietro in der größten Unruhe, ſeinen Herrn überall auf; aber erſt Abends konnte er ihn allein finden. Er ſprach nichts, ſondern übergab ihm nur mit zitternder Hand einen Zettel.

Der Marcheſe entfaltete ihn. Es war die Hand ſeiner Gemahlin; keine Aufſchrift, keine Unterſchrift, kein Siegel; der Inhalt folgender: „Der Marcheſe argwöhnt, ich möchte ſagen: er weiß Alles! Fürchtet aber nichts: er iſt in meiner Hand! Klugheit iſt nöthig. Morgen iſt Jagd. Kommt gewiß, damit wir uns beſprechen können. Liebe ſcheut keine Gefahr!“

Ruhig ſteckte der Marcheſe den Zettel zu ſich; maß den alten Pietro mit durchdringendem Blicke; legte ihm die Hand auf die Schulter und ſprach mit ſanfter Stimme: „Alter, was hat dir mein armes Weib gethan, daß du Complotte gegen ſie ſchmiedeſt?"

„Ich, Signor? — Um Gottes willen, ich begreife Euch nicht! Ihr ſeid fürchterlich verblendet oder fürchterlich — verſchloſſen."

Der Marcheſe zuckte zuſammen: dieſer Blick des Alten in ſein Herz kam ihm unerwartet. Er faßte ſich ſchnell und fuhr fort: „Geſteh' aufrichtig, du hegſt einen geheimen Groll gegen Signora! Aber umſonſt! — Giulietta iſt treu; ich weiß es, und Niemand wird mich des Gegentheils überführen können! Dieſer Zettel iſt dein Werk!"

„Wollte Gott, es wäre ſo! — Ich fand den Zettel. Signora ſtreute ihn am Gartenthore aus, weil ſie ſich unbelauſcht glaubte. Im nahen Gebüſche rauſchte es; ich ſtreifte vorüber. Des Grafen Diener lag auf der Lauer. Iſt's Euch genug?"

„Genug, Schwachkopf, — um mir nichts zu ſcheinen! — Morgen iſt Jagd, wie gewöhnlich. Du aber merke dir's! — Laſſ' dieſes Zeug. Giulietta iſt treu, rein, unſchuldig. Luigi iſt nicht betrogen; die Ehre unſeres Hauſes hat Niemand befleckt, und wagt Niemand zu beflecken."

Er winkte dem Diener, abzutreten. Dieſer aber hielt ſich nicht länger, fiel auf die Knie, ergriff krampfhaft des Marcheſe Hand, und rief mit Schluchzen und Thränen: „Signor, ich bin ein alter Sünder! ich habe viel, viel auf meinem Gewiſſen! Der Gerechte fällt ſiebenmal im Tage! Aber ſo ſchlecht, ſo verworfen bin ich nicht, daß ich zum Verleumder geworden wäre am Hauſe meines Wolthäters! Nein, Signor, dieſe Schmach, erlaubt mir, dieſe kann ich nicht auf mir haften laſſen! Was ich ſage, iſt wahr, leider wahr! Ich habe gehört, geſehen! Wenn's keinen Teufelsſpuk gibt, wenn nicht Menſchen andere Körper annehmen und zugleich da und dort ſein können, ſo hab' ich mich nicht getäuſcht, ſo ſeid Ihr betrogen! — Gewährt mir nur Eines! Schafft Euch Ueberzeugung! — Mein graues Haupt mögt Ihr mir abſchlagen, ſtückweiſe mögt Ihr mich zerreißen laſſen, wenn ich Euch hinführe und ſage: Da iſt er, da überzeugt Euch, daß ich kein Verleumder bin! — Und Ihr fändet doch, daß ich log! Signor, auf meinen Knien beſchwör' ich Euch, thut mir nicht Unrecht! Es drückt mir das Herz ab, wenn ich glauben ſoll, daß Ihr Euch von mir betrogen wähnt, während ich darauf ſterben will, daß Ihr es von Signora, von Euerm Freunde ſeid! Stellt Euch morgen, als ob Ihr auf die Jagd ginget, kehrt heimlich zurück, harrt des Zeichens das ich Euch gebe, und überzeugt Euch dann, daß es mir nur um Eure Ehre zu thun war, und daß Pietro kein Verleumder iſt!"

Der Marcheſe fuhr ſich mit der Hand über die Stirne, als ob er ſich beſänne.

„Wolan", ſprach er, „alter Knabe! Weil du nicht nachgibſt, dich nicht belehren laſſen willſt, ſo geb' ich nach, und will den Schwank mitmachen: meine Giulietta kann ja dabei nur gewinnen! — Ich kehre morgen unvermuthet zurück, erwarte dein Zeichen, laſſe mich von dir führen und lenken, wie du willſt. Aber das merke dir, wenn ich finde, daß du gelogen haſt, daß meine Frau unſchuldig iſt, — (und ich bin überzeugt, ich werde das finden!) — dann haſt du meinem Hauſe am längſten gedient; dann kannſt du in die Dienſte eines andern Herrn treten, der deine Wachſamkeit beſſer zu würdigen weiß! Willſt du es auf dieſe Gefahr wagen?"

„Ja!" rief Pietro nach kurzem Beſinnen. — „Es gilt die Ehre des Hauſes, dem ich ſo lange treu gedient habe, — und auch ein treuer Diener hat ſeine Ehre! Wenn ich Euch, Signor, falſch berichte, ſo will ich den Reſt meiner Tage brotlos, in Jammer und Elend zubringen."

Der Marcheſe hatte ſich mit ſeinem Jagdroſſe kaum hinter dem nächſten Hügel verloren, als wirklich der Graf Forli ſich einfand. Vorſichtig ſchlich er dem Gartenpförtchen zu, welches er bereits geöffnet fand, und klatſchte unter dem Fenſter der Signora dreimal in die Hände. Ein kleiner Schlüſſel flog herab und verſchaffte dem Ehrenräuber Eintritt durch die Thüre, welche aus dem Seitenflügel des Schloſſes in die Hauptallee des Parkes führte.

Pietro hatte mit Luchsaugen Alles beobachtet. Ungeduld und Unwille verzehrte ſein Herz. Mit aufmerkſamen Blicken lauerte er, im Gebüſche verborgen, bis er ſeiner Sache ſo ſicher wäre, daß Niemand mehr der Signora Treuloſigkeit läugnen könnte. Nichts entging ihm. Jede Thüre kannte er am Zuklappen; er wußte, was jedes Fenſteröffnen, jede Regung eines Vorhanges, jedes Verſchieben eines Blumentopfes zu bedeuten habe. Aus Vorſicht beging Signora Giulietta, um jeden Verdacht von ſich abzuwälzen, die Unvorſichtigkeit, nie eine Thüre zu verriegeln. Uebrigens machte ſie aus des Grafen Beſuchen kein Geheimniß, um die Dienerſchaft glauben zu machen, daß es keine heimlichen ſeien, ſondern daß ihr Gemahl darum wiſſe. Daher nahmen die Hausleute auch wenig Rückſichten auf die Beſuche. Nur Pietro ließ ſich nicht täuſchen. Er war ein alter Zeuge der Strenge, mit welcher im Hauſe des ältern Luigi über Verhältniſſe dieſer Art geurtheilt wurde; er wußte wie unverletzlich ihm die Ehre war, und wie er Jeden, der ſie anzutaſten gewagt hätte, fürchterlich beſtraft haben würde. Jetzt aber — er konnte ſich's nicht verhehlen — leitete auch Rache ſeine Schritte. Giulietta war Urſache, daß er für einen Verleumder gelten ſollte. Das konnte der alte Hitzkopf nicht ertragen. Er mußte ſich reinwaſchen, und wäre es mit dem Blute ſeiner treuloſen Gebieterin. Leiſe, als ob ſeine Schuhe mit Filz beſohlt wären, ſchlich er ins Schloß, um den rechten Augenblick zu erlauſchen.

Giulietta empfing den Grafen Forli wie gewöhnlich in einem Gemache im zweiten Stockwerke des weſtlichen Eckthurmes. Ein Corridor, auf welchem ein kleines Pförtchen die Wendeltreppe verſchloß, die in den Garten hinabführte, lief in einen geräumigen, durch eine einzige Thüre zu ſchließenden Vorſaal aus, aus dem man in jenes Seitengemach gelangen konnte. Ein einziges Fenſter erhellte daſſelbe. Es gewährte die Ausſicht auf das gegenüberliegende Waldgebirge, an deſſen Fuße ein wildſchäumender Strom vorüberrauſchte, der den Thurm mit brauſenden Wogen beſpülte, und eingezwängt von ſpitzigen Felſen ungeſtüm dahinſchoß. Hier dünkte ſich die Schloßfrau ſicher, denn aus demſelben konnte ſie jeden Menſchen bemerken, der aus dem Gebirge, in welches die Jagd ſich immer tiefer verlor, herabkam und über die Brücke ging. Von dieſer Seite hatte ſie daher keine Ueberraſchung zu befürchten und Hausleute glaubte ſie durch ihr zwangloſes, unverſtecktes Betragen für jeden Verdacht unzugänglich gemacht zu haben. Fern über die Berge her ſchollen die langgedehnten Klänge des Hifthorns, jede Scheu verbannend; dumpf wie lüſternes Girren, brauſte der Waldſtrom und ein kühles Schmeichellüftchen wehte koſend durch das offene Fenſter.

Pietro hatte ſich unbemerkt bis zur Pforte jenes Gemaches geſchlichen und das Paar belauſcht. Seiner Sache gewiß, eilte er nun über den Vorſaal, den Corridor entlang und öffnete das Pförtchen zur Wendeltreppe, auf welcher ſich ſchon, der Verabredung gemäß, der Marcheſe verſteckt hielt. Er war indeß, ohne von irgend Jemand geſehen worden zu ſein, zurückgekehrt und durch eben jene Thüre ins Schloß gekommen, welche Forli mit Giulietta's Schlüſſel geöffnet und, um ſich ungehindert wieder entfernen zu können, offen gelaſſen hatte. Pietro hatte dieſen Weg ihm angedeutet.

Was in des Marcheſe Seele vorging, läßt ſich leicht denken. Sein ganzes Herz — war Rache; ſein Entſchluß aber, dieſe Rache ſo zu nehmen, daß die Ehre ſeines Hauſes ſelbſt vor Pietro's Augen unbefleckt bliebe, ſtand feſt.

„Signor, dort ſind ſie!“ — flüſterte Pietro, den Marcheſe mit Zittern am Arme faſſend.

„Wenn du lügſt“, — erwiderte der Marcheſe, drohend — „ſo iſt es um deinen Dienſt geſchehen!“

„Ich kann darauf ſchwören!“

„Keinen Meineid, denn ich wiederhole dir nochmals: meine Giulietta iſt unſchuldig, der Graf iſt nicht bei ihr! Beſinne dich, — noch iſt es Zeit, deine Verleumdung zu widerrufen!“

„Ich bin kein Verleumder! Ueberzeugt Euch, Signor! Der Graf iſt bei Signora!“

„Wolan! Ich gehe! Schreibe dir die Folgen ſelbſt zu!“ — Mit dieſen Worten ſchloß der Marcheſe das Pförtchen zur Wendeltreppe ab und zog den Diener zur Thüre, die in den Vorſaal führte.

„Hier bleibſt du ſtehen und hältſt Wache!“

„Das will ich gewiß gut!“

„Im Vorſaale iſt keine Pforte, durch die er entkommen könnte, — nicht wahr?“

„Keine!“

„Auch im Thurmgemache iſt kein Seitenpförtchen?“

„Keines!“

„Ich ſchließe hinter mir ab; wenn du Wache hältſt, kann er unmöglich entrinnen!“

„Unmöglich!“

„Und er iſt bei Giulietta ſagſt du?“

„So wahr ich Pietro heiße, ich ſah, ich hörte ihn!“

„Wolan! Ich will dich überzeugen, daß du lügſt!“

„Behüt' Euch Gott, daß Ihr den Anblick Eurer Schande gefaßt ertragt!"

Leiſe trat der Marcheſe in den Vorſaal und ſchloß hinter ſich ab. Der Alte hielt Wache vor der Thür.

„Nun hat er ihn!" — ſprach er zu ſich ſelbſt. Aber Alles blieb ſtill.

Der Marcheſe öffnete raſch die Thüre des Thurmgemaches, und trat wie ein Rachegeiſt vor das von Schreck verſteinerte Paar.

Der Marcheſe ſprach kein Wort, ſondern hielt ſeiner Gemahlin mit der Linken den Zettel vor, den ſie an Forli geſchrieben und ſetzte dieſem eine Piſtole auf die Bruſt. Jetzt erhoben Beide, von dem Bewußtſein ihrer Schuld entgeiſtert, bittend die Hände. Der Marcheſe winkte dem Grafen, mit rollenden Blicken, aufzuſtehen und ſeinen Hut zu nehmen. Er gehorchte und wollte ſprechen. Der Marcheſe hielt den Finger auf die Lippen, zum Zeichen, daß er ſchweigen ſolle, und drängte ihn mit vorgehaltener Piſtole zum Fenſter. Der Graf ſchien nicht zu begreifen was Jener wolle. Jetzt deutete der Marcheſe gebieteriſch hinab in die Tiefe und hielt ihm die Piſtole drohend vor die Stirne. Nun begriff ihn der Graf. Da war keine Wahl, hier Tod und unten Tod; hier ſicherer Tod, unten mögliche Rettung. Mit einem Blicke der Verzweiflung auf Giulietta, die ohnmächtig zur Erde ſank, ſchwang er ſich aufs Fenſter — und ſauſte hinab in den ſchäumenden Strom.

Die ſtumme Rache war vollbracht. Mit kräftigem Arme hob der Marcheſe ſein treuloſes Weib vom Boden auf und legte es auf das Ruhebett, wo es in todtenähnlicher Erſtarrung dahinlag. Er ſelbſt athmete tief auf, ſammelte ſeine Sinne wieder und riegelte die Thüre auf. Das Alles war das Werk weniger Minuten geweſen.

Pietro ſtand erſtarrt, als er den Marcheſe allein herauskommen ſah.

„Um Gotteswillen!“ — rief er — „Ihr habt doch keinen Doppelmord begangen, weil Alles ſo ſtill iſt?“

„Geh hinein,“ — fuhr ihn der Marcheſe drohend an — „ſuche du den Schänder meiner Ehre, ich hab' ihn nicht gefunden. Aber wecke mir meine gute treue Giulietta nicht, ſie ſchläft!“

Pietro zögerte, aber der Marcheſe zwang ihn vor ſich her, mit den Worten:

„Jetzt will ich hier Wache halten!“

Mit geſchärftem Blicke umherſpähend, trat Pietro in den Vorſaal: er war leer. Er ging weiter, trat vorſichtig ins Thurmgemach, — aber der Graf war nicht da. Giulietta lag in feſten Schlummer verſenkt, wie es ſchien, und regte ſich nicht. Mit ängſtlicher Haſt durchſpähete Pietro jeden Winkel des Gemaches, öffnete mit leiſer Hand jeden Schrank, zog den Vorhang von jeder Blende, — Giulietta war allein, — Forli nirgend zu finden! Wol fiel Pietro's Blick auf das offene Fenſter, unwillkürlich ſah er hinab in die grauenerregende Tiefe; aber Thorheit ſchien es ihm, nach dem Flüchtlinge da zu ſpähen, wo kein Strauch auf kahlem Felſen, kein Grashalm an der glatten Wand des Thurmes einen Anhaltspunkt darbot.

Wüthend ſchlug er ſich vor ſein graues Haupt, wankte faſt ohnmächtig aus dem Gemache, und rief, als ihn der Marcheſe mit ironiſchem Lächeln fragte: ob er ihn gefunden habe? — zähneknirſchend:

„Signor, mit dem iſt der Teufel! Er — iſt verſchwunden!“

„Er war nie hier, Narr!“ — antwortete der Marcheſe — „Giulietta iſt unſchuldig, du biſt entlaſſen. Da — nimm! Weil du meinem Vater treu gedient haſt, ſo ſollſt du deinen Lebensreſt nicht in Noth und Elend verleben. Dieſe Börſe ſichert deine Zukunft. Aber merke dir's, daß die Frauenehre ein heiliges Gut iſt, das man nicht unvorſichtig antaſten ſoll. Biſt du nun überzeugt, daß Giulietta unſchuldig iſt?“

„Signor, ich bin von nichts mehr überzeugt!“ — ſtammelte Pietro, deſſen Haupt wüſt und ſinnlos war. — „Ich weiß nicht einmal mehr, ob ich der alte Pietro bin!“ —

Tief erſchüttert verließ er das Schloß und verlebte den Reſt ſeiner Tage in Abgeſchiedenheit Wiewol er für ſich feſt überzeugt war, wiewol ſein Herz ihm ſagte: Giulietta ſei treulos geweſen; ſo konnte er doch ſeinen Augen nicht widerſprechen und hätte wider Willen Giulietta's Ehre vor aller Welt vertheidigen müſſen. Nur das Bewußtſein, nicht ganz ohne Rachegefühl gegen ſeine Gebieterin, die ihm minder hold war, gehandelt zu haben und inſofern wenigſtens zum Theil nicht ganz ohne eigenes Verſchulden zu leiden, machte ihn dieſe kränkende Zurückſetzung erträglich. Nur von fern zuckte es manchmal durch ſeinen Kopf, daß er doch recht geſehen und der Marcheſe nur auf kluge Weiſe, welche zu ergründen er ſich freilich umſonſt bemühte, die ganze Ehrenſache geräuſchlos abgethan habe.

In dieſer, für ſein Gewiſſen ſo tröſtlichen Ahnung beſtärkte ihn die Nachricht, daß Giulietta zehn Monden nach dieſem Falle vom Marcheſe zu ihren Eltern geſendet worden und bisher nicht zurückgekehrt ſei. Niemand fand darin etwas Arges; man erzählte ſich, es ſei aus Geſundheitsrückſichten geſchehen. Auch ſprach der Marcheſe fortwährend mit der größten Achtung und Liebe von ſeiner Gemahlin, reiſte öfter ab um ſie, wie er vorgab, zu beſuchen, und theilte das Geheimniß Niemanden mit, als ſeinem Tagebuche. Nur Pietro ſchöpfte Verdacht, aber er hütete ſich wol, irgend etwas davon laut werden zu laſſen. Was mit dem Grafen Forli geſchehen ſein mochte, wußte Niemand. Er blieb verſchollen und verſchwunden.

* * *

# Inhalt

Seite
Vorwort . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . III

I. **Oeſterreichiſche Volkshymne** . . . . . . . . . . 1

## II. Des Gabriel Faërnus Fabeln.

Vorwort des Ueberſetzers . . . . . . . . . . . . . . . 7
Ueber Gabriel Faërnus . . . . . . . . . . . . . . . . 10

### Des Faërnus Fabeln. Erſtes Buch.

Der weiſe Maulwurf . . . . . . . . . . . . . . . . . 17
Die beiden Hunde . . . . . . . . . . . . . . . . . . —
Der Wäſcher und der Köhler . . . . . . . . . . . . . 18
Die Krähe und die Schwalbe . . . . . . . . . . . . . —
Die Schnecken . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 19
Der Fuchs und die Traube . . . . . . . . . . . . . . —
Der Fuchs und die Maske . . . . . . . . . . . . . . 20
Die Henne und die Schwalbe . . . . . . . . . . . . . —
Der Eſel mit dem Götterbilde . . . . . . . . . . . . 21
Die ertrunkene Gattin . . . . . . . . . . . . . . . —
Die Fliege . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 22
Der Rabe und die Schlange . . . . . . . . . . . . . —
Die Hoffnung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 23
Der verwandelte Fuchs . . . . . . . . . . . . . . . —
Der Wolf und der Kranich . . . . . . . . . . . . . . 24
Jupiter und die Schnecke . . . . . . . . . . . . . . —
Des Eſels Sohn und der Wolf . . . . . . . . . . . . 25
Das Lamm und der Wolf . . . . . . . . . . . . . . . —
Der Wolf und der Fuchs . . . . . . . . . . . . . . . 26
Der Rabe und ſeine Mutter . . . . . . . . . . . . . —

### Des Faërnus Fabeln. Zweites Buch.

Der Aal und die Schlange . . . . . . . . . . . . . . 29
Die blödſtolze Fliege . . . . . . . . . . . . . . . . —

Seite
Der Wolf und der Eſel . . . . . 30
Der Bauer und der Reiter . . . . . —
Das Eſelein und der Eber . . . . . 31
Die Reiher und die Vögel . . . . . —
Die Ameiſe und die Grille . . . . . 32
Das Eſelein und der Fuchs . . . . . —
Der Knabe und der Skorpion . . . . . 33
Der Sterndeuter . . . . . —
Der getäuſchte Hund . . . . . 34
Das übermüthige Maulthier . . . . . —
Veränderter Wunſch . . . . . 35
Merkur . . . . . —
Der Tod und der Greis . . . . . 36
Der Pfau und die Dohle . . . . . —
Der Feſttag und der Werktag . . . . . 37
Die Hunde . . . . . —
Die zwei durſtigen Fröſche . . . . . 38
Der Geizhals . . . . . —

### Des Faernus Fabeln. Drittes Buch.

Der Prahler . . . . . 41
Die beiden Eſel . . . . . —
Der Hirſch und das Hirſchkalb . . . . . 42
Der Eber und der Fuchs . . . . . —
Der Wahrſager . . . . . 43
Das Eſelein, der Rabe und der Wolf . . . . . —
Der Fuchs und der Dornſtrauch . . . . . 44
Der Wolf und das Weib . . . . . —
Die beiden Jünglinge und der Koch . . . . . 45
Die Mäuſe und die Katzen . . . . . —
Der Fuchs und der Rabe . . . . . 46
Die Ameiſe . . . . . 47
Die Dohle . . . . . —
Die Nachbarfröſche . . . . . 48
Die Hirſchkuh und der Weinſtock . . . . . —
Der Schwan und die Gans . . . . . 49
Das Weib und der Arzt . . . . . 50
Der Rinderhirt . . . . . —
Die Mäuſe . . . . . 51
Merkur und der Bildhauer . . . . . 52

### Des Faernus Fabeln. Viertes Buch.

Das Pferd und der Eſel . . . . . 55
Der Satyr und der Menſch . . . . . —
Der Betrüger und Apollo . . . . . 56
Die Krähe und der Hund . . . . . 57
Der eherne und der irdene Topf . . . . . —
Der Fuhrmann und Herkules . . . . . 58

Seite
Das Schwein und der Hund . . . . . 59
Der Löwe und der Fuchs . . . . . —
Der Aff' und der Fuchs . . . . . 60
Jupiter und Minerva . . . . . 61
Das unzufriedene Eſelein . . . . . —
Der verſtändige Hund . . . . . 62
Die Katze und der Hahn . . . . . 63
Der Taucher, der Dorn und die Fledermaus . . . . . —
Der Löwe, der Eſel und der Fuchs . . . . . 64
Richter Momus . . . . . 65
Die Fledermaus und der Marder . . . . . —
Der Eſel und das Pferd . . . . . 66
Der Hund und der Wolf . . . . . 67
Der Vater und die Söhne . . . . . 68

### Des Faërnus Fabeln. Fünftes Buch.

Das Rohr und der Oelbaum . . . . . 71
Hund, Hahn und Fuchs . . . . . 72
Die beiden Hunde und der Koch . . . . . —
Der Aff' und der Delphin . . . . . 73
Der Räuber und ſeine Mutter . . . . . 74
Der Landmann und Jupiter . . . . . 75
Der Holzhauer und Merkur . . . . . 76
Der geſchundene Wolf . . . . . 77
Fuchs und Adler . . . . . 79
Die Lerche . . . . . 80
Der Vater, der Sohn und der Eſel . . . . . 81
Der Löwe, der Fuchs und der Eſel . . . . . 83
Der Fuchs und der Igel . . . . . 84
Aeſop und der Sieger im Kampfſpiele . . . . . —
Der Hahn und die Katzen, als ſeine Sänftenträger . . . . . 85
Aeſop und der Knecht auf der Flucht . . . . . —
Der hungrige Bär . . . . . 86
Der Fuchs . . . . . —
Der Finkler und die Lerche . . . . . 87
Die Schlange und die Eidechſe . . . . . 88

## III. Aus dem dichteriſchen Nachlaſſe.

### Lyriſches und Epigrammatiſches.

Ein belauſchtes Paar . . . . . 93
Abgeſchloſſenheit . . . . . 94
Winternacht . . . . . 95
Albumblatt . . . . . 99
Nach übler Laune . . . . . 101
Verkappter Egoismus . . . . . —
Zum 20. April 1873 . . . . . 103

Seite

Franzöſiſche Volkslieder.

Der Liebesbote . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 109
Ausmarſch . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 110
Santa Clara . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 111
Am klaren Quell . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 113
Todtenklage . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 114

## IV. Novellen und Erzählungen.

Erſte Abtheilung.

Vier Gänge nach dem Strande . . . . . . . . . . . . . . . . . . 119
Roſalina . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 129
Dr. Fauſt am Niederberge . . . . . . . . . . . . . . . . . . 157
Der Vogel Curios . . . . . . . . . . . . . . . . . . 199
Das Uhrmacherhaus . . . . . . . . . . . . . . . . . . 243
Der Leiermann . . . . . . . . . . . . . . . . . . 259
Der Kampf um die Braut . . . . . . . . . . . . . . . . . . 269
Der todtliche Knopf . . . . . . . . . . . . . . . . . . 279
Ein Tag auf der Glashütte . . . . . . . . . . . . . . . . . . 287
Stumme Rache . . . . . . . . . . . . . . . . . . 307

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien
k. k. Univerſitäts-Buchdruckerei.

Johann Gabriel Seidl

# Joh. Gabr. Seidl's

# geſammelte Schriften.

Mit einer Einleitung

von

**Julius von der Traun.**

Herausgegeben von

**Hans Max.**

**Sechſter Band.**

Joh. Gabr. Seidl's Biographie. — Novellen und Erzählungen. II.

Mit dem Bildniſſe Seidl's.

**Wien, 1881.**
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Vorwort.

Der vorliegende ſechſte Band, mit dem die Herausgabe des dichteriſchen Nachlaſſes J. G. Seidl's zum Abſchluß gelangt, enthält:

I. Joh. Gabr. Seidl. Eine biographiſche Skizze;
II. Novellen und Erzählungen. (1828—1871.) Zweite Abtheilung.

Die biographiſche Skizze umfaßt die hervorragenden Momente aus dem wenig bewegten Leben des Dichters und ſpiegelt ein wahrhaft glückliches Daſein, welches in dem tiefpoetiſchen Gemüthe Seidl's und ſeiner geordneten und ſtillen Häuslichkeit den Urſprung hat. Wer ſich eingehender über die Lebensſchickſale des Dichters, ferner über die literariſchen und bibliographiſchen Verhältniſſe ſeiner Schriften des Näheren unterrichten will, verweiſe ich auf Wurzbach's biographiſches Lexikon, welches in dieſen Beziehungen ein überaus reiches und ſchätzbares Materiale bietet.

Eine lebensvolle Illuſtration erhält die vorliegende biographiſche Skizze durch das wolgetroffene Bildniß ſammt Facſimile unſeres Dichters, welches der ſtrebſame und keine

Koſten ſcheuende Verleger dieſem Bande zur freudigen Ueberraſchung unſerer Leſer beifügte.

Die in dem vorliegenden Bande enthaltene zweite Abtheilung der „Novellen und Erzählungen“ bildet eine Blumenleſe aus dem Werke: „Bilder ohne Rahmen“, Erzählungen, Novellen, Sagen und Geſchichten, zwei Bändchen 8°, Wien 1841, Pichler's ſelige Wittwe, welches Werk ſpäter unter dem Titel: „Laub und Nadeln“ in den Jahren 1842, 1845 und 1871 (zuletzt bei Wilhelm Braumüller) vermehrte Auflagen erlebte. Es iſt Sr. Excellenz dem Grafen Moriz von Dietrichſtein gewidmet. Obgleich die Novellen nicht auf der Höhe der heutigen Production ſtehen und meiſt der beliebten realiſtiſchen Färbung entbehren, ſo kann doch nicht geleugnet werden, daß durch alle dieſe Novellen ein idealer Zug geht, welcher die Eigenart unſeres Dichters lebhaft kennzeichnet.

Mit kurzen Strichen ſchildert er Situationen und Charaktere und verſteht es, ſelbſt heute noch, den anſpruchsvolleren Leſer zu befriedigen; um wie viel mehr mochte dies Seidl zu einer Zeit gelingen, wo die Taſchenbücher-Literatur in der Blüte ſtand und ſeine Dichtungen ſich den beſten und geleſenſten anreihten. —

Ich vermag nicht von den wolwollenden Freunden unſeres Dichters zu ſcheiden, ohne der in- und ausländiſchen Preſſe zu gedenken, die ſich bisher über die Herausgabe dieſes dichteriſchen Nachlaſſes einſtimmig günſtig ausſprach. Auch ſei mir geſtattet, nochmals des Verlegers, Wilhelm Ritter v. Braumüller zu erwähnen, der dieſes literariſche Unternehmen mit beſonderer Vorliebe und allen Mitteln förderte, um auf dieſe Weiſe ſeinem vieljährigen Freunde ein würdiges und unvergängliches Denkmal zu errichten; denn Stein und Erz verwittern und zerbröckeln im Sturme der Zeit, während die Kunſt Gutenberg's allein geeignet iſt, dem Volke das Gedächtniß ſeiner geliebten und bedeutenden Dichter treu und lebendig bis in ferne Zukunft zu bewahren.

Der Buchdruckerkunſt gedenkend, werde ich ſchließlich erinnert, der typographiſchen Anſtalt Adolf Holzhauſen's in Wien meinen lebhaften Dank auszuſprechen, aus welcher dieſes Werk, geſchmackvoll ausgeſtattet, hervorging, und von der mir bei der Herausgabe desſelben die möglichſte Unterſtützung und Förderung bereitwilligſt zutheil wurde.

Wien, im Juli 1880.

**Hans Max.**

## I.

# Johann Gabriel Seidl.

### Eine biographiſche Skizze.

Wer die Lebensgeſchichte eines Dichters ſchreibt, wird die Schwierigkeit der Aufgabe nicht in der Erzählung der äußeren Schickſale desſelben, ſondern in der Darſtellung des Zuſammenhanges dieſer Schickſale mit deſſen poetiſchen Schöpfungen finden. Das Meiſte, was hiebei wirkt, bleibt den Blicken und der Beobachtung der Zeitgenoſſen entzogen.

Wer möchte nicht, und namentlich bei lyriſchen Dichtern, den Schöpfern der ſubjectivſten Kunſtform, die Geneſis jener Empfindungen und Töne kennen, die ſo holden Wiederklang in uns fanden, nicht den belebenden Quell entdecken, der all' die ſchönen Blumen erweckte, deren Duft noch immer in unſerer Seele lebt! Wir fühlen mit dem Dichter, wir genießen das ſchöne Gedicht erſt dann vollkommen, wenn es uns als Wahres, Selbſtgefühltes, Selbſterlebtes in unabweisbarer Wirklichkeit entgegentritt.

Autobiographieen, Selbſtaufſchreibungen, Tagebücher haben daher einen unverkennbaren Werth. Des großen Göthe „Wahrheit und Dichtung" zählt unter ſeinen Werken zugleich zu jenen, welche die größte und nachhaltigſte Wirkung hatten.

Von unſerem lieben Johann Gabriel Seidl liegen keine Selbſtaufſchreibungen vor. Dem äußeren Leben unſeres Dichters mit ſeinen kleinen und bekannten Ereigniſſen fehlt alles Stoffliche.

Es war eben ein einfaches aber harmoniſches Leben, in dem der Dichter und ſeine Lieder in inniger Wechſelwirkung erſchienen, ferne von der Sturmfluth großer Leidenſchaften; ein Leben, räumlich beſchränkt, aber um ſo mehr ſich nach Innen vertiefend. Seidl war Menſch und Dichter mit dem vollen Gepräge jener ſpecifiſch öſterreichiſchen Gemüthlichkeit, welche auf der Halbſcheide dieſes Jahrhunderts ihren Abſchluß fand. Seither hat der gewaltige Schulmeiſter, die Zeit, uns andere Sitten gelehrt.

Um den Dichter vollends zu würdigen, müßte ſeine Biographie zugleich ein Bild der Zeit entrollen, die naive Innerlichkeit, welche ihr eigenthümlich war, mit treuen Farben und nicht ohne Humor wiedergeben, und die literariſche Tafelrunde Wiens, aber auch ihren Hintergrund im großen Style und eingehender Beleuchtung vorführen.

Dies aber würde weit über die Grenzen der Aufgabe, die wir uns ſtellten, hinausreichen. Wir wollen nur eine kurze Skizze liefern.

Johann Gabriel Seidl kam am 21. Juni 1804 in Wien zur Welt. Sein Vater, der wie auch ſein Großvater den gleichen Taufnamen trug, war Hof- und Gerichtsadvokat, ſpäter bekleidete dieſer die akademiſche Würde eines Prokurators der ſächſiſchen Nation. Die Mutter, Anna, war eine geborene Lettner. Die Familie Seidl ſtammt väterlicherſeits aus Böhmen, ſie leitete aber nach einer Familientradition ihren Urſprung auf Sachſen und in letzter Linie auf die Schweiz zurück, von wo die Seidls ſchon nach den Umwälzungen in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts ausgewandert waren.

Der Knabe war der Gegenſtand der zärtlichſten Liebe ſeiner Mutter. Er war das einzige Kind ſeiner Eltern. Der Vater, ein tüchtiger Geſchäftsmann von gerühmter Rechtlichkeit, oblag ſeinem Beruf am Actentiſch und in den Gerichtsſtuben; unter ſeinen Standesgenoſſen wegen ſeines heiteren Humors und guter Einfälle als „der luſtige Seidl“ bekannt, war er in ſeiner Familie wortkarg und verſchloſſen. Dafür widmete die Mutter dem Knaben alle Sorge, hütete ihn ängſtlich wie ihren Augapfel und hielt ihn möglichſt zu Hauſe, was auf den von Natur zu ſinniger Contemplation hinneigenden Knaben und ſeine Gemüthsbildung nicht ohne Einfluß blieb. Mit neun Jahren kam er auf das akademiſche Gymnaſium ſeiner Geburtsſtadt, wo er unter der Leitung des trefflichen Pater Innozenz Lang und des Pater Franz Xaver Schönbergen, des Verfaſſers eines oft aufgelegten und heute noch angeſehenen lateiniſchen Wörterbuches, insbeſondere aber an der Hand ſeines geliebten Lehrers P. Anton Röſſler, der ſich des hochbegabten und fleißigen Knaben mit Wärme annahm, im Studium der claſſiſchen Sprachen große Fortſchritte machte.

Die Latinität war damals der Glanzpunkt der öſterreichiſchen Gymnaſien. Der deutſche Aufſatz war ſchwach vertreten, die deutſche Proſa und ihre Pflege zum Theil ein brach liegendes Gebiet. Dagegen gingen gut disciplinirte

Lateiner aus der Schule hervor und retteten auch in die ſpäteren Mannesjahre die Kenntniß und Liebe dieſer Sprache.

Indeſſen regte der Poet in unſerm Seidl bereits die Flügel. Sein erſtes Gedicht: „Ode an die Sonne“, erſchien unter dem Pſeudonamen: Emil Ledies in der Zeitſchrift „Die Cicade“.

Nach dem Uebertritt in die philoſophiſchen Studien finden wir ihn — wie es der Jugend und einem Gemüthe, wie Seidls, Bedürfniß und Labung iſt — mit drei Alters- und Sinnesgenoſſen in einem innigen Freundſchaftsverbande, das ſeine geiſtige Energie und Entwicklung vielfach förderte. Mit zweien davon, dem gelehrten Franz Exner und dem nachmaligen Hofrath Jakob von Zenny, währte dies Band bis zum Tode. In ſo früher Zeit knüpfte ſich auch ein literariſcher Verkehr mit dem wackeren Theodor Hell (Hofrath Winkler) in Dresden, der unſeren jungen Dichter in ſeine damals ſo beliebte und verbreitete „Abendzeitung“ einführte, wodurch er Seidl bald mit allen anderen belletriſtiſchen Blättern Deutſchlands in Verbindung brachte.

Der Tod ſeines Vaters änderte plötzlich die Lebensverhältniſſe unſeres Dichters. Der alte Johann Gabriel Seidl war am 16. October 1823 mittellos geſtorben; die Witwe mit ihrer im Hauſe lebenden, gleichfalls mittelloſen Schweſter war auf einen höchſt geringen Witwengehalt gewieſen. An den damals neunzehnjährigen Sohn, der die juridiſchen Studien begonnen hatte, trat nicht blos die Sorge für den eigenen Unterhalt, ſondern auch die Pflicht der Obſorge für Mutter und Tante heran. Sein heiteres Naturell und ſeine geiſtige Elaſticität obſiegten in dieſem Kampfe ums Daſein als Menſch und als Dichter reifte und gewann er in der Schwierigkeit der Lage. Er entwickelte eine ungewöhnliche Thätigkeit: er beſuchte die Collegien, gab Lectionen, oft fünf bis ſechs Stunden des Tags, referirte über Theater und Concerte, ſchrieb Erzählungen, Gedichte, Correſpondenzen, topographiſche und andere literariſche Aufſätze. Bereits war ein Liederkranz: „Schillers Manen!“ (Wien, J. B. Wallishauſer) von ihm erſchienen, dem eine Sammlung ſeiner erſten Lieder unter dem Titel: „Dichtungen“ bei J. P. Sollinger folgte. Er ſchrieb auch mehrere dramatiſche Compagnieſtücke mit Freiherrn von Biedenfeld und Ludwig Haliriſch, von denen das romantiſche Volksmärchen: „Der kurze Mantel“ am Theater an der Wien oft und ſehr beifällig gegeben wurde. Schon iſt ſein Name überall bekannt und beliebt, bald war kaum ein Almanach mehr zu finden, den nicht eine Gabe Seidls ſchmückte.

Seidl trat in freundſchaftliche Beziehung zu den Dichtern W. Marſano, K. E. Ebert und Anderen, insbeſondere zu dem als Anaſtaſius Grün ſpäter ſo berühmt gewordenen Anton Alexander Grafen von Auersperg. Durch den heiteren Verein „Mutter Ludlam“, auch Ludlamshöhle genannt, der in den Zwanziger Jahren in dem geſelligen Leben Wiens eine große Rolle ſpielte und dem auch Seidl angehörte, kam er mit allen Notabilitäten Wiens in Berührung; und auch das ſogenannte „ſilberne Kaffeehaus“ Steuners, noch durch lange Jahre der Verſammlungsort aller Literaten der Reſidenz und der literariſchen Beſuche aus der Fremde, in dem Seidl täglich zu treffen war, erweiterte den Kreis ſeiner literariſchen Freunde und Bekannten.

In dieſer Zeit erſchien unſerem Seidl in einer anmuthigen Mädchengeſtalt, die Muſe, die ihn dauernd begeiſtern und Hand in Hand durchs Leben geleiten ſollte. Es war Thereſe Schleſinger, die Tochter eines braven aber verarmten Wiener Bürgers, die unſer Dichter in einem Großhandlungshauſe kennen lernte, wo er Unterricht gab, wo ſie als Verwandte und Erzieherin der Kinder in der Familie aufgenommen war, und zugleich das Hausweſen leitete. Die liebenswürdige Erſcheinung mit den klugen dunklen Augen und dem braunen Haar, das ganze ſtill beſcheidene Weſen, machte ſchnell einen tiefen Eindruck. Amors Pfeil ſaß feſt: aber noch lange Zeit, als eine wärmere Neigung ſich ſchon gegenſeitig verrieth, kam noch kein Wort über den ſchüchternen Dichtermund: ſeine Mittelloſigkeit und die noch ferne Ausſicht, ſeiner Liebe einen geſicherten Hausſtand bieten zu können, hießen ihn ſchweigen. Erſt als das Mädchen ſichtlich in Sehnſucht erkrankte, öffneten ſich ſeine Lippen. Man hatte ſich gefunden und verſprach ſich einander fürs Leben anzugehören. Das Ziel war geſteckt. Es hieß nun ringen und ſtreben. Ein inniges Liebeleben begann mit aller Fluth und Ebbe ſelbſtgeſchaffener Sorgen. Graf Auersperg war der innige Vertraute dieſer Liebe, welcher jetzt und noch in ſpäteren Zeiten der Erinnerung die ſchönſten Blüthen der Lieder unſeres Dichters entſtammten. Seidl gedenkt in einem ſeiner ſeelenvollſten Gedichte: „Das liebe Fenſter“, in dem er ſich in die Zeit zurückverſetzt,

> „Als noch das Haus, deß Aug' du bildeſt,
> Mein liebſtes Kleinod mir umfing —“

dieſer äußerlich ſo ruhigen, innerlich ſo bewegten Zeit, und ſchließt es mit den ſein warmes Gemüth und ſeinen Charakter wiederſpiegelnden Zeilen:

> „Denn was mir einmal lieb geworden,
> Dem hang' ich ewig liebend an.“

Nach dreijähriger Vorbereitung fürs Lehramt, insbeſondere in den claſſiſchen Sprachen, erhielt Seidl im Jahre 1829 eine Profeſſur am Gymnaſium in Cilli, in der ſchönen Steiermark.

Das beſcheiden geſteckte Ziel war erreicht. Er konnte ſeine theuere Thereſe zum Altar führen. Der Tag des Abſchieds von Wien, dem viele Valetkränzchen voraus gingen, war auch ſein Hochzeitstag. Ein höchſt bewegter Tag auch für ſeine Freunde. Noch am Eilwagen, in dem er mit Braut, Mutter und Tante bereits ſaß, umarmte ihn Graf Auersperg, rief ihm Nikolaus Lenau „wehmüthige“ Abſchiedsgrüße zu. Nach Neudorf und Wiener Neuſtadt waren ihm Bekannte vorausgeeilt und bis Gloggnitz folgte ihm treues Geleite. Am Semmering aber, während die Poſtpferde den langen Berg hinan langſamer zogen, ſchritt unſer Dichter zu Fuß neben dem Eilwagen, der ſeine Lieben umſchloß, und las in verwandter Stimmung und halblaut vor ſich declamirend in Höltys Gedichten.

Seidl, der bisher überhaupt nur wenig und nur bis auf einige Meilen über ſein liebes Wien und den Bereich des Stefansthurms hinaus gekommen, war plötzlich in eine ferne kleine Landſtadt verſetzt. Aber er fand ſich ſchnell in den neuen Verhältniſſen zurecht, und ſeine herzliebe Thereſe an der Seite, zufrieden in einem Berufe, der ihn ganz erfüllte und ihm immer mehr ans Herz wuchs, erblühten ihm hier in einem freundlichen poetiſchen Stillleben die ſchönſten und glücklichſten Tage ſeines Lebens. Er genoß die ſchöne herrliche Natur, welche Cilli umgibt, mit empfindſamer Seele. Er wurde der Spiritus rector einer heiteren Geſelligkeit in dem freundlichen Landſtädtchen, das ihn mit Stolz den Ihrigen nannte.

Auch in Cilli lebte jene innige Freundſchaft fort, welche Seidl und den Grafen Anton Auersperg (Anaſtaſius Grün) ſchon in Wien verbunden hatte. Als ein Beweis der Innigkeit dieſes Verhältniſſes, welches ein ſo ſchönes Licht auf den Charakter des Mannes wirft, deſſen Lebenslauf wir beſchreiben, mögen die folgenden zwei Briefe hier eingeſchaltet ſein. Der erſte, in drolligen Verſen, wird auch dadurch merkwürdig, daß Auersperg die Autorſchaft der „Spaziergänge eines Wiener Poeten" dem Freunde gegenüber auf das Schroffſte ableugnet, was in den damals beſtehenden öſterreichiſchen Strafgeſetzen und der Handhabung derſelben genügende Begründung findet. Der zweite gibt in treffenden Umriſſen ein lebenswarmes Bild des damaligen literariſchen Verkehres in Wien. Beide Briefe können, wie mir ſcheint, von Seidls Biographen nicht übergangen werden. Auch für Anaſtaſius Grüns Lebensbeſchreiber müſſen ſie werthvoll ſein. Sie ſind ohne Datum, rühren aber offenbar aus der erſten Hälfte der Dreißiger

Jahre her. Der erſte iſt in Thurn am Hart, der zweite in Wien geſchrieben.

## I.

Geliebter, trefflichſter Hanns Gabriel,
Ihr ſeid in allem ſonſt ſo flink und ſchnell,
Wie kommt es aber nun, daß Euer Brief
Am dreyzehnten in meine Hand erſt lief,
Da er am fünften hujus ſchon geſchrieben?
Das heißt's nonum prematur weit getrieben!
Bey edlen Weinen will ichs gern mit alten,
Bei lieben Briefen mit den neuſten halten!
Drum ſchickt mir fleißig von den neuen, friſchen
Und laßt Mercurium nicht zu ſchnell entwiſchen!
Schön' Dank für Eure letzten Novitäten!
„Spaziergäng' eines wien'riſchen Poeten“
Kenn' ich wohl manche, theilend den Genuß
Sowohl zu Wagen, als — und meiſt — — zu Fuß!
Jedoch ein Buch des Namens kenn' ich nicht,
Ein ſolches aber meint wohl Eu'r Bericht?
Nach dem, was Ihr mir ſpracht von deſſen Weſen,
Bin ich begierig, **ſelber** es zu leſen;
Drum bitt' ich, habt Ihr deß' ein Exemplar
Leiht mir's auf ein'ge wen'ge Tage dar,
Vielleicht daß, kann ich's erſt mit Muße end'gen,
Wir drob in gleichem Urtheil uns verſtänd'gen!
„Der Dichter fluche nicht!“ hier denk' ich ſo wie Ihr,
Und flucht der Mann, kein Dichter iſt er mir!
„Vielleicht weil nun die Ferien länger dauern
Sehn wir uns noch in Thurnamhartens Mauern!“
So ſchreibt Ihr mir, o ſchriebt Ihr dießmal wahr!
Herz, Wein und Himmel ſind hier licht und klar!
Hört ein Projekt, doch nehmt's zugleich auch an!
Am Freytag zieh' gen Laibach ich hinan,
Und will mich dort beſprechen und ergehn

Bis Mittwoch früh, den ſechsundzwanzigſten;
— O ſchöner Reim! — Doch weiter im Projekt!
Wenn jener fromme Vater Euch nicht ſchreckt,
Der Euch alldort vor'm Jahr in Bann gethan,
So rückt auch Ihr derweil gen Laibach an;
Seht Euch es an, beſucht die Freund' und Brüder
Und donnert Asn's Spruch vom Schloßberg nieder.
Fahrt dann mit mir nach Thurnamhart herunter;
Da wollen wir dann wohlgemuth und munter
Der alten Zeiten denken, und der neu'n
Bei trautem Wort und edlem Wein uns freun,
Die Flur durchwandeln — eu — et caetera
Kurz, liebſter Freund, o wärt Ihr nur erſt da!
Ich hoff' Ihr ſprecht: der Vorſchlag läßt ſich hören!
Und meine Taten werden ſich bewähren.
Von hier will ich Euch ſelbſt nach Cilli expediren
Solch' edle Waar' läßt man durch Andre nicht ſpediren!
In Laibach alſo bis zum ſechsundzwanzigſten!
Und hernach hier! Doch jedenfalls auf Wiederſehn!
etc. etc.

Mit herzlichem Gruß und Handſchlag
Ihr
unveränderlicher Freund
Auersperg.

## II.

Lieber, guter, unvergeßlicher ꝛc. Erzengel!

Hei, Hei, Hei! wie hat mich Ihr Brief erfreut, beruhigt und erquickt! — Schon glaubte ich mich von Ihnen halb und halb vergeſſen, oder wenigſtens ſehr in den Hintergrund der Erinnerung zurückgeſchoben, zumahl da in Ihrem letzten Briefe an Aſn*) wohl einiger Aufträge, aber keines Grußes an mich erwähnt war; -- und nun erhalt' ich plötzlich zu meiner freudigſten Uiberraſchung Ihre lieben, herzlichen Zeilen! Meinen wärmſten Dank dafür! Der Himmel lohn' es Ihnen an Kindern, was Sie da für Freude gemacht haben. Behalten Sie mich immer ein wenig lieb und Sie werden ſich mit der Zeit überzeugen, daß ich, wenn auch mehreren Ihrer Freunde an Anciennität unſerer Bekanntſchaft und anderen Eigenſchaften, keinem jedoch an warmer Anhänglichkeit an Sie weiche. Unſer guter, kleiner David iſt noch immer der alte gute Kleine; dieß erſehe ich aus ſeiner edlen Trauer um Sie, obſchon ich ſonſt verſucht wäre, ihn als Böſewicht zu verklagen. Um mich kümmert er ſich gar nicht mehr, und wahrſcheinlich wird er ſich nächſtens die Familie Koras an die linke Hand antrauen laſſen. Kürzlich ſtarb in Krain einer meiner älteſten Jugendbekannten. Sein Vater, deſſen höchſtes Glück ſonſt im häuslichen Leben beſtand, rennt jetzt allerorts herum und kann kein Stündchen zu Hauſe verweilen; die Mutter, ſonſt die thätigſte und rührigſte aller Hausfraun, ſitzt jetzt den ganzen Tag hindurch, die Hände im Schooß, hinter'm Ofen und weint. So geht es, natürlich mutatis mutandis ſeit Ihrer Abreiſe auch mit uns Beyden: der Eine wackelt hieher, der Andere wackelt dorthin. Wenn's ſchön Wetter iſt, geh' ich Abends mit Ludwig*) oder Withauer**) in's Freye; iſt's trüb' oder regneriſch, bleib ich zu Hauſe und arbeite, oder gehe mittelſt Ihres zurückgelaſſenen Dietrich's in's Burgtheater, und nehme dann mein Abendmahl im Matſchakerhofe ein.

---

*) ?

---

*) Halirſch.

**) Vortrefflicher Charakter, bis in die vierziger Jahre Redacteur der „Wiener Zeitſchrift für Mode ꝛc. ꝛc."

Nun einige Novitäten, die mir gerade einfallen: Braun v. Braunthal iſt wieder aus Berlin zurückgekommen, hält ſich aber hier nicht lange auf und geht „auf zwey Jahre nach Paris“.*) — Ludwig's „Morgen auf Capri“ iſt bereits erſchienen und zwar in einer recht hübſchen Auflage. Von den „Balladen“ die nächſtens hier ankommen ſollen, will er Ihnen ein Exemplar ſchicken. — Des 2ten Heftes der „Flinſerln“ geſchieht in einer Wiener Correſpondenz im Geſellſchafter ſehr rühmliche Erwähnung. Hätt' ich das Blatt noch bey mir, wollt' ich Ihnen gerne die betreffende Stelle abſchreiben, doch wird es wahrſcheinlich Aſn thun. Die „Umgebungen Wien's“ waren in den letzten Tagen wieder an allen Ecken angeſchlagen. — Von Eduard Habel iſt ein furchtbares Poem „Johann Haſil von Nepomuck“ bei Adolf erſchienen und ihrer Maj. der Kaiſerin Carolina Auguſta dedicirt. ꝛc. Meine Mutter iſt ſeit einigen Tagen hier, um meine Schweſter aus ihrer Erziehungsanſtalt abzuhohlen; ſie bleibt 14 Tage noch hier, während welcher Zeit ich ſehr ſtarken Hofdienſt habe. Sie hat mir verſprochen, da ſie wahrſcheinlich auf der Rückreiſe durch Cilly paſſirt, ein Päckchen an Sie mitzunehmen. Haben Sie daher irgend etwas in Wien zu beſtellen, ſo machen Sie es uns bald zu wiſſen. — Lebhaftes

---

*) Anſpielung auf eine Redensart des komiſchen Bedienten Habakuk in Raimunds „Alpenkönig und Menſchenfeind“.

Intereſſe haben alle Ihre bisherigen Schreiben, bey allen, denen ſie mitgetheilt wurden, erregt. Glücklicher Gabriel! wüßten Sie's nur und könnten Sie's unbelauſcht ſehen und anhören, wie oft an Sie gedacht, wie warm und herzlich von Ihnen geſprochen wird, und wie, wenn man mit einem Briefe von Ihnen ſtolzierend anrückt, Einem die Blätter faſt in den Händen zerriſſen werden! Herzliche Grüße folgen von Ludwig, Withauer, Riembich und Manfred, der eben jetzt bey mir Taback ſchmaucht und herumſtiert. Mit Herz, Bergmann und Schauer konnte ich bisher noch nicht ſprechen.

A propos! Sprachen Sie mit Fellner*) in Grätz? Warum erwähnen Sie denn Leitner's**) in keinem Ihrer Briefe? Sollten Sie ſich rückſichts ſeiner in Ihren Erwartungen getäuſcht haben? Schlagen Sie hübſch fleißig Klinſerln? ꝛc. Nun muß ich ſchließen. Ein ſolcher Brief, wie der Ihre, verdiente zwar eine bogenlange Antwort; allein ich weiß erſtens nicht, ob Ihnen dadurch ein großer Gefallen geſchähe, und zweytens erſchöpft ſich unſer Einem, deſſen ganze Lebensweiſe Ihnen ohnedem bekannt iſt, der Stoff viel leichter. Unerſchöpflich aber bleibt gewiß meine wärmſte Anhänglichkeit und freundſchaftliche Erinnerung an Sie. Selbſt in Foliobänden würde ſie ſich nicht ganz ausſprechen können, daher ſie Ihnen nur ganz kurz zuruft:

---

*) Regierungsbeamter in Graz, Auerſpergs inniger Freund, dem er ſeinen „letzten Ritter" widmete.

**) Hochbegabter Dichter, der heute noch in hohem Greiſenalter lebt, den aber unſer moderner Nachwuchs leider kaum kennt!

Glückauf Ihnen und All den Ihrigen, und Gruß, Kuß und Handſchlag von

Ihrem treuen

Auersperg.

Alles Schöne auch von Schickh, der krank iſt, und Raimund. Beyde habe ich heute beſucht.

Damals war die Zeit vielſeitigſter literariſcher Thätigkeit und in dieſe Periode fallen auch jene Arbeiten, die Seidl's Dichterruhm begründeten und ihm einen dauernden Platz auf dem deutſchen Parnaſſe ſichern. Zu dieſen gehören insbeſondere die „Liedertafel“ und die „Bifolien“. Von Seidl's Balladen wurden viele von den bedeutendſten Künſtlern und Künſtlerinnen wie: Anſchütz, Löwe, Lukas, Sofie Müller, Sofie Schröder, Louiſe Neumann, Frau Hebbel, Frau Rettich, Frau Gabillon u. A. mit Vorliebe zu deklamatoriſchen Vorträgen gewählt. Die Sangbarkeit ſo vieler ſeiner Lieder wurde zugleich für Componiſten die reiche Fundgrube lieblicher Melodieen.

Sein Dramolet: „Das erſte Veilchen“ wurde am Hofburgtheater in Wien und überall mit Beifall gegeben. Seine „Flinſerl, Oeſtreichiſche G'ſtanzeln, G'ſangeln und G'ſchichteln“ — drangen in weiteſter Verbreitung ins Volk; er wußte den rechten Ton anzuſchlagen.

Welch' ein Verſtändniß Seidl für die Denkweiſe und den Gefühlsausdruck ſeines Volkes hatte, zeigt ſich auch aus einer ſpäter (im J. 1850 bei Gerold) erſchienenen Arbeit: „Almer, Inneröſtreichiſche Volksweiſen“, welche, wenn auch zum großen Theil nur geſammelt und nur dem Munde des Volkes entlehnt, in der getroffenen Wahl und in dem ſo natürlich abgerundeten Versbau, zugleich ein wahres Muſterbild von friſchem Humor, Urwüchſigkeit, Mutterwitz, aber auch treuherziger Gemüthlichkeit, — kurz ein Bild liefert, wie das Volk ſingt und dichtet, und welche in ihrer Art alle ähnlichen Sammlungen überbietet.

So verſtrichen elf Jahre. Unterdeſſen wurden Seidl ein Knabe und ein Mädchen geboren. Ein kurzer Beſuch in Wien im Jahre 1838 führte ihn mit lieben alten Freunden zuſammen. Im Jahre 1840 verbreitete ſich die falſche Nachricht ſeines Todes, welche die lebhafteſte Theilnahme in der literariſchen Welt erweckte und der warmen Anerkennung für den Todtgeglaubten plötzlich das Siegel vom Munde löste.

In dieſes Jahr fällt auch unſeres Dichters Abſchied von Cilli, das er wieder mit der Reſidenz vertauſchte, wohin er über Empfehlung ſeines Mäzens, des Grafen Moritz Dietrichſtein, als Cuſtos am k. k. Münz- und Antiken-Kabinet berufen wurde. Der Abſchied von dem ihm ſo lieb gewordenen Cilli, an das ihn ſo viele freundliche Bande knüpften, fiel ihm ſehr ſchwer.

„Begreifen konnt' ich kaum die Liebe,
„Mit der man mir entgegenkam,
„Und ſchmeichelnd mich, damit ich bliebe,
„Umſchloß und in die Mitte nahm.

„O könnt' ich, was in Traumesweben
„In einer fremden Stadt ich fand,
„Bei meiner Rückkehr einſt erleben
„In mein geliebtes Heimathland!"

Aber es hieß ſcheiden von der lieben Stadt und von der ſchönen Natur, die ihm mit erquicklicher Friſche faſt ins Haus hinein ſchaute, — ſcheiden, wenn er nicht in der Provinz abſterben wollte, und ſo leiſtete er dem Rufe Folge im Intereſſe ſeiner Familie und um der Erziehung ſeiner Kinder willen.

Er hatte in Wien lange ein Gefühl der Entfremdung: wie Vieles war anders geworden: der Luxus geſtiegen: Alles vertheuert: die einfachſten Lebensgenüſſe unerſchwinglich: die alten Freunde fort, überſiedelt, todt, wie Spreu zerſtoben: es muthete ihn nicht mehr an, wie früher: er fand neuen Ton, neue Verhältniſſe!

Mit dem Eifer und dem ſtrengen Pflichtgefühl, die ihm angeboren, vertiefte er ſich in ſeinen neuen Beruf und fand ſo zu ſeiner Beruhigung das nothwendige Gleichgewicht wieder. Unter den erſchwerten Lebensverhältniſſen mußte er, um ſeinen Hausſtand aufrecht zu erhalten, bei ſeiner nicht zureichenden Beſoldung an Nebenverdienſte denken. Er nahm den Unterricht in höheren Adelsfamilien wieder auf. Er übernahm die Herausgabe von Almanachen, er brachte hübſche Novellen. Im Allgemeinen aber hatte mit ſeinem Abſchied von Cilli der Poet abgeſchloſſen, und ſeine ſpäter im Jahre 1850 unter dem Titel: „Natur und Herz" geſammelten, bei Hallberger in Stuttgart erſchienenen Dichtungen, die er ſeinem ehemaligen Schüler und treuen Freund, Freiherrn von Sina widmete, waren, wie er ſie ſelbſt nennt, nur eine „lyriſche Nachleſe“. Von ſeinen kleinen in den Vierziger Jahren erſchienenen Dramen haben: „Das letzte Fenſterln“ und „Drei Jahre nach dem letzten Fenſterln“ ſich großen Beifall errungen und wurden faſt auf allen Bühnen, wo deutſche Vorſtellungen ſtatt hatten, ſelbſt in Petersburg geſpielt.

Seidls literariſcher Einfluß war ein bedeutender, er iſt in gewiſſer Beziehung in Oeſterreich der populärſte unter den „vaterländiſchen“ Dichtern. Sein Name war in allen Schichten der Geſellſchaft bekannt: ſeine Gedichte, wenn und ſo lange man überhaupt noch in weiteren Kreiſen Gedichte las, wurden geleſen und von hübſchen Mädchenhänden exzerpirt; die beſten Meiſter: Franz Schubert, Proch, Meyerbeer, H. Eſſer, J. Deſſauer, Lachner, Löwe, Schumann, E. Titl, Randhartinger, Fr. Küken, u. v. A. hatten ſeine Lieder componirt; man begegnete ſeinen lyriſchen und epiſchen Ergüſſen gerne und überall wo geſungen und deklamirt wurde, ſeinen G'ſtanzeln und G'ſangeln oft in den abgelegenſten Gebirgsthälern. Ja, der Verfaſſer dieſes Aufſatzes erinnert ſich recht wol aus eigener Erfahrung am Ende der Dreißiger Jahre, daß ſelbſt auf dem ungariſchen Globus, der ſich jezt deutſcher Berührung ſo griesgrämig abſchließt, unſer lieber Seidl ſehr viel im Kreiſe der noch deutſch ſprechenden Geſellſchaft geſungen und deklamirt, und dem Vortrage wohlgefällig gelauſcht wurde.

Es war ein öſterreichiſcher Dichter, mit Volk und Zeit verwachſen, und darin wurzelnd, liebenswürdig, mit warmer Empfindung für ſein Oeſterreich, von bezeichnender Milde des Herzens, die ſich in Luſt und Leid kundgibt, lebensfreudig, und ebenſowol in weiche Wehmuth ſich verſenkend, als auch durch Natur, Wahrheit und Einfachheit anmuthend, von wohlthuender Ruhe und Gemüthstiefe, ſinnig und von den Wellen froher und ernſter Stimmung, wie auf ſchwimmendem Kahn geſchaukelt.

In dieſer Zeit übernahm Seidl auch das Amt eines Cenſors, das er bis 1848 bekleidete. Der bloße Name eines öſterreichiſchen Cenſors hat einen widrigen Klang, weil ſich daran das Angedenken an die ſchlimmſten Zeiten der Regierung vor 1848 und an den übrigen Apparat der Bevormundung knüpft. Sonſt ſtand es nicht ſo übel im Lande: man lebte im Ganzen zufrieden — behagliche Exiſtenz — ein patriarchaliſch wolwollendes Regime — kein Nationalhader — gute Harmonie nach oben und unten — von eigentlichem Drucke, was man gewöhnlich darunter verſteht, keine Rede — die Steuern waren erſchwinglich — die Ziffer der Staatsſchuld ſchreckte noch nicht die Ruhe des ehrlichen Bürgers. Aber welch' ein Geiſtesdruck!! Die Erinnerung daran empört noch das Blut. Er gab in der grenzenloſen Bornirtheit im Princip, wie in der Ausführung, allen Feinden Oeſterreichs eine willkommene Waffe in die Hand. Er brachte uns um alle Sympathien der Intelligenz im Auslande, um die berechtigte Führerſchaft in Deutſchland; wir galten als Idioten; man wurde verlacht. Die öſterreichiſche Cenſur war das Henkeramt des Gedankens. Und unſer Dichter übernahm das Amt eines Cenſors?! Aber noch viele andere, ſehr wackere Leute waren bei dieſem Henkeramt bedienſtet, und es war noch ein Glück, wenn gerade ſolche damit betraut wurden. Sie retteten und deckten mit ihrer Perſon manchen armen Gedanken, der ſonſt unter Beil und Scheere eines vierſchrötigen Querkopfs zum Opfer gefallen wäre. Wenn ein bekannter Literat einen auch ſonſt ſehr einſeitigen Aufſatz über Seidl aus jener Zeit mit den Worten ſchloß: „Seine Gemüthlichkeit hindert ihn nicht, ein herzloſer Cenſor zu ſein, der die beſten Gedanken der Jugend aus der Literatur ganz gemüthlich wegſtreicht,“ ſo war dies nicht bloß unbillig, ſondern auch ſachlich unrichtig.

Kurz nach dem gräulichen 6. October 1848 brachte Seidl aus dem ſtürmiſch aufgeregten und dann unheimlich gewordenen Wien ſeine Mutter, für die er ſeit 25 Jahren in treueſter Kindesliebe Sorge getragen, nach St. Pölten, wo er ſie vertrauter Obhut übergab, wo aber die arme Frau, deren Geſundheit von den jüngſten Vorgängen zu tief angegriffen war, nach wenig Wochen ſtarb.

Im Jahre 1849 verſah er an der Lycealclaſſe des Joſefſtädter Gymnaſiums in Wien die Profeſſur der deutſchen Sprachwiſſenſchaft, und übernahm im Jahre 1850 gemeinſchaftlich mit Adalbert Stifter, Dr. H. Bonitz und J. Mozart die Redaction der erſten öſterreichiſchen Gymnaſialzeitſchrift.

Von dieſer Periode an war die literariſche Thätigkeit Seidls, mit gelegentlicher geringer Ausnahme, nur mehr hiſtoriſchen, philologiſchen, archäologiſchen, numismatiſchen und andern wiſſenſchaftlichen Arbeiten und dem Lehrfache zugewendet.

Es können hier in der Zeit zurückgreifend, ſeine „Wanderungen durch Tirol und Steiermark“ nicht mit Stillſchweigen umgangen werden, welche eine Section des vielverbreiteten Wiegand'ſchen Kupferwerkes: „Das romantiſche und maleriſche Deutſchland“ bildend, im Jahre 1845 in ſelbſtſtändiger zweiter Auflage erſchienen und ſchönes Talent für Naturſchilderung bekunden. Seidl iſt auch der Verfaſſer des neuen Textes der öſterreichiſchen Volkshymne nach der berühmten Haydn'ſchen Melodie.*)

Im Jahre 1853 noch mit Andern zur Verfaſſung dieſes Textes aufgefordert, ſandte er binnen acht Tagen das Concept ein und wurde nach vielen Monaten, als er kaum mehr an die Sache dachte, mit der Nachricht freudig überraſcht, daß der Kaiſer Franz Joſef ſeinem Text den Vorzug gegeben habe. Es fiel die Wahl dieſer Hymne in das Jahr der Vermälung des Kaiſers mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Baiern und die Empfangsfeier der hohen Braut am 23. April 1854, wo ganz Wien im Feſtſchmuck prangte, fiel mit der ſilbernen Hochzeit unſers Dichters zuſammen, der mit der eigenen fünfundzwanzigjährigen Hochzeitsfeier bei einer Bowle Punſch in ſeiner Familie zugleich auch die Landesfeier mitbeging. Die Hymne wurde in ſämmtliche Landesſprachen der Monarchie überſetzt und ſpäter ein Prachtexemplar der Polyglotte dem Dichter zugeſtellt.

Im Sommer desſelben Jahres ſah er in Begleitung ſeiner Tochter Wilhelmine ſein geliebtes Cilli wieder und feierte, zurückgekehrt nach Wien, im häuslichen Kreiſe ſein fünfzigjähriges Wiegenfeſt. Wer ahnte damals, wie traurig dieſes Jahr für ihn ſchließen ſollte! Im October erkrankte ſeine treffliche, liebe Thereſe, und nach wenigen Wochen hatte der Tod die verkörperte Muſe ſeines Dichterlebens von ſeiner Seite geriſſen. Von dem tiefſten Schmerz erfüllt kehrte Seidl vom Grabe der Innigſtgeliebten auf dem Währinger Friedhof in ſein vereinſamtes Haus zurück, deſſen Leitung nun ſeine Tochter übernahm, und wo er fortan in geräuſchloſer und ſtiller Zurückgezogenheit nur ſeinen Kindern lebte. Beide Kinder heiratheten einige Jahre darauf. Seinen Sohn Karl, der Techniker geworden, raffte aber, kaum daß er ſich einen Hausſtand begründet, in der Vollkraft der Jahre der Tod dahin.

---

*) Siehe: das Vorwort zum fünften Bande der geſammelten Schriften. H. M.

Seidl fehlte es nicht an Anerkennung. Er wurde wirkliches Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Wien und Ehrenmitglied vieler Vereine, erhielt die Stelle eines kaiſerlichen Hofſchatzmeiſters, Titel und Rang eines Regierungsrathes, dann Hofrathes und wurde mit dem Ritterkreuze des Franz Joſefs-Ordens und mit dem Orden der eiſernen Krone dritter Claſſe ausgezeichnet. An der Redaction der öſterreichiſchen Gymnaſial Zeitſchrift wirkte er bis zu ſeinem Lebensende mit. Cajetan Cerri in ſeinen Daguerreotypen in der „Iris“, einer in Graz erſchienenen und ſeiner Zeit ſehr beliebten Zeitſchrift, ſchildert den Dichter aus dem Jahre 1850: „groß, blatternarbiges Geſicht, kleines lebendiges Auge, ſchwarzes Haar mit grau vermiſcht, eine wohlthuende, beſcheiden, ſtillpoetiſche Erſcheinung und eine kernige Natur im beſten Mannesalter, ſpricht gern, anregend, nicht ohne bedeutende Satyre und begleitet ſeine Worte mit einer ſehr lebhaften Mimik; durch und durch Patriot; vielſeitige ernſte Bildung." … Unſer Dichter ſelber ſchrieb in ein Stammbuch die ſein eigenes Weſen bezeichnenden Worte:

> Mit dem Strom — unſäglich Mißbehagen;
> Gegen ihn — vergeblich Widerſteh'n;
> Alſo gar vielleicht das Spiel zerſchlagen?
> Nein, auch das nicht! Lieber beſſern Tagen
> Still, doch leidbereit entgegenſehn!

Im Jahre 1872 erfolgte die Penſionirung als kaiſerlicher Schatzmeiſter, welche Stelle er vierzehn Jahre inne hatte. Von da ab, ſeinem Triebe nach Beſchäftigung folgend, widmete er ſich ganz der Gymnaſial-Zeitſchrift, deren Mitredacteur er ſeit vielen Jahren war. Eine mühevolle, mitunter geiſttödtende Arbeit, da es ihm oblag, die Correcturen zu machen. Sein ohnedies ſchwaches Augenlicht wurde dadurch arg geſchädigt, ſo daß er oft tief traurig ſich äußerte: „Wenn ich nur nicht verurtheilt bin, meine Sehkraft zu überleben." Sein immer mehr ſich ausbildender Hang düſterer Melancholie wurde nur auf kurze Tage unterbrochen durch ſein ſiebzigjähriges Jubiläum. Die mannigfachen Beweiſe der Anerkennung und Theilnahme, welche ihn überzeugten, daß er doch noch nicht ſo ganz vergeſſen und verſchollen war, wie ſeine übergroße Beſcheidenheit ihn immer glauben ließ, erwärmten und erfreuten ſein nur zu weiches Gemüth. Doch dies war nur vorübergehender Sonnenſchein. Unbeachtet von ihm und ſeiner Umgebung bildete ſich ein Leiden langſam aus, das ihm den Tod bringen ſollte. Seine Schwermuth, wol auch eine Folge ſeines phyſiſchen Leidens, nahm immer mehr zu. Die düſterſten Bilder umſchwebten ihn und fingen, anfangs vorübergehend, an, ſeinen ſo lebhaften, hellen Geiſt zu verdunkeln. Doch auch in dieſem traurigen Zuſtande beſchäftigte ihn noch immer die Sorge um das Wohl ſeiner Tochter und ihrer Familie. Mit rührender Liebe hing er an ſeinen Enkeln, ihnen galten die letzten Worte, Blicke und Segnungen.

In den letzten Tagen ſeines kurzen Krankenlagers ſchwand ihm ſtundenlang das Bewußtſein; dann hielt er delirirend lateiniſche und griechiſche Reden, in denen er ſich an den Schönheiten der alten Claſſiker und ſeines Verſtändniſſes ihrer Schriften erfreute. In ruhigen Augenblicken plagte ihn eine als Krankenwärterin aufgenommene Nonne mit Aufforderung zu Andachtsübungen, bis man ihr's unterſagte.

Seidl ſtarb am 18. Juli 1875. Bis an ſein ſanftes Ende war er der liebevollſte, ſorgſamſte Vater, der uneigennützigſte Freund. Alle Liebenswürdigkeiten des Oeſterreichers waren in ihm vereinigt, dafür erntete er auch das echt öſterreichiſche Schickſal, das den Verdienſtvollen in dieſem Reiche faſt immer bereitet iſt: nach flüchtiger und kümmerlicher Anerkennung — Vergeſſenheit, auch Undank! Doch die kleine Gemeinde der Beſten hält ſein Angedenken, das Angedenken des Lehrers und des Dichters in Ehren. Minervas Eule raſtet trauernd auf ſeinem Grabſteine, und in den Zweigen, welche ſeine Gruft beſchatten, ſingt die Nachtigall das ewig ſchöne Lied der Liebe.

## II.

# Novellen und Erzählungen.

(1828—1871.)

### Zweite Abtheilung.

# Die erſte Kur.

Ich war ein neugebackener Mediziner, — (das heißt, nicht ich, der ich dieſes ſchreibe, ſondern der Freund, aus deſſen Reiſetagebuch ich dieſes Fragment mittheile) — und bereitete mich eben auf meine disputatio pro laurea vor. Tag und Nacht ſpukte es in meinem Gehirne de febribus intermittentibus, welche ich zum Thema meiner Inaugural-Diſſertation gewählt hatte, und ich war nahe daran, mich durch übertriebene Anſtrengung zum Gegenſtand einer Autodiagnoſe zu machen, als ein Jugendfreund, ein luſtiger, treuherziger Kumpan, auf ſeiner Durchreiſe bei mir zuſprach und in mich drang, noch einmal vor meinem letzten Sturm auf den Doctorshut Athem zu ſchöpfen und mich an den Geſundheitsquellen, welche draußen im Freien von Berg und Himmel ſtrömen, noch einmal zu erlaben, ehe mich Beruf und Pflicht für Lebenszeit an die Krankenſtube feſſelten. Er reiſte allein; ſein Weg führte ihn über die herrlichen Gebirgsgrenzen unſeres Vaterlandes, wohin meine Sehnſucht ſeit langem ihre Flügel ausgeſpannt hatte. Bis dahin konnte ich an ſeiner Seite bequem und gemächlich fahren; der Rückweg war keine Weltreiſe, nur eine angenehme, mäßige Fußwanderung; wir hatten uns ſo lange nicht geſehen, hatten uns ſo viel, vielleicht Alles zu ſagen, für lebenslange Trennung, — und er bat ſo dringend, ſo überzeugend, daß alle Rückſichten von Zeitverſäumniß, von wirklichen und eingebildeten Hinderniſſen ſich endlich in nichts auflöſten, und ich zuletzt mit einem brüderlichen Handſchlage ausrief: „Sei's! Ich begleite dich!“

Unſer Weg war mehr eine Reiſe in der Vergangenheit, als in der Gegenwart. Wir ſahen wenig von unſerer Umgebung, wir lebten nicht ſowohl aus uns heraus, ſondern in uns hinein, und wenn auch manchmal mein Freund mich mahnte, da oder dorthin zu ſchauen, dieſe oder jene Ausſicht zu bewundern, dieſe oder jene Schloßruine zu betrachten, ſo antwortete ich ihm jedesmal: „Das ſeh' ich ja auf meinem Rückwege wieder, — dich aber ſeh' ich auf meinem Rückwege nicht mehr“. — So empfänglich die ihres Gegenſtandes verſicherte Freundſchaft für das Schöne der Natur iſt, ſo egoiſtiſch iſt die Freundſchaft, die den baldigen Verluſt ihres Gegenſtandes vor ſich ſieht; ſie hält jede Ablenkung ihres Gefühles für einen Treubruch; ſie will den Becher der Seligkeit, ehe ſie ihn wegſetzen muß, bis zum letzten Tropfen leeren; ſie vergißt auf Trank und Speiſen, und löſcht ihren Durſt mit Erinnerungen und ſättiget ſich mit Schwüren.

Es war eine mondhelle Spätſommernacht, welcher der Trennungsmorgen folgen ſollte. Wir hatten unſere Herberge in einem einſamen Pfarrhauſe genommen, dem einzigen Aſyle für Reiſende beſſerer Qualität in dem ärmlichen Grenzdorfe. Die Freundlichkeit des Hausherrn, welcher, ohne Anſpruch auf Vergütung, Jedem, der beſcheiden bei ihm anklopfte, gaſtfrei aufthat, wäre für das wohlbereitete Nachtmahl eine treffliche Würze geweſen, wenn wir überhaupt fürs Nachtmahl einen Sinn gehabt hätten. Aber wir waren ſo wenig am Tiſche, daß wir Mühe hatten, den guten Willen unſeres Wirthes nur einigermaßen zu würdigen, und uns Zwang anthun mußten, ſeine geſprächige Zuvorkommenheit zu erwidern. Er nahm unſere Entſchuldigung, daß uns die Herreiſe angegriffen habe, gutmüthig hin und überließ uns mit einem herzlichen „Gut' Nacht!“ unſeren Gefühlen.

Aber ſtatt zu Bette eilten wir hinaus auf den Hügel vor dem Pfarrhofe, welcher frei von allen Seiten wie eine Warte in der monderleuchteten Landſchaft da ſtand. Weſtwärts, über der Grenze des Landes, welchem mein Freund zureiſte, ſchimmerte geiſterblaß eine Zackenreihe ſpitzſäuliger Schneegipfel. Gegen Oſten dehnte ſich wie geſtockte Meereswogen eine unabſehbare Kette kegelförmiger Waldberge hin, über denen voll und groß der ruhige Zeuge unſerer ergriffenen Seelen ſchwebte.

„Alſo dorthin geht es morgen!“ rief mein Freund, nach den Schneegipfeln weiſend.

„Und dorthin geht es morgen!“ rief ich, meinen Arm um ſeine Schultern ſchlingend und deutete auf die waldigen Hügel gegen Oſten.

„Wann und wie werden wir uns wiederſehen?“ fragte er mit zitternder Stimme, und das Gefühl, deſſen er ſonſt immer mehr Meiſter war als ich überwältigte ihn ſo plötzlich, daß er mir ſchluchzend um den Hals fiel.

„Einmal gewiß wieder, — und gewiß als Dieſelben!“ verſetzte ich feſt und beſtimmt. Seine Faſſungsloſigkeit war mir eine Aufforderung, all' meine Faſſung zuſammenzuraffen. Die Natur muß das eigens ſo eingerichtet haben, daß im Kampfe der Empfindungen nie beide Theile zugleich erliegen, ſondern die Kraft, die der eine verliert, dem andern zuwächſt.

„Jetzt iſt der Augenblick gekommen,“ — fuhr ich fort — „wo wir ſcheiden müſſen, erſchweren wir uns ihn nicht ſelbſt. Die Kluft thut ſich gähnend vor dir auf; wage den Sprung, Freund — und denke, daß jede Trennung nur ſcheinbar iſt. Unſere Herzen können ſich nicht verlieren! Laß dieſen Kuß, laß dieſen Händedruck als heiligen Schwur dir gelten! — Das ſei unſer

Abſchied, — und dann kein Wort mehr vom Scheiden! — Morgen wachſt du auf, ſetzeſt dich in den Wagen, fährſt über die Grenze und denkeſt meiner wie eines längſt Geſchiedenen, den du doch nie vergeſſen kannſt. Morgen wach ich auf, ſchnüre mein Bündel, wandle dort über jene Hügel hin und denke in dunkler Waldesnacht deiner, wie eines längſt Geſchiedenen, den ich doch nie vergeſſen kann. Und ſomit lebe wol! Gott ſei mit dir!“

„Lebe wol! Gott ſei mit dir!“ tönte es wie ein Echo aus ſeiner ungeſtüm arbeitenden Bruſt. Losgeriſſen von einander ſtanden wir Hand in Hand und ſtarrten lange ſchweigend gen Himmel empor. Es war, als ob der Mond zuckte, doch mochten es wol die Thränen ſein, die uns vorm Auge flimmerten. Fern über den Schneegipfeln wetterleuchtete es und ein fallender Stern zog einen leichten Streif quer durch die tiefblaue Decke des Nachthimmels.

„Die Luft kühlt ſich ab; du wirſt eine herrliche Fußreiſe haben!“ begann mein Freund nach einer Pauſe mit veränderter Stimme. So mag dereinſt, denk ich, unſer erſtes Wort jenſeits klingen, wenn die Seele, matt vom kaum überſtandenen Todeskampfe, ſich in die neue Ruhe noch nicht recht finden kann. Faſt hätte der ſichtbare Zwang, den es ihn koſtete, meiner Bitte zu willfahren, mich wieder wanken gemacht. Doch mich bemeiſternd, mit jenem unausſprechlichen Schmerze, den wir ſo bezeichnend Herzweh nennen, erwiderte ich ruhig: „Ich danke dir recht herzlich, Bruder, daß du mich noch einmal aus meiner Studierſtube herausgetrieben haſt. Es hat mir wahrhaftig Noth gethan, ehe ich meiner ernſten Beſtimmung entgegen gehe, mich noch einmal auszulüftern, möcht' ich ſagen und Gottes milden Sonnenſchein einzulaſſen in meine offene Bruſt; denn ſchwerlich wird es mir je wieder ſo wol werden!“

Noch eine Weile ſchlenderten wir im Freien auf und nieder, jede Anſpielung auf Scheiden und Nimmerwiederſehen ängſtlich vermeidend. Endlich ſchlug es elf vom Thurme; einſilbiger wandelten wir dem Pfarrhofe zu. Unſer wackerer Wirth hatte uns in getrennten Zimmern einquartiert, als ob er gewußt hätte, daß wir uns am kommenden Morgen nicht mehr begegnen wollten. Ich begleitete meinen Freund bis zur Thüre ſeines Zimmers, welches in der hinterſten Ecke des Flurs lag, in welchem die erſte Thüre zu meiner Schlafſtätte führte. Der Meßner hatte, wahrſcheinlich auf Geheiß des Hausherrn, uns erwartet.

„Gute Nacht, Bruder!“ ſprach ich herzlich und ſchüttelte meinem Freunde die Hand. — „Gute Nacht!“ erwiderte er tonlos, mit einem krampfhaften Händedruck und ſtürzte haſtig in ſein Zimmer.

„Warten Euer Gnaden doch!“ rief mir der Diener nach, welcher ihm das Licht anbrannte, — „es iſt finſter im Gange!“ — und eilends lief er hinter mir her, um mir den gleichen Dienſt zu erweiſen.

„Wann ſteht Ihr auf?“ fragte ich ihn, nach einer ſchmerzlichen Pauſe der Erſchöpfung.

„Um 5 Uhr lieſt der Herr die Frühmeſſe!“ war ſeine Antwort.

„Gut! So weckt mich um halb 5! — Den andern Herrn aber, wolgemerkt, — weckt erſt nach der Meſſe, — wenn ich ſchon fort bin. Verſtanden?“

„Ganz wol, Euer Gnaden; ſchöne gute Nacht!“

„Ach! gute Nacht?!“ ſeufzte ich, — und ſah lange noch hinaus in die Gegend und meinte, ich müſſe noch hinüber zu meinem Freunde und ihm noch dies und jenes ſagen, was mir nun eingefallen war und konnte den Gedanken nicht faſſen, daß ich noch unter einem Dache mit ihm lebe, und ihn doch nicht mehr, — vielleicht nie mehr im Leben ſehen ſollte.

„Nie mehr — nie mehr?!“ — — wiederholte ich, immer tiefer in das Gewirre meiner Empfindungen mich verſtrickend, und warf mich halb entkleidet aufs Bett hin und ſchlief ein, — und ärgerte mich, als es Morgens an meiner Thüre pochte, daß ich hatte ſchlafen können. Es iſt etwas Eigenes um dieſe Nüchternheit, die der Schlaf über den Organismus unſerer Seele verbreitet. Ein armſeliges Zahnweh, den Schmerz eines ſtechenden Leichdorns kann er nicht übertäuben, — und einen Schnitt durchs Herz, woran man zu verbluten meint, bewältigt er. Beinahe Traum ſchien mir was ich geſtern erlebt und ich kleidete mich an, während das Frühglöcklein zur Meſſe rief und trat gerüſtet zur Wanderung aus meinem Zimmer. Ein Blick in den dämmernden Gang hinab, wo mein Freund noch ſchlief; eine raſche Wendung um mich loszurütteln aus dem Traume von Trennung, der durch mein Gehirn nachzuckte, — und ich ſtand im Freien und die Vögel zwitſcherten mir ſo lebensfroh entgegen und die Nebel wogten ſo morgenduftig übers Thal hin und die vier Kerzen des Altars ſchimmerten ſo traulich durchs Bogenfenſter der mittelalterlichen Kirche, daß ich eintrat und hinkniete und wieder einmal recht herzlich betete.

Nach geendigter Meſſe nahm ich in der Sakriſtei von meinem gaſtfreundlichen Wirthe Abſchied, bat ihn meinen Reiſegefährten, von dem ich mich nun trennen müſſe, noch einmal von mir zu grüßen und ſchlug, ſeiner Weiſung folgend, den ſchmalen Pfad durch thauige Wieſen ins Gebirg ein, welches mich am Abende jenſeits wieder auf die Hauptſtraße hinabführen ſollte.

Etwa eine Stunde mocht' ich zwiſchen Feldern und durch ſtille Vorwäldchen gewandelt ſein, als der Steig mich bergan führte, und ich hinaustrat auf einen mäßig hohen, durch glückliche

Lage die Gegend weithin beherrſchenden Kogel. Die Nebel waren indeß theils geſunken, theils geſtiegen, und im hellſten Morgenglanze lag das Thal zu meinen Füßen, aus welchem ich fortgezogen war. Die Schneegipfel ſchloſſen wie eine Fortſetzung der Wolken über ihnen den Horizont. Unterhalb zogen waldige Vorgebirge die Landesgrenze. Den Mittelgrund nahm der Hügel mit dem Kirchlein und dem Pfarrhof ein, in welchem ich übernachtet hatte. Vor dem Thore desſelben ſchien ſich etwas zu regen und fortzubewegen, was langſam den weißen Straßenſaum entlang die Höhe hinanzog. Kein Zweifel! Es war der Wagen meines Freundes. Jetzt erwachte meine Sehnſucht wieder mit vollem Ungeſtüm. Hier war ich allein; vielleicht auf Stunden in der Runde kein menſchliches Weſen, das mich belauſchte. Wozu meine Thränen zurückzuhalten? — Ich ließ ihnen freien Lauf; — ich ſchrie meinen Glückwunſch ſo laut ich konnte hinaus in die weite Ferne, — ich war ſo ganz ungehindert Menſch; — da verlor ſich das bewegliche Pünktchen im Walde, — und die Scheidewand für dieſe Welt war aufgebaut.

Mittags gewahrte mir ein Bauernhaus in einem Graben, durch den ein ungeſtümer Waldbach brauſte, Raſt und Labung.

Als ich mich um den Steig erkundigte, welcher über die ziemlich ſteile Wand vor mir auf die Hauptſtraße und zu einer erträglichen Nachtherberge führe, gab mir der Bauer, wie das gewöhnlich geſchieht, die Richtung ſo weitläufig und mit ſo vielen Nebenumſtänden an, daß ich am Ende gar nicht wußte, ob ich links oder rechts gehen ſollte. Ich fand es daher für rathſam, ſein Söhnlein als Führer mitzunehmen, und mich von demſelben wenigſtens bis auf die Höhe des Berges geleiten zu laſſen, um auf der Waſſerſcheide mich dann wo möglich ſelbſt zu orientiren.

Langſam ſchritt ich mit meinem vierzehnjährigen Begleiter bergan. Die Sonne brannte ſtechend herab, denn der Berg die

Spuren einer abgeſtockten Waldung tragend, war im Anſtiege faſt kahl.

Es fällt mir unendlich ſchwer, ſchweigſam zu gehen. Geh' ich allein ſo pfeiſe oder trillere ich vor mir hin; geht mir Jemand zur Seite ſo ſuch' ich mit ihm ein Geſpräch einzufädeln. Mit dem Bauernjungen gings etwas ſchwer; er war noch echtes Kernholz wenig behauen von der Hand des bildenden Dorfſchulmeiſters. Die Hände in den Seitentaſchen der bockledernen Hoſe, ſchob er ſich auf ſeinen langen Beinen, die mit den Knieen zuſammenſtießen, ganz phlegmatiſch vor mir her und beantwortete mir jede Frage, die er verſtand, mit einem kopfſtimmigen: „Ja“ oder mit einem ganzen Satze, der am Ende auch nicht mehr ſagen wollte, — und jede Frage, die er nicht zu verſtehen ſchien, mit einem kopfſchüttelnden: „Schau, ſchau!“ oder mit einem gleichgiltigen: „I moanad ſchier!“

Schwere Wolken ſtiegen über den Berggipfeln auf, die zur Linken majeſtätiſch hereinragten.

„Zuletzt bekommen wir heute noch ein Gewitter!?“ fragte ich mir einbildend daß ſo ein junger Bergmenſch wenigſtens die Witterung kenne.

„Schau, ſchau!“ ſagte er mit offenem Mund emporſtarrend.

„Nun, — ein Paar Stunden hälts wol noch aus, und bis dahin bin ich über den Berg gekommen?“

„I moanad ſchier!“ war ſein Troſt.

„Gibts wol hier im Walde zerſtreute Hütten, wo man im Nothfall Unterkunft fände?“

„Ja!“

„Mich dünkt gar, es donnert von ferne ſchon!“

„Schau, ſchau!“

„Gehen wir etwas ſchneller! — Auf der Höhe find' ich mich dann wol allein zurecht?“

„I moanad ſchier!“

Endlich ſtanden wir auf dem Joche. Die Sonne hatte ſich hinter Wolken verſteckt; ein leiſer Luftzug ſäuſelte durch die Buchenwipfel; tief unten am Fuße des Berges wurde ein Kirchthurm ſichtbar. Vor mir ſchlängelte ſich ein wohlbetretener Fußſteig durch die Waldung abwärts, welcher mir die Richtung zu verfolgen ſchien, die ich einſchlagen müßte.

„Komm' ich auf dieſem Weg dort ins Dorf hinab, und führt er gerade und unfehlbar hin?“

„Ja!“

„In einer Stunde erreich' ich es ja! Nicht wahr?“

„I moanad ſchier!“

„Nun ſo kehre jetzt um; — da haſt du für deine Mühe!“ — Und hiermit gab ich ihm ein Paar Silbergroſchen.

„Schau, ſchau!“ ſagte er wohlgefällig ſchmunzelnd, rückte mit der Linken den Hut, fuhr mit der Rechten tölpiſch nach meiner Hand um ſie zu küſſen, drehte ſich dann auf den Stiefelabſätzen um und trat gemeſſenen Schrittes den Rückweg an, während ich bald im tiefen Waldesdunkel jede Ausſicht verlor.

Etwa eine halbe Stunde lang mochte ich gegangen ſein, als der Pfad, ein ſogenannter Holzweg, vor einer aufgeſcheiterten Klafter zur Seite eines modernden Baumſtrunkes aufhörte. Wie ſehr vermißte ich jetzt meinen langweiligen Führer, ſo läppiſch und einfältig er auch war! Dichtes Laub raubte mir alle Ausſicht. Die Sonne ſchien ſich für heute ganz verſteckt zu haben, denn düſteres Dämmerlicht herrſchte im ſchaurigen Dome des ehrwürdigen Eichenforſtes, den ich mir in dieſem Augenblicke viel weniger ehrwürdig wünſchte. Ein heftiges Rauſchen in den Wipfeln ſchien einen ziemlich ſtarken Wind, vielleicht gar den Vorboten eines nahen Gewitters zu verkünden; in der Tiefe war alles noch ſchwül und ruhig. Plötzlich aber ein heftiger Donnerſchlag, und faſt gleichzeitig rieſelte es, wie Erbſen, auf das Laub herab. Es war Hagel, wol auch Regen, welcher aber noch nicht dicht genug war, um das undurchdringliche Blätterdach zu bewältigen. Wol wiſſend, wie gefährlich es ſei, unter ſo vielen Blitzleitern umherzuwandeln, ſuchte ich ängſtlich nach einer Spur von einem Steige, der ins Freie leiten könnte. Die Stümpfe der abgeſtockten Bäume, die hier und da aus Moos und Farrenkraut emporragten, dienten mir zur Richtſchur, welcher folgend ich wenigſtens einen Lichtſchlag zu gewinnen hoffte.

Ich mußte weit, weit hinabgeklettert ſein, — denn Donner und Blitz, in ſolcher Umgebung, machen ſchnelle Beine, — als ſich der Wald öffnete und ich auf einer Bergwieſe ſtand, deren Saum ſich in eine Thalſchlucht zu verlieren ſchien. Hier machte ich Halt, um, allem Ungeſtüme des ſtrömenden Platzregens preisgegeben, mindeſtens vor einem anderen Elemente ſicher zu ſein. Das Gewitter arbeitete fürchterlich. Jeder Blitz beinahe zündete in meiner Nähe eine bläuliche Fackel an, und ſpaltete einen Baum, und jeder Donnerſtreich fand ein zehnfaches Echo, woraus ich ſchloß, daß ich noch recht tief im Gebirge ſein müſſe. Es ging ſchon dem Abend zu, als das Wetter ſich in die Ferne zog; Wind und Regen aber dauerten fort, wenn gleich letzterer minder heftig. Bis aufs Hemde durchnäßt, glitt ich über die Wieſe, welche durch den Regen faſt wie eine Eisbahn geworden war, hinab und ſtand nun wol am Fuße des Berges, den ich überſtiegen hatte, aber auch am Rande eines angeſchwollenen Wildbachs, an deſſen jenſeitigem Ufer abermal ein hoher Berg emporragte. Längs dem Bache führte kein Steig, und mit getäuſchter Hoffnung ſuchte ich lange nach irgend einer Stelle, die dem Anfange eines Pfades glich. Endlich glaubte ich ſie gefunden zu haben. Ein ſchmaler, moos- und grasloſer Streifen lief zum Bache hinab, und ſchien ſich jenſeits durch den Wald hinanzuſchlingen. Triefend, wie ich war, fand ich es unnütz, mich zum Uebergange über das Waſſer zu entkleiden, ſondern erreichte vielmehr, um die gewaltigen Lehmteller erleichtert, welche an meinen Sohlen klebten, glücklich den geſuchten Steig, den ich, um vor Einbruch der Dämmerung noch die Höhe zu gewinnen, mit angeſtrengter Haſt hinanklomm. Aber der Berg ſchien immer um das Doppelte der Strecke, die ich mühſam keuchend zurückgelegt, zu wachſen. Dunkler und dunkler wurde es um mich her; aus dem winddurchrüttelten Laube raſchelte ein zweiter Regen auf mich nieder, und ehe ich noch den Gipfel erſtiegen hatte, ſank die Nacht mit allen ihren Schauern hernieder.

Eine unbeſchreibliche Angſt überfiel mich, die man einem Stadtbewohner, welcher ſich nie in dieſer oder nur einer ähnlichen Lage befand, wol verzeihen mag. Mir ſchien es bisher nur ſchrecklich in einem elenden, alles Comforts entbehrenden Dorfwirthshauſe zu übernachten; jetzt hätte ich meine ganze Reiſebarſchaft darum gegeben, auch nur die elendeſte Hütte vor mir zu ſehen, die ich von Menſchen bewohnt wüßte. Jeder zehnte Schritt war durch einen Fall bezeichnet; es war, als ob mir die Bäume neckend ein Bein unterſchlügen. Bald wußte ich nicht mehr, wohin ich trat, ſondern arbeitete mich über wirr verſchlungene Wurzeln und glitſcherige Steine aufs Gerathewol aufwärts, und raſtete nicht eher, als bis meine Füße ſpürten, daß ich auf ebenem Boden, alſo am Gipfel, ſtände. Die Nacht war indeß ſo finſter geworden, daß ich nicht fünf Schritte weit vor mich hinſah; vom Wege keine Spur; kein gaſtliches Licht, ſo weit ich blickte; nur phantaſtiſch gebogene Aeſte, wie verkohlte Arme über mir und ſchwammiges Moos unter mir und ringsumher ſchauerliches Säuſeln und Rauſchen und Kniſtern, von eintönigem Tropfenfall unterbrochen. Ein Baumſtrunk, von welchen mich ebenfalls nur mein Fuß in Kenntniß ſetzte, mit dem ich heftig anſtieß und mich zur unheimlichen Raſt ein. Ich ſchickte meine rufende Stimme weit hinaus nach allen Richtungen; aber nur der Widerhall antwortete mir; ich wollte mir die Grillen mit einem Pfeifchen vertreiben; aber Tabak und Schwamm waren ſo durchnäßt, daß ſie mir den Dienſt verſagten. In der unbehaglichſten Stimmung von der Welt ließ ich mich auf meinem einſamen Sitze nieder. Ich hätte nun wol als Phyſiker Betrachtungen über Temperatur, Luftſtrömung, Elektrizität anſtellen, hätte wol auch an meinem eigenen Puls einen Beitrag zu meiner Diſſertation de febribus intermittentibus finden, hätte an die ganze Vergangenheit an meinen Freund, der nun gewiß in einer bequemeren Nachtherberge meiner dachte, mich recht lebhaft erinnern, hätte ſinnen und dichten können, — aber mir verging zu Allem die Luſt, und der Gedanke, eine ewige Nacht in dieſer Lage zubringen zu müſſen, verdrängte jeden anderen und trieb mir das Blut ſiedheiß gegen den Kopf. Ich verhielt mich ſo ruhig, als ob ich dem Walde nicht verrathen wollte, daß ich hier ſei, und er mit all' den unliebſamen Erſcheinungen, die ſolch ein Wald in der Nacht darbietet, mich möglichſt verſchonen möge. Allein gerade, wenn man nicht auffallen will wird man bemerkt, und ſo ſpiegelte denn auch mir der übergefällige Wald, zur unerwünſchteſten Abwechſelung allerlei Spuk und Mummenſchanz vor, daß ich in einem fortwährenden Wechſel von Hitze und Kälte daſaß.

Auf einmal hört' ich Geräuſch hinter mir; ich blickte mit ſträubenden Haaren um und ſah zwei Lichtlein auf mich zukommen. Ein eiſiger Schauer überlief mich. „Ein Wolf!“ rief es in mir, und meine Kniee ſchlotterten. Ich hatte nichts als meinen Wanderſtock, aber ſelbſt der entfiel mir als die Lichtlein immer näher tanzten.

Doch plötzlich, — wer ſchildert mein Entzücken? — plötzlich vernahm ich etwas, wie eine Menſchenſtimme. — „Menſchen, Menſchen!“ — Der Gedanke ſtachelte all’ meine Lebenskraft mit einem Male wieder auf. Ich dachte nicht an Räuber, nicht an Wildſchützen, nicht an Schmuggler, — nur an den Namen Menſch, — o wie wolklingend in dieſer unendlichen Einſamkeit. — „Hieher, hieher!“ ſchrie ich aus vollem Halſe, als die Lichtlein ſeitwärts auszubeugen ſchienen. Man hatte mich gehört, man kam auf mich zu. — „Wo?“ antwortete eine Männerſtimme; die Lichtlein waren zwei Kerzen in einer Laterne.

„Ich komme ſchon!“ rief ich, meinen Stock aufraffend, und ſtürzte durch Dick und Dünn auf die Erſcheinung zu. Als ich ihr ſchon ganz nahe war, ſchallte plötzlich ſilberhell ein Glöcklein durch den ſchweigenden Wald. Die Erſcheinung hob die Laterne, und ich bemerkte nun beim Schimmer derſelben einen Prieſter im Chorhemde, welcher ſegnend, wie zum Schutze gegen den Unbekannten, der ihm hier entgegentrat, das Venerabile erhob. Nie hatte ich die Gegenwart des Allmächtigen, der durch Nacht und Ungewitter dem Gläubigen mit ſeinem Troſte naht, ſo lebhaft empfunden, als in dieſem Augenblicke. Im Gefühle der tiefſten Andacht, mit dem wonnigen Bewußtſein, jetzt ſicherer zu ſein, als wenn in feſter Burg mich hundert Söldlinge bewachten, ſank ich aufs Knie und empfing den Segen der Kirche mit entblößtem Haupte. Und aus zerreißendem Gewölke trat der Mond hervor.

Nach ſolchem Prieſtergruße begrüßte mich der unerwartete Befreier erſt als Menſch.

„Sie haben ſich gewiß verirrt?“ ſprach er. Seine Stimme klang mir bekannt; ihm — die meinige. Seltſames Wiederfinden! Es war der wackere Pfarrer, deſſen Haus ich am Morgen verlaſſen hatte. Sein Sprengel reichte ſechs Stunden weit ins

Gebirg hinauf, und er war eben im Begriffe, einem ſogenannten Kleinhäusler an der äußerſten Grenze desſelben die letzte Wegzehrung zu bringen.

„Ich kann nicht weilen," — entſchuldigte er ſich — „meine Pflicht ruft mich. Der Arme, welcher nach dem Herrn verlangt, ſoll recht übel ſein. Zurückfinden können Sie durch den dichten Wald nicht, wenn noch ſo heller Vollmond wäre; auch führt von dieſer Seite kein Steig unmittelbar auf die Straße hinaus. Ich weiß Ihnen nicht anders zu rathen, als daß Sie mit mir kommen; in einer kleinen halben Stunde ſind wir bei der Hütte des Kranken, wo Sie wenigſtens ein Obdach finden, bis der Morgen graut."

Ich wäre nicht mehr von ſeiner Seite gegangen, und wenn es noch ſtundenweit geweſen wäre. Schweigſam ſchritt ich hinter ihm fort; denn es dünkte mich unſchicklich, ihn auf ſeinem heiligen Gange durch vorlaute Fragen zu ſtören.

Er kam meiner Schüchternheit liebreich zu Hilfe. — „Sie müſſen gewaltig im Gebirge herumgeirrt ſein," — ſprach er — „daß ich Sie einholte. Man rechnet vom Pfarrhofe bis hieher gewöhnlich fünf Stunden und etwas darüber. Ihr Fehlgang hat Sie wenigſtens drei Stunden gekoſtet. Nun — der liebe Gott weiß, wozu es gut iſt. Sie ſind ja, wie Sie mir ſagten, Mediziner; vielleicht können Sie bei dem armen Waldbauer noch etwas Gutes ſtiften. Gewiß liegt er ohne ärztliche Hilfe dahin; denn das iſt bei uns ſo Gewohnheit, daß man eher den Prieſter holen läßt, und dann erſt den Arzt. Ich that dieſen Gang ſchon zu Manchem, der jetzt noch an jedem Sonntage zu meiner Predigt kommt!"

Dieſer Gedanke zündete ſo plötzlich in mir, daß ich keine Müdigkeit mehr verſpürte, ſondern den Pfarrer ſelbſt bat, ſeine Schritte zu beſchleunigen.

So leidenſchaftlich ich mein Fach betrieb, ſo war ich keiner jener kurirſüchtigen Schüler des Hippokrates, welche, wenn ſie kaum gelernt haben, wie man den Puls fühlt, gerne Jeden, dem ſie begegnen, krank machten, um ihm verſchreiben zu können; noch weniger dachte ich an das beliebte: „Faciamus experimentum in corpore vili!“ — Aber die Möglichkeit, mit meinen wenigen Kenntniſſen einem armen, verlaſſenen Menſchen vielleicht Linderung zu gewähren, begeiſterte mich eben ſo ſehr, als mich der Zweifel, ob ich nicht einem zu gewagten Verſuch entgegen ginge, beſorgt machte. Es war ja der erſte Patient, an deſſen Lager ich ſelbſtthätig, ohne den leitenden Wink eines erfahrenen Mentors, treten ſollte.

Jetzt waren wir an Ort und Stelle. Eine anſehnliche Bauernwohnung, deren Fenſter erleuchtet waren, ſtand auf einem Lichtſchlage vor uns. Der Knecht, welcher den Pfarrer abgeholt und Meßnerdienſt verrichtet hatte, gab mit dem Glöcklein das Zeichen, und alſogleich kam man uns aus dem Hauſe mit Licht entgegen. Wir traten ein. Im Hintergrunde der reinlichen Stube lag der Kranke halb aufgerichtet; eine weinende Familie empfing den Prieſter auf den Knieen. Mit feierlicher Andacht, ohne der nöthigen Eile Abbruch zu thun, ward die heilige Handlung verrichtet.

„Jetzt kommt es an Sie!“ ſprach der Pfarrer zu mir und wendete ſich dann zu den Hausleuten: „Ich hab' Euch einen Doctor mitgebracht, den mir der liebe Gott ſelbſt in den Weg führte. Er wird gewiß ſein Möglichſtes thun, dem wackeren Vater Martin zu helfen; nur müſſet ihr ihm folgen und thun, was er ſagt. Auch hab' ich zur Vorſorge meine kleine Handapotheke mitgenommen; vielleicht enthält ſie etwas, womit er Euch Erleichterung verſchaffen kann.“ — Mit dieſer letzten Anmerkung hatte mir der vorſichtige Prieſter einen ſchweren Stein vom Herzen gewälzt; aber auch der allſeitige Eindruck, den mein Erſcheinen ſichtbar auf die Familie machte, diente mir zu großer Ermuthigung.

Mit einem Gefühle, welches für Gebet gelten konnte, trat ich ans Bett des Kranken. Er war ein Mann im beſten Alter, von rüſtigem Körperbau. Ich fand ihn in halbſitzender Stellung, mit erhitztem Geſichte, kurz aufathmend, von heftigem Huſten gequält, nach welchem er Blut auswarf. Sein Puls arbeitete im höchſten Fieber. Er klagte, mit ſchwacher, angeſtrengter Stimme, über Beklemmung, Unruhe und ſtechenden Schmerz auf der linken Seite. Eine Pneumonia (Lungenentzündung) war angezeigt; die Erzählung des Bauernweibes, wie er zu dem Uebel gekommen, ließ keinen Zweifel übrig. Sobald er zurückſank, verfiel er in Schlaftrunkenheit und Irrereden. Die Krankheit hatte eben den Culminationspunkt erreicht; — wenn etwas retten konnte, ſo war es ein Aderlaß. In Ermangelung eines chirurgiſchen Inſtrumentes mußte mein Taſchenmeſſer helfen.

Ich hatte indeß meine naſſen Kleider abgeworfen, und trockene angezogen, welche mir die Familie bereitwillig darbot. Ans Schlafen dachte ich gar nicht; mein Patient nahm mich zu ſehr in Anſpruch. Der Pfarrer übergab mir ſeine Hausapotheke, deren Umfang, ſo viel mir ein raſcher Ueberblick zeigte, für den augenblicklichen Bedarf hinreichte, und begab ſich für ein paar Stündchen zur Ruhe. Der Kranke war ruhiger geworden; ein Blaſenpflaſter ſchien zu wirken; gegen Morgen fing ſogar ein wohlthätiger Schweiß ſich einzuſtellen an. Mit dem Befehle, mich zu wecken, wenn er unruhiger würde, warf ich mich ebenfalls auf die Ofenbank hin, und ſchlief einige Zeit recht erquicklich.

Schon war es ziemlich hoch am Tage, als ich erwachte. Der Prieſter ſaß bereits am Bette des Kranken; ich eilte beſorgt hin. — „Bravo, Doctor!“ — ſprach jener leiſe, mir die Hand ſchüttelnd, — „Ihr Aderlaß hat ihn gerettet. Er liegt ſchlummernd in ſtarker Tranſpiration; ich zweifle nicht, daß die Kriſis bereits eintrat.“

„Ich darf hoffen!“ — erwiderte ich freudig, nachdem ich des Kranken Puls geprüft. — „Wie ermunternd wär' es für mich, wenn meine erſte Kur gelungen wäre!“

Der Himmel machte mir dieſe ermunternde Freude wirklich. Schon unter Tags fing der Patient ſich zu erholen an; ſeine geſunde Conſtitution wirkte thätiger mit, als alle kühlenden Miſchungen mit Salmiak und Salpeter. Der Pfarrer mußte ſeinen Amtsgeſchäften nachgehen und trennte ſich herzlich ſchwer von mir, erſt durch mein Verſprechen befriedigt, ihn ja gewiß noch zu beſuchen, eh' ich meinen Patienten verließe, welchen ich, vor dem Eintritte der ausgeſprochenen Beſſerung, nicht unerfahrenen Händen allein anvertrauen wollte. Drei Tage blieb ich ſo in dem Bauernhauſe; endlich nahm ich, von den Segenswünſchen der Familie begleitet, Abſchied, und ließ mich vom jüngſten Sohne des Hauſes zum Pfarrhofe geleiten. Erſt jetzt ſah ich ein, in welchem Labyrinthe mich damals Nacht und Wetter umhergehetzt hatten.

„Sonderbar! In demſelben Hauſe, wo ich einen alten Freund vielleicht für Lebenszeit verloren, fand ich nach vier Tagen einen neuen, von dem ich nach einer Woche, — (denn eher ließ mich der treffliche Mann nicht fort) — mich faſt eben ſo ſchwer trennte, als von dem lieben Jugendfreunde, dem ich mein ganzes Abenteuer eigentlich verdankte.“

„Kann ich meinen Weg durchaus nicht an Martins Hauſe vorüber einſchlagen?“ fragte ich den Pfarrer.

„Wenn Du Dir einen zweiſtündigen Umweg gefallen laſſen willſt,“ — verſetzte mein neugeworbener Bruder, — „ſo gehts wol. Aber da muß ich Dich geleiten; und „i moanad ſchier“, ich könnte es beſſer, als jener erſte Führer aus meinem Sprengel. Ich werd' es ſo einrichten, daß wir bei Vater Martin Mittagraſt halten können.“

„Deſto beſſer!“ rief ich, und ſchickte mich wolgemut zur Wanderung an.

Es war ein rührender Anblick, im Freien unter einer alten, ſchattenden Eiche, die Familie beim ländlichen Male zu ſehen, welches bereits der Reconvalescent mit uns theilte. Ueberreich an Eindrücken und Erinnerungen verließ ich die Gegend, die mir ſo intereſſant geworden war und widmete mich, in die Stadt zurückgekehrt, meinen Studien mit doppeltem Eifer und froherer Hoffnung, denn ich hatte ja eine ermunternde Bürgſchaft des Gelingens in meiner erſten Kur.

# Schuld und Wahn.

Die freundlichſte Decembernacht goß ihren hellſten Schimmer über die ſchneebedeckte Erde aus. Alle Glocken und Glöcklein riefen zur Mette. Die Landbewohner wanderten über den kniſternden Schnee der Stadt zu, während die Städter hinauseilten zu dem freundlichen Kirchlein, welches vor dem öſtlichen Thore geiſterhaft von der Höhe eines mäßigen Hügels herabſah.

Unter den Schaaren, welche die Stadt verließen, um ihre Andacht in jenem heiligen Hauſe am Hügel zu verrichten, befand ſich auch die liebliche Erneſtine, die ſiebzehnjährige Tochter des wolhabenden Handelsmannes Stollmers, welcher unter den Bürgern des Städtchens ſeit mehr als einem Jahrzehent unbeſtritten den erſten Rang behauptete. Die alte Haushälterin Agathe diente dem jungen Kinde zur Begleiterin.

An Seitenwege war da nicht zu denken, denn Agathe hatte ein gar wachſames Auge, und nebſtdem die ſtrengſten, unbezweifeltſten Grundſätze, auf deren Unerſchütterlichkeit Stollmers ohne Mißtrauen die Leitung ſeines Töchterleins begründen konnte. Ihren Blicken entging nichts, wie ein treuer Argus bewachte ſie das Haus, und Stollmers konnte ſich zu ihrem Beſitz in jeder Hinſicht Glück wünſchen, indem ſie ihm die Stelle ſeiner früh verſtorbenen Hausfrau hinlänglich erſetzte.

„Ach ſeht doch, liebes Mamſellchen," ſprach die fromme Agathe zu ihrer Schutzbefohlenen, als ſie auf der letzten Stufe der Stiege raſtete, welche zum Hügel hinan führt, „ach! ſeht doch, wie freundlich der liebe Chriſt aus der hell erleuchteten Kirche uns entgegen winkt! Seit meinem fünften Jahre ſchon, alſo über ein halbes Jahrhundert, hab' ich ihm in dieſer Nacht immer hier auf dem Hügel meinen Beſuch gemacht, und noch jetzt freu' ich mich jedesmal darauf, wie das Kind auf den Chriſtbaum. Blüht doch für jeden Menſchen einmal ein Chriſtgeſchenk im Leben, — und euch, Mamſellchen, wird die Beſcheerung nicht ausbleiben!"

Ein tiefer Seufzer war Erneſtinens Antwort auf dieſe hingeworfene Bemerkung, welchen jedoch Agathe aus allzugroßer Beſcheidenheit auf Rechnung der beſchwerlichen Stiege ſchrieb.

„Nun, nun," fuhr ſie fort, „jeder Pfad zum Guten iſt etwas ſteil! Noch fünfzehn Stufen und es iſt überſtanden; aber langſam, Tinchen, damit wir nicht erhitzt in die Kirche kommen. Wer weiß, welches Plätzchen für uns übrig bleibt! Wir gingen etwas ſpät vom Hauſe!"

Agathe hatte recht geahnt. Alles in der Kirche war ſchon dicht beſetzt, und kaum in der äußerſten Ecke am linken Seitenthore, welches auf den ehemaligen Friedhof führte, war noch in einem ſchmalen Stühlchen für vier Kniee Platz. Erneſtine drängte ihre Begleiterin unter dem Vorwande, daß der bequemere Platz dem Alter gebühre, in den Stuhl hinein; ſie ſelbſt blieb am Rande desſelben knieen. So ſchlecht der Platz war, auf welchem durch die halbgeöffnete Thüre ein eiſiger Windzug ſtrich, ſo ſchien er dem unruhig um ſich blickenden Mädchen dennoch lieb, ja ſogar willkommener als jeder andere, denn nur ihr mehr als zufälliges Zögern, als Agathe zu Hauſe mahnte und drängte, trug die Schuld, daß ſie Alles ſchon beſetzt fanden. Aber auch die gute Alte hatte ſich bald zurecht gefunden. Nachdem ſie an dem Lichtſtümpſchen ihrer Nachbarin ihren Wachsſtock angezündet hatte, zog ſie ihr altes, mächtiges Gebetbuch aus dem ſchwarzen Lederfutteral, enthüllte die großſcheibige Brille und verſenkte ſich bald, ihre Naſe damit bewaffnend, ſo tief in das Meer ihrer Betrachtungen und Empfindungen, daß die ganze Umgebung für ſie verſchwand. Die Orgel fiel nun mit einem freudigen Paſtorale ein, der Geſang der Gläubigen begann, und der Fluß der wolbekannten Melodie wiegte manches andächtige Gemüth in ein ſüßes Vergeſſen ſeiner ſelbſt ein. So ging es auch Agathen. — Unwillkürlich fingen die Rieſenlettern ihres Gebetbuches an, vor ihren blinzelnden Augen durch einander zu hüpfen, die Brille entglitt ihrer Naſe und ihr Haupt nickte immer tiefer, bis ſie zuſammenfuhr und ihre Lippenbewegung bis zu einer neuen Erſchütterung dieſer Art mechaniſch fortſetzte; dabei war ſie Erneſtinens ſo ſicher, daß ſie ihr nicht einen einzigen Blick zuwarf.

Das Mädchen ſchien Agathens Schwäche wol zu kennen, und ihr Plänchen darauf angelegt zu haben. Denn kaum hatte die alte Wächterin Miene gemacht, einzunicken, als Erneſtine den Stuhl verließ, in welchem ein nebenſtehendes Landmädchen ungebeten ihren Platz erſetzte, und zur Seitenthüre hinausſchlüpfte.

Es galt nichts weniger als eine lange verabredete Beſtellung auf dem alten Friedhofe. Die Liebenden, welche ihr Verhältniß ſo geheim zu halten wußten, waren Erneſtine und Carl Seeberg, ein trefflicher junger Mann, der Verwalter eines nahe gelegenen gräflichen Schloſſes, deſſen Eigenthümer auf ſeinen weitläufigen Gütern in einer andern Provinz lebte, und dieſes Schloß kaum einmal in mehreren Jahren zu beſuchen pflegte. Seeberg war in Bezug auf die Eigenſchaften ſeines Kopfes und Herzens vielleicht zu beſcheiden, wenn er ſeine Liebe zu Erneſtinen geheim hielt, allein ſeine Vermögensloſigkeit konnte ihn bei einem Kaufmanne, wie der alte Stollmers, nur wenig empfehlen. Er ward auf demſelben Schloſſe, deſſen Verwalter er vor wenigen Jahren geworden, von fremden Leuten erzogen und wußte von ſeinem Vater, an deſſen Züge er ſich kaum mehr erinnern konnte, nur ſo viel, daß er in der Stadt eine Bedienſtung hatte, bald aber in die Ferne zog und von dort aus nur ſelten ſchrieb und es auch nicht gerne hatte, wenn man ihm oft ſchreiben wollte. Die Verbindung zwiſchen Vater und Sohn blieb daher immer ſo locker, daß Carl ſich faſt für eine Waiſe hielt, die das Schickſal ſich ſelbſt überlaſſen. Und was konnte er als ſolche einem Manne für die Hand ſeiner einzigen Tochter bieten, welcher nur bares Geld achtete, und vor welchem höchſtens die Hinweiſung auf ein anſtändiges Auskommen und eine beſſere Zukunft einigen Anſpruch auf Berückſichtigung begründen konnte. Deßhalb hielt er ſeine wahre und innige Liebe zu Erneſtinen ſo geheim als möglich, ſparte im Stillen, arbeitete ſo viel er konnte, ſuchte ſeine Lage nach allen Richtungen hin zu ſichern, und legte ſeiner Geliebten bei unbelauſchten Zuſammenkünften von Zeit zu Zeit genaue Rechnung, um ihre Hoffnungen zu beleben, wobei er jedoch nie vergaß, ſie zu bitten, auf ihn nur in ſo fern Bedacht zu nehmen, als dadurch einer ſchöneren Ausſicht für ſie kein Hinderniß vorgeſchoben würde.

Die für heute verabredete Zuſammenkunft ſollte Erneſtinen mit Wichtigem bekannt machen. Der zwölfte Streich der Stadtuhr tönte eben von unten herauf, als Erneſtine vor das Thor trat und ſich fröſtelnd auf den Hügeln umſah, welche ſich wie Schneewolken bis zur kleinen Kapelle hinzogen. Seeberg ließ ſie nicht warten, leiſe ſchlüpfte er hervor, ſchlug Erneſtinen ſeinen Mantel um und zog ſich mit ihr in das Verſteck zurück, welches er nach ſorgfältiger Prüfung auserwählt hatte.

„Bald, liebe Erneſtine," begann er, „ſoll das Geheimniß, welches bisher über unſerer Liebe waltete, aufhören; das iſt es, was ich Dir heute mittheilen wollte. Ich habe mir ein paar hundert Thälerchen zurückgelegt, welche für die erſte Einrichtung im Eheſtand hinreichen, habe mir meine Stelle durch einen ſchriftlichen Vertrag mit meinem Gutsherrn geſichert, wodurch ich in Zukunft für das Nöthigſte gedeckt bin, und will es nunmehr wagen, bei Deinem Vater ohne weitere Anſprüche, die ihn erzürnen könnten, um Deine Hand zu werben. Auch habe ich mein Vorhaben meinem Vater mitgetheilt und von ihm zur Antwort erhalten, daß er ſelbſt hierher kommen werde, um ſich vor dieſem wichtigen Schritt mit mir noch ernſtlich beſprechen zu können. Ohne Zweifel wird er Zeuge meines Glückes ſein wollen, und ich werde in kurzer Friſt die doppelte Freude genießen, an der lang entbehrten Vaterbruſt zu liegen und ein liebes, gutes Weib jubelnd in ſeine Arme zu führen. Das neue Jahr ſoll uns ein neues Glück bringen!"

Mit froher Zuverſicht vernahm Erneſtine dieſe Mittheilung: ſie war ihr in der That das Wichtigſte und Erfreulichſte, was ſie hören konnte. Mit zitternder Hand zog ſie den Goldring, das Erbſtück ihrer ſeligen Mutter ab, und ſteckte ihn als Pfand ewiger Treue, an Seebergs Finger, welcher ihn entzückt an ſeine Lippen drückte. Noch wurde Manches beſprochen und verabredet, Manches erwogen und überlegt, als die laut zuſammenhallenden Glocken das nahe Ende der Mette ankündigten. Carls heißen Abſchiedskuß mit einem nicht minder heißen erwidernd, wollte ſie eben in die Kirche zurückſchlüpfen, als ihr ein widrig kicherndes: „Bravo, bravo, Tinchen!" von halbbekannter Stimme nachtönte, woraus ſie entnahm, daß ſie belauſcht worden ſei. Ohne ſich umzuſehen, eilte ſie dem Stuhle zu, wo ſie die alte Agathe noch in der nämlichen Stellung fand, in welcher ſie dieſelbe verlaſſen hatte; von ihrer Seite war daher nichts zu befürchten. Ziemlich einſilbig trippelte die Gute, ihre Schutzbefohlene am Arme, nach Hauſe, und nahm mit einem ſchläfrigen: „Guten Morgen" von ihr Abſchied, als die Uhr eben Eins ſchlug.

### 2.

Stollmers war kein Freund von Beſuchen. Den Tag brachte er im Kaufladen oder in den Magazinen, den Abend und oft einen großen Theil der Nacht in dem kleinen ebenerdigen Stübchen zu, welches an ſeine Caſſe ſtieß. Dort brütete er über ſeinen Handlungsbüchern, ſchrieb Briefe, verglich Wechſel, zählte Geldſummen, und bewegte ſich in ſeinem Elemente mit regem Geſchäftseifer und eherner Theilnahmloſigkeit gegen alles Uebrige.

Unter die wenigen Menſchen, welche Stollmers öfter um ſich litt, gehörte der alte Calculator, Doctor Pankrazius Wichtlein, ein Original in jeder Hinſicht. Im Actenſtaube ſo zu ſagen gebeizt, verrieth er ſchon in ſeinem Aeußeren all' die Spuren jenes langweiligen Pedantismus, welcher die Schattenſeite des Kanzleilebens bildet. Wer das D vor ſeinem Namen mit ſeiner Perſönlichkeit verglich, fand gewiß manches mit dieſem Buchſtaben anfangende Wort der deutſchen Sprache für ihn weit paſſender, als das Prädicat Doctor, welches doch in der Regel Studien und Beſtrebungen vorausſetzt, für welche ſich in ſeinem Antlitz auch nicht ein entfernter Keim von Möglichkeit auffinden ließ. Man war verſucht, ihn für eine wunderbar erhaltene Doctorsmumie aus jener fabelhaften Zeit zu halten, wo jeder für einen Gelehrten galt, der ſeinen Namen ſchreiben konnte. Ohne eben beſcheiden zu ſein, oder ſeiner Doctorswürde etwas zu vergeben, begnügte er ſich mit ſeinem mechaniſchen Schreibgeſchäfte ſeit mehr als dreißig Jahren, und hatte nie Anſpruch auf Vorrückung in eine ſelbſtſtändigere Dienſtſphäre gemacht. Mit abgemeſſener Bewegung ſtellte er ſein ſpaniſches Rohr mit dem Elfenbeinknopfe bei Seite, hängte den breitkrämpigen Fiſchbeinhut an den Nagel, zog die grauleinwandenen, mit wunderbaren Tintenklexen wie mit Runen beſchnörkelten Ueberärmel an und begann ſein Tagewerk damit, daß er einen Bogen Papier mit mächtiger Scheere beſchnitt, jede Oeffnung derſelben gleichzeitig mit einer ſchnappenden Bewegung ſeines beſtändig geöffneten Mundes begleitend. Dann ging es ans Federſchneiden und endlich nach Aufſteckung der ſchwarzgeränderten Augengläſer ans Schreiben, wobei er eine überaus ſeltſame Figur ſpielte. Er dictirte ſich jedes Wort und jede Ziffer laut vor, und verfolgte jeden Federzug mit einer parallelen Nachahmung des Kopfes, welche bei ſeinem poſaunenähnlichen Manupropria in ein convulſiviſches Zucken überging.

Wer den Doctor Wichtlein bei Stollmers einmal ſah, und zugleich das Glück hatte, der alten Agathe zu begegnen, konnte ſich des Gedankens unmöglich erwehren, daß dieſe beiden Weſen für einander geſchaffen ſeien. Denn auch Agathe war ein Original: die ſchmutzig graue Falbelhaube nach verſchollenem Schnitte, um welche ein ſchwarzſeidenes Kopftuch mit flatternden Enden lief, contraſtirte ſeltſam mit den halbmodernen Formen ihrer Kleidung, in welcher ſich ein kleiner Anflug von Eitelkeit nicht verkennen ließ. Wer ſie ſo in der räucherigen Küche zwiſchen Töpfen und Keſſeln mit Feuerzange oder Fleiſchgabel walten ſah, wurde unwillkürlich an jene geſpenſtiſchen Erſcheinungen aus dem ſchottiſchen Hochlande erinnert, die der gemeine Mann Hexen nennt. Mit einer gewiſſen ſittſamen Züchtigkeit begegnete ſie jedes Mal dem nicht minder beſcheidenen Doctor Wichtlein, und konnte ſich ſelbſt die Vermuthung nicht verhehlen, daß der trockene Geſchäftsmann vielleicht nur ihr zu Liebe den Gang zu

Stollmers ſo oft wiederhole, und nur in ihrer Nähe ſein ſonſt ſo ſteifes Weſen in ſchmiegſame Lebhaftigkeit verwandle. Auch Stollmers war dieſer Meinung, und hatte gegen das zarte Verhältniß ſo bedachtſamer Individuen um ſo weniger einzuwenden, da eine gefährliche Steigerung der Gefühle zum Uebermaße hier nicht ſo leicht zu befürchten ſtand. Allein ein ganz unerwarteter Auftritt belehrte den Kaufmann bald eines Anderen.

Es war am Vormittage des 25. Decembers, als Doctor Pankratius Wichtlein mit ganz beſonders geheimnißvoller Miene in des Kaufmannes Stollmers Schreibſtübchen trat, und ihn fragte, ob er allein ſei. Auf die Antwort, daß Alles noch der Andacht obliege, begann der Doctor mit gezogenem Tone:

„Der Andacht? — Schön, ſchön! — So hat man alſo ſein Herz in der Nacht noch nicht hinlänglich ausgeſchüttet und erleichtert? — Nun — ja der Ort war doch wirklich zu unbequem und die Luft für Geſtändniſſe dieſer Art viel zu rauh und winterlich!"

Stollmers ſah den boshaft lächelnden Doctor groß an. „Für welche Geſtändniſſe?" fragte er gedehnt.

„Je nun, — es gibt allerlei Geſtändniſſe, die ein Doctor einem Kaufmann zu machen hat, Geſtändniſſe, die ein Verwalter einer Kaufmannstochter zu machen hat; Geſtändniſſe, welche wie die letzteren heute Nacht ſchon vor ſich gegangen ſind und Geſtändniſſe, welche wie die erſteren, erſt jetzt bei Tage vor ſich gehen ſollen, weil ſie das Taglicht nicht zu ſcheuen brauchen."

„Schenken Sie mir reinen Wein ein," drängte Stollmers ungeduldig, „wir Handelsleute lieben Klarheit und Bündigkeit."

„Nun denn, klar und bündig geſagt, — Dero Töchterlein hat heute Nacht auf dem alten Kirchhofe am Hügel ein ſogenanntes Rendezvous gehabt!"

„Albernheit, — meine Erneſtine geht an ſolche Orte nie ohne Agathe, — und die iſt wachſam."

„Wenn ſie nicht ſchläft, was ihr denn mitunter öfters paſſirt, wie eben die vergangene Nacht, wo ſie auf ihrem Gebetbuche recht behaglich einnickte, worauf Dero Töchterlein nur gewartet zu haben ſchien, um ſich ſchleunigſt zu entfernen. Aber meinen Augen war Solches nicht entgangen, zumal ich ſchon lange auf Beſtätigung meiner dießfälligen Ahnung harrte; ich ſchlich leiſe nach, und ſiehe da, die Contrebande ward ertappt. Was geplaudert wurde, konnte ich nicht vernehmen, weil der ſorgſame Galan ein luft- und lautdichtes Dach um ſeine Dulcinea aus ſeinem ſelbſteigenen Mantel bildete; eine große Vertraulichkeit leuchtete aber immerhin aus der gegenſeitigen Applicirung des Abſchiedskuſſes, welche ich meiner ſelbſt vergeſſend mit einem vorlauten „Bravo!" belohnte. So ſtehen die Actien!"

„Kommt mir nicht unerwartet!" erwiderte Stollmers, ſeine Sammtkappe hin und wieder rückend. — „Ich bins gewöhnt, betrogen zu werden; habe mir auch von meiner Tochter nichts Beſſeres verſprochen. Wenns nur ihr nicht zu arg heimkommt! Wer iſt der Verführer?"

„Ein hübſcher, junger Mann, der Verwalter vom Schloſſe drüben, Carl Seeberg!"

„Seeberg? — Kenn' ihn, iſt mein Kunde, — gibt mir viel zu löſen, — nun — er ſucht ſeinen Rabatt! — Warum er's aber heimlich anfing?"

„Warum? — je nun, — weil er nichts zu nagen hat, — weil er arm iſt wie eine Kirchenmaus, — weil er von ſeinem Einkommen noch einen alten unwiſſend wo befindlichen Vater atzen muß, der ihm nur zeitweilig anzeigt, wo er ſeine Proviſion erwarte."

„Der Poſten iſt aber einträglich, — und der Mann iſt noch jung!"

Dem Doctor kamen dieſe Bemerkungen zu Gunſten des Verwalters unerwartet. Er warf ſich daher ſtolzer in die Bruſt, zog die Augenbrauen mächtig empor und begann, dem Kaufmann eine Priſe aus goldener Doſe anbietend, mit ernſterem Nachdrucke: „Alles recht und richtig! Aber ich denke mir, ein geſetzter Mann, der einen einträglichen Poſten ſchon einige Jahrzehnte bekleidet und ſo bekleidet, daß er davon etwas ſich zu Nutzen gemacht hat, wäre denn doch beſſer, als ein junger Mann, dem ſein Poſten vielleicht erſt in einem Jahrzehnt etwas abwerfen wird. Wenn man ſo allein ſteht in der Welt, wenn man ſo ganz frei von Bedürfniſſen iſt, wenn man Jahre lang keinen Fuß über die Schwelle eines Gaſt- oder Kaffeehauſes geſetzt hat, und ſich die langen Sonntagsabende lieber damit verkürzt, alte runde Metallbildchen mit Bergkreide zu glätten und blank zu bürſten, welche man im gewöhnlichen Leben Thälerchen nennt, und größtentheils nur mehr aus der Tradition kennt, ſo hätte man auf den Beſitz eines ehr- und tugendſamen Weibchens doch giltigere Anſprüche, als ſo ein windiger Guckindiewelt, der am Ende nichts hat als ſeine magere Liebe und ſeine aufgeblaſene Einbildung."

„Sie gerathen ja ins Feuer," bemerkte Stollmers überraſcht, „wenn man Sie ſo reden hört, ſollte man faſt glauben —"

„Daß ich auf Dero Töchterlein mein Auge geworfen habe," — fiel ihm Wichtlein in die Rede, „ja — ja — Freund Stollmers, das ſollen Sie auch glauben!"

„Das iſt wol nur Ihr Scherz!"

„Scherz — Scherz? — Was Scherz," brauſte Wichtlein auf. „Bin ich etwa zu ſchlecht für Erneſtinen? — Aber nicht wahr, Erneſtinens Vater war ich gut genug, als er vor ſo und ſo viel Jahren, von Freunden betrogen und verlaſſen, von ſeinen eigenen Hausleuten beſtohlen, ſich durch Schleichhandel und anderen Unfug aufhelfen zu müſſen glaubte, und ohne Zweifel ein Opfer der Geſetze geworden wäre, wenn ich ihm nicht ein Hinterpförtchen geöffnet hätte? Da war ich für den Vater gut genug, — nun, mein' ich, dürfte ich es wol auch für die Tochter ſein. Das iſt meine Anſicht, — und ſie zu vertheidigen, bin ich der Mann, Doctor Pankratius Wichtlein!"

So rief er mit kreiſchender Stimme, und ein convulſiviſches Zucken begleitete dies mündliche Manupropria.

Stollmers war aufgeregt; Wichtleins Worte hatten ihm widerwärtige Erinnerungen zurückgerufen. Er war ihm zum Danke verpflichtet, das konnte er nicht läugnen; allein eben dieſe Verpflichtung klagte den Hehler ſelbſt des verletzten Dienſteides an. Auch liebte Stollmers, trotz ſeiner materiellen Anſichten vom Leben, ſeine Erneſtine, ſein liebes, einziges Kind zu ſehr, um es einem dürren, alten Pedanten in die Arme zu werfen, der außer ſeinen blanken Thalern, ihr für alle Zukunft nichts zu bieten vermochte. Ungeachtet er daher Erneſtinen wegen ihrer Unaufrichtigkeit zürnte, ſo ſuchte er den Doctor dennoch für den Augenblick auf eine Weiſe hinzuhalten, welche dieſen nicht erbittern und zur Bosheit reizen konnte.

„Sie fahren auf, Doctor," begann er nach einer Pauſe, „als ob ich Sie durch meine Frage hätte beleidigen wollen? — Mußte mich denn Ihr Antrag nicht überraſchen? Sie gingen in meinem Hauſe täglich aus und ein, ohne Ihrer Neigung für Erneſtinen auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. — Ich dachte nichts ſicherer, als daß Agathe der Gegenſtand ſei, auf welchen Sie Ihr Augenmerk geworfen, und Sie dürfen mir glauben, daß ſich Agathe für vollkommen davon überzeugt hält!"

„Maske, — Freund,“ begann Wichtlein beruhigt, „Maske, um Erneſtinen deſto ungeſtörter beobachten zu können! Verrathen Sie mich ja nicht. Agathe darf nichts ahnen, ſonſt wäre die Sache in der erſten Stunde Stadtgeſpräch. Wir wollen eher im Reinen ſein; dann möge die Klatſchſucht ihre Backen voll nehmen!“

Stollmers ſuchte den intriguanten Brautwerber bei guter Stimmung zu erhalten, und entließ ihn mit dem Verſprechen, ſich ſeine Sache angelegen ſein zu laſſen.

Der Doctor ſollte aber nicht ſo leicht durchkommen. Agathe, welche indeß aus der Kirche zurückgekehrt war, kleidete ſich in ihrem Zimmer, welches an die Schreibſtube ſtieß, langſam aus, und hörte in unzuſammenhängenden Bruchſtücken einen Theil des lebhaften Geſpräches mit an, worüber ſie ſich allerlei Gedanken machte. Sie pflanzte ſich daher mit wachſender Ungeduld im Vorſaale auf, um den Doctor in flagranti zu empfangen, wenn er aus der Schreibſtube träte. Allein dieſer war auf eine ſolche Begegnung ſchon gefaßt, und half ſich für den Augenblick mit der Lüge heraus, daß er mit ſeiner erheuchelten Aufmerkſamkeit für Erneſtinen nur ſeine wahre Liebe zu Agathen bemänteln wolle.

Agathe war durch des Doctors ſiegende Suada ziemlich beruhigt. Als ihr aber nach ein paar Tagen Erneſtine geſtand, daß Wichtlein bei ihrem Vater um ſie angehalten, und dieſer ſie um ihre Meinung befragt und ihr Manches ernſtlich vorgehalten habe, da ging ihr die Sache doch zu Kopfe, und ſie nahm ſich vor, bei nächſter Gelegenheit den Doctor in ein ſtrengeres Examen zu nehmen.

## 3.

Schneegeſtöber trieb ſich am Morgen des Sylveſtertages in luſtigem Wirbel durcheinander.

Die Amtskanzlei des Schloſſes, in welchem Seeberg als Verwalter reſidirte, war verlaſſen; denn der letzte Tag des Jahres galt den Beamten von jeher für einen Ferialtag, und Seeberg wollte nichts Neues aufbringen; konnte ja doch er eine Ausnahme machen und vielleicht war ſeine Dienſtleiſtung Erſatz für die aller Uebrigen.

Plötzlich pochte es leiſe an der Thüre, und dazu hörte man ein Geräuſch, wie das eines Menſchen, welcher den Schnee von Kleidern, Hut und Schuhen abſchüttelt. —

„Herein!“ rief Seeberg mit unwillkürlich zitternder Stimme.

Die Thüre ging auf; vor derſelben ſtand ein Mann, noch immer bemüht, der dichten Schneedecke los zu werden, welche ſein ganzes Aeußeres mit einer zähen Kruſte überfirnißt hatte.

„Tretet immer ein!“ ermunterte Seeberg den Fremden, „bei uns iſt es nicht ſo blank; für die Amtsſtube gibt es keine Feiertage!“

Indeſſen hatte ſich der Fremde vom Schnee befreit und trat ſchüchtern blickend ein. Ein grauer, abgeflickter Mantel umhüllte die abgezehrte Geſtalt; dem alten brüchigen Hute waren die Haare längſt entfallen, und aus den abgetretenen Stiefeln ſah das Stroh als karges Mittel gegen den Froſt hervor. Baumwollene Fauſthandſchuhe, welche an einer Schnur um den Nacken des Mannes hingen, und ein gemeiner Alpenſtock vollendeten das Bild eines Bettlers, von welchem Loſe auch das ausgearbeitete, runzlichte Geſicht mit den glanzloſen blauen Augen, den borſtigen

Brauen und dem ſpärlichen weißen Haare auf glänzender Glatze Zeugenſchaft zu geben ſchien.

„Legt ab, Alter,“ begann Seeberg, „und macht Euch's bequem und wenn Ihr Euch erwärmt habt, ſo ſprecht, womit ich Euch dienen kann. Es muß allerdings eine Sache von Wichtigkeit ſein, die Euch bei ſolchem Wetter an einem Tage herführt, wo Ihr jede andere Kanzlei geſchloſſen fändet, die nicht den Verwalter ſelbſt zum Pförtner hat.“

„So hätte ich die Ehre mit dem geſtrengen Herrn Verwalter zu ſprechen?“ — rief der Bettler lebhaft aus, Seebergs hingeworfene Bemerkung aufgreifend. „Ja — ja,“ fuhr er gedehnt fort, und muſterte den erſtaunten Seeberg mit ſtarren Augen, „ja — ja — Sie ſind's, — ſo muß ſich der Knabe ausgewachſen haben, der jetzt Carl Seeberg heißt!“

„Wie? drang Seeberg in den Alten,“ ſeid Ihr vielleicht ein Bote von einem Verwandten Seebergs?“ —

„Sind Sie Seeberg ſelbſt — ſind Sie es wirklich?“

„Ich bin's! — Und mein Vater?“

„Er ſteht hier, unglücklicher Sohn, — ſteht als Bettler, als Verbrecher vor dir, als Hiobsbote, als trauriger Beweis, wie die Sünde der Väter ſich an den Kindern rächt!“

Die Stimme der Natur ſiegte. So abſtoßend es auch für einen Menſchen ſein muß, ſeinen Vater, deſſen Bild ihm mit den früheſten Erinnerungen der Kindheit verblichen und erſt im Bereiche der Ideale neu erſtanden iſt, im Wuſte des Jammers und Elendes vor ſich zu ſehen, alle bisher unbefriedigten Gefühle der zärtlichſten Sehnſucht, der reinſten Kindesliebe auf die traurige Geſtalt eines zerlumpten Bettlers übertragen zu müſſen: ſo warf ſich Seeberg doch, in dieſem Augenblicke alles Aeußerlichen vergeſſend, an die langentbehrte Bruſt, an die theure Herzensſtelle, deren er ſchon für immer entbehren zu müſſen geglaubt hatte.

„O, hinweg mit allen trüben Erinnerungen, Vater,“ begann er nach der Freude der erſten Umarmung, „laſſen Sie jetzt das böſe Leben ruhen! Seien Sie mir jetzt nichts, als Vater! Erholen Sie ſich, ſtärken Sie ſich! denken Sie ſich, daß Sie hier zu Hauſe ſind!“

„Hier zu Hauſe?“ wiederholte der Alte mit gellendem Lachen, „wol war ich es hier einſt! — Doch davon ſpäter! Jetzt, lieber Carl, handelt es ſich nur um Eins! Ich bin geſtärkt, ich bin erwärmt, ich bin Alles, nur Eins nicht, — nur kein Menſch, der werth iſt, dich Sohn zu nennen und ob ich es je wieder werden könne, darum allein handelt es ſich. Ich bin hergewandert durch Eis und Schnee, um mein Urtheil von dir zu hören, ehe es für immer zu ſpät iſt!“

Der Alte zitterte krampfhaft in Seebergs Armen, der ſich das Wiederſehen anders gedacht hatte.

„Sind wir allein?“ forſchte der Alte haſtig, ſich auf einen Armſtuhl neben den Ofen niederlaſſend.

„Allein!“ war Seebergs Antwort; zur größeren Vorſicht ließ er das knarrende Schnappſchloß am Kanzleithore ab.

„Carl,“ begann der Alte, ſeines Sohnes Hand faſſend, „du biſt mein Sohn, mein echter, leiblicher Sohn; aber Seeberg iſt nicht mein Name, daher auch nicht der deinige; Seeberg iſt der Name deiner Mutter, die dich erzog bis zu ihrem Ende. Ihr Vater war mein Amtsgenoſſe auf den Gütern des alten Grafen, deſſen Sohne du hier dienſt. Die ländliche Abgeſchiedenheit und jugendlicher Leichtſinn verlockten uns zu einer ſtrafbaren Vertraulichkeit, deren Frucht du biſt. Nach dem Tode Seebergs wurde ſeine Tochter mit einem Theile der Dienerſchaft hierher überſetzt, indem man ihr aus Gnade eine Stelle anwies, um ihr für die Sorgloſigkeit ihres Gatten Erſatz zu gewähren, welcher ſie ohne irgend ein Vermögen hilflos mit dir zurückließ. Der Drang meines Herzens zog mich Euch Beiden nach; um die Sache nicht auffallend zu machen, ſuchte ich im nahen Städtchen Dienſte und fand ſie auch im Hauſe eines redlichen Gewerbsmannes. Bis dahin war ich nicht von Sünde frei, — aber noch frei von einem Schurkenſtreiche!“

„Vater,“ fiel Seeberg dem Alten in die Rede, „Sie verändern die Farbe, — die Erzählung greift Sie zu ſehr an! Was es auch ſei, Sie haben ja eine Fürſprache bei mir voraus, — mein Daſein!“

„Ach — daß ich dein koſtbares Daſein in meiner Thorheit durch einen Schurkenſtreich erkaufen zu müſſen wähnte! — Das macht der Mangel an Glauben! Hätt' ich dich hinausgeſetzt in den Wald oder an die Heerſtraße und dein Los Gott anheimgeſtellt, du lebteſt wohl auch noch, — und dein Vater wäre kein — doch nein! Ich kann es nicht über meine Lippen bringen; die Scham würde mich vor dir erdrücken! Und doch, — doch iſt es ſo! — Deine Mutter war in Noth! für deine Zukunft ſollte geſorgt ſein, du ſollteſt etwas lernen, eben weil du kein Vermögen zu erwarten hatteſt. — Ich verſchaffte deiner Mutter die nöthige Summe, welche ausreichen mochte, bis du dir ſelbſt weiterhelfen könnteſt! — Ich verſchaffte ſie ihr, — und verließ dann dieſe Gegend, — verließ ſie belaſtet mit dem Bewußtſein eines Schurkenſtreiches, verfolgt von dem Fluche des ſchwärzeſten Undankes, umſonſt nach Ruhe, nach Troſt, nach Beſſerung ringend. In vielen Gegenden trieb ich mich umher; unter vielen Namen ſucht' ich Brot, aber nirgends wollte es mir mehr gelingen, eine ehrenwerthe bürgerliche Exiſtenz zu begründen; ein ſtrafender Zufall riß mir den Becher des Glückes immer wieder vom Munde weg. Oft — ich muß es dir geſtehen — rettete mich ein Nothpfennig, von dir eingeſendet, noch eben zu rechter Zeit von dem entehrendſten Erwerbe. Die ganze Stufenleiter verächtlicher Schleichverdienſte, vom Spion bis zum Schmuggler, habe ich durchgemacht, um endlich zu jenem Ziele zu gelangen, an welchem du mich jetzt ſiehſt — zum Bettelſtabe!“

Seeberg verbarg ſein Geſicht ſchluchzend in die Hände.

„Wie kann ich Sie retten, Vater? — Sprechen Sie! — Ich will ja Alles thun! — Nicht wahr, ich kann es?“

„Du kannſt es,“ rief der Vater aufſpringend, und ein Feuer edlerer Art belebte ſeine Augen, „du kannſt es, Carl! Vaterſegen wird dir's lohnen, der Segen des Vaters, den du entſühnt haſt, gilt bei Gott gewiß auch! — Du kannſt es, wenn du den Fluch des Undankes, der Schurkerei, der Verworfenheit von mir nimmſt! Nur dieſer Fluch lähmt meine Kräfte; ich bin erſt in den Fünfzigen, dieſer Fluch krümmt mich zum Neunziger zuſammen, nimm ihn von mir, und elaſtiſch ſoll mein ganzes Weſen aufleben; nimm ihn von mir, und ich kann arbeiten, entbehren, hungern, ſparen, kann Alles — Alles, denn ich nähre ja dann die Hoffnung, durch Reue gebeſſert, ſterben zu können! Willſt du mich um dieſe Bedingung retten, da du es kannſt?“

„Ich will es, — ich muß es!“

„Und wenn es dich dein Liebſtes koſtete?“

„Auch — dann!“

„Nun denn! ſo ſchwör' es mir!“

„Ich ſchwör' es!“

„Wohlan! Höre — Du ſtehſt im Begriffe zu heirathen!“

„Ja — Vater! — Sie ſollen meine Braut noch heute kennen lernen! Ein liebes, gutes, häusliches Geſchöpf; — ich habe mir ſo viel erſpart, als für die erſte Einrichtung hinreicht! Vierhundert Thaler! Ich ſchrieb es Ihnen ja! doch deßhalb ſollen Sie nicht vergeſſen werden, Vater! da meine bisherige Beiſteuer nicht hinreichte, dieß Kleid Ihnen abzunehmen“ — —

„Dies Kleid?“ lachte der Alte; „o mein Sohn, daran trägſt nicht du die Schuld! Läge kein Fluch auf mir, ſo wäre deine Beiſteuer reichlich genug geweſen, um jetzt dein Spargut durch die Zinſen um die Hälfte zu vergrößern! Gibſt du mir Millionen, — und nimmſt mir den Fluch nicht, ſo muß ich Bettler bleiben bis an mein Ende! — Nun — wer iſt denn deine Braut? — Du haſt den Namen mir nie genannt?

„Ich ſchrieb Ihnen ja erſt einmal, als die Sache ſchon gewiß war und ich bin im Voraus überzeugt, daß Sie meine Wahl billigen, und künftighin gern in unſerem Kreiſe verweilen werden.

Der Vater ſeufzte tief auf, und heiße Thränen entquollen ſeinen Augen.

„Erneſtine heißt ſie,“ fuhr Seeberg fort, welcher im Wonnegedanken an ſeine Braut des Vaters Thränen nicht bemerkte; „ſie iſt die Tochter eines Kaufmanns im nächſten Städtchen, des wohlhabenden Stollmers —“

„Stollmers!“ ſchrie der Vater laut auf, ſich krampfhaft erhebend, und plötzlich in ſich zuſammenbrechend. „Das iſt die Hand des Schickſals,“ murmelte er halblaut vor ſich hin, „ich habe auch das verdient! — Nun — faſſe dich mein Sohn! — Du ſchworſt mich zu retten! Nicht wahr?“

„Ich ſchwor es, — und werde meinen Schwur halten!“

„Wenn du mich retten willſt, — iſt deine Braut für dich verloren, wenigſtens für jetzt verloren!“

Seeberg fuhr überraſcht zuſammen, ſchüttelte dann wie träumend das Haupt und ſprach mit ungläubigem Lächeln: „Vater, das iſt wol nur Prüfung!“

„Prüfung, — wol, mein Sohn! Aber ernſte Prüfung! — Wenn du mich retten willſt, iſt Erneſtine für jetzt dir verloren! Gerade die Summe, welche dir zu ihrem Beſitze verhelfen ſoll, bedarfſt du, um mich von einer Schuld loszukaufen, deren

Namen dir zu geſtehen ich mich ſchäme. An den Bettel von vierhundert Thalern iſt die Rettung meiner Exiſtenz, die Sühne von dem Fluche geknüpft, der mich niederdrückt! Kannſt du dieſe Summe und mit ihr die Hoffnung auf dein nahes Glück deinem Vater opfern? Kannſt du die Erfüllung deiner ſehnlichſten Wünſche ihm zu Liebe auf Jahre hinausſchieben? Haſt du ſo viel Glauben an Gott, daß du's über dich gewinnſt, ein Kleinod, das jetzt in deinen Händen liegt, mit dem feſten Vertrauen bei Seite zu legen, daß Gott, der keine gute That unbelohnt läßt, es dir unverſehrt verwahren werde? — Ich weiß, mein Sohn, was ich fordere! Aber wer durch die Sünde zum Vater ward, wer Schurke ward, um ſeinen Sohn zu erhalten, muß auch das Herz haben, ihm ſein Liebſtes zu entreißen, um den Fluch von ſeinem Geſchlechte hinwegzunehmen! — Biſt du noch entſchloſſen, zu halten, was du mir ſchworſt?"

„Ich bin es!" antwortete Seeberg nach kurzem aber heftigem Kampfe, der ſein ganzes Innere ſo erſchüttert zu haben ſchien, daß er zum willkürloſen Weſen herabſank. „Hier — Vater, nehmen Sie den Schlüſſel, er öffnet Ihnen das blaue Zimmer im erſten Stockwerke — Sie kennen es wol?"

„Es iſt dasſelbe Zimmer, in welchem dich die arme Seeberg erzog —"

„Jetzt bewohne ich es; links in meinem Rollkaſten, den Ihnen dieſer zweite Schlüſſel öffnet, finden Sie ein Portefeuille, welches die genannte Summe in Bankbilleten enthält."

Der Alte nahm mit bebenden Händen die Schlüſſel, ſegnete ſtumm ſeinen Sohn, welcher ſtarr vor ſich hinſah, und wankte hinaus.

Jetzt brach ein Thränenſtrom aus Seebergs Augen; die Hände faltend, rief er laut aus: „Dir himmliſcher Vater, ſtell' ich mein Schickſal anheim! Erhalte mir Erneſtinens Liebe, bis ich wieder im Stande bin, um ſie zu werben, und rechtfertige mich vor ihrem Herzen! Ich war eher Sohn, als Bräutigam!“

Dann ſtürzte er haſtig zum Schreibtiſch und ſchrieb mit zitternder Hand folgende Zeilen an Erneſtine: „Theure Geliebte! Ich bleibe ewig Dein, bleibe Du mein! Ein Zufall, der außer meiner Berechnung lag, zwingt mich, meine Bewerbung um Deine Hand aufzuſchieben. In zwei Jahren ſiehſt Du mich wieder! Bis dahin dulde, hoffe. Sollte Dir ein beſſeres Los winken, ſo kümmere Dich nicht um mich! Für jetzt kann ich Dir das Räthſel nicht löſen. Nur zweifle nie an der Treue Deines unglücklichen Karl“.

Er hatte das Billet kaum geſiegelt und zu ſich geſteckt, als ſein Vater eintrat mit einem Päckchen in den Händen.

„Sohn,“ ſprach er, „halb entſühnt fühl’ ich mich ſchon; ganz mich zu ſühnen, liegt in deiner Hand. Nimm dies Päckchen, deſſen Inhalt du wol ahnen magſt, ohne jedoch ſeine ganze Bedeutung zu kennen. Das Haus des Kaufmannes Stollmers iſt dir leider nur zu bekannt. Schleiche dich unbemerkt heute noch hinab; ſuche dies Päckchen in ſein Caſſezimmer zu werfen; das: „Wie?“ ſtell’ ich dir zur Aufgabe, nur gib Acht, daß dich ja Niemand ſehe. Es wäre um mich geſchehen, wenn er je erführe, daß ich dabei im Spiele war. Fürchte übrigens nichts; du thuſt einen guten Gang, — einen Gang, der deines Vaters Gewiſſen von einer Centnerlaſt befreit, der ihn der Menſchheit zurück gibt, wenn er gelingt; deſſen Mißlingen dagegen mich und dich ewig unglücklich machen würde. Nur darum vertraue ich ihn dir allein an! Bedenke, daß es ſich dabei auch um Erneſtinen handelt. Willſt du mir dieſen großen, wichtigen Liebesdienſt erweiſen, mein Sohn?“

„Ich will es, Vater!“ ſchwor ihm Carl, und nahm das Päckchen. Der Vater faltete im ſtillen Gebete die Hände.

Es war ein ſtiller, trauriger Sylveſtertag.

## 4.

**Stollmers** feierte mit ſeiner **Erneſtine** in **Wichtleins** und **Agathens** Geſellſchaft die Sylveſternacht wie alljährlich bei einer Bowle Punſch. Das Geſpräch war nicht ſehr warm; deſto wärmer war das Stübchen, in welchem die vier Punſchgäſte beiſammen ſaßen: denn die Magd hatte, wahrſcheinlich um den Reſt der Sylveſternacht ungeſtört zuzubringen, den Ofen ſo tüchtig geladen, daß er im alten Jahre gewiß keiner Nachhilfe mehr bedurfte. **Agathe** ſtand auf, öffnete die Thüre, welche in das anſtoßende Caffezimmer führte, ſchob einen der eiſernen Fenſterbalken zurück und zog den Schuber am Doppelfenſter empor, damit die von außen eindringende Luft die Wärme ſanft mäßige.

Unter mannigfachen Verſuchen die Zeit zu tödten, nahte die Stunde, wo das alte Jahr Abſchied nahm und von der Salve zwölf gedehnter Hammerſtreiche begleitet, beim matten Schimmer der Sterne, welche mühſam durch das zerreißende Schneegewölk hindurch flimmerten, in ſein Grab hinunterſank, um dem jüngſten Sohne der Zeit Platz zu machen.

„Sonderbar,“ rief **Agathe**, „als ob man's einſchnappen hörte!“

„Das neue Jahr ſoll leben!“ rief Doctor **Wichtlein** „und Jedem den gebührenden Zoll geben, — Junggeſellen — eine brave Hausfrau, und Jungfrauen einen braven Mann!“

**Agathe** war entzückt über dieſen Trinkſpruch und bewunderte den Seitenblick, den der Doctor, über deſſen Abſichten ſie längſt ſchon wieder beruhiget war, auf die erröthende **Erneſtine** warf, als ein Meiſterſtück wolberechneter Verſtellung. **Erneſtinens** Erröthen war eine Folge ihres Beſtrebens, ſich der gewaltſam hervorbrechenden Thränen zu erwehren.

„Auf Rückkehr von Treue und Redlichkeit unter den Menſchen!“ rief Stollmers aus und ſtürzte das Glas mit einer Haſt hinunter, welche einen richtigeren Blick in ſein Inneres gewährte, als all' ſein angenommener Menſchenhaß und ſeine erzwungene Trockenheit.

„Nun aber, Tinchen, iſt's Zeit zum Aufbruche!“ drängte Agathe, „mögen die Herren noch plaudern; für Frauenzimmer iſt der Termin längſt vorüber; in ſechs Stündchen heißt es ſchon wieder in die Kirche, — und der liebe Schlaf will doch auch ſein Recht! Somit: „Gute Nacht! — oder vielmehr guten Morgen!“

Agathe trippelte, noch einen bedeutenden Blick auf den Doctor werfend, voraus und Erneſtine folgte ihr langſam, den herzlichen Kuß ihres Vaters als Bürgſchaft beſſeren Glückes ins neue Jahr mit hinüber nehmend.

„Ja, Doctor,“ nahm Stollmers das Wort, „Sie können mir's glauben, — es iſt mir nicht angeboren ſo rauh, ſo einſilbig, ſo mißtrauiſch zu ſein; aber die Leute haben mich dazu gemacht. Sie wiſſen, wie man mich betrogen, wie man mich beſtohlen, wie mich mein treueſter Diener in dem Augenblicke verlaſſen hat, wo auf ſeine Beihilfe, auf ſeine Ausſage, auf ſeine Unterſtützung das Meiſte, wenn nicht Alles, ankam. Doch das iſt vorüber! Mit Gottes Hilfe“ —

„Und mit meinem Beiſtande,“ fiel der Doctor ein, „unſere Freundſchaft ſoll leben und blühen!“

„Dieſer Artikel iſt uns ausgegangen!“ rief Stollmers, dem Doctor bedeutend, daß er das leere Glas zum Munde führe. „Aber zum Glücke iſt noch Vorrath dort im Napf auf dem Ofen. Zwei Gläschen füllt er noch; — aber das ſoll Männerpunſch ſein, Doctor; — nicht ſo laues, mattes Weibergeſöffe! Ich hab' in meiner Caſſa drinnen eine Flaſche echten Jamaika, der ſoll heraus! Warten Sie, Doctor; — ich finde ſie im Finſtern!“

Der Doctor proteſtirte aus zwei Gründen nicht: fürs Erſte, weil er ein gutes Tröpfchen gerne trank, wenn er es umſonſt haben konnte, und fürs Zweite, weil er den Kaufmann etwas warm werden ſah, und ihn für ſeine Bewerbung um ſo leichter zu ſtimmen hoffte, während Stollmers hinwieder die erhöhte Geſichtswärme des Doctors dazu benützen wollte, um ihm wegen Agathen die Hölle heiß zu machen und ihm Erneſtinen zu verleiden.

Pankrazius Wichtlein nickte ſchlaftrunken, als ihn des Kaufmanns Ausruf: „Halt, halt, hab' ich dich!“ plötzlich aufrüttelte.

„Haben Sie ſie ſchon?“ lachte Wichtlein, an die Jamaikaflaſche denkend — „Nur her damit!“

„Helfen Sie mir, helfen Sie mir!“ rief Stollmers dringender.

„O Sie Schalk!“ lachte Wichtlein lauter, „als ob Sie ſo ein Fläſchchen nicht allein bemeiſtern könnten.“

Plötzlich tönte ein dumpfer Schlag von innen, — und „Ha! entwiſcht!“ rief Stollmers mit ängſtlich kreiſchender Stimme. Wichtlein ſprang auf, und rief lallend: „Schleichhändler?“

Geiſterblaß trat Stollmers aus dem Caſſezimmer.

„Wirklich, Schleichhändler?“ wiederholte der Doctor, ſich gewaltſamer faſſend.

„Diebe!“ war des Kaufmanns Antwort, und erſchöpft ſank er auf den Stuhl.

„Diebe?“ fragte Wichtlein zitternd, und ſchob den Riegel vor die Stubenthüre, ſtatt hinaus zu eilen und Lärm zu machen.

„Ich trete hinein,“ begann Stollmers, ſich erholend,“ durch den Balken, den Agathe vorhin halb geöffnet, fällt ein mattes Licht auf die Kaſſatruhe, die gerade unter dem Fenſter ſteht. Da hör' ich etwas zu Boden fallen; raſch blick ich hin, und ſehe eine Hand, welche ſich gewaltſam durch das enge Fenſtergitter hereingezwängt hatte, wahrſcheinlich um mit einer Feile, die ihr eben entfiel, das Werk des Einbruchs zu beginnen. Ich ſchleiche mich leiſe, durch den vorſtehenden Balken gedeckt, hin und faſſe die Hand die, aalgewandt, ſich mir zu entringen ſtrebt: umſonſt, ich halte ſie feſt, krampfhaft feſt, rufe um Hilfe, ohne von Ihnen verſtanden zu werden, und würde, wenn Sie mir Beiſtand geleiſtet hätten, des Diebes ohne Zweifel habhaft geworden ſein. Allein er ſah ſeinen Vortheil, ſchwang ſich empor, ſtieß mir mit der andern Hand den Balken vor die Stirne und riß die eingeklemmte mit Rieſenkraft aus meinen Fingern los, zwiſchen welchen mir etwas wie ein Ring hinabkollerte, was ſich im Zimmer vorfinden muß. Leuchten Sie mir, Doctor; — es kann zur Aufklärung führen!“

„Was im Zimmer iſt, bleibt Ihnen ſicher,“ ſtotterte der Doctor, ängſtlich nach ſeinem Fiſchbeinhut und dem ſpaniſchen Rohre ſuchend; — „Diebe in der Sylveſternacht, es iſt entſetzlich! Wenn ſie's etwa bei mir auch verſuchten, einzubrechen! Ich muß fort, — nach Hauſe! Meine armen Thaler! — Auf die Spur muß ich dem Diebe kommen; — morgen hab' ich ihn! Kein Schmuggler kam mir noch durch; ein Dieb ſoll mir auch nicht zu pfiffig ſein! — Sicherheit muß in der Stadt herrſchen! — Drum verlaſſen Sie ſich auf mich; morgen in aller Frühe bin ich mit dem löblichen Gerichte hier, um dem Schurken auf die Kappe zu gehen.“

Er war nicht aufzuhalten. — „Die Schurken haben uns von Außen eingeſperrt!“ ſchrie er, als die Thüre nicht aufging, die er kurz vorher aus Angſt ſelbſt zugeriegelt hatte. — Stollmers ſah, woran es fehlte, und entließ den feigen Egoiſten mit unwilligem Kopfſchütteln.

Um ſeinen Schlaf war es geſchehen. Lärm zu machen war zwecklos, da der Dieb entwiſcht und gewiß nicht Willens war, in derſelben Nacht zum zweiten Male zu kommen. Er verſchloß daher die Thüre, nahm das Licht und durchſuchte das Caſſazimmer. Auf dem Fenſtergeſimſe waren einige Blutstropfen zu bemerken. Stollmers ſchob das äußere Fenſter zu und verriegelte den inneren Balken. Was anfänglich der Hand des Diebes entfallen ſein mochte, war nicht zu finden.

Mitten in der Stube glitzerte aber etwas; begierig leuchtete Stollmers hin; es war ein geſprungener Goldring, woran Blutſpuren kennbar waren. — „Kein Zweifel,“ rief Stollmers, des Fundes froh, — „es iſt der verrätheriſche Ring, welchen ich im Ringen vom Finger des Schurken herabgeriſſen. Dieſes Wahrzeichen wird ihn entdecken helfen.“

Er beleuchtete den Goldreif näher, und fuhr entſetzt zurück, denn je genauer er ihn betrachtete, deſto bekannter kam er ihm vor. Selbſt die Buchſtaben F. S. ſtimmten überein. Ja, er hätte darauf ſchwören mögen, daß es derſelbe Ring ſei, den er einſt am Altare ſeiner verſtorbenen Gattin gereicht, derſelbe, den nach ihrer Mutter Tode Erneſtine als theures Erbſtück getragen hatte.

Wie konnte dieſer Ring an den Finger des Diebes kommen? — Ein gräßlicher Gedanke blitzte durch des Vaters Seele. — Sollte der Dieb eher Mörder geweſen ſein, als er den Einbruch gewagt? Sollte das am Ringe klebende Blut Erneſtinens Blut ſein?“

Von furchtbarer Unruhe gefoltert, ergriff Stollmers das Licht, öffnete leiſe, ſchloß eben ſo leiſe hinter ſich ab, und wankte die Treppe geiſterblaß empor. Sein Kabinet war verſchloſſen wie ſonſt, am Schloſſe nichts verletzt; er ſperrte mit dem Hauptſchlüſſel, den er ſtets bei ſich trug, auf und eilte, des Entſetzlichſten gewärtig, der Schlafkammer ſeiner Tochter zu. Kaum ſeiner mächtig, leuchtete er durch die halb geöffnete Thür auf Erneſtinens Bett hin. — Da lag ſie leiſe athmend, ein Bild der Unſchuld, die in Thränen einſchlief, die Hände über die Bruſt gekreuzt. Der Ring am Mittelfinger ihrer Linken war verſchwunden.

## 5.

Der Neujahrsmorgen war angebrochen. Erneſtinen erwartete eine ſchmerzliche Begegnung. Beim erſten Frühgeläute war ſie mit Agathen zur Kirche geeilt. Als ſie aber nach verrichteter Andacht, durchs Thor treten wollte, ſteckte ihr ein täppiſcher Bauernjunge, mit der Frage: „Ob ſie die Krämer-Mamſell aus der Stadt wäre?“ Seebergs verhängnißvolles Briefchen zu.

Erneſtine war außer ſich. Alles ſchien ihr verloren. Agathe hatte große Mühe, ſie nach Hauſe zu bringen und ihr ſo viel Faſſung zu predigen, daß ſie ſich wenigſtens nicht gleich bei dem erſten Zuſammentreffen mit ihrem Vater verriethe.

„Wenn mir nur heute,“ ſeufzte ſie, „Niemand ein glückliches Neujahr wünſchte! Es iſt ſo peinlich, für etwas danken zu müſſen, was uns wie bitterer Hohn klingt!“

In das Haus des Kaufmannes Stollmers hatte der Doctor indeß bereits große Thätigkeit gebracht. Kaum war es Tag geworden, als er die Gerichtsbehörde aufrumorte. Der Aſſeſſor, ein tüchtiger Handhaber der Geſetze, wegen ſeiner Findigkeit, Strenge und Wachſamkeit allgemein „der kleine Fouché“ genannt, ſprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette und verfügte ſich mit dem Denunzianten ungeſäumt an den Ort des Attentates.

Nach einigen höchſt kalten Neujahrsförmlichkeiten ging es an die möglichſt umſtändliche Beaugenſcheinigung. Ueber alles

Vorfindige wurde ein genaues Inventarium aufgenommen, die Caſſatruhe von zwei Dienern abgeſchraubt, und jeder Winkel durchſucht, ob man nicht die Feile, oder was ſonſt der Hand des Diebes entfallen war, fände, aber umſonſt. Auf dem Tiſche lag Alles in derſelben Ordnung, oder vielmehr Unordnung, wie am Vortage, weßhalb man ihn verſchonte und die ganze Unterſuchung lieferte daher kein anderes Reſultat, als welches gleich der erſte Augenblick gegeben hatte, nämlich: daß ein nächtlicher Einbruch verſucht worden ſei.

Die Anhaltspunkte beſchränkten ſich, da friſchgefallener Schnee die Fußtritte vor'm Hauſe vertilgt hatte, auf die Blutſpuren am Simſe, und auf den, mitten im Zimmer neben verſtreuten Briefcouverts (welche Stollmers zu den übrigen Papieren geworfen) gefundenen Ring, von welchem Stollmers zu Protokoll gab, daß er ſich überzeugt halte, dieſer Goldreif habe bisher als Erbſtück ſeiner Seligen, Erneſtinens Finger geſchmückt.

In Wichtleins Kopfe zündete dieſer Gedanke augenblicklich. Mit maliciöſem Lächeln beſtätigte er die Behauptung des Aſſeſſors, daß dieſer Ring Licht verſchaffen würde und erwartete mit Ungeduld das Frühſtück, bei welchem Erneſtine mit Schonung und wo möglich unvermerkt ins Verhör gezogen werden ſollte.

Das arme Mädchen, welches in der Zwiſchenzeit mit Agathen nach Hauſe gekommen war, machte während dieſe das Frühſtück bereitete ſo gut als es ihre Stimmung erlaubte, Toilette, um ihrem Vater ihren Wunſch darzubringen. Die Anweſenheit von Gäſten hatte für die Haushälterin nichts Befremdendes; aber die beiden triſten Kerle mit den Spechtnaſen und den Luchsaugen, welche im Vorhauſe umherpatrouillirten, kamen ihr verdächtig vor. Von den übrigen Hausleuten konnte ſie nichts erfahren, weil von ihnen ſelbſt Niemand wußte, was in der Nacht vorgegangen war. So kam ſie zuletzt gar auf die Vermuthung, Wichtlein, deſſen ſchnarrende Stimme ſie herauszuhorchen ſo glücklich war, habe ihr am Neujahrsmorgen eine Ueberraſchung in Geſtalt eines gerichtlich aufgeſetzten Heirathscontractes bereitet.

Das Frühſtück erſchien und wurde mit ſeltſamer Spannung, nach wechſelſeitiger Beglückwünſchung, eingenommen.

Nach einigen gleichgiltigen Reden zog Stollmers mit erkünſtelter Ruhe den zerbrochenen Ring aus der Taſche und reichte ihn Erneſtinen mit der Frage: „ob ſie ihn kenne?“

Erneſtine ſtieß einen lauten Schrei aus, als ſie den Ring näher betrachtet hatte, und ſank heftig ergriffen zurück. Allgemeines Staunen folgte dieſem Momente; nur Wichtleins Züge wetterleuchteten vor Schadenfreude.

„Kennſt du dieſen Ring wirklich?“ fragte Stollmers ſanfter, als ſich das Mädchen erholte.

„Ja, — Vater“ — ſchluchzte ſie, — „es iſt meiner ſeligen Mutter Trauring.“

„Wann und wie kam er von deinem Finger, an welchem du ihn, als theures Erbſtück, trugſt? — Sprich ohne Scheu! — Ich werde dichs nie entgelten laſſen!“

„Seit der Chriſtnacht,“ ſtammelte Erneſtine erröthend, „und ich ſelbſt verſchenkte ihn.“

Wichtleins Spannung ſtieg aufs Höchſte; Agathe ließ jedes ihrer Augen in entgegengeſetzter Richtung manöveriren, ihr rechtes maß mit Bedauern die unglückliche Erneſtine, während ihr linkes an Wichtleins boshafter Neugierde reichlichen Nahrungsſtoff fand.

„Und wem ſchenkteſt du dieſen Ring?“ fragte Stollmers nach einer Pauſe weiter.

Erneſtine ſah nun ihr ganzes Geheimniß verrathen. Vor einer Stunde der Brief, jetzt der zerbrochene Ring, Alles beſtätigte ſie in ihrem Wahne, daß ſich Seeberg auf ewig von ihr losgeſagt habe, und ſie glaubte nun ferner nichts mehr gewinnen zu können, wenn ſie länger etwas verſchweigen wollte, was Andere, wie es ſchien, beſſer wußten als ſie ſelbſt. Indem ſie ſich unter heißen Thränen ihrem Vater zu Füßen warf, geſtand ſie Alles.

Um ſie zu ſchonen, verſchwieg man ihr das Uebrige und führte ſie auf ihr Zimmer, wo ſie in brünſtigem Gebete ihr Schickſal Gott anheimſtellte.

Die Perſon alſo, von deren Finger der Ring abgezogen wurde, war nun mit größter Wahrſcheinlichkeit — Seeberg.

„Was konnte nur dieſen Mann zu einem ſolchen Schurkenſtreiche bewegen?“ fragte Stollmers, indem er ſich ungläubig vor die Stirne ſchlug.

„Es iſt unglaublich,“ ſtimmte der Aſſeſſor ein, „eben ſo unglaublich als evident!“

Doctor Wichtlein hätte wol einen Mittelweg gewußt, die ganze Sache auf eine glimpfliche Weiſe zu löſen, aber er beklatſchte ſchon im Stillen ſeine Pfiffigkeit, und feierte einen ſchadenfrohen Triumph über Seebergs eclatantes Fiasko.

Erneſtine war in Verzweiflung, Agathe hielt dem Doctor, der ſeine Schadenfreude allzuſehr verrathen hatte, eine überaus erbauliche Strafpredigt; Stollmers monologiſirte über Falſchheit und Gemeinheit, und der Aſſeſſor beorderte in ſeiner officiellen Geſpenſterſeherei ein handfeſtes Paar woldreſſirter Schergen, um den Inculpaten ja gewiß mit Haut und Haar einzufangen.

## 6.

Wie viele Menſchen gibt es wol, welche ſich nicht ſelbſt ſchon in einer Stimmung befanden, wo man durch eine unerwartete Wendung verblüfft, den klaren richtigen Zuſammenhang der Verhältniſſe, den natürlichen Maßſtab der Handlungen aus dem Auge verliert und von Widerſpruch zu Widerſpruch fortgeriſſen, ſich in ein Labyrinth verirrt, aus welchem nur ein Maſchinengott retten kann, worauf man dann freilich zur Einſicht ſeiner Luftſtreiche, zur Erkenntniß ſeiner Selbſttäuſchungen gelangt? Wer die Geſchichte ſeines Lebens überhaupt und den Roman ſeiner Jugendliebe insbeſondere durchblättert, dürfte nun auf mancher Seite Stoff zum Lächeln finden, welche ihm, als er ſie erlebte, kalte Schweißtropfen und bittere Thränen gekoſtet hat.

Solche Schweißtropfen ſtanden auch auf Seebergs Stirne, als am Neujahrsmorgen ſein Vater zu ihm ins Zimmer trat und ihn mit ängſtlicher Unruhe fragte: ob er ſeinen Schwur ſchon erfüllt habe.

„Es iſt geſchehen!“ antwortete Karl mit zitternder Stimme. „Sie Vater, haben nichts mehr zu beſorgen.“

„Aber vielleicht Du?“ fragte der Alte beſorgt, „hat dich Jemand geſehen?“

„Niemand, Niemand, Vater! Aber wenn ich Ihnen lieb bin, ſo laſſen Sie einige Tage über die Geſchichte vergehen und entfernen Sie ſich unterdeß. Sobald Alles verſchollen und verklungen iſt, was jetzt meine Bruſt bewegt, werde ich Sie ſelbſt wieder bitten zu mir zurückzukehren. — Hier iſt Geld, Vater! — Geben Sie mir nach!“

„Nicht ſo, mein Sohn! — Ich bin nicht gekommen, um dich zu berauben! Jetzt, wo du den ſchweren Fluch der Schuld von mir genommen, werden meine Hände ſtark genug ſein, um mir ſo viel zu erwerben, als ich für meine geringen Bedürfniſſe brauche. — Allein du willſt es, du beſchwörſt mich, zu gehen! Wohlan, ſo gehe ich, meinen Segen laſſe ich dir aber zurück für deinen Edelmuth, möge er dir mit dem neuen Jahre auch ein neues Glück bringen!"

Er umarmte ſeinen Sohn mit inniger Rührung und entfernte ſich. Allein die Beſorgniſſe, welche dieſer laut werden ließ, hatten einen zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als daß er ruhig ſeines Weges hätte weiterziehen können. Von bangen Ahnungen gefoltert, verbarg er ſich unfern vom Eingange in den Schloßhof in einer kleinen Bretterhütte, welche den Sommer über zur Aufbewahrung des nöthigſten, im täglichen Gebrauche ſtehenden Gartengeräthes diente. Hier wollte er in ſeinen Mantel gehüllt lauſchen, was da käme ſo lange es die Kälte oder das Tageslicht zuließe.

Er war nicht lange verſteckt, als des Aſſeſſors Leute, im lebhaften Geſpräche begriffen, anrückten, um den Verwalter zum ſummariſchen Verhör in des Kaufmanns Wohnung zu citiren.

Seeberg verlor, als die beiden Amtsdiener mit der ſchriftlichen Vorladung eintraten, alle Faſſung. Erblaſſend ſtand er da, ein ſprachloſes Opfer des Wahnes, bereit zu Allem, was man von ihm forderte. Die Ungewißheit über die Art der Schuld, von welcher er ſeinen Vater zu ſühnen übernommen hatte, das Bewußtſein, in eine Sache mit verwickelt worden zu ſein, in der er ſeinen bisher ſo unbeſcholtenen Namen auch nicht mit einem Worte vertheidigen könnte, ohne vielleicht Ehre und Leben ſeines Vaters zu gefährden, benahm ihm alles Selbſtvertrauen, alle Ueberlegung. Ja, hätte man ihm in dieſem Augenblicke geſagt: „Einer von euch Beiden iſt Mörder, — du oder dein Vater!" — er würde mit vorſchnellem Wetteifer gerufen haben: „Ich bin's!"

Ohne ein Wort einzuwenden, folgte er daher den Amtsdienern, indem er in ſeiner Betäubung nicht einmal daran dachte, daß es das Haus des Kaufmannes Stollmers ſei, wohin man ihn führe, daß er in Erneſtinens Nähe die Kataſtrophe erleben ſolle.

Der Alte hatte aus ſeinem Verſtecke nicht ſobald bemerkt, daß Seeberg in Begleitung verdächtiger Perſonen forteile, als er ſich ſchon hervormachte um nachzuſchleichen.

Mit niedergeſchlagenen Augen trat Seeberg bei Stollmers ein. Trotz ſeines verſtörten Aeußeren widerſprach der Adel ſeiner Züge und ſein ganzes aus beſſerem Stoffe geformtes Weſen dem garſtigen Anwurfe, welchen man ihm zu machen im Begriffe ſtand. Stollmers kam zuerſt von ſeinem Wahne zurück und geſtand ſich ſelbſt ein, daß ſein ganzer Eifer vielleicht nichts als die Nachwirkung einer übernächtigen Aufwallung geweſen ſei, und daß es beſſer wäre, die ganze Sache zu unterdrücken. Allein das Gericht hatte einmal Notiz genommen, und der kleine Fouché verſtand keinen Scherz.

„Kennen Sie dieſen Ring?“ — fragte der Aſſeſſor nach den herkömmlichen Eingangsformeln den Inquiſiten.

„Ja,“ war Seebergs trockene Antwort.

„Wurde er von Ihrem Finger abgezogen?“

„Ja,“ — zugleich bemerkte des Examinators ſcharfes Auge, daß der Ohrfinger an Seebergs linker Hand wund war.

„Was um des Himmels Willen! konnte Sie zu einem ſo verzweifelten Schritte bewegen —?“

„Etwas, was ich nie verrathen werde?“

„Ein Mann, der in Aemtern und Würden ſteht, der des beſten Rufes genoß, der ſein erkleckliches Einkommen hat, — verſucht es, — in die Caſſe eines geachteten Bürgers einzubrechen —!“

„Einzubrechen?“ wiederholte Seeberg auffahrend, — lächelte dann verächtlich — und ſchwieg.

„Waren Sie in Geldnoth?“ forcirte der Aſſeſſor.

„Nach Belieben!“ erwiderte Seeberg mit dem Ausdrucke des bitterſten Widerwillens.

„Sie hätten vielleicht gern über Nacht ein Sümmchen zuſammengezaubert, um Erneſtinen etwas bieten zu können?“ fiel Wichtlein giftig ein.

„Nach Belieben!“ wiederholte der Beſchimpfte mit einem verächtlichen Seitenblicke auf den Doctor, dem Stollmers auch einen verweiſenden Wink gab.

„Sonderbar iſt und bleibt es!“ — begann nun der Letztere ruhig, — „man kann einem Manne wie Sie keinen Schurkenſtreich zumuthen, — und für eine Burſchikoſität, für ein Studentenſtücklein ſind Sie doch auch zu geſetzt. Was wars denn alſo? Reden Sie!“

„Denken Sie, was Sie wollen!“ — war Seebergs gleichgiltige Antwort, — „die Wahrheit darf ich Ihnen nicht ſagen, — und zum Lügner fühl' ich mich zu gut. Was mir dieſe Herren anwerfen, iſt zu albern, um darauf zu antworten; daß es um meine bürgerliche Ehre geſchehen iſt, weiß ich; — was Sie weiter mit mir thun, gilt mir unter ſolchen Umſtänden gleich!“

Des Aſſeſſors Geſicht verlängerte ſich ins Unglaubliche, während Wichtlein ohnmächtige Rache ſchnob und Stollmers den räthſelhaften bemitleidete.

Da ſcholl plötzlich von Außen eine Stimme: „Laſſen Sie mich hinein, meine Herren! Laſſen Sie mich hinein!“ Und die Thüre ging auf.

„Was thun Sie, um Gotteswillen?“ ſchrie Seeberg auf, als er ſeinen Vater auf ſich zuſtürzen ſah.

„Mein Gott! die Züge ſoll ich kennen," rief Stollmers dem Doctor zu, der ebenfalls that, als ob ſie ihm nicht fremd ſchienen.

„Nein, Karl," begann der Alte, Seeberg mit Inbrunſt umſchließend, „meinetwillen ſoll deine Ehre nicht gebrandmarkt werden. Die Schuld büße, nicht der Wahn. Ich Thor glaubte um ſo leichten Preis durchzukommen, aber ich ſehe nun ein, daß Reue und Erſatz nicht hinreichen, um eine Schuld zu tilgen, auch die Buße gehört dazu! Nun denn, ſo will ich ſie geduldig tragen!"

Eine Pauſe des Staunens feſſelte Alles. Stollmers unterbrach ſie zuerſt, indem er Seebergs Vater fragte: „Sind Sie nicht Noring, mein ehemaliger Buchhalter, der mich vor zehn Jahren gerade in meiner bedenklichſten Lage rückſichtslos verließ?"

„Ja, ich bins," antwortete dieſer, „und der junge Mann hier, den Sie Seeberg nennen, iſt mein Sohn, mein braver, edelmüthiger Sohn! Heute war der Tag, wo er um die Hand Ihrer Tochter werben wollte; er hatte ſich eine Summe von vierhundert Thalern zuſammengeſpart, um wenigſtens etwas bieten zu können, und der Edelmüthige trat die ganze Summe geſtern mir ab, um eine ſchwere Schuld, die ich — in Ihrem Hauſe auf mich geladen — von mir abzuwälzen."

Seeberg wollte ſeinem Vater die Rede wehren, aber dieſer fuhr mit tiefer Ergriffenheit fort: „Ja — hören Sie Alles, Herr Stollmers. Eben in jener bedrängten Zeit, wo Verluſte aller Art, ſchlechte Streiche von Seite falſcher Freunde, verunglückte Speculationen u. ſ. w. Ihre Vermögensumſtände zerrütteten und Sie in jenem Stumpfſinne, in welchen uns großes Unglück gewöhnlich ſtürzt, das ganze Caſſaweſen mir überließen, eben in jener Zeit, — hören Sie und verachten Sie mich! — eben in jener Zeit beſaß ich Schlechtigkeit genug, aus Ihrer Caſſa vierhundert Thaler zu entwenden, um ſie der Mutter meines Sohnes, die nicht mein Weib war, zuzuwenden. Niemand konnte das Defizit bemerken, denn mein Gewiſſen war meine einzige Controle, und das ließ ſich durch die Leichtigkeit zu ſündigen, verlocken!"

Er hielt bewegt inne.

Stollmers verſank in Nachdenken; Seeberg ſchlug, für ſeinen Vatern erröthend, die Augen nieder.

„Aber unrecht Gut gedeiht nicht," fuhr Noring fort. „Meine Schuld ließ mich kein Glück mehr finden; trotz reichlicher Unterſtützung von Seite meines Karl bracht' ich es doch nicht weiter, als zum — Bettler; ein böſer Geiſt riß mir Alles aus den Händen, was ich hatte, — der böſe Geiſt war — das böſe Gewiſſen. Seit Jahren dacht' ich an Erſatz; es war mir aber unmöglich, ſo viel zu erſparen. Da ſchreibt mir mein Sohn von ſeiner Liebe, von ſeinem Spargute; ich eile zu ihm, er tritt es mir ab ohne zu wiſſen wofür; und es fragte ſich nun nur mehr darum, wie ich die verhängnißvolle Summe, ungeſehen, durch zuverläſſige Hand an den Ort zurückbringen könnte, wo ich ſie ſchändlicher Weiſe entwendet hatte. Nur meinem Sohne konnte ich dieſen Gang anvertrauen; er ſchwor mir, mich nicht zu verrathen. Unbemerkt verſchwand die Summe, unbemerkt ſollte ſie wieder erſetzt werden; und wenn auch Niemand ſie je fände, mir genügte das Bewußtſein, Erſatz geleiſtet zu haben. Er verrichtete dieſen Ehrengang heute Nacht. — Daß er unglücklich ausfiel, mußte ich ſowol aus ſeiner Stimmung, als aus dem Umſtande vermuthen, daß ihn Leute vom Gerichte aus ſeiner Wohnung holten. Ich eilte nach, — und kam Gott ſei Dank! noch früh genug, um durch meine verdiente Demüthigung ihm unverdiente zu erſparen! Verfügen Sie nun über mich, Herr Stollmers! Die vierhundert Thaler müſſen Sie unter Couvert in Ihrem Caſſazimmer finden!"

Stollmers, welcher den Sprechenden bisher mit immer größerer Theilnahme betrachtet hatte, erinnerte ſich nun des Papieres, das er neben dem Ringe am Boden gefunden und unbeachtet auf den Tiſch nebenan geworfen hatte; er eilte in das Caſſazimmer und kehrte mit dem bezeichneten Päckchen in der Hand zurück, das er vor den erſtaunten Zeugen augenblicklich öffnete.

„Beim Himmel!“ rief er, „vierhundert Thaler!“ — Noring! Vergeſſen ſei, was zwiſchen uns vorfiel! Jetzt ſind Sie mir ein Ehrenmann, ein Mann, der meinen Glauben an Rechtlichkeit, der ſehr im Wanken war, beſſer und wirkſamer aufrichtet, als tauſend ſchöne Floskeln und tauſend zweideutige Dienſtleiſtungen. — Ihrem wackeren Sohne aber bin ich eine eklatante Ehrenrettung ſchuldig für all das tolle Zeug, was wir im Wahne mit ihm getrieben!“

Vater und Sohn lebten neu auf; der Aſſeſſor klaubte ſeine Protokolle kopfſchüttelnd zuſammen, und der Doctor ſchnitt ganz abſcheuliche Geſichter, während Stollmers zu Karl trat und ihn bei der Hand ergreifend, fragte: „Junger Mann, denken Sie von meiner Erneſtine noch ſo, wie in der Chriſtennacht?“

Karls Antwort läßt ſich leicht denken; eben ſo die Löſung der ganzen Verwickelung. Noch am Neujahrstage umarmten ſich Erneſtine und Karl als ein glückliches Paar; Noring trat neuerdings in die Dienſte des Kaufmanns, welcher mit einem Male ſeine heitere Stimmung wieder gewonnen hatte, und Doctor Pankrazius Wichtlein beehrte Agathen mit ſeinen Anträgen, welche nachſichtig genug war, ihn nicht zurück zu weiſen.

So fand die Schuld ihre Buße und der Wahn ſeine Aufklärung. Noch oft belächelte Karl nachher ſeine damalige Faſſungsloſigkeit und geſtand offen, daß, wenn der pedantiſche Aſſeſſor ihn an jenem verhängnißvollen Tage zum Strange verdammt hätte, er ſich ohne Widerrede dazu würde herbeigelaſſen haben; ſo groß iſt die Einwirkung fremder Schuld auf ein ſchuldloſes Gemüth, welches ſich ihr mitverſchrieben wähnt.

* * *

# Cornelia Fieramonti.

Drei und dreißig Jahre mögen beiläufig verfloſſen ſein, ſeit der Major M***, welcher jetzt in einem freundlichen Landſtädtchen, wo ich deſſen Bekanntſchaft machte, ſeine Penſion verzehrt, als Capitän in der franzöſiſchen Armee diente. Die gewaltſamen Veränderungen, welche damals über das Königreich beider Sicilien hereingebrochen waren, und die dadurch veranlaßten Truppenbewegungen führten ihn nach dem Lande der Abbruzzen, wo er mit ſeiner Compagnie in eine ſchöne, reiche Stadt am Fuße des wildromantiſchen Felsgebirges verlegt wurde, das ſich in ſchauerlichen Defiléen und ſchluchtenreichen Engpäſſen, von einem reißenden Bergſtrome bald beſpült, bald durchbrochen, bis zum nächſten Städtchen, vierzehn Miglien weit hinzieht. Die Wirren der Zeit hatten recht ungünſtig auf die Sicherheit des Landes zurückgewirkt. Raub und Mord war ſo allgemein geworden, daß man ſich kaum innerhalb der feſten Stadtmauern ſicher dünkte. Wer auf Reiſen ging, oder wer in manchen Gegenden nur bis zur nächſten Ortſchaft zu fahren hatte, nahm von ſeiner Familie Abſchied, als ob es einen Gang aus der Welt gälte, ſetzte ſich bewaffnet bis an die Zähne in die Sedia und trieb den Vetturin mit dem quälenden, gewöhnlich nicht ungegründeten Verdacht zur Eile an, daß er ſeinen gewiſſen Verräther vor ſich ſelbſt auf ſeinem eigenen Fuhrwerke ſitzen ſehe. Als die Franzoſen ins Land kamen, ſuchten ſie dieſem gräßlichen Unfuge zwar nach Kräften Einhalt zu thun, aber das Netz des Raubfrevels war zu feſt ums Land gezogen, als daß ihre Maßregeln nach Wunſch fruchten konnten. An allen feſten Punkten waren Piquets aufgeſtellt, auf verdächtigen Paſſagen ſtreiften Patrouillen, in den größeren Ortſchaften lagen hinlängliche Beſatzungen, um beim erſten Rufe nachdrückliche Unterſtützung leiſten zu können; Reiſenden, die darum anſuchten, wurden Schutzwachen bewilligt und über eingefangene Räuber alſogleich Standrecht gehalten. Doch die Kühnheit Verworfener, welche Nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen haben, findet in der Strenge ſelbſt nur einen Sporn, der Frechheit auch die Liſt zu geſellen, und ſo wurden oft jene, welche ſchützen und helfen ſollten, eher ein Opfer der gereizten Banditen, als die Reiſenden, zu deren Schutz und Hilfe ſie beordert waren.

Auch meine Inſtruction — ich laſſe den wackern Major ſelbſt erzählen — lautete dahin, mit meiner Truppe zu jeder Stunde bereit zu ſein, gegen die Räuber auszurücken, mich ſelbſt aber, bei Strafe der Caſſation, ohne höheren Auftrag keine Miglie weit von meinem Standorte zu entfernen, indem man den Einwohnern der Stadt ſelbſt, in welcher ich lag, nicht unbedingtes Vertrauen ſchenkte.

Das wäre nun freilich für einen Militär, jung und thatenluſtig, wie ich damals war, eine peinliche Aufgabe geweſen, wenn ich nicht in andern Verhältniſſen einigen Erſatz gefunden hätte. Mars und Venus ſtehen, wie bekannt, ſeit alter Zeit auf vertrautem Fuße. Vielleicht ſchreibt ſich daher die magiſche Gewalt, welche Säbel und Epaulettes auf die weichen Herzen der Damen üben. Ich war im Hauſe eines Marcheſe einquartiert, eines ältlichen Gecken, welcher nichts als Karten und Weiber kannte, übrigens als Hausherr nichts zu wünſchen übrig ließ, indem er mir höchſt zuvorkommend begegnete, mich wahrhaft fürſtlich bewirthete und fêtirte und nie glücklicher war, als wenn ich ihn bei irgend einem verliebten Abenteuer, zum Rathgeber oder Hehler wählte. Nur von Ehrenſachen wollte er nichts wiſſen, denn dazu fehlte ihm außer dem Muth auch die Ehre, die er überhaupt nur im Klange des Goldes zu ſuchen ſchien. Er ſchwebte daher gewaltig im Irrthume, wenn er ſich mein Vertrauter zu ſein rühmte, denn abgeſehen von unſerer gänzlich verſchiedenen Denkweiſe, war es mir auch durch meine Stellung verboten, in nähere Beziehungen mit ihm zu treten. Unſer Umgang beſchränkte ſich auf Alltagsgegenſtände, auf Converſation, Galanterie-Sachen, und wie all der Tand heißen mag, der uns oft in unſerem Stande die Zeit verkürzen helfen muß, wenn die Gelegenheit mangelt Männliches zu leiſten.

Immer bemüht, mir etwas Angenehmes oder wenigſtens etwas Neues zu ſagen, war er auch der Erſte, welcher mir unter dem Siegel des Geheimniſſes mittheilte, daß die ſchöne Conteſſa Fieramonti ein Auge auf mich geworfen habe. Er war der Erſte der es mir ſagte; gemerkt aber hatte ich es ſchon längſt ſelbſt, wenn auch nicht ein zierliches Briefchen auf goldgerändertem Roſapapier mir ſchwarz auf roſenfarb die ſchriftliche Ueberzeugung verſchafft hätte. Es iſt das nun einmal unſer Los im fremden Lande, daß die Damen unſere Alliirten ſind, wenn ſich die Männer auch noch ſo trotzig auf die Beine ſtellen. Anfangs lockt uns Neugier und Zerſtreuungsſucht, dann tritt die Eitelkeit mit ins Spiel zumal wenn wir ohne unſer Zuthun Avançen machen, und zuletzt verſtrickt und verkettet man ſich ſo ernſtlich, daß man ſeinem Gotte dankt, wenn an einem morgen die Chamade wirbelt und ein unvermutheter Marſchbefehl alle Feſſeln und Bande, wie gordiſche Knoten, zerhaut.

So war auch ich in der Conteſſa Fieramonti glänzendem Salon eher heimiſch, als ich noch recht daran dachte, ihr den Hof zu machen und bald wagte ich es, trotz der angedrohten Caſſation, meinen Poſten zu verlaſſen, und ihren zärtlichen Einladungen nach ihrer herrlichen, fünf Miglien von der Stadt in einem wunderlieblichen Bergthale gelegenen Villa zu folgen. Um meine Schleichwege wußte Niemand als mein Burſche, eine ehrliche Haut, treu wie ein Pudel und verſchwiegen wie ein Fiſch; dabei war er auch ſchlau wie ein Fuchs, und ich konnte mich auf ihn unbedingt in Allem verlaſſen. Da von meinen Ausflügen Niemand etwas erfahren durfte, ſo wählte ich zur Hin- und Rückfahrt immer die Nacht. Zur Bemäntelung meiner Unſichtbarkeit während manchen Tages war ein hinreichender Vorrath plauſibler Lügen und Vorwände bereitet, wobei mich mein Burſche wacker unterſtützte. — Was ihm aber nie recht zu Sinne wollte, waren meine nächtlichen Fahrten eine Wegſtrecke entlang, welche ſeit jeher ſchon im Rufe der Unſicherheit ſtand. So oft ich ihm ankündigte, daß er mir eine flinke Sedia mit einem zuverläſſigen Vetturin auftreiben ſollte, bat er mich dringend mit kindiſcher Aengſtlichkeit, ſo gefahrvolle Rendezvous aufzugeben, da ſich gewiß innerhalb der Mauern hinlänglicher Erſatz fände. Er ſchilderte mir das Gefährliche meiner Lage mit ſo lebhaften und natürlichen Worten, daß ich ihm nichts Anders zu entgegnen wußte, als ein gebieteriſches: „Tais toi!“ welches er immer mit wehmüthigem Achſelzucken aufnahm; er warnte mich vor den neugierigen Blicken meiner Kameraden, von welchen meine Neigung für die Conteſſa nicht unbemerkt blieb; vor Allem aber bezeichnete er mir einen jungen Conte als den Mann, vor dem ich mich am meiſten in Acht zu nehmen hätte, indem er um die Zeit, wo ich mich heimlich fortſtehle, um meine Wohnung herumlauere, als ob er meinen Schlichen auf die Spur gekommen wäre. Dies

Letztere intereſſirte mich am meiſten, ich ahnte irgend einen Nebenbuhler und brütete, noch ehe ich mich überzeugt, an einem Plan ihn abzufertigen. All' die anderen Schreckbilder, die mir mein Mentor im Soldatenkittel ausmalte, ließen mich kalt. Faſt wöchentlich einmal ſtieg ich über die Gartenmauer an der Rückſeite des Palais, deſſen Seitenflügel ich bewohnte und eilte vermummt der porta piccola der Stadt zu, welche über einen abgelegenen Anger nach der Straße führte. Dort wartete bereits mein Burſche mit einer Sedia, drang mir noch Piſtolen und Säbel auf, machte das Kreuz über mich, als ob ich in die Schlacht zöge, und ich ſchwang mich hinauf, ſtopfte mir meine Pfeife, mahnte den Vetturin zur Eile und dachte nun weiter an nichts mehr, als wie freundlich mir, beim erſten Sonnenſtrahle, vom Balcone des Gartenhauſes meine ſchöne Cornelia entgegen ſehen werde.

Mir fiel es gar nicht bei, daß ſich in dem Hohlwege, den ich paſſirte, oder in dem einſamen, verlaſſenen Hauſe, an welchem ich auf der Hälfte des Weges vorüber mußte, verdächtiges Geſindel aufhalten könnte, und aller Natur zuwider ſchien es mir, daß Banditen einen nächtlichen Liebesritter, der nichts bei ſich trug, als ein tolles, ungeſtümes Herz, raubgierig anfallen ſollten. Dafür, dachte ich, ſorgt der blinde Gott am beſten ſelber. Auch der Umſtand, daß die Conteſſa, welche die Gegend doch genau kannte, nie eine Warnung oder Anſpielung über ihre Lippen kommen ließ, beſtärkte mich in meiner Zuverſicht; denn wer iſt beſorgter, wer ſieht ſchärfer, wer wacht eifriger, als die Liebe — und daß mich Cornelia liebte, mit aller Leidenſchaft des ſüdlichen Himmels liebte, bewies mir jeder Blick aus ihren feurigſchwarzen Augen, die ſie kaum im Abendzirkel ihres Salons vollkommen zu beherrſchen im Stande war.

Es war der zweite Februar. Cornelia feierte ihr Namensfeſt durch eine glänzende Abendgeſellſchaft in ihrem Palais. Ich, nebſt zweien meiner Kameraden, waren unter den Geladenen. Es regnete Sonnette, Impromptus, Oden und Pfänder der Huldigung und Liebe.

Ganz beſonders that ſich Conte Trevolpi hervor, eben derſelbe junge Mann, vor welchem mich mein Burſche gewarnt hatte. Er ſoll früher von Cornelia gerne gelitten geweſen ſein; jetzt ſchien ſie ſich ſeine Bewerbungen nur mehr deßhalb gefallen zu laſſen, um die Blicke der Späher von ihrem Verhältniſſe zu mir abzulenken. Als ſolchen hatte auch ich bisher ihn geduldet, und ihm ſogar einige Aufmerkſamkeit bewieſen.

Er war über die Maßen reich, was er bei jeder Gelegenheit fühlen ließ. Sogar in ſeinem Aeußeren gab er dieſes zu erkennen. Seine Garderobe war verſchwenderiſch fournirt; täglich wechſelte er wenigſtens viermal die Kleider, deren eines koſtbarer war als das andere. Was von Weitem auffiel, war der herrliche blitzende Brillantring, den er am Mittelfinger ſeiner rechten Hand trug. Er mochte wenigſtens zehntauſend Scudi im Werthe haben, denn die ganz eigenthümliche Faſſung in Herzform allein ſchon machte ihn zu einem ausgezeichneten Prachtſtücke. Wolbewußt ſeines Schatzes, verſäumte er daher nicht, den funkelnden Edelſtein ſo zu drehen und zu wenden, daß er beim Kerzenlicht oder im Sonnenſtrahle, die Leute ſtechend blendete. Beim Spiele markirte er mit ſeltenen Goldmünzen, welche, wenn er ging, gewöhnlich als Trinkgeld in die Hände der Domeſtiken wanderten, die ihn faſt vergötterten. — „Trevolpi hat geſtern Tauſende gewonnen oder verloren!“ waren Reden, die man faſt täglich führen hörte. Beſonders machte er ſeinen Reichthum gegen Jene geltend, welche nichts als ihren Rang in Staatsdienſten, ihre Stellung im Leben, ihr ausgezeichnetes Talent, oder wie wir ihren Säbel dagegen ſetzen konnten.

Seit einiger Zeit, vielleicht ſeit er merkte, daß ich der ſchönen Cornelia nicht ganz gleichgiltig ſei, kehrte er dieſe beleidigende Außenſeite auch mir zu. Meine Aufmerkſamkeit gegen ihn ging daher anfangs in Gleichgiltigkeit, und ſeit ich Argwohn gefaßt, ſogar in gereizte Spannung über. Mit Mühe zwang ich mich, manches hingeworfene Wort unbeachtet zu laſſen und nur aus Schonung gegen Cornelias Haus nahm ich Vieles mit Zurückhaltung hin, was mich ſonſt um alle Mäßigung gebracht hätte. Jedoch ein Vorfall, nicht unerwartet, aber höchſt unwillkommen an einem ſo feſtlichen Tage, führte plötzlich eine eclatante Scene herbei.

Der Conte ſaß mit mehreren ſeines Gelichters an einem Tiſche, wo Champagner in Strömen floß; das merkte man auch an der Lebhaftigkeit des Geſpräches und an dem ununterbrochenen Klirren der Gläſer, die auf Cornelias und der ganzen Stadt Wohl und Heil gefüllt und geleert wurden. Dabei ſchrieen die Zechbrüder im neapolitaniſchen Patois laut und toll durch einander und thaten ſich um ſo weniger Zwang an, als ſie meinten, daß ſie von den wenigſten, namentlich auch nicht von uns Franzoſen, verſtanden werden. Allein ich war der Mundart des gemeinen Volkes ſo ziemlich kundig, indem ich mich, auf meinem Marſche durchs Land, viel mit Bauern und Pöbel herumzubalgen hatte.

Schon längſt war mirs vorgekommen, als ob bei mancher Rede des Conte die Augen ſeiner Tiſchgeſellſchaft auf mich hinüberglitten, und wie ein elektriſcher Schlag zuckte der Argwohn durch mein Inneres, daß er ſich vielleicht über mich luſtig mache. Um mir Ueberzeugung zu verſchaffen, ſchlenderte ich am Arme eines Kameraden ganz nahe am Tiſche vorüber. — Conte Trevolpi gab, als er mich erblickte, mit ſeinen Augen auf mich hinwinkend, wieder einen Witz im Patois des Neapolitaners zum Beſten, welcher von ſeinen Freunden mit brüllendem Gelächter aufgenommen, und mit einem rauſchenden Toaſt erwidert wurde. — Ich hatte den Sinn ſeiner Schmährede genau verſtanden: ſie enthielt einen beißenden Sarcasmus und ſagte ſo viel, als: „Wie viele ſolche franzöſiſche Liebesbettler könnte ich wol mit meinem Ringe da kaufen?!“ — Dabei drehte er ſeinen Brillantring ſo boshaft nach außen, als ob er mir den Vorwurf der Nichtigkeit recht blendend in die Augen blitzen wollte.

Denken Sie ſich einen zwanzigjährigen Capitän, einen Franzoſen, den höchſten Repräſentanten ſeiner Nation in einer kaum occupirten Stadt, den begünſtigten Galan der Hausfrau — und Sie werden leicht begreifen, daß ich das Unmögliche leiſtete, indem ich mich zurückhielt, und mich für den Augenblick begnügte, hinzutreten, den Bonmotiſten auf die Achſel zu klopfen und ihm mit einem durchbohrenden Blick, ebenfalls im Patois ſeines Landes zu antworten: „Herr, es gibt ſchlechte Witze, deren Folgen kein Brillantring erſetzen kann!“

Erblaſſend bis ins Innerſte ſah er mir nach, als ich mit meinen Kameraden ohne Abſchied zu nehmen fortging.

Am andern Morgen begab ich mich mit meinen beiden Kameraden, welche Zeugen des Vorfalles waren, in des Conte Palais. Es hieß: „Er ſei vor Tagesanbruch ſchon auf die Jagd geritten!“ — Mit glühender Ungeduld verſchob ich die Sache auf den nächſten Tag.

„Signor ſchläft noch!“ war der Beſcheid, womit man uns abfertigen wollte. Ich ſah nun, mit wem ich zu thun hätte und beſtand darauf, daß man ihn wecke. Eingeſchüchtert entfernte ſich der Kammerdiener, und kam nach einer kleinen Pauſe mit der Antwort zurück, daß wir uns gedulden möchten, bis Signor ſich angekleidet hätte.

Endlich ging die Thüre auf und der Conte erſchien im eleganten Negligée, gegen welches ſein verſtörtes, todtenblaſſes Geſicht mit dem ſchwarzen Kinn- und Schnurrbarte ſeltſam abſtach. Die Locken hingen ihm wirr und wild um die Stirne. Sein ganzes Weſen verrieth die peinlichſte Verlegenheit. Mit erzwungener Nonchalance ſchob er den ſchamlos blitzenden Brillantring am Finger auf und ab, bemühte ſich uns unverſchämt nachläſſig zu grüßen und fragte, was unſer Begehren ſei und ob die Sache denn gar keinen Aufſchub leide?

„Signor!“ begann ich — „Sie wiſſen, welche Anſpielungen auf mich und meines Gleichen Sie ſich geſtern erlaubten, wahrſcheinlich in der Meinung, daß ich Ihres Dialectes unkundig ſei. Zum Glücke bin ich es nicht, — und erſuche Sie daher, vor dieſen Herren, die Zeugen der empörenden Scene waren, mir Genugthuung zu leiſten!“

„Hab' ich Ihnen nicht genug gethan?“ erwiderte der Poltron halblaut mit keckem Doppelſinne.

„Keine Witze, Signor!“ — fuhr ich mit erhobener Stimme fort, die ſeinen Ohren nicht angenehm klang. — „Wir ſind nicht aufgelegt zum Scherzen. Verſuchen Sie's immerhin mit den franzöſiſchen Liebesbettlern; einem Liebesmogul wie Sie kann's nicht fehlen, zumal, wenn ihm ſolch ein Talisman am Finger blitzt. — Die Wahl der Waffen ſteht Ihnen frei: Säbel, Degen, Piſtolen; — entſcheiden Sie, die Stunde mögen Sie ebenfalls ſelbſt beſtimmen, aber heute noch, am liebſten gleich!“

Als der Conte Ernſt ſah, knickte ſeine Mannheit — wenn man einen Anflug burſchikoſer Anmaßung ſo nennen kann, — wie ein Strohhalm zuſammen.

„Nicht als ob ich mich vor Ihrer Klinge fürchtete!“ — verſetzte er mit verändertem Tone, — — „ich bin Cavalier und wenn ein Ebenbürtiger mir gegenüberträte, — wüßte ich wol, was auf eine ſolche Aufforderung zu erwidern wäre. Warum ich aber mein Leben aufs Spiel ſetzen ſoll wegen eines Scherzes, der gar nicht Ihnen galt, weiß ich in der That nicht. Ueberhaupt finde ich eher, daß ich der Beleidigte bin, indem Sie eine Rede belauſchten, die Sie nichts anging und in Ihrer blinden Leidenſchaftlichkeit einen Scandal verurſachten, welcher der edlen Hausfrau um ſo unangenehmer ſein mußte, je gütiger ſie mich auszuzeichnen gewohnt iſt. Ich dächte, es ſollte Ihnen ſelbſt daran liegen, über eine Geſchichte einen Schleier zu breiten, die weder Ihrer Stellung zuſagt, noch dazu beitragen kann, Sie einem Hauſe acceptable zu machen, welches Sie ſo gaſtfrei aufnahm.“

„Schweigen Sie, Schamloſer!“ — donnerte ich ihn an — „häufen Sie nicht Schmähung auf Schmähung! Was aus Ihnen ſpricht, iſt Feigheit! Es brächte meiner Klinge wenig Ehre, mit dem Blute einer Memme beſudelt zu werden, ſonſt lebten Sie vielleicht jetzt nicht mehr! — Wolan! — Sie wollen nicht Genugthuung leiſten, wie ich ſie fordere! — So erklären Sie denn vor dieſen Zeugen, daß Sie zu niedrig ſind, um einen Mann von Ehre beleidigen zu können, daß Sie mir künftig nie und nirgend mehr in den Weg treten wollen und daß ich bei dem geringſten Anlaſſe das volle Recht habe, Sie, da Sie den Mann verläugnen, wie einen muthwilligen Jungen zu züchtigen!“

Nie in meinem ganzen Leben iſt mir ein Menſch verächtlicher vorgekommen, als dieſer aufgeblaſene Mundfechter, wie er plötzlich vor mir zum bübiſchen Wichte zuſammenſchrumpfte, in Alles willigend, was wir forderten, die Schilderung ſeiner Nichtswürdigkeit mit fügſamer Demuth beſtätigend. Wie ein Pasquille auf die Menſchheit ſtand er da, der junge wohlgewachſene Jungenheld, mit der edlen Römermiene, ein echter Cäſarkopf, bärtig und gelockt, mit Augen, aus denen Geiſt und Herz zu ſprechen ſchien,

— und doch ſo charakterlos, ſo unverſchämt, ſo gleichgiltig gegen Ehre und Schande! —

Mir war vor Zeugen die größte Satisfaction zu Theil geworden, die ein Beleidigter je erhalten kann. Vollkommen befriedigt, ja in der feſten Ueberzeugung, den widrigen Spötter nicht nur aus meiner Nähe, ſondern auch aus Cornelia's Nähe für immer verbannt zu haben, begab ich mich am nächſten Abend abſichtlich in das Haus der Conteſſa, um zu meiner Rechtfertigung öffentlich in ihrem Salon zu erklären, was zwiſchen mir und dem Grafen vorgefallen war und wie er ſich gegen mich benommen habe. Der ſcheinbare Eindruck war — allgemeine Erbitterung gegen ihn; ob der wirkliche ein gleicher war, ließ mancher ſchlechtverborgene Seitenblick aus ſtechenden Augen mich faſt bezweifeln. Doch was kümmerte das mich; war doch meine Stellung auf würdige Weiſe geſichert, war doch Cornelia mit meinem Benehmen ſo ſehr einverſtanden, daß ſie mir noch an demſelben Abende die Verſicherung zuflüſterte: „Ich ſei ihr durch dieſen Beweis meines Muthes noch werther geworden!“ —

Einige Wochen lang blieb der Conte verſchwunden. Es hieß, er ſei in Familienangelegenheiten verreiſt. Bald aber lieferte er den Beweis, welchen unglaublichen Grad von Unverſchämtheit anmaßender Geldſtolz erreichen könne. Ich traute meinen Augen kaum, als ich eines Abends den Cercle der Conteſſa beſuchte, und unter den Anweſenden auch den ſauberen — Conte Trevolpi bemerkte. Er bewegte ſich ſo unbefangen und vorlaut, als ob nichts geſchehen wäre, war über mein Erſcheinen ſo wenig verlegen, daß er durch ſeine Anſprache ſogar mich verlegen machte und überſchüttete Signora mit einem ſolchen Strome von Artigkeiten, als ob er einbringen wollte, was er durch wochenlange Abweſenheit verſäumt hatte. Mir kochte das Blut in allen Adern: ich glaubte, ich müſſe den ehrloſen Gecken zum Fenſter hinauswerfen; aber je mehr ich es ihn merken ließ, deſto zuthunlicher ward er gegen mich, deſto galanter gegen Cornelia. Ich fühlte lebhaft, daß wir Beide länger in einem und demſelben Hauſe nicht aus- und eingehen könnten, und beſchloß darüber mündlich oder ſchriftlich, je nachdem zu dem Einen oder dem Andern ſchnellere Gelegenheit ſich darböte, gegen Cornelia mich zu erklären.

Der Zufall führte ein neues Intermezzo herbei. Ich kehrte nach ein paar Tagen mit meinen Kameraden von einem Spazierritte zurück. Der Weg führte uns an dem Kaffeehauſe vorüber. Da ſaß denn eben wieder der unleidliche Conte, von acht oder zehn Dandy's umringt, ſo breit und vornehm, als ob die ganze Stadt ſein Eigenthum wäre. Ich hatte ihn wol von Weitem bemerkt — (denn mein ganzes Herz wendete ſich, wenn es ſeine Nähe nur ahnte), that aber, als ob ich ihn nicht ſähe, ſprach auf meine Begleiter hinüber, die mir zur Seite ritten, und trabte langſam vorbei. Kaum waren wir einige Schritte entfernt, als uns ein näſelndes Spottgelächter, wie Hohnruf neckender Masken, nachſcholl, auf welches eine Coda von gellenden Pfeifchen folgte. Ich blickte raſch um, und ſah zwanzig Finger gegen uns gerichtet, konnte alſo keinen Augenblick zweifeln, wem dieſe ehrenrührige Salve gegolten habe. —

„Ruhig!“ ſagte ich zu meinen Begleitern, welche wutherfüllt umkehren und den Club auseinanderſprengen wollten, „ruhig! — Wir müſſen uns erſt überzeugen, dann aber laßt ihn mir, dem es galt!“

Am Ende des Corſo wendeten wir unſere Pferde und ritten wieder, als ob es ohne Abſicht geſchehe, zurück. Der Club erwartete uns ruhig; kaum waren wir aber vorüber, als uns abermals Gelächter und Pfeifen nachtönte.

Da hielt ich mich nicht länger, ſprang von meinem Pferde ab, welches ſogleich einer meiner Kameraden am Zügel faßte, ſtürzte auf die Rotte dieſer ungezogenen Laffen zu, die betroffen auseinanderfuhr, trat ohneweiters meinen Mann, den Conte, an, und verſetzte ihm, mit den Worten: „Memme, Du weißt, wozu Du mich berechtiget haſt!“ ein Paar ſo derbe Streiche in ſein ſchamloſes Geſicht, daß er betäubt zurücktaumelte. Seine ganze Leibgarde charakteriſirte ſich in dieſem Augenblicke als eben ſo feig, wie er es war. Niemand wagte es, mir nur von ferne ein Hinderniß in den Weg zu legen; ruhig ſchritt ich, während er ſich mit blutrünſtiger Naſe zuſammenraffte, meinem Pferde zu, ſchwang mich hinauf, und ritt mit meinen Freunden ſo lange den Corſo auf und ab, bis ſich der letzte jener Lärmer vom Platze verloren hatte.

Eine Erklärung gegen Cornelia ſchien mir unerläßlich. Ich ſandte ihr ein Billet folgenden Inhaltes:

„Signora! So theuer und angenehm mir auch die Stunden
„ſind, die ich in Ihrer Nähe zuzubringen das Glück habe, und
„ſo unvergeßlich mir das Andenken daran ewig bleiben wird, ſo
„gebietet mir doch die Ehre, meinen ſehnlichſten Wünſchen Abbruch
„zu thun. Was vor längerer Zeit in Ihrem Hauſe, was
„geſtern auf dem Corſo vorfiel, iſt Ihnen bekannt. Sie werden
„einſehen, daß ich ein Haus, welches Trevolpi betritt, nicht
„länger betreten kann, wenn auch mein Leben daran hinge. Ihre
„Güte beliebe zu entſcheiden, wer von uns Beiden dem Andern
„weichen muß. Ihrer gefälligen Antwort nicht ohne Beunruhigung
„entgegenſehend“ u. ſ. w.

Noch denſelben Tag kam die Antwort, abgefaßt in den zärtlichſten Ausdrücken, mehr im Tone der Bitte und Entſchuldigung als der einfachen Erwiderung. In mancher Wendung ſprach ſich ſo glühende Leidenſchaft aus, daß ich mich überzeugte von

Cornelia's Seite ſicher zu ſein. Sie erklärte ſich zu Allem bereit, was ich in Betreff des Conte fordern würde. Er ſolle nie mehr über die Schwelle ihres Palais treten, ja ſie werde ſchon einzuleiten wiſſen, daß er in kurzer Friſt die Stadt für immer verlaſſen müſſe. Noch gebe es Mittel, ſolchen läſtigen Bewerbern, ſolchen frechen Zungenhelden den Mund zu ſtopfen. Sie erwarte mit Ungeſtüm den Augenblick, wo ſie wieder in der unbelauſchten Einſamkeit ihrer Villa ſich davon überzeugen könne, daß ein unangenehmer Vorfall, welcher meine Ehre ſo glänzend rechtfertigte, meiner Liebe keinen Abbruch gethan habe.

Dieſe Verſicherungen genügten mir um ſo mehr, als Trevolpi wirklich nicht nur aus Cornelia's Hauſe, ſondern auch aus dem Angedenken ihrer ganzen Umgebung verbannt ſchien. Nur Abends manchmal war es mir, als ob ich ihn an mir vorüberhuſchen oder mir nachſchleichen ſehe, und mein Burſche wußte mir zu ſagen, daß er ſich öffentlich gerühmt habe, mir doch noch einmal irgendwo zu begegnen, wo ich am unliebſten geſehen wäre. Daß ich mich vor ihm zu hüten hätte, war gewiß, und ich verſäumte nicht, Cornelien meine Beſorgniſſe mitzutheilen, wenn er von meinen nächtlichen Fahrten, wie ich leider befürchten müßte, wirklich eine Ahnung hätte. Allein ſie beruhigte mich mit der beſtimmt ausgeſprochenen Bemerkung, daß er bis zur Zeit, wo ſie ihre Villa bezöge, ſchon verreiſt oder mittelbar verhindert ſein würde, mich in irgend einer Hinſicht zu beirren. Bei dem bekannten Einfluſſe, welchen die Conteſſa durch Adel und Stellung in der Stadt hatte, ſchien es mir nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ihrem Verſprechen den nöthigen Nachdruck geben, und es durch ihre Verbindungen wohl dahin bringen könnte, den Conte fernzuhalten oder wenigſtens unſchädlich zu machen. Ich hatte mehr als einmal früher ſchon die Erfahrung gemacht, daß Frauen ſo lange ſie uns wahrhaft ergeben ſind, in dieſer Beziehung alle

Hebel in Bewegung ſetzen, und oft das unmöglich Scheinende leiſten, um uns von der Stärke ihrer Liebe und der Macht ihres Einfluſſes zu überzeugen.

Ziemlich beruhigt ſah ich daher dem Tage entgegen, wo die Conteſſa auf die Campagna ging. Und als mein erſter Ausflug, den ich allerdings nicht ohne Beſorgniß wagte, glücklich abgelaufen war, dünkte ich mich ſo ſicher, als ob nicht das Geringſte weiter zu befürchten ſtände. Cornelia's Fürſorge ließ ſich auch nicht verkennen. Mein racheſchnaubender Nebenbuhler war zwar noch nicht verreiſt, allein ſo oft mir eine Fahrt nach der Villa bevorſtand, war er zu einer Jagd, zu einer Abendgeſellſchaft auf einer nahen Villa, zu einem Spiele oder zu irgend einer andern Partie engagirt, die ihn hinderte, mich beobachten zu können. Auch war ich ſelbſt vorſichtiger geworden, wozu die fortwährenden Warnungen meines Dieners nicht wenig beitrugen; ich wechſelte die Plätze, wo ich einſtieg, die Orte, von denen aus ich meine Excurſionen unternahm, meine Vermummung, die Zeit meiner Abfahrt.

Eines Sonnabends, welchen ich wieder dazu beſtimmt hatte, Signora zu beſuchen, warnte mich mein Diener ganz beſonders. Seinem Talente als Spion zu meinen Gunſten konnte ich volles Zutrauen ſchenken, daher ließ es mich nicht ganz gleichgiltig, als er mich dringender denn je bat, heute nicht zu verreiſen, indem er beſtimmt wiſſe, daß der Conte mir entweder auf dem Hinweg oder auf der Heimfahrt auflauern wolle. Jemand von Cornelia's eigener Dienerſchaft ſollte der Verräther ſein. Doch was half das Alles! ich hatte der Conteſſa verſprochen zu kommen, ich mußte mein Wort halten, wenn ich nicht für wortbrüchig oder gar für muthlos gelten ſollte; zudem waren ſeit Kurzem Nachrichten eingelaufen, welche es nicht unwahrſcheinlich machten, daß ich meinen Standort vielleicht bald ganz unerwartet und plötzlich verlaſſen müßte. War ich da meiner, mir ſo treu ergebenen Signora nicht ſchuldig, Wort zu halten, ſie von den laut gewordenen Gerüchten in Kenntniß zu ſetzen, Verſtändigungsmittel für die Zukunft zu verabreden und, je näher vielleicht der Abſchied war, deſto feſter mich in ihrem Herzen einzubürgern? — Alſo weg mit allen Scrupeln! — Hatte mir der Gott der Liebe ſo oft glücklich durchgeholfen, warum ſollte er bei dem wichtigſten, vielleicht für lange Zeit ſogar letzten Gange mir abhold den Rücken kehren?

Alle Furcht aus meinem Herzen verbannend, beſtieg ich daher bei anbrechender Nacht verkleidet, wie gewöhnlich, mein Fuhrwerk, verwies noch meinem Burſchen ſeine übertriebene Aengſtlichkeit, und rollte, mancherlei ſinnend und träumend, dem Gebirge zu, hinter deſſen Ausläufern die Straße ſich drei Miglien weit durch den felſenumſtarrten Engpaß hinzieht.

Es war indeß rabenfinſter geworden; kaum, wie eine Ahnung von Weiß, zog ſich zwiſchen den ſchwarzen Bergwänden die wolgebahnte Straße hin, gerade nur ſo viel immer vorwärts ſichtbar, als für das jedesmalige Ausgreifen des rüſtigen Gaules hinreichte. Schauerlich rauſchte jenſeits des Steingeländers, welches die Straße rechts umſäumte, der Waldſtrom im tiefgewühlten Bette und verlieh der Gegend doch wenigſtens einiges Leben, ohne welches ſie vielleicht noch unheimlicher geweſen wäre. Ich war jedoch an all' dieſen nächtlichen Spuk bereits gewöhnt, ohne eben ſagen zu können, daß ich die Straße kenne, da ich ſie bei Tage noch nie paſſirt hatte. Nachdem ich aus dem Sinnen und Denken allmählich in einen leiſen Schlummer verfallen war, und vielleicht anderthalb Miglien verſchlafen hatte, erwachte ich wieder, wie es ſchien, eben noch früh genug, um meinen Vetturin vor dem völligen Einnicken zu bewahren.

Mich fröſtelte. Mein Mantel war feucht, vom fallenden Thau der Nacht. — „Geſchwind ein Pfeifchen geſchmaucht, dachte ich, und die behagliche Wärme wird wiederkehren.“ — Die Pfeife ſteckte vollgeſtopft ſammt Tabaksbeutel, von der Hand meines ſorgſamen Burſchen bereitet, in der Seitentaſche meines Mantels. Mit lüſternen Lippen ſog ich einſtweilen den lieblichen Vorgeſchmack aus dem Bernſteinmundſtücke und ſchickte mich an, Feuer zu ſchlagen. Ich durchſuchte alle Falten meiner Kleidung, alle Winkel der Sedia, — aber weder Schwamm noch Stahl war zu finden. Die Schuld lag an mir. Ich führte dieſe Inſtrumente ſonſt immer ſelbſt bei mir, weßhalb mein Burſche ſich darum nicht kümmerte. Bei der Eile, mit der ich die Kleider gewechſelt, mochte ich ſie vergeſſen oder verſtreut haben. Deſſenungeachtet ſchalt ich auf meinen Burſchen, daß er nicht ſtatt meiner daran gedacht hatte; denn Niemand iſt ungerechter und ungeduldiger, als ein Tabakraucher von Profeſſion, wenn er die Pfeife im Munde hat und ſie nicht anzuzünden im Stande iſt. Ich ſprach meinen Vetturin um Feuer an, aber zu meinem Verdruſſe war er von der Untugend des Rauchens frei, und gab mir noch dazu den ſchlechten Troſt, daß auf der ganzen Straße kein Haus ſei, wo man Licht zu finden hoffen könnte. Bitterböſe warf ich mich in meine Ecke zurück, ſchob die ungenießbare Pfeife wieder in die Taſche und ſuchte mir, nachdem ich den Vetturin zur Eile angetrieben, den Reſt des Weges mit meinem gewöhnlichen Mittel zu verkürzen, nämlich mit — Schlafen.

Ein wunderlieblicher Morgen glühte aus zerreißenden Nebeln hervor, als ich in das Thal einlenkte, deſſen Mitte Cornelia's Villa einnahm. Der ganze unfreundliche Weg war vergeſſen, als ich ſie von Weitem, in Begleitung eines vertrauten Dieners hoch zu Roſſe wie eine junge Amazone, mir entgegenkommen ſah.

In Freuden und Leiden in Geplauder und Tändeleien verging uns der goldige Sonntag. Sie war zu heiter geſtimmt, als daß ich ſie durch das Gerücht von der Wahrſcheinlichkeit eines baldigen Abmarſches um ihre Laune hätte bringen mögen; und wenn ich ihr ſo ins Auge ſah, ſo ganz ſelig war im Bewußtſein, die ſchönſte Dame des Landes mein nennen zu dürfen, ſo erfaßte mich ſüße Zuverſicht, und ich hielt jede Trennung für unmöglich. — Auch auf Trevolpi kam die Rede, und ich verhehlte meiner ſüßen Donna nicht, was ich von ſeiner Rachſucht jetzt mehr als je befürchte.

„Seid unbeſorgt, Signor“ — ſprach ſie mit flüchtigem Erröthen, — „ich weiß, daß er Euch nachſtellt; aber bald wird er dieſe Gegend für immer zu verlaſſen haben. Wer meiner Liebe in den Weg treten will, nehme ſich in Acht! Ich weiß zu ſchützen, wen ich liebe — zu ſchützen um jeden Preis!“

Und dabei leuchtete ein ſo wildes Feuer aus ihren blitzenden Augen, daß ich mich doppelt glücklich fühlte, von ihr geliebt und nicht der Nebenbuhler ihres Erkorenen zu ſein.

Die Nacht nahte auf Flügeln. Wenn ich noch vor Tagesanbruch unbemerkt meine Station erreichen wollte, galt kein Säumen mehr, ſo ſchwer mir auch der Abſchied fiel. Cornelia begleitete mich bis an den Saum des Thales. Ihr glühender Abſchiedskuß brannte mir tief ins Herz. Zerriſſen von den widerſprechendſten Empfindungen ſprang ich auf meine Sedia und winkte ihr ſo lange noch zu, bis das Thal und mit ihm die reizende Armida, die es bewohnte, hinter den Felſen verſchwand. Meine Seele war erfüllt von den ſeltſamſten Eindrücken; Hoffnung, Beklommenheit, Sehnſucht, Unruhe und wie all' die Gefühle heißen, die ſich in einer Bruſt regen, welche das Bewußtſein leichtſinnig verletzter Pflicht und unbeſonnen genährter Liebe, die am Ende doch zu keinem ernſten Ziele führen kann, nicht ganz in den Hintergrund zu drängen vermag, kämpften in meinem Innern. Dumpfe Betäubung und gedankenloſes Hinbrüten trat nach und nach an die Stelle träumeriſcher Aufgeregtheit, und jene quälende Unbehaglichkeit, welche den merkbaren Ueberſprung aus der Poeſie der Leidenſchaften in die Proſa der Wirklichkeit immer begleitet, bemächtigte ſich meiner mit ganzer Kraft. — Ein himmliſches Weib! rief nachzuckend die fiebernde Phantaſie. — Wozu ſoll's aber am Ende führen? warf der berechnende Verſtand hin. — Wenn du wirklich bald von hinnen ſollteſt?! — Schrecklicher Gedanke! ſchrie das Herz auf. — Gut wär's, gut wär's! verwies der Kopf, — und ſo gab es einen Zank und einen Hader in mir, daß ich faſt müde ward, die Parteien anzuhören und in den alltäglichen Seufzer ausbrach: „Wär' ich lieber ſchon wieder glücklich zu Hauſe!“ —

„Alle Wetter!“ — fuhr ich plötzlich auf, daß der Vetturin ängſtlich aufſchrack. „Wie man doch im Liebestaumel auf Alles vergißt. Da hab' ich mir ſo feſt vorgenommen, mich für den Rückweg mit Feuerzeug zu fourniren, und nun führ' ich die Pfeife ſo zurück, wie ich ſie hergebracht. Ein eigenes Schickſal! Wenn ich auf Ahnungen hielte, ſo glaubte ich, daß es etwas zu bedeuten habe.“

Zum zweiten Male die Tantalus-Scene der vorigen Nacht durchlebend, rollte ich ſchon ins tiefſte Dunkel der Bergſchlucht hinein, noch mißmuthiger als geſtern, indem ich heute nicht einmal ſchlafen konnte. Die erſte Hälfte des Rückweges fuhr ich langſam, indem es immer merklich bergan ging; es mochte auf Mitternacht zugehen, als wir den höchſten Punkt der Straße erreicht hatten. Aus flockigem Gewölke trat, wahrhaft erſehnt von mir, der Mond hervor, der mir heute um ſo willkommener war, je unheimlicher es in meinem Innern ausſah. Aber der blaſſe Mond in einer grotesken Abruzzenlandſchaft iſt ein geſpenſtiſcher Maler, beſonders für einen Abenteurer in meiner damaligen Stimmung. Er zauberte mir auf die tiefgefurchten Kalkfelſen, von welchen düſtere Bäume und ſtruppige Sträucher in wirrer Unordnung niederhingen, ſo fratzenhafte Bilder hin, daß ich Mühe hatte, mein Mißbehagen zu unterdrücken. — Ich hätte einen Napoleonsd'or für einen Funken Feuers gegeben, um meine unbehagliche Stimmung in ringelnden Rauchwölkchen verdampfen zu können.

Jetzt näherten wir uns dem verlaſſenen Hauſe, welches beiläufig die größere Hälfte des Heimweges bezeichnete. Ich wähnte anfänglich, mein Auge täuſche mich — aber mein Vetturin beſtätigte mir durch die Worte: „Nun, Signor, dort iſt Licht zum Anfeuern der Pfeiſe!“ daß ich recht geſehen hatte. Wirklich ſchimmerte durch die niedrigen Fenſter des Erdgeſchoſſes ein matter Glanz, ob von Lampe oder Kerze, das galt mir gleich; war's doch gewiß Feuer genug für meinen Bedarf. —

„Iſt hier ein Wirthshaus?“ fragte ich meinen Vetturin.

„Geweſen!“ — antwortete er. — „Wer jetzt drin ſein mag, weiß ich nicht. Seit langem ſchon wohnte Niemand hier; noch geſtern war's um dieſe Zeit finſter.“

Ich ließ halten und rief mit lauter Stimme, aber nichts rührte ſich; nur von der gegenüberſtehenden Felswand ſcholl mein Ruf kurz abgebrochen zurück.

„Sie werden ſchlafen!“ ſagte ich, ſprang ab und eilte, nur auf den Genuß denkend, der mir nach langer Entbehrung bevorſtehe, dem Hauſe zu.

Mein Pochen blieb unerwidert. Ich drehte die Klinke und die Thür ſprang knarrend auf. Eine finſtere Hausflur, vielleicht die Küche des Hauſes — denn unterſcheiden konnte ich nichts — nahm mich auf. Rechts flimmerte durch einen Spalt Licht; ich öffnete eine zweite Thüre — und trat in eine kleine, räucherige Stube, welche von einer weit herabgebrannten, flackernden Kerze matt erleuchtet war. Ohne eine Menſchenſeele zu gewahren, näherte ich mich dem Steintiſche in der Mitte, auf welchem eine Flaſche ſtand, in der die Kerze ſteckte, und wollte mir die Pfeife anfeuern. Aber plötzlich gerann all' mein Blut zu Eis, denn der gräßlichſte Anblick, den ich je in meinem Leben gehabt, bot ſich mir zur Schau.

Auf dem Tiſche vor der Flaſche, zu welcher ich mich eben hinbeugen wollte, lag ein abgeſchnittener Menſchenkopf. Friſches Blut träufelte noch auf den Boden, auf welchem in einer Lache Blutes der Rumpf des Gemordeten ſchwamm. Unfähig ein Glied zu regen ſtand ich da: wie kaltes Waſſer rieſelte es mir über den Rücken, während Todesſchweiß auf meine Stirne trat und meine Haare vom Schreck electriſirt ſich auf dem Schädel borſtig emporſträubten. — Du biſt verloren, dein eigen Bild liegt vor dir! rief's in mir, und ich, der ich (Gott weiß es!) nicht zitterte wenn die Kugel in der Schlacht die halbe Hirnſchale meines Kameraden mir vor's Geſicht ſchmetterte, war ſo ſehr außer Faſſung gebracht, daß mir die Zähne aneinander ſchlugen und die Knie ſchlotterten. Die Augen weit aufgeriſſen, wurzelte ich im Eſtrich, alle Sinne bis auf den des Geſichtes, verſagten mir ihren Dienſt, und dieſer einzige ſog ſich ſo voll an Entſetzen, daß ich vergehen zu müſſen glaubte. Mir war's, als ob die Wände ſich plötzlich aufthäten und aus hundert klaffenden Spalten blutgierige Banditen mit gezückten Meſſern ausſpieen. Ich wagte, — wiewol Alles ruhig und ausgeſtorben blieb, nicht mich umzuwenden, denn ich dachte, ſie ſtänden mir ſchon im Rücken. Aber der gräßliche Anblick vor mir geſtaltete ſich immer deutlicher. Mir war's, als wäre mir der Kopf trotz ſeiner wild verzerrten Züge nicht unbekannt. Die ſchwarzen Locken, der buſchige Kinn- und Schnurrbart, die weitgeöffneten Augen — kein Zweifel! — ich kannte dieſen Cäſarskopf, er ſaß noch geſtern auf dem Memmenrumpfe meines Nebenbuhlers Trevolpi. Dieſe Ueberzeugung erweckte mich halb und halb aus meiner Erſtarrung; ich ließ die Augen hinabgleiten auf den Rumpf, der mit ausgebreiteten Armen dalag. Die rechte Hand, krampfhaft ausgeſtreckt, reichte über den Schatten des Tiſchrandes hinaus. So viel ich beim heller aufflackernden Scheine des kargen Kerzenſtumpfes bemerkte, fehlte ihr der Mittelfinger, an welchem der Conte im Leben jenen wolbekannten blitzenden Brillantring trug. Gewiß war er von Mördern hieher geſchleppt, ermordet und beraubt worden, vielleicht eben als er mir auflauern wollte, um ſich an mir zu rächen.

Noch hatt' ich nicht ſo viel Kraft und Muth gewonnen, um den Verſuch des Entkommens zu wagen. Da kniſterte die Kerze plötzlich zuckend auf und verloſch, durch den Hals der Flaſche fallend, mit ziſchendem Gepraſſel. Ich fuhr unwillkürlich zuſammen; nicht mit Bewußtſein, ſondern von bewußtloſer Angſt gepeitſcht, raffte ich mich auf und rannte mit vorgeſtreckten Armen, als ob ich durch einen Phalanx bewaffneter Feinde durchbrechen wollte, wol zehn Mal von Wand zu Wand taumelnd, ins Freie, kletterte wie eine gehetzte Katze, die Sedia hinan, und ſchrie mit kreiſchender Stimme: „Fahr' zu, was Du kannſt! doppelten Erſatz für Deine Mähre, wenn ſie fällt!“

Der Vetturin rief alle Heiligen an, ohne eigentlich zu wiſſen warum und hieb auf ſein Pferd los, daß es wie im Sturme dahinſchnob. Zum Glücke ging es jetzt abwärts, die Straße war gut, und noch ſah ich mich im Geiſte rings von Mördern umgeben, als ſchon mein Burſche, der mich am verabredeten Orte erwartete, dem Vetturin ſein „Halt!“ zurief. Gut, daß meine Pfeife, deren Rohr ich im Krampfe zum Ringe zuſammengebogen hatte, keine Piſtole war, ſonſt hätte ich meinen armen Philibert ohne Gnade zuſammengeſchoſſen.

Daß ich meine Pfeife unter ſolchen Umſtänden nicht angefeuert, brauch' ich Ihnen wol nicht zu ſagen. Ich möchte den

Helden kennen, welcher in einer ſolchen Situation die Kaltblütigkeit beſäße, ruhig ſeine Pfeiſe ans Licht zu halten, dem rumpfloſen Haupte ein gemüthliches „Adieu!“ zuzuflüſtern, und behaglich ſchmauchend weiterzufahren! — Ich gäbe noch jetzt alle Affairen und Handſtreiche meines vielbewegten Lebens darum.

„Herr, was iſt Ihnen begegnet?“ fragte mich Philibert beſorgt als er bemerkte, daß ich mehr wanke als gehe.

„Nichts, nichts!“ ſagte ich, dankte meinem Gott, als ich in meine Stube trat, und warf mich erſchöpft aufs Bett hin.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als mich die Allarmtrommel aus meiner Betäubung weckte.

„Was gibt's?“ rief ich meinem eintretenden Burſchen zu.

„Wir marſchiren, Herr!“ erwiederte er freudig. „Ich habe ſchon Alles eingepackt und beſorgt. Ich habe es ſogar Ihnen ſelbſt ſchon geſagt, als Sie vom Wagen ſtiegen und den Vetturin ſo überaus ſplendid mit ihrer ganzen Börſe bezahlten; aber Sie antworteten mir nichts. Nun, dacht' ich bei mir, bereitet iſt Alles; laß den Herrn raſten, ſo lang's noch geht; er ſcheint der Ruhe zu bedürfen. Geſtern iſt der Befehl angekommen; ich hatte große Mühe, Ihre Abweſenheit zu verſchweigen, und ſchwebte in tauſend Aengſten für den Fall, daß Sie ſich etwa verſpäteten!“

„Wir marſchiren alſo?“ wiederholte ich, mich umkleidend, und wie Centnerlaſt fiel es mir vom Herzen. — „Das iſt wahrhaft Gnade des Himmels!“

Mein Burſche begriff zwar nicht, warum mir das plötzlich ſo lieb wäre, aber lieb war es auch ihm, das ſah ich ihm an den Augen ab. „Gut, daß wir wegkommen aus dieſem Neſte!“ jubelte er. — — „Bei Gott, ich hatte keine Ruhe, ſo lange ich Sie hier wußte!“

In einer Stunde ſtanden wir in Reih' und Glied. Es ging ins Calabreſiſche hinein, wo der Geiſt der Widerſetzlichkeit gegen unſere Waffen eine Truppenverſtärkung nöthig machte.

Auf dem Marſche hatte ich Zeit genug, über das Abenteuer jener verhängnißvollen Heimfahrt nachzudenken. Seltſame Combinationen geſtalteten ſich vor meiner Seele. Doch was ich auch immer ahnen und muthmaßen mochte, es war ja nun Alles vorüber, ich war wieder ein freier Mann, und Cornelia's Züge ſchimmerten, gleich dem Widerſchein eines Regenbogens, aus der Vergangenheit in die friſche Gegenwart herüber. Nur Eines beunruhigte mich mehr und mehr, je ſchwieriger es mir wurde, eine Abhilfe zu treffen. Obgleich es nämlich damals das Leben eines Menſchen galt, welcher mir bis ins Innerſte verhaßt war, welchen ich nicht unter den Lebenden ſehen konnte, von deſſen Rachſucht ich mehr zu fürchten hatte, als ich in meiner leidenſchaftlichen Verblendung ſehen wollte, — ſo war's denn doch ein Raubmord, ein fürchterliches Attentat gegen die öffentliche Sicherheit, ein Verbrechen, welches augenblicklich hätte angezeigt und aufs Genaueſte unterſucht werden ſollen. Konnte ich es aber thun? — Womit hätte ich meine Fahrt durch jenen Engpaß motiviren ſollen, da ich, ſtrengen Befehlen gemäß, mich nicht halb ſo weit von meiner Garniſon entfernen ſollte? — die Sache anzeigen, hieß: mich ſelbſt verrathen, mir ſelbſt den Proceß machen, mich der Strafe der Caſſation überliefern. — Wer an meiner Stelle hätte die Selbſtverläugnung beſeſſen, auf Gefahr ſeiner eigenen Ehre und ſeiner Charge eine Anzeige zu wagen, die am Ende vielleicht doch zu keinem befriedigenden Reſultate geführt hätte, indem die Räuber dieſer Gegend ſo ſichere Schlupfwinkel im Gebirge hatten, daß unſere Vorſicht und Strenge wol manchen Frevel verhinderte, wenn aber einer begangen war, man dem Thäter nur äußerſt ſelten auf die Spur kam.

So ſehr mich daher das Bewußtſein auch drückte, ſo gerne ich wenigſtens einem vertrauten Freunde mein Abenteuer mitgetheilt hätte, ſo hatte ich doch nie den Muth dazu, und war in der That froh, durch neue Ereigniſſe, militäriſche Strapatzen, unerwartete Begebenheiten und Geſchäfte zerſtreut, und von der täglich wiederkehrenden Erinnerung an mein Verhältniß zur ſchönen Conteſſa und an das blutige Haupt des Conte abgelenkt zu werden.

Ein Jahr mochte bereits vergangen ſein. Wie der Abglanz eines unheimlichen Traumes zuckte es nur manchmal noch durch mein Gehirn, wenn ich Corneliens gedachte. Dazu geſellte ſich eine leiſe Neugier zu wiſſen wie nach meinem plötzlichen Verſchwinden Alles ſich geſtaltet und gelöſt haben mochte, und eben dieſe Neugier gab mir den ſicherſten Beweis, daß die Zeit bereits das Ihrige gethan habe, meine geſtörte Ruhe wieder ins Gleichgewicht zu ſetzen. Indeß war auch in Calabrien die Ruhe hergeſtellt, und unſere Truppe folgte dem Ruf nach Capitanata, alſo in die Nähe der Landſchaft, wo ich jenes Abenteuer beſtanden hatte. Unſere Beſtimmung war abermal, als Reſerve in einer nördlichen Grenzſtadt zu bleiben und den Räubern, falls ſie, von unſeren Soldaten herabgedrängt, ſüdwärts durchbrechen wollten, den Weg zu ſperren.

Die Unſicherheit hatte wieder um Vieles zugenommen; je enger man das Mordgeſindel einſchloß, deſto härter nahm es die Gegend mit, auf deren Umkreis es beſchränkt war, deſto grauſamer verfuhr es bei ſeinen Streifzügen und Ueberfällen. Man nahm, durch die Noth gezwungen, zu den äußerſten Mitteln ſeine Zuflucht. Tod war die Strafe für Jeden, der einen Räuber beherbergte, ihn verbarg, ihm Speiſe oder Trank gab, ihm zur Flucht verhalf, ja nur unterließ, ſein Erſcheinen an irgend einem Orte anzuzeigen. Eine Ortſchaft, in deren Bereich Raub oder

Mord verübt wurde, hatte die Verpflichtung auf ſich, binnen kürzeſter Friſt die Thäter ausfindig zu machen und einzubringen, widrigenfalls ſie ohne Gnade raſirt wurde; eine harte Maßregel, aber vom kräftigſten Erfolge. Eingebrachte Verbrecher wurden ſtandrechtlich behandelt, ihre Köpfe an der Außenſeite des Hauſes, welchem ſie angehörten, oder in welchem die That verübt worden, eingemauert, durch ein eiſernes Gitter geſchützt, und darunter mit kurzen Worten der Name des Verbrechers und die Art des Verbrechens bezeichnet. — Die Familie des Gerichteten, oder der Bezirk, zu welchem er dienſtpflichtig war, hatte unter ſtrenger Haftung zu ſorgen, daß ſolch ein Schandmahl unverſehrt an Ort und Stelle blieb. Nur auf dieſe Weiſe war es möglich, dem furchtbaren Unfuge der Räuber Einhalt zu thun, wiewol ſelbſt jetzt noch keine Woche verging, ohne daß Berichte über verübte oder verſuchte Frevel einliefen. Sogar auf der meilenlangen Ebene, unfern vor der Hauptſtadt der Provinz, wohin wir Officiere öfter zu fahren hatten, um aus der Kriegscaſſe den Sold für unſere Mannſchaft zu faſſen, war es nicht allzuſicher. Deſſenungeachtet beneideten wir faſt einander um jede ſolche Fahrt, indem ſie uns doch aus der traurigen Garniſonirung in einer abgelegenen Landſtadt wieder für ein paar Tage unter Menſchen brachte.

Der gewöhnliche Sammelplatz, wo wir Militärs uns dann zuſammen fanden, war das Hôtel, dem ſchönen Zollhauſe gegenüber, wo Meiſter Stefano Pharao-Bank hielt. Manche Rolle Scudi trug ich aus der rauchdurchqualmten Spielſtube mit, und manchen Napoleonsd'or ließ ich dort ſitzen; denn wiewol ich eben kein Spieler aus Leidenſchaft war, ſo konnte ich doch der Lockung nicht ganz widerſtehen, wenn ich einen der Pointeurs recht im vollſten Glücke ſah, auf ſeine Karte zu ſetzen. Auch war es mir von jeher intereſſant, Spielergruppen zu beobachten und den grellen Wechſel der Mienen zu beobachten, welchen jede Wendung des Glückes in ihren Geſichtern hervorbringt. Am meiſten fiel mir ein langer, hagerer Mann auf, den ich jedesmal als Zuſeher, aber nie als Pointeur ſah. Sein ovales, gelbes Geſicht, von ſtruppigen, aus Schwarz ins Grau ſpielenden Haaren umſtarrt, ſein ſpärlicher Backenbart, ſeine kleinen ſtechenden Augen, zwiſchen denen eine mächtige Adlernaſe hervorragte, deren Spitze faſt über den zahnloſen Mund zum aufwärtsgebogenen Kinne hinabreichte, gaben ihm ein unheimliches Anſehen. Immer ſchwarz gekleidet, ſaß er läßig hingeſtreckt hinter einem der Pointeurs, ſprach nie ein Wort, zog die Handſchuhe nie aus, legte auch den Hut nie ab, als ob er jeden Augenblick zum Fortgehen bereit wäre und verfolgte dabei den Gang des Spieles mit ſolcher Aufmerkſamkeit, als ob er die Controle der ganzen Gallerie führte. Er kam mir mit ſeinem geſpenſtiſchen Ernſte, mit ſeiner unverbrüchlichen Schweigſamkeit wie ein Nekromant vor, wie einer jener Zauberer oder Alchymiſten, deren Schilderung man häufig in unſeren alten Volksbüchern findet, und ich muß geſtehen, daß ich eine förmliche Scheu vor ihm fühlte; dennoch wußte, wie geſagt, gerade dieſes ſein unheimliches Weſen meine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, und es kam mir vor, als ob es nur von ihm abhinge, jede Bank zu ſprengen, jeden Pointeur gewinnen oder verlieren zu machen.

Eines Abends fand ich eine beſonders zahlreiche Spielgeſellſchaft. Es war, als wenn die Officiere von allen fünf Straßen der Seeprovinz, welche ſich in der Hauptſtadt vereinigen, zuſammengekommen wären. „Paroli“ — „Sept le va“ — „Pace“ — „Quatorce le va!“ ſcholl es in bunten Stimmen durch einander, und Gold und Silber klang ſo lockend und blitzte ſo verführeriſch, daß es Mühe koſtete, ſich von dem tollen Spielfieber nicht auch anſtecken zu laſſen. Ich ſuchte mit den Augen, wie gewöhnlich meinen Nekromanten auf. Er ſaß hinter einem blutjungen, kaum ſiebzehnjährigen See-Cadeten, dem man es anſah, daß er im Kriegsleben wol noch eben ſo ſehr Neuling war als am Pharao-Tiſche. Er pointirte ganz wüthend drauf los, bog ein- ums andere Mal Paroli ein, verlor aber bei jedem Abzuge, und wenn ja einmal ſeine Karte mit der linksgelegten des Banquiers übereintraf, ſo gabs ein Plié, und ſeine Hoffnung ward wieder zu Waſſer. Ich hätte dem jungen Manne nicht ſo viel Geld zugetraut. Eine Rolle nach der andern wanderte auf den Tiſch vor die Karte; immer ſtand voller Satz, — und ſobald er verlor, ſchnell vor der quer geſchobenen Karte der Gleichbetrag. Aber Rolle um Rolle verſchwand; die Farben wechſelten im Geſichte des leidenſchaftlichen Spielers raſcher als in den Taillen, die hellen Schweißtropfen perlten ihm über die Stirne, man ſah ihm die Höllenangſt an; aber je hartnäckiger er das Glück forciren wollte, deſto höhnender floh es ihn. — „Jetzt bin ich blank!“ rief er halblaut, ſich unwillkürlich umwendend zu dem ſchwarzen Niemandsfreunde, der wie der Tod hinter ihm ſaß, und ſchob eine Rolle Napoleonsd'ors hin.

„Junger Mann, überlaſſen Sie mir das Spiel!“ ſprach ihn plötzlich der Schwarze an. Es waren die erſten Laute, die ich aus ſeinem Munde hörte, aber ſie klangen ſo hohl, ſo hölzern wie aus dem Grabe.

Der Verlierende ließ es faſt bewußtlos geſchehen. Der Banquier machte eben den letzten Abzug, nur eine Karte reſtirte.

„Fausse taille!“ bemerkte der neue Pointeur tonlos und ſtrich den Satz ſammt Aequivalent ein.

„Der Same iſt da!“ flüſterte er ſeinem Clienten zu und beſetzte zwei neue Karten mit dem ganzen Gelde. Seine Karte zog wieder. Er ließ den Satz ſtehen und bog die Ecke der Karte aufwärts. — „Paroli!“ „Gewonnen!“ — „Sept le va!“ —

„Gewonnen!“ — und ſo gings fort, daß ſich die Züge des jungen Schützlings freudig verklärten und ſüße Hoffnung aus ſeinen Augen leuchtete, während die übrigen Pointeurs die Bank reichlich fütterten, und der rettende Unbekannte mit eiſigem Phlegma ſein Geſchäft fortſetzte.

Schon hatte der Cadet ſeinen ganzen Verluſt zurückgewonnen, und wollte eben retiriren, als der Fremde mit lauter Stimme „Bank“ rief, den Handſchuh abſtreifte, und ſtatt des Satzes einen blitzenden Brillantring, den er vom Finger zog, vor die Karte legte.

Mir fuhr es wie ein Meſſer durch die Seele, als ich den funkelnden Stein ſah. — Die herzförmige Faſſung, das helle Waſſer, die Größe — Alles ſagte mir: „Das iſt Trevolpis Ring!“ —

Mit unveränderter Miene ſtrich der Geheimnißvolle die ganze Bank ein, die ihm der Croupeur erblaſſend zuſchob und gab ſie dem See-Cadeten, welcher verlegen ſich weigerte. — „Da, junger Mann,“ ſprach er, den Ring wieder ruhig an den Finger ſteckend, — „da! jetzt aber gehen Sie, — und greifen Sie nie mehr öffentliche Gelder an, um Spiele zu ſpielen, die Sie nicht verſtehen. Wohlbekomme die Summe! Ein grinſendes Lächeln begleitete dieſe ſchneidenden Worte.

Erröthend bis in den Hals zog ſich der Beſchämte, welcher ſich ſchwer getroffen fühlte, zurück, ſtammelte einige halbverſtändliche Worte des Dankes und verlor ſich aus dem Zimmer, während der Nekromant wieder ſeinen vorigen Poſten einnahm und ſtumm, als ob nichts geſchehen wäre, zuſah.

Ein eiſiges Grauen überlief mich, als ich ſo hinter ſeinem Stuhle ſtand. Jetzt nahm er langſam den Handſchuh hervor, um ihn wieder anzuziehen, wobei ich den Ring ganz nahe zu betrachten Gelegenheit fand. Ich hätte darauf ſchwören mögen, daß ich recht ahne, und faßte alſogleich den Entſchluß, meinen Argwohn geeigneten Ohren mitzutheilen, was innerhalb der beiden Tage, die ich noch hier zu verweilen hatte, geſchehen ſollte. In der Zwiſchenzeit hoffte ich mich wo möglich noch beſſer zu überzeugen, daß meine Augen mich nicht täuſchten.

In den Morgenſtunden des folgenden Tages hatte ich Geſchäfte. An der Mittagstafel ſprach man von nichts Anderem, als von Kriegsaffairen, Räubergeſchichten, politiſchen Chancen und dergleichen. Ein Officier, der ſpäter an unſern Tiſch kam, brachte die Neuigkeit, daß man auf der Ebene vor der Stadt in einem Graben einen jungen Militär von der Marine, welcher, wie man wiſſe, geſtern Geld gefaßt, ermordet und beraubt gefunden habe. Die Sache ſchien mir zu auffallend mit dem Betragen des geheimnißvollen Unbekannten zuſammenzuhängen, als daß ich es hätte über mich bringen können, keine Notiz davon zu nehmen. Abends fand ich ihn wie gewöhnlich am Pharao-Tiſche; auch des Ringes wurde ich wieder anſichtig. Am andern Tage theilte ich dem Stadt-Commandanten bei meiner Abſchieds-Viſite meinen Verdacht mit, und reiſte ab.

Als ich im nächſten Monate wieder zu Meiſter Stefano kam, war der Unbekannte verſchwunden. — Auf meine Nachfrage hieß es: „Er ſei, als verdächtig, eingezogen und ſeither nicht mehr geſehen worden.“

Nach langen Jahren kam ich als Rittmeiſter in Dienſten einer fremden Macht, zu deren Fahnen ich, theils aus veränderter Neigung, theils durch Zeitereigniſſe veranlaßt, indeß übergetreten war, noch einmal in die Stadt, wo die Liebe zur ſchönen Cornelia mich ſo nahe an den Rand des Verderbens geführt hatte. Ich erkundigte mich um die Familie Fieramonti. — „Sie ſei ausgewandert“ erwiderte man mir; warum? wohin?

konnte oder wollte mir Niemand genau ſagen. Vielleicht wußte ich den Grund beſſer, als alle Andern.

Neugierde trieb mich ſogar hinaus in den Engpaß, wo das verhängnißvolle Haus ſtand. Ich fand es noch halb verfallen, thür- und fenſterlos. Unter dem Simſe grinſte durch ein Eiſendrahtgitter ein halbeingemauerter Todtenſchädel herab, darunter kaum lesbar mehr die Inſchrift: „Gaetano Bramarba verübte in dieſem Hauſe an Conte Carlo Trevolpi einen gräßlichen Raubmord, wofür er gerichtet wurde, am — — — —“ Das Datum war ſchon verwiſcht und verwittert. Ein eiſiger Schauder überlief mich, als ich in die dielenloſe Stube trat und den Tiſch erblickte, vor welchem ich damals in athemloſer Todesangſt gezittert hatte.

# Schloß Nonſuch.

(Nach Horace Smith.)

Der Plan zu dem Palaſte Nonſuch, nächſt Ewell in Surrey, ward von Heinrich VIII. entworfen, um, wie der anmaßende Name desſelben,*) hinlänglich anzeigt, einen unvergleichlichen Beweis von der Prachtliebe und dem Geſchmacke dieſes Fürſten abzugeben.

Nonſuch wurde unvollendet gelaſſen, ein unerfülltes Verſprechen des Glanzes, ein prachtvolles und doch wehmüthiges Zeugniß, wie ungewiß Menſchengröße iſt, und Königin Maria, die Koſten ſeiner Vollendung ſcheuend, ging mit dem Gedanken um, es niederreißen zu laſſen, um fernere Ausgaben zu erſparen, als der Graf von Arundel, aus Liebe und Ehrfurcht, welche er gegen ſeinen alten Meiſter hegte, den Platz kaufte und den Bau, der urſprünglichen Zeichnung gemäß, ausführte. Nicht eine Spur davon iſt jetzt übrig; es verſchwand wie andere mühevoll zu Stande gebrachte Spielwerke der menſchlichen Eitelkeit, nur der anmaßende Name, welchen es führte, blieb zurück, herüberſchallend in unſere Tage gleich einem traurigen Echo, welches der Vermeſſenheit anderer Zeiten ſpottet. Dennoch war der ſtolze Bau nicht ohne Tüchtigkeit und Gediegenheit. — Das Schloß lief um zwei Höfe, ſagt die treffliche Verfaſſerin von der Königin Eliſabeth Memoiren, einen äußeren und einen inneren, beide ſehr geräumig; der Eingang in dieſelben führte durch ein viereckiges, herrlich geſchmücktes, befeſtigtes Thorhaus, welches mit Thürmen an den vier Kanten verſehen war. Dieſes Thorhaus war von Stein, ſo wie das Erdgeſchoß des Schloſſes ſelbſt; das obere Stockwerk hingegen war von Holz, reichlich verziert, und voran mit einer Menge verſchiedenartiger Statuen, Zeichnungen und anderer alterthümlicher Gebilde von trefflicher Kunſtarbeit und nicht geringem Werthe beſetzt und geſchmückt, welche alle, wie es ſcheint, aus ſogenannter Roggenpaſte verfertigt waren. In der Sprache unſerer Zeit würde man dieſe Gebilde wahrſcheinlich Basreliefs genannt haben. In den öſtlichen und weſtlichen Winkeln des inneren Hofraumes erhoben ſich zwei ſchlanke, fünf Stockwerke hohe Thürmchen mit Laternen an der Spitze, zu welchen hölzerne Geländer emporführten, die ringsherum liefen. Dieſe Wartthürme, von welchen aus man die beiden an das Schloß grenzenden Luſtgärten und die weit ausgebreitete Umgebung überſehen konnte, waren geprieſen als der Hauptſchmuck von Nonſuch.

---

*) Nonsuch, nicht ein Solcher, sans pareil, ohne Gleichen.

Es war der Morgen des Michael-Meßabends. Das bemalte und gefirnißte Holzwerk des reichverzierten Baues flimmerte im Licht einer unbewölkten Sonne; die zahlreichen vergoldeten Wetterfahnen, welche die Geſtalten der verſchiedenen das Wappen des Königreichs haltenden Thiere darſtellten, blitzten von allen Knäufen und Giebeln der Thürme, während die königlichen Fahnen, auf den Spitzen der ſchlanken Eckthürmchen entfaltet und ſtolz im Morgenwinde flatternd, der ganzen umliegenden Gegend ankündigten, daß ſie über der Königin Eliſabeth und ihrem Hofſtaate wallten, welche im Palaſte ihren Sitz aufgeſchlagen. Ungeachtet er aber ſo begünſtigt und beehrt war, ſchien doch die Frühe der Stunde und die Hitze des Morgens Urſache zu ſein, daß ſich um die Außenſeite des Gebäudes kein größerer Zudrang und Lärm bemerkbar machte. Einige Hellebardierer und Wachmänner von der Garde ſtanden in ihren reichen Livréen längs des äußeren Thurmhauſes aufgeſtellt. Auf den Straßen, die ſich am Rande der Luſtgärten hinzogen, ſchienen Pferde und Wägen, deren Richtung der Staub zeigte, demſelben Punkte zuzueilen; im Uebrigen war die Landſchaft eben ſo ſtill als lieblich. Die Rudel des Hochwildes im Parke lagen, nur an ihrem Geweihe kennbar, in den Schatten geduckt; die Kühe aber, welche gewöhnlich in der Nähe des Thurmhauſes weideten, waren vom Meier, zu welchem man ſie zur Melke trieb, noch nicht zurückgekehrt, und mit Ausnahme eines einzigen Hirſches, welcher aus dem Dickicht hervorbrach, gleichſam um zu ſpähen und die Morgenluft einzuathmen, ſchien ſich im weiten Revier, welches den Aufenthalt umgab, nichts zu regen, während der Mangel an Muſik oder irgend einem anderen Klange feſtlichen und brauſenden Getümmels auf den Wällen vermuthen ließ, daß Ihre Majeſtät ſich noch nicht vom Schlummer erhoben hatten.

Auf einer Terraſſe jedoch, welche um die Außenſeite des inneren Hofraumes lief und durch eine fliegende Steintreppe mit dem Park in Verbindung ſtand, war eine kleine Geſellſchaft verſammelt, welche, dem erſten Hahnenrufe gehorchend, in der eben ſo loyalen, als löblichen Hoffnung ſich zuſammen fand, der königlichen Herrin eine angenehme Unterhaltung zu bereiten, wenn es ihr belieben ſollte, die Jagden und Tagesbeluſtigungen zu beginnen. Unter dieſen befand ſich der alte Yeoviel, einer von den Jägern, eine abgezehrte verwitterte Geſtalt, welcher jedoch mit einem rothen Fleck auf jedem Backenknochen zu beweiſen ſchien, daß er im Stande ſei, noch manche Leiche vor ſeiner eigenen mitzumachen. Er hielt drei Koppeln Windſpiele an ledernen Riemen und war von einem Paar Hirſchhunden umgeben, die ſich zu ſeinen Füßen gemächlich und in der Sonne blinzend niedergeſtreckt hatten; während erſtere mit geſpitzten Ohren und in mannigfaltigen maleriſchen Stellungen voll munterer Aufmerkſamkeit es ihrem Herrn nachthaten und die Bewegungen einer bunten Gruppe beobachteten, welche ſich gerade gegenüber befand. Sie beſtand aus Maſter Toby (ſo benannt, weil er der Vorſtand des Zehrgadens war, und ſich überdies abſichtlich zu einer Art von Abgeordneten der Feſtleute gemacht hatte) und eine Schaar von Stegreifmasken, geſammelt aus dem untergeordneten Dienervolke, die ſich anſchickten unter einander ein kleines Schauſpiel aufzuführen, welches aus ekelhaften Schmeicheleien für die Königin, dem damaligen Zeitgeſchmacke gemäß, höchſt phantaſtiſch-allegoriſch zuſammengeſtoppelt war. Shakſpeares Scherzſpiele und die Burleske von Bottom, dem Weber, waren noch zu wenig unter das Publicum gekommen, um der Begeiſterung für ſolchen Mummenſchanz Abbruch zu thun, auch würden ſie, unter was immer für Umſtänden, ſchwerlich auf Maſter Toby einen günſtigen Einfluß genommen haben, welcher bisweilen heimliche Ausflüge nach den Höhen des Parnaſſes aus dem Zehrgaden machte, und deſſen Geſchmack ſich lediglich von den ſpitzfindigen Kunſtſtücken ſolcher ſymboliſcher Tafelaufſätze herſchrieb, die ihm in der Küche unterkamen und welche man ihres hieroglyphiſchen Characters wegen mit dem eigenthümlichen Namen: „Geheimniſſe“ belegte. Auf dieſen ſelbſt gewählten Maskenmeiſter, welcher mit einem Papiere in der einen und mit einem Stock in der andern Hand, auf- und abſtolzirend, eine Probe mit ſeinen Dilettanten abzuhalten beabſichtigte, deren einige allegoriſche Frauengeſtalten darſtellten, blickte der ruhige alte Waidmann mit ſtiller Verwunderung, die ſich auf ſeinem Antlitze in einem Gemiſch von Grinſen und Spottblicken kund gab. In der That mußte (um ſich eines gelinden Ausdruckes zu bedienen) dem ſchlichten Manne das tolle Zeug als eine verwunderliche Art von Querleſerei vorkommen, welcher alle Schauſpieler zwar von Geſicht aus kannte, aber weder verſtand, warum ſie ſo ſeltſam metamorphoſirt waren, noch den Zweck begriff, zu welchem man ſie, alſo ſich zu äußern, unterrichtete.

Der Mann, welcher die Diana verhunzen ſollte, hatte gegen alle Rückſicht auf Decorum und alle die Schickſamkeit, welche „die keuſche Jägerin des Silberbogens auszeichnet,“ ſeine Beine auf eine Bank hingeſtreckt und ſchwor „bei Molchen und Schnecken,“ in Erwiderung auf Maſter Tobys Anſinnen, daß er nicht eher zum Buche ſehen wollte, als bis ſeine Pfeife gar wäre. Zur Beſtätigung dieſer Erklärung ſpuckte er auf den Boden und begann ſeine Züge mit ſolcher Kraft, daß der Halbmond auf ſeinem Haupte, aus der dichten Tabakwolke, in die er eingehüllt war, aufdämmernd, nur zeitweiſe ſichtbar wurde.

„Gut, — ſo komm indeß du, Kupido! Ich will bei dir den Anfang machen! Haſt du deine Rolle vollkommen inne?“ ſprach Maſter Toby zu einem kleinen Jungen, welcher im Eifer des Schnellkäulchenſpieles mit einem Rangen ſeines Alters ſeine Flügel ganz krumm aufgebunden hatte.

„Ja Herr, ja!“ verſetzte der Sohn der Venus. — „Schön gerade, Jemmy! Schön gleich! Jetzt bück dich, Jemmy! Schön durchs Grübchen zum zweiten Male! Schön Maß gehalten, und nicht betrogen.“

„Potz Blitz, du junger Wildfang! Nennſt du das deine Rolle herſagen?“ rief Toby in Wuth. — „Heraus damit, Lotter, heraus damit! oder ich klopfe dir mit meinem Stocke die Schultern wund, daß ſie ausſehen, wie Schweinsrippen!“

„Nein — nur noch ein bischen Geduld, Maſter Toby, laßt uns nur das Spiel erſt enden; hab' eben einen guten

Geſellen! Jetzt iſt's an mir, und da ſind nur drei im Grübchen. Und ſeht nur, da liegt der faule Barney Mumpford, und ſchläft in der Sonne, weil er nichts zu thun hat! Hallo, Barney, Barney!" fuhr der Bube fort, ihm in die Ohren ſchreiend, „Maſter Toby iſt da, und will mit euch den Anfang machen!"

Der auf dieſe Weiſe Erweckte, deſſen knapp anliegendes Wams und Beinkleid dicht mit Zungen bemalt war, um ihm eine Aehnlichkeit mit dem „Rufe" oder der „Fama" (der tauſendzüngigen) zu geben, ſtand träg auf und begann, nach einem bedachtſamen Dehnen und Gähnen, ſeine Rolle mit einer Art von ſchläfriger Feierlichkeit von ſich zu geben. Da dieſelbe darauf berechnet war, die Königin zu begrüßen und nicht minder auf die weite Verbreitung ihres Ruhmes, als auf ihre umfaſſende Kenntniß von Sprachen und Zungen anzuſpielen, ſo fing ſie beiläufig mit folgenden Verſen an:

„Eliſa's Namen blies ich nach Nord, Süd, Oſt, Weſt,
„Weßhalb mein eigener ſich verſchweigen läßt.
„Nur nutzlos wär' mein Ruf hier ſicherlich:
„Da ſie die Zungen all' kennt, kennt ſie mich!"

„Ja — hol's der Guckuk, Maſter Toby!" rief der Sprecher, vom eigentlichen Exordium ſeiner Anrede abbrechend, „vorausgeſetzt, daß Ihre Gnaden zum Schluſſe nach meinem Namen fragen, ſo ſage ich unumwunden, daß ich Barney Mumpford bin, daß ich ſieben Jahre als Stallknecht diente, und daß die Oberſtallmeiſtersſtelle erledigt iſt. Ich bin ſo gut dafür, als ein Anderer, und ein Kopfnicken iſt mir ſo gut, als ein Druck für einen blinden Gaul."

Mit einem Blicke gewaltiger Unruhe bemerkte der küchenmeiſterliche Schauſpieldirector, daß ſolch' ein Herausfallen aus der Rolle unvermeidlich ſie alle in Mißgunſt ſtürzen würde, und erinnerte ſeinen Schützling, daß es ſein erſtes Geſchäft wäre, ſich durch einen Trompetenſtoß anzukündigen.

„Potz Blitz! daran erinnert Ihr mich?“ rief Barney, „darauf hab' ich ſelbſt lange nicht vergeſſen! Das iſt ja eben der Theil meiner Rolle, der leichter auswendig zu lernen iſt, als alles Uebrige!“

Mit dieſen Worten ſetzte er das Inſtrument an den Mund und brachte, allen Athem zu Hilfe nehmend, ein disharmoniſches Eſelsgeſchrei zuwege, welches die Mißgeburt eines Seufzers und eines Gebrülles zu ſein ſchien. Bei dieſer verunglückten Bemühung hielt ſich der alte Yeoviel, welcher von ſeiner Kindheit an alle Inſtrumente, vom Kreuzertrompetchen an bis zum Waldhorne, zu blaſen gewöhnt war, nicht länger, ſondern riß ihm die Trompete aus der Hand, ſetzte ſie an ſeinen Mund, ſammelte allen Athem in ſeine hohlen, ledernen Backen, und blies ſo laut und munter einen Rückruf, daß der ganze innere Hof die Töne zurückhallte, die Doggen plötzlich bellend und kneifend aufſprangen, und im nämlichen Augenblicke ein Thürhüter aus der Bedientenſtube ſprang und ſie als eine Schaar unmanierlicher Stallknechte und lärmender Maskennarren ärgerlich ausſchalt, welche, noch ehe die Frühſtückglocke in den großen Hof rief, ſolch einen Tumult erhoben, wo man nicht einmal noch wiſſe, ob ihre Hoheit ſchon das Schlafgemach verlaſſen haben.

„Ich wollte ein Harryſtück drum geben,“ ſagte Yeoviel, „wenn ich erfahren könnte, ob Ihre Gnaden ſich ſelbſt auf den Stand im Parke zu begeben geruhen werden, um die Hetze mit anzuſehen, oder ob man uns befehlen wird, die Hunde abzukoppeln und einen feiſten Rehbock für die Armbruſt aufzutreiben; denn der Morgen fängt bereits an zu ſchwinden, und der Thau wird ſich bald vom Graſe verlieren.“

„Daß Euch der Henker!“ — brach Maſter Toby los, indem er ſich in die Bruſt warf, und verächtlich auf den Waidmann herabblickte: „denkt Ihr, unſere edle und gelehrte Gebieterin werde ſich mit dummen Beſtien unterhalten wollen, wo ſie dem orpheiſchen Wolklang einer Dichtung lauſchen kann, welche ich für ſie nach dieſer unſerer ſchönſten, ſäuberlichſten und ergötzlichſten Manier, vorbereitet habe? -- Ans Werk nun, lieber Herr „Ruf,“ — fahrt fort in Eurer Rolle, — fahrt fort in Eurer Rolle: Empfange, ſchöne, unvergleichliche, gelehrte, jungfräuliche — Königin!“

„Schön Dank, Maſter Toby!“ unterbrach ihn der „Ruf,“ „vier Verſe in einem Zuge iſt eine gute Aufgabe für einen Junker, aber da müßt Ihr Euch einen Anderen ſuchen, um die Königin zu bewillkommen, denn das geht ganz und gar über mein Vermögen hinaus!“ — Dieſe Erklärung machte den Maſter Toby, als Poeten, wie als loyalen Unterthan, ganz unwirſch, und er war eben im Begriffe, dem guten Herrn „Ruf“ eine ſalbungsreiche Strafpredigt zu halten, als ihm ein lautes Gelächter der vier Welttheile zuvorkam, welche im Schatten beim Grübchenſpiele mit dem St. Michael ſtanden, der ſeinem eigenen Feſtabende zu Ehren prächtig geputzt war. Afrika und Michael nahmen, nachdem ſie eine Weile um einen Heller gezankt, auf gut engliſche Art zu Schwüren und ruchloſen Wechſelklagen ihre Zuflucht, bis zuletzt der Feſtpatron, auf ſeines Gegners Geſicht deutend, welches um ihn einem Mohren ähnlicher zu machen mit Rußfarbe getüncht war, erklärte, daß er unmaßgeblich der größte Beleidiger geweſen ſein müſſe, da er ſo lange geſchworen habe, bis ſein Geſicht ſchwarz wurde. Dieſer Scherz erregte einen allgemeinen und unauslöſchlichen Sturm von Gelächter bei Europa, Aſien und Amerika, wiewol ſie von dem grimmigen Maſter Toby wiederholt zur Ruhe gewieſen und mit dem Stockrohre bedrohet wurden. Da der Erzürnte fand, daß ſeine vier widerſpenſtigen Welttheile gegen ſeine Drohungen gleichgiltig blieben, ſo wendete er ſich an den Vater Themſe, eine Geſtalt von ehrwürdigem Anſehen, mit einer Krone von Binſenkraut, einem langen Barte von Schilfgras und Waſſerflachs und einem weiten waſſerblauen Rocke, welcher, als jener einen Bierkrug leerte, ſich zurückſchlagend ein Paar ſchmutziger, bockIederner Hoſen nebſt Reitſtiefeln und Sporen zeigte. — „Tauſend! Maſter Toby, laßt uns die Kanne leeren, — Ihr wißt, die Themſe läuft in dieſer Jahreszeit Gefahr, auszutrocknen!“ rief der Stromgott, über ſeinen eigenen Witz kichernd. — „Austrocknen, — ſeht' mal! ich denke, Ihr ſeid immer trocken!“ verſetzte Toby, „aber — zum Henker! ich wußte nie, daß die Themſe mit geiſtigem Bier angefüllt iſt! — Wo iſt denn Eure Urne?“ — „Hier, Maſter Toby, hier!“ ſprach Vater Themſe, einen weiten Krug unter ſeinem linken Arme hervorſchiebend. — „Und wo iſt denn der Strom von Rauſchſilber, der herausquillen ſoll?“ — „Ich hab' in hineingeſtopft, damit er trocken bleibe, denn es war böſer Thau heut morgens, er würde jetzt ſchon allen Glanz weggeätzt haben!“

„Hol's der Guckuk! das nenn' ich vorſichtig! Behaltet Euer Waſſer nur ſein trocken, was es auch immer gebe; haltet Eure Urne mehr niederwärts, und wenn auch da nichts herausſpritzen kann, ſo mögt Ihr doch aus Euch ſelbſt etwas herausſpritzen laſſen.“

Der Stromgott verſtand die Anſpielung, erhob, der Aufforderung Folge leiſtend, ſeine Stimme, welche bei Weitem nicht ſo hell und lauter war, als es ſein Character erforderte, und begann:

„Auf meiner breiten Bruſt da reiten ſchaukelnd
„Die Schlöſſer, welche der Armada Stolz
„Zerſtört; blick' her erlauchte Königin!“

Aber ſein Vortrag wurde eben ſo plötzlich als unliebſam durch einen Streich des ſchadenfrohen Buben **Kupido** unterbrochen, welcher nach Beendigung ſeines Schnellkäulchenſpieles ein Stück Papier an Diana's Pfeife anzündete und es verſtohlen unter des Stromgottes Linke practicirte, welche unter der Urne ſchlenkernd herabhing. Vater Themſe, der ſolch' einer hinterliſtigen Brandlegung nicht im Geringſten gewärtig war, ſtieß einen lauten Schrei des Staunens und des Schmerzes aus, ließ den Krug fallen, welcher in hundert Scherben zerbrach, und ſprang in einem einzigen Satze wol eine gute Tuchmacherelle weit vorwärts. Er hatte den kleinen Brandſtifter, welcher ſich ſelbſt durch ein ſchreiendes Gelächter verrieth, nicht ſo ſchnell entdeckt, als er mit Wuth in den Blicken einen für eine wäſſerige Gottheit allzuhitzigen Eid heraustobte und ungeſäumt ſich daran machte, ihn zu verfolgen, um eine exemplariſche Rache an ihm zu nehmen. In weniger als einer Minute war der Miſſethäter rings um Afrika gelaufen, hatte Europa umkreuzt, und ſich um die Stirnſeite Amerika's geſchwungen; aber der Skamander war bei der Verfolgung des „fußſchnellen" Achilles nicht ſchneller und unermüdlicher, als Vater Themſe auf ſeiner Jagd nach dem unglücklichen Kupido, der, nachdem er um ſchneller zu fliegen ſeine Flügel weggeworfen, zuletzt durch ein Hinterpförtchen die Terraſſe hinanpolterte, welche in den inneren Hofraum führte. Sein Verfolger war ihm auf den Ferſen und in Kürze ſah und hörte man nichts mehr von ihnen.

Ehe noch das durch dieſes Ereigniß verurſachte Gelächter unter dem Reſte der Geſellſchaft, welcher die Flüchtlinge angehörten, ſich gelegt hatte, wurde die Aufmerkſamkeit der Anweſenden durch eine Schaar von Reitern in Anſpruch genommen, die in voller Haſt gegen das Schloß ritten und eine große Staubwolke hinter ſich zurückließen. Da ſie im Galopp um das Ende der Terraſſe bogen, um ſich gegen das Thurmhaus zu drehen, ſo war es klar, daß ſie von fern und ſchnell und aus einer anderen Gegend herkamen, als jene war, welche Ronſuch umgab; denn Roſſe und Reiter waren mit Schmutz und Koth bedeckt, über welche ſich eine weiße Staubkruſte verbreitete, ſo daß es unmöglich war, die Farbe ihrer Pferde und Kleider zu unterſcheiden. Deſſenungeachtet war es aus ihrem Staat, ihren Federn und ihrer Tracht ſattſam zu erſehen, daß die Vorbeireitenden vornehme Herren waren. An der Spitze der Schaar, auf flinkem Roſſe, befand ſich ein junger Galan, welcher, ſo viel man bei der Schnelligkeit, mit welcher ſie vorüberritten, beurtheilen konnte, beſonders ſchön und ſtattlich war und ein überaus anmuthiger und ſittiger Reitersmann ſchien. Vier Andere, wiewol ſie etwas weiter hinter ihm ritten, ſchienen ihrem Benehmen nach ſeine Freunde und Begleiter zu ſein, und in einem Zwiſchenraume von zehn oder zwanzig Schritten folgte der Troß des Reiterzuges, aus Stallknechten und anderem Dienervolk beſtehend. Ohne ſeine Eile zu vermindern, bis er zum Eingange in das große Thurmhaus kam, ſprang der Anführer des Trupps eilfertig vom Roſſe und begab ſich ſchnell in den Hof, mit der Miene eines Mannes, den Rang und Stellung berechtigen, ſelbſt in die Reſidenz der Majeſtät ohne Einſpruch oder Frage einzutreten, wiewol die wachhabenden Gardiſten einander etwas ängſtlich anſahen, als ob ſie, ehe ſie ihm den Eintritt geſtatteten, um ſein Vorhaben fragen ſollten. Am Portale, welches den Eingang zu den Wohnzimmern der Königin bildete, und durch welches der Fremde eben ſo ohne Umſtände wie früher eilen wollte, vertraten ihm die Pagen, Edelleute und Thürhüter und Andere, welche vor den Thoren verſammelt waren und über das Erſcheinen einer ſo ſchmutzigen und beſudelten Geſtalt, die ſich gleichſam in die geheimſten Gemächer eindrängte, nicht wenig ſtutzten, den Weg, und verhinderten ihn weiter zu dringen, indem ſie zugleich fragten, wer er ſei und was er wolle? — „Meine Herren“, ſprach der Fremde, indem er ihnen mit der Hand ungeduldig winkte zurückzuweichen, „mein Geſchäft leidet keinen Aufſchub, ich erſuche euch daher, nicht mit mir zu ſprechen, ſondern mich frei paſſiren zu laſſen. Wie, oder ſollte ein bischen Staub und Koth mich ſo entſtellt haben, daß Ihr in mir den Oberſtſtall- und Geſchützmeiſter und Lordſtellvertreter, Grafen von Eſſex, nicht erkennt?“ — Mit dieſen Worten ging er, ohne ihnen Zeit zu gönnen, ſich von ihrem Erſtaunen zu erholen, mitten durch ſie hinweg und begann die Treppe emporzuſteigen.

Er hatte wegen ſeines Mißverhaltens in Irland, aus welchem Lande er nicht nur ohne Urlaub, ſondern ſogar den Befehlen ſeiner königlichen Gebieterin geradezu entgegenhandelnd, ſich plötzlich entfernt hatte, ſchwere Verantwortung auf ſich geladen, aber er verließ ſich auf ihre wolbekannte Neigung, ihm etwas nachzuſehen und auf vollſtändige Erneuerung ihrer Gunſt, wenn es ihm nur gelänge, ihr unter die Augen zu kommen; zugleich war er aber auch überzeugt, daß, wenn ſein Plan fehlſchlüge, ſeine Feinde Alles aufbieten würden, um ihn in Ungnade zu bringen und zu ſtürzen. Ohne daher irgend Jemanden, außer einigen ſeiner beſonderen Vertrauten, etwas von ſeinem Vorhaben mitzutheilen, unternahm der ungeſtüme Graf ſeinen Eilritt bei Tag und Nacht, und da er bisher ſo erfolgreich über alle Hinderniſſe obgeſiegt, war es auch nicht wahrſcheinlich, daß ihn die Pagen und Kämmerlinge, welche ihm in den geheimen Gemächern begegnen würden, durchzukommen hindern würden. Mancher ſtand abſeits und blickte mit Befremden auf ſolch' eine beſchmutzte Geſtalt, welche geradewegs auf der Königin Schlafgemach zuſchreitend, mit ihren ſchweren Reitſtiefeln über das widerhallende Eſtrich hinklirrte, und dachte ſich: „Nun, er wird wol dem

Gardiſten unten ſeine Depeſche vorgewieſen haben.“ — Andere ſtellten ſich ihm in den Weg und bedeuteten ihm, daß die Königin noch nicht zum Vorſcheine gekommen ſei; aber er ging theils an ihnen vorüber, theils ſchob er ſie mit der Miene eines Mannes, welcher keinen Einſpruch leidet, bei Seite und ging ſo durch den Audienzſaal und durch die Antichambre der Hoffräulein, von welchen manche über den Anblick ſolch' einer unerklärbaren Erſcheinung nicht wenig erſchracken. Weder ihre ſtaunenden Blicke beachtend, noch um ihr ſpöttiſches Geflüſter ſich bekümmernd, verfolgte der abenteuerliche Graf ſeinen Weg und hielt nicht eher an, als bis er zum Schlafgemache der Königin gekommen war. Unerſchrocken öffnete er die Thüre, trat ein und ſchloß ſie wieder hinter ſich zu.

Eliſabeth war eben aufgeſtanden, und ihre Locken hingen noch unordentlich über ihr Antlitz herab. Sie kannte keine Furcht, aber des Erſtaunens konnte ſie ſich anfänglich doch nicht erwehren, als ſie einen erhitzten und beſchmutzten Fremdling in ihr Schlafgemach hereinſtürzen ſah, und ſchon war ſie im Begriffe, nach ihrem Kämmerling hinauszurufen, als Eſſex vorwärts eilend, ſich vor ihr auf die Knie warf und ſie demüthig um Gnade bat. Der Klang ſeiner wolbekannten Stimme, die Unterwürfigkeit ſeiner Sprache und vor Allem der Anblick eines zu ihren Füßen liegenden und mit dem Ausdruck inniger Bewegung und Bitte zu ihr emporblickenden Mannes, den ſie noch immer liebte, wirkten auf ihr unvorbereitetes Herz ſo gewaltig, daß ſie ihm ihre Hände zum Kuſſe hinreichte, mit huldvoller Miene all' ſeine Entſchuldigungen anhörte und ihm einen weit herzlicheren Empfang gewährte, als er ſich ſogar in ſeinen übertriebenſten Hoffnungen vorzuſpiegeln gewagt hatte. Weich als Weib, wiewol groß und erhaben als Fürſtin, ließ ſie gegenwärtig jenen Character vorherrſchen, und Eſſex, welcher bei all' ſeinem halsſtarrigen

Ungeſtüme der Höflingskünſte nicht ermangelte, wußte ſich die Stimmung ſeiner Gebieterin gut zu Nutzen zu machen. Seine eigenmächtige Rückkehr der Unmöglichkeit zuſchreibend, noch länger fern von einer Gottheit zu weilen, deren Anblick ihm eben ſo nöthig zum Leben wäre, als des Himmels Odem unſerem Munde, ſprach er ſie in Ausdrücken leidenſchaftlicher, ja ſogar romantiſcher Galanterie an, pries ihre ausgezeichneten Schönheiten, wiewol ſie damals ſchon in ihrem ſiebenundſechzigſten Jahre war, verglich ſie zu gleicher Zeit mit Venus und Minerva, einer Nymphe, einer Gottheit und einem Engel, citirte Latein und Griechiſch, um ſeine Behauptungen zu belegen, und ſpielte ſeine Rolle ſo erfolgreich, daß er, herauskommend von ſeiner ziemlich langen Unterredung, in der munterſten Laune erſchien und Gott dankte, nach ſo vielen Stürmen, die er auswärts zu erdulden hatte, daheim endlich Ruhe gefunden zu haben.

Nachdem Eſſex einige Erfriſchungen zu ſich genommen, warf er ſich, gleichſam zum Erſatze für den unanſehnlichen Aufzug, in welchem er ſich früher vorgeſtellt hatte, in ſeinen glänzendſten Staat. Er war eingeladen worden, ſeinen Beſuch im Palaſte zu wiederholen und trat eben in dieſer Abſicht heraus, als ihn ein Mann anſprach, welcher, ehrfurchtsvoll ſeinen Biberhut abziehend und ihm einen Brief überreichend, eben ſein Anliegen ihm vortragen wollte, als ihm der Graf mit dem Ausrufe zuvorkam: „Ha, Willy Shakſpeare! was machſt Du in Nonſuch, wo Du dem Feiertagspublicum in London den Geiſt ſpielen und ihm ſeine Michaels-Dreier ablocken ſollteſt?“

Der Dichter erwiderte, daß er mit ſeinem Freunde Dick Burbage nach Evell gekommen ſei, um eine Erlaubniß für ihr Theater bei der Königin anzuſuchen, und daß ſein gnädiger Gönner, der Graf von Southampton, welcher unglücklicher Weiſe eben in Ihrer Majeſtät großer Ungnade ſtände, ihm einen

Brief an ſeinen vielwerthen Freund, den Lord Eſſex, zu geben geruhet habe, in welchem derſelbe ſeinen Einfluß und ſeine gütige Verwendung in Anſpruch nähme, ſobald er aus Irland zurückgekehrt wäre. Er habe ſich zwar, erklärte der Dichter, von dieſem glücklichen Ereigniſſe unmittelbar nur wenig Hoffnung zu machen getraut, aber, da er in der letzten halben Stunde erfuhr, daß Se. Lordſchaft wirklich zu Nonſuch angekommen ſeien, ſo habe er ſich unterfangen, den Brief, durch welchen er ſich ſo hochgeehrt fühle, abzugeben.

„Trefflich, Maſter Shakſpeare!“ rief der Graf, das Papier flüchtig durchlaufend, „ich bin zwar ſelbſt nur ein kürzlich erſt begnadigter Verbrecher und deßhalb wenig berechtigt einen Bittſteller abzugeben, aber ich fühle mich in der Gnade meiner Gebieterin zu glücklich, als daß ich nicht wünſchen ſollte, ſie auf Andere auszudehnen. Alſo vorwärts! in den Garten mit mir, und wenn es mir möglich iſt, Euer Geſuch zu betreiben, ſo ſolls Euch an einem willigen Fürſprecher nicht fehlen.“

Dankbar verneigte ſich der Dichter und folgte in einiger Entfernung dem Grafen nach, welcher deſſenungeachtet ſich zurückwendete und vertraulich mit ihm ſprach, bis ſie in den Garten traten. In einem Wohlgeruch athmenden, ſchattigen Laubgewölbe ſaß die Königin, welche, wie man bemerkt haben wollte, dieſen Morgen ihrer Toilette eine ungewöhnliche Aufmerkſamkeit gewidmet hatte, einen breiten Federnfächer in der Hand und von zahlreichen Hofdamen (alle ſtehend) umgeben. Hinter dieſen im Gartenhauſe ſah man andere weibliche Dienerſchaft, beſchäftigt mit Netzwerk, Lauten, Guitarren und Spielkarten, und ein reich eingelegtes Schachbrett lag auf einem Marmortiſche an ihrer Seite. Nachdem ſich die Beiden der erhabenen Königin, welche ſo maleriſch hier thronte, genähert, fiel der Graf auf ſeine Knie, ein Act der Huldigung, welchen Ihre Majeſtät immer, ſogar von ihren Miniſtern bei ihren Geſchäftsaudienzen forderte, und Shakſpeare, ſich in einiger Entfernung haltend, ahmte faſt unwillkürlich ſein Beiſpiel nach. Eſſex fand eine nicht minder huldvolle Aufnahme, als er des Morgens erfahren hatte, denn die Erinnerung an ſeine Schmeichelei war noch nicht verklungen. Die Unterredung mit ihm dauerte einige Zeit, bis die Königin auf Shakſpeare hinblickend, fragte, ob dieſer Mann, welcher noch jung an Jahren ſchiene, ſeine Locken in den Händen der irländiſchen Rebellen gelaſſen habe, weil ſeine Stirn ſo kahl wäre? — „Ich befürchte ſehr, unbeſcheiden und überkühn zu ſein“, ſprach der Graf, indem er den Namen und das Anliegen ſeines Schützlings erwähnt hatte. — „Ich bin ſelbſt nur ein um Gnade und Vergebung Flehender und werde nun ein Bittſteller für Andere, für Shakſpeare. Aber ſeit Eurer Majeſtät Herablaſſung meine Beleidigungen ſo ſchnell vergeſſen hat, mag ich vielleicht in dieſem Augenblicke beſſer, als zu einer anderen Zeit entſchuldigt ſein, wenn ich mich ſelbſt vergeſſe.“

„So, — das iſt der dramatiſche Chroniſt“; ſagte die Königin, welche an ſeinen hiſtoriſchen Stücken viel Intereſſe fand, „laßt ihn näher treten, ich will mit ihm ſprechen; Ihr, Mylord, mögt indeß hier Platz nehmen, nach einer ſo langen und eilfertigen Reiſe dürfte eine kleine Raſt nicht unnöthig ſein!“

Eſſex verneigte ſich für dieſe ihm gegebene Erlaubniß und winkte dem Dichter, welcher ſich näherte und in der Meinung, er ſei aufgefordert, ſeinem Gönner es nachzuthun, ſich ebenfalls auf einen niederen Gartenſtuhl neben dem Grafen, der Königin gerade gegenüber, ſetzte. Eliſabeth war eben damals ſo ungewöhnlich gnädig gelaunt, daß ſie über einen Mißgriff lächelte, welcher in einem anderen Augenblicke vielleicht ihren Unwillen erregt hätte und gab ihrer Dienerſchaft mit der Hand einen Wink, ſich in den Pavillon zurückzuziehen, welchem Winke dieſe augenblicklich Folge leiſtete. Eſſex, den Ausdruck des Geſichtes der Königin mit der Lebhaftigkeit eines Hofmannes auffaſſend, lächelte ebenfalls, während Shakſpeare, der ſich von einer Verletzung der Hofetiquette nichts träumen ließ, ſein Geſuch mit verehrungsvollem Anſtande vorlas, welcher für ſein kleines Verſehen wol entſchädigen mochte.

„Seht Ihr, Maſter Schauſpielſchreiber“, ſprach Ihre Majeſtät gnädig, als er geendet hatte, „Eure Schriften gefallen Uns recht gut, was aber die Erlaubniß, öfter zu ſpielen belangt, ſo hat Uns erſt letztlich Unſer Oberhetzmeiſter höchſt bitter geklagt, daß Ihr ſein ärgſter Gegner geworden ſeid. Denn wenn vom Globe, Eurem Theater, die Flagge weht, ſo ſei ſein Pferch ſo verlaſſen vom Volke, daß ſein beſter Bär ihm kaum die Atzungskoſten einbringt. Was ſagt Ihr dazu?“

„Ich wage es nicht, ſeine Klage zu verachten, ſeit ſie ſogar an Eurer Majeſtät eine gnädige Vertreterin fand“, verſetzte der Sänger, „aber mit Eurer Majeſtät Gunſt würde ich mich unterfangen zu behaupten, daß derjenige, welcher ſeine Landsleute von ſolcher Kurzweil abzieht, ſie in den Annalen ihres Vaterlandes unterrichtet und ihre Bewunderung auf den Ruhm ihrer Herrſcher hinlenkt (unter welchen wol Eurer Majeſtät unmittelbare Vorfahren die berühmteſten waren), das Volk zu bilden und zu veredeln kaum ermangeln dürfte, wenn es ihm gleich unmöglich iſt, zum Glanze der Fürſtengröße etwas hinzuzufügen!“

„Das heißt wol und weislich und redlich ſeine Sache betreiben“, ſprach die Königin, durch dieſe Rede augenſcheinlich befriedigt, „und bei meiner Treue! es mag der Erlaubniß, um die Ihr bei Uns anſuchet, guten Vorſchub leiſten. Aber was führte Euch zu unſeren morſchen Chroniken, Herr Poet, wo Eure Schauſpieldichterei doch wahrlich in den weiteren Luſtgärten der Phantaſie und Erfindung einen beſſeren Spielraum finden dürfte?“

„Mein Großvater focht nicht ohne guten Erfolg in der Schlacht bei Bosworth-Field mit“, ſagte Shakſpeare, dem es nicht unlieb war, die Erwähnung dieſes Umſtandes auf ſolche Weiſe bemänteln zu können, „und war glücklich genug, bei Eurer Hoheit Vorfahren, dem tapferen König Heinrich VII., Gnade zu finden. Von ihm und meinem Vater hab' ich eine Liebe für Redlichkeit und meines Vaterlandes Ruhm ererbt und da ich mich unvermögend fühlte, ſo glänzende Thaten, wie die Vernichtung der Armada und die anderen Unternehmungen, welche Eurer Hoheit Regierung verherrlichten, ſattſam zu preiſen, ſo fühlte ich mich angeſpornt, die Annalen Eurer nicht ſo berühmten Vorfahren in Erinnerung zu bringen.“

„In der That“, ſprach die Königin leiſe zu Eſſex, „ich hätte mir's nicht träumen laſſen, daß ſolch' ein Schalk ſo anſtändig und körnig für ſeine Sache zu ſprechen wiſſe. Und doch“, fuhr ſie fort, ſich wieder zu Shakſpeare wendend, „wenn Wir Uns recht beſinnen, haſt Du Dir irgendwo eine Anſpielung auf Unſere königliche Perſon ſelbſt erlaubt! Die Stelle iſt Uns entfallen, aber Wir haben ſie verziehen, wiewol ſie, wenn Wir nicht irren, Unſeren Namen mit irgend einer nichtigen Blume zuſammenſtellte!“ Eliſabeth erinnerte ſich der Verſe vollkommen; ſie wollte nur nicht den Anſchein haben, als ob ſie ſo viel Gewicht darauf legte, um ſie der Erinnerung werth zu erachten. Eſſex aber, welcher die wirklichen Gründe ihrer Zurückhaltung wol kannte und wußte, daß ihr die Citirung derſelben nicht unangenehm wäre, rief aus: Eure Majeſtät mögen dem Dichter und mir verzeihen, wenn wir nur des „Sommernachttraumes“ zu erwähnen wagen; und dann leidenſchaftlich auf die Königin blickend, fuhr er fort:

„Zur ſelben Zeit ſah ich (du konnteſt nicht)
Kupido zwiſchen Mond und Erde fliegen,

In voller Wehr; er zielt' auf eine holde
Veſtal', im Weſten thronend, ſcharfen Blick's,
Und ſchnellte raſch den Liebespfeil vom Bogen,
Als ſollt' er hunderttauſend Herzen ſpalten;
Allein ich ſah das feurige Geſchoß
Im keuſchen Strahl des feuchten Mond's verlöſchen.
Die königliche Prieſterin ging weiter,
In ſittſamer Betrachtung liebefrei.
Doch merkt' ich auf dem Platz, wohin er fiele.
Er fiel gen Weſten auf ein zartes Blümchen,
Sonſt milchweiß, purpurn nun durch Amor's Wunde,
Und Mädchen nennen's: „Lieb in Müſſiggang."

„So lauteten ſie, aber ich dachte nicht, Mylord, daß Ihr ein ſo getreues Gedächtniß habet!" verſetzte die Königin.

„Meinem Gedächtniſſe möchten die Verſe leicht entfallen ſein," erwiderte der Graf, „aber ſie bezogen ſich auf meine bewunderte Gebieterin, und deßhalb blieben ſie aufbewahrt im Herzen meines Herzens." — Er legte ſeine Hand auf die Bruſt, als er dies ſprach; Eliſabeth ſah freundlich, wiewol ſie ſeine Rede nicht beachtete, ſondern ſich zu Shakſpeare wendend, fortfuhr: „Wir haben Eurer Feder dieſe Freiheit längſt vergeben, deßhalb rügen Wir es nicht weiter; und in Betreff der Erlaubniß, die Ihr anſucht, ſoll geſchehen, was Ihr wünſcht. Unſer Secretär wird beauftragt werden, Euch das Patent auszufertigen."

„Ich werde mich immerdar für Eurer Majeſtät Huld zu beten verpflichtet fühlen!" ſprach der Dichter, ſich tief verneigend. — „Du lieber Gott! Herr, man ſagt, daß ihr Schauſpielſchreiber nur karge Beter ſeid, und da Eure Gebete nun fürderhin Unſerem eigenen Wohl und Heile gelten ſollen, ſo ſollt Ihr weder der Mittel, ſie vorzubringen, noch eines Angedenkens an die entbehren, für welche Ihr betet!" — Mit dieſen Worten nahm Eliſabeth ein Buch von einem niederen Tiſche, welcher neben ihr ſtand, und reichte es huldvoll dem Dichter mit dem Beiſatze: „Die Königin ſchenkt Euch ihr Gebetbuch: Ihr ſeid entlaſſen!“

Shakſpeare ſchloß aus dieſer letzteren Weiſung, daß man den Ausdruck ſeines Dankes nicht erwarten wolle, küßte den Band mit großer Ehrfurcht, preßte ihn an ſein Herz und entfernte ſich aus der Gegenwart der Königin unter wiederholten Verbeugungen, nicht minder entzückt durch den Erfolg ſeiner Bitte, als geſchmeichelt durch einen ſo auffallenden Beweis von Ihrer Majeſtät Huld und Herablaſſung.

Nachdem die Unterredung noch eine Weile gedauert, in welcher Eſſex allen Grund fand, zu glauben, daß er ſich in der Gunſt der Königin vollkommen wieder feſtgeſetzt, zog er ſich ebenfalls zurück, ſtieg die Terraſſe hinab, und ging quer durch den Park einer Hinterthüre zu. Unglücklicher Weiſe begegnete er auf dieſem Wege der ſchönen Miß Bridges, einem der Hoffräulein, mit welcher das Gerücht ihn ſchon lange in ein Liebesverhältniß verwickelt wiſſen wollte, und welche um ſeinetwillen bereits der Wuth und ſogar den Mißhandlungen ihrer königlichen Gebieterin ausgeſetzt war. Da ſich der verliebte Graf vor allen Lauſchern geſchützt glaubte, ſprach er ſie in ſo glühenden und hochfliegenden Ausdrücken der Galanterie an, wie ſie damals im Schwunge waren, und ſchlang ihr eine kleine Halskette von Kryſtallen um ihren Nacken, mit dem Bemerken, daß er ſie eigens für ſie aus Irland mitgebracht habe. Er würde ſie noch länger mit Tändeleien aufgehalten haben, hätte ſeine Angebetete nicht weggeeilt indem ſie ihm die Nothwendigkeit, ihrem Dienſte bei der Königin wieder nachzugehen begreiflich machte. Wiewol Ihre Majeſtät in der Sommerlaube ſo dicht umbüſcht war, daß Eſſex ſie nicht ſehen konnte, ſo war ſie doch, durch eine Oeffnung in der Blätterwand mit den Blicken zum Unglück ihm gefolgt und hatte mit wuthvergiftetem Herzen die ganze Scene mit angeſehen.

Es koſtete ihr einen nicht geringen Kampf, einen unmittelbaren Ausbruch ihrer Wuth zu unterdrücken und eine erzwungene Faſſung in Blick und Stimme anzunehmen, als ſich die Frevlerin ihr näherte.

„Ei! wunderbar!“ begann ſie, „Miß! daß Ihr doch Zeit finden könnt, Uns aufzuwarten, wenn Ihr eure verliebten Narrheiten mit dem Lord-Stellvertreter beendigt habt! Wenn es kein Verrath oder keine Unbeſcheidenheit iſt, etwas auszuſchwatzen, ſo wären wir in der That neugierig zu erfahren was zwiſchen Euch vorgegangen iſt!“

„Wenn es Eurer Majeſtät beliebt,“ ſtotterte das verwirrte und erröthende Hoffräulein, „wir begrüßten uns nur freundlich; ich machte mich ſo ſchnell davon, als die Höflichkeit immer erlaubte, und beeilte mich nur“ —

„Wirklich? — und ſo ſehr,“ unterbrach ſie die Königin, daß Ihr Eure Halskrauſe ganz verſchoben ließet.“

„Es half kein Sträuben,“ fuhr Miß Bridges fort, noch mehr erröthend, indem ſie die Krauſe zurechtzog. — „Seine Lordſchaft ließen es ſich nicht wehren, dieſes irländiſche Halsgeſchmeide um meinen Nacken zu ſchlingen.“

Bei dieſem Geſtändniſſe konnte ſich Eliſabeth nicht länger zurückhalten. Raſch aufflammend rieß ſie ihr die Halskette vom Nacken, warf ſie auf den Boden und rief mit einem Blick und einer Stimme, welche hinlänglich bewieſen, daß ſie die Tochter Heinrichs VIII. ſei:

„Alle Wetter! Du kecke, junge Kokette! Iſt unſer Hof und Unſere Gegenwart nur dazu vorhanden, um durch Vorfälle wie dieſe entweiht und geſchändet zu werden? Hinweg! und laß mich nie wieder dein ſchamloſes Antlitz ſchauen! Wie? hab' ich dieſen verrätheriſchen und kecken Knaben nach Irland geſendet, um Halsketten für ſeine Liebſchaften zu holen, ſtatt Ketten zu ſchmieden für das rebelliſche Tyrone. Beim Throne des Himmels! er ſoll's theuer büßen. Ich bin nicht Königin, um ſo unverſchämt behandelt zu werden!“

Das erſchrockene Hoffräulein ſchwankte fort, um ſeine Verunglimpfung zu verbergen.

Eliſabeth erhob ſich, und ging haſtig gegen den Pallaſt. Sie brauchte einige Minuten um ſich zu ſammeln und da ſie vermuthlich fühlte, daß ſie ſich weit heftiger benommen habe, als es ſich für ihr Geſchlecht und ihren Rang geziemte, wendete ſie ſich zu ihrem Gefolge und ſprach mit dem Tone erzwungener Mäßigung:

„Was Uns ſelbſt betrifft, Ladys, ſo berührt Uns ſolch ein Vorfall nicht; den ungehorſamen Liebesritter und das freche Püppchen würde man mit ſchweigender Verachtung vergeſſen haben; aber dulden können Wir es weder, daß Unſer öffentlicher Dienſt ſo vernachläſſigt werde, noch daß man den Anſtand an Unſerem Hofe ſo verletze! — In Zukunft ſei der Name dieſer frechen Puppe aus der Liſte Unſerer Hofdamen geſtrichen. Was aber den ſchlecht erprobten und ungehorſamen Lord-Stellvertreter betrifft, welcher ſeinen Poſten zu verlaſſen und mit offener Hintanſetzung Unſerer Befehle aus Irland zurückzukehren ſich erdreiſtete, ſo werden Wir ſorgen, daß er augenblicklich dafür gedemüthigt werde. Wo iſt mein Secretär? Ruft ihn Uns alſogleich in den Rathſaal!“

Noch an demſelben Abend erhielt der Graf die Weiſung, ſein Zimmer zu hüten. Nach vielem Aufſchub und häufigem Schwanken, veranlaßt durch die leidige Unentſchloſſenheit der Königin, welche zwiſchen Strenge und zurückkehrender Zärtlichkeit unentſchieden zögerte, erklärte ſie zuletzt öffentlich, daß er Ihre

Gnade verwirkt habe, entſetzte ihn aller ſeiner Hofämter, und entzog ihm ſämmtliche Einkünfte. Immer noch hochmüthig und unnachgiebig an Gemüth eben ſo, als an Vermögen herabgekommen, ließ ſich nun der unglückliche Graf in jene wahnwitzigen und wohlbekannten aufrühreriſchen Umtriebe ein, welche ihn in der Folge aufs Blutgerüſt brachten.

* * *

# Arabella von Byrnswack.

— — — „Das ſind die Fiſcher von Byrnswack“, rief mein Coachmann auf mich zurück, als ich ihn um die Bedeutung der Töne fragte, die über einen waldigen Rücken der Lowther-Hills aus der Tiefe heraufklangen. Es war ein ziemlich nebelloſer Abend, einer der ſchönſten, deſſen ich mich ſeit meiner Entfernung von Edinburgh zu entſinnen wußte. Die letzten Strahlen der Sonne tauchten hinter den hohen Wipfeln des Waldes hinab, den wir durchſchneiden mußten, um zu irgend einer erträglichen Taverne zu gelangen, die uns ein annehmbares Nachtlager darböte. Der unebene Boden täuſchte uns oft und machte uns glauben, daß wir das Flachfeld ſchon erreicht hätten: kaum waren wir aber in die Thalſohle hinabgekommen, als ein neuer Rücken vor uns aufſtieg und unſeren Irrthum uns erkennen ließ. Vier Stunden mochten wir ſo zwiſchen unerquicklichem Geſtrüppe über kohlenhältiges Geſtein hingerollt ſein, als ſich der ſtämmige Zerhau des alten Forſtes wirklich lichtete, aber auch zugleich der erſte Stern von der Spitze des nächſten Hügels uns entgegenblickte, den wir mit Recht für die letzte Scheidewand halten konnten, die uns noch von unſerem heutigen Ziele trennte. Eben am Fuße dieſer Anhöhe war es, wo die unterbrochenen Klänge eines nicht allzufernen, mehrſtimmigen Geſanges meine

Aufmerkſamkeit auf ſich zogen und ſie, in Folge des hingeworfenen Beſcheides, den mir mein Wagenlenker gab, nur noch ſpannten. Immer gewöhnt, die Perle der Poeſie lieber in der rauhen Muſchel herzlicher Natürlichkeit, als in der verſchnörkelten Faſſung der ſogenannten feinen Welt zu ſuchen, gab ich mich mit Leidenſchaft jeder Aufregung hin, die meinem Hange nach dem Seltenen, Erhabenen und Kräftigen auch nur einige Befriedigung verſprach. Die Hütte des Schafhirten, der Abendtiſch des Grubenmannes, der Märchenkreis in der windumheulten Behauſung eines grauen Ruinenwächters, das Reiſegeſpräch eines abergläubiſchen Kutſchers ſprachen mich ſtets mehr an, als der Beſuch im Palaſt eines Baronets, als das neugierig gedankenloſe Hinſchlendern durch die Höfe und Hallen des Register Office, als ein Ritt durch die mächtig langen Highſtreet, oder als der ganze namenreiche Commentar eines redſeligen Cicerone. So wuchs denn auch jetzt meine Neugier mit jeder Wegmeile, die wir zurücklegten, und ungeduldig über die nothgedrungene Langſamkeit meines Wagens, ſprang ich aus, um der Ausſicht in das Thal, das ich jenſeits erwartete, wenigſtens um ein Viertelſtündchen früher zu genießen. Jetzt wichen die rieſigen Stämme auseinander und gönnten dem kleineren Buſchwerke Platz, das ſich wuchernd in wilder Ordnungsloſigkeit zwiſchen ſie hineingedrängt hatte. Des Thaues nicht achtend, den der Abend in dicken Tropfen ausgeſpritzt, drang ich auf den erhabenſten Punkt vor und fand meine Erwartung nicht getäuſcht. Mir gerade gegenüber erhob ſich wieder ein Berg, aus deſſen dunklem Waldkranze die Ruinen eines Schloſſes, hell und weiß, wie ausgebrannte, verkalkte Reſte einer vom Feuer aufgezehrten Rieſenbaute emporragten und ein ganz eigenes Widerſpiel zu dem ſchwarzen, ſchauerlich düſteren Trümmerwerke bildeten, das aus dem Thale, in der Dämmerung kaum erkennbar mehr, heraufſah. Die Niederung ſelbſt war von dem Vorſprunge der Anhöhe, worauf ich ſtand, noch verdeckt; aber ein Rauſchen wie ferner Ruderſchlag und die Wiederholung jener Melodie, die mich eigentlich vorausgetrieben, beſtätigten mir die Richtigkeit der Ausſage meines Kutſchers, daß es Fiſcher wären, die da ſängen. Und heller, die rauhen Stimmen jetzt zu wehmüthigem Einklang ordnend, tönte es empor und ſchwoll an und trug mir, aufgenommen von den günſtigen Schwingen der Abendluft, die aus dem Thale in das Antlitz wehte, ziemlich deutlich die Worte einer Ballade zu, deren Kehrzeilen beiläufig ſo klingen mochten:

Rüſtig durch den See mein Boot!
Trank für Trank, und Tod für Tod!

Die getragene, ich möchte ſagen, ſchaurigluſtige Tonweiſe dieſes Liedes, durch die nordiſch ernſte Umgebung und die Ruhe des Abends zu einem Eindrucke geſteigert, wie ich nicht bald einen ähnlichen empfunden, trieb mich in vollſter Eile hügelab. Jetzt breitete ſich ein großes Thal vor mir aus, in deſſen Mitte ein See zitterte und mit den Kähnen ſpielte, auf denen rüſtige Fiſcher ſeinen Spiegel durchſchnitten. Andere, und zwar die, deren Lied mich herabgezogen, ſaßen vor ihren kleinen Hütten, beſſerten Netze aus, verfertigten Fiſchergeräthe oder hatten ſich's um den dampfenden Keſſel bequem gemacht, deſſen kargen Inhalt, ihr nationales Hafermus (**Parich**), ſie durch Geſang ſich würzten. Am nördlichen Ende des See's lag die düſtere Ruine, die mir ſchon vom Hügel aus aufgefallen und vollendete das Maleriſche dieſes Anblickes. Die Fiſcher ließen ſich durch das Erſcheinen eines Fremdlings nicht irre machen, ſondern ſangen weiter:

„Die blaſſe Maid im wilden Arm,
„Ihr Haar in grimmer Fauſt,

„So geht es auf, ſo geht es ab,
„Daß alles ſauſ't und brauſ't,
„Sie tauchen nieder, —
„Kommen wieder;
„Schlürfen, ringen,
„Klagen, ſingen:
„Rüſtig durch den See, mein Boot,
„Trank für Trank, und Tod für Tod!“

Als ſie geendet hatten, näherte ich mich dem Aelteſten unter ihnen, einem rüſtigen Greiſe, dem man die Vertrautheit mit Sturm und Wellen in den Augen anſah. Er bezeugte ſich meiner Frage nach der Bedeutung und dem Entſtehen der Ballade, die ſie abgeſungen, nicht unwillfährig.

„Beim St. Cuthbert“, ſprach er endlich, „ich habe mit dieſer Geſchichte ſchon manchem Wanderer ſeine Nachtraſt verdorben. Aber Ihr, edler Herr, ſcheint mir Keiner von den Verzagten, die vor Angſt die Decke über's Ohr ziehen, um eher einzuſchlafen, als der Böſe ihren Schlummer in Beſchlag nehmen kann; und eben ſo wenig Einer von den Spöttern, die Alles für eitel erlogen und abgeſchmackt halten, was ihren aufgeklärten Köpfen nicht eingeht. Nehmt Platz auf dieſem Weidenſtrunke: das Seil unſerer Kähne hat ihn trotz einer Gartenbank gekerbt. — Ueberſchaut Ihr den See in ſeiner ganzen Ausdehnung, der bis hinter jene Ruinen trichterförmig zuläuft, und in dem Bergſtrome, deſſen Rauſchen Ihr wol ruckweiſe vernehmen mögt, ſeinen Abfluß zu haben ſcheint? — Dieſer See heißt in der Landesſprache der Byrnswack-See; wir Schiffer nennen ihn nur Dismal-Swamp, das Grauen-Moor, denn ſo gut und freundlich er jetzt ſcheint, ſo grauenvoll kann er aufbrauſen zur Zeit, wo er ſein Opfer haben will. Jene ſchwarzen Trümmer ſind die Reſte des Schloſſes Byrnswack, wovon der See den Namen hat. Als vor fünfhundert Jahren unſer König, David

Bruce, der Gefangene eines Weibes, der tollkühnen Margarethe wurde, trotzte dieſes Bollwerk lange dem Feinde, und ward zuletzt auch wieder ein Sitz des Friedens, während ſein Bergnachbar da drüben, Schloß Asborn, in wildem Brande zuſammenſtürzte. Gegen das Ende jener blutigen Tage ſoll ſich die ſchauerliche Geſchichte zugetragen haben, in welcher die drei Punkte, die ich Euch genannt, die Hauptrollen ſpielen und welche, wie wir Fiſcher es nur zu gut wiſſen, noch immer fortlebt in den Tiefen dieſes Sees!“

Nach dieſem Eingange, der mir zeigte, wie innig der Erzähler von der Wahrheit des geheimnißvollen Märchens überzeugt ſei, das ich von ihm zu erwarten hatte, begann er ſeine Erzählung. Ich würde mich umſonſt bemühen, den einfachen, körnigen, aber eben deswegen um ſo mächtiger ergreifenden Ton zu treffen, in welchem der alte Fiſcher ſeine Sage vortrug. So unwahrſcheinlich ſie an und für ſich iſt, in ſeinem Munde klang ſie wie ernſte Wahrheit. Seine Schilderung glich einem tiefblauen, düſteren Nachtgebilde, durch das nur ein Blitz als feurige Mahnung an den zuckt, der lebt, um zu ſchirmen und zu rächen. Ich erzähle ihm hier die Hauptmomente ſeiner Mittheilung in jener Färbung nach, welche ſie durch die Eindrücke annahm, die ſie auf mein Gemüth hervorgebracht hat.

## 1.

Zwei kräftige Hochlandsgeſtalten ſtiegen vom Rücken des Berges in das Thal hinab, in deſſen Mitte der See wie Feuer flimmerte. Der Tag neigte ſich ſchnell und ſchneller und ſchon breitete ſich über die weite Landſchaft lautloſes Schweigen aus, von nichts unterbrochen als von wehmüthigen Zithertönen, die aus dem nahen Schloſſe herabzuklingen ſchienen. Die beiden Jünglinge waren von den langentbehrten friedlichen Klängen ſo angenehm überraſcht, daß ſie durch die lauſchige Dämmerung vorſichtig näher ſchritten, um ja die liebliche Nachtigall dieſer Einöde nicht zu verſcheuchen. An einem Abhange des Ufers lagerten ſie ſich und ſchlürften mit geſpanntem Ohre die Töne, die einen gar heiter-milden Gegenſatz zu dem rauhen Trompetengeſchmetter bildeten, das ſie durch ſieben Monde gehört hatten. Sie waren nämlich mit ausgezogen wider Eduard III. und ſeine heldenmüthige Gattin und trugen nun ſtatt der erträumten Lorbeeren nichts nach Hauſe als ein verlorenes Halbjahr und den Ueberdruß einer mißglückten Unternehmung. Die Stimmung unterdrückten Trotzes, die traurigen Spuren eines ergrimmten Freiheitseifers, die rauchenden Denkmäler verübter Grauſamkeiten waren ihnen bis hieher gefolgt und eine ſüße Ahnung einer möglichen Beruhigung, beſtärkt von den farbigen Bildern jugendlicher Erinnerungen, ging in ihren Herzen auf, als ſie wieder die erſten unkriegeriſchen Accorde einer friedſamen Zither von dem Söller einer verſchonten Veſte klingen hörten.

„O zeige Dich, Friedensengel dieſes Thales,“ rief Arthur, der jüngere der beiden Wanderer aus, indem er ſeines Gefühles nicht länger mächtig, aufſprang, — „o zeige Dich und nimm den Dank eines Wanderers, dem Du an der Schwelle ſeiner Heimatberge Dein Lied als glückliche Vorbedeutung entgegenſchickſt!“

Richard, der Aeltere, belächelte die losbrechende Begeiſterung ſeines Bruders, wiewol er ſelbſt recht behaglich hingeſtreckt lag und den immer lauter rauſchenden Tönen eben nicht zu zürnen ſchien. Endlich erhob er ſich, ſchlug ſeinen dunkelblauen Plaid, mit dem er ſich einen ſpitzen Kalkſtein zum Sitze gepolſtert hatte, wieder um die Schultern und mahnte ſeinen ſchwärmeriſchen Bruder, über den Klang der Saiten nicht des Klanges der Becher zu vergeſſen, der ihnen in der nächſten Nachtherberge denn doch wol ergötzlicher ſein dürfte.

Zögernd gehorchte Arthur und folgte, die Augen unverwandt dem Theile des Schloſſes zugekehrt, aus welchem die Zither klang, ſeinem rüſtig voranſchreitenden Bruder.

Der Mond war indeß im Oſten gelb und leuchtend emporgeſtiegen und übertünchte mit einem Male die nordöſtliche Wand des grauen Waldſchloſſes, daß jeder Ziegel daran deutlich zu unterſcheiden war. Die beiden Wanderer ſchritten jetzt längs dem Ufergebüſche, ziemlich nahe am Schloſſe fort, von dem ſie nur ein Wildbach trennte, der weiter rückwärts in die Tiefe zu ſtürzen ſchien. Die Klänge, die eine Weile geſchwiegen hatten, begannen nun lauter und vernehmlicher von Neuem.

„Siehſt Du,“ rief Arthur plötzlich mit gewaltſam gedämpfter Stimme, „ſiehſt Du, Richard? Dort am Erker, der über den Bach hinausragt! O hemme Deine Schritte. Laß' uns hinter jene ſtämmige Eiche treten! Der Gott der Liebe hat ſie hier gepflegt, um lauſchenden Wanderern zum Verſtecke zu dienen. Siehſt Du die Nymphe dieſer Einöde? Die tonreiche Beleberin dieſer Waldnacht? Bei dem großen Könige, deſſen Namen ich führe, ich müßte mich desſelben ſchämen, wenn mich dieſer Ruf zu einem Abenteuer kalt vorüber ließe!“

Richard wollte ſeinen Bruder fortziehen, ohne ihm zu antworten, aber dieſer beſchwor ihn bei ſeinem Zorne empor zu blicken oder zu geſtehen, daß kein ritterliches Blut der Ardoch in ſeinen Adern fließe, das doch Niemand der Kälte je geziehen hat! Wirklich lehnte ſich über den Erker hinaus eine weibliche Geſtalt, deren mondbeleuchtete Züge etwas Geiſterhaftes an ſich hatten. Ein Kranz brauner Lockenringe faßte das bleiche, leidende Antlitz ein. Ein leichter Sammthut bedeckte den Scheitel des feenartigen Weſens und die weißen Federn dieſes Hutes flatterten luſtig im Nachtwinde, der mit ihnen wie mit Lilien ſpielte.

„Laß immerhin die ſeltſame Erſcheinung gewähren,“ fiel Richard, die Geſtalt nur eines flüchtigen Blickes würdigend, ein, — „was kümmert ſie uns? Du haſt der ſchönen Frauen viele ſchon geſehen!“

„Aber keine ſo ſchöne, Bruder! Ich las die Schrift der Verzweiflung, die Schrift der Hoffnung, die Schrift des Dankes auf dem Antlitze mancher Schönheit, mit der uns das Schickſal des Krieges zuſammen führte, aber ſo ſüße Hingebung, ſo überirdiſche Wehmuth fand mein Auge noch auf keiner Stirne! Wer weiß, welche Dornen an dem Kranze ihres Lebens haften. Wer weiß, ob ſie nicht in den Feſſeln herzloſer Rohheit ſchmachtet. O blick' hinauf! Siehſt Du, Bruder! Sie nickt! Sie winkt! Die einladende Bewegung ihrer Hand gilt uns! O laß uns dem Rufe der Schönheit, dem Rufe der Ehre folgen! Ich weiche nicht eher von der Stelle, als bis ich von dem Loſe dieſes Weſens unterrichtet bin!“

„Nun meinethalben,“ entgegnete Sir Richard ungeduldig, — „ich aber theile Deine tolle Sucht nach Abenteuern nicht. Laß Dich immer von den blinden Eingebungen Deiner Leidenſchaft leiten, mir räth die Vernunft, der hereingebrochenen Nacht wahrzunehmen und die Taverne zu ſuchen. Zum letzten Male komm' — oder ich überſteige den Bergrücken dort allein. Ich mag nicht länger der Narr Deiner unzeitigen Begeiſterung ſein. Lebe wol — morgen hoff' ich Dich halt wieder zu ſehen, die Nacht wird Deinen heißen Sinn, mein' ich, doch wol abkühlen!“

Mit dieſen Worten hüllte er ſich tiefer in ſeinen Plaid und wandte ſich zu gehen. Das wirkte auf Sir Arthur doch. Im Kampfe, den ſeine aufgeregten Sinne mit dem Gefühle der Bruderliebe kämpften, ſiegte die letztere und ſchnell ſich losreißend von dem bezaubernden Anblicke rief er ſeinem Bruder nach: „Halt ein, Richard, — ich folge Dir!“

Da kehrte Richard freudig um, ſtreckte ſeinem Bruder die Hand entgegen und umarmte ihn mit den Worten: „Ich hab's ja doch gewußt, Arthur, — daß Dein Bruder Dir lieber ſein würde als ein eitles Gaukelſpiel."

Kaum aber waren ſie eine Strecke Arm im Arme ſo fortgeſchritten, als die Töne der Zither von Neuem noch ſüßer, noch ſchwellender erklangen und folgendes Lied, von düſteren Accorden begleitet, in die ſtille Nacht hinaustönte:

Ein Kranz iſt wol mein Leben,
  Jedoch ein Dornenkranz:
Die Stunden, die es weben,
  Sind ohne Farb' und Glanz.
Und wenn der Tag zerſtreuet,
  Was mir im Herzen glüht, —
Die düſt're Nacht erneuet
  Mein altes Leid — und Lied!

Da war es um Arthur geſchehen. Dieſe Worte, von einer ſo liebreichen Silberſtimme geſungen, griffen ihm in die tiefſten Tiefen ſeines Herzens. Welchen Eindruck machte aber erſt der Inhalt des Liedes auf ihn!? Jetzt war ſeine Ahnung, daß hier eine gequälte Unſchuld ſchmachte, mit einem Male beſtätigt. Stürmiſch rief er ſeinem Bruder „gute Nacht!" zu und rannte durch Geſtrüpp und Buſchwerk zur Eiche zurück, welche ihre kräftigen Aeſte über den Bach hin freundlich dem Söller entgegen ſtreckte.

Die blaſſe Sängerin ſchien ihn nicht zu bemerken und fuhr mit wachſender Wehmuth fort:

Du biſt mir, ſüße Freude,
  Biſt mir ein fremdes Ding:
Ein Joch iſt mein Geſchmeide
  Und Feſſel heißt mein Ring.

Kein rettend Plätzchen grünt mir,
  Wohin mein Wunſch auch zieht,
Und zum Begleiter dient mir
  Mein Leid nur — und mein Lied!

Arthur hatte ſich indeß auf einen vorragenden Aſt des Baumes geſchwungen und erwiderte die Klage der ſchönen Unbekannten aus dem Stegreiſe mit Folgendem:

Was Deine Bruſt auch quäle,
  Das ſchwerſte Wetter flieht!
Darum ergeuß der Seele
  Geheimes Leid im Lied.
Enträthſle die Verkettung:
  Denn ewig iſt kein Schmerz;
Noch wacht zu Deiner Rettung
  Ein Ritter und ſein Herz.

Erſtaunt neigte ſich jetzt die nächtliche Sängerin über das Geländer des Erkers hinaus, fuhr aber ſchnell wieder zurück und verſchwand durch die offene Thür des Gemaches. Sie ſchien nur in demſelben die Lichter verlöſcht zu haben; denn plötzlich war es hinter den Scheiben, die erſt noch hell funkelten, finſter geworden.

Arthur dehnte ſich auf ſeiner ſchwanken Warte ſo gut es gehen mochte, um ja keine Bewegung ſeiner wunderbaren Dame zu überſehen. Jetzt trat ſie wieder heraus, und wenn ihn ſein Ohr nicht täuſchte, ſo liſpelte ſie „ſchönen Dank“ für ihn herüber.

„O, wofür Dank?“ rief er mit feurigem Entzücken, indeß ſeine Blicke unerſättlich an dem reizenden, vom Monde magiſch beleuchteten Bild hingen, — „wofür Dank? Daß Ihr mich durch Euer himmliſches Lied in eine Zauberwelt entrückt, — daß Ihr mir das Räthſel meines Daſeins gelöſt habt! Ich wollte, daß es mir gelänge, je den Dank ſo liebenswürdiger Lippen zu verdienen! Darum enträthſelt mir die Verkettung Eures Schickſals. Nennt mir die Dornen, die den Kranz Eures Lebens verunzieren; nennt mir, was Eure Stunden des Glanzes und der Farbe beraubt! Zerbrechen will ich das Joch, das Ihr Euer Geſchmeide, zertrümmern die Feſſel, die Ihr Euern Ring nennt! Ich will Euch die Freude nicht als Gaſt, nein, als ewige Geſellſchafterin in die Hallen Eures Schloſſes führen, will den Pfad wieder grünen machen unter Euren Schritten und Euch beweiſen, daß der Ritter mit ſeinem Herzen zu Eurer Rettung nicht umſonſt gewacht hat!“

In ſteigender Begeiſterung würde der Liebesritter ſein ſchweres Herz erleichtert haben, hätte ihn die holde Schöne nicht durch ein gebietendes „Gemach, Herr Ritter, gemach!“ zur kälteren Ueberlegung zurückgebracht. — „Mäßigt doch den brauſenden Strom Eurer Rede,“ ſprach ſie mit gedämpfter Stimme, „wir ſind hier nicht allein! Oder iſt Euch der Ruf meines Geſchlechtes ſo wenig heilig, daß Ihr ihn blind Eurer Leidenſchaft aufopfern könntet! Schweigt, Fremdling, oder Ihr ſeht mich nimmer wieder!“

Wie angedonnert ſank Arthur zurück und hielt ſich mit Mühe an dem Aſte feſt, deſſen Laub ihn bisher verborgen hatte. Alle ſeine Hoffnungen waren mit einem Male getäuſcht. Er ſah ſich ſchon erhört, ſchon geweiht zum Verfechter unterdrückter Weiblichkeit — und plötzlich ſtieß ihn ein Wort zurück von der Schwelle des Paradieſes. Er konnte dieſen raſchen Abſprung von der höchſten Wonne zur kälteſten Enttäuſchung nicht ſchweigend ertragen: — „Willſt Du nicht,“ begann er dringender, „willſt Du nicht, Grauſame, daß ich mich von dieſer Höhe häuptlings in den ſchäumenden Strom hinabſtürze, ſo entferne Dich ja nicht, wie Du es — wehe mir Armen! — zu thun gewillt ſcheinſt; laß mich ein freundliches Wort hören! Sprich, wer Du biſt? Welcher neidiſche Stern hat Dich, Schmuck der Städte, gebannt in dieſer Einöde düſteres Grauen, wo noch kaum die Brände des Krieges verraucht ſind!“

„Nun ſo ſprecht leiſer,“ — entgegnete die Schöne, wieder vortretend. — „Bedenkt, wenn mich ein Diener belauſcht, wenn — es wäre entſetzlich! Ihr könnt ja wol aus meiner Tracht, aus meinem Lied einen Theil meines Leides errathen. Euch mehr zu ſagen, iſt hier nicht die Zeit — hier nicht der Ort!“

„Hier nicht! Gott! wo ſonſt? — o redet, redet! — Wo ſonſt?! — Fordert mein Blut, mein Leben, nur nicht Scheiden, nicht Nimmerwiederſeh'n!“

Die Geheimnißvolle ſchien zuſammen zu ſchauern. Lange ſchwieg ſie, das Haupt bald geſenkt, bald die krampfhaft geöffneten Augen ſtarr zum Himmel aufſchlagend. Endlich brach ein dumpfer Seufzer dieſes Schweigen des Seelenkampfes und ſie begann haſtig: „Es ſei, Ritter hört!“

„Sprecht, ſprecht,“ entgegnete Arthur, „ich will lauſchen, um ja keinen Laut zu verlieren!“

„An der Hinterſeite des Schloſſes, wo der See ausſtrömt in den Wildbach, der hier vorüber brauſt, findet ihr ein kleines eiſernes Pförtlein. Macht es Euch möglich, dahin zu gelangen; Ihr werdet mich dort finden!“

Mit dieſen Worten verſchwand die Geſtalt vom Balkone.

## 2.

Nicht im Geringſten ſeines Bruders gedenkend, der längſt ſchon den Bergpfad eingeſchlagen, eilte Arthur über Stock und Stein dem bezeichneten Ziele zu. Schon war er nicht mehr zu fern. — Die Riegel klirrten und das Pförtchen öffnete ſich knarrend im Mondſcheine. Noch aber trennte der ſchäumende Waldſtrom den Abenteurer vom jenſeitigen Ufer. Kein Weg führte hinüber; nur ein morſcher Föhrenſtamm ſtreckte ſich halb gebrochen quer hin und klapperte, bewegt von dem aufſpritzenden Wellenſchlage. In verzehrender Ungeduld rannte er längs dem Strome hinunter bis zu dem finſteren Keſſel, in welchem er das Waſſer des Sees aufnimmt. Aber auch hier wollte ſich kein Mittel zu ſeinem Zwecke darbieten. Schon argwöhnte er, daß die Grauſame ihr Spiel mit ihm getrieben, als er im Schilf ein kleines Boot bemerkte. Haſtig ſprang er hin, band die Barke los, warf ſich hinein und zwang ſie ſo rüſtig durch die Fluth her, daß er in Kurzem das jenſeitige Ufer erreichte. Mit welcher glühenden Eile flog er der Erſcheinung entgegen, die ſtarr wie eine Bildſäule im halboffenen Pförtchen lehnte. Von dem Scheitel, welcher früher ein Sammthut bedeckt hatte, floß nun ein ſchwarzer, wallender Schleier.

Arthur ſank vor ihr auf das Knie nieder, ſie ſchwieg; ſah himmelan, fuhr bei ſeinem erſten Worte wie ſchmerzlich getroffen zuſammen und reichte ihm dann die Hand, um ihn, wie es ſchien, in das Innere des Schloſſes zu leiten. Aber ſo heiß des Ritters Hand war, ſo eiſig war die der Dame, und weit entfernt zu erwärmen in den zuckenden Fingern des Begeiſterten, ſtarrte ſie vielmehr immer krampfhafter, als ob ſie keiner Lebenden gehörte. Arthur jedoch empfand das nicht und hätt' er's empfunden, ſo würde ſolch' ein Beweis zagender Schüchternheit ſeine Gluth nur gemehrt haben. Schon fühlte er ſich leiſe fortgezogen, — aber plötzlich hält die Räthſelhafte wieder an, läßt ſeine Hand ſinken, ſeufzet tief auf und verzieht den ſchönen Mund, der allein noch unter dem Schleier hervorblickt, zu einem höhniſchen Lächeln.

Jetzt faßt ſie ihn wieder beherzter als vordem, um ihn noch ſchneller loszulaſſen. Ihr ſchlanker Leib neigt ſich vorwärts, als ob es ihn fort in die Ferne zöge, ihre Füße aber wurzeln im Boden und verſagen ihr treulos den Dienſt. Wild wirft ſie das

Haupt empor, daß der Schleier zurückrollt und ſeinen ſchwarzen Wellen die braunen des Gelockes in Fülle nachdringen. — „Unerklärbares Weſen," ruft Arthur aus, „wie ſchön macht Dich der Kampf, den Du kämpfeſt; wie unausſprechlich reizend der innere Sturm, der aus Deinen Zügen ſpricht! Was es auch ſei, zögere nicht länger mir als Führerin zu dienen! Wohin kannſt Du mich führen, wo es nicht gut wäre?!"

Mit einem ſtechenden Blicke durchbohrt jetzt die Bleiche ſeine Bruſt, daß er ſelbſt befremdet zurückweicht und nicht umhin kann zu glauben, die Gefahr, die ihnen, wenn ſie geſehen würden, im Schloſſe drohe, ſei denn doch größer als er wähne. Ein Seitenblick auf die Barke, die ihn eben herübergebracht, gibt ihm jedoch einen raſchen Entſchluß ein. — „Du zitterſt," ſpricht er, „und vielleicht mit Recht! Drum laß uns lieber, bis droben Alles ſtill geworden, der herrlichen Nacht hier unten genießen. Der Kahn, der mich zu Dir gebracht, ſchaukelt hier auf der Flut, beſteig' ihn mit mir und ſchütte mir, während wir tändelnd den See durchſchneiden, die Tiefen Deines Herzens aus!"

„Ja, das laß uns thun, holder Fremdling," ruft die liebliche Geſtalt ſo freudig, als ob ein ſchweres Unglück dadurch verhütet würde, — „bis zum Morgen laß uns ſchiffen, — wenigſtens bis ſie vorüber iſt, die böſe grauſe Nacht, die uns auslacht mit ihrem mondfahlen Geſichte!" — Und mit dieſen Worten folgt ſie dem Jünglinge, der voraneilt über die Stufen an den Rand des Sees, um das Boot zu beſteigen.

Als ihr aber Arthur die Hand reicht, um ſie ſtützend in den Raum des Bootes zu leiten, ſcheint die Unſchlüſſige mit einem Male gewaltſam wieder umgeſtimmt.

„Nicht doch," beginnt ſie, „ich hab' Euch in mein Schloß eingeladen und Ihr ſollt mir folgen. Die Diener ruhen nun wol Alle, der — hier fuhr ſie fröſtelnd zuſammen — der, den Ihr am meiſten zu fürchten hättet, — ruht auch! Darum kommt! Nur Eines iſt, womit Ihr Euch den Schritt über dieſe Schwelle erkaufen müßt. Schwört mir auf den Kreuzgriff Eures Schwertes eine Bitte mir zu erfüllen, von deren Gewährung mein Glück, mein Heil, mein Leben abhängt! Wollt Ihr mir dieſen Schwur leiſten?"

„Ich weihe mich Deinem Dienſte, räthſelhafte Schöne," entgegnete Arthur, einen feurigen Kuß auf ihre zitternde Hand drückend.

„Nicht küſſen," entgegnet ſie, die Hand zurückziehend, — „ſchwören ſollt Ihr! Die Erfüllung einer Bitte, deren Inhalt ich in meinem Gemache Euch nennen werde, ſollt Ihr mir beſchwören!"

„Nun höre denn die verſchwiegene Nacht den Schwur, jede Deiner Forderungen blindlings zu erfüllen! Jetzt aber zaudere auch nicht länger in Dein Gemach mich einzuführen."

Durch den Schwur beruhigt, führte ihn die Schloßfrau zurück zum Pförtchen und durch daſſelbe, das ſie ſorglich hinterdrein wieder zuriegelte, in das Innere des Schloſſes. Durch lange dunkle Gänge ging die Wanderung. Nur hin und wieder ſchimmerten rothe Ampeln, wie Blutstropfen, oder mattblaue, wie halbgebrochene Augen, durch die formloſe Nacht. Altes Säulenwerk, mit ſeinen ſcharfabgegrenzten Schnörkeln wunderlich hervorſtarrend, glich hier krampfhaft ausgeſtreckten Armen, dort garſtigen Fratzengeſichtern und vermehrte noch das Geſpenſterhafte des lautloſen Schweigens, welches ſelten nur das Geklapp lockerer Quaderſteine oder der Fall eines Tropfens, in denen die Wand ihren hundertjährigen Moder ausſchwitzte, eintönig unterbrach. Ja die verſchleierte Führerin ſelbſt, die mehr ſchwebte als ging, hatte etwas Geiſterhaftes an ſich. Ihre eiſige Hand, ihr leiſe fortwiſchender Fuß, ihr geſenktes Haupt gemahnten ihn, als ob er einer Botin aus dem Grabe folgte, bis ihn das Erwärmen ihrer Hand unter ſeinen Fingern, und als ſie weiter glitten, der Schlag des Herzens und die entzückende Wärme des ungeſtüm wogenden Buſens überzeugten, — daß ſie wirklich lebe. Anfangs wagte er die leiſe Berührung ſeiner Leiterin nur mit einem zaghaften Drucke zu erwidern, bald aber widerſtand er dem günſtigen Dunkel nicht länger und drückte die Hand ihr kühner, preßte ſie heftig an ſeine Lippen, heftiger an ſein pochendes Herz und hielt nur dann wie um Verzeihung flehend ein, wenn ſie, ſeiner Kühnheit zürnend, die Hand zurückzuziehen und eine Buße zu fordern ſchien, die, ehe ſie noch gefordert wurde, ſchon erlaſſen war.

Jetzt ging eine hohe Flügelthür auf, die in einen geräumigen, von einer weißen Schwebelampe nur matt erleuchteten Vorſaal führte. Eine zweite Thür ging auf und Arthur ſah ſich in dem Gemache der Schloßfrau, vor demſelben Fenſter, demſelben Erker, von welchem aus ihm die Wunderbare zuerſt in das Herz geſungen. Seine erſten flüchtigen Blicke verſchlangen die Umriſſe des hohen, alterthümlichen Saales. Mächtig gewölbte Bogen kreuzten ſich an der Decke mit laubartigen Geſimſen. Das marmorne Eſtrich war ſtellenweiſe von bunten Teppichen überſpannt, die Wände behangen mit ſilberdurchwirkten Purpurdecken. An einem Schranke, auf dem nichts weiter ſtand als ein Paar goldene Becher und eine Phiole, lehnte noch die Zither, deren Klänge die beiden Wanderer in der Dämmerung verſpätet hatten. Gepolſterte Lehnſtühle, mit Damaſt und buntblumigem Brokat überkleidet, umherſtehende Silbergefäße, reichgeſtickte Vorhänge, ein hohes, auf ſilbernen Stangen ruhendes Himmelbette, — kurz Alles zeigte von Wolſtand, ja von Pracht. An der einen Seite des Zimmers ging eine Niſche in die Wand, welche von einem ſchweren Seidenvorhange verdeckt war. Das Zimmer war von einem hohen, koſtbar gearbeiteten Armleuchter, der auf dem Tiſche ſtand, hell genug erleuchtet, um den nächtlichen Gaſt jeden Reiz ſeiner Wirthin erkennen zu laſſen. Er ſtand, als ſich zum erſten Male im klaren Lichte die ganze Anmuth der Schloßfrau vor ihm entfaltete, wie geblendet. Alle Erinnerungen aus den Träumen ſeiner Jugend, aus der Märchenwelt, in die er ſich von redſeligen Mägden oder Knechten ſo gern hinüber ſchwatzen ließ, aus den Phantaſien ſeiner feurigſten Jünglingsgluth, ſchienen verkörpert vor ihm zu ſtehen. Ein langes, wortloſes Anſchauen, mit einem Blicke vom gelockten Haupte bis zum niedlichen Fuße und wieder zurück von der ſchlanken Schmäle des Leibes bis zur heiteren Breite der Stirne fliegend, war der erſte Eindruck des erſten Näherns.

Aber auch die Wirthin war nicht minder ergriffen, als der Jüngling mit ſeinem golden um die Schultern fließenden Haare, ſeinem geraden Wuchſe, ſeiner nordiſch kräftigen Geſtalt ſo hold verſchämt vor ihr ſtand und dem hellen, blauen Auge zu zürnen ſchien, das, ihm untreu, ſo kühn ihren Augen zu begegnen ſtrebte. Und wie ungleich war ſich dies Begegnen! — Arthur, mit ſeinem Blick gerade den Weg zum Herzen ſuchend und wol auch findend, überwuchs mit jedem Momente ſeine Schüchternheit mehr, während ſeine Wirthin den unſicheren Blick bald erhob, bald ſenkte, bald ſtarr auf ihn heftete und alle Stufen des Seelenkampfes im ſtürmiſchen Fluge durcheilte. Sogar etwas Grauenerweckendes hatten ihre Züge, und nur in der Lieblichkeit ihrer Stimme, wenn ſie ſprach, glich ſich der unerklärliche Zweifel, den jene rege machten, wieder aus.

„Ihr ſeid wol,“ begann ſie, nachdem ſich die erſte Scheu verloren hatte, „ſeid wol ein Fremdling in dieſem Lande?“

„Nicht ſo ganz als ihr meint,“ verſetzte Arthur ruhiger, — „meine Eltern hauſen auf Ihrem Schloß an der Nordoſtgrenze dieſes Landes, wohin mich der Weg mit meinem Bruder führt, den Ihr wol an meiner Seite bemerkt habt!“

„Euer Bruder? Und er verließ Euch?“ — fügte ſie faſt ängſtlich hinzu.

„Das heißt, ich verließ ihn, ſchöne Frau! denn er verläßt mich nicht ſo leicht! Er iſt der ältere, ein wahrer Bruder, der dem Vater das ihm anvertraute Gut unverſehrt nach Hauſe bringen will. Langen Kampf hat es mich gekoſtet, allein in Eurer Nähe zu bleiben; aber um ſo hohen Preiſes willen kann man ja wol dem Zorn eines allzuernſten Bruders trotzen!“

„Er harrt alſo wol Euer in der Nähe?“

„Wir wollten uns morgen wiederſehen; er ſchlug die Bergſtraße über jenen Waldrücken ein, um in der nächſten Herberge zu übernachten. Nun ich Euch aber ſo freimüthig Rede geſtanden und Euch zudem noch ſage, daß mein Name Arthur von Andoch iſt, ſo laßt auch mich wiſſen, wie ich Euch nennen ſoll!“

„Mein Name iſt Arabella von Byrnswack; das mög’ Euch einſtweilen genügen. Als was Ihr mich in dieſen Hallen zu betrachten habt, das hat Euch mein Lied, denk’ ich, ſo gut verrathen, daß ich mehr Euch zu geſtehen erröthen müßte. Nun wißt Ihr Alles, was ich Euch ſagen darf!“

„So grüß ich Euch denn als liebenswürdige Frau dieſes Schloſſes,“ entgegnete Arthur, durch dieſe Gewißheit nur noch geſpannter —

„Als Frau,“ ſprach ſie tonlos nach, — und fügte aufſtehend und zum Schranke tretend hinzu: „die Euch bittet, als ihr unverhoffter Gaſt die karge Bewirthung, die ſie um ſolche Stunde bieten kann, nicht zu verſchmähen!“

Ohne fremde Beihilfe war ſchnell der Tiſch gedeckt, vor welchem ſich Arabella mit ihrem Gaſte niederließ. Doch ſeine Lippen ſehnten ſich nach anderer Koſt und ſehnten ſich ſo heftig, daß ſie die Beredtſamkeit als Bittwerberin brauchten und zuletzt lispelnd die Frage thaten: Ob Arabella dem nächtlichen Abenteurer nicht ganz abhold ſei? Sie ſah ihn mit einem tiefen Seufzer an und durchlief ihn mit einem Blicke, der ein Spiegel aller Leidenſchaften war, wenn ſie vereint ein Herz bewältigen. Ihr Haupt ſank auf ſeine Schulter und ihre ſchwimmenden Augen ſchlugen ſich auf zu ihm und ſchienen den Kuß zu fordern, um den er nicht zu bitten wagte. Erſt als er ſich herüberneigte, die ſüße Frucht zu brechen von ihren ſchwellenden Lippen, zog ſie wieder mit weiblicher Schlauheit zurück und machte die Wiederholung des Schwures, den er vor'm Pförtchen ſchon geleiſtet, zum Bedinge.

„Du haſt geſchworen, mein Ritter," rief Arabella ruhigeren Tones, „zweimal geſchworen und würdeſt ein zweifach Meineidiger, wenn Du den Schwur brächeſt! Aber die Zeit drängt und der Augenblick, wo Du Dein Wort löſen ſollſt, iſt nahe! Wir müſſen ſcheiden! Von Dir hängt es ab — wie?"

„Als der Deinige bis in den Tod!" rief Arthur feurig und ergriff mit Haſt den Goldpokal, welchen Arabella faſt unwillkürlich vom Schrank herübergelangt und auf den Tiſch geſtellt hatte.

„Nun ſo leere denn jetzt den Abſchiedstrunk," ſprach ſie, Arthurs Mienen mit ängſtlicher Geſpanntheit beobachtend; — „die Mitternacht iſt nicht mehr fern und Du haſt, um Deinen Schwur zu erfüllen, noch weit zu pilgern!"

Arthur hatte den Becher hinuntergeſtürzt; Arabella betrachtete ihn einige Zeit ſchweigend und ließ ſeinen heftig pochenden Puls auf ihren Fingern ruhen. Fieberhafte Hitze durchzuckte ihn ein um das andere Mal, wozu wol die Neugierde, den Gegenſtand ſeines Eides zu erfahren, das Ihrige beitrug. Jetzt ſprang er auf.

„Nun, kühner Jüngling, zeige," rief ſie, „zeige, wie ſehr Du mir ergeben biſt, und beweiſe durch die Erfüllung Deines Doppeleides, ob Dir daran liegt, mich je wieder zu ſehen!"

Mit dieſem Worte zog ſie den Gaſt, der vor Neugierde und Erwartung glühte, zum Alkoven und riß krampfhaft abgewandt, als ob es ihr die peinlichſte Ueberwindung koſtete, an der ſchweren Vorhangquaſte, daß die Gardinen rauſchend zurückflogen. Arthur ſtürzte dem Ruhebette zu, das ſich ihm zeigte und auf dem, eingehüllt in weiße Laken, eine Geſtalt mit ſtark vorſtechenden Umriſſen ruhte. Arabella riß ihm zugleich das Schwert heraus und hielt es ihm, den Kreuzgriff voran, wie eine Mahnung an ſeinen Schwur, mit ſchweigendem Erſtarren vor. Er näherte ſich, von unwillkürlichem Schauer ergriffen, faßte den Laken und zog ihn, während der dumpfe Schlag der Schloßuhr jeden Ruck begleitete, langſam mit wachſendem Grauen zurück. Der zwölfte Hammerſtreich zitterte eben gellend nach: da ſank das weiße Tuch vom Bette nieder, — der Leichnam eines Mannes lag vor dem Entſetzten.

„Was ſoll ich," rief er aus, — „mit dem? Was hat das Leben mit dem Tode gemein? Fort! Laß mich dieſen Anblick vergeſſen!"

„Vergiß dieſen Anblick nicht, Meineidiger!" ſchrie Arabella verzweifelnd und hielt ihm nochmal ſein Schwert vor: — „Entweder löſe, was Du mir ſchwurſt, — oder faß es an dieſem Griff und ſtoße mir als Siegel Deines Meineids die Spitze durch die Bruſt!"

„Zurück, Du Schreckliche! Ich will nicht forſchen, will nicht fragen! will nicht begreifen lernen, wie Du am Fenſter eines Zimmers auf Ständchen ſinnen konnteſt, auf deſſen Bette der Tod ſchlief; wie Du mir einen Trank der Gaſtfreundſchaft darbieten konnteſt, wo ihm ein umgeſtürzter Lebenskelch zur Seite lag: — wie Du —"

„O halt ein, Grauſamer! Verdamme nicht, wo Du den Grund nicht weißt! Dieſer Todte iſt mein — Oheim. Er beſuchte mich und ſtarb plötzlich bei mir, wir waren uns gram, — das weiß die Welt. Fände man ihn todt bei mir, ſo könnte mich ein entſetzlicher Verdacht treffen. Könnt' ich da wol einen Diener ins Geheimniß ziehen? Könnt' ich mein Leben in feile Hände legen? — Unentſchloſſen, was ich thun ſollte, ſtarrte ich heute zum Erker hinaus, da ſah ich Dich von Weitem. Dein edler Anſtand, Dein ritterliches Weſen, der Zug der Milde, der Deiner Kühnheit zum Schleier dient, — flößten mir Vertrauen zu Dir ein. „„Nur Rittertreue, Rittereid kann dich retten!““ ſo rief es laut in mir! Ich mußte mich zwingen, die Verzweiflung in Wehmuth umzuheucheln, denn dieſe zieht an, während jene, wie der Wahnſinn, ſchreckt. Es gelang mir: Dir galt mein Locken, — Dich hab' ich, — Du ſchwurſt mir, — Du mußt mich retten! Du mußt mich vor mir ſelbſt entſchuldigen, denn nur dem Retter meines Lebens, meines Glückes darf ich Pflichten opfern, denen ich ſonſt Leben und Glück geopfert hätte."

„Was alſo forderſt Du," ſpricht Arthur ruhiger, ſein Schwert einſteckend und Arabellen feſt ins Auge faſſend.

„Nimm dieſen Leichnam, trag ihn fort aus dieſen Mauern, ſo weit Du kannſt, — mindeſtens bis zu den Trümmern des Asborn-Schloſſes, das abſeit der Straße vom Bergrücken dort herüberſieht. Findet man ihn dort, ſo kann auf mich hier kein Verdacht mehr fallen. Du aber eile deinem Bruder nach, — und wäre dir's möglich, je mich wieder zu ſehen, ſo fordere jeden Preis von mir, den ich Dir im Stillen ja ſchon zugetrunken. — Doch eile jetzt, — Mitternacht iſt vorüber! Noch einen Labetrunk auf den Weg, damit Du ihn recht bald zurücklegen mögeſt!"

Mit Schaudern ſtürzt Artur den Becher haſtig aus, hüllt den Leichnam in das Tuch und ſchickt ſich, die gräßliche Bürde auf der Schulter, zu ſeinem nächtlichen Grabgang an. Ihn ungeduldig ziehend, eilt Arabella voraus. An der Pforte drückt ſie ihm noch mit der Bitte, wenn es ihm möglich wäre wieder zu kommen, mit ihren eiskalten Lippen einen Kuß auf den Mund.

### 3.

Erſt als Arthur mit ſeiner unheimlichen Bürde über den See geſetzt hatte, kehrte ihm die vollkommene Beſinnung zurück. Sein düſteres Leichenamt kam ihm ſo ſchauerlich und zugleich ſo ſeltſam vor, daß er verſucht war, Alles für einen Traum zu halten. Aber die immer drückendere Schwere des Leichnams, der einförmige Anſchlag der herabhangenden Arme und die Gewalt, die es oft brauchte, um das Tuch, das im Dorngeſtrüppe hin und wieder hangen blieb, zurückzuhalten, — gemahnten ihn nur zu deutlich an die Wahrheit. Was wollte er auch thun? Mußte er nicht, im Nachklang einer ſo kriegeriſchen Zeit, ſeiner eigenen Sicherheit zu Liebe, ſo viel als möglich eilen, um des Todten los zu werden?

Mit angeſtrengten Kräften eilte er daher dem Ziele ſeines fürchterlichen Ganges zu. Aber oft drohte er ſeiner Bürde zu erliegen. Eine Ermattung, die er ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte, feſſelte allmählich ſeine Glieder. Bald ſtieg ihm das Blut in betäubender Wallung zu Kopf und trieb ihm große Schweißperlen auf die Stirne; bald gerann es ihm eiſig um das Herz und ſchnürte es ihm in widerlichem Krampfe zuſammen. Seine Knie waren wie abgeſchlagen, die Füße ſo gelähmt, daß ſie mehr zurückglitten als vorſtrebten. Seine eigene Empfindung Lügen ſtrafend, raffte er ſich noch einmal auf und klomm den Rücken des Waldberges hinan, auf deſſen Höhe das ausgebrannte Trümmerwerk emporragte. Da ward der dumpfe Schmerz in ſeinem Innern plötzlich ſchneidend. Jetzt trennte ihn nur mehr ein ſchmaler Steig von der Ruine, welche ſich ſeitwärts von der Straße aus abgeſengtem Zwergholz erhob; er konnte aber nicht mehr weiter. Kraftlos ſank er nieder, daß die Leiche kollernd von ſeiner Schulter fiel, preßte die Hände heftig gegen den Leib, den es wie kreuzweis gelegte Meſſer durchzuckte, und ſchöpfte mit ſteigender Angſt endlich die furchtbare Gewißheit — daß er vergiftet ſein müſſe.

Gejagt von dem Sturme der Verzweiflung, drängten ſich an ſeinen Sinnen die Bilder alles deſſen vorüber, was er ſeit Sonnenuntergange durchlebt hatte, und alles beſtätigte ſeine Ahnung, daß er vergiftet ſei. Arabella's Kampf, ihre Augen, ihre eiſigen Hände, ihre Haſt, ihre hingeworfenen Anſpielungen, — kurz Alles erſchien ihm jetzt als Vorbote des Schickſals, das ſeiner harrte. Und welches Schickſals? Darin lag das Entſetzliche. Er brauchte nicht erſt ſeine Phantaſie zu erſchöpfen, daß ſie ihm Bilder vorſpiegelte, die trotz all ihrer Schrecken doch noch minder ſchrecklich waren, als der kalte, nackte, nüchterne Tod! Sein Schickſal lag vor ihm, er hatte ſich den Spiegel mitgetragen, in welchem er ſein eigenes Ich ſchauen konnte, wie es in wenigen Minuten ſein würde! Mit der Neugierde der Verzweiflung raffte er die Linnen von dem Leichname weg, und faßte ihn und lehnte ihn an einen Baum ſich gegenüber, und ſchaute ihm mit kreiſchendem Hohngelächter in das monderhellte Antlitz und in die glotzenden, weit aufgeriſſenen Augen, und rief ihm, die krampfige Hand ſchüttelnd, zu: „Hollah, Kamerade! So geht es dem, der ſeinem beſſeren Sterne den Rücken kehrt und der Lockung ſeiner Sinne folgt! So geht es dem, der den klaren Trank der Vernunft verſchüttet, um vom Taumeltranke der Leidenſchaft zu ſchlürfen. Sie hat mir den rechten Trank zu geben gewußt, mit dem wir uns Bruderſchaft zutranken, weil ich meinen lebendigen Bruder von mir geſtoßen! O Richard, o mein Richard!“

Mit dieſem Jammergeſchrei fiel er ſinnlos zu Boden und blieb, von dem glühendſten Schmerz in ſeinen Eingeweiden gefoltert, eine Weile liegen. Als ihm die Beſinnung wiederkehrte, ſah er einen Mann vor ſich ſtehen, der ihn warm bei der Hand hielt und ihn mit ängſtlicher Beſorglichkeit, des todten Raſtgenoſſen, wie es ſchien, gar nicht achtend, ein um das andere Mal beim Namen nannte.

„Großer Gott, was iſt Dir, Bruder?“ fragt ihn Richard, denn er war jener Mann. — „So ſprach meine Ahnung recht? Eine folternde Bangigkeit hieß mich, eh' ich noch die Taverne erreicht hatte, umkehren. Ich bereute, Dich ſo ſchnell aufgegeben zu haben, denn das ganze finſtere Schloß mit ſeinen Zinnen ſchien mir unheimlich, um wie viel mehr noch jene ſingende Sirene, die es recht darauf abgelegt zu haben ſchien, Dich zu locken und zu umgarnen! Was iſt Dir aber? Wie bring ich Dich unſern Eltern wieder?“

„Als einen ſtummen Mann, Richard!“

„O ſcherze nicht, Arthur! Ein kaltes Entſetzen faßt mich an, Du ſiehſt ſo todtenblaß, Deine Augen rollen im Kreiſe, Deine Beine ſchlottern, Deine Finger zucken krampfhaft. Was ſoll aus Dir werden?“

„Was dieſer iſt,“ — ſchreit Arthur auf, hinweiſend nach dem Leichname, den Richard erſt jetzt bemerkt, — „ich bin vergiftet!“

Angedonnert wankt Richard zurück, er kann es nicht glauben, aber des Bruders Antlitz ſpiegelt den durch die Adern ſchleichenden Tod nur zu deutlich.

„Gräßlich, gräßlich!“ bricht nun Richard los, „wie werd' ich heimkehren! Wie den Blick der Eltern ertragen, wenn ſie das anvertraute Kleinod des Bruderlebens von mir zurück fordern! Wie Teuker vor Telamon floh und ein neues Salamis ſuchte, wird es mich forttreiben, aber ich werde kein Aſyl auf dieſer Erde finden! Denn ich bin ſchuld an meines Bruders Tode! Warum ließ ich Dich von mir! Warum konnt' ich mich durch das Wort des Bruders erzürnen laſſen! Warum unterdrückt' ich, aus falſcher Scham, den erſten Ahnungslaut, der in meinem Innern rief: Kehr' um, ſuche du ihn, weil er dich nicht ſucht! Doch halte Deine fluchtbereite Seele noch zurück! Sage mir, wie, wo, warum es geſchah! Sage mir, wer dieſer Todte iſt! Sage mir mit der letzten Kraft Deiner Stimme Alles, damit ich Dich, mich, unſere Eltern an Deinem Mörder, — oder (ja mein Inneres ſagt es mir) — an Deiner Mörderin räche, — und vielleicht auch den hier!"

Noch einmal rafft Arthur alle Lebenskraft zuſammen, um der Herold ſeines eigenen Unglückes zu werden.

„Alſo mit dem Abſchiedstranke hat ſie Dich vergiftet!" ruft Richard wie wahnſinnig, den zurückſinkenden Bruder mit Mühe ſtützend!

„Ja mit dem Abſchiedstranke!" röchelt Arthur, — „räche mich!"

Mit dieſen Worten ſinkt er und verhaucht in wildem Krampfe ſein Leben.

Jetzt erſt bricht Richards Jammer ohne Rückhalt los. Seine Klage hallt fernhin durch den ſchweigenden Wald und prallt ſchauerlich zurück von dem Trümmerwerke des Schloſſes Asborn. Wie ein Raſender wirft er ſich ein um das andere Mal auf den vielgeliebten Leichnam nieder, zieht bald ſein Schwert, entſchloſſen ſeinem Leiden ſchnell ein Ende zu machen, bald hebt er die Hand zum Wolkenhimmel empor und ſchwört den tödtlichen Trank ſie furchtbar entgelten zu laſſen. Von dieſem heißen Triebe nach Rache beſeelt, brütet er über einem entſetzlichen Plane, der auch in wenigen Augenblicken ſchon zur Reife gediehen iſt. Mit gewaltſam verhaltenem Schmerze entkleidet er ſeinen todten Bruder, tauſcht Wamms, Mantel, Schwert und

Barett mit ihm, hüllt dann die theueren Glieder in ſein eigenes Kleid, bedeckt beide Körper mit Reiſern und eilt im haſtigen Laufe durch Buſch und Dornen von hinnen.

## 4.

Etwas weſtlich abwärts hinter den Ruinen von Asborn lag eine kleine Hütte, welche in der kriegeriſchen Zeit Wegelagerern zum Schlupfwinkel diente. Deswegen blieb ſie auch von ihnen, ihres eigenen Vortheiles willen, verſchont. Jetzt bewohnte dieſelbe ein alter Grubenmann, der einen wiederaufgefundenen Kohlenſchacht im Gebirge mit ſeinen Knechten bearbeitete. In der Hütte dieſes Grubenmannes ſpricht Richard ein und bringt bei demſelben, der ſich wenig um den Gemüthszuſtand ſeines Gaſtes bekümmert, den Tag in düſtrem Sinne hin.

Auch mehrere Briefe ſchreibt er allda und übergibt ſie dem Grubenmann, als er Abends von der Arbeit heimkehrt, mit der Bitte, ſelbe, falls er am kommenden Morgen nicht zurückkehrte, unten auf dem Schloſſe Byrnswack erbrechen zu laſſen. Zugleich drückt er ihm eine Börſe in die Hand, um der Vollziehung deſſen, was er wünſcht, gewiß zu ſein.

Als es zu nachten begann, macht er ſich auf den Weg und erreicht nach einer kurzen Stunde Schloß Byrnswack. Eine unfreundliche, ſtürmiſche Nacht ſcheint zu ſeinem ſtürmiſchen Innern recht wol zu paſſen. Er benützt genau die Angaben, die ihm ſein ſterbender Bruder gleichſam als Vermächtniß zurückgelaſſen; hüllt ſich tief in Arthurs Mantel, drückt ſeine blaue, roth und weiß geränderte Mütze weit in die Stirne herab und ſchleicht ſich unter das verhängnißvolle Erkerfenſter.

Aber im Schloſſe iſt heute Alles ſtill und finſter, nur in einem entlegenen Flügel ſchimmert ein matter Schein durch die

Fenſter. In Arabella's Gemache zeigt ſich wol ein Licht, aber kein lebendes Weſen läßt ſich durch die Scheiben gewahren. Richard macht Geräuſch, ahmt in Haltung und Geberde ſeinen armen Bruder nach und harrt mit ungeſtüm klopfendem Herzen, ob ſich denn nicht jemand zeigen würde.

In der That klingt das Fenſter wieder wie geſtern und Arabella neigt ſich, durch das Geräuſch aufmerkſam gemacht, herab. Mit einem Schreie des Entſetzens aber fährt ſie zurück, da ſie die Geſtalt des Jünglings erblickt, den ſie längſt ſchon für erkaltet hielt. Hatte ſie ſich in der Phiole vergriffen, oder war das Gift zu ſchwach für eine kräftige Jünglingsnatur, oder ſchwebte über ihm ſichtbar Gottes Finger; — kurz, ihr ſtaunendes Gemüth findet keinen anderen Ausweg, als ſich zu faſſen und was geſtern mißglückte heute ſicherer zu verſuchen. Der Mitwiſſer ihres Verbrechens lebt, ſie ſieht ſich verrathen, ſieht ſich den Gerichten des Landes überliefert und vielleicht bald in ihren eigenen Netzen gefangen. Faſſung iſt alſo vor Allem nöthig und ſie gibt in ihrer ſchrecklichen Lage wieder einen Beweis, wie ſehr das Weib Meiſterin des Augenblickes iſt. Das Staunen des Entſetzens in Ueberraſchung der Freude umlügend, neigt ſie ſich zum Erker hinab und überzeugt ſich nun vollends von der Wahrheit deſſen, was ſie noch immer nicht recht zu faſſen weiß.

„Ich habe das Kleinod, das Du mir anvertrauteſt, auf Asborn abgeſetzt und komme nun meinen Lohn zu holen!“ liſpelt Richard mit verſtellter Stimme empor, — „biſt Du's zufrieden?“

„Alſo wirklich, Arthur!“ ſtöhnt Arabella, während ſie ihm „Schönen Dank!“ hinabliſpelt. Die Macht des Giftes ward an ihm zu Schanden, aber er darf nicht leben, wenn ſie leben ſoll. Ihr Herz, in dem ein Funke Menſchlichkeit, wenn auch gewaltſam unterdrückt noch glimmt, regt ſich zwar und ſträubt ſich wie von Mitleid, oder vielleicht von mehr als Mitleid erfaßt, — aber ſie muß jede Neigung zurückpreſſen, wenn ſie nicht zur Feindin des eigenen Lebens werden will. Er muß noch einmal einen Trunk thun, muß noch einmal auf die Ruine, muß neben jener Leiche zur Leiche werden; nur wenn man die beiden Körper neben einander findet, iſt jeder Verdacht aufgehoben.

„Willſt Du nicht herauf," ruft ſie ſo ſanft und lieblich als es der ſchwarze Plan in ihrer Seele zuläßt.

„Nein, komm lieber Du zu mir, ſchöne Arabella," flüſtert er empor. — „Der Sturm hat ſich gelegt, der Himmel klärt ſich und der Mond tritt aus den Wolken. Wir wollen zuerſt der nächtlichen Stille genießen und dann in deinem Gemache wie geſtern mit einem erquickenden Trank uns laben."

„So harre denn, — ich komme," entgegnet ſie und ſchließt das Fenſter. Ehe ſie aber hinabeilt, miſcht ſie noch zweifach ſo viel Gift als geſtern in den Goldbecher und ſtellt ihn, ſeiner Wirkung gewiß, auf den Schrank.

Richard erwartet Arabellen ſchon am Nachen, den er am Ufer des Sees bereit hielt. Sie öffnet das bewußte Pförtlein und eilt mit erlogener Fröhlichkeit auf ihn zu. Der Mond, ſoeben hinter dichteres Gewölk zurückgetreten, begünſtigt Richards Vermummung. Die ſchuldbewußte Schöne zögert anfänglich das Boot zu beſteigen. Als aber Richard dringend darauf beſteht und auf die einzelnen Lichter im Schloſſe weiſt, deren Verlöſchen er zu erwarten vorgibt, eh' er die Schwelle desſelben zu betreten wagte, ſträubt ſie ſich nicht länger ſeinem Wunſche nachzugeben.

In langen Ringen fallen ihr die braunen Haare über Nacken und Schultern; ein leichtes Nachtkleid umhüllt die feenartige Geſtalt und in ihrem leidenden, vom blaſſen Mondſilber übergoſſenen Antlitze mochte ſelbſt für den noch Reiz liegen, der wußte, daß es der Seelenſpiegel einer Giftmiſcherin ſei. — — Mit banger Zudringlichkeit ſchmiegt ſie ſich, als ſie kaum den Nachen beſtiegen, dem ſchweigenden Schiffer an, der, abgewandt von ihr, läſſig mit dem Ruder die Fluth theilt.

„Was biſt Du doch ſo ſtill, Arthur von Andoch," ſchmeichelte ihm Arabella, ſich feſter an ſeinen Arm drängend. — „Was haſt Du, Stiller, Geheimnißvoller?"

Keine Antwort. Nur ſein Arm zuckt krampfhaft zurück, daß ihre Hand, ohne Erwiederung gefunden zu haben, niedergleitet. Die Nacht iſt indeſſen dunkler geworden. Ein plötzlicher Wind fängt aus dem Berggeklüft hervorzublaſen an und ſtört die Ruhe des Sees. Sie haben nun ſeine Mitte erreicht, er wird unruhiger, gährt, ruckweiſe murrend, auf und legt ſich wieder, wie ein Raubthier, das auf einen Fang lauert und manchmal lüſtern auffährt, aber ſeine Stimme wieder dämpft, um ſich nicht vor der Zeit zu verrathen.

Ein heftiger Windſtoß ſchaukelt jetzt den Nachen, daß Arabella, ängſtlich den Fährmann umklammernd, bittet: „O zurück, Arthur, zurück!"

„Zurück?" lacht Richard, mit kaltem Hohn, in die Nacht hinaus.

„Was haſt Du, Räthſelhafter! — Siehſt Du nicht, der See geht hoch — willſt Du, daß wir ertrinken?"

„Ertrinken! das iſt das Loſungswort!" ſchreit Richard, ſeinen Mantel zurückſchlagend, indeß ihm der Sturm die Mütze vom Haupte reißt, — „kennſt Du mich, Mörderin meines Bruders?"

Ein lauter Schrei iſt Alles, was Arabella, wie vom Donner niedergeſchmettert, hervorbringen kann.

„Erbarmen," wimmert ſie, als ſie ſich von ihrer Ohnmacht erholt, „Erbarmen! Verdamme nicht, ehe Du gehört."

„Ich hab's gehört, Entſetzliche; hab's aus meines ſterbenden Bruders Munde gehört, Dein Trank hat ihm den Tod gegeben. — „„Räche mich!““ war ſein letztes Wort!“

Dies donnert er auf die Knieende nieder, windet ihre flatternden Locken um ſeine Fauſt und zerrt ſie mit ſinnloſer Wuth an den Rand des ſchwankenden Nachens. Umſonſt hängt ſie ſich an ſeine Knie, umſonſt ſchwört ſie Reue, umſonſt verſpricht ſie ſclaviſche Genugthuung; er iſt taub für alle Bitten, blind für die Ströme von Thränen, die über die verzerrten Spuren jugendlicher Schönheit herabquellen, ehern für jedes Umfangen, jede Berührung, jedes lebenfordernde Drücken und Preſſen, wodurch ſie Arthurn ſelbſt in ſeiner Sterbeſtunde noch Verzeihung abgeſchmeichelt hätte.

„Trank für Trank,“ knirſcht er, im Ausbruche der glühendſten Rachſucht; — trinke Du nun im See den Tod, den er aus Deinem Becher getrunken! — Und ſollt' ich in alle Ewigkeit an Dich gekettet die Tiefe dieſes Sees bewohnen müſſen, — Dich rettet kein Gott mehr aus meinen Händen! Trank für Trank und Blut für Blut!“

Hinunter drückt er ihr nun das Haupt, daß die Lippen den tödtlichen Wellentrank in röchelnden Zügen einſchlürfen müſſen. Da verliert der Kahn das Gleichgewicht; er ſelbſt, ihr Haar noch um die Fauſt gewunden, ſtürzt mit ihr in die Flut hinab und der ſchwarze Mund des Sees hat beide verſchlungen. Ein Blitz ziſcht ihnen nach, — und kräuſelnd ſchließt ſich über ihnen die rächende Flut.

## 5.

Am andern Morgen bewegte ſich im Schloſſe Byrnswack Alles hin und wieder. Die Nachricht des alten Grubenmannes aus dem Asborn-Walde, der den Junker Richard umſonſt zurück erwartete, und ſeine Briefe hatten dieſe Bewegung hervorgebracht. Man wollte ihm Anfangs gar nicht glauben. Die Schloßfrau ganze Tage lang nicht zu ſehen, war man bereits gewöhnt, indem es dann gewöhnlich eine etwas ſtrenge, auf Kerker und Ausgangsverbot hinausgehende Abrechnung mit ihrem alten Gemahle galt. — Von einem Oheim Arabellens wollte man nichts wiſſen. Da man aber Arabellens Zimmer offen, des Lords Gemach leer und im ganzen Schloſſe, trotz alles Nachſuchens und Rufens, nicht die geringſte Spur von Beiden fand, ſo ſendete man wirklich Boten nach den Stellen aus, die in den erbrochenen Briefen bezeichnet waren. Bald kehrten auch die Boten zurück und brachten aus dem Asborn-Walde die Leichname des Lords und des fremden Jünglings, vom See aber die Mütze eines Ritters und den Gürtel Arabella's, ſo daß über die Wahrheit deſſen, was der Grubenmann ausſagte und die von ihm vorgezeigten Briefe beſtätigten, kein Zweifel mehr blieb.

Was man aus letzteren, aus dem Geſtändniſſe des Caſtellans, der des harten Schloßherrn eben ſo harter Knecht war, und aus den höchſt wahrſcheinlichen Muthmaßungen der übrigen Schloßbewohner rückſichtlich des Beweggrundes entnehmen konnte, der Arabellen zu zweifachem Giftmorde getrieben haben mochte, war Folgendes:

Arabella war das Kind armer Aeltern, nach deren Tode ſie ein reicher aber geiziger Oheim, weil ſie ſchön und darum auch für eine Wucherſeele wie die ſeinige einträglich zu werden verſprach, zu ſich in das Haus nahm. In einem Alter von ſiebzehn Jahren lernte ſie einen Jüngling kennen, der ihr ganzes Weſen ſo ſehr einnahm, daß ſie nichts empfand, nichts dachte, nichts begehrte als ihn. Dem planreichen Onkel kam das, wie leicht denkbar, in die Quere. Der Gegenſtand eines Gefühles, das ihr die Freiheit über ſich und ihm die Freiheit über ſie zu nehmen drohte, mußte für lange, womöglich für immer entfernt werden. Bruce, der unglückliche Schottenkönig, brauchte Leute; Arabella's Oheim wußte den ſchönen kriegeriſchen Abgott ſeiner Nichte unter die Zahl der erſten Schaaren zu bringen, die für Fürſt und Vaterland ein Opfer wurden, ohne mit ihrem Blute den Baum der Freiheit zu begießen. Nicht genug aber: an des verlornen Geliebten Stelle ſuchte der hartherzige Mann ſeiner halbverzweifelten Ziehtochter einen gefühlloſen, tyranniſchen Gemal, den Lord Byrnswack, aufzudringen, der im ganzen Hochlande der Devil von Byrnswack hieß. Arabella bot alle Mittel auf, welche dem weiblichen Herzen zu Gebote ſtehen, um zu rühren, zu ſchrecken oder abzuſtumpfen, — — aber der Preis des Bündniſſes war reicher Lohn für den Oheim der ſchönen Braut und dieſer Oheim war reich, alſo wol auch lüſtern, noch reicher zu werden. Zweimal entfloh die arme Gepeinigte und irrte in den Wäldern um Edinburgh, mitten im Getümmel des Krieges umher, — aber Krieg, Wuth der Wegelagerer und Beſchwerde des Umherirrens rieb ſie nicht auf, um ſie einem herberen Schickſale zu überlaſſen. Beide Male wurde ſie zurückgebracht und nur noch härter als vordem gehalten. Noch ein drittes Mal gelang es ihr zu entkommen, aber auch diesmal griff man ſie auf und ſchleppte ſie nun nicht mehr zu ihrem Oheim, ſondern geraden Weges auf Schloß Byrnswack, wo ſie mit dem Lord vermählt wurde. Getrennt von allen Verwandten, ſelbſt von ihrem Oheim, der ihr gegen den Devil von Byrnswack jetzt noch ein Engel ſchien, im Herzen kein anderes Gefühl als Liebe zu ihrem hingeopferten Geliebten, Schmerz um ihn, Haß gegen ſeinen Mörder, Abſcheu vor ihrem aufgedrungenen Gatten, lebte ſie durch dreißig Monden das Qualleben einer Gefangenen. Ihr Gatte ſah ſie nur an, um ſie zu ſchrecken, ſprach nur mit ihr, um ſie zu verwunden, gönnte ihr die geringſte Freude nur als Folie, auf welcher eine nachfolgende Entbehrung um ſo greller abſtäche. Kurz, er verſtand vom Grund aus die Kunſt, ſich einem Herzen ganz verhaßt zu machen, um es deſto peinlicher zu quälen, wenn er es zur Liebe zwänge.

Lange trug ſie dieſes eherne Joch mit ſtiller Hingebung. Als aber der Lord ſich nicht mehr damit begnügte, ſie nur zu quälen, ſondern auch mit frecher Hand in die heiligſten, unantaſtbarſten Seiten der Weiblichkeit zu greifen verſuchte; da keimte ein gräßlicher Gedanke mit einem Worte, das ſie zuerſt von ſeinen Lippen gehört, in ihrem Innern auf, der Gedanke: — Mord. Und dieſer Gedanke iſt — Kind im erſten Augenblicke ſeines Lebens, im zweiten — Rieſe. Rieſig ſtand es mit einem Male vor ihr: „Nur ſein Tod bricht deine Ketten!“ — Was kann ein ſchönes Weib, ſelbſt wenn es ein Drache bewacht, ſich nicht durch Liſt erſchleichen, wenn es gilt, ihre Leidenſchaft ans Ziel zu bringen. So hat ſich wahrſcheinlich auch Arabella Gift zu verſchaffen gewußt, mit welchem ſie den Lord, als ſie ihn auf ihr Zimmer gelockt, tödtete. Aber Blut gleicht jenem unverlöſchlichen Feuer, das, einmal entzündet, ſelbſt unter dem Waſſer der Reue fortbrennt, bis es Alles ringsum aufgezehrt. Den Lord zu vergiften — war leicht; den Leichnam des Lords wegzuſchaffen — aber ſchwer, faſt unmöglich. Einen Diener ins Vertrauen zu ziehen war zu gefährlich. Sie mochte daher einen Fremden in das Netz zu locken geſucht haben, der, wenn er den Leichnam weggeſchafft, mit ihrem Gatten ein gleiches Loos theilen müßte. Daß dieſes Arthur'n traf, war gewiß ihr ſelbſt am ſchmerzlichſten: aber wer einen Schritt zur böſen That gethan, muß auch den letzten thun. Wenn man im tiefen Walde, nahe der Ruine von Asborn, von der man ohnedies ſo Manches ſich erzählte, neben dem Leichnam ihres Gatten einen zweiten fände, ſo wäre — dachte ſie — jeder Verdacht von ihr entfernt. Die Trümmer des

Schloſſes Asborn hatte ſie höchſt wahrſcheinlich darum gewählt, weil bis dahin das Gift ſeine Wirkung gethan haben mochte und die Gegend umher zu einſam war, als daß dem Sterbenden Jemand hätte zu Hilfe kommen können. Doch Gottes Gerechtigkeit hatte es anders gefügt. — So viel ergab ſich aus den vorliegenden Documenten, den genaueren Hergang mußten Vermuthungen erſetzen.

---

Das iſt beiläufig die Erzählung, die mir in ihren Umriſſen und Grundlinien der alte Fiſcher als den Stoff der Ballade angab, deren Abſingung mich herabgelockt hatte; — aus meiner Feder floß ſie vielleicht zuſammenhängender und wahrſcheinlicher; erſchütternder aber und kräftiger klang ſie gewiß im Munde des rauhen und kräftigen Naturmenſchen. Er hielt ſich, ohne es zu wiſſen, ſtreng an die Idee der göttlichen Nemeſis, welche wie ein ſchwarzer Faden durch die ganze Sage läuft, und ſtempelte jede Unwahrſcheinlichkeit durch den Beiſatz: „Beim St. Cuthbert! ſo war's!“ zur unläugbaren Gewißheit.

„Beim St. Cuthbert, ſo ſagt es der Vater dem Sohn und der Sohn dem Enkel!“ waren auch die Schlußworte ſeiner Erzählung, und mit ausgeſtrecktem Finger auf die Mitte des Sees weiſend, in welchem es ſich allmählich wie ein kleiner Wirbel zu drehen begann, fügte er hinzu: „Seht Ihr, dort drinnen war's, wo ſie unterſanken, und wenn der See ſtürmt, ſo ſoll man noch unter der Oberfläche, wie unter einem Glaſe, den Junker **Richard** ſehen, wie er, Arabellens Haar um die Fauſt gewunden, auf ſchwankem Boote die Wellen durchfliegt. Sah ich es auch ſelbſt nicht, ſo ſah es doch mein Großvater, und der wird meinen Vater ſo wenig belogen haben als dieſer mich!“

Mit warmem Danke drückt' ich dem Alten ein Goldſtück in die Hand und bat ihn, mir den kürzeſten und bequemſten Weg zur nächſten Herberge anzugeben.

„Dieſer iſt noch immer derſelbe,“ entgegnete er, welchen Richard gewandelt, vorüber an jenem weißlichten Trümmerwerk über den Asborn-Bühel. Seht Euch droben nur nicht um, der Anblick hat ſelbſt für Unſereins etwas Eigenes, um wie viel mehr für einen ſo gefühlvollen Gentleman, als Ihr ſeid: die ſchwarze Ruine dort — die Sünde, die weiße hier — die Rache, und der See in der Mitte — die Sühnung! Sagt noch einmal, daß ein roher Schotte, deſſen Element das Waſſer iſt, ſo ganz ſinn- und herzlos ſei.“

Mit dieſen Worten ſchüttelte er mir zum Abſchiede die Hand und ſetzte ſich wieder zu ſeinen Kameraden, während ich in meine Kutſche einſtieg, die mir längſt ſchon nachgekommen war und, erfüllt von der Bedeutung der Punkte, die mich umgaben, den Asborner Bergrücken langſam hinanfuhr. Ich war kaum zur Anhöhe gekommen, als es wieder vernehmlich, wie früher, zu mir emporklang:

„Die blaſſe Maid im wilden Arm,
  Ihr Haar in grimmer Fauſt,
So geht es auf, ſo geht es ab,
  Daß alles ſauſt und brauſt,
Sie tauchen nieder, —
Kommen wieder;
Schlürfen, ringen,
Klagen, ſingen:
  Rüſtig durch den See, mein Boot,
Trank für Trank, und Tod für Tod!“

# Das Schloß des Liebenden.

## 1.

Nicht weit von den Ufern der Seine erhob ſich vor langen Jahren ein ſchauriges Schloß, von hohen Mauern und tiefen Gräben umgeben. Vier ſpitze Thürme mit knarrenden Wetterfahnen ragten an den Ecken der Ringmauer ernſt und düſter empor. Dunkler Ephen kroch an den Wänden hinan und drängte ſich wuchernd in die Steinſpalten, als wollte er einen lebendigen Kitt für die Ewigkeit bilden.

In dieſem Schloſſe wohnte vor mehr als fünfthalb Jahrhunderten ein unglücklicher Burgherr, deſſen traurige Geſchichte ein Gegenſtand rührender Sagen und herzergreifender Lieder geworden iſt. Seit ſeinem Tode blieb das Schloß unbewohnt und unbetreten. Nur Eulen niſteten in den hochgewölbten Sälen; der Wind pfiff unheimlich durch die zerbrochenen Scheiben der modernden Fenſterrahmen; widerlich knarrten die faulenden Thürpfoſten und das eintönige Geklapper losgeriſſener Dielen ſtimmte geſpenſterhaft in das Geächze und Gekrächze der Raubvögel, welche die Zinnen und Warten zum Tummelplatze erwählt hatten. Nur Schlangen und Molche hausten in den unterirdiſchen Gängen und Gemächern, wo ihnen der Schlamm, den die überſtrömende Seine zurückließ, einen erwünſchten Aufenthalt darbot. Selbſt der unerſchrockenſte Mann würde es nicht gewagt haben, eine Nacht auf dieſem Schloſſe zuzubringen. Man erzählte ſich nämlich, daß mit dem zwölften Glockenſchlage ein ganz eigenes, unheimliches Treiben in den öden Wänden beginne. Ein feuchter Moderduft erfülle die Hallen; wie Waffenklirren rauſche es durch die Gänge. Die Geſtalt eines alten weißlockigen Siedlers ſchleppe ſich, unter langgedehnten Seufzern, die Bruſt ſich ſchlagend und den Bart ſich raufend, über den Hof, und den Beſchluß des Spukes mache der Geiſt des Burgherrn ſelbſt. Schweigend trage er ein blaſſes Mädchen, ſchmerzlich ſtöhnend, die ausgebrochenen Stufen empor und ſinke, wenn die Thurmuhr Eins brummt, mit ihr wieder in das Schuttgewölbe hinab.

## 2.

Der Burgherr nannte ſich Windal. Er war an den Ufern der Themſe geboren. Da er aber in ſeinem düſteren, nebeldumpfen Vaterlande beſtändig krank und traurig war, ſo ſchiffte er ſich, noch ziemlich jung, nach Frankreich ein, um unter dem reinen Himmel dieſes Landes ſeine Geſundheit und Heiterkeit wieder zu gewinnen. Nachdem er manche Städte beſucht, manche Gegenden durchreiſet hatte, ſo dachte er daran, ſich auf einem Punkte, der ihm beſonders zuſagte, niederzulaſſen. Seine Wahl fiel auf die Umgebung der alten Lutetia, welche dem heutigen Paris zur Grundlage diente. Damals war dieſe Stadt freilich noch nicht ſo ungeheuer, als ſie es in unſeren Tagen iſt. Sie bedeckte noch kaum eine winzige Inſel des Stromes; aber berühmt war ſie auch damals ſchon durch die Herrlichkeit einiger Gebäude, mit welchen die römiſchen Cäſaren ſie geſchmückt hatten, und durch die Güte des Weines und der Feigen, welche die benachbarten Gegenden darboten.

Das Gehölze, welches ſich noch jetzt vom Marsberge*) bis an den Fluß ausbreitet, lief zu jener Zeit bis an die beiden Brücken hin, welche nach Paris führen. Es war aber damals weit dichter, ſtammreicher und majeſtätiſcher.

Windal war ein leidenſchaftlicher Jäger und brachte ganze Tage in dieſem Walde zu. Wiewol er an der Seite des Valeriſchen Berges bedeutende Beſitzungen hatte, ſo beſuchte er ſie doch immer ſeltener und ließ ſich zuletzt ſogar eine Hütte an den Ufern der Seine bauen, um ſich vor Gewitterſtürmen hinzuflüchten und ſein Waidwerk von dort aus recht nach Herzensluſt betreiben zu können. Zur Wache dienten ihm einige wilde engliſche Hunde, deren er ſich zugleich auf der Jagd mit beſtem Erfolge bediente.

Nicht ferne von Windals Hütte, unter dem Schatten der älteſten Eiche des ganzen Waldes, erhob ſich neben einem ärmlichen Häuschen eine kleine Capelle. Ein Siedler, in der Gegend nicht anders als Bruder Germain von Auxerre genannt, verrichtete den Dienſt in derſelben. Dieſer würdige Greis genoß in der ganzen Umgegend des größten Anſehens und der aufrichtigſten Achtung. Er ſtand im Rufe großer Weisheit und man kam ſogar aus der Ferne, um ſeinen auf langjährige Erfahrung begründeten Rath einzuholen. Jeder Pilgrim, der ihn beſuchte, ließ ihm eine kleine Gabe zurück, welche entweder mehr oder minder koſtbar war. Der Eine gab Obſt, der Andere Milch, ein Dritter Eier oder Geflügel, Mancher ſogar ein Goldſtück. Die alte Eiche, welche die Capelle beſchattete, war ebenfalls ſehr berühmt. In ihrem hundertjährigen Stamme nahm man das Bild der heiligen Jungfrau mit ihrem göttlichen Säuglinge deutlich wahr. Man ſoll viele vergebliche Verſuche gemacht haben, das

---

*) Montmartre.

Bild von dem Stamme zu trennen; ſo oft man es auch weghob, war es über Nacht immer wieder an ſeine vorige Stelle zurückgekommen. Wegen dieſes wundervollen Begebniſſes wurde auch die Capelle daſelbſt errichtet.

### 3.

An einem Frühlingsmorgen, als kaum der Tag zu grauen begann, befand ſich Windal wieder auf der Jagd und verfolgte eben einen jungen Hirſch, der ihn durch Dorn und Geſtrüpp neckend, hin und her lockte. Eine gute Weile war er dem flüchtigen Wilde alſo gefolgt, als es plötzlich in dem ſchlängelnden Waldpfade, der zur Capelle führte, ſich verlor und ſeinen ſpähenden Blicken entſchwand. Von dem Hirſche war nun freilich keine Rede mehr; aber ein anderes Abenteuer nahm Windal's ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Er erblickte nämlich ein junges Mädchen, weiß gekleidet und barfuß, welches in der einen Hand einen Blumenſtrauß, in der anderen ein Körbchen mit allerlei Früchten trug. Ihr Gang war langſam, ihr Blick geſenkt; bald ſeufzte ſie, bald ſchlug ſie die thränenfeuchten Augen empor, bald liſpelte ſie klagende Gebete vor ſich hin. Windal blieb ſtehen und weidete ſich erſtaunt an dem Anblicke der blühenden, durch ihre Trauer doppelt reizenden Jungfrau. Lange Zeit folgte er ihr, ohne ſie anzuſprechen, ohne bemerkt zu werden. Endlich nahm er ſich ein Herz, — als ihm der holden Jungfrau großes Auge begegnete.

„Schöne Unbekannte,“ ſtammelte er verlegen, — „welcher Beweggrund führt Euch am frühen Morgen in den Wald heraus? Was bedrückt Euer Herz, daß Ihr ſo ſeufzet? Was wollt Ihr mit Euren klagenden Gebeten vom Himmel erflehen? O redet! verhehlt mir nichts!“

Eine lebhafte Röthe färbte die Wangen des jungen Mädchens. „Edler Ritter!“ erwiderte ſie, indem ſie die Augen züchtig zu Boden ſchlug, „ſeit drei Tagen duldete meine Mutter die bitterſten Schmerzen. Der Tod ſchien ſein ſtrenges Recht auf ſie geltend machen zu wollen. Da hab' ich denn das Gelübde gethan, wenn meine Mutter geſund würde, neun Tage nacheinander, in der Geſtalt, in welcher Ihr mich jetzt erblickt, zum Siedlerhäuschen bei der alten Eiche zu wandeln und mein inbrünſtiges Gebet darzubringen. Gott hat mich erhört und ich erfülle nunmehr mein Gelübde. Darum haltet mich nicht auf und laßt mich ruhig meines Weges ziehen.“

„Verehrungswürdige Jungfrau!“ rief der Ritter aus, „zieht in des Himmels Namen, wohin Euer Gelübde Euch ruft. Fern ſei es von mir, ſolch' eine fromme Pilgrimſchaft zu hindern!“

Sie ging; er aber verfolgte ſie noch lange mit ſeinen Blicken.

Am andern Morgen fand er ſich wieder auf dem Pfade ein, welchen, wie er wußte, das junge Mädchen aus Paris zu machen hatte. Diesmal war er ſo glücklich, ihren Namen zu erfahren. Sie hieß Ethelinde.

Am nächſten Tage darauf begleitete er ſie bis zu des Siedlers Häuschen und belauſchte ihr Gebet. Sie ließ ihn gewähren und ſchien ihm nicht mehr ſo ängſtlich auszuweichen, als ſie es noch vorgeſtern gethan hatte.

## 4.

An einem der nächſtfolgenden Morgen erzählte Ethelinde dem Ritter die kleinen Abenteuer, die ſie in ihrem kurzen Leben bereits zu beſtehen hatte. Sie hatte noch nie geliebt. Aber ihr Bruder, der unter dem Geſchwader der Bogenſchützen diente, wollte ſie einem ſeiner Waffenbrüder zur Frau geben, deſſen Anblick ſie nicht einmal ertragen konnte.

Als Windal dies Geſtändniß hörte, gerieth er in heftige Aufwallung. — „Schöne Ethelinde!“ begann er mit leidenſchaftlichem Feuer, „verliere ja keinen Augenblick! Nur die Flucht kann Dich vor einem Bande retten, das, ich fühl' es nur zu tief, Dein Tod ſein müßte. Theile lieber mein Schickſal! Ich habe weitläufige Beſitzungen. Ich kann, ich will Dich ſchützen. Reiche mir Deine Hand und fliehe einen Aufenthalt, wo Dir — —“

„Wie?“ fiel ihm Ethelinde ins Wort, — „wie? ich ſollte meine arme Mutter verlaſſen, deren einzige Stütze, deren einziger Troſt ich bin, ſeit mein rauher Bruder ihr entfremdet worden? — Und dann, — ich ſchaudere es zu denken, — wer verbürgt mir, daß ich Eure Gattin und nicht blos Eure Dienerin, der Gegenſtand einer flüchtigen Zuneigung werde, der für Euch den Werth verliert, ſobald Eure erſte Glut verglommen iſt! Nein, — nimmermehr! Ich fühl' es, Ritter, daß ich an Eurem ſüßen, einſchmeichelnden Geſpräche nur zu lebhaften Antheil genommen habe. Mein Herz iſt Euch verfallen; ich kann es Euch nicht mehr entziehen, ſelbſt wenn ich wollte. Aber wir werden uns nicht wiederſehen. Die Wanderung, die ich angelobt habe, geht mit dem heutigen Morgen zu Ende. Es iſt das letzte Mal, daß ich mit Euch ſpreche. Meine Pflicht, — die Ehre gebeut es mir! Lebt wol für ewig! — Vergeßt mich!“

Windal bot umſonſt alle ſeine Beredſamkeit auf, um ſie zurückzuhalten; ſie entſchwand mit der Leichtigkeit eines Rehes. Noch lange ſtreckte er die Arme ihr ſehnſuchtsvoll nach: aber ſie wandelte bereits auf der alten Brücke der Stadt.*) Ein Schritt noch und ſie war verſchwunden.

---

*) Jetzt Pont-au-change.

## 5.

Windals Ruhe war dahin. Eine düſtere Schwermuth wie ſie ſelbſt Englands feuchte Nebel nicht über ſein Inneres verbreitet hatten, bemeiſterte ſich ſeines ganzen Weſens. Ohne Raſt und Ruh' durchirrte er den Waldpfad, auf welchem er Ethelindens holde Geſtalt erblickt hatte. Es war ihm, als ob er die Hälfte ſeines eigenen Lebens verloren hätte. — Trauernd geſtand er es ſich: „Sie liebt mich; ſie hat mir es ja ſelbſt bekannt! Und ich ſoll ſie verlieren, ſoll ſie der Rohheit eines fühlloſen Bruders preisgeben? Nein, ich ſchwör' es bei meinem Degen! ſie muß die Meinige werden und wenn Himmel und Erde ſich dagegen ſtemmten!“

An tauſend Mittel dachte er nun ſie den Augen der Mutter und ihres Bruders zu entziehen, als der Zufall ihm den alten Siedler in den Weg führte, welcher eben im Walde auf und nieder wandelte und in ſeinen heiligen Büchern las. Ein glückliches Zuſammentreffen der Umſtände ſchien dieſe Begegnung gefügt zu haben. Windal hielt den einſamen Waller auf und begann, nachdem er ihn freundlich angeſprochen und ihn über Manches gefragt hatte: „Aber Euer Häuschen, lieber Siedler, iſt denn doch zu klein und die dabei ſtehende Kapelle zu einfach. Ihr vermögt ja kaum die frommen Spenden mehr unterzubringen, durch die Euch mancher Pilger ſeine Verehrung bezeugte. Ich bin mit meinem Hüttchen Euer Nachbar; erlaubt mir, daß ich Euch eine beſſere Wohnung baue und den heiligen Ort, an welchem Ihr Eure Gebete zum Himmel emporſendet, auf eine ſeines Zweckes würdigere Weiſe herſtelle!“

Der fromme Siedler war höchlich verwundert über Windals edlen Entſchluß und meinte, daß dieſer Antrag eben zur rechten Zeit käme, da ſowol ſein Häuschen als die Kapelle bereits dem

Zahne der Zeit als Opfer zu fallen drohte und dem Einſturze nahe wäre.

„Ich will beide herſtellen!“ rief Windal aus, „und zwar ſchöner und herrlicher als den Tempel, in welchem einſt die Heiden an dieſer Stelle der Iſis*) opferten, und deſſen Reſte Ihr an dem anderen Ufer des Fluſſes erblickt. Aber ich fordere für dieſe Gabe einen Gegendienſt von Euch, der das Glück meines Lebens begründen ſoll!“

„Und dieſer wäre?“ entgegnete Germain mit forſchender Miene.

„Ihr müßt mir helfen,“ fuhr Windal fort, „ein Band knüpfen, das mich allein an dieſes Leben feſſeln kann. Ich liebe ein Mädchen, das Ihr kennt. Es iſt aber von niederer Geburt. Meine Verwandten würden ſich weigern ſie mir angetraut zu ſehen. Aber ich meine es redlich. Segnet Ihr unſeren Bund und ſetzt Ihr mich in den Stand meinen ſtolzen Verwandten ſiegreich zuzurufen: Was Gott vereinte, ſoll der Menſch nicht trennen!“

Germain war hoch erſtaunt. Er machte manche Einwendung und erhob manchen Zweifel über Windals redliche Abſichten. Als er aber aus des Ritters Gefühl abnahm, daß er das Band einer wahren, reinen Liebe gegen die Angriffe verblendeten Uebermuthes und unlauterer Vorurtheile zu beſchützen hätte, da weigerte er ſich nicht länger, ſondern beſchloß ſelbſt Alles beizutragen, um das liebende Paar ja recht bald dem erſehnten, löblichen Ziele zuzuführen. Er ließ ſich den Namen des Mädchens nennen und erinnerte ſich alsbald, daß es dasſelbe ſei, welches er oft in der Kapelle ſo eifrig beten geſehen und welches unſerer lieben Frau bei der alten Eiche manches fromme Opfer dargebracht hatte.

---

*) Auf der Stelle, wo jetzt das Dorf Iſſy liegt, ſoll einſt der Iſistempel geſtanden ſein.

„Kommt morgen wieder um dieſelbe Stunde!“ ſprach er zu Windal, „vielleicht kann ich Euch etwas Näheres berichten.“

## 6.

Windal hatte ſich um die beſtimmte Stunde mit ängſtlicher Ungeduld eingefunden. Germain erſchien und berichtete ihm, daß Ethelinde kommen würde. Des edlen Siedlers Abſicht ging aber auch dahin, für Ethelindens Mutter geſorgt zu wiſſen. Die Frau war durch einen plötzlichen Rückfall wieder an den Rand des Grabes gebracht worden. Windal mußte daher früher das feierliche Verſprechen ablegen, daß er für die unglückliche Kranke, welche in völliger Bewußtloſigkeit darniederlag, noch beſſer ſorgen laſſen wolle, als es ihre Tochter mit ihren ſchwachen Kräften könnte. Falls ſie aber genäſe, ſo ſollte er ſie zu ſich nehmen und durch Liebe ihr vergelten, was er ihr durch die Entfernung ihrer Tochter für einen Augenblick ſcheinbar entziehen würde.

Windal ging das Alles mit vieler Bereitwilligkeit ein und ſah mit liebendem Ungeſtüme dem Augenblick entgegen, welcher ihn mit der Geliebten ſeines Herzens auf eine Gott wolgefällige Art vereinigen würde.

Dieſer Augenblick rückte immer näher. Ethelinde, vielleicht die Urſache des Ganges ahnend, zu welchem ſie ſich entſchloſſen hatte, ſah tiefbeklommen in die mondhelle Nacht hinaus, während eine emſige Wärterin, die von unbekannter Hand geſendet und beſoldet war, ihrer Mutter die treueſten Dienſte leiſtete. Ein fröſtelnder Schauer fuhr ihr durch die Glieder, als ſie auf der Wetterfahne des gegenüberſtehenden Hauſes im fahlen Mondenſchimmer einen Raben gewahrte, der ſeine Augen feſt auf ſie zu heften ſchien. Zwei ſpitze Töne kreiſchte der Unglücksvogel durch die nächtliche Ruhe, die ihr in die Seele ſchnitten. Die Mitternacht ertönte. Sie warf einen ſchmerzlichen Blick auf ihre Mutter, von der ſie ſich gewiß nicht getrennt haben würde, wenn ſie ſelbe nicht ſo gut verſorgt gewußt hätte. Die Kranke ſchlief und ein verklärtes Lächeln ſchwebte um ihren Mund. Ethelinden fiel es unendlich ſchwer zu gehen; aber ſie hatte dem Siedler das Wort gegeben und ging. Mit ängſtlicher Behutſamkeit öffnete ſie die Thüre, um ſo ihren Bruder nicht zu wecken — und trat auf die Straße.

Der Mond verbarg ſich hinter den Wolken und ſein matter Schimmer übergoß alle Gegenſtände mit einem täuſchenden Lichte.

Als ſie zur Brücke gekommen war, welche gegen den Wald führte, gewahrte ſie zu ihrem Entſetzen Bewaffnete, welche als Wachen an der Pforte des Thurmes, der den Eingang auf die Brücke deckt, aufgeſtellt waren. Sie wußte nämlich eben ſo wenig als der Siedler, daß die Obrigkeit, welche für die öffentliche Sicherheit zu ſorgen hatte, ſeit einigen Tagen an verſchiedenen Stellen Schildwachen ausſtellte, um die Räuber anzuhalten, von deren Vorhaben ſie unterrichtet worden war. Ethelinde hielt es eine Zeit lang für unmöglich aus der Stadt zu kommen, als ſie zufällig die Bemerkung machte, daß man die Soldaten ungehindert aus- und eingehen ließ.

Schleunigſt eilte ſie daher nach Hauſe zurück, ſchlich ſich leiſe in die Kammer, in welcher ihr Bruder ſchlief, vertauſchte ihre weiblichen Gewänder mit ſeinen Soldatenkleidern, nahm ſogar ſeine Lanze zur Hand und ging dann wieder zur Brücke.

Als ſie hinkam, zog eben eine Schaar Soldaten darüber, um ſich auf einen benachbarten Poſten zu begeben. Sie miſchte ſich unter die Reihen derſelben, verzögerte dann ihren Schritt, verlor ſich unbemerkt und ſchlich ſich, nachdem ſie ſich entfernt hatten, auf den Pfad, welcher zu des Siedlers Wohnung führte.

## 7.

Windal erwartete hinter einem Gebüſche mit unbeſchreiblicher Angſt die Ankunft der Heißgeliebten. Jetzt ſah er einen Krieger mit blitzendem Helme heraneilen. Er verfluchte das Schickſal, welches ihm, ſelbſt in dieſer Nacht, einen Krieger im einſamen Walde entgegenführte. Zwei Stunden verrannen ſo und Ethelinde erſchien noch nicht. Tauſend ſchmerzliche Gefühle durchwühlten des Harrenden Bruſt.

Er kam zuletzt auf den Gedanken, daß ſie ſeinen Plan errathen und etwa mit plötzlich veränderter Geſinnung jenen Krieger herangeſchickt habe, um ihren Bewerber zu züchtigen. „Wolan!“ rief er ſich ſelbſt in dieſer Ahnung beſtärkend aus — „wenn ſie ſo treulos zu handeln fähig war, ſo ſoll der Diener ihrer Fühlloſigkeit büßen! Ich will ihn aufſuchen, den Abgeſandten ihrer Verblendung, und mein Schwert ſoll ihn lehren, daß Englands Söhne getäuſchte Liebe zu rächen wiſſen!“

Wie ein Wüthender riß er den Degen aus der Scheide und durchſtürmte das dichte Gehölz. Als er ſich der Kapelle näherte, bemerkte er im Mondſcheine einen Krieger, welcher wie lauernd unter der alten Eiche ſaß. Es war niemand Anderer als Ethelinde, welche vor Ermattung und Herzensangſt unter dem Baume niedergeſunken war.

Als ſie ein Geräuſch hörte, ſprang ſie ſchnell auf und ſtreckte faſt unwillkürlich dem Heranſtürmenden die Spitze ihrer Lanze entgegen. Windal ſtieß dieſelbe mit raſcher Wendung leicht zurück und bohrte eben ſo ſchnell ſeinen Degen in die Bruſt des unbekannten Gegners.

Ein Schmerzensſchrei, der aus einer weiblichen Kehle gedrungen zu ſein ſchien, verkündete ihm ſeinen traurigen Sieg. — Zuſammenſchaudernd fuhr er zurück.

Da kam auch der Siedler aus ſeinem Häuschen herbeigeeilt. Im ſtummen Entſetzen trugen beide den bluttriefenden Leichnam in die Wohnung des letzteren und zogen ihm den Helm ab.

Windal erkannte das holde Geſicht Ethelindens — und ſtand wie angedonnert. Der Siedler aber zerſchlug ſich die Bruſt, raufte ſich den Bart und warf ſich verzweifelt vor dem Heiligenbilde nieder, das ſeiner Kammer einzige Zierde war.

„Todt!“ ſchrie endlich Windal ſchmerzlich auf, indem er ſeine Hand an Ethelindens Herz preßte, — „todt, — für ewig todt! Mein Glück dahin für immer! Arme Ethelinde! ſo möge denn deine Mutter erfahren, wie innig und wahr ich dich liebte. Euch aber, Unglücksbruder, Euch will ich mein Wort gewiſſenhaft löſen! Ihr ſollt eine Kirche haben, ſchöner als der Tempel, der einſt da drüben ſtand. Betet indeß für mich! Fleht um Verzeihung für mein Verbrechen und für Euren Irrthum! Ich aber ſchwör' es, nie mehr von dieſer verhängnißvollen Stätte mich zu entfernen. Ich will hier leben, bis der Tod als ein willkommener Freund mit meiner Ethelinde mich wieder vereinigt. Das ſei die Buße, die ich mir auferlege.“

Tags darauf verkaufte er ſeine weitläufigen Beſitzungen. Er wollte Ethelindens Mutter mit einer bedeutenden Summe betreuen. Aber ſie hatte in eben dem Augenblicke, wie es hieß, verhaucht, als Windals Degen ihrer Tochter Herz durchbohrte. Von dem Erlöſe für ſeine Güter ließ er eine Kirche*) bauen, und zwar auf derſelben Stelle, wo bisher die Kapelle ſtand. Ethelindens Leichnam aber ließ er daſelbſt in einem ſilbernen Sarge beiſetzen.

---

*) Saint-Germain-l'Auxerre.

Aus der Hütte, welche ihm ſonſt zum Zufluchtsorte vor Gewittern gedient hatte, wurde ein feſtes Schloß.

Düſtere Thürme, durch breite Gallerien verbunden, umfingen den traurigen Aufenthalt. Zwanzig Jahre lebte er noch in dieſem Schloſſe. Ein einziger Diener durfte ihm unter die Augen treten. Ueber ſeine Lippen aber kam kein Wort mehr, und die Gruft, in welcher Ethelindens Gebeine ruheten, war der einzige Ort, den er außerhalb der Ringmauern ſeines Schloſſes beſuchte.

Nach ſeinem Tode wurde er ſeinem ausdrücklichen Wunſche gemäß in dasſelbe Grab gelegt, in welchem ſeine unglückliche Geliebte ſchlummerte.

Der Siedler brachte den Reſt ſeiner Tage mit frommer Betrachtung und erbaulicher Buße zu. Man ſah ihn nie mehr lächeln.

Ohne Zweifel hat ihm der Himmel vergeben, denn jetzt verehrt ihn das ganze Land mit gläubiger Andacht.

Windal, nicht zufrieden damit, mehrere dauernde Denkmäler ſeiner Liebe errichtet zu haben, wollte das Andenken an dieſelbe auch durch Inſchriften verewigen.

In dem Innern des Schloſſes las man nämlich einige Verſe, welche auf ſein trauriges Schickſal Bezug hatten.

Sie waren alle in der Sprache ſeines Landes abgefaßt. Außerhalb, über dem Hauptthore, ſtand mit goldenen Lettern:

Lovers Castle.

(Das Schloß des Liebenden.)

# Sie iſt verſorgt!

## 1.

An dem langen, glattgebohnten Eichentiſche in der grauen, rauchdurchqualmten Gaſtſtube des Adlerwirthshauſes zu N. ging es gewöhnlich recht lebhaft zu. Lebensluſtige Officiere und eifrige Beamte ſaßen mit wolhabenden Bürgern und Honoratioren aller Farben in trauter Eintracht beiſammen und unterhielten das mannigfaltigſte Geſpräch, das man ſich nur wünſchen kann. Was der Eine nicht wußte, gab der Andere zum Beſten. Kriegsabenteuer und Marſchfatalitäten wechſelten mit Bureau-Anecdoten und Stadtneuigkeiten ab; manches Wort über Landwirthſchaft, Obſtbaumzucht, Viehhandel, Güterverkauf und Wetterſchaden ſcholl dazwiſchen; manchmal ſtahl ſich ſogar eine geiſtreiche Kunſtanſicht, ein guter Witz, oder ein picantes Quid pro quo mit ein, und mitunter gab es wol auch Momente, wo ein Anflug von einer poetiſchen Stimmung die verſchiedenartigſten Köpfe unter einen Hut brachte.

Eine ſtereotype Figur in dieſem bunten Menſchenquodlibet bildete der Poſtmeiſter Troſchke, ein ſtarker Fünfziger, mit mehr Leben in Sprechweiſe und Benehmen, als man ſeinem altjungen, verwitterten Geſicht und ſeinen wehmüthigen Beinchen, welchen man die eindringlichen Mahnungen des Podagra von Weitem anſah, beim erſten Anblicke zugetraut hätte. Er legte viel Gewicht auf ſeine hohen Steifſtiefel mit den gewaltigen Klirrſporen, auf ſeinen blankgeknöpften, nach Uniformart geſchnittenen Ueberrock, auf ſeine ſammtene reichlich mit Gold verbrämte Kappe, und that überhaupt gar ſehr militäriſch. In ſeinem Hauſe ging es ſchmal her, er beſaß die Poſt erſt im zweiten Jahre, und, wie Viele wiſſen wollten, nicht ſchuldenfrei. Troſchke war, was man einen herumgehetzten Haſen nennt, der in ſeinem Leben gar Manches verſucht, erfahren, unternommen und theils aus Unbeſtändigkeit, theils durch Verhältniſſe gezwungen, wieder aufgegeben hatte. Das letzte Geſchäft, welches er betrieben, war eine Krämerei in einer Grenzſtadt, welche erſt durch die letzten Friedensbeſtimmungen dem Nachbarlande bleibend zugeſprochen wurde. Sein Unternehmen hätte ihm vielleicht dort Conto tournirt, wenn er ſich nicht in den Kopf geſetzt hätte, den Banquier zu ſpielen, und wenn nicht die Chancen des Kriegsglückes, welches von den verbündeten Heeren ganz in der Nähe verſucht wurde, für ihn die Quelle mancher verunglückten Speculation und manches freiwilligen Opfers geworden wäre. Die Trümmer ſeines ſchiffbrüchigen Vermögens, von einigen mitleidigen Freunden zu einem mäßigen Sümmchen arrondirt, bildeten das Fundament, auf welchem er das Gebäude ſeiner Poſtmeiſterſchaft aufführte, welches jedoch auch nicht feſt genug ſtand, um ihm nicht allerlei bedenkliche Sorgen für die Zukunft zu erwecken. Allein er beſaß die Tugend des Hineinlebens in den Tag in hohem Grade, nahm jeden Thaler als baren Gewinn hin und kümmerte ſich eben um nicht viel mehr, als wie er behaglich auskommen, und etwa ſeiner liebenswürdigen neunzehnjährigen Tochter Adolphine vor dem Eintritt in ihr zweites Lebensdecennium eine annehmbare Partie verſchaffen könnte. Dem Vater ſchien es übrigens weit mehr darum zu thun, als der Tochter ſelbſt, welche zu ſtill und eingezogen war, um ihm die Schritte zu dieſem Ziele zu erleichtern. Adolphine lebte nur für das Haus, welches ſie ſeit dem Tode ihrer Mutter weit erſprießlicher leitete, als es je bisher der Fall war. Nur ſelten zeigte ſie ſich in der ſogenannten großen Welt des kleinen Städtchens, in deren Freuden und Zerſtreuungen ſie wenig Befriedigung zu finden ſchien. Sie that nicht mehr dazu, als was hinreichte, um ſich von dem Rufe einer Sonderlingsnatur zu bewahren, hinter welchem ſich gar oft nur die Eitelkeit verſteckt, und wußte ſelbſt bei den wenigen Gelegenheiten, wo ſie in größeren Kreiſen auftrat, einen ſo würdigen Ernſt, eine ſo ſanftmüthige Ruhe zu bewahren, daß ihr nicht nur alle Männer, ſondern ſogar alle Frauen und Mädchen der Stadt volle Gerechtigkeit widerfahren ließen. Ohne abſtoßend zu ſein, verbreitete ſie durch den Adel ihrer Mienen und durch den Anſtand ihrer Reden und Handlungen einen ſolchen Nimbus um ſich her, daß ſelbſt die frivolſten Dandy's ſie mit ihren zweideutigen Galanterien verſchonten, und ſich, um in ihrer Nähe weilen zu dürfen, anſtrengten, doch bisweilen etwas Vernünftiges zu denken und zu ſprechen. So viele Männer daher ſich auch bewarben, bei einem ſo liebenswürdigen weiblichen Weſen etwas zu gelten, ſo wußte die allzeitfertige Combinationsgabe der Kaffeeplauderinnen, trotz aller Anſtrengung, doch nicht Einen Mann in der Stadt zu bezeichnen, auf welchen ſich die beliebte Redensart: „Dem gehört ſie zu!“ hätte anwenden laſſen.

Ein einziger Mann, und dazu eben nicht der liebenswürdigſte, rühmte ſich, die [illegible] Adolphine doch einmal noch als Braut nach Hauſe zu führen. Es war der allbekannte Rittmeiſter Starinſky, ein wilder Haudegen, dem alle Philoſophie und alles Studium in den Sarraß gefahren zu ſein ſchien, indem er ihn als letzte Inſtanz in allen Geſprächen und Situationen betrachtete. Er beſaß etwas Vermögen, und konnte auf die nächſt erledigte Stelle eines Escadron-Chefs mit Sicherheit rechnen;

zudem ſtand er in dem Rufe eines tüchtigen Fechters, und auch ſein Aeußeres hatte zwar viel Martialiſches, aber eben nichts Widerliches oder Abſchreckendes an ſich; Gründe genug, um ihm Muth zur kühnſten Bewerbung zu geben, wofür er den Antrag, eine wenig bemittelte Poſtmeiſters-Tochter zu heiraten, denn doch nicht hielt. Als guter Taktiker ſah er es aber zuerſt auf den Vater ab, — und dieſen zu gewinnen, war eben nicht ſchwer. Ein paar Abende bei Champagner und Karten, eine fidele Bruderſchaft, durch einen kleinen Geldvorſchuß bethätigt, — und Troſchke kannte nun keinen herzlicheren, ſolideren, achtungswertheren und liebenswürdigeren Menſchen mehr, als den Rittmeiſter.

„Mädchen, Mädchen,“ ſprach er oft hingeworfen zu ſeiner Tochter, „wenn Du nicht meine rechte Hand im Hauſe wäreſt, — ſo wüßte ich Dir einen Bräutigam, einen Bräutigam, der für Dich wie geſchaffen iſt!“

Adolphine lächelte wehmüthig zu ſolchen Reden und ſuchte ſie als Scherz auszulegen, wiewol ſie wenig Grund hatte, der Charakterſtärke ihres Vaters etwas zuzutrauen. Dieſer rückte auch immer näher und näher und wiederholte ſeine Anſpielungen immer eindringlicher, bis er zuletzt gar einen Namen nannte, welchen Adolphine lange ſchon zu hören gefürchtet hatte.

„Nun Mädchen, was ſagſt Du zu dieſem Namen?“ ſprach Troſchke wolgefällig ſchmunzelnd. „Frau Rittmeiſterin, bald ohne Zweifel Frau eines Escadron-Chefs! — Wie manchem Mädchen würde das Herz bei dieſen Titeln hüpfen! Ich denke, Du könnteſt Dir keine vortheilhaftere Partie wünſchen!“

„Lieber Vater!“ wiederholte das Mädchen, „das iſt alles wol nur Ihr Scherz! Das Schickſal hat mich zu Ihrer Haushälterin gemacht; ſo traurig der Umſtand war, welcher mir dieſe Verpflichtung übertrug, ſo ſehr fühle ich mich durch das Bewußtſein befriedigt, Ihnen gewiſſer Maßen unentbehrlich geworden zu ſein. Nicht als ob ich meine geringen Dienſte ſo hoch anſchlüge; — aber die Gewohnheit dürfte ſie vielleicht in Ihren Augen höher ſtellen, als ſie es verdienen! Ich kenne Ihre Bedürfniſſe, Ihre Neigungen und Antipathien, Ihre Stimmungen und Launen, und fühle mich glücklich durch den Gedanken, Ihnen doch Manches beſſer thun und leiſten zu können, als es eine Fremde vermöchte. Ich müßte glauben, daß Sie mit meinem Beſtreben nicht mehr zufrieden ſeien, daß Sie mich aus dem Hauſe haben wollen, oder daß Ihnen eine Tochter unmöglich die Stelle einer Gattin erſetzen könne, — wenn das Ihr Ernſt wäre, was Sie mir ſeit einiger Zeit ſchon zu verſtehen geben —!“

„Ei nicht doch, nicht doch, Töchterlein!“ verſetzte Troſchke mit lebhafter Rührung, in welche ſein bewegliches Gemüth gar leicht gerieth, ſo war es nicht gemeint! Du biſt mein Alles, und Alles, was Du mir thuſt und machſt, könnte mir kein Engel aus dem Himmel beſſer nach Wunſch und Willen thun. Gott wolle verhüten, daß ich Dich je von meiner Seite ließe, oder Dir von der Seite ginge! — Dafür müßte vor Allen geſorgt ſein! — Aber ſieh! Ich bin nicht mehr jung, die leidige Gicht fährt mir manchmal ganz unſanft in die Beine; — über kurz und lang würdeſt du allein in der Welt ſtehen!“

„Ich bin nie allein,“ ſeufzte Adolphine halb laut, „der liebe Gott wird wol dafür ſorgen, daß es nie dahin komme!“

„Das ſind ſchwärmeriſche Ideen,“ fuhr Troſchke fort, „die nicht ins praktiſche Leben paſſen! Freilich wird der liebe Gott dafür ſorgen, aber durch wen? Durch Deinen Vater! So iſt es der Welt Lauf. Was das Wohl der Kinder betrifft, ſo ſind die Eltern die Vollſtrecker des göttlichen Willens, und als ſolcher muß ich, ſo ſchwer es mir auch fällt, gegen Deine Neigung zu ſprechen, Dir rund heraus ſagen, daß ich ernſtlich daran denke, Dir einen braven Mann zuzuführen. Wäre Dein Herz nicht mehr frei, könnteſt Du mir Einen nennen, — eh bien! — mit Freuden gäb ich meinen Segen dazu, überzeugt, daß Du eine gute Wahl trafeſt. Aber da Du frei biſt, und mir keinen nennen kannſt, ſo nenne ich ihn Dir, — meinen wackeren Freund und Bruder Starinſky!"

Adolphine verhüllte ihr Geſicht mit beiden Händen und ſank halb ohnmächtig auf einen Stuhl zurück. „Faſſe Dich, Töchterlein!" tröſtete ſie der Vater, zärtlich mit ihr beſchäftigt, „das iſt Gewitterregen, Streifhagel! Geht bald vorüber, — iſt bei Euch allen ſo! Auch Deine ſelige Mutter fiel in Ohnmacht, als mich ihre Mama ihr als Bräutigam vorſtellte, und doch war ſie in vierzehn Tagen darauf meine Frau, lebte zwanzig Jahre mit mir in gutem Einvernehmen, und brachte mir zwar nur Ein Pfand der Liebe, aber ein köſtliches, unvergleichliches, Dich — Adolphine! Ueberlege die Sache ruhig, erwäge Alles dafür und dawider, und Du wirſt ſehen, daß Dein Vater nichts von Dir fordert, wozu er nicht das Recht und die Pflicht hätte!"

Adolphine hatte ſich erholt, und hörte die Worte ihres Vaters ſchweigend und gedankenvoll an. Lange ſaß ſie noch, wie eine Statue mit thränenloſen Augen vor ſich hinſtarrend, als der Alte ſchon fort war, und ſchien in ihrem Geiſte Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft betrachtend zu durchwandern.

## 2.

„Sie iſt verſorgt!" rief Droſchke eines Abends mit ungewöhnlicher Begeiſterung aus, ſtürzte ſeinen perlenden Champagner haſtig hinunter, und forderte die ganze Geſellſchaft an dem langen, glatt gebohnten Eichentiſche, die er heute bewirthete, zur Nagelprobe auf.

„Ja, ſie iſt verſorgt!“ wiederholte er freudig, „und ich wünſche jedem Vater, der eine Tochter hat, wie meine Adolphine, daß er recht bald auch ſeine Freunde ſo um ſich verſammeln und mit ihnen auf das Wohl eines lieben Bräutchens anſtoßen könne!“

„Alſo wirklich? Ihre Adolphine iſt Braut?“ ſcholl es aus zehn Kehlen zugleich, und Niemand wollte recht glauben, daß eine Sache wahr ſein könne, von welcher nicht ſchon wenigſtens ein halbes Jahr vorher in der ganzen Stadt geplaudert worden. Mit geſteigerter Neugierde fragte man um den Namen des vielbeneideten Bräutigams.

„Rathen Sie, meine Herren,“ erwiederte Troſchke, ſeelenfroh die Hände reibend, „rathen Sie, Sie kennen ihn Alle! Er iſt oft in unſerer Geſellſchaft und wäre auch heute hier, wenn er nicht wegen Familienangelegenheiten eilends bei Nacht und Nebel hätte abreiſen müſſen.“

„Rittmeiſter Starinſky?“ ſcholl es von allen Seiten.

„Getroffen!“ verſetzte Troſchke lachend. „Wenigſtens hab' ich Ihnen das Räthſel nicht allzu ſchwer gemacht; man weiß hier ſo gut, wer abreiſt, als wer ankommt, und wenn's um Mitternacht geſchähe. Der martialiſche Herr Rittmeiſter ſtreckte vor meiner Tochter die Waffen und will jetzt in den Armen der Liebe ſein wildes Heldenfeuer zu ſanfteren Trieben ermäßigen! Nun, meine Herren, hab' ich die Sache nicht gut gemacht?“

Die Acclamationen der Geſellſchaft auf dieſe Frage waren weder einſtimmig, noch lebhaft. Aber Troſchke war ſo ſehr in ſeine Freude verſunken, daß er, alle mangelnden Stimmen erſetzend, ausrief: „Trefflich hab' ich's gemacht, trefflich! — Ja, wenn ein Poſtmeiſter nicht wüßte, wie man vorwärts kommt, das wär' übel! Anfangs wollt' es freilich nicht vom Flecke; das Mädchen legte manches Wenn und Aber als Radſchuh an; allein ich rief die Vorſpann der väterlichen Autorität zu Hilfe, und nun ging's im geſtreckten Galopp an's Ziel! Wie geſagt, eine Hauptaufgabe meines Lebens iſt gelöſt, Starinſky iſt mein Schwiegerſohn, meine Adolphine iſt verſorgt!“

Man wollte den guten Mann nicht aus ſeinem Himmel herabwerfen, zumal da man wußte, wie hartnäckig er, trotz ſeines Wankelmuthes im Allgemeinen, auf Lieblingsideen beſtand, ſobald man ſie ihm anfocht. Einige wünſchten ihm daher höflichkeitshalber Glück zu ſeiner Wahl, Andere fragten ihn aus Neugierde um das Wie und Wann, die meiſten aber ſteckten die Köpfe zuſammen, und wählten das aufgeworfene Hochzeitsthema zum Gegenſtande ihrer Privatunterhaltung. Hätte er dieſe mit belauſcht, ſo würde ihm vielleicht mancher Scrupel in Betreff der Wahl ſeines Schwiegerſohnes aufgefahren ſein. Wenigſtens lautete das allgemeine Urtheil über den Rittmeiſter nicht am günſtigſten. Daß er ein guter Soldat ſei, konnte Niemand läugnen, allein im Ganzen galt er für einen raſchen, rauhen Mann ohne feinere Bildung, ohne feſte Grundſätze, gewöhnt an ein vielbewegtes Abenteuererleben, welches ſich in der Regel nur ſchwer gegen das ſtille, einförmige Treiben der Häuslichkeit vertauſchen läßt. Selbſt Starinſky's Cameraden wußten wol viele Beiſpiele von ſeiner Unerſchrockenheit, ſeiner Keckheit und ſeiner Bravour, aber wenige oder keine Züge von Herzlichkeit, Edelmuth und Zartgefühl herzuzählen. — „Für einen ſolchen Eiſenfreſſer hätte eher,“ hieß es, „eine Amazone gepaßt, als ſo ein gemüthliches, ſtilles Weſen, wie Adolphine! Nun, — die Liebe wirkt ja Wunder,“ — ſo ſetzte der fromme Wunſch hinzu, — vielleicht kann eine Frau von ſo ſanftmüthigem Charakter auch dem Rittmeiſter einige Sanftmuth beibringen, und ſich eben in dieſem Bewußtſein glücklich fühlen!

Droſchke nahm von allen dieſen Bemerkungen, die ihm wenigſtens bruchſtückweiſe zu Ohren kamen, keine Notiz, denn vor ſeinen Augen ſchimmerten nur die Worte: „Sie iſt verſorgt, ſie iſt verſorgt!“ — Er ſelbſt konnte kaum begreifen, wie ſchnell das gegangen war, und wie bald ſich das Mädchen, trotz ſeines anfänglichen Weigerns, gefügt hatte. Allein er ſah, wie alle eigenſinnigen Menſchen, nur auf das Reſultat, und forſchte nicht nach den ſchweren Kämpfen, die es ſeiner armen Tochter koſtete, bis der Entſchluß, ſich blind dem väterlichen Willen zu fügen, zur Reife kam.

Es waren die bitterſten Stunden ihres Lebens, welche ſie nach jenem Tage zubrachte, an welchem ſich ihr Vater hinſichtlich des Rittmeiſters entſchieden geäußert hatte. In der Einſamkeit ihres Stübchens, im Laubdunkel des Gartens, in der Stille der Nacht hielt ſie mit ihrem Herzen und mit ihrem Kopfe Rath, und unterzog ihre ganze Gefühlswelt der gewiſſenhafteſten Muſterung: — aber wo ſie auch immer anfragte, überall klang es zurück: „Lieber ſterben, als ohne Neigung heiraten!“ — Ein eiſiger Schauder, wofür ſie keinen hinreichenden Grund fand, durchrieſelte ſie bei dem Gedanken, ihre Tage, ſo kurz auch deren Zahl wäre, in Zukunft an des Rittmeiſters Seite zubringen zu muſſen. Ihr Entſchluß ſchien gefaßt, er lautete: „Nie, nie!“ — Allein der Wille ihres Vaters ſprach ja entſchieden dagegen, und ihr Vater liebte ſie innig, das wußte ſie, und ein Kind, das man innig liebt, wird man ja doch nicht abſichtlich zu Grunde richten wollen! — Dieſer Zweifel drängte ſich ihrem edlen Gemüthe zu ungeſtüm auf, als daß ſie ihn geradezu hätte abweiſen können. — „Wolan,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „mein eigenes Herz hab' ich gehört, ich will auch noch die Stimme der Freundſchaft hören!“

Die achtbare Frau des Stadtarztes, eine wackere Hausfrau und zärtliche Mutter, war das einzige Weſen, welchem ſich Adolphine näher angeſchloſſen hatte. In der Angſt ihres Herzens eilte ſie daher zu ihrer guten Amalie, feſt entſchloſſen, ſich unbedingt den Ausſprüchen derſelben zu unterwerfen, indem ſie als gewiß vorausſetzte, daß er mit dem ihres eigenen Herzens harmonieren werde. Mit inniger Offenheit legte ſie das rückhaltsloſe Bekenntniß ihrer Seele ab.

„Und was gedenkſt Du nun zu thun?“ fragte Amalie, nachdem ſie mit großer Aufmerkſamkeit dem Geſtändniſſe zugehört hatte.

„Ich will ledig bleiben!“ verſetzte Adolphine feſt. „Lieber ſterben, als ein Verhältniß eingehen, welches dem Drange des Herzens widerſtrebt!“

Amalie faßte ihre Freundin zutraulich bei der Hand, ſah ihr forſchend in's Auge, und ſprach: „Liebe Freundin, bedenke wol, was Du ſprichſt. Man ſoll auf einen Schritt, der zur Erreichung eines Lebenszweckes führt, nicht ſo leicht verzichten, wie auf eine Einladung zu einem Balle, oder zu einer andern gleichgiltigen Handlung. Du biſt ein Mädchen: Gattin und Mutter zu werden, iſt deine Beſtimmung hienieden. Tauſende, die es wünſchen, können ſie nicht erreichen, Dir führt der eigene Vater den Mann zu, an deſſen Seite Du den Anforderungen des Lebens an Dich entſprechen kannſt; einen Mann, welcher ſeine Fehler und Schwächen hat, wie jeder Menſch, aber einem ehrenvollen Stande angehört, männlichen Sinn mit gereifter Erfahrung verbindet und auch die Mittel beſitzt, um Dich anſtändig zu erhalten. Für ſeinen moraliſchen Werth mag Dir der Umſtand bürgen, daß ihn ein Vater wählte, der in jedem Falle an ſeiner Tochter mehr verliert, als er an ſeinem Eidam gewinnen kann. Er bringt ein Opfer, um Dich zur Frau zu machen, und das thut er ſicherlich nicht ohne Grund. Ich an deiner Stelle ſchlüge ein!

„Aber ich liebe ihn nicht, kenne ihn ja kaum!“ ſchluchzte Adolphine, durch den unerwarteten Rath ihrer Freundin ſchmerzlich überraſcht.

„Vielleicht liebteſt Du ihn, wenn Du ihn näher kennteſt!“ fuhr jene fort. „Ach! Liebe, Liebe, vieldeutiges Wort, und eben in ſeinem unhaltbarſten Sinne am leidenſchaftlichſten geſucht und geprieſen! Und wenn uns nun die Liebe zur Ehe geführt hat, da müſſen wir uns durch manches lange Jahr erſt gewöhnen, es mit einem andern Wort und Gefühle zu vertauſchen, welches beſſer ins Leben paßt. Warum ſollte eine Ehe, die ſchon da beginnt, wohin es Andere erſt bringen müſſen, ſchlechterdings unglücklich ſein? Ich l[illegible]nfzehn Jahre mit meinem Gatten, ich liebe ihn inniger als je, [illegible] iſt mein wahrer Freund; — aber jene ſchwärmeriſche Liebe, welche man faſt ausſchließend zur Bedingung einer glücklichen Ehe macht, iſt längſt vorüber. Hältſt Du es denn für unumgänglich nothwendig, früher zu träumen, um dann zu erwachen? — Ich denke, man könne ja auch wach vom erſten Augenblicke an in ein Verhältniß treten, in welchem Wachſein ſo nöthig iſt. Der Mann, den Dir Dein Vater gewählt, iſt nicht mehr zu jung, deſto ernſter wird er das Leben nehmen; — ein großer Vortheil! Er hat nichts Abſtoßendes in ſeinem Aeußeren: — was braucht es mehr? — Schönheit iſt vergänglich und verführeriſch. Für ſeine Herzensgüte und alles Uebrige iſt, wie geſagt, die Sorgfalt eines Vaters hinreichende Bürgſchaft. Hat er Mängel an ſich, ſo bleibt Dir das befriedigende Bewußtſein vorbehalten, Dir einmal ſagen zu können: „Mein Mann iſt durch mich beſſer geworden!“ — Und heiratet man denn nur, um eine Frau zu ſein? Sieh' her, liebe Adolphine, — hier mein Karl, hier mein Heinrich, dort meine Cöleſtine, — wo wären ſie, wenn ich einſt ſo geſprochen hätte wie Du? — Gleiche Früchte hofft die Welt von Jeder unſeres Geſchlechtes; wie willſt Du es nennen, wenn wir Gelegenheit haben, dieſer Forderung der Welt an unſer Herz zu entſprechen, und wir ſie täuſchen? — Ich möchte es Sünde nennen; wo nicht einen

Raub, doch wenigſtens ein ſträfliches Verſäumniß! — Obwol ich manche trübe Stunde, manchen Tag der Angſt und der Entbehrung verlebt habe, ſo bereue ich es doch nie, geheiratet zu haben! — Die Sache iſt ſo klar, ſo offen, ſo ohne alle Hinderniß, daß ich nicht begreiſe, warum Du zögern ſollteſt. — Wir ſind keine Engel, und haben auch daher keine Anſprüche auf Engel; wir leben auf einer Erde, wo man ſich mit ſeinen Wünſchen ſein beſcheiden muß, wenn man nicht bitter enttäuſcht werden will. Wenn Du von dieſem Geſichtspunkte ausgeheſt, ſo ſehe ich nicht ein, wie Du mit der Wahl Deines Vaters unzufrieden ſein könnteſt: — es wäre denn, daß Du mir nicht Alles geſtanden hätteſt, was Dir auf der Seele liegt.“

Adolphine erröthete; tiefe Bewegung malte ſich in ihrem ſprechenden Auge: allein ihre Zunge ſträubte ſich, ein Geſtändniß zu thun, welches ſie noch keiner ſterblichen Seele gemacht hatte.

„Du biſt vielleicht nicht mehr frei?“ forſchte Amalie, in den Herzenstiefen ihrer Freundin leſend. — „Du liebſt ſchon? Haſt Du ſchon gewählt?“

Adolphine ſank weinend ihrer Freundin um den Hals.

„Hier?“ fragte Amalie.

„Dort!“ — erwiederte Adolphine, gegen Himmel deutend, indem ihr thränenumflortes Auge der Bewegung ihrer Hand nachfolgte.

„Dort?“ wiederholte Amalie überraſcht. „Du haſt alſo ſchon geliebt, und Deine Liebe folgte dem entriſſenen Gegenſtande nach Jenſeits?“

Adolphine nickte ſchweigend, und lag lange ſchluchzend in Amaliens Armen. Erſt nach einer feierlichen Pauſe wechſelſeitiger Rührung geſtand ſie ihrer Freundin Folgendes. — Vor drei Jahren, als noch feindliche Invaſionen die Grenze beunruhigten, und ihr Vater im äußerſten Orte der Provinz ſeine

Krämerei betrieb, gab es Truppendurchzüge ohne Ende. Eine Seltenheit war es, wenn ein Militärkörper länger als einige Tage in der Grenzſtadt lag. Unter die Ausnahmen dieſer Art gehörte der Aufenthalt eines Jäger-Bataillons von der befreundeten Armee des Nachbarlandes, welches mit einem heimiſchen Artillerie-Train einige Monate hindurch die ſtabile Beſatzung des nicht unwichtigen Punktes bildete. Ein Hauptmann des Jäger-Bataillons, welches größtentheils aus Freiwilligen gebildet war und viele Studenten unter ſeinen Führern zählte, war bei Troſchke einquartirt. Das Erſcheinen des jungen, liebenswürdigen Officiers, welcher ebenfalls erſt durch den Drang der neueſten Ereigniſſe bewogen, das Banner der Minerva mit der Fahne des Mars vertauſcht hatte, fiel eben in Adolphinens erſten Lebensfeſtmond, wo ihr erwachendes Gefühl nach Idealen haſchte. Sie ſchien es an dem männlich ſchönen Erneſt Heim, dem muthvollen Vorkämpfer ſeiner patriotiſchen Kriegerſchaar, gefunden zu haben. Kurze Wochen reichten hin, um einen Bund für die Ewigkeit zu knüpfen. Die Macht der erſten Liebe wirkte in zwei Herzen gleich gewaltig, und nach beendigtem Kriege verſprach Erneſt, als der einzige Sohn wolhabender Eltern, ſeiner ſchönen Adolphine, ſie als Braut nach Hauſe zu führen. Damals lebte noch Adolphinens Mutter; ſie wußte allein um dieſe Liebe, für welche Troſchke, in Speculationen aller Art bis über die Ohren vertieft, zu jener Zeit wenig Intereſſe gehabt haben würde. Aber ein Ereigniß der traurigſten Art zerſtörte dieſen innigen Verein. Eines Morgens war der Hauptmann aus ſeinem Zimmer verſchwunden; ein Zettel, den er zurückgelaſſen, meldete, daß er durch das Los beſtimmt worden ſei, die Ehre des Bataillons gegen die kecken Anmaßungen eines gereizten Herausforderers zu vertheidigen. Zugleich enthielt der Zettel die Bitte, was zu geſchehen habe, wenn das Duell mit ſeinem Tode enden ſollte, nebſt einer kurzen, überaus herzlichen Zeile an Adolphine, welche ſeinen Abſchied und den Schwur ewiger Liebe ausſprach. In verzweifelter Angſt erwartete dieſe den Ausgang des Tages. Aber noch war es nicht Mittag, als man den Hauptmann tödtlich verwundet zurückbrachte. Der Stich ſeines Gegners, eines Officiers von dem Corps der Feuerwerker, war ihm durch die Bruſt gegangen; er war wol noch der Sinne, aber nicht der Stimme mehr mächtig. Adolphine ſah ihn verſcheiden; ſein letzter Blick drang ihr unvergeßlich in das Innerſte der Seele.

„Und dieſen Blick,“ ſchloß Adolphine, „kann ich nicht vergeſſen; er band mich feſter, als der lauteſte Schwur. In Erneſt hab' ich mein Ideal gefunden; ich weiß, ich werde keinen Mann je finden, der mir das ſein könnte, was er mir war. Meine Liebe iſt mit ihm geſtorben für dieſe Welt; ſie lebt jenſeits in der Erinnerung an ihn!“

„Wol Dir, liebe Freundin!“ verſetzte Amalie, „Du haſt Deine Jugendliebe, rein und heilig, für alle Zeit bewahrt und geſichert! Sie bleibt als ein abgeſchloſſenes Ganzes, unangetaſtet und unentweiht, ein ſchönes Eigenthum Deiner Seele. So unglücklich Du warſt, ſo beneidenswerth ſtehſt Du in dieſer Beziehung vor Tauſenden, deren erſte Liebe abglimmt und verflackert, wie Kerzenlicht, oder durch nachfolgende Enttäuſchungen getrübt und ihres ätheriſchen Lichtglanzes beraubt wird. Du haſt in der Erinnerung an den Verklärten einen Troſt für alle Fälle des Lebens, ein Aſyl in Leiden, einen Stern in jeder Nacht. Aber um ſo ſträflicher wär' es dem Leben ganz entſagen, jede Anforderung der Welt an Dich zurückweiſen, jede Pflicht von Dir abſchütteln zu wollen. Was Du Deinen Erneſt warſt, iſt übertragen auf ein anderes Gebiet, auf das Gebiet geiſtiger Erhebung; er iſt der Schutzgeiſt, der Dich hiernieden umſchweben wird, wo Du weileſt; — was er Dir im Leben hätte werden können, hat er durch ſeinen Tod auf Jenen vererbt, der beſtimmt iſt, Dein Gatte zu werden, der durch Deines Vaters Mund Dir angezeigt iſt. Darum, Adolphine, rath' ich Dir nochmals, ſchlag' ein! Der Schatten Deines verblichenen Erneſt wird Dir gewiß nicht zürnen, wenn Du ihm beweiſeſt, wie ſchön Du die Rolle des Schauſpieles zu Ende führen kannſt, deſſen Vorſpiel Du mit ihm durchlebteſt!"

Lange ſträubte ſich Adolphine gegen Amaliens Vorſtellungen; aber dieſe war zu ſehr Meiſterin des Wortes, um ein ſo ſchwärmeriſches Gemüth nicht gänzlich zu bewältigen.

Adolphinens Worte, als ſie kam, waren: „Nie, nie! Lieber ſterben, als heirathen!" — Als ſie ging, umarmte ſie ihre Freundin mit dem Ausrufe: „Da haſt Du mein Wort, Amalie, — der Rittmeiſter wird mein Gatte; — aber Du haſt es auf Deinem Gewiſſen!"

Amalie war in ihrer Ehe als Gattin und Mutter zu glücklich, um zu fürchten, daß ein braves Mädchen als Gattin und Mutter unglücklich werden könnte.

### 3.

Vierzehn Tage nach dieſer Unterredung läuteten eines Abends die Glocken des Pfarrthurmes zur Trauung. So wenig man es auch darauf abgeſehen hatte, ſo war doch die Kirche gedrängt voll, denn Alles nahm an der ſchönen braven Braut innigen Antheil, und vielleicht hatte ſich mancher junge Mann, der jetzt einen unbemerkten Zuſeher abgab, vor Kurzem noch mit der Hoffnung geſchmeichelt, einmal an der Stelle zu ſtehen, welche jetzt der Rittmeiſter im ſtolzen Bewußtſein des errungenen Sieges einnahm.

Einfach und anſpruchlos, in nettem, weißen Kleide, eine weiße Roſe in ihren dunklen Locken, ſchritt Adolphine an der

Seite ihres Bräutigams durch das Spalier der Neugierigen. Manche wollten behaupten, daß ſie eher einem Schlachtopfer gliche, als einer Braut: denn nur Wenige waren der Meinung, daß ſie ſich als Gattin des Rittmeiſters glücklich fühlen würde. Ihr Blick war ernſt und ruhig, allein es war mehr die gleichgiltige Ruhe entſchiedener Reſignation, als jene ungetrübte heitere Spiegelung erfüllter Sehnſucht, welche über das Antlitz glücklicher Bräute ſolch' einen ätheriſchen Schimmer haucht. Wie ein Werkzeug fremder Willkür ließ ſie Alles mit ſich geſchehen, was die Ceremonie erforderte. Sie verrieth weder eine Spur von Freude, noch von Leid, und ſelbſt das Jawort, dieſe verhängnißvolle Silbe, welcher das Ohr aller Neugierigen, als einem trugloſen Prognoſticum der Zukunft, mit reger Spannung lauſcht, klang weder raſch, in ungeduldiger Freude ſich überſtürzend, noch weinerlich zitternd vor banger Ahnung, ſondern deutlich und beſtimmt, wie der Ausdruck der beſonnenſten Ueberlegung. Nur der Blick ſchien der Scene untreu und blieb, während des ganzen Trauungsactes, ſtarr zur Gottesmutter emporgeheftet, welche von dem Altarblatte lächelnd auf die Geopferte herabſah.

So ruhig aber die Tochter blieb, ſo bewegt geberdete ſich der Vater. Aus dem ſeligſten Lachen in das lauteſte Schluchzen der Rührung überſpringend, ſtreifte er mehr als einmal ans Lächerliche, und machte endlich nach vollzogener Feierlichkeit ſeinem Entzücken mit dem wiederholten Ausrufe: „Sie iſt verſorgt, ſie iſt verſorgt!“ in verſchwenderiſchen Küſſen und Umarmungen Luft.

Der Rittmeiſter war in Bezug auf das weibliche Geſchlecht kein Neuling. Er mochte es daher gar wol eingeſehen haben, daß ihn Adolphine nicht aus Liebe heirate, ſondern nur, weil es ihr Vater wünſchte, und weil ſie eben nichts gegen die Perſon ihres Bräutigams einwenden konnte. Er begnügte ſich vor der

Hand mit dieſer negativen Haltung, und gedachte ſich durch nachgiebige Aufmerkſamkeit gerechte Anſprüche auf eine gleiche Begegnung von Seite ſeiner Gattin zu begründen. Ohne daher mit ungeſtümer Zudringlichkeit gleich im erſten Augenblicke Alles geltend machen zu wollen, was der Ehering in ſeinem goldenen Reifen einſchließt, ließ er ſie ohne Widerrede gewähren, um ſie nach und nach an ihren Stand zu gewöhnen. Der günſtige Eindruck konnte nicht fehlen. — Adolphine, welche in des Rittmeiſters Wohnung mit dem Gefühle einer Sklavin einzog, die das Harem ihres neuen Herrn betritt, erkannte dieſe zarte Schonung ihrer Freiheit mit Dank an und erwiderte ſie mit Beweiſen herzlicher Achtung. Als der Rittmeiſter ſah, daß die Behandlung wirke, ſetzte er ſie mit lobenswerther Geduld fort, und dachte ſich: „Die Weiber muß man ſelbſt kommen laſſen. Sie gewähren uns nach und nach Alles, was wir wollen, wenn wir nur thun, als ob uns nichts daran läge. Ein Fabius manöverirt gegen ſie wirkſamer, als ein Hannibal!“

Wenn ihm etwas an ihr unangenehm auffiel, ſo war es ihr momentanes Verſinken in ſich ſelbſt, ein unerklärbarer Tiefſinn, der oft in völlige Verlorenheit überging. — „Dagegen hilft nur Zerſtreuung, — und eine Reiſe zerſtreut am beſten!“ — Er machte ihr daher den Vorſchlag, mit ihm einen Ausflug zu ſeinen Verwandten zu unternehmen, welchen er ohnehin verſprochen habe ſeine liebe junge Frau ihnen vorzuſtellen. Es war das erſte Mal, daß ſie ſich auf länger von ihrem Vater trennen ſollte; es war aber auch das erſte Mal, daß ſie ihr Gatte um etwas bat. Er hatte ihr in ſo vielen Dingen bis jetzt nachgegeben; das Gefühl der Billigkeit forderte es von ihr, dieſes Opfer zu bringen, ſo ſchwer es ihr auch ankäme. Starinſky ſtellte ſich entzückt über Adolphinens Einwilligung, und in wenigen Tagen darauf rollte der Reiſewagen über die Grenze der Nachbarprovinz.

Bei des Rittmeiſters Verwandten fand Adolphine eine überaus herzliche Aufnahme, welche ganz geeignet war, ſie heiterer zu ſtimmen. Unterhaltungen, Spazierfahrten, Beſuche in der Reſidenz, wo Schauſpiel, Oper, militäriſche Aufzüge und Merkwürdigkeiten aller Art die Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, wechſelten mit häuslichen Feſten und traulichen Familien-Cirkeln, und jenes herzliche Sichgehen laſſen, jene ungezwungene Behaglichkeit, welcher ſich jeder Menſch im Schoße der Heimat und im Kreiſe der Seinigen rückhaltloſer hingibt, ließen Adolphinen auch an ihrem Gatten manchen Zug entdecken, der ſie ihm geneigter machte und näher rückte, als es ſonſt vielleicht in Monaten geſchehen wäre. Sie fing allmälig an, ſich in ihr Verhältniß leichter und zwangloſer zu finden, und geſtand ſich mehr als einmal ſelbſt, daß ſie es denn doch nicht ſo ſchlimm getroffen habe, als ſie fürchtete. Nur wenn an manchem ſtillen Abende ſich das Bild des armen Erneſt vor ihre Seele drängte, da ſtieg es ihr heiß in die Wangen und unruhiger rang ſie dann mit dem quälenden Zweifel, ob es Untreue gegen ihren Gatten ſei, wenn ſie an Erneſt denke, oder Frevel an Erneſt's Schatten, wenn ſie jenem hielte, was ſie ihm doch vor dem Altare zugelobt. Nur die Erinnerung an Amaliens Reden konnte ſie dann beſchwichtigen, und das Pflichtgefühl zu jener Stärke ſteigern, mit welcher es in einem unverdorbenen Herzen den Sieg über alle andern Empfindungen davonzutragen im Stande iſt.

Adolphinens Rückkehr verurſachte ſowol ihrem Vater, als Amalien die innigſte Freude. Sie fanden ſie viel heiterer, viel lebhafter, viel zufriedener, als vor ihrer Abreiſe, und wenn Droſchke nun um ſo freudiger ſich ſchmeichelte, ſeine Tochter gut verſorgt zu haben, ſo fühlte ſich Amalie getröſtet durch das Bewußtſein, daß ſie ihrer Freundin wenigſtens nicht allzu übel gerathen. Der nächſte Sonntag wurde dazu beſtimmt, durch ein kleines Feſtmahl im Freien mit guten Freunden und Bekannten die Zurückkunft des Ehepaares herzlich zu feiern.

### 4.

Auf einem ſchattigen Hügel vor der Stadt war der Tiſch gedeckt, an welchem ſich Droſchke mit Adolphinen, deren Gatte, und einer gewählten Anzahl frohgeſtimmter Herren und Frauen ungezwungener Heiterkeit hingab. Im üppigſten Schmucke des Frühlings dehnte ſich die Ebene mit ihren Saatfeldern, Dörfern, Wäldchen und Gehöften bis an den Fuß der nördlichen Hügelreihen hin, über welche das Hochgebirge, vom Höhenrauche des Mittags bläulich umduftet, in undeutlichen Umriſſen hereinragte. In hundert und abermal hundert Krümmungen wand ſich das bläuliche Flüßchen von dem weſtlichen Fichtengehölze her über die buntgeſchachte Fläche des Thales. Seinen Windungen bald ſich nähernd, bald ſie fliehend, lief die Heerſtraße wie ein braunes, ſtraffgezogenes Band dem fernen Süden zu. Ein erquickliches Lüftchen wehte bisweilen durch die ſäuſelnden Buchenwipfel, die der Geſellſchaft zum grünen Schirmdache dienten, und lüſtern äugelte der Sonnenſtrahl durch das bewegte Laub auf die Kryſtallflaſchen herab, deren würziger Inhalt bald dazu dienen ſollte, die Zungen der Männer geſprächiger zu machen, als ſie bis nun ſchon waren. Droſchke war in ſeinem Seelenvergnügen, und blickte auf ſein Töchterlein, welches zwiſchen einem Kameraden Starinſky's und Amalien ſaß, oft ſo zärtlich hinüber, als ob er ſeinen Tiſchnachbar, den Rittmeiſter, zum Wettſtreite auffordern wollte. Aber je luſtiger die Tiſchgeſellſchaft wurde, deſto ſinnender blickte Adolphine vor ſich hin, und Amalie hatte viele Mühe, ihrer Freundin Theilnahme an einem Vergnügen einzuflößen, wofür ſie von jeher nur wenig Intereſſe zeigte.

Erſt mehrmaliger Aufforderung, über Dieſes oder Jenes, was ſie auf ihrer Reiſe geſehen, ſich zu äußern, gab ſie endlich nach, und entfaltete, einmal ins Geſpräch verflochten, eine ſolche Fülle gemüthlicher Züge und treffender Bemerkungen, daß Starinſky ſelbſt geſtehen mußte, es ſei gar Vieles von dem, was er jetzt höre, ſpurlos an ihm vorübergegangen.

Das Thema war nun gegeben und wurde im mannigfaltigſten Wechſel durchgeführt. Reiſeabenteuer aller Art kamen an die Reihe, und da mehrere Herren vom Militärſtande an der Tafel ſaßen, ſo ſprang das Geſpräch gar bald vom Reiſen aufs Marſchiren und vom Gebiete des Friedens auf das des Krieges über. Gleichzeitig ging es auch an die Toaſte, und je öfter die Gläſer klangen und je lauter die auf Ordre der Herren Officiere herbei gekommene Bataillonsbande ihre lieblichen Tonſtücke anſtimmte, deſto lebhafter wurde erzählt und geſchildert und mitunter auch — extemporirt.

Adolphine war indeß wieder in ſich ſelbſt zurückgeſunken, und gab ihrer Nachbarin, der es nicht entging, nur halbe, wol gar ironiſche Antworten, womit ſie nicht verwunden, ſondern einem verwandten Herzen nur andeuten wollte, wie ſehr ſie ſelbſt verwundet ſei. Den übrigen Gäſten fiel es weniger auf, da jetzt die militäriſche Partei die Oberhand in der Converſation behauptete, und Vater Droſchke meinte, ſeine Tochter horche der Muſik ſo aufmerkſam zu, für welche ſie immer eine beſondere Vorliebe hatte. Das war wol auch der Fall, aber was für Empfindungen mit den Klängen in Adolphinens Herz einzogen, wie mancher Ton durch alle ihre Nerven ſchmerzlich nachzitterte, davon hatte vielleicht Niemand außer Amalien eine Ahnung.

Eben wurde wieder ein luſtiges Jägerſtückchen aufgeſpielt, in welchem die Waldhörner die Hauptſtimme führten, als dem

Rittmeiſter, dem der Champagner ſchon ziemlich feurig aus den Augen leuchtete, eine Erinnerung zündend durch den Kopf zu fliegen ſchien. Adolphine bildete ihm gegenüber den völligen Contraſt. Regungslos und ſtarr ſaß ſie, als ob die Töne der Melodie ſie ganz umſtrickt und gefeſſelt hätten, während Starinſky einen kräftigen Schluck that und ſich den Schnurrbart ſtrich, was ſo viel hieß, als daß er das Wort verlange.

„Kameraden,“ begann er, „weil wir denn eben ſo fröhlich beiſammen ſitzen, ſo muß ich Euch doch auch etwas aus meinem Leben zum Beſten geben, was ich nicht nur Euch, ſondern auch meinem wackern Herrn Schwiegerpapa und meiner herzliebſten Adolphine längſt ſchon ſchuldig war.“

„Heraus damit!“ ſcholl es aus dem Munde aller Männer, indeß Amalie Miene machte, als ob ſie etwas für weibliche Ohren Unliebſames befürchtete.

„Nu, nu,“ rief der Rittmeiſter, — „es iſt nicht ſo, wie die Gnädige vielleicht glaubt! Freilich iſts kein Kinderſcherz, — aber ich meine, deutſchen Frauen bringt's keine Unehre zu hören, daß deutſchen Männern das Herz auf dem rechten Flecke ſitzt!“

Adolphine zuckte unwillkürlich zuſammen. Gerne wäre ſie aufgeſtanden, um ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen; allein ein Blick auf Starinſky's erhitztes Antlitz benahm ihr wieder alle Kraft, etwas zu wagen, was ihr vielleicht in dieſem Augenblicke das erſte rauhe Wort hätte zuziehen können.

„Ich bin Euch noch Allen den Bericht ſchuldig,“ fuhr Starinſky fort, „wie ich denn eigentlich zu meiner dermaligen Charge gekommen bin. Ich habe die Sache immer als eine Art von Geheimniß betrachtet, aber da ich hier unter guten Freunden bin, welche ſie nehmen werden, wie ſie zu nehmen iſt, ſo glaub' ich frei von der Leber ſprechen zu können. Vor kaum vier Jahren war ich noch an der Militärſchule der Hauptſtadt als Fechtmeiſter placirt. Mein Fach verſtand ich wie Keiner weit und breit, und wer aus meiner Schule hervorging, hatte keinen wackern Gegner zu ſcheuen. Das Arcanum meiner Kunſt beſtand, außer all' den gewöhnlichen Handgriffen und Fertigkeiten, namentlich in dem Studium des menſchlichen Auges. Nur den Blick meines Widerparts brauchte ich zu fixiren, und ich wußte genau, wohin ſein nächſter Stoß oder Hieb berechnet war, während ich ihn theils durch meine Ruhe, theils durch kühne Ausfälle decontenancirte und unfehlbar — desarmirte, wenn ihm nichts Aergeres widerfuhr. Der Ruf meiner Schüler, welche gewöhnlich die beſten Raufer ihres Corps wurden, verſchaffte mir ein ausgebreitetes Renommée. Gewiß Jeder meiner jetzigen Kameraden wird von dem Meiſter Furioſo gehört haben, unter welchem Namen ich damals in der Armee beſſer bekannt war, als unter meinem wahren Namen. Als der Krieg ausbrach, gab es vollauf zu thun. Alles wollte ſich von mir hieb- und ſtichfeſt machen laſſen, um dem Feinde kühn die Stirne bieten zu können. Uebrigens ſtand ich damals noch beſcheiden im Hintergrunde, und ſchickte nur meine Schüler in die Welt hinaus, welche rechts und links die glatten Mutterſöhnchen zeichneten, daß ihnen die Geſichter aus dem Leime gingen. Um dieſe Zeit war's, wo in den Grenzorten Truppen verſchiedener Nationen, welche mit uns alliirt waren, zuſammen garniſonirten. Da gab es denn gar manche Reibung. Jeder wollte ſeine Nationalität auf Koſten der Uebrigen geltend machen, und ſo war's denn kein Wunder, daß oft mancher arme Teufel das Bad ausgießen mußte. So lag denn auch in einer dieſer Ortſchaften durch längere Zeit ein Artillerie-Train, welchem ein Bataillon Freiwilliger aus dem uns verbündeten Nachbarſtaate zur Verſtärkung beigegeben wurde. Dieſe beiden Truppenkörper wollten durchaus nicht zuſammenſehen. Unſere Bombardiers, tüchtig gebildete, ruhige Männer, von mehr

Studium, als Agilität, bedienten ihre Geſchütze, daß es eine Freude war, führten aber ihre Degen mehr zur Zierde, als zum Gebrauch, und bildeten eine geſchloſſene Geſellſchaft, welche ſich um die Uebrigen wenig kümmerte. Die fremden Jäger hingegen, blutjunge Feuerteufel, welche kaum den Hörſälen der Univerſität entſchlüpft, ihre Hieber eben mit dem Säbel vertauſcht hatten, und nun vor Uebermuth nicht wo aus, wo ein wußten, ärgerten ſich gar gewaltig über unſere geſetzten Herren, und ſpöttelten und neckten ſie, wann und wo ſie konnten. Trotz aller Mäßigung von Seite der Unſrigen kam's nur allzubald zu ärgerlichen Auftritten, welche mehrere Herausforderungen zur Folge hatten. Daß die Unſrigen dabei im Nachtheile blieben, iſt natürlich; ſie waren an etwas Ernſteres gewöhnt, als an renommiſtiſche Fuchteleien. Ein paar tüchtige Officiere kamen mit bedeutenden Schmarren davon. Einer, ein Familienvater, nebſtdem ein trefflicher Mann vom Fache, blieb auf dem Platze. Die jungen Raufbolde wurden dadurch nur kühner, und erlaubten ſich die empörendſten Inſolenzen. Da wendeten ſich die Officiere des ſchwer gekränkten Corps unmittelbar an den Commandanten, und eine Liſt gab der ganzen Sache eine andere Wendung. Der Commandant, der mich wol kannte und mir in dieſem Punkte viel zutraute, ſchrieb mir zu und machte mir den Antrag: „Ob ich nicht die Ehre jenes Corps retten, und wenn es mir gelänge, eine Lieutenantsſtelle in einem beliebigen Truppenkörper als Lohn für meine Dienſte annehmen wolle.“ — Das war mir ein gefundener Handel. Ich ſage ihm vorläufig zu, mache mich eilends auf den Weg, komme bei Nacht und Nebel an, und ſitze bereits am nächſten Mittag, verkappt in die Uniform eines Bombardiers, an der table d'hôte ſo breit und keck, als ob ich mein Lebtag nichts Anderes geweſen wäre. Schon am Abende des erſten Tages gab es einen kleinen Auftritt; allein der ausländiſche Zungenfechter, auf den es abgeſehen war, befand es für gut, das Feld zu räumen, eh' ich mit dem ſchweren Geſchütz anrückte. Die Sturmglocke mochte er gewaltig gezogen haben, denn des andern Tages wimmelte an den Nebentiſchen Alles von grünen Herrchen, welche ſo trotzige Reden führten, als ob ſie die ganze Welt par force jagen wollten. Mir juckte und zuckte es in den Fingern, daß ich mehr als einmal nach der Klinge fuhr, aber meine Quasi-Kameraden wollten nicht der angreifende Theil ſein, und hielten mich gewaltſam zurück. Das kitzelte die Herren neben an zur Uebergebühr, und von Seitenblicken kam es zu Stichreden, von Stichreden zu Anſpielungen, bis endlich ein zwanzigjähriger Enkel Teuts, welcher vielleicht kaum vor einigen Monaten aus dem Flausrocke gekrochen war, ſich ganz breit und vierſchrötig auf einen Stuhl neben uns hinwarf, und den vor ihm liegenden Degen eines unſerer Officiere, mit den Worten: „Weg mit der Nadel da!“ unſanft bei Seite ſchob.

„Die Nadel bleibt da!“ ſchrie ich auf, und ſchob den Degen auf ſeine vorige Stelle zurück. — „Es könnte noch eine Fliege zu ſpießen geben! —“

„Seht mal! Das iſt doch gar zu drollig!“ ſcholl es unter wildem, ungeberdigen Gelächter durcheinander.

„Wenn's beliebt, ſo können es die Herren noch drolliger haben!“ rief ich drohend. „Unſer Spiel iſt ohnedieß noch nicht im Reinen; vielleicht ſchlägt dießmal unſere Karte!“

„Va banque!“ ſpöttelte der Keckſte unter ihnen. „Es gilt, gilt!“ lärmten Alle zuſammen, als ob ſie uns ſammt Haut und Haaren freſſen wollten.

„Wie's beliebt, meine Herren!“ entgegnete ich. „Wollen Sie mir ein Jeder einzeln die Ehre geben, oder wollen Sie lieber Ihren beſten Mann ſtellen, — mir iſt es gleich! Aber das ſag' ich Ihnen, daß wir uns nicht eher wieder in dieſer Stube finden, als bis Sie uns eingeſtehen, daß auch wir den Degen zu führen wiſſen!“

Mit dieſen Worten ſtand ich auf; alle meine Scheinkameraden folgten mir; ruhig ſchnallten wir unſere Degen um und verließen das Zimmer und die ſtaunenden Großſprecher, welche nun wahrſcheinlich gar furchtbar erbittert die Köpfe zuſammenſteckten und Rath hielten.

Ich ſchlief ganz ruhig; denn ich war meiner Sache gewiß. Am andern Morgen weckte mich mein Burſche und übergab mir einen Zettel mit dem Bedeuten, daß es Eile damit habe. Er enthielt die Antwort auf meine Herausforderung. — „Um 6 Uhr werden Sie im Eichenwäldchen Ihren Gegner finden. Es gilt die Ehre des Degens. Wir ſcheuen keine Zeugen.“ — Unterſchrieben war das ſämmtliche Officierscorps des fremden Jägerbataillons. Ich ſprang in aller Haſt aus dem Bette, ließ in der Eile unſere Officire zuſammenholen, und ſchnallte meinen Degen in der vollen Ueberzeugung um, daß ich es mit all' den Eiſenfreſſern der Reihe nach zu thun haben würde. Aber ſei es, daß ſie geloſt oder daß ſie die ganze Sache ihrem anerkannt beſten Fechter übertragen hatten, kurz, ich fand, als ich auf den Platz kam, nur einen einzigen Gegner, welcher für die übrigen Anweſenden den Gang thun zu wollen erklärte. Mich dauerte faſt der junge, hübſche Mann, welcher nicht ganz unbefangen ſchien, und daher um ſo gewiſſer ein Opfer des gefährlichen Spieles zu werden verſprach. Die Stellung wurde genommen; erblaſſend bis ins Innerſte trat der bildſchöne Junge mir gegenüber. Als aber die Degen klirrten und Aller Augen auf unſere Klingen gerichtet waren, da wuchs er plötzlich empor, rollte ganz wild die Augen, als ob ihm die Courage mit einem Male in die Glieder gefahren wäre, und drang ſo wüthend auf mich ein, daß ich in der That Mühe hatte mich zu decken. Allein eben in ſeinem übertriebenen Feuer gab er manche Blößen, die ich anfangs nicht benützte, um ihn irre zu führen. Mein Auge ſcheinbar gegen ſeine Kehle richtend, auf die er es daher zunächſt abgeſehen wähnte, erwartete ich nur den Augenblick, wo er bei einem Ausfalle die Bruſt bloß gäbe. Meine Berechnung war gut, der hitzige Neuling ging dem Meiſter Furioſo in die Falle. Eben glaubte er mich kalt zu machen, als er, wie eine Leipziger Lerche geſpießt, auf meiner Nadel ſtak. Der Stich war ihm durch die Bruſt gegangen, nach wenigen Stunden ging er zu unſerem getödteten Kameraden hinüber, um ihm zu ſagen, wie die Herren von der Kanone die Ehre des Degens gerächt hatten. Von dieſer Zeit an ließen uns die jungen Raufbolde Ruhe, und bald darauf marſchirten wir vereint der Schlacht entgegen. Der Commandant hielt getreulich Wort; als Lieutenant einrangirt, zog ich aus, nach der erſten Schlacht war ich Capitän, und ein Jahr darauf trat ich in Folge eines vortheilhaften Tauſches zu der Huſaren-Escadron über, welche ich bald als Chef zu commandiren gedenke.

Starinſky hatte geendet und Alles wünſchte ihm Glück zu ſeiner glänzenden Carriere, als plötzlich ein Schreckensruf Amaliens die Aufmerkſamkeit unterbrach, mit welcher man bisher des Rittmeiſters Berichte gefolgt war. Adolphine lag ohnmächtig in den Armen ihrer Freundin.

„Um Gotteswillen, was haben Sie gemacht?“ rief Amalie, welche die Fortſetzung einer Erzählung, deren Beginn ſie ſchon mit der ängſtlichen Beſorgniß vernommen, nicht mehr zu hindern vermocht hatte. Adolphine gewann mit jedem Worte, das aus dem Munde ihres Gatten kam, die volle Gewißheit, daß er der Mörder ihres unvergeßlichen Erneſt Heim war. In höchſter Aufregung, mit athemloſer Spannung lauſchte ſie ſeinen Reden, bis bei der traurigen Kataſtrophe ihre ganze Kraft mit einem

Male zuſammenbrach, und ſie leblos, wie eine geknickte Blume, zurückſank.

„Herr Schwiegerſohn,“ ſtotterte Droſchke, ſeiner Tochter beiſpringend, „das iſt eine fatale Geſchichte! Wir haben vergeſſen, daß wir's mit zarten Nerven zu thun haben!“

„Wird ſich geben!“ entgegnete Starinſky, ebenfalls mit Adolphinen beſchäftigt, „als Frau eines Kriegers muß ſie ſich an dergleichen Abenteuer gewöhnen!“

„Ach! Sie verſtehen ſie Alle nicht!“ ſeufzte Amalie und ſuchte die Leichenblaſſe durch ſtärkende Mittel zur Beſinnung zurückzubringen. „Gehen Sie, gehen Sie,“ ſprach ſie zu dem Rittmeiſter, „laſſen Sie mich mit ihr allein. In ſolchen Fällen wiſſen wir Frauen beſſer, was frommt!“

„Was?“ verſetzte Starinſky mit einiger Heftigkeit, welche die Wirkungen des Champagners zu verrathen ſchien. „Ich ſollte meine Frau verlaſſen, wenn ſie der Hilfe bedarf? — Potz Blitz, ſo wenig als meine Standarte!“

Mit dieſen Worten faßte er ſie ganz kräftig um die Mitte und hob ſie vom Stuhle auf, um ſie in das nahe Gartenhaus zu tragen.

Adolphine öffnete langſam die Augen, aber ein lauter Schrei des Entſetzens entfuhr ihren Lippen, als ſie ihres Gatten Blicken begegnete und ſich von ſeinen Armen umſchlungen fühlte. — „Fort, fort!“ ächzte ſie mit ſterbender Stimme und verfiel in einen Starrkrampf, der ihr zum zweiten Male Wärme und Beſinnung raubte.

Das fröhliche Feſtmahl endigte mit einer Scene allgemeiner Beſtürzung. Trotz aller angewendeten Verſuche war Adolphine nicht zu erwecken. Zum Glücke war Amaliens Gatte, der Stadtarzt, auch mit an der Tafel; allein ſelbſt dieſer konnte dem beſorgten Vater keine andere Beruhigung gewähren, als daß eben nichts verſäumt worden ſei. Uebrigens ſchüttelte er bedächtig den Kopf und erklärte den Zuſtand für ſo bedenklich, daß es durchaus unzuläſſig wäre, ſie in die Stadt zu bringen. Nur auf ſein Zureden entfernte ſich der Rittmeiſter, und auch die übrige Geſellſchaft zerſtreute ſich, um der Erkrankten die nöthige Ruhe zu gönnen.

## 5.

Erſt ſpät in der Nacht kam Adolphine zu ſich. Ihre Nerven waren ſo ſehr angegriffen, daß eine ſchwere Krankheit zu befürchten ſtand. Am frühen Morgen wurde ſie in einer Sänfte in die Stadt zurückgebracht.

Jetzt ließ ſich Starinſky durch die Vorſtellungen des Arztes nicht länger abhalten, an Adolphinens Lager zu treten. Die Wirkung ſeines Erſcheinens war die nämliche, wie geſtern. Wie Eſpenlaub zitterte ſie am ganzen Leibe, ſchlug die Hände krampfhaft vor's Geſicht, und erwiderte die Frage ihres Gatten, wie ſie ſich fühle, mit einem noch ängſtlicheren: „Zurück, zurück!“

Weder Amalie, noch ihr Gemahl, welchem ſie das Geheimniß der Unglücklichen mitgetheilt hatte, wollten ſchon jetzt, wo noch nicht alle Hoffnung aufzugeben war, den ſonderbar Ergriffenen von dem Grunde dieſer ihm unerklärlichen Erſcheinung unterrichten. — „Wenn ſich das Uebel wieder gibt, dachten ſie, ſo iſt es ja zur Erhaltung des häuslichen Friedens unumgänglich nothwendig, Adolphinens Seelenleid einem Gatten geheim zu halten, welcher weder Bildung, noch Gefühl genug beſäße, um ſolch' ein tiefgewurzeltes Wehe ſchonend zu entſchuldigen. Sollte ſie aber — was leider nur zu wahrſcheinlich war — dem Ueberreiz ihres Nervenſyſtems erliegen, wozu ein Geheimniß profaniren, in welchem die Unglückliche den einzigen Troſt für ein zerſtörtes Daſein fand?“ — Starinſky und Droſchke wurden daher mit der Erklärung hingehalten, daß in Adolphinens Organismus lange ſchon eine Störung vorbereitet geweſen ſein müſſe, zu deren Ausbruch zufällig jene grelle Schilderung Anlaß gab, worüber man ſich jedoch damit vertröſten könne, daß wahrſcheinlich jedes andere ähnliche Begebniß, etwa ein Unglücksfall auf offener Straße, oder ein Leichenzug, oder eine ergreifende Lectüre u. dgl. eine gleiche Wirkung gehabt haben würde. Der Rittmeiſter ließ ſich bald überreden, und wußte ſich auch im Kreiſe ſeiner Kameraden bei Wein und Kartenſpiel möglichſt zu beruhigen. Aber Vater Droſchke fand keine Ruhe; faſt ſtündlich eilte er zu ſeiner kranken Tochter, und belauſchte jeden Athemzug der Dahinſiechenden und erinnerte ſich wol mehr als hundertmal mit immer lauterer Selbſtanklage an ſeinen voreiligen Jubelruf: „Sie iſt verſorgt, ſie iſt verſorgt!“

Am meiſten litt Amalie, welche ſich den Vorwurf, zu einer ſo unglücklichen Verbindung gerathen zu haben, mit jedem Beſuche ſchmerzlicher erneuern mußte. Selbſt von ihrem eigenen Gatten fand ſie ſich dießfalls wenig beſchwichtigt, denn er konnte es nicht verhehlen, daß an des Rittmeiſters Seite für Adolphinen keine Geneſung möglich ſei.

Nach wiederholten Anfällen, welche in der höchſten Potenz nahe an Wahnſinn gränzten, verfiel die Unglückliche in ein deutlich ausgeſprochenes Nervenfieber, welches von dem Arzte für höchſt bedenklich erklärt wurde. Amalie fürchtete nun mehr als je, daß die Kranke in den Phantaſien ihrer Fieberhitze an ſich ſelbſt zur Verrätherin werden und ihrem Gatten, den man nun nicht länger fern halten konnte, einen offenen Blick in ihr unbewachtes Innere gönnen würde; allein wunderbarer Weiſe blieb ſie ſich ſelbſt in dieſem Zuſtande getreu, und äußerte wol unverholen ihren Abſcheu gegen Erneſt's Mörder, ohne jedoch im geringſten den Grund davon ahnen zu laſſen. Droſchke war in

Verzweiflung, und bat ſeinen Eidam dringend, Adelphinens Ruhe nicht mehr zu ſtören. Immer ſchwächer wurde die Leidende: ihre Züge veränderten ſich auffallend, und eben als der Arzt ſie für unrettbar verloren erklärte, äußerte ſie zum erſten Male wieder, daß ſie ſich ganz wol fühle, und nun keine Schmerzen mehr empfinde. Eine überirdiſche Ruhe ſchien über ihr blaſſes, eingefallenes Antlitz ausgegoſſen, als ſie eines Tages nach Amalien verlangte, um ihr, wie ſie ſagte, etwas Wichtiges mitzutheilen.

Nur ungern ließ der Arzt ſeine Frau zu ihr, da er nicht nur die Krankheit ſelbſt für anſteckend erklären mußte, ſondern Amalien ſo ſehr angegriffen ſah, daß er nicht wenig Grund hatte, für die Mutter ſeiner Kinder auch in geiſtiger Hinſicht beſorgt zu ſein. Allein dem Wunſche der Todtkranken konnte er dieſe, vielleicht letzte Bitte nicht abſchlagen.

Als Amalie kam, und hingeriſſen vom Gefühle, ihre Freundin umarmen wollte, winkte ihr dieſe fern zu bleiben und ſprach mit leiſer Stimme: „Tritt nicht näher, liebe, einzige Vertraute meines Herzens! Auf meiner Zunge ſitzt der Tod. Ich wollte Dich nur bitten, daß Du Dir meinetwegen keinen Vorwurf machſt! Ich danke Dir vielmehr, danke Dir innig; denn ich fühle es klar, nur auf dieſem Wege konnte ich eher dahin kommen, wohin ich mich ſehne. Schon winkt mir ein bekanntes Antlitz; — ich komme, Erneſt, — ich komme! Lebe wol, Amalie! Tröſte meinen Vater, und ſag' ihm: Jetzt erſt iſt ſeine Tochter — verſorgt!"

Es waren ihre letzten Worte. In einer Stunde darauf, während ſie, ruhig lächelnd, mit emporgeſchlagenen Augen dalag, — war ſie nicht mehr. —

„Ihr unglückliches Duell hat Ihnen Ihre Frau gekoſtet!" rief Amalie mit ſchneidender Ironie dem Rittmeiſter zu, welcher mit mehr Rührung, als man ihm zugetraut hätte, an das Lager der Verklärten trat.

„Weiß Gott!“ ſchwor er, ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchend, „ich duellire nicht mehr in meinem Leben. Der junge Jäger muß mir's angethan haben!“

Troſchke ſtand vernichtet, und fand weder Worte noch Thränen, aber ſeinen ſtarren Mienen merkte man es an, daß der Tod ſeiner Adolphine auch ihm das Herz gebrochen habe.

Amalie aber gelobte es ſich ſtillſchweigend in die Hände ihrer verklärten Freundin, nie mehr zu einer Verbindung zu rathen, wobei ein Herz ſich Zwang anthun ſoll.

Die ganze Stadt ſprach theilnehmend von dem unglücklichen Schickſale des liebenswürdigen Geſchöpfes, deſſen ſie ſich ſeit Langem zu rühmen hatte; aber Niemand als der Arzt und ſeine Frau wußten um den eigentlichen Grund dieſes betrübenden Ereigniſſes. Sie bewahrten das Geheimniß, das ohnedies Niemanden zur Beruhigung dienen konnte, getreulich, bis durch deſſen Enthüllung Niemand mehr zu kränken war. Doch dieſer Zeitpunkt trat gar bald ein, denn der Rittmeiſter ging, ehe er noch zum Escadrons-Chef vorrückte, in Penſion, und überſiedelte in eine andere Provinz. Troſchke aber lag ſchon im nächſten Jahre auf dem Friedhofe neben ſeiner Tochter, welcher er einen einfachen Grabſtein hatte ſetzen laſſen, worauf als Inſchrift der Ausdruck ſeines voreiligen Jubels eingegraben war, nämlich die drei Worte: „Sie iſt verſorgt!“

* * *

# Die Blaue.

Wieder blickten zwei feurige Schwarzaugen durch das blecherne Siebfenſterchen an der Thüre, als ich kaum vor meines Freundes, des jungen Doctors J., Wohnung die Klingel gezogen, und wieder fragte mich ein helles Stimmchen: „Wer wünſcht Einlaß?“ — Und wieder ging, als ich meinen Namen nannte, die Thüre auf, und ein niedliches Weſen äußerte mit Bedauern: „Ach! lieber Herr, heute haben Sie ſich leider umſonſt bemüht; der Doctor ſind in der Stadt zu Gaſte.“

Wie verſchieden iſt eine ſolche Abfertigung von dem dummdreiſten Begegnen übermüthiger Kammerdiener, von den groben nichtsſagenden Antworten achſelzuckender Thürſteher, welchen man ſich an dem Grenzzollamte mancher Antichambre auszuſetzen hat. Nicht ſelten, ich muß es geſtehen, war ich ſogar mit jener höflichen Abweiſung nicht begnügt, ſondern ich fragte um das Detail der Einladung, um den Ort, um die Stunde der Rückkehr, um Dieſes und Jenes, was eben intereſſant genug war, um keine unintereſſante Antwort zu veranlaſſen. Mir kam es dann immer vor, als ob ich nicht vor einer Magd, ſondern vor einem Fräulein ſtände; mit leiſer Scheu betrachtete ich das liebe, blaſſe Geſicht mit dem leidenden Zug über dem Auge; bemerkte mit ſchonender Neugier, wie ſie meinen Fragen um ihr früheres Schickſal auswich, und konnt' es nicht über das Herz bringen, den Hut auf den Kopf zu ſetzen, ſo lange ich auf der Thürſchwelle mit der angenehmen Pförtnerin zaudernd ſprach und ſprechend zauderte.

Längſt ſchon hatte ich den Doctor ſelbſt über dieſes Mädchen aus der Fremde (denn dafür bürgten Tracht und Mundart) fragen wollen: aber trotz des Vertrauens, das ich ſowol auf ihn, als auf das liebe Kind ſetzte, wagte ich es doch nicht; denn es gibt gewiſſe Verhältniſſe, die erſt dann verletzend werden, wenn man auf ſie anſpielt, und als eine ſolche Anſpielung wollte ich meine Frage um das Mädchen durchaus nicht gedeutet wiſſen. Endlich in einer Stunde froheren Beiſammenſeins, wo ich über die Langweiligkeit und Unbeſtimmtheit des Junggeſellenlebens, das ich damals noch führte, mich ausließ, gab ſich die Gelegenheit von ſelbſt.

„Was mein Garçon-Leben betrifft,“ meinte der Doctor, „ſo bin ich recht gut daran; ich fühle alle Bequemlichkeiten desſelben, und vor dem Unbequemen, worin man als ein Ungeübter, Eckiger, Ungefügiger, kurz als ein Mann oft geräth, bewahrt mich meine — Jette!“

„Ihre Jette?“ begann ich, „das feine ſittige Weſen, das mir immer öffnet? Es mag wol ein recht gutmüthiges, häusliches Geſchöpf ſein: man merkt es ihr in Allem an.“

„Und für mich ginge ſie denn gar durch's Feuer,“ erwiderte der Doctor; „ich ſollte es nicht ſagen, aber ich verdanke die aufrichtige Zuneigung des Mädchens meiner Gutmüthigkeit und meinen unbefangenen Anſichten über gewiſſe Gegenſtände des gewöhnlichen Vorurtheiles. Sie iſt eine Rheinländerin — der Zufall führte ſie mir auf meiner letzten Reiſe durch Deutſchland entgegen.“

„Das dacht' ich mir wol gleich, daß ſie jener Gegend angehöre. Sie iſt wol eine Waiſe? — Ich merkte längſt, daß es mit ihr ganz beſondere Bewandtniß haben möge, und ihre ganze Erſcheinung ſpricht mich ſeltſam an.“

„Ich will Ihnen die Geſchichte des armen Kindes erzählen unter der Bedingung, daß ſie meinen redlichen Abſichten keine unlauteren Motive unterſchieben. Hören Sie denn:

„Auf meiner Reiſe kam ich in ein Dorf am Rhein, welches von drei Seiten Berge, von der vierten den majeſtätiſchen Strom zu natürlichen Grenzen hat. Es war eben Sonntag; die Glocken leierten in lieblicher Harmonie das Landvolk aus allen Richtungen zuſammen. Burſche und Dirnen wandelten in ihren Feſttagskleidern der Kirche zu. Recht anmuthige Geſichter ſahen mir entgegen, und nickten mir freundliche Grüße. Wohlhabenheit und beſonders Reinlichkeit ſpiegelte ſich in Tracht und Haltung. Auffallend waren mir die blendend weißen Schürzen der Dirnen, auf welche ſie ſich nicht wenig einzubilden ſchienen, wiewol ſie nur eine geringe Zugabe zu dem einfachen, geſchmackvollen Staate bildeten, welcher ihre ſchlanken Geſtalten umſchloß. Um ſo befremdender war es daher für mich, als ich eben um die Kirchenecke bog, ein hübſches, blaſſes Mädchen — es war Jette — ganz allein mit einer blauen Schürze zu bemerken. Mit frohem Gruße eilte ſie auf die übrigen zu, aber, als ob eine Verpeſtete unter ſie träte, wichen alle zurück, und ließen ſie mit dem verächtlichen Rufe: „Eine Blaue“ ſeitwärts ſtehen. Weinend wankte ſie zurück, lehnte ſich an die Dorflinde — hinter welche ich mich ſtellte, um ſie näher zu beobachten — und rang laut ſchluchzend die Hände. Die Unglückliche flößte mir Theilnahme ein. Ich ſah, wie die Mädchen flüſternd und ſpöttelnd im Vorübergehen ſich von ihr abwendeten, wie ſie wohlgefällig und ſtolz an ihren weißen Schürzen tändelten und zupften, während auf Jette's blaue Schürze die Thränen troſtloſer Verzweiflung niederrollten. Daß die Farbe der Schürze etwas zu bedeuten habe, vermuthete ich nun wol, ohne jedoch den Zuſammenhang derſelben mit der öffentlichen Meinung einzuſehen. Einer der Burſche, welche ſie im Vorbeiſchlendern mit frechen Witzreden neckten, ließ mich beiläufig den Grund ahnen. Das arme Mädchen ertrug allen Hohn gelaſſen und ſtarrte lange regungslos vor ſich hin. Plötzlich, wie von einem raſchen Entſchluſſe durchzuckt, wankte ſie, faſt verſagenden Fußes, durch ein Seitengäßchen fort. Ich ihr nach. Am Ufer des Rheins hielt ſie an. Ich hinter ihr; ſie ſah mich nicht. Jetzt faltete ſie die Hände, betete ſtumm und inbrünſtig, riß ſich dann die blaue Schürze vom Leibe, erhob ſich zum Sprung in die Wellen — und erwachte von einer langen todtähnlichen Ohnmacht erſt auf meinem Zimmer, auf welches ich ſie bringen ließ, unbekümmert um die Bemerkungen des Dorfvolkes, welche mir gleichgiltig ſein konnten. Als ſie zu ſich gekommen, entdeckte ich ihr meinen Stand, und bat ſie ruhig und unbeſorgt zu ſein, und in mir einſtweilen nichts als den Arzt zu ſehen.

„Sie fügte ſich meinen Bitten willenlos, als ob ſie Befehle wären, und verſank zu meiner großen Freude in einen erquickenden Schlummer, während deſſen ich Zeit fand, mich von ihrem Schickſal näher zu unterrichten. Mein Gaſtwirth, zu deſſen Hausleuten Jette bis heute gehört hatte, ermangelte nicht, mir ihre Leidensgeſchichte ausführlich, mit manchen unliebſamen Gloſſen und ſpöttiſchen Derbheiten entſtellt, mitzutheilen. Es war eben keine Kunſt, das Wahre von der Zuthat gemeinen Vorurtheils zu unterſcheiden, und ſo geſtaltete ſich denn folgende Erzählung als treuer Bericht über Jette's Schickſal.

„Das Dorf, in welchem ich ihr Lebensretter geworden, war ihr Geburtsort, ein Ort, welcher wegen ſeiner Abgeſchiedenheit auch in den Sitten der Einwohner etwas Abgegrenztes, Eigenthümliches hatte, ſo zwar, daß — wie es leicht geſchieht, gewiſſe

Sprichwörter, Gewohnheiten und Witze nur innerhalb des Keſſelthales, in welchem das nette Dörfchen lag, gangbare Münze waren. Ihrer Eltern, armer Pächtersleute, frühzeitig beraubt, wurde ſie von der Beſitzerin eines benachbarten Schloſſes, einer alten, leſeſüchtigen, aber guten und herzlichen Dame, aufgenommen und wie eine Tochter des Hauſes gehalten. Die Geiſtesrichtung ihrer Erzieherin blieb nicht ohne Nachwirkung. Auch Jette hatte bald aus bunter, ungewählter und tendenzloſer Lektüre, in romantiſcher Einſamkeit, das Gift der Ueberſpanntheit und Schwärmerei eingeſogen. Strenge Abgeſchiedenheit, gänzliche Unbekanntſchaft mit der Welt und Mangel an einer feſteren und geiſtigen Stütze zogen dieſen Auswuchs einer lebhaften Phantaſie groß. Da ſtarb plötzlich ihre Wolthäterin eher, als ſie für Jettens Los noch geſetzliche Fürſorge getroffen hatte. Jette war zum zweiten Male verwaiſt, im Augenblicke der thätigſten Entwicklung ihres Innern. Ihrem Schickſale nunmehr allein überlaſſen, an eine zartere Behandlung gewöhnt, als man bei einer ungebildeten Dorfbewohnerin erwarten kann, verdung ſie ſich in dem kleinen, aber wolbeſtellten Gaſthofe des Dorfes, wo ich eingekehrt war, als Aufwärterin. Hier, wo Reiſende, welche längs dem alten Rhein hinabziehen, häufig einſprechen, fand ſie Gelegenheit genug, ſich durch ihre ungewöhnliche Bildung bei den Reiſenden, und dadurch auch anfänglich bei ihren Wirtsleuten beliebt zu machen.

„Einmal kam — ſo geſtand ſie mir in der Folge auch ſelbſt, als ihr meine Verſicherung, daß ich von ihrem Schickſale bereits genau unterrichtet ſei, den Mund geöffnet hatte — ein reiſender Maler an, ein junger Mann, braungelockt, mit Spitz- und Kinnbart, feurigen Augen, hoher Stirne, in welche der breite Hut, mit vorquellenden Locken, tief hinabgedrückt war; lebhaft in ſeinen Wendungen, treuherzig in ſeinen Reden — ein Wiener. Jette machte nicht minderen Eindruck auf ihn, als er auf ſie. Als

Geſellſchafter eines reichen Cavaliers konnte er ſich die Zeit ſeines Bleibens nicht ſelbſt bemeſſen. Uebrigens war ſie lang genug, um zwei Portraits zu malen, zwei Ringe zu wechſeln, und voreilig ein ſüßes Band zu knüpfen, deſſen bittere Frucht Jettens Lebensglück vergiftete. Der Maler reiſte ab — ungern, mit gebrochenem Herzen, wie er vorgab — aber er reiſte ab — und war ſchon fern, weithin über alle Berge, als das Gerücht die Schuld der armen, betrogenen Jette der Welt kund gab. Bald begannen nun die wahren Foltern ihrer Seele. Nachdem ſie ſchwächlich längere Zeit im Hauſe umhergeſchlichen, manchen ſchmerzenden Seitenblick der Hausleute, manches harte Wort der Nachbarn geduldig hinabgedrückt hatte, ſollte ſie — es war am Sonntage, wo ich ankam — zum erſten Male ins Freie. Schon rief aus der nahen Kirche die Orgel. Ein ſüßer Drang, alle Sündenlaſt abzuwälzen von ihrem Herzen, trieb ſie an, ihren erſten Schritt auf geweihten Boden zu thun, um zu bereuen, zu büßen. Sie bat um ihren Sonntagsſtaat. Schweigend ſchob ihr die zweite Magd des Hauſes ihn auf den Stuhl hin. Schon ſchloß ſich das faltige Röckchen um die ſchlanken Hüften: ſchon ſaß das nette Häubchen auf dem ſchön geſcheitelten Haare; ſchon wollte ſie die blanke Schürze umbinden — da bemerkte ſie — und fuhr entſetzt zurück — daß man ihr ſtatt der weißen Schürze eine blaue hingelegt hatte. Jetzt erſt ſah ſie die Bedeutung eines Ausdruckes ein, deſſen ſie wol öfter ſchon als eines argen Schimpfes erwähnen gehört hatte, ohne jedoch ſeinen Sinn zu ahnen.

„In ihrem Geburtsorte nämlich, ſo wie auch in Baiern und anderen deutſchen Provinzen, herrſcht ſeit alter Zeit die Gewohnheit, daß Mädchen, welche ſich einen gleichen Fehltritt, wie Jette, hatten zu Schulden kommen laſſen, keine weiße Schürze mehr, ſondern nur eine blaue tragen dürfen. Es wird ihnen dadurch ihr Vergehen, ſo zu ſagen, immer unter die Augen gehalten; in der Kirche läßt ſie Niemand in den Stuhl; bei feierlichen Aufzügen finden ſie keine Begleiterin; auf Kirchweihfeſten keinen Tänzer; jeden freieren Scherz müſſen ſie ſich gefallen laſſen, und wagen ſie irgendwo über ihr trauriges Loos eine Klage anzubringen, ſo heißt es nur: „Laßt ſie, 's iſt eine Blaue!“

„Nur zu ſchmerzlich erfuhr auch Jette, wie ſchrecklich ein Fehltritt durch die ſonſt gleichgiltige Farbe eines werthloſen Kleidungsſtückes werden könne; wie der Vergeltung nichts zu unbedeutend ſei, um ihr Opfer damit zu züchtigen. Nothgedrungen, ja faſt unwillkürlich (denn ihrem Bitten und Flehen um die älteſte, abgetragenſte Schürze, wenn ſie nur weiß wäre, gab Niemand Gehör) band ſie den blauen Laken um; nahm ſich ein Herz, trat ins Freie, mitten unter die Dirnen, die zur Kirche ſchritten, um ſich gleichſam unter den Reinen zur Stätte der Buße einzuſchwärzen. Schön geſchmückt mit ſchneeweißen Schürzen zogen die Dorfmädchen einher, großentheils ihre Geſpielinnen in früheſter Jugend, zu fröhlichen Paaren, traulich geſchloſſen, feiertäglich erbaut. Sie konnte dem Drange ihres Herzens nicht länger widerſtehen; das Bewußtſein der Geneſung nach ſchmerzlichem Ringen mit dem Tode; die Hoffnung, des Wiederſehens Freude werde keinem Vorwurfe Raum geben, ließen für einen Augenblick auf ihr ſchimpfliches Wahrzeichen vergeſſen. Wie ſchmerzlich ſie daran erinnert wurde — davon war ich ſelbſt Zeuge.

„Noch kämpfte die Arme im Wachen und in Fieberträumen mit den qualvollen Nachwehen ihrer zwar verdienten, aber harten Züchtigung, als ich ihr entdeckte, daß ich im Begriffe ſtehe, nach Wien zurückzukehren, daß ich ſie mitnehmen, und ihr in allen Ehren die Führung meines Hausweſens überlaſſen wolle.

„Mein ſchlichtes Weſen, mein unbefangenes Mitleid, mein raſcher Antrag, — kurz Alles beſtimmte ſie, mir zu folgen. Ich hielt ihr redlich Wort, das muß ich mir ſelbſt nachrühmen; ſie vermißt nichts bei mir — nichts — als —“

„Vielleicht die Möglichkeit, den zu ſehen,“ fiel ich ein, „der ihres Leidens Urheber war —?“

„Dieſe Möglichkeit iſt ja hier in größerem Grade, als irgendwo vorhanden,“ verſetzte der Doctor. „Der Maler war ein Wiener, und ſein Herz, ſie ſchwört darauf noch jetzt, nicht ſchlecht. Wenn mir mehr gelingen ſollte, Freund, als ich im erſten Augenblicke beabſichtigte! Was ſagen Sie dazu —?“

„Daß dies eine Ihrer herrlichſten Kuren wäre. — Ein gebrochenes Herz heilen, Doctor, welch' ſchöner Triumph! — Ich habe mich zwar nie mit Steckbriefen befaßt, aber wenn ich den jungen, braungelockten Maler mit dem Spitz- und Kinnbarte und den feurigen Augen wo fände, ich würde ſeine Freundſchaft ſuchen, in einer Stunde gemüthlichen Beiſammenſeins ſein Herz ausholen und die weichſte Seite ſeines Innern berühren, um die Schuld der Vergangenheit in ſein Gedächtniß zurückzurufen. Wenn er ſich dann wünſchte, ſeinen Fehler gut machen zu können, wie wollt' ich ihn freundlich am Arme faſſen, und ihn zu Ihnen führen, lieber Doctor! Solch' ein Ausgleich des Schickſals mag eine himmliſche Stunde geben!“

Der Doctor ſchüttelte mir die Hand; Jette trat eben ein. Sie mochte wol bemerken, daß uns die Augen naß wurden, als wir ſie anſahen.

# Juana.

„Nun, was ſagt Ihr zu dieſem Stimmchen, Sennor? — Iſt es nicht glockenrein? nicht ein Stimmchen zum Küſſen, zum Verlieben, zum Raſendwerden?“ fragte der wolbeleibte Marquis von Villa-Marinquez, Contador des Rathes de hazienda zu Madrid, ſeinen Begleiter, den Muſikdirector der königlichen Garde, Joſeph Melchior Gomis.

„St! St!“ winkte ihm dieſer, um ja keinen Ton der Wunderkehle zu verlieren, welche wie eine unbelauſchte Nachtigall das Schweigen der Nacht mit ihren ſchwellenden Klängen belebte. Kalt rieſelte es dem jungen Meiſter vom Wirbel bis zur Zehe nieder; es war der ſüße Schauer des Entzückens. Seine Augen, in welche ſich unwillkürlich Thränen ſchlichen, verbarg er in der hohlen Hand, um ja durch nichts im Genuſſe geſtört zu werden. Der wolbeleibte Contador hingegen war ein Enthuſiaſt ganz anderer Art. Seine ſchwarzen, ſtechenden Augen leuchteten mit eigenthümlichem Glanze aus dem braunrothen Geſichte hervor. Um die aufgezogene Adlernaſe, welcher ſeine Rechte verſchwenderiſche Priſen Spaniols zuführte, ſpielte ein lüſternes Lächeln, und ſein ganzes Weſen ſchien zu verrathen, daß ſeine Begeiſterung nicht ſowol dem Geſange, als der Sängerin gelte.

Die herrliche Stimme, welche zwar nur ein einfaches caſtilianiſches Volksliedchen vortrug, aber dabei einen ſolchen Aufwand von Kraft, Klarheit und Schmelz kund gab, wie man es nur ſelten im Leben zu hören pflegt, ſcholl unter den Arkaden eines Häuschens hervor, welches unfern der Segovia-Brücke lag und in ſeinem Erdgeſchoſſe mehrere Krämer und Kleinverkäufer beherbergte. Nur durch ein einziges, kleines Gitterfenſter ſchimmerte Licht, und eben aus dieſem Fenſterchen klang die Melodie, welche den ältlichen Rathsmann und den jungen Kapellmeiſter, jeden auf eigene Weiſe, anſprach und feſſelte.

„Beim heiligen Iſidor“ rief jetzt Gomis aus, als die letzten Töne der Schlußſtrophe leiſe verklungen waren, „das iſt eine Stimme, Marquis, eine Stimme, wie ich noch keine in Spanien gehört habe, die darf der Welt nicht entzogen bleiben, es wäre Frevel an der Kunſt, Frevel an der Natur, die ſolch' ein Kleinod nur ihren liebſten Schoßkindern ſchenkt! Ihr habt mich hergeführt, edler Kunſtfreund, Ihr wißt zuverläſſig etwas Näheres, wer das Weſen iſt, dem der Himmel ſolch' eine Wunderkehle verliehen hat! O redet, ſprecht, die Ungeduld verzehret mich!“

„Nun alſo glaubt Ihr, Sennor,“ erwiderte der Contador ſchmunzelnd, „daß Don Diaz von Villa-Marinquez Geſchmack hat? daß er weiß, was eine Stimme zu heißen verdienet? daß er ſich's angelegen ſein läßt, ſich umzuthun, wo etwas für die Kunſt zu gewinnen iſt? — Das Mädchen, das dieſe herrliche, ſilberreine, unſchätzbare Stimme beſitzt, wohnt dort in jenem düſtern, dumpfen, unbeachteten Laden, deſſen Gitterfenſter Ihr beleuchtet ſeht, und iſt nichts mehr, als ein armes, ſchlichtes Wäſchermädchen, wie ſie unter Tags zu Hunderten am Manzanares umherſtehen und nach dem Takte ihrer Lieder das Leinen walken.“

„Nicht möglich!" entgegnete Gomis überraſcht. — „Jammerſchade, daß dieſe Perle im Schlamme vergraben liegt!"

„So reißt ſie heraus aus dem Schlamm! das war ſo meine Abſicht, als ich euch hiehergeführt. Ihr ſeid der Mann dazu; Ihr habt die Muſik aus dem Fundament ſtudirt, habt Euch in Valencia mit Mozart und Haydn Tag und Nacht beſchäftiget, habt ſelbſt ſo viel Schönes componirt und inſtrumentirt, daß man Euch ſogar nach unſerer ſehr edlen, rechtlichen, treuen und heroiſchen Stadt berief, um unſeren murrköpfigen Gardeſoldaten militäriſchen Gemeingeiſt einzumuſiziren. Wenn Ihr Euch der armen Juana annehmet, ſo kann ſie ſicher ſein, ihr Glück zu machen, und Ihr ſelbſt habt eine Primadonna gefunden, deren Händen Ihr das Schickſal jeder Compoſition beruhigt anvertrauen mögt!"

Dieſer Gedanke fand bei Gomis Anklang. Der innere Drang, ſich dem dramatiſchen Fache zu widmen, hatte ihn eben von Valencia fortgetrieben, wo er ſeit ſeinem ſechzehnten Jahre als Geſanglehrer im Chorherrenſtifte angeſtellt, von ſeinem Meiſter P. Pons nur für den ernſten Kirchenſtyl gebildet wurde, bis ſich ihm in ſeiner zweiten Anſtellung als Muſikdirector der Artillerie-Bande ein neues, lebhafteres Feld der Thätigkeit öffnete. Der Reichthum an kräftigen, aufweckenden Melodien, die ihm fortwährend in den Ohren klangen, die Kunſt effectreicher Inſtrumentirung, deren er vollkommen mächtig zu ſein ſich bewußt war, und die genaue Kenntniß deſſen, was der Stimme zuſagt und was der Begleitung zu überlaſſen iſt, flößten ihm die Ueberzeugung ein, daß er beſtimmt ſei, den tief geſunkenen Ruf der ſpaniſchen Opernmuſik auf einen glänzenden Standpunkt zu erheben; allein er fand in Madrid ſeine Hoffnungen gewaltig getäuſcht. Das Theater de la Cruz, welches ſich damals allein noch mit Opernvorſtellungen befaßte, brachte nichts auf die Bretter, als die bekannteſten und leichteſten Tonwerke von Roſſini und deſſen Nachäffern. Schlechte Sänger, ein ungeübter Chor und ein mangelhaftes Orcheſter gewährten dem einheimiſchen Tonſetzer nur eine unſichere Bürgſchaft für das Gelingen einer größeren Compoſition. Mit lebhafter Theilnahme griff er daher des Contadors Vorſchlag auf, welcher bei glücklichem Erfolge nicht nur ſeinen ſehnlichſten Wünſchen Erfüllung, ſondern auch der vaterländiſchen Kunſt einen dankenswerthen Zuwachs zu verſprechen ſchien.

„Ihr habt Recht, Don Diaz,“ begann er nach einer Pauſe, „es wäre ein köſtlicher Fund! wenn nur Juana auch ſonſt geeignet iſt, Ihr verſteht mich wol — und wenn ſie nur auch will!“

„O ich verſteh' Euch,“ verſetzte der Contador mit lächelnder Faunenmiene: „Ihr wollt ſo viel ſagen, als ob Juana nebſt ihrem ſchönen Stimmchen auch ein hübſches Lärvchen und ein intereſſantes Figürchen habe, was denn auf der Bühne auch mitunter eine Hauptſache zu ſein pflegt. — Hat das Alles, Sennor, — Alles; iſt ein Mädchen, ein Mädchen, dem ich ſchon manche blanke Dublone unter die Augen hielt, um es anzukörnen; aber da iſt eine alte Mutter, eine echte Büßerſeele, welche das lebensluſtige Püppchen, von deſſen Fleiße ſie zehrt, vom Platz weg in den Himmel fördern will, und ihm jeden Schritt und Tritt bewacht wie ein Argus; da iſt vor Allem ein junger Vetter, ein rüſtiger Arriero, rein andaluſiſches Vollblut, dem die Alte das Goldtäubchen zuzupflänzeln ſcheint; ein Kerl, der unerträglich wäre, wenn er nicht zum Glück die meiſte Zeit im Jahre auf der Straße ſich mit Fuhrwerk umhertriebe; und da iſt denn endlich auch der ſtarre Trotzkopf der Dirne ſelbſt, welche lieber am Manzanares für geringen Lohn waſchen und ſich placken will bis ſie Kreuzweh bekommt, um, wenn's gut geht, ein Mal ihrem barſchen Andaluſier als treues Eheweib die Maulthiere anſchirren zu helfen, ſtatt von mir für ein Paar Zärtlichkeiten einige Dublonen hinzunehmen, die ihrer Mutter auch nicht übel bekommen dürften. — Wie geſagt, die Dirne muß zu ihrem Glücke gezwungen werden, ſie muß hinaus in die Welt, und ich wollte drauf ſchwören, in Jahr und Tag wird die Welt von ihr zu ſprechen haben!“

„Wenn ſie aber nicht will?“ bemerkte Gomis, welchem des Contadors Rede mannigfaches Bedenken erregte.

„Sie wird wollen, ſie muß wollen!“ fiel der Marquis faſt heftig ein: „man muß den Nächſten zu ſeinem Glücke zwingen, wenn er ſelbſt blind iſt. Laßt das nur mich machen. Die Mutter iſt mir eben nicht abhold, denn ſie zählt mich zu den beſten Kunden. Was ich der Tochter je Schönes ſagte, geſchah unter vier Augen, wenn ſie mir die Wäſche ins Haus trug: die Alte hält mich für einen ſpröden Hageſtolzen. Zudem liebäugelt ſie mit dem Gelde um ſo lieber, je ſeltener es ihr iſt. Auch iſt ſie in ihre Juana über die Maßen vernarrt. Wenn es nun heißt, daß man dieſer ein glänzendes Los bereiten will, wodurch ſie in ein Paar Jahren reich genug wird, um mit ihrer Mutter und ihrem Zukünftigen — wolgemerkt! der Arriero darf dabei nicht vergeſſen werden — für's ganze Leben verſorgt zu ſein: wenn man bei der Alten gleich ſelbſt den Anfang macht, und ihr ſo viel auswirft, daß ſie der Hände Juana's nicht weiter zu bedürfen ſcheint, — was gilt's, in den Köpfen Beider brennt's lichterloh auf, und die liebe Eitelkeit, welche das Weibervolk von der Wiege bis zum Grabe beherrſcht, macht ſie ſo geſchmeidig, daß ſie ganz ernſtlich mit ſich ſprechen laſſen. Man gibt dann der jungen Candidatin eine ehrſame Duenna bei, welche die Mutter ſelbſt wählen kann, ſpricht von dem Ruhme und dem Verdienſte, wenn die gute Juana allenthalben auf allen Chören des Landes zum

Preiſe Gottes fromme Lieder ſingt, und durch ihren kindlichen Geſang alle guten Herzen erbaut; ſchildert die Nothwendigkeit, ſie, ihrer vollkommenen Ausbildung wegen, nach einer Stadt zu bringen, wo die Muſik jetzt zu Hauſe iſt, z. B. nach Paris, und während ich die Alte beſchwichtige und tröſte, ſeid Ihr, Sennor, mit unſerer Kunſtjüngerin bereits über der Grenze und könnt dann, von mir unterſtützt, für ihren Unterricht nach Euerer beſten Einſicht ſorgen, um ſie vielleicht ſchon nach Jahr und Tag als Primadonna im Triumphe nach Madrid zurückzuführen."

Gomis dachte zu edel, um die niedrigen Abſichten, welche aus des Marquis Worten hervor leuchteten, genau zu erkennen. Begeiſtert von der Kunſt und ihrer Würde, ließ er ſich's gar nicht träumen, daß es gemeine Seelen gäbe, die ſich den Mantel der Gönnerſchaft nur deßhalb umhängen, um darunter die Schändlichkeit ihrer Zwecke mit einer Ausdauer zu verfolgen, welche, im Guten angewendet, den wärmſten Dank der Mitwelt verdienen würde. Er hörte nur Juana's Stimme; es war ihm, als ſähe er ſie ſchon mit dem Künſtlerkranz in den Locken über die Bühnen aller Hauptſtädte ſchreiten, als vernähme er ſchon den Beifallsjubel, welchen ſeine eigenen Melodien, von ihren wunderkräftigen Lippen ſtrömend, bei den Beſten ſeiner Zeit erwecken. Vor ſeinem innern Auge that ſich eine neue Welt auf, heller erleuchtet von der Glorie des Ruhmes, als die Ufer des Manzanares vom Glanze des Vollmonds, der ſeinen hellſten Schimmer auf den ſchwärmenden Künſtler herabgoß. — „Ja," rief er aus, „edler Don Diaz, Ihr ſollt Euer Geld nicht verſchwenden; die Kunſt zahlt reichliche Zinſen. Juana wird einen Lehrer an mir finden, dem es Ernſt iſt mit der Kunſt, Ernſt mit dem Glücke ſeiner Schülerin. Die Welt müßte taub geworden ſein und alles Gefühl verloren haben, wenn ſolch' eine klare, unſchuldsvolle, kräftige Stimme, geleitet und ausgebildet nach den

Regeln des wahren Kunſtgeſchmackes, nicht durchdränge durch das Getöſe der Alltäglichkeit und nicht den Weg ſich bahnte zu den Herzen aller Beſſeren. Ihr habt mir eine hohe Aufgabe geſtellt, edler Freund und Gönner, und ich will ſie löſen, ſo wahr als ich Künſtler bin!"

„Das iſt ein Wort, wie ich's von Euch erwartet habe," ſprach der ſchlaue Contador, dem Muſikdirector warm die Hand ſchüttelnd. „Morgen führ' ich Euch zu Juana's Mutter, und ich müßte nicht mit den Menſchen umzugehen wiſſen, wenn wir nicht ſchon beim erſten Sturme Sieger wären! Ehe eine Woche vergeht, gehört das Mädchen uns — das heißt — der Kunſt, der Welt, der Nachwelt! —

„Horcht — horcht!" unterbrach ihn Gomis, denn von Neuem erklang die liebliche Stimme durch das Gitterfenſter. Ein einfaches heiliges Liedchen, in welchem ſich das fromme Kind ſeinem wachenden Schutzengel empfahl, eh' es die Lampe auslöſchte und zu Bette ging, tönte, zur Andacht ſtimmend, in die ſtille Nacht hinaus. Vom Contador fortgezogen, ſchlich Gomis auf den Zehen dem niederen Fenſterlein zu und warf einen neugierigen Blick in das ſtille Leben der nächtlichen Sängerin. Auf einem Schemel kniend, über welchem, von einer Schwebelampe beleuchtet, das Bild der Gottesmutter hing, ergoß ſie die kindlichen Gefühle ihres keuſchen Buſens in rührendem Geſange. Ein leichtes Nachtkleid umfloß ihren ſchlanken Wuchs; ihr ſanftes, ausdrucksvolles Geſicht, um welches die dunklen Locken einen reizenden Rahmen bildeten, war gegen Himmel gekehrt, und der ſanfte Glanz der Unſchuld leuchtete aus ihren ſprechenden Augen.

Mit funkelnden Blicken verſchlang der Marquis, über des Meiſters Schultern hinwegglotzend, die Züge des holden Geſchöpfes. Gomis aber ſtand feſt gebannt von ſtiller Begeiſterung und fühlte lebhaft, daß es nichts Schöneres geben könne, als die Perle der Kunſt in der Faſſung der Unſchuld.

Don Diaz war ein Menſchenkenner. Was Gomis nie geglaubt hätte, geſchah in einem kurzen Stündchen. So ſehr ſich Juana's Mutter anfangs gegen den Antrag ſträubte, welchen man ihr hinſichtlich ihrer Tochter machte, ſo gab ſie doch allmählich nach, als der Marquis von den goldenen Bergen zu ſprechen begann, welche ihr ſelbſt und dem Glücklichen, der einſt ihr Schwiegerſohn werden ſollte, in kurzer Friſt winken würden. Das Anerbieten, ihren Unterhalt vollkommen zu ſichern, bis Juana ſich mit ihrer Stimme mehr verdienen könnte als bisher mit ihren Händen, gewann die Alte ganz und gar. Mit Thränen in den Augen betrachtete ſie die zwanzig Dublonen, welche Gomis ihr aufzählte, damit ſie ſähe, daß es ihm Ernſt ſei ihr Töchterlein in die Lehre zu nehmen und für die ſchönſte aller Künſte heranzubilden.

„Bei der Aſche meines Seligen," rief ſie aus, „das hätt' ich mir im Traume nicht einfallen laſſen, daß ich eine ſolche Nachtigall an meiner Juana hätte. Ich habe ſie wol oft ſingen hören, wenn ſie mit den andern Mädchen am Fluße ſtand und wuſch, oder wenn ſie Abends beim Auskleiden ein frommes Liedchen anſtimmte, das mich nebenan in meinem Stübchen einlullte! — Aber was verſtehe ich von Kunſt und all dem gelehrten Krame, den die edlen Herren da im Munde zu führen pflegen? Geſungen iſt geſungen, meint' ich immer, und ſo ſang ich denn in früherer Zeit gar oft am Iſidorfeſte mein Stückchen auch mit, wer weiß, ob nicht eben ſo ſchön, als Juana, nur daß mich keine ſolchen Kenner hörten, wie der ehrenwerthe Herr Contador und der hochgelehrte Herr Muſikmeiſter."

„Aber wo ſteckt denn nur Euere Juana?“ fragte der Marquis ungeduldig. „Sie muß doch auch gefragt werden, ob ſie mit unſerem Plane und mit Euerer Zuſtimmung einverſtanden iſt, denn Zwang thut in keiner Sache gut, am allerwenigſten in der freien Kunſt, durch die ſie ihr Glück machen ſoll.“

„Ei das verſteht ſich!“ verſetzte die Alte, zwingen will ich ſie nicht; dazu iſt ſie mir viel zu lieb. Wenn ſie nicht ſo fleißig für mich arbeitete, ſo müßt' ich darben. Eben heute iſt ſie ſchon ſeit frühem Morgen auf den Beinen. Doch ſeht, dort kömmt ſie eben. Die wird Augen machen, wenn ſie hört, was ſie für ein Kapital an ihrem Stimmchen hat.

„Jetzt überlaſſe ich das Feld Euch, edler Meiſter,“ ſprach Don Diaz, welcher wol wußte, daß ſeine Perſon dem Mädchen nie angenehm war. — „Ihr wißt die Worte beſſer zu ſetzen, und das Erhabene, Göttliche der Kunſt, der Ihr huldiget, klarer und eindringlicher zu ſchildern, als ein Laie meines Gleichen. Von Euerer Ueberredungsgabe hängt es jetzt ab, das ganze Glück eines guten, frommen Weſens zu begründen, und zugleich dem Vaterlande eine Künſtlerin zu werben, wie es noch keine gehabt hat!“

„Der Segen des Himmels komme über Eure Herrlichkeit,“ dankte ihm die Alte mit großer Rührung, — „ich küſſe Euch die Füße,“ und dabei wollte ſie ſeine Hände küſſen, die er vornehmgnädig zurückzog. Indeß war Juana eingetreten und ſetzte, ſchwer aufathmend, ihren Wäſchkorb ab.

„Iſt Dir's ſauer geworden, gutes Kind?“ fragte Don Diaz mit blinzelnden Augen, eine Faſſungspriſe ſchlürfend, das Mädchen, welches ſchüchtern grüßend zurücktrat. „Nun es ſoll nicht lange mehr ſo bleiben. Hier hab' ich Dir einen Herrn gebracht, der ſich Deiner Mutter und Deiner ſelbſt annehmen wird. Ich laſſe Euch allein mit ihm; ich hoffe, daß Du den Wink des

Schickſals ebenſo wirſt zu ſchätzen wiſſen, wie Deine würdige Mutter.“

Juana war über dieſe Worte nicht wenig erſtaunt, und betrachtete den ſchön uniformirten Muſikdirector, welcher, als Diaz fort war, ſie freundlich begrüßte, mit großen, forſchenden Augen.

„Du kennſt mich nicht, liebes Kind,“ begann Gomis mit einſchmeichelnder Freundlichkeit, „aber Deiner Mutter iſt mein Name und der Zweck meines Beſuches ſchon bekannt, und ſie hat gegen beide nichts einzuwenden. Ich hoffe daher, daß auch Du mir Gehör ſchenken wirſt. Nicht wahr?“

„Ich muß mir's zur Ehre rechnen,“ erwiderte Juana, „wenn ſo vornehme Herren ſich herablaſſen, mit einem Mädchen meines Gleichen zu ſprechen.“

„Du biſt brav, gut, fromm, fleißig, Du erhältſt Deine Mutter; Eigenſchaften genug, um derentwillen Dich ſelbſt jeder Grande von Spanien zu achten ſchuldig iſt. Du beſitzeſt aber noch einen Vorzug, deſſen Du Dir vielleicht ſelbſt kaum bewußt biſt, einen Vorzug, deſſen ſich unter Tauſenden kaum Eines rühmen kann, einen Vorzug, der, wenn Du ihn gehörig zu ſchätzen weißt, Dir und Deiner Mutter nicht nur eine ſorgenfreie, ſondern ſogar eine glänzende Zukunft verſpricht.“

„Ihr wollt mich eitel machen,“ erwiederte Juana, immer heftiger erröthend, „wenn's wirklich zu unſerem Glücke wäre, ſo hätte mich der Himmel wol ſelbſt darauf verfallen laſſen. Bete ich doch täglich zu Gott, daß er die Arbeit meiner Hände ſegne, und mich ſo viel verdienen laſſe, als hinreicht, um uns ehrlich zu ernähren; ihm gilt mein erſtes, ihm mein letztes Lied!“

„Das eben hörte ich,“ fuhr Gomis fort; „daß mich der Zufall Dein Lied hören ließ, darin erblicke ich gerade den Willen des Himmels, welcher Dir einen Schatz in die Bruſt legte, den nur ein Muſiker ganz zu würdigen vermag. Haſt Du nie ſingen gelernt?"

„Nein, mein edler Herr!"

„Und haſt doch in Deiner Stimme ſo viel Ausdruck, ſo viel Biegſamkeit, ſo viel Schmelz!"

„Ich ſinge, wie mir um's Herz iſt; thue abſichtlich weder etwas dazu, noch dawider."

„Das iſt die wahre Kunſt, die das Rechte trifft, ohne es zu beabſichtigen. Haſt Du nie öffentlich geſungen?"

„Ei ja wol, am Feſttage des heiligen Iſidor, oder zur Faſtnachtszeit auf der Inſel draußen, ja, faſt alle Samstage, wenn die Mädchen am Ufer zuſammenkommen und tanzen, Plumpſack ſpielen oder Pfänder geben."

„Und hat Dir nie Jemand geſagt, daß Du hübſch ſingſt, und Dir mit Deinem Geſange etwas verdienen könnteſt?"

„Ach, geht, edler Herr, wer ſollte mir denn dafür Etwas geben, außer vielleicht einen Kuß. Ja, den hat mir Vetter Run ſchon öfters angetragen, aber die Mutter duldet es nicht; richtig und auch, jetzt entſinn' ich mich, der hochanſehnliche Herr Contador, aber von dem wollt' ich keinen, auch wenn's die Mutter zuließe."

„Wer ſpricht denn von Küſſen, kindiſches Mädchen? Ich meine, ob Du nie darauf verfieleſt, Dir mit Deinem Geſange Geld zu verdienen, und dadurch deine Mutter noch beſſer zu unterſtützen?"

„Thun denn das wol ehrliche Mädchen?"

„Warum denn nicht? Wozu hätte denn Gott manchen Menſchen eine beſonders reine, rührende Stimme gegeben, wie z. B. Dir, Juana, als zur Freude, zur Erbauung, zur Beſſerung ihrer Nebenmenſchen? Wenn Du froh biſt, ſo ſingſt Du, und wenn Andere Dich ſingen hören, ſo werden ſie fröhlich mit Dir, und iſt es denn eine Sünde, wenn man Jemanden froh macht? Iſt es eine Sünde, wenn man in der Kirche ſingt, und trägt es nicht zu Deiner Andacht bei, wenn Du die Hallen des Iſidor-Domes, oder der Iſabella-Kirche von ſchöner Muſik ertönen hörſt? Haſt Du nie gehört, daß ſelbſt die wildeſten Menſchen gerührt werden, wenn ſie ein ſanftes Lied hören, und es ſollte Sünde ſein, wilden Menſchen das Herz zum Beſſeren zu ſtimmen? — Wenn Du nun auf eine Art, welche keiner Seele zum Schaden gereicht, etwas für Dich, für Deine Mutter erwerben könnteſt, und wenn Dein Geſang das Mittel dazu wäre, würdeſt Du Anſtand nehmen, es zu thun?“

„Wer ſollte mir aber denn für mein Singen etwas zahlen? Die Leute, die mich kennen, hören mich ja umſonſt, und diejenigen, die mir etwas zahlen wollten, kennen mich nicht!“

„Sie ſollen Dich aber kennen lernen! Sieh, Juana, dieſe Goldſtücke, die zahlte Jemand Deiner Mutter blos in der Hoffnung aus, irgend einmal vielleicht von Dir etwas zu hören! — Ja, ſtaune nur, frage Deine Mutter, ſie kann Dir's ſelbſt nicht anders ſagen!“

„Wahrhaftig, Töchterlein,“ betheuerte die Alte und zählte die zwanzig funkelnden Dublonen auf, „all' dieſe ſchönen Goldſtücke ſchenkte mir der Herr Muſikdirector da, lediglich für die Erlaubniß, Dich, wenn Du wollteſt, in der Muſik unterrichten zu dürfen.“

„Um des Himmels Willen, Mutter, gebt ihm das Geld zurück. Wer ſo viel gibt für ſo wenig, der kann nichts Gutes wollen. Ihr wollt mich nur verſuchen, edler Herr, wollt mit mir armen Mädchen Eueren Scherz treiben.“

Gomis hatte Mühe, das ängſtliche Mädchen zu beſchwichtigen; ja ohne der Mutter Zureden wäre es ihm wol ſchwerlich gelungen. Die Bitte Juana's, ſie nicht aus einer Welt herauszureißen, in welcher ſie trotz ihrer Armuth zufrieden ſei, und ſie dafür einer unbekannten, vielleicht unſicheren Zukunft entgegen zu führen, machte auf das weiche Gemüth des Meiſters einen tiefen Eindruck. Allein die Begeiſterung für ſeine Kunſt, der er ſelbſt ſchon manches Opfer gebracht, verlieh ihm Beredſamkeit und Feuer; er ſchilderte ihr den lohnenden Erfolg ihrer Beſtrebungen mit den glühendſten Farben, regte ihre Eitelkeit mit allen möglichen Kunſtgriffen an, und ſtellte es ihr ſogar als eine heilige Pflicht dar, eine Gabe, die Gott nur Wenigen verleiht, nicht unbenützt zu laſſen, ſondern ſie zur Ehre deſſen, der ſie damit geſchmückt, zum Frommen ihrer Mutter, zum Nutzen und Vergnügen der Welt zu gebrauchen.

„Ihr ſprecht ſo ſchön und ſo herzlich," begann ſie nach einer Pauſe mit thränenfeuchten Augen, „es iſt mir wol ſo zu Muthe, als wenn Ihr's gut meintet, und da es meiner Mutter auch gut dünkt, ſo kann ich nichts entgegnen. Aber was wollt Ihr denn eigentlich mit mir beginnen, damit ich ſo glücklich werden könne, als Ihr ſagt? — Ich bin ungelenk, ohne Bildung, ohne Geſchick für die Welt, Ihr werdet's bereuen, mich in die Lehre genommen zu haben, ich werde Euch nur Schande machen!"

„Das wirſt Du nicht," verſetzte Gomis mit ſanfter Stimme, „Du darfſt nur ſingen, ſo machſt Du Dir Ehre und der Natur, welche Dich ſo freundlich bedacht hat. Alles Uebrige wird ſich geben, wenn Du nur fleißig biſt, und das biſt Du ja! Du wirſt Neues ſehen, Ueberraſchendes hören, unter liebreichen, gebildeten Menſchen Dich bewegen, Du wirſt mit mir in eine Stadt kommen!"

„Ich ſoll fort von hier?" fiel ihm Juana in's Wort. „Aus meiner Vaterſtadt? Nimmermehr."

„Wenn ich Dich begleite?" beruhigte ſie die Mutter, ihr die Wange ſtreichelnd. „Der edle Herr wird mich wol von Dir nicht trennen wollen!"

„Oder wenn Ihr Euerer Juana eine vertraute Freundin beigäbet, deren Wahl Euch überlaſſen bliebe!“ bemerkte Gomis in Bezug auf das mit dem Contador Verabredete. — „Ihr ſeid an eine größere Reiſe nicht gewöhnt. Auch ſoll, während Euere Tochter fern iſt, was nicht ſo lange dauern dürfte, vollkommen für Euch geſorgt ſein!“

„Nicht doch, edler Herr,“ verſetzte die Alte, „ich fürchte mich vor keiner Reiſe. Die Noth hat mich abgehärtet, und was die Beſchwerden des Weges allenfalls verderben könnten, wird durch das Bewußtſein, meine Juana bei mir zu haben, alsbald wieder gut gemacht werden. Ja, ja, Kind, wohin Du gehſt, gehe ich auch; trennen laß' ich mich von Dir nicht, und wenn man mir noch zehnmal ſo viel vorzählte, als mir der edle Herr da gab.“

Der Muſikdirector mußte ihr das zugeſtehen, wenn er nicht unverrichteter Dinge weggehen ſollte. „Nun ſeht, liebe Juana,“ fuhr er fort, „auch darauf kommt es nicht an. Euere Mutter geht mit Euch!“

„Wirklich, Mutter?“ fragte das Mädchen. „Um meinetwillen verließt Ihr die Stadt, in der Ihr alt geworden ſeid, das ſchöne Madrid, unſere Vaterſtadt!“

„Es iſt ja zu Deinem Glück und zu meinem.“

„Was wird aber Vetter Ruy ſagen, wenn er zurückkommt, und unſere Wohnung leer findet?“

„Der edle Herr Muſikdirector wird die Güte haben, einen Brief aufzuſetzen, in welchem ihm Alles klar gemacht und erzählt wird, daß er, wenn Du glücklich zurückkehreſt, auch ſeinen Antheil an Deinem Glücke haben ſoll; daß wir nicht eher um ſeinen Rath fragen konnten, weil er mit ſeinem Fuhrwerk gar weit hin nach Valenzia zog, und erſt nach drei Monaten heimzuziehen Willens war, und weil das Glück ein Vogel iſt, den man ſchnell ergreifen muß, wenn er nicht wegfliegen ſoll für immer. Dieſen Brief geben wir in der Poſada ab, wo er gewöhnlich zuſpricht, damit er weiß, warum er das Haus leer findet, und nach kurzer Friſt überraſchen wir ihn ſelbſt wieder in Madrid."

„Aber er wird traurig ſein!"

„Der Gedanke, daß Du Dein Glück machſt, wird ihn tröſten."

„Er wird glauben, daß ich ihn vergeſſen wolle."

„Deine Rückkunft wird ihn vom Gegentheile überzeugen. Er iſt ſo oft fern von Dir, Du könnteſt ihm ja den nämlichen Vorwurf machen. Das Glück läuft den Menſchen nicht immer ins Haus, wie viele müſſen es über dem Meere ſuchen."

„Alſo kannſt Du Dich entſchließen, Mädchen, mir zu folgen?" lenkte Gomis ein.

„Meine Mutter findet es für gut," antwortete das Mädchen ſchluchzend, „meine Mutter begleitet mich, Ihr, edler Herr, nehmt es auf Euer Gewiſſen — nun denn, ſo ſei es! Aber lehrt mich nicht etwas, was ich ein Mal gern wieder vergeſſen möchte! Es würde Euch gewiß keinen Segen bringen."

„Wolan, Juana," erwiederte Gomis, ſo begrüß' ich Dich denn als meine Schülerin. Ich will ſtolz darauf ſein, Deinem kindlichen Gemüthe eine neue Welt aufzuſchließen, in welcher Herzensreinheit ein eben ſo unſchätzbares Kleinod iſt, als im bürgerlichen und häuslichen Leben. Nur ein guter Menſch kann ein guter Künſtler werden. Merke Dir das, Mädchen, und betrachte Alles, was Du von mir lernen wirſt, immer nur als eine Art von Gebet zu Deinem Schöpfer, der das Talent Dir gab, durch welches Du das Lob der Menſchen ernten wirſt. An dieſem Gedanken halte feſt, dann wirſt Du eifriger lernen, herzlicher ſingen, froher leben, und mitten unter den Huldigungen und Beifallsſpenden, welche Dir bald in reichlichem Maße zuſtrömen dürften, eben ſo brav, eben ſo einfach und anſpruchlos bleiben, wie Du es noch geſtern warſt, da Du belauſcht von mir und dem Contador, Dein frommes Abendliedchen ſangſt.“

Don Diaz Marquis von Villa-Marinquez drückte dem Muſikdirector mit ſchmunzelndem Lächeln die Hand, als dieſer in voller Eile kam, ihm ſeinen Sieg über alle Bedenklichkeiten Juana's zu melden. Zwar ſchien der Umſtand, daß die Alte ſich ſelbſt zur Begleitung ihrer Tochter angeboten habe, dem wolberechnenden Contador eben nicht ſehr willkommen; allein da es nicht leicht zu ändern war, ſo vertröſtete er ſich darüber mit der Erfahrung, daß auch Mütter ihre ſchwachen Seiten haben und ſich bisweilen hinter's Licht führen laſſen. Lieb war es ihm, zu vernehmen, daß der wilde Arriero ſo leicht aus dem Felde geſchlagen wurde, was er nicht erwartet hatte. Er erklärte, den Brief an ihn ſelbſt beſorgen zu wollen; gab dem Muſikdirector Anweiſungen und Verhaltungsregeln aller Arten, welche dieſer, für Intriguen kurzſichtig, wie jeder wahre Künſtler, nur als ſeltene Beweiſe ungewöhnlicher Kunſtliebe dankbar hinnahm, und ſuchte Juana's Reiſe nach Frankreich auf alle mögliche Art zu beſchleunigen. Schon in der nächſten Woche brach Gomis mit ſeiner liebenswürdigen Kunſtjüngerin und ihrer Mutter auf. Beim Abſchiede von Madrid gab es viele Thränen, faſt ohnmächtig mußte das Mädchen in den Poſtwagen gebracht werden. Bis nach Pardo leiſtete der Contador, als ziemlich unbeachteter Begleiter, dem Zuge Geſellſchaft, und ſchied mit der Bitte, Gomis möchte ihm gleich nach ſeiner Ankunft in Paris Nachricht geben, und ſeine Correſpondenz eifrig fortſetzen, bis Don Diaz vielleicht ſelbſt Gelegenheit fände, ſich von Juana's Fortſchritten perſönlich zu überzeugen.

Etwa fünf Wochen nach Juana's Entfernung von Madrid kam Vetter Ruy zurück; er hatte ungewöhnlich geeilt; eine dunkle Ahnung trieb ihn mit Hintanſetzung manches Nebengewinnes nach Hauſe. Seine erſte Frage, als er in die Poſada trat, wo er mit ſeinen Maulthieren anzuhalten pflegte, ehe er in die Stadt ging, war die, was es Neues gebe. Man übergab ihm den Brief, den Juana's Mutter für ihn zurückgelaſſen hatte. Voll banger Ungeduld bat er den Wirth, ihm dieſes Schreiben vorzuleſen. — Ein wildes Feuer glühte immer drohender in ſeinen dunkeln Augen; ſeine Lippen zuckten; krampfhaft zerrte er an ſeinem kurzen braunen, blau und roth geſtreiften Gewande, drehte mit verbiſſener Wuth die Kreuzchen und Sternchen ab, mit denen er Hut und Jacke geſchmückt hatte, und rannte in weitausholenden Schritten auf und nieder, bis er zuletzt wie raſend ausbrach: „Beim Blute des Herrn! dahinter ſteckt ein Schelmſtück, ein Schurkenſtreich. Aber wehe, wehe dem, der mir meine Juana abſpenſtig machen will. Und wenn ich mit Banditen Bruderſchaft trinken, und wenn ich dem Henkerbeile entgegengehen müßte, ſo ſchwör' ich ihm Rache, die blutigſte Rache, die je ein beleidigter Andaluſier an ſeinem Feinde genommen!“

So groß Paris iſt, ſo kann doch nicht leicht etwas verborgen bleiben, was für das Leben oder für die Kunſt eine ungewöhnliche Ausbeute verſpricht. Die ſchreibſeligen Feuilletoniſten, welche ſich, um ihre Abonnenten mit Neuigkeiten zu ſättigen, ſelbſt aus Lügen kein Gewiſſen machen, ſetzen alle Douaniers, alle Gaſtwirthe, alle Aufwärter, alle Pflaſtertreter und Eckenſteher in Requiſition, um die Spalten ihrer Blätter mit Notizen zu füllen und mit irgend einer Nachricht oder Bemerkung zuerſt auftreten zu können. — Ehe noch Gomis mit ſeiner Schülerin und ihrer Mutter in einer Manſarde feſt ſaß, hieß es ſchon in einigen Journalen: „Eine ausgezeichnete kaſtilianiſche Naturſängerin ſei in Begleitung des rühmlichſt bekannten ſpaniſchen Kapellmeiſters J. M. Gomis in Paris angekommen, um ſich für die große Oper auszubilden; man mache daher das muſikaliſche Publikum auf das Erſcheinen eines jugendlichen Talentes aufmerkſam, welches bald in der Kunſtwelt Epoche machen dürfte.“ — So unlieb dieſe vorlaute Anzeige dem Muſikdirector in Bezug auf ſeine ſchüchterne Schülerin war, ſo verſchaffte ſie doch ihm ſelbſt den Vortheil, ſchon in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes von den meiſten Journaliſten und Theaterdirectoren, mitunter auch von anerkannten muſikaliſchen Autoritäten beſucht zu werden, welche ihm allen erdenklichen Vorſchub zu leiſten verſprachen, wenn er Juana ſo weit gebracht haben würde, daß ſie die erſten Proben ihrer Kunſt öffentlich ablegen könnte.

Auf die lebhafte Jungfrau machte das bunte, vielbewegte, heitere Leben in Paris, welches gegen das trägſtolze, zurückhaltende, durch politiſche Spannungen in ſeiner freien Entwickelung vielfach gehemmte Treiben in Madrid gewaltig abſtach, einen tiefen Eindruck, dem ſie ſich freudig hingab. Die Neuheit der ganzen Umgebung, die gefällige Form, in welche der Luxus die gewöhnlichſten Gegenſtände zu kleiden weiß, der leichte, muntere Sinn der Franzoſen, das Alles trug dazu bei, ihr ſchüchternes Weſen bald in natürliche Lebendigkeit zu verwandeln. Sie lernte ſpielend, und lernte um ſo lieber, je ſchneller ſie jedesmal die Früchte ihres Fleißes einerntete. Sie wurde belobt, ausgezeichnet, aufgemuntert, durch rege Theilnahme belohnt. Nicht nur in der Muſik, welcher ſie bald ſchon mit einem gewiſſen Selbſtgefühle oblag, ſondern auch in Sprachen machte ſie die erfreulichſten Fortſchritte. Eine ganz eigenthümliche Anziehungskraft äußerte die Bühne auf ſie; der magiſche Zauber der

Bretterwelt, von welchem ſie bisher nichts geahnt hatte, ſetzte ihre Phantaſie in die vollſte Thätigkeit. Wie den Offenbarungen einer höheren, überirdiſchen Sphäre lauſchte ſie den gewaltigen, herzenbeſtürmenden Tonwogen der Harmonie, auf welchen die rührenden Melodien ruhig, wie ſegelnde Schwäne, hinglitten. Dazu die augenerquickenden Decorationen, der blendende Prunk der Koſtüme, der geräuſchvolle Pomp der Aufzüge und Komparſerien, und bald die athemloſe Stille, bald der jubelnde Beifall und die unmittelbare Rückwirkung auf das Alltagsleben, auf alle Claſſen der Bevölkerung, und es iſt kein Wunder, daß ein Weſen, welches Tag für Tag hörte, wie es ſelbſt auch dazu beſtimmt ſei, von all' dieſen Wundern der Kunſt unterſtützt, als belebende Seele ſolch' eines rieſigen Ganzen dazuſtehen und durch einen Ton ſeiner Kehle tauſend fühlende Herzen zu erſchüttern, nach und nach hineingeriſſen wurde in jenen ſeligen Taumel, der das ſehnſüchtige Herz betäubt und es dem ruhigen Gange des praktiſchen Lebens entfremdet. Je weiter ſie in der Kunſt vorwärts ſchritt, deſto tiefer ſank das Traumbild einer anſpruchloſen, in all' ihrer Noth glücklichen Kindheit hinter ihr hinab. Eitelkeit, die traurige, fahle Schlingpflanze, die ſich ſo wuchernd um den grünen Baum des Künſtlerthums emporrankt, ſchlug unvermerkt in ihrem Herzen Wurzel. Den Augen der Mutter entging es wol nicht, aber was konnte die arme, alte Frau im fremden Lande, unter fremden Menſchen, deren Sprache ſie nicht verſtand, deren Sitte ſie nicht begriff, als warnen und klagen, und zuletzt bereuen, daß ſie ihrer Tochter zu etwas gerathen habe, was allem Anſcheine nach zwar zum Ruhme, aber nicht zum Glücke führen würde. Anfangs that es ihr freilich wol, Juana's Gelehrigkeit allenthalben beloben, ihre Stimme bewundern, ihr die glänzendſte Zukunft prophezeien zu hören, aber bald ward jedes Lob, jedes Wort der Bewunderung, jede ruhmredige Prophezeiung zu einem Dolchſtiche für ihr beſorgtes Mutterherz. Sie kränkte ſich tief und zehrte ab, und wünſchte zuletzt nichts ſehnlicher, als wenigſtens nicht mehr Zeugin von Triumphen zu ſein, welche ihr das Herz ihrer Tochter ganz und gar entzögen. Gomis merkte wol Alles, aber er konnte nicht mehr zurück. Juana's Ausbildung war zu einer Sache der Kunſt geworden; er war es nicht nur ſeinem Mäcen, dem Contador, ſchuldig, welcher mit ſeinen Unterſtützungsbeiträgen nicht zurück blieb, ſondern auch ſeinem Vaterlande, der Weltſtadt Paris, eine Aufgabe zu löſen, für deren Reſultat er ſich mit ſeinem eigenen Künſtlerrufe verpfändet hatte. Seine Zukunft war mit Juana's Schickſale in künſtleriſcher Hinſicht zu eng verknüpft, als daß er ſie mitten auf einer Bahn, welche ſie ſo viel verſprechend beſchritt, hätte zurückhalten ſollen. Zwar ließ er es nicht an freundlichem Rath, an liebevoller Ermunterung zum Beſſeren, an lebhafter Anregung ihres Ehrgefühles fehlen, allein der treffliche Künſtler iſt nicht immer der trefflichſte Mentor, und überhaupt mag es ſchwer ſein, ein eben flügge gewordenes Talent, welches Trieb und Kraft in ſich fühlt den höchſten Flug zu thun, jederzeit ſo zu zügeln und zu lenken, daß es die heimatliche Erde nie aus den Augen verliert.

Noch war kein Jahr verfloſſen, als Juana ihrem Lehrer bereits geeignet ſchien, die erſte öffentliche Probe ihrer ungewöhnlichen Befähigung zu liefern. Gomis hatte einige Romanzen und Cavatinen für ſie componirt, darunter auch eine Preghiera, wozu er die Melodie des innigen Abendliedchens benützte, welches er von ihr unter den Arkaden unfern der Segovia-Brücke in ihrem heimiſchen Stübchen ſingen hörte. Sie trug es mit hinreißendem Schmelze vor. Der rauſchendſte Beifallsjubel war ihr dabei um ſo gewiſſer, als auch die natürliche Einfachheit und der nationale Anſtrich des Themas an und für ſich des tiefſten Eindrucks nicht verfehlen konnte. Wochenlang vorher ſtießen die

Journaliſten ſchon in ihre Poſaunen, und alle Muſikliebhaber ſahen dem Tage des Concertes, welches größtentheils Nummern von der Compoſition des ſpaniſchen Kapellmeiſters bringen ſollte, mit Ungeduld entgegen, als ein trauriges Ereigniß die Production hinausſchob. Juana's Mutter erlag den Einflüſſen der neuen Umgebung, in welche ſie ſich nicht fügen lernte, vor Allem aber der Sorge für das Wohl ihrer Tochter, in welcher ſie die kindliche, treuherzige, zufriedene Juana durchaus nicht mehr wieder fand. — „Vergiß über das, was Du gelernt haſt," ſprach ſie auf dem Sterbebette zu ihr, „nicht Deines Gottes, nicht Deiner Mutter. Laß mich ſterben mit der Hoffnung, daß Du bleibſt, wie Du immer warſt, damit Dein ſeliger Vater, wenn ich ihn oben wieder ſehe, nicht zürnend fragen muß: Weib, wo haſt Du unſere Tochter? Du haſt ſie verloren, ihr Blut komme über Dich!"

Gomis meldete dieſen Vorfall ſeinem Kunſtgönner in Madrid. Mit nächſter Wendung der Poſt kam die Antwort: „Er möge einſtweilen für Juana's Bequemlichkeit ſorgen, ſo gut es ginge, und ſie unter ſtrenger Aufſicht halten; ſobald es ſeine Geſchäfte zuließen, wolle er ſelbſt kommen und ihr eine paſſende Geſellſchafterin aus Spanien mitbringen. Uebrigens möge die Waiſe unbekümmert ſein; er wolle in Allem und Jedem Vaterſtelle bei ihr vertreten." — Juana's Gemüth war tief erſchüttert, aber der Ruhm iſt ein ſchmeichleriſcher Tröſter. Er flüſterte ihr Dieß und Jenes zu, was ihre Eitelkeit aufregte; er zerſtreute ſie durch hundert Bilder und Scenen, die er ihr lockend vormalte; er beredete ſie, daß ſie jetzt, wo ſie in der Welt allein ſtände und nichts mehr zu berückſichtigen hätte, als die Kunſt, ihr und ſich es ſchuldig ſei, ſich derſelben mit voller Seele hinzugeben. Noch war die kürzeſte Friſt der üblichen Trauerzeit nicht um, als Juana ſich entſchloß, ihr erſtes Debut zu wagen.

Das Concert, worauf die Neugierde in Folge des eingetretenen Hinderniſſes um ſo höher geſpannt war, wurde angekündigt. Der Zudrang war ungeheuer; die Stimmung des Publicums die beſte. Rauſchender Applaus belohnte den Kapellmeiſter für die Ouverture und für ein Vocalquartett mit Orcheſterbegleitung, in welchem ſich nicht nur tiefe Kenntniß des Contrapunktes, ſondern auch Originalität und Grazie der Melodie kund gab. Mit ungeſtüm klopfendem Herzen harrte Juana des Augenblickes, wo ſie hinaustreten und die Elite der Pariſer Bevölkerung durch die Macht ihres Geſanges beherrſchen ſollte. Mancherlei Bilder und Erinnerungen zogen an ihrer Seele vorüber; mit ſelbſtgefälligem Lächeln verglich ſie die Zeit, wo ſie als armes Wäſchermädchen am Manzanares ſtand und ein einfaches Liedchen trillerte, mit der glänzenden, ſiegverheißenden Gegenwart, und der Vergleich erhöhte ihren Muth zur kühnen Begeiſterung. Der Gedanke, daß ſie vor der Weltſtadt gleichſam den Kunſtgeſchmack ihrer Nation zu vertreten habe, dieſer von Gomis längſt ihr eingeflößte Gedanke, begleitete ſie hinaus auf die Tribüne, auf welcher ſie mit lauter Acclamation empfangen wurde.

Schon ihre reizende Geſtalt, gehoben durch die maleriſche Tracht ihrer Heimat, nahm für ſie ein. Jetzt begann die Preghiera, eine Melodie, welche wie ein Echo ihrer Kindheit aus ihrer Kehle voll ungekünſtelter Natürlichkeit hervorſtrömte. Was iſt wirkſamer als das einfach Schöne? — Alles war hingeriſſen; ein Beifallsjubel, der nicht enden wollte, folgte der Künſtlerin nach. Ihr Name war begründet; Gomis ſah ſeine Bemühungen reichlich belohnt. Er hatte, wie es ihm Don Diaz vorausgeſagt, an Juana eine Primadonna gefunden, durch die er die Schöpfungen ſeines Talentes aller Orten einführen laſſen konnte. Der Dank, den er von ihr zu fordern berechtigt war, wurde aufgewogen von dem Danke, zu welchen ſie ihn durch den herrlichen

Vortrag ſeiner Compoſitionen verpflichtete. „Gomis und Juana“ galt in kurzer Zeit als allgemeine Loſung. Alle Intendanten wetteiferten, die liebenswürdige Spanierin für ihre Unternehmungen zu gewinnen; alle Muſikhändler überboten ſich an Bereitwilligkeit, die Boleros, Seguidillas, Canzonen und Arien in Verlag zu nehmen, welche Gomis für ſeine treffliche Schülerin componirte. Beide gewannen nebſt dem Ruhme auch Geld in Menge. Schon dachte Juana daran, dem Marquis von Villa-Marinquez, welchen ihr Gomis, zu ehrlich, um fremdes Verdienſt ſich anmaßen zu wollen, erſt nachträglich als den eigentlichen Begründer ihres Glückes nannte, aus ihren reichlichen Einnahmen Alles zu vergüten, was er auf ihre Ausbildung verwenden ließ, aber ehe ſie dazu kam, erſchien der Marquis mit der angekündigten Geſellſchafterin für Juana ſelbſt in Paris, um ſich von dem Triumphe ſeiner Clientin zu überzeugen. Er wies jeden Erſatz ſeiner Auslagen, als eines Kunſtgönners und Spaniers unwürdig, zurück, und erbat ſich nichts als einen kleinen Anſpruch auf dankbare Erinnerung und freundliche Wolgewogenheit. Was er aber in den Begriff der Dankbarkeit Alles mit hineinzöge, wurde bald Juana's ganzer Umgebung klarer, als dem edel denkenden Meiſter Gomis, der eben ſo wenig Weltklugheit und Menſchenkenntniß beſaß, als die meiſten Künſtler. Die Duenna, welche der Contador für ſeine Ziehtochter, ſo nannte er Juana ſcherzweiſe, mitgebracht hatte, ſtand in ſeinem Solde und that ihr Möglichſtes, um das Herz ihrer Schutzbefohlenen zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen. Die raffinirten Pariſer hatten es bald weg, was hinter der ganzen Sache ſtäke. Daß alte Wüſtlinge ſich unter dem Scheine der Wolthätigkeit oder Gönnerſchaft junger, unſchuldiger Geſchöpfe annehmen, um durch Anregung ihrer Eitelkeit ihr ſittliches Zartgefühl nach und nach einzuſchläfern, und ihnen zuletzt Zugeſtändniſſe, wovor ſie früher gerechten Abſcheu hatten, als Beweiſe ſchuldiger Dankbarkeit abzunöthigen, iſt in keiner großen Stadt etwas Seltenes, am wenigſten wol in Paris. Einer dieſer unermüdlichen Bewerber, die keine Koſten ſcheuen, die Jahrelang geduldig zuwarten, um ihren Zweck zu erreichen, war auch Don Diaz. Der argloſe, von blindem Enthuſiasmus für die Kunſt beſeelte Gomis diente ihm dabei, ohne es zu ahnen, als eifriger Helfer. Juana ſelbſt war von dem lauten Gewirre wechſelnder Eindrücke zu ſehr in Anſpruch genommen, um ſich ſammeln und einen ernſteren Blick in ihr Inneres thun zu können. Nur manchmal in unſchuldigen Träumen ſchwebte ihr das Bild ihrer ſterbenden Mutter, wol auch das blitzende Auge ihres Vetters Run vor, aber wie ſchnell waren ſolche Mahnungen an die Vergangenheit wieder durch das bunte Gebrauſe der geräuſchvollen Gegenwart übertäubt! Der raſtlos thätige Gomis, welcher nun den Zeitpunkt günſtig erachtete, Juana's Talent auch auf der Bühne geltend zu machen, beſchäftigte ſich nicht nur damit, einige Opernpartien, namentlich in Roſſini's vorzüglicheren Tonwerken, mit ihr durchzumachen, ſondern arbeitete in Stunden der Weihe auch ſelbſt an einer Opern-Compoſition, welche, wenn ſeine Schülerin nach Madrid zurückkehrte, zu ihrem Debut auf dem Theater della Cruz dienen ſollte. Vor Allem war es die Desdemona in Roſſini's „Othello“, welche der Individualität und Stimme Juana's zuſagte. Der muſikaliſche Theil der Rolle machte ihr nicht die geringſten Schwierigkeiten, aber auch der mimiſche, welchen ihr eine namhafte Schauſpielerin des Théâtre français einübte, fand an ihr eine ſo gewandte Darſtellerin, daß nichts gewagt ſchien, wenn man ſie ſchon jetzt von der Tribune des Concertſales auf die Bretter des Opernhauſes verſetzte. Der Erfolg war eclatant. Nicht nur die Kritik nahm ihren Mund voll und reihte ihren Namen den Sternen erſter Größe an, ſondern auch im

Leben erreichten die Huldigungen, die man ihrem Talente und ihrer Perſon darbrachte, ein ſolches Uebermaß, daß es der eigenſüchtige Marquis für räthlich erachtete, ſein theuer erkauftes Kleinod auf heimiſchen Boden zu retten. Sowol Juana ſelbſt als Gomis, welcher indeß ſeine Oper vollendet hatte, waren damit einverſtanden, und voraus empfohlen durch Journal-Lobpſalm, gefolgt von franzöſiſchen Galanterien in Verſen und Proſa, reiſte die Künſtlerin in Begleitung ihres Gönners, ihres Lehrers und ihrer Duenna nach Madrid ab.

Das Andenken des wackern Garde-Kapellmeiſters, deſſen effectvolle Parade-Märſche noch fortwährend von den Militär-Banden geſpielt wurden, war in Madrid noch lebhafter, als er es ſelbſt erwartet hätte. Mit großer Spannung ſah man daher der Aufführung ſeiner Oper: „La aldéana“ entgegen, in welcher, wie es hieß, eine junge, in Madrid geborne Sängerin den Hauptpart ſingen ſollte. Gomis hatte in ſeine Muſik mit vielem Geſchmacke mehrere ſpaniſche National-Melodien, und unter andern auch die liebliche, einem caſtilianiſchen Volksliedchen nachgebildete Preghiera verwebt, mit welcher Juana in Paris ſo viel Beifall erntete. Schon durch dieſe heimatlichen Anklänge ſchien der Erfolg des Abends geſichert. Das Theater della Cruz konnte die Menge der Zuhörer kaum faſſen. Mit ſelbſt behaglicher Grandezza lehnte Don Diaz in ſeiner Gitterloge, als ob er allen Leuten ſagen wollte: „Seht in mir den hohen Mäcen, der dieſes Wunderkind auf die Bühne brachte, ſeht in mir den beglückten Kunſtfreund, der nun bald den erquicklichen Lohn für ſeine Gönnerſchaft von der reizenden Künſtlerin wolgefällig hinzunehmen gedenkt!“

Mit den erſten Tönen von Juana's Lippen war das Glück der Oper entſchieden; ſie machte Furore. In wenigen Tagen klangen die einſchmeichelnden Melodien, welche zum Theile dem Munde des Volkes entnommen waren, aus dem Munde des Volkes wieder. Die wunderbare Preghiera, für rauſchende Janitſcharenmuſik geſetzt, ertönte bald unter den Fenſtern des neuen königlichen Pallaſtes, vor der Reiterſtatue Philipps V.; zu Buen Retiro defilirten die Garden nach den Klängen der Preghiera; in den Alleen des Prado und in den Laubgängen des Paſeo de las Delizias blieben die Luſtwandelnden ſtehen und die Wagen hielten an, wenn eines der Orcheſter, welche die Promenade belebten, die Preghiera anſtimmte. Gomis gehörte von dieſem Augenblick an zu den Lieblingen des Tages; ſeine Compoſitionen wurden populär im edelſten Sinne des Wortes. Man freute ſich, endlich wieder einmal einen Mann gefunden zu haben, welcher die Gemüther von dem dumpfen Brüten über politiſche Meinungen und Kämpfe abzöge und es der ſchönſten aller friedlichen Künſte zuwendete. Zugleich mit Gomis wurde immer Juana's Name genannt, und man wunderte ſich, wie ſolch' ein ausgezeichnetes Talent ſo lange verborgen bleiben und erſt im Auslande zum Ruhme des Vaterlandes herangebildet werden konnte.

Großem Rufe kann der Neid nicht lange fern bleiben. Auch in Bezug auf Juana war er geſchäftig, und da er ihrer Kunſt nichts anhaben konnte, ſo ſuchte er ihre Abkunft und ihr Verhältniß zu Don Diaz auszuforſchen, um ſie von dieſer Seite in ein gehäſſiges Licht zu ſtellen. Das gelang ihm denn auch bald, und eben die untere Claſſe des Volkes, welcher ſie angehörte und durch ihr Talent ſo viel Ehre machte, war am eifrigſten bemüht, ihren Leumund zu verunglimpfen und ſie dem Geſpötte preis zu geben.

Indeſſen war Juana in einigen Opern anderer Meiſter aufgetreten und immer mit gleichem Beifalle aufgenommen worden. Sie bedurfte eines ſolches Palliativs, um manche Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen, welche bei jedem Gange durch Madrids Straßen von allen Seiten auf ſie losſtürmten. Sie mied die Gegend, wo ſie ehemals mit ihrer Mutter gewohnt, die Nähe des Ufers, an welchem ſie harmlos ihr Geſchäft betrieben hatte, mit ängſtlicher Scheu. Sie ſenkte den Kopf zur Erde, ſo oft ſie einen Mann in andaluſiſcher Tracht begegnete, aus Furcht, es könnte Vetter Ruy ſein. Sie ſuchte ſich gewaltſam zu überreden, daß es ja keinen Vorwurf verdiene, wenn Jemand ſich aus ſeiner Niedrigkeit zu erheben, und aus ſeinen Anlagen den möglichſten Nutzen zu ziehen ſucht: aber eine innere Stimme ſagte ihr immer, daß ihr Gewinn kein ganz reiner, daß ſie zwar angeſehener, wolhabender, berühmter, doch keineswegs beſſer, ſittlicher, achtungswürdiger geworden ſei. Dieſes beſtändige Ankämpfen ihres Gefühles gegen den äußeren Glanz, der ſie umgab, ſteigerte ſich manchmal zum auffallenden Mißbehagen, welches dann der Marquis durch Betäubungen aller Art zu heben bemüht war; allein nicht immer wollte es ihm gelingen. Glücklicher war noch Gomis, welcher eine ſolche Verſtimmung ſeiner Schülerin am beſten dadurch betäubte, daß er ſie, unbekümmert um des Contadors allzubeſorgliche Einwendungen, ſtrenger an ihr Muſikſtudium feſſelte. Die Früchte dieſes Verfahrens ließen ſich nicht verkennen. In jeder Rolle entwickelte Juana größere Sicherheit, gediegeneren Vortrag und leidenſchaftlichere Kraft. Zu ihrem nächſten Debut war die Desdemona in Roſſini's „Othello“ beſtimmt, welche ſie bereits in Paris mit ſo vielem Beifalle gegeben hatte. Leider fühlte ſich Juana am Tage der Aufführung nicht vollkommen disponirt; eine ſeltſame Beklemmung drohte ſie in dem freien Gebrauche ihrer herrlichen Mittel zu ſtören; aber die Oper war angekündigt, die Neugierde des Publikums auf das Höchſte geſpannt; man konnte ſeine Erwartungen nicht täuſchen. Mit kindiſcher Aengſtlichkeit begleitete der Marquis ſeine Clientin auf die Bühne, und trieb ſich unermüdlich umher hinter den Couliſſen, unter den buntbemalten Choriſten und ſchmutzigen Schnürziehern und wie all das Volk heißen mag, das den Thespiskarren ſchmücken hilft, um ja gleich bei der Hand zu ſein, wenn ihr der geringſte Unfall begegnen ſollte. Allein Alles ging vortrefflich; das Bewußtſein, ihren Lehrer an der Spitze des Orcheſters zu wiſſen, flößte der Künſtlerin volles Vertrauen ein. Sie wurde mit ſtürmiſchem Beifalle belohnt, deſſen ſie ſich mit jeder Nummer ihres Partes würdiger machte. Endlich kam die berühmte Scene, wo Desdemona im leichten Nachtkleide den Vorhang des Alkovens zurückſchlägt und hervortritt, um das Herz ihres racheſchnaubenden Gatten zu erweichen. Ja, jetzt war ſie wieder ganz Juana, ganz ſo einfach, ſo reizend, wie ſie damals geweſen, als ſie vor dem Bilde der Gottesmutter kniete und ihr frommes Schlummerliedchen in die ſtille Nacht hinausſang. Und doch war ſie zugleich ſo ganz Desdemona, daß in den weiten Räumen kein Auge trocken, kein Herz ungerührt blieb. Da zuckte ein „Ach!“ des Entſetzens durch das Theater; Desdemona ſollte bluten unter dem Dolche der Eiferſucht. Plötzlich ſiegte wieder die Anerkennung der Kunſt über das Blendwerk der Bühne, und rauſchender Applaus begleitete ihren traurigen Opfertod.

Mit ausgebreiteten Armen ſtand der Marquis von Villa-Marinquez in den Couliſſen, um ſeine triumphirende Schützlingin zu empfangen. Theils erſchöpft von künſtleriſcher Anſtrengung, theils betäubt vom tobenden Jubel, der ihr von Außen nachbrauste, warf ſie ſich, ihrer ſelbſt kaum mächtig, an eine Bruſt, vor welcher ſie ſonſt mit geheimem Widerwillen zurückbebte. — „Schlange, jetzt werd' ich den Othello ſpielen!“ ſchrie plötzlich eine kreiſchende Stimme hinter dem Rücken des Contadors hervor, und unter dem drohenden Rufe: „Stirb, Verführer meiner Juana!“ blitzte über ſeinem Haupte in markiger Männerfauſt ein blinkendes Stilet. — „Gott ſchütze uns! — Vetter Ruy!“ ſtöhnte Juana und ſank ohnmächtig zur Erde, während die Umſtehenden dem wüthenden Andaluſier in den Arm fielen und ihn entwaffneten. — „O es iſt Dir nicht geſchenkt, Natternbrut!“ rief der Arriero knirſchend, als man ihn geknebelt der herbeigeholten Wache übergab. — „Und wenn man mich in Stücke zerreißt, ſo ſind für dieſen Hund da noch hundert Dolche geſchliffen und hundert Kugeln gegoſſen, die ihn doch nicht alle verfehlen werden!“ — Dem Arriero leuchtete, als er dieſe Drohung ausſtieß, die Wolluſt der Rache aus den Augen. Schon lange hatte er auf dieſen Augenblick gewartet. Faſt zwei Jahre hindurch wurde er nicht müde zu forſchen, was aus Juana geworden ſei. Endlich erhielt er einen Wink, daß ſie nach Madrid kommen werde und daß ſein Verdacht gegen den Contador Grund habe. — „Nun entgehen ſie mir nicht mehr!“ dachte er, und trieb ſeine Maulthiere hinaus in die Provinz, um mit einigen Kunden Richtigkeit zu machen, denen er im Leben nicht mehr unter die Augen zu kommen hoffte. Indeſſen war Juana nach Madrid zurückgekehrt. Von manchem Auge wurde ſie erkannt und beobachtet. — „Sie iſt es, Deine Juana, und der Contador iſt hinter ihr her, wie ihr Schatten!“ mußte Ruy von ſeinen Kameraden hören, als er nach Hauſe kam. Eine Zeit lang überlegte er bei ſich ſelbſt, ob er vor ſie hintreten, ſie an frühere Zeiten erinnern, ehemalige Anſprüche geltend machen ſolle. — „Sie wird Dich verhöhnen, wird es Dich fühlen laſſen, daß Du jetzt, wo ein Marquis um ſie buhlt, für ſie zu ſchlecht biſt; Du wirſt von Eiferſucht entbrennen und ſie ermorden, und das wäre Unrecht. Sie wurde verlockt, verführt; — ihr Verführer muß ſterben — das iſt recht!“ ſo ſprach der wilde Andaluſier zu ſich ſelbſt. Und er zögerte nicht lange, ſondern entdeckte ein Paar vertrauten Kameraden ſeinen Plan und trug ihnen auf, was ſie thun ſollten, wenn er feſtgenommen würde, und ſtahl ſich unvermerkt hinauf hinter die Couliſſen, wo er ſein Opfer ins Auge faßte, bis der rechte Augenblick kam, und er mit raſendem Ungeſtüm darüber herfiel.

Der Vorhang war noch kaum geſunken, als das tollkühne Attentat des Arriero und die muthmaßliche Veranlaſſung ſchon im ganzen Publikum bekannt war. Juana konnte nach einem ſolchen Ereigniſſe nicht ſo bald wieder auf den Brettern erſcheinen, auch wenn der Schreck ſie nicht aufs Krankenlager geworfen hätte. Einige Wochen lang mußte ſie das Bett hüten, ſo ſehr waren ihre Nerven angegriffen. Der Contador wich faſt nicht von ihrer Seite. Er gab vor, er ſei es ſeiner und ihrer Ehre ſchuldig, der Welt zu zeigen, wie wenig er ſich in ſeiner Handlungsweiſe durch den Wahnwitz eines gemeinen Tollhäuslers beirren laſſe. Doch was er vorgab, war nur leere Selbſttäuſchung; denn im Grunde hatte er vor der Drohung des Arriero nicht weniger Angſt als jeder Poltron, dem der Schelm im Herzen ſitzt. Gomis hingegen fühlte ſich mit einem Male enttäuſcht und ſchämte ſich in die Seele, aus blindem Eifer für die Kunſt den unbewußten Ruffian geſpielt zu haben. Mit möglichſter Schonung für die arme Juana, der er denn doch einen großen Theil ſeines Rufes zu ſchulden überzeugt war, zog er ſich allmählig zurück und beſchloß, ſeine Kunſt lieber ſelbſtſtändig, wenngleich mit minderer Wirkſamkeit zu betreiben, als ſich von einem Weſen ins Schlepptau nehmen zu laſſen, welches die Achtung aller Beſſeren verwirkt hatte.

Als Juana wieder in ſo weit hergeſtellt war, daß ſie eine Reiſe unternehmen konnte, ſchlug ihr der Marquis vor, in ſeiner

Geſellſchaft die Bäder von Trillo in der Provinz Guadalaxara zu beſuchen, um ihre zerrüttete Geſundheit wieder zu befeſtigen. Juana, ſeit Gomis ſich zurückgezogen, des einzigen Rathgebers beraubt, der es wahrhaft redlich mit ihr meinte, glich nun einem ſchwankenden Rohre, welches ſich von jedem Lüftchen biegen und bewegen läßt. Sie hielt es für gut, durch Entfernung ſich dem Gerede der Menſchen zu entziehen und erſt nach einigen Monaten wieder zurückzukehren. Indeſſen hoffte ſie, würden die Zungen der Spottſüchtigen vielleicht einen andern Stoff gefunden haben, woran es in einer unruhigen Zeit voll politiſcher Gährung (es war kurz vor dem verhängnißvollen 1. März des Jahres 1823, an welchem König Ferdinand ſeinen Sitz nach Sevilla zu verlegen beſchloß) nicht fehlen konnte. Unter ſtarker Bedeckung, welcher man bei der Unſicherheit der Straßen ſelbſt in der Nähe der Hauptſtadt damals benöthigte, fuhr der Marquis mit Juana und ihrer Geſellſchafterin ab. Doch kaum anderthalb Meilen von Madrid, wo die Straße in ihrer Wendung von dem dichten Eichenforſte von Zarzuela erreicht wird, bemerkte der Marquis zu ſeiner nicht geringen Beſtürzung an den Mienen und Zwiſchenreden der mitreitenden Soldaten, daß es im Walde nicht ganz geheuer ſei. Wiewol es lange noch bis zum Abend war, hielt er es doch für gerathener, umkehren zu laſſen und im Galopp nach Madrid zurückzueilen. Doch ſchon war es zu ſpät. Das Raubgeſindel, welches ſich in dem undurchdringlichſten Dickicht umhertrieb, ſchien ihn abſichtlich erwartet zu haben. Gellendes Pfeifen ſcholl fernhin, und undeutliche Geſtalten wurden zwiſchen den Baumſtämmen ſichtbar. Der Marquis, faſt muthloſer als die ſchwächliche Juana, welche in dieſem Augenblicke lebhaft an Ruy's Drohung dachte, trieb den Kutſcher zur verzweifelten Eile an, wenn auch die prächtigen Andaluſier todt zuſammenfielen. Allein ſchon pfiff eine Kugel aus dem Gehölze; erſchrocken riſſen die Pferde aus; eine zweite Kugel verfehlte ihres Zieles nicht: ſie drang ſo gewaltig in des Contadors rechte Schläfe, daß er, ohne einen Laut von ſich zu geben, über den Wagen hinausſtürzte und eine weite Strecke nachgeſchleift wurde. Jetzt ging es wie im Sturm vorwärts. Der Kutſcher, welcher ſchon längſt Faſſung und Zügel verloren hatte, wurde herabgeſchleudert und blieb für todt an der Straße liegen. Juana und ihre Begleiterin wurden, Leichen ähnlich, von den ſchnaubenden Roſſen fortgetragen. Schon ſauſte das ſchäumende Viergeſpann, zum Entſetzen Aller, welche es anſtürzen ſahen, auf die Segovia-Brücke zu, als der Wagen endlich umſchlug und die beiden Frauen weit hinaus an das Ufer geſchnellt wurden. Die Duenna fiel ſo glücklich, daß ſie ſich nur wenig Schaden that und bald wieder Faſſung gewann, um den ganzen Hergang zu erzählen. Juana hingegen hatte nicht nur eine tiefe Kopfwunde erhalten, aus welcher ſie heftig blutete, ſondern konnte auch wegen der fürchterlichen Erſchütterung, die ſie erlitten, lange nicht zur Beſinnung erweckt werden.

Man brachte ſie in die Wohnung des Contadors, deſſen Leichnam erſt Tags darauf gräßlich verſtümmelt am Eingange des Eichenforſtes gefunden wurde.

Nun, da Juana gänzlich verlaſſen und durch die Hand des Unglücks aus einem Verhältniſſe herausgeriſſen war, welches ſie der moraliſchen Achtung unwerth gemacht hatte, nun hielt es Gomis wieder für ſeine Pflicht, ſich der armen, dem höchſten Elende preisgegebenen Künſtlerin anzunehmen. Dem Ausſpruche der Aerzte nach war ihre Kopfwunde zwar nicht tödtlich, aber doch ſo bedeutend, daß eine völlige Geiſteszerrüttung zu befürchten ſtand. — Und ſo geſchah es denn auch. Körperlich geneſen, wandelte Juana geiſteskrank umher. Sie ſprach nur wenig, blickte ſtarr vor ſich hin, und von der Wunderkraft ihrer Kehle ſchien ihr nur ſo viel geblieben zu ſein, als hinreichte, um die Melodie jenes Abendliedchens aus der „Aldéana“ in unbelauſchter Dämmerung halblaut vor ſich hinzuſummen. Mit Thränen des Mitleids im Auge betrachtete Gomis dieſe bedauernswerthe Ruine der Kunſt, dieſe junge Märtyrin der Eitelkeit. Er machte es ſich zur letzten Aufgabe ſeines Aufenthaltes in Spanien, welches zerriſſen vom Parteikampfe, bedroht von dem Einfalle fremder Heere ſelbſt die neutrale Stellung des Künſtlers nicht unangefochten ließ, für Juana's Zukunft noch nach Kräften zu ſorgen, und ſo die Schuld des Dankes abzutragen, zu der ſie ihn durch die Verbreitung ſeines Rufes verpflichtet hatte. Durch Hinterlegung einer namhaften Summe, faſt des ganzen Ertrages ſeiner „Aldéana“, bewog er die Vorſteherin eines Frauenkloſters, mit welchem ein Hoſpital vereiniget war, zur Aufnahme der Unglücklichen auf die ganze Dauer ihres krankhaften Zuſtandes. Sie wurde daſelbſt in ſorgliche Gewahrſam genommen, welche man ihr dadurch zu erleichtern ſuchte, daß man ihr eine Gaſſenſtube anwies und ihr geſtattete, der freien Luft im Garten und überhaupt aller Erheiterungen zu genießen, welche mit dem klöſterlichen Leben vereinbar waren und ihre Exiſtenz nicht gefährdeten.

Indeß war der Meinungskrieg mit allen ſeinen Gräueln losgebrochen. — Die Manalo's gewannen faſt überall die Oberhand; zahlreiche Verhaftungen ſchreckten die friedlichſten Bürger. An ein Intereſſe für künſtleriſche Beſtrebungen war unter ſolchen Umſtänden nicht zu denken. Zur guten Stunde noch entkam Gomis aus Madrid, wo man ihn bereits mit mißtrauiſchen Blicken anſah, indem ſeine kräftigen, leidenſchaftlichen Melodien häufig von dem aufgeregten Volke revolutionären Texten angepaßt und bei verſchiedenen Anläſſen mit wildem Ungeſtüm abgeſungen wurden.

Manchmal, wenn ein tobender Pöbelhaufe an den Thoren des Frauenkloſters vorüberſtürmte und nach der wolbekannten Melodie der Preghiera ein ausgelaſſenes Spottlied anſtimmte, lehnte Juana mit ſtarren, thränenloſen Augen am Gitterfenſter ihrer Zelle, und vernahm die verhängnißvollen Klänge und ſummte unwillkürlich die Worte ihres ehemaligen Abendliedchens mit.

Nach drei blutigen Jahren ſchien endlich eine Art von Ruhe zurückzukehren, welche zwar nicht auf vollkommene Amneſtie, aber doch auf ſänftigende Mäßigung begründet war. Wenigſtens fing Madrid an aufzuathmen und wendete mitunter ſeine Aufmerkſamkeit wieder anderen Dingen zu, als den ſchwankenden Reſultaten des Bürgerkrieges. Man freute ſich wieder des Prado, ſehnte ſich wieder nach Volksbeluſtigungen, beſuchte das Theater und nahm Antheil an den Erſcheinungen aus dem Gebiete der Kunſt und Literatur, welches Jahrelang gänzlich brach lag.

Zwei Ereigniſſe ganz verſchiedener Art nahmen eines Tages alle Augen und Ohren in Anſpruch. Am Morgen ſollte nämlich auf dem Hafenplatze, wo die Hinrichtungen Statt zu finden pflegten, ein gefürchteter Bandit den verdienten Lohn für ſeine Gräuelthaten empfangen, ein Schauſpiel, welches bei dem wilden, durch manchen Nachklang jüngſt erlebter Scenen noch heftig aufgeregten Sinne des Volkes Tauſende von Zuſchauern herbeilockte. Für den Abend hingegen war ein Schauſpiel angekündigt, welchem der gebildete Theil der Bevölkerung mit geſpannter Erwartung entgegen ſah, nämlich das Auftreten der berühmten Sängerin Giuditta Paſta in der Rolle der Desdemona. Während an der einen Straßenecke ein marktſchreieriſcher Herumträger die gräßliche Geſchichte von dem Leben und den Thaten des hinzurichtenden Miſſethäters feilbot, bereitete gegenüber ein anderer die Vorbeigehenden auf den Genuß vor, welcher Abends den Kunſtfreunden im Theater della Cruz bevorſtände. — „Giuditta Paſta,“ hieß es hier im echt ſüdlichen Bombaſt, „der Komet von Verona, der Stern von Paris, der Sirius am europäiſchen Geſanghimmel, die majeſtätiſche, achtundzwanzigjährige Königin der Melodien, mit der herzerſchütternden Glockenſtimme, mit der plaſtiſchen Erhabenheit ihres echt antiken Spieles, wird heute den kunſtſinnigen Bewohnern der ſehr edlen, rechtlichen, hochberühmten, treuen und heroiſchen Stadt Madrid beweiſen, daß ſie bisher weder hörten, noch ahnten, was ſingen heißt!“ — „Der fürchterliche, abgefeimte, grauſame Bandit,“ hieß es dort — Namens Ruy Juan Chinchon, aus Grazalema in Ober-Andaluſien gebürtig, wegen eines an dem hochedlen und ehrenhaften Don Diaz Marquis von Villa-Marinquez, weiland königlichen Contador, verſuchten Meuchelmordes gefänglich verhaftet, ſodann ſeiner Haft entſprungen und nach langen, vergeblichen Nachforſchungen unter den Straßenräubern ergriffen, wird heute, zur gerechten Strafe für alle eingeſtandenen und nicht eingeſtandenen Mord- und Miſſethaten, ſo wie zum abſchreckenden Beiſpiele für alle Böſewichter öffentlich vom Leben zum Tode befördert werden.“

Langſam, unter dem Geläute der Glocken, bewegte ſich der Zug mit dem Miſſethäter der Richtſtätte zu. — Starke Militär-Bedeckung begleitete ihn; die Muſikbande ſpielte die noch nicht vergeſſene Preghiera. Als der traurige Conduct um die Ecke des Frauenkloſters zog, tönte ein durchdringender Schrei durch eines der Gitterfenſter. Der Delinquent erhob ſein dunkellockiges Haupt, ſchoß einen blitzenden Blick der Gegend zu, woher der Schrei gekommen, und ſchritt dann regungslos ſeinem Schickſale entgegen. In einer halben Stunde darauf hatte Vetter Ruy geendet.

Ein Schauſpiel hatte das Volk weg; mit ſteigender Ungeduld erwartete es das zweite, edlere. Das Theater della Cruz konnte kaum die Menge der Zuſeher faſſen, welche der Ruf der weltbekannten Giuditta Paſta herbeigelockt hatte. Schon die äußere Erſcheinung der Künſtlerin wirkte elektriſch. Dieſe erhabene Ruhe, dieſer ausdrucksvolle Blick, dieſe gerundete Bewegung war den leidenſchaftlichen, von einem Extrem zum andern überſpringenden Spaniern neu. Als ſie aber erſt den Zauber ihrer Stimme entwickelte, „jene unbeſchreiblichen und unbegreiflichen, verſchleierten und doch frühlingshellen, ſchmerzſtöhnenden und doch luſtjubelnden Töne, welche in dem Ohre und Herzen deſſen, der ſie einmal gehört hat, nicht mehr verklingen“: da machte ſich das allgemeine Entzücken in lautem Applauſe Luft, und von tobendem Beifalle erdröhnten die dichtgefüllten Räume. Wol Mancher unter den Zuhörern mochte ſich der heimiſchen Juana erinnern, welche vor wenigen Jahren in derſelben Rolle vielleicht mehr Natur, aber gewiß nicht ſo viel Kunſt entwickelt hatte. Dieſe wunderbaren Blitze der Leidenſchaft, ſtets gemäßigt von angeborener Beſonnenheit, dieſes Emporklimmen über alle Sproſſen der pſychiſchen Stufenleiter, dieſes Hinüberwiegen von Liebe zur Kränkung, von Luſt zum Schmerze, von Jubel zur Verzweiflung hatte man noch nie in ſolch' künſtleriſcher Vollendung gehört und geſehen. Bei jedem neuen Auftritte fürchtete man, die Kraft der Sängerin müſſe erlahmen, und bei jedem neuen Auftritte zuckte ſie nur um ſo feuriger empor. Man konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß irgend ein Gott in dieſer Bruſt wohnen müßte, aus der er ſo göttlich groß und menſchlich ſchön hervorklang.

Endlich kam wieder die Scene voll grauenvoller Wolluſt, in welcher Desdemona als das Opfer tückiſchen Verrathes und raſender Leidenſchaft bluten ſoll. Angethan mit leichtem, weißen

Nachtkleide, ſchlug ſie den Vorhang des Alkovens zurück, und trat hervor, um das Herz ihres racheſchnaubenden Gatten zu erweichen. Da bot ſich plötzlich dem Publikum eine Scene von faſt geſpenſtiſcher Art dar; denn ſiehe! — wie aus dem Grabe emporgeſtiegen, ſtürzte aus den Couliſſen eine zweite Desdemona, ebenfalls angethan mit weißem, leichten Nachtkleide, hervor, und warf ſich, trotz des Gemurmels und Geflüſters auf der Bühne, auf Othello's rechter Seite nieder, während Paſta zu ſeiner Linken kniete. Eine athemloſe Stille verbreitete ſich durchs Theater, als die beiden Doppelgängerinnen gleichzeitig, als ob ſie einander überbieten wollten, ihre Cantilenen begannen und Othello ſchaudernd und faſſungslos ſeine Blicke von der einen zur andern gleiten ließ. — „Juana, Juana!“ — rauſchte es auf ein Mal wie ein beginnender Sturm durch die Räume des Theaters. — Entſetzt verſtummte die wahre Desdemona, während die falſche, zurückſinkend in den Arm der hervorſtürzenden Theaterleute, aus den Tönen Roſſini's in die Melodie der wolbekannten Preghiera überging, die ſie, verlaſſen vom verwirrten Orcheſter, mit gräßlich kreiſchender Stimme zu Ende ſang. Ehe man noch den Vorhang auf den deutlich hörbaren Ruf des Directors herablaſſen konnte, lag die arme, wahnſinnige Juana, eine Leiche, in den Armen der Herbeigeeilten. Die Oper hatte geendet, tragiſcher geendet, als in der tragiſchen Nachbildung Shakeſpeare's.

Am andern Tage war ganz Madrid voll von dem ſeltſamen Ereigniſſe. Juana hatte wahrſcheinlich durch das Geſchrei der öffentlichen Ausrufer ſowol von Ruy's Schickſale, als von dem Schauſpiele, welches Abends ſtattfinden ſollte, Kunde erhalten. Von ihren argloſen Hüterinnen zu wenig bewacht, fand ſie Gelegenheit, unbemerkt zu entkommen, und ſtahl ſich eben ſo heimlich, wie einſt der rachſüchtige Ruy, auf die Bühne, wo ſie ſich bis zu dem Augenblicke, der damals ihr Los entſchied, verborgen hielt. Allein in jener verhängnißvollen Scene brach ihr Wahnſinn in aller Gewalt los, und ehe ſie Jemand hindern konnte, ſtürzte ſie hinaus auf die Bretter, auf denen ſie einſt ihre Triumphe, und jetzt — ihren Tod fand.

Gomis, welcher indeß in London, wo er vergebens ſein Glück zu machen hoffte, zum Geſchäfte eines Singlehrers greifen mußte, um ſein Leben zu friſten, erfuhr Juana's trauriges Ende aus den Zeitungen. Herzliche Thränen weihte er dem Angedenken eines Weſens, welches wie von der Stimme ſeines guten Engels gewarnt, ihn einſt ſo rührend bat: „Lehrt mich nicht etwas, was ich vielleicht gern wieder vergeſſen möchte. Es würde Euch gewiß keinen Segen bringen!“ — Wie eine düſtere Prophezeiung, wie ein geheimer Fluch, den er nicht durch böſen Willen, ſondern durch Blödigkeit auf ſich geladen, klangen ihm die Schlußworte dieſer Rede entmuthigend in die Ohren. — Verſtimmt kehrte er im nächſten Jahre wieder nach Paris zurück. Aber mit Juana war ſein Stern untergegangen. Trotz aller Bemühungen, trotz mancher Verſuche im Opernfache, welche den Beifall aller Kenner errangen, fand er bei dem großen Publikum nur wenig Anklang. Nachdem er lange mit Nahrungsſorgen und Kabalen gekämpft, und erſt nach vielen namhaften Proben ſeines ausgezeichneten Talentes durch die Verwendung eines hochgeſtellten Freundes eine Penſion erhalten hatte, ſtarb er im Sommer des Jahres 1836, unbefriedigt und ungewürdigt, als einer jener Vielbegabten, welche ſich in ihrer Kunſt nicht klar wurden, weil ſie es ſich im Leben nicht geworden ſind.

# Inhalt.

Seite
Vorwort . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . III

I. J. G. Seidl. Eine biographiſche Skizze . . . . VII

## II. Novellen und Erzählungen.

### Zweite Abtheilung.

Die erſte Kur . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 3
Schuld und Wahn . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 23
Cornelia Fieramonti . . . . . . . . . . . . . . . . . . 63
Schloß Nonſuch. (Nach Horace Smith.) . . . . . . . . . . 97
Arabella von Byrnswack . . . . . . . . . . . . . . . . 123
Das Schloß des Liebenden . . . . . . . . . . . . . . . 161
Sie iſt verſorgt! . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 177
Die Blaue . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 211
Juana . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 221

Druck von Adolf Holzhauſen in Wien.
k. k. Hof- und Univerſitäts-Buchdrucker.

# Zur Secundizfeier

Seiner Excellenz

des Hochwürdigſten Herrn Patriarchen Erzbiſchofes von Erlau

## Herrn Johann Ladiſlav von Pyrker von Felſö-Eör,

Kaiſerlich Königlich wirklichen Geheimenrathes ꝛc.

am 8. December 1840

von

**Profeſſor Joh. Gabriel Seidl,**

k. k. Cuſtos am Münz- und Antiken-Cabinete [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible]

Ein ernſter Tag iſt's, wenn zum erſten Mahle,
Die dichten Reih'n der Gläubigen entlang,
Bei Feſtgeläut, Muſik und Kerzenſtrahle,
Umweht von Weihrauchduft und Orgelklang,
Den friſchen Blütenkranz im ſchlichten Haare,
Der junge Prieſter tritt zum Hochaltare.

Wohl mag ein ſüßer Schauer ihn durchbeben,
So nah vor ſeinem Gott und Herrn zu ſteh'n,
Sich Ihm ſo ganz und völlig hinzugeben,
Um als ſein Diener durch die Welt zu geh'n,
Und mit dem eignen Mund, den eignen Händen
Sein Wort zu pred'gen und Sein Brot zu ſpenden.

Ein Halbjahrhundert iſt dahin geſchwunden,
Seit Du Dich alſo Deinem Gott genaht,
Seit Du den ſüßen Schauer haſt empfunden,
Seit Du betreten haſt den heil'gen Pfad,
Worauf, ſoweit Du ihn bisher durchmaßeſt,
Du Deiner hohen Sendung nie vergaßeſt.

Ein treuer Hirte Deiner erſten Herde,
Und jeder nächſten wie der erſten treu,
Ertrugſt Du Sorg' und Kummer und Beſchwerde,
Geduldig, ohne Murren, ohne Scheu,
Du ſchritteſt helfend in der Armen Mitte,
Du trateſt tröſtend in des Kranken Hütte.

Du gabſt, umtobt von wildem Feindesgrimme,
Dein eignes Blut für Deine Herd' als Pfand,
Und tauſend Ohren klingt noch Deine Stimme,
Und tauſend Lippen ſegnen Deine Hand;
So ſtiegſt Du raſch von Stuf' empor zu Stufe,
Auf jeder folgend Deinem inn'ren Rufe.

Nun ſtehſt Du mit dem Krummſtab in den Händen,
Das Patriarchenkreuz auf Deiner Bruſt,
Was nur ſein Amt dem Prieſter gönnt zu ſpenden,
Du haſt es ausgeſpendet frohbewußt,
Und kannſt zu Deinem Gott in Demuth beten:
„Ich hab' Dich, Herr, als treuer Knecht vertreten!“

Und wie Du es, als Prieſter, that'ſt im Leben,
So that'ſt Du es, als Sänger, in der Kunſt,
Nicht eitlem Flimmer huldigte Dein Streben,
Du rangſt nicht nach des Augenblickes Gunſt,
Nach oben war Dein Aug' und Herz gerichtet:
Gebetet haſt Du, auch wenn Du gedichtet.

In Dir verwirklicht ſehen wir die Mythe
Der alten Zeit: daß Dichter — Prieſter ſind!
Was deine Muſe ſchuf, es gleicht der Blüte,
Die rankend um ein Crucifix ſich ſpinnt,
Und wie der Glaube heiligt Deine Lieder,
Verherrlichet Dein Lied den Glauben wieder.

Und heute ſchreiteſt Du zum zweiten Mahle,
Die dichten Reih'n der Gläubigen entlang,
Bei Feſtgeläut, Muſik und Kerzenſtrahle,
Umweht von Weihrauchduft und Orgelklang;
Den friſchen Blütenkranz im Silberhaare, —
Als Jubelprieſter, — hin zum Hochaltare.

O wende Dich zum Volk mit offnen Armen,
Und ſprich: „Des Herren Friede ſey mit euch!“
Die Zeit iſt trüb, wir brauchen Sein Erbarmen,
Und ernſtberedte Zeugen für Sein Reich!
Dich kennt die Welt, Du giltſt ihr als ein Seher,
O führe Gott im Geiſt ſie wieder näher.

Erheb' die Händ' an dieſem heil'gen Tage,
Wo Gottes Hauch ſo ſichtbar Dich umweht,
Der ganzen Menſchheit große Noth und Klage
Empfiehl dem Herrn in brünſtigem Gebet;
Laß Deine Jubelmeß' ein Opfer werden
Für alle Friedbedürftigen auf Erden!

Du aber trag' noch lang, mit heitren Mienen,
Den Jubelkranz in Deinem greiſen Haar,
Laß Deine Hände lange Gott noch dienen,
Und ſprich noch oft den Segen vom Altar,
Bis einſt Dir, wenn Du knieſt an ſeinen Stufen,
Vom Tabernakel tönt ein leiſes Rufen:

„Komm, Prieſter-Seher! Komm, die Hallen ſtehen
„Geſchmückt für Dich, — o komm, und zage nicht:
„Der Herr, den Du im Geiſt ſo oft geſehen,
„Du ſollſt Ihn ſchauen jetzt von Angeſicht!
„Du lobteſt Ihn im Leben und im Liede:
„Du warſt mit Ihm, mit Dir ſey nun Sein Friede!“

Die

# Staatsbahn
# von Wien bis Trieſt

## mit ihren Umgebungen

geſchildert von

**Auguſt Mandl.**

Eingeleitet und poetiſch begleitet

von

**J. G. Seidl.**

**Mit 30 Original-Anſichten in Stahlſtich**

herausgegeben

vom

Oeſterreichiſchen Lloyd in Trieſt.

**Trieſt 1856.**
Literariſch-artiſtiſche Abtheilung des öſterreichiſchen Lloyd.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Einleitung.

Wer mit einem lieben Freunde täglich verkehrt, der bemerkt nicht, wie einzeln Haar um Haar ihm bleicht, wie zur erſten Runzel, die ſeine Stirne furcht, allmählich mehrere ſich geſellen, wie ein und der andere Zug der Jugend verſchwindet, um dieſem und jenem Vorzeichen des nahenden Alters Platz zu machen. Gleichen Schrittes fürbaß wandelnd ſehen ſie ſich nach Jahren ſo wie heute, und ſitzen noch im Abendſchatten, ein altes, treues Tauberpaar*), friedlich nebeneinander, ohne vielleicht je zu einander geſagt zu haben: „Aber, Freund, du biſt gealtert!" — „„Und du, mein' ich, auch!"" — Wenn aber Freunde nach zwanzig — oder dreißigjähriger Trennung einander wieder begegnen, dann mag es wohl geſchehen, daß nach der erſten Umarmung, in der die Herzen gläubig ſich erkennen, die Augen minder gläubig Manches zu vergleichen finden, was gegen das Bild aus früherer Zeit befremdend abſticht. Das unabweisliche Bewußtſein, daß eine Trennung ſtattgefunden, reizt den Scharfſinn zur Vergleichung des Jetzt mit dem Einſt, und läßt ihn Gegenſätze entdecken, welche der Mutterwitz der Freundſchaft durch Hervorziehung alter Uebereinſtimmungen lächelnd wieder ausgleicht.

Aehnlichen Eindrücken, wiewohl im umgekehrten Verhältniſſe, begegnen wir im Zuſammenleben mit der Natur. Wer eine Gegend täglich durchſtreift, der bemerkt nicht die kleinen Veränderungen, welche der Menſch nur allmählich in derſelben hervorruft. Ob ein Häuschen mehr daſteht, als ſonſt, ob jetzt über den Fluß eine Brücke ſich wölbt, wo früher nur des Schiffers Kahn darüber ſetzte, ob eine Straße verlegt, ein Wald ausgerodet, ein Fels geſprengt, ein Wiesgrund in Ackerland umgewandelt, eine Berglehne mit Reben bepflanzt wurde u. d. gl. — es verändert am Ganzen nichts, das Bild der Landſchaft bleibt ſich gleich. An ihm erkennt der Bewohner morgen und nach Monden ſeine Heimat wieder, denn er ändert ſich unvermerkt mit ihr, er überträgt ſeine neuen Begriffe, ſeine neuen Lebensgewohnheiten auf ſeine Umgebung. Es iſt ein wechſelſeitiges Entgegenkommen: indem er kleinweiſe ſich ſelbſt moderniſirt, nimmt er des modernen Gewandes nicht wahr, das ſie doch Stück für Stück vor ſeinen Augen ſich angelegt. Anders iſt es, wenn wir nach langem Zwiſchenraum eine Gegend wiederſehen, über welche die Zeit ihr umgeſtaltendes Zauberwort ausgeſprochen hat, oder wenn wir mit dem Bilde, das ſie uns darſtellt, dasjenige vergleichen, das ein Anderer uns von ihr entwirft, der ſie vor längeren Jahren beſucht hat. Mit Staunen müſſen wir uns geſtehen, daß die Stätigkeit unveränderlicher Verhältniſſe faſt verſchwindet unter der Neuheit des Charakters, den die verjüngende Gegenwart ihnen aufgedrückt hat.

---

*) »Vetuli notique columbi« Horat. Epist I 10, v 5.

»Das Alte ſtürzt, es ändert ſich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen!«*)

Einen ſolchen Zauber hat auf manche Gegenden unſeres großen und ſchönen Vaterlandes das Wunder der neuen Zeit, das Eiſenbahnweſen, ausgeübt, und die Spuren dieſes Wunders nach einer Richtung hin, nämlich nach der ſüdlichen, verfolgt das Werk, dem dieſe Zeilen zur Einleitung dienen. Es hat den Zweck, den Reiſenden auf der Eiſenbahn vom Herzen der Monarchie aus, von Wien, durch die öſterreichiſchen Propyläen der noriſchen Alpenwelt, nach Steiermark und, die ganze Länge dieſes herrlichen Gebirgslandes hindurch, ſo wie durch einen Theil von Krain, vor der Hand bis Laibach, d. i. bis dahin zu begleiten, wo ihn der Ariadne-Faden der Neuzeit verläßt, und die „länderverknüpfende Straße“ der alten Zeit ſeine Weiterführung übernimmt.

Ein derartiger Ueberſprung iſt am beſten geeignet, den oben erwähnten Vergleichungspunct zwiſchen Jetzt und Einſt darzubieten. War Reiſen einſt — Leben, ſo iſt Reiſen jetzt — Fliegen; war es vordem ein ſorgfältiges Sammeln der Eindrücke, ein Zuſammenſtückeln intereſſanter Landſchaftsbilder aus einzelnen Moſaikſteinchen, ein ſynthetiſches Fortſchreiten vom Einzelnen zum Allgemeinen, ſo iſt es jetzt ein flüchtiges Durchkoſten des maſſenhaften Genußſtoffes, ein momentanes Erfaſſen des Skeletes der bereiſten Landſchaft, das die Analyſe erſt nachträglich zu befleiſchen ſich bemühen mag. So hat mit der Form des Reiſens das Object desſelben ſich verändert, und mit beiden deſſen Zweck. Der letztere iſt ein vorherrſchend praktiſcher oder wenigſtens materieller geworden. Man reiſt nicht mehr, um zunächſt vieler Menſchen Sitten und Städte kennen zu lernen, wie ehedem, ſondern um ſo bald als möglich den Ort zu erreichen, wo man ſeine Geſchäfte abzuthun hat, oder um in kürzeſter Friſt und mit der geringſten Beſchwerde ein beträchtlich Stück Landkarte verſchlungen zu haben. Nur die Haupt- und Knotenpuncte, welche nicht immer ihre landſchaftliche, geſchichtliche oder naturhiſtoriſche Bedeutung, ſondern oft nur techniſche, mercantile oder locale Rückſicht dazu ſtempelt, haben Gewicht und Geltung; was mitten inne liegt, wenn noch ſo intereſſant, geht in die Brüche.

Doch ſei dem wie immer, auch dieſem Zwecke muß Rechnung getragen werden, wenn ein Reiſewerk den Anforderungen der Gegenwart entſprechen und dem Reiſenden einen kenntnißreichen, zeitgewandten, mit einem Worte praktiſchen Führer und Geſellſchafter erſetzen ſoll. Es ſteht zu hoffen, daß das vorliegende

---

*) Schiller's »Wilhelm Tell« IV. 2.

Werk dieſe Bedingungen beſtens erfüllen werde. Der bildliche Theil desſelben giebt in charakteriſtiſch aufgefaßten und mit der größten artiſtiſchen Sorgfalt ausgeführten Anſichten der vorzüglichſten Gegenden, Bauobjecte, Ruhepuncte und Merkwürdigkeiten ſo viel, als eben hinreicht, um den Leſer außerhalb des Waggons zu verſetzen, in dem er dahinfliegt, ihn zum Betrachter ſeiner eigenen Fahrt zu machen und ihm den landſchaftlichen Zuſammenhang, die Logik der Reiſe, möchte ich ſagen, herzuſtellen, wozu die raſche Aufeinanderfolge der verſchiedenartigſten Eindrücke, die an ihm vorüberzogen, ihn ſchwerlich gelangen ließe. Bei der Betrachtung der einzelnen Bilder dieſes Albums kann er ſein müde gehetztes Auge wieder ausruhen laſſen, und in der Erinnerung ordnen, einführen und unter beſtimmte Geſichtspuncte bringen, was in der überſtürzten erſten Anſchauung ſich bunt durcheinanderſchob.

Der Text zu dieſen Bildern rührt von einem Manne her, der die ſchöne Steiermark, ſein zweites Vaterland, aus innerem Triebe, nicht aus äußerem Anlaſſe, genau und gründlich durchforſcht hat, und durch ſeine amtliche Stellung, früher als k. k. Kreis-Commiſſär, jetzt als Secretär im k. k. Handels-Miniſterium, in der Lage war und iſt, über die ganze Route, durch die er den Reiſenden hier geleitet, fortwährend in klarſter Einſicht ſich zu erhalten; der zudem auch Zeit und Menſchen genugſam kennt, um zu begreifen, was die Mehrzahl der Reiſenden in einem Lande jetzt ſucht, worauf ſie ihr beſonderes Augenmerk richtet und wodurch ſie von der Gewohnheit der Touriſten früherer Zeit ſich unterſcheidet. Vor Allem faßt er das Object der Reiſe, nach Maßgabe der veränderten Form in's Auge, die das Eiſenbahnweſen demſelben verliehen hat, dann zunächſt den Zweck, den die meiſten Reiſenden verfolgen. In erſterer Beziehung theilt er den Stoff in größere Gruppen und deutet nur flüchtig und nebenhin an, was an die Grenzlinien ihres Umkreiſes beiderſeits ſich noch heranziehen ließe. In der zweiten Beziehung berückſichtigt er zuvörderſt das Mittel, deſſen der Reiſende ſich eben bedient, und verabſäumt daher nichts, um die großartigen Reſultate, welche Oeſterreich nach dieſer Richtung hin, und vorzugsweiſe auf derjenigen Strecke, die hier beſchrieben wird, erzielt hat, in das hellſte Licht zu ſtellen. Demnächſt wendet er ſeine Aufmerkſamkeit den induſtriellen Fortſchritten zu, deren ſtaunenswerthe Spuren in zahlreichen Kundgebungen rechts und links an die Bahn des Reiſenden ſich herandrängen, beleuchtet die Gegenwart mit den Streiflichtern denkwürdiger Vergangenheit, und gönnt der Schilderung landſchaftlicher und ſocialer Eigenthümlichkeiten und Zuſtände eben ſo viel Raum, als nöthig iſt, um die ernſte Gedrungenheit der Geſammtdarſtellung durch die Wärme einzelner Partien aufzufriſchen und zu beleben. Ich zweifle daher nicht im Geringſten, daß die Mehrzahl derjenigen, welche unſer Werk zum Begleiter auf ihrer Bahnfahrt durch das noriſche Alpenland bis zur Waſſerſcheide des Adriatermeeres wählen, keinen beſſeren Cicerone ſich wünſchen werden. Selbſt Reiſende von Phantaſie werden ſich von ihm befriedigt fühlen, denn Niemand kann läugnen, daß auch das Wunder der Neuzeit, dem der Verfaſſer mit eben ſo viel Verſtändniß als Begeiſterung huldigt, ſein Poetiſches hat, wie jedes Wunder.

Es iſt nicht das Schöne, worin die Eiſenbahnpoeſie liegt, aber das Erhabene, das Erhabene der Bewegung, der Kraft, dieſes gewaltige, allen Hinderniſſen und Gefahren trotzende Fortſtürmen nach dem Ziele, dieſes mächtige Zuſammenraffen kleiner Bilder und Eindrücke zu einem großen Geſammtbild und Geſammteindruck, dieſer Prometheus-Trotz, der Berge ſpaltet, über Ströme ſetzt, über Thalſchluchten hinwegſpringt, Felswände durch Schlangenwindungen überliſtet, gegen die kleinen Neckereien heimlicher Quelladern und tückiſcher Erdſchlüpfe ſiegreich ankämpft und die widerſpenſtigſten Elemente zwingt zu willfährigem Frohndienſte.

Wußte aber gleich die Poeſie im Großen ſich zu behaupten, ſo hat doch die Detail-Poeſie unbeſtreitbar viel eingebüßt. Wohin ſchwand ſeit dem Augenblicke, wo der Dampf ſchnaubt, die liebliche Poeſie des Poſthorns, durch deſſen langgezogenen Ton der trauliche „Schwager“ das ſchlummernde Echo der Berge weckt, wenn gleich nicht den theuern Cameraden*), der ihm auf mondbeglänztem Kirchhof ſchlummert? Wohin das Lied der Sennerin bei ſinkendem Abend, das jetzt der gellende Pfiff der Signalpfeife ſpottend übertäubt? Wohin der rollende Nachhall des fernen Wetters, das jetzt beim Raſſeln des Waggons ungehört ſich verliert? Wohin alle Poſtwagen-Romane und Gaſthof-Abenteuer, alle Bergbeſteigungen und Ruinenbeſuche, alle Dorfgeſchichten und Kirchtagſcenen, wohin all' die kleinen Ueberraſchungen und Fatalitäten, welche hundertmal erzählt und wiedererzählt als heitere Familien-Tradition vom Großvater auf die Enkel ſich vererbten? Sie ſind dahin!

»Zuſammen eng geſchmiedet wird der Raum,
Gebrochen ſeine Rechte an die Zeit,
Die Wirklichkeit ſie wird zum Traum,
Und unſer Traum ſtirbt an der Wirklichkeit.**)«

Deſſenungeachtet iſt der Ueberſprung aus der alten Zeit in die neue gewiß kein ſo plötzlicher und gewaltſamer, daß unter den Reiſenden, welche den Waggon beſteigen, nicht immer noch einige ſich fänden, die den Comfort des neuen Reiſemittels gerne mit den Genüſſen verbänden, durch welche die alte Art zu reiſen ihre Märtyrer entſchädigte. Es giebt noch immer „müßige“ und „empfindſame“ Reiſende, wie Yorick ſie tauft, welche den einförmigen Act des Abfahrens und Anhaltens und Wiederabfahrens gern unterbrochen wüßten durch anregendes Beiwerk, und die Fühlfäden ihrer Empfindung und Einbildungskraft gern hinausſtrecken nach rechts und links, um die Poeſie, die am Wege liegt, in zeitweiligen kleine ren Doſen einzunehmen. Dem kundigen und beredten Führer, der es übernommen hat, unſere Reiſenden vom praktiſchen Standpunct aus zu orientiren, einen Zwiſchenredner beizugeſellen, der das Jetzt an das Einſt anknüpfte und die poetiſchen Momente in Betracht zöge, welche ſich im Vorüberfluge darbieten, ſchien demgemäß nicht unpaſſend.

---

*) Vergl. N. Lenau's Gedicht: »Der Poſtillon«

**) Vergl. C. F. Scherenberg's Gedicht: »Eiſenbahn und immer Eiſenbahn« in deſſen Gedichten. Berlin, A. W. Hayn. 1853. 3. Aufl. S. 83

Man erſuchte mich, dieſe Rolle zu übernehmen. Ich kenne die ſchöne Steiermark, in der ich die zwölf glücklichſten Jahre meines Lebens zugebracht habe, ihren unveränderlichen Umriſſen und ihren poetiſchen Fonds nach faſt eben ſo genau, als mein verehrter Miterklärer in allen andern Beziehungen ſie kennt. Ich habe ſelbſt einmal das Land zum Behuf einer maleriſch-romantiſchen Schilderung*) in's Auge gefaßt, und halte in Berückſichtigung der veränderten Zeitrichtung einem andern werthen Freunde**) gern es zu gute, daß er, im Hinblick auf das Bedürfniß der Gegenwart meinen Text als Palimpſeſt zu behandeln ſich anſchickte, von dem er die Poeſie abſtreift, um die noch leſerliche Proſa den Leuten mundgerechter zu machen. So will ich denn, trotz meiner ſonſtigen Zurückgezogenheit und Oeffentlichkeitſcheue, den Reiſewagen in Gottesnamen noch einmal beſteigen, um da und dort, wo Jemand aus der Geſellſchaft den Wunſch darnach möchte laut werden laſſen, mit aller Beſcheidenheit als Poet dazwiſchen zu treten und dies und jenes aus meinem früher geſammelten Vorrathe, wie's eben kommt, zum erſten oder andern Male preiszugeben. Daß ich mich entſchloß es zu thun, iſt, weiß Gott! nicht Eitelkeit, ſondern gewiſſermaßen Dankbarkeit für die freundliche Meinung derjenigen, welche ſelbſt bei Begründung eines mehr für das induſtrielle und praktiſche Publicum berechneten Unternehmens dem Poeten eine Freikarte gönnen und ihn einladen, an paſſender Stelle ein Wort mitzuſprechen. Dieſer Einladung mit der nöthigen Zurückhaltung Folge zu leiſten, gebietet mir ſowohl der zeitgemäße Ton des Ganzen, den ich durch unzeitiges Vordrängen nicht alterieren darf, als das Bewußtſein, daß ich mich früher zu viel ausgegeben habe, um mir nicht ſelbſt geſtehen zu müſſen, es klinge viel von dem, was ich geben kann, nur neu, weil es ſchon vergeſſen iſt. Uebrigens dürfte doch Manches von dem, was ich gebe, dazu beitragen, den flach am Boden hinſtreifenden Eiſenbahnflug durch's Land ſo weit zu heben, daß er annäherungsweiſe zu einer An-, Um- und Ueberſicht aus der Vogelperſpective wird, aus der man da- und dorthin ſeitwärts in die Thaleinſchnitte hinein- und über Waſſer und Alpen hinwegblickt und einen beiläufigen Vorgeſchmack deſſen gewinnt, was an poetiſchen Elementen abſeit demjenigen vorbehalten liegt, deſſen Ohr fein genug iſt, um ſelbſt durch das Getöſe des Dampfers die fernher klingenden Töne der verſcheuchten Poeſie durchzuhören. Dieſe Partie des Buches, allerdings eine ſehr kleine und unbedeutende, beliebe man daher auf meine Rechnung zu ſchreiben. Eine ausdrücklich bezeichnete Sonderung ſcheint bei ſo geringer Betheiligung überflüſſig: man kennt den Vogel an ſeinen Federn; ſollte ein oder das andere Federchen mir zugemuthet werden, das eben nicht an meinem Leibe wuchs, ſo wird dies meinen verehrten Miterklärer eben ſo wenig arm machen, als das Gegentheil ihn bereichern würde.

---

*) »Wanderungen durch (Tirol und) Steiermark« (für das »maleriſche und romantiſche Deutſchland«) 2 Bde. mit 60 Stahlſtichen. Leipzig, 1840. G. Wigand. — 2. Aufl. 1 Band. Ebend. 1845. Händel.

**) »Dr. F. C. Weidmann, Handbuch für Reiſende durch Tirol und Vorarlberg. 3. gänzlich umgeart. Aufl.« »J. G. Seidl's Tirol. Mit 30 Stahlſt. Leipzig, 1854. Händel«, das eine ähnliche Umarbeitung meiner »Wanderungen durch Steiermark« in Ausſicht ſtellt.

Wenn Zwei an einem Hauſe bauten,
Wer fragt bei jedem Stein: von wem?
Iſt's nur ein ganzes Haus geworden,
Und iſt das Ganze nur bequem!

Wien, im November 1855.

J. G. Seidl.

# Vorrede.

In einem Jahrhunderte, das mehr als die Geſammtheit der frühern das Reich der Erfindung erweitert, entfernte Länder durch die ſiegreich entwickelte Kraft des Dampfes einander nahe gebracht hat, konnte es keine dringendere Angelegenheit geben, als jene, die Edelſteine, die den Gürtel der Jungfrau Europa ſchmücken, die großen und volkreichen Städte des öſtlichen Deutſchlands unter ſich und mit den tiefen Einbuchtungen der Nord- und Oſtſee, dann des Mittelmeeres durch eine Linie von Eiſenbahnen als Pulsader für den Weltverkehr zu verbinden.

Der größere, aber auch minder ſchwierige, Theil des Werkes nach Norden hin iſt zu Stande gebracht, auch im Süden der Schienenweg vom Herzen Oeſterreichs, der alten Kaiſerſtadt, bis zur Wurzel der juliſchen Alpen fortgeführt. In ganz kurzer Zeit wied er das Emporium des Handels am adriatiſchen Meere, Trieſt, erreichen und durch die Verbindung der Kaiſer Ferdinands-Nord- mit der ſüdlichen Staatsbahn innerhalb des Weichbildes von Wien als großes Ganze geſchloſſen ſein.

Die Aufgabe Oeſterreichs war hierbei in doppelter Beziehung die größte. Wird der Zug von Meer zu Meer über Wien, Prag, Dresden, Berlin mit den Abäſtungen von hier gegen Hamburg und Stettin in's Auge gefaßt, ſo entfällt nicht allein die ungleich längere Strecke auf Oeſterreich's weites Ländergebiet, wobei es ſchon in Mähren und Böhmen große Hinderniſſe zu überwinden gab, ſondern es fällt noch mehr in's Gewicht, daß von der Kaiſerſtadt abwärts nach Süden die Schienenſtraße, ganz unbedeutende Strecken ausgenommen, entſchieden den Charakter einer Gebirgsbahn trägt, von der die koloſſale, einzig in der Welt ſtehende Ueberſetzung des Semmering nur einen integrirenden Theil bildet, während der Weg durch die Moorgründe bei Laibach und über den hohen, unwirthbaren Karſt bis zum adriatiſchen Meere nicht minder als jene, den Aufwand aller, der Kunſt zu

Gebote ſtehenden, Hülfsmittel, zugleich mit ungeheuren materiellen Opfern in Anſpruch nimmt, und ſelbſt die Grundfläche für den Bahnhof in Trieſt dem Meere mühſam abgerungen werden muß.

Die bis nun dem Betriebe übergebene Strecke der Südbahn von Wien bis Laibach gedrängt zu beſchreiben, iſt der Zweck dieſer Blätter.

Dieſe Beſchreibung zerfällt der Natur des Gegenſtandes nach, in drei Hauptgruppen oder Hauptabtheilungen, nämlich: I. in die Beſchreibung der Südbahn von Wien bis Gloggnitz; II. die des Semmering, und III. die der ſüdlichen Staatsbahn II. Section.

# Erſte Abtheilung.

## Die Südbahn von Wien bis Gloggnitz.

### Geſchichte.

Eine Geſellſchaft, an deren Spitze Georg Freiherr von Sina ſtand, erhielt am 2. Jänner 1838 die kaiſerliche Genehmigung zum Bau einer mit Locomotiven zu befahrenden Eiſenbahn von Wien nach Bruck an der Leitha, Gattendorf, Raab, Gönye, Preßburg, dann von Wien über Neuſtadt nach Gloggnitz mit den Seitenflügeln nach Laxenburg, dem Helenenthale bei Baden und den Steinkohlenwerken von Neudörfel und Brennberg. Das Kapital bildeten 25,000 Actien zu 500 fl. Die Leitung der Vorarbeiten wurde dem Ober-Ingenieur der erſten öſterreichiſchen Eiſenbahn von Linz nach Budweis, Matthias Schönnerer, übertragen. Die Unternehmung conſtituirte ſich unter dem Namen **Wien-Raaber-Eiſenbahn-Geſellſchaft**.

Anſtände, welche ſich rückſichtlich der Strecken in Ungarn ergaben, Stockungen im Zufluſſe der Geldmittel wegen ungünſtiger Zeitverhältniſſe, führten zur Beſchränkung des Planes auf die Ausführung der Hauptlinien innerhalb der Grenzen Niederöſterreichs.

Die definitive Genehmigung des Baues von Wien bis Neuſtadt erfolgte am 16. Februar 1839, jene für Neuſtadt bis Gloggnitz am 6. Juni 1840.

Das 50jährige Privilegium der Geſellſchaft vom 18. Juli 1846 ſchloß alle ſonſtigen Privat-Unternehmungen von Eiſenbahnbauten in der Richtung Wien-Gloggnitz und Wien-Bruck aus, doch wurde dem Staate das Recht vorbehalten, die bereits beſchloſſene Bahn von Wien über Steiermark nach Trieſt in der erſtern Richtung zu führen. Für die Vollendung zweier Zweigbahnen, von Mödling nach Laxenburg und von Neuſtadt bis zur öſterreichiſchen Grenze in der Richtung gegen Oedenburg, nämlich bis Katzelsdorf an der Leitha, wurde der Termin von 3 Jahren anberaumt. Der Flügel nach Helenenthal war durch die Veränderung der Trace, welche nun Baden unmittelbar berührte, entfallen.

Die Arbeiten auf der Hauptlinie hatten ſchon im Jahre 1839 begonnen. Die erſten Fahrten fanden auf der Strecke von Mödling bis Neuſtadt am 16. Mai, von Wien bis Mödling am 20. Juni 1841, von Neuſtadt bis Neunkirchen am 24. Oktober 1841, von da bis Gloggnitz am 5. Mai 1842 Statt.

Die Vorbereitungen für den Flügel von Neuſtadt gegen Oedenburg hatten bedeutende Koſten in Anſpruch genommen; jenſeits der Leitha ergaben ſich Terrain-Schwierigkeiten. Der auf dem ungariſchen Landtage des Jahres 1841 gefaßte Beſchluß des Baues der Central-Bahn von Peſt nach Wien auf dem linken Donauufer ließ eine empfindliche Schmälerung des Verkehrs auf jener Linie beſorgen; dennoch bildete ſich unter dem Einfluſſe des um ſein Vaterland hochverdienten Magnaten Stefan Grafen von Szecheny in Ungarn eine Geſellſchaft für den **Bau von Oedenburg** bis zur Leitha, in der Länge von $5\frac{1}{8}$ Meilen, das Kapital wurde durch 7500 Actien zu 200 fl. gebildet, wichtige Zugeſtändniſſe machten als Beſitzer der benöthigten Gründe Fürſt Paul Eſterhazy und die Stadt Oedenburg, und die Unternehmung trat im März 1845 in die Oeffentlichkeit unter dem Namen Oedenburg-Wien-Neuſtädter-Eiſenbahn-Geſellſchaft.

Als die ungariſche Statthalterei ein 30jähriges Privilegium zugeſichert, und die Wien-Gloggnitzer-Geſellſchaft erklärt hatte, die 2300 Klafter lange Strecke von Neuſtadt nach Katzelsdorf gleichzeitig mit der erſteren in Angriff nehmen zu wollen, begannen die Arbeiten unter Schönnerer's energiſcher Leitung, der durch Abänderung der urſprünglich gewählten Trace viele der vorhandenen Schwierigkeiten behob, und weſentliche Erſparungen erzielte.

Die Eröffnung der ganzen Linie erfolgte am 20. Auguſt 1847, und der Betrieb derſelben wurde gegen billige Vergütung vertragsmäßig von der Wien-Gloggnitzer-Geſellſchaft übernommen.

Auch für die Wien-Brucker-Bahn und ihre Fortſetzungen in Ungarn waren bereits in runder Summe 950,000 fl. verausgabt worden. Hinderniſſe, die zu beheben nicht in der Macht der Unternehmung lag, gaben auch hier den Anlaß zu Verzögerungen und empfindlichem Verluſte, doch wurde die Ausführung der Strecke von Wien bis Bruck von 5 Meilen, im Koſtenanſchlage von 2,260,000 fl., beſchloſſen und zu Stand gebracht.

Ohne in das Detail der Geſchichte der Hauptlinie Wien-Gloggnitz einzugehen, deren Länge 39,713 Klafter oder faſt 10 deutſche Meilen beträgt, beſchränken wir uns darauf, einige der Ergebniſſe anzuführen, die in dem Berichte der Direction für die 16. General-Verſammlung der Actionäre am 28. Dezember 1853 dargeſtellt wurden.

Der Bauaufwand für ſämmtliche von der Geſellſchaft hergeſtellte Strecken belief ſich auf 14,815,222 fl. 31 kr. CM.

In den 12 Monaten vom 1. December 1851 bis letzten November 1855 ſtellten ſich die Geſammteinnahmen auf der Wien-Gloggnitzer, Laxenburger und Katzelsdorfer Strecke

| | |
|---|---|
| auf . . . . . . . . | 2,089,610 fl. 26 kr. CM. |
| die Auslagen betrugen . . . . | 1,031,821 „ 12 „ „ |
| die Netto-Einnahme ergab . . . | 1,057,789 fl. 14 kr. CM. |

Es wurden in dieſen 12 Monaten 1,684,312 Perſonen, und 5,318,854 Centner Frachten befördert.

In der Periode vom 1. December 1852 bis letzten September 1853 belief

| | |
|---|---|
| ſich die Einnahme auf . . . . | 1,699,884 fl. 8 kr. CM. |
| die Auslage auf . . . . . . | 927,754 „ 1 „ „ |
| die reine Einnahme auf . . . | 772,130 fl. 7 kr. CM. |

In derſelben wurden 1,437,968 Perſonen und 3,383,168 Centner Frachten*) befördert, und es verdient erwähnt zu werden, daß an den beiden von der Witterung ſehr begünſtigten Pfingſttagen des Jahres 1851 ſich auf dieſen Bahnen die ungeheuere Zahl von 59,578 Menſchen bewegte, und an Fahrgebühren mehr als 25,000 fl. entrichtete.

Eine Eigenthümlichkeit dieſer Bahn, zugleich die Bürgſchaft der entſprechenden Verwerthung des an ſie gewendeten Kapitals für die Zukunft, iſt die übergroße Menge der zum Vergnügen Reiſenden, die ſtarke Bevölkerung Wien's, der Umſtand, daß der Schienenweg in geringer Entfernung viele wirklich reizende Puncte, zugleich die Zugänge der durch Schätze der Natur, durch mittelalterliche Reſte und Sehenswürdigkeiten jeder Art zu hohem Rufe gelangten Thäler und Gebirgs-Partien berührt. Der Verkehr mit dem Curorte Baden und den vielen von den Bewohnern der Hauptſtadt als Sommeraufenthalt benützten Ortſchaften ſteigert die Zahl dieſer Reiſenden in faſt unglaublicher Weiſe, und die vorgenommenen Vergleichungen gaben das Reſultat, daß ſie jener der in Geſchäften auf der Bahn ſich Bewegenden durchſchnittlich gleich kömmt.

Nach der Berechnung der Direction war von dem Anlags-Capitale für die erſten Jahre des Betriebs der Nutzen von 4 — für die letzten Jahre von 9 Prozenten entfallen, woraus gefolgert wurde, daß ſchon der unmittelbare Anſchluß an die ſüdliche Staatsbahn von Mürzzuſchlag nach Laibach durch Eröffnung der Semmeringſtrecke den Ertrag ſogleich auf 10, der Verlauf einiger Jahre und die Vollendung der Linie bis Trieſt auf 15 und mehr Procente geſteigert hätte, was wir dahin geſtellt laſſen, weil der verſtärkte Betrieb auch die Vermehrung der Auslagen im Gefolge hat.

---

*) Die bedeutende Verminderung des Frachtenverkehrs gegen jenen der frühern Periode findet ihre Erklärung darin, daß im Jahre 1853 der maſſenhafte Ziegeltransport für die Semmeringbauten ſchon größtentheils aufgehört hatte.

Durch den Vertrag vom 4. Auguſt 1853 iſt das Eigenthum der Wien-Gloggnitzer Bahn und ihrer Zweige auf den Staat übergegangen, der die Beſitzer der noch nicht eingelöſten Actien mit 135 Percenten ihres Nennwerthes in 5percentigen verlosbaren Obligationen entſchädigte, die verzinsliche Schuld der Geſellſchaft mit 2,750,000 fl. übernahm, die Material-Vorräthe ablöſte und für die bereits in ſeinen Händen befindlichen 11,781 Actien auf jeden Antheil an der, der Geſellſchaft verbliebenen Maſchinenfabrik nächſt dem wiener Bahnhofe, und an der Wien-Brucker Bahn, ſo wie an der Conceſſion zur Fortſetzung der letztern verzichtete, überdies die wechſelſeitigen Anſprüche und Verbindlichkeiten, die aus dem Pachtbetriebe der ſüdlichen Staatsbahn vom October 1844 bis November 1851 herrührten, als ausgeglichen erklärte.

Der wien-gloggnitzer Actien-Geſellſchaft, welche vom 1. October 1853 an wieder die urſprüngliche Benennung „Wien-Raaber Eiſenbahngeſellſchaft“ zu führen hatte, wurde die Conceſſion zum Weiterbaue der Brucker Bahn bis Neu-Szöny an der Donau in Ausſicht geſtellt, und die Bewilligung zur Einleitung der Vorarbeiten ertheilt.*)

Auch die Oedenburg-Katzelsdorfer Bahn gelangte durch den Vertrag vom 31. Juli 1854 an die Staatsverwaltung, welche die Eigenthümer der noch nicht eingelöſten Actien mit 1,500,000 fl. in verlosbaren 5percentigen Obligationen entſchädigte, auf einen der Geſellſchaft ertheilten Vorſchuß von 250.000 fl. verzichtete, und das vorhandene brauchbare, nicht bereits zum Fundus instructus gehörige Material abgeſondert vergütete.

Die Uebernahme der Wien-Gloggnitzer Bahn und ihrer Zweige, dann der Oedenburger in die Staatsregie iſt für den Verkehr im Allgemeinen ein ſehr wichtiges Ereigniß; namentlich für Wien und die im Bereiche dieſer Schienenſtraßen vorhandenen überaus zahlreichen induſtriellen Etabliſſements bildet ſie eine Epoche, weil nach der Eröffnung der Semmeringbahn vom 1. Auguſt 1854 die früher beträchtlich höhern Beförderungsgebühren der Privatunternehmung herabgeſetzt, und mit den Tarifen der übrigen Staatsbahnen in Uebereinſtimmung gebracht wurden Für jene, welche Frachten auf größere Entfernung nach Süden verſenden, oder von dort beziehen, wird die Differenz um ſo wohlthätiger, weil mit ihr auch die Erſparung der höhern Fracht, der Aufwand des Auf- und Abladens für den Achſentransport über den Semmering und der höchſt wichtige Vortheil der ſchnellen Beförderung zuſammentrifft.

Die hier erwähnten Strecken bilden mit jener über den Semmering bis Mürzzuſchlag die erſte Section der ſüdlichen Staatsbahn mit dem Sitze der Direction in Wien.

---

*) Die Wien-Brucker Bahn iſt ſeither mit der Conceſſion zu ihrer Fortſetzung und der Maſchinenfabrik vertragsmäßig an die k. k. priv. Staats-Eiſenbahn-Geſellſchaft übergegangen

# Die Bahn,
## ihre Gebäude, Stationen und Objecte.

Die uralte Heerſtraße, welche Oeſterreichs Hauptſtadt mit deſſen Südprovinzen verbindet, ſtößt bis Gloggnitz nirgends auf das Hinderniß eines Höhenzuges, dennoch kann die ihr weſtlich parallel laufende, oder in ſanfter Krümmung abweichende Schienenſtraße nicht als eine Eiſenbahn in der Ebene betrachtet werden. Um die Vertiefung zu vermeiden, die den Wienerberg muldenartig umgiebt, um die wichtigſten und bevölkertſten der in der gegebenen Richtung vorhandenen Ortſchaften zu berühren, mußte ſie gleich von Wien aus gegen die Hügel von Meidling und Schönbrunn, dann am Rande der angrenzenden Berge fortgeführt werden, bis jenſeits Vöslau das Neuſtädter-Feld, eine der ausgedehnteſten Ebenen des Landes unter der Enns, erreicht war. Der Bau war deshalb verhältnißmäßig ſchwierig, und bei der Menge der nöthig gewordenen Abgrabungen, Einſchnitte, Dämme und Viaducte kann die Bahn füglich als Gebirgsbahn gelten.

Der Unterbau iſt durchgängig für doppelte Geleiſe hergeſtellt, die jedoch nur von Wien bis Neuſtadt wirklich gelegt ſind. Im Niveau der Schienen beträgt die Kronenbreite 28 Fuß, die Spurweite der Geleiſe 4 Fuß 6½ Zoll, wo Doppelgeleiſe vorhanden ſind, der mittlere freie Raum 7 Fuß 7½ Zoll. Dämme und Einſchnitte haben die Böſchung im Verhältniſſe von 2 : 3 und ſind an den Seiten mit Raſen belegt, oder ſonſt ſorgfältig bepflanzt. Der Abſtand der Böſchungen bei den Einſchnitten beträgt im Horizonte der Schienen das Doppelte der Kronenbreite, daher an jeder Seite genügender Raum für die den Waſſerabfluß vermittelnden Graben vorhanden iſt.

Die Doppelgeleiſe, Ausweich- und Verbindungsgeleiſe geben zuſammen eine Länge der Schienenwege von faſt 19 Meilen.

Die Abſicht, den Bahnhof für Wien der Stadt möglichſt nahe anzulegen, konnte nicht erreicht werden. Um zu beträchtliche Steigung zu vermeiden, zugleich die Ueberſetzung der Laxenburg-Himberger- und der Trieſter Commerzialſtraße anſtandslos zu erzielen, mußte die 160 Fuß über dem mittleren Waſſerſtande der Donau gelegene Höhe zwiſchen der Belvedere- und Favoriten-Linie gewählt, und auch hier der Horizont des eigentlichen Schienenweges um 24 Fuß über das äußere Terrain gehoben werden.

Bei den Entwürfen und der Tracirung der Bahn, der dritten im Bereiche der öſterreichiſchen Monarchie, welche für den Locomotivbetrieb beſtimmt war, (es gehen ihr nämlich der Zeit der Anlage nach nur die Ferdinands-Nordbahn und die 1½ Meilen lange von Mailand nach Monza führende Eiſenbahn vor) war man mit jenen Rückſichten vorgegangen, welche die damals noch beſchränktere Benützung der Dampfkraft als keiner Art von Bedenken unterliegend erſcheinen ließ. Bedeutende Steigungen blieben eben ſo ſorgfältig vermieden, als Krümmungen von kürzerm Halbmeſſer. Dieſer, der Sicherheit ſehr förderlichen, dem Publicum volles Vertrauen einflößenden und darum löblichen Vorſicht wurden namhafte Opfer gebracht. Es konnten, wäre ſie nicht in Anwendung gekommen, bedeutende Summen erſpart werden, und man wird in Europa wenige Eiſenbahnen finden, bei denen die Vermeidung von Gefahr ſo gewiſſenhaft als hier im Auge gehalten wurde.

Was die Steigung betrifft, ſo machte es der 736 Fuß betragende Unterſchied der Meereshöhe der Endpucte Wien und Gloggnitz, und der Umſtand, daß für die Strecke Neunkirchen-Gloggnitz die ſtärkſte Höhendifferenz entfällt, unerläßlich, theilweiſe von jenem Syſteme abzugeben. Der Nachtheil wurde jedoch durch die, die Wirkſamkeit der Dampfkraft ungemein erhöhende, Führung der Bahn in faſt ſchnurgerader Linie ausgeglichen; auch ergiebt ſich nirgends eine größere Steigung als die jetzt kaum beachtete von 1 : 130, und zwar nur in der Geſammtlänge von 5000 Klaftern. Der kleinſte zwiſchen Wien und Gloggnitz vorkommende Krümmungs-Radius hat 850 Klafter und es läßt ſich für die geſammten Curven durchſchnittlich ein Radius von 1800 Klaftern annehmen.

Mit der Sorgfalt für zweckmäßige Anlage hielt jene für ſolide Ausführung des Unterbaues gleichen Schritt. Bei aller Rückſicht für Oekonomie wurde ſtets das vorzüglichſte Material gewählt, jede Arbeit auf das Strengſte überwacht; was ſich anderwärts als brauchbar bewährt hatte, kam hier in Anwendung, und der Bahnunternehmung, insbeſondere ihrem ebenſo kenntnißreichen als raſtlos thätigen Bauleiter Schönnerer verdankt das Inland nicht allein eine, um Vieles erhöhte Brauchbarkeit ſeiner Arbeiter, denen Gelegenheit geboten wurde, ſich mit der Löſung ihnen bis dahin unbekannt gebliebener Aufgaben vertraut zu machen, ſondern auch eine Reihe vollſtändig gelungener Proben neuer Conſtructionsarten wie die Aufzählung der wichtigeren Bahnobjecte erweiſen wird.

Die ſicherſte Bürgſchaft für die Solidität des Unterbaues ſind die überaus ſelten vorkommenden Reparaturen, und ſelbſt die Holzbrücken, obſchon dem Anſchein nach nicht von übermäßig ſtarker Structur, ſind von dem in der Regel nach einiger Zeit ſich einſtellenden Schwanken und Senken verſchont geblieben; die erſten Holzauswechslungen fanden erſt nach 14 Jahren Statt, während Holzbrücken ſelten 6 bis 8 Jahre überdauern.

Dagegen kann der Oberbau, wenigſtens auf der Strecke von Neuſtadt bis Gloggnitz nicht als den dermaligen Anforderungen entſprechend bezeichnet werden. Die Schienenfabrication hatte damals im Inlande erſt begonnen, ſelbſt in England waren große Schienenprofile noch eine Seltenheit, und bei dem geringen Maſchinengewichte und der mäßigen Fahrgeſchwindigkeit für Oeſterreich wenigſtens nicht nothwendig; beide nahmen erſt mit den Jahren zu, und wären die ſchwachen 16 Fuß langen und nur 15 Pfund für den Current-Fuß ſchweren Schienen nicht auf Langpolſter gelegt worden, ſo hätte die jetzt im Zuge befindliche Auswechslung des Oberbaues auch zwiſchen Wien und Neuſtadt vor ſchon mehren Jahren eintreten müſſen, wie ſie zwiſchen Neuſtadt und Gloggnitz im Jahre 1853 nöthig geworden iſt. Daß aber der urſprünglich ſchwache Oberbau dennoch Unglaubliches geleiſtet habe, erweiſt die Differenz im Verkehr der erſten und der letzteren Zeit. Der Betrieb begann im Jahre 1841 mit 11 Maſchinen kleinerer Art, wie ſie jetzt für den Hauptverkehr gar nicht mehr benützt werden können, und nur 52 Perſonenwagen, während zu Ende des Jahres 1852 54 Locomotive, darunter Koloſſe der ſtärkſten bis dahin üblichen Gattung, im Gebrauch ſtanden, und der Frachtentransport, wie ſchon erwähnt, den Culminationspunct von mehr als 5 Millionen Centner erreicht hatte.

An Ausweichbahnen und Seitengeleiſen zur Aufſtellung von Reſerve-Waggons, zum Auf- und Abladen der Güter an den zahlreichen Stationen, in welchen die Bahn durchgängig eine wagrechte Lage hat, wurde nicht geſpart, und es ſind außer ihnen noch 42 Verbindungen zwiſchen den Doppelgeleiſen der Strecke Wien-Neuſtadt angebracht, die den Verkehr der Züge in einer und derſelben, wie in entgegengeſetzter Richtung ungemein erleichtern.

Ein anderes charakteriſtiſches Merkmal dieſer Bahn iſt die geſchmackvolle — man könnte ſagen elegante — Form aller Gebäude, vom Bahnhofe erſter Claſſe herab bis zur Wächterswohnung. Sie ſind keineswegs nach einem Normalplane, ſondern der Bedeutung der Station oder ihrem Standpuncte entſprechend, durchgängig in gefälligem, aber abwechſelndem Style ausgeführt. — Wo immer es der Raum geſtattete, wurden Gartenanlagen, Baumgruppen oder doch nette Raſenplätze angebracht, ſo daß die Aufnahmsgebäude der kleineren Stationen, meiſt ebenerdig, freundlichen Landſitzen gleichen, während die größern Conſtructionen, wie die Bahnhöfe zu Wien, Mödling, Baden, Neuſtadt und Gloggnitz ſich als beachtenswerthe Leiſtungen der Baukunſt darſtellen. Die 42 ebenfalls recht niedlichen Wächterhäuſer enthalten Raum für je eine Familie und einen unverehelichten Bahndiener.

Den erſten Rang nimmt natürlich der Bahnhof nächſt der Haupt- und Reſidenzſtadt ein. Er beſteht aus drei Hauptgebäuden, die ungeachtet ihrer Einfachheit auf dem erhöhten Standpuncte durch Dimenſionen und ſymmetriſche Anordnung imponiren. Es wurde im Entwurfe ſowohl auf die Wien-Neuſtadt-Gloggnitzer-, als auf die Wien-Bruck-Preßburger Bahn Rückſicht genommen. Daher ſie zwei, im ſtumpfen Winkel gegeneinander geneigte, Tracte bilden. Die Grundfläche des Bahnhofes, mit Einſchluß jener der Maſchinen-Fabrik, im Ganzen etwa 20 Joche, iſt ein Dreieck, das rückwärts ein, beide Bahnen verbindender, mit Geleiſen verſehener Damm einſchließt; mit ihm parallel liegt nach Vorne das Directions-Gebäude auf einer mit Bäumen umpflanzten Terraſſe, mit Reſtaurations- und Kaffeehallen im Erdgeſchoſſe. Das lange Seitengebäude ihm zur Linken iſt das Aufnahmslocale der Wien-Gloggnitzer-, jenes zur Rechten das der Brucker Bahn. Im erſtern finden wir ein großes, ebenerdiges Veſtibul, von Säulen getragen, mit Seitenbehältniſſen für Manipulation und Feilſchaften, dem Eingange gegenüber die Caſſen. Zwei breite Seitentreppen, die eine für die ankommenden, die andere für die abgehenden Reiſenden beſtimmt, führen zur Perſonenhalle und zu den Wartſälen. Die erſtere hat die Länge von 62, die Breite von 14 und in der Mitte die Höhe von 7 Klafter; in der Halle liegen 4 Geleiſe, die auf 400 Klafter außer derſelben fortlaufen und zwei große Drehſcheiben. Die Ausdehnung des gedeckten Raumes macht es möglich, hier viele Waggons unterzuſtellen, ohne daß der Dienſt oder der Verkehr des Publicums, dem zwei breite Seitengänge offen gehalten ſind, im Mindeſten beirrt würde.

Das Merkwürdigſte iſt hier die Dachung der gewaltigen Breite von 86 Fuß von Auflags- zu Auflagspunct, ohne Zwiſchenſtützen; ſie mahnt an die bewunderten Decken Palladio's im Arſenale zu Venedig, doch iſt ihre Verſtrebung die höchſt ſinnreiche Combination des dermaligen Staats-Eiſenbahn-Inſpectors Moriz Löhr, ungeachtet der ſeit Jahren bewährten Tragkraft, einfach und leicht, jedenfalls um Vieles zierlicher, als das maſſenhafte Gebälke der Docks in der Lagunenſtadt.

Der Raum unter der Halle, mit ſtarken, von 10 Pfeilern getragenen Kreuzgewölben, enthält das Poſtbureau, Manipulations-Localitäten, Magazine u. d. gl., und iſt zum Theil an Geſchäftsleute verpachtet.

Die Waſſerſtation befindet ſich 400 Klafter außerhalb der Perſonenhalle. Die Schwierigkeit, auf dem erhöhten Terrain das für den Verkehr ſo vieler Züge nöthige Waſſer beizuſchaffen, veranlaßte die Geſellſchaft im Jahre 1841 zum Verſuche, einen arteſiſchen Brunnen zu bohren; es gelang nach mühevoller, durch 5 Jahre fortgeſetzter Arbeit, nachdem die Tiefe von 102½ Klafter erreicht war. Der Brunnen liefert täglich 1500 Eimer Waſſer, doch eignet ſich dieſes nicht zur Speiſung der Locomotive, weßhalb von der Staatsregie eine Röhrenleitung aus der quellenreichen Gegend von Meidling angelegt wurde.

Für die Beleuchtung des Bahnhofes, all' ſeiner Appertinenzen und der Maſchinenfabrik iſt durch einen eigenen, ſüdlich von den Gebäuden liegenden Gaſometer geſorgt.

Von den übrigen Bahnhöfen iſt dem Bauſtyle nach der ausgezeichnetſte jener zu Baden, dem eine Aufdämmung von mehr als 3 Klafter Höhe zur Grundlage dient; beſonders zierlich iſt ſeine, auf 36 gußeiſernen Säulen ruhende Halle. Eine Erhöhung des Terrains mittelſt Anſchotterung war auch in der ganzen Ausdehnung des Bahnhofes zu Neuſtadt nöthig, die Herſtellung ſeiner Gebäude aber mit großen Koſten verbunden, weil wegen des Sumpfbodens ſämmtliche Fundamente auf Pilotenroſte gelegt werden mußten. Dagegen ergaben ſich Abgrabungen beim Bahnhofe zu Mödling. — Sehr beträchtlich waren die Bauführungen für die Endſtation Gloggnitz. Es mußte dieſe mit der am entgegengeſetzten Ufer der Schwarza hinziehenden Commerzialſtraße durch eine 24 Klafter lange Brücke verbunden werden; auch waren hier, als am Endpuncte des Schienenweges, große Frachten-Magazine erforderlich, und welch' reges Leben der Verkehr der Bahn in dieſe Gegend brachte, beweist die Reihe neuer Häuſer längs der weſtlichen Berglehne, welche faſt ausſchließlich Bedienſteten und Arbeitern des Betriebes zur Wohnung dienen. Seit Eröffnung der Semmeringſtrecke hat ſich die Bedeutung der Station ſehr vermindert, und es wird auch der ſehr ausgedehnte Bahnhof auf ein geringeres Maß reducirt werden.

Es wird hier das Verzeichniß der Stationen mit Angabe der Entfernungen von Wien beigefügt, wie ſie für die Berechnung der Tariſe angenommen wurde.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Wien | | | Baden | $3\frac{1}{2}$ | Meile |
| Matzleinsdorf (mit dem Wiener Bahnhofe als eine Station angenommen) | | | Vöslau | 4 | „ |
| | | | Kottingbrunn | $4\frac{1}{2}$ | „ |
| Meidling | $\frac{1}{2}$ | Meile. | Leobersdorf | $4\frac{1}{2}$ | „ |
| Hetzendorf | 1 | „ | Sollenau | 5 | „ |
| Atzgersdorf | 1 | „ | Felixdorf | $5\frac{1}{2}$ | „ |
| Lieſing | $1\frac{1}{2}$ | „ | Thereſienfeld | $5\frac{1}{2}$ | „ |
| Berchtoldsdorf | $1\frac{1}{2}$ | „ | Neuſtadt | $6\frac{1}{2}$ | „ |
| Brunn | 2 | „ | St. Egyden | $7\frac{1}{2}$ | „ |
| Mödling | 2 | „ | Neunkirchen | $8\frac{1}{2}$ | „ |
| Guntramsdorf | $2\frac{1}{2}$ | „ | Ternitz | 9 | „ |
| Gumpoldskirchen | 3 | „ | Pottſchach | $9\frac{1}{2}$ | „ |
| Pfaffſtätten | 3 | „ | Gloggnitz | 10 | „ |

An Objecten wichtigerer Art iſt die Wien-Gloggnitzer Bahn eben nicht ſehr reich, und ihr Bau, der ſich mit zunehmender Entfernung von Wien vereinfacht, läßt dann dem Reiſenden die Wunder des Semmering in um ſo hellerem Lichte erſcheinen; dennoch enthält ſie manches Intereſſante, das wir in Kürze beſprechen wollen.

Es kommen auf der Bahn verhältnißmäßig viele und ſtarke Aufdämmungen vor, die bedeutendſten in und bei dem Bahnhofe zu Wien, nächſt Hetzendorf, vor Mödling, bei Baden — die vorletzte in der Länge von 1280, die letzte von 1400 Klafter. Die großartigſte iſt jene vor Neuſtadt in der Länge einer halben Meile mit 30 Fuß Höhe, durchaus in ſumpſigem Boden fortgeführt; ſie hat Maſſen von Material verſchlungen, bevor ein feſter Bahnkörper gebildet werden konnte. Ebenfalls ſehr beträchtlich ſind die Einſchnitte: jene am Wiener-Berge bei Meidling, zum Theil in Felsboden geſprengt, am Eichkogel bei Guntramsdorf von 870 Klafter Länge bei 32 Fuß Tiefe; ferner die Abgrabungen bei Vöslau, Kottingbrunn und am Rabenwalde.

Unter den Brücken und Viaducten ſind zu nennen: die Ueberſetzungen der Laxenburg-Himberger und der Trieſter Straße nächſt der Favorit- und Matzleinsdorfer Linie; ſie ſind, da die geringe Höhe von 17 Fuß die Einwölbung nicht geſtattete, mit Lerchenholz überbrückt. Die erſtere wird von 6 ſteinernen Pfeilern getragen und hat ſieben Oeffnungen, die letztere davon 5 bei 4 Mittelpfeilern; an beide Brücken ſchließen ſich Viaducte mit elliptiſcher Wölbung an, 30 an der Himberger, 7 an der Trieſter Straße. Dieſe Räume werden als Magazine und Verkaufsgewölbe ſehr vortheilhaft benützt, und gewährten eine namhafte Erſparung an Material für die Aufdämmungen.

Schiefe Brücken, gewölbt, mitunter in ſehr flachem Bogen, zuerſt in England eingeführt, und bis zum Baue der Gloggnitzer Bahn in Oeſterreich nicht üblich, ſind in größerer Anzahl vorhanden und haben ſich vollkommen bewährt. So bei Meidling im Winkel von 45 Graden mit 4 Bogen über die in einem Einſchnitte von 22 Fuß laufende Bahn für die Waldamtschauſſee, mit 24 Fuß Bogenſpannung unter der Bahn für die Hietzing-Hetzendorfer Straße, für den Haſenweg beim Eichkogel, ferner über die Bahn bei Lieſing und Felixdorf. Die impoſanteſte aller ſchiefen Brücken iſt die über den Aubach nächſt Baden führende, mit einem maſſiven Quaderpfeiler und 2 Bogen von 36 Fuß Weite bei 24 Fuß Höhe; ſie verbindet ſich mit dem Badner Viaducte, dem größten Objecte dieſer Art von Wien bis Gloggnitz, der, nur von der Aufdämmung für den Bahnhof unterbrochen, 230 Klafter mißt, und aus 47 Bogen von 24 Fuß Spannung beſteht.

Auch Holzbrücken nach amerikaniſchem Syſtem, eine für Eiſenbahnen unſchätzbare Erfindung, die bei voller Sicherheit gegen das Schwanken den Vortheil einer durch Wölbungen nicht zu erreichenden Spannweite bei viel geringeren Koſten gewähren, und von denen die ſüdliche Staatsbahn in der Draubrücke bei Marburg ein wahres Prachtexemplar beſitzt, ſind auf der Wien-Gloggnitzer Bahn früher als irgendwo im Kaiſerſtaate in Anwendung gekommen. Eine ſolche überſetzt den Schienenweg bei dem 25 Fuß tiefen Einſchnitte am Eichkogel in der anſehnlichen Breite von 120 Fuß von Auflags- zu Auflagspunct.

Zu erwähnen iſt noch die Brücke über die Badner Straße bei Pfaffſtätten, von dreifach zuſammengeſchraubtem Buchengebälke mit der Oeffnung von 47 Fuß ohne Mittelpfeiler im Winkel von 37 Graden.

Nur einen Tunnel hat die Bahn aufzuweiſen, jenen durch den Katzbüchel bei Gumpoldskirchen; er hätte ſich vielleicht ohne große Schwierigkeit vermeiden laſſen, doch iſt man der Unternehmung zu Dank verpflichtet, daß ſie den Aufwand von faſt 100,000 fl. nicht ſcheute, ein Werk herzuſtellen, das allen Bauten ähnlicher Art füglich als Muſter dienen kann. Seine Länge beträgt 87, die Höhe 6 Klafter, die Breite 28 Fuß; er iſt aus behauenem Sandſteine, gleich dem Tunnel unter der Themſe, in elliptiſcher Form, auch unter der Bahn ausgewölbt, bildet ſomit einen Cylinder von eirundem Durchſchnitte. Es wurde für ihn eine Anzahl der erprobteſten Arbeiter der Leipzig-Dresdener Bahn herbeigezogen, und auf die Zurichtung des Steinmaterials, auf Bindemittel und ſonſtige Erforderniſſe ſolche Sorgfalt verwendet, daß die nach ſeiner Vollendung an den Eingängen ſowohl, als in der Mitte im obern Theile der Wölbung angebrachten Viſire auch nach Verlauf vieler Jahre nicht die mindeſte Senkung gewahren ließen, und bis zur Stunde keine wie immer geartete Reparatur nöthig geworden iſt.

# Topographie.

In Hunderten von Monographien und Reiſewerken beſprochen, aus allen erdenklichen Geſichtspuncten aufgefaßt und beleuchtet, iſt die Metropole Oeſterreichs, der Charakter ihrer Bewohner und das Eigenthümliche des Wiener Volkslebens. Große Städte haben aber, wie die größern Planeten, ihre ausgebreitete Atmoſphäre, und auf viele Meilen in ihrem Umkreiſe trifft man, wenn auch in Lebensweiſe, Beſchäftigung und Sitten manches Abweichende vorkömmt, auf den Grundtypus des Mittelpunctes.

Die kurze, hier zu beſprechende Strecke, welche die Eiſenbahn durchzieht, kann daher in ethnographiſcher Beziehung wenig Neues darbieten. Ihre Bevölkerung, ob ſie ſich dem Landbau oder induſtriellem Erwerbe widmet, ſteht in häufigem Verkehr mit jener der Reſidenz, und wenn es ihr mitunter an feinerer Bildung gebricht, ſo iſt ſie doch intelligent, gutmüthig und lebensfroh, wie der Wiener, dabei raſtlos thätig und ihre Richtung iſt durchaus praktiſch, zuweilen des eignen Vortheils ſehr eingedenk. Für die Luftgebilde der Poeſie, der Sage und derlei Transcendentales hat ſie wenig Zeit, doch hält ſie an hiſtoriſchen Erinnerungen; ihr Charakter iſt feſt und verläßlich. Zu ihrem Lobe muß erwähnt werden, daß ſie zur Zeit der letzten politiſchen Bewegungen, wiewohl von den Männern des Umſturzes geſchmeichelt, gehätſchelt und vielfach angelockt, als großes Ganzes, unverbrüchlich die Treue gegen das angeſtammte Herrſcherhaus und eine kluge Abneigung gegen gewaltſame Neuerungen bewahrt hat.

Geſchichtlich intereſſant iſt es, daß der Saum der Berge, an welchem der Schienenweg hinläuft, einſt die factiſche Grenze der von Carl dem Großen gegründeten, von Otto dem Großen wieder hergeſtellten Oſtmark war. Manche Ortſchaften führen die Namen der älteſten Grenzgrafen. Zum Theil befeſtigt, zum Mindeſten mit ſogenannten Kirchenſchlöſſern (Tabors) verſehen, formten ſie ſich als Gürtel zur Abwehr gegen die leicht berittenen Horden der feindlichen Magyaren, denen man in der Ebene nur in geſchloſſenen Schlachtreihen zu widerſtehen vermochte, während ſie ſich im Bereiche der wohl bewachten Berge, Schluchten und Forſte gegen die mannhaften Vertheidiger im entſchiedenen Nachtheile befanden.

Leider mußten zur Zeit, als Oeſterreichs Grenze ſchon weit nach Südoſt hinausgerückt war, und Verträge den Territorial-Beſitz hätten heiligen ſollen, die Enkel der Anſiedler noch oft zu jenen Wehren die Zuflucht nehmen, und wenn es wahr iſt, was vielfach und mit gutem Grunde behauptet wird, daß die meiſten der hier gelegenen Ortſchaften, wie Mödling, Guntramsdorf, Leobersdorf, Sollenau und andere einſt viel umfangreicher und bevölkerter waren als jetzt, ſo haben entweder die verheerenden Streifzüge der Magyaren unter Bela IV., oder die wiederholten Einfälle der Osmanen dem Lande Wunden geſchlagen, die noch zur Stunde nicht geheilt ſind.

Im Gegenſatze mit jenen uralten Anſiedelungen treffen wir im weiteren Zuge auf eine Strecke, der die Natur die Fruchtbarkeit, die ſie in reicher Fülle über andere Gefilde Oeſterreichs ausgoß, mit ſtiefmütterlichem Eigenſinn verweigert hat, deren Bevölkerung aber, erſt in neuerer Zeit unter der Aegide des Gewerbfleißes an Zahl und Wohlſtand freudig emporblühend, ſelbſt der urſprünglichen Wüſte Leben und Ertragsfähigkeit aufzunöthigen verſtand. Es ſind dies die Fabriks-Bezirke von der Triſting an bis zur Schwarza jenſeits Neunkirchen, die ſpäter an ihrem Orte zur Sprache kommen.

Wir machen uns auf, mit dem Vorſatze dort zu verweilen, wo wir Schönes, Wichtiges oder Neues finden. — Dies Alles vereint, und zwar im großartigſten Maßſtabe, bietet ſich dar, noch ehe wir Wien verlaſſen. In unmittelbarer Nähe erhebt ſich:

## Das neue Arſenal.

Im Jahre 1849 von Sr. Majeſtät Kaiſer Franz Joſeph begonnen, und eben der Vollendung nahe, bildet es ein längliches Viereck, deſſen nördliche, kürzere Seite von 253 Klafter der Stadt zugewendet iſt, während die längere von 663 Klafter dem Damme der Wien-Brucker Bahn parallel läuft.

Es enthält am äußeren Umfange acht Hauptbauten, deren jede ein ſelbſtſtändiges Ganzes darſtellt, nämlich in den Ecken vier vorſpringende Quadrate von 38 Klafter jeder Seite, mit Erkerthürmen, je vier Geſchoſſen und einem geräumigen, von 20 mauriſchen Bogen umſchloſſenen Hofe. — Im gleichen Abſtande von dieſen Flügeltracten, mit ihnen von ähnlichen Dimenſionen, liegt an der Nordſeite die 35 Klafter lange Commandantur mit dem Hauptportale, beſchützt von zwei Erkerthürmen, die in Niſchen unter dem Zinnenkranze acht koloſſale Statuen, Embleme der auf das Kriegsweſen Einfluß nehmenden Wiſſen-

[illegible]

ſchaften, Künſte und Beſchäftigungen tragen, zwiſchen den Thürmen, ober dem Mittelgeſchoſſe erhebt ſich das noch rieſigere Standbild der Auſtria mit Mauerkrone, Schwert und dem Herzſchilde des öſterreichiſchen Wappens.

Den Raum zwiſchen der Commandantur und den nördlichen Eckgebäuden nehmen, mit dieſen durch crenelirte Mauern verbunden, Magazine mit je zwei Thürmen an jedem Flügel ein. Ihre Länge beträgt 53 Klafter. Alles iſt im angelſächſiſchen Style mit dreifach und doppelt gekuppelten, im oberſten Stockwerke mit einfachen im Halbzirkel überwölbten Fenſtern aus blanken Ziegeln (Rohbau), mit hohem Steinſockel und zierlichem, am untern Theile Niſchen bildendem Geſimſe ausgeführt. Das oberſte Stockwerk ſchmückt eine Säulenſtellung.

Schon beim erſten Anblicke imponiren die Verhältniſſe des Baues, die mächtige Steinverkleidung des Fußes, die zweckmäßige Gruppirung, durch welche auf eine für das Auge ſehr gefällige Art übermäßig lange Linien vermieden wurden, die Reinheit der Ziegelwände, die ſchönen Formen der Fenſter mit ihrer Steinverzierung. Der architectoniſche Schmuck iſt reich, doch ohne alle Ueberladung, am reichſten am Mittelgebäude der Hauptfronte, das von einer hohen, mit Zinnen gekrönten Warte, mit dem die angelſächſiſche Bauart charakteriſirenden Flaggenmaſte überragt wird. Aehnliche Warten, doch niedriger, befinden ſich auch an der innern Seite der vier Eckengebäude. Die Mittelgebäude der öſtlichen und weſtlichen Langſeite, ſo wie der Südfronte ſind zur Aufnahme der Arbeiter beſtimmt; in der Mitte vor dem letztern ſteht die Kirche. Sämmtliche, den äußern Umfang bildende, Bauten ſind bis zum oberſten Geſchoſſe eingewölbt und mit Asphaltterraſſen verſehen.

Der weite innere Raum enthält zwei großartige Gebäudegruppen, die erſte, zunächſt der Commandantur, die Erzeugung der Kleingewehre und ihre Depots umfaſſend, beſteht aus zwei Gebäuden, nämlich dem Waffen-Muſeum und der Gewehrfabrik, deren Flügel, durch coloſſale Eiſengitter verbunden, den Kanonenhof abſchließen.

Das erſtere, mit je zwei Riſaliten an den Flügeln und einem in der Mitte, mit drei hohen aneinander geſchloſſenen Thoren, welche, die ganze Tiefe des Gebäudes durchziehend, mit den maſſiven, durch Halbſäulen geſchmückten Steinpfeilern eine großartige, dreifach getheilte Halle bilden, iſt im ſtrengſten Sinne des Wortes ein Prachtbau.

Sein oberes Geſchoß hat die Beſtimmung, die intereſſante Sammlung von Rüſtungen, Waffen, Kriegsmaſchinen und merkwürdigen Beuteſtücken aufzunehmen, die jetzt im kaiſerlichen Zeughauſe in der Renngaſſe verwahrt iſt. Die Fortſetzung der Pfeilerreihe des Erdgeſchoſſes in dieſem Stockwerke, die Anordnung der übrigen Räume, die hohen vierfach gekuppelten Bogenfenſter verſprechen für dieſes Muſeum einen Schauplatz, wie ſich wohl kein zweiter findet.

Die Gewehrfabrik umfaßt wieder eine Reihe geräumiger Höfe und trägt in der Mitte ihrer Südfronte einen Uhrthurm.

Bevor wir ſie durch das Heizhaus betreten, ſtoßen wir auf Merkwürdiges. Es iſt dies eine Anzahl auf Holzſchwellen gelagerter, zum Theil coloſſaler Geſchütze aus verſchiedenen Perioden, mitunter Kriegesbeute, von der dreiklaftrigen, dickleibigen Feldſchlange, einer wahren Boa ihres Geſchlechtes, durch alle Nuancen der ſchlanken Colubrinen und ſtämmigen Mörſer hindurch, bis zu dem Ungeheuer, aus dem die Osmanen viele Centner ſchwere Felſenmaſſen in das belagerte Wien ſchleuderten, eigentlich einem aus vierfachen maſſiven Eiſenſtäben und Reifen geformten Korbe. — Auch hier bewährt ſich der ſelbſt bei den ernſthafteſten Dingen nie verſiegende Humor der Franzoſen, in der Benennung mehrer Kanonen ſchwerſten Calibers, wie Le Postillon, Le Mignon, La Syrene, Le Malplaisant, Le Caporal, etc. Eines der ſtärkſten Exemplare, zu Lübeck 1669 gegoſſen, würde mit der Menge ſeiner Schildereien und Sprüche allein eine Monographie in Anſpruch nehmen. Hiſtoriſch intereſſant iſt ein Fragment des, nach dem Umfange des Rumpfes zu ſchließen, größten Geſchützes von allen; ſein Vordertheil reichte hin, um für alle Krieger des öſterreichiſchen Heeres nach dem Befreiungskriege 1813 und 1814 die Kanonenkreuze zu liefern.

Die Werkſtätten dieſes Tractes, hohe, luftige Räume, ſind für die Fabrication von Gewehren und von Flintenkugeln beſtimmt. Die längs der Decken hinlaufende Spindel einer Dampfmaſchine ſetzt eine Unzahl von Fraiſen der Drehbänke und anderer Vorrichtungen in Bewegung, von denen jene für die, durch Guß und Preſſen vorbereiteten, einer Art von Prägeſtock entrollenden glatten und Spitzkugeln als neu und ſinnreich beſondere Aufmerkſamkeit verdient. Jede dieſer Maſchinen liefert in der Secunde eine, im Arbeitstage zu 10 Stunden ſomit 36,000 Kugeln, die keiner wie immer gearteten Nachbeſſerung bedürfen, hinreichend ein ganzes Armeecorps zu vernichten.

Wir wenden uns zur zweiten und größten Gebäudegruppe, welche die Erzeugung des geſammten Artillerie-Materials umfaßt. Drei durch Dampfkraft unterſtützte Zeugswerkſtätten dienen im Erdgeſchoſſe für die Schmiede, Schloſſer, Wagner, Tiſchler, im obern Stockwerke für die Lederarbeiter, Sattler u. ſ. w.

Im letztern ſind durchſchnittlich 300 Werkleute beſchäftigt, im erſtern werden zahlreiche Vorrichtungen zum Walzen, Schneiden, Bohren, Preſſen und Glätten des härteſten Materials von unſichtbar wirkender Kraft in jener, an Automaten mahnenden, gleichmäßigen Thätigkeit erhalten, welche die Vollendung der Arbeit auf die Secunde berechnen läßt. Neu und von beſonderem Intereſſe ſind die in der Holzwerkſtätte aufgeſtellten Holzrädermaſchinen, welche, durch 11 Mann bedient, täglich 36 Räder in all ihren Theilen rein ausarbeiten, wozu früher 90 Wagnergeſellen erforderlich waren.

Von den Schlägen dreier gewaltiger Dampfhämmer in der Maſchinenwerkſtätte ſcheinen die Grundfeſten des Baues zu erzittern. In gleichen Abſtänden ſind an jedem zweiten Pfeiler der Halle die Feuerſtätten angebracht, mit eiſernen Schloten in Geſchützesform verſehen. In ſtaunenswerther Schnelle geht hier das Beſchlagen von Rädern, Munitionswagen und Lafetten vor ſich, jeder Fuß des Raumes iſt benützt, ohne daß die hundert verſchiedenen Abtheilungen der Beſchäftigten ſich beirren.

Ein anderes Gebäude iſt für den Guß der Kanonen und Mörſer beſtimmt; ihm gegenüber liegt, durch Dampf in ihrem die höchſte Genauigkeit erfordernden Wirken geregelt, die Bohrerei.

Was alle die Werkſtätten und die ganze Anſtalt auszeichnet, iſt der raſche, durch 9 Dampfmaſchinen mit der Geſammtkraft von 122 Pferden geförderte, und bei 2000 Menſchen beſchäftigende Betrieb, bei voller Gleichmäßigkeit der Erzeugung durch trefflich berechnete Theilung der Arbeit. Was immer erforderlich iſt, um die Werkzeuge des Krieges, Heergeräthe jeder Art vom roheſten Urſtoffe bis zur letzten Vollendung darzuſtellen, findet ſich hier beiſammen; jede neue Erfindung, jede Verbeſſerung iſt benützt. Ueber dem Ganzen ſchwebt der Geiſt der Ordnung, des Ineinandergreifens. Zur vollen Entwickelung gereift, zu unbeſtreitbaren Thatſachen geworden iſt hier der Wahlſpruch des kaiſerlichen Gründers: „Vereinigung der Kräfte.“

Schon jetzt, nach ſo kurzem Beſtande, wo zur Ergänzung der Anſtalt noch ſo Manches geſchehen muß, ſtellen ſich nach dem Urtheile erprobter Sachverſtändiger drei der wichtigſten Ergebniſſe für die Zwecke des Staates und ſeinen Haushalt heraus: Schnelligkeit und Vollkommenheit der Erzeugung, zugleich Wohlfeilheit, ſelbſt im Vergleiche mit der unbeſchränkteſten Privat-Concurrenz.

Wie einflußreich überdies das Arſenal für den Erwerb der arbeitenden Claſſe Wien's ſei, kann ſich Jeder überzeugen, der nach Eintritt der Feierſtunde die Maſſen der faſt durchgängig dem Civilſtande angehörigen Werkleute den Linien der Hauptſtadt zuſtrömen ſieht.

Das Gepräge der Einheit, die im Innern herrſcht, tragen auch ſämmtliche Bauten, ſo verſchiedenartig ſie ihrer Beſtimmung nach ſein müſſen. Mit Vermeidung nutzloſen Prunkes hält gefällige Form und Solidität gleichen Schritt; alle den Raum einer nicht unbedeutenden Stadt einnehmenden Conſtructionen ſind ſich verwandt im Style, in der Nettigkeit der Ausführung, ſo wie in der innerhalb des Mauerumfanges ausſchließlich vorkommenden Schieferdachung, und dennoch wiederholt ſich nirgends eine architektoniſche Anordnung, als wo es die Symmetrie unerläßlich macht. Es ſind ſelbſtſtändige Glieder eines Ganzen, die trefflich ſtimmenden Accorde der fünf kunſtfertigen Meiſter Förſter, Hanſen, Van der Nüll, Rösner und Sikardsburg, deren jeder als Mitglied eines unter der Oberleitung des Feldzeugmeiſters und Artillerie Directors Freiherrn von Auguſtin ſtehenden Comités, die Geſammtaufgabe richtig erfaſſend, ſich in ſeltener Weiſe frei bewegt hat.

Zur Beſichtigung aller Einzelheiten, unter denen auch eine, über 600 Schritt lange, wunderſchöne Schießſtätte außer dem öſtlichen Mauerumfange hervorgehoben zu werden verdient, dürften einige Tage kaum hinreichen. Wir wenden uns zurück zur Warte der Commandantur, zu der 211 bequeme Steinſtufen emporführen; Niemand ſollte ihren Beſuch verſäumen, denn Wien hat durch ſie einen neuen ſehr glücklichen Geſichtspunct für ſein weites Panorama gewonnen.

Aus dem Häuſermeere der Stadt heben ſich über dem ſchmucken Belvedere mit ſeinen Roccoco-Kuppeln und der ſpitzenartig durchbrochenen, ein ganzes Volk von Statuen tragenden Attike die anſehnlicheren Gebäude, die zahlreichen Thürme höchſt effectvoll ab vom dunkeln Waldgrunde des Kahlengebirges, uns gerade gegenüber der Stephansdom mit dem rieſigen, an Kühnheit des Baues von keinem auf dem ganzen Erdkreiſe übertroffenen Thurme, mit dem vom Fuße bis zur höchſten Pyramide conſequent und harmoniſch durchgeführten Grundgedanken des getheilten Dreiecks, mit Schlegel zu ſprechen, eine ſteinerne Symphonie.

Nach Weſten verliert ſich das Auge in dem maleriſchen Wirrſale der Höhen, deren Abhang lachende Ortſchaften umkränzen; Gipfel reiht ſich an Gipfel, beherrſcht vom Schneeberge und den fernen Steireralpen. Gegenüber dehnt ſich das Marchfeld aus, mit dem Hintergrunde der blauen, fantaſtiſch geformten kleinen Karpathen jenſeits Schloßhof und Marchegg. Was dieſer Landſchaft beſonderen Reiz verleiht, ſind die aus den Baumgruppen des Praters und der anſtoßenden Inſeln hervorbrechenden Silberblicke der Donau. Nur im Süden iſt die Ausſicht beſchränkt. Zwar feſſelt hier das Auge die Vogelperſpective des Arſenals und der von unſerem Standpuncte beſonders klar ſich herausſtellende Einklang in der Anordnung ſeiner Gebäude; allein der nahe Laaer- und der Wienerberg hemmen den freien Fernblick. Dafür blinkt uns von der Höhe das zweite Wahrzeichen Wien's entgegen, das ſogenannte „Spinnerkreuz“, oder, wie der Name im Munde des Volkes lautet: „Die Spinnerin am Kreuze“.

Dieſe im ſchönen, altdeutſchen (gothiſchen) Bauſtyle ausgeführte, achteckige, mit mehren, die Leidensgeſchichte Chriſti darſtellenden Figuren und mit zierlichem Laubwerke geſchmückte, 6° $3^{1}/_{4}$′ hohe, Steinſäule wurde nachweislich von demſelben wackeren Baumeiſter, der den großen Thurm des Stephansdomes (1433) vollendet und den unausgebaut gebliebenen (1450) begonnen hatte, nämlich von Hans Buchsbaum, im Auftrage der Stadtbehörde (zwiſchen 1452 und 1453) errichtet. Ihre Spitze ſoll mit der des erſten Wahrzeichens der Stadt Wien, des Stephansdomes, gleiches Niveau haben. Wie dieſer bildete ſie in der Phantaſie, ja ich möchte ſagen im Herzen des echten Wieners, ſo lange er dies blieb, Jahrhunderte hindurch ein ſo ſtetiges Element, daß es nicht befremden kann, auch auf dem Gebiete der Sage ſie von romantiſchem, der ſchlichten Proſa ihrer Entſtehung vielleicht ganz widerſprechendem Lichte mannichfach beleuchtet zu ſehen.

Von dieſem Standpuncte aus bietet ſich eine Anſicht von Wien dar, wie ſie in dieſer Ausdehnung kaum anderswo, ſelbſt nicht von bedeutenderen Höhen der Umgegend, zu gewinnen iſt. Hier mag es dem Eingebornen mit Recht warm werden um's Herz, wenn er hinabſieht auf ſeine Vaterſtadt, und ſtolz mag er ausrufen:

„Ein Meer von Häuſern kenn' ich euch,
Und einen Dom darin,
Der einem Rieſenfinger gleich
Weiſt gegen Himmel hin.
Die Sterne grüßen Nachbar ihn,
An ihm erlahmt der Sturm; —
Und dieſes Häuſermeer iſt Wien,
Mit ſeinem Stephansthurm!

Und trieb mich Sehnſucht oft zurück,
Aus ferner, fremder Flur,
Und ſieht, ja ahnt ihn dann mein Blick
In fernſter Ferne nur,
Da möcht' ich ſtets mit Kindesluſt
Den Dom — o gieng' es an!
Umarmen, preſſen an die Bruſt,
Und küſſen, was ich kann! —“

Dieſes Gefühl entlockte hier manchem Scheidenden Wehmuthzähren, manchem Heimkehrenden Freudenthränen, und ein Blick auf die Geſichter ſeiner Poſtwagengenoſſen verrieth dem Reiſenden auf dieſer Stelle untrüglich, wer unter ihnen ein Wiener ſei, wer nicht. — Hier gaben ſich wanderluſtige Studenten, hier zur Fremde ziehende Handwerksburſche, hier muntere Touriſten das Morgenſtelldichein, wenn ſie in zahlreicherer Geſellſchaft dem Süden zuſteuern wollten. — Auf dieſe Säule aber fiel auch troſtlos und reuevoll der erlöſchende Blick manches armen Sünders, der unter des Freimann's Händen ſeine Rechnung mit der Welt abſchloß, denn ſeitwärts von derſelben war und iſt eine Richtſtätte für Miſſethäter.*) Kein Wunder daher, daß ein ſolches Gemiſche von Eindrücken auch eine bunte Reihe von Sagen in's Leben rief, aus denen der echte hiſtoriſche Kern kaum mehr ſich herausfinden läßt.

---

*) J. C. Schlager weiſt in den »Wiener Skizzen« (IV, 154) ſchon zum J. 1362 die Höhe des Wienerberges als Richtſtatte nach.

Bald iſt es eine treue Hulda, die, ihren Geliebten oder Gatten von gefahrvollem Kreuzzuge zurückerwartend, hier ſo lange ſpinnt, bis ſie von dem Ertrag ihres Fleißes dieſen Gelübdeſtein kann ſetzen laſſen.*) — Bald iſt es die ſchwärmeriſche Kaiſerstochter Euphemia, die, im Wahne, das Herz ſei ihr entwendet worden, auf frommer Pilgerfahrt hierherkommt und an der Seite eines ſchlichten Landmädchens, das für's Geld hier ſpinnt, um davon für müde und arme Wanderer einen Labetrunk zu beſtreiten, Troſt im Gebete findet, bis ſie, zurückgekehrt in's Kloſter, in demſelben Augenblicke von ihrer Qual ſich erlöſt fühlt, wo man ihr das Herz ihres, am Rhein geſtorbenen Vaters, des erſten Habsburgers, in goldener Kapſel überbringt. — Bald iſt es ein Wiener Müller, Namens Spinner, der eines armen Sünders im Augenblicke der Hinrichtung mit den Worten ſpottet: „Möcht' wiſſen, wie dem Kerl jetzt zu Muth iſt!“ Der arme Sünder aber bittet um Aufſchub, weil er noch etwas zu geſtehen habe, und nennt den Müller als Mitſchuldigen. Der Spötter wird gefaßt, befragt, gefoltert, verurtheilt und mit ſeinem Angeber zum Tode geführt. „Weißt du jetzt, wie mir zu Muthe war?“ ruft nun ſpottend dieſer, und geſteht, daß er den Müller fälſchlich beſchuldigt habe, nur um ihn für ſeine Spottluſt zu züchtigen. Der gewitzigte Spinner habe nun das Spinnerkreuz geſtiftet. — Proſaiſcher iſt die Beziehung auf einen angeblichen Erbauer, Crispinus Pölliter, dem 1547 die Hofkammer bewilligt haben ſoll, außer dem Dorfe Bernhardsthal (jetzt Vorſtadt Nikolsdorf) auf vicedomiſchem Boden, ſtatt einer hölzernen eine gemauerte Kreuzſäule zu errichten, die dann Crispinuskreuz, verkürzt Spinerkreuz, genannt wurde; noch proſaiſcher die Entſtellung des Namens eines ehemaligen Kreuzes vor Fabiana (Viana, Wian), das als „'s Wianakreuz“ in's „Spinakreuz“ verunſtaltet wurde. Natürlicher iſt die Erklärung aus der Form der Bauart, die in der zierlichen Verſchlingung der Linien und Schnörkel dem künſtlichen Gewebe einer Spinne nachgebildet ſcheint.

Doch beſeitigen wir Sage und Erklärung ſo, wie jetzt der Reiſende auf der Eiſenbahn den räthſelhaften Gegenſtand derſelben ſeitwärts liegen läßt, und blicken wir lieber auf der kurzen Strecke vom Wiener- bis zum Hetzendorfer Bahnhofe noch einige Male hinaus auf das im Sonnenglanze vor uns ausgebreitete Herzblatt Oeſterreich's, und rufen wir ihm und in ihm dem ganzen herrlichen Lande zu:

„Segen ſei dem Land beſchieden,
Und ſein Ruhm dem Segen gleich:
Gottes Sonne ſtrahl' in Frieden
Auf ein glücklich Oeſterreich!“

---

*) Vergl. »Die Spinnerin am Kreuze«. Erzählendes Gedicht von A. R. von Perger. Trieſt. Buchdruckerei des öſterreichiſchen Lloyd, 1853. gr. 8. (128 Seit. mit 6 Stahlſt.)

Auch müſſen wir, ehe wir die Reiſe antreten, noch einem zweiten Gegenſtande unſere Aufmerkſamkeit widmen, es iſt dies

# Die Maſchinen-Fabrik der Wien-Raaber-Eiſenbahn-Geſellſchaft.*)

Wir reihen ſie nicht mit Unrecht an das Arſenal, iſt ſie gleich gegen jenes gering an Umfang, und durch langen Gebrauch der äußern Schönheit entkleidet, denn von ihr ſagte, als er ſie vor einigen Jahren beſichtigte, der viel gefeierte **Cobden**: „Oeſterreich hat in dieſem Etabliſſement in induſtrieller Hinſicht keine geringere Kraft entwickelt, als in militäriſcher durch ſeine ſiegreichen Heere“. Im Jahre 1840 gegründet, hat ſie bis nun einen Aufſchwung des Betriebes erreicht, der die Hülfe des Auslandes bei den Erforderniſſen der Mechanik und des Maſchinenweſens entbehrlich macht und dem inländiſchen Verkehr große Summen wahrt. — Eine Beſchreibung ſei uns erlaſſen, wir müßten, was die Einrichtung und Zweckmäßigkeit betrifft, das vom Arſenal Geſagte wiederholen. Auch hier iſt eine Unzahl von Drehbänken, Hobel-, Stoß-, Bohr-, Schneide- und Preß-Maſchinen, von Blechwalzen und Scheeren in ſteter Bewegung, dem ſprödeſten Metalle jede beliebige Form aufzunöthigen; ſie werden von 3 Dampfmaſchinen und eben ſo vielen Dampfhämmern geregelt und unterſtützt. Unfaßlich ſchnell rotirende Circular-Sägen, Hobelmaſchinen und Raspelmühlen bearbeiten ein maſſenhaftes Holzmaterial. Die Zahl der Schmiedefeuer beträgt 48, jene der Arbeiter nach dem mäßigſten Durchſchnitte 800. Was die Fabrik geleiſtet, ſchildern Zahlen am faßlichſten. Seit 1845, ſomit in 10 Jahren, verbrauchte ſie an Schmiede-, und Gußeiſen und Eiſenblech 404,715, an Stahl 22,972, an Kupfer 8926 Centner, nebſt 20,169 Centner anderer Metalle. Der Verbrauch an Brennmaterial betrug in dieſer Zeit 683,799 Centner an foſſiler und 76,943 Centner Holzkohle. — Seit ihrem Entſtehen bis Ende Juli 1854 hat ſie unter der Direction Schönnerer's und unmittelbarer Leitung des Engländers Haswell genau 300 Locomotive, darunter den für die Semmeringbahn beſtimmten Koloß Vindobona, 212 Tender und 750 Waggons geliefert, nicht zu erwähnen der ungeheuern Anzahl von Laſtwagen, der vielen ſtehenden Dampfmaſchinen, Dampfpumpen, Kraniche und Fabriksmaſchinen; auch der Gaſometer nächſt dem Bahnhofe iſt in dieſer Werkſtätte angefertigt. Die Geſammt-Einnahme des Jahres 1854 betrug 2 Millionen Gulden.

Zu zweierlei Betrachtungen finden wir Zeit ehe ſich die noch langſamer athmende Locomotive in den normalen Lauf geſetzt hat: — An den Sieg der

---

*) Gegenwärtig mit der Wien-Raaber Bahn Eigenthum der privil. öſterreichiſchen Staats-Eiſenbahn-Geſellſchaft.

Erfindung über das Altherkömmliche mahnt der Anblick der einſt ſo ſtolzen Heerſtraße bei Matzleinsdorf, die nun, gedemüthigt und des größten Theiles ihrer Kunden beraubt, unter den Jochen der Eiſenbahn hinzieht. — Welch ein Unterſchied zwiſchen Einſt und Jetzt, wenn wir der Langweile einer 12ſtündigen Fahrt bis Neuſtadt mit dem bedächtigen Landkutſcher, der Wolken von Staub, der Harpyienſchwärme der Mücken in den Gaſthäuſern gedenken, während wir jetzt im Sturme dahinbrauſen, und der raſche Wechſel der Geſichtspuncte auch der eintönigſten Gegend irgend ein Intereſſe abgewinnt.

Ein zweiter Blick nach rechts und links zeigt — uns hier ein unabſehbares Meer ſich überragender Giebel, die luſtig aufſtrebenden Rauchſäulen der Schornſteine verkünden rühriges Leben unter den Tauſenden und Tauſenden von Dächern; — dort, im kleinen Friedhofe mit der ſchönen byzantiniſchen Kapelle, aus dem die Kreuze dicht, wie die Halme eines üppigen Saatfeldes emporſproßen, das Ziel aller Reiſen, die enge ſtille Gruft, mit welcher zuletzt auch der ſich beſcheiden muß, dem die Dampfkraft zu wenig beflügelt, und Gottes weite Welt zu eng erſcheint.

Kaum iſt die Reflexion beendet, ſo hält der Zug. Wir ſind in Meidling, einer großen Ortſchaft, die, mit den Vorſtädten Wien's faſt ſchon verwachſen, ihren Typus trägt, zwei ſchwefelhältige Mineralquellen, das Thereſien- und Pfann'ſche Bad, beide ſtark beſucht, viele ſchöne Landſitze, und ſelbſt ein Theater aufzuweiſen hat. Der Ruf Tivoli's, eines ſtattlichen Gebäudes nächſt den Remiſen des Schönbrunner Jagdgebietes mit herrlicher Ausſicht, iſt längſt verklungen; ſeine einſt ſo eifrig befahrenen Rutſchberge haben einer beſcheidenen Meierei Platz gemacht.

Die Kirche Meidling's, ganz frei gelegen, gehört in ihrem einfachen byzantiniſchen Style unter die beſſeren Leiſtungen der Architectur neueſter Zeit, und verdient entſchieden den Vorzug vor der Zwillingsſchweſter in der Leopoldſtadt und ihrer, zum Theile wenigſtens mißverſtandenen, Ausſchmückung. Auch der innere Raum der erſtern iſt anſprechend und würdevoll, die Altarblätter und Fresken, von Wiener Künſtlern gefertigt, ſind faſt durchgängig gelungen.

Von Meidling führt eine ſchattenreiche Allee nach dem Vorhofe des kaiſerlichen Luſtſchloſſes

## Schönbrunn.

Der Fremde ſoll, um den richtigen Ueberblick dieſer Schöpfung Maria Thereſia's zu gewinnen, keinen Seitenweg, ſondern jenen der Hauptzufahrt über die Wien-Brücke durch das von zwei Obelisken umragte Gitterthor einſchlagen, und er wird ſich nicht verhehlen, daß auf dem weder übermäßig ausgedehnten, noch prachtvollen Baue der Ausdruck des Edlen, einer milden, leutſeligen Majeſtät liege, wie ſie der erhabenen Gründerin eigen war, und ſich auf ihren Stamm vererbt hat.

Den Namen verdankt Schönbrunn einer, wie behauptet wird, von Kaiſer Marimilian II. hier im Waldgrunde entdeckten Quelle, deren treffliches Waſſer jetzt bis in die Hauptſtadt geleitet iſt. In ihrer Nähe baute er ſich ein Jagdhaus, das Leopold I. im Jahre 1696 nach dem Plane Fiſcher's von Erlach in einen Sommerpalaſt umwandeln, Maria Thereſia nach jenem Pacaſſi's in gegenwärtiger Form umgeſtalten und um Vieles erweitern ließ. Die Haupt- und Seitengebäude enthalten über 1400 Wohnbeſtandtheile. Die Fresken des großen Saales ſind von Guglielmi, die Decken-Gemälde der Kapelle von Gran; ihr Hochaltarblatt, die Vermählung Maria's, ſtammt von Troger, einer Art Correggio, den ſein Talent vom Berufe eines Hirten im Puſterthale zu jenem eines Directors der kaiſerlichen Akademie der Künſte emportrug. Es finden ſich in den Sälen und Gemächern noch Wand- und Staffeleigemälde von Mertens, Joſeph Roſa, Hamilton, u. ſ. w. Die Ausſtattung des Schloſſes iſt reich, aber fern von übermäßigem Prunke.

Die Anlage des Gartens entſpricht nicht dem Geſchmacke unſerer Zeit; dennoch iſt er prachtvoll, und der Anblick ſeines Parterres mit den maleriſch geordneten Blumenbeeten in der Mitte der Raſenplätze, mit den hohen dunkelgrünen Laubwänden, von denen ſich die Marmorſtatuen blendend weiß abheben, die Gruppe mythologiſcher Geſtalten oberhalb des großen Baſſins am Fuße der Terraſſen, vor Allem das von Joſeph II. erbaute Gloriett mit den luftigen, trophäengeſchmückten Arkaden der Seitenflügel, ein Bau, der ungeachtet der gewaltigen Dimenſionen, aus der Nähe des Schloſſes beſehen, einem tragantnen Phantaſie-Modelle Palladio's gleicht; dies Alles bildet eine Scenerie, die an Wirkung nicht leicht ihres Gleichen findet, — und wenn an einem ſchönen Sommerabende die entfeſſelten Waſſerwerke in üppiger Fülle rauſchen, und das Sonnengold in den vom Luftzuge geſchaukelten Garben der beiden hochaufſchießenden Fontänen ſich abſpiegelt, muß es Jedem klar werden, daß auch der größte Kaiſer Kaiſerliches zu ſchaffen nicht vermöge.

Wer, dem franzöſiſchen Style abhold, Ungezwungenes liebt, findet es reichlich in den übrigen Partien des Gartens, beſonders im öſtlichen Theil, den wieder eine Reihe vorzüglicher Bau- und Kunſtwerke ziert. So der Tempel Egeria's mit Bayer's trefflicher Najade, von dem überhaupt das vorzüglichſte der hier vorkommenden zahlreichen Sculpturen herrührt, die Sybillengrotte, eine große Felspartie, gekrönt von einem die Baumgipfel weit überragenden Obeliske, — die Ruine, eine ungemein geiſtreiche Conception des Architekten Hohenberg, zugleich Erbauers des Glorietts. Der faſt bis zu den Capitellen ſeiner Säulenſtellung verſunkene Bogen eines römiſchen Triumphators, umgeben von Mauertrümmern, und verſtümmelten Bildſäulen, der vorliegende, einen Sumpf nachahmende Waſſerbehälter, durchwebt von Schilf und breitblättrigem Lotos, die Umſchattung ſchwarzer Tannen, ſind von ganz eigenthümlicher Wirkung. Tiefe Schwermuth ruht über dem Orte; er iſt das Heiligthum einer finſtern Gottheit, der unerbittlichen Vergänglichkeit.

Allenthalben iſt hier der Natur freier Lauf gelaſſen, und die wie zufällig vorhandenen Einſchnitte des Dickichts bieten freundliche Fernſichten. Auf der Höhe des Glorietts verbreitet ſich rechts ein Eichenhain; ihm zur Linken empfehlen wir die Sitze in den Baumgruppen nächſt dem oberſten Baſſin. Hier zeigt ſich der ſchönſte Theil Wien's ober dem Laubrahmen des jenſeitigen Gartentheils. Es hat dies Bild, oder vielmehr dieſe wahrhaft reizende Vignette, kürzlich einen neuen Schmuck erlangt durch die ſchlanken Thürme und die Kuppel der Kirche Alt-Lerchenfeld's, eines genialen Werkes, auf das Wien ſtolzer ſein darf, als auf Alles, was in dieſem Fache ſeit einem Jahrhunderte hier geleiſtet wurde.

Die linke Seite des Parks enthält die durch Prachtexemplare ſtets vollzählig erhaltene Menagerie, an ſie ſchließt ſich der botaniſche Garten, gegründet von Maria Thereſia's Gemahl, Franz I. Seine Vorzüge ſind weltbekannt, wir enthalten uns daher jeder Beſchreibung.

Nirgends iſt ſo viel geſchehen, die Bewohner einer großen Stadt für ihre Abgeſchiedenheit von Gottes lieber Natur zu entſchädigen, als in und um Wien. Manch reiches Geſchenk dieſer Art wird faſt vernachläſſigt; welchen Werth aber das Publicum Schönbrunn beilege, das zeigen an Sonn- und Feſttagen die endloſen Züge von Fußgängern, glänzenden Equipagen und ſchwer belaſteten Geſellſchaftswägen. Mit welchem Behagen ergeht ſich der Wiener in den hohen ſchattigen Baumhallen, wie ſorgfältig revidirt er wenigſtens einmal im Monat die Schätze der Menagerie, welch' Seelengaudium gewähren der lieben Jugend die vom Morgen bis zum Abend ohne Zwiſchenakt fortgeſetzten Darſtellungen in dem ſtets dicht umlagerten Pavillon der Affen, einer Bühne, auf der jedes Rollenfach vertreten iſt, die ihre geſchätzten Komiker hat, ihre zärtlichen Mütter und mürriſchen Alten, bis hinab zum ungeſchlachten Clown, an dem Jeder ſein Müthchen kühlt. Zwiſchen den Raſenplätzen der Esplanade luſtwandelt und converſirt die elegante Welt, ſich erlabend am Genuſſe des Beſchauens und Beſchautwerdens, ein lachender Flor von Frauen und Fräuleins, viele reizende Geſichter, noch weit mehr reizende Toiletten. Wenn an Sommerabenden hier die Militär-Muſikcorps ihre Weiſen ſpielen, erfüllt die weiten Räume ein gewähltes Publicum und erfreut ſich der Leutſeligkeit, mit der die Mitglieder des Kaiſerhauſes ſich, fern von allem Zwang der Etikette, in der Menge bewegen.

Vielfach wurde Schönbrunn mit Verſailles verglichen, mit dem es den Umriſſen nach Manches gemein hat. Beide unterſcheiden ſich wie die Charaktere Maria Thereſia's und Ludwig XIV.: bei dieſem das Streben nach Pomp, nach dem nie Dageweſenen, nach ſtrenger Sonderung von dem, was nicht entſchieden vornehm iſt; — bei jener der Sinn für das wahrhaft Schöne, geläutert durch fromme Humanität, die harmloſe Freude an der Natur, an Genüſſen, die ſie nicht allein mit ihrem Familienkreiſe, die ſie mit ihrem Volke zu theilen vermochte, das ſeine Wohlthäterin anbetete, während der hochmüthige, ſelbſtſüchtige Ludwig gefürchtet und gehaßt wurde.

Der Geiſt der hochherzigen Gründerin lebt und wirkt fort in Franz Joſeph I., dies beweiſt die Sorgfalt für Alles, was dem Publicum zum Vergnügen, oder zur Benützung dargeboten iſt. Der reinliche, blanke Zuſtand aller Baulichkeiten, die ſchnelle Beſeitigung jedes Gebrechens, der überall vorwaltende Anſtand, die muſterhafte Ordnung, auch die zuvorkommende Höflichkeit aller Aufſichtsorgane, ſind Ergebniſſe der Richtung, die der jugendliche Monarch in ſeinem Leben, wie in der Leitung der tauſendfach verzweigten Regierungsgeſchäfte mit männlich reifer, unerſchütterlicher Conſequenz verfolgt.

Ehe wir den Blick von Schönbrunn abwenden, müſſen wir noch dreier wichtiger Zeitabſchnitte erwähnen, welche dieſem „Fons Blandusiae“, dieſer „Kallirrhoë“ Oeſterreichs eine welthiſtoriſche Bedeutung leihen.

„Im Garten zu Schönbronnen
  Da flammte der Weltkomet,
Umſtrahlt von Nebenſonnen,
  In drohender Majeſtät.“

Zweimal hatte der „Mann des Tages“, der Alexander der Neuzeit, ſeinen Sitz hier aufgeſchlagen, im December 1803 und im Mai 1809. Von hier aus belobte er, der Feind, die Pflichttreue der Wiener gegen ihren angeſtammten Herrn; von hier aus rief er die edlen Ungarn vergeblich zum Abfall auf; hier ſtand er, als Sieger von Wagram (5. und 6. Juli 1809), im Zenith ſeiner Macht; hier dictirte er ſeinen Marſchällen Befehle; von hier aus machte er manchen Ritt in die Umgegend, auf deren einem wir ihm in Kürze wieder begegnen werden. —

„Im Garten zu Schönbronnen
  Da lag der König von Rom,
Sah nicht das Licht der Sonnen,
  Sah nicht des Himmels Dom.“

Hier verloſch in demſelben Zimmer, das 23 Jahre vorher Napoleon's Schlafgemach geweſen war, am 22. Juni 1832 die von dieſem geträumte, allbeherrſchende Dynaſtie mit dem letzten Athemzuge des „Fils de l'Homme“, anſcheinlich für immer. Allein ſo zweifellos damals dieſe Thatſache ſchien, die in M. G.

Saphir's meiſterlichem Liede den echt volksthümlichen Ausdruck fand, ſo war diesmal der Poet doch kein Prophet. Napoleon III. rückte „des Hauſes letzte Stunde" in unbeſtimmte Ferne hinaus. Wenn gleich der eigenen Thatkraft Unendliches verdankend, wird er doch nicht in Abrede ſtellen, wie ſehr das Erbe der großen Erinnerungen an ſeinen gewaltigen Oheim ihm zu ſtatten kam. Möge er durch ſein Streben für Herſtellung und Erhaltung des Friedens gut machen, was jener durch Kriegs- und Eroberungsluſt um die Menſchheit verſchuldet hat.

Endlich hätte über dem „Garten zu Schönbronnen" in Oeſterreich's trübſter Stunde, zur Stärkung aller Kleinmüthigen, ein heller Stern ſichtbar werden ſollen, als, gedrückt von der Wetterſchwüle, die vor mehr als acht Jahren den verhängnißvollen März-Iden vorausging, ſo manche Seele tief ergriffen rief:

„Ein Stern ſtand über der Hütte,
In der der Heiland lag,
Um Allen zu verkünden:
„Hier kann den Meſſias finden,
Wer fromm ihn grüßen mag."

Wir liegen über und über
Verſenkt in Nacht und Noth,
Wir lechzen nach dem Retter,
Der fortbeſchwöre das Wetter,
Das uns zu Häupten droht.

Der Herr verläßt nicht die Seinen,
Der Retter bleibt nicht aus:
Er iſt wohl ſchon geboren,
Er ſchläft nur noch unbeſchworen;
Wer ſagt, in welchem Haus?

O ſtünd' auch über dem Hauſe
Ein leuchtender Komet,
Um Allen zu verkünden:
„Hier könnt ihr den Retter finden,
Den ihr ſo heiß erfleht!" —

Und dieſer Retter hatte am 18. Auguſt 1830 in Schönbrunn das Licht der Welt erblickt, Oeſterreich's Regenerator, Franz Joſeph I., den die Vorſehung mit Kraft, Beſonnenheit und Milde, mit allen Eigenſchaften ausgerüſtet hat, die Schickſale eines großen Staates zu lenken. Was Er bis nun für deſſen Erhaltung gethan, wie Er die Stürme einer furchtbar bewegten Zeit beſchworen, läßt Oeſterreich eine glänzende Zukunft hoffen, — „Gott erhalte den Kaiſer!" —

An der nächſten Bahnſtation Hetzendorf finden wir wieder ein kaiſerliches Luſtſchloß von Maria Thereſia, der geſunden Lage wegen für ihre Mutter Eliſabeth Chriſtine, Witwe Karls IV. erbaut. Es iſt geräumig und diente während der Herrſchaft der Napoleoniden der vertriebenen Königsfamilie beider Sicilien zum Aufenthalt; jetzt, des großen Theils der einſt koſtbaren Einrichtung entkleidet, bietet es nur noch Intereſſe durch die Fresken des großen Saales von Le Grand, jene der Kapelle von dem Britten Widon und dem Hochaltarblatte von Karl Auerbach.

In der Geſchichte des Fortſchrittes verdient Hetzendorf eine Stelle; Maria Thereſia ließ hier, ihren Völkern und der Welt mit gutem Beiſpiel vorangehend, die neu entdeckte Blattern-Impfung an den Kindern ihres erlauchten Hauſes, des Adels und der Landleute in der Umgebung vornehmen.

Altmannsdorf, Hetzendorf gegenüber öſtlich der Bahn, bietet nichts Merkwürdiges. Sehr wichtig dagegen iſt das benachbarte

## Inzersdorf am Wienerberge,

Pfarrdorf, ziemlich regelmäßig angelegt, mit 160 Häuſern und zwei Schloßgebäuden, die nebſt dem benachbarten Gute Neu-Steinhof Eigenthum des Koryphäen der Ziegelfabrication, Alois Miesbach, ſind. Die Kirche, von ihm im Jahre 1846 vom Grunde neu erbaut, hat ſehenswerthe Altarbilder.

Der Ort war der Sitz eines uralten Dynaſten-Geſchlechtes; in der Reformations-Periode machte er ſich durch Religions-Parteien bemerkbar. Noch Anfangs des vorigen Jahrhunderts war die Umgegend verrufen wegen Räuberweſen; ihm zu ſteuern wurden die Waldungen des Wiener-Berges gänzlich ausgerottet. Jetzt iſt Inzersdorf zu europäiſcher Celebrität gelangt durch Miesbach's Ziegel- und Terracotta-Fabrik, die vom Comité der Londoner Induſtrie-Ausſtellung als die größte Ziegel-Erzeugung der Welt (the largest manufactury of bricks in the world) bezeichnet wurde.

Die Ziegeleien ſind rings um den Ort und in den benachbarten Gemeinden vertheilt; die größte iſt jene am Wiener Berge, wo eine durchſchnittlich 40 Fuß mächtige tertiäre Thonſchichte auch den ſtärkſten Betrieb für mehr als 300 Jahre ſichert, und eine eigene Werksſtraße die Verbindung mit dem Bahnhofe zu Meidling herſtellt. Die Trefflichkeit des Materials hatte ſchon vor langer Zeit Würdigung gefunden; wieder war es die große Thereſia, die zu ſeiner Benützung im Jahre 1757 den erſten Impuls gab, wie denn noch jetzt Ziegel mit der Marke M. T. vorgefunden werden. Die Erzeugung hat ſich im Laufe der Zeit gehoben, belief ſich jedoch, als Miesbach im Jahre 1829 die Herrſchaft Inzersdorf erkaufte, kaum auf 3 Millionen gewöhnlicher Ziegel, während er jetzt in den 44, ſämmtlich für Steinkohlenfeuerung eingerichteten Oeſen mit einem einzigen Brande 3,620,000 Stücke zu liefern vermag. Für die Fabrication ſteht ein Flächenmaß von 177 Jochen in Verwendung, andere 448 Joche ſind für die Zukunft vorbehalten. Die Zahl der Beſchäftigten überſteigt 3500, die jährliche Verkehrsſumme 1,800,000 fl., das Betriebs-Capital 600,000 fl. Die Production der Ziegel ſtellte ſich im Jahre 1853 auf 91 Millionen, überdies wurden 150,000 Current-Fuß gepreßte Drainage-Röhren erzeugt.

Von den Producten aller Gattungen und Formen verdienen beſondere Erwähnung: die neu erfundenen hohlen Gewölbziegel, durch welche die Belaſtung des Mauerwerks ſehr vermindert wird und die geſchlemmten rothen und weißen Decorationsziegel, von deren Schönheit die Rohbauten des neuen Arſenals Zeugniß geben. Hochwichtig iſt die Fabrication architectoniſcher Ornamente und Terracotten, die den um zwei Drittheile koſtſpieligeren Sandſtein von den Bauten Wien's faſt gänzlich verdrängt haben, und bereits auf große Entfernungen verſendet werden.

Humane Sorgfalt für die Arbeiter beurkundet ein Hoſpital mit 4 Sälen beim Haupt-Etabliſſement zu Inzersdorf und eine Werkanſtalt für 120 Kinder.

Der Kohlenverbrauch für die Werke kommt mit der jährlichen Verwendung von 40,000 Klafter Brennholz überein. Dieſe ungeheure Conſumtion beeinträchtigt jedoch keineswegs die Bevölkerung der nahen Hauptſtadt, denn Miesbach's Verdienſte um Emporbringung des Kohlenbaues ſind nicht minder vorragend, als jene um die Ziegelfabrication; ſie ſind ſelbſt in viel größerem Kreiſe fruchtbringend geworden. Seine Obſorge für ergiebigere Benützung ſchon vorhandener, für das Aufdecken früher unbekannt geweſener Lager beſchränkt ſich nicht auf den eigenen Bedarf, den er aus ſeinen Werken zu Thallern, Zillingsdorf, Lichtenwörth, Sollenau, Gloggnitz, Grünberg und Brennberg bezieht, und von dem er ſehr bedeutende Ueberſchüſſe an Wien abgibt. Er hat für die Hauptſtadt die Concurrenz durch reiche Minen in der Nähe der Donau, im Lande ob der Enns, in Steiermark, in Mähren, wo ſeine Gruben bei Lundenburg ſchon jetzt 150,000 Centner im Jahre liefern, erweitert, in den entfernteſten Comitaten Ungarns Werke theils neu erſchloſſen, theils in kräftigern Betrieb geſetzt, und dadurch der Bevölkerung, zahlreichen induſtriellen Unternehmungen, der Dampfſchiffahrt und den Eiſenbahnen hülfreich die Hand geboten. Seine Geſammt-Kohlen-Erzeugung betrug im Jahre 1853 über 4 Millionen Centner, und es waren auf ſeinen Werken 98 Beamte und Gruben-Vorſteher nebſt 2310 Arbeitern beſchäftigt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß dem um die Vermehrung des National-Reichthums hochverdienten Manne mancherlei Auszeichnung zu Theil wurde. Er iſt Beſitzer der k. k. goldenen Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft und erhielt bei allen großen Gewerbs- und Induſtrie-Ausſtellungen, zuletzt bei jenen zu London, Amſterdam und München, die Preiſe erſten Ranges.

Wir halten zunächſt bei Atzgersdorf, einem Dorfe von etwa 120 Häuſern oſtwärts der Bahn am Reichlieſingbache, ſchon im 12. Jahrhunderte bekannt unter dem Namen Atzelinsdorf, mit ſchöner, vom Cardinal Migazzi im Jahre 1783 neuhergeſtellter Kirche (zugleich Wallfahrtsort), einer Seidenzeug- und Spinnfabrik, weſtlich der Bahn; in geringer Entfernung, von einem Hügel gedeckt, liegt das noch viel ältere Mauer mit faſt 1200 Bewohnern und ſchönen Landſitzen, aller Wahrſcheinlichkeit nach das Namare der Römer, jetzt weit bekannt durch die Trefflichkeit des in ſeiner Umgebung erzeugten Weines, des feurigen Maurers. Im Mittelalter hieß der Ort Gereuth, wahrſcheinlich, weil unter den erſten Babenbergern der durch Jahrhunderte der Verwilderung Alles überwuchernde Wald ausgerodet werden mußte, um Wohnſitze und urbares Land zu ſchaffen.

Mauer hat eiſenhältige Mineralquellen, ein Schloß mit ſchönem Garten und zwei andere ſchloßartige Gebäude, einſt Eigenthum der Jeſuiten, welche die Herrſchaft von 1609 bis zu ihrer Aufhebung beſaßen, jetzt als Kaſernen benützt. Die große freundliche Kirche, in neuerer Zeit erweitert, zeigt im Presbyterium die gothiſche Bauart des 11. Jahrhunderts.

## Lieſing, Kalksburg, Rodaun.

Lieſing, 1½ Meilen von Wien entfernt, iſt durch ſeine große Bräuerei mit ausgedehnten Felſenkellern, durch die chemiſche Productenfabrik von Wagemann und Seibel, das großartigſte Etabliſſement dieſer Art im Kaiſerſtaate, deſſen Erzeugniſſe allgemein geſucht ſind, zu großem Rufe gelangt. In unmittelbarer Nähe der Bahn erhebt ſich das ſymmetriſch im angelſächſiſchen Style ausgeführte Fabriksgebäude der Wiener Belvedere-Kerzen-Actien-Geſellſchaft, eben vollendet, an dem der erſte Verſuch der Eindeckung mit Platten von Steinpappe gemacht wurde.

Gegen Nordweſt führt längs der Lieſing, einem ſeine Ufer häufig überſchreitenden Wildbache, eine wohl erhaltene Straße rechts nach Kalksburg, links nach Rodaun und Bertholdsdorf. Der erſtere Ort verdankt den Namen den zahlreichen Kalkbrennereien der Umgebung, die ſeit Kurzem nach einem neuen Princip betrieben werden. Die Kirche, nicht groß, aber ſehr ſolid gebaut, gilt als die ſchönſte Dorfkirche Oeſterreichs; ihr Altarblatt, Petrus in Ketten, von Maurer, iſt höchſt beachtenswerth.

Kalksburg iſt klein, hat aber ſehr niedliche Landſitze, und mit ſeinen Mauerterraſſen und in allen Farben glänzenden Blumenhügeln einen faſt italieniſchen Anſtrich. Umkränzt von friſcher, duftiger Waldung bietet es in nächſter Nähe herrliche Spaziergänge, das Klauſen- und Gutenbachthal, und die wahrhaft reizende Partie gegen den rothen Stadel und Breitenfuhrt. Das Schloß, der Fürſtenhof genannt, mit ſchönem Garten, iſt dem Publicum nicht zugänglich. Eine Feſte Kalksburg, deren Standpunct jedoch ein anderer geweſen ſein muß, wurde wegen Räubereien ihres Vogtes im Jahre 1463 von den Wienern erobert und zerſtört. Ein ſchattenreicher Fußſteig führt, der Lieſing folgend, nach Rodaun, einem beträchtlichen Dorfe mit Mineralbad und ſehenswerther Kirche. Dem hochgelegenen Schloſſe, einem alten, unregelmäßigen Baue, wurde erſt in neuerer Zeit eine Art Façade angefügt. Ein Geſchlecht von Rodaun erſcheint im 12. Jahrhundert. Die Burg wurde unter Ferdinand II. wegen Felonie des Beſitzers confiſcirt und iſt jetzt Eigenthum des ſouverainen Fürſten von Liechtenſtein.

Südweſtlich von Rodaun öffnet ſich das idylliſche Thal von Kaltenleutgeben.

## Bertholdsdorf,

von der Bahn 10 Minuten entlegen, mit 2000 Einwohnern, war ſchon im Jahre 1400 ein landesfürſtlicher Markt. Schon unter Karl dem Großen ſoll hier eine Grenzfeſte gegen die Avaren beſtanden haben. Es iſt, unter dem den Landleuten wie dem Wiener mundgerechteren Namen „Petersdorf“, berühmt durch Weinbau; ſein Product ſteht zurück gegen jene von Vöslau, Nußdorf und Grinzing an Feinheit, übertrifft ſie jedoch an Kraft. Der Markt hat eine anſehnliche Bräuerei, eine ſchwefelhaltige Mineralquelle und, im ſogenannten Knappenhofe, eine mit großen Koſten angelegte Bad- und Schwimmanſtalt, die ſeit Kurzem den Namen des Herkulesbades führt. Seine größte Merkwürdigkeit iſt die Kirche mit dem freiſtehenden 180 Fuß hohen Glockenthurme, der mit einem großen, zum Theil in Fels gehauenen Kellergewölbe verſehen, durchaus von Quadern erbaut, auf zwei Drittheilen ſeiner Höhe eine ſteinerne Gallerie und oben Erkerthürmchen trägt.

Das Gotteshaus imponirt durch kräftige Form und macht mit der vorliegenden Kapelle und einer Gruppe von Ruinen, dann mit dem Thurme an der entgegengeſetzten Seite, ein ſchönes Bild. Auch ſein Inneres iſt entſprechend, und die tief angelegte Krypta ſehenswerth. Jene Ruinen ſollen von einer im Jahre 1465 zerſtörten Herzogsburg herrühren; dazu ſind ſie im Raume zu beſchränkt, eben ſo für einen Sitz der Templer, als welchen ſie eine andere Tradition bezeichnet. Jetzt verleihen ſie dem anſtoßenden Friedhofe, deſſen Beſuch Niemand verſäumen ſoll, einen ernſt romantiſchen Charakter.

Eine tragiſche Geſchichte lebt hier noch in Aller Munde; ſie iſt von einem ſehr beſcheidenen Dorfkünſtler durch ein Gemälde auf dem Rathhauſe in einer Weiſe verſinnlicht, die der nebenſtehenden, derzeit halbverlöſchten Erklärung gar ſehr bedarf.

Dem erſten Anlaufe der osmaniſchen Streifer im Jahre 1683 hatte die Kirchenveſte, nachdem der Markt in Aſche gelegt war, glücklich widerſtanden.

Der Moslem unterm Thurme ſtand,
Den krummen Säbel in der Hand.

„Ihr ſcheuen Vöglein kommt nur her,
„Wir thun euch nichts zu Leide mehr!

„Ihr ſeid gelöst um ſchweres Geld:
„Heraus, heraus auf's freie Feld!“

Viel Chriſten auf dem Thurme ſind,
So Mann als Weib, ſo Greis als Kind.

Sie ſchau'n heraus, der Moslem winkt,
Sein krummer Säbel lüſtern blinkt.

Der Moslem wiegt das blanke Gold,
Für ſo viel Leben blut'gen Sold:

„Und iſt der Moslem auch kein Chriſt,
Ein Menſch doch auch der Moslem iſt.“

Die Herzen faßt ein banger Graus —
Wer wagt der erſte ſich heraus?

Da iſt ein zartes Jungfräulein,
Die ſagt, ſie will die erſte ſein.

„Maria iſt mein Schirm und Schutz,
„So biet' ich allen Feinden Trutz!“

Sie hat ein Kleid wie Schnee ſo klar,
Einen grünen Kranz im blonden Haar;

Und Augen fromm und Wangen roth,
Und keine Furcht vor Noth und Tod.

Die Türken ſteh'n vorm Thurm zu Hauf,
Da geht das enge Pförtlein auf.

Im weißen Kleid, mit grünem Kranz,
Die Jungfrau tritt im Unſchuldsglanz.

Ein Bet' aus Wien in ſeiner Hand
Die Beutel hält, der Löſung Pfand.

Der Paſcha ſieht das Jungfräulein:
„Komm“, ſpricht er „holdes Kind, biſt mein.

„Und ſorgen will ich gleich dafür,
„Daß Niemand lüſtern wird nach dir!

Den krummen Säbel ſchwenkt er ſchnell,
Da rollt ihr blutend Haupt zur Stell'.

Und die ihr folgten, ſteh'n entſetzt, —
Nicht ſteh'n ſie mehr, ſie liegen jetzt;

Sie liegen jetzt im rothen Blut,
Erſchlagen all' aus Uebermuth. —

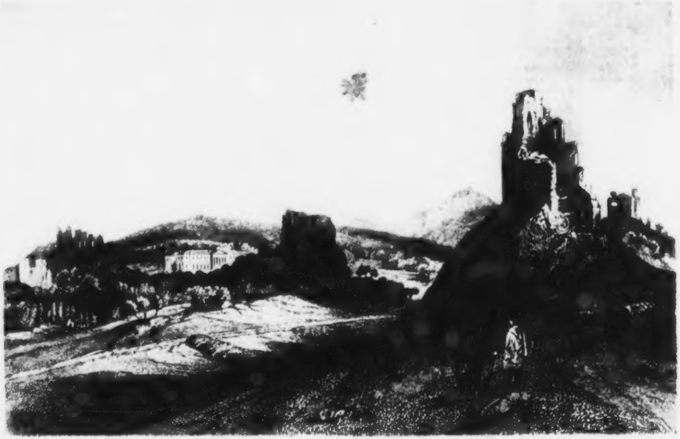
Der Moslem that nicht wie ein Chriſt:
Es bleibt der Moslem, was er iſt.

Der Sage nach war dieſe jungfräuliche Blutzeugin die Tochter des Bürgermeiſters, der mit ihr fiel. Die Wehrloſen wurden gegen die Kirche gedrängt; 3800 Männer ſollen hingeſchlachtet worden, nur zwei, die ſich in einem Brunnen verſteckt hatten, entronnen ſein. Die Frauen und Kinder, die man im Thurme fand, wurden in die Gefangenſchaft fortgeſchleppt. Das Andenken an dieſe Blutſcene, die bewies, wie der Moslem es nicht über ſich gewinnen konnte, dem Gjaur gegenüber nicht Moslem zu ſein, erhält ein jährlich am 16. Juli ſtattfindendes Requiem.

Wie Mailand ſeinen ambroſianiſchen Carneval, hat Bertholdsdorf das Vorrecht, das Frohnleichnamfeſt am zweiten Sonntag nach dem eigentlichen Feſte, ſomit um 8 Tage ſpäter als die Vorſtädte Wien's und das geſammte Flachland, zu feiern; es iſt dies wegen des ſtarken Fremdenbeſuches ein ſehr wichtiges Privilegium, auch gilt der Kirchtag zu „Petersdorf“ für einen der belebteſten im Lande.

## Brunn, Enzersdorf, der Liechtenſtein.

Brunn, genannt „am Gebirge“, freundlicher Markt mit 1200 Bewohnern, ebenfalls in berühmter Weingegend, hat eine großartige, täglich an Aufſchwung gewinnende Bräuerei. Die erſte Anſiedlung hier ſcheint das benachbarte viel kleinere Enzersdorf (Eginhardsdorf) geweſen zu ſein. Es findet ſich hier ein von Ulrich



Burg Landskron

Grafen von Cilli, dem Letzten ſeines Stammes, geſtiftetes Franciscaner-Kloſter mit einem Gnadenbilde Maria Heil der Kranken. Auf dem Friedhofe ſchlummert Friedrich Ludwig Zacharias Werner (geboren zu Königsberg in Preußen am 18. November 1768, geſtorben zu Wien am 17. Jänner 1823), eines der ausgeprägteſten Dichtertalente, nicht minder bekannt durch ſeine phantaſiereichen Schöpfungen: „die Söhne des Thales“, „das Kreuz an der Oſtſee“, „Martin Luther“, „Attila“ und viele Andere, als, nach dem Uebertritte zur katholiſchen Religion, als gewaltiger Kanzelredner.

Unter den Stationen der Wien-Gloggnitzer Bahn iſt Brunn eine der wichtigſten, als Platz der Ausſchiffung zahlloſer Touriſten, beſonders der mittleren und unteren Volksſchichten.

Charakteriſtiſch bleibt am Wiener die Vorliebe für Blumen und Landpartien; die erſteren pflegt er mit Mutterſorgfalt, ſchleppt ſich müde, die zarten Kinder die Wohlthat jedes erfriſchenden Regens genießen zu laſſen, und verbaut ſich mit ihnen häufig das dürftige Licht ſeiner Hofwohnung. Die Landpartie dagegen iſt der Zielpunct alles Thuns und Treibens der ſauern Arbeitswoche; ihr Genuß mußte früher mit großen Opfern an Geld und Zeit erkauft werden, ihn vermittelten die jetzt ſehr herabgekommenen „Zeiſelwagen“; die Belaſtung dieſer Fuhrwerke war groß, die ſie bewegende Kraft meiſt ſehr verkümmert, das Ziel konnte daher nicht allzufern geſteckt werden. Die „Türkenſchanze“ war damals eine Landpartie, die Brühl eine Reiſe, und bei Weitem die größere Hälfte der Bewohner Wiens hatte damals ihr ganzes Leben hindurch ihren Stolz, den Stephansthurm, nie aus dem Auge verloren.

Die Eiſenbahn hat, ohne größern Aufwand zu fordern, die Geſichts- und Genußſphäre der Wiener ſehr erweitert, ſie ſind dafür dankbar und laſſen ſich, wie einſt auf dem luſtigen Fuhrwerke des Zeislers, auch im Waggon ziemlich geduldig auf ein minimum spatii zuſammenpreſſen, wenn eben ein Regenguß viele Flüchtende auf einer Station zuſammentreibt, und die Mittel zu ihrer normalen Beförderung im Augenblicke nicht zur Hand ſind.

Wir kehren nach Brunn zurück, und ſehen, wie die Ankömmlinge nach Oeffnung der Barriere gleich einer Schaar der Haft entlaſſener Sperlinge nach allen Richtungen auseinander ſtäuben. Wir ſchließen uns dem dichteſten Zuge an — welches iſt ſein Ziel? — Natürlich der Liechtenſtein, die nächſte Burgruine um Wien, und eine Ruine, die nebſt dem ſtreng mittelalterlichen Aeußern noch vor Kurzem durch die innere Einrichtung, vom Ritterſaale bis zum ſchauerlichen Verließe hinab, das Thun und Treiben, den Glanz und die Behaglichkeit, das gute und böſe Geſchick der Väter unſeres Erbadels ſo recht klar verſinnlichte.

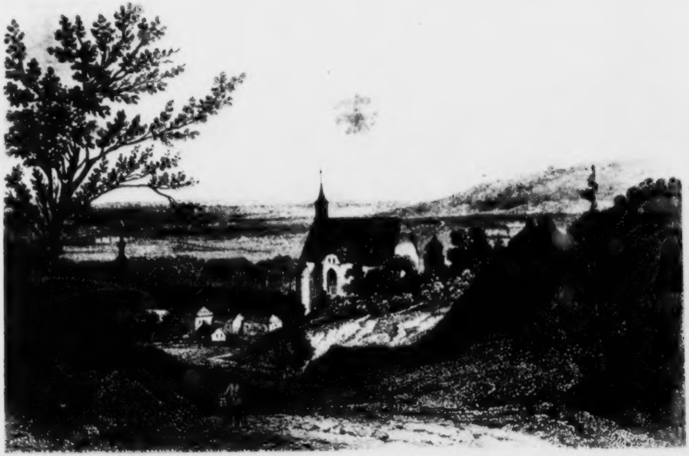
Dieſem Zwecke entſpricht Burg Liechtenſtein noch jetzt, obſchon der größte Theil der Ausſtattung nach Eisgrub übertragen wurde; eine Anzahl von Gemächern iſt erhalten und benützt, ohne daß die Reſtauration ins Auge fällt. Nicht einmal die Dachung gewahrt man, die Geſimſe ſind vom Zahn der Zeit benagt, die Mauern zerklüftet und die Giebel ragen ſo kahl in die Luft empor, wie am Tage nach der Einäſcherung des Schloſſes durch die Türken im Jahre 1683.

Der Bau, wie er jetzt beſteht, dürfte vielleicht ebenfalls von Ulrich von Cilli herrühren, jedoch nur als Umſtaltung. Nach Schweikart Ritter von Sickingen hätte die Veſte ein Hugo von Liechtenſtein erbaut, und ſie wäre als Stammſitz der Familie zu betrachten; dies ſtimmt nicht mit anderen hiſtoriſch vollkommen ſicher geſtellten Daten. Wahrſcheinlich verliehen die ſteiermärkiſchen Liechtenſteiner der Burg, die früher Enzersdorf hieß, den jetzigen Namen.

Otto, der Sohn des gefeierten Minneſängers Ulrich, einer der Helden, die in der Schlacht bei Laa den Sieg für Rudolf von Habsburg entſchieden, dürfte ſie zuerſt beſeſſen haben; ſie verblieb ſeinen Nachkommen, bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts Johann II., genannt der gewaltige Hofmeiſter, von ſeinen Gegnern bei Herzog Albrecht IV. verdächtigt und ins Gefängniß geworfen, durch das Opfer des größten Theils ſeiner Güter die Freiheit erkaufen mußte. Wie groß ſchon damals der Glanz des Hauſes geweſen ſei, zeigt die Liſte von 21 confiscirten Schlöſſern, darunter Haimburg, Bernſtein, Liechtenſtein, Buchberg, Falkenſtein, Wiedenek, Pöſenbeug. Dennoch blieben ihm noch ſieben Burgen in Oeſterreich nebſt zahlreichen Beſitzungen in Mähren. Sein Sohn Heinrich IV. iſt durch ſeine Nachkommen Stifter der mähriſchen und der mähriſch-öſterreichiſchen Linie; Schloß und Herrſchaft Liechtenſtein bei Brunn wurden erſt von dem Fürſten Johann, k. k. Feldmarſchall, im Jahre 1807 durch Kauf wieder erworben

## Mödling, die Brühl, Heiligenkreuz.

Mödling, landesfürſtlicher Markt mit 3000 Bewohnern, gehört unſtreitig unter die älteſten der im Bereiche der Bahn gelegenen Ortſchaften und iſt wahrſcheinlich vom erſten Babenberger, Leopold dem Erlauchten, gegründet; daß es ſchon unter Karl dem Großen beſtand, dem man den Bau der Pantaleons-Kapelle zuſchreiben will, bleibe dahingeſtellt. Vielfach ſcheint es mit Mölk (Medelike) verwechſelt worden zu ſein, weil man auch hierher eines jener großen, oft eine Stunde und mehr im Umkreiſe haltenden Bollwerke der Avaren verlegen will. Der Markt, mehrmals durch Feuer verwüſtet, mahnt im Bau an das 15. Jahrhundert, ſeine Anlage iſt breit, die Häuſer ſind wohnlich und die allenthalben herrſchende Reinlichkeit verfehlt nicht einen günſtigen Eindruck auszuüben. Die Hauptſtraße läuft wohl eine Viertelſtunde lang bis zum Tabor der Pfarrkirche, des Glanzpunctes von Mödling, zu Ehren des heiligen Othmar erbaut im Jahre 1454 von Ulrich von Cilli, mit Mauern, um die ſie manche Feſtung beneiden konnte; ein hoher aber



einfacher Bau, im Innern durch 5 Pfeilerpaare in drei Schiffe getheilt, mit einer geräumigen Krypta. Der Dachſtuhl wird als Meiſterſtück der Zimmerkunſt geprieſen, und nur Mauern wie dieſe vermögen einen ſolchen Wald des ſtärkſten Gebälkes zu tragen. Nebenan hat man der Pantaleons-Kapelle karolingiſchen Styles ein Stockwerk für die Glockenſtube aufgeſetzt, und dieſes intereſſante Denkmal total verdorben. Den Friedhof umgibt eine Steinmauer mit Zinnen und Schießſcharten. An der Nordſeite finden ſich, halb in den Berg verſenkt, einige Ruinen, die abermals von einem Tempelhofe herrühren ſollen. Die Sage, daß hier 40 Glieder des Ordens, der Ketzerei beſchuldigt, hingerichtet worden ſeien, entbehrt allen Grundes. Eine eigentliche Templer-Verfolgung hat in Oeſterreich nie ſtattgefunden, man begnügte ſich, die Ordenshäuſer ausſterben zu laſſen; hiernach dürfte auch das tragiſche Ende der Tempelbrüder zu Eggenburg und Kambök ſammt dem verunglückten Schimmelſprunge eines Entkommenen jedes hiſtoriſchen Anhaltpunctes entbehren.

Die Pfarrkirche, zuerſt von Heinrich Jaſomirgott erbaut, wurde ſchon im Jahre 1252 von den Kumanen niedergebrannt, wobei 1500 hierher Geflüchtete umkamen; das gleiche Loos ward ihr zur Zeit der Türkeneinfälle. An jenen des Jahres 1683 knüpft ſich eine ähnliche Geſchichte von Treubruch und Mord, wie in Bertholdsdorf..

Unfern der Kirche wurden im Jahre 1813 Mineral-Quellen entdeckt, und bald erblühte eine wohl eingerichtete und ſtark beſuchte Curanſtalt. Außer einer Schwimmſchule im Markte, befindet ſich in einer quellenreichen Schlucht des nahen Moßberges eine Kaltwaſſeranſtalt, Prießnitzthal genannt. Das anſehnliche Curgebäude vermag nicht mehr alle Gäſte zu beherbergen, und viele müſſen den Aufenthalt in Mödling nehmen.

An den Markt ſchließt ſich die Ortſchaft Klauſen, im gleichnamigen Thale, das die Straße zur Brühl durchzieht. Dieſer Engpaß mit ſeinen Felspartien, zwiſchen welchen ſich die der Gegend eigenthümlichen, ſchirmartig geformten Föhren hervordrängen, iſt im hohen Grade pittoresk, am intereſſanteſten ſein Anblick vom ſogenannten ſchwarzen Thurme, weſtlich der Pfarrkirche. Das Thal beherrſcht am ſüdlichen Ende eine vorſpringende Höhe, gekrönt von den Trümmern der Burg Mödling.

Das Schloß, Grenzveſte der erſten Babenberger gegen die Magyaren, muß ehemals von bedeutenderem Umfange geweſen ſein, als ſich aus dem dermaligen nur allzukenntlich reſtaurirten Zuſtande entnehmen läßt. Es ſpielt in der Geſchichte Oeſterreichs eine wichtige Rolle; der erſte Herzog, Heinrich Jaſomirgott, der ſich am Hofe zu Wien die Reſidenz erbaute, beſaß es zu Lebzeiten ſeines Vaters Leopold des Heiligen, ſammt der gleichnamigen Grafſchaft, zu welcher urkundlich Guntramsdorf, Traiskirchen, Sollenau, Mardorf, Enzersdorf, Sulz u. ſ. w. gehörten. Sie ward das Erbe der jüngern Linie des Hauſes Babenberg, die ſchon um 1230 mit Jaſomirgott's Enkel Heinrich IV. erloſch. Nach ihrem Rückfall an den Hauptſtamm unter Leopold dem Glorreichen, erhielt ſie deſſen zweiter Sohn

Heinrich, genannt der Grauſame, auch der Gottloſe, wegen ſeines wüſten Lebens, des Druckes ſeiner Unterthanen und eines Mordanſchlages gegen den Vater, den dieſer großmüthig verzieh.

Schauerliche, zugleich wehmüthige Erinnerungen umſchweben dieſe Trümmer. — Es ſind nicht die kettenbelaſteten, Fackeln tragenden, Dolche zuckenden Geſpenſter Ludwig Della Roſa's, des Schöpfers einer langen Reihe von Spuk- und Schreckensromanen, des Lieblings der Wiener Griſetten — es iſt ein Stück Geſchichte, eine tief ergreifende Scene aus der tragiſchen Trilogie der Hohenſtaufen: Manfred, Enzio und Conradin. Hier ſtand die Wiege Friedrich's, Sohnes der ſchönen Gertrud, Tochter Heinrich's des Grauſamen, aus der Ehe mit Hermann Markgrafen von Baden — jenes Friedrich, der mit ſeinem Vetter nach der unglücklichen Schlacht von Tagliacozzo von Karl von Anjou gefangen, im Jahre 1268 zu Neapel auf dem Schaffot endete, und deſſen blutiges Haupt Conradin, der den zärtlich geliebten Freund in ſein Verhängniß geriſſen, mit Thränen an die Lippen drückte, ehe er ſelbſt den Todesſtreich empfing.

Auf Burg Mödling erhielt Ulrich von Liechtenſtein, der Steirer, unter dem Babenberger Heinrich IV. die erſte Weihe als Minneſänger. Er ſelbſt ſingt in ſeinem Frauenlob: „Da ich noch ein kleines Kind war, und ſo dumm, daß ich auf „Gerten ritt, hörte ich oft die Weiſen ſagen, Niemand ſei ſo recht froh und wohl„gemuth in der Welt, als der eine ſchöne Frau ſo lieb hätte, als ſeinen eigenen „Leib. In dieſem Gedanken wuchs ich in's ſiebzehnte Jahr, da gab mich der Va„ter einem Herrn, der hoher Tugenden reich war, der hieß Markgraf Heinrich „von Oeſterreich. Der ſagte mir, wer würdiglich leben wolle, der müſſe ſich einer „Frau zu eigen hingeben, er lehrte mich ſprechen über die Weib, auf Roſſen rei„ten und in Briefen ſüße Worte dichten, denn dadurch wird ein Mann getheuert, „ſo wie durch Tugend hochgewerthet."

Ulrich, der Minneſänger, ſtand noch in keiner Beziehung zur Burg Enzersdorf; er hauste auf dem Stammſitze Liechtenſtein bei Judenburg, deſſen Ruine, faſt nur aus einem einzigen mächtigen Thurme beſtehend, gleich dem Neſt einer Schwalbe an einem Felſenvorſprunge nächſt Judenburg klebt. Dahin zog er, als ſein Vater geſtorben war, ſein Erbe anzutreten. Seine Tage beſchloß der gemüthliche Sonderling, durch Wort und That der ausgeprägteſte Repräſentant des ſentimentalen Ritterthums, auf der Frauenburg bei Murau nach mancher harten Schickſalsprüfung; den Ahnenſitz hatte ihm in den Unheilstagen des Zwiſchenreiches der mißtrauiſche Böhmenkönig Ottokar zerſtört.

Mödling's ganze Umgebung iſt durch den verſtorbenen Fürſten Johann von Liechtenſtein in einen herrlichen Park verwandelt; Alles iſt hier Zeuge ſeines unermüdlichen Eifers, Schönes zu ſchaffen und das von der Natur Gebotene erfolgreich zu benützen. Die Kritik, die ſich in Beurtheilung großer Leiſtungen oft bis zum Undank verirrt, hat den Gründer dieſer Anlagen der übertriebenen Vorliebe für Ruinen beſchuldigt. Wir geben zu, daß Einiges anders geformt, Einiges wohl hinweggelaſſen werden konnte, aber namentlich das, was nicht als Wiederherſtellung alter Bauten zu betrachten iſt, hat immer den wohlgemeinten Zweck, auf die reizendſten Ausblicke in der Gegend aufmerkſam zu machen oder irgend einem überraſchenden Bilde als Rahmen zu dienen; ſo der ſchwarze Thurm, der übrigens an Dimenſionen gegen viele Originalien in mittelalterlichen Schlöſſern keineswegs zurückſteht und das impoſante Amphitheater an der Südoſtſeite des Kalenderberges. Die Kapelle am weſtlichen Bergrande, deren cirkelrunde Fenſteröffnungen den Ueberblick der vordern und hintern Brühl mit ihrem anmuthigen Wechſel von Felſen und Waldgründen, Baumgruppen, Wieſen und Gärten gewährten, iſt nun demolirt, und wird durch einen Tempel erſetzt. Etwas Behagliches, ein Anſtrich ariſtokratiſchen Comforts, liegt auf der Gegend, in welcher der Pflug wenig zu ſchaffen, und eine Auswahl eleganter Villen die Hütten der Landbewohner faſt verdrängt hat. Der Anblick iſt wunderlieblich; doch ruft der äſthetiſche Beſchauer unwillkürlich „Halt! Genug! Eine noch größere Anhäufung ſolcher Bauten würde der ſchon jetzt etwas koketten Idylle empfindlich Eintrag thun.“

Als näher zu beſichtigende Objecte nennen wir die fürſtlich Liechtenſtein'ſche Schweizerei im Rundthale, die neue Kirche der hintern Brühl, erbaut im Jahre 1832 zum Dank für Verſchonung der Gegend von der aſiatiſchen Brechruhr, den Moßberg mit ſeinen Ausſichtspuncten, vor Allem aber den Huſarentempel am Gipfel des kleinen Anninger. Es iſt dies ein dem Ruhme des öſterreichiſchen Heeres, dem Andenken der Helden gewidmetes Monument, welche in dem blutigen Kampfe bei Aſpern (am 21. und 22. Mai 1809) den Sieg mit ihrem Leben erkauften. Die Bedeutung des Denkmales noch zu erhöhen, ließ Fürſt Johann von Liechtenſtein, ſelbſt der Tapferſte unter den Tapfern, die irdiſchen Reſte einiger bei Aſpern Gefallenen, die, was von den Uniformen noch übrig war, als öſterreichiſche Krieger erkennen ließ, hier beiſetzen. Der Tempel, eine ſchöne Illuſtration zu Oeſterreich's Geſchichte und zugleich ein ehrender Beweis für die Vaterlandsliebe des hohen Gründers, iſt ein durch edle Einfachheit imponirender Bau, getragen von Pfeilern und Säulen doriſcher Ordnung, mit dem Standbilde Bellona's in ſeiner Mitte. Die hohe Lage des Standortes von mehr als 1500 Fuß über der Meeresfläche gewährt eine wahrhaft großartige Fernſicht.

Wer von dieſer freien, luftigen Höhe zurückblickt auf die nordöſtliche Fläche, durch deren Feldungen und an deren Ortſchaften vorüber er im ſauſenden Fluge bis an den Fuß dieſer Waldhöhen gelangt iſt, und dann ſich umwendet und hineinſchaut in die ſüdliche Landſchaft mit den ſanft abgeſtuften Bergcouliſſen, der erinnert ſich unwillkürlich an

„ . . . . . die Kunde
Vom Fräulein, welches tief
In eines Waldes Grunde
Manch Hundert Jahre ſchlief“

und meint, die Poeſie müſſe an der Hand der Sage von hier oder dort her auf ihn zutreten. Bis hierher fand nämlich der Reiſende noch nicht Zeit und Ruhe, ihr ſein Ohr zu leihen, obwohl doch hin und wieder an einem Gegenſtand am Wege ſo manche Tradition noch haftet, und, dem ſtrengen Geſchichtsforſcher zum Trotze, für Dinge Gehör verlangt, die der wiſſenſchaftliche Käuſer als Schmuggelwaare von ſich ſtößt. Am ſcheueſten zieht ſich noch das Mährchen zurück, das überhaupt in der Nähe der Stadt und auf dem flachen Lande ſich nicht heimiſch fühlt, am wenigſten aber dort ſich hindrängt, wo es keine Gläubigen in ſeinem Sinne vermuthet. Wir wollen daher auch keines dieſer Elemente gewaltſam heranziehen, ſondern nur oberflächlich eines oder des andern gedenken.

So blinkt uns im fernſten Winkel gegen Wien zu durch die Staub- und Rauchwolken von Inzersdorf der Legionsadler der Römer entgegen, die dort hinüber ihre Straße nach Sabaria (Steinamanger) gezogen und längs derſelben ihre Manſionen errichtet hatten, was römiſche Meilenzeiger und Gräber, die man dort fand und noch zuweilen findet, zur Gewißheit machen. — Weiterhin ſtand einſt die verrufene „Teufelsmühle am Wienerberge", außer dem Orte Siebenhirten, rechts an der Heerſtraße, die von Wien nach Neuſtadt führt, ein Schlupfwinkel für Strolche und Räuber, ein Geſpenſterneſt, deſſen Spukgeſtalten noch jetzt bisweilen auf den Bretern eines Volkstheaters ihren nächtlichen Rundtanz halten, — einſt unter Albrecht III. (mit dem Zopfe) eine ärgerliche Probeſtätte für den jungen Ritter Reimprecht von Walſee, der, vom Herzoge beauftragt, das unheimliche Treiben in dieſer Mühle näher zu prüfen, keine andere Entdeckung machte, als daß er in der einen Nacht ſammt ſeinen Knappen ſchwarz, in der nächſten wieder weiß wurde. — Ein ernſter Mahner an verübte Gräuel ragt der uns ſchon bekannte altergraue Thurm von Bertholdsdorf empor. — Mehr, als ſie halten kann, verſpricht die waldige Gebirgskette, deren einzelne Glieder, gleich den Wogen eines im Augenblicke des Sturmes geſtockten Oceans, im Südweſten ſich über und hinter einander hervordrängen. Wohl mag dieſe Gegend einſt reich an Mährchen und Sagen geweſen ſein, als die Riegel der Berge von dem See, dem ſie zum hohen Ufer dienten, noch nicht durchbrochen waren, als das waldbekränzte Becken noch ein unbelauſchtes Bad für Nixen und Elfen darbot. Als aber das Waſſer die Schleuſen zerriſſen, als es ungeſtüm durch die Klauſe ſich Bahn gemacht hatte, als aus dem Bette des Bergſee's allmälig ein Brül,*) eine reichlich bewäſſerte, buſchichte, dem Menſchenfuße zugängliche Wieſe wurde; da zog die Poeſie der Mährchenwelt in dem Maße tiefer in's Gebirge ſich zurück, als die Proſa des Alltagslebens von außen eindrang. Nur aus der Zeit des

---

*) Brül, Brühl, Briel, campus aquis irriguus, pratum palustre, Sumpf, Aue, buſchichte Wieſe, lat. brogilus, franz. breuil, ital. broglio; daher der jetzige Name der ſogenannten Brühl. S. Deutſches Wörterbuch v. Jac. und Wilh. Grimm. II. Bd. Seite 426 u. 382.

Mittelalters ſpukt noch hier und da die weiße Geſtalt eines Templers zwiſchen den Friedhofkreuzen vor der Othmarskirche oder in dem engen Gäßchen, das von ihr abwärts in den Markt führt. Ritterharniſche klirren in einſamen Stunden von der Burg Mödling herab, durch die Bogenfenſter des Liechtenſtein's weht es zuweilen wie das verhallende Zitherſpiel eines wandernden Minneſängers, und ein bevorzugtes Auge mag wohl auch an irgend einem Hauſe den ſchwärzlichen Grundſtein noch entdecken, an den einſt, am Fuße des bewaldeten Anningers, ein junger Holzknecht ſo ſehnſüchtig dachte:

Im grünen Wald, auf mooſigem Stein,
Da ſitzt ein ſchmucker Burſch allein,
Der iſt gar traurig, der iſt gar trüb,
Der denkt an die Müllerstochter, ſein Lieb.

So arm auch er, ſo reich ſie iſt,
Sie liebt ihn doch treulich zu jeder Friſt,
Und hätt' er kein Haus, nur einen Stein,
Wohl ſpräch' auch der ſtrenge Müller nicht Nein!

„Ach hätt' ich von meiner Eltern Haus
„Den Grundſtein nur, mein Leid wär' aus!
„Sie hatten daheim im Baierland
„So Haus als Hof in gutem Stand.

„Da trieb ein böſer Vogt ſie fort,
„Sie zogen verarmt von Ort zu Ort,
„Sie zogen von Dorf zu Dorf in Noth,
„Sie fanden auf fremder Erde den Tod.

„Ich armer Burſche, nun ſitz' ich allein,
„Im grünen Wald auf mooſigem Stein, —
„Ach hätt' ich von meiner Eltern Haus
„Den Grundſtein nur, mein Leid wär' aus.“

„„Den Grundſtein, Junge? den ſchaff' ich dir,
„„Vor Mitternacht noch liegt er hier!““
So ſpricht ein grüner Jägersmann,
Der hertrat aus dem finſtern Tan.

Der Burſche ſtaunt: „Wie machſt du das?“
Der Weidmann grinſt: „„Das iſt mir Spaß;

„„Nur ſei, ward Mutter dir die Braut,
„„Dein erſtes Kind dann mir vertraut! —““

Der Burſche denkt in ſeinem Sinn:
„Bis da hat's leider weit noch hin;
„Doch wird's, wohlan! ſo bitt' ich ihn,
„Er mög' es chriſtlich mir erzieh'n. —“

Und „Topp!“ und „„Topp!““, der Weidmann lacht,
Und ſchreitet durch's Gebüſche ſacht,
Der Burſche geht, wie ſchlägt ſein Herz —
Zuletzt war's eitel Weidmannsſcherz.

Und dunkel und gewitterſchwer
Zieht über die Klauſe die Nacht daher,
Die Blitze zucken, der Donner rollt,
Die ganze Natur in Aufruhr grollt.

Und Mitternacht iſt nicht mehr weit,
Ringsum iſt fürchterlich Einſamkeit,
Nur Einer naht beherzt von fern,
Ein Prieſter iſt's mit dem Leib des Herrn.

Er ſchreitet durch Sturm und Nacht heran,
Voraus mit dem Glöcklein der Sacriſtan;
Ihn ſchreckt nicht des Wetters Ungeſtüm,
Wer iſt wider ihn, da der Herr mit ihm?

Und als er ſich eben zum Spittel kehrt,
Wo ſein ein ſterbender Chriſt begehrt,
Wie brauſt es, wie ſauſt es die Lüft' entlang,
Als hielte der Satan Botengang.

Wohl iſt's auch der Satan im Blitzesſchein,
Er ſchleppt durch die Luft einen mächtigen Stein,
Den Grundſtein ſchleppt er, viel Centner ſchwer,
Vom Baierland bis Mödling her.

Der Prieſter erſchaut die ſchwarze Geſtalt,
Er ſchirmt ſich durch ſeines Gott's Gewalt,
Er neigt die Monſtranz', — ein Knall, ein Fall,
Als bräch' in Trümmer das Weltenall. —

Als morgens der Burſche trat heraus,
Da lag der Grundſtein vom Elternhaus,
Da lag er geſchwärzt, da lag er verkohlt,
Man ſah ihm's an, wer ihn hergeholt.

Nun war's dem Burſchen entſetzlich klar,
Wer im dunkeln Walde der Weidmann war.
Mit Thränen geſteht er's dem Müller ein,
Wozu ihn getrieben der Liebe Pein.

Der ſtrenge Müller aber führt
Sein Mädel ihm zu und ſpricht gerührt:
„Da nimm ſie! Vaterſegen iſt
„Ein beſſerer Grundſtein, als Teufelsliſt!“

Aus der hintern Brühl führt nächſt der Hildrichmühle ein Feldweg zur Rechten über Weißenbach zur ſchönen Ruine Johannſtein. Wir verfolgen die Hauptſtraße durch das vom Mödlingbache durchſtrömte Thal. Wo ſich die nahe zuſammengerückten Berge wieder öffnen, liegt das ziemlich umfangreiche Gaden auf ſaftig grünem, waldumkränzten Wieſenplane. In einer Stunde gelangen wir von da zu dem letzten Puncte, zu dem wir von der Bahn ausbeugen wollen, nach Heiligenkreuz.

Der Ort hieß urſprünglich nach dem vom Norden herabziehenden klaren Bergwaſſer Sattelbach, und unter dieſem Namen wurde hier von Leopold dem Heiligen im Jahre 1034 ein Münſter gegründet und zwölf Mönchen der altberühmten Abtei Citeaux, von der Regel des heiligen Bernhard, übergeben. Sein zweiter Abt war Conrad, Sohn des Stifters, nachmals Biſchof zu Paſſau und Metropolit zu Salzburg, ein Mann von unerſchütterlicher Charakterſtärke, der, weil er in den damals zuerſt auftauchenden Kämpfen der Welfen und Waiblinger die Treue gegen das Reichsoberhaupt nicht nach dem Wechſel des Glückes modeln mochte, arm und verſtoßen ſeine Zuflucht und Grabſtätte in dem ſteiriſchen Benedictiner-Kloſter Admont ſuchen mußte.

Die gegenwärtige Benennung erhielt Heiligenkreuz, als Leopold der Tugendhafte, bekannt durch ſeinen Streit mit Richard Löwenherz, den aus dem heiligen Land mitgebrachten Theil des Kreuzes des Erlöſers dem Kloſter anvertraut hatte. — Berühmt ob des ſchweren, aber ehrfurchtgebietenden, fränkiſchen Styles iſt der älteſte Theil dieſer Bauten, vor Allem der Kreuzgang und das Capitelhaus. Zwölf Sproſſen des Stammes Babenberg ruhen hier, darunter der letzte, Friedrich der Streitbare. Sein Grabſtein im Capitelhauſe, leider arg verſtümmelt, iſt deshalb beſonders merkwürdig, weil er den Herzog zwar mit Schwert und dem Spitzſchilde mit Oeſterreich's Wappen, aber ohne Rüſtung, im Unterkleide darſtellt, wie man ihn nach ſeinem letzten Sieg an der Leitha auf dem Schlachtfelde fand.

Die Fahrt von Heiligenkreuz durch die kalte Rinne, längs dem Sattelbache, der unterhalb des Windberges in die Schwechat mündet, bringt uns in weniger als zwei Stunden durch das Helenenthal nach Baden.

# Lachſenburg.

Vom Stationsplatze Mödling führt eine eingeleiſige Flügelbahn in ſüdöſtlicher Richtung zum Markte, dem kaiſerlichen Luſtſchloſſe und Parke Lachſenburg, einer umfangreichen grünen Oaſe, in der weiten, von der Trieſting, Schwechat und dem Wien-Neuſtädter Kanale durchgezogenen, faſt ausſchließend dem Getreidebau gewidmeten Ebene. — Dieſe Abäſtung, ſchon in den urſprünglichen Entwurf der Wien-Raaber Bahn aufgenommen, wurde im Jahre 1845 in der Zeit von kaum 6 Monaten, mit dem Aufwande von 159.311 fl. vollendet, und am 28. September dem Betriebe übergeben. Ihre Länge beträgt 2389 Klafter, oder nicht ganz fünf Achtel einer öſterreichiſchen Meile.

Die Bahn iſt, da das Terrain durchaus keine Schwierigkeit darbot, mit einer mäßigen Aufdämmung in ſchnurgerader Linie ausgeführt. Sie überſetzt im Horizont der Schienen die Trieſter Commerzialſtraße, mehre Feldwege und mittelſt einfacher Ueberbrückung den Neuſtädter Kanal. Die Perſonenhalle nächſt dem Markte iſt geräumig, in nettem Style erbaut und von Gartenanlagen umgeben; eine hier vorhandene Drehſcheibe vermittelt den Wechſel der Richtung; die Fahrt von Mödling nach Lachſenburg wird in weniger als 10 Minuten zurückgelegt. In der Regel durch die Reſervemaſchine der erſten Station, ſomit ohne erhebliche Koſten betrieben, rentirt ſich die Bahn ganz gut. Zur Winterszeit wird ſie bei geringerer Perſonenfrequenz mit Pferden befahren.

Nach Lachſenburg, das ſo viel des Sehenswerthen bietet, mußte früher der Weg durch die bei Meidling beginnende faſt 1½ Meile lange Allee, oder durch die noch längere von der Favoritenlinie aus, eingeſchlagen werden; beider Mißgeſchick war, außer einer höchſt monotonen Umgebung, der Staub. Es läßt ſich vorſtellen, wie ſehr ſich jetzt, da das Ziel von Wien aus in 40 Minuten erreicht wird, der Beſuch geſteigert hat. — Die Gegend war Beſitzthum des Kloſters Heiligenkreuz und hieß die Mönchsau; aber ſchon zu Anfang des 13. Jahrhunderts erſcheint in den Urkunden ein Geſchlecht der Herren von Lachſindorf; ihr Stammſitz lag an der

Stelle der jetzigen Franzensburg, 100 Jahre ſpäter beſaß ihn Herzog Albrecht II., der Weiſe oder Lahme, der dem Orte Marktrecht verlieh. Sein Sohn Albrecht III., mit dem Zopfe, ließ im Jahre 1390 durch den berühmten Meiſter Weinwurm ein Schloß erbauen, das nach damaligen Begriffen der Spiegel aller Herrlichkeiten war, und brachte die werthvollen Reſte der verlaſſenen Burg der Babenberger am Leopoldsberge hier in Verwendung. Die Herrlichkeit verfiel während der Streitigkeiten der Söhne Ernſt des Eiſernen, und in der von tiefen Waſſergraben umgebenen Veſte hatte ſich längere Zeit hindurch ein Raubritter von Rohrbach eingeniſtet. Friedrich IV. brachte ſie endlich wieder in ſeinen Beſitz. Sein Sohn, Kaiſer Max I., pflog hier der edlen Weidmannsluſt, und manche Eiche des Parkes mag ſchon ihm kühlenden Schatten gewährt haben. Auch ein Congreß wurde im Schloſſe gehalten, im Jahre 1682, zum Zweck der Berathung über die Reichshülfe gegen den Chriſtenfeind. Wie ergiebig ſeine Protocolle geweſen, beurkundet die Belagerung Wien's im darauf folgenden Jahre. Karl IV. ratificirte hier am 30. April 1725 den hochwichtigen Vertrag wegen Verzichtleiſtung auf die Krone Spanien's und Sicherung ſeiner Erbfolge.

Der dermalige ziemlich geräumige Bau des Schloſſes iſt das Werk Maria Thereſia's, ſeine Verſchönerung verdankt es Franz I., welcher der ſtillen Ländlichkeit wegen den Aufenthalt in Lachſenburg ſehr liebte; von ihm ſtammt die Ritterburg, die Erweiterung und Umſtaltung des Parkes.

Der Markt, über 100 meiſt ſchmucke und wohnliche Häuſer zählend, hat eine ſchöne Kirche zu Ehren Johannes des Täufers mit großer Orgel und zwei bedeutenden Bildern der Seitenaltäre, der Geburt Chriſti, von Kohl, und einer Madonna mit dem Kinde, von Anton Van Dyk.

Trotz der reichen Schätze der Franzensburg, in der man das Mittelalter wie nirgends repräſentirt findet, bleibt der höchſte Schmuck Lachſenburg's ſein Garten, im Umfang von dreiviertel Meilen. Vor Allem ſind es die coloſſalen uralten Baumgruppen, der Schmelz der Wieſen, der Charakter der Ungezwungenheit, die ihn auszeichnen. Von der Schwechat genährt, nehmen Teiche, Kanäle und Waſſerleitungen allein ein Flächenmaß von 12 Jochen ein, der Vegetation üppige Friſche verleihend, und eine ganze Flottille größerer und kleinerer Barken ladet am Rande des großen Beckens zur Waſſerfahrt. — Wir benennen nur die weſentlichſten Puncte des Parks und ihre Zierden: Das Monument Franz I., eine gelungene Büſte Marcheſi's aus Carrara-Marmor; die impoſante Löwenbrücke, den Tempel der Diana und der Eintracht, den Carolinenhain mit lieblichen Ausſichtspuncten, die Faſanerie, das einſt viel beſprochene, nun ſeiner barocken Ausſtattung entkleidete Haus der Laune, die von Kloſterneuburg hierher gebrachte uralte Ritterſäule, ein ſprechender Beweis, mit welcher Meiſterſchaft unſere Väter den Stein zu behandeln verſtanden. Von ausnehmend zierlicher Form iſt das Pavillon-Gebäude der Mariannen-Inſel, der Moſaikboden ſeines Hauptgemaches, den Mythos von Theſeus und Ariadne verſinnlichend, für den Alterthumskundigen höchſt beachtenswerth; er wurde im Jahre 1820 auf den Loigerfeldern nächſt Salzburg aufgedeckt und zeigt, auf welche Fernen ſelbſt auf barbariſchem Boden die Siebenhügelſtadt ihre geſchmackvolle Verfeinerung ausſtreute.

Es würde zu weit führen, die Franzensburg und was ſie enthält näher beſchreiben zu wollen. Was ſich hier an Alterthümern findet, iſt durchgängig Original, mitunter von hohem hiſtoriſchen Werthe, aus Muſeen und alten Schlöſſern zuſammengebracht.

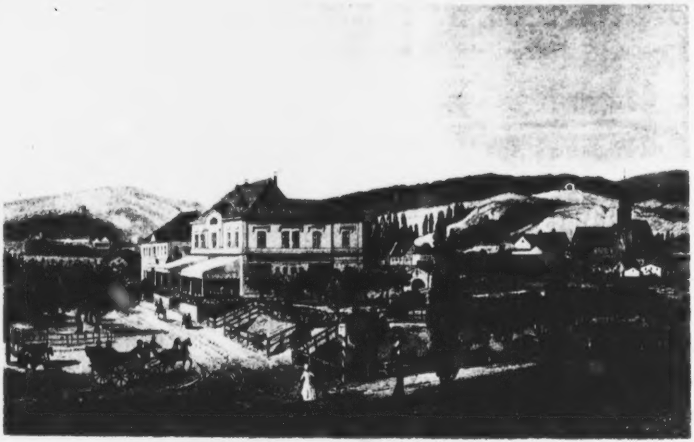
Das Deckengetäfel des Geſellſchaftszimmers ſtammt aus dem nun in Trümmern liegenden Rapottenſtein, einſt Oeſterreich's ſtärkſter Felſeveſte; die Kapelle von rothem Marmor, über 900 Jahre alt, aus Kloſterneuburg. Mit der hier verwahrten Monſtranze erhielt, von einem Hügel beim Dörfchen Zierl aus, der auf einem Felsvorſprunge der Martinswand ſchmachtende, und verloren gegebene Gemſenjäger Maximilian I. unter dem Wehklagen des verſammelten Volkes, das den geliebten Fürſten nicht zu retten vermochte, den ſegnenden Abſchiedsgruß der Kirche.

---

Von Mödling ab krümmt ſich die Hauptbahn ſtark gegen Oſten zur Umgebung der Ausläufer des großen Anninger, in die ſie an einigen Stellen, wie am Eichkogel, tief einſchneidet.

Wir treffen hier zuerſt ganz nahe an der Bahn das kleine Thallern, einen uralten mauerumfangenen Freihof, dem Kloſter Heiligenkreuz gehörig, mit geräumigen Felſenkellern und einer Weinpreſſe, die für die größte in Oeſterreich gilt. Gegenüber, eine Viertelſtunde von der Bahn entfernt, Guntramsdorf, angeblich gegründet von einem Bruder des erſten Babenbergers, Leopold des Erlauchten, der aber glaubwürdigen genealogiſchen Tabellen zufolge nie exiſtirt hat. — Der Markt, von 130 Häuſern, hat ziemlich lebhaften Fabriksbetrieb. Die alte Kirche war befeſtigt und iſt von einigem hiſtoriſchen Intereſſe. Friedrich IV., der trotz der zahlloſen Fehden während ſeiner langen Regierung zum Kriegerhandwerk weder Luſt noch Beruf beſaß, leitete hier in Perſon einen Winterfeldzug gegen den Anhänger Herzog Albrechts VI., Lorenz von Heiden, der dem Kaiſer in der Kirchenveſte Trotz bot, und geraume Zeit der unbehülflichen Belagerung widerſtand. Zuletzt erlag er, aber der friedfertige Fürſt begnügte ſich mit der erneuerten Lehenshuldigung des Rebellen.

Weiter nach Süden treffen wir Gumpoldskirchen, das ſich, zwei lange Gaſſen bildend, zur Berglehne hinauf zieht, umgeben von üppigem Rebengelände, deſſen Erzeugniß ſelbſt im Auslande einen wohlbegründeten Ruf genießt. — Von hier wird auf kürzeſtem Wege der große Anninger, der höchſte Berg in Wien's



[illegible]

*Baden*

nächſter Umgebung (bei 2000 Fuß über der Meeresfläche), mit lohnender Ausſicht, erſtiegen.

Die Pfarre des Marktes ſoll Biſchof Gumpold zu Paſſau um das Jahr 915 gegründet haben, was abermals ſehr bezweifelt werden muß, weil ſeit der unglücklichen Schlacht bei Theben (905) die dem Chriſtenthum abholden Magyaren das Land bis zur Enns beherrſchten; doch läßt der gothiſche Quaderndau der von Pfeilern getragenen Kirche und ihres Thurmes auf hohes Alter ſchließen.

Gumpoldskirchen gehörte, wie Guntramsdorf, zur babenbergiſchen Secundogenitur, und gelangte durch Schenkung Friedrich's des Streitbaren im Jahre 1241 an den deutſchen Ritter-Orden, der es noch als Commende beſitzt. Vor der Verheerung durch die Türken im Jahre 1683 ſoll es 500 Häuſer gezählt haben. Jetzt iſt die induſtrielle Production von Belange; es finden ſich hier mehre Fabriken, darunter eine der Firma Winiwarter und Gersheim für Zünder und galvaniſirtes Eiſen, die jetzt die Hütten der Landleute mit feuerſichern Blechcaminen verſieht, ferner eine durch Dampf getriebene Baumwollſpinnerei.

Zu den von den Osmanen mißhandelten und um die frühere Blüthe gebrachten Ortſchaften gehört auch Pfaffſtetten, großes Dorf, ehemals ein Marktflecken mit ſtarkem Weinbau, die letzte Station vor Baden, zu der die Bahn von dem ſchönen Tunnel des Eichkogels uns in ſchnurgerader Richtung führt. Urſprung und Namen dankt es den Mönchen von Heiligenkreuz. Doch gab es im 12. Jahrhunderte auch ein Rittergeſchlecht von Pfaffſtetten.

## Baden.

Ob die Thermæ Celiae oder Fontes Pannoniæ hierher zu verlegen ſeien, wagen wir nicht zu entſcheiden; ſo viel iſt jedoch gewiß, daß die Römer die überaus reiche Quelle des Urſprungs, die in der Stunde durchſchnittlich 570 Eimer Waſſer liefert, kannten und benützten, wie mehre dort vorgefundene römiſche Ziegel mit den Stempeln der X. und XIV. Legion, Thränenfläſchchen, Broncenadeln u. a. m. beurkunden. Aus dem Chaos der Verwilderung, welches die Züge der Barbarenhorden bis zur Zeit Karl's des Großen über die Donauländer ausgebreitet hatten, taucht die Kunde von den Heilquellen Baden's bald wieder auf. Schon die erſten Babenberger hatten hier eine Burg, wahrſcheinlich den jetzigen Herzogshof. Vom 13. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts blühte ein Geſchlecht der Herren von Baden; ihr Schloß, in der Nähe der Pfarrkirche, wurde ſpäter von Räubern in Beſitz genommen und unter Friedrich IV. zerſtört, welcher der damals ſchon ſehr anſehnlichen Ortſchaft Stadtrecht verlieh. Ihre ferneren Schickſale ſind jene der Umgebung Wien's, ſchauerliche Verwüſtung durch Bela IV., durch die Kumanen unter Corvinus und durch die Osmanen. Die letzte Prüfung nach der furchtbaren Peſt von 1713 war der Brand im Jahre 1812; ſeine Folgen ſind nun verſchmerzt, und die Stadt, die 5000 Bewohner zählt, hat durch ihn eine gewiſſe Uebereinſtimmung in der Form ihrer Bauten gewonnen, die, durch löbliche Sorge für Reinlichkeit unterſtützt, auf den Beſucher einen ſehr günſtigen Eindruck ausübt.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollten wir uns auf das Detail einer Beſchreibung Baden's und ſeiner Umgebung einlaſſen; wollten wir ſeinen, aus 13 ſelbſtſtändigen Quellen geſpeisten, Schwefelbädern von 28.6° bis 22.3° Wärme, zu denen, als Vermittelung zwiſchen Warm- und Kaltbädern, im Jahre 1848 die von einer Actiengeſellſchaft in's Leben gerufene und nach den Plänen der rühmlichſt bekannten Architekten van der Nüll und von Siccardsburg erbaute, neue Mineral-, Schwimm- und Bade-Anſtalt, wie ſchon früher der mit gewöhnlichem Flußwaſſer gefüllte Schwimmteich im Dobblhof'ſchen Garten, hinzukam, wollten wir allen Anſtalten für Comfort und Geſelligkeit, allen Surrogaten für die Freuden des Großſtadtlebens u. ſ. w., welche Baden ſich anzueignen bemüht iſt, eine ausführlichere Schilderung widmen.

Die Reihe ſeiner, mitunter ſtark panegyriſirenden, Monographien beginnt ſchon im Jahre 1511 mit dem Werke des gelehrten Doctor Wolfgang Anemarinus, und ſeither lieferte faſt jedes Jahrzehend neue Beiträge. Zudem ſteht die Stadt unter dem Protectorate des gewaltigen Humoriſten, des ſchärfſten, vielleicht auch geiſtreichſten Recenſenten unſerer Zeit. Sie hat ihm kürzlich einen Sommerpalaſt, wie jenen zu Perſepolis aus Holz, — das geſchmackvolle Luſthäuschen „Morizruhe“ im Anſtiege zum Calvarienberge — erbaut, aus dem er ſeine fernhin treffenden Witzraketen nach allen Richtungen der Windroſe verſendet.

Hat auch die Zahl der Curgäſte gegen die frühern Jahre, in welchen die Liſten durchſchnittlich ihrer 3000 nachwieſen, ſtark abgenommen, ſo darf Baden ſeiner Zukunft wegen doch unbekümmert ſein; freilich ſind ihm durch das Emporblühen neuer Cur- und Badeorte viele Rivalen herangewachſen, aber die Leiden der Menſchheit ſtehen nicht, wie es eigentlich ſein ſollte, im umgekehrten, ſondern im directen Verhältniſſe zur Zahl der Heilanſtalten, oder, kürzer geſagt, je mehr Curanſtalten, deſto mehr Curbedürftige, weil die Aerzte zu jeder neu aufkeimenden Anſtalt auch die nur ganz ſpeciell von ihr zu behebenden Uebel herauszufinden wiſſen.

Manche glänzende Erſcheinung dieſer Art iſt jedoch ephemerer Natur, dagegen die Kraft der hieſigen Quellen, deren 17 benützt werden, durch mehr als ein Jahrtauſend berühmt. Das höchſte Lob verdient die humane Fürſorge für arme und mittelloſe Leidende aus dem Civilſtande, und ein Inſtitut, wie es für verwundete oder kranke Krieger hier gegründet und dotirt wurde, dürfte das Ausland kaum aufzuweiſen haben.

Die Bäder ſind jedoch keineswegs Baden's einziger Reichthum, gebricht es zur Zeit auch noch an höherem induſtriellen Aufſchwung, und iſt auch die Maſchinenfabrik von Eſcher und Nyſel das einzige Etabliſſement von Bedeutung, ſo fließen die Nahrungsquellen doch ziemlich ergiebig und ſicher.

Was ſich auf Lebensbedarf bezieht, zeigt ſelbſt manchen entſchiedenen Vorzug, wie Mehl und Gebäck, die für die beſten des Kaiſerſtaates gelten; auch der Verkehr mit ſonſtigen Landesproducten, mit feineren Eiſen- und Stahlwaaren iſt erheblich. Ein ſehr wichtiges und unverwüſtliches Capital liegt jedoch in dem hohen Reize der Gegend, in der Fülle von Spaziergängen und Anlagen. Wir meinen damit nicht eben den ſogenannten „Park", den Schauplatz der Mittags-Promenaden, auf dem ſich die elegante Welt altherkömmlich im Kreiſe herumtreibt und Schlag Eins, wie die Geiſter beim erſten Hahnenſchrei, verſchwindet, wiewohl ſchon der anſtoßende Calvarienberg auf der geringen Höhe der Kreuzkapelle eine reizende Ausſicht darbietet. Wir meinen nicht die mit dem Park in unmittelbarer Verbindung ſtehenden Lang'ſchen, nicht die Alexandrowicz'ſchen, Schönfeld'ſchen und Palffy'ſchen Anlagen am Mitterberg, nicht die ſchattigen Gudenau'ſchen nach dem Jägerhauſe, nicht den Dobblhof'ſchen Garten, nicht die ſogenannten Milchmariandeln u. ſ. w., die es natürlich erſcheinen laſſen, daß die Geldariſtokratie, welche die Reize des Landlebens gerne mit Bequemlichkeit genießt, Baden zu ihrem Lieblingsſitze erwählt und es nach allen Richtungen hin mit einem lieblichen Kranze pracht- und geſchmackvoller Land- und Schweizerhäuſer umgeben hat. Wir meinen vor Allem die weſtliche Umgebung Badens, den romantiſchen Thaleinſchnitt, aus dem der Schwechatbach ſich heraus ſchlängelt, eine wahre Schatzkammer von Scenerien, wie ſie der Genius Pouſſins nicht herrlicher zu erfinden vermochte, Baden's eigenthümliches Juwel, das weltbekannte „Helenenthal" mit ſeinen Auszweigungen und Fortſetzungen.

Zwei altergraue Schloßruinen, unter deren linkſeitiger, den ſchönſten Contraſt zu ihr bildend, die impoſante, vom Erzherzoge Karl Ludwig, dem Helden von Aſpern, in den Jahren 1820—1823 erbaute Weilburg, ein Werk des tüchtigen Architekten Kornhäuſel, vom dunkelbewaldeten Hintergrunde des Lindkogels ſcharf ſich abhebt, bewachen den Eingang in das Thal, durch das eine ſchöne Fahrſtraße, durch den Fels des Urthelſteines, den erſten Tunnel in Wien's Umgebung, hindurch geleitet, zwiſchen ſanftem Mittelgebirge, nach den Krainerhütten, und weiterhin rechts nach Heiligenkreuz, links nach Mayerling und Alland führt. Hier tritt uns auch die Sage wieder entgegen, die namentlich an der dreikantigen Warte von Rauheneck am rechten Ufer des Baches und an der querüberliegenden Veſte Rauhenſtein, welche mit den kaum mehr erkennbaren Trümmern von Scharfeneck ein Dreieck bilden, entſprechende Anhaltspuncte findet. Von Rauheneck's Zinnen ſtarrte noch vor Jahrzehenten eine kleine krüppelige Föhre in die Luft hinaus. Der Geiſt eines Schloßherrn, hieß es, werde nicht eher Erlöſung finden, als bis das Knäblein, das in einer Wiege aus dem Holze dieſes Baumes geſchaukelt worden, als Diener des Herrn den Fluch vom Haupte des ruheloſen Burgbewohners hinweggenommen. Und darum höre man zur mitternächtlichen Stunde oft klagendes Gewimmer in den unheimlichen Mauerreſten. Eine andere Sage bezeichnet die beiden einander gegenüber liegenden Burgen als Raubſchlöſſer, bewohnt von beuteluſtigen Wegelagerern, die, obwohl einander ſelbſt oft befehdend, dennoch ein Geſchäft gleichmäßig betrieben, die Plünderung reiſender Kaufherren oder frommer Pilger, welche durch's Thal hinzogen. Ehe der Wanderer ſich's verſah, ward er gepackt, auf das eine Schloß emporgeſchleppt, und dort ſeiner Habſeligkeiten beraubt: kaum von dort entlaſſen, fiel er alsbald in die Hände des benachbarten Raubritters, der, was ihm jenſeits etwa noch geblieben war, ihm diesſeits abnahm. Man ſprach ſogar von einer Kette, die das Thal ſperrte und zur Falle für die Reiſenden diente. Vielleicht ließe ſich dieſer Sage, ſo finſter und fauſtrechtartig ſie klingen mag, eine andere, ganz freundliche und friedliche Deutung unterſchieben:

„Das Städtlein Baden hütet ein Thal, gar lieb und traut,
Von Waldesgrün beſchattet, von Felsgeſtein umgraut;
Dort ſchaut aus ſchwarzen Föhren hoch in den Bach hinein
Burg Rauheneck zur Linken, zur Rechten Rauhenſtein.

Es geht ein ſchönes Mährlein von dieſen Schlöſſern um,
Ererbt und aufbehalten aus grauem Alterthum:
Da droben hausten Brüder, hier einer, einer dort,
Die ließen keinen Wand'rer unausgebeutet fort.

Es lief von Gold gediegen wohl über's Thal geſpannt
Mit unſichtbaren Gliedern ein Zauberkettenband,
Das faßte ſacht und wiegte den lieben Wandersmann,
Bis ſtaunend der Beſiegte zum Berge klomm hinan.

Und kam er ſo gefangen in's eine Felſenneſt,
Ausſchütten mußt' er droben der Güter heil'gen Reſt;
Fort mußt' er dann behende zum andern Bergkoloß,
Wo, was er hier gerettet, er drüben ganz erſchloß. —

Das Mähr' iſt nicht verklungen, noch lebt es deutungsvoll:
Ich will es klar euch deuten, wie man es deuten ſoll;
Die Brüder ſind — die Schlöſſer, hier eines, eines dort,
Die laſſen keinen Wandrer ganz unbefangen fort.

Die Kette, goldgediegen, die über's Thal ſich ſpannt,
Iſt — hell'ger Gottesausſicht bezaubernd Wunderband;
Das faßt den Wandrer, zieht ihm den Blick zum Felſenknauf,
Daß er zum einen, oder zum andern muß hinauf.

Der Schatz, den's ihm entlocket auf dieſem Felſenneſt,
Iſt — heiliger Gefühle lang eingeſchloſſner Reſt;
Dann drängt es ihn hinüber zum andern Bergeshort,
Und was hier noch geſchwiegen, entfeſſelt ſtrömt es dort!“

Von der Tochter eines Heinrich von Rauhenſtein, Hulda benannt, weiß man ſich zu erzählen, daß ſie demjenigen Ritter ihre Hand verſprochen habe, der ihr das nützlichſte und angenehmſte Geſchenk aus dem heiligen Lande bringen würde. Dieſe Bedingung habe ein Walter von Merkenſtein erfüllt, indem er den lieblich duftenden Saffran (Crocus sativus) mitbrachte, der ſeither in Oeſterreich heimiſch ward.

Doch laſſen wir hier an die Stelle der mythiſchen oder volksthümlichen Sage eine hiſtoriſche treten, die vielleicht auch einmal eine volksthümliche werden wird, wenn ſie gleich nichts Wunderbares an ſich hat, als den unverkennbaren Wink der ausgleichenden Nemeſis:

„Der Kaiſer der Franzoſen
Saß zu Schönbrunn bei Wien,
Gar düſtre Bilder mochten
Durch ſeine Seele zieh'n.

Bald ſchritt er auf und nieder,
Bald blieb er ſinnend ſteh'n,
Lang hatten ſeine Treuen
Ihn nicht ſo ernſt geſeh'n.

Es war ein trüber Morgen,
Recht herbſtlich feucht und kühl,
Und kraftlos lugte die Sonne
Durch's ringende Nebelgewühl.

Da ſprach er zu ſeinem Marſchall:
„Wir reiten über Land,
In's ſchöne Thal bei Baden,
Sanct Helena genannt.

Oft hab' ich's rühmen hören,
Es ſei ſo einſam und ſtill,

Das könnt' ich heute brauchen,
Das iſt es, was ich will!“

Raſch ritt er in die Weite,
Als ſäh', als hört' er nicht,
Sein Degelchen an der Seite,
Seinen Sturmhut tief im Geſicht.

Da ritten ſie längs einem Bache,
Zwei Burgen ſtehen da,
Wie altergraue Wächter
Des Thals Sanct Helena.

Was fragt der Kaiſer nach Wächtern?
Er reitet mitten hinein,
Da ſchließt mit rauſchenden Wäldern,
Das friedliche Thal ihn ein.

Der Herbſtwind ſtreicht durch die Zweige,
Und fahles Laubwerk fällt,
Und grüne Wellen rieſeln,
Von mooſigen Felſen geſchwellt.

Und drüber durch Wolken leuchtet
Die Sonne mit lauem Strahl,
Und blaſſe Zeitloſen färben
Als lezte Blumen das Thal

Und ſtiller reitet der Kaiſer,
Verſunken im Anblick des Thals,
Die Zügel läßt er hangen,
Von ſeines Roſſes Hals.

Kein Marſchall wagt's ihn zu ſtören,
Sie blieben voll Scheu zurück,
Sie kennen des Kaiſers Stirne,
Sie kennen des Kaiſers Blick.

Da fährt er plötzlich zuſammen,
Und wächst auf dem Roß empor,
Und reitet zurück zu den Seinen,
Von denen er weit ſich verlor.

„Was meint Ihr“, fragt er den Marſchall,
„Vom ſchönen Sanct Helena?
Ich meine, nach langen Kämpfen
Wär's gut zu ruhen da.“

„So viel ich auf meinen Zügen
Des Großen und Schönen ſah,
Ich mein', im Gedächtniß bleiben
Wird mir Sanct Helena!? —“

Sechs Jahre nach jenem Tage,
Da trat er auf fernen Strand:
Der Strand, das Reich des Kaiſers,
Sanct Helena war er genannt.

Sechs Jahre ſchwanden wieder,
Todt lag der Gefangene da:
Der Strand, das Grab des Kaiſers,
Er hieß — Sanct Helena!

Oeſtlich von Baden, jenſeits der Bahn, liegt Leesdorf, ein anſehnliches Dorf mit einem ſchon im 11. Jahrhundert beſtandenen, von Ringmauern und breiten Waſſergraben umgebenen Schloſſe, Eigenthum der Benedictiner-Abtei Mölk, und Heinrich Muralt's Maſchinenfabrik; noch weiter nach Oſten der Markt Traiskirchen, Poſtſtation, dann Möllersdorf, mit Joſeph Mohr's großer Baumwollſpinnerei und der Baumwollwaaren-Fabrik Andreas Friedmann's.

Zunächſt gelangen wir auf der Bahn nach Böslau, am Eingange des breiten Mühlbachthales, abermals weit bekannt durch ſeinen Wein, deſſen weiße Sorte die bordeauxähnliche und deshalb mehr geſuchte rothe an Feinheit noch überbietet. — Erwähnung verdient hier Schlumberger's Schaumweinfabrik, deren Erzeugniß, auch abgeſehen von der Billigkeit, ganz ſicher den Vorzug verdient vor den dem Publicum für ſchweres Geld gebotenen Champagner-Falſificaten des In- und Auslandes, — dann die große Kammgarnſpinnerei-Actien-Geſellſchaft. Schloß und Garten, der letztere einſt Oeſterreich's vorzüglichſten Zierden beigezählt, bieten jetzt wenig Erhebliches. Im hochgelegenen Friedhofe ſind zwei Sculpturen Zauner's und die Büſte einer Gräfin von Fries ſehenswerth.

Mit ſeiner Bade- und Schwimm-Anſtalt, einem geräumigen Baſſin überaus klaren Waſſers, in der gleichmäßigen Temperatur von $19^{3}/_{4}$ Graden, iſt Böslau zum kräftigen Rivalen Baden's geworden; im Verhältniß des Tarifs könnte jedoch für die Anſtalt mehr geſchehen. — Sinn für Naturgenuß und Speculation ließ auch hier eine Menge Villen höchſt eleganten Bauſtyles erſtehen, die ſich in maleriſcher Unordnung an den Vorſprüngen des Kahlerberges hinauf ziehen.

Nach Weſten hin liegt in geringer Entfernung Gainfahrn, Pfarrort auch für Vöslau, mit einer ſchönen von 4 Pfeilern getragenen Kirche, deren Hochaltarblatt, die Taufe Chriſti von Abel, beſichtigt zu werden verdient, war ehemals Marktflecken, liefert feurigen Wein und Kalk von vorzüglicher Güte. Das Schloß iſt offenbar eines der älteſten im Lande, der Sitz einer Adelsfamilie, die den Urſprung dem berühmten Azzo von Gobbatsburg, Oeſterreichs Cid Campeador, verdankt; ihr rein celtiſcher Name Cuopharn auch Gunvarn erſcheint häufig in den älteſten Urkunden. Ein Stündchen weiter erhebt ſich am Fuße des hohen Lindkogels die intereſſante, in ihren weſentlichen Theilen ziemlich erhaltene Ruine Merkenſtein, in wahrhaft idylliſcher Umgebung; das Schloß war einſt Beſitzthum der mächtigen Hohenberge und wurde 1683 zerſtört. Die Muſelmänner, welche nach mehrtägiger Einſchließung ſich bereits zum Abzug rüſteten, reizte die höchſt unweibliche Spottgeberde eines Weibes zu neuem wüthenden Angriffe, dem die 300 Vertheidiger nicht zu widerſtehen vermochten; was Leben hatte, wurde hingemordet, die Burg verbrannt.

Als Beitrag zur Geſchichte der Kunſt möge dienen, daß der wunderbare Reiz der Gegend Beethoven zu einer ſeiner genialſten Schöpfungen, der Paſtoral-Symphonie, dem lebendigſten aller Tongemälde nach Mehul's Jagd-Ouverture, begeiſterte.

Kottingbrunn, öſtlich der Bahn, die ſich hier tief einſchneidet, mit ehemals befeſtigtem Schloſſe, iſt zu erwähnen wegen des Ritters von Bohr Bleiplatten- und Bleiröhren-Fabrik, deren Beſchäftigung im Verhältniſſe des langſamen aber ſichern Sieges der Gasflammen über andere Beleuchtungsmittel zunimmt.

## Leobersdorf, das Trieſtingthal.

Leobersdorf, Marktflecken mit 150 Häuſern und einer anſehnlichen Seiden-Spinn- und Webefabrik der Firma C. Hornboſtl, hieß zur Zeit der Babenberger Leibmannsdorf, und iſt in Oeſterreich's Geſchichte bekannt durch den glänzenden Sieg Friedrich's Pfalzgrafen von Baiern am 19. September 1532 über eine ſtarke türkiſche Heeres-Abtheilung unter Mihal Oglu, der hier den Tod fand, die Reſte ſeiner Schaar wurden durch Katzianer im Föhrenwalde bei Neuſtadt gänzlich vernichtet. — Es liegt am Eingange des großen Bezirkes, der, vor nicht langer Zeit unwirthbare Heide mit einzelnen ſchwachen Anſiedlungen, ſich erſt in unſerm Jahrhunderte zum Emporium des Fabriksweſens aufgeſchwungen hat.

Die Billigkeit des Grundankaufes, die Nähe Wien's mit dem ungeheuern Bedarfe ſeiner Bevölkerung, der Zug zahlreicher Gewäſſer, die ſich verbinden, trennen, den Namen wechſeln, deren keines ſich zur Bedeutung eines Fluſſes erhebt, aber jedes hinreichend kräftig iſt, dem Menſchenarme ergiebige Hülfe zu leiſten, hat zu dieſer Umwandlung den Impuls gegeben.

Zunächſt den Werkſtätten der höhern Induſtrie, den Spinn-, Metallwaaren- und andern Fabriken finden ſich jetzt blühende Ortſchaften, deren Namen auf den ältern Karten des Landes vergeblich geſucht werden.

Nach Nordweſt hin öffnet ſich das Gebiet der emſigen Trieſting, der Tochter des Klammberges, die, gleich nach der Geburt durch wahre und künſtliche Gerinne geſchwellt, gleich Hercules ihre Arbeiten in der Wiege beginnen, und mit jedem Zoll des Gefälles ihrer grünen Wellen mächtige Triebräder umwälzen, zähe Metallfaden ſpinnen und den Schmieden den ſchweren Hammer heben muß.

Wir werfen einen Blick in das Thal, deſſen Beſuch ſich ſchon des ländlichen Reizes wegen verlohnt, und deſſen breite Mündung die auf halber Höhe des Pfarrkogels gelegene uralte, aber vollkommen erhaltene Burg Enzesfeld, einſt Engelſchalksfeld, aus der Zeit der traungauiſchen Ottokare, Markgrafen und Herzoge der Steiermark, ſtammend, beherrſcht. Schon zunächſt dem Stationsplatze Leobersdorf gewahren wir die ſtattlichen Gebäude des Eiſengußwerkes des J. Sturtz und die Baumwollſpinnerei des Conſtantin Metaxa, zur Rechten auf einem Hügel Wagram mit der Steingut- und Terracotta-Fabrik Brauſewetter's, deren Producte bereits zu hohem Rufe gelangt ſind, wo das Thal ſich enger zuſammenſchließt, die Baumwollſpinnerei und den Kupferhammer Joſeph Perger's zu Hirtenberg; dann kommt das freundliche Dorf St. Veit, größtentheils aus Niederlaſſungen von Fabriksarbeitern beſtehend, ihm gegenüber Trieſting, Roh-Kupferhammer mit Walzwerk und Drahtzügen des Adolf Neufeld, mit ſchönem Wohnhauſe im Schweizerſtyle. Die Anlage iſt ſo ſorgfältig, das Nützliche mit dem Schönen ſo ſinnreich verbunden, daß ſelbſt die blanken, mit Geſchmack ausgeführten Rückſeiten der für den Werksbetrieb beſtimmten Gebäude dem über 20 Joche meſſenden Garten zur Zierde dienen. Man ſcheue nicht die geringe Mühe, den kahlen, nach Norden hin eine ſteile Pyramide bildenden Hügel bei St. Veit zu beſteigen; trotz des proſaiſchen Namens „der Stritzelberg“, bietet er vom Eiſenkreuze ſeines Gipfels eine liebliche Ausſicht, beſonders nach dem romantiſchen Merkenſtein. Kaum eine Viertelſtunde weiter treffen wir im Trieſtingthale auf Niederfeld, mit der großen Metallwaaren-Fabrik Alexander Schöller's, die, 200 Menſchen beſchäftigend, ihre Artikel, insbeſondere die mittels Druckes aus Pakfong erzeugten Eßbeſtecke, bis nach dem fernen Auſtralien verſendet; gegenüber von Berndorf, wo ſich abermals eine Metallwaarenfabrik, jene des Georg Cornides befindet, gewährt ein Felſenvorſprung den Ausblick links gegen Veitsau, rechts nach Pottenſtein, einem höchſt gewerbfleißigen Marktflecken, der gleichfalls eine Anzahl von

Fabriken, darunter die große Baumwollſpinnerei des Chriſtian Ritter von Coith, dann die Kupferhämmer von Cornides und Katharina von Schikh aufzuweiſen hat.

Wir kehren nach Leobersdorf zurück, das, wie die Chroniken melden, ehemals eine Stadt war, und wieder eine ſolche werden kann, wenn einſt unter dem Sonnenblicke des Friedens die Induſtrie ihre Kraft entfaltet, und eine Zweigbahn, deren Führung durch das Trieſtingthal und ſeine Fortſetzungen in gerader Linie bis St. Pölten keiner weſentlichen Schwierigkeit unterliegen kann, das Land ob der Enns und ſeine Hauptſtadt, ſomit den Verkehr der obern Donau auf viel kürzerem Wege als über Wien, mit der ſüdlichen Staats-Eiſenbahn verbindet. —

Im weitern Zuge der Bahn durchſchneidet ihr Damm die Boskete und Alleen eines weitläufigen Gartens, es iſt jener von Schönau, eine Schöpfung es Freiherrn von Braun, dem dürftigen Boden durch ein vielverzweigtes Syſtem koſtſpieliger Waſſerleitungen abgerungen. Vor etwa 30 Jahren noch erfreute ſie ſich großen Rufes, und tauſend Abbildungen der Grotten, Tempel, Waſſerfälle, Fiſcherhütten und andern Schmuckes der Anlagen durchliefen die Welt. Später vernachläſſigt, war der Garten verſchollen, wie jetzt die Heldengeſänge des öſterreichiſchen Dichters Johann Bapt. Ritters von Alringer (geboren zu Wien am 24. Jänner 1750, geſtorben am 1. Mai 1797), dem hier ein Denkmal geſetzt wurde. Der jetzige Beſitzer, Freiherr von Eskeles, hat kräftig Hand angelegt, den Park wieder in Flor zu bringen, der vor andern den weſentlichen Vorzug reicher Bewäſſerung und eines 42 Joche meſſenden, ſpiegelklaren Teiches beſitzt. Schloß und Dorf, das letztere mit einer geräumigen Kirche und der großen Spinnfabrik des Ludwig Pacher von Theinburg, ſtammen aus alter Zeit; ein Hartung von Schönau, zugleich Herr von Cuopharn, lebte im Jahre 1170. Die Reformation hatte hier tiefe Wurzeln geſchlagen und behauptete ſich um 100 Jahre länger als in den übrigen Gegenden des Landes unter der Enns.

Oeſtlich der Bahn zieht ein vierſchrötiger Quadratthurm mit winzig kleiner Kuppel der ſonderbaren Form wegen unſere Aufmerkſamkeit auf ſich, jener Sollenau's, eines bedeutenden Marktfleckens mit faſt 1000 Einwohnern, ſchon im Bereiche des unwirthlichen Steinfeldes; die Kirche, durchaus nicht ſchön, iſt merkwürdig, weil ihre niedrigen maſſiven Gewölbe und einige Reſte von Sculpturen das Gepräge des älteſten deutſchen Styles tragen.

Die Gewäſſer des kalten Ganges (der Pieſting) unterſtützen hier den Betrieb der großen Baumwollgarnſpinnerei Pacher's von Theinburg, der erſten des Landes, im Jahre 1800 von Peter Freiherrn von Braun gegründet; ihre 20,000 Spindeln beſchäftigen 340 Arbeiter. In der Nähe findet ſich ein Steinkohlenwerk Miesbach's, mit dem Aufſchluſſe von 1,500,000 Centnern.

Im Gegenſatze mit Sollenau iſt Felixdorf, das wir zunächſt erreichen, eine ganz neue Anſiedlung und führt den Namen nach ſeinem verdienſtvollen Gründer Felix Michel, ehemals Bürgermeiſter zu Neuſtadt. Die Seelenzahl hat ſich bereits über 500 gehoben. Von zwei Baumwollſpinn-Fabriken des Karl Bräunlich und Joſeph Mohr beſchäftigt die erſtere, von Dampf getrieben, mit 17,800 Spindeln allein die Hälfte der Bevölkerung.

Wir ſind nun ziemlich im Mittelpuncte des nördlichen Theiles des großen Fabriksbezirkes angelangt, den Neuſtadt in zwei Hälften ſcheidet. — Auf der weiten, einſt ſo troſtloſen Ebene, auf welcher der mühſam erzielte Anflug von Föhren aſchgrau und verkümmert, kaum in 60 Jahren zu ſchwachem Stangenholze gedieh, wo bei jedem Schritte des Wanderers ein Heer von Cicaden, den einzigen Bewohnern der Wüſte, von den ſpärlichen Grashalmen aufflatterte, wo man außer dem Krächzen der Dohle kaum den Laut eines Vogels vernahm, erheben ſich jetzt, von Pappeln umweht, grünende Inſeln größeren und kleineren Umfangs, die von Jahr zu Jahr ihre Ufer ausdehnend, die Ortſchaften einſchließen, in ihrer Mitte hohe regelmäßige Gebäude, durch drei- und vierfache Fenſterreihen ebenſo ſcharf vom Schloſſe, als von der Wohnung des Landmanns unterſchieden, mit ſchlanken Eſſen, aus denen ſchwarze Rauchſäulen aufwirbeln; dieſe Inſeln gruppiren ſich längs des Zuges der Gewäſſer; allenthalben webt in ihnen rühriges Leben.

Mit Staunen ſieht der Reiſende zur ſpäten Stunde hohe palaſtähnliche Fronten in funkelnder Beleuchtung prangen, als würden hier großartige Bankette, fürſtliche Vermählungsfeſte gefeiert. — Es ſind die Feſte der Arbeit, die das Dunkel durchſtrahlen, die allabendlich neu aufflammenden Lichter ihres großen Chriſtbaumes, der tauſend Familien Brot und alle Mittel einer geſicherten Exiſtenz bietet.

Alles aufzuzählen, was aufgezählt zu werden verdient, geſtattet der Raum dieſer Darſtellung nicht. Vorherrſchend ſind in den Fabriksbezirken die Baumwoll-, Baumwollgarn- und Flachs-Spinnerei; die Fabriken ſind hier mehr zuſammengedrängt als in irgend einem Theile des Landes unter der Enns, das wieder mehr Fabriken dieſer Art zählt, als — mit Ausnahme Böhmen's — alle übrigen Kronländer Oeſterreich's zuſammengenommen. — Mit ihnen in naher Beziehung, zum Theil durch ſie in's Leben gerufen, ſtehen Maſchinen- und Metallwaaren-Erzeugungen, die den Sitz meiſt am Rande des Gebirges, oder in den Thaleinſchnitten aufgeſchlagen haben.

Wir nennen, öſtlich der Bahn, Ginſelsdorf, mit der Baumwoll-Spinnerei Theodor Dumba's, der eine zweite im nahen Tattendorf beſitzt, Theesdorf mit jener des Karl Freiherrn von Pouthon, mit 21,440 Spindeln und 350 Arbeitern, Ebreichsdorf mit Wollgarn-Spinnerei des Julius Montadon, Waltersdorf mit 5 Spinnereien und einer Papierfabrik; noch weiter gegen Norden in Trummau die Spinnfabrik einer Actien-Geſellſchaft mit mehr als 32,000 Spindeln, und, wenn die Höhe der Nummern in Betracht gezogen wird, mit den feinſten Erzeugniſſen des Landes, die ſchon vor 1848 jährlich über 30.000 Pfunde betrugen. Näher gegen Neuſtadt an der Fiſcha das Städtchen Ebenfurth, in dem einſt die ſchöne Beatrix von Ungarn lange Zeit Hof halten mußte, weil ſie zum Einzuge in dem von ihrem Gatten belagerten Neuſtadt ſich viel zu früh eingefunden hatte. Es hat die Spinnereien Alexander Mangiarli's und Leopold Mayer's, und eine in neueſter Zeit von Leopold Leidesdorf errichtete Maſchinenfabrik. Wichtiger noch durch ſeinen Gewerbsfleiß iſt Pottendorf, uralter Markt, mit einem ehemals ſtark befeſtigten Schloſſe, geſchichtlich bekannt durch das gleichnamige Rittergeſchlecht, das ſeit dem 11. Jahrhunderte in den Kämpfen nach Außen, wie in den Unruhen im Innern eine vorragende Rolle ſpielte. Die hieſige Spinnfabrik, im Jahre 1801 gegründet, und damals die zweite im Range auf dem europäiſchen Continente, jetzt einer Actien-Geſellſchaft gehörig, iſt mit ihren 52,000 Spindeln, faſt 1200 Arbeitern und dem durchſchnittlichen Materialbedarfe jährlicher 25,000 Centner unbedingt die wichtigſte des ganzen Kaiſerſtaates. Nebſt ihr beſteht im Orte auch eine Flachsſpinnerei, gemeinſchaftliches Eigenthum Georg's Freiherrn von Sina und des Conſtantin Ritters von Reyer. Das kleine Siegersdorf zählt wieder drei Spinnereien, Eggendorf eine, Nadelburg und Lichtenwörth Metallwaaren-Fabriken des Chriſtian Heiniſch.

Weſtlich der Bahn Steinbrückl und Wöllersdorf an der Pieſting, erſteres mit großer Spinnfabrik von Glanz und Clotin, letzteres mit dem minder anſehnlichen, aber durch ſeine Producte ausgezeichneten Walzwerke und der Blechwaaren-Erzeugung einer Actien-Geſellſchaft, die in Oeſterreich das beſte, dem engliſchen völlig gleichkommende Weißblech liefern.

Am rechten Ufer der Pieſting bilden in der Ebene die Laboratorien für Anfertigung der Congreve'ſchen Geſchoſſe, nach dem Syſtem des Freiherrn von Auguſtin, eine Ortſchaft von ziemlichem Umfange, das Raketen-Dörfchen genannt.

Wir dürfen uns den Genuß nicht verſagen, etwas tiefer in das Thal der Pieſting zu dringen. Gegenüber dem gleichnamigen Pfarrorte, in dem ein Eiſenhammer, eine Brauerei und eine Spinnfabrik im Betriebe ſtehen, prangt auf ſteiler, iſolirter Anhöhe die herrliche Ruine Stahremberg, mit ihren weiten von Thürmen beſchützten Ringmauern, einſt eine der wenigen ſicheren Zufluchtsſtätten des geächteten Friedrich des Streitbaren. Das Schloß, das man auch von der Eiſenbahn vor Felixdorf, wiewohl nur für einige Secunden, gewahr wird, hatte noch im Jahre 1683 dem Anfalle der Osmanen ſiegreich widerſtanden, jetzt liegt es gänzlich verödet. Die weitere Wanderung in dem Thale, das an romantiſchen Scenerien, wie an Fülle der Vegetation jenes der Trieſting weit überbietet, bringt uns nach Wallegg, auch Waldeck genannt, Pfarrort mit Severin Zugmayer's Metallwaaren-Fabrik. Der kleine, meiſt aus zerſtreuten Häuſern beſtehende Ort, in einem, vom hohen Mandling und von dem Kreſſenberge umſchloſſenen Thale, iſt wichtig durch das Mallguß- und Streckwerk, dann Drahtzüge der Brüder von

Roſthorn, gegründet im Jahre 1817, mit großartigen, unter ſich durch Schienenwege verbundenen Werkgebäuden, das ſeine Meſſing- und Pakfong-Platten, dann leoniſche Drähte, in der durchſchnittlichen Jahres-Erzeugung von 7000 Centnern, maſſenhaft dem Oriente zuſchickt, und 140 Arbeiter beſchäftigt.

Ueber Bernitz hinaus, von wo zur Linken eine Straße nach Gutenſtein führt, öffnet ſich in gerader Richtung das Marien- ſonſt Markthal, und hinter Mückendorf ſtürzt aus bedeutender Höhe, in acht Caſcaden, halb in Waſſerſtaub aufgelöſt, die Mira in eine wilde von Felſen umſtarrte Schlucht. Sie entſpringt aus einer, bei niederem Waſſerſtande zum Theil zugänglichen Grotte des unheimlichen Unterberges, von dem die Sage geht, daß er wegen der Bewegung des ungeheuern in ſeinem Schooße verborgenen See's zuweilen wanke und ſchwanke, und beſonders im Frühling, wenn der geſchmolzene Schnee in ſein Geklüft hinabſtrömt, ſeltſames, ſchauerliches Getön vernehmen laſſe.

Noch eine Station bleibt uns bis Neuſtadt, wo wir länger zu verweilen gedenken, — Thereſienfeld, von Maria Thereſia nach dem Plane des Phyſikers Furlani von Felſenberg im Jahre 1767 gegründet, von allen Colonien der Anlage nach vielleicht die regelmäßigſte, aber auch von unſäglicher Monotonie. Die conſequente Durchführung des Grundſatzes, daß jedes der in zwei Zeilen längs der Commerzialſtraße geordneten Häuſer Gärten vor und um ſich, Acker und Wieſengründe hinter ſich habe, hat bei der gleichmäßigen Dotation von 32 Jochen für jede Anſiedlung dem Orte eine übermäßige Länge verliehen, und daß die Bahn ihn nicht unmittelbar berührt, darf der Reiſende keineswegs bedauern. — Irrthümlich glaubt man, die Colonie ſei urſprünglich für penſionirte Officiere des öſterreichiſchen Heeres beſtimmt geweſen; die erſten Angeſeſſenen waren Tiroler, die ſich durch Steuer-, Zehent- und Robot-Freiheit, überdies durch, für jene Zeit ſehr beträchtliche Geldvorſchüſſe den Unterſchied zwiſchen den romantiſchen Bergen ihrer Heimat und der Sahara des Steinfeldes theuer genug bezahlen ließen, und ſpäter doch größtentheils wieder nach Hauſe zogen. — An Gärten, Baumgruppen und dergleichen fehlt es nicht, doch iſt die kaum 7 Zoll dicke, auf Schotter gelagerte Humusſchicht von zweifelhaftem Ertrag, und es wird namentlich anhaltende Trockenheit der Vegetation ſehr verderblich.

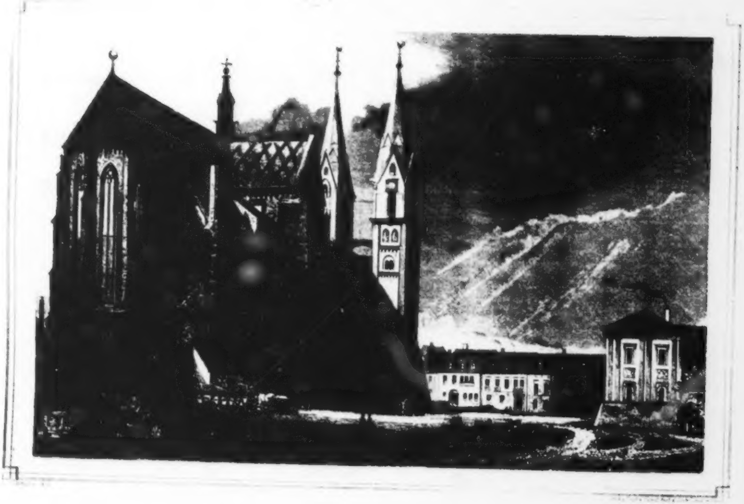
## Wiener-Neuſtadt

macht, von der Bahn beſehen, ein Bild, das bei der Menge von Einzelheiten nur durch Daguerre's Erfindung treu wieder gegeben werden könnte. Bis zum Damm ziehen ſich in maleriſchem Wirrſale kleinere und größere Gärten, von Hecken, Baumreihen und Waſſergerinnen durchſchnitten, mit kohlſchwarzer Dammerde und anlockendem Gemüſe-Reichthum hin; ſchlichte Arbeiterwohnungen, Kioske, die Giebel netter Landhäuſer blicken verſtohlen durch das Laubwerk; lange Pappelreihen und die mit Zinnen und Thürmen bewehrte Ringmauer der Stadt, überragt von ihren anſehnlicheren Gebäuden, Kirchenthürmen und der ſtattlichen Militär-Akademie, bilden den Hintergrund.

Neuſtadt, eine mittelalterliche Feſtung erſten Ranges, im regelmäßigen Viereck angelegt, mit doppelten Umfangsmauern und tiefem, zum Theil noch jetzt bewäſſerten Graben, hat ſeine urſprüngliche Phyſiognomie ziemlich getreu beibehalten, nur iſt den vier, nach den verſchiedenen Weltgegenden gerichteten Thoren noch ein fünftes, das im modernen Stile gehaltene Ferdinands-Thor, zur Verbindung mit der Eiſenbahn zugewachſen. Daß der innere Raum der Befeſtigung, wie es bei dem der Form nach analogen Babylon der Fall war, erſt allmählich ausgefüllt wurde, zeigt die Gruppirung der einzelnen Häuſer-Inſeln und die Unzahl kleiner Gaſſen und Gäßchen außer dem Bereiche des Marktplatzes und der vier Hauptſtraßen; daß es nach dem verheerenden Brande im Jahre 1834 ſich wohnlich und feuerſicher regenerirt habe, iſt nur zum Theil richtig; die Hauptpartien ſind aber freundlich und belebt, und wer der Richtung der die Stadt durchziehenden Commerzialſtraße folgt, wird in der induſtriellen Regſamkeit nur geringen Unterſchied gegen das Treiben in der Reſidenz gewahren.

Die Erinnerung an die gute Zeit der Väter, die in Wien faſt gänzlich hinweggetilgt iſt, findet ſich hier noch im reichen Maße; einfache Privatgebäude tragen noch die Wahrzeichen ihrer uralten Abkunft in den gothiſch geformten, oft kunſtreich verzierten Bogen ihrer Thore, und der aufmerkſame Forſcher wird Manches entdecken, das der Erhaltung oder doch der Nachbildung im hohen Grade würdig iſt. Dies gilt beſonders von dem ſogenannten „Wienerkreuz“ vor dem Wienerthore und von den Kirchen. Erſteres ein ſeiner Höhe nach um das ſechsfache verjüngter Stephansthurm, mit fünf architektoniſchen Räumen, enthält außer 18 in nicht voller Lebensgröße gearbeiteten Statuen, von denen 13 noch vorhanden ſind, als Hauptſäulen den Erzherzog Rudolph IV. und ſeine Gemahlin, die Büſte Karl's IV. und ſeiner Gemahlin, die Wappen des Bürgermeiſters Schwarzenſee und des Baumeiſters Michael von Neuſtadt, demzufolge die Erbauung dieſer Säule in die Zeit von 1360—1390 fällt.

Die Hauptpfarre mit ihren ſteinbedachten, durch eine Eiſenbrücke verbundenen Thürmen, die den Heidenthürmen des älteſten Theils des Stephansdomes auffallend gleichen, iſt in ihrer primitiven impoſanten Form durch Zuthat von Kapellen, Sacriſteien, Treppenhäuſern u. ſ. w. zwar ſtark entſtellt, doch finden ſich an der Außenſeite viele intereſſante Details, denen das ohne Geſchmack reſtaurirte Innere nur wenig entſpricht. Gut erhalten iſt die im Jahre 1444 erbaute Kirche des Neukloſters an der Oſtſeite der Stadt, ein lichtes, freundliches Gotteshaus mit drei gleich hohen Schiffen. Der Raum hinter dem Hochaltare enthält



[illegible] – Neustadt

eine der größten Denkwürdigkeiten Neuſtadt's, den herrlich gearbeiteten Grabſtein Leonora's von Portugal, Gemahlin Friedrich's IV., wahrſcheinlich das Werk des Wiener Bildhauers Niclas Lerch, von dem Friedrich's Monument in der Stephanskirche zu Wien herrührt. Auch der hier aufgeſtellte ehemalige Hochaltar iſt der alten Gemälde wegen beachtenswerth. Schöner noch, und vielleicht eine der ſchönſten der Monarchie, iſt die Akademiekirche, ehemals Kapelle der gleichfalls von Friedrich IV. erbauten Burg, unter deren Hochaltar der ritterliche Maximilian I. ruht. Die Verhältniſſe der Bogenſtellung ſind rein, nur die vielleicht erſt in ſpäterer Zeit abgerundeten Pfeiler ohne Sockel zu einfach. Dagegen iſt in den an beiden Langſeiten fortgeführten Gallerien und Oratorien ein Schatz gediegener Meißelarbeit entfaltet, und die drei hohen Bogenfenſter über dem Altar erweiſen ſich durch Kraft der Zeichnung und Feuer der Farben beim erſten Anblicke als Meiſterſtücke aus der Blütezeit der Glasmalerei, und einige in der Sacriſtei in Rahmen aufgeſtellte Scheiben bieten Gelegenheit, die Producte dieſer ſeither nur unvollkommen enträthſelten Technik im kleinſten Detail zu unterſuchen. Seltſamer Weiſe iſt die ziemlich geräumige Kirche nicht auf ebenem Grunde, ſondern im erſten Stockwerke über der Eingangshalle gelegen.

Was die Wappenſammlung mit dem Marmor-Reliefbilde Friedrich's an der ſüdlichen Außenwand bedeuten ſoll, konnten auch die geübteſten Alterthumsforſcher bis nun nicht herausfinden.

Dem Fremden iſt der Beſuch der Akademie und ihres über 300 Joche umfaſſenden Gartens, des ſehr intereſſanten Muſeums am Rathhauſe, wo wichtige Urkunden aufbewahrt ſind, und eines zweiten in der Ciſterzienſer Abtei Neukloſter zu empfehlen. Die Anlagen vor dem Neunkirchner Thore und an der Weſtſeite der Stadt, durchgängig aus neuerer Zeit, ſind eine große Wohlthat für die Bevölkerung, die früher, bei der iſolirten Lage Neuſtadt's auf dem troſtloſen Steinfelde, den Genuß der Natur in bedeutender Entfernung ſuchen mußte.

Begünſtigt durch die Lage am Knotenpuncte mehrerer Straßenzüge, mit Wien durch den im Jahre 1797 begonnenen, 1803 vollendeten Schiffahrts-Canal verbunden, in der Nähe der cultivirteſten und relativ beſtbevölkerten Comitate Ungarn's war Neuſtadt, das jetzt 13,000 Einwohner zählt, ſeit Langem ein Stapelplatz des Verkehrs mit Landesproducten; ſeine Bedeutung iſt durch die Wien-Gloggnitzer Bahn und ihre von hier nach Oedenburg führende Abäſtung geſtiegen und wird noch ungleich mehr ſteigen, wenn die letztere bis zur Donau fortgeſetzt ſein wird. Es beſitzt eine Reihe blühender induſtrieller Etabliſſements: die große Zucker-Raffinerie von Reyer und Schlick, die Maſchinen-Fabriken von Phil. Schmidt und Joſeph Bauer, die Seiden- und Sammetband-Fabriken von Ritter von Andrä, Bräunlich und Erhart, eine Baumwollſpinnerei der Witwe Kuſchel, die ſtark beſchäftigten Steingut- und Thonpfeifen-Fabriken von Decente und Reß. — In geringer Entfernung außerhalb ſeines Weichbildes finden ſich die wohleingerichteten

Werkſtätten der von Karl von Plevenhüber und Wenzel Günther im Jahre 1842 gegründeten, ſeit 1845 in das Alleineigenthum des letztern übergegangenen Maſchinenfabrik, der zweiten im Kaiſerſtaate, die ſich den Bau von Locomotiven zur Aufgabe ſtellte, und deren, bis Ende Juli 1854, 128 größtentheils für Staatsbahnen geliefert hat, darunter die Maſchine Wiener-Neuſtadt, der bei dem Concurſe für die Betriebsmittel der Semmeringſtrecke der zweite Preis zuerkannt wurde. Die Fabrik beſchäftigt durchſchnittlich 220 Arbeiter.

Bei Weitem wichtiger noch, als durch ſeine Betriebſamkeit, iſt Neuſtadt durch ſeine Geſchichte.

Das Bollwerk gegen Ungarn, Schloß Pütten, war in Aſche gelegt, ſein mächtiges Grafengeſchlecht erloſchen und deſſen Beſitzthum an die Traungauer in Steiermark und, nach Ottokar's VI. Tod, an Leopold den Tugendhaften von Oeſterreich gelangt (1192). Da beſchied der Herzog die Edlen beider Länder zur Berathung am Ufer der Fiſcha, wie den verheerenden Einfällen der Magyaren ein Ziel geſetzt werden könne, und man beſchloß die Gründung einer feſten Burg und Stadt an der Stelle, wo der Kehrbach in die Fiſcha mündet. Jenen, die ſich hier anſiedeln würden, verhieß man wichtige Freiheiten. Der Beſchluß muß ſchnell zur That gereift ſein, denn an den Mauern der neuen Stadt (Nova civitas) ſcheiterte ſchon 1199 der Angriff des Magyarenkönigs Andreas II., der dem entthronten Emmerich die Zufluchtsſtätte in Oeſterreich entreißen wollte. Innig verwebt iſt das Geſchick der Neuſtadt mit jenem des letzten Babenbergers Friedrich des II., des Streitbaren, den hier im Jahre 1211 die griechiſche Kaiſertochter Theodora geboren. Die Stadt blieb ihm treu, als den Herzog, den Bundesgenoſſen des rebelliſchen Heinrich von Hohenſtaufen, die Acht und Oberacht des gewaltigen Kaiſers Friedrich II. getroffen hatte; ſie widerſtand deſſen verlockender Anerbietung, ſie gleich Wien zur freien Reichsſtadt zu machen; außer ihr hielten nur noch Linz und die Schlöſſer Stahremberg und Mödling zum Landesherrn. Ihre Bürger kämpften in den erſten Reihen, als der kühne Friedrich, die wenigen Getreuen ſammelnd, ausfiel, und auf dem Steinfelde das Reichsheer unter dem Burggrafen von Nürnberg und den Biſchöfen von Paſſau und Freiſing zerſprengte. Neuſtadt wurde, als die Ausſöhnung mit dem Kaiſer zu Stande gebracht war, durch Steuerfreiheit belohnt, während das übrige Land den Anforderungen des krieg- und prachtliebenden Fürſten faſt erlag. Hier vermählte Friedrich ſeine ſchöne Nichte Gertrud dem Landgrafen Heinrich Raspo von Thüringen unter dem Pompe wochenlanger Feſte und Turniere. Bald verdunkelte ſich der Friedenshimmel; den nicht immer glücklichen Kämpfen mit Ungarn und Böhmen folgte der ſchreckliche Zug des Mongolen-Chans Otskaj, deſſen Heere von einer halben Million klein gebauter, aber ſtämmiger und unermüdlicher Krieger, 40,000 Kumanen, ſicher treffende Bogenſchützen, voraneilten. — Die Blüte des polniſchen und ſchleſiſchen Adels war bei Liegnitz gefallen, Bela's Macht von 100,000 Streitern auf dem Felde von Moh vernichtet, das die Leichen des Templercomthurs und all' ſeiner Ritter, vieler Kirchenfürſten und der edelſten Söhne Ungarns deckten. Die kräftige Vertheidigung von Olmütz und der Sieg Jaroslaw's von Sternberg hatte den Strom nicht aufgehalten, nur ſeine Richtung verändert, — Neuſtadt ſetzte ſeinem Vordringen ein Ziel. Hier ſtemmte ſich ihm Friedrich von Oeſterreich mit den Hilfstruppen der Böhmen, Kärnthner, des Patriarchen von Aquileja und des Markgrafen von Baden entgegen. Nach kurzem Kampfe wichen die Barbaren und wurden zu vielen Tauſenden vom Schwerte der Verfolger niedergemacht. Europa war gerettet vor der Vernichtung aller Civiliſation, wie 8 Jahrhunderte früher, durch die Schlacht auf den Feldern Chalons, vor der Gottesgeißel Attila.

Bela's ungeſtümes Dringen auf Herausgabe nach Oeſterreich gebrachter, zur Rüſtung gegen die Mongolen verwendeter Schätze führte zum Kriege mit den Magyaren. Mit einem ſtarken Heer erſchien ihr König im Auguſt 1246 an der Leytha, und ward beſiegt, aber der ſtreitbare Friedrich war gefallen. Unter der Wucht ſeines, vom Pfeile eines Kumanen verwundeten Pferdes ſich abmühend, wurde er von einem feindlichen Führer aus dem Stamme der Frangipani erkannt, der ihm den Speer durch das Helmgitter in's drohende Auge ſtieß. — Hören wir, wie ſeinen Tod in rührender Einfalt Ulrich von Liechtenſtein erzählt, der den Herzog als die Krone der Ritterſchaft vergötterte.

„Es geſchahe recht am St. Veitstage, daß der hochgeborne Fürſt Friedrich
„von Oeſterreich jämmerlich erſchlagen ward. Er war mein rechter Herr, und
„ich ſein rechter Dienſtmann, darum kann ich ihn nie genug klagen. Der Fürſt
„lag mit einem ſchönen Heere, ſein Land zu beſchützen, gegen den König von Ungar-
„land. Am Morgen früh zog der König mit ſeinen Schaaren zu einem Streit,
„das ihn nachher wohl gereute. Er kam zu uns an die Leytha, da ſchaarte ſich
„auch der Fürſt aus Oeſterreich. Ich würde Euch gerne ſagen, wie die Schaar die
„Schaar beſtand, und wie man über die Leytha kam, ich verſchweige es nur darum, weil
„es ſchon vor mir gedichtet iſt, deshalb will ich ſeinen Tod nur kurz erzählen.

„Der Ruggen Schaar hub den Streit an, gegen die kam Herr Heinrich von
„Liechtenſtein mit einer Schaar, er führte die Fahne hoch in ſeiner Hand, zwi-
„ſchen beiden Schaaren rannte der werthe Fürſt Friedrich. Er ermahnte ritterlich
„die Seinen. Streitet heute wohl — ſprach er — ſo will ich Euch Alle reich
„machen. Da überſah der Fürſt leider, daß der Ruggen Schaar dort ſprengte.
„Indeß er die Seinen ermahnte, kamen die hinten auf den Fürſten gerannt, wo-
„von er jämmerlich todt lag. Als der Streit zuſammen gekommen war, wußte
„Niemand, daß der Fürſt auf derſelben Stelle todt dalag, den fand nachher lie-
„gen Herr Heinrich, ſein Schreiber. Den Sieg gewann doch der biedere Hein-
„rich von Liechtenſtein. Die Ruggen mußten weichen, da fand der Schreiber Hein-
„rich den Fürſten. Der reiche Fürſt hatte nichts als ein Spaldenier und einen
„Schuh und ſein Linnen, er hatte nur eine Wunde in ſeiner Wange. — Das war

„wohl Unglück, daß daran ein ſo vollkommener Mann den Tod gewinnen mußte.
„Der Schreiber legte ihn quer über ein Pferd, und warf einen Mantel über ihn;
„ſo führte er ihn in die Stadt. Heimlich trug man ihn zur Kirche, wo er wie
„ein armer Mann lag, indeſſen auf dem Felde noch zu ſeinem Dienſt geſtritten
„wurde. — Viele Ungarn wurden niedergeritten, und ſie mußten fliehen. Auf
„dem Nachjagen ward das Leid bekannt, daß der Fürſt erſchlagen ſei, darüber
„wurden Alle ſo traurig, daß ſie nicht mehr ſtritten, und mancher Ungar darüber
„mit der Flucht entkommen konnte. Manches Ritters Auge wurde naß, als ſie
„den todten Fürſten ſahen, mancher raufte ſich ſein Haar aus, und mit Recht
„ward er von Allen beklagt. — Zum heiligen Kreuz ward er beſtattet nach
„Fürſtenſitte.“

Ermüden würde die Aufzählung aller Belagerungen, die Neuſtadt zu erdulden hatte und faſt immer ſiegreich beſtand. Zwei derſelben ſind jedoch zu merkwürdig, um mit Stillſchweigen übergangen zu werden.

Als Friedrich IV. den Ständen Oeſterreich's, Ungarn's und Böhmen's ſeinen Mündel, den nachgebornen Ladislaus, auszufolgen verweigerte, ſtürmte plötzlich ein aus all' dieſen Ländern zuſammengerafftes Heer unter Ulrich von Cilli und Eyzinger vor die Stadt, und ſie wäre dem Ueberfall erlegen, hätte nicht ein einziger Mann, Steiermärker von Geburt, Rieſe von Geſtalt, deſſen beſcheidenes Stammhaus man noch jetzt in Weißkirchen bei Judenburg zeigt, der Ritter Andreas Baumkircher, die Brücke gegen die ganze Schaar der Anſtürmenden ſo lange vertheidigt, bis das Thor geſichert war (18. Auguſt 1452). Wie er, aus dreizehn Wunden blutend, der Gefangenſchaft entging, bleibt ein Räthſel, iſt jedoch geſchichtlich verbürgt. — Der Kaiſer mußte ſich fügen, als in der unvorbereiteten Stadt der Hunger zu wüthen begann. Am 4. September wurde der Prinz von dem Kanzler Andreas Silvius Piccolomini, nachmaligem Papſt Pius II., dem Grafen von Cilli, als dem Reichsverweſer, bei der Steinſäule vor dem Wiener Thore überantwortet.

Noch einmal ſollte unter Friedrich die Treue der Neuſtadt auf eine ſchwere Probe geſtellt werden.

Matthias Corvinus, das Glanzgeſtirn der Vergangenheit Ungarn's, lag mit dem Kaiſer in Hader, weil dieſer ſeiner Bewerbung um den Thron Böhmen's entgegengewirkt und die der Mutter Ladislaus', Eliſabeth, als Pfand abgenommene Krone des heiligen Stephan zwar ausgefolgt, den Titel eines Königs von Ungarn aber beibehalten hatte. Der Verſuch Corvinus', Neuſtadt im Jahre 1477 zu überrumpeln, mißlang. Friedrich, außer Stande ein Heer aufzubringen, unterhandelte. Der um 100,000 Gulden erkaufte, aber nur zum Theil bezahlte, Friede war von kurzer Dauer, doch wurde er benützt, Neuſtadt's Befeſtigungen zu verſtärken. Matthias, ſeit 1485 im Beſitze Wien's und faſt aller feſten Plätze bis zur Enns, entſandte ſeinen Feldherrn Stephan Zapolya zur Bezwingung der Stadt.

Volle zwei Jahre lagerte er vor derſelben; der Mittel zum nachdrücklichen Angriffe entblößt, mußte er ſich ſelbſt gegen die Ausfälle der Belagerten unter Andreas Rauber und Johann von Wilſersdorf verſchanzen und mehr als einmal erdulden, daß ſie die ihm beſtimmten Vorräthe jubelnd in die Mauern abführten. Im Frühling 1487 kam der König ſelbſt mit ſeinen Kerntruppen und zahlreichem Geſchütz; zur Tag- und Nachtzeit donnerten ununterbrochen die Feuerſchlünde gegen die Wälle, breite Lücken öffnend, aber Sturm für Sturm wurde kräftig abgeſchlagen. Nach ſchweren Verluſten entſchied ſich der König für das langſame, aber ſicher wirkende Mittel der engen Einſchließung. Der gehoffte Entſatz blieb aus, der Hunger zwang die Bürger zur Unterhandlung, ſie wollten den Platz übergeben, wenn binnen ſechs Wochen nicht Hilfe käme. Jede Feindſeligkeit wurde eingeſtellt, die Stadt vom Belagerer verpflegt; am 13. Auguſt 1487 öffnete ſie die Thore dem feſtlichen Einzuge des Königs und leiſtete ihm den Eid der Treue.

Glänzend bewährte ſich hier die ritterliche Geſinnung Corvinus'; die Stadt, die ſeine Geduld ſo ermüdet, ihm Tauſende ſeiner Tapfern gekoſtet hatte, wurde mit Beweiſen der Achtung, mit Gnadenbriefen und Geſchenken überhäuft. Stücke ſeiner Rüſtung, Panzerärmel, Sattel, Schwert und Streithammer ließ er ihr zum Andenken; von ihm ſtammt der coloſſale Silberbecher mit goldenem Laubwerk und Figuren geſchmückt, der jetzt noch bei feſtlichen Anläſſen an der Tafel die Runde macht. Er trägt die Jahreszahl 1462, das kaiſerliche Wappen und den Raben Corvinus', dürfte daher zur Feier eines Friedensſchluſſes angefertigt, und unter der Beute im Neuſtädter Schloſſe vorgefunden worden ſein. Daß der König ihn den Bürgern ſchenkte, iſt urkundlich nachgewieſen.

Mit Corvinus' Tode (1490) verdunkelte ſich Ungarn's Stern, ſeine Kraft lähmten Parteiungen, Deutſchland hatte ſich endlich ermannt, durch den Zuzug vieler Edlen Oeſterreich's verſtärkt, nahte König Maximilian. Während er Wien ohne Schwertſtreich nahm, und vor der, von kaum 400 Magyaren vertheidigten Burg, ſich ohne Noth eine Wunde holte, hatten die Bürger Neuſtadt's die ungariſche Beſatzung ohne Blutvergießen zum Abzuge genöthigt. Mit nicht zu beſchreibendem Jubel begrüßten ſie des Kaiſers Sohn, der hier am 22. März 1459 das Licht der Welt erblickt hatte, und 1519 ebenda die Ruheſtätte fand. Im Jahre 1771 wurde dieſe, aus Anlaß von Umſtaltungen in der Burgkirche, von einer kaiſerlichen Commiſſion genau ſo befunden, wie Maximilian in chriſtlicher Demuth ſeine Beſtattung angeordnet hatte. Die Leiche im Linnengewand, mit Kalk beſtreut, im einfachen Holzſarge, die Hände durch einen Roſenkranz zuſammengehalten, ihm zu Füßen ſein treuer Diener und Freund Sigmund von Dietrichſtein. Kein Monument ziert die Grabſtätte des Fürſten, der die traurige Charakteriſtik des Mittelalters, die Gewalt roher Selbſthilfe gebrochen, der Sicherung der Rechte und der Geſittung die Pforten erſchloſſen hatte.

Unter den weiteren bedeutenden Ereigniſſen Neuſtadt's erwähnen wir des ſtrengen, aber verdienten Gerichtes, das Erzherzog Ferdinand am 23. Juli 1522 über die Theilnehmer der proviſoriſchen Regierung hielt, welche, Michael Eyzinger, Hans von Buchheim und den Abt von Mauerbach an der Spitze, ſich in Oeſterreich eingeſetzt, und mit frecher Stirne Kaiſer Karl V. die Huldigung verweigert hatte. Die Häupter der Schuldigen fielen, ihre Güter wurden confiscirt.

Den wiederholten Einfällen der Osmanen im Jahre 1529 widerſtand die Neuſtadt nicht minder kräftig als Wien, doch war mit Suleiman's II. Abzug die Türkengefahr nicht zu Ende; ſie kehrten zurück im Jahre 1531 und 1532, bis ſie bei Leobersdorf im Föhrenwalde vernichtet wurden.

In die zweite Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts, beiläufig in das Jahr 1562, ſomit unter das Regiment des Bürgermeiſters Michael Eſcher, wo die Peſt in Neuſtadt hauste und ein großes Sterben einriß, verlegt die Tradition eine Begebenheit, deren ſchauerlicher Charakter im Reflexe der Poeſie tiefere Bedeutung gewinnt:

In Wiener Neuſtadt war es, der allzeit treuen Stadt,
Da ſchien vor vielen Jahren der Tod des Tödtens ſatt;
Behaglich Leben füllte die Straßen überall,
Und zum Ereigniß wurde des Todtenglöckleins Schall.

Des hat der Todtengräber Ruep Schlemmer großen Gram,
Weil nichts ihm in die Gräber, nichts in den Säckel kam.
„Ha", ſprach er zu ſich ſelber — „will ſeh'n, ob's nicht gelingt,
„Ob nicht ein Zauberſtücklein das ſpröde Leben zwingt.

„Bin mir noch eines Mittels aus altem Mär bewußt:
„Ein Kinderherz, geriſſen aus kaum erſtarrter Bruſt,
„Verbrannt zu feiner Aſche, geſtreuet auf den Pfad,
„Macht jeden ſchnell erblaſſen, der ſorglos drüber trat. —"

Nach langem bringt man endlich ihm eine Wöchnerin,
Mit ihrem todten Kindlein zur Grube trauernd hin;
Das iſt ein Fund dem Rupert, er ſcharrt ſie freudig ein,
Es ſoll für langes Feiern das Paar Erſatz ihm ſein.

Die matten Sterne ſtrahlen wie Todtenampelſchein,
Durch mitternächt'ge Nebel auf's Leichenfeld herein,

Die Trauerweiden ſtehen ſo ſtill und regungslos,
Und geiſterhaftes Schweigen liegt auf der Gräber Schooß.

Da tritt der Todtengräber aus ſeinem ſtillen Haus,
Bewehrt mit Axt und Spaten, leiſ' in die Nacht hinaus,
Und nähert ſich dem Hügel, drein er das Paar gelegt,
Und ſcharrt und gräbt und ſchaufelt, von wilder Haſt bewegt.

Schon weicht die dünne Decke, ſchon ſtarrt der Sarg herauf,
Er zieht und zerrt und hämmert, da ſpringt der Deckel auf;
Das Grabtuch reißt in Stücke — da liegt das blaſſe Weib,
Da liegt das blaſſe Kindlein, geklammert Leib an Leib.

„Ha, hab ich dich?“ ſo ruft er, und faßt das Kindlein an,
Und will's dem Weib entreißen, und rüttelt, was er kann;
Die Mutter aber läſſet ihr Kind nicht von der Bruſt,
Als wär's ihr angewachſen in ſüßer Todesluſt.

Der Todtengräber rüttelt mit wildem Ungeſtüm,
Da öffnet ihre Augen die Mutter, ſtarrt nach ihm,
Und ſieht ihn an ſo flehend, und ſieht ihn an ſo graß,
Und zuckt mit blauen Lippen, als hieß' es: „Räuber, laß!“

Da faßt den Todtengräber ein kalter Schauder an,
Von hinnen eilt er ſchlotternd, als wär's ihm angethan,
Bringt ſeines Frevels Kunde ſelbſt vor des Richters Ohr,
Und kommt dem Urtheilsſpruche durch ſchnellen Tod zuvor.

Der Ueberlieferung zufolge wurde jedoch Rupert Schlemmer mit ſeinem Weibe Apollonia am 26. Juni 1562 verbrannt.

Die Reformation blieb ohne weſentlichen Einfluß auf Neuſtadt; die neue Lehre fand zwar auch hier ihre Bekenner, allein der aufgeklärte und humane Biſchof, nachmals Cardinal, Melchior Kleſel, wirkte ihr ſiegreich entgegen durch die Kraft ſeines Wortes, jeder Verfolgung wehrend. Es ſtand dies im Einklange mit dem Vorwalten des Geſetzlichen, des Billigen, der Abneigung gegen gewaltſame Vorgänge, die ſich hier ſchon viele Jahrhunderte früher, im auffallenden Abſtand von der ſonſtigen Art des Mittelalters, bemerkbar gemacht hatten, der Harmonie zwiſchen den Bürgern und ihren Leitern, dem Geiſte der Ordnung und Loyalität, dem die in jenen Tagen ſo häufigen Gelüſte der Meuterei gegen den Landesherrn und ſeine Vertreter völlig fremd blieben.

Ohne alle Beziehung zu den Hochverraths-Plänen in Ungarn zur Zeit Leopold's I., war Neuſtadt der Schauplatz der Kataſtrophe zweier Glieder der großen Verſchwörung. Am 30. April 1671 beſtiegen im Hofe des bürgerlichen Zeughauſes das Blutgerüſt Graf Peter Zriny, den der Kaiſer ſchon einmal wegen gleichen Verbrechens begnadigt hatte, und der noch jugendliche Franz von Frangipani; ſie ſtarben unter Martern, weil der Nachrichter die Faſſung verloren hatte, zur ſelben Stunde, in der in der Bürgerſtube des Wiener Rathhauſes das Haupt des Judex curiae, Franz von Nadasd, fiel.

Ohne Anſtrengung erwehrte ſich Neuſtadt der Osmanen im Jahre 1683, die Aufforderung zur Uebergabe beantworteten die Bürger mit einer kräftigen Salve der zahlreichen auf den Wällen aufgepflanzten Geſchütze, die den Abzug des Feindes entſchied.

Leopold I., der nach dem Brande der Burg in Wien, im Jahre 1668, längere Zeit hier reſidirt hatte, ſchenkte der Bürgerſchaft ein prachtvolles Panier mit der Aufſchrift: „Pro Caesare et Religione semper fidelis Civitas Neostadiensis“, und ſeither führt die Stadt mit Stolz den wohl verdienten Namen der allezeit Getreuen.

Es war ein Gedanke, würdig der großen Thereſia, die Pflanzſchule für die Officiere des öſterreichiſchen Heeres in die Stadt zu verlegen, deren Erinnerungen mit den Schickſalen der Landesfürſten ſo innig verwebt waren, die ihnen mehr als einmal als Stützpunct in höchſter Bedrängniß gedient hatte, als unnahbarer Horſt, aus dem Oeſterreich's Adler ſich in verjüngter Kraft und Siegesherrlichkeit erhob. — Durch ihre Lage im Herzen eines großen Reiches, durch den Umſchwung des Kriegsweſens hat ſie die Bedeutung als feſter Platz verloren, doch bleibt ſie unter allen Städten und Burgen des Kaiſerſtaates jene, die — um fachgemäß zu ſprechen — die meiſten Campagnen mitgemacht, und als ruhmgekrönter Veteran ſich in das Stillleben des Friedens zurückgezogen hat. Als Andenken deſſen, was ſie geleiſtet, trägt ſie noch den alten Waffenrock ihrer gezinnten Mauern, und jeder Stein mahnt hier den der Entwickelung entgegen reifenden Zögling Bellona's an eine Heldenthat.

Im Jahre 1752 widmete die Kaiſerin das geräumige Burggebäude der von ihr gegründeten Militär-Akademie, das ſie dem Zweck gemäß umſtalten, und in deſſen Bereich ſie Uebungsplätze, Gärten und alles ſonſtige Erforderniß einbeziehen ließ. Im Jahre 1780 wurde die erſte der Anſtalt geſchenkte Fahne geweiht. Das Feſt ihres hundertjährigen Beſtandes feierte im Jahre 1852, aus allen Theilen der Monarchie zuſammen treffend, die Schaar ihrer ehemaligen Zöglinge, mit Narben, Ehrenzeichen und zum Theil mit den höchſten militäriſchen Würden geſchmückte Helden. — Was der Staat an die Akademie verwendete, hat, die vielen gefeierten Namen nicht aufzuzählen, ein einziger Name ihm mit reichen Zinſen vergolten: der greiſe Held Radetzky.

Nach Ablauf eines Jahrzehends wird Neuſtadt durch einen bereits begonnenen monumentalen Bau erſten Ranges zu europäiſcher Celebrität gelangen.

Die Erwägung, daß das höchſte Moment der Kraft eines Heeres in der kriegeriſchen Ausbildung und Gewandtheit Derjenigen liege, welche die Maſſen zu leiten berufen ſind, hat den ritterlichen Kaiſer Franz Joſeph bewogen, die Einrichtung der Akademie dahin abzuändern, daß ſie nicht mehr als vereinzeltes Inſtitut daſteht, ſondern als der Schlußſtein des, nach den Entwickelungsſtufen geregelten Baues ſämmtlicher militäriſcher Erziehungsanſtalten, als die für jede Waffengattung berechnete, auch die bisher geſonderten techniſchen Fächer umfaſſende Hochſchule des Heeres.

Hiernach mußte die bisherige Lehrzeit gekürzt, für die Unterbringung einer weit größeren Zahl der Zöglinge, des verſtärkten Lehrkörpers und aller Hilfsmittel des Unterrichts Sorge getragen werden. — Dies iſt der Zweck des hier begonnenen Baues, der nach ſeiner Vollendung mit dem neuen Arſenal bei Wien in würdiger Weiſe wetteifern wird.

Als Standpunct wurde ein Theil des Akademie-Gartens vor dem Neunkirchner-Thore, und bei dem Vorhandenſein trefflichen Materials in geringer Entfernung eine Conſtructionsart gewählt, die bei derlei Objecten bisher nicht in Anwendung gekommen iſt.

Drei große Gebäude, unter ſich durch Bogenſtellungen verbunden, werden gegen Südweſt eine Fronte von 300 Klafter bilden; die beiden äußerſten Quadrate von 80 Klafter jeder Seite, ſind zur Aufnahme der Zöglinge der Artillerie und Genie-Akademie beſtimmt, das noch ausgedehntere Mittelgebäude wird in einem durch zwei Geſchoſſe ausgeführten Saale die Bibliothek, in den übrigen Räumen Sammlungen, Muſeen und die Hörſäle der höheren techniſchen Curſe enthalten. Eine rückwärts gelegene, vollkommen ſymmetriſche Gebäudegruppe iſt durch die der Mitte des Hauptbaues gegenüber liegende Kirche, die Speiſeſäle, das Hoſpital und zwei große Winter-Reitſchulen gebildet; ſie umſchließt gegen Nordoſt ein Halbkreis von Stallungen, deſſen Mitte eine große Bade- und Schwimmanſtalt, mit einem hohen Thurme, als Waſſer-Reſervoir und zugleich als Warte dienend, einnimmt. — Die rückſeitige Gruppe iſt mit den Eckgebäuden der Hauptfronte ebenfalls durch Bogenſtellungen verbunden, wodurch ein Hofraum von der Größe des äußeren Burgplatzes in Wien gebildet wird.

Die Gebäude erhalten faſt durchgängig nebſt dem Erdgeſchoſſe zwei Stockwerke, der Mitteltract wird über dem Hauptportale mit Statuen geſchmückt.

Bei Engelsberg und Brunn ſchichtet ſich in mächtigen Lagern eine ſehr feſte Kalkbreccie von ſchöner Zeichnung und ſanftrother Grundfarbe, die bisher wenig benützt wurde. Sie bietet das Material für den geſammten Bau, das durch Anwendung von Reib-Elektricität losgeſprengt, durch Maſchinen in Platten geſägt, und zugleich fein geglättet wird. Mit ſolchen Platten werden die Gebäude von

Außen vom Sockel bis zur Dachung verkleidet, Blöcke geringeren Umfangs dienen für das innere Mauerwerk, die Abfälle zur Erzeugung eines ſehr vorzüglichen Kalkes; der Sand wird aus dem Bette der Leitha gewonnen. Bereits verbindet eine Eiſenbahn von ½ Meile Länge den Fluß mit dem Blauplatze, eine zweite von 1½ Meilen dieſen mit den Marmorbrüchen. Den Transport vermitteln 2 Locomotive aus Günther's Fabrik. Der Bau beſchäftigt derzeit über 1000 Arbeiter.

## Die Wien-Neuſtadt-Oedenburger Bahn.

Vom Stationshofe Neuſtadt läuft ziemlich genau in öſtlicher Richtung die eingeleiſige, im Unterbaue jedoch für zwei Geleiſe eingerichtete Schienenſtraße nach Oedenburg, nun auch ein Eigenthum des Staates, im Ganzen 16,821 Klafter, oder faſt 4¾ Meilen lang.

Die Nothwendigkeit, zahlreiche Ausläufer des Roſalien-Gebirges zu überſetzen, machte die Anlage ſchwierig, und iſt der Grund, daß auf der kurzen Strecke verhältnißmäßig mehr Objecte, höhere Aufdämmungen und tiefere Einſchnitte vorkommen, als auf der Wien-Gloggnitzer Bahn; bei der ziemlich geraden Richtung der Trace werden ſie jedoch dem Reiſenden minder bemerkbar, als die überaus freundliche Gegend, die ſich erſt bei Oedenburg verflacht.

Unter die wichtigſten Conſtructionen zählen die hölzerne 30 Klafter lange Leitha-Brücke mit Uferwiderlagen von ſtarkem Quaderbau, der über 1200 Klafter lange Damm bei Neudörfel von 30 Fuß Höhe und die Straßenüberſetzung bei Sauerbrunn. Höchſt mühſam und koſtſpielig war die zwar nicht lange, aber ungewöhnlich hohe Aufdämmung (66 Fuß) in dem Sumpfboden des ſogenannten öden Teiches mit 2 coloſſalen Bogen unter der Bahn. Viaducte ſind in ziemlicher Anzahl vorhanden, der anſehnlichſte, der über das Wolkathal führende mit 20 Bogen von 36 Fuß Breite, bei Marr mit 6, bei Rohrbach mit 5 Bogen. Zu erwähnen iſt ferner die gewölbte Brücke über den Loipersbach. Der tiefſte Einſchnitt in der Länge von 740 Klafter und der größten Tiefe von 60 Fuß findet ſich bei Mattersdorf, einem Marktflecken, der an Wohlſtand und Bevölkerung manche Stadt zurückläßt.

Die Bahn hat viele Stationen, nämlich: Katzelsdorf, Neudörfel, Sauerbrunn, Wieſen, Siglas, Mattersdorf, Marr, Loipersdorf, Agendorf, Oedenburg. Der Bahnhof der Endſtation, ein Complex anſehnlicher Gebäude, imponirt durch freie Lage und gefälligen Stil.

Die Zeit geſtattet nicht, in Oedenburg (Soprony), einer der bekannteſten und blühendſten Handelsſtädte Ungarns, zu verweilen; wir können auch dem nahen Eiſenſtadt, ungeachtet ſeiner freundlichen Umgebung, des ſchönen Schloſſes und weitläufigen Parkes, wie dem durch ſeinen Weinbau berühmten und wohlhabenden Ruſt keine nähere Aufmerkſamkeit widmen. — Sie erlaubt uns kaum im Fluge die Stelle zu berühren, wo man all dieſe Herrlichkeiten mit einem Blicke zu umfaſſen vermag. Es iſt dies die Roſalien-Kapelle, die von Mattersdorf in zwei Stunden ohne alle Beſchwerde erreicht wird und, ungeachtet der geringen Höhe von 2270 Fuß über der Meeresfläche, unſtreitig der entzückendſte Ausſichtspunct des Landes iſt. Vorbei an der großen wohlerhaltenen Burg Forchtenſtein, früher Verwahrungsort der fürſtlich Eſterhazy'ſchen Familien-Schätze, jetzt Gefängniß, wandern wir fort im Waldesdunkel bis zum Gipfel, der das Kirchlein, und in etwas tieferer Lage ein Gaſthaus trägt. Nord und Süd ſind es vorzüglich, die das Auge feſſeln; dort hinter Neuſtadt und dem Steinfelde die gewaltigen Maſſen des Schneebergs und ſeiner Vaſallen, ihm zur Linken der gähe Abſturz der hohen Wand, — hier, wo die Berge nach Oſt und Weſt allmählich zurückweichen und ein weites Proſcenium eröffnen, grüne Hügelwellen, üppige Triften, drei Städte nebſt zahlloſen Dörfern und Meilern, der Demantſchild des Neuſiedler See's und jenſeits desſelben das unabſehbare Meer der Ebene, aus dem Kirchthürme wie ſchlanke Maſten, und blaue Berggruppen wie ferne Inſeln emportauchen. Fürwahr! über dieſer der Andacht geheiligten Stätte hat Mutter Natur ihr ganzes Füllhorn von Schönheit ausgegoſſen, und ſchwer iſt es zu entſcheiden, ob der erwachende Morgen, die Sabbatſtille des Mittags, oder die Dämmerung einer ruhigen Mondnacht hier höheren Genuß bringe.

## Sebenſtein, Pütten, Aspang, Kirchberg, Feiſtritz, die neue Welt.

Weſtlich vom Roſaliengebirge, wo ſeinen Fuß die reißende Schwarza beſpült und nach der Vereinigung mit dem Pütten- und Walpersbache als Leitha ſich der Donau zuwendet, führt eine ärariſche Straße über Sebenſtein, Aspang und den Möſelberg nach Steiermark, auf der die Reſidenz einen guten Theil ihres Bedarfs an Lebensmitteln, beſonders Stechvieh, Geflügel und Obſt bezieht.

Wir treffen auf dieſer Straße von Neuſtadt aus zuerſt den uralten Pfarrort Schwarzau, ihm zur Rechten in einiger Entfernung Frohsdorf, den Sitz des Grafen von Chambord, weiter nach Süden in ſehr anmuthiger Gegend Sebenſtein, die ſtattliche, wohlerhaltene Burg auf einer Anhöhe am Püttenbache. Hier hatten in den erſten Jahrzehnden dieſes Jahrhunderts die Brüder des Bundes von der blauen Erde ihr harmloſes Spiel mit Ritterweſen getrieben, und der Reiſende war nicht wenig erſtaunt, in der Umgebung des Schloſſes, und ſelbſt hinter dem Pfluge Leute in Barett, Puffärmeln und Pluderhoſen zu erblicken. In geringer Entfernung Markt Pütten, eine reiche, anſehnliche Stadt, als das gleichnamige Grafengeſchlecht noch blühte, jetzt auf 600 Einwohner beſchränkt, mit einer wichtigen Papierfabrik und der gräflich Pergen'ſchen Gewerkſchaft, die durchſchnittlich im Jahre 22,000 Centner Roheiſen erzeugt. Auf ziemlich ſteiler, von zahlreichen Schachten durchwühlter Anhöhe das Schloß, mit weitläufigen in Ruinen liegenden Außenwerken, merkwürdigem, 75 Klafter tiefem Brunnen und ſchöner Ausſicht.

Die Aspanger Straße weiter verfolgend erblicken wir auf hohem, ſchroffem Fels eine künſtliche, weit im Lande geſehene Ruine; es iſt der Türkenſturz bei Gleißenfeld, wo das ergrimmte Landvolk im Jahre 1683 an ſeinen Peinigern Rache nahm. Andere behaupten, es hätte ſich hier im Jahre 1532 eine umzingelte Schaar Tataren mit Roß und Mann in die Tiefe geſtürzt. Hinter Aspang, einem bedeutenden, wohlgebauten Markte, erhebt ſich der Möſelberg; von dem auf ſeinem höchſten Plateau gelegenen Grenzorte Mönchkirchen wird der breite Rücken des Wechſel am leichteſten erſtiegen.

Eine Fülle von Naturſchönheiten, mittelalterlichen Burgen, ſelbſt geognoſtiſchen Merkwürdigkeiten, bietet der Grenzbezirk zwiſchen Aspang und Schottwien, namentlich das Otterthal, das auf kürzeſtem Wege von Sebenſtein aus erreicht wird. Man gelangt zuerſt zur ſtattlichen Burg Feiſtritz mit großem Parke und reichem Muſeum von Kunſtwerken, Waffen, Rüſtungen und Alterthümern, darunter ein ſeltenes Original-Exemplar einer eiſernen Jungfrau, einer jener berüchtigten Mordmaſchinen, die in Ritter-Romanen eine ſo große Rolle ſpielten. Eine Stunde weiter Kirchberg, genannt am Wechſel, mit der herrlichen Kirchen-Ruine St. Wolfgang auf einer das Thal beherrſchenden Anhöhe. Sie iſt in ihrem gothiſchen Mauerwerke wohl erhalten, da ſie als Pfarrkirche erſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts außer Gebrauch kam, als die Seelſorge auf die im Orte ſelbſt gelegene Kirche des aufgehobenen Benedictiner-Chorfrauenkloſters übertragen wurde. Höher im Gebirge, auf einem Ausläufer des Kampſteines, die ſchöne Wallfahrts-Kapelle St. Corona. Eine Stunde von Kirchberg die Hermannshöhle, mit der Eingangshalle unter dem Namen des Tauben- oder Windloches längſt bekannt und vor etwa 12 Jahren näher durchforſcht; ſie gilt jetzt als die größte, iſt aber zuverläſſig nicht die ſchönſte der Grotten im Lande unter der Enns.

Wir können die Umgebung Neuſtadt's nicht verlaſſen, ohne einen Blick in die neue Welt zu werfen, zu der man entweder längs der Fiſcha über das freundliche Dorf dieſes Namens, mit einer Sammetband- und Spinnfabrik des Karl Bräunlich, und über Brunn, oder in faſt ſchnurgerader Richtung über das Steinfeld, die Ortſchaft Weikersdorf berührend, gelangt. Der erſtere Weg bringt uns zum Urſprunge der kleinen Fiſcha, deren im Winter auffallend warmes Gewäſſer ſo kräftig aus dem Berge hervortritt, daß ſie gleich nach ihrer Geburt Mühlwerke treibt. Weikersdorf wurde ſchon im Jahre 1146 von ſeinem Eigner, Heinrich von Dunkelſtein, vor der Kreuzfahrt nach Paläſtina dem ſteiriſchen Ciſterzienſer-Kloſter Rein geſchenkt. Winzendorf enthält in ſeiner unſcheinbaren Kirche ein ſehenswerthes altdeutſches Altarblatt auf Goldgrund, den Tod Marien's darſtellend, die Gruft der ehemals reich begüterten Familie der Freiherren von Teuffel, mit bombaſtiſchen Inſchriften, und das rührende Denkmal einer edlen Frau, der Grabſtein Eliſabeth's Herzogin von Sachſen-Gotha, die mit ihrem Gemahl, dem als Genoſſen der Grumbacher geächteten, Herzog Johann Friedrich, ſeit 1567, das Loos langwieriger und ſtrenger Gefangenſchaft auf Burg Steier und in Neuſtadt bis zu deſſen Tod theilte und 1594 hier beigeſetzt wurde.

Den Eingang zur neuen Welt bildet eine Schlucht zwiſchen zwei Hügeln, die den rückwärts gelegenen Thalkeſſel gleich den Dämmen eines Haſens umfaſſen. Einer derſelben trägt die Ruine der Burg Emmerberg, der Sage nach von einem Hirtenknaben gegründet, dem ein Trunk Waſſers aus ſeinem Eimer (Emer), dem von der Jagd ermüdeten Herzog Leopold VII. geboten, die Belehnung mit den umliegenden Ländereien und deſſen Nachkommen den Eimer im Wappenſchilde verſchaffte. Das geräumige Thal, das im Norden durch die über 2400 Fuß hohe, höhlenreiche, rothe Kalkwand abgeſchloſſen wird, iſt, mit dem Wechſel von Ackerland, Wieſen, dunklen Föhrenwaldungen und netten Ortſchaften, überaus anmuthig, zugleich reich an Steinkohlenflötzen, namentlich im ſüdlichen Theile, wo ſich die Werke von Reyer und Schlick zu Neuſtadt, dann jenes zu Grünbach befinden, aus denen Miesbach jährlich über 300,000 Centner durch 170 Knappen zu Tage fördert.

Von der Ebene her gelangt man dahin über Würflach und die Klauſe am Schrattenbache, mit der hochgelegenen, jetzt faſt unzugänglichen Ruine Schrattenſtein, über den Kettenloisberg nach Stixenſtein und dem Sirningthale, im nächſten Bereiche des Schneebergs.

---

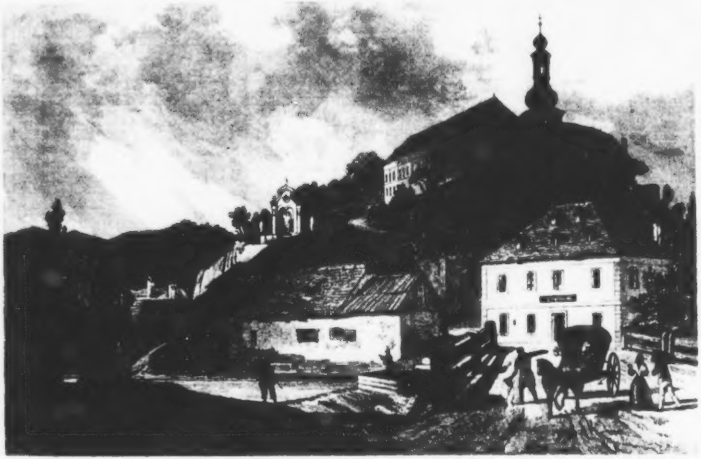
Wir ſetzen von Neuſtadt aus die Fahrt auf der nunmehr eingeleiſigen Bahn nach Süden fort, ſie zieht in ſchnurgerader Richtung über St. Aegyden nach Neunkirchen; die Stationen werden ſeltener, das Auge findet in unmittelbarer Nähe wenig, das es zu feſſeln vermöchte, und haftet unwillkürlich an den Formen der mächtigen Berge im Weſten, ihren kahlen Kuppen und ſchwarzen, tief gefurchten Wänden. In St. Aegyden, das kaum mehr als 10 Häuſer zählt, lenkt für kurze Zeit die Kirche der mehr als tauſendjährigen Pfarre durch ihren ſonderbaren maſſiven Bau und durch einige räthſelhafte, faſt unkenntlich gewordene Steinbilder den Blick auf ſich;

ſie hat mehrere unterirdiſche Gänge und wird, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, den Templern zugeſchrieben. — Neunkirchen, Markt von beiläufig 230 Häuſern, ehemals befeſtigt, verdankt den Namen der Anzahl der früher hier beſtandenen Gotteshäuſer. Die Pfarrkirche, karolingiſchen Stiles, ſoll 892 erbaut ſein. Die jetzige Bedeutung des Ortes liegt in dem außerordentlich lebhaften induſtriellen Betriebe, der ihn als Centralpunct des ſüdlichen Theils des großen Fabriks-Bezirkes erſcheinen läßt, und auch hier die Unwirthbarkeit des Bodens vollkommen paralyſirt hat. Wir nennen vorerſt Ludwig von Brevillier's Metallwaaren- und Schrauben-Fabrik, das wichtigſte Etabliſſement dieſer Art in der Monarchie und dem geſammten Deutſchland, vorgeſchritten in der Erzeugung von Gegenſtänden aus ſchmiedbar gemachtem Eiſenguß; die Baumwoll-Spinnereien von Karl von Ronlet und Friedrich Elz, die Zitz- und Cottonfabrik von Du Paquier und Fullon, die Schwertfegerwaaren-Erzeugung von Jurmann, ſämmtlich von ſolcher Bedeutung, daß ſie mehr als die Hälfte der Marktbewohner beſchäftigen.

Nebſt dem gewerbsfleißigen Pütten und dem ihm nahen Erlach, mit einer Baumwoll-Spinnerei des Joſeph Bauer, gehören zum ſüdlichen Theile des Fabriks-Bezirkes: Rohrbach am Steinfelde, Pöttſchach und Stuppach mit den Spinn-Fabriken des Joſeph Mohr, Auguſt Bräunlich und Caſpar Erdl. Nächſt St. Johann, über das von Ternitz aus die Straße längs der Sirning nach Buchberg führt, finden wir ein wichtiges Blechwalzwerk des Franz Müller.

Immer bemerkbarer wird das Steigen der Bahn, lauter das Schnauben der Locomotive, die Höhen treten näher zuſammen; im Gegenſatz zu dem nach allen Richtungen die freie Umſicht gewährenden Steinfelde drängen ſich dichte, ſaftige Baumgruppen bis hart an den Schienenweg, unter dem die geſchäftige Schwarza bald hinweg gleitet, bald in größeren oder kleineren Bogen abſchweifend die Silberblicke ihrer Wellen durch das Erlengebüſch des Ufers herüberſendet, über Pottſchach hinaus, wo die ſchönen Anlagen nächſt der Fabrik das Auge für einen Moment feſthalten, wird die Gegend wieder freier. Uns zur Linken zeigt ſich auf hoher bewaldeter Kuppe Burg Wartenſtein, deren weißes Gemäuer weit im Lande ſichtbar iſt, zur Linken der Silberberg mit ſeinen Rebenpflanzungen, den letzten vor Oeſterreich's Südgrenze. Gerade vor uns liegt auf mäßigem Hügel ein Gebäude, das zwiſchen Schloß und Kloſter die Mitte hält, deſſen aus dem Hofraume emporragender Thurm aber für die kirchliche Beſtimmung entſcheidet. Es iſt die ehemalige Cella Monacorum, durch Schenkung eines Grafen von Pütten ſchon im Jahre 1094 dem Benedictiner-Kloſter Vormbach in Baiern übertragen, in deſſen Beſitze es bis zum Jahre 1803 verblieb. Im Hintergrunde thürmen ſich Bergrieſen, deren Anblick den Gedanken nicht aufkommen läßt, daß hier für eine Eiſenbahn der Ausweg zu finden ſei, der hohe dreikantige Göſtritz mit ſeinem kanzelartigen Felſengipfel, der breite Wall des Semmering, die finſtere Raxalpe.

Der ſchrille Ruf der Dampfpfeife, vom Echo längs der Höhen fortgetragen, und zwei Thorpfeiler verkünden die Nähe des Bahnhofes — wir ſind in Gloggnitz.



[illegible]

# Zweite Abtheilung.

## Der Semmering.

Aus der Perſonenhalle des Bahnhofes zu Gloggnitz vortretend, gewahren wir faſt unmittelbar über der Thurmſpitze der Schloßkirche das Gebäude der Station Eichberg, vor uns in gerader Luftlinie kaum mehr als 1100 Klafter entfernt, während die Höhe über dem Meeresſpiegel bei Trieſt auf unſerem Standpuncte faſt 223, jene bei Eichberg über 313, der Unterſchied alſo über 80 Klafter beträgt.

Unwillkürlich drängt ſich die Frage auf, ob es keine, die Wirkung des Dampfes überbietenden, oder ſie ergänzenden mechaniſchen Mittel gäbe, um mit einem Bahnzuge jenen Punct auf geradem Wege zu erreichen, und doch war es gerade die Ueberzeugung, daß alle derlei Mittel ſich als ungenügend, unſicher und zugleich als überaus koſtſpielig bewährt haben, daß anderſeits der Bau atmoſphäriſcher Bahnen hinter den glänzenden Erwartungen, die man an ihn knüpfte, weit zurückblieb, welche dafür entſchied, den Höhenunterſchied, der ſich gleich anfangs der Semmeringbahn ſo wie die in ihrer Fortſetzung ſo anſchaulich macht, durch Ausdehnung der Trace in jenem Verhältniß zu erreichen, daß die Anwendung einer eigens für ſtärkere Steigungen conſtruirten Locomotive unerläßlich wurde.

Der Ausſpruch des Monarchen, daß die von Wien nach Trieſt führende Staatsbahn, die Steiermark durchziehend, ihre Hauptſtadt berühren müſſe, und die nördlich von Wien bis Gloggnitz, im Süden von Mürzzuſchlag bis Gratz bereits vollendete Schienenſtraße wies der Verbindung dieſer Bahnen einen ziemlich begrenzten Spielraum an. — Es lag — um mit den Römern zu ſprechen, die auf dem Schlachtfelde wie im Gebiete der Baukunſt ſo Großes geleiſtet haben — der Adler in Feindesreihen; er mußte, was es auch koſte, geholt werden. Die Schwierigkeit der Ueberſteigung einer compacten, nur hie und da durch enge, wirkliche, mitunter ganz ungangbare Schluchten eingefurchten Maſſe gewaltiger Berge war längſt kein Geheimniß mehr, aber hoch über dem Chaos endloſer Hinderniſſe thronte die Ueberzeugung, ſie zu bewältigen müſſe der Wiſſenſchaft, dem Geiſte der Erfindung gelingen, denn die Beobachtung ihres Fortſchrittes ſeit Beginn des Jahrhunderts ließ ja mit ziemlicher Verläßlichkeit vorausſetzen, welche neuen Stadien ſie im Verlaufe eines künftigen Jahrhunderts durchlaufen würden.

Die doppelte Aufgabe, der horizontal wirkenden Dampfkraft den Weg über Höhen zu öffnen, die vor kurzem erſt nur mit großem Aufwand für die altherkömmlichen Verkehrsmittel gangbarer gemacht werden konnten, ferner, den Bau der Locomotive ſo zu vervollkommnen, daß ſie eine weit größere Steigung als die aller bisher bekannten Bahnen zu überwinden vermochten, dieſe Aufgaben, für die es kein Beiſpiel gab, an welche ſelbſt das an Scharfſinn, wie an materiellen Schätzen überreiche Albion ſich nicht gewagt hatte, ſind von einheimiſchen Kräften ſiegreich gelöst worden. Die Eiſenbahn des Semmering ſteht auf Gottes weiter Erde einzig da, ein Rieſenwerk menſchlicher Conception und Willenskraft, wie die ewigen Tempelhallen von Karnac und Gizeh's Pyramiden, ein neuer leuchtender Beweis, daß Oeſterreich, wo es Hochwichtiges gilt, durchzugreifen verſtehe, und kühn voranzuſchreiten, wär' es auch auf Pfaden, die noch von Keinem betreten wurden. Vorſichtig im Urtheile, wo es ſich um den Werth des Neuen, um weittragende Reformen und große koſtſpielige Projecte handelt, weiß es den gefaßten Beſchluß mit ausdauernder Kraft durchzuführen und hat hier, wie es ſeinem Adler ziemt, den höchſten Flug genommen.

Schon zur Zeit, als die Stände Steiermark's ſich dafür entſchieden, das Zuſtandekommen einer das Land durchziehenden Eiſenbahn dadurch zu erleichtern, daß ſie ſich zur Einlöſung der für dieſelbe erforderlichen Grundflächen auf Koſten ihres Domeſticalfondes erboten, blieb nichts unverſucht, um die Verbindung mit der Haupt- und Reſidenzſtadt auf kürzeſtem Wege zu ermitteln. Nach dem damaligen Stande des Eiſenbahnweſens, der Beſchränkung der Wirkſamkeit der Dampfkraft auf geringe Steigungen und Curven von ſehr großem Halbmeſſer, konnte von einer Locomotivbahn über den hohen Grenzwall des Semmering wohl nicht die Rede ſein, man glaubte einen Ausweg in der Richtung gegen Neuberg und Reichenau, oder nöthigenfalls auch öſtlich in der Umgehung der Ausläufer des Wechſels und Verlegung eines Theils der Schienenſtraße auf ungariſchen Boden zu finden. Ganz im Hintergrunde lag das Abhilfsmittel einer Pferdebahn, ſelbſt die entſprechende Einrichtung des Verkehrs auf der weſtlich angelegten Bergſtraße, die ſeit Kurzem den vieljährigen Klagen über die Mangelhaftigkeit der bisher ziemlich mittelalterlichen, nur durch ungeheuern Aufwand an Vorſpann zu überwindenden Communication ein Ende gemacht hatte.

Die erſten Erhebungen, durch den Landes-Gouverneur in Steiermark, Grafen von Wikenburg, veranlaßt, ſtellten, wiewohl meiſt nur auf barometriſche Meſſungen gefußt, die weſtliche Ausbeugung mit Benützung des Kogellerthales und

Praingrabens als ungeheuer ſchwierig dar, während die öſtliche einen unverhältnißmäßigen Umweg, die höchſt problematiſche Einigung mit Ungarn wegen Grundbenützung und Zollverfahren erfordert hätte, — übrigens auch in Steiermark ſtatt eines allerdings ſehr großen Hinderniſſes eine ganze Reihe kleiner Hemmniſſe bei Führung der Bahn über geſchloſſene Hügelketten und die Waſſerſcheiden der Raabzuflüſſe zu überwinden war.

Nach Errichtung der General-Direction für Staats-Eiſenbahnen im Jahre 1842 wurden jene Erhebungen, gefaßt auf verläßliches Nivelliren, eifrigſt fortgeſetzt. Mit hellem Blick die Entwicklung des Eiſenbahnweſens auf beiden Hemiſphären auch in den kürzeſten Zeitabſchnitten verfolgend, hatte der damalige Hofkammer-Präſident Freiherr von Kübeck den Inſpector Karl Ghega und den Ober-Ingenieur Moriz Löhr zur Bereiſung des europäiſchen Continents, England's und Nordamerica's abgeordnet, und erſterem die Aufgabe geſtellt, die auf den einzelnen Bahnen in Anwendung gebrachten mechaniſchen Mittel zur Beſiegung von Terrainhinderniſſen ſorgfältig zu prüfen, insbeſondere aber der Einrichtung der transatlantiſchen Schienenſtraßen ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen, auf denen man zuerſt begonnen hatte der Dampfkraft, durch Vervollkommnung des Maſchinenweſens, im Ueberwinden von Steigungen viel größere, als die bisher bekannten Leiſtungen zuzumuthen. Noch vor ſeiner Rückkehr war man zur Ueberzeugung gelangt, daß, ſollte das vorgeſteckte Ziel in genügender Art erreicht werden, die Ueberſetzung des Semmering angeſtrebt werden müſſe. In voller Zuverſicht des Gelingens ſetzte man dem Bahnhofe zu Mürzzuſchlag den gegenwärtigen Standpunct feſt, und als Ghega ſeine Erfahrungen dargelegt, und ſich entſchieden für den Bau einer Locomotivbahn über den Semmering ausgeſprochen hatte, erhielt der General-Director Hofrath Ritter von Francesconi den Auftrag, das Project einer ſolchen in Angriff zu nehmen. Clegg's vielbeſprochene Erfindung der atmoſphäriſchen Bahnen, die um ſo größeres Aufſehen erregte und um ſo gewiſſer weit greifende Reformen erwarten laſſen mußte, als die Unwiderleglichkeit des Princips Jedermann einleuchtete, und falls ſie ſich bewährte, jede Schwierigkeit der Höhenüberſteigung verſchwand, gebot der Ausführung des von Ghega verfaßten Projectes einen ſehr erklärlichen Stillſtand. Bald jedoch hatten ſich die glänzenden Illuſionen verflüchtigt, als der complicirte Mechanismus der pneumatiſchen Röhren erkennen ließ, daß auf ungeſtörten Betrieb nicht zu rechnen ſei, und daß die Koſten der atmoſphäriſchen jene einer Locomotivbahn ſelbſt bis zum Zehnfachen überſteigen würden.

Die Seilebenen mit ſtehenden Maſchinen, Rollen ꝛc. hatten ſchon früher, namentlich aus dem finanziellen Geſichtspuncte, ſo viele Unzukömmlichkeiten entwickelt, daß Ghega ſie in America bereits größtentheils abgeſchafft fand, in England war dasſelbe geſchehen, oder der ſchon gefaßte Beſchluß zur Ausführung ſolcher Vorrichtungen wieder aufgegeben, nur die ſchiefe Ebene zwiſchen London und

Blackwell, durch eine ungeheure Frequenz vor Allem begünſtigt, vermochte ihr Daſein bis zum Jahre 1849 zu friſten*).

Das allmähliche Verdrängen jener theils bedenklichen, theils ſehr koſtſpieligen Aushilfsmittel ſtand im Zuſammenhange mit den Fortſchritten im Bau der Locomotiven, deren Dimenſionen, Gewicht und Heizfläche man vermehrt, für deren größere Gelenkigkeit man Sorge getragen, und deren Adhäſion an die Schienen durch Kuppelung der Räder und Beigabe neuer Räderpaare man geſteigert hatte, um das Mißverhältniß der unmittelbar durch den Dampf bewegten (ziehenden) zur todten Laſt thunlichſt zu vermindern.

Schon auf der Reiſe nach America hatte Ghega Bahnſtrecken getroffen, auf welchen Steigungen von 1 : 60, ſelbſt ſtärkere, mit größeren Maſchinen anſtandslos überwunden wurden. Schnelle Nachahmung fanden dieſe Beiſpiele in England und auf dem europäiſchen Continent. Neu erfundene Vorrichtungen erhöhten die Wirkſamkeit des Syſtems, und als in Belgien, auf der Alp in Würtemberg und auf der bairiſch-ſächſiſchen Eiſenbahn Locomotive Laſten bis zum Gewichte von 2000 Centner über anhaltend ſchiefe Ebenen, der Steigung von 1 : 45, ja 1 : 40, ungeachtet bedeutender Krümmungen anſtandslos gefördert und ihre Dienſtesfähigkeit während eines längern Zeitraumes bewährt hatten, konnte nichts mehr im Wege ſtehen, dieſen Maßſtab mit voller Beruhigung bei Beſtimmung der Trace für die Semmeringbahn anzulegen.

Den durch das Harren auf die Entwickelung des atmoſphäriſchen Syſtems verurſachten Stillſtand hatte Ghega, in voller Ueberzeugung, daß man ſich zuletzt doch für eine Locomotivbahn entſcheiden werde, dazu benützt, ſeinen im Jahre 1844 vollendeten erſten Entwurf ſorgfältig zu überprüfen und ihn den ſeitherigen Fortſchritten im Bahnbau und Maſchinenweſen anzupaſſen. Der nun für Steigung wie für Krümmungen beträchtlich erweiterte Spielraum bot ihm die Möglichkeit, die Trace um Vieles zu verkürzen.

Sie blieb im Weſentlichen die des erſten Entwurfes, die Bahn ſollte, nach dieſem, längs der Abhänge des Silber- und Grillenberges das Reichenauer Thal bis ganz in die Nähe dieſer Ortſchaft verfolgen, hier zur Gewinnung der entgegengeſetzten Höhen die Schwarza, den Payerbach, die Schluchten, den Kuf-, Höll- und Apfaltersgraben überſetzen, worauf ihre Serpentine am vorderen Eichberg jenen faſt um eine Viertelmeile in gerader Linie von Gloggnitz abſtehenden, jedoch ſchon um 80 Klafter höher gelegenen Punct erreichen, zur Umgehung des Gortſcha-Kogels nach Süden abbeugend, längs der ſteilen Felswände über Schottwien wieder eine weſtliche Richtung einſchlagen und nach Ueberſetzung der Adlitzgräben in mehrfachen Krümmungen ſich der Einſattelung zwiſchen dem Göſtritz und hohen Semmering zuwenden mußte; dieſe, unmittelbar unter der Grenzmark Oeſterreich's und Steiermark's mittels eines Tunnels durchbrechend, hatte ſie den höchſten, zugleich den Endpunct der Terrainſchwierigkeiten erreicht, da von hier bis Spital und Mürzzuſchlag das langgedehnte Pöſchnitzthal viel mildere Höhenunterſchiede, und eine von der geraden nur wenig abweichende Richtung zu benützen geſtattete.

---

*) Die Gründe, welche den dermaligen Miniſterial-Rath Ritter von Ghega beſtimmten, rückſichtlich des Semmering auf einen Schienenweg für ausſchließlichen Locomotiv-Betrieb zurück zu kommen, ſind in deſſen Werke: Ueberſicht der Hauptfortſchritte des Eiſenbahnweſens im Jahrzehnte 1840—1850 und Ergebniſſe der Probefahrten auf einem Theile der Semmering-Bahn, Wien 1852 bei Gerold, ebenſo überzeugend als gemeinfaßlich dargeſtellt.

Die ganze Entfernung vom Gloggnitzer- zum Mürzzuſchlager-Bahnhofe betrug nach dem erſten Entwurfe 22,648 Klafter. Der Höhenunterſchied zwiſchen dem erſten Puncte und dem Durchbruche am Semmeringkogel 246 Klafter. Der Fall von hier bis Mürzzuſchlag auf die Länge von 5871 Klafter 116 Klafter; als höchſte Steigung war 1 : 50 angenommen; es waren 22 Viaducte und Brücken, und 10 Tunnels, letztere von der Geſammtlänge von 1716 Klafter erforderlich, von welchen 685, ſomit weit mehr als ein Drittheil, auf den Haupt-Tunnel unter der Grenzſcheide entfielen.

Die Frucht der erneuerten Studien war die Verkürzung der Trace auf $21,632\frac{1}{2}$ Klafter, wogegen auch Steigungen von 1 : 45, ſelbſt 1 : 40, die letztern jedoch nur in kürzern Strecken und im Krümmungshalbmeſſer von 150 bis 100 Klafter in Anwendung kommen; die Zahl der eigentlichen Viaducte wurde auf 16 beſchränkt, jene der Tunnels erſt in der Folge auf 15 erhöht. Der Haupt-Tunnel erhielt die Länge von 753 Klafter.

Eine von der Trace Ghega's weſentlich abweichende Richtung hatte der Ober-Ingenieur und Director der Wien-Gloggnitzer Bahn, Michael Schönnerer für ſein Project zur Ueberſetzung des Semmering gewählt. Es lag demſelben die Idee zu Grunde, die Bahn von Neunkirchen aus, ſtatt die bis Gloggnitz vollendete Strecke zu benützen, allmählich gegen die Höhen nächſt der Veſte Wartenſtein ſteigen zu laſſen, und ſie längs der Berge an der Südſeite des Thales von Schottwien und der ſteilen Abhänge des Göſtritz bis zum oberſten Querwalle zu führen, der zur Verbindung mit dem Pöſchnitzthale gleichfalls mittels eines Tunnels zu durchbrechen war. Die Trace hätte von Neunkirchen bis Mürzzuſchlag die Geſammtlänge von 24,656 Klafter erhalten, wodurch ſich, dem Entwurfe Ghega's entgegengehalten, allerdings eine Verkürzung von $1\frac{1}{8}$ Meile ergeben hätte doch waren auf dieſem Zuge nicht mindere Terrain-Schwierigkeiten, als auf jenem zu überwinden; die tiefen Furchen der Bergwände machten eine große Anzahl von Bauten und Viaducten, nebſt 15 Tunnels der Geſammtlänge von 2249 Klaftern nöthig, dabei hatte Schönnerer an die Entwickelung des Maſchinenweſens noch höhere Anforderungen geſtellt, da er Steigungen von 1 : 30, ſelbſt 1 : 27 in ſeinen Entwurf aufnahm. Der Geſammtkoſtenanſchlag war um ein geringes höher, als jener für Ghega's erſteres Project geſtellt. Ein dritter Entwurf, von dieſem über erhaltenen Auftrag vorbereitet, mit der Verlängerung der Locomotiv-Bahn in der Richtung der Commerzialſtraße bis Schottwien, konnte nur zur Ausführung gelangen, wenn die auf die atmoſphäriſche Conſtruction gebauten Hoffnungen in Erfüllung giengen, oder wenn man für den weit von Höhenzug zu Seilebenen, ſtehenden Maſchinen, ꝛc. oder endlich zum Pferdebetrieb die Zuflucht genommen hätte.

Der Miniſter der öffentlichen Arbeiten, Andreas Ritter von Baumgartner, entſchied ſich im Jahre 1848 für Ghega's umgeſtaltetes Project, doch konnten zur Zeit der politiſchen Wirren die an mehreren Puncten gleichzeitig begonnenen Erdarbeiten nicht zur kräftigen Entwickelung gelangen. Dies geſchah erſt nach Herſtellung der Ordnung im Jahre 1849.

Das zweite, nicht minder wichtige Moment und die eigentliche Bedingung eines entſprechenden Betriebes der Bergbahn: die Vervollkommnung des Baues der Locomotive hatte Karl Ritter von Bruck gleich nach ſeinem Antritte des Miniſteriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten ſcharf in's Auge gefaßt, und zur Ausſchreibung eines Preiſes von 20,000 Ducaten für jene Maſchine, die in Ueberwindung der Steigungen, ſowie der zahlreichen Krümmungen und Gegenkrümmungen von geringem Halbmeſſer, innerhalb einer gegebenen Fahrzeit das Vorragendſte leiſten würde, dann dreier weiterer Preiſe von 10,000, 9000 und 8000 Ducaten für die ihr an Reſultaten zunächſt kommenden Locomotive, die kaiſerliche Genehmigung erwirkt.

Das im März 1850 veröffentlichte Programm beſtimmte vier Unternehmungen, die ſeit Jahren berühmten Etabliſſements Cockerill's bei Seraing in Belgien, der Wien-Gloggnitzer-Eiſenbahn-Geſellſchaft, Maffei's in München und die kräftig aufſtrebenden Werkſtätten Günther's zu Wiener-Neuſtadt, in die Schranken zu treten.

Es dürfte für den geneigten Leſer von Intereſſe ſein, die Principien, von welchen die einzelnen Preisbewerber bei der Conſtruction ihrer Maſchinen ausgingen, die weſentlichen Unterſchiede im Bau derſelben und die Reſultate der in der Zeit vom 13. Auguſt bis 16. September 1852 auf der Strecke von Payerbach bis Eichberg vorgenommenen Probefahrten in Kürze hier dargelegt zu finden, auf welcher Strecke alle Steigungs- und Krümmungs-Verhältniſſe der Semmeringbahn ziemlich vollſtändig repräſentirt ſind, und deren Oberbau geraume Zeit früher durch die Befahrung mit zwei ſtärkeren Locomotiven gewöhnlicher Art der ſüdlichen Staatsbahn, Save und Guarnero, erprobt worden war.

Alle Concurrenten hielten ſich an den Grundſatz, daß die Fortſchaffung größerer Laſten über die vorhandenen ſchiefen Ebenen nur durch Maſchinen von größeren Dimenſionen und Heizflächen, zugleich durch Verlegung eines verhältnißmäßig ſtarken Gewichtes auf die Trieb- und die mit ihnen in Verbindung gebrachten Räder, ſowie durch Gelenkigkeit der Achſengeſtelle (letztere der Krümmungen wegen) erzielt werden könne. Jeder derſelben hatte jedoch zur Erreichung dieſes Zweckes ſeinen eigenthümlichen Weg eingeſchlagen.

Bei der Locomotive Bavaria, der erſten, die auf dem Kampfplatze erſchien, mit 1960 engliſchen Quadrat-Fuß Heizfläche, zwei Cylindern von 20 Zoll Durchmeſſer und 30 Zoll Kolbenhub, nebſt dem beladenen Tender im Gewicht von 1220 Wiener Centner, waren die 8 Räder der Maſchine mit den 6 Rädern des Tenders durch Ketten ohne Ende gekuppelt, eine Vorrichtung, die jenes Geſammtgewicht für die Adhäſion an die Schienen wirken ließ. Ihre Länge betrug ſammt Tender 50 Fuß 9 Zoll.

Günther's Locomotive Wiener-Neuſtadt führte keinen abgeſonderten Tender. In der Geſammtlänge von 40 Fuß von Puffer zu Puffer waren an den Seiten des Dampfkeſſels die Maſſabehälter, rückwärts desſelben die Holzvorräthe angebracht. Bei 8 Rädern zu je 4 an einem beweglichen Untergeſtelle befeſtigt, 4 Cylindern des Durchmeſſers von 125 Zoll und 24 Zoll Kolbenhub, war ihre Heizfläche mittelſt 180, über 20 Fuß langen, Siedröhren auf 1850 Quadrat-Fuß engliſches Maß gebracht. Ihr Gewicht ſammt Waſſervorrath betrug 1093 Wiener Centner.

Seraing, die Locomotive Cockerill's, hatte, bei 40 Fuß Länge der Maſchine, mit jener die Zahl der Untergeſtelle, der Räder und Cylinder gemein. Eigentlich ſtellte ſie ſich als eine Combination zweier Keſſel mit je an den Enden der Maſchine angebrachten Rauchfängen, und in der Mitte mit geſonderten Feuerſtätten, jedoch mit gemeinſchaftlichem Waſſer- und Dampfraume dar. Die Cylinder von 16 Zoll Durchmeſſer und 12 Zoll Kolbenhub lagen nach Innen zwiſchen den Rädern. Die Heizfläche betrug 1760 engliſche Quadrat-Zoll, das Gewicht 1001 Wiener Centner. Bei der Lage der Feuerbüchſen mußte das Bedienungs-Perſonal den Raum auf den Plattformen an der Seite des Keſſels einnehmen, daher Holz- und Waſſer-Vorrath auf einem abgeſonderten 4rädrigen Tender mitgeführt wurde.

Die geringſte Abweichung von der bis dahin üblichen Conſtruction ergab ſich bei der Locomotive Vindobona der Wien-Gloggnitzer Maſchinen-Fabrik. Bei der Länge von 25 Fuß ohne dem angehängten 6rädrigen Tender, waren ihre Dimenſionen gegen die gewöhnlichen um ein Namhaftes verſtärkt. Die Heizfläche betrug 1744 Wiener Quadrat-Fuß, das Gewicht 844 Wiener Centner. Die beiden vor den Triebrädern liegenden Cylinder hatten, bei 16 Zoll Durchmeſſer, 22 Zoll Kolbenhub, ihre urſprünglichen 6 an dem unbeweglichen Untergeſtelle des Keſſels befeſtigten Räder wurden erſt nach dem Eintreffen in Payerbach um ein weiteres Paar vermehrt; zur Erzielung größerer Beweglichkeit war jedoch das vorderſte Räderpaar bei den Probefahrten der Kuppelung der übrigen nicht einbezogen.

Sämmtliche 4 Locomotive leiſteten mehr als das Programm gefordert hatte. Das durchſchnittliche Reſultat der Probefahrten war jedoch mit Rückſicht auf die Beförderung einer größern Laſt mit Verwendung der mindeſten Quantität von Brennſtoff, dann auf die kürzere Fahrzeit, bei der Locomotive Bavaria entſchieden das günſtigſte, daher ihr auch der erſte Preis zuerkannt wurde.

Ihr zunächſt ſtand die Maſchine Wiener-Neuſtadt, die überdies das Neue und Sinnreiche ihrer Conſtruction, ſowie das Zuſammendrängen des größten für Adhäſion wirkenden Gewichtes im kleinſten Raume für ſich hatte. Sie wäre wohl als die vorzüglichſte anerkannt worden, hätte ſich zur Zeit, als das Preisvertheilungs-Comité ſeine Entſcheidung fällte, ſchon herausgeſtellt, daß die, wiewohl ſehr ſtarke, Kette zur Kuppelung der 14 Räder der Bavaria und ihres Tenders ſich auf die Dauer nicht bewähren würde.

Die Preisausſchreibung hatte nun allerdings nicht den Erfolg, daß die Anfertigung der für den Semmering nöthigen Betriebsmittel nach dem Muſter einer oder der anderen der concurrirenden Locomotive ſogleich eingeleitet werden konnte. Bei jeder einzelnen ergaben ſich mehr oder minder wichtige Bedenken rückſichtlich der Dauerhaftigkeit der Einwirkung auf den Oberbau, oder des gefahrloſen Zurücklegens der zahlreichen ſtark gekrümmten Strecken, doch hatte jede einzelne irgend ein neues Princip oder doch ein werthvolles Detail in der Conſtruction entwickelt, die, combinirt und vervollkommnet, eine dem Zwecke ganz zuſagende Leiſtung anhoffen ließen.

Dem k. k. Rathe Wilhelm Engerth, techniſchen Rathe der Section des Handels-Miniſteriums für Communicationen war es vorbehalten, dieſe Aufgabe zu löſen.

Den Vorzug der Locomotive Wiener-Neuſtadt, das Gewicht der Maſchine und der ſonſt auf den Tender verlegten Vorräthe vereint für die Adhäſion wirken zu laſſen, im vollſten Maße würdigend, hatte er bei ſeinen abermals nach einem neuen Princip ausgeführten Berglocomotiven die Fähigkeit der Leiſtung, ſowie die Beweglichkeit dadurch weſentlich geſteigert, daß er von zweien mit je 4 Rädern verſehenen, unter ſich verbundenen, jedoch beweglichen Geſtellen das erſte für die Maſchine und die Waſſerbehälter, das zweite zur Unterlage für den rückſeitigen Theil des Dampfkeſſels und zur Aufbewahrung des Brennſtoffes beſtimmte, den Triebrädern jedoch in der Räderreihe den vorderſten Platz anwies, und ſie mit einem Gewichte von beiläufig 120 Centner belaſtete, wodurch dem Entgleiſen bei Weitem mehr, als es bei allen bisherigen Conſtructionen der Fall war, vorgebeugt wurde.

Die Beweglichkeit der Untergeſtelle, vollkommen hinreichend, um die an ſich kurze Maſchine jede der vorhandenen Krümmungen ohne alle Schwierigkeit und Gefahr durchlaufen zu laſſen, hat jedoch ihre unüberſchreitbare Grenze, und eben hierin liegt der nicht genug zu beherzigende Werth von Engerth's Erfindung, daß ſelbſt im Falle des Entgleiſens der erſten Räderpaare die Maſchine ſtets in einer den Schienen parallel laufenden Richtung erhalten wird, und ſich entweder in dieſer fortbewegt, oder in nächſter Nähe der Geleiſe feſtwühlt, eine Einrichtung, die den Reiſenden ſelbſt auf den ſchauerlichſten Strecken der an ſchroffen Felswänden hinziehenden Bahn die volle Sicherheit verbürgt.

Dieſe Maſchinen, der Länge von 34 Fuß und des Gewichtes von 1000 Wiener Centner, haben bei den, ſelbſt unter den ungünſtigſten Witterungs-Verhältniſſen vorgenommenen Proben ſtets mehr als das Doppelte der gewöhnlichen Locomotive geleiſtet, für den geſammten Betrieb der Bergbahn reichen 36 von ihnen aus, und ſind bereits größtentheils geliefert, während von jenen gewöhncher Conſtruction jedenfalls 72 erfordert würden. Ganz abgeſehen davon, was an Gebäuden für die Unterbringung ſo vieler Maſchinen erſpart wird, beträgt der Minderbedarf an Perſonal, Brennſtoff und Reparaturkoſten für dieſelben nach vollkommen verläßlicher Berechnung jährlich über 130,000 fl.

Engerth's Verdienſt wurde nicht allein vom Monarchen durch den Franz-Joſeph Orden belohnt, es hat auch im Auslande in weiten Kreiſen die ehrendſte Anerkennung gefunden. Des Urtheils der Männer vom Fache erwähnen wir nicht; am deutlichſten ausgeſprochen iſt es durch die zahlreichen Beſtellungen von Locomotiven nach Engerth's Syſtem ſelbſt aus den, im Eiſenbahnweſen am meiſten vorgeſchrittenen Ländern des europäiſchen Continents.

## Die Bahn, ihre Beſchaffenheit, Stationen und Objecte.

Es bedarf hier nicht der Beſchreibung der im Weſentlichen ſchon angegebenen Trace; es ſei nur bemerkt, daß ſie, mehrere Einbuchtungen längs des Gortſcha-Kogels und der Weinzirlwand ungerechnet, zwei große, und vom Adlitz-Graben drei kleinere, Serpentinen bildet, ein Umſtand, der für den Reiſenden, wenn ihm anders ein Funke von Empfänglichkeit für Schönes in der Bruſt wohnt, ungemein günſtig iſt, da ſich ſeinen Blicken auf kurze Entfernung ſtets wieder die Seitenanſicht der zurückgelegten Strecke entwickelt, die den kühnen Charakter der Anlage, wie die einzelnen Objecte dem Gedächtniß tiefer einzuprägen geſtattet, während auf andern Bahnen das Kunſtreiche oder Impoſante ihres Baues für ihn großentheils verloren geht. Die Semmeringfahrt iſt in dieſer Beziehung das Prototyp einer magiſchen Zimmerreiſe; wenn ſie bei Tage durch den überraſchenden Wechſel der Bilder entzückt, ſo empfehlen wir nicht minder die Wiederholung zur Nachtzeit, ſie gewährt ein prachtvolles Schauſpiel, wenn der Mond ſeine ſtille Glorie über Nah und Fern ausgegoſſen hat, die Bäche in den Thalſohlen wie flüſſiges Silber ſich fortſchlängeln, und träumeriſche Nebelflocken gleich Elfenringen um die Felſen ſchweben; ſie gewährt den Eindruck des Schauerlich-Großen, wenn des Himmels Leuchten verhüllt ſind, tiefes Dunkel über den Abgründen ſchwebt, plötzlich aber ein Glutſtrom aus der Eſſe der ſchnaubenden Locomotive die Finſterniß zerreißt, und hier ein majeſtätiſches Berghaupt, dort eine geſpenſterartige Reihe von Klippen wie im Blitzesſchimmer hervortritt. Es iſt fürwahr eine Fahrt mit dem Flammenwagen Elias des Propheten, und die Täuſchung zu vollenden läßt hier und dort ein Licht, aus ſchwindelnder Tiefe unter uns, von einer menſchlichen Behauſung emporflimmernd, vermuthen, wir müßten dem Himmel bereits ziemlich nahe ſein.

Unwillkührlich überkommt uns eine Art markerſchütterndes Grauen, eine „Gänſehaut“ wie man im gemeinen Leben ſagt, doch iſt der Eindruck zugleich ein wonniger, und immerhin mag man ſich dem letzteren Gefühle hingeben, denn nirgends iſt für Sicherheit von Leben und Gut ſchon im Vorhinein ſo viel geſchehen, nirgends wird ſo ausdauernd und emſig gewacht, daß nicht die kleinſte Vorſicht zur Vermeidung von Unfällen verſäumt bleibe, als eben hier.

Die Bahn, durchgängig mit zwei Geleiſen angelegt, hat ſchon wegen des Gewichtes der hier verwendeten Maſchinen, und der Wirkung, die das Bremſen der Züge bei dem ſtarken und anhaltenden Gefälle während der Thalfahrt nothwendiger Weiſe auf den Oberbau ausüben muß, in der Conſtruction dieſes Letztern manches Eigenthümliche. Um Nichts außer Acht zu laſſen, was zur Erzielung von Solidität beitragen konnte, erfolgte ſeine Ausführung unter ſtrenger Aufſicht.

Vor Allem war man darauf bedacht, Senkungen des Bahnkörpers und jenen Beſchädigungen desſelben vorzubeugen, welche die an manchen Stellen den Boden ſchwängernden Waſſeradern, ſowie die in den Gebirgsſchluchten bei jedem ſtärkern Niederſchlage ſich erzeugenden Gerinne und Wildbäche beſorgen ließen.

Der Oberbau erhielt deshalb eine 9″ ſtarke feſt geſchichtete Stein-Unterlage, die wieder mit einer 9zölligen Schicht geſchlegelten Schotters überdeckt wurde.

Die Querſchwellen (Slippers) ſind aber nicht, wie bei andern Bahnen, in dieſe verſenkt, ſondern im Abſtande von 3′ von Mitte zu Mitte auf Längenſchwellen befeſtigt, wodurch der Druck auf den Bahnkörper nicht auf den einzelnen Querſchwellen concentrirt bleibt, ſondern, wie bei der Bedielung gut conſtruirter Kettenbrücken, auf einen compacten, 6 bis 8 Querſchwellen ſtützenden, Holzroſt vertheilt wird.

Die Schienen, im Gewichte von 24 Pfund für den Currentfuß und wie ein umgekehrtes T geformt, aus dem ſtärkſten Eiſen angefertigt, ſind an ihrem Zuſammenſtoße durch ſtarke Eiſenzulagen (Lappen) von jedem Ende mittels zwei ſorgfältig gearbeiteter, die Schienen durchgreifender Schraubenpolzen zuſammengekuppelt, wodurch jedem Ausweichen der Schienenende in verticaler wie in horizontaler Richtung, ſomit der am häufigſten vorkommenden Urſache der Entgleiſungen, vorgebeugt iſt.

Die Wechſel ſind ohne alle Ausnahme nach dem neuen, volle Verläßlichkeit gewährenden Princip conſtruirt.

Bei Krümmungen von einigem Belange liegt der äußere Schienenſtrang um 1, ſelbſt um 3″ höher als der innere; die Abſtufungen dieſer Differenz ſind mit großer Genauigkeit darauf berechnet, zu verhüten, daß im möglichen Falle des Entgleiſens dies an der, dem Zuge die Gefahr des Abſtürzens drohenden, Seite geſchehe, zugleich der beim Durchfahren von Curven im Verhältniß der Kürze des Halbmeſſers ſich ſteigernden Centrifugalkraft entgegen zu treten.

Die großen, der Sicherung des Verkehrs gebrachten pecuniären Opfer erſcheinen gerechtfertigt, wenn erwogen wird, daß auf der Semmeringbahn im Ganzen nur 987 Klafter horizontaler Strecke vorkommen, von denen 856 auf den 15.300 Klafter meſſenden Theil zwiſchen Gloggnitz und dem Haupttunnel, 131 Klafter auf die 6329 Klafter von hier bis Mürzzuſchlag entfallen; daß die Krümmungen 10,762 Klafter, ſomit ziemlich genau die Hälfte der Geſammtlänge betragen, von welchen 38 (zuſammen 3482 Klafter lang) im Halbmeſſer von 150,30 (zuſammen 3781 Klafter lang) in jenem von 100 Klafter angelegt ſind.

Es verſteht ſich, daß auf den Stationen für möglichſt horizontale Lage der Haupt- und Nebengeleiſe geſorgt iſt.

Dieſelbe löbliche Rückſicht hat bei den Einrichtungen für den Betrieb vorgewaltet. Von allen Staats- und den kürzlich in die Regie des Staats übergegangenen Privatbahnen wurden die erprobteſten Techniker, Maſchinenführer und Bahnwächter, für die Semmeringſtrecke gewählt; das geſammte Perſonal erhielt als Entſchädigung für den ſchwierigen Dienſt, zur Anſpornung des Eifers und der Aufmerkſamkeit Total-Zulagen. Man ließ es nicht bei den bisher in Oeſterreich üblichen optiſchen Signalmitteln und dem galvaniſchen Telegraphen bewenden. Da dieſer den ſtörenden Einflüſſen der Witterung unterliegt, jene häufig durch die ſchweren Nebel der Gebirgsgegenden unwirkſam gemacht werden, ſo wurden überdies noch auf den meiſten Wächterhäuſern elektro magnetiſche Glockenſignale angebracht, die ihre kräftige Metallſtimme auf große Entfernungen forttragen; die bereits aufgeſtellten haben ſich als ſehr zweckmäßig bewährt, ihre Zahl wurde für die Strecke Gloggnitz-Mürzzuſchlag auf 54 feſtgeſetzt.

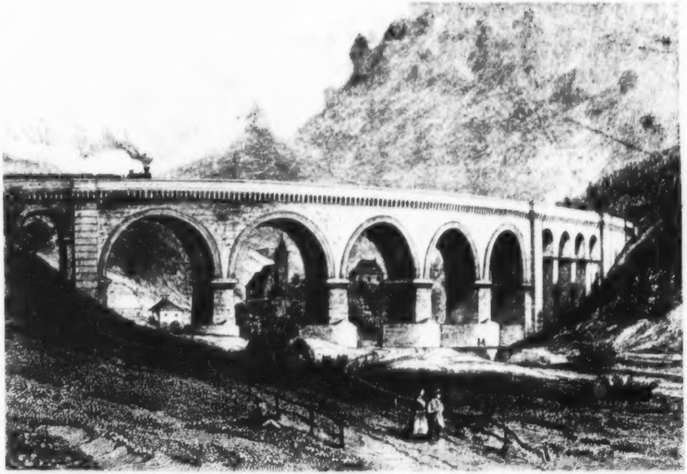
Wenn es kein Mittel giebt das Verhängniß, oder richtiger geſagt, die Fügung des Himmels abzulenken, ſo vermag menſchliche Vorſicht doch der Gefahr mit Erfolg entgegen zu treten, und wer unbefangen erwägt, was hier zu dieſem Zwecke geſchah, wird an den Felswänden des Semmering mit größerer Beruhigung hingleiten, als auf den Schienenſtraßen des Flachlands, wo, wie Erfahrung lehrt, ein, wenige Fuß hoher Damm der Anlaß furchtbarer Kataſtrophen werden kann, und ein weit ſchlimmerer Feind, die im Gefolge des Alltäglichen ſelten mangelnde Sorgloſigkeit, auf den Reiſenden lauert.

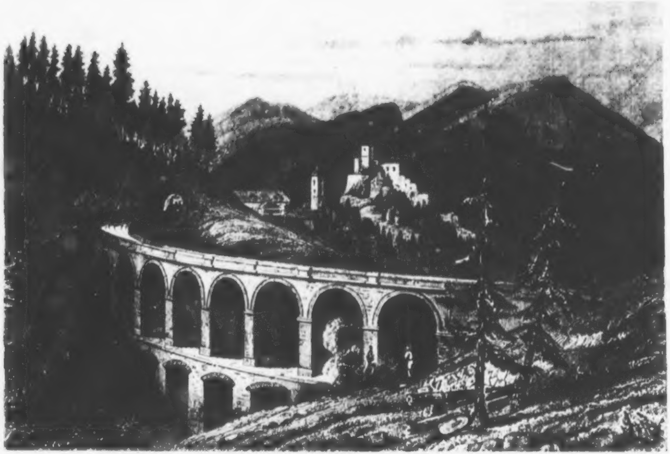
Die Bahn hat zwiſchen den Endpuncten Gloggnitz und Mürzzuſchlag ſechs Zwiſchenſtationen: Payerbach, Eichberg, Schloß Klamm, Breitenſtein, Haupt-Tunnel oder Semmering und Spital. Ihre Entfernung unter ſich wechſelt von 2000 bis 3600 Klafter. Im Tarife ſind dieſe Diſtanzen für die Strecke Spital-Mürzzuſchlag mit $1\frac{1}{8}$, jene der übrigen Zwiſchenſtationen mit einer Meile angenommen und es entfallen für die Geſammtlänge $7\frac{1}{2}$ Meile oder 30.000 Klafter, in der That eine höchſt ſchonende, das Publicum ausnehmend begünſtigende Maßregel, dem Staatsſchatze eine jedenfalls nur theilweiſe Entſchädigung für die Auslagskoſten zuzuführen, die bei der enormen Steigerung der Material- und Arbeitspreiſe ſeit Anfertigung des Projectes, auf die Meile vertheilt wohl das Sechsfache jener für gewöhnliche Eiſenbahnen betragen, ganz abgeſehen von dem Aufwande der Erhaltung und der viel umfangreicheren Anſtalten für den Betrieb.

Die die Gebäude der Wien-Gloggnitzer Bahn charakteriſirende Eleganz wechſelt auf dem Semmering mit dem Eindrucke ſchmuckloſer Zweckmäßigkeit und Solidität. Mit Ausnahme jener in Payerbach, die zum Theil aus Holz, nach Schweizerart mit niedlichem Getäfel und Schnitzwerk, ausgeführt ſind, herrſcht in den Bauten der ruſtike Styl vor. Die Stations-Gebäude ſind größer und freundlicher, aber im Mauerwerke nicht minder ſtark, als die Cantonieren der Stilfſerjoch-Wüſte, die 57 Wächterhäuſer, die, wo es die Oertlichkeit erfordert, auf weniger als 200 Klafter nahe gerückt ſind, haben etwas Gedrungenes, Alpenmäßiges, ſie laſſen erkennen, daß es ſich um ergiebigen Schutz gegen Stürme, Schneegeſtöber und jene Regengüſſe der Gebirgsregionen handle, die nicht mehr in Tropfenform, ſondern in dichten, ununterbrochenen Waſſerfäden tagelang aus den Reſervoirs ſchwerer Nebeldecken herabrauſchen. Die Wächterhäuſer ſind mit einem Stockwerke verſehen, und beherbergen je zwei Familien, auch bieten ſie Raum für einigen Vorrath an Lebensmitteln, für Werkzeuge und Requiſiten.

Der Waſſerbedarf zur Speiſung der Maſchinen iſt, wiewohl mit erheblichen Koſten, für die ganze Bergbahn vollkommen ſicher geſtellt; er wird mitunter aus weit entlegenen Quellen in hölzernen Leitungen den bei den Stationen angelegten Waſſerbehältern, und nach vorläufiger Klärung aus dieſen mittels Gußeiſenröhren den Kranichen zugeführt. Dampfpumpen haben ſich nur in Payerbach und auf dem höchſten Puncte, der Station Semmering, als nöthig erwieſen.

Von den zahlreichen Bau-Objecten iſt der das Schwarzathal in der Länge von 120 Klaftern überſetzende Viaduct das längſte aller hier vorkommenden, das würdige Propyläum des gigantiſchen Baues; er bildet zugleich die Scheitellinie der größten Serpentine, die ſich längs dem Grillenberge nach Nordweſt, und an der jenſeitigen Höhe bis Apfaltersbach wieder in ſüdöſtlicher Richtung hinzieht; das Schienen-Niveau liegt auf demſelben um 80 Fuß über dem niedrigſten Stande der Schwarza. Ein einziger ſeiner 5 mittleren Bogen der gleichmäßigen Spannweite





[illegible]

von 63 Fuß würde für den ungehemmten Waſſerabzug auch dann genügen, wenn der geſchmolzene Schnee des Hochgebirges das Flüßchen zum reißenden Waldſtrom umgewandelt hat; es darf ſich dieſes einer Brücke rühmen, wie ſie der prächtige Tajo in den gefeierten Werken der Mauren nicht aufzuweiſen hat.

An die mittleren 5 ſchließen ſich zu beiden Seiten noch je 4 Bogen der lichten Weite von 31 Fuß. Der Viaduct, unter dem auch die Reichenauerſtraße hinzieht, iſt im Bogen des Halbmeſſers von 150 Klafter gekrümmt; von Norden her geſehen erſcheint er als das Segment eines rieſenhaften Amphitheaters, von der entgegengeſetzten Seite dient das nahe Payerbach mit ſeiner Kirche, durchaus nicht der kleinſten in Oeſterreich, zur Folie der gewaltigen Dimenſionen; ſie würde ſammt ihrem Thurme ganz gut unter einer der luftigen Wölbungen des Viaductes Platz finden. Die Verhältniſſe des Baues werden auch auf der Bahn aus den maſſiven Parapeten der Breite von 5 Fuß an der Bahnſohle bemerkbar; er gewährt, wenn auch der Rand des Grillenberges das liebliche Reichenau verdeckt, einen wahrhaft bezaubernden Ueberblick des Schwarzathales.

Einzeln beſehen, oder doch nicht in ſo geringer Entfernung von jenem mächtigen Nebenbuhler, würde der zweite Viaduct, jener über den Payerbach, allerdings unſere Aufmerkſamkeit feſſeln. Er verdient ſie als ein ſchöner ſymmetriſcher Bau. Bei der Länge von 32 und der Höhe von 8 Klaftern iſt er vollkommen gerade und hat 5 Bogen, deren mittlerer 48, jeder der übrigen 24 Fuß, ſomit genau die halbe Spannweite des Hauptgewölbes, hat. — Der dritte über den Kühgraben iſt noch um 10 Klafter kürzer, aber 52 Fuß hoch, mit 3 Bogen in ſchiefer Richtung und im Halbmeſſer von 100 Klafter angelegt.

Zunächſt gelangen wir zum 1. Tunnel bei Pottenbach, faſt 96 Klafter lang, im Halbmeſſer von 403 Klafter gekrümmt, mit Ziegeln gewölbt, luftig und trocken. —

Zu den impoſantern gehören die beiden nächſten Viaducte über den Höllengraben und Apfaltersbach, erſterer 43, letzterer 49 Klafter lang, in der Krümmung von 100 Klafter Halbmeſſer. An Höhe übertreffen ſie jenen zu Payerbach. Von den 5 Bogen des erſtern hat der mittlere 60, jeder der übrigen 30 Fuß lichte Weite, der letztere 5 gleichartige Wölbungen von 42½ Fuß; zwiſchen beiden liegt der 30½ Klafter lange gewölbte Tunnel beim Steinbauer. Vom Stationsplatze Eichberg, der eine höchſt anziehende Ausſicht gegen das Gloggnitzer- und Schwarzathal gewährt, treffen wir auf eine Reihe Souterrains, mittelſt welcher die ſehr gekrümmte Bahn, hier die Sehne der zweiten großen Serpentine bildend und nach Weſten abbeugend, die Vorſprünge des Gortſcha-Kogels durchbricht, erſt jenen des vorderen Eichbergs der Länge von 50 Klafter, dann den gewölbten Einſchnitt beim Geyeregger, und der Tunnel beim Rumpler, beide 25 Klafter lang. Durch den nachfolgenden Tunnel von Klamm, der Länge von 77 Klafter und 100 Klafter Krümmungs-Radius, gelangen wir zum gleichnamigen

Stationsplatze, zuverläſſig einem der reizendſten Puncte der ganzen Bergbahn. Unmittelbar vor uns erhebt ſich auf den Fels-Terraſſen der Spitze des Heukogels die Veſte Klamm mit ihren von Baumgruppen und Buſchwerk maleriſch durchwirkten Gemäuer, und der runden, weit in das Land hinaus ſchauenden Warte, vor dem Schloſſe eine kleine, üppig grünende Raſenebene, mit einigen ſchmucken Wohnhäuſern und einem Kirchlein, Filiale der Pfarre Schottwien. Dies Stückchen Idylle über dem ſchwindelerregenden Abſturze des Berges gegen Oſten iſt in der That überraſchend. Ein Blick nach rückwärts zeigt etwa in gleicher Höhe mit uns die ſtattliche Veſte Wartenſtein, mehr nördlich von Waldgebirge umſäumt die glänzenden Streifen der Ebene mit der Unzahl größerer und kleinerer Ortſchaften. Was aber vor Allem das Auge feſſelt, iſt die Vogelperſpective von Schottwien, zu der wohl in der ganzen Gegend kein günſtigerer Punct zu finden iſt; kein Situationsplan vermag die langen Häuſerreihen mit der breiten Heerſtraße in ihrer Mitte anſchaulicher zu machen, und die an beiden Enden des Marktes zur Rechten und Linken herabgreifenden Felsmauern mit den Reſten von Thürmen, und andern jetzt zum Theil unzugänglichen Befeſtigungen laſſen die Bedeutung erkennen, welche dieſer Engpaß in den Stürmen des Mittelalters mehr als einmal glänzend bewährt hat.

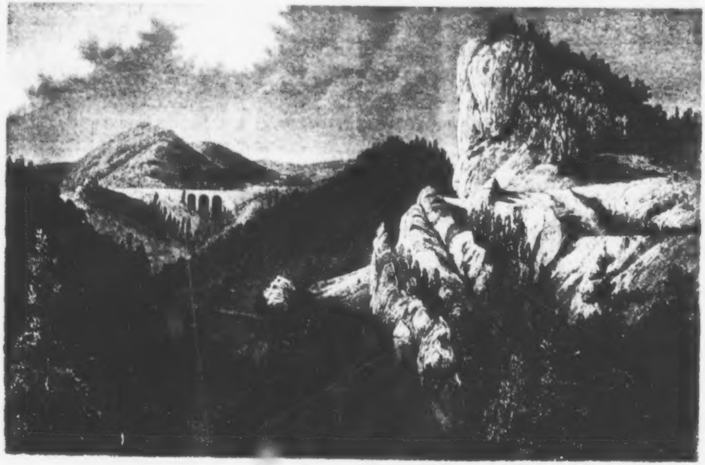
Schwer trennt man ſich von dieſer Stelle; iſt es aber der Reiz der Umgebung, der hier zu verweilen einladet, ſo nimmt auf der nun folgenden Strecke die Bahn ſelbſt des Reiſenden ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und zwar zunächſt durch die prächtigen Viaducte des Wagner- und Gamperl-Grabens. Erſterer, 75 Klafter lang, überſetzt eine thalartige Vertiefung und hat in ihrer Mitte über dem ſie durchziehenden Fahrwege die impoſante Höhe von 123 Fuß, für welche eine Bogenſtellung nicht ausreichen konnte; er wurde daher in zwei Geſchoſſen angeordnet, deren unteres 54 Fuß Höhe und 5 Bogen von 30 Fuß lichte Weite, das obere 69 Fuß Höhe und 9 Bogen der Spannung von 39 Fuß hat.

Der Gamperlgraben iſt eine ſchroff abſtürzende, keilförmige, an der Sohle mit Wald bedeckte Schlucht, ſein Viaduct der Länge von 59 Klafter mit 5 im untern und 7 Bogen der gleichen Spannweite, wie bei jenem im oberen Geſchoſſe, ſteht ihm an Höhe nur um 9 Fuß zurück.

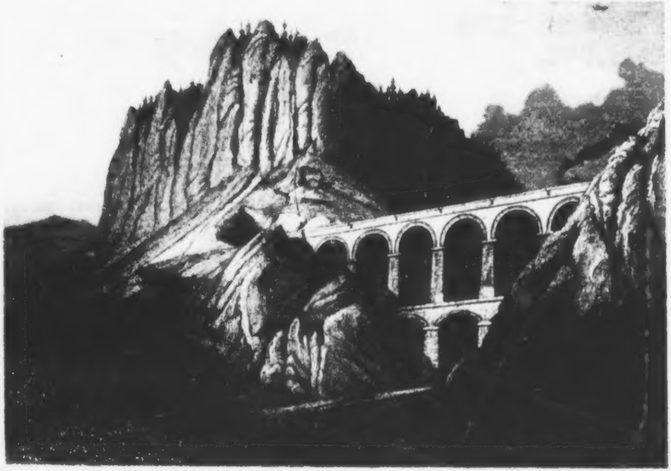
Beide, im Halbmeſſer von 100 Fuß gegen die Bergſeite gekrümmt, haben in ihren Formen große Aehnlichkeit mit antiken Waſſerleitungen, wie ſie im ſüdlichen Frankreich und auf der pyrenäiſchen Halbinſel noch ſo wohl erhalten vorkommen, doch ſtehen ihm an Dimenſionen dieſe Römerwerke weit zurück.

Unmittelbar nach dem letzten Viaducte nimmt uns das lichte, trockene Gewölbe des Gamperl-Tunnels von 30 Klafter Länge auf.

Als gälte es des Reiſenden geſpannter Aufmerkſamkeit einige Erholung zu gewähren, folgt nun eine kurze Bahnſtrecke, die an Objecten nichts Vorragendes darbietet; bald werden wir aber daran erinnert, daß wir an der Umwallung des



The Semmering



Polleroswand

Höllthales hingleiten, deſſen furchtbar wilder Charakter gleich bei ſeinem Eingange unterhalb der Veſte Klamm ſich durch hohe überhangende Riffe, ſchauerliche Schlünde und Grotten kenntlich macht. Die ſcharf gezackten Felſenzinnen der nächſten Höhe ſind jene der Weinzirlwand, die an den Stellen, wo, um das nöthige Niveau zu erhalten, der Bahn Raum geſchafft werden mußte, faſt ſenkrechte Abſtürze von 60 bis 70 Klafter bildet. Urſprünglich beabſichtigte man die Bahn mittels großartiger Sprengungen an der Außenſeite der Wand hinzuführen, eine Aufgabe von unendlicher Schwierigkeit, zugleich in ihrem Erfolge nicht ganz verbürgt, da das gleich rieſenhaften Kryſtallen empor ſtrebende Geſtein ſtellenweiſe tief durchfurcht iſt, und die durchſickernde Bergfeuchte, wie der Ablauf des Regen- und Schneewaſſers Auflockerungen veranlaſſen und ſonſtige Verlegenheiten herbeiführen konnte.

Dem Scharfblicke des Miniſters Freiherrn von Bruck, der im Jahre 1850 die Arbeiten beſichtigte, konnte es nicht entgehen, daß die Bahn, in ſolcher Höhe der Felswand eingekerbt, auch dem entſchloſſendſten Reiſenden unwillkührliches Grauen erregen mußte, ebenſo, daß ſich nicht berechnen laſſe, welche Maßregeln zu ihrer Sicherung noch nöthig würden, ſobald die natürliche Verbindung des Geſteines durch den tiefen Einſchnitt in ſeine Unterlagen gelockert war; ſogleich ließ er die begonnenen Sprengungen einſtellen und ordnete an, daß zur Durchbrechung der Felswand in ihrem compacten Theile mittelſt Tunnels und Gallerien der Plan verfaßt werde.

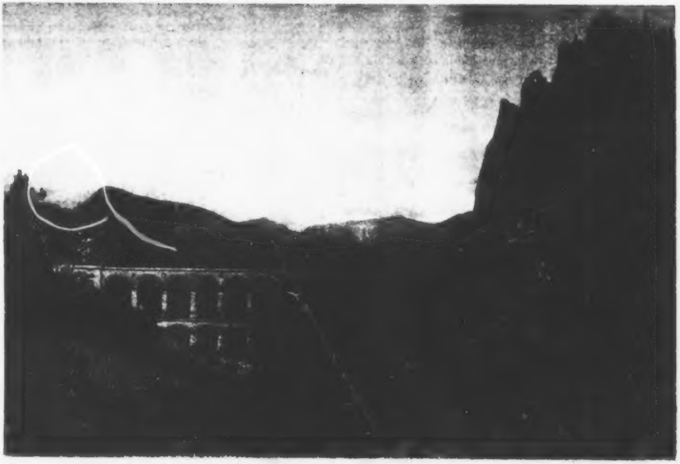
Ihm verdanken wir eine dicht gedrängte Reihenfolge von Bauwerken, die, ziemlich genau die Mitte der Bergbahn einnehmend, an Intereſſe unſtreitig alle Uebrigen weit überbieten, und, obgleich bei ihnen auf Symmetrie durchaus keine Rückſicht genommen werden konnte, durch großartige Kühnheit, durch das Gepräge des Wild-Phantaſtiſchen zu ſprachloſem Staunen hinreißen.

Das erſte derſelben, ein Tunnel von faſt 164 Klafter Länge, theils gewölbt, theils durch den lebenden Felſen gebrochen, durch 2 in horizontaler Richtung mit der Bahn nach der Außenſeite des Berges getriebene Schachte erhellt, iſt mit dem nächſten von 88 Klafter Länge durch eine 43 Klafter meſſende Gallerie von 6 Bogen mit mächtigen Strebepfeilern verbunden, unter welcher der Schienenweg längs hoher, ein Stockwerk bildender Sturzmauern hinläuft; unmittelbar darauf öffnet ſich der dritte zum größern Theil in den Fels geſprengte Schacht der Länge von 68 Klafter. Der Krümmungshalbmeſſer des letztern beträgt 140, jener der beiden erſtern Tunnels und der Gallerie 100 Klafter. Kaum hat ſich das Auge, geblendet von dem Wechſel des Lichtes und der Finſterniß, wieder an die freundliche Tageshelle gewöhnt, ſo tauchen wir in ein neues Souterrain, jenes des Weinzirlfeldes, das uns bei der Länge von 119 Klaftern wieder für geraume Zeit in dichtes Dunkel hüllt, und gelangen jenſeits der Station Breitenſtein durch die kurze thorartige Halle des Krauſel-Tunnels zum Viaducte der Krauſel-Klauſe, einer tiefen, die Felſen in Keilform ſpaltenden Schlucht; mit 3 Bogen des untern und 6 des obern Stockwerkes, hat er die Länge von 46 Klaſter, die größte Höhe von 115 Fuß. Unmittelbar hinter ihm öffnet ſich der 180 Klaſter lange, im Halbmeſſer von 150 Klaſter gekrümmte Tunnel beim Bollers, zum größten Theil gewölbt, auf 37 Klaſter durch feſtes Geſtein gebrochen, das ſich über ihm wohl noch 50 Klaſter hoch in ſenkrechten, zottigen Maſſen aufthürmt.

Wenn Etwas uns im Glauben zu beſtärken vermag, das Weltwunder der ſchwebenden Gärten zu Babylon ſei mehr als ein Gebild der üppigen Fabelwelt des Orients geweſen, ſo iſt es der nun folgende Viaduct der kalten Rinne; der beſcheidene Name iſt ſchlecht gewählt, ein Thal von ſo anſehnlicher Breite zu bezeichnen, deſſen Umwallung ein Bau von 97 Klaſtern Länge und der gewaltigen Höhe von 144 Fuß, mit 4 Bogen der untern und 10 der Spannweite von 46 Fuß des obern Geſchoſſes verbindet; es liegt auf ihm das Gepräge ernſter Majeſtät, das die nun immer zunehmende Einſamkeit der Gegend um Vieles ſteigert.

Von allen monumentalen Werken, welche die Bergbahn ſchmücken, iſt dieſer Viaduct unſtreitig das kühnſte, und ſo Manchem, der, als die Trace an beiden Bergſeiten bereits bezeichnet war, von einem ihrer Endpuncte zum andern hinüber blickte, und tief unten die ſchon angehäuften Werkſtücke gewahrte, hat die Vermeſſenheit des Vorhabens, den Zwiſchenraum in ſo ſchwindelnder Höhe zu überbrücken, ein ungläubiges Lächeln entlockt. Das Problem iſt nun durch den herrlichen Bau gelöst, deſſen ſchlanke Pfeiler und Wölbung, an ſich höchſt maleriſch, ſich von dem Grunde der rückwärts liegenden Waldberge abheben. Wem es aber nicht klar werden will, daß auch des Menſchen Werk jenes an Schauer grenzende Staunen hervorbringen könne, das uns beim Anblick großartiger Naturſcenen übermannt, der blicke ganz unten im Thale, innerhalb der Sehne des im Halbmeſſer von 106 Klaſtern gekrümmten Viaductes empor, wenn über die Zinnen der anſcheinend ſo leichten, luſtigen Bogenſtellungen ein Bahnzug mit Sturmeseile dahin braust.

Der breite, faſt baumloſe Adlitz-Graben zeigt uns abermals ein Viaduct von 80 Klafter Länge und von 75 Fuß Höhe, mit 8 einfachen Bogen von je 48 Fuß Spannweite, ihm zur Seite eine ganz aus Quadern erbaute Stützmauer von minder rieſigen Dimenſionen. Nun folgt der 200 Klaſter lange, gewölbte und ganz gerade Tunnel des Weberkogels, und dieſem nach kurzem Zwiſchenraum der Tunnel durch den Wolfsberg, ebenfalls geradlinig 234 Klaſter lang. Ueber den 23 Klaſter meſſenden Viaduct des Kärnthner Kogels mit 3 Bogen gelangen wir zum vorletzten Souterrain, das, 106 Klaſter lang und im Halbmeſſer gekrümmt, den gleichen Namen führt.



Viaduct an der Kalten Rinne

Nach kurzer Raſt bei der Station Semmering öffnet ſich das in würdigem, ruſtiken Stile gehaltene Portal des großen Tunnels zur Reiſe in die Unterwelt, während welcher man ſich, bei der erſten Fahrt wenigſtens, im buchſtäblichſten Sinne des Wortes ſelbſt verloren geht; der ſtarke Luftſtrom, das betäubende Toſen der Maſchine, die dichte Finſterniß, in der ſich die an den Wänden befeſtigten Oel-Lampen etwa wie Glühwürmer ausnehmen, hemmen die Thätigkeit der Sinne und des Gedankens. Nur eines Gefühles werden wir uns bei dem über 5 Minuten dauernden Zuge durch den froſtigen Schooß der Mutter-Erde bewußt, einer nicht zu verläugnenden Angſt: wie wär' es, wenn jetzt ein Einſturz uns den Weg zum Lichte verſchlöße? Der Eindruck iſt kein angenehmer, und der 753 Klafter meſſende Tunnel, bisher der längſte aller Eiſenbahnen auf dem Continente, iſt ein nothwendiges Uebel, das überdies faſt 4 Millionen gekoſtet hat, das aber, einmal kennen gelernt, den abſchreckenden Charakter größtentheils verliert. Damit nicht die dumpfige Luft dem Athmen hinderlich werde, ſteigen 5 gemauerte Schachte ſenkrecht aus dem Gewölbe zu Tage empor, der erſte und zweite auf die ungeheure Höhe von 60 Klafter. Auch hat man die Abſicht, um der gewaltigen Luftſtrömung von der Windſeite zu begegnen, die Eingänge der Tunnels mit Thorflügeln zu verſehen; für ergiebigere Beleuchtung ſoll durch einen in der Nähe herzuſtellenden Gaſometer geſorgt werden, damit dürften jedoch die materiellen Opfer für dieſes ungeheuere Object kaum abgethan ſein. Es ſcheint, daß die hier verwendeten Ziegel, obgleich die trefflichſten aus der Umgebung Wiens, der Bergfeuchte für die Dauer nicht widerſtehen, und daß man zur Vermeidung der ſtets wiederkehrenden Koſten ihrer Auswechslung zu dem Entſchluß gelangen werde, die Wölbungen allmählich aus Quadern oder doch aus Bruchſteinen von größerer Dimenſion herzuſtellen.

Wie ſchon erwähnt, ſchließen mit dem Semmering-Tunnel die vorragenden Sehenswürdigkeiten der Bergbahn, und wir treffen auf der Strecke bis Mürzzuſchlag nur mehr die Viaducte bei Steinhaus, beim Holzer, beim Jauerwirth und über den Fröſchnitzbach, den erſten von 37 Klaftern mit 5, den zweiten von 43 Klaftern mit 7 Bogen, die beiden letzten in der unerheblichen Länge von 16 Klaftern.

Außer dem Manne, dem wir dieſe rieſenhafte Conception verdanken, der ihre mit unſäglicher Schwierigkeit verbundene Ausführung leitete, dem Miniſterial-Rathe Carl Ritter von Ghega, deſſen Verdienſt das Ritterkreuz des Leopold-Ordens lohnte, wurde auch Jenen die huldreiche Anerkennung des Monarchen durch Decorirung und Bezeugung der Allerhöchſten Zufriedenheit zu Theil, deren erprobter Tüchtigkeit die Anfertigung der Detailpläne des vielgegliederten Werkes und die Ueberwachung der Arbeiten anvertraut war. Unter den Vielen können hier nur die Inſpectoren Philipp Bolze und Moritz Löhr, die Ober-Ingenieure Caſimir Pilarsky und Johann Salzman, der Ingenieur Ervin Lihotzky und der Ingenieur-Aſſiſtent Franz Hüttel angeführt werden.

Als Unternehmer des in 14 Abtheilungen an Private überlaſſenen Baues hatte Hablitſchek die Strecke von Gloggnitz bis Payerbach, Samek bis Apfaltersgraben, Eichler bis zum Geveregger, die Brüder Klein, Schönnerer und Eichler jene bis zur Spieß-Weinzirl-Wand, dieſe und den Viaduct der kalten Rinne Ferdinand Tallachini, die Bahn von hier bis zum Haupt-Tunnel die Brüder Fleiſchmann und L. Blühdorn ausgeführt. Der Semmeringtunnel iſt das mühevolle Werk der Brüder Klein.

Die weitere Strecke bis Mürzzuſchlag war an Fleiſchmann und Blühdorn, an Reiter, A. Fröſtel und Aigner in drei Abtheilungen übergeben.

Wenn ſich das Auge jetzt an den ſchwunghaften Formen dieſer Bauten labt, ſo war ihr Anblick in der letzten Periode der Vollendung nicht von geringerem Intereſſe. Wer die Viaducte des Schwarzauthales, der kalten Rinne, des Adlitz-Grabens mit ihren 6 bis 8 Geſchoſſe bildenden Gerüſtungen geſehen, mußte glauben, ein Forſt von mehreren Meilen Umfang habe nicht ausgereicht, das Holzmaterial zu liefern; — die Sachverſtändigen ſind Herrn Ferdinand Tallichini zu Dank verpflichtet, daß er die Anſicht der namhafteſten Bauten in dieſem Stadium durch ſein ſchönes, leider nur in 50 Exemplaren aufgelegtes Album des Semmering der Zukunft bewahrt.

Mancher dem euphoniſtiſchen Principe huldigende Fremde wird an den wenig äſthetiſchen Benennungen der Semmering-Objecte, wie Gamperl, Rumpler, Krauſel, Boller, Weber, Anſtoß nehmen. Es iſt nun einmal des Oeſterreicher's Art, auf das Werk ſelbſt, — nicht auf Nomenclaturen Gewicht zu legen. — Durch die bei den Staatsbahnen beſtehende Anordnung, die Locomotive nach Städten, Ortſchaften, Flüſſen und Bergen, nie nach Perſonen zu benennen, iſt mancher vielleicht mißverſtandenen Huldigung, mancher wirklichen oder vermeinten Zurückſetzung vorgebeugt, und hier hat man, wo topographiſche Anhaltspuncte fehlten, in ſchlichter Weiſe die Zuflucht zum Vulgarnamen des nächſten Bauernhofes genommen, deſſen Gründer ſich nicht träumen ließ, und deſſen gegenwärtiger Beſitzer es auch wohl kaum beachtet, daß ein monumentaler Bau, nach ſeinem beſcheidenen Stammhauſe bezeichnet, in vielfachen Beſchreibungen die Aufmerkſamkeit der Welt erregt.

Auch nach tönenden Inſchriften wird man auf dem Semmering vergebens ſuchen, zwei kurze der Portale des großen Tunnels ausgenommen, die zuſammen geleſen lauten:

Franciscus Josephus I. Austr. Imp. Hominum Rerumque Commercio Adriaticum Germanico junxit mare.

MDCCCLIV.

Kein Prunk, — die ſtrengſte Einfachheit liegt in dieſen Worten, der Erinnerung an ein welthiſtoriſches Ereigniß geweiht. Hier ſprechen nicht Felſen allein, wie in der berühmten Aufſchrift des Sigmundsthores zu Salzburg. Hier ward der Sieg errungen über einen mächtigen, compacten Alpenzug, über die himmelanragende Scheidewand zweier ungeheurer Stromgebiete des Verkehrs aller Welttheile.

# Topographie.

## Wartenſtein und Umgebung, Klamm, Schottwien, Maria-Schutz.

Erſt müſſen wir der öſtlichen Umgebung des Ausgangspunctes Gloggnitz einige Aufmerkſamkeit widmen, ſie iſt minder bekannt, als die weſtliche; in dieſer üben mächtige Anziehungskraft das ſchöne Reichenau, Buchberg, der jährlich von Tauſenden beſtiegene und bis zum Ueberdruß beſchriebene Schneeberg, das romantiſche Guttenſtein, wo das Vorbild aller Männer von Wort, Friedrich der Schöne von Habsburg-Oeſterreich, in tiefer Einſamkeit ſein durch Undank und Verrath arg verbittertes Daſein ſchloß (1330). Viel auch trägt zur Belebung dieſer Gegend die Nähe von Neuberg und Maria-Zell bei, während es jenen am rechten Ufer der Schwarza an volkreichern Ortſchaften, mitunter auch an gut practicabeln Verbindungen gebricht, und ihre reizendſten Puncte faſt nur dem ausdauernden Fußgänger zugänglich ſind.

Von Wartenſtein, das zuerſt die trübe Einförmigkeit des Steinfeldes unterbricht, und deſſen beſſer erhaltene Gemächer noch jetzt einigen Wiener Familien als gänzlich abgeſchiedener, aber wunderlieblicher Sommeraufenthalt dienen, iſt noch nachzuholen, daß es mit keinem Adelsgeſchlechte Oeſterreich's in Verbindung ſteht. Der Sage nach hätten es die Templer erbaut; ganz unrichtig iſt die Behauptung einiger, es ſtamme von den Georgsrittern, einem von Friedrich IV. gegründeten Orden, der gleich jenen Myſticismus trieb, aber zur Zeit der Reformation ſchon gänzlich verſchollen war, denn bereits bei Beginn des 15. Jahrhunderts wurde die Veſte mit dem nun gänzlich in Trümmern liegenden Grimmenſtein an Hermann Grafen von Cilli verpfändet.

Am Gipfel des nahen kleinen Otterberges ſoll ſich eine Naturmerkwürdigkeit, eine unergründliche Felsſpalte finden, aus der unausgeſetzt ein ſehr vernehmliches Brauſen hervortönt.

Noch öſtlicher liegt Burg Kranichberg, nahe der Landesgrenze in maleriſcher Umgebung. Im Süden beginnt hinter einem Bergwalle, über dem ſich gleich Thürmen der große und kleine Pfaff erheben, der Feiſtritzwald, jetzt durch die Eiſenwerke in der Fröſchnitz, Ratten und um Hohenwang benützt; früher hat er in ſeinen entlegenern Theilen lange als Urwald gegolten, und ein ziemlich zahlreiches Geſchlecht der Cultur abholder Bären beherbergt. Die Holzart iſt nun in ihre geheimſten Schlupfwinkel gedrungen, doch taucht zuweilen noch einer oder der andere dieſer tiefſinnigen Eremiten auf, um ganze Schaaren geſchulter oder improviſirter Jäger, häufig vergeblich, in Athem zu ſetzen.

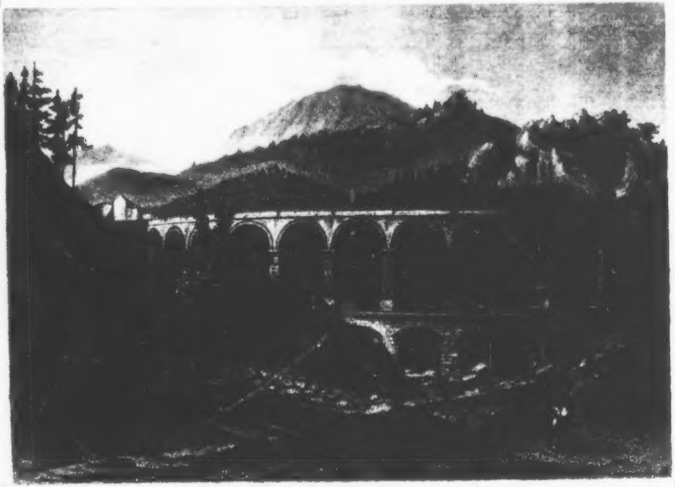
Der Trieſter Straße folgend, von welcher die Bahn außer Gloggnitz weſtlich abliegt, gelangen wir jenſeits der kleinen Ortſchaft Wieſenbach zu Rudolph Heiniſch's Spinn-Fabrik in der Au, ganz einzeln, blank und nett, auf einem Raſenhügel jenſeits des Schottwienbaches gelagert.

Immer ſchroffer und wilder wird nun der Bergwall zur Rechten, und endet zunächſt in dem hohen, nach drei Seiten faſt ſenkrecht abfallenden Felswürfel des Heukogel's, an deſſen äußerſten Rand ſich das Gemäuer der Veſte Klamm hervordrängt. — Aus dem Thale beſehen gleicht dieſe wirklich dem Schloſſe des Zauberers Atlas in Arioſt's raſendem Roland, zu dem nur die Brut geflügelter Greife den Weg fand, und außer dem noch höher gelegenen Raubneſte Aggsbach an der Donau, mit ſeinem berüchtigten Roſengärtlein, dürfte in Oeſterreich wohl keine ſo unnahbar erſcheinende Burg zu finden ſein. Oben, wo die Eiſenbahn vorüber führt, iſt's freilich ſo arg nicht, doch war Klamm auch von dieſer Seite ſehr wohl verwahrt, und die hier übereinander gethürmten Bollwerke mit Zinnen, Schießlöchern und Pechnaſen zeigen, daß Alles geſchah, um dem bis auf die Bergplatte vorgedrungene Feinde, die Luſt zum weiteren Angriff zu benehmen.

Die Kapelle trägt die Jahreszahl 1452, die wohl nur ihr allein, wenn nicht einer damals vorgenommenen Renovirung gilt, denn das Schloß und das ſeinen Namen führende Ritter-, ſpäter Freiherrn- und Grafen-Geſchlecht war ſchon im Anfang des 12. Jahrhunderts bekannt. Ein Walchera de Chlamme erſcheint als Zeuge in der Urkunde Herzog Heinrich's Jaſomirgott über die Stiftung des Schottenkloſters bei Wien. Der Mannsſtamm muß früher erloſchen ſein, denn 1409 erhielt Wilhelm Hauſer Burg und Herrſchaft Klamm als Lehen von Herzog Albrecht V.

Die Ruine iſt von bedeutendem Umfange; nach einigen jetzt unzugänglichen Oeffnungen in den Felſen zu ſchließen, die ſich entſchieden als Werke des Meißels darſtellen, dürften weit reichende unterirdiſche Gänge vorhanden geweſen ſein.

Dem Rufe ſeiner Stärke iſt es wohl zuzuſchreiben, daß von Belagerungen Klamm's in Oeſterreich's Annalen nichts verlautet. Selbſt die, tief in die Berggegenden vorgedrungenen Osmanen wagten ſich nicht in das von der Veſte beſchützte Thal von Schottwien, in welches bei ihrem erſten Einfalle Tauſende von Bewohnern der nahen Ortſchaften geflüchtet waren. Ihre Jungfräulichkeit bewahrte ſie auch in den Stürmen der Jahre 1532 und 1683. Schon ſeit geraumer Zeit nicht mehr bewohnt, aber erhalten, wurde ſie im erſten Jahre unſeres Seculums durch den Blitzſtrahl eingeäſchert.



Viaduct at Montreal

Unten im Heubachgraben, einer ſchauerlichen Schlucht, die ihr Gewäſſer dem Schottwienbache zuſendet, ſteht ein Gipsbruch mit Cement-Fabrik in ſtarkem Betriebe.

Auch der nun folgende Markt Schottwien von 70 Häuſern, die in zwei Reihen in dem engen von Felſen umgürteten Thale hinlaufen, war einſt ſtark befeſtigt, und die Straße durch den Zeverwald abſchließend, abwechſelnd ein Vorwerk Steiermark's und Oeſterreich's. An beiden Enden gewahrt man noch, gleich Schwalbenneſtern, an das Geſtein geklebte Mauern und Thürme, die durch unterirdiſche Gänge verbunden waren.

Der Urſprung des Ortes dürfte in das 12. Jahrhundert fallen; er wurde 1252 von König Bela niedergebrannt. Noch gräulichere Verwüſtung erlitt er am 15. Auguſt 1266 durch Wolkenbruch; Häuſer und Kirche wurden durch abrollende Felsblöcke zertrümmert, 500 Menſchen erſchlagen. Dieſe Zahl, und die hartnäckige Vertheidigung gegen den mächtigen Matthias Corvinus, dem ſich Schottwien, durch Hunger auf's Aeußerſte gebracht, am 1. Juli 1485 ergab, zeigen wie bedeutend der Ort ehemals geweſen ſei.

Schon außerhalb des Engpaſſes liegt die Papierfabrik der Firma Boſchan und Söhne; noch höher hinauf, jenſeits der Bergſtraße, die Kirche Maria Schutz, hinter welcher der Göſtritz (Sonnwendſtein) als ſteile Pyramide empor ſteigt. Die Ortſchaft Mariaſchutz, aus zerſtreuten Häuſern beſtehend, iſt unbedeutend, wichtig jedoch ſind die hier vorhandenen Gipsbrüche, deren Erzeugniß, ein weißer, feinkörniger Alabaſter, hier geſtampft, gebrannt, und meiſt nach Wien verführt wird; daß dies in großen Maſſen geſchehe, davon zeugen die, wie dicht beſchneit ausſehenden Straßen. Die Abfälle werden für den Feldbau gut verwerthet. Auch Eiſengruben finden ſich im Dürr-, Göſtritz- und Ottergraben, ſelbſt am Gipfel des Sonnwendſteins; ſie liefern in Fülle braunen, kupferfreien Spath von beiläufig 30 Procent Metallgehalt. Ihre Bebauung begann 1640 Balthaſar Freiherr von Hoyos, jetzt ſind ſie Eigenthum der Gewerken Ritter von Wachtler.

Zum Dank für das Verſchwinden der Peſt im Jahre 1722, die auch in den Gebirgsgegenden Oeſterreich's die Bevölkerung mehr als decimirt hatte, erbaute Pfarrer Joſeph Reinthaller von Schottwien nächſt einer Quelle, an der ſeit altersgrauer Zeit ein Muttergottesbild ſtand, eine Kapelle, der die Franziscaner Mönche zu Mürzzuſchlag den Namen Maria Schutz beilegten. Bald ſtellten ſich zahlreiche Wallfahrer ein, und ſchon 6 Jahre nachher ließ Julius Graf von Walſegg, Herr auf Klamm und Wartenſtein, unter ſeiner Leitung das dermalige, geräumige Gotteshaus erbauen, das nebſt werthvollen Paramenten auch eine der beſten Orgeln im Lande beſitzt. Es wurde bei Regulirung der Seelſorgſtationen im Jahre 1784 zur Pfarrkirche erhoben.

# Schlögelmühle, Reichenau, Hirſchwang und Umgebung.

Wir müſſen zum Thal der Schwarzau zurück, um, was ſich Sehenswerthes im Weſten findet, nachzuholen. In kurzer Entfernung von Gloggnitz erblicken wir unterhalb der Stützmauern der Bahn die ſtattlichen Gebäude der ärariſchen Papierfabrik, genannt die Schlögelmühle.

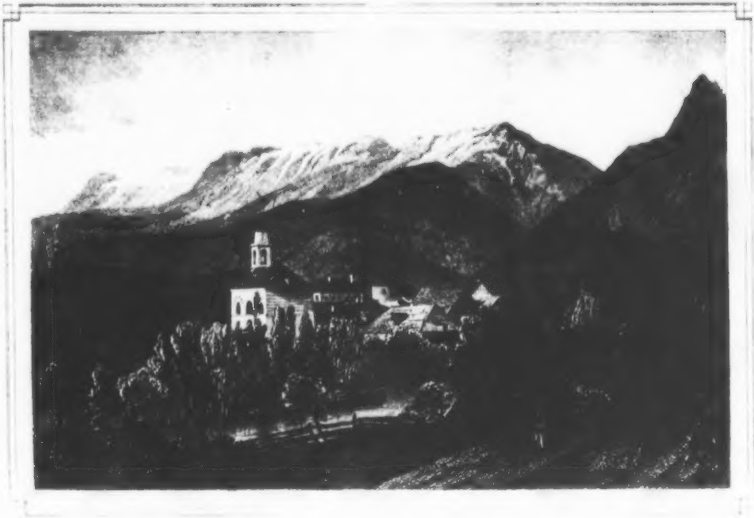
Das ſtarke Gefäll und die ſehr bedeutende Kraft der Schwarzau, früher für eine wenig einträgliche Spiegel- und Smalt-Fabrik verwendet, beſchloß der frühere Finanz- und Handels-Miniſter Freiherr von Baumgartner zur Erzeugung eines Artikels zu benützen, der dem Staat alljährlich große Summen koſtet, und deſſen coloſſaler Verbrauch, von den Neuerern als Hauptgebrechen der alten Inſtitutionen bezeichnet, ſich durch ihr Zuthun nicht nur nicht vermindert, ſondern um ein Beträchtliches geſteigert hat.

Das Project wurde vom Eiſenbahnbau-Inſpector Löhr im Einvernehmen mit dem Maſchinenbaumeiſter Gilain nach Beſichtigung der berühmteſten Fabriken Frankreich's und Belgien's in Tirlemont entworfen, der Bau im Jahre 1852 begonnen und beiſpiellos ſchnell zu Ende geführt, denn der Betrieb begann ſchon im October 1853.

Das Hauptmoment der bewegenden Kraft liegt in zwei mittelſchlächtigen, aus Holz und Eiſen gefertigten Waſſerrädern von 24 Fuß Durchmeſſer und 16 Fuß Breite, jedes von 75 Pferdekraft. Zwei Dampfmaſchinen regeln den Gang der eigentlichen Papiererzeugungs-Vorrichtungen und erwärmen ihre Cylinder.

Der Haupt-Fabrikskörper beſteht aus 2 Gebäuden von 43 Klafter Länge, das erſte am linken Ufer des Werks-Canales, zum Theil auf den Fundamenten der ehemaligen Smalt-Fabrik errichtet, enthält 12 Holländer, die Chlorbleiche, die Hadernkocherei ſammt Keſſelhaus und einen Sortirungs-Raum für 180 Arbeiter; am rechten Ufer liegt das eigentliche Fabriks-Gebäude, 24 Klafter breit, mit zwei Papiermaſchinen neueſten Syſtems, den Dampf-Vorrichtungen und dem Raume zur Aufſtellung einer dritten und vierten Maſchine. Das Mittelgebäude, über dem Canal ſelbſt errichtet, enthält wieder 16 Holländer, ein weiterer Bau 6 Bütten zur Erzeugung von Schöpfpapier.

Die große ehemalige Spiegel-Fabrik dient als Hadern-Depot, andere Magazine, dann Wohnungen für Aufſichts-Perſonal und Arbeiter wurden neu errichtet; alle Manipulationsräume ſind durch Schienenwege verbunden, der ganze Complex, Rohziegelbau mit Schieferdachung, nimmt ſich von der weit höher liegenden Bahn ſehr gut aus. — Die Fabrik dürfte beim lebhafteſten Betriebe etwa 600 Menſchen beſchäftigen. Dem Sachverſtändigen gewährt ſie den Ueberblick der neueſten Fortſchritte in dieſem Zweige der Induſtrie.



[illegible]

Etwa 2000 Schritte nördlich vom Viaducte des Schwarzauthales liegt Reichenau, Dorf mit 50 Häuſern, in einem mäßig breiten Thalkeſſel, umlagert von mächtigen Bergen, worunter die höchſten der Grünſchacher, die Preiner- und die Raxalpe. Die letztere ſchließt mit ihren Felsabhängen den Hintergrund, und erſcheint von hier aus ganz unwirthbar, während oben eine ausgedehnte Hochebene und der ſanfte Abfall im Weſten trefflichen Weidegrund, und dem Botaniker reiche Ausbeute an Alpenpflanzen bereitet. Für Oeſterreich unter der Enns, namentlich für Wien, iſt Reichenau etwa das, was Lauterbrunnen und das Haslithal für die Schweiz. Die Aehnlichkeit mit dieſen, und der Reiz der an ſich großartigen Landſchaft wird noch erhöht, wenn, was auch zur Sommerszeit häufig geſchieht, das blendende Weiß friſch gefallenen Schnees die Berggipfel deckt, und tief herab die ſchwarzen Schluchten der Rax durchädert.

Reichenau hat anſehnliche, zum Complex der ärariſchen Gewerkſchaft Neuberg gehörige Eiſenwerke, die wichtigſten beim Dörfchen Hirſchwang und in Krumpach, mit 9 Zerrenfeuern und 7 Streckhämmern, für welche die Gruben zu Altenberg, Grillenberg und Schendlak das Erz liefern. Der Hochofen erzeugt an Roh- und Gußeiſen durchſchnittlich im Jahre 9000 Centner. Die Errichtung einer Stahlhütte iſt im Zuge. Die Eiſenproduction einſchließlich des Holzfällens, Triftens und Verkohlens beſchäftigt etwa 500 Menſchen. Das einfache Vorwerkgebäude ſteht an der Stelle des ehemaligen Schloſſes, erbaut von Eliſabeth von Baiern, erſter Gemahlin Otto des Fröhlichen, des jüngſten der ſechs Söhne Kaiſer Albrecht I., vor 1330. Eine furchtbare Ueberſchwemmung der Schwarzau im Jahre 1813 zerſtörte es ſammt dem größten Theile der Umfangsmauer.

Die neue Kirche ſchmückt ein Altarblatt: die heilige Barbara, von dem beliebten Wiener Maler Schilcher, eine Stiftung des Hofſchauſpielers L. Löwe.

Weſtlich mündet ſich in das Reichenauer Thal das Defilee der Prein, in dem man einen Ausgang für die Eiſenbahn zu finden vermeinte.

Das in der Erweiterung des Paſſes liegende gleichnamige Dörfchen hat eine der älteſten Kirchen im Lande.

Nordweſtlich öffnet hinter Hirſchwang das Höllenthal ſeine von Felſen umſtarrte, an manchen Stellen wahrhaft ſchauerliche Schlucht, durch welche die von 14 Bergquellen genährte Schwarzau, bald über Steingerölle dahin brauſend ſich den Weg bahnt, bald, wie ermüdet von dem Fortſchleppen der ſchweren Triftblöcke, ihre Gewäſſer ruhig und ſpiegelglatt in tiefgrünen, kleinen Gebirgsſeen gleichenden, Behältern ſammelt.

Es iſt dies eine jener Naturſcenen, die gleich dem Bade im friſchen Bergquell im Innerſten labt und erquickt, der Menſchennatur aber doch hier und da ein Froſtſchütteln abnöthigt. Sie wird zuweilen ſo ernſt, daß man ſich manchmal des Gedankens nicht zu erwehren vermag, die hohen ſchroff anſteigenden Wände würden ſich jetzt über dem Wanderer zuſammenſchließen. — Nicht der Laut eines

Vogels, nur von Zeit zu Zeit das dumpſe Dröhnen der Eiſenhämmer in der Ferne unterbricht das unheimliche Schweigen der Schlucht.

Die kühne Anlage der bald über die Schwarzau, bald an ihren Ufern hingeführten, zum großen Theil in die Felſen geſprengten Straße, — die Zugänglichkeit und Nutzbarmachung der jenſeits dieſer **Klamm** gelegenen, lange für unnahbar gehaltenen Waldungen verdankt die nun ziemlich wohl bevölkerte Gegend Kaiſer Karl VI., der um des edlen Waidwerks willen öfters in Reichenau verweilte, und in dem wilden Höllenthale die Quelle fand, die noch jetzt von ihm den Namen der Kaiſerbrunnen führt. Sein Leibarzt Dr. Heräus hatte dem allerdings trefflichen Waſſer eine ſolche Fülle von Tugenden beigelegt, daß es hundert Jahre hindurch allwöchentlich durch berittene Boten (Waſſerreiter) in verſiegelten Flaſchen zur Hofburg nach Wien gebracht wurde.

Vom Kaiſerbrunnen führt, vorbei am Gehöfe der Singerhütte, ein beſchwerlicher, aber durch herrliche Ausſichten lohnender Fußpfad über die Naßalpe und den Moßberg nach Kapellen und Neuberg. Auf viel kürzerem Wege wird jedoch dies Ziel von der Bahnſtation Breitenſtein aus erreicht, wenn man dem Adlitzgraben bis zur Waſſerſcheide des Tecaſi-Kogels und jenſeits das Thal des Narenbaches verfolgt.

## Die neue Semmeringſtraße, der Göſtritz, die Localie in der kalten Rinne, Spital am Semmering, Cederhaus.

Die geographiſche Lage volkreicher, römiſcher Anſiedlungen am Südabhange des noriſchen Alpenzuges, wie Celeja's (Cilli), Muroela's (Leibnitz?), Viana's (Voitsberg), verglichen mit jener der graßen Colonialſtädte am Donauufer, die zahlreichen Funde von Alterthümern im Mürzthale, laſſen darüber keinen Zweifel übrig, daß die Beherrſcher der alten Welt, die ſelten ein Hinderniß abhielt, den geradeſten Weg zu ſuchen, ſich auch über den Semmering die Bahn gebrochen hatten. — Hiſtoriſch ſicher geſtellt iſt dieſe Verbindung in den erſten Zeiten der ſteiermärkiſchen Traungauer, zu deren Beſitzthum das Land bis zur Leitha gehörte, noch wichtiger wurde ſie durch die frühe Vereinigung Oeſterreich's und Steiermark's unter Leopold dem Tugendhaften. Die Chroniken erzählen viel von Maßregeln zum Schutze der Reiſenden im einſamen Zerrewald. Als Militärſtraße ſpielt der Semmering eine wichtige Rolle im Kriege Herzog Albrecht I. mit Salzburg und den abtrünnigen ſteiriſchen Edlen. Um das von ihnen belagerte Bruck zu entſezen, ließ er in dem ſtrengen Winter des Jahres 1293 den Schnee der Bergſtraße durch 600 Landleute ausſchaufeln und nöthigte die, von dieſer Seite ſich vollkommen ſicher wähnenden Verbündeten zum ſchleunigen Rückzug.

Daß damals eben nicht auf kunſtgerechten Bau geſehen wurde, verſteht ſich wohl von ſelbſt, und es mag die Straße von dem erſten, in gerader Linie von Schottwien zum Semmering-Kogel aufwärts ſtrebenden Saumpfade bis zu der im Jahre 1841 vollendeten trefflichen Chauſſée ſo manche Auflage erlebt haben, auch läßt der Berg noch jetzt recht deutlich die Anſtrengungen der verſchiedenen Jahrhunderte erkennen.

Die letzte Umſtaltung, ein ſprechender Beweis, welche Opfer Oeſterreich der Erleichterung des Verkehrs noch zu einer Zeit darzubringen ſich entſchloß, in der der Bau einer Eiſenbahn in paralleler Richtung eine ſchon ausgemachte Sache war, iſt das geniale Werk des k. k. Hofrathes Ritters von Francesconi, der die Geſammtlänge von 8300 Klafter von Schottwien bis Steinhaus mit 5000 Klafter auf die ſteilere öſterreichiſche, mit 3300 Klafter auf die ſteiriſche Seite vertheilte, und die von der erſtern Ortſchaft bis zur Grenzſcheide am Ueberſattelungspuncte faſt 220 Klafter betragende Höhendifferenz mittelſt Steigungen von nicht mehr als 3 Zoll für die Klafter überwand.

Der Richtung der von Karl VI. im Jahre 1728 angelegten Straße bis über Maria Schutz hinaus folgend, wandte er ſich von dem Puncte an, wo dieſe für ſchwere Laſten faſt unprakticabel an den ſteilen Abhängen des Göſtritz emporführt, nach der, der Erhaltung des Straßenträgers ungleich günſtigeren, größtentheils waldfreien Abdachung, und gelangte mittelſt dreier Serpentinen ſchon in beträchtlicher Höhe zur bedeutendſten Einbuchtung des Göſtritz, dem Mörtengraben, zurück, wo eine Steinbrücke in kühner Spannung eines Bogens von 72 Fuß ſich als der wichtigſte Bau des ganzen Zuges darſtellt.

Iſt es wahr, daß unſere Altvordern die dermalige Generation an Körpergröße weit überragten, ſo mögen wir uns damit tröſten, daß im Gegenſatze die Werke der Menſchen immer größer werden; einen ſprechenden Beweis dafür bietet der Vergleich der neuen mit der, dieſelbe Schlucht weiter unten überſetzenden, Brücke der alten Straße, wie ſich denn auch die an vielen Puncten ganz überſichtbare neue Chauſſée, der Breite von 6 – 10 Klafter, gegen die noch ſehr kennbaren Reſte jener von vorletztem Datum, ohngefähr wie eine Rieſenſchlange zur Hausnatter verhält. Vom Mörtengraben führt eine abermalige Serpentine von ſehr großer Ausdehnung bis zum höchſten Plateau des Semmering-Kogels.

Daß für Geländer, Waſſerabzüge und anderes Erforderniß vollſtändig geſorgt ſei, bedarf nicht der Erwähnung. Es iſt dieſe Chauſſée, obſchon als Höhenübergang von mehreren, von jener des Wormſerjoches um mehr als das Doppelte, übertroffen, unſtreitig die ſchönſte Bergſtraße des großen Kaiſerreiches. Auch dem ſchärfſten Kritiker wird es nicht gelingen, an ihr einen Fehler heraus zu finden, und namentlich hat ſie vor jener den Vorzug, daß die Scheitellinien ihre Wendeln durchgängig auf mehr ebenen Stellen halten, und in ſo großem Halbmeſſer angelegt ſind, daß hier die Kraft ſämmtlicher Laſtthiere wirkſam bleibt, eine Einrichtung, deren Mangel jener ſonſt ſo prachtvollen Kunſtſtraße empfindlichen Eintrag thut.

Auf dem höchſten Querwalle des Berges bietet entſprechende Labung und wohnliches Obdach das Gaſthaus zum Erzherzog Johann, zu dem von der nördlichen Mündung des großen Tunnels ein wohl angelegter Parkweg empor führt. Unmittelbar öſtlich hinter dem Gaſthauſe ſteht eine, mit der Jahreszahl 1662 verſehene Steinſäule. Sie ſteht auf dem Scheidepuncte zweier Nachbarprovinzen. Neben dieſem Markzeichen erhebt ſich, 20′ hoch und mit einer langen lateiniſchen Widmung beſchrieben, das Monument, welches die Stände von Steiermark im Jahre 1728 dem Erbauer der alten Straße, Kaiſer Karl VI., errichtet haben.

Wir ſetzen alſo hier den Fuß auf die unſichtbare, nur in der Idee und auf der Landkarte exiſtirende Linie, welche den Ueberſchritt aus einem Land in das andere, nach Umſtänden aus der Heimat in die Fremde, bezeichnet. „Hie Oeſterreich!“ und „Hie Steiermark!“, die Ferſe noch hüben, die Spitze des Fußes ſchon drüben. Alſo wieder eine Stelle, welche durch die neue Art zu reiſen ihre Bedeutung verloren hat! Wohin iſt die Poeſie des Scheidens und Meidens, des wehmüthigen Lebewohls und des hoffnungsvollen Willkommens, des wechſelnden Zurück- und Vorwärtsblickens, der kindiſchen Täuſchung, welche die Bäume jenſeits anders grün, den Himmel anders blau, die Berge anders geſtaltet findet, als diesſeits, dieſes allmähliche Hinüberleben in die neue Heimath, deren Gunſt man am Ende durch einen herzlichen Zuruf zu gewinnen ſucht! Jetzt lebt man hier nicht mehr hinüber aus Oeſterreich nach Steiermark, man ſtirbt, ſo zu ſagen, hinüber, man ſtürzt ſich raſch entſchloſſen hinein in den kühlen Grabesſchacht des finſtern Tunnels und wühlt ſich fort durch das Dunkel ohne Anhaltspunct für Aug' und Sinn und ahnt nicht, daß die Tropfen, die längs den Wänden herabſickern, ſchon Herzblut eines andern Landes ſind. — (The) eyes make pictures, when they are shut!*) Schließen alſo auch wir die Augen in dieſem Dunkel ganz, damit ſie uns das Bild vormalen, das ehedem auf jener Grenzſcheide manchen Wanderer begeiſterte zu dem Willkommensgruße:

Ein Prachtſmaragd, gefaßt in Bergkryſtalle,
Lebendig grün, umrahmt von ſtarrem Weiß;
Des milden Frühlings ſchönſte Blüthenhalle
Mit Wölbung von Azur und Sims von Eis;

---

*) [illegible] „Die Augen malen uns Bilder vor, wenn ſie geſchloſſen ſind [illegible]

Ein Moſaik von Großem und von Kleinem,
Ein Panoramabild von Kampf und Ruh',
Schweiz und Italien, Nord und Süd in Einem,
Dies Land, o herrlich Steiermark, biſt du!

Ein Bau, begrenzt von mächt'gen Marmorquadern,
Indes die Reb' um Wand und Giebel ſproßt;
Ein Leib, durchkreuzt von dunklen Eiſenadern,
Und ſtark genährt durch kräft'ge Weidmannskoſt;
Ein Land, wo hoch am Fels die Gemſe klettert,
Auf grüner Wieſe graſet Zieg' und Kuh,
Wo's oben ſonnig iſt, wenn's unten wettert,
Dies Land, o ſchönes Steiermark, biſt du!

In grüner Schale glänzt des Bergſee's Tropfen,
In ſchwarzer Spalte blinkt das Edelweiß,
Die Schlote dampfen, und die Hämmer klopfen,
Und blanke Kirchlein läuten Gott zum Preis.
Auf ehrnen Schienen wälzt das Ungeheuer
Der neuen Zeit ſich fernen Grenzen zu,
Urwälderkohlen liefern ihm das Feuer, —
Dies Land, erhabnes Steiermark, biſt du!

Und kolbenſchwerer Mais und goldner Weizen,
Perlfarbig Heidekorn und blauer Lein,
Und Flut aus Bronnen, die die Gnomen heizen,
Und Waſſer ſchäumend wie Champagnerwein;
Ein Stadtjuwel, ob Grätz, ob Graz zu heißen,
Die Grazien thun doch ſtets ihr Theil dazu,
Und Städtchen, freundlich, ohne ſtolz zu gleißen, —
Dies Alles rühmſt, o reiches Steier, du!

Du rühmſt noch mehr, du haſt auch biedre Herzen,
Mild wie dein Grün, wie deine Berge ſtark,
Im Ernſte kräftig, kindlich froh im Scherzen,
Ein treues Volk von echtem Korn und Mark.
Die Alpen hallen rings vom Hirtenliede,
Muthwillig ſtampft der Tanz den Tact dazu,
Die ernſte Muſe lockt der ſtille Friede —
Das Alles, glücklich Steiermark, haſt du! —

Von ſolchen Gefühlen mag wohl Jeder bewegt werden, der auf dem oben bezeichneten Parkwege den glücklich gewählten Ausſichtspunct in der aus Baumſtämmen gefügten Pergola über der letzten Wand der neuen Straße beſucht, wo der Schneeberg und ſeine Umgebung in aller Herrlichkeit ſich vor uns entfaltet. Er bietet jedoch nur einen kleinen Theil des Genuſſes, den die im Verhältniß der geringen Mühe überaus reich lohnende Erſteigung des Sonnwendſteins (Göſtritz) gewährt.

So nahe der, die Straße um 1600 Fuß überragende, Gipfel dem Gaſthauſe zu liegen ſcheint, ſo unternehme man die Reiſe nicht ohne Führer; es muß nämlich, um die Ueberſattlung zu gewinnen, der Pfad nach Südoſt eingeſchlagen werden, man würde ſich ſonſt an den ſteilen Halden des Dürrgrabens unendlich abquälen, während dort die zum Schmelzwerke in der Fröſchnitz führende Werkſtraße und auf dieſer, wenn man es nicht vorzieht, dem Bergkamme zu folgen, das Ziel im Ganzen in 1½ Stunden ohne Anſtrengung erreicht wird.

Es muß im Dürrgraben vor einiger Zeit ein furchtbarer Orkan, eigentlich eine Windhoſe, und zwar ſeltſamer Weiſe in der Richtung vom Göſtritz abwärts gewüthet haben, mehr als Hundert der ſtärkſten Bäume liegen umgeriſſen, große, von den Wurzeln umklammerte Felſenblöcke emporhaltend, welche die Macht des Sturmes vom Boden losſprengte; die Stämme hat man abgeſägt, das Uebrige, eben nicht als Beweis ſorgfältiger Forſtcultur, in statu quo belaſſen. — Weiter oben entfaltet ſich die Alpennatur, und die Felſenpartie des Gipfels umrankt ein ganzer Wald des von Juli bis September in üppiger Blüthe ſtehenden Rhododendron ferrugineum.

Daß der Ausſicht des Göſtritz vor vielen, ſelbſt vor jener des Schneebergs, der Vorzug entſchieden eingeräumt wird, findet den Anlaß ſowohl in der glücklichen Lage, als in der Form des Gipfels, einer kanzelartigen Felsplatte von kaum 4 Klafter im Gevierte, nach allen Himmelsgegenden vollkommen frei. Was man hier wahrnimmt, theilt ſich in vier, dem Charakter nach ganz verſchiedene Partien. Im Nordoſt die lachende Ebene Oeſterreich's bis zu den fernen Gebirgen der Hanna und den Wurzeln der Karpathen, uns zu Füßen aus einer tiefen Schlucht emporſteigend die Doppelpyramide des geheimnißvollen Otterberges.

Die Thäler bei Kranichberg, dann bei Feiſtritz und Kirchberg ſcheidend, nahe dem letztern thront auf einem Hügel die ſchöne gothiſche Kirchenruine St. Wolfgang. Den Hintergrund ſchließt der lange Silberſtreif des Neuſiedler-Sees. Was der Landſchaft Eintrag thut, ſind die proſaiſchen, ſie gleich Bleiſtiftſtrichen durchziehenden Linien der Eiſenbahn und der Commerzial-Straße. — Ganz eigenthümlich geſtaltet ſich im Südoſt der Wechſel; beide Pfaffe, der hohe ſtämmige Stuhleck, ſämmtlich nur am Fuße bewaldet, verſetzen uns in die Wüſten Hochſchottland's; es iſt dies eine melancholiſche, zugleich aber mächtig ergreifende Landdas Daſein von Bewohnern errathen laſſen. Ganz im Hintergrunde blickt neben dem Stuhleck der breitgeſtirnte Schöckel hervor.

Ein Meer voll Bergwellen, ein prachtvolles Stück Alpen-Panorama zeigt der Südweſt. Die Veitſch, den Hochſchwab, den Kaiſerſchild, den Sekauer Zinken, einen Theil der Admonter Rieſen, und über ihnen hinweg die Fürſten des Gebiets von Salzburg und Nord-Tirol, vielfach übereinander gethürmte, bald ſchroff vom Horizont ſich abhebende, bald in blauer Ferne verſchwimmende Felshäupter, viele derſelben mit hellſchimmernden Gletſcher-Kronen, vom Strahl der Morgenſonne verklärt, ein wahrhaft zauberiſcher Anblick.

Am meiſten geſchloſſen, und dennoch am Intereſſanteſten iſt der Ausblick nach Nordweſt; der Schneeberg und die Raxalpe mit ihrem vielkantigen Gipfel, die Heukuppe, dem Göſtritz an Höhe weit überlegen, ſchließen den Hintergrund, allein am Fuße ihrer langen öden Steinwände ſind die Objecte der Semmeringbahn von Eichberg bis zur kalten Rinne, deutlich von einander geſchieden, wie zierliche Modelle aufgeſtellt; die zackige Weinzirlwand gleicht einer Felſenbatterie, welche die Schießſcharten ihrer Gallerien uns zukehrt; wie aus Tragant geformt erſcheinen die Viaducte, die mächtige Veſte Klamm wie ein niedlicher Tafelaufſatz, ihr zu Füßen Schottwien in noch viel pikanterer Vogelperſpective, als von den weſtlichen Höhen geſehen. Näher zu unſeren Füßen durchläuft das breite Band der neuen Straße mit den Polygonen ihrer weit ausgreifenden Wendeln den grünen Abhang des Semmering.

Auch ohne Eiſenbahn wäre der Sonnwendſtein einer der herrlichſten Ausſichtspuncte Oeſterreich's; ſie aber iſt es, die ihm einen Vorzug vor allen übrigen gewährt, denn nirgends findet ſich eine ſolche Maſſe von Großartigem in einem Bilde von ſo geringem Umfange zuſammengedrängt.

Man komme und ſehe!

---

In der nach Oſten hin ſich erweiternden Thalſchlucht der kalten Rinne gewahrt man ein ſchmuckes, aus Holz gezimmertes Kirchlein mit Thürmchen und Glockenſtuhl, ihm gegenüber einen ähnlichen ſymmetriſchen Holzbau; beide ſtammen aus dem Jahre 1850 und ſind das Gotteshaus, die Curaten- und Meßnerwohnung der Localie am hohen Semmering.

Eine erhabene Frau, die durchlauchtigſte Erzherzogin Sophie, Mutter des Kaiſers, hat dieſe Seelſorgſtation in's Leben gerufen. Bei einer Beſichtigung der Semmeringbauten bemerkte ſie, daß für die Tauſende der hier verſammelten Werkleute der Beſuch der weit entfernten Kirchen Payerbach, Maria Schutz und Spital jedenfalls mit großer Beſchwerlichkeit verbunden, daß bei Erkrankungen, noch mehr bei Unglücksfällen, die ungeachtet aller Vorſicht nach der

Art der Arbeiten ſich hier doch häufiger ereignen müßten, das Zuſpätkommen des geiſtlichen Troſtes, der Sacramentenſpende, ſehr zu beſorgen ſei, auch die zahlreiche Jugend unter den bei dem Baue Beſchäftigten ohne Religions-Unterricht dem allmählichen Verwildern ausgeſetzt bleibe.

Das wohlgemeinte Wort fiel auf fruchtbaren Grund; Freiherr von Bruck, damals Handels-Miniſter, wendete ſich ſogleich an den Metropoliten in Wien um Anſtellung eines Seelſorgers und ordnete den Bau einer Kirche und eines Curatenhauſes an.

Das Schwierige war, für die aus allen Gegenden der Monarchie, ſelbſt vom Auslande, zuſammengeſtrömte Heerde den rechten Hirten zu finden. Bei der Verſchiedenheit der Idiome hätte es eines Mannes mit der Begabung der Apoſtel, in allen Zungen zu ſprechen, bedurft, und er fand ſich auch in dem Cooperator Johann Sedlak zu Wiener Neuſtadt, einem Prieſter, der mit dem wärmſten Eifer für ſeinen Beruf die ſeltene Eigenſchaft verband, der deutſchen, italieniſchen und böhmiſchen Sprache, und jeder derſelben vollkommen, mächtig zu ſein. Er ſelbſt wählte ſich als Sacriſtan einen Mann aus dem Lehrſtande.

Die Dotation Beider, die Auslagen für Bau, Einrichtung und die weſentlichen Erforderniſſe des Gottesdienſtes übernahm der Eiſenbahnbau-Fond, ein guter Theil der Paramente war das Ergebniß frommer Spenden.

Wie Sedlak ſeiner Miſſion entſprochen, wie er, oft an einem Tage das Wort des Herrn in drei Sprachen verkündend, zur Tag- und Nachtzeit keine Mühe, keine Unbild der Witterung ſcheuend, wo es galt dem Kranken Troſt, dem Sterbenden die heilige Wegzehrung zu bringen, in Kurzem der Freund und Rathgeber faſt jedes Einzelnen geworden war, wird noch jetzt in der Gegend allgemein beſprochen. Sein Wirken für die Herſtellung und Befeſtigung der Moralität, die bei der Anhäufung ſo vieler Tauſende in improviſirten Hütten, Zelten, Erdhöhlen und Felsſpalten immerhin ſehr gefährdet war, beurkundet allein der Umſtand, daß es ihm gelang während der Dauer des Baues 102 Ehen zu ſchließen.

Sein Eifer fand die Anerkennung des Monarchen, durch Verleihung des goldenen Verdienſtkreuzes mit der Krone.

Jene Schaaren ſind fortgezogen nach der Heimat, oder anderwärts Erwerb zu ſuchen, doch hat ſich hier eine neue Gemeinde gebildet, die allerdings viel geringer an Zahl, der Fürſorge, ihr die Theilnahme am Gottesdienſte zu erleichtern, nicht minder bedarf. — Der ſtrenge Dienſt läßt nicht zu, daß das Bahnperſonal am hohen Semmering ſich ſelbſt an Sonn- und Feſttagen auf größere Diſtanzen entferne; überdies ſind für die Erhaltung des Oberbaues ſtets Arbeiter nöthig, für die man Wohngebäude herzuſtellen beabſichtigt. Es wurden deshalb Schritte gemacht, der Localie in der kalten Rinne für alle Zukunft den Beſtand zu ſichern.

dieſer Alpengemeinde in Verbindung kommen werde, bis jetzt der einzigen auf beiden Hemiſphären, die ihr Entſtehen einer Eiſenbahn verdankt.

Die Gegend ſüdlich vom großen Tunnel, ein mäßig breites, wenig bewaldetes Thal, vom Dürr- und Fröſchnitzbache bewäſſert, iſt eben nicht geeignet, den Reiſenden ahnen zu laſſen, welcher Schatz von Naturſchönheit ihn in Steiermark erwarte; zwar iſt der Boden üppig grün und von dem eigenthümlich gezeichneten, vom Oeconomen ſehr geſchätzten Mürzthaler Vieh beweidet, doch iſt das Ganze monoton, die Fernſicht ſehr beſchränkt; die erſte größere Gebäude-Gruppe in deren Nähe ſich ein Stationsplatz befindet, Steinhaus, entſpricht dieſem Namen. Freundlicher wird es beim Jauerwirth. Das nun folgende Spital am Semmering mit etwa 500 Seelen, ein Complex von Häuſern, Hütten und Hüttchen, hat noch viel Alpenmäßiges, und eine ſo ungezwungene Anlage, daß man auf den Gedanken geräth, es ſei auf dem Wieſenplane, an der Einmündung des Kaltenbachs in die Fröſchnitz, in bunter Verwirrung ausgeſtreut worden. Den alten Urſprung verrathen kaum die Reſte eines kapellenartigen Baues mit einem, eine treffliche Quelle enthaltenden Souterrain; übrigens iſt der Ort nicht ohne induſtrielle Bedeutung, er enthält die Huber'ſche Pfannenſchmiede mit 4 Feuern, eine Hufſchmiede mit Zainhammer, und in dem nahen Oberſpital findet ſich die ſchöne Senſen-Fabrik des Freiherrn von Dietrich.

Spital, deſſen einfaches Gotteshaus aus dem Jahre 1040 ſtammt, erhielt durch die Stiftung der letzten Traungauer ein Hospiz für die den Zerrewald durchziehenden Pilger. Nach den vorhandenen Mauerſpuren muß es von großem Umfange geweſen ſein. — Die Gründung, von Ottokar V. nach ſeiner Rückkehr aus Paläſtina (1152) beſchloſſen, wurde, wenn es mit dem von Chroniſten bezeichneten Erbauungsjahr 1166 ſeine Richtigkeit hat, von ſeiner Witwe Kunigunde, aus dem Hauſe der Grafen von Vohburg, während der Minderjährigkeit Ottokar VI. durchgeführt, einer Frau unter deren umſichtiger Regentſchaft ſich das Land des blühendſten Wohlſtandes erfreute.

Die Jagd auf die durch den Zerrewald zum heiligen Grabe Pilgernden muß für die Schnapphähne des Mittelalters lohnend geweſen ſein. Dies beweiſt ein etwa vor 30 Jahren aufgefundener Verſteck höchſt merkwürdiger Art, dem man ſeither den Namen das Lederhaus beigelegt hat.

Wie der Zeiſig ſein Neſt ſo knapp an die gangbarſten Wege baut, daß Niemand beifällt, es dort zu ſuchen, ſo hatten die Räuber eine von Spital und der Heerſtraße ſehr wenig entfernte, von Außen unkenntliche Felsgrotte in Beſitz genommen, und ihre ſchlotartige Oeffnung als Warte benützt. Ein Zufall führte zur Entdeckung; man fand noch Reſte von Geräthſchaften, Gefäße und Pfeilſpitzen.

Nun erſt wurde man aufmerkſam, daß nach ältern Chroniken Ottokar V. einen Schlupfwinkel der Wegelagerer am Semmering zerſtört und die Verrammlung der zu ihm führenden unterirdiſchen Gänge angeordnet hatte. Offenbar wurde das Raubneſt ſpäter nach einem ſehr überdachten Plane wieder hergeſtellt. — Der Berichterſtatter beſuchte es im Jahre 1829 in Geſellſchaft des Kaufmanns zu Spital, dem die ſchwere Eiſenthür des Eingangs zur Verwahrung ſeiner Caſſe diente. Sie lag in gleicher Richtung mit dem etwas anſteigenden Boden des Waldſaumes, und führte zu einer Art Veſtibul, einem ſtarken, geräumigen Mauergewölbe, nach Außen ganz mit Erde und Geſtrüpp bedeckt. Von hier gelangte man in eine wohl 18 Fuß hohe natürliche Grotte, deren obere, ſchmal auslaufende Mündung nur mittels Leitern zu erreichen war; in zwei Vertiefungen der Seitenwände gewahrte man deutlich die großen eingerammten Felsblöcke. Der weitern Durchforſchung dieſer ganz eigenthümlichen Veſte trat die damalige Garniſon entgegen. Es war ein rauher, neblichter Spätherbſttag, aber von der Glut unſerer Kienfackeln aus der Erſtarrung geweckt, begannen die maleriſch von Decke und Wand herabhängenden Feſtons zahlloſer Fledermäuſe zu zirpen und die roth geäderten Schwingen zu bewegen, eine Demonſtration, die unſern ſchleunigen Rückzug entſchied.

Jenſeits des Hammerwerkes in der Brück tauchen im Weſten die kahlen Zacken der Neuberger Alpen empor; das Thal öffnet ſich, um der tief grünen, in jugendlicher Kraft einher ziehenden Mürz den Weg zu bereiten, deren Name von nun an die Gegend beherrſcht. — Noch einige Minuten, und wir ſind in Mürzzuſchlag, der Grenzmark der bisherigen *) II. Section der ſüdlichen Staatsbahn, angelangt.

---

*) Zu Folge a. h. Entſchließung vom 25. November 1855 wurden die bisherigen beiden Sectionen der ſüdlichen Staatseiſenbahn unter der Bezeichnung: »K. k. ſüdliche Staatseiſenbahn« vereinigt und zur Verwaltung derſelben wird eine vereinigte Betriebs-Direction mit dem Amtsſitze in Wien für die ganze Linie von Wien bis Laibach (und in der Folge bis Trieſt) aufgeſtellt. Dieſe Vereinigung hat am 1. Mai 1856 in's Leben zu treten. Zum Director dieſer vereinigten Betriebs-Direction wurde der Sectionsrath des Handelsminiſteriums, Herr Adalbert Ritter von Schmid ernannt. (Vgl. öſterr. kaiſ. Wiener Ztg. v. 13. März 1856, Nro 61.)

# Dritte Abtheilung.

## Die ſüdliche Staatsbahn II. Section.

### I. Von Mürzzuſchlag bis Gratz.

Der Ausſpruch des Monarchen, daß die Wien und Trieſt verbindende Staats-Eiſenbahn die Hauptſtadt der Steiermark berühren müſſe, ließ keinen Zweifel übrig, daß für dieſe Anlage die Thäler der Mürz und Mur zu wählen ſeien, welche unter ſich einen ſtumpfen Winkel mit der weſtlichſten Ausbeugung bei Bruck bilden. Wie ſchon erwähnt wurde, war der Anfangspunct der Bahn, noch ehe man ſich über die Art der Ueberſetzung des Semmering, oder für ſeine Umgehung entſchieden hatte, bei Mürzzuſchlag und zwar an der Stelle feſtgeſetzt, wo die an Oeſterreich's Grenze unſern Mürzſteg, und mit einer ihrer Hauptquellen in Oeſterreich ſelbſt, entſpringende Mürz den Fröſchnitzbach aufnimmt. Die Tracirung begann im Jahre 1842 unter Oberleitung des k. k. Hofrathes Ritter v. Francesconi, die Leitung des Unter- und Oberbaues war dem damaligen Eiſenbahn-Bau-Inſpector Johann Tillmayer, der Entwurf und die Obſorge für die Herſtellung der Gebäude dem Inſpector Moritz Löhr übertragen.

Von dem anfangs mehr geradlinig projectirten Zuge in der obern Abtheilung (Mürzzuſchlag-Bruck) fand es theilweiſe das Abkommen, da man im Detail der Studien über die Trace ſehr weislich auf die ungeſtüme Natur der Mürz, eines reißenden Bergwaſſers, Bedacht nahm, das ſeine Kraft ſchon oft durch Zerſtörung aller Uferſchutzwerke als unwiderſtehlich bewährt hatte.

Dieſe Vorſicht erklärt es auch, warum ſchon auf dem Anfangspuncte der Bahn ungeachtet des beträchtlichen Höhenunterſchiedes zwiſchen ihr und Gratz, eine Aufdämmung von 15 Fuß in Anwendung kam; dennoch hatte der Fluß im

Frühling 1847 nächſt Krieglach bedeutende Strecken des Bahnkörpers durchbrochen und verwüſtet.

Erwägt man die große Zahl der zum Theil ſehr intenſiven Terrain-Hinderniſſe, ſo erſcheint die Zeit, in welcher die ganze Strecke, mit Ausnahme des Viaductes der Badelwand, von dem Unternehmer Felix Tallachini zu Stande gebracht wurde, ausnehmend kurz; ſie beſchränkt ſich auf 66 Bauwochen, die ſich wieder nach Abzug der Sonn- und Feiertage, dann der Tage mit anhaltendem Regen, auf 369 Tage, ſomit faſt auf ein Jahr reduciren. Durchſchnittlich beſchäftigte ein Tag 4200 Arbeiter, doch war die Zahl der letztern während einiger Perioden des Baues auf mehr als das Dreifache erhöht.

Die Geſammt-Länge der eingeleiſigen Bahn, deren feierliche Eröffnung am 21. October 1844 unter den Auſpicien Sr. kaiſ. Hoheit des durchlauchtigſten Erzherzogs Johann erfolgte, beträgt 50,423 Klafter, oder mehr als $12^{1}/_{2}$ Meile, wovon auf die obere Strecke bis Bruck 22,070.3 Klafter beiläufig $5^{1}/_{2}$ Meile, und von da bis Gratz 28,532.7 Klafter oder 7 Meilen entfallen.

Die Erhöhung über den Spiegel des adriatiſchen Meeres ſtellt ſich in Mürzzuſchlag auf 350.60, in Bruck auf 249.50, in Gratz auf 182.91 Klafter, der geſammte Höhenunterſchied zwiſchen den Endpuncten von 167.69 Klafter iſt daher mit 101.10 Klafter auf das Mürz-, mit 66.59 Klafter auf das Murthal vertheilt, und in jenem um Vieles beträchtlicher als in dieſem. Die Abweichung von der Horizontallinie überſchreitet jedoch nirgends das Verhältniß von 1 : 130, das nur bei Wartberg in der Länge von 600 Klafter vorkömmt.

Die geraden Linien betragen bis Bruck 14,088.1, von da bis Gratz 17,268.7, zuſammen 31,356.8 Klafter, die Krümmungen in erſterer Strecke 7,982.2 — in letzterer 11,084.0, im Ganzen 19,066.2 Klafter; doch ergiebt ſich kein kürzerer Radius der Curven als mit 150 Klafter (bei Langenwang, der Badelwand und Peggau).

Hieraus erſieht man, daß die Bahn in ihrer erſten Abtheilung, ungeachtet des ſtarken Gefälls, durch die größere Breite und die minder coupirte Beſchaffenheit des Mürzthales begünſtigt iſt, während ſie in der zweiten dem Laufe der Mur und ihren ſtarken Krümmungen durch ein von nahe gerückten Bergen und Felſen eingeengtes Defilée zu folgen hat. Vorzüglich war es dieſe Strecke, welche die Projectirung der Bahn zu einer techniſchen Aufgabe von ungemeiner Schwierigkeit, und ihre Ausführung zu einer der koſtſpieligeren unter den Schienenwegen des Continents gemacht hat. Großartige, in's Auge fallende Objecte ſind zwar nicht häufig, doch hat ſie dafür verhältnißmäßig viele Erdbewegung, Felsſprengungen, Maßregeln gegen das Nachſitzen von Erde und Geſtein und gegen die Anfälle eines der reißendſten Flüſſe Europa's in Anſpruch genommen.

Erdaushebungen und Anſchüttungen betragen von Mürzzuſchlag bis Gratz 626.200 Klafter; die Felsſprengungen 83.592 Klafter. Abgeſehen von Steinwurf, Deckung mit Platten, Pflaſterung ꝛc. wurden an naſſem und trockenem Mauerwerk faſt 27,000 Kubik-Klafter, an behauenen Steinen und Quadern 273,000 Kubik-Fuß verwendet.

Der Oberbau erforderte 100,000 Centner Schienen, die zum größern Theil aus dem ärariſchen Werke zu Neuberg, dann von Prevali, durchgängig aber aus inländiſchen Eiſenwerken bezogen wurden.

Die Auslagen für Expropriation, von der die Stände der Steiermark den wichtigſten Theil, die Einlöſung der für die Bahn ſelbſt erforderlichen Grundfläche, beſtritten hatten, für Bau, Einrichtung und Fahr-Fundus instructus ergaben ſich zu Ende 1844 mit 7,702,046 fl., in welcher Summe jedoch der Aufwand für einige damals noch nicht ganz vollendete Objecte nicht begriffen iſt. Mit Rückſicht auf dieſe kann die Meile durchſchnittlich auf 640,000 fl. angeſchlagen werden.

Die Stationen dieſer Abtheilung und ihre, der Gebührenberechnung zu Grunde gelegten Entfernungen unter ſich ſind:

| | | |
|---|---|---|
| Mürzzuſchlag | — | |
| Langenwang | 1 | Meile. |
| Krieglach | ½ | „ |
| Kindberg | 1½ | „ |
| St. Marein | 1 | „ |
| Kapſenberg | 1 | „ |
| Bruck | ½ | „ |
| Bärnegg | 1½ | „ |
| Mirnitz | ½ | „ |
| Frohnleiten | 1½ | „ |
| Peggau | 1 | „ |
| Stübing | ½ | „ |
| Gradwein | ½ | „ |
| Judendorf | ½ | „ |
| Gratz | 1 | „ |
| Zuſammen | 12½ | Meile. |

Gratz hat einen Bahnhof I. Claſſe; in Mürzzuſchlag und Bruck beſtehen Bahnhöfe II., in Kindberg, Mirnitz, Frohnleiten und Peggau IV., an den übrigen Stationen V. Claſſe.

Für den ſelbſtändigen Betrieb dieſer Bahnſtrecke in der erſten Zeit kamen 26 Locomotive, zuſammen von 1880 Pferdekraft, in Verwendung.

Als wichtigere Objecte verdienen aufgezählt zu werden: die Mürzbrücke bei Mürzzuſchlag, jetzt die Grenze beider Sectionen der Südbahn bildend, über 24 Klafter lang, auf Steinpfeilern und von Lerchenholz gezimmert (eine Conſtruction, die faſt durchgängig bei den zahlreichen Ueberſchreitungen dieſes Fluſſes in Anwendung kam), 33 Fuß über deſſen mittlerm Waſſerſtande; ſie wurde in letzter Zeit neu hergeſtellt; — eine zweite von 23 Klafter Länge bei Feiſtritz, eine dritte von 28 Klafter Länge bei Wartberg; jene unterhalb der Ruine Lichtenegg, ſchief und im Halbmeſſer von 150 Klafter gekrümmt, überſetzt die Commerzialſtraße und den Fluß zugleich. Weitere Mürzbrücken finden ſich, da man es vorzog, ſtatt den vielfach eingebuchteten Berglehnen den Weg in gerader Linie durch die Mitte des Thales zu wählen, bei St. Marein, Graſchnitz und Hafendorf; Stützmauern von großer Ausdehnung bei Wartberg, Kindberg, die höchſten bei der Kapfenberger Kirche, nächſt welcher, mittels einer 75 Fuß langen Brücke, der — der Mürz faſt ebenbürtige — Thörlbach überſchritten wird. Ein dem Auge höchſt wohlgefälliges Werk war die nun folgende Mürzbrücke ſüdlich von dem Markte Kapfenberg mit 5 Bogen, dem mittlern von 10, den beiden nächſten von 7, dem äußerſten von 5 Klafter lichter Weite, von Ziegeln gewölbt, außen mit Quadern verkleidet; das erſtere Material hat ſich nicht als ausdauernd bewährt, und die Brückenbahn mußte aus Lerchenholz hergeſtellt werden. Nun folgen wieder Wand und Strebemauern bei Eliſensruhe, dem Brucker Bahnhofe und jenſeits desſelben beim Uebelſtein, am Steinrieſelfelſen gegenüber Frohnleiten. Von Kapfenberg bis über Peggau hinaus bleibt die Bahn am linken Ufer der Mürz und Mur, und es entfaltet dieſes Werk ihr wichtigſtes Object, den Viaduct der Badelwand.

Um den Umfang der hier vorgenommenen Arbeiten zu würdigen, muß man den frühern Zuſtand der Schlucht von den Wänden nördlich von Peggau und den noch ſteileren jenſeitigen, der den Kugelſtein oder Jungfernſprung umragt, genau gekannt haben. Der Fluß, auf das Drittel ſeiner normalen Breite beſchränkt, hatte ſich tief in ſein Steinbett eingewühlt, dem Anſchein nach ſeine ungeſtüme Natur abgelegt, und drängte die tief grünen Wirbel ſeiner Waſſer nur langſam vorwärts, während am linken Ufer die Commerzialſtraße, faſt auf das Maß eines Gemeindeweges reduzirt, ſich unter überhängenden Felſen fortſchlängelte. Urſprünglich beabſichtigte man hinter Rabenſtein die Mur zu überſetzen, und von da bis Gratz die Bahn am rechten Ufer fortzuführen; allein die Wände am Jungfernſprung erwieſen ſich ungleich gefährlicher, als die gegenüber liegenden. Dies brachte die kühne Idee zur Reife, mittels ungeheuerer Felſenſprengungen hier Raum zu ſchaffen, und auf der Decke einer 191 Klafter meſſenden Bogenſtellung die Commerzialſtraße, unter derſelben aber, in der von 36.8 Fuß meſſenden Pfeilern getragenen Gallerie, die Eiſenbahn fortzuführen. So großartig das vollendete Werk ſich in der romantiſchen Umgebung ausnimmt, ſo gewährten die Vorarbeiten, die Sprengung von nahe 11,000 Kubik-Klafter feſten Geſteins, ein noch viel intereſſanteres Schauſpiel; wie Möven, oder richtiger, wie ein unabſehbarer Termitenzug hingen 12—1500 Arbeiter bohrend, hämmernd und die ſchweren Brechſtangen ſchwingend, an der ſteilen Wand. Zahlreiche Zuſchauer fanden ſich mitunter aus bedeutenden Fernen ein, wenn Abends der ununterbrochene Donner von 100 und mehr Minen das Echo der Berge weckte, und der Fluß unter dem Hagel großer und kleiner Felstrümmer hoch aufſchäumte.

Außer der hölzernen Fahrbrücke bei Peggau von 62 Klafter Länge und 150 Klafter Krümmungs-Halbmeſſer, die durch eine Conſtruction ganz neuer Art, eine Eiſenbahn-Kettenbrücke, erſetzt werden dürfte, ſind bis Gratz nur noch der 40 Klafter lange Viaduct bei Stübing, die Wand und Stützmauer zwiſchen Judendorf und der Weinzierl-Brücke, dann der ſchöne mit Quadern verkleidete Bogen zu erwähnen, durch den die Straße vom Calvarienberge nach Göſting führt. —

## Topographie.

Der Mittelpunct der Roheiſen-Erzeugung iſt der Weſten des Brucker Kreiſes (nach der ehemaligen Eintheilung) mit ſeinem in der Welt einzig daſtehenden Erzberge, deſſen Unerſchöpflichkeit am Lebendigſten ſich durch die im Munde der Knappen laufende Sage verſinnlicht, den Hammer, den man Abends an die Grubenwand gelehnt, finde man ſchon am nächſten Morgen durch das nachwachſende Erz umgeworfen.

Dagegen iſt das Mürzthal mit ſeinen Seitenthälern, nebſt dem tiefen und breiten Einſchnitte des Thörlbaches in der Umgebung von Aflenz, unbeſtreitbar der Hauptſitz der Hammerwirthſchaft; im erſtern hat ſie ihre Werke am dichteſten um Mürzzuſchlag, Langenwang, Krieglach und Kindberg zuſammengehäuft, und faſt von jeder ſtärkern Waſſerader, deren der Mürz bis Bruck allein 50 zuſtrömen, Beſitz genommen. An Eiſenbergbauten und Schmelzgewerken hat dieſer große Diſtrict, außer den äräriſchen um Neuberg, nur jene Anton Fiſcher's am Niederalpel und Aſchbach, Daniel Fiſcher's in Greith, nächſt Aflenz, dann des Ritters von Wachtler in der Veitſch und Fröſchnitz aufzuweiſen; dagegen würde es unſern geneigten Leſer offenbar ermüden, wollten wir alle Seitenthäler und Bäche benennen, die ſich die Hammerwirthſchaft, eine von Alters her als lohnend bekannte Beſchäftigung, dienſtbar gemacht hat.

In der nächſten Umgebung der Bahn hatte der Markt Mürzzuſchlag, ſehr alten Urſprungs, jetzt über 1000 Einwohner zählend, (einſt wohl viel ſtärker bevölkert, weil die Peſt im Jahre 1441 in ſeinem Pfarrſprengel allein binnen 100 Tagen 1600 Menſchen hinwegraffte), von Rudolph, dem Stifter, im Jahre 1360 das ausſchließende Recht erhalten, „zwiſchen Leoben und dem Semmering allein Eiſen klein zu machen, und zu ſchmieden“. Den Reichthum an Eiſenwerken, deren ſich im Bezirke allein 7, darunter die bedeutenden des Vincenz Huber, Freiherrn von Dietrich und Joſeph Gindl, befinden, dankt er wahrſcheinlich minder dieſem veralteten Privilegium, als der günſtigen Lage an einem wichtigen Straßenzuge, und der Fülle von Waſſerkräften. Das kleine Langenwang, die nächſte Station, und ſeine Umgebung zählt eine große Senſen-, eine Maſchinen-Nägelfabrik, ein Streckwerk des Ritters von Wachtler, einen Streckhammer und zwei Zeugſchmieden V. Seßler's, nebſt mehren kleinen Werken.

Das Eiſenwerk bei Freznitz und die Hönigsthaler Hammerwerke ſind in der neueſten Zeit einer völligen Umſtaltung mit Benützung der neueſten Erfahrungen und im größten Style zugeführt worden. Dieſe Umſtaltungen begannen 1850, ſind zum Theil ſchon vollendet und im Gange, zum Theil noch im ſteten Fortſchreiten begriffen, ſo daß ſich hier eines der größten und zukunftreichſten Etabliſſements gründete. Man hat ſich nun bei demſelben durch Anwendung des Dampfes unabhängig von den Stockungen gemacht, welche öfters zur Sommerszeit bei dem kleinen Waſſerſtande der Mürz eintraten. Die Werke beſtehen aus einem Grobhammer und 3 kleineren Hämmern in Feiſtritz; dann in Hönigsthal aus einer Werkſtätte für Senſen- und Sichelerzeugung, einem Grobhammer zu Erzeugung von Schiffsankern, einer Sägemühle und Mahlmühle, Puddlingöfen und Maſchinenwerkſtätten zu Erzeugung von Feilen, Amboſſen, Schraubſtöcken u. ſ. w. — Neu erbaute große Werkſtätte, mit Dampf betrieben. — Dampfmaſchine von 120 Pferdekraft, aus der Tſchoffen'ſchen Fabrik in Lanzendorf. Dampfhammer 93 Centner ſchwer, aus der Maſchinenfabrik der k. k. priv. Staats-Eiſenbahn Geſellſchaft. — Walzwerk mit Dampf betrieben, Schneidemaſchinen, ein Pochhaus zu Bereitung feuerfeſter Ziegel, Ziegelbrennerei-Gebäude. In Freßnitz, $^1/_4$ Stunde ſüdlich vom Walzwerke, eine Senſenſchmiede; mehrere Hülfswerkſtätten, Grobhämmer, Senſenſchmieden befinden ſich bei Stainz, $^3/_4$ Stunde öſtlich gegen Kindberg. Die Werke beziehen ihren Brennſtoff zum Theil aus eigenen Wäldern und Kohlengruben zu Wartberg im Mürzthale und aus jenen zu Voitsberg, zum Theil auch von Leobener-Gewerken. Das Roheiſen liefert der eigene Hochofen in Vordernberg. Auf den hier genannten Werkſtätten ſteigt die jährliche Erzeugung von Waaren auf mehr als 50,000 Centner.

Große Hammerwerke der Firmen Seßler, Ritter v. Friedau, Hillebrand, Engelbert, Fürſt, von Reichenberg, Salmaier und Jandl ſtehen in und um Kindberg im Betriebe, zahlreicher ſind ſie noch jenſeits der weſtlichen Bergkette um Turnau, Aflenz und Thörl, unter welchen jene des Ignaz Fürſt, Franz Großauer, Alois Oeſterlein, Joſeph Pengg und Grafen von Stubenberg die bedeutendern. Bei Kapfenberg der Großhammer Franz Patterer's, in Bärendorf oberhalb Bruck die Zerrenn- und Streckwerke Franz Pichelmayer's und Ritter von Frayndegg'ſchen Erben.

Die Mehrzahl dieſer Werke ſtand einſt in blühenderem Betriebe. Die behäbigen Beſitzer und ihre Angehörigen bildeten eine Art Ariſtokratie, die mitunter durch täppiſchen Hochmuth Anſtoß erregte, wofür man durch die Belegung mit den Spottnamen Kohlabel oder auch Hammerleute Vergeltung nahm. Gute Arbeiter ſtanden ſich trefflich, und es gehörte zu den höchſten diplomatiſchen Künſten der Eiſen-Tories, die Geſchickteſten durch reiche Spenden und Verheißungen Andern abwendig zu machen.

Der Umſchwung der Eiſenproduction, die überaus wohlfeile Erzeugung in England, das Hinſchwinden des Waldſtandes, nicht minder die durch einige Zeit vorwaltende, gänzlich mißgriffene und durch ſchwere Verluſte beſtrafte Tendenz der großen innerbergſchen Gewerkſchaft, ſich nebſt dem Gewinne aus der Roherzeugung auch den bis dahin den Privaten zugefloſſenen der Hammerwirthſchaft aneignen zu wollen, hat dieſe in ihrer Thätigkeit gehemmt, ihr Betriebs-Capital herabgebracht. Verſchwunden ſind die Flotillen jener der Mur eigenthümlichen Fahrzeuge, der Plätten, eines Mitteldings zwiſchen Schiff und Floß, die noch vor 30 Jahren den Fluß bei Gratz bedeckten und Eiſenwaaren jeder Art, beſonders die im Orient beliebten ſteiriſchen Senſen bis zur Donau-Mündung förderten. — Wie überall hat auch hier der Fortſchritt, der in ſeinem Weltenfluge Alles mit ſich reißt, die Wunden, die er den Einzelnen ſchlug, ſelbſt geheilt. Das Erſtehen zahlreicher Fabriken, die Anwendung des Eiſens auf Brücken und andere Bauten, vor Allem die Anlage der Schienenwege, hat neue Abſatzquellen eröffnet, die Deckung des Brennbedarfes ſich zu einer ſyſtematiſchen, die Zukunft nicht vernachläſſigenden Behandlung erſchwungen. — Das Hammerwerk nährt wieder ſeinen Mann, vorausgeſetzt, daß er nicht beim ſogenannten „guten“ — eigentlich bequemen — Alten verharre, deſſen Sterbſtündlein längſt geſchlagen hat. —

Man verzeihe dieſe Abſchweifung, die zur richtigen Verſtändniß der ſteiriſchen Zuſtände unerläßlich, und mit der ein wichtiges Capitel abgethan iſt.

Wer in Mürzzuſchlag zu verweilen gedenkt, den machen wir auf den Gamkſtein, eigentlich Gansſtein, einen mäßig hohen Berg mit trefflicher Ausſicht aufmerkſam; eine größere, aber ſehr lohnende Partie wäre die von drei Stunden, nach dem beim Sonnwendſtein erwähnten Stuhleck.

Die nächſte links von einem Waldberge herabſchauende Ruine iſt Hohenwang, ſeit 1546 Sitz der ſeit Kurzem im Mannsſtamme erloſchenen Herren von Schärfenberg, denen jedoch wie den Stubenbergern Grafenrang zukam.

Das Schloß hat im Jahre 1529 einer Belagerung durch die Türken Trotz geboten.

Die Schärfenberger, aus Kärnthen ſtammend, erſcheinen im 13. Jahrhunderte als Herren von Marburg und Montpreis, und ſind in die Schickſale Steiermark's und Oeſterreich's eng verflochten. Zwei derſelben blieben in der Schlacht am weißen Berge bei Prag. Ernſt von Schärfenberg war einer der bekanntern Führer im 30jährigen Krieg. Sigmund fiel 1688 vor Belgrad.

Das neue Schloß, ein wenn nicht weitläufiger, doch ſtattlicher Bau, liegt rechts von der Ortſchaft Langenwang; nun folgt an der Ausmündung des Malleiſten-Grabens das nette Feiſtritz. Hinter Krieglach, einem Marktflecken von breiter Anlage und 700 Einwohnern, Schloß Büchel am Veitſchbache, ſehr alt, Geburtsſtätte Johann Ritters von Kalchberg, eines der begabteſten ſteiermärkiſchen Schriftſteller, der, wenn ſeine Dramen auch dem Geſchmack unſerer Zeit mehr entrückt ſind, ſich in ſeinen Novellen durch Erfindungsgabe und Feuer auszeichnet. Hier begegnet uns Geſpenſterſpuk, der mit dem alten Bildniß eines Fräuleins von ſtarren, unheimlichen Zügen zuſammenhängt. Es mögen 50 Jahre ſein, daß die Gemächer in ſeiner Nähe durch nächtliches Poltern, Stöhnen und Kettengeklirr faſt unbewohnbar wurden, Knechte und Mägde, die das Bild aufmerkſam betrachteten, bekamen Rothlauf und geſchwollene Geſichter. Ein ſchwerer Bund verroſteter Schlüſſel fiel durch das offene Fenſter auf den Tiſch der beim Abendmahl Verſammelten, den kein menſchlicher Arm aus der Tiefe des Veitſchgrabens herauf zu ſchleudern vermocht hätte.

Die Wahrheit alles Angeführten wurde von dem ehemaligen Pachter v. J. als über allen Zweifel erhaben beſtätigt. Viel ſchauerlicher aber klingt, was ſich unter ſeinem Vorgänger zutrug. Ein Freund war mit der Gattin für mehrere Tage auf Beſuch gekommen. In der erſten Nacht weckt beide der Schein eines Lichtes, eine männliche und eine weibliche Geſtalt in weißen Nachtkleidern ſchleichen herein, öffnen einen Wandſchrank und entfernen ſich mit deſſen Inhalt, einer Ladung von Silbergeräthe, Schmuck und Juwelen.

Die Fremden, ergrimmt über das von ihren Wirthen an den Tag gelegte Mißtrauen, rüſten ſich mit grauendem Morgen zum Aufbruch, doch bemerkte es der Schloßherr und hält die Fliehenden an, die Aufklärung ihres Benehmens fordernd; da kommt die vermeintliche Kränkung, aber auch der Umſtand zu Tage, daß in dem Zimmer ein Wandſchrank gar nicht vorhanden ſei. Nun erſt waren die Gäſte durch keinerlei Vorſtellung aufzuhalten, der muthigere Schloßherr aber waffnete ſeine Getreueſten mit Hammer, Spaten und Brecheiſen, nach dem verborgenen Schatze zu ſuchen. Wände wurden durchgeſchlagen, der Eſtrich aufgewühlt, die Decke durchlöchert — umſonſt — keine Spur von Silber, Gold und Juwelen.

Daß man damals unter den Dielen ein Skelet mit obligatem Dolch zwiſchen den Rippen gefunden habe, wie die Rede gieng, erklärte J. entſchieden als unwahr, die ſpukhaften Erſcheinungen aber dauerten fort. Zuletzt entfernte man das gemalte Fräulein aus dem Hauſe, aber auch in der Penſion bei der aufgeklärten Poſtmeiſterin zu M.— ſoll es ſich incorrigibel gezeigt haben; gewiß iſt, daß es Jahre hindurch in eine Rumpelkammer verbannt war. Die Lection ſcheint gewirkt zu haben, denn ſeit der Rückkehr nach Bühel hat ſein Benehmen keinen Anſtoß erregt.

Dem Schloſſe gegenüber, am rechten Mürzufer, liegt Mitterndorf mit einem im Jahre 1787 durch Ignaz von Reichenberg erſchloſſenen Kohlen- und Alaun-Bau. Die Gruben hier und jene bei Wartberg liefern Brennſtoff von untergeordnetem Werthe, doch höchſt intereſſant ob der darin vorkommenden urweltlichen Pflanzen-Reſte. — Auf der Kuppe des ſteilen Werkbergs, der das obere und untere Mürzthal ſcheidet, ſoll ein Römer-Caſtell geſtanden haben. — Von der kleinen, aber ſehr maleriſchen Ruine Lichteneck, hart an der Bahn vor der ſchiefen Brücke über die Mürz, weiß man — wie es in Steiermark nur zu oft der Fall iſt — kaum mehr, als daß einſt eine Adelsfamilie, und noch letzlich eine Herrſchaft dieſen Namen trug. Beſtimmter ſind die Nachrichten über Kindberg, einen recht gut gebauten und ziemlich wohlhabenden Marktflecken mit faſt 800 Seelen und einem freundlichen hochgelegenen Schloſſe, ſeit mehr als 100 Jahren ein Beſitzthum der Grafen von Inzaghy. Dynaſten von Chindeperch erſcheinen in Urkunden des 12. Seculums, ihr Schloß ſoll nicht an der Stelle des gegenwärtigen, ſondern auf einem der ſteilen Gipfel jenſeits der Mürz nächſt dem Bahnhofe geſtanden haben, wo ſich noch Mauerreſte vorfinden, und im 13. Jahrhunderte durch Erdbeben zerſtört worden ſein.

Fleißige Cultur und eine Reihe blühender Ortſchaften zeigt die nächſte, zugleich breiteſte Strecke des Mürzthales: Allerheiligen; Mürzhofen mit einer Poſtſtation; St. Marein mit großem ärariſchen Fuhrweſen-Depot und einer Kirche, welche die Jahreszahl 1040 trägt; St. Lorenzen mit Decanatspfarre; die Schlöſſer Spiegelfeld und Rechelheim.

Die geognoſtiſche Beſchaffenheit des Thales leiht der Sage, daß einſt am Fuße des Semmeringberges ein See ſich ausgebreitet habe, der in Folge gewaltiger Erdrevolutionen durch die geſpaltenen Bergufer einen Durchweg ſich erzwang, einige Wahrſcheinlichkeit. Noch jetzt lebt im Munde des Volkes die Bildungsgeſchichte des Thales auf eine Weiſe fort, welche die meiſten der früher angeführten Ortsnamen in eine faſt ſymboliſirende Beziehung zu einander bringt:

Vom Semmering ſüdwärts in der Flut
Ein Schalthier nächſt dem Dorfe ruht,
Oft bricht's hervor aus grünem See,
Und bringt der Gegend Noth und Weh!

Die Leute trau'n nicht ſeiner Ruh',
Sie warten bang am Berge zu:
Ein See entſteht, wohin es zieht,
Ein neuer Berg dort, wo's entflieht.

Bald füllt man's Krüglein in der Ach *)
Wo's jüngſt an Wieſ' und Baum gebrach;
Das thut der Wurm, der bohrt und wühlt,
Und Fels, wie Sand, von hinnen ſpült.

Auf einem Berg ein Schlößlein ſteht,
Darinnen ſtiller Friede weht:
Denn Mutterliebe hütet dort
Ihr einzig Kind als theuren Hort.

Das grimme Schalthier aber wühlt
Und bohrt und ſaugt und ſchäumt und ſpült,
Und lockert nachts den mürben Stein,
Und Berg und Schlößlein ſtürzen ein.

Vom dunklen Schloß ein lichtes Eck
Steht morgens noch allein am Fleck:
Die Mutter trug ein Bret an's Land,
Die Mutter, die ihr Kind nicht fand.

„Mein Gott, wozu erhieltſt Du mich,
„Mein Kind, was bin ich ohne dich?!"
Sie ringt die Händ' in Angſt und Qual,
Und ruft: „Wo iſt mein Kind?" durch's Thal.

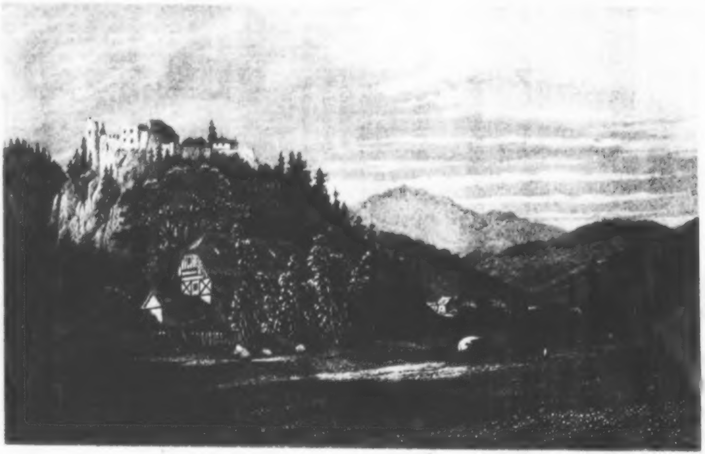
Doch wie ſie um die Ecke biegt,
Ihr Kind am Berge ſchlummernd liegt,
Es lächelt freundlich, es erwacht —
„Geprieſen, Herr, ſei Deine Macht!"

Was Mutterlieb' erlebt alldort,
Noch lebt's im Angedenken fort,
Vergeſſen kann's der Enkel nicht,
Sobald er von der Heimat ſpricht.

Wo Schaldorf, Wartenberg bekannt,
Wird Neuberg, Krieglach mitgenannt;
Wer Lichteneck und Kindthal nennt,
Hat Kindberg nie davon getrennt.

---

*) Ach, goth. ahva, ahd. aha, mhd. ouwe, owe, Aue (aqua), Waſſer, Strom, waſſerreiches Wieſenland.



[illegible]

Kapfenberg.

So dauert manch Jahrhundert lang
Lebendig in der Namen Klang,
Wie hier der Herr durch tiefſten Schmerz
Geprüft ein echtes Mutterherz.

Den Seitenausflug, zu dem St. Lorenzen verlocken könnte, auf ſpäter uns verſparend, folgen wir dem Zuge der Bahn nach Kapfenberg, einem Marktflecken von etwa 100 Häuſern, in deſſen unmittelbarer Nähe ein Zerrenn- und Großzeughammer F. Patterer's, betrieben durch den um die Hebung der ſteiermärkiſchen Eiſen-Privat-Induſtrie hochverdienten Gewerken Franz Maier zu Leoben. Gegenüber am rechten Mürzufer liegt Schloß Wieben, anſpruchslos, aber nett und behaglich, Eigenthum einer Linie der Stubenberge, deren uralter Lieblingsſitz Oberkapfenberg vom Gipfel des jenſeitigen, ſteilen Bergvorſprungs herabblickt. Einſt groß und herrlich, wird es bald zum formloſen Trümmerhaufen umgewandelt ſein. Eine noch ältere Burg dieſes Namens ſoll in der Nähe des Kirchleins Maria Loretto innerhalb des ſonderbaren, an einen Druidenbau mahnenden großen Mauerdreiecks geſtanden ſein; ihr Urſprung wird auf die Zeiten Karl's des Großen zurückgeführt. Die Chaphinperche verſchwinden ſchon Anfangs des 15. Jahrhunderts aus der Geſchichte.

Rechts von der Ruine führt ein ſchöner Waldweg zu dem hochgelegenen Wallfahrtsorte Maria Rehkogel, der vom Mürzthale aus geſehen ein hübſches Bild gibt; von da gelangt man in ſüdlicher Richtung hinauf zur Hochplatte des Rennfeldes (5130 Fuß), wo der aus Paläſtina heimgekehrte Wülfing von Stubenberg den Nebenbuhler um die ſchöne Agnes von Bärnegg, Rüdiger von Khuenring, erſchlug (1009).

Eine Anhäufung großer Steine bezeichnet die Stelle des Zweikampfs und das Grab des Gefallenen, die blonde Haarſchlinge des Fräuleins, die, in einer ſilbernen Kapſel verwahrt, auf Kapfenberg gezeigt wurde, iſt in das Wappen der Stubenberge übergegangen.

Bruck (Muräpontum), uralte Stadt, ſchon zur Zeit der Traungauer befeſtigt, an der Nordſeite von dem nun in Trümmern liegenden Bergſchloſſe Landskron beſchützt, bewährte gleich Neuſtadt mehrmals die Treue gegen den Landesfürſten und wurde deshalb durch wichtige Privilegien begünſtigt. An ſeinen Mauern, durch Hermann von Landenberg vertheidigt, brach ſich 1291 die Macht Erzbiſchof Konrads von Salzburg und der durch den Haß gegen die ſchwäbiſchen Räthe Herzog Albrecht's I. zur Empörung gereizten Steirer Herren Friedrich von Stubenberg, Ulrich von Pfannberg, Hartnid von Wildon, Friedrich von Pettau ꝛc. Der Marſch Albrecht's über den Semmering zwang ſie zum ſchleunigen Rückzuge. Das Gefecht bei Kraubath nächſt Leoben, in dem der Landenberger verwundet, der von ſeinem Dienſtmann Wölkthal von Bühel verlaſſene Friedrich von Stubenberg aber gefangen wurde, endete den Aufſtand. Der ſonſt ſo ſtrenge Herzog, von ſeinen Räthen überdies zu blutiger Rache aufgefordert, verzieh den Rebellen, doch wurden ihre Burgen größtentheils zerſtört. Die Verbannung des ränkeſüchtigen Landſchreibers Abtes Heinrich von Admont, der bis dahin Albrecht's Entſchlüſſe gelenkt hatte, in ſeine Kloſterzelle, brachte dem ſeit dem Zwiſchenreiche durch Parteiung zerriſſenen Lande dauerhafte Ruhe.

Im Jahre 1424 ſtarb hier Herzog Ernſt der Eiſerne, durch ſeine Gemahlin (die maſſowiſche Cymburg, die Hufeiſen brach und mit der geballten Hand Nägel in die Wand trieb) Stifter der älteren ſteiermärkiſch-habsburgiſchen Fürſtenreihe, Beſieger der Türken in dem wüthenden Kampfe bei Radkersburg (1418). Hiſtoriſch wichtig iſt der Brucker Landtag von 1578, auf dem die größtentheils der Reformation huldigenden Stände dem Neffen Kaiſer Karl V., Erzherzog Karl II. von Inneröſterreich, freie Religionsübung abnöthigten.

Bruck, ſammt der Landskrone im Jahre 1792 durch verheerenden Brand zerſtört, hat ſeit dem Wiederaufbau bis auf unſere Tage die Phyſiognomie nur wenig verändert. Die Anlage iſt breit und behäbig, aber außer zwei geräumigen Kirchen, einem großen regelmäßigen Platze, deſſen Eckgebäude gegen die Wienergaſſe einen ausnehmend ſchönen, aber durch Uebertünchung entſtellten gothiſchen Steinbalkon trägt, gebricht es an Bemerkenswerthem, es wäre denn der körnige Spruch auf dem alterthümlichen Stadtbrunnen:

„Ich heiß Hans Praſſer,
„Trink lieber Wein als Waſſer,
„Tränk ich lieber Waſſer als Wein,
„Könnt ich ein reicherer Praſſer ſein.“

Die Lage, wenn auch etwas eingeengt, iſt ſchön, und die nahen Berge, das Rennfeld, der Roſſegg, die Hochalpe ꝛc. laden zu Ausflügen ein; das Klima mit vorherrſchenden ſchweren Nebeln und ergiebigen Niederſchlägen läßt Manches zu wünſchen übrig; mehr noch das wahrhaft antediluvianiſche Pflaſter.

Die Ausſicht, als Knotenpunct zweier Staatsbahnen ein wichtiger Stapelplatz zu werden, iſt der Stadt Bruck durch das Aufgeben des bereits tracirten Schienenweges von Salzburg über Rottenman und Leoben für längere Zeit entzogen; doch wird die Bahn über Leoben nach Vordernberg, nach den dermaligen Verhältniſſen eine unbedingte Nothwendigkeit für dieſes Emporium der Roheiſen Erzeugung, längſtens in zwei Jahren zu Stande gebracht ſein.

Vom Brucker Calvarienberge an verengt ſich das Thal zur ſtundenlangen, ziemlich monotonen Schlucht, in die nur jenſeits das Gaſthaus zur Linde mit einem ſtarken, aber nicht gehörig gefaßten Sauerbrunnen, und die nicht unbedeutende Ortſchaft Kirchdorf einige Abwechslung bringt; dagegen macht die nächſte

Station Bärnegg ein ſchönes Bild mit dem netten, auf einem Bergabhange gelagerten neuen Schloſſe, hinter dem von einem ſteilen Hügel die ſpärlichen Mauerreſte der alten Burg herabnicken, der Kirche, mit ihrem ſeltſam geformten ſchmalen Thurme, einer dichten, zur Murbrücke bei Kirchdorf führenden Allee, und dem Drachentauern mit ſeinen röthlichen Kuppen und Felswänden im Hintergrunde, der, namentlich von der Abendſonne verklärt, einen herrlichen Anblick darbietet.

Die Bärnegg, ein Grafengeſchlecht ſchon im 12. Jahrhundert bekannt, waren reich und mächtig durch Güterbeſitz in Steiermark und Oeſterreich. — Der Sage nach ſoll hier eine muthige Burgfrau einem Bären das ihr geraubte Kind noch unverletzt entriſſen haben. Die Kirche enthält ſchön gearbeitete Grabſteine.

Mauthſtadt, mit dem Freiherr von Hagen'ſchen Hammerwerke, liegt am Eingange der Breitenau, die der Hoch-Lantſch (5470 Fuß) von dem Mirnitzer Thale ſcheidet; ſie enthält weiter rückwärts einen Bleiglanzbruch und die wichtige Schaffer'ſche Senſen-Fabrik. Das Thal treibt nicht unerheblichen Verkehr mit Schnecken, die mit den berühmten Mariazellern an Größe wetteifern. Neulich wurde hier ein Bergbau auf Eiſen durch Dr. Gübl, Bouvier und Wagner in Betrieb geſetzt.

Hoch über den Wänden des Lantſch hängt eine Einſiedelei; der vieljährige Bewohner derſelben hat kürzlich — geheiratet. —

Längern Aufenthalt erheiſcht Mirnitz, ein phantaſtiſch gruppirtes Amphitheater von Felsbaſteien, aneinander gereihte ſteile Wände, über denen ſich, von dunklen Waldſtreifen durchwirkt, friſche Alpentriften und hohe pittoreske Berggipfel bemerkbar machen. Dächte man ſich die nächſte Umgebung als Meer, ſo würde die Scene eines jener hohen Felſeneilande der Südſee, wie Nukahiwa, trefflich verſinnlichen. — Der Kriegsmann betrachtet mit hohem Intereſſe die Berggruppe, aus der ſich mit geringer Mühe ein zweites Gibraltar geſtalten ließe, und die bereits mit ungeheuern Kaſematten verſehen iſt. Wahrhaft großartig iſt die Landſchaft am Eingange des Thals zwiſchen dem Lantſch und dem maſſenhaften, von drei Seiten ganz unerſteiglichen Röthelſtein (Drachentauern), an dem ſtarken über zwei Meilen weit von der Sommeralpe herkommenden Mirnitzbache, um den ſich die Ortſchaft mit dem fürſtlich Lobkowitz'ſchen und andern Eiſenwerken ſehr nett gruppirt. Kaum eine halbe Stunde vom Stationsplatze bildet der Bach einen zwar nicht hohen, aber ſehr maleriſchen Waſſerfall; ihm zur Seite läßt ein von der Berghalde herabeilender Bach ſein Wellenſilber aus der Umhüllung ſchattiger Erlen hervorblitzen. Aehnliches findet man hier allenthalben, wenn man die Pfade zwiſchen den Felswänden und der ſie umkränzenden Waldung verfolgt, beſonders jenen, der von der Bärenſchütz zur Alpe des Drachentauern unterhalb der Mirnitzer Höhle emporführt.

Dieſe ungefähr 1600 Fuß über dem Waſſerſpiegel der Mur gelegene Grotte, zu der man in der letzten Abtheilung des Weges über loſes Geſtein mühſam emvorklettert, iſt in Steiermark ziemlich die berühmteſte und wurde dem Publicum durch Ing. Kollmann's Volksdrama „der Hammer um Mitternacht“ vorgeführt; doch ſind alle bisherigen Beſchreibungen, theils weil die Beſucher mit zu poetiſchem Auge ſahen, theils weil ſie, zu tolerant, Erzähltes mit der eigenen Wahrnehmung vermengten, bombaſtiſch und uncorrect. — Die Maſſen von Tropfſteinbildern, die himmelblauen Felſen mit blutrothen Adern, die Karl's VI. Rath und Hofantiquarius K. G. Heräus geſehen haben will, die Wappenſchilder und die Inſchriften: Rudolphus I. Dux, und Fridericus Dux Austriæ affuit 1409, wird man vergebens ſuchen. Die von Neuern angegebene Tiefe einer Wegſtunde müſſen wir auf etwa 2000 Schritte zurückführen; dennoch iſt die Höhle ungemein impoſant, bebeſonders ihr halbkreisförmiges Portal (Kugelluke) von nahe 10 Klafter Radius, das der Tageshelle auf bedeutende Tiefe den Eingang geſtattet. Die von Heräus erwähnten Steinanhäufungen ſind vorhanden, wahrſcheinlich hatten ſie denſelben Zweck, wie die dermalige Verzäunung, durch die man das hier gegen Unwetter Schutz ſuchende Alpenvieh vor dem tiefern Eindringen in die Grotte und vor Beſchädigung zu wahren ſucht. Faſt in halber Länge muß ein über 2 Klafter hoher Steindamm mit Leitern überſtiegen werden; von hier wechſelt die Höhe des Gewölbes ſehr, der Pfad windet ſich zwiſchen mächtigen herabgeſtürzten Steinblöcken hin und erheiſcht Vorſicht. Gegen das Ende hin drückt die Decke ſo herab, daß man nur gebückt unter ihr fortkommen kann. Den Schluß bildet eine Art Rotunde, hoch und weit wie ein Dom, von der nach allen Seiten hin Bogen von faſt mauriſcher Form, ſich verjüngend, zurücktreten. Gut beleuchtet iſt ſie von überraſchendem Effect; doch verſäume man nicht den Zugang auf irgend eine Art zu bezeichnen.

Berichterſtatter war Zeuge der komiſchen Verzweiflung eines unter Gottes freiem Himmel recht beherzten Mannes, der, als eine jener Niſchen nach der andern unterſucht ſich verſchloſſen zeigte, in der Gewißheit des Hungertodes ſich das Haar zerraufte, und die einzige Hoffnung der geſammten Expedition, den freilich nicht ſehr verläßlichen Führer, ermorden wollte.

Man wage ſich nicht in zu geringer Anzahl, und mit wenig Beleuchtungs-Stoff verſehen, in dieſes immerhin beträchtliche Stück Unterwelt. Wem oberhalb der Leitern die letzte Fackel erliſcht, der wird, wenn nicht Hülfe von Außen kommt, ſchwerlich den roſigen Schimmer des Tages wieder begrüßen.

Kalkſinter deckt einen Theil der Wände und kommt in druſigen Stalaktiten vor. Der Tropfenfall iſt häufig und durch das Echo der weiten Steinhallen von eigenthümlich ſchauerlicher Wirkung; er bildet mehre ſumpfige Stellen und verwandelt die Farbe der Kleider in ſchmutziges, unvertilgbares Roth, was den Beſuchern zur Nachricht diene. Einſt mag die Grotte wohl ſo reich als die Gailenreuther an Knochenſchichten geweſen ſein. Beingräber, die ihre Funde pulveriſirt an das leichtgläubige Landvolk als Vieharznei abſetzten, haben ſie bis in die innerſten Räume durchwühlt, doch bewahrt das Joanneum zu Gratz noch hier gefundene Schädel und Wirbelknochen der rieſigen Höhlen-Bären.

Mixnitz und ſeine Umgebung iſt ſelbſt in Steiermark noch viel zu wenig gekannt und gewürdigt; dem Künſtler bieten ſie Stoff für ein Album von hundert und mehr Blättern, und ſelbſt der Reiſende, dem die Scenen der Schweiz und Tirol's geläufig ſind, wird uns, wenn er der Aufforderung hier zu verweilen folgt, zuverläſſig Dank wiſſen.

Der nächſte, dem freundlichen Marktflecken Frohnleiten (mit 800 Seelen) gegenüberliegende Berg, der den Fluß und die Eiſenbahn zu einer ſcharfen Krümmung nöthigt, heißt wegen des längs der Gipfel fortziehenden Felskamms die ſteinerne Wand, welcher Name irriger Weiſe auch dem Röthelſteine beigelegt wird, und iſt, wie jenſeits der Mur Schloß Weiher, die Grenzmark der obern und untern Steiermark; drüben bei Weiher öffnet ſich das Thal des Gamsbaches, der das große Eggenwald'ſche Hammerwerk in Betrieb ſetzt. Durch den Gams- und Göſſergraben führt am Fuße der Hochalpe vorüber durch ein Felſendefilée, dem die rothglühenden Früchte der häufig vorkommenden Ebereſche einen eigenthümlichen Schmuck verleihen, der kurze, aber beſchwerliche Diebsweg nach Leoben. Dieſe Bergwüſte, in der ſich auch der mit ſcharfen Sinnen Begabte leicht verirren kann, durchwanderte durch 12 Jahre, ohne auch nur einmal Schaden zu nehmen, der ſtockblinde Admonter Bote im Geleite eines kleinen Hündchens.

Jenſeits Frohnleiten ragt auf iſolirtem, ziemlich hohen Berge der umfangreiche Stammſitz des Grafengeſchlechtes der Pfannberge, eines der wichtigſten der Steiermark, bekannt durch Mißgeſchick und Verfolgung unter des Böhmenkönigs Ottokar Zwangsherrſchaft und durch die Fehde mit Herzog Albrecht I. Es erloſch ſchon 1368, und der größte Theil ſeines reichen Erbes gelangte an die Montfort. Die unbegreiflicher Weiſe ſehr wenig beſuchte Burg, in deren Ringmauern ſich Römerſteine fanden, iſt, wiewohl ſtark verfallen, eine der ſehenswertheſten Ruinen und zeigt von ehemaliger Pracht. In den Fenſterbogen der Capelle an der Nordſeite finden ſich ausnehmend ſchöne Fresken von der Hand eines italieniſchen Meiſters; der ſechseckige und ſechs Stock hohe Wartthurm, in den obern Theilen bereits unzugänglich, kann, ſeinem maſſiven Bau nach, noch einem Jahrtauſend trotz bieten. Zu Neu-Pfannberg, ſüdlich von Frohnleiten an der Mur gelegen, führt von der Commerzialſtraße eine ſorglich gepflegte Taxus-Allee, der Bau iſt weniger anſehnlich als wohnlich, der Garten von bedeutender Ausdehnung.

Weiter abwärts am rechten Flußufer erhebt ſich auf ſteil anſteigendem Felskamme, kühn bis zu deſſen äußerſtem Rande vorgerückt, Schloß Rabenſtein. Die Nachrichten über dasſelbe ſind dürftig. Ein gleichnamiges Dynaſtengeſchlecht wird zuerſt im Jahre 1171 erwähnt. Nachfolger im Beſitze der Burg waren die Pfannberg, die Dietrichſtein, Harrach, Schärfenberg, Windiſchgrätz; im Jahre 1742 gelangte ſie durch Kauf wieder an die Dietrichſtein. Aus der Zeit des erſten Regiments dieſer letzteren weiß die Sage von der Veſte Rabenſtein Schauerliches zu berichten, wofür in der Geſchichte freilich ſchwer ein Beleg zu finden ſein dürfte:

Hoch ob des Murſtrom's Felſenbette,
Umtoſt vom Brauſen ſeines Grimm's,
Schwebt überhangend eine Veſte
Gekittet an das Steingeſims;

Burg Rabenſtein, ein grauſer Name,
Allein noch grauſer iſt's, den Blick
Hinabzuwerfen in die Tiefe,
Wo ſchwindelnd zuckt das Aug' zurück.

Doch drinnen ſcholl einſt muntres Leben,
Bei hellen Kerzen floß der Wein.
„Dem Schloßherrn!“ klang's aus hundert Kehlen,
„Den Gäſten!“ dankt' ein Dietrichſtein.

Da war in leuchtenden Gemächern
Ein bunter Mummenſchanz zu ſchau'n;
Der weite Prunkſaal ward zu enge,
Für all' die Rittersleut' und Frau'n.

Auf dem Balcone draußen mußten
Die Muſiker, beim Mondenſchein,
Singvöglein gleich in ihrem Neſte,
Anſtimmen ihre Melodei'n.

Das galt ein lautes Muſiciren,
Denn unten brauſte laut die Mur,
Und innen brauſte laut der Jubel,
Die Sterne glänzten ſchweigend nur.

„Das nenn' ich mir ein Feſt der Wonne!“
So rief der Schloßherr, wohlgemuth,
„Die Muſik draußen gleicht dem Schaume,
„Und unſre Freude gleicht der Flut!“

Da plötzlich dröhnt unheimlich Krachen,
Entferntes Rauſchen, dumpfes Schrei'n,
Verſtummt iſt Flöt' und Horn und Geige,
Und wie verſteinert ſtockt der Reih'n.

Und aller Tänzer Blicke ſtarren
Entſetzt auf den Balkon hinaus,
Denn mitten durch den leeren Bogen,
Scheint hell und groß der Mond in's Haus.

Hinſtürzt der Dietrichſtein zur Schwelle,
Da reißt's ihn ſchier am Haar zurück,
Balkon und Chor ſind wie verſchwunden,
In ſchwarzen Abgrund ſtarrt ſein Blick.

Doch unten regt ſich's noch im Strome,
Wie blut'ger Leichen grauſe Spur; —
Vom jähen Sturze fortgeriſſen,
Verſanken ſie in's Grab der Mur.

Da hat der Tod wohl arg bewieſen,
Wie neidiſch er in's Leben greift,
Da hat er von der Flut der Freude
Gar ſchnell den Schaum wohl abgeſtreift.

Da rief, erwacht nach langem Träumen,
Der Schloßherr tief erſchüttert aus:
„Das Feſt iſt gar, ihr Frau'n und Ritter,
Denn nicht geheuer iſt dies Haus.

Wir ziehen fort aus dieſem Schloſſe,
Gefloh'n, verödet fall' es ein:
Denn wo die Luſt mich ſo betrogen,
Da will ich nicht mehr heimiſch ſein!“

Und was er ſprach, er hat's gehalten,
Gliedweiſe brach, und bricht es ab,
Bald werden ſeine letzten Trümmer,
Verſunken ſein in's Wellengrab.

Dieſem gänzlichen Verfall ſuchte der gegenwärtige Eigner Rudolf Freiherr von Mandell nach Kräften Einhalt zu thun. Der Balkon des reſtaurirten Saales an der Flußſeite gewährt eine herrliche, an die Rheingegenden erinnernde Ausſicht, und läßt die Erinnerung an das oben beſchriebene Todesbankett kaum mehr aufkommen. Hinter dieſem, nach ſeiner dermaligen Geſtaltung vielleicht aus dem 16. Jahrhundert ſtammenden Schloſſe zeigen ſich auf einem höheren Felſen die Trümmer einer noch viel älteren Burg. Unterhalb des jetzigen Schloſſes befindet ſich ein dem Freiherrn von Herbert gehöriger Bergbau auf ſilberhältiges Blei.

Der Weg von Fronleiten über das idylliſche Adriach, mit einer der älteſten Kirchen im Lande (1040), über Rabenſtein, und längs der Badelwand bis Feiſtritz iſt überaus reizend, er führt über den Kugelſtein, auch Jungfernſprung genannt, eine oben abgerundete, gegen den Fluß ſteil abfallende Felspyramide, an deren Fuß im J. 1827 ein Römergrab mit Marmorplatte und Inſchrift, im J. 1843 ein zweites mit Gerippen zweier Erwachſenen und eines Kindes blosgelegt wurde. Die Mauerſpuren auf der höchſten Kuppe des neben dem Kugelſtein ſenkrecht aufſtrebenden Felſens ſcheinen gleichfalls römiſchen Urſprungs, da man hier Münzen mit dem Gepräge Trajans und Reſte einer Waſſerleitung von Bronze-Röhren fand. Am linken Murufer abermals eine Grotte, die ziemlich ſtark beſuchte Badelhöhle; ihr Eindruck iſt widerwärtig, die flachen, niederen Gewölbe, in denen man fortwandert, wie in einer zu zwei Dritteln verſchütteten Halle, hemmen faſt den Athem, für den Geognoſten aber iſt ſie ſehr beachtenswerth, da ſie den Berg ſpiralförmig, wie ein Korkzieher durchläuft, und die Theorie der Erdböhungen recht anſchaulich macht.

Peggau, Marktflecken von 60 Häuſern mit Schloß und Gut des Stiftes Vorau und dem Großauer'ſchen Zainhammer, liegt am Fuße einer hohen, faſt ſenkrechten Felswand, der Thaneben, in der die Mündungen vieler Grotten bemerkbar ſind. Manche derſelben, früher mittelſt Leitern zugänglich, ſollen von großer Ausdehnung ſein und Tropfſteinbilder enthalten; gegen das ſüdliche Ende hin wölbt ſich eben eine natürliche Felſenbrücke, die durch ihre Dimenſionen imponirt. Nördlich vom Markte treibt ein auf ſtundenlangem, unterirdiſchem Wege aus dem Semriacher Thale herkommender ſtarker Bach ein Bleiſchmelzwerk; ſein Sturz aus der Höhle und das Portal der letzteren wären ein dankbarer Vorwurf für die Kunſt.

An der Commerzial-Straße ſteht das Denkmal des am 3. Jänner 1781 zu Peggau geborenen und am 27. November 1816 zu Adelsberg in Krain verſtorbenen, talentvollen Dichters J. G. Fellinger. Die ſchauerlich zerklüftete Ruine in der Thaleinbuchtung rückwärts der Thaneben bei Güntersberg iſt der Stammſitz der ſchon 1368 ausgeſtorbenen Herren von Peckach, ſpäter Eigenthum der Pfannberg und Montfort; die Umgebung iſt wild aber hochromantiſch. Das Schloß von großem Umfange enthält viele unterirdiſche Gewölbe. Die Reſte der ſäulengetragenen Gallerie im Innern ſind beſonders im Mondlicht von ergreifender Wirkung, und für die Geiſterbeſchwörungs-Scenen in Mayerbeer's Robert ließe ſich kaum eine paſſendere Decoration finden.

Das ſchmucke Kirchlein auf dem bewaldeten Hügel jenſeits des Fluſſes gehört Feiſtritz, einem Marktflecken mit 700 Bewohnern und ehemals wichtigem, ſilberhältigen Bleibergwerk. Der Ort hat noch einen Kupferhammer, das ſchöne Eiſenhammerwerk des Freiherrn v. Thinnfeld, und die Senſen- und Sichelfabrik Johann Pachernegg's.

Dem Uebelbache folgend gelangen wir zuerſt nach Waldſtein; das neue Schloß dieſes Namens, von den Fürſten von Eggenberg erbaut, wurde wegen des Schutzes, den die Eignerin Hippolyta Freiin v. Windiſchgrätz dem Prädikanten Odontius angedeihen ließ, noch im J. 1602 förmlich belagert und eingenommen. Der zur Galeere verurtheilte Paſtor entkam auf dem Wege nach Trieſt. Wo der Erz- in den Uebelbach mündet, erhebt ſich auf kegelförmigem Berge, innen und außen von Wald überwuchert, die Ruine Waldſtein, von der ſich vom 12. bis 15. Jahrhunderte ein Rittergeſchlecht ſchrieb, ſpäter beſaßen ſie die Wildoner, die Grafen v. Cilli, die Eggenberger, ſeit 1730 die Dietrichſtein.

Eine Stunde weiter einwärts im Thale Uebelbach, Marktflecken gleicher Bedeutung mit Feiſtritz, mit einer Papierfabrik neuer Einrichtung Sommer's in Wien, zwei Eiſenwerken, einer Pfannenſchmiede und drei Senſenfabriken der ſehr geachteten Firmen Pachernegg und Zeillinger.

Das Ziel unſeres Ausflugs in dieſer Richtung iſt die Kleinalpe; wir haben von Uebelbach aus noch vier ſtarke Stunden auf rauhem, beſchwerlichen Wege emporzuwandern; deſto beſſer mundet die Ruhe in dem beſcheidener Anforderung genügenden Alpenwirthshauſe am Einſchnitte zwiſchen dem Scheitkogel und der Lenzmayrhöhe, dem ein einfaches Kirchlein zur Seite ſteht. Der Aufbruch mit dem erſten Grauen des Tages iſt nöthig, wenn man das erhebende Schauſpiel des Sonnenaufganges vom Triangulirungspuncte der erſtern Berge, dem höchſten dieſer Kette, genießen will. Kaum etwas über 6000 eigentlich 6274 F. hoch iſt er durch die Lage im Mittelpuncte einer Reihe ſtrahlenartig auslaufender Thäler auffallend begünſtigt und zeigt, von dem gegen Südweſt in ſeinem Gletſchermantel geſpenſtig auftauchenden Großglockner bis zum Schneeberge bei Neuſtadt, ein Alpen-Panorama, das der gerade gegenüber liegende, viel höhere Seckauer Zinken mit dem ihm ebenbürtigen Hoch-Reichhart durch ihre grünen Serpentin-Kuppen in zwei Hälften theilen, ohne den Geſichtskreis zu beſchränken. Hier läßt ſich die Charakteriſtik der Höhenzüge Salzburgs, Steiermarks und Oeſterreichs genau ſtudiren, die ehrwürdigen Häupter alle zu nennen gebricht es uns an Raum, die impoſanteſten ſind: Hochgolling, Venediger, Dachſtein, die furchtbar ſchroffe Kette der Admonter Rieſen: der Pyrgas, Kalbling, Buchſtein, die unnahbare

Pyramide des Johnsbacher Hochthors, des Reichenſtein, der ebenſo poetiſch geformte, als proſaiſch benannte Damiſchbachthurm, im Norden die Felſenwälle des Hochſchwab, Ebenſtein und Brandſtein. Die Ausſicht nach Süd und Oſt, ſo ſchön ſie iſt, tritt gegen die Majeſtät der Alpen in den Hintergrund, und die hochthronende Riegersburg feſſelt dort als der vorragendſte Punct unſere Aufmerkſamkeit.

Einen eigenthümlichen Genuß bietet die fünfſtündige Wanderung von der Lenzmayrhöhe bis zum Geierſtein nächſt der Stubalpenſtraße längs der Alpenkante mit vollkommen freier Ausſicht in jeder Richtung.

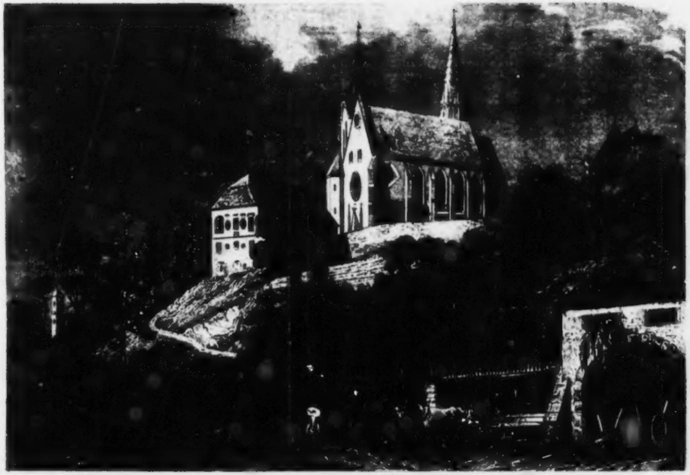
Zur Bahn zurückgekehrt, gelangen wir demnächſt nach Stübing, mit gut angelſächſiſch moderniſirtem Schloſſe; der gleichnamige Bach, aus einer vier Stunden langen, waldreichen Schlucht herziehend, hat ſeine Kraft durch den Umſturz zweier gewaltiger Pfeiler der über ſeine Mündung geführten Bahnbrücke gewährt, und läßt alljährlich von argen Verwüſtungen hören.

Vom Stationsorte Gradwein, Marktflecken mit 100 Häuſern, eine halbe Stunde entfernt liegt in einem freundlichen Thale beſchränkten Umfangs das Ciſterzienſer-Kloſter Rein, gegründet von Leopold dem Starken von Traungau-Steyer im J. 1129 auf der Stelle, wo die Burg des von Karl dem Großen eingeſetzten Gaugrafen von Ruen ſtand, über teſtamentariſche Anordnung des letzten dieſes Stammes Waldo (geſtorben 1120). Der erſte Abt war Gerlach Graf von Dunkelſtein, aus dem fränkiſchen Kloſter Eberach. In der Gruft der Stiftskirche ruht der Gründer mit ſeiner Gemahlin Sophie von Bayern. In der Seitencapelle nächſt dem Hochaltar, deren Fresken Ritter von Mölk malte, ſteht der Marmor-Sarkophag Herzogs Ernſt des Eiſernen, † 1424. Er ruht hier zur Seite ſeiner erſten Gemahlin Margaretha von Pommern (die fünf Jahre nach ihm verſtorbene maſſowiſche Cymburg, die Stamm-Mutter der habsburg-ſteiermärkiſchen Linie iſt in Lilienfeld beigeſetzt). Im Jahre 1827 wurden auch die Reſte der letzten Traungauer Ottokar's V. und VI., dann die Mutter des letzteren, Kunigunde von Vohburg, begleitet von dem dichteriſchen Segensſpruche eines der edelſten Sänger Steiermarks, des trefflichen, leider ſo früh verſtummten K. Gottfr. Ritters von Litner,*) aus der zerſtörten Carthauſe Seitz hierher übertragen.

Das nun breiter werdeden Murthal zeigt ſorgfältige Cultur mit Ausnahme der Niederungen, die der trotz aller, leider immer parziellen Regulirungs-Arbeiten vielfach ausbrechende Strom alljährlich überflutet. Am linken Ufer machen ſich die Gebäude der nach neuer Art eingerichteten Papierfabrik Ferd. Brühlmeyer's in der Lugerau bemerkbar. Wir halten an der Station Judendorf, um uns das nahe Maria Straßengel zu beſehen, Wallfahrtsort ſeit der Mitte des 12. Jahrhunderts durch ein von Ottokar V. aus dem heiligen Lande gebrachtes Muttergottesbild. Hier

---

*) S. Steiermärkiſche Zeitſchrift. Gratz. 1827. VIII. Heft, S. 129—131.



[illegible]

war auch einſt eine in Form eines Crucifixes gewachſene Baumwurzel zu ſehen, in der keine wie immer geartete Nachhilfe bemerkt werden konnte. Sie wurde im J. 1255 von Hirten in der Nähe aufgefunden; der heil. Sebaſtian des rechten Seitenaltares iſt eines der vorzüglichſten der Hunderte von Altarbildern des öſterreichiſchen Fa presto, Schmidt von Krems.

Der echt gothiſche, im Detail ſehr anziehende Bau der Kirche und der ſchöne, durchbrochene Thurm, im J. 1355 vollendet, wird dem Architecten der Stephanskirche in Wien, Hauſer zugeſchrieben.

Straßengel iſt ein beliebter Frühlings-Wallfahrtsort der Gratzer, die hierherkommen, um dem großen, weſtlich gegen St. Bartholomä ſich hinziehenden Wieſenplane das erſte Grün abzulauſchen. Die Partie gegen Oswald iſt, wenn der Blütenſchnee die Fruchtbäume überdeckt, wunderlieblich, die Gegend, von dem maleriſch auf hoher Bergſpitze thronenden Plankenwarth beherrſcht, tief ländlich, zugleich von überraſchendem Scenenwechſel.

Die nächſte Bergwand, die letzte der nördlichen Umwallung des großen Feldes, krönt das Gemäuer der Burg Göſting, ihr zur Seite abermals ein Jungfernſprung; die Benennung beruht auf einer Thatſache, die, des reinmenſchlichen Motives wegen, das ihr zu Grunde liegt, ſich in den nationalen Sagen der meiſten Länder wiederfindet. Der Reimchronik eines Mönch's von Ruen (Rein) folgend, wollen wir ſie hier noch einmal erzählen:

Es war am Sanct Margretentag,
Der Nebel auf der Mur noch lag;
Kein Aug' Schloß Göſting noch erſpäht,
Das Ohr erräth nur, wo es ſteht.

Vom Gipfel hallt's das Thal entlang
Wie Stahlgeklirr, wie Hörnerklang:
Es gilt ein ſtattlich Feſtturnei,
Und Herzenskämpfe nebenbei.

Es gilt Herrn Wulfing's Töchterlein,
Um das zwei wackre Freier frei'n,
Ein Junger, arm, — doch ſanft und mild,
Ein Aeltrer, reich — doch rauh und wild.

Den Vater lockt des Reichen Gold,
Dem Armen iſt die Tochter hold;
Im Lindengarten auf dem Plan
Hebt bald das ernſte Rennen an;

Das ernſte Rennen um die Braut,
Die ſtarr vom Söller niederſchaut:
Was frommt der Streit mit Stahl und Erz,
Wo längſt entſchieden hat ihr Herz?!

„Ich hab' den Sinn auf ihn geſtellt,
Auf keinen Andern in der Welt:
Und kann nicht er, nicht er es ſein,
Hüllt mich nur gleich in's Leichtuch ein!

Weit lieber arm, mit ihm in Noth,
Weit lieber mit dem Todten todt,
Als mit dem Mann, der meine Pein,
Im Leben goldne Leiche ſein!“ —

Dieweil das Fräulein alſo ſpricht,
Zertheilte ſich der Nebel dicht,
Daß ſich die Streiter können ſeh'n,
Und an ihr blutig Wetten geh'n.

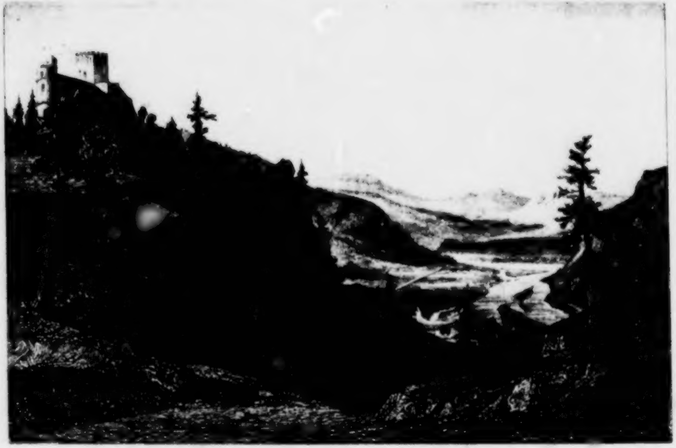
Hei, wie da Schwert an Schwert erklirrt,
Daß jeder Streich durch's Herz ihr ſchwirrt,
Und wie ſie lauſcht und harrt und fragt,
Zu ſchau'n bemüht, wovor ſie zagt.

Du heil'ger Gott! — nun iſt's geſcheh'n —
Du heil'ger Gott! — ſie hat's geſeh'n!
Er ſtürzt, — er liegt in ſeinem Blut,
Sein Mörder naht voll Uebermuth.

O fort, o fort! — Er holt die Braut,
Und Siegesjubel folgt ihm laut.
O fort, hinaus in Buſch und Wald —
Weh' ihr, die Flucht verräth ſich bald.

„Komm, meine Tochter!“ — „Komm, o Braut!“
Sie hört den Schreckensruf, ihr graut, —
Sie eilt durch Dorn und Buſch und Stein,
Als müßt' es an's Weltende ſein.

Schon ſteht ſie knapp am Bergesſaum,
Für einen zweiten Schritt kein Raum!



[illegible]

Vor ihr zu tiefſt das Thal ſo grün,
Ein Raſenpfühl, drauf Veilchen blüh'n.

Und ihr im Nacken ſchon der Arm,
Der ſie geſtürzt in ſolchen Harm!
„Wohin?“ — Zwei Stimmen ſchrei'n zugleich;
Zu ſpät! — Das Thal gibt Antwort euch. —

Es war am Sanct Margretentag,
Als todt im Thal das Mägdlein lag;
Des hatt' ein Vater großen Gram,
Und wenig Freud' ein Bräutigam.

Die Ruine, groß und maleriſch auf dem felſigen Hügel gruppirt, gehört unter die namhafteſten Zierden der Umgebung von Gratz. Als Ausſichtspunct bietet ſie drei Bilder von ganz verſchiedenem Charakter, die lachende Ebene gegen die Hauptſtadt hin, überſäet von Häuſer-Inſeln, Villen und Gärten, von ihr durch die Waldpyramide des Plabutſch, deren Gipfel die Fürſtenwarte krönt, geſchieden, die nach Thal führende Schlucht, in der man außer den vermorſchten Zinnen der gleichnamigen Ruine kaum die Spur einer Anſiedelung entdeckt, die ſich jedoch in der Ausbeugung nach Weſten als ſanft wellenförmiges Hügelland mit dem herrlichen Landſitze des Freiherrn v. Walterskirchen, Schloß Unterthal im angelſächſiſchen Style und mit weitläufigem Parke, entwickelt; ſie begrenzt der Steinberg, ein vielbeſuchter Ausſichtspunct mit wichtigen Brüchen eines dunkelgrauen, ſehr feſten, und den Witterungseinflüſſen trotzenden Marmors älteſter Formation. Die Vorderſeite der Burg Göſting zeigt die intereſſante Vogelperſpective des Murthales mit dem faſt ſenkrecht erſcheinenden Zuge der Commerzial-Straße und des Fluſſes. Ein noch beliebteres Belvedere als die Burg, iſt die neue, auf der Oſtſeite des Berges hinausgerückte Capelle, ein Dankes-Votum für die Verſchonung der Hauptſtadt Gratz und ihrer Umgebung durch die Cholera; von der Burg führt auch ein Steig auf den Jungfernſprung. Auch dieſer Punct bietet eine prachtvolle Ausſicht in das Murthal, und im Norden auf die Alpenkette, der ſchönſte Punct des Berges das neue Göſting auf der Südſeite, Eigenthum des Grafen Karl v. Attems, iſt ſehenswerth ob ſeiner wohlgepflegten Gärten und inhaltreichen Gewächshäuſer.

## Neuberg.

Den Wienern wohl bekannt durch die Pilgerfahrten nach Maria Zell iſt Neuberg, etwa vier Stunden weſtwärts von Mürzzuſchlag, ſehenswerth ob des ehrwürdigen Baues des Gotteshauſes der ehemaligen Ciſterzienſer-Abtei, gegründet von Otto dem Fröhlichen im J. 1327, aufgehoben 1786. Im Style einfach, aber imponirend durch ſeine Dimenſionen, hat es an der Nordſeite eine ausgezeichnet ſchöne gothiſche Fenſterroſe, ein Steingußbild des berühmten Thiemo, mehre werthvolle Sculpturen und Altarblätter. In der Gruft ruht mit ſeinen beiden Gemahlinen Eliſabeth von Bayern, und Anna, Tochter des blinden Königs Johann von Böhmen, — der Stifter, bekannt durch ſeine luſtigen Räthe, wie durch den „Pfaffen vom Kahlenberg“. In dem Schickſale jenes Prinzen, einer der vielſeitigſten aber auch wetterwendiſcheſten Naturen, auf der der Vorwurf des Undanks und Treubruchs gegen die edeln Brüder, Friedrich den Schönen und Albrecht den Weiſen laſtet, und der Seinen, liegt eine ernſte Lehre der Nichtigkeit menſchlicher Hoffnungen. Der jugendlichen, abgöttiſch verehrten Gattin folgte er im kräftigſten Mannesalter in die Gruft, zwei blühende Söhne entraffte der Tod ſchon 1334, und dem durch Gift gelähmten Albrecht, deſſen Antlitz durch 28 Jahre Leichenbläſſe deckte, war es beſtimmt, Habsburgs erlauchtem Stamm den Fortbeſtand zu ſichern.

Die Pfarre Neuburg iſt uralt, ihr Sitz war die nahe der Ortſchaft gelegene, in vandaliſcher Art ihres Schmuckes an Schnitzwerk, Schildereien und Glasgemälden beraubte St. Anna-Capelle, jetzt die Wohnung eines Gewerbsmannes.

Für die ärariſchen Eiſenwerke werden die Gruben von Altenberg, Bahnkogel, Rettenbach und im Dobreinthale benützt. Sie liefern Spateiſenſtein im Gehalte von 35 bis 50 Prozent zum Hochofen in der Krampen, auf dem im Jahre 1854 49,312 Centner Roh- und Gußeiſen gewonnen wurden. Er ſoll nun in die Nähe des Puddling-Werkes bei Neuberg verlegt werden, das im J. 1837 erbaut, der eben ſo ökonomiſchen, als ergiebigen Methode des Puddelns in Steiermark die Bahn brach, und in den Jahren 1852—1854 mit Benützung der neueſten Erfahrungen im Gebiete des Eiſenhüttenweſens wieder vollſtändig umſtaltet wurde, ſo daß es gegenwärtig in Anlage und Betrieb zu den ausgezeichnetſten Etabliſſements dieſer Art gezählt werden muß. In Folge dieſer neuen Einrichtung wurde das zu Neuberg gehörige Streck- und Walzwerk zu Lahnau, wo früher ein Theil des Centnergutes zu Tyres und Stabeiſen verarbeitet wurde, aufgelaſſen, und deſſen Betrieb zum Werke bei Neuberg gezogen, das nebſt der entſprechenden Anzahl von Puddling- und Schweiß-Oefen noch zwei Dampfhämmer zu dem ſchon vorhandenen von 95 Ctr. Schwere erhält.

Das Eigenthum der Entität an Waldung beträgt über 16,000 Joche, der jährliche Kohlenverbrauch 168,000 Faß, wovon 40,000 durch Ankauf bei Bauern geſtellt werden, überdies kommen 40,000 Ctr. Braunkohle aus der Gegend von Bruck in Verwendung. Die Reinabfuhr ſtellte ſich im J. 1854 auf 21,570 fl., und es ergiebt ſich mit Zuſchlag der Betriebs-Erweiterungen pr. 80,649 fl. ein Geſammtertrag von 102,219 fl.

Von dem einſamen Mürzſteg führt links der von den Wallfahrern faſt allgemein benützte Weg über das Niederalpel und die Wegſcheid nach Zell. Ungleich genußbringender iſt jener über die Freyn, eine ihrem Namen ganz entſprechende freundliche Alpentrift, dann zwiſchen den Abhängen der Tonion und des hohen Studenten zum Gußwerke. Er bringt uns etwa ein Stündchen außer Mürzſteg zu dem vielgeprieſenen Waſſerfalle des todten Weibes, der ſich aus einer Berghöhle in melancholiſcher Umgebung etwa 100 Fuß tief herabſtürzt. Seine Wirkung wird durch die Decoration von Brückchen, Geländern und Einſiedeleien zum mindeſten nicht gehoben, das Ganze iſt offenbar zu zahmer Natur. Es fehlt der Waſſerſtaub, der Vorgrund abgeſtürzter Felsblöcke und Baumſtämme, zwiſchen welchen ſich ſchäumende Wellen durchdrängen; kurz, der Künſtler ſchließt unbefriedigt ſeine Mappe, und der Fremde hüte ſich ja zu glauben, es gehöre die Cascade des todten Weibes zum Vorzüglichſten, was Steiermark in dieſem Fache bietet.

## Der Brandhof und der Hochſchwab.

Von St. Lorenzen im Mürzthale führt weſtlich ein ſehr freundlicher Weg hinüber gegen Turnau am Stübming-Bache, dem ſtärkſten der fünf Waſſerzüge, die ſich unterhalb Aflenz nächſt der Ruine Schachenſtein im Thörlbache vereinigen. Wir folgen nun der Zeller-Straße zunächſt bis Seewieſen, wo uns die Sage, ſchon im Klange des Wortes, wieder ſo lebhaft entgegentritt, daß wir ſie unmöglich abweiſen können.

Der Geiſt der Wäſſer in den Bergen ſprach:
„Du Fee des Thal's, gib meinen Bitten nach!

„Ich liebe dich, du mußt die meine ſein:
„Sonſt ſtürm' ich rächend dir in's Thal herein!" —

Drauf ſprach die Fee: „„Nicht lieben kann ich dich;
„„All' was ich liebe, ſchließt mein Thal in ſich.

„„Ich liebe ſeine Bäume, ſeine Flur,
„„Den Fels, das Gras, die Blümlein: — die Natur!

„„Und wenn dein Groll in's Thal mir ſtürmend bricht,
„„So werd' ich weinen, doch — dich lieben nicht.““

Da brauſt der Geiſt der Wäſſer zürnend auf,
Und ſtürzt ſich wild mit Donnerwogen drauf:

„Wohlan denn, ſo erſäuf' ich dir dein Thal:
„Erſt deine Liebe, ſei's nun deine Qual!

„Und alſo bleib' es, bis ein liebend Paar
„Sich willig beut zum Sühnungstode dar.

„Und weil das nie und nimmer wird geſcheh'n.
„So wirſt du nie dein Thal mehr grünen ſeh'n!“

Das Thal verſank — darüber wogt ein See, —
Auf ſeinem Grunde weint die arme Fee. —

Schon denkt nicht Sohn, nicht Vater mehr zur Friſt,
Daß jemals Wieſe war, was See nun iſt. —

Und hoch am Seeberg ſteht ein Schlößlein traut,
Und in dem Schlößlein jammert eine Braut.

Ihr blaßer Tod iſt, der um ſie gefreit,
Und der ihr roſig Leben wär', iſt weit;

Iſt weit und weiter, als die Sehnſucht blickt,
Und als Verzweiflung ihre Seufzer ſchickt! —

Da ſprengt ein Reiter raſch zum Schloß heran,
Der ſagt zum Thürmer: „Thürmer, aufgethan!“

Der Thürmer ſagt: „Zu ſpät! es iſt geſcheh'n!
Bald wird dein Liebchen am Altare ſteh'n!“

Der Ritter ſagt: „Nein, Thürmer, — nicht zu ſpät,
„Und wenn's auch jetzt ſchon am Altare ſteht!“ —

Er ſprengt durch's Thor, er drängt ſich in den Saal,
Er reißt ſein Liebchen weg vom Hochzeitmahl.

„Mein,“ ruft er, „mein, und wenn die Hölle droht!“ —
„„Dein,““ ruft ſie, „„dein, im Leben und im Tod!““

Der Vater flucht, aufraſt der Gäſte Schwarm,
Der Ritter trägt ſein Liebchen fort im Arm.

Wie winkt der See, wie blinkt der Mond ſo rein. —
Das Paar voran, — die Dränger hinterdrein.

„Du mein, ich dein, im Leben und im Grab.“
Und Arm in Arm geht's in den See hinab. —

Es iſt zu ſpät, von Jammer dröhnt die Nacht —
Da graut der Morgen und die Sonn' erwacht.

Da reut's den Vater wohl, da denkt er ſich:
„Der große See hat auch noch Platz für mich!“

Er tritt hinaus, — ſchaut — ſtaunt — ſucht fern und nah, —
Wo iſt der See? — Der See iſt nimmer da.

Nur eine Wieſe ſieht er, friſch und grün,
Wo Bäume nicken, ſchöne Blumen blüh'n.

Und mitten auf der Wieſe ſteht ein Haus,
Dort tritt ein Pärchen Arm in Arm heraus.

Er eilt hinab — er kennt das Paar vor'm Haus, —
Die Vaterarme ſtreckt er liebend aus.

Und in die offnen Arme ſtürzt das Paar,
Und Segen iſt das Wort, das Fluch erſt war.

Und zu den Dreien tritt ein leuchtend Weib,
Dem Frühling gleich in einem Menſchenleib.

Es iſt die Fee, erlöſt von Zauberqual
Hat ſie nun wieder, was ſie liebt, ihr Thal.

„Ich dank' euch,“ ſpricht ſie freundlich, „denkt an mich:
„Getreue Lieb' hilft Andern, ſo wie ſich.

„Ihr habt im See begraben eure Noth,
„Die Wieſe ſeh' euch glücklich bis zum Tod!“

Wo iſt die Fee? — Wo iſt das treue Paar? —
Seewieſen aber grünt noch immerdar!

Hier liegt ſchon 3500 Fuß über der Meeresfläche am Fuße der Aflenzer Staritze der Brandhof.

Vor etwa 30 Jahren ſtand hier ein ſchlichtes Haus, durch nichts unterſchieden von der Wohnung des Landmanns, nur das Herzſchild des öſterreichiſchen Wappens über der einfachen Thüre ließ den erlauchten Eigner errathen, den die herrliche Gegend und die Vorliebe für Steiermark's Alpenwelt beſtimmt hatte, ſich an dieſer Stelle einen Landſitz, ſo recht im Einklange mit ſeiner Gemüthsrichtung und ſeiner geläuterten Anſchauung von Leben und Lebensgenuß, zu gründen.

Der Bau, den Erzherzog Johann Baptiſt von Oeſterreich hier erſtehen ließ, iſt kein in ſymmetriſche Formen gezwängtes Schloß, keine kokette Villa; er huldigt auch nicht einem ausgeſprochenen Style. Der Brandhof iſt, wie die Stiftungs-Urkunde ſagt, „ein Haus der Ruhe, der thätigen Zurückgezogenheit, einfach und prunklos,“ aber mit Allem ausgeſtattet, was dem Geiſte Anregung, dem Körper wohlthätige Beſchäftigung gewährt. Treu der gottergebenen Richtung, die allen Sproſſen des durchlauchtigſten Kaiſerhauſes eigen iſt, wurde auch hier der Ehrenplatz Dem angewieſen, von dem Alles ſtammt, und die Capelle mit ihrem Marmor-Altare und dem aus Cedernholz vom Libanon geſchnitzten Sanctuarium, iſt der vorragendſte Theil des durchaus ebenerdigen Gebäudes, das im Uebrigen den Charakter der Zweckmäßigkeit, des Wohnlichen trägt. Die Gemächer des Erzherzogs füllt der aromatiſche Duft der nun auch ſelten gewordenen Ceder der Heimatberge, der Zirbelnußkiefer, aus der alle Holzbeſtandtheile angefertigt ſind; auch die Kunſt iſt, wenn nicht in ſehr zahlreichen, doch ſehr gediegenen Werken jedes Faches vertreten. In der reichen Waffenkammer bewahrt das Haus eine für Oeſterreich überaus koſtbare Reliquie, das Kugelrohr des treuen Sandwirths Andreas Hofer.

An den Brandhof, einen Edelſitz in des Wortes edelſter Bedeutung, ſtößt ein Jagdrevier, wie ſich auf dem Continente nicht leicht ein zweites findet, nicht von Mauer und Graben umhegt, aber von der Natur durch ſteile, meilenlange Felſenwälle, durch dichte Waldgürtel und reißende Bergwäſſer genau abgemarkt, der 7170 Fuß meſſende Hochſchwab mit ſeinen Vaſallen, an Höhe zwar von manchem Rieſen des ehemaligen Judenburger Kreiſes überboten, aber nach dem Umfange ſeiner völlig iſolirten Grundfläche die größte compacteſte Berg- und Felſenmaſſe der obern Steiermark. Von der Staritze nächſt dem Brandhofe bis zur weſtlichſten Grenze ſeines Gebietes, der den Leopoldſteiner-See bei Eiſenerz umhegenden Frauenmauer hat der rüſtigſte Alpenſohn wohl fünfzehn ſtarke Stunden zu wandern. Nicht der Reichthum an Gemſen allein, die hier mit Sorgfalt gehegt und geſchont werden, nicht die Menge andern edlen Wildes, wie des Birkhahns mit fahlglänzendem Gefieder, des Schnee-, Stein- und Haſel-Huhns, die Fülle großartiger Naturſcenen iſt es, die den Reiſenden Monate lang feſtzuhalten, den Künſtler ein Menſchenalter hindurch zu beſchäftigen vermag. Wir nennen nur den Ring, dieſen Prototyp eines Felſenkeſſels, der den Eindruck macht, als ſei eine der gewaltigſten Kuppen von mehr als 2000 Klafter Durchmeſſer plötzlich losgeriſſen und von der Erde verſchlungen worden; das Höllthal mit ſeinem überaus niedlichen Jagdhauſe, den ſmaragdgrünen See des Brunnenthales, die Siebenbrünne, an der Straße von Weichſelboden nach Wildalpen, eine dicht beiſammenliegende Gruppe ſtarker Waſſerſtrahlen, die an dem ſteinigen Abhange der Geſchöbermäuer zwiſchen dunkelm Föhrengebüſch ſilberhell hervorbrechen; den Schreier, eine Gebirgsſchlucht, ſehr charakteriſch ſo benannt, weil man ſich auf dem ſie durchziehenden Pfade wegen des vorbeiſtürmenden Wildbaches nur durch die äußerſte Anſtrengung der Lunge verſtändlich machen kann; vor Allem das Wunder der Eishöhle am Brandſtein (eigentlich dem kleinen Beiſteine), die bis jetzt noch nicht genügend durchforſcht, faſt immer unrichtig beſchrieben, und ſelbſt von Männern der Wiſſenſchaft noch viel unrichtiger erklärt wurde. Ohne nähere Erörterung ſtellen wir hier die Frage: Wie kommt es, daß bei einer Temperatur von + 24° R. der äußern Luft, der gleichmäßigen von + 1° im Innern ſich prachtvolle Kryſtallpfeiler bis 4 Fuß im Durchmeſſer und Eisſchichten des Bodens bilden, die mittelſt Aufhauen auf 3 Fuß Tiefe nicht durchdrungen werden konnten, während die Höhle zur Winterszeit völlig eisfrei iſt? — Zur befriedigenden Löſung dürfte jedoch der Schlüſſel nur an Ort und Stelle ſelbſt gefunden werden.

Der Schweinsbach, der unweit der Grotte aus einer von üppiger Vegetation umrankten Felſenpforte hervorſchäumt, wühlt ſich nach der Vereinigung mit dem Gemsbache weiter unten in hundert Caſcaden durch eine Schlucht, „die Noth“, durch die ein allerdings ſehr gefährlicher Triftweg führt; mit dem Alles übertäubenden Donner ihrer Waſſerſtürze, vor dem die Felſen zu erbeben ſcheinen, den ſchroff anſteigenden Klippenwänden, den mächtigen, übereinander geſtürzten Blöcken iſt ſie an romantiſcher Wildheit das Größte, was bis jetzt in Steiermark aufgefunden wurde.

Wir ſind zu weit abgeirrt, und dürfen uns nicht in dem viel bekannten Maria Zell, nicht in dem reizenden Tempe des „Landels“ am Fuße des dem Parnaſſe mehr an Form als im Namen ähnelnden Damiſchbachthurmes, nicht im Geſäuſe, nicht in den gigantiſchen Bergalleen Admont's, nicht in der ſeligen Einſamkeit Johnsbach's ergehen, dieſer von Zauberfrauen bewohnten tiefgrünen Oaſe der Steinwüſte, in die das Hochthor (7212 Fuß) beim Wolfbauern Gehöfte einen prächtigen Waſſerfall herabſendet.

## Der Alpſteig, Vorau, Hartberg.

Unter dem beſcheidenen Namen des Alpſteig führt außer Krieglach ein ganz gut angelegter und erhaltener Fahrweg über die den Brucker und Gratzer Kreis ſcheidenden Höhen, der auffallender Weiſe gerade auf der Ueberſattelung durch breite Graben vor Verſumpfung geſchützt werden muß. Vor ſich ſieht man nur Wald und Wald und terraſſenförmig übereinander gereihte Berge, im Weſten aber erhebt ſich majeſtätiſch die hohe Veitſch, eine der impoſanteſten Alpen, berühmt durch Pflanzenreichthum, mit ihrem Gipfel, dem Predigtſtuhl, auf 6250 F. über der Meeresfläche. Jenſeits des einſamen St. Katharein am Hauſtein gelangen wir zum Thal der Feiſtritz, ihr aufwärts folgend die Ortſchaft Ratten, wichtig durch das Zerrenn-Werk Joſeph Zeillinger's und die Senſenfabrik Franz Zeillinger's, deren Erzeugniſſe wie jene der Ritter von Wachtler'ſchen im Filzmoos der Härte und Dauerhaftigkeit wegen ſehr geſucht ſind. Weiter oben in Rattenegg, wo der Pfaffenbach in die Feiſtritz mündet, noch regeres Cyclopen-Leben, die Gegend iſt romantiſch und auf halber Höhe des kleinen Pfaffen finden wir eine noch wenig beſuchte, daher in jungfräulicher Weiſe ihrer Bildungen prangende Stalaktiten-Grotte. Wir wenden uns über Wenigzell und Mönchwald zur Hochebene von Vorau. Der unanſehnliche Marktflecken hat Tuchmachereien und eine Hakenſchmiede. — Das Chorherrenſtift, von Ottokar V. 1163 zum Dank für den erhaltenen Leibeserben gegründet, war einſt ſtark befeſtigt, wie die an der Oſtſeite vorhandenen maſſiven Mauern und Thürme zeigen. Es gibt nichts Ueberraſchenderes, als wenn man durch die von der Vorau bewäſſerte Schlucht emporwandernd in der immer einſamer und alpenartiger werdenden Gegend bei einer Wendung des Weges plötzlich das blanke, wie aus Tragant geformte Kloſtergebäude, mit den Doppelthürmen der innerhalb gelegenen Kirche auf grüner Berghalde vor ſich ſieht. Die Lage iſt herrlich, das breite Plateau, von dem man den ganzen Zug des Wechſels überſchaut, ſchmückt nebſt großen Gärten und Obſtpflanzungen nach Süden hin ein ganzer Wald mehr als dreihundertjähriger Linden, ein prachtvoller, ſchattiger Baumſaal.

Vorau hat manches Merkwürdige. Die Fresken der Kirche von Hakhofer, einem hier gebornen Schüler Carlo Macatti's, ſind von kräftiger Zeichnung; in der Sakriſtei hat ſich der Künſtler die ſchwierige Aufgabe geſtellt, die Glorie des Himmels und ſeiner Heiligen durch allmählich abgedämpftes Licht ſich an der entgegengeſetzten Seite in die Finſterniß des Höllenpfuhls verlieren zu laſſen; die ſchöne Bibliothek mag noch manchen Schatz enthalten, ihr Chronicon Voraviense hat ſich als eine der verläßlichſten Quellen der Landesgeſchichte bewährt. Hier lebte und ſchrieb mit Bienenfleiß der Chorherr Cäſar Julius Aquilin, Verfaſſer der Annalen des Herzogthums Steiermark und einer Unzahl kirchenrechtlicher und theologiſcher Schriften, ein Mann von entſchiedenem Verdienſt.

Der öde, waldumſchloſſene Graben der ſchwarzen Laſnitz führt nördlich nach Vöſtenburg, ehemals Bergſchloß, dann Nonnenkloſter, jetzt Lokalie, ein Complex um einen Felſen herum gehäufter Capellen mit Fresken untergeordneten Ranges; der Wechſel wird von hier ohne Beſchwerde in drei Stunden erſtiegen.

Von Rohrbach, dem Knotenpuncte der Vorauer und Aſpanger Straße, mit der Papierfabrik des Anton Kindl, haben wir noch die ſchöne, mittelalterliche, aber bewohnte Burg Thalberg und das Städtchen Friedberg zu erwähnen, deſſen Gründung man irrig Friedrich dem Streitbaren zuſchreibt. Schon Leopold der Tugendſame befeſtigte es mit Verwendung eines Theils der Löſegelder für Richard Löwenherz von England; überall in der Umgegend finden ſich Römerſteine, und bei Dechantskirchen ſtand noch vor 30 Jahren eine lange Doppelreihe von Grabhügeln, wahrſcheinlich viel älteren Urſprunges.

Von Rohrbach abwärts führt die Aſpanger Straße vorüber an den Schlöſſern Eichberg, Kirchberg am Walde und Reittenau zum freundlichen Städtchen Hartberg mit 1200 Bewohnern und lebhaftem Verkehr mit Landesproducten. Neben der im Ganzen ſchönen und ſehr geräumigen Dekanatskirche ſteht eine runde, aus feinbehauenen Quadern erbaute Capelle, offenbar karolingiſchen Urſprungs, leider zur Hälfte durch den Zubau des Schulhauſes verdeckt; ſüdweſtlich der im Viereck angelegten, einſt durch doppelte, thurmbewährte Ringmauern geſchützten Stadt die von Linden umſchattete Wallfahrtskirche Maria in Lebern, öſtlich Klaffenau, Schloß und Gut des Stiftes Vorau. Hier beginnen längs des Seifenbaches ausgedehnte Moorgründe, deren Entwäſſerung dem Torfſtiche reiche Ausbeute verſpricht. Eine geognoſtiſche Merkwürdigkeit Hartberg's iſt die dem Humus faſt allenthalben auf die Tiefe von 5 bis 10 Fuß zur Unterlage dienende Kalkſchichte, die, den Bewegungen des Bodens folgend, dieſen wie ein Gehäuſe von wechſelnder Stärke umſchließt, Conchylien zum Theil noch lebender Gattungen in großer Menge enthält und trefflichen Kalk liefert.

Nach Südweſt das hochgelegene, im Innern aber vernachläſſigte, Schloß Neuberg mit herrlicher Fernſicht, und dem Pfarrorte Kaindorf, nach der Zahl der aufgefundenen Denkſteine zu ſchließen, einſt eine wichtige Niederlaſſung der Römer.

# Stainz, Fiſchbach, Birkfeld, Anger, Herberſtein, Pöllau, Waitz, die Grotte des Göſſer Kogels.

Eine zweite Verbindung zwiſchen der Eiſenbahn und dem Norden des großen Kreiſes öffnet ſich unterhalb Kindberg durch das Stainzthal mit einem Pfarrorte und großen Eiſenwerken, meiſt Eigenthum Victor Seßlers; hinter ihm hebt ſich der Weg allmählich bis zur Ueberſattelung der Fiſchbachalpe, die Schanze genannt.

Man zähle hier nicht auf die Genüſſe der freien, freudigen Alpenwelt, nur Steingerölle und urſprüngliche Vegetation beurkunden die hohe Lage; vom Teufel gewärtigt man ſeit ſeiner Verkörperung durch Goethe's Mephiſto doch wenigſtens Pikantes, aber der proſaiſch abgeplattete Gipfel des Teufelsſteins und der zu ihm ſich hinaufziehende zaunartige Felskamm, die Teufelsmauer, entſprechen dieſer Firma nicht. In der faſt melancholiſchen Gegend wandern wir theilnahmslos weiter, bis uns etwa ein mit großem Geräuſch und eigenthümlichem Knurren aus dem Buſchwerk emporfahrendes Ungethüm von Auerhahn aus tiefen Gedanken aufſchreckt.

Nicht günſtiger ſtimmt das kleine, traurige Dorf Fiſchbach, lebendiger wird es erſt in Birkfeld, einem Markte mit 700 Einwohnern, den Moritz von Kaiſersfeld'ſchen Zerren- und Streckhammer und dem Schloſſe Birkenſtein. Raſch geht es der Feiſtritz entlang bis zur hochgelegenen Feſte Frondsberg, die bald die Zahl der Ruinen vermehren wird. In alten Urkunden heißt ſie Freuntsperch; eine Beziehung zu dem berühmten Feldherrn Max I. Georg von Freundsberg dürfte ſich jedoch kaum nachweiſen laſſen.

Der nun folgende Markt Anger, kleiner als Birkfeld, bietet nichts Bemerkenswerthes. Der Ruine Wachſenegg mit ſchönem Zinnenkranze, hat man auf der Generalſtabskarte keinen Platz angewieſen, doch nimmt ſie ihn in Steiermarks Geſchichte ein. Urſprünglich ſalzburgiſches Lehen, von König Ottokar dem Räuber Hartnid von Ort entriſſen, wurde ſie, da Herzog Albrecht I. die Rückgabe verweigerte, zum Anlaſſe der langen blutigen Fehde mit Erzbiſchof Rudolf, die mit der tiefen Demüthigung der dieſem verbündeten Landesedeln endete (1291).

Der hohe ſteile Kulm mit einer Reihe blanker Capellen auf dem ſchmalen, wellenförmigen Gipfel, theilt hier die Wege; wir folgen der Feiſtritz in die Freienberger, oder wie ſie häufiger genannt wird, Herberſteiner Klamm, ein ſich allmählich erweiterndes Thal mit herrlicher Scenerie und ſeltener Friſche der Vegetation. Zuerſt zeigt ſich auf pyramidalem Bergvorſprung die von Epheu umſponnene Ruine Neuhaus, impoſant durch Umfang und kühne Höhe der Mauern; der öſtliche Thurm iſt wie durch einen gewaltigen Blitzſtrahl faſt bis zur Grundfeſte wild zerklüftet. Das Schloß wurde erſt im 18. Jahrhundert durch Brand zerſtört. Gleich darauf unten im Thale, im Pfarrorte Stubenberg, die Wiege des gleichnamigen berühmten Geſchlechtes, jetzt von einem Landmanne zu Wirthſchaftszwecken benützt. Zur Linken liegt auf freier Berghalde das alte Schielleiten, ein großer gedrungener Bau mit vielen Spuren ehmaliger Pracht, noch jetzt das neue, im italieniſchen Styl erbaute, aber nicht vollendete Schloß an Eindruck weit überbietend. Eine Vertiefung nahe am weſtlichen Eingang wird als der Ort bezeichnet, wo ein Herr von Schielleiten den mit ihm in Zwieſpalt lebenden Bruder in einen Keſſel mit ſiedendem Waſſer ſtieß; daß man dieſen mit dem Gerippe in der Ruine gefunden habe, iſt unrichtig. — Wir folgen der Fahrſtraße über die Anhöhe gegenüber der ſchön gelegenen Kirche St. Johann, in deren Mauer Römerſteine, darunter ein meiſterhaft behandeltes Basrelief, flüchtige Pferde von einem Löwen verfolgt, aufgeſtellt ſind, nach Herberſtein, das wir nicht eher gewahren, bis wir vor dem in Renaiſſance-Styl ausgeführten Portal angelangt ſind. Es iſt dies der jüngſte, aber lange nicht ſehenswertheſte Theil der im Laufe von nicht weniger als 8 Jahrhunderten polypenartig herangewachſenen Conſtructionen, auf der Baſis eines an drei Seiten von der Feiſtritz, wie von einer Silberſchlange, umgürteten ſteilen Felskammes. Der weſtlichſte Theil, wahrſcheinlich die Behauſung jener ſieben Brüder, denen nur ein Pferd und ein Mantel zu Gebote ſtand, liegt in Trümmern, an den anſtoßenden, von dunkeln, winkeligen Gängen und Treppen durchzogenen, ſchließt ſich der aus dem 15. Jahrhundert ſtammende wohnliche Tract, doch kömmt auch hier allenthalben der Fels zu Tage; ſehenswerth ſind die weiten, zwei Stockwerke tiefen, größtentheils dem Geſtein abgerungenen Keller. Intereſſant iſt der Anblick des Schloſſes aus dem mit Damhirſchen reich dotirten Thiergarten, oder in der Vogelperſpective von dem gegenüber liegenden Felſen, den im Frühling ein üppiger Flor nur hier wild wachſender Aurikel (Prim. auricula Herbersteinensis) überdeckt. Dieſer Standpunct gehört zum Gebiete des Kulm, und verdient ſeiner Landkarten-Ausſicht wegen Beachtung.

Von den Herberſteinern erzählen wir nichts, ſie gehören der Geſchichte an. Kein anderes Geſchlecht, die Trautmannsdorfe etwa ausgenommen, hat eine ſolche Anzahl von Helden aufzuweiſen, die in den Kämpfen für Oeſterreich den Tod fanden; nicht minder reich iſt es an Staatsmännern und Sigmund Freih. v. Herberſtein, der Diener von fünf Kaiſern, glänzte als Kriegsmann, Diplomat und geiſtreicher Reiſebeſchreiber

Man verſäume nicht, von der Wilfing Taferne jenſeits der Hirnsdorfer Feiſtritzbrücke aus, die Gegend der Klamm recht aufmerkſam zu betrachten, von dem ſteilen dunkeln Abhange des Kulm begrenzt; mit der Ruine Schielleiten im Mittel- und Neuhaus im Hintergrunde iſt dies eine der zauberiſchſten Landſchaften voll Schwung und Poeſie, würdig des Pinſels eines Achenbach und Calame.

Drängt die Zeit nicht, ſo wende man ſich über Kaindorf nach Pöllau, einem anſehnlichen Markte mit Tuch- und Hutmachereien, einem weitläufigen Schloſſe, ehemaligem Chorherrenſtifte und einer im Styl tadelloſen Kirche, die der glänzendſten Hauptſtadt zur Zierde dienen würde. Der Wallfahrtsort Pöllauberg, eine Stunde höher auf einem Ausläufer der Maſſenberge gelegen, iſt merkwürdig durch ſein uraltes, aus Quadern erbautes Gotteshaus, deſſen Schiff ſeltſamer Weiſe eine die Mitte durchziehende Pfeilerreihe in zwei Hälften theilt. Die ſehr feinen Steinverzierungen im Presbiterium ſind leider in vandaliſcher Art überkleiſtert.

Von der Feiſtritzbrücke weſtwärts gelangt man über Piſchelsdorf und Gleisdorf, dann über die ungemein beſchwerliche Anhöhe der Riß nach Gratz. Es ſcheint, daß unſere Vorfahren freie Ausblicke ſehr liebten, oder auch ihren Zug gerne dahin nahmen, wo eine Schenke von begründetem Ruf Labung verſprach, man könnte ſonſt zu mancher Straßen-Anlage den Schlüſſel durchaus nicht finden. So verhält ſich's mit dieſer Rißſtraße, der nächſten und wichtigſten Verbindung mit Ungarn. Seit mehr als 50 Jahren wird Project für Project zur Umlegung angefertigt und dennoch kömmt es zu Nichts.

Der geneigte Leſer verſetze ſich wieder auf unſern frühern Standpunct, den Kulm, wir wandern die Serpentine des Fußpfades an der Weſtſeite herab nach Maria Puch, Geburtsort des berühmten Freskenmalers Schiffer, deſſen Werke in Bayern häufig, am Kalvarienberge zu Gratz und in der Minoritenkirche zu Cilli zu finden ſind, und wenden uns dem Weitzberge zu, von deſſen Scheitel uns die große Dekanatskirche entgegenblickt; ſie gilt als eine der ſchönſten im Lande, doch iſt das Verhältniß der Pfeilerhöhe zur Wölbung nicht richtig gegriffen und ſie erſcheint etwas gedrückt. Außer den Fresken von Ritter Mölk hat ſie ein werthvolles Alterthum, die Statue der Mater dolorosa, Steinguß und Werk des berühmten Admonter Mönches Thiemo, ſpäter Erzbiſchofs zu Salzburg (1088), der auf der Fahrt zum heiligen Lande als Märtyrer ſtarb.

Auf dem Wege zum Markte Weitz bleibt uns zur Rechten das große Schloß Thanhauſen, zur Linken überblicken wir das Raabthal mit den Ortſchaften Stadt, St. Rupprecht und Gleisdorf, vor uns liegt Radmannsdorf, einſt der Sitz eines mächtigen Geſchlechtes, jetzt Militär-Erziehungshaus. Die Umgebung des Marktes Weitz, von 800 Einwohnern, an deſſen Südſeite ſich die große Senſen- und Klingenfabrik Mosdorfer's befindet, iſt berühmt durch Obſtreichthum. Im Schatten einer unabſehbaren Halle hoher Fruchtbäume wandern wir fort bis Sturmberg. Sic transit gloria mundi! — Wie ſtolz und herrlich muß, wenn man der Topographie Fiſchers glaubt, der doch ſonſt ganz richtig zeichnete, dieſes bethürmte Doppelſchloß noch vor zwei Jahrhunderten geweſen ſein!

Jetzt zeigt es nur noch wenige eppichumſponnene Mauerreſte, und moosbedeckte Erhöhungen des Bodens laſſen auf den ehemaligen Umfang ſchließen. Um 1750 erkaufte es von dem gräflichen Beſitzer Hans Mosdorfer, Klingenſchmied bei Weitz, für 30 fl. (sic), um die darin vorhandenen Mauerſchließen auszubrechen.

Auch Weitz hat ſeine Klamm, eine von ſtarren Felſen umſchloſſene Schlucht, durch die man bei niederem Stande des Weizbach's nach St. Katharina am Offeneck zu der ſchönen Teichalpe und — auf freilich nicht ſehr behaglichem Wege — in's Mirnitzthal gelangen kann; die Verbindung wäre für den Producten-Verkehr überaus wichtig. Vielleicht kömmt in der Folge das excentriſch erſcheinende, aber auf ſolidem Boden beruhende Project, den Klammpaß zu überwölben, zur Ausführung.

Unſer Weg führt an der Gößer Wand vorüber nach Arzberg an der Raab, deren Geburtsſtätte der hohe, vulkanähnliche Pik des Oſſer ziemlich genau bezeichnet. Die kleine Ortſchaft dient uns als Standquartier für die beabſichtigten Excurſionen in die Unterwelt, es bietet ganz nahe die Ruine Stubegg und die zahlreichen Schachte eines vor Jahrhunderten ſchwunghaft betriebenen, nun aufgelaſſenen Baues auf ſilberhältiges Blei. Es ſtehen hier anſehnliche Gebäude einer vor 12 Jahren gegründeten Maſchinenfabrik, die ſich ebenfalls nicht behauptete, ſie wären als Kuranſtalt gegen geſchwächte Verdauung zu benützen, denn die Landleute um Semriach, Fladnitz und Paſſail erfreuen ſich, wie man behauptet, vor allen Steirern der geſegnetſten Eßluſt.

Die Oſtſeite des Göſſer Kogels hat zwei Grotten, die unter die merkwürdigſten im Kaiſerſtaate gehören. Die Graſelhöhle am Fuße des Berges, dem Raume nach zwar kaum der hundertſte Theil des Adelsberger Labyrinthes, doch immer viel größer als deſſen gefeierter Tanzſaal und Reitſchule, iſt wild-phantaſtiſch gruppirt, von mächtigen Pfeilern geſtützt, deren Kapitäler in hundertfältigen Gewinden und Feſtons mit der von Stalaktitzacken ſtarrenden Decke zuſammenwachſen; andere Säulen, fein canellirt, ſteigen über die halbe Höhe des Gewölbes und gleichen mit ihren turbanähnlichen Knäufen den Denkſteinen zu Häupten muſelmänniſcher Gräber. Durchſcheinende Wände, verſteinerte Waſſerfälle u. dgl. ſind in Menge vorhanden. Das Alles hätten wir ſchon anderwärts geſehen, das Eigenthümliche aber iſt, daß die überaus reichen Tropfſteinbildungen okerhältig, daher mit rothſchimmernden Säumen und Streifen durchzogen ſind, die man an dem berühmten Vorhange jener Karſtgrotte ſo ſehr bewundert, die Beleuchtung der Höhle durch bengaliſche Feuer iſt daher von prachtvoll dämoniſcher Wirkung. In der nur durch eine enge Oeffnung zugänglichen Fortſetzung ſind dagegen die tauſendjährigen Steinblüthen lilienweiß und von Spatkryſtallen wie mit Silber durchwirkt.

Einen tief-ernſten aber großartigen Eindruck macht die faſt eine Stunde höher gelegene Eulenhöhle, vom Landvolke das Katerloch benannt, weil unheimliche Nachtvögel (Eulkater) faſt immer hier zu finden ſind. Sie iſt ein wahrer Tänarusſchlund, der Eingang einer großen unterirdiſchen Welt, von Sterblichen ſo wenig erforſcht als die jenſeits des Grabes. Ihr Entſtehen kann nur einer ungeheuren Gasexploſion zugeſchrieben werden. Auf etwa 80 Klafter im Winkel von 45 Kl. ſich abwärts ſenkend, hat ihr Gewölbe nahe am Ende dieſer Abtheilung die gewaltige Breite von 100 Schritten. Obſchon das Tageslicht durch das hohe Portal bis in dieſe Tiefe dringt, iſt hier die größte Vorſicht zu empfehlen, denn unten ſtürzt, von lockerem Erdreich umgeben, ein brunnenartiger Krater über 60 Kl. ſenkrecht ab, er hat 18 Fuß Durchmeſſer und war noch im Jahre 1827 mit einem feſten Stalagmitenkranze umgeben; ein Erdbeben hat kurz darauf die ganze Umwallung in die Tiefe geſchleudert, in der man hinabgewälzte Felsblöcke gleich Kieſeln fortkollern hört und nicht zu unterſcheiden vermag, wann ihr Fall das Ende erreicht. Eine hinabgelaſſene Fackel läßt gegenüber einen mächtigen Felsbogen gewahren, unter welchem der Blick ſich in purpurner Finſterniß verliert. Daß hier ein weit verzweigtes Höhlenſyſtem dem kühnen Durchforſcher eine Maſſe von Wundern verſpreche, beweist die vorkommende Eisbildung. An einem der heißeſten Julitage des Jahres 1844 ſah man in einer beckenartigen Höhlung, nicht ferne vom Eingang, die wegen des ſich ſammelnden Tropfwaſſers das Brünnlein heißt, eine rieſige Eisſäule und die Wände der Umgebung mit fußdicken Eiskryſtallen belegt. Wem doch die Mittel zu Gebote ſtünden der Columbus dieſer terra incognita zu werden! Das Unternehmen würde ſich vielleicht noch in anderer Beziehung lohnen, denn der Sage nach liegt hier ein fabelhaft reicher Schatz der Stubenberge, zu dem man im nahen Guttenberg den Schlüſſel verwahrt, die Thür aber bis jetzt nicht zu finden vermochte. Möglich iſt es, daß die Höhlenverzweigung ſich bis zum öſtlichen Abfall des Schekels erſtrecke, wo im Wäldchen unterhalb der Möſtelbauernhube ſich das ſogenannte Hexenloch öffnet. Das von den Landleuten — wegen des unvermeidlich folgenden Gewitters — ſtreng verpönte Hinabwerfen von Steinen läßt, aus dem Zeitunterſchiede zwiſchen dem letzten Anklingen in der engen gewundenen Oeffnung und dem deutlich vernehmbaren Falle in einem Waſſerbehälter nach Atwoods Geſage, auf eine Gewölbhöhe von mindeſtens 200 Kl. ſchließen, auch iſt es allbekannte Thatſache, daß aus dem Urſprunge der Andritz nördlich von Gratz, deren Waſſer der Winterfroſt nicht zu feſſeln vermag, die Forellen dunkel gefärbt, wie die Proteen des Poik in der Adelsberger Grotte und ohne Sehvermögen zu Tage kommen.

# Das Kainachthal.

Am ſüdlichen Abhange des Roßbachkogels der Kleinalpe, der ſich Anfangs der Herbſtzeit mit einem prachtvoll blühenden Walde der gemeinen Alpenroſe (Rhododendron ferrugineum) überdeckt, in der Nähe von Haunſtein, einer kleinen aber im Mauerwerk gut erhaltenen, fein ſkeletirten Burgruine, entſtrömt einer Erdhöhle mit weit vernehmbarem Brauſen ein kräftiger Waſſerſtrom, der ſogleich einige rohe Säge-Vorrichtungen treiben und Holzblöcke in das unterhalb der Veſte gelegene Thal hinabſchaffen muß.

Es iſt dies der Haupturſprung der Kainach, die durch Zuflüſſe aus dem Anas- und Oswald-Graben verſtärkt, vor der Ortſchaft Kainach die Hämmer des großen Krejan'ſchen Zerrenwerkes in Schwung ſetzt. Hier iſt claſſiſcher Boden; die Römer brachen in der Gegend weißen Marmor, ein durch Wolkenbrüche ſtreckenweiſe bloßgelegter gepflaſterter Saumweg in der oberen Region beweiſt, daß ſie die Puncte für Alpenübergänge beſſer als unſere Ingenieure zu wählen verſtanden; beim Graben eines Kellers für die Taſerne bei Neuhäuſel wurde ein Dutzend hier aufgeſtellter Denkſteine zu Tage gefördert, meiſt rohe Arbeit und Wiederholung bekannter Darſtellungen laſſen ſie erkennen, daß es ſchon damals üblich war ſich an Schablone zu halten.

Schloß Alt oder Groß-Kainach, der Sitz eines reichbegüterten Geſchlechts, von deſſen Ueppigkeit und Verſchwendung ſich manche Sage erhalten hat, das aber der Reformation eifrig anhängend unter Ferdinand II. auswanderte, befindet ſich bereits im zweiten Stadium des Verfalls.

Unſer Gebirgsbach geſtaltet ſich nach der Vereinigung mit der Graben bei Mitterndorf zu einem Fluſſe, der, weiter unten vielfache Serpentinen bildend, nach dem Lauf von faſt 9 Meilen vor Wildon in die Mur fällt, treffliche Hechte, Forellen und Krebſe von ausgezeichnetem Wuchſe führt, als eines der ſchlimmſten Wildwäſſer verrufen und aller Regulirungsverſuche, auf die ſchon Tauſende verwendet wurden, geſpottet hat. Doch iſt das Kainachthal reich an Bodenſchätzen jeder Art und überdies ſo wunderſchön, daß es unter den reizendſten Gegenden der Steiermark einen der erſten Plätze einnimmt.

Der ungeheure Floß von Lignit, der dem Becken bei Voitsberg und Köflach auf faſt 2 Q.-Meilen zur Unterlage dient, bei mäßiger Hitzkraft, ohne Schlacken zu bilden, ganz zu Aſche verbrennt und das Eiſen nicht angreift, wurde 1766 vom Abbé Poda und Johann Geiſt entdeckt, blieb aber lange vernachläſſigt, doch war die Kohlengewinnung von 1820, wo ſie kaum 5000 Ctr. betrug, bis 1840 auf 200,000 Ctr. geſtiegen, jetzt beträgt ſie wohl das Dreifache und wird, in noch viel größerem Maßſtabe betrieben, das Lager auch in einem Jahrtauſend nicht erſchöpfen.

Drei und dreißig Gruben ſind aufgeſchloſſen, manche darunter, wie die Sr. kaiſ. Hoheit des Erzherzogs Johann werden regelrecht bebaut, der täglich wachſende Verkehr mit dieſem Brennſtoffe, die erhebliche Anzahl der im Kainachthal und ſeiner Concurrenz vorhandenen Eiſenwerke und Fabriken, der Umſtand, daß der größte Theil der obern Steiermark ſeinen Wein- und Körnerbedarf über die Stubalpenſtraße bezieht, brachte ſchon vor 12 Jahren den Bau einer Eiſenbahn in Anregung. Der Plan, zweimal geſcheitert, iſt nun zur Reiſe gediehen. Ein Verein induſtrieller Realitäten- und Kohlenwerks-Beſitzer hat zur Ausführung eines Schienenweges die Conceſſion erhalten, der, wenn auch die vielen Einmündungspuncte einer Pferdebahn das Wort reden, jedenfalls für Locomotive benutzbar hergeſtellt wird.

Wir wollen von Gratz aus die bereits tracirte Schienenſtraße verfolgen, deren Bahnhof jenem der ſüdlichen Staatsbahn ganz nahe zu ſtehen kömmt. Mit dieſer eine Strecke lang parallel laufend, wendet ſich jene unterhalb der Karlau gegen Weſten nach Straßgang und Windorf, verläßt hier die Ebene und zieht durch Wälder bis zum Thal des Dobelbaches, das mittelſt eines Viaductes von 39 Oeffnungen überſchritten wird, wendet ſich über Liboch, Schadendorf und Kleinſöding zur engen Thalſchlucht bei Hohenburg, aus welcher die Kainach hervortritt, verfolgt ihr rechtes Ufer bis Krems, wo der einzige Tunnel von 30 Kl. vorkömmt. Unweit der alten Kirche Heiligenſtadt kehrt ſie zum linken Ufer zurück, umgeht die öſtliche Häuſerreihe der Stadt Voitsberg, von hier bis zum Endpuncte Köſlach ergiebt ſich keine Terrain-Schwierigkeit, doch beträgt die Steigung bei Obergorden auf 1000 Kl. Länge 1:100.

Dies ſind die weſentlichen Umriſſe der Trace des Werkes eines erprobten Sachverſtändigen, des Staats-Eiſenbahnbau-Ingenieur Eduard Paulizza, deſſen Entwurf, den früheren gegenüber gehalten, den weſentlichen Vorzug hat, daß der Bahnkörper den Angriffen der ungeſtümen Kainach mehr entrückt und ein verhältnißmäßig kleiner Theil der, ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit wegen ſehr werthvollen Thalſohle, dem Anbau entzogen wird.

Die Bahn erhält genau die Länge von 6 Meilen und 11 Stationen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß ſie durch die Höhen weſtlich von Gratz einen großen Bogen bildet, als deſſen Scheitelpuncte der Viaduct im Dobelbadthale ſich darſtellt. Es iſt klar, daß, ſoll der Zweck vollſtändig erreicht werden, eine Verbindung desſelben mit der Staatsbahn bei dem höchſten, 5000 Kl. entfernten Kallsdorf angeſterbt werden müſſe; ſie wird den nach der obern Steiermark beſtimmten Wein- und Kornſendungen Umweg, Umladung und Achſenfracht erſparen, auch den Braunkohlenverkehr des Kainachbodens um Vieles heben; denn ſeit der unternehmende Müller Heinrich nächſt Kallsdorf eine Brücke über die

Mur erbaute, hat der Verbrauch dieſes Brennmaterials, ungeachtet des hohen Frachtlohnes, auch im Oſten des Gratzer Kreiſes, zum Heile des bereits ſehr dünnen Waldſtandes, ſich heimiſch gemacht.

Wir wollen uns nun mit dem befaſſen, was das Kainachthal ſonſt noch bietet. Die Reiſe dahin führt zuerſt nach Straßgang auf einem ziemlich langweiligen Wege, der in der ſchönen Umgebung von Gratz zu den Ausnahmen gehört, doch von der frommen Mutter Ferdinand II., Maria von Bayern, auf der Betfahrt zum Gnadenbilde Maria im Elend allwöchentlich zu Fuß zurückgelegt wurde. Die Pfarre und Dechantei, von den Metropoliten Salzburgs gegründet und vordem in Zehenten reich dotirt, beſtand ſchon unter den erſten Traungauern. Ueber Seyersberg, mit ſtarkem Weinbau, gelangen wir zur Dobelbadſtraße, die, in ſchnurgrader Richtung zur Waſſerſcheide des gleichnamigen Thales geführt, ſich in ihrer waldbekränzten Perſpective beſſer anſieht als befährt.

Ueber das Bad haben wir nur wenig zu ſagen. Wegen des nicht übermäßigen Mineralgehaltes und der geringen Wärme hat man es mit andern Kuranſtalten häufig in ſehr ungünſtige Parallele gebracht, aber ſehr mit Unrecht. Das Kalkbad, der ſtätigen Temperatur von 20°, leiſtet genau ſoviel als das geprieſene Vöslauer; das ganze Etabliſſement, von den Ständen vor Kurzem in würdiger Art reſtaurirt und umſtaltet, ſteht an Zweckmäßigkeit der Einrichtung andern nicht zurück, als Wohlthätigkeits-Anſtalt überbietet es die meiſten. Wie viele Kranke, gebeugt von Kummer und Entbehrung, haben hier, durch die Humanität der Eigner mit Allem verſorgt, durch die vielleicht minderſchnelle aber jedenfalls heilbringende Wirkung der Bäder, durch behagliche Ruhe und den Balſamduft der Nadelwälder Herſtellung und neuen Lebensmuth gewonnen. Was endlich die Aſpirantinen für Mutterrollen betrifft, will man den Doblerquellen ganz abſonderliche Kräfte abgelauſcht haben.

Auch die Umgebungen ſind, wenn nicht hochromantiſch, doch ausnehmend freundlich, ſo das idylliſche Badegg; das blanke, die Ebene um Gratz beherrſchende Premſtätten mit einem großen, wohlgepflegten Schloßgarten; Lannach, in ähnlicher Art ausgeſtattet, mit entzückender Fernſicht gegen die das Kainachthal im Norden abſchließenden Hochgebirge; das ſchön gelegene Gejaidhofer Schloß Dobel, urkundlichen Nachweiſungen zufolge einſt der Jagdſitz des ſtreitbaren Friedrich von Babenberg.

Der aus der Wendenzeit ſtammende Name des Bades weiſt auf die frühe Benützung. Schon 1491 wurde „Wildpad und Teuch“ zu Tobel an Sigmund Freiherrn von Pryſchenk verpfändet, 1584 von Leonhard von Taurau an die ſteiriſche Landſchaft verkauft.

Dem Kurorte fehlt eigentlich nichts als daß er 5000 Fuß über der Meeresfläche oder 20 Meilen, ſtatt 1½, von Gratz liege, oder endlich daß man, wie weiland in Pfäffer's, auf Leitern in den Thalkeſſel hinabklettern müſſe. Zur Badekur gehört eine Reiſe, mindeſtens einige Beſchwerde oder etwas von Abenteuern; die einfache, durchaus nicht graziöſe Nymphe von Dobel hat es den Leuten zu bequem gemacht; den geſchniegelten und parfumirten Najaden neuen Styles aber, die auf ſie geringſchätzig herab lorgniren, geben wir Walter Scott's Spruch zu bedenken:

Muſſelburg war eine Stadt,
Eh' Edinburg war eine.
Wenn Edinburg geendet hat,
Iſt Muſſelburg noch eine.

Vom Kreuzwege auf der Lannachhöhe geht unſere Fahrt nach Norden. Wir weilen nicht bei dem freundlichen Liboch, wir werfen nur einen Blick hinüber nach Molkirchen, ein Duodez-Marktflecken mit 300 Einwohnern aber berühmt durch den Schmelz ſeiner Wieſen und die kräftige Schönheit ſeiner Weiber und Mädchen. Von Großſöding, Beſitzthum der Freiherren v. Kellersberg, ziehen wir dem Kirchlein St. Sebaſtian entgegen, deſſen erhöhter Standpunct den Ueberblick des breiteſten und fruchtbarſten Theils des Kainachbodens gewährt. Von da nach Schloß Hohenburg, das — auf einer Anhöhe zwiſchen Gärten und Rebenpflanzungen gelagert, umgeben von netten Wirthſchaftsgebäuden wie die Gluckhenne von ihren Küchlein — ſich beim erſten Anblick als der Centralpunct einer großen, ſchulgerechten Oekonomie darſtellt. Den nächſten Kainachſteg überſetzend verlaſſen wir die Straße und wandern nach dem Markte Ligiſt, mit einem alten und einem neuen Schloſſe. Letzteres anſpruchslos, auf Wirthſchaftszwecke berechnet, erſteres ein finſterer, unregelmäßiger Bau, bis zum 15. Jahrhunderte der Sitz der Ritter von Lugaſter, ging zu Ende des 17. bei den alchimiſtiſchen Verſuchen ſeines Beſitzers größtentheils in Flammen auf. Die hier terraſſenförmig bis zur Hochalpe anſteigenden Höhen ſind von wunderbarer Schönheit, vor allem der Wartſtein von Alt-Ligiſt, in einer Stunde erreichbar, eine wahre Damenalpe mit herrlicher Ausſicht von dem kanzelartigen Felsgipfel. Wir empfehlen den Beſuch dieſes durch den Wechſel von Baumgruppen, Wieſen und Weingärten, durch eingeſtreute Felsparthien und allenthalben herabrauſchende Bäche wahrhaft paradieſiſchen Hügellandes an einem Junimorgen, denn die Bewohner der zerſtreut gelegenen großen Bauernhöfe haben viel Sinn für Blumen, ein üppiger Roſenflor erfreut allenthalben das Auge und würzt die Lüfte mit ſüßem Duft.

Ligiſt treibt lebhaften Verkehr mit Boden-Producten; ſein Schillerwein hat ſich ſeit 1834 zu großem Anſehen aufgeſchwungen, in dem Markte und deſſen naher Umgebung finden ſich drei große Hammerwerke, auf den Höhen zahlreiche Bretterſägen, letztere mitunter für den Landſchafter ein köſtlicher Fund. In einer ziemlich entfernten Pfannenſchmiede fand der Berichterſtatter den Eigner und ſeine Cyclopen mit Anfertigung von Feldkeſſeln beſchäftigt und erhielt die, für die heimiſche Induſtrie ſehr erfreuliche Auskunft, daß der Mameluke der Civiliſation, der alte Mehmed-Ali von Egypten die Beſtellung gemacht habe.

Noch einmal beugen wir nächſt der Geiſelmühle von der Voitsberger Straße ab in das Gösnitzthal, dem ein thurmartiger Fels des hier vorherrſchenden Glimmerſchiefers als Thorpfeiler dient. Der dasſelbe durchziehende Fluß heißt die Diegitſch; wir finden ſogleich daß zwei an Kraft ſich gleichende, an Charakter ſehr verſchiedene Rivalen ſich in die Benennungen getheilt haben. Die von den Bergen bei Lankowitz herziehende Gößnitz, die ihre Drillinge den Kohlenweibern des Werkes bei Krems zuführt, wandelt bedächtigeren Ganges, während die weiter ſüdwärts in der Alpengemeinde Hirſchegg, der entlegenſten des Gratzer Kreiſes, entſpringende Diegitſch, durch eine tiefe Felsſchlucht hinbraust, um gleich einem unbeſonnenen Jungen, der ſein Leben verſtürmt, ihr Daſein ſchnell zu enden. Sie führt Forellen von ausgezeichnetem Ruf, deren Fang jedoch bei der Beſchaffenheit der Ufer zu den lebensgefährlichſten Beſchäftigungen gehört. Die Vereinigung beider Flüſſe erfolgt bei der Ruine Leonroth, auf die wir es eigentlich abgeſehen haben.

Sie bildet ein längliches Viereck mit ſtarken Thürmen an jeder Ecke, wie weiland Burg Zion, im Innern erhebt ſich auf Felſengrund das eigentliche Schloß, in deſſen Mitte auf dem erhabenſten Puncte die Kirche, viel zu groß für eine Burgkapelle. Gegen Weſten ſind Wall und Graben zum Theil in den lebendigen Felſen gehauen. Kann irgend ein Bau mit gutem Grunde den Templern zugeſchrieben werden, ſo iſt es dieſer; er muß großen Aufwand und das Zuſammenwirken Vieler erfordert haben, die Abgeſchiedenheit der Gegend läßt eher auf klöſterliche Beſtimmung, als auf den Sitz eines mächtigen Dynaſten-Geſchlechtes ſchließen. Die Sage*) erzählt von dem Kirchlein Folgendes:

Es ragt ein Kirchlein im Schloſſe Leonroth;
Die, deren Händ' es bauten, ſind lange todt.
Unter dem Kirchlein ruh'n ſie im tiefen Grund,
Doch wie ſie d'rum ſich kümmern, wird oft noch kund.

In ſchwarzen Mitternächten, wenn Alles ſchweigt,
Ein langer Zug von Geiſtern aus den Gräbern ſteigt,
Sie ſchwanken und ſchweben beim fahlen Mondenſchein,
Wie graue Nebel zum Kirchenthor hinein.

---

*) So wußte der nun auch hinübergegangene J. Vincenz Sonntag zu erzählen, zwar nur ein anſpruchsloſer Amtsſchreiber in Seckau, aber ein Mann, der durch eifriges Sammeln geſchichtlicher Daten und Sagen ſich um die Steiermark hoch verdient gemacht hat. In der Gegend ſelbſt, wo man ſich kaum um den Namen der Ruine kümmert, konnte der Berichterſtatter von dieſem geſpenſtigen Gottesdienſte der Templer nichts erfragen.

Sie ſchließen's hinter ſich und laſſen die Glocken ruh'n,
Sie wollen nicht geſtört ſein in ihrem Thun;
Wollen leben nur dem Drange, der einſt ſie entflammt,
Wollen der Welt nicht leben, die einſt ſie verdammt.

Durch die trüben Scheiben bricht mattes Licht,
Der Landmann in ſpäter Stunde begreift es nicht;
Orgelklänge tönen ſo wunderbar,
Der Pilger hört ſie, es ſträubt ſich ſein Haar.

Das ſind die Templer im Kirchlein zu Leonroth,
Sie halten ſtreng ihrer Ordensregel Gebot:
Sie wiſſen, der Tag verachtet's, die Welt verlacht's,
D'rum halten ſie ihre ſtille Meſſe Mitternachts.

Hier hatten ſie einſt gehauſet in der Einſamkeit,
Hier den verſchwiegenen Wänden vertraut ihr Leid,
Hier Gott angeſchaut, hier gebüßt in Pein, —
Sie wollen, auch todt, hier noch heimiſch ſein.

Darum dies Leuchten in ſtiller Mitternacht,
Der Orgelklang, der die Herzen zittern macht, —
Und daß noch immer das alte Kirchlein ſteht,
Das thut allein der Templer allnächtlich Gebet.

Sculpturen, Inſchriften oder ſonſtige Denkzeichen ſind nicht vorhanden.

Nördlich der Geiſelmühle Krems, das große Streck- und Blechwalzwerk Sr. kaiſ. Hoheit des Erzherzog Johann, berühmt durch die Trefflichkeit des Productes, beſonders des Weißblechs, das mit dem feinſten engliſchen wetteifert.

Hinter ihm erhebt ſich maleriſch die Ruine gleiches Namens, eine der größten des Landes. Seit mehr als 150 Jahren war das Schloß im Beſitze der Grafen von Saurau und man ſieht im inneren Hofraum einen bemoosten Baumſtamm, der zu ihnen in einer jener räthſelhaften Beziehungen geſtanden ſein ſoll, an die, jemehr man ſie als Wahn bezeichnet, deſto feſter geglaubt wird. Wirklich hat, ſeit der Letzte des uralten, der Sage nach von einem Kampfgenoſſen Attila's abſtammenden Geſchlechtes in die Gruft zu Ligiſt verſenkt wurde, der Baum Zweige zu treiben aufgehört.

Eine factiſche Merkwürdigkeit der Burg iſt ihre hohe, die Inſchrift: Vide cui fidas tragende Warte; die Stärke ihrer Mauern läßt ſich darnach beurtheilen, daß im Innern der nördlichen Wandung eine durchaus nicht zu enge Treppe bis zu den Zinnen emporführt und dieſer maſſenhafte Thurm ſteht auf einer Art von Tragſtein, einem vorſpringenden oder unterhöhlten Felſen von ſo geringer Dimenſion, daß wegen des in jedem Momente drohenden Einſturzes nur wenig Beſucher des Schloſſes es wagen, den unter dem Felsblock hinführenden Fußpfad zu betreten.

Einen herrlichen Ausblick gewähren die durch Zeit und Stürme erweiterten Fenſteröffnungen der Nordſeite gegen Voitsberg und ſeine beiden Wächter Schloß Greißenegg und die melancholiſche Ruine Ober-Voitsberg, die ſich wie ein cypreſſenumſchattetes Grabmal an eine Gruppe hoher finſterer Tannen lehnt; über dieſem effectvollen Mittelgrunde erhebt ſich die Glorie der Alpen: der Speiskogel, die Lenzmayrhöhe, der Geierſtein bis zum Gröſſenberge, dem höchſten von allen, dem das Landvolk der tumbaähnlichen Form wegen den Namen „die Todtenbahre" beigelegt hat.

Der Stadt Voitsberg, dem Viana der Römer, will man ein noch höheres Alter als Pettau und den ehemaligen Umfang von mehr als einer Meile beilegen. Der größte in der Richtung gegen Stallhofen gelegene Theil ſoll verſunken ſein, der Steinkohlenbau hat jedoch keine Reſte zu Tage gefördert und jetzt iſt dem Städtchen ſelbſt das mäßige Viereck ſeines mittelalterlichen Mauer-Umfanges noch viel zu weit. Außer der alten Pfarrkirche, einem ehemaligen Carmelitenkloſter, nun geiſtliche Correctionsanſtalt, dann der ſchönen vom Bürgermeiſter Drechsler erbauten Papierfabrik, mit ſehr ſehenswerthen Waſſerwerken, nun Eigenthum Ferdinand Brühlmeyer's, findet ſich hier kein die Aufmerkſamkeit feſſelnder Gegenſtand. Hiſtoriſch wichtig iſt dagegen das nahe Greißenegg, ſeit mehr als 200 Jahren im Beſitze der Grafen von Wagensberg, durch ſein längſt ausgeſtorbenes Rittergeſchlecht. Andreas v. Greißenegg ſpielte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts eine große aber tragiſche Rolle. Einer der Vertheidiger Kaiſer Friedrich IV. in der Burg zu Wien wurde er ſpäter in die Verſchwörung Baumkircher's verwickelt; daß er mit dieſem zugleich unter dem Beile des Nachrichters endete, iſt unrichtig, doch wurden ſeine Güter Greißenegg und Lankowitz confiscirt.

Eine Glasfabrik der Maria Geyer im nahen Orte Oberdorf, mit Braunkohlenbetrieben, erzeugt minder feine Waaren in großen Maſſen.

Piber, ehemals Probſtei nun Staatsgut, mit einem Aerarialgeſtütte von 270 edlen Zuchtpferden, erzeugt einen fein geſtalteten aber wegen der zu Gebote ſtehenden weitläufigen Alpentriſten zugleich kräftigen Schlag.

Das Graben-Thal umfaßt zwiſchen Voitsberg und Köflach, dann in ſeiner nördlichen Fortſetzung eine Reihe von Eiſenwerken, die wichtigſten ſind jene Sr. kaiſ. Hoheit des Erzherzogs Johann zu Obergraben, des Karl Herzog, dann die Nägeldruckfabrik Karl Hochegger's im Krenhofe.

Hinter Köflach, einem Marktflecken von 90 Häuſern und faſt 900 Seelen, erhebt ſich der ſteile vielfach durchklüftete Zigöller Kogel mit einer merkwürdigen, größtentheils in den Felſen gehauenen Räuberhöhle.

Der kleine Markt Lankowitz, mit nicht mehr als 300 Bewohnern, liegt auf einer breiten, das Gradner Thal weitüberragenden, fruchtbaren Bergterraſſe, von welcher eine Fahrſtraße über Edelſchrott und Pack nach Kärnthen führt. In dem alterthümlichen, dem Verfall nahen Schloſſe wird ein Staatsgut verwaltet; die Kirche und das hier vorhandene Franciskaner Kloſter verdanken, erſtere einem von Hirten zwiſchen Dorngebüſch aufgefundenen Muttergottesbilde, für welches Kaiſer Sigmund 1437 eine Kapelle erbauen ließ, letzteres unter dem Einfluſſe des berühmten Predigers und Türkenbezwingers Johann Capiſtran der Stiftung des Gutsherrn Hans Gradner 1453 den Urſprung. Das werthvolle Gemälde in der Votiv-Kapelle des Friedhofes, Sigmund Franz von Herberſtein mit ſeinen Söhnen darſtellend, hohe ritterliche Geſtalten mit blondem Haupthaar, läßt deutlich den Familientypus erkennen, der die Sproſſen des uralten Stammes noch heute charakteriſirt.

Vom Kainachthale, deſſen Bewohner ſich durch Fleiß, Sinn für Ordnung und Reinlichkeit, ſo wie durch ziemlich vorgeſchrittene Intelligenz bemerkbar machen, iſt noch zweierlei zu erwähnen.

Durch Belehrung und Prämien des verſtorbenen Handelsmannes Anton Süß in Graz aufgemuntert, hat der große Aufmerkſamkeit erfordernde, aber lohnende Anbau der Weberkarde (Dipsacus fullonum) hier kräftige Wurzel gefaßt und den Wohlſtand der Gegend jedenfalls gehoben; eine weit ergiebigere Quelle desſelben iſt jedoch die Induſtrie des weiblichen Geſchlechtes, das in den, von häuslicher Beſchäftigung und dem Feldbau nicht in Anſpruch genommenen Stunden, beim Hüten des Viehes, auf der Wanderung zur Hauptſtadt über die ſteilen, labyrinthiſchen Fußpfade der ſogenannten ſieben Hügel, ſchwere Körbe frei auf dem Kopfe tragend, ſich unausgeſetzt mit dem Flechten des feinen, zähen, im Mittelgebirge gewonnenen Roggenſtrohes befaßt. Die Arbeit wandert größtentheils nach Italien, von wo ſie, zu Damenhüten geformt und häufig als Florentiner-Product bezahlt, in alle Welt verſendet wird. Der Ertrag, den die Gegend aus dieſer harm- und müheloſen Beſchäftigung zieht, wurde, obſchon ihr nur der kleinſte Theil des Gewinnes rückfließen mag, von einem ſehr wohl unterrichteten Gewährsmanne ſchon 1836 auf jährliche 12—14,000 Gulden Conv. Mze. berechnet.

# Stainz, Landsberg, die Koralpe, Schwanberg, der Demmerkogel.

Wir kehren nicht zur Hauptſtadt zurück; viel Schönes erwartet uns noch im Weſten des Grazer Kreiſes, der nach der neuen politiſchen Eintheilung durch den früher zum Marburger gehörigen deutſchen Boden ein Stück Paradies mehr gewonnen hat. Ueber Lannach eilen wir nach Stainz, einem freundlichen, gut gebauten Marktflecken mit großem Schloſſe, Eigenthum Sr. kaiſerl. Hoheit des Erzherzogs Johann auf einem mit ſorglich gepflegten Weinpflanzungen bedeckten Hügel. Der weitläufige, ſolide Bau war früher ein Chorherrenkloſter, gegründet im Jahre 1229 von Leutold von Wildon, aufgehoben im Jahre 1785. Die Pfarrkirche, im Schloſſe ſelbſt gelegen, iſt nicht allzuglücklich moderniſirt, ſehr ſchön aber das harmoniſch-vollſtimmige Geläute ihrer Thürme. Weſtlich vom Markte der Roſenkogel, ein höchſt maleriſcher Berg, auf deſſen bis zur Alpenregion emporſteigendem Gipfel (4200 Fuß) alljährlich eine Art Volksfeſt mit Muſik, Tanz und Beſtſchießen gefeiert wird. Etwas ſüdlicher Gums und Wildbach in idylliſcher Gegend mit ſtarkem Schillerweinbau.

Der Fleiß und die Intelligenz der Bevölkerung, ſelbſt ihre Empfänglichkeit für den Fortſchritt, beurkundet ſich in den Gebäuden, wie in der Cultur des Bodens, der den trefflichſten Weizen liefert; doch ſteht ſie nicht im Geruche der Friedfertigkeit, die Bauern des Stainzthales, wie weiland die Kortonioten geübt in Fauſt- und Ringkampf, ſind gefürchtete Nachbarn und das Erſcheinen ihrer hohen, ſpitzigen Hüte in den Schenken, war wenigſtens früher in der Regel das Signal zu Turnkünſten von mitunter ſehr ernſtem Ausgang.

Ueber Frauenthal, mit der früher ärariſchen Meſſingfabrik des Ignaz Stadler, ziehen wie ein in das Eldorade des Laßnitzthales, deſſen üppiger Boden, wie in den geſegnetſten Theilen der Lombardie, eine in mehrere Stockwerke vertheilte Vegetation von Mais, Bohnen und Rebengewinden aufweiſt. An ſeinem weſtlichen Ende ragt das hochgelegene Landsberg empor, von dem ſich in früherer Zeit das Geſchlecht der Lonisperche ſchrieb, ſpäter ein Beſitz der Erzbiſchöfe von Salzburg, trotz mehrfältig verunglücktem Wiederbelebungsverſuche eine der intereſſanteſten Ruinen der Steiermark und mit der romantiſchen Schlucht, durch welche die Lasnitz herabſchäumt, allein eine Reiſe werth. Als botaniſches Sondereigenthum der Gegend kommt die Saxifraga paradoxa vor.

Auf dem gegenüberliegenden, lang geſtreckten Vorgebirge der Koralpe erreichen wir die einſame Localie Trahütten mit bezaubernder Ausſicht, dann nach zweiſtündiger Wanderung die Glashütte, eine kleine Ortſchaft am Fuße der ſteilen Hundalpe mit ſehr befriedigender Gaſtwirthſchaft.

Der nächſte Morgen bringt uns in vier Stunden zum Gipfel der Koralpe (6780 Fuß), der wegen ſeines Reichthums an Valeriana celtica abermals der Speik-Kogel heißt. Wir überſchauen von ihm den größten Theil Kärnthens mit dem tiefgrünen Lavantthale zu unſern Füßen, im Süden jenſeits des Silberbandes der Drau die Rieſen Oberkrains mit dem gewaltigen Terglou, gegen Oſten die Fluren der Steiermark bis zum fernen Ungarn; nur gegen Nordweſt iſt die Ausſicht mehr gehemmt durch die gegenüberliegende Schneethalalpe und ihre Nachbarn, jedenfalls beſchränkter als die von dem viel niedrigern Speikkogel der Kleinalpe.

Ueber das vielbeſprochene Wunder des Glockengeläutes, das man bei ſtillem Wetter in der von Felſen umgebenen Mulde an der Nordſeite des Gipfels vernimmt, aus welcher der Seebach abfließt, vermag Berichterſtatter keine Auskunft zu geben, weil ihm auf der Bergfahrt ein dröhnender Sturm zum unwillkommenen Begleiter diente. Von allen Erklärungen ſcheint die des früheren Kuraten der Glashütte, daß das harmoniſche Getöne von dem Fall einer Waſſerader in ein unterirdiſches Gewölb erzeugt werde, allerdings die ungezwungenſte, doch fragt ſich weiter, wie es denn komme, daß die Stelle, von der der Schall ausgeht, noch nicht aufgefunden wurde.

Auffallend iſt der übergroße Waſſerreichthum der ungeheuern, zahlreiche Rinderherden nährenden Triften, wohl aber auch die Urſache, daß von fünf Partien nach der Koralpe in der Regel vier mißglücken, die kleinſte Wolkenflocke, die beim Anbruch des Tages den Gipfel umſchwebt, ſpinnt ſich in wenig Stunden zum meilenweiten Bahrtuch aus, das ſchwere Regengüſſe und oft im höchſten Sommer dichtes Schneegeſtöber herabſendet.

Den Rückweg wähle man über die Hallerhütte, wo einſt ein geächteter Sproße dieſes jetzt noch blühenden Grafengeſchlechts dem Hungertode erlegen ſein ſoll, und über die ſchöngelegene Wallfahrtskirche St. Anna zum Markte Schwanberg, einem der größten und wohlhabendſten des Landes. Das Schloß, die Wiege eines im 14. Jahrhunderte erloſchenen Dynaſten-Stammes, der einen Schwan im Wappen führte, hat außer einigen Ahnenbildern der Haller und Saurau nichts Merkwürdiges aufzuweiſen; dagegen iſt das nahe Holleneck, der Lieblingsaufenthalt des Fürſten Liechtenſtein der ſteiermärkiſchen Linie, auf einem nach allen Seiten freien Hügel, wegen der Großartigkeit des Bauſtyls, der weiten, bethürmten Umfangsmauern, der luftigen Arkaden und Gallerien, ein wahrhaft königlicher Landſitz. — Die Hollenecker, 1590 ausgeſtorben, glänzen in der Geſchichte durch eine Reihe von Helden, ſeit der Schlacht bei Laa in unverbrüchlicher Treue Habsburgs Banner folgend, viele derſelben fanden, beſonders zur Zeit der Türkenſtürme, den Tod auf dem Schlachtfelde.

Wir können uns mit dem im gleichen Abſtande vom Markte Schwanberg gegen Süden liegenden Roccoco-Schlößchen Leinberg nicht näher befaſſen, nicht mit den anſehnlichen Marktflecken Arnfels und Leutſchach mit Eibiswald, über das die Radlſtraße nach Kärnthen führt und in deſſen Nähe ſich wichtige Kohlenwerke des Montan-Aerars und jene Joſef Grießlers zu Steyeregg mit bedeutender Alaun-Erzeugung befinden, und wählen zur Rückkehr zur Eiſenbahn das Thal der auf der Koralpe entſpringenden Sulm über Kleinſtädten und Ottersbach mit der Ausmündung gegen das Leibnitzer Feld bei Seckau, wo ſie ſich mit der Laßnitz vereinigt. — Ein zweiter Straßenzug führt über Frauenthal zu dem anſehnlichen Markte Groß-Florian gegen Preding, dann durch die Schlucht zwiſchen den Hügeln des Sauſels und dem im Lande weit geſehenen Wildoner Buchkogel, auch Bocksberg genannt, zur Bahnſtation Lebering. — Aus dem Schloſſe Hornegg bei Preding, früher Staatsgut, nun Eigenthum des Freiherrn von Mandell, ſtammt, wenn wir dem gelehrten Wolfgang Lazius Glauben ſchenken, der Verfaſſer der ſteiermärkiſchen Reimchronik, einer der reichhaltigſten Fundgruben der Landesgeſchichte, der ſich ſelbſt Ottacher und einen Steirer nennt, auch adelicher Abkunft war; er lebte und ſchrieb um die Mitte des 11. Jahrhunderts.

Von Preding aufwärts führt eine für den Producten-Verkehr ſehr wichtige Straße, beim Schloſſe Pöls die Kainach überſetzend über Premſtetten und Straßgang nach Gratz. Von weit höherem Intereſſe für den Touriſten iſt aber ihre Fortſetzung in ſüdlicher Richtung über das Sauſelgebirge gegen Seckau. Dieſe Partie gehört unſtreitbar unter die reizendſten in Steiermark. Man verſäume nicht den Demmer Kogel in der Nähe des Schlößchens Harrachegg zu beſteigen, es iſt dazu von hieraus kaum eine Viertelſtunde erforderlich; die Ausſicht iſt wunderlieblich, denn ſie umfaßt gerade den üppigſten mit Schlöſſern, Märkten und Ortſchaften überſäeten Theil der Steiermark, die Hauptſtadt, die ſich mit den zur Rechten und Linken weit hinausgedehnten Vorſtädten viel großartiger ausnimmt, als ſie eigentlich iſt, und den Kranz der Berghäupter im Hintergrunde, überragt von den Felſenwänden der Hochſchwab, Ebenſtein und Brandſtein, im Weſten die ſanft anſtrebende aber hohe Pyramide des Obir in Kärnthen. Selbſt der Standpunct gewährt einen ganz eigenthümlichen Eindruck des Behaglichen auf der höchſten zahlreicher mit Rebengrün überdeckter Hügelwellen, gekrönt von ſchmucken, wohnlichen Landſitzen und Winzereien, von Kirchlein und Kapellen, wie St. Andre und das anmuthige Kitzegg. Das Product dieſer geſegneten Höhen, der Sauſaler, gehört zu den geſuchteſten; es ſtellt ſich an Reinheit des Gefüges, wie an Dauerhaftigkeit den edlen Oeſterreicher Weinen am nächſten.

Wir haben bis jetzt ſchon ein ſo beträchtlich Stück von Steiermark, aus der Vogelperſpective nach allen Richtungen hin, in's Auge gefaßt, daß es uns wohl erlaubt ſein mag, zwiſchen Ober- und Unterſteier Parallelen zu ziehen und dem erſteren, vor unſerem völligen Uebertrit in das letztere, noch einen prüfenden Blick zuzuwerfen. Es iſt ein faſt allgemeines Vorurtheil, das ſich zunächſt von der volksthümlichen Benennung der beiden Hälften dieſer Provinz herſchreiben mag, für Oberſteier alles, was im Lande Berg iſt, ausſchließend in Anſpruch zu nehmen und das arme Unterſteier lediglich mit unmaleriſchem Flachland abzufertigen. Dem iſt nun nicht ſo; auch Unterſteier hat ſeine Berge, ſeine kleine Schweiz, ſeine couliſſenförmig hintereinander ſich vorſchiebenden Wald- und Felſenrieſen, ſeine pittoresken Gebirgspartien, wahre Schatzkäſtlein für den Landſchaftsmaler, inſofern noch reicher und ergiebiger, weil weniger ausgebeutet und abgenutzt, wenn gleich anderſeits nicht zu läugnen iſt, daß das Charakteriſtiſche eines Bergvolkes, die Eigenthümlichkeit des gebirgsländiſchen Lebens und Webens, mit allen ſeinen Gewohnheiten, Gebräuchen, Sitten, Sagen, Klängen und Geſängen im nördlichen und nordweſtlichen Theile der Steiermark klarer und ausgeſprochener ſich kundgibt, als im Oſten und Süden derſelben.

Im Bereiche der Ober-Steiermark ſind alle Abſchattungen des Lebens eines Bergvolkes eben ſo vollſtändig vertreten, wie in irgend einem andern Berglande. Die Tiefen nimmt der Bergmann in Beſchlag, der täglich morgens in das Grab der Teufe hinabſteigt, um abends, ſo Gott es will! mit dem Bewußtſein reicher Ausbeute wieder an's heitere Licht der Oberwelt emporzuſteigen. Die Höhen beherrſcht der rüſtige Alpenjäger, der ſich oft mit dem Blute ſeiner Ferſen anheftet an's glatte Geſtein, um die Gemſe nicht fahren zu laſſen, die er auf's Korn genommen; ſeine Nachbarin iſt die einſame Schwaigerin (Sennerin), die in ihrer ſchauerlichen Abgeſchiedenheit, ihr Leben Gott anheimſtellend, die Woche hindurch ihrer Herde waltet, das Futter (G'leck) für ſie, oft mit Lebensgefahr, an ſteilen Abhängen mäht und, allen Unbilden des Sturmes und der Gewitter ausgeſetzt, dennoch lebensfroh den Jodlerruf ihrer Genoſſinen allabendlich erwiedert, glücklich durch den Gedanken, daß es eine Samſtagnacht gibt, in der ihr Geliebter die Alpe erklimmt, um ihr ſeine Huldigung darzubringen. Zwiſchen beiden Extremen mitten inne bewegt ſich das Leben des Gewerken, der in ariſtokratiſcher Behäbigkeit die Früchte erntet und verwerthet, welche der emſige Grubenmann ihm einlieferte; ferner der tief unter ihm ſtehende Holzknecht, der in ſeinem Wettermantel von Loden, der Urform der Habits der Mönche, dieſer erſten Bebauer des phyſiſchen und pſychiſchen Bodens der Steyermark, die ſteilen Berglehnen über glatte Schneeflächen unverdroſſen hinanſteigt, um die mächtigen Urwaldſtämme umzulegen und auf den ſogenannten „Holzrieſen“ pfeilſchnell in's Thal hinabzuſenden; endlich der unermüdliche Fiſcher, der auf unſicherem Kahn hingleitet über die trügeriſche Fläche leicht aufregbarer Thal- und Bergſeen, um den Ertrag ſeines Fanges als köſtlichen Gaumenreiz der fernen Hauptſtadt zuzuwenden.

Daß bei ſolcher Beſchäftigung und in ſolcher Umgebung der Sage, dem Märchen und allen Phantaſiegebilden des Volksglaubens ein weiter Spielraum geboten iſt, wird man natürlich finden. An jeden eigenthümlich geſtalteten Felſen, an jede Alm, an jedes Thal, an jeden See, an jedes Schloß, jede Kirche, ja an zahlloſe einzelne Stellen und Puncte in Feld und Wald knüpfen ſich mehr oder minder ſchauerliche Traditionen, deren Charakter faſt durchweg erkennen läßt, daß ſie einem Lande angehören, deſſen Bewohner die Natur noch täglich in ihrer Urſprünglichkeit und ungeſchwächten Kraft kennen lernen, deren Eindruck ihr kindliches Gemüth mit dem Glauben an das Wunderbare erfüllt. So finden wir in Oberſteier die Sage vom „todten Weib", von der „Spinnerin am Gamsgebirg", vom „Waſſermann im Erzberge", von der „Habergeis", vom „wilden G'jaid", vom „Todtenbahrziehen", von der „verfallenen Alm", von der „Hungerlacken", vom „Schwörtrått'l", von Seen mit Waſſerfrauen und Waſſerſchlangen, von Wunderbrünnlein, von Druden u. ſ. w., ferner all den Jäger-, Knappen- und Köhlerglauben, der uns auch in andern Gebirgsgegenden unterkommt, in mannigfachen Varianten und Abſtufungen wieder. In allen aber liegt ein Stück Poeſie, wie wir's auf dem Flachland oft meilenweit vergebens ſuchen.

Solch ein Stück Poeſie liegt auch in dem geſelligen und häuslichen Leben des Oberſteirers zu Tage. Seine Beſtſchießen, ſeine Kirchweihfeſte, ſein altberühmter Tanz, ſeine Tauf- und Hochzeitsgebräuche, ſeine Weihnachtgeſänge, wie ſeine „Gäſſelſprüche", ſeine Wildſchützenlieder, wie ſeine erotiſchen Vierzeilen, tragen das Gepräge einer poetiſchen Anſchauungs- und Empfindungsweiſe an ſich; ſelbſt ſein Idiom, eine rauhere Modulation des bojoariſchen Grundtones, unterſtützt dieſe naturwüchſige Mittheilſamkeit des oberſteiriſchen Menſchenſchlages. — Möge hier eine kleine Probe der lyriſchen Epigramme folgen, in welchen die Liebe ihre Sehnſucht, die Lebensluſt ihren Muthwillen, die Gereiztheit ihren Spott, die Empfänglichkeit für Eindrücke von außen ihren feinen Beobachtungstact und ſelbſt die Frömmigkeit ihren gutmüthigen Humor ausſpricht.

Doſcht ob'n auf dá-r*) Alm
Hat's ſcheani Küah', ſcheani Kalb'n,
Á Kripperl voll Heu,
Á ſcheani Schwoag'rin dabei.

Auf d' Alm bin i gangá,
Hab's Dunnern nit g'acht't:
Denn es hat má vom Spitz ja
Mein' Schwoag'rin herg'lacht.

---

*) Dieſes á iſt immer als helles a auszuſprechen.

Auf dá-r Alm ſán dö Mádl'n
So rund als wia d' Rád'ln,
Dö groaß'n, dö kloan'n,
Und liab'n thán ſ' nur Oan'n.

's Vögerl au'm Tannábám,
's Fiſcherl im See:
's Liab'n, dös wár' freili recht,
's Scheid'n thuat weh'.

Mein Herzerl is trauri,
Dö Aug'n thán má weh,
Wollt' vierzehn Tåg' faſt'n,
Wenn's wár', als wie-r eh'!

Ich mag nimmá tanz'n,
Ich muaß all's z'viel zárr'n, —
Um Tauſendgotteswill'n,
Hat dös Trumm doch á Schwár'n!

Wann's d' auſſikem' thuaſt
Richt' má-r aus án'n ſchön'n Gruaß:
Is má lád um mein Derndál,
Dáß ich's herlaſſ'n muaß.

Zwiſch'n zwá Berg' und Thal
Schreit dá Gugu,
Und dort ſitzt á ſchean's Büab'l,
Und ſchreit gleich: „Juhu!“

Ei du mein Dernd'l,
Du g'falláſt má ſchier,
Dein' mittlári Größ',
Und dein ſcheani Mánier.

Ich dearf weidá nit poch'n,
Dearf weidá nit prahl'n,
Abá 's ſcheanaſti Derndál
Hab' ich unter All'n.

Schau' hinum, ſchau' herum,
Siech' alláhand Leut',
Abá dös ſiech' ih nit,
Was am meiſt'n mih g'freut.

Luſti is 's Lumpenleb'n,
Hab's ſchon probirt,
Ich hab' g'rá'fft, tanzt und g'ſchlag'n,
Und cáráſſirt!

Und wann's d' mih nit magſt,
No — ſo ſei's in Gott'snam';
Es kemán wohl öftá
Zwoa Liabi nit z'ſamm.

Wann dein Herz ſo treu is,
Als wie das meini,
So ſperr'n má's nur z'ſamm
In oan Kaſterl eini.

Du glaubſt, du wárſt ſchean,
Und geht áh wohl noh an;
Hab' wohl ſcheanári g'ſech'n,
Hamt nit á ſo than.

Bin dá weidá nit hold,
Bin dá weidá nit feind,
Zu-n an'm Schatt'n biſt guat,
Wann d' Sunn' ſchean warm ſcheint.

Du haſt má vaſproch'n,
Du bleibáſt má treu,
Und was macht denn á fremdá
Schmároza dábei?

Hab' Sagſchoat'n g'ſchliff'n,
Hab' Schnupftabak klob'n,
Hab' Holzäpfel g'ſpunna-r
Im Taub'nkob'l drob'n.

Drei Kreuzá, drei Gulden
Und á hölzani Knab,
Dö gibt má mein Vada,
Wann ih heirat'n thua.

Drei Tág' im Fedábett,
Drei Tág' im Stroh,
Und jezt bin ih mein Derndál los.
Jezt bin ih froh.

Im Summá wachſt Allás her,
Alláhand Kraut,
Und der is ſchon vákauft,
Der án'm Derndál z'viel traut.

Derndál, geh' her zán Zaun,
Laß dih á wenk anſchau'n,
Wie deini Aeuglá ſán,
Schwarz odá braun!

Mein Schatz hat má d' Lieb' aufg'ſagt,
Hat má nix g'macht:
Auf d' Letzt hat ſie ſelbá g'woant,
Und ih han g'lacht.

Han á Herz wie-r á Vögerl,
Á Milz wie-r á Fiſch,
Bin ganz frei und ledi,
Dert bin ih ſo friſch!

Aber auch den Geiſt der wahren Andacht überkommt, wie geſagt, dieſe naive Stimmung und wir können uns eines leiſen, obgleich durchaus nicht vorwurfsvollen Lächelns nur mit Mühe erwehren, wenn wir in den Räumen, die der kirchlichen Feier geweiht ſind, zwiſchen Weihnachten und Lichtmeſſen, Lieder vom Chore herab anſtimmen hören, welche durch ihre derbkräftige Natürlichkeit eben ſo ſehr überraſchen, als ſie durch ihre geſunde Gemüthlichkeit über den Widerſpruch gegen die Stelle, an der ſie geſungen werden, verſöhnen. Prof. K. **Weinhold** in Graz, der kundige Forſcher und Sammler auf dem Gebiete deutſcher Sag' und Sitte, hat in ſeinem Buche: „**Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutſchland und Schleſien.** Mit Einleitungen und Erläuterungen.

Gräz. Damian und Sorge. 1853", eine namhafte Anzahl ſolcher Volksgeſänge aus Oberſteier, kritiſch geſichtet, mitgetheilt. Möge hier ein Weihnachtslied aus dieſem Kreiſe, das noch jezt in der Pfarre Kleinſölk und wohl auch anderwärts geſungen wird, hier Plaz finden:

„Kleines Kindlein, großer Gott,
Wie liegſt da, 's iſt ein Spott!
Biſt ſo á reichá Bua,
Hiarz haſt da kám z'lebá gnua!

Kimſt herab vom Himmelsſaal,
Und liegſt in án'm z'riſſnen Stall,
Wurd'n ja noh Häuſá ſein,
Wo's d' häſt könná kehren ein.

Sag', was thuaſt da denka doh,
Liegſt ſo da auf Heu und Stroh?
Dös Ding that' ih wohrlá nöt,
Ih gang' liabá in á Bett.

Ja, wann's d' wárſt á Bauánbua,
Aſt'n wollt' ich's laſſá zua,
Wár' ſo viel nöt Häglich's drum,
Walgen übárall herum.

Deine Händlá ſánt ſo roth,
Wie-r á Krois is nach'm G'ſott,
D' Füaßerl ſánt recht prügelſtár,
Daß's bald ján dáfriaßn' wár'.

Ih hon's wohl freili ſchon g'hörſcht,
Warum's d' kemá biſt auf d' Erſcht;
Däß dá Menſch in'n Himmel kum',
Braucht's á großi Arbeit drum.

Liabes Büaberl, geh mit mir,
Was ih han, dös gei' ih dir;
Geh fein rund, und b'ſinn dih nit,
Vatá, Muattá, geh'n áh mit.

Koch' dá in dá Milch án'n Prein
Wirf án'n Brock'n Buttá drein;
Oder ih koch dir án'n Sterz, —
Sag ná, wie's dá-r is um's Herz.

Han á Lamberl, is nöt ſchlecht,
Grad dáß más abſtechá möcht';
Dös gei' ih dir ah dazua,
Haſt áf ánmal leicht ſchon g'nua.

Und weil ih á Sündá bin,
Sei vor mih án's guat'n Sinn:
Nimm dih áh halt meina-r an,
Dáß ih Himmelfahren kann!

's Bett ſetz' ih zu'm Ofen hin,
Da kannſt ruhi ſchlafá d'rin,
Gei' dá noh á guati Hüll',
All's muaß áh ſein mäuſerlſtill.

Is dir abá dös zu ſchlecht,
So mach' dir mein Herzerl z'recht,
Schlaf in dieſem ruhi drein,
Bis d' mih nimmſt in'n Himmel ein!

## II. Gratz-Cilli.

Dieſe Strecke, unter Oberleitung Ghega's, von dem Inſpector Theodor von Blumfeld im Jahre 1842 tracirt, wurde in der erſten Abtheilung von Gratz bis zum Zirknitzthale vor Marburg 1843, von hier bis Pöltſchach im April 1844, endlich bis Cilli im October 1844 unter unmittelbarer Aufſicht des Inſpectors Philipp Bolze begonnen, am 16. Mai 1846 in ihrer ganzen Länge zum erſten Male befahren und am 2. Juni deſſelben Jahres dem Verkehr übergeben.

Ihre Ausdehnung von 69,916 Kl. oder faſt 17½ Meilen iſt mit 48658.5 Kl. geradelinig, mit 21257.5 Kl. gekrümmt. Der kleinſte nur in wenigen und ſehr kurzen Strecken vorkommende Halbmeſſer der Curven beträgt 130 Kl. Die Niveau-Verhältniſſe ſind im Ganzen günſtig. Bei dem Höhen-Unterſchiede zwiſchen Gratz und Cilli von faſt 65 Kl. ſtellt ſich die Abweichung von der Horizontal-Linie durchſchnittlich auf 1:500, die ſtärkſten Niveau-Differenzen bis 1:110 kommen bei Pösnitz in der Geſammtlänge von 485 Kl. vor; auf allen andern Strecken wird das Verhältniß von 1:130 nicht überſchritten.

Die Erdbewegung für den Unterbau betrug 553.646 Cub.-Kl., wovon 212,734 für Aushebung und 340,913 für Anſchüttung entfallen. Die Maſſe der Felſenſprengungen ſtellt ſich auf 58,508 Cub.-Kl. und um 27,892 Cub.-Kl. geringer, als auf der nur 12½ Meilen meſſenden Strecke Mürzzuſchlag-Gratz. An naſſem Mauerwerk wurden 31,014, an trocknem 5227 im Ganzen 36,241 Cub.-Kl., dann an behauenen Steinen 225,284 Cub.-Fuß verwendet.

Die Koſten des Unterbaues betrugen 4,793,988 fl., jene des Oberbaues, für den die Schienen größtentheils von den Gewerkſchaften Neuberg, Frantſchach und Prevali geliefert wurden, einſchließlich der ſämmtlich nach den Entwürfen des Inſpectors Moritz Löhr ausgeführten Gebäude, 3,417,655 fl., für den Fundus instructus und ſonſtiges Erforderniß wurden 1,981,127 fl. verwendet; von dem Geſammtaufwande von 10,102,270 fl. entfallen ſomit für eine Meile 582,444 fl. Für den Betrieb der ganzen Strecke Mürzzuſchlag-Cilli wurden, nachdem ſechs Maſchinen aus der Fabrik Günther's an die nördliche Staatsbahn abgegeben waren, 48 Locomotive, zuſammen mit 4200 Pferdekraft, darunter 36 der Maſchinenfabrik der Wien-Gloggnitzer Bahn, 22 von Norries in Philadelphia beigeſtellt.

Die im Unterbau für zwei Geleiſe eingerichtete, jetzt mit einem verſehene Bahn hat 13 Stationen, deren Entfernungen im Tarif in folgender Art angenommen ſind:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Gratz | — | Meile | Marburg | 1 | Meile |
| Kalsdorf | 1½ | „ | Kranichsfeld | 1½ | „ |
| Wildon | 1½ | „ | Pragerhof | 1 | „ |
| Lebering | ½ | „ | Pöltſchach | 2 | „ |
| Leibnitz | 1 | „ | Penigl | 2 | „ |
| Ehrenhauſen | 1 | „ | St. Georgen | 1 | „ |
| Spielfeld | ½ | „ | Cilli | 1½ | „ |
| Pösnitz | 1½ | „ | Zuſammen | 17½ | Meilen. |

Unter den Stationen hat jene zu Gratz einen Bahnhof erſter Claſſe, und zwar den größten der Südbahn, der einſchlüſſig der Vorplätze, der neu requirirten Manipulations-Räume und der für Bahnbepflanzung beſtimmten Baumſchulen einen Flächenraum von 78,274 Qu.-Kl. oder 48.92 Joche einnimmt. Seine weſentlichſten Beſtandtheile ſind die 47 Kl. lange, 8 Kl. breite Perſonenhalle, das 80 Kl. lange Waarenmagazin, die Maſchinen- und Wagenbau-Werkſtätten, erſtere mit zwei, eine Holz-Imprägnirungsanſtalt mit einer Dampfmaſchine, die Hauptwaſſerſtation mit drei Kranichen und großem Reſervoir. Auf dem Vorplatze gegen die Stadt hin liegt das zweiſtöckige Amtsgebäude der Betriebs-Direction.

Marburg und Cilli haben Bahnhöfe zweiter, die übrigen Stationen Aufnahmsgebäude minderer Claſſen.

Von Objecten haben wir vorerſt die, die Kainach vor Wildon in ſchiefer Richtung überſetzende, 61 Kl. lange Brücke von Holzſprengwerk und die Bauten zur Sicherung der Bahn bei Wildon ſelbſt zu erwähnen, ſie beſtehen in einem Steinſalus gegen die Mur und in hohen Wandmauern gegen den Markt zu. Die Anlage der letzteren erforderte des quellendurchzogenen ſteilen Abhanges wegen große Aufmerkſamkeit und war koſtſpielig, eben ſo die Sicherung der oberhalb gelegenen Gebäude des Marktes gegen den Funkenflug das Locomotive.

Jenſeits der faſt horizontalen, 4336 Kl. lang vollkommen gerade laufenden Strecke zwiſchen Lebering und Leibnitz, dann ihrer gleichartigen Fortſetzung bis Wagna, treffen wir da, wo ſich die Bahn dem weſtlichen Bergrande anſchließt, die erſte amerikaniſche Brücke über den Sulmfluß mit einem Mittelpfeiler und der Jochfaldſpannung von je 25 Kl. bei der geringen Erhöhung des Schienenweges, über das Ufer läuft die Bahn mit zwei Geleiſen im Innern des Balken-Gitterwerks.*)

Wand und Ringmauern wurden auf der Strecke von hier bis Spielfeld, in der die Mur bisweilen nahe zur Bahn heraneilt, vielfach nöthig, bei der letztgenannten Station mußte auf 66 Kl. Länge ein von Piloten getragener Viaduct und Holzſprengwerk den Mangel anderweitiger feſter Unterlage ausgleichen.

Die nur wenige Meilen betragende Strecke zwiſchen dem Mur- und Draugebiete war es, welche die umfangreichſten Kunſtarbeiten erforderte. Die Gegend, ein Theil des großen, mit Rebenpflanzungen bedeckten Diſtricts, dem man im Lande den Namen der „windiſchen Bühel“ beilegt, beſteht aus unregelmäßig gruppirten Anhöhen, die in ſüdöſtlicher Richtung das tiefe und breite Pößnitzthal durchſchneidet. Die Schwierigkeit des Terrains, lockerer, fruchtbarer Humus, auf glattem, unreifen Thonſchiefer (Opok) gelagert, wurde ſchon vor 30 Jahren zu Genüge erprobt, als die Umlegung der Commerzialſtraße vom Platſch über den Leitersberg das Dreifache der präliminirten Koſten in Anſpruch nahm, für den Bahnbau wurde ſchon in der Nähe des Schloſſes Spielfeld die größte Vorſicht nöthig, um bei den Abgrabungen dem maſſenhaften Nachſitzen des Erdreichs zu begegnen, demungeachtet mußte die Kirche, deren Gewölbe tiefe Riſſe erhielten, umgebaut werden. Gleiche Schwierigkeiten ergaben ſich beim Ausheben der Einſchnitte für den Tunnel bei St. Egyden, der obwohl nur 100 Kl. lang und von dem darüber befindlichen Erdreich nur um 9 Kl. überhöht, nicht vermieden werden konnte, weil ſonſt eine abermalige Umlegung der Trieſter Commerzialſtraße nöthig geworden wäre. Ganze Strecken Rebengrundes und ſelbſt ein Winzerhaus hatten hier ihren Standpunct verändert.

---

*) Da die How'ſche für Eiſenbahn ſo ungemein wichtige Brücken-Conſtructions-Art bereits ziemlich allgemein bekannt iſt, kann ihre jedenfalls größern Raum erfordernde und ohne Zeichnung nicht leicht ganz verſtändliche Erörterung hier wohl unterbleiben

In geringer Entfernung jenſeits der Station Pesnitz zeigt ſich der, das gleichnamige Thal überſetzende, Viaduct, der längſte der ganzen Südbahn (342 Kl.), von quadernverkleidetem Ziegelbau mit 64 Bogen und der größten Höhe von 66 Fuß. Die unzureichende Beſchaffenheit des Ziegelmaterials dürfte bedeutende Abänderungen an dieſem ſonſt ausgezeichnet ſchönen Objecte gebieten, eine Verkürzung desſelben mittelſt Dämmen von beiden Bergſeiten ſcheint die einfachſte Abhilfe, volle Sicherung dürfte die Ausfüllung einiger Bogen der Mitte durch feſtes Mauerwerk gewähren.

Faſt unmittelbar hinter dem Viaducte öffnet ſich das impoſante Portal des Leitersberger Tunnels, der ohne Flügelmauern 350 Kl. lang, 4 Kl. hoch und 25 Fuß breit iſt. Seine Aushebung und Einwölbung mit Ziegeln war eine der ſchwierigſten Arbeiten, für die Erſtere mußte eine Art von Schild wie beim Bau des Themſe-Tunnels in London in Anwendung gebracht werden. Da das Material der Bergnäſſe nur geringen Widerſtand zu leiſten vermochte, wurden häufige Auswechslungen der Ziegel nöthig. Seit jedoch nach Angabe des Profeſſors der Landwirthſchaft zu Gratz, Dr. Franz Hlubeck, der ſich auch um die Bepflanzung der Bahn ſehr verdient gemacht hat, auf dem Berge ſelbſt in mehreren Richtungen Waſſerabzugsgräben angelegt wurden, iſt der Tunnel faſt vollſtändig trocken und verſpricht die angemeſſene Dauer.

Vom Marburger Bahnhofe, der ſich durch ſchöne Lage und netten Bauſtil bemerkbar macht, führt eine ſtarke Aufdämmung bis zur Drau, die hier 100 Kl. breit, in einem Bette von 12 Kl. Tiefe hinſtrömt. Sie iſt durch eine prachtvolle Brücke nach Hoco's Syſtem mit zwei Ufer- und Strompfeilern aus Quadern, der Höhe von 82 Fuß über dem mittleren Waſſerſtande überſetzt. Die Spannweite der drei Felder zwiſchen den Pfeilern beträgt 30 Kl., die Höhe des Balkengitters 3 Kl.; die Bahn liegt in der Ebene des obern Theils der Brückenfelder, ſomit 100 Fuß über dem Fluſſe. Der Bau iſt durch eine Bedachung von Eiſenblech zwiſchen den Doppelgeleiſen und an ihrer Außenſeite gegen die Einflüſſe der Witterung geſchützt. Der freie Ausblick über den mächtigen Strom und die wunderliebliche Gegend bietet bei der Fahrt über dieſe Brücke Hochgenuß, ſie verdient jedoch als vollkommen gelungenes Probeſtück größter Auflage der intereſſanten amerikaniſchen Conſtruction in allen ihren Theilen genau beſichtigt zu werden. Ihr Bau wurde am 1. Juni 1844 begonnen und am 8. April 1846 vollendet;

es kamen für ihn 941 Cub.-Kl. Bruchſtein und 109,328 Cub.-Fuß Quadern und 2954 Cent. Eiſen in Verwendung. Das Lerchenholz im Ganzen 63,801 Cub.-Fuß mußte aus Oberkärnthen bezogen werden.

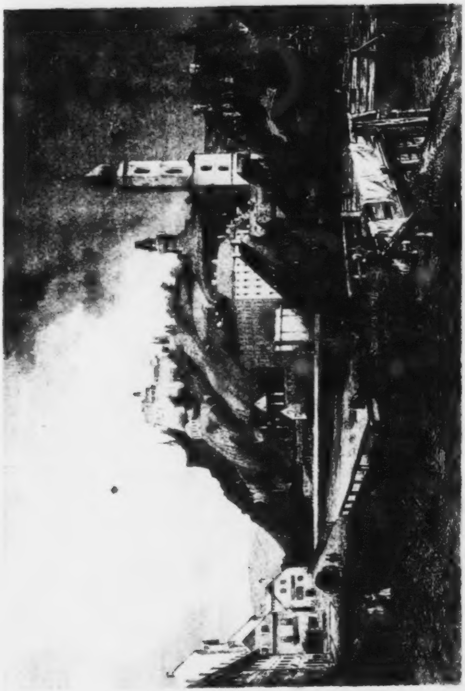
Die Ebene am rechten Donauufer bietet bis zur Wurzel der Anhöhen von Monsberg und Neuſtift kein Object von einiger Wichtigkeit, erſt jenſeits der Station Pragerhof öffnet ſich der Tunnel von Kerſchbach von 43 Kl. Länge, auch wird das nachtheilige Einwirken der Bergnaſſe auf die Ziegelwölbung bemerkbar. In vollkommen gutem Stande befindet ſich der nun folgende 98 Kl. lange Tunnel des Kreuzberges vor Pöltſchach, wornach ſich die Bahn den Ausläufern des hohen Wotſch-Berges zuwendet, den Hügel nächſt Lippoglao mittelſt eines Tunnels von 124 Kl., gleichfalls mit Ziegeln ausgewölbt, den letzten der Strecke bis Cilli durchbrechend.

Im weitern Verfolge kommen nur noch Einſchnitte und Aufdämmungen von einigem Belange, letztere bei Ponigl, St. Georgen, Reifenſtein und bei Cilli ſelbſt vor. Wenig in's Auge fallend aber ſchwierig waren die Brückenbauten über die die Bahn in der letzten Strecke begleitende Vogleina, ein ſchlammiges, anſcheinend ſtagnirendes Waſſer, das aber ſeiner Ueberſchwemmungen wegen im übelſten Rufe ſteht und die ſtärkſten Grundfeſten tückiſch unterwühlt. Ungeachtet man Regulirungsarbeiten vornahm und Durchſtiche aushob, mußte das Flüßchen nicht weniger als ſechsmal überſetzt werden. Auch die Herſtellung des Stationsplatzes zu Cilli verurſachte der ſtarken Aufdämmung wegen bedeutende Koſten.

## Topographie.

Wohl gibt es nicht leicht ein Bild ſo voll von unendlichem Liebreiz, von friſchem, ſchwellendem Leben, als jenes, das Gratz und ſeine Umgebung von dem Puncte beſehen darbietet, wo die Eiſenbahn am Fuße des Gößinger Berges ſich ſüdwärts wendet, und die Mur unterhalb der Weinzirlbrücke ihre breiten Wirbel nach allen Seiten ausdehnt, ehe ſie die Schwere der Waſſer zum ſchäumenden Sturz über die künſtliche, der Floßfahrt aber ſehr gefährliche Abſchußtafel ſammelt.

Gratz näher zu beſchreiben, ſei uns erlaſſen; von Aquilin Julius Cäſar bis zu dem unerquicklichen Streit über den Namen der Stadt wurde ſie in dicken Bänden belobhudelt, beſungen, calambouriſirt ꝛc. — Durch die Eiſenbahn iſt die einſt ländlich anſpruchsloſe Schöne in den europäiſchen Weltſalon eingeführt, und verſteht ſich dort mit Anſtand zu behaupten: ihrem eifrigſten Verehrer wird ſie



nicht zürnen, wenn er annimmt, ſie ſei jedem Gebildeten bereits durch eigene Anſchauung oder durch den Ruf genügend bekannt, und ſich deshalb kurz faßt.

Es gibt Dinge, von der Mutter Natur ſo reich ausgeſtattet, daß der Menſch auch mit der verkehrteſten Richtung an ihnen wenig oder Nichts zu verderben vermag. Von vielen Seiten erſchallt der Jammer: das ſchöne Gratz, die Hauptſtadt des herrlichen Landes, und wieder keine Stadt, ſondern ein reichbevölkerter, ſchmucker Landſitz, ſei durch die Menge neuer Bauten total um ſeinen idilliſchen Charakter gebracht. Dem iſt nicht ſo — zwar befindet ſie ſich in einer Periode des Umſchwunges, der dem ganz fabelhaft erſcheinen muß, der ſie vor 30 Jahren genau gekannt hat, doch hat ſie, ungeachtet die Bevölkerung von 63,000 Seelen gegen die damaligen 40,000 ihre Ausdehnung in jeder Richtung nöthig machte, durch die neuen Anſiedlungen nur gewonnen, und wird noch mehr gewinnen, wenn mit den Reſten ungeſchlachter Anlage und Bauart auch manches Ueberſtändige in Leben und Sitten abgeſtreift iſt.

An ihre Umſtaltung [illegible] ſchon der geiſtreiche und energiſche Gouverneur Graf v. Hartig kräftigſt Hand angelegt. Faſt Unglaubliches iſt unter ſeinem Nachfolger Grafen von Wickenburg geſchehen. Selbſt das Unglücksjahr 1848 iſt, ſo ſeltſam es klingen mag, in einer Beziehung für Gratz zum Jahr des Heils geworden, viele wohlhabende Familien waren aus den Ländern, in denen die Verwirrung zuerſt losbrach, häufig in der Abſicht dahin geflüchtet, die Herſtellung der Ruhe abzuwarten; zwar fanden ſie dieſe hier nicht, doch waren die Kriſen minder vehement und von kürzerer Dauer, als anderwärts. Die Schönheit der Gegend und Comforts anderer Art ließen ſie der Rückkehr vergeſſen.

Der alte, wohlbegründete Ruf ausnehmend geſunder Luft ward noch in dieſem Jahre um Vieles durch die an ein Wunder grenzende Thatſache erhöht, daß, ungeachtet des Zuſammenſtrömens vieler Tauſende von Choleraflüchtlingen, die gefürchtete Epidemie hier nicht zum Ausbruch kam.

Großartige Anlagen, wie die zum Bahnhof führende Annenſtraße, die noch jüngere Eliſabethenſtraße, ſind bereits bis zum gerundeten Ganzen herangereift. Ein glücklicher Gedanke iſt es, daß man für die Fortſetzung der letztern das in einigen Theilen Münchens in Anwendung gebrachte Syſtem gewählt hat, die Gebäude von der Straße zurück und in die Mitte von Gärten zu verſetzen.

Wenn der Pfahlbürger nun auch mehr als 100 Schritte vor das Thor machen muß, um dem Pfluge zu begegnen, oder ſeinen Lotos, den Buchweizen blühen zu ſehen, ſo wird der echte Verehrer der Natur durch dieſen Umſchwung ſich um ſo minder beeinträchtigt fühlen, als ihm der reichſte Genuß ſelbſt innerhalb der Wälle zu Gebote ſteht, wie am Schloßberge, einem Eden, zu dem der liebe Gott den Grundriß angefertigt, und in dem nun auch dahin geſchiedenen Welden einen Genius ausgeſandt hat, vollbegabt, das Werk in würdiger Weiſe zu vollenden.

Man wird dieſem hier ein Denkmal ſetzen; wir denken, er habe das bereits ſelbſt gethan, und ſehr groß iſt die Aufgabe, mit dem Danke der Leiſtung auch nur nahe zu kommen. Eine Marmortafel mit ſeinem Namen auf dem Felſen der Pergola befeſtigt, hätte zur Orientirung der Fremden und der zuweilen vergeßlichen Nachwelt genügt, ſie war ſein Lieblingsplatz und deutlich erinnern wir uns der Worte des eben ſo tief fühlenden als geiſtvollen Mannes: „Wer ſein Abendgebet ſo recht aus Herzensgrunde in Andacht ſprechen will, der komme hierher."

Und dieſer Schloßberg, für den der Fremde kaum genug Worte des Lobes findet, iſt von den Einheimiſchen beinahe vernachläſſigt. Selten nur weckt den in der Anſchauung all der Herrlichkeit Verſunkenen der leiſe Tritt eines bejahrten Penſioniſten, der hier die regelmäßige Sanitäts-Promenade perſolvirt. Dies erklärt ſich wieder durch die Mannichfaltigkeit des ſonſt zu Gebote Stehenden: Der botaniſche Garten, faſt im Herzen der Stadt, iſt zum weiten, ſchattigen Park herangewachſen, zugleich die permanente Ausſtellung eines reichen Blumenflors; das Grün der hohen Baumhallen am Glacis, ſein Raſen wetteifert an ſaftiger Friſche mit dem einer Alpentrift; der Garten des Freiherrn von Tſchock, eine ganz neue weitläufige und ſehr geſchmackvolle Anlage, iſt jedem anſtändigen Beſucher geöffnet. Wo liegt denn der Grund zur Beſchwerde über Verkümmerung?

In gleicher Art verhält ſich's mit den Anſtalten zur Ausbildung der Jugend in jeder Richtung, mit den Hilfsmitteln des wiſſenſchaftlichen oder Kunſtſtrebens des gereiften Mannes. Nicht zu erwähnen zweier reichhaltiger Bibliotheken, einer mäßigen Anforderungen genügenden Bildergallerie, einer Zeichnen- und Maler-Akademie, hat das Joanneum die unſterbliche Schöpfung des erhabenen Prinzen, der ſeit mehr als 40 Jahren ſeine Thatkraft dem Schaffen und Entwickeln des Nützlichen und Schönen in der Steiermark gewidmet hat, einen europäiſchen Ruf, und durch die Gleichſtellung mit den techniſchen Lehranſtalten erſten Ranges im Kaiſerſtaate einen ſegensreichen Einfluß auf die Erſchließung von Erwerbsquellen, auf die Entfaltung induſtrieller Kraft gewonnen. Sein Leſeverein, lange Zeit hindurch von keinem ähnlichen Inſtitute erreicht, iſt noch jetzt von keinem übertroffen. Die vom Erzherzog Carl II. geſtiftete, vom Kaiſer Franz I. 1827 wiederhergeſtellte Univerſität und ihr Lehrkörper erfreuen ſich der Achtung der gelehrten Welt. Statt der früheren Kadetenſchule hat Gratz ſeit 1854 in dem nahen Liebenau eine jener militäriſchen Bildungsanſtalten erhalten, die nach dem umfaſſenden Plane Kaiſer Franz Joſephs als Uebergangsſtufe für die Hochſchule des Kriegerſtandes in Wiener-Neuſtadt zu betrachten ſind. Der landwirthſchaftliche, der Induſtrie-, der archäologiſche, der Muſik-Verein leben und wirken fort, noch bemerkbarer iſt die Entwicklung der eigentlichen Humanitäts-Anſtalten und des zu Anfang dieſes Jahrhunderts noch ganz unſcheinbaren Gewerbsfleißes außer der im blühendſten Betriebe ſtehenden großen Zucker-Raffineriedes Freiherrn von Eskeles hat Gratz mehrere nach dem neueſten Syſteme umſtaltete Papierfabriken, darunter die bedeutendſten der Leykamm'ſchen Erben und J. Kienreich's; anſehnliche Etabliſſements für Erzeugung aller Lederſorten, für Tuch- und Lodenfabrikation, für Wagenbau und in nächſter Nähe eine Maſchinenfabrik Köröſi's und Bail's aufzuweiſen. Was Noth thäte, wäre eine Baumwollſpinn- oder Tabak- und Cigarrenfabrik zur Beſchäftigung des ärmeren Theils der Bevölkerung, der keine ſtreng gewerblichen Kenntniſſe beſitzt. Zu den frommen Wünſchen gehört ferner die Verbeſſerung der, ungeachtet einiger lobenswerthen Ausnahmen, ſehr zurückgebliebenen Gaſtwirthſchaft, und des Straßenpflaſters. Der freundliche und hinreichend geräumige Tempel der dramatiſch-lyriſchen Kunſt hat glücklichere Tage geſehen.

Als monumentale Bauten der neueſten Zeit ſtellen ſich die beiden Kettenbrücken dar. Jener vor dem Sackthore, im J. 1836 vollendet, die den Namen Kaiſer Ferdinand I. trägt, 54 Kl. lang, 20 Fuß breit, mit dem Eiſenquerſchnitte von 40 Zoll, gebührt in den Annalen der Baukunſt Oeſterreichs ein hochwichtiger Platz. Sie war es, die unter den hemmendſten Verhältniſſen und durch die unermüdete Thätigkeit des Gouverneurs Grafen von Wickenburg und die von ihm geleiſteten Bürgſchaften zu Stande gebracht, dieſe durch mehrere mißglückte Verſuche in Verruf gekommene Conſtructionsart, vor welcher die Staatsverwaltung bereits öffentlich gewarnt hatte, auf's glänzendſte gerechtfertigt hat, und die Rieſenwerke in Prag und in Peſth ſind in gewiſſer Beziehung als Korollarien dieſes leichten und zierlichen, aber durch die ſchärfſten Proben als trefflich bewährten Baues zu betrachten.

Bei der allerdings mehr als doppelt ſo breiten aber nur 202 Fuß langen Franz Carls-Brücke, hat man bei der bekannten Beſchaffenheit des ſteiriſchen Eiſens mit dem Querſchnitte von 96 Zoll des Guten offenbar zu viel gethan.

Sehr erwähnenswerth iſt ferner Withalm's Coloſſeum, eigentlich eine Militär-Einquartierungs-Caſerne, aber ein Bau von vielſeitiger Verwendbarkeit und mitunter großartigen Räumlichkeiten. Zum Belege möge dienen, daß, bei der Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte im J. 1843, in einem Saale 800 Menſchen mit voller Bequemlichkeit tafelten.

Ganz originell iſt die Militär- und Civilſchwimmſchule vor dem Sackthore, in Form eines Hippodroms in einem 27 Kl. langen, 10 Kl. breiten und 10 Fuß tiefen Baſſin mit Lerchenholz ausgedielt, eine gegen neugierige Blicke wohl verwahrte Abtheilung für Frauen, und die viel größere für das männliche Geſchlecht enthaltend. Auf Anregung des Grafen von Wickenburg und des commandirenden Generals Grafen von Nugent wurde ſie in weniger als einem Jahre größtentheils durch freiwillige Spenden mit Verwendung der Arbeitskräfte der Garniſon ausgeführt. Ehre der Stadt Leoben, die die werthvolle Widmung von 100 der ſchönſten Lerchenſtämme und 25 Ct. Eiſen mit einem Schreiben des Inhalts begleitete, daß, wenn je durch einen Zögling der Anſtalt ein Menſchenleben gerettet wurde, ſie ſich für die kleine Gabe tauſendfältig belohnt finde.

Die plaſtiſche Kunſt iſt durch die Bronze-Statue Kaiſer Franz I., auf dem ſeinen Namen tragenden Platze, von Ritter Marcheſi, gegoſſen von Visconti in Mailand, in würdiger Weiſe vertreten. Die Aufmerkſamkeit der Kenner verdient die coloſſale Büſte Kaiſer Ferdinand I. aus carrariſchem Marmor auf dem Rathhauſe, ein Geſchenk, das Marcheſi der Stadt zum Dank für das ihm verliehene Ehrenbürgerrecht darbrachte.

Was Gratz ſonſt noch darbietet, ſeine Geſchichte, die Namen der hier heimiſchen, vorragenden Männer, das Ausgezeichnetſte ſeiner Umgebung, wolle man aus Profeſſor Schreiner's Werke oder aus Weidmann's ſehr praktiſchem Compendium: „Der Touriſt der Südbahn, Wien 1852" entnehmen, hier ſei nur noch einer Inſtitution neuern Datums gedacht, die an ſich eine Monographie verdiente, nämlich der Reſſource. Zunächſt auf veredelten geſelligen Lebensgenuß berechnet, ſchafft ſie auch dem minder Wohlhabenden für ein ganz geringes Opfer all dasjenige, was Einzelne und Familien auch mit bedeutendem Aufwande nur unvollkommen erreichen können. Sie hat das Band traulicher Eintracht um alle gebildeteren Claſſen geſchlungen und dem früher ſtark vorwaltenden Separatismus der Kotterien, dem vieljährigen Kampfe zwiſchen Tories und Whigs ein Ende gemacht. Vereine wie dieſer ſind, ſoll das Leben nicht jeden Farbenglanz verlieren, eben durch den Druck der Zeiten zur unbedingten Nothwendigkeit geworden, ſoll der Wunſch der Eltern, ihre Kinder verſorgt zu ſehen, erfüllt werden. Der zwangloſe Verkehr in ſtets anſtändiger Geſellſchaft hat mancher lieblichen Blüte, die ſonſt in Einſamkeit verkümmert wäre, Anerkennung verſchafft, häufig auch den Werth deſſen entfaltet, was der unſcheinbaren Hülle wegen vernachläſſigt blieb.

Die Reſſource möge die ſtatiſtiſchen Daten über die durch ſie zu Stande gekommenen Ehen veröffentlichen, und ſie wird auch anderwärts Nachahmung finden.

Die lachende Ebene, welche ſich von Gratz aus über zwei Meilen nach Süden ausdehnt, und nach der ſie weit hinab begrenzenden horizontalen Aufdämmung im Weſten offenbar als das Bett eines ehmaligen Sees ſich darſtellt, umragen hier ſchön geformte Berge, mit Schlöſſern, Kirchen und Ortſchaften geſchmückt, wie das ſtolze Eggenberg im Stile des Louvre, in deſſen Capelle ein Grabdenkmal der Gräfin Herberſtein von Canova's Meiſterhand ſteht, deſſen Luſtgarten durch die neue, die volle Ausſicht auf die nahen Höhen gewährende Anlage unendlich gewonnen hat; St. Martin, die Dechantei bei Straßgang, das ſchmucke Premſtetten; die Filialkirchen St. Johann und Paul und St. Florian, beide maleriſche Zierden von Berggipfeln, im Hintergrunde erhebt ſich der Roſenkogel; die Heb- und die majeſtätiſche Koralpe. Minder markirt iſt der Hügelzug, den wir im Oſten über den Baumgruppen des Murufers erblicken, hier zeigt ſich der von Landhäuſern überſäete Rukerlberg; Luſtbühel; der einſame hochgelegene Pfeilhof. Der Thurm, der gegenüber der nächſten Station Kalsdorf ſichtbar wird, gehört dem großen Dorfe Ternitz, bei welchem Herr Kazianer im J. 1532 eine ſtarke Heerſäule der Türken nach wüthendem Kampfe vernichtete. Der nun folgende Murberg trägt am ſüdlichen Ende in überaus fruchtbarer Umgebung Schloß Weißenegg, ſehr alt aber erhalten und bewohnt, der Lage nach ein wahrer Feenſitz, am Eingange des idilliſchen Dillacher Thales. Unendlichen Genuß gewährt hier eine ſchöne Sommernacht, wenn der Vollmond in den Auen zu unſern Füßen ſeine Dämmer webt, und ſich in dem vielfach verſchlungenen Netze von Flußarmen und Gerinnen abſpiegelt.

Veſte Thürnlein, genannt Weißenegg, wie ſie in alten Urkunden bezeichnet wird, mahnt uns ein Stückchen Diplomatie des 13. Jahrhunderts zu erzählen, zum Beweis, daß die Kunſt den Mantel nach dem Winde zu drehen, nicht erſt die Erfindung unſerer Tage ſei.

Ihre Gründer, aus Kärnthen ſtammend, waren in Steiermark zu bedeutendem Einfluſſe gelangt. Als in den Tagen des Zwiſchenreichs der Streit um das Erbe Friedrichs des Streitbaren von Babenberg begann, ſandten die zu Gratz tagenden Steirer Herrn Ditmar von Weißenegg an den Bayernherzog Otto, ſeinem Sohne Heinrich den Fürſtenhut anzubieten. Der erfreute Vater ſagte zu, doch ſchien ihm räthlich, den mächtigen Bela von Ungarn für ſeinen Tochtermann Heinrich zu gewinnen. Auch dieſe Sendung wurde dem reich beſchenkten Weißenegger übertragen, ihm wußte jedoch Bela durch noch viel gewichtigere Gründe begreiflich zu machen, der eigene Sohn Stephan ſtehe ihm näher, als der Eidam Heinrich. Dieſe Ueberzeugung verfocht der heimgekehrte Ditmar ſiegreich bei den Edeln des Landes, für das ſie zum Quell unendlichen Drangſals wurde; ob Stephans Wahl entbrannte der Kampf mit dem gewaltigen Ottokar von Böhmen und führte zuerſt zur Zerſtückung der Steiermark, ſpäter zur despotiſchen Alleinherrſchaft Ottokar's, die erſt durch Rudolph von Habsburg ihr Ende erreichte.

Nahe an Weißenegg liegen, unſern Blicken durch die öſtlichen Höhen verborgen, Schloß Waſen, mit geſchmackvoll angelegtem Park; Herbersdorf, früher Studienfonds-Herrſchaft und eines der größten Dominien der Gegend, mit einer auserleſenen Bilderſammlung, Eigenthum Joſ. Tſchagger's; noch öſtlicher Klingenſtein, Vaſoldsberg und Pirkwieſen, bereits in jenem Theile des Gratzer Kreiſes, den gleichmäßig unabſehbare Hügel in unabſehbaren Reihen durchziehen, und der deshalb dem Reiſenden zwar tiefe Ländlichkeit, aber nur wenig Scenenwechſel darbietet.

Anders verhält ſich's längs dem Zuge der Bahn. Reich an Erinnerungen aus dem Mittelalter, ausgezeichnet durch herrliche Lage und die Reſte ehmaliger Pracht, iſt Wildon, ein Bergſchloß, ſchon in den Tagen Carls des Großen gegründet, deſſen Trümmer, noch vor 15 Jahren groß und majeſtätiſch nicht durch die Unbild der Zeit, ſondern durch Sucht nach Gewinn allmälig dahinſchwinden.

Die Ritter dieſes Namens, Erbmarſchälle der Steiermark, gehörten einſt zu den mächtigſten Dynaſten des Landes, ihr Beſitzthum riß zum Theil ſchon König Ottokar an ſich. Die Burg ſelbſt wurde 1294 von Hartnid von Wildon an Herzog Albrecht I. abgetreten. Herrant von Wildon, ein Zeitgenoſſe Ulrichs von Lichtenſtein, glänzte (um 1274) als Minneſänger. Seine Muſe, eben nicht die züchtigſte, liefert einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß der Richtung und des ſittlichen Zuſtandes jener Periode des Mittelalters.*) Leutold von Wildon gründete 1249 das Chorherrenſtift Stainz; das Geſchlecht erloſch mit Ulrich 1314.

Von einem Ritter von Wildon erzählt die Sage Folgendes:

Im grünen Walde reitet
Der Schloßherr von Wildon;
Dem dauert der Wald zu lange,
Wär' gern im Freien ſchon.

Wär' gern im nächſten Schloſſe,
In trauter Freunde Gedräng!
Er hat eine Freud' auf dem Herzen,
Die macht es ihm ſchier zu eng.

Denn heut am früheſten Morgen
Geſtand die Gattin ihm ein,
Daß ſie, nach langem Harren,
Sich fühle Mutter zu ſein.

So reitet in ſeinem Glücke
Der Ritter den Wald entlang;
Da ſcheut ſein muthiger Rappe,
Da ſtöhnt es am Wege ſo bang.

„Ei, ei, Herr Ritter, ſachte!“
So wimmert es knapp vor ihm,
„Euch treibt über Fleiſch und Knochen
Gar wilder Ungeſtüm.“

---

*) Der gelehrte Cuſtos Joſ. Bergmann hat Einiges von ihm (din getriuwe kone, der verkerte wirt, von dem blozen kaiser und von der katzen) mitgetheilt. S. Wiener Jahrb. Bd. XCI. Anz.-Bl. 91. 92.

Er ſtutzt, denn unter den Hufen
Liegt jammernd ein dürres Weib,
Dem iſt er in blinder Eile
Geritten über den Leib.

Und neben der Alten kauert
Ein plumper Bub' im Gras;
Da reißt er den Gaul zurücke
Und ſtammelt, er weiß nicht was.

„Ei nun, Herr Ritter," kreiſchet
Das Weib mit widrigem Hohn,
„Was Euch ſo treibt und haſtet,
Iſt wohl Euer künftiger Sohn.

Ich aber ſag' Euch, Herr Ritter,
Habt beſſer Acht, denn jetzt,
Sonſt werden der Mutter Aeuglein
Noch viel von Thränen genetzt!" —

Da faßt der Zorn den Ritter,
Er ſpornt den Rappen ſchnell,
Doch huſch! war Weib und Bube
Verſunken im nahen Quell.

Dem Ritter graut', im Herzen
Bewahrt' er die Warnung tief,
Sie quält' ihn, wenn er wachte,
Sie quält' ihn, wenn er ſchlief.

Und als nach Monden der Mutter
Das Knäblein im Arme lag,
Da ließ er's wie ein Kleinod
Bewahren bei Nacht und Tag.

Und eh' er ging zu Bette,
Beſah er's noch einmal,
Beſah es, wenn er erwachte,
Beim erſten Morgenſtrahl.

Einſt ſprang er auf vom Lager
In ſtiller Mitternacht,
Es war, als rief' im Innern
Ihm etwas zu: „Gib Acht!“

Und als er über die Halle
Zu ſeinem Weibe ſchritt,
Da huſcht' ihm etwas entgegen,
Ein leiſer, ein plumper Tritt.

So leiſe trat ein Weiblein,
So plump ein Bube daher,
„Halt!“ rief er, da gellt' ein Lachen,
Die weite Halle war leer.

Fortſtürzt er zu ſeinem Weibe,
Die liegt, das Söhnlein im Arm:
Hinleuchtet er mit der Ampel,
Daß Gott ſich ſeiner erbarm'!

Nicht iſt es ſein blühend Knäblein,
Das ihr am Buſen ruht —
Ein mißgeſtalter Unhold
Mit Haaren, roth wie Blut.

Er raſt, die Mutter jammert,
Er ſtreckt nach dem Kinde die Hand,
Will's ſchmettern am rothen Haare
Hin an die weiße Wand.

Da drückt ſie den fremden Unhold
An ihren Buſen lind,
Und fleht: „Es iſt nicht meines,
Es iſt aber doch — ein Kind!“

„Und iſt mir meines entriſſen,
Sei dies das meine nun:
Vielleicht thun Fremde dem unſern,
Was wir dem fremden thun!“

Und wieder reitet der Ritter
Hinaus in den grünen Wald,
Da ſieht er der alten Drude,
Des plumpen Buben Geſtalt.

Laut gellt ihr ſpöttiſch Lachen,
Da ſpornt er den Rappen ſchnell,
Doch huſch! iſt Drud und Büblein
Verſunken im nahen Quell.

Er reitet von Dorf zu Dorfe,
Er jagt von Schloß zu Schloß,
Und alſo nach allen Seiten
Sprengt aus ſein ganzer Troß.

Viel Kindlein ſieht er liegen
In Wieg und Mutterarm;
Sein Söhnlein findet er nirgend,
Und weiter jagt er voll Harm.

Es war in Oberſteier,
Wo rauſchend die Wälder ſteh'n,
Wo ring's, wie bei uns die Häuſer,
Die Berg' auf die Straße ſeh'n.

Da dampft ein ſchwarzer Meiler
Im öden Thalgewind,
Daneben lehnt ein Hüttchen
Und drinnen weint ein Kind.

Und freundlich grüßt der Köhler,
Und offen ſteht das Thor,
Da tritt, ein Kind im Arme,
Das Köhlerweib hervor.

„Mein Gott!“ ſo ſchreit der Ritter
Und lacht und weint vor Luſt —
„Welch holdes Büblein, Mutter,
Säugt Ihr an Eurer Bruſt.

Dies blonde Lockenköpfchen,
Dies Auge blau und rein: —
O redet, Mutter, redet!
Soll's Euer Kind wohl ſein?“ —

Da drückt ſie den Säugling mit Thränen
An ihren Buſen lind,
Und ſeufzt: „Es iſt nicht meines,
Iſt aber doch ein Kind!

Und ſeit mir meines entriſſen,
Iſt dies das meine nun.
Vielleicht thun Fremde dem meinen,
Was wir dem fremden thun!

Mein Kind war lang nicht ſo lieblich,
Hatt' eitel rothes Haar:
Mir aber gefiel's doch beſſer,
Dieweil es das meine war!

Es lag mir bei Tag am Herzen,
Es ſchlief mir im Arme bei Nacht;
Die Drude mit ihrem Büblein
Hat heimlich den Tauſch vollbracht!“

„Nun Mutter, liebe Mutter!“
So ruft der Gaſt bewegt,
„Gehegt haſt du meinen Knaben,
Mein Weib hat den deinen gepflegt.

Nun, Mutter, liebe Mutter,
Komm' auf mein Schloß mit mir
Und hol dir deinen Knaben,
Und gib mir meinen dafür!“

Das war eine fröhliche Reiſe,
Das war eine ſelige Luſt,
Wie drückten die beiden Mütter
Die Kindlein an ihre Bruſt;

Die eine den blonden Engel,
Nicht achtend, wie er ſo lind,
Die andre den rothen Unhold,
Als wär' es das ſchönſte Kind.

Nach Jahren ritt im Walde
Der Ritter von Wildon,
Nicht mehr der graue Vater,
Schon war's der blonde Sohn;

Und hinter ihm ein Knappe,
Mit Haaren feuerroth,
Doch ſeinem Herrn ergeben,
Gar treu bis in den Tod.

Auf dem Schloßberge, der bei einiger Obſorge für Anlagen mit jenem in Gratz um ſo erfolgreicher wetteifern könnte, als ihn zum großen Theil ſchöne hochſtämmige Waldung bedeckt, ſtand noch vor Kurzem ein merkwürdiger Steinbruch im Betriebe, der den Raum mehrerer Joche unterwühlt hatte, und zur Ausbringung der mit der Säge losgeſchnittenen Blöcke mit vier- und ſechsſpännigen Wägen befahren wurde. Er iſt vor Kurzem eingeſtürzt. In einem neuen Anbruch an der Oſtſeite wurde jüngſt ein celtiſches Schwert aus Bronce von vollendeter Arbeit gefunden und an das Joanneum in Gratz abgegeben, eines der werthvollſten Andenken der römiſchen Weltherrſchaft vorangegangener Zeit.

Das Schloß in ſeiner letzten Geſtaltung ſcheint das wahrhaft fürſtliche Werk der Eggenberger geweſen zu ſein, deren Wappen häufig vorkam, ſeine Hauptfronte beſtand durchgängig aus fein bearbeiteten façetirten Quadern, der ziemlich entfernte Thurm an der Nordſeite des Berges ohne Thor und Fenſter, läßt auf unterirdiſche Verbindungen ſchließen.

Der hier gewonnene Stein, ein Conglomerat genau kenntlicher, und mikroſkopiſcher Schalthiere, im Bruche ſelbſt weich, und ohne alle Mühe zu bearbeiten, gewinnt allmälig an der Luft eine Härte, die ſich im Laufe der Jahrhunderte bis zu jener des Porphyrs ſteigert; aus dieſer Steinart beſteht auch der nahe Buchkogel und die ganze das Leibnitzer Feld begrenzende Hügelkette bis Ehrenhauſen. Jenſeits der Mur ſtreicht ſie von Weißenegg bis über St. Georgen hinab. Die Brüche bei Afflenz unterhalb Leibnitz werden ſtark ausgebeutet.

Der Markt Wildon, eine den Krümmungen der Schloßberg-Abdachung folgende doppelte Häuſerzeile von anſehnlicher Länge mit faſt 2000 Bewohnern, treibt lebhaften Verkehr mit Landesproducten, bietet aber außer der Margarethen-Kirche wenig Erhebliches.

Wildons Umgebung iſt ſchön, reich an Schlöſſern und freundlichen Landſitzen, wie **Schwarzenegg** an der Kainach, Freibühel, Afram, Stocking, Finkenegg, Neudorf, Rohr, einſt der Sitz gefürchteter Raubritter, St. Georgen, Frauheim, Laubegg. Dem netten angelſächſiſchen Schlößchen ſüdlich vom Markte, dem Bahnhofe gegenüber, haben die Ereigniſſe der neueſten Zeit den ihm wahrſcheinlich bleibenden Namen, „**der Malokoffthurm**“, verſchafft.

Bei Lebering beginnt das **Leibnitzer Feld**, das, ſei es aus Irrthum oder Bequemlichkeit, noch vor 30 Jahren als Haide betrachtet wurde, jetzt aber der Cultur ſehr gute Rechnung trägt. Allerdings ſtand der Beurbarung die Nekropole einer alten Römerſtadt im Wege, ein weit über eine halbe Quadrat-Meile bedeckendes Meer von Grabhügeln, deren gegen **Wagna** hin noch viele ſichtbar ſind. Sie haben Waffen, Münzen, Schmuckgegenſtände, Urnen u. dgl. in ungeheuerer Menge geliefert. Die römiſche Pflanzſtadt, ſei es nun das räthſelhafte **Muroela***) geweſen, das man früher hier zu ſuchen pflegte, oder das nicht minder dunkle **Flavium Solvense**,**) das noch auf Inſchriftſteinen genannt erſcheint, wahrſcheinlich von Attila zerſtört, muß von großem Umfange geweſen ſein, dafür ſprechen die allenthalben aufgefundenen Sculpturen und epigraphiſchen Denkmäler. Als reichſte Fundgrube erwies ſich der vor nicht langer Zeit abgetragene Glockenthurm im fürſtbiſchöflichen Schloſſe **Seckau ob Leibnitz**, deſſen Mauerwerk faſt ausſchließlich aus Denkſteinen beſtand. Sie ſind zum Theile durch des wackeren, umſichtigen Herrn **Caſpar Harb** Bemühung hier aufgeſtellt worden, manche davon wurden in das Joanneum übertragen. An die Traditionen aus der Römerzeit knüpft ſich eine ſchöne Sage, welche die bewältigende Macht des heimiſchen Sprachlautes auf ergreifende Weiſe verherrlicht.

Ein Burſche zieht das Leibnitzfeld entlang,
Dem iſt um's Herz gar wunderlich und bang;
Er kommt gezogen aus der Türkenſchlacht,
Hat manchen Moslem um den Kopf gebracht.

Doch mit ſich ſelbſt auch kämpft der arme Tropf,
Und nicht zu feſt ſteht ihm der eigne Kopf:
Er liebt, ſein Herz iſt voll, ſein Säckel leer,
Doch Väter fragen um den Säckel mehr.

---

*) S. **Muroela und ſeine Gräber. Von Georg Mally.** In der »Steierm. Zeitſchrift«. Neue Folge. 4. Jahrg. 2. Heft, 1837. S. 127—139.

**) S. **Wo ſtand das Flavium Solvense des C. Plinius. Von Richard Knabl.** In den »Schriften des hiſt. Vereins für Inneröſterreich«. 1. Heft. Gratz. 1848. S. 1—108.

Sein Mädchen, weiß er, liebt ihn rein und heiß,
Doch auf dem Brautkranz ſteht ein hoher Preis.
Da wirft er ſich auf einen Hügel hin
Und denkt an dies und das in ſeinem Sinn;

An's Wiederſeh'n, an ſeine Lieb, an's Geld,
An Alles, was er hat und was ihm fehlt;
Und denkend, ſinnend, nickt er, ſchlummert ein,
Und dünkt im Traume ſich daheim zu ſein. —

Da klopft ihn etwas auf die Schulter leis,
Er fährt empor, und vor ihm ſteht ein Greis,
Ein Greis in fremdem, faltigem Gewand,
Ernſt aber mild, — der winkt ihm mit der Hand.

Auf ſpringt der Burſch' und folgt in heil'ger Scheu,
An runden Hügeln wandeln ſie vorbei,
Und einer öffnet ſich gleich einem Grabe,
Und Greis und Jüngling ſteigen ſtill hinab.

Und weiter wird die Kluft, noch erſt ſo ſchmal,
Zur hohen Wölbung, zum Gemach, zum Saal,
Vom bunten Eſtrich ſteigt zur Deck' empor,
Geſäule, ſtark wie Eichen, ſchlank wie Rohr.

Und ſeltſam fällt ein wunderbarer Strahl,
Halb blendend, halb wie dämmernd in den Saal,
Auf weichen Pfühlen lagert mitten d'rin
Ein Männerkreis an langer Tafel hin.

Geſichter ſind's, wie man ſie nimmer kennt,
Und Trachten, die man längſt verſchollen nennt;
Sie blicken auf, ſie winken ihn herbei,
Durch mildes Wort ihm bannend jede Scheu.

Es iſt, als freute ſie's, daß ſie ihn ſeh'n,
Sie eifern faſt, ihm freundlich nah' zu ſteh'n,
Sie ſprechen ihn mit fremden Worten an,
Die er wohl hört, doch nicht verſtehen kann.

Es klingt beinah', wie's in der Kirche klingt,
Wenn laut der Prieſter ſeine Meſſe ſingt.
Sie ſchütten ihm aus faltigem Gewand
Gar manches Goldſtück in die offne Hand.

Und deuten ihm, er ſoll nicht blöde ſein,
Und ſchieben ihm's in alle Taſchen ein,
Und einer füllt den gold'nen Becher gar
Und reicht zum Gaſttrunk ihn dem Burſchen dar.

Der aber faßt ihn, kirrgeworden bald,
Und jubelt: „Vivat!“ daß die Wölbung ſchallt.
Und „Vivat, vivat!“ tönt's mit einem Mal,
Und „Vivat!“ ſtürmt es durch den weiten Saal.

Und Aller Augen funkeln bei dem Wort,
Und „Vivat, vivat!“ ſchallt es fort und fort;
Und unabſehbar drängt es ſich heran,
Nachwachſend Kopf an Kopf und Mann an Mann.

Ein Jubel iſt's, wie dort, wo Jahre lang
Verbannten nicht die Mutterſprache klang;
Ein Jubel iſt's, wie wenn nach langem Fluch
Verdammten zuſchallt der Erlöſungsſpruch.

Der Burſche denkt: „Das müſſen Römer ſein!“
Doch ach, das „Vivat“ iſt ſein ganz' Latein,
Entfahren war's ihm arglos, unbewußt,
Und macht den guten Alten ſo viel Luſt!

Er thut Beſcheid, er jubelt mit im Chor,
Da rüttelt's ihn, da fährt er raſch empor; —
Und wieder liegt er an des Hügels Saum;
Was er geſeh'n, erlebt, es war ein Traum.

Doch nein, — nicht alles war ein Traum, — welch Glück!
Das Gold in ſeinen Taſchen blieb zurück,
Viel ſeltne Münzen, alte Bilder drauf,
Sie wiegen reichlich jeden Brautkranz auf.

Frohlockend eilt er heim zu ſeiner Braut,
Bei froher Hochzeit ſchallt das „Vivat!“ laut.
Das that der Römergeiſter Dankbarkeit.
Für einen einz'gen Klang aus alter Zeit!

Eine Stadt Lipnitz war an der Stelle Muroela's ſchon im 9. Jahrhunderte vorhanden. Sie verlor ihre Mauern und ihr Stadtrecht wegen Abfall vom Landesfürſten im Kriege Friedrich IV. mit Matthias Corvinus (1478). Der Markt wurde 1529 von den Türken geplündert, denen Sigmund von Weichſelburg auf den Römergräbern 2000 Mann erſchlug. Jetzt zählt er 1500 Seelen und iſt einer der lebhafteſten im Lande; die Umgegend iſt reizend, namentlich verdient der eine halbe Stunde nördlich gelegene Kreutzkogel, Schloß Seckau mit dem bis jetzt als Gefangenhaus benützten Pollheim, das jedoch nicht der Stammſitz dieſes einſt ſo reich begüterten Geſchlechtes iſt, und das herrlich gelegene Frauenberg mit einer Wallfahrtskirche Beachtung.

Ehrenhauſen, ein kleiner Marktflecken an der Mündung des Gemlitzbaches in die Mur, hat ein ſtattliches Schloß, ihm zur Seite das von zwei Coloſſen bewachte Mauſoläum der Fürſten von Eggenberg, ein ſtämmiger Kuppelbau mit ſchönem Altarblatt von Weißkirchen. Jenes Geſchlecht war gleich einem Meteore aus der Dunkelheit herausgetaucht, um etwas über ein Jahrhundert zu glänzen. Als ſein Stammvater kann Balthaſar Eggenberger, Bürger- und Münzmeiſter in Gratz um 1470, betrachtet werden. Den Freiherrnſtand erlangte Rupprecht durch Waffenruhm im J. 1598, die Fürſtenkrone Hans Ulrich, Miniſter und Geſandter Ferdinand's II. und III. 1612. Der letzte männliche Sproſſe wurde 1717, kaum 13 Jahre alt, in die Gruft geſenkt; durch ſeine Schweſter Anna gelangte ein großer Theil des reichen Erbes 1738 an die Grafen v. Herberſtein.

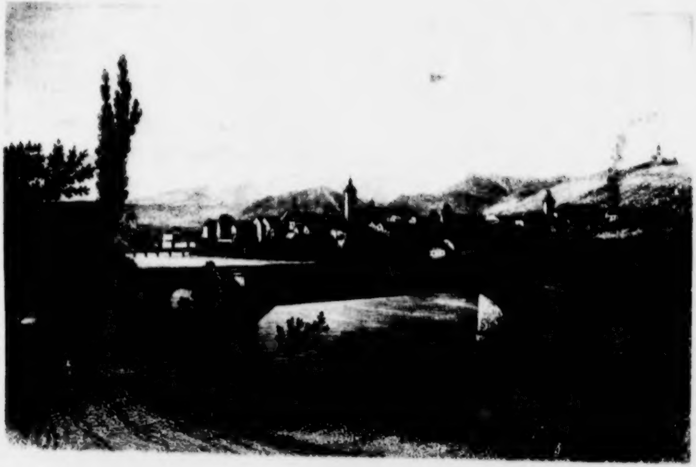
Jenſeits der Mur, über die bei Ehrenhauſen eine gedeckte Brücke führt, gewahren wir St. Veit am Vogau, ſtattliche, faſt iſolirte Kirche mit einem trefflichen, leider ſehr vernachläſſigten Altarblatte, die Marter jenes Heiligen, von Palco; weiter unten den gutgebauten Marktflecken Straß mit dem gleichnamigen Schloſſe, Eigenthum des Karl v. Attems, jetzt als Militär-Erziehungshaus benützt. Noch öſtlicher Brunnſee und Weinburg, Güter der Frau Herzogin von Berry; erſteres in der Ebene mit ſchönem Park und großer Faſanerie, ein ziemlich regelmäßiger, anſehnlicher Bau, nebſt koſtbarer Einrichtung wichtige Kunſtſchätze enthaltend. Viel freundlicher liegt auf ſeinem die Ebene beherrſchenden Hügel das anſpruchloſe Weinburg.

Wo die Bahn ſich der Waſſerſcheide zwiſchen der Mur und der Drau zuwendet, Spielfeld, ebenfalls Eigenthum der Frau Herzogin v. Berry, dem Stile nach an Eggenberger erinnernd, aber trocken, ſchmucklos und gedrungen, wie der Charakter ſeines Erbauers, General Heiſter, des Schreckes der Rebellen in Ungarn zur Zeit Kaiſer Leopold I. — Von hier bis Marburg trägt die Umgebung der Bahn das Gepräge behaglicher Ländlichkeit, ſchöne Hügel, meiſt mit Reben bepflanzt, viele mitunter recht elegante Landhäuſer; im Weſten das Posruker Gebirge, geſchmückt mit blinkenden Kirchlein und Kapellen, darunter die höchſte: Heiligen Geiſt bei Leutſchach, meiſt auf Nordpuncten, die nicht glücklicher gewählt werden konnten. Unter dem Viaducte das üppige Pösnitzthal, in deſſen Verlängerung nach Südoſt ſich manche reichbevölkerte Ortſchaft und das ſchöne Schloß Gutenhaag, ehemals Beſitzthum der Grafen v. Saurau nun J. Pauer's findet. Die mit hohen Pappeln umpflanzte Commerzial-Straße zieht ſich bald rechts, bald links der Bahn, bald ober, bald unter derſelben hin, kömmt uns beim Leitenberg aus dem Geſichte, kehrt jedoch jenſeits des Tunnels zurück, um uns bis Marburg zu begleiten.

Dieſe Stadt, der Häuſerzahl und Bevölkerung nach (über 5000 Seelen) die zweite in Steiermark, iſt, wenn ihre Umgebung nicht gerade hochromantiſch genannt werden kann, in Bezug der klimatiſchen Verhältniſſe ganz unbeſtreitbar die erſte. Der Kranz der windiſchen Bühel im Norden ſchirmt ſie vor dem der Vegetation oft ſehr verderblichen Einfluſſe der Hochalpen, den Südſtürmen wehrt der zwar 4000 Fuß hohe, aber an dieſer Seite bis zum Gipfel wirthliche Bacher; hier gedeiht, nebſt ausgezeichnetem Wein, die Kaſtanie, nebſt vielen edlen Obſtgattungen die Feige, trefflicher Mais und jede Körnergattung, ſelbſt die Seidenzucht wurde mit beſtem Erfolge in Angriff genommen. Ein Hauptproduct Marburgs und ſeiner Umgebung iſt jedoch der Kaffee, allerdings nicht die Species wie ſie in Java, Cuba und Portoricco erzeugt wird, ſondern jener der Fabriken des Karl Gerdes und Friedr. Gerike im Orte ſelbſt, Roman Pachners in Maria Raſt, und Karl Denikes in Kranichsfeld; ein Beweis, wie weit verbreitet und gefragt dieſer Surrogat-Artikel ſei, ergiebt ſich aus dem Umſtande, daß alle ſeine Unternehmungen im blühendſten Betriebe ſtehen.

Die jetzt offene, von allen Seiten dominirte Stadt hat 1481 dem mächtigen Matthias Corvinus widerſtanden, 1529 drei Stürme der Osmanen kräftig zurückgewieſen, bis Sigmund Weichſelberg ihr Hülfe brachte; als weſentlichſtes Bollwerk diente ihr die Burg Marburg in der Grazer Vorſtadt, ſeit 100 Jahren im Beſitze der Grafen von Brandis, mit ſehenswerther Gemäldeſammlung. Das älteſte Schloß dieſes Namens, von dem ſich ſchon Anfangs des 12. Jahrhunderts Grafen v. Marchburg ſchrieben, ſtand auf einem Hügel der Nordſeite. Der Weinbau hat auch die letzten Spuren dieſer Veſte verwiſcht.

Marburg iſt ſehr belebt, ein Sitz der Behaglichkeit. Der alte Pedantismus, der Geldſtolz, der Rückhalt gegen Fremde, Untugenden, die man ihm früher nicht ohne Grund vorwarf, ſind in neuerer Zeit der Ungezwungenheit und dem Sinne für geläuterten Lebensgenuß vollſtändig gewichen. Theater, Caſino-Vereine ſind im Verhältniß der Seelenzahl wohlbeſtellt; nicht minder die Unterrichts-Anſtalten,



Marburg

ein werthvoller Zuwachs, zugleich eine Zierde der Gegend, hat ſich durch die militäriſche Erziehungs-Anſtalt nächſt Rothwein ergeben.

Die zum großen Theile bewaldete Ebene, auf der ſich die Bahn vom rechten Draufer bis Pragerhof in faſt gerader Linie hinzieht, bietet ſchöne Fernſichten. Zur Rechten den gewaltigen Bacher, einen Berg von 16 Quadratmeilen Grundfläche, größer als mancher der berühmten Staaten des alten Griechenlands, reich an Wein, Holz, Eiſen, Marmor, welch letzteren ſchon die Römer benützten, mit faſt 80 Ortſchaften und Meilern, und 50 Gotteshäuſern auf ſeinem Gebiete. Mit Muße können wir während der Fahrt ſeinen hier deutlich hervortretenden Gipfel, die Velka Kappa, die an ſeinen Abhängen und ihm zu Füßen gelagerten Dörfer und Schlöſſer, als Windenau, Haus am Bacher, Kötſch, Schleinitz, Oberpulsgau bis hinab zu der ziemlich entlegenen Stadt Windiſch-Feiſtritz betrachten; zur Linken begleitet uns lange die Anſicht der ſtattlichen Veſte Wurmberg auf ihrem erhabenen Standpuncte jenſeits der Drau.

Schloß Kranichsfeld, von der gleichnamigen Station nur zum Theile ſichtbar, war einſt der Lieblingsſitz Erasmus Grafen von Tattenbach, der als Mitverſchworner der ungariſchen Großen Nadasd, Zriny und Frangepan 1671 zu Graz auf dem Blutgerüſte endete. Kranichsfeld iſt ſchon jetzt für den Verkehr von hoher Wichtigkeit wegen der von Pettau in kürzeſter Linie hier einmündenden Straße, auch dürfte die projectirte Kaniſa-Pettauer Eiſenbahn ganz zweckmäßig hierher geführt werden.

Abwärts vom Pragerhof, dort wo die Tunnels beginnen, wird die Gegend hochromantiſch. Die dicht bewaldete Pyramide des Wotſch (3090 Fuß) mit ſeinen Fortſetzungen, dem Pleſſiwetz und dem weit geſehenen Donati ſchließt den Horizont im Oſten. Von der den Fuß des erſtern faſt berührenden Station Pöltſchach führt eine wohlerhaltene Straße in weniger als zwei Stunden zum Rohitſcher Sauerbrunn, deſſen trefflicher Säuerling jährlich in mehr als einer halben Million Flaſchen nach allen Weltgegenden verſendet wird. Der Kurort mit ſeinen fünf reichen Quellen, ſeiner überaus ſorgfältigen Einrichtung und der höchſt intereſſanten Umgebung iſt bei einer, von keinem in Europa übertroffenen Frequenz von Beſuchern (durchſchnittlich im Jahr 2600) zur Genüge bekannt, auch vielfältig und umfaſſend beſchrieben. Wir erlauben uns hier abermals zur vollen Orientirung auf Weidmanns Reiſewerk für die Südbahn zurückzukommen.

Von Pöltſchach verfolgt die Bahn eine kurze Strecke das Drauthal und wendet ſich nächſt den melancholiſch von ihrem Waldhügel herabblickenden Trümmen des Schloſſes Plankenſtein, einer dem Anſcheine nach jeden Ausweg verſperrenden Anhöhe zu, die der Tunnel von Lipoglavo durchbricht, es iſt dies die eigentliche Waſſerſcheide der Drau und Save. Die Schienenſtraße ſchließt ſich nun von Ponigl aus dem Laufe des Slombaches an, bis ſie nach einer ſchroffen

Wendung vor St. Georgen das Thal der Vogleina erreicht. In höherem Reize noch prangt hier die Landſchaft, die Berge treten näher zuſammen, zur Link ragen die Thürme der impoſanten Ruine Reichenegg, einſt der Sitz eines mächtigen Geſchlechtes, das unter andern auch die weit entfernte Veſte Ströchau im Paltenthale beſaß. Die höhern Bergſpitzen ſchmücken blanke Kirchlein, die Thalſohle freundliche Häuſergruppen, plötzlich öffnet ſich jenſeits Tüchern die Herrlichkeit des oberen Santhales mit den grotesken Formen der Sulzbach- und Steiner Alpen im Hintergrunde; mit einer Wendung nach Südoſt ſind wir am Ziel der heutigen Reiſe, am Bahnhof zu Cilli angelangt.

## Der Südoſt des Gratzer Kreiſes: Ilz, Feldbach, die Riegersburg, Kirchberg, Gleichenberg, Johannesbrunn-Straden, Radkersburg, Kapfenſtein, Brunſee.

Es erübrigt uns noch einen flüchtigen Blick auf den ſüdöſtlichen Theil des Gratzer Kreiſes zu werfen, wo ſich uns ſo manches, der Aufmerkſamkeit in hohem Grade Würdiges zeigt. Die Verbindung dieſes Theiles des Landes mit der Hauptſtadt desſelben iſt durch mehrere große und gut erhaltene Straßen hergeſtellt, zum Theil auch für den Poſtverkehr eingerichtet. Dieſes iſt der Fall mit der Straße über Mariatroſt, über Weitz und Pirkfeld, dann jener über Gleisdorf nach Fürſtenfeld, und jener über den Schemerl über Feldbach nach Gleichenberg und Radkersburg. Gleisdorf iſt einer der belebteſten Märkte des Landes, bevölkert von faſt tauſend Bewohnern, in zum Theile recht ſtattlichen Häuſern. 1532 ward auch dieſer Ort, wie faſt alle in der Umgegend von Gratz durch die türkiſchen Raubſchaaren der Renner und Brenner zerſtört. Die Pfarrkirche und Piariſtenkirche lohnen einen Beſuch, theils durch intereſſante Bauformen, theils durch manches Altarblatt von nicht unbedeutendem Kunſtwerthe. Von hier führt die Straße über den Groſſauerberg in das freundliche, von der Ilz bewäſſerte Thal, deſſen Hauptort wieder ein nicht unanſehnlicher Flecken iſt, der ebenfalls den Namen Ilz trägt Er zählt indeſſen nur gegen ſiebzig Häuſer mit etwa fünfhundert Bewohnern. In den Tertiär-Hügeln ſüdlich des Marktes findet ſich ein 3—4 Fuß mächtiges Lignitflötz, welches ſich von Weſt gegen Oſt auf 2500, und von Nord nach Süd auf 400 Klafter erſtreckt. Der Bau wird von Herrn A. Miesbach betrieben. Ueber Wilfersdorf und Altenmarkt erreichen wir dann Fürſtenfeld.

Dieſe Stadt, welche in ihrem Weichbilde gegen 3000 Einwohner zählt, liegt ganz nahe an der Grenze von Ungarn, in lachender, geſegneter Gegend, an hohem Ufer der raſchen, alpengebornen Feiſtritz, welche in zwei Quellen, der weißen und ſchwarzen Feiſtritz, am Rabenkopfe, zwiſchen dem hohen Wechſel und dem Pfaff entſpringend, ſich raſch und klar hinabwälzt durch das liebliche nach ihr genannte Thal; die Sage ſpricht daß hier bereits eine pannoniſch-römiſche Colonie geſtanden. Im Mittelalter war der Ort ſchon in früher Zeit wieder erſtanden und ſchon im 12. Jahrhundert befeſtigt. 1312 fanden hier grauenvolle Judenverfolgungen ſtatt, und 1480 eroberten die Ungarn nach ſieben abgeſchlagenen Stürmen die Stadt. Heut zu Tage treiben die Bewohner friedlich Handel und Gewerbe, und der Ort wird beſonders bedeutſam, durch die große ärariſche Tabakfabrik, welche hier betrieben wird. Hier iſt auch der Sitz einer Maltheſer-Ordenscommende. In dem nahen Bezirke Burgau, deſſen gleichnamiger Hauptort ein lebhafter Marktflecken mit 700 Einwohnern iſt, nimmt der trefflich geleitete Betrieb der großen Borkenſtein'ſchen Spinnfabriken zu Burgau und Neubau einen höchſt wohlthätigen Einfluß auf den Erwerb der Bevölkerung, und das Etabliſſement gehört jedenfalls zu den wichtigſten induſtriellen Thätigkeitspuncten im Lande.

Die Verbindung von Gratz mit dem Badeorte Gleichenberg wird durch die Straße über den Schemerl hergeſtellt. Gewöhnlich bedienen ſich zwar die Reiſenden und Touriſten der Eiſenbahn von Gratz bis Spielfeld und von dort zu Wagen, wozu während der Saiſon alle Einrichtungen getroffen ſind, nach Gleichenberg (von Spielfeld dahin 2½ Stunde). Wer aber die Reiſe ganz zu Wagen machen will, muß die oben erwähnte Straße einſchlagen, welche auch zu mehreren höchſt intereſſanten Puncten im Oſten des Gratzer Kreiſes führt. Wenn man nicht Seitenexcurſionen macht, ſo wird der Weg von Gratz nach Gleichenberg auf dieſer Straße in 7 Stunden zurückgelegt.

Wir gelangen von Gratz über den Höhenzug des Schemerl (einer Auslaufäſtung des Schökel), der an dem höchſten Puncte des Straßenzuges ſich zu 1532 Fuß Seehöhe erhebt, an dem Schemerl-Wirthshauſe vorüber, mit freundlichen Ausblicken nach Reinthal, und Luſtbühel hinüber und hinab zur uralten Pfarrkirche Neſtelbach, nach St. Marein (3½ Stunde von Gratz). Es wird nun an die Umlegung der Schemerlſtraße geſchritten, wodurch die Fahrt ſehr erleichtert werden dürfte. Auf der weitern Fahrt nach Feldbach tritt uns das maleriſche Schloß Kirchberg in das Auge. Der berühmte kaiſerliche General Heiſter erbaute es von der Beute der Schlacht bei St. Gotthard (1664), und nach wechſelndem Beſitze kam es 1821 an die Fürſten Liechtenſtein, welchem aus ihren ſteiriſchen Beſitzen ein Fideicommiß ſtifteten, zu welchen in dieſer Gegend außer Kirchberg auch Kornberg und die Riegersburg gehören. Kirchberg, ſeit 1843 ganz überbaut und umſtaltet, zeigt ſich jetzt, ſtattlich an der Höhe thronend, ein prachtvolles Bild. Durch eine Allee wandelt man die Höhe hinan, auf welcher auch die Pfarrkirche ſteht, in welcher die Ruheſtätte des tapfern Heiſter, des Erbauers von Kirchberg ſich befindet. Wir haben nun das Raabthal betreten, fruchtbar und geſegnet, wohl bebaut, mit weiten, honigduftenden Heidefeldern, zwiſchen denen wieder hellgrüne Flachsſtrecken und große Maisäcker ſchimmern. Rechts ſtrömt die Raab zwiſchen Weiden dahin, links erheben ſich ſchöne Waldhöhen, im Süden überragt von den Gleichenberger Kogeln. Wir haben Feldbach erreicht, einen ſtattlichen, betriebſamen Marktflecken mit etwa 1000 Einwohnern, einſt durch Wälle, Thürme und feſte Thore ein haltbarer Vertheidigungsort gegen die Raubzüge der Magyaren und Osmanen. Zur Zeit der Reformationswirren ein Sitz der exaltirteſten Verbreiter und Kämpfer des Proteſtantismus. Höchſt intereſſante Pfarrkirche zu St. Leonhard, mit namhaften Reſten der einſtigen Befeſtigung und Bauformen des 14. Jahrhunderts. Schönes Grabdenkmal des Wolfgang Zwickhl, Truchſeß Erzherzogs Carl II. (1582). Die jetzige Kaſerne iſt in dem Gebäude des einſtigen, 1647 geſtifteten und 1782 aufgehobenen Franciskanerkloſters.

Ehe wir nun ſüdlich den Weg nach Gleichenberg einſchlagen, verlockt uns noch die majeſtätiſch in Sphynxgeſtalt aufragende, im Norden über die Berge emportauchende Riegersburg zu einem Abſtecher dahin. Kaum ein Stündchen Weges führt uns zu dieſer merkwürdigſten aller ſteyriſchen Burgen. Auf dieſem Wege werfen wir noch einen Blick auf das ſchöne Schloß **Kornberg**, ſchon genannt in den Tagen des 13. Jahrhunderts, ſpäter Jahrhunderte lang ein Eigenthum der Freiherren von Stadl (deren mehrere in der Schloßkirche ruhen), ſeit 1828 im Beſitze der Familie Liechtenſtein, ein Juwel in dem reichen Kranze der fürſtlichen Beſitzungen in Steyer (Riegersburg, die alte Stammveſte Liechtenſtein bei Seckau, Landsberg, Hohleneck, Limberg, Kirchberg). Die Burg iſt wohlerhalten, und ſtellt ſich in ihrem erneuerten Zuſtande recht maleriſch dar.

Wir haben nun den kleinen, ernſten Markt Riegersburg erreicht. Seine von 400 Einwohnern belebten Häuſer ruhen am Fuße des koloſſalen Blockes der Trappformation auf deſſen Rücken und Scheitel die Gebäude und Feſtungswerke der alten Burg thronen. Ehe wir den Markt verlaſſen, um ſie zu erſteigen, werfen wir noch einen Blick auf die Pfarrkirche zu St. Martin, einen mächtigen Bau, aus dunkelm, geſchwärzten Sandſtein. Hochaltarblatt von Jandl, Altar und Kanzel aus Röthelſteiner-Marmor. Höchſt ſehenswerth die Wenzelskapelle mit den Gräbern und Marmordenkmalen der letzten Grafen von Purgſtall. Prächtiger Altar mit einem Meiſtergemälde Kupelwieſers St. Wenceslaus. In der Kirche Grabdenkmal des Ritters Erasmus Stadl vom Jahre 1578. In der Kapelle am Dechanthofe ein ſehr ſchönes Altarblatt, von Wonſiedler, die heilige Magdalena darſtellend.

Auf ſteilem, dem Trappgeſteine abgetrotztem Wege wandern wir zur Burg hinan. Der Felsblock, der ſie trägt, ſteigt um mehr als 500 Fuß über den Thalboden empor, der etwo 1100 Fuß über dem Meere liegt. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſchon zu den Zeiten der Tauriſker dieſer weithinſchauende Felskegel zur Erbauung einer Warte von den kriegeriſchen, und einem höhern Grade der Cultur nicht fremden Urbewohnern des Landes benützt worden. Daß dieſes zur Zeit der Römerherrſchaft auch der Fall geweſen, laſſen hier aufgefundene Römerſteine kaum bezweifeln. Daß ferner im Mittelalter hier ſchon frühzeitig wieder ein feſter Bau entſtanden, iſt zwar urkundlich nicht nachgewieſen, aber es iſt im hohen Grade wahrſcheinlich. Die Pfarrkirche zu St. Martin ſoll ſchon im 11. Jahrhundert beſtanden haben. Sicher aber entſtand Markt und Kirche erſt unter dem Schutze der feſten Burg. Daß die Gemalin Friedrichs des Streitbaren, Agnes von Meran die Burg im Jahre 1239 gegen ihren Oheim den Patriarchen von Aquileja vertheidigt habe, als ihr Gemal, geächtet von Kaiſer Friedrich, ſich in Oeſterreich mannhaft gegen zahlloſe Feinde in der feſten, allezeit getreuen Neuſtadt ſiegreich hielt, gehört freilich nur in das Gebiet der Sage. Gewiß iſt es aber, daß weder damals, noch in ſpäterer Zeit, die Riegersburg einem Feinde erlag. Sie iſt unbeſiegt geblieben in allen Stürmen der Zeit. Noch 1393 war ſie im Beſitz der Landesfürſten, ward aber ſpäter veräußert und kam im Jahre 1650 an die Grafen von Purgſtall, bei welcher Familie ſie bis zu dem Ausſterben derſelben im Jahre 1817 blieb. Von den Erben des letzten Purgſtall erkaufte ſie noch 1817 Fürſt Liechtenſtein um 154,000 fl.

Der mächtige Bau der ſchon früher aus zwei Theilen, nämlich den Veſten Lichtenegg und Kronegg, beſtand, die in ihrer Verbindung den Namen der Riegersburg trugen, erfuhr gegen das Ende des 16. Jahrhunderts ſeine jetzige impoſante Geſtalt. Die Frei-Frau Katharina Eliſabeth von Galler (durch die Energie ihres Charakters im Lande die „ſchlimme Liſel" geheißen) war durch ihren Vater Jörg Seyfried Wechsler in das Erbe der Riegersburg getreten. Sie begann den Umbau der Burg, und die Geſtaltung derſelben zu einer eigentlichen Feſtung im Jahre 1598, und hatte das Werk 1613 vollendet. Wehre gegen die Türken war der Zweck des Baues. Gefangene Türken mußten mitarbeiten, die Trutzburg gegen ihre Brüder aufzuthürmen. Der Bau muß ſelbſt in der damaligen Zeit unermeßliche Summen gekoſtet haben; die wackere Burgfrau erinnert durch die Inſchrift daran:

„Das Bauen iſt eine ſchöne Luſt,
Was es mich koſtet, iſt mir bewußt."

fügt aber mit wahrhaft rührendem patriotiſchem Geiſte hinzu:

„Kein Kreuzer mich nicht reuen thut,
Es kommt dem Vaterland zu Gut."

Man paſſirt ſieben Thore, ehe man in das Innere der letzten Hochburg (Schloß Kronegg) gelangt. Zahlreiche Baſtionen, Thürme, tieſe in den Fels gehauene Gräben ſind erhalten, obſchon der Bau theilweiſe bereits ſchadhaft geworden. Es dürfte indeſſen nicht ſchwer halten, ſie ſelbſt jetzt wieder wehrhaft zu machen. Dem Feldmarſchall Grafen Nugent iſt in den Kriegsläufen der Jahre 1848—1849 die Wichtigkeit des Punctes nicht entgangen. Der erfahrene Feldherr hatte die weithinſchauende Veſte zu einer Art Pivot ſeiner Operationen gegen den Oſten von Ungarn gemacht. Es würde Raum und Zweck unſeres Werkes überſchreiten, hier in ein Detail der Merkwürdigkeiten der Burg einzugehen. Wir erwähnen daher nur flüchtig des Fürſtenzimmers mit der prachtvollen Ausſicht, des Bilderzimmers, des Ritterſaales, Speiſeſaales, des Türkenzimmers und Hexenzimmers, der Waffenkammer u. ſ. w. Die Burg war überreich an Familienbildern und anderen, zum Theile ſehr werthvollen Gemälden und Kunſtwerken, an ſchönen Tapeten, an mittelalterlichen Möbeln und Geräthen, prachtvollen Boiſſerieen, Plafonds, Thüren, u. ſ. w. Seit der neueſten Zeit iſt dieſer Reichthum vielfach ſpoliirt worden, Gemälde wurden nach andern Schlöſſern gebracht, eben ſo ein großer Theil der alterthümlichen Einrichtung, Tapeten, Holzgetäfel u. ſ. w. An das oben erwähnte „Hexenzimmer“ knüpft ſich die Sage von dem unglücklichen Opfer des damaligen Aberglaubens das einerſeits zu einem ſchauerlichen Hexenproceß und deſſen bedauernswerthen Reſultat, einem Aute da fé, zu Feldbach, Anlaß gab, anderſeits der Poeſie folgenden ergreifenden Stoff darbot:

Auf einem Schloß in Steyer, die Riegersburg genannt,
Da lebt' ein frommes Mägdlein gar ſtill und unbekannt;
Das war ein ernſtes Weſen, that keinem was zu Leid,
Und hatt' an ſeinen Blumen die einzige ſtille Freud'.

Sie ſtand, um ſie zu gießen, am frühen Morgen auf:
Es floß wohl mit dem Waſſer auch manche Thräne d'rauf.
Sie trat, um ſie zu pflegen, noch ſpät am Abend hin:
Es war, als ob die Blumen verſtänden ihren Sinn.

Wenn rings auf allen Zinnen der weiße Schnee noch lag,
Umgab ſchon ihren Erker ein rother Roſenhag;
Und ſtieg zu ihrem Fenſter der ſpäte Lenz empor,
Mußt' er beſchämt geſtehen, daß ſie ihm kam zuvor.

So war's im dürrſten Sommer, wo Alles rings verdorrt,
Vor ihrem Fenſter blühten die Blumen fort und fort.

Und wenn ſchon längſt der Winter auf's Glas nur Blumen ſchrieb,
Bewahrte ſie im Zimmer manch' Stöcklein noch, das trieb.

Iſt doch die Luſt an Blumen ein Ding, ſo Niemand kränkt,
Ein anſpruchloſes Walten, auf ſich allein beſchränkt;
Und doch ein Dorn im Auge dem Neid iſt ſolch' ein Herz,
Das in beſcheid'ner Freude vertändelt ſeinen Schmerz.

„Die Zeit, wo Blumen blühen“ — ſo ſpricht er — „iſt der Mai:
Im Winter Blumen ziehen iſt eitel Hexerei!
Hinunter mit der Hexe, hinunter vor's Gericht:
Was uns nicht mag gelingen, geling' auch Andern nicht!“

Schon ſchmachtet tief im Kerker die Blumenpflegerin,
Bald loht vom Scheiterhaufen die Glut zum Himmel hin,
Schon knickt in heißen Flammen, bei roher Spötter Ruf,
Die Blume ſelbſt zuſammen, die ſo viel and're ſchuf.

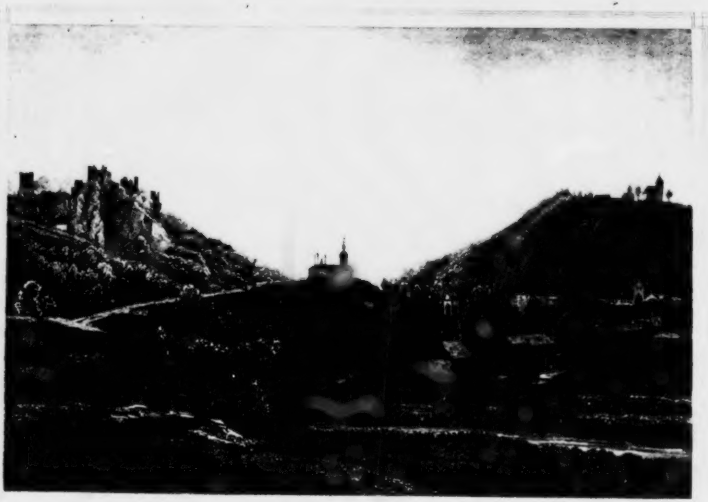
Nach Feldbach zurückgekehrt, ſchlagen wir nun den Weg ſüdlich nach Gleichenberg ein. Wir bekommen auf dieſem Wege noch das zierliche Schloß Hainfeld in das Auge. Auch dieſes Schloß war Jahrhunderte lang ein Eigen der Purgſtalle, die zu den älteſten Adelsgeſchlechtern des Landes, blühend ſeit dem 12. Jahrhundert, gezählt wurden. Der letzte des Stammes ſchied, erſt neunzehn Jahre alt, am 7. Jänner 1817 in den Armen ſeiner Mutter, Johanna Anna, geborne Cransdown, aus königlichem Blute der ſchottiſchen Regenten ſtammend, einer der hochherzigſten, edelſten Frauen. Sie vertrauerte den Abend ihres Lebens in ſelbſtgewählter Abgeſchiedenheit auf ihrem Witwenſitz Hainfeld, und ſetzte, als ſie 1835 ſtarb, den bewährten Freund ihres Hauſes, und den ihrigen, den berühmten Orientaliſten von Hammer, zum Erben ihrer Güter und ihres Namens ein, welcher ſeitdem auch den Namen Hammer-Purgſtall führt. In der Kapelle errichtete er der Verewigten ein Denkmal. Schöne Anlagen umgeben das Schloß, welches durch die früheren, ſo wie durch den jetzigen Eigenthümer ein merkwürdiger Punct des Landes geworden iſt, und durch das Werk des Engländers Baſil Hall, „Schloß Hainfeld, oder Ein Winter in Steiermark“, auch weit und breit über die Grenzen des Landes bekannt geworden iſt.

Die fernere Fahrt von Feldbach bis Gleichenberg (zwei Stunden) bietet außer dem Reize der freundlichen Landſchaft keine beſondere Merkwürdigkeit. Immer vortretender erheben ſich die Trachytmaſſen der Gleichenberger Kogeln, welche bis zur Seehöhe von 1888 Fuß emporſteigen, und alſo das Thal, welches kaum 900 Fuß über dem Meere liegt, um faſt 1000 Fuß überragen. Die Straße führt gleichſam durch das Innere dieſer merkwürdigen vulkaniſchen Berggebilde, durch die ſogenannte Klamm, offenbar ein Riß in dem Gebirge, der manchen höchſt intereſſanten Blick in die Structur desſelben gewährt. Im Walddunkel der einen Bergſeite ſprudelt hier ſchon einer, der zu dem Gleichenberger Heilquellenſchatze gehörigen Borne, der Klausbrunnen, eine Stahlquelle, welche durch ihren hohen Eiſengehalt über die Quellen von Spaa und Pyrmont geſetzt wird. Im Angeſicht die majeſtätiſche, hochthronende Burg Gleichenberg einen noch ganz erhaltenen, befeſtigten Bau, zu welchem Maximilian von Trauttmansdorff im Jahre 1624 den alten Ritterſitz der Gleichenberger umſtaltete, gelangen wir dann ſchnell in das Dorf und in das liebliche von den zahlreichen, zum Theile prachtvollen, ohne Ausnahme aber geſchmackvollen und freundlichen Gebäuden der Curanſtalt bedeckte Thal. Auch hier können wir uns, bei der Fülle des gebotenen Stoffes nicht in das Detail der Schilderungen einlaſſen, ſondern müſſen uns eben nur in flüchtigen Umriſſen des Beſtehenden und ſich Bildenden begnügen.

Das liebliche Gleichenberg iſt zwar einer der jüngſten, aber durch die ſchnell zur Anerkennung gelangte Wirkſamkeit ſeiner Quellen, bereits einer der berühmteſten und beſuchteſten, und durch die Thätigkeit eines Vereines edler Kräfte einer der ſchönſten Curorte der Monarchie geworden. — Als ſein Schöpfer darf mit dem vollſten Rechte Graf Conſtantin von Wickenburg genannt werden, der während ſeiner Führung des Gouvernements in Steiermark, ein eifriger Förderer alles Schönen, Guten und Nützlichen geweſen, und deſſen durchdringender Geiſt es ganz erkannte, welchen Schatz die Natur hier mit freigebiger Hand dem Lande geſpendet. Daß die Römer bereits dieſe Heilquellen kannten und benützten, iſt ſeit der Auffindung des Römerbrunnens im Jahre 184 eine unwiderſprechliche Thatſache. Seit dem Sturze des Römerreiches aber, bis auf unſere Zeit herab, blieb die Gabe der Natur hier verwahrloſet und unbeachtet. 1833 faßte Graf Wickenburg endlich den Entſchluß, hier einen Curort zu gründen. In dem Ritter von Pittoni fand er einen eifrigen, thätigen Unterſtützer ſeiner Pläne. 1834 ward zu dieſem Zwecke eine Actiengeſellſchaft gegründet, und 1836 erſtand das erſte Haus der Anſtalt, ein Holzgebäude des Herrn Ohmeyer. Seit dieſen zwanzig Jahren iſt nun der Curort zu einem europäiſchen Rufe gediehen, und er verdient ihn in jeder Beziehung.

Die hieſigen benützten Quellen ſind: die Conſtantinsquelle, der Johannisbrunnen, die Klausnerquelle (zur Trinkcur), die Werlequelle, Karlsquelle und die Römerquelle (zur Badecur). Dieſe Quellen leiſten Hülfe bei vielen Leiden der Vegetation, bei beginnender Tuberculoſe, Lungen- und Luftröhren-Katarrhen u. ſ. w. In weniger als einem Decennium war ihr Ruf begründet. Die erſte Badeſaiſon begann 1837. Wie auf einen Zauberruf erſtanden die zahlreichen ſchönen Gebäude des Etabliſſements. Es erhob ſich das ſtattliche Gebäude der Traiteurie, die Rotunde am Conſtantinsquell, das Füll- und Badehaus, die Brunnenhalle, das Manipulations-Gebäude und die Krugfabrik. Es ward der Abzugskanal vollendet, die Straße durch das Thal gebahnt, die Promenade angelegt. Graf Wickenburg erbaute ſeine herrliche Villa, die Herren: Ritter von Pittoni, Pickel, Baron Lazzorini, Herr Pibetz, der preußiſche Oberſtlieutenant von Haake-Flatow, erbauten geſchmackvolle Häuſer, zum eigenen Gebrauch und zur Aufnahme von Curgäſten. Es entſtand die Waldcapelle und der Muſikpavillon. Am 22. Juni 1841 legte Graf Wickenburg den Grundſtein zur ſchönen Kirche mit dem Franziscanerkloſter. Das herrliche Haus des biedern, hochverdienten Gratzer Bürgers, Kaufmann Anton Sueß, erhob ſich, durch den humanen Sinn einer edlen Frau erſtand das Armenſpital, der Apotheker Scharl von Feldbach errichtete die Molkencur-Anſtalt und eine wohleingerichtete Apotheke. 1845 wurde der Römerbrunnen entdeckt, die Wandelbahn angelegt, das Schweizerhaus nach dem Plane des Feldzeugmeiſters Welden vollendet. 1846 baute Herr Weber das Haus zum Römerbrunnen, die Verbindung des Curortes mit Gratz mittelſt der Eiſenbahn über Spielfeld ward hergeſtellt, die Straßen regulirt. Es entſtanden die Häuſer, Stadt Frankfurt, Stadt Mailand, Stadt Venedig, zum Weihnachtsbaum, jenes des Förſters Schmidthofen an der Klausnerquelle; 1847 ein zweites Badehaus mit 20 Badezimmern, Wartſaal, Maſchinenhaus, Dampfkeſſel zur Erwärmung des Waſſers. Vollendet wurde Villa d'Orſay, das Haus zur Stadt Würzburg, jenes zur Stadt Agram; vergrößert das Schweizerhaus. 1848—1849 erſtand Villa Thurn-Taxis, Villa Trieſtina des Hrn. Ohmeyer, das preußiſche Haus, ein Zubau des Spitals für arme Ungarn durch Herrn v. Urmenyi, der Straßer'ſche Pavillon. 1853 ward der Converſationsſaal prachtvoll eingerichtet. Dabei wurden überall Anlagen geſchaffen, Parkwege gebahnt, Ruheſitze errichtet, kurz der Curort ſteht jetzt an Glanz, Comfort, und guter Einrichtung den berühmteſten Badeorten würdig zur Seite. Der Beſuch mehrt ſich alljährlich, ſo daß, obſchon gegenwärtig gegen 500 Zimmer zur Aufnahme der Curgäſte disponibel ſtehen, doch zuweilen kaum hinlänglich Raum für eingehende Beſtellungen ſich findet. Von etwa 30 — 50 Gäſten, welche im J. 1838 die aufblühende Anſtalt beſuchten, war nach zehn Jahren (1848) die Zahl derſelben auf mehr als 700 geſtiegen, und erhob ſich ſeitdem auf mehr als 1000 in jeder Saiſon. Gegenwärtiger Badearzt iſt Herr Dr. Praſil. Die Schönheit und Lieblichkeit des Thales hat durch die Anlagen des Curortes einen erhöhten pittoresken Reiz gewonnen. Ernſt und hehr ſchaut die des Beſuches höchſt würdige Burg Gleichenberg, ein ſtattliches Denkmal der Vorzeit, auf die Schöpfungen der Neuzeit in dem friedlichen Waldthale zu ihren Füßen herab, einen höchſt effectreichen Contraſt mit denſelben bildend. Die Neubauten des Curortes zeigen in ſchöner Gruppirung die geſchmackvollen Formen ihres mannichfachen Styles. — Von dem beliebten Schweizerſtyle der Landhäuſer gleitet der Blick auf die altdeutſchen Bauformen der Villa Trieſtina, auf die italieniſchen der Villa Sueß, die angelſächſiſchen der Villa Thurn und Taxis, der byzantiniſchen in der Kirche, welche das Ganze krönend, durch ihren Bau und ihre künſtleriſche Ausſtattung höchſt lohnend für den Beſuch erſcheint. Sculptur (von den Meiſtern Meixner und Bauer) und Malerei (Altarblatt von Prof. Tunner) vereinen ſich in würdigſter Weiſe zum Schmucke des Gotteshauſes. Die Ausſtattung an Paramenten u. ſ. w. iſt überreich an wahren Kunſtwerken. In der Wickenburg'ſchen Gruft iſt bereits ein Sproſſe dieſer edlen Familie zu ewiger Ruhe beigeſetzt, die Gräfin Lucie, verehlichte Fürſtin von Thurn und Taxis, welche in der Blüthe des Lebens, im 19. Jahre von dieſer Erde abberufen ward († 3. April 1851). Der Beſuch des Johannesbrunnens (1½ Stunden vom eigentlichen Centralpuncte des Curortes an der Conſtantinsquelle entfernt), wird manches Intereſſe erregen. Man findet dort ein recht zierliches Brunnengebäude und ein von der Actiengeſellſchaft erbautes Haus für die Gäſte. Die vulkaniſche Beſchaffenheit der Berge verleiht ihnen auch hier eigenthümliche Formen und die kleine Mühe des Anſteigens zur alten Dechantei und dem Markte Straden, wird ſich reichlich lohnen. Der Stradnerkogel, ein Trachytgebilde, erhebt ſich über 1900 Fuß Seehöhe, und bietet bezaubernde Ausſichten. Auch die Mythe umſchwebt den merkwürdigen Berg. Er bildet den Tummelplatz der häufigen Hexenſagen, und gilt für den Blocksberg der Steiermark.

Von hier aus führt auch die Straße nach Mureck und nach Radkersburg. Wenn es die Zeit des Reiſenden geſtattet, wird der Ausflug in dieſer Richtung anzutreten ſein. Mureck iſt ein anſehnlicher Markt in ſeiner Nähe das Felſenſchloß Ober-Mureck. Radkersburg, ein lebhaftes Städtchen von etwa dritthalbtauſend Bewohnern, auf einer Inſel, zum Theile von der Mur gebildet. In der Landesgeſchichte ſpielt ſie eine wichtige Rolle, namentlich durch den glorreichen Sieg, welchen Herzog Ernſt der Eiſerne im Jahre 1418 über die Osmanen erfochten. Das gräflich Wurmbrand'ſche Schloß Ober-Radkersburg beherrſcht die Ausſicht in die weiteſte Ferne, über Strom und Land. Die hieſigen Hügel ſind ein Lieblingsſitz des Lyäus. Die Rebe dieſer Gegend bringt den feurigen Radkersberger, einen der beliebteſten ſteiriſchen Weine. Zum Schluſſe gedenken wir noch, als bemerkenswerthen Punct dieſes Theiles der öſtlichen Steyermark, des ſchöngelegenen Schloſſes Kapfenſtein mit herrlicher Ausſicht über einen großen Theil von Steiermark und Ungarn, und des Schloſſes Brunnſee, intereſſant durch ſeine jetzige Beſitzerin, die Herzogin von Berry (jetzt Gräfin Lucheſi-Palli) und als ein vielfach von den Mitgliedern der älteren Linie der Bourbons beſucht. —



[illegible]

Cilli

# Topographie.

## Cilli und Umgebung, die „unterſteiriſche Schweiz,“ Lauffen, Oberburg, Weitenſtein, das Schallthal, Neuhaus, Seiz.

Gehört Gratz ob des ſanften, aber um ſo bleibender feſſelnden Liebreizes, Marburg ob der glücklichen climatiſchen Lage und Fruchtbarkeit der Umgebung zu den meiſt begünſtigten Städten des Continents, ſo überbietet das kleine Cilli beide weit an romantiſcher Schönheit und großen Erinnerungen, von welchen jene des Mittelalters die reichen Ueberlieferungen aus der Römerzeit an Intereſſe faſt noch übertreffen.

An der Stelle, wo die vom Weſten herſtrömende dunkelgrüne San ſich aus breitem Thale zwiſchen den Vorbergen des Bachers und den ſchwachbevölkerten, aber ungeheure Lager foſſiler Kohle bergenden, die Grenzſcheide gegen Krain bildenden Höhen, im ſcharfen Winkel nach Süden wendet, liegt das Städtchen, das über 2500 Bewohner zählt, einſt der Sitz eines ſouverainen, wenn auch ephemeren Fürſtenthums, unmittelbar über den Reſten der wahrſcheinlich vom römiſchen Kaiſer Claudius (41—54 n. Chr.) gegründeten, nachher zum Municipium erhobenen, römiſchen Anſiedelung Claudia Celeia (bei Ptolemäus *Κελεία*), die, wenn auch nicht von Attila auf ſeinem Rachezuge nach Aquileja (453 n. Chr.) zerſtört, doch gewiß vom Herulerkönig Odoaker, als er nach Italien hinabſtürmte (476 n. Chr.), hart mitgenommen ward. Im Ganzen lange vernachläſſigt und häufig verſchleppt wurden die zahlreichen Funde aus der Zeit der Römerherrſchaft; erſt ſeit drei Decennien begann man das noch Vorhandene zu ſammeln und an paſſenden Orten, wie beim ſogenannten Antikenthore aufzuſtellen. Hier und dort findet ſich ein verſtümmelter oder halbverwitterter Zeuge jener Periode an Häuſern oder in den mittelalterlichen Befeſtigungen eingemauert.*) Das wichtigſte, zugleich nutzbringendſte Vermächtniß bleiben die vollkommen erhaltenen, die Stadt allenthalben durchziehenden gewölbten Kloaken, ein Kanaliſations-Syſtem, das von einem modernen ſchwerlich übertroffen wird.

---

*) Genau beſchrieben ſind die Cillier Römermale von J. G. Seidl unter dem Titel: »Epigraphiſche Excurſe« in den Wiener Jahrb. Bd. CII. Anz. Bl. S. 1–34, CIV. A. Bl. S. 25–52, CVIII. A. Bl. S. 46–79, CXI. A. Bl. S. 1–39, CXV. A. Bl. S. 1–34 und CXVI. A. Bl. S. 27–65.

Sehr zu wünſchen wäre es, die italieniſchen Gründer hätten auch ein gangbareres Pflaſter und Vorrichtungen für die Straßenbeleuchtung hinterlaſſen.

In der Geſchichte wohlbekannt iſt Celeia als ehemaliger Sitz des Statthalters von Mittelnoricum (Præses Norici Mediterranei) und zahlreicher römiſcher Procuratoren. Wie eine alte Capelle in der Nähe des Friedhofes mit ihrer Inſchrift beurkunden will,*) hatte hier der Biſchof von Lorch, Maximilian (284), den Martyrtod erlitten.

Die Gebäude, ſelbſt das ehemalige Schloß der gefürſteten Grafen Cilli, das vielfache Umſtaltung erlitten hat, ſind unerheblich; eine früher viel beſprochene Merkwürdigkeit, das Waſſerthor mit ſeiner elliptiſchen ſteinernen Kehlung, die das an einer Seite leiſe Geflüſterte am entgegengeſetzten Ende deutlich verſtehen ließ, während die dazwiſchen Befindlichen nicht den geringſten Laut vernahmen, wurde als Hemmniß des Verkehres hinweggeriſſen. Intereſſant iſt die (wendiſche) Pfarrkirche zum heil. Daniel mit einem ſchönen marmornen Hochaltar, dem Werke eines italieniſchen Meiſters, einigen bemerkenswerthen Grabſteinen und einer merkwürdigen gothiſchen Seitencapelle, die nebſt zahlreichen Xenotaphien und feingeſchnörkelten Steinarabesken auch einen gothiſchen Wandſchrank**) und eine gothiſche Steinſchrift in halberhobenen Lettern zeigt, die zum Theile Bruchſtücke aus einem ſogenannten Phyſiologus, zum Theile das Fragment eines Reimſpruches auf den heil. Johann Evangeliſt enthält. Die ſogenannte deutſche Kirche iſt aus der Hälfte der zum ehemaligen Minoritenkloſter (gegründet 1370, aufgehoben 1808) gehörigen Kirche hergeſtellt und bewahrt noch, außer dem Bruchſtücke eines in Cilli gefundenen Moſaikbodens, der nun zur Altarſtufe dient, ein gothiſches Steinrelief oberhalb der Sakriſteithüre, und auf der Rückſeite des Hochaltars, hinter einem Glasfenſter, 18 Todtenſchädel von Cillier Grafen, der Gruft dieſes Geſchlechtes entnommen, das ſich raſch wie ein Meteor von einfachen Dynaſten von Sounegg (Sonneck; Saneck) gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts zu ſchwindelnder Höhe erhob, um gegen Ende des 15. zu verſchwinden.

Die Reihe der Grafen Cilli beginnt mit Friedrich von Saneck 1341. Mit Hermann II. (geſt. 1434) erwarb das Geſchlecht reiches Beſitzthum, die wendiſche Mark, eine große Anzahl von Gütern und Schlöſſern in den übrigen Theilen der Steiermark, in Kärnthen, Krain, Croatien und Oeſterreich. Eine Tochter des Hauſes, die ränkeſüchtige Barbara, endete als Witwe Kaiſer Sigmund's in ſtrenger Haft. Der ihr gleichgeſinnte Ulrich, während der Minderjährigkeit Ladislaus des Nachgebornen, Gubernator von Oeſterreich, Ban von Croatien,

---

*) Fons decollationis Sancti Maximiliani.

**) Abgebildet in dem Werke: »Mittelalterliche Kunſtdenkmale des öſterr. Kaiſerſtaates,« von Dr. G. Heider u. ſ. w. Stuttgart 1856. 2. Lfg. Taf. VIII.

Dalmatien und Slavonien, wurde von dem heißblütigen Ladislaus, Bruder des nachmaligen Königs Matthias Corvinus, am 11. November 1456 zu Belgrad zuſammengehauen. So wird eben mit dem heurigen Jahre (1856) das vierte Säculum voll, ſeit der Glanz der drei Sterne, die die Cillier im Wappen führten, für immer erloſchen.

Der Stamm hat auch ſeine Jñez de Castro aufzuweiſen, die ſchöne Veronika von Deſſenitz (Teſchnitz), die Tochter eines unbemittelten Ritters, die ihr Gemahl Graf Friedrich vergeblich der Hut eines Freundes, Beſitzers der ſtarken Veſte Wurmberg, anvertraut hatte; ſie wurde dem ob der Mißheirat des Sohnes ergrimmten Grafen Hermann ausgeliefert und erwürgt (1428).

Der Fremde bedarf wenig Zeit und Mühe, ſich den vollen Genuß der herrlichen Umgebung Cilli's zu verſchaffen. Schon eine kaum bemerkbare Erhöhung des Bodens in der Nähe des Bahnhofes nördlich der Stadt, die den abſchreckenden Namen des Galgenberg führt, weil dort höchſt wahrſcheinlich das Hochgericht ſtand, gewährt eine entzückende Ausſicht über das obere Santhal mit ſeiner Fülle von Marktflecken, Dörfern, Schlöſſern und Kirchen. Wer nicht zwei Stunden erübrigen kann, die epheuumrankten Trümmer Ober-Cilli's zu beſuchen, verfolge den Weg dahin, doch bis zu dem auf halber Höhe gelegenen Weingartenhauſe. Die dunkeln, grotesk geformten Berge im Süden mit der Vogelperſpective eines Theils des unteren Santhales, das gegenüber auf einem Vorſprunge des Laisberges gelegenen Nikolai-Kirchlein und zu Füßen das freundliche Städtchen, darüber hin im Weſten die lachende Ebene, als Hintergrund die Majeſtät, der den Namen der windiſchen Schweiz führenden Sulzbacher Alpen überragt von der noch unerſtiegenen Rinka, einer rieſigen über Felſengipfeln gelagerten Sphinx, einer Gruppe, die keine Phantaſie kühner zu malen vermöchte, und die man für ein Wolkengebild halten würde, ließen die ſcharfen Zacken und Riſſe, die tief herabziehenden Schneeadern den Zweifel an der Wirklichkeit aufkommen. Dies Alles macht ein Bild, von dem man ſich nur allzuſchwer trennt. Zwar verengt ſich der Geſichtskreis, wenn man der Ruine näher kommt, oben aber in dem weiten Umfange des wild zerklüfteten Mauerwerkes, aus dem noch einige beſſer erhaltene Thürme trotzig das Haupt erheben, überwältigt uns die Betrachtung der Vergänglichkeit aller irdiſchen Größe. Dieſe höchſt intereſſante Burg, die ein Beſitzer Neu-Cilli's um wenige Gulden an einen Landmann verſchleudert hatte, wäre bereits größtentheils verſchwunden, hätten die Stände Steiermarks ſie nicht im J. 1847 eingelöſt, und der weiteren Demolirung durch Verbrauch des Materials zu Bauten in der Umgebung Einhalt gethan.

Man zeigt hier den Friedrichsthurm, er führt den Namen, vielleicht weil Graf Hermann hier den Gatten Veronika's von Deſſenitz gefangen hielt, wahrſcheinlicher noch, weil ihn Kaiſer Friedrich V. im J. 1457 bewohnte, als er ſich nach dem Ueberfalle der Stadt Cilli durch Jan Wittowitz, Grafen von Sagorien, den Feldherrn der Witwe Ulrich's von Cilli, wie die Sage geht, mit Hülfe des heiligen Maximilian, in die von den Seinen beſetzte Feſte (am 27. April Nachts) geflüchtet hatte. Der Biſchof von Gurk, der Kanzler, die Räthe des Kaiſers, der ſich zur Empfangnahme des erledigten Lehens allzuraſch eingefunden hatte, und die Diener ſeines Hofſtaates geriethen in Gefangenſchaft, doch blieb der Zwiſchenfall ohne nachhaltige Folgen, die Gräfin erhielt ein reicheres Leibgeding, der kecke Jan trat in Friedrich's Dienſte, deſſen hochberühmter ritterlicher Nachfolger (geb. am 22. März 1459, getauft am heil. Oſtertage, d. i. am 25. März desſelben Jahres) den Namen des jene Flucht beſchützenden Heiligen erhielt.

Man erzählt noch manches Abenteuerliche von der Burg. Große Schätze ſollen dort begraben liegen, unterirdiſche Gänge hätten von ihr auf viele Meilen weit in mehreren Richtungen fortgeführt u. ſ. w.; noch gibt es Cillier, die ſich's nicht nehmen laſſen, daß ſie mit dem gegenüber liegenden Nikolaiberge durch eine lederne Brücke verbunden war.

Weit großartiger noch iſt die Ausſicht vom Laisberge, ſüdweſtlich der Stadt; das obere Santhal entfaltet hier ſeine ganze Herrlichkeit von den mit Schlöſſern und Ortſchaften umſäumten Vorbergen des Bachers um Gonowitz, Hohenegg und Wöllan, deren Kuppen zahlreiche Kirchen und Kapellen krönen, bis hinüber nach Fraßlau, einem ziemlich bedeutenden Marktflecken, dem zur Rechten ſich die mächtige Ruine Saneck (Sounegg) erhebt. Näher gegen uns liegt Sachſenfeld mit dem palaſtähnlichen von ſchönen Gärten umgebenen Schloſſe Neu-Cilli und dem Wallfahrtsorte Maria Pletrowitſch, von dem zum Chriſtenthum bekehrten wendiſchen Fürſten Privina ſchon vor einem Jahrtauſende gegründet, diesſeits des Sanfluſſes, der die ſchöne Landſchaft in ſanften Bogen, wie ein grünes glänzendes Band durchzieht, Greis mit wichtigen Steinkohlenbergwerken Miesbach's. Einen Anblick ganz eigenthümlicher Art gewährt die Fülle von Berggipfeln im Südoſt, aus denen einzelne gleich ſchroffen Eilanden emporragen; eine gewiſſe Charakteriſtik prägt ſich in dieſen Höhen aus, vom Weſten her ſich ſanfter hinanhebend, fallen ſie im Oſten ſteil ab, und gleichen gigantiſchen verſteinerten Meereswellen. Ueberhaupt dürfte man nicht bald ein Panorama finden, in welchem die Couliſſen ſo vielfach abgeſtuft vom friſcheſten Grün durch alle Nüancen hindurch allmählich bis in's leicht verduftende Violett ſich verlieren, zugleich von einander ſelbſt ſo ſcharf und entſchieden ſich abhebend, daß man jeden Thaleinſchnitt mit Sicherheit bezeichnen kann. Nebſtbei iſt, was nordſeits als buntbewaldetes Vor- und Mittelgebirge ſich darſtellt, ſüdſeits ſonniges Weingebirge, das, wenn auch nicht von ausgezeichnetem Ertrage, doch zur Zeit der Leſe, am Schluſſe des Herbſt- und bis zur Mitte des Weinmonds, der fröhliche Schauplatz all' der Freuden iſt, unter denen irgendwo des Weingott's ſorgenlöſende Spenden eingeheimſt werden. Daher je geringer die Hoffnung, um ſo ängſtlicher die Erwartung, was da kommen werde, bis die Zeit der Fröſte und der Hagelſchläge vorüber iſt, und die vogelſcheuchenden

Klapperer luſtig hämmern, und am herbſtlich kühleren Abend die unermüdlichen „Weinhähnchen" (Weinhahn'l, Weinhaiel, eine Species der Hemipteren, Mantis religiosa, die Gottesanbeterin) im vollſtimmigen Chore weithin hörbar zuſammenſchrillen, und die karge Fechſung endlich geſichert ſcheint. Bis dahin wird an manchem Mittag nach fern aufſteigenden Wolkenmaſſen, an manchem Abend nach den leicht hinſchiffenden „Seglern der Lüfte" forſchend aufgeblickt, und manches Geſpräch von Bauern geführt, das nicht minder poetiſch klingt, als etwa folgendes:

Vor ſeiner Hütte lehnt der Bauersmann
Und ſieht beſorgt das Weingebirg ſich an,
Denn vom Croatenland aus Oſten zieht
Ein Heer von Wölkchen, roſig angeglüht,
In immer ſchnell'rem Flug dem Weſten zu,
Wo ſich die Sonne langſam ſenkt zur Ruh'.

Des Bauers Söhnlein aber ſitzt am Rand
Des Abhangs, ſeine Fibel in der Hand,
Und blickt ſo über's Buch hinaus in's Blaue,
Als ob es ſich ſein Theil herunterſchaue.

„He, Micha — lieſeſt du im Himmel? — du!"
Der Alte ruft's und rüttelt ihn dazu. —
„Ich wollt' ich könnt's," verſetzt der Knabe klug,
„Dann wüßt' ich meiner Meinung nach genug,
Mehr als der Lehrer ſelbſt und mehr als Ihr!
Je mehr ich ſchau', je mehr gefällt er mir;
An jedem Abend blick' ich ſo empor,
Und jedesmal kommt er mir anders vor.
Seht nur die Wolken einmal an im Flug,
Ob ſie nicht ausſeh'n wie ein langer Zug
Von Bäuerinnen, die zur Frühmeſſ' eilen,
Mit rother Schürz' und weißem Tuch am Kopf;
Seht jene drängen vor, und dieſe weilen!" —
„„Geh — Micha, geh — du biſt ein rechter Tropf!""
„Nein, Vater Jure, nein — ich ſeh' es ſo,
Und anders nicht! — Und dort, wie lichterloh
Die Sonne noch einmal herüberzuckt
Und dann auf einmal ſich hinunterduckt,
Als ob ſie in den Bergen ſich ihr Bette

Zum Schlafengehen ſchon bereitet hätte! —
Gut Nacht! — Ja oft ſchon dacht' ich mir als Kind,
Daß Sonn' und Mond und Sterne, Wolk' und Wind
Und Schnee und Regen, und ſo alles hier
So gut ſein Tagwerk hab', als wir,
Ihr nämlich auf dem Feld,
Ich in der Schul', und Jeder auf der Welt!"

„Ei das," verſetzt der Alte, „iſt auch wahr,
Das haben ſie, darüber iſt man klar.
Die Sonn' iſt — wie dein Urgroßvater ſprach, —
Gar eine milde Frau: vor Tag ſchon wach,
Geht ſie von Gottes Gnaden morgens aus
Und macht die Runde durch das Himmelshaus.
Da hat ſie viel zu thun und zu verrichten,
Sie muß die Nacht vertreiben, Nebel lichten,
Erwärmen und befruchten; alle Wälder
Begehren ihres Anblicks, alle Felder
Verlangen ſie, der Weinſtock ſeufzt nach ihr,
Das kleinſte Blümlein dankt ihr Farb' und Zier,
Der Weizen ſchmachtet ihrem Strahl entgegen,
Und Mais und Haidekorn braucht ihren Segen;
Die Thiere ſehnen ſich nach ihrem Schein,
Die Menſchen bitten ſie: Vergiß nicht mein!
In jeden fernen Winkel ſoll ſie blicken,
In jedes Thal ein freundlich Lächeln ſchicken:
Denn wo ſie zuſpricht, da iſt Luſt und Scherz,
Und wo ſie fehlt, da friert das arme Herz. —
Und hat ſie Allen Alles mild gewährt,
So tritt ſie ihren Heimweg an und kehrt,
Obwohl ſie morgens ausgieng voll von Glück,
Zu Gottes Gnad' am Abend leer zurück.
Und wenn ſie ſo nach Kräften that und gab,
Und Keinen ſchmachten ließ und Keinen faſten,
So legt ſie ſich, wie heute, um zu raſten,
Auf Tage, wohl auf Wochen auch in's Grab.—

„Doch viele Töchter hat die gute Frau;
Die Wolken ſind die Töchter; — ja und ſchau!
Sie haben ihre eig'ne Arbeit wieder,

Die ſchickt ſie aus, wenn ſie ſich legte nieder.
Und dieſe Töchter haben ſie gar gern,
Denn ſieh, ſobald ſie merken nur von fern,
Daß ihre gute Mutter Miene macht,
In's Grab zu ſteigen, da — ja, gib nur Acht, —
Da halten ſie ſich auch nicht länger mehr.
Gleich eilen ſie in langen Zügen her:
Ja, — ja, mein Sohn, ſo iſt's, ich wüßte nie,
Daß man ſie lang umſonſt erwartet habe.
In ſtiller Dämmerung begraben ſie
Da ihre Mutter, wachen nachts am Grabe
Und kehren langſam, mit betrübtem Blick,
Am nächſten Morgen weinend dann zurück.

„Sieh', Micha, ſieh'! dort vom Croatenland,
Dort kommen ſie, die guten Töchter eben,
Weil ſie geſeh'n, wie ſich am fernen Rand
In Krain, die Mutter in das Grab begeben!
Was gilt es, morgen kehren ſie, geſegnet,
Doch weinend, heim; — wir ſagen dann: Es regnet!“ —

„Was? regnen?“ ſagt der Knab' erſtaunt, „da ſchau,
Sie weinen heut' ſchon um die gute Frau;
Juſt fiel mir eine Thrän' auf meine Fibel!“

„So?“ — murmelt Jure — „wirklich! das iſt übel:
Der Weinſtock blüht, die Mutter thät' ihm Noth,
Der Töchter Thränen werden leicht ſein Tod.“ —

Es gebricht uns leider der Raum, die Schätze der Umgebung Cilli's näher darzulegen. Der lohnendſte, aber auch bedeutendere Zeit erfordernde Ausflug bleibt immer jener nach Sulzbach, einer nur an wenigen Stellen zugänglichen Berg-Einöde (die Bevölkerung auf beiläufig vier Quadratmeilen beträgt kaum 500 Seelen), aus der man eine Art Maina zu machen beliebt hat. Daß dieſe Wildniß am Zuſammenſtoß dreier Provinzen, Steiermark, Kärnthen und Krain, namentlich zur Zeit der inneren Zollabſchlüſſe vielen Abenteuerern und Strolchen, Deſerteuren und Recrutirungsflüchtlingen als Aufenthalt diente, iſt unleugbar, daß aber die Gemeinde, ehe die Gegend aus Anlaß des ungleichen Kampfes dreier tapferer Gensd'armen mit einer Rotte jenes Gelichters im Jahre 1851 förmlich militäriſch beſetzt und von jenen Gäſten geſäubert wurde, außer dem

Geſetze geſtanden ſei, einen Staat im Staate gebildet habe, iſt eben ſo unrichtig. Allerdings war bei der gänzlichen Pfadloſigkeit der Bergwälder die Androhung von Geldſtrafen für die Gemeinde der übliche Weg, Ordnung zu erzielen, doch gelangte man in der Regel zum Zwecke. Da ſich Partien von ſolchem Belange, wie die Durchforſchung der „unterſteieriſchen Schweiz“,*) doch nur in größerer Geſellſchaft mit Comfort unternehmen laſſen, ſo möge man ſich dieſen Söhnen der Wildniß, denen das Treiben der Fremden übrigens nicht zugerechnet werden kann, nur getroſt anvertrauen, und man wird finden, daß die Fama ihnen zu nahe getreten iſt. Dieſe Rückſicht möge daher Niemand abſchrecken, eine Gegend zu beſuchen, welche an Großartigkeit und Erhabenheit weit mehr bietet, als man, nach den gewöhnlichen Begriffen von „Unterſteiermark“ von der Natur daſelbſt ſich erwartet. Ein Felſenöhr, bezeichnend die „Nadel“ (Jigla) genannt, durch das, auf kaum fußbreitem Steige, ein mäßig beleibter Mann eben knapp ſich durchzwängen kann, führt in das abgeſchloſſene Berglabyrinth, in deſſen Schoße, am Fuße der 6510 Fuß hohen Raducha, das einſame Dorf Sulzbach liegt, von dem aus, durch einen ſchauerlichen Engpaß am Abſturze der 6936 F. hohen Onſhova, über mehr als ein Dutzend ſchwindelerregender Stege, der Pfad nach dem letzten friſchgrünen Waldthale der Steiermark, dem Logerthale, führt, wo die kahle, 8000 F. hohe Diſtrizza und die jungfräuliche, 9100 F. hohe Rinka, in feierlicher Unnahbarkeit, auf die geheimnißvolle Wiege der San herabblicken. Man würde in einer ſo abgeſchiedenen, von jeglichem Menſchenverkehre ſo fernen Gemeinde ſich ſchauerlich unbehaglich fühlen, blinkten nicht über der Pforte des ſchlichten Pfarrhofes, dem Wanderer, freundlich einladend, die Worte der Schrift entgegen: „Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden!“ Es liegt dieſe Gaſtlichkeit im Charakter des Slovenen, und er erfüllt die Pflicht derſelben nicht nur mit herzlicher Zuvorkommenheit gegen die Lebenden, ſondern ſogar gegen den Tod ſelbſt, wie eine Volksſage lautet, für welche dieſe Einſamkeit den paſſendſten Rahmen bildet:

Am Herde ſitzt der Bauer,
Sein junges Weib zur Seit';
Die Glut iſt abgeglommen,
Es iſt zum Schlafen Zeit.

Sie fegt die Aſch' in's Grüblein,
Der Bauer ſieht's und droht:
„Du, Weib, vergiß nicht wieder,
Ein Brand gehört dem Tod.

„Es iſt ein alter Glaube,
Doch alter Glaub' hat Grund:
Der Tod beſucht die Hütten
Zu mitternächt'ger Stund';

---

*) Vgl. »Die unterſteieriſche Schweiz«. Monograph. Skizze von J. G. Seidl in der »Steiermärk. Zeitſchrift«, III. Jahrg., 1. Heft, S. 26—66; ferner: »Das Sulzbacher Gebirge bei Cilli« von Dr. E. F. Weidmann, in K. A. Schimmer's »Bilder aus der Heimat«. 2. Ausg. Wien, A. Pichler 1853. S. 98 — 113 u. m. andere.

„Und trifft er auf dem Herde
Noch einen Brand für ſich,
Da lobt er ſich die Hausfrau,
Und ſagt: „Die denkt an mich!“

„Und röthet ſich am Feuer
Sein ſchneeweiß Angeſicht,
Und wärmt ſich dran ſein Süppchen,
Uns freilich ſchmeckt' es nicht.

„Doch trifft er Alles finſter,
Und keinen Brand für ſich,
Da ſchmerzt es ihn, da brummt er:
„„Schau', Niemand denkt an mich!

„„Das Feld gehört dem Bauer,
Der Herd der Bäuerin:
Ich muß ſie — ſchau'! — erinnern,
Daß ich auf Erden bin!““

„Und leiſ' in's Stübchen tritt er,
Trotz Riegel und Verſchluß,
Und küßt ſie auf die Stirne:
Das iſt ein böſer Kuß!

„Da wird ſie krank und kränker,
Bis ſie geſtorben iſt, —
Der Tod kann's nicht vergeſſen,
Wenn Einer ihn vergißt!“ —

Der Bauer ſpricht es warnend,
Die Bäu'rin lacht dazu,
Und löſcht das letzte Brändlein,
Und geht getroſt zur Ruh'.

Sie iſt ſo jung, ſo munter,
Was fragt ſie um den Tod?
An's Leben recht zu denken,
Das thät' ihr beſſer Noth. —

Vom Markte kam der Bauer
Einſt heim um Mitternacht,
Die Hüttenthür' iſt offen,
Gewiß — ſein Weibchen wacht!

Er lugt hinein durch's Fenſter,
Sie ſchlief am Herd wohl ein;
Die Hausflur iſt beleuchtet
Vom hellſten Mondenſchein.

Ha — ſieh! wer hockt am Herde,
Wer bläſt die Kohlen an?
Das iſt ein Beingerippe,
Ein dürrer Knochenmann.

Mit langen Fingern ſtürt er
In kalter Aſch' umher,
Und keucht und wühlt und puſtet,
Kein Fünkchen glimmet mehr.

Da ſchüttelt er den Schädel,
Und klappert wild empor,
Und ſchleppt ſich in die Kammer,
Ein Stöhnen dringt hervor.

Drauf huſch! vorbei am Bauer
In leiſem Eulenflug;
Dann wieder grauſe Stille,
Der Bauer weiß genug.

Am Morgen klagt die Bäu'rin,
Geträumt hab' ihr ſo ſchwer;
Bald bleichen ihre Wangen,
Und bleichen immer mehr.

„Was iſt nur,“ meint die Bäurin,
„Gekommen über mich!“ —
„Ich weiß es,“ denkt der Bauer,
Mit Müh' bezwingt er ſich.

So jung ſie war, man trug ſie
Zu Grab nach kurzer Friſt: —
Der Tod kann's nicht vergeſſen,
Wenn Einer ihn vergißt.

Auch die Propyläen jener Alpenwüſte ſind von hohem Intereſſe, ſo der Markt Lauffen am Eingange des vom gleichnamigen Bache durchſtrömten Thales, in welchem eine Unzahl von Sägemühlen im Betriebe ſteht, ihr Product wird auf der San, die hier zuerſt Laſten tragen muß, mittels ſehr ſchmaler Flöße von geringem Tiefgange maſſenhaft in die untern Gegenden Steiermarks nach Krain und Croatien verſendet, die Fahrt erfordert übrigens ſehr geſchickte Piloten, und häufig genug ſieht man die Bemannung ganzer Flottillen damit beſchäftigt, den erſten geſtrandeten Floß, der allen noch folgenden den Weg verſperrt, von dem Hinderniß einer Sandbank oder Untiefe loszumachen.

Jenſeits des Marktes Praßberg an der Mündung des Driethbaches in die San, bei Schloß Altenburg, dem ehemaligen Fürſtenſitze Privinas und dem Franziscaner-Kloſter Maria-Nazareth führt eine gut erhaltene Straße gegen Oberburg. Wir treffen hier zuerſt St. Xaver in Straſche anſehnlichen Kuppelbau mit dem offenbaren Typus der Geſellſchaft Jeſu ſehr beſuchten Wallfahrtsort, die Kirche enthielt ſehenswerthe Kleinode, darunter kleine Paramente von Maria Thereſia's eigener Hand geſtickt. Oberburg ſelbſt liegt in einem romantiſchen Bergkeſſel, deſſen ſüdliche Umwallung die Menina-Planina hart an der Grenze Krains bildet; ihre höchſte Kuppe der Guri verch (hoher Berg) gilt mit Recht als einer der herrlichſten Ausſichtspuncte des Landes und gewährt den vollen Ueberblick der Sulzbacher Rieſengruppe. Bemerkenswerth iſt hier das Vorkommen der Viper (im windiſchen Gád) und des Rohrwolfes im Mittelgebirge.

Oberburg, ehemals Kloſter, ſeit 1461 Dotationsherrſchaft des von Friedrich V. geſtifteten Bisthums Laibach, hat eine ausgezeichnet ſchöne im J. 1761 vollendete Kirche mit namhaften Fresken und Altarblättern, darunter Werke vom Kremſer-Schmidt. An der Außenſeite fällt der Grabſtein Hans Kazianer's auf, die die Füße des Ritterbildes umringelnden Schlangen tragen runde Mützen und Schnurbärte, eine Polemik gegen die Croaten.

Viel näher an Cilli und zu Wagen in zwei Stunden leicht zu erreichen iſt der Curort **Neuhaus**, unter dem Namen Toplitza längſt bekannt; ſein Beſtehen iſt urkundlich ſchon im J. 1582 nachgewieſen, im J. 1608 bot die ſteiermärkiſche Landſchaft der Eigenthümerin Roſine von Saurau, geborne von Neuhaus 600 Gulden zur Erbauung eines „Loſaments“ für die Herren und Landleute, die das Wildpadt beſuchen wollten, es kam jedoch erſt im J. 1612 mit dem Aufwand von 1600 Gulden zu Stande. Allmähliche Verbeſſerungen traten ein unter dem Beſitze der Familie Gailſchnigg (1624) nachmals von Schlangenburg, die wichtigſten unter Franz Freiherrn von Dienersberg und dem dermaligen Eigenthümer Johann Grafen von Hoyos.

Die ſehr mächtige, kryſtallhelle, aber vor dem Anbruche von Gewittern ſich trübende, etwas alkaliſche Quelle von 28 R. Wärme, iſt, was Beachtung verdient, von den Landleuten im weiten Umkreiſe ſeit Jahrhunderten außerordentlich geſchätzt, und es mußte von Alters her für die Beſucher aus dieſer Claſſe Vorſorge getroffen werden; in den höheren Ständen hat ſie, wiewohl die Zahl der ihnen angehörigen Gäſte durchſchnittlich im Jahre 500 beträgt, noch viel zu wenig Anerkennung gefunden. An Eleganz der Einrichtung ſteht der Curort andern allerdings nach, aber Neuhaus iſt, wie die vom Prof. Dr. Hruſchauer vorgenommene Analyſe beſtätigt, das Gaſtein der Frauen zu nennen, die ſtets zwei Drittheile der Beſucher ausmachen, bei minder raſcher aber deſto nachhaltigerer Wirkung erkräftigt und verjüngt es, und dieſe von den erprobteſten Fachmännern einhellig behauptete Thatſache ſichert ihm eine bedeutende Zukunft. Vor Kurzem erſt erklärte Ritter von Brenner, der Badearzt Iſchl's, des jetzt zumeiſt gefeierten Curortes im Kaiſerſtaate, er würde, wäre ihm nicht dort ein ausgebreitetes Feld des Wirkens angewieſen, ſich die gewiß lohnende Aufgabe ſtellen, Neuhaus zu dem zu machen, was es zu ſein verdient.

Beſonders heilkräftig haben ſich die Thermen bei Gicht, veralteten Rheumatiſmen und Hämorrhoidal-Leiden erwieſen, auch bei verwundeten Kriegern, die ſich nach den Feldzügen 1813 und 1814 ſehr zahlreich einfanden, bewährten ſie ihre ſegensreiche Wirkung. Die Curliſten zeigen manchen berühmten Namen, wir nennen unter den Beſuchern in früherer Zeit nur den Grafen St. Leu, den Vater Napoleons III., den Mann, der die ſeltene Charaktergröße beſaß, den ſchlichten Privatſtand gegen einen Thron einzutauſchen, auf dem es ihm nicht vergönnt war, ohne Hemmniß für das Wohl des ihm anvertrauten Landes zu wirken.

Die unmittelbare Umgebung des Curorts trägt den Typus friedlicher, anſpruchsloſer Ländlichkeit, das Thal, das der Teplitzbach durchrieſelt, iſt fruchtbar und lieblich. Als Zielpunct kürzerer Ausflüge dienen die Schlöſſer Lemberg, Neuhaus und Guteneck, die Schlangenburg, eine hochgelegene Ruine neueren Styls, unbewohnt ſeit dem im Jahre 1772 erfolgten Einſturz des größeren Theils der Gebäude, der Pfarrort Doberna, Neukirchen, der Markt Hohenegg. Wer aber die Gegend im weiten Umkreiſe durchſtreichen will, findet Großartiges, wie die ſchauerliche vom Hudina-Bach durchſtrömte Schlucht auf dem Wege nach Weitenſtein, das mit ſeinen beiden in Trümmern liegenden Burgen, deren größere ſchon im Jahre 1201 durch Erdbeben zerſtört wurde, und den maleriſchen Bergen im Hintergrunde ſich zur Landſchaft erſten Ranges geſtaltet. Im Weſten erhebt ſich der kahle, ſteinige Koſiak faſt bis zur Alpenregion, eine ſeiner Kuppen ſchmückt die Kirche St. Jodok mit wundervoller Ausſicht, ihm zu Füßen dehnt ſich jenſeits das Schallthal, nächſt Schönſtein ſich dem Santhale verbindend, beherrſcht von der wohlerhaltenen, und recht wohnlichen Veſte Wöllau (Veligrad, Hochburg). Der gleichnamige Marktflecken Velensky Terg, kaum mehr als 30 Häuſer zählend, iſt einer der kleinſten im Lande. In der Nähe die Ruinen des Doppelſchloſſes Schallek, eigentlich Thurn, ſo benannt von dem maſſiven dreieckigen Baue, deſſen Dimenſionen die Zeit durch Zerſtörung des äußeren Mauerwerks erſt recht anſchaulich gemacht hat, faſt gegenüber auf bewaldeter Höhe die ſpärlichen Reſte von Widerdrieß. Das Sehenswertheſte jedoch und mit Recht zu bedeutendem Rufe gelangt, iſt die Huda Lukna (Böſes Loch), ein Felſenpaß, die der höchſtwichtigen Verbindung zwiſchen dem Schallthale, Windiſchgrätz, dann über Puchenſtein mit Kärnthen nächſt Unterdrauburg den Namen verliehen hat. Der Punct, auf dem die Natur Alles, was ihr an Ergreifendem zu Gebote ſteht, vereinte, hohe, ſteil anſtrebende Felſenwände, ein großes, in ihren Verzweigungen noch nicht ganz durchforſchte Höhle, die Donner eines in die Kluft herabſtürzenden Kataraktes, hat man ſinnig mit dem Bruſtbilde des erhabenen Prinzen geſchmückt, deſſen kräftigem, ausdauerndem Wirken Steiermark auch die unſchätzbare Wohlthat dieſer kühnen Straßenanlage verdankt, Sr. kaiſ. Hoheit des durchlauchtigſten Erzherzogs Johann.

Auch in die öſtliche Gegend müſſen wir einen Blick werfen, dort finden wir zwei Stunden von Neuhaus ſchon in der Nähe des durch den Vinarier, eines der köſtlichſten aller Rothweine berühmten Gonowitz, die umfangreichen Trümmer einer Abtey, zwar nicht ſo reich an gothiſchem Schmuck, als jene England's, aber doch von großartigem, erſchütternden Eindruck; wild zerklüftete, zum Theil umgeſtürzte Mauern, von Epheu und Geſtripp überkleidet, lange Reihen wüſter Zellen, ein großes all ſeiner einſtigen Zierden beraubtes Gotteshaus, dem die morſchen Pfeiler den Dienſt verſagen, geborſtene Gruftgewölbe, deren Bewohner man anderwärts gebettet hat, das iſt es, was von Steiermarks älteſter und reichſter Karthauſe Seiz noch erübrigt. Sie mahnt uns unwillkührlich an des Sehers Jeremias ergreifende Schilderungen, ſie iſt die Stätte der Trauer, die grauenerregende Trophäe des Todes, der nicht dem Menſchen allein, auch ſeinen Werken gewiß iſt. Die Stiftung fällt in das Jahr 1151, zwei Jahre nach der Rückkehr des Markgrafen Ottakar's V. aus dem heiligen Lande. Der fromme Fürſt, — ſo melden die Chroniken — bei Verfolgung einer blendend weißen Hirſchkuh von ſeinem Gefolge getrennt und tief in die unwegſamen Schluchten der Forſte um Gonowitz verlockt, verfiel, als plötzlich das Wild ſpurlos verſchwunden war, von des Weidwerks Mühen ermattet, in tiefen Schlummer. Im Traume erſchien ihm Johann der Täufer im weißen Kleide und ermahnte ihn, an dieſer Stelle des Waldes ein Kloſter zu gründen für Mönche, die Gewänder der gleichen Farbe trügen. Auf die Frage, wo er dieſe finden könne, verwies ihn der Heilige an die Brüderſchaft der großen Karthauſe im Delphinate (bei Grenoble). Den Markgrafen erweckte die heranbrauſende Jagd, und plötzlich barg ſich ein von den Hunden verfolgter Haſe Schutz ſuchend in ſeinem Schoße. Nun war auch der Name gefunden. Ottokar nannte das Kloſter Seiz (im Sloveniſchen: Haſe). Der Bau mag mehrere Jahre in Anſpruch genommen haben, denn erſt 1160 bezogen die Mönche unter ihrem erſten Abte Bere[illegible]nd, aus britiſchem Königsſtamme, das Kloſter, das bis 1781 fortbeſtand. Seither verfielen, ihrem Schickſale überlaſſen, die weitläufigen Gebäude; als 1786 eine Feuersbrunſt den Markt Gonowitz verwüſtet hatte, wurde den Bewohnern desſelben geſtattet, hier das Material zum Wiederaufbau ihrer Häuſer zu holen, 1827 übertrug man aus der Gruft der den Einſturz drohenden Kirche die Reſte des Stifters, ſeiner Gemahlin, der durch Frömmigkeit und Regententugend ausgezeichneten Kunigunde von Vohberg, und Ottokar's VI., des letzten Sproſſen aus dem uralten Stamme der Traungauer, nach dem Stifte Rein. Als dies geſchah, hatte die Carthauſe, trotz ihrer Verfallenheit, doch noch ſo viel Form und Geſtalt, daß man, bei etwas lebhafter Phantaſie noch einen Begriff von ihrem ehemaligen Charakter ſich machen und aus ihren kargen Reſten ein Bild von dem ſich zuſammenſetzen konnte, was ſie einſt geweſen ſein und bedeutet haben mochte. Die ſeither raſtlos fortſchreitende Zerſtörung wird dem Wanderer nun bald den letzten Anhaltspunct für ſolche romantiſche Träumereien genommen haben und wohl kaum mehr einen Eindruck gewinnen laſſen, wie er bei einem früheren Beſuche dieſer heiligen Einöde, in der, mit dem Dichter ſelbſt zu ſprechen, „die Einſamkeit vor ſich ſelbſt erſchrickt“, in folgenden Worten ſich kund gab:

Im Sanct Johannesthale, von Bergen eng umſchmiegt,
Wo ſtand einſt die Carthauſe, die jetzt in Trümmern liegt;
Da war den ernſten Mönchen das Schweigen einſt ſo lieb,
Die Mönche ſind geſtorben, das Schweigen aber blieb.

Der Kreuzgang iſt zerfallen, verſunken iſt die Gruft,
Durch ausgebroch'ne Scheiben weht kühle Moderluft,
Und wo bei heil'gen Chören oft Tag und Nacht ſich ſchied,
Singt jetzt zum finſt'ren Werke Zerſtörung nur ihr Lied.

Verödet ſteht die Kirche, von Betern längſt verwaiſt,
Doch der nicht ausgewandert, iſt — des Gebetes Geiſt;
Und an des Altars Stelle, durch's Fenſter hoch und ſchmal,
Fällt, wie ein Thau vom Himmel, der Morgenſonnenſtrahl.

In einſamer Capelle ſteht deckellos der Sarg,
Der einſt die heil'gen Reſte der frommen Stifter barg;
Nicht überſiedelt ſcheinen ſie in ein zweites Grab,
Es iſt als ſäh'n erſtanden ſie ſchon von dort herab.

Wohl treibt in finſt'ren Nächten, wenn Alles ſtill und ſtumm,
Sich manch' ein Abenteurer im Steingeröll herum,
Verſucht's mit Ruth' und Spaten, beſchwört und gräbt und keucht,
Bis ein unheimlich' Rauſchen entgeiſternd ihn verſcheucht.

Und näher rauſcht's wie Waſſer, wenn ſich's am Felſen bricht,
Die hohen Kirchenfenſter färbt mattes Kerzenlicht;
Von hohlen Männerſtimmen ertönt ein ernſter Chor,
Dann wird es ſtill, dann wallt es in weißem Zug hervor.

Das ſind wohl die Carthäuſer im wallenden Talar,
Mit frommgekreuzten Händen, mit lock'gem Silberhaar,
Voran mit Stab und Inful der greiſe Beremund,
Ihm folgt ein langer Reigen, Anthelmus ſchließt die Rund',

Und auf den Boden ſinken die Leidensbrüder hin,
Und weinen heiße Thränen wie recht aus bangem Sinn,
Die Thränen aber gelten den Trümmern, die ſie ſchau'n,
Dem wuchernden Ruine, dem wüſten Modergrau'n.

Das Haus wo ſie gewandelt, geduldet und gefleht,
Wo ſie ſich ſelbſt gefunden im Anſchau'n und Gebet,
Das Haus, von dem der Enkel nicht finden wird die Spur,
Sie möchten's gern noch halten und haben Thränen nur.

Doch wie mich dünkt, ſo fruchten die heißen Thränen doch,
Man ſieht ſie alle Morgen ſo hell wie Perlen noch,
Sie ſind's, was gleich dem Thaue des Epheu's Wurzeln tränkt,
Und ſeinen tauſend Armen ſolch' üppig' Leben ſchenkt.

Da wankt er dann und klammert, erquickt von ſolchem Naß,
Um Wand und Sims und Fenſter ſich ſtark, ohn' Unterlaß,
Und wie die Zeit auch rüttle, er trotzt ihr, hält noch feſt,
Und friſtet der Carthauſe den kargen Lebensreſt.

# III. Cilli-Laibach.

Bei der Fortſetzung der im Juni 1846 vollendeten Strecke der ſüdlichen Staatsbahn vom Endpuncte Cilli aus nach Laibach konnten zwei Richtungen gewählt werden, jene in der Parallele mit der Trieſter Commercial-Straße mit Ueberſetzung der Waſſerſcheide San und Save bei St. Oswald, oder das untere Santhal bis Steinbrück, von da dem Laufe der Save entgegen bis zu ihrer Vereinigung mit der Laibach, auf welchem Puncte die Ebene beginnt, und von dem aus die Hauptſtadt Krain's in beiläufig zwei Wegſtunden erreicht iſt. Beide Linien wurden lange und ſorgfältig unterſucht; die erſtere hätte den Vortheil geringerer Länge (10 Meilen) und verhältnißmäßig weniger Curven geboten, jedoch einen Tunnel von faſt 2000 Klaftern und Steigungen von 1:80, ja an einigen Stellen von 1:50 erfordert, während die Ausdehnung der letztern $11^{3}/_{4}$ Meilen beträgt, und im Weſentlichen der vielfach gekrümmte Lauf der San und Save verfolgt werden mußte, wogegen hier keine größere Steigung als jene von 1:350 vorkam.

Nicht allein dieſes günſtige Niveau-Verhältniß gab den Ausſchlag zu Gunſten dieſer Richtung, in welcher, beſonders wegen des engen Défilés des Savethals der Schwierigkeiten nicht wenige zu beſiegen waren; es wurde vor Allem die Wichtigkeit Steinbrück's in Betracht gezogen, bis wohin, die Save aufwärts, ein im Jahresdurchſchnitte eine Million Centner betragender Waarenverkehr ſtattfindet. Mit Gewißheit war vorauszuſehen, daß die Eiſenbahn ihn ſowohl für die weitere Verfrachtung nach Norden, als für die Strecke von hier bis Laibach an ſich ziehen werde, denn die Bergfahrt auf der Save von Steinbrück an zählt, obſchon ſie erſt vor Kurzem aufgehört hat, unter die Dinge, an welche Niemand glauben würde, wären nicht die mühſam in den Fels gehöhlten Furchen des Treppelweges, die Reſte von Brücken und Stützmauern am rechten Ufer der Beweis, daß ſie in der That betrieben worden ſei. Unter dem Katarakt des weißen Schwalles und ähnlicher Stromſchnellen mußten die ſchmalen, hochgeſchnäbelten Saveſchiffe im buchſtäblichſten Sinne gehoben werden, und wenn die Bewohner Laibach's mit der Behauptung, ihre Stadt ſei von Jaſon gegründet, etwas zu weit gehen, ſo waren doch moderne Argonauten der kühnſten Art erforderlich, den Waſſerverkehr zwiſchen Steinbrück und Littai zu vermitteln.

Eine weit größere Wichtigkeit wird dieſe Bahnſtrecke erlangen, wenn der bereits tracirte Schienenweg nach Agram vollendet iſt, was ſich über drei Jahre nicht verzögern kann.

Zwei Factoren ſind es, die die Bahn von Cilli bis Laibach ſehr koſtſpielig machten. Die Nothwendigkeit, ihr Niveau ſo zu erhöhen, daß es von den Fluthen der San und Save, deren Waſſerſtand nicht ſelten um 20—25 Fuß ſteigt, nicht erreicht werde, dann die Maſſe der Abgrabungen, Aufdämmungen, Wand- und Stützmauern, Brücken, Durchläſſe, endlich der Felsſprengungen; letztere betrugen 205.250 Cub.-Klafter, die ſonſtigen Erdbewegungen 353.350 Cub.-Kl., an Bruchſtein-Mauerwerk 71.450 Cub.-Kl., an Quadern 1.294.470 Cub.-Fuß verwendet. Der Unterbau für eine doppelgeleiſige Bahn berechnet, koſtete einſchlüſſig der Gebäude und ſonſtigen Objecte 9.123.000 fl., der Oberbau mit einem ausgeführten Geleiſe, für den 115.000 Centner Eiſen in Verwendung kamen, 1.782.300 fl. Von dem Geſammtaufwande von 10.905.300 fl. entfallen auf die Meile 928.000 fl. Die Durchführung der Arbeiten nach dem kühnen, aber auf ſicheren Baſen beruhenden Projecte Ghega's erfolgte unter unmittelbarer Leitung des Inſpectors Fillunger im Verlaufe von nicht ganz fünf Jahren; den architektoniſchen Theil beſorgte Inſpector Löhr. Die feierliche Eröffnung der Bahn erfolgte unter den Auſpicien Sr. kaiſ. Hoheit des durchlaucht. Erzherzogs Albrecht als Stellvertreter Sr. Majeſtät des Kaiſers im Beiſein des Handels-Miniſters Freih. v. Bruck am 16. Sept. 1849.

Die Höhe Cilli's über dem Spiegel des adriatiſchen Meeres beträgt 119.6, jene Laibach's 151 Kl. Die Bahn fällt jedoch vom erſtern Puncte bis Steinbrück in der Länge von 13,300 Kl. um 19.5 Kl., ſteigt ſomit bis Laibach in der Länge von 33,700 Kl. um 51.1 Kl.; es ergiebt ſich ſomit ein ziemlich gleichmäßiges, und im Ganzen ſehr günſtiges Niveau-Verhältniß.

Ungeachtet der eigenſinnigen Krümmungen beider Flüſſe ſtellen ſich die geraden Strecken auf 26,330, die gekrümmten nur auf 20,670 Kl., was der ſorgfältigen Tracirung und dem Umſtande beizumeſſen iſt, daß in dem etwas freiere Bewegung geſtattenden Santhale viele Curven durch mehrfaches Ueberſetzen des Fluſſes vermieden wurden; Krümmungen des Halbmeſſers von 100 bis 150 Kl. kommen in der ganzen Ausdehnung nur auf 5028 Kl. Länge vor, die letzte Strecke von Salloch bis Laibach von 4280 Kl. iſt in ſchnurgerader Linie angelegt.

Die Stationen und ihre der Tarifberechnung zu Grunde gelegten Entfernungen ſind folgende:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Cilli | — | Meile | Sava | 1 | Meile |
| Markt Tüffer | 1½ | „ | Littai | 1 | „ |
| Römerbad Tüffer | 1 | „ | Kreßnitz | 1 | „ |
| Steinbrück | 1 | „ | Laaſe | 1 | „ |
| Hraſtnigg | 1 | „ | Salloch | 1 | „ |
| Trifail | ½ | „ | Laibach | 1 | „ |
| Sagor | ½ | „ | Zuſammen | 11½ | Meilen. |

Von den Bahnhöfen gehören jene zu Cilli und Steinbrück der II., der zu Laibach der I. Claſſe an. Der erſte beherrſcht von ſeiner Aufdämmung die Stadt und das obere Santhal, ſeine Lage iſt ſchön, ſeine Räumlichkeit jedoch etwas zu beſchränkt; die Station Steinbrück wird ſpäter beſprochen werden, der Bahnhof zu Laibach an Eleganz der Ausſtattung alle übrigen der Südbahn II. Section überbietend, umfaßt den Flächenraum von 30,000 □ Kl., ſein zweiſtöckiges Aufnahmsgebäude hat die Länge von 35 Kl., die Breite von 6 Kl. 5 Fuß.

Von den zahlreichen Bauten zum Schutze der Bahn gegen das Ungeſtüm beider ſie begleitenden Flüſſe, ſo wie gegen Erdabſitzungen und Felsabſturz ſind zu erwähnen jene bei Skaloje, wo allein 30,000 Kl. Geſtein hinweggeſprengt werden mußten; ungeheure Anſtrengungen waren nöthig, dem Nachdrängen der Berghalde bei der Filialkirche Maria Gratz Einhalt zu thun, an mehreren Stellen mußte dem Unterbau erſt durch maſſenhafte Verſenkung von Felsblöcken ein verläßlicher Haltpunct verſchafft werden.

Faſt alle Arten von Brücken-Conſtructionen, mit Ausnahme der hängenden, kommen auf der Strecke vor, am häufigſten jene mit Quaderpfeilern und Holzſprengwerk, zwei dieſer Art unmittelbar außer dem Cillier Bahnhofe von 62 Kl. Länge zur Ueberſetzung des Bogens der San, deſſen Scheitel die Felswand unterhalb der Ruine Ober-Cilli berührt, eine dritte 61 Kl. lange bei Tremmersfeld, die vierte nächſt Bad Tüffer, ihre Höhe über dem mittleren Waſſerſtande der San beträgt gleichmäßig 30 Fuß. Bei der letztgenannten Station findet ſich auch eine ſteinerne Brücke über den Graſchnitza-Bach mit drei Bogen, von je 30 Fuß Spannweite.

Der Glanzpunct aller Objecte iſt unſtreitig die San-Brücke bei Steinbrück, in der Länge von 46 Kl., im Halbmeſſer von 100 Kl. gekrümmt, auf dem Puncte, wo dieſer Fluß ſich in die Save mündet; ihre Bahn, von 5 Kl. Breite, liegt 48 Fuß über dem niedrigſten Stande beider Flüſſe, drei Bogen der lichten Weite von 72 Fuß verleihen ihr den Charakter claſſiſcher Gediegenheit.

Die durch die Convexität der Bahn bedingte Verjüngung der Pfeiler an der Weſtſeite hat es nöthig gemacht, jedes einzelne hier verwendete Quaderſtück mit Rückſicht auf die Curve ſorgfältig zu bearbeiten. Als würdige Propyläe dient der Brücke die Ueberſetzung der viel tiefer gelegenen Straße nach Lichtenwald und Rann aus Schmiedeiſen.

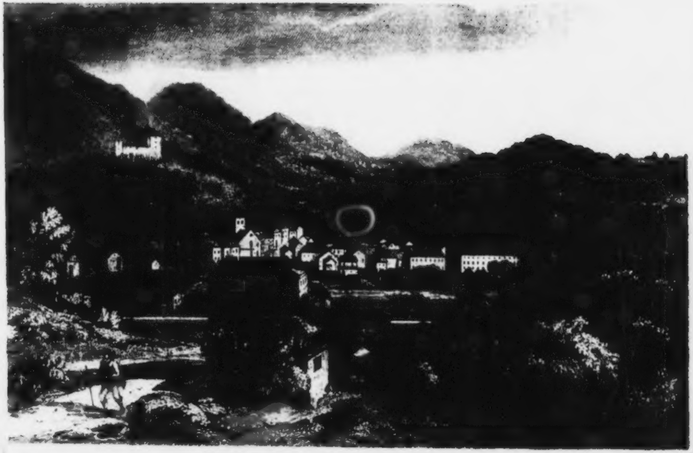
Eine Quaderbrücke mit drei Bogen von 36 Fuß Weite führt bei Hraſtnigg über die Wernitza, eine zweite, mit einem einzigen flachen Bogen von 72 Fuß Spannung, über den Mediabach bei Sagor.

Die längſte aller Brücken iſt jene bei Poganek über die Save, nach americaniſchem Syſtem, mit den Landpfeilern 100 Kl. meſſend. Von der Draubrücke bei Marburg unterſcheidet ſie ſich dadurch, daß wegen geringer Erhöhung des Schienenweges über dem Niveau der Ufer die doppelgeleiſige Bahn in der Ebene des untern Balkens der Jochfelder, ſomit innerhalb des Gitterwerks läuft. Der Bau iſt mit einer Dachung von Eiſenblech verſehen und hat in runder Summe 400,000 Gulden gekoſtet. — Die letzte Brücke mit zwei Mittelpfeilern und Holzſprengwerk, der Sprung von 15 Kl. für jedes Feld, überſetzt bei Salloch die Laibach, ein eben ſo maſſiver als dem Auge gefälliger Bau.

Von den zwei Tunnels der Strecke iſt jener bei dem weißen Schwalle zwiſchen Hraſtnigg und Trifail auf 72 Kl. in gerader Linie durch feſtes Geſtein geſprengt, der zweite, unmittelbar hinter der Pogareker Brücke, durchbricht die Anhöhe, auf welcher das gleichnamige Schloß liegt, in der Länge von 64 Kl. und der Krümmung des Halbmeſſers von 154 Kl. Die im ägyptiſchen Style gehaltenen Portale harmonieren mit dem ſoliden Quaderbau ſeiner Wölbungen.

## Markt und Bad Tüffer. Glasfabrik Liboje. Spinnfabrik Pragwald. Urwald Großnik. Steinauer'ſcher Eiſenbergbau. St. Peter. Wallfahrtskirche Svetina. Erſteigung des Doſt. Glasfabrik und Carthäuſer-Ruine Geyrach. Montpreis. Römerbad. Steinbrück. Laak. Lichtenwald. Reichenburg. Rann. Scheuern. St. Stephan.

So haben wir denn die Strecke bis an den Markt Tüffer zurückgelegt. Es iſt hier ein Stationsplatz der Eiſenbahn, und der Ort ſelbſt bietet manch' Intereſſantes, welches wir eines flüchtigen Blickes würdigen mögen. Der Markt iſt anſehnlich und belebt, er zählt über hundert Häuſer, mit mehr als ſechshundert Bewohnern. Seine Lage iſt freundlich und maleriſch. So wie die benachbarten Thermen (Teplitz) von den Römern benützt worden, und mit Recht noch heute den Namen Römerbad führen, ſo war auch erwieſenermaßen an der Stätte des jetzigen Marktes eine namhafte Römercolonie in Blüthe, aber ſelbſt ihr Name



[illegible]

ging verloren in den Stürmen, welche das Weltreich ſtürzten. Nach Jahrhunderten erſt ließen ſich hier, die Wälder lichtend, ſlaviſche Stämme nieder, und der Name, den ihre Sprache der neuen Anſiedlung verlieh, beweiſet, daß ſie auf römiſchen Ruinen erſtand, denn ſie nannten den Ort Lahsko (Ort der Wlachen, Wälſchen, Römer), und noch heute bezeichnet die windiſche Sprache Italien mit dieſer Benennung. Man will zwar wiſſen, daß die Colonie der Römer den Namen Tiberium geführt habe, aber keiner der in der Gegend aufgefundenen Römerſteine erwähnt dieſes Namens. Der Name Tüffer (Tyver in der carentaniſchen Mark), den der Ort in den Urkunden des Mittelalters führt, ſcheint zwar einen Anklang an den prätendirten Römernamen Tiberium zu tragen, aber wie geſagt, eine hiſtoriſche Begründung desſelben findet ſich nicht. Wahrſcheinlich ſchon zu den Zeiten Karl's des Großen erſtand hier die feſte Burg der Herren von Tüver. Ernſt und melancholiſch ſchauen ihre Trümmer, auf einem Vorſprunge des Homberges thronend, auf den Markt herab. Sie war bis 1675 bewohnt, wo die damaligen Beſitzer, Grafen von Wildenſtein, nach einem großen Brande das jetzige ſtattliche Neuſchloß erbauten. Die Erſteigung der Ruine, zu welcher man ſich durch ihren Anblick verlockt fühlen dürfte, bietet nichts Lohnendes. Der Verfall iſt bereits ſehr weit gediehen, und nur der Thurm trotzt noch zum Theile dem Einſturz. Auch eine runde Warte iſt noch erhalten. Im Schloßhofe ſproßt zwiſchen den geſunkenen Mauern üppiger Graswuchs und bildet eine Wieſe, die durch ihre Umgrenzung und die tiefe Stille und Einſamkeit einen ganz eigenthümlichen Eindruck macht. — Das Neuſchloß, Eigen der Grafen Vetter von der Lilien, an welche es von den Wildenſteinern überging, iſt in Pacht gegeben. Die Pfarrkirche, früher zu St. Leonhard genannt, iſt jetzt dem heiligen Martin geweiht. In den Zeitſtürmen und den heftigen Feuersbrünſten, welche im Laufe der Jahrhunderte im Markte wütheten, und denſelben theilweiſe zerſtörten, mag auch die altehrwürdige Kirche gelitten haben, doch ſteht ſie noch großentheils in ihren altdeutſchen Bauformen da, welche an das vierzehnte oder fünfzehnte Jahrhundert erinnern, obſchon in jener Zeit wahrſcheinlich nur ein Umbau oder Zubau ſtattfand, denn die Kirche ſtand ganz gewiß ſchon im zwölften Jahrhunderte. Das Innere der Kirche bietet keine beſondere Kunſtmerkwürdigkeit an Gemälden, Sculptur u. dgl., dagegen bietet deren die Außenſeite mehrere. Bis auf unſere Tage herab hat ſich in Tüffer die Sage von dem einſtigen hieſigen Beſitze des Templerordens daſelbſt erhalten. Wirklich deutet auch Manches darauf hin. Unverkennbar iſt der Kopf an dem alten Weihbrunnkeſſel nächſt dem Hauptthor der Kirche ein Baphomet. Die uralte Todtencapelle, der Karner, am Friedhofe iſt 1840 demolirt worden; mit ihr verſchwand eines der intereſſanteſten Bauwerke des Mittelalters von dieſem Boden. In ihren Grundveſten wahrſcheinlich Römerbau, war dieſe Capelle im 11. oder 12. Jahrhundert entſtanden. An der Xavercapelle liegt ein Löwe in Stein gehauen, ein Gebilde nicht ohne

Werth; dann mehrere intereſſante Grabſteine, deren ſchönſter jener des Joh. B. Valvaſor zu Thurn am Hart, Pfandinhabers der Herrſchaft Tüffer, und ſeiner Gattin Emerentia. Sie ſtarb im Jahre 1570, er 1581. Er war ein Ahne des würdigen, durch ſein herrliches Werk über Krain rühmlich verewigten Geſchichtſchreibers Joſeph Weikhart von Valvaſor, welcher ſein Vermögen den Wiſſenſchaften opfernd, 1693 in Armuth ſtarb. Sein geſchichtlich-ſtatiſtiſch-topographiſches Werk: „Ehre des Herzogthums Krain“, ſteht an Tiefe und Gründlichkeit noch jetzt unerreicht da. Sein Lohn dafür war — Dürftigkeit am Abende ſeines Lebens!

Um wieder auf ſeinen Ahn Johann zurück zu kommen, ſo iſt zu erwähnen, daß derſelbe hier in Tüffer ein Armenſpital mit einer Kirche ſtiftete. Die letztere ſtand noch 1832 und ihre Reſte wurden erſt 1833 ganz vertilgt. Der oben erwähnte Grabſtein des Stifters iſt wenigſtens erhalten und an ſeinen jetzigen Platz verſetzt worden. Es iſt ein ſchätzbares Kunſtwerk des 16. Jahrhunderts. Gleich nebenan zeigt ſich ein römiſches Basrelief, welches einen Mann darſtellt, der, an einem Baume ſtehend, ein Schwein hält.

Der Pfarrhof iſt ein uraltes, aber vielfach renovirtes, jetzt recht ſtattlich ſich darſtellendes Gebäude, an welchem ſich noch in vielen Bauformen das Zeugniß verlebter Jahrhunderte erhielt. Der Sage nach wäre hier der Templerhof geweſen, und ein Gemach des Hauſes wird noch ausdrücklich als der Capitelſaal bezeichnet. Jedenfalls wird dem Fremden der Beſuch des alterthümlichen Hauſes in Bezug auf Bau und Form desſelben, und dann auch in Bezug auf den ſchönen Blumenflor, welcher daſelbſt gepflegt wird, intereſſant ſein. Auch in dem Hauſe Kornitſchegg finden ſich derlei Blumenſchätze. Eine intereſſante Antike, einen ſchönen Bacchuskopf, ſieht man an dem Hauſe des Kaufmanns Drošen eingefügt. Ein großartiges, muſterhaft eingerichtetes induſtrielles Etabliſſement iſt die Uhlich'ſche Brauerei; die Verdienſte dieſes Mannes um die hieſige Gegend ſind von ausgezeichneter Art. Seine Brauerei verſendet ihren Porter bis Alexandrien und Calcutta, und das Wirken dieſes Mannes hat weſentlich zur Belebung der Arbeit und zu erhöhtem Wohlſtand des Marktes beigetragen.

Im Jahre 1682 ward Tüffer durch eine Feuersbrunſt großentheils in Aſche gelegt. In unſeren Tagen traf den Markt dasſelbe Unglück in der Nacht vom 28. bis 29. April 1840. Kaum zehn Häuſer entrannen der Zerſtörung durch die wüthenden Flammen. Doch iſt der Ort ſchöner als früher aus der Aſche erſtanden.

Seit Kurzem hat der Zufall auch dem Markte Tüffer einen Theil jenes Segens auffinden laſſen, der dem benachbarten Römerbad (Teplitz) ſeinen Ruhm verliehen. Schon vor länger als einem Jahrhundert hatte man bemerkt, daß unferne des Marktes, wo der Gebirgsbach Rečiča in die San mündet, an einer beſtimmten Stelle Schnee und Eis ſchmolzen, das Grün im Frühling ſich zuerſt einfand und ſogar öfters ein Dampf dort aufſtieg. In den Sand gewühlte Gruben füllten ſich mit Waſſer, das von armen Leuten mit Erfolg gegen Gliederſchmerzen als Bad gebraucht wurde. Bei dem Bau der Mühle an der Rečica ſtieß man wirklich auf heiße Quellen, welche mit unbegreiflicher Indolenz wieder verſchüttet wurden. Einige Verſtändigere, denen die Sache doch beachtenswerth ſchien, unternahmen von 1790 bis 1825 mehrere Verſuche, dieſe Quellen benützbar zu machen; 1846 geſchah dies ſogar von Seite der Badeverwaltung des Römerbades, aber ohne beſondern Erfolg. Indeſſen blieb die Stelle, wo die Quellen ſich durch den Schotter drängten, immer ein ſchlammiges Baſſin, wo gichtleidende und ſkrophulöſe Landleute badeten und Heilung fanden. Der im Jahre 1852 mit Reconſtructionsbauten an der Eiſenbahn beſchäftigte Ingenieur, Herr Rödl, griff endlich die Sache neuerdings energiſch und mit Sachkenntniß an, und es gelang ihm, den Bann zu löſen, der die Najade umfangen hielt. Er fand die Quelle auf, ließ ſie faſſen, und in ein von ihm errichtetes Badegebäude leiten. Herr Rödl hat kein Opfer und keine Koſten geſcheut, dieſes Werk auszuführen und ein Etabliſſement zu gründen, welches der größten Ermunterung würdig iſt. Die Quelle bringt 11 Fuß tief unter dem mittleren Waſſerſtande der San aus dem Kalkfels hervor. Sie iſt jetzt in einem achteckigen Baſſin von 4 Fuß im Durchmeſſer, aus Quadern gefügt und mit hydrauliſchem Cement ausgemauert, eingefangen und vor jeder fremdartigen Einwirkung geſchützt. Am Grunde hat die Quelle eine Temperatur von 30° R.; die innige Verwandtſchaft mit den Thermen des Römerbades iſt nicht zu verkennen. Der Bezirks- und Badearzt von Tüffer, Doctor Schneiderſchütz, beſtätigt die überraſchende Heilkraft der Quelle bei allgemeiner Körperſchwäche, nach überſtandenem Typhus, bei Krankheiten der Sexualorgane, chroniſchen Hautausſchlägen und Geſchwüren, in chroniſcher Gicht, Rheumatismen, Magen- und Hämorrhoidalbeſchwerden, bei Verrenkungen und Beinbrüchen u. ſ. w. Hr. Rödl errichtete zuerſt ein proviſoriſches hölzernes Badhaus, welches alsbald beſucht ward und in dem ſchon mehrere Leidende Heilung fanden. Bereits 1853 erſtand ein neues Badehaus mit einem Baſſin von 48 Fuß Länge und 30 Fuß Breite mit den nöthigen Anbauten von Gemächern. Der Zufluß der Quelle in das Baſſin geſchieht in feſten Leitungen, und die Temperatur des Waſſers im Bade ſelbſt iſt 28½° R. Es erſtand ferner auch ein Wohnhaus des Herrn Rödl, ein Gaſthaus mit Garten u. ſ. w. Für bequeme Unterkunft iſt ſowohl in dieſen Localitäten, als bei größerem Zuſpruch in den Gaſt- und Schankhäuſern des Marktes und in Privathäuſern geſorgt. Im Orte befinden ſich, wie erwähnt, Brauereien, ein Bierausſchank bei dem Uhlich'ſchen Felſenkeller, ein Kaffeehaus, und in Obertüffer noch das trefflich eingerichtete und vielbeſuchte Oſterſchegg'ſche Gaſthaus. Allerdings iſt dieſe Badeanſtalt noch in der Entſtehungsperiode, und hat mit Allem zu kämpfen, was in ſolchen Perioden zu überwinden iſt, hier noch überdieß in der Concurrenz mit der benachbarten, mit

Recht in ſo hohem Rufe ſtehenden Therme von Teplitz. Indeſſen haben ſich doch ſchon in den erſten Jahren hier 40 bis 50 Badegäſte eingefunden, an denen ſich die Heilkraft bewährt hat. In neueſter Zeit hat Herr Doctor Stein dieſes Bad an ſich gebracht.

Es iſt nicht zu verkennen, welchen wohlthätigen Einfluß das Erblühen der neuen Badeanſtalt auf den Markt und die Umgegend zu nehmen geeignet erſcheint. Eine Zeitlang hat man der neuen Badeanſtalt den Namen des „Römerbades“ beigelegt und die Station Römerbad, welchen Namen die alte Therme von Teplitz ſeit langem führte, als „Bad Tüffer“ bezeichnet. Dieß iſt neuerlichſt abgeſtellt worden und die Station Römerbad wieder in das alte Recht ihrer Benennung getreten. Schließlich bemerken wir noch, daß von den reichen Steinkohlenlagern dieſer Gegend ein Theil auch bei Tüffer ausgebeutet wird.

Ehe wir unſere Wanderung fortſetzen, müſſen wir den Blick noch an einige intereſſante Puncte der hieſigen Umgegend werfen. Wir haben auf dem Wege von Cilli hieher das Oertchen Tremersfeld paſſirt. Es liegt recht maleriſch gruppirt um ſein freundliches Kirchlein her. Hier gedeiht auch Rebenwuchs, aber die Traube liefert einen ſo ſauren Wein, daß ein altes ſteieriſches Trinklied den Genuß desſelben zu den verſchärften Todesarten zählt. Von Tremersfeld rechts ab (an der Weſtſeite der San) führt ein Weg in ein ſtilles, abgelegenes, aber an maleriſcher Schönheit nicht armes kleines Thal, in welchem eines der bedeutenderen induſtriellen Etabliſſements des Landes, die Glasfabrik von Liboje, betrieben wird. Urſprünglich eine Alaunfabrik der Herren Andree und Höfele, ward dieſelbe ſpäter in eine Glasfabrik umgeſtaltet, welche im Beſitze des Herrn Friedrich, und von ihm verſtändig und thätig betrieben, bald zu kräftigem Gedeihen erblühte, zahlreichen Arbeitern Beſchäftigung gibt und über 5000 Centner Glaswaaren, beſonders Flaſchen erzeugt. (Die Uhlich'ſche Brauerei verſendet ihre Biere zumeiſt in Flaſchen aus dieſer Fabrik.) Das Werk wird mit Steinkohlen betrieben, und beſitzt dazu eigenen Bergbau, welcher gute Glanzkohle liefert, aber meiſt nur zum Bedarfe der Fabrik ausgebeutet wird, der im Verhältniſſe zur Ausdehnung und Mächtigkeit des Lagers ſehr unbedeutend iſt. Der Complex der Fabriksgebäude mit dem Herrnhauſe u. ſ. w. gibt ein recht hübſches Bild. Von der Anhöhe ſchimmert das Kirchlein St. Agnes herab.

Von Liboje und St. Agnes führt uns eine ziemlich gute Straße in zwei Stunden über Greiß und St. Paul wieder nach einem bemerkenswerthen Induſtrie-Etabliſſement, der Spinnfabrik am Welskabach bei Pragwald. Ein Blick auf dieſe trefflich geleitete Fabrik wird dem Gewerbfreunde in vieler Beziehung lohnend ſein.

Südlich von Greiß zieht eine beſonders intereſſante Erſcheinung unſere Aufmerkſamkeit an ſich. Es iſt der Berg Goßnik, mächtig emporſteigend zur

Höhe von 3500 Fuß, dunkel beſchattet von majeſtätiſchem Urwald. Seine Erſteigung iſt mühevoll aber hochlohnend durch die überraſchend prachtvolle Ausſicht. Der herrliche Wald, der den Berg bedeckt (Buchen und Tannen), wie erwähnt, zum Theile Urwald, unberührt von der Axt, iſt auch in national-ökonomiſcher Beziehung bemerkenswerth. Er faßt namentlich über 20,000 achtzehn bis zwanzig Klafter hohe Tannen, und 4000 Stämme von dem allerrieſigſten Wuchſe, für Maſtbäume der größten Schiffe geeignet, was bei dem raſchen Erſtarken der öſterreichiſchen Marine beſonders beachtenswerth erſcheint. Die Nähe des Waldes an der San, der Eiſenbahn und der Hauptſtraßen, erleichtert den Transport dieſer Baumrieſen.

Auch der romantiſche Reiz der Sage und des Märchens mangelt dem majeſtätiſchen Forſte nicht. Die Geiſtergeſtalten der Duhvilen (Duh, Geiſt, vi, in, lis, les, Wald), einer Gattung von Elfen oder Dryaden, welche in dem Urwalde (hosta) die Rieſentannen (edle, jedle) bewohnen und jeden Frevel gegen ihre Lieblingsbäume ſtrenge rächen, gaukeln, wie der ſloveniſche Bauer verſichert, in ſeinem Schatten umher und der tiefernſte Hauch der Poeſie ſchwebt über ſeinen Wipfeln:

Zwei Jünglinge ſteh'n an des Urwald's Rain,
Die Kühle, das Rauſchen, das lockt ſie hinein;
Vom weiten der Berghirt erblickt das Paar,
Er eilt ſie zu warnen vor naher Gefahr.

„Fort! Stört nicht des Urwald's heilige Nacht,
Dort waltet der Duhvilen grauſige Macht;
Sie ſind ein empfindliches Elfengeſchlecht,
Sie ſchützen mit ſchrecklichen Waffen ihr Recht.

„Die Edeltannen ſind ihr Palaſt,
Da pflegen ſie heimlich behaglicher Raſt,
Da ſcherzen und koſen ſie unbelauſcht,
Von Blättern umliſpelt, von Wipfeln umrauſcht.

„Nur Nachts, wenn der helle Vollmond glänzt,
Und die Hügel mit duftigen Schleiern umkränzt,
Da ſchweben ſie, über die Flur voll Ruh',
Dem Grad*) an der grünen Savina**) zu.

---

*) Grad, Schloß Neu-Cilli.
**) Savina, die kleine Save, d. i. die San.

„Auf thauiger Wieſe heben ſie dann
Den leichten, geflügelten Reigen an,
Jungfräulein, ſchlank, in Gewändern wie Schnee,
Gleich weißen Schwänen auf dunklem See.

„Das ſchmiegt ſich und wiegt ſich, das ſchwingt ſich und ſchwebt,
Als wären die Blümlein der Wieſe belebt;
Doch naht ſich ein Lauſcher, wie leiſ' auch und ſcheu,
Huſch! alle, wo ſind ſie? — Zerſtoben wie Spreu.

„Nur dieſe, nur jene, vom Monde geneckt,
Des Pfades verfehlend, im Strauch ſich verſteckt,
Da ſendet der Wald ſeine Nebel aus,
Die tragen im Dämmergrau'n ſie nach Haus.

„Wohl lieblich iſt's, von der Ferne zu ſchau'n,
Den luftigen Reigen der glänzenden Frau'n;
Doch weh! wen die Neugier lockt in ihr Haus,
Sie laſſen nicht ungeſtraft ihn heraus.

„Und dreimal weh! wer frevelnd den Stahl
Zu ſenken wagt in den Stamm ihrer Wahl:
Sie führen im Irrſal ihn hin und her,
Den Rückweg trifft er wohl nimmermehr.

„Sie hageln die Aeſt' auf ihn herab,
Sie höhlen im modernden Baum ihm ein Grab,
Sie laſſen bei Blitz und bei Donnergetos
Die heimlichen Quellen des Wald's auf ihn los.

„D'rum ſtört nicht des Urwald's heilige Nacht,
Und fürchtet der Duhvilen grauſige Macht:
Sie ſind ein empfindliches Elfengeſchlecht,
Sie rächen ſtreng ihr verletztes Recht!“ —

Die Jünglinge hören's, der Eine ſpricht.
„Ich fürcht' euch, ihr ſchönen Duhvilen, nicht!
Ein Waffenloſer komm' ich zu euch,
Bewunderung zieht mich in euer Reich.

„Mit Ehrfurcht will ich die Tannen ſchau'n,
Die euch beherbergen, heilige Frau'n,
Will Kühlung ſchlürfen aus eurer Nacht,
Will Leben nur ſchöpfen aus euerer Pracht.

„Was euch begeiſtert, was euch beglückt,
Daſſelbe ja iſt's, was auch mich entzückt;
Wer Gleiches liebt, kann nicht feind ſich ſein,
D'rum rüſtig vorwärts, muthig hinein!"

Der Hirte bekreuzt ſich, der Jüngling geht,
Sein Wandergenoſſe wildtrotzig ſteht,
Eine blanke Axt in der Hand er ſchwingt,
Sein ſpottend Wort in den Wald hindringt:

„Ich fürcht' euch, ihr böſen Duhvilen, nicht!
Dies Eiſen wohl eueren Trotz auch bricht;
Hat manche Tanne ſchon hingeſtreckt,
Will ſehen, ob euer Droh'n mich erſchreckt!

„Will Mancher von euch umwerfen ihr Haus,
Und es reiſen laſſen auf's Meer hinaus;
Wenn wir euch die Wieſen für euren Reih'n,
Könnt ihr auch eueren Forſt uns leih'n!

„Grad' euch zu verſuchen komm' ich zu euch,
Ihr ſollt nicht haben ein eigenes Reich!
Und drängt ihr, Geiſter, bei Menſchen euch ein,
So müßt ihr auch dienſtbar uns Menſchen ſein!" —

Fortſtürmt der Wilde, der Hirt entflieht,
Sein ahnendes Herz ein Unheil ſieht. —
Die Sonne verſteckt ſich in Wolken bald,
Ein heimlich Geflüſter erhebt ſich im Wald;

Im Wald, der die Beiden verſchlang, wird's laut,
Dem Hirten von fern es zu hören graut;
Die Wipfel neigen ſich, Donner rollt,
Die Stämme knarren, der Waldbach grollt,

Die Nacht wächſt ſchwarz in den Forſt herein,
Blau leuchtet der Blitze flackernder Schein,
Zum Aufruhr bläſt der Sturm ſein Horn,
Das iſt wohl der Dubvilen rächender Zorn. —

Am Morgen, wie ſtill iſt's wieder umher,
Die Dubvilen zürnen wohl nimmermehr,
Denn regungslos über den Nebelflor
Tauchen die grünen Wipfel empor.

Am Saume des Waldes ein Jüngling ruht,
Ein friſches Tannenreis ſchmückt ihm den Hut;
Er hat das Erhabenſte ſtaunend erlebt,
Vor ſüßem Grau'n ihm das Herz noch bebt.

Der Waldbach allein fand noch nicht Ruh',
Eine Holzart ſchwemmt er der Wieſe zu;
Den, deſſen Hand ſie frevelnd geführt,
Hat ſtrafend der Dubvilen Zorn berührt.

Wir haben hier die bedeutendſten Puncte der weſtlichen Seite der Bahnſtrecke von Cilli bis Tüffer angedeutet. Wir gehen nun auf die öſtliche Seite (das linke Ufer der San) über, wo wir auch einige der bemerkenswertheſten Stellen für den Freund der Natur nicht übergehen dürfen. Hier nennen wir beſonders Svetina und den Doſt. Vom Markte Tüffer führt uns der Weg in einer Viertelſtunde nach Maria-Gratz. Dort ziehen die rieſigen Bauten aus Quadern, zum Schutze der Eiſenbahn geführt, eine Rieſenmauerſtrecke in der Länge von 300 Klaftern, den Blick an ſich. Maleriſch thront die Kirche Maria-Gratz auf ihrer Anhöhe nächſt der Einmündung des aus der Schlucht hervorrauſchenden Lakombelbachs in die San. Ein Stationenweg zieht den Felſenhügel hinan zur Kirche, welche in früherer Zeit wohl befeſtigt geweſen und wahrſcheinlich daher auch ihren Namen leitet (Gratz, von dem windiſchen Gradetz, Hradetz, Schloß). Die Ringmauer beſteht noch, und der feſte Thurm im Oktogon mahnt an jene Zeit. An Kunſtmerkwürdigkeiten, in Malerei, Sculptur u. ſ. w. zeigt die Kirche nichts Vortretendes. — In dem Thale fortſchreitend, an einer maleriſch gelegenen Mühle vorüber, mehrere Höhen überſteigend, gelangt man vorerſt nach Sanct Leonhard, zur Peſtzeit gerühmter Wallfahrtsort, Pfarre ſeit 1788. In der Nähe, hoch auf ſteilem Fels, die Ruinen der alten Burg Rabenſtein (Vranska Pec), einſt ſtattliches glanzerfülltes Jagdſchloß der mächtigen Cillier Grafen, jetzt trauernd im ſelten betretenen Waldesdickicht. — Noch hoch darüber ſchimmert die

Bergcapelle zur heiligen Dreifaltigkeit. Der fernere Weg zieht nun durch höchſt ſtille, einſame Waldgebirge in $2^1/_2$ Stunden nach St. Peter, wo man einem ſchönen Schnitzwerk, Bildſäule St. Peters, einen Blick widmen mag. In der Nähe das verödete Schloß Birkenſtein und St. Ruprecht, mit reichem Wein- und Weizenbau. In der Pfarrkirche ſehenswerthe Bilder von dem Krainer Maler Götzl (St. Rupert und die Empfängniß), von deſſen Hand auch die Engel am Friedhofsthore ſtammen. Seine Brüder lieferten die Hochaltarſtatuen. Im Friedhofe ein Marmorkreuz, als Denkmal eines in einem Zuſammenſtoß mit Schmugglern erſchoſſenen Finanzwächters, von ſeinen Cameraden geſetzt (1843). Von hier, an pittoresken Felspartien und dem Steinauer'ſchen Eiſenbergbau vorüber durch das heitere, obſtreiche, waldbegrenzte Lichtenthal nach St. Florian. In der 1753 von dem Grafen Gaisruk erbauten Kirche werden die trefflichen Fresken, leider von einem unbekannten (der Sage nach wälſchen) Meiſter höchlich überraſchen. Sie ſtellen Momente aus dem Leben des heiligen Florian dar, und Niemand würde in der abgelegenen Dorfkirche ſo ſchätzbare Kunſtwerke vermuthen. Die Bewohner St. Florian's treiben einen weit im Lande verbreiteten Handel mit Weingartenſtecken, welche ihnen der ſchöne Stand der Fichtenwälder liefert. Von hier geht es ſteil aufwärts zu dem Plateau, auf welchem die Kirche von Svetina nebſt der Kreuzcapelle, umgeben von einem Halbdutzend Häuſern liegen. Graf Friedrich II. von Cilli († 1454), Sohn des ſtolzen Grafen Hermann, war vermählt mit der Gräfin Eliſabeth, Tochter des Grafen Frangepan. Friedrich ward beſchuldigt, 1422 ſeine Gemahlin, welche man todt im Bette fand, ermordet zu haben, um ſich mit ſeiner Geliebten, der ſchönen Veronika von Deſſenitz, zu verheirathen. Wirklich that er dieß auch gegen den ausdrücklichen Willen ſeines Vaters und des Königs von Ungarn, welcher ſein Schwager geweſen. Friedrich ward gefangen geſetzt und ſtreng bewacht. Auch Veronika ward ergriffen, zuerſt in Wurmberg, dann in Oſterwitz eingekerkert, und endlich auf Befehl des Grafen Hermann ertränkt und in Fraßlau beerdigt, wo Graf Friedrich, als er zur Regierung gelangt war, die Leiche wieder erheben und in Gayrach beiſetzen ließ. Zur Zeit ſeiner Haft nun ſtiftete er, als Zeichen der Reue und Buße über den Mord der Eliſabeth, die Svetina-Kirche. Ihr Bau begann noch bei ſeinen Lebzeiten, aber deſſen Vollendung erfolgte erſt nach ſeinem Tode, 1489. Obſchon der Bau mehrmals Renovation erhielt und erſt noch 1823 einer ſolchen unterzogen ward, hat derſelbe doch ſeine ſchönen, altdeutſchen Formen ſo ziemlich gerettet; der ſtattliche Bau aus Quadern, die mächtigen Strebepfeiler, der kräftige, in der Baſis als Quadrat, im Verlauf nach oben als Oktogon geſtaltet, macht einen impoſanten Eindruck. Die Madonnenbildſäule, aus Stein, ein höchſt intereſſantes Werk mittelalterlicher Kunſt, ſicher älter als die Kirche und wahrſcheinlich von den Grafen von Cilli aus einer andern Kirche hieher übertragen, zeigt die Gottesmutter mit dem Kinde auf dem rechten Arm, ein Scepter in der linken Hand.

Bald war der Ruf dieſer Kirche als ein Gnadenort im ganzen Lande berühmt, und das Ziel ſteter Wallfahrten. Sie iſt es auch bis auf den heutigen Tag geblieben, und an einigen beſtimmten Feſttagen iſt der Zuſpruch frommer Pilger ſo ſtark, daß in der Häuſergruppe um die Kirche her mehrere derſelben eigens zur Unterkunft der Wallfahrer und der Geiſtlichen, welche zur Beſorgung des Gottesdienſtes und Ausſpendung der heil. Sacramente dann erſcheinen, beſtimmt ſind. Am Seitenaltare der Kirche befindet ſich auch ein gutes Bild, die heilige Anna darſtellend. In der nächſtſtehenden Heiligenkreuz-Capelle finden ſich Fresken aus der Paſſionsgeſchichte. Bemerkenswerth ſind die herrlichen alten Linden vor der Wallfahrtskirche. Ein Stündchen reicht hin, um von hier aus den 2634 Fuß hohen Doſt zu erſteigen. Das Panorama, welches ſich auf ſeinem Plateau über den größten Theil der ſüdlichen Steiermark erſchließt, iſt von bezaubernder Schönheit, und der Genuß dieſer Anſchauung entſchädigt reichlich für die nicht große Beſchwerde der Erſteigung. Im Norden fliegt der Blick über Cilli, Hoheneck u. ſ. w. bis an den mächtigen Gebirgszug des Bachers, mit ſeinen dunkeln Urwäldern. Im Weſten über das ganze Santhal, bis zu den himmelanragenden Felſenkronen der Sulzbacher Alpen, im Südoſten bis an das Uskokengebirge u. ſ. w. Ueber hundertfünfzig Schlöſſer und Kirchen, welche die Höhen nach der ſchönen ſlaviſchen Sitte krönen, überblickt hier das unbewaffnete Auge. Es iſt ein Anblick voll Reiz und Leben, den dieſer Höhenpunct bietet. Man braucht übrigens bei dieſer lohnenden Wanderung nicht denſelben Weg zurück zu kehren. Steil abwärts von Doſt führen Waldwege in einer halben Stunde hinab in die Nähe von Cilli, an die Eiſenbahn, welche uns in kürzeſter Friſt nach Tüffer befördert, von wo wir die Wanderung angetreten haben.

Der Ausflug zur einſtigen Carthauſe Gayrach bietet nicht minder Gelegenheit zu intereſſanten Anſchauungen. Auch dieſen Weg treten wir von Tüffer aus über Maria-Gratz an, wie die vorige Wanderung. Wir verfolgen ihn bis nach St. Leonhard (ſiehe oben). Von dort ſteigen wir dann abwärts an die Straße nach Gayrach. Sie führt über waldige Höhen, an Herrn Grohmann's Glasfabrik vorüber nach Gayrach (von Tüffer 2½ Stunde). Das Geſetz der Carthäuſer, in Einſamkeit und Abgeſchiedenheit zu leben, iſt auch bei Gründung dieſer Colonie im Auge behalten worden. Gayrach liegt ſo einſam, daß man noch jetzt zur Winterszeit nur mühſam dahin gelangt. Wie mag es in dieſer Waldgegend im dreizehnten Jahrhundert ausgeſehen haben? Das Jahr der Stiftung dieſer Carthauſe iſt nicht bekannt, wohl aber der Stifter, Heinrich, Biſchof von Gurk. Da nun Heinrich im Jahre 1167 den Biſchofsſtuhl beſtieg, und 1174 ſtarb, ſo muß die Gründung dieſer Carthauſe in dieſe Zeit fallen. Es war die zweite, welche in Deutſchland erſtand. Die erſte, Seitz, rief 1151 Markgraf Ottokar von Steyer in das Leben. In der tiefſten Abgeſchiedenheit der Waldnacht wurden die Brüder angeſiedelt. Die Diener des heiligen Mauritius hatten indeſſen von Anbeginn an kein beſonderes Glück in dieſer Colonie. Schon 1198 waren ſie ſo herabgekommen, daß das Kloſter an einen andern Orden übergeben war, dund erſt Herzog Leopold der Glorwürdige von Babenberg ſtellte das Kloſter wieder den Carthäuſern zu, und beſchenkte ſie ſo reichlich, daß ihr Fortbeſtehen ermöglicht war. Ihn bezeichnet daher eine bis auf unſere Tage erhalten gebliebene Inſchrift als den zweiten Stifter: „Anno 1208 a Leupoldo Duce Austriæ, Styriæque fundatum est hoc Monasterium in honorem Sancti Mauritii sociorumque ejus sub regula sancta Carthus.“ Zu beſonderer Blüte erhob ſich indeſſen dieſe Carthauſe nie, und im ſechzehnten Jahrhundert war ſie wieder ſo herabgekommen, daß der Orden abtrat, und Kirche und Kloſter 1593 an die Jeſuiten überging, welche in dieſem Beſitze bis zu ihrer Aufhebung 1775 blieben. Seitdem iſt Gayrach eine Staatsherrſchaft. Schon in den bekannten Viſcher'ſchen Abbildungen von 1681 zeigt ſich die Ordenskirche nur mehr von den Ruinen der einſtigen Carthäuſerzellen umgeben. Die letzte Spur derſelben verſchwand 1800, als das jetzige Schloß erbaut ward. Dies iſt ein ſtattliches Gebäude, welches nebſt der anſtoßenden alten Ordenskirche mit ihrem Schieferthurme ſich maleriſch darſtellt, aber durch die Einſamkeit der Gegend einen ſehr ernſten Eindruck macht. Die Kirche hat natürlich auch entſtellende Umſtaltungen erhalten, aber doch noch manches Intereſſante des altdeutſchen Baues bewahrt. An Altarblättern iſt ein Madonnenbild und ein heiliger Mauritius zu bemerken. Alle alten Grabſteine ſind verſchwunden, und nicht einmal der Platz mehr bekannt, wo die ſteiermärk'ſche Agnes Bernauer, die ſchwergeprüfte ſchöne Veronika von Deſſenitz, ihre Ruheſtätte gefunden. Nur die Sage und das Bild erzählen noch von ihr, daß Graf Friedrich, der zu Gurkfeld in Krain ſelbſtändig Hof hielt, nach dem plötzlichen Tode ſeiner Gemahlin Eliſabeth, einer Tochter des Grafen von Veglia und Modruſch, die nicht ohne Verdacht der Vergiftung ſtarb (1422), gegen ſeines Vaters Hermann und ſeines Schwagers, des Königs Siegmund, Willen die Tochter des ſchlichten Edelmannes zur Frau nahm. Die ganze Sippſchaft habe ſie daher angefeindet, namentlich Friedrich's Schweſter, die eben ſo ſtolze als unzüchtige Barbara, Sigmund's Gemahlin. Friedrich ſei um ihretwillen verklagt, aller ſeiner Schlöſſer beraubt und gefangen geſetzt, Veronika ſelbſt aber verfolgt, verhört, der Zauberei verdächtigt, zuletzt zu Oſterwitz in einer Wanne ertränkt und ihr Leichnam nach Fraßlau im Santhale zum Begräbniſſe gebracht worden. Solches geſchah am 17. October des Jahres 1428.

Veronika, Veronika,
Viel Leides dir darob geſchah,
Daß eines ſtolzen Grafen Sohn
Von dir gewonnen Minnelohn.

Nicht weil du Kräh' biſt unter Pfau'n,
Haßt dich die ſtolzeſte der Frau'n,
Sie haßt dich, weil du fromm und gut,
Indes ſie brennt von finſtrer Glut.

Sie reißt von ihres Bruders Bruſt
Dich weg mit grimmer Teufelsluſt,
Sie ſtört ihm ſeines Himmels Ruh',
Sie treibt der Höll' ihn wieder zu.

Dich aber ſcheucht ſie drohend fort,
Läßt hetzen dich von Ort zu Ort,
Bis daß du lechzend niederfällſt,
Und gern dich ihren Schergen ſtellſt.

Da bricht des Grames Thränenflut
Herein, zu beugen deinen Muth,
Sie wächſt, ſie ſchwillt, ein Bad voll Schmerz,
Sie ſchwillt und wächſt dir bis an's Herz.

Sie wächſt, bis ſie dich überkam,
Bis du erſtickt in deinem Gram;
Drum ſagt die Welt, die's nicht begreift:
Man habe dich im Bad erſäuft!

Die alte Carthauſe ſoll den Namen Gevrach von den zahlreichen Geiern erhalten haben, welche hier in den Wäldern hauſeten. Im Volksmunde wird Gevrach Swet Jurj Kloshter genannt.

Wir haben oben der Glasfabrik erwähnt, welche ihren Namen von Gevrach führt, obſchon ſie eine große Strecke von dem Thalſchluſſe, wo die Carthauſe ſtand, entfernt iſt. Dieſe Fabrik verſorgt mit ihren Erzeugniſſen zumeiſt Italien und theilweiſe auch Croatien; ſie bildet eine recht freundliche Colonie, doppelt erfreulich in der ſtillen Einſamkeit dieſes Waldthales. Mehrere Bezirksſtraßen gehen von hier aus in die benachbarten Gegenden, eine über den Leisberg nach Lichtenwald, eine zweite über Montpreis nach St. Georgen und dem Rohitſcher Sauerbrunnen, eine dritte über Tüffer nach Cilli. Ueber Rohitſch und den Markt Tüffer haben wir bereits geſprochen, über Lichtenwald werden wir unten bei den Ausflügen von Steinbrück berichten, und unſere gegenwärtigen Bemerkungen beſchließen wir, indem wir ſie mit einem Blicke auf Montpreis vervollſtändigen. — Von Gevrach führt ein ſehr reizender Weg, durch hohen, landſchaftlichen Schmuck an

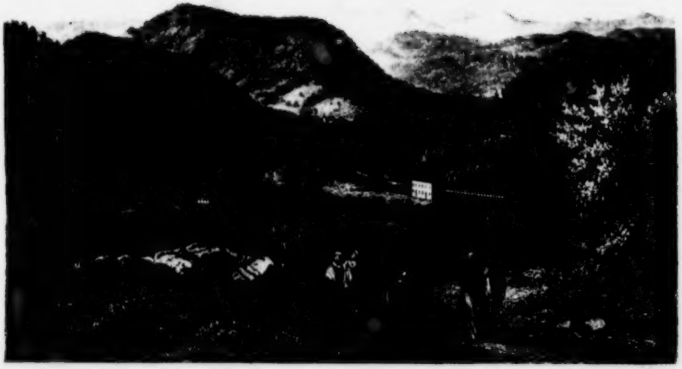
Fels- und Waldpartien verſchönt, auf guter Straße in anderthalb Stunden nach Montpreis. Der kleine Markt dieſes Namens (im Slawiſchen Planina Terg), in 40 Häuſern etwa 200 Bewohner zählend, hat außer ſeiner Pfarrkirche zu St. Margareth keine beſondere Merkwürdigkeit aufzuweiſen. Aber die majeſtätiſch gleich einem Adlerhorſt auf ihrem koloſſalen Felsblock thronende Burg gehört als Bild zu den ſchönſten des Landes. Weitaus beherrſcht die Veſte den Südoſten des Kreiſes. Vorragende hiſtoriſche Erinnerungen knüpfen ſich indeſſen nicht an dieſe Burg, welche ſchon im 13. Jahrhundert als Stammſitz des gleichnamigen Rittergeſchlechtes erſcheint, aber bereits im 14. Jahrhundert an die Grafen von Cilli, dann wechſelnd an verſchiedene Beſitzer gelangte. Die Burgcapelle zu St. Pangraz blieb bis auf unſere Tage erhalten. Der wunderbare Reiz der Lage und Umgegend iſt es, was Montpreis auszeichnet. Die umliegenden Berge ſind von den herrlichſten Buchen- und Tannenwäldern (ſtreckenweiſe noch wahrer Urwald) bedeckt. Der Thalboden ſelbſt iſt durch den Fleiß der Bewohner beſtmöglich cultivirt und die hieſige Hornviehzucht iſt im Lande gerühmt.

Nachdem wir nun auf die merkwürdigſten Puncte dieſer Landesſtrecke hingewieſen, kehren wir nach Tüffer zurück, um den Reiſenden nach dem altberühmten Römerbad (Teplitz, auch Bad Tüffer genannt) zu geleiten. — Vom Markt Tüffer zum Römerbade iſt eine kurze Stationsſtrecke der Eiſenbahn ($^3/_4$ Meilen). Die Bahn iſt auf dem linken (öſtlichen) Ufer der San geführt, am rechten (weſtlichen) Ufer zieht die Straße von Cilli her am Strome hin. In kaum einer Viertelſtunde haben wir den Weg vom Stationsplatze Tüffer zu dem Stationsplatze Römerbad zurückgelegt, wo wir wieder etwas länger verweilen. Der Stationsplatz Römerbad iſt im Baue zwar nicht großartig, aber in der Form einer der freundlichſten und geſchmackvollſten. So kurz dieſe Zeit auch iſt, ſo bietet uns die Fahrt doch überreichen Stoff zu anziehenden Beobachtungen über die großartigen Bahnbauobjecte dieſer Strecke. Wir erwähnten bereits oben der koloſſalen Schutzwälle der Bahn gegen den Strom bei Maria-Gratz und der ſchönen Brücke über den Lacombelbach. Bemerkenswerth iſt auch der große Einſchnitt bei Mödritz. Zu dieſen Wundern der Kunſt, womit ſie alle Hemmniſſe beſiegte, geſellt ſich im bunteſten Wechſel eine Suite herrlicher Naturbilder in der durcheilten Landſchaft. Von luſtiger Höhe grüßt uns das Kirchlein St. Stephan Turje, wir ſchauen die in den üppigſten Formen thronenden Waldgebirge St. Gertraud und das friedliche St. Margareth am Ufer des Stromes, die Wehren von Strenska, und erreichen in dieſem ſchönen Wechſel freundlicher Anſchauungen den Stationsplatz Römerbad. Zunächſt demſelben führt eine eben ſo ſchöne Brücke über den Strom, und nahe an derſelben haben wir bereits den Rayon des altberühmten Badeortes betreten, und ſtehen ſchon auf dem ſeiner Najade geweihten Boden.

Daß die hieſige Therme von den Römern gekannt und benützt geweſen, dafür geben unwiderleglich Zeugniß die aufgefundenen Denkſteine, der 1841 aufgefundene Canal, unverkennbar ein Römerwerk, die aufgefundenen Münzen, Anticaglien u. ſ. w. Aus der Verödung, in welche auch dieſer Theil des Landes nach dem Untergange der hohen Roma fiel, tritt dieſe Quelle erſt im 14. Jahrhundert wieder hervor. Wer ſie aufgefunden, wer ſie wieder zuerſt benützte, iſt nicht bekannt, nur eine Urkunde von 1328 hat ſich erhalten, laut welcher die Carthäuſer von Geyrach das Bad an einen ſichern Piber verpachteten. Bei dem türkiſchen Einfalle von 1529 ward von den Rennern und Brennern die ganze Gegend verheert und auch das Bad zerſtört, und es währte lange, bis es wieder in guten Stand geſetzt ward. Später erkaufte es die gräflich Wildenſtein'ſche Familie, welche viel zur Belebung der Anſtalt beitrug durch Neubauten, Einrichtungen u. ſ. w. Aber auch die Wildenſteine entäußerten ſich wieder dieſes Beſitzes, deſſen Eigenthümer mehrfach wechſelten, bis endlich der Trieſter Großhändler, Herr G. A. Uhlich das Bad ankaufte. Mit ihm iſt eine neue Aera für die Anſtalt eingetreten, und ſie hat ſeit den letzten Jahren den erfreulichſten Aufſchwung genommen.

Die Heilquellen von Tüffer (Teplitz, Römerbad) haben eine natürliche Wärme von 29° R., ſind verwandt den Bornen von Pfäffers und Gaſtein, und haben wunderbare Heilkraft erprobt in allgemeiner und örtlicher Schwäche, bei Krämpfen, Migränen, Lähmungen, Contracturen durch Metaſtaſen, chroniſchen Hautausſchlägen, Skropheln, Rhachitis, Rheumatismen, Hämorrhoidalleiden, Krankheiten des weiblichen Geſchlechtes u. ſ. w. Die drei Quellen entrauſchen dem Schoße des Berges aus Dolomitlagern, 736 Fuß über dem Meere, 120 Fuß über dem Spiegel der San, am Fuße des Waldgebirges Senoſek. Sie brechen mit einer Mächtigkeit vor, daß alle Bäder auf das reichſte und ſchnellſte dotirt werden können. Außer den Wannenbädern, den Spritz-, Sitz- und Douchebädern, werden vier große Baſſins (ſogenannte Gehbäder) benützt. Jedes hat eine andere Temperatur: das Römerbad hat 29° R. Das große, ſehr elegante Baſſin faßt 1000 Kubikfuß Waſſer und wird gewöhnlich in ¾ Stunden bis 4' 4" hoch angelaſſen. — Das Separatbad hat 28.5° R. (kann aber beliebig regulirt werden), das Communebad hat 28° R., und das Fürſtenbad 27,5° R. — Das jüngſte Baſſin (an der Stelle des alten Fürſtenſtöckels) iſt von beſonderer Eleganz, ganz mit Porcellänerde überzogen. Auch beſtehen zierliche Toilettengemächer und zwei beſondere Wannen aus Marmor vom Karſt. — Zur Aufnahme der Kurgäſte ſtehen über 120 Zimmer bereit, deren Vermehrung indeſſen immer wünſchenswerther erſcheint, da der Zuſpruch ſehr lebhaft iſt und ſich in den letzten Jahren zwiſchen 400—500 Perſonen ſtark erwies. Die Herren Badeärzte Henn und Dr. Weber haben ſich durch ihre Thätigkeit und Fürſorge in allen Zweigen der Verwaltung große Verdienſte erworben. Die Badeſaiſon beginnt in der

Bad - Pfeffer



Gegend bei Bad-Tuffer

Regel im Mai und endet im September. Die Eiſenbahn iſt beſonders geeignet dem Badeorte Gäſte zuzuführen, da die Trains von Wien nach Laibach und von Laibach nach Wien hier anhalten (auch der Eilzug), ſo daß der Weg von Wien hierher mit den gewöhnlichen Zügen in ſechzehn Stunden, mit den Eilzügen in zehn Stunden zurückgelegt wird.

Vom Stationsplatze her erreicht man in wenigen Minuten den Fuß des Gebirges, dem das Römerbad angehört. Die ganze Gegend bietet ein ungemein liebliches Bild im reichſten Wechſel. Von allen Seiten ſteigen die ſchönen Waldgebirge amphitheatraliſch und in pittoresken Formen empor und bilden viele Einſchnitte mit augenerfriſchendem Wieſengrün, mit goldſchimmernden Kornfeldern, hie und da Höfe und Weiler, überall lebhaft rieſelndes klares Quellwaſſer, und in zahlreichen Wendungen rauſcht das Alpenkind, die raſche San, mit ſmaragdgrüner Flut, wie ſie die alpengebornen Gewäſſer zeigen, ihrer Einmündung in die Save entgegen. Die Lage des Badeortes iſt beſonders günſtig. Das von allen Seiten gegen Nord geſchloſſene Thal iſt vollkommen von den kalten Strömungen des Nordwindes geſchützt, gegen Süd ſind die Gebirgsſtufen des Turjegebirges, der Gremada und des Senošek die Wächter gegen den erlahmenden Gluthhauch des Scirocco. Es ſpannt ſich daher meiſt heiter das azurne Gewölbe des Aethers über das Gebiet der Najade, milde Zephyre flattern labend über das Thal, und ſelten, und faſt nie anhaltend, ergießt Jupiter Pluvius ſeine Urne über dasſelbe. Dieſe klimatiſchen Verhältniſſe ſind von der günſtigſten Einwirkung auf jene, welche hier Stärkung oder Heilung ihrer Leiden ſuchen. Auch üben die Quellen noch ganz und ungeſchwächt ihre ſeit achtzehn Jahrhunderten bewährte Wirkung, und wie damals, als die weltbeherrſchenden Söhne Roma's an den hieſigen Thermen erneute Kraft und Geſundheit fanden, ſpenden ſie noch heute ihren Segen.

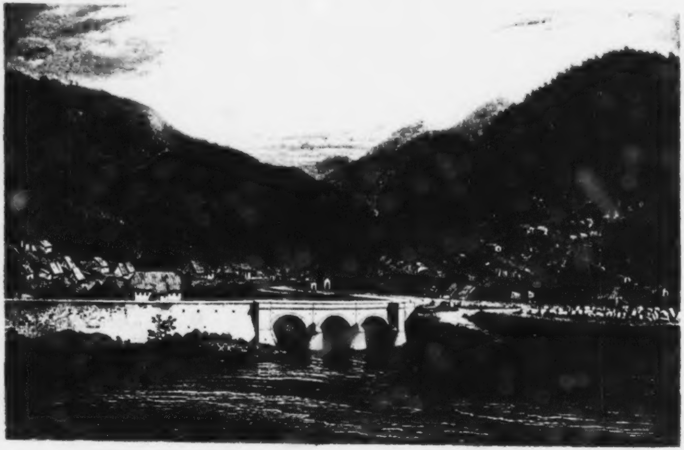
Schon der Zugang zu denſelben iſt einnehmend und heiter; von den Wirthſchaftsgebäuden und dem kleinen Gaſthauſe am Fuße des Senošek führt der Weg, ungemein freundlich, an Blumenanlagen, Springbrunnen und ſtattlichen Pappelgruppen zu dem Complex der Badegebäude empor. Wir erwähnen darunter des Hauptgebäudes, des Wohn- und Badehauſes mit Salon, Billardzimmer, Spielzimmern u. ſ. w. Im Salon gut gemalte landſchaftliche Darſtellungen von Friſch, das Portrait Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz Joſeph I., mit den von dem k. k. Hofſchauſpieler Lukas verfaßten Verſen:

Als Held den Erſten gleich,
Er hat's bewieſen,
Als Menſch an Tugend reich,
Er ſei geprieſen!

Der Salon iſt ſehr geſchmackvoll decorirt und möblirt. Es fehlt auch nicht an Zeitungslecture und an einer kleinen Bibliothek. Am Giebel des Hauſes eine Uhr. Luftige, blumengeſchmückte Gänge verbinden alle Theile des Gebäudes. In neueſter Zeit hat dasſelbe einen bedeutenden, geräumigen Zubau, den ſogenannten Hervatski Stan, erhalten.

Zunächſt des Gebäudes feſſelt der Terraſſenhügel mit ſchönen Parkwegen, ſchmucken Blumenanlagen und Maulbeerpflanzungen das Auge. Wir nennen ferner noch das 1846 nach den Plänen des um den Badeort und ſeine Verſchönerung in der Neuzeit vielverdienten Controlors, Herrn Leitermayer, an der Stelle des alten, ſogenannten Fürſtenſtöckels erbaute neue kleinere Badehaus.

Die Capelle iſt urſprünglich eine Stiftung des unvergeßlichen Cardinal-Fürſtbiſchofes zu Gurk, Altgrafen Franz Xaver von Salm-Reifferſcheid-Krautheim, deſſen Name in unſeren Alpengebieten durch ſeine Milde, Wohlthätigkeit und ſeinen Sinn für Künſte und Wiſſenſchaften ſtets auf das Ruhmvollſte erhalten bleiben wird. Er war der eifrigſte Förderer alles Nützlichen und Schönen, ein Mäcen im edelſten Sinn, einer der lebhafteſten Verehrer und Bewunderer der Schönheit der Natur, ſelbſt Kenner im Gebiete der Naturwiſſenſchaften. Er war es, der den Glockner zugängig machte und ihn zuerſt beſtieg. Der ehrwürdige Kirchenfürſt hatte hier in Tüffer das Unglück, einen gefährlichen Fall zu machen. Die Vorſehung fügte es, daß der Sturz keine weiteren Folgen hatte, und der fromme Prieſter machte zum Danke für ſeine Erhaltung das Gelübde, hier eine Capelle zu bauen. Er ſelbſt legte am 6. Juli 1817 den Grundſtein, beſchenkte ſeine Stiftung reichlich und ſchmückte ſie mit einem Meiſterwerke des talentvollen Bildhauers Propſt, einer herrlichen Gruppe der Pietà. Nicht ohne lebhaftes Intereſſe wird der Reiſende die zahlreichen Erinnerungen an die Römerwelt beſchauen, welche hier nach anderthalbtauſendjährigem Verſunkenſein in Schutt und Trümmern, tief im Schoße der Erde begraben, bei Gelegenheit der Neubauten und Umſtaltungen wieder zu Tage gefördert worden. Dahin gehören vorerſt die vier Römerſteine an dem Hauptgebäude. Drei derſelben (der dritte erſt 1841 aufgefunden) ſind dem Danke edler Römer an die Nymphe des Bodens für geſundene Geneſung entſproſſen, wie die noch erhaltenen Inſchriften zeigen. Am vierten iſt nur mehr der Name zu entziffern. Außerdem ſind bei den unternommenen verſchiedenen Neubauten (wobei man auf römiſche Grundveſten, Canäle u. dgl. ſtieß) durch Herrn Leitermayer ſehr intereſſante Münzen, Anticaglien, Schmuckſachen, Fibulae, Geräthe und Trümmer von Urnen und Gläſern aus der Römerzeit aufgefunden worden. Bemerkenswerth in Bezug auf die Sage des Urſprunges der Römercolonie, unter dem Namen Tiberium, wofür ſich bisher keinerlei hiſtoriſch nachzuweiſende Beſtätigung fand, iſt eine Kupfermünze mit einem Bruſtbilde und der Legende im Avers: Ti ⸗ ⸗ ⸗ Claudius, Caes ⸗ ⸗ Aug. ⸗ ⸗ P. ⸗ M. ⸗ tr ⸗ ⸗ P. P. P.,

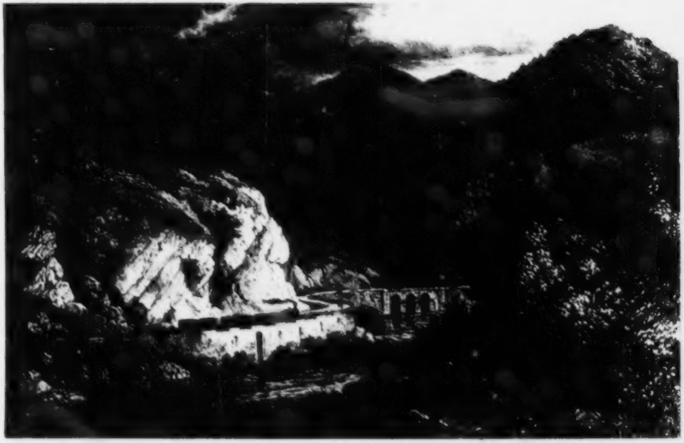


[illegible]

wo die Leſeart: Tiberius Claudius, Caesar Augustus, Pontifex Maximus u. ſ. w. ſehr nahe liegt. Bei der Anlage des Weges zu der neuen Sanbrücke nächſt dem Stationsplatze fand man römiſche Waſſerleitungsröhren, Oelkrüge, Geräthe, eine Glocke von Erz. Am Fuße des Parkes fand man bei Neubauten ein völlig erhaltenes römiſches Baſſin aus Terrazza, von ſolcher Feſtigkeit, daß man es nur mit Pulver ſprengen konnte; bei dem ſogenannten „Felſenwirth“ wurden noch in neueſter Zeit Römerziegel mit den Legionszeichen, Fibulae u. dgl. aufgefunden. Aus alle dem hat ſich ein kleines, im Badeort geſammeltes Muſeum gebildet, welches recht beachtenswerth iſt.

Es verſteht ſich, daß bei einem ſo einſichtsvollen Beſitzer, wie Hr. Uhlich, es nicht an Erhaltung der von ihm bereits vorgefundenen Anlagen, Spaziergänge, Ruheplätze und Ausſichtspuncte, ſo wie an deren Vermehrung gefehlt hat. Herr Uhlich iſt jedem Vorſchlage dieſer Art mit der größten Munificenz entgegen gekommen. Die Gartenverſchönerungen und der Blumenſchmuck, der dem Auge ſo labend und wohlgefällig iſt, ſind weſentlich berückſichtigt worden, und haben in dem Privatbeamten, Hrn. Schreiberg einen ſinnigen Cultivateur gefunden. Bereits oben habe ich der Terraſſe erwähnt und von den dortigen Maulbeerbäumen geſprochen. Die Cultur dieſes ſchönen und nützlichen Baumes hat in Tüffer beſonders Beachtung gefunden. Bereits ſind mehrere tauſend Maulbeerbäume gepflanzt und meiſt in beſtem Gedeihen. Dieſe Pflanzung hat Anſpruch auf eine Zukunft und man verſpricht ſich die erfreulichſten Reſultate in Bezug auf die Seidengewinnung. Als beſonders freundliche, theils durch maleriſche Lage, theils durch herrliche Ausſicht bemerkenswerthe Anlagen und Ruhepuncte ſind zu bezeichnen: die große Linde, mit prachtvoller Ausſicht; das Strohdach, ein Pavillon in lieblicher Abſchiedenheit; der Tiſch im Walde; das weithin die Ausſicht beherrſchende Luſthaus, am Höhenpuncte dieſes Bergrückens die Eremitage, der Amalienhügel, die Guſtavshöhe, der Babettenſitz, das Gleispach-Belvedere, mit vollem Recht ſeinen Namen tragend, weithin ſchauend über die Eiſenbahn, bis hinab gegen Steinbrück; das Orange-Rondell, das Beſitzthum zum Felſenwirth u. ſ. w. Der Waldpfad, der unter dem Namen des „Türkenweges“ (Turje-pot) bekannt iſt, wird für eine Strecke des alten Römerweges gehalten.

Da wir, in ſo ferne es mit dem Zwecke dieſes Werkes vereinbar, alle Puncte des intereſſanten Badeortes berührt haben, ſo ſetzen wir unſern Weg nach der nächſten Eiſenbahnſtation Steinbrück fort. Sie liegt am linken Ufer der San, während die Fahrſtraße parallel mit ihr am rechten Ufer geführt iſt. Dieſe Straße war in früherer Zeit von der ſchlechteſten Beſchaffenheit, hat aber ſeit 1816, und mehrfach in neuer Zeit weſentliche Verbeſſerungen erfahren. Die Herſtellung, wobei auch eine Strecke von 135 Klafter Länge in die Felſen geſprengt ward, geſchah in 116 Tagen und koſtete gegen 33,000 Gulden. Eine Marmortafel mit Inſchrift erinnert an dieſen Bau und verewigt das Verdienſt Jener, welche zu deſſen Vollendung mitgewirkt. — An der Eiſenbahnſtrecke von Römerbad bis Steinbrück finden wir wieder Gelegenheit, die Kühnheit ihres Baues zu bewundern. Stets bedroht iſt hier das ſtolze Werk der Menſchenhand von der unfeſſelbaren Kraft der Natur, aber immer bleibt der menſchliche Genius Sieger im Kampfe. Die Gegend hier trägt den charakteriſtiſchen Namen Blaſovje (zu den Erdſtürzen), und wirklich finden auch hier zumeiſt nach Regengüſſen Abſitzungen ſtatt, gegen welche ſelbſt der Gigantenbau dieſer Eiſenbahn nicht zu ſchützen vermag. Tückiſch entſendet der Berggeiſt die mächtigen Maſſen, das Gebild der Menſchenhand zu vernichten, welches ihm Trotz zu bieten ſich erkühnt. Erſt 1850 durchriſſen ſolche Erdſtürze die Bahn, welche aber alſogleich wieder hergeſtellt ward; dort rauſcht eine Cascade aus der Bergſchlucht hervor und trägt die oben gefällten Baumſtämme und Blöcke herab, mit denen die nahe Ziegelei geheizt wird, dort ſteht auch ein Meierhof, alte Berggebäude und Hütten, Erinnerungen an die Zeit, wo ſich hier fleißige Hände regten, das reiche Bleierz der nahen Berge zu ſchmelzen. Jetzt iſt dieſer Bergſegen längſt verſiegt, längſt ſchon wird hier der köſtliche Silberblick nicht mehr gewonnen; die Hütten verfallen, aber die Gegend führt noch immer den Namen: an der Bleiſchmelze, und ſtellt ſich als eine der intereſſanteſten Vignetten in der reichen Suite von Landſchaftsbildern dar, welche uns dieſe Strecke der Eiſenbahn bietet. Ihr iſt daher auch ein Platz in den Illuſtrationen derſelben eingeräumt. — Die Bauführungen zur Sicherung der Bahn ſind hier von impoſanter Größe. Eine Rieſenmauer von Quadern, 400 Klafter lang, trägt die Bahn hoch über der San. An der Mündung des Gebirgsbaches Grasniča in die San, ſetzt den Schienenweg über denſelben auf einer der ſchönſten Brücken mit drei Bogen, jeder zu 5 Klafter Spannung. Von hier bis Steinbrück iſt jede Klafter der Bahn dem Strome oder dem Gebirge abgetrotzt. Wir haben Steinbrück erreicht. Der Zwiſchenraum der Stationen Römerbad, und Steinbrück iſt 4000 Klafter (eine Meile); der Bahnhof in Steinbrück iſt einer der bedeutendſten und wichtigſten der ganzen Strecke von Cilli bis Laibach. Hier mündet die in den Dolomitkoloſſen der Sulzbacheralpen entſpringende San, nach einem Laufe von etwa 15 Meilen, einem der ſchönſten Thäler der Monarchie den Namen gebend, in die Save, welche die Grenzmark zwiſchen Steier und Illyrien bildet. Steinbrück iſt der Ausmündungspunct der Straße nach Agram, womit es in unſerer Zeit durch eine Eiſenbahn in Verbindung geſetzt werden wird. Es iſt der Hafen für das aus Croatien und dem Banat anlangende Getreide, mitten unter reichen, lebhaft betriebenen Steinkohlenlagern, kurz, Alles vereint ſich, die Wichtigkeit dieſes Punctes zu erhöhen, und dieſe Zukunft im Auge, hat man auch die Anlage des Bahnhofes auf das Großartigſte projectirt und ausgeführt. Es befindet ſich hier eine Poſtanſtalt, eine Reſtauration, ein Warteſaal, doppelte Waſſerſtationen, ein Hauptheizhaus, Remiſen für



Klausenspannung nächst der Brandmühle

[illegible]

Locomotiven, Magazine, Werkſtätten u. ſ. w. Der Ort Steinbrück iſt ganz unbedeutend, eigentlich nur eine Gruppe von ein paar kleinen Häuſern. Bis 1846 beſtand hier ein ziemlich anſehnliches Gaſthaus, welches aber im Sommer des genannten Jahres durch eine Feuersbrunſt zerſtört ward. Durch die Reſtauration am Bahnhofe iſt es mehr als erſetzt worden. Steinbrück wird ſchon in den älteſten Urkunden genannt; Herzog Leopold der Glorwürdige von Babenberg hatte hier eine Steinbrücke über die Save erbaut, welche vom Jahre 1224 bis 1445, bis zu den Tagen Kaiſers Friedrich IV., geſtanden. Noch iſt es unentſchieden, ob ſie durch die wüthenden Fluten der Save oder auf Befehl des Kaiſers in den Fehden mit den mächtigen Grafen Cilli zerſtört worden, da man durch die Zerſtörung der Brücke die ungehinderte Communication der Cillier mit ihren Vaſallen in Krain hemmte. Genug, die Brücke ward nicht wieder erbaut. Bei niederem Waſſerſtand gewahrt man noch die Trümmer des alten Baues der Steinbrücke, nach welcher der Ort noch heute den Namen trägt. Jetzt führt er ihn wieder mit Recht, denn zwei prachtvolle Steinbrücken ſind in neueſter Zeit hier erſtanden, zwar nicht über die Save, aber über die San. Bis zum Jahre 1826 mußte man hier, um in den ſüdlichſten Theil des Kreiſes, nach Lichtenwald, Reichenburg, Rann u. ſ. w. zu gelangen, bei dem Mangel einer Brücke über die San und einer Fortſetzung der Straße auf dem ſteiriſchen Boden längs der Save, welche hier die Grenze bildet, mittelſt einer Fähre über die Save ſetzen, in Krain am rechten Ufer der Save den Weg verfolgen, und konnte erſt bei Lichtenwald abermals mittelſt einer Fähre über die Save wieder auf den ſteiriſchen Boden übertreten. Dieſem Uebelſtand ward 1826 abgeholfen. Man begann den Bau einer ſehr ſchönen, feſten Brücke über die San und die Fortſetzung der Straße auf dem ſteiriſchen Ufer. Die Sanbrücke ward 1828 vollendet. Die Brücke, von Quadern aufgeführt, iſt 214 Fuß lang und ruht auf zwei Land- und vier Stromjochen. Es bilden ſich alſo fünf Bogen in einer Höhe von fünf Klaftern. An dem einen Ufer iſt eine Capelle des heiligen Johann von Nepomuk, an dem andern ein Tempelchen mit der Büſte des Erzherzogs Johann errichtet. Inſchriften an der Büſte und an der Bildſäule des heiligen Johann bezeichnen den Geiſt der Stiftung und die Jahre der Ausführung. Die Koſten der Brücke und der beiden Denkmale ſtiegen auf 33,000 fl. C. Mze. Ganz nahe an dieſer Brücke und dicht vor der Mündung der San in die Save hat ſich in neueſter Zeit ein zweiter Brückenbau über den Strom geworfen und zwar ein Bau von bewundernswerther Schönheit und Kühnheit. Ueber ihre Bogen führt die Eiſenbahn. Auch dieſe Brücke iſt von Quadern gefügt, mit drei Bogen (jeder von 12 Klafter Spannung, im Ganzen 276 Fuß lang), ein Bau der impoſanteſten Art. — Es beſteht auch hier eine Ueberfuhr nach Krain auf der Save. — Bis 1810 war hier das uralte Kirchlein zu St. Aegid, der Sage nach eine Templercapelle, erhalten. Es ward demolirt, um einem Grenzzollgebäude Platz zu machen, da nach den Abtretungen in dem Frieden von 1809 die Save Grenze zwiſchen dem öſterreichiſchen und franzöſiſchen Gebiete geworden war. Das Gebäude ward aber nie vollendet, und überdies ſchon 1814, als die illyriſchen Provinzen wieder an Oeſterreich fielen, überflüſſig geworden. Es wurde ſodann zu einem Wirthshauſe eingerichtet, welches, wie wir bereits erwähnten, 1846 abbrannte.

Ehe wir nun unſere Wanderung längs der Eiſenbahn fortſetzen, müſſen wir wieder einen Seitenblick auf mehrere Puncte der ſüdlichen Partie des Cillier Kreiſes werfen, um unſere Schilderungen zu vervollſtändigen. Wir folgen in dieſer Richtung der Straße von Steinbrück nach Lichtenwald. Etwa eine Stunde von Steinbrück entfernt liegt das Dörfchen Laak (ſlaviſch Lacka). Das hieſige herrſchaftliche Schloß hat einen ſchönen Garten, der unbedeutende Ort eine der merkwürdigſten Kirchen, der heiligen Helena geweiht. Herzog Leopold der Glorwürdige von Babenberg erbaute zu frommer Erinnerung an ſeine geliebte Mutter Helena (Tochter Königs Geyſa von Ungarn), welche im Jahre 1199 ſtarb, dieſe Kirche, welche 1208 vollendet, 1310 durch einen Zubau vergrößert wurde. Eine Inſchrift an der Chorwand verewigt das Jahr der Erbauung und den Ruhm des Erbauers. Daneben das Wappenſchild, der ſteiriſche Panther und das öſterreichiſche Wappen, der weiße Querbalken im rothen Schilde. Rechts an der Wand zeigt ſich das alte öſterreichiſche Wappenſchild mit den Lerchen (welche in neueſter Zeit als Adler erklärt werden), und links in halb erhabener Arbeit die Bildniſſe Leopold's des Glorwürdigen und ſeiner Gemahlin, der griechiſchen Kaiſertochter Theodora Komnena, mit den erklärenden Unterſchriften. Rechts vom Hochaltare das Bildniß Kaiſer Conſtantin's mit der Unterſchrift: Divus Constantinus, Imp. Divae Helenae Filius. Links ein Adler mit Scepter, Schwert und Wage und der Unterſchrift: Reddit Unicuique Secundum Opera Ejus. Außer der faſt ganz verſtümmelten Bildſäule des letzten Babenbergers, Friedrich's des Streitbaren, auf ſeinem Grabſteine im Stifte Heiligenkreuz iſt mir keine weitere Abbildung eines Babenbergers bekannt, als nur dieſe in der Kirche zu Laak. Vielleicht dürften die Abbildungen nicht gleichzeitig ſein, keinesfalls aber ſind ſie ſpäterer Zeit als dem Zubau im 14. Jahrhundert entſtammt. Sie verleihen der Kirche von Laak ein ganz eigenthümliches, hohes Intereſſe. — Wir treffen nun auf den namhaften Markt Lichtenwald, der 1855 durch eine furchtbare Feuersbrunſt ſehr gelitten. Der Weg von Laak hieher führt immer an der Save, am Fuße des 2988 Fuß hohen Leißberges hin, an welchem auch ein Römerſtein aufgefunden worden. Die Gegend iſt einſam, düſter und etwas monoton, eingeengt zwiſchen Waldgebirgen und dem Strom. Bei Lichtenwald öffnet ſich aber das Thal zu ſchöner freundlicher Weite. Hochthronend ſchimmert das Schloß Ober-Lichtenwald auf den Markt zu ſeinen Füßen herab. Der Markt zählte vor dem unheilvollen Brande 140 Häuſer mit mehr als 600 Bewohnern, deren Wohlſtand unter der einſichtsvollen und milden Herrſchaft des Gutsbeſitzers von Händel ſehr befördert ward. Die Jahrmärkte und beſonders die Viehmärkte Lichtenwald's gehören zu den beſuchteſten des Landes. — Die Entſtehung des Schloſſes Lichtenwald fällt ohne Zweifel in die Zeit Karl's des Großen. Schon 859 ſchenkte Ludwig der Deutſche, Karl's des Großen Enkel, die Veſten Lichtenwald und Rann an die Erzbiſchöfe von Salzburg. Die Burg Lichtenwald blieb Eigen des Erzſtiftes bis 1595, wo der Erzbiſchof Wolf Dietrich von Raitenau ſie an die Freiherrn v. Moskon verkaufte. Seitdem war der Beſitz wechſelnd. 1803 brachte ſie Herr J. N. Händel v. Rebenburg von den Grafen Sermage an ſich. Unter ihm erhielt das Schloß die weſentlichſten Verſchönerungen, ſo daß es jetzt zu den reizendſten Landſitzen gezählt werden darf. Eine eigenthümliche Merkwürdigkeit hier iſt der ſogenannte lutheriſche Keller. Urſprünglich eine katholiſche Capelle, im byzantiniſchen Style, von ziemlicher Größe (54 Fuß lang, 30 Fuß breit, 16 Fuß hoch), ward ſie, zu den Zeiten, als die Reformation in Steiermark ſo verbreitet worden, zum lutheriſchen Gottesdienſte eingerichtet, und nach der Gegenreformation unter Ferdinand verlaſſen, und ſpäter als Keller benützt, wozu ſie noch jetzt dient. Noch ſieht man in der Halle Grabſteine der Moskons und, freilich leider bereits ſehr zerſtörte, aber doch zum Theile noch kenntliche Fresken aus der Geſchichte des alten Bundes, und der Apoſtel. Einige Köpfe ſind zum Theile noch erhalten und laſſen die Zerſtörung dieſer einer tüchtigen Künſtlerhand entſtammenden Gebilde um ſo mehr bedauern. In der Pfarrkirche von Lichtenwald, dem heiligen Nikolaus geweiht, hat noch eine Seitencapelle ihren ſchönen altdeutſchen Bau erhalten. Im Jahre 1811 ward hier ein merkwürdiger antiquariſcher Fund gemacht. Daß auch hier Römer hauſeten, war lange erwieſen. Zwei hier ausgegrabene Römerſteine am Schloſſe eingefügt, ließen darüber keinem Zweifel Raum. Auch ein naher Berg trägt Trümmer von uraltem Bau, wahrſcheinlich von einem Caſtell; die Schutthaufen und Grundmauern heißen bei den anwohnenden Landleuten noch heute „zum Heidenhaus“ (hajdowska hisha). Dort fanden Bauern, welche nach Schnecken gruben einen römiſchen Sarkophag oder eigentlich Theile von zwei Sarkophagen mit Basreliefs. Herr v. Händel hat den Fund ſpäter an das Joanneum nach Gratz abgeliefert.

In dem ſüdöſtlichſten Winkel des Landes müſſen wir noch der Burg und des Marktes Reichenburg erwähnen. Der Ort liegt ſehr ſchön, und ernſt und hehr ſchaut die alte Veſte auf den pittoresken Markt herab, der über 500 Einwohner zählt. Die alte Pfarrkirche zu St. Peter umfaßt manches Sehenswerthe, als einen ſehr ſchönen Altar von ſchwarzem Marmor, Grabſteine der Gallenſteiner und Frabenecker aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Das Rittergeſchlecht der Herren von Reichenburg erſcheint in den Annalen des Landes bereits im 13. Jahrhundert. Sie bewohnten die hohe Burg und auch ein zweites Schloß unten im Markte. Noch lebt in der Gegend im Volksmunde die ſchaurige Sage von den feindlichen Brüdern von Reichenburg. — Sie wohnten, in tödtlichem Haß entbrannt, abgeſondert in den beiden Schlöſſern, und tödteten ſich gegenſeitig im Jahre 1434.

„Wie ſchön und edel iſt es, wenn Brüder in Eintracht wohnen!“*)
Des hat der Himmel Freude, dafür wird er ſie belohnen.

Doch weh! wenn Brüder gehen auf ganz verſchiedenen Wegen,
Das iſt der Welt ein Greuel, und ihnen ſelbſt kein Segen.

Die beiden Reichenburger, die wohnten wohl beiſammen,
Doch nicht in Fried' und Eintracht, nein, glühend von Haſſes Flammen.

Im untern Schloß der Eine, im obern Schloß der Andre,
Recht ſorgend, daß nie ſäumend der Haß hin und wieder wandre.

So lagen ſie einſt am Fenſter, der droben, der Andre drunten,
Auf beider Doppelhaken lagen die brennenden Lunten.

Sie lauerten und ſie lugten, ſich recht auf's Korn zu nehmen;
Sie hatten fürwahr, als Schützen, des Schuſſes ſich nicht zu ſchämen.

Ein Blitz — und beide fielen. Das Land vernahm's mit Grauen;
Noch kann man in Beider Schädeln die Spur der Kugeln ſchauen.

Noch ſteh'n in der Schloßcapelle die Schädel nächſt dem Altare,
Steh'n ohne Lipp' und Auge, ſteh'n ohne Haut und Haare;

Steh'n zähnefletſchend einander genüber in ſchmalem Schreine,
Und in die Augenhöhlen dem Andern ſtarrt der Eine.

Doch Mitternachts, da ruckt es, da zuckt es hinterm Gitter,
Als rüſteten ſich zum Kampfe zwei todverſchworne Ritter.

Und wenn der Morgen durch's Fenſter die erſten Strahlen ſendet,
Da ſtehen die beiden Schädel von einander abgewendet.

Einſt haßten ſich die Herzen, noch haſſen ſich die Schädel —
„Wenn Brüder in Eintracht wohnten, wie wär' es ſchön und edel!“—

---

*) Pſalm 132, 1.

Mit verſöhnendem Glanze erſcheint in der Geſchichte dieſes Hauſes der Name des biedern Reinprecht von Reichenburg. Er war einer der edelſten und tapferſten Männer ſeiner Zeit. Er war Neuſtadt's Retter in der Belagerung durch den großen Corvin. Er diente Kaiſer Friedrich IV. mit Tapferkeit und Treue, ſowohl auf dem Schlachtfelde als im Rathe, er befreite den ritterlichen König Max aus der Haft der vermeſſenen Brügger und Genter Bürger. Wir geben hier gerne eine auf den Biedermann bezügliche Stelle aus einer gleichzeitigen Chronik, welche in dem gemüthlichen Ausdruck jenes Zeitalters von ihm ſagt: „Reinprecht von Reichenburg hat viel ehrlicher, ritterlicher Thaten begangen, „und dem löbl. Hauß Oeſterreich wol gedinnt, iſt auch Landeshauptmann in „Steyr gewöſt. Er hat khain Wein getrundhen, und nur ein Son mit ſeiner „Haußfrawen erzeugt, namens Hans. Auch war er Kaiſer Friedrich's Obriſter „Feldhaubtmann in Steyer, Karnthen und Crain. Ain gar rechtlicher, redtlicher, „Sighafter, frölicher Mann gewöſt, auch nit geſchworen, ſondern ſo ihme der Zorn „begriffen, ſo hat er geſchworen bei Sanct Schinpain, u. ſ. w."

Im ſüdlichſten Winkel der Steiermark, dicht an der Grenze gegen Illyrien und Croatien liegt das Städtchen Rann (ſlaviſch Brečzc), von etwas über 700 fleißigen Einwohnern bevölkert. An der landesfürſtlichen Stadt erhebt ſich das ſtattliche gräflich Attems'ſche Schloß. Nächſt der Stadt wogt die Save vorüber, mit ihrem Flutendrang oft bedrohlich den Boden unterwaſchend, wie dies bei der alten Stadtpfarrkirche der Fall geweſen, welche dadurch dem Einſturz zugeführt ward und 1781 durch den Bau der gegenwärtigen Pfarrkirche zu St. Laurenz erſetzt werden mußte. Die hieſige Pfarre war früher als die erſte und reichſte der ganzen Diöceſe gerühmt. Jetzt iſt dies längſt nicht mehr der Fall. Viele ernſte Unfälle zogen an dieſer Stadt vorüber. Im Jahre 1475 wurden die vereinten Schaaren der Steirer, Kärnthner und Krainer hier von den Türken auf das Haupt geſchlagen, und die ganze Gegend erlitt die grauenhafteſten Zerſtörungen. Kaum hatte ſie ſich wieder etwas erholt, als im 16. Jahrhundert die windiſchen Bauern ſich in wildem Aufſtande erhoben hatten. Unter dem Rufe, ihre alten Rechte (stara brauda) wieder herzuſtellen, waren ſie, 80,000 Mann ſtark, unter dem von ihnen erwählten Bauernkaiſer Illia auch vor Rann erſchienen. Sie brannten die Stadt nieder und ſtürmten wüthend das Schloß, an deſſen Thor man noch die Säbel- und Kolbenhiebe der Raſenden erkennt. Sie verbreiteten Verderben weit in das Land hinaus; Dörfer, Schlöſſer und Klöſter wurden den Flammen übergeben, Plünderung, Mord und alle Gräuel waren entfeſſelt, und nur ein ſtarkes Heer unter den Helden Siegmund von Dietrichſtein und Georg von Herberſtein konnte endlich die Rebellen beſiegen. — In der neuern Zeit (1820—1830—1840) waren dieſe Gegenden von einer herben Plage durch die Einbrüche croatiſcher und bosniakiſcher Räuber heimgeſucht, welche in ſteter Wiederholung die wohlhabenden Bauernhöfe und Schlöſſer überfielen, und über deren Einfälle ſelbſt die arme, wehrloſe Stadt nicht ganz unbeſorgt bleiben konnte. Die dichten Wälder des Uskoken- und Sichelburgergebirges, die zahlreichen Schluchten desſelben und der leichte Uebergang über die Kulpa, dann die vielen Furthen der Save begünſtigten nur allzu ſehr die Unternehmungen der Räuber, welche meiſt in Haufen von 15—20 Mann erſchienen.

Bemerkenswerth iſt ferner in Rann das von der Gräfin Maria Juliane von Traun-Abensberg 1685 geſtiftete Franciscanerkloſter. Ferner die herrliche, von Graf Ferdinand Attems im Jahre 1800 begründete Meierei, jetzt eine der bedeutendſten im ganzen Lande. Früher beſtand hier ein Geſtüte; der Reichthum an ſchönen Weiden und Wieſen veranlaßte den Grafen zur Errichtung der Schweizerei, welche unter dieſen Verhältniſſen auf das Trefflichſte gedieh. — Auch der Rebenbau gedeiht und liefert einen hellbraunen Wein, der beſonders gerne in Oberkrain gekauft wird. Der Getreidehandel der Gegend iſt nicht unbedeutend. Auf der Anhöhe außer der Stadt, links der Straße nach Agram, fanden im ſiebenjährigen Kriege mehrere tauſend kriegsgefangene Preußen, fern vom Vaterlande, ihr Grab. Sie waren bei dem Ueberfalle bei Maren, unter General Fink, dem ſogenannten Finkenfang bei Maren, von Daun ausgeführt, in Kriegsgefangenſchaft gerathen und wurden, hierher verſetzt, von der ausbrechenden Ruhr getödtet.

Die Landbewohner dieſer Gegend ſind ein ganz eigenthümlicher Menſchenſchlag an Sitte und Tracht, beſonders auffallend erſcheint die Bekleidung der Weiber. Sie beſteht auch im Feiertagsſtaat lediglich aus einem vom Halſe bis an die Ferſen fein gefaltetem weißen Hemde mit einer ſchmalen Schürze, einem Gürtel mit Zinnſtiften beſchlagen und der landesüblichen Kopfbedeckung der Pölſcha. So erſcheint das weibliche Geſchlecht, beſonders aus den Gemeinden Rann und Dobova, und es gewährt einen wirklich abenteuerlichen Anblick, eine Schar ſolcher Frauen in ihren ſchneeweißen Hüllen gleich Geiſtergeſtalten vorübergleiten zu ſehen.

Noch ſind zu erwähnen an dieſer Seite des Landes der Marktflecken Drachenburg mit der ſehr maleriſchen Ruine des gleichnamigen Felſenſchloſſes (ſlaviſch Kozje), mit dem nahen Steinauer'ſchen Eiſenſchmelz- und Gußwerk zu Edelsbach, und der 3352 Fuß hohe Wachberg, deſſen Kuppe eine prachtvolle Fernſicht bietet. Auch iſt hier die Burg Peilenſtein und das hochthronende Attems'ſche Schloß Windiſch-Landsberg. Die düſteren Zeiten, wo in dem Nachbarlande der Halbmond drohte, ſind Gott ſei Dank vorüber, aber es erſcheint als eine wahrhaft ritterliche Erinnerung, daß gerade hier, dicht an der Grenzmark des Landes eine Burg des Landeshauptmannes als Vorhut zur Bewachung dieſer Grenzmark aufgebaut ward. — Es wird in der Gegend Eiſenbau betrieben, und die reichen Kohlenlager, die ſich in dem Süden der Steiermark ſo weit ausdehnen, ragen auch in dieſes Gebiet.

An der entgegengeſetzten (weſtlichen) Seite des Ufers der San, nächſt Steinbrück, müſſen wir noch, ehe wir aus dieſem Gebiete ſcheiden, unſern Blick nach Scheuern werfen, im Schoße eines intereſſanten, von den Bergrücken des Koritnik, des Kojnſinka, Merslitza, Baba-Malik, des Senosek und Turje-Gebirges umſchloſſenen Bergländchens gelegen, mit zahlreichen Ortſchaften, darunter Maria-Scheuern, mit einem im Lande berühmten Marienbilde und einem eben ſo verehrten Bilde der heiligen Anna; dann St. Jacob im Doll, St. Leonhard, St. Stephan u. ſ. w.

Das Land iſt fleißig bebaut (am Turje, der die Grenze gegen Krain bildet, werden, wie am Karſte, die Trichter des Berges bebaut), der Boden birgt einen reichen Schatz an Steinkohle, der noch bei Weitem nicht nach ſeiner Ergiebigkeit ausgebeutet worden. Bei St. Stephan und St. Chriſtoph wurden Römerſteine aufgefunden, und St. Jacob iſt intereſſant durch die Sage von dem Blutbade, das die Türken dort ausgeführt haben ſollen. Auf den Bergplateaux ſind zum Theile prachtvolle Ausſichten, kurz ein flüchtiger Streifzug in dieſes in vieler Beziehung beachtenswerthe Berggebiet wird lohnend erſcheinen. Nicht großartige aber freundliche, heitere Bilder grüßen dort den Wanderer, und wir ſchließen mit dieſer Andeutung unſere Winke über die Länderſtrecken längs der Bahn bis Steinbrück und ſetzen die Wanderung fort. —

## Hraſtnigg und der große Steinkohlenbau der Trieſtiner Geſellſchaft.

**Trifail. Der Tunnel am weißen Schwall. Sagor. Steinkohlenbau der Sagorer Gewerkſchaft. Littay. Der Poganegger Tunnel. Ueberblick von Krain. Ausflüge im Gebiete der Bahn von Steinbrück bis Laibach. Ratſchach. Die Stromſchnellen der Save bei Preußnik und am weißen Schwall. Der Waſſerfall von Mitolle. Erkenſtein. Gurkfeld. Thurn am Hart. Uskokengebirge. Landſtraß. Neuſtadtl. Badeort Teplitz. Die Eishöhle im Hornwalde. Burg Lueg. Die Auersperg'ſchen Berg- und Eiſenwerke zu Hof-Heſſenbrunn. Möttling. Tſchernembl. Hopfenbach. Treffen. Naſſenfuß. Klingenfels. Weichſelburg. Sittig. Wogensberg. Die Steiner Alpen. Stein. Die Kreutzer Alpe. Das Feiſtritzerthal. Die Fürſtentafel und Urſprung der Feiſtritz. Erſteigung des Grintouz. Die Päſſe nach Steiermark in dem öſtlichen Theil der Steiner Gebirgsgruppe.**

Unſere weitere Bahnfahrt führt uns von Steinbrück nach der nächſten Station Hraſtnigg, noch immer auf ſteiriſchem Boden, längs der Save hin. Das Stromthal iſt hier meiſt beengt, wenig fruchtbar; nur ſelten kann ſich das

Auge an beurbartem Boden erfreuen. Doch beſitzt die Gegend einen wichtigen Bodenſchatz in den unermeßlichen Steinkohlenlagern. Wir bemerken am Stationsplatze Hraſtnigg eine rechts (gegen Norden) ziehende Flügelbahn. Sie hat die Beſtimmung, die im Hraſtnigger Gebiete gewonnene Kohle an den Stationsplatz zu fördern. Der Bau im Hraſtnigger Kohlengebirge wird lebhaft betrieben von der ſogenannten Trieſtiner Gewerkſchaft; der Kohlenſchatz beträgt nach beiläufiger Berechnung in 74 Feldmaßen circa 456,000,000 Centner. Die Baue liefern 60 pCt. Stückkohlen, 30 pCt. Würfelkohlen und 10 pCt. Staubkohlen. Der Abſatz geſchieht an die k. k. Staats-Eiſenbahn und an die Donau-Dampfſchifffahrts-Geſellſchaft. Noch im Jahre 1849 war die Ausbeute nicht höher als auf circa 30,000 Centner geſtiegen. Seither ſind, mit Benützung kräftiger Hülfsmittel, die Ausbeuten mächtig verſtärkt, und es werden täglich an 1000 Centner gewonnen (mit aller Rückſichtnahme auf Unterbrechungen jährlich über 300,000 Centner). Das Werk Hraſtnigg wird, ſeines ſchwunghaften und höchſt rationellen Betriebes wegen, dem Freunde der Induſtrie den Beſuch ſehr lohnend erſcheinen laſſen. Die oben erwähnte Flügelbahn von dem Werke an den Stationsplatz Hraſtnigg iſt eine halbe Meile lang (2000 Klafter). Am Stationsplatz ſind geräumige Magazine zur Aufnahme der Kohlen angelegt. Ein ſehr ſchönes Bauobject der Bahn zeigt ſich uns hier an der Wernitzabrücke; ein ſtattlicher Quadernbau mit 3 Bogen zu 6 Klafter Spannung. Hier beginnen auch bereits die Felſenſprengungen, welche zur Anlegung der Bahn nöthig geworden, und welche im weiteren Verlaufe der Trace ſich immer großartiger ſteigern. Der Charakter der Gegend wird immer ernſter. Die Save rauſcht ſchon durch lauter Felſenengen, nur hie und da gewahrt man eine Mühle oder ein einſames Gehöfte. Die Felſengebilde an der Bahn und dem Strome ſteigen immer gewaltiger empor, klüftig, zerriſſen, wild und unwirthbar. So erreichen wir den Stationsplatz Trifail. Die Gemeinde Trifail (ſlawiſch Terboulle), nach der der Stationsplatz genannt iſt, die letzte in Steiermark, zählt kaum 40 Häuſer mit 150 Bewohnern. Pfarrkirche zu St. Martin. Auch hier wurden zwei ſehr ſchöne Römerſteine aufgefunden. Es wird hier lebhafter Steinkohlenbau betrieben, in Trifail und in Loke, Wade und Lakanza, ſüdweſtlich von Trifail. Die Mächtigkeit des Flötzes beträgt bis zu 20 Klafter. In der Mitte iſt die Kohle am beſten, näher gegen das Hangende und Liegende mehr unrein. Die Kohlenlager ſind ſeit länger als 50 Jahren gekannt geweſen, wurden aber früher von den Privatbeſitzern faſt gar nicht beachtet, ſo, daß noch 1818 die Ausbeute nur 400 Centner geweſen, während ſie im Jahre 1850 ſchon auf 15,000 Centner geſtiegen, und ſeither kräftig zunahm.

Ehe wir den Fuß auf den Boden des Nachbarlandes Krain ſetzen, wollen wir, wie wir es bei unſerem Uebertritt aus Oberſteier nach Unterſteier in Bezug auf das erſtere gethan haben, noch einmal über das Niveau des Bahngeleiſes uns erheben und einen flüchtigen Rückblick auf die Strecke werfen, die zuletzt von uns durchſchnitten worden iſt. Daß bald unterhalb Graz ein neues Element begann, dürfte ſelbſt dem Eiſenbahnreiſenden nicht entgangen ſein: die Cultur des Bodens, die Art und Geſtalt der Häuſer und Hütten, die Zahl und Form der Kirchlein, welche allenthalben von den Spitzen der Berge herab-, und zwiſchen den Thaleinſchnitten hervorblicken, die Tracht und Haltung der Bewohner, ja ſelbſt die Beſchaffenheit der Thiere, ihre Größe, Farbe u. ſ. w. ließen ahnen, daß man ein neues Gebiet betreten habe. Und wirklich, wenn es möglich wäre, die Scheidemarken der Nationalitäten aus der Vogelperſpective eben ſo zu unterſcheiden, wie Fluß- und Gebirgsgrenzen, ſo würde man an einer Linie, die von Weſten nach Oſten über den Rücken des Radl, Remſchnigg, Posrugg, Platſch und Kriechenberg (Kremberg) nach Radkersburg hinläuft, ziemlich genau erkennen, wo das deutſche Land aufhört, und das Land der Wenden (Slowenen) ſeinen Anfang nimmt.

Nunmehr an der Grenze dieſes letzteren angekommen, wollen wir nicht ſcheiden, ohne den Wenden der Steiermark wenigſtens ebenſo viele Aufmerkſamkeit gewidmet zu haben, wie den deutſchen Bewohnern derſelben, was immer noch wenig bleibt, da wir ja nicht zu Fuße pilgern, ſondern im geflügelten Waggon, ſomit die Menſchen, deren Geſtalten an uns vorüberſchweben, nur in flüchtigen Umriſſen auffaſſen können.

Die Wenden, urſprünglich dem großen Slawenvolk angehörig, ſind Abkömmlinge eines Stammes, der im 5. Jahrhunderte nach Chriſto von den Avaren geknechtet, dann nach Taſſilo's I., Herzogs von Baiern, Siege (595), von ihnen gegen die Deutſchen zu Hülfe gerufen, dennoch ihnen botmäßig blieb, und, mit ihnen vermiſcht, ein Geſchlecht bildete, das von ſeinen ſlawiſchen Verwandten zurückgewieſen, von ſeinen deutſchen Nachbarn nicht angenommen wurde; dadurch einer kräftigeren Wirkſamkeit auf dem Felde des Völkerkampfes entzogen, griff der Wende zum Pflug und zur Haue, trieb Feld- und Weinbau, zog aus den Höhen in die Ebenen herab, und gründete auf den Trümmern noriſcher und römiſcher Caſtelle blühende Ortſchaften, deren Urgeſchichte zum Theil noch in den jetzigen Ortsnamen fortlebt.

Der religiöſe Cult der Slowenen, ein Götterdualismus, der uns einen höchſten guten (weißen) Gott (Belibog) und ein urböſes Weſen (ſchwarzen Gott, Zherniboq) nennt, bietet in ſeinen einzelnen Perſonificirungen (Mora, Alp, Drude; Kurent, Beſchützer der Gaſtmahle und der Schwelgerei; Radegaſt, Gott der Freude und des Wohllebens; Shiva, Göttin des Lebens und der Ehe; Triglav, dreiköpfiger Beherrſcher der Erde, der Luft und des Waſſers u. m. a.) mannigſache Berührungspuncte mit der Mythologie ihrer deutſchen Nachbarn dar. Die Grundanſchauung iſt dort wie hier poetiſch; nur hat der Wende, von ſeiner Umgebung bewältigt, die ſtarre Poeſie der Gletſcher- und Hochgebirgswelt in die geſchmeidigere der Mittelgebirgs- und Thalwelt ſich überſetzt, und ihr, ſtatt der älpleriſchen Ungebundenheit und Naivetät, einen Zug von melancholiſcher Sentimentalität aufgedrückt, der bei einem, nur auf kurze Zeit, unter dem gewaltigen Samo (623), ſelbſtſtändigen Volke natürlich war. Dieſer Typus iſt dem Wenden bis auf den heutigen Tag geblieben. „Der Slowene iſt geſprächig, lebhaft und feiner als der Deutſche, gaſtfrei bis zur Verſchwendung, und nicht ohne Nationalſtolz, den eine mehr als tauſendjährige Abhängigkeit weder ausrotten noch ſchwächen konnte. Aermer, als der Deutſche, ohne ſchlechtweg arm zu ſein, iſt er weniger reinlich, als dieſer. Er hat ſcharf ausgeprägte Geſichtszüge, iſt ſchlank, aber ſehnicht, ein wohlgebauter kerniger Menſch. Sein dunkles Auge ſprüht Lebensfeuer, ſein Antlitz iſt bräunlich, aber friſch; ein gewiſſer, unbeſchreiblicher Ausdruck von Ernſt, Melancholie und Schalkheit herrſcht vor. Das weibliche Geſchlecht macht ſich durch Feinheit und blinden Gehorſam beliebt, und iſt, im Ganzen gerechnet, ſchöner, als die deutſchen Weiber. Sanfte, ſprechende Augen, mitunter wirklich griechiſche Geſichtszüge, ſind nicht ſelten.“ *) Die Tracht hat viele Eigenthümlichkeiten; der breite Hut und blaue Mantel der Männer, das weiße Kopftuch der Frauen iſt charakteriſtiſch. Die „Poganzen“ und „Budizzen“, wohlſchmeckende Kuchen, ſind nationale Leckergerichte.

Sind in Ober-Steiermark alle Abſchattungen des Lebens eines Bergvolkes vertreten, ſo finden wir im Wendenlande eine vollſtändige Vertretung aller Beſchäftigungen in Mittelhöhe und Niederung. Die Hügel der wendiſchen Mark, namentlich die Südſeite derſelben, beherrſcht die Thätigkeit des Winzers in verſchiedenen Abſtufungen, von ſymmetriſch im Quincunx gepflanzten Rebengarten an, wie die Luttenberger, Pickerer und Feiſtritzer Weinberge, letztere den König der ſteieriſchen Weine, den rheinweinähnlichen „Brandtner“, tragend, ſich darſtellen, bis herab zu dem ſtruppigen Rebengeſchlinge um Tremersfeld und Tüffer, deren Erzeugniß ſpottweiſe zum Sprüchworte dient. Die Fläche, mitunter trefflicher Weizenboden, lohnt reichlich die Mühe des Anbauers; im bunteſten Gemiſche ſtehen die Fruchtgattungen nebeneinander. Neben dem blauen Lein blüht der gelbe Rübs; ſcharfduftender Hanf, kolbiger Sirk (holcus sorgum), Hirſe, Himmelthau u. ſ. w. wuchert neben den üppigen Maisfeldern, die unter dem Schattendache ihrer reichbeblätterten Strünke dem rieſigen Kürbis, der rankenden Wicke, der ſchmackhaften Goldrübe, der Bohne, der Erbſe und mancherlei anderen Nährpflanzen gaſtlichen Raum gönnen. Dazwiſchen findet die Kartoffel nicht minder Platz; vor allem aber bietet der Buchweizen (Heiden), als zweite Frucht, mit

---

*) Vgl. »Der unteröſterreichiſche Heimatsfreund« 1. Jahrg. 1847. S. 34.

ſeiner honigreichen, weißröthlichen Blüte zur Herbſtzeit, wenn in dem benachbarten Oeſterreich alle Felder, ſchon brachgelegt, von ihrer Arbeit raſten, den lieblichſten Anblick dar. Hin und wieder ſprudeln aus dem Schoße der Erde heilkräftige Quellen empor, um deren Rand, in wohnlichen Stätten, je nach Bedürfniß, Geneſung ſuchende Menſchen aus allen Provinzen des großen Kaiſerreiches ſich verſammeln. Die Obſtzucht wird durch die Bemühungen der ſteiermärkiſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft zuſehends gefördert; die Pfirſiche von Marburg, die Wachsäpfel aus der Savegegend u. m. a. können auf jeder Fürſtentafel prangen. Das Mittelgebirge bietet ein buntes Gemiſch von Waldbäumen dar, Laubholz wechſelt mit Nadelholz ab; namentlich im Herbſte geht die Färbung der Wälder alle Nuancen durch. Die Forſte durchſchallt oft Rüdengebell und Büchſenknall. In einſamen Thälern und auf luftigen Bergſätteln überraſcht das eigenthümliche Leben und Treiben der großentheils deutſchen Glasbläſer, deren Producte mit dem vielgerühmten böhmiſchen Glaſe glücklich wetteifern. Der Bergbau wird nicht ſo großartig betrieben, wie in Oberſteier; deſſenungeachtet liefert der unerſchöpfliche Reichthum an Steinkohlen, beſonders um Cilli, der vielgefräßigen Eiſenbahn einen willkommenen Brennſtoff. Höher hinauf, wo mitunter noch Urwaldung rauſcht, hat der Holzknecht (auf dem Bachergebirge die „Bacheranzen“) vollauf zu thun. Ueber dieſe Region hinaus, wo das Gebiet der Alpenwelt beginnt, ſchließt ſich das ſloweniſche Unterſteier wieder an die deutſche Oberſteiermark an; die ſogenannte „unterſteieriſche Schweiz“ ſteht den großartigen Propyläen des Dachſteins nicht viel nach; die gleichen Anſchauungen und Empfindungen ſind nur durch den Ausdruck von einander geſchieden, den ihnen ſtammgetrennte Nationalitäten leihen. Aus dieſer ſüdweſtlichen Alpenwelt empfängt das Wendenland nur ein größeres Gewäſſer: die Sann, die, ſo beſcheiden ſie bei gewöhnlichem Waſſerſtande dahin fließt, dennoch dem Breter-, Kalk-, Wein- und Getreidehandel manches Floß in die Save trägt, die es dann weiter fördert bis an die äußerſte Grenze der europäiſchen Chriſtenheit. Hiermit dürfte das Bild der Mark, die der Slowene bewohnt, ziemlich vollſtändig entworfen ſein.

An die Beſchaffenheit des Bodens und an die Beſchäftigung der Bebauer desſelben ſchließt, wie überall, auch hier die Sage ſich als treue Begleiterin an. Mit einzelnen Kundgebungen derſelben haben wir unſere Mitreiſenden an Ort und Stelle gleich überraſcht. Eine Sammlung der ſinn- und deutungsvollſten dieſer Sagen würde manches Intereſſante darbieten. Viele, wie die Sage von den ſirenenartigen „Strigholden“ (Striges, Hexen), vom gefräßigen „Pertl“, vom grauſen „Lindwurm“ (bei Wurmberg), vom „böſen Loch“ (Huda Lukna, Hexenloch), von der „vermauerten Prinzeſſin“ (auf dem Berge Toſt bei Cilli), den „Germaden“ (Todtenhügeln, Hünengräbern, Steinhaufen), vom „verſunkenen Wagen“ (Tüchern bei Cilli), von der „Kindesmörderin“, der beim Waſchen die

Haare ausfallen, gleichſam eines für jeden Lebenskeim, deſſen Entwickelung ſie durch ihre Miſſethat unmöglich gemacht u. m. a. erinnern an Analoges in der altdeutſchen Mythologie und Sittengeſchichte. Andere, wie „St. Radegundis“ (bei Praßberg), „der Ring des Miglio“ (bei Pletrowitſch nächſt Neu-Cilli), ähnlich dem Sujet der bekannten Oper „Zampa“, die Sage vom „ſteinernen Brot“ (zu St. Heinrich am Bacher), von der „verlorenen Glocke“ (Maria Tſchriett nächſt Praßberg), von der „wandernden Glocke“ (am Donatiberge), vom „Glöcklein im Walde“ (St. Barbara bei Pettau), ja ſelbſt die humoriſtiſchen von den „verlorenen Herrgottchen“, den „Kirchenfahnen der croatiſchen Wallfahrer“ (bei Maria-Neuſtift nächſt Pettau) u. v. a. gehören der chriſtlichen Legende an. Wieder andere haben einen hiſtoriſchen Hintergrund, ſo z. B. die Sage von den „feindlichen Brüdern zu Reichenburg“, die wir ſchon kennen, von „Wilhelm von Neuhaus“ und „der Schlangenburg“, von der „Gründung der Carthauſe Seiz“, von der „Corvinuslinde“ zu Cilli, von der „ſchönen Liſinka“ und dem „Entſtehen des Edelthumes Tüchern“, vom „Jungfernſprung“, einer faſt bei allen Nationalitäten wiederkehrenden Mähre. Und ebenſo hat auch die ſloweniſche Alpenwelt wieder ihre Sagen vom „verſtiegenen Jäger“, vom „Kindesraub durch einen Lämmergeier“, vom „Bergſee“, in den man keinen Stein ſchleudern darf, um nicht ein Unwetter heraufzubeſchwören u. dgl. m., Sagen, welche, ſo ähnlich ſie denen ſein mögen, die man in anderen Gebirgsländern erzählen hört, dennoch durch einzelne Nuancen und Züge den Charakter des Volksſtammes verrathen, der ſie entweder aus ſeiner eigenen Auffaſſung des ihn umgebenden Naturlebens ſich entwickelt oder auf ſeinen Grund und Boden ſelbſtthätig übertragen hat. Aber auch dieſen Sagen allen wohnt ein poetiſcher Geiſt inne, und zwar zumeiſt ein höchſt ernſter, mitunter ſogar melancholiſcher, getragen von tiefer Religioſität und ſtiller Einkehr in ſich ſelbſt, wie ſie jedem Volke eigen iſt, das von der Epoche einer ehemaligen, wenn auch kurz andauernden, Größe nichts mehr bewahrt als eine dunkle Erinnerung in Sag' und Sang.

Ja, auch des Sanges entbehrt der Slowene nicht; im Gegentheil, er iſt vorzugsweiſe geſangliebend, nur in anderer Weiſe, als der Oberſteirer. Dieſer unterlegt der volksthümlichen Melodie den extemporirten Ausdruck ſeiner jeweiligen Empfindung als Text, jener leiht Melodie ſammt Text, wiewohl unbekümmert um letzteren, ſeiner momentanen Stimmung als Folie; dieſer wählt für jede Gelegenheit den entſprechenden Klang, jener hat nur einen Klang für alle Gelegenheiten; dieſer überſetzt ſein Leben in's Lied, jener begleitet die Wirklichkeit nur mit dem Traumleben ſeines Liedes. Daher jene Einförmigkeit des ſloweniſchen Geſanges, dem man nicht von weitem ſchon, wie dem deutſch-ſteiermärkiſchen, abmerken kann, wozu er dient, ob zur Belebung einer Hochzeitsfeier, ob zum Troſte bei einem Leichenmahle, ob emſigen Mägden zur Aneiferung in der Spinnſtube oder beim Auslöſen der Maiskolben, ob halbtrunkenen Burſchen zur Würze des ſauren Weines, ob andächtigen Wallfahrern, ob heimwehkranken Recruten u. ſ. w. Gewöhnlich iſt es ein heiliges Lied, das geſungen wird, oder ein altherkömmliches Liebeslied, wohl auch ein Lied voll hiſtoriſcher Erinnerungen, deren tieferer Sinn der Jetztwelt längſt ferne liegt; allein geſungen muß ſein: auf den Gegenſtand der Dichtung kommt es dem Singenden wenig an. Es iſt Schade, daß wir von den Volksliedern der beiden Volksſtämme, die im noriſchen Berglande traulich neben einander wohnen, noch keine umfaſſenderen Sammlungen*) beſitzen; ſie würden, als treuer Abdruck der hier amalgamirten und doch ſo verſchiedenartigen Nationalitäten, willkommenen Stoff zu intereſſanten Vergleichungen darbieten.

Als Proben des echten ſloweniſchen Volksliedes mögen hier zwei Stücke ſtehen, ein epiſches und ein lyriſches, beide im Versmaße des Urtextes, jedoch mit Beſeitigung des Reimes, möglichſt treu verdeutſcht:

### I.

### (Ribniška Jerica)

Steht das weiße Reiſnitz da,
Und in Reiſnitz iſt ein Thal,
Wo geſtohlen Jerca ward,
Fortgeſchleppt in's Türkenland.
Weizen ſchneiden ging alldort
Jerca mit den Türkinnen.

Und daneben geht ein Weg,
Gar ein ſchmaler, glatter Weg;
Und ein ſchmucker Krieger kam
Auf dem Weg, ein rechter Held,
Jedem ſchönen Mägdlein hold,
Auch dir, ſchöne Jrica.

„Möchteſt gern nach Hauſe geh'n?!“
Und ſchön' Jerca ſpricht zu ihm:

---

*) Muſterproben der deutſch-ſteiermärkiſchen Volksdichtung gab, aus dem reichen handſchriftlichen Schatze Sr. kaiſ. Hoheit des durchlauchtigſten Erzherz. Johann Baptiſt von Oeſterreich, J. G. Seidl in ſeinem Werkchen: »Almer«. Inneröſterreichiſche Volksweiſen. Wien, K. Gerold, 1850. 3 Hefte. — Für das ſloweniſch-ſteiermärkiſche Volkslied geſchah noch weniger; eine kleine Sammlung von Prof. M. Achazel in Klagenfurt wirft ſteieriſche und karntneriſche Weiſen durcheinander und bringt größtentheils Nachbildungen deutſcher Lieder und Gedichte von neueren Verfaſſern. Eine kleine Probe von »Volksliedern der ſteiermärkiſchen Wenden« gab Hr. Hyacinth v. Schulheim in der »Steiermärkiſchen Zeitſchrift«. Neue Folge. 8. Jahrg. 2. Heft 1838. S. 1—4.

„Gerne, daß ſich Gott erbarm'!"
Und auf's Rößlein wirft er ſie,
Reitet auf weiß Reifniz zu.

Nah am Fenſter ſteht die Frau,
Alſo hebt die Herrin an:
„Hoch geprieſen ſei der Herr:
Unſre Jerca kommt nach Haus!"

Jerca nahmen ſchön ſie auf,
Achteten des Kriegers nicht.

Und es wird ihm ſchwer um's Herz;
In den Garten geht er ſchnell,
Pflückt dort einen Apfel ab,
Einen Apfel friſch und roth.

Alſo hebt der Reiter an,
Haltend in der Hand die Frucht:
„Apfelbaum, o Apfelbaum,
Sei du froh und friſch zu Haus!
Als ich noch ein Knabe war,
Hab' ich ſorgſam dich gepflanzt!"

Wieder wird's ihm ſchwer um's Herz,
Thränen ſtürzen ihm vom Aug',
Und auf's Rößlein ſpringt er ſchnell,
Fliegt zurück zur Donauſtadt.

Und von Neuem hebt er an:
„Meinem Kaiſer will ich dienen,
Ewig meine Heimat meiden!"

## II.

Vögelchen, was iſt dir,
Du, mein weißes Täubchen,
Daß ſo bleich, ſo bleich wird
Dein ſonſt roſig Antlitz?

„Wie ſoll bleich nicht werden
Mein ſonſt roſig Antlitz,
Da die Menſchen wollen
Mich vom Liebſten trennen.

„Wenn vom Liebſten wollen
Mich die Menſchen trennen,
Iſt mein ganzes Leben
Leben ohne Freude.

„Wenn dann meine Thränen
Auf den Stein hin fallen,
Wird der Stein zerfallen
In zwei kleine Stücke.

„Wermuth, Wermuthpflanze,
Biſt ein bittres Kräutlein!
Dich, dich werd' ich pflücken
Und um's Herz mir legen!“

Die Bahn führt uns von Trifall über die Brücke des Grenzbaches, der von Nord nach Süd rieſelnd, ſich hier mit der Save vereint. Wir haben ſomit ein neues Land zu begrüßen, ein Land, das bisher dem ſchnaubenden Flügelroſſe der Neuzeit nur erſt eine geringe Strecke zur Verfügung geſtellt hat; bald aber wird es ihm ſeinen Nacken vollends beugen und die Bahn bis hinab an's Geſtade des adriatiſchen Meeres ihm freigeben müſſen. Hier, auf einem neuen Felde, von deſſen Bezwingung für den Dienſt des Dampfes unſer Werk zuerſt Nachricht gibt, iſt in techniſcher, topographiſcher und landſchaftlicher Beziehung ſo viel zu bemerken, daß unſer poetiſcher Reiſebegleiter ſeine Einſtreuungen weiterhin für ein hors d'oeuvre hält, und freiwillig ausſcheidet, um nicht irgendwo gemahnt zu werden, daß man auf einer Route, wo die Neuheit das Auge ſo ausſchließlich in Anſpruch nimmt, für alte Sagen und Mähren vor der Hand kein Ohr habe. Beſcheiden und jeder Vordringlichkeit abhold, wie er im Vorworte ſelbſt ſich ankündigte, nimmt er daher an der Grenze ſeiner lieben, ihm unvergeßlichen Steiermark herzlich Abſchied, und begnügt ſich dem ihm ebenfalls werthgewordenen Nachbarlande als Gruß die Worte zuzurufen, die er vor einem Jahrzehent, bei Eröffnung des neuerbauten ſtändiſchen Theaters zu Laibach (am 15. October 1846), in einem Feſtſpiele der Schutzgöttin von Krain in den Mund gelegt hat:

. . . . . . . . „Mein Krain
Iſt gar ein ſeltſam räthſelhaftes Land,
Nicht ſo wie andre Länder liegt es da,
Ein aufgeſchlagnes Buch, von deſſen Blättern
Das Aug' im Flug den klaren Inhalt haſcht;
Nein, hinter unſcheinbaren Zeichen birgt
Es hohen Werth und kaum geahnten Sinn:
Begreifen muß man es, um es zu lieben.

Des Land's dreiköpf'ger Bergwardein Triglav;
Die labyrinthiſche Wochein, des Königs

Laurin berühmtem Zaubergarten gleich:
Des flüſſ'gen Silbers Born zu Idria:
Der unterirdiſche Alhambra-Dom
Von Adelsberg; der wunderbare See,
Der Angel, Flint' und Senſ' in einem Jahre
Beſchäftiget; der hohle Karſt, um deſſen
Ungaſtliches Gekliпp die Bora heult;
Die Höh', von deren Saum des Wand'rers Blick
Zum erſten Male mit Begeiſterung
Des Adriatermeeres Spiegel grüßt;
Die Felſentrichter, deren ſchwarzer Mund
Des Himmels Wäſſer unerſättlich ſchlürft;
Die grünen Wälder und der ernſte Strom,
Die raſchen Gießbäch' und die Feldungen,
Worauf mit transatlant'ſcher Ueppigkeit
Des Landmann's Troſt, der Mais, in Kolben ſchießt,
Und perlenweißes Heidekorn, noch ſelbſt
Im Spätherbſt, emſ'ge Bienen lockt und nährt, —
Wer, frag' ich, ahnt bei flücht'gem Ueberblick
So große Wunder in ſo kleinem Rahmen? —

Und wie das Land, ſo birgt auch ſein Bewohner
In ſchlichter Schale einen edlen Kern.
Zur Schau nicht trägt er ſeine Tugenden,
Sie ſitzen tief, und deßhalb um ſo feſter.
Geht hin in alle Welt und ruft wo immer
Ein krainiſch Wort, es wird ein Echo finden,
Und rieft Ihr's fern auch am Huronenſee! —

Von dieſem günſtigen Vorurtheile beſeelt, wollen wir unſere Reiſe fortſetzen, die uns bereits bis zum erſten Stationsplatze in Krain, nämlich Sagor, gebracht hat. Von Trifail bis dahin bleibt ſich die Gegend ziemlich gleich. Ein beſonders ſchönes Bauobject auf dieſer Strecke iſt die Eiſenbahnbrücke über den Mediabach, ein herrlicher, flacher Bogen von 12 Klafter Spannung; die abenteuerlichen Formen der Felſengebilde feſſeln das Auge. In lebhafter Erinnerung iſt noch bei den Bewohnern dieſer Gegenden das Erdbeben im Jahre 1852. Es richtete zwar keinen namhaften Schaden an, gewann aber eben durch die Oertlichkeit ein eigenthümliches, ſchauerliches Gepräge. Beſonders heftig wurden die Erdſtöße in Trifail empfunden. Die Häuſer ſchaukelten. Alles flüchtete ſich in das Freie, aber dort boten ſich neue Schrecken. Die furchtbar zerriſſenen Felſenmaſſen am rechten Ufer der Save bebten und krachten, einzelne Felsblöcke ſtürzten ab, und man ſah jeden Augenblick den gräßlichſten Einſtürzen entgegen. Eben als der Poſttrain dem Stationsplatze ſich näherte, krachte es wieder in den Felſen, aber der Train erreichte unverletzt den Stationsplatz, und es erfolgten keine weiteren Abſtürze. Doch hatten die Felſenwände mächtige Riſſe bekommen, und man ſah der Wiederholung der Erdſtöße mit dem größten Bangen entgegen. Es erfolgten indeſſen, Dank ſei es der Vorſehung, keine weiteren Erſchütterungen mehr. — Das Pfarrdorf Sagor, nach welchem der Stationsplatz genannt iſt, gehört zu dem Bezirke Littav, heißt im Slawiſchen Sagorje, und iſt durch ſeine ſehr beſuchten Jahrmärkte im Lande gerühmt. Auch in induſtrieller Beziehung iſt die Gegend bemerkenswerth. Es iſt in Sagor der Sitz der Berg- und Hüttenverwaltung der ſogenannten Sagorer Gewerkſchaft, welche hier einen lebhaften Steinkohlenbau betreibt. Auch wird von derſelben im Liegenden des Steinkohlenflötzes ſehr gute Thonerde ausgebeutet, welche einen ſtarken Abſatz findet. Die Gewerkſchaft betreibt überdieß mit den hier gewonnenen Kohlen eine Blei- und Zinkſchmelzhütte; die Erze werden in den nahen Gebirgen ausgebeutet. Die Zuckerraffinerie-Geſellſchaft von Laibach betreibt in Sagor auch einen Steinkohlenbau. —

Von Sagor bis zu dem nächſten Stationsplatze Sava nimmt die Ufergegend der Save das Gepräge der großartigſten Wildheit an. Das Thal verengt ſich zur ſchauerlichen Felſenwüſtenei, zur engen, klippenüberragten Schlucht. Der Eindruck wird noch verſtärkt durch die zahlreichen Gewäſſer, welche von den Felſenwänden herabrauſchen. Auch dieſen wilden Gewäſſern hat der kühne Menſchengeiſt, der hier die Schienenbahn im Kampfe mit den trotzigſten Naturkräften denſelben abrang, die Bahn vorgezeichnet. An einem beſonders rieſigen Felsgebilde, der ſogenannten weißen Katze, waren die Abrutſchungen, als der Bahnbau an ihren Füßen rüttelte, kaum zu bewältigen, — aber auch hier mußte ſich der Berggeiſt beugen vor der ihn bewältigenden Macht. Man athmet freier, wenn man dieſes düſtere Defilé zurückgelegt hat, und freudig grüßt der Blick bei dem Austritt aus der meilenlangen, kaum 30—40 Klafter breiten Schlucht die etwa eine halbe Meile breite, fruchtbare Stromniederung, das heitere, weite Thal, in welches dieſelbe ſich mündet. Ein ungemein freundliches Bild gewährt hier auch der Anblick des Schloſſes Ponowicz, auf ſanfter Höhe (ſlawiſch Ponawicze). Der ſchöne Strom wogt ruhig und majeſtätiſch durch das von maleriſchen Bergen umgrenzte Gebiet, und der Contraſt dieſes heiteren Bildes, mit der Wildheit der Felſenengen, durch welche die Save von Trifail bis Sava ſich drängt, iſt unbeſchreiblich. So erreichen wir den Stationsplatz Littay. Der Markt, nach welchem die Station benannt iſt (ſlawiſch Litja), iſt einer der anſehnlichſten und lebhafteſten Orte des Landes. Er liegt jenſeits des Stromes, am rechten Ufer, am Fuße des Berges Sitarnz. Hier iſt ein höchſt wichtiger Punct für die Saveſchifffahrt, ein Stapelplatz mit Werften, auf denen die meiſten Saveſchiffe gebaut werden, beſonders die ſogenannten Tomba's, jene großen Frachtſchiffe, welche auf der Save bis Siſſek gehen. Sie tragen 1000—1200 Centner, und ſind jedes mit 16 Schiffern bemannt, unter denen man auch bei den Bewohnern Littay's die vorzüglichſten, gewandteſten und erfahrenſten finden ſoll. Auch große Seilerwerkſtätten ſind in Littay in voller Thätigkeit. Die Schiffsſeile werden meiſtens aus italieniſchem Hanfe bereitet. Der Markt Littay iſt der Hauptort des gleichnamigen Bezirkes im Landesgericht Laibach. Dieſer Bezirk zählt gegen 18,000 Einwohner. Das ehemalige Schloß Thurn-Littay iſt das bedeutendſte Gebäude. Im Jahre 1837 iſt faſt der halbe Markt durch eine Feuersbrunſt zerſtört worden, hat ſich aber ſchnell wieder erhoben. Im Jahre 1855 ward eine ſtattliche neue Brücke über die Save gebaut, welche 32,000 fl. koſtete. Auf ihrer Mitte ſteht ein hohes Kreuzbild von Gußeiſen, von den Gemeinden Littay, St. Martin u. ſ. w. geſtiftet. Die Brücke iſt wegen der durch ſie hergeſtellten Verbindung zwiſchen Unterkrain und der ſüdlichen Staats-Eiſenbahn von Wichtigkeit. Littay ward von Kaiſer Ferdinand I. zum Markte erhoben.

Von hier folgt die Eiſenbahn, immer am linken Stromufer fortgeführt, ſtromaufwärts der großen Serpentine, welche die Save bildet, und überſetzt endlich, nächſt dem Schloſſe Poganegg, den Strom auf einer ſehr ſchönen Lattice-Brücke von 100 Klaftern Länge, mit zwei Pfeilern, worauf ſie unmittelbar unter dem hochliegenden Schloſſe Poganegg durch einen Tunnel von 64 Klaftern Länge mit ägyptiſchem Portale und mauriſchen Bogen zieht. Das Schloß Poganegg liegt ſehr ſchön, und beherrſcht, obſchon nicht ſehr hoch ſituirt, doch eine der herrlichſten Ausſichten über das vor ihm liegende Thal, weit über den Strom hin, nach dem Dorfe und Kirchlein Höttitſch, in die Thalſchlucht des linken (nördlichen) Ufers, in deren Hintergrund der große bevölkerte Markt Waatſch liegt. Südlich in der Nähe die ſchöne altdeutſche St. Georgskirche, auf einem maleriſchen Waldhügel, umgeben von einigen Gehöften der übrigens zerſtreut liegenden Gemeinde gleichen Namens.

Das Savethal verengt ſich dann wieder, und wir gelangen, die unbedeutenden Orte Höttitſch, Werneck u. ſ. w. im Auge, erſt an den Stationsplatz Kreßnitz, dann in heiterer Gegend zur Station Laaſe. Das Savethal iſt hier weit und ſchön, der Strom ſchon ſehr anſehnlich. Die Gebirge des linken (nördlichen) Ufers treten mehr und mehr zurück, — anſehnliche Ortſchaften, reiche Felder und Wieſen erfreuen das Auge. Auf einer ſchönen Brücke mit 3 Bogen, zu 6 Klafter Spannung, überſetzt die Bahn den Goſtinzebach, und führt an den Ortſchaften Gradule und Podgrad vorüber, zwiſchen denen die Laibach in die Save mündet. Die Save ſelbſt iſt nächſt dem Stationsplatze Salloch mit einer ſtattlichen Brücke überwölbt, deren Oeffnungen, vier an der Zahl, 9 Klafter Spannung zeigen.

Jetzt eröffnet ſich die reiche, reizende Ausſicht in die weite Ebene von Laibach, eine meilenbreite, fruchtbare, wohlbebaute, mit Ortſchaften, Kirchen, Schlöſſern überſäete lachende Flur. Sie wird begrenzt von pittoresken Bergen, unter denen beſonders der Kallenberg, ſich 2080 Fuß hoch erhebend, die ſchöne Liebfrauenkirche tragend, ſich bemerkbar macht. Im fernſten Nordweſt tauchen die rieſigen Gipfel der Karavanken, mit dem, alle beherrſchenden, an zehntauſend Fuß hoch in die Lüfte ragenden Terglou empor, ein prachtvolles Bild! Von Salloch führt die Bahn faſt in gerader Linie von mehr als 4000 Klafter nach dem großartigen Bahnhofe von Laibach. —

Wir werfen nun unſere Blicke auf die, längs der nun geſchilderten Bahnſtrecke von Steinbrück bis Laibach, rechts und links an die Bahn grenzenden Gebiete, welche Viel des Schönen, Sehenswerthen und Merkwürdigen umfaſſen. Wir haben ein Land betreten, welches mit Recht ein Land der Naturwunder genannt wird. Wirklich zeigt auch Krain eine ſo reiche Fülle eigenthümlicher und impoſanter Naturbilder, wie kaum ein anderes europäiſches Land.

Das Kronland und Herzogthum Krain iſt gegenwärtig in zwei Gerichtshofſprengel erſter Inſtanz eingetheilt, nämlich in jenen von Laibach und von Neuſtadtl. Es umfaßt im Ganzen auf einem Flächeninhalt von 173 Meilen 502,788 Einwohner in 30 Bezirksämtern mit 501 Gemeinden. Die nach der Lage des Landes üblich gewordene Eintheilung in Ober-, Inner- und Unterkrain wird immer noch erhalten. Das Herzogthum umfaßt an 300,000 Joch (zu 1600 Quadrat-Klafter) Ackerland, an 17,000 Joch Weingärten, an 300,000 Joch Wieſen und Gärten, an 500,000 Joch Weiden, an 700,000 Joch Wald.

Die Bevölkerung beſteht faſt ganz aus Slawen, von den Deutſchen Winden genannt. Sie gehören zu den illyriſchen Slawenſtämmen. Sie theilen ſich hier in die Oberkrainer (Gorenzi, auch Krainski), Gebirgsbewohner, deren reinſter Dialect in der Wochein geſprochen wird; Unterkrainer (Dolenzi), die Bewohner der ſogenannten Windiſchen Mark, längs der croatiſchen Grenze, zwiſchen der Gurk und Kulpa. Die Innerkrainer, auch Wippacher genannt (Viporzi), in Innerkrain, Nachbarn der Friauler; die Karſter (Kraſchowzi), Poiker (Piuzchene) und Tſchitſchen (Zſitzhe), im Adelsbergiſchen am Karſte. Außer dieſen leben noch in Krain mehrere anderen Slawenſtämmen angehörige Familien, Croaten, in der Gegend von Möttling, Tſchernembl u. ſ. w. Uskoken, an der croatiſchen Grenze zwiſchen Neuſtadtl und Tſchernembl. Eine intereſſante Erſcheinung iſt das Völkchen der Gottſcheer, echt germaniſcher Abſtammung, eine Colonie ſeit Jahrhunderten hier angeſiedelt, und die dennoch, mitten in ſlawiſcher Umgebung, Sprache und Eigenthümlichkeiten erhalten hat. Freilich iſt der deutſche Dialect der Gottſcheer vielfach abweichend von der heutigen deutſchen Sprache, aber ſie hat doch das deutſche Gepräge bewahrt. Die Gottſcheer wandern als Hauſirer mit Südfrüchten, Lorbeerblättern und Holzwaaren weit über die Grenzen der Monarchie hinaus. Immer iſt ein Theil des Völkchens im Hauſirhandel auf der Wanderſchaft, und man rechnet, daß dieſes Geſchäft alljährlich einen Gewinn von 100,000 fl. C. Mze. abwerfe, welche von den Wanderern getreulich in die Heimat gebracht werden.

Die Zahl der Katholiken ſteigt auf 501,789, dazu unirte Griechen (im Bezirke Möttling) 174, dann nicht-unirte Griechen (im Bezirke Tſchernembl) 225, endlich Proteſtanten circa 600 — macht im Ganzen 502,788. —

So ziemlich Steinbrück gegenüber ſteht am rechten Ufer der Save der Markt Ratſchach (ſlawiſch Radezhe). Die Stromſchiffahrt und lebhafter Obſt- und Weinbau beſchäftigen die fleißigen Einwohner. Die Ruine des Stammſchloſſes der ritterlichen Ratſchacher, im zwölften Jahrhundert von dieſen Dynaſten erbaut, erhebt ſich auf dem Bergrücken über den Markt. — Aber auch die Römer waren hier angeſiedelt, und es ſtand hier das Praetorium Latobicorum, die XXXIV. Mansio auf der Römerſtraße von Aquileja nach Siscia. Die Stromſtrecke zwiſchen Littay und Ratſchach bietet auch ſehr intereſſante Puncte, deren wir erwähnen müſſen. Hier finden ſich die der Saveſchiffahrt ſo gefährlichen Klippenriſſe bei Rankou, am Prußniker Canal und am „weißen Schwall“. Vor anderthalbhundert Jahren kannte man an der Save nur die Thalfahrt, und dieſe war ſehr beſchwerlich und gefährlich. Von der Bergfahrt, vom Schiffzuge war keine Rede. Man hielt die Hinderniſſe für unüberwindlich. Kaiſer Karl VI., deſſen mächtiges Wort Häfen ſchuf, Straßen über den Semmering und Loibl werfen ließ, und Strömen die Gebote ihres Laufes ſtellte, hat auch an der Save ſein Andenken durch ſolche Siege über die Natur verewigt. Im Jahre 1736 begannen die Stromarbeiten an der Save, und fanden in den Nachfolgern Kaiſer Karl's kräftige Vollender. Viel Verdienſt in dieſer Beziehung hat ſich unter der Regierung Kaiſer Franzens der Hofrath Schemerl von Leytenbach erworben. Es entſtanden Navigationsämter mit dem nöthigen Dienſtperſonale an Bahnenmeiſtern, Steinmetzwerkführern, Zimmermannswerkführern, Maurern und Bergknappen, und Tauſende wurden auf die Stromregulirungsbauten, Herſtellung geeigneter Treppelwege für den Schiffzug u. ſ. w. verwendet. So entſtand der Prußniker Canal, und jener am „weißen Schwall“. Die Prußniker Gegend iſt beſonders bemerkenswerth. In einer wahren Wildniß ſteht das Häuschen des k. k. Navigations-Bauwerkführers und des Schiffzugpächters. Ein höchſt maleriſcher Waſſerfall bei Mitalle iſt ſehenswerth; das abſtürzende Gewäſſer iſt unter dem Treppelweg in die Save geleitet. Eine einſame Mühle an der Höhe vollendet den pittoresken Effect. Der Canal am „weißen Schwall“ iſt in den Felſen geſprengt, auch in einer einſamen, düſtern Berg- und Stromgegend. —

Nach dieſem Rückblick, der hier am beſten Raum fand, kehren wir nach Ratſchach zurück, um unſere Ueberſchau des nordöſtlichen Theiles des Landes zu vollenden. Die Straße, dicht längs des Stromes, dient auch als Treppelweg für den Schiffzug. — Man kommt unfern von Ratſchach an Weichſelſtein, mit der Ruine des alten Schloſſes der Herren von Mordar, dann an dem Schlößchen Hottenneich vorüber, und paſſirt das Schloß Unter-Erkenſtein. Wir werfen hier einen Blick auf das ſchöne Ober-Erkenſtein, in geringer Entfernung ſüdlich gelegen. Im Laufe des letzten Jahrhunderts ward das Schloß nicht mehr von der Herrſchaft bewohnt, und gerieth ſehr in Verfall, bis 1846 der jetzige Beſitzer, Herr Dr. Jüttner in Wien, es in dem jetzt beliebten altengliſchen Style ganz herſtellen ließ, ſo daß das ſchöne Beſitzthum jetzt einen der freundlichſten Landſitze in einer äußerſt lieblichen Umgebung bildet. — Wir ſetzen unſern Weg über Savenſtein und Taritſchendorf fort, und werfen nun einen Blick auf das Städtchen Gurkfeld (ſlawiſch Kersko). Das Städtchen zählt gegen 800 Einwohner, welche ihren Erwerb durch Weinbau und Weinhandel finden. Es wird auch Kornhandel und Schifffahrt getrieben, und die Ledererzeugung iſt nicht unbedeutend. — Hier aufgefundene Römerſteine berechtigen zu der Annahme, das Städtchen ſtehe an der Stätte des alten Novidumum. Hier erlitt der zu Aemona (dem heutigen Laibach) geborene heilige Pelagius, als fünfundzwanzigjähriger Jüngling, den Märtyrertod, und auch die Erinnerung an die heiligen Blutzeugen Herodius, Paulus und Aquilinus, welche hier für ihren Glauben in den Tod gingen, hat dieſen Boden geweiht. Nicht ohne Wehmuth gedenkt man hier auch, daß der biedere, mit Recht hochgeachtete, jetzt erſt in ſeinem ganzen Werth erkannte vaterländiſche Gelehrte, der Chroniſt Valvaſor, der hochverdiente Verfaſſer des Werkes: „Ehre des Herzogthumes Krain", der dieſem Werke ſein Vermögen und ſeine beſte Lebenskraft widmete, hier in Gurkfeld, im Schoße ſeines Vaterlandes, in Mitte ſeiner Landsleute, unbeachtet von ſeinen undankbaren Zeitgenoſſen, am 19. September 1693 in Dürftigkeit ſtarb! —

Die Stadt beherrſcht an der Oſtſeite eine prachtvolle Ausſicht über die Save nach Steiermark, weit in die Gauen dieſes fruchtbaren Landes hinan.

Dagegen iſt in der nächſten Nachbarſchaft, faſt zur Stadt gehörig, ein anderer Ort, geſchichtlich viel genannt, und in neueſter Zeit durch ſeinen jetzigen Beſitzer höchſt intereſſant. Thurn am Hart iſt Eigen des berühmten Dichters Anaſtaſius Grün (Graf Alexander Auersperg).

Von hier über Munkendorf gelangt man an die öſtlichſte Grenzſpitze des Landes, nach Jeſſenitz, in höchſt freundlicher Gegend.

Bei Munkendorf, nächſt welchem Orte die Gurk in die Save mündet, beginnt das ſogenannte Uskoken-Gebirg, die Grenze zwiſchen Krain und Croatien bildend. Dieſe Gebirgsgruppe zieht ſich an acht Stunden lang hin. Bei Jeſſenitz iſt das ſtattliche Schloß Mokritz mit herrlichen Gartenanlagen und weiter Ausſicht, ein intereſſanter Punct.

Von Munkendorf führt die Straße durch fruchtbare Boden, begrenzt zur Rechten vom Uskokengebirge und von Rebengeländen, geſchmückt mit Dörfern und Kirchen und dem ſchönen Schloße Arch, nach Neuſtadtl. Wir kommen, dieſer Richtung folgend, zuerſt nach Landſtraß.

Der Urſprung dieſer Stadt iſt ohne Zweifel dem feſten Schloß zu danken, welches ſich hier, auf einer Inſel der Gurk, zum Schutze gegen die Raubzüge der Ungarn, im eilften Jahrhundert erhob. Um die Mauern dieſes Caſtells ſiedelten ſich dann die früher zerſtreut hauſenden, den Anfällen der Feinde um ſo mehr preisgegebenen Landbewohner an, und ſo entſtand das Städtchen, welches damals den ſchönen Namen „Landestroſt" führte, welcher im Laufe der Jahrhunderte vielfach corrumpirt, endlich in „Landſtraß" umſtaltet worden. Nächſt der Stadt ſtiftete Herzog Leonhard von Kärnten ex voto wegen ſeiner Siege in den Fehden mit dem Biſchof von Bamberg, eine Ciſtercienſer-Abtei, welche den Namen Maria-Brunn trug. (Monasterium B. Mariæ ad fontes, prope Landstrost.) Der Stiftungsbrief datirt vom Jahre 1248. Die Abtei erhob ſich in einer ungemein freundlichen Gegend und ſtellte ſich ſehr ſtattlich dar. Herzog Leonhard und ſeine Gemalin Jutta fanden hier auch ihre Grabſtätte. Kaiſer Friedrich IV. veranſtaltete (oder die Aebte veranſtalteten zur Zeit dieſes Kaiſers) eine neue feierliche Beiſetzung desſelben in der Stiftskirche, welche durch eine Denkſchrift zur Rechten des Hochaltars verewigt ward. Dies geſchah laut dieſer Tafel, welche Hof in ſeiner 1808 erſchienenen Beſchreibung von Krain erwähnt und angibt, ſie geleſen zu haben. Das Ciſtercienſerſtift ward indeſſen unter Kaiſer Joſeph II. im Jahre 1786 aufgehoben und deſſen Güter und Einkünfte zum Religionsfonde gezogen. Das Kloſtergebäude ward den Beamten der Religionsfondsherrſchaft als Amt- und Wohnhaus eingeräumt, die Kirche, ſpolirt und entweiht, ward zur Ruine, und man forſcht jetzt vergebens, wo unter den geſtürzten Steinen die ehrwürdige Gruft der fürſtlichen Stifter liegen möge. Jetzt iſt auch das Haus ſchon unbewohnbar geworden.

Die Stadt ſelbſt hat ſich nie zur Bedeutſamkeit erhoben. Jetzt zählt ſie kaum 80 Häuſer mit etwa 400 Einwohnern. Das alte Schloß nebſt der Herrſchaft, im ſiebzehnten Jahrhundert nach wechſelndem Beſitz an die Grafen Zriny gelangt, welche es an die Ciſtercienſer verkauften, iſt jetzt zum Pfarrhof umgeſtaltet.

Die Einwohner von Landſtraß finden ihren Erwerb in Feld- und Weinbau und in der Cultur der Kaſtanien, welcher Baum hier ganz beſonders gedeiht. Von den Kaſtanienwäldern ringsum trägt auch Landſtraß ſeinen ſlawiſchen Namen Koſtainovza. — Sehr beſucht und im Lande berühmt, iſt die nahe an der Stadt herrlich gelegene Wallfahrtskirche zu Unſerer lieben Frau vom guten Rath.

Von hier wenden wir uns nach Neuſtadtl, der bedeutendſten Stadt dieſer Landſtrecke. Ihr Erbauer, Herzog Rudolph IV., verlieh ihr im Jahre 1365 zur ewigen Erinnerung den Namen Rudolphswörth (Rudolphsinſel. Im Slawiſchen trägt ſie die Benennung Novumeſto). Die Stadt hat über 250 Häuſer und gegen 2000 Einwohner. Von Erbauung der Feſtung Karlſtadt, durch Erzherzog Karl (1578—1582) war zunächſt Rudolphswörth beſtimmt, den feindlichen Einfällen der Türken einen Damm zu ſetzen. Kaiſer Friedrich II hatte dort 1493 das Collegiatcapitel geſtiftet. Dieſe Kirche, auf dem höchſten Puncte der Stadt gelegen, mit ihrem ſtattlichen Thurm geſchmückt, ſtellt ſich impoſant dar. Es iſt ein edler, großer Bau; die Kirche hat außer den tüchtigen Gemälden an den Seitenaltären, an dem Hochaltare ein Meiſtergebilde Tintoretto's, den heiligen Nikolaus darſtellend. Die älteſte Kirche iſt jene des heiligen Antonius. Sie ſtand ſchon, ehe Rudolph die Stadt erbaute, in dem Walde, der hier den Boden deckte, und ward zu St. Anton im Walde genannt. Ein ſchöner Bau iſt auch die, im Jahre 1472 von Eliſabeth Segatſchen, geborne Tſchernembl, geſtiftete Franciscanerkirche zu St. Leonhard. Das Hochaltarblatt, den heiligen Leonhard darſtellend, wird auch als ein Werk Tintoretto's angegeben. Jedenfalls iſt es ein ausgezeichnetes Gemälde. In der Franciscanerkirche ſind mehrere ſehr ſchöne Grabſteine erhalten. Die frühere Ordenskirche der Kapuziner zu St. Joſeph ward 1786, als das hieſiege Kloſter aufgehoben wurde, zum Religionsfonde geſchlagen. Die alte Katharinenkirche verſchwand nach der Feuersbrunſt 1795, und die Stadt gewann dadurch einen hübſchen Platz. — Bei der Kreiseintheilung des Herzogthumes im Jahre 1748 wurde Rudolphswörth Kreisſtadt für den Kreis Unterkrain. Laut der oben erwähnten Verordnung Kaiſer Joſeph's II., mußte die Stadt im Jahre 1783 ihren alten Namen ablegen, jenen von Neuſtadtl annehmen und der ehemalige Kreis Unterkrain, zu welchem auch das damals ſo genannte Mittelkrain (mit Ausnahme von Zirknitz und Laak) geſchlagen ward, empfing ebenfalls nach der Kreisſtadt den Namen des Neuſtädtler-Kreiſes. Die Stadt hat mehrere recht anſehnliche Gebäude, darunter das Stadthaus, welches erſt nach 1830 renovirt und vergrößert worden, das alte Deutſchordenshaus u. ſ. w. Auch findet ſich hier ein Caſino, ein Corſo (am Platze) und eine Promenade.

Die Umgegend von Neuſtadtl, im Umkreiſe von nur ein paar Meilen, iſt überaus reich an intereſſanten und bemerkenswerthen Puncten, deren vorzüglichſte wir hier erwähnen. Südlich, kaum eine Meile entfernt, liegt das bekannteſte und beſuchteſte Bad des Landes, Töplitz (ſlawiſch Jezinske Teplize). Der Ort Töplitz iſt an und für ſich nicht unbedeutend, er zählt gegen 70 Häuſer mit etwa 500 Einwohnern. Es iſt hier eine Pfarre. Am Fuße des Hügels Gradiſche entſtrömt die ſchöne heilkräftige Quelle mit einer Temperatur von 28—29° R. Die Heilquelle war ſeit Jahrhunderten gekannt und meiſt von dem Landvolke benützt. Als eigentlicher Schöpfer des Bades erſcheint aber Fürſt Heinrich Auersperg, welcher im J. 1768 mit dem für die damalige Zeit ſehr beträchtlichen Koſtenaufwande von faſt 70,000 fl. C. M. den Kurort durch Erbauung des großen, ſtattlichen, in gefälligem italieniſchen Style errichteten Badehauſes, mit Speiſeſälen, über 40 Wohnzimmern, Stallungen, Remiſen u ſ. w. berühmt machte. Die Anſtalt hat drei Badebaſſins, das Fürſten- oder Heinrichsbad, von ſchwarz und grauem Muſchelmarmor, für 200 Badende, das **Karlsbad** und das Joſephsbad für die Armen. In der Nähe die alte Burg Einöd (ſlawiſch Stara Soteska), eine der prachtvollſten, maleriſcheſten Ruinen des Landes. Südöſtlich von Neuſtadtl zieht ein bewaldetes Gebirge, der ſogenannte Hornwald, hin. Das Gebirge dehnt ſich von den Ufern der Gurk bis tief in das Gottſcheergebiet hinab. In dem Hornwalde finden wir eines der intereſſanteſten Naturwunder, die ſogenannte Eisgrotte, welche dem Badeorte das im Sommer nöthige Eis liefert. Der Weg dahin iſt, beſonders in dem letzten Theile, ziemlich beſchwerlich. In hohem Grade überraſchend aber iſt der Anblick dieſes Eispalaſtes ſelbſt. Die Höhle ſelbſt iſt eine Halle, an 60 Klafter hoch, bei 100 Klafter breit; die Eismaſſen an der Decke und an den Wänden ſind von rieſigem Umfange und zeigen ſich in wunderbar phantaſtiſchen Bildungen.

Nicht fern von der Eisgrotte liegt das Gottſcheerdorf Kuntſchen und der 2808 Fuß hohe Petersberg mit einer der prachtvollſten Ausſichten.

Drei Stunden nordweſtlich von Neuſtadtl, am Vereinigungspuncte der Seiſenberger- und Gottſcheer Bezirksſtraße nach Neuſtadtl, treffen wir eines der bedeutendſten induſtriellen Etabiſſements des Landes, die fürſtlich Auersperg'ſche Guß- und Schmiede-Eiſenwaarenfabrik zu Hof. Das Werk ward im Jahre 1795 durch den Fürſten Wilhelm von Auersperg gegründet, um den damals faſt nutzlos liegenden großen Wäldern der fürſtlichen Herrſchaften Ainöd, Seiſenberg und Gottſchee, durch die Verwendung der Kohle bei dieſem Eiſenwerke einen Holzverkauf zu ſchaffen. Das Werk umfaßt Hochöfen, Kunſtöfen, Kunſtgießerei, mechaniſche Werkſtätte, Friſch-, Fein- und Zainhämmer u. ſ. w. Seine Erzeugniſſe wurden bei der Gratzer Induſtrie-Ausſtellung 1841 mit der goldenen, und bei der Wiener Induſtrie-Ausſtellung 1845 mit der ſilbernen Medaille ausgezeichnet. Zum Werke gehören auch eigene Eiſenſteinbergbaue (im Bezirke Treffen), Steinkohlenbergbau im Gabrielengraben, und die ſehr ſchwierige und koſtenſchwere Köhlerei aus den herrſchaftlichen großen Forſten. Die örtliche felſige Lage dieſer Hochwälder (zum Theile Urwald) erhöht die Schwierigkeit und Koſtſpieligkeit des Bringens ihrer Hölzer, welches zumeiſt auf künſtlichem Wege geſchehen muß. So mußte 1841 ein eigener Kunſtſtraßenzug von länger als einer Meile (5580 Klafter lang) aus dem Gottſcheer Urwalde bis zur Töplitzer Bezirksſtraße für die Holz- und Kohlenabfuhr erbaut werden. Das Etabliſſement beſchäftigt über

400 Arbeiter und 430 Frachter, und liefert über 10,000 Centner Gußwaare in den Handel.

Noch müſſen wir, ehe wir dieſer Gegend den Rücken wenden, der beiden Städtchen Möttling und Tſchernembl gedenken, welche am äußerſten Oſten des Landes gleichſam als Grenzhüter ſtehen. Es ſind die Hauptorte der uralten ſogenannten „Windiſchen Mark“. Tſchernembl (ſlawiſch Zhernambel) liegt auf einer Anhöhe an dem Flüßchen Zhermohaliſitza und zählt etwa 160 Häuſer mit ungefähr 1100 Bewohnern, welche Wein- und Obſtbau treiben. Möttling liegt am Fuße des Uskokengebirges und hat etwa 1200 Einwohner. Es war einſt die Hauptſtadt der „Windiſchen Mark“. Der hieſige Bürgerſtand lebt zumeiſt nur vom Pfluge und dem Weinbau. In Möttling ward ſchon 1236, als Kaiſer Friedrich II. den deutſchen Ritterorden in der windiſchen Mark einführte, eine Comthurei des Ordens beſtellt. Auch die Templer waren hier begütert, und nächſt Möttling beſtehen noch drei Kirchen, „zu den drei Pfarren genannt“, ſo nahe bei einander, daß ſie alle drei von einer und derſelben Mauer umfriedet ſind. Die Presbyterien dieſer Kirchen zeigen höchſt intereſſante Bauformen des altdeutſchen Styles. Unweit dieſer Kirchen ſteht eine Ruine, welche als die alte Burg der Tempelherren bezeichnet wird. — Zwiſchen 1530—1537 flüchteten bei 300 türkiſche Unterthanen griechiſchen Bekenntniſſes vor der Grauſamkeit ihres osmaniſchen Zwingherrn in die Schluchten des hieſigen Grenzgebirges und ſiedelten ſich bei Möttling u. a. O. an. Dies ſind die ſogenannten Uskoken (das Wort bedeutet Flüchtlinge), deren Wohnſitze hier jetzt weit verbreitet ſind und von denen auch das Grenzgebirge ſelbſt ſeither den Namen trägt.

Wir kehren nun von Neuſtadtl über Weichſelburg wieder an die Save und nach Laibach zurück. Wir ſchlagen von Neuſtadtl den Weg über Werſchlin und den Schlangenwald (ſlawiſch Kazhia ret) nach Hönigſtein und Treffen ein. Auf dieſem ganzen Wege tritt uns fortwährend das ſchöne, hochgelegene Schloß Hopfenbach, Eigenthum der Grafen Coronini, in das Auge. Dasſelbe beherrſcht weithinſchauend eine lange Strecke. Das Schloß trägt den ſlawiſchen Namen Hmelnik, von einer Quelle, welche auf dieſe Weiſe als Hopfenbach bezeichnet wird. Eine noch unerforſchte, vielleicht auch unerforſchliche Naturmerkwürdigkeit bei Hopfenbach iſt der Erdfall Priſtauska-Jama, eine Schlucht nach Art der Mazocha in Mähren. Man pflegt in dieſen Abgrund meiſt das verendete Vieh zu werfen. Dies geſchah unter Anderm auch 1768 mit einem Jagdhunde, den man angeſchoſſen hatte und für todt hielt. Das Thier kam aber nach zwei Tagen, faſt geheilt, bei der zwei Stunden entfernten, bei Kürbisdorf aus der Erde hervorbrechenden Quelle Perliuz wieder zu Tage und lief zurück nach Hopfenbach. Auch hier alſo, wie am Karſt, beſteht eine unterirdiſche Verbindung der Gegend. Hopfenbach iſt auch im Lande gerühmt wegen der edelſten Obſtcultur Unterkrains.

Wir erreichen ſodann den namhaften Markt Naſſenfuß (ſlawiſch Mokronog) am Nebringflüßchen. Er zählt gegen 600 Einwohner, und iſt zugleich der Amtsſitz eines Bezirksgerichtes. Ein ſehr fruchtbarer, mit reichem Wieſen-, Obſt- und Weinbau geſchmückter, aber öfteren Ueberſchwemmungen ausgeſetzter Boden umgibt den Ort, welcher in früherer Zeit zu den Städten des Landes gezählt ward, aber, durch Krieg und Elementarbeſchädigungen verarmt, zu einem Markte verfiel. Das hieſige Schloß ward 1515 von den aufrühreriſchen Bauern geplündert und zerſtört. — Auf dem nahen Trauerberge thront eine vielbeſuchte Wallfahrtskirche.

Höchſt intereſſant in vieler Beziehung und auch durch hohen maleriſchen Reiz anziehend, iſt das in der Nähe liegende Schloß Klingenfels (auch Klingenſtein genannt). Auf einem impoſanten dunklen Marmorfelsblock erhebt ſich die ſtattliche Burg, deren 26 Klafter hoher Thurm eine wechſelvolle, höchſt lohnende Ausſicht bietet. Beſonders iſt der Hinabblick in die wilde Wald- und Felſenſchlucht, durch welche die Radel, ein tobender Waldſtrom herabbrauſet und zum Theile anſehnliche Cascaden bildet. Bemerkenswerth iſt das Phänomen, daß das Geräuſch des Waſſers hier öfters ganz auffallende Töne, gleich Menſchenſtimmen und Chorgeſängen wach ruft. Wahrſcheinlich iſt dieſe akuſtiſche Erſcheinung auch der Urſprung des Namens Klingenfels geweſen. Unter dem Schloſſe wölbt ſich eine Grotte in dem Felſen. Am Schloſſe ſchöne Gartenanlagen und eine Mineralwaſſerquelle, die auch zum Bade benutzt wird.

Wir erreichen, von dieſem Ausflug wieder auf unſere Straße zurückgekehrt, das Städtchen Weichſelburg. Es iſt klein, zählt kaum 500 Einwohner, aber zeichnet ſich durch die rege Betriebſamkeit derſelben aus. Außer dem Feldbau wird die Erzeugung von Eiſenwaaren und Leder, dann die Strumpfſtrickerei und Wollenweberei betrieben. Man könnte das Städtchen den Hauptſitz der kraineriſchen Wollweberei nennen. Weichſelburg iſt ſchon in den früheſten Zeiten des Mittelalters genannt. Es erhob ſich zu einem Markte, von welcher Zeit noch mehrere Häuſer am Fuße des Berges, auf dem die jetzige Stadt liegt, den Namen des „alten Marktes“ erhielten. In den Einfällen der Türken ward der Markt ſo vielfältig gefährdet und beſchädigt, daß die Bürger den Kaiſer Friedrich IV. um die Erlaubniß baten, den Ort befeſtigen zu dürfen. Der Kaiſer bewilligte es nicht nur, ſondern erhob den Markt im Jahre 1478 zur landesfürſtlichen Stadt. Die angelegten Befeſtigungen bewährten ſich, und ſchon im Jahre 1528 ward ein türkiſcher Angriff ſiegreich abgeſchlagen. Weichſelburg hatte früher auch zu dem ungeheuren Beſitz der Grafen von Cilli gehört und war mit ihrem übrigen Erbe dann an Oeſterreich gelangt.

Ein ziemlich ſteiler Weg führt zu dem hochgelegenen Städtchen hinan. Es wird noch überragt von der trauernden Ruine der alten Veſte Weichſelberg, ſeit dem 12. Jahrhundert von einem tapfern ritterlichen Geſchlechte bewohnt, welches aber ſchon 1381 ausſtarb.

Der Beſitz der Herrſchaft Weichſelberg war ſeit dem 16. Jahrhundert an die Herren, jetzt Fürſten, von Auersperg übergegangen. Die alte Burg ward nicht nur verlaſſen, ſondern mußte ſogar noch 1787 die Steine zu dem Baue des Neuſchloſſes abliefern. — Der ſlawiſche Name der Stadt Weichſelburg iſt Vishnagora. Bemerkenswerth iſt im Gebiete der Stadt der ſogenannte Hungerberg (ſlawiſch Laphnagora), ein mächtiger Kalkblock, auf deſſen Rücken ſich eine befeſtigte Kirche erhebt; unter derſelben eine 10 Klafter hohe, 20 Klafter tiefe Höhle mit intereſſanten Eisgebilden. Ueberhaupt iſt das hieſige Gebirge ſehr grottenreich. Aus einigen derſelben ergießen ſich auch köſtliche Quellen.

In geringer Entfernung, öſtlich von Weichſelburg, liegt Sitten, auf welches wir auch einen flüchtigen Blick werfen wollen. Der Ort Sittich iſt unbedeutend, aber er hat ein hiſtoriſches Intereſſe durch die altehrwürdige Ciſtercienſer-Abtei, welche durch den Patriarchen Peregrin von Aquileja im Jahre 1336 hier geſtiftet, und als Kirche und Kloſtergebäude zu den ſchönſten Abteien des Ordens gezählt ward. Auch ſie verfiel dem Loſe der Aufhebung im Jahre 1784, und ihre Güter wurden zu dem Religionsfonde geſchlagen, zu deſſen reichſten Herrſchaften ſie bis auf unſere Tage gehörte.

Der fernere Weg von Weichſelburg bis Laibach bietet keine weitere beſondere Merkwürdigkeit. Dagegen geben uns die großartigen Gebirgsmaſſen im nördlichen Theile am linken Ufer der Save, noch Stoff zu ſehr lohnenden Ausflügen. Majeſtätiſch und hehr erhebt ſich die Gruppe der Steineralpen in ihren Gipfeln, mehr denn 8000 Fuß über den Meeresſpiegel emporragend, an der Grenze des Herzogthums. Der König dieſes Gebirges, der rieſige Grintouz, ſteht als Grenzmark dreier Länder, Kärntens, Steiermarks und Krains, die ſich auf ſeiner Zinne berühren. Von Laibach führt eine gute Straße in die Steiner-Alpen.

Die Stadt Stein (ſlawiſch Kamnek) iſt klein, liegt aber ſehr maleriſch am Fuße der Alpen. Die Stadt zählt etwas mehr als 1100 Einwohner und hat drei Vorſtädte: Graben, Neumarkt und Schutt. Die Bewohner ſind ziemlich betriebſam. In früherer Zeit war der Handel Stein's ſogar bedeutend. Die Stadtpfarrkirche gehörte einſt zur Diöceſe von Aquileja, und in ihr war die Familiengruft der Lamberge. Die Franciscanerkirche ward von den Herren von Thurn und von Hohenwart erbaut. Noch beſteht der ſonderbare, räthſelhafte Bau der Capelle, in drei übereinander ſtehenden Hallen. Es iſt keine Inſchrift und keine Chronik vorhanden, die uns Nachricht über dieſe ſonderbare Geſtaltung des Baues geben könnte. Ueber dem Eingang ſteht ein Deutſch-Ordenskreuz und die Jahreszahl 1741. Die Capelle iſt Eigenthum der Stadtgemeinde und nothdürftig erhalten; zu gewiſſen Zeiten wird in allen drei Capellenhallen Meſſe geleſen. Das Schloß Steinbühel ward 1550 von Georg von Lamberg mit Zuſtimmung des Landesfürſten erbaut, und zwar gegen den Willen und ſogar unter Widerſetzlichkeit von Seite der Steiner Bürger, welche die beſtehenden Veſten als hinlänglich zu ihrem Schutze erachteten und in dem neuen Bau eine Zwingburg der mächtigen Gallenberger zu fürchten ſchienen. Es hat ſich indeſſen dieſe Befürchtung als unbegründet gezeigt. Hier führt auch eine ſchöne Holzbrücke über die Feiſtritz an das linke (öſtliche) Ufer des Bergſtromes auf die Straße, welche über St. Martin und Tuchein (Tuhina) nach Cilli führt. Das Tucheiner Thal iſt eines der reizendſten des Landes. Es zählt in ſeinem Raume zwiſchen maleriſchen hohen Gebirgen über 50 Ortſchaften und Höfe, mit 4000 Bewohnern, und erzeugt auf ſeinem geſegneten Boden nicht nur den eigenen Bedarf der Thalbewohner, ſondern ſogar auch einen Ueberfluß zur Ausfuhr. Noch etwas tiefer ſüdlich von Stein, bei Aich, tritt die Poſtſtraße von Laibach über St. Oswald und den Trojanaberg nach Cilli durch das Gebiet der Feiſtritz. Man hat am Trojanaberge römiſche Steine, Geräthe u. ſ. w. gefunden. Ein Obelisk und ein verfallenes Thor bezeichnen den Uebergangspunct von Krain nach Steiermark.

In der Nähe von Stein finden ſich mehrere ſehr intereſſante Puncte. Wir nennen darunter zuvörderſt Münkendorf. Hier, kaum eine Viertelſtunde von der Stadt gelegen, ſtifteten die Herren von Gallenberg im Jahre 1300 ein ſtattliches, reich dotirtes Kloſter der Clariſſerinnen, welches aber unter Kaiſer Joſeph, 1786, aufgehoben ward. Hier in ihrer Stiftung, der ſchönen gothiſchen Kloſterkirche, wählten auch die Gallenberger fortan die Gruft zu ihrem Erbbegräbniß. Höchſt lohnend, wenn ſchon nicht ohne Beſchwerde, iſt der Ausflug auf die wunderſchöne Kreuzeralpe. Man gelangt auf einem ziemlichen Umweg von Stein über Kreuz und Zirklach nach Sittichdorf. Von Zirklach aus durch das Felſenthal Reka, und von Sittichdorf gerade bergan, beginnt die Aſcenſion, welche, wie geſagt, ziemlich anſtrengend iſt. Der Felſenpfad wird immer ſteiler, bis zur Kreuzer Alpenhütte, wo wieder ein erwünſchter Raſtpunct iſt. Auf dieſem ſchönen Alpenboden, kaum eine Viertelſtunde von der Hütte entfernt, öffnet ſich der Schlund der Mokriza, einer ziemlich großen Höhle, in welcher eine Menge Knochen des Höhlenbären (Ursus spelaeus) zu finden ſind. Dieſe Hütte iſt die letzte Wohnung am Berge. Von hier geht es auf ſteinigem Pfade, an tiefgrünen Matten, durch weitgehende Krumholzſtrecken auf den Gipfel des Berges, der ſich weit über 6000 Fuß hoch erhebt. Die Ausſicht iſt von impoſanter Großartigkeit. Im Weſten die koloſſale Gebirgsgruppe der Wochein mit dem himmelanragenden Terglou, und von dort herüber im Norden die ganze Reihe der rieſigen Grenzgebirge zwiſchen Kärnthen und Krain bis zu dem ernſten gewaltigen Grintouz, der hier, ganz nahe im Nord, die Kreuzeralpe noch um anderthalbtauſend Fuß überragend, die Ausſicht ſchließt. Von ihm herab gegen Nordoſt, die ganze Gebirgskette längs der Save bis an die croatiſche Grenze und das Uskokengebirge im Süden bis hinab nach Auersperg, Sonnegg u. ſ. w., im Südweſt gegen Idria und Görz, und dann wieder hinauf gegen Weſt über Tolmein bis zur Wochein, von wo wir die Rundſchau begannen.

Ein zweiter, höchſt lohnender Ausflug iſt jener von Stein an den Urſprung der Feiſtritz, für den Fußwanderer ein Weg von etwa vier Stunden. Man gelangt über Münkendorf, immer dem Laufe der Feiſtritz entgegen, in ein immer grotesker ſich geſtaltendes, immer ſich verengendes Fels- und Alpenthal, durch welches der wilde Gebirgsbach mit lebhafter Strömung jugendlicher Kraft über Felsblöcke und Gerölle in ſeinem Bette dahin brauſet. Mit wilder Haſt enteilt er aus einer dunklen Spalte der Felſenwand, die er kaum eine Viertelſtunde von ſeinem Urſprunge durchbrochen hat, um frei durch das Thal fort zu rauſchen. Es iſt ein höchſt maleriſcher Anblick. Auf einem etwas freieren Platze von der Felſenſpalte, welche der Waldſtrom ſich hier durchwühlt hat und in welcher er in ſteten Cascatellen ſich durchwindet, ſteht die ſogenannte Fürſtentafel (ſlawiſch misa firstova), ein Denkſtein mit der Inſchrift, daß hier Erzherzog Karl II. von Steiermark einſt getafelt habe. Die Inſchrift lautet:

Anno 1564
Die 29. Aprilis
Carl. Archidux Austriae
hic pransit.

Hoch auf einer rieſigen Alpe, am linken Ufer der Feiſtritz, iſt eine Stelle bemerkbar, welche allgemein im Volksmunde mit dem Namen der wilden Gräber oder auch der Heidengräber bezeichnet wird. Es iſt indeſſen nicht nachzuweiſen, woher dieſer Name ſtamme, ob dort vielleicht zu den Zeiten der Reformationskämpfe gefallene Proteſtanten oder flüchtige, von dem Landvolke erſchlagene Türken, bei ihren Einbrüchen in das Thal verſprengt, ihre Grabſtätten fanden, oder ob ſich dieſe Benennung auf die Urbewohner des Landes oder die Römer bezieht.— Vielleicht gäben Nachgrabungen dort ähnliche Reſultate, wie die Auffindungen bei dem Rudolfsthurm ob Hallſtatt im Salzkammergute. — Hier im Feiſtritzthale, nächſt dem Urſprunge des Bergſtromes, iſt auch der Standpunct, von welchem die Erſteigung des Königs der Steineralpen, des hohen Grintouz anzutreten iſt. Tief am Schluſſe des Thales liegt die Sägemühle des Urſchitz. Von dort beginnt die Erſteigung, über welche wir hier einige Daten geben.

Das koloſſale Gebirgsſyſtem, welches hier die Grenzmark zwiſchen Krain und Steiermark bildet, erſtreckt ſich auch tief in das letztere Land hinüber. Die Gruppe iſt eine und dieſelbe mit jener der Sulzbacher-Alpen. Hier iſt die Rückſeite jener phantaſtiſchen Kalk- und Dolomitgebilde, welche den großartigen Keſſel des Plateau von Okreshel im Sulzbacher Gebirge bilden, und aus denen die San entſpringt. Von der Oiſtrizza (über 7400 Fuß hoch) zur Skanje, Baba, Sabla und Branja zur Katſcha (über 8000 Fuß hoch) und zur alle überragenden Rinka (mit 9000 Fuß Seehöhe), gehören alle Gipfel dieſer Gruppe an. Sie bilden den öſtlichen Abſturz des Gebirges, während die Steiner-Alpen mit dem Grintouz den weſtlichen bilden. Dieſer koloſſale Gebirgsſtock iſt ſehr wild, unwirthbar und unnahbar. Die vielfach zerriſſenen und zerklüfteten Maſſen trotzen zum Theile jeder Beſteigung. In den tiefen, unermeßlichen Waldſchluchten des Gebirges hauſet noch zahlreich der Bär. Auf den Felſenhöhen tummeln ſich die fröhlichen Gemſen, hier nur ſelten von Verfolgern geſtört. Auch in geologiſcher Beziehung iſt dieſer rieſige Gebirgsſtock ſehr intereſſant. — Von der Sägemühle, nächſt dem Urſprung der Feiſtritz, wird man im beſten Falle und bei der rüſtigſten Kraft ſieben bis acht Stunden dazu bedürfen. Da der Berg ganz vereinſamt und unwirthbar iſt, ſo muß man ſich jedenfalls mit dem Nöthigſten an Eßwaaren verſehen. Der Steig führt zuerſt durch dichten Wald mit ſehr ſchönen Partien, eine ſtarke Stunde lang immer ſteil aufwärts, bis an das Bett eines Bergſtromes, der zwar im Sommer meiſt verſiegt iſt, aber im entgegengeſetzten Falle hier ſchon dem Weiterkommen ein Hinderniß entgegen ſtellt, da man unbedingt eine große Strecke lang in dem ſteinigen Bette aufwärts ſteigen muß, was ſelbſt bei trockenem Zuſtande desſelben, durch das Gerölle und die Steinklumpen, welche der entfeſſelte Bach immer herab wälzt, ſehr mühevoll und anſtrengend iſt. Endlich betritt man wieder einen freieren Boden. Man hat die Einſattlung zwiſchen Koſchmagora und dem Grintouz erreicht, welche die Voralpe Mokriza von dem eigentlichen Grintouz ſcheidet. Hier öffnet ſich ſchon eine herrliche Ausſicht, beſonders hinab in das Kankerthal. Uebrigens ſteht man hier in einer wahren Kalkalpenwüſte, und die Formationen des Gebirges werden immer wilder und impoſanter. Einen freundlichen Contraſt in dieſen Ernſt der Umgebung bringt die reiche, im vollſten Farbenſpiele prangende Alpenflora, welche den Boden und die Abhänge der Wände ſchmückt. Man trifft hier manche ſehr ſeltene und ſchätzbare Pflanze. Es geht nun einen zackigen Rücken hinan, deſſen Erſteigung Vorſicht und Gewandtheit erheiſcht. Jetzt endlich lenkt man auf dem lang erſehnten Gipfel des Gebirges ein. Ein ſchmaler Felſenſteig führt auf eine Mulde, welche ſelten ſchneefrei iſt und überſchritten werden muß. Der Schnee iſt indeſſen meiſt feſt und ungefährlich gangbar, da er auf ſicherem Boden ruht. Jenſeits erhebt ſich dann wieder ein ſteiler Hang, der letzte vor dem Gipfel. Der Weg iſt kurz, denn der Abhang iſt kaum 40—50 Klafter hoch, da aber kein gebahnter Weg hier mehr hinan führt, ſo muß man ſich mühevoll an den Felsblöcken empor ſchwingen. Endlich iſt denn auch dieſes letzte Hinderniß beſiegt, und der kühne Alpenwanderer ſteht auf dem Gipfel des Berges, ſchwelgend in der großartigen Ausſicht, welche nach allen Richtungen ſich ſeinem Auge erſchließt. Beſonders überraſchend zeigt ſich im Weſt-Nord der majeſtätiſche Gletſcherzug der Tauernkette mit dem Wiesbachhorn, dem Venediger, Großglockner und Ankogel, dazwiſchen noch einige der Hochgipfel aus der nördlichen Kalkzone, wie z. B. der

Watzmann und der Dachſtein. — Im Oſten iſt die Ausſicht beſchränkter, da hier die ſo nahen Bergrieſen desſelben Gebirgsſtockes, welche das Sulzbacher Gebirge bilden, entgegen treten. Dafür entſchädigt aber die Eigenthümlichkeit des Bildes in der unbeſchreiblich wilden Zerriſſenheit der Felſengebilde dieſes Theiles der Gruppe. Wir überſehen hier den himmelanragenden Zug des Koczna-Gebirges, die Brana und Oiſtrizza, ſämmtlich 7—8000 Fuß in ihren grotesken phantaſtiſchen Formen, ein Bild, ergreifend und hehr. Tiefer abwärts überfliegt der Blick alle Gebirgszüge und Thäler des öſtlichen Krain, bis an das Uskokengebirge und nach Croatien. Im Süden reicht die Fernſicht eben auch bis weit über Laibach hinaus an die Grenzen des Landes; der Schneeberg (hinter Laas) und der Nanos, der Wetterverkündiger der Trieſtiner und der Seefahrer in ſeinem Golfe ſind die vorragendſten Puncte. Im Weſten die impoſante Gruppe des Terglou und ſeiner Umgebung, in den Wochein. Der Gipfel des Grintouz bietet nur wenig Raum. Ringsum gähnen Abhänge, Schlünde und tiefe Riſſe in dem Geſtein. Alles iſt ringsum Kalkgebirge, in allen den vielfachen Zerklüftungen, welche die Berghöhen dieſer Formation kennzeichnen.

Die Erſteigung des Grintouz kann auch von ſeiner Weſtſeite aus dem Kankerthale, in welchem auf der Weſtſeite ſeine Füße wurzeln, geſchehen, und ſie bietet ſogar von dort weniger Beſchwerden als an der Oſtſeite. Das Kankerthal iſt auch in maleriſcher Hinſicht bemerkenswerth. Durch dasſelbe führt von Krainburg herüber eine wohl unterhaltene Commercialſtraße über die Landesgrenze nach Kärnthen zu dem in neueſter Zeit ſehr in Aufſchwung gekommenen Bad Fella, dann über Kappel nach Völkermarkt und Bleiburg.

Von Laibach, wohin wir nun unſere Leſer geführt haben, führt die Karſtbahn mit ihrem wunderreichen Bau nach Trieſt. Wir ſtehen an ihrem Auslaufpuncte, und müſſen nun, da ſie, zwar vollendet, aber dem Verkehre noch nicht eröffnet iſt, vor der Hand hier unſern Bericht ſchließen, indem wir uns vorbehalten, unmittelbar nach Eröffnung der Bahn, welche noch im Laufe dieſes Sommers erfolgen wird, in einer detaillirten Schilderung der Bahn, mit Ueberblicken der nächſten und merkwürdigſten Umgebungen derſelben, nämlich der Naturwunder des Zirknitzer Sees, der Karſthöhlen (Adelsbergerhöhle) und der Bergſtadt Idria, die vollſtändige Ergänzung unſres Werkes nachzuliefern. —*)

Hier bemerken wir nur noch, daß gegenwärtig die Verbindung zwiſchen Laibach und Trieſt, auf der Reichspoſtſtraße über die Stationen Ober-Laibach

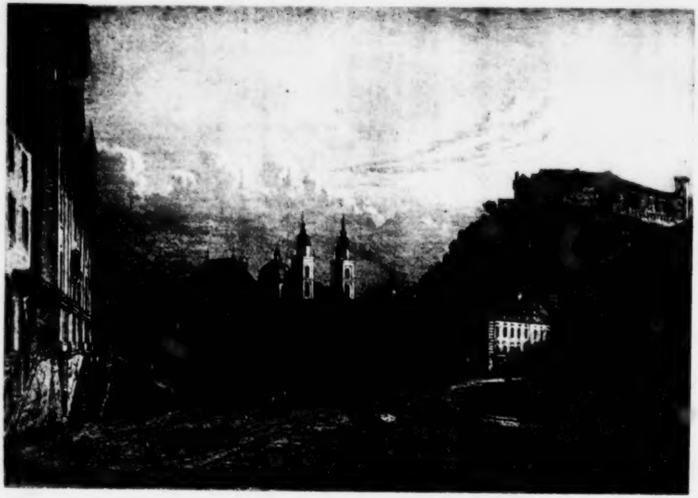
---

*) Gleich nach Eröffnung der Bahnſtrecke von Laibach bis Trieſt werden zwei Supplement-Lieferungen à 30 kr. CM. erſcheinen, welche dieſen höchſt intereſſanten Theil der Bahn detaillirt beſprechen werden, und von den ſeitherigen Abonnenten einzeln bezogen werden können.

(1½ Poſt), Loitſch (1 Poſt), Planina (1 Poſt), Adelsberg (1 Poſt), Prewald (1 Poſt), Seſana (1½ Poſt), Trieſt (1¾ Poſt) ſtattfindet. Es gehen auf dieſer Route ſowohl Malle-Poſten, Eilwagen, Briefcourier als Stellwagen-Unternehmungen der k. k. Poſtmeiſter, und der Herren Fiſcher und Comp. in Trieſt. Die Aufnahme mit der Malle-Poſt (zu den Perſonen- und Poſtzügen) iſt unbedingt, bei dem Briefcourier aber auf 3 Perſonen, bei dem Schnellzug auf 19 Perſonen beſchränkt. Bei der Poſt geſchieht die Abfahrt (in Verbindung mit der Ankunft der Eiſenbahn) Abends und das Eintreffen in Trieſt Morgens früh. — Die Ueberraſchung des herrlichen Anblickes des Meeres und der Stadt Trieſt von der viel und mit Recht gerühmten Höhe von Optſchina, erfolgt alſo ſchon in der vollſten und günſtigſten Morgenbeleuchtung.

Die Straße von Laibach bis Trieſt iſt gut erhalten, und beſonders von Optſchina bis hinab in die Stadt trefflich gebaut.

Die Merkwürdigkeiten der herrlich erblühenden Hafenſtadt Trieſt ſind zu zahlreich und wichtig, als daß wir auch nur andeutungsweiſe es unternehmen könnten, hier Bemerkungen über dieſelben zu geben. Das ſchöne Trieſt erblüht von Jahr zu Jahr in höherem Glanze, von Jahr zu Jahr wächst die Bevölkerung und wird gegenwärtig wohl ſchon 100,000 Seelen überſteigen. Nach der letzten Volkszählung des Jahres 1854 war damals bereits die Anzahl der Bewohner 96,302. (1853—94274). Der Reiſende findet entſprechende Unterkunft in den zahlreichen gut eingerichteten Hötels und allen Comfort, den man nach den Anforderungen der Zeit anzuſprechen hat. Sowohl die Stadt ſelbſt, mit ihren zum Theile herrlichen Gebäuden und Kirchen, den großartigen Etabliſſements des Lloyd u. ſ. w. bietet den Fremden eine reiche Fülle von Genüſſen. Durch den Bau der Eiſenbahn iſt mit der Ausführung des großartigen Bahnhofes der Stadt eine der größten Merkwürdigkeiten geſichert, und die Ausflüge in die Umgebungen der Stadt, zu Lande und zu Waſſer, ſtellen ſich ebenfalls als eine reiche Quelle reizender und eigenthümlicher Anſchauungen dar, geeignet, die freundlichſten Erinnerungen zu bewahren.



Laibach

# IV. Von Laibach bis Trieſt.

## Laibach und ſeine nächſte Umgebung. Das ſüdöſtliche Gebiet des Landes; Ilgg, Auersperg.

Die Hauptſtadt des Herzogthums Krain, das freundliche Laibach (ſlawiſch Lubjilana), nimmt unter den Hauptſtädten der Kronländer eine vorzügliche Stelle ein. Wir wollen zuerſt einen Blick werfen auf den Reiz, welchen die Natur dem Boden verliehen, als deſſen Hauptpunct die Stadt ſich darſtellt. Die weite Ebene, deren Mittelpunct die Stadt bildet, iſt die breiteſte in dieſem ganzen Alpengebiete. Mindeſtens 10 □ Meilen Flächeninhalt faſſend, erſtreckt ſich dieſe Thalfläche von Nord nach Süden gegen 6, von Weſt nach Oſten auf 2—4 Meilen. Im Mittelpuncte (Laibach) erhebt ſich die Fläche gegen tauſend Fuß über das Meer. Die Gebirgsumrandung dieſes kleinen Alpentieflandes erreicht verſchiedene Höhen. Die im Norden gelegenen Caravanken und die Steineralpen ragen bis zu 7—8000 Fuß Seehöhe empor (der Grintouz auf 8086 Fuß). Aus dem Nordweſt ſchimmert die gewaltige Grenzmark des Landes, der rieſige Terglou, mit mehr als 9000 Fuß Seehöhe in das Land hinein; die weſtlichen und öſtlichen Theile des einſchließenden Gebirgskranzes ſenken ſich gegen Süden immer tiefer herab. Im Südoſt erreicht keine Kuppe mehr die Höhe von 3500 Fuß. Außer dieſer verſchieden hohen Umwallung erheben ſich innerhalb der Fläche ſelbſt zahlreiche, ganz iſolirte Berge und Hügel, von denen der große Kallenberg über 2000 Fuß die Uraſchitza über 1500 Fuß emporragen, andere dagegen ſich nur zu gänzlich unbedeutender Höhe erheben. Der Berg, welcher das Caſtell von Laibach trägt, hat über 1100 Fuß, der Schiſchkaberg über 1200 Fuß, Seehöhe. Dieſe Inſelberge, im Norden und Süden der Ebene, gliedern dieſelbe, wenn ſchon etwas unvollſtändig, in drei Abtheilungen, in das nördliche oder Krainburger Becken, in das mittlere und in das ſüdliche, in welchem letzteren ſich jene ausgedehnten Moorgründe befinden, welche unter dem Namen des Laibacher Moraſtes bekannt ſind, während die erſten beiden faſt ganz aus Culturland beſtehen. In landſchaftlicher Beziehung bringen vor Allem die Contraſte zwiſchen der meilenweiten Ebene und den ſie nördlich begrenzenden ſchön conturirten Hochgebirge und Alpenmaſſen eine großartige Wirkung hervor. Auch in den niedrigeren Theilen der Gebirgsumwallung finden ſich manche intereſſante Formen, z. B. der

Krimberg. Selbſt die Ebene mit ihren Berginſeln, freundlichen Culturflächen und düſteren Moorſtrecken bietet unter gewiſſen Luftverhältniſſen und Beleuchtungen reichen Stoff zu künſtleriſchen Studien. Eine eigenthümliche Belebung gewinnt die Landſchaft durch die Kirchen und Capellen, die von jeder ausgezeichneten Kuppe und Terraſſe des Gebirgskranzes herabſchimmern. Dieſe ſchöne Sitte des Volkes, die lichten Höhen der Heimat mit Tempeln zu ſchmücken, erſcheint als eine Reminiſcenz aus dem fernſten Alterthume, wo auch der Urbewohner des Landes die Altäre ſeiner Götter vorzugsweiſe auf die Berge ſtellte.

Was die Geſchichte der Stadt betrifft, ſo darf ſich Laibach mit Recht ſeiner hiſtoriſchen Erinnerungen rühmen. Die Sage ſetzt die Entſtehung der Stadt bis in die Mythenzeit hinauf und läßt ſie von den auf ihrem Zuge auch hieher verſchlagenen Argonauten gegründet ſein. Ohne auf dieſe Sage weitere Rückſicht zu nehmen, iſt hiſtoriſch gewiß, daß Laibach, unter dem Namen Aemona, ſchon lange vor der chriſtlichen Zeitrechnung als ein namhafter Ort der alten Illyrier beſtanden habe, endlich aber auch dem Sieger Attila erlag, 452 nach Chr. G. Kaum hundert Jahre nach der Zerſtörung Aemona's durch Attila finden wir indeſſen ſchon eine neue Stadt Aemona. Zur Zeit Kaiſer Karl's des Großen nahm die Bevölkerung der Stadt bedeutend zu, doch verſchwand ſeit jener Zeit der alte Name Aemona und die deutſche oder ſlawiſche Benennung, Laibach oder Lubjilana, ward allgemein. Im Jahre 1200 ward der ſogenannte neue Markt der Stadt beigefügt, und im Jahre 1416 umgab man ſie mit Befeſtigungen, welche 1475 verſtärkt und 1520 abermals vergrößert wurden. — Zu gleicher Zeit erhielt auch das Caſtell, welches im eilften Jahrhundert die alten Landesfürſten, wahrſcheinlich auf den Trümmern eines Römerbaues, aufgeführt hatten, ſeine vollſtändige Befeſtigung. — Nach dem Kriege von 1809 wurde Krain an die Franzoſen abgetreten, welche es zu dem neugeſchaffenen Königreich Illyrien ſchlugen und mit demſelben dem großen napoleoniſchen Kaiſerreich einverleibten. Im Pariſer Frieden 1814 wurde das Königreich Illyrien an Oeſterreich zurückgegeben und bildet ſeitdem wieder, unter dem altgewohnten Scepter der Habsburger, einen Beſtandtheil des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates. Laibach hat ſeit den letzten Jahrhunderten eine gänzlich veränderte Geſtalt gewonnen. Im 17. und 18. Jahrhundert von großen zerſtörenden Feuersbrünſten beſchädigt, iſt es jedesmal verſchönert aus dieſen Unfällen hervorgegangen.

Einen wichtigen Zeitabſchnitt in der Geſchichte Laibachs bildet die Vollendung der ſüdlichen Staats-Eiſenbahn von Wien bis Trieſt. Im Jahre 1849 war die Bahn bis Laibach vollendet, und die Eröffnung der Strecke von Laibach bis Trieſt ſteht demnächſt bevor. Es wäre überflüſſig, hier des Weiteren zu beſprechen, welche wohlthätigen Einflüſſe der Beſtand der Schienenbahn, an welcher Laibach einen Hauptſtationsplatz und Bahnhof beſitzt, auf das kräftige Gedeihen der

Intereſſen dieſer freundlichen Stadt übe. Er äußert ſich ſchon jetzt in der erfreulichſten Weiſe.

Die Stadt Laibach liegt mit ihren Vorſtädten: St. Peter, Capuciner-Vorſtadt, Gradiſche, Polana, Karlſtädter-Vorſtadt, Hühnerau, Krakau und Tyrnau, an beiden Ufern der ſanft fluthenden Laibach. Der größte Theil der Stadt liegt am linken Ufer, der Schloßberg am rechten. Fünf, zum Theile ſchöne Brücken verbinden die Stadttheile. Die innere Stadt zählt über 300, die geſammten Vorſtädte zählen über 600 Häuſer. Die Bevölkerung iſt in ſteter Zunahme und hat ſich ſeit dem Beginne dieſes Jahrhunderts mehr als verdoppelt. Als im Jahre 1808 Herr Hof ſein Werk über Krain herausgab, ergab die Conſcription dieſes Jahres für Laibach 9000 Einwohner. Bei der letzten Zählung (1854) ſtellte ſich die Zahl derſelben auf etwas über 20.000.

Die Stadt iſt reich an ſtattlichen Gebäuden. Von den Kirchen ſind zu nennen: die Dom- und Kathedralkirche zu St. Nikolaus. Hier ſtand ſchon im J. 745 ein Fiſcherkirchlein, dem heiligen Nikolaus geweiht. Bereits im Jahre 1248 erſcheint dieſes Capellchen zu einer großen Kirche umgeſtaltet und als Pfarrkirche, und nach Errichtung des Bisthums Laibach im Jahre 1461 zur Kathedralkirche erhoben. Die alte, vielfach renovirte und vergrößerte Kirche mußte endlich im Jahre 1699 dem jetzigen Bau weichen, welcher nach den Plänen des berühmten Jeſuiten Andrea Pozzo, von dem Venetianer Bombaſio, damals Steinmetz in Laibach und Bürger dieſer Stadt, von dem Lombarden Janni und den kraineriſchen Baumeiſtern Sugovicz und Matſchegg ausgeführt ward. Die Fresken malte 1703—1705 Franceschini's talentvoller Schüler, Giulio Quaglia, unter Aſſiſtenz des damals ſechzehnjährigen Jünglings Carlo Carlini. Es ſind treffliche Schöpfungen, beſonders das Plafondgemälde der Chriſtenverfolgung. Die Kuppel der Kirche ward erſt 1841 vollendet und mit Fresken (zum Theile nach Ideen Quaglia's) von dem wackern Laibacher Maler, Matthäus Langus, geſchmückt. In den Niſchen der Kuppel-Rotunde ſind vier koloſſale, von dem Paduaner Bildhauer Angelo de Pretis im Jahre 1712 verfertigte Bildſäulen vier heiliger Biſchöfe von Aemona: Maximus, Florus, Coſtus und Genodius aufgeſtellt worden. Das Hochaltarblatt iſt ein ſchönes Kunſtwerk von Langus. Die Statuen der Apoſtel Peter und Paul und die Engel am Altar des Allerheiligſten ſind Meiſterwerke des mit Recht berühmten Bildhauers Francesco Rebba, der mehrere Erinnerungen ſeines hohen Talentes in Laibach zurückließ. An der Domkirche befinden ſich die Erbgrüfte mehrerer angeſehener Familien des Landes, ſo auch jene der Kaufleute Angelo Zois und Peter Codelli, der Ahnherren der jetzigen freiherrlichen und ſtändiſchen Geſchlechter dieſes Namens. — Die St. Jakobs-Pfarrkirche, auch uralt, und als Spitalskirche ſchon im 14. Jahrhundert genannt, ward 1597 von dem nachmaligen Kaiſer Ferdinand II. den Jeſuiten eingeräumt und von denſelben in den Jahren 1613—1615 ganz neu in ihrer jetzigen Geſtalt erbaut.

Der Hochaltar mit ſeinen Sculpturen iſt eines der ſchönſten Werke Robba's. Er vollendete es 1732. Das Altarblatt der Himmelfahrt Mariä iſt von Langus, die übrigen Altarblätter ſind von unbekannten Meiſtern venetianiſcher Schule. Sehr bemerkenswerth iſt die ſchöne Xaverscapelle und die Bronzeſtatue der heiligen Jungfrau. In der Jeſuitenkirche fand im Jahre 1681 der rühmlich bekannte krainerische Geſchichtſchreiber Schönleben ſeine Ruheſtätte. — Die Franciscanerkirche iſt zugleich Pfarrkirche zu Maria-Verkündigung. Es ſtand hier früher die alte, 1366 von den Grafen von Cilli erbaute, 1499 von den Türken zerſtörte Auguſtinerkirche. Im Jahre 1646 ward die Kirche neu erbaut von Freiherrn Conſtantin von Rueßenſtein und wieder von den Auguſtinern bezogen, welche 1784 aufgehoben wurden, worauf Kirche und Kloſter den Franciscanern eingeräumt ward. Der marmorne Hochaltar iſt ein Meiſterwerk des Bildhauers Cavaliere de Giorgio, 1736 vollendet. Das Altarblatt iſt von Langus, der auch die Fresken in den beiden Seitenaltären malte. Jene der Lorettocapelle ſind von Kurz von Goldenſtein. Schöne Altarblätter in dieſer Kirche lieferten die Künſtler Fromüller, Pototſchnigg und Herrlein. In der Lorettocapelle iſt der erſte Fürſt von Auersperg, Joſeph Weikard († 1677) beigeſetzt. Bemerkenswerth iſt an dieſer Kirche die, an der Zinne angebrachte koloſſale Bildſäule unſerer lieben Frau zu Loretto.

Eine der ſchönſten Kirchen Laibachs iſt jene der Urſulinerinnen, von dem Handelsmanne und Landſtand Jakob von Schellenburg gegründet. Der Bau des Kloſters begann 1713, jener der Kirche 1718, aber erſt 1748 ward der Bau vollendet. Der Hochaltar iſt ein Prachtbau aus africaniſchem Marmor, mit Bildſäulen aus Carrara-Marmor. Das Altarblatt iſt bemerkenswerth; es wurde von zwei Mitgliedern des Ordens, der Oberin Aloiſia Potriſch und der Chorfrau Joſepha Strauß gemalt, und iſt nicht ohne Kunſtwerth. Die Darſtellung iſt die gekrönte Himmelskönigin. An den Wänden mehrere Bilder aus venetianiſcher Schule. Ein Leichenſtein vor dem Hochaltare zeigt die Ruheſtätten der frommen Gründer des Gotteshauſes, des Herrn Jakob von Schellenburg und ſeiner Gattin Katharina.

Die Pfarrkirche zu St. Peter ſpricht den Ruhm an, die älteſte Pfarrkirche Laibachs zu ſein. Man will ihren Urſprung noch in das alte Aemona verſetzen, und die Biſchöfe von Aemona ſollen ihre Erbauer geweſen ſein. So viel iſt gewiß, daß die Biſchöfe von Laibach unter ihren Titeln auch jenen als Pfarrer von St. Peter führten, und den Gottesdienſt und die pfarrlichen Verrichtungen durch ihren Vicar ausüben ließen. Im Jahre 1385 wurde die uralte Kirche demolirt und eine neue erbaut, welche in dem Türkeneinfall im Jahre 1472 zerſtört ward, wie es durch einen im Jahre 1618 eingefügten Denkſtein berichtet wird. In ihrer gegenwärtigen Geſtalt iſt die Kirche durch den Pfarrvicar Jakob Hruſt im Jahre 1700 hergeſtellt worden. In der Kirche finden ſich werthvolle

Altarblätter von Menzinger und Jelouſchegg, und gute Freskén von Quaglia. Unter den Paramenten iſt ein ſehr kunſtreich gearbeiteter Kelch aus dem ſechzehnten Jahrhundert bemerkenswerth. Auch auf einige nicht unintereſſante Grabdenkmale iſt der Fremde aufmerkſam zu machen.

An der St. Chriſtophskirche (von 1497), einer Filiale von St. Peter, iſt ſeit 1779 der Friedhof von Laibach. Er ward in neuerer Zeit erweitert und trägt an ſeinem Eingange die bedeutſame Inſchrift: Ecce sortem! — Nächſt St. Chriſtoph ſind die Reſte einer alten Befeſtigung, die ſogenannte „Türkenſchanze“, bis auf unſere Tage erhalten geblieben. Dort ward ein Angriff der Türken im Jahre 1484 ſiegreich abgeſchlagen, welche Erinnerung alljährlich durch ein Volksfeſt am Oſtermontage gefeiert wird.

Noch iſt unter den Kirchen die Deutſch-Ordenskirche zu nennen; zur Römerzeit ſtand hier ein Tempel Neptun's. Auf ſeinen Ruinen erbauten im Jahre 1292 die Tempelritter ihr Ordenshaus und ihre Kirche, welche nach der tragiſchen Kataſtrophe des Ordens an die deutſchen Herren übergingen. Der Comthur Guido Graf Starhemberg ließ die alte Kirche demoliren und die gegenwärtige, welche auch Maria della Rotonda genannt wird, erbauen. Baumeiſter war der berühmte Venetianer Architekt Domenico Roſſi. Bei der Grundſteinlegung ward ein ſehr ſchöner Römerſtein aus dem alten Aemona aufgefunden. Menzinger lieferte in den drei Altarblättern St. Georg, die heilige Eliſabeth und die Himmelfahrt der Jungfrau, höchſt ſchätzbare Kunſtwerke.

Seit den Zeiten der Gegenreformation Kaiſers Ferdinand II. hatte ſich in Laibach keine eigentliche proteſtantiſche Gemeinde mehr bilden können. Im Jahre 1850 erſt ſchritten die hier lebenden Proteſtanten wieder darum ein, und es erfolgte die allerhöchſte Genehmung ſowohl zur Conſtituirung einer evangeliſchen Gemeinde in und um Laibach, als zur Erbauung einer Kirche, einer Paſtorswohnung und eines Schulhauſes; der Bau begann ſofort, da der Gemeinde-Vorſtand, Herr Guſtav Heimann, Handelsmann, das Werk mit Rath und That kräftig förderte, und es erſtand die Kirche nächſt dem Withalm'ſchen Coloſſeum, nach den Plänen des Architekten und k. k. Staatseiſenbahn-Ingenieurs Guſtav Löhr, im byzantiniſchen Style, 600 Perſonen faſſend. Sie führt den Namen der „Chriſtuskirche“ und ihre Einweihung erfolgte in feierlichſter Weiſe am 8. Jänner 1852. Es iſt ein ſchöner, würdiger Bau. Das Altarblatt: Chriſtus und die Samariterin, iſt von Paul Khunl.

Der jüngſte kirchliche Bau in Laibach iſt die neue Pfarrkirche in der Vorſtadt Tyrnau. Der Grundſtein dazu wurde mit großer Feierlichkeit am 24. Juni 1854 gelegt. Die Kirche ſoll an Bau und Ausſchmückung eine der ſtattlichſten in Laibach werden. — Werfen wir nun einen Blick auf die weltlichen Gebäude, ſo finden wir auch hier die freundliche Hauptſtadt ſo reich bedacht, daß ſie keinen Vergleich mit andern zu ſcheuen hat.

Wir nennen darunter zuerſt die k. k. Burg, urſprünglich das Vice-Domhaus; das Landhaus, wo gegenwärtig außer der ſtändiſch Verordneten-Stelle auch mehrere Provinzialbehörden hauſen; das Rathhaus am Hauptplatze. Das alte Rathhaus ſtand am alten Markt und ward 1484 an die jetzigen Stelle verlegt; aber auch dieſes Gebäude ward 1717 abgeriſſen und durch den gegenwärtigen Bau erſetzt; die Militärcaſerne; als Militärſpital und Proviantmagazin dient jetzt das alte, 1782 aufgehobeme Kloſter und die Kirche der Clariſſerinnen. Das Militärknaben-Erziehungshaus des vaterländiſchen Regimentes befindet ſich in der Gradiſche-Vorſtadt. Das in neueſter Zeit wieder befeſtigte Caſtell, die St. Georgscapelle daſelbſt, verdient einen Beſuch. Der Biſchofhof am Domplatz ward von Chriſtoph Rauber 1512 erbaut, in ſeiner jetzigen Geſtalt aber von dem Fürſtbiſchof Grafen von Herberſtein zwiſchen 1788—1794 hergeſtellt. Der ſchöne Dompfarrhof ward 1824 erbaut. Ein ſehr umfangreiches Gebäude iſt das Caroliniſche Prieſter-Seminar (Alumnat). Es ward 1708 erbaut. Hier befindet ſich auch die anſehnliche Seminar-Bibliothek. Der Fürſtbiſchof Anton Alois hat auch 1846 in der Pollana-Vorſtadt ein Seminar zur Aufnahme armer Studenten begründet. Das Schulhaus, in welchem ſich alle Unterrichtsanſtalten und die Lyceal-Bibliothek befinden, iſt auch zu den vorragenden Gebäuden zu zählen. Das Hauptzoll- und Gefällen-Oberamt iſt ein ſehr altes Gebäude, welches jedoch erſt im J. 1776 durch den berühmten Peter Gruber ſeine jetzige Geſtalt erhielt. Es iſt zwar groß und geräumig, wird aber bei dem ſtets wachſenden Handels- und Schifffahrtsverkehr der Stadt oft unzureichend, denn es landen hier jährlich über 1000 Waarenſchiffe, und ungerechnet des Eiſenbahnverkehrs gegen jährlich über 1000 Laſtwägen und gegen 40,000 kleinere Fuhrwerke ab und zu, was freilich nach der gänzlichen Vollendung der Eiſenbahn bis Trieſt ſich in ein anderes Verhältniß ſtellen wird. Laibach iſt natürlich auch der Sitz aller Provinzialbehörden, welche ſämmtlich in anſehnlichen Gebäuden placirt ſind. Auch fehlt es Laibach nicht an ſtattlichen Paläſten des zahlreichen Landadels, und an ſchönen Privathäuſern. Wir nennen darunter die Auersperg'ſchen Paläſte, jene des Grafen Thurn und des Baron Zois, die Virand'ſchen Häuſer u. a. m. Fremde finden in den wohlbeſtellten Hôtels „zur Stadt Wien", im „Oeſterreich'ſchen Hofe", im „Elephanten" (auch zu Miß Baba genannt) gute Unterkunft, ſo wie auch die Gaſthöfe „zum wilden Mann", „zum Sturm" und die Reſtauration am Bahnhofe gut eingerichtet ſind. Gourmands mögen nicht verſäumen, die berühmten Krebſe, welche beſonders im Hôtel zur „Stadt Wien" ſervirt werden, zu koſten. — Auch an zweckmäßig eingerichteten Kaffeehäuſern fehlt es nicht. Man findet deren am Hauptplatze, am alten Markt, am Rann, am Congreßplatz, im Caſino und im Koloſſeum.

An Unterrichts-Anſtalten ſind zu bemerken: das Gymnaſium und Lyceum mit theologiſchem und mediciniſch-chirurgiſchem Studium, gut eingerichtete Haupt-, Sonntags- und Mädchenſchulen, und die Erziehungsanſtalt bei den Urſulinerinnen. In neueſter Zeit iſt der Raum in dem hieſigen, den Ständen gehörigen Schulhauſe (wo, wie oben erwähnt, alle Schulen untergebracht waren) zu beſchränkt geworden. Der Magiſtrat hat daher die Stände um Ueberlaſſung einiger Localitäten in dem Redoutengebäude für Einrichtung zu einem Theile der Schulen angegangen. Die Stände haben dieſem Geſuch im Jahre 1855 entſprochen und die gewünſchten Localitäten gegen einen Miethzins von jährlichen 300 fl. auf zehn Jahre eingeräumt. Es iſt ein bemerkenswerthes Geſchick in den Beſtimmungen dieſes Gebäudes. Es war urſprünglich das Jeſuitengymnaſium, ward nach Aufhebung des Ordens 1775 von den Ständen erkauft und 1784 zum Redoutengebäude umſtaltet. Während der franzöſiſchen Herrſchaft war es der Verſammlungsplatz der Freimaurer-Loge, der „Amis du Roi de Rome et de Napoléon". Nach dem Wiedereintritt der öſterreichiſchen Herrſchaft wurde hier abermals die Redoute eingeführt und 1850 und 1851 das Gebäude für die Schwurgerichte verwendet. Nach deren Aufhebung blieben dieſe Localitäten unbenützt, bis ſie jetzt wieder ihrem urſprünglichen Zweck, der Schule, gewidmet wurden. Es liegt in dieſem Kreislaufe wechſelnder Beſtimmungen eine eigenthümliche, intereſſante Ironie der Geſchichte. Seit 1853 beſteht hier auch eine Handelsſchule, welche bereits über 70 Zöglinge zählt, die Sonntagsſchüler aus dem Stande der Handels-Lehrlinge und Prakticanten ungerechnet. An Humanitäts-Anſtalten nennen wir: das Krankenhaus, die Irren-, Gebär- und Findelanſtalt, die Verſorgungsanſtalt, die Hoſpital- und Bürgerſpitals-Stiftung, das Armenhaus, das Verſatzamt und die Sparcaſſe (die zweite im Alter in der Monarchie, 1820 begründet), das Zwangsarbeitshaus, zu welchem im J. 1845 der Grundſtein gelegt ward und deſſen Eröffnung 1847 ſtattfand; dann mehrere wohlthätige Vereine, von denen der Frauenverein auch hier die wohlthätigen Kinderbewahr-Anſtalten in das Leben gerufen. Daß das edle und aufopfernde Wirken der auch in Laibach nur mit Segen genannten Töchter der chriſtlichen Liebe des heiligen Vincenz de Paul (barmherzigen Schweſtern) hier einen bedeutenden Platz einnimmt, iſt ſchon mit der Anführung ihres Daſeins bezeichnet.

Laibach beſitzt auch mehrere wiſſenſchaftliche und Kunſtvereine. Dahin gehört die k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft, der Verein zur Unterſtützung der Induſtrie und Gewerbe in Inneröſterreich (nach der alten Bezeichnung iſt darunter Steiermark, Kärnthen und Krain verſtanden) und dem Lande Oeſterreich ob der Enns und Salzburg, die philharmoniſche Geſellſchaft, der älteſte aller Muſikvereine, ſchon 1702 begründet (durch Johann Berthold von Höffner), unter dem franzöſiſchen Interregnum faſt erloſchen, im Jahre 1814 wieder erneut; der Muſeal-Verein. Der Vorſchlag zur Gründung eines vaterländiſchen Muſeums ward in der Ständeverſammlung vom Jahre 1823 eingebracht, und das Muſeum, wozu die Stände ein Locale im

Gymnaſialgebäude anwieſen, begründet und mit Allerhöchſter Genehmigung 1831 eröffnet. 1839 bildete ſich der Muſealverein. Das Muſeum, eine bereits ſehr ſchätzbare Sammlung vaterländiſcher Alterthümer und Merkwürdigkeiten, iſt jetzt in dem Auersperg'ſchen Palaſte aufgeſtellt und in hohem Grade der Aufmerkſamkeit würdig. Ferner ſind zu nennen: der *hiſtoriſche Verein für Krain*, auf Impuls des Herrn Erzherzogs Johann begründet und nach erfolgter allerhöchſter Beſtätigung 1843 eröffnet. Auch dieſer Verein beſitzt bereits eine nicht unbedeutende Sammlung vaterländiſcher Urkunden und eine kleine Bibliothek. Im Jahre 1846 begann der Verein auch die Herausgabe einer Monatſchrift: „Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereines für Krain. Der Verein zählt 250 Mitglieder. Die Urkunden-Sammlung hat 1454 Nummern, die Bibliothek 3505 Bände. — *Der Verein zur Erforſchung und Erhaltung der Baudenkmale* (in Wien) hat auch hier in Laibach Conſervatoren und Correſpondenten. Ein neueſter Verein iſt jener, welcher ſich die Cultivirung der unwirthlichen Karſthöhen zu ſeiner Aufgabe ſtellte. Als nächſtes Gebiet ſeiner Wirkſamkeit hat er in den letzten Verſammlungen die wüſte Fläche zwiſchen Coſtaynovizza bei Görz, und Baſovizza nächſt Trieſt bezeichnet. Seit 1855 beſteht hier auch ein katholiſcher Geſellenverein. Unter den *geſelligen* Vereinen iſt ferner auch beſonders der *Caſino-Verein* zu nennen. Nachdem ein älterer Caſino-Verein aufgelöst worden war, bildete ſich 1834 der jetzige; der Verein erbaute 1836—1838 das ſchöne Caſinogebäude, eines der ſtattlichſten Häuſer der Stadt. Jeder gebildete Bewohner der Stadt oder Fremde kann Mitglied des Vereines werden. Es beſteht hier auch ein *Schützen-Verein*, in welchen aber auch Nicht-Schützen aufgenommen werden, da das Locale außer ſeiner eigenthümlichen Beſtimmung auch als Reſſource, Leſecabinet u. ſ. w. eingerichtet iſt.

Handel, Induſtrie, Fabriks- und Gewerbsweſen iſt in lebhaftem Aufſchwunge. Das Gepräge dieſer Thätigkeit gibt ſich zum Theile ſchon in mehreren äußerlichen Erſcheinungen dem Fremden kund. Der äußerſt lebhafte Verkehr am Eiſenbahnhofe und an der k. k. Poſt, dann jener am Hauptzollamte und das Treiben an den Ufern der Laibach, welche, tiefgrün und ſanft, ſpiegelgleich, an den wohlgemauerten Quais mit ſchwarzen Schiffen beladen, dahin gleitet und ſie an das Ufer trägt, wo hunderte von geſchäftigen Händen an ihrer Ausladung beſchäftigt ſind; Alles dies zeigt uns auf den erſten Blick die Thätigkeit einer lebhaften Handelsſtadt. In Laibach iſt der Sitz einer Handels- und Gewerbekammer, einer 1839 eröffneten kaufmänniſchen Lehr- und Erziehungsanſtalt und einer Handelsſchule (ſ. oben). Es beſtehen hier die ſehr lebhaft betriebenen Zucker-Raffinerien von Arnſtein und Eskeles in der Polana; die große, trefflich eingerichtete Baumwollſpinnerei und Weberei-Fabrik der Herren Moline, die Papier- und Oelfabrik der Herren Galle, Terpinz und Zeſchko im Joſephsthal, Surrogat-Kaffee-Fabriken der Herren Biſchof und Comp im Thiergarten, und Deiteln und Comp. in Mariafeld, die Ziegelfabriken der Herren Baumgartner und Comp. und Gebhart. Die Gewerbsthätigkeit iſt ſehr regſam in allen Handwerken, und mehrere Etabliſſements ſind zu großartiger Ausbreitung gediehen, wie z. B. die Glockengießerei des Herrn A. Samaſſa, deren Ruf weit über die Grenzen des Landes gelangt iſt. — Indem ich dieſes ſchreibe, werden in Laibach die vorbereitenden Maßregeln zur Bildung eines Aushilfscaſſen-Vereines für Gewerbetreibende getroffen, welcher gegenſeitige Unterſtützung der Mitglieder mit Gelddarleihung und Hebung der Sparſamkeit zum Zwecke hat. Die Ausarbeitung der Vereinsſtatuten wurde von dem Gründungscomité dem Secretär der Handels- und Gewerbekammer, Hrn. Dr. Klun, übergeben.

Für den geiſtigen Verkehr ſorgen die Buchhandlungen der Herren Kleinmayr und F. Bamberger, Georg Lercher und Johann Giontini, welcher letztere auch eine Leihbibliothek hält. Die Journaliſtik iſt in Laibach zu keiner beſondern Bedeutſamkeit geſtiegen. Das einzige politiſche Blatt iſt die amtliche Laibacher Zeitung mit einem Feuilleton. Das frühere, ſehr werthvolle Beiblatt derſelben: „Illyriſches Blatt“, iſt nach 1848 eingegangen. Außerdem erſcheinen die oben erwähnten „Mittheilungen des hiſtoriſchen Vereins für Krain“, in zwangloſen Monatsheften, dann die „Mittheilungen des Forſtvereins der öſterr. Alpenländer“ (monatlich zweimal). Für adminiſtrative Zwecke dient die Ausgabe des deutſch-ſlawiſchen Landesgeſetzblattes, und in ſlawiſcher Sprache erſcheinen die: „Zgnodnja danica“ (der „Morgenſtern“, für religiöſe Zwecke) alle 14 Tage, und die „Novice“ (Neuigkeiten zur hauswirthſchaftlichen Belehrung des Landvolkes) alle 8 Tage.

Wir führen nun ſchließlich noch den Reiſenden auf einen Spaziergang durch die Stadt und ihre Umgebung, um ihn auf das Bemerkenswertheſte aufmerkſam zu machen, in ſo ferne es nicht ſchon in den obigen Mittheilungen angedeutet worden.

Durch das Niederreißen der alten Wälle und Thore iſt Laibach eine offene und ſehr freundliche Stadt geworden. Durch Demolirung alter Häuſer und eingegangener Kloſtergebäude hat man ſchöne, luftige Plätze gewonnen und ſie mit Promenaden geſchmückt. Straßenpflaſter und Beleuchtung iſt nicht am beſten beſtellt. Doch iſt man in dieſem Augenblicke in Verhandlungen über Einführung der Gasbeleuchtung getreten, welche zweifelsohne zu dem erwünſchten Reſultate führen werden. Der römiſche Aquäduct des alten Aemona liefert noch heute der Stadt das Waſſer.

An öffentlichen Denkmalen finden wir nur wenig Bemerkenswerthes in Laibach, ausgenommen den ſehr ſchönen Brunnen auf dem Hauptplatze. Aus einem großen Baſſin von Marmor erhebt ſich, umgeben von Delphinen und Tritonen, ein 20 Fuß hoher Obelisk aus krainerìſchem rothgrauem Marmor. Der Brunnen iſt ein Meiſterwerk des wackern Venetianers Francesco Robba, der ſo viele Denkmäler ſeiner Kunſt hier hinterließ. Er arbeitete zehn Jahre lang an dieſem Brunnen und vollendete ihn 1733. Er erhielt dafür 2400 fl., das Bürgerrecht in Laibach, und eine Stelle im äußern Rath.

Ein zweites Denkmal erinnert an die Munificenz Kaiſer Franz I., welcher zuerſt in den Jahren 1822 – 1825 Hand an die theilweiſe Trockenlegung des berüchtigten Laibacher Moores legen ließ. Dieſes Moor iſt durch die damals vorgenommenen Arbeiten zum Theil in fruchtbares Land verwandelt worden (leider nur zum Theil), Fahrſtraßen und Verbindungswege durchſchneiden die ehemals wüſte, mephitiſche Ausdünſtungen entſendende Sumpffläche, jetzt mit Fruchtfeldern und Anſiedlungen bedeckt. Man hatte übrigens auch ſchon zu den Zeiten der Kaiſerin Thereſia an dieſe Entſumpfung gedacht. Der bekannte Abbé Gruber entwarf die Pläne und führte mit einem Aufwande von faſt 200,000 fl. einen 1074 Klafter langen Entwäſſerungskanal durch den Sumpf bis an die Laibach, in welche er mit einer großartigen Schleuſe mündet, welche zugleich eine 38 Klafter lange Quaderbrücke bildet, über welche die Neuſtädtlerſtraße führt. Durch dieſen Kanal war aber dem Uebel nur theilweiſe abgeholfen. Da richtete bei dem Congreſſe in Laibach 1821 Kaiſer Franz wieder ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſe Angelegenheit, und es wurden ſomit umfaſſendere Arbeiten zur Entſumpfung vorgenommen. Wirklich ward auch, wie erwähnt, ein Theil des Moores in Ackerland verwandelt. Als Andenken des Dankes gegen den Monarchen errichteten die Laibacher an der Brücke des Gruber'ſchen Kanals ein Monument, einen Obelisk aus Krainer Marmor, mit bezüglichen Inſchriften.

Der Beſitzer des Coloſſeums, Herr Withalm, beſaß eine Statue des Feldmarſchalls Radetzky (in der fürſtlich Salm'ſchen Erzgießerei in Blansko gegoſſen und auf der Londoner Kunſtausſtellung ausgezeichnet), der Gemeinderath brachte dieſe Bildſäule um 840 fl. an ſich, und beſchloß in einer Sitzung des Jahres 1853 die Aufſtellung derſelben in der Stern-Allee, auf einem Piedeſtale, deſſen Koſten auf circa 500 fl. berechnet wurden.

Wir werfen auch einen Blick auf die öffentlichen Unterhaltungsorte und die Promenaden. Unter den erſteren muß natürlich das Theater genannt werden. Es ward zuerſt 1765 aus der alten Reitſchule zur erwarteten, aber nicht erfolgten Ankunft Joſeph's II., nach dem Tode des Kaiſers Franz erbaut. Es ward ſpäter mehrfach umſtaltet und 1846 ganz renovirt. Des Redoutengebäudes und Caſino's iſt bereits erwähnt worden. Im Sommer 1846 eröffnete Herr Withalm ſein Coloſſeum, theils zum öffentlichen Beluſtigungsort, theils als Caſerne für das Militär. Es ward daſelbſt auch erſt eine Bäckerei, dann eine Reitſchule und ein Kaffeehaus errichtet.

Unter den Promenaden Laibach's iſt vor Allem die Stern-Allee zu nennen. Sie iſt die Hauptwandelbahn der ſtädtiſchen Bevölkerung, der Spiel- und Tummelplatz der Jugend, hier ſpielt die Militärmuſik ihre herrlichen Weiſen, zu hoher Luſt der

Geſellſchaft, kurz, hier concentrirt ſich die geſellige Bewegung Laibach's. Der Platz hat auch vielfach hiſtoriſches Intereſſe. Hier war ſchon ein anſehnlicher Platz der Römerſtadt Aemona. Hier ſtanden ihre Thermen und die ſchöne Bildſäule Conſtantin's des Großen, jetzt eine der ſchönſten Zierden des Landesmuſeums. Im Mittelalter erſtand hier Kloſter und Kirche der Capuziner, 1810 in Caſerne und Magazin verwandelt. Später wurden dieſe Gebäude ganz hinweggeräumt und der ſchöne Platz geſchaffen, welcher den Namen Capuzinerplatz trug, den er zur Erinnerung an den hier abgehaltenen Congreß im Jahre 1821 mit jenem des „Congreßplatzes" vertauſchte, und mit der Anlage der Stern-Allee geſchmückt wurde, welche jetzt mit Recht der Stolz der Laibacher iſt. Die Anlage der Allee geſchah im Jahre 1822 unter den Auſpicien des damaligen Gouverneurs, Freiherrn von Schmidtburg.

Schon früher, 1815, war die Anlage der Lattermann-Allee begonnen worden. Sie ſollte den Namen eines mit Recht hochgeachteten Feldherrn und Staatsmannes verewigen. Zu den Spaziergängen in der nächſten Umgebung der Stadt gehört das im Auslauf der Lattermanns-Allee liegende Gut und Schloß Unter-Thurn. In neuerer Zeit ward dieſes Schloß, man weiß nicht aus welchem Grunde, Tivoli genannt. Den Namen Unter-Thurn trägt es, weil auf dem es überragenden Berge ein feſter Wartthurm geſtanden, dem Hauptmann der kraineriſchen Ritterſchaft, Apfalterer, eigen. Dieſer Thurm ward in der Fehde der Cillier mit Kaiſer Friedrich IV. 1440 zerſtört. Das Schloß Unter-Thurn ward von dem Biſchof Chroen erbaut, ging an die Jeſuiten über und ward von ihnen 1703 als Luſtſchloß renovirt. Nach Aufhebung der Jeſuiten kam das Schloß an die Stände, gerieth aber faſt ganz in Verfall, ſo daß es 1847 mit namhaften Koſten reſtaurirt ward. Se. Majeſtät Kaiſer Franz Joſeph I. erkaufte es 1851 und überließ es zu lebenslänglicher Benützung dem Feldmarſchall Grafen Radetzky. Seitdem trug das Schloß den Namen Villa Radetzky. Der Marſchall hat aber nun das Schloß Seiner Majeſtät wieder anheim gegeben, und man hegt in Laibach die Hoffnung, daß es in Zukunft von einem Mitgliede der erhabenen Herrſcherfamilie zum Wohnſitz gewählt werden würde. Die Ausſicht von dem Plateau des Schloſſes gegen Laibach hin iſt höchſt reizend. Auch der Berg hinter dem Schloſſe lohnt die kleine Mühe der Erſteigung durch eine prachtvolle Ausſicht. Als ſchöne Puncte in der nächſten Umgebung Laibachs nennen wir ferner das freundliche Schloß Kaltenbach, mit einer pittoresken Cascade der Laibach. Das Schloß ward 1528 erbaut durch den Bürgermeiſter von Laibach, Franz Khyſel, dem Stammherrn der Freiherren und Grafen dieſes Namens. Nahe an Kaltenbrunn die ſchöne Beſitzung des ſogenannten Thiergartens, einſt Eigenthum der Fürſten Auersperg, und während der franzöſiſchen Herrſchaft wirklich als Thiergarten von dem General-Gouverneur der illyriſchen Provinzen, Marſchall Marmont benützt; jetzt ein Privatbeſitz. Durch die ſogenannte Brühl (Brula) führt der Weg zu dem maleriſch gelegenen Gütchen Kroiſenegg, zur Zeit als die prachtliebenden Fürſten von Eggenberg es bewohnten, ein Tummelplatz hohen Glanzes, jetzt nur mehr den Reiz ſeiner Lage als Schmuck zeigend. Ferner das Schlößchen Leopoldsruhe, 1720 von dem Landeshauptmann Grafen Lamberg erbaut. Von der Bergzinne, unter welcher das von den Laibachern vielbeſuchte Dorf Schiſchka hinzieht, gewährt die Ausſicht einen reichen Wechſel der ſchönſten Bilder. Schloß Strobelhof (Bokalze) am Bach Gradanzſcha, begrenzt von dem Rutikerwald, liegt höchſt pittoresk. Nächſt Strobelhof mündet das liebliche Thal, in welchem die vielbeſuchte Wallfahrtskirche Maria Dobrova hervor leuchtet. Das Gnadenbild war ſchon im 13. Jahrhundert berühmt. Der jetzige Kirchenbau ward 1712 von Grund aus neu aufgeführt. Sehr nahe erhebt ſich hier der Berg Klutſch, gegen 2000 Fuß hoch, ziemlich beſchwerlich zu erſteigen, aber eine überraſchend großartige Ausſicht bietend. Noch erwähnen wir des Ortes Roſenbach, mit der ſchönen Kirche zu Unſerer lieben Frau, und einer von den Laibachern als Spaziergangsziel ſtark beſuchten Caffeterie. Der Laibacher Schloßberg lohnt auch ſeine Erſteigung. Unter den etwas entfernteren Umgebungen glänzt beſonders der Groß-Kallenberg mit ſeiner weitberühmten Wallfahrtskirche. Der ſchöne Berg erhebt ſich nördlich von Laibach zu 2080 Fuß Seehöhe. Die Wallfahrtskirche mit dem Gnadenbilde der allerheiligſten Jungfrau erſtand auf dieſer weit hinſchauenden Höhe im J. 1432. Ihre jetzige Geſtalt erhielt ſie durch einen Neubau im J. 1712. Ihre ſchönen Fresken wurden erſt in neueſter Zeit durch den vorher erwähnten talentvollen Laibacher Maler Herrn Langus ausgeführt. Man wandert von Laibach über Schiſchka nach St. Veit eine Stunde. Die Kirche in St. Veit lohnt einen Augenblick der Beſichtigung durch Kunſtwerke, wie ſie in wenigen Dorfkirchen gefunden werden. Sie ward 1796 neu erbaut. Das Tabernakel am Hochaltar iſt eine ſehr ſchätzbare Holzſchnitzerei von einem Naturkünſtler, dem hieſigen Einwohner Tomz, der nie ſein Dorf verlaſſen. Das Hochaltarblatt iſt ein gutes Bild von Leier; Langus ſchmückte die Kirche mit Fresken und einem ſchönen Madonnenbild. Die Orgel, von dem Laibacher Kunat, iſt eine der beſten, an Fülle und Macht des Tones ausgezeichnetſten Orgeln des Landes. Die mit Recht berühmte Glockengießerei des Herrn Samaſſa in Laibach lieferte drei ſchöne Glocken hieher, deren größte, 3840 Pfund Gewicht, im Jahre 1840 zum erſtenmale ertönte. — Von hier erſteigt man leicht in einer Stunde den Kallenberg. Die Ausſicht von ſeinem Rücken ſowohl nach Süden, gegen Laibach, als gegen Norden auf die Rieſengruppen der Kornpacken mit dem Terglou und die koloſſalen Kalkmaſſen der Steiner Alpen mit dem Grintouz, iſt unausſprechlich großartig. —

Wie der Groß-Kallenberg im Norden, ſo iſt im Süden von Laibach der noch höher aufſteigende Krim, der ſich zu 3504 Fuß Seehöhe erhebt, einer der lohnendſten Ausſichtspuncte. Zu ſeinen Füßen das ſchöne Schloß Sonnegg.

Wir wenden nun unſere Blicke nach dem ſüdöſtlichen und nordweſtlichen Theil des Landes, zu welchen ſich rechts und links der Eiſenbahn von Laibach aus die Wege öffnen. Wir beginnen dieſe Ueberſchau mit dem ſüdlichen Gebiete und treten die Wanderung von Laibach über einen Theil des Laibacher Moors und Ilgg, wo römiſche Alterthümer aufgefunden wurden und wohin einige Archäologen das alte Aemona ausgedehnt wiſſen wollen, nach Auersperg, Reifnitz und dem in ſo vielfacher Beziehung merkwürdigen Ländchen der „Gottſcheer“. Seit 1842 iſt die Bezirksſtraße nach Auersperg gut gebaut und erhalten.

Der Markt und das Schloß Auersperg gehören zu dem Bezirke Groß-Leſchitz (mit 9842 Einwohnern). Das Schloß iſt der Stammſitz der Fürſten Auersperg, einer der erlauchteſten Familien der Monarchie. Die Burg führt im Slawiſchen den Namen Terjak oder Tryach. Eine Gedenktafel, an einem der Thürme eingefügt, beſagt, daß Konrad von Auersperg hier den Bau im Jahre 1067 begonnen; daß dieſe alte Burg durch das große Erdbeben im Jahre 1511 zerſtört wurde, und daß Trojan von Auersperg im Jahre 1570 ſie wieder neu erbaut habe. Seitdem ſind noch mehrere Zubauten, beſonders an der Südſeite, geſchehen. Der öſtliche und weſtliche Theil gehört noch ganz dem alten Bau an. Die Schloßkirche, vielmehr Capelle, denn ſie faßt nicht viel über 200 Perſonen, iſt zugleich die Pfarrkirche des Marktes und ſchön eingerichtet, doch ohne beſondere Merkwürdigkeit. Intereſſanter iſt die alte ſogenannte „lutheriſche Capelle“, ein Gewölbe mit Fresken, Wappen und Grabſteinen von Auerspergen, welche der lutheriſchen Lehre anhingen und hier ruhen wollten. Im nördlichen Theile des Schloſſes ſind die Appartements der Beſitzer. Es findet ſich hier eine höchſt intereſſante Sammlung von Ahnenbildern, darunter auch das Portrait des Helden Herbert von Auersperg, ein ſtattlicher Ritterſaal, eine Waffen- und Kunſtkammer. Hier werden auch die leider ſehr ſchlecht ausgeſtopften und erhaltenen Köpfe Herbert's von Auersperg, Landeshauptmanns in Krain, der in der Schlacht gegen die Türken bei Budosko im Jahre 1575 mit dem Schwert in der Fauſt den Heldentod fand, und ſeines Hauptmannes Friedrich von Weichſelburg, der dort an ſeiner Seite fiel, aufbewahrt. Ihre Häupter waren nach türkiſcher Sitte abgeſchnitten und nach Stambul eingeſendet worden. Die Familie brachte dieſelben gegen ein Löſegeld von 4000 Thaler wieder an ſich. Ein Kaſten von Cedernholz umſchließt dieſe faſt bis zur Unkenntlichkeit entſtellten Ueberreſte der beiden Helden. — Auch die Inſignien der Erbämter, welche die Auersperg bekleiden, werden hier aufbewahrt, nämlich die Erbland-Kämmerſchlüſſel und das Erbland-Marſchallſchwert von Krain. Noch ſind zu erwähnen die Parkanlagen, die Reitſchule, die ſchönen Stallungen mit Steinbornen u. ſ. w. Der Markt Auersperg iſt unanſehnlich.

Der Achaziberg, welcher ſich über 2500 Fuß hoch erhebt und die Gegend beherrſcht, iſt beſonders am Kirchweihfeſt, welches auf den nächſten Sonntag des Achazientages fällt, ſowohl von Krainern als Croaten zahlreich beſucht. Es wird dort die Erinnerungsfeier an den Sieg abgehalten, welchen der General-Oberſt von Karlſtadt, Andreas von Auersperg, am Achaziustage 1593 gegen Haſſan-Paſcha von Bosnien erfocht. Die Türken zählten 20,000, die kaiſerlichen Scharen nur 4000 Mann, dennoch war die Niederlage der Türken vollſtändig; zehntauſend blieben todt auf dem Schlachtfeld, unter ihnen auch Haſſan-Paſcha, aus deſſen reichem Brokat-Kaftan der fromme Held Andreas von Auersperg ein Meßgewand anfertigen ließ, mit welchem noch alljährlich am Jahrestag der Schlacht in der Kathedralkirche eine von dem Sieger geſtiftete Meſſe geleſen wird. Die Erſteigung des Achaziberges lohnt ſich auch durch eine reiche Fernſicht.

Von hier führt uns die Straße über Groß-Loſchitz, nach Reifnitz (ſlawiſch Ribenza). Es iſt dies ein anſehnlicher Markt, mit mehr als 150 Häuſern und über 1000 Einwohnern, mit einem Schloſſe, einer Pfarre, einem Poſtamt u. ſ. w. Das Thal von Reifnitz, von den Berggruppen der Mala-Gora im Oſten und der Velka-Gora im Weſten geſchloſſen, iſt maleriſch, aber nicht ſehr fruchtbar. Die Gegend iſt reich an Bächen und Quellen, aber auch hier ſchon zeigt ſich die in Krain ſo häufige Erſcheinung, daß dieſe Gewäſſer nach kurzem Lauf wieder in unterirdiſche Trichter verſchwinden. An Fiſchen, beſonders an Forellen iſt hier Ueberfluß. Der Boden ſelbſt bringt nur Sommerfrucht, da die rauhe Luft, der lange, ſehr ſtrenge Winter kein anderes Getreide gedeihen laſſen. Der Erdäpfelbau hält zum Theile dafür ſchadlos. Die Gewerbsthätigkeit der Reifnitzer iſt nicht unbedeutend. Zwiſchen den Kalkhöhen der umgebenden Berge bricht ein guter Schiefer und ziehen mächtige ſchwarze Thonlager. Die Erzeugung von Küchengeſchirren iſt bei Benützung dieſer Lager ein lebhaft betriebener Erwerbszweig der Reifnitzer. Außerdem bringen ſie auch Siebe und Holzgeräthe auf die Märkte des Landes. Ein eigenthümlicher Handelszweig der Reifnitzer ſind die Bilchfelle. Die Bilche (Myoxus glis), auch unter dem Namen der Siebenſchläfer gekannt, finden ſich ſehr zahlreich in den hieſigen Wäldern und Gebirgen. Dieſes Nagethier, über welches früher viel gefabelt ward, iſt etwas größer als die Ratte und nährt ſich von Buchnüſſen. Es werden jährlich viele tauſend dieſer Thiere von den Reifnitzern und Gottſcheern gefangen. Das Fleiſch wird geſpeiſt, die Felle geben ein ſehr beliebtes Pelzwerk. Sie werden von den Kürſchnern bearbeitet, in viereckige Stücke, Bilchtafeln genannt, zuſammen genäht und im ganzen Lande, auch in Croatien verkauft. Man macht Pelzmützen daraus oder verwendet ſie als Pelzfütterung.

In der Nähe von Reifnitz liegt die intereſſante Burg Ortenegg, mit einer der ſchönſten Ausſichten des Landes. Schöne Schloßcapelle. Die lutheriſche Capelle, jetzt die Amtsſtube. Vor dem Schloſſe die St. Georgscapelle, mit einem ſehenswerthen mittelalterlichen Votivbild. Nächſt Ortenegg ſtehen die Trümmer einer zweiten Burg, Ottenſtein, jetzt nur mehr ein wüſter Schutthaufen. Der Sage nach ſind in dieſen Ruinen große Schätze vergraben, und ſie ſind daher bis auf unſere Tage herab häufig von Schatzgräbern durchwühlt worden.

Wir werfen nun unſern Blick auf Gottſchee, dieſes in vielfacher Beziehung ſo intereſſante Ländchen, dieſe deutſche Oaſe in ringsum ſlawiſcher Umgebung. Das Gebiet, welches heut zu Tage das Herzogthum Gottſchee bildet, war in den älteſten Zeiten des Mittelalters Eigen der Patriarchen von Aquileja. Es war ein wüſtes, wildes Wald- und Gebirgsgebiet, welches der Patriarch im Jahre 1347 den Grafen von Ortenburg zu Lehen gab. Kaiſer Karl IV. ſendete dem Grafen eine Colonie von 300 Männern mit Weibern und Kindern, um ſie dort anzuſiedeln, und durch ſie die Gegend urbar zu machen. Der deutſche Stamm, jetzt bis zu etwa 20,000 Köpfen angewachſen, hat ſich inmitten der ſlawiſchen Umgebung ſeine nationale Eigenthümlichkeit bewahrt, und ſelbſt die Sprache, obſchon in vielfach corrumpirtem Dialect, iſt erhalten geblieben. Die Gottſcheer ſelbſt halten ſich von ihrer fränkiſchen Abkunft überzeugt. Ihr Feſthalten an dem Althergebrachten iſt eiſern und jede Neuerung ihnen verhaßt. Es bedurfte faſt Gewaltmaßregeln, ſie zum Anbau der Kartoffel zu bewegen, welcher ſie nun ſeit hundert Jahren ſo oft ihre Bewahrung vor Hungersnoth danken. Sie lieben ihr Vaterland auf die glühendſte Weiſe, und obſchon von einem Krämergeiſt beherrſcht, der ſie als Hauſirer nach allen Ländern treibt, wird doch kaum ein Gottſcheer gefunden werden, der ſich bewegen ließe, ſich außer ſeiner Heimat anzuſiedeln. Das Heimweh würde ihn tödten. Sie ſind aufrichtig, fern von Trug, bieder, tief religiös (ſämmtlich Katholiken), mäßig im Genuß und mit reichen Talenten begabt, verlegen ſich aber vorzugsweiſe auf den Handel. Sorgfältig vermeiden ſie jede Vermiſchung mit fremden Stämmen. Die Erziehung der Kinder iſt meiſt den Weibern überlaſſen, ſo wie dieſe auch das ganze Hausweſen beſorgen, da die Männer meiſt auf dem Hauſirhandel abweſend ſind, und auch gerne die etwas herangewachſenen Söhne dazu anleiten und mit ſich auf ihre Wanderzüge nehmen. Ihr abgeſchloſſenes Leben ward auch bis in die neueſte Zeit durch die Abgeſchloſſenheit ihres Landes begünſtigt. Der Zugang in das Ländchen iſt ringsum von Gebirgen umgeben, über welche bis in die neuere Zeit nur Fußſteige führten. Bis zum Anfange unſeres Jahrhunderts kannte man in Gottſchee keine Fahrſtraße und kein Poſtweſen. Touriſten gab es damals auch noch nicht, und ſo betrat höchſt ſelten der Fuß eines Fremden das ſtille, abgeſchiedene Ländchen. Der Winter tritt hier ſchon mit Anfang October ein und währt durch 8 Monate. Die milderen Lüfte des Lenzes beſiegen ihn erſt im Mai. Der Wein, an dem Krain ſonſt nicht arm iſt, gedeiht hier natürlich nicht; der Ackerbau nur karg; der Obſtbau beſchränkt ſich meiſt auf Zwetſchken und Aepfel. Die Viehzucht iſt dürftig beſtellt. Die Wälder, welche das wenige urbare Land umſchließen, dürfen noch immer unermeßlich genannt werden; zum Theil wird hier auch noch Urwald gefunden. Dieſe tiefen, dunklen Forſte ſind reich mit Wild aller Art bevölkert. Die Wälder lieſern herrliches Bauholz, daher findet man in den Ortſchaften, wenn auch ärmlich eingerichtete, doch zum Theile recht ſchmucke, geräumige Holzhäuſer.

Die Anſiedlungen der Franken im 14. Jahrhundert waren anfangs vereinzelt, und die Stadt Gottſchee entſtand erſt zum Schutze gegen die wiederholten und furchtbaren Einfälle des Erbſeindes. Die Stadt zählt gegenwärtig über 100 Häuſer mit circa 700 Einwohnern. Die Dechanteikirche und das fürſtliche Schloß ſind anſehnliche Gebäude. Die Bewohner beſchäftigen ſich nebſt dem Hauſirhandel auch mit der Leinwandweberei und der Erzeugung von Töpfer- und Holzwaaren. (Die Stadt heißt bei den Slawen Kozherje.)

Der Patriarch von Aquileja, Berthold, verlieh dieſe Landſtrecke den Grafen von Ortenburg als Lehen. Nach dem Ausſterben der Ortenburge kam das Ländchen, nun ſchon beurbart und bevölkert durch die Franken, an die Grafen von Cilli (1420). Später gelangte es als Eigen, vereint mit den Gütern Reifnitz und Pölland an die Freiherren von Khyſel, ward zur Grafſchaft erhoben, und Hans Jakob Freiherr von Khyſel erhielt den Titel eines Grafen von Gottſchee (im Jahre 1623). Von den Khyſel erkauften die Auersperge die Grafſchaft Gottſchee, und Hans Weikard von Auersperg, welcher 1653 Reichsfürſt geworden, bildete aus ſeinen Herrſchaften in Krain und der Grafſchaft Gottſchee ein Fideicommiß. Nachdem der Fürſt von Auersperg im Jahre 1790 ſeine in Preußiſch-Schleſien gelegenen Herzogthümer Münſterberg und Frankenſtein verkauft hatte, erhob Kaiſer Leopold II, laut Diplom vom 11. November 1791, die Grafſchaft Gottſchee zu einem Herzogthum und verlieh dem Fürſten den Herzogtitel mit allen damit verbundenen Rechten und Vorzügen.

Nach Laibach zurückgekehrt, ſchreiten wir nun zur Schilderung des nordweſtlichen Gebietes, einer Landſtrecke, welche zu den intereſſanteſten des ganzen europäiſchen Alpengebietes gezählt werden mag. Die majeſtätiſche Gruppe der Karrawanen, dieſes wunderreichen Gebirges, entfaltet dort alle Zauber, welche die Hochgebirge umſchweben. Spiegelnde Alpenſeen, tiefgrüne Matten, phantaſtiſch-großartige Felſengebilde, brauſende Katarakte, und das Bild des nahe an 10,000 Fuß hoch anſteigenden Terglou, des Königs dieſer Gebirge, alles dies feſſelt das Auge des Touriſten mit unwiderſtehlicher Macht.

Wir treten die Wanderung von Laibach über Schiſchka (ſ. oben Umgebungen Laibach's) und St. Veit (ſ. eben daſelbſt) über Zwiſchenwäſſer (ſlawiſch Med-Vodna) nach Krainburg auf ſehr guter Straße an, zur Rechten ſtets das ſchöne Bild des Groß-Kallenberges mit der Liebfrauenkirche im Auge. Bei Zwiſchenwäſſern vereint ſich die Zeyer mit der Save, und eine kleine, recht pittoreske Cascade der letztern gibt ein hübſches Bild. Von Zwiſchenwäſſer kann man auch außer der großen Straße auf einer Seitenſtraße über Görtſchach und Laak (auch Biſchofslaak genannt) nach Krainburg gelangen.

Das Städtchen Laak oder Biſchoflaak (ſlawiſch Shkofialoka) war uraltes Eigen der Biſchöfe von Freiſing. In den Jahren 1499 — 1502, ward der Ort von den Biſchöfen zu einer Stadt erhoben, mit Ringmauern umgeben und befeſtigt. Gegenwärtig zählt das Städtchen gegen 1200 Einwohner, iſt der Hauptſitz eines Bezirkes von 25,000 Einwohnern, hat eine anſehnliche Pfarre, ein Poſtamt, ein Capuciner- und Urſulinerkloſter, mehrere Mühlen, Hammerwerke u. ſ. w. und treibt einen nicht unbedeutenden Leinwandhandel. Auf dem Wege von Laak bis Krainburg findet man faſt lauter Weber, und in dem Ort Straſchiſche und ſeiner Umgebung einen beſonders blühenden Gewerbszweig, nämlich die Siebmacherei. Sie hat für Krain eine große Wichtigkeit. Das Gewerbe der Verfertigung von Roßhaarſieben wird ſeit länger als einem halben Jahrhundert betrieben. Das Erzeugungsquantum dieſes als vorzüglich geſchätzten Artikels ſteigt auf hunderttauſende, und die Waare findet lebhaften Abſatz im Reiche ſelbſt und in Frankreich, England, Spanien, Holland, Belgien, Griechenland und der Türkei. Als eigentliche Beleber dieſes Induſtriezweiges dürfen die Herren Natalis, Dempſcher, Pagliarucci, Jonko und Anna genannt werden. Die Firmen der Fabrikanten Locker, Globoſchnigg, Prevz und Benedig ſind jetzt die vorzüglichſten. Der Hauptſitz des Geſchäftes iſt in dem Ort Straſchiſche, von mehr als 1000 Bewohnern. Von dieſen beſchäftigen ſich über 100 Familien, mit mehr als 800 Perſonen, mit der Siebmacherei. Auch in den benachbarten Dörfern beſchäftigen die genannten Firmen viele Leute, ſo daß im Ganzen an 200 Familien mit gegen 1500 Perſonen nährenden Erwerb in dieſem Induſtriezweige finden.

Wir haben nun Krainburg erreicht. Die Stadt liegt höchſt pittoresk auf einem Brecciafelſen, welchen in tief eingeſchnittenen Betten die aus ihren Geburtsthälern in jugendlicher Kraft herabrauſchenden grünen Wogen der Save und Kanker umrauſchen, welche ſich hier vereinigen. Die Stadt (ſlawiſch Krajna) zählt mit ihren beiden Vorſtädten, nach der Save und dem Kanker benannt, gegen 2000 Bewohner. Man will hier das alte Santicum der Römer vermuthen. Schon im eilften Jahrhundert war hier eine Pfalz der Markgrafen. Das Schloß Kieſelſtein, weithin ſchauend über das Stromgebiet der Save, ward im 13. Jahrhundert von den Grafen von Ortenburg erbaut. In unſerer Zeit ging es an die Familie Pagliarucci über. Die Stadt liegt ſchon bedeutend hoch, 1248 Fuß über dem Meere, alſo ſchon um mehr als 300 Fuß höher als Laibach. Ein Theil der Stadt liegt mehr als 130 Fuß über den zu ihren Füßen rauſchenden Gebirgsſtrömen. Sie iſt daher etwas waſſerarm, und das Waſſer wird in einer eigenen, ſehenswerthen, von einem Jeſuiten erfundenen Maſchine aus der Save in den Stadtbrunnen gehoben und geleitet. Die ſchöne Steinbrücke, 90 Fuß über dem Waſſerſpiegel des Stromes, mit einem Bogen von 109 Fuß Spannung, ward im Jahre 1828 erbaut, und iſt eine bemerkenswerthe Zierde der Stadt. Ein Beſuch der Pfarrkirche mit ihren altdeutſchen Bauformen und beſonders die Erſteigung des

Thurmes, deſſen Spitze 1279 Fuß über das Meer aufſteigt, iſt ſehr lohnend. Die Ausſicht vom Thurme iſt von überraſchender Großartigkeit. Am Thurme befinden ſich auch ſehr ſchöne Glocken von Samaſſa, die nach der verheerenden Feuersbrunſt des Jahres 1811, durch welche auch dieſe altehrwürdige Kirche und ihr Thurm viel gelitten, hieher geſtiftet wurden.

Krainburg iſt der Sitz des Bezirksgerichtes, als Hauptort des gleichnamigen Bezirkes, welcher gegen 25,000 Einwohner zählt; da von hier mehrere Poſtſtraßen auslaufen, ſo befindet ſich in Krainburg auch ein Poſtamt. Von Laibach hieher zieht über Zwiſchenwäſſern die große Poſtſtraße nach Kärnthen und theilt ſich hier in zwei Aeſte. Der eine (fortgeſetzte Poſtſtraße) zieht nördlich über Neumarktl und der Loibl nach Klagenfurt, der andere (auch Poſtſtraße) nimmt die Richtung weſtlich über Ottak, Aßling und Wurzen nach Tarvis und vereint ſich dort mit der großen Poſtſtraße, welche einerſeits nach Görz, anderſeits nach Udine führt. Eine dritte (Seitenſtraße) führt durch das Kankerthal, über das Joch des Seeberges, nach Kärnthen.

Die große Poſtſtraße, die von hier über den Loibl nach Kärnthen führt, iſt von Krainburg nördlich über Neumarktl geführt. Wir gelangen über Rakloß, Duplach und Kreuz in dieſen induſtriöſen Ort. Der Markt zählt an 1500 Einwohner. Hier ziehen beſonders die großen Eiſenwerke unſere Aufmerkſamkeit anf ſich. Das Eiſen- und Stahlgewerk hier iſt ſchon in früher Zeit betrieben worden. Die Feilenfabrik ward von den Engländern Igler und Tuton im Jahre 1808 unter dem damaligen Beſitzer Grafen Radetzky errichtet. Später erkaufte der Freiherr von Dietrich in Wien die Herrſchaft und den ganzen Werkcomplex, und unter ihm belebte ſich das Unternehmen zu einem der bedeutendſten Etabliſſements der Monarchie. Nach dem im Jahre 1855 erfolgten Ableben des Freiherrn fiel die Herrſchaft und das Fabriksweſen an ſeinen Erben, den minderjährigen Fürſten von Sulkowsky.

Der Complex der Werke in Neumarktl beſteht aus dem k. k. priv. Eiſen- und Stahlwerke, der Eiſengeſchmeidewaaren- und Feilenfabrik. Zu dem Werke gehört ferner der Galmei-Bergbau im Gebirge Goroſchitza, der Kupferbergbau im Gebirge Stegounig und ſechs Eiſenſteinbergbaue in den Bezirken Krainburg und Radmannsdorf. Der in der Stahlhütte zu Neumarktl erzeugte Cementſtahl war das erſte, und längere Zeit hindurch auch das einzige Fabrikat dieſer Art im öſterreichiſchen Staate. Abgeſehen von den Grubenarbeiten, beſchäftigen die Hütten gegen 150 Arbeiter, und das Fabrikat findet Abſatz nach Italien, Frankreich, Portugal, Aegypten, Braſilien, den vereinigten Staaten u. ſ. w. Das Eiſen geht beſonders nach Laibach, Idria und ganz Krain, die Feilen finden ſtarken Abſatz in ſämmtlichen Hauptſtädten der Monarchie und in Italien, beſonders in dem Kirchenſtaate, in Ferrara und Ancona, dann in der Schweiz.

Außer dieſem großen, fürſtlich Sulkowsky'ſchen Gewerke ſind zahlreiche Gewerbe beſchäftigt. Man fabricirt hier Leder, die Firmen Deu, Malli Leopold und Valentin Pollak u. ſ. w. ſind ſehr geachtet. Die Strumpfwirkerei wird thätig geübt und findet Abſatz im ganzen Lande und über deſſen Grenzen hinaus. Es beſteht eine Hand- und Walzen-Cottondruck-Fabrik. Die hier verfertigten roßhaarenen Pferdedecken werden ſtark nach Italien verſendet. Die Jabornigg'ſchen Stahl- und Eiſenwerke ſind bedeutend, ſo wie die Senſengewerke der Herren Achazhizh, Globotſchnigg, Mokek, Peharz, Pollak, Keſſe und Zeme lebhaften Umſchwung haben. Nächſt dem obern Theil des Marktes finden ſich anſehnliche und benutzte Marmorbrüche.

Nördlich von Neumarktl erhebt ſich der Alpenwall, welcher Krain und Kärnthen ſcheidet, und die Straße ſetzt über den Loibl nach Kärnthen über. Der Uebergangspunct auf dem Loibl iſt 4243 F. über dem Meere erhoben. Von den Tagen Kaiſer Karl's VI. führte nur ein Saumweg über das Joch. Kaiſer Karl VI. ließ 1728 eine Straße über den Loibl bauen. Sie war, wie die alte Semmeringſtraße, allerdings ein großer Gewinn für die Gegend, aber ihre ſteile Führung erſchwert den Verkehr. Es wäre daher eine Regulirung dieſes ſo viel befahrenen Straßenzuges wohl ſehr wünſchenswerth.

Wir kehren nach dieſem Seitenblick in der Gegend nach Krainburg zurück, um von dort die Wanderung an den Veldeſerſee und in die Wochein fortzuſetzen. Die nächſte Station iſt das Städtchen Radmannsdorf (ſlawiſch Radolza). Die Stadt mit der Vorſtadt zählt jetzt circa 700 Einwohner und iſt der Amtsſitz eines Bezirkes von gegen 20,000 Einwohnern. Das Thurn'ſche Schloß mit ſchönem Garten iſt ſehenswerth. Die Stadt hat auch eine Probſtei, eine anſehnliche Pfarrkirche, ein Poſtamt u. ſ. w. Hier nächſt der Stadt vereinen ſich die beiden Ströme, welche beide den Namen der Save führen, und zwar nach den Orten ihres Urſprunges, die eine als Wocheiner-Save, die andere als Wurzner- oder Weißenfelſer-Save bezeichnet werden. Nach ihrer Vereinigung bei Radmannsdorf nimmt der Strom den Namen Save ohne weitere Bezeichnung an. Die Lage von Radmannsdorf iſt höchſt maleriſch durch die Umgebung.

Das ſchöne Thal, durch welches die Save eilt, iſt im Norden von der Alpenkette begrenzt, welche Krain und Kärnthen ſcheidet, im Weſten erhebt ſich die majeſtätiſche Gruppe der Karavanken mit dem Terglou, im Oſten jene der Steiner-Alpen mit dem Grintouz. Im ganzen Bilde vereint ſich die Anmuth des Thallandes mit der imponirenden Majeſtät der Hochgebirgswelt in der wirkſamſten Weiſe.

Noch ein Stündchen Wanderns und wir ſehen den Spiegel des reizenden Veldeſerſees vor uns; die Anmuth dieſes freundlichen Sees wird von keinem andern übertroffen. Der Veldeſerſee führt im Slawiſchen den Namen Bled-Jeſer; die Sage ſieht in ihm den Lacus auracius der Römer. Der See iſt nicht groß, er hält nur 56 Joch, aber ſeine ganze Umgebung prangt in Fülle landſchaftlicher Reize aller Art. In Mitte ſeines Spiegels erhebt ſich eine Felſeninſel, auf welcher die Wallfahrtskirche Maria am See thront. Treppen führen auf das Plateau des Blockes, auf welchem ſich nebſt der Kirche noch das Curathaus und eine alte Einſiedelei befinden. Das Kirchlein hat gute Altarblätter, ſchöne Paramente u. ſ. w. Am Ufer des Sees, über dem Dörfchen Veldes thront die Burg Veldes (ſlawiſch: Bledski-Hrad). Dieſe Burg beſtand ſchon im eilften Jahrhundert, und Kaiſer Heinrich II. ſchenkte ſie dem Biſchof Alboin von Brixen im Jahre 1004. Der alte Bau ward indeſſen durch das Erdbeben vom Jahre 1511 in Trümmer geworfen und erſt 1519 ward die Burg in ihrer jetzigen Geſtalt wieder hergeſtellt. Der Felsblock, auf dem ſie ruht, erhebt ſich 420 Fuß über den See. Zwei Wege, der eine von der Seeſeite, der andere vom Dorfe aus, führen hinauf. Die Burg iſt noch ganz bewohnbar aber ſehr vernachläſſigt in ihrer Erhaltung. Die Capelle iſt ſchön, die Ausſicht von der Burg herrlich.

Das Dorf Veldes iſt ein ganz unbedeutender Ort, erſt kürzlich hat noch eine Feuersbrunſt einen Theil davon zerſtört, aber die Natur hat dieſem Ufer des Sees noch ein beſonderes Geſchenk gemacht. Es bricht hier nämlich eine Heilquelle vor, allerdings ſchon im Mittelalter gekannt, aber nie beachtet. Erſt in neueſter Zeit wurden einige Anſtrengungen gemacht, die Heilquelle in ihr Recht einzuſetzen und hier einen Curort zu ſchaffen. Im Jahre 1851 begann der Bau eines eigenen Badehauſes. Die Heilquelle hat 18° R. und ihre Heilkraft hat ſich in Nervenleiden, Hypochondrie, Hyſterie, unregelmäßiger Monſtruation, Bleichſucht, Lähmungen u. ſ. w. bewährt. Beſonders auffallende Wirkung zeigt ſie bei Froſtbeulen, alten Geſchwüren, chroniſchen Ausſchlägen u. ſ. w. Für Unterkunft iſt durch das ſtattliche von den Laibacher Handelsherren Mallner und Meyer errichtete Gaſthaus, durch den Patrar'ſchen Gaſthof in Seebach und ein Gaſthaus in Veldes geſorgt. Die Hydropathie hat denn auch ihr Auge auf dieſe durch ihren Reichthum an kalten und temperirten Quellen in hohem Grade für die Freunde der Waſſerheilkunde anziehende Gegend geworfen, und der Naturarzt und Hydropath Hr. A. Rikli leitet nun die Waſſerheilanſtalt Mallnerbrunn am Veldeſerſee mit gutem Erfolge. Seiner Ankündigung zufolge iſt er auch in den Stand geſetzt, die Curanſtalt im Winter bei heizbaren Baderäumen mit der beſten Wirkung thätig ſein zu laſſen. Die Ufer des ſchönen Sees, deſſen Thal der berühmte Reiſende Humphry Davy für das ſchönſte in Europa erklärte, werden ſomit alljährlich vermehrten Beſuch erhalten.

Unter den intereſſanten Puncten der Umgebung von Veldes nennen wir das idylliſche Dörfchen Ober-Görlach, den ſogenannten „Bruderfelſen“ (ſlawiſch bratova pezh), der ſeinen Namen von den Hirtenbrüdern erhielt, deren einer von einem Widder rücklings hinabgeſtürzt ward, und ſein Bruder, der, ihn umfaſſend, retten wollte, mit ihm vereint den tödtlichen Sturz in die Tiefe machte, wo man die

Brüder noch im Tode innig umſchlungen fand. — Der maleriſche Waſſerfall der Rothwein bei Aſch lohnt auch den Beſuch.

In vielfacher Beziehung lohnend iſt ein Ausflug nach Vigaun und Katzenſtein. Die Burg Katzenſtein iſt ein ſtattliches Gebäude, in alterthümlicher Pracht möblirt, mit Ahnenbildern, Wandgemälden, Darſtellungen von Turnieren u. ſ. w. geſchmückt. Am Schloſſe iſt auch ein ſchöner Garten. In der Nähe die Ruine der alten Burg Stein, das romantiſche Kirchlein zu St. Peter, ein intereſſanter altdeutſcher Bau aus dem 13. Jahrhundert, und die ernſte Burgruine Wallenburg.

Wir treten nun die Wanderung nach den beiden intereſſanteſten Puncten dieſer Gegend, zu den Urſprüngen des Stromes, der in der Vereinigung dieſer Gebirgsbäche den Namen der Save trägt. Wir ſchlagen zuerſt den Weg in die Wochein, von Veldes über Seebach und Wocheiner Vellach ein. Dieſer letztere Ort hat ſeine Bezeichnung zur Unterſcheidung von dem nördlich von Veldes gelegenen gleichnamigen Orte, welcher deßhalb Kärnthner Vellach genannt wird. Wir ſchreiten immer dem Laufe der Savitza (Wocheiner Save) entgegen, welche hier durch die wilde Schlucht des tiefen Einriſſes in dem Kalkplateau des Poklouka- und Jelouza-Gebirges, welches gleichſam eine Vorterraſſe des Terglou bildet. Man kommt an mehreren kleinen Waſſerfällen vorüber, und erreicht dann den kleinen Ort Vitnje. Bei Vitnje erweitert ſich dann die Schlucht zu dem eigentlichen Wocheiner Thale von etwa 1½ Meile Ausdehnung. Der rings von Hochgebirgen umgebene Keſſel ſchließt wieder mit dem Wocheinerſee. Die Schlucht zwiſchen den Plateaus von Jelouza und Poklouka iſt an zwei Meilen lang.

Wir haben nun Feiſtritz erreicht, wo die trefflich eingerichteten, großartigen freiherrlich Zois'ſchen Eiſenwerke unſere Aufmerkſamkeit feſſeln. Das Etabliſſement ward hier wohl ſchon vor länger als 300 Jahren, urſprünglich durch italieniſche Unternehmer, gegründet. Es gelangte aber nie zu einer höhern Bedeutſamkeit. Um 1709 arbeitete hier ein Herr Johann von Locatelli, in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts brachte Herr Michael Angelo von Zois das Werk an ſich. Dieſe Familie beſitzt es noch gegenwärtig, und es hat unter dieſer Firma den erfreulichſten Aufſchwung genommen. Die Eiſenwerke in der Wochein beſtehen aus den Berg-, Schmelz- und Hammerwerken von Feiſtritz (ſlawiſch Biſtrizza), Althammer und Poſableno. Dies bildet einen Complex des Zois'ſchen Gewerkes, deſſen zweite Hälfte aus den Schmelz- und Hammerwerken von Jauerburg, Rothwein und Hohenbrücken und dem Bergbau Breſouz beſteht. Dieſe zweite Hälfte iſt von der Wochein durch die mehrerwähnten Kalkplateaus Jelouza und Poklouka geſchieden. Die Wocheiner Werke beziehen ihr Erz aus dem Jurakalk dieſer Plateaus. Es iſt Bohnenerz, und deſſen Ausbeutung koſtſpielig und ſchwierig. Die Werke von Jauerburg beuten ihr Erz aus der Liasformation der kraineriſch-kärnthneriſchen Grenzgebirge. Das Holz kommt billig zu ſtehen, es wird aus den Wäldem der Kerma, der Plateaus Jelouza und Poklouka gefällt. Die Gewerkſchaft beſchäftigt damit über 500 Holzknechte. An Köhlereien ſind für die Wocheiner Werke mehr als 150, für jene von Jauerburg mehr als 200 in Thätigkeit. In den Hochöfen von Jauerburg und Feiſtritz werden jährlich über 30,000 Centner Roheiſen erzeugt und auf die Hammerwerke geliefert, welche jährlich über 10,000 Centner trefflichen Stahl und faſt eben ſo viel Stabeiſen ausarbeiten. Der Abſatz geht beinahe ganz nach Spanien, Frankreich, den joniſchen Inſeln, in die Levante und hauptſächlich nach Italien. Neapel und der Kirchenſtaat beſonders wurden noch vor Kurzem faſt ausſchließlich mit dem hieſigen Fabrikat verſehen, und die Marca Zois iſt dort vorzüglich hoch geachtet. Der hieſige Hüttenbetrieb iſt muſterhaft geordnet und hat ſich alle Fortſchritte der Zeit und der Wiſſenſchaft angeeignet. Die Gewerkſchaft iſt auch bereits auf den Gewerbsausſtellungen in Laibach 1844, und in Wien 1845 mit der goldenen Preis-Medaille ausgezeichnet worden.

Der Bach Feiſtritz (ſlawiſch Biſtrizza), der dem Orte den Namen gibt und ſich hier in die Savitza ergießt, entſpringt auf dem ſüdlich gelegenen Berge Zhernaperst, der ſeinen Namen von der dunklen Thonerde erhielt, die auf ihm geſchichtet iſt. Der Berg erhebt ſich 5825 Fuß hoch über dem Meere; ihn ſchmückt eine überreiche, den Botaniker erfreulich überraſchende Alpenflora, und ſein Gipfel bietet eine der prachtvollſten Ausſichten. Der verewigte König von Sachſen, Friedrich Auguſt, erſtieg den Berg im Jahre 1841.

Wir wandern nun von Feiſtritz an den Wocheiner See, deſſen Ufer wir in einer Stunde erreichen. Dieſer See hat 560 Joch Flächeninhalt und ſein tiefgrüner Spiegel dehnt ſich etwa $^1/_2$ Meile lang und $^1/_4$ Meile breit aus. Iſt der Veldeſer See ein Bild der Freundlichkeit und heiteren Schönheit, ſo iſt der Wocheiner See dagegen ein Bild des Ernſtes, der hehren Majeſtät, in dieſer Beziehung dem Hallſtädterſee vergleichbar. Mächtige Gebirgsgebilde ſpiegeln ſich in ſeiner Smaragdfläche. An der nördlichen Seite ſenken ſchroff abfallende Wände, nur der Gemſe erklimmbar, in den See hinab; dort iſt kein Pfad an dieſen Abſtürzen. An der Südſeite aber zieht ein gut gangbarer Steig längs dem See hin, an deſſen Ufern tiefe Stille und Einſamkeit herrſcht. Keine Hütte, keine Spur von Menſchenwohnung ſchmückt dieſe Geſtade. Nur eine einſame Capelle, zum heiligen Geiſt genannt, ſteht an dieſem Ufer. An der Oſtſpitze des Sees, wo die ihn durchziehende Savitza ſeinem Schoße wieder enteilt, ſteht das alte Kirchlein zu St. Johann, beſuchenswerth wegen ſeiner Gemälde und Inſchriften aus dem 16. Jahrhundert, ſeiner Bildſäule St. Johannes des Täufers vom Jahre 1668 und ſeiner Kanzel. Erbaut ward das Kirchlein von dem Cardinal-Biſchof Chriſtoph von Trient, Adminiſtrator von Brixen.

Am weſtlichen Ende des Sees ergießt ſich die Savitza in denſelben, dort wenden wir uns nach der Alpenmatte Ukauza, wo mehrere Sennhütten ſtehen.

Feiſtritz liegt 1723 Fuß über dem Meere, der Wocheinerſee bereits 1902 Fuß, die Ukauza erhebt ſich ſchon zu 3405 Fuß. Auf dem ganzen Wege vernehmen wir ſchon das Donnern des Waſſerfalles der Savitza. Am Schluſſe der Schlucht führt ſodann ein Holztreppenweg auf die dem Waſſerfalle gegenüber liegende Felſenpartie. Hier ſehen wir die Felſenwand Schonlaſtenza, über welche die Savitza in einem prachtvollen Katarakt, etwa 250 Fuß hoch abſtürzt. Es iſt ein überraſchend herrliches Bild. Baron Sigmund von Zois ließ hier zur Erinnerung an den Beſuch des Herrn Erzherzogs Johann im Jahre 1807 ein Denkmal errichten. Noch höher hinauf, weit über dem Waſſerfall der Savitza, iſt ein Alpenkeſſel von ſchroffen Felſenwänden gebildet, mit acht ſehr kleinen Seen. Dieſer Keſſel heißt sa Utah (hinter den Alpenhütten), oder auch sa Sezirsam (hinter den Seen); der Abfluß dieſer Seen iſt der Urſprung der Savitza; es fließt das Waſſer unterirdiſch ab und bricht dann ober der Wand Schonlaſtenza mit dem oben erwähnten Waſſerfalle wieder vor, brauſet hinab durch die Schlucht, durchſtrömt den Wocheiner See und eilt dann hinaus gegen Radmannsdorf, in der Umarmung ihrer Schweſter-Najade, der Weißenfelſer Save, mit ihr vereint den mächtigen Saveſtrom zu bilden. Will man die Erſteigung des Terglou, allerdings die lohnendſte, aber auch die beſchwerlichſte und zum Theile auch ſehr gefährliche Excurſion unternehmen, ſo kann dies von Veldes aus über Göriach, oder von Kerma, oder am beſten von Althammer in der Wochein geſchehen. Touriſten finden auch, wie bereits oben erwähnt, in Veldes oder in Feiſtritz, in Althammer und Mitterdorf gute Unterkunft, und Nachweiſungen und Führer auf den Terglou, deſſen Erſteigung indeſſen nur ſehr erfahrenen und abgehärteten Alpenwanderern anzurathen iſt.

Schließlich werfen wir nun noch einen Blick an den Urſprung der zweiten jener Quellen, welche die Save bilden.

Dieſe iſt in der mächtigen Berggruppe nordweſtlich jener des Terglou, aus welcher der hohe Manhart, der rieſige Grenzwächter zwiſchen Kärnthen und Krain über 8000 Fuß hoch in die Lüfte ragt. Dort liegt ein ſtilles, an erhabener Schönheit reiches Thal, deſſen Hauptort Weißenfels iſt. In dieſem Bezirke bricht aus dem Berge Pouſha der das Alpenthal Planiza beherrſcht, etwa 30 Kl. hoch, ein ziemlich ſtarker Bach aus den kahlen Wänden, ſogleich klar und ſchnell fortſtrömend, verſchwindet er nach kurzem Laufe in den Trichtern des Thales, ſtrömt unterirdiſch fort und bricht bei dem Dorfe Ratſchach (ſlawiſch Ratezhe) wieder zu Tage. (Dieſes Ratſchach iſt nicht zu verwechſeln mit dem früher bei der Schilderung der Gegend um Steinbrück erwähnten gleichnamigen Orte.) Fortſtrömend bildet dann der Bach bei der Poſtſtation Wurzen den ſogenannten Wurzener See.

Eine zweite aber viel ſchwächere Quelle entſpringt an der Nordſeite der Berggruppe Jerebikouz, auch aus einer Felswand, ſie nimmt ſogleich noch mehrere Quellen aus dem Berge Kaliſhe auf und vereinigt ſich bei Wurzen mit der früher erwähnten Quelle. Dieſe vereinten Gewäſſer führen ſodann den Namen der Wurzener oder auch der Weißenfelſer Save, und dieſer Bergſtrom fließt dann durch das ganze lange ſchöne Thal, durch welches die Poſtſtraße von Laibach über Krainburg und Aßling nach Kärnthen zieht. Nächſt Radmannsdorf vereint er ſich dann mit der aus der Wochein herſtrömenden Savitza, und dieſer vereinte Strom nimmt dort den Namen der *Save* an.

## Von Laibach nach Trieſt.

Die *Karſtbahn*. Dieſe letzte Strecke der ſüdlichen k. k. Staatseiſenbahn iſt zugleich durch die Großartigkeit ihrer Bauten und die Kühnheit ihrer Führung der bewundernswürdigſte Theil dieſer intereſſanten Bahn des Continentes. Auf der Strecke von Gloggnitz bis Mürzzuſchlag iſt die *Semmeringbahn*, und auf jener von Laibach bis Trieſt die *Karſtbahn* eines der glänzendſten Beiſpiele der Siegeskraft des Geiſtes über die Materie, einer der unwiderſprechlichſten Beweiſe, bis zu welchem Grade es in unſerer Zeit der Kunſt gelungen iſt, die Herrſchaft über den Trotz, den eine widerſpenſtige Natur ihren Werken entgegen zu werfen ſtrebt, zu erlangen. In Rückſicht der Leiſtungen der Neuzeit im Straßenbau- und Eiſenbahnweſen müſſen die großartigſten Bauten der Römer, was die Communication in ihrem Weltreiche betrifft, vor denſelben zurücktreten.

Als vor 15 Jahren die erſte Hand an den Bau der ſüdlichen Staats-Eiſenbahn gelegt ward, ſprach ſich faſt allgemein unter den Laien, und zum Theile ſelbſt unter Fachmännern die Meinung aus, die Führung der Bahn über den Semmering und den Karſt ſei eine *Unmöglichkeit*, und noch vor 10 Jahren hat man Behauptungen aufgeſtellt, daß weder der Semmering, noch der Karſt je mit Locomotiven würden befahren werden können. Alle dieſe Beſorgniſſe und Behauptungen wurden durch die wirkliche Ausführung des Baues vollſtändig widerlegt. Schon ſeit nunmehr 3 Jahren wird der Semmering regelmäßig, und bisher ohne den geringſten Unfall befahren, und binnen kurzem wird auf der nun gänzlich vollendeten Bahnſtrecke von Laibach bis Trieſt die Locomotive dahin brauſen, und in regelmäßigen, ununterbrochenen Zügen Tauſende von Reiſenden und Touriſten von Wien bis Trieſt befördern.

Die erſten Studien für die ſüdliche Verbindungsſtrecke von Laibach bis Trieſt fallen ſchon in die Jahre 1843 und 1844. Für die Unterſuchungen und Prüfungen des ſo ſchwierigen Terrains ward die Zeit von 1843—1849 verwendet (alſo beinahe 6 Jahre) bis man ſich über die Wahl der nunmehr ausgeführten Bahnannahe 6 Jahre) bis man ſich über die Wahl der nunmehr ausgeführten Bahnanlage definitiv entſchieden hatte. Im Spätherbſte 1849 wurden von Sr. Excellenz dem damaligen Herrn Handelsminiſter Freiherrn von Bruck die Ingenieur-Abtheilungen für die definitive Tracirung der Bahnlinie zwiſchen Laibach und Trieſt entſendet, um die Bauprojecte für die Ausführung entwerfen zu laſſen. Noch im December 1849 ward die gewählte Bahntrace von Sr. k. k. apoſt. Majeſtät zur Ausführung genehmigt.

Sofort ward denn ungeſäumt der Anfang des Baues vorgenommen, und derſelbe im Frühling 1850 zuerſt mit dem langwierigſten und ſchwierigſten Bau der ganzen Strecke, dem Uebergang über das Laibacher Moor begonnen, die übrigen Bauabtheilungen der ſüdlichen Vollendungsſtrecke, in 22 Bauſtrecken vertheilt, wurden in den Jahren 1851, 1852, 1853 ſtreckenweiſe an verſchiedene Bauunternehmer zur Ausführung übergeben. Der Geſammtbau in ſeiner ganzen Ausdehnung kam alſo eigentlich erſt 1853 in Angriff. Das rieſige Werk, welches nun vollendet iſt, und am 27. Juli 1857 dem Verkehr eröffnet werden wird, ward alſo im Ganzen im Laufe von ſechs, und theilweiſe im Laufe von vier Jahren ſeiner Vollendung zugeführt.

Die ganze Strecke von Laibach bis Trieſt hat eine Länge von beinahe 19 Meilen (über 75,000 Klafter). Sie beginnt an der Station Laibach, zieht weſtlich dieſer Stadt, durch den Stern der Lattermann'ſchen Allee, dieſem beliebteſten Promenadeplatz der Laibacher, dann entlang der Wien-Trieſter Chauſſée über Waitſch bis Skandon, und iſt dann in einer ſanften, großen Krümmung zwiſchen den im Laibacher Thalkeſſel iſolirten Kalkbergen bei Außer- und Inner-Goricza und bis an den Auslaufspunct des eigentlichen Laibacher Sumpfüberganges geführt.

Dieſer Sumpfübergang liegt zwiſchen Inner-Goricza und Trauerberg, iſt im Ganzen 1200 Klafter lang, und wurde durch eine koloſſale Dammkörper-Anſchüttung, welche durch ihre techniſchen Schwierigkeiten ein vielbeſprochener Gegenſtand geworden, nunmehr in erprobter Weiſe ausgeführt. Wir dürfen uns des Gelingens um deſto mehr freuen, weil ſo viele berufene und unberufene Stimmen ſich zweifelnd über die Möglichkeit der Ausführung bei dem gewählten Bauſyſtem ausſprachen, während ſich nun die Richtigkeit der Berechnung desſelben herausgeſtellt hat.

Der Bau beſteht aus einem circa 12 Fuß über dem die urſprüngliche Sumpfebene hohen Dammkörper, der durch ununterbrochene Aufſchüttung gebildet werden mußte. Das Material dazu, aus Steinen und ſchwerem Schotter beſtehend, wurde an beiden Enden des Sumpfes, nämlich bei Inner-Goricza und Trauerberg gewonnen. Um ſich einen Begriff von den Maſſen zu machen, welche zu dieſer Dammbildung verſenkt werden mußten, wird es hinreichen, zu erfahren, daß man für dieſen Zweck von den Felſenſprengungen bei Inner-Goricza und Trauerberg nahe an 100,000 Kubikklaſter einſchütten mußte. Unter andern Umſtänden wären zur Bildung des an zwei Klafter hohen Dammkörpers nicht mehr als 18,000 Kub.-Kl. nöthig geweſen, ſo daß alſo 82,000 Kub.-Kl. bloß verſenkt werden mußten, um den Dammkörper hier herzuſtellen. Die Spuren der koloſſalen Sprengungen am Inſelberg in den ſteilen Felswänden bezeugen es, welche Geſteinmaſſen zur Speiſung des Moraſtes verwendet wurden. Doch der gefräßige Rieſe iſt nun geſättigt, und triumphirend fällt der Blick von dem gewaltigen Steindamm a die koloſſalen Furchen des ſchwarzen Torfes, vom lichten Grau der tieſer Schichten durchzogen. Der Bau dieſes Sumpfüberganges begann in den Vorbereitungsarbeiten im Jahre 1850 und ward mit Ende 1856 ſo weit beendet, daß die Eiſenbahn-Trains ohne Anſtand paſſiren konnten.

Die vorgenommenen Unterſuchungen des Laibacher Moorbodens, durch Bohrungen bis zur Tiefe von 120 Fuß, wo auf die Länge von 1000 Klaftern 17 Bohrlöcher gemacht wurden, erhielt man eine genaue Kenntniß von den Schichten dieſes Sumpfbodens bis zur Tiefe von 120 Fuß, ſo zwar, daß hieraus ein geognoſtiſches Durchſchnittsprofil desſelben zwiſchen Inner-Goricza und Trauerberg, welches durch die beiden Kalkgebirge begrenzt iſt, gezeichnet werden konnte. Die folgende Mittheilung darüber dürfte von hohem Intereſſe ſein.

Die erſte Schichte des Sumpfbodens, 6—9 Fuß mächtig, enthält den brennbaren Torf, der bereits in Laibach mehrfach verwendet wird.

Die zweite Schichte beſteht aus breiartigem, waſſerhältigem Letten, welcher mit feinem Sand gemengt iſt und in Säuren aufbrauſet. Der Sand verliert ſich in der 5—6 Tiefenklafter, und der Letten geht in dieſer Tiefe allmälig in eine Tegelſchicht über. Dieſe Schicht iſt von Inner-Goricza, auf eine Länge von 350 Klafter gegen Trauerberg 6—12 Fuß mächtig. Von dieſem Puncte kommt mit einemmale ein Abſturz vor, welcher bis Trauerberg in einer ziemlichen Ebene die Mächtigkeit bis zur Tiefe von 30—36 Fuß beibehält.

Unter dieſer Lettenſchicht liegt die dritte Schicht, ein magerer, mit wenig Sand gemengter Tegel, graufärbig, in Säuren nicht mehr aufbrauſend. Sie lagert von der zweiten 5—6 Tiefenklafter bis 8—9—10—11 Tiefenklafter.

Dann bildet feinkörniger Sand die vierte Schichte. Es iſt derſelbe mit ſehr wenig Letten oder Thon gemiſcht, brauſet auch in Säuren auf, und hat nur eine Mächtigkeit von 12—18 Fuß.

Die fünfte Schichte beſteht aus feſtem, von jeder Sandbeimengung freiem Tegel, der mit ſeiner Mächtigkeit bis zur 16. Tiefenklafter reicht.

Unter ihm erſcheint als ſechſte Schichte ein feſter, etwas gröberer Sand als jener der vierten Schicht. Die Mächtigkeit wechſelt zwiſchen 9-12 Fuß.

Die ſiebente Schicht beſteht aus ſehr feſtem plaſtiſchen Tegel oder Thon von bedeutender Dichtigkeit und blaugrauer Farbe. Dieſe Schicht iſt vorhaltend bis zur 20. Tiefenklafter, bis wohin die vorgenommenen Bohrungen reichten.

Aus dieſer Darſtellung der Schichtenlagerung iſt zu entnehmen, mit welchen Schwierigkeiten die ſolide Bildung des Dammkörpers hier zu kämpfen hatte. Das Reſultat aber zeigt nicht minder von dem Verſtändniß dieſer großen Aufgabe und der wohlbedachten Durchführung derſelben. Alle Zweifel über die Möglichkeit dieſer Durchführung müſſen nun verſtummen, denn bereits ſind unzählige Fahrten mit den ſchwerſten Locomotiven über dieſen Dammkörper gegangen, und ſeine Tüchtigkeit iſt erprobt. Die größte Tiefe des eingeſenkten Materiales iſt 40—50 Fuß unter dem natürlichen Moorboden, wo das eingeſchüttete Material nämlich auf der dritten Schichte der zwiſchen 3 4 Klafter mächtigen Tegelſchicht ſich auflagern mußte, welche ſchon ſo feſt iſt, daß ſie der aufgeſchütteten Laſt Widerſtand leiſten konnte.

Mit Hinzuſchlagung der Anſchüttungshöhe des Dammes über dem Niveau des Moorbodens von 12 Fuß, iſt der eigentliche, in den Moorboden eingeſchichtete Bahnkörper 50—60 Fuß hoch geworden, je nachdem die Einſenkung bis zur Tiefe von 38—48 Fuß gedrungen iſt. Durch die eingetretene Gleichgewichtsſtellung des Bahnkörpers über den Sumpf wird die im Moorboden vorkommende erſte Tegelſchichte, nämlich der Quadratſchuh dieſer Schichte, welche im Durchſchnitte nahe an 4 Klafter mächtig iſt, mit 50 — 60 Centner wirkſamen Druck belaſtet. Dieſe, bei der eingetretenen Gleichgewichtsſtellung auf den Quadratſchuh bedeutende Belaſtung gibt dem Bahnkörper eine ſo beruhigende und überwiegende Stabilität, gegen die darüber fahrenden Trains, daß der bewerkſtelligte Sumpfüberbau nach den bereits gemachten Probefahrten dem Bahnverkehr nunmehr jene Sicherheit bietet, welche jeder andere auf keinem Sumpfboden erbaute Bahnkörper gewährt. Diejenigen Niveauſenkungen, welche etwa auf dieſer Strecke vorkommen werden, dürfen nur als Setzungen zu betrachten ſein, die ein 10 Klft. hoher Damm unter allen Umſtänden durch die eigene Materialcomprimirung erhalten muß. In keinem Falle werden ſie ſo bedeutend werden können, daß Betriebsſtörungen dadurch veranlaßt werden könnten, wodurch alſo der Zweck des Eiſenbahnbaues über das Sumpfgebiet als vollkommen erreicht und die große Aufgabe als ganz entſprechend gelöst betrachtet werden darf.

Werfen wir noch einen Blick auf den Koſtenaufwand dieſes intereſſanten Baues, der gegenwärtig in Europa nicht ſeines Gleichen hat, ſo ſtellt ſich auch in dieſer Beziehung heraus, daß das befolgte Bauſyſtem ein ſehr ökonomiſches geweſen ſei. Die Koſten der Bahnkörper-Anſchüttung, wozu das Material von den beiden Endpuncten zu Inner-Goricza und Trauerberg durch Felſenabſprengung gewonnen werden mußte, und im Durchſchnitt von 2 — 600° mittlerer Verführungsdiſtanz zugeführt worden iſt, überſteigt in Summa nicht 1,500,000 fl., wobei die Brücken und Durchläſſe nicht eingerechnet ſind. Wenn nun, wie wir oben erwähnten, die für die Gleichgewichtsſtellung im Laibacher Moorboden eingeſchüttete Quantität von Material auf 100,000 Kubikklafter ſtieg, ſo ergibt ſich dagegen, daß die Aufſchüttungsmaſſen eines gleich langen, gewöhnlichen Dammkörpers mit den durchſchnittlichen Höhen, mit den entſtandenen Einſenkungen mit $1^1/_2$ füßigen Böſchung, beiderſeitigem Banquet, von 6 Fuß und 5 Klafter Kronenbreite, nach den Partien von:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 300 | Klaſter | Länge | und | 9 | Klaſter Höhe, |
| 250 | „ | „ | „ | 8 | „ |
| 350 | „ | „ | „ | 7 | „ |
| 180 | „ | „ | „ | 4 | „ |
| 120 | „ | „ | „ | 3 | „ |

ein Quantum von 134,000 Kubikklaſter in Anſpruch genommen hätte. Es ergibt ſich alſo, daß eine Bahnkörper-Anſchüttung auf gewöhnlichem Boden für die vorerwähnten fünf Parzellen von 1200 Klaſter Länge, wo die Anſchüttungshöhen den entſprechenden Verſenkungstiefen gleich geſetzt wurden, um die namhafte Summe von 34,000 Kubikklaſter Mehranſchüttung bedurft haben würde, als bei dem beobachteten Bauſyſteme als Anſchüttung für den Sumpfüberbau nothwendig wurde.

In die Abtheilung des Sumpfübergangsbaues gehören auch noch zwei große Brücken, eine von 30 Klaſtern Lichtenöffnung über den Laibachfluß, und eine mit 22 Klaſtern für das Bett der alten Laibach, zur Abführung des Innundationswaſſers, nach amerikaniſcher Conſtruction, mit Widerlagspfeilern aus Quadern; dann noch zwei Brücken, jede mit 6 Klaſter Lichtenöffnung über den **Moosthaler- und Trauerberg-Graben.**

Jenſeits des Sumpfes vom Trauerberge zieht die Bahn in felſiges Terrain und läuft längs der Berglehne hin an den Ausbuchtungen des Gebirgszuges, der den Laibacher Moraſt im Süden begrenzt. Die Trace entwickelt ſich mit einer Anſteigung von $^1/_{120}$ in mehreren gebotenen Krümmungen, und überſetzt die Thalſchluchten von Paku und Bregg auf Viaducten von 10 Klaſter Höhe und drei Bogen, und von 12 Klaſter Höhe, ebenfalls mit drei Bogen. Sie bilden die Einleitung zu dem impoſanten Eindruck, den der Anblick des herrlichen Franzensdorfer Viaducts in Jedem erregt, der dieſes großartige Bauwerk ſieht.

Die Bahn überſetzt hier das nahe an 300 Klaſter breite Thal mit einem in zwei Etagen erbauten Viaduct, welcher 300 Klaſter lang und 20 Klaſter (120 Fuß) hoch iſt. Dieſes Bauwerk iſt unter den öſterreichiſchen Bauten dieſer Art, in Bezug auf ſeine zu einem harmonirenden Ganzen zuſammengefügten Maſſen das größte Werk, welches im Eiſenbahnbau bisher ausgeführt worden. Wir wollen daher näher in deſſen Schilderung eingehen.

Der Franzdorfer Viaduct hat, wie wir ſoeben erwähnten, ſammt den Flügelmauern eine Länge von 300 Klaſtern und erhebt ſich in höchſter Höhe zu 120 Fuß. Der Viaduct beſteht aus zwei Etagen, wovon die *untere* 22 Bogen, jeder mit 8 Klaſter Lichtenöffnung, die *obere* 25 Bogen, jeder mit 8° 5′ Lichten-

Chapuy del.

[illegible]

Viaduct zu Franzensdorf.

öffnung zählt. Die Pfeiler ſind aus Stein, mit Kalkſtein-Quadern ſorgfältig verkleidet, die Gewölbe aus Ziegeln, die Stirnmauer der untern Etage aus Bruchſtein, jene der obern Etage aus Ziegeln, die Parapete, Kämpfer, Geſimſe, Cordons und Gewölbsanläufe aus Quadern erbaut. Die Pfeiler ſtehen auf ſorgfältig pilotirten eichenen Käſten; jene Pfeiler aber, welche ſich, ſo wie die Flügelmauer an die Gebirgsabdachungen anſchließen, ſind auf feſtem Felsgrund erbaut. An Material ward zu dieſem großartigen Bau eine Quantität von nahe einer Million Kubikfuß Quadern, fünf Millionen Ziegeln und eine Million Kubikfuß Bruchſtein verwendet. Der Franzdorfer Viaduct übertrifft in ſeiner Maſſenbewegung alle ähnlichen, an den öſterreichiſchen Eiſenbahnen bisher ausgeführten Bauwerke, und hält auch mit den koloſſalſten Bauwerken dieſer Art auf dem Continent einen ehrenvollen Vergleich aus. Wir weiſen in dieſer Beziehung z. B. auf den mit Recht berühmten Göltſchthaler und Elſterthaler Viaduct hin, welcher auf der ſächſiſch bayeriſchen Eiſenbahn erbaut ward. Die Hauptdimenſionen dieſer größten Bauwerke ſtellen ſich folgendermaßen dar:

der Göltſchthaler Viaduct iſt 305 Klafter lang 250 Fuß hoch,
der Elſterthaler „ „ 137 „ 220 „
der Franzdorfer „ „ 300 „ 120 „

Es zeigt ſich, daß zwar der Franzdorfer Viaduct der niederſte ſei, aber in ſeiner Maſſenbewegung zu einem großartigen Ganzen den Elſterthaler Viaduct weſentlich überragt.

Wir haben ſomit die erſte Waſſerſtation, Franzdorf, erreicht. Sie liegt nahezu drei Meilen von Laibach entfernt. Der Stationsplatz Franzdorf iſt zugleich Aufnahmsſtation für Perſonen und Frachten, und iſt ungemein ſchön ſituirt, reizende Ueberblicke der Laibacher Gegend und prachtvolle Fernſichten bietend, in den Norden des Landes, zu den himmelanragenden Kuppen und Zinnen der Gebirgsgruppen der Steineralpen und des Terglou, in ihren höchſten Gipfeln bis zu 10,000 Fuß emporſteigend.

Unmittelbar hinter den Stationsgebäuden von Franzdorf, gegen den Hirſchthaler Viaduct zu, beginnt die erſte größere Steigung der Bahn mit $^{1}/_{90}$, welches zugleich das größte Anſteigungsverhältniß in der Richtung gegen Trieſt und bis zur Erſteigung der Hochebene von Loitſch andauernd dasſelbe iſt. Die Bahn überſetzt das Hirſchthal auf einem ſchönen Viaduct von 121 Kl. Länge und 14 Klft. 5 Fuß (89 Fuß) Höhe, und dann folgt ein zweiter Viaduct bei Dule von 27 Klft. Länge und 12 Klft. (72 Fuß) Höhe. Es beginnen nunmehr die Anzeichen des Karſtgebirges und ſeiner Formation bemerkbar zu werden. Die Entſtehung dieſer Steinwüſten, aus dem üppigſten Waldbeſtande, läßt ſich auf das Intereſſanteſte bei dieſer Eiſenbahnfahrt beobachten, da bei der ſchnellen Bewegung auf derſelben jene, ſcheinbar ſo weit von einander getrennten Objecte, durch eine Kette von raſch auf einander folgenden Verbindungsgliedern, in wechſelſeitigen Zuſammenhang gebracht werden.

Die Bahn zieht zuförderſt durch hochſtämmige Waldungen (dem Werder Walde), vor dem Eiſenbahnbau nur von den Eigenthümern, Jägern und Holzknechten beſchritten, an den Berglehnen des ſüdlich vom Laibacher Moorboden liegenden Gebirges, über Thäler, Schluchten, durch größtentheils tiefe Felſeneinſchnitte, und über höhere Aufdämmungen mit zahlreichen Brücken, bis die Höhe von Loitſch erſtiegen iſt.

Die Bahn überſetzt die alte Trieſtiner Chauſſée (ſchon ſeit 1799 aufgelaſſen und umgelegt) auf einem ſehr ſchönen Viaduct von 54 Klafter Länge und 13 Klafter (78 Fuß) Höhe. Dann zieht die Bahn durch den Raskovzer Wald, überſetzt die Trieſter Poſtſtraße und erreicht dann die Loitſcher Höhe. Die Fahrt durch dieſe nun geſchilderte Bahnſtrecke von nahe 1½ Meilen iſt ſehr reizend. Sie bietet äußerſt pittoreske Anſchauungen der Ortſchaften Freudenthal, Werd und Ober-Laibach, und zeigt namentlich bei der Fahrt von Trieſt gegen Laibach die Laibacher Ebene, bis zur Stadt, mit dem vorragenden Schloßberge als ein höchſt anziehendes Bild. Sobald die Anhöhe von Laibach erſtiegen iſt, zieht die Bahn noch circa 1000 Klft. lang auf dem Plateau hin, zur Station Loitſch, welche öſtlich des ausgedehnten Ortes Loitſch (mit ſeinem Schloſſe, gräflich Coroniniſches Eigenthum) erbaut iſt, und als zweite Station (von Laibach her) mit Perſonen- und Frachtenaufnahme, 5½ Meilen von Laibach entfernt, auf den Verkehr mit Idria und Görz influiren kann.

Hier dürfen am füglichſten einige Bemerkungen in geologiſcher Beziehung über die Gegend, welche die Eiſenbahnlinie von Laibach bis Trieſt durchzieht, ihre Stelle finden.

Die Seehöhe Laibachs über dem Meeresſpiegel von Trieſt iſt 906 Fuß (151 Klafter). Das Keſſelthal der Laibacher Sumpfebene hat 950 Fuß Seehöhe und iſt nur in nördlicher Richtung gegen die Save offen, ſonſt rund herum von Gebirgsausläufern geſchloſſen. — Der Laibachfluß durchſtrömt dieſe Sumpfebene. Er entſpringt zwiſchen Ober-Laibach und Freudenthal am Fuße der Berge in mehreren Ausſtrömungen und ergießt ſich nach dem kurzen Laufe von nur 3½ Meilen bei Salloch in die Save, wobei bemerkenswerth iſt, daß er zwar ein ſehr geringes Gefälle von kaum 3 Fuß, aber doch eine Tiefe von 30 Fuß hat, und daher ſchiffbar iſt.

Ueber den Laibacher Sumpf haben wir bereits geſprochen und können uns daher Wiederholungen erſparen. Aus dem Laibacher Keſſelthal erheben wir uns auf das Plateau von Loitſch, welches um 600 Fuß über die Sumpfebene ſteigt. Die letztere hat, wie wir oben erwähnten, 950 Fuß Seehöhe, während das Plateau von Loitſch bis zu 1545 Fuß Seehöhe anſteigt. Von dieſem Plateau zieht in der Richtung von Laibach nach Trieſt die Bahntrace in das Keſſelthal bei Planina mit 1580 Fuß Seehöhe, und in das Keſſelthal **Maunitz** mit 1620 Fuß Seehöhe. Bemerkenswerth iſt, daß die Keſſelthäler Maunitz-Planina, nach Maßgabe ihrer Höhenlage gegen den Cirknitzerſee, von Zeit zu Zeit durch Ergüſſe aus unterirdiſchen Communicationsröhren überſchwemmt werden, welche Ueberſchwemmungen namentlich in Planina andauernd mehrere Wochen anhalten, da der Abfluß viel geringer iſt, als der Zufluß, welcher ſich ſowohl von dem Cirknitzerſee, als durch die Poik aus der Adelsberger Grotte in dieſem Keſſelthale zum Tagwaſſer vereinigen.

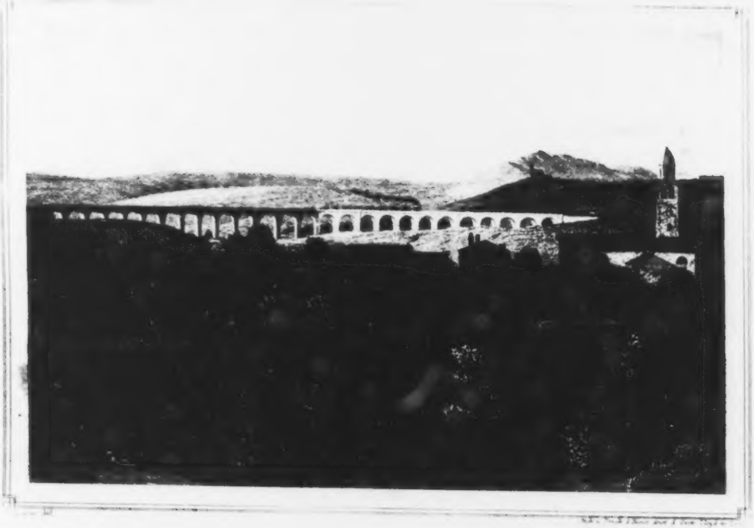
Eines der Hauptaugenmerke bei Anlage der Karſtbahn mußte die Sorge für die Herbeiſchaffung ausreichender Mittel zur Bewäſſerung bleiben. Bei der eigenthümlichen Bildung des Karſtes, wo alle Gewäſſer ſich ſo oft ſpurlos in die zahlloſen Trichter und Schluchten verlieren, boten ſich die größten Schwierigkeiten dar, die Stationen mit den gehörigen und unentbehrlichen Waſſermengen zu dotiren. Wir werden ſpäter, im Verlaufe unſerer Darſtellung der Bahn auf dieſen Gegenſtand zurückkommen, und bemerken hier nur, daß auch in dieſer Beziehung alle Hemmniſſe, welche der Trotz der Natur hier der Anlegung einer Eiſenbahn entgegen zu werfen bereit war, vollſtändig beſiegt wurden. Schon vom Trauerberg an ſind alle Wachthäuſer mit höchſt zweckmäßig angelegten Ciſternen verſehen. Zur Speiſung der Waſſerſtationen ſelbſt wurden bei **Loitſch** und der nächſten Station **Rakek** Waſſerthürme mit Pumpwerken erbaut, welche mit Dampf betrieben werden. Jener von Loitſch ſteht am Rande eines Abgrundes, in den ſich ein Bach ſtürzt, und iſt von der Bahn aus ſichtbar.

Von der Station **Loitſch** zieht die Anlage der Bahn mit einer Steigung von $^1/_{80}$ durch wilde, einſame, durch keine Menſchenwohnung belebte Waldpartien, berührt dann den von den Bewohnern der Umgegend zur Erinnerung an einen dort ſtatt gehabten Waldbrand ſogenannten „**abgebrannten Wald**“, wo die Spuren des zerſtörenden Elementes noch ſehr ſichtbar ſind, da dieſes Ereigniß erſt vor zwölf Jahren geſchah, und berührt ſodann die Ortſchaften **Laaſe**, **Eibenſchuß**, **Maunitz** und **Rakek**. Auf dieſer Strecke mußte die Bahn größtentheils faſt zwei Meilen lang in Stein gebauen werden. Es mußte durch die großartigſten, mühevollſten Felſenſprengungen Bahn gebrochen werden über die zahlloſen Querriegel des in Mulden und Anhöhen wechſelnden Kalkgebirges. — Man paſſirt keine Tunnels, aber höchſt impoſante Einſchnitte, welche auch reiches Material zu geognoſtiſchen Studien dieſes Gebirgszuges liefern. Ueberall iſt es die durch Eiſenoxyd hervorgebrachte rothe Färbung, wodurch dieſe Steinwände ein eigenthümliches Leben gewinnen. Man paſſirt die Ausweichſtation Laaſe, in einer wahren Wildniß gelegen, und erreicht dann die Höhe von Eibenſchuß, mit überraſchender Ausſicht auf das rings von Gebirgen umſchloſſene Planinathal. Dann geht es längs der Gebirgswieſen des Ravnik an den Stationsplatz Rakek. Es iſt dies auch die dritte Waſſerſtation und Aufnahmsſtation für Perſonen und Frachten, wobei der Frachtenverkehr von ſüdöſtlicher

Richtung, über Cirknitz gegen Trieſt von Bedeutung werden dürfte. Beſonders wird dieſe Station als Hauptſtapelplatz des kraineriſchen Holzhandels eine wichtige Stellung einnehmen. Der Stationsplatz Rakek iſt nahezu $7\frac{1}{4}$ Meile von Laibach entfernt.

Von der Station Rakek zieht die Bahn in einer großen, kreisförmigen Anlage, wobei das Keſſelthal von Maunitz umfahren wird und längs der Slivitzer Lehne, wo man die volle Ueberſicht über die Strecke von Eibenſchuß hat, durch den St. Kanzianer Wald. Oberhalb desſelben tangirt die Bahn abermals die Trieſter Poſtſtraße, und hat nun den höchſten Punct erreicht, zu dem ſie geführt iſt, nämlich 1900 Fuß über dem Spiegel des adriatiſchen Meeres. Laibach liegt, wie wir oben erwähnten, 906 Fuß (151 Klafter) über dem Meere; die abſolute Erhebung der Bahn ſteigt alſo auf circa 1000 Fuß. Von dieſem höchſten Punct der Bahn zählt man noch 1200 Klafter zu dem Stationsplatze Adelsberg. Er liegt öſtlich vom Orte Adelsberg, $8\frac{1}{2}$ Meile von Laibach. Wir erblicken die maleriſche Ruine der Burg Adelsberg und den Markt, mit dem Thale der Poik; die Karſthöhen und das gewaltige Berggebilde des über 4000 Fuß hoch emporſteigenden Nanos, des Wetterverkündigers für Trieſt, vereinen ſich zu einem ſchönen Bilde. — Einer Erwähnung verdient noch auf der Strecke zwiſchen Rakek und Adelsberg das iſolirt ſtehende, weit und breit in der Gegend unter der Localbenennung des „Räubercommando's“ bekannte Haus, welches dadurch eine beſondere Bedeutſamkeit erhielt, daß es als der Punct bezeichnet iſt, von welchem allezeit bei den Ausbrüchen der Bora die erſten Windſtöße fühlbar werden. Den ominöſen Namen empfing es wahrſcheinlich durch ein permanent hier ſtationirtes Militärcommando, da in früherer Zeit dieſe Gegend durch räuberiſche Anfälle berüchtigt geweſen, und die Eilwägen und Poſten hier militäriſche Escorte erhielten, was noch bei meinen Ausflügen nach Trieſt im Jahre 1844 der Fall war.

Von der Station Adelsberg ward die Bahnanlage entlang der Straßenrichtung gegen Fiume bis St. Peter geführt, von wo aus ſie aus dem Poikthale in das Reccathal übergeht, ohne jedoch die eine oder die andere Thalebene benützen zu können. In St. Peter ward die vierte Waſſerſtation errichtet. Sie liegt zwei Meilen von Adelsberg, $10\frac{1}{2}$ Meile von Laibach, 1800 Fuß über dem Meere. Von dieſem Puncte ab fällt die Bahn bis Trieſt, und zwar von St. Peter bis Seſſana mit dem Gefälle von $\frac{1}{150}$ und $\frac{1}{300}$, und erſt von Seſſana aus kommen die ſtärkeren Gefälle zwiſchen Proſecco und Nabreſina mit $\frac{1}{60}$, und zwiſchen Nabreſina und Contovello bis Trieſt mit $\frac{1}{90}$. In St. Peter wird ſeiner Zeit der Verkehr von Fiume einmünden, und einen nicht unbedeutenden Theil des Holzhandels aus der nächſten Umgebung nach Trieſt aufnehmen.



[illegible]

*Nabresina*

Die Fortſetzung der Bahnanlage von St. Peter, oder eigentlich namentlich von Koſchana bis Gorice, unterſcheidet ſich weſentlich von der Strecke zwiſchen Loitſch und Koſchana. Die Bauſchwierigkeiten in dieſer 1¼ Meile langen Strecke waren rieſig und dürften in ähnlicher Weiſe ſich ſelten bei irgend einer andern Eiſenbahnſtrecke ſo zuſammengedrängt darſtellen wie hier. Für's Erſte mußten durch die in das Rekkathal auslaufenden Bergrücken nicht weniger als ſechs Tunnels geſchlagen werden, und zwar ſehr bedeutende; dieſe ſechs Tunnels meſſen in der Geſammtlänge nahe an 1200 Klafter, die drei längſten in einzelnen der eine 285, der zweite 280, der dritte 225 Klafter. Bei der Ausführung dieſer Tunnels waren namhafte Schwierigkeiten zu überwinden, welche vorzugsweiſe aus der Lagerung der Formationsſchichten des Gebirges entſtanden. Man mußte nämlich bei fünf dieſer Tunnels beim Durchſchlagen des Profiles die Trennungs- oder Lagerungsſchichten der Karſt- oder Kalkformation, als das hängende, und der Sandſteinformation als das liegende Gebirge durchbrechen, wodurch man ungewöhnlichen Druck zu überwinden hatte, und bei der Ausführung auf mehrere große Bauſchwierigkeiten unvermeidlich ſtoßen mußte.

Auf dieſer Strecke, welche wir die Tunnelſtrecke nennen wollen, mußten durchaus mehrere Thalſchluchten überſetzt werden, was hier, ausnahmsweiſe gegen andere Bahnanlagen, nicht mittelſt Viaducten, ſondern mittelſt Dammkörper-Anſchüttungen, mit langen Durchläſſen für den Abzug der Gewäſſer bewerkſtelligt ward. Es ſind ſechs ſolche Dammkörper aufgeſchüttet worden, und zwar in der Höhe von 20–24 Klafter (144 Fuß). Dammkörper in ſo enormer Höhe ſind bisher bei den Eiſenbahnen eigentlich noch gar nie vorgekommen. Man iſt auch weit entfernt, ſie zur Nachahmung zu empfehlen, ſondern wir erwähnen ſie ausdrücklich nur darum, weil ſie hier durch die Localverhältniſſe geboten erſchienen, und ſtatt der ſchon beantragten Viaducte nur ausnahmsweiſe angewendet wurden, da die leichte Gewinnung des nöthigen Materials auch aus ökonomiſchen Rückſichten in Erwägung zu ziehen kam.

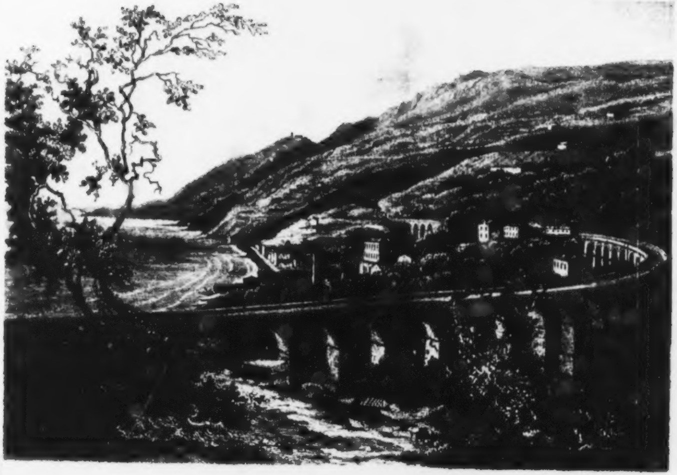
In der Mitte der Tunnelſtrecke, zwiſchen dem vierten und fünften Tunnel, war zu Ober-Leſeče eine Waſſerſtation erbaut, welche, vorzugsweiſe für den Bahnverkehr unerläßlich, zugleich aber auch dem Perſonenverkehr dienen kann. Noch iſt bei der Tunnelſtrecke der wichtige Umſtand zu bemerken, daß die unmittelbar an die Station Ober-Leſeče ſtoßende Thalſchlucht eine ziemlich reichhaltige Waſſerquelle (für das Karſtgebirge überall ein Schatz) enthält, welche aufgefangen und abgebaut ward, um die folgenden Stationen: Divazza, Nabreſina und Proſecco mit dem nöthigen Waſſer auf nahe 20,000 Klafter Länge für den Bahnbetrieb zu dotiren.

Wie man die Tunnelſtrecken verlaſſen hat, iſt die weitere Bahnanlage von Prittof über Gorice, Divazzo, Povier, Seſſana, Orleig, Opchina (Prisghiaſa nächſt Proſecco). Gabrorizza bis Nabreſina, nämlich über den eigentlichen Karſtboden in vielen Windungen, durch ununterbrochene, maſſenhafte Felſenſprengarbeiten geführt, und in fortwährendem, bis Seſſana ziemlich günſtigem Gefälle gelegt. Erſt hinter dem Stationsplatze Seſſana beginnt das ſtärkere Gefälle mit $^1/_{100}$, welches bei Opchina in $^1/_{40}$ übergeht, und dieſes Gefälle bis vor den Stationsplatz Nabreſina continuirlich behält. — Auf dieſer, nahe an $4^1/_2$ Meilen langen Strecke befinden ſich die Stationen: Divozza, Seſſana, Proſecco und Nabreſina. Außer den erwähnten maſſenhaften Felſenſprengarbeiten kommen auf dieſer Strecke keine weiteren bemerkenswerthen Bauten vor. Deſto zahlreicher werden ſie aber nun auf der Strecke von Nabreſina bis Trieſt.

Vom Stationsplatze Nabreſina an reiht ſich eine ſtete Folge großartiger Bauobjecte bis zu dem Bahnhofe von Trieſt. Gleich an dem Stationsplatze Nabreſina mußte ein, im Durchſchnitt 60 Fuß hoher, Viaduct von 340 Klafter Länge erbaut werden. In dieſer Längenausdehnung iſt der Viaduct von Nabreſina das größte Kunſtobject der Karſtbahn. Der Viaduct iſt ganz aus dem in der Nähe gebrochenen Muſchelkalk von der ſchönſten Gattung und trefflichſten Qualität erbaut. Die Bogenöffnungen meſſen 5 Klafter. Wir bemerken, daß aus dem trefflichen Material, welches zu dieſem Viaduct benutzt ward, mehrere der prachtvollſten alten Paläſte Venedigs erbaut ſind, ſo wie dieſes Geſtein auch zu den ſchönſten Häuſern, zu allen Gattungen Steinmetz- und Bildhauerarbeit benutzt ward. —

Unmittelbar nach dem Viaducte mußte der Bahn wieder durch eine Felsvorlagerung Bahn gebrochen werden, was mittelſt eines bis 10 Klafter tiefen Einſchnittes geſchah. Nun wird dem Reiſenden mit einemmale der Anblick des Meeres und der Stadt Trieſt. Das Bild iſt von überraſchender Großartigkeit. In einer Höhe von circa 70 Klafter über dem Meeresſpiegel fliegt hier der ſtaunend entzückte Blick über die unermeßliche Spiegeltafel der Adria. Auf dieſer Strecke mußten wieder für die Bahnanlage großartige Bauobjecte ausgeführt werden.

Ungefähr in der Mitte der Strecke von Nabreſina bis Trieſt ward die Station Contovello erbaut, in bezaubernder Lage, mit der prachtvollſten Ausſicht auf das Meer, circa 40 Klafter unmittelbar vor der in die See vorſpringenden Punta Grignano, wo ſich der herrliche Bau der erzherzoglichen Villa Miramare erhebt. Von hier mußten mehrere kurze, aber durch ihre Höhe bemerkbare Viaducte über tiefe Schluchten erbaut werden. Vor Barcola angelangt, ſieht man ſchon von weitem den ſchönen 168 Klafter langen, 10 Klft. (60 Fuß) hohen, aus Trieſter Sandſtein erbauten Viaduct, der dem Barcolathale zu maleriſchem Schmucke gereichend, ſich wahrhaft impoſant darſtellt. Man paſſirt ſodann noch einen 145 Klafter langen Tunnel, welcher zugleich das lange Abſchlußthor zu dem größten Stationsplatz bildet, welchen irgend eine Eiſenbahn



[illegible]

haben kann. Zwiſchen dieſem Tunnel und dem Stationsplatze Trieſt befindet ſich ein über das Lazzaretto nuovo geführter, geſchloſſener Viaduct, mit vollkommen abgeſchloſſener Glaseindeckung. Er bildet gleichſam die gedeckte Vorhalle des Stationsplatzes.

Der Stationsplatz Trieſt ſelbſt, zu deſſen Bildung ein Theil des Meeres verſchüttet, und auf der Landſeite ein beträchtlicher Theil des Gebirges geſprengt werden mußte, hat einen Flächenraum von mehr 50 Joch (das Joch zu 1600 Qu.-Klafter), alſo mehr als 80,000 Qu.-Klafter, wovon mehr als die Hälfte der Meerespartie zwiſchen dem Lazzaretto nuovo und dem Molo Klutſch durch unermeßliche Verſchüttungen abgetrozt werden mußten. Dieſer koloſſale Stationsplatz, welcher beſtimmt iſt, den Land- und Seeverkehr des Handels aufzunehmen, hat auch einen eigenen Hafen, in welchem die größten Schiffe einfahren können, und welcher die directe Vermittlung zwiſchen dem Eiſenbahnverkehr und der Schiffahrt bildet. Die großartigen Bauten dieſes Stationsplatzes mit ſeinen Hallen, Werksgebäuden, Magazinen, Viaducten, Kanälen u. ſ. w. erregen die höchſte Ueberraſchung und Bewunderung. Er wird in ſeiner gänzlichen Vollendung, unter allen Waſſer- und Landbauten unſerer Zeit eine der vorragendſten Stellen einnehmen, und ein wahres Denkmal für die Kenntniſſe, die Energie und das hohe Verdienſt jener Männer werden, welche ihn ſchufen.

Der Bahnhof in Trieſt wird durch ſeine großartige Anlage einen würdigen Schluß oder Endpunct der Südbahn von Wien bis Trieſt bilden, durch die mit Ueberwindung großartiger Schwierigkeiten entſtandenen rieſigen Bauten ſeines Gleichen in Europa nicht finden, und es werden ſowohl dem Laien wie dem Fachmann die großartigen Dimenſionen, welche dieſe Bahnhofsanlage in ſich zu einem Ganzen vereint, genügen und ihn zur Bewunderung hinreißen.

Die Anlage des genannten Bahnhofes war durch die Anlage des Bahnzuges von Nabreſina gegen Trieſt, durch die Localverhältniſſe bei Trieſt und durch die vielen Anforderungen, welchen dieſelbe dem Handel und Verkehr auch zur See genügen mußte, eine gebotene, daher auch die Wahl eine ziemlich beſchränkte.

Um allen Anſprüchen zu genügen, konnte die Bahnhofsanlage nur zwiſchen das neue Lazareth, und dem Molo Klutſch, dann den beſtandenen ſtädtiſchen Schlacht- und Armenhäuſern, welche für dieſen Zweck raſirt werden mußten — ermittelt werden, was wieder nur dadurch möglich gemacht wurde, daß man eine bedeutende Fläche der See, über 40,000 Quadrat-Klafter durch Abſcarpirung des nahe gelegenen Berges verſchüttete.

Der Bahnhof, welcher im Gebiete des Trieſter Freihafens liegt, hat eine doppelte Aufgabe, nämlich die Manipulation des freien Handels nicht zu verletzen, und die Bahnbeförderung, welche ihren Verkehr ſchon in Trieſt, und zwar außerhalb des freien Handelsverkehrs aufnehmen muß, zu erfüllen und gleichzeitig zu entſprechen.

Dieſe Bedingungen machten es nothwendig, daß der Bahnhof aus zwei Etagen, nämlich die untere $9\frac{1}{2}$ Schuh über der See, in nahe gleicher Höhe des angrenzenden Trieſter Stadtpflaſters, die obere Etage 32 Schuh über dem Meeresſpiegel, welche die eigentliche Bahnhofebene bildet, erbaut werden mußte, wodurch die Anforderungen der zollämtlichen Manipulationen ungeſtört wie bisher entſprochen und der Bahnbeförderung genügt werden könne.

Wir wollen die beiden Etagen, jede für ſich beſonders beſprechen, da die großen Dimenſionen, die bei dieſen Bauten vorkommen, in der beſchränkten Beſchreibung überſichtlicher dargeſtellt werden können.

Zur unteren Bahnhofsanlage gehören noch der Vorplatz des Bahnhofes und der eigens erbaute Hafen, welcher die Schiffahrt und Eiſenbahn unmittelbar verbindet. Die untere Etage und der Vorplatz allein nehmen einen Flächenraum von 40,412 Quadrat-Klafter, welche der See durch Verſchüttung abgewonnen wurden, in Anſpruch; und die Fläche des durch einen 10 Schuh über Null erbauten Sicherheitsmolo begrenzten Hafens beträgt 7245 Quadrat-Klafter. Dieſer Hafen iſt bis 16 Schuh unter Null ausgebaggert und es können in demſelben mindeſtens 50 größere Kauffahrteiſchiffe bequem landen und ſicheren Ankerplatz finden.

Die Arbeiten des unteren Bahnhofes beſtehen:

1. aus der Verſchüttung der See für das untere Plateau und den Vorplatz mit circa 81,000 Kub.-Klaftern;
2. aus der Ueberwölbung des Torrente Klutſch auf 82 Klafter Länge, mit 3 Bogen, jeder 3 Klafter Spannweite, wozu an 545 Kub.-Kl. Bruchſteinmauerwerk, 21,000 Kubikſchuh Quadern und 2200 Stück $3\frac{1}{2}$ bis 6 Klft. lange, 12zöllige Rundpiloten in Verwendung kamen. Um ſich eine Vorſtellung von der Schwierigkeit und Koſtſpieligkeit dieſes an und für ſich kleinen Bauwerkes zu verſchaffen, dürfte die Anführung genügen, daß für die Fangdämme und für das Waſſerſchöpfen, um die Fundirungen in ſolider und ſicherer Weiſe herſtellen zu können, allein 78,000 fl. verwendet werden mußten;
3. aus der Ueberwölbung des Torrente Marteſin, welcher die untere Bahnhofsanlage in ſchiefer Richtung auf 192 Klft. Länge durchſchneidet; dieſelbe beſteht aus einem Bogen von 5 Kl. Spannung, wozu an 2000 Kub.-Kl. Bruchſteinmauerwerk, an 44,800 Kubikſchuh Quadern und bei 2200 Stück $2\frac{1}{2}$ bis 4 Klft. lange Piloten verwendet wurden. Auch bei dieſem Bauwerke waren mehrfache Schwierigkeiten zu überwinden, was zum Theil daraus ermeſſen werden kann, daß bloß für Fangdämme und Waſſerſchöpfen nahe an 60,000 fl. verausgabt wurden;

4. aus der Bahnhofsquaimauer und den äußeren und inneren Molomauern, welche ſammt dem verlängerten Molo Klutſch den neu erbauten Bahnhofshafen begrenzen.

Die Aufführung der Quaimauer war mit großen Schwierigkeiten verbunden, indem dieſelbe 19 Fuß unter Null, alſo unter der See fundirt werden mußte. Die Quaimauer vom Molo Klutſch an, entlang dem Waarenmagazine und mit der Wiederkehr iſt 218 Klft. lang und erhielt eine Höhe von $28^{1}/_{2}$ Fuß, wovon, wie erwähnt, 19 Fuß unter der See aufgeführt wurden. Um die Fundirung der Quai- und Molomauern bewirken zu können, mußte der angeſchlemmte Boden, worauf dieſe zu erbauen waren, in 10 bis 13 Schuh ſtarken Schichten ausgebaggert werden, und es betrug hiefür allein die Baggerung 22,600 Kub.-Klafter. Nach der bewirkten Baggerung wurde die erſte Fundamentſchichte in der ausgebaggerten Sohlentiefe durch Béton zwiſchen 6 bis 9 Schuh Höhe in Käſten aufgeführt und geebnet, wozu an 1450 Kub.-Kl. Béton in Verwendung kamen. Nach den eingetretenen Setzungen der Bétonfundirung wurde zur Aufmauerung der Quaimauer mit Laſtroni, Trieſter Plattenſteine, geſchritten, wozu 138,600 Kubikſchuh Laſtroni, 143,000 Kubikſchuh Quadern und 1212 Kub.-Kl. Bruchſteinmauerwerk nöthig waren.

Der Molo ſammt der äußeren Bahnhofsbegrenzung gegen die See bis zum neuen Lazareth wurde auf einem Steinwurf, der bis 18 Zoll unter dem niederſten Waſſerſpiegel aufgeführt iſt, erbaut, und es ſind hiezu nahe an 14,300 Kub.-Kl. Steine in Verwendung gekommen. Der Molo ſelbſt iſt 10 Klft. breit, und an ſeiner Wurzel mit einer eiſernen Brücke verſehen, welche denſelben mit dem unteren Bahnhofsplateau in Verbindung ſetzt. Die äußere Molomauer iſt vom Steinwurf bis 10 Schuh über Null aus Quadern aufgeführt; die innere Hafenmolomauer aber, welche, gleichwie die Quaimauer, zur Anlandung der Schiffe verwendet werden ſoll, iſt zur Tiefe von 10 Schuh unter Null, ebenfalls auf einem mit einer Bétonſchichte ausgeglichenem Steinwurfe, und mit derſelben Höhe von 10 Schuh über Null, wie die äußere Molomauer aus Quadern aufgebaut.

Die Herſtellung des nunmehr ausgeführten Hafens mit ſeiner Quaimauer entlang den Bahnhofsmagazinen, ſeinem Molo und der äußeren Begrenzung des unteren Bahnhofsplateau hat der Ausführung, einerſeits durch die großartigen Dimenſionen, anderſeits durch die bedeutend tiefen Bauten unter der See die größten Schwierigkeiten entgegengeſtellt. Die See- und Hafenbauten, die den zur Anlage des großartigen Trieſter Bahnhofes gehörigen Hafen begrenzen, der 7200 Quadrat-Kl. Fläche faßt, und die nöthige Tiefe von 16 Schuh zu erlangen, mit 12,000 Kub.-Kl. ausgebaggert werden mußte, ſind trotz der mannigfaltigen Schwierigkeiten während der Ausführung, in ihrer Art als muſterhaft gelungene Bauten zu betrachten, und dieſelben haben ſowohl während des Baues, wie ſeit ihrer dreijährigen Vollendung den heftigſten Seeſtürmen getrotzt, und nicht die mindeſte Beſchädigung erlitten, vielmehr jene gediegene Probe überſtanden, welcher nicht alle Bauten an der See, ſelbſt jene von viel kleinerem Umfange, ſich rühmen können.

Die Arbeiten der oberen Bahnhofsanlage haben in den Hauptwerken einen anderen Charakter, da ſie vorzugsweiſe erbaut werden, um dem Bahnbetriebsverkehre zu Trieſt in ſeinem vollſten Umfange für die Gegenwart ſowohl, als für eine entfernte Zukunft zu genügen.

Die Bauten des oberen Bahnhofes beſtehen:

1) Aus dem 32 Fuß über dem Meeresſpiegel oder $22\frac{1}{2}$ Schuh über dem unteren Bahnhofplateau bis zur Schienenhöhe aufgeſchütteten Materiale des oberen Plateaus, wozu ebenfalls nahe an 80,000 Kubik-Klafter nothwendig waren.
2) Aus den, den oberen Bahnhof umfaſſenden Begrenzungsmauern gegen die See, gegen den Packhof, gegen das Lazareth, und aus den Stützmauern gegen die, noch 3 Klft. höher als das obere Bahnplateau führende Straße gegen Proſecco, welche zuſammen nahe 900 Klft. lang ſind und wozu bei 76,300 Kubikſchuh Laſtroni, 36,300 Kubikſchuh Quadern und bei 3500 Kub.-Klafter Bruchſteinmauerwerk verwendet werden mußten.
3) Aus der, außer dem Bahnhof, 3 Klft. über demſelben gelegten Straße nach Proſecco, die über 400 Klft. lang iſt, und deren Breite von der Bergſeite abgeſprengt und gewonnen werden mußte; dieſelbe überſetzt das Rojanothal mit einem Viaducte, unter dem gleichzeitig der Torrente Marteſin durchgeführt wird. Die für die Straße allein erforderlichen Mauern betragen zuſammen eine Länge von 610 Klaftern, zu deren Ausführung 13,000 Kubikſchuh Quadern und 2400 Kub.-Kl. Bruchſteinmauerwerk nöthig waren.
4) Aus den Bahnhofsmanipulationsgebäuden, die aus den zweimal 150 Kl. langen und 14 Kl. breiten Ab- und Aufgabsmagazinen und aus einem eben ſo langen Packhof von 30 Kl. Breite beſtehen; die beiden Magazine ſind durch vier Bahngeleiſe getrennt, auf welchen die zum Auf- und Abladen beſtimmten Waggons bewegt werden können.

Das untere Magazinslocale an der Seeſeite iſt zur Aufnahme der von Trieſt importirten Waaren und für die zollämtliche Manipulation beſtimmt; die obere Etage dieſes Magazins, wohin die behandelten Waaren aufgezogen werden, bildet das eigentliche Waarenmagazin für den Bahnbetrieb, woraus die Colli unmittelbar in die Waggons zur Verladung kommen. Das gegenüberſtehende zweite Magazinsgebäude gegen den Packhof hat die ähnlichen Beſtimmungen, jedoch für die nach Trieſt mittelſt Bahn kommenden Waaren.

Nebſt dieſen Magazinsgebäuden finden wir noch die Gebäude für die Locomotive- und Waggons-Remiſen, dann die Reparaturswerkſtätten und Magazine in ziemlich großem Maßſtabe ſchon dermalen gebaut. Auch iſt außerhalb des Magazins an der See ein ziemlich langes Kohlendepot zur Aufnahme inländiſcher Kohle beſtimmt.

Die Fläche der aufgezählten Gebäude, mit Ausſchluß der proviſoriſchen Aufnahmsgebäude, beträgt zuſammen 9260 Quadratklafter. Die noch in der Projectirung ſtehenden definitiven Gebäude, welche den Stirnabſchluß und die Hauptfaçade des Bahnhofes bilden werden, nämlich die Perſonenhalle, mit den Perſonen-Aufnahmsgebäuden, dem Bureau und Wohngebäuden der Bahnhofsbeamten, endlich dem zollämtlichen Bureau, welche an die Stirnſeite der Magazine zu ſtehen kommen, werden nahe an 2400 Quadratklafter Baufläche in Anſpruch nehmen, ſo zwar, daß die Geſammtfläche der Gebäude am Trieſter Bahnhof 11,660 Quadratklafter betragen wird.

Bemerkenswerth bei dieſem Bahnhof iſt noch, daß nach deſſen vollkommener Vollendung die Länge der ſämmtlichen Schienengeleiſe allein 1½ Meilen oder 6000 Quadratklafter meſſen wird.

Wir können die Darſtellung dieſer großartigen Bahn nicht ſchließen, ohne nochmal jener wichtigen Arbeiten zu gedenken, womit der Sorge für die Beiſchaffung des nöthigen Waſſers auch für die Strecke bis Trieſt begegnet ward. Die Waſſerarmuth der Karſtgegend iſt bekannt; auf Strecken von mehreren Quadratmeilen findet ſich weder Quell- noch Flußwaſſer. Menſchen und Thiere friſten ihr Leben mit mühſam gewonnenem Sammelwaſſer, in trockenen Perioden müſſen die Waſſervorräthe aus meilenweiten Fernen zugeführt werden. Selbſt für Trieſt iſt längſt der Waſſermangel der Gegend fühlbar, in trockenen Zeiten empfindlich geweſen. Für die Eiſenbahn vollends iſt die Beiſchaffung von gehörigen Waſſermengen eine Lebensfrage. Es mußte alſo Alles aufgeboten werden, dafür zu ſorgen. Die umfaſſendſten Forſchungen wurden deshalb eingeleitet, Erhebungen und Unterſuchungen aller Art vorgenommen, Alles vergebens, der Moſisſtab wollte ſich nicht finden, der den belebenden Quell aus den Karſtfelſen gerufen hätte. Man gelangte mit den in Bewegung geſetzten Mitteln nicht zu dem Zwecke, die Strecke von St. Peter bis Trieſt mit dem unentbehrlichen Waſſerquantum für den Eiſenbahnbetrieb zu dotiren. Unter dieſen Umſtänden ſah man ſich gezwungen, von Ober-Leſeče bis Proſecco fürerſt eine bei fünf deutſche Meilen (20,000 Klafter) lange Waſſerleitung anzulegen, welche den Bedarf des Waſſers für die an dieſer Strecke liegenden Anhalt-Stationen: Ober-Leſeče, Divozza, Seſſana und Proſecco, zum Locomotivbetrieb ſowohl, als zum häuslichen und Lebensbedarfe für ſämmtliche Bahnwächter und Beamte liefern muß, nämlich im Ganzen circa 48—50,000 Kubikfuß Waſſer täglich. Eine Waſſerleitung von ſolcher Länge iſt bisher in Europa noch nicht ausgeführt worden.

Hiemit war indeſſen nur ein Theil der Aufgabe gelöſt. Es mußte nun erſt noch für die Waſſerdotation der ferneren Strecke von Proſecco bis Trieſt, mit den Stationen Nabreſina, Grignano und Trieſt geſorgt werden. Auch auf dieſer Strecke waren die Schwierigkeiten nicht gering, da es galt, eine entſprechend ſtarke Quelle aufzufinden. Der erſte Gedanke fiel auf die Rekka, welche meiſt unterirdiſch ihren Lauf durch die großen und zahlloſen Klüfte des Karſt nimmt. Die Stadt Trieſt ſelbſt war bei dieſen Arbeiten auf das Höchſte intereſſirt. Sie hatte ſchon lange früher deshalb wichtige Unternehmungen in Abſicht. Man gedachte das Waſſer von der Trebitſchgrotte in einen über 2000 Klafter langen Tunnel zu leiten, und eine Reihe von Jahren und große Koſten waren vergeudet worden, um die diesfälligen Projecte, Calcüle u. ſ. w. zu entwerfen. Auch die Höhlenbereiſungen des Dr. Ad. Schmidl hatten hauptſächlich den Zweck, den Lauf der unterirdiſchen Gewäſſer in den Karſthöhlen zu erforſchen und zu ermöglichen, wieferne ſie für Trieſt benützt werden könnten. Aber alle dieſe Forſchungen gaben keinerlei Reſultat. Vom Beginne des Eiſenbahnbaues an, vom Jahre 1850—1853, waren auch die Eiſenbahningenieure unermüdlich thätig, den unterirdiſchen Lauf der Karſtgewäſſer zu erforſchen. Da geſchah es, daß dieſelben durch die Bahnarbeiter zwiſchen Santa-Croce und Nabreſina, welche ſich ihren Trinkwaſſerbedarf von den Ufern des Meeres, circa 450 Fuß weit herbeizutragen pflegten, aufmerkſam gemacht wurden, daß dort eine Süßwaſſerquelle auftauchen müſſe. Sogleich wurden weitere Forſchungen eingeleitet. Man trieb einen Stollen zur Auffangung der Quellen ein, und bald hatte man die Ueberzeugung gewonnen, daß an dieſem Puncte wirklich Quellwaſſer in überreichem Maße gewonnen werden könne.

Nach dieſen Vorerhebungen wurde der hochwichtige Gegenſtand weiteren techniſchen Prüfungen unterzogen, da es ſich vor Allem darum handelte, die im See-Niveau ausſtrömenden Süßwaſſerquellen zu dem beabſichtigten Zwecke der Benützung für den Eiſenbahnbetrieb und den Lebensbedarf der Bahnwächter und Beamten, bis auf die Bahn zu heben, und ſofort bis Trieſt zu leiten. Die Schwierigkeiten waren ſehr groß. Das Waſſer mußte auf die Bahn nach Nabreſina hinauf allein 540 Fuß hoch gehoben werden. Nachdem dieſer Gegenſtand von Seite der k. k. Central-Direction für Staats-Eiſenbahnen ausgearbeitet war, ergriff auch die Stadt Trieſt mit Eifer dieſe Gelegenheit, dem ſo oft gefühlten Bedürfniß nach Waſſer abzuhelfen. Es ward ſofort beſchloſſen, dieſe Quellen zum gemeinſamen Zwecke zu benützen. Sie ſind reich genug, um die Eiſenbahn, die Stadt und die Marine mit friſchem Waſſer zu verſehen. Sie können nicht nur die 35—40,000 Kubikfuß Waſſer, die nach annähernder Schätzung täglich benöthigt werden, liefern, ſondern reichen auch für noch größere, mit dem ſteigenden Bedürfniß wachſende Mengen aus. Es bildete ſich dann ſofort eine Actiengeſellſchaft, welche ein Capital von 660,000 fl. C. M. für die Waſſerleitung von

Nabreſina bis Trieſt beſtimmte. An die Spitze des Ausſchuſſes ſtellte ſich Se. Excellenz Freiherr von Bruck.

Somit haben wir nun auf alle Merkwürdigkeiten dieſer herrlichen Eiſenbahn aufmerkſam gemacht, und den Leſer bis Trieſt auf derſelben begleitet. Es erübrigt uns nun noch den Blick auf einige der intereſſanteſten Puncte der Umgebung dieſer Bahn zu lenken, worunter, als zu den dem Kronlande Krain eigenthümlichen Naturwundern zählend, beſonders der Cirknitzerſee, die Höhlen des Karſt und die reichen Queckſilberminen von Idria gehören, auf welche wir in flüchtigen, aber doch für den Touriſten hinlänglich unterrichtenden Umriſſen hinweiſen und damit unſer Werk ſchließen wollen.

## Der Cirknitzer See, die Karſthöhlen, Idria.

Unfern von der Station Rakek führt die Straße ſüdlich ab, nach dem viel beſprochenen Cirknitzer See. Er gehört zu den intereſſanteſten Partien des Landes und nimmt unter den Naturwundern Krains eine vorragende Stellung ein. Eine Eigenthümlichkeit dieſes See's iſt ſeine periodiſche Vertrocknung, nach welcher der Seeboden bepflanzt werden kann, daher auch das ihn bezeichnende Volkswort, es ſei dies der See, wo man fiſchen, jagen und ernten könne. Der Cirknitzer See hat ſeine eigene, ziemlich reiche Literatur, von Cluver, Kircher angefangen und dem wackern Valvaſor bis herab zu Steinberg, Hacquet, Gruber, Hof u. ſ. w. Es iſt auch ſehr viel über dieſes merkwürdige Binnengewäſſer gefabelt worden.

Der See hat bei mittlerem Waſſerſtande 9875 Joch, 1 Meile Länge, ¼ Meile Breite, und ſtellt ſich als ein längliches Viereck dar. Seine Tiefe iſt nicht bedeutend, aber auf ſeinem Boden öffnen ſich eine Menge Trichter (mehr als 400), welche zum Theil ſehr tief ſind, mehrere über 50 Fuß. Die größten dieſer Trichter haben eigene Namen wie z. B. der Keſſel (Katla), das Sieb (Reſcheto) u. ſ. w. Ringsum am See tauchen Vorgebirge der umgebenden Felſen in denſelben. Auch trägt ſein Spiegel die Inſeln Vornek, Mala-Goricza, Vecka-Goricza und Venetate, von den Einwohnern wird die letzte etwas anmeſſend: Klein-Venedig genannt.

Der Cirknitzer See iſt ein Haupt-Waſſerreſervoir des Karſtgebietes. Er hat zahlloſe unterirdiſche Zuflüſſe, worunter die Kanäle Vranja-Jama und Sucha-Dulza die bedeutendſten ſind. Strömen dieſe Zuflüſſe ſtark, ſo wächſt der See oft bis zu einem Waſſerſtande von mehr als 18,000 Joch. Durch ſeine Trichter ſteht aber der See in Verbindung mit den Gewäſſern, die ſo häufig an dem

Tiefrande des Karſt vorbrechen. Fallen dieſe, ſo fällt dann auch der See, ja er trocknet, bis auf die Untieſen, beinahe ganz aus, wie es z. B. 1834 der Fall war, wo ſelbſt die ſonſt tiefſten Stellen ſo trocken waren, daß man die Trichter, durch welche der Abfluß geſchieht, reinigen konnte. Es bleiben indeſſen doch immer einige Stellen mit Waſſer bedeckt, wo man die Setzlinge der Hechte, Weißfiſche und Schleien bewahrt, welche den See bevölkern. Die trockenen Stellen aber werden als Wieſen oder Weiden benützt, auch hie und da mit Hirſe und Buchweizen beſäet. Waſſergeflügel hält ſich häufig im See und im Rohre auf. Man jagt fleißig auf dasſelbe, und ſo beſtätigt ſich noch immer das Volkswort, daß im Cirknitzer See geſiſcht, gejagt und geerntet werde. Im Anfange dieſes Jahrhunderts lief der See ſehr ſelten ab. Erſt als man 1825 die Abzugslöcher etwas reinigte, lief er wieder regelmäßiger ab, gewöhnlich im Auguſt, pflegte ſich aber in feuchten Jahren ſo ſchnell wieder zu füllen, daß man die Wieſen nicht mähen konnte. Erſt 1834 trat der ſeltene Fall ein, daß der See ſchon im Jänner ablief und länger als ein Jahr (bis Februar 1835) trocken blieb. Da man, wie erwähnt, dieſe Gelegenheit benützte, um die Abzugsgräben zu reinigen, die vor ihren Mündungen angehäuften Anſchwemmungen zu beſeitigen, aus den beiden Haupthöhlen die hineingeſchwemmten Steine, Klötze u. ſ. w. entfernte, ſo hat das Waſſer nun freien Zug, der See ſchwillt weniger bedeutend an, und eine nicht unbedeutende Bodenſtrecke iſt der Cultur gewonnen. Am Weſtrande des Sees ſteigt der felſige Javornik mit ſeinen bewaldeten Abhängen gegen 5000 Fuß hoch empor, nebenan die ſteile Slivirza, über 3500 Fuß. Auch im Javornik ſind zahlreiche Höhlen und Klüfte, von unterirdiſchem Gewäſſer durchrauſcht. Sie ergießen ſich alle in das Becken des Cirknitzer See's, tauchen dort wieder in die Höhlen und Trichter unter und brechen dann unten als Poik-, Unz- und Laibachfluß wieder zu Tage. Auf der Inſel Vornek liegt das Dörſchen Ottok. Am nördlichen Ufer des See's der Markt Cirknitz, bevölkert von circa 1400 Bewohnern, welche Fiſcherei treiben.

Die Höhlenbildungen des Karſt gehören zu den großartigſten Naturwundern, nicht nur des Kaiſerſtaates, ſondern Europa's; die Adelsberger Grotte hat unter dieſen Höhlen den weiteſtverbreiteten Ruf, und verdient ihn auch. Der Beſuch derſelben iſt ſehr zahlreich und wird ohne Zweifel nach Eröffnung der Eiſenbahn noch zunehmen. Wir wollen alſo einige Andeutungen über dieſe merkwürdige Höhle für den Touriſten hier anfügen. Daß die Grotte ſchon im Alterthume, als hier noch die Römer hauſeten, bekannt geweſen ſei, iſt wohl anzunehmen, aber Beweiſe darüber liegen nicht vor; daß ſie aber im Mittelalter bekannt und beſucht war, dafür zeugen zahlreiche Inſchriften und Jahreszahlen an den Wänden der ſogenannten „alten Grotte“, welche von 1213 beginnen und bis 1676 fortlaufen. Es iſt räthſelhaft, warum von 1676 bis 1816 ſich keine ſolche Inſchrift mehr findet. Verſchollen war die Höhle nicht, denn

Valvaſor erwähnt ihrer 1689. Der bekannte Pater Gruber (der die Arbeiten an der Regulirung des Laibacher Sumpfes unter der Kaiſerin Maria Thereſia leitete, kannte und beſuchte die Adelsberger- und Magdalenen-Grotte ſchon in den Jahren 1770—1775, wie ſeine Briefe aus Krain (Wien bei Kraus 1781) zeigen. Auch Hof, der Verfaſſer des „Hiſtoriſch-ſtatiſtiſch-topographiſchen Gemäldes vom Herzogthume Krain“ (Laibach 1808), kannte dieſe Höhlen, und ich ſelbſt beſuchte ſie mehrmals ſchon in den Jahren 1805—1811. — Allerdings war bis dahin nur ein Theil der herrlichen Grotte bekannt, die Auffindung der weiteren Abtheilungen erfolgte erſt von 1818 an. Der Eintritt in die Grotte war damals frei. Einwohner Adelsbergs dienten gegen ein Trinkgeld als Führer und leuchteten mit Kienfackeln. Aus dieſen Tagen datiren auch die Schwärzungen mehrerer ſchöner Stalaktiten der „alten Grotte“ durch den Kienruß. Beſondere Verdienſte um die Zugängigmachung der Höhlenpartien erwarb ſich der Kreiscommiſſär Ritter von Löwengreif bis 1823. Im Jahre 1816 beſuchte Kaiſer Franz die Grotte. Im Jahre 1818 wiederholte ſich dieſer Beſuch, als der Kaiſer und die Kaiſerin Caroline Auguſte die Reiſe nach Dalmatien antraten. Als bei dieſer Gelegenheit Vorarbeiten zur Beleuchtung der Grotte vorgenommen wurden, entdeckte einer der Arbeiter, Lucas Tſatſch, eine ganz unbekannt gebliebene Abtheilung dieſer Grotte, die jetzige „Ferdinandsgrotte“, welche dieſen Namen zu Ehren des damaligen Kronprinzen, nachherigen Kaiſers Ferdinand erhielt. Eine andere Abtheilung führt dem Erzherzog Johann zu Ehren den Namen der „Erzherzog Johanns-Höhle“. Der Beſuch der Grotte nahm von Jahr zu Jahr zu. Es ward nun die Einrichtung getroffen, die Grotte mit Verſchluß zu verſehen, einen Eintrittspreis von 30 kr. für jede Perſon zu beſtimmen, und die eingehenden Gelder und beſondere Geſchenke hoher Perſonen für die Herſtellung von Brücken, Treppen, Steigen u. ſ. w. in der Höhle zu verwenden. Die Aufſicht über das Ganze erhielt Herr v. Löwengreif, welcher aber 1823 abtrat. Nun entwarf 1824 der damalige Kreiscommiſſär Ritter von Kreizberg die Statuten für die Verwaltung der Grotte, welche noch heute in Anwendung ſind. Es ward eine eigene „Grottenverwaltungs-Commiſſion“ gebildet, das Grottenfeſt eingeführt, welches alljährlich am Pfingſtmontag gefeiert wird. An dieſem Tage wird die Grotte erleuchtet, ein Orcheſter iſt dort placirt und es wird ein unterirdiſcher Ball abgehalten. Der Eintrittspreis zu dem Grottenfeſt iſt gegenwärtig 1 fl. C. M.; für den Beſuch einzelner Reiſender, oder ganzer Geſellſchaften iſt der Eintrittspreis dermaßen geſtellt, daß von 1 bis 6 Perſonen 3 fl. C. M. entrichtet wird. Beſteht die Geſellſchaft aus mehr als 6 Perſonen, ſo zahlt jede Perſon über die 6 noch 30 kr. C. M. Die Führer bilden ein eigenes Corps, ſind in Eid und Pflicht genommen, und dürfen nur Grubenlichter oder Kerzenlicht führen, um die Weiße der Stalaktiten zu ſchonen. Der Beſuch der Grotte nimmt wohl drei Stunden in Anſpruch. Die Zugänge ſind ſorgfältig erhalten und geſichert, und es iſt kein Unfall bei der unterirdiſchen Fahrt zu beſorgen. Die Führer ſind vollkommen zuverläſſige, mit der Localität der Grotte auf das vollſtändigſte bekannte Leute.

Bemerkenswerth iſt, daß über den Beſitz der Grotte ein Proceß entſtand, der von 1823 bis 1848, alſo gerade ein Vierteljahrhundert dauerte. Ohne Zweifel iſt die Staatsherrſchaft Adelsberg Eigenthümerin der Grotte, aber die Gemeinde Adelsberg glaubte ſich auch berechtigt, den Beſitz dieſer, in neuer Zeit ſo einträglich gewordenen Grotte anzuſprechen. Die Entſcheidung der Behörden erfolgte aber 1848 für das Recht der Staatsherrſchaft. Ihr alſo blieb der Beſitz, und der Grottenfond, der nun bereits gegen 9000 fl. C. M. zählt, erhielt die ausſchließliche Beſtimmung, nur dazu verwendet wer den zu dürfen, die Grotte gut und möglichſt bequem gangbar zu erhalten, zu verſchönern und in allen Theilen zu erforſchen, um ſie durch neue Entdeckungen zu erweitern. Wirklich ſind auch bei weitem noch nicht alle Verſchlingungen dieſes Grottenlabyrinthes bekannt, und erſt noch im Jahre 1857 bei Gelegenheit des Allerhöchſten Beſuches Ihrer Majeſtäten des Kaiſers Franz Joſeph und der Kaiſerin Eliſabeth, iſt durch Felſenſprengungen ein neuer, prachtvoller Höhlenraum bloß gelegt worden, der mit Allerhöchſter Bewilligung die Benennung „Franz Joſeph's- und Eliſabeth's-Grotte" erhielt, und ſeit 11. März 1857 einen der intereſſanteſten Theile der Grotte bildet. Für die beſuchenden Touriſten, beſonders für Damen, dürfte die Erinnerung nicht überflüſſig ſein, ſich bei der Grottenwanderung mit Ueberſchuhen zu verſehen, da mehrere Abtheilungen der Pfade oft ſehr feucht und ſchlammig werden. Zwar iſt die Luft in der Grotte wohl rein und gut, aber ſtellenweiſe ſind die vielfach verwundenen Klüfte doch feucht und kühl, ſo daß man nicht allzu leicht gekleidet die Excurſion antreten möge. Man wird etwas wärmere Kleider recht wohl ertragen können.

Ich bemerke noch ferner, daß die Bezahlung der Führer und der Beleuchtung auf die Geſellſchaft der Beſucher fällt. Für die Kerzenbeleuchtung der intereſſanteſten Partien wird 1 fl. 36 kr. entrichtet, und drei Führer und zwei Beleuchter erhalten zuſammen 2 fl. 30 kr. Nach Wunſch der Beſucher wird die Beleuchtung auch verſtärkt und auf mehrere Partien ausgedehnt. Die ſogenannte mittlere Beleuchtung entſpricht dem Zwecke vollkommen.

Man wandert von Adelsberg eine kleine halbe Stunde an den Eingang der Höhle, welcher geſchloſſen iſt. Eine Lindenallee führt aufwärts dahin. Ueber 50 Fuß tiefer ſtürzt ſich die Poik in eine beſondere Höhle. Von dem Eingange der Grotte gelangt man an eine natürliche Steinbrücke, ſteigt dann abwärts, überſetzt dann abermals auf einer Naturbrücke den Fluß, und gelangt in den ſogenannten Dom, 70 Fuß hoch, 144 Fuß breit. Mit immer wachſendem Staunen ſieht man die Stalaktiten und Stalagmitenbildungen in dieſer Werkſtätte der Natur. Dieſe Kalkſinter- oder Tropfſteing ebilde thürmen ſich in den groteskeſten

Formen vom Boden auf, oder hängen von den Decken herab und bieten der Phantaſie einen unermeßlichen Spielraum. Die auffallendſten dieſer Gebilde haben eigene Namen, und man zeigt der Reihenfolge nach dem Beſucher: die Kanzel, die Madonna mit dem Kinde, den Waſſerfall, den Stock im Eiſen, den Löwen, den Taufſtein, die Theaterloge, das Nordlicht (durch das Durchſchimmern der Beleuchtung hinter einer Stalaktitenwand), den St. Petersſtuhl, das Stockhaus, St. Anton von Padua, die Mariazeller Muttergottes, die angelehnte Säule, die dreifarbige Säule, die Schildkröte, die Nachteule, die kleine Glocke, die große Glocke (Stalaktiten, welche beim Anſchlagen wie Glockenton klingen), der Luſter, die Fahne, die Hand, das heilige Grab, die Kapelle, der Altar, die Orgel, die Trauerweiden, den rothen Springbrunnen, den Tabernakel, den Mondſchein, den Kohlenmeiler, den Blumenſtrauß, das Bild, die Madonna, die Dorfkirche, die Mumien, den Badeſchwamm, die Heuſchober, das Grab (den koloſſalen Stalagmit, 60 Fuß im Umfange), das Jabot, die kleine und große Cypreſſe, das rothe Meer (wellenförmige Bildungen des Kalkſinters), die Kanonenſäule, die Reitſchule, den Beichtſtuhl, den Vorhang, die Grottenwächter, den großen Waſſerfall, die Landkarte, den Kapuziner (einen weißen, braun überzogenen Stalagmiten), die Säulenallee, den Fuchs, die engliſche Küche, die Doctorsküche, die Pforte des Kalvarienberges, den Todtenkopf, St. Nikolaus (die längſte Tropfſteinſäule von 5 Klafter Höhe), den Mann der das Weib trägt, die Arche Noah, den großen Altar, die St. Stephansbüſte, den Eremit, den Tropfbrunnen u. ſ. w.

Beſonders bemerkenswerthe Theile der Grotte ſind außer dem Dom noch der Tanzſaal, circa 150 Fuß lang, 90 Fuß breit, an 50 Fuß hoch. Hier wird alljährlich bei dem Grottenfeſte das Orcheſter geſtellt und getanzt. Der Kalvarienberg, ein freiſtehender Hügel, von einer Maſſe von Stalaktiten gebildet, 192 Fuß hoch, der Loibl, eine ähnliche Maſſe, 55 Fuß hoch. Der Tartarus, 50 Klafter lang, 25 Klafter breit; die Grotte hat auch Monumente, zur Erinnerung an den Beſuch des Kaiſers Franz 1816, und des damaligen Kronprinzen Ferdinand im Jahre 1819. Jenſeits des Franzensmonumentes mußte man früher einen Treppenweg bis hinab an die Poik und jenſeits der oft überſchwemmten und fortgeriſſenen Brücke über dieſelbe wieder einen Treppenweg hinauf, im Ganzen 187 Stufen, ſteigen, um in die Ferdinandsgrotte zu gelangen. Seit vorigem Jahre aber iſt eine Gallerie durch die Wand geſprengt worden, durch welche man jetzt von dem Franzensmonument, an dem Ferdinandsmonument vorüber, mit wenigen Schritten gerade in die Ferdinandsgrotte gelangt. Der intereſſante Gang in die Tiefe wird zwar von Allen, welche die volle Größe des Domes bewundern wollen, auch jetzt noch zuweilen eingeſchlagen werden aber jene Ausſprengung hat die jenſeits des Domes gelegenen Räume von der Herrſchaft des Poikfluſſes, bei deſſen höherem Waſſerſtande man gar nicht dahin gelangen konnte, völlig emancipirt. Hinter dem Stalaktitengebilde des Vorhanges, zunächſt jener des ſogenannten Tabernakels, öffnet ſich der Zugang in die Erzherzog Johanns-Grotte. Sie hat etwa 260 Klafter Länge, und ihre ſchönſten Partien ſind: die gothiſche Halle und der kleine Vorhang. Bei dem ſogenannten „Grabe“ verläßt man die „alte Grotte“, welche ſich gegen Oſten erſtreckt. In nördlicher Richtung von dem „Grabe“ öffnen ſich zwei Grottenarme, welche bis 1857 blind ausliefen, daher man in dieſelben nur auf den beiden entgegengeſetzten Enden eindringen konnte. Nun aber iſt ein Durchſchlag in dem Kalkfelſen, der dieſe beiden Arme trennte, bewerkſtelligt, und eine neue impoſante Abtheilung eröffnet worden, welche den Namen der „Franz Joſeph- und Eliſabethgrotte“ erhielt. Ihre Länge mißt 280 Klafter, und ſie hat einen eigenthümlichen Reiz, durch den primitiven, unangetaſteten Zuſtand der Stalaktiten, welche hier noch in der blendendſten Weiße, in den ſchlankſten, anmuthigſten Formen ſich zeigen. Ihr bedeutendſtes Object iſt der ſogenannte kleine Kalvarienberg.

Den Boden der Höhle deckt gelbbrauner, in denſelben eingeſchwemmter Lehm. In demſelben hat man Knochen des urweltlichen Höhlenbären (Ursus spelaeus) in Menge gefunden. Volpi, Cuvier, Bronn und andere Naturforſcher haben darnach graben laſſen und reiche Ausbeute gemacht. Ein merkwürdiges lebendes Thier, der Olm, Proteus anguineus, bewohnt ebenfalls die Höhlen und Seen des Karſt, aber in dem übrigens recht brauchbaren und fleißig bearbeiteten Reiſehandbuch Bädeker's (der aber eben die Karſthöhlen ſehr oberflächlich berührt), iſt ein Irrthum zu berichtigen, da viele Touriſten ſich dieſes Buches bedienen. Es wird dort geſagt, daß die Adelsberger Höhle die Heimat des Proteus ſei, und daß er nur dort gefunden werde. Er wird aber in der Adelsberger Höhle gar nicht gefunden, und die Touriſten werden vergebens darnach fragen. Dieſer Olm findet ſich (außer andern Gegenden Krains) nur in der, eine Stunde von der Adelsberger Höhle entfernten, bei weitem nicht ſo zahlreich beſuchten **Magdalenengrotte**.

Es beſteht hier auch ein ſogenanntes „Grottenbuch“, ein Gedenkbuch, in welches die Beſucher ihre Namen verzeichnen. Seit dem Beſuche Ihrer Majeſtäten, des Kaiſers Franz Joſeph und der Kaiſerin Eliſabeth am 11. März 1857 prangen auch dieſe erhabenen Namen in dem Grottenbuche. Ein Durchblick dieſes Buches zeigt, wie alljährlich der Beſuch dieſer Grotte zunimmt. Nach Eröffnung der Eiſenbahnſtrecke von Laibach bis Trieſt iſt eine noch lebhaftere Zunahme des Beſuches zu erwarten. Ungerechnet des Grottenfeſtes am Pfingſtmontag, ergab ſich alljährlich ein Beſuch von 6—800 Parteien, alſo gewiß über

1000 Perſonen, manchmal wohl auch 1500—2000 Perſonen. Auch der namhafte Betrag des Grottenfondes zeugt für die Frequenz.

Um das Andenken des Beſuches Ihrer Majeſtäten am 11. März 1857 zu verewigen, iſt auf Anregung und unter Leitung des Herrn Hofrathes Grafen von Hohenwart durch freiwillige Beiträge am ſogenannten „Belvedere“ ein Denkmal errichtet worden. Es beſteht in einer Pyramide von ſchwarzem Krainer Marmor, aus dem Steinbruche bei Hölzenegg nächſt Oberlaibach. An der Pyramide zeigt ſich in Goldlettern die Inſchrift:

Heimkehrend von einem
Triumphzuge, deſſen Wege landesväterliche
Huld und Milde unauslöſchlich gezeichnet
haben, weilten hier nach Eröffnung der nun
Allerhöchſt deren Namen führenden Grotte
am 11. März 1857
Franz Joſeph I. und Eliſabeth.

Die Rückſeite der Pyramide trägt die Inſchrift:

»Dieſer Stein künde der Zukunft die jubelnde Freude der Gegenwart.«

Das Denkmal wird eben jetzt aufgeſtellt. Der Ueberſchuß, welcher von den Beiträgen erübrigt, wird am Jahrestage des Huldigungsfeſtes an invalide, in Adelsberg geborne Militärs vertheilt.

Außer der Adelsberger Höhle, welche am beſten zugängig gemacht iſt, befinden ſich noch zahlreiche, zum Theile höchſt merkwürdige, aber ſchwieriger zugängige, und meiſt ohne koſtſpielige und zeitraubende Vorbereitungen gar nicht zugängige Höhlen im Karſt. Die merkwürdigſten derſelben werden wir wenigſtens hier namhaft machen.

Die Magdalenengrotte liegt eine Stunde nördlich von Adelsberg. Sie trägt den Namen nach der nahen Magdalenenkapelle. Sie iſt zugängig und wird auch nicht ſelten beſucht. Hier iſt die Heimat des Proteus anguineus. Die Grotte ſteht an Größe der Adelsberger weit nach, iſt aber auch höchſt intereſſant durch koloſſale Stalaktitenbildungen.

Eine kleine halbe Stunde nördlich von der Magdalenengrotte liegt die Poikhöhle, Pinka-Jama, ein Abgrund mitten im Gebüſche. Sie iſt ſchwer zugängig, gar nicht beſucht, doch zeigt ſie höchſt merkwürdige Formen und Partien, darunter beſonders das Felſenthor, welches Herr Schmidl bei ſeinen Unterſuchungen der Karſthöhlen nach dem Namen eines ſeiner Begleiter, des dortigen Gutsbeſitzers Sohn, Herrn Dolenz, die Dolenzpforte nannte.

An 650 Klafter tief reiht ſich in dieſer Grotte Saal an Saal. So lange aber die Grotte nicht beſſer zugänglich gemacht wird, wird ſie von den Touriſten ſchwerlich beſucht werden.

Höchſt merkwürdig, aber leider auch nur zum Theile mit Beſchwerden, nicht ohne Gefahr zu beſchreiten, iſt die großartige **Kleinhäusler-** oder **Unzgrotte** bei Planina. Der Eingang iſt höchſt maleriſch, in einer über 40 Klafter hohen Felswand, ein majeſtätiſches Portal. Die erſte Halle iſt 60 Fuß hoch, 80 Fuß breit. Aus ihr rauſcht der Bach hervor. Er durchſtrömt als fahrbarer Kanal die Höhle in mächtiger Ausdehnung. Nur zu Schiff iſt alſo das Vordringen möglich. Auch hier reiht ſich ſodann Halle an Halle mit den intereſſanteſten Partien. So das **Belvedere**, der **Chorinskydom** u. ſ. w. So erreicht man endlich ein großes Gewölbe, mit einem See erfüllt. Zwei Seitenarme der Grotte laufen von hier aus, beide von Waſſer erfüllt. Der Grottenarm rechts bildet einen impoſanten Kanal von 1500 Klafter Länge, bis 30 Fuß breit, 9—20 Fuß tief. In ihm zeigen ſich höchſt merkwürdige Gebilde, wie der **Kaiſerthron**, die **Iſis**, der **Rochusaltar**, **Golgotha**, die **Haidingergrotte**, der **Elephantenkopf**, das **Tropfſteinparadies** u. ſ. w. Der Höhlenarm links wird von der Poik durchſtrömt, ein 1½ Stunde langer Kanal. Vom Eingange der Grotte bis zu dem letzten Waſſerſpiegel dieſes Kanals, in einer Grotte, welche kein weiteres Vordringen geſtattet, da die Felswände ſich ringsum bis unter den Waſſerſpiegel ſenken, hat Hr. Schmidl, der als Entdecker der Wunder dieſer Höhle gelten kann, da er weiter vordrang, als irgend ein Beſucher vor ihm, die Ausdehnung des Kanals auf 1710 Klafter bemeſſen. Der Kanal iſt 18 Fuß, in der letzten Halle ſogar 30 Fuß tief.

Noch nennen wir hier die intereſſante Höhle bei San Canzian (nicht zu verwechſeln mit einer gleichnamigen Höhle nächſt Trieſt). Die Grotten von **Nußdorf** bei Adelsberg, klein, nur 86 Klafter lang. Die **Kreuzberghöhle** bei Laas, die **Rakhöhlen**, im Walde von Rakek, unfern der Karſt-Eiſenbahn-Station dieſes Namens, und gedenken nur etwas ausführlicher der höchſt merkwürdigen Höhlen von **Lueg**.

Dieſe Höhlen liegen zwei ſtarke Stunden nordweſtlich von Adelsberg, etwas näher weſtlich von Planina. Von beiden Orten führen Wege dahin. Jener von Adelsberg führt über die Ortſchaften Landal und Hrenowitz, durch eine wenig angenehme Gegend in einen wilden Gebirgskeſſel am Fuße des über 4000 Fuß hohen Nanos. Dort erhebt ſich eine Kalkwand von mehr als 500 Fuß Höhe, in dieſer Wand öffnen ſich die Grotten von Lueg, und der Abſatz an der oberſten dieſer Grotten trägt die **Burg Lueg** (ſlawiſch Predjana). An, oder eigentlich **in** dieſer oberſten Grotte ſtand die alte Stammveſte der ritterlichen Lueger, deren letzter, Erasmus Lueger, ein Freund Baumkirchers, mit ihm gegen den Kaiſer Friedrich IV. in feindlicher Stellung, durch die kaiſerlichen Schaaren unter dem

Feldhauptmann Rauber hier belagert ward, langen Widerſtand in dieſem unbezwinglichen Felſenneſt leiſtete, in welchem er auch nicht ausgehungert werden konnte, da er durch einen unterirdiſchen Gang, der durch das Felsgeklüft bis hinüber in den Wippacherboden führte, jetzt aber nicht mehr aufzufinden iſt, ſtets ſich mit friſchen Lebensmitteln verſorgen konnte, endlich aber durch Verrath eines ſeiner Diener erlegt ward. Nach ſeinem Tode ward die Burg landesfürſtlich, kam 1497 an die Gallenberge, 1566 an die Cobenzl, durch Erbe an die Coronini's, und von dieſen erkaufte 1846 Fürſt Veriand-Windiſchgrätz die Herrſchaften Lueg, Haasberg, Stegberg und Loitſch um 650,000 fl. — Von der alten Veſte ſind nur mehr Trümmer übrig. Das jetzige Schloß ward 1580 von den Coronini's erbaut, und ſteht außer der Höhle.

Im Thale am Fuße der Felswand rauſcht der Lokvabach, treibt ein paar Sägemühlen und ſtürzt ſich dann über Felsblöcke in die unterſte Grotte. Ihre Decke ſenkt ſich, ſchon etwa 10 Klafter abwärts von der Eingangshalle ſo tief herab, daß nicht weiter zu dringen iſt. Ungefähr 15 Klafter über dieſer Grotte öffnet ſich in der Wand eine zweite, größere, ſehr ſehenswerth. Sie iſt durch eine Art Befeſtigungswerk geſchloſſen, aber durch eine Pforte, zu welcher von der rechten Seite des Bergabhanges her ein Steg führt. Es iſt ein wunderbares Geklüfte. Zuerſt eine große Halle, links eine hohe Oeffnung, durch welche man in die untere Grotte ſieht; dringt man vorwärts, ſo gelangt man zu einem Abſturze, über welchen eine Brücke zu einem Durchgang, und auf einen Trümmerhaufen einſtiger Abſtürze führt. Seitenſchluchten führen hier auf- und abwärts. Auf einer Leiter erſteigt man eine zweite Etage, welche 200 Klafter lang iſt, ſich ſtellenweiſe verengt, und an der Vorderſeite der Bergwand über dem neuen Schloßthore mündet, zu welchem man wieder auf Leitern herabſteigt. Ueber dem Schloſſe, circa 20 Klafter höher als die mittlere Grotte, öffnet ſich ein dritter Höhlenſchlund, an 10 Klafter hoch, ſich tief in den Berg hineinwindend. Hier liegen die Trümmer der alten Burg. Links neben der alten Ciſterne zieht ſich ein Höhlengang 3 Klafter hoch, 5 Klafter lang aufwärts, dann horizontal bergeinwärts, worauf eine ſchachtartige Spalte folgt, 5 Klafter tief, am Grunde ſich ſchließend. Im Hintergrunde hat die Höhle noch eine dritte Etage, welche in einer engen Kluft endet, die um einen Pfeiler herum in einem Loch gegen die Haupthöhle mündet.

In der weſtlichen Richtung der Bahn, ſüdlich von Divazza, eröffnen ſich die Grotten von San Canziano, von Corgnale und die Trebichgrotte. Weil etwas entlegen von der Straße, werden dieſe Grotten nur wenig beſucht, auch iſt ihr Zugang, ausgenommen der Höhle von Corgnale (auch Corniale geſchrieben), ſchwierig. Die letzte aber iſt gut zugängig, und auch unter dieſen drei letztgenannten noch am meiſten beſucht. In dem Gaſthofe des Dorfes Corniale bekommt man die Führer zugewieſen. Jeder einzelne Beſucher entrichtet 36 kr. CM.

Man ſteigt auf einer Treppe 140 Klafter weit hinab zur ſogenannten Kanzel, mit einem ergreifenden Anblick in furchtbare dunkle Schlünde. Die Grotte von Corniale wetteifert an Pracht der Stalaktiten mit jener von Adelsberg. Doch kann man nur etwa eine Viertelſtunde weit in derſelben vordringen.

Zum Schluſſe müſſen wir noch der von den Trieſtinern vielbeſuchten, aber durch ihre Schönheit und Eigenthümlichkeit auch der Aufmerkſamkeit aller Fremden und Touriſten würdigen Grotte von San Servolo gedenken. Sie liegt 1½ Stunde ſüdlich von Trieſt. Der Weg dahin führt von Trieſt nach Boliunz, eine Stunde, dann nach Dollina, eine halbe Stunde. Von dort erſteigt man dann leicht den Fels von San Servolo, mit einer pittoresken Burgruine und prachtvoller Ausſicht über das Meer und einen Theil der iſtriſchen Küſte mit ihren Städten. Die Legende ſagt, der heilige Servolo ſelbſt habe dieſe Höhle als Eremit bewohnt. Man ſteigt auf einer Treppe in die Grotte hinab, deren erſte Halle mit einem Altar zu Ehren des Heiligen geſchmückt iſt. An dieſem Altare wird alljährlich am 24. Mai Meſſe geleſen. Hinter dem Altar iſt ein Höhlenraum, wo der eigentliche Wohnſitz des heiligen Einſiedlers geweſen ſein ſoll. Die Grotte hat noch mehrere Hallen und Gänge.

Die Höhlen des Karſt haben in neueſter Zeit einen eifrigen Durchforſcher in Hrn. A. Schmidl gefunden. Er hat die Reſultate ſeiner Forſchungen in einem eigenen Werke: „Zur Höhlenkunde des Karſtes“ veröffentlicht, deſſen Angaben wir auch hier benützten, da noch Niemand ſo weit in den verſchiedenen Grotten vorgedrungen iſt, als Hr. Dr. Schmidl. Ich ſelbſt kenne nur aus eigener Anſchauung die Adelsberger Grotte, die Magdalenengrotte, die Höhle von Corniale, die Grotte von San Servolo und die Höhlen von Lueg.

Wir ſchließen unſere Mittheilungen über die merkwürdigſten Puncte der Umgegend der Karſtbahn mit einem flüchtigen Blick auf die Bergſtadt Idria. Sowohl von Ober-Laibach als von Loitſch führen gute Straßen nach dieſer intereſſanten Bergſtadt. Von Ober-Laibach legt man den Weg nach Idria circa in fünf, von Loitſch circa in vier Stunden zurück. Der Preis eines Wagens iſt 6—8 fl. C. M. — Die Beſichtigung des Queckſilberbergwerkes und der Zinnoberfabrik nehmen wohl ſechs Stunden in Anſpruch. Fremde finden übrigens gute Unterkunft in dem Gaſthofe zum ſchwarzen Adler. Das Werk in Idria iſt ärariſch. Werksvorſtand iſt der k. k. Bergrath Hr. Helmreicher von Brunnfeld. — Die Stadt Idria liegt an der Idrizza und zählt gegen 5000 Bewohner. (Seehöhe 1488 Fuß.)

Die hieſigen Queckſilbergruben ſind nach jenen von Almaden in Spanien die ergiebigſten in Europa. Die Entdeckung geſchah im Jahre 1497 durch einen Landmann, der am Fuße des roshni hrib, dem jetzigen Antoniberg, einige Tropfen Queckſilber fand. Es bildete ſich ſofort eine Gewerkſchaft, welche anfangs nur wenig Glück hatte, bald aber durch thätige Venetianer, welche die Sache in die

Hand nahmen, günſtigere Reſultate erzielte und zu großem Flor gelangte. Die Geſellſchaft erbaute die ſogenannte Gewerkenburg, wo noch jetzt das Bergamt ſeinen Sitz hat, und betrieb das Werk bis 1578. Zu dieſer Zeit nahm der Landesherr, Erzherzog Karl II., Herzog von Steiermark, Kärnthen und Krain, den Bergbau an ſich. Er wurde nun mit wechſelndem Erfolge bis 1800 fortgeſetzt, in welchem Jahre durch Kaiſer Franz I. unter Leitung des Abgeordneten, Herrn v. Sybold energiſche Fortſchritte in der Benützung dieſes Werkes eintraten. Doch fehlte es nicht an wiederholten ſtörenden Unfällen, wie z. B. der furchtbare Grubenbrand im Jahre 1803. In den Jahren 1820 — 1825 wurden ſo ſtarke Beſorgniſſe laut, daß das Werk wegen Mangels an Erzen nicht mehr mit Vortheil im Betrieb erhalten werden könne, daß von Seite der allgemeinen Hofkammer der Montaniſtiker Graf Breuner und der Geognoſt Profeſſor Riegl abgeordnet wurden, über den Sachverhalt ſich zu überzeugen und darüber Bericht zu erſtatten. Sie fanden die Beſorgniſſe unbegründet, ertheilten Hoffnung zu günſtigem Betrieb, ſebſt unter ungünſtigen Umſtänden, auf mehr als ein Jahrhundert hinaus.

Im Jahre 1837 wurden die Gruben durch einbrechende Waſſer bedroht; durch eine von dem Mechaniker F. X. Wurm aufgeſtellte Dampfmaſchine wurden aber die Wäſſer bewältigt, und das Werk hatte 1838 wieder Fortgang. 1846 brach abermals ein Grubenbrand aus, ward aber mit Energie gedämpft. Im J. 1848 wurden noch 2875 Centner Queckſilber erzeugt. Die Zinnoberfabrik erzeugte 486 Centner Vermillen, im Werthe von 103,255 fl. C. M. Im Jahre 1853 wurden 2514 Centner Queckſilber erbeutet, wovon 1070 Centner an Ort und Stelle zu Zinnober verarbeitet wurden.

Ich erwähnte bereis oben, daß nach den Queckſilbergruben von Almaden in Spanien jene von Idria die ergiebigſten in Europa ſind. Spanien bedurfte in früherer Zeit zu den Proceſſen mit ſeinen edlen Metallen große Mengen von Queckſilber. Im Jahre 1786 noch ward ein Vertrag mit Spanien abgeſchloſſen, kraft welchem daſſelbe jährlich von hier 12,000 Centner Queckſilber beziehen ſollte. Dieſe Zeiten ſind vorüber. Die große Queckſilberproduction Californiens namentlich hat die Preiſe des Metalls ſo herabgedrückt, daß der reine Geldgewinn, den das Werk jetzt noch liefert, verhältnißmäßig unbedeutend iſt. Erze, welche im Centner nicht wenigſtens 24 Loth Queckſilbergehalt haben, können gegenwärtig nicht mehr mit Gewinnſt verhüttet werden. Die jetzt im Betrieb ſtehenden Gruben liefern noch zumeiſt 36—48 Loth Queckſilber im Centner Erz.

Das Bergwerk, die Anlagen zur hüttenmänniſchen Darſtellung des flüſſigen Metalls und die Fabrikation des Zinnobers, werden jedem Fremden großes Intereſſe abgewinnen. Mitten in der Stadt, zunächſt der alten Gewerkenburg, iſt das Mundloch des St. Antonius-Hauptſtollen. Hier wird eingefahren. Man bekleidet ſich in der Geſellſtube mit den Grubenkleidern, verrichtet nach frommem altem Brauche ein kurzes Gebet an der Antoniuskapelle, und ſenkt ſich dann mit dem Rufe: Glück auf! den Stollen hinab. 797 Stufen führen hinab in den Joſephi-Schacht. An paſſenden Stellen ſind Ruheplätze angebracht. Es iſt in unſerm Werke weder Raum, noch iſt es der Zweck desſelben, eine detaillirte Beſchreibung des Bergwerkes und der Gewinnung des Erzes zu geben. Wir bemerken hier bloß, daß die Grube einen bauwürdigen Bezirk von 2800 Fuß Länge und 280 Fuß Mächtigkeit beſitzt. Die Procedur ſelbſt, ſowohl im Berg, als in der Hütte, wird dem Touriſten von ſeinen Begleitern auf das faßlichſte erklärt werden. Die freundliche Begegnung und Belehrung, welche von den hieſigen Herren Beamten in Berg und Hütte jedem Fremden gewährt wird, läßt nichts zu wünſchen übrig, und man findet bei den Befahrungen und Beſichtigungen überall die nöthigen Aufſchlüſſe; die Bergwerke ſelbſt, obſchon 152 Lachter tief, ſind verhältnißmäßig nicht beſchwerlich zu befahren. Die Beſichtigung der Pumpwerke, die Stoß- und Scheidungsmaſchinen, die Brennöfen u. ſ. w. wird die Aufmerkſamkeit der Beſucher in hohem Grade feſſeln und der Aufenthalt in der intereſſanten Bergſtadt dem Touriſten eine reiche Anzahl denkwürdiger Erinnerungen ſchaffen.

# Inhalt.

Seite
Einleitung, von J. G. Seidl . . . . . . . . 3—8
Vorrede . . . . . . . . . . 9—10

## Erſte Abtheilung.

### Die Südbahn von Wien bis Gloggnitz.

Geſchichte . . . . . . . . . . 11—14
Die Bahn, ihre Stationen und Objecte . . . . . . . 15—21
Topographie . . . . . . . . . . 21—22
- Das neue Arſenal . . . . . . . . 22—28
- Die Maſchinenfabrik der Wien-Raaber Eiſenbahngeſellſchaft . 29—30
- Schönbrunn . . . . . . . . . 30—35
- Inzersdorf am Wienerberge . . . . . . 35—37
- Lieſing, Kalksburg, Rodaun . . . . . . 37—38
- Bertholdsdorf . . . . . . . . 38—40
- Brunn, Enzersdorf, der Liechtenſtein . . . . . 40—42
- Mödling, die Brühl, Heiligenkreuz . . . . . 42—50
- Lachſenburg . . . . . . . . . 50—53
- Baden . . . . . . . . . . 53—60
- Leobersdorf, das Trieſtingthal . . . . . . 60—65
- Wiener-Neuſtadt . . . . . . . . 65—76
- Die Wiener-Neuſtadt-Ödenburger Bahn . . . . . 76—77
- Sebenſtein, Pütten, Aspang, Kirchberg, Feiſtritz, die neue Welt . 77—80

## Zweite Abtheilung.

### Der Semmering.

Geſchichte des Bahnbaues auf dem Semmering . . . . . . 81—89
Die Bahn, ihre Beſchaffenheit, Stationen und Objecte . . . . . 89—99

Seite

Topographie: Wartenſtein und Umgebung, Klamm, Schottwien, Maria-Schutz 99—101
Schlögelmühle, Reichenau, Hirſchwang und Umgebung . 102 - 104
Die neue Semmeringſtraße, der Göſtritz, die Localie in der kalten Rinne, Spital am Semmering, Cederhaus . . 104—112

## Dritte Abtheilung.

### Die ſüdliche Staatsbahn. II. Section.

**I. Von Mürzzuſchlag bis Gratz.** Bau dieſer Bahnſtrecke, ihre Beſchaffenheit, Stationen und Objecte . . . . . . . . 113—117
Topographie . . . . . . . . . . 117—135
Neuberg . . . . . . . . . 135—137
Der Brandhof und der Hochſchwab . . . 137—142
Der Alpſteig, Vorau, Hartberg . . . . . 144—143
Stainz, Fiſchbach, Birkfeld, Anger, Herberſtein, Pöllau, Waitz, die Grotte des Göſſer Kogels . . . . . 142—148
Das Kainachthal . . . . . . . 149—156
Stainz, Landsberg, die Koralpe, Schwanberg, der Demmerkogel . 157—159
Charakteriſtik Oberſteiermarks . . . . . . . 160—166

**II. Von Gratz bis Cilli,** Bau dieſer Bahnſtrecke, ihre Beſchaffenheit, Stationen und Objecte . . . . . . . . 166—170
Topographie: Gratz und Umgebung . . . . . . 170—188
Der Südoſt des Gratzer Kreiſes: Ilz, Feldbach, die Riegersburg, Kirchberg, Gleichenberg, Johannesbrunn, Straden, Radkersburg, Kapfenſtein, Brunnſee . . . . 188—196
Cilli und Umgebung, die unterſteiriſche Schweiz, Lauffen, Oberburg, Weitenſtein, das Schallthal, Neuhaus, Seiz . . 197—210

**III. Von Cilli bis Laibach,** Bau dieſer Bahnſtrecke, ihre Beſchaffenheit, Stationen und Objecte . . . . . . . 211—214
Topographie: Markt und Bad Tüffer, Glasfabrik Liboje, Spinnfabrik Pragwald, Urwald Großnik, Steinauer'ſcher Eiſenbergbau, St. Peter, Wallfahrtskirche Svetina, Erſteigung des Doſt, Glasfabrik und Carthäuſer-Ruine Geyrach, Montpreis, Römerbad, Steinbrück, Laak, Lichtenwald, Reichenburg, Rann, Scheuern St. Stephan 214—239
Hraſtnigg und der große Steinkohlenbau der Trieſtiner Geſellſchaft, Trifail, der Tunnel am weißen Schwall, Sagorer Steinkohlenbau, Poganegger Tunnel, Ueberblick von Krain, Ausflüge von Steinbrück bis Laibach, Ratſchach, die Stromſchnellen der Save bei Preußnik und am weißen Schwall, der Waſſerfall von Mitolle, Erkenſtein, Gurkfeld, Thurn am Hart, Uskokengebirge, Landſtraß, Neuſtadtl, Badeort Teplitz, die Eis-

Seite

höhle im Hornwalde, Burg Lueg, die Auerſperg'ſchen Berg- und Eiſenwerke zu Hof-Heſſenbrunn, Möttling, Tſchernembl, Hopfenbach, Treffen, Naſſenfuß, Klingenfels, Weichſelburg, Sittig, Wogensberg, die Steiner Alpen, Stein, die Kreutzer Alpe, das Feiſtrizthal, die Fürſtentafel und Urſprung der Feiſtriz, Erſteigung des Grintouz, die Päſſe nach Steiermark in dem öſtlichen Theil der Steiner Gebirgsgruppe . . . . . 239—264

## IV. Von Laibach bis Trieſt,

Laibach und ſeine nächſte Umgebung, das ſüdöſtliche Gebiet des Landes: Jgg, Auersperg . . . . . . . . . . 265—288
Von Laibach bis Trieſt . . . . . . . . 288—305
Der Cirknitzer See, die Karſthöhlen, Jdria . . . . . . 305—316

# Verzeichniß der Stahlſtiche.

I. Heft. Das k. k. Arſenal in Wien. — Mödling. — Baden.
II. » Burg Liechtenſtein. — Abtei Neuſtadt. — Schloß Gloggnitz.
III. » Reichenau und Raxalpe. — Viaduct zu Heubach. — Payerbach.
IV. » Viaduct zu Klamm. — Weinzierlwand. — Bollerswand.
V. » Viaduct an der kalten Rinne. — Kapfenberg. — Bruck an der Mur.
VI. » Gratz. — Abtei Judendorf. — Schloß Göſting.
VII. » Marburg. — Cilli. — Markt Tüffer.
VIII. » Bad Tüffer. — Gegend bei Bad Tüffer. — Felſenſprengung nächſt der Bleiſchmelze.
IX. » Steinbrück. — Laibach. — Viaduct zu Franzensdorf.
X. » Adelsberger Grotte. — Schloß Lueg. — Karte der Staatsbahn von Wien bis Trieſt.
XI. » Nabreſina.
XII. » Barcola.

# Alphabetiſches Ortsverzeichniß.

A.

Abgebrannter Wald. 295
Achaziberg. 277.
Adelsberg. 296.
Adelsberger Grotte. 306—311
Adriach. 130.
Aemona, ſ. Laibach.
Aegiden, St. 79.
Aflenz. 117.
Agendorf. 76
Allerheiligen. 121
Alpſteig. 142.
Altenberg. 136.
Altenburg, Schloß. 206.
Altenmarkt. 188.
Altmannsdorf. 35.
Andritz. 148.
Anger 144.
Anninger. 47, 52.
Arch, Schloß. 254.
Arnfels, 159.
Arſenal, neues, bei Wien. 22.
Arzberg a. d. Raab. 147.
Aspang. 77.
Atzgersdorf. 37.
Auersperg, Markt und Schloß. 277

B.

Baba-Malik. 239
Badega. 151
Baden. 53—60.
Bärnegg. 125.
Bahnkogel. 136.
Barcola. 298.
Beiſtein, kleiner, ſ. Brandſtein
Berndorf. 61
Bernitz. 65.
Bertholdsdorf. 39, 46.
Birkenſtein, Schloß. 144, 224
Birkfeld. 144.
Bitnje. 285.
Blaſorje (Erdſtürze). 232
Bleiſchmelze. 232
Boliunz. 314.
Brandhof. 140.
Brandſtein. 159.
— — Eishöhle am — 141
Breitenſtein. 92, 104.
Bruck a. d. Mur. 123—124.
Brück. 112.
Bruderfelſen (Bratova pezb). 284
Brühl. 46.
Brunn. 40, 41.
Brunnſee. 185, 196
Büchel. 120.
Buchkogel. 159
Burgau. 189

C.

Cederhaus. 111.
Cilli. 197—200.

Cilli-Laibacher Bahnſtrecke, Geſchichte ihres Baues, Stationen, Objecte. 211—214.
— Neu- — 290.
Cirknitz, Markt. 306.
Cirknitzer See. 305.
Contovello. 296, 298.
Corgnale, Grotte von — 313.

D.

Dechantskirchen. 143.
Demmer Kogel. 159.
Diegitſch, Fluß. 153.
Divazzo. 297.
Dobelbad, warme Mineralquellen. 150, 151.
Doberna 207.
Dobreinthal. 136.
Dolenzpforte. 311.
Dollina. 314.
Doſt. 222.
Drachenburg. 238.
Drachentauern, ſ. Röthelſtein.
Drauthal. 187.
Duplach. 282.
Dürrgraben. 108.

E.

Ebenfurth. 64.
Ebenſtein. 159.
Ebreichsdorf. 63.
Eggenberg. 174.
Eggendorf. 64.
Eginhardsdorf, ſ. Enzersdorf
Ehrenhauſen. 185.
Eibenſchuß. 295.
Eibiswald. 159.
Eichberg. 81, 92, 143.
Eichkogel. 53.
Eiſenſtadt. 77.
Eisgrotte bei Töplitz. 256.
Eisgrub. 41.
Emmerberg. 79.
Enzersdorf. 40, 42.
Enzesfeld. 61.
Erkenſtein, Ober- und Unter- — 253.
Eulenhöhle. 147.

F.

Feldbach. 189, 193.
Feiſtritz. 78, 118, 120, 130, 285.
— — Fluß (Biſtrizza), Urſprung derſelben. 261, 286.
Felixdorf. 62.
Fella, Bad. 263.
Fiſchbach. 144.
Forchtenſtein. 77.
Franzensburg. 52.
Franzthal. 293.
Frauenberg. 185.
Frauenthal. 157.
Freſnitz. 118.
Freyn. 137.
Friedberg. 143.
Frohnleichen. 127.
Frohsdorf. 77.
Frondsberg. 144.
Fürſtenfeld. 188.
Fürſtenhof. 38.

G.

Gainfahrn. 60.
Gamsbach. 127.
Gayrach, Carthauſe (Swet Jurj Kloshter) 224.
Gedichte:
  Türkenſage von Berchtholdsdorf 38.
  Teufelsmühle. 47.
  Baden. 55.
  Napoleon in Schönbrunn. 57.
  Die Sage vom Todtengräber in Wiener-Neuſtadt. 72.
  Am Semmering. 106.
  Sage vom Semmeringer See. 121.
  Sage vom Rabenſtein. 127.
  Jungfernſprung zu Göſting. 133.
  Die Fee von Seewieſen. 137.

Die Templer in Leonroth. 153.
Oberſteiriſches Lied im Dialect. 161.
Weihnachtslied im Dialect. 165.
Sage vom Ritter Wildon. 176.
Sage vom Leibnitzerfeld. 182.
Die Hexe von Riegersburg. 192
Cilli. 201.
Sloweniſche Volksſage vom Tod. 204.
Die Sage von den zwei Brüdern und der Dubvile. 219.
Veronika von Deſſenitz' Tod. 225.
Die feindlichen Brüder von Reichenburg. 237.
Die Reifnitzer Jeritza (Ribniška Jerica). 245.
An Krain. 247.
Geierſtein. 132, 155.
Gejaidhofer Schloß Dobel. 151.
Geſchödermäuer. 137.
Gewerkenburg. 315.
Ginſelsdorf. 63.
Glashütte an der Hundalpe. 158.
Gleichenberg. 189, 193, 194–196.
Gleisdorf. 146, 188.
Gleißenfeld. 78.
Gloggnitz. 82.
Gonowitz. 208.
Gorice. 297.
Gösnitz, Fluß. 153.
Gösnitzthal. 153.
Göſſer Kogel. 147.
Goßnik. 218.
Göſting, Burgruine. 133.
— — Schloß. 135.
Göſtritz, 101, 108–109.
Gottſchee. 277, 279–280.
Graden-Thaler Eiſenwerke. 155.
Gradwein. 132.
Graſelhöhle. 147.
Gratz, Stadt. 146, 159, 170
Schloßberg. 171.
Botaniſcher Garten. 172
Glacis. 172.
Bibliotheken und Akademien. 172.
Joanneum. 172.
Univerſität. 172.
Vereine, Humanitätsanſtalten. 173.
Induſtrielle Etabliſſements. 173
Theater. 173.
Kettenbrücken. 173.
Coloſſeum. 173.
Bronzeſtatue Kaiſer Franz I. 174.
Reſſource. 174.
Gratz-Cilli, Bahnſtrecke, Geſchichte des Bahnbaues, Stationen, Objecte. 166–170.
Greiß. 218.
Greißenegg, Schloß. 155.
Grignano. 304.
Grimmenſtein. 99.
Grintouz. 259, 260, 262, 265, 276
Großauerberg. 188.
Größenberg. 155.
Groß-Florian. 159.
Groß-Kallenberg. 276.
Groß-Loſchitz. 278.
Grünſchacher. 103.
Gumpoldskirchen. 53.
Gums. 157.
Guntramsdorf. 53.
Gurkfeld (Kersko). 253.
Guteneck. 207.
Guttenberg. 148
Guttenſtein. 99.

## H.

Hainfeld, Schloß. 193.
Harrachegg, Schloß. 159.
Hartberg. 143.
Heiligen Geiſt bei Leutſchach. 186.
Heiligenkreuz. 49, 53.
Heiligenſtadt. 150.
Helenenthal. 55.
Herberſteiner Klamm. 144.
Herkulesbad. 38.
Hermannshöhle. 78.
Herzogsburg. 38.
Hetzendorf. 35.
Hirſchwang. 103.
Hochſchwab. 140, 159.

Hochthor. 142
Hof, Guß- u. Schmiedewaarenfabrik. 256
Hohenburg. 150, 152.
Hohenegg. 207.
Hohenwang. 119.
Holleneck. 158.
Höllenthal. 103, 141.
Honigsthal. 118.
Hopfenbach (Hmelnik), Schloß. 257
Hornegg. 159.
Hotteneſch. 253.
Höttitſch. 250.
Hraſtnigg. 239.
Huda Lukna (böſes Loch). 208.
Hungerberg (Laphnagora). 259
Hußaren-Tempel. 45.

## J.

Javosnik. 306.
Idria, Bergſtadt. 314
Jeſſenitz. 253.
Jlgg. 277.
Inzersdorf am Wienerberge. 35
Johannſtein. 49.
Judenburg. 44.
Judendorf, Abtei. 132.
Jungfernſprung, ſ. Kugelſtein

## K.

Kainach, Fluß. 149, 150.
— — Groß-, Schloß. 149
— — -Thal. 149—156.
— — — Steinkohlengruben. 149.
Kaindorf. 143, 146.
Kaiſerbrunnen. 104.
Kalchberg, Johann Ritter von — 120.
Kaluſhe. 288.
Kalksburg. 37.
Kallenberg. 251, 265, 267.
Kallsdorf. 150.
Kalte Rinne. 109.
Kankerthal. 263.
Kapellen. 104.
Kapfenberg. 123.
Kapfenſtein, Schloß. 196
Karavanken. 265
Karſtbahn, Geſchichte derſelben. 288
Karſthöhlen. 305.
Katerloch, ſ. Eulenhöhle.
Katzelsdorf. 76
Katzenſtein. 285.
Kindberg. 118, 121.
Kirchberg am Walde. 143, 189.
— — am Wechſel. 78.
Kitzegg. 159.
Klaffenau. 143.
Klamm. 92, 95, 100, 101, 145.
Klausbrunnen. 194
Klauſen. 43.
Kleinalpe. 131
Kleinſöding. 150.
Klingenfels (Klingenſtein). 258.
Klutſch, Berg. 276.
Köflach. 156.
Kojnſinka. 239.
Koralpe. 157, 158.
Koritnik. 239.
Kornberg. 189, 190.
Koſchana. 297.
Koſiak. 207.
Kötſch. 187.
Kottingbrunn. 60.
Krain, Eintheilung. 251—252.
Krainburg (Krajna). 281.
Kranichberg. 99.
Kranichsfeld. 187.
Krems, Streck- und Blechwalzwerk. 154
— Ruine. 154.
Kreſſenberg. 64.
Kreßnitz. 250.
Kreuz. 282.
Kreuzberghöhle. 312.
Kreuzeralpe. 260.
Krieglach. 120.
Krimberg. 266, 276.
Kroiſenegg. 276.
Krumpach. 103.
Kugelſtein. 130.
Kulm. 145, 146.

## L.

Laak (Lacka). 234, 281.
Laaſe. 250, 259.
Lachſenburg. 50.
Laibach (Lubjilana), Stadt. 263.
  Vorſtädte. 267.
  Fluß 267.
  — Urſprung desſelben. 294, 306
  Kathedrale. 267.
  St. Jakobs-Pfarrkirche. 267
  Franciscanerkirche. 268.
  Urſelinerinnen. 268.
  St. Peterskirche. 268.
  St. Chriſtophkirche. 269.
  Deutſche Ordenskirche. 269
  Prieſter-Seminar. 269
  Evangeliſche Kirche. 269.
  Friedhof. 269.
  Türkenſchanze. 269.
  k. k. Burg. 269.
  Landhaus. 269.
  Rathhaus. 269.
  Militär-Erziehungshaus. 269.
  Hauptzoll- und Gefällen-Oberamt. 269.
  Gaſthöfe. 269.
  Unterrichts- und Humanitäts-Anſtalten. 269—270.
  Vereine. 270.
  Inſtitute und induſtrielle Etabliſſements. 272.
  Buchhandlungen, Zeitſchriften. 273.
  Denkmäler. 173—274.
  Theater, Promenaden, Unterhaltungsorte. 274—275.
Laibach-Trieſter Bahnſtrecke. 288.
Laisberg. 200.
Landsberg. 157.
Landſtraß. 254.
Landestroſt, ſ. Landſtraß.
Langenwang. 120.
Lankovitz. 156.
Lannach. 151, 157.
Laßnitz, Fluß. 157.
Laßnitzthal. 157
Lauffen. 206
Lebering. 159. 182
Leesdorf. 59.
Leibnitzer Feld. 182.
Leitha. 77.
Lemberg bei Neuhaus. 207
Lenzmayerhöhe. 131, 155.
Leobersdorf. 60, 62.
Leonroth. 153.
Leutſchach. 159, 186
Liboch. 150, 152.
Liboje, Glasfabrik. 218.
Lichteneck. 121.
Lichtenwald. 234.
Lichtenwörth. 64.
Liechtenſtein. 41, 44, 45.
Lieſing. 37.
Ligiſt. 152.
Littay (Litja) 249.
  — Thurn- — 250.
Loibl, Berg. 282.
Loipersdorf. 76.
Loitſch. 294, 314.
Lokvabach. 313.
Lueg, Burg und Höhlen von — 312.
Lugerau. 132.

## M.

Magdalenengrotte. 311.
Mala-Gora. 278.
Mallnerbrunn. 284.
Mandling. 64.
Manhart. 287.
Marburg. 186.
Maria am See. 284.
Maria-Graz. 222.
Maria im Elend. 151.
Maria in Lebern. 143.
Maria-Nazareth. 206.
Maria-Pletrovitſch. 200.
Maria-Puch. 146.
Maria-Rehkogel. 123.
Maria-Scheuern. 239.
Maria-Schutz. 101.
Maria-Straßengel. 132.
Marien- oder Markthal. 65.
Martin, St. 174.

Marr. 76.
Mattersdorf. 76.
Mauer. 37.
Maunitz. Keſſelthal. 294.
Mauthſtadt. 125.
Meidling. 30.
Menina-Planina. 206.
Merkenſtein, Ruine. 60.
Merslitza. 239.
Mira. 65.
Mitterndorf. 121, 149.
Mirnitz. 125.
Mirnitzer Höhle. 125.
Mödling. 42.
Mokritz, Schloß. 254.
Molkirchen. 152.
Mönchkirchen. 78.
Montpreis (Planina Terg). 226.
Morizruhe. 54.
Möſelberg. 77.
Moßberg. 43, 45, 104.
Möttling. 257.
Mückendorf. 65.
Munkendorf. 253, 260.
Mureck. 196.
Mürz. 112.
Mürzhofen. 121.
Mürzſteg. 137.
Mürzthal. 117.
Mürzzuſchlag. 117.
Mürzzuſchlag-Gratzer Bahn, Geſchichte, Beſchaffenheit, Stationen und Objecte. 113.

N.

Nabreſina. 296.
Nadelburg. 64.
Nakloß. 282.
Naßalpe. 104.
Naſſenfuß (Mokronog). 258.
Nechelheim. 121.
Neuberg. 103, 104, 133, 143.
Neudörfel. 76.
Neue Welt. 78.
Neuhaus, Curort. 206.
— — Ruine. 145. 146.
Neukirchen. 207.
Neumarktl. 282.
Neunkirchen. 80.
Neuſtadt, ſ. Wiener-Neuſtadt.
Neuſtadtl. 254, 255.
Neu-Steinhof. 35.
Noth. 141.
Niederalpel. 137.
Niederfeld. 61.
Nußdorfer Grotten. 312.

O.

Oberburg. 206.
Ober-Laibach. 314.
Ober-Leſeče. 297.
Oberpulsgau. 187.
Obir. 159.
Ödenburg. 77.
— — »Katzelsdorfer Bahn. 14.
— — »Wiener-Neuſtädter Eiſenbahn-Geſellſchaft. 12.
Oiſtritza. 204, 261.
Opchina. 297.
Ortenegg. 278.
Oſſer. 147.
Otterthal. 78.
Ottok, Dorf. 306.
Ouſhova. 204.

P.

Pacher. 187.
Payerbach. 92.
Peggau. 130.
Pellenſtein. 238.
Petersberg. 256.
Petersdorf. 38.
Pfaffenſtetten. 53.
Pfannberg. 127.
Piber, Ärarialgeſtüte. 155.
Pieſting. 62, 64.
Pinka-Jama. 311.
Piſchelsdorf. 146.
Planina. 264.
Plankenſtein, Schloß. 187.
Pleſſiwetz. 187.

Poganegg, Schloß. 250
Poikfluß. 306, 309.
Poikhöhle. 311.
Pöllau. 146.
Pöllauberg. 146.
Pollheim. 185.
Pöls. 159.
Ponigl. 187.
Ponovicz, Schloß. 249.
Posrucker Gebirge. 186.
Pottendorf. 64.
Pottenſtein. 61.
Pöltſchach. 80, 187.
Povier. 297.
Pragerhof. 187.
Pragwald, Spinnfabrik. 218.
Praßberg. 206.
Preding. 159.
Prein. 103.
Preineralpe. 103.
Premſtätten. 151, 174.
Prießnitzthal. 43.
Prewald. 26.
Priſtauska Jama, Erdfall. 257.
Prittof. 297.
Privinas. 206.
Proſecco. 297.
Pütten. 78.

### R.

Raab. 147.
Raabthal. 146.
Radenſtein (Vranska Poc). 127, 222.
Racketen-Dörfchen. 64.
Radkersburg. 196.
Radmannsdorf bei Steinhaus. 146.
Radmannsdorf (Radolca). 282
Raducha. 204.
Rakek. 305.
Rakhöhlen. 312.
Rann (Brecze). 237.
Ratſchach (Radezhe). 252.
Ratſchach (Ratezhe). 287.
Rattenegg. 142.
Räubercommando. 296.
Raubeneck. 55.
Raubenſtein. 55.
Raxalpe. 103.
Reccathal. 296.
Reichenau. 103.
Reichenburg, Burg und Markt. 235.
Reifnitz (Ribenca). 278.
Rein, Ciſtercienſerkloſter. 132, 209
Reittenau. 143.
Reka. 260.
Rennfeld. 123.
Rettenbach. 136.
Riegersberg. 189, 190.
Riegersburg. 190. 193
Rinka. 204
Riß. 146.
Rodaun. 38.
Rohitſcher Sauerbrunn. 187.
Rohrbach. 143.
— — am Steinfelde. 80.
Römerbad. 218, 227, 229—231.
Roſaliengebirge. 77.
Roſalienkapelle. 77.
Roſenkogel. 157.
Röthelſtein. 125.
Ruſt. 77.

### S.

Sachſenfeld. 200.
Sagor. 248.
Salloch. 250, 294
Saneck. 200.
Sattelbach. 49.
Sauerbrunnen. 76.
Sauſelgebirge. 159.
Sava. 249.
Save, Urſprung derſelben. 287.
Schachenſtein, Ruine. 137.
Schadendorf. 150.
Schalleck. 208.
Schallthal. 207.
Schanze. 144.
Scheitkogel. 131.
Schemerl. 189.
Scheuern. 239.
Schielleiten. 145
Schiſchka. 276.

Schiſchkaberg. 265.
Schlangenburg. 207.
Schleinitz. 187.
Schlögelmühle. 102.
— — Papierfabrik. 102.
Schneeberg. 99.
Schöckel. 148, 189.
Schönbrunn. 30—35.
Schottwien. 101.
Schrattenſtein. 79.
Schreier. 141.
Schwanberg. 158.
Schwarza. 77, 103.
Schwarzathal. 92.
Schwarzau. 77.
Sebenſtein. 77.
Seckau. 159, 185.
Seebach. 285.
Seewieſen. 137.
Seiz. 208, 224.
Semmering. 81—99, 106.
— — -Bahn, Geſchichte. 81—89.
— — — ihre Beſchaffenheit, Stationen und Objecte. 89—98.
— — -Straße, neue. 106.
Senoſeck. 239.
Seſſana. 296.
Seyersberg. 151.
Siebenbrünne. 141.
Siegersdorf. 64.
Siglaß. 76.
Silberberg. 80.
Sittich (Sitten). 259.
Sittichdorf. 260.
Slivizza. 306.
Slowenen, ſ. Wenden.
Sollenau. 62.
Sonnenwendſtein, ſ. Göſtritz.
Speikkogel. 155, 158.
Spiegelfeld. 121.
Spielfeld. 185, 189.
Spinnerin am Kreuz. 26.
Spital. 92, 111.
Stadl. 146.
Sta. Corona. 78.
St. Agnes. 218.
Stainz. 157.
St. Andre. 159.
St. Anna. 158.
Starhemberg. 64.
St. Canzian. 312, 313.
Steiermark, Ober-, Schilderung von — 159—166.
Stein (Kamnek), Städtchen. 259.
Steinamanger. 46.
Steinbrück. 231, 232.
Steinbrückl. 64.
Steinbühel, Schloß. 259.
Steiner-Alpen. 198, 262, 265.
Steinerne Wand. 127.
Steinhaus. 111.
St. Florian. 224.
St. Georgen. 188.
St. Jakob im Doll. 239.
St. Jodok. 207.
St. Katharina am Offeneck. 146.
St. Leonhard. 190, 222.
St. Lorenzen. 121, 123, 137.
St. Marein. 121.
St. Paul. 218.
St. Peter. 224.
Stradnerkogel. 196.
Straßgang. 150.
Stritzelberg. 61.
Strobelhof (Vokalze). 276.
St. Ruprecht. 146, 224.
St. Sebaſtian. 152.
St. Servolo, Grotte von — 314.
Stubegg, Ruine. 147.
Stübing. 132.
Stubenberg. 145.
Stuppach. 80.
Sturmberg. 146.
St. Veit. 61, 276.
St. Veit am Vogau. 185.
St. Veitsau. 61.
St. Wolfgang. 79.
St. Xaver in Straſche. 206.
Sucha-Dulza. 305.
Sulzbach. 203.
Sulzbacher Alpen. 188, 261.
Svetina. 222.

## T.

Tecaſi-Kogel. 104.
Teichalpe. 147.
Terglau. 265. 276.
Ternitz. 175.
Teufelsmauer. 144.
Teufelsſtein. 144.
Thalberg, Burg. 143.
Thanhauſen. 146.
Thereſienfeld. 65.
Thurn am Hart. 253.
Thurmlein, ſ. Weiſſenegg.
Todtenbahre, ſ. Größenberg.
Tomion. 137.
Töplitz (Jesinske Teplice). 255.
Toplitza, ſ. Neuhaus, Curort.
Traiskirchen. 59.
Trebichgrotte. 313.
Tremersfeld. 218.
Trieſt, Bahnhof. 299—303.
Trieſtiner Kohlengewerkſchaft. 240.
Trieſting. 61.
Trieſtingthal. 61.
Trifail (Terbouille). 240.
Trummau. 63.
Tſchernembl. 257.
Tüffer, Markt und Bad. 214. 228.
Tunnel, Semmeringer Haupt-. 92. 97.
— — Pottenbacher. 93.
— — Steinbauer. 93.
— — Rumpler. 93.
— — Klamm. 93.
— — Gamperl- — 94.
— — Weinzierl- — 95.
— — Krauſel- — 95.
— — Wolfsberger. 96.
— — Kärntner Kogel. 96.
— — Leitersberg. 169.
— — Lipoglavo. 187.
— — Bollers. 96.
Turje-Gebirge. 239.
Türkenſchanze. 41.
Turnau. 137.

## U.

Uebelbach. 131.
Unterthal. 133.
Unzfluß. 306.
Unzgrotte. 312.
Uraichitza. 266.
Uskokengebirge. 253. 260.

## V.

Veitſch, die hohe. 142.
Veldes, Dorf. 284.
Veldeſerſee (Bled-Jezer). 283.
Velensky Terg. 208.
Velka-Gora. 278.
Velka Kappa. 187.
Viaduct, Schwarzathaler. 92.
— — Peyerbacher. 93.
— — Hollengraben. 93.
— — Abfaltersbach. 93.
— — Wagner. 94.
— — Gamperlgraben. 94.
— — Krauſelsklauſe. 95.
— — kalte Rinne. 96.
— — Adlitz-Graben. 96.
— — Weberkogel. 96.
— — Kärntner Kogel. 96.
— — Steinhaus. 97.
— — Holzer. 97.
— — Jauerwirth. 97.
— — Froſchnitzbach. 97.
— — Dobelbad. 150.
— — Pösnitzthal. 186.
— — Klamm. 93.
— — Weinzierl. 95.
— — Heubach. 101.
— — Franzensdorfer. 292.
— — Goltſchthaler. 293.
— — Cliſerthaler. 293.
— — Hirſchthal. 293.
— — Barcola. 298.
Vigaun. 285.
Vogleina, Thal der — 188.
Voitsberg. 150. 155.
— — Ober-. 155.
Vorau. 142.

Vöslau. 59.
Vöſtenburg. 143.
Vranja-Jama. 305.

W.

Waatſch. 250.
Wachberg. 238.
Waldſtein. 131.
Wallegg. 64.
Waltersdorf. 63.
Wartenſtein. 80, 94, 99, 101.
Wartberg. 121.
Wartſtein. 152.
Waſenegg. 144.
Waſſerfall des todten Weibes. 137.
Wegſcheid. 137.
Weichſelberg, Burgruine. 258.
Weichſelburg (Vishnagora), Städtchen. 258.
Weichſelſtein. 253.
Weikersdorf. 79.
Weilburg. 55.
Weinburg. 185.
Weißenegg. 175.
Weißenfels. 287.
Weißer Schwall. 252.
Weitz. 146.
Weizberg. 146.
Wenden, Charakteriſtik über Land und Leute. 241—247.
Werderwald. 294.
Wieden, Schloß. 123.
Wien, Geſchichte von — 68.
Wien, Topographie von — 21.
Wienerberg, Teufelsmühle am — 40.
Wiener-Neuſtadt. 65.
Wien-Gloggnitzer Bahn, Geſchichte. 14.
— — ihre Gebäude, Stationen und Objecte. 15—21.
— -Oedenburger Bahn. 76.
— -Raaber Eiſenbahngeſellſchaft. 11.
— — — Maſchinenfabrik derſelben. 29.
Wieſen. 76.
Wieſenbach. 100.
Wildbach. 157.
Wildon, Bergſchloß. 175, 181, 182.
Wilfersdorf. 188.
Wilfing Taferne. 145.
Windenau. 187.
Windiſch-Feiſtritz. 187.
Windiſch-Landsberg. 238.
Windorf. 150.
Winzendorf. 79.
Wochein. 285.
Wocheiner Save. 283.
— — See. 286.
— — Thal. 285.
— — Vellach. 285.
Wöllau (Veligrad). 206.
Wöllersdorf. 64.
Wotſch. 187.
Wurzner (Weißenfelder) Save. 283.

Z.

Zirklach. 260.
Zberna-Verü. 286.
Zwiſchenwaſſer (Mek Vodna). 280.

KARTE
WIEN
TRIEST

# Drei Jahrl'n nach'm letzt'n Fenſterln.

## Eine Alpen-Scene

von

**Johann Gabriel Seidl.**

Zum erſten Male dargeſtellt im k. k. priv. Theater an der Wien, am 11. Dezember 1844.

Alle Rechte vorbehalten.

**Wien, 1876.**

Verlag der Wallishauſſer'ſchen Buchhandlung (Joſef Klemm),
Stadt, Hoher Markt Nr. 1.

Md | 67 | 1198

## Anmerkung.

Die auf den Bühnen an der Wien und in der Leopoldſtadt, in Brünn, Linz, Preßburg Wr. Neuſtadt, Raab, Baden, Hietzing, München, Regensburg u. m. a. mit ſo vielem Beifalle aufgenommene Alpen-Scene: „'s letzti Fenſterln," findet in der nachfolgenden dramatiſchen Kleinigkeit ihre Fortſetzung.

**Den Bühnen gegenüber als Manuſcript gedruckt.**

Das Aufführungsrecht iſt nur zu erlangen durch das Theaterbureau des Herrn
**Ed. v. Drathſchmidt**, I. Lothringerſtraße 3, in Wien.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Red'n thoan mit ananda:
da Saldad **Mathies** und
d' Schwoag'rin **Roſel**.

['s Ganzi g'ſchiecht ſo a drei Jahrl'n nach'm „letzt'n Fenſterl'n.“]

['s Einwendigi von ana Schwoaghütt'n, wo Allas drinad is, was einig'hört, namla: a Tiſch, a Kaſt'n, zwoa Stühl', a Küb'l ꝛc. ꝛc. an-r an'm Nag'l hängt da Schwag'rin ihr Sunntagsg'wand'l: a Kid'l, a Haub'n, a Mieda, a Fürta, mit Bandeln u. ſ. w., auf-r an'm andan Nag'l hinbei am Tram hängt a Jagag'wand: da greane Rock, da Hut mi'm Goamsbart, d'Hoſ'n, da Stuz'n u. ſ. w. In da Mitt' is dö Thür, daneb'n a Fenſter mit kloani Scheib'n, von denan die oani z'brocha-r is, durch's Fenſter ſiecht ma-r auf d'Alm auſſi. An da Seit'n is noch a Thürl, was in a Kamma führt. D'Sunn' is netter im Untageh'n begriff'n.]

## Erſter Auftritt.

**Da Mathies**

[in-r an'm weiß'n Röckl, wie-r a Saldad, mit-r an'm ſilbanan Denkpfenning auf da Bruſt, a Kapp'l au'm Kopf, a Binkerl auf da Schulta und an'n Steck'n in da Hand, tritt eina, ſchaut ſich umadum und ſchreit:]

Juhe! — 's is noh Allas, wie's g'weſ'n is! 's Stüb'l,
Da Tiſch und da Kaſt'n und d' Stühl' und da Küb'l, —
Schau, d' Scheib'n geht ſogar durt am Fenſterl noh a,
An dö ih amahl z' kräfti anpempert ha —!

[bimerkt da Roſ'l ihr Sunntags'gwand'l.]

Da ſiechſt as, da hängt ja ihr Sunntagsg'wand'l,
D' Haub'n, 's Kiderl, und 's Mieda und 's Fürta mi'm Band'l.
Mein Dad! — noh dös nämlichi, was ihr hab' bracht,
Wie ſ' erſti Mahl zuathadi hat auf mih g'lacht. —
Daß ſ' lebt, dös is g'wiß! — War' denn ſunſt Allas noh,
Wie 's vor und eh' g'weſ'n is, heunt ah a ſo —?
Sie lebt, und dös is ma-r ah g'nua vur da Hand,
Was 's ſunſt noh is — —? — San ma nur wieda beinand,
Aſt wer'n ma ſchon weida diſchk'rirn! — Aba han?
Wann's nit a ſo war', was war's nacha —? Nan, nan!
Ih bin noh da Matthies, wie vur dö drei Jahr',
Und d' Roſel wird d' Roſel ſein, da hat's koan' G'fahr! —
Ih kann's gar nit ſag'n, wie ma-r is, — mir is gut,
Und doh wieda nit gut, mir kruſelt's im Blut,
Wo ih geh', wo ih ſteh', wo ih ſitz', wo ih loahn',
San ma d' Füaß' wie-r a Blei, is ma 's Herz wie-r a Stoan.
Ih brinn', — und mih friert, — ih möcht' ſ' ſeg'n ſchon vur mir,
Und wann ſ' kimat, ih ſtund' wie da dadert vur ihr. —
Rundumadum nix, was ih nit ſchon hätt' kennt,
Und doh Allas, wie neuch — — mein! ih bin's halt entwöhnt! —
Wann ih ſ' nur amahl wieda recht hör' und recht ſiech',
Wann ih nur anmahl wieda mein Jagahaut krieg',

Mein Röck'l, mein grasgrean's, mein'n Stutz'n, mein Hut
Mi'm Goamsbart —

[wie-r a ſo umadum rennt, dablickt er auf oanmahl ſein Jagag'wand auf'm Nagl am Tram.]

Du mein God! — Mein Hab' u. mein Gut,
Mein Um und Auf, -- richti, — mein ganz's Jagag'wand,
Wie-r ih's z'rucklaſſ'n hab', ſo hängt's durt an da Wand. —
Ja, Roſel, jetzt ſiech' ih, du haſt an mih denkt:
Weil's Vögerl war ausg'flog'n, haſt's Häuſerl herg'hängt.
Sie hat noh nit eintrieb'n; — 's is ſchon hübſch ſpat;
Sie laßt ſich halt Zeit, weil ſ' dohoam ietzt nix hat,
Auf was ſa ſih g'freu'n kinnt'. — Ja, ſunſt um dö Stund',
Da hat ſa ſih freili koan Raſt nit vagunnt,
Erſt gar an-r an'm Samsta, wie heunt, o da hat ſ'
Schon längſt drobmad paſſt auf ihr'm g'wöhnlinga Plaz
Bei dö Stoanfelſna, wo ma-r in's Thal abi ſchaut,
Und hat, wie ſ' mih daſeg'n nur hat, g'jodelt ſo laut,
Daß ih g'wiſſt hab', ſie ſiecht mih und waß, daß ih kim':
So hat's a Wal' dauert, — aft wieda — koan' Stimm';
Wann ſ' Sieb'ni d'runt läut'n, ſo hört ma's herob'n."
Da hab' ih ma denkt; „Schau. ietzt bet't ſ' für dih drob'n.“ —
Ja, — ih ſag's halt und ſag's halt, und bleib' halt dabei,
A Derndal muß frumm ſein, ſunſt is 's ah nit treu.

[am Fenſta]

Aba — halt! — ietzt kummt was auf d' Schwoaghütt'n zua, —
Ih waß nit, is ſie 's, — oder is 's nur a Kuah.

[ma hört allahand Kuahglockna]

Ja — d' Hölmadi is 's, — dö is allwal voran —
Jetzt ruck'n ah d' Andan ſchon klingkloanglad an,
Dö rothi Tirol'rin, — d' ſchwarz' Liſ'l, — d' Frau God'l, —
Dö Z'wazladi, — d' Grefin, — und hintnah da Jod'l, —
Jetzt d' Kalm', und dö Gaſſ'n, — da fehlt nit oan Stuck, —
Und durt — durt beim Stad'lthürl, mih ſchlagt's völli z'ruck, —
U mein God — ſie is 's, — ja ſie is 's, auf-r a Hoar,
So bunkad und ſtaimi und lieb, als wie ſ' war; —
Nur ausſchau'n thut ſ' ſchlechter. und jodeln mag ſ' nit,
Wann Oan'n halt was grima thut, geht's nit damit; —
Heunt' aba, — nan heunt! — Jetzt geht ſ' eini in'n Stall,
Und richt' noh Alls z'ſamm, nacha kimt ſ' allimahl;
Sie ſoll mih nit ſeg'n gleih, ſie ſoll mih darath'n,
A goar z' gachi Freud' kann Oan'm ah leicht ſchad'n. —
Ih ſchleich' mih ſtad auſſi, vaſteck mih in's Gſtänd', —
Mein Herz wird ma ſelba ſchan ſag'n:
„Jetzt is 's Zeit!“

[Er packt ſeini ſieb'n Zwetſchben z'ſamm und ſchleicht ſich auſſi].

## Zweiter Auftritt.

**D' Roſel**

[von auswendi, währad da Mathies beim Fenſterl vabeiſchlupft].

Mein Schaz is in Walſchland,
Und ih bin dahoam,
Und doh ſan ma beinanda:
Dös glaubat ma koam.

[ietzt kummt ſ' eini, und wirft, was ſ' mit hat, 'n Strohhut, 'n Rechen. d' Sages u. ſ. w. wega, und macht ſich allahand z' thoan.]

Dös macht halt, weil d' Lieb'
A ſo weit g'länga kann:
Koam daß ſa ſih hindenkt wo,
Kimt ſ' ſchon durt an. — —
So geht halt oan Wocha-r um d'andri ſchön ſtad! —
Ih ſollt' ma was kocha; — ah! — 's war' ma' nur lad:
Mir ſchmeckt's ſo alloan nit, — an'm Samsta ſchon gear,
Wo allwal da Matthies mein Miteſſa war.
A ſteiriſcha Sterz und a Schwammſupp'n d'rauf,
Ja — dös is a Nachtmahl g'weſt, luſti vollauf.
So aba, ſo nöth' ih ma d' Biſſ'n nur 'nein,
Und denk' bei-n an'n ied'n: „Wo wird er jetzt ſein?
Leicht is a grad hungri, leicht war' a z' todt froh,
Hätt' er was davon, — und ih naſſ' a ſo.
Leicht ſticht er an'm Feind juſt, anſtatt's in a Brod,
Leicht is a bleſſirt, oda gear ſchon halbs todt.“ —
Nan — leb'n thut a g'wiß noh, ſunſt hätt' a ja g'ſchrieb'n,
Oan' Antwurt dö is a ſo ſchuldi noh blieb'n:
Er find't halt ſchwar Oan'n, der erm ſchreibt nach ſein'm G'fühl,
Wie-r ih ſchwar Oan'n findt, der ma leſt, wie-r ih will.
Denn was zwoa Valiebti ſih ſegat'n gern,
Dös ſollt' halt koan Dritt's gear nit ſeg'n und nit hör'n.
(Sie ziegt zwoa vawuzelti Brieferln aus'm Bruſtlaz)
Zwoa Brieferln — is freili nit viel für dö Zeit, —
Und do ſan ſ' mein Reichthum, mein' oanzigi Freud';
Ih kann ſ' mit'n Augnan nit leſ'n nach Luſt,
D'rum leſ' ih ſ' mi'm Herz'n, und trag' ſ' auf da Bruſt.
(Sie ſteckt ſ' wieder ein)
Ma g'ſpürt jetzt 'n Tag ſchon! — Hab'n d'runt in da Pfoar
Nit Sieb'ni noh g'läut't, is da Himmel ſo kloar,
Und' d' Sunn' is ſchon ſchlafri, ma ſiecht ſ' koam noh mehr. —
(beim Fenſterl auſſi guckad)
Und durt blinzelt dös Sterndal, dös g'wiſſi, ſchon her.
(Sie loahnt ſich, als wann ſ' trama that, an's Fenſter und ſingt):

Dös Sterndal, dös g'wiſſi,
Dös kenn' ih, mein Schaz,
Schauſt du hin, ſchau' ih hin,
Glaub' mir, i darath's.

(Wie ſ' z' jodeln anhebt, fallt da Matthies draußt in's G'ſang ein, ſie ſezt a und ſchreit)
U mein God —!
(Weil All's ſtill bleibt, moant ſ', daß ſa ſih g'irrt und falſch g'hört hat.)
Nan — nan! —
(Sie jodelt; wie da Matthies wieder einfallt, ſezt ſ' wieda a, und ſagt halbs lachad, halbs woanad.)
Dös is g'ſpaßi! —
(Sie jodelt wieda, da Matthies mit)
(freudi)
Dös G'ſchall!
(Jezt jodeln ſ' mitananda-r in d' Wett, lachad und woanad, wie's kummt, da Matthies kimmt eina, wirft ſein'n ganz'n Kram wega, brat't d' Arm' aus; d' Roſ'l waß nit, ſoll ſ' oda ſoll ſ' nit, und ſchreit nur:)
Mein Mathies! —

Da Matthies.
Mein' Roſel! —

D' Roſel.
Biſt du's! —

Da Matthies.
Allimahl!

D' Roſel.
Am End' is 's dein Geiſt! —

**Da Matthies.**

So probier's, ob ih's bin.

**D' Roſel.**

Vaſchwind'ſt nit? —

**Da Matthies.**

Ei — kumm' nur!

**D' Roſel.**

J trau' mih nit hin!

(Endli nimmt ſa ſih an'n Rand, und rennt erm in d'Arm, mit'n Ausruf)

Non — alli gut'n Geiſter lob'n God den Herrn!

**Da Matthies.**

[während a ſ' halſt und druckt]

A Geiſt ah müßt' nohmahl lebendi da wer'n!

**D' Roſel.**

Ja, Matthies, ietzt ſiech' ih's, ietzt g'ſpür' ih's — Juhe!
Du biſt's alsſa Ganza, wie vor und wie-r eh, —
Dein G'ſchau und dein Druck und dein' ganzi Manier, —
Aba ſag' nur, wie kimmſt denn ſo her da zu mir? —

**Da Matthies.**

Non — halt auf zwoa Füaſſ'n!

**D' Roſel.**

Und ietzt biſt daham? —

**Da Matthies.**

[nachdrückli].

Auf Urla! —

**D' Roſel.**

Auf Urla!? — Dös war' ma-r im Tram
Nit eing'fall'n, daß ih dih ſollt ſeg'n bei der Zeit,
Wo allwal noh g'rauft wird, — ſo wiſſen's halt d' Leut
Jn Walſchland, — was waß ih? — und gear drunt in Kran; —
Und mir z' Lieb' biſt kema ſo weit her, allan?

**Da Matthies.**

A Schazerl, wie du, und a Lieb', wie bei mir,
Da kummt ma ſchon vurwarts, da geht ma nit irr.
Jetzt aba, mein Roſel, ietzt mußt ma gleih ſag'n,
Wie-r is 's da denn ganga? —

**D' Roſel.**

Mein — mir? — wie kannſt frag'n?
Schlecht — Aba du haſt ma gar viel zum vazähl'n:
Was haſt denn du g'macht, ſeits dih haſt müſſ'n ſtell'n?

**Da Matthies.**

Viel und a nit viel! Bei'n Saldadnan, mein Kind,
Und namla im Krieg, da geht Allas gar g'ſchwind. —
Kam bin ih da driung'ſteckt in meina Montur,
So war's mit'm Fried'n ſchon kehr umd'hand zua.
Jn Walſchland, hat's g'hoaſſ'n, da rührt ſih da Feind;
Gut, alſo friſch eini! — Aft ſan ma halt heunt
Wie geſterd, und muring wie heunt, in oan'm Ad'n
G'marſchirt, juſt als war'n ma zwoanz'g Jahr' ſchon Saldad'n. —
Auf d'Reth exazir'n hab'n ma g'lernt auf'm Wech,
Und wann's amal losgeht, is ſo Allas Pech;
Ob's d' grad oda krump gehſt, ob hin oda her,
Auf's G'raſchi kummt's an da, auf's Herz und auf d' Ehr':

Ja, d' Saldad'n ſan bravi Leut', dös muß ma ſag'n,
Und koan ſchlechta Bua kann koan' Maſchked'n nit trag'n.

D' Roſel.

Dös ſiech' ih an dir! -- Und warſt ah in da Schlacht?
Dös muß völli ſchiech ſein, wann's umadum kracht. —

Da Matthies.

A Tanz is ma lieba, dö muß ih da ſag'n,
Aba wann ma-r amahl drinn is, is's ah zum datrag'n.
Es war, als wann ſ' g'wart't hätt'n, juſt bis i kumm,
Denn kam ſan ma-r eing'ruckt, ſo geht's ſchon: Bum, Bum!
Hörſt, Roſel, da is uns wohl entariſch wur'n,
Bei'n a'm Har hätt'n ma-r alliſammt 's G'raſchi valur'n.
Mir wa'n halt Rekrut'n, noh Waſerln im Dernſt,
Derntweg'n hab'n uns d' Alt'n ah g'frozelt und g'hearnzt;
Dös Ding hat uns g'magerlt, da hab'n ma-r uns batzt,
Und da Herr General hat uns a recht zuag'hatzt,
Und da Feldpater hat uns ſein'n Seg'n aſt noh geb'n,
Und ſo eini in Gottsnam' auf Tod und auf Leb'n.

(er ſingt:)

„Nur hübſch langſam, hab'n ſ' g'ſagt, nur hübſch langſam voran,
„Daß dö Landwiahr ſchon ſtad hint'n nachmarſchiren kann" —
Laßt's nur Zeit, liebi Leut', wer'n ſchon g'ſchwinda noh wer'n.
Wann's an'm Ernſt ankummt, wann ma d'Kugeln pfeif'n hör'n!
Und ſo war's, und da Feind, der hat's g'ſpürt, wer man ſan,
Todti g'nua hab'n ma g'habt, aba-r Ausreißa kan'n:
Wann's ſein Hoamet betrifft, wann's ſein'n Koaſa geht an,
Stellt da-r Oeſterreicher allimahl ſein'n Mann!

Wann's ſo pufft, wann's ſo kracht, is 's wahrhafti nit z' trau'n,
So a-n Eiſenknödel mag ah da Stiarkſti nit vadau'n;
Hab'n uns ah nit recht g'ſchmeckt, aber eini hab'n ma ſ' g'nöth't,
Und'n Feinden erna G'fraſt wieda z'ruckzahlt um dö Wert'.
Wann ma ſiecht, wie-r a Herr, den da Koaſa Bruada nennt,
Mit uns geht, mit uns ſteht, als Kamrad'n uns dakennt, —
So a Wurt in da Gfoahr, ſo a Beiſpiel voran, —
Ja — da ſtellt a-n Jeda iedsmahl feſt ſein'n Mann!

Ausmarſchirt ſan ma gnua, aba z'ruckkema nit, —
Non, was is's? — Amahl g'ſturb'n iſt für d' Ewigkeit a Fried'!
Derndal, laß da's nit g'reu'n, Derndal, gib ma dein' Hand,
Haſt ja ſelba zu mir g'ſagt: „Matthies mach' ma nur koan' Schand'."

(auf ſein'n Denkpfenning weiſad)

Da ſchau' her auf mein G'ſchmuck, 's is mei'm Koaſa ſein Purträ:
Trag' 'hn auf da Bruſt ietzt ah, nit blos in da Bruſt, wie-r eh';
Ja, dös G'fühl: „Ih hab' dearnt, und mein Herr hat brav mih g'nennt,
Wird mein Stolz und Glori bleib'n bis an mein End'!

D' Roſel.

Ja, Matthies, ietzt bin ih recht ſtolz erſt auf dih,
Und gifti wer'n kinnt' ih ſchon frei üba mih,

Daß ih da nit nachzog'n bin hint'n an'm Wag'n:
Ih war' ja gut g'weſ'n zum Faſſ'l nachtrag'n.
Da hätt' ih dih als Markatenterin g'labt,
Und hätt' da, wann's d' blüat't haſt, a Pflaſterl aufpappt.

**Da Matthies.**

Nen, — wann's d' ah nit mitwarſt, warſt dearnat bei mir,
Bei mir auf da Raſ', und bei mir im Quatier,
Und bei mir in da Schlacht, und bei mir im Spital'. —

**D' Roſel.**

So haſt doh dein Mierk's kriegt? —

**Da Matthies.**

A wengerl, — ahmahl —
Ih bin goar nit harb drüba. —

**D' Roſel.**

Is 's gleichwohl gut? —

**Da Matthies**
(zagt an'm Denkpfenning).

Der Pfenning zahlt tauſendmahl dös Tröpf'l Blut! —
Jetzt aba, mein Roſel, hab' ih da vazählt,
Jetzt red' ah, was d' du haſt g'macht, ſeit ſ' mih hab'n g'ſtellt. —
Waßt noh-'s letzti Fenſterln, — dös Herzload mitſamm, —
Wie wahr is's jetzt worn, was ma—r oft g'ſunga hab'n:
„Und wann ih a trauri bin,
„Wir doh oan's ſinga,
„Denn dö traurige Zeit
„Wird dö luſtigi bringa.“ —?—
Warſt bald wieda tröſt't oda haſt dih recht kränkt?
Haſt oft für mich bet't und haſt gern an mih denkt?

**D' Roſel**
(ſingt):

Am Sunnta da hab' ih gotsjamerli g'woant,
Und bin wie-r a Waſerl vur'm Kirchthoar draußt g'leanbt;
Am Monta da war ma ſo bang auf da Alm,
Und da hab' ih ma denkt: war' ih lieba-r a Schwalb'n, —
U mein! — lieba-r a Schwalb'n!

Am Irta da hat mih halt ah nix recht g'freut,
Denn das, was mih g'freut hätt', dös war halt ſo weit;
Am Mitwoch, da hab' ih koan'n Seg'n g'habt, koan Glück:
Wann's Herzerl halt krank is, hab'n d'Händ ah koan G'ſchick, —
U mein! — d' Händ' ah koan G'ſchick!

Am Pfingſtta da bin ih ganz ſchlafari wur'n,
Am Freita da hätt' ih a Kuah bald valur'n;
Und am Samsta, am Samsta, — du waßt ſchon, z'weg'n we?
Am Samsta da hab' ih grad g'moant, ih — vageh', —
U mein! — grad, ih vageh'!

**Da Matthies.**

Du Haſcherl, ſo ahnd hat's da than?!

**D' Roſel.**

Ja — a ſo!
Und ſo wie d' erſt' Wocha, war's d' letzti ah noh. —
Heunt' aber is Allas gut, All's wie dawiſcht.
Dein Red' hat ma 's a-g'welkti Herzerl aufg'friſcht,
Und was ma-r ah g'fehlt hat, i denk' nimma dran:
Unſa Lieb' is nit aus, nan, ſie fangt erſt recht an. —

Aba, mein God, i planſch', und du kummſt ſo weit her.
Wirſt hungari ſein und leicht durſti noh mehr;
So thu-r als wie ſunſt'n, und mach' dih kammod,
Ih hol' aus'm Keller a Mili, a Brod, —
Oda möchſt gern an'n Schoſkaſ', an'n Buda-r, an'n Sterz, —
Was Warm's? —

**Da Matthies.**

Mir is ſo ſchon warm gnua uma 's Herz.

**D' Roſel.**

Mein! — 's Herz und da Mag'n, dös ſan zwa r-alei Sacha:
Wann d'Lieb' machat ſatt, war leicht Hohzat macha. —
Ih laſ' nur drent umi, du raſt' da herent,
Heunt' geht's ſchon nit aus ohni Haupttractament.
(ſie laſt furt.)

## Dritter Auftritt.

**Da Matthies**
(alloan, noch oana Wal).

So hab' ih ma's denkt, und iezt bleib' ih dabei:
Bin d' längſti Zeit Bua g'weſt, iezt nihm ih a Wei;
Und mein Wei wird a Schweagrin, a Schweagrin muß's ſeyn,
Und mein Schweagrin is d' Roſel und d' Roſel wird mein!
Ih waß, was ih darf, und ih waß, was ih muaß, —
(er ziegt ſein Röckel aus)
B'furt' God Herr Saldad!
(er nimmt 's Jagag'wand vom Nag'l)
Muſſi Jaga, ſchön'n Gruaß!
(er ſpen'lt 'n Zentpfenning von Röckel abo)
Nur oans laſſ' ih ah als a Jaga nit z'ruck:
Dös bleibt für an'n ierd'n Stand 's koſtbarſti G'ſchmuck!
(er geht mit da ganz'n Guadrob' durch's Thürl in d' Kamma.)

## Vierter Auftritt.

**D' Roſel**
(kummt nach ana Wal ganz aupackt: unter oana-r Jarr'n hat ſ' an'n Lab Kaſ', unter der andan an'n Lab Brod, in der oan'n Hand tragt ſ' a Schüſſ'l mit Brein, üba Zwerch a Wurſt, in der andan zwoa Krüg'ln mit Mili und Waſſa; im Bruſtlaz hat ſ' a Tabagbladan ſteck'n, und im Mal halt't ſ' a Naſenraukerl; d' erſt'n Wurt't redt ſ' noh mit da Pfeiſ'n im Mal.)

Da is All's, was ih g'fund'n hab', — d' Mili, — da Kaſ' —
(ſie thut oans nach'n andan, wie ſ' as nennt, hin)
A Wurſt, — und a Brod, — und a Brein —
(iezt nimmt ſ' as Naſenraukerl aus'm Mal)
und aus G'ſpaß
Ah ſein Naſenraukerl, und —
(iezt ziegt ſ' die Bladan füra)
d' Bladan Tabag; —
Er hat ſ' amahl lieg'n laſſ'n drob'n auf da Schweag
Beim Zwerg'lbam, wo ma-r im Schad'n ſan g'ſeſſ'n;
Ih hab' erm ſ' oft geb'n well'n und allwal vageſſ'n, —
Iezt wird's 'hn g'wiß g'freu'n, denn koan noh ſo kloan's Ding
Is dem, der Oan's gern hat, zum Freudmach'n z' 'ring.
(ſie richt't All's z'ſamm)
So, Allas war' z'ſammg'richt't, und Allas war recht,
Fur's Eſſ'n is g'ſergt, nur mi'm Trunk da ſteht's ſchlecht;
A Mili is ablachti, 's Waſſa-r is lar,

Und da Weinberlthee is auf dö Alma gar rar.
Er muß ſich halt denk'n, er ſteht noh vur'm Feind.
(weil ſ' 'n Matthies nindaſcht ſiecht)
Er is in da Kamma da drin, wie ma ſcheint;
G'wiß hat er a wengerl ſich hing'legt auf d'Stra.
Er muß ehrli matt ſeyn, ih mean', ih war's ah:
Von Walſchland bis auſſa, non — dös is ſchön weit,
I glab', ma daſiecht's nit z'höchſt drob'n auf dö Schneid'.
(ma hört von Thal auſſa d' Glock'n zum Gebet läut'n)
Juſt Sieb'ni!
(ſie laßt All's lieg'n und ſteh'n, und fangt z' bet'n an)
Ih dank' da, mein God, allizeit,
Heunt' aba goar ſchön für dö b'ſundari Freud';
Bifrei' mi von G'foahr'n, gib ma 's täglichi Brod,
Beſchütz' uns vor Krieg und vor Grangad und Noth,
Und dahalt' meini Kalm und biwoahr' meini Küah',
(Dawal ſ' ſo bet't, is da Matthies in Jagag'wand mi'm Denkpfenning auf da Bruſt ſtad beim Thür'l auſſag'ſchlich'n; er ziegt 'n Hut a, falt't ſeini Händ' üba'n Stuz'n, hört ihr zua, und bet't mit.)
Und laß mein'n lieb'n Matthies noh länga bei mir,
Und tröſt' mih, wann's Herz oft vor Loadweſ'n bluat't,
Und ſchick' ma dein Schutzengel, daß a mih b'hüat't!
(wie ſ' ausbet't hat, ſchleicht ſih da Matthies hinta ſi, klopft ſ' auf d' Schulta und ſagt)

**Da Matthies.**

Ih dank da, mein Roſel, ſchau, dös g'freut mih recht:
A Lieb', dö ſo frumm is, dö is ah gwiß echt. —
Geh', gib ma-r a Buß'l —!

**D' Roſel**

(wie ſa ſih umdraht, um erm 's Buß'l z' geb'n, bimerkt ſ' erſt, daß er andaſch kload't is)
Wie ſchauſt's denn du aus?
(lachad)
Haſt as g'fund'n, dein Schaler? — Ih hab's bei dir z' Haus,
Wie's d' furtbiſt, daberelt von deina Frau Mahm,
Und durt als a-n Andenk'n hing'hängt an'n Tram,
Damit ih, wann's d' du ah lang ausbleibſt im Krieg,
Doh wenigſtens alli Stund' was von dir ſiech'. —
Schau', — hat's richti gleih g'funden: — da kennt ma d' Natur,
Du biſt halt a Jaga, und haſt halt dein' Spur.

**Da Matthies.**

Non, Roſel, wie g'fall' ih da? Paſſt's ma noh guat?

**D' Roſel.**

Ah ja!

**Da Matthies.**

Und dös Büchſerl, da Goamsbart an'm Huat?

**D' Roſel.**

Paßt Allas ganz prächti. —

**Da Matthies.**

Und da Pfenning da drauf? —

**D' Roſel.**

Der putzt erſt das Ganzi goar maſterli auf.

**Da Matthies**

(als ob er ſ' auslinſ'n möcht')
Sag',— „Weiß—oder Grean"—an was g'wöhnaſt dih g'ſchwinda? —

**D' Roſel.**

An's „Grean."

**Da Matthies.**

Moanſt? —

**D' Roſel.**

Is ja für d' Aug'n ſchon viel g'ſünda!
Und grean ſan ja d' Wieſna und grean ſan ja d' Felda,
Und grean ſan ja d' Alma-r und d' Gart'n und d' Wälda,
Und grean is da Hoffnung ihr Leibfarb' ſogar,
Bloß weil ſ' a ſo ſchön is, — ſag' ſelbſt, is 's nit weahr?

**Da Matthies.**

Und Oans haſt vageſſ'n: — da-r Auswärts vatreibt
Das Weißi vom Winta, ſein Grean aba bleibt.
Schau', — derntweg'n möcht' ih halt ah grean wieda ſeyn! —

**D' Roſel.**

Wann's d' därfaſt! —

**Da Matthies.**

Z'weg'n we nit?

**D' Roſel.**

Ruckſt nit wieda ein,
Wann's aus is mi'm Urla? —

**Da Matthies**
(reſolut).

Ei — was? Ih bin da,
Und ih geh' nimma furt! —

**D' Roſel.**

Nen, — ſo hol'n ſ' dih halt a! —
Geh', Matthies, geh', red' nit ſo mach' ma nit bang,
Ih waß's, was 's da koſt't, 's is a ſauera Gang;
Aba ſchau', du haſt g'ſchwur'n, warſt a brava Saldat,
Und ih g'ſpür's g'wiß am beſt'n, wie hart ih dih g'rath'.
Als an'n brav'n Saldad'n da hab' ih dih gern,
Brauchſt drum koan nixnutziga Jaga nit z'wer'n.
Da, ſchau' auf dein' Bruſt, — und ſei brav, wie bisher!
Wann's länger a dauat, ſo g'freut's um ſo mehr.

**Da Matthies.**

Geh', Roſel, daeifer' dih nit, hör' mih an:
Ih will ja nix, was ih nit därf und nit kann.

**D' Roſel.**

Ja, — wie denn? — So red' doh —

**Da Matthies.**

Du magſt ja nix hör'n —

**D' Roſel.**

Dein Urla? —

**Da Matthies.**

Wann's d' willſt, kann a Aſchied draus wer'n. —

**D' Roſel.**

A-n Aſchied? — Was biſt nacha denn?

**Da Matthies.**

Invalid.

**D' Roſel.**

A geh', ſo ſchau'n ſ' aus' — geh', dös glab' ih da nit.

**Da Matthies.**

„An'n Hieb uba 's G'ſicht und an'n Schuß in-r an'n Arm:
„Wann's Herz nur noh friſch is und d' Lieb' nur noh warm —
Waßt, wie ma dös g'junga hab'n? —

**D' Roſel.**

Nen, — und is 's weahr? —

**Da Matthies.**
Halbs weahr und halbs nit, — kurz, mi'm Derna-r is 's gear.

**D' Roſel**
(volla Freud).
Haſt an'n Schuß? —

**Da Matthies.**
Ja, in'n Fuaß.

**D' Roſel.**
Haſt an'n Hieb? —

**Da Matthies.**
Ja — an'm Arm,
Und noh a paar Pecka von allahand Farb'n. —
Ja, Roſel, 's Muſchket'ntrag'n that's nimma recht,
Und 's Marſchir'n noh weit weniger, ah wann ih möcht':
D' Patrona dö that'n mih g'walti biſchwer'n
Und 's Torniſterl dös wurd' ma bald z' auffaſſi wer'n.
Derntweg'n hab'n ſ' ma's freig'ſtellt: Will ih mih nit ſorg'n,
So bin ih vom Koaſa-r aus deckt und geborg'n
Aſt nehman ſ' mih auf in-r a Haus in da Stadt,
Wo ma Zeit ſeines Leb'ns ſih nit z' kümmern mehr hat.
Aba kann ih und will ih mih ſelba noh rühr'n.
Und mein Glück in da Welt mit was Andam probir'n,
Non — ſo woll'n ſ' mih nit nöth'n, ſo dank'n ſ' ma ſchön,
Und zahl'n ma-r auf d' Hand was und laſſ'n mih geh'n.
Und aſt —

**D' Roſel**
(volla Neugierd).
Noh — und aſt? —

**Da Matthies.**
Wir' ih wieda —

**D' Roſel**
Was wirſt? —

**Da Matthies.**
A Jaga, wier ehnda!

**D' Roſel**
(unglaubi).
Schau', daß d' dih nit irrſt!

**Da Matthies.**
Nan, — Roſel, ih thu' mit nit irr'n, 's is ſo.
Als Jaga, da thut's as ſchon allenfalls noh;
A Jaga, der ſteht und der geht, wo 's 'hn g'freut,
Und wann's 'hn wo reißt, non, ſo laßt a ſih Zeit,
Und wann erm was zuaſtößt, ſo hat a ſei Wei, —
Halt wann er oan's hat, — und dö ſpringt erm ſchon bei —

**D' Roſel**
(als wann ihr was einfallat).
A Wei? —

**Da Matthies.**
Schau, — ih ruckat'gern auſſa damit, —
J ſcham' mih nur — —

**D' Roſel**
(ſie zupft am Fürta)
Z'wë denn?

**Da Matthies.**
Ih bin — Invalid —

**D' Roſel.**
Dein Herz dös is g'ſund, und dein' Lieb' dö is treu, —
Und ſchau', mit mein'm Schönſeyn is 's ah ſchon dabei!

### Da Matthies.

Geh' ſag' nix vom Schönſeyn, was is 's denn damit?
Dö Schönheit vageht, aba d' Hübſchikeit nit;
Ja, Derndal, mein' Freud';
Nur dein' Aufrichtigkeit
Und dein frummi Manier
Hat mih herbracht zu dir;
Ih hab' da mein'n Hoamgang; mein Mahm hat dawal,
Wie's d' wiſſen wirſt, 's Zeitlichi g'ſegn't: von mei'm Thal,
Dös ih g'iarbt hab', kaff' ih ma-r a Häuſl, a kloan's,
Und wann Allas beinand is, aſt fehlt ma nur — oan's!
Roſ'l, — magſt mih noh? —

### D' Roſl.

Dös is a dalkati Frag'!

### Da Matthies.

Roſel, magſt mih ah heirat'n?

### D' Roſel

(fallt erm in oana Freud um-a-n Hals)

Ja — ja — ih mag

(ganz glückli ſingan ſ' mitananda:)

### Da Matthies und d' Roſel.

Schwoagrin } ietzt ſan ma-r a Paar.
Jaga }
Ja { Schwoagrin } ietzt bleib'n ma beinand:
{ Jaga }
Dein Herz, dös g'hört mein ſchon vier Joahr',
Und ietzt krieg' ih zum Herz'n ah d' Hand!

Brav bin ih } ausg'ruckt in's Feld,
Brava biſt }
Und { brav ruck' ih jetzt } wieda ein.
{ brava ruck'ſt ah }
Ja { mein } Glück und
{ dein }
{ mein } Stolz auf da Welt
{ dein }
Is: — a—n ehrlicha Oeſtreicha z' ſeyn!

(Dawal a ſ' ſo oana Glori und Victori mit ananda ſinga und jodeln und ananda ſchön thoan, is da Monſchein auffakima-r und ſchaut erna durch's Fenſter zua.)

---

Verlag der **Wallishauſſer'ſchen Buchhandlung (Joſef Klemm),**
Wien, Hoher Markt 1.

## Sakuntala.

Drama in fünf Aufzügen.
Für die deutſche Bühne bearbeitet von
**A. Donsdorf.**
1 fl. 20 kr.

## Catarina Cornaro.

Hiſtoriſches Drama in fünf Aufzügen
von
**A. Forſtenheim.**
1 fl. 20 kr.

## Donna Diana.

Luſtſpiel in 3 Akten nach dem Spaniſchen des **Don Augustin Moreto**
von
**C. A. Weſt.**
5. Aufl. Mit einer Einleitung von J. W. Apell.
1 fl. 50 kr. Elegant gebunden 2 fl. 40 kr.

## Das Leben ein Traum.

Dramat. Gedicht in 5 Acten nach dem Spaniſchen des **Calderon de la Barca,**
für die deutſche Bühne bearbeitet
von **C. A. Weſt.** 5. Aufl. Mit einem einleitenden Vorworte
von **H. Laube.** fl. 1. Elegant gebunden. fl. 1.80.

## Sophie Schröder,

wie ſie lebt im Gedächtniſſe ihrer Zeitgenoſſen und Kinder.
Mit Porträt. 1 fl. 50 kr.

## Album öſterreichiſcher Dichter.

Neue Folge.
(Zedlitz — Deinhardſtein — Paoli — Conſtant — Ebert — Moſenthal — Prechtler
— Leitner — Hirſch — Beck — Meißner — Saphir.)
Mit 12 Porträts. fl. 1.50. — Elegant gebunden fl. 2.50.

Entwurf zu einer

## Praktischen Schauspielerschule

von **Aug. Lewald.**
Preis 1 fl.

Verlag der **Wallishauſſer'ſchen Buchhandlung (Joſef Klemm),**
Wien, Hoher Markt Nr. 1.

# Geſammelte heitere Vorträge

von

## Joſef Weyl.

12 Hefte, jedes im Preiſe von 30 kr. Oeſt. Währ. = 60 Pfennige.

### Inhalts-Ueberſicht:

### 1. Heft.

An die Künſtler.
Tragiſch oder Komiſch. (Vortrag für eine Dame.)
Ein altes Götzenbild.
Was a Bauer ned olles ſein möcht.
Frei nach Darwin.
Abgekühlte Heißſporne.
Der Pfarrherr vom Kahlenberge.
Pſcheſchitſchek. (Dialektſcherz.)
Eine Ballphraſe. (Vortrag für eine Dame.)
Die Speckvertheilung. (Zur Beamten-Aufbeſſerungsfrage.)
Schnadahüpfeln Nr. 1—6.

### 2. Heft.

Amor's Lexikon. (Dialektſcherz.)
Nante's Chriſtgedanken. (Berliner Dialekt.)
Der Müller und ſein Kind.
Pimpelmeier's Träume.
Sam. Schnorrer's Lebens- und Börſeregeln.
Gottſchalk Schlemmer. (Eine ſchauderhafte Mordthat.)
Es hat 'rer, es giebt 'rer, aber man findt 'rer halt nicht. (Vortrag für einen Herrn.)
Nach der Speckvertheilung. (Fabel für kleine Beamte.)
Der erſte Katzenjammer.
Der Zopfabſchneider. (Eine grausliche Ballade in Chignonverſen.)
Tiurmiſten-A-B-C.
Schreiben des Herrn Iſtván Fárkás (Stuhlrichter aus Groß-Betſovits, an ſeinen Sohn Lajos, Hörer der Technik in Wien. (Proſa in ungar. Jargon.)
Gerechte Entrüſtung. (Oeſterreichiſch.)

### 3. Heft.

Enorma oder der Druiden-Barbier. Opernkonfuſion in 1 Akt.
Die Entſtehung der erſten Ballet-Tänzerin.
Vaterfreuden eines Berliners. (Berliner Dialekt.)
Planſch des Publikums über die Oper „Margarethe“ v. Gounod. (Dialektſcherz in Proſa).
Was hat die Welt ruinirt.
Ein fünfſtockhoher Hausherr von Neu-Wien.
Meinungsverſchiedenheit. (Oeſterreichiſch.)
Der Fuchtige. (Oeſterreichiſch.)
Z'weg'n dem Schnee. (Oeſterreichiſch.)
Der Schah in Schach.
Stoßſeufzer eines Arithmetikers.

### 4. Heft.

Jeremias Pechhuber. (Solo-Scene für 1 Herrn.)
Chriſtbeſcheerung.
Der hilfloſe Sepp.
Vor der Kaſſa-Eröffnung (Dialektſcherz in Proſa).
Der Invalide nach der Leichenfeier.
Raubritter.
Was Alles in der Weltausſtellungs-Rotunde zu finden war.
Am Eis. (Melodie: Wie ich bin verwichen —)
Bibliſche Geſchichten. I — III.
Das Kabel.
Das Huſten. (Vortrag für 1 Herrn.)
Schnadahüpfeln Nr. 7—12.

### 5. Heft.

Die goldene Hochzeit. (Feſtſcene für 2 Perſonen.)
Feſtgruß zur Feier der ſilbernen Hochzeit geliebter Eltern.
Zur goldenen Hochzeit.
Prolog zur Eröffnung einer Krippe.
Zum Bau eines Kinderhoſpitals.
Zum Tage Allerſeelen.
Graue Haare. (Trilogie.)
Die Schöpfung des Weibes.
„ „ „ „ (Parodie.)
Izig erzählt Schillers „Wilhelm Tell.“ (In jüdiſchem Jargon.)
Monolog des ſchönen Fiaker-Poldls. (Wieneriſch.)
Der Wienfluß an die Väter der Stadt.
Bauerntroſt. (Oeſterreichiſch.)

### 6. Heft.

Sommer, Herbſt und Winter in der Reſidenz. Humoreske. (Vortrag, theils in Proſa.)
Ich und mein Humor. (Vortrag des Fräulein Gallmeyer.)
Die Schöpfung der Muſikinſtrumente.
Der Beamten Weihnachtsbaum.
Der beſtrafte Philoſoph.
D'Roſ'l in der Stadt. (Oeſterreichiſch.)
Subroſa und in gereimter Proſa. (Vortrag für eine Dame.)
Der Verbannte.
Die Helden des Hühnerhofes. (Fabel.)

### 7. Heft.

Unter vier Augen. (Komiſche Scene für zwei Herren.)
Der Raupe mütterliche Lehren. (Zeitgemäße Fabel.)
Eine haarſträubende Ballade. (Für zweiſtimmigen Männerchor mit Begleitung einer verſtimmten Harfe.)
Ballregeln, wie ſolche Herr Fekete Lájos, Stuhlrichter von Kis-Becskerek, ſeinem Sohne Imre zu ertheilen pflegt, wenn derſelbe in Wien ſich beluſtigen will. (In ungar. Jargon.)
Lori. (Bürgerliche Parodie.)
Eine alte Rheinſage. (Ballade.)
Narren-Quadrille.
Warum's in Pforrer ka Katzenmuſik g'mocht hob'n.
Eine muſikaliſche Gloſſe.
Der Flügel eines Engels.
Philiſterglück.

### 8. Heft.

Zwei Patti-Enthuſiaſten. (Scene für 2 Herren).
Privatmeinung des Fárkás Iſtván, Stuhlrichters zu Máros-Vásárhely, über die Schwaben und ihre jetzigen Zuſtände. (In ungar. Jargon.)
Ein entrüſteter Tiroler an die Oeſterreicher. (Dialekt.)
Der alten Jungfrau Klage. (Vortrag für 1 Dame.)
Der Ritter von Tackenburg. Ballade von Schillerleben. (In jüdiſchem Jargon.)
Der Pechvogel.
Hád, Bürſch'l, geh' du nicht auf Börſ'. (In ungar. Jargon.)
Der Eisſportsmen. (Vortrag für 1 Herrn in Proſa.)
Am Sylveſterabend. (Geſprochen von Carl Treumann.)
In der Sylveſternacht.
Das Märchen von einer Mutter. (Frei nach Anderſen.)
Troſt im Alter.

### 9. Heft.

Schulzen's Lieschen will Schauſpielerin werden. (Vortrag für eine Dame.)
Der Albrechtsbrunnen in Wien. (Dialekt.)
Philiſtröſe Lieder von Joh. Mehlwurm.
Was dich nicht brennt, das blaſe nicht. (Dialekt.)
Eine Hundeſitzung.
Weltweisheit.
Die Theatermutter. (Vortrag für 1 Dame.)
Biedermaier's Anſicht über Malerei.
Sylveſtergruß.
Lebensregeln, wie ſolche Fárkás Iſtván, Stuhlrichter zu Máros-Vásárhely, ſeinem Sohne Lajos zu ertheilen pflegt. (In ungar. Jargon.)
Glaube, hoffe, liebe!
Ständchen. (Muſik von Schubert.)
Der ungläubige Thomas. (In Muſik geſetzt von Käsmaier.)
Zeitgemäßer Traum.

### 10. Heft.

Die Afrikanerin. (Solo-Scene für 1 Herrn.)
Volksſtimme — Gottesſtimme.
Der Detektiv.
Die Civilehe in Ungarn. (In ungar. Jargon, Proſa.)
Das Wunderkind. (In jüdiſchem Jargon.)
Eine bibliſche Reminiscenz. (Dialekt.)
Baron Sprudelwitzen's Anſicht über Friedrich Schiller. (In Berliner Dialekt.)
Ich wünſch' glückſelig's neues Jahr.
Treue.
Der franzöſiſche Schneider.
Da Pechvog'l. (Niederöſterreichiſch.)

### 11. Heft.

Antigone, oder das grauenhafte Verhängniß einer altgriechiſchen Königsfamilie in Folge genealogiſcher Verwutzelung.
Aus Purzbichler's poetiſchem Tagebuche
Iſaak Silberſchein.
Beſcheidene Anſicht des Herrn Ferenz Fekete Lajos über Karl Voigt. (Proſa in ung. Jargon.)
In der Menagerie zu Schönbrunn.
Eine Kandidaten-Rede. (Proſa).
Flotte Burſche.

### 12. Heft.

Der Dampfmüller und ſein Kind. Zeitgemäßes Volksdrama mit bedenklichem Anfang und befriedigendem Ende.
Ein Blick in die Zukunft.
Die Tanne. Weihnachtslegende.
Unterthänigſter Vortrag des Stuhlrichters Iſtvan Farkas über Alterthumskunde. (Proſa im ungariſchen Jargon.)
Recept zu einer Zukunftsmuſik.
Schmuel Silberſchein's Bilanz mit unſerm Herrgott. (In jüdiſchem Jargon.)
Noch eine Kandidaten-Rede.

**Wird fortgeſetzt.**

Bayerische Staatsbibliothek

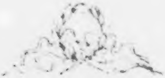
Druck aus J. B. [illegible] Hoftheater - Druckerei

# FLINSERLN.

Oeſt'reichiſchi
G'ſtanz'ln, G'ſang'ln und G'ſchicht'ln.

Von

**Johann Gabriel Seidl.**



WIEN.
Druck und Verlag bei J. P. Sollinger.
1828.

Univ. Bibl.
München

# Flinſerln.

---

Oeſt'reichiſchi
G'ſtanz'ln, G'ſangl'n und G'ſchicht'ln.

Von

**Johann Gabriel Seidl.**

Erſtes Heft.

---

Wien.
Gedruckt bei J. P. Sollinger.
1828.

Wea$^r$ öst'reichisch denkt,
Und wea$^r$ aufrichti liabt,
Und wea$^r$ weg'n$^r$ an fålschworna
Schåtz si bidriabt:
Den wern dö hear Graiza
Fiar d'Flinserl nid g'rai'n. —
Åba gfål'ns ea$^r$m durchaus nid,
So muas i's hålt la'n!

# Vorwort.

Alles, was ich zu Gunſten meines Werkchens ſagen könnte, der theilnehmenden Empfänglichkeit eines Publikum's anheimſtellend, dem ich mich ſo ſehr verpflichtet fühle, benütz' ich den kleinen Raum, den ich hier für ein Vorwort habe, bloß zu nöthigen Bemerkungen. Alſo zur Sache!

Flinſerln. So nennt der Oeſterreicher jene Gattung leichten Metallſchmuckes, welche der Hochdeutſche Flitterchen zu nennen pflegt. Wie werthlos auch derlei Zierrat an ſich ſein mag: ſo ſteht er denn doch nicht unſauber, und thut, als ſimple Stickerei, ſeine leidentliche Wirkung. Die Anwendung dieſes Ausdruckes auf eine Sammlung anſpruchloſer Kleinigkeiten bedarf nun wohl keiner weiteren Rede mehr.

Gſchtanʼln, Gſetzʼln, Schnådahipfʼln. Sämmtlich Bezeichnungen für lyriſche Ausbrüche, ſcherzhafte Stegreifler, ungekünſtelte Naturlaute der Liebe, der Lebensluſt, des Uebermuthes, der ſelbſtbewußten Ungeſchwächtheit, wie hinwider des Unmuthes, der Ironie, des Aergers ꝛc., welche epigrammatiſche Kürze mit ſingbarer Weichheit verbinden. Oft ſind die einzelnen Strofentheile alles logiſchen Zuſammenhanges bar, ein bloßes Reimſpiel. Ich habe dieſe, der Stegreifdichtung ſo wohl laſſende, Freiheit nicht benützt, und auch in der Reihenfolge der Strofen ſelbſt einen Ideengang beobachtet, aus dem ſich die Fantaſie des Leſers gar leicht das Verhältniß entwickeln kann, deſſen Entſtehen, Verlauf und Auflöſung ich vor Augen hatte. Uebrigens gilt die Bezeichnung: Schnådahipfel'n, vorzugsweiſe für Steiermark; für Oeſterreich das Wort: Gſetz'ln; Gſchdanz'ln iſt ſeltener, Manchen vielleicht ganz fremd: — mir ſcheint es das bezeichnendere, darum zieh' ich es vor.

Was die Schreibart betrifft, ſo ſucht' ich ſie, keinem Muſter namentlich folgend, ſo einfach, als möglich, zu halten. Wenn ich für den Bauer ſchreiben wollte, ſo ſchrieb' ich Alles hochdeutſch, in der feſten Ueberzeugung, daß er es dann im öſterreich'ſchen Dialekte läſe. Nun ſchreib' ich aber nicht eben für den Bauer, ſondern für Leſer, die wohl eines Fingerzeiges, aber ſonſt auch keiner weiteren Anweiſung, bedürfen, um den rechten Ton anzuſchlagen. Der

Ausländer möge, wenn er mir die Ehre geben will, meine Flinſerln zu muſtern, das thun, was wir mit einem Berlinerſchwanke thun, wenn wir ihn gerne verſtünden; wir bitten nämlich Jemanden, der den Dialekt inne hat, uns das Ding zu leſen, oder uns zu lehren, wie man's lieſ't. Ueberladene Bezeichnung erinnert mich an die Qual, die ein Deutſcher hätte, wenn er nur ein Geſpräch aus Meidinger's deutſcher Sprachlehre für Franzoſen leſen ſollte. — Noch Eines! Mancher Begriff erſcheint unter verſchiedenen Formen des Ausdruckes, was inkonſequent ſcheinen könnte. Das iſt leicht möglich: unſere Berge ſind nicht nur Wetter, ſondern auch Wörter-Scheiden; faſt jeder Bezirk hat ſeine Lokalfarbe. Wer würd' es da dem Dichter verübeln, wenn er, nach Maßgabe des Reimes, Metrums, Kolo=

rites, der Stellung ꝛc. die einzelnen Formen durcheinander wirft? —

Eine kurze Zeichen Erklärung folgt dieſen Bemerkungen.

Zūawåg. (Zuwage, Zugabe.) Dieſe enthält nebſt einigen, längeren Gedichten, theils ſcherzhaften, theils ernſten Inhaltes, die ſich beſonders zur Deklamazion eignen dürften, ein proſaiſches Gſchicht'l (das Wort Erzählung in dieſem Sinne, kennt, meines Wiſſens der Oeſterreicher nicht).

Die angehängten Wort-Erklärungen berühren nur die fremdartigeren, dem Hochdeutſchen theils unbekannten, theils nur in dieſer ihrer dialektiſchen Form unkennbaren, Wörter. Ich wollte übrigens nur erklären, — aber weder unterſuchen, noch belehren.

Von der Aufnahme, welche dieſer erſte Verſuch findet, hängt es ab, ob das zweite Heftchen, welches bereit liegt, das letzte, oder der Verläufer eines dritten ſein ſoll: So lang das öſterreich'ſche Land ſo herrlich, die öſterreich'ſche Sprache ſo herzlich und das öſterreich'ſche Herz ſo mittheilſam iſt, kann es mir an Stoff nicht fehlen.

Wien im Oſtermond 1828.

Für'n

# David Asn

und

# Moriz Köpp v. Felsenthal

äls a kloans Åndeng'n

---

Ös håbt's voll Geig'n mein' Himel gseg'n,
Mi Driabſal blås'n g'hörd:
Håbt's mid mir g'lacht und g'ſaifz't und pfnot't,
Und eng do nia nid b'ſchwerd.

I håb ſo meini Grill'n, mein' Schus, —
Dos müaſſt's ös ſelba ſåg'n;
Und iazt, — iazt håb i, wås i fühl',
Glei goar in Flinſerln g'ſchlåg'n.

Ös haͤbt's ſchon laͤng — dös g'fraid mi eb'nſt;
A Theilnaͤhm ån mir g'håbt.
Drum haͤb' i eng ri Namaʳ a
A ſchâʳ au'm Tit'l håyt!

# Zeichen-Erklärung.

verbindet in der Ausſprache zwei oder mehrere Selbſtlaute, die ſonſt keinen Doppellaut oder Dreilaut bilden, wie: e͡a, i͡a, oa, ua ꝛc.

~ ſteht über dem n, wenn es einem Selbſtlaute oder Doppellaute folgt, und gibt der Sylbe einen dumpfen, abgekappten Naſenton, wie: ſeiñ, gehñ, ſtehñ ꝛc.

å klingt, wie das engliſche, tiefe a, und bezeichnet den Mittelton zwiſchen a und o, zum Unterſchiede von dem hellen, hohen a; z. B. Måna (Männer), gråd, voråñ ꝛc. Jedes nicht ſo bezeichnete a klingt hell, wie in: Sabel, zach (zäh), ratz'n (ſchätzen) ꝛc.

ʳ über der Linie, einem Doppellaut an die Seite geſchrieben, läßt ſich nur ganz wenig, wie in:

Bea$^r$al (guter Menſch), Dea$^r$ndl, ea$^r$na (ihnea) ꝛc., außer, wenn es gleichſam zum Übergange vom Endſelbſtlaute des einen Wortes zum Anfangſelbſtlaute des nächſten dient, z. B. Wia$^r$ i ſåg; wia$^r$ i [illegible], — wo$^r$ i bin ꝛc.

ſchp (ſchp, ſcht) ſtatt ſp, ſt, weil der Oeſterreicher dieſe Ziſchlaute zu ſtark markirt, als daß man ſie unbezeichnet laſſen könnte.

Der Apoſtroph (') bezeichnet nicht nur das herausgeſtoßene e, ſondern auch die weggelaſſenen Fall-Endungen, und iſt in letzterer Hinſicht beſonders zu beachten, z. B. g'ham (geheim), g'hauſt (gezankt), kean' (keinen, keinem), hingegen kean (kein). — Oft bezeichnet der Apoſtroph ſogar einen herausgeworfenen Mitlaut, wie: ma'n ſtatt [illegible] mit ihm [illegible] ſtatt [illegible]

# Flinserln.

(Erſcht's Hundad.)

## Valiabt's Zaig.

Zuerſcht is 's hanti, năcha ſi͡aß,
Åm End' is 's Ålls in o͡an':
Um ko͡an' Breis möchd' i's numål gſchbi͡a'n
Und be͡argeb'n a um ko͡an'.

1.

I ſu͡ach ob'n, i ſu͡ach unt'n,
I ſu͡ach hint, i ſu͡ach vorn;
Meiñ Freiheid ſind' i nima.
Dö is ſchon valorn!

2.

So wo͡arm is ko͡añ Faia.
Ko͡añ Glu͡ad is ſo ho͡as,
Als a hamlichi Li͡ab is,
Von der d' Weld nix wo͡as.

3.

Meiñ Heaʳz wår ſo leicht,
Wån i's ghåbt häd in Füaſſ'n.
A Schwålm, — häd's ma nåchwoll'n —
Häd ſi dumeln mü͡aſſ'n!

4.

I kån's nima$^r$ ända$^r$n.
Es is nima Zeid:
Meiñ Hea$^r$z is varuckt worn,
Und wiã$^r$d nima gſcheid!

5.

Du ſchwårzaugads Dea$^r$ndl
Mi'n nußbrauna Hear;
Wån's d' mi ōfta ſo åñſchauſt,
So wiã$^r$ i a Noar!

6.

Du håſt ma d' Gedånga
Gånz unrichti gmåcht:
Oft weãna ma d' Augna,
Wån's Hea$^r$z in 'n Leib låcht.

7.

Zwo͡a no ſo ſcheni Veigerln ſan
Bei weid'n nid ſo ſcheñ,
Als wån zwo͡a recht vali͡abti Laid
Si gegen=iba ſtehñ!

8.

Jå, d' Wölkerl håm's gu͡ad,
San ållwail au'm Weg,
Bergl auffi, Thål åwi:
Und brauchand ke͡an' Steg!

9.

Jå, war i wi͡a d' Wölkerln,
I ſu͡achad di, g'ham,
Ålldägli fünftauſend
Und fuchzehnmål ham!

10.

Wån i di druck, — då is 's,
Gånz wås ag'ns, wås ma ſchwånd:
Då hab i jå, — ſo z' ſåg'n, —
Meiñ Glück bei da Hånd!

11.

Wån i ſchdad geh, wån i ſchdil ſchdeh,
So wundad's eng nid:
I tråg jå meiñ Dea$^{r}$ndl
In' Hea$^{r}$zkamerl mid.

12.

Ån deina Link'n lås mi ſitz'n,
Ån deina Link'n ſitz' i gern.
Då kån i, — wån ma ſchdil ſan —
Deiñ Hea$^{r}$z'l ſchlågn her'n!

### 13.

In da Waiñnåcht, in da Mett'n
Håb i di zunerſcht gſeg'n
Wi͡a's d' ſchlafri mi'n Naſerl
Au'm Betbu͡ach biſt gleg'n.
Unſa Li͡ab dö is haili,
Unſa Li͡ab håd an Bſchbånd:
In da Kirch'n håb' i 's He͡a$^{r}$z kri͡agt,
In da Kirch'n kri͡ag i d' Hånd!

### 14.

Mid uns håd's ko͡añ Gſo͡ar,
Dean mir li͡ab'n uns in Ehrn:
Sö kinnt'n uns köck
In o͡añ Kaſtl zſåmſchber'n.

15

Zu$^{n}$ i͡a$^{r}$ geh$^{n}$ i oft,
Und bei$^{n}$ i͡a$^{r}$ bleib' i gern.
Und då wi͡a$^{r}$d ma ſo guad.
Das mā$^{r}$ übel kunnt wer'n

16

Und wån i a ſaubas Wagerl häd.
I gang do z'Fu͡aß zu$^{n}$ i͡a$^{r}$;
Denn 's ſchenſti bei'n$^{r}$ a$^{n}$ i͡a$^{r}$d'n Li͡ab
Dös is unſchdreidi d'Mi͡a$^{r}$

17.

Zwoa Schde͡a$^{r}$ndln ſteng'n ån Himel;
Dö do͡an ſo ſtill und gham:
Dös o͡ani laichd ma zu$^{n}$ De͡a$^{r}$ndl,
Dös åndri laichd ma ham.

### 18

Meiñ Dåg håd drei Stund nua$^r$,
Drei Stund und mea$^r$ nid:
Oañ guadi, oañ ſchlechti,
Und dö dritti gehd mid.

Bei dir is meiñ guadi,
Meiñ ſchlechti daham,
Und dö dritti, dö midgehd,
Wån i nåchts von dir tram!

### 19

Oft tramt ma, du warſt
Mid'n Buſſerln glei då;
Wån i aufwåch: ſo kiſſ' i
Mein' Polſtazibf å.

20.

I leg mi hin, leg mi her,
Leg mi kraiz, leg mi quer;
Und i måg mi leg'n wi͡a$^r$ i will,
Da Plåtz bleibd ma z'viel'

21.

A Trambi͡ach'l kaffa?
I wißt nid: zweg'n we; —
I hå nur ean eanzing Tram
Den wo͡as i eh.

22.

Ko͡añ Schitz bin i nid,
Åba 's Håndwe͡a$^r$g kån i treib'n
Mein' De͡a$^r$ndl ſein He͡a$^r$z is
Meiñ ſichaſti Scheib'n!

23.

Zwo͡a Bladln, zwo͡a Ble͡ameln,
Und a Reb'n um an Schbåm:
Wås für anånd' bſchbimd is,
Dös ſind't ſi a z'ſåm.

24.

Jå De͡aʳndl, dö Li͡ab is
A g'ſchbaſiga Kauf:
Dö He͡aʳz'n vaſchenkt ma,
Und 'n Kopf gibt ma drauf!

25.

Ko͡an̄ Vögerl is traia
Sein'n Neſterl au'm Bam,
Åls i dir, li͡ab's De͡aʳndl,
Wån i wåch bin, wån i tram!

26.

I bin zwo͡ar ko͡añ Prinz,
Und bin zwo͡ar ko͡añ Kini,
Åba, — wån's d'ma recht ſcheñ du͡aſt, —
Weid mea$^{r}$ no bin i!

27.

„O God“ und „Jå, jå“
Und „I mo͡an“ und „I mu͡as“
Is oft unſa gånza
Valiabta Diſchku͡as!

28.

„Håſt ma nid wås ſåg'n woll'n?“
So fråg i oft di:
„„Håſt ma nid wås ſåg'n woll'n““
Frågſt du ſchon z'gleich mi!

29

Seit mi d'Lia͡b ſelba
So beiningt und neckt,
Håb' i vor ålli
Waliabt'n Reſchpeckt!

30

Wås kima͡ʳn mi d'Schdeaʳndaln,
Wås d'Sun, wås da Mond?
Mi kimat nu͡a 's Haus,
Wo meiñ Schåtzerl drin wohnd!

31

Åm Sunda då gehⁿ i
Drent umi z'un Schåtz,
Und då braucht båld mein Heaʳzerl
An gwåldinga Plåtz.

Då hemert's und hamert's
Und hupft mãr in d'Heh:
Drum duad's dån a widãr
A Wocha lång weh!

Setz di zu mir, liab's Kind,
Liabli kühl wadd da Wind:
Wån a da goar z' kühl wadd
Kum in mein'n Darm,
's Wöda varändarn zwoar
Kån i nid ganz und goar
Åba, — wås gilt's — schen schbad
Wurt da do woarm!

### 33.

's erſchti Veigerl brock' i dir z'Liab; —
Das 's di gfraid, dös is gwis: —
I brockat's a ſunſt nid,
Wail's erſchti gråd is!

### 34.

Für di dad i Ålles,
Für mi dua$^r$ i nix!
Für di leid i 's dodſchlåg'n
Für mi — koani Wix'

### 35

„Du ſchlechta Halodri,
Das d' trai bleibſt, dös fodr' i!
Das i da trai bin blib'n,
Schbehd ma$^r$ in 'n Augna gſchrieb'n.

## 36

Dös Schdia͡ʳn laßt ſi zi͡ag'n,
Und mi'n Maul låßt ſi li͡ag'n;
Åba wer ſie auf d'Aug'n vaſchdeht
Åcht't auf ko͡an̄ G'red!

## 37

Das mãʳ immʳ amål zånk'n,
Dös måcht ma ke͡an'n Gråm
Zwo͡a gånz glåtti Hölz'ln
Hålt'n a nid feſt z'ſåm

## 38.

Sobåld i di ſchdab kiß,
So is 's da nid gnu͡a;
Sobåld i di ſchdårk kiß,
So greinſt: „Geh ma zua!"

[illegible]

Jå d Madeilſprăch lernt ſi
Bei meina Seel ſchwer:
Denn ſågn's: »Geh ma dåni«
So haßt's: »Kum nua$^{r}$ her!«

[illegible]

Fråg d'Fraind und fråg d'Fremd'n,
Fråg d'agna finf Sin,
Und wiâ$^{r}$ kånſt denn nua$^{r}$ fråg'n,
Ob i guad auf di bin?
Wån i »Jå« ſag, ſo håſt jå
Nix naig's mea$^{r}$ dafeárn,
Und wån i »Nañ« ſag, ſo woaſd jå,
I will di nua$^{r}$ noarn!

51.

Geh wo͡an nid, wer wo͡as 's,
Is 's åm End a no wo͡ahr:
Des unnizi Kränga
Måcht zeitli grab's Ho͡ar!

52.

Frau Mahm und Heaʳ Wöda,
Red'ts zua, ſo lång 's mecht's
Des måcht's aus an ſchen̄ Wöda
Gleiwol koan̄ ſchlecht's!

53.

De Fink'n hǎm Kropferl'n
Då ſingan's damid:
D'Frau Mahm håd an Kropf gear,
Åba ſinga kån's nid!

14.

Und da wåmpati Böda —
Schau — ſchleimt ſie håld no:
Koañ Bär is a nid, —
Åba bruma kån a do!

15.

I håb auf dös Gſind'l
Meiñ Lebdå nid zahld:
Dö geb'n uns keañ Wind'l
Viel wen'gâ$^{r}$ a Geld!

16.

Geh' woan nid, weil 's d' oarm biſt:
I bin jå nid reich!
Du gfraiaſt mi lång nid ſe,
Wa$^{r}$ſt ma nid gleich!

47.

A Geld braucht nur, wer ſunſt nix kån. —
Bei mir war's ibaſchi:
Denn brauch' i oans, ſo dua$^r$ i wås.
Dåzua brauch' i nid di!

48.

Kränk di z'weg'n den nid åb.
Nod kennd koañ Nod:
Weil i nua$^r$ 's Haſerl håb,
's Graſerl gibt God!

49.

Jå d'Liab alloani halt't
Leib und Seel z'såm:
Ohni do Liab war i
Längſt 'n Leb'n gråm.

### 50.

Deini Aug'n ſan vawoant.
Und dein̄ Naſerl is rod:
Und is da glei Åll's gſchdorb'n,
Dö Li͡ab is nid dod!

### 51.

Und ſo lång d'Liab no lebt.
Und ſo lång i mi ri͡ahr,
Solång derfſt nid bed'ln:
I ſteh da dafu͡ar!

### 52.

„Auf wås ma denn heiråt'n"
Frågd da gſtreng He͡ar?
Auf d'Li͡ab und auf's Glick håld. —
Was brauchma ſunſt me͡a$^{r}$?! —

### 53.

D'Grund'ln in'n Håldabåch
Schwimd o͡ans 'n åndā$^{r}$n nåch;
San vol Vagni͡agenheid, —
Is dös nid gſcheid?

### 54.

Hålla — li͡ab's De͡a$^{r}$ndal,
Guck eini in'n Båch!
Måchma's 'n Grund'ln
Håld a dawail nåch!

### 55.

I wiſſad uns zwo͡a Amt'ln,
O͡ans dir und o͡ans ſi͡ar mi:
Du muaſſaſt fleiſzi Grill'n fånga$^{r}$,
Und Dri͡abſål blåſad' i!

München

56.

»Låß's gu͡ad ſeiñ!« ſågd's oft,
Wån's mi dri͡abſini ſind't;
Wån ma nu͡a$^{r}$ wida's Pſnot'n
Wås eiñnehma kinnt!

57

In'n Wåld ſchreid da Guga;
Wårt. — zöblma mid!
Länga, åls du, maiñ Schåz,
Leb' i gwis nid!

58.

Kinnt i a länga leb'n,
Häd i nid di daneb'n?
Wås i gſchbåñ, wås i gſchbür,
Kumd jå von dir!

59.

War a unſari Heaʳzerln
Zwoa Glöckerln — dö Fraid:
Wås göbad dös oft
Fiåʳ a wundaſchens G'lait!

60.

Und war deiñ Heaʳz a Wiag'n, und mein
A Kind: — dös war hald rar!
Då wiagad i's Dåg aus, Dåg eiñ,
Bis's nima ſchdreidi war!

61.

Geh ſchåm di nid, und kiſſ nuaʳ zua:
Drauf ſtehd jå koañ Vabod,
Wås ſchnabeln d'weiß'n Daiberln nid,
Und gleiwölñ wird koans rod!

62

Wi͡a do d'Sun ſo li͡ab und fraindli låchd,
Wi͡a' is d'Luft ſo ſchön blåb;
Åba mir kumd Ålls weid ſchena vo͡ar,
Weil i di, mein Schåz, håb!

63

Du, — De͡a$^r$ndl, — i bin's — hörſt! — Wåch auf —
d'Sun ſcheind ſchon, — kum zu mir: —
Eh' i auf's Feld geh, häd i gern
A Buſſerl no von dir!

64

Wån haind meiñ He͡a$^r$z a Schlöſſerl war,
Haind låſſad e͡a$^r$m koañ Ru͡a;
I ſchberad's auf und liſdad's aus,
Und ſchberad's wida zu͡a!

### 65.

I håb ko͡an agn's Haiſerl,
Ko͡añ Feld und ko͡añ Ku͡a,
Åba meiñ bravs agn's De͡a$^{r}$ndal,
Und dös is ma gnua'

### 66.

Ko͡añ klo͡anbanlad's Wuzerl,
Hibſch gros is meiñ Schåz,
Und do håd er in meiñ klo͡an
He͡a$^{r}$zerl an Plåz.

### 67.

Das i nid eiſa$^{r}$n bu͡a
Dös is gånz klo͡ar: —
I låſſad nu͡a$^{r}$ ko͡añ von dir
Ko͡añ Ha$^{r}$l He͡ar!

68.

Da Gånauſa giſt't ſi,
Wån d'Ganſerln wer buſſt;
Und i ſolt' mi nid giſt'n,
Wån an Åndra di buſſt?! —

69.

Drei Woch'n nåch Oſtern
Då heiråtma z'ſåm. —
Schon deſtweg'n, das d'Laidl'n
Wås z'red'n von uns håm'

70.

„An ewiga$^{r}$ S͡a$^{r}$ndåg!“
Dös, me͡anſt, war a Pråchd?
I dång ſi͡ar an ewinga:
De͡a$^{r}$ häd ke͡añ Nåchd!

7.

Moanſt gwis, du häſt ma z'viel ſchoñ geb'n,
Und ziãgſt di deſtweg'n z'ruck,
Und gönſt ån heiling Zeidn kam
Jazt eamål eam an Druck?
Glaub jå dös nid, meiñ Kind, und kiſſ
Und druck mi müad und mått:
Woarhåfti in den Stuck'n bin
J frei a Nimahårt!

8.

Du willſt nid, und mǎgſt nit
J kåñ nix dafüar!
A Diã'n is a Mad'l,
Dös ſiachdmâr an dir!

73.

Dir is mein lezt's Bri͡aferl
Unleſerli blieb'n?
Jå, d'Li͡ab kån håld leſ'n nu͡aʳ,
Wås d'Li͡ab håd gſchrib'n!

74.

Dö Li͡ab is ko͡an Åpf'l,
Den ma deild, wi͡aʳ ma will:
De͡aʳ håd ſchon gwis z'weni,
De͡aʳ moand, er håd z'viel!

75.

Wån's d'wid͡aʳ auf d'Wieſ'n gehſt,
Lås dein Li͡ab z'Haus:
Sunſt fålld's da bei'n Mah'n
Aus'n Mi͡ada haraus!

76

J'n Winddål auf da Ki͡awad,
Wo da Wind ſi ſo fångd,
Då, hör i, kån's d'Li͡ab vawah'n.
Wån̄ ma's valångd.

Nur wăn̄ ma's valăngd,
Denn ſunſt bleibd's auf ia͡ʳn Flea.
Und ſunſt reiſſn's vier
Bumpfaſti Röſſerln nid weg!

77

Eh da Schnee weggehd goar
Aendad a d Feaʳb bivoar,
Åba dö Trai varind,
Ewen̄ ma ſi bſind!

### 78.

Wăn i deng an deiñ banfeſti
Trai bis in's Gråb,
So greif i ån' Kobf, ob i'n
Richti no håb!

### 79.

Vor'n Haus hăd da Hund ghaild:
Schderb'n **mu͡as** wer gånz gwis!
Li͡a$^{r}$bs, goar ſo trai's Dea$^{r}$ndl,
Wån's d'Li͡ab nur nid is!

### 80.

Wăn du ea$^{r}$m 's Wăſſa woana daſt,
Vadord war längſt da Båch:
Denn d'Weibazacha$^{r}$n dau͡a$^{r}$n gråd
Von ailſi bis Mitdåg!

61.

Drinad håd's zartli dån,
Gjamert und gröhrd;
Kam wår i drauſt, håb' is
Pfuchaz'n ghörd!

62.

Und wån glei a Gſeat is,
Das's Heaʳz driba brichd,
Wån d'Gſchichd amål wo͡ahr is,
So li͡ach nid in's Gſichd!

63.

A badſchada Schbülmån
Dea' låßd da ko͡an Rua'!
Åſd ſchbül amål i, — und er
Dånzt ma dazu͡a!

84.

Wån i den dawiſchad,
Der griachad koañ Gnåd
I ſchlågad den krump'n
Schmaroza frei gråd!

85

A Stådhea$^r$ håd mid dir foahrn woll'n?
Wån a's wida will, ruaf mi nur ham
Wån a goar ſo a Schneid auf's Foahrn håd
Nåñ — i foahr håld mid ea$^r$m uman Lam!

86.

An Bålbirgſöl'n kinſt gea'n håm?!
Bideng do dö Gfoar!
A ſo a Bålbira låßt
Koan' koañ guads Hoar!

87.

A Loch kån ma flick'n,
Åba gånz nimameaʳ.
Und a z'riſſani Liab
Dö vaheild si goar ſchweaʳ!

88.

Wån oam a Hämad z'raiſſt
Gift i ma si gnua.
Wån oam wås d Liab varaiſſt
Låchd ma dazua!

89.

Zweg'n we, Deaʳnd'l, måchads ma
Goar ſo viel hoas?
Es woar ja nid meaʳ,
Ås a weidtribna Gſchboas!

90

Wi͡a guad 's fi͡aʳ mi ſorgt,
Håb i i͡azt erſcht dafoarn:
Das i jå nimma hungri wi͡aʳ,
Låßd 's māʳ an — Schmea'n!

91

Lås ma mein Dea'ndl geh'n
Keaʳl, und lauf!
Wån i a Kreid'n find,
Haind ſchreib i auf!

92

Sapadibix! J mochd nix,
Ås an' eigani Hånd,
Haind hauʳad i ålli fünf
Fingāʳ ån d'Wånd!

### 93.

Hea$^r$god! mid Rechd
Måchd a Jaga ſi brad; —
Wån a͡$^r$ an Gift låd,
Vaſchia͡ßd a ſeiñ Lad!

### 94.

Schau, ſchau, zu$^n$ an Müllna
Bin i wor'n, wia͡$^r$ i glaub:
Denn meiñ Hoffnung is's Wåſſa,
Meiñ Glick is a Staub;
Und um wås ſi meiñ Gſcheft drahd.
Dös Hea$^r$z is a Stoañ!
Zu$^n$ an Müllna͡$^r$, in'n Liab'n,
Bin i wor'n, wia͡$^r$ i moañ!

95

Du woasd nid, guad's Dea$^{r}$nd'l
Warum i mi zi͠a$^{r}$n!
Meiñ Hea$^{r}$z håſt a ſo ſchoñ
Möchſt nid a meiñ Hĩarn?

96.

Glaub nid, — i dua woana
Mi druckt's nur in'n Håls
I håb nur meiñ Di͠ach'l
Z'feſt um, — dös is Ålls!

97

Glaub jå nid, — i wåg'l,
Und kinnt nid rechd ſchdehñ
Mi låſſ'n nur d'Hẽanraug'n
Nid ordatli gehñ!

98

Glaub jå nid, — an Åbſchid,
Deaʳ greift oan ſo åñ: —
I geh'' jazt in's Wiaʳtshais'l,
Und bring maʳ an Måñ!

99

Jazt bleib' i in Wiaʳtshaisl
Und ſchwamel' åſd z'haus;
Vielleicht ſchläf' i d'Liab
Mid'n Raiſcherl z'gleich aus!

100

So wird ma von da Liab bidrog'n,
So wird da Menſch vakend:
Und mid da Liab håd. — dös is kloar! —
's valiabti Zaig an End!

# Zu͡awag.

(Gſang'ln, Gſchbo͡as, Gſchicht'n.)

An Oeſt'reicha bin i,
(Dös wiſſd's jå von eh.)
Und ålſ Oeſt'reicha red' i hålt
Wia^r i's vaſchdeh'.
Drum bin i zun Fein-Doan
Und Wordſeh'n z'faul,
So denkt's nur: i nim ma
Kan Blad'l fua^r's Maul.

## Da Dickschedl.

Bei'n Nåchba Håns håb' i a Schuld;
I håb eaˡm naili gſågt:
„Schaud's, Gvåda, håbt's a weng Geduld!“ —
Eaʳ håd mi gleiwölſt klågt.
Jazt kinnt' i'n zåhl'n, und häds a ſchoñ
Géaʳn dåñ, ſo war a Frid; —
Mo͡and's åba, das i'n zåhlad? — Wås?
Nañ — juſtament no nid!

Meiñ Schåz und i, mi͡aʳ håm uns z'tråg'n:
D'Schuld, wo͡as i, ligt ån mi͡aʳ;
I di͡aʳft nur o͡añ gu͡ads Wirt'l ſåg'n,
So war's auf gleich mid i͡aʳ

I wöllt's a; 's druckt mi jida frua
Schon auf an iaʳd'n Drid; —
Moand's åba, das i rödad? — Wås?
Nañ — juſtament no nid!

In Doaʳf då lebt aⁿ åldi Moam,
Då gab's amål a Geld.
An åndra ſchmeichlad, ſuachad hoam,
Und fragads, wås iaʳ fehld.
Miaʳ war's a Leicht's, — ſi håd mi geaʳn, —
Mi keſtad's nuaʳ zwoa Schrid; —
Moand's åba, das i's måchad? — Wås?
Nañ juſtament i nid!

Wån i in Wirthshaus ſitz bei'n Blauſch,
Und trink meiñ Maß'l ſchdad, —
I kriagad månigsmål koan' Rauſch,
Wån neaʳmſt wås dreiñred'n dad.

Wån's åba benz'n: „Marſch, — ſteh' auf,
„Sunſt dragſt da z'Haus oan' mid!“ —
Moand's, das i då furtkumad? — Wås?
Nañ — juſtament då nid!

Schon in da Schul woar i a ſo!
So lång's as ohni Ris
Bei'n Leaʳna dåñ håd, wår i no
Au'm bravſt'n, — dős is gwis.
Håd mi da Leaʳa åba ghaud,
Und gmeand, er drifdſt damid:
Moand's, er håd då wås ausg'richt? — Wås?
Nañ — juſtament ſo nid!

---

# Wåldgsangl.

Nid z'laugnaʳ is's, bei meina Seel,
'ſ is gånz a bſundas Gfühl,
So mitt'n in an Wåld drin z'ſchdehn,
Wo's ru͡awi is und ſchdüll.
Då ſtenga d'Bama, gros und kleañ:
Deaʳ gråd und deaʳ då krump;
Deaʳ z'ſåmgwirt wi͡aʳ a g'ſtrenga Heaʳ
Deaʳ zauſad, wiaʳ a Lump.

Dâʳ oani ſchdehd ſo gſchami då,
Ås wi͡aʳ do Di͡aʳn bei'n Dånz,
Dâʳ oani trågt an Schbiz au'm Kobf,
Dâʳ åndri håd an Grånz

Dö ſchau'n, wi͡a d'Buam au'm Kiridå,
Keck eini no in's Leb'n;
Dö åndan kinan e͡anri Hals
Schoñ nima rechd daheb'n.

Und wo ma hiñſchaud Berg ån Berg:
Ma ſchaud ſi go͡ar nid z'Gni͡aʳg'n:
'S is gråd, åls dad ſi Wåld auf Wåld
Naigiri ibrawi͡aʳg'n.
Ma we͡as nid rechd, ſan's blåb, ſan's gre͡añ:
Schi͡aʳ d'Aug'n vageng'n e͡am;
Gånz ent'riſch wi͡aʳd e͡am, — und ma fühld
Si gleiwölſt wi͡aʳ daho͡am.

So ſchdül, ſo ſchdad is's umadum,
Nua 's Laberl rauſchd au'm Bam;
A Wåchtl ſchlågt; a Guga ſchreid,
Åls dad as hålb in'n Tram.

Und d'Maß, do d'laui Sun ſchon weid
Mid Erpablĩaʳln dupft,
Rĩaʳd ſi, wån immʳamål durch's Grås
A junga Labfroſch hupft.

Und wo ſi d'Sun rechd hinleg'n duad,
Då wĩaʳd oam 's G'ſums ſchĩaʳ z'viel
Då kumma d'Röſa, d'Humeln, d'Flĩa'g'n
Und treib'n dort eaʳna G'ſchbäil.
Und drunt bei 's Bam ſein' Wurz'ln lieg'n
Buchhackerln kraiz und quer,
Und d'Åmaſſ'n ſan gſchafti då
Und ſchlepp'ns hin und her.

Wåns åbaʳ Åbend wiaʳd und d'Sun
Au'm Berg geg'niba ſchdehd,
Und ſi no oamål umſchau'n duad,
Eweñ's in's Bett'l gehd.

Då wi͡aʳd's auf e͡amal laud in Wåld.
Wås Stim håd, ſchreid då z'ſåm:
Da Pfe͡ara bei da Seg'nmeß kinnt
Ke͡añ ſchöna's Chor nid håm.

Da Stigliz ſezt ſeiñ Gſangl hoch,
Da Saufing grüld mid dreiñ,
Und 's Zaiſſerl und da Gimp'l fåll'n,
So guad ſa's gle͡aʳnd håm, eiñ.
Da Bamhack'l håckt Dackt dazu͡a;
Und in da Luft allo͡an
Schdebd z'höchſt a Geia — hörd's, und traud
Si e͡aʳna i͡azt nix z'do͡an.

Und immʳamål a buſſt's, — wån gråd
Au'm z'Hausweg durch'n Wåld
Da Jaza wo a Haſerl ſi͡achd,
Dös e͡aʳm zu'n Bradl gſåld.

Und d'Hålda blåſ'n a dazua
  Z'höchſt auf da Ki͡awad drent.
Åls zi͡achad unta'n Keg'l drib'n
  A Maidaregiment!

Jazt guadi Nåchd, Frau Sun, — leb's wohl!
  Mi'n guad'n Dåg is 's zua!
D'Berg' håm ſchon veigerlfoarbi Sam,
  Und Nebel heb'n ſi gnua.
A 's Abendſchdearndal guckt ſchon li͡achd
  Durch's Bamerl, wås dort ſchdehd,
Åls wån's in grean' Lab mitt'n drin
  A glånzad's Blad'l håd.

s is Allas prächti, guad und ſchen,
  Koan Hearzlad gſchbi͡ard ma da!
Mi͡ar åba kamd's ſcheñ do glei voar,
  Åls gang ma no wås å.

I gſchbån's a, wås i ta$^{t}$ gehn du͡a:
Meiñ Dea$^{r}$ndl geh$^{n}$' i ia$^{r}$.
I gſchbi͡arad Ållas no weid me͡a$^{r}$,
War's Dea$^{r}$ndl a bei mi͡a$^{r}$.

's is båld wås agn's um d'Li͡ab: — ſi mäld
Dan Ållas li͡achda voar;
Mid vi͡a$^{r}$ Aug'n ſi͡achd ma båld da Weld
Jar Bråchd a dobeld klear.
Drum, mean i, wån i's Dea$^{r}$ndl blos,
A li͡ab'n Hea$^{r}$god z'Ea$^{r}$n,
Wån's ja͡zt bei mi͡a$^{r}$ war, kiſſ'n wollt, —
Ea$^{r}$ dad ma's nid va-vea$^{r}$'n!

## Z'schbåd und z'frua.

I bin goar ſchbåd in's Lea'na ganga,
Deſtweg'n wil's nima weida geh̄n:
Då ſan Buam und Madl'n gnua,
Båld gåſſi's weg, båld leſn's zua, —
I bleib nid müaſſi ſchdeh̄n,
Und gleiwöiſt, trutz dö Schlag und Wix,
I lea'n håld nix und kån håld nix: —
I hå håld eamål z'ſchbåd ång'fånga!

Wån i und d'Gred'l zſåmag'langa
Und nåchad bei" anånda ſteh̄n,
Und mi da Lea'a fragd: »Du Bua!
»Du biſt an ranz'ga, — dö dazua, —

»Wi͡a viel Stuck måchd's ös den?«
»»Oans,«« ſchrei i liſti; — 's is nid woahr:
Mi͡ar åba kumd's gleiwölſt ſo vear, —
Dös is i hå håld z'ſchbåd ang'fanga.

Und wån åft d'Gredl ſirz'n ganga,
Und mi da Lea'ra, biſſi, frågd:
»Du, Bua, — haind is koan Gred'l då. —
»Wi͡a viel måchſt du denn aus?« — Da hå
I ållmål: »Zwoa« no gſågd.
Dös is grundfålſch — i means nua ſo:
Is's glei nid då, i ſi͡ach's håld do:
Wi͡a gſågd, — i hå håld z'ſchbåd ang'fanga!

Und ſåg i: »Z'ſchbåd bin i håld gånga
In's Lea'rna:« — wån da Lea'ra greind, —
»»Deſtweg'n kumd's mid mir goar nid voar!««
Da ſågd da Lea'ra: »'s is nid woahr!«

„Wås åndas is 's, meiñ Fraind,
„Wås di͡aʳ d'fünf Sin in' Kobf vaſchi͡abd. —;
„Såg's ſelbſt — in d'Gredl biſt vali͡abd;
„Nid z'ſchbåd håſt, ſundan z'frua ång'fanaa!“

## 's Blinzeln.

Schaud's nua, wiã d'Schdea$^{r}$ndaln
So zimperli duan,
Und mid'n Augerln koan n
Augablick ruahn!

Is dös an Gſchamikeid:
Dös duad koañ Maͤñ!
D'Jingferln do blinzeln ſo,
Schaud ma's z ſchdaͤrk aͤñ!

Deſtweg n bihaupt' i haͤld
Aͤllawail no:
D'Schdea$^{r}$ndaln ſan Jingferln,
Drum blinzeln s a ſo!

## Weitra Muad.

I bin an oarma Daiſl:
Mei̅ oanzigs Håb und Guad
Bſchdehd in an gſund'n Kirper,
Und in an friſch'n Muad!

I tauſchad mid koan' Glehrd'n,
Und mid koan' Reich'n nid:
Mi'n Glehrdſei̅ kafd ma d'Muck'n,
Und 's Geld läſd oam koan' Frid.

Wån gråd da liabi Heargod
Nöht tiaf in's Sack'l greift,
So treib i's nid, wiar oana,
Dear auf de Kunſt ſi ſchdeift.

Feiñ bſcheid'n und manirli
Bidång i mi fi͡a$^r$ d'Gnåd.
Und bid'n, wån a wida
Wås ibaſchi juſt håd!

Und ſchickt a ma wås hantig's,
So gib i mi båld dreiñ:
Ea$^r$, mo͡an i, woas 's aum Beſt'n,
Fi͡a$^r$ wås, als 's gu͡ad kinnt ſeiñ.

Da hort ma d'Laid oft jamern,
Als wöllt'n ſa ſi z'ſchnell'n;
Wås is 's? — Da Hea$^r$god rechend,
Und wi͡a$^r$d nid i͡a$^r$ in' Zäln!

Dan' ſchreibd a dos auf's Daferl,
(Und gſchrieb'n bei$^n$ ea$^r$m bleibt gſchrieb'n)

An Åndan ſchreibd a bös auf,
Und aus is 's koan' no blib'n!

Mi'n Weana' und mi'n Schel'tn
Wiſchd koan's koañ Stricherl weg;
A heitra Muad dea' hilfd eam
Au'm beſt'n no von Fleg.

Deſweg'n håld moan i: „Dråg'n ma's
Und ſchirig'ld's uns z'viel,
So deng ma: 's is nid åndaſchd. —
An ia'ds Ding had ſeiñ Ziel!“

## 's Aufſtēhn åm Sundä

Haind is 's ſcheñ gwåldi ſchbåd, — i wett!
Mia$^{r}$ guckt ſchoñ d'Sun ſo woarm in's Bett;
Und 's Rånzna låßd mi no nid aus:
Geh, Håns! Mu͡aſt do haind 'naus!
Bleibd d'li͡abi Sun jå a nid lig'n, —
Schau — glånzad is 's ſchoñ auffag'ſtig'n

Neñ! D'Augna håd i wåch i͡azt grib'n,
Und d'Muck'n aus'n Hi͡a$^{r}$n vadrib'n
Jazt, Fi͡aß, kinnt's auffaſteig'n, — nåñ, nán!
Da rechti g'hörd voråñ!

D'Sun is gwis a, — wail's ſo liab ſcheind
Mi'n rechd'n auffagſchbrunga haind.

Fiaʳs Gwandt'n håb i geſtaʳn gſorgt, —
's ghört Ållas meiñ — nix håb i borgt;
Ja — war i nid aum Glånz hergſchdeld
Ån Sundå — dös war gfehld!
Håb's do da Sundå ſelba dån,
Und håb a gelda's Gwandl ån!

Håld, Håns! Håſt denn ſchon Ålls beinånd,
Wån's d'gſorgt håſt fiaʳ deiñ Gſicht und Gwånd?
Mi'n Bet'n war's, du faula Bua,
Håld eppa nåcha zua?
Wås war an Sundå ſunſt denn naig's?
A duma Dåg war's, — God vazeig's!

Deſtweg'n, meiñ Hea$^r$zed ſei ſo guad.
Und låß ma båld mein' Ibamuad.
Und wail haind Råſt is ållawerz,
Låß råſt'n a meiñ Hea$^r$z!
    Denn nix war's ſunſt'n, — dös laicht't eiñ. —
    In Hea$^r$z'n muaß a Sundå ſeiñ!

## Schiffagsang'l.

Wĩa d'Wölkerln åm Himel,
Wĩa d'Wellerln in' See,
So wechſelt in' Heaʳzn
A 's Wohl mid'n Weh!

Des Zeiſna, weaʳ wĩaʳd denn
Schon ſchlåfa, ſo frua?
I ſchrei eng's in d'Ohrn neiñ
Und lås eng keañ Rua.

I ſchrei eng's in d'Ohrn neiñ,
Wĩa guad ås 's ma gehd,
I tuaz dem, das 's mid miãr nid
In' Åld'n meaʳ ſtehd!

Sunſt wear ma meiñ Schif
    Und meiñ Ruada meiñ Weld,
Jazt gni͡agn's ma båld nima: —
    Weaʳ ſågd, wås ma fehld?

Allo͡an is 's ma b'ſchwerli,
    Allo͡an wil's nid daug'n:
Mi͡aʳ fehl'n no zwea Handerln,
    Mi͡aʳ fehln no zwea Aug'n

Zwoa Handerln zan Ruada͡ʳn,
    Wån's Schif ſi wil ſchdraib'n;
Zwoa Augarln, åls Schdeaʳnderln,
    Wohin i's ſol treib'n!

## Dbesti Manir.

Öd is dö Welt, dös is wol woahr,
Wås ligt d'Leut åba drañ?
An ia$^{r}$da duad und treibt's håld fua't
Solång a måg und kån!

Meiñ Dea$^{r}$ndl is a ſaubra Schåz,
Hübſch åba ſan båld gnua.
Und wea$^{r}$ lång kiſſt, dea$^{r}$ håd lång g'lebt.
Drum kiſſ' i luſti zua!

Geld håb i koan's nid, brauch a koan's,
Und wån i gråd oans griach,
So ſchaud's mi, wia$^{r}$ a Vögerl åñ,
Wås bit't, bis i ſåg: „Fliach!“

Und wi͡aʳ i krånk, ſo nim i eiñ:
s wi͡aʳd ſi ſchen wida heb'n,
Wån eam a Wail gråd gear nix fehld,
Is 's a a dålgad's Leb'n!

Wån i ſel wida Wil'n wås doan,
Wås ligt den drån? i duas:
Då͡ʳ Åmtmån̄ is a bri͡afda Mån̄,
Duad viel's nua, weil a muas.

Mi͡aʳ kumd d'Weld, wi͡aʳ a Wirtshaus voar,
In dos maʳ aini ſchli͡aʳft,
Ma weas nid, wi͡a, — und bleibt, — bis z'lezt
Da Wird o͡an' auſſawi͡aʳft.

Ob o͡ana dirſcht't, ob oana kirſcht,
Ob o͡ana pfaot't, ob låcht, —

Åm End wia'd båld an ia'd'n do
Dö gleichi Rechnung gmåcht.

Drum trink i båld, drum låch i båld,
Bis's mi a båd' — Juhhe!
Denn wån i bſoff'n auffaſtiach,
So woas i do — z'weg'n we'n.

---

# Da Rauba.

A gſchboaſig's Gſchicht'l.

Es is nit vazwickt's,

Und nit hoch's, dös woaß i

Aba m$\overset{o}{a}$n's a nit schön [illegible]

[illegible] is's da [illegible]!

(Siehe das Wort: Naul, in den Wort-Erklärungen.)

„Jazt hȧmma$^r$ åba Zeid, Gvådamån, dås ma$^r$ uns ſchi͡ab'n! ſågd da$^r$ åldi Knobſberger zu'n Gantinger, wahrad a ſeiñ Gri͡ag'l, dös no a hibſch Nag'l ghåldn håd, auf oan' Zug ibri ſchit't, und mid an di͡aſ'n Graiſſa, 's Maul ſi mi'n Ja$^r$m'l aͤwiſcht, das da Schbi͡agl au'm Aufſchlagl bleibt.

„„In Gotts Nåm! — åndwurt't ea$^r$m da Gantinger, und ruckt ſein' Stuhl; — wås mi bidrifft, ſo wollt i, das da Gvåda ſibazehn Däg und Nächt in oan' Åd'n bei$^n$ uns herent bleib'n kinnt! Åba$^r$ iba d'ſche͡angladi Lieſ'l ibri zi͡agt ſi a ſcheñs Drum Weg und 'n Dåg wil ma håld nid rechd g$^ſ$chbi͡arn. Da Hi͡arſch ſchbringd weida, åls wås dös Drim't ausdraͤgt, um des a wåchſt! — Auf's Monad um de Zeid kina ma ſchon a Glas'l zuageb'n!““ —

Da Knobſberger håd dawail' ſein Hu͡a'

da groß'n Stäglſchnåln und ſeiñ ſchbaniſch Ruar mi'n goldana Knobf, 's Jarbſtuck von ſeelinga Schulleara, gnuma, mid den a d'Buama ållawail umagwixt håd, das 's håd'n mög'n aus da Haud foahrn. Da Franz'l, 'n Gantinger ſeiñ Suñ, a Bua, wia$^r$ a Dånabam, is a gånz bomali in ſein' Janka$^r$ einig'ſchloſſ'n; d'Reſ'l åba, ſeiñ Schåz, 'n Knobfberger ſeiñ Mad'l, mid der er eigantli, weg'n ea$^r$m, ibragång'n is, ſtehd då, åls wån's nix denkad; hålt't mi'n link'n Darm 'n recht'n Delabog'n, und kråzt ſi hintan Dahr, åls wån's ia$^r$ nid z'ſåmagehñ dad!

„Was da Våda, wås? — ſågt auf amål da Franz'l, und d'Fraid iba ſein' guad'n Gidang'n taicht't ea$^r$m zu'n Augnån auſſa, — i kinnt jå mi'n Gvåda'n ibrigehñ? Nid? Muring gehd's mid da$^r$ Årbad a ſo ſcheñ ſchbad, und weg'n oan' oanzing hålbad'n Vormittåg wurd's a no nid aus ſeiñ! — Wån da Våda und d'Jungfa Mam nix dawida håm — — 'n —

„A jå glei wohl nid!" ſchmutzt d'Reſ'l und da Våda måcht juſt a koañ Gſicht, ålſ ob aʳ eaʳm d'Fraid vaderb'n wollt! —

Nachdem 's anånda bſi͡art't håm, gengan's eaʳnan Weg. Vorån måcht daʳ åldi Knebſberger ſein ſchdad's Drapp'l; ſteckt ſi ſein Gſundheidspfeiferl von Kronawetholz in's Gſicht eini, und fe͡ahrt nåcha wida mid dö Händ in d'Rogſäck; denn da Wind ſchneid't gånz mordiåniſch iba d'Berg ibra, und mi'n Vaköldinga is koañ Gſchboas nid z'måch'n. Hint'n nåch gehd da Franz'l mid da Reſ'l. Red'n doan's nid viel um an Graiza; åba d'kloan' Finga håm's zſåmaghag'lt, und ſo lait'ns mid dö Händ, damid eaʳna dö Zeid vagehd. D'Augna låſſ'n a nid feia͡ʳn, das an iaʳda Blick woas, wo-r-a hiſtzield, bis eaʳna d'Finſta 's G'ſchbül vadia͡ʳbt. Iba-r-a Wail åba wird's ſchon wida lia͡cht und da Moñſcheiñ legt ſi ſo fraindli auf d'Berg und auf d'Weingart'n, das ma moand, ma kinnt'n greif'n. Wån's nid ſo kåld war, und wån nid imʳamål ån Weg, aus dö Grabma, no a hibſchi Verzien Schnee füragukad, ma glaubad frei, 's is a Suma-Nåcht. D'Neſ'l huſcherlt a ſcheñ, und da Franz'l ſelba nimd ſi nua da Schånd hålba zåm, das maʳ ea'm nid voarwerf'n kåñ, — es zåd'n bei ſein' Schåz gfeurn. Zu'n dabråg'n is's juſt a no!

„I biñ, meina Seel froh, das ma dahambd'n ſan," red't daʳ åldi Knobſberger zruck, „auf den's ſcheñ völli vageſſ'n håm; — wån unſa Mariandl kein' Blauſch bei'n Nåchba gfund'n håd, da wird îʳ haida nid ſcheñ ent'riſch worn ſeiñ. Sie ſiachd a ſo ållawail in an îaʳdn Håndwerksbur'ch'n, der fecht'n kumd, an Rauba! Nåñ îazt håm ma's båld dalöſ't!"

Dawail a ſo red't, kuman's ån Fraidhof umi, zu'n Gmåñwirtshaus. Hållå! Då is a Lärma und a Gſang drinad, åls wöllt'n's den ſchdad'n Voik aum Fraidhof daneb'n mid Fleis dö Zend lång måch'n. Båld herd maʳ an Griaglbeckl zuaſchnåpp'n; båld wiaʳ oana ſein' Dreſſkini au'm Diſch nidahaud, das ma glaubt, d'Finga muaſſ'n nåchgehñ; båld an Juchaza, båld an „Schnipfa-dbaʳ an „Diaʳb“, oda, wås båld gråd da Rauſch aus eaʳna red't, kuaʳzum, 's g'hört a gwåldigi Natur dazua, wån a Kamp'l, wia da Knobfberger, z'trutz ſein' weiß'n Schibl'n, no is, voarbei gehñ ſol, ohni auf a Maß'l Grebeld'n einz'fåln. Eaʳ dad's a, moan i, bitai nid, wån a ſi nid ſo an kloan' Nåchdaucha no auf' daheam aufg'heb't häd.

„Nåñ, Mariand'l, håd uns neaʳmſt nix einadrång'n?“ red't da Knobfberger, d'Åldi åñ, dö eaʳm, wail's ſchoñ mid Schmerz'n ån's Nåchba ſein' Fenſta gwårt't håd, juſt aus'n Schmidhaus entgeg'n kumd. — „„Nåñ åba koan' kloan' Schreck'n, antwurt's eaʳm, håb i weida do nid ausgſchdånd'n!? — J ſitz drent ån Fenſtaʳ, und hilf da Kadl Federn ſchleiß'n; — da is's maʳ auf amål, ålſ hörad i unſa Hausdiar knåraz'n. J und d'Kadl mir ſpringan glei ibri; ſchau'n in d'Kåmer eini; ſu͡aʳch'n d'Kuch'l aus; ſteig'n auf d'Bodenſti͡ag'n; keaʳn 'n gånz'n Hof, midſåmt'n Schweiñſtål und 'n Ståbl, um' und genga durch'n Gråsgårt'n, zu'n hintan Zauñ widaʳ auſſa; åba nindaſchd we͡ar nix g'ſeg'n, und åll'n zwe͡an is uns a kålda Schauderʳ - iban Bug'l gloff'n. I ſåg båld ållawail, wån's nid do we͡aʳ gweſt is, ſo håd ſi we͡aʳ añgmeld't!«

»Warum nid go͡ar an Rauſch! Mariandl, — tröſt's daʳ Åldi und vazi͡agd's Maul zu'n an Schmutza, — noñ, und war's åm End gråd aus, wån ſi da Mariandl i͡aʳ miſelſichtiga Wöda, da rebi Sepp'l, der unſa'n Fi͡aʳſcht'n ſeiñ Leibgutſchaʳ is, añgmeld't håd's! So an Åñmeldtn håd kein Gwicht! — Åba låß ſi d'Mariandl koañ grab's Hear nid wåchſ'n! Bring's uns li͡aba wås fi͡aʳ d'Gurg'l aus daʳ Ofahöl'n fira! I wi͡aʳ håld ſchreckli dua͡ʳſchti in Gebñ. — He! Franzl — Reſ'l! Seid's ös añg'wåchſ'n? — Håd eng d'Li͡ab zu leibhåftinga Daubſchdumerln gmåcht? — Wån i nu͡aʳ o͡añ Wirt'l ghörd häd au'm gånz'n Weg ibra! — Måcht's eng brad, Schwigaſuñ! Du͡aʳd's, åls wån's daho͡am wart's! — Hatz e͡aʳm do eiñ, Reſ'l! — Leg nåch a biß'l! — 's jungi Volk mu͡as luſti ſeiñ; — nid 'n Nibf hänga låſſ'n, wiaʳ a zipfadi Henn! — Fir'n Franz'l wi͡aʳds feiradi Bett grecht'lt, Mariand'l — und a Gri͡ag'l ſtell's e͡aʳm zu͡a Bu͡aʳſorg hiñ, wån e͡aʳm eppa trama dad, das 'n durſcht! So!« —

Gſcheg'n is's! — J͡azt zi͡ag'n's e͡aʳnari Röck, und d'Reſ'l 's Schbenſerl aus, und ſetz'n ſi uma'n Diſch hear, und ruck'nan ſo̊lang, bis aʳ au'm knopfad'n Bod'n gråd ſtehd. Mitt'n auf da Blått'n ſtehd a meſſingana Laichta mid ana friſch ånzundtna Schu͡aſtakirtz'n und daneb'n a weiß's Weiñgri͡agl mid gro̊ßi blåbi Bl͡eameln und an zinanen Deckl, wo's Knobſberger ſeiñ Nåm drauf eiñgſchnid'n is. D'Mariandl hockt auf daʳ Ofabång und nåbfazt. Daʳ Åldi blempert, ſo lång's gehñ wil; d'Reſ'l lahnt au'm Diſch; måchd an dobelt'n Limel' und ſchaud ins Lia͡chd eini, ob ia͡ʳ nid a Schreib'n zuaſchdebd, oda ſunſt wås b'ſundas; da Franzl åba ſchaud's ån und ſchdreckt in oana Wagnia͡genheid d'Fuaß aus, daß's auf daʳ ånda'' Seit'n von Diſch wida firaguck'n. D'Kirtz'n brind gånz dumper; denn auf's Schnaiz'n denkt koan's nid, wån gleiwölſt da Boz'n ſchon Damlång is.

Auf åmal, wia͡ d'Reſ'l ſo einiſchaud in d'Flåm, und dös Ding åbabrind, das d'Kirtz'n ſchon ibaʳ und ibaʳ årind, biobåchd's as erſcht und ſchreid, wärad's aufs Våda ſein' Då'chnfaid'l ibrigſengd: „Siachſtas! A Rauba!“

Dös z'ſchrei'n, und a Kråcha, dås ma gmoand håd, d'Bettſtåd gehd aus'n Lam, — is oan's gweſt. Heaʳgåd nu åmal, — då ſchau'n's åbaʳ ånanda ſchon a wia͡ d'Nanerln ån, und wiſſ'n nid, wås's denka ſoll'n. — „Våda,“ ſchreid d'Reſ'l, und draud ſi nid umz'ſchau'n!

„D'Mariandl feahrd a in d'Höch, und bizaubt'r baſfeſt, ſi håd no gſeg'n, wia͡ ſi 's Bett a wingerl g'heb't håd, — ſi kinnt a Jurament drauf åleg'n!

„Noñ dära Håck'n wern ma ſchoñ no an Stiel ſind'n, moand da Franzl, den mid oan d'Kuraſchi in ålli Gli͡ada gfoahrn is; nimd d'Ofagab'l, dö gråd bei da Di͡aʳ lahnd; buckt ſi auf d'Erd åbi und bit't 'n Knobſberga, das aʳ eaʳm laicht'n möchd! „Is's wås da wil, dös Kråch'n kinnt maʳ amål nid braucha!“

Eaʳ ſtupft und ſti͡aʳd unta's Bett hintri; s wi͡aʳd eaʳm ſelba völli entriſch z'Mu͡ad, — „Vådaʳ — i gʳchbi͡ar wås wag's, ſo wåahr i leb!“ — Wida ſtupft a, — a bißl ſtirka, — weida hintri; — i͡aʳzt håd's droff'n, — no a Megaza, und unta'n Bett ſchaud a Kobf fira, das eaʳna Ålln völli 's Hör'n und Seg'n vagehñ möchd! — ſo dakäman's. —

„Håma di, Vog'l, ſågd da Franzl und båckt'n Keaʳl bei'n Krå͡g'n, dås a nid pfnofaz'n kån — håma di — noñ kum nuaʳ dawail in's Gmañwirtshaus, da wi͡aʳd da da Schörg ſcheñ ſåg'n, wo ma's Bettakri͡ach'n le͡aʳna kåñ!“

Mid ålla Bu͡arʳſichd z͡aʳn's 'n auffi ins Wirtshaus, und håm's a glei auf da Stell, das's wirkli a Rauba wo͡ar, de͡aʳ ſie in's Haus einigſchlich'n had. Wi͡aʳ's d'Mariandl åba gmirkt und wi͡aʳs nåchgſchaud håd, is a hinta's Bett gſchloff'n und håd då wårt'n wel'n, bis Ållas ſchno͡archd. — D'Reſ'l aͤba mid i͡aʳn añfältinga G'ſchra iban Rauba, den d'Kirz'n kri͡agt håd, is eigantli d'Urſåch gweſt, das a gme͡and had, ſi häd'n bimirkt und i͡aʳ G'ſchra war e͡aʳm åñgånga.

So is ofd a dålgada Glez'n d'Urſaͤch von an groß'n Glick. De͡aʳ Rauba häd kinaʳ Ålli umbringa; — i͡azt åba leb'ns no, und da Franzl håd mid ſein' Weiberl, mid da Reſ'l, 's Gmañwirtshaus in Båchd gnuma, und we͡a an guad'n Greb'ld'n wil, de͡aʳf drebnad nu͡aʳ ſein' Zwanz'ga nid åñſchau'n. — ſo håbaʳ a Maß'l, und waͤs a midʳ an Maßl håd, wi͡aʳ's a ſcheñ au'm Heamweg gſchbi͡aʳn.

# Wort-Erklärungen.

## A å.

åba, åwa, herab.

åbå, åwi, hiñab, herab

Åd'n, Athem.

ållawerg, allenthalben, überall

Åmaſſ'n, Ameiſe.

åndas, ander's, Beiwort.

åndaſchd, anders, Nebenwort

åñmeld'n, anmelden (von einem Verſtorbenen).

a$^r$, e͡a$^r$ — er.

åriña, abrinnen

Årbad, Arbeit

aufſchbern, aufſperren

auslift'n, auslüften.

auſſa, heraus

# B.

Båchd, Pacht

Bamerl, Bäumchen.

Bamhack'l, auch Holzbräñl, Baumhacker (picus major).

bañfeſt, beinfeſt (feſt wie Bein).

båp'n, kleben, heften, ſetzen.

benz'n, ausſchelten, tadeln.

b'fiart'n, behüten, Abſchied nehmen.

bihaupt'n, behaupten.

bilai, bei Leibe, gewiß

biobåcht'n, beobachten

birſcht'n, ſtark trinken.

biſſi, biſſig.

blåb, blau

bivoar, vorher.

Blått'n, Platte.

Blauſch, Plauderei, Geſpräch.

blauſch'n, plaudern, ſchwatzen.

Bleamel, Blümchen.

blempern, trinken.

bomali, langſam.

Boz'n, der lange, abgebrannte Docht einer Kerze; das Samengehäuſe einer Frucht.

Breis, Preis.

briaf'd, geprüft.

Buchhackerl (Åkram) die Frucht des Buchbaum's, Bucheichel, Buchnuß (glans fagea).

buff'n, dumpf knallen (auch ſchlagen).

bumpfaſt, wohlgenährt.

buſſ'n, küſſen.

## D.

da-, als Vorſylbe dem er- entſprechend (daſtech'n, erſtechen ꝛc.).

dahambd'n, daboam (daheim), zu Hauſe.

Daiba$^{r}$l, Täubchen.

datöma, erſchrecken.

dålgad, einfältig, dumm.

damlång, nur ſo lang, als der Daumen.

Dånabam, Tanne.

dâ$^r$, da, der (Geſchlechtswort); de͡a$^r$, der (Fürwort).

Dåſch'nfaid'l, Taſchenmeſſer.

Di͡a$^r$, Thür.

di͡arſcht'n, dürſten.

Dickſched'l, Dickkopf, eigenſinniger Menſch.

de͡añ, dañ, duan, thun.

Drapp'l, Trab, Schritt.

Dreffkini, Treffkönig.

driabſini, trübſinnig, traurig.

Driabſål blåſ'n, (Trübſal blaſen), traurig ſein.

Drimel, Trümmchen, ein kleines Stück.

drebnad, oben, in der Höhe.

dumeln, tummeln, beeilen.

dumper, dumpf, dunkel.

durſ't, geturſt, geſtickt.

## E.

ea$^{r}$, er.

ea$^{r}$m, ihm.

ea$^{r}$na, ihnen, ihr.

Ea$^{r}$ndåg, Hochzeittag.

eiſa$^{r}$n, eiferſüchtig ſein.

ent'n, dieſſeit, herüben.

ent'riſch, ängſtlich, bang, unheimlich.

eppa, etwa, vielleicht.

Erpablia$^{r}$ln, Blüten der Erdbeeren (fragaria vesca).

## F.

Faia, Feuer.

fecht'n, betteln.

feiern, zu arbeiten aufhören.

feirad, leerſtehend zum beliebigen Gebrauche.

fiara, hervor, heraus.

foahr'n, fahren.

Fraind, Anverwandter; das Wort Freund in der ſympathetiſchen Bedeutung kennt der Bauer nicht; er erſetzt es durch Gſchbåñ (Geſpann), Schbezi, (Spezial) ꝛc.

frei, eben, in der That.

## G.

Gånauſa, Gänſerich, das Männchen von einer Gans.

Geia, Geier (falco ater).

Gift, Aerger, Verdruß.

Gimp'l (loxia pyrrhula).

glånzad, glänzend.

G'lait, Geläute.

gleiwölß, gleiwól, gleichwohl, gleichfalls.

glenga, glånga, nach etwas langen, etwas erreichen.

Glez'n, eine unbedeutende Sache (gedörrtes Obſt).

z'Gni͡aʳg'n, zur Genüge.

gniaʳg'n, genügen.

grab, grau.

grai'n, gereuen.

Graiſt'a, das Kreiſſen.

Graiza, Kreuzer.

Grebeld'r, aus den abgelöſ'ten (abgerebelten) Weinbeeren gewonnener Wein.

grecht'ln, vorbereiten.

greina, zanken, ausſchelten.

Gri͡ag'l, ein kleiner Krug.

Grill'n fånga, ſich mit eitlen Gedanken abquälen.

Grund'l, Gründling, Schmerl, ein kleiner Fiſch (cobitis barbatula).

Gſchamikeid, Verſchämtheit.

gſchbi͡a$^{r}$n, ſpüren, gewahr werden, empfinden.

gſchbåſta, etwas merken, ahnen.

Gſchbo͡as, Spaß.

Gſu͡a$^{r}$, G'ſums, Geſumſe.

Guga, der Kukuk (Cuculus canorus. Lin.).

Gvåda, Gevatter.

Gvàdamån, Gevattersmann.

gwandt'n, ſich kleiden.

## H.

hadſchad, hinkend.

Hämad, Hemd.

Hålda, Viehhirt.

Hallodri, Flattergeiſt.

hanti, bitter.

hazen, eiñhazen, einheizen, anfeuern.

Heanraug'n, (Hühneraugen), Leichdörner.

helling, ån helling Zeid'n, ſelten.

herent, herüben.

hiñfür, vornhin, voran.

hock'n, zuſammengekauert ſizen.

Humel, Hummel (apis terrestris), eine Art dicker, haarichter Bienen.

huſcherin, frieren.
huſſ'n, åſthuſſ'n, aufhuſſ'n, — hetzen.

### J.

Janka$^r$, Jacke.
J͡a$^r$bſchduk. Erbſtück
J͡a$^r$m'l, Ermel.
i͡a$^r$da, i͡a$^r$di, i͡a$^r$d's, jeder, jede, jedes.
i͡a$^r$zt, jetzt.
iba, über.
Ibamu͡ad, Uebermuth.
ibaſchi, überflüſſig.
ibra, herüber.
ibrabi͡ag'n, herüberbiegen.
ibri, hinüber.
ibriſchid'n, hinüberſchütten, austrinken.
imm$^r$amål, immer ein Mal, dann und wann.

**kaff'n,** kaufen.

**Kamp'l,** eigentlich Kamm; im übertragenen Sinn: ein lebensluſtiger Kumpan.

**Kaſt'l,** Käſtchen.

**Ki͡awad,** Kuhweide.

**Kini,** König.

**Kiridå,** Kirchtag, Kirchmeß.

**Kirper,** Körper.

**Kirz'n,** Kerze.

**klåg'n,** (o͡an') gerichtlich belangen.

**kle͡anbaßlad,** kleinbeinicht, zart.

**khåraz'n,** knarren.

**knopfad,** knorpelicht, uneben.

**Kog'l,** Berggrat, Bergrücken, (z. B. Eichkog'l, Herrmannskog'l ꝛc.).

**Kråg'n,** Hals, Kragen.

**kri͡ag'n,** bekommen, i gri͡achad, ich bekäme.

**Kronawetholz,** Wachholder (juniperus communis), woraus kleine Pfeifen (Naſenrauckerl'n.

Naſenräucher), aus denen zu rauchen der Bruſt zuträglich ſein ſoll, verfertigt werden.

## L.

Lab, Laub.

Labfroſch, Laubfroſch (rana arborea).

lahna, lehnen.

lai'n, leiden.

leibhåfti, leibhaftig.

Lieſ'l, Liſe, hier der Name einer Wieſe. Man pflegt in Oeſterreich einzelnen Grundſtücken beſondere, gewöhnlich auf Lokalverhältniſſe gegründete, Beinamen zu geben.

liſti, lüſtig, ſchnell.

loſ'n, zuhorchen, aufmerken.

## M.

mah'n, mähen.

Mån (ſi an'), trink'n, ſich einen Rauſch trinken.

**månigsmål**, manchmal.

**Maz**, Geſtrippe, junger Waldanflug.

**Megaza**, dumpfer Schrei.

**Mi͡a$^{r}$**, Mühe.

**miſ'lſichdi**, kränklich, lungenſüchtig (leprosus).

**mo͡ana**, meinen.

**mu͡ardiåniſch**, mörderiſch, ſehr heftig.

**muring**, morgen.

**Mo͡ahm**, **Mahm**, Muhme.

## N.

**nåbfaz'n**, ſchläfrig nicken.

**nåcha**, hernach.

**Nåchdaucha**, (Nachtauchen) Zugabe.

**Nagl**, die Neige.

**Nanerl**, Nanette, wi͡a$^{r}$ a Nanerl ſchau'n, betroffen (verſchüchtert) dreinſeh'n.

**'n Nibf hänga laſſ'n**, traurig ſein; (Nibf oder Zibf, (Pips) eigentlich eine Krankheit der Hühner).

Nimaſått, Unerſättlicher, eigentlich der Pelikan pelecanus onocrotalus).

nindaſchd, nirgend.

### O.

o͡anzig, einzig.

o͡ans, eins.

O͡arm, Arm.

oed, öd, wüſt, widerlich, langweilig.

Oelabog'n, Ellenbogen.

Ofahöl'n, Ofenhöle, die Vertiefung um den Ofen.

### P.

pfnofaz'n, athmen.

pfnot'n, übellaunig ſein.

pfuchaz'n, verſtohlen lachen.

### R.

Reidaregiment, Reiter-Regiment.

Rauba, ein Räuber; ein herabhangendes Stück Docht, welches den Talg abrinnen macht.

röhr'n, aus Leibeskräften weinen oder schreien

rånz'n, sich ranzen, dehnen, strecken

ria$^r$n, rühren.

Riß, Schopfreiße (Schulstrafe).

Ruar, Rohr.

ruawi, ruhig, still.

## S.

Sam, Saum.

Sapadibir, ein Empfindungswort des Aergers.

Saufink, Mistfink, Bergfink, Nikowitz (fringilla montifringilla).

Schbiagl, Spiegel, Abglanz.

Schdåglschnåll'n, Stahlschnalle.

Schbenserl, Frauen-Jacke.

Schbülmån, ein Wirthshausgeiger.

schbeiff'n, halsstörrig sein, etwas erzwingen wollen.

schdia$^r$n, stieren.

Schdia$^r$n, Stirn.

schdia$^r$ka, stärker.

ſchdia$^r$z'n gehñ, hinter die Schule gehen.

ſchdraib'n, ſträuben.

ſchdupf'n, ſtoßen.

ſchia$^r$nglad, ſchielend.

ſchirig'ln, ärgern.

ſchiab'n (ſi), fortgehen.

Schib'l, Haarbüſchel, Haar.

ſchleiß'n, Federn ſchleißen, die Fahne der Federn vom Kiel ablöſen.

ſchlia$^r$f'n, ſchliefen (ſchlüpfen).

ſchnab'ln, ſchnäbeln, küſſen.

a Schneid h$\overset{o}{a}$m, Luſt (Muth) haben.

Schmoa$^r$n, eigentlich eine Mehlſpeiſe, im übertragenen Sinn: eine Kleinigkeit, — ea$^r$ l$\overset{o}{a}$ßd ma$^r$ an Schmoa$^r$n, er läßt mir nichts.

ſchmuz'n, lächeln, Schmuza, Lächeln.

ſchdreidi, ſtrittig, unruhig, widerſpänſtig.

ſchwam'ln, ſchwanken.

Schw$\overset{o}{a}$lm, Schwalbe (hirundo rustica).

ſchw$\overset{o}{a}$na, ahnen.

Schuaſtakirz'n, die ſchlechteſte Gattung Unſchlittkerzen.

ſiachſt a's, ſiehſt du es.

ſida, ſeit.

Stigliz, Diſtelfink, Goldfink (fringilla carduelis).

Suñ, da Suñ, der Sohn, dö (d') Sun, die Sonne

## V.

va, als Vorſylbe dem ver= entſprechend (vazwickt), verzwickt, varaiſſ'n, verreiſſ'n ꝛc.

Vagniagenheit, Vergnügtſein, Vergnügtheit

Vaköldinga, Erkältung.

Veigerl, Veilchen (viola martia)

Vuarſicht, Vorſicht

## W.

wach, weich.

wåch, wach.

Wåchtl, Wachtel (tetrao coturnix).

wåg'ln, wanken.

Waiñnacht, Weihnacht.

wåmpat, fett.

wărad, während.

Wiag'n, Wiege.

Wirtl, Wörtchen.

Wix kriag'n, Prügel bekommen.

wab'n, weben.

Wuzerl, kleines Kind.

## Z.

Zacha$^r$n, Zöcha$^r$n (Zähren) Thränen.

Zaitſa$^r$l, Zeiſchen kleiner Vogel, (fringilla spinus).

za$^r$n, zerren.

zauſad, zauſig, zerrauft.

ziag'n, ziehen.

zia$^r$na, zürnen.

zimpāʳli, verſchämt.

zipfad, zärtlich.

zunerſcht, zuerſt.

z'ſåmaglånga, zuſammengelangen, mit den Händen ſich berühren.

zſåmagwirt, aufgedonnert, geputzt.

z'trågn (ſi), in einen Zank gerathen, ſich überwerfen.

z'weg'n we? warum?

Zwoanz'ga, Zwanziger (Silbergeldſtück)

# Inhalt

Seite
Vorwort . III
Zeichen-Erklärung . IX
Widmung . XI

## Flinserln (Erſcht's Hundad.)

Baiſahr's Zaig 5

## Zuawåg

1) Dà Dickſchedl 41
2) Wåldgſang'l 44
3) Z'ſchbåd und z'frua 50
4) 's Blinzeln . 53
5) Heiri Maad 54
6) 's Aufſtehn an Sunda 57
7) Schiffagſang'l 60
8) D'beſt Manir 62
Da Rauba. A gſchbaſſi Gſchicht'l . 65
Wort-Erklärung . 67

# Flinſerln.

Oeſt'reichiſchi
G'ſtanz'ln, G'ſang'ln und G'ſchicht'ln.

Von

**Johann Gabriel Seidl.**

Zweites Heft.

Wien.
Gedruckt bei J. P. Sollinger.
1829.

„Geh, mǎch do wås G'ſcheitas,
„Åls Līad'ln für's Lånd!“
So håd mi vawichſa'
A Mådzeba g'måhnd!

Schaud's, tuad's ma nid Unrecht,
Os ernſthåft'n Laid!
I moan håld, wås's Herz erfraid,
Dös is a g'ſcheid.

Und Herz'n, — dös woaß i, —
Håm d' Flinſerln erfraid:
Deſtweg'n ſchlåg i no oañ.
Os ernſthåft'n Laid!

# Vorwort.

Mit inniger Freude muß ich geſtehen, daß die Erwartung, die ich bei Herausgabe des erſten Heftes meiner öſterreich'ſchen Lieder hegte, weit übertroffen wurde. Nicht nur die Stimme der Kritik ſprach ſich äußerſt vortheilhaft dafür aus, ſondern auch, was mir noch mehr gilt, die allgemeine Stimme aller Liebhaber volksthümlichen Ideen-Ausdruckes. Leute, die aus der Ferne kamen, begrüßten mich mit meinen G'ſtanz'ln, und kleine Kinder ſelbſt empfingen mich, wenn mich die Aeltern ihnen unter meinem Namen verführten, mit einem G'ſtanz'l. Soll mich das nicht freuen? Oder ſoll ich's der Welt nicht ſagen, daß mich's freut, zumahl, da ich zu anſpruchlos war, um es nur zu hoffen? Mußte mich das nicht zur Fortſetzung eines Werkchens aufmuntern, das mir zu ſo vielen, vorher mir fremden, Herzen den Weg gebahnt hat, und ihn mit der Zeit vielleicht auch meinen übrigen Liedern dadurch bahnen dürfte?

So viel gleichſam zur Entſchuldigung dieſes zweiten Heftes, denn entſchuldigen mußt' ich es ja doch, indem ich auch mit meinen eigenen Ohren hinwieder Stimmen hörte, die das Ding ganz anders nahmen. — »O öſterreich'ſche Literatur! Harfeniſten-Lieder ſind deine Lyrik!" — »Es iſt traurig, lieber Freund, daß Sie ſich zu ſolchen Kleinigkeiten herabſtimmen müſſen! — „Vergeſſen Sie auf das Würdige nicht!" — „Sie werden ſich Ihr ganzes Deutſch verderben!" — „Was iſt es auch, ſolche Dinger macht man nach der Elle!" — „Das hätte der Eipeldauer auch gekannt, wenn ihm die verzwickte Schreibart nicht zu dumm geweſen wäre!" ꝛc. ꝛc., und hundert ſolche Aeußerungen mußt' ich mit anhören, und mit in Erwägung bringen, denn ſie kommen ja doch auch von Männern, welche einmal Deutſch gelernt haben; welche an allen Zeitungtagen alle Zeitungen durchblättern; welche alle Bühnen beſuchen; im Sommer arkadiſch leben und bäueriſch reden; ſchöne Kleider, zum Theile Geld beſitzen, vor Allem mein Büchlein gekauft, und mithin alſo die vollſten Anſprüche erworben haben, für kompetente Richter zu gelten.

In der Schreibart hab' ich in dieſem Hefte keine weſentlichen Veränderungen getroffen, wiewohl ich ſie hätte treffen können, da, bei einer zu hoffenden zweiten Auflage des erſten Heftes, der Ortografie des letzteren leicht nachzuhelfen wäre. Man hat mir, trotz meines Strebens nach möglichſter Vereinfachung der Schreibart, dennoch Ueberladung zum Vorwurfe gemacht, und mir verſchiedene Auswege angegeben, die aber alle nichts Anderes beweiſen, als daß die Herren Rathgeber ſelbſt den praktiſchen Weg noch nicht gewandelt ſeien. Ich wär' ihrem Rathe vom Herzen gerne gefolgt; habe nachgedacht; habe die beſtens mir an's Herz gelegten Eipeldauer-Briefe hergenommen; habe Hebel's, ohne alle Bezeichnung geſchriebenen, alemanniſchen Gedichte durchprüft, — und mußte doch das zweite Heft ſo ſchreiben, wie das erſte. Die Eipeldauer-Briefe, (abgeſehen, daß ihr Element mehr der gemeine Wiener-Dialekt iſt) ſind ſo ohne Konſequenz, ohne Anhalt, ohne Reflexion (weder auf Ausſprache, noch auf Abſtammung, deren eines doch zur Baſis dienen muß) zuſammengeſchrieben, daß, öſterreich'ſche Gedichte ſo ſchreiben, nicht fehlen, ſondern im Fehler beharren hieße. Der alemanniſche Dialekt enthält mehr Kehl- und Gaumenlaute, welche der Bezeichnung faſt ganz entrathen können, während Naſen-Laute ohne eine ſolche nicht als ſchreibbar gedacht werden können. Ueberhaupt ließe ſich hierüber ſo Vieles ſagen, daß ich es mir auf einen gelegeneren Ort ſpare, meine Anſichten darüber umſtändlicher auszuſprechen.

Und ſomit empfehl' ich das zweite Heft allen jenen Herzen herzlich, denen das erſte liebgeworden iſt.

Wien, im Weinmond 1826.

Fi͡a'n

## F. X. Told

und

## Josef Adalbert Gschladt,

åls a klo͡añs Åñdeng'n

---

So! — då håbt's a's! — Oda ſoll i

Leicht wås ſchwabeln, lång und brad?

Wi͡a ma's leſ't in g'lehrdi Bü͡acha,

Recht vawurſtelt und vabrabd?

Nañ! Biwo͡ahr mi God! I moan håld,
Wem i wås von Herz'n ſcheng,
Der wird, — wån i a nix drauffſchreib, —
Gleiwelſt wiſſ'n, wås i deng!

# Zeichen-Erklärung.

⌒ verbindet in der Ausſprache zwei oder mehre Selbſtlaute, die ſonſt keinen Doppel- oder Dreilaut bilden, wie: e͡a, i͡a, oa, ua ꝛc.

‾ ſteht über dem n, wenn es einem Selbſt- oder Doppellaute folgt, und gibt der Sylbe einen dumpfen, abgekappten Naſenton, wie: ſein̄, gehn̄, laun̄lab ꝛc.

$\overset{o}{a}$ klingt, wie das engliſche, tiefe a, und bezeichnet den Mittelton zwiſchen a und o. — F$\overset{o}{a}$bel, bl$\overset{o}{a}$b ꝛc. (Jedes a ohne Bezeichnung klingt hell.) Fabeln, Straf ꝛc.

$^n$ und $^r$ über der Linie, einem Doppellaut an die Seite geſchrieben, klingen kaum merkbar vor; als Uebergangslaute vom Endſelbſtlaut eines Wortes zum Anfangſelbſtlaut eines andern hört man ſie deutlich.

ſp, ſt, klingen, (ſelbſt im Hochdeutſchen bisweilen) wie: ſchb, ſchp, ſchd, ſcht, ich habe daher die frühere Andeutung des Ziſchlautes, als unnütz, in dieſem Hefte weggelaſſen.

' der Apoſtrof, bezeichnet nicht nur das herausgeſtoßene e (g'ham, G'ſang'l) ſondern auch weggelaſſene Fall-Endungen (koan', keinen; ſein', ſeinen), oder einen herausgeworfenen Mitlaut (mi'n, ſtatt mid'n; lai'n, ſtatt laid'n) ꝛc.

# Flinserln.

(Zweit's Hundad.)

## Landlig's.

In's Freii, ös Laid'in,
In' Frei'n, då is's ſchöñ,
Då wird eng ſchoñ 's Pfnot'n
Und 's Brod'in vagehñ.

Duad's Kuâ treib'n mi'n Hålda,
Mi'n Jaga duad's jåg'n,
Und 'n Schifmañ um's Waſſerl,
Und Windfeia$^{r}$n fråg'n.

D'Weld müaſſt's eng feiñ åñſchaun,
Um's Dea$^{r}$nd'l feiñ werb'n,
Und wo zwoa Baliabti ſan,
Måcht's nid viel Lärm!

# Auf da Wies'n.

1.

In d' Lüft g'hörd a Vögerl,
In' Båch g'hörd a Fiſch:
Und da Menſch g'hörd in's Freii,
Då wird a$^{r}$ erſt friſch.

2.

Wån a Fürſt ſågad: „Tauſch' ma!“
I b'ſinad mi ſchi͡ar:
I woaß, wås i bin̄,
Åba nid, wås i wi͡ar!

3.

Wo's Erdreich nid hoart is,
Si͡acht ma's höchſti Gråſ ſteh'n̄,
Und wån's Herzerl recht zoart is,
Wåchſt d' Li͡ab erſt recht ſchön̄.

4.

Schau, — d' Himelſchlüſſ'ln ſpirn dort auf
Zīaʳn luſtinga Sunaſcheiñ;
D ſelm miāřk'n d' Glöckerln a falei
Und lait'n 'n Auswerz eiñ!

5.

Jn Auswerz is's luſti,
Jn Auswerz is's guad;
Daͤ haͤd d' Weld a greañ's Gload,
Und an himelblaͦb'n Huad!

6.

Schau, d'Sun is ſo fraindli, Kind!
D'Weld is ſo g'ring,
Und ſo ſei do nid truzigaʳ,
Als an ſāʳd's Ding!

7.

Und mågſt gråd nid buſſ'ln,
No ſo låß' ma's båld weg;
Åba måch do deiñ Maul auf,
Und dudel' an Fleg.

8.

Jå, dud'l" ma — 's Dudeln
G'hörd a mid zu'n Leb'n!
Des kinnt gear koañ' paſſadas
Bild dafür geb'n!

9.

Båld hoch, und båld nĩada,
Båld laud, und båld ſtad,
Båld kloar, und båld grĩaſlad,
Båld gråd, båld vadeahd.

10.

Und moañd ma, ma war iãzt
Ån' Dackt amål g'wöhnd,
So gehd eam da$^{r}$ Åd'n aus,
Und's Lĩad håd a$^{n}$ End.

11.

Wĩa schöñ haiñd d'Luft lachelt,
Dö blåbi, reini!
Haiñd siãcht ma$^{r}$ 'n Himel
In d' Augerln eini!

12.

Wån d' Weld haiñd a Birſcherl war,
Oda$^{r}$ a Dirn,
Haiñd hålſad i s, bis a mi
Nima kinnt ruahr'n!

13.

In' Wåld schreid meiñ Deaʳnd'l:
„Såg, liabd mi meiñ Bui?"
Da Wåld håd's daråd'n,
Und åntwurt't ihr: — „Ui!"

14.

In' Wåld schreid meiñ Deaʳnd'l,
„Såg, — måg mi meiñ Bui?" —
Da Wåld kåñ französisch,
Und åntwurt't ihr: — „Wui!"

15.

D'Berg håm koañ Lump'l nid,
D'Berg håm koañ Herz,
Gleiwölst dawidan's oam
D'Fraid und 'n Schmerz!

D'Laid håm a Lump'l,
Und d'Laid håm a Herz;
Gleiwölſt dawidan's
Koan Fraid und koan' Schmerz.

16.

Drobmad auf da$^r$ Ålm, då lait'n's;
Drunt in Dål is's maiſerlſtill. —
Is's drunt ſtill, weil's drobmad lait'n?
Lait'n's drobmad, weil's drunt ſtill?

17.

Wån's drobmad ſo lait'n,
Wån's drunt'n ſo ſtill is,
Då wird ma ſo bång,
Daß ma's Herzerl z'viel is!

18.

Då blüahd a ſchön's Veigerl
Und glei daneb'n no o͡an's;
Entweda brock ålli zwo͡a,
Oda go͡ar ko͡an's!

19.

Herent is meiñ Åcka,
Meiñ Haiſerl is drent;
Und i möcht wås, liab's De͡a$^{r}$ndal,
Mir waſſern dö Zähnt.

Und du wo͡aßt, wås i möcht',
Und du kennſt meiñ Gebid:
Åba wån's d' ma's nid ſo vaſprichſt,
Såg'n du͡a$^{r}$ i's nid!

20.

Juhessa! Mein Schåzerl,
Geh dudel und låch!
Für d'luſtinga Laid
Gibt's a$^n$ eanzigi Språch!

Gibt's a$^n$ eanzig's kleans Wört'l,
Und des hoaßt: Juhhe!
Und a$^n$ eanzigi Ausnåhm,
Und dö hoaßt: Au weh!

21.

Is's nid, wån durch d'Berg so kloar
D'Luft fürablickt,
Als wär' s' e von Båpier,
Und ån' Himel ånbikt!

22.

Is dös a Hitz haiñd!
I ſåg's jå, mi håd's!
Au'm Kobf brend mi d'Sun,
Und auf's Herzerl meiñ Schåz!

23

Bua! 's ziag'n ſi Wolkna z'ſåm!
Wer'n glei a Wöda håm!
„Dirn! Låß's nur geh'ñ! — U meiñ, —
„Dös wird nid's lezti ſeyñ!"

24.

Wån's reg'nd, ſo wird's nåß
So is's båld amål:
Und wån ma valiabt is,
So håd ma ſeiñ Quål!

# Fur an Jaga.

25.

Håd i an schön's Bixerl,
Mid Li͡ab ladad i's,
Und schi͡aßad auf's Dea$^{r}$nd'l,
Dös treffad i gwis.

26.

Und wån i's nid treffad,
Schoñ's Straffen wär gnu͡a!
Wen d'Li͡ab amål g'strafft håd,
Mid den is's a zu͡a.

27.

Håd a Haserl woll'n schi͡aßa,
Håd ån's Dea$^{r}$nd'l denka mü͡assa:
Wår auf e͡añmål meiñ Pulva nåß,
I wo͡aß nid, — voñ wås!

28.

A Schitz, wi͡a ma'n ſuacha muaß,
Der biñ ſchoñ i!
I leg auf meiñ Deaʳnd'l ån,
Schi͡aß, — und trif mi.

29.

War d'Gred'l
A Reh'l
Und's Birſch'l
A Hirſch'l, —
Då war ſchier da gånzi Wåld
Voll Hirſchal'n båld!

30.

A Bixerl au'm Ruck'n,
An Ge͡amsbe͡art au'm Hu͡ad,
Und a Deaʳnd'l in' Herz'n,
Dös måcht e͡am ſchoñ Mu͡ad!

31.

Und kimad da Deixel
Haltd ſelbſt auf mi åñ:
I daſchlad'n z'ſåm,
Wiar an ålt'n Faſåñ.

32.

Und kimad meiñ Deaʳnd'l,
I nahm's uma'n Håls,
Und mir fehlad nix mehr,
Åbaʳ i fehlad All's.

33.

A Schitz, der valiabt is,
No der trifft ſchoñ wås:
Der ſchiaſſt auf an Goasbeg,
Und moand, 's wår a Hås.

34.

Daß a Jaga$^{r}$ a Blei håm muaß,
Dös is gånz g'wis,
Åba nid in da Tåſch'n,
In' Füaſſ'n håb i's!

35.

Kind, daß i oft G'ſichta ſchneid,
Is, wås di quäld?
Wån a Jaga koan' Schuß nid häd,
Dös war jå g'fehld!

36.

Es is gånz wås ag'n's,
Wån̄ ma d'Berg ålli kend,
Und an i͡a$^{r}$d'n glei liſti
Bei'n Spitznåma nend.

Ma$^r$ is nåcha nindaſcht
A åg'ſchied'ner Måñ,
Und 's gibt do koañ rechti Fraid
Ohni an G'ſpåñ!

37.

Wåñ ma$^r$ aufwåchſt, wåñ ma groß wird
Mid dē Bama$^r$ in' Wåld,
Nåcha g'wöhnd ma's, und kend ma's,
Und li͡abt ma's a håld.

Nåcha ziemd o͡am, ſö had'n
A Herz und a G'fühl,
Und es wiſſad a$^n$ i͡a$^r$da,
Recht gu͡ad, wås a will!

Drum beidl' i an Ä̊ſt oft,
Und meañ, 's is a Hånd, —
Und red' mid an Bam oft,
Ä̊ls häd a Våſtand!

38.

Wån der Bam a Zung'n häd,
Der kinnt eam wås ſåg'n!
's gånzi Darf gang, — me͡an i — her,
Daß's n kinnt biſråg'n.

Jå er brauchad go͡ar ko͡añ Språch,
Derffad, wåñ ma'n frågt,
Nur ſi beid'ln oda bi͡ag'n,
Und 's war a wås g'ſågt.

39.

Wiā durt der Åſt bog'n is!
Juſt, wåñ ma'n bitråcht't,
Åls war a für d'Spitzbuam
Zu'n Aufhänga g'måcht.

40.

G'herſchama Dea$^{r}$na! hängad ma
Då ålli Spitzbuam her,
Koan Bam in gånz'n Sprengel dad
Mehr Fricht'ln dråg'n — åls der.

41.

Wån i nid wiſſad, Hund, daß d' nur
A Hund biſt, und nid mehr,
I ſchwiarad drauf, du warſt a Menſch,
Haſt G'fühl für Trai und Ehr.

Und war von mann'gs an Menſch'n nid
A ſo a gwåldig's G'ſchra,
I moanad, — 's war a Hund, — und no
A recht zaun̄-fålſchaʳ a!

42.

Hain̄d bin i hålb fuchti, —
Hain̄d bin i hålb ſchiāʳch,
Und hain̄d belz' i Ållas z'ſåm,
Wås i nur kriāʳch.

43.

Du dålgadi Ledfaig'n!
Derfſt nid dakäma,
Duaʳ i glei meiñ ſchårfg'lad'ns
Bixerl nehma.

A Jaga wi͡a$^r$ i biñ,
Schi͡aßt unvadreſſa,
Åba derntweg'n håb i no
Koan Bog nid g'ſchoſſa!

44.

A Wåldhu$^r$n, wås hålld,
Und a Bixerl, wås-knålld,
Und an Schåz, der'n fein g'fraid,
San an Jaga ſeiñ Schneid!

45.

Ohni Wåldhu$^r$n is's trauri,
Ohni Bixerl is's lâ$^r$,
Und ohni Schåz wird o͡am's Herz
In da$^r$ Añſchicht ſo ſchwa$^r$!

46.

A Jaga$^{r}$ is traia$^{r}$,
Åls a$^{n}$ åndara Bua; —
Seiñ Umgång ſan — d'Bam,
Und ſeiñ G'ſellſchåft is — d'Rua!

47.

Und möcht'$^{r}$ a gern hoff'n: —
Då hoſſt ſi nid viel,
Då muaß i da trai bleib'n,
A wån i nid will.

48.

Drum is håld a Jaga
Da traiaſti Bua;
Åba glaub ma's, meiñ Dea$^{r}$nd'l,
Er kån nix davúa$^{r}$!

## Für an Schifmån̄.

49.

Gebd's, duad's eng auf d'Ruada
Recht auffilahna;
's is goar a zoach's Luada,
Dö åldi Dana.

50.

Bald is's wida gach,
Und båld ziagt's wida$^r$ aus,
Ås treibad's a Widawill'n
Wega voñ z'Haus.

51.

Båld lauft's, wia$^r$ a Band'l
Auf an ſchön, gråsgrean Gwand'l,
So rånk durch's ſchöni, greani
Oeſt'reicha=Land'l!

### 52.

Wiã d'Bam ån an Floß,
So ſan d'Laid auf da Weld:
Wån's z'ſâmbåld'n, duad's a's,
Wån's auslåſſa$^{r}$, is's g'fehld.

### 53.

Wås i ſchoñ für Laid håb
In d'Ståd åbibråcht!
Håd i ſo viel Dåla:
Meiñ Glück, dös war g'måcht!
Und war'n do Fiſch' ålli,
Dö auf mein' Schiff wår'n,
Då drunt in da Dana:
I dad nima foahr'n.
Då wurd i a Fiſcha$^{r}$,
Und nehmad a Wei,
Und mir treibad'n d'prachtigſti
Stogfiſcherei.

## 54.

Jatzt is's ibaſtånd'n,
Jatzt lenk' ma ſtad eiñ:
Iba's Wåſſa kañ ma kuma,
Jatzt geh'ñ maʳ iba'n Weiñ.

## 55.

Jatzt leg'n maʳ uns ſchlåffa;
Jatzt gehd's ſchoñ ſtad fort;
Au'm gånz'n Weg gibt's kä
Koan' g'fährlingaʳ Ort!

Vorån hålt't uns's Ruada',
Und 's Waſſerl von Grund,
Und trobmad da Himmel, —
Jatzt — Måna! — ſchlåft's g'ſund!

56.

Wîa d'Schiff nåch anånda
Bei'n Ufa dåſtenga;
Dö Dana greift ibra, —
Kåns nid daglenga!

57.

Ån dö Ruada nåſcht's Waſſerl,
Und ſirffelt in' Still'n;
Und d'Fiſcherln dua$^{r}$n umt'
Mid dö Fadna ſi ſpiel'n.

58.

Dauch åñ, dauch åñ,
Meiñ liaba Schifmåñ!
Nid in Schif, nid au'm Wåſſa$^{r}$,
Auf koan' Windfaia-Blåz,
Auf koan' Bam, ån koan' Ufa$^{r}$ —
Jn da Ståd is meiñ Schåz.

59.

In da Ståd is's in' Dea$^r$nſt,
Und ſchau! wån's d'mi nid hea$^r$nz'ſt
So måch, daß i åbiſliāch,
Und daß i's ſiāch!

60.

Denn ſeg'n muaß i's, Schifmåñ —
I hålt's nima$^r$ aus;
Und īazt nim i an Låndgutſcha$^r$,
Und führ' ma's z'Haus.

61.

Ma meant, es gang's Ufa$^r$
Und's Schif bleibad ſtehñ; —
So wird a Dirn ålta$^r$,
Und da Bua, der bleibt ſchöñ!

62.

A Zill'n und a Muada —
G'ſpreizt's Dea$^{r}$ndl, trau nid!
A Schifmåñ kumd weida$^{r}$ —
Åls d'denkaſt, — damid!

63.

Kind, wån's du ma fålſch wirſt,
Oan Ausweg håb i! —
I gleng' mi da Hånd
In meiñ Freiheid åbi!

64.

Meiñ Freiheid is's Wåſſa, —
Und's Wåſſa$^{r}$ is guad, —
Dös kühlt ſcheñ a wengerl
A hoaßåbrend's Bluad!

### 65.

Åba nañ, Kind, i fürcht nid,
Daß i ſo für di ſti͡arb;
Deiñ Trai is — meiñ Ånka, —
Meiñ Fåd'n — dein Li͡ab!

### 66.

Und d'Heiråt is's Ufa,
Wo$^r$ i åñlend'r'n du͡a;
Und wås i für d'Lådung
Dort eiñlos' — meiñ Rua!

---

# Au'm Kiridå.

67.

A Straifferl in' Mi͡adaʳ,
A Maſcherl au'm Huad!
Geh, tånz' ma, meiñ Deaʳndl,
So lång's a's no duad!

68.

Wan d'Fuaß amål ſteiff ſan,
Und d'Händt' amål låhm,
Nåcha wer'n ma zu'n Sitz'n
Zeid gnua ibriſch håm.

69.

Wån da Wind gehd, is's kåld,
Und wån's kåld is, g'rind's Blu͡ad,
Und då is båld a Tanz'l
Zu'n eiñhatz'n gu͡ad.

70.

Hålla, — wi͡a's då zuagehd!
Dös G'ſtanz und dös G'ſchra: —
Jå — hab'n d'Mam Har'n,
Sö tånzad'n a!

71.

Vier Darm und zwoa Bred'ln,
Dös z'såm måcht a Geig'n,
Und do kån eam ihr Ton ſo
In's Herz åbiſteig'n.

Meiñ Schåz håd koañ Schönheid,
Koañ Pråcht in ihr'n Züg'n,
Und do is ihr Red
In meiñ Herz åbig'ſtieg'n!

72.

Wån oana nid geig'na kån,
Soll a nid ſcher'n,
Und wer nid vali͡abt wår,
Soll mi nid bilehr'n.

73.

Ei! ſo tånz mid an Ånda'n,
Daß da Staub dåni fli͡agt!
I wünſch' ea$^r$m nix Ja$^r$gas,
Åls daß a di kri͡agt!

74.

Denn, Mad'l, wer di kri͡agt,
Der is ſchoñ bitrog'n: —
Wås d'denkſt, — is a Bosheid,
Wås d'blauſch'ſt, — is dalog'n.

### 75.

Wås haſt ma nid g'ſchwur'n,
Und wia biſt oft nid g'rend,
Und iatzt ſiach' i hålb do,
Daß dein̄ Herz mi nid kend!

### 76.

Denn häd mi dein̄ Herz kend,
So gabſt ma$^{r}$ an Rua,
Und daſt ma nid umadum
Ållas zu'n Schua!

### 77.

Då tånzt's mid'n Michel,
Då kauft's mid'n Håns,
Und då friſſt's mi'n Bawåtta'
A bradani Gåns!

Då ſchmeichelt's an Ståbherr'n,
Åls war's leicht ſeiñ Wei:
Und ſcheangelt auf mi z'ruck,
Und hea$^{r}$nzt mi dabei.

78.

Ån vuringa Kirtdå
Håm ma$^{r}$ uns g'ſeg'n!
Då häd kina$^{r}$ a wol
Wås Beſſer's no g'ſcheg'n!

79.

Von vuringa Joahr'her
Wår's koan Dåg alloañ:
Då häd i a kina
Wås Beſſer's no doañ!

### 80.

A Roß, wås i fuada$^r$,
A Kua, dö i drang,
Und a Hund, dön i öfta$^r$
A Brad'lbañ ſcheng;
Dös ållas ſan Ding,
Dö ma do für oam g'wind, —
Åba d'Weibsbilda bleib'n
A fålſch, undånkbår's G'ſind!

### 81.

„Geh! Bua, låß' ma's tånz'n,
„Und ſchleich ma$^r$ uns z'Haus,
„Und blauſch' ma$^r$ uns unta
„Viar Aug'n amål aus."

### 82.

Auf da Hausbånk is's båld
Für an Blauſch ſchoñ viel z'kåld!
„In Haus is's wårm gnua:
„Geh und ſpreiz di nid, Bua!"

### 83.

Då is's jå ſtockråb'nfinſta,
Daß ma ko͡an' Stich nid ſi͡acht;
I bitt di, Schåz, — i bitt di! —
„Um wås denn?" — Um a Li͡acht!

„A Li͡acht, håd gmo͡and, wås åndas:
„Z'weg'n we denn um a Li͡acht?"
No weil ma båld in' Finſta$^{r}$n
Deiñ Schönheid goar nid ſi͡acht!

„Wås willſt denn ſeg'n, du Schlank'l?
„D'Liab ſiacht zu koana Zeid!
„Viar Handerln braucht's, zwoa Göſcherln,
„Dañ Herzerl und a Schneid!"

A Göſcherl, Dea$^r$nd'l, håb i,
Zwoa Handerln a — ſchau her —
D'Schneid åba$^r$ is bei'n Deixel,
Und dös is a Malear!

84.

Jazt tånz' i koan' Schrid mehr,
Kum dåni, meiñ Schåz,
Durt woaß i zu'n Buſſ'ln
An ung'ſeg'na Blåz.

85.

Und fürcht' di nid, De͡aʳnd'l,
Und ſorg di nid z'viel;
Mid an li͡ab'n, gu͡ad'n, trai'n Herz'n
Treibt a brava Bu͡a ko͡añ G'ſpiel!

86.

Mid an Herzerl ſi ſpiel'n
Is a ſtårk g'wågta Schrid:
Ma ſtehd wol für'n Åñfång,
Für's End åba nid.

87.

Und wer a brav's De͡aʳnd'l
Um's Herz will bitri͡ag'n,
Den ſollt' ma jå glei
Midʳ an Spågad dawu͡aʳg'n.

Er nimd ihr jå Ållas,
Der ſchundigi Diâb;
Denn a Deâ$^r$nd'l håd ſo nix,
Ål's Herz und åls d'Liâb.

88.

Da Kirtdå is goar, d'Hütt'n lâ$^r$,
Da Baidl is g'ring, da Kobf ſchwâ$^r$;
Geht's, ſpielt's no an Wålza
Mid luſtigi Schnålza,
Wer woaß's, kuma wida ſo z'ſâm
Auf's Joahr, wån ma Kiridå håm!

## Auf da Kiawad.

89.

Blås nur zua,
Håldabua!
's loſ't nid blos Kålb und Kua;
Schau nur, dös Dea$^{r}$nd'l durt
Will goar nid furt!

90.

Wås ſiehſt denn Dea$^{r}$nd'l? kum nur!
I biñ koañ faula Bua:
Zu'n blåſ'n und zu'n buſſ'n
Håb i no Åd'n gnua!

91.

Haiñd buſſ' i meiñ Dea$^{r}$nd'l,
Haiñd bin i no då;
Haiñd ſpringa no d'Lamperln,
Und morg'n ſticht ma s ä.

92.

Wo's Kiã gibt, ſan Schwamerln,
Wo's Gråß gibt, ſan Kiã;
Und wo's Buam gibt, ſan Dea$^{r}$nd'ln,
Und wo's Dea$^{r}$nd'ln gibt, — mir!

93.

Daß's d'Kua$^{r}$l'n diſchk'rirn dean,
Dös is gear koañ Fråg —
Dös durt ſågt zu'm Beiſpiel,
Daß's a's Gråß nima måg.
Dös dreb'n ſågt: Steigt's auſſa,
Då låbt ma ſi's G'müad;
Dö drunt ſåg'n: Mir dång'n,
Jazt ſan ma ſcheñ z'müad.
Dö eani ſågt: Trink ma,
Und ſtellt ſi zu'n Båch;
Dö Åndan vaſtengan's,
Und treppeln ihr nåch.

Dö oani ſågt: Freſſ' ma;
Dö Åndan ſåg'n: Schöñ!
Und låſſ'n keañ Stamerl
Au'm Erdbod'n ſteh'ñ!
Da Jodl mi'n Goda
Stehd, ohni ſi z'ru͡ar'n,
Und denkt ſi: Mi͡ar muaſſt's ös
Do ålli darirn!

91.

Wi͡a mi dös Ku͡a$^{r}$l då
Åñſchaud ſo ſtad;
Agrat ſo, åls wån's
Auf wås nåchdenga dad.

Jå, wån dös Kua$^{r}$l denga kinnt,
Dos denqad ſi ſchoñ g'wiß:
Der Bua war åndaſcht li͡aba wo,
Åls då, wo$^{r}$ a gråd iß.

95.

Wås 's Viach für a Leb'n håd!
Es denkt auf kean' Morg'n:
Es derf ſi um's Eſſ'n
Und trink'n nid ſorg'n.

Wån's wild is, derf's z'Haus bleib'n,
Wån's ſchön is, gehd's aus;
Z'Mittåg, då gehd's wida$^r$
Auf a Hauraſt'l z'Haus.

Und für Åll's dös — wiã bili? —
Bizåhld's, hålb und hålb,
A Loar Ema Mili,
Und imm$^r$ amål a Kålb!

96.

Dö Kua mid$^r$ an Schnürleib,
Mid$^r$ an Strohhuad au'm Kopf.

Mid$^r$ an ſeidanan Kidl,
Und an Graus uma'n Grobf, —
Dö ſchauad aqrat,
Wi͡a d'Bawåltarin aus,
Wån's g'ſtaht, wi͡a$^r$ an Eſſigru͡a,
Dåleabn̄d vur'n Haus.

97.

Schnålz' ma$^r$, und blåſ' ma$^r$ und dud'ln ma wås,
Trink ma$^r$ a Maßl; — i zåhl's!
Wås i vatrink, und vaſchnålz, und vablås,
Wünſch' i mein' Feind nid au'm Håls!

98.

D'Li͡ad ſoll i aufgeb'n?
Låßt's ma$^r$ an Fried!
Wån dö Kua 's Grås nid kend,
Friſſt's a's a nid.

99.

Es rauſcht wås! Es kumd wås
Waſtoht'n auf mi zua!
Håb gmoañd, 's is meiñ Deaʳnd'l,
Dawcil wår's a Kua!

100.

Bim, bim, und bam, bam,
Dö Kuaʳln zſag'n ham!
Nid zwoa genga'n z'gleich,
Tritt aⁿ ſard's ſi ſein' Steich.

Agrat ſo ſan d'Laid,
Genga'n a a ſo z'ſtraid!
Und de zſag'n's amål
Wida z'ſåm in oan' Ståll

# Zu͡awåg.

(G'ſang'ln, Gſchbo͡as, G'ſchicht'ln.)

An i͡aʳd'n håld a Stückerl,
An i͡aʳd'n håld an Deil:
So helt ſie ko͡añ's ko͡an' Gift nid,
Und ko͡añ's ko͡añ långi Weil!

# Da$^{r}$ ödi Pamua$^{r}$.

J biñ nid fuchti, — i mu͡aſſt's lu͡ag'n;
    Es du͡ad ma$^{r}$ a nix fehl'n;
J håb au'm Diſch an Surm zu'n biag'n,
    Kåñ meini Bam nid zahl'n;
J wiſſt a ſunſt gråd koañ Gebid,
    Wo's ma nid z'ſåmagehd;
Mit o͡an Wurt, gifti bin i nid, —
    Mir is nur ſo gwis öd.

Glaub jå nid, De͡a$^{r}$nd'l, i biñ bab;
    God ſtråff mi, wån i di
Für o͡añ Ding auf da Welt hergab;
    J biñ nur bab auf mi.
Mir kumd's nur gſchboaſi vur, das håld
    Dir Åll's ſo goar quad ſtehd:

I gift' mi zå nid, wån's ma gfallt,
Es is ma nur ſo öd.

Wån mi oañ's åñſchaud, dös moant gwis,
Mir war a$^n$ ia$^r$d's vohaßt!
Voñ woher kumd dös? — Weil durch's Gfris
Håld d'Weld ſi blendt'n låßt.
Wån i's ſo ſag'n kinnt, wia͡r i's moan',
Wia͡$^r$'s in mir drinad ſtehd, —
Nur fraindli åñſchau'n må i koan',
Mir kan håld d'Laid ſo öd.

Glaubt's nid, daß ma$^r$ a fetti Gåns
Haiñd lia͡ba war, als d'Weld
Mid ålla Pråcht und åll' ihr'n Glanz; —
Dös war weidmächti gfehld.
U meiñ! — I möcht's nid ſchēna håm,
Es is ſchoñ recht, wia's gehd.

Nur mir, — mir gehd's håld haißd nid z'ſåm,
    Mir is hålt goar ſo öd.

I må nid gehñ, i må nid bleib'n
    Nid ſtad ſeyn und nix ſåg'n;
Da Weiñ und 's Gſpiel und 's Kegelſcheib'n
    Liegt ma$^{r}$ a ſcheñ in Måg'n.
Meiñ agna Schåd'n ârgad mi,
    Daß a ma nåchi gehd; —
Neñ Graiz — — — ! E's nid als ſcheldad i,
    Mir is nur ſo gwis öd.

## 's glücklichi Bacherl.

Du glücklich's, liāb's Bacherl,
Wi håd di Åll's gern.
Wiā ſuacht daʳ an iaʳds de
Recht ånhängli z'wern'?

Du håſt a wach's Betterl
Voll Bleameln, voll Kraut,
Voll Banderln, voll Maſcherln, —
So ſchöñ haod's koañ Braud.

Viel Bama biāg'n fraindli
D'Håndt iba di z'ſåm,
Und wacheln mi'n Lab,
Wån ma's goar hoaß gråd håm.

Dö Sun åba ſchaud di håld
A go͡ar z'gern añ,
Und blo͡ankazt und guckt.
Wo's durch d'Blad'ln nur kåñ

Und wo aus dö Weiñgâ$^{r}$tt
Von'n Wieſna$^{r}$ nur her
A Waſſerl dir zuakåñ,
Då håll's a nix mehr.

Då wind't ſa ſi åbi,
Und ſchmeichelt ſie eiñ,
Und rutſcht, eh ma's g'ſpånd,
So wia's is, in di neiñ.

D'Vagismeiñnid, d'Veigerln,
Und d'Schmålzbleameln bi͡ag'n

Si ibra, und nixt'n
Und findt'n koañ Gniâg'n.

Und d'Vögerln ſan ålli
Voll Gſchaftikeid då,
Und ſpitz'n dö Schnaberln,
Und becken di å.

Und d'Grundln dö ſchliâf'n
Bei dir eiñ und aus;
Du åba datrågſt os,
Und gehſt driba 'naus.

Då ſan d'Stoañ'ln keta,
Dö håld'n di auf,
Und wiâ's d'a wol murmelſt,
Dö merka nix drauf.

So hupf ſt håld hibſch liſti
Åls 's Schmalz'l von Åll'n,
Bis d'brent'n in's größari
Wåſſa ſollſt fåll'n.

Dös Wåſſa fürcht't ſchoñ amål
Ålls in da Geg'nd,
Weil's go͡ar a ſo ſchi͡ach is,
Und herſoahrd, wån's reg'nd.

Dir åba$^{r}$ is's gnadi,
Und nimd, nåch dein' Lauf,
Mit ausbradt'n, ſilbanan
Da$^{r}$man di auf.

# Nid?!

## Da Bua.

Wån's d'mi åñſchauſt, Schåzerl, denkſt da
G'wiß: „Mid den is's ſcho" vabei,
„So a liſtig's Bürſcherl wurd no
„Mid valiabt ſeiñ, a bilei!"
Schau, meiñ Kind, i kint's jå beicht'n;
Is's Valiabtſeiñ denn a Sünd?
Åba nañ, — ſo wåhr i dåſteh,
I biñ no nid b'ſetzt, meiñ Kind!
All' meiñ Leb'n wår i brauri, —
Biñ ſo g'ſchami, måch' nix mid,
Jå oft d'gånzi liabi Wocha
Denk i an keañ Liabſchåft —!

## Dö Dirn (gånz vaſtauñd).

Nid?

### Da Bu͡a.

Åba ſchau, li͡ab's Kind, — wi͡a g'ſchboaſt —
Seit i di kenn' — is agrad
Ållas umg'kehrt, — går nid woas i,
Wås ma går ſo 's Hirn vadraht.
Wån i deini Wangerln åñſchau,
Wån i dir in d'Augerln guck,
Nåcha druckt's mi dåda, — åba
Wås is dös håld für a Druck?!
Jå — wån's du di kinntſt entſchli͡aß'n,
J dad glei 'n erſt'n Schrid. —
Kurz mir grauſt i͡azt vur'n Wali͡abtſeiñ.
Nima går ſo gwåldi.

### Dö Dirn (eiñg'ſadelt).

Nid?!

### Da Bua.

Deſtweg'n, Deaʳndl, måch' ma's g'ſchwindi!
Du biſt ſauba, i nid ſchi͡ach;

Da kriãgſt g'wiß kean' Beſſarn, wiaʳ i
G'wiß, — i weaß's, — keañ Beſſ'ri kriãch
A kleañ's Haus, a hübſch boar Ochſ'n,
Und mi ſelba — is's nid gnua? —
Und meiñ Herz, und månig's ändri,
Wås no nåchkimd, — a dazua.
Alſo her mi'n Brazerl, her mi'n
Göſcherl! — Schau — i gib kaen' Fried;
Äa'måcht is do G'ſchicht; — a Dråñgåb
Muaßt ma geb'n! — No — gibſt ma's?

Dö Dirn (g'ſpreizt).

Nid!

Da Bua.

Geh — und ſpreiz' di nid! I biñ jå
Nid wiã d'g'wixt'n Stådherrn ſan,
Dö a Mal a Mad'l fopp'n,
Nåcha nix mehr wiß'n dan.

Wås i dúa, muaß liſti dåñ ſeiñ,
Jung g'freid håd no nea$^{r}$mbſt nid g'raid;
Wån ma ſo lång umabrodelt,
So varaukt oam d'beſti Schneid!
Mir z'Li͡ab haiñd, — willſt åba ſpöda,
Kumd's da z'gach für ſo an Schrid,
Noñ, ſo ſåg's, — ſo wart' ma båld no, —
Noñ — is's recht, — mågſt wårt'n! —

Dö Dirn (håſti).

Nid!

---

## Nåch$^{r}$ an stårk'n Reg'n.

Nañ — entli wida do amål
A kloañ's, blåb's Flekerl durt;
Und d'Wolkna ziag'n, wiā ſchwari Wag'n,
Stad nåch anånda furt.
Dö Berg ſan åba ſo korjes
Åus greañ und grab no g'miſcht,
Åls wån's a Måla hing'mål'n håd,
Und wida hålb's vawiſcht.

Dö Bleameln ſtenga waſchelnås,
Wiā d'bådt'n Mauſerln då,
Und d'Bama beid'ln ſi, bei'n Wind,
Wia d'nåſſ'n Bud'ln å;
Da Båch valiard ſeiñ gelbi Foarb,
Rind wida rånk und kloar,
Und 's z'ſåmadruckti Grås nur zagt's
Wiā$^{r}$ aufblahd åls a wear.

Jazt bradt t dos blåbi Fleckerl ſi
Schoñ ållwal weidaʳ aus;
In' Himel eini ſi͡achd ma ſchoñ,
Wi͡a durch a Dear in's Haus.
Schau d'Åb'ndſun a zagt ſi no,
Und låcht 'n Gewölk zu'n Schuar,
Und bringt dö Berg und d'gånzi Weld
In' roſenfoarb'n Hamuar.

Da Sun geg'nibaʳ åba ſtehd
A ſchöna Reg'nbog'n då:
Der werſſad, auf a ſchneeweiß' Duach,
A golda's Schüßerl å.
Nur 's Wöda kühld ſi immʳa mål
No å, — vazi͡agt ſi ſtill,
Und brumd von Weid'n ſo, wi͡aʳ o͡añ's,
Dös nima kåñ, wås 's will.

Laut wird's, ma herd ſchoñ in dö Stal
's Vi͡ach ungiduldi brül'n,

Ås wöllt's haiñd auſſi no auf d'Wad,
Und ſi a wenzerl ſpiel'n.
Und d'Vögerln fliãg'n und hupf'n z'ſåm,
Gånz graupad und varupft.
Und båſeln ſi, und buz'n ſi,
Bis 's Åll's auf gleich håm zupft.

Mañ Laid'ln, und wås is's mid eng!
Möcht's no nid füra ſchau'n?
A God! — ös werd't's eng de gleiwol
Jaßt amål füra drau'n?
Seid's denn von' Zuckabåcha g'måcht,
Daß eng da Reg'n vawüaſſ't?
Wã? oda ſeid's koan' Dropf'n wehrd,
Den God eng åba giãßt?

Mañ — entli kriãch'n's tauñlad aus,
Wiã d'Erdzeiſl'ln au'm Feld,

Und ſchau'n lamlåckad umadum,
    Und gamaz'n in d'Weld.
Pfui Deirel! ſchåmd's eng, ſeid's do friſch!
    Schaud's: Åll's is friſch und frei.
Und Åll's fühlt ſi wi͡a naigebor'n
    Seid's es do a dabei.

Da Dåg, der ſchi͡ach haiñd kuma' is
    Gehd åft'n li͡ab in d'Rua,
Und d'Nacht dö deckt'n, ohni G'ſais,
    Mi'n g'ſtickt'n Månt'l zúa.
Jazt blinz'ln d'Sternd'ln ſchoñ, mi'n Mond,
    Dö haiñd viel li͡achta ſan,
Åls wån's da Reg'n ausg'ſchwappt häd,
    Daß's kloara fungeln dan.

# D' Freiheid.

I håb amål a Zeiſſerl g'fångd,
Dës håd går bezzi g'funga;
Håb ea$^{r}$m a gråsgreañ's Haiſerl kafft:
Då drin is's umag'ſprunga,
Ä̊ls häd's a ſi voll Hochmuad denkt:
„Schaud's, wås's ma für a Gſchlos håm g'ſchenkt.“

Håb i ea$^{r}$m Hånef einig'ſtrad,
Glei had's 'n liſti gnuma;
Auf d'Hearnadarm und au'm Sålåd
Is's går glei zuwakuma,
Und håb i ea$^{r}$ar fein Nürſcherl g'fülld,
So håd's drañ g'nipft und umag'ſpield.

Wån i ea$^r$m ’s Dürl aufg’måcht håd,
Is’s, bea$^r$nkad, fürazarelt,
Und auf mein’ Fingern und mein’ Kobf
Gånz hamli umagrarelt;
Dö Dür håt derſſa$^r$ offa ſtehn̄,
Es wår nid g’wohnd ån’s Weidagehn̄

Båld åba$^r$ is’s ma drauri wurn,
Håd nima luſti g’ſunga;
Is a au’m Spritzerln nima ſo,
Wia$^r$ ehnda$^r$, umag’ſprunga;
Håd oft an Belz g’måcht d’längſti Wal;
Håb richti g’moand, es häd dö Gal.

Sand åba Zeiſſerln zuwag’flog’n
Und håb’n’s as g’lockt von̄ weid’n,
Då is’s eng umag’foah$^r$’n, håd g’ſchaud,
Und dån̄, als war’s voll Fraid’n,

Had d'Federn aufg'raupt und ſi g'ſtreckt,
Und 's Köpferl durch die Stangerln g'ſteckt.

Hald, denk i ma, — wiaʳ i dös ſiach, —
Dö Grångad, ziemd mi, ken i;
Dös Vögerl möcht aⁿ åndas Haus,
Seiñ Haiſerl is eaʳm z'weni;
Du håſt mi rechtſchåffa ſchöñ gfraid,
„Jatzt, ſåg i kumd deiñ guadi Zeid."

Und åb'nds glei påck i's z'ſåm in' Huad,
(Seiñ Herzerl bempert gwåldi),
Und außi tråg i's iba's Feld,
Und enta'n Mühlbåch håld' i;
Dort gibt's viel Bleameln volla Dau,
Und hintaſchi a großi Au.

War da falei dos Haus gros g'nua?
So ſåg i zu mein' Zeiſſerl,
Nim's, hagli, außa$^{r}$ aus'n Huad,
Und ſetz's håld auf a Straißerl;
Då is's drob'n g'ſeſſ'n, gånz valurn,
Åls war's a's går nid inawurn.

Jatzt drah'ds a's Kopferl, ſchaud und ſpacht
Koañ Stangerl mehr, kaoñ Sprißerl;
Jatzt hupft's von Åſt auf Åſt, — iatzt ſpringt's
Schoñ weida$^{r}$ um a Biſſerl;
Jatzt hebt's a d'Flügerln, — fliagt, wås's kåñ,
Und hålt't aum höchſt'n Åſtl åñ.

Då hålt't's as nima langa$^{r}$ aus,
Blåſt's Kropferl auf weidmächti,

Und ſingt in d'Lift, und ſtrengt ſi åñ,
Und måcht ſeiñ Sacherl prächti:
Vorkumar is ma dös agrad,
Åls wån's für mi då bet'n dad.

I håb earm nåchg'ſchaud d'längſti Zeit,
Håd um dös Bi͡ach mög'n weana;
Z'letzt åba håb i denkt: 's is håld
Gråd wi͡a mid unſar=aena;
A Kas in Frei'n ſchmeckt beſſa gwis,
Åls Schnepf'n, wån mar eiñg'ſperd is.

## Wi͡ag'n G'sang'l.

Schlåf, Kinderl, ſchlåf,
In' Gart'n genga d'Schåf;
A'' i͡ards håd vier ſchneeweißi Füaß,
Schlåf eiñ, meiñ Wuzerl, ſchlåf recht ſüaß;
Da jungi g'ſtreng Herr Gråf
Håd g'wis ko͡an' beſſern Schlåf!

G'ni͡aß, Kind, deiñ Rua!
Schau d'Muada deckt di zua!
Jåzt biſt no wi͡ar a'' ausg'ſchölt's Oar,
Håſt's Herzerl ſauba, d'Augerln kloar;
Nåch zecha Jåhr'n falei
Is's mid da Rua vabei.

Geh, gib an Fried,
Und måch keañ Krickerl nid!
Jatzt is deiñ Fedarütt no gu͡ad;
Jatzt druckt di no keañ hitzig's Blu͡ad;
In's G'ſicht nur ſteigt's da$^{r}$ i͡atzt,
Daß d'wi͡a$^{r}$ a Röſerl glu͡aht'ſt.

Blüah, Röſerl, blüah!
Wås dir g'ſchi͡acht, g'ſchi͡acht a mir!
Schlåf dea$^{r}$nad åba ruawi zua,
Und g'ſeg'n da God deiñ ſüaßi Rua!
Bei'n Kindern, in da Nåcht,
Då ſtengan d'Engerln Wåcht!

## Nåchtwåchta-Li͡ad.

Ös Bu͡am und De͡arndl'n, låßt's eng ſåg'n,
Da Håma, der håd zehni g'ſchlåg'n;
Gebt's Åcht auf's Faia$^{r}$ und auf's Li͡acht,
Daß ne͡a$^{r}$mbſt ko͡añ Schåd'n g'ſchi͡acht!
Auf's Faia!

Und nid blos auf dȫs,
Wås 's eppa drauſſt aum Herd,
In's Gri͡ab'l, in Gidånga$^{r}$, håbt's
Mi'n Åſch'n einig'kehrd.
Auf dös a, De͡arnd'ln, gebt's feiñ Åcht,
Wås, gånz vaſtohl'n und g'ham,

In eng'ri Herzerl'n gloſ't und glimt,
  Und aufoſuſcht wiaʳ in' Tram;
Måcht's jå kean' Gſchboas damid, ſchaut s nåch,
  Eweñ s recht zundt'n håd:
Wån's ſcheñ bei'n Augnan auſſa laicht't,
  Åft is's zu'n Löſch'n z'ſpåd.
D'Freiheid vaʳengt ſi d'Flügerln båld.
  D'Rua fångt, åls wiaʳ a Stroh;
Daʳ Ibamuad daſtickt vur Hitz,
  Da Kobf brind liachtaloh.
I ſchiarff eng's eiñ; — g'ſchiacht deaʳnad wås,
  Seid's ös, auf dö i's ſchiab!
Auf's Faia, wås i moañ, gebt's Åcht:
  Dös Faia, — dös is — d'Liab!

Ös Buam und Deaʳnd'ln låßt's eng ſåg'n:
Da Håma der håd eilfi g'ſchlåg'n!

Gebt's Åcht auf's Faiaʳ und auf's Li͡acht,
Daß neaʳmbſt keañ Schåd'n g'ſchi͡acht.
Auf's Li͡acht!

Und nid auf dēs alle͡añ,
Wås 's unta'n Auszi͡ag'n drob'n,
Vur Nåbfang'n, håbt's eppa z'nåch
Zu'n Belſta zuwig'ſcheb'n;
Auf dos a Deaʳnd'ln paßt's maʳ auf,
Wås ſo vaſtehl'n und ſtill,
Aus tauſend Sternd'ln åbablitzt,
Wåñ ma gråd fenſterln will.
Da Moñſcheiñ håd a Spitzbuamli͡acht,
Wån's bloañkazt drob'n und glimd;
Ma me͡and, d'Valiabt'n håd'n ſi's
Zu'n Spe͡aʳñzeln extra g'frimd.
Paſſt's auf, in dera Li͡acht'n denkt
Ma går z'gern auf kaon' Dåg,

Und daß oft, wo̊s da Mond vaduſcht,
  D'Frau Sun nid buſch'n måg.
Drum Deaʳnd'ln, måcht's ſeiñ d'Fenſterln zua,
  Und gebt's auf's Liâcht guad åcht:
Wer ſchlåft is frum, und frum is ſchöñ, —
  Jazt, Laid'ln, guadi Nåcht.

# D'Måna$^{r}$ ohni Köpf.

## A g'ſchboaſig's G'ſchichtl.

Sollt eima$^{l}$ auf Erd'n
Nix luſtig's mehr ſåg'n
Dös wår ſå a$^{n}$ Ödikeid
Nid zu'n datråg'n

So oft i a$^{n}$ åld's Wei ſiãch, dös z'ſåmag'hogerlt auf da$^{r}$ Ofabånk ſitzt, a Brill'n auf da Nåſ'n, und a kiniglichi Hålszierdt in da Hånd, in der's mid di eiñg'netzt'n Finga$^{r}$ umabladelt, — ſo oft fåld ma meiñ ſeeligi Moahm, d'Welſer-Kadl, ein, wiã's in an Sun- oda Feitdå uns Buama$^{n}$ wås voarg'ſåbeld håd.

Da håd koañ Jåhrszeid und koañ Wöda$^{r}$ an Unterſcheid g'måcht. Wiã da Seg'n aus wear, håd ſa ſi mid da Dirn, mid da$^{r}$ åld'n Pfoarköchin, wån da geiſtlichi Herr gråd auf Aushülf woar, und mid no a poar Nåchbarina z'ſåmag'ſetzt, und då is da Blauſch åñgånga. Zu$^{n}$ erſt håm's freili von wås andan g'red't, åls von G'ſpenſtern, von Umagehñ, und von Åñmeld'n, wiã's åba finſta z'wer'n åñg'hebt håd, und mir Buarma von Åñwand'ln hoamkuma ſan, då wår koañ Fried nid mehr; herſetz'n håm maʳ uns muaß'n, und aufloſ'n, daß ma jå koañ Wirtl nid ibahör'n. Wås 's uns då für Fåbeln vazåhlt håd, daß maʳ uns nid mehr umz'ſchaun traud håm. Von da Klåg, wia ſa ſi, in G'ſtalt ana fairinga Kug'l vur's Thurna ſeiñ Diar hiñg'wålz't håd, ewen a von Thurn åba g'fåll'n is; von goldan Schüſſerl, wås a Reg'nbog'n åwirft, wån ma då, woʳ aʳ auf d'Erd aufſtehd, a weiß' Diachl untabrat't; von dö Krañl-Schlångan; von da Haus-Åda'n, dö nur d'Mili und koani Brockerln freſſ'n will; von da Hex, dö aum ålt'n G'ſchloß drobmad 's Bett z'ſåmdruckt und in da Fruah aⁿ åld's Aſperl fur's Aufbett'n z'ruklåßt, und God woaß, von wås ſunſt Åll'n no. Dañ Fåbel åba, dö's uns ån öftaſt'n z'G'hör g'redt håd, wår dö Hiſtoari von dö Månnaʳ ohni Köpf. Då is ſchoñ g'wis koañ Sundå vagånga, wo's dö nid åbageaʳbad håd.

„Buama," hër i's no ſåg'n, „Buamaʳ aufpaſſt! 's duad nix, wån's as öfta hörd's; a guadi lehrreichi Såch kån eng nia nid gnuaʳ eiñg'ſchiarſſt wer'n. Wiaʳ i no jung wear, håb i ima g'hörd: „Wer ſie in d' Gfoahr bigibt, kumd in da Gfoahr um! Mi'n Deixel is koañ G'ſpoas nid z'treib'n!" Deſtweg'n is maʳ a nia nix bigegn't, wo meiñ Seel häd kinaʳ an Schåd'n leid'n. Åbaʳ ös, godloſi Buamaʳ, ös håbts koañ Åñdåcht und koañ G'wiſſ'n in Leib, und wån eng's unſaʳ oana guad moand, und eng a triftigi Wårnung gibt, nåcha låcht's uns aus und ſågt's: „Meiñ God, håd's d' Åldi g'ſågt, — åls Gottakeid, 's is a dålgad's G'ſchwabel! — Åba wårt's nur, ös werdt's 'n liab'n God ſchoñ no kena lerna, er wird eng enga bockbanig's Weſen ſchoñ eiñtränka."

Ålſo daß i ſåg, wås mir meiñ Moahm tröſt's God, — mein guadi Frau Moahm, 's kleckt nid tauſ'nd mål, g'ſågt håd: — „Wågts eng, ewen's grawelt, zå keanaʳ auf an Graizweg auſſi; denn då treibt da leibhåftigi Schwoarzl ſeiñ Gſchbüt. I ſelba håb zwår nix g'ſeg'n, dös muaßt' i lüag'n, åba mein' Urahñl ſeina Muadaʳ ihr Bruada håt aⁿ åldi Moahm g'håbt, der ihr G[illegible]a oft vazählt håd, wiaʳ ſchlecht åls 's eaʳm båld amål gånga war, daß er dö Lehr nid håd hifolg'n; woll'n."

„Wån oana, ewen's Tåg wird, auffa gehd, wo ſi d' Weg graiz'n, und ſi vurwitzi vaſteckt, ſo wird eaʳm båld d'Schneid vazehñ; åba leida! nutzt 's nåcha nix mehr. Z'åñfång's wird eaʳm ſo gwis ent'riſch; auf da Lung'l druck'ts 'n, wia dö Drud und d'Grausbirn ſteig'n eaʳm ſo gwåldi auf, daß a nid woaß, wo eaʳm da Kobf ſteht. Seiñ Håb und Guad gäbad a drum, wån a wida dahamdd'n ſeiñ kund, åba feini Füaß ſan wiaʳ ång'någeld und aⁿ iad's Gliad'l is eaʳm ſo ſchwar, åls wån a Blei drañ hångad. Auf oamål kumm'n eaʳm d'Ohr'n; då fliagt eaʳm a Wicht'l vor da Naſ'n vabei, und ſtoßt, ſchreiad ån d'Mauaʳ åñ; durt pfeift a Flödamaus, wiaʳ an einzwickta Måtz; bradi Weiñbergred'n hupf'n ẽaʳm iba d'Füaß, und ſchau'n bockſteif in d'Höch, und a ſchwoarzi Kåtz, dö von åld'n G'mañkella nida båtſcht, pfnurt 'n åñ, und bleibt, mid aufg'hebta Pfod'n, vor ẽaʳm ſteh'ñ, åls wån's 'n von Schwoarz'n ſchöñ grüaß'n wöllt."

„Jatzunda ſchlågt's zwóa oda drei, oda vĩari, oda wĩa viel's båld nåcha gråd is. Auf ẽañmål fångt's von da Weid'n z'ſchepern åñ, åls wån ålli Spitzbuaʳm ẽaʳnari Kedna wegwerfat'n. Ållaweil ſtirka wird da Lärm, ållaweil ĩarga, daß ma glaubt, daʳ åldi Pfoarthurn muaß draufgeh'ñ. Da Nebel völli zidad und 'n Laid'n in' Häuſern drinad druckt nur, ziemt oarm, ẽaʳna quadaʳ Eng'l d'Aug'n und d'Ohr'n ſo feſt zua, dåß 's iba dös Deixel-Remaſſuri nid munta wer'n."

„Endli ſĩacht maʳ 'n Wåg'n zuwaſtĩag'n; kohlråb'n ſchwaerzi Roſ', denaⁿ's Faiaʳ aus'n Augnaⁿ ſprißt, ſan vorån̄g'ſpånd, und ziag'n aus, als wån's 'n vawichnaⁿ Dåg ein̄hol'n ſollt'n. Da Wåg'n ſelba ſchaut aus, wia͡ʳ a großi Dob'ndrucha mit Harna. Wia͡r na zuwakimd, ſo ſia͡cht maʳ a glei, zweg'n weⁿ a goar a ſo a G'ſais måcht. D'Roda håm eiſani Råff, aⁿ eiſani Mu͡atta, und eiſani Näg'l. D' Ar is a von Eiſ'n und in da Flecht'n drinad, (ſo håds mein̄ Maahm ſåg'n g'hörd), lieg'n Månaʳ ohni Köpf, gråd ſo viel ån da Zåhl, als d'Nåcht in' Mazi Stund'n håd. Dö Måna ſteck'n ea͡ʳnari Hals' füra, und biebåchtingand, z'truz dem, daß ea͡rna d'Köpf ågengan, ållas ſo agrat, ålś wån's Aug'n håd'n, wia͡ʳ a Haftlmåcha. Immʳamål hörd ma's a juchaz'n und ſo ſchia͡rch ſchrei'n, wia d'Faʳln, wån̄ ma's åſticht."

„Håd ma's amål ſo weid kuma låß'n, daß 's ån ea͡m vabeifåhr'n müaß'n, nåcha hilft a ſchon̄ koan̄ Zidern vur'n Froſt mehr; nåcha håd maʳ a ſchon̄ heili a Dern in G'ſicht drinad, daß ma Zeidleb'ns ålli fünf Finga von 's Schwoarz'n ſeina Hand eiñbrenda mittrågt. Jå, jå, Buama, ſo a Dölpl-Miarr låßt ſi nid åſchwab'n und nid åbarieb'ln, juſtament, åls ſollt'n's ålli Laid ſeg'n, wås au'm Fürwitz für a hoarti Buaß ſtehd!"

Jå ſo håd d' åldi Kadl Moahm uns Buama$^n$ mehr åls oañmal g'ſågt, und mir håm uns a nid ſchlecht g'furcht'n. Eiskåld is 's uns iba' d' Bug'ln åba g'loſſa$^r$, åls wån da Dod, wia ma ſågt, iba's Gråb gånga war. Åba dös håd mehr d' Finſta g'måcht, åls da Moahm ihr ſchrecklichi B'ſchreibing. Mir ſan's går guad inna wur'n, wån ma$^r$ in' Spoadjoahr, zeidli fruah, au'm Glob'n aufi gånga ſan. Fraili woar 's nid um a zwoa, oda drei gråd, åba ſo ſtockråb'nfinſta is 's gleiwol g'weſt, daß oam da Deixel mid da Hånd ung'ſeg'na höd in's Maul foahr'n kina. Bey dera Gleg'nheid eb'nſt håb i goar a ſo a Schneid kriagt, dös gånzi G'ſtanz ſelba$^r$ amål mit z'måcha. Noñ jå, wås håd i a z'ſchaich'n g'håbt. — A Dern? A meiñ; dö is a Bua, wån ar a Joahr zu'n Schullehra gehd, ſo quad g'wöhnd, daß a ſi goar nimma umſchaut! — Åba a Deixels Dern? — Neñ wås is's? Meina Großmuada ihra Geas håd freili a Hex in da Rauhnacht 's G'nack vadraht, daß 's mi'n Board ån 's Graiz åñg'wåchſ'n is; åba bis ma' an Bauanbuam 'n Kopf varuckt, g'hö'rn ſcheñ mehr dazua, åls fünf Finga. — I nihm ma's ålſo richti åmål vur, und leg mi ån an Jet-Da ('n Dåg d'rauf is gråd a Feirda g'fåll'n) leg' mi zeidli nida, daß i recht zeidli aufſteh'n kån. Meiñ Unrua håd mi åba nid viel ſchlåffa låſ'n. I ſeh mi auf, woart; då fångd 's G'wicht von unſara Stockuhr zu'n Åblauf'n åñ. — Åbañ denk i, jatzt is 's drei. Unſa Stockuhr is a Meaſtaſtuck, auf dös ma ſi valåſſ'n kån; wån's ſteh'mi lait'n, ziag'nma's auf und richti gehd's bis drei furt, ohni daß 's eañmål ſteh'n bleibad. Jn da G'wißheid alſo, daß i nid z'ſpåd kum, gral' i, damid n̄earmbſt nix mirkt, gånz ſtad auſſa; ſchliaf' in meiñ bokledani Hoſ'n eini; leg, weil 's iba Nåcht a biſſ'l ſtårk åñzog'n håd, meiñ Schåfbelz åñ, und ſetz' meiñ Ohrnkapp'l auf, daß 's ma, wåñ i ſchoñ a Dern kriag'n muaß, do nid glei auf's Lebendigi geh'd.

D'Moahm håd in da Kåma no g'ſchnårcht, wiaʳ a Granadir; i måch d' Hausdiar vurſichti auf, und loahñ's wida zuwi, und ſchlupf' auſſi. Juſt håd's a Biſſel z'graweln åñg'hebt; von dö Berg, dö hinta'n Pfoarthurn füraguck'n, ruckt gråd a wengerl da Nebel, und låßt an Dam brad Liacht'n durchi, daß ma do d' Stråß'n ausnimd. Jn Oart is no koan oanziga Låd'n offa. Ålls is ſo mauſerlſtill, ſo ruawi, daß ma moanad, ålli Laid war'n iba Nåchd z'ſåmg'ſturb'n, wån ſi nid immʳamål durch a Fenſterglumſ'n a Graiſtaʳ odaʳ a Schnårcha hör'n laſſad. Jatzt kum i links umi um's erſti Haus, wån ma von da Ståbt auſſafeahrd, zu'n g'ſtreng Herrn ſein Maʳhof. Då hörd ma do ſunſt z'erſt a Stimm;

denn d'Ant'n und d'Gäns ſan gaor zeidli ſchoñ auf, daß zu'n Schnådaʳn z'recht kuman. Dösmål åbaʳ håd ſi kaani g'rührd, ås wån's ma's mit Fleiß kad'n. Rechts an da Stråß'n lig'n d' Weiñgart'l, und a biſſ'l weida füri ån' Reañ 's Wåchtahittl'. In dös kriãch' i eini und paſſ'! Schau d' ålbi Meahm håd hålt do nid gånz Unrecht g'håbt; in's Hitt'l eini kuma bin i, åbaʳ auſſatraud, z'truz dem, daß ma gånz entriſch wurn is, håd 's mi um koañ Weld nid mehr. Wås d' Meahm von dö Biãcha g'ſågt håd, dö kam då vurn Augnaⁿ und Füaß'n umakriach'n, umaburſ'n und umatåpp'n, is d' reini Weahrheid. Meiñ Lebtå håd i koañ ſo a G'wuhrl g'ſeg'n ås dåda. Weiñfalta, Heppina, Ohrhöbln, Heendla, Åmaſſ'n, ja God waß 's, wås ållas für Biãcha håm vor mir aⁿ erbaantlichen Kirtåg g'hålt'n. A guadi Weil håd i ſo zuag'ſchaud, und mid aⁿ tarb'n Straf Nebel is mar a Stoañ von Herz'n g'fall'n. Auf oañmål hör i von Weid'n a G'ſcheper und a Rumpeln, åls wån da jüngſti Dåg in Ånzug war. — Holla! denz i mir, då ſtãchſt as, då håſt as! Jazt kumd da ſchwari Wåg'n; jaz't kånnſt di auf a g'wichtigi g'fåßt måch'n. Meina Sex! da Lärm wird ållaweil ſtãrka; d' Räda mit dö eiſanan Raff rod'ln iba d' Stoana weg, daß ma ziemd, ſö muaß'n wiã d' Erdäpf'ln per Burz und Sting'l aus da$^r$ Erd'n foahr'n. Jazunda kumd's agrat auf's Stoãnbrukl zuwi, wo ſi d' Weg grais'n. Noñ, — wiã g'ſågt: — da Wåg'n, d' ſchwoarz'n Roſ', in da Flecht'n drinad d' Måna, von dena ma koan' Kopf nid g'ſea'n håd; — 's G'ſchra, und 's G'juchaz; — mid ean' Wurd, wås d' åldi Kadl-Moahm gſågt håd; — Ållas is auf a Hear eiñtroffa. I håb mi in mein' Hittl weida nid kloañ g'måcht, åls wiã; i glaub da Deixel ſelba håd mi für an Labfroſch åñg'ſchaud.

Endli kuman's dazwerg ibra. I guck füra; — ſchau, wia$^r$ hamlicha, ſchau beſſa füra; — wås ſuach i? — Ålſo haͤd dö Kadl-Meahm do Recht g'håbt? Aziwui — freili! Schwoarzi Roſ' woarn's, a ſchwara Wåg'n woar's; Måna ſan a in da Flecht'n g'ſeſſ'n, dö falei ålli z'ſåm nid an halbaden Kopf g'håbt håm; — åba wås für a ſchwara Wåg'n woar's? — A Zeißelwåg'n! Und d'Måna' ohni Köpf woar'n Stådlaid, wia's ån an Feirtaͤ oftas recht zeidli auffagutſchir'n, daß's zu'n Hairinga z'recht kuman. I bin hoam g'rend, ålſ wån i wås g'ſtohl'n håd, åba dö Dern is ma do nid g'ſchenkt blieb'n; — dö håd ma nachträgli d'Meahm ſelba geb'n, weil i aͤllaweil håb pfuchaz'n müaß'n, ſo oft i's ån den Dåg ång'ſchaud håb.

---

# Wort-Erklärungen.

---

7*

## A (å).

åbarieb'ln, wegreiben.

åba$^r$oarbat'n (herabarbeiten), abfelern, auftiſchen.
Mittelwort: åbag'oarbad.

åbiſtĩag'n, (hinabſtiegen) — i ſtĩag åbi, ich ſtiege hinab.

åbrend (abgebrannt), abgebrüht.

agrad (agrat), akkurat, eben ſo.

åñbickt, angeklebt.

ånlendt'n, landen.

Añſchicht, Einſchicht, Einſamkeit, Einöde.

åñwandeln (åñmäuerln), ein Kinderſpiel darin beſtehend, daß man Münzen gegen eine Mauer wirft, und die Entfernung ſpannt, deren Ueberwerfen Gewinn und Verluſt beſtimmt.

Aſperl, eine kleine Silbermünze, durch die Türkenkriege in Unteröſterreich bekannt worden.

auſſagutſchir'n, hinauskutſchiren, einen Ausflug machen.

ausſchwab'n, ausſpülen, auswaſchen; im Mittelwort: ausg'ſchwappt.

Auswerz, der Frühling, wahrſcheinlich von dem allgemeinen Drange nach auswärts im Lenze ſo genannt.

auszįag'n, eilen; — ſi ausziâg'n, ſich auskleiden.

aziwui, freilich wohl; — eine Bejahung-Formel, die ſoviel ſagt, als: das verſteht ſich von ſelbſt.

## B.

bått, gebadet.

bariz'n, pariren, gehorchen.

båſeln, ſich wälzen wie die Hühner, Zeiſige ꝛc., wenn ſie ſich mit aufgeſträubten Federn im Sande wälzen, denſelben über ſich auswerfen, oder ſich die Augen daran ſtreichen.

båtſch'n (nida), mit dumpfem Getöſe auf die Erde fallen.

beid'ln, ſchütteln.

bea$^{r}$ñkad (bea$^{r}$ñk'n), eine Onomatopöe auf den Geſang der Zeiſige; zwitſchern.

Belz (an) machen, die Federn aufſträuben.

belz'n (zſåm) niederſchießen.

bempern, hämmern, pochen.

bi= als Vorſylbe dem be= entſprechend (biobåchtinga, beobachten; bitråcht'n, betrachten).

Birerl, Jagdflinte.

bleañkaz'n, hervorſchimmern.

Brazerl, Händchen, Pfötchen.

brock'n, pflücken.

brod'ln, zögern, ſich träg herumſchleppen (In der Pfalz: ſchlecht ſtricken).

b'ſetzt, beſetzt, vergeben, nicht frei.

Bui, Bu'a, Liebhaber, Burſche; die Verkleinerung: Birſchl.

Bu$^{r}$tz (per B= und Sting'l), vom Grund aus; — Bu$^{r}$tz, das Kerngehäuſe, auch Botz'n, Grips, ꝛc. genannt.

## D.

Dam-brad (an) einen Daum breit.

Dana (dö), die Donau.

dåni, hindan, weg, fort.

daråd'n, errath'n.

dawida'n, erwiedern, zurückgeben.

de͡aʳnad, deſſenungeachtet, nichts deſto weniger.

Deixel, Teufel.

Dern, Maulſchelle; auch Dåcht'l; Wadſch'n; Haub'nfleg ꝛc., überhaupt ließe ſich über die Bezeichnungen dieſes Begriffes und der verwandten ꝛc. eine Monografie ſchreiben, wie Lichtenberg eine über den Rauſch gegeben hat.

der'ntweg'n, deßwegen.

Dirn, Mädchen, Liebchen; gewöhnlich Dienſtmagd.

diſchk'rir'n, diskuriren, plaudern.

Dob; (da Dob gehd iba's Gråb) ein eigenthümlicher Ausdruck zur Bezeichnung eines plötzlichen, unwillkührlichen Zuſammenſchauerns.

Dölpl-Mi͡aʳx(a), ein Merkzeichen für einen Tölpel.

Du͡ach, Tuch, Laken.

## E.

**eißtränka**, entgelten laſſen.

**eißſchi͡arf'n**, einſchärfen.

**Ema**, Eimer.

**Erdzeißerl**, ein Thier mit bräunlich grauen Haaren, einem dünnen langen Kopfe, sehr kurzen rauhen Schwanz, und ohne Ohren, das ſich in der Erde vergräbt, und von Feldfrüchten nährt; man nennt es auch: **Kritſcherl** (arctomys citillus).

**Eſſigru͡a**, Eſſigkrug; einen Eſſigkrug machen heißt: die Hände in die Seite ſtemmen.

## F.

**fabel'n** (vor-), vorerzählen.

**Fåbel**, Erzählung.

**Fåb'n**, (Mehrzahl: Fabna) Schiffſell.

**falei**, vielleicht, wohl.

**Fa͡rl**, Ferkel.

**Fedarütt**, Federrütte; ein zwilcherner Ueberzug, in welchen die Federn gefüllt werden, gewöhnlich ſtatt Kiſſen; Deckbett (Du͡achad) überhaupt.

fenſterl'n, Ständchen halten vor dem Fenſter der Liebſten.

Fleg, ein Stück, eine Menge; an Fleg dudeln, wo͡ana ſtatt, viel dudeln, heftig weinen.

Fricht'l, ein liederlicher Menſch (homo nequam).

frima, beſtellen, ſich etwas machen laſſen

fu͡ada'n, füttern.

fuchti, übellaunig; zornig.

füri, (füra), hervor.

## G.

gach, gäh jäh, ſchnell.

Gal (Geile), eine Krankheit der Singvögel, deren Wirkungen: Traurigkeit, Abnahme der Singluſt, Tod, ſind. (In der Pfalz: die Dörr, ein kleines Eiterbläschen am Steiße.)

gamaz'n, heftig gähnen, mit offenem Munde in die Welt hineingähnen.

Gebid (Gebitte), Bitte, Geſuch, Wunſch, Sehnſucht.

Gift (da). Zorn, Unmuth, Verdruß; 'gifti, zornig, verdrüßlich.

**Glo͡ab**, Kleid, Gewand, Ausſtattung.

**Glob'n**, Kloben, eine Vorrichtung zum Vogelfange aus zweien, mit einander verbundenen, ſchwachen Hölzern mit einem Faden beſtehend.

**Glöckerln**, Schneeglöckchen (soldanella alpina).

**glu͡ah'n**, glühen; i glu͡ah, du glu͡aht'ſt, er glu͡aht,

**Glumſ'n**, Ritze, Spalte, Fuge.

**G'nack**, Genik, Nacken.

**Go͡amsbo͡art**, Gämſenbart, ein Büſchel Barthaare von einer Gämſe (antilope rupicapra), welches die Jäger, gleichſam als Symbol ihres Gewerbes, auf den Hut zu ſtecken pflegen.

**Goda**, Schlapp-Kinn; Kader, der fleiſchige, herabhangende Theil unter dem Kinne.

**Göſcherl**, Mündchen, Mäulchen.

**Gottåkeid** (åls), eine eigenthümliche Redensart für: gleichſam, will ſagen. Sie ſoll herkommen von: Gott mer chyd (keit, ſagt), — Gott ſagt mir. Nach Andern: aus Gütigkeit; scilicet, nempe; in Baiern: zum Codica, gleichſam, wie das venezianiſche, codiga, come se dicesse, (quo dicat).

**Graiz**, Kreuz. — **Noñ Graiz!** Ei! Kreuz — ein, wie durch eine Retizenz-Figur abgebrochener, Fluch.

**gral'n** (**auſſa**) ſich mühſam herausarbeiten.

**graupad**, ſtruppig, aufgepuſtet.

**Grausbirn**, Angſt, Beklemmung; dö Gr. ſteig'n ma$^{r}$ auf, mir wird unheimlich.

**grazeln**, klettern, hüpfen.

**Gri͡ab'l** (Grübchen) die Herdgrube, die Vertiefung, worin das Feuer angemacht wird.

**g'rina**, gerinnen.

**G'ſăis**, Geſauſe, Lärm (ganz dem franz. bruit entſprechend).

**G'ſpåſt**, Geſpann, Kamerad, Freund, eigentlich einer, der mit uns zieht am Lebensjoche.

**G'ſtanz**, Lärm, Ständchen, Geſpräch; Abenteuer, überhaupt etwas Auffallendes, was Einen (ſtehen bleiben) verweilen macht.

**g'ſtacht**, geſpreitzt; hoffärtig (bellus, pusillus).

**g'ſtreng** (da g. Herr) der Gutsbeſitzer ſammt den Seinigen; überhaupt ein Ehrentitel für alle Honorazioren.

**g'wirt**, aufgeputzt, ſtutzeriſch; a g'wirta Ståbherr, ein ſtädtiſcher Zierbengel.

**G'wuhrl**, Wimmeln, Krimmeln, in einer verworrenen Bewegung begriffen ſeyn.

## H.

**hab** (ha$^{r}$b) böſe, beleidigt.

**håd's** (mi) mich hat's, mich nimmt etwas mit, von håm (haben), i häd (hätte).

**Haſtlmåcha**, ein Handwerker, welcher kleine Häkchen aus Draht verfertiget, die in ein gegenſeitiges rundes Ringlein greifen, um ein Kleid zuſammenzuhalten. Weil dieſes Fabrikat ſo klein iſt, daß es das Auge des Fabrizirenden ſehr in Anſpruch nimmt, ſo ſagt man von Einem, der ein ſcharfes Geſicht hat: Er håd Aug'n, wi͡a$^{r}$ a Haſtlmåcha.

**hagli** (haiglich), häkelig (heikelig); als Nebenwort: ſorgſam, ſchonend (delikat); — als Beiwort: bedenklich, kitzlich, gefährlich ꝛc.

**hål'n**, hallen, — es hålld, hallt.

**Hålszierdt** (d' kiniglichi), die königliche Halszierde

Davids, der Name eines alten, auch unter dem Landvolke verbreiteten, Gebetbuches.

**Hamu͡ar**, Humor, Stimmung, Laune.

**Hånef**, der Same des Hanfes (cannabis sativa), womit die meiſten Singvögel gefüttert werden.

**Haurasſt't** Nachmittagsſchläfchen, Sieſte.

**Hausåda**, Hausnatter (**Ringelnatter**, coluber natrix); jedes Haus hat, nach der Meinung des abergläubiſchen Landmannes, ſeine eigenen, gleichſam ihm anhaftenden Thiere, als: Haushund, Hauskatze, Hausſchwalbe, Hausſtorch, Hausnatter ꝛc. von welchen man allerhand Mährchen zu erzählen weiß.

**Har'n**, (Mehrzahl: Harna), Fuß.

**Heaʳnadarm**, Hühnerdarm, Meierich (alsine media), eine Leckerkoſt für die Hühner und Singvögel.

**heaʳñz'n**, aushöhnen, hänſeln.

**Heppin** (Mehrzahl: **Heppina**) Erdkröte (rana bufo) auch **Weiñber-Krod** (Weinberg-Kröte) genannt.

**Hex**; man erzählt auf manchem alten Schloſſe das Mährchen von einer Hexe, welche ein leerſtehendes Bett in einem unruhigen Gemache, die Nacht über, zuſammendrückt, und eine kleine Silbermünze zurückläßt, die man des Morgens ſindet, damit man ihr das Bett wieder zurecht mache.

Himelſchlüß'ln, Oſterblümchen (primula veris).

Hörnd'la, Hirſchkäfer (Kirntelkäfer, lucanus cervus).

hoſſ'n, außer Haus gehen, umherſtreifen, ausreißen.

## J.

Ja$^{r}$gas, Aergeres.

ibriſch, übrig.

inna wer'n, inne werden, bemerken, gewahren, Mittelwort: inawur'n.

Irt·d$\overset{o}{a}$, Dinstag.

## K.

Keb'n (Mehrzahl: Kebna), Kette.

Kl$\overset{o}{a}$g, die Klag, eine geſpenſtiſche Erſcheinung in Geſtalt einer feurigen Kugel, welche, knarrend und ſchleifend, vor deſſen Thüre hinkollert, der zum Tode reif iſt. (In Fr. v. Hormayr's Archiv hab' ich dieſe Sage, wie ich glaube, der Erſte, poetiſch behandelt).

klek'n (klecken) hinreichen — 's klekt nid (es reicht nicht hin, alſo:) mehr als, über ꝛc.

korjos, kurios, ſeltſam, verdächtig.

kríag'n, kriegen, bekommen; i kri͡ach, ich kriege.

Krickerl, das weinerliche Geſicht, das kleine Kinder machen, ehe die Thränen ausbrechen. (In der Pfalz: ein Pfännlein machen).

## L.

lamlåkad, ohne Leben, träge, lendenlahm.

Lamperl, Lämmchen.

Landlig's, Ländliches.

launlad, zögernd, langſam.

Ledfaig'n, Memme, ein furchtſamer, muthloſer Menſch.

leicht, etwa ſchon, wol gar.

## M.

må (er), er mag; i måch; ich mag (hingegen: i måch', ich mache); von mög'n, mögen, wollen, wünſchen, lieb haben.

Måna, Männer.

Ma$^{r}$hof, Meierhof, Meierei.

Maſcherl, Schleife, Bandſchlinge.

Mazi, März (Monat).

mir, wir.

Muatta (am Rade), der Stift, welcher das Herausſtoßen des Radnagels verhindert.

## N.

nåbſaz'n, einnicken; ſchläfrig den Kopf ſinken laſſen (Kirz'n dunk'n).

nipf'n, nippen.

Nürſcherl, das Trinknäpfchen, welches man den Vögeln in den Käfig ſchiebt.

## O.

Oar, (a$^{n}$) Ei.

Oedikeid, langweiliges Treiben, Abgeſchmacktheit.

Ohrhöhl'n, Zangenkäfer (forficula auricularia).

Ohrnkapp'l, eine Kappe mit Lappen zum Schutze der Ohren.

## R.

**Rauhnåcht**, die Nacht vor Barbara vom 3. auf den 4. December.

**Remaſſuri**, Lärm, Gepolter (von ramasser).

**Ro͡añ**, Rain; Feldrand.

## S.

**Schåd'n**, Schatten.

**ſchaich'n** (ſcheuen), wagen, auf's Spiel ſetzen, in die Schanze ſchlagen.

**ſcheld'n** (ſchelten), Fluchworte ausſtoßen.

**ſcheppern**, raſſeln, klirren. — G'ſchepper, Geklirr, Geraſſel.

**schi͡ach**, garſtig, unfreundlich; vom Wetter: ſtürmiſch.

**Schlankl**, Schelm, gewöhnlich als Schimpfname, nur im Scherze oder halben Ernſte gebraucht.

**Schmalzble͡ameln**, Schmalzblümchen (caltha palustris).

**Schmalz'l**, der Liebling, Günſtling (Favorit) z. B. da$^{r}$ Åmtmañ is båld 'n ſtreng' Herrn ſeiñ Schmalzl, der Amtmann iſt nun einmal der Günſtling des Gutsherrn.

Schneid, Luſt, Lebendigkeit, Hang, oft ebenſoviel, als Löffel, i håb kéañ Schneid und ko͡an' Löffel dazu͡a; ich habe durchaus keine Luſt dazu.

Schú͡a, (zù'n), zum Trotz, zum Verdruſſe.

Schüßerl (a goldas); man erzählt ſich nämlich das Mährchen, daß derjenige, der ſo glücklich wäre, den Platz zu finden, wo ein Regenbogen am Boden aufſteht, und ſchnell einen weißen Laken dort unterzubreiten, nach Verſchwindung des Regenbogens, ein goldenes Schüſſelchen auf den Laken abgeworfen fände.

Schuß, Ladung; — auch: Laune.

ſchwabeln, ſchwatzen, ſinnloſes Zeug durch einander reden.

Schwamerl, Schwämmchen.

ſchwi͡arn, ſchwören.

Seg'n, der nachmittägige Gottesdienſt.

Ser (meina), eine Betheurung-Formel, ſoviel, als: Bei meiner Seele.

ſirffeln, ſchlürfen, mit wenig geöffnetem Mund eine Flüſſigkeit in ſich ziehen.

ſö —! Eine Anrede, die ſo viel heißt, als: Nehmt! (nimm!), da haſt du.

ſpe͡arñzeln, liebäugeln, verliebte Reden führen, liebeln.

Spådje͡ahr, Herbſt.

Spågad, Bindfaden, Nebſchnur.

ſpåñnaich, ganz neu, wildfremd.

Stådlaid, Städter, auch Herrnlaid genannt.

Stamerl, (Stämmchen), Halm.

Straf, Streif.

ſtraffen, ſtreifen, berühren, von einer Kugel, vom Bliß ꝛc.

Surm, überfluß; eine ſo große Menge, daß man darüber faſt erſchrickt. (σωρὸς, Hauſe.)

## U.

Ui, Empfindungwort der Verwunderung, der Verſtärkung. z. B. du der had di gern — ui! heißt ſoviel, als: du der liebt dich über alle Maßen.

umagehñ, Geiſterſpukn, Geſpenſtererſcheinung.

umeiñ! Ausruf des Staunens oder der Ergebung.

ung'ſeg'n, ungeſehen; heimlich, einſam.

## V.

Vagismeiñnid, Vergißmeinnicht (mysotis paluſtris).

vawurſtelt, verworren, geſchraubt.

## W.

wacheln, fächeln.

wegl$\overset{o}{a}$ſſ'n, auslaſſen; bei Seite ſetzen, auf etwas verzichten.

Wei, Weib, Gattin.

Weiñbergrod, ſiehe Heppin.

Weiñf$\overset{o}{a}$lta, ein gemeiner Schmetterling, papilio, etwa der Goldafter (phalaena chryſorrhaea).

Weiñga$^{r}$t, (Mehrzahl: Weiñga$^{r}$t't), Weingarten.

wer'n, werden; i w$\widehat{ia}^{r}$, ich werde.

Wichtel, das Käuzchen, der Todtenvogel (strix paſſerina), auch Äuferl genannt.

wild, garſtig, beſonders vom Wetter.

**windfaiaʳn**, windfeiern; wegen ungünſtigen Windes landen, und eine Veränderung abwarten müſſen.

**wui**, ja, (oui) ein kleines Überbleibſel aus den Franzoſenkriegen, aus welcher Zeit der Bauer manches fremde Wort zurückbehielt und dialektirte.

## Z.

**Zandt** (Mehrzahl: **Zändt**) Zahn.

**zauñfalſch**, hinterliſtig, heimtückiſch, verſchmitzt.

**zareln**, trippeln, kurze Schritte machen.

**Zeiſſelwåg'n**, ein Fuhrwerk für die minder bemittelte Volksklaſſe, aus Leiterwagen beſtehend, welche mit (oft gepolſterten) Sitzen für 10 bis 20 Perſonen verſehen ſind, und wegen der Wohlfeilheit von den Städtern häufig zu Landfahrten benützt werden.

**Zill'n**, ein leichtes, geringes Flußfahrzeug, ein Nachen.

**zoach**, zäh.

**zua**, gar, vorüber, mid dem is's zua, mit dem iſt es vorbei.

# Inhalt.

Seite
Vorwort . . . . . . . . III
Widmung . . . . . . . . IX
Zeichen-Erklärung . . . . . . XI

## Flinserln. (Zweit's Hundad.)

Landlig's . . . . . . . . 1
1. Auf da Wieſ'n . . . . . . 3
2. Für an Joga . . . . . . 12
3. „ „ Schifmåñ . . . . . 22
4. Au'm Kiribå . . . . . . 29
5. Auf da Ki͡awad . . . . . . 39

## Zu͡awåg.

1. Daʳ ödi Hamúaʳ . . . . . 47
2. 's glücklichi Bacherl . . . . . 50

Seite
3. Nid . . . . . . . 54
4. Nåch$^{r}$ an ſtårk'n Reg'n . . . 58
5. d'Freiheid . . . . . . 62
6. Wi͡ag'ng'ſangl . . . . . 67
7. Nåchtwåchta-Li͡ad . . . . 69
D'Måna$^{r}$ ohni Köpf. A gſchboaſig's
G'ſchicht'l . . . . . . 73
Wort-Erklärungen . . . . 87

# Flinſerln.

Oeſt'reichiſchi
G'ſtanz'ln, G'ſang'ln und G'ſchicht'ln.

Von

**Johann Gabriel Seidl.**

Drittes Heft.

Wien.
Gedruckt bei J. P. Sollinger.
1830.

Då håbt's a naig's Bagett'l,
Nåch ana gu͡ad'n Mal;
I håb eng's jå vaſprochaʳ,
Und ne͡aʳmbſt håb g'ſågt: „Hålb's Mal!“

Seid's drum ſâtzt a ſo z'fried'n,
Wi͡a (God vagelt's eng) ſunſt:
Åſt ſchrei i liſti: „Vivat
Dö Flinſerlſchlågakunſt!“

# Vorwort.

Wenn meine Flinſerln nicht zu denjenigen Druckſchriften gehören, welche, wenn auch noch ſo ſpät, doch immer zu früh, an's Licht treten: ſo ſollt' ich wol das ſpäte Erſcheinen des dritten Heftes entſchuldigen. Ein Blick auf die Unterſchrift dieſes Vorwortes, dürfte mich deßhalb rechtfertigen. Ich bin nicht mehr, wo ich war. Was ſeither in den beiden Hemisfären meiner kleinen Welt, der häuslichen und poetiſchen, vorging, dürfte den lieben Leſer eben nicht ſehr kümmern. — »Nach eueren Früchten wird man euch beurtheilen« heißt es bei uns Poeten; unter was für Einflüſſen dieſe Früchte reiften, darnach fragt der Leſer nicht. Daß ich aber auf dieſes Heftchen mehr Fleiß als auf die früheren verwendet; daß ich es mit größerer Luſt gefüllt habe, wird mir Jeder auf's Wort glauden, der weiß, wie gern man die Töne ſeiner Heimat anſchlägt in der Fremde.

Zu erinnern wüßt' ich weiter nichts, als daß kleine Änderungen in der Schreibart für einen Beweis gelten möchten, wie gern ich dieſen Anklängen aus meiner Heimat jene Rundung und jenen Fluß gäbe, welche den vokalreichen Öſterreicher-Dialekt auszeichnen. Zugleich erlaub' ich mir abermal die Bemerkung, daß ſich meine ganze Schreibart blos auf die Ausſprache, nicht aber auf die, ohnehin ſo ſchwanke, Abſtammung, gründe.

Und ſomit, liebes Büchlein, grüße mir alle Jene, die dich verſtehen; grüße mir den Boden, dem du entſproſſen biſt; grüße mir mein liebes Wien, und vor Allem, meinen guten Stefansthurm recht herzlich, und ſieh zu, daß es dir gelinge, meine alten Freunde mir zu erhalten.

Cilli, im Wintermond 1829.

# Zeichen = Erklärung.

⁀ verbindet in der Ausſprache zwei oder mehrere Selbſtlaute, die ſonſt keinen Doppel= oder Dreilaut bilden, wie: e͡a, i͡a, o͡a, u͡a ꝛc.

ſteht über dem n, wenn es einem Selbſt= oder Doppellaute folgt, und gibt der Sylbe einen dumpfen, abgekappten Naſenton, wie in: ſeiñ, geh'ñ, Kreñ ꝛc.

klingt wie das engliſche, tiefe a, und bezeichnet den Mittelton zwiſchen a und o, wie in: Stål, Stråff ꝛc. — Jedes a ohne Bezeichnung klingt hell, wie in: Stal, Straf ꝛc.

nd $^{r}$ über der Linie, einem Doppellaut oder Selbſtlaut an die Seite geſchrieben, klingen kaum merkbar vor; als Übergangslaute vom Endſelbſtlaut eines Wortes zum Anfangſelbſtlaute des nächſten hört man ſie deutlich.

ſp, ſt, klingen (wie bisweilen ſelbſt im Hochdeutſchen) wie: ſchb, ſchp, ſchd, ſcht; nur wo ſie gar auffallend vorklingen, wurden ſie bezeichnet, z. B. g'ſchboaſt, Raiſchpla ꝛc.

' (der Apoſtrof) bezeichnet nicht nur ein herausgeſtoßenes e (g'ham, G'ſang'l), ſondern auch verkürzte Fall-Endungen (koan', keinen; ſein', ſeinen), den weggelaſſenen, halb, wie i. klingenden Selbſtlaut des Geſchlechtswortes ('n Weg, den Weg, faſt klingend, wie in Weg), ja ſogar einen herausgeworfenen Mitlaut (mi'n, ſtatt mid'n; lai'n, ſtatt laid'n).

Fi͡aʳn

# Anton Alexander Gråf'n v. Auersperg.

ål8 a klo͡añ's Åñdeng'n.

---

Meiñ li͡aba Gråf — (ah wås denn Gråf?
Der g'he͡aʳd i͡aʒt då nid her) —
Meiñ li͡abaʳ Auerſperg, då håſt —
I wollt, — es war no mehr!

Nur måhna ſoll's di, månnigsmål,
Wi͡aʳ's, kam no vur an Jo͡ahr,
Wi͡aʳ's z'We͡aʳñ is g'weſt, wo i, wi͡a du,
A freia Bu͡a no wår.

Nur måhna ſoll's di — wo͡aß't — ån dös —
Ån dös a — und ån dås —
A wer wird Ålla's då vazähl'n —
Du wo͡aßt ſchon eh, ån wås!

# Flinserln.

(Wieda$^r$ a Stuck a Hundad.)

---

## Ridig's und Raidig's.

Ridig's und Raidig's,
Knopfad's und G'ſchmeidig's:
's De͡aʳnd'l und 's Wei,
's Weiſtl dabei,
Ålles, wås glånz'n du͡ad
Is jå für d'Flinſerln gu͡ad!

### (Widerſpruch.)

Da Kren̄ zi͡agt a Wåſſa$^{r}$,
Und do ſchmeckt a gu͡ad:
Und i kån̄ d' Li͡ab nid låſſa,
Z'trutz Åll'n, wås's ma du͡ad!

### (Mit und ohne Liebe.)

Wås war ån an Leb'n,
Wån i's ohni Li͡ab g'ni͡aßt?
Ohni Li͡ab war's kren̄ſaua,
Mid da Li͡ab is's methſü͡aß.

Ohni Li͡ab is's zaun̄ſpe͡ar,
Mid da Li͡ab budamo͡a$^{r}$d;
Mid da Li͡ab is's ſo fraindli,
Ohni Li͡ab håd's ko͡an̄ Fo͡a$^{r}$d!

### (Vorſatz.)

's Wali͡adtſeiñ is 's beſti!
Gehd's, ſchimpft's ma nid drauf:
Und ewen i nid bred'lrutſch',
Gib i's nid auf.

### (Süß und ſüßer.)

Dö Diend'ln ſan ſu͡aß,
Recht ſchwo͡arzi, klo͡ani:
Åba weid ſuaßa ſan no
Dö Dea͡ʳnd'ln, mo͡an' i.

### (*Per se.*)

Meiñ Dea͡ʳnd'l is ſauba,
Håd Augerln, daß 's blitzt:
Zwo͡a brinrodi Wangerln,
Und a Göſcherl, feiñ g'ſpitzt.

Und 's Herzerl, und 's Herzerl,
Wer kåñ då no fråg'n?

Sie is aus Oeſt'reich,
Mehr brauch' i nid z'ſåg'n!

### (Wunſch.)

Meiñ De͡a$^{r}$ndl wohnt drob'n auf da$^{r}$ Ålm:
I wollt, i war li͡aba$^{r}$ a Schwålm,
So kinnt' i do ſtündli zu$^{n}$ ihr auffiſti͡ag'n:
U meiñ God — war dös a Wagni͡ag'n!

### (Ergebung.)

Wån's d'z'höchſt auf da$^{r}$ Ålm a biſt,
Mi ſchreckt ko͡añ Ort:
Eins gens ſteig' i auffi,
Glei ſo meiñ bin i dort.

### (Auftrag.)

Kum her, du li͡ab's Daiberl,
Wås fli͡ag'ſt denn ſo g'ſchwind?
Du håſt jå ko͡añ Wirdſchåft,
Ko͡añ Wi͡ach und ko͡añ G'ſind.

Reck' her deiñ rod's Schnaberl:
Dös Buſſerl nim mid,
Und bring's mein' li͡ab'n Dea$^{r}$nd'l,
Valeis's åba nid!

(Verluſt.)

A Buſſerl vazett'n —
Meiñ Seel! li͡aba — Wir!
Denn is's amål añbaud,
Vagũat't o͡am's håld nix.

(Beſcheid.)

„Wån is denn dö Stund,
Wo o͡an's Küſſ'n recht g'fraid?“ —
I moañ, zu$^{m}$ an Buſſerl
War ållawal Zeid.

(Brief.)

A Bri͡af is a Pfeil,
Und d'Schrift, dö is's Gift,

Und i͡atzt fehld nur deiñ Herzerl
Åls d'Scheib'n, dö er triſſt.

A Bri͡af is a g'ſchbo͡aſichi
Såch, meina Trai:
Herzerln vatrågt aʳ,
Und g'ſpu͡aʳd nix dabei.

(Richtſchnur.)

Wån o͡ana nur dö Geg'nd gu͡ad wo͡as,
Soll's Nåcht ſeiñ, ſo viel's måch:
Er kend ſi derntweg'n do gu͡ad aus,
Wi͡aʳ bei'n helli͡acht'n Dåch.

Und wåñ meiñ Schåtz a G'ſichta ſchneidt,
I måch ma do nix draus:
I ſuach' nur, woʳ e͡aʳm's Herzerl ſchlågt, —
Åſt kenn' a mi ſcheñ aus.

### (Wette.)

J håb amål g'wett't
Mid$^{r}$ an Bu͡am, der wås kennd,
Das mir d' Li͡ab ſchoñ ſicha
Meiñ Herz nid vabrend.

J ſåg engs, i ſåg engs,
Dö Welt, dö wår öd,
Der Bu͡a, der håd zagt,
Das a's Håndwerch vaſtehd.

### (Bedingung.)

A Brod mu͡as i håm,
Und a Geld mu͡as i kri͡ag'n,
Denn a hungrichi Li͡ab
Js a dålgab's Wagni͡ag'n.

### (Heilmittel.)

Wås loſſt denn, li͡ab's De͡a$^{r}$nd'l,
Wås biſt denn ſo ſtill?

Wås d' hemern und hamern hörſt,
Dös is ko͡añ Mühl.

Wås d' klippen und klappen hörſt,
Dröſcha ſan's nid,
Meiñ Herzerl is's, glaub ma's,
Dös låßt ma ko͡an' Fried.

Bei'n Dåch gibt's ko͡añ Ru͡a,
Bei da Nåcht weckt's mi auf,
Und gibſt ma ko͡añ Pflaſterl nid,
Geh$^n$ i no drauf.

A Pflaſterl, ſo rod
Und a Pflaſterl ſo feiñ,
Und a Buſſerl, dös mi͡ark da,
Muas draufg'ſtricha ſeiñ.

### (Der Nachtwächter.)

A Nåchtwåchta bin i
Mid Spies und Latern,

Und ſchau, das nid d'Stad'ln
Und d'Stal brinad wer'n.

Åba d'Augâʳln und d'Herzerln
G'be͡aʳn nid in meiñ Fåch:
Drum brind's, eh ma's g'ſpåñd,
A oft auſſa bei'n Dåch.

(Schluß.)

Wo's Wåſſa recht mollad is,
Wo's Gri͡abaʳln måcht,
Då is's gråd ån ti͡aſſt'n,
Då nim di in Åcht.

So is's mid dō De͡aʳnd'ln a;
Is c͡añ's recht lind,
Und håd's Gri͡abaʳln in dō Wangerln,
So is's g'wis a ſchlimm's Kind!

### (Gleichnis.)

Schau d'ſchwi͡aʳzaſt'n Kerſch'n
Daglängt ma fåſt ni͡aʳ,
Und a brav's De͡aʳndl z'fånga
Dös koſt't håld a Mü͡aʳ.

### (Beſcheidenheit.)

D'Erdäpf'ln håm's Gni͡aßbo͡ari
Unta daʳ Erdt;
Agrad ſo vaſteckt
A brav's De͡aʳndl ſein' Werth.

### (Ausforſchung.)

Du ſpikſt auf an Åndan,
Li͡ab's De͡aʳnd'l, g'ſteh's eiñ:
I håb då meiñ Praxi —
's wird ſchier ſo wås ſeiñ!

### (Vergleiche.)

Jå freili wol, i biñ jå
Ko͡añ Stådher und ko͡añ Prinz,
Und ſo a Dirn, wi͡a du biſt,
Dö ſu͡acht ſi's nur — und findt's.

J håb — i g'ſteh's jå — fraili
Ko͡añ Frackerl volla Schnü͡a$^{r}$,
Ko͡añ gåg'lbamani Hoſ'n,
Ko͡añ Ked'n bis auf d' Kni͡a;

Ko͡añ U͡ahr in Weſtidaſchel,
Damid's 'n Laid'n ſågt,
Das auf da link'n Seit'n,
E͡a$^{r}$m gleiwol do wås ſchlågt.

### (Widerlegung.)

»Er håd di nid låſſ'n,
Sunſt warſt e͡a$^{r}$m davoñ?« —

Dös is a pur's Bliktri:
Dös kena ma ſchoñ.

Wån's De͡aʳnd'l a Stim håd,
Und's Zimaʳ a Dü͡aʳ:
So du͡ad ihr ko͡an Deixel nix;
I wo͡aß's von mir!

(Gleichgiltigkeit.)

Wån ſi o͡an's d'Ho͡ar vabrend,
Schrei'n's umadum:
Wån ſi o͡an's 's Herz vabrend,
Scherd ſi ko͡an's drum.

(Mädchenſinn.)

Wås ſoll i nur låſſa,
Wås ſoll i nur treib'n.
I må nid recht furtgehñ,
I må nid recht bleib'n.

Agrad, wi͡a$^r$ a Weiñfålta,
Håd's mi bitrog'n:
No geſtern is's krocha$^r$,
Und haiñd is's ſchoñ g'ſlog'n.

So ſan håld dõ De͡a$^r$nd'ln:
Zu'n G'ſchbo͡afeln gehd's mid,
Åba håld auf a Daua
Då bu͡ad's as ſchoñ nid!

Då håld i weid ehnda$^r$
A Fiſcherl in' Båch,
Åls a De͡a$^r$ndl, wås ſicha$^r$ is,
Daß's da Bui måch.

### (Rückkehr.)

Kumſt ma ſchoñ aͤng'ſtocha?
Wårt nur a Wal;
Für a glått's G'ſicht
Is ma's Herzerl nid fal.

Brav mu͡aßt ſeiñ, trai mu͡aßt ſeiñ,
Wån's d'ma willſt g'fåll'n:
Wollt i a Lårv'n bleſ —
Li͡aß a ma's mål'n.

(Vorzug.)

A trai's Herz is weid ſchöña,
De͡aʳnd'l, dös kånſt ma glaub'n,
Åls 's hibſchaſti G'friſerl
In da ſaibraſt'n Haub'n.

(Tauſch.)

Zu'ⁿ De͡aʳnd'l bin i gånga,
Zu'ⁿ De͡aʳnd'l håd's mi g'fraid,
Und zu'ⁿ De͡aʳnd'l gehⁿ i nimaʳ,
I håb i͡azt ko͡añ Zeid.

I håb i͡azt aⁿ åndri,
Go͡ar li͡ab und go͡ar ſchlånk;

An Leib håd's ſo rundlad,
An Håls håd's ſo rånk!

Ko͡an̄ G'ſicht håd's zwo͡ar fraili nid,
Åba wås ſchåd't's?
's is weid beſſa, ko͡an̄'s,
Åls ſo fålſch, wi͡a$^r$ a Kåtz.

Und Ållas, wås's auſſabringt,
Is ſü͡aß — u mein̄!
Jå, — 's De͡a$^r$ndl, wås i i͡atzt hålſ',
Is 's Flaſcherl Wein̄.

(Nachtheil.)

's Wein̄l in' Flaſcherl is gu͡ad;
's rinnd o͡am ſo li͡abli durch's Blu͡ad;
Åba mi'n Buſſeln is's do håld — mein̄ Eid!
No a weid gröſſari Fraid.

Is's Flaſcherl no ſo voll Weiñ:
O͡añmål wird's austrunka ſeiñ.
Åbaʳ a Göſcherl, 's klo͡añwinzigſti nur,
Aus z'buſſ'n: — dös war a Du͡aʳ!

(Zug des Herzens.)

Und ſo haʳb, åls i biñ,
Wared'n må i's nid;
Wer o͡añmål vali͡abt wår,
Den låßt's håld ko͡an' Fried.

(Warnung.)

De͡aʳndl, ſpreiz di nid ſo:
Aus Dro͡ad wird a Stroh,
Aus dõ Ble͡ameln a Hai, —
Nur vier Wochaʳ is Mai.

Nur vier Wochaʳ is Mai.
Wi͡a g'ſchwind ſan's vabei;

Håd d'Schönheit aʳ End,
Nåcha ſchau! wer di kennd!

### (Ausſtellung.)

D'Bam ſan no gre͡an̄,
Und d'San ſcheind ſo fein̄',
Da Wind åba dränkt e͡am
'n Heribſt ſchen̄ ein̄.

De͡aʳndl du biſt recht fein̄
Saubaʳ in' Ål'n:
Åba das d' ſo kåld red'n duaſt,
Dös will ma nid g'fåll'n!

### (Ausflucht.)

De͡aʳndl, wer kån dafur
Das d'ma ſo g'fållſt?
Der mü͡aßt a Lölaps ſein̄,
Der di nid hålſt.

Und wer di hålf'n låßt,
Is di ni werth,
Haud a nid ia͡zt mi glei
Sieb'nmal um d'Erdt.

(Verwendung.)

Schau, Kerl, zirn mi nid,
Sing mi nid ån̄,
Wås ma nid 's Herz ådruckt,
Håb i jå dån̄.

G'rennd bin i, ån̄g'hålb'n
Håb i für di: —
's De͡a$^r$nd'l, ſchau, måch di nid,
's De͡a$^r$ndl will mi!

(Zuſammenhang.)

Stopf ma$^r$ a Pfeiferl,
Und zindt ma's ån̄,

Das i mein Herzlo͡ad
Baraucka kåñ.

Du håſt ma's Herz vabrend,
G'ſteh's nur eiñ,
Und då, wo's brind,
Mu͡as a Rauck'n ſeiñ!

## (Leichter Sinn.)

I bin a jung's De͡aʳndl,
I fråch nix um d'Weld,
Und a Herzlo͡ad is's o͡anzicht,
Wås ma no fehld.

Wås kinnt ma nur ågehñ,
Wås kinnt ma nur fehl'n,
I mu͡aßt ma nur Grüll'n
In da Ståd drinad ſtehl'n.

So lång i daho͡am biñ,
So lång g'hör' i meiñ,
Und wån i an Bu͡am kri͡ach,
Nåcha g'hör' i håld ſeiñ!

Nåcha g'hör' i håld ſeiñ,
Nåcha gehd mi nix åñ:
Zweg'n we denn a nahm ſi
A De͡aʳnd'l an Måñ?

### (Anträge.)

Gråſ'n will i geh'ñ,
Fu͡adan will i geh'ñ,
Kinda will i kri͡ag'n,
Kinda will i wi͡ag'n;
Åbaʳ um's G'ſchaft von Måñ
Nim a mi nid åñ!

### (Wahl.)

Und wån i ſchoñ an Schåz möcht,
Mu͡aßt i an Schnelda håm:
Denn wån då d’Li͡ab a z’reiſſad,
Er flickad’s wida z’ſåm!

### (Gewinn.)

Jazt håb i a Wei,
Und i bin a recht froh,
Denn — meiñ God — in d’Läng
Dad’s as do nid a ſo!

Håb’ an Dickſched’l g’håbt:
’s Wei håd ma’n brocha,
Hå meiñ Geld’l vazett’t,
’s Wei håd’s glei g’rocha.

### (Änderung.)

Åls Bu͡a noñ då wår i
A rechta Ramſamperl,
Jatzt bin i ſo frum,
Wi͡a$^r$ a Budalamperl.

### (Troſt.)

Då drobmad au'm Bergerl
Då ſizt a klo͡añ's Kind:
Seiñ Mu͡ada$^r$ is ſche͡añglad,
Seiñ Våda$^r$ is blind.

Und 's Kind dös is ſo
A bagſchierlicha Schåz:
Ko͡añ Dipferl, ko͡añ Staiberl,
Ko͡añ Unaderl håd's.

Meiñ Weiberl is ſauba$^r$,
Und i biñ nid ſchi͡uch; —

Möcht wiſſ'n, wås i
Für a Kind amål kriãch.

### (Trennung.)

Von z'Haus ſo lång wega z'ſeiñ
Is dös wås wild's!
Mir beiſſt's völli 's Herz å,
Mir friſſt's völli d'Milz.

Jå, Weiberl, wån's du mid warſt,
Dös war a Fraid:
Åba ſo håd's zu'n Luſti ſeiñ
Schoñ awal Zeid!

### (Dauer.)

Oañ Nåcht bin i weg erſt,
Und mir is ſo ſchwar,
Åls wån's ſchoñ neiñ Däch
Und a$^{n}$ Ewikeit war.

### (Würze.)

I håb a gu͡ad's Weiñl,
I håb a gu͡ad's Brod;
Håb eiñwendi, håb auswendi,
Ko͡añ Graiz und ko͡añ Nod.

Åba 's Eſſ'n und 's Trink'n
Und 's Geld is nid g'nu͡a:
'n Guſta den måcht maʳ erſt
's Weiberl dazu͡a.

### (Anbot.)

's Wei hå i g'numa,
's Geld is vahaud!
Will o͡ana hairåt'n?
I wiſſt a Braud!

### (Genügſamkeit.)

Das i ko͡an' Schåz nid håb.
Dös wundad d'Laid:
Wån i a gern o͡an' hād,
I håb ko͡añ' Zeid.

Eweñ's no recht grawelt,
Ho͡aßt's: „Hanſel, ſteh auf;
„Treib d'Ku͡aʳln auf d'Ålma,
„Sö wårt'n ſchoñ drauf!“

Und drobn auf daʳ Ålm,
Noñ då hād i wol Zeid:
Åba's Dudeln is a juſt
Ko͡añ dålgadi Fraid!

### (Jägerluſt.)

Haiñd ſchi͡aß i nid, — haiñd lås i
Åll'n Wild an Frid;

Und wån's ma$^r$ auf d'Nåſ'n ſteig't,
Haiñd g'ſpür i's nid.

Haiñd håd mi meiñ De͡a$^r$ndl buſſt,
Haiñd gib i's hoch:
Haiñd hådt's engan Feitbå,
Ös Hirſchaln, — ſeid's froch.

### (Erſparniß.)

Zur Weiñleſ da lådt's eng
Hibſch Stådlaid nur eiñ:
Denn freſſen's eng d'Weiñba,
So braucha's ko͡an' Weiñ!

### (Schwer und leicht.)

Eweñ da Weiñſtog g'haud wird,
Eweñ a kimd in d'Blü͡a,
Eweñ dråñ d'Berl'n rund wer'n,
Wås braucht dös fur a Mü͡a.

*

Wi͡a bet't ma, das ko͡añ Raiff kimd,
Und das ko͡añ Schaua fålld;
Jå herg'ſtellt wird a mu͡aſåm,
Waſoffa$^{r}$ is a båld.

(Schenkenfleiß.)

Gri͡ag'l åbi, Gri͡ag'l auffi,
Weiñl eini in's Mal:
Zu'n åñfüll'n und eiñſcheng'n
Bin i nid z'fal.

(Vielfältige Bewegung.)

Gånga bin i in' Kella,
G'ſtånd'n bin i bei'n Fås;
G'hogerlt bin i neb'n an Gånta,
Do͡argelt bin i mid'n Glås.

G'fåll'n bin i bei da Du͡a$^{r}$ drobmad,
Kugelt bin i iba d'Sti͡a$^{r}$g'n,

G'leg'n bin i brunt in' Kella wida,
Auffi håm's mi mü͡aſſ'n zlåg'n!

### (Ausrede.)

Au'm Berg liegt da Nebel,
In' Dål kumd a z'ſåm,
Und zweg'n we ſollt' denn i gråd
Ko͡an' Nebel nid håm?

### (Der Zitherſchläger.)

Zidan ſchlåg'n, dös is
Meiñ o͡anzichi Fraid!
Hålla! dös hebt o͡am d'Fu͡aß,
Dös måcht a Schneid!

Wåñ ma mi'n Dam aufdruckt,
Zidad da Don!
Dös gehd in's ti͡afſti Mo͡arch,
's is a Baſſion!

D'Mad'ln ſchau'n köwi dreiñ,
D'Åld'n ſchau'n weg;
Zidan ſchlåg'n, Zidan ſchlåg'n,
Wån's nid glei: »Jå« woll'n ſåg'n,
Zidan ſchlåg'n, Zidan ſchlåg'n:
Åft gehd's von' Fleg!

### (Spielmannsluſt.)

A luſtiga Spielmåñ ſeiñ,
Is a ſchöñ's Brod;
Wån's o͡am nid z'ſåmgehd,
Vageigt ma ſeiñ Nod.

Wån maʳ åft ſåmeln gehd
Und 's fålld wås aus:
Bringt maʳ a Geld, ſo z'ſåg'n,
Spielad, in's Haus.

War'n's a zwölf Gralza nur,
I låch dazu͡a,
Fur a Måß Hairinga$^{r}$
Is's gleiwol gnu͡a!

### (Abhilfe.)

Dös Unglück ko͡añ Gåns haiñd,
Und is do Matini,
D'Frau Mo͡abm kinnt' uns helffa,
Såg's nur: „Då bin i!"

### (Schneeſcheuche.)

Voråñ is's no wo͡arm und gre͡añ,
We$^{n}$ i nur geh;
Åba drob'n auf da$^{r}$ Ålm
Liegt ſchoñ ſchu͡achhocha Schnee.

Auf da$^{r}$ Ålm liegt a gu͡ad,
Wån a$^{r}$ uns nur nix du͡ad!

Schreib's nur und dudelt's laud,
Das a nid her ſi draud.

### (Lebeſinn.)

Mocken und Bocken
Bringt o͡am ko͡añ Glick;
Kumd a a Brocken,
J denk håld: „ſchlick!“

Hanti und granti
Måcht o͡am nid fett;
Ållas gehd eini,
Wåñ ma ſi nöth't!

### (Verluſt.)

Schau nur wi͡a's Schneberl
Ån d'Fenſtaſcheib'n rauſcht,
Und horch nur, wi͡a's Faierl
Jn' Ofa drin blauſcht.

Wås blauſcht denn in' Faierl,
Wås gråhnd in da Glu͡ad?
Mir ziemd, 's is meiñ. agna
Graizluſticha Mu͡ad!

Meiñ Mu͡ad is vabruna,
Meiñ Fraid is vawahd,
Und meiñ mu͡adwillig's Herzerl
Vabraſelt ſi ſtad.

(Vor der Dorfkirche.)

Ån Kirchdo͡ar, da håd mi
Meiñ Mu͡ada$^{r}$ oft g'ſtilld;
Zwo͡a Birnbam vur'n Pfo͡arhaus, —
Då håb a mi g'ſpield.

A Du͡a$^{r}$n, — auf den håm's ma
Mein Våda$^{n}$ ausg'lait't;

A Graiz — um wås d'Herſchåft
Meiñ Muada bineid't.

A Blåz in da Mitt'n
Fur mi nåch da Hånd,
Und ſo håb i håld, wås i brauch',
Ållas beinånd!

(Offenheit.)

A$^{n}$ Oeſt'reicha red't, wi͡a$^{r}$ a's
Eiñwendi denkt,
Und d'Wo͡ahrheit, dö håd a
Ko͡an' Menſch'n no g'ſchenkt.

(Ermunterung.)

D'Wåcht'ln, dö ſchlåg'n vur'n Schnid:
„Gwa gwa wa, find'ſt mi nid!“
Is åba 's Feld åg'mahd,
Nåcha ſan's ſtad!

Weil ma håld jung ſan no,
Schrei'n ma$^{r}$, und ſan ma froh:
Is amål d'Jug'nd vawahd,
Wer'n ma ſo ſtad.

### (In der Fremde.)

Blåb is da Himel då,
Gre͡an is då d'Au:
Åba geg'n meiñ li͡ab's Oeſt'reich
Is's do ko͡añ küahl's Dau!

### (Irrung.)

Ålſo dös is da Ko͡aſa?
Dös häb i nid g'mo͡añd:
Håb glaubt, 's is meiñ Våda,
Häb båld an Fleg g'wo͡añd.

### (Unterſchied.)

Wån̄ ma$^r$ 'n Åmtmån grü͡aßt,
Streift a ſein' Grobf:
Wån̄ ma$^r$ 'n Ko͡aſa grü͡aßt,
Nickt a mi'n Kobf.

### (Empfang.)

Haiñd kumd unſa$^r$ Åmtmån̄
Mid ſeina Madam!
Mȧld's d'Hittna mid Strizelgelb,
D'Fenſta mid Lahm.

Mȧcht's Muſi mi'n Schl͡a$^r$bȧg'n,
Lȧßt's d'Schwein̄ aus'n Stål:
Denn wȧn's nid ſtad ȧbagang,
Häd a$^r$ a Gål.

Er is go͡ar a brava Mån̄,
Deckt uns fein̄ zu͡a,

Und ſida ma'n dåda håm,
Håm ma$^{r}$ erſt gnu͡a.

### (Zum Neujahr.)

Zweg'n we denn a naig's Jo͡ahr,
Wås war denn drån naich?
Ån Glick wår'n ma$^{r}$ a ſcheß
In' åld'n jå reich!

Wås åld's is da Frid'n,
Wås will ma denn mehr;
Da Ko͡aſa wår a då,
Da ſeel'ngu͡adi Her!

Wås åld's is dö Trai,
Und da Sinn volla B'ſtånd,
Und wås åld's is dös godg'ſeg'ndi;
Prächtichi Lånd!

Drum wiſſt' i mein' Glickwunſch
Nid höcha mehr z'treib'n,
Åls das 's möcht bei'n Åld'n
In' naich'n Jo͡ahr bleib'n!

# Zu͡awȧg.

(G'ſang'ln, G'ſchbo͡as, G'ſchicht'ln.)

Ernſthåfti Li͡ad'ln
Und g'ſchbe͡aſichi Såcha;
Wīa's o͡am håld eiñfålld,
So mu͡as ma's måcha!

## 's Mungaz'n.

Mir håm a prächtig's G'ſpiel oft g'ſpield:
Da Mo͡aſta drin wår i;
Dö Ä̊ndan, dö håm z'ſåmag'lengd
Rund umadum um mi.
D͡an's håd ma mid$^r$ an Du͡ach'l d'Aug'n
Vabundt'n; håd mi g'führd,
A Stuck a dreimål umadrahd,
Und ſo no mehr vawird.

Ä̊ft håm's mi hiñg'ſtelld, håm ma no
A Staberl geb'n in d'Hånd,
Und g'ſågt: „Jatzt dupf' o͡an's åñ und råd,
„Auf wem ſeiñ Stimm di måhnd!“ —

J hå håld åñdupft, hå mein' Kobf
Hiñbeig'ſteckt; nåchg'ſtudird,
Woher a Stimm juſt kuma måch,
Und håb mi niã nid g'ird.

Wår's go͡ar a g'ſchmierda Mungaza,
Åls kam aʳ ausʳ an Mal,
Den's åntdu͡ad, daß's nid mehr derf red'n,
Då håb i g'ſtuzt a Wal;
Håd nemål dupft, und wår's åft a
Mi'n Mungaza glei då:
Dös wår ſcheñ g'wis meiñ åldi Moahm,
Denn der gehd's Blauſch'n å!

Håd's åba wiãʳ a Raiſchela dåñ,
Gånz regli, — und ſo recht,
Åls wiãʳ a Dåzbär ſaifz'n dad,
Wån a valiãbt bo͡añ möcht;

Und is aum Mungaza hintnåch
A Hu͡aſta kema glei: —
Dös is da miſelſichtichi
Her Göd — i bleib dabei!

Wår's åba go͡ar a ſtad's: Miauñ,
So zimperli, ſo klo͡añ,
Åls wån ſi 's Göſcherl ſchåma dad,
Daß's mu͡as, wi͡a d'Katzerln, do͡añ;
Då håd meiñ Kobf nid wegawoll'n,
Åls war a zuwibåpt: —
„Dös is meiñ Gred'l" håb i g'ſchri͡a$^r$n,
Und håb nid Unrecht g'håbt.

No e͡ana$^r$ åba, — den ſein' Don
Z'daråd'n, — dös wår ſchwar!
Denn is a nu͡achtan g'weſt, ſo wår
Seiñ Stimm recht hell und rar;

Wån a$^r$ a Maſch'n håd, ſo is's
So gri͡ag'ad ſcheñ, als wås.
Und hȧd a go͡ar an Måñ, ſo brumd's
Wia$^r$ aus$^r$ an z'broch'na Fås.

Juſt ȧn vawichna Sundå håm
Ma wida$^r$ amål g'ſpield.
Då hȧd o͡an's, auf mein' Dupfa, go͡ar
So ſchi͡ach dȧn, völli brülld.
„Mȧñ, ſimulir' i, wer is dös?“
Auf o͡añmål deng i dråñ; —
„Håld, ſchrei i, dös ſan zwo͡a: — da Her
„Schulle͡ara und — ſeiñ Mȧñ!“

## No a kloa͡ñ's Wi͡ag'ng'ſang'l.

Sei gu͡ad, du li͡ab's Bauxerl, — ſchlåf recht ſü͡aß,
Bei unſan li͡ab'n Hergod ſeini Fü͡aß,
In unſ'ra li͡ab'n Frau'n ihra hailinga Schos:
Schlåf eiñ, li͡ab's Stuzerl, und wi͡ar recht gros.
Haid'l, bubaid'l, bubölla!

Dös Gri͡aberl då in' Koi varåth's:
„Du wirſt amål a brava Fråz!“
Geh, dur nid, geh, måch i͡atzt ko͡an' Berch mid di Fü͡aß:!—
Sei ſtad, Schu͡ari Mu͡ari, — und ſchlåf recht ſü͡aß
Haid'l, bubaid'l, bubölla!

So månnicha liegt haiñd Nåcht au'm Stroh,
Und du, g'ſeg'nt's Bi͡aberl, du liegſt a ſo! —

Wån's du's ſo vaſteh'ñ kinnt'ſt, wia$^r$ i, meiñ
Schå̆z,
Du wintſchaſt da ni͡a nid an beſſa$^r$n Blåz!
Haid'l, bubaid'l, bubölla!

Meiñ L͡arm is dein Bolſta, — meiñ Sorch is
deiñ Wåcht:
Dö is in da Höch glei, wi͡a's Betterl nur kråcht;
Dein Glick is deiñ Wåda, — der arbad für di,
Und Ged ſorgt für e͡a$^r$m und für di und für mi!
Haid'l, bubaid'l, bubölla!

# 's Vahe͡ar.

Red'n doan mid anånda: Daʳ Åmtmåñ, da Måtthi͡as Grampler und ſeiñ Gód åls Zaich.

---

Daʳ Åmtmåñ (zu'n Måtthi͡as).
Seid's ös da Måtthi͡as Grampler?

Da Måtthi͡as.
Jå — i biñ's!

Da Zaich.
Jå, jå, g'ſtreng Her, — er is's!

Daʳ Åmtmåñ (ſchifri, zu'n Zaig'n).
Hålt't's enga Mal!
(Zu'n Måtthi͡as.)
Ös håbt's 'n Seppel Schmålz vawicha klågt —?

Da Måtthi͡as.
'N Seppel Schmålz, g'ſtreng Her —

Da Zaich.
'N Seppel Schmålz —

Da$^{r}$ Åmtmåñ.
Klo͡añhaisler —

Da Måtthi͡as.
Jå — Klo͡añhaisler —

Da Zaich.
Jå — g'ſtreng Her,
A klo͡ani Hitt'n haͤb a —

Da$^{r}$ Åmtmåñ.
Numro zwo͡anz'g —

Da Måtthi͡as.
Jå — Numro zwo͡anz'gi —

Da$^{r}$ Åmtmåñ.
Drent in Sairing —

Da Zaich.
Jå —
In Sairing drent, bei'n Hålbabåch. —

**Da Måtthi͡as** (zu'n Göd'n).

Nañ — nid bei'n Håldabåch, Her Göd —

**Da Zaich.**

Dös ho͡aßt,
Wån da g'ſtreng Her ſi arſchlings umidrahd,
Åft kimd a zu'n an Brickl —

**Da$^{r}$ Åmtmåñ** (ſchno͡archt 'n Zaig'n åñ).

Blauſcht's nid dreiñ!

**Da Måtthi͡as.**

Jå — jå, g'ſtreng Her, da Göd håd Recht! I håb'n
Von ålli Såcha ho͡arklo͡añ iñfamird, —
Und wal ſeiñ Malwerch beſſa$^{r}$ is, åls meiñ's,
So hå i'n midbråcht, das a für mi red't!
Er is a g'ſcheida Måñ, — is bei da Låndwi͡a$^{r}$ —
Wås is da Göd ſchoñ bei da Låndwi͡a$^{r}$ g'weſ't —?

**Da Zaich.**

Jå — jå — g'ſtreng Her, a G'mo͡ana bin in g'weſ't,
Und häd ma d'ſelm 'n Kri͡ach nid g'ſchwindi g'end't,
I mo͡añ, i häd's no weida bråcht —

**Daʳ Åmtmåñ** (ſpringgifti).

Graiz neiñ!
Jazt gebt's amål an Frid! Ob's ös
Da Prinz Paſſnuzi ſelba ſeid's,
Då krahd koañ Håhñ danåch! — d'Såch drahd ſi nur
Um dēs: zweg'n we da Måtthias Grampler
'n Seppel Schmålz, Kleañhaisler, drent von Sairing,
Bawicha bei da Herſchåft klågt håd! —

**Da Måtthias.**

Jå —
Klågt håb i'n —

**Da Zaich.**

Jå — i biñ da Zaich, g'ſtreng Her!

**Da Måtthias.**

Und derntweg'n hāb ma håld, g'ſtreng Her, a goar
A ſchön's Gebid; — das da g'ſtreng Her uns möcht
Bihilfli ſeiñ zu unſan Recht —

**Da Zaich.**

Meiñ Göd!
Wås håd denn Unſaʳoan's, wån ma ſi nåcha

No go͡ar ſeiñ biſſ'l Recht nid ſichaʳn kinnt.
Und wal ma håld von g'ſtreng Hern ſo go͡ar
Viel löblich's g'he͡aʳd håm, das a nid ſo is,
Wi͡a d' åndan Schnipſa, dö mid e͡aʳnri Händt
I unſ'ri Sack drinſteck'n, åls wån's ſo
Schoñ juſtament ſeiñ mü͡aſſt — ſo ſan ma håld
Zu'n g'ſtrenga Her'n hergångaʳ, um da Håck'n
An Stil då z'findt'n: — låßt ma ſo a Såch
Z'lång ång'ſteh'ñ — meiñ — dös wiſſ'n da g'ſtreng
Her
Aus agna Praxi — ſo is's ſchoñ mi'n Recht
Matthã åm letzten.

Da Måtthi͡as.

Jå — dös mo͡an i a.

Daʳ Åmtmåñ (in o͡ana Furi).

I åba mo͡an, dös braucht a Vichgiduld,
Bis o͡anaʳ aus zwo͡a ſolchi Le͡aʳñl'n, wi͡a's
Ös, meini li͡ab'n Måna, ſeid's, a klo͡an's,
Vaninftig's Wirt'l auſſafratſcheln kåñ.
Wås wollt's denn håm? Da Måtthi͡as Grampler håb

'N Seppel Schmålz vaklågt, — dös ſtehd då ſchwo͡arz
Auf weiß —

Da Måtthi͡as.

Jå — jå — g'ſtreng Her, dōs håb i —

Da Zaich.

Jå —
Meiñ Sach'l! I biñ Zaich! —

Daʳ Åmtmåñ.

Zweg'n we denn åba!
Entweda håbt's ös ålli zwo͡a an Sabel,
Und dös o͡an', der ſi g'wåſch'n håd, — wo nid,
So ſeid's ös a bo͡ar feini, g'ſchmierdi Vögeln,
Dö mi barduſ'ln, mi auslinſ'n woll'n,
Ob's mi, auf's gachi Glick, valei zu engan
Speranzel måcha kinnt's! — Denn go͡ar ſo bladi,
Dōleaʳñkadi zwo͡a Dålabåtſch'n war'n ma do
No nid vurkuma! Marſch! Vahaud's eng i͡artzt!
Da Sche͡aʳch håd no a Håſelnußſålm — marſch!
Eweñ's wås klåg'n wollt's, denkt's eng's immʳamål
Erſt z'ſåm, — und måcht's an g'råd'n Måñ ko͡añ Gål!

**Da Måtthi͡as.**

Mir buſſ'n d'Hånd, g'ſtreng Her —

**Da Zaich.**

Mir buſſn d'Hånd!

**Daʳ Åmtmåñ.**

J͡atzt kumd da Mo͡ark, — då kafft's eng an Waſtånd!

(D' Wauan kråtz'n å.)

---

## In' Grås.

I wo͡as nid bȧld a größ'ri Fraid,
Ås, recht kâñmott und brad,
Au'm Bauch, in' Grȧs ſo drinad z'lieg'n,
Ȧls wȧñ ma ſchwima dad.

Dös is ſo ku͡ahl, ſo we͡ach, ſo gu͡ad!
Dõ wach'ſt'n Pflama bleib'n
Jakobiſedan geg'n dös Bett;
's is go͡ar nid zu'n biſchreib'n!

Ma mo͡añd, ma kinnt ſi ſelba heb'n,
So g'ring is's Blu͡ad in' Leib,
Und z'nebſt den hȧd ma no dabei
Sein' ſchönſt'n Zeidvadreib.

Då kraxelt ån an Stamerl Gras
A Käferl flink in d'Höch;
Nimd d' Fliecherln z'Hilf, und duad ſo friſch,
Åls häd's dö beſt'n Dåch.

Es håd's leicht a: — wås gang ea$^{r}$m å?
Wås's braucht, håd's ibaſchi;
G'ſund is's dabei — jå ſchau, mit dir,
Liab's Käferl, tauſchad i.

A$^{n}$ Åmaſſ ſchleppt a$^{n}$ A$^{r}$l durt,
Und plågt ſi mehr, åls z'viel;
Durt dreibt a Muck'n, in da Sun,
A guadi Wal ihr G'ſpiel.

Durt kumd a Beiñ — ei fliach du zua!
Haiñd ſchaich' a di ſchoñ nid,
Haiñd håſt mid deini Bleam'n z'deañ,
Und låßt oam gern an Fried.

Jå — wi͡aʳ i ſȧch, a Weld is då
    Von Di͡aʳl'n, li͡ab und klo͡añ, —
Und håd ma glei ko͡an Ȧñſprȧch nid,
    Maʳ is do nid allo͡añ.

Ui! wi͡aʳ is's åbaʳ erſt ſo ſchöñ,
    Wån i mi z'ruckleg'n du͡a,
Und ſchau 'n Himel iba mir
    A Wal recht ru͡awi zu͡a.

Dȧ kimd ma's Blȧwi ſchi͡aʳ ſo vo͡ar,
    Åls war's z'ti͡afſt unta mir,
Und i — i liegad drobmad z'höchſt,
    So mȧcht dö Lȧch o͡an ir.

Und für a Wȧſſa hȧld' i d'Luft,
    Und glaub', das d'Äſt von Bam,
Wi͡a's Lifterl wahd, ſi einibi͡ag'n. —
    Und håld' mi ſelba kam.

Gånz damiſch, — mo͡an' i: — ia͡zt und ia͡zt
    I fåll' in's Wåſſa, — zuck', —
Und kugel', ohni, das i's will,
    Au'm Bauch mi wida z'ruck.

## Schlåfli͡ad für an åld'n Dat'l.

Schlåf, Dat'l, ſchlåf, und wås di g'fraid,
Tram nåchʳanånda z'ſåm,
Da Schlåf war ſo no's o͡añzichi,
Wås d'åld'n Laid'ln håm.

Ko͡an' Zånd zu'n Beiß'n håſt nid mehr,
Und 's Memeln du͡ad go͡ar weh;
Deiñ Sundå-Brad'l is — a Schmo͡aʳn,
Deiñ Hairichaʳ — a Dee.

Mi'n Aug'naⁿ — då war's glei ſo gu͡ad,
Du häſt zwo͡a g'målni nur;
Denn mid'n Spe͡aʳñz'ln, Guck'n, Schau'n
Is's nåchaʳ eh ſchoñ zu͡a!

Und håd amål o͡an' 's Ålta g'ſtrafft,
So is's a go͡ar mi'n G'he͡a$^{r}$:
Ma derf ſchon̄ d'beſt'n Word e͡a$^{r}$m geb'n,
Er he͡a$^{r}$d's håld nimamehr!

Er kån̄ nid geh'n̄, er kån̄ nid ſteh'n̄,
Mi'n Red'n is's a dabei; —
Und wån a g'råd wås blauſch'n will,
So wird's a Brumarei!

Dös, auf wås er ſi d'ſina du͡ad,
Is go͡ar für uns nid g'weſt; —
Då wår'n ma, wi͡a ma ſan, no nid
Auskro̊cha$^{r}$ aus'n Neſt.

Er red't von etla fuchzig Jo͡ahr'n,
Wi͡a mir von fuchzig Dãg'n;
Und wås bei uns a Fåbel is,
Dös håd er richti g'ſeg'n!

Und hiñſchau'n måch a, wo" a will,
Er kennd håld ne͡aʳmbſt nid mehr:
Gånz åndri Laid ſchoñ gengan i͡azt.
Spåñnaichi, hin und her.

Laid, dö ſi nid viel ſcher'n um e͡aʳm,
Dö deng'n: „Gehd's, wi͡a's gehd!“
Wi͡aʳ maʳ an åld'n Kåſt'n b'hålt't,
Wal a ſchoñ lång då ſtehd.

Wigehrd a wås, ſo ſtöſſen's e͡aʳm's
Vor's Mal hiñ, wi͡aʳ an Hund;
Und ſchmeckt's e͡aʳm nid, ſo ſåg'n's: „Ah — is!
„Dös is für d'Åld'n g'ſund!“

Und is in D͡art drent Kiridå,
So ſper'n's 'n, z'Haus, wo eiñ,
Und låſſ'n e͡aʳm, zu'n Zeidvadreib,
'n ålt'n Haushund 'neiñ.

Deſtweg'n, åld's Vaterl. ſchlåf! für di
Is ſo ſchon̄ Åll's dabei!
Und wån's d'go͡ar nima$^{r}$ aufſteh'n̄ kinneſt,
's war's ållabeſti glei!

# Au'm Fraidhof.

Nid wo͡ahr, i kum a wengerl ſråd?
Jå mein̄, — a g'mo͡ana Mån̄,
Der ån ſein' Joch ſo furtzi͡ag'n du͡ad,
Der kumd håld, wån a kån̄.
Und häd i kuma kinaʳ a,
Mir ſan bei'n Dåch z'viel Laid;
I håb auf ān ſo an Ord
Lan̄ſchichti nur mein̄ Fraid!

Då gåſſt mi ne͡aʳmbſt nid ån̄ und ſchaud,
Wi͡a ſto͡aʳk mein̄ Herzlo͡ad is;
Då ſi͡ach i ko͡an̄ ſo g'ſtatzti G'ſtålt,
Ko͡an̄ ſo a zaun̄fålſch G'fris.

Då kån i, ung'ſte͡aʳd, wås mißdruckt,
Ausſchid'n vur mein' God;
Kåñ we͡ana, mid mir ſelba red'n,
Und klåg'n meiñ gånzi Nod.

Wås brind denn durt? — a Kirtz'l — ſchau!
Håd dȫs da Windevaſchond!
Då liegt 'n Båda ſeiñ kle͡añ's Kind,
Der drunt in De͡aʳſ'l wohnd.
Håd der Menſch ålli Laid kurird,
Und, wås e͡aʳm 's li͡abſti wår,
Dös håd e͡aʳm's daitli g'ſågt: »Du biſt
»Do nur a o͡arma No͡ar!«

Durt liegt da Durna, — durt da Sche͡aʳch,
Wår'n ſunſt ſi ſpinafeind:
Jatzt lieg'n's ſchȫñ ru͡awi beiⁿanånd,
Wi͡a d'ållabeſt'n Fraind! —

Durt låßt dö G'mo͡añ a ſto͡anas Graiz
Für'n feeling' Pfo͡ara bau'n;
Er håd ſo lång in d' Kirch'n g'ſchaud,
J͡atzt mu͡as a wegaſchau'n.

Durt liegt a De͡a$^{r}$nd'l, — i håb's kennd,
Håb ſchoñ an Åñwurf g'måcht,
Häd's ko͡añ bös's Auch nid åñſchau'n ſoll'n:
Ihr G'frieſerl wår a Pråcht;
Ihr Brazerl wår ſo mud'lwårm,
Ihr Gö̃ſcherl go͡ar ſo li͡ab;
War i da Dod g'weſt, um ko͡an' Preis
Häd i ſåg'n kina: „Sti͡a$^{r}$b!“

Da Dod is åba$^{r}$ ohni G'fühl,
Nimd Ållas bei da Fliech,
Und glaubt ma, 's Leb'n wird probaſtir'n
So låßt's o͡an juſt in' Stich.

Då liegt's iazt, dö bei mir hät ſoll'n
In meina Kåma lieg'n!
War glei ſo guad, i war z'ſåmt ihr
In's Drücherl åbig'ſtieg'n.

Wås håd oan's denn auf dera Weld,
Wån's umagehd alloan̄?
In Kumpanie gehd Ålla's g'ſchmierd,
Alloan̄ måch oan's nix doan̄!
Då grald ma$^r$ uma$^r$, iſſt und trinkt,
Schlåft ein̄, ſtehd wieda$^r$ auf,
Duad wås, vadea$^r$n̄d ſi mehr, åls gnua$^r$,
Und ſchlåft von naich'n drauf.

I håd koan̄ Wei nid, håd koan̄ Kind,
Kaan̄ Schweſta, dö nix håd;
Koan' Bruada$^n$, der wås braucha kinnt,
Koan̄ Fraindſchaft in da Ståd.

Meiñ Våda liegt in' Wing'l durt,
Meiñ Mu͡ada knåpp hiñbei;
Es is, wån i ſo nåchdeng' oft,
A$^{n}$ öd's Leb'n, — meina Trai!

Wån i nid imm$^{r}$amål aus Gål,
Mi ſelba fopp'n dad,
So wöllt' i glei ſo meiñ, i wurt,
Wi͡a's Li͡acht'l durt, vawahd.
Wer ſi um ne͡a$^{r}$mbſt nid z'kima$^{r}$n håd
Auf dera Weld, — der is
Au'm beſt'n drunt'n eiñquatird,
Bei denan — dös is g'wis!

## 's Pfnottwingerl.

I håb a Wingerl in mein' Haus:
Dös ſchaud gånz b'ſundas eiñg'richt't aus.
Es is nid eng juſt, is nid weid,
Nid recht für's Lo͡ad, nid recht für d'Fraid;
Es is håld ållmål gråd ſo recht,
Wi͡a ma's für'n Au'mblick findt'n möcht.

Au'm G'ſims z'höchſt ob'mad, unta'n Dram,
Då ſteckt a Bålmbuſch'n zwiſch'n dö Bam;
Er b'hü͡at't o͡am vur'n Weda$^{r}$, und dad a's a nid,
Ma glaubt's håld und håd ſeiñ Fraid damid.
A biſſ'l ni͡adricha hängt in' Eck
A Christas; — er is ſchon volla Fleck,
Nid ſauba g'mål'n, åba do ſchöñ g'nu͡a: —
Wås ågehd, dös denkt ma ſi håld dazu͡a.

A Bettſchåmel ſtehd hiñbei ȧn da Wånd,
Schöñ g'årbad; — u meiñ, — wo is dö Hȧnd,
Dö'n g'måcht håd? — wo ſan dö Laid ſchoñ hiñ,
Dö'n g'wöhnd amȧl wȧr'n, wi͡a$^r$ i's i͡azt biñ? —
Daneb'n ſtehd a Lo͡ahnſtuhl, mid Rad'ln und
Ohr'n: —
Ån den bin i månnigsmȧl åñg'hängt wor'n, —
Zwo͡ar nur mid an Fåd'n, — 'n Bȧdan ſeiñ
G'ſchau,
Dös håd'n zu'n Strig g'måcht. — i wo͡aß's no
recht g'nau!
Gråd driba$^r$ auf ana Stell'n, då ſtehd
A Glås, wo a hibſch' Nag'l einigehd;
Da Deck'l von Ziñ, auf dem ma's no leſ't,
Das's amȧl mein' Bådan ſeiñ Leibglås is g'weſt! —
I ſi͡ach'n leibhåfti no ſitz'n vor mir,
In o͡ana Hånd 's Bu͡ach; 's Glås hålb volla
Bier;
I͡azt lo͡ahnd a$^r$ 'n Deck'l z'ruck, — ſetzt åñ,
Dunkt's Mal in's Bier eiñ, ſi͡affelt dråñ,

Sågt : „Gu͡ad is's!“ — ſtelld ſeiñ Gri͡ag'l hiñ,
Und frågt uns : „Wiſſt's, woʳ i ſteh'ñ blieb'n biñ?
Ah! 's Bu͡ach is a no då; durt ſtehd's ; —
Da g'ſtreng Her Bawålta wöllt', er häd's;
Ma nennd's, mo͡an i, Chronik, — a go͡ar a ſchöñ's Bu͡ach!
Wås då drinad g'ſchrieb'n ſtehd, woʳ i nur ſu͡ach,
Von God, von di Kini, von' Bau͡aʳn, von' Her'n,
Mid ſaubari Reim, mid heilſåmi Lehr'n, —
Jå — wer dös in' Kobf ſi ſo mi͡aʳk'n kinnt,
Dös war leicht a G'lehrda, wi͡a ma ko͡an' find't.

Jå — das i's håld ſåch — dös Wingerl is's gråd,
Ån wås meiñ Herz an No͡ar'n g'freſſ'n håd.
Wån i no ſo gifti biñ, no ſo ſchi͡ach,
Dös Wingerl is's, wo i meiñ Ru͡a wida kri͡ach!
Da ſchli͡arf i hintri, — ſchau auf dö Bam,
Und ſi͡ach i 'n Bålmbuſch'n drob'mad au'm Dram.

So deng' a ma: „Schau! Wi͡a gern håd di God!
„Du brumſt, und do ſchlågt di ſeiñ Weda nid
dod! —
Und ſi͡ach i 'n Chriſtas druntaʳ in' Eck,
So deng' i ma: „Schau! du biſt do recht keck;
„Du klågſt vur den då iba's Leb'n,
„Der ſein's ſo giduldi für d'Menſch'n håd geb'n!“ —
Und ſtos' i ån Schåmel åñ, deng' a ma glei:
„Zweg'n we denn ſtund då da Schåmel hiñbei,
„Ål̊s das di kånnſt hiñkni͡an, wåñ da wås fehld:
„Zu'n Himel gibt's ib'råll a Loch in da Weld!“ —
Und ſi͡ach i mein' Wådan ſeiñ Gri͡ag'l ſteh'ñ,
So deng' a ma: „Ho͡añt dös nid o͡aʳch ſi vageh'ñ?
„Der Måñ, deiñ Våda, der gu͡adi Måñ,
„Der månnich'n Zuch aus den Gri͡ag'l håd dåñ,
„Der Måñ, der is dod, — und du lebſt no du Bu͡a,
„Biſt g'ſund, håſt deiñ Wirdſchåft — und do war's
nid gnu͡a?“ —
Und ſi͡ach i's Bu͡ach — ſo deng' a ma: „Les'!
„Walei vadreibſt da dö Grüll'n durch dös!

„Schau, ſchau nur, wi͡a viel in den Wingerl då is,
„Damid's di kurir'n kånnſt, — dös is do g'wis!
„Jn den elendingaʳ Eck von dein' Haus,
„Streckt ib'råll da Hergod ſeiñ Hånd nåch dir aus;
„Und ſågt zu dir: Kum Bu͡a, ſei g'ſcheid!
„Zu'n Pfnot'n und Truz'n håd's lång no Zeid!“

Und wån i dös deng', und ſo recht bſtråcht,
Wi͡aʳ Ållas a ſamſing an Troſt o͡am måcht,
So kån i nid ha͡ʳb ſeiñ, — friſch mu͡as i wer'n:
Drum håb i dös Wingerl a go͡ar ſo ger'n.

---

# Da Pfingstkini.

A g'ſchboaſig's G'ſchicht'l.

Das's wås zu'n låch'n is,
Drauf kån i's wåg'n:
Åba$^{r}$ ob's a zu'n g'fåll'n is,
Dös derf i nid ſåg'n! —

(Siehe das Wort: Pfingſtkini, in den Worterklärungen.)

I kinnt's nima für g'wis ſåg'n, ob's ån' Pfingſtmondå wår, oda$^r$ ån an åndan Dåch nåch Pfingſt'n, — åba$^r$ i mo͡añ ſchi͡ar, es is ån Pfingſtmondå g'weſt, denn wo håd deñ da Baua ſunſt a Zeid, in ana Hitt'n von Dånag'ras, a wengerl z'kauſchen und z'blauſchen, z'luzeln und z'fuzeln, und 'n li͡ab'n Hergod an gu͡ad'n Måñ ſeiñ z'låſſ'n!

Bleib'n ma$^r$ ålſo dabei; ån' Pfingſtmondå is da Pal Hobelſperga in ſein' Gråsgo͡art'n g'ſeſſ'n, der von da Stråſſ'n nur durch$^r$ a Blånka g'ſchied'n wår; neb'n ſeina d' Ko͡adl, ſeiñ Dochta; ihr in's G'ſicht da Håns-Ja$^r$gl, a$^n$ o͡arma$^r$, åba brava Bu͡a; iba z'werch da Steffel Gamsha͡aba, a Baua, der Båzen und Maxen gnu͡a g'håbt håd, um a$^n$ o͡a$^r$ma$^n$ Deixel, wi͡a da Håns-

Ja$^r$gl is, in's G'ſchra z'bringa$^r$ und an åld'n Wådan an Kreñ unta d' Nåſ'n z'reib'n. — A's Eſſ'n, z'nebſt da Wurkoſt, håd der ſeini Strig herricht'n låſſ'n, um 'n Wådan eiñz'fadeln; 'n årma Håns-Ja$^r$gl z'drucka$^r$ und d'guadi Koad'l, wån's a boar Glaſerl'n, zu$^r$ ungwöhnlinga Zeid, ausburt håd und a wengerl aufg'leiñd war, iba'n Dam z'drah'n.

Derntweg'n håd a ſi a haiñd d'Ehr ausbed'n, in's Hobelſperga ſein' Gråsgoart'n ſo an kloan' Deñdlbås geb'n z'derffa. — „Wån's ma g'lickt, ſo håd a ſi's z'ſamadipfelt, wån's ma g'lickt. 'n Wådan auf meiñ Seit'n und dö Dirn zun$^r$ an ernſt'n Schrid z'bringa, ſo foahr' i no haiñd auf's åndri Sart ibri, wo a Kaufmåñ is; kaff a boar Ringeln; kim z'ruck; lås 'n Håns-Ja$^r$gl mid ana lang$^n$ Nåſ'n åziag'n; båld's Waſprecha$^r$ und d'gånzi vamankeldi G'ſchicht håd mid oañmål a$^n$ End g'fund'n. Mid den Trenz'n und Brodeln kimd ſo nix auſſa: Is nix Schi͡aʳchas auf da li͡ab'n, weib'n Weld, åls ållawal in' Wigel Wågel z'ſeiñ!"

So håd a ſimulirt, und dös mu͡a's maʳ e͡aʳm låſſa; bei'n Schwaf håd a's Ros nid aufzamd. Månnig's De͡aʳñdl håd z'weg'n an klo͡an' Wichſa ſcheñ ſeiñ Pathie vageſſ'n, wån's no ſo vapåmert wår, und in Tru͡ab'n is håld gu͡ad fiſch'n, ſagd aⁿ åld's Sprichwurt, wås a Wo͡ahrwurt is.

Das da rechti Hamu͡ar ſi no nid eiñg'ſtelld håd, dös håd ma da Kumpani in da Dånag'ras-Hitt'n wol åñg'mi͡arkt. Eb'nſt is widaʳ a klo͡ani Bauſ'n eintred'n, wi͡a nåchʳ an ſto͡ark'n Bliza, wo ko͡an's nid zuerſt z'red'n åñheb'n will. Daʳ åldi Pal håd d'J͡aʳxen aufzog'n; mid'n Augnan in d'Höch g'ſchaud, gottakait, da Himel möcht'n alaicht'n; mid di Leffz'n an Drüll g'måcht; mid da Link'n 's Koi und mid da Recht'n 's G'nack ſi kråzt, und midʳ an ti͡af'n Graiſta ſeiñ gre͡ani Baz'n iba d'Stirn ſo håſti åbag'ſchob'n, das a's båld in d'Supp'n einikeid häd, dös dawal auftrag'n håm. — D'Ko͡adl håd druckt, åls wån's 'n Schnakerl håd, und in's Weiñglaſ'l einig'ſchaud, das ma dö Zöchaʳn nid håd miaʳk'n ſoll'n, dö's ihr bei'n Augnan auſſag'ſteſſ'n håd. — Da Håns-Jaʳg'l håd goar nid recht g'wiſſt, wås a ſåg'n ſoll; håd ſi, in oan' Giftzu'n Sultl åbiduckt, und eaʳm d'Ohr'n ſo g'wåldi kråtzt, das daʳ årmi Hund håd woiſeln müaſſ'n. — Da reichi Steffel åba håd beedi Händt in d'Säck g'ſteckt; mid dö Zwoanz'ga g'ſchepert, dabei 'n Knecht auf d' lari Flåſch'n dait't und a ſamſing dån, åls wån eaʳm d'gånzi Hiſtoari goar nid auffåll'n dad. —

„In Gotta's Nåm; Geld regiert d' Weld, ſchreit entli da Hobelſperga, — probier da G'våda Steffel ſeiñ Glück und findt a ſi mit meina Koadl å; mir liegt dö G'ſchicht ſcheñ in' Måg'n, wiaʳ a Fuas'chåmel! Gehd's, ſo gehd's; gehd's nid, ſo kañ da G'våda mir koañ Schuld geb'n! Dir åba Koadl — ('s oarmi Kind wår kasweis, ſo is's dakema) — dir Koad'l, will i nid å-

und zu͡ared'n. Du håſt deiñ ag'n's Hirn; bei dir ho͡aßt nima: „Hundsjung, budelnariſch;“ ſtell da vo͡ar, wås maʳ i͡aßt fu͡a Zeid'n håm; ſtell da vo͡ar, das a reicha Måñ, haiñdigs Dåg's, a Perl is, dö ma mid da Latern ſuacha mu͡as; ſtell da vo͡ar!“ —

„„Nix ſtell da vo͡ar, De͡aʳndl, — bricht entli da Håns-Jargl los, den da Vizl dawal ſo ſteigad wur'n is, das a håd auffſpringa, und mid da Fauſt in Diſch einihau'n mü͡aſſ'n, das d' Supp'nſchiſſel zidad håd, — nix ſtell da vo͡ar, De͡aʳndl, åls das d'Heiråt'n in' Himel g'ſchloſſ'n wer'n, und das da li͡abraichi God g'wis ko͡an' Måñ nid au'm Håls werffa wird, den's d' nid mågſt; den's d' nu͡a dein' Våda z'li͡ab nimbſt, der ſi a no amål hinta'n Ohrna kråz'n wurt, wån i di lizitirn dad, wi͡aʳ a Ku͡a odaʳ a Kitz'l. I wollt i häd ſo g'wis zöcha tauſend Guld'n bår aufzählda dåda, åls i 'n feſt'n Glaub'n und 's beſti Vadrau'n håd, — das du do no meiñ Wei wirſt und nid d' Ko͡adl Gamshu͡abarin.““ —

„„„Und i wollt, fålld e͡arm da Gamshu͡ada, mid$^{r}$ an vaſtelld'n Låcha$^{r}$ in d'Red, — i wollt, das i ſo gwis um dö zöcha tauſend Guld'n no reicha war, åls i eh ſchon̄ bin̄, — ſo gwis d' Ko͡ad'l mein Wei wird, und nid — 'n Håns-Jarg'l — wi͡a ho͡aßt da Håns-J͡argl? — jå is richti, 'n Håns-J͡argl Grån̄maya d' ſeini! Da Våda håd nix wida mi; d' Ko͡adl wird ſi geb'n; 'n Håns-J͡argl frågd ma nid lång — hålla, Franz'l, ſpånn ein̄; hain̄d amål 's Barutſch und d' Schimeln, åba — tummel di! Zu'n Kaufmån̄ in enta$^{r}$n O͡art fo͡ahr' i i͡atzt; kaff d' Ringeln, und ſo ſicha$^{r}$, åls i vur zwo͡a g'ſchlåg'ni Stund nid drent'n bin̄ und vur ſechſi auf d'Nåcht nid ho͡amkim (wånn i gleiwol ſelba gutſchir und d' Schimeln qu͡ating ån̄treib') — ſo heili und g'wis ſteck i da Ko͡adl hain̄d no 's Ringerl ȧn Finga!«««

»Gu͡ad, 's bleibt dabei, hebt i͡atzt da Håns-Ja$^{r}$gl ȧn, ȧls war e͡a$^{r}$m plötzli a Gidȧnka kema; — wån da Steffl åba hain̄d nid z'ruckkimt, oda wån a ko͡an̄ Ringerl midbringt, —!«

„„„Dös wir i ſchöñ bleib'n låſſ'n, meiñ li͡aba Håns-Jaʳgl; mo͡ant's eppaʳ, i bleib au'm Weg wo hänga; oda wal Pfingſtmondå is, war's G'wölb nid offa, — meiñ, meiñ, li͡aba Håñs-Jarg, då mü͡aſſt aⁿ åndra kemaʳ, um maʳ Ängſt'n z'måcha; då fo͡ahr' i meiñ Draperl, ohni mi z'kimaʳn, furt, und mü͡aſſt da Kaufmåñ drent ſeini a'g'na Ring herleich'n, — ohni Ringerl kum i g'wis nid ho͡am. Enga Pfingſtkini ſoll i wer'n, wån i nid nåch ſechſi auf' d'Nåcht mit meini zwo͡a Röſſ'ln åñgutſchirt kum. Jatzt åba mü͡aſſ'n ma no, bis eiñg'ſpånnt is, a wengerl klaibeln und ſchwaben. Luſti, Våda, d'Ke͡ad'l ſoll leb'n!"""

„Sö ſoll leb'n, antwurt't e͡aʳm da Pal und zipfelt a biſſ'l; d'Ko͡adl du͡ad go͡ar nid B'ſchad, und da Håns-Jaʳgl is ſo ſchifri wur'n, das a go͡ar aufg'ſtånd'n und furtg'rend is. Das a drauf denkt håd, wiaʳ a den vadunad'n Steffel brad ſchlåg'n kinnt, håd maʳ e͡aʳm glei åmi͡ark'n kina;

— auf wås a åba$^r$ åzield häd, wår ſchwar z'daråd'n, den da Steffel wår juſt a kea͡ñ Hairicha.«

Bei'n Eſſ'n is's ziemli ſtad hergånga; 's Niernbrad'l, da Salåd, da Schmo͡a$^r$n, mid o͡an' Wurſt, 's mehraſti is kam ång'rührd wur'n und Biſſ'n, bei denen o͡am 's Herz in' Leib häd låcha mög'n, håd da Knecht einikria͡gt. Ån Weiñ alleañ håm ſa ſi g'håld'n; da$^r$ åldi P a l, um's Red'n z'daſpoarn, d'K o a d l, um ſi d' Grüll'n z'vadreib'n, und da aufdrung'ni Braidigåm, um a Schneid z'kria͡g'n, wån ea$^r$m da Håns-Jarg'l eppa$^r$ a biſſ'l an Radi geb'n wollt.

Um a Zwo͡a håd ſi da S t e f f e l entli eiñg'ſetzt; håd's Labſal g'numa; 'n Schimeln mid da Go͡aſ'l a bo͡ar Ficka geb'n; — und is åg'fo͡ahr'n. Da P a l håd d' Bud'l zu'n Keg'lſcheib'n herricht'n laſſ'n; 's Labwerch für'n Pfingſtkini z'ſamadråg'n und a bo͡ar Nåchbaslaid bid'n låſſ'n, daß's e͡a$^r$m nåch'n Seg'n d'Ehr geb'n möcht'n, und is, nåch ana Wal mid da Ko͡adl in d'Kirch'n gånga, um für an g'ſeg'nt'n

Ausgång bei dera Hiſto͡ari z'bet'n, und 'n Håns-Jarg, der ſunſt 'n Seg'n ni͡a nid auslåſſ'n håd, z'vaſicha$^r$n, das's e͡a$^r$m herzli Lo͡ad war, 'n Steffel nåchgeb'n z'mu͡aſſ'n, das a$^r$ åba nid åndacht kinnt', weil, wån ſi nid da li͡abi Himel ſelba dreiñlegt, da Steffel a Pläramènt und G'ſais in gånz'n O͡art måchad, das nima z'b'ſteh'n war, va lauta Bliſch Blauſch.

Da Håns-Ja$^r$gl wår åba dösmål juſt nid in da Kirch'n, ſo håd dö Ko͡adl bihaupt; und dö håd do für ihr'n o͡arma Bu͡am g'wis a trai's Aug g'håbt. — So ſan's denn ålſo, in Gottas Nåm, mid$^r$ a bo͡ar Nåchban, denen da Pal glei ſeiñ Herzle͡ad klågt håd, wida ho͡amgånga. — D'Åld'n håm Keg'l g'ſchob'n; d'Buama$^r$ añg'maierlt; d'Menſcha von o͡ana$^r$ åld'n Mo͡ahm ſi Fåbeln vazähl'n låſſ'n, und dabei is's nåchanånda vieri wur'n, und hålba fünfi, ohni das as g'mi͡arkt håm.

Auf o͡amål, wi͡a d'Ko͡ad'l aufſchaud, ſi͡acht's 'n Håns-Ja$^r$gl bei da Go͡art'n-Du͡ar einakuma. — „Noñ wås is's denn, li͡aba Håns-Jaʳgl, ru͡aſt's e͡aʳm ſchoñ voñ weid'n entgeg'n, — wo wårſt den ſida z'Mittåg? Is da no nix eiñg'fall'n? Håd da da li͡abi God no ke͡añ Li͡acht nid aufgehñ låſſ'n?"

„„Eiñg'fåll'n, li͡abi Ko͡adl, — åntwurt't aʳ ihr, und 's G'ſicht duad e͡aʳm fairaz'n va lautaʳ Ungiduld — eiñg'fåll'n is ma wås: a Li͡acht håd ma da Himel aufgehñ låſſ'n; probiert hå i a wås! ob's åba frucht't, was da li͡abi God! — Wån's maʳ åba g'lickt is, li͡abi Ko͡adl, — nåcha, — (jå, Wåda Pal, ſtellt's eng nu͡a zuwaʳ, ös derft's as ſchoñ hör'n, und ålli Nåchbaslaid ſan Zaig'n) — wån ma daʳ unſchuldigi G'ſchbe͡as, den i ma mi'n g'ſtatzt'n Steffel dalaubt håb, g'råd'n is — nåcha ſchlågt'n ſeiñ agn's Wurt; nåcha brauch'n maʳ uns haiñd um ko͡an Pfingſtlümel mehr umaz'ſchau'n — nåcha låch' a ma mein' Bug'l åba ſo voll ån, das da gu͡adi Steffel, ſpringgifti wern, und z'truz den Kreñ, den a ſi gibt, eiñg'ſtehñ mu͡as: i biñ a ådrahda Kerl, åba da Håns-Jarg Gråñmaya håd meiñ ſchwåchi Seit'n gleiwol beſſa kend, wiaʳ i!«« —

»Wås is's denn, wås is's denn, ſchrei'n Ålli z'såm, währad da Gråñmaya ſi ſein' Håls ſtreckt; iba d' Goart'nblånk'n ſchaud; in d'Händt båſcht, und auſſidait't. — Dös is — ſchaud's, — reißt's eng'ri Aug'n auf, wiaʳ a Stådldear, — dös is — åba ſtad — ſtad! — Wer kumd dort, Våda Pal! —«

— »»'N Steffel ſeiñ Barutſch, ſchreid d'Koadl, dö g'ſchwinda bei'n Schau'n woar, åls daʳ åldi.« —

»Und wer ſitzt drin? fragt da Håns-Jarg!«

»Meiñ Dachl! — ſtichaz't da Pal, gånz vawirt, — dö — dë — dës is jå — da Steffl ſelba — deañ feſt eiñg'ſchlåff'n — ſo zeidli — Håns-Jarg! Wån aʳ åba do d'Ringeln häd?« —

»Kañ's nid håm. Våda, bihaupt't da Bua. — Håb i nid g'ſågt, i kenn ſeiñ ſchwåchi Seit'n beſſa, wi͡aʳ er! Wi͡aʳ er a biſſ'l zog'n håd, ſo nåbfazt a glei; a, wån a fe͡ahrd; dös du͡ad e͡aʳm nix. D'Ros kennan 'n Weg; da Håbaⁿ ſticht's nid go͡ar z'g'wåldi, und ſo låßt a's Zaig'l håld ſchöñ ſtad weidageh'ñ, wi͡a's gehd. Auf dös mi z'b'ſina, und e͡aʳm 'n Weg åz'ſchneid'n wår o͡añs; richti kumd aʳ bis auf d' Bruck'n, wo ſi d'Weg ſcheid'n; ſchno͡archt bo͡añfeſt; i nid faul; du͡aʳ e͡aʳm, wås unſaⁿ årmaⁿ Knecht'n d'Ståblaid immʳamål do͡an, drah d'Ros bei'n Ladſal ſtad um; gib e͡arna mid da Go͡aſ'l an Ficka; lauf voråñ — und richti, meiñ G'ſchbo͡as håd g'råb'n; d'Ko͡adl is meiñ; da Steffel is prelld, und 'n b'ſoffna Pfingſtkini kinnt's i͡atzt ſchöñ pomali aus'n Barutſch auſſaheb'n, eweñ a no ſeiñ erſt's Schlaferl recht dåñ håd! — Dös is a Schneid von an Braidigåm — ſchno͡arch'n, wån maʳ um d'Braudring fo͡ahrd!“

Richti håm's dawal 'n Steffel ſchoñ auſſag'hebt aus'n Wåg'n und auf's Labwerch für'n

Pfingſtkini g'legt, ohni das aʳ an Megatza dåñ håd. Beedi Fü͡aß håm's e͡aʳm a ſchoñ in lauta Lab' eiñg'wickeld g'håbt, und gråd håm's e͡aʳm 'n Leib a mid Blöda vaſchamarirn woll'n, — då is aʳ aufg'wåcht, håd ſi d'Aug'n g'ribeld; go͡ar ſi nid dakend; umag'ſchnebeld, åls wån a varrukt war; g'ſchri͡aʳn; ſi bamd; 'n Håñs-J͡arg ausg'nameld; g'ſchold'n; drohd, das as 'n åld'n Pal, da Ko͡ad'l, 'n gånz'n D͡art eiñtränka wollt; — åba då håd weida ko͡añ Zidan vur'ⁿ Froſt g'holffa; dö Zaig'n wår'n dåda; 's agni Wurt håd'n g'ſchlåg'n, — und ſo håm's 'n håld einig'moſteld in's Lab, bis a richti ausg'ſchaud håd, wi͡aʳ a Dirndlſtaud'n mid Harna; håm maⁿ auffi g'hebd aum Eſel, der ſchoñ baſſt håd, und mid da Muſi durch's gånzi D͡art g'führd. Hintaſchi is åba daʳ åldi Pal mid ſeina Ko͡adl gångaʳ und hiñbei da Håns=J͡aʳgl, der mid o͡anmål ſo kraizluſti wur'n is, das er 'n Pfingſtkini, der ållawal probirt håd, ob a nid åſpringa kinnt, óañ Schnådahipfl nåch 'n åndan in d'Ohr'n dudeld håd, und 's letzti wår ållmål:

„Gratalirt's 'n Hern Steffel:
„Er is i͠azt Pfingſtkini!
„Da Braidigåm åba —
„Her Kini, bin i!“

# Wort-Erklärungen.

# A (å).

åbageh'ñ (herabgehen) — låſſ'n ma's ſtad åba-geh'ñ, laſſen wir's luſtig hergehen.

ådrahd (abgedreht, gewandt, versatus, πολυτροπος) fein, liſtig, ränkevoll.

åkråtz'n (abkratzen) ſich ſtill, ohne Aufſehen, entfernen (auch: åfo͡ahr'n, abfahren).

Ålm (Alpe), Viehweide auf den Gebirgen, eine Bergweide, ein höherer Berg ſelbſt.

åñbau'n, anbauen, ſäen, daher, im übertragenen Sinne: etwas verſtreuen, fallen laſſen, verlieren.

åñg'ſtocha (kuma), auf den Strauch ſchlagen, des Gleichen thun, etwas in Anregung bringen.

åntdu͡an (anders thun), befremden, abgehen, z. B. es du͡ad ma$^{r}$ ånt, das i nix red'n ſoll, es thut 'mir weh, nichts reden zu dürfen; mir duad's ånt um mein' Wåda$^{n}$, mein Vater geht mir ab; es thut mir um ihn leid, ich geh' ihn irr. Im Heldenbuche kommt vor: **Ande**, **Ante** (Sorge, Verdruß, angor).

**Åñwurf** (a$^{n}$ Å. måch'n), einige Worte hinwerfen, vorläufig auf etwas anſpielen.

**A$^{r}$l** (Oa$^{r}$l), Eierchen, die Verkleinerung von Oa$^{r}$, Ei. — Åmaſſ-A$^{r}$ln (Ameiſeneier), die Puppen der Ameiſe (Ameiſe, formica).

**arſchlings**, rückwärts, rückling's.

**Åſt**, (Mehrzahl: d'Äſt), der Aſt eines Baumes, gewöhnlich für Zweig, gebraucht.

**Auch** (Auge; Mehrzahl: d'Aug'na); — koañ bös's Auch ſollt's añſchau'n, kein böſes Auge (keines gefährlichen Menſchen Auge) ſollte ſie anſehen, d. h. ſie iſt ein Ideal, das durch einen Blick aus dem Aug eines Böſen nur entweiht (verhext) würde.

**aufleina**, aufthauen (aufgehen, wie der Schnee an der Sonne; daher tropiſch: Er leiſid auf, er wird lebendig; ſein früher eiſiges Weſen thaut auf; er wird warm.

Au'mblick, Augenblick; in Au'mblick, allſogleich; für'n Au'mblick, eben immer.

ausbuſſ'n (ausküſſen), an Küſſen erſchöpfen.

ausburen, ſchnell ausſtürzen: vielleicht von: biegen (Bug) hergeleitet; auf einen Bug (Zug) hinübertrinken.

auslait'n (ausläuten), Jemanden zu Grabe läuten.

auslinſen, fein ausforſchen, ausholen.

ausnameln (ĕan'), Jemanden Schimpfnamen geben, ihn beſchimpfen, ſchmähen.

auſſafratſcheln, durch wiederholte Fragen etwas herausbringen, ausforſchen.

## B.

Bagett'l (a), ein Päckchen, ein Bündel.

bagſchierli, poſſierlich, niedlich, gefügig.

**Bålmbuſch'n** (Palmſtraus); am Palmſonntage werden nämlich Sträuße, welche man aus den weichen und wollichten Knospen der Weiden, der Haſelnüſſe ꝛc. ꝛc., aus Buchs, Federn, Flitterwerk u. ſ. w. um einen hölzernen Stiel zuſammenbindet, geweiht, und von dem Landvolke, zwiſchen den Fenſtern, unter dem Dachſparren oder an der Zimmerdecke, mit dem feſten Glauben, aufgeſteckt, daß ſolch' ein Straus das Gebäude nicht nur vor Wetterſchaden, ſondern auch vor Unglück überhaupt ſchütze.

**bama** (ſi), ſich bäumen, gewaltſam aufzuſtehen verſuchen.

**barduſeln**, fein berücken, hinter das Licht führen.

**Barutſch**, ein leichter, offener Wagen (rheda).

**båſch'n**, klatſchen.

**Baſſion** (Paſſion), Luſt, Vergnügen.

**baſſ'n**: (paſſen), warten, in Bereitſchaft ſtehen.

**Baurerl**, ein drolliges, kleines Kind; a Baurel, (Bauñrel), ein kleiner, putziger Kerl.

**Båz'n** (und Maxen), Geld.

**beedi**, beide.

**Beiñ** (d'), Biene; hat auch in der Mehrzahl: d'Beiñ.

**Berch** (an B. måch'n), einen Berg machen, wird von kleinen Kindern geſagt, wenn ſie im Bettchen die Füße aufſtellen, und dadurch im Deckbett eine Erhöhung bilden, wodurch ſie ſich leicht abkühlen.

**Bi͡aberl**, Bübchen.

**Biz'l**, Unwillen, heimlicher Zorn.

**blad**, blöde, flachköpfig.

**Blicktri**, was zum Scheine geſchieht; a pur's Blicktri, eine bloße Vorſpiegelung (Spiegelfechterei).

**Bliſch-Blauſch**, Gerede, Geplapper, Leumund, eine, dem öſterreich'ſchen Dialekt eigene Alliterazion.

**Blöda**, Blätter; in der einf. Zahl: 's Blåd.

**Bråcht**, Pracht, Schönheit; dös is a Bråchd, das iſt herrlich, reizend, anmuthig.

**brad** (breit), auch: bequem, behaglich; ſi brad måch'n, ſich's bequem machen.

**bradſchlåg'n**, (breit ſchlagen), betrügen, übertölpen.

**bred'lrutſch'n** (über's Bretchen rutſchen), ſterben.

**brena**, brennen, als übergehendes Zeitwort: i bren, du brenſt, er brend, (vabrend); hingegen als Mittelzeitwort: **brina**, i brin, du brinſt, er brind (vabruna); daher briñhas, briñrod, brennheiß, brennroth.

**Brickl** (Brückchen), eine kleine Brücke (Bruck'n).

**B'ſchad**, Beſcheid.

**b'ſina** (ſi auf wås), ſich an etwas erinnern; **ſi b'ſinna**, ſich beſinnen, bedenken, zaudern.

**Budalamperl** (Butterlämmchen), ein Oſterlamm aus Butter geformt. überhaupt iſt das Lamm ein Sinnbild der Unſchuld und Frömmigkeit.

**Budamo͡aʳb**, buttermürb, verdaulich.

**Bud'l**, Kegelbahn, von bubeln, Kegel ſcheiben;

anderer Abſtammung (von Pfuhl, Pul, ſtehendes Waſſer, palus) iſt Budel, Budaſch (Pudel).

**Bug'l** (Buckel), Rücken; ſi 'n Bug'l voll åñlåcha, ſchadenfroh lachen.

**bur'n** (purren), ein Geräuſch machen, ſprudeln, wie die kleinen Kinder mit dem Munde; der Wind purrt; die auffliegenden Rebhühner purren.

## C.

**Christas** (Chriſtus), ein Chriſtusbild, gewöhnlich: »Hergod« genannt, beſonders wenn die Abbildung ein Werk des Bildhauers, nicht des Malers iſt.

## D.

**Dåch** (da, Mehrzahl: dö Däch), der Tag; durch die Betonung von Dåch (Tag) unterſchieden iſt: Dåch (Dach).

**daglenga** (erlangen), erreichen.

**dakena** (ñ), ſich erkennen, ſich zurecht finden.

Dålabåtſch, ein plumper, dummer Menſch.

damiſch, ſchwindlicht, betäubt (θαμβεω, ich betäube).

Dånag'ras (Tannenreiſig), die grünen Zweige der Fichten und Tannen.

daråd'n, errathen; i daråd, du daråth'ſt, z'daråd'n.

Dat'l, ein unbeholfener, alter Mann.

Dau (Thau), dås is koañ kühl's Dau dageg'n, dieſes hält keinen Vergleich damit aus; es reicht ihm nicht das Waſſer.

davoñ, elliptiſch, ſtatt: davon gegangen.

Dåzbär, eigentlich Tanzbär, ein, zum Tanzen abgerichteter Bär.

Dend'lbås, eine Mahlzeit, wobei man die Trinkgeſchirre (Tene. tina) zuſammenzuſtoßen (båſſen) pflegt; im engeren Sinne das Eßfeſt, welches man den Arbeitleuten nach dem Dreſchen zum Beſten gibt.

Diarl, Thierchen; hingegen: Düarl, eine kleine Thüre.

Dipferl, ein Tüpfelchen, ein Fleckchen.

Dirndeln, Kornelkirſchen, die Beeren des Kornelbaumes (cornus mascula). — Dirnd'lſtaud'n (der Kornelbaum).

doa$^{r}$geln, taumeln, unſicher auf den Beinen ſein; (ſich hin und wieder drehen, torquere).

dölea$^{r}$nkad, linkiſch, ungeſchickt, plump.

Don, Ton, Klag, Stimme.

Dram, ein Querbalken, wodurch der obere Boden eines Zimmers befeſtigt wird; hingegen Tram, Traum.

draufgehñ, zu Grunde gehen, hinwelken, verkennen.

Dro͡ab (Drad), Getreide.

Drücherl, eine kleine Truhe (Druch'n), der Sarg.

Drüll (Lippe), vor Zorn, Mißmuth oder auch von Natur aus, aufgeworfene Lippen.

Du͡a$^{r}$ (Tour), Gang, Arbeit, Mühe, Streich. Dös war a Du͡a$^{r}$, das wär' eine Aufgabe.

Dupfa (Tupf), Berührung, kleiner Stoß; daher åñdupf'n, berühren, beſonders mit der Spitze eines feſten Körpers.

Durna (Thürmer), ſo heißt in kleinen Orten derjenige, welcher das muſikaliſche Fach beſorgt, ſei es nun Kirchen-, Tanz-, Hochzeit- oder Leichen-Muſik.

## E.

Eid (meiñ), bei meinem Eid, eine Betheuerungs-Formel.

eiñfadeln (einfädeln), verlocken, für ſich gewinnen.

einikei'n, hineinwerfen; kei'n, werfen.

einimoſteln, hineinzwängen; moſteln, Moſt treten, alſo: treten, ſtampfen, knebeln ꝛc. überhaupt.

eiñquatiren (einquartiren), unter Dach bringen; i bin eiñquatirt, ich hauſe.

eins gens (eines Gehens), allſogleich (e vestigio).

enta$^{r}$n, jenſeitig; ent'n, drüben; drent'n, drüben.

## F.

fairaz'n, glühen; feuerroth ſein.

fal, ausgeſprochen, wie: fa͡il, heißt es: feil, venalis, ausgeſprochen, wie: fa͡ul, heißt es: faul.

**Feitdå**, Feiertag, freier Tag.

**Ficka** (auch: **Flicka**), ein Peitſchenhieb; **ficken**, auch flicken, mit der Ruthe ſtreichen (fligere).

**Fliech** (Flieg), Flügel; Flücherl, Flüglein; bei da Fliech nehma, ergreifen, faſſen.

**Fråtz**, eigentlich ein plauderhaftes, muthwilliges, unbeſonnenes Kind (procax); ſcherzweiſe aber auch ein lebhaftes, geſprächiges Kind (φραζειν, ſprechen).

## G.

**gåg'lbaman**, ſteif, vom Leibe wegſtehend; a gåg'lbamani Hoſ'n, alſo vielleicht ſo viel, als ein, aus ſtark geglättetem, ſteifen Modenzeuge, verfertigtes Beinkleid. (Woher kommt wol dieſes Wort? Von Gåges, Hornſtein, und bama, bäumen, ſtarren, alſo: ſtarr, wie aus Hornſtein gedrechſelt? — Oder von: gågeln, herumſchlendern, und Bams, Geck (bambo), alſo ein Kleid, das für einen herumſchlendernden Gecken paßt, aber nicht für einen betriebſamen Landmann? — Oder aus einer Quelle, die mir eben nicht zugänglich iſt — jedoch ich verweiſe die lieben Leſer auf das erſte Heft der Flinſerl'n. Seite VII.

**Gål** (Galle), Aerger, Zorn.

**Gånta** (Mehrzahl: d'Ganta), das hölzerne Geſtelle, worauf die Fäſſer im Keller liegen.

**G'fries** (Gefräße), ſchimpfwörtlich ſtatt: Angeſicht; hingegen iſt das Verkleinerungwort: G'frieſerl, ein Ausdruck der Zärtlichkeit.

**gleiſo meiñ** (gleich ſo lieb), herzlich gern.

**G'mo͡añ** (dö), die Gemeinde.

**g'mo͡añ**, gemein, niedrig, betriebſam, ſchlicht; — a G'mo͡ana, ein gemeiner Soldat.

**Go͡aſ'l** (Geißel), Peitſche.

**gråhna**, murren (grunire), im Heldenbuche: gronen, winſeln; vom Feuer (bei feuchtem Holze): ſingen, ſtöhnen, leiſe weinen (obvagire).

**graweln** (grauen), dämmern, tagen.

**G'ſais** (Geſaus), Geſchrei, Lärm (bruit).

G'ſchaft (Geſchäft), Beſchäftigung, Fach, Arbeit.

G'ſchau (Geſchau), Blick, beſonders von einem warnenden, drohenden, ſtarren Blicke.

g'ſchmierd (geſchmiert), ſchnell, raſch, voreilig, munter, friſch.

G'ſind (Geſinde), die Dienerſchaft, die Wirthſchaftleute.

gu͡ad (gut), ſei gu͡ad, ſei ſtill, ruhig.

gu͡ating (gut Ding), nachdrücklich, gewaltig, tüchtig.

Guſta (Guſto), Luſt, Empfänglichkeit, faſt gleichbedeutend mit: Schneid.

gwa gwa wa (find'ſt mi nid), eine onomatopöiſche Nachahmung des Wachtelſchlages (— ⏑ ⏑, — ⏑ ⏑).

## H.

H$\overset{o}{a}$ba$^{n}$, Hafer; da H$\overset{o}{a}$ba$^{n}$ ſticht 'n, er iſt muthwillig, feurig (protervus).

Hairicha (a; an Hairinga), heuriger Wein (vinum hornum); ſo wird der Wein nach dem Martinstage (11. November), bis wohin er Moſt hieß, genannt; nach einem Jahre heißt er: fertiger (fehriger) Wein.

Håns-Ja$^{r}$g (Ja$^{r}$g'l), eigentlich: Johann Georg; überhaupt: Georg.

hanti und granti, wieder eine Alliteration; wörtlich: bitter und grämlich; alſo: verdrüßlich, unmuthig.

hau'n (hauen), um d'Erdt hau'n, zu Boden ſchlagen, gewaltſam abfertigen; 'n Weiñſtog hau'n, den Weinſtock behauen, das Erdreich auflockern.

helliacht, helllicht, eine pleonaſtiſche Verſtärkung: ſehr licht.

hog'erln (hocken), zuſammengebückt ſitzen.

## J.

Ja$^{r}$ren (Achſeln); die Schultern, oder auch die Höhlung unter der Achſel (ala).

iñfamir'n, eine (ſcherzhafte) Entſtellung des Wortes; informiren, unterrichten; verſtändigen.

Jakobiſedan (Jakobiſedern), Stroh.

# K.

**Kåma**, Kammer; Schlafgemach.

**kåñmott** (kommod), behaglich, bequem, läſſig.

**kasweis** (⏑—), käſeweiß; erblaßt; entfärbt; im Hochdeutſchen ſagt man lieber: kreideweiß.

**kauſchen und blauſchen**, wieder eine Alliteration, ſo viel als: ſchwätzen und plaudern, durch Geſpräche ſich unterhalten.

**Kirtzl**, Kerzchen. — Man pflegt am Allerſeelentage auf den Kirchhöfen, in den Kirchen und an den Grüften (farbige) Wachskerzchen anzuzünden, und dabei für die Seelen der geſchiedenen Lieben zu beten.

**Kitzl**, Böcklein (haedus); im weiteren Sinne das Junge von mehren Thieren, als: Gaskitzl, Rehkitzl, Go͡amskitzl ꝛc.

**klaibeln** (kläubeln), wenig und ohne Hunger eſſen; herumklauben, ob nichts, was die Eßluſt reizen könnte, zu finden ſei.

**Klo͡añhaisler** (Kleinhäusler), Beſitzer eines kleinen Hauſes; ſonſt wol nur ein Handfröhner, der zwölf Tage im Jahre fröhnen muß.

**Köwi** (gehebig, von haben, halten, was einen Anhaltpunct gewährt), zuthunlich, übermüthig, lüſtern.

**Koi**, Kinn; daher koi'n, kauen; Ko͡ibo͡aſt, Kinnbein.

**Kreñ**, Märrettig (engl. horse-raddish), gewöhnlich: Meerrettig (cochlearia armorica). — O͡an an Kreñ unta d'Nåſ'n reib'n, einen ſo betrügen, daß ihm die Thränen kommen. — Si an Kreñ geb'n, ſtolz thun, ſich in die Bruſt werfen. — Kreñſaua, herb, äzend.

## L.

**Labwerch** (Laubwerk), eine Menge belaubter Zweige.

**Låch** (—) Lage, Stellung, Zuſtand.

**Labſal**, Leitſeil, Leitriemen (lorum).

**Låndwi͡ar**, Landwehre (eine aus dem Landvolke, den Bewohnern der Städte ꝛc. errichtete National-Miliz.

**ea$^r$ñ'l** (eigentlich: Leonhard'l), ein grober, ungeſchliffener, tölpelhafter Menſch.

**ölaps**, ein blöder Menſch (Trottel); vielleicht von lellen (lallen), oder von Lölle (Junge im Appenzeller-Dialect), ein ſchwerzüngiger, unbeholfener Menſch; — oder etwas gar, ſo viel, als: Verwirrer; ein Dummrian, der Alles über den Haufen ſtürzt, ein Wirbelwind, von λαίλαψ, turbo? —

**uzeln und ſuzeln**, eine alliterirende Redensart, ſo viel als: trinken und eſſen.

## M.

**Madam** (Madame) verächtlich, von einer putzſüchtigen, eingebildeten, hochmüthigen Frau (Maitreſſe).

**Mal** (Maul), daher: **Malwerch**, Maulwerk, Beredtheit, (Redhaus), Vortrag.

**Maſch'n** (Maſche), ein niederer Grad von Trunkenheit (Hieb, Spitz).

**Matini**, der Martinstag (11. November), an welchem man Gänſe (Martinsgänſe) zu ſchlachten liebt. Der ſogenannte Martinstrunk wurde bei den Handwerkern geſetzlich verbôten.

**Matthä am letzten**, eine Redensart, welche ſo viel ſagt, als: vorüber; gar.

**Måtthi͡as** (— —), Matthias.

**memeln**, ſo eſſen, daß die Lippen geſchwind immer auf und zugedrückt werden, was beſonders bei alten, zahnloſen Leuten der Fall iſt.

**mi͡ark'n**, merken; åmi͡ark'n, abmerken; åñmi͡ark'n, anmerken, ankennen.

**Mo͡arch**, Mark; in's ti͡aſſte Mo͡arch; in's Innerſte.

**Mocken und Bocken**, ebenfalls eine alliterirende Fraſe für: grämlich, mürriſch ſein.

**mollab**, weich, lieblich (mollis).

**mud'lwårm**, ſehr warm (ſo warm, daß die Luft, davon erwärmt, ſich regt, mühet, eigentlich, mühwarm, muhlwarm.

**Mungaz'n**, ein Spiel, wobei genau ſo verfahren wird, wie es die beiden erſten Strophen meines

Gedichtes beſchreiben. Die berührte Perſon gibt, mit verſtellter Stimme, einen Ton (Miauſt, Munzaza) von ſich, aus welchem der Verbundene im Kreiſe die Perſon ſelbſt errathen muß, die ihn alsdann ablöſt.

## N.

**naich** (zu'n naig'n ꝛc.), neu.

**ne͡aʳmbſt**, Niemand; gewöhnlich ſagt man: ne͡aʳmbſt nid.

**Nebamuck** (Nepomuck), ein Standbild des heiligen Johann von Nepomuck, dergleichen man in Öſterreich auf Brücken und an Scheidewegen häuſig ſindet.

**Nebel**, Nebel; figürlich: Benebelung, Rauſch.

**Niernbrad'l**, ein kälberner Braten aus den Lenden (nebſt den Nieren) herausgeſchnitten.

**No͡ar**, Narr; an No͡aʳn ån wås g'freſſ'n håben, für etwas vorzugsweiſe eingenommen ſein.

**nöthen** (i nöth' mi, er nöth't ſi) ſich zwingen, ſich überwinden.

## O.

**Oach'l** (meiñ), eine Betheuerungsformel.

**Oart** ('s), Dorf; dieſes Wort hat eine ſehr ſchwanke Ausſprache (Oart, Oard, Ord, Ort, Uard ꝛc).

**Ohr'n** (Oa$^{r}$n, Ua$^{r}$n), Ohren. — Bei einem Lehnſtuhle, die halbrunden Seitentheile der oberen Lehne, welche dazu taugen, ſich bequem auf's Ohr hinüberzulehnen.

## P.

**Paffnuzi** (da Prinz), ſcherzweiſe, ſtatt: gar ein vornehmer Herr.

**Pal**, Paul.

**Pfingſtkini**, Pfingſtkönig (ironiſch: Pfingſtlümmel), der König des Pfingſtfeſtes. In manchen Gegenden (z. B. in Grinzing, Weidling am Bach bei Wien ꝛc.) pflegt man noch jetzt, am Pfingſtmontag, einen poſſirlichen Menſchen in Laubwerk und Blätter, vom Fuße bis zum Kopfe, wohl einzuhüllen; ihn auf einen Eſel zu ſetzen, und dann, unter dem Gelächter und Gejauchze der Menge, durch das Dorf zu führen. Vielleicht ſoll dieſer Pfingſtkönig ein Symbol des allgemeinen Grünens und Sproſſens ſein, und jene muthwillige Begleitung die Freude über die Wiederbelebung der Natur vorſtellen.

Pflama, Flaumen, Federbett.

Pfnottwingerl (Pfnottwinkelchen), ein Winkel, wo man, in Augenblicken des Unmuthes, ſich ſelbſt überlaſſen, austoben, und ſich erheitern kann.

Plärament, Geplärre, Geſchrei, Gerede.

Praxi (Praxis), Erfahrung, Kenntniß, Übung, Tact.

## R.

Reiff, Reif, gefrorener Thau.

Reff'l (Reifchen), ein kleiner Reif, Ring, Verlobringlein.

Remſamperl, ein Scherzname, welcher ſo viel bedeutet, als: Springinsfeld, Sauſewind (étourdi).

Ribig's und Raibig's (auch: Staudig's und

Raudig's), eine alliterirende Redensart, die ſo viel heißt, als: Alles durch einander, pêle mêle, olla potrida).

**ragli**, locker, beweglich (da Huaſt'n wird ſchöñ rogli, der Huſten wird ſchon locker, leicht).

**rundlad**, rundlicht, gerundet.

**rund umadum** (um), ringsherum.

## S.

**Sabel** (Säbel), der Zuſtand, in welchem man ſo geht, als wenn man einen Säbel zwiſchen den Beinen hätte, alſo: Rauſch.

**Såg** (Mehrzahl: Säck, und Sack), der Sack, die Taſche.

**Sairing**, ein fingirter Name eines Dorfes, jedoch dürften ſich wol in Öſterreich mehrere kleine Ortſchaften dieſes Namens finden.

**ſåmeln**, abſammeln, Geld von den Leuten einſammeln.

**ſamſing** (a), dem Scheine nach, dem Anſehen nach, gleichſam.

**ſauba** (ſaibra, da ſaibraſti), ſauber, zierlich.

**Schåmel**, Schemmel, Betſchåmel, Betſchemmel.

**Sche͡a$^{r}$ch**, Scherg; Amtsdiener, Gerichtsdiener.

**ſcher'n** (ſi um an), ſich kümmern, Jemanden beachten.

**ſchifri**, ſplitterig; wird von einem Menſchen geſagt, welcher gleich Verweiſe oder biſſige Worte entgegenſetzt, wodurch man, wie von einer Schifer leicht verwundet wird; daher: gereizt, erbittert, aufgebracht.

**ſchlick'n**, ſchlingen, ſchlucken; ſchlick', vertrag' es, würg' es hinab.

**Schnakerl**, der Schlucken, das Aufſtoßen.

**Schneberl**, ein kleiner Schnee; eine gemüthliche Verkleinerung.

**Schnid** (Schnitt), Ernte, Schnittzeit.

**Schu͡a$^{r}$håg'n**, Schürhagen; ein vorn gekrümmtes Eiſen, womit das Feuer angeſchürt wird.

**ſchwaben**, reinigen, auswaſchen; die Gurgel durchwaſchen und zugleich das Glas leeren.

**Seg'n** (da), Segen; auch der nachmittägige Gottesdienſt.

**ſimuliren**, nachſinnen, denken.

**ſo**, heißt, wenn der Ton darauffällt, oft: ohnedies.

**ſpånnaich** (ſpannen), ganz neu, wildfremd.

**Speranzel** (ean' zu ſein' Sp. måcha), Jemanden zu ſeinem Narren machen, Jemanden betrügen, foppen.

**ſpicken** (auf wås), lauern, nach etwas ſehen, (ſpecio).

**ſpinafeind**, feind, zuwider, aufſäßig.

**ſpringgifti**, ärgerlich, zornig, und zwar ſo ſehr, daß man aufſpringen, oder das Aufſpringen nur mit Mühe verhindern kann.

**Stådl** (Mehrzahl: d'Stad'ln), Scheune, Speicher, Tenne.

**Staiberl**, Stäubchen, Makel.

**Stål** (Mehrzahl: d'Stal), Stall, Hürde.

Univ. Bibl.
München

ſteiff'n, ſteifen, aufblähen.

ſtichaz'n, ſtottern; die Worte oft wiederholen, als ob man erſticken wollte.

ſtill'n, ſtillen; ſtill machen, beruhigen; daher bei Kindern: ſie dadurch, daß ihnen die Bruſt geboten wird, beruhigen; ſäugen.

Stritzelgelb, Ochergelb, weil die Erdart, welche dieſe Farbe gibt, in länglicht runde Formen (Stritzeln) gepreßt wird.

Stuck (a St. a), heißt ſo viel, als: beiläufig, gegen, etwa.

Stuzerl (Stützchen), ein dickes, kurzes, abgeſtutztes Ding; mithin eine ſcherzhafte Benennung fetter, kleiner Kinder.

Sult'l (Sold'l), Sultan, ein gewöhnlicher Name großer Haushunde (Kettenhunde).

Sundåbrad'l, Sonntagsbraten.

## T.

trenz'n, zögern, zaudern; auch: unreinlich eſſen.

## U.

**Unaderl** (Mißäderchen), ein Äderchen, welches die Reinheit und Weiße der Haut entſtellt; Makel, Fleckchen.

## V.

**vadéa$^{r}$na**, verdienen.

**vadunad** (verdonnert), verdammt, verwünſcht.

**vahau'n** (verhauen), durchbringen, z. B. 's Geld vahau'n; ſi vahau'n, eigentlich ein Waidmannsausdruck, ſich zurückziehen, ſich trollen.

**valoiſ'n**, verlieren, fallen laſſen.

**vamankelt**, (verwickelt, komplizirt).

**vapåmert**, verliebt.

**varaucka**, verrauchen, in Rauch aufgehen laſſen.

**vaſchamarir'n**, verbrämen, verhüllen, verzieren.

**vawicha**, neulich, jüngſt; d. d. d. vawichani, d. d. d. vergangene.

**vazett'n**, verlieren, verſtreuen; gleichbedeutend mit: valoiſ'n.

# W.

Wal (a), eine Weile; eine Zeit lang; — wal, weil.

wås (åls), iſt gleichſam eine abgebrochene Vergleichung; z. B. er is ſo dum, åls wås, er iſt ſehr dumm.

Wea$^r$ñ (z'), in Wien; d'Wea$^r$na (d' Wi͡ana), die Wiener.

Weda (Wetter), im engeren Sinne: Ungewitter, Wetterſchaden.

wegaſchau'n (wegſchau'n). In dem Gedicht: Zu'm Fraidhof, gibt es folgenden Begriff: Der Pfarrer, der ſo lang in die Kirche ſah, muß nun, der Gewohnheit zu Folge, daß man Geiſtliche im Grabe mit dem Geſicht von der Kirche abwendet, wegſehen.

Weiñba, Weinbeeren, Weintrauben.

Weſtibaſchel, das Täſchchen in der Weſte.

Wichſa, Anflug von Trunkenheit; Hieb.

Wigel Wågel (in W. W. ſeiñ), unentſchloſſen ſein, wanken; zu keiner beſtimmten Äußerung kommen.

Wing'l (Winkel); — daher: Wingerl, Winkelchen.

woifeln, winſeln, wimmern.

## Z.

Zaich (Mehrzahl: dö Zaig'n), Zeuge.

Zaig'l (Zeug), Fuhrwerk.

zauñſpe͡a$^r$, trocken, ſaftlos, wie ein trockener Zaun.

Zidan, Zither, ein Lieblings-Juſtrument des gemeinen Mannes, worauf es Manche zur Virtuoſität bringen. Wirklich nimmt ſich das Tremuliren nicht bald auf irgend einem Inſtrumente ſo gut aus.

zipfeln, wenig und in Abſätzen trinken, nippen.

zirnu, zürnen, ärgern, aufbringen.

z'rucklég'n (ſi), ſich zurück, d. i. ſich auf den Rücken legen.

z'ſåma dipfeln. zuſammendenken; einen Plan entwerfen, mit dem Nebenbegriffe des Mühſamen.

# Inhalt.

Seite

Vorwort . . . . . . . . . . . . . . . . 3

Zeichen Erklärung . . . . . . . . . . . . 5

Widmung . . . . . . . . . . . . . . . . 7

## Flinſerln (Wieda^r a Stuck a Hundad).

Ridig's und Raidig's . . . . . . . . . . . . 9

## Zu͡awåg.

1) 's Mungaz'n . . . . . . . . . . . . . . . 49

2) No a klo͡an's Wi͡ag'ng'ſan'gl . . . . . . . 53

3) 's Bahe͡ar . . . . . . . . . . . . . . . 55

4) In' Grås . . . . . . . . . . . . . . . 62

5) Schlåfli͡ab für an åld'n Dat'l . . . . . . . 66

6) Au'm Fraidhof . . . . . . . . . . . . . 70

7) 's Pfnottwingerl . . . . . . . . . . . . 75

Da Pfingſtkini. A g'ſchbo͡aſig's G'ſchicht'l . 81

Wort-Erklärungen . . . . . . . . . . . . . 97

---

## Im Verlage

der J. P. Sollinger'ſchen Buchdruckerey
ſind von demſelben Verfaſſer erſchienen:

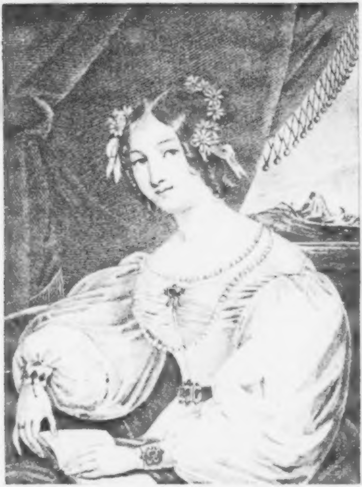
Flinſerln. Oeſt'reichiſchi G'ſchdanz'ln, G'ſang'ln und G'ſchicht'ln. Erſtes und zweites Heft, kl. 8. br. à 24 kr.

Dichtungen. Drei Bändchen gr. 12. Poſtpapier. Die erſten zwei Bändchen, welche die Gedichte enthalten, koſten zuſammen br. . . 1 fl. 12 kr. Das dritte Bändchen, welches die Erzählungen, und die Oper: Der Maurer und der Schloſſer, enthält, br. . . . . . . . 48 kr.

Aus dem dritten Bändchen einzeln:

Erzählungen, gr. 12. br. . . . . . . . . 30 kr.

Der Maurer und der Schloſſer. Romantiſch-komiſches Singſpiel in drei Aufzügen. Nach Scribe und G. Delavigne, mit Berückſichtigung der Auber'ſchen Muſik. gr. 12. br. . . . . . . 30 kr.



*Hannchen*

# Epiſoden

aus dem

# Romane des Lebens.

Von

**Johann Gabriel Seidl.**

**Leipzig, 1839.**
Bei Friedrich Volckmar.
(Verlag von Tendler & Schaefer.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.

# Widmung.

Wohl iſt das Leben ein Roman zu nennen,
Bald Poeſie, zur Proſa bald erkaltet,
Wo Scen' aus Scene bunter ſich entfaltet,
Ein Wechſelſpiel von Finden und von Trennen.

Wo jetzt noch fahle Todtenkerzen brennen,
Hat bald die Freude ſich ein Feſt geſtaltet;
Ein Feld, worauf bald Lenz, bald Winter waltet,
Gewinn, Verluſt, Verſöhnen und Verkennen.

Und Fantaſie mit ihrem Irrlichtſcheine,
Und Lebens-Überdruß mit ſeinem Ringen,
Und Herzlichkeit, umſtellt von feilen Schlingen,
Und Sieg des Beſſren über das Gemeine:
Und inniges Vertrau'n auf Gottes Plane,
Nur Epiſoden ſind's aus dem Romane

# Dr. Fauſt am Niederberge.

Des Traumes Mächten hingegeben,
Verliert der Menſch ſein Recht auf ſich,
Verſchrieben einem fremden Leben,
Verſchmilzt er in ein fremdes Ich;
Mag er gewinnen oder leiden,
Er kann's nicht wählen und nicht meiden!

## I.

Der junge Baron Gold hatte jenen Zeitpunkt erreicht, welchen wir, nicht eben am paſſendſten, die Großjährigkeit nennen; denn die Jahre ſtehen zu den Sorgen im umgekehrten Verhältniſſe, und bedünken uns, ſobald dieſe überhand nehmen, je kleiner und kompendiöſer, bis ſie zuletzt zu Jährchen zuſammenſchrumpfen. Die Vormundſchaft über den neuen Selbſtbeherrſcher ſank in Staub, wie das Baugerüſte, wenn die Baute vollendet iſt. Der lebenskräftige Jüngling, der vor wenigen Wochen noch mit den Revenuen vorlieb nehmen mußte, die ihm ſein Vermögensverwalter auszuwerfen für gut befand, trat nun mit einem Male in den Vollgenuß ſeines ganzen väterlichen Erbtheils ein, das er mit Niemanden zu theilen hatte, als mit der Zukunft. Wenn alle Gutsbeſitzer dieſe geheimnißvolle, unerforſchliche Dame als ihre leibliche Schweſter betrachten, und ein gutes Sümmchen für das ſtandmäßige Auskommen derſelben zurücklegen wollten, — ſo würden im Kurzen die meiſten Güter freiwillige Fideikommiſſe werden. Dieſe Anſicht ſchien dem jungen Baron Gold nicht fremd zu ſein. Alle ſeine Neigungen waren Ausflüſſe eines edlen, unverdorbenen Herzens, geleitet und überwacht von einem reifen Verſtande, und einer ernſteren, wenn gleich menſchenfreundlichen Erfaſſung des Lebens. Ich hätte hier Gelegenheit meinen Helden negativ zu ſchildern, und nebenhin kleine

Seitenhiebe auf die gewöhnlichen Fehler der jungen Leute ſeines Standes, als: auf Flachheit, Anmaßung, Eitelkeit, Modeſucht, Arbeitſcheue u. ſ. w. auszutheilen, aber ich finde an ſeinem Charakter ſo viel Tüchtiges und Körniges, daß ich beſſer zu thun glaube, wenn ich rund heraus ſage, was er war; mit einem Worte — er war ein junger Mann.

»Jung, — alſo lebhaft, heiter, offen,
Empfänglich für die ſchöne Welt;
Von keinem Schlag' zu hart getroffen,
Wo friſcher Muth die Bruſt noch ſchwellt.
Erbrannt für's Gute, Schöne, Wahre,
Wo's gilt zu handeln, ſtets voran;
Treu ſeinem Worte bis zur Bahre,
Der Flachheit Haſſer, — alſo Mann!«

Bei ſolchen Eigenſchaften iſt wohl nicht zu zweifeln, daß ihn der Übertritt in eine ſelbſtſtändige Verfaſſung nicht überraſchte, wie es den meiſten jungen Leuten zu geſchehen pflegt. Sein Plan war längſt gefaßt, und im folgenden Dilemm ausgeſprochen. Entweder würde er, nach vorläufiger Prüfung der Verhältniſſe, die Verwaltung ſeines Gutes ſelbſt übernehmen und ein Landwirth im edleren Sinne des Wortes werden, oder wenn dieſe Prüfung nicht befriedigend ausfiele, von den Einkünften ſeiner Beſitzungen leben, und der ſchönen Trias: „Kunſt, Wiſſenſchaft und Häuslichkeit“ ſein ſorgenfreies Daſein widmen. Zu dieſem letztern Ziele zog ihn denn freilich ſein ganzes Gemüth hin; aber er wollte auch das erſtere nicht ganz aus den Augen verlieren. Mit lobenswerthem Fleiße wurden manche Wochen einem Studium geweiht, das er eben nicht ſein Lieblingsſtudium nennen konnte; denn er wollte am Tage der Entſcheidung nicht als Laie unter den ergrauten und verknöcherten Aktenwürmern ſeiner herrſchaftlichen Kanzlei auftreten. Daher mußten alle Behelfe für Rechtspflege und Landwirthſchaft die Revue paſſiren, und ſeinem leichtfaſſenden Geiſte in Kürze ſo viel Stoff liefern, als ſein Oberbeamte vielleicht aus viertelhundertjähriger Praxis nicht geſchöpft hatte. Das leichte Korps der Poeten mußte dem Fuhrweſen der Ökonomie, die muntere Jägerſchaar der lebenverſchönernden Künſte dem ſchwerfälligen Geſchwader juridiſcher Küraſſiere weichen. Statt Schiller und Göthe lagen Zeiller und Theer, ſtatt Byron und Shakeſpeare, Schwabs äußere Pferdekenntniß und Dieterich's Schweinezucht, ſtatt des Morgenblattes und der Abendzeitung Dingler's polytechniſches Journal und Rüder's landwirthſchaftliche Zeitung auf ſeinem Pulte.

Ja ſogar ſeine eigene Feder, die ſich manchmal in ſonnigen Morgenſtunden oder in ſchweigſamen Mitternächten zu improviſirten Streckverſen vergeſſen hatte, quälte ſich nun, der Pales durch einen Verſuch über die Drehkrankheit der Schafe, und der Themis durch eine Monographie der Geſchwornengerichte zu opfern. Vorbereitungen dieſer Art ließen ihm die Zeit auf Sturmesflügeln entſchwinden. Er würde ſogar über die Grenzlinie der Bevormündung geſchritten ſein, wenn ihm nicht ein Verhältniß anderer Art dieſe Grenzlinie doch zu einem Gegenſtande geheimer Sehnſucht gemacht hätte.

Dieſes Verhältniß war — die Bekanntſchaft mit einem Mädchen, das Luiſe Lenz, aber leider! nicht Luiſe von Lenz, oder gar Baroneſſe Luiſe hieß. — Dieſes Leider! betraf aber nur Gold's Vormund; — denn im Augenblicke, als Gold den Äquator ſeiner Selbſtſtändigkeit paſſirt hatte, ſank dieſes Leider! in ſein Nichts zurück. Da nun die Leſer beiläufig wiſſen, unter welchen Umſtänden und mit welchen Hoffnungen der junge Baron in ſeinen neuen Wirkungskreis trat, ſo brauche ich darüber weiter nichts zu ſagen, da glückliche Verhältniſſe immer das Unglück haben weniger zu intereſſiren als unglückliche.

Der Tag der Prüfung, von welcher ich oben ſprach, war auf den nächſten heiteren Sonnabend feſtgeſetzt. An dieſem Tage beſchloß Baron Gold, ohne ſelbſt ſeiner Luiſe etwas zu verrathen, zu Fuße ſich aufzumachen, und in ſein väterliches Erbtheil, das er ſeit ſeiner Kinderzeit nicht wiedergeſehen hatte, als ein unerkannter Fremdling einzufallen. Er verſprach ſich von einem ſolchen Inkognito die beſte Wirkung. Keine Vorbereitung von Seite ſeiner Untergebenen, kein Empfang, keine Komplimente ſollten ihm den Eindruck ſtören, welchen er von dem Anblick einer Gegend erwartete, an die ſich ſo viele bitterſüße Erinnerungen aus den früheſten Blüthenmorgen ſeines Lebens knüpften. Alle Verſtellung und Entſtellung ſollte fern von ihm bleiben, und jedes Verhältniß ihm, dem Unbekannten, ſo erſcheinen, wie es eben ſich geſtaltet hatte, und täglich unbewacht von Lauſchern ſich zu zeigen pflegt.

Er ſteckte daher nur eine Lektüre (der Zufall führte ihm das Dezemberheft von Dingler's Journal für 1829 in die Hände) — und eine mäßig gefüllte Börſe zu ſich; nahm ſein Bambusrohr zur Hand, das ihm auf den Höhen um Wien ſchon manchen Dienſt geleiſtet hatte,.— und wanderte, ehe einem fahrenden Schüler, als einem jungen Gutsbeſitzer gleich, der Schönbrunnerlinie zu, mit einem flüchtigen Blicke noch das Haus ſeiner Geliebten grüßend, das hinter den Rüſtern der Baſtei allmählig verſchwand.

## 2.

Das Erbgut des Barons lag im Viertel ober dem Wiener-Walde, ſeitwärts von der Poſtſtraße, in einem fruchtbaren, aber einſamen Waldthale. Die ſüdlichen Zweige des Niederberges, welcher die Grenze der Viertel eine Strecke weit mit ſeinem eigenen Rücken bildet, laufen in laubige Hügel aus, deren Innerem luſtige Brünnlein entquillen.

So rieſelt aus dem Schooße des Roſenthalberges ein beſcheidenes Wäſſerlein hervor, benetzt mit ſeinem Silber die ehrwürdige Kloſterruine, und verliert ſich bei Ried in den Elsbach. Aus dem Steingraben vom Sandling herab, plätſchert ein zweites Bächlein, welches am Fuße des Steinberges ſich mit dem Aubache vereinigt. Nicht fern vom blumenreichen Borde dieſes Baches, ehe noch der Steig beginnt, der über den Stiefelberg in den Schmelzgraben führt, erhob ſich in plötzlich erweitertem Thalkeſſel das Schloß des Barons, das ich mit Namen bezeichnen würde, wenn ich nicht befürchtete, ihn auf die Meinung zu bringen, ich wollte ſeinem ſeligen Vater durch dieſe Zeilen einen öffentlichen Dank für einen ſtillen Sommeraufenthalt abſtatten. Der Weg von Wien bis in dieſe ländliche Abgeſchiedenheit iſt wohl ſelbſt für einen kräftigen Fußgänger eine Aufgabe, wenn er anders den bequemen Zug der ſtaubigen Heerſtraße verlaſſen, und auf lauſchigen Waldſteigen ſein Ziel erreichen will. Daß der Baron das letztere wählte, bedarf wohl keines Beweiſes; er beabſichtigte ja keinen plötzlichen Überfall, ſondern vielmehr ein ſtilles, genußreiches Einſchleichen in das Erbe ſeiner Väter, wobei ihm jedes Stündchen, das er den Herrlichkeiten der Natur weihen konnte, Gewinn dünkte. Langſam wandelte er an all' den Ortſchaften vorüber, die ſich hinter Schönbrunn längs dem Bette der Wien bis zu ſeiner Mittagsſtation, zu der er Burkersdorf gewählt hatte, maleriſch hinbreiten. Das freundliche St. Veit, das niedliche Hacking, unfern der Mauer des Thiergartens einerſeits, und anderſeits Hütteldorf, in welchem bereits die Keime des nachmittägigen Lebens zu gähren anfingen, der hinter üppigem Weidengeſtripp lauernde Wolf in der Aue und das klöſterliche Maria Brunn, bei welchem das an Laudon's Grabmale vorübereilende Mauerbächlein in die Wien fließt: — alle dieſe Landſchaftgemälde, in den Rahmen des ſonnigſten Morgenhimmels gefaßt, verſetzten ſein Gemüth in die ſeligſte Stimmung.

Als er aber nun das linke Ufer der Wien verlaſſen, und der Wendung der Straße auf das rechte folgen ſollte, — da ließ es ihn nicht vorüber, denn die Schattengänge von Weidlingau, die Birkenbänkchen und Waldeinſchnitte, die kühlen Pfade, welche aus dem Garten, den die Natur am Fuße des Rehgrabenberges bildete, hinüberlocken in den Kunſtgarten zu Hadersdorf, traten mit einem Male vor ſeine Seele und zwangen ihn, einen Zirkel zu beſchreiben, der ihn ein gutes Stündchen koſtete.

»Schau, ſchau!
Weidlingau,
Di kenn' i go͡ar g'nau!
Deini Stegerln,
Deini Wegerln,
Deini Bam und e͡anar Lau!»

»Wo i geh',
Wo i ſteh',
Thut mir's Herzerl ſo weh!
Deini Gangerl,
Deini Bangerln,
Si͡ach i imma ſo, wi͡ar eh!»

»So g'ſchwind,
Wi͡a da Wind,
Und wi͡a's Waſſerl varind,
Thu͡an d' Freuden
Schon ſcheid'n
Ewen ſi o͡an's b'ſind!»

»Haind rod,
Muring dod!
Schöni Jugendzeid, b'hüat di God!
Denn: Meid'n
Und Scheid'n
Is'n Herzerl ſein Rod!«

Sang der junge Baron ſo, als er, die pfaddurchſchlungenen Anhöhen verlaſſend, auf einen Lichtſchlag heraustrat, und gegen die Wien zu wieder einlenkte? — das will und kann ich nicht behaupten; aber das weiß ich, daß ich ſelbſt dort nie ſo ſang, wiewohl ich dort oft ſo fühlte. Jetzt aber, wo ich von jenem lenzgrünen Podium, auf dem ich in Luſt- und Trauerſpielen manche Gaſtrolle gab, durch einen wogenden Ozean unüberſchiffbarer Alpen getrennt lebe, jetzt erſt ſchlagen all' die Liederkeime aus, die ich dort im Schooſe meines Herzens aufgenommen.

Denn der Genuß iſt ſtumm,
Und in ſich ſelbſt verſchloſſen!
Und wo ihm Blumen ſproſſen,
Sieht er ſich ſchweigend um.

Nur die Erinn'rung ſpricht,
Mit lauter, freier Zunge;
Sie hebt im raſchen Schwunge,
Sich, rauſchend, auf an's Licht!

Was jener ſtill empfangen,
Das macht ſie freundlich kund;
Sie fordert Luſt und Bangen
Vom Herzen in den Mund!

Der Genuß ſchreibt alle Eindrücke wie mit einer unſichtbaren chemiſchen Tinte in die Herzen; erſt über das Licht der Erinnerung gehalten, wird die Schrift lesbar. So tauchten auch in Gold's Herzen manche Gefühle auf, die er hier, an der Seite ſeiner Luiſe, einer Förſterstochter aus dem nahen Auhofe, vor Jahren zum erſten Male gefühlt hatte. Jetzt, wo er fern von ihr durch den öſtlichen Waldausſchnitt auf das rauſchende Wehr hinabſah, da erinnerte er ſich mit Wehmuth des Augenblickes, wo ihn Luiſe, plötzlich zur Waiſe geworden, auf manche getäuſchte Hoffnungen hinwies, und an ſeinem Arme von dem väterlichen Hauſe Abſchied nahm, um in den Mauern Wien's, unter der Obhut einer alten Verwandten, ihr ferneres Schickſal abzuwarten.

### 3.

Einige vergebliche Verſuche des Barons, die wegen ihrer Seichte verachtete Wien zu überſchreiten, erinnerten ihn an die Unzugänglichkeit des Sprichwortes, dem zufolge alle Wege nach Rom führen. Er hätte unter den vielen Seiten- und Nebenpfaden bald keinen nach Burkersdorf gefunden. Ein kleiner, kunſtlos geformter Steg, unfern der ſogenannten Türkenſchanze, brachte ihn wieder an's rechte Ufer. Andern Reiſenden fällt das bemalte Poſthaus nicht weniger in die Augen, als dem pilgernden Gutsbeſitzer der unbemalte Gaſthof, in welchem er ſein einfaches Mittagmal einzunehmen gedachte. Zwar verkürzte ihm die langen Pauſen zwiſchen den einzelnen Gerichten kein luſtiger Paraſit, der ſeine Witzpillen nach den genoſſenen Leckerbiſſen bemißt und verabreicht; auch kein Reimſchmid, der jeden Trunk Weines mit einem Trinkſpruche wäſſert, und den Braten mit einer Sonette nach aufgegebenen Endreimen ſpickt, — aber Dingler's polytechniſches Journal füllte ihm auch hier wieder die Zwiſchenzeit aus. Mit neugierigen Blicken ſchielte der Wirth auf das Heftlein hin, und bemühte ſich, die Miniaturgallerie mechaniſcher Geräthſchaften zu entziffern, welche den Rand des Umſchlages bildet. Aber dem guten Manne blieben ſie unerklärlicher, als den Antiquaren die Keilſchrift auf den Ziegeltrümmern aus Babylon. Er hielt ſie zuletzt wohl gar für geheimnißvolle Charaktere, wie ſie weiland Dr. Fauſt aus ſeinem Höllenzwange zur Kurzweile ablas, und trat mit einer gewiſſen Scheu, kopfſchüttelnd, bei Seite, als Gold das Heft aufſchlug und zufällig auf eine Notiz ſtieß, die mit dem Orte, auf dem er ſaß, im merkwürdigen Zuſammenhange ſtand. So intereſſant ſie ihm aber auch geweſen ſein mag, ſo würde er ſich doch nie gedacht haben, daß ſie in ſeinem Kopfe ſo feſt haften, und ihm ein Abenteuer vorbereiten würde, deſſen er ſich gewiß nicht verſehen hatte. Damit ſich daher der Leſer es auch nicht eher denke, als es ſich der Baron dachte, ſo ſoll er das Abenteuer eher als deſſen Quelle erfahren, und von der Frucht zur Wurzel zurückkehren.

»Denn mancher läßt ſich von den Keimen,
Die in ihm wurzelten, nichts träumen;
Die Früchte hat er ſchon genoſſen,
Und ſah nicht Blatt, noch Blüte ſproſſen!«

Geſtärkt von dem einfachen Male, ſtand der Baron auf, um ſeinen Wanderſtab weiter fortzuſetzen. Die Sonne brannte fühlbar; die ſtaubige Straße, der er, aus Unkenntniß der weiter führenden Nebenwege, treu bleiben mußte, machte bald den Wunſch in ihm rege, ein wenig auszuruhen, und abzuwarten, bis die glühendſte Hitze des Nachmittags vorüber wäre. Er begab ſich daher, außerhalb Gablitz, wo die Heerſtraße allgemach gegen den Riederberg hin ſich höher emporzuwenden beginnt, in das nahe Wäldchen, in deſſen kühlſäuſelndes Heiligthum ein ſchmaler, lauſchiger Gehſteig einlud.

Dort unter dem Schattendache einer einzeln ſtehenden Buche, die wie ein Präzeptor unter den jungen Eichennachwuchſe da ſtand, und ihre, von dickem Baumbart ſtruppigen Arme weit hinaus breitete, als ſehnte ſie ſich nach einer würdigeren Geſellſchaft, als das ſchmächtige Völklein um ſie her, dort warf ſich der Baron in's üppige Gras. Er konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren, als er zu ſeinen Füßen die Dächer von Gablitz *) durch das Laub emporſchimmern ſah, und der ironiſchen Rolle gedachte, welche dieſer Ort im Scherzgeſpräche der Spaß liebenden Wiener ſpielt. — „Ach, wie mancher meiner Kollegen, der, wenn er mich hier liegen ſähe, vornehm auf mich,

---

*) Eine unbedeutende Ortſchaft außerhalb Burkersdorf. Die Wiener ſagen, wegen des dortigen Rinderzuſammentriebes, von einem beſchränkten Kopfe, er habe auf der Univerſität zu Gablitz ſtudirt.

Abenteurer, herabſehen würde, dürfte ſeinen Doktorhut an der berüchtigten Univerſität dieſes Örtchens genommen haben!“ Mit der gemüthlichſten Laune legte er jetzt den von ſeinem Wirthe in Burkersdorf beäugelten Höllenzwang unter das Haupt, bog es ſanft auf das verhängnißvolle Kiſſen zurück, ſtarrte eine Zeit in die blaue Luft empor, in welchen die Buchenzweige wie Ufergebüſch in einen See hineinzutauchen ſchienen, athmete tief auf, und — entſchlummerte.

»Des Traumes Mächten hingegeben,
»Vergibt der Menſch ſein Recht auf ſich;
»Verſchrieben einem fremden Leben,
»Verſchmilzt er in ein fremdes Ich;
»Mag er gewinnen oder leiden,
»Er kann's nicht wählen, und nicht meiden!«

Sonſt hätte gewiß der Baron einen Traum gemieden, der ihn ſo ſehr abquälte.

Der Wirth, der mit ſo forſchenden Blicken das Büchlein betrachtet hatte, das dem ſchlummernden Wanderer zum Kopfkiſſen diente, ſchien eben nicht unrecht geahnt zu haben, wenn er demſelben etwas Fauſtiſches zumuthete. Kaum hatte nämlich Geld die Augen geſchloſſen, als es ſich gleich farbigen Ringen auf nächtigem Hintergrunde vor ihm geſtaltete. Zuckend rannen die ſchimmernden Kreiſe in einander, bald wie Schlangen, bald wie Feuerräder, bald wie bunte Polipenknäuel. Jetzt ſchrumpften die gährenden Bilderkeime wieder auf einen Klumpen zuſammen, der, wie eine wunderbare Jerichoroſe, auf pechſchwarzer Folie, flimmerte. Allmälig bildeten ſich Umriſſe; die Ränder ſchärften ſich ab, und ein gewöhnlicher, dick beſtaubter Reiſekoffer war aus der Wunderroſe geworden, um welchen ſich das, was früher Schlangen geſchienen, als Reſt eines abgeſchnittenen Strickes herumſchlang. Doch plötzlich begann es im Innern des Koffers zu brauſen und zu wallen, als ob mächtige Dämpfe den Deckel ſprengen wollten; elektriſche Funken ſprühten aus den Eiſenreifen, und eine bläuliche Flamme züngelte geſpenſtiſch durch die Öffnung des Schloſſes. Mit einem Male wurde der Deckel, unter unheimlichen Kniſtern von Innen ausgehoben, und ein Kopf zwängte ſich lauſchend hervor und ließ ſeine ſtechenden Augen lüſtern und neugierig umherblitzen. Ein blaſſes Geſicht zuckte grinſend ringsum, auf welchem der Züge zu viele in einander verronnen waren, um ein deutliches Bild zu geben. Ein höhniſches Lächeln lag in den kleinen Fältchen um den Mund, und ein Anflug von Humor ſaß in den Augenwinkeln. Über den borſtigen Braunen floß eine hohe, glatte Stirne mit der Glatze zuſammen, um welche, wie um eine Steppe, ſtruppige Haarbüſchel, gleich herbſtlichen Hecken, ſtanden. Eine lange Spitznaſe vollendete das Mephiſtophelesantlitz. Immer höher ſtieg die Erſcheinung. Jetzt wand ſich der gekrümmte Rücken hervor, auf welchem ſich die läßig zurückgeſchlagenen Arme begegneten, jetzt kamen die dünnen Beine zum Vorſcheine, welche, wie bewegt vom Windhauche, ohne zu ſchreiten, das ſeltſame Weſen dem Träumenden allmälig näher ſchoben.

Kaum war dieſe Geſtalt zur Vollendung gediehen, als bereits ein zweites Geſicht aus dem Zauberkoffer auftauchte. Es überraſchte das Auge des Schläfers; aber, als er gefeſſelt von dem Anblicke, leidenſchaftlicher hinſtarrte, da ſchien ihm das friſche Fleiſch der blühenden Wangen plötzlich durchſichtig zu werden, und immer durchſichtiger, wie Glas, wie eine Seifenblaſe, und durch die buntſchillernde Luftglocke ſtarrte ein gräßlicher Todtenſchädel.

„Hinweg, Helene!“ — ſchrie der Träumende, wie vom Alp gewürgt, auf — „hinweg Furie mit der Seraphhülle! Ideal der Verworfenheit, ich kenne dich! Als ich ein Knabe war, ſah ich dich auf der Bühne von fiſtulirenden Masken umſchnarrt, von dumpfer Höllenmuſik umbrauſt; da ſchlug es Eins, und die Larve fiel dir ab, wie Zunder, und der Tod der Seele, die Sünde glotzte heraus! Hinweg!“

Aber die liebliche Megäre ſtreifte mit ſtolzem Lächeln an dem Ächzenden vorüber, und ein Duft wie von Leichenblumen wehte, wo ſie ſchwebte.

Und wieder hob ſich der Deckel, und wieder erſchien ein weibliches Antlitz, aber wie ganz unähnlich dem vorigen. Einfach geſcheitelte Haare begrenzten in goldiger Wellenbiegung die offene, ſinnige Stirn. Wie hingehauchte Lichtſtreifen überwölbten die feingezogenen Braunen das blaue, ſeelenvolle Augenpaar, in welchem Thränen entſagender Duldung das Feuer lebhafter Unſchuld dämpften. Ein Zug leidender Schwermuth umſchwebte das herzförmige Mündchen, an welches ſich ein rundes Kinn mit einem ſchelmiſchen Grübchen anſchloß.

Ein dünnes Kettlein, aus dunklen Haaren geflochten, ſchlang ſich um den weißen Hals und mochte wohl etwas Liebes tragen, das dem neidiſchen Blicke der Welt entzogen, tief am warmen Herzen ruhte. Ein kleiner Fuß trug die niedliche Geſtalt, welche jetzt mit einem Blicke voll Bangen zurück ſah, und ſich ſchüchtern auf den Träumenden zu bewegte.

„Wunderbares Weſen!“ — liſpelte der Entzückte, — „biſt du Gretchen? Iſt jene Hand, die krampfig bereits aus dem Schlunde des Wunderſchranks aufſtarrt, die Sündenhand eines ſtürmiſchen Fauſt? Oder biſt du ein Abglanz der Wirklichkeit? Ich ſoll dieſe Züge kennen! Faſt ſiehſt du wie meine Luiſe, als ſie mir entdeckte, daß ſie Waiſe geworden ſei! Du biſt es, — und doch biſt du's wieder nicht! Halt ein, du drohender Arm, der dort nach ihrem blonden Haare langt und im wilden Ungeſtüm ſie am Kleidchen zurückzerrt! Es iſt meine Luiſe!“

„Es iſt mein Gretchen!“ donnerte hohnlachend eine große, kräftige Mannsgeſtalt, die plötzlich in ihrer ganzen Länge aus der dunkeln Mündung des Koffers fuhr. Willſt du's mit dem Bändiger der Dämonen aufnehmen, ökonomiſcher Stümper! Willſt du den alten, wohlbekannten Johannes Fauſtus ſchrecken, du Dichterzwerglein! Ich blaſe, — und verflüchtiget zerſtäubſt du vor mir, wie das Metall, deſſen Namen du führſt, in meinen Tiegeln und Retorten.“

Drohend ſtand er vor den Augen des ſchwerathmenden Gold; aber ein fünftes Geſicht, das eben wieder hervorkam, — ein echtes Kabinetſtück aus dem gottesfürchtigen, gemüthlichen Mittelalter, winkte ihm treuherzig bittend zu, des armen Jungfräuleins ſich anzunehmen, und des langen Johannes Fauſt's Drohungen nicht zu fürchten. So viel ſich aus den Mienen des jungen Famulus, der nun ganz aus dem Koffer geſtiegen war, entnehmen ließ, ſo ſchien ihm Gretchen wohl bekannt; denn Beider Blicke ſuchten ſich und vermieden ſich im Begegnen. Jetzt ſchwoll der Koffer mächtig an und platzte raſſelnd auseinander. Die drei Breter und zwei Bretchen erweiterten ſich zu einer Stube, welche der Deckel als Decke ſchloß. Die wunderbaren fünf Geſtalten wurden nun in der Stube über die Maſſen geſchäftig. Sie geberdeten ſich auf mannigfache Art, und bildeten einen pantomimiſchen Roman, deſſen einzelne Szenen aber zu fantaſtiſch verworren, zu voll von Anſpielungen auf die Vergangenheit und Zukunft des Schläfers, manchem von ihm Erlebten und Geleſenen zu ähnlich oder zu unähnlich waren, um ein klares, vollkommen verſtändliches Bild zu geben. Bald war es Göthes Fauſt, der dem züchtigen Gretchen ſeine Begleitung antragen zu wollen ſchien; bald Klinger's Höllengeiſt, der ſein Opfer, wie der Geier das Lamm über die Steppen hinſchleppt, und an den Felſen zerſchmettert; bald Klingemann's Famulus, der ſich, ob der wunderbaren Erſcheinung „forcht'“ in ſeinem Kämmerlein, bald wieder eine Helene, wie ſie noch nicht geſchildert wurde, ſondern vielleicht im Pult oder Nachlaß irgend eines genialen Poeten verborgen iſt. Manche Szene der Traumtragödie gehörte dem Maler Müller, manche dem Marlowe, manche unklare und langweilige dem Karl Schöne; manche naive und burleskere dem Volks- und Marienettenſchauſpiele an, in welchem ſich die guten und die böſen Geiſter um Fauſt's Leichnam zanken; — manche ſchien im Kapitel aus Gold's und Luiſens Liebes- und Leidensgeſchichte, und manche gar aus einem Romane entlehnt zu ſein, der uns ſo natürlich vorkommt, daß wir ahnen, ihn in Kurzem ſelbſt erleben zu können. Aber wie es gewöhnlich den Träumern geht, ſo ging es auch dem Baron. Als er in der neuen, wunderbaren Welt eben heimiſch zu werden anfing, und einem befriedigenden Ausgange der Begebenheiten entgegenſah, da — erwachte er.

### 4.

„Ha! was iſt das? Wach' ich? oder ſpann ſich mein Traum in die Wirklichkeit hinüber?“ So rief Gold mit einer Aufregung aus, wie er ſie ſonſt kaum beim plötzlichen Erwachen aus ſchweren Mitternachtträumen verſpürt hatte. Denn als er aufſtand, um weiter zu gehen, da trat plötzlich in dem blendenden Lichtnebel, den die tiefer geſunkene Sonne durch die jungen Eichen goß, ein Weſen vor ihm hin, wie er es kurz vorher im Traume geſehen hatte. Das leibhafte Gretchen mit den einfach geſcheitelten Locken, mit dem ſeelenvollen, blauen Augenpaare, mit dem Herzmündchen und dem Grübchen im Kinne, trat aus dem Gebüſche hervor, und trocknete, wie es ſchien, die Augen mit der Schürze.

„Sprich Kind,“ — begann Gold, indem er die Erſchrockene beruhigte, — „wenn du kein Traumbild biſt, das bei meinem Anhauche zerfließt! Sprich, heißeſt du nicht Gretchen?“

„Ei, wie weiß der Herr denn meinen Namen,“ — entgegnete das erſtaunte Landmädchen, und ſah ihn groß an, — „hat er mich denn ſchon einmal geſehen?“ „Wohl hab' ich's, — vor einigen Augenblicken!“ „Nun, da muß ich Ihn nicht eher bemerkt haben, als bis Er vor mir ſtand, weil ich ſo ſehr weinte und auf nichts umher achtete!“

„O rede, wunderbare Geſtalt, biſt Du nicht das Gretchen, das erſt vor Fauſt geflohen iſt?“

„Seh' Er, da hat Er's wieder getroffen. Ja wohl iſt's eine Fauſt, wovor ich geflohen bin. Ja, — wenn er mir nicht mit der Fauſt gekommen wäre, ſeine Vorwürfe und Spottreden hätt' ich doch wohl noch ertragen: aber ſchlagen läßt ſich das arme Gretchen doch nicht, wenn es nichts Unrechtes begangen hat!“

„Ich begreife dich nicht, Kind, — Du ſprichſt ſo menſchlich wahr, — und doch kann ich nicht umhin, noch alles für Traum zu halten. Biſt Du wirklich, oder täuſcheſt Du meine Fantaſie nur, und biſt nichts, als ein verkörpertes Bild aus Göthe, Klinger, und wie ſie alle heißen, die gewaltigen Geiſterbanner!“ —

„Ei, was Er da von einem Göhd *), und von Geiſtern fantaſiert: — das kenn' ich alles nicht —!“

„So biſt Du vielleicht ein Charakter aus der untergegangenen Schöpfung eines Leſſing? — Biſt hier in dieſem Walde —?“

„Nicht doch! Was hätt' ich für einen Charakter, und wer ſagt, daß die Schöpfung untergegangen iſt!

---

*) Göhd, in der Volksſprache: der Taufpathe.

Entweder kann Er nicht deutſch, oder es fehlt ihm noch weit mehr, als mir armen Mädchen! Leſſing? — Wie doch die Stadtherren die Worte verdrehen und verhunzen! Leſſeln, — ja das heißt wohl etwas, — wenn gleich auch nicht ſo viel, als die Leute meinen!"

„Du bleibſt mir ein Räthſel, Mädchen!" „Das Räthſel iſt bald gelöſt. Hör Er mich nur an, und beguck' Er mich nicht immer, als wenn ich was Geſtohlenes an mir hätte! Seh' Er: da ſagen die Leute, durch's Leſſeln[*]) erführe man genau, welcher Zukünftige einem Mädchen beſchieden ſei! J, — ſchön! Wie ſchnell ſchwamm, in der lezten Chriſtnacht, die Nußſchale, in die ich mein Kerzchen geklebt hatte, zu jener des guten Wagner — und" —

„Wagner?" — rief Gold, vom Neuen in ſeinen Traum zurückverſezt, — „Famulus Wagner?"

„Was iſt das, ein Famulus?"

„Fauſt's Diener!?" —

„Groß gefehlt! — mein Wagner iſt kein Diener, ſondern Amtsſchreiber, und iſt gar ein lieber, guter, treuherziger Junge, der ſich nicht ſo weit vergißt, die Fauſt zu brauchen, wie mein garſtiger Vermund, der lange Johannes!"

---

[*]) Eine Beſchäftigung des Landvolks in der Chriſtnacht, wenn ſie Blei ſchmelzen, es ausſchütten, und aus den Figuren, die es bildet, oder daraus, daß ſie Kerzchen in Nußſchalen kleben, und ſie im Waſſer herumſchwimmen laſſen ꝛc., die Zukunft, beſonders in Liebeshandeln vorherſagen wollen.

Das Mädchen war Unterthanin des Gutes, deſſen Verwaltung der Baron zu prüfen ging; was er ihr jedoch nicht verrieth. Er hatte, um es zu erreichen, nach Gretchens Ausſage noch gute zwei Stunden Weges zurückzulegen, den er auf dem eingeſchlagenen Seitenſteige ohne Führer leicht verfehlen durfte.

Der Name Johannes hätte den Baron, der ſich noch immer nicht ganz ermuntern konnte, bald wieder in ſeinem Wahne beſtärkt, wenn nicht die rollenden Thränen des Mädchens, das ſo viel von ſeiner Luiſe hatte, vor Allem ſein Mitleid in Anſpruch genommen hätten. Er erkundigte ſich um die Quelle derſelben, und erfuhr nebſtbei Folgendes:

Der lange Johannes, Gretchens Vormund, war bei Gold's Vater Jäger geweſen. Als nach dem Tode des alten Barons der Oberamtmann die Verwaltung übernahm, da ging es drunter und drüber. Manche, welche man früher im Schloſſe gern gelitten hatte, durften ſich nicht mehr dort blicken laſſen. So ging es auch dem Vormunde Gretchens. Deßhalb ſei er nun, ſagte ſie, ſo heftig darüber erboſt, daß ſie noch immer in das Schloß hinabgehe, um mit dem Amtſchreiber, den ſie nun einmal durchaus nicht laſſen könnte, zuſammenzukommen. Das habe ſie ihrem Vormund auch heute, als ſie ihn um die Erlaubniß bat, den morgenden Sonntag mit ihrem guten Amtsſchreiber Wagner auf dem Tanzboden zubringen zu dürfen, ohne Rückhalt, rund heraus erklärt. Johannes aber ſei ergrimmt aufgefahren, habe ſie mit der Fauſt abgewieſen und vor die Thüre geſtoßen, und ſo ſei ſie denn troſtles fortgewandert, um, ſie wiſſe ſelbſt nicht was? zu beginnen. Der Baron tröſtete das arme Kind, deſſen Geſicht ihm für die Wahrheit ihrer Ausſage und die Hartherzigkeit ihres Vermundes hinlänglich Bürge war, ſo gut er konnte. Ja, er verſprach ihr ſogar, bei ihrem Vermunde die Nacht zuzubringen, wenn er dort Obdach finde. Gretchen meinte, das wäre ein Leichtes für einen Herrn, der mit ländlicher Koſt verlieb nähme. Auch wäre der Weg zu ſeiner Hütte nicht zu verfehlen, wenn er die Richtung der Holzſtraße verfolgte, zu der ſie bald kommen würden.

Gold beredete das Mädchen, umzukehren, und ihn wenigſtens bis zu dem Kreuze zu begleiten, an welchem, ihrer Angabe gemäß, die Straße nach dem Holzſchlage begänne. Sie ließ es ſich gefallen, und ſchloß ihm ihr liebekrankes Herzchen, mit jedem Schritte, zutraulicher auf. Nach vielen Einwendungen und unter vielen Thränen entſchloß ſie ſich endlich auch, dem Schloße, deſſen Beſitzer ſie in ihrem Tröſter wohl nicht ahnen konnte, zuzueilen, und in der Nähe ihres Vielgeliebten bis zum nächſten Morgen Zuflucht zu ſuchen.

„Geh' mit Gott hinab,“ ſprach der Baron, ihr beim Steinkreuze gerührt die Hand drückend, „geh, Luiſe-Gretchen, getroſt hinüber in das Schloß! dein Wagner wird, wenn er es ſo redlich meint, als du's ſageſt, dich zu beherbergen wiſſen, ohne deinem Rufe zu ſchaden. Sag ihm, er ſoll ſeinem Poſten Ehre machen, ſo wird ſich der junge Gutsherr ſeiner gewiß annehmen. Ich geh' indeſſen zu deinem Vermunde; vielleicht gelingt es mir ſein Herz umzuſtimmen. Verrath im Schloß aber nichts, was ich mit dir ſprach: — ſondern vertraue nur einſtweilen auf mich, und denke Dir nur:

»Es läßt ſich Mancher von den Keimen,
»Die in ihm wurzelten, nichts träumen;
»Die Früchte hat er ſchon genoſſen,
»Und ſah nicht Blatt, noch Blüthe ſproſſen!«

## 5.

Manche Betrachtungen über ſeinen Traum und über die Bruchſtücke einer Wirklichkeit, die er am Ziele ſeiner Wanderung antreffen ſollte, durchkreuzten den Kopf des jungen Barons.

Gedanken ſind die beſten Eilſchuhe, ſie verſetzen den Fuß in einen gewiſſen Mechanismus, in welchem er ſich taktmäßig weiterſchiebt, und ſeine Aufgabe, eh' man es ahnen konnte, gelöſt hat.

Gold hätte wohl von dem Wege, den er ſeit ſeinem Abſchiede von Gretchen zurückgelegt hatte, keine genauere Rechenſchaft geben können, als von allen Abendgängen zum Hauſe ſeiner geliebten Luiſe. Sinnend, und je näher er dem Schauplatze ſeiner früheſten Jugendfreuden kam, deſto ſinnender ſtieg er die Waldſtraße hinan, die ſich auf der Anhöhe plötzlich theilte. Der Richtung nach mochte der eine Zweig derſelben nach Ried hinab, der andere längs dem Rücken des Ameis- und Heinrichsberges, an den Urſprung des Aubächleins führen, welches an ſeinem Erbſchloſſe vorüber plätſcherte. Der Lichtſchlag war zu freundlich, der Abend zu ſchön, als daß ſich Gold durch die Furcht, ſich zu verſpäten, hätte abſchrecken laſſen, der herrlichen Ausſicht einige Augenblicke zu ſchenken. Glühend fielen die letzten Strahlen der Abendſonne durch die Bäume, die in einzelnen Gruppen den Kamm des hohen Wartberges bekrönten. Eine vorüberziehende Wolke thaute in lichten Streifen auf das Thal hinab, in deſſen Schooße das freundliche Rapoldenkirchen liegt. Die nördliche Fläche des Tullnerbodens ließ ſich durch einen Waldeinſchnitt des Riederberges überblicken. Noch röther, als ſie durch die Art ihrer Erde iſt, war ſie nun vom Widerſtrahle des Abendrothes gefärbt, Königſtätten, Frauenhofen, Langenrohr und die kleineren Ortſchaften zu beiden Seiten des Tullnerbaches ſchimmerten ſo niedlich empor, wie die weißbemalten Häuschen und Kirchlein mit den zinnoberrothen Dächern, aus welchen wir als Kinder unſere Städte bauten, deren Erſtehen uns glücklicher machte, als den Pompejus ſein Pompejopolis oder den Claudius ſeine Celeja. Das alte Comagena ſelbſt verrann mit dem violetten Saume des Horizontes in ein undeutliches Halbdunkel. Im Oſten ragten maleriſche Berggruppen empor, aus deren Zackenmeer bereits der blaſſe Mond langſam emportauchte. Als ſich der Baron aber nach Süden wandte, da lachte ihm ein freundliches Hüttchen von einer Bergwieſe entgegen, deſſen Anblick ihn nicht länger in Zweifel ließ, daß es der von Gretchen bezeichnete Aufenthalt des langen Johannes ſei. Gemächlich ſchritt er darauf zu, als ihn plötzlich ein Büchſenſchuß nebenan im Gebüſche erſchreckte. Indem er vermuthen konnte, daß der Jäger keines Wanderers Nähe ahnen und ſich daher eben nicht beſonders in Acht nehmen dürfte, ſo hielt er es für das rathſamſte, ihn zu rufen.

Eine rauhe, männliche Stimme fragte ihn, was er wolle?

Der Ton des Mannes, deſſen er noch nicht anſichtig werden konnte, klang etwas barſch und mißtrauiſch. Aber Gold's unumwundene, im treuherzigen Dialekte des Landmannes gegebene Antwort ſchien zu wirken.

Das Gebüſch rauſchte, und vor dem Baron ſtand eine große, kräftige Geſtalt, deren Erſcheinung ihn wieder ſo außer Faſſung brachte, daß er beinahe ſtammelnd fragte: „Seid Ihr der lange Johannes? —

„Ei ja wohl," — antwortete der Waldbauer, den betroffenen Gaſt mit argwöhniſchen Blicken meſſend, — „was ſoll's aber?" — „Der Johannes ſeid Ihr!" ſtammelte Gold verlegen weiter; denn je mehr er den düſterblickenden Schützen betrachtete, deſto mehr trat ihm wieder die Geſtalt des Fauſt aus ſeinem nachmittägigen Traume vor Augen, —" „der Johannes ſeid Ihr? — doch nicht Johannes Fauſt?" — „Nicht Fauſt!" — erwiederte der Landmann, dem des Gaſtes Staunen noch gerade lächerlich zu werden anfing, — „aber 's iſt was von der Fauſt in meinem Namen! Johannes Daum heiß ich, oder wenn es Ihm leichter zu merken iſt, der lange Johannes. Was ſucht Er denn aber bei mir? Mein Eid! ich weiß nicht, was ich aus Ihm machen ſoll. Für Einen, der dem weißen Rock entlaufen iſt, ſieht Er mir zu honett, für einen Überreiter zu geſchreckt aus!“

Der Baron hatte Mühe, ſich bei ſeinem Wirthe wieder in Credit zu ſetzen. Solche Kraftmenſchen, denen die ſeltſamen Sonderlingslaunen gebildeter und verbildeter Menſchen unbekannt ſind, laſſen ſich nicht ſo leicht gewinnen, als man glauben ſollte. Sie ſehen mit einer Art vornehmer Naivität auf uns ſelbſtzerfallene Gewohnheithelden herab, und haben ihre Freude daran, uns fühlen zu laſſen, wie weit wir von der natürlichen Offenheit und Zwangloſigkeit abgewichen ſeien. So behandelte denn auch der lange Johannes den jungen Baron auf eine Weiſe, die ihm deutlich merken ließ, daß er ſeinem Wirthe nicht eben die größte Achtung eingeflößt habe. Erſt der Wein entſiegelte die Zunge des Gebers, der immer mehr einzuſehen begann, daß er ſeine feurige Gabe an keinen Undankbaren verſchwendete. Als ſich aber gar der Baron für einen fernen Anverwandten des verſtorbenen Baron Gold ausgab, von dem er mannigfache Wohlthaten erfahren habe, wurde der lange Johannes zutraulich, verläugnete ſeine Fauſtnatur, und begann mit einer Herzlichkeit, die bei ihm ſelten zum Ausbruche zu kommen ſchien: „Geſtrenger Herr! warum kann man einen Todten nicht mehr leben laſſen? Ich würde ſonſt mit Freuden ausrufen: Es lebe unſer guter Herr Baron Gold! Er hat uns wie ſeine Kinder gehalten! Ich war Jäger bei ihm unten im Schloſſe. Er hat mich immer freundlich und großmüthig behandelt; hat meinem Mädel, d. h. dem Mädel, das mir mein verſterbener Vetter, ein Kleinhäusler im Burggraben, übergeben hat, manches Guldenſtück geſchenkt, — aber mit ſeinem Tode war auch die gute Zeit zu Ende. Sein Stellvertreter, der Amtmann Spitzbart, war mein und vieler Anderer Unglück. Weil ich mich weigerte, die Zahl des geſchoſſenen Wildes geringer anzugeben, als ſie war, und den Überſchuß in ſeine Küche abzuliefern, ſo jagte er mich vom Dienſte. Sogar meine Waldhütte ſuchte er mir ſo ſtark zu belaſten, als es ihm nur immer möglich war. Der Holzſchlag, zu welchem eigentlich die Straße führt, an der meine Behauſung liegt, und die mein Großvater und mein Urgroßvater als ihr Eigenthum angeſehen haben, ſtritt er mir ab, und bewies mir aus einer ſtaubigen Eſelshaut, deren Inhalt für mich ſpaniſch klang, daß eigentlich ich ihm noch einen Erſatz für die ſeitherige Benützung ſchuldig wäre. Und ſo hat er es Allen gemacht. Wer nicht in ſein Horn ſtieß, und ſeiner ſogenannten Wirthſchafterin, der Mamſell Helene, wie ſie heißt, die Hand küßt, daß es ſchnalzt, der hat Satansnoth bei ihm. Aber ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben, nicht ſehen mag ich mehr das behexte Schloß, in deſſen Mauern ich einſt ſo glücklich war. Auch meine Grete ſoll mir nicht mehr hinab, — wenn ſie wiederkommt!“ —

„Iſt ſie denn fort?“ fiel ihm Gold, der es jetzt für zweckmäßig hielt, einzulenken, in das Wort, — „ich habe geglaubt, Ihr wäret des Mädchens Vormund, und hättet ſie nur etwa ausgeſchickt, um in Tulln drüben einzukaufen, — oder —!“

„Ja — ich hab' ſie fortgejagt! Aber es thut mir wahrlich leid! Mit der Fauſt hab' ich ihr in der Hitze den Weg gezeigt, und im Grunde kann ſie doch nichts dafür. Sie hat mit dem Amtsſchreiber Wagner ihr G'ſtanz, mit einem braven, fleißigen, geduldigen Jungen, der es, allein unter Allen, bei dem böſen Spitzbart und ſeiner zänkiſchen Helene ausgehalten. Aber meine Grete ſoll nun einmal im Schloße drüben nichts ſuchen. Und ſie darf mir auch gewiß nicht mehr hinüber, wenn ſie wieder zurückkommt. Sie iſt nur wie ſie geht und ſteht, fortgerannt, wird nicht weit kommen!" —

„Ja, wer bürgt Euch dafür, Johannes? Sie darf ein Fuhrwerk auf der Straße treffen, und aufgenommen werden, ſo iſt ſie in wenigen Stunden in Wien, und da wird es ihr, wenn ſie fleißig und hübſch iſt, am Fortkommen nicht fehlen. Ihr ſeht ſie dann wohl Euer Lebetag nicht wieder, und habt ſie noch dazu, wenn ſie auf Abwege geriethe, auf Eurer Seele. Man kann's nicht berechnen, wohin man eine Dirne weiſ't, wenn man ſie fortjagt!"

„Ei, da ſetzt mir der geſtrenge Herr einen Floh in's Ohr, den ich nicht ſo leicht wieder herausbringe. Ich hab' das Mädel nur beſſern, aber nicht unglücklich machen wollen. Ich hab' mir gedacht, ſie wird ſich beſinnen, wird aus Scham über Nacht ausbleiben, und bei irgend einem von den Kleinhäuslern in der Umgegend, die ſie alle kennen, einſprechen, um morgen wieder zurückzukehren, und mich um Verzeihung zu bitten."

„Seht, lieber Johannes, da dürftet Ihr wohl zu voreilig gehandelt haben. Das Mädchen wird Euch nicht ſobald zurückkommen, als Ihr glaubt. Ich muß Euch nur offen ſagen: ich glaube ihr begegnet zu ſein, als ich vorhin den Hauerſteig emporklomm, um dieſe Holzſtraſſe zu finden. Eine blonde junge Dirne, ſo lieb und zart, daß man ſie eher für ein Stadtfräulein, als für eine Tochter des Waldes hielte. Das arme Kind ſah ganz verweint aus, blieb ſchrittweiſe ſtehen und ſeufzte. Ja — gebt nur Acht; — ich wünſche, daß ich ein Lügner ſei, — aber die kommt morgen nicht vor Eure Thüre. Wenn ihr Herz ſie nicht etwa gar hinübergeführt hat in das Schloß, um ſich dort Rath's zu erholen.“ — —

„Das ſoll ſie bleiben laſſen! drüben hat ſie nichts zu ſuchen. Sie ſoll mir keinen Mann bekommen, der von dem niederträchtigen Spitzbart abhängt. Eher ſoll ſie in die Stadt gehen, und ihren Erwerb ſuchen, ſo gut ſie kann!“ —

„Pfui, Johannes, wie lieblos klingt das! — Ginget Ihr denn die Dirne nicht irr! Was würdet Ihr da in der Einſchicht ohne ſie machen?“ —

„Werden würd' ich, was ich längſt ſchon werden wollte! Nur für Gretchen hatt' ich noch zu ſorgen. Ich, für meinen Theil, hänge die Wirthſchaft ganz an den Nagel und werde, was ſo Viele ſind!“ —

„Das iſt — ?“

„Wildſchütz! — die erſte Kugel, mit der ich mein neues Handwerk eingeweiht, hat der geſtrenge Herr vorhin ſelbſt an ſeinen Ohren vorüber ſauſen hören. Ich will dem böſen Spitzbart und ſeiner Helene die überflüſſigen Haſen und Rehe wegpelzen, daß ſie ſich verwundern, wie wenig ihre Bratſpieße künftig zu thun bekommen. Wer nichts zu gewinnen hat, der hat auch nichts zu verlieren. Wo kein Abſehen iſt, da muß man der Hacke ſchnell einen Stiel finden, und ſeine Luſt büſſen, ſo gut es geht. Wer redliche Menſchen hetzt, der treibt ſie in die Sünde hinein!“

„Halt, halt!“ — rief Gold dem losſtürmenden Johannes zu, der in ſeiner Wildſchützenlaune wieder ganz als Fauſt vor ihm ſtand, — „Ihr wißt ja nicht, ob nicht bald ein Abſehen wird: ob nicht der junge Baron das Gut übernimmt, oder ob er nicht eine andere Einrichtung trifft, durch die Ihr wieder zu Ehren kommt. So viel ich den jungen Baron kenne, ſo dürfte er Euch, wenn er den Grund Eurer Entlaſſung erfährt, wohl vor ſo einem verzweifelten Entſchluſſe behüten und bewahren!“ —

„Wenn er's erfährt, — ja wenn! Von wem ſoll er's aber erfahren?“ —

„Laßt, das die Sorge des Barons ſein! Er wird ſich kein X für ein U machen laſſen. Drum rath' ich Euch, den Plan wegen des Wildſchützenhandwerkes, das Ihr doch wohl ſelber nicht für das ehrlichſte halten mögt, einſtweilen bei Seite zu legen. Geht morgen mit mir hinüber in das Schloß, das ich ohne Führer nicht leicht finden dürfte. Denkt, Ihr ginget Gott zu gefallen; um dem feierlichen Amte beizuwohnen. Treibt Euch dann umher, wo es Euch gelüſtet; vielleicht führt Euch der liebe Gott doch wieder Euere verſtoßene Grete zu, und wartet ruhig ab, was auch da kommen mag. Man muß nicht gleich Alles auf die ſchlimmſte Seite nehmen. Vielleicht erfahrt Ihr, wie es um die künftige Verwaltung des Gutes ſteht! Ihr müßt mein Führer ſein. Gebt mir die Hand darauf!“ Ungläubig ſchüttelte der lange Johannes den Kopf und machte der Herzlichkeit des Barons den Sieg über ſeinen Starrſinn wirklich ſchwer. Endlich gab er doch die Hand, und geleitete ſeinen Gaſt in die Kammer, wo ein reinliches Bett, — wahrſcheinlich Gretchens Schlafſtelle — dem Eintretenden entgegenlachte.

Freundlich ſchimmerte der Mond durch das Fenſterchen herein, und weckte in des Barons Herzen ſüße Wehmuth. Das liebe Kind, deſſen Lager heute ihm zum Pfühle diente, harrte vielleicht voll banger Ungeduld des kommenden Morgens, an dem es den Lohn ſeiner Treue empfangen ſollte. Er hatte das Glück des Mädchens in ſeinen Händen liegen, und mußte es ihr doch vorenthalten. Kaum angelangt in der Nähe ſeiner Wiegenſtätte, fand er Gelegenheit zu beglücken, und doch war es nur ein Zufall, daß er ſie fand, denn träumte er ein halb Stündchen länger, ſo ging das ſchönſte Bild ſeines Traumes an ihm vorüber, ohne von ihm bemerkt zu werden. Solche Gedanken und die lebhafte Erinnerung an das ſonderbare Drama, das er im Traume ſich vorſpielen laſſen mußte, wiegten ihn bald wieder ein, und wie der Abglanz eines Regenbogens, zogen matter, aber ſanfter, zum zweiten Male die Geſtalten an ihm vorüber, von denen er zwei bereits im Leben wiedergefunden hatte.

## 6.

Ein wahrer Sonntagsmorgen warf die erſten Goldblitze durch's Fenſterchen, als der lange Johannes im Feſtſchmucke zur Thüre hineintrat und ſeinen Gaſt weckte. Nach einem ländlichen Frühſtücke wurde der Gang nach dem Schloſſe angetreten. Als ſie den letzten Kegel erſtiegen hatten, lag plötzlich das Thal mit dem Schloſſe vor ihren Augen. Da hielt des jungen Barons Empfindung ſich nicht länger, ſie überwogte den ſchwachen Damm des Herzens, und er bat, um ſich nicht zu verrathen, ſeinen Führer vorauszugehen, um ſich unter Tags nur um ſeinen Gaſt zu bekümmern.

Er befand ſich nun allein auf der Höhe, einzelne Nebelwölkchen ſchifften noch im Thale planlos hin und wieder, als ſuchten ſie die Mutterwolke, die ihrer vergeſſend, ſchon der Donau zugewandert war. Der Thau blitzte in Millionen Tropfen auf den leiſe ſchwankenden Halmen, und regnete kühlig von den ſäuſelnden Buchen nieder. Die ganze Bevölkerung des Waldes zerſchmolz in buntſtimmigen Pſalmen, und die friedliche Glocke des Pfarrthurmes verkündete weit umher den fröhlichen Tag der Kirchweihe. Ich weiß dem lieben Leſer eben nicht zu ſagen, was der Baron ausrief, als er in dieſer Umgebung allein daſtand, als gelte die ganze Huldigung des erwachenden Tages ihm, — oder ob er auch nur etwas ausrief. Aber was ich würde ausgerufen haben, wenn ich ſo hinabgeſehen hätte auf das Thal, das meine Wiege umſchlang, das meiner Jugendfreuden erſten Keim gehegt, das mir für lange dann entfremdet blieb, das mir meines Vaters Gebein aufnahm, und das ich nun betreten ſollte, als Richter über meine ſchlechten Diener, und als Beglücker meiner guten, das weiß ich wohl, und ich glaube, daß es von dem ſtummen, tiefinneren Gedichte Gold's nicht eben ſehr ſich unterſchiede. Überhaupt hab' ich mit ihm viel Ähnlichkeit, und der auffallendſte Unterſchied zwiſchen uns beſteht nur darin, daß er ein Schloß beſitzt, und ich, — meine Luftſchlöſſer abgerechnet, — keines. Gold würde alſo, wenn er mein Ich zum Organe gewählt hätte, begeiſtert ausgerufen haben:

»Willkommen Thal,
Wo ich den warmen Strahl
Der Lebensſonne ſah zum erſten Mal!
Wo meine Bruſt
Der erſten Klag' und Luſt,
Der erſten Lenz' und Herbſte ward bewußt!

Entfremdet mir
Verrannſt du, Thal, hinfür,
Und nur in Träumen kam ich noch zu Dir.
Oft mir ſo nah!
Daß Deine Grenz' ich ſah,
Warſt Du für mich, den Schwärmer, doch nicht da!

Wer liebt und ſchwärmt,
Sich ſehnet und ſich härmt,
Der fühlt ſich einzig durch die Lieb' erwärmt;
Ja ſie verrinnt,
Was er gefühlt als Kind,
Was er erlebt, was er beginnt und ſinnt!

Dort aber, Thal,
Dort glänzt ja traurig fahl
Auch meines Vaters einfach' Trauermal!
Du deckſt ihn zu,
Du wiegſt in ſanfter Ruh
Der Väter Beſten, — und mir lächelſt Du!

Mir lächelſt Du,
Auch mir verſprichſt Du Ruh',
Doch Lebensruhe! Drum rüſtig zu!
Hinab zu Dir;
Wie lockend winkſt Du mir,
Als ſprächſt Du: »Komm, gar wonnig wohnt ſich's hier!«

»Die laute Freud'
»Iſt flüchtig; nur wo Leid
»Und Freud' ſich paart, iſt echte Freudigkeit!« —
Darum, o Thal,
Mit Wieg' und Trauermal,
Sei mir gegrüßt im gold'nen Morgenſtrahl!

Der erſte Gang des jungen Barons, deſſen ganze Seele von jener echten, wehmüthigen Freudigkeit erfüllt war, führte ihn über den Kirchhof, am Trauermale ſeines Vaters vorüber. Mit ſanfter Rührung erfüllte ihn jetzt das Andenken an einen Mann, deſſen Tod ihn vor acht Jahren auf's Krankenlager geworfen hatte. Damals verbot ihm der Arzt die Grabſtätte ſeines Vaters zu beſuchen, in der Folge ſuchte ſein Oheim, der in die Art der Gutsverwaltung vielleicht nur zu gut eingeweiht war, jeden Ausflug ſeines Mündels zu hintertreiben; endlich kam die Liebe, die ihm den Auhof, den frühern Aufenthalt ſeiner Luiſe, als die non — plus — ultra — Stelle aller ſeiner Wanderungen und Landfahrten bezeichnete. Zum erſten Male betrat er alſo nun wirklich den Boden, in deſſen Gräſern vielleicht Atome ſeines Vaters ſäuſelten. Sinnend betrachtete er lange das traurig fahle Metallkreuz, und maß ſeine Empfindungen an dieſem untrüglichen Wärmemeſſer. Wer weiß, ob die heiße Zähre, die ihm in das Auge trat, nicht auch minder ein Kind des Schmerzes, als vielmehr jener Beſorgniß war, welche uns ſo oft nach dem Übertritt in die erſtere Lebenszeit erfaßt, nämlich der Beſorgniß, daß unſer Gefühl ſtumpf geworden. Aber dieſe Beſorgniß iſt ein Unrecht, welches ſich das mißtrauiſche Herz ſelbſt anthut; denn nicht im Raſen äußert ſich der tiefe, innige Schmerz, ſondern in der ſtillen, ſinnenden Selbſtbeſchauung.

Der Klang der Orgel rief den Baron in die Kirche. Sie war mit feſtlich geſchmücktem Landvolk angefüllt. Die mit Teppichen behängten Stühle zur Seite des Hochaltars verriethen ihre Beſtimmung für das Verwaltungsperſonale nebſtbei dadurch, weil ſie unbeſetzt gelaſſen wurden, ohne daß ein maſſiver Pedell als Wächter daneben ſtand. Jetzt verkündete eine Intrada, zu welcher der Dorfhirt den Grundton ſchmetterte, die Ankunft der interimiſtiſchen Gutsbeherrſcher. Aber auch heute ſollte ſich Gold's Traum, deſſen Grundmotiv ihm wohl ſchon klar geworden war, fortſpinnen, und das Drama: Fauſt, von einem unbekannten Verfaſſer, im Leben vollendet werden. Durch die Thüre der Sakriſtei trat Amtmann Spitzbart. Schnorr von Karolsfeld hat den Mephiſtopheles nicht wahrer gemalt, als er ſich hier in den Zügen des Gutverwalters abſpiegelte. Jeder, der einen Begriff von dem hat, was man Mephiſto-Natur zu nennen pflegt, würde beim Eintritte des Kanzleidespoten Spitzbart eben ſo zurückgeprallt ſein, als der Baron. Zur Seite des unheimlichen Niemandsfreundes ſchritt die beſchriebene Helene, deren Äußeres dem Bilde vollkommen entſprach, welches der geſtrige Traum in Gold's Fantaſie hervorgerufen hatte. Hintendrein ging beſcheidenen, faſt ängſtlichen Schrittes, ein junger Mann, in welchem Gretchens Geliebter nicht zu verkennen war. Aber auch die wohlbekannte Geſtalt des Famulus Wagner, deſſen fromme Gemüthlichkeit ſolch' einen ſchneidenden Kontraſt zu Fauſt's wolkenbeſtürmenden Prometheusſinne bildet, war in dem ſtillen Amtſchreiber ſprechend konterfeit.

Während Gold in den Anblick der ſeltſamen Geſtalten verſunken ſtand, und ſich heimlich etwas darauf zu Gute that, durch das Schickſal zum Direktor dieſes Perſonales erkoren zu ſein, — ſchellte der Miniſtrant, und der Prieſter trat im Feſtornate zum Altar. Aber es war nicht mehr der weißlockige, würdige Greis, der das Weihwaſſer der Taufe über Gold ausgegoſſen; der ihm die erſten kindlichen Gefühle von Dank und Gottvertrauen in die Seele gepflanzt; der ihm noch beim Abſchiede aus den Mauern des Schloſſes Lehren und Segenswünſche in die Stadt mitgegeben hatte. Wahrſcheinlich war die Einſegnung des verſtorbenen Vaters auch jenes Prieſtergreiſes letztes Geſchäft geweſen, und er ruhte nun, abgewendet von der Kirche, der er ſeine treuen Dienſte ſo lange zugewendet hatte.

Als ſich nach dem Sanktus alle Kniee beugten, und der Überblick dadurch freier wurde, gewahrte der Baron auch die liebe Grete in einen leeren Beichtſtuhl gedrängt. Auch der lange Johannes kniete hinter dem Taufſteine, ohne vor Aufmerkſamkeit auf den Prieſter ſeine Mündel und den Baron zu bemerken.

Nach geendigtem Hochamte begab ſich der Baron, der unter dem Gewühle des Landvolkes unbemerkt verſchwand, zum Amtſchreiber, um ihn auszuforſchen, und wenn er ihn ſo redlich fände, als er es erwartete, zu ſeinem Vertrauten zu machen. Wagner beſtand in der Prüfung, Er hatte ſich aus Dankbarkeit gegen den verſtorbenen Herrn, von dem er als elternloſer Knabe ins Haus genommen und in die Schule geſchickt wurde, acht Jahre lang verſtellt, dem unredlichen Amtmann ſcheinbaren Gehorſam geleiſtet, und in's Geheim alle Streiche und Kniffe deſſelben aufgezeichnet, um zu ſeiner Zeit dem Erben ſeines Wohlthäters gültige Behelfe in die Hände zu geben. Mit Abſcheu erſah der Baron aus einem flüchtigen Blick in Spitzbart's Sündenregiſter, wie übel dieſer eigenmächtige, gewinnſüchtige Betrüger, geſtützt auf die ähnliche Virtuoſität des Vermundes, dem Gold nun eben noch zur rechten Zeit entronnen war, auf dem ſchönen, einträglichen Gute gewirthſchaftet hatte. Der junge Baron überhäufte den treuen, dankbaren Diener mit Lob und Dank, verſprach ihm noch vor dem Abend Vergeltung, und bereitete dem Amtmanne und ſeiner würdigen Herzensdame eine wahrhaft tragiſch-komiſche Überraſchung vor.

## 7.

„Helenchen, heut, gilt's!" kicherte Meiſter Spitzbart, indem er zu ſeiner Wirthſchafterin in die Küche trat. — „Wir haben heute Mittags einen Gaſt, einen deliziöſen Gaſt! Herab mit dem Braten vom Spieße, mit dem Törtchen zurück in die Speiſe, lege die Silberlöffel bei Seite, heute ſollen die blechernen paradieren! Statt der lieblichen Porzellantellerchen thun es die alten, zerſchnittenen und aufgeſtochenen Zinnteller! der Gaſt, den wir haben, muß glauben, daß wir uns den Biſſen vom Munde wegſparen, um für das liebe Freiherrlein recht viel zu erwirthſchaften!"

„Ich verſtehe," — fiel das kluge, wohlbeleibte Helenchen ein, — „das Freiherrlein, das jetzt großjährig geworden iſt, hat uns gewiß einen Spion herausgeſchickt, um auszukundſchaften, ob es räthlich wäre, das Gut ſelbſt zu übernehmen. Nun der gute Spion wird gut ſpioniren haben. Er ſoll ſich nach

Egypten, während der ſieben magern Jahre verſezt wähnen! das verwöhnte Freiherrlein wird ob der gräulichen Schilderung ſchaudern, und wenn es gut geht, ſpielt dir der liſtige Herr Vormund, der übrigens auch noch zu überliſten wäre, das ganze Gut um einen ſpottgeringen Pachtſchilling in die Hände!"

„Das hoff ich auch, Helenchen! der Spion iſt ein köſtliches Kerlchen; er ſieht faſt aus, wie das junge Freiherrlein, als es vor acht Jahren bei unſerer Beileidsviſite, die wir ihm machten, das Köpfchen aus den Polſtern ſtreckte, und uns einen weinerlichen Dank zujammerte. Mit dummer Gutmüthigkeit fiel der Spion gleich mit der Thür in Haus; fragte um die Erträgniſſe, um die Laſten, um die Gehalte der Beamten, um ihre Gebahrung und um dieß und jenes, um was die ſtudierten Bauernjungen in den Ferien fragen, um ihren Eltern Reſpect einzuflößen. Der junge Baron dürfte, den Reden ſeines Vormundes nach, nicht lange ausbleiben!" —

Solche Vorbereitungen wurden zum Empfange des Gaſtes getroffen, und der Abbruch, welcher dadurch nothwendig wurde, in der Ausſicht auf eine baldige, ununterbrochene Feſtzeit verſchmerzt. Das Geſpräch des würdigen Pärchens, kam dann auf Tagesneuigkeiten, deren wichtigſte die Zahl der zum heutigen Kirchweihfeſte Zuſammengeſtrömten war. Helenchen hatte das niedliche Gretchen gar wohl bemerkt, und auch der lange Johannes hinter dem Taufſteine war ihr nicht entgangen, und ſeine Anweſenheit fiel ihr in der That auf. Noch mehr aber beſchäftigte ſie der Wunſch, zu erfahren, wer denn das verſchleierte Frauenzimmer im Oratorium geweſen ſei, das an der Seite einer ältlichen, ſtädtiſch gekleideten Frau erſchienen war, und ſich eben ſo geheimnißvoll wieder entfernt hatte. Da Meiſter Spitzbart, trotz ſeiner Genauigkeit in Handhabung der Fremdenpolizei, keinen beſſern Aufſchluß wußte, ſo beſchwichtigte er die Neugierde ſeiner Liebſten damit, daß er das verſchleierte Weſen für ein vorüberreiſendes Fräulein, und die ältliche Frau für ihre Duenna ausgab. Helenchen ſchüttelte unbefriedigt den Kopf, wendete die Entlegenheit der Pfarrkirche von der Straße und hundert andere Dinge ein, — als die Magd in die Küche trat, und meldete, daß der fremde Herr, der vorhin mit dem Amtmanne allein ſprach, einen Brief geſchickt habe, mit der Bemerkung, er habe ihn eben durch einen Boten aus Wien erhalten, und überſende ihn Herrn von Spitzbart, weil er glaube, der Inhalt würde ihn intereſſiren. Die Adreſſe war weggelöſt. — „Vermuthlich", meinte Spitzbart, „um uns den Namen des klugen Spions nicht zu verrathen!" der Brief lautete, wie folgt:

„Lieber Freund!"

„So geheim du es auch anſtellteſt, ſo hab' ich es doch erfahren, daß du mir nach meinem Erbgute vorangeeilt biſt, um mir einen kleinen Empfang vorzubereiten. Mach' meinen Leuten keine Mühe; ſie wäre umſonſt, denn wahrſcheinlich werd' ich, eh' ſie ſich's vermuthen, in ihrer Mitte ſtehen. Ehe der Kirchtag zu Ende geht, umarmt dich gewiß noch dein

Sonntags früh.

Anaſtaſius Gold."

„Nachſchrift."

„Grüße mir einſtweilen den wackern Spitzbart und ſeine thätige Helena. Mein Vormund weiß viel von ihnen zu ſagen, den Amtſchreiber hole mir indeſſen aus. So viel ich höre, iſt er nicht an ſeinem Platze, ich werd' ihn heben müſſen."

## 8.

Der Amtſchreiber war von Allem unterrichtet, nur noch von der Art ſeiner Belohnung nicht; denn Gretchen vermied aus Beſorgniß, ihrem Rufe zu ſchaden, die Schwelle des Vielgeliebten. Aber auch mit ihr war Gold ſchon zuſammengekommen, und wiederholte ihr ſeine geſtrigen Verſprechungen. Mit dem langen Johannes fand ſich der Baron auch zurecht. Die Tanzhütte auf der Wieſe vor dem Dorfe war zum Schauplatze, und der Anfang der Kirchweihbeluſtigungen zur Entwicklung der Tragi-Komödie: Fauſt beſtimmt, als deſſen Verfaſſer mit Recht Leſſing gelten konnte, was meinen Leſern bald eben ſo klar ſein wird, als es ihnen vielleicht jetzt abſurd vorkommt. Nur von einer Szene des Drama's wußte Gold ſelbſt noch nichts, nämlich von dem überraſchenden Erſcheinen jenes verſchleierten Fräuleins und der ältlichen, ſtädtiſch gekleideten Frau, welche durch den Wirth, in deſſen ländlicher Wohnung ſie abgeſtiegen waren, von Szene zu Szene Nachricht erhielten, bis das Auftreten an ſie käme.

Das karge Mittagmahl, das dem vermeintlichen Spion zur Abſchreckung dienen ſollte, war genoſſen. Schon rief ein ſogenannter „Vierfacher" *) das Landvolk zur Tanzhütte. Auch Spitzbart und Helene machten ſich auf, und baten den Spion, Theil zu nehmen, indem ſie fortwährend bedauerten, dem Gutsherrn aus Mangel an allen Mitteln und Behelfen, keinen beſſern Empfang bereiten zu konnen, als die Feſtlichkeit des Tages ſelbſt darbete. Der Zug ging auf die Wieſe. Der Amtſchreiber, Gretchen und der lange Johannes fanden ſich ebenfalls ein, und ſtanden auf verſchiedenen Punkten vertheilt. Die Landleute wichen ängſtlich zurück, als der gefürchtete Spitzbart den Tanzboden betrat. —

Die Muſik ſchwieg:

„Wollen wir mit dem Anfange des Feſt's nicht warten, bis der neue Gutsherr ankommt, mein Helenchen?" —

„Iſt nicht nöthig!" erwiederte Gold, indem er mit veränderter Miene mitten in den horchenden Kreis

---

*) Ein Vierfacher, ein Walzer, wozu mit Händen und Füßen, alſo vierfach der Takt geſchlagen wird.

trat. — Der neue Gutsherr iſt eben angekommen!“ „„Angekommen?““ ſtammelte Helenchen, und ſah ihren Spitzbart mit eben ſo großen Augen an, als er — ſie. Amtſchreiber Wagner drängte ſich mit wonnefunkelnden Augen zu ſeinem Gretchen, das hoffend und verwundernd, ihn um den Grund ſeiner Freude zu fragen ſchien. Der lange Johannes erheiterte ſein Fauſtgeſicht und trat ſeines Grolles uneingedenk zu den Liebenden. Das übrige Landvolk aber war ſo ganz Aug' und Ohr, daß Niemand das verſchleierte Fräulein bemerkte, welches mit ſeiner Begleiterin indeß herzugekommen war. „Ja, — der neue Gutsherr ſteht unter euch,“ — fuhr Gold nach einer Pauſe fort; — „denn der neue Gutsherr bin ich ſelbſt. Anaſtaſius Gold, der leibliche Sohn des verſtorbenen Beſitzers dieſer Herrſchaft zog es vor, ohne Aufſehen in eure Mitte zu treten, — und die Worte eines wohlbekannten Briefchens ohne Verzug ins Werk zu ſetzen.“

Der Eindruck, den dieſe Erklärung allerſeits machte, hätte Stoff für ein Hogart'ſches Gemälde liefern können.

„Wackerer Herr Spitzbart und Sie, thätige Helene, laſſen Sie ſich nun von mir mündlich wiederholen, daß mein Vormund viel von Ihnen zu ſagen weiß. Er wird es aber nicht ſagen wollen, weil er ſonſt leicht in dieſelbe Gefahr kommen könnte, in der Sie jetzt ſchweben würden, wenn ich Ihnen nicht vielleicht aus unzeitiger Großmuth eine allgemeine Amneſtie verbürgte. Sie werden keine Erträgniſſe mehr verläugnen, keine Einkünfte mehr unterſchlagen, keine arbeitſamen Landleute mehr drücken, keine Haſen mehr für Ihre Küche zurücklegen, keine braven Diener mehr entlaſſen!" —

„„Herr Baron, das müſſen Sie mir beweiſen!"" ſtotterte Spitzbart und verzog ſein Geſicht auf echt ſataniſche Art. „Beweiſen müſſen Sie das!" kreiſchte Helenchen mit ſchnarrender Furienſtimme.

„Wenn ihr wollt, Schamloſe!" rief Gold in der Hitze der erſten Aufwallung aus, — „wenn Sie wollen, wackrer Herr Spitzbart," — fuhr er dann gelaſſen fort, — „nun ſo kann es ja geſchehen. Sie dürften ſich in manchen Dingen verrechnet haben; ein Mann von Ihrer Thätigkeit irrt ja leicht; — aber einer Ihrer Herren Unterbeamten hat Ihnen den Dienſt erwieſen, Sie genau zu kontrolliren. Die Schrift befindet ſich in meinen Händen. Wenn Sie Luſt haben, ſo wollen wir, ſeiner Zeit, vor der Behörde dieſe Schrift Punkt für Punkt durchgehen, um in's Reine zu kommen. Indeß aber bitt' ich Sie, ſich nicht zu inkommodiren. Sie ſind, wie ich aus ſicherer Quelle weiß, nicht alle Tage ſo frugal, als Sie es beim heutigen Mittagmahle zu ſein vergaben. Zu Hauſe wartet wohl der Nachtiſch auf Sie. Sie werden ſich meinetwegen doch nichts abbrechen wollen?"

Spitzbart und Helene verſtanden den Wink, und zogen ſich mit ſchweigendem Grimme zurück, um ſich unbemerkt zu verlieren. Zum Glück verſtanden die Landleute nicht viel mehr von des Barons Reden, als daß er ihr neuer Gutsherr ſei, und daß es ihnen beſſer gehen ſolle: ſonſt dürften ſie das lange ſchon verwünſchte Paar ſchwerlich ſo unbemerkt haben davonſchleichen laſſen. „Ihnen, lieber Wagner,“ begann Gold von Neuem, „ließ ich ſagen, daß Sie nicht an Ihrem Platze ſeien, und daß ich Sie heben müßte. Ich hebe Sie auch! Seien Sie mein Rathgeber in Wirthſchaftsſachen! Seht, liebe Kinder, dieſem Biedermanne habt ihr künftighin mit gleicher Achtung als mir ſelbſt zu begegnen! — Zum Beweiſe meines Dankes für Ihre Anhänglichkeit an meine Familie, ſchenk' ich Ihnen die Wieſe, auf der wir ſtehen ſammt dem daranſtehenden Meierhofe. Aber als Haushälterin ſchlag' ich Ihnen Gretchen vor. Wollen Sie ſie aber zum Weibe, ſo halt' ich die Hochzeit aus. Des Mädchens Vormund wird nichts einzuwenden haben, wenn ich ihm ſage, daß er mein Leibjäger iſt und bleibt. Zur Hochzeittafel ſeiner Mündel aber mag er, — trotz einem Wildſchützen, zuſammenſchießen, was er findet; zu dieſem Zweck erlaub' ich's ihm!“

Allſeitiger Dank ſtrömte dem jungen Gutsherrn von allen Lippen und Augen entgegen, und ein „Lebehoch!“ ſcholl in den lärmenden Toaſt der Muſikanten. „Und haſt Du denn für mich gar kein Auge, Anaſtaſius?“ rief das verſchleierte Fräulein dem Baron zu, welcher gerührt ſich durch die Menge drängen wollte.

„Seh' ich recht,“ ſchrie er freudig auf, — Du, meine Luiſe?“ —

„Sie ließ mir keine Ruhe,“ fiel die ältliche Frau, Luiſens Tante ein, — „bis ich ihr verſprach, ſie herauszubegleiten. Sie hatte, wie denn die Liebe alles auskundſchaftet, auch von Ihrer Wanderung erfahren und unverzüglich den Entſchluß gefaßt, Sie zu überraſchen." —

„Das haſt Du auch, liebe Luiſe!" — ſprach Gold, ſie feurig umarmend. — „Ach! wenn Du wüßteſt, welche ſeltſamen Träume ich ſeit geſtern gehabt, in welcher ſonderbaren fantaſtiſchen Verbindung ich deine Züge bald allein, bald vermiſcht mit den Zügen des Mädchens erblickt habe, das ich eben zur glücklichen Braut machte, — Du würdeſt lächeln und ſtaunen; aber nun hoff' ich, iſt das ſeltſame Drama zu Ende. Nun laß' uns ganz der Wirklichkeit freuen. Du ſteheſt auf meinem, d. h. auf Deinem Boden, Luiſe! Laß auch uns als Bräutigam und Braut das Kirchweihfeſt eröffnen! Spielt luſtig auf, Muſikanten! Tanzt Kinder! Ich will es im Kleinen dem Kaiſer nachthun; er liebt fröhliche Unterthanen in zwanzig Reichen, — ich fröhliche Unterthanen auf meinem Erbgütchen!"

Bis an den ſpäten Abend dauerte die ungezwungene Kirchweihluſt. Dann ging es zurück in das Schloß, wo ſich Gold das Abendmahl in jenem Zimmer herrichten ließ, wo er geboren und gewiegt wurde. In der heiterſten Stimmung ſetzte ſich alles zu Tiſche.

Eben wollte Gold ſeiner Braut auf die Wand hinweiſen, wo das Bild ſeines Urgroßvaters hing, und ſagen: „Sieh, Luiſe, unter dieſem Bilde ſtand vor vier und zwanzig Jahren meine Wiege!" — als er wunderbar ergriffen zurückfuhr, und ſtarr auf die Wand hinſah. Wo nemlich die Wiege geſtanden, da ſtand jetzt ein dick beſtaubter Reiſekoffer, um welchen ſich roſtige Eiſenreife ſchlangen.

„Was iſt Dir?“ fragte Luiſe beſorgt. „Nichts, nichts Kind!“ — entgegnete Gold noch immer bewegt. — Wem gehört aber der Koffer dort!“ —

„Da weiß ich Beſcheid,“ — entgegnete Johannes, der eben als wiederangeſtellter Jäger einen Rehrücken zerlegte, — „ich fand ihn einmal, als ich da unten am Niederberge jagte. Ich ſchoß auf einen Haſen, fehlte ihn aber, und ſah, wie die Kugel von etwas Feſtem eine gute Strecke weit zurückprallte. Als ich hinging, fand ich halb in Moos verſunken dieſen Koffer. Am Eiſenreif iſt noch die Kugelſpur zu ſehen! Weil ich nicht wußte, was darin ſei, zeigt ich's der Herrſchaft an. Da ſchleppte man denn das Zeug herauf —!“ „Und was fand man darin?“ fragte Gold haſtig. —

„Nichts, als altes Papier, wie ich hörte; aber wie natürlich, ganz vermorſcht und unleſbar. Wahrſcheinlich wurde der Koffer einmal einem Reiſenden abgeſchnitten, in den Wald geſchleppt, dort bis auf das unnütze Papier ausgeleert, und ſtehen gelaſſen, wo dann das Schloß wieder zuroſtete.“

„Seltſam!“ — begann Gold, — „wirklich ſeltſam, und wenn ich Euch die Geſchichte meines geſtrigen Traumes und aller darauffolgenden Szenen erzähle, ſo werdet Ihr ſelbſt nicht läugnen können, daß es, wie Shakeſpeare ſagt, Dinge zwiſchen Himmel und Erde gibt, von denen ſich unſere Philoſophie — nichts träumen läßt!“

Alle waren begierig auf die Erzählung, deren Verlauf den Lesern ſchon bekannt iſt, und wozu ihnen nur noch der Schlüſſel fehlt, den ich ihnen mit denſelben Worten geben will, mit denen Gold ihn ſeiner Tiſchgeſellſchaft gab: „Ich las, wie ich Euch erzählte," — (das waren Golds Worte) — während meines Mittagmals in Burkersdorf in dieſem Büchlein." (Er zog das Dezemberheft von Dingler's polytechniſchem Journale aus der Taſche.) — „Lies nun ſelbſt, liebe Luiſe, die Stelle, welche dir meine ganze, aus Traum und Wirklichkeit ſo wunderbar gemiſchte Tragi-Komödie vom Fauſt, von der Helene, von Gretchen, vom Wagner und vom Mephiſtopheles einiger Maßen erklären kann, und urtheile dann, ob es mir zu verargen ſei, wenn es mich ſeit geſtern mehr als einmal bedünkte: es hätten Charaktere aus dem verloren gegangenen Werke eines unſerer größten Schriftſteller mich umgaukelt, und in ſichtbaren Geſtalten geneckt!" — Luiſe las auf der Seite **443**, die ihr Gold aufgeſchlagen hatte: „In der Gegend von Burkersdorf bei Wien wurde Leſſing's Koffer, in welchem ſich ſein Fauſt befand, abgeſchnitten!"

Luiſe las die Stelle noch einmal, Gold erklärte dem ſchlichteren Theile der Geſellſchaft, was es mit Dr. Fauſt und ſeiner Umgebung für eine Bewandtniß gehabt habe, und daß die Geſchichte desſelben in mehreren Theaterſtücken, wie auch von einem gewiſſen Leſſing geſchildert worden ſei, und Alle ſahen nun ſelbſt mit faſt ängſtlichen Blicken, auf den dickbeſtaubten Koffer unter dem Ahnenbilde hin.

Wagner, Luiſe und der lange Johannes aber fühlten ſich ſo wunderbar ergriffen, daß es ihnen eine Weile vorkam, als wären ihre Namen nur eine Maske, die ſie nach Beendigung der Komödie ablegen ſollten. Es bedurfte einiger Toaſte, um die heitere Stimmung wieder herzuſtellen.

Den Träumen der kommenden Nacht ſahen jedoch Alle mit einer Art von Beklemmung entgegen.

# Der lebendige Schatten.

Zum Schatten dient die Trauer,
Wo Luſt ſich froh bewegt;
Zum Schatten dient die Freude
Dort, wo der Schmerz ſich regt.

# 1.

„Aber ſo ſpät noch?“ riefen mir drei Freunde wie aus einer Kehle zu, als ich ihnen den Vorſchlag machte, die Neige des ſchönen Herbſtabends im Freien zu genießen. „Spät?“ entgegnete ich faſt zürnend über einen Einwurf, welchen mehr ihre Bequemlichkeit als ihre Gleichgiltigkeit machte: „ſpät?“ jetzt, wo die große Welt, der ihr doch auch manchmal huldiget, noch kauend und ſchluckend an den Tafeln ſitzt, und von dem Abende, wie von einer jahrelang entfernten Zukunft ſpricht? Spät? wo die Sonne noch ſo hell und freundlich in alle Fenſter ſchaut, als wollte ſie mit ihren Strahlenarmen die trägen Ofenhocker gewaltſam herausheben und in das Freie ſtellen? Spät? wo noch der Himmel ſo lichtblau flimmert, daß einem faſt die Augen übergehen, und wo noch die Berge keinen violetten Saum haben, ſondern noch ſcharf und wie abgeſchnitten, in den Horizont hineinragen? „Spät?“ wollte ich meine Wiederholungsfigur noch weiter ausſpinnen und vergaß, daß wir uns ſchon vor dem Wiener Burgthore befanden, als uns das „Fahren wir Euer Gnaden“ eines Fiackers in unſerem Geſpräche ſtörte. Die Gelegenheit noch vor Sonnenuntergang, außerhalb der Ringmauer zu ſeyn, ſchien jetzt mit einem Male meinen Freunden ſo günſtig, daß ſie die erſten waren, welche ſich mit dem Kutſcher in Verhandlungen einließen. Ehe wir es uns verſahen, ſaßen wir bereits in einem bequemen, doppelſitzigen gedeckten Wagen ſo traulich beiſammen, wie in einem Kämmerlein, und wurden immer aufgeweckter, je weiter das Fuhrwerk fortrollte.

Meine Leſer werden mir eine kurze Apoſtrophe, ſo früh ſie auch kommen mag, hier nicht übel nehmen. Ich richte dieſelbe an das Vergnügen einer Luſtfahrt. Was kann es Traulicheres geben, als wenn vier Freunde neben einander, einträchtig und behaglich, ſicher und geborgen, ſich fortwiegen laſſen? Ob es Außen ſtürme, ob ein Regenſchauer ſeine matten Schwingen herabſtäube, ob des Nordes eiſiger Anhauch die Scheiben aus ihren Fugen zu frieren drohe, ſie ſitzen warm und weich ſich gegenüber, bilden ſich in der engen wandelnden Kammer ihre eigene Welt und täuſchen ſich und die Zeit, indem ſie eher an ihrem Ziele ſind, als ſie deſſen Nähe zu wünſchen wagten. Ein recht freundliches, geräumiges Reiſkämmerlein der Freundſchaft iſt ſo ein Wagen.

Eben waren wir in unſerer Geſelligkeitwiege bis auf die Höhe der Maria Hilfer Straße geſchaukelt worden. Die äußerſten Häuſer der Vorſtädte ſchimmerten im Abendrothe wie Feuerwände. Die deutungsvolle Spinnerin am Kreuz ſaß wie ein ſchwarzer Punkt auf der linken Grenze des Geſichtskreiſes, während die Pappeln am grünen Berge wie dürre Wächter da ſtanden, welche man zur Hut der neuen Bauten alldort aufgeſtellt hat. Welch' ein Leben aber beſitzt die Straße ſelbſt. Jeden Augenblick raſſelte an uns einer jener ſogenannten Zeiſelwagen vorüber, welche die Leute nach Schönbrunn, dem ſchön gemeſſenen Garten oder nach dem entlegenen Hütteldorf, dem Bierſpendenden, befördern. Man kennt die Vögel an ihrem Geſange, ſo könnt' es auch hier heißen. Bald vernahmen wir aus dem Bezirke ſolch' eines wandelnden Dorfes die rauhe Stentor-Stimme eines Soldaten; bald das inbrünſtige Kichern eines Zöfchens; bald den didaktiſchen Pariten eines ermahnenden Zurechtweiſers, unterbrochen von den Fiſteltönen ſpaßſeliger Ladendiener, welche den Verrath, womit ſie Momus die Woche hindurch bedacht hat, bei ſolchen Gelegenheiten im Übermaße verſchwenden. Was man ſchöne Welt nennt, war unſichtbar. Die Phaëtons haben genug zu thun, die Praterrunde zu vollenden, und in die Reihe der Wagen, welche die Freunde-wälſchen Geſanges umſchließen, einzulenken; wer konnte von ihnen fordern, daß ſie durch ein eitles Geroll in die öde, vernachläſſigte Freie, die Speichen abnützen?

Eines der ſchönſten Panoramen in Wiens Umgegend lag zu unſerer Linken ausgebreitet. Die ſchnell angebrochene Dämmerung goß ein ſchwaches Halbdunkel darüber aus. Dennoch erkannte man die Kirche von St. Veit noch recht deutlich. Die Luft war tiefblau und rein, wie Kryſtall. Die Spitze des Berges, an deſſen Fuße das genannte Dorf liegt, ſchien mit der darauf erbauten Siedelei, wie angeklebt auf die Fläche des Äthers. Einzelne Lichter erſchienen ſchon in der Ferne, und belebten das ernſte, ruhige Gemälde. Dieſes war aber auch das Letzte, was wir von unſerer beweglichen Warte noch ausnehmen konnten. Die Dämmerung neigte ſich merkbar zur Nacht, und die Scheiben überkleideten ſich von dem kühleren Winde behaucht, mit einem perlenden Flore. Wie behaglich ſaßen wir jetzt in dem engen, warmen Stübchen beiſammen, welches ſich auf der ebenen Straße kaum merklich weiter ſchob. Der Genius der Ruhe ſchien, mit Lear zu reden, unſere Pferde mit Filz beſchlagen zu haben: ſo ganz ohne Geraſſel und Geklapper ſteuerten wir durch das ſchweigſame Dunkel. Erſt ein gewaltiger Schrei von Außen belehrte uns, daß es noch nicht allerorten Schlafenszeit geworden ſei. Es war der unbehilfliche Übermuth eines Betrunkenen, der uns in die Zügel fiel, und uns wider Willen zu erkennen gab, daß wir eben nicht mehr am weiteſten entfernt von dem Borne wären, aus welchem er wahrſcheinlich ſeine Begeiſterung geſchöpft hatte. Wirklich waren es bereits die erſten Häuſer des Dorfes, welches meine Freunde, vielleicht [illegible] zu geben, dem Kutſcher als Ziel ſeiner heutigen Fahrt geſteckt hatten. Dieſes Dorf heißt Baumgarten. Beiläufig fünf Viertel Stunden außer Wien gelegen, enthält es an ſich keinen Reiz, indem es weder durch ſeine Lage an der ſtaubigen Heerſtraße, noch durch prächtige Landhäuſer, deren die Umgegend ſo viele beſitzt, ausgezeichnet iſt. Des unbedeutenden Dorfes einzelne Perle iſt das Wirthshaus, „zur ſchönen Ausſicht“ genannt. Die Oſtſeite des Gebäudes, deren Erdgeſchoß ein niedliches Vorgärtchen ziert, über welches ein freier, hölzerner Altan hinausreicht, rechtfertiget dieſen Schild. Die ehemalige Stelle eines ausgezeichneten, faſt üppig ausgeſtatteten Kaffehhauſes, hat es nunmehr gegen die eines kargen, faſt ärmlichen Gaſthauſes vertauſcht. Iſt es aber gleich minder beſucht, ſo iſt es doch traulicher. Die rauſchende Ausgelaſſenheit hat ſich darin verwandelt in muntere Geſelligkeit, und ſie waren wir heute ſelbſt dann noch hier zu treffen überzeugt, als unſer Wagen bereits im finſteren Hofe hielt, und nicht ein Mal ein freundliches Kerzenlicht aus den Fenſtern verſprechend auf uns herab glänzte. — „Hier iſt es gut ſeyn," rief ich meinen Freunden zu, als wir die hölzerne Wendeltreppe hinan ſtiegen, welche von einem Glasleuchter, der auf der oberſten Staffel ſtand, ſpärlich erleuchtet wurde! Ein wirres Durcheinanderklingen fröhlicher Tanzakkorde, war nämlich der Gruß, welcher uns durch die verſchloſſenen Thüren einladend entgegenſcholl, und nur für einen Moment zu einem deutlichen Forzando anſchwoll, als der Kellnerburſche aus der Thüre ſprang, und im Vorüberfliegen unſere Frage: „Ob noch im Saale Platz wäre" mit einem tröſtlichen „Ja" beantwortete.

## 2.

»Was glänzt dort vom Wald' her im Sonnenſchein?
Hör's näher und näher brauſen,
Es zieht ſich herunter in düſteren Reih'n
Und gellende Hörner erſchallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grauſen.
Und wenn ihr die ſchwarzen Geſellen fragt.
Das iſt Lützow's wilde verwegene Jagd!«

So ſang eine Schaar wohlgemutheter junger Männer zum Pianoforte mit mehr Aufregung als Reinheit, und ſtieß nachher mit den Gläſern zuſammen, daß es eine wahre Luſt gab. Aber kaum hatte das Ritornell ausgeklungen, als ſich ein Anderer vordrängte, und mit emporgehobener Bierflaſche ein echt öſterreichiſches Volksliedchen anſtimmte. Wie ein elektriſcher Schlag zuckte der ländleriſche Dreivierteltakt durch alle Glieder, und löſte den Chorus in ein diſſonirendes: „Tanzen! Tanzen!" auf, wobei ſich die ganze Geſellſchaft eilenden Schrittes in das Nebenzimmer verfügte.

Wir hatten indeß unſeren Platz an einem Tiſche, der knapp an der Wand ſtand, und die beweglichſte Freude nicht beirren konnte, eingenommen.

Nach einer Pauſe zeigte ſich die ganze Geſellſchaft, — jedoch mit veränderter Außenſeite wieder. Sämmtliche Glieder derſelben hatten ſich in Staat geworfen. An die Stelle der weißen Hemdärmel und buntſcheckigen Weſten, waren moderne ſchwarze Fracks getreten: die krebsrothen Hände fuhren in zitronengelbe Ballhandſchuhe, und die verſtörten Locken ordneten ſich allgemach zum zierlichen Hauptſchmucke.

Welcher Himmel aber ging vor uns auf, als ſich nun auch die Tänzerinnen hervorwagten. Wir erkannten in ihnen recht artige Mädchen, welche zwar verriethen, daß ſie nicht vom Stande ſeien, aber zugleich auch merken ließen, wie ſehr ſie ſich des Lebens und ſeiner fröhlichen Stunden zu erfreuen wußten. Einem unſerer Freunde waren ſie ſogar dem Namen nach bekannt, und nur die Beſorgniß, ſie in ihrer Beluſtigung zu ſtören, hielt ihn von einer Erkennungs-Szene ab. Alles rüſtete ſich zu einem Walzer, und wir zubeiten bereits über die günſtige Wahl unſeres Platzes, auf welchem all' die feurigen Püppchen ſich in raſcher Schwenkung an uns vorüber drehen mußten.

Jetzt begann der Tanz. Bald mußten des volksthümlichen Wenzel Müller Vokal-Arien die Füße fort bewegen helfen; bald gaben ihnen des kräftigen Kanne Melodien einen erhebenden Schwung; bald beflügelten ſie Hirtl's anmuthige Weiſen; bald verlieh ein wehmüthiger Moll-Walzer Schubert's dem brauſenden Gewirr einen ernſteren poetiſchen Anſtrich.

„Ha! ſieh dort die feurige Schwarze,“ flüſterte mir einer meiner Freunde zu, als ſie eben auf ihn zu walzte; — wie ihr ganzes Weſen Glut iſt; wie ſich ihr Buſen unter der leichten Krepphülle hebt und ſenkt; wie die Locken aufgeringelt von der Wärme des Tanzes ordnungslos auf die glühenden Wangen herab fallen; wie ſie kaum athmen kann, und doch bereits wieder mit dunklem, ſchimmernden Auge nach einem anderen Tänzer zu forſchen ſcheinet. —

Gefiel aber ihm die Schwarze, und einem Anderen die Braune mit dem ſchlanken Wuchs und neckiſchen Weſen, ſo machte auf mich doch Blondchen mit ihren ſeidenen Locken den tiefſten Eindruck. Ich hatte nicht bald ein ſo üppiges, eben im höchſten Aufblühen befindliches Weſen geſehen. Die blauen, ſchmachtenden Augen ruhten keinen Augenblick, ſondern flogen in ewiger Beweglichkeit von einem Winkel zum andern. Die Wangen waren von dem zarteſten Teint der Geſundheit überflogen; der wallende Buſen drehte das ſichtbar einengende Mieder zu ſprengen. Die Unbefangenheit und Natürlichkeit, womit jede Bewegung der bürgerlichen Schönheit verbunden war, zog mich nur noch mehr an, und brachte mein Blut ſo plötzlich aus ſeinem Schneckengange, daß ich meinen Nebenmann durch einen ziemlich unſanften Stoß von meiner Ekſtaſe in Kenntniß ſetzte. „Die wird beſungen," rief ich aus: — Göttin Muſa muß dem Gotte Cypripor ein Empfehlungsſchreiben voraus ſenden, und daß ich nicht fehl gehe, läßt mich das deutungsreiche Merino-Kleid ahnen, welches mit der hellen Farbe der Hoffnung um ihre Wellenglieder fließt!

„Ruhig, ruhig," meinte mein Freund, den ich durch meine fühlbare Mittheilung aus ſeiner bequemen Stellung gerüttelt hatte, „ruhig," Freundchen; wer ſo hoch fliegt, fällt hoch herunter! Könnteſt du dieſe Venus und ihre Adoniſſe nur ein Mal in ihrem Hausweſen belauſchen; gewiß, dein Enthuſiasmus wäre ſchneller verkühlt, als er entglühte! Ich muß dich nur ein Mal in dieſe Gelegenheit bringen, Freundchen, dann ſollſt du ſehen!" —

„Kannſt du das?" — fragte ich, den Antrag mit vollem Herzen auffangend, — „kannſt du das? —

„Ob ich's kann?" — „Du ſpielſt ja die Geige?" — „Nun — ja — vielmehr die Geige ſpielt mich; aber ſekundiren wollt' ich denn doch im Nothfalle; taktfeſt und ein fertiger Leſer bin ich; ein Bischen edle Kühnheit beſitz' ich ebenfalls; — aber was ſoll mir gerade meine ſchlechteſte Kunſt? —

„Gerade die ſoll dich deiner Schönen da, die du jetzt nur mit ſchüchterner Junggeſellenblödigkeit aus der Ferne zu beäugeln wagſt, vielleicht ſo nahe bringen, daß ihr Athem den Kolfonium vom Stege deiner Geige flüſtert!"

„Wirklich? O ſagt ich's nicht immer, man weiß nicht, wozu was taugt?"

„Die ganze löbliche Familie, wie du ſie hier ſiehſt, bewohnt das Stockwerk über mir; alle Wochen ein Mal vereint eine muſikaliſch-deklamatoriſche Abendunterhaltung die ſchönen Geiſter ihrer Bekanntſchaft in ihrem Zirkel; ich bin längſt ſchon unbekannter Weiſe geladen; ja ſogar gebeten, zur Unterſtützung ihres Dilettantenkränzchens mein Möglichſtes beizutragen. Morgen Abends findet das zweite dießjährige Konzert bei ihnen ſtatt; komm mit mir hinauf; ich ſtelle dich als einen taktfeſten Aviſtaſpieler vor; alles nennt dich willkommen; Schön-Blondchen umarmt dich vor Freuden, wenn es anders Einer, dein furchtbarer Nebenbuhler zuläßt, — und ich verhoffe mir die Freude, einen entzündbaren Poeten aus einem hochromantiſchen Paroxismus in eine faſt paraleptiſche Lachſucht verfallen zu ſehen."

„Geldfreund, ein Wort — ein Mann! Noch heute, wenn ich nach Hauſe komme, zerr' ich meinen beſtaubten Geigenbehälter unter dem Bücherſchrank hervor; ſprenge das verroſtete Schloß; ſäubere die alte Dallingerin; richte den umgefallenen Steg auf; ſtücke das geſprungene G. ſo gut als möglich, und übe meinen Bogenſtrich in ein Paar kontrapunktirten Paſſagen von Kreuzer oder Baillot ſo lange, bis ich durch die Wand des Nachbars Kind ſchreien, und den Vater bereits ſcheltend an die Klinke greifen höre, um den närriſchen Fiedler zu Rechte zu bringen. Aber was es auch ſei, mein Sonett, und noch dazu eines extempore, denn es ſteht bereits mit allen ſeinen vierzehn Prachtreimen vor meinem Geiſte, ſend' ich voraus, — ich muß an dieſer Kampaſpe zum Apelles werden, und wäre ſie die Tochter des Nachrichters, oder ein Fürſt mein Nebenbuhler.“ —

Während meiner lebhaften Expektorationen, welche der ſchönen Tänzerin unmöglich ganz entgangen ſeyn konnten, waren die ländleriſchen Touren zu Ende gegangen. Auf allgemeines Verlangen beſchloß man mit einem Kotillon der heutigen Tanzbeluſtigung die Krone aufzuſetzen. Die Paare reihten ſich. Jetzt zeigte ſich erſt, wie wenig die Herren Tänzer in die Galanterien und Nüancen der Orcheſtick eingeweiht waren. Höchſt poſſirlich war es, wie ſie mit Leſſing zu ſprechen, mit den Armen eine krüppliche Achte (8) formirten, wenn ſie allein ſtanden, und die Damen um ſie die Runde tanzten, oder welchen Gegenſatz zu den Elementen der Chevalerie ſie bildeten, wenn ſie vor ihren Damen auf das Knie ſich niederlaſſen, und ſich dann mit ihr unter der Triumphpforte weißer Arme durchwinden mußten. Endlich war es ausgetanzt; das Pianoforte ſchwieg, und unter einem flüchtigen Knicks, der uns zu gelten ſchien, ſchwebten die Huldinnen, denen ihre Galans nicht einmal den Vortritt ließen, die Stiege hinab.

Wir nahmen nun ihren Platz ein, und freuten uns, den ganzen Spielraum für die Poſſen frei zu haben, die uns etwa im vertraulichen Zuſammenſitzen noch einfallen dürften. Allein, als wir kaum Platz genommen, öffnete ſich zu unſerem nicht geringen Erſtaunen die Glasthüre, welche auf den Balkon hinausführt. Wer mochte doch die ganze Zeit hindurch ſo genügſam geweſen ſeyn, und ſich in der kühlen Nachtluft an einer Augenſprache mit den hellen Sternen ergötzt haben, während er von dem lauteſten und rauſchendſten Taumel der Geſelligkeit nur durch ein Paar Scheiben und eine Klinke getrennt war? Der ſeltſame Gaſt war ein junger Mann, ſchwarz gekleidet, bleich von Geſicht, aber auf den erſten Anblick nicht unangenehm; hager, und ernſt in ſeinem ganzen Weſen. Er ſchien uns wenig zu beobachten — denn wir unterhielten uns ruhig, und das ſchien ihm erwünſcht. Schweigend ſetzte er ſich an das Klavier, und präludirte mit einigen Mollakkorden, welche mehr Gefühl als Kunſtfertigkeit verriethen. Wir horchten ihm ſtill zu:

»Ich komme vom Gebirge her,
»Es dampft das Thal, es rauſcht das Meer;
»Ich wandle ſtill, bin wenig froh,
»Und immer fragt der Seufzer: Wo?« —

So ſang der düſtere Mann, aber nicht in **Schubert's** künſtlicher Tonweiſe, ſondern nach der einfachen, tiefmelancholiſchen Melodie, in welcher man dieſes herrliche Lied des noch lebenden Dichters, **Schmidt von Lübeck**, ſelbſt in Tyrol's Alpenthälern ſingen hört. Wir näherten uns ihm unvermerkt und leiſe; mit gleichem Gefühle ließ er der letzten Strophe des Wanderers die Sehnſucht von Schiller folgen, und ſang die einfache Kompoſition Hurka's mit ſolcher Wahrheit und Innigkeit, daß wir nicht umhin konnten, ein halblautes Wort des Beifall's unſeren Lippen entſchlüpfen zu laſſen. Als er geendet hatte, wendete er ſich mit der Frage: „Ich ſtöre Sie doch nicht?“ zu uns.

„Im Gegentheile,“ — war unſere Antwort; — „es freue uns innig, auf die Geige der Lebensfröhlichkeit, die wir vor einigen Momenten noch im vollſten und ausgelaſſenſten Forte vernommen hatten, nun zum Beſchluſſe das Sordinchen der Wehmuth und des Ernſtes geſetzt zu ſehen. Hingegen nehm' es uns Wunder, warum er ſich die ganze Zeit hindurch dem lauten, fröhlichen Treiben entzogen, und die frohgeſinnte Kompagnie ſo abſichtlich gemieden zu haben ſchiene?“ — „Ich kannte die Kompagnie,“ antwortete er, — „und ſie kennt mich auch; man hätte mich Höflichkeithalber dazu gezogen, ich hätte mich Höflichkeithalber dazu ziehen laſſen, und wir wären Eins dem Andern im Wege geſtanden. Wo man nicht gern iſt und nicht gerne geſehen wird, und doch ſein ſoll und ſich ſehen laſſen muß, da denk' ich, verſchiebt man die ganze Konvenienzſache lieber auf einen Augenblick, wo man ziemlich unbemerkt höflich ſein, und ſeine Schuld ohne Aufheben, abtragen kann. Ich habe nun ſchon das Unglück, ſelbſt den heiterſten Tenier durch meine bloße Gegenwart in einen helldunklen Rembrand umzugeſtalten!“ —

Das wehmüthige Selbſtbewußtſein, womit dieſer ſeltſame Menſch ſich äußerte, machte uns ſeine Geſellſchaft höchſt anziehend. Wir verweilten länger, als es unſere Abſicht war. Nachdem wir von ihm Abſchied genommen und erfahren, daß dieſer Altan, auf welchem er heute ſeine Abendfeier gehalten, ſein Lieblingsplätzchen ſei, und er es öfter beſuche, fuhren wir in der Hoffnung nach Hauſe, ihn wohl nicht zum letzten Mal im Leben gefunden zu haben.

## 3.

An einem heiteren Sommerabende wandelte ich einmal an dem Arme meines liebſten, meines theuerſten Freundes die Rüſternalleen unſerer Baſtei entlang. Der hochrothe Vollmond ſtieg im Oſten über den dunklen Wipfeln des Praters wie ein Feuerball empor, und wurde bläſſer ſtets und bläſſer, je höher er empor ſtieg. Endlich überſpann er die ganze Fernung vor uns mit ſeiner Silberdecke. Ein dünner Nebelſchleier ſenkte ſich zur Erde. Da lagen zu unſeren Füßen die Vorſtädte unſerer Vaterſtadt mit ihren zahlreichen Lampen und Lichtern ausgebreitet, wie ein Spiegel, aus welchem die Sterne des Himmels wiederleuchten. Die Herzen gingen uns auf, und wir verloren uns Einer im Anderen.

Die ungeſtörte Ruhe, welche ſich mit der ſinkenden Nacht allmälig einfand, ſtimmte uns weich und empfänglich. Nur hie und da ſchallte fern aus den Vorſtädten eine fröhliche Weiſe herüber; die Patroullen auf den Wällen riefen einander ihre eintönigen Loſungwerke zu, und vom Stubenthorglacis klangen vernehmlich die Töne einer Weber'ſchen Melodie empor, nach welcher ſich eine unkenntliche, dichte Menſchenmaſſe durch die erleuchteten Baumreihen unwillkührlich auf und nieder bewegte. Und als wir dann heimſchlenderten durch die Stadt, da ſahen uns die Häuſer ſo ſilberweiß und verklärt, wie Geiſtergeſtalten an, und das zurückgezogene Stillleben der Nacht ſchlug nur in einzelnen Klängen an unſere Ohren. Jetzt hielten wir ſchweigend inne, der rieſige Stephansdom erhob ſich vor uns in ſeiner ernſten Pracht, in ſeiner erhebenden Einfachheit. Das Kreuz auf ſeinem gebeugten Scheitel ſchimmerte wie ein Sternendiadem: der Strom altgothiſcher Verzierungen floß wie ein grauer Lockenſchwall herunter: einem pochenden Herzen gleich regte ſich der Hammerſchlag des Uhrwerkes in ſeiner Bruſt; und ſeinen Rieſenfuß umgoß ein ſilbergrauer Talar, gewebt aus Mondglanz und Nachtnebel. Wir erhoben unſere Augen zu ihm und ſie gingen uns über. Herzlich ſchieden wir, — ſelig ging ich meiner Wohnung zu. Aber auch in meinem Schlafzimmer war mir bereits der liebe Mond zuvorgekommen. Er lag ſo freundlich auf dem Boden hingegoſſen und ſchlummerte ſo feſt, daß ich nicht einmal Licht ſchlug, um ihn ja nicht zu verſcheuchen: ſondern ich ſetzte mich traulich an ſein Lager, und ſah ihm ſo lang in das Geſicht, bis ich ſelbſt mit offenen Augen zu träumen anfing. — Es kam mir vor, als wäre, wohin ich immer ſah, das Leben und Weben der Menſchen weit regſamer, weit geſchäftiger, als es ſonſt zu ſein pflegt. Eine gewiſſe Genugſamkeit, ein

Zufriedenſein mit ſeinem Zuſtande, ſprach ſich auf allen Geſichtern aus. Der Ernſt des Sonntages ſchien über meinen Heimatauen und väterlichen Mauern der Werkeltagsunruhe die Hand zu reichen. Ein helles, feierlich-rothes Morgenlicht floß aus einem wolkenloſen Himmel auf alle Giebel der Stadt und ihrer Vorſtädte herab. Der Stephansdom ſtand überpurpurt, wie ein Altar; das Kreuz auf ſeiner Spitze flammte, wie eine Opferflamme, und leichte Wölkchen, die eben darüber ſchwammen, ſchienen ihr aufſteigender Rauch zu ſein. Aus allen Thüren und Thoren ſtrömten die Menſchen, wohlgemuth und rüſtig hervor, warfen einen Blick auf das erhebende Wahrzeichen, und gingen, wie erbaut durch dieſen Blick, an ihr Tagewerk. Da ſah man kein Heer regungloſer Pflaſtertreter vor den Gewölbthüren und an den Straßenecken lehnen und gaffen; ſondern alle gingen ihrer Wege, und betrieben, was ihres Berufes war; keine Wagen ſtanden, wie angewurzelt auf den Plätzen; nein, alle flogen ſie in ordnungloſer Ordnung durch einander; die Märkte waren von Käufern und Gewerbsleuten erfüllt; an den Pforten der Amtsgebäude war ein Drängen und Drücken vor Dienſteifer; die Wachpoſten exerzirten und präſentirten, als ob es Außergewöhnliches gälte; die Glocken klangen feſtlich zuſammen, und die Menſchenmaſſe ſteckte zwiſchen ihren Angeln; Herrenarbeit und Lohndienſt ging wie aus beflügelten Händen, ja ſelbſt aus den halbgeöffneten Eingängen der Tempel Melpomene's, Thalia's und Euterpe's klangen Probetiraden, Probeſchwänke, Probemelodien. Die Bäume um die Stadt ſchienen zweite Blüte zu treiben, ſo freuten ſie ſich der Lebendigkeit, die unter ihnen ſich fortbewegte; das Burgthor, das ſäulengetragene, dröhnte laut von den Hufen der Reiter, vom Geraſſel der Wagen und ein ausgelaſſenes, buntes Gemälde umgaukelte die Ufer des Donauſtromes, welcher, ob des neuen Schauſpieles erſtaunt, in ſeiner großen Ruhe, vorüberzog. Und dieſes Brauſen und Weben, dieſes Treiben und Drängen, dieſe Regſamkeit und Lebendigkeit, dieſe Periode der Ruhe dauerte wohl über eine Tageshälfte. Kaum aber fielen die Abendglocken in den Metallbaß der Stephansglocke, wie die Mütterchen in den Ton ihrer Vorbeterin ein, und alles hatte ſich plötzlich gewandt, wie ſich ein Wetterhahn wendet, wie ſich ein Blatt dreht. Die Periode der Unruhe war durch den letzten Hammerſtreich zur Periode der Ruhe umgeprägt. Die laute Regſamkeit löſte ſich in ſtille Geſelligkeit; das wirre Durcheinanderrennen in trautes Zuſammenſitzen; das raſtloſe Trachten in ruhiges Betrachten; das geſchäftige Treiben in friedliches Bleiben; das Bauen und Beſchließen in Schauen und Genießen auf. Kein Zimmer war jetzt ſo klein, daß ſich auf ſeiner Oberfläche nicht mindeſtens ein Dreieck bildete, deſſen Baſis ein geſprächiger Hausvater, deſſen beiden Katheten Weib und Kind waren. Aber allenthalben ſchloßen ſich auch Zirkel, in deren Mitte Poeſie und Muſik als belebendes und erhebendes Princip feſtſaßen, und ihre magiſchen Radien nach allen Herzen der Peripherie ausſchickten. Da war es aber nicht verkappte Arroganz; übertünchte Flachheit; bebrillte Dummheit; beſpornte

Lahmheit oder aufgepruſtete Jämmerlichkeit, die auf dem Altar als Götze ſaß, und ſich von einer Hekatombe blödſinniger Schafe bejubeln, beweihrauchen und bewundern ließ, ſondern die Kunſt ſelbſt, die ihren Arm ausbreitet als Brücke zwiſchen Leben und Schweben, zwiſchen Mühen und Blühen, zwiſchen Thun und Ruh'n. Denn gerade ſo

»Reicht ſie dem Leben gern die Hand, und läßt
Zu ihm hinab ſich zieh'n und zieht es wieder
Zu ſich hinauf; vom Himmel fiel ihr Same
Der in der Erde reift, bis er als Baum
Mit ſeinen Armen wieder greift in Himmel
Und dort zurücklegt, was er dort empfing.

Die Ruhe nach der Unruh' iſt ſie, — iſt die Stille nach Gewittern, — iſt die Labe nach Mittagsglut, die Palme nach dem Ringen. Das war beiläufig mein wacher Traum, als ich von meinem Abendgange zurückkam; das war er auch dießmal, ſelbſt noch kurz vorher, ehe mich mein Freund abholen kam, um auf dem geſtern beſprochenen Konzerte mich meines ganzen Glückes habhaft zu machen. Ich verhoffte mir eine Verwirklichung meines Traumes, wenn auch nur en miniature. Nicht alle Leute ſind ja Sonntagskinder, und fallen gleich in's Glück hinein, wo es am dichteſten beiſammen ſteckt; warum ſoll' ich mir eben die größten Erwartungen machen.

„Dein Sonett hat ungewöhnliches Glück gemacht," war der Gruß, welchen mir mein Freund ſchon unter der Thürſchwelle zurief, „man erwartet dich mit Sehnſucht; wer nie Brillen trug in dieſem Cercle, ſetzt ſie heute auf, um ja keinen deiner Züge zu verlieren.“

„Iſt das möglich? Nun ſo darf ich meiner Gabe für Gelegenheitdichtungen ja doch einigen Erfolg noch zutrauen. Ich habe zwar nie einen Preis in irgend einer literariſchen Garküche errungen, weil ich nie konkurrirte; nie ein Stück Tuch auf ein Paar Beinkleider als Siegstrophäe zurückgetragen, weil ich nie mich mit dem Ungeheuer eines Epithalam's oder Nekrolog's in einen Wettkampf einließ; nie eine unverdiente Gunſtbezeigung einer gnädigen Göttin erfahren, die in meinen Minneklingeleien Himmelsmelodien zu vernehmen glaubte, weil ich ein abgeſagter Feind alles geheuchelten Gemüthes bin; aber ich habe doch einen Preis errungen, hab' ihn durch ein ſchlichtes Sonett, ohne alle Bezeichnung, ohne alle hyperboliſche Überſchrift errungen: und das freut mich, das tröſtet mich wieder, daß ein ſimples Karmen, in welchem ſich ein plötzlicher Eindruck verkörpert darſtellt, auch ſeine Wirkung hat, und nicht alles an dem ſchalen Wertprunke feſtklebt! Alſo das liebe Blondchen hat mein Sonett wirklich empfangen, geleſen, empfunden, und ich träte nicht mehr als ein Unbekannter in den häuslichen Kreis, deſſen Mittelpunkt ſie iſt?“ — „Empfangen, geleſen — ja ſogar leſen laſſen,“ verſicherte mich mein Begleiter, „Du haſt dadurch die Aufmerkſamkeit eines Poeten auf dich gezogen, der heute deine Bekanntſchaft ſuchen und dich gewiß intereſſiren wird!“ —

„Leſen laſſen alſo? — Iſt doch jedes Frauenzimmer gern der Herold ſeines eigenen Lobes!““ —

„Hab' ich dir nicht von einem Nebenbuhler, von einem furchtbaren Nebenbuhler geſagt; — der muß doch darum wiſſen, wenn ein Ungeweihter ſeiner Herzensdame Schönheiten ſchreibt! — Aber komm nur, — deine Violine haſt du — — nein, du haſt ſie nicht mit, — im Eifer des Geſpräches haben wir ſie vergeſſen; — nun, ein Meiſter, wie du, ſcheut auch nicht ein fremdes Inſtrument, und an einer Amati wird es dort auch nicht fehlen!" —

Mit pochendem Herzen folgte ich meinem Freunde bis zu ſeiner Wohnung; die Familie bewohnte ja das Stockwerk über ihm. — „Das Stockwerk über ihm?" wiederholte ich bei mir ſelbſt, denn jetzt erſt fiel mir wieder bei, daß mein Freund in dem ziemlich hohen, vierten Stockwerke hauſe. — Poetiſche Unterhaltung — fünfter Stock? — ei wie doppelt poetiſch; da erreicht ſie nicht das Geraſſel proſaiſcher Fiacker; nicht der Lärm des niedrigen Treibens und Trachtens; von freien Lüften umweht, ſehen ſie hinweg über das Mäkel- und Bettelweſen der Alltagswelt, ſehen hinaus auf die freien Berge der cetiſchen Alpenwelt; ſehen hinüber auf die ſchlängelnden Arme der alten Donau, und leben ſo recht für ſich, für die Liebe, für das Ideal! —

„He, gib Acht!" ſchrie mir mein Freund zu und riß mich zurück.

Einen Schritt — und ich flog vom offenen Aufzuge der Bodenkammer in den Hof hinab. Das kommt heraus, wenn man ſtatt zu gehen, fliegt. Dem Aufzuge gegenüber, vor einem kleinen Pförtlein, klingelte indeß mein Begleiter. Alſo da war es. Mir wurde ganz ſonderbar zu Muthe!

## 4.

Das andante maestoso der Ouverture zu Roſſini's Barbiere di Siviglia war bereits bis zu dem kleinen Violinſolo gediehen, welches meiner Meiſterhand anvertraut war. Mit edler Kühnheit glomm das Viergeſpann meiner aktiven Finger den ſchmalen Schwindelpfad der E Saite hinan, und wiegte ſich im ſchmelzenden Wechſelſpiel' auf das A hinüber. Ich hätte die Paſſage wirklich hinreißend vorgetragen, wäre nicht zufällig die ganze Baſirung der widerſpenſtigen Hand um eine halbe Stufe zu niedrig ausgefallen; hätte die beſtäubte Saite nicht ein leiſe pfeifendes Akkompagnement geſchnarrt, und wäre der Bogen nicht

„Zu kurz geworden für den langen Weg" — —

Deſſenungeachtet ermunterte ſchon bei dieſer Stelle das rauſchende Bravo-Geſchrei, unter welchem ich, täuſchte mich mein trunkenes Ohr nicht, ſonderbar genug ein Fuora zu vernehmen glaubte, meinen ängſtlichen Sinn.

Schon wagt' ich ſogar, während der Pauſen, umherzublicken, Ort und Umgebung, Spiel und Geberden meiner Kunſtgenoſſen näher zu beachten, was ich früher alles vor Befangenheit nicht that, wiewohl ich mehr als zehn Minuten Zeit dazu hatte. Ich blickte, wie geſagt, umher, — nochmal, — abermal … quis talia fando …? Das kleine Orcheſter war in Kreisform aufgeſtellt. Außerhalb deſſelben ſaßen die Zuhörer, deren Territorium ein ſchmales Pförtchen mit dem unſerigen verband. Die Kreisform fiel mir auf: — es war keine rechte; es war eigentlich eine runde Tafel mit einer Öffnung in der Mitte; man hätte recht bequem auf dem Rande derſelben ſitzen, und die Beine in jene Öffnung hinablaſſen können: man ſaß vielleicht ſogar unter Tags darauf, und ließ vielleicht die Beine hinab in dieſe Öffnung, wie es die Technik der Kleidermacherei mit ſich bringen ſoll. Alſo in der Werkſtätte eines Schneiders ſollte die Muſe ihren Tempel aufgeſchlagen haben? — Fünfter Stock, oder vielmehr Boden; runde Tafel ſammt Loch; nadelauszugähnliche Bogenführung; **Fuora** ſtatt **Bravo**.... ich konnte recht geahnt haben! Mein Freund, welcher mir gegenüber innerhalb der Arena ſtand, bemerkte meinen hin- und wiederrollenden Blick, und ſchien durch ſein Lächeln meine Ahnung zu beſtätigen.

Ein Braverufen, abermal von einem **Fuora** durchdröhnt, lohnte unſere Produkzion der Ouverture. Von allen Seiten drängte man ſich näher, und machte mir Komplimente über Komplimente. — Selbſt Blondchen drückte meine Hand warm und innig, daß es durch mein ganzes Inneres zuckte. Vor allen aber ſuchte mir ein junger Mann, der mit den unförmlichſten Säbelbeinen den mißgeſtaltetſten Rumpf verband, durch ſeinen zutraulichen Händedruck ſein unbegränztes Wohlwollen zu bezeichnen.

„Nehmen ſie meinen innigſten Dank,“ ſprach er, „für das Sonett, in welchem Sie die Schönheit meiner Braut beſungen haben....!“ — „„Das Fräulein Ihre Braut?““ fragte ich, Blondchen einen

Blick zuwerfend, welcher ſo viel ſagte, als: „du hätteſt wohl auch einen andern Bräutigam verdient!“

„Ja dieſelbe, aufzuwarten,“ antwortete er mit lächelnder Faunenmiene, — „nicht wahr, unſer Geſchmack iſt ſo übel nicht? O ja, es hat ſie ſchon mancher ſchön gefunden; Sie haben weder Ihr Sonett, noch die anderen Verſe, die auch Ihr galten, an einen unwürdigen Gegenſtand verſchwendet....! — „die andern Verſe—? Welche? Ich wüßte von keinen!“

„Ei, ei! Sehen Sie mich doch recht an! Sollten Sie mich nicht mehr kennen? die Leute ſagen mir, ich hätte ein Geſicht, was man ſich leicht merken kann. Erinnern Sie ſich nicht mehr an das Namenstagsgedicht? He?“

Ich ſah mir den Menſchen erſt jetzt recht an, und fand in ihm ein Geſicht wieder, daß ich nicht nur ſchon geſtern im Baumgarten, ſondern früher bereits in meinem eigenen Zimmer geſehen hatte.

Als ich nämlich eines Tages ganz bequem vor meinem Pulte ſaß, und in den blauen Äther ſah, der mir durch die nahen Fenſter recht vergnüglich hereinſchimmerte, — pochte es an meiner Thüre; „herein,“ — ein ſeltſamer fantaſtiſcher Menſch kam vor Bücklingen kaum zu Athem und fragte mich, mit ſtotternder Befangenheit: „Ob ich derjenige meines Namens ſei, der ſich mit Versmachen abgibt!“ — Ich beantwortete die etwas materielle Frage mit einem freundlichen „Ja,“ und bot ihm einen Stuhl, auf welchem er mit ſteifer Grazie Platz nahm. Auf meine Frage, womit ich ihm dienen könnte, gab er mir zur Antwort: „Ja, — ſehen

Sie, — ich weiß, einige Leute haben an Ihnen wirklich einen Narren gefreſſen, und loben Ihre Reime ganz ungebührlich; ich meines Theils verſtehe nichts davon, ein Privatmann, wie ich, gibt ſich damit nicht ab. Da wollt' ich Sie denn gebeten haben, ob ſie mir nicht zu einem Geburtstage einige Reime liefern möchten!" — Dieſe höchſt originelle captatio benevolentiae vermochte mich dazu, den ſchüchternen Supplikanten durch ein wohlwollendes „Warum nicht?" zu ermuntern! — „O glauben Sie," fuhr er fort, „daß ich mir dieſe große Freiheit nie herausgenommen haben würde, hätt' ich mir auf irgend eine andere Weiſe aus der Schlinge helfen können: ich habe in meiner Bekanntſchaft wohl auch einen Dichter; dieſer gibt ſich aber nur mit größeren Sachen, mit Stücken, Heldengedichten ꝛc. ab; das Kleinere weiß er nicht anzufaſſen!" — „„Aber was ſind denn die näheren Daten?"" — „Datum brauchen wir keines; der Annatag iſt ohnehin als der **26.** Juli bekannt!" — „„Alſo zum Namenstag' eines ſchönen Nettchens?"" — „Zum Namenstag und Geburtstag eines Nettchens, und eines ſchönen Nettchens; allerdings können Sie das auch anbringen. Blondes Haar, blaues Auge, rothe Wangen, volle Bruſt — aber von meiner Liebe müſſen Sie nichts ſagen; ſie ſoll's nur errathen!" — „„Der Stoff iſt recht lohnend, ich könnte faſt wegen der bloßen Schilderung ihr Nebenbuhler werden!"" — „Bitte, bitte! Aber noch um eines würd' ich gütigſt gebeten haben . . . !" — „„Reden Sie; das wäre . . . ?"" — „Das Allerſchwerſte bei der ganzen Geſchichte!" —

„„Schwierigkeit iſt oft nur ein Sporn!““ — „Ich weiß zwar, daß es faſt unmöglich iſt, um was ich bitte, aber einem Tauſendkünſtler, wie Sie, iſt nichts unmöglich: das Gedicht ſoll in ſeinen Anfangsbuchſtaben den Namen meiner Nina enthalten ....!“ —

„„Nur das die Unmöglichkeit? da gehen Sie getroſt: morgen Früh ſollen Sie die ganze Unmöglichkeit recht ſäuberlich bewerkſtelligt aus meinen Händen empfangen, und mir nur die Bitte gewähren, daß Sie bei dem Kuße, den Ihnen Ihre Nina dafür gibt, meiner gedenken!““ —

Dieſelbe Nina war es, vor der ich jetzt ſtand, und die mir, auf Befehl ihres Bräutigams, nolens volens, den Kuß nun ſogar ſelbſt geben mußte, welchen ich damal doch nur im Gedanken meines Nebenbuhlers von ihr zu erhalten wünſchte. So erfreulich mir auch dieſe unverhoffte Gabe war, ſo ärgerte es mich, ſie auf Antrieb eines Menſchen zu erhalten, welcher mir, wie es hieß, binnen einem Monate das Mädchen auf ewig vor der Naſe wegführen ſollte. Doch man muß ſich hiernieden mit der Gunſt des Augenblickes begnügen.

Jetzt kam auch der Papa der blonden Nina herzu, welcher als Hausvater und Konzertentrepreneur, in zweifacher Achtung ſtand. Mein Nebenbuhler ſtellte mich ihm, als den galanten Herrn vor, welcher ſeine Tochter ſo ſchön beſungen hatte. Der Alte reichte mir ſeine etwas maſſive Hand zum herzlichſten Drucke, und verſicherte mir, mit behaglichem Schmunzeln, daß er ſich in der Kunſt ſo recht eigentlich zu Hauſe fühle.

Während der Pauſen, welche das Intermezzo zwiſchen den einzelnen Leiſtungen bildeten, fand ich Gelegenheit, den Muſenzirkel genauer zu muſtern. Er bot Gruppen dar, die eines Hogarth würdig geweſen wären, und ließ Äußerungen zu meinen Ohren gelangen, die mich, wie ein kaltes Sturzbad, aus meiner Begeiſterung aufſchreckten. Meine Silhouetten-Sammlung erhielt einen interreſſanten Zuwachs an den merkwürdigſten Frazzen, und jedenfalls war die Ausbeute, die ich während dieſer Zwiſchenſpiele machte, lohnender, als der Genuß, den mir die Kunſtanſtrengungen der Eingeweihten ſelbſt darboten. Nur Eines blieb mir von letzteren noch lange unvergeßlich, und hallte nach in meinen Ohren, wie der Mißton einer geborſtenen Todtenglocke, nämlich: der klägliche Katzenjammer, welchen ein holzſchnittähnliches Mädchen als eine tiefgefühlte Deklamazion von Schiller's Ritter von Toggenburg geltend zu machen ſich abquälte. Dieſe Nummer war in der That das Glanzſtück des Abends. Im Übrigen ging es ſo ziemlich hausbacken und ſpießbürgerlich her. Ein einziges Mal wurde die Ruhe gewaltſam unterbrochen. Der Hausherr war nämlich, als ich herzuſchlich, eben im heftigſten Wortwechſel mit einem hübſchgekleideten Manne begriffen, welcher eine der geſtochenen Eintrittskarten, zitternd mit dem Daumen und Zeigefinger hielt. „Iſt das eine Art," begann der Konzertgeber mit flammendem Vulkangeſichte, indem er ſeine blaue Tuchkappe tiefer auf die weißborſtigen Brauen herabzog, — „iſt das eine Art, die Eintrittskarten ſo zu zerknittern? Glauben

Sie, eine ſolche Kupferplatte koſtet nichts? Glauben Sie, ich gebe meine Konzerte, weil ich zu viel Geld im Kaſten habe? Gehorſamer Diener! Kunden treiben das Geſchäft, und Konzerte treiben Kunden! Soll Ihnen Herr *Menner* oder **Oſtermayer** Billete zum zerknittern und zerkauen geben, die bringen's doch herein! Ich ſag' Ihnen das in Güte und mit Mäßigung! Verſtanden! Mich wird es übrigens freuen, wenn Sie meine Abendunterhaltungen beſuchen, und wenn ich Sie mit etwas bedienen kann, ſchaffen Sie nur!" — Ehe ich abwarten konnte, was der verblüffte Gaſt antwortete, rief man mich zum Schlußſtucke. Dazu hatte man die bekannten *Waterloo*-Deutſchen gewählt. Auf der unorthographiſch geſchriebenen Affiche ſtand ausdrücklich: „Dieſe Deutſchen werden mit vollem Orcheſter ausgefuhrt werden!" **Pianoforte** war *Blondchen*, Violino primo ich; Violino secondo Blondchens Bräutigam; **Viola** — (ja den Dichter, deſſen Bekanntſchaft mir mein Freund auf dem Wege prophezeit hatte, fuhrte mir eine Pauſe ebenfalls zu; — mit einer, faſt genialen Bündigkeit und Kürze ſtellte er ſich mir vor und ſagte, daß er ſich bereits um meine Wohnung erkundigt, und ſich vorgenommen habe, mich bei der nächſten Veranlaſſung zu beſuchen) — dieſer Dichter zwang mit ſteifem Pathos die Viola, während ſich der Hausherr ſelbſt, durch ſeinen Strauß verſpätet, des **Violon's** bemächtigte, und Pauſen und Zeilen überſpringend, uns im Takte nachkeuchte.

Das Peleton-Feuer beſorgte das Söhnlein vom Hauſe, indem es am Ofen, auf Melodie und Ton horchend, ſtand, und mit einem geſpaltenen Holzſtängelchen an den Krinnen des irdenen Rieſenofens hin- und wieder klapperte! Wer aber verſorgte die Trommel, dieſen erſten Kontraſt in der leichten Tanzweiſe, dieſen Schatten in dem lichten Tongemälde? — Kaum konnt' ich meinem Auge trauen, als ich in dem Trommelſchläger den wunderlichen Mann erkannte, der mich geſtern in Baumgarten ſo ſehr intereſſirte. Mit ernſter Miene ſtand er in dem Kreiſe lachender Geſichter. Man merkte es ihm ab, wie wenig er ſich hier zu Hauſe fühle; wie er nur, um einer größeren Bemerkbarkeit zu entgehen, dießmal dieſe unmerkbare Rolle übernommen hatte. Übrigens zeigte es ſich hier abermal, daß jedes Inſtrument mit Ausdruck geſpielt, Bedeutung gewinnen könne. Denn ſo ſchlecht ſein Inſtrument war, — der Deckel einer groſſen Schachtel aus Pappe war die Trommel, die er mit dem tuchumwundenen Stößel eines Mörſers geißelte, — ſo ſeltſam wirkte der Kontradonner deſſelben durch den leichten ſchwebenden Tonſatz; er klang, wie ein: „Wacht auf, ihr taumelnden Träumer aus euerem Freudenrauſche:“ er dröhnte, wie ein fühlbares „memento mori“ unter dieß Übermuthjauchzen des Lebens; er zog wie eine Schauerwolke über einen Werbeplatz; er fiel wie ein Schattenfleck auf ein helles Konterfei der Ausgelaſſenheit! — Der ſeltſame Spieler ſchien ſelbſt ergriffen, und ſah ich recht, ſo wurden ſeine Augen feucht.

Eine wunderbare Stimmung bemächtigte ſich meiner ſo, daß ich heute noch nicht weiß, wie ich den Pflichten der Höflichkeit beim Abſchiede nachkam; wahrſcheinlich war mein Freund der Vermittler. Ich fand mich erſt wieder, als ich vor der Thüre meines Schutzgeiſtes, ſeinen guten Rath vernahm: „Ich möchte nicht in Gedanken über die Treppe ſtürzen, wie ich beim Kommen bald über den Aufzug geſtürzt wäre! Auch ſollt' ich mir von dem Ohrenſchmauſe, den ich heut' erlebt, nichts träumen laſſen!“ — Ihm ſtumm die Hand drückend, ging ich. —

Die Nacht war für eine Herbſtnacht lau; aber der Himmel umwölkt. Unfern vom Hauſe, deſſen Thor eben hinter mir zuklappte, führt eine Treppe auf die Baſtei. Unwillkührlich ſtieg ich ſie hinan. Im Vorübergehen ſah ich auf die Fenſter meines Freundes, ſie waren finſter; ſicher fand er es der Mühe nicht mehr werth, Licht zu machen, um es wieder auszulöſchen. Aber ein Fenſter über ihm war hell erleuchtet, jetzt ward es ſogar geöffnet, und zeigte den oberſten Theil einer Staffelei, welche daran aufgeſtellt war.

Ein Mann mit einer Guitarre trat an daſſelbe: der ſeltſame Trommelſchläger war es, den ich hier in ſeinem Stillleben ſah und belauſchen konnte; denn nach einigen Mollakkorden ſang er mit des Gefühles zitternder Stimme ein Lied in die ſtille Nacht hinaus, deſſen rührenden Inhalt mir ein gewogener Wind zuwehte:

Zwei Seiten hat das Leben
Von ganz verſchied'nem Bau;
Die eine licht und eben,
Die and're trüb und rauh!

Glückſelig, wer hienieden
Der lichten angehört:
Sie birgt ihm ſelbſt den Frieden
Und' And'ren ungeſtört!

Ihm blühen alle Matten,
Das Schickſal iſt ihm gut,
Und ſelbſt der Schmerz, ein Schatten,
Wo ſich's nur kühler ruht!

Glückſelig wer hienieden
Den lichten Fleck bewohnt!
Mir iſt kein Licht beſchieden,
Für meine Nacht kein Mond.

Ich wandle ſchattenähnlich
Durch's Leben für und für:
Die Freude ſuch' ich ſehnlich,
Allein ſie flieht vor mir!

Und ſcheint ſie wo zu haften,
So flieht ſie, tret' ich ein:
Mit meinen Leidenſchaften
Steh' ich — entſetzt, — allein! —

Allein mit meinen Schmerzen,
Allein mit meiner Noth —
Allein mit meinem Herzen,
Das heißt — mit meinem Tod!

## 5.

Es gibt Augenblicke, in welchen man ſo dichteriſch geſtimmt iſt, daß man aufhört ein Dichter zu ſein. Statt des Weſtes, welcher mit ſeinen Ätherlippen den Honigſtaub aus allen Kelchen küßt, und die lieben Blumen wiegt und ſchaukelt, wird man zur Blume ſelbſt, welche ſich von dem Weſte der Dichtung wiegen und ſchaukeln, küſſen und koſen läßt. Aus einem darſtellenden thätigen, wird man zu einem anſchauenden duldenden Künſtler: die geſchwätzige Offenheit wird einſylbige Verſchloſſenheit; der menſchliche Dichter ein dichteriſcher Menſch. Ob nun der Schmerz an den Feuerglocken des Gefühles ziehe, bis ſich die Augen an Thränen erſchöpfen, oder ob die Luſt unſere Lebensgondel ſo hoch emportrage, daß uns die Bruſt zu enge wird, und die Stimme verſagt, oder ob wir auf dem ſtillen Ozeane der Ruhe leidenſchaftlos dahingaukeln, — es gilt gleich, alle drei Dämonen führen uns, mehr als einmal, dahin, wo man in ſich hineintritt und in ſich genießt. Solch' einen Augenblick der Feier gewährt jedem geſunden Gemüthe gewiß ein reiner, unbewölkter Sonntagsmorgen. Solch' ein reiner und unbewölkter Morgen aber war es, welcher mich vor einigen Monden (als eben Spätſommer war) aus dem Schlummer weckte. Mein hinteres freundliches Zimmer liegt gegen Oſten: ſelbſt im Winter küßt mich der erſte Blick des Tages aus dem Schlummer. Früher, als um ſieben ein viertel Uhr, wo die Sonne im Winter aufgeht, ſchien ſie auch an jenem Morgen ſo hell, ſo lockend auf meine Augenlieder, daß ich auffuhr, und am warmen Buſen des Morgenſchlummers, halbwach ruhend, dem werdenden Tage entgegen ſah. Es iſt ganz etwas Eigenes um die Sonntagsruhe. Die grauen Nebel ringen und weben durch den ſtillen Raum, wie Weihrauchsdämpfe; freundlich erröthend ſchauen die Giebel der Häuſer und die Kuppeln der Kirchen zum Himmel empor; jetzt tönen die Glocken hell und freudig zur Frühmeſſe; die Luft wird freier, die Sonne klarer. Weit ſchärfer ſcheint ſich Alles abzuſchatten; weit friſcher alles zu athmen und zu glänzen; weit regſamer Alles zu leben und zu weben. Auch die Seele iſt empfänglicher für alle Eindrücke; ein Geiſt der Andacht und Wehmuth kommt über ſie, und ſie verliert ſich in der Beſchauung.

Eben ſo in den Anblick des blauen Himmels verloren, welcher durch die Scheiben mir ſo freundlich zulächelte, lag ich noch auf meinem Bette, — als ich klingeln hörte.

„Wer mag das ſein?" dacht ich ganz unwillig über den ungelegenen Beſuch, als man mir ſagte: Ein Mann, den man noch nie bei mir geſehen habe, wünſche mit mir zu ſprechen; er habe mir etwas Nothwendiges mitzutheilen.

Ich laß' ihn ſchnell in's Nebenzimmer beſcheiden; fahre, wie der Sturm, aus den Federn; ordne meine, noch etwas zerrütteten Formen, ſo gut es eben geht; ſetze mich, ziemlich ärgerlich, an mein Pult, und laſſe den unbekannten Gaſt bitten, mir die Ehre zu geben. Man klopft, die Thüre geht auf, und herein tritt der beſagte Poet, deſſen Bekanntſchaft ich, wie mir mein Freund voraus verkündigt hatte, bei Gelegenheit jener verhängnißvollen Abendunterhaltung machte. Mit einem nichtsſagenden Wortſchwalle ſuchte er ſich mir beſtmöglichſt anzuempfehlen, und ſeine Perſönlichkeit für ewige Zeiten meinem Innern einzuprägen. Auf meine Frage, was ihn eigentlich zu mir führe, und womit ich ihm etwa dienen könnte, antwortete er mir, daß ihn eigentlich nichts Anderes, als der Wunſch, mich in meinem häuslichen Stillleben belauſchen zu können, zu mir führe, und daß ich ihm mit nichts beſſer dienen könne, als wenn ich ihm die Möglichkeit dazu durch ein paar Sekunden, die ich ihm gütigſt ſchenken wolle, geſtatte. Noch eine Nebenabſicht, welche in einer Hinſicht auch die Hauptabſicht ſeines Beſuches wäre, würde er mir, wenn ich es erlaubte, am Schluſſe ſeines Geſpräches kund geben.

Wer je das Mißliche gefühlt hat, ein Geſpräch mit Jemanden Höflichkeithalber anknüpfen zu müſſen, bei welchem man lieber jedem Geſpräche vorbaute, wird ſich auch meine Lage dieſem Stiefſohne der Muſen gegenüber vorſtellen können. Unter vielen allgemeinen Fragen, wie man ſie zu ſetzen pflegt, um eine Antwort zu erhalten, die man nicht zu hören braucht, ſetzt' ich ihm auch dieſe, was ihn eigentlich angeſpornt habe, ſich auf die ſchlüpferige Bahn der Schriftſtellerei zu begeben, und was ihn dabei locke.

Dieſe Frage, die ihn meiner Abſicht nach, wortverlegen machen ſollte, war leider! eben das Schlagwort, auf welches er nur gewartet zu haben ſchien, um ſeine ganze Rolle, wie er ſie in ſeiner Verſchrebenheit eingelernt hatte, ohne Unterbrechung herabzuſagen.

„Damit,“ begann er, „hat es eine ganz eigene Bewandtniß. Ich glaube nicht, daß es jemals einen Dichter gegeben hat, bei dem ſich die Beſtimmung auf eine ſo unläugbare, aber auch ſo ſeltſame Weiſe ausgeſprochen hätte. Die kleinſten Umſtände ſcheinen ſich vereiniget zu haben, mir als deutliche Fingerzeige zu dienen, welchem Fache ich meine Beſtrebungen widmen müßte, um mich dereinſt über die gewöhnlichen Seelen zu erheben. Hören Sie nur ſelbſt, und urtheilen Sie dann, ob ich unbeſcheiden bin, wenn ich dieſe Behauptung aufſtelle!“

„Mein literariſcher Name, der Ihnen wohl bekannt ſein dürfte, iſt auch mein bürgerlicher; ich heiße Hans Krautparzer! Hans Krautparzer, hören Sie, Hans Krautparzer! Welche glückliche Ähnlichkeit mit Franz Grillparzer! Wie ſich dieſer Klang unwillkührlich in alle Herzen ſtiehlt, welche für den Sänger der Sappho geöffnet ſind! Aber wie weit poetiſcher iſt mein Name noch; Grill', harte Eliſion ſtatt Grille; bedeutet ein armes Thierchen mit einer ſchwachen Stimme; aber Kraut, ein Stammwort, volltönender, bedeutet friſches, üppiges Pflanzenleben, und Epheu iſt ja auch ein Kraut! Ich kann den Göttern nicht genug danken für meinen Namen, und würde ihn auch für einzig gehalten haben, wenn mich nicht ein höchſt ſeltſames Ereigniß um dieſen Wahn ärmer gemacht hätte. Eben dieſem ſeltſamen Ereigniſſe aber danke ich auch meine nachherige Carriere. Hören Sie nur, wie der Zufall ſelbſt die Hand bietet, um an das Licht zu ziehen, was an das Licht gehört!"

„Es mögen ungefähr zwei Jahre ſein, daß ein höchſt humoriſtiſch geſchriebener Aufſatz in einem bekannten Blatte viel Aufſehen machte. Er war mit meinem vollen Namen unterzeichnet, aber, die Hand auf's Herz, ich hab' ihn nicht geſchrieben. Einige ſtadtbekannte Figuren waren darin ſo treffend, und mit ſo kennbaren Zügen geſchildert, daß man nicht zweifeln konnte, wer dem boshaften Maler zu jedem Porträte ſaß. Die Originale geriethen daher auch ganz außer ſich vor Wuth, und belangten den Verfaſſer als einen Pasquillanten. Der Himmel weiß, wie es geſchah, — die Zitation kam an mich: Ich, der ſich jetzt erſt um die Sache kümmerte, ſtellte mich, von einer inneren Ahnung getrieben, ohne Widerrede. Man nahm mich in Allem für den wahren Verfaſſer, der vielleicht froh war, ſo durchzukommen und nichts weniger ahnte, als in einem Kopfe Ideen geweckt zu haben, von denen im Kurzen die Welt wiſſen ſollte. Das Urtheil fiel auf eine Geldſtrafe, einige Dukaten betragend, aus. Es koſtete mich einen langen Kampf zwiſchen Ökonomie und Poeſie. Ein Wort konnte mich von der Einbuſſe meines mühſam zurückgelegten Taſchengeldes retten; — eben dieſes Wort aber auch mir mit einem Male den Pfad wieder ſperren, welchen mir das Glück gebahnt hat, um meinen Wunſch, ein Dichter zu werden, der mir als ein Überbleibſel aus der Schulzeit, nie wieder ſo lebhaft wurde, als eben jetzt, ſchnell und ſpielend zu erreichen. Endlich entſchied ſich der Kampf: die Poeſie gewann, mein Beutel verlor. Alles ſprach noch von dem geiſtreichen Humoriſtiker Krautparzer und ſeinen fatis libelli: ich mußte dieſe Stimmung benutzen. Zum größten Glück fand ich bei ſorgfältiger Muſterung meiner Jugenddenkmale noch ein Paar Exercitien in Verſen aus der Humanitätsklaſſe, bei deren Ausarbeitung mir mein Inſtruktor, ein gefälliger Kapitalkopf, noch an die Hand gegangen war, und die alſo nicht alles Salzes entbehrten. Flugs ſandt' ich ſie dem Redakteur eines der geleſenſten Blätter."

„Meine erſten Gedichte gefielen mir gedruckt recht gut; beſonders wohl nahmen ſich die gothiſchen Buchſtaben des Titels aus. Das munterte mich auf, die eindringlichſte Aufmunterung aber war mir ein Brief von meinem ſcharmanten Herrn Redakteur, in welchem er mich aufforderte, ein ſtehender Mitarbeiter ſeines Blattes zu werden. Sie können denken, mit welcher Wonne ich ſeinen Antrag aufnahm. Ich bat ihn nur, mir bekannt zu geben, was ich eigentlich liefern ſollte. Er ſchrieb, daß er mich für die Kritik vorzüglich geeignet halte, indem ich, wie meine ſatyriſchen Porträte zeigen, eine ſcharfe Feder führe, und man gegenwärtig derbe Kraft der langweilenden Ausführlichkeit und pedantiſchen Belehrungsſucht vorzöge. Auch lobte er mein Gemüth, was mich ſehr freute, und ſpornte mich zu einem Verſuche in der Erzählung an."

„Meine Verhältniſſe," fuhr er nach einer Pauſe fort, „verſetzen mich nunmehr auch in die Möglichkeit, eine Sammlung meiner zerſtreut erſchienenen Dichtungen zu veranſtalten. Ich wähle den Weg der Subſcription und gedenke durch eine neue Spekulation, die ich damit verbinde, meinem Unternehmen vielen Eingang zu verſchaffen. Ein Anverwandter hinterließ mir vor Kurzem eine kleine Bücherſammlung, die ich eben nicht brauche und alſo leicht zu edlerem Behufe verwenden kann. Jedermann demnach, welcher ſich innerhalb der beſtimmten Zeit meldet, erhält ein nettes Werkchen aus dieſer Bücherſammlung mit dem Bedinge gratis, daß er ein Exemplar meiner Gedichte, zum Zeichen meines Ernſtes für Kunſt und Poeſie als Geſchenk annehme. Finden Sie dieſe Art der Verbreitung nicht eben ſo wirkſam als honorabel? — Um aber mit einem gutklingenden Namen das Verzeichniß eröffnen zu können, bitt' ich nun zuerſt Sie zu ſeiner Zeit ein Exemplar meiner Dichtungen anzunehmen, indem ich Sie zugleich erſuche, dieſen Heinrich von Kleiſt hier, als die gebührende Darangabe, nicht verſchmähen zu wollen! Wollen Sie mir Ihren werthen Namen wohl dafür gönnen?" —

Mit offenem Munde ſah ich den Menſchen an, und wußte nicht, ob er mich narren, oder mir ſchmeicheln wolle. Allein die höchſt ſeltene Ausgabe der beiden, Kleiſt's Erzählungen enthaltenden Bändchen, die er mir mit einem die Geringfügigkeit der Gabe entſchuldigenden Beiſatz anbot, benahm mir jeden Zweifel, daß er das erſtere wolle.

Nachdem ich mich bedankt und mich zu jedem billigen Gegendienſt erboten hatte, erſuchte er mich, zur eigentlichen Hauptabſicht ſeines Beſuches einlenken zu dürfen.

Blondchen war abermal im Spiele. In einigen Monaten ſollte die Vermählung desſelben mit meinem ſäbelbeinigen Nebenbuhler Statt haben, und an Krautvarzer einen würdigen Epithalamiſten finden. Er bat mich daher inſtändigſt, nicht ihm, ſondern der ſchönen Nina zu Liebe, ihm bei dieſer ſchwierigen Aufgabe behülflich zu ſein; ihm das Gerippe kurz und oberflächlich anzugeben, welches er bis in einigen Wochen auszufüllen gedächte, und ihm dann die Form, auf die er übrigens alle ſeine Sprachfähigkeit verwenden wollte, gefälligſt durchzuſehen und zu glätten.“

„Mein Verſprechen, deſſen erſte Hälfte ich alſogleich erfüllte, ſtellte ihn vollends zufrieden, und unter vielen Bücklingen und Kratzfüßen befreite er mich endlich von ſeiner fatalen Geſellſchaft. Ich wußte nicht, ſollte ich über eine ſo ſeltſame Erſcheinung, als dieſer Hans Krautvarzer war, lachen, oder mich ärgern. Vielleicht wäre mit der Zeit das Letztere geſchehen, hätte mein Auge nicht zufällig an dem unſterblichen Kleiſt einen Gegenſtand gefunden, der mich allen anderen Gedanken und Gefühlen mit einem Male entzog. In dem kräftigen Gemälde vom Kohlhaas fand ich Troſt und Erſatz für die Tollheiten einer ſtundenlangen Nüchternheit und Bizarrerie.

### 6.

Wie oft verſink' ich ſtumm und regungslos in den Ozean der Unluſt und des Unmuthes? Ihr fragt, welhes Meduſenhaupt mich verſteint? Welcher Gedanke der wunderbare Magus iſt, der mich mit ſeinem Zauberſtabe ſo urplötzlich verändert? Ich weiß es ſelbſt nicht. Die Feinde, welche gegen die feſte Burg meines leichten Sinnes Sturm laufen, ſtürmen nicht einzeln; ſie wiſſen es ſchon, daß ſie da nichts vermöchten, ſchaarenweiſe kommen ſie; rücken, wohlverſteckt hinter den Birnams-Wald der Fantaſie, bis an den Fuß der Feſte vor; überfallen ſie dann, wegwerfend die täuſchenden Reiſer, hinter welchen ſie gefahrlos ſchienen, und klettern an den Wällen der Vernunft hinan, rütteln an den Grundfeſten des Lebens, zerren an den Feuerglocken des Gefühles und durchtoben mit ihrem betäubenden Geſchreie die verborgenſten Winkel der Seele. Was kann da die arme Bedrängte anderes thun, als ſich in das letzte, noch unerbrochene Gewölbe flüchten, harren bis der Sieger ausgewüthet, ſcheu und ängſtlich, wie ein geſchrecktes Reh wieder emporſteigen, und auf den Ruinen ihrer liebſten Schöpfungen weinen. Wo aber weint die Seele lieber als in der Einſamkeit? Gern entbehrt ſie des geſchäftigen Troſtes, der dienſtfertigen Theilnahme, der weichherzigen Empfänglichkeit. Ja, ich möchte ſagen, der Menſch wird mit der Zeit verliebt in ſeine Trauer, und Verliebte lieben keine Zeugen. Der Sinn des Unmuthigen gleicht einem Nachtwandler, mit gefährlicher Verwegenheit klettert er auf den keckſten Vorſtellungen, wie auf den Kanten eines Daches umher, ſetzt über klaffende Abgründe, wie ein Knabe über einen Raingraben, macht auf der ſchauerlichſten Höhe die luſtigen Sprünge, und kehrt am Ende, zwar matt, aber doch unbeſchädigt in ſeine Kammer zurück. Undankbar gegen die Sorgfalt deſſen, der ihn, warnend oder beſchwichtigend, anruft!

Um dieſer Sorgfalt Vieler zu entgehen, die ſich recht eigentlich ein Geſchäft daraus machen, zuzuſprechen, und Einem oft Thränen aus den Augen preſſen möchten, um ſie dann wieder trocknen zu können, — ließ ich mich eines Tages auf mein Lieblingsplätzchen im **Baumgarten** hinausfahren. Hier hofft' ich mich, meiner Gewohnheit nach, homöopatiſch zu heilen, das heißt, meinen Unmuth dadurch zu vertreiben, daß ich ihm nachhinge.

Das Wetter ſagte meiner Stimmung vollkommen zu. Ein fröſtelnder Herbſtregen ſchlug an die Fenſter meines Wagens. Die ganze Gegend ſchien von einem aus Millionen Fäden gewobenen Schleyer überdeckt. Als ich die kleine Anhöhe vor dem Orte hinabfuhr, läutete man eben zum Abendſegen. Allenthalben ſtimmten die Glocken der benachbarten Kirchen ein. Der Regenflor verbarg die Thürme, von denen das Geläute kam; es klang wie ein Uniſono aus einem anderen Lande, von welchem wir nur durch eine Breterwand getrennt ſind. Innig ergriffen, ſtieg ich am Ziele meiner Fahrt aus.

In der ſüßen Hoffnung, heute wohl der einzige Wallfahrer in dieſem Winkel zu ſein, und mich alſo meiner Stimmung ungeſtört überlaſſen zu können, eilte ich die hölzerne Treppe empor. Wie bitterböſe war ich aber, als mir von Weitem ſchon das Fortiſſimo einer

Tanzweiſe entgegenſcholl. Faſt wär' ich umgekehrt, hätte mir die zuvorkommende Hand des Kellners nicht ſchon die Thüre geöffnet. Ungeſehen wollt' ich eben in das trauliche Seitenkabinettchen rechts an der Thüre entſchlüpfen, als es vom Klavier aufſprang; mit einem ausgelaſſenen „Willkommen" auf mich zuſtürzte, und mich am Rockſchoße zurück hielt. Im vollſten Unwillen über die Harpye, welche mir die Götterſpeiſe der Einſamkeit vom Munde wegzuſchnappen kam, wandt' ich mich um, und konnte vor Erſtaunen kaum zu Worte kommen. Der unverhoffte Freund, welcher das Fortiſſimo einer Tanzweiſe auf dem Klaviere ſpielte, welcher ſo haſtig aufſprang, welcher mit ſo einem ausgelaſſenen „Willkommen" auf mich zuſtürzte, und mich am Rockſchoße feſthielt, war jener ſeltſame, ernſte, faſt geſpenſtige Mann, deſſen Bekanntſchaft ich zuerſt auf demſelben Fleckchen gemacht hatte. Damals aber war Alles um uns her in voller Luſtbarkeit; ich war guter Dinge, meine drei Begleiter waren froh; kurzum Alles vereinigte ſich zu einem Gemälde voll Licht, voll Helle; — nur er war traurig, ernſt, tiefſinnig, nur er war der Schatten in jenem lichten Bilde. Und auch in jenem merkwürdigen, mir vor Allem unvergeßlichen Dillettantenkränzchen, war doch Alles pure Freude, Alles aufgeweckt, Alles muthwillig und ſpaßhaft geſtimmt, ſelbſt ich, ob ich gleich ein aus ſeinem Himmel Geworfener war, kurzum auch dort vereinigte ſich Alles zu einem lichten Gemälde; nur er ſtach gegen die anderen wie der Ernſt gegen den Scherz, wie die Nacht gegen den Tag, wie der Schatten gegen das Licht ab;

nur er trat mit beklommener Bruſt an das Fenſter und ſang ein Lied, ſchwermüthig und trüb in die Nacht hinaus, während die anderen, nachlallend die fröhlichen Melodien des Abends, ziemlich laut und lebendig nach Hauſe gingen. Und heute hat ſich die Einſamkeit in dem Zimmer dieſes ſonſt ſo belebten Landſitzes gelagert; heute blickt der Herbſt mit ſeinen erloſchenen Augen durch die Scheiben und badet mit Thränen den verlaſſenen Altan; heute ſtehl' ich mich zur Thüre herein, wie Einer, dem man es anſieht, daß ihm nicht luſtig zu Muthe iſt, und er ſpielt auf, daß die Hämmer ſpringen möchten: eilt im Galopp-Schritt auf mich zu, bringt mich durch einen überfreundlichen Gruß aus meiner Faſſung, und ſcheint mein betroffenes Schweigen durch ein ſchallendes Gelächter höhnen zu wollen.

In abgebrochenen Worten äußerte ich dem räthſelhaften Geſellſchafter mein Befremden, ihn ſo aufgeweckt, ſo unerklärbar luſtig zu ſehen. Mir käm' es vor, als hätten wir die Rollen getauſcht, oder als wär' erſt ſeit Kurzem die wahre Lebensanſicht in ihm aufgegangen.

„Meinen Sie, Freund," begann er lachend, „meinen Sie? da ſieht man, daß ich heut erſt zum dritten Male das Glück habe, von Ihnen geſehen zu werden. Auf dreimaliges Anſehen kann man freilich einen ſo verſchrobenen Zweifelsknoten, wie ich bin, nicht zerlegen! Wozu hätte mich denn der liebe Himmel auf die Schattenſeite dieſer Welt verſetzt? Warum hieße ich denn bei Allen, die mich kennen, der leben diger Schatten, wenn ich meines Titels ſo unwerth wäre, daß ich nicht einmal zwei Geſtalten annehmen könnte. Ich muß mich nach dem Gemälde richten, das vor mir liegt. Iſt wo ein froher Kreis beiſammen, wo das Leben, wie in einem Champagner-Rauſch hintaumelt, und die liebe Luſt im Brillantfeuer aus allen Augen funkelt, da iſt es mein Amt, einzutreten, die Leute zu verſtimmen, und als lebendiger Schatten das grelle Licht zu dämpfen! Aber glauben Sie, das gelte bei Fröhlichen allein? Kann man denn nicht auch von Herzen, ſo recht innig traurig ſein, daß man faſt luſtig wird, oder wie der Oſterreicher ſagt, daß man jauchzen möchte vor Schmerz, wie Sie heute zum Beiſpiele!“

„Wenn nun einer daher kömmt, wie ich, der ſo recht fröhlich und obenaus iſt, daß ihm vor Lachen faſt das Waſſer in die Augen ſchießt, iſt der nicht auch ſo etwas, wie ein lebendiger Schatten? Was wundern Sie ſich alſo, mein Beſter? Warum klingt ihre Anrede ſo ſonderbar, als ob ſie mich der Inkonſequenz zeihen wollten. Oder glauben ſie etwa, ich hätte keinen Grund luſtig zu ſein?“

So ſprach er zu mir und zog mich dabei auf den Seſſel, der zunächſt am Pianoforte ſtand, nieder. Er ſelbſt aber ſetzte ſich wieder hin und ſpielte einen andern Walzer als Ritornell zu ſeiner Rede, die mich in meinem Befremden immer weiter gerathen ließ. Als er bemerkte, daß ich ſchweigend vor mich hinſah, ſprang er auf, ſtürzte ſein Glas, das neben mir auf dem Tiſche ſtand, aus, und beſtürmte mich von Neuem mit ſeinen, halb wie Spaß, halb wie Ironie, klingenden Vorwürfen.

„Ei was wäre denn das,“ fuhr er fort, „immer noch kopfhängeriſch, immer noch ſtumm?“

„„Ja leider,““ entgegnete ich, „„und ſo viel ich mich kenne, wird das dauern, bis mir der Schlaf zu anderen Träumen verhilft.““

„Verbunden, verbunden!“ lachte er wieder, „ſchreiben Sie alſo meinen Geſprächen einſchläfernde Kraft zu? Keine Entſchuldigung, Spötter! Sie ſollen mir beſchämt geſtehen, was Sie jetzt aus Höflichkeit zugeben wollen. Sie ſollen mir heute noch aufgeweckt werden, nicht träumen, das thun Sie ja ohnehin! Ich habe heute meine eigene Wuth auf ihren Unmuth, überlaſſen Sie das Revier meiner Verfügung, und die Koppeln meiner Späſſe ſollen dieſes Schwarzwild zu Tode jagen! Wollen Sie das?“

„„Wenn Sie dieſe Jagd für keine verdrüßliche und zugleich vergebliche Arbeit halten, warum nicht! Ich würde Ihnen gar nicht zürnen!““

„Nun denn, auf dieſe Rechnung bleibt mir ja gar nichts zu wagen. So hören Sie denn vor Allem ein kleines Hiſtörchen, ein allerliebſtes Hiſtörchen, welches ſeine Wirkung bei einem Unmuthigen gewiß nicht verfehlen wird. Vielleicht kommt es nur mir ſo allerliebſt vor, weil es meinem ärgſten Feinde widerfahren iſt, aber abgeſehen von dem allen, glaub’ ich mich doch nicht zu täuſchen, daß es auch Ihr Intereſſe in Anſpruch nehmen werde. Aber vorher die Gläſer gefüllt! Stoßen Sie an, Freund! auf den Tod meines Feindes!“

Mit unwillkürlichen Grauen ließ ich die ſchon erhobene Hand mit dem Glaſe wieder ſinken, indem ich ihm verſicherte, daß es meinem Charakter zuwider wäre, auf den Tod irgend eines Menſchen anzuſtoßen.

„Nun denn, ſo ſtoßen Sie auf das Leben Ihres Freundes an!“ ſprach er mit plötzlich verändertem, faſt wehmüthigen Tone, und faßte mir dabei die Linke ſo innig, daß ich nicht umhin konnte, den Druck zu erwiedern.

„Alſo um auf unſer Hiſtörchen zu kommen,“ begann er hierauf wieder, in ſeine vorige Aufgewecktheit zurück fallend, „ſo muß ich Sie vor Allem um Ihre geneigte Aufmerkſamkeit bitten, denn ich werde Sie nach jedem Kapitelchen um Ihr Urtheil fragen, und da würd' es mich entſetzlich verdrießen, wenn ich fände, daß ich tauben Ohren gepredigt hätte. Alſo in medias res! — Es war einmal ein Maler, und der Maler iſt mein ärgſter Feind, und dieſer mein ärgſter Feind iſt nun in meinem Alter; damals war er noch jung, kräftig und feurig, und hatte ſeinen Kopf auf dem rechten Fleck, und vor Allem aber war er guter Dinge. Er kümmerte ſich um nichts, denn er brauchte nichts, und wenn er etwas brauchte, ſo war es wenig und das erhielt er bald irgend ſo, ohne ſich eben zu kümmern. Da lebte denn der Maler in ſeliger Unbewußtheit vor ſich hin; kannte nur die Freude, und ſein einziger Schmerz war eine ſüße Sehnſucht nach etwas, das er nicht kannte. Erſtes Kapitel. Was ſagen Sie dazu?“

„„Daß Sie mich ſchildern, wie ich war,““ entgegnete ich, ſchon jetzt in ſein Intereſſe gezogen.

„Wie Sie waren,“ fuhr er fort, „auch wie er war? der Maler nämlich: denn nun war er es auch am längſten, und jetzt ſchon iſt er nicht mehr ſo. Er kam in ein Haus, in dieſem Hauſe war ein Mädchen; das Mädchen will ich Ihnen aber beſchreiben, ſonſt wäre mein Roman ja unvollſtändig. Ihr ſchlanker Wuchs, ihre edle Geſtalt hatten etwas Ehrfurcht erweckendes; ihr längliches, eben nicht zu volles Geſicht war der Spiegel aller Tugenden, die das Herz des Mannes wünſcht; die hohe Stirne verrieth Ernſt und Verſtand; das klare, dunkelbraune, oft wie durch einen Kryſtallſchleier ſchimmernde Auge ſtrahlte Offenheit, Feuer, tiefes Gefühl, reines Bewußtſein, das linde Wangen-Paar ſpiegelte die Unſchuld ihres Herzens, ihre Züchtigkeit und jede Aufwallung der treuen Bruſt in wechſelndem Rothe; der Mund, o! der Mund, er konnte durch ſein leiſes Berühren alle Saiten der Seele in heilige Schwingung verſetzen, durch ſeinen Kuß die Sinne ſchwindeln, durch ſeine Bitte jeden Wunſch erfüllt, Geſchehenes ungeſchehen, aus einem Sünder einen Heiligen machen, durch ſeinen Vorwurf vernichten, durch ſeinen Spott quälen, durch ſein Lächeln heilen: das zarte Kinn paarte in einer Wiege Schwärmerei und Schelmerei; um das ganze Bild ihres Antlitzes aber floßen die ſchwarzbraunen dichten Locken wie tauſend Spangen nieder, die ſich um das Herz winden und es, einmal gefangen, nicht mehr frei geben. Ihr Buſen hob ſich unter dem Hauche der Andacht, der Duldung, der Liebe, der Milde: nur nicht unter dem Sturme der Sünde, die ihr fremder war, als der

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK

Roſe das Gift. Ihre Hände waren nicht Schnee und nicht Elfenbein, auch nicht wie weiße Roſen oder wie Alabaſter, ſondern eben fleiſchfarben, wie es meine ſind, aber dabei doch weich und warm, und innig und häuslich und geſchickt, kurzum Hände, in die man die ſeinigen gerne für ewig legen, und denen man ſie nicht eher entwinden gewollt hätte, als bis ſie uns die Augen zudrücken müßten. Ihr Fuß, ich weiß nicht, ob er je in einer Preſſe geſteckt hat, aber er war eben groß genug zum Gehen, und eben klein genug, um auch auf dem ſchmalen Steige des Rechten fortzukommen: dabei auch ein recht kluger, denn er wußte gar geſchickt ohne Licht und unter dem Tiſche, das Plätzchen zu finden, welches ihm ein anderer Fuß, der mit ihm einſt durch's Leben wandern wollte, trotz allen Spähern und Horchern, auf ſeinen Zehen einräumte. Da haben Sie nun die Beſchreibung des Mädchens, das der Maler im Hauſe fand, und ſomit das zweite Kapitel! Und was halten Sie nun von dem?"

„„Was ich davon halte? daß Sie warm erzählen, und daß ich tief fühle, was Sie ſagen!""

„Daß Sie fühlen, was ich ſage? o! der Maler fühlte auch, nicht was ich ſage, ſondern was er ſah, und das war unendlich mehr, als ich ſagen kann. Er ſah, daß ihm das Mädchen mit unausſprechlicher Liebe zugethan war, daß es in ihm lebte, daß es mit allen Reizen jungfräulicher Innigkeit und Hingebung an ſeiner Seele hing. Ein Zufall ließ ihn dieſe Neigung, die er beim erſten Zuſammentreffen gewünſcht, aber nie geahnt, alſo auch nie erregen zu wollen gewagt hätte, erkennen. Der Maler jubelte, das Mädchen genas von dem ſchleichenden Fieber der Schwermuth, eine goldene Zukunft ging auf über die Liebenden. Schwur, Kuß, Händedruck wechſelte mit bedeutſamen Scherzen, nichtsſagenden Schmollen und kindiſchen Träumereien. Sie ſagten ſich die Ehe mit heiligen Worten zu, und lebten auch fürderhin in ihrem Herzen wie Eheleute. Offenheit, Klarheit und Treue hießen die Wege, worauf Gedanken und Gefühle des einen Herzens in das andere hinüberſtiegen. Sie verlebten ihren Himmel auf Erden und jede Stunde war die Mutter einer ſchöneren. Nun, was ſagen Sie zu dieſem, nicht Kapitel, ſondern Kapitelchen, Freund, welches eigentlich ein Pleonasmus iſt, indem es, nach den Regeln des Romanes, ja im vorigen ſchon enthalten und verrathen war?“

„„Sie ergreifen mich tief, ſeltſamer Erzähler,““ erwiederte ich, „„und richten meine Gedanken gewaltſam anderswohin als ich wollte! Aber Komiſches ſeh' ich an Ihrer Erzählung nichts!““

„Wird ſchon kommen, wird ſchon kommen,“ fuhr er fort — „ein halbwegs politiſcher Erzähler benützt dieſe Geſetze des Kontraſtes, und meine Erfahrenheit in der Seelenlehre muß ich Sie denn doch auch merken laſſen.“

„Ja, wie geſagt, mein Feind, der gute Maler lebte mit ſeiner Wilhelmine, ſo hieß die Heldin meines wahrhaften Romanes, wie ein Mann mit ſeinem Weibe! Warum beeilte er ſich denn aber nicht zu ſein, was er ſchien? Das hatte wohl ſeinen eigenen

Grund. Der arme Maler heißt mein Held, und ein Armer, hat das Glück gut zu malen, aber ſchwer zu finden. War denn aber ſein Minchen nicht reich? Gott ſei Dank, ſie war es auch nicht, und damit blieb denn die Hoffnung immer noch größer, als ſie für den armen Maler bei der Tochter eines Reichen geweſen wäre. — Alſo war ſein Minchen ihm ganz gleich? Leider ganz; was blieb ihm alſo zu thun? was zu verſuchen? Er mußte die Sache über das Knie abbrechen; er mußte ſich um etwas ſorgen, was er nie geachtet hatte; — um das rothe Geld; ja er mußte dieſe metallene Zielſcheibe zum Ziele machen, welches die Erreichung ſeiner Wünſche wenigſtens um einige Jahre hinausſchob! Wie weiſe doch das Schickſal handelt! Auskühlen läßt es die ſiedenden Pulſe erſt; verkochen das ſtürmende Herz, — ehe die Liebe gegoſſen werden ſoll in den Model der Ehe und der Häuslichkeit! Dieſe Auskühlperiode begann denn auch bei meinem lieben Feinde. Er begab ſich hinab nach Süden, wo bekanntlich die Kunſt noch ſo tief ſteht, daß man ſich nicht ſchämt, ſie zum Gegenſtande der Mäkelei zu machen, und für Kunſtprodukte etwas zu bezahlen! Aber eben zu dieſer Tiefe ſollte er ſich ja freiwillig erniedrigen, um dann erhöht zu werden. Er gewann auch Manches, für den Augenblick ſogar vieles, mit dem Abkühlen wollt' es aber nicht gut von Statten gehen. Was ihm auch ſeine Freunde ſchrieben, wie ſie ihm zuredeten: der tolle Kauz machte alle ihre Warnungen und Prophezeiungen zu Schande. Mit dem Steinregen der bitterſten Vorwürfe, mit den Mauerbrechern der edelſten Beredſamkeit, mit den Balliſten der Lebensklugheit ſtürmten ſie auf ihn ein, und beſchworen ihn, die günſtige Konſtellazion, in die er nun eben getreten ſei, zu benützen, und den Abſud nicht muthwillig zu verſchmähen, welchen ihm das beſorgte Schickſal gegenwärtig ſo ſchonend darreichte. Er ſollte einmal erwachen aus ſeinen Träumen, ſich losreißen von dieſer Selbſtmyſtifikazion, ſich über Dinge keine Skrupel machen, die der Lauf der Welt mit ſich brächte. Welch' glückliches Leben könnte er jetzt beginnen, wenn er ſeinem thörichten Plane, ſich auf ewig an ein Weſen zu binden, deſſen er vielleicht nur zu bald überdrüſſig würde, entſagte: das Mädchen würde eine Woche raſen, einen Monat weinen, ein Halbjahr ſchimpfen und das nächſte Halbjahr mit einem Anderen denſelben Roman von vorn herein anſpinnen; er hingegen lebte frei; hätte die Wahl unter den Blumen, ohne die Dornen fürchten zu müſſen; hätte ein hübſches Haus, Tafel vollauf, Geſellſchaft nach Belieben, keinen Richter, und obendrein den lieben Ruhm als Arzt, der ihm auf gewiſſe unvermeidliche Schnitte die nöthigen Schönpfläſterchen legen würde. O arme Freunde! Wie vergeblich war die Anſtrengung euerer Finger und Augen, wie unnütz euer wohlgemeinter Rath, euere tiefe Lebensanſicht! Mein Feind hörte nichts, gab nichts um eueren Rath; zerriß wohl in mancher Anwandlung von Ärger euere ſchönſtiliſirten Briefe, und malte darauf los, und ſparte ſich ab und entſagte, um von dem ganzen Plunder nichts zu haben, als die armſelige Freude, ihn ſeinen Träumereien opfern zu können. Drei Jahre trieb er es ſo; drei Jahre hindurch ward er es nicht müde, von ſeinen Freunden und Feinden ermahnt, gehofmeiſtert, getadelt, ausgelacht zu werden, und hinwieder ſeiner Dulzinea ein Briefchen um das andere zu ſenden, Briefchen, deren Inhalt Jenen vielleicht noch langweiliger vorgekommen wäre, als Ihnen, lieber Freund, das Hiſtörchen von meinem Feinde. Aber Geduld, Geduld! Jetzt nahet ſich die Kataſtrophe mit ihrem Knalleffekte, der komiſche Kern der langweiligen Schale, die luſtige Fratze, um derenwillen es ſich vielleicht doch lohnt, ſo lange gezielt und ſo oft fehlgeſchoſſen zu haben, bis ſie endlich hervorſprang!

Nach drei Jahren, wie bemerkt, dünkt ſich der Maler ein gemachter Mann, beſchließt zu ſeiner Wilhelmine zurückzukehren; ſchreibt ihr einige Zeit vorher nicht, um ſie zu überraſchen, weßhalb auch ihre Briefe ſeltener zu werden ſchienen, und reiſt, mit dem Schlüſſel zu ſeinem vollkommenen Glücke ab.

Die Tage der Reiſe dehnen ſich ihm zu Jahren aus; endlich kommt er über die Grenze: ſchon grüßen allbekannte Gegenſtände, Zeugen ehemaliger Schwärmereien und Jugendplane, ſein Auge; ſchon ſieht er die Spitze ſeines lieben Stephansthurmes, der kindiſche Träumer hat ſich noch nicht bekehrt, er weint, wie er die alte krumme Thurmſpitze ſieht, er kniet in dem Reiſewagen nieder und bethet und thut wie ein Knabe. Schon durchſchneidet er Neudorf; begrüßt die Miniatur-Schweiz der Mödlinger Felſen; er fährt den Wienerberg hinan; die alte Spinnerin am Kreuz iſt auch noch da, er hat ſie erreicht; —

da liegt ſie vor ihm ausgebreitet, ſeine Vaterſtadt, die Wiege ſeiner Freuden, die Freundin ſeiner Leiden, das Bild ſeiner Sehnſucht, das Ziel ſeines Glück's! Er ſpricht nur ein Wort vor ſich hin: nur „Wien!“ ſpricht er mit thränenerſtickter Stimme und dies eine Wort iſt ein ſchönerer Hymnus, als je ein Denis oder Maſtalier darauf gedichtet hat!

Er durchläuft die Saat der Häuſer — dort, zwiſchen den beiden Kirchthürmen, jener Blechzinne links, und dem Kupfergiebel rechts, erkennt er das Haus; es iſt daſſelbe Dach, wie ehe, kein Sturm hat es abgedeckt, kein Brand verzehrt, — und mit Gott werden denn die Leute darunter auch noch dieſelben ſein; — ſeine Wilhelmine auch noch dieſelbe! — Nun raſſelt ſein Wagen durch das Stadtthor, er will an der Gaſſe vorüber, wo ſie wohnt, unmöglich, der Wagen muß halten, er ſteigt aus, beordert ihn an einen Gaſthof zum einſtweiligen Aufenthalte, läuft durch die Gaſſe, daß ihm die Leute nachſehen, ſtürzt zum Thore hinein, nicht achtend auf Eines aus dem Hauſe, das ihn zu erkennen und ihm etwas nachzurufen ſcheint, fällt die Treppe mehr empor, als er ſteigt, und erreicht kaum die Thüre, um an der Glocke zu reißen, ſo brechen ihm vor Ungeduld, Freude und Ermatten die Knie. Man öffnet ihm, erkennt ihn, ergriffen wie er war, beinahe nicht, und führt ihn mit den Worten: „Nu, Gott ſei Dank, daß Sie unſer Brief nicht verfehlt hat!“ in das Nebenzimmer. — „Wo iſt Wilhelmine?“ ruft er im Kampfe der Gefühle, und eilt, als man ihm ſchweigend auf die

Nebenthüre weiſt, ohne zu fragen, hinein! Herrlicher Knalleffekt! die Fenſterläden zu, Lichter auf dem Tiſche, dazwiſchen ein Crucifix, vor ihm ein Prieſter auf den Knien, um ihn weinend die Ältern und Hausleute, im Alkoven ein Bett, darauf Wilhelmine: ſie ſieht auf, ſtreckt die Arme aus, — der Maler ſtürzt an ihren Hals — ſie liſpelt ſeinen Namen, ein Kuß, und ſie iſt nicht mehr!"

„„Halten Sie ein,"" rief ich dem Erzähler zu, der ſo in Eifer gerathen war, daß er auffuhr und krampfhaft emporgerichtet vor mir ſtand, „„halten Sie ein mit Ihrem herzzerreißendem Romane!""

„Roman?" fuhr er fort und ſchlug ein gellendes Gelächter auf, „Roman? Wahrheit, Wahrheit Freund, und das eben macht das Ding komiſch. Wo's einen fröſtelte, wenn er ſich's zuſammendichtete, das ſetzt das liebe Schickſal wie einen Spaß in die Welt und kitzelt uns ſo lange, bis wir uns vor Lachen darüber den Bauch halten. Ja, mein allzuernſthafter Freund, das kommt Alles von irrigen Anſichten. Wäre das Mädel geſcheidter geweſen, ſo hätt' es ſich aus dem plötzlichen Stocken der Briefe des Malers nichts daraus gemacht, wäre nicht vor Sehnſucht in ein Nervenfieber verfallen, wäre nicht geſtorben, eben als er eintrat. Aber auch dem tollen Maler geſchah Recht; warum hat er nicht ſeinen klugen Freunden gefolgt? das Mädel wäre, wie es war, ohnehin drauf gegangen, und er hätte, bei einem guten Braten, auf das Andenken der guten Lotte ſein Gläschen Lacrymae Christi leeren können. D'rum pereat der Dumme, erzdumme Feind!

Heut' iſt der dritte Jahrstag des Hiſterchens! Alſo pereat mein Herr Feind, pereat! Stoßen Sie an!“

„„Um Gott, welche Laune ficht Sie an?““ rief ich ihm zu, ihm den Arm haltend, „„kommen Sie doch zurück von Ihrer heftigen Aufregung! Wer kann dieſer Feind, wie Sie ihn nennen, ſein?““

„Der Feind, mein ärgſter Feind,“ hob er von Neuem lachend an, „der Feind bin — ich! Ja ich ſelbſt war mein ärgſter Feind! Aber ein vernünftiger noch dazu, der ſeinen Gegner doch nicht recht auf's Leben zu faſſen verſtand! Darum lachen Sie mich aus, lieber Freund, und gönnen Sie mir wenigſtens den Ruhm als Erzähler, daß ich Sie auf andere Gedanken gebracht habe!“

„„Beim Himmel, das haben Sie,““ erwiederte ich ihm, „„aber zum Lachen, Freund, hab' ich noch weiter, als zuvor!““ Ich konnte die Thränen, in welche ſich das ſeltſame Gemiſch meiner Empfindungen auflöſte, nicht vor ihm verbergen; ja ich wollt' es auch nicht. Ich ſah ihm durch dieſe Thränen in's Auge; das Gewitter war bei ihm vorüber, er wurde ruhiger, drückte mir die Hand mit einem wehmüthigen Lächeln, welches der Beiſatz: „Begreifen Sie den lebendigen Schatten?“ begleitete, und ſetzte ſich wieder an das Klavier, worauf er, während ich meine Zeche berichtigte, noch einige Ländler ſpielte. Des üblen Wetters ungeachtet war er zu Fuß herausgekommen, ich both ihm meinen Wagen an, er leiſtete mir Geſellſchaft, aber ſtumme, und bildete ſo wieder den lebendigen Schatten zu dem Gemälde meines Inneren, welches in dem Augenblicke durch und durch Sehnſucht nach Mittheilung, Verlangen nach Äußerung war.

## 7.

Wenige Tage nach jenem ſonderbaren Ausfluge nach Baumgarten, ſaß ich, einige meiner Jugendarbeiten durchblätternd, und in ihnen die ſchönen Knabenträume zurücklebend, in meinem Zimmer, als mich das Geraſſel eines Wagens, welcher im Hofe zu halten ſchien, aufweckte. Ein kräftiger Riß an meiner Hausglocke brachte mich auf die Vermuthung, daß dieſer vornehme Beſuch etwa gar mir gelte. Wirklich war es ſo. Mit geheimen Unwillen ſah ich den abenteuerlichen Muſenſohn, Hans Krautparzer, zur Zimmerthüre hereintreten und bereits mit größerer Zuverſicht und wärmerer Offenheit auf mich zueilen. Er war, wie er ſagte, gekommen, um mich rückſichtlich meines Verſprechens, ihm das Hochzeitgedicht, deſſen Entwurf ich ihm gemacht hatte, zu verbeſſern, beim Wort zu nehmen. Er übergab mir das bewußte Karmen mit der Bemerkung, daß er allen Fleiß darauf verwendet, und wie er ſich ſchmeichle, etwas geliefert habe, was für ein Gelegenheitsgedicht beinahe zu gut wäre. Ich möchte es nun gefälligſt durchſehen, und es mir angelegen ſein laſſen, denn Blondchens Hochzeit würde wahrſcheinlich ſchon am dritten Oktoberſonntage, worauf nur einige Tage mehr ſind, zugleich mit dem Kirchweihfeſte gefeiert werden. Da dürfte denn das längſt angekündigte Gedicht durchaus nicht fehlen; die Geſellſchaft würde zahlreicher ſein, als je, da die fatale Aftervarten, welche ihnen bisher den Raum ſo beſchränkte, bis dahin, allem Anſcheine nach, ihre Wohnung auch ſchon geräumt haben dürfte, und daher nichts einer eben ſo lebhaften, als gebildeten Unterhaltung im Wege ſtünde. Ohne viel auf ſeine Worte zu achten, nahm ich ihm die Verſe ab, und trug ihm Höflichkeithalber einen Stuhl an. Er nahm mit freudiger Haſt Platz, und ergriff die Gelegenheit, ſein altes Thema von der lieben Poeſie, und wie er ſie betreibe, wieder anzuſtimmen. In Kurzem war ſein Wunderwerk ſo in Gang gebracht, daß ihn keine Zwiſchenfrage irre machen, oder aufhalten konnte.

„Sehen Sie," ſprach er unter Andern, „ſehen Sie, wie wenig ich meinen inneren Beruf zur Dichtkunſt verfehlt habe! Vergnügen, Name, Geld und Bildung verdank' ich den Muſen ſchon, das Beſte werd' ich ihnen nun auch bald verdanken, eine hübſche Braut! Ja, ſtaunen Sie nur, eine vollkommene, lebendige Braut von Fleiſch und Blut, nicht etwa eine Braut in Gedanken, wie wir Dichter ſie uns oft ſelbſt machen! Und entſinn' ich mich recht, ſo kennen Sie meine auf dieſe Art erworbene Zukünftige ſchon, haben Sie ſchon einmal geſehen! Erinnern Sie ſich noch auf das köſtliche Privatkonzert bei meinem verehrten Freunde, Herrn von Sausgruber, Nina's Papa, bei welcher Gelegenheit ich die Ehre hatte, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen? Nu, da werden Sie ſich gewiß auch auf das Deklamazionsſtück: Der Ritter Toggenburg von Schiller, erinnern, welches ein ſchönes Kind von ſiebenzehn Jahren ſo wunderhübſch vergetragen hat! Eben dieſes ſchöne Kind von ſiebenzehn Jahren iſt meine Braut, und vielleicht die nächſten Oſtern ſchon meine Frau! Aber wie ich zu ihrem Beſitze kam, darin ſpiegelt ſich eben klar mein günſtiges Horoſkop!"

„Meine guten Freunde hatten mir öfters ſchon von einem ſo außerordentlich geſchickten Zitherſchläger erzählt, welchem zu Gefallen die ſchönſten Leute an Montagen, Mittwochen und Freitagen in das Schottenfeld, wo er eine Bierkneipe beſitzt, hinaus ſtrömen. Da ich Enthuſiaſt für Alles bin, was zur Kunſt gehört, ſo ließ ich mich denn auch eines Montags bereden, den entſetzlich langen Weg in dieſe entlegene Vorſtadt mitzumachen. Nach langem Hin- und Herfragen gelangten wir endlich zu der Kneipe, welche den Leuten nicht einmal dem Schilde, ſondern blos dem Beinamen ſeines Inhabers nach, bekannt iſt. Wir traten ein, es war noch ſehr früh, und der beſchränkte Raum daher noch wenig beſetzt. Wie groß war aber mein Erſtaunen, als ich an einem Tiſche zwei Frauenzimmer ganz allein ſitzen ſah. Wir ſetzten uns, über dieſe Geſellſchaft hoch erfreut, an ihren Tiſch; die beiden Damen wandten ſich gegen uns, und ich erkannte in der jüngern die ſchöne Deklamatrice, von der Sie auch Kenntniß haben, und in ihrer älteren Begleiterin eine Frau, welche ich ebenfalls in Sausgrubers Soiréen kennen zu lernen das Glück hatte. Das Geſpräch war alſo leicht angeknüpft. Die alte Frau bezeigte ihre lebhafte Freude, daß ſie hier, wo ſie ganz verlaſſen zu ſein wähnte, doch Jemanden fände, der für eine geiſtreiche Unterhaltung empfänglich iſt. „Sie ſei,“ ſagte ſie, „mit ihrer Tochter herausgegangen, um den viel gerühmten Zitherſchläger zu hören, indem ſie eine leidenſchaftliche Liebhaberin aller Kunſt wäre. Wir wurden bald vertrauter, ich entdeckte mich ihr ebenfalls als einen Verehrer der Kunſte, deſſen Name vielleicht auch ihren Ohren nicht ganz fremd klingen dürfte. Sie war angenehm überraſcht, verſicherte mir, gleich beim erſten Anblicke mich für einen von den Eingeweihten gehalten zu haben, und vergalt meine Offenheit mit dem Geſtändniſſe, daß ſie die nicht ganz unbekannte Naturdichterin Teophania, und ihre Tochter ebenfalls in der Muſenwelt unter dem Namen Klotilde gern gelitten ſei. Die aufrichtigſte Zuneigung war die unmittelbare Folge dieſer Erkennungsſzene. Vor Allem aber entzückte mich Klotilde mit ihrer naiven Gemüthlichkeit, ihrer ſchönen Kunſt, die Worte zu ſetzen, und hauptſächlich durch das ſtarkbetonte Geſtändniß, daß ihr meine Gedichte manche Thränen entlockt hätten. Unter ſolchen Geſprächen verfloß uns die Zeit, wie ein einziger Augenblick. Um acht Uhr erſchien der Wirth mit ſeinem Inſtrumente und ſpielte zum Anfang einige Variazionen über: „Mariandel Zuckerkandel“ auf einer ſiebenzehnſaitigen Zither. Wie ſelig ſtimmten uns dieſe ſchwärmeriſchen Töne! Klotilde wiſchte ſich eine Thräne aus dem blauen Auge, ich trat ſie unter dem Tiſche verſtohlen auf den Fuß und liſpelte: „Gefühlvolles Mädchen!“ ſie zog den Fuß zurück, und liſpelte: „Au weh!“ — das war genug, um ein Gefühl zum Ausbruch zu bringen, welches leider zu lange für meine Muſe in meinem Herzen geſchlummert hatte. Der einfache Virtuos ſpielte noch Vieles und Herrliches auf zwei Zithern, welche in ſanften Terzen geſtimmt, das Herz mit vier und dreißig Tönen beſtürmten, wie auch auf einer dreiſaitigen mit dem Bogen, aber wir hörten wenig, denn unſere Ohren waren zu voll von jenen Klängen, welche in unſerem eigenen Buſen rege geworden waren. Um eilf Uhr brachen wir auf. Ich miethete einen Fiaker, die Nacht war dunkel, Teophania verfiel in einen ſanften Schlaf, und Klotilde und ich fanden nun Gelegenheit genug, die Herzen ſprechen zu laſſen. Liebe, die ſich ſo günſtiger Sterne bei ihrem Beginne ſchon erfreut, ſchreitet mit Rieſenſchritten vorwärts. Das Ziel, das uns vorſchwebt, kennen Sie, wie nahe wir ihm ſchon gekommen, wiſſen Sie, und es fehlt nun nichts, als daß Sie meine Braut und meine Schwiegermama der Ehre werth halten, ihnen ihre nähere Bekanntſchaft, nach der ſie ſich ſchon lange geſehnt haben, möglich zu machen!"

„Soll mir ein großes Vergnügen ſein," antwortete ich dem wortreichen Schwätzer, und freute mich, endlich Gelegenheit gefunden zu haben, ihn zu unterbrechen.

Aber alſogleich nahm er wieder das Wort: „Wenn das Ihr ſchmeichelhafter Ernſt wäre, ſo würde ich nicht länger gegen meine Braut und Schwiegermama grauſam ſein, und ſie auf etwas warten laſſen, wornach ſie ſich ſo ſehnen! Sie haben wohl den Wagen im Hofe gehört, der mich zu Ihnen herbrachte: Teophania und Klotildchen warten in demſelben auf mich, ich wagte es nicht, ſie, ohne frühere Erlaubniß, mit herauf zu führen! Weil Sie es aber geſtatten, ſo hol' ich ſie! Die werden eine Freude haben!“

Mit dieſen Worten rannte er vor die Thür hinaus, lehnte ſich über den Gang und ſchrie mit einer Stentorſtimme, welche das ganze Haus in Aufruhr brachte: „Teophania, Klotilde!“ Alſogleich fuhr denn auch zu jedem Wagenfenſter ein Kopf heraus und erkundigte ſich mit gleich ſtarker Stimme nach dem Wunſche des Rufenden.

Mit freudiger Haſt zog der laute Doppeladler ſeine beiden Köpfe ein, und verließ den Wagen. Beide Geſtalten waren mir wirklich bekannt, und erſparten mir daher das unangenehme Gefühl, welches der erſte Eindruck einer ärgerlich lächerlichen Erſcheinung zu machen pflegt. Teophania, eine kleine, buckelige, alte Frau, hatte einen etwas ſchadhaften ſchwarzen Atlasmantel, deſſen Ärmel vorn in ſo viel Faſern und Fäden zuliefen, daß ſie den Händen füglich auch die Stelle der Handſchuhe erſetzen konnten; ihr ziemlich männliches Geſicht überſchattete ein etwas unverhältnißmäßiger, abgetragener Strohhut mit Federn; denn ſeine Höhe zum Kopfe mochte wie 2 zu 1, ſein Verhältniß zu der übrigen Körperlänge wie 1 zu 2 ſein. Mit freundlichem Schmunzeln ſtellte ſie mir ihre Klotilde vor, ein junges, einiger Maßen ungelenkes Kind, aus deſſen waſſerblauen Augen mehr Gutmüthigkeit, als Hausverſtand zu ſprechen ſchien. Eifrigſt bemüht, dem etwas verlegenen Kleeblatt in den Kontext zu helfen, both ich aller Seits Stühle an; lenkte das Geſpräch auf Krautparzers Herzensangelegenheiten, und ging dann, um doch einigen Spaß, als Fett von dieſer wäſſerigen Konverſazion zu ſchöpfen, auf die lieben Muſen über! Man ſchien auf dieſes Thema gewartet zu haben; denn es brachte Teophania's Zunge mit einem Male in Bewegung und Feuer. Folgenden Abriß ihres Lebens erfuhr ich aus ihrem Munde.

In einem kleinen Flecken des Marchfeldes hatte ſie das Licht der Welt erblickt, und wuchs ohne weitere Bildung ſo heran, wie denn die Mädchen auf dem Lande eben heranzuwachſen pflegen. Kaum einige Stunden von ihrem Geburtsorte weg liegt das bekannte Bad Pirawart, welches ſeinen Gäſten, außer einem mäßigen Badegärtchen, und dem niedlichen, aber ebenfalls kleinen, Garten des Dechantes, gar kein Vergnügen zu bieten vermag, und ſie daher zwingt, in den nahe gelegenen Orten Schweinwart und Hohenruppersdorf einigen Wechſel zu ſuchen. Dieſelbe Abſicht führte denn auch manche Wiener aus dem Bad in Teophania's Geburtsörtchen. Unter dieſen war einmal ein Dichter, Namens Sperling, welcher in Hygeas Armen Heilung für Leiden der Seele und des Leibes ſuchte. Er ging eben an dem Wirthſchaftsgebäude, welches Teophaniens Vater bewohnte, vorüber, als ſie, damals noch Mädchen, die Romanze: Phydile von Claudius ſang. So lernten ſich Teophania und Sperling kennen.

Er beſuchte ſie öfters, ſein Einfluß begeiſterte ſie zu etwas, wovon ſie früher keinen Begriff hatte: ſie las ſeine Verſe, verſuchte es, um ihm zu gefallen, auch, es gelang ihr, Sperling ließ die Verſuche drucken, und Teophania war in Kurzem, als eine Naturdichterin, ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit aller Literaten geworden. Sperling vervollkommnete ſie; lehrte ſie die Deklamation und andere Hilfskünſte der Muſen, ihr Verhältniß wurde inniger — ſie verehelichten ſich heimlich, und Klotilde war die Frucht des poetiſchen Seelenbundes. Teophaniens Vater, ein roher Landmann, wollte das Rührende dieſer Verbindung nicht begreifen und verſtieß ſeine Tochter ſammt der kleinen Enkelin; ſie kam nach Wien, wo dann ihr Gatte in Kurzem ſtarb, und ſah ſich nun, da ihr Vater auch bald zu den Vätern einging, ſowohl für Gegenwart als Zukunft, einzig und allein auf die Freigebigkeit der Muſen beſchränkt. Zum Glücke gibt es noch Ohren, die ein Namenstag-, Geburtsfeſt, Hochzeit-, Wiegen- oder Beileid-Gedicht kitzelt, zumal wenn es von keiner gewöhnlichen Hand kommt, und alſo fehlte es denn auch unſerer Naturdichterin nicht an Quellen des Erwerbes und der Übung. Selig noch immer durch die Gunſt der Muſen, der ſie ſich im vollſten Maße theilhaftig wähnte, beſchloß ſie ſchon, als Klotildchen noch in den Windeln lag, das Mädchen ſo recht eigentlich für die Poeſie zu erziehen; ein Bemühen, welches der weiſen Mutter nicht unbelohnt blieb, denn es verſchaffte ihrer Tochter wenigſtens einen Mann, welcher derſelben werth iſt.

Das iſt denn faſt der Kern des Geſpräches, welches ich noch eine geraume Zeit mit dem redſeligen Kleeblatte fortſetzte. Endlich verließen ſie mich, mit der Bitte, ihnen meine Thüre auch ein anderes Mal nicht zu verſchließen; Krautparzer aber insbeſondere mit einer demüthigen Erinnerung an die Eile, die es mit der Korrektur ſeines Epithalam's habe.

Mit Freuden ſchloß ich die Thüre hinter dieſen ſeltſamen Gäſten, riß alle drei Fenſter meines Zimmers auf, damit der verpeſtende Geiſt, den mir ſo unheimliche Karrikaturen immer zurückzulaſſen ſcheinen, ganz und gar verwehe, und begann, meinen lieben Schiller, wie ein Gebetbuch in gefalteten Händen, dem blauen Herbſthimmel folgendes Klagelied zuzuſchicken:

Du haſt ja oft in deinem Toben
Geöffnet ſchon den Wolkenritz:
Haſt auch in deinem Zeughaus oben
Gewiß noch einen alten Blitz.

O faß ihn, Gott Apollon, Alter,
Und ſchleudr' ihn durch der Lüfte Schoos!
Dein Tempel braucht dich zum Erhalter,
Denn gar ein heillo's Volk iſt los.

Statt Pfriem' und Hobel, Axt und Nadel,
Setzt jeder nun die Feder an,
Und fingert mit um Lob und Tadel
Und meint, er hatte wohlgethan!

Statt an der Elle Zeug zu meſſen
Mißt man den Vers an Fingern ab:

Hat doch das Weib ſogar vergeſſen,
Wozu es Gott der Erde gab!

Die Palme ſoll ſie ſein dem Manne,
Die ſeiner Stirne Schatten thaut;
Sie ſei die Reb' und er die Tanne,
Sie ſoll erhalten, was er baut!

Er iſt die Stärk' im Kreis der Seinen,
Sie ſoll darin die Liebe ſein,
Erwärmen ſoll ſie und vereinen,
Ihr Kreis iſt göttlich, aber klein!

Da ſiehſt du ſie's nun aber halten,
Wie kaum der keckſte Mann es wagt;
Was wohnt in allen Herzensfalten,
Wird heroldmäßig ausgeſagt!

Doch nicht genug, daß ſie die Leiter,
Die ſie zum Ziele führt, verfehlt;
Sie reißen mit, verreiſen weiter,
Und arm an Frau'n wird uns die Welt!

D'rum wirf, Apoll, du Guter, Alter,
Wirf Blitze durch den Wolkenſchoos,
Ein Gott iſt nöthig zum Erhalter,
Denn gar ein heillos Volk iſt los!

### 8.

Jetzt erſt fiel mir Krautparzers Bemerkung auf, daß nämlich bis zu Blondchens Hochzeitfeier die läſtige Afterpartei, die ihnen den Raum ſo beſchränkte, auch ſchon ihr Lokale geräumt haben dürfte. Die läſtige Afterpartei war der Maler. Sollte er denn auf einmal ſeine Behauſung, worin ſich ſein Schmerz doch zu gefallen ſchien, verändern wollen, oder hätte man ihn mit Gewalt hinausgedrängt.

Einige Tage trug ich mich mit dieſen Gedanken herum, und eine gewiſſe innere Beklemmung ſagte mir, daß ich nichts Angenehmes erfahren würde.

In meinen Zweifeln unterbrach mich das plötzliche Eintreten meines Freundes, welchem ich die Bekanntſchaft mit allen dieſen intereſſanten und unintereſſanten Figuren, die ſeit einiger Zeit meine Fantaſie beſchäftigten, zu verdanken habe. Er blieb unter der Thürſchwelle ſtehen, ſtreckte mir mit der einen Hand eine geſtochene Karte, mit der andern ein Päckchen entgegen, und ſprach mit der geheimnißvollen Miene des Humors: „Als Herold ſteh' ich an der Schwelle deines Reiches, in meinen Händen ruhen Krieg und Friede: eh' ich den Fuß ſetze über deine Grenzen, wähle. Die Wahl haſt du dann zu vertreten!“ „„Was iſt da noch zu wählen?““ erwiederte ich nicht ohne Befremden über den ernſten Hintergrund, welcher ſeiner ſcherzhaften Anſprache zur Folie zu dienen ſchien. Wer wählte nicht gerne den Frieden, zumal, wenn er ſeinen Feind nicht kennt! „„Ich wähle den Frieden!““

„Nun denn,“ antwortete mein Freund mit wehmüthigen Lächeln, „ſo vertritt denn deine Wahl! Ich ſtehe vor dir als ein zweifacher Abgeſandter! Dieſes Billet fordert dich auf, einem kleinen Kampfe beizuwohnen, wenn man einen Brautabend ſo nennen darf, da doch nach Alcäus die Liebe ein Kind der Zwietracht iſt; es gewährt dir den Eintritt zur Hochzeitfeier Blondchens, und ſomit auch zur Produkzion deines Epithalam's, welches ich dir feierlichſt aufzufordern übernahm! Dieſes Päckchen aber, welches du dir erwählt haſt, fordert dich auf, der Friedensfeier eines Mannes beizuwohnen, welchem du mindeſtens nicht unintereſſanter warſt, als er es dir zu ſein ſchien. Es iſt das Erbtheil, womit er ſein Angedenken in deinem Herzen erhalten will; denn es war ihm theuer, und er hat dir das Beſte gegeben, was er hatte. Rund herausgeſagt, der ſeltſame Maler, welcher das Stockwerk über mir bewohnt, und welchem du ſo viel Theilnahme ſchenkteſt, daß du die ſeinige damit gewannſt, iſt geſtern Abends geſtorben! Im letzten lichten Augenblick übergab er mir dieſes Päckchen, um es dir als Erbtheil zuzuſtellen! Nimm es und weigere dich wenigſtens nicht, auf dem letzten Gange ſein Begleiter zu ſein!“

„„Alſo haſt du für ſo lange dein Lokale geräumt, läſtige Partei,““ rief ich mit erſtickten Thränen aus. — Nun denn, Glück auf zu deiner neuen Wohnung! — Ja Freund, ich will ihn begleiten auf ſeinem letzten Gange und dabei Gott bitten, daß er mich ihm ähnlich werden laſſe in ſeinem Wollen, aber nicht in ſeinen Leiden!““

„Ja, das wollen wir Beide,“ nahm mein Freund gerührt das Wort,“ nun aber öffne das Päckchen, welches dir der ſeltſame Menſch als Angedenken zurückließ. Er ſchien es eigends für dich bei Seite gelegt zu haben; denn als ihn das bösartige Fieber, welches ihn ſeit Kurzem befallen, und ſich mit ſolcher Rieſenſchnelle auf ſein Gehirn geworfen hatte, zum letzten

Male auf ein Paar Momente verließ, trat ich, weil er nach mir verlangte, zu ſeinem Lager und vernahm aus ſeinem Munde Folgendes, als ſeinen letzten heiligen Willen:

Sein kleines Vermögen im Baren möge, nach anſtändigem Abzuge für die Armen, einem unbemittelten Künſtler zu dem Behufe zufallen, daß er damit den Grund zu einem einfachen Hausweſen lege, ſeine übrige Habe verwende man, um ihm von dem Ertrage eine einfache Leiche zu beſtreiten, und ihm ein einfaches Grabmal nach ſeiner eigenen Idee zu ſetzen; ſeine Guitarre ſolle mir werth bleiben und künftig nur fröhlichen Stunden zur Geſellſchafterin dienen; das verſiegelte Päckchen unter deiner Adreſſe wäre dir zugedacht, ſofern du es deiner Aufmerkſamkeit werth hielteſt! Bald nach dieſer Äußerung fiel er in ſeine wilden Fantaſien zurück, von denen ihn erſt der Hauch des Todes geneſen ließ."

Ich öffnete das Päckchen mit zitternder Hand. Es enthielt ein Gemälde nebſt einem beſchriebenen Blatte. Das Gemälde war ein weibliches Porträt. Die lebhafte Schilderung, die mir der Verſtorbene damals von Wilhelminen gemacht, haftete zu tief in meinem Gedächtniſſe, als daß ich ſie in dieſen Zügen hätte verkennen ſollen. Ja — es war Wilhelmine, der Gegenſtand ſeiner Hoffnung und Liebe, das Ziel ſeines Lebens und Strebens, die Quelle ſeiner Qual und ſeines Todes. Ihre Züge ſprachen mit verſtändlicher Rede zu meinem Herzen, und ich begriff in dieſem Augenblicke deutlich, wie der Verluſt eines

Herzens, wie es aus dieſem Geſichte ſprach, ein Herz brechen konnte. Aber auch gemalt war das Bild ſo wahr und lebhaft, und dabei ſo ſeltſam und wunderbar, ſo kühn und eigen im Wechſel von Licht und Schatten, daß nicht nur des Urbildes, ſondern auch des Malers innerſtes Leben darin aufgeſchloſſen lag. Ja, je mehr ich es betrachtete, deſto augenſcheinlicher trat es in allen Theilen hervor, deſto deutlicher machte ſich auch der Schatten im Gemälde, bis zuletzt auch er dem Auge ſich in zuſammenhängender Form darſtellte, und es nicht länger zweifeln ließ, was er bedeute. Er war nämlich ſo angebracht, daß ſeine Ränder einen Schattenriß bildeten, in welchem ſich des Malers eigene Züge unverkennbar abſpiegelten. Um ſo theurer war mir dieſes Gemälde, denn es ſprach in Linien und Farben das aus, was die beiliegenden Zeilen in rührenden Worten ausſprachen. Ihr Inhalt war Folgender:

Du ſüßes Kind, gefunden und verloren,
Du Eden, kaum gezeigt und ſchon geraubt,
Ich hab' an dich, du haſt an mich geglaubt:
Und Gott vernahm, was wir uns zugeſchworen.

Nicht lange ſollſt du aber auf mich warten,
Ich komme bald, ich fühl' es, bald dir nach:
Mein Laub fiel ab, mein junger Stamm zerbrach,
Was braucht mein Gärtner länger mich im Garten!

D'rum ſoll mein Abſchied ein »Willkommen« werden,
Willkommen mir, du, die ich unten einſt
Mit Thränen und zu Thränen fand! — Du weinſt?
Ich ſeh', du wähnſt dich immer noch auf Erden!

Wir ſind ja nicht auf Erden mehr, erhebe
Die Stirne doch, blick' freudig um dich her.
Hier iſt kein Tod, hier keine Trennung mehr,
Hier webt die Ewigkeit ihr Glanzgewebe!

Hier iſt mein Stern, wie er mir einſt erſchienen,
Mein Leben liegt hier hell vor mir,
Als kein lebend'ger Schatten darf ich hier
Dem fremden Licht zum finſt'ren Rahmen dienen!

Umſchlinge mich, — in einem ſtummen Pſalme
Laß unſ'ren Dank zu unſ'rem Prüfer weh'n.
Der Traum des Lebens kam uns hoch zu ſteh'n:
Hart war der Strauß, doch herrlich iſt die Palme.

Es war Allerſeelentag. Scharenweiſe ſtrömten die Leute der St. Marxer-Linie zu, um die Gräber ihrer Freunde und Angehörigen auf dem nahen Friedhofe zu beſuchen. Eine ernſte Stimmung trieb mich ebenfalls hinaus: hat mir doch die geweihte Erde dort auch ſchon einen theueren Reſt, die Gebeine meines Vaters, in ihrem Schooße aufgenommen. Das Gewirre der Leute, das Geflacker der Kerzen und Lichtlein, das laute Gebet, das gepreßte Murmeln, das Seufzen, die feierlichen Geſichter Einiger, die rothgeweinten Augen Anderer; das Alles ergriff mich ſo ſonderbar, daß ich mich in einer Art wehmüthiger Betäubung von der Menſchenkette durch die Zeilen der Gräber unwillkürlich weiterſchieben ließ. Viele hielten an einem friſchen Grabe ſtill, worauf ein einfaches Holzkreuz ſtand: ich blieb mit Ihnen ſtehen, und ſah es an. Auf dem Kreuze waren zwei Hände gemalt, welche ſich verſchlungen hielten, und darüber ſtand weiter nichts, als die Worte: „Wir ſehen uns wieder!“ — Dieſes Symbol gefiel mir. In demſelben Augenblicke hört' ich hinter mir eine gellende Mädchenſtimme: „da liegt er, der närriſche Maler!“ kicherte die Stimme höhniſch. Schmerz und Ärger erfüllte mich, ich ſah mich um, es war Blondchen am Arme ihres Mannes, der mich alſogleich grüßte. Hinten nach ging Krautparzer ſammt Braut und Schwiegermutter; ein lautes: „danke, danke für das Hochzeitsgedicht,“ war das Einzige, was ich hören konnte, denn ich verließ den Kirchhof eiligſt, rannte nach Hauſe, nahm das Porträt hervor und dachte über ſo Manches nach, was ich mit dem armen Maler gemein habe!

# Das Gelegenheitsgedicht.

Streut das Schickſal uns gleich Neſſeln,
Quält uns Bosheit, Trug und Wahn:
Sprengend alle feilen Feſſeln
Bricht doch Herzlichkeit ſich Bahn!

## 1.

Das Haus Reinhold und Kompagnie war eines der ſolideſten in der Reſidenz des kleinen deutſchen Fürſtenthums, welches den Schauplatz der nachfolgenden Geſchichte bildet. Die Regie dieſes Handlungshauſes war ſo einfach als möglich, indem Herr Reinhold ſelbſt mit unermüdlicher Thätigkeit die Leitung ſeiner ausgebreiteten Handelsgeſchäfte führte, und, ohne eben mißtrauiſch zu ſein, fremden Händen nur dasjenige überließ, was, unter gehöriger Aufſicht, nicht leicht auf eine nachtheilbringende Weiſe verwaltet werden kann. Auch für den Bedarf ſeines Hausweſens brauchte er nicht viel. Er, ſeine Gattin, eine echte deutſche Hausfrau, und das liebe vierzehnjährige Töchterlein bildeten, nebſt dem kleinen Kreiſe ſeiner Komptoiriſten und Hausleute, die eben nicht zu zahlreiche Familie. Der reichliche Ertrag ſeines Geſchäftes war mehr als hinlänglich, dieſelbe auf eine anſtändige Art zu erhalten. Vergeudet wurde nichts; auf Unterhaltung und Erheiterung nicht mehr ausgegeben, als in einem bürgerlichen Haushalte wünſchenswerth iſt; Luxus blieb den rechtlichen Menſchen ein Name, den ſie nur bei ihrer Umgebung kennen lernten. Von ſolchen Grundſätzen begleitet, hatte ſich Herr Reinhold, welcher mit Wenigem zu wirthſchaften angefangen, gar bald ein anſehnliches Vermögen erworben, deſſen größten Theil er nutzbringend anzulegen und durch vorſichtigen

Verkehr zu vermehren bedacht war. Dieſer glückliche Gang ſeiner Geſchäfte dauerte durch einige Jahre. Aber Ereigniſſe, welche Niemand vorausſehen konnte, brachten in ſeinen Hausſtand eine plötzliche Zerrüttung, welche um ſo fühlbarer wirkte, je raſcher die einzelnen Schläge auf einander folgten. Kaum ſchien durch einen klugen Plan die Ausſicht geöffnet, den traurigen Folgen des einen Schlages vorzubeugen, als ſchon ein zweiter und dritter von einer ganz andern Seite traf, und die beabſichtigten Maßregeln unausführbar machte. So trat denn endlich bei Herrn Reinhold jene Stimmung ein, welche uns geneigt macht, jede Wendung zum Beſſern für unmöglich zu halten. Eine gewiſſe ſtumpfe Gleichgiltigkeit, entſpringend aus der feſten Überzeugung, daß nichts Schlimmeres mehr kommen könne, iſt noch weit gefährlicher, als Muthloſigkeit, weil jener, ſelbſt wenn ſich die Hoffnung zeigt, der Wille fehlt, etwas zu wagen, während dieſe oft nur einen Strahl der Hoffnung braucht, um einem erneuten kräftigen Streben und Ringen Platz zu machen.

Eine langwierige Krankheit der Hausfrau war das Unglück, mit welchem die Reihe der Prüfungen begann, welche Reinhold in einem Zeitraume von kaum vier Jahren erfahren ſollte. Gleich den Thieren, mit welchen die Hand der Ärzte ſo verſchwenderiſch unſern armen Leib zu beſetzen belieben, damit ja gewiß kein Tropfe verdorbenen Blutes in demſelben zurückbleibe, hängten ſich dieſe Herren ſelbſt an Reinhold's Säckel an, und brachten ihn durch Rezepten-Wechſel, Konſiliums-Gebühren, Badereiſen und Ausgaben aller Art in kurzer Friſt um einige tauſend Thälerchen. Gerne würde der liebende Gatte alle dieſe Koſten verſchmerzt haben, wenn ſich nur irgend eine Hoffnung gezeigt hätte, daß ſie nicht vergebens geweſen ſeien. Aber ſeine arme Frau wurde von Tag zu Tag ſchwächer, trug immer deutlicher die Farbe des wachſenden Siechthums auf ihrem Antlitz, und konnte ſich zuletzt ſelbſt es nimmer verhehlen, daß ſie ſich in ihrem Innerſten zerſtört und aufgelöſt fühle. Die Ärzte belächelten ihre Thränen und ihres Gatten beſorgte Äußerungen mit vornehmer Selbſtzufriedenheit, zeigten ſich über alle Symptome höchlich erfreut, und behaupteten zuverſichtlich, die Leidende endlich durch ihre Kunſt dahin gebracht zu haben, wohin ſie ſelbe bringen wollten. Der Tag nach dieſer entſchiedenen Äußerung war — Johanna's Sterbetag.

Noch hatte ſich Reinhold von dieſem Schlage nicht erholt, als ein neuer ihn ſchwer und ſchmerzlich traf. In den Nachbarſtaaten war es unruhig geworden. Ein unſeliger Schwindel, welcher, wie die Peſt oder der ſchwarze Tod, Land um Land ergriff, die heiligen Bande der Geſellſchaft zu zerreißen und Alles in heilloſe Verwirrung zu ſtürzen drohte, äußerte zunächſt auf Handel und Verkehr die empfindlichſte Rückwirkung. Das gegenſeitige Vertrauen erlitt einen Stoß um den andern; Verluſte aller Art kamen an die Tagesordnung, mehrere Häuſer, deren Fertigung allenthalben anerkannt und geachtet war, ſtellten ihre Zahlungen ein und zogen in ihren Fall die übrigen mit. Auch Reinhold erfuhr das traurige Schickſal, an einigen

Plätzen zu gleicher Zeit bedeutende Summen zu verlieren. Seine Geſchäftsfreunde wußten das, fingen für ſich ſelbſt beſorgt zu werden an, und kündigten ihm die Gelder auf, welche ſie bei ihm anliegen hatten. Nur mit der größten Anſtrengung, und durch die ſchwerſten Opfer gelang es ihm, ſich diesmal noch auf der Oberfläche zu erhalten und ſeine Geſchäfte fortſetzen zu können.

Da brach der Geiſt der Bethörung auch im Vaterlande los. Bedauernswerthe Szenen fielen vor. Der gemeinſte Pöbel, der nur zu gewinnen und nichts zu verlieren hat, überließ ſich, aufgereizt von nichtswürdigen Verführern, den empörendſten Ausſchweifungen. Vor Allem wurde die Reſidenz der Schauplatz verbrecheriſcher Exzeſſe, welche um ſo mehr Schaden anrichteten, da kein Gutgeſinnter ſie eher für möglich hielt, als bis er ſelbſt Zeuge der unſinnigen Verſuche ward, durch welche ſämmtliche Gemeinheit und verächtlicher Egoismus ſich geltend zu machen ſuchten. Häuſer wurden erbrochen, fremdes Eigenthum beſchädiget oder verſchleppet, Waarenvorräthe geraubt oder verbrannt, friedliche Bürger geängſtiget und mißhandelt. Zwar zählte man nur zwei ſolche Tage des Schreckens; allein ſie reichten hin, um mancher Familie die tiefſten Wunden zu ſchlagen und ihr Glück für lange Jahre zu erſchüttern. Zu dieſen gehörte auch die Reinold'ſche.

Unglücklicher Weiſe war das Haus, welches dieſelbe bewohnte, auf dem Platze gelegen, wo der Tumult am ärgſten war.

Herr Reinhold, welcher nicht die geringſte

Ahnung von ähnlichen Vorfällen hatte, war in Geſchäften eben auswärts, als die Meuterei losbrach. Mit wildem Geſchrei ſtürmte eine bewaffnete, aus dem niedrigſten Geſindel zuſammengewürfelte Rotte auf das Haus des redlichen Handelsmannes, unter dem Vorwande, daß es ihr recht wohl gelegen ſei, um aus den Fenſtern deſſelben die ganze Bewegung leiten zu können.

Auf die Weigerung der Hausleute, welche kaum noch Zeit genug gefunden hatten, das Thor zu ſperren, erfolgten wüthende Drohungen und wiederholte Verſuche mit Gewalt einzudringen. Zum Glücke war ein junger, gebildeter Mann anweſend, welchen Reinhold in ſeinen Studien unterſtützt und ſeither gerne bei ſich geſehen hatte. Auch diesmal war ihm gleichſam die Aufſicht über das Haus und vorzüglich über die Tochter des Hauſes, das liebe Hannchen, übergeben worden. Lizentiat Gottfried Damm, ſo hieß der junge Freund des Reinhold'ſchen Hauſes, verlor die Faſſung nicht: mit kühnem Muthe öffnete er ſelbſt das Thor, trat, unbewaffnet wie er war, den Anſtürmenden entgegen, und hielt ihnen das Thörichte, Zweckwidrige und Unſinnige ihres Beginnens in ſo kräftigen, der Situation ſo angemeſſenen Worten vor, daß ein befehlendes „Zurück!“ aus dem Munde des vermummten Führers der Rotte ertönte, welcher ſeitwärts herbeigeeilt kam. Sie zogen murrend ab, und lärmten wie Betrunkene weiter. So war nun das Haus verſchont geblieben. Gerührt dankte Reinhold, welcher auf die erſte Nachricht in ängſtlicher Haſt zurückgekommen war, dem Retter ſeiner Familie. Deſto härter wurden aber am zweiten Tage die Magazine und Waarenvorräthe des Handelsmannes mitgenommen. Sie wurden insgeſammt geplündert, und, als man des Zerſtörens endlich überdrüſſig war, in Brand geſteckt. Dieſe ſchreckliche Brandfackel leuchtete aber auch der meuteriſchen Rotte zu Grabe. Viele fanden im Getümmel ihren Tod; viele wurden eingefangen, die Mehrzahl verlief ſich, als es zum Ernſte kam — zuerſt von Allen, wie gewöhnlich, die Rädelsführer. Am dritten Tage war die Ruhe wieder hergeſtellt. Der Fürſt ſelbſt kam von ſeinem Landſitze in die Reſidenz, um die Spuren dieſes beklagenswerthen Ereigniſſes durch landesväterliche Milde ſo bald als möglich zu vertilgen.

Dieſe zwei Tage hatten dem Reinhold'ſchen Hauſe den letzten Schlag beigebracht. Er ſah, daß es ihm unmöglich wäre, nach allem Vorhergegangenen, auch dieſen Verluſt noch zu überdauern, und entſchloß ſich zu dem Äußerſten, nämlich die Reſte ſeines Vermögens ſeinen Gläubigern preiszugeben. Alles geſtand ihm zu, daß er redlich gehandelt habe und Nachſicht und Schonung verdiene. Die gerichtliche Verhandlung hatte daher keine Schwierigkeit, die Gläubiger wurden, nach Maßgabe des Vermögensbeſtandes befriediget, und nach Verkauf des Hauſes und der übrigen Realitäten blieb dem wackeren Manne noch ſo viel, um mit einem mäßigen Sümmchen ein Handelsgeſchäft im Kleinen antreten, und ohne Beläſtigung eines Andern, ſich und ſeine herzensgute Tochter ehrlich ernähren zu kennen. So ward aus Herrn Reinhold, dem begüterten, angeſehenen Kaufmanne — der ſchlichte Krämer Reinhold, und aus ſeiner Tochter Johanna, welcher bereits manche Augen lüſtern nachgeblickt hatten — das liebe, arme Krämer-Hannchen.

Was den Vater und vor Allem die Tochter innigſt freute, war, daß Lizentiat Damm dem Krämerladen noch eben ſo treu und herzlich anhing, als vorher dem Handelshauſe, welchem er in der That von früheſter Jugend an viel zu danken hatte. So ſchmerzlich er das Unglück mitempfand, das ſeinen Wohlthäter und Freund ſeit beinahe vier Jahren ununterbrochen verfolgte, ſo bewirkte es doch bei ihm nicht die geringſte Veränderung. Er brachte faſt jeden ſeiner Abende, wie früher, dort zu, und, wenn ihm von ſeinen Schreibegeſchäften, mit welchen er ſich bis zur Erhaltung eines Staatsdienſtes ſein Brot erwarb, ein freies Stündchen blieb, ſo widmete er es Niemanden lieber als dem guten Hannchen und ihrem Vater. Dieſer merkte wohl, wozu das am Ende führen würde; er fand aber auch keinen Grund, etwas dawider einzuwenden. Damm war ein thätiger, kenntnißreicher Mann, von gutem Herzen, glücklichen Anlagen und tadelloſen Grundſätzen. Früh verwaiſ't, wurde er durch ſeine Lage genöthigt ſich einem ernſteren Streben zuzuwenden. Die Stürme des Jünglingsalters waren daher an ſeiner Seele ſchadlos vorübergegangen. Doch ungeachtet dieſer genaueren Richtung ſeines Geiſtes war der junge Mann kein pedantiſcher Kopfhänger, aus welchem ſich nichts als ein ſteifer Federheld herauszu-

[illegible] treibe, ſondern er blieb aufgeweckt, gemüthlich, hatte Sinn für etwas Erhabeneres, als der Aktenſtaub, ja er lieferte ſogar in freien Stunden Proben eines ſeltenen poetiſchen Talentes, von denen er jedoch nur wenige der Öffentlichkeit preis gab. Von ſeinen Kenntniſſen theilte er ſeiner Jugendfreundin manches Erſprießliche mit, in der Überzeugung, daß es einem bürgerlichen Mädchen eben ſo wenig, als einem Fräulein ſchade, Keime einer ernſteren Bildung zu erhalten, und ſich vielleicht zur weiteren Entwickelung derſelben angeregt zu fühlen. Es iſt für ein weibliches Weſen gewiß beſſer, in Stunden, wo die Küche verſorgt iſt, wo Strickſtrumpf und Nadel ruhen, ein ſchönes Lied zu ſingen, welches Herz und Sinn erhebt, oder eine rührende Szene aus der Geſchichte zu leſen, oder über die Natur und den Nutzen der Pflanze nachzublättern, die unter dem Fenſter im Garten blüht, als den Putz der Nachbarstöchter zu bekritteln, oder ſich über eine neue Kotillonfigur den Kopf zu zerbrechen, oder ſich von einem jungen, ſporenklirrenden Offizier den Hof machen zu laſſen. Mit Vergnügen bemerkte daher Reinhold die Theilnahme, welche Hannchen ihrem wackeren Jugendfreunde ſchenkte, und fürchtete den Augenblick, wo beide zum Geſtändniſſe kämen, nur deßwegen, weil ihnen allen vielleicht in demſelben die Beſchränktheit ihrer Lebensumſtände auf eine ſchmerzlichere Weiſe fühlbar werden dürfte, als es bisher je geſchehen war.

Außer dem Lizentiaten beſuchte von den frühern Bekannten das Reinhold'ſche Haus nur noch ein Einziger derſelben, deſſen Abfall die ganze Familie verſchmerzt haben würde. Dieſer nicht ganz willkommene Gaſt war der Privatgelehrte Hirſchbein. Er war, wie er ſagte, aus einer der Hanſeſtädte gebürtig, wo er durch lange Zeit als Rechtskonſulent ſein Fortkommen fand. Verhältniſſe verleideten ihm den Aufenthalt daſelbſt; er wanderte in das Fürſtenthum ein, und begründete in der Reſidenz ein Tagesblatt für Kommerz und Gewerbskunde, als deſſen Herausgeber er mit Reinhold, als einem der erfahrenſten Geſchäftsmänner, bekannt zu werden ſuchte. Das Journal gerieth ſchon nach einigen Quartalen in's Stocken, und ging zuletzt ein. Deſſen ungeachtet erſchien Hirſchbein noch fortwährend im Reinhold'ſchen Hauſe, und unterhielt ſich mit ihm oft ſtundenlang über Ökonomie, Handel, Staatswirthſchaft und Politik, wobei er übrigens weder die geläutertſten, noch die gemäßigſten Grundſätze verrieth. Sein Betragen hatte nicht viel Zutrauen Erweckendes. Er ſchien zur Klaſſe jener intereſſirten Geſellſchafter zu gehören, welche von den Äußerungen Anderer zehren. So manchem hingeworfenen Gedanken konnte Reinhold, nach kurzer Friſt, in einer Nummer eines Zeitblattes wieder begegnen, ja es kam ihm ſogar vor, als ob man von mancher ſeiner eigenthümlichen Anſichten und Ideen höheren Ort's Notiz genommen hatte, wohin doch dieſelben durch Niemand Andern als durch Hirſchbein gelangt ſein konnten. Dieſer hatte nämlich in ſeinem Äußern einige Ähnlichkeit mit der gewöhnlichen Maske des Sekretärs Wurm aus „Kabale und Liebe;" ſeinem Benehmen nach mit dem Thiere gleichen Namens. Er wußte zu kriechen, ſich zu ſchmiegen, und verſtand vor Allem die große Kunſt, das Unliebſamſte mit unterthänigſt-lächelnder Miene hinzunehmen. Dadurch hatte er ſich vielen der angeſehenſten Häuſer anzuempfehlen und ſich in denſelben Zutritt zu verſchaffen gewußt. Unterſtützt von einflußreichen Gönnern, gab er auch ein neues Flugblatt in Druck, deſſen Spalten vorzugsweiſe zur Veröffentlichung und Anpreiſung der Ideen und Maximen ſeiner Protektoren beſtimmt ſchienen, wodurch es ſich auch erhielt, und in einer Zeit, wo die Meinung mehr gilt, als die Wahrheit, ſogar zu einer Art von Wichtigkeit und Zelebrität gelangte. Selbſt der Ober-Kriegsrath, Graf Perlitz, ein zwar vielfach angefeindeter, aber noch immer höchſt einflußreicher Mann, nahm ſich Hirſchbein's mit beſonderer Huld an, und verwendete ihn bisweilen zu den Dienſten eines Privat-Sekretärs, als welcher ſich der Journaliſt, nicht ohne gewaltiges Vornehmthun, geltend zu machen ſuchte. Wenigſtens ſcheute man ſich, es mit ihm zu verderben, indem man ihm Niedrigkeit genug zutraute, um das Ohr des mächtigen Staatsmannes, in deſſen Nähe er als Werkzeug geduldet war, zu kleinlicher Privatrache zu mißbrauchen.

Auch Reinhold hielt ſich vielleicht nur deßhalb manchmal zurück, dem unwillkommenen Gaſte merken zu laſſen, um wie viel lieber er ihm nicht mehr in ſeinem Hauſe ſähe; aber die Klugheit rieth ihn davon ab, indem der Lizentiat Damm eben um eine Anſtellung im Kriegs-Departement ſich bewarb, wobei es, da Hirſchbein darum wußte, gewiß nicht wenig darauf ankam, auf welche Weiſe der Name des jungen Bittſtellers vor dem Herrn Ober-Kriegsrathe erwähnt würde. Hirſchbein verſprach ſogar Herrn Reinhold einmal unaufgefordert, für den lieben, jungen Mann, wie er ſich gnädig ſchmunzelnd äußerte, bei Seiner Exzellenz ſein Möglichſtes zu thun; er thäte es zwar Herrn Reinhold und dem talentvollen Damm zu Liebe auch ohne Nebenabſicht, da er aber noch ein kleines, charmantes Plänchen nebſtbei habe, ſo wolle er es ſich beſonders angelegen ſein laſſen, ſich recht bald eine Anwartſchaft auf Reinhold's und ſeines Hausfreundes Dank erwerben zu können. — Worin dieſes kleine, charmante Plänchen beſtände, war dieſen beiden eben ſo wenig entgangen, als dem guten Hannchen, dem Hirſchbein's Zudringlichkeit, die er ſich oft unter vier Augen erlaubte, ſchon manche Thräne gekoſtet hatte.

### 2.

„Nun, Jungfer Hannchen!“ — rief Hirſchbein, im Fluge in den Laden ſtürmend, dem erſchrockenen Mädchen zu — „heute werd' ich mir doch ein Küßchen verdienen? Hier iſt ein Briefchen! Nicht an dich, Zuckerkind; aber an deinen Jugendfreund, an deinen Geſpielen, an deinen Lehrer, mit einem Worte, an den allervortrefflichſten und ſchätzbarſten aller Lizentiaten Gottfried Damm allhier! Nun Jüngferchen, wär' ich nicht ein Narr, wenn ich als Poſtporto nicht ein Küßchen eintreiben wollte?“

„Ein Brief an Gottfried?“ erwiederte Hannchen haſtig, Hirſchbein's keke Forderung gar nicht beachtend — „und von wem?“

„Ei von wem?“ — fuhr der Journaliſt kichernd fort — „von wem? — Wer weiß, wer weiß, ob's nicht ein Liebesbriefchen iſt? — Aber nein — ich will den allerſolideſten jungen Mann in keinen Verdacht bringen. Seht einmal her! Sieht das einem Liebesbriefchen gleich? Seht, welch' ein mächtiges Siegel! Und was da um das Siegel für eine liebliche Inſchrift ſteht, und was für ein ſchönes Wappen in der Mitte prangt! — Hört nur: Fürſtliches Ober-Kriegs-Departement! — He, wie klingt das, Püppchen?“

„Vom Ober-Kriegs-Departement eine Zuſchrift an Gottfried?“ — fragte Hannchen mit geſpannter Neugier, und bemühete ſich umſonſt die Röthe zu verbergen, welche plötzlich in ihren Wangen aufſtieg; — „ſollte er vielleicht gar ſo glücklich geweſen ſein, Hoffnung zu erhalten —?“

„Hoffnung gewiß, du theilnehmendes Mädchen!“ lächelte Hirſchbein und kneipte ſie in die Wangen, „Hoffnung gewiß, wenn nicht mehr! Aber er wird ſchon ſelbſt leſen! — Und das hat er — sub rosa geſagt — mir zu danken. Alles mir, Püppchen! Bin ich nicht ein edler Menſch? Verdien' ich nicht das ſüßeſte Küßchen? — Bin ich nicht der genügſamſte Menſch, wenn ich nur ein einziges, ganz kurzes fordere?“

„Ich danke innigſt, Herr Hirſchbein!“ entgegnete Hannchen, mit einem Knix aus ſeinem Arm ſich los windend, als der Vater aus der Seitenſtube trat, und den zurückprallenden Bewerber mit einem höflichen: „Was bringen Sie uns denn Gutes?“ begrüßte.

„Man thut ſein Möglichſtes!“ erwiederte Hirſchbein mit kalter Anſtandsmiene, welche gegen ſein früheres Liebhabergeſicht ſeltſam abſtach; nahm dem Mädchen den Brief aus der Hand und übergab ihn Herrn Reinhold, indem er ihm mit ſcheinbarer Wärme die Hand drückte, und ſich, dem Mädchen einen Kuß zuwerfend, hüpfend entfernte.

Mit Ungeduld erwartete der Vater Damm's Beſuch, um etwas Näheres über den Inhalt des Briefes zu erfahren, wiewohl er ſchon längſt über jene ſanguiniſchen Hoffnungen hinaus war, in denen man, beim bloßen Anblicke eines Amtsſiegels, von Beförderung, Auszeichnung, Ruhm, und der Himmel weiß! von was für glänzenden Ausſichten träumt. Aus Hannchen's freudig ſchimmernden Augen ſprach in der That eine weit frohere Erwartung, als ihr Vater zu hegen ſich veranlaßt fand.

Endlich erſchien Damm. Man merkte ihm den unerfahrenen, hoffnungsreichen Mann ebenfalls noch an.

Mit zitternden Händen zerriß er das Kouvert vor Haſt in vier Theile, und entfaltete das Blatt, voll ängſtlicher Spannung, während ihm Hannchen noch ungeduldig über die Achſel blickte, und las: — „An „den Lizentiaten Gottfried Damm allhier. Derſelbe hat ſich morgen um 7 Uhr Früh bei mir einzu

„finden, da ich mich, während des Frühſtückes, über „Einiges mit ihm zu beſprechen wünſche. Perlitz.“ —

„Nichts weiter?“ fragte Hannchen, den Lizentiaten mit großen Augen anſehend. — „Da weiß man ja doch nicht, was er ſo eigentlich will!“

Damm las die paar Zeilen noch einmal durch, ſann und las, und dachte dieſes und Jenes, bis ihn Reinhold aus ſeinen Träumen weckte, und ihn mit ruhiger Bedachtſamkeit anſprach: „Ich wünſche Ihnen Glück, junger Freund! Der erſte Schritt iſt einmal gethan. Es iſt immer etwas, wenn die Großen ſich an uns erinnern. Aus dem Ganzen glaube ich zu ſehen, daß Hirſchbein Wort gehalten hat. Übrigens wäre es mir lieber, wenn wir es wem immer, etwa des Grafen Kammerheizer oder ſeinem Leibſchneider zu danken hätten. Darum benehmen ſie ſich morgen doppelt klug. Suchen Sie die Verwendung eines Mannes, der, wie Hirſchbein, nur aus Egoismus handelt, auf eine Weiſe entbehrlich zu machen, die ihm nicht auffallen kann. Mit dem Grafen ſelbſt aber ſprechen ſie herzlich, frei von der Leber weg: dieſe Herrn lieben das, weil ſie ſelten ſo ſprechen hören. Wo es jedoch auf ein Urtheil ankommt, entſchuldigen Sie ſich, ſobald Ihnen Ihre Anſicht nicht erlaubt, das Echo der Seinigen zu ſein, mit Ihrer Unerfahrenheit, mit Ihrer Jugend, mit Ihrer geringen Weltkenntniß. Halten Sie aber nur nicht zu viel auf die Huld, die er Ihnen angedeihen läßt, nehmen Sie nicht jedes Wort für ein Verſprechen, auf das Sie zuverläſſig bauen können. Wir ſind häufig ungerecht gegen die Großen. Wie viel

Worte verſchwenden wir Alltagsmenſchen im Geſpräche gegen einander; allein wir wiſſen, daß an unſeren Worten nicht viel liegt, daß man ihnen keine große Wichtigkeit beilegt, und daher thut es nicht wehe, wenn Jemand in ſeinen Handlungen hinter ſeinen Worten zurückbleibt. Wenn aber ſo ein Herr ſagt: „Ich werde mir's ad notam nehmen!“ oder: „Sie ſind mein Mann!“ oder: „Wir müſſen einander näher treten!“ oder gar: „Man würdigt Sie zu wenig, das muß anders werden!“ da nimmt man, im Übermaße des Entzückens, jedes Wort für ein Verſprechen, deſſen Erfüllung durch die Heiligkeit der Autorität verbürgt iſt. Kommt man nun, nach langem vergeblichen Harren, doch zur Einſicht, daß man die Rede zu wörtlich genommen habe, ſo klagt man die Vornehmen des Wortbruches, der abſichtlichen Täuſchung, des ironiſchen Hochmuthes an, ſtatt daß man ihnen dafür dankte, daß ſie uns lieber mit gnädigen Worten und freundlichen Mienen begegnen, als uns, was ihnen bei ihrer Macht und ihrem Anſehen ſo nahe lag, kurz und ſchnöd abfertigen wollten. Vergeſſen Sie das im Geſpräche mit Seiner Excellenz ja nicht; — vor Allem bleiben Sie — ich ſage es Ihnen noch ein Mal — offen und herzlich, Herzlichkeit dringt überall durch!“

Damm ſchrieb ſich die Lehre Reinhold's dankbar in's Herz, und ſah dem erſten Gange, den er zu einem Großen thun ſollte, zwar mit minderer Erwartung, aber mit ruhigerem Gemüthe entgegen. Reinhold entfernte ſich, und Damm blieb mit ſeinem geliebten Hannchen allein zurück. Jetzt war der

Augenblick gekommen, welchem Reinhold mit Beſorgniß entgegenſah.

„Ach, wenn Ihnen doch der morgige Gang recht viel Glück brächte!“ ſprach das Mädchen, mit einem tiefen Seufzer, welcher bewies, wie ſehr ihr dieſer Wunſch vom Herzen ging.

„Das gebe Gott!“ entgegnete Damm, ihre Hand lebhaft ergreifend. — „Sie können nicht glauben, in welcher ängſtlichen Stimmung ich ſeit Monden umher gehe; mir iſt dieſe Lage, in welcher ich nicht weiß, was für ein Schickſal mich treffen ſoll, gerade unerträglich; mir iſt zu Muthe wie einem Wanderer, der auf einer meilenlangen Ebene das Ziel ſeiner Wanderung klar und deutlich vor ſich erblickt, und Stunde um Stunde rüſtig fortpilgert, ohne es erreichen zu können. Das Ziel meiner Wanderung, liebes Hannchen, kennen Sie, wiewohl ich es Ihnen noch nie genannt habe, und auch nicht eher nennen werde, als bis ich den Weg klar vor mir ſehe, welcher mich bald und ſicher hinführt. Sie ſollen durch nichts gebunden ſein! Denken Sie dann, wenn ich es Ihnen nennen kann, noch ſo gut für mich, wie ich glaube, daß Sie jetzt für mich denken, ſo ſind wir ja im Klaren! Wozu die vielen, oft ſo ſchmerzlichen Worte? Der Mann ſoll im Leben thätig ſein, für die Menſchheit, für den Kreis der Seinen, welchen er ſich in Liebe und Eintracht zu bilden hat. Das Weib gehört dem Hauſe an, und erhalte, was der Mann erwirbt. Die erſte Bedingung für beide iſt es daher, jenem Punkte nachzuſtreben, von welchem aus ſie vereinigt ihren Lebenszweck zu verfolgen im Stande ſind. Sie haben redlich das Ihrige gethan, jetzt iſt es an mir, zu ſtreben und zu ringen, damit ich Sie einhole. Gelingt es mir, dann hoffe ich, wird es mir an einem braven, häuslichen, gebildeten Weibe nicht fehlen, und Ihnen, ſo Gott will! nicht an einem braven, herzlichen Manne, — an einem herzlicheren wenigſtens als Hirſchbein wäre!“ —

Hannchen verbarg ihr Geſicht an Damm's Bruſt; er konnte ſich nicht enthalten ihr einen innigen Kuß auf die Stirne zu drücken, als Reinhold eintrat, und das Mädchen ſich loswand und weinend fortſtürzte.

„Ein Kuß in Ehren!“ rief Damm dem Vater entgegen und ergriff mit Rührung die Hand, die jener eben drohend erheben wollte. — „Sie kennen mich, Vater Reinhold! Ich werde ſprechen, wenn es Zeit iſt! Bis dahin bleiben Sie mir, was Sie mir waren, und was Sie mir ſind. Mehr darf ich für jetzt nicht ſprechen, — noch bin ich ja — Niemand; bin nichts, als der arme Lizentiat Gottfried Damm!“

„Man iſt, was man zu werden Kraft und Willen hat!“ erwiederte Reinhold mit ruhigen Ernſte, und drückte den tief Ergriffenen an ſein Herz. — „Aber was ſehe ich? Was liegt denn hier am Boden Sr. Exzellenz höchſteigene Handſchrift an dem Boden eines Krämerladens! Damm, wenn das bekannt würde!“

Damm hob das Blatt auf, welches ihm entſunken war, als Hannchen ihr Geſicht an ſeiner Bruſt verbarg.

„Und was iſt das?“ fuhr Reinhold, das Blatt muſternd, fort, — „der hochgräfliche Name benetzt und halb weggeätzt von einem großen Tropfen!"

„Eine Thräne Ihrer Tochter!" rief Damm begeiſtert aus. — „Ein glückliches Vorzeichen!"

„Da guckt wieder aus dem Lizentiaten der Poet heraus!" bemerkte Reinhold lächelnd. — „Nun laſſen wir es dafür gelten! Wenn ich wüßte, daß mein Kind den Herrn Ober-Kriegsrath ſelbſt ſo weich machen könnte, als ihre Thränen ſeinen Namen, — ſo wahr ich Reinhold heiße, ich ſchickte ſie morgen mit Ihnen hin, damit das Vorzeichen ſeine Erfüllung fände!"

## 3.

Vom Stadtthurme ſchlug es eben ſieben, als der Lizentiat Damm, im ſchwarzen Gallakleide, die Treppe des hochgräflichen Palaſtes mit pochendem Herzen emporſchritt.

Die Thüre in die Antichambre ſtand offen. Kammerdiener, Jäger und andere Domeſtiken lehnten umher und ſahen den ängſtlich Eintretenden von oben bis unten an, ohne ihn zu fragen, was er denn eigentlich wolle.

„Sind Seine Exzellenz, der Herr Graf, zu ſprechen?" fragte Damm den Jäger.

Dieſer wendete ihm, als ob er nicht gehört hätte, den Rücken zu, und plauderte mit den Übrigen weiter, ohne ſich um die wiederholte Frage des Lizentiaten zu kümmern.

Nach einer Pauſe wendete ſich dieſer an einen Kammerdiener mit den Worten: „Seine Exzellenz haben mich rufen laſſen, ich bitte mich zu melden!"

„Rufen laſſen? — melden?“ — wiederholte der Angeſprochene, „die Herrſchaft iſt beim Frühſtücke. Warten, — warten, — oder ſpäter kommen!“

„Eben recht,“ — antwortete Damm, — „Seine Erzellenz beſtimmten mir in höchſt Ihrem Handbillete die Zeit des Frühſtückes!“

Der Kammerdiener maß den Lizentiaten nochmals mit zweifelnden Blicken, zuckte die Achſeln, und fragte ihn, mit einem lächelnden Seitenblicke auf ſeine Kameraden, um Namen und Charakter.

„Lizentiat Damm,“ war die Antwort.

„Li — Liz — Liz —,“ ſtotterte der Kammerdiener abſichtlich, wie es ſchien, um der Antichambre ein Morgenſpäßchen zu machen.

„Lizentiat Damm!“ widerholte dieſer etwas ärgerlich, — „bitte mich zu melden!“

„Lizentiat Damm — Damm Lizentiat“ — murmelte der Kammerdiener vor ſich hin, und entfernte ſich in abgemeſſenen Schritten, um den Harrenden ſo lang als möglich den muſternden Blicken der Dienerſchaft preis gegeben zu laſſen.

Sonderbare Gefühle kreuzten ſich in Damm's Bruſt. Wie Eisluft wehte es ihn aus den Gemächern an, durch welche der Diener hinſchritt, und jede zuklappende Thüre gab ihm einen Stich in's Herz. Schneller jedoch, als er es ſich vermuthet hatte, vernahm er die Tritte des Zurückkehrenden. Seine Beklommenheit ſtieg auf's Höchſte.

Jetzt riß der Kammerdiener den Thürflügel weit auf, trat mit freundlichem Lächeln, welches ſich im Nu den Geſichtern der ganzen Dienerſchaft elektriſch mittheilte, auf Damm zu, und bat ihn, gefälligſt folgen zu wollen.

Damm war durch dieſe plötzliche Umwandlung des früher ſo ſteifen Schranzen nicht wenig überraſcht, und ſtellte ſich ſelbſt daraus ein nicht ungünſtiges Prognoſtikon.

„Gratulire Euer Gnaden!“ begann der Kammerdiener, indem er ihn durch eine lange Reihe prachtvoller Gemächer führte; — „Seine Exzellenz müſſen auf Euer Gnaden gewaltig viel halten.“ — „„Iſt er ſchon da? das nenne ich genau! Man führe ihn ſogleich durch mein Kabinet herab in den Garten!““ —

„Hören Euer Gnaden, ich habe ſchon manchen Generalen und Geſandten bei Seiner Exzellenz, und über die breite Marmortreppe in den Garten hinabgeführt, durch das Kabinet Seiner Exzellenz, über die ſchmale Wendeltreppe, habe ich aber vor Euer Gnaden noch Niemanden geleitet!“

„Auch Herrn Hirſchbein nicht?“ erlaubte ſich Damm zu bemerken.

„Ei Hirſchbein, Hirſchbein,“ — erwiederte der Kammerdiener, — „der gehört zu unſerer Klique. Wir warten Seiner Exzellenz mit unſeren Händen und Beinen auf; Herr Hirſchbein mit ſeinen Augen und ſeiner Feder. Iſt ein feiner Kauz der Herr Journaliſt; dreht das Mäntelchen nach dem Winde. Seine Exzellenz trauen ihm ſelbſt nicht mehr recht, ſeit Hochdieſelben Wind bekommen haben von ſeinen Gängen und Schlichen!“

Damm wußte nicht, was er von dieſer Äußerung denken ſollte. Eben wollte er ſeinen Begleiter um einen nähern Aufſchluß bitten, als ſie in den Garten traten und der Kammerdiener mit den Worten: „Dort in der Laube ſitzen Seine Exzellenz!“ ſich empfahl.

Mit ſchüchternen Schritten nahte ſich Damm der bezeichneten Stelle. Der Herr Ober-Kriegsrath las in einer Brochüre, blickte auf und rief dem Lizentiaten, welcher ſich ihm mit einer ehrerbietigen Verbeugung präſentirte, die ermuthigenden Worte zu:

„Nur her, junger Freund! Sie ſind ja Damm?“

„Zu dienen Euere Exzellenz!“

„Schön, ſchön, nehmen Sie Platz; hier iſt Thee! Thun Sie ſich keinen Zwang an; Sie haben ſich vor Niemanden zu ſcheuen. — Sie haben, ſo viel ich weiß, um eine Anſtellung in unſerem Departement angeſucht!“

„„Ich habe es gewagt, Euere Exzellenz!““

„Nun, es kann Ihnen nicht fehlen; wir müſſen froh ſein, wenn wir ſolche Leute bekommen. Kennen Sie den Journaliſten Hirſchbein?“

„„Er kommt bisweilen in das Haus meines Wohlthäters, des Krämers Reinhold.““

„Reinhold war einmal in glänzenden Umſtänden! Ich kenne ihn; er hat gute Ideen, kennt ſein Fach. — Haben Sie von Hirſchbein nichts gehört? Er ſoll in den letzten Auftritten in der Stadt nicht ganz indifferent geweſen ſein! He?“

Damm war etwas betroffen, indem dieſe Frage mit einer Ahnung, über die er ſich bisher noch gegen

Niemanden geäußert hatte, übereinſtimmte. — „„Euere Exzellenz werden es mir wohl glauben,““ antwortete er, „„daß ich damals zu ſehr mit dem Schutze des mir anvertrauten Reinhold'ſchen Hauſes beſchäftiget war, um dießfalls etwas bemerken zu können. Gehört habe ich nichts!““

„Hirſchbein hat Sie mir zwar empfehlen, fuhr der Graf fort, aber ich rathe Ihnen, nehmen Sie ſich vor ihm in Acht, er hält ſich ſeit Kurzem an eine Partei bei Hofe, die ihn ſchwerlich ſchützen dürfte. — Doch das hat auf Sie keinen Bezug, junger Mann, gehen Sie getroſt Ihren Weg fort, es iſt der rechte. — Sie beſitzen auch ein recht artiges poetiſches Talent, nicht wahr?“

„„Euere Exzellenz beſchämen mich; wie hätte ich mir können träumen laſſen, daß Euere Exzellenz von meiner ſchwächſten Seite Notiz nehmen?““

„Zu beſcheiden, zu beſcheiden, junger Mann! Kein Talent iſt zu verſchmähen, poetiſches am allerwenigſten: man richtet damit oft ſpielend, was Andere mit allem Ernſte nicht richten. — Sie ſollten es kultiviren!“

„„Euere Exzellenz belieben meine geringe Fertigkeit in den Formen der Poeſie zu hoch anzuſchlagen; ich halte Sie nur für einen Nachklang aus meinen Studienjahren. Es iſt kein Drang, der ſich unwillkürlich Luft macht, ſondern bloße Spielereien, mit welchen ich mich jetzt um ſo ſeltener befaſſe, da ich alle meine Kräfte dem Staate widmen zu müſſen glaube, in deſſen Dienſte aufgenommen zu werden mein Streben und meine

Ausſicht für die Zukunft iſt. Wozu könnte mir da meine Verſelei nützen?""

„Vielleicht zu mehr, als Sie glauben! Man nützt oft ſich, indem man Andern etwas zu Gefallen thut. — Da wüßte ich Ihnen zum Beiſpiele einen Stoff, der ganz eine Aufgabe für Sie wäre. — Ich will es Ihnen ſcherzhalber geradezu herausſagen. — Kümmern Sie ſich um Politik?"

„„Ich lebe wohl mit der Zeit, Euere Exzellenz, traue mir aber zu wenig Erfahrung, zu wenig Einſicht in das komplizirte Räderwerk einer Staatsverwaltung zu, um mir darüber ein Urtheil zu erlauben!""

„Darum thun Sie recht; es iſt nichts Leichtes am Ruder des Staates zu ſitzen, und fürchtete ich nicht für das Schiff, ich hätte es längſt ſchon freiwillig jenen Händen überlaſſen, die ſo leidenſchaftlich darnach langen. — Doch zur Sache. — Das Land weiß es, der Fürſt weiß es, und meine Freunde, die es ſo gerne vergeſſen möchten, wiſſen es auch, was ich in der letzten ſchwierigen Periode für den Staatshaushalt geleiſtet habe. Einen krankhaften Körper ſo zu behandeln, daß der Kreislauf des Blutes ungeſtört bleibt, daß all' die feinen Äſtchen und Äderchen ihre Nahrung und Kraft behalten, iſt, wiewohl ein ſchweres Problem der Politik, gewiß auch eine nicht unpoetiſche Idee. Der gemeine Mann iſt für ſo etwas wohl empfänglicher als man glaubt, aber er muß darauf hingewieſen werden, wie Menenius Agrippa durch ſeine Fabel dem römiſchen Plebs die Augen öffnete. — Eine Fabel oder eine Allegorie, wodurch mein Verfahren der großen Maſſe auf eine Weiſe geſchildert würde, daß ſie das Wohlberechnete deſſelben einſehe, und — ich glaube das fordern zu können — ſich ſelbſt geſtehen müßte, daß ſie mir Dank ſchuldig ſei, wäre eine verdienſtliche Leiſtung, eine Leiſtung, an welcher ſich Ihr Talent auf eine ausgezeichnete Weiſe erproben könnte! — Sagt Ihnen der Stoff nicht zu? Glauben Sie nicht auch?"

„„Ich fürchte nur, Euere Exzellenz, daß ich die Idee nicht gehörig aufgreife!““

„Das wird ſich finden! — Ich will Ihnen die Hauptpunkte kurz notiren! — Haben Sie Papier bei ſich — und Bleifedern?"

„„Bleifedern wohl, Euere Exzellenz, — darf ich vielleicht den Kammerdiener um Papier —?““

„Laſſen Sie, laſſen Sie! Da habe ich ſchon." Mit dieſen Worten zog er eine Rolle zerknitterter Papiere aus der Taſche, ſuchte einen Streifen, deſſen Rückſeite unbedeckt war, hervor, notirte Einiges und übergab ihn dann dem Lizentiaten. Als dieſer ihn zu ſich ſtecken wollte, bemerkte er, daß der Graf ſeine Notaten auf die Rückſeite eines Lotterieloſes gemacht habe, und bat um die Erlaubniß, nach genommener Abſchrift, es zurückſtellen zu dürfen.

„Es iſt nur ein Los zur nächſten Güterlotterie," — erwiederte der Graf lächelnd, — „behalten Sie's immerhin; es ſollte mich freuen, wenn's ein Treffer wäre. — Benützen Sie nur, was darauf notirt iſt; ich bin überzeugt, daß Sie etwas Gelungenes liefern werden. Senden Sie das Gedicht in eines unſerer Tage blätter, als eine Stimme aus dem Volke ein, aber nicht in Hirſchbeins Flugblatt. Mein Vidi dafür haben Sie im Voraus. — So, junger Freund! Nun glauben Sie noch, daß Ihre poetiſche Ader ſo ganz zu verachten ſei?"

„„Euere Erzellenz haben mich in der That ſo überraſcht"", erwiederte der Lizentiat, auf den die ganze Szene einen höchſt ſeltſamen Eindruck gemacht hatte, „„daß ich nicht weiß, wie ich den von mir gefaßten Erwartungen nur einiger Maßen werde entſprechen können!""

„Ich hoffe das Beſte, lieber Damm," — ſprach der Graf, ſeine lange Geſtalt von der Gartenbank erhebend, und den Lizentiaten gnädig auf die Schulter klopfend, was Ihre Anſtelluug in unſerem Departement betrifft, ſo werde ich Ihrer nicht vergeſſen. Jetzt gehen Sie an's Werk, und halten Sie reinen Mund. Alles iſt nicht für Alle!"

Mit einer tiefen Verbeugung entfernte ſich Damm durch die Hauptpforte des Gartens, und eilte der nahen Promenade zu, um ſich unter dem Schatten eines alten Kaſtanienbaumes von der ſonderbaren Stimmung erholen zu können, in die ihn der Beſuch bei dem Grafen, das Betragen und Anſinnen desſelben, und die ſchwierige Aufgabe, die er zu löſen erhielt, verſetzt hatten.

Sinnend hingeſtreckt auf eine Raſenbank hing er ſeinen Gedanken nach, in welchen ihn Niemand ſtörte, da um dieſe Zeit die Alleen des ſchönen Parkes noch wie ausgeſtorben zu ſeyn pflegten. Ein einziger Späher war ihm, ohne daß er es merkte, ſchon vom Palais des Ober-Kriegsrathes nachgeſchlichen, — nämlich

Hirſchbein. Als nun Damm das Los hervorzog, auf welchen ihm der Graf die Hauptideen zu dem abzufaſſenden Gelegenheitsgedichte notirt hatte, und bald die Nummer des Leſes, bald die Schriftzüge Seiner Exzellenz betrachtete, ſchielte ihm Hirſchbein neugierig über die Achſel, und nachdem er das Nöthige zur Genüge bemerkt hatte, bog er ſich über Damm's Achſel herüber, und wünſchte dem Erſchreckenen zur zweiten Piece von des Ober-Kriegsrathes höchſt eigener Hand, mit ironiſchem Lächeln Glück.

Als es ſich Damm abmerken ließ, daß es ihm unlieb ſei, belauſcht werden zu ſein, beſänftigte ihn der widerliche Spion mit den Worten: „Macht Euch nichts daraus, Freundchen! Weiß es ja nur ich, und, unter uns geſagt, ich habe es eher gewußt als Ihr. Ich habe ja Eure poetiſche Ader Seiner Exzellenz mehr als einmal auf das Nachdrücklichſte zur gnädigen Berückſichtigung anempfohlen. Ja, könnte ich Verſe machen, wer weiß ob mich die Eitelkeit nicht gekitzelt hätte, Euch dieſen ehrenden Auftrag wegzuſchnappen; aber der liebe Gott gibt es nur, wem er es geben will. Jetzt lebt wohl, und der liebe Himmel flüſtere Euch die lieblichſten Ideen und annehmlichſten Bilder ein, damit Ihr Euch brav Ehre einlegt."

„Solch' ein Glück trifft ſich nicht alle Tage!" Der Journaliſt ſprach ſeinen Glückwunſch mit einer ſo widerlichen Freundlichkeit, daß der Lizentiat lange zu thun hatte, um ſeine Gedanken wieder zu ſammeln, und das Gerippe des Gelegenheitsgedichtes im Kopfe zu entwerfen. Er eilte, als er mit dem Gange der Ideen einig war, nach Hauſe, ſetzte ſich zu ſeinem Pulte, brachte ſeine Gedanken in eine anſprechende Form, und ſendete das Gedicht, welches, abgeſehen von ſeiner Tendenz, wirklich recht gelungen war, unverzüglich an die Redaktion eines Zeitblattes, mit der Bitte, es baldmöglichſt in ſeine Spalten aufzunehmen.

Erſt, nachdem er ſeines hohen Auftrages ſich entlediget hatte, begab er ſich in Reinhold's Haus, erzählte ihm das Vorgefallene, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, und überreichte ihm auch das Gelegenheitsgedicht zur Einſicht. Es führte den Titel: „Eine Stimme aus dem Volke. An Seine Erzellenz, den hochgebornen Herrn Heinrich Erdmann Grafen von Perlitz, Ober-Kriegsrath u. ſ. w." — Reinhold's Miene nahm einen bedenklichen Ernſt an, als er es durchlas, und kopfſchüttelnd gab er es dem Verfaſſer mit den Worten zurück: „Freund, ich glaube, Sie haben da nichts Gutes gemacht; aber Sie konnten nicht anders. Ich wollte, der Graf hätte Sie nicht rufen laſſen, und lieber ſeinen Privatſekretär mit dieſem Auftrage beehrt. Der Titel enthält eine Lüge: denn ich glaube nicht, daß irgend eine Stimme im Volke ſich auf dieſe Weiſe vernehmen ließe. Doch wir Beide kennen die Verhältniſſe zu wenig — und — wie geſagt, Sie konnten nicht anders!"

Mit ſich ſelbſt unzufrieden, wandelte Damm umher, und erwartete ängſtlich den Tag, an welchem das Gelegenheitsgedicht im Drucke erſcheinen ſollte. Selbſt der Gedanke, daß er nicht anders handeln konnte, verſchaffte ihm keine Beruhigung.

## 4.

Im Palais des Freiherrn von Weſenfeld war große Aſſemblée. Der höchſte Adel, die würdigſten Staatsmänner und viele Künſtler und Gelehrte waren verſammelt. Die Frau vom Hauſe entſchuldigte die Abweſenheit ihres Gemales mit einem unerwarteten Rufe zum Fürſten, welcher früher, als es angekündiget war, von ſeinem Sommerſitze zurückkehrte. Die Konverſation drehte ſich anfänglich um die gewöhnlichen Glanzpunkte der eleganten Welt, bis ſich der große Zirkel auflöſte und in einzelne kleinere Partien zerfiel.

Am Tiſche der Baronin kam unter Andern auch das Gelegenheitsgedicht auf die rühmliche Amtsführung des Ober-Kriegsrathes, Grafen von Perlitz, zur Rede. Ein allgemeiner Unwille wurde nun über dieſes famöſe Pasquill, wie man es nannte, in den bitterſten Ausdrücken kund gegeben. Man ſah es von Seite des Redakteurs für eine beißende Ironie an, daß er das ſträfliche Machwerk in ſein Blatt aufnahm, und es noch dazu, gerade am Eingange, mit größerer Schrift, und dem verdächtigenden Beiſatze: „Eingeſendet," drucken ließ. Dem Ober-Kriegsrath ſelbſt, welcher doch um ſeine Bewilligung befragt werden mußte, wurde es als der unglückliche, letzte Verſuch ausgelegt, die Achtung des Volkes, die er längſt verwirkt, und das Zutrauen ſeines Fürſten, dem er ſo übel gedient hatte, durch ein kleinliches Blendwerk vor der Welt als noch unverwirkt und unverloren zu bezeichnen. Wie ſich aber ein ſo feiler, niedrigdenkender Menſch finden konnte, der unverſchämt genug war, das als allgemein anerkanntes, dankwürdiges Verdienſt zu ſchildern, wogegen die Stimme des ganzen Landes ſprach, ſchien Allen unbegreiflich.

Auf die Bemerkung eines Gliedes der Geſellſchaft, daß Viele den bekannten Journaliſten Hirſchbein in Verdacht hätten, entgegnete die Baronin, ſie ſei anfangs ſelbſt nicht abgeneigt geweſen, es zu glauben, und ihr Gemahl habe denſelben augenblicklich rufen laſſen und ihn deßhalb ſcharf angegangen; Hirſchbein habe aber verſichert, ein junger, ſchwindelköpfiſcher Mann, Namens Damm, ſei der Verfaſſer, einer von jenen Leuten, die um des lieben Gewinnes willen Alles thäten, was man wolle. Sie glaube das auch, denn Hirſchbein ſei, wenn nicht zu redlich, doch zu klug, um ſeine Feder jetzt noch zu Gunſten eines Mannes ſo unverzeihlich zu brandmarken, von deſſen unſicherer Stellung er gewiß überzeugt wäre. Übrigens würde die Sache jedenfalls zur Sprache kommen, und dem jungen Skribler ſein Kopf auf eine fühlbare Weiſe zurecht geſetzt werden. Alles war mit der Baronin einverſtanden.

Indeſſen war ein Wagen angerollt. Der Baron kam vom Fürſten zurück; trat, die Geſellſchaft freundlich begrüßend ein, und entfernte ſich auf einige Minuten in ſein Kabinet, um ſich umzukleiden. Aus ſeinen Mienen war zu entnehmen, daß etwas Wichtiges vorgefallen ſei. Nach einer kurzen Pauſe erſchien der Baron wieder in der heiterſten Stimmung, und brachte durch ſein geiſtreiches Geſpräch, durch ſeinen ſchlagen den Witz und durch ſein überaus anziehendes Benehmen ein neues Leben in die Geſellſchaft.

Die Baronin ſuchte ihrem Gemale die Mittheilung deſſen abzulocken, was bei dem Fürſten vorgefallen war. — „Graf Perlitz," flüſterte ihr der Baron in's Ohr, „iſt ſuspendirt; vielſeitige Anzeigen und Beſchwerden, wahrſcheinlich durch den letzten, verhängnißvollen Zeitungsaufſatz angeregt, veranlaßten den Fürſten dazu, ich bin einſtweilen an ſeine Stelle ernannt und habe die Unterſuchung gegen ihn zu leiten."

Was der Baron ſeiner Gemalin anvertraut hatte, blieb nicht in ihrem Munde, bald lief es von Ohr zu Ohr, und Alles freute ſich über den Akt der Gerechtigkeit, welchen jeder redlich Geſinnte von dem jungen, energiſchen Fürſten längſt ſchon erwartet hatte. Man war nämlich überzeugt, daß ihn nur die lebenswerthe Rückſicht gegen die alten Diener ſeines verewigten Vaters vermögen konnte, den ſtolzen, eigennützigen Grafen ſo langmüthig und ſchonend zu behandeln. An Beweiſen, wie unverantwortlich derſelbe eben in der letzten, ohnehin ſo traurigen Periode an ſeinem Vaterlande ſich vergeſſen habe, um ſeiner Habſucht und Prachtliebe zu fröhnen, würde es, wie man ſich allgemein ſagte, nicht fehlen, wenn nur einmal das Siegel der Zurückhaltung gebrochen wäre. Und alſo geſchah es denn auch.

Schon in der erſten Unterſuchungswoche kamen Daten zum Vorſcheine, deren Richtigkeit der Beklagte nicht läugnen konnte, und welche allein hinreichend geweſen wären, ihm den Stab zu brechen. Nach einem Monate war die Unterſuchung beendigt. Graf Pertitz wurde der Unterſchlagung bedeutender Summen, eigenmächtiger Gelderpreſſung und abſichtlicher Zerrüttung des Staatsgutes überwieſen, ſeines Amtes entſetzt, ſeines Grafentitels verluſtig erklärt, und, nebſt Vergütung des erweislichen Schadens, in ſoweit ſein bewegliches und unbewegliches Vermögen hinreichte, zur Meidung der Landesgrenze verurtheilt. Freiherr von Weſenfeld wurde in dem Amte und Charakter eines Ober-Kriegsrathes beſtätigt. Nachdem er in die Hände des Fürſten ſeinen Eid abgelegt hatte, erfolgte die Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern der Reſidenz.

Welchen Eindruck dieſes Ereigniß auf den armen Lizentiaten Damm und das Reinhold'ſche Haus machte, läßt ſich leicht denken. Mit tiefer Beſchämung ſah er ein, wie wahr Reinhold's Ahnung geweſen ſei. Sein Beſtreben, ſich fortzuhelfen, hatte ihn zum unſeligen Opfer des niedrigſten Egoismus gemacht. Er fühlte ſich gebrandmarkt, in der Meinung ſeiner Mitbürger für immer herabgeſetzt, jedes ehrliche Geſicht ſchien ihm ein Vorwurf, und auf jeder Stirne las er die Verſpottung ſeiner übel angebrachten Dienſtfertigkeit. Er getraute ſich kaum über die Gaſſe zu gehen, weil er glaubte, Jeder ſehe es ihm an, daß er der Verfaſſer jenes Aufſatzes ſei, in welchem eine Reihe von Handlungen im Poſaunentone geprieſen werde, über die man nach wenigen Wochen ein ſo entehrendes Urtheil bekannt gab. Seine Verzweiflung ſtieg aber auf's Höchſte, als ihm nach kurzer Friſt von Seite des

Ober-Kriegs-Departements die ſchriftliche Aufforderung zukam, ſich eidlich zu erklären, ob er in der That der Verfaſſer jenes Gelegenheitsgedichtes ſei. Wie konnte er es läugnen, ohne ſeinen unverſchuldeten Fehltritt zu einem wirklichen Verbrechen zu ſtempeln? Mit zittender Hand ſchrieb er die Erklärung nieder: in Folge einer, an ihn von dem abgeſetzten Ober-Kriegsrathe ergangenen Aufforderung das Gedicht verfaßt und dem Drucke übergeben zu haben.

Schon am andern Tage erfuhr er die traurigen Folgen ſeiner Bereitwilligkeit.

Sein Geſuch um eine Anſtellung im Ober-Kriegs-Departement kam mit dem Beſcheide zurück, daß er auf keine Bedienſtung dieſer Art in Zukunft Anſpruch zu machen habe. — Troſtlos eilte der verkannte junge Mann zu ſeinem Hannchen, drückte ſie weinend an ſein Herz, und erklärte ihr, ſeiner ſelbſt kaum mächtig, daß er Abſchied nehmen, ſein Vaterland verlaſſen, ſie vergeſſen und ſein Unglück und ſeine Schande in einem fernen, fremden Lande begraben müſſe.

Hannchen konnte den Jammernden gar nicht begreifen, ihre Knie wankten, ſie knickte wie eine Blume zuſammen, und ſank dem laut Schluchzenden ohnmächtig in die Arme.

Beſtürzt ſah Reinhold, als er eintrat, dieſe Szene. Nur mit Mühe konnte er den übermäßigen Schmerz des unglücklichen Jünglings beſchwichtigen, und den Grund desſelben von ihm erfahren.

„Nur Mann bleiben!“ begann er, nachdem er ſelbſt wieder Faſſung und Ruhe gewonnen hatte. —

„Nur Mann bleiben, lieber Damm! Es iſt ja noch nicht Alles verloren. Sie haben, wie ich es, leider zu ſpät ſagte, einen ſtarken Fehltritt gethan; aber Sie konnten nicht anders. Ich ſetzte Tauſende an Ihre Stelle, und bin überzeugt, daß, unter gleichen Verhältniſſen, Tauſende nicht anders gehandelt haben würden. Das muß Jeder einſehen, dem Sie den Hergang erzählen. Das wird auch Ihr erbittertſter Gegner einſehen. Aber jetzt iſt noch nicht die Zeit gekommen, zu ſprechen, ſich zu entſchuldigen. Die Parteien ſind noch aufgeregt; die Gemüther noch in Gährung. Laſſen Sie den Sturm vertoſen. Ihr Herz iſt rein, nicht wahr? Was Sie ſich vorzuwerfen haben, iſt kein Verbrechen. Was man Ihnen vorwerfen könnte, iſt, daß Sie zu viel in ihren Akten und zu wenig in der Welt lebten. Das wußte der Graf; deßwegen wählte er Sie. Er überraſchte Sie, und benützte die Überraſchung. Als Ihr innerer Takt Sie verlegen machte, war's zu ſpät, auszubeugen. Ihr Herz iſt alſo rein, — und mit einem reinen Herzen könnten Sie verzweifeln?"

„An wen aber auf Gottes weiter Erde ſoll ich mich wenden? Wer wird mich hören?" entgegnete Damm, mit thränenerſtickter Stimme.

„An wem Sie ſich mit einem reinen Herzen wenden ſollen?" — fuhr Reinhold fort, — „an die ganze Welt; was haben Sie denn zu fürchten? — Wenn ich weiß, daß ich der Getäuſchte bin, warum ſollte ich nicht meine Stimme ſo laut erheben, daß man ſie am Ende hören muß, und wär's, weil man mich los haben will. Sie — vor Allen Sie, beſitzen eine Eigenſchaft, welcher nicht leicht etwas widerſteht, — die Herzlichkeit. Mit dieſer treten Sie, getröſtet, wenn das Meer ruhiger geworden iſt, vor den Baron Weſenfeld. Er iſt ein junger feuriger Mann, der das Beſſere ernſtlich will, und die Kraft hat, es durchzuſetzen. Er wird Sie angrollen, wird Ihnen wehe thun; Sie ſchweigen, laſſen ihn ſchmähen, ohne darüber zu erſchrecken oder zu erröthen. Das fällt ihm auf, er heißt Sie ſelbſt ſprechen, er hört Sie an, thut einen Blick in ihr Herz — und Freund, wenn er nur da einmal hineingeblickt hat, dann hege ich die beſte Hoffnung für Sie! Darum verzagen Sie nicht! Und wenn alle Stricke reißen — Sie haben ja noch mich, noch meine Tochter; Sie ſind jung, geſund an Leib und Seele, die ganze Welt ſteht Ihnen offen — wie könnte ich da ſo jammern und weinen, als ob das Leben ſchon abgeſchloſſen wäre. Der Menſch kann manchen Schlag ertragen, das habe ich an mir ſelbſt erfahren. Gehen Sie getroſt an Ihre bisherige Beſchäftigung, und denken Sie, wenn eben Jemand mit ſcheelen Augen Sie anblickt: Wer weiß, ob du haſt was ich habe — ein reines Herz!“

Reinhold's Worte wirkten auf Damm's Gemüth wie ein lindernder Balſam. Ruhiger nahm er von Hannchen Abſchied, und ging, ſeines Wohlthäters tröſtlichen Rath im Geiſte ſich wiederholend, an ſeine gewöhnliche Arbeit.

### 5.

An einem ſtillen Morgen ſaß der Lizentiat eben wieder einmal auf der Promenade unter dem Schatten eines alten Kaſtanienbaumes. Er dachte über ſein Schickſal nach, und beſchäftigte ſich mit Plänen und Projekten für die Zukunft.

„Ach hätte ich doch lieber nie einen Vers gemacht!“ ſeufzte er, „dieſe Halbheit hat ſich an mir gerächt. Wäre ich bei meinem Fache geblieben, hätte ich mich bei dem Grafen geradezu entſchuldiget, daß ich mich zu ſchwach, zu ungeübt fühle, mich nochmals auf dieſes Feld zu wagen, ſo trüge ich vielleicht, ſtatt dieſes Zettels mit des Grafen unbeliebten Schriftzügen, mein Anſtellungs-Dekret in der Taſche herum, und wäre ein glücklicher Mann!“

Unwillkürlich entfaltete er das Lotterie-Los mit den für ihn ſo verhängnißvollen Notaten, betrachtete es lang und nachdenkend, wie damals, wo er aus den hochgräflichen Lettern zu dem Gelegenheitsgedichte Begeiſterung zu ſchöpfen ſich bemühte, und bemerkte gar nicht, daß ihm, wie damals, der widerliche Hirſchbein abermals zur Seite ſtand und ſein Auge mit trübſeliger Miene auf den Zettel heftete.

„Der arme, arme Graf!“ — begann Hirſchbein, ſich neben dem befremdeten Lizentiaten auf die Raſenbank niederlaſſend. — „Es iſt ihm wohl recht übel mitgeſpielt worden, aber er war zu gut, zu nachſichtig, und — zu alt; er paßt nicht mehr in unſere Zeit, deßwegen hat man ihm einen jungen vorgezogen.

Ja, lieber Freund, Ihnen darf ich's geſtehen, mir bricht es das Herz, wenn ich an das Schickſal meines unvergeßlichen Wohlthäters denke. Wir Beide haben viel an ihm verloren!"

Damm wußte nicht, was er von dem ſonſt ſo kalten und zähen Journaliſten denken ſollte, als er Thränen über ſeine Wangen rollen ſah.

„Ach, Sie könnten mir wohl einen rechten Seelentroſt gewähren!" fuhr Hirſchbein fort, nachdem er ſich die Tropfen ſeiner unerklärbaren Rührung aus den Augen gewiſcht hatte, — „ich habe von meinem unglücklichen Freunde nicht einmal ein Andenken. Hätte ich es mir je können träumen laſſen, daß die ſchwankende Hofgunſt ihm ein ſolches Loos bereiten könnte, ich würde mir wenigſtens ein Blättchen mit ſeinem Nahmenszuge aufbewahrt haben, denn mir können ſeine Schriftzüge nur angenehme Erinnerungen erwecken. Lieber Freund, treten Sie mir das Papierſtreifchen ab, auf welchem der Unglückliche noch vor wenigen Wochen die Hauptmomente des Gelegenheitsgedichtes, das ihm ſo übel ausgelegt werden, mit höchſteigener Hand notirt hat. Ihnen kann der Anblick dieſes Blattes nur ſchmerzlich ſein, — für mich wäre es ein theures Kleinod, das mir oft das Andenken an meinen großmüthigen Beſchützer zurückriefe. — Wozu frommt es Ihnen? — Warum wollten Sie mir dieſen Gefallen nicht erweiſen, da es doch für Sie zugleich auch ein Gefallen iſt? — Geben Sie, theurer Freund!"

Mißtrauiſch zog Damm den Papierſtreifen, nach welchem Hirſchbein bereits ſeine knöchernen Finger ausgeſtreckt hatte, zurück, und maß ihn mit forſchenden Blicken, ohne jedoch die verborgene Abſicht des gemeinen Betriegers errathen zu können. Der große Anſchlagzettel, welcher von der Ecke der gegenüberſtehenden Kaffeh-Bude den Vorübergehenden lockend entgegenſchimmerte, hätte ihm vielleicht den beſten Aufſchluß ertheilen können. Er beſagte nämlich, daß, „morgen die Ziehung der großen Güterlotterie Statt finden werde,“ und der Papierſtreifen, auf welchem der Graf dem Lizentiaten die Anmerkungen niedergeſchrieben hatte, war ja ein Loos zu dieſer Lotterie. Sollten Hirſchbein's Thränen nicht etwa der Möglichkeit gegolten haben, mit dem abgeſchwatzten Loſe einen Treffer zu machen? — Doch Damm war zu arglos, um ſelbſt dem verhaßten Journaliſten ſolch' eine Niedrigkeit zuzumuthen; er nahm vielmehr die ganze Sache für beißenden Spott, und wies den Zudringlichen mit kräftigen Worten zurück.

„Was kümmert Sie mein Schmerz?“ — ſprach er, als Hirſchbein mit geheuchelter Theilnahme den Verſuch wiederholen wollte. — „Ich laſſe dieſes Blatt nicht aus meinen Händen; auch mir iſt es werth geworden, wie viel es auch immer mich gekoſtet haben mag. Es wird mir für alle Zukunft ein warnendes Denkmal bleiben, daß man, beim erſten Schritt in das Leben, nie vorſichtig genug verfahren könne, und zugleich ein Beweis, daß in einem Lande, dem ein gerechter Fürſt obwacht, die Unredlichkeit und der Egoismus zum Falle kommt, wenn gleich der täuſchende Nimbus die Augen der Welt Jahre lang geblendet hat.

Eine ganze Kette von Lehren und Lebensregeln knüpft ſich mir an dieſes kleine Blatt. — Warum ſollte ich es Ihnen abtreten? — Glauben Sie, daß ich Ihre Thränen für wahr halte? daß ich Ihnen edle Beweggründe unterlege? daß ich ſie wirklich für Beweiſe rührender Anhänglichkeit an einen Mann halte, der, wenn gleich gefallen und gebrandmarkt, als Ihr Wohlthäter doch Ihren Dank verdient? — O nein, Freund Hirſchbein! — wie es um Ihre Anhänglichkeit ſtehe, hat mir der Graf noch ſelbſt geſagt. — „Nehmen Sie ſich vor dieſem Manne in Acht!“ waren ſeine Worte, „er hält ſich an eine Partei bei Hofe, die mich anfeindet.“ — Da ſtaunte ich wohl, aber zu ſpät. Sie haben, unter dem Scheine freundſchaftlicher Verwendung, mich auf einen Poſten geſtellt, der lange ſchon unterminirt war, und eilten einem ſicheren Platze zu, um nicht Gefahr zu laufen, wenn die Mine ſprenge. — Sie iſt geſprungen, und ich argloſer Menſch bin das Opfer Ihrer Schwachheit geworden. — Aber nehmen Sie ſich in Acht, der unredliche Perlitz hat Sie ſchon mit argwöhniſchen Blicken betrachtet und Ihnen Dinge zugetraut, vor denen ich zurückſchaudere, wenn ich meine Ahnung mit den hingeworfenen Andeutungen des Grafen zuſammenſtelle. Der redliche Weſenfeld hat gewiß noch einen ſchärferen Blick. Es iſt noch nicht aller Tage Abend geworden, und ſo unbeliebt ich durch Ihre gütige Anempfehlung geworden bin, weiß Gott! ich möchte doch mit Ihrer vielgerühmten Beliebtheit nicht tauſchen!“

„Undankbarer,“ — rief Hirſchbein, aufſpringend, — „das alſo iſt der Lohn für meine freundſchaftliche Bemühung? Mir wird es zugerechnet, wenn der junge Freund Naſeweiß blind wie ein Maulwurf in die Welt hineinſtarrt, und ſich, mit knabiſcher Unbeholfenheit den Kopf an die Wand ſtößt? Kann ich dafür, daß man ſich mit ſeinen ſeltenen poetiſchen Talenten die Fingerchen verbrannt hat? — Nun wohlan, man hat mich herausgefordert, ich nehme die Herausforderung an; man hat mir den Krieg erklärt, ich rücke in's Feld; man hat mich als Freund verſchmäht, man ſoll mich als Feind kennen lernen! — Adieu, Herr Lizentiat in Ewigkeit, Herr Bräutigam in spe! — Bleiben ſie nur ruhig hier ſitzen und ſtudieren Sie in Ihrer Fibel der Lebenskunſt; ich gehe um den Feldzug zu eröffnen!"

Mit dieſen Worten rannte das Männlein wüthend fort. Damm blieb ruhig ſitzen, er hatte ſich ausgeſprochen und fühlte ſeine Bruſt erleichtert. Reinhold's Troſt: „Was können Sie mit einem reinen Herzen fürchten?" ſtand ihm zu lebhaft vor der Seele, als daß er ſich über die Drohungen ſeines jämmerlichen Feindes nicht hinauszuſetzen vermocht hätte.

Hirſchbein eröffnete indeß ſeinen Feldzug wirklich in Reinhold's Hauſe.

„Meine Rückſicht für den Lizentiaten," ſprach er zu Reinhold, „hat aufgehört; warum ſollte ich mich wegen eines Undankbaren, der mich auf das Empfindlichſte beleidigt hat, noch länger zurückhalten? Was mich, nebſt Ihrer mir ſo werthen Freundſchaft, ſogar nach dem traurigen Wechſel Ihres Glückes noch in Ihr Haus geführt hat, lieber Freund, haben Sie wohl längſt bemerkt — es iſt Hannchen, Ihre liebenswürdige Tochter. Auch ihr kann es nicht entgangen ſeyn, daß die Hoffnung, mein Leben einmal an ihrer Seite zubringen zu können, in meinem Herzen nicht erloſchen ſei. Nur aus Schonung, ich möchte ſagen, aus unzeitiger Theilnahme für Ihren Jugendfreund, habe ich mich darauf beſchränkt, nur bisweilen unter vier Augen ein Wörtchen von meiner Neigung fallen zu laſſen. Hätte der Lizentiat die gehoffte Anſtellung erhalten, wer weiß, ob nicht meine angeborne Gutmüthigkeit ſtärker als meine Neigung, und ich im Stande geweſen wäre ſchweigend abzutreten, und in der anſtändigen Verſorgung der Tochter eines werthen Freundes und ehemaligen Gönners einigen Erſatz für mein Opfer zu finden. —

Was will aber der Ärmſte jetzt noch für Anſprüche machen? — Das gute Hannchen wird ſich verfügen. — Glauben Sie mir, Herr Reinhold, ich meine es mit dem Kinde vom Herzen gut und aufrichtig. Die Gewohnheit dürfte Ihr ſonſt ſo ſtrenges Urtheil in dieſem Punkte vielleicht zu ſehr herabgeſtimmt haben. Was Sie für gegenſeitige Liebe halten, iſt am Ende nur die Folge des täglichen Beiſammenſeins. Hannchen ſieht keinen andern jungen Mann im Hauſe, Damm lebt in zu beſchränkten Umſtänden, als daß er Zeit fände, ſich in Geſellſchaften, mit einem Wort, in der Welt umherzutreiben, wo man Dies und Jenes ſieht und mancherlei Geſichtern begegnet. Vielleicht iſt auch ein Biſschen Eitelkeit im Spiele.

Damm thut ſich was darauf zu Gute, dem friſcheſten Mädchen der Stadt die Kour machen zu dürfen, und dem guten Hannchen ſchmeichelt es bisher, daß ſie die einzige Krämerstochter war, um die ſich ein angehender Staatsbeamter bewarb. Sie ſah ſich vielleicht im Geiſte ſchon als Frau Ober-Kriegs-Sekretärin, oder gar als Ihre Exzellenz, die Ober-Kriegsräthin, Johanna Freifrau von Damm. Man muß den lieben Kindern ſolche ſanguiniſche Träumereien verzeihen. Nun wird ſie wohl daraus erwacht ſein! — Aber ohne Scherz, die Arme wird ſich verſitzen und ihren Zweck verfehlen. Schon mancher Orten habe ich munkeln hören: „Das ſchöne Krämer-Hannchen ſingt ja allerliebſt, und weiß die Geſchichte vom Darius und Alexander trotz einem Terzianer, und weiß, über welche Stadt die Engländer ihren erſten Meridian ziehen u. dgl. mehr; aber Kochlöffel und Strickſtrumpf ſtünden ihr denn doch beſſer, als Weber's Lieder, Becker's Weltgeſchichte und Funke's Erdbeſchreibung. — Solche Stimmen ſind üble Vorboten für ein Mädchen, und es thut mir in die Seele wehe, ſie hin und wieder hören zu müſſen. — Daher, dachte ich, wäre es für das Mädchen und für Sie das Beſte, wenn Sie den verunglückten Kandidaten auf eine glimpfliche Weiſe abfertigten und das Mädchen bewegten, meine Bewerbung anzunehmen und mir die Hand zu reichen. Was ſagen Sie zu meinem Antrage, Freund Reinhold? Bin ich Ihnen anſtändig?“

„Aufrichtig geſagt — Nein!“ war Reinhold's Antwort. Er hatte ſich nur mit Mühe zurückgehalten, ſich in ſeiner Rede, die ein Gewebe von Bißigkeit, Lüge und Unverſchämtheit heißen konnte, zu unterbrechen, aber er wollte ihn ganz kennen lernen.

„Genügt Ihnen dieſer Beſcheid?“ fuhr er fort, als Hirſchhorn auf das trockene „Nein“ wie von einem elektriſchen Schlage berührt zuſammenzuckte. — „Oder ſoll ich Ihnen Gründe anführen? — Sie fragen, was der arme Damm jetzt noch für Anſprüche machen könne? — Welche Anſprüche können denn Sie machen? — Iſt Journaliſtik ein bürgerlicher Erwerb, ein Staatsdienſt? — Iſt nie ein Flugblatt ſchon nach einigen Quartalen erloſchen? — Iſt das Überſpringen von einer Antichambre in die andere, je nachdem die Sonne der Gunſt hier oder dort freundlicher ſcheint, eine Anſtellung, ein Haltpunkt für die Bedürfniſſe und das Glück einer Familie? — Und glauben Sie wirklich, Damm's Leben und Streben ſei eine außer Umlauf geſetzte Münze, für die Niemand mehr etwas geben wird? — Doch wozu entſchuldige ich mich vor Ihnen? — Ich bin Vater — Hannchen iſt meine Tochter. Ich habe ſie für Damm beſtimmt, er iſt ein redlicher Mann, wohlverſtanden, ein redlicher — und Redlichkeit muß zum Durchbruche kommen! — Er hat im Unglücke bei mir ausgehalten, ohne ſich nachher deſſen als eines Verdienſtes zu rühmen, ich vergelte nur Gleiches mit Gleichem, wenn ich ſein gebeugtes Gemüth nicht ohne Grund noch mehr beuge. — Wenn Sie mein Haus nur um meines Hannchen's willen beſuchen wollen, wenn Sie, wie das Sprichwort ſagt, den Zaun nur wegen des Gartens loben, ſo mögen

Sie künftighin immer die koſtbare Zeit Beſuchen in vornehmeren Häuſern widmen, und ſich wegen eines armen Krämers ja nicht um einen einzigen Gnadenwink hochgräflicher Stirnen bringen. Das wäre mein Rath!"

„— Der ſo viel heißt," fiel ihm Hirſchbein mit verbiſſenem Zorne in's Wort, als: „Kommen Sie nicht mehr in mein Haus, es wird mir lieber ſein! — Nun denn, Herr Reinhold, ſo danke ich unterthänigſt für alles Genoſſene, und laſſe das Fräulein Hannchen ehrerbietigſt erſuchen, ſie möge, wenn ſie, ſo lange ich noch lebe, Exzellenzfrau wird, und etwa einmal für ihren Herrn Gemal ein Gelegenheitsgedicht benöthigen ſollte, des allzeitfertigen Hirſchbein nicht vergeſſen!"

Mit dieſen Worten verließ er die Stube.

Reinhold war durch dieſe unangenehme Szene heftig erſchüttert worden. Als er aber vor Damm und Hannchen ſich darüber äußerte, und von erſterem erfuhr, was vorausgegangen war, da fühlte er ſich über ſein Benehmen gegen Hirſchbein vollkommen gerechtfertigt, drückte die Beiden mit Herzlichkeit an die Bruſt und rief mit dem frohen Bewußtſein des redlichen Mannes: „Kinder, komme was da wolle, wir tragen es mit einander!"

## 6.

Im Winkel einer wenig beſuchten Wirthsſtube ſaß der Lizentiat Damm und verzehrte ſein mäßiges Abendbrot. In belebtere Gaſthöfe zu gehen, hatte er ſeit dem letzten Ereigniſſe, daß ihm ſo menſchen ſehen mochte, noch immer nicht über ſich gewinnen konnen.

Als er ſo vor ſich hinſah, da bemerkte er beim matten Kerzenſchimmer die beinahe ſchuhlangen Ziffern einer Nummer, welche mit Kreide auf die Thüre gegenüber geſchrieben war. Es war die Zahl **82,417**.

„Zwei und achtzig tauſend vier hundert und ſiebzehn," wiederholte der Lizentiat unwillkürlich bei ſich, als ob ihm die Zahl nicht unbekannt wäre, und betrachtete den ſchülerhaft gezeichneten Lorbeerkranz, welcher ebenfalls mit Kreide um die Zahl gemacht war, als ob ſie etwas Beſonderes zu bedeuten hätte.

„Was ſoll dieſe lorbeerumwundene Zahl?" fragte er den Wirth, welcher ſein Käppchen hin und wieder ſchiebend fortwährend mit derſelben liebäugelte.

„Ja, wer die Nummer hätte," meinte der Mann, lüſtern mit den Augen blinzelnd, „der könnte vom Glück ſagen. Das iſt die Nummer des größten Treffers, welcher vorgeſtern in der Güterlotterie gemacht wurde. Das Gut ſelbſt fiel an den Ausſpieler zurück. Dieſe Nummer ſoll in unſerer Stadt ausgegeben worden ſein. Nun proſit! — Dreißig tauſend Thälerchen, — eine ſchöne, runde Summa! Da könnte man wohl ein Etabliſſement herſtellen, welches den berühmten Auerbacher Keller um ſeinen Ruf brächte!"

„Und woher wiſſen Sie, daß dieſe Nummer ſo glücklich war?" fragte Damm haſtig, dem dabei unwillkürlich das Loos einfiel, das er von dem Grafen erhalten hatte."

„Woher ich es weiß?“ antwortete der Wirth „je nun, aus der Ziehungsliſte, die mit der heutigen Zeitung ausgegeben wurde. Da ſchrieb ich denn die Nummer an die Thür, und ſchlang einen bedeutungsvollen Lorbeerkranz darum, damit ſich meine werthen Gäſte daran erbauen, und ſich wenigſtens an dem Gedanken, wie ihnen zu Muthe wäre, wenn ſie die Nummer hätten, vergnügen können. Bei meiner armen durſtigen Seele, ich habe heute ſchon manchen Eimer Wein gekauft und manchen Keller gebaut von den dreißig tauſend Thälerchen — verſteht ſich in Gedanken. — Sind ſie vielleicht ein Losbeſitzer? Ich bringe Ihnen die Liſte mit tauſend Freuden herüber, und gebe ſie Ihnen nach Hauſe mit, auf daß Sie bequem nachſchlagen können, ob Sie keine Niete gezogen haben!“ —

Damm lernte wieder ein neues Gefühl kennen, das Gefühl der Hoffnung auf das Unwahrſcheinlichſte. Eine glühende Ungeduld ſetzte ſein ganzes Gemüth in Bewegung. — Im Fluge war der Wirth zurück, und gab ſeinem Gaſte die gedruckte Ziehungsliſte, indem er mit dem Finger auf die großgedruckte Zahl 82,417 wies. „Sehen Sie, da ſteht es: 82,417, und hier: gewinnt 30,000 Thaler. Stehen auch da noch hübſche Gewinnſtchen hin und hin: 8000, 5000, 1000, u. ſ. w., daß Einem die allerliebſten Nullchen vor den Augen tanzen. Nun — ſehen Sie nur nach, und wenn es eingeſchlagen hätte, ſo denken Sie an Dero bereitwilligſten Wirth zur Silberquaſte, der Hochheimer genug aufbringen kann, um bei dem ſplendideſten Gaſtmale Ehre aufzuheben!“

Der Lizentiat ſteckte die Liſte haſtig zu ſich, dankte dem Wirth und ließ ſich die kleine Zeche machen. Wie geheimnißvolle Runen ſchlangen ſich vor ſeinen Augen die weißen Ziffer auf der nußbraunen Thüre durch einander, als er an die Klinke griff, und den beſchriebenen Flügel gegen ſich aufzog. — Es war ein heiterer, mondheller Abend; diesmal kümmerte ſich Damm weder um Mond noch Sterne, ſondern eilte, wie von neckenden Spukgeſtalten verfolgt, ſeiner Wohnung zu. Sollte er, welcher vor wenigen Wochen unter Tauſenden der Unglücklichſte war, wirklich unter Tauſenden vielleicht der Glücklichſte geworden ſein? Sollte ſeine Ungeduld ſich ſo ganz in höhniſche Enttäuſchung auflöſen? — Er wurde aus ſich ſelbſt nicht klug, nie hätte er gedacht, daß fünf armſelige Ziffer ſein Gemüth ſo gewaltig erſchüttern könnten. In ſtürmiſcher Haſt flog er die Treppe empor, machte Licht, und legte ſein Los neben die entfaltete Liſte hin.

„82,117 gewinnt 30,000 Thaler,“ ſprach er laut zu ſich ſelbſt, — „und die Nummer meines Loſes iſt — 82,117!“

Es war ihm, als ob ein Blitz durch das Zimmer gefahren wäre, er ſtand geblendet und wartete auf den Donner. Alles blieb ſtill; der helle Mond ſchien lächelnd durch das halbgeöffnete Fenſter. Er [illegible] nochmal: „die Nummer meines Loſes iſt 82,117, den Gewinn von 30,000 Thalern macht Nummer“ — er wagte nicht fortzufahren, er glaubte ſich ſelbſt zu belügen. Drei- viermal rannte er im Zimmer auf [illegible] nieder, er beſah die Liſte, ſie war gedruckt, er beſah ſein Los, nichts Verdächtiges war daran zu finden: auf der Rückſeite ſtanden noch deutlich die Schriftzüge des Grafen. Zum dritten Male überzeugte er ſich, daß er, vor einigen Wochen noch der Unglücklichſte unter Tauſenden, nun wirklich der Glücklichſte unter Tauſenden ſei. Ein Strom von Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen, auf die Knie ſank er nieder und rief mit Inbrunſt zu Gott empor. „Habe Dank, Vater im Himmel! wahrlich, Dein Name ſoll nie von unſern Lippen kommen, Du verläßt uns nicht, und Deinem Willen widerſtrebe kein Sterblicher! Du ſorgſt für uns Tag für Tag, Du biſt nachſichtig mit unſern Schwächen, wie kaum wir es mit den Schwächen Anderer ſind, Du läßt die Verſuchung gnädig an uns vorübergehen, und führſt auch das Übel zu einem guten Ende!“

Geſtärkt erhob er ſich, ſo innig hatte er nie gebetet. Nicht der armſelige Reichthum, der ihm aus den fünf Ziffern ſeines Loſes ſo lockend entgegenwinkte, war es, was ſeine Freude zum Entzücken ſteigerte, ſondern die Möglichkeit, etwas für ſeine Ehre, etwas für ſeine Liebe zu thun. Noch war der Plan nicht gereift, die ſtillen Stunden der Nacht ſollten ihm dazu helfen. Aber der Keim eines ſolchen Planes regte ſich in ſeiner Bruſt ſchon zugleich mit der erſten Ahnung deſſen, was als wirklich zu denken er die Kraft nicht hatte. Nun war ſein Los entſchieden, eine ſchönere Zukunft lachte ihn an, und die Art, wie er ſich ihrer würdig zu machen beſchloß, gab ihm ſelbſt im Augenblicke der höchſten Überraſchung das tröſtliche Bewußtſein, daß ein redliches Herz ſich auch im ſchnellſten, betäubendſten Glückeswechſel zu behaupten im Stande ſei.

Hätte das gute Hannchen gewußt, in welchen Gefühlen ihr treuer Gottfried den Anbruch des Morgens erwarte, ſie würde gewiß, ſtatt mit Thränen des Grames ihre Kiſſen zu netzen, an ihres Vaters Arme durch die ſchweigenden Straßen der Stadt geflogen ſein, um an der Bruſt ihres Geliebten Zähren des Entzückens zu weinen, und ihr Gebet mit dem ſeinigen zu verſchmelzen.

## 7.

„Euere Exzellenz,“ ſprach der Kammerdiener zu dem Freiherrn von Weſenfeld, welcher eben mit Reviſion eines Aktenſtückes der Perlitz'ſchen Prozeßſache beſchäftigt war — „ein junger Mann bittet vorgelaſſen zu werden. Er habe, ſagte er, Euerer Exzellenz hinſichtlich des vorigen Ober-Kriegsrathes eine wichtige Mittheilung zu machen. Seinen Namen wollte er nicht angeben.“

„Der Name thut nichts zur Sache,“ war des Baron's Antwort, „er ſoll kommen.“

Lizentiat Damm trat ein und verneigte ſich mit den Worten: „Verzeihen Euere Exzellenz, daß ich ſchon in den frühen Morgenſtunden ſtöre,“ vor dem Ober-Kriegsrathe, welcher ihn einen Augenblick ſich zu gedulden bat, bis er die Schrift, die er eben vornahm, durchleſen hatte.

[illegible] dieſe Pauſe erwünſcht, er

lange, hagere Geſtalt mit froſtighöfiſchem Kopfnicken, ſüßlichem Lächeln, ſtechendem Blick und tiefgefurchter Stirne; jener, ſo viel Damm auf den erſten Anblick entnehmen konnte, ein ſtattlicher Mann im blühendſten Alter, mit edlen, einnehmenden Zügen, feurigen Augen, hoher ſinniger Stirne, ganz das Bild der Humanität und Offenheit. Vor Perlitz pochte dem Lizentiaten aus Beklommenheit und Scheu das Herz; vor Weſenfeld aus Begierde, ſein Inneres unverholen ihm zu entdecken, wenn er gleich die erſte Erwiederung ſich als höchſt ungnädig denken mußte.

„Sie haben mir wegen Perlitz etwas zu ſagen?" fragte der Baron, nachdem er den Akt bei Seite gelegt hatte, „kenne ich Ihren Namen?"

„„Ich fürchte, Euere Exzellenz"" —

„Sie fürchten — hat er ſo üblen Klang?"

„„Leider — ſehr üblen!""

„Er lautet?"

„„Lizentiat Gottfried Damm, der Verfaſſer eines verhängnißvollen Gelegenheitsgedichtes.""

„Und Sie wagen es ſich mir unter die Augen zu drängen?" brach der Baron mit ſteigendem Eifer los, und hielt dem ſchweigenden Lizentiaten mit den bitterſten, aber eindringlichſten Worten die ganze Schändlichkeit des Handſtreiches vor, zu deſſen Führung er ſeine Feder hergeliehen habe. Damm hörte den, ſogar in ſeinen Vorwürfen humanen Staatsmann ruhig und gefaßt, nicht mit dem ſcheuen, niedergeſchla-

Kriegsrathe ſelbſt fiel das auf, er maß ihn ernſt und lang, und als er ſah, daß der junge Mann keine Verlegenheit verrieth, ſondern mit männlicher und doch beſcheidener Miene harrte, bis ihm zu ſprechen erlaubt würde, trat er ihm näher und fragte ihn mit minder finſterem Blicke: „Sagen Sie ſelbſt, was ſoll man von einem Menſchen denken, welcher gehandelt hat, wie Sie? Kann man ein gelinderes Urtheil über ihn fällen, als: Er war ein feiler Menſch?"

„„Vielleicht doch, Euere Exzellenz,"" bemerkte Damm mit herzlichem Tone.

„Und das wäre?" fuhr der Baron auf.

„„Er war ein unerfahrner Menſch, der ein theueres Lehrgeld zahlen mußte!"" war Damm's Antwort.

„Wie ſo? — Sie ſchrieben, als wenn Sie die Feder in meines Vorgängers ſchwarzes Herz getaucht hätten, wie ein in ſeine Machinazionen Eingeweihter! — — Ich begreife Sie nicht, Ihr Äußeres kontraſtirt ſo ſeltſam gegen das Bild, das ich mir von Ihnen machte, daß ich faſt irre werde. — Reden Sie!"

Dieſen Augenblick hatte Damm erwartet. — „„Darf ich reden, Euere Exzellenz?"" rief er freudig aus, „„darf ich vor Euerer Exzellenz mein ganzes Herz ausſchütten?""

„Ich nehme mein Wort nicht zurück," erwiederte der Baron freundlicher. — „Es liegt mir daran, zu wiſſen, was ich von Ihnen denken ſoll."

[illegible] Dankes beniß mit deſſen Tochter, ſeine Beſchäftigung, und ſeine Plane für die Zukunft zu ſchildern. Theils ſeine angeſtrengten Arbeiten, die ihm wenig freie Zeit ließen, theils das Bewußtſein, zu wenig Erfahrung zu beſitzen, um über Gegenſtände der Politik ſich ein Urtheil zu erlauben, ſeien, ſagte er, Schuld geweſen, daß er gerade in jenem Punkte, hinſichtlich deſſen er ſo übel wegkam, fortwährend ein Neuling blieb. Daß er auf eine ſo nachtheilige Weiſe in dieſe Sphäre hineingeriſſen worden ſei, habe einzig und allein der Journaliſt Hirſchbein auf ſeinem Gewiſſen, welcher, wie er leider zu ſpät ahnte, dieſe Unerfahrenheit benützte, um ſich aus der Schlinge zu ziehen. Er erzählte hierauf dem Baron, welcher ihn mit geſpannter Aufmerkſamkeit anhörte, das ganze Geſpräch mit Perlitz; die peinliche Situation, in der er ſich ihm gegenüber befand, und ſeine Beſorgniß, durch Weigerung oder Zögern die Rache deſſen ſich zuzuziehen, von welchem ſeine Anſtellung, alſo das ganze Glück ſeiner Zukunft abhing. Zugleich machte er den Baron aufmerkſam auf Hirſchbein's augenſcheinliche Abſicht, dieſe Wendung herbeizuführen, um dem unglücklichen Opfer ſeiner Falſchheit ſein einziges Kleinod, die Geliebte zu entreißen, woran ihn nur des Mädchens Treue und Reinhold's Edelmuth hinderte.

„Und iſt das Alles wahr?“ ſprach der Baron, als Damm vollendet hatte.

„„Bei Gott, wahr!““ antwortete Damm. —

hold, meinen Feind Hirſchbein, meinen Verführer Perlitz zu befragen, — es iſt wahr!““

„Dann ſind Sie um Ihren guten Namen ſchändlich betrogen worden!“ entgegnete der Ober-Kriegsrath theilnehmend. — „Ich bedauere Sie herzlich und will es mir angelegen ſein laſſen, Sie wieder zur Ehre zu bringen!“

„„Das wollten Euere Exzellenz?““ rief Damm, mit Freudenthränen im Auge. — „„Nun vielleicht kann ich die väterliche Abſicht Euerer Exzellenz ſelbſt in Etwas befördern. Das Glück, daß mich in einer Hinſicht ſo neidiſch verlaſſen hat, begünſtigte mich in einer andern. Dieſes Los hier, auf welchem mir Perlitz, wie ich Euerer Exzellenz vorhin bemerkte, die Notaten zu meinem Gelegenheitsgedichte gemacht, und welches er mir eigenthümlich überlaſſen hat, gewann in der letzten Güterziehung 30,000 Thaler. Ich könnte mit dieſem Gelde über die Grenze gehen, könnte meinem Wohlthäter Reinhold damit vergelten, was er mir erwies, könnte mir an der Seite ſeiner Tochter ein glänzendes Schickſal bereiten — aber ich hänge an meinem Vaterlande, an meinem Fürſten, und mein ehrlicher Name gilt mir mehr, als alle Silberlinge des Landes. Wenn ſich aus den Prozeß-Akten meines Verführers noch eine Wunde am Staatskörper ergeben ſollte, zu deren Vernarbung ſeine Mittel nicht hinreichen — ſo empfangen Euere Exzellenz die ganze Summe, die mir [illegible] um ſie auf dieſe Wunde ſich, der es ſo treu und herzlich mit ihm meint, der ihm ſeine Kräfte zu widmen, in ſeinem Schooße für Haus und Kirche wirkend zu leben, von Jugend an als das ſchönſte Ziel ſeines Lebens und Strebens betrachtet hat. O führen mich Euere Erzellenz zurück zu dem theuren Herde des Vaterlandes, in deſſen heiligem Kreiſe mir allein die Blume der Häuslichkeit erblühen mag!"

Erſchöpft hielt der Jüngling inne, der Baron war von dieſer Herzlichkeit tief gerührt. — „Sie gefallen mir," ſprach er, ihm warm die Hand drückend. „Ich will darüber mit dem Fürſten ſprechen, dieſer Charakterzug wird ihn für Sie einnehmen. — Für Sie, als Damm, läßt ſich nun freilich nicht viel thun, der Name will nicht mehr klingen, aber vielleicht findet ſich ein Ausweg. — Reinhold heißt Ihr Wohlthäter? — Er hat eine einzige Tochter, Ihre Geliebte?

„„Zu dienen, Euere Erzellenz!""

„Weiß Reinhold ſchon von Ihrem Gewinne? — Gewiß, — gewiß!"

„„Nein, Euere Erzellenz: — ich hatte ja gleich im erſten Augenblicke die Abſicht, ihn als Opfer für die Wiederherſtellung meiner Ehre auf den Altar des Vaterlandes zu legen!""

„Gut — gut — müßen ihm auch nichts davon ſagen, bis der Fürſt entſchieden hat. — Daß Sie bei mir waren und ich meine Anſicht über Sie geändert

Sie ſich nebſt Reinhold bereit. Der Fürſt dürfte Sie beide rufen laſſen."

Damm wollte des Ober-Kriegsraths väterliche Hand küſſen, aber dieſer entzog ſie ihm, klopfte ihn freundlich auf die Achſel, und entließ ihn mit einem herzlichen „Leben Sie wohl!"

## 8.

„Habe ich Ihnen nicht geſagt: Herzlichkeit dringt durch?" ſprach Reinhold, als ihm Damm erzählte, daß er ſich dem Baron präſentirt und das Glück gehabt habe, ihn zu ſeinen Gunſten umzuſtimmen. Freude war im Hauſe wieder eingekehrt und doch hatte noch Niemand eine Ahnung von dem Glücke, welches Damm verſchweigen mußte. Er ſelbſt ſchien darauf ſchon vergeſſen zu haben, ſo ſehr beſchäftigte ihn die frohe Hoffnung, die Folgen des Vorhergegangenen baldigſt getilgt zu ſehen. Auch Hannchen hatte eine erfreuliche Neuigkeit mitzutheilen. Die Frau Poſtmeiſterin, welche Morgens in den Laden gekommen war, um etwas zu kaufen, gab ſie nämlich zum beſten, weil ſie wußte, daß Hirſchbein häufig in's Reinhold'ſche Haus kam. Zum Erſtaunen Aller verlangte der Journaliſt in der vorigen Nacht ſchleunigſt Poſtpferde, fuhr mit Sack und Pack ab und dürfte bis Mittag die Grenze ſchon paſſirt haben. „Den hat ſein böſes Gewiſſen fortgetrieben!" bemerkte Reinhold.

mit befangen glaubte. Eine Ahnung davon hatte Damm ſchon lange gehegt. Er äußerte ſich jetzt zum erſten Male darüber. Am erſten jener verhängnißvollen beiden Tage vor nicht ganz vier Jahren warf er ſich am Thore des Reinhold'ſchen Hauſes den Meuterern entgegen, und verwies Ihnen mit energiſchen Worten ihr wahnſinniges Beginnen, bis der vermummte Führer der Rotte herzuſprang und ihnen ein kreiſchendes „Zurück!“ zuſchrie. Damm hätte damals darauf ſchwören mögen, daß er Hirſchbein's Stimme erkannt habe. — Ein Schauder überfiel Hannchen, als ſie das hörte; Reinhold aber meinte, die Zeit merke ſich die Stimmen beſſer, als irgend eines Menſchen Ohr; ſie würde, wenn es ſo war, auch Hirſchbein's Stimme nicht überhört haben.

Bald nach dem Mittagseſſen kam ein Kammerdiener des Barons zu Reinhold, und meldete ihm, daß er ſammt dem Lizentiaten unverweilt zu Seiner Durchlaucht dem Fürſten ſich begeben ſolle. Seine Exzellenz der Herr Ober-Kriegsrath befinden ſich bereits dort. Voll froher Hoffnung machten ſich beide auf den Weg.

Der Fürſt, bei welchem ſich Baron Moſenfeld befand, ließ ſie alſogleich vor und ermuthigte ſie, als ſie von dem Baron vorgeſtellt wurden, durch ſeine gnädige Anſprache.

Damm kann ich Sie aber in meinen Dienſten nicht mehr brauchen, Sie müſſen ſehen, einen andern Namen zu bekommen. Wenn Sie Jemand an Sohnes Statt annähme, ſo wäre geholfen. Es handelt ſich nur darum, dem braven Individuum einen akkreditirten Namen zu geben."

„„Euere Durchlaucht,"" bat Reinhold, „„würde man wohl gegen den Namen Reinhold etwas einzuwenden haben?""

„Reinhold?" — antwortete der Fürſt. — Nein, der Name klingt gut, von jeher gut. Nehmen Sie den jungen Mann als Sohn an, ſo ſind wir im Reinen!"

„„Mit tauſend Freuden, Euere Durchlaucht!"" rief Reinhold, — „„Gottfried iſt ja mein Sohn, als Bräutigam meiner Tochter, warum ſollte er nicht auch Gottfried Reinhold heiſſen.""

„Alſo es bleibt dabei," fuhr der Fürſt fort, „laſſen Sie ſich das Dokument ausſtellen, Baron, und überſenden Sie dafür dem Gottfried Reinhold das Anſtellungsdekret als Referendarius im Departement des Ober-Kriegsraths."

Der überglückliche Referendarius wollte mit ſeinem zweiten Vater dem Fürſten zu Füſſen ſtürzen, aber dieſer hob beide ſanft auf und ſprach im Weggehen: „Ihnen, Reinhold, gratulire ich zu Sohn und Schwiegerſohn; Sie, Gottfried, mögen immer ſo denken, wie bis jetzt." — Dann wendete er ſich noch wohlgemerkt! Dreißig tauſend Thaler wären eine zu ſtarke Taxe. Ich nehme den Willen für's Werk!"

Der Fürſt trat in ſein Kabinet, begleitet von dem Baron, welchem die Blicke des glücklichen Paares, von Thränen des Dankes erfüllt, nachfolgten.

Im Gefühle des innigſten Entzückens eilten beide nach Hauſe zu Hannchen, um der ängſtlich Harrenden die Freudenbotſchaft zu bringen. — Jetzt erſt fragte Reinhold ſeinen Schwiegerſohn um die Aufklärung der letzten, ihm unverſtändlichen Rede des Fürſten.

Der Moment, in welchem Gottfried dem Erſtaunten das Räthſel löſte, war ein Feſt der heiligſten Rührung. In feurigem Gebete ſtieg der Dank der Beglückten gegen Himmel.

In wenigen Wochen waren Gottfried und Hannchen ein Paar; des erſteren bedeutendes Vermögen wurde in Reinhold's Handlung eingelegt, welche dadurch einen neuen, raſchen Aufſchwung nahm. Die glückliche Wendung dieſer unglücklichen Ereigniſſe feierte die Familie durch ein herzliches Feſt, wobei Reinhold das Glas mit Hochheimer vom Wirthe zur Silberquaſte freudig erhebend, ausrief: „Es lebe die Herzlichkeit!"

Die junge Frau aber konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ſie in der Nummer des glückbringenden Loſes auf den erſten Anblick eine bedeutungsvolle Zuſammenſtellung gefunden habe, indem die Zahl ihres lieben Gatten, der **21**. Mai ihr eigener Namenstag, und **17** die Anzahl ihrer zurückgelegten Lebensjahre.

„Ja, dann mußte mir," rief Gottfried, „die Nummer ſchon wegen ihrer vier letzten Ziffer Glück und Segen bringen! Nur ſolch ein Talismann war kräftig genug gegen die traurigen Wirkungen eines Gelegenheitsgedichtes!"

# Der Anna-Ball.

Laß mit der Gemeinheit dich nicht ein,
Sonſt bringt ſie dich tief in's Gedränge;
Ein ſtarker Schlag nur mag es dann ſein,
Der ihre Ketten zerſprenge.

## 1.

Nicht bald belebte den bekannten Sauerbrunnen nächſt Rohitſch in Unterſteier ein regeres Wogen und Treiben, als am letzten Sonntage des Heumondes im Jahre 182*. Auf dieſen Tag war nämlich das Ballfeſt verlegt worden, welches man alldort jährlich den beiden Nanetten zu Ehren abzuhalten pflegt, und zu welchem ſich immer eine große Menge huldreicher Damen und huldigender Männer einfindet.

Es war gerade zur Zeit der Meſſe, welche von einem Prieſter der nächſten Pfarre geleſen wird. Das Glöckchen der freundlichen Kapelle rief die Andächtigen zuſammen, und der nett uniformirte Brunnenwächter hatte nicht wenig Mühe, das herbeiſtrömende gemeine Volk von der Pforte des Kirchleins abzuwehren, die er den Brunnengäſten allein zu öffnen beauftragt iſt. Der Brunnentempel war von Bauernvolk aller Art umlagert, unter welchem ſich die kroatiſchen Ankömmlinge durch ihre Tracht bemerkbar machten. Seitwärts gegen die Wohngebäude ſtand verſchiedenes Fuhrwerk durcheinander, während vor der Brunnenkanzlei Wagen um Wagen hielt, und die Treppe von Fremden nicht leer wurde, welche ſich um Unterkunft für die Dauer des Balles und ſeiner Nachfeier bewarben.

Die Meſſe war nun vorüber. Die Damen eilten den Übergang zu dem bevorſtehenden Ballputze bilden könnte. Die Herren vertheilten ſich in verſchiedenen Richtungen. Die Einen verſammelten ſich um das Billard, zur Seite des geräumigen Saales, welcher bereits Spuren ſeiner heutigen Beſtimmung verrieth. Andere beſetzten die Tiſche auf dem erhöhten Marmoreſtrich vor der Saalthüre, wo ſie theils frühſtückten, theils ſpielten. Die Mehrzahl wandelte im traulichen Geſpräche die Pappelallee entlang, welche den Tempel, in deſſen Mitte der heilende Trank aus einem verſperrbaren Becken geſchöpft wird, mit dem Hauptgebäude verbindet. Nur Wenige benützten den zwar wolkigen, aber unverdächtigen Himmel, um des kurzen Zwiſchenraumes bis zum Eintritte der Mittagshitze noch auf einem der lieblichen Spaziergänge zu genießen, welche ſich in anſprechender Mannigfaltigkeit hinter dem Brunnentempel ausbreiten.

Unter dieſe Wenigen gehörte der Bankier Baron Althof aus W***. Rüſtig und wacker, als gäbe es einen Wettlauf, nicht aber eine diätetiſche Promenade, ſtieg er mit ſeinem Begleiter, dem räthſelhaften Badgaſte Pellegrini, einem Bühnenkünſtler, den Janinaberg hinan.

Das Geſpräch der beiden Spazierläufer, welchen Spottnamen ſie von den übrigen Spaziergängern erhalten hatten, drehte ſich, wie immer, um ein weibliches Geſchöpf, um eine Ballkönigin, nämlich um eine ſtändigkeit ſeines Charakters trug. Dieſe Anna war aber niemand Anderer, als eine intereſſante Dame, welche, nebſt jenem ziemlich allgemeinen chriſtlichen Taufnamen, den ſie mit vielen Schönen theilte, den eben ſo allgemeinen Zunamen Müller führte. Daß dieſer Zuname unwillkürlich an die ſchöne Madame Müller in „Menſchenhaß und Reue" erinnern mußte, war um ſo erklärbarer, als die ſchöne Anna Müller, hinſichtlich ihrer Verhältniſſe, den meiſten Badgäſten ein Räthſel zu ſein ſchien, außer dem früher genannten Pellegrini, welcher, wie geſagt, ebenfalls eine räthſelhafte Figur ſpielte. So viel man von ihr erfahren, und an manchem ſchönen Sommerabende unter ihrem Fenſter anhören konnte, war ſie eine Sängerin. Einige der Anweſenden wollten ſich ihrer Züge entſinnen, und derſelben, wenigſtens mittelſt guter Theaterperſektive, bereits vor Jahren auf der Bühne der Provinzialhauptſtadt anſichtig geworden ſein. Der Name ſelbſt jedoch war, wie geſagt, zu allgemein, um eine beſtimmte Erinnerung in Anregung zu bringen. — Über die erſte Blüte der Jugend bereits hinaus, hatte Madame Müller in ihrem Geſichte doch etwas ungemein Anſprechendes. Das Feuer ihres großen dunklen Auges ſchien durch einen Anflug von Wehmuth gedämpft, und ein leidenſchaftlicher Zug auf der Stirne, welcher die blendendweiße Fläche derſelben oft wie ein Riß, zuckend durchfurchte, ſtach ſeltſam gegen die Ruhe und den Anſtand ihrer Bewegungen ab ſie, hinter den Verhängen des halbgeöffneten Fenſters, Desdemona's Romanze aus Othello, oder Prezioſa's ſehnendes Lied zur Begleitung der Guitarre ſang. Da vergaß wohl mancher Whiſtſpieler zu markiren; in dem Geſpräche der Luſtwandelnden entſtand eine Pauſe der Spannung, und ſogar Pellegrini, dem dieſe Stimme ziemlich bekannt ſchien, guſtirte beim Makao zögernder, als gewöhnlich.

Den mächtigſten Eindruck machte jedoch die Stimme der ſchönen Donna Anna auf den Bankier, welchen ſein Schickſal zufällig in das gegenüberliegende Quartier geführt hatte. Da ſaß er denn oft, den Kopf ſchwermüthig in die Hand geſtützt, den Blick zur hellen Mondſcheibe emporgeſchlagen, und begleitete die ſentimentalen Quodlibets der reizenden Sirene mit hingehauchten Seufzern. Er lebte in ſolchen Augenblicken unbewußt, ein halb Jahrdreißig ſeines Lebens zurück, und empfand Manches, deſſen Keim er bereits in ſeinem Innern erſtorben glaubte. Die Entfernung von ſeiner Heimat, die neue fremde Umgebung, in welcher ihn nichts an ſeine Alltagsverhältniſſe erinnerte, begünſtigten dieſen Rückfall in das Wechſelfieber der Jünglingszeit noch mehr. So vergaß er denn, wenn der ſchmelzende Ton aus jenem halbgeöffneten Fenſter herüberzitterte, gar bald, daß er Chef eines bedeutenden Hauſes in der Reſidenz ſei; vergaß, daß er bereits ſeit vier Jahren den Äquator des Brauſelebens, das dreißigſte Lebensjahr, überſchritten habe, daß er als geliebten Mädchen, die Hand zu reichen; vergaß, daß er daheim einen vierzehnjährigen, hoffnungsvollen Sohn zurückließ, um hier eine, vielleicht eingebildete Körperkrankheit lo[illegible]u werden, nicht aber, um geiſtig zu erkranken; — vergaß mit einem Worte, daß er ein vier und dreißigjähriger Witwer ſei, welcher ſeinem Kinde, ſeinen Geſchäften mehr Aufmerkſamkeit ſchuldig iſt, als einer räthſelhaften Sängerin. Aber gerade Räthſel reizen die Neugier des Menſchen, und man überſieht ihretwillen oft die reinſte Poeſie im Leben, wie in Journalen.

Darum beſchäftigte auch den Baron die ſingende Sphinx, an der er durchaus zum Ödipus werden wollte, ſeit dem erſten Abende ſeines Badeaufenthaltes, ſo lebhaft und ausſchließend. Darum ſchloß er ſich auch, allein unter allen Kurgäſten, an den geheimnißvollen **Pellegrini** an, welchem, trotz ſeines ſcheinbar abſtoßenden Weſens, dieſe Annäherung nicht unwillkommen zu ſein ſchien. Wenigſtens wußte er den Baron ſo gut im Schach zu erhalten, daß dieſer täglich dringender ihm anlag, und ſich alle Mühe gab, aus den abgebrochenen Reden des Begleiters ſeiner Angebeteten ſich ein Moſaikbild ihres Charakters zu entwerfen.

„Alſo glauben Sie wirklich, daß Madame Müller ſ[illegible]rauſam ſein könnte, ſich dem heutigen Ballfeſte zu entziehen?“ fragte der Baron ſeinen neuen Freund, welcher ſich, etwas erſchöpft, auf einen zur Ruhebank umgeſchaffenen Baumſtamm vor ihm nieder ſie, der Lichtpunkt des heutigen Feſtes, im Saale fehlte! Sie müſſen ihr zureden; Sie vermögen ja Alles über Ihre Schutzbefohlene, Sie ſind ihr väterlicher Freund, — nicht wahr, Sie werden ihr zureden?“

Eine leiſe Röthe flog über Pellegrini's blaßes Geſicht, und das ironiſche Lächeln, welches dabei um ſeine Lippen zuckte, verlor ſich in ein gewaltſames Hüſteln.

Der Bankier ließ nicht nach. — „O! machen Sie doch Ihren Einfluß nur heute geltend. Ich habe mir von dem heutigen Tage viel erwartet, mich innigſt darauf gefreut!“

„„Wie ſo?““ fragte Pellegrini, mit ſeinem Spazierſtöckchen allerlei Runen in den Sand zeichnend — „„haben ſich der Herr Baron wegen meiner Nichte gefreut?““

„Nichte? — wiederholte Althof, lebhaft ergriffen, — „Ihre Nichte?“ — Und ein Stein ſchien ihm vom Herzen zu fallen.

„„Ich hätte gar nicht geglaubt, daß Ihnen etwas daran liegen könne, ob Müller meine Nichte, oder wer ſie ſonſt ſei?““

„Ei, Pellegrini,“ fuhr Althof fort, „Sie wollen meiner ſpotten! Sie, dem man den Menſchenkenner auf den erſten Blick abmerkt, Sie, ein Darſteller menſchlicher Charaktere, Sie ſollten mich nicht durchſchauet, Sie ſollten das Wort nicht geahnt haben, das mir ſeit vierzehn Tagen auf der Zunge lag, etwa mehr als Ihre Nichte zu finden, es ausſprechen ließ!“

„„Mehr““ — lächelte Pellegrini, indem er ſich erhob, und den Baron am Arme faſſend, den Laubengang zur Ausſicht einſchlug. — „„Hielten Sie mich wohl gar für Anna's Liebhaber? Theuerſter Baron! Müller vier und zwanzig Jahre; — Pellegrini fünfzig. Meine Ruhe und des Baron's Feuer, das ſo ſichtbar aufloderte, daß ganz Sauerbrunn die Flamme merkte!““

„Ganz Sauerbrunn!“ fiel ihm der Baron feurig ins Wort — „ganz Sauerbrunn? dazu gehört auch Ihre liebenswürdige Nichte? — Sollte ſie es wirklich gemerkt haben, daß ſie mich Empfindungen, vielleicht ſogar Äußerungen gelehrt hat, welche ich längſt ſchon für mich verſchollen und verklungen wähnte? — Sollte vielleicht in den Tönen, welche aus ihrem Fenſter zu mir, ſo weich und warm, erſt geſtern wieder herüberklangen, eine leiſe Beziehung auf den aufmerkſamſten aller Zuhörer gelegen ſein, welche das Glück hatten, derſelben zu lauſchen?“

„„Ich habe ſie wohl ſchon mit mehr Bravour ſingen hören,““ bemerkte Pellegrini, „„doch nie mit mehr Gefühl! — Aber könnte Sie denn das wirklich intereſſiren, Herr Baron?““

„O ſprechen Sie nicht ſo, lieber Freund,“ betheuerte der Baron, mit losbrechender Wärme. — Sie haben in meinem Innern geleſen; gönnen Sie einer Frau, deren Name meiner Zukunft ſo bedeutend werden dürfte. Offenheit gegen Offenheit! Ihre Frau Nichte intereſſirt mich. Ihre Perſönlichkeit iſt, an und für ſich ſelbſt genug, um jedes Detail entbehren zu können. Weihen nun Sie mich in dasjenige ein, was ihrem holden Bilde zur Folie dient, in ihre **Umſtände**, Ausſichten, Hoffnungen, in die Begebniſſe ihres früheren Lebens, kurz in Alles, was mir über den Charakter eines Weſens, daß mich, beim erſten Blicke, ſo ſehr angeſprochen hat, einen näheren Aufſchluß geben könnte!“

Pellegrini ſchien dieſen Augenblick erwartet zu haben. Indeſſen waren ſie auf der Höhe des Janinaberges angekommen. Wie ein heiteres Panorama that ſich vor ihnen die reizende Fernſicht auf. Der waldige Pleſchivetz und der kegelförmige Donatiberg mit dem Loretto-Kirchlein ſchimmerten, durch den Schleier des Höhenrauches, als nördlicher Hintergrund. Öſtlich erhob ſich, hinter dem einſamen in einem Kaſtanienwäldchen verborgenen Dörfchen **Schildern**, der **Rücken** des Matzelgebirges, auslaufend in die tiefblauen Gebirge Kroatiens, aus welchen ſüdlich, jenſeits des Sottlaflüßchens, welches im Thalgraben, kaum bemerkbar, die Grenze zieht, einzelne Kirchlein und Gehöfte herüberſchimmerten. Die Sonne hing blendend über den Höhen des Wachers, und vermehrte dem Auge den Anblick des fernen Adlerhorſtes Montpreis und des hochragenden Schloſſes Süſdie weſtlichen Berge über einander, und ſchloſſen gegen Krain und Kärnthen zu das herrliche Rundbild.

Es iſt kein gutes Zeichen, wenn man für die Reize der Natur blind iſt. Solche Augenblicke der Gleichgiltigkeit ſollten den Menſchen immer auf ſich ſelbſt aufmerkſam machen; ſie erinnern an jenen Zuſtand bei Kranken, wo Zugpflaſter und Schröpfköpfe nicht mehr angreifen. Für den Baron war ein ſolcher Augenblick da. Die Gegend keines Blickes würdigend, warf er ſich auf eine Bank hin, und zog den Oheim ſeiner geliebten Müller neben ſich nieder.

So ſehr'er ſonſt vor Allem, was Schlange hieß zurückſchauderte, ſo bemerkte er doch jetzt die ſchillernde Natter gar nicht, welche knapp an ſeinem Fuße ſich in das Geſtrüpp hinabringelte, und raſchelnd im Gebüſche verſchwand.

## 2.

Aus den Mittheilungen, welche der Baron ſeinem Begleiter mit vieler Aufrichtigkeit machte, um denſelben zu einem Gleichen zu vermögen, ging Folgendes hervor, was den Leſern theilweiſe ſchon bekannt iſt.

Der Baron war der einzige Sohn eines reichen Wechslers in der Reſidenz, von dem er, weil die Mutter frühzeitig geſtorben war, in eine Erziehungsanſtalt gegeben, und auf ſeinen jetzigen Stand vorbereitet wurde. In ſeinem ſiebzehnten Jahre hatte er den Cyklus der Kenntniſſe vollendet, in welchem ihn und Übung dasjenige, was er gelernt hatte, zu praktiſcher Wirkſamkeit zu bringen. Drei volle Jahre trieb er ſich in verſchiedenen Ländern, Städten und Zirkeln umher, und lernte, wie er ſelbſt geſtand, wohl ein Handelshaus, aber nicht ſich ſelbſt leiten. Die Huldigungen, welche dem jungen, hoffnungsvollen Bankier allwärts zu Theil wurden, ließen ihn zu keiner feſten Lebensanſicht gelangen, und als nun auch die Liebe ſein Herz einzunehmen anfing, wußte ſich der unerfahrene Jüngling, dem jeder Anklang dieſer Art im Inſtitute gänzlich fremd geblieben war, in dieſes neue Element gar nicht zu finden. Er taumelte von Extrem zu Extrem, und hatte es mehr ſeiner Schüchternheit, als ſeinen Grundſätzen zu verdanken, daß er nicht damals ſchon unterging.

Sein Vater, welchem dieſes Schwanken und Ringen nicht entging, glaubte das Beſte zu thun, wenn er ihn verheiratete. An einer Braut für den zwanzigjährigen Geſellſchafter eines der erſten Häuſer der Reſidenz konnte es nicht fehlen. Auch war die Wahl für einen Mann vom Handelsfache nicht ſchwer. Die reichſte war die willkommenſte. Sie war zwar eben nicht ſehr liebenswürdig, nicht beſonders geiſtreich und gebildet, aber nicht häßlich, ziemlich gutmüthig und um zwei Jahre jünger, als der ihr beſtimmte Bräutigam. Daß dieſer keine Neigung für ſie empfand, beachtete man nicht ſonderlich; es galt ja nur eine Kon-

Bankier einen Enkel. Der kleine Eduard wurde gleich nach ſeiner Geburt einer Amme übergeben. Vater und Mutter ſtatteten ihm kaum ein paar Male im Tage ihre Viſite ab. Bereits in ſeinem fünften Jahre wurde der Knabe, auf Anrathen ſeines Großvaters in dasſelbe Inſtitut gebracht, aus welchem vor drei Jahren ſein Vater hervorgegangen war, und kam nachher ſeinen Ältern nur wieder an Sonn- und Feſttagen zu Geſichte. Bald darauf ſtarb ſeine Mutter, deren Gatte eben nicht mehr um ſie trauerte, als die Welt von dem Gatten, und das Kind von dem Vater erwarten konnte.

Seither ging auch der alte Bankier in die Ruhe ein, und hinterließ ſeinem Sohne das wohl arrangirte Handelshaus, dem derſelbe, nicht ohne Umſicht, vorſtand. Wenigſtens bemühte er ſich dermaßen das Geſchäft ſeines Vaters mit Ehren fortzuführen, daß er ſich ſelbſt, durch die ungewohnte Anſtrengung in eine ſo unbehagliche Stimmung verſetzte, daß ihm ſein Hausarzt eine Tour in Sauerbrunn, als höchſt erſprießliches Erheiterungsmittel anrathen zu müſſen glaubte. In wiefern ihm dieſer Ausflug gedieh, wiſſen die Leſer bereits. —

Was Pellegrini dem Baron als Entgelt für ſeine aufrichtigen Geſtändniſſe zum Beſten gab, hätte dieſen wohl aufmerkſam machen können, welchem Elemente die Weſen angehörten, für die er ſich ſeit zwei Wochen ſo lebhaft zu intereſſiren begann. Es war das Element der Gemeinheit, welches ſeiner bewegwelche geeignet ſind, ein edleres, dem Beſſeren noch nicht ganz entfremdetes Gemüth abzuſtoßen und zurückzuſchrecken. Leider jedoch mangelt der Leidenſchaft dieſer forſchende Blick, und ſie findet an der bewegten Außenſeite um ſo höheren Reiz, je bewegter ſie ſelbſt iſt. So fand denn auch der Baron Alles, was ihm Pellegrini von ſich ſelbſt und ſeiner Nichte erzählte, überaus anſprechend und ſinnvoll.

Pellegrini war im Schauſpielerſtande geboren und ihm angehörig. In ſeiner früheren Zeit trieb er ſich bei wandernden Truppen umher. Außer einem Bruder, welcher ſich in einem Provinzſtädtchen von ſeinem Handwerke ſpärlich nährte, lebte ihm kein Verwandter. Auch dieſer ſtarb. Er hinterließ eine kleine Tochter und eine kränkliche Frau, welche ihm bald in's Grab folgte. Die zurückgelaſſene Waiſe war kaum ſechs Jahre alt, als Pellegrini ſie in jenem Provinzſtädtchen, auf deſſen Bühne er zufällig beſchäftiget wurde, im Hauſe ſeiner Quartiergeber vorfand, welche ſie, gleichſam als zum Fundus instructus gehörig, ſammt den verſchuldeten Realitäten von ſeiner kürzlich verſtorbenen Brudersfrau, überkommen hatten. Ihr liebes Geſichtchen, ihr naives, ungeſchrecktes Weſen, die Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie dem Treiben zwiſchen den Couliſſen zuſah, wohin ſie ihm oft nachlief, bewegen ihn, ſie ihren Ziehältern, die gerne einwilligten, wegzunehmen, und zu ſeinem Stande heranzulent entwickelte ſich in dem Mädchen, als es dem vierzehnten Jahre entgegenreifte. Das lieblichſte Stimmchen, verbunden mit der Gabe eines ſeltenen muſikaliſchen Gehörs, verſchaffte dem holden Blümchen eine ehrenvolle Stellung bei einer größeren Bühne, wobei des ſorgſamen Gärtners nicht vergeſſen wurde. Beifall und Huldigung ward ihr von allen Seiten zu Theil. Kränze wurden ihr zugeworfen, Gedichte geſtreut und Herzen angeboten. Allein Dankbarkeit gegen ihren Oheim und Wohlthäter, der ihr dieſe glänzende Laufbahn eröffnet, und ſich ſo thätig um ſie bemüht hatte, haben ſie lange — bemerkte Pellegrini mit ſeltſamen Lächeln — zurückgehalten, den Schritt zu thun, welcher ſie mit ſechzehn Jahren zur Madame Müller machte. Als jedoch der Mann, durch deſſen Bild ihr erſter Lehrer und Leiter auf einige Zeit aus ihrem Herzen verdrängt worden war, für ſie zu leben aufhörte, ſei ſie des letzteren wieder eingedenk geworden. Im Beſitz einer nicht unbedeutenden Summe, zu welcher ſie durch jene Verbindung gekommen war, glaube ſie nunmehr von ihren theatraliſchen Leiden und Freuden ausruhen zu dürfen.

„„Und ſo betrat ſie ſeitdem““ — ſchloß Pellegrini ſeine Mittheilung — „„nur noch einmal die Breter der Bühne in unſerer Provinzialhauptſtadt, weniger um einen letzten Triumph ihrer Kunſt zu feiern, als um mir einen edelmüthigen Zoll ihrer Anwerden dürfte. Ich bin dieſes Herumwanderns nach gerade ſatt. Meine Haare bleichen ſich; die Runzeln brauch' ich mir auch nicht mehr mit Korkkohle in's Geſicht zu malen, und ich habe lange genug in alle Fächer hineingepfuſcht, und mich nun einmal für Eines beſtimmt auszuſprechen.""

„Und dieſes iſt?" fiel ihm der Baron, faſt unwillkürlich ins Wort.

„„Das Fach der Intriguants,"" — erwiederte der Bühnenkünſtler mit einem Anfluge von Bitterkeit — „„ein undankbares Fach, wenn man auf die Wirkung nach Außen ſieht, aber unentbehrlich in unſerer dramatiſchen Schreckensperiode der Faux-Monnoyeurs und Ecorcheurs. Es gab wohl eine Zeit, wo ich in Liebhaberrollen nicht ungern geſehen wurde; ja ich ſpielte ſogar vor acht Jahren den Primo Amoroso nicht ohne Effekt; — aber:

Die ſchönen Tage in Aranjuez
Sind nun vorüber! —

Höchſtens, daß ich in einer lockeren Onkelei als angekörnter, zuletzt mit langer Naſe abziehender Oheim, noch einige verliebte Tiraden, wie Anklänge aus einer früheren Zeit, herauszuheben wußte! Meine Abenteuer haben mir mein Fach ſelbſt zugewieſen; die Kunſt zeigt mir auf dieſer Bahn die freudige Anwartſchaft auf eine Regiſſeurs-Stelle, und

— — — ich folge blind,

Wohlthat zu meiner Wohlthäterin gemacht, hier will ich Abſchied nehmen von der Welt der Wahrheit, um dann der Welt der Täuſchung, den Bretern, die die Welt bedeuten, bis zu meinem Ende anzugehören, und wenn es mir der Himmel ſo gut ergehen laſſen will, dereinſt auf einer Hofbühne in der Schlußſcene der unterbrochenen Whiſtpartie, als Skarabäus, unverhofft hinüberzuſchlummern, ſchmerzlichfroh ausrufend: „Felices, qui in Domino moriuntur!“ — Nach beendeter Trinkkur trete ich mein Engagement an, meine Nichte wird ſich dann in die Ruhe verſetzen, ein eingezogenes Witwenleben führend, und das erworbene Sümmchen mit weiſer Mäßigung einſam und allein genießen, wenn ſie nicht etwa ſo glücklich iſt, eine Hand zu finden, die ihr ſtatt des düſteren Witwenflors einen hellen Brautſchleier umwirft!“ —

„Solch' eine Hand zu finden,“ — rief der Baron mit einem Feuer aus, welches ihn nur zu deutlich verrieth — „kann der liebenswürdigen Müller nicht ſchwer werden. Ich ſage nicht mehr, aber ſie muß auf den heutigen Ball, und Ihnen, lieber Freund, ſtell' ich es zur Aufgabe, ſie dazu geneigt zu machen! Sie werden es gewiß über ſie vermögen!“ — Pellegrini verſprach ſein Möglichſtes. Die Sonne brannte ziemlich ſtark auf ſie herab, und langſamer ſchritten ſie durch die Laubengänge nieder, hielten bei der Eremitage noch eine kurze Raſt, und trennten ſich dann vor der Sommerwohnung. Pellegrini begab ſich, als des folgen, welcher ihn am Arme faßte, und ihn zu einem Diner in einem Gaſthofe außerhalb des Brunnengebiethes, „zur ſchönen Wirthin“ genannt, mitzog.

## 3.

Ein herrliches Wetter begünſtigte das angekündigte Feſt zur Ehre der beiden Nanetten. Aus dem benachbarten Kreisſtädtchen langten zahlreiche Geſellſchaften an, und quartirten ſich bei Kurgäſten von ihrer Bekanntſchaft ein, welche ſich mit gaſtfreundlicher Bereitwilligkeit für dieſen Abend zuſammendrängten. Mancher elegante Phäeton, gezogen von vier winddürren Kleppern, die ein ſchnurbärtiger Kutſcher, in weiten Pluderhoſen, mit Stricken lenkte, und mit hochgeſchwungener Jagdpeitſche antrieb, rollte den Grenzfluß Sottla entlang, und führte dem Brunnenorte ſtattliche Kavaliere aus Kroatien zu. Auch an gemeinem Volke, dergleichen ſich überall hindrängt, wo es etwas zu erhaſchen gibt, war kein Mangel. Ein kroatiſcher Hakbretſpieler hämmerte ſchon ſeit Mittag, an eine Schranke, nicht weit vom Brunnentempel, gelehnt, auf ſein Inſtrument los, und brummelte mit ſelbſtgefälligem Lächeln die Terz dazu. Ein anderer Abenteurer, welcher in ſeinem kupferfarbenen Geſichte ein unwiderlegbares Diplom ſeiner Weltbürgerſchaft herumtrug, bewies einer Runde wendiſcher Landsleute, welche auf der Rückfahrt von einem benachbarten Kirchweihfeſte

Witterung begünſtigt, ein kleiner Bosko, welcher Verſchiedenes in die Taſche hinein, aber leider! nur wenig aus derſelben heraus zu ſpielen vermochte.

Im Saale ſelbſt wurde mit regem Eifer und emſigen Händen an möglichſt eleganter Ausſchmückung gearbeitet. Ein vielverſprechendes Orcheſter lächelte mancher Dame, welche in Neugierde vorüberzog, als ein anmuthiger Parnaß entgegen, von welchem in wenigen Stunden die Deutſchen eines Hirtl, Wilde und Kanne, von den ausgeſuchteſten Muſikern der Kreisſtadt vorgetragen, fußbeflügelnd und herzbeſtürmend ertönen ſollten. Auch erklang bereits im erſten Stockwerke der Traiteurie, nicht ſowohl als Echo, ſondern vielmehr als Introduktion des heutigen Ballfeſtes, eine Harmoniemuſik von den Rohitſcher = Hautboiſten und ſonſtigen Bläſern ausgeführt, bei deren minder preziöſen Klängen die Dii minorum gentium ihre Saturnalien antizipando genoſſen. — Mit Einem Worte, man vergaß, daß man ſich in einem Kurorte befinde, und glaubte ſich mitten in einem Park der Reſidenz verſetzt, deſſen Gänge, Alleen und Lauben, eines fröhlichen Ereigniſſes willen, zu einem Volksfeſte preisgegeben, und eben zum Beginn deſſelben zugerichtet würden.

Baron Althof war indeſſen dem Kreiſe ſeiner allzugefälligen Tiſchfreunde entronnen. Sie hatten ſich redlich bemüht, ſeine Verſtimmungen zu heben, aber umſonſt. Ihm ſchwebte nur Ein Weſen vor Augen herangereiſte Abenteurerin, die ihm ſeit ein paar Stunden um ſo intereſſanter geworden war, je räthſelhafter ihm manche Partie ihres Lebensgemäldes vorkam. Er ſah nur ſie: er dachte nur an ſie, und konnte den Augenblick kaum erwarten, in welchem ſie ihm als Königin des heutigen Ballfeſtes, mehr durch ihr anſprechendes Äußeres, als durch ihren Putz geſchmückt, anmuthſtrahlend entgegen treten würde. — Zwar erinnerte er ſich manchmal, wenn die Gäſte ungeduldig den Aufwärter mit dem Namen „Eduard! Eduard!" riefen, daß er einen Sohn habe, denn dieſer hieß ja auch Eduard. Aber wie ſchnell wich das Bild dieſes Sprößlings einer freudenloſen Ehe dem ſchimmernden Ideale ſeiner neuen Liebe. Der arme Eduard mit ſeinem treuherzigen Geſichte, dem ungetrübten Spiegel vierzehn harmloſer Lebensjahre, verlor ſich im Gewoge der aufbrauſenden Leidenſchaften, wie eine abgeriſſene Uferblume in einem trüben Waldſtrome. Regte ſich auch dann und wann in des Barons Herzen etwas, worüber er zürnte, ohne es doch verdammen zu können, ſo rief er ſich bald, in einem Anfluge von Leichtſinn, wieder zu: „Was kümmern dich deine Verhältniſſe zu Hauſe! Du biſt hier losgeriſſen von Allem, mußt von Allen losgeriſſen ſein, denn du biſt hier, um dich auszuheilen! Ohnedieß wirſt du nur zu bald wieder am alten Joche ziehen, und was du hier genoſſen und gefühlt, wird wie ein Traum hinüberdämmern in deidieſem waldumdrängten Keſſelthale, was du weder auf deiner Reiſe, noch auf der vielbewegten Bühne der Reſidenz gefunden haſt!“ —

Unter ſolchen Gedanken war der Baron, den Waldweg entlang, zurückgewandelt, und wollte eben am Kanzleigebäude vorüber, ſeiner Wohnung zueilen, als ihm von dem ſchattigen Baume nieder, welcher den Ruheſitz auf einem Hügel links am Wege überwölbt, eine Stimme ſeinen Namen zurief. Er blickte empor, und ſah ſeinen lang erwarteten Pellegrini, welcher unter dem Laubdache jenes Baumes Sieſte hielt.

Der Baron flog haſtig empor, und deutete des Freundes lächelnde Miene mit dem frohen Ausrufe:

„Nicht wahr, Sie wird kommen?“

„„Wenigſtens verſprach ſie es,““ erwiederte Pellegrini ſchmunzelnd, „„und wenigſtens ward ich angewieſen, heute Nachmittags mich nicht eher zu präſentiren, bis man mich rufen ließe. Was hinter dieſem Verbote des Beſuches ſteckt, merken Sie wohl ſelbſt: eine verlängerte Toilette und eine ungeſtörte Vorbereitung zum bevorſtehenden Ballfeſte!““

Der Baron war über dieſe Nachricht entzückt, ſchüttelte dem kräftigen Fürſprecher warm die Hand, und nöthigte ihm die Zuſicherung ab, auf dem Balle ſich keiner andern Geſellſchaft anſchließen zu wollen. Dann eilte auch er auf ſein Zimmer, um ſeine Außenſeite ebenfalls nach Möglichkeit herauszuputzen, um

Die Zeit zum Balle war indeſſen herangerückt. Schon trieben Wagen und [illegible] bunt durch einander. Zierlich geſchmückte Damen und ſchwarzbefrakte Herren hüpften und ſchlüpften unter den Armen begleitender Zofen und Diener, Hüllen und Überkleider wie Puppen abſtreifend, in den Kerzen durchſchimmerten Saal. Die Geſellſchaft ſchien, wie das Meer, ſechs Stunden zu brauchen, um den höchſten Stand ihrer Flut zu erreichen, mit jedem Viertelſtündchen ſchwoll ſie an, und leere Bänke, die früher wie trockenes Land noch hin und wieder hervorragten, waren in Kurzem von rauſchenden Seidenwogen und flirrenden Gazewellen überflutet. Die bekannte Oginskiſche Polonaiſe eröffnete jetzt, wie ein Feſtaufzug an einem Liebeshofe den Ball, und gewährte dem ſtillen Beobachter, welcher, behaglich in eine Saalecke gedrängt (wie es, unter uns geſagt, meine Gewohnheit iſt), das ſchleifende Tänzerheer vorbeiziehen ließ, einen ganz artigen Anblick.

Es iſt etwas Eigenthümliches um eine ſolche Geſellſchaft, wenn man ſie hier in dieſem Kurorte und in den übrigen Bädern, die an Frequenz und Einrichtung ihm ähnlich ſind, anzutreffen pflegt. Man findet hier nicht jene wahrhaft fürſtliche Delikateſſe, welche eben deswegen wieder zur Ungezwungenheit wird, weil die zu beobachtende Etikette ſämmtlicher Kurgäſte zweite Natur iſt, wie man ſie etwa in Karlsbad, in Baden, in Pyrmont trifft. Man findet aber dage-

Herrlichkeit zu zeigen, und läßt ſich ſelbſtgefällig herab natürlicher zu thun, als er es ſonſt gewohnt iſt.

Der Kleinſtädter, welcher ſich oft nur Einmal im Jahre hierher bemüht, um mit den Leuten der großen Welt in Berührung zu kommen, will ihnen zeigen, daß bei ihm zu Hauſe auch Leute wohnen, und ſchraubt ſich, eben ſo ſelbſtgefällig, zu jener Höhe empor, auf der er dem Großſtädter gleich zu ſtehen vermeint. Das wechſelſeitige Beſtreben, dieſen Ausgleich herbeizuführen, gibt dem Leben in dieſem Kurorte, ſo wie in allen ſeines Gleichen, einen eigenen Reiz. Adelſtolz, Geldherrſchaft, Spießbürgerlichkeit, Kleinſtädterei, Koketterie und Prüderie reiben ſich in Kurzem ſo glücklich an einander ab, daß am Ende doch ſelten eine Badecur vergeht, in welcher nicht die reine Herzlichkeit zum Durchbruche käme, und die Geſelligkeit vielleicht noch kräftiger zur Heilung beitrüge, als der perlende Schaumquell der Nymphe.

Einzelne Fratzenbilder ſchaden dann dem Eindrucke des Ganzen nicht, ſie bringen vielmehr Leben und Humor darein, und ſind die wohlthätigen Blitzableiter, an welchen der Strahl der Spottſucht unſchädlich herabfährt, ohne ſelbſt ihre vergoldete Spitze zu ſchwärzen.

Solch' einen Blitzableiter ſtellte auch Baron Althof vor, als er, mit Madame Müller am Arme, nach geendigter Polonaiſe in den Saal trat, von dem Schauſpieler Pellegrini begleitet.

ewig dazwiſchen flüſternd, nachſchritt. Allein der Baron ſchrieb dieſes Ziſcheln und Augenwinken der Bewunderung und dem Neide zu. Er war glücklich: die Worte mit welchen ihn die ſchöne Witwe empfing, als er ſich anfragte, ob ſie ihre Toilette bereits vollendet habe, waren ſo liebevoll und vielſagend geweſen, daß er an einer baldigen Entwickelung des Knotens nicht zweifeln konnte. In ſeligem Taumel ſchwebte er mit ſeiner Angebeteten die Reihen auf und nieder, als der erſte Deutſche begann.

Wenn Madame trefflich ſang, ſo muß man geſtehen, daß ſie vortrefflich tanzte. Der edle Anſtand, die ungezwungene Schwingung, die ſylphenartige Leichtigkeit, der ſeelenvolle Blick, mit welchem ihr halb emporgeſchlagenes Auge dem Blicke des entzückten Tänzers begegnete, überzeugte den Bankier, daß ſeine Fantaſie lebhafter und feuriger ſei, als man billiger Weiſe, von einem wohlakkreditirten Bankier verlangen kann. Was der Wonnetrunkene beim Souper an der Seite ſeiner Angebeteten empfand, klang in ſeinen Worten nur ſchwach wieder. Aber auch dieſe fanden, von Pellegrini beſtens kommentirt und mit den gehörigen Anſpielungen gewürzt, ein freundliches Echo. Aus dem Schaume des Champagners tauchte, wie Venus aus dem Meeresſchaume, das gegenſeitige Geſtändniß der Liebe leuchtend empor, und die Splitter eines Champagnerglaſes, welches Pellegrini mit dazu. Jetzt begann ein Kotillon. Man warb Tänzerinnen und Tänzer. —

„„Erlauben Sie, Herr Baron,"" — begann Pellegrini, den Seitenblick ſeiner Nichte nicht beachtend, — „„daß ich Ihnen unſere Donna Anna noch Einmal auf eine kurze Zeit entziehe? Sie wiſſen, ich muß mich in wenigen Tagen von ihr trennen, um ſie vielleicht nie wieder zu ſehen! Die Schauſpielkunſt hat uns zuſammengeführt, die Kunſt des Geſanges durch manche Leiden- und Freudenproben gejagt, mit der Tanzkunſt wollen wir von einander Abſchied nehmen! Künſtler ſollten nicht anders ſcheiden!"" —

Der Baron fühlte ſich eben in dieſem Augenblicke dem Oheim ſeiner Donna zu ſehr verpflichtet, als daß er dieſe Bitte mit etwas Anderen, als einem lächelnden „Recht gerne!" hätte erwiedern können. Aber ſonderbar war ihm zu Muthe, als er die reizende Tänzerin von ſeinem blaſſen Freund umtanzt oder umſchlungen ſah, und er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß Pellegrini für das Fach der Intriguants geſchaffen ſei, und der Fremde im Fauſt ſeine Forçerolle ſein müſſe. Mit dieſer Bemerkung empfing er auch den Tänzer, als ihm dieſer dankend ſeine Dame zurückbrachte, und ihr, mit wahrhaft diaboliſcher Schalkheit und fantaſtiſcher Galanterie, die Hand küßte. Pellegrini nahm dieſe Randgloſſe mit freundlich verzogenen Lippen auf, und meinte, daß ſolch ein wie er ſagte, mit keiner ähnlichen Bitte mehr läſtig zu fallen, an den Makaotiſch. Es heißt, glücklich Liebende ſeien im Spiel unglücklich. Dieſem Sprichworte gemäß müßte **Pellegrini** in der Liebe nicht der Glückliche geweſen ſeyn, denn die Karten ſchienen von ihm bezaubert: zweihundert blanke Thaler ſtanden bereits in zwanzig glänzenden Cylindern vor ihm aufgeſchichtet, und das Glück hatte ſeiner Laune, ihm zu huldigen, noch immer nicht Genüge geleiſtet.

Donna **Anna** fühlte das Bedürfniß, ſich abzukühlen. Der Baron warf ihr das Übertuch um, und führte ſie mit froher Ahnung ins Freie.

Der Mond hing voll und hell über den Bergen, und umſpann den anmuthigen Hügel, welcher ſich hinter dem Brunnentempel ſanft erhebt, mit einem duftigen Silberſchleier. Auf der Spitze des Hügels ſtehen im Halbkreiſe, von breitblätterigen Katalpen umgeben, einladende Bänke. Zu einer dieſer Bänke wandelte das liebende Paar, ſtumm und in ſich verſunken. Es iſt ein etwas mediziniſcher Vergleich, aber man könnte den Mondſchein nicht mit Unrecht das Ziehpflaſter der Liebe nennen. Wenn nichts angriff, ſo führt er die Kriſis eines Geſtändniſſes herbei. So war es auch bei Madame **Müller** und dem Baron. Nach mehr als hundert Pauſen, während welchen Seufzer und Blicke nach allen Launen des Kontrapunktes operirten, brach der Baron ſein langes „Tacet" mit einem Solo Cantabile, welches ſich mit einem Anbieten ſeiner Hand und ſeines Herzens endigte. Donna **Anna** nahm beides, jedoch unter einer beſchränkenden Bedingung an, die ihr Althof, ohne näher darum ſich zu erkundigen, unbedingt zugeſtand.

Der Bund war geſchloſſen; ein rieſiger Zeuge, der alte Donatiberg, ſah von fern, in ſeinen Mantel aus Mondſilber gehüllt, ernſt herüber, und quer über den tiefblauen Himmelsraum kniſterte eine Sternſchnuppe.

### 4.

Die Badetour war um. Die alten Kurgäſte verloren ſich nach und nach, und jeder Morgen brachte neue. Auch der Baron mußte an ſeine Rückkehr denken. Täglich erhielt er, entweder durch die Briefpoſt oder durch einen Boten, welchen ein Handelsfreund in dem benachbarten Kreisſtädtchen an ihn abfertigte, Nachrichten und Weiſungen, welche ſeine Anweſenheit in W*** als unentbehrlich darſtellten. Die politiſchen Verhältniſſe Europa's geſtalteten ſich mit jeder Woche ſeltſamer und unſicherer, und man hätte eher begreifen können, daß ein Handelsmann in ſo bewegter Zeit auf Huldigungen und Bewerbungen vergäße, als daß er um dieſer willen ſeine Geſchäfte außer Acht ließe. Aber die Leidenſchaft bindet ſich an keinen Kurs und frägt um keine Zeitungsartikel. Sie ſchwebt, wie der Geiſt über den Wäſſern, unbekümmert über das Treiben der Alltagswelt hin, und iſt mit ſich allein beſchäftigt.

Was daher den Bankier bewog, den kommenden Freitag zum Tage ſeiner Abreiſe feſtzuſetzen, war mehr ſein Wunſch, baldigſt aus ſeinem unerfreulichen Witwerſtande herauszutreten, als die Sehnſucht nach Schreibeſtube und Börſe.

Gut gewählt war übrigens der Tag nicht, würden jene ſagen, welche jeden Freitag für einen Unglückstag halten. In wiefern ſie hinſichtlich des Barons Recht haben möchten, wird der Erfolg lehren.

Der Freitag blieb nun einmal feſtgeſetzt, und erſchien wirklich, und begrüßte ſchon mit ſeinem erſten, wärmeren Sonnenſtrahle den Baron mit ſeiner Braut und ihrem Oheim auf der Route nach dem freundlichen Pettau, wo man den Mittag zuzubringen gedachte.

Der Baron wollte in dem rebenumkränzten Kreisſtädtchen Marburg übernachten, und dann geraden Weges der Provinzialhauptſtadt zueilen. Aber ſeine Braut lag ihm zu ſehr an, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, als daß er nicht den Seitenweg nach Öſterreichs Grenze hätte einſchlagen ſollen. — Es würde ihr, gab ſie vor, zu ſchwer fallen, jetzt, wo ſie kaum von ihrem frühern Treiben losgeſagt, in ein neues, würdigeres Verhältniß überzutreten im Begriff ſtände, ſo ſchnell den Schauplatz wieder zu ſehen, auf welchem ſich ſo manches Wehthuende und Kränkende für ſie ergeben hätte. Es würde ſie um ihre Faſſung, um ihre Ruhe bringen, Menſchen und Plätze wiederzufinden, an die ſich ſo manche Erinnerungen knüpften, die ihr nicht erfreulich ſein könnten. Statt ſchmerzlos und langſam einer Welt ſich zu entfremden, in welche ſie durch die Launen des Schickſals hinein verſetzt worden war, müßte ſie die lebhafteſten Bilder aus derſelben, unmittelbar in ihren neuen Stand mit hinübertragen, und ſich das kaum errungene Glück durch dieſen bitteren Nachgeſchmack vergällen laſſen.

Der Baron fand dieſe Gründe überwiegend genug, um ſeinen Plan einige Tage in dem anmuthigen Graz zuzubringen, ſeiner zartfühlenden Braut zu Liebe aufzugeben. Er konnte ſich in ihre Lage recht gut hineindenken, und fand ſie ſogar, um dieſes neuen Charakterzuges willen noch viel liebenswürdiger. Von einem weiblichen Weſen, welches auf dem Felde der Kunſt ſo manches Lorbeerblatt gepflückt, ſo manche duftige Roſe der Huldigung empfangen hatte, hätte er dieſen Sieg über eine ſo leicht verzeihliche Eitelkeit nicht erwartet. Sonſt preſſen Künſtlerinnen ihres Ranges die ſüße Frucht des Ruhmes bis auf den letzten Tropfen aus, ehe ſie dieſelbe für den goldenen, aber ruhmloſen Reif des Eheſtandes vertauſchen; ſie thun im Weihrauchnimbus der Künſtlerſphäre noch gern ſo viele und ſo tiefe Athemzüge, als es ihnen nur immer möglich iſt, um wohldurchbalſamt, und ſo zu ſagen in Lebgebeizt, in das Alltagsleben überzutreten, ja ſie können aus den glücklichſten bürgerlichen Verhältniſſen nicht ohne Rührung und Sehnſucht auf ihr verlornes Theaterparadies zurückblicken, wenn gleich darin nicht aus allen Quellen Milch und Honig ſtrömte. Madame Müller hingegen wollte, ſeit ſie auf neuer Bahn ein neues Leben anzufangen berufen ward, von ihrem alten nichts mehr wiſſen, der Schauplatz ihres Ruhmes ekelte ſie an, und der Wunſch, das, was ſie werden ſollte, ſo ganz zu ſein, ließ ſie vor dem, was ſie geweſen war, wie vor einer Trauerſzene zurückbeben.

„Liebe Braut,“ rief der Baron, ihr entzückt die Hand küſſend, aus, — „Sie überraſchen mich! Ich kann Ihrem Willen nur voll Bewunderung und Achtung nachgeben! Sie wollen ganz mir angehören, wollen ſogar vergeſſen, daß Sie mir früher nicht angehört haben! — Nehmen Sie dafür meinen innigſten Dank und meine feierliche Verſicherung, daß ich Ihnen die Schuld, zu welcher Sie mich durch dieſe Zartheit verpflichten, nach Kräften abzutragen bemüht ſein werde! Vielleicht könnten Sie mir ſchon in dieſem Augenblicke Gelegenheit dazu geben. Erinnern Sie ſich der Worte, mit welchem Sie den Anbot meines Herzens und meiner Hand erwiederten?“

Madame Müller ſtammelte betroffen: „Ja!“ ſchwieg eine Weile, und ſchien das Geſpräch dann auf einen andern Gegenſtand lenken zu wollen. Sie konnte eine ängſtliche Beſorgniß nicht verbergen.

„Reden Sie offen, liebe Braut!“ — drang der Baron zärtlicher in ſie. — Es war von einer Bedingung die Rede, deren Erfüllung ich Ihnen ohne weiter in Sie zu dringen, zuſagte; Sie haben mein Wort, ich werde es Ihnen nie brechen. Aber ſeien Sie nur aufrichtig, verhehlen Sie mir nichts. Jetzt, in dieſem Augenblicke, wo Sie mir einen ſo auffallenden Beweis Ihrer Anhänglichkeit gegeben haben, dürfen Sie um ſo rückhaltloſer fordern, und wäre Ihre Forderung noch ſo kühn. Gilt es ein Opfer, ein Verhältniß, eine Änderung in meiner Lebensweiſe? Für Sie iſt mir kein Opfer zu ſchwer, ich kenne kein mir theuereres Verhältniß, als dasjenige, deſſen erſte Fäden wir vor wenigen

Tagen mit ſo froher Hoffnung geknüpft haben; Ihnen zu Liebe könnte mir jede Änderung nur eine Verbeſſerung ſcheinen?“

„„So ſprechen Sie?““ brach Anna mit thränenerſtickter Stimme los. — „„Sie ſind Vater! ſie haben Pflichten, deren Heiligkeit ich nicht beſtreiten kann, wenn Sie mir dadurch gleich entfremdet würden. — Sie können mir keine ungetheilte Liebe ſchenken, denn derjenige, dem Sie den beſten Theil davon vor vierzehn Jahren ſchon abtreten mußten, wird das köſtliche Eigenthum zu ſchätzen und zu ſichern wiſſen.““

„Was fürchten Sie von einem unmündigen Knaben?“ — beſchwichtigte ſie der Baron in banger Spannung. — „Er wird, er darf Sie nicht beläſtigen. Der Lehrplan des Inſtitutes, dem ich ſeine Erziehung anvertraut, geſtattet ihm ohnedieß nur ſelten das väterliche Haus zu beſuchen. Er iſt ein guter, treuherziger Junge, der Ihnen gewiß zuſagen wird. In ein paar Jahren geht er auf Reiſen, ich etablire ihn an einem konvenablen Poſten, thue für ſein Fortkommen, was ich als Vater ſoll und kann, und er entwächſt Ihren Augen, ohne daß eine Koliſion unangenehmer Art nur im Fernſten zu beſorgen wäre!“

„„Das ſagen Sie jetzt, lieber Baron,““ erwiederte Anna dringender, „„jetzt bin ich Ihnen neu, jetzt bin ich Ihres Herzens gewiß. Wenn Sie aber zurückkommen, wenn ihr Sohn erfährt, daß Sie ihm eine Stiefmutter mitbrachten, wenn er, ſchon vor dieſem Namen erſchreckt, anfangs Ihrem Herzen ſtumme Vorwürfe mit Blick und Geberde macht: dann mit jedem Tage, der ihn in's väterliche Haus führt, an Ihrem Herzen arbeitet, um den Platz, den er ſich von mir genommen glaubt, wieder zu erringen; wenn er zuletzt in Anſpielungen und Seitenreden ſich Luft verſchaffen will — welch' eine Lage für mich, lieber Baron? Müßte mich dieſer Gedanke nicht in jenem Augenblicke um ſo heftiger angreifen, in welchem ich es innigſt empfand, daß meine Neigung zu Ihnen mich unglücklich machen würde, wenn ich befürchten müßte, daß mich Jemand auf dieſer Welt um Ihre Gegenneigung bringen könnte! Meine Bitte, von deren Erfüllung in meinen Augen das Glück unſerer Zukunft abhängt, können Sie nur ſelbſt errathen!““

„Ich ſoll alſo meinen Sohn verſtoßen?“ — rief der Baron, ſchmerzlicher ergriffen aus, als er es in dieſer Beziehung werden zu können vielleicht jemals gedacht hätte.

„„Wer fordert das von Ihnen?““ — fiel ihm Anna, ſcheinbar gerührt, ins Wort. — „„Wie könnte vor Allen ich es wagen, das von Ihnen zu fordern, ich, die ich eben im Begriffe ſtehe, Ihnen das Glück meiner Zukunft zu verdanken? — Nein, lieben Sie ihn, Baron: bleiben Sie ihm, was Sie ihm bisher geweſen! Nur laſſen Sie nicht etwa mich einſt entgelten, was nicht in meine Zeit gehört! Er möge Ihrem Herzen theuer bleiben, er möge es fühlen — wenn nur nicht auf eine mir wehthuende Weiſe. Und wehthun müßte es mir, wenn ich Zeugin ſein müßte. Könnten Sie es der Frau verargen, wenn ſie die Umarmung und den Kuß, und die zärtlichen

Worte, die Sie einem ihr fremden, mit der Zeit vielleicht gefährlichen Weſen gönnen, nicht mit ruhigen Blicken ſehen könnte? — Nur es zu ſehen, würde mich beunruhigen! Erlauben Sie mir, fern in einem abgelegenen Winkel Ihres Hauſes abzuwarten, bis jedesmal die gegenſeitigen Pflichten zwiſchen Vater und Sohn abgethan ſind, und ich will weiter keine Einrede thun! Aber ihm gegenübertreten, Gefühle erzwingen oder erzwungen ſehen, die er und ich für einander nicht haben können, Liebe von ihm ertrotzen oder erſchmeicheln, das kann, das will ich nicht. Sie werden mir meine Offenheit nicht mißdeuten, lieber Baron. Ich weiß, was ich mir abgewinnen kann, ich weiß, was über meine Kräfte iſt. Meine Bedingung geſtaltet ſich nun von ſelbſt! Noch ſind Sie an nichts gebunden. Eine kleine Veränderung in dem Verhältniſſe zu Ihrem Sohne, eine bloße Beſchränkung der Form deſſelben kann mich beruhigen!""

„Sie ſollen beruhigt werden!" verſetzte der Baron, durch Anna's Vorſtellungen überredet. — „Mein Sohn ſoll Sie nie in Verlegenheit bringen, was ich mit ihm abzuthun habe, kann im Lokale des Inſtitutes geſchehen, dem er angehört! Sie werden nicht Urſache haben, um ſeinetwillen ſich in Ihrem eigenen Hauſe zu verbergen. Er ſoll, wenn gleich nicht meinem Herzen, doch meiner Schwelle fremd werden. Er zeigt Anlage zu den Studien, jetzt eben, ehe das vierzehnte Lebensjahr vorüber iſt, darf er noch in die lateiniſchen Schulen übertreten. Ich übergebe ihn einem Konvikte, wo man für ſeine moraliſche und intellektuelle

Bildung nach Kräften ſorgen wird; dann beziehe er die Univerſität einer Nachbarprovinz, und käm' er Ihnen in der Folge je unter die Augen, ſo kommt er als gereifter Jüngling, zu einer Zeit, wo unſer Verhältniß zu feſt gegründet ſtehen wird, als daß Sie deßhalb etwas von ſeinem Erſcheinen fürchten könnten, und gewiß auch mit der innigſten Überzeugung, daß meine zweite Vermälung ihm mittelbar zu einer Bildungsſtufe verholfen habe, die er ſonſt nie erreicht haben dürfte."

Die Braut war durch dieſe Verſicherung, ihren Stiefſohn für immer aus ihrer Nähe entfernt zu wiſſen, hinlänglich beruhigt. Mit Freuden theilte ſie dieſe Nachricht ihrem Oheim mit, indeß der Baron ſich aus dem Hauſe begab, um Anſtalten zur Weiterreiſe zu treffen. Was übrigens indeſſen zwiſchen Anna und Pellegrini vorgefallen ſein mochte, deren heftiges Geſpräch ſogar den Dienern des Gaſthofes nicht entgangen war, konnte der Baron nicht ahnen, wiewohl er ſeine Braut als er zurück kam, in Thränen, und ihren Oheim in einer beißend luſtigen Stimmung antraf.

## 5.

In W*** war man nicht wenig erſtaunt, zu vernehmen, daß der Bankier aus Sauerbrunn eine Braut mitgebracht habe. Manche Vermuthungen und Gerüchte wurden laut; auch über Anna's früheres Leben wußte man ſich Manches in die Ohren zu raunen;

aber alles Gerede wurde durch die wirkliche Vermählung ſchnell abgebrochen. Pellegrini hatte dem Brautpaare in dieſer Hinſicht die erſprießlichſten Dienſte geleiſtet. Alle Formalitäten, Gänge und Anordnungen beſorgte er; Baron Althof durfte ſich in keiner Hinſicht bemühen. Die Hochzeit fand Statt, ehe man noch recht glauben wollte, daß der Baron wirklich den Entſchluß gefaßt habe ſich nochmals zu verehlichen. An dem nämlichen Tage reiſete auch Pellegrini, von dem Danke ſeiner Nichte und ihres Gatten begleitet, ab, indem er die dringendſten Einladungen zur Mitfeier der Vermälung unter dem Vorwande ablehnte, daß er ſchleunigſt fort müſſe, wenn er nicht ſein vortheilhaftes Engagement verlieren wollte. Auch des Barons Sohn trennte ſich am Morgen eben dieſes Tages, nicht ohne Rührung und Befremden von ſeinem Vater, welcher ihm das neue Verhältniß und zugleich den Befehl zur Entfernung von W*** ankündigte. Ein Konvikt in M** ſollte ihn nämlich aufnehmen, und ihm die Vorbereitung zum Univerſitätsleben angedeihen laſſen. Der junge feurige Knabe konnte dieſe plötzliche Veränderung gar nicht faſſen, ſtammelte manches ſchüchterne: „Warum?“ und befand ſich eher im Wagen, als er noch von ſeinem Vater eine genügende Antwort erhalten hatte.

Der Baron war in ſeiner Seligkeit. Er fühlte das Glück, welches die Verbindung mit einem geliebten, geiſtreichen Weſen gewähren kann, ſo innig, daß er ſich über Seitenblicke und Stichreden lächelnd hinausſetzen konnte. Seine Frau war ihm Alles. Selbſt die Anklänge an ihren vorigen Stand wurden ihm eine Quelle der Unterhaltung und des Genuſſes. Wie oft brachte er den Abend, ſtatt am Spieltiſche im Kaſino, wo er ſonſt Erhohlung ſuchte, jetzt an der Seite ſeiner geliebten Nanette zu. Das Herz ging ihm auf, wenn ſie mit den Lilienfingern über die Taſten des Brodmann'ſchen Klaviers hinflog, daß die Töne wie Tropfen auf eine Glasglocke hinabfielen, und mit ſchallender Stimme, wie vor einem Jahre in Sauerbrunn, Desdemona's Romanze oder Preziosa's ſehnendes Lied, oder eine Kavatine von Bellini ſang. Faſt ſtolz wurde er bei dem Gedanken, daß nun dieſe ſüße Zauberwelt der Kehle, an der ſich ehedem ein ganzes buntbevölkertes Theater um geringen Preis ergötzen durfte, ihm allein angehöre, ihm allein verſchrieben ſei. Mit Bedauern belächelte er die Schwachheit der ſteifen, engherzigen Damen und Herren, welche ſich ſeit ſeiner Vermälung zurückgezogen hatten. Das Diplom, welches die Natur ſeiner Nanette in Herz, Geſtalt und Stimme zugefertigt hatte, dünkte ihm vollgültiger, als ſein eigener Adelsbrief, über deſſen Entweihung er manche Klage hören mußte. Zwiſchen Geſchäften und Vergnügungen war ſein Tag angenehm getheilt. Szenen der Häuslichkeit wechſelten mit Spazierfahrten, Luſtreiſen, mit Theater- und Konzertbeſuch, mit ländlichen Unterhaltungen, mit Spiel und Lektüre ab. Daß ſeine zweite Ehe ohne Kinderſegen blieb, ſah er eher für eine Gunſt als für eine

Abgunſt des Glückes an. Er ſelbſt hatte den ſonderbaren Eindruck, welchen das Erſcheinen ſolch' eines jungen Unruhſtifters auf einen Ehemann macht, ſchon einmal empfunden, und ſeine Gattin ſchien ſich an dieſem ſtillen, ſorgenloſeren Treiben ebenfalls zu begnügen. Sogar für die Bitte, ſeinen Sohn zu entfernen, die ihn einſt ſo widrig ergriffen hatte, wußte er ihr nunmehr Dank. Das ſchriftliche Verhältniß, welches ſich dadurch zwiſchen Vater und Sohn angeknüpft hatte, war gewiß weit inniger, als es durch mündliches Begegnen, unter den gegenwärtigen Umſtänden, je geworden ſein dürfte. Eduard's Briefe trugen das Gepräge eines aufgeweckten hellen Kopfes, und eines warmen guten Herzens. Da er durch Verwendung höheren Ortes die Erlaubniß erhalten hatte, die lateiniſchen Schulen in kürzerer Friſt zu durchlaufen, ſo ſtand er nunmehr im Begriffe, an der Hochſchule zu G*** ſeine Studien fortzuſetzen. — Auch Pellegrini's Verſchwinden und Verklingen war dem Baron nicht unlieb. So ſehr er ihn nämlich zur Zeit der Brautwerbung an ſich zu ziehen und bei guter Laune zu erhalten ſuchte, ſo konnte er ſich doch nicht verhehlen, daß der wortkarge, unheimlich lächelnde Schauſpieler etwas Abſtoßendes und Mißtrauen Erweckendes in ſich hatte. Schon ſein blaſſes, von dunklem Barte umſchloſſenes Antlitz, ſein lauerſames, ſtechendes Blicken und Blinzeln, ſein ungleiches, von ſtarrer Kälte plötzlich in krampfhafte Leidenſchaftlichkeit überſpringendes Betragen mußten Jeden gegen ihn einnehmen, der in ihm nicht den Wächter einer ſchönen Nichte zu gewinnen hatte. Ja, ſelbſt dieſe verlor in der Geſellſchaft des abgelebten Kouliſſenhelden, und wenn ſie ihm gegenüberſaß, und er mit dem forſchenden Auge und dem bittern Lächeln den tiefſten Winkel ihrer Seele zu prüfen ſchien, ſo war es, als ob ihr liebes freundlich blühendes Geſicht den Anſtrich der edlen, ſchönen Herzlichkeit verlöre, und in verwandten Linien das ſeine ſpiegelte.

Nicht ohne Vergnügen ſah daher der Baron ſeit ſeinem Vermälungstage jede Verbindung mit dieſem ſeltſamen Menſchen abgeſchnitten, von welchem auch ſeine Gattin nur ſelten mehr eine Erwähnung that.

Faſt vier Jahre waren dem Bankier in dieſem ſchönen Traume dahin gefloſſen. In dieſem Traume? dürfte mancher Leſer erſtaunt fragen. Ja, es war ein Traum von vier Jahren, aber doch ein Traum.

Man erklärt es für ein Altweibergeſchwätz, wenn man oft hört, daß ſich der Menſch mit jedem ſiebenten Jahre verändere. Ob gerade das Verhältniß an die leidige Sieben gebunden ſei, wer kann es entſcheiden? Daß es aber in dem Leben des Menſchen Abſchnitte gebe, wo ſich ſein Charakter wendet, wie um einen Angel, iſt eine Erfahrung, die ſich nicht beſtreiten läßt. Flüſſe, die Jahrhunderte dieſelbe Bahn verfolgten, verlaſſen vom Regenguß einer Nacht geſchwellt, ihr altes Bett, und nehmen über Feld, Wald und Gehöft wegeilend eine andere Richtung. Quellen, welche den Vätern, Enkeln und Urenkeln Labung ſpendeten, bleiben plötzlich aus. Der blaue Himmel, der dem entzückten Alpenwanderer kaum am fernſten Saum ein Wölkchen gewahren ließ, umfinſtert ſich im Nu, und grollt zürnend mit Blitzen und Donnern. Lächelnd, mit roſigen geſundheitſtrotzenden Wangen liegt der Säugling in der Wiege, ein Bild des Lebens, das er kaum hoffnungsvoll begrüßt hat; da kommt, wie hergeflogen der Krankheit verpeſteter Gifthauch, und die Wange, welche vor wenigen Stunden das Leben ſpiegelte, iſt nun ein blaſſer, kalter Spiegel des Todes. Und ſo wird der Sanftmüthige plötzlich zum Rachſüchtigen, der Stille zum Tobenden, der Edle zum Gemeinen.

Wer kann dieſen Überſprung erklären? Iſt es nicht wie mit einer Spieluhr, auf welcher oft auf einer Walze mehrere Melodien angebracht ſind? Jetzt tönt ein ſchmelzendes Adagio, das Largo verſtummt, die Walze ſchnappt um, und ein leichtfertiger Walzer brauſt, als ſchneidender Kontraſt darauf. Ein trauriger, tieferſchütternder, beunruhigender Gedanke, keinen Menſchen, nicht einmal ſich ſelbſt ſo ganz ſein eigen nennen zu können, daß man überzeugt wäre, ihn oder ſich noch in der nächſten Minute als den nämlichen zu beſitzen!

Dieſe traurige Erfahrung machte der Baron im fünften Jahre ſeiner neuen Ehe an ſeiner Gattin, im neunzehnten Jahre ſeiner Vaterſchaft an ſeinem Sohne. Die liebe, gute, ſinnige Nanette war plötzlich umgetauſcht, wie die Sängerin vor fünf Jahren ganz Hausfrau ward, ſo ward nun die Hausfrau mit einem Male wieder ganz Sängerin. Alle Schattenſeiten, weldie dem unſteten, zweideutigen Bühnenleben eines eitlen charakterloſen Weibes anzukleben pflegen, verdunkelten der Baronin beſſere Züge wider alles Vermuthen ſo ſehr, daß der Baron ſich dieſe ſchmerzliche Änderung nicht zu erklären wußte. Er ſann und ſann, ſuchte zu beſchwichtigen, zu überreden, gab nach, drohte, weinte, tobte — umſonſt, keine Urſache war zu erſinnen, ihre Zankſucht nicht zu beſchwichtigen, ihre Kälte nicht zu rühren, ihr Trotz wollte nichts vom Nachgeben hören; unbeachtet blieben ſeine Thränen, verlacht wurde ſein Toben. Wie ein Dämon wüthete das Weib in dem Hauſe herum, in das es — wenigſtens nach des Barons damaliger Meinung — wie ein Engel eingezogen war.

Man ſoll an einem Freitage nicht reiſen, warnt ein altes Vorurtheil. Der Freitag, an welchem der Baron vor fünf Jahren zur Hochzeit abgereiſt war, rächte ſich an ſeinem Jahrestage. Dieſer Freitag nämlich war es, wo der Baron, müde des Plagegeiſtes, in welchem ſeine Frau, ohne ſein Verſchulden, wie von einem hölliſchen Fieber angeblaſen, ſich verwandelt hatte, ſie verſtieß, und ſich mit einer gerichtlich beſtimmten Summe die armſelige Ruhe eines betrogenen Herzens, eines reuigen Bewußtſeins erkaufte.

„Zu Dir will ich nun flüchten!“ rief der Baron mit dem ruhigeren Feuer eines ernſteren, nunmehr vierzigjährigen Vaters aus, „zu Dir mein Sohn! Ich habe Dich vor fünf Jahren an dieſem Tage von meiner Bruſt geriſſen, habe Dich fremden Menſchen in die Arme geworfen. Du biſt durch den heutigen Tag gerächt.

An Deinen zwanzig Jahren will ich mich aufranken, im Aufblühen Deiner Mannskraft will ich den ſchnöden Betrug, den eine unwürdige Stiefmutter an der meinigen verübt hat, vergeſſen und vergüten, Du biſt mir fremd geworden. Selbſt unſer Briefwechſel ſtockte ſeit zwölf Monden: nur gleißende Silberlinge waren die feilen Boten, die ohne Herzensgruß von Deinem herzloſen Vater zu Dir gelangten! Ich will hin zu Dir! an der Bruſt des Vaters ſollſt Du wieder liegen, und ihm den Schmerz der Enttäuſchung erleichtern!"

Zum erſten Male in ſeinem Leben redete der Baron wie ein Mann. Sein Herz blutete, ſein Auge wurde feucht, aber von Thränen edler Art; Thränen, die ihn fühlen ließen, daß es beſſer ſei, gerechten Schmerz dulden, als ergriffen von dem Strudel der Gemeinheit, bewußtlos über Ernſtes und Heiliges hinwegzutreiben.

## 6.

Der Baron Althof kam in G*** an. Ungeduldigen Schrittes eilte er zum Rektor der Hochſchule. Er mußte das Traurigſte hören. Sein Sohn ward in Verluſt gerathen. Schon ſeit einem Jahre hatte er in den Studien nachgelaſſen, ſich auf Privattheatern in Geſellſchaften zweideutigen Rufes herumgetrieben, trotz mehrfachen Warnungen den Beſuch des Hörſaales vernachläſſiget, und die lieben Muſen in Schenken und Spielhäuſern geſucht. Briefe auf Briefe ſeien an den Bankier abgegangen, aber keine Antwort darauf erfolgt, und ehe man nun zu einem ernſteren Züchtigungsmittel ſchreiten könnte, habe ſich das Gerücht unter den Studenten verbreitet, Baron Eduard von Althof ſei mit Komödianten durchgegangen.

Der Baron war in Verzweiflung. Er bot Alles auf, um eine Spur von ſeinem verlornen, durch ſeine Schuld verlornen Sohne zu bekommen; aber umſonſt. Wahrſcheinlich hatte der Verblendete einen andern Namen angenommen, um ſich den Nachfragen zu entziehen, und trieb ſich in irgend einem abgelegenen Winkel der Provinz unter liederlichem Volke und leichtfertigem Schauſpielergeſindel herum. Troſtlos kehrte der Vater nach der Reſidenz zurück. Seine Geſchäfte ekelten ihn an, Zerſtreuungen hatten keinen Reiz mehr für ihn. Das Klavier, an dem er in ſeinem Wahne ſo ſelige Stunden verlebt hatte, ſah ihn wie ein Sarg an, in welchem die Töne faulten, die vor wenigen Jahren ſein Ohr noch ſo ſchmeichelnd umgaukelt hatten. Wenn er in einſamen Abendſtunden nun oft am Fenſter lehnte, und in das halbdunkle Zimmer zurückblickte, da war es ihm, als ob Pellegrini in die Thüre träte, mit eben dem blaſſen Geſichte und dem ironiſch zuckenden Lächeln um den Mund, mit welchem er ihn vor ſich lehnen ſah, auf dem zur Ruhebank umgeſchaffenen Buchenſtamme. Jetzt glaubte er ſein Hüſteln, das zerſchlagene Champagnerglas, den Abſchieds-Kottilon deuten zu können, ſogar der Schlange auf dem Janinaberge erinnerte er ſich, die er damals doch gar nicht beachtet zu haben ſchien. Das Betragen der unſeligen Madame Müller erſchien ihm nun auch in einem andern Lichte, manches kam ihm jetzt wie ein fein angelegter Plan vor, was er damals für zufälliges Zuſammentreffen gehalten hatte. Der Madame Bedingung hinſichtlich ſeines armen Sohnes, ihre Scheu vor der Stadt, in der ſie die Triumphe ihrer Kunſt gefeiert hatte, ihr letzter Auftritt mit ihrem Oheime in Pettau, das Alles gewann nun mit einem Male eine ganz andere verhängnißvollere Anſicht. Pellegrini's emſiges Bemühen, durch Beſorgung der nöthigen Dokumente, um deren Inhalt ſich der Baron damals gar nicht kümmerte, die Vermälung zu beſchleunigen, ſein Verſchwinden am Hochzeitstage, ſein nachheriges Stillſchweigen, die Unterſchlagung der Briefe, von denen der Rektor ſprach, kurz Alles ließ ihn ahnen, daß er mit ſeinem thörichten, eitlen Herzen der ſchlauen, eigenſüchtigen Gemeinheit zum Spielballe gedient habe.

Von dieſem folternden Bewußtſein gequält, brachte er ein banges langes Jahr in Mißmuth und Trauer zu. Seine Geſundheit litt merklich: mit ein und vierzig Jahren trug er die Spuren einer durchlebten Jahrhunderthälfte. Unfreundliche Melancholie nagte an ſeinem Innern, und überließ ihn bald ihrer noch feindlicheren Schweſter, der ſelbſtpeinigenden Hypochondrie, zur Beute.

In dieſem traurigen Zuſtande rieth ihm ſein Hausarzt den abermaligen Gebrauch des Rohitſcher Sauerbrunnens an. So ſehr ſich des Barons Gefühl gegen dieſen Rath ſträubte, deſſen Befolgung ihn zurückführen ſollte in jene Gegenden, wo er ſein Glück und ſeine Ruhe eingebüßt hatte, ſo dringend mahnte ihn ſeine Kränklichkeit, ernſtlich auf Heilung betacht zu ſein. Mit gepreßtem Herzen reiſete er ab. Eine unnennbare Wehmuth ergriff ihn, als er die Gebirge wieder vor ſich erblickte, hinter welchen das verhängnißvolle Thal Heiligenkreuz mit ſeinem Brunnentempel und ſeinem Kurgebäude liegt. Als er aber den ſteilen Gabernik hinabrollte, als er den Janinaberg, den Donatiberg mit ſeiner kegelförmigen Scheitel, die ferneren Höhen des Matzelgebirges auftauchen ſah, als er am Gaſthofe „zur ſchönen Wirthin“ vorbeifuhr, und nun links einlenkte in den Badepark und vor dem Amtsgebäude hielt, da ſchnitt es ihm, wie mit Meſſern in die Seele, und der ſteieriſche Panther oberhalb des Kanzeleithores grinſ'te ihn wie ein feuerſchnaubender Drache an, in deſſen Weichbild ihm kein Segen erblühen könnte.

Der Baron fand all' die Plätzchen wieder, die ihm ſo bedeutungsvoll geworden waren. Sogar einige Geſichter glaubte er wieder zu erkennen, aber ſie erkannten ihn nicht mehr. Einſam und allein wandelte er die Allee vor dem Brunnentempel auf und ab, ſtürzte die verordnete Zahl Gläſer hinunter, ging dann in die Traiteurie zur Zeit, wo er noch keine Geſellſchaft fand, und brachte den Nachmittag mit Ausflügen in die nahen Gebirge zu.

Die lieblichen Promenaden und Anlagen um die Kurgebäude, der anmuthige Hügel hinter dem Brunnentempel, die Einſiedelei, die Ausſichten und ländlichen Bänke ſahen ihn nicht mehr, ſie waren ihm durch Erinnerungen der ſchmerzlichſten Art verleidet worden. Er ſuchte einſame Wege auf, wo ihn nicht ſo leicht ein unwillkommenes Begegnen ſtören konnte. Das Grenzflüßchen Sottla entlang, oder über das Kirchlein ober Heiligenkreuz nach dem ſtolz herabſchauenden Landsberg, oder zu dem romantiſchen Kirchlein am Fuße des Donatiberges gingen jetzt ſeine Ausflüge. Das Herz des wonnefrohen Liebhabers war gegen die Reize der Natur gleichgiltig geblieben; der gebeugte Vater, der betrogene Gatte fand in ihr ſeine Tröſterin. Bewies es ſich nicht auch an dem Barone wieder, daß Schmerz dem Menſchen heilſamer iſt als Freude?

## 7.

Der Baron hatte in der Kreisſtadt einen Geſchäftsfreund, der ihn ſchon vor ſieben Jahren zu wiederholten Malen zu einem Beſuche eingeladen hatte. — „Sie werden bei uns keine Langweile haben,“ ſprach dieſer, als er mit dem Baron im Sauerbrunnen zuſammentraf — „einige Tage mag der Fremde recht angenehm bei uns verleben. Unſer Städtchen iſt geſellig, das gegenſeitige Einverſtändniß gut, unſere Umgebung freundlicher als vielleicht die irgend einer andern Stadt in Steiermark. Sind Sie ein Liebhaber von Muſik, ich führe Sie in ein paar Häuſer, auf deren Klavieren Sie Schubert's und Beethoven's Lieder aufgelegt finden können; gelüſtet es Sie nach einer Whiſtpartie, ich treibe Ihnen in einem Viertelſtündchen ein Kleeblatt zuſammen, das auf ſeine Virtuoſität reiſen könnte. Sie werden liebenswürdige Frauen, ſchöne Mädchen, lebensluſtige Bürger, kundige Staatsdiener, ein munteres Offizierskorps treffen, ja ſogar die Bekanntſchaft eines Poeten können Sie bei uns machen, der uns eben ſo wenig ſchuldig bleibt, als wir ihm."

Der Baron gab der Bitte des Kaufmannes nach, ſetzte ſich mit ihm in den Wagen, und begrüßte nach vierthalb Stunden das kleine aber liebliche, im ſüdlichſten Winkel des Sannthales gelegene Kreisſtädtchen. Der Rauch ſchwebte über den Dächern, aus denen zwar kein blendender Blechthurm emporragt, über welche ſich aber ein ſanft gehobener Berg mit einem einfachen Kirchlein auf ſeinem Rücken, ſchimmernd hinneigt.

Den Baron überraſchte das herrliche Landſchaftsgemälde, und wie von ſüßer Ahnung ergriffen, ſtieg er im Hauſe ſeines Kommiſſionärs ab, das Mittagsmal wurde in dem luftigen Gartenhauſe recht behaglich eingenommen, der Nachmittag in dem gebildeten Kreiſe der achtungswerthen Familie, wohin der Baron ſich mitziehen ließ, nicht unvergnüglich, ſogar nicht ohne Salz zugebracht. Als der Abend heranrückte, lud die Geſellſchaft den Baron ein, ins Theater mitzugehen.

„Sie werden," hieß es, „nichts Ausgezeichnetes finden; unſere nette Bühne, die gewöhnlich nur von wohlthätigen Kunſtfreunden belebt wird, welche durch theatraliſche Verſuche das Los der Nothleidenden zu lindern bemüht ſind, und ſich, des guten Zweckes willen, gern über einfältiges Gerede hinausſetzen, iſt durch einen unglücklichen Zufall der Tummelplatz einer herumziehenden Schauſpielerbande geworden. Der größte

Theil dieſer Komödianten iſt zwar ein ungebildetes, leichtfertiges, aus verdorbenen Individuen zuſammengerafftes Volk; aber drei Perſonen ſind denn doch nicht ohne Talent. Man gibt heute Kotzebue's: „Silberne Hochzeit;“ die junge fünfzehnjährige Madame Adele M*** ſpielt die Pauline, ihr talentvoller Mann den Ludwig, Madame M***, die Mutter jener lieben Frau, eigentlich für Geſangpartien engagirt, hilft in der Rolle der Mutter aus. Dieſe drei werden Sie gewiß nicht unbefriedigt laſſen; an den übrigen mögen Sie Ihr Ergötzen haben!“

Der Baron konnte ſich der freundlichen Einladung nicht entziehen. Er ging mit in das niedliche Schauſpielhaus, nahm in einer der Logen, welche ſich in dem geräumigen Saale etwas zu breit machen, Platz, und plauderte die Mißtöne weg, mit welchen eine unharmoniſche Harmoniemuſik die Vorſtellung eben nicht auf's Empfehlendſte einbegleitete. Der Vorhang ſtieg empor, die Uhr ſchlug, im Halbkreiſe ſtanden die Kinder des Hauſes umher; Ludwig an ſeinem Netze ſtrickend, Pauline mit weiblicher Arbeit beſchäftigt. Des Barons Herz durchzuckte es, wie ein Dolchſtoß, als er die Gruppe vor ſich ſah. Jener Ludwig mit dem dunklen Haare, dem feurigen Auge, dem volltönenden Organe, glich ſeinem Eduard ſo ganz und gar, daß er ihn leibhaftig vor ſich zu ſehen glaubte, wie er vor ſieben Jahren, befremdet und gerührt, von ſeinem Vater Abſchied nahm. Madame Adele M***, welche die Rolle der Pauline ſpielte, jenes falſchen Eduard's Gattin, war ein zartes blühendes Weſen, mit glatten Wangen, kleinen, aber vielſagenden Augen, ſchalkhaft lächelnd und ſinnig blickend, ein reizendes Trotzköpfchen, das artigſte Miniaturbild einer Frau, was man ſich nur denken kann. Jetzt ging die Thüre auf, und herein traten die Eltern des Hauſes, von ihren entgegenhüpfenden Kindern begrüßt.

Der Baron wollte ſeinen Augen kaum trauen, Madame M***, die Mutter jenes reizenden Weibchens, war ihm bekannt, ſo bekannt, daß er ſich der ſeltſamſten Überraſchung nicht erwehren konnte. Jenes große dunkle Auge, die hohe Stirne mit dem unverkennbaren Zuge der Leidenſchaftlichkeit, das ganze Weſen und Benehmen, das ſich ſelbſt durch die fremdartige Maske nicht ganz entſtellen ließ, konnte niemand Andern angehören, als der verhängnißvollen Madame Müller, ſeiner verſtoßenen Gattin. Lange kämpfte der Baron mit ſich ſelbſt, und ſuchte ſeine ſtürmiſche Bewegung zu verbergen; als aber in der Abſchiedsſzene Ludwig mit aller Kraft der Herzlichkeit: „Laßt mich Paulinen nur noch Einmal ſehen“, ſtammelte, als ihm ſeine Gattin mit dem tiefergreifenden Rufe: Ludwig, Ludwig! ſtöhnend an die Bruſt ſank, und ihre Mutter, die Wangen von wahren Thränen beglänzt, neben ihr ſtand, da brach dem Baron das Herz, und von einem unausſprechlichen Drang erfaßt, ſtürzte er aus der Loge fort.

Durch's Publikum lief ein Gemurmel wegen des allzulangen Zwiſchenaktes. Hätt' es geahnt, was indeſſen in dem engen Garderobezimmerchen vorging, es würde dieſe Pauſe gerne verſchmerzt haben.

Der Baron war, eh' ihn Jemand von ſeinen Begleitern bemerken konnte, ſchnell über die Gaſſe in das Zimmerchen geeilt, wo die Spielenden ſich umzukleiden und auszuraſten pflegten. Eben klingelte der Souffleur, und raſſelnd fiel der Vorhang nieder. Auf den Zuruf eines Fragenden nicht achtend, rannte der Baron die ſchmale Treppe, die auf's Podium führt, empor, trat mitten unter die buntbemalten Bewohner dieſer Breterwelt, und blickte forſchend um ſich, indeß ihn die befremdete Gruppe mit großen Augen anſtarrte.

„Eduard," — ſchrie er laut auf, den Schauſpieler, welcher den Ludwig darſtellte, an's Herz drückend — „Eduard, biſt du es wirklich?"

„Ich bin's, Vater!" ſchluchzte der Sohn, ſeinem Vater zu Füßen ſtürzend, indeß Madame M*** mit dem Schrei: „Baron Althof!" dem Direktor ohnmächtig in die Arme ſank.

Die Koda eines lärmenden Deutſchen ſchallte vom Orcheſter als Begleitung dieſer wunderbaren Erkenntnißſzene herauf; der Souffleur klingelte, und klingelte wieder, und der Direktor riß die ſeltſame Gruppe zur Noth noch aus einander, ehe der Vorhang von dem voreiligen Maſchiniſten aufgezogen, in die Höhe flog. Ein unſanfter Theaterdiener ſchob den Baron, als einen dem Direktor höchſt ungelegenen Gaſt, die Treppe hinab, drängte ihn zur Thüre des Ankleidezimmers hinaus, und ſchloß hinter ihm ab. In folternder

Erwartung warf ſich dieſer, kaum ſelbſt wiſſend ob er wache oder träume, auf einen Stuhl hin, erſchöpfte ſich in Vermuthungen, und fuhr aus ſeinem Sinnen und Denken erſt dann wieder auf, als ihm ein anhaltender Bravoruf von oben das Ende des unendlich langen Drama's ankündigte.

## 8.

Nach geendigtem Stücke fand ein neues rührendes Schauſpiel in dem Hauſe des Kaufmannes Statt, bei welchem der Baron abgeſtiegen war.

Die reuigen Geſtändniſſe einer tiefbeſchämten Gattin, die heiligen Verſprechungen eines verlornen Sohnes, und die ängſtliche Spannung einer jungen, mit dem Ernſte des Lebens noch unbekannten Frau, welche vielleicht jetzt zum erſten Male begriff, daß Situationen, wie ſie in manchem thränenreichen Familiengemälde Iffland's vorkommen, auch im Leben ſich geſtalten können, führten eine Reihe von Szenen herbei, welche mächtiger auf des Barons Herz wirkten, als was er je erfahren und empfunden hatte.

Der unerwartete Blitzſtrahl des Verhängniſſes hatte den Nebel der Gemeinheit zerriſſen, in welche alle Geſtalten, die hier der Leſer vor ſich erblickt, ſo lange eingehüllt waren. Die Gewalt des Augenblickes ſiegte über eine traurige Vergangenheit, über eine armſelige Gegenwart, die Herzen öffneten ſich, und aus dem abſcheulichen Gewebe der niedrigſten Intrigue, des ſchmutzigſten Egoismus und der bedauerungswürdigſten

Jämmerlichkeit tauchte, verſöhnend und heilend, die Natur auf.

Nun lautete, in **Nanettens** Munde, wohl manches Kapitel ihrer Lebensbeſchreibung anders als in **Pellegrini's** räthſelhaftem Berichte.

Sie war wohl als Waiſe von dieſem Schauſpieler in einem abgelegenen Provinzſtädtchen gefunden worden, aber nicht als die Waiſe ſeines Bruders, ſondern als das arme, hilfloſe Kind einer dienſtloſen Dirne, von welcher ſie vor die Thüre des Hauſes, in das der Zufall jenes Mitglied einer wandernden Komödiantentruppe führte, gelegt worden war. Kinderrollen verfehlen ihres Eindrucks, beſonders auf Weiberherzen nicht; daher nahm ſich **Pellegrini** des Mädchens an, ließ es, unter Hunger und Züchtigungen alle Stufen der Genien, naſeweiſen Heldenkinder, der Billeteurs, der Logenaufſchließer, Zettelträger u. ſ. w. durchlaufen, bis es heranwuchs, ein artiges Stimmchen zeigte, und daſſelbe von einem ſchönen, blühenden Äußeren unterſtützt, gut zu Markte zu bringen wußte. Der Lohn, welchen **Pellegrini** für dieſe Bemühung ſich vorbehielt, war nicht gering: ihm ſollten die Erſtlingsgefühle der Jungfrau, ihm der Blütenſtaub von den Ätherſchwingen ihrer Unſchuld und Schönheit anheimfallen. Er wußte die erfahrungsloſe Seele auf eine recht theatraliſche Weiſe zu umgarnen und zu feſſeln, und würde gewiß zum Ziele gekommen ſein, wenn nicht eine Bewerbung von einer andern Seite dem raffinirten Liebhaber, der ſeine Abſichten immer mit dem Mäntelchen der Beſorgtheit für ſeine

Pflegebefohlene zu umhängen und dafür recht wucheriſch die Zinſen der Dankbarkeit einzufordern wußte, um die ſüßen Früchte ſeiner Arbeit gebracht hätte. — „Geld im Gürtel macht leicht ſpringen!“ ſagt ein perſiſches Sprichwort. Daß es auch im Abendlande ſeine Anwendung finde, bewies die Leichtigkeit, mit welcher die frivole, ſchon durch Pellegrini's Lehren auf einen ſolchen Überſprung vorbereitete Mademoiſelle Müller über die Grenzen des Anſtandes und der Tugend hinwegſprang. Es fand ſich nämlich in der Stadt, deren Bühne ſie ſchmückte, ein vornehmer Herr, welcher ihr den Gürtel der Grazien für diamantene Ohrgehänge, goldene Armbänder, ſchimmernde Halsketten und funkelnde Stirntropfen abzufeilſchen verſtand. Die Sängerin, welche bisher als Agathe in ihrem weißen Kleide mit dem himmelblauen Mieder ſo anſpruchlos und unſchuldsvoll erſchienen war, überraſchte das Publikum mit einem Male, prunkend in echtem Geſchmeide, als Bravourſängerin. Man zuckte die Achſeln, raunte ſich dieß und jenes in die Ohren, und daß man die Achſeln nicht umſonſt gezuckt, und eben keine Verleumdungen ſich in die Ohren geraunt habe, verbürgte den Bühnenfreunden der Theaterzettel, auf welchem, nach einem längeren Intermezzo, vor dem Namen der ſechzehnjährigen Müller plötzlich das Wort: „Madame“ erſchien, ohne daß irgend Jemand einen Herrn Müller zu nennen wußte. —

Pellegrini machte zu böſem Spiele gute Miene; Madame Müller erntete als Sängerin Beifall, ward von dem hohen Gönner für die Anſprüche hinſichtlich ihres Töchterleins, welches die Frucht des Verhältniſſes mit ihm war, durch eine nicht unbedeutende Summe entſchädigt, und begab ſich nun auf Kunſtreiſen, auf welchen Pellegrini als ihr Begleiter, trotz ſeines mittelmäßigen Schauſpielertalentes, ſein Fortkommen fand. Seine Neigung zu ſeiner Schülerin verwandelte ſich in reinen Egoismus; nur ſelten blitzte ein ironiſcher Funke in ſeinem Geſichte auf, den Madame Müller gar wohl bemerkte. Acht Jahre beinahe trieb ſich die Künſtlerin in der weiten Welt herum. Sie hatte ſich ein kleines Vermögen erworben, welches ſie zu Gunſten ihrer kleinen Tochter Adele anlegte, die ſie zugleich einer Freundin aus früherer Zeit, der nunmehrigen Direktrice einer Schauſpielergeſellſchaft, zur Bildung für den Künſtlerſtand übergab, und von den Zinſen jenes Kapital's ernähren ließ. Sie ſelbſt dachte darauf, durch irgend eine vortheilhafte Verbindung ſicher geſtellt, in's bürgerliche Leben einzutreten, und ihres läſtigen Begleiters, der in alle ihre Verhältniſſe eingeweiht war, ſich nach und nach gänzlich zu entſchlagen. Bei Gelegenheit ihrer letzten Gaſtrollen in der Provinzialhauptſtadt gelang es ihr, ihm ein nicht unvortheilhaftes Engagement zu verſchaffen, und verſprach ihm dazu noch den Reſt des Sümmchens, welches ſie vor acht Jahren von ihrem vornehmen Gönner erhalten hatte, abzutreten, wenn es ihm gelänge, ihr eine anſtändige Partie zu verſchaffen. Pellegrini war es zufrieden.

So ſtanden die Sachen, als Madame Müller ſich nach Sauerbrunn begab, um vielleicht dort ein ſchwaches Herz zu finden, das ſie angeln, und von welchem ſie das erwünſchte Los erſchmeicheln könnte. **Pellegrini** erkannte den Baron gleich beim erſten Anblick als einen nicht wenig verſprechenden Gegenſtand ſeiner Spekulationen. Madame **Müller** warf ihre Netze aus, der Baron fing ſich, und **Pellegrini** zog die Schlinge feſt zu. Die Erklärung erfolgte, früher aber mußte der Stiefſohn unſchädlich gemacht werden. Die Augen eines zurückgeſetzten Sohnes ſehen ſchärfer als die eines geblendeten Bräutigams, er hätte nachforſchen, intriguiren, kabaliren können. Seine Entfernung knüpfte zugleich an einen ſchwachen Faden auch die Hoffnung an, ſeinen Platz vielleicht nach Jahren in einer unbewachten Stunde für **Adele'n** zu erſchmeicheln. Einer möglichen Erkundigung um die früheren Verhältniſſe der Braut wurde dadurch begegnet, daß **Pellegrini**, als letzten Dienſt die Veranſtalten zur Vermählung beſorgen mußte. Dann aber war er, als unnützes Werkzeug, ſo fern als möglich zu halten. Madame **Müller** erkannte **Pellegrini's** Ehrgeiz; ihre Verwendung verſchaffte ihm eine günſtige Stellung bei der Bühne der Provinz, ihre Liſt wußte ihm eine lockende Ausſicht auf die Hauptbühne der Reſidenz vorzuſpiegeln, weil ſie überzeugt war, daß ihn dieſer Gedanke von nun an ausſchließend beſchäftigen und aller früheren Verhältniſſe vergeſſen machen werde.

Madame **Müller** ward des Bankiers Frau. Sie gewann ihn wirklich lieb; aber ihre Seele konnte ſich von dem Schlamme der Gemeinheit, in den ſie einmal verſunken war, nicht ganz mehr reinigen. Ein ſeltſamer Kampf arbeitete in ihrem Innern drei Jahre lang. Es zog ſie oft unwillkürlich auf die Breter zurück: Adelen's Bild trat ihr an manchem Abende ſo lebhaft vor die Seele, daß ſie forteilen und ſie aufſuchen zu müſſen glaubte, und doch wußte ſie nicht mehr, als wo ſie ſich aufhielt, denn eine Korreſpondenz mit dem eilfjährigen Mädchen oder mit ihrer Ziehmutter zu unterhalten, war zu gefährlich; den armen Sohn aber ſo ſyſtematiſch aus dem Herzen ſeines Vaters zu verbannen, und dieſen zugleich ſo ſchamlos zu betriegen, daß ſie die Zeugin ihrer Schuld in ſein eigenes Haus hineinlüge, hatte ſie weder Kraft noch Schlechtigkeit genug. Dieſe Zerfallenheit mit ſich ſelbſt brachte ſie zum Äußerſten. Sie konnte nicht bleiben, es trieb ſie fort ins vorige Leben um jeden Preis: daher ihr unerklärbares Benehmen, ihre plötzliche Veränderung, die den Baron bewog, ſich von ihr loszuſagen, und ſein getäuſchtes Herz ſeinem verſtoßenen Sohne wieder zuzuwenden.

Dieſer war, wie die Leſer bereits wiſſen, den Studien untreu geworden. Der Zufall führte ihn mit eben dem Direktor einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft zuſammen, deſſen Frau Adelen's Ziehmutter war, zu welcher ſich indeß auch, ohne daß er es ahnen konnte, ſeine Stiefmutter, die verſtoßene Baronin, geflüchtet hatte. Er ward ſeines empfehlenden Äußeren wegen für das Liebhaberfach engagirt, fand unter dem Namen A*** in mehreren Rollen Beifall, und lernte an Adelen, welche das naive Fach mit Wahrheit und Innigkeit ſpielte, ein Weſen kennen, das, wiewohl kaum dreizehn Sommer alt, ſein ganzes Inneres in eine niegefühlte Stimmung verſetzte. Auch unter Ruinen blühen duftige Veilchen: auch unter den menſchlichen Ruinen, oder vielmehr unter den ruinirten Menſchen ſolch' eines zuſammengewürfelten Klubbs blüht oft, wie von einem Engel geſchützt, und unvergiftet vom Hauche der Gemeinheit, eine Blume. Adelens Nähe bewahrte den tiefgeſunkenen Eduard vor dem gänzlichen Falle. Mit ſeiner Liebe wuchs ſeine Herzlichkeit im Spiele, und er, Mlle. Adele und ihre Mutter waren das Kleebatt, durch welches ſich der Direktor der Truppe auch in dem Kreisſtädtchen, in welchem wir ihn fanden, Theilnahme und Zuſpruch erwarb. Als Adele kaum ihr fünfzehntes Jahr erreicht hatte, wurde ſie mit ihrer Mutter freudiger Zuſtimmung die Gattin des ein und zwanzigjährigen Herrn A***, als welche ſie der Baron, Alles willkommen heißend, was nur zu tröſtlicher Verſöhnung führen und die herben Leiden der Vergangenheit vergüten konnte, gerührt in ſeine Arme ſchloß.

„Jetzt ſeid ihr mein!" rief er im Übermaße des Gefühles aus. — „Ihr habt ausgeſpielt! Ich laſſe euch nicht mehr von mir! Wir haben einen theueren Tribut bezahlt den Bretern, die die Welt bedeuten: jetzt laßt uns der Welt ſelbſt angehören! Mag man mich weibiſch ſchelten oder thöricht, oder was man will, daß ich euch verzeihe, daß ich ſogar ein Weſen in meine Familie aufnehme, dem ich, um ſeiner Mutter willen, keinen freundlichen Blick ſchenken ſollte — aber ich glaube euere Herzen offen zu ſehen, ich glaube in euren Blicken zu leſen, daß ihr dieſmal nicht Komödie ſpielt! Beſſer, erſt nach dem vierzigſten Lebensjahre einſehen lernen, was Ernſt, was Wahrheit, was Natur iſt, als ewig am Gemeinen kleben! — Nun, Kinder geht! Legt euch heute zum letzten Male als Leibeigene eines Bühnendeſpoten nieder, morgen ſollt ihr, emanzipirt und freigekauft, abſchütteln den Staub, der euch die Flügel belaſtete, und mit gereinigtem Herzen und neuen Namen ein neues Leben antreten!"

Den drei Tiefergriffenen kam Alles wie ein Traum vor, nur an ihren eigenen, ſo gänzlich umgewandelten Herzen erkannten ſie, daß es Wahrheit ſei. Schweigend, mit Thränen in den Augen, gingen ſie, in Betäubung ſchliefen ſie ein.

„Innigen Dank, lieber Freund," ſprach nun der Baron ſeinen Wirth, der ſich beſcheiden ins Nebenzimmer zurückgezogen hatte, bei der Hand herausführend, — „innigſten Dank! Sie können es nicht ermeſſen, was Sie mir für einen Dienſt geleiſtet haben! Sie ſollen Alles erfahren! Heute war ich Ihr Gaſt, ſeien Sie nun der meinige; in einem hieſigen Gaſthofe dürfte ſich wohl ein geräumiges Zimmer finden. Ich werde Ihnen den Ort morgen näher bezeichnen. Daher entbiete ich Sie ſammt der werthen Familie, die mich geſtern ſo freundlich aufgenommen und mit meinem Betragen in der Loge ſo theilnehmende Nachſicht gehabt hat. Außer mir werden Sie noch die drei Perſonen treffen, die Sie vorher bei mir ſahen, und aus deren Erſcheinen und Geſpräche Sie kein befriedigendes Ganzes entnommen haben dürften. Heute ſind es nur noch

Schauſpieler, morgen kann ich Ihnen Madame M*** als Baronin Nanette Althof, meine Frau, Herrn N*** als meinen Sohn Eduard, und deſſen liebes Weibchen Adele, als meine Stief- und Schwiegertochter aufführen. Sie ſtaunen? — Und doch iſt es ſo! Wunderbar ſind die Fügungen des Schickſals, traurig lächerlich die Verirrungen der Menſchen! Wer betrogen wird, zürne ſeinem Verſtande; wer betrügt, ſeinem Herzen! — Doch genug für heute, das Nähere morgen. — Und jetzt noch Eines! Sie ſagten mir, wenn ich nicht irre noch in Sauerbrunn, daß ich, wenn mich's darnach gelüſtete, ſogar die Bekanntſchaft eines Poeten in Ihrem Städtchen machen dürfte. Wenn Sie den guten Mann näher kennen, bringen Sie mir ihn morgen auch, theilen Sie ihm mit, was ich Ihnen früher noch ſelbſt mittheilen werde, und bitten Sie ihn in meinen Namen, unſerem morgigen Feſte ſeine Muſe als Dolmetſcherin zu leihen!"

Der Kaufmann verſprach es ihm. Der Baron ging zu Bette. Der Mond ſah hell durch die Scheiben; eine laue Julinacht ſpann ihren Silberſchleier über das niedliche Gärtchen vor dem Fenſter, eine Nacht wie vor ſieben Jahren — und doch wie ganz anders!

## 9.

Es war wieder der letzte Sonntag des Heumondes, der Jahrstag des verhängnißvollen Annaballes, an den ſich für den Baron ſo viele Erinnerungen knüpften. Im Speiſeſaale des Traiteurhauſes, welches an das Theater ſtößt, verſammelte ſich die bezeichnete Geſellſchaft. Anfangs herrſchte eine ſeltſame Spannung, aber der Baron, mit ungezwungener Herzlichkeit, that als ob man ſeit Jahren ſchon ſich täglich ſo zuſammengefunden hatte. Da ward Alles plötzlich guter Dinge, und Verſöhnung und Theilnahme malten ſich auf allen Geſichtern.

„Eines möcht' ich doch wiſſen,“ fragte der Baron hingeworfen, mit einem entſchuldigenden Blick auf ſeine Gattin — „nämlich, was mit Pellegrini geſchehen iſt?“

„„Meinen Herr Baron den Schauſpieler Pellegrini?““ — fiel der Poet, welchen der Kaufmann, ſeinem Verſprechen gemäß mitgebracht hatte, dem Fragenden in's Wort.

„Ja — ja — den Schauſpieler,“ beſtätigte der Baron, „denſelben, welcher vor etwa ſieben Jahren auf der Bühne der Provinzialhauptſtadt engagirt worden ſein mag?“

„„Der nahm, wie ich zufällig vor ein paar Tagen aus einem Korreſpondenzartikel in einem auswärtigen Blatt erſah, ein ſchlimmes Ende!““ war des Poeten Antwort.

Die Baronin gerieth ſichtbar in Bewegung. Ihr Gatte bemerkte es, und drang abſichtlich in den Poeten, zu erzählen.

„„Er hatte, wie es dort heißt, ſchon durch ein paar Jahre im intriguanten Fache auf einer der Nebenbühnen in der Reſidenz, wohin er aus der Provinz vorlängſt übergeſiedelt war, ſich vielen Beifall erworben. Der Wunſch auf die Hauptbühne, wo dieſes Fach eben unbeſetzt war, überzutreten, gab ihm den unglückſeligen Gedanken ein, das Dokument, kraft deſſen er noch einige Jahre in ſeinem Engagement zu verbleiben hatte, zu verfälſchen, damit er ſeiner eingegangenen Verbindung früher los würde. Die Verfälſchung ward entdeckt, und am Tage, wo er den Gerichten überliefert werden ſollte, gab er ſich, weil er ſeinem Ehrgeize nun jede Ausſicht für die Zukunft verſchloſſen ſah, in der Verzweiflung ſelbſt den Tod!“"

Der Baron blickte ſeine Gattin ernſt an, ſie erwiederte ſchweigend ſeinen Blick, und drückte ihm zitternd die Hand.

„Nun lieber Herr," begann der Baron, indem er den Poeten zutraulich bei der Hand faßte, „mein Freund wird Ihnen erzählt haben, was er heute von mir und den Meinigen da durch mich erfahren hat. Daß in dem Ganzen etwas Erhebendes, Lehrreiches liegt, daß nicht bald aus einem ſo gemeinen, mitunter wie ich nun einſehe, läppiſchen Getriebe ſo ein ernſtes, tröſtliches Reſultat hervorging, das fühl' ich wohl ſelbſt, aber aufzufaſſen all' die buntfarbigen Fäden, ſie zuſammenzugreifen und auf einen Punkt feſtzuheften, das vermag ich nicht; das iſt die Sache des Poeten! — Faſſen Sie das Glas, junger Mann, löſen Sie das Räthſel, zu welchem eine Familie ſich ſelbſt geworden iſt, in einem Trinkſpruche, den zugleich die jüngſte unter uns, meine liebe Adele, als einen Talismann für's Leben treu bewahren mag!"

Lächelnd ergriff der junge Mann das Glas, ſtieß mit allen in der Runde freudig an, und begann nach einer kurzen Pauſe mit ſteigender Wärme:

„„Es iſt im Leben eine Gewalt,
Sie wagt und verſucht es an Allen:
Weh dem, der einmal Tribut ihr zahlt,
Er bleibt ihr verfehmt und verfallen;
Es iſt die Gemeinheit! ihr Reich iſt groß;
Schwer kauft ſich, wer ihr gehuldigt, los!

Doch iſt im Leben ein Lehrer auch,
Der will nicht lügen noch heucheln;
Will nicht mit leiſe koſendem Hauch,
Nicht mit ſammtenen Fingern uns ſchmeicheln;
Er greift, mit Macht, an's ſiechende Herz:
Das iſt das Unglück mit ſeinem Schmerz!

Er ſtreift den gemeinen Staub uns ab,
Er adelt die Seele uns wieder;
Und was uns das lächelnde Glück nicht gab,
Bringt ſtrafend das Unglück hernieder!
Es frommt nicht immer, nur froh zu ſein,
Drum laßt auch dem Schmerz ein Gläschen uns weih'n!““

Alles begriff den Sänger; die Gläſer wurden mit frommer Rührung erhoben, und dem großen Lehrer und Bekehrer „Schmerz“ zu Ehren langſam geleert.

# Das Blumenſtück.

Mag manches auch ſich bang geſtalten,
Was mit dem Strom des Lebens kommt:
Laß Du getroſt die Vorſicht walten,
Sie weiß am Beſten, was uns frommt.

„Kein Liebhaber? — rief Dannhäuſer, der dickbauchigſte Schätzmeiſter von ganz Berlin, und glotzte durch ſeine ſilbernen Brillen die kleine Runde der Lizitanten forſchend an, — „kein Liebhaber dafür?“ —

Alles blieb ſtumm. — „„Um was handelt es ſich denn eben,““ frag' ich meinen Nachbar halb laut, denn ich war eben kaum eingetreten und ſah es nur den Mienen des Ausrufers ab, daß er nicht gern Etwas unter dem Schätzungspreiſe aus den Händen laſſe!

„Ein Blumenſtück!“ — rief der Stentor nochmal, nachdem er meine Frage errathen zu haben glaubte — „dieſes Blumenſtück da! aus freier Hand gezeichnet und mit freier Hand illuminirt! ſind Roſen und Vergißmeinnicht darunter! ſammt Glas und Rahmen — um zwei Thaler zum erſten Male!“

„„Verkauft!““ ſchrie ich, — ehe noch der Gegenſtand quaestionis in meine Hände gelangt war.

„Iſt verkauft um zwei Thaler, zum erſten Male!“

„„Zwei Thaler ſechs Groſchen!““ rief ich, ohne es zu merken, mich ſelbſt ſteigernd, als ich das Stück näher beſah, und die Zuſammenſtellung zu meiner Überraſchung ſo glücklich und zugleich ſo einfach fand, daß mich ſogar eine Seele daraus anzuſprechen und zu rühren ſchien.

Schmunzelnd ließ ſich der Schätzmeiſter auch die ſechs Groſchen auszahlen, um die ich mich ſelbſt betrogen hatte, und benahm mir durch den Zuſatz: „Sie gingen nicht verloren: der ſie kriegt, brauche ſie!“ die letzte Aufwallung von Ärger, in welchen mich die dummen lachenden Enaksgeſichter der Mäkler, welche wie Marmorbilder der Habſucht umherſaßen, bereits zu jagen begann. — Meinen Schatz unter dem Mantel, machte ich mich wieder fort.

Mit einer Neugierde, wie ſie mich immer beſeelt, wenn ich an Etwas einen rechten Fang gethan zu haben glaube, und welche mich oft mehr hinter einer Sache ahnen läßt als dahinter ſteckt, machte ich mich zu Hauſe über das erſtandene Kunſtwerk her.

Die Zeichnung war gut erhalten, und gefiel mir immer beſſer, je mehr und je näher ich ſie betrachtete. Der Rahmen war alt und das Glas hatte Makeln. Meine erſte Sorge ging dahin, dem ſchönen Stücke auch eine ſchöne Hülle zu geben. Viele Rahmen hatte ich zwar vorräthig, keiner paßte mir; ein einziger, noch dazu ein Goldrahmen, welcher über meinem Bette hing, ſchien dafür verfertiget — war aber ſchon beſetzt. Eine eigene Zeichnung hatte ich neulich damit geſchmückt. Sie ſtellte die Glücksgöttin vor, ein ideales Gemälde, etwas bizarr, aber nicht ſchlecht erfunden, doch ſchülerhaft ausgeführt, es war meine erſte größere Arbeit, auf die ich nur aus einer Grille, wie man ſie oft zu haben pflegt, gar Geld verwendet hatte. Das Geſicht der Göttin war mir geglückt, und ſo aus meiner Seele genommen, daß ich ihm recht gut war, auch war das Füllhorn, aus welchem Fortuna ihren Blütenreichthum herabgoß, ohne Abſicht ſo angebracht, daß gerade die ſchönſten und deutungsreichſten Blumen meinen Namen, den ich in der Ecke der Zeichnung angebracht, zufällig zu überſchatten ſchienen. „Wer weiß, ob du nicht, ohne es zu wiſſen, ein Prophet warſt?“ dacht' ich mir oft, wenn ich ſeither ein recht glückliches Stündchen verlebte, und darum war mir auch das Bild ſo lieb.

Deſſen ungeachtet wurde ihm jetzt der Stab gebrochen und ſeine freundliche Wohnung, in der es ſich ohnedieß ziemlich breit machte, aufgekündigt. Das Blumenſtück ſollte mir auch alſogleich ſeinen Ehrenplatz einnehmen. Ich übernahm die Überſiedelung ſelbſt. Schon war die Rückwand des alten morſchen Rahmens aus ihren Fugen gegangen, und ich wollte den ganzen Kram eben bei Seite werfen, als einige Blätter klein beſchriebenen Papieres zur Erde fielen, welche zwiſchen jenem Bretchen und der Zeichnung ſelbſt gelegen haben mochten. Ich beſichtigte die Blätter, ſie waren mit Zahlen nach der Ordnung bezeichnet. Mit frohem Erſtaunen las ich die Uberſchrift: „An jeden, der einſt in Beſitz dieſes Bildes kommen ſollte.“ Ich ſegnete meinen Dämon, daß er mich in dieſe Verſteigerung geführt, und mir faſt wider Willen ſo eine ſchätzbare Reliquie in die Hände geſpielt hatte. Geſpannt las ich weiter: „Wer Du auch nur immer ſein magſt, in deſſen Hände nach meinem Tode dieſes Erbtheil gelanget, wirf es nicht eher von Dir, als bis Du die Entſtehung deſſelben in beifolgenden Blättern geleſen haſt. Es iſt das Werk von vier Händen in einem Augenblicke geſchaffen, wo zwei Menſchen, welche das Unglück immer zu verfolgen geſchienen hat, lebendig und innig fühlten, daß es das Glück, das beſeligendſte Glück geweſen ſei, welches ſich ihnen unter der Geſtalt ſeiner traurigen Zwillingsſchweſter genaht hatte, es iſt ein blühendes Denkmal auf einer Grabſtätte irdiſcher Leiden, wo der Schmerz in ſich ſelbſt verbrannte, und aus ſeiner Aſche der Phönix der Wonne ſich an zwei Herzen ſchwang. Wenn Du vielleicht auch Einer von denen biſt, welche da mit ſtetem Jammer und verzehrender Unzufriedenheit am Nachen ihres Lebens rütteln und ſchütteln, ſo lies dieſe Blätter, ſie enthalten mein Leben von dem Punkte an, wo ich mir ſelbſt klar geworden bin. Sollteſt Du dich verwundern, wie ein Menſch meines Standes, in welchem Du mich alſogleich finden wirſt, ſo ſchildern könne, wie ich es thue, ſollteſt Du vielleicht gar Mißtrauen darob in meine Offenheit ſetzen: ſo bedenke, daß ich auch Etwas mein Lebtag gelernt habe, und daß es Augenblicke in jedem Menſchenleben gebe, wo er zum Poeten wird. Ein Gemälde, worin ſich die Harmonie des Ewigen mit dem Irdiſchen ſo ſchön und wahr ausſpricht, wie in dem Gemälde meines Lebens, kann durch die ungelenkſte Hand nicht entſtellt werden. Lies und fühle!“

Dieſer Eingang hatte mich innig angeſprochen; als ich ihn geleſen, hielt ich das Blatt eine Weile ſchweigend vor mich hin und erforſchte mein Inneres. War ich gleich ewig einem Optimiſten näher, als Einem jener Selbſtzerfallenen, welche die lichte Welt mit ihrem unverſtandenen Sehnſuchtgewimmer erfüllen: ſo ſprach mich doch die Individualität des Menſchen, deſſen

Bekanntſchaft ich hier nach ſeinem Tode machen ſollte, tief an, und ich las:

### 1.

Es war der 30. März des Jahres 1814. In der Nacht, welche dieſem verhängnißvollen Tage nachfolgte, war es, wo mir der liebe Tod näher ſtand, als mir je mein geliebteſter Kamerad geſtanden war. Das rechte Bein von einer Kanonenkugel zerſchmettert, den linken Arm durch einen Säbelhieb gelähmt, lag ich auf dem Schlachtfelde, mein eigenes Blut war die Decke, worauf ich lag, Todte oder Sterbende waren meine Nachbarn, und das Geröchel und Wimmern meiner Leidensbrüder war der einzige Laut, welcher die weite, dumpfe Grabesſtille unterbrach. Wer nicht ſelbſt ſo nahe mit dem Tode zuſammenlag, kann ſich auch die tauſendfältigen Fratzengeſichter und Zerrbilder, womit er einen da zu necken und zu quälen ſucht, unmöglich vorſtellen. Bald brach ſich da das klare Mondenſilber auf einem halbeingeſchlagenen Schädel, deſſen ſtruppige Haarbüſchel borſtenartig in das gelbe Geſicht hinab hingen, bald regte dort im ſchauerlichen Halbdunkel ein kieferloſer Schlund die verſagende Zunge; zurückgebogene Leiber verſuchten erfolglos die ausgerenkten und zerſplitterten Gliedmaſſen emporzuheben, und ſich aufzurichten; wüthend zerfleiſchten Andere, den Schmerz ihrer Wunde zu tragen unfähig, mit den eigenen Zähnen ihre wundenfreien Theile; Freund und Feind lagen neben, über, und unter einander, die Senſe des Würgengels hatte Alles gepaart und gleich gemacht. Unter ſolchen Entſetzensbildern lag ich verzweiflungsvoll vor mich hinausſehnend. Der Mond wich zurück, ſein keuſches Antlitz ſchien ſich zürnend abzuwenden von dieſem Schauplatze des Gräßlichen. Finſtere Wolken zogen ernſt und ſchwer empor, und ſchienen alle die Dämpfe der Kanonen und Mordgewehre, welche den Tag über gegen Himmel ſtiegen, durch die ſchweigende Nacht hin vor den Thron des Weltrichters zu tragen. Dumpfes Brüten feſſelte das weite Schlachtfeld. Plötzlich ſah ich in der Nähe ſich etwas regen, eine Geſtalt halb ſchwarz, halb weiß, ſchleppende Gewänder, die wie Seide rauſchten, wie Schleier im Spiele des Nachtlüftchens flatterten. Ich glaubte der Engel des Todes ſei's, und öffnete die Schleußen meiner Wunden, um der Seele den Ausflug zu erleichtern. Schmerz raubte mir auf einige Momente die Beſinnung. Als ich wieder zu mir kam, und empor ſah, fühlt' ich mich fortgetragen, ohne zu wiſſen von wem? Mein Haupt war etwas über eine Schulter gebeugt, und ſah nichts als den Saum eines ſeidenen Talares und die Windung eines weißen Schleiers, der mit Blut, mit meinem ſchien es, beſprengt war. Mein linker Arm ſchmerzte minder, eine ſanfte balſamiſche Wärme goß Linderung in ſein Brennen, und das Pochen eines Herzens, an dem er zu ruhen ſchien, ließ einen Theil ſeines Lebens ſchon jetzt auf ihn überſtrömen. Aber meine rechte Hand — ſie hatte wohl nie ſo einen ſanften unendlich liebenden Druck empfunden, als eben in dieſer wunderbaren Minute. Wie ruhte ſie ſo wohl, ſo ſelig in einer andern weichen Hand, die ſich wohl nie an einem, auf ein Menſchenherz gezückten

Schwerte eine Schwiele gedrückt haben mochte. Nein, nein — es konnte kein Geiſt ſein, der mich auf ſeinen Schultern fort trug, aus den Schrecken des Todes und der Verödung — es war ein Leben, das mich umklammerte, das mich den ausgebreiteten Armen des Todes abrang. Lange ſchleppte mich ſo der unbekannte Schutzgeiſt über Leichen weg, und athmete mit jedem Schritte tiefer und ſchwerer. Endlich ſank er unter der Bürde meines bewußtloſen ſiechen Lebensgebäudes erſchöpft zuſammen. Der Fall raubte mir abermal jedes Gefühl für die Außenwelt, und ich ſtarb dieſe Nacht ſo zum zweiten Male. Endlich erwachte ich wieder, ſchlug meine Augen empor, blickte befremdet auf — aber wo fand ich mich? Nicht mehr die wolkenumthürmte Decke der Nacht war es, die auf mich niederdrohte, ſondern die freundlichen Vorhänge eines Himmelbettes überwölbten mich; nicht auf blutgedüngtem Boden, ſondern auf einem weichen Federlager ruhte ich, meine Wunde ſah ich nicht mehr bluten, eine reichliche Decke hüllte ſie wärmend ein, ein weiches Polſter ſchmiegte ſich an meinen gelähmten Arm, und ein erbauliches Madonnenbild war der erſte Gegenſtand, der an der gegenüberſtehenden Wand meinen matten unſichern Blicken auffiel. Jetzt ſah ich kühner auf, und eine Silberſtimme fragte mich in Tönen, die zwar nicht meiner deutſchen Mutterſprache, aber doch meiner Sprache angehörten, die ſo weit menſchliche Herzen ſchlagen, Mutterſprache iſt — „ob ich beſſer mich fühlte?“ — Ich drehte mein ſchweres Haupt nach der Stimme, ſie war aus Engelslippen gekommen, die Lippen aber blühten in einem Antlitze, worauf der Friede des Himmels mit den Zügen des Mitleides, der Reinheit und der Duldung geſchrieben ſtand; das Antlitz aber ſchmückte den Leib einer Jungfrau, deren Wuchs ein klöſterliches Kleid umſchloß und deren Geſtalt Anbetung und Troſt erweckte. — „Fühlſt du dich beſſer Fremdling?“ fragte ſie mich noch einmal, beſorgter und inniger, als das erſte Mal und legte mir die Hand auf die Stirne.

Die hellen Thränen traten mir in das Auge und in der Sprache ihres Landes flüſterte mein ſchwacher Mund:

„Ich fühle mich, wie die Seligen!“

Ein Lächeln, o womit verglich ich dieſes heilige Lächeln? ein Lächeln überflog ihre Wangen, als ich das flüſterte; ein neuer Geiſt ſchien ſie mit einem Male zu beleben, daß ich mir nicht erklären konnte, wodurch ich alle dieſe Theilnahme verdient habe. All' ihre Schweſtern holte ſie zuſammen, alle führte ſie zu meinem Lager, allen verkündete ſie es mit ſtillem Jubel, daß ich lebe, daß ich ihr geantwortet, daß ich ihr in ihrer Mutterſprache geantwortet habe. Das Letztere wirkte elektriſch auf Alle. Mit emſiger Sorgfalt pflegten ſie meiner. Vor allen aber bekümmerte ſich die Nonne um mich, auf welche mein Blick bei meinem erſten Erwachen gefallen war. Da ſie jünger war, als ihre Schweſtern, ſo waren ihr auch die Werke der Barmherzigkeit noch weniger zur Übung und Gewohnheit geworden. Das Vergnügen, welches ſie darin empfand, einem Unglücklichen beizuſtehen, ſprach lebendig und begeiſternd aus ihren Zügen. Mit ſüßer Regung nahte ſie ſich meiner Lagerſtätte; klagte ich über meine Leiden, ſo richtete ſie mich auf, nannt' ich mich einen gefangenen Fremdling, für den der Tod ein Glück geweſen wäre, ſo reichte ſie mir den Anker der Hoffnung; meine leiſeſte Miene verſtand ſie, meinem geheimſten Wunſche kam ſie zuvor.

War es die nämliche Beglückerin doch, die mich auf ihren eigenen Schultern vom Schlachtfelde wegtrug. Daß ich lebe, daß ich ſo lange lebte, bis der Tod dieſe Zeilen dir, wer du auch ſeiſt, der ſie lieſt, als Vermächtniß in die Hände ſpielte — daran iſt ſie Schuld, ihr dank' ich meine Wiedergeburt, meinen Glauben an die Menſchheit, meine Liebe zu Gott, meine Hoffnung auf die Zweckmäßigkeit alles Irdiſchen! Und dennoch, als ich damals, da ich es erfuhr, was ſie mir wäre, ihre ſegnende Hand glühend an meine Lippen drückte und ſie mit Thränen des Dankes und des Entzückens benetzte, zog ſie die Hand demüthig zurück, und erhob ſie zu Gott, ihm dankend, daß er es ihr ſo leicht gemacht habe, zu thun, was ihres Amtes wäre. Nie werd' ich den Namen Ägidia vergeſſen, denn es iſt der Name meiner Lebensretterin, nie den Namen **Vinzenz** von **Paula**, denn es iſt der Name des Heiligen, deſſen leuchtendem Beiſpiele die fromme Seele nachgeeifert und nachgelebt hat.

Mit wahrhaft ſegensreicher Hand walteten die Schweſtern aus dem Orden des heiligen Vinzenz in der Hauptſtadt Frankreichs und das Gebäude, deſſen Wände Zeugen ihrer Wohlthaten waren, verdiente damals den Namen eines **Hôspital de la Charité** mit weit größerem Rechte, als zur Revolutionszeit den eines Hospital de l'Unité. Sie ſtanden, helfend und tröſtend an den Lagern der Verwundeten; was den Namen „Menſch" trug, hatte ein heiliges Recht auf ihren Beiſtand. Der Wunſch zu nützen, vermehrte täglich die Zahl ihrer Ordensglieder, ſie pflegten alle Kranken, ſie tröſteten Sterbende. Sie wagten ſich ſelbſt am Abende nach der Schlacht hinaus auf das Feld des Todes, um die verlaſſenen Unglücklichen in Sicherheit zu bringen: manche ließen ſich durch die rings aufgehäuften Schreckensbilder nicht abſchrecken, ſogar bis dahin vorzudringen, wo die Saat des Würgengels am dichteſten aufgehäuft lag. Die Muthvollſte unter dieſen war Agidia — was wäre ſonſt aus dem armen Friedrich geworden?

## 2.

Die ſorgſame Pflege meiner Wohlthäterin entriß mich in wenigen Tagen der Todesgefahr. Doch jetzt erſt, als ich ſo Tage lang in der klöſterlichen Ruhe lag und vor mich hin ſah, drängten ſich mir Gedanken über mein künftiges Schickſal auf.

In mancher Stunde verfolgten ſie mich ſo, daß mein ganzes Blut in beklommener Wallung gegen den Nerv arbeitete und ich den halblauten Ausruf:

„O wär' ich doch geſtorben." nicht unterdrücken konnte. —

Agidia bemerkte das wohl und ſchien auch den Grund meiner Beklemmung zu errathen. Als ſie eines Tages wieder an meinem Lager ſaß, und mich mit ſchwärmendem Auge betrachtete, erzählt' ich ihr Folgendes: „Heilige Wohlthäterin, menſchliche Heilige, die Ihr das Leben mir gerettet habt; das Auge meines Dankes ſieht in Euer Innerſte und verſteht Euch ganz. Arm und elend bin ich, aber der Himmel wird mich nicht vergehen laſſen, ich fühl' es! Seht das Leben kommt mir wie eine weite Landſchaft vor, rauh und abſchreckend, finſter und traurig. Rieſige Berge ragen ſo viel an Zahl, als Menſchen ſind, aus der Landſchaft empor, ihre Gipfel ſind kaum abzuſehen, ſteile Pfade führen hinauf. Aber oben auf ihren Gipfeln wohnt das Glück, wohnet die Freude, wohnet die Ruhe. Auf ihren Gipfeln ſcheint die Sonne warm und heiter, frei ſteht der Aufblick zum Himmel, mit geheilter Seele ſieht man auf den Pfad zurück, auf welchem man im Hinanklimmen manchen Blutstropfen zurückließ. Jeder Menſch kann den Gipfel-erreichen, wenn er den Muth nicht ſinken läßt. Ihr Jungfrau, habt ihn mir erneut in meiner Seele, ich werde ihn mir nicht verkümmern laſſen; es iſt ja ein Geſchenk von Euerer Hand, daß ich durch weiſen Gebrauch ehren und verdienen muß. Was mir auch fehle — hab' ich ja das Leben doch und die Erinnerung. Jeder Athemzug wird mir Euren Nahmen flüſtern, jeder Blick Euerem zu begegnen glauben, jeder Laut an Euch gerichtet zu ſein wähnen, ja ſelbſt die ſchmerzhaften Regungen meiner Narben werden mich unter Thränen Eurer gedenk machen, die Ihr ſie gepflegt, die Ihr ſie geheilet habt. O ſeid verſichert, daß Ihr keinem Undankbaren Euer Mitleid ſchenktet. Meine Heimat ſoll

Eueren Namen oft von mir ſegnen hören, und ihn mitſegnen. Aber nun laßt mich auch mein Herz ganz vor Euch ausſchütten, laßt mich Euch ſagen, wem Ihr helft, und kommt Euch je ein Hilfloſer unter, deſſen Namen im Klang Euch an mich erinnert, ſo gedenket meiner und ſeid ihm ſo mild, wie Ihr es mir geweſen. Das iſt das Einzige, um was ich Euch bitte. An mir habt Ihr Euere That gekrönt.

Mein Name iſt Friedrich Stork — Preußen mein Vaterland. Als ich in die Welt trat — trat mein älteſter Bruder eben von ihr ab. Meiner Ältern Jammer war alſo mein Wiegenlied, und ſo oft ſich mein Geburtstag wiederholte, forderte das Angedenken an meinen Bruder ihre Thränen, und für mich blieb ihnen kein Lächeln übrig. Was Wunder alſo, wenn ich ſchon als Knabe einen Ernſt und eine Traurigkeit verrieth, welche den Jahren der Sorgloſigkeit und des bewußtloſen Dahinlebens ſonſt fremd zu ſein pflegt, ſchien ja doch die Wagſchale meines Lebens nur emporgeſtiegen zu ſein, weil ſich die eines verwandten Lebens ſenkte. Ob meine guten Eltern die Fügung des Schickſals nicht mich zuweilen entgelten ließen, darüber will ich nicht urtheilen: die gerechteſte Ungerechtigkeit entſpringt aus der Liebe der Eltern zu ihren Kindern! — Wie gewöhnlich war mit meinem Ernſte der Hang zu einer geiſtigeren, mehr nach innen gehenden Beſchäftigung verbunden. Meine Eltern hatten weder die Mittel noch die Luſt dazu, ihn zu befriedigen. Mit mehr Aufmerkſamkeit und Vorliebe nahm denſelben mein Oheim wahr, welcher auf einem benachbarten Örtchen das Paſtoramt verſah. Manche Woche bracht' ich bei dieſem redlichen, gediegenen Manne zu, manchen Nachmittag über ſaß ich vor ſeinem Bücherſchranke, langte mir die beſtaubten Bände heraus und fand meine Herzensluſt daran, irgend eine ſchöne Stelle meinem Gedächtniſſe tief und innig einzuprägen. Das war es auch, was ihn bewog, meinen Eltern vorzuſtellen, wie zweckmäßig es wäre, mich ein ernſteres Studium beginnen zu laſſen. Lange wurde dawider geredet, man ſchützte die Theuerung der phyſiſchen ſowohl, als pſychiſchen Hülfsmittel, die Unnöthigkeit einer ſolchen Ausbildung für meinen Stand, die Würde, die ein thätiger Handwerker allerdings auch behaupte, vor; bis ſich mein Oheim endlich erklärte, mich ganz zu ſich zu nehmen, und auf ſeine eigenen Koſten im Seminario zu erhalten. Mit unbeſchreiblicher Wißbegierde ſucht' ich jede Gelegenheit zu benützen, welche mich mehr als das Vorgeſchriebene zu lehren verſprach.

So ward' ich denn mehrerer lebenden Sprachen und auch dieſer kundig, in der ich Euch jetzt mein Herz erſchließe, ſo lernte ich die Zeichenkunſt, ſo lauſchte ich den ſchönen Künſten manche Schönheit ab. Einige Jahre brachte ich ſo zu, meine Ältern ſah ich nur ſelten. Da bekam ich einmal einen Brief von meiner Mutter, ich ſollte augenblicklich nach Hauſe kommen, mein Vater ſei plötzlich erkrankt, und man habe wenig Hoffnung ihn zu retten — das war der Inhalt des Briefes, den ich kaum geleſen hatte, als ich auch meinen Bündel ſchnürte und im vollſten Gange war. Der Weg dehnte ſich mir zur Unendlichkeit. Endlich erblickte ich von weiten die Wipfel der Allee, die in mein Heimatörtchen hinabführt. In verdoppelter Eile ſchritt ich darauf zu. An der ſteinernen Denkſäule am Eingange der Allee ſaß eine weibliche Geſtalt. Ich trat von rückwärts zu ihr. Es war meine Mutter. Sie ſprach kein Wort, als ich ihre Hand ergriff — ſondern ſtürzte mir weinend um den Hals. Ich wußte, woran ich ſei: wollte den Gefaßten ſpielen und meine Mutter, die ſchluchzende, tröſten — aber auch mir erſtickten Thränen die Stimme, und das Gefühl, vaterlos zu ſein, erfüllte mein Herz mit einer Leerheit, wie ich ſie mir nie vorſtellen gekonnt hätte. Mein geiſtliches Kleid ward nun mein Trauerkleid, in welchem ich meinen Vater zu Grabe geleitete. — Als einer Witwe einziger Sohn war ich vor Aushebung zum Kriegsdienſte ſicher. Ich ſchickte mich daher an, unſer ärmliches Feld zu bebauen und meinem Fleiße gab die allgemeine Mutter Erde ſo viel, daß ich meine Mutter ernähren konnte. Doch ſelbſt dieſe Freude wollte mir mein Unſtern nicht lange gönnen. In Kurzem gelangte ſie dahin, wo ſie ihrem Gatten ſagen konnte, wie ſehr ſie ihr Sohn geliebt habe. — Ich ſtand allein — allein auf dieſer weiten Welt: ein Menſch in ſeiner vollſten Kraft, mit feuriger Fantaſie, empfänglichem Herzen! Kein Freund kümmerte ſich um mich, mein Onkel war auch nicht mehr, nichts war, wohin mein Auge ſah, was mich feſſeln konnte, woran ich hing — ich war frei, ungebunden, König — — aber allein! O wünſche ſich ja Niemand dieſe Freiheit! Wir ſind uns ſelbſt nur ſo viel werth, als es uns Andere ſind, oder wir es Andern zu ſein glauben. Das Leben des Menſchen iſt eine Blume mit zwei Wurzeln, die eine derſelben iſt die Bedingung des Daſeins, ſie friſtet unſeren Aufenthalt, durch ſie allein können wir beſtehen — dieſe Wurzel faßt in unſerem eigenen Herzen. Die andere Wurzel aber ſtreckt ihre tauſend Fäden und Faſern ſehnſüchtig in die Ferne, ſie iſt das Organ der Freudigkeit, der Zufriedenheit, des Glückes, ſie macht unſer Daſein zum Leben, durch ſie wollen wir beſtehen — ſie aber will in fremde Herzen greifen, will in ihren Tiefen keimen, will an ihnen hängen. Für dieſe Wurzeln fand mein Leben keinen Boden. Ohne Zweck und ohne Willen that ich, was ich that. So verkauft' ich denn einmal auch meine kleine Erbſchaft, welche in einem Häuschen und einem Acker beſtand, und beſchloß das Seminarium, welches mich ſchon einmal feſſelte, zu meinem beſtändigen Aſyle zu erwählen. — Alle die Stürme, welche mein Vaterland ſeither zu beſtehen hatte, ließen mich ruhig, erſt jetzt fing ich an, dem Drängen und Treiben einer halben Welt meine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Als ich eines Abends erfüllt von ſolchen Empfindungen auf meiner Eltern Grabe lag und betete, da drängte ſich mir der Gedanke mächtig auf, wie wenig es brauche, daß ich ſelbſt die Grabſtätte meiner Ältern von auswärtigen Feinden vielleicht erſt frei kämpfen mußte. Dazu der allgemeine, ganz Europa durchdonnernde Kriegsaufruf, dazu meine Feſſelloſigkeit, dazu meine Jugend — und was brauchte es noch mehr, mich zu einem Schritte zu bewegen, welchen ich ſonſt nie gethan haben würde. Mein väterliches Hüttchen verſchaffte mir einen hinreichenden Zehrpfennig. Dieſen in der Taſche, ließ ich mich anwerben — und in ein paar Tagen ſtand ich prangend mit meinen Waffen in Reih' und Glied. Der Tag des Ausmarſches kam, mit pochendem Herzen ſchritt ich in die erſte Schlacht, mit freudigem Bangen fand ich mich in einem Lande, deſſen Sprache mir wohl verſtändlich, aber nicht heimiſch klang. Da brach der verhängnißvolle 30. März an. Wie die Würfel an dieſem Tage für mich fielen — wißt Ihr, weiß Gott, weiß mein Herz, das jenes Tages ewig, als Eures Verherrlichungstages gedenken wird! — Ich bin ein Krüppel! der Stand, dem ich mich einſt zu widmen anfing, kann mich auch nicht mehr unter ſeinen Schutz nehmen. Ich müßte ja die Gabe des Lebens zwiſchen todten Fingern halten! Ja ſelbſt ein Grab neben meiner Eltern Grabe kann ich mir nicht ſcharren; mein Stelzfuß trüge mich ja nicht ſo weit! Leben kann ich nicht und verhungern kann ich doch auch nicht! Mein rechter Arm bleibt mit dem, was er gelernt hat, der feile Knecht meiner Lebensliebe und friſtet mir ein Geſchenk, was mir zur Qual gereicht. Leben kann ich — Brot verdiene ich — doch genügt das? — O nein, nicht bloß vom Brote kann ich leben! Ein Herz, eine Liebe, eine Neigung iſt's, die ich brauche! Ich bin nicht gern allein! Allein Sein iſt nicht gut!" —

### 3.

Erſter Mai, nie hab' ich dich in ſo ſeltſamer Stimmung begrüßt, als in dieſem Jahre. Der erſte Mai war der Tag, an welchem ich zum erſten Male wieder aus dem dumpfen Kreiſe des Todes geneſen hinaustrat in das freie Leben; — der erſte Mal war es aber auch, an welchem ich von meiner Wohlthäterin Abſchied nehmen, ihre Nähe für ewige Zeit verlaſſen, und meinem ungewiſſen Schickſale ganz anheim fallen ſollte. Beide Gefühle waren gleich mächtig, eines hob das andere auf, und nur eine betäubende Leere blieb zurück in meinem Innern.

Die ſechste Stunde des Morgens war vorüber, und mild und erquickend wob ſich die blaue Kuppel über der auferwachenden Welt zuſammen, als ich im Garten des Hoſpitales bereits auf einer ſonnigen Bank ſaß und die heilſame Morgenluft mit durſtigen Zügen einathmete. Was ich geduldet und gelitten, was ich geſtrebt und gehofft, was ich geſündigt und gebüßt, zog eben wieder vor meinem inneren Auge vorüber, als Ägidia vor mich hintrat und mir durch ihre Miene ſchon verrieth, was ſie mir zu künden gekommen ſei. In einer halben Stunde ſollte ich Abſchied von der Schwelle nehmen, innerhalb welcher ich ſo viel empfunden, ſo viel empfangen. Ein kleiner Bündel, von der Hand der Wohlthätigkeit geſchnürt, lag auf meinem Lager. Das Glöcklein rief zur Frühmeſſe. Die Halbgeneſenen zogen, in ihrer gleichförmigen leichten Tracht, den freundlichen Hof entlang, nach der Kapelle. Die Orgelklänge ſtiegen in feierlichen Akkorden himmelwärts, hundert, vielleicht vor Kurzem erſt zum Leben wieder erwachte Kehlen, ſtimmten ein erhebendes Loblied an. Mir ward, ich wußte nicht wie? zu Muthe. Mit hineingeriſſen in den allgemeinen Choral ſang und betete ich ſo innig, und dabei liefen mir die Thränen ſo heiß über die Wangen, daß ich ſelbſt nicht wußte, ob ich aus Dank, ob ich aus Trauer weine. Dennoch kehrte ich geſtärkt zurück und erwartete ruhiger den Augenblick, wo mir Aaidia, mit ihrem Scheideworte den letzten Balſam geben würde. Sie kam mit einem Brief.

Mit ſtummer Rührung ergriff ich ihre Hand, und benetzte ſie mit Thränen des Dankes und der Wehmuth. Auch ſie konnte ihre Rührung nicht verbergen und den Brief mir übergebend, den ſie bei ſich hatte, ſprach ſie: „Seyd ſo gütig, edler Fremdling, dieſes Schreiben an der bezeichneten Stelle abzugeben. Dieſe Straße iſt für euch wohl weit entlegen, es wird euch viele Anſtrengung koſten, ſie zu erreichen, aber mir liegt Alles daran, von der richtigen Abgabe dieſes Briefes verſichert zu ſein! Wollt Ihr mir dieſen Dienſt erweiſen?“ —

„„Ob ich will?““ — fiel ich, hingeriſſen von ihrer Engelsmilde ein, — „„ob ich will! Ja, hätte mich der Krieg noch ſchrecklicher entſtellt, und müßt' ich mich auf den Stumpfen meiner Kniee hinſchleppen und den Weg mit meinem Herzblute bezeichnen — für Euch ſchien es mir kein Opfer, kein Dienſt — ſondern Pflicht, ſondern Wonne!““

Mit freudiger Haſt nahm ich den Brief und humpelte auf meiner Krücke, wie ein Geſunder, dem Pfortlein zu, welches mich nun erſt wieder gemahnte, daß ich für immer aus dieſer Wohnung der Himmliſchen ſcheide.

Die Pforte klappte wohl hinter mir ſchon zu? —

Nein! Ägidia ſtand noch in der Schwelle und ſchien mir noch einmal mit der Hand ſegnend nachzuwinken, als ich um die Straßenecke bog. Jetzt beſah ich erſt den Brief. — „A Madame Fréval, rue Fer-à-Moulin, faubourg Saint-Marceau," lautete die Aufſchrift. Ich fragte einen Mann von ſchlichtem Äußeren, der eben vorüber ging, wo man zugehen müſſe, um am ſchnellſten die Vorſtadt St. Marceau zu erreichen! Der Mann blieb ſtehen, maß mich, ſah auf die Straße des S. S. Pères, wo das Hoſpital lag, und dann wieder auf mich, als ob er es erriethe, welch einen Ort ich eben verlaſſen, und ſagte mitleidigen Tones: — „Guter Freund, St. Marceau liegt ganz außen an der Südſeite, dahin dürftet Ihr zu Fuß wohl nicht ohne Mühe kommen, ich miethe Euch einen Wagen, und laſſ' Euch hinfahren!" — „„Nein, nein,"" rief ich, Ägidia's lebhaft gedenkend, „„nein, edler Mann, da wär' es ja nicht mein Verdienſt, wenn ich meinen Auftrag erfüllte."" — Der wohlmeinende Mann ſah in meiner Antwort nur eine Weigerung, er begnügte ſich damit mir den nächſten Weg zu zeigen und ging.

Um halb acht Uhr hatte ich die Straße des S. S. Pères verlaſſen, und erſt um zwölf Uhr Mittags ſchleppte ich mich, halb ohnmächtig, um die Straße Fer-à-Moulin. Unter dem Thore des bezeichneten Hauſes ließ ich mich nieder und ruhte. Das Haus war wohlgebaut, beherrſchte eine nicht eben zu beſchränkte Ausſicht, und zählte fünf Stockwerke. Im letzten derſelben wohnte Madame Fréval, an die mein Brief lautete. Nachdem ich ein wenig ausgeruht, ſtieg ich mit meinem hölzernen Beine langſam und mühſam empor. Ich pochte an der Thüre, die mir entgegen ſah, pochte wieder — keine Antwort. Doch horch! Ein Seufzen wie aus der Bruſt des Unglückes, haucht mich eiſig an — ich fahre ſchaudernd zurück. Da aber meinem wiederholten Pochen immer nichts, als ein banges Seufzen antwortet — drück' ich ſelbſt an der Klinke, ſie geht auf, und mit ſeltſamer Bewegung trete ich ein.

Eine Frau ſitzt an dem Herde der engen Küche, das Haupt auf die Hand geſtützt, und die ſpärliche Flamme läßt die Thränen auf ihren Wangen bemerkbar glänzen. Das Klappen meiner Krücke erweckte ſie, erſchrecken fährt ſie auf und ſieht mich an.

Ich trete zu ihr und den Brief ihr überreichend, will ich mein eigenmächtiges Eintreten entſchuldigen. Nachdem ſie das Schreiben durchgeleſen, wendet ſie ſich mit folgenden Worten zu mir: „Meine Freundin Ägidia bittet mich für Euch einſtweilen zu ſorgen, Euch das Leben, was ſie Euch gerettet, wieder lieb zu machen. O wie wollte ich Gott danken, wenn er mich zurück verſetzte in die Lage, wo ich Andern noch helfen, wo ich, mit thränenfreiem Auge, Anderer Augen auch von Thränen befreien konnte! Aber meine Freundin erfuhr wohl in ihrer Abgeſchiedenheit nicht, daß mich Gott aus jener glückſeligen Lage ſelbſt in das Unglück, in die Troſtloſigkeit geſchleudert hat! O ich bedarf ſelbſt des Troſtes, ſelbſt der Liebe, ſelbſt des Mitleid's! Ihr wißt vielleicht nicht, daß mich Betrüger um mein Vermögen brachten, nur meiner Tochter Herz konnte man mir nicht rauben. Sie iſt geſchickt im Blumenzeichnen; dadurch verſchaffte ſie mir den Unterhalt, den ich bei meinen rothgeweinten Augen mir ſelbſt zu verſchaffen unfähig war. Paris läßt keinen Künſtler, ſei ſeine Kunſt noch ſo unſcheinlich, untergehen. Sie erwarb uns viel. Eintracht und Zufriedenheit waren die Pfeiler unſeres kleinen Haushaltes. Allein meine Cilli wollte ſich nie eine Zerſtreuung gönnen, raſtlos arbeitete ſie, unausgeſetzt ſorgte ſie, bis ein ſchleichendes Fieber Sitz in ihren Adern nahm, und ſie nun langſam zu verzehren droht."

„Vor drei Tagen noch ſaß ſie an jenem Tiſchchen, um ein Blumenſtück zu vollenden, welches bei ihr beſtellt war — ſie vermochte es nicht. In jenem Bette liegt ſie nun, blaß und matt, ohne Hilfe, ohne Troſt, ohne Hoffnung. — — Doch ich ſehe, daß ich Euch betrübe und wollte mich doch nur entſchuldigen, daß ich Euch nicht nützen kann!"

Unter dieſer herzlichen Entſchuldigung führt ſie mich an das Bett, auf welchem ihre letzte Stütze gebrochen liegt. Aber welch' ein Weſen erblick' ich ſchlummernd? Ein ſchönes, aber bleiches Geſicht, umwallt von braunen, ordnungsloſen Locken, ruht auf dem Polſter. Die Hände liegen gefaltet auf der ſchwerathmenden Bruſt, und bei jedem Seufzer ſcheint den geſchloſſenen Wimpern eine Thräne entſchlüpfen zu wollen. Verſunken in den Anblick des blaſſen Engels ſtehe ich, vergeſſe meiner Leiden, meiner Hilfloſigkeit und rufe, während ſich Fréval, feuchten Auges über Cäcilien beugt: „O denkt nicht an mich — ich ſelbſt denke nur Euch! Jetzt gilt mir erſt mein Leben wieder, denn ich fand Jemanden, dem ich es weihen kann! O Ägidia, habe Dank, tauſend Dank, du haſt mich in den rechten Port gewieſen, wo ich, kann ich es je, geneſen muß! Ja ich will Euch helfen, ich kann Euch helfen, edle Menſchen, ich kann es!" —

Fréval ſieht mich ſtaunend an, Cäcilia lächelt im Schlafe.

„Ja, ſtaunt nicht, über den Krüppel, der Krüppel hat Hände, des Krüppels Hände verſtehen auch was von der lieben Kunſt, und die Kunſt ſoll Euch helfen, ſie hat's ja Manchem ſchon! Wo habt Ihr die angefangene Zeichnung? — Gebt mir Pinſel, Farbe, Bret! gebt, ſag' ich, gebt! Ich will Euerer Tochter Stelle vertreten, bis ſie geſund wird, und iſt ſie geſund, dann will ich ihr helfen, wenn Ihr's erlaubt! Nur gönnt mir einen Winkel in Euerer Stube. Ich ſchleppe mich ſchwer über eine Treppe und ſo lange bin ich eben auch nicht! Wollt Ihr, wollt Ihr?" —

Die Frau kann vor Überraſchung nicht ſprechen! Cäcilia erwacht. Erſt jetzt ſtrömt die Zunge der Staunenden in Worte aus: „Meine Cäcilia," ruft ſie, „meine Cilli, du haſt einen Gehilfen, einen Blumenmaler! Er will uns helfen! Da iſt er!" —

Cäcilia erhebt ſich im Bette, unſere Blicke treffen ſich. Wie gern wär' ich niedergekniet vor einem Menſchenpaare, daß mir mit einem Male Liebe zum Leben, Hoffnung, Glauben, ja Alles Verlorne zurück gab, hätte mich mein verdammter Stelzfuß nicht erinnert, daß ſelbſt des Menſchen demüthigſte Stellung ſein Stolz und eine Gnade des Himmel ſei.

## 4.

Vor einigen Jahren war Madame Fréval noch die Mutter eines angeſehenen und geſegneten Hauſes. Einem rechtlichen und liebenden Gatten ſtand ſie als Engel zur Seite. Cäcilia war die Frucht ihrer glücklichen Ehe. Der Krieg zertrat einen großen Theil ihres Wohlſtandes. Aber erſt nach des Gatten Tode ließ das Schickſal Fréval'n ſeine ganze Ungerechtigkeit empfinden. Feinde, falſche Beweiſe, Betrüger, und eigene Schüchternheit brachten ſie um Alles, was ihr und ihrer Tochter das einſame Leben hätte erleichtern können. Ihr kleiner Erwerb war nun eben völlig in's Stocken gerathen, ſeit Cilli darniederlag. Ich brachte wieder Hoffnung, und mit der Hoffnung wieder Leben unter die Halbverzweifelten.

Beſeelt von einem ungewöhnlichen Eifer ging ich an die Arbeit und achtete kaum der Sorgfalt, mit welcher die Hausfrau den letzten Biſſen mit mir theilte. Ich hob das Papier weg, welches auf den angefangenen Blumenſtücke lag, beſah es genau und bewunderte daran eine ſo einfache, innige und anſprechende Erfindung, daß ihr nur die Sicherheit der Ausführung hin und wieder mangelte, um vollendet zu heißen. In den Geiſt der Zeichnung fand ich mich bald hinein, und freute mich meiner geringen Fertigkeit nun um ſo mehr, weil ſie mir die Hoffnung faſſen ließ, das Begonnene nicht nur zu des Käufers, ſondern vielleicht ſelbſt zu

Cäcilia's Zufriedenheit zu vollenden. Unermüdet ſaß ich am Tiſche bis es dämmerte.

Wo aber ſollt' ich über Nacht mein Obdach finden? Dieſe Sorge begann noch kaum meine Gedanken zu erfüllen, als ſie Fréval bereits durch ihr freundliches Zuvorkommen zu zerſtreuen bemüht war. — Ein kleines ſchmales Zimmerchen, welches ſie, während ich im Malen begriffen war, ſo gut als möglich zuſammenrichtete, hatte ſie mir zum Nachtlager beſtimmt, und hörte keine Weigerung an, denn ich ſah, daß ſie ſich ſelbſt vergeſſen, während ſie meiner gedachte.

Die Sonne beleuchtete noch kaum mit ihren erſten Strahlen meinen neuen Zufluchtsort, als ich ſchon an meine Malerei ging, die ich mir in mein Schlummerkämmerlein mitgenommen. Mit der Rüſtigkeit eines erquickten Geiſtes und Körpers malte ich, und als Fréval an meine Thüre pochte, mich zu wecken, war meine erſte Arbeit ſchon vollendet.

Mit inniger Freude überreichte ich ihr das Blumenſtück, und bat ſie, den Lohn dafür ſich ſo bald als möglich abzuholen, um ihrer Tochter, die ſeither ohne Hilfe darniederlag, Pflege und Sorgloſigkeit verſchaffen zu können.

Mit tiefer Rührung nahm Fréval die Zeichnung, betrachtete ſie und trug ſie mit den Worten: „O herrlicher Morgengruß für meine Cilli," zu dem Bette, auf welchem ſich die Erwachende, wie eine weiße Nixe aus nächtlichen Wellen erhob.

Cäcilia faßte mit zitternden Händen die Zeichnung, ein Sonnenſtrahl fiel darauf und verbreitete das gehörige Licht darüber. Sie ſtaunte, betrachtete die Zeichnung abermal, und ein leiſes Lächeln ſchwebte, wie ſtummer Dank und Beifall um ihre Lippen.

Der Mutter erweckte dieſes Lächeln, das erſte nach langen Tagen, eine neue ſelige Hoffnung. Sie war ſchon im Begriffe das Gemälde fortzutragen, als ſie ein beunruhigender Gedanke zögern machte. Ich errieth, was ſie fürchtete. Sollte ihre Tochter bei einem Fremden, einem jungen Manne, einen Soldaten allein zurück bleiben? — „Madame," ſprach ich mit einem Tone, worin ſich wirklich mein ganzes, von jeder unedlen Abſicht entferntes Herz ausſprach, — „Madame, keine Sorge mög' Euch nur einen Augenblick zögern machen! Für Euere Tochter trage ich Sorge, während Ihr außen bleibet! und der Muthwille," fügte ich, einen Blick auf meinen Stelzfuß werfend, hinzu, „trägt eben auch nicht meine Geſtalt!" — Freval drückte mir die Hand und ging.

Nach Kurzem kam ſie zurück, ein Arzt folgte ihr. Nun konnte ſie doch mindeſtens das herbeiſchaffen, was zur Heilung Cäcilia's unentbehrlich war. Der Segen, womit Gott meinen erſten Verſuch, der unglücklichen Familie behilflich zu ſein, krönte, ermuthigte mich und ließ mich in der Linderung ihrer Leiden die Lethe meiner eigenen finden. Es war als erblühte mir in jeder Blume, die ich für Cäcilia hinzeichnete, eine neue Freudenblume. Ein höherer Geiſt, eine ſinnbildliche Bedeutung fing, ohne daß ich es oft ſelbſt merkte, meine Blumenſtücke zu beſeelen an. Vergißmeinnicht und Roſen, Immergrün und Ringelblumen fügten ſich ſo paſſend zuſammen, als hätte wirklich Gedächtniß und Liebe, Beſtändigkeit und Unzertrennlichkeit durch ſie ſprechen wollen. Das Stillleben der Blütenwelt ſtimmte mich von Tag zu Tag weicher — aber auch zufriedener und glücklicher. Wie oft waren Thränen des Dankes der Thau, welcher meine Blumen benetzte, wie oft das Lächeln der Unſchuld die Sonne, die ſie beglänzte. Ich konnte im vollen Sinne des Wortes ſagen, daß mich Blumenfeſſeln an dieſe Familie knüpften.

Überhaupt wurde der kleine Kreis, den wir bildeten, immer trauter, immer heiterer. Cäcilia war in kurzer Zeit hergeſtellt. Der Anblick der geneſenden Schönheit bezauberte mich. Nie malte ich die Lilien reiner, nie traf ich das zarte Roth der jungen Roſen beſſer, nie wußte ich den ſproſſenden Veilchen ein ſanfteres Blau zu geben, als ſeit ich ihre Hand an meine Lippen drückte, ſeit ich ihre Wangen vom Morgenrothe des wiederkehrenden Lebenstages angeflogen, ſeit ich ihr Auge, das dunkelblaue, ſich im Gebete zum Himmel emporheben ſah. Madame Freval würdigte mich ihres Vertrauens täglich mehr. Wohl ſtundenlang ließ ſie mich an ihrer Tochter Seite vor dem Zeichentiſche, während ſie ſelbſt den Pflichten einer Hausmutter nachkam.

So entrollten drei Monate mit der Schnelligkeit eines Tages. Keine Spur des vorigen Unglücks umdüſterte mehr die freundlichen Wände der beiden Stübchen; die Erſparniſſe wuchſen an, und eine freudige Ungezwungenheit äußerte ſich in allen Bewegungen.

aber ein Wunſch, welcher zwei jungen Herzen, die ſich ſo wie Cäcilia und ich fanden, wohl gleich im erſten Augenblicke das Innere durchzuckt, dieſer Wunſch blieb auch uns nicht fremd, und Madame Fréval, deren ſorgſamen Augen nichts entgehen konnte, ſchien ihm eben nicht entgegen. Ihre Beſuche bei meiner Wohlthäterin Ägidia waren weit häufiger als meine und Cäcilia's. Ägidia war ihre Rathgeberin, ihr öffnete ſie ihr ganzes Herz. Auch von meiner Neigung zu Cilli hätte, wie ich nachher erfuhr, meine Wohlthäterin gewiß eher noch etwas erfahren, hätte ſich anders Gelegenheit dazu dargeboten. Wenn aber Fréval die keuſche, heilige Jungfrau, von Kranken umringt, vergeſſen ſah, daß es noch ein anderes Gefühl als Mitleid, noch andere Wünſche, als den Wunſch, im Namen Gottes die Pflichten der Barmherzigkeit zu üben gebe: ſo lähmte eine zu beſorgte Schüchternheit ihre Zunge und ſie trug die Zweifel, die ſie mit ſich brachte, wieder ohne Löſung nach Hauſe.

Dennoch fügte ſich's einmal, und Fréval konnte das Geſpräch ganz unbemerkt auf die lebhaften Eindrücke der Liebe, und die Veränderung, welche ſie im Herzen der Liebenden, augenblicklich hervorbringt, hinüberſpielen. Der Gedanke, daß er ſein geliebtes Mädchen nie wieder ſehen würde, warf einen jungen Verwundeten im Hoſpitale, welcher nur unbedeutend verletzt und deſſen baldige Heilung gewiß war, in ein ſo heftiges und bösartiges Fieber, daß man für ſein Leben mit jedem Momente mehr fürchtete.

Ägidia war eben Zeugin ſeines tödtlichen Wahnſinnes, als Fréval nach ihr fragte. Die keuſche Jungfrau, noch ganz erfüllt von dem Bilde des jungen Sinnberaubten, erzählte Fréval'n den Vorfall mit inniger Theilnahme und fügte die Bemerkung hinzu, welch' ein Unglück es ſei, wenn die Ruhe der Seele von einer ſo verderblichen Leidenſchaft geſtört wird.

„Ein beweinenswerthes Unglück!“ verſetzte Fréval, „deſſen Zauber ich um ſo mehr fürchte, ſeit ich ſehe, welch' ein Sehnen, welch' ein gegenſeitiges Verlangen und Wünſchen, wenn auch nicht mit ſolchem Wahnſinne, doch aber mit ſtillem Grame die Herzen Friedrichs und meiner Cilli täglich enger verkettet!“

Die heilige Schweſter St. Vinzenz's ſah ihre Freundin eine Weile ſtaunend an, ſchien hierauf wie von einer Höhe, wo man keine Leidenſchaften mehr kennt, herunterzuſteigen, und ſich der herzlichen Theilnahme an den ſchwachen Menſchenherzen zu überlaſſen, und ſprach mit ruhigem Tone: „Warum verheirateſt du ſie nicht?“

„Beide ſind noch jung: ich fürchte Unbeſtändigkeit!“

„„Nun ſo trenne ſie!““

„Ach wär' es nicht grauſam, zwei Herzen zu trennen, welche für einander geſchaffen ſcheinen?“

„„Nun, ſo vermäle ſie!““

„Unſere Lage iſt noch ſo unſicher, daß eine Erweiterung unſeres Familienkreiſes uns in das alte Elend zurück brächte!“

„„So trenne ſie denn!““

„Werden ſie ſich trennen wollen — können?“

„„Fürchteſt du Verzweiflung, ſo komme zuvor, und vereinige ſie!““

„Aber meine Cilli konnte ja ihren Friedrich noch mit keinem andern Manne vergleichen. Wird ſie nachher den Verſtümmelten wohl auch noch lieben, wie ſie ihn jetzt liebt?“

„„Wenn du in ihre Liebe Mißtrauen ſetzeſt, ſo trenne ſie von ihm lieber auf ewig!““

„Und ſo fallen wir wieder in unſere vorige Noth, aus der uns Friedrich's Talente geriſſen haben.“

„„Um das zu vermeiden, nimm ihn alſo zum Sohne!““

„Ja ich will, aber gerade zu es ihm erklären, kann ich nicht, und bisher verriethen ſie ſich noch durch kein Wörtchen bei mir!“

Die Schweſter der Barmherzigkeit lächelte über Fréval's Wankelmuth, welcher den langgenährten Wunſch, eine ſo ſchöne Verbindung nicht zu zerreißen, ſondern ſogar eine Vereinigung, die von einem glücklichen Finden vorbereitet war, zu beſchleunigen, ſo ſchlecht verhehlte.

„Freundin,“ ſprach ſie jetzt mit ſchüchterner, zurückhaltender Zunge, während der Purpur des Erröthens ihr Antlitz überflog, „morgen Nachmittags beſuch' ich dich ſelbſt, und wiewohl es mir nicht zuſteht, Ehen zu knüpfen, ſo lehrt mich vielleicht der Ort, vor dem ſie geknüpft werden, ein Mittel, dich deiner Zweifel zu entheben.“

— — Ich aber ſaß ruhig indeſſen zu Hauſe mit

Cäcilien am Zeichentiſche; wir malten eine Amaranthe. Unerreichbar ſchien mir das gewünſchte Ziel, welchem mich, ohne daß ich es wußte, in demſelben Augenblicke ein Engel ſo nahe brachte. So ſitzen wir oft, ohne es zu ahnen, unſerem Glücke zur Seite, und ſuchen es mit rothgeweinten Augen in der Ferne; ſo ſitzen wir oft ſtumm und Alles um uns iſt ſtumm, und eben ſprechen, wo wir es am wenigſten dächten, Lippen für uns, und unbekannte Hände bauen an unſerer Seligkeit! —

### 3.

Ein Beſuch von Agidia war für uns Alle ein Feſt, darum bereiteten wir uns auch von früh Morgens an vor, um die demüthige Magd des Herrn wie eine Königin zu empfangen. Ich glaubte nicht ſorgſam genug zu Werke gehen zu können, um durch den kleinſten Umſtand deutlich auszuſprechen, wie ſehr mich Agidia's Nähe rühre und freue.

Galt es doch, ſie zu empfangen, der ich mein Leben, meine Liebe, mein Glück verdankte, die ſich nicht ſcheute, ihre Knie in den Staub des Schlachtfeldes zu beugen, ihre Schulter zu beugen unter den blutigen Reſt meines Körpers, um mich mit eigener Gefahr dem entſetzlichen Schauplatze der Verzweiflung zu entziehen. Das Zimmer, welches ich auf das ſorgfältigſte mit Blumen ausgeſchmückt, glich einem Heiligthume und ſchien dazu beſtimmt, einem frommen Herzen zur Stille ſeiner Andacht, zum Altare ſeiner Erhebung zu dienen. Ein Betſchämel, das Knie einladend zur demüthigen Beugung im herzlichen Gebete, ſtand ſeitwärts vor meinem Bilde des heiligen Vincenz, welches ich unter dem alten Bilderkrame der Madame Fréval gefunden und aufgefriſcht hatte. Was nur das Verlangen zu überraſchen erſinnen kann, fand ſich hier, weit entfernt von allem Prunke, auf eine wunderbare Weiſe vereint. Wir hatten uns in Allem erſchöpft, und fühlten uns ſelbſt ſo reich, aber auch ſo arm, wie nie.

Ein anerkennendes Lächeln der heiligſten Schweſter war uns Lohn genug für unſere Bemühung. Mit herzlicher Wärme umarmte ſie meine Wohlthäterin, drückte Cäcilien einen Kuß auf die Stirn und reichte mir ihre Hand, die ich, mit dem Ausbruche des innigſten Gefühles, an meine Lippen drückte.

„Liebe Freunde,“ begann ſie jetzt, „nur kurze Zeit kann ich bei Euch verweilen — laßt uns dieſelbe wohl benützen! Ich habe von Euerer Malerkunſt gehört, Friedrich — zeigt mir doch einmal ein Gemälde von Euerer Hand.“

Ich hatte dieſen Augenblick lange ſchon voraus geſehen. Mit freudiger Schüchternheit zeigte ich ihr einige Blumenſtücke, die ſie mit geneigtem Auge beſah. Zum Beſchluſſe ſtellte ich ihr ein Gemälde vor, welches ſie ſo ſehr überraſchte, daß ſie ſich der Thränen nicht erwehren konnte. Ich hatte meine ganze Kraft, ſo gering ſie auch immer war, aufgeboten, um in dieſem Gemälde den freudigſten Augenblick feſt zu halten, wo mich ihre Sorgfalt den Armen des Todes entriß; wo mir, ohne daß ich es ahnte, aus dem Blute meiner Wunde, mein Leben, mein Glück empor keimte. Nachdem ſie die Thränen, die ihr der Anblick dieſer Scene abgedrungen, getrocknet und mit der Verſicherung, daß ihre pflichtmäßige That ſolch' einer Gedächtnißfeier unwürdig ſei, jede Bitte, das Bild anzunehmen, abgelehnt hatte, ſchenkte ſie ihre volle Aufmerkſamkeit jenem Heiligenbilde, den heiligen Vincenz, den Patron des Ordens vorſtellend, in deſſen Dienſte ſie ſo warm für das Wohl der leidenden Menſchheit wirkte. Indem ſie den einfachen Rahmen von Ebenholz, in welchem dieſes Bildchen hing, mit ſüßer Erhebung an ihre Lippen drückte, ſprach ſie zu mir: „Ich weiß, dieſes Bild iſt mir zugedacht, ich nehm' es mit herzlichem Danke an, und will es in meiner Zelle als ein würdiges Angedenken an meinen Freund aufhängen, der mir Gelegenheit gab, mich, wo nicht um eine gute That reicher, doch vielleicht um eine Sünde geringer zu machen! Aber jetzt genug von Euerer Kunſt, vielmal geſegneter Friedrich! Laßt mich von Euch ſelbſt, und von Euerer Zukunft ſprechen. Euer blühendes Äußere, Euer heiteres Geſicht ſagen mir, daß Ihr Euch zufrieden, daß Ihr Euch glücklich fühlt! Aber wie lange kann Euere jetzige Lage dauern? Verbittert es Euch nicht ſchon der bloße Anſtand, länger der Geſellſchafter eines jungen Mädchens zu ſein? Länger ein Weſen als Schweſter zu behandeln, das Euch der Leumund nicht lang als Schweſter gönnen wird — —?“

Meine Verlegenheit ſtieg aufs höchſte; Cäcilia ſchlug die Augen, in welchen ſich die halbgeborne Thräne des Entzückens in einen Tropfen der Wehmuth auflöſte, und die röther glühenden Wangen heiß hinabzitterte, verwirrt zu Boden; ließ meine Hand, die ſchon warm in ihrer ruhte, los, und ſank ſchluchzend an die Bruſt ihrer Mutter. Ägidia fuhr mit einem tröſtenden Lächeln fort:

„Ich weiß nicht, wie Ihr mit der Antwort auf meine Frage ſo lange zögern könnt! Mir ſcheint ſie ganz nahe zu liegen. Ihr müßt Euch entweder trennen, oder Euch heiraten!"

Wir wußten nicht, was wir denken ſollten, unſere Verlegenheit wuchs, da fügte die heilige Schweſter, mich näher angehend, hinzu:

„Nun ſo antwortet doch, Friedrich! antworte, Cilli! Ihr müßt Euch entweder trennen oder Euch heiraten. Ihr habt zu wählen. Die Wahl ſteht bei Euch! Was wollt Ihr lieber, was willſt Du lieber! Trennung oder Vereinigung?" —

Da konnte ich mich nicht länger halten, ich drückte Cäcilien an meine Bruſt und verbarg mein Geſicht, das ein Strom von Thränen benetzte, auf ihrer Schulter. Cäcilia kämpfte noch zwiſchen Scheu und Liebe, bis ihre Mutter ſelbſt uns Beide umſchloß und Worte des Segens und der Weihe über unſere verſchlungenen Hände ausſprach.

„Nun", ſprach Ägidia mit einem ſüßen Lächeln, zu Madame Freval — „nun, Freundin gab es noch einen zweiten Ausweg, dieſer verfänglichen Geſchichte ein Ende zu finden?"

Gleich der Nähe eines überirdiſchen Weſens wirkte die heilige Freudigkeit Ägidia's auf uns. Kaum hatte ſie ausgeſprochen, als ſich meine Cilli, unwillkürlich ergriffen von dem Geiſte der Gottgeweihten, zu ihren Füßen auf die Kniee niederwarf, und ſie mit zitternder Stimme um ihren Segen bat, welchen jene mit hoher Erbauung und rührender Innigkeit über die Knieende ausſprach. Mein Stelzfuß hinderte mich, in gleicher Stellung um die gleiche Gabe zu flehen. — „Ich ſegne Euch noch einmal," rief ſie nun, „ſegne Euch von ganzem Herzen und bitte Euch, ſtets eingedenk zu bleiben, daß nur gutes Trachten zum guten Ziele führt! Was Gott fügt, iſt das Beſte! Grübelt nicht, ſondern nehmt mit der Thräne des Dankes an, was Euch die Hand Deſſen beſcheert, der oft gibt wenn er nimmt, und lohnt wenn er züchtigt! — Freudigkeit und Friede ſind das Kanaan, in welches Euch der Herr durch die Wüſte der Prüfungen führen wird, wofern Ihr der Feuerſäule des Glaubens treu bleibt, die er vor Euch herſendet!" —

Friederich Stork und Cäcilia Stork! O ſelige Vereinigung der Namen, Sinnbild der ſeligen Einigkeit unſerer Herzen. O Wunderkraft der neuen Ehe! Noch einmal rüttelſt du alle Phantaſien der Jugendzeit, alle Wonnebilder unſerer Blüthenmonde, alle Engel unſerer Entzückungen aus ihrem Schlummer empor, in welchen ſie das ernſte Lied des Mannesalters ſchon hinüberzuſingen anfing. Noch einmal läßt du die Seele wie zum Abſchiede das Paradies der Ideale durchwandeln, welches ſie nun bald mit dem hartnäckigen Boden der Wirklichkeit vertauſchen muß.

Glücklich die Seele deſſen, der ſich auf dieſem letzten Durchfluge recht viel, und das recht tief einprägt: es wird Roſen in ſein Leben pflanzen, und ſeinen Dornenkränzen die Spitzen rauben! ſo ging es mir. Schon eine geraume Zeit nannte ich Cäcilien eine Frau, und dennoch betrachtete ich ſie immer noch mit den Augen eines Liebhabers. Auf jeden Blick entdeckte ich an ihr neue Reize, mit jedem Tage verliebte ich mich wieder in ſie. Wenn ich oft meinen Arm um ihren Leib ſchlug, während ihrer ſich ſanft um meine Mitte rankte, wenn meine matte Linke in ihrer warmen Rechten neues Leben fühlte, und ſie mich mit ihren blauen, liebevollen Augen ſo recht offen anſah und ihr dabei die braunen Locken dicht ſchattend, in die hohe Stirne herein hingen — da konnte ich es immer noch nicht faſſen, daß dieſes Weſen, in deſſen holden, hinreißenden Zügen ſich nur eine noch ſchönere, edlere Seele ſpiegelte, mein ſei, daß es ganz mir angehöre, daß es die von Gott mir gegebene Blumenkette ſei, womit er mich wieder an ein Leben binden wollte, welches mir ſein ſtrenger Arm halb ſchon verleidet hatte. — So fanden wir denn alle Träume, welche wir je in den ſchönſten Stunden unſerer Liebe gehegt hatten, in der Ehe verwirklicht. Nicht der kleinſte Zwieſpalt, nicht der leiſeſte Zwiſt trübte je den reinen Himmel unſeres Glückes. Cilli, ihre Mutter und ich bildeten zuſammen ein Kleeblatt, das unter Ägidias Schutze heranwuchs und herrlich gedieh. Ich glaube nicht, daß es irgend einen kleinen Familienkreis gibt, deſſen Glieder in ſo trautem, ſeligen Einvernehmen zu einander ſtanden als wir. Eines nur lebend für das Andere, arbeitete jedes am Glücke der Übrigen, und ſtellte dadurch nur ſein eigenes um ſo feſter. Wie hätte aber bei ſo zufriedener Stimmung unſer anſpruchloſes Gewerbe nicht gedeihen ſollen? Was uns anfänglich nur ein Mittel war, uns vor Noth zu ſchützen, wurde uns bald zu einem Gegenſtande unſeres Vergnügens, unſeres Wetteifers und unſeres Wohlſtandes. Schon in meinen Jugendjahren hatte ich mich einige Zeit hindurch in der Porträtmalerei verſucht. Ich erneuerte jetzt dieſe Verſuche gerade nicht zu meinem Nachtheile. Was mir an Kunſt und Sicherheit fehlte, das erſetzte ſo ziemlich der leitende Takt der Freundſchaft oder Liebe, denn daß meine beiden Wohlthäterinnen und mein ſüßes Weib die Gegenſtände waren, an welche ſich meine unerfahrne Hand zuerſt wagte, läßt ſich leicht denken. Aber eben dieſe Gegenſtände mochten auch Schuld daran ſein, daß ich an mir ſelbſt faſt irre wurde. Die Ähnlichkeit Cäciliens und ihrer Mutter war überraſchend. Nicht minder gut traf ich Ägidien, und ſie ſaß mir doch nie, ja, ich würde es auch nie gewagt haben, die erhabene Dienerinn des Himmels um dieſes kleine Opfer der Eitelkeit anzuſprechen. Nur abſtehlen konnt' ich ihr die bezeichnendſten Linien ihres Antlitzes, welches dem Antlitz einer Heiligen glich, worauf nur ſelten mehr ein Anklang der früheren menſchlichen Zeit den hohen Frieden und die ruhige Duldung trübte. Froh, wie über einen gefundenen Schatz, nahm ich dann das Elfenbeinblättchen, wenn es wieder um einen Zug reicher geworden war, in meine Kammer mit, rief mir da alle Augenblicke zurück, in welchen Ägidia, wie im Glanze ihrer höchſten Verklärung, vor mir ſtand, und malte dann, meine Seele voll von ihr, mein Auge nur ſie ſehend, bis es vor mir lag, das Bild, vollendet nicht, doch ſo mich ſelbſt überraſchend, daß ich nicht mehr im Stande war, zu entſcheiden, welchen Theil daran mein Herz, welchen meine Hand habe. Durch das Gelingen dieſer Erſtlingsverſuche zu neuen ermuntert, machte ich es mir oft zur Aufgabe, Geſichter, welche mir im Leben vorgekommen waren und meine Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf ſich gezogen hatten, daß mein Gedächtniß ihre Züge feſthielt, aus dem Kopf auf das elfenbeinene Blättchen hinzuwerfen. Freilich war ich bei einem Gericht über die Ähnlichkeit ſolcher Porträte ſelbſt mein höchſter Richter, aber darum fiel das Urtheil nicht milder aus. Ich ſuchte den Menſchen vom Maler zu trennen, und wählte das treue Gedächtniß des erſteren zum ſtrengen Prüfer des letzteren. Lange ging es ſo her, bis ſich beide zuſammen fanden und verſtändigten.

Unter andern Zügen, die lebhaft und unverwiſcht vor mein inneres Auge traten, waren auch die eines jungen Soldaten, welcher mir in den erſten Wochen meiner Kriegsdienſte als Schlafkamerade zugetheilt war. Ein Bildhauer, welcher ein Modell für einen Kriegsgott ſuchte, hätte dieſen wählen können. Ein ſchlanker Wuchs, ein kräftiger Gliederbau, gleich anmuthig durch Gelenkigkeit und Stärke, ein männlich kühnes Geſicht, auf welchem kriegeriſcher Trotz die Zartheit der Jugend bekämpfte; Augen, aus welchen ein edler, aber leidenſchaftlicher Geiſt ſprach, dunkles, die Stirn im ordnungsloſen Lockenſtrome beſchattendes Haar, und ein ernſtmilder Ton einer gebildeten Zunge, machten mir die kurze Zeit, die ich mit ihm verlebte und die mir nicht einmal ſeinen Namen, viel weniger ſeine Schickſale verrieth, unvergeßlich. Die Vervollſtändigung einer andern Truppenabtheilnng, welche früher als wir, auszurücken hatte, verſetzte ihn unter ein anderes Regiment, und ließ mich weiter nichts hören, als daß die Truppen, unter denen er ſich befand, unweit Paris mitgefochten, ſich wacker gehalten, und als wir eben auf dem Hinmarſche waren, nach gegenſeitiger Auswechslung den Befehl erhalten haben, die Maingegenden zu beſetzen. — Dieſen jungen herrlichen Marskopf hatte ich nun eben ſo gut als ich vermochte vollendet, und das Bildchen vor mich hingelegt, als Ägidia uns beſuchte und wie gewöhnlich auch meinen neuen Arbeiten einige Blicke ſchonender Theilnahme widmete. Mit ihrer gewöhnlichen Ruhe nahm ſie das Gemälde zur Hand — aber wie groß war mein Befremden, als ſie plötzlich ihrer Ruhe, wie ich es früher nie an ihr geſehen, vergaß, und das Blättchen der Rechten, tieferſchüttert entſinken ließ, um es mit der Linken noch haſtiger aufzunehmen. Nur einmal ſah ich ſie auf ähnliche Weiſe ergriffen — damals nämlich, als ich an meinem Krankenlager zum erſten Male zu ihr aufblickte, ſie mich fragte, wie ich mich fühlte, und als ich ſie mit ſtärkerer Stimme von der Linderung meiner Schmerzen verſicherte, ihre Schweſtern mit froher Theilnahme zuſammen rief, um ihnen den erfreulichen Segen ihrer Bemühung zu entdecken. Doch ſchien ihr heutiges Gefühl dem damaligen nur in ſeinen geheimſten Tiefen verwandt, die Äußerung war nun weit leidenſchaftlicher, ja unerklärbar heftig für denjenigen, der wie ich, jede Gemüthsbewegung Ägidia's bisher nur durch den Schleier heiliger Würde und hohen Ernſtes ſah. — Sie ſchien ſich ſelbſt zu vergeſſen, verſank in den Anblick ganz und gar, die klaren Thränen rollten über ihre Wangen und mit zitternder Stimme fragte ſie mich um Alles, was ich von dem Urbilde wußte. So ungenügend die Auskunft war, die ich ihr zu geben vermochte, ſo warm und freudig wurde ſie aufgenommen. Mit einem tiefen Seufzer legte ſie das Porträt weg, verwandelte die Mienen der Bewegung in den Ernſt der vorigen Ruhe, und ging nach einem kurzen Geſpräche mit meinem Weibe und ihrer Mutter langſam und nachdenkend dem Hoſpitale zu, in deſſen Nähe wir ſeit meiner Vermälung gezogen waren, um des Umganges mit unſerer gemeinſchaftlichen Wohlthäterin öfter genießen zu können, als es uns bis dahin möglich war.

### 6.

Der Friede zwiſchen Frankreich und meinem Vaterlande war längſt geſchloſſen und meinen gefangenen Landsleuten dadurch der Rückweg in ihre Heimat geöffnet.

So ſehr ich an meinem Vaterlande hing, ſo hielten mich doch die feſteſten Bande gegenwärtig an das fremde Land gekettet. Zum Wiedereintritte in meinen vorigen Stand war ich körperlich untauglich und meine gegenwärtige Beſchäftigung gewährte mir ſo viel, um die Belohnung, die zu Hauſe meiner wartete, einem Bedürftigeren überlaſſen zu können. Ich übertrug alſo mein Vaterland in den kleinen Kreis, deſſen Mittelpunkt ich war, und in welchem mir wirklich nichts fehlte, als daß ich ihn nicht ungeſtört in mein Vaterland übertragen konnte.

Ach nicht lange blieb dieſer traute Kreis ungeſtört. Das Unglück, welches lange genug von der Verfolgung meiner Lieben abgeſtanden war, erhob ſich mit einem Male wieder, um uns Allen einen höchſt empfindlichen Schlag zu geben. Eine Kränklichkeit, welche meiner Schwiegermutter ſchon aus früherer Zeit anklebte und durch die nachherigen Unfälle, wenn auch gewaltſam unterdrückt, doch genährt wurde, brach nun mit der ganzen Gewalt ihres lange verhaltenen Einfluſſes aus, und warf ſie auf das Krankenlager. Nun konnte ich ihr wohl meine Dankbarkeit deutlicher als je beweiſen, aber leider war alle Sorgfalt der zärtlichſten Liebe, alle Aufmerkſamkeit der eifrigſten Ergebniß umſonſt vergeudet. Das Übel nahm mit jedem Tage zu, verſtärkte ſein inneres Wirken täglich mehr, und ſuchte durch den Anſtrich ſcheinbarer Beſſerung das Aug zu täuſchen. Eines Abends ſchien uns die Kranke ungewöhnlich ruhig. Wie erfreulich war uns dieſe Ruhe, wie willkommen aber auch unſerem Körper, welcher ſich durch das viele Wachen denn doch erſchöpft, jedes Viertelſtündchen zu Nutzen machte. Kaum aber ſaßen wir eine Zeitlang, halb ſchlummernd am Bette der Kranken, als wir unſere Namen leiſe zwar, aber laut genug für ein geſpanntes Ohr rufen hörten. Zugleich fuhren wir auf. Sie hatte ſich mit einer Kraft, welche wir ihr kaum mehr, oder wie unſere Hoffnung ſprach, noch nicht zutrauten, von ihrem Polſter erhoben, ſaß aufgerichtet mit gefalteten Händen da, und ließ ihre Blicke auf uns ruhen. Von einem heiligen Schauer durchrieſelt, traten wir langſam zu ihr hin. Sie ergriff unſere Hände, führte ſie vereint gegen ihr Herz, liſpelte: „Segen über Euch,“ ſank um und hatte vollendet.

Ägidia war unſere Tröſterin. In ihren Worten fanden wir den Frieden wieder, welcher uns auf lange verloren ſchien. Leider war aber dieſer Liebesdienſt gleichſam die Krone, welche ſie, wie zum Abſchiede ihrer früheren Wohlthaten, die ſie mir und meinen Angehörigen erwieſen, aufſetzte. Veränderung im Innern des Vereines, dem ſie angehörte, ſtellten ſie auf einen Platz, wo es ihr ſehr ſchwer, ja faſt unmöglich war, ihre vorige Annäherung an uns fortzuſetzen. Nur höchſt ſelten bekamen wir ſie zu ſehen, und da nur immer in der ſtillen Klauſe, die ſie bewohnte, nicht mehr innerhalb unſerer Wände. Dieſe Trennung beſchränkte denn unſer Stillleben ganz auf uns ſelbſt, und ließ uns die Traurigkeit desſelben jetzt um ſo ſchmerzlicher fühlen, da wir, ſo oft ſich unſere Augen begegneten, erinnert wurden, daß uns zwei andere Augenpaare fehlten, welche noch vor Kurzem treue Spiegel unſerer Freuden und unſerer Leiden waren.

Als ich eines Abends nach Hauſe kam, fand ich meine Cilli traurig am Arbeitstiſch, den Kopf auf die Hand geſtützt, mit rothgeweinten Augen. Da ich ſie fragte, was ihr fehle, und ſie bat, mir ja frei und offen den Grund ihrer Thränen zu geſtehen, antwortete ſie mir: „Es freut mich hier nicht mehr. Jede Stelle erinnert mich an einen trüben Augenblick unſeres Lebens, und ſelbſt das Plätzchen, auf welchem unſer Brautbett ſtand, iſt ja dasſelbe, worauf vor Kurzem noch das Sterbebett meiner Mutter geſtanden. Ägidia, unſere Wohlthäterin iſt für uns auch nicht mehr hier, und damit die letzte Feſſel gebrochen, die mich an einen Ort kettete, der mir, ſeit ich in deiner Denkweiſe neu geboren ward, den Reiz eines heimiſchen Bodens auch ſchon verloren hat. Du magſt mir zürnen mein Friedrich, — aber es freut mich hier nicht mehr!“ — „Ich zürnen?“ rief ich, plötzlich von einem Gedanken erfaßt, den ich bisher immer noch zurückgedrängt hatte, aus Furcht, Cilli zu etwas führen zu können, was ihr ein Opfer koſten würde! — „Ich dir deßwegen zürnen, weil es dich hier nicht mehr freut? Sieh, mich freut es hier auch nicht mehr! Vielleicht brächte ein neues Land ein neues Glück! Was meinſt du Cilli, könnte ſich dein Herz außer dem Vaterlande zufrieden geben? Könnte dir ein fremdes Land vielleicht gar dein Vaterland erſetzen? — Cilli, offen geſagt, könnteſt du dich entſchließen, eine Deutſche zu werden, auf deutſchem Boden zu leben, deutſche Erde als Muttererde zu lieben?“

„Braucht das einen Entſchluß,“ fiel mir Cilli in das Wort, „nein, es iſt mein Wunſch, meine Sehnſucht. Ich bin hier nicht mehr zu Hauſe, vielleicht werde ich es in deinem Lande mehr, es ſoll ja ein liebes, freundliches Land ſein, das kein Heimweh leidet, und jedem guten Menſchen gern und bald zum Vaterlande wird?“ —

„Ja Cilli,“ entgegnete ich in freudiger Begeiſterung, „es iſt ein ſchönes, biederes, edles Land! Neid und Schelſucht ſind ihm fremd, es hat Herz und Arme für Alle, die es treu mit ihm meinen, und du wirſt dich bald mit ihm befreunden. Du ſollſt deinen Entſchluß nicht bereuen. Wir reiſen mit behaglicher Muße dahin, ernten auf der kleinen Pilgerfahrt, was von dem Samen unſeres Fleißes im Vorüberflug irgendwo gedeiht, begründen in meinem Geburtsort, oder in einer belebteren Stadt ein beſcheidenes Los, und denken an Frankreich und ſeine ſtolze Hauptſtadt, wie an den Ort einer längſt beſtandenen Prüfung zurück, den man nur mit Schmerzen ſehen könnte, der uns aber in der Erinnerung mit ſüßer Wehmuth erfüllt. Willſt du das Cilli, ſo ſprichſt du die Gewährung eines Wunſches aus, den ich lange ſchon in mir herum trug, ohne mir ihn abmerken zu laſſen. Unſere Geſchäfte ſind bald geordnet, darin hat es der Arme vor dem Reichen voraus. Wir ſchnüren unſer Bündel und ſteuern dem erſehnten Kolchis der Heimat zu.“

Cilli war ganz meines Sinnes, nur Ägidia blieb der Name, der wie ein Zauberwort, unſere freudige Schnelligkeit immer in ein wehmüthiges Zögern verwandelte. Wenn es nur keinen Abſchied auf der Welt gebe! Die ängſtliche Scheu Mancher, ſich an ein Weſen ketten zu laſſen, um dereinſt den bitteren

Kelch der Trennung nicht leeren zu dürfen, liegt dem Herzen näher, als man glauben ſollte. Es gibt Augenblicke, wo man ſich wünſcht, dieſe Scheu einmal gehabt zu haben!

Endlich galt es Ernſt. Öfter als einmal gingen wir zu unſerer Wohlthäterin, um Abſchied zu nehmen, und brachten doch nichts anders vor, als was ſie längſt ſchon wußte, daß wir nämlich nächſtens kommen würden, um Abſchied zu nehmen. Ägidia, welche ſah, wie ſchwer wir uns zu dieſem ſchmerzlichen Augenblicke entſchließen würden, kam uns auch hier zuvor. Sie verſprach uns, ſich eine kleine Entfernung aus ihren heiligen Mauern möglich zu machen, und ſelbſt von uns Abſchied zu nehmen, weil wir es von ihr nicht könnten. — Ohnehin hätte ſie mich, da ich nach Deutſchland ginge, noch um einen kleinen Dienſt zu erſuchen.

### 7.

Ägidia hielt Wort. Sie kam, und es war das erſte Mal, daß uns ihr Kommen Schmerz erregte, denn wir wußten, daß ſie zum letzten Male zu uns komme. Ich hatte mich auf dieſen ſchmerzlichen, aber heiligen Augenblick lange ſchon vorbereitet, hatte nicht nur ein kleines Andenken bereitet, um es in meiner Wohlthäterin Händen zurückzulaſſen, ſondern auch Alles das in meinem Sinne zuſammengefaßt, was ich ihr in dieſer Stunde noch ſagen wollte. Ein Gleiches hatte meine Cilli auch gethan. Deſſen ungeachtet war uns im Momente, wo Ägidia eintrat, Alles rein entfallen, und wir wären ihr wohl eine Weile ſtumm und regungslos gegenüber geſtanden, hätte ſie uns nicht zuerſt aus unſerem Traume geweckt.

„Liebe Kinder," ſprach ſie, „Ihr wißt, warum ich zu Euch komme. Wir ſehen uns heute zum letzten Male, auf dieſer Welt zum letzten Male. Nehmt meinen Segen bis zum Wiederſehen in einer anderen. Dies mein Abſchied, Kinder!"

Mit dieſen Worten zog ſie mein Weib an ihre Bruſt, küßte ſie innig, ſchloß ſie nochmal an ihr Herz und wendete ſich dann mit ausbrechenden Thränen zu mir. Ich wäre gern auf's Knie niedergeſunken, und verbarg das Geſicht in meine Hände. Liebreich zog ſie mich auf, legte ſegnend ihre Hand auf meinen Scheitel, und hauchte mir einen leiſen Kuß auf die Stirne. Eine lange Pauſe des Schweigens ließ uns alle Leiden der Trennung vereint fühlen.

„Es iſt geſchehen!" begann jetzt Äidia, indem ſie ſich von uns los riß und in ihre vorige Ruhe zurücktrat, „es iſt geſchehen, und jetzt kein Wort mehr von Trennung. Laßt uns die Zeit, die uns noch zuſammen gegönnt iſt, ungetrübt zubringen. Keine Thränen, Kinder! keinen Schmerz. Der Kelch des Scheidens iſt geleert, vergällt Euch nicht ſelbſt den ſüßen Nachgeſchmack, der Euch auf ſeinem Grunde bleibt. Ich ſagte jüngſt, daß ich Euch noch um einen kleinen Dienſt erſuchen wollte." — —

„Ja," fiel ich ihr in das Wort, — „Ihr wollt uns damit ehren, und der Umſtand, daß Ihr mich deſſen würdig achtet, macht mich auch ſo kühn, Euch zu bitten, Ihr möchtet mich noch eines Dienſtes würdig achten. Seht, ich habe ein kleines Angedenken zu Rechte gemacht, verſchmäht es nicht von meiner Hand, das iſt das Einzige, um was ich Euch bitte. Ich weiß wohl, daß einem Herzen wie dem Euern, die Züge von Menſchen, an deren Glück es hing, ewig eingedrückt bleiben werden, aber die Zeit verwiſcht doch Manches; die Farben verbleichen, und am Ende verliert ſich das treue Bild des Antlitzes, wie tief auch das der Seele haften bleibt. Ihr könnt nun faſt den Inhalt dieſes Päckchens errathen, darum, weigert Euch nicht, es anzunehmen. Vielleicht wird es Euch einmal eine angenehme Erinnerung ſein, da es Euch ja an Euere ſchönſte That erinnert.“ —

Mit dieſen Worten überreichte ich Ägidien das Saffianbüchelchen, welches ich ihr längſt ſchon zugedacht hatte. Sie nahm es mit warmen Dank an, und wollte es öffnen; meine Vorſtellung aber, daß es ungerecht von ihr wäre, ſo lange die Originale noch vor ihr ſtehen, ihre Blicke den Kopien zu ſchenken, bewog ſie, daſſelbe uneröffnet unter ihrem Buſenſchleier zu verbergen und ſich durch die Äußerung des innigſten Gefühles, jedem Vorwurfe der Ungerechtigkeit zu entziehen.

In dem Saffianpäckchen waren aber vier Porträte von meinem Pinſel enthalten, nämlich mein eigenes, das Cäciliens und ihrer Mutter und noch ein männliches. Die beſondere Theilnahme, welche Ägidia bei dem Anblicke jenes jungen Kriegers, den ich, wie geſagt zufällig aus dem Kopfe hingeworfen hatte, ſo unverkennbar gezeigt, die ungewöhnlich heftige Bewegung, in welche ſie gerieth, ließen es mich nur zu deutlich merken, daß ſich ihr an dieſe Züge eine merkwürdige Erinnerung ihres Lebens knüpfe. Gerechte Scheu hielt mich zurück, darum zu fragen. Vielleicht war es ein theuerer Verwandter, vielleicht ein Unglücklicher, wie ich, dem ihre Sorgfalt unter gleichen Umſtänden das Leben rettete, und deſſen Züge ihre Seele nun mit dem ſüßen Bewußtſein ihrer edlen Handlung erfüllte. Genug, ich glaubte nicht mißverſtanden zu werden, wenn ich unſeren Porträten, das eines Weſens beifügte, deſſen Züge ſie ſo lebhaft ergriffen, wie ich es nie vorher geſehen hatte. Ja dieſer junge kriegeriſche Kopf war es, welchen ich dem Kleeblate unſerer Familie anſchloß; eben dieſer Kopf war aber auch die Urſache, warum ich dieſe kleine Gabe Agidien nur mit Zittern zu überreichen wagte, und es zu hindern ſuchte, daß ſie das Portefeuille in meiner Gegenwart öffne. Die gleichgültigſte Frage von ihrer Seite wäre vielleicht im Stande geweſen, uns Beide um eine Freude ärmer zu machen.

Nachdem ſie mein Geſchenk angenommen, bat ich ſie, mir den Dienſt, deſſen ſie mich würdig hielte, nicht länger vorzuenthalten. Sie willigte ein, nachdem ich ihr nur früher noch die Frage: „Ob ich bei meinem Entſchluſſe, durch die Maingegenden in mein Vaterland zurückzukehren, geblieben ſei,“ mit einem „Ja“ beantwortete. Hierauf zog ſie unter ihrem Schleier ein Käſtchen von Ebenholz heraus, drückte es an ihre Lippen und gab es dann mir mit folgenden Worten:

„Die Überzeugung, daß Ihr es aufrichtig mit mir meiſt, gab mir dieſes Vertrauen zu Euch ein. Ich lege dieſes Kleinod, über deſſen Beſtimmung ich Euch belehren will, in Euere Hände. Bedenkt, daß mir viel daran gelegen iſt. Doch ich will nicht durch unzeitige Verſchwiegenheit einen Trieb in Euch erwecken, der allen Menſchen angeboren iſt, die Neugier. Was ich Euch jetzt ſchon ſagen kann und darf, mögt Ihr wiſſen. Nicht lange noch hatte mich das ſüße Los getroffen, meinem Berufe, durch die Pflege Verwundeter, ob Freunde oder Gefangener nachzukommen, als man einen jungen Landsmann von Euch, Namens Albrecht Bülow, meiner Obſorge anvertraute. Durch Gott gelang es mir, ihn wenigſtens in ein halbes Leben zurück zu rufen. Schwach und kraftlos noch, ward er durch eine plötzliche Veränderung der Kriegsangelegenheiten meinen Händen entzogen. Mir fiel es ſchwer, etwas nur halb gethan zu haben. Jedoch — es wollte ſo ſein. Er hielt ſich zuletzt, wie ich zu ahnen Urſache habe, in den Maingegenden auf. Erkundigt Euch angelegentlich nach ſeinem Namen, vielleicht gelingt es Euch, ihn ausfindig zu machen. Es war die Schuld ſeiner ſchnellen Abreiſe, daß ich vergaß, ihm dieſes Käſtchen, deſſen Inhalt ihm gehört, mitzugeben. Er empfange es nun von Euch. Läßt Euch dieſes Geſchäft, ſo beſchwerlich es Euch fallen mag, um meinetwillen angelegen ſein — ich bitte Euch darum. Forſcht ihm ſorgfältig nach, und findet Ihr ihn, ſo übergebt ihm dieſes Käſtchen, deſſen Inhalt in einem Diamantkreuz und zwei Briefen beſteht. Der eine Brief lautet an ihn, der andere an Euch. Trefft

Ihr ihn, ſo verbrennt den Brief, der an Euch lautet, er wird Euch, was Ihr dann noch daraus zu wiſſen braucht, beſſer ſagen können, als die todte Feder einer für die Welt Abgeſtorbenen; auch braucht Ihr mir dann nichts weiter zu ſchreiben, Euer Stillſchweigen wird mir den Erfolg Euerer Bemühung am deutlichſten ausſprechen. Trefft Ihr ihn aber nicht, oder ſolltet ihr erfahren, was mit ihm geſchah, und daß er in dieſem Leben nirgend mehr zu treffen ſei, ſo verbrennt den Brief, der an ihn lautet. Ihr werdet dann aus dem Eueren erſehen, für was Ihr das Kreuz und wie Ihr es damit zu halten habet, dann aber ermangelt nicht, mir es eheſtens zu ſchreiben, und damit das Werk zu vollenden, welches ich hiermit Eueren Händen am Beſten anzuvertrauen glaube. Ich frage Euch demnach noch einmal, wollt und könnt Ihr dieſe Mühe über-Euch nehmen?“ —

„„Ob ich will,““ fiel ich ihr ins Wort, und nahm ihr das Käſtchen mit freudiger Haſt aus den Händen — „„ob ich will? Und ob ich kann? Was kann der Menſch nicht, wenn er es ernſtlich will? O warum iſt der Dienſt, den Ihr von mir fordert, nicht mehr als eine Wohlthat, die Ihr mir erweiſt? Denn eine Wohlthat iſt es ja wohl, ſeinen Schuldner ſelbſt einen Schatz finden laſſen, womit er wenigſtens den kleinſten Theil ſeiner Schuld tilgen kann! Ja meine heilige Wohlthäterin, Euer Vertrauen auf mich ſoll ſich nicht getäuſcht finden. Ich will fragen, forſchen, ſuchen, bis ich auf die Spur des Glücklichen gekommen, dem Ihr ſolchen Antheil ſchenkt. Keine Stadt will ich eher verlaſſen, bis ich nicht die volle Gewißheit habe, daß ſie ihn nicht umſchließt. O welche Wonne wär' es mir, ihn zu finden, ihm dieſes Kleinod, das ihn gewiß, und wenn er im größten Elende ſchmachtete, augenblicklich zum glücklichſten Sterblichen machen muß, übergeben zu können, ihm zu ſagen, daß ich ſeine Retterin kenne, und, vereint mit ſeinem Danke, meinen eigenen für Euch zum Himmel empor zu ſchicken; welche Qual aber auch zugleich, nicht derjenige ſein zu dürfen, der Euch zuerſt berichtet, daß Euere edle Abſicht nicht ungekrönt blieb! Aber nein — ich weiß — ich kenne Euch zu gut — ich weiß, Ihr würdet mir eben nicht zürnen, wenn ich Euerem Befehle zuwider handelte, und Euch durch mehr, als bloßes Stillſchweigen es merken ließe, wie Gott meine geringe Bemühung ſo reich geſegnet habe!"" —

Ägidias milder Blick ſchien mir die ſtumme Billigung meines Vorſatzes zu ſein. Noch viele Worte des Troſtes, viele Lehren für unſer künftiges Leben, und unzählige Segnungen gab ſie uns aus dem Füllhorn ihrer heiligen Liebe. Endlich kam das letzte Wort, das wir, vielleicht für immer von ihr hören ſollten. Sie ſprach es aus, wir fühlten, wir wußten, daß es das letzte ſei, und wagten es doch nicht, die Scene des Abſchiedes zu erneuen, da ſie es ſich ja verbeten hatte, dieſen ſchmerzlichen Augenblick zu wiederholen.

Einige Tage brachten wir, zum Theile wider unſeren Willen aufgehalten, noch in Paris zu, während welcher wir alles Nöthige zu unſerer Reiſe vorbereiteten.

Endlich war es beſtimmt, daß wir am kommenden Morgen abfahren würden.

Das Wetter ſchien unſere Abreiſe begünſtigen zu wollen, denn der Abend des Vortages war heiter und wolkenlos, und machte einer der mondhellſten Nächte Platz, die ich hier erlebt hatte. Ich ging mit meiner Cilli hinaus vor die Stadt, um die Ungeduld, die den Menſchen bei einer bevorſtehenden wichtigen Veränderung immer zu quälen pflegt, wo möglich zu zerſtreuen. Wir ſtiegen auf eine Anhöhe des Mont-Martre; vor uns lag das unabſehbare Häuſermeer, von dem Nebel der Dämmerung überſponnen, deſſen Ränder nur der Strahl des aufgehenden Mondes verſilberte. Da lag ſie vor uns die Stadt, in der wir alle unſer Glück gefunden, in der wir zu einem neuen Leben, zum neuen Wirken auferwacht ſind. — Was wir empfanden, als noch einmal unſer Blick auf dieſer Wiege unſerer Erdenſeligkeit hinabglitt, wer kann es ſchildern, wer in Worte faſſen?

## 8.

Unſere Reiſe ging glücklich von Statten. In Kurzem betraten wir den Boden meines Vaterlandes. Mit welchen Gefühlen begrüßt' ich ihn! — Es war als ob meine Augen bisher ein Schleier umhüllt hätte, welcher nun mit einem Male herabſank und mich Alles klarer und freier, und daher auch ſchöner und freudiger erblicken ließ. Ein Zauberklang für mein Ohr aber war der erſte deutſche Gruß, das erſte Geſpräch in meiner Mutterſprache, deren kräftigen und innigen

Klang es lange genug entbehrt hatte. Wie freudig überraſchte mich aber auch meine Cilli. Die Schelmin hatte ſich es bisher nicht abmerken laſſen, daß ſie des Deutſchen mächtig genug wäre, um auf die Nachhilfe mit ihres Landes Sprache ganz verzichten zu können. Eine ungewöhnliche Freude war es mir daher, mit dem Eintritte in mein Vaterland meine Frau augenblicklich ſo umgeſchaffen zu ſehen, daß ich mit jedem Stündchen tiefer in die Täuſchung verſetzt wurde, ſie ſei eine Tochter meines Bodens. Die guten Frauen verſtehen ſich auf ſolche Überraſchungen meiſterlich, und ihr Lohn dafür iſt der vollkommenſte Sieg über unſere Herzen. —

Schon lag vor uns, im Arme des vielbeſchifften Main's, die edle Stadt Frankfurt. Erhebend wirkte auf uns der Anblick dieſer merkwürdigen Stadt, die uns von den Strahlen der aufgehenden Sonne erleuchtet, wie ein ernſter Greis der Vorzeit aus dem Kranze ihrer freundlichen Umgebungen entgegen ſah. Den ſtolzen Feldberg im Auge, welcher mit dem Felſenbette der auſtraſiſchen Brunehild und dem gewaltigen Altkönig, alle die anderen Bergnachbarn des alten Karolingerſitzes überragt, fuhren wir zum Thore hinein, und rollten auf unſeres Poſtillons Anrathen, am Gaſthofe zum Weidebuſch vor, wo wir einige Tage zu verweilen gedachten.

Aus dem heiteren Morgen war ein regneriſcher Tag geworden. So unlieb es uns war, ſo zwang es uns dennoch das Zimmer zu hüten, und die Beſehung deſſen, was dieſe Stadt an Merkwürdigkeiten jedem empfänglichen Auge darbietet, auf einen andern Tag zu verſchieben.

Meine **Cilli** war noch mit dem Auspacken beſchäftigt, ich ſtand am Fenſter und ſah durch die Scheiben auf den Ring hinab, deſſen Mitte durch den alterthümlichen Springbrunnen ein recht ernſtes Anſehen hat.

Was aber mußte ich zu meinem großen Erſtaunen erblicken! Ich ſah nochmal und abermal hin, ob ich mich denn nicht täuſche; ich täuſchte mich nicht. Klar eingegraben in eine Scheibe ſtand der Name: „**Albrecht Bülow.**“ Ein Lorberkranz wand ſich rings herum und lief unten um einen andern Namen, um den Namen „**Ägidia!**“ zuſammen. Welch ein Gefühl ergriff mich, als mir nun Alles zurief, daß ich endlich an dem lang geſuchten Ziele ſtünde. Freude und Schmerz ſteigerten meine Stimmung zu einer Ungeduld, die mich mit Gewalt aus meiner ruhigen Stellung empor riß. Mit einem lauten Ausrufe, hüpfte ich, ſo gut es mir mein hölzernes Bein erlaubte, wie ein Verrückter der Thür zu, ſo daß meine Frau nicht wenig erſchrack und kaum Athem fand, mich über meinen Ungeſtüm zur Rede zu ſtellen. Sie theilte die Freude über meine Entdeckung, und rieth mir zugleich, den Gaſtwirth ganz kalt und gleichgiltig auszuforſchen, denn dieſe Leute machten ſich, wenigſtens in ihrem Vaterlande, wo nicht ein Gewerbe, doch einen Spaß daraus, ihre Gäſte recht in den Brand der Neugierde zu jagen, und dann mit einem Abſude derber Lügen und Verkehrtheiten abzukühlen. Ich billigte ihre Klugheit und wartete, ſo ſchwer es mir ankam, bis es der Wirth, der es uns merken ließ, daß er uns eben für keine vornehmen Gäſte hielt, der Mühe werth fand, ſeinen Beſuch abzuſtatten.

Nach einigen Hin- und Herreden, wodurch ich theils ſeinen Charakter erforſchen, theils ihn ankörnen wollte, lenkte ich das Geſpräch auf den erſehnten Gegenſtand hinüber. Ich bemerkte nämlich, daß er in den kaum vergangenen Kriegszeiten viel Ungemach gehabt, daß wahrſcheinlich auch er vielmehr ein Lazareth, als einen Gaſthof verſehen, und als der ehrliche Mann, für den ihn alle Reiſenden ausgeben, gewiß das Seinige nach Kräften beigetragen habe. „Das hab' ich," begann er mit wohlgefälligem Schmunzeln, „weiß Gott, das hab' ich. Wollte nur ſo viele Tropfen Rheinweines alle Tage auszuſchenken haben, als ich in dieſem einzigen Zimmer da mit meinen eigenen Händen Tropfen Blutes aufgefangen und geſtillt habe. Ja, mein verehrter Herr Gaſt, Sie können mir's glauben, aber ich trete nie in dieſes Zimmer, ohne daß mich aus jedem Winkel ein Geſicht anſieht, das ſich mir in jenen Tagen tief genug eingedrückt hat. Sie können mir's glauben, verehrter Herr Gaſt, und die gnädige Frau Gemalin möge mir verzeihen, wenn ich ihr durch meine Bemerkung etwa einen unangenehmen Traum verurſacht habe. Fürchten Sie ſich nicht, meine Gnädige, die Herren, die hier geſpuckt haben, bleiben fein ruhig, wo ſie ſind, und haben auf's Lärmen und Poltern wohl lange ſchon vergeſſen!" —

„„Verſteh' ich Sie recht, Herr Wirth?"" fiel ich ihm in das Wort, und konnte eine Ahnung nicht unterdrücken, die meine Cilli, wie ich bemerkte, ebenfalls beunruhigte. — „„Alſo haben Sie hier ſo Vielen,““ fuhr ich mit erkünſtelter Kälte fort, „„ſo Vielen in ihren letzten Augenblicken beigeſtanden, das iſt ſchön von Ihnen, Herr Wirth, das wird Ihnen dereinſt der große Wirth dort, deſſen Koſtgeher wir Alle ſind, in echtem Gewächs erſetzen! Gewiß war der Herr da, deſſen Name mir vor der Naſe eingegraben ſteht““ —

„Wo?“ unterbrach mich der Wirth, und beſah mit gerümpfter Naſe und niedergezogenen Brauen die Scheibe, worauf ich ihm wies. — „Ei ſehe mir doch Einer die verdammten Kleckſer an — nicht genug, daß ſie uns mit ihrer Zeitlichkeit ſo viel zu ſchaffen machen — nein, müſſen ſich auch noch verewigen, müſſen ihre Schwärmerei den Leuten vor die Naſe hinſetzen, damit man ſich ja über ſie noch ärgere, wenn man's ihnen auch nicht mehr ſagen kann!“

„„War alſo dieſer Albrecht Bülow auch Einer meiner unglücklichen Kameraden?““ fuhr ich in meiner Ahnung beſtätiget fort. Er ſchien auf dieſe Rede erſt meines Stelzfußes und deſſen, wofür er nur zu deutlich ſprach, gewahr zu werden, und ſuchte ſeine vorigen, etwas heftigen und allgemeinen Äußerungen gut zu machen. — „Sie haben es errathen,“ ſprach er weiter, „er war auch Einer von den Vielen, haben ſie ihn vielleicht gekannt, war ein recht hübſcher, liebenswürdiger junger Mann — aber ein ſeltſamer, ein wunderſeltſamer Menſch, der Offizier Bülow!“ —

„„O, erzählen Sie uns alles von ihm, Herr Wirth, nicht weil ich ihn etwa näher kenne, aber ich war ſelbſt Soldat, wie Sie werden vermuthet haben, und da freut es mich von dem Thun eines redlichen Soldaten zu hören. D'rum reden Sie, Herr Wirth, laſſen ſie aber vorher ein Fläſchchen Hochheimer herauf bringen, leiſten Sie mir und meiner Frau Geſellſchaft, und überlaſſen Sie den Gaſthof auf ein Viertelſtündchen Ihren Leuten, Sie verbinden uns damit mehr, als Sie glauben.""

Meine Freundlichkeit, die Bitten meiner Cilli und vor Allem das Fläſchchen mehr auf Rechnung, thathen ihre Wirkung und er begann, gewiß vor den aufmerkſamſten und theilnehmendſten Zuhörern, die er nur finden konnte.

„Der Offizier Albrecht Bülow, deſſen Namen Sie hier leſen, war unter den Truppen, welche man zur Beſatzung der Maingegenden aus Frankreich herüber zog, mit angekommen. So viel ich nachher erfuhr, hatte er ſich ſchon einmal vor Paris recht wacker gehalten. Lange Zeit ſchon lag er bei uns im Quartier, und hatte ſich durch ſein gutes und offenes Betragen alle Hausleute zu Freunden gemacht, als er einmal in der Nacht, mitten aus dem Schlafe, wegen eines plötzlichen unruhigen Auftrittes hinaus mußte. Schon war die ganze Sache längſt beigelegt, und Alles ruhig geworden, ohne, daß der gute Herr zurück kam. Endlich kam er. Aber wie kam er? Nicht auf dem ſchönen Schimmel, auf den er ſich vor einigen Stunden noch ſo frei und rüſtig ſchwang, ſondern auf einer Trage kam er, das Blut rann ihm ſtromweiſe über ſein Geſicht, die dichten Haare waren kaum auseinander zu rütten, und ohne Sprache lag er, wie ein Todter da. Sein Pferd ſchlug in der Eile, mit der er um die Ecke des Ringes dort bog, rücklings um, und er that einen höchſt unglücklichen Fall auf den Kopf. In Frankreich, im Gefechte hatte er ſchon einmal eine tüchtige Kopfwunde erhalten, an der er ohne Zweifel geſtorben wäre, wenn man ihn nicht in ein Spital gebracht hätte, wo die Kranken der Sorge von Frauen, die damit umzugehen wiſſen, anvertraut ſind. Auf dieſelbe Stelle, die noch ſchwach, ſchmerzhaft und von ſeinen Locken nur leiſe überdeckt war, ſtürzte er nun wieder, und das gab ihm den Tod. Ein paar Wochen mußte der arme Herr noch leiden. Gegen das Ende verfiel er in einen völligen Wahnſinn, wo die Dinge, die ihm innerlich vorkamen, ſeine Leiden noch um Vieles vergrößerten. Da ſprach er denn tauſend Sachen durch einander, woraus man ſich doch kein Ganzes zuſammen reimen konnte. Bald ſchien es, als ob er unglücklich wäre, bald jauchzte er wieder laut auf, und pries ſich den ſeligſten unter den Menſchen, bald nannte er den Namen Agidia oder einen andern Heiligen, wenn ich mich recht entſinne, bald ſtreckte er die Arme aus als ob er Jemanden umarmen wollte, und faltete im nächſten Augenblicke wieder die Hände wie zum Gebete. In der dritten Woche ſtarb er, und gerade um dieſe Zeit herum mag der Jahrestag fallen. Er war ein recht guter Menſch, und ſo ſehr mir zuvor aus Ärger über die zerſchnittene Tafel da der Kamm ſchwoll, ſo ſeh' ich ſie ihm, wenn ich mich ſeiner lebhaft erinnere, doch gerne nach. Mein Gott! Was thut der Menſch nicht, wenn ihm was auf dem Herzen liegt. Er muß das Zeug kurz vor ſeinem Fall eingeſchnitten haben, denn nachher kam er vom Lager nicht mehr auf!“

## 9.

Wie traurig auch für Ägidien die Nachricht ſein mußte, die ich für ſie eingezogen hatte, ſo beeilte ich mich dennoch, ſie nicht länger in Zweifel zu laſſen. Die eigene Erfahrung hatte mich gelehrt, daß die ſchmerzlichſte Gewißheit nicht ſo wehe thut, als ein halb ſo ſchmerzlicher Zweifel. Der Zweifel treuft uns ſein äzendes Gift langſam in die Seele, während die Gewißheit mit einem Worte beſeligt oder verurtheilt, er wirft uns, wie ein Kahn, zwiſchen den Wellen der Trauer und der Hoffnung hin und wieder, ſie bettet uns mit einem Male entweder auf Dornen oder auf Roſen.

Wer auch immer dieſer unglückliche Mann ſein mochte, in welchem ich nunmehr meinen einſtmaligen Schlafkameraden nicht länger verkannte — gewiß war er Ägidien theuer, von ganzer Seele theuer. Die Bewegung, welche ſie damals bei dem Anblicke ſeines Portrates, das ihn doch nur mangelhaft wiedergab, nicht verhalten konnte, der lange, wehmüthige Blick, mit welchem ihr Auge die Züge des Bildes einzuſaugen ſchien; ihr leiſes Zittern, welches ſie vergebens durch erheuchelte Kälte zu verbergen ſuchte — kurz jeder Zug verrieth damals, daß ſie dem Originale mit Innigkeit und Stärke zugethan ſei. Das Alles mit der Gegenwart zuſammengehalten, ſchien mir nun die vollkommenſte Entſchuldigung für die Kühnheit zu ſein, womit ich dem ihr beſtimmten Bilder-Kleeblatte noch jenes vierte beigefügt hatte.

Wir ſchritten nun eilends zur Eröffnung jenes Käſtchens, welches Ägidia uns mitgegeben. Wirklich fanden ſich darin die bezeichneten drei Stücke: Ein Brief mit der Aufſchrift an Albrecht Bülow, einer an mich gerichtet, und ein Diamantkreuz. In zierlicher Goldfaſſung umſchloß dies Kleinod Steine vom hellſten Waſſer. Quer über die Arme des Kreuzchen's lief ein Goldſchildchen, worein die Worte: Caritas, fides et spes, gegraben waren. Noch wagt' ich es nicht, dieſe koſtbare Reliquie näher zu betrachten, ich wollte erſt durch Ägidia's eigene Worte über den Zweck derſelben belehrt ſein. Mit einer Beklommenheit, wie ſie uns immer erfaßt, wenn wir ein lang verborgenes Geheimniß, in welchem der Schlüſſel zum Charakter eines uns theueren Menſchen liegt, zu entſiegeln im Begriffe ſtehen, nahm ich den Brief, der an mich lautete, um ihn mit meiner Frau zu leſen. Sie konnte ihre Ungeduld kaum mehr bezähmen, denn ſie erwartete ſich manchen Aufſchluß über den Charakter einer ſo alten Freundin ihres Hauſes, wie Ägidia war. Eh' ich aber den Brief erbrechen durfte, hatte ich ja noch einen Theil meines Auftrages zu erfüllen: nämlich den an Albrecht Bülow überſchriebenen Brief zu verbrennen. Wie ſchwer fiel es mir! Vielleicht lag eben in dieſen Zeilen Ägidia's Herz offen und ohne Rückhalt ausgeſprochen, vielleicht enthielt er ein Leben, ein Dulden und ein Entſagen, das bisher ſtatt bewundert, bemitleidet und nachgeahmt zu werden, nur geahnt und errathen werden konnte; vielleicht — — doch was konnten alle dieſe Vorſtellungen, deren eine die andere verdrängte, gegen Ägidia's Wunſch, den Brief ungeleſen verbrannt zu wiſſen? Sie hat mich ihres Vertrauens werth geachtet, und die Flamme des Kohlenbeckens, worin die letzten Fleckchen des Briefes aufkniſterten, waren ein Beweis, daß ich deſſen nicht ganz unwürdig geweſen ſei. Nun durfte ich das Siegel des zweiten Briefes ohne Vorwurf löſen. Sein Inhalt war folgender:

„Geliebter Sohn!“

„Denke, wenn du dieſe Zeilen lieſeſt, ſie ſeien das Vermächtniß eines Abgeſchiedenen, denn das mag wohl die ſein, welche ſich, ſo viel es ihr der Herr gegönnt hat, entäußert hat irdiſchen Trachtens und menſchlicher Leidenſchaft, welche geſtorben iſt für dieſe Welt, und ſich in das Grab der Abgeſchiedenheit und der Ruhe gelegt hat, um zu einem reinen Thun zu erwachen, und im Geiſte aufzuerſtehen. Darum, mein Sohn, magſt du mir dieſe Zeilen, als einen Nachklang aus jenem Leben verzeihen. In dem Augenblicke, als du ſie lieſ'ſt, bin ich von jedem Bande, das mich noch beſchwerte, frei, und habe meine letzte Schuld an das Gefühl dieſer Erde abgetragen. Höre denn, und erkenne die Fügungen des Himmels! — Das Kind wohlhabender Eltern, genoß ich einer Erziehung, die meinen Geiſt bildete, mein Herz erwärmte. Dieſe Bildung aber, und dieſes warme Herz waren mein Unglück. In das väterliche Haus kam ein junger Mann, der bei ſeinem erſten Erſcheinen mein ganzes Herz einnahm. Meine Liebe zu ihm ward zum Wahnſinn; ich hatte mich in ihm verloren, und fand mich erſt wieder, als er meine Neigung zu bemerken, und zu erwiedern ſchien. Er erwiederte, ſchwor mir, betheuerte mir — und ward treulos. Mein Herz, zerſchmettert durch die völlige Überzeugung davon, hatte keinen Vorwurf für ihn, er beſuchte die Meinigen, denen unſer ganzes früheres Verhältniß unbekannt geblieben war, wie ehedem, er überhäufte mich mit Artigkeiten, die mir in die Seele ſchnitten, ſprach mit mir von den gleichgiltigſten Dingen, machte ſich oft mit einer ſtaunenswerthen Unbefangenheit über die jetzigen romantiſchen Liebeleien luſtig, beobachtete den Anſtand in Allem ſo — daß ich in ſeiner Gegenwart Qualen litt, die keine Menſchenzunge nennen, und die du halb nur ahnen kannſt mein Sohn, wenn ich ſage, daß mir das Herz blutete, daß es mir durch das Mark wie reiſſende Funken niederzuckte, und daß ich aufgezehrt von innerem Harme hinwelkte wie eine Blume.

Man merkte mir es an, man raunte ſich's in die Ohren, man wies mit Fingern auf mich, man fragte mich im Ernſte; was konnte ich ſagen, was antworten? Hatte mir der Treuloſe, der mir die Seele gebunden, nicht auch die Zunge gelähmt? Ich mußte meine unglückſelige Gemüthsart vorſchützen — und war doch ſonſt ſo munter, wie das Reh' im Walde. Da trug ich es nicht länger in dieſer Welt, in der nur ein Kranz für mich gewunden war, welcher nun entblättert und unerſetzbar zu meinen Füßen lag. Es mußte ſo kommen, es half nichts. Ich erklärte meinen Eltern rund weg: Ich möchte ein Mitglied des heiligen Schweſterbundes werden, deſſen Kleid und deſſen Sinn ich nunmehr trage. Man machte mir Vorſtellungen, man bat, man drohte, man ließ mir Bedenkzeit — was konnte ich hören, was mich rühren, was mich ſchrecken laſſen, was bedenken? Ich ward, was ich bisher geſchienen, was ich jetzt erſt bin: eine Braut deſſen, der keine Treue bricht, der keine Seele zerſtört. Dieſes Diamantkreuz, das vielleicht eben jetzt noch als ein Räthſel vor dir liegt, zitterte, wie gefaßte Thränen auf meiner Bruſt, als ich, eingehüllt in das ſeidene Gewand der Buße, den Schleier des Friedens um die Stirne gewunden, vor dem Bilde des heiligen Vincenz die drei Gelübde der Duldung, der Keuſchheit und der Verſchwiegenheit ablegte. Bald nachher, in kurzen Zwiſchenräumen rief der Himmel meine Eltern ab. Ich ſtand nun lang allein. Waren gleich die ehernen Pforten, die mich von der Welt ſchieden, nicht unaufſchließbar, ſo ſah ich ſie doch ſo ſelten, als ob ſie für mich nicht mehr geweſen wären. Die Mutter deiner Cäcilia war die Einzige, die mich in meiner Einſamkeit beſuchte, ja mich ſogar bewog, manchmal ſelbſt meine friedſamen Mauern auf Augenblicke zu verlaſſen, und ihre Wohnung aufzuſuchen. Aber auch dieſe Verbindung mit der Außenwelt ſchnitt der plötzliche hereindringende Kriegstumult wieder ab. Mein Amt forderte mich nun ganz, und ich fand darin Troſt und Beruhigung. Ich fand Beruhigung für eine Zeit lang, um ſie mit einem Male wieder zu verlieren. Unter den gefangenen Deutſchen, welche man in unſer Lazareth brachte, befand ſich ein junger Offizier. Eine Kopfwunde hatte ihm die Beſinnung geraubt, in ſeinem von Blut und Staub überdeckten Geſichte konnte man keine Züge unterſcheiden. Er wurde meiner Obſorge anvertraut. Ich wuſch ihn mit lebensſtärkenden Geiſtern, ſeine Züge wurden kennbarer, die Farbe trat in ſein Antlitz zurück, die Locken fügten ſich in ihre vorige Ordnung, ſein Auge öffnete ſich — der erſte Strahl der Morgenſonne (denn man hatte ihn Nachts gebracht) fiel auf ſein Antlitz — und Gott! wie kann ich es ſagen — es waren die Züge deſſen, dem ich dieſes Kleid, dieſes Amt des Erbarmens verdanke. Er konnte ſprechen — es war auch ſeine Stimme, er nannte ſeinen Namen, Albrecht Bülow — das war nicht ſein Name, nicht er war es alſo, nicht er, der ſich an mir verſündigt, aber es war einer, der dem Manne, dem mein Herz gehörte, zum Sprechen ähnlich ſah. Ungeachtet Alles an ſeinem Aufkommen zweifelte, ſo war er der Gefahr in Kurzem doch entgangen. Da entzog ihn mir der Lauf der Kriegsangelegenheiten. Er ſchied ungemein ſchwer, ich ſah es ihm an. Aber er ſchied auch arm, ſchied ohne Andenken. Wie gerne hätte ich ihm eines mitgegeben, meine Scheu hielt mich zurück. Ich forſchte ihm daher noch eine Weile nach, umſonſt, alle Bemühungen blieben fruchtlos. Da that ich mir ſelbſt den Schwur, künftig ſein Andenken wenigſtens dadurch zu ehren, daß ich jeden ſeiner Landsleute mit der allermöglichſten Sorgfalt, ja mit eigener Aufopferung pflegen wollte. Du mein Sohn, gabſt mir die erſte Gelegenheit meinen Schwur zu erfüllen. Darum meine mütterliche Liebe zu dir, die ſich nachher in eine Folge deiner eigenen edlen Denkart, deiner eigenen Schickſale verwandelte. Durch mich kamſt du zu meiner ſeligen Fréval. — Wie wunderbar ſind Gottes Wege. Ihr, die früher mir in meinem Leiden als tröſtender Engel zur Seite geſtanden, ſende nun ich unbewußt den als Retter, den ich von ihr gerettet wiſſen will, ich lege das Glück deines Lebens, den Engel Cäcilia an dein Herz, und lenke von einer Zelle aus, wo ich mich abgeſchieden und begraben habe, die Schickſale meiner Lieben."

„Welches noch größere Wunder aber! Arglos trete ich über euere Schwelle, über die ich nie anders, als im Gefühle des Ernſtes und der Ruhe zu wandeln wähnte, und ſiehe da! Du maiſt an dem Bilde deſſen, um den ich geforſcht, von dem ich nichts erfahren habe. Du kennſt ihn, du ahnſt, wo er ſich aufhält, du eilſt in ſeine Nähe, hörſt von ihm — und findeſt ihn nicht mehr, denn du lieſeſt ja dieſen Brief, deſſen Siegel nur ſein Tod eröffnen konnte. Nun denn, ſiehe mein Sohn, ſo habe ich Grund zu ſagen, daß ich nun erſt bin, was ich bin. Nun bin ich geſtorben für dieſe Welt, und habe mich gelegt in das Grab der Abgeſchiedenheit und der Ruhe, aus dem ich dir dieſen Nachklang eines Lebens mittheile, worüber du für ewig einen Schleier breiten magſt. Die Bande, die mich von nun an noch an das Außenleben feſſeln, ſind keine irdiſchen mehr, es ſind die himmliſchen Bande der Freundſchaft und der Menſchenliebe, und ſie ſind am feſteſten geſchlungen um dich und deine Cäcilia." —

„Das Diamantkreuz, welches einſt auf meiner Bruſt, wie gefaßte Thränen zitterte, nimm als ein Angedenken an eine liebende Mutter und als Vermächtniß eines Mannes, der ihr einſt theuer, und dem es vor dir zugedacht war, freundlich an; und halte es werth, und denke, ſo oft du ſeine Form betrachteſt, daß Gott ſein Kreuz denen auferlegt, die er liebt, und ſo oft du die Worte lieſeſt, die darauf ſtehen, daß dieſe drei Engel den Menſchen niemals ſinken laſſen."

„Wenn du nicht willſt, ſo ſchreibe mir nicht, mein Sohn — drängt es dich aber dazu, ſo beginne deinen Brief mit den Worten: „Er iſt nicht mehr!" und das nächſte Wort daran beginne bloß: Nachrichten von dir und deiner Cäcilia, ſonſt kenn' ich ja hiernieden Niemand. Lebe recht wohl mein Sohn; ich danke dir noch einmal für deine Mühe, lebe recht wohl, ſei ſo glücklich als du es verdienſt und ſchenke mir dein freundliches Angedenken." —

„Ägidia!"

## 10.

Endlich bin ich am Ziele meiner Beſtimmung. Ich habe ihn wiedergeſehen den Ort, wo mein Vaterhaus ſtand; andere Leute ſtanden an der Schwelle und ſahen mich mit offenen Mäulern an, daß ich ſo viel Aufhebens von einem baufälligen Häuschen machte, und mich daran nicht ſatt ſehen konnte. Auch das Grab meiner Eltern vermochte ich wieder aufzufinden, und mir von ſeinen Blumen eine zum ewigen Angedenken mitzunehmen. Um dieſe beiden Augenblicke reicher, ging ich endlich nach Berlin, wo uns die Beſchäftigung, die wir Beide treiben, eine beſſere Zukunft verſprach, als wir ſie uns in einem ſo kleinen Flecken, wie mein Geburtsort war, erwarten konnten. — Meine Hoffnung hatte mich auch nicht getäuſcht; mein Fleiß, von Cäcilia's Geſchicklichkeit unterſtützt, gewährte uns mehr als wir brauchten.

Schon lange war ich damit umgegangen, den wahren Roman meines Lebens niederzuſchreiben; vielleicht, daß er doch einmal, wenn ich ihn längſt ausgeſpielt, noch Jemanden zum Herzen ſprechen könnte. Dieſer Entſchluß kam in den vorangehenden Blättern zur Ausführung. Dieſe Zeilen aber mögen den Übergang zu einem Tagebuche bilden, wozu die früheren Abenteuer meines Lebens eine Einleitung abgeben, und welches ich mit dem heutigen Tage beginne. — — —

Was ſind menſchliche Vorſätze? Vor anderthalb Monaten machte ich den Anfang zu einem Tagebuche, ſchrieb ſeither durch den Genuß der Gegenwart an ihrer Schilderung gehindert, keine Silbe ein und was ich heute als erſtes Kapitel eintrage, iſt zugleich ſein letztes auch. — Meine Cäcilia hat mir ein treues, ein lebendiges Abbild ihres ganzen Weſens geſchenkt, meine Cäcilia machte mich vor drei Wochen ſchon zum Vater eines geſunden, wohlgebauten, lächelnden Mädchens. Aber jetzt erſt ſag' ich, daß ſie mir ein Abbild ihres Weſens geſchenkt hat, denn ſo lange ich noch bangen mußte, das Leben meines kleinen Roschens etwa um Cilli's Leben zu kaufen, konnt' ich ja wohl von keinem Geſchenke ſprechen. Nun iſt dieſe Gefahr vorüber, mein Röschen liegt, wie eine halbaufgeblühte Roſe, auf ſeinem Bettchen, und lächelt im Schlafe — meine Cilli aber ſitzt neben mir am Tiſche, und malt zugleich mit mir an einem Blumenſtücke, welches wir als ein bildliches Angedenken an dieſe Stunde für unſere Zukunft vollenden wollen. Eine einfache Allegorie des häuslichen Glückes dient dem Bilde zur Seele und macht es für uns, und vielleicht für Jeden anſprechend, der für das Glück, deſſen wir uns freuen, Sinn hat. Ja, Bild, ich fühl' es, du biſt der Denkſtein des glücklichſten Augenblickes meines Lebens, und als ſolchen will ich dich ehren und feſthalten. Selbſt fremden Blicken ſollſt du dereinſt kein ſprachloſes Geräthe ſein; du ſollſt reden zu Jedem, in deſſen Hände du geräthſt, und empfängt dich vielleicht das junge Weſen in der Wiege dort, aus meinen ſterbenden Händen, ſo rede du tröſtend zu ihm, und ſage ihm, daß Gott Alles zum Guten führt, und daß, was er fügt, das Beſte ſei. Und ſomit will ich dir denn einen Dollmetſch beigeben, der dir Sprache verleiht, und Bedeutung in deine ſtummen Zeichen bringt.

Komm, entworfenes Tagebuch, und ſei du dieſer Dollmetſch! Wie ein Gedicht da enden ſoll, wo die Empfindung den höchſten Punkt erreicht hat, ſo ende du auch auf jenem Punkte der Glückſeligkeit, den du nicht mehr überbieten kannſt, daß heißt, mit deinem Anfange. Ja, ich geſtalte hiermit den Roman meines Lebens in den Roman dieſes Blumenſtückes um, und ein Paar Zeilen, wofür ſich wohl vor dem erſten Blatte deſſelben noch ein Raum findet, entſchuldige dieſe raſche Veränderung durch ihren Zweck. Und alſo lies denn, wer du auch immer ſein magſt, der dieſe Blätter, die ich dem Gegenſtande, deſſen Entſtehen ſie auseinander ſetzen, recht feſt anſchließen und nicht davon trennen will, zuerſt aus ihrer Verborgenheit an das Licht zieht, lies ſie mit Gefühl und Theilnahme. Wirf mir nicht vor, daß ich zu dem was ſie darſtellen, zu weit ausgeholt habe, ſondern rechne nach, wie alle Begebenheiten von meiner Kindheit an bis jetzt eine Kette bilden, die, wenn du ein Glied herausnimmſt, reißt, und unergänzbar bleibt. Bedenke wie Alles ſo kommen mußte, wie es kam, um zu dieſem Ende, deſſen Sinnbild das liebe Blumenſtück, das du vor dir ſiehſt, zu führen. Bedenke, daß Alles ſo am Beſten iſt, wie es kommt, und kein Haar auf deinem Haupte wächſt, das nicht gezählt wäre.

Und ſomit ſchließ' ich die Geſchichte dieſes Denkſteines meiner ſchönſten Stunde mit meinem Dank an den Himmel und mit meinem innigen Segen über alle die Weſen, die bewußt oder unbewußt daran gebaut haben — über meine Eltern und meinen Oheim, über Albrecht Bülow und Ägidien, über Freval, über meine Cäcilia, über mein Reschen! — — —

Dieſes war der Inhalt jener klein beſchriebenen Blätter, welche ich ohne Unterbrechung zu Ende las.

Wie ein Träumender ſtand ich, durchflog die Blätter wieder und abermal, und konnte kaum zur Überzeugung kommen, daß Alles was ich da geleſen, ſo neu ſei, daß der Verfaſſer dieſer Schrift vielleicht vor Kurzem noch gelebt habe, daß ſein Reschen vielleicht noch lebe.

War es Neugier, war es Ahnung oder Mitleid, kurzum, ſelbſt nicht wiſſend was mich ſo ſehr antreibe, ſteckte ich die koſtbare Reliquie zu mir, und eilte auf den Ort der Verſteigerung zurück. Sie war für heute bereits vorüber. Ich mußte mit meiner Ungeduld eine Nacht noch überdauern. Mir kamen im Traume die wunderlichſten Dinge vor. — Am andern Morgen konnte ich die neunte Stunde kaum erwarten; denn ſie berief die Kaufluſtigen zuſammen. Der Erſte am Platze, ſah ich Dannhäuſer mit unbezwingbarer Sehnſucht entgegen. Endlich wälzte er ſich daher, und ging wie der Stern meines Glückes am Horizonte des geräumigen Saales auf. Er ſah mich mit wohlgefälligem Staunen auf ſich zuſtürzen und ſchien, durch dieſen vermeintlichen Ausdruck von Reſpekt und Unterwürfigkeit, für Alles was ich etwa vorbringen konnte, im Voraus gewonnen. Indem ich ihn auf den Kauf, welchen ich geſtern gethan hatte erinnerte, rief ich ihm zugleich die Bemerkung in das Gedächtniß zurück, mit der er die Buße für meine Selbſtſteigerung einſtrich, daß ſie nämlich nicht verloren ginge, weil ſie der brauche, der ſie erhält. —

„Ihre menſchenfreundliche Bemerkung," ſetzte ich hinzu, „dürfte vielleicht nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen ſein, wenn ſie es ſich nicht verdrießen laſſen wollten, umſtändlicher zu ſein!" Geſchmeichelt, erfüllte er meinen Wunſch mit einer Breite, die mir in dieſem Augenblicke unbezahlbar ſchien. Ich erfuhr folgendes: Das verhängnißvolle Blumenſtück war aus dem Nachlaſſe eines Invaliden, Namens Friedrich Stork, eines redlichen Mannes, der ſich durch ſeinen Fleiß recht gut durch's Leben brachte und erſt gegen das Ende durch Abnahme des Verdienſtes und Kränklichkeit ſo herabgekommen war, daß er ſeiner Tochter nichts hinterlaſſen konnte, als einen ehrlichen Namen. Da ſie noch minderjährig war, ſo wurde das wenige Mobiliarvermögen auf Anlaß der vermundſchaftlichen Behörde einer öffentlichen Verſteigerung unterzogen, um doch die geringen Mittel der Waiſe um Einiges zu vergrößern. Gegenwärtig wohnt ſie bei einer armen Witwe in der Alexanderſtraße Nr. 52, nährt ſich von Händearbeit und ſieht ohne Murren dem Tage entgegen, wo ihr Gott vielleicht mit einem andern Namen ein anderes Glück ſchenken wird." — Das erfuhr ich von dem gutmüthigen Schätzmeiſter, welcher ſeinen ausführlichen Bericht mit der Wiederholung des Beiſatzes: „Daß ſie ein kleines plus wohl brauchen könnte," beſchloß.

„Ja, lieber Dannhäuſer," rief ich nun in voller Zufriedenheit über die eingezogene Kundſchaft, „ja, lieber Dannhäuſer, Sie ſollen ihn auch nicht umſonſt gemacht haben, dieſen Beiſatz: ein Wort zur rechten Zeit geſprochen, geht nicht fehl. Sie aber ſind mir ein rechter Schätzmeiſter, das heißt, ein

Meiſter auf ſeinem Poſten, den man ſchätzen muß, und wer weiß, wer Ihnen für Ihr meiſterliches Schätzen noch einmal dankt!“

Freundlich drückte mir der gutherzige Dickbauch die Hand, ging an ſeine Tafel, räuſperte ſich, und that mit hellerer Stentorſtimme als je, ſeinen erſten Ausruf. Glücklich die Intereſſenten, deren Lizitanda heut an die Reihe kamen — ſie konnten, bei dem Muth und der Verwegenheit, mit welcher Dannhäuſer die Sachen heute hinauftrieb, eines dreifachen Erlöſes ſicher ſein. —

Was aber hatte ich eiliger zu thun, als die Alexanderſtraße, und in ihr die Hausnummer 52 aufzuſuchen? Mit beklommenem Herzen ſtieg ich die vier Treppen empor, über welche man mich zur Wohnung jener Witwe und ihres Koſtmädchens empor wies. Ich pochte an, ein freundliches „Herein!“ machte mich beherzter. Eine alte Frau, deren Geſicht Spuren vergangener Schönheit an ſich trug, hieß mich willkommen, und befragte mich, um die Urſache meines Beſuches. Ich ſagte, daß ich ihrem Koſtfräulein, wenn es Thereſe Stork heiße, eine gewiß nicht unwichtige Mittheilung zu machen hätte. Dieſe Worte genügten, die gute Frau ganz für mich zu gewinnen. Thereſe war ausgegangen, um eine vollendete Arbeit abzugeben. Ich ward gebeten, ſie zu erwarten, da ſie nicht lange mehr außen bleiben könne. Inzwiſchen entſpann ſich ein Geſpräch über das Mädchen, und da die Frau merkte, daß ich wohl Etwas, aber nicht Alles um das Verhältniß einer Perſon wußte, für die ich mein lebhaftes

Intereſſe äußerte, ſo klärte ſie mich mit vieler Offenheit auf, begann auch von Stork's ehemaligem Stande, und von einem eigenen Sohne zu ſprechen, auf den ſie die Hoffnung ihres Alters gebaut hatte, der aber auch in jenem Stande für ſie verloren gegangen ſei, ohne daß ſie beſtimmt wüßte, welch' ein Schickſal ihn getroffen habe.

Während deſſen kam es die Stiege herauf, griff an die Klinke, öffnete die Thüre, und hereintrat — ein ſchlankes Mädchen mit dunkelbraunen Locken, welche das feurige Augenpaar recht reizend überſchatteten. Verlegen fuhr ſie zurück, und ihre Wangen überflog ein ſanftes Roth. Die Frau ſtellte ſie mir als Thereſen und mich ihr als einen Mann vor, der ihr eine wichtige Mittheilung zu machen, und an ihrem Schickſale ſehr viel Antheil gezeigt habe.

Ich zog die bewußten Blätter aus der Bruſt, und überreichte ſie ihr mit der Frage: „Ob ſie dieſe Schrift kenne?“ —

Sie beſah ſie, beſah ſie abermal und drückte ſie mit den Worten: „Es iſt meines Vaters Schrift!“ an ihre Lippen.

„Sie iſt es, erwiederte ich, und wenn ſie ihren Inhalt kennen werden, wird ſie ihnen ein unerſetzliches Denkmal ſein!“

„„Das brauchte ſie nicht erſt zu werden,““ meinte ſie, und gab mir die Blätter wehmüthig mit dem Beiſatze zurück: „„Sie beneide mich um dieſes Kleinod, ſo ſehr ſie auch ſtaune, es in fremden Händen zu finden!““

Mit inniger Wärme erzählte ich nun, wie, wann und wo ich zu dieſem Funde gekommen, und dadurch der halbe Vertraute einer Familie geworden ſei, der ich nicht länger fremd zu ſein wünſchte, einer Familie, auf deren letztes Glied ich gerne, wenn ſie es mir erlauben wollte, all' die Achtung übertrüge, die mir die ganze abgewonnen.

Thereſe erwiederte meine Bitte mit vieler Innigkeit, und empfing das Geſchenk, welches ich ihr mit dieſer theueren Reliquie ihres Vaters machte, tief gerührt.

„Nun erſt wird es mir klar, begann ſie nach einigem Beſinnen, was der letzte Blick im brechenden Auge meines Vaters ſagen wollte. Lange verſtand ich ihn nicht, nun verſtehe ich ihn.“

„Als er mich nämlich mit der letzten Anſtrengung an ſein Lager gerufen, übergab er mir ein koſtbares Andenken, welches ſeit dem Tode meiner Mutter, die es vordem trug, nie von ſeinem Halſe gekommen war. Seine ſegnende Hand küſſend, nahm ich es. Da wies er mit der Linken auf jenes alte Blumenſtück, das über ſeinem Lager hing, empor, ſtammelte mit verſagender Zunge noch die Worte: „Zerſchlage dieſes Bild!“ — und verſchied. Sie ſehen, wie nahe mir eine ſolche Deutung dieſer Worte lag.“

„Es kam denn auch ſo. Meine ärmlichen Umſtände machten das unmittelbare Einſchreiten der vormundſchaftlichen Behörde nothwendig. Alles, was ich nicht zum Lebensunterhalte dringend benöthigte, wurde zuſammengegeben, geſchätzt und für eine öffentliche Verſteigerung, in der es zu verwendbarem Gelde umgeſchaffen werden ſollte, beſtimmt. Jenes Blumenſtück ſchlug man natürlich auch dazu, ich wollte es wohl Anfangs als einen Gegenſtand, woran ich gewohnt war, zurück behalten, aber die Genauigkeit meiner Vorgeſetzten, und vor Allem die Geringſchätzung, womit es mein Vater, als ein des Zerſchlagens würdiges Einrichtungsſtück behandelte, machten mir es leichter entbehrlich. Ich mußte nun aus dem Munde eines fremden Menſchenfreundes erfahren, welchen Schatz ich aus den Händen gelaſſen, einen Schatz, um deſſen Verluſt ich ewig trauern mußte, wenn mir nebſt der Entdeckung deſſelben Ihre Großmuth nicht auch ihn verliehen hätte!"

„„Ich darf alſo wenigſtens darum bitten, unterbrach ich ſie,"" daß Sie bei dem jedesmaligen Anblicke deſſelben auch dem Ihr Andenken gönnen, aus deſſen Händen er an Sie kam; dem, der Ihnen aus vollem Herzen auch das Blumenſtück gäbe, deſſen Entſtehen Sie hier leſen, und welches Ihnen dadurch noch theuerer werden dürfte, als dieſe Blätter — aber ich wäre dann grauſam gegen mich ſelbſt, und das werden Sie doch auch nicht fordern wollen. Es gäbe ja vielleicht einen Mittelweg, auf welchem jenes unſchätzbare Gemälde das Ihrige würde, ohne daß es darum aufhörte, meines zu bleiben!""

Thereſe verbarg ihr Geſicht mit den Blättern des väterlichen Tagebuches, ihre Freundin lächelte, ich aber faßte gerührt Thereſens Hand, drückte ſie an meine Lippen und eilte mit der Bitte, als ein zufällig in ihre Verhältniſſe Eingeweihter, ſie wieder ſehen zu dürfen, von hinnen.

---

Ich wollte nicht unbeſcheiden ſein. So ſchwer es mich ankam, durch die Alexanderſtraße täglich mehr als ein Mal zu gehen, ohne das bewußte Haus zu betreten, ſo gewann ich dennoch den Sieg über meine Sehnſucht, und ſchritt erſt nach acht ewigen Tagen wieder über ſeine Schwelle.

Rührend war die Scene, die ich hier unterbrach. Die alte gute Frau, bei welcher Thereſe wohnte, erhielt von ihr das Tagebuch ihres Vaters zum Durchleſen. Wie groß war das Erſtaunen derſelben, als ſie von dem ſeltſamen Schickſale Albrecht Bülow's las. Albrecht eben — war ihr Sohn, der Sohn, von dem ſie nichts Gewiſſes erfahren konnte; ſie erſah aus dieſen Blättern zwar ſeinen Tod, aber die Gewißheit daran wirkte wie ein Balſam auf ihr Herz, welches ſich ſeither mit immerwährenden Zweifeln wund gerungen hatte. Einen andern Eindruck machte dieſe Entdeckung auf Thereſen. Das Kleinod, welches Ägidia für Bülow beſtimmt, und nur, falls von ihm nichts zu erfahren wäre, auf ihren Vater übertragen hatte, und welches nun um ihren Hals hing, ſchien ihr mit einem Male ſeinen rechten Platz gefunden zu haben. Der Mutter fällt ja das Erbe des Sohnes zu.

Gerade trat ich ein, als Thereſe die Frau, die ſich mit vollem Herzen dagegen ſträubte, dieſes verhängnißvolle Erbtheil ihres Sohnes anzunehmen, beſchwer. Man weihte mich in den Gegenſtand des Wettſtreites ein, und wählte mich zum Schiedsrichter.

Ich beſchwichtigte die edlen Streitenden. Eine feierlich ernſte Stimmung bemächtigte ſich meines ganzen Innern. Wozu auch länger noch zögern? Warum nicht frei herausgeſagt, was man doch einmal ſagen muß, und was doch am meiſten Glauben hat, je offener man es ſagt? Ja, die Erlaubniß: Offen ſprechen zu dürfen, war es, um was ich noch bat, eh' ich da als Schiedsrichter auftrat, wo ich eigentlich Richter in eigener Sache war!

„Wenn ich richten darf," ſprach ich, „ſo ſoll weder Thereſe, noch ſollen Sie ſich von einem Kleinode trennen müſſen, woran ſie Beide hangen. Alles was Ihnen theuer iſt, ſoll in vier Wänden vereint ſein: Das Diamantkreuz, das Blumenſtück und die Geſchichte desſelben! Ja Thereſe, in Ihrer Macht ſteht es, das Alles zu bewirken! Warum ſollt' ich es noch länger verhehlen? Mein guter Stern hat mich zu dem Beſitze eines Gegenſtandes geführt, dem ich bald den Beſitz eines noch weit lieberen zu danken hoffe. Ja meine Lieben, wie ich jetzt zwiſchen Ihnen ſtehe, möchte ich recht lange noch zwiſchen Ihnen ſtehen, wie ich jetzt Thereſe, Ihre Hand ergreife, wie ich ſie jetzt feſt in die meinige ſchließe, ſo möchte ich ſie ſo lange darin halten, bis ſie mir die Augen zudrücken muß — wie ich Sie jetzt zum erſten Mal, ohne Erlaubniß, mit dem Namen „Du" vielleicht erzürne, ſo möchte ich Dich meine liebe Thereſe, mit dieſem Namen in Zukunft für ewig mir gewonnen haben!

Ich liebe Dich Thereſe, liebte Dich eh' ich Dich noch kannte, verſage mir Deine Hand nicht, ſieh, ich erwarte Deinen Entſchluß auf den Knie'n, ich kniee zum erſten Male, ſchwöre aber nicht eher aufzuſtehen, als bis mich eine Hand aufhebt, die mir für immer angehören will!" —

Thereſe konnte ſich nicht faſſen, unwillkürlich reichte ſie mir die Hand, zog mich auf und verbarg ihre Thränen an meiner Bruſt.

„Meine Thereſe alſo," rief ich jubelnd aus, „nein, mein Reschen, mein liebes Reschen, ſo viel Glück hab' ich nicht verdient, doch ich will es zu verdienen ſuchen. Sie aber, würdige Freundin einer Familie, der ich nun auch gehöre, bleiben Sie bei mir, wenn Sie die Achtung eines aufrichtigen Herzens nicht verſchmähen, ſeien Sie meinem Weibe immer das, was Sie ihr bisher waren, und dünken Sie ſich recht heimiſch bei uns, wär' es auch nur um der Nähe des lieben Andenkens willen, welches Sie an ihren eben ſo braven, als unglücklichen Sohn erinnert! Doch jetzt keine traurigen Erinnerungen, die frohe Zukunft gibt uns ein Recht, uns auf einige Augenblicke denſelben zu entſchlagen. Ich fliege nun, alle Anſtalten zu treffen, die mein Glück ſo ſchnell als möglich beſiegeln ſollen. Leben Sie wohl edle Freundin, lebe wohl, mein Reschen!"

Sprachlos ſtanden Beide. Das diamantene Kreuz, welches ſich aus Reschens Buſentuch heraus geſchoben hatte, zitterte nun auch wie gefaßte Thränen darauf, — aber wie gefaßte — Freudenthränen. — —

---

Reschen iſt meine Frau. Der wackere Dannhäuſer, den ich wie billig zum Hochzeitskränzchen mit eingeladen, zechte noch wackerer, als es ſein wohlgenährtes Weſen verſprach, und rief ein um das andere Mal, mit wohlgefälligem Schmunzeln auf die Braut ſchielend: „Ein Blumenſtück! — Zum erſten Male! Kein Liebhaber dafür?“ — „Verkauft!“ rief immer der kleine, aber fröhliche Kreis, wie aus einer Kehle, und brachte, mit den Gläſern zuſammenſtoßend, eine Geſundheit aus, daß es eine helle Freude war.

Das liebe Blumenſtück aber hängt nun über meinem Bette an derſelben Stelle, von der es meine Fortuna verdrängt hatte, mit der ich denn doch ein Prophet war. Die deutungsreichen Blumen, welche aus dem Füllhorne dieſer Göttin auf meinen Namen niederſtrömten, paſſen ja recht wohl, und für das Geſicht der Göttin ſelbſt, das mir ſo lieb geworden, glaube ich das Original nun auch gefunden zu haben. Das liebe, liebe Blumenſtück! Meines Reschens Vater hatte Recht, wenn er ſagte, daß Gott Alles zum Guten führe, und was er fügt, daß Beſte ſei!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

# Inhalt.

Dr. Fauſt am Riederberge . . . . . . 1
Der lebendige Schatten . . . . . . 51
Das Gelegenheitsgedicht . . . . . . 123
Der Annaball . . . . . . . 183
Das Blumenſtück . . . . . . . 255

# Pentameron.

Von

**Johann Gabriel Seidl.**

Wien und Leipzig. 1843.
Verlag von Tauer und Sohn.

•UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK•N• MUEC

# Vorwort.

Wir übergeben hier dem Leſepublikum eine Sammlung von Erzählungen unter dem Titel: „Pentameron,“ d. i. ſo viel als eine Gabe für fünf Tage“; wenigſtens wird der Inhalt unſeres Buches, auf dieſe Zeit vertheilt, — (wozu wir ganz unvorgreiflich rathen) — keinen Leſer langweilen. Die fünf Erzählungen, aus welchen das Pentameron zuſammengeſtellt iſt, waren ſchon früher in Almanachen abgedruckt. Da aber nicht alle Almanache in alle Hände kommen, ſo wird gewiß jeder Leſer hier Manches finden, was ihm noch unbekannt war. In dieſer Hinſicht ſcheint daher die Sammlung gerechtfertiget.

Um aber dem Käufer auch die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß nichts aufgenommen wurde, was vor dem Forum der Kritik nicht ſchon ſeinen Vertreter fand, erlauben wir uns in Kürze einige Urtheile des In- und Auslandes anzuführen, welche über die einzelnen Erzählungen dieſer Sammlung, bei deren erſtem Erſcheinen, in öffentlichen Blättern verlautbart worden ſind.

---

*Kunſt und Liebe.* — „Es iſt hier nicht auf bloße Kurzweil abgeſehen, ſondern eine tiefer greifende, wichtige Idee wird mit vielem Geiſte und ſeltener Schärfe durchgeführt. Die gemüthliche Eleganz, die zarte Innigkeit, die man allen Produkten dieſes Dichters nachrühmen darf, verläugnen ſich auch hier nicht.“ (*Berliner Modeſpiegel* f. 1840, *Korreſpondenzblatt.* Nr. 43.)

*Der Vogel Kurios.* — „Es ſind hier eigentlich vier Erzählungen in eine fünfte, gleichſam Stamm-Novelle, verflochten; und jede derſelben dürfte das Intereſſe ſpannen und bis zum letzten Momente ſteigern; beſonders die Stamm-Novelle mit dem berüchtigten Caſamia, dem jährlich in der Stadt Faenza erſcheinenden Volkskalender und ſeinem ſchreckenerregenden grande miracolo, e ancor un grande miracolo.“ (*Humoriſt* f. 1838. Nr. 165.)

*Das Uhrmacherhaus.* — „Dieſe Novellette iſt eine werthvolle Gabe und zeichnet ſich beſonders durch tiefgemüthliche Darſtellung aus.“ (*Oeſterreichiſches Morgenblatt* f. 1841. Nr. 139.)

*Die Schweden vor Olmütz.* — „Wären die ſämmtlichen Erzählungen, die das Taſchenbuch Fortuna bringt, wie dieſe erſte, ſo glaubten wir, daß es bei den Almanachleſern Fortune machen würde. Es iſt eine tüchtige hiſtoriſche Novelle, voll gründlichen Studiums, richtigen Zeitkoſtumes, gut kombinirter

Begebenheiten und wacker gezeichneter Charaktere, unter denen ſich der ſchwediſche Feldherr Torſtenſohn und der Kloſtervogt Paulin als beſonders gelungen herausheben.“ — (Dresdener Abendzeitung f. 1839. Blätter f. Literatur u. Kunſt Nr. 100.

Die Spieluhr. — „Mit dem Prädikate „ſehr gut“ ſchmücken wir vor Allem dieſe Erzählung, welche mit ſo viel Wahrheit, Innigkeit und pſychologiſcher Folgerichtigkeit eine einfache, aus dem Leben genommene Thatſache behandelt, daß man ſich herzlich freut, den eminenten Lyriker auch in der Novelle ſo vorzüglich zu finden. Dieſen Aufſatz wird man gewiß mit geſpannter Theilnahme und mit ungeſtörtem Vergnügen leſen.“ (Wiener Zeitſchrift f. Kunſt, Literatur, Theater und Mode f. 1837. Nr. 135)

---

Indem wir daher von der Konſequenz der Kritik eine günſtige Aufnahme dieſer Sammlung zu erwarten berechtiget ſind, wünſchen und hoffen wir, daß das Leſepublikum die voranſtehenden Urtheile nicht desavouiren werde, welche wir nicht deshalb anführten, um ſeiner Anſicht vorzugreifen, ſondern nur um es auf das Werkchen aufmerkſam zu machen.

Sollte übrigens Jemand ſolch' eine vorläufige Anempfehlung für neu und ſomit für ſonderbar halten, ſo wolle er ſich erinnern, daß ſchon unſere ehrlichen Vorältern ihren Schriften Testimonia und Encomia vordrucken ließen, und die Sache daher nicht neu, ſondern höchſtens rococo und inſofern nach der Mode iſt.

Wien, im Wonnemond 1843.

Die Verleger.

## I.

# Kunſt und Liebe.

## 1.

Auf den geräumigen Platz, deſſen Mitte der Stephansdom in Wien einnimmt, münden, wie bekannt, viele Gaſſen und Gäßchen aus, welche gleich Adern die Stadtviertel durchſchneiden. In einem dieſer Gäßchen erhebt ſich ein anſehnliches Gebäude, höher und freundlicher als die übrigen, von denen es umgeben iſt, aber dennoch nicht neu; denn es ſteht in ſeiner dermaligen Geſtalt ſchon über zwei Jahrzehende da. Vor dieſer Zeit ſtanden an derſelben Stelle drei kleine, von Regen und Alter gebräunte Häuſer, aus deren Grundmauern ein unternehmender Käufer jenes ſtattliche Palais zuſammenbaute. Im mittleren jener drei Häuschen befand ſich damals zu ebener Erde ein düſteres, wenig beſuchtes Kaffeehaus, in deſſen rauchgeſchwärztem Billardzimmer am hellen Tage Lampen angezündet werden mußten, um den wenigen Stammgäſten die kurze Strecke von der Taſſe bis zum Munde und vom Zeitungsblatte bis zur Brille zu erleuchten.

Es war in der letzten, ſilberhellen Vollmondnacht eines zum Grabe reifen Jahres, als zwei lebensmuthige Jünglinge Arm in Arm an jenem äußeren Kaffeehauſe vorüberſchlenderten, über deſſen Außenſeite der Mond mehr Licht ausgegoſſen hatte, als je in ſeinem Inneren herrſchte. Gern würde ich die Namen dieſer Jünglinge nennen, denn ſie haben jetzt in der Kunſtwelt guten Klang und volle Geltung, ſo weit die deutſche Zunge reicht; aber eben dieſer Umſtand verbietet mir, es zu thun, indem es mein Zweck weder iſt, noch ſein darf, Memoiren aus ihrem Leben zu ſchreiben, ſondern nur eine Idee, die ſich in den contraſtirenden Schickſalen ihres Lebens deutlich ausſprach, zur allgemeinen Anſchauung zu bringen. Ich bezeichne daher den Jüngeren mit dem Namen Anſelm, den Aeltern mit dem Namen Seraphin, — eine genauere Unterſcheidung wird ſich bald aus der Schilderung ihrer Charaktere ergeben.

»Wollen wir uns noch länger vom ſchneidenden Dezemberwinde durchfröſten laſſen?« begann Seraphin, ſeinen Begleiter aus einem plötzlichen Zurückſinken in ſich ſelbſt emporrüttelnd. — »Wir wollen den Eintritt des neuen Jahres wach erwarten, ſo iſt es ausgemacht, daß wir es aber im Freien thun wollen, davon war keine Rede.«

Vom Stephansthurme klangen zwei Schläge.

„Halb zwölf!“ ſprach Anſelm leiſe vor ſich hin, und erhob ſein blaſſes, von dunklen Locken umwalltes Geſicht zum Monde, als ob er ihm etwas ſagen, oder etwas von ihm hören wollte.

„Da herein, Du ſchwärmender Seladon!“ lachte Seraphin, und zog den Schweigenden, der Alles willig mit ſich geſchehen ließ, in das Kaffeehaus, in welchem, außer einem ſchlafenden Marqueur, kein lebendes Weſen zu finden war. — „Auf! Burſche, zwei Gläſer Punſch! — Hier wollen wir plaudernd das alte Jahr zu Grabe tragen, und das neugeborne mit einem feierlichen Toaſt empfangen!“

Der aufgeſchreckte Marqueur rieb ſich verdrießlich die Augen, fachte die halbverglühten Kohlen an, und betrieb ſein Geſchäft im tiefſten Winkel der Feuerküche ſo geheimnißvoll, als ob er ein Alchymiſt wäre.

Die beiden Freunde knüpften indeß das Geſpräch wieder an, deſſen Faden der ſchneidende Nachtwind abgeriſſen hatte.

„Glücklicher Unglücksſohn!“ rief Seraphin aus, „ich ſehe es ein, es hilft nichts, ich muß es Dir nachthun. Bin ſchon um eine ganze Olympiade älter als Du, und in der Gefühlswelt noch um ein halbes Säkulum hinter Dir zurück. Du haſt Deine Sache im Leben, ſo zu ſagen, noch auf nichts geſtellt, während ich bereits für ein Fach mich entſchieden habe, und dennoch haſt Du ein Tau gefunden, woran Du dich feſt hältſt und durch Sturm und Ungewitter ſicher hinſchwebſt, während ich, troz all meines klaren Wollens, noch von Wrack zu Wrack treibe, und, das Land immer im Auge, nicht weiß, wann und wie ich es erreichen werde. Mit einem Worte, Du biſt ein ganzer Menſch, denn Du liebſt, und ich muß mich verlieben, um aus meiner Halbheit herauszukommen!"

„Wie ſehr Du Dein Glück verkennſt!" erwiederte Anſelm, „Du biſt Mahler, biſt Künſtler, die heilige Kunſt hat ihr Reich Dir aufgeſchloſſen, in welchem alles Hohe ſproßt und blüht, wornach eine Menſchenbruſt ſich ſehnen mag. Deine Liebe iſt umfaſſender als die meinige; Du liebſt die Idee des Schönen, die ſich Deinem Auge, Deinem Gefühle mit jedem Blicke in das Univerſum offenbart. Was wir hier auf Erden finden, iſt eine kümmerliche Einzelliebe; ein ſchwacher Strahl, der durch eine Kerkerritze fällt; die Kunſt zerſprengt die Feſſeln, die uns umſchnüren, ſie öffnet uns den Kerker, in dem wir ſchmachten, ſie führt uns hinaus an's Tageslicht, wo die Sonne leuchtet, deren Strahl ſeelenweckend und ſehnſuchtserregend in unſere Nacht hereinblitzt. Erſt ſeit in mir ein Talent erwacht, deſſen Daſein ich früher nicht geahnt hatte, erſt ſeit mich die Liebe zum Dichter gemacht, ſeit ich den Gegenſtand meiner Gefühle durch die Kunſt zur Höhe des Ideals erheben kann, erſt jetzt kann ich ſagen, daß ich wahrhaft liebe. Was iſt Liebe — ohne Kunſt? Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!“

„Und was iſt Kunſt ohne Liebe?“ fiel Seraphin ein. — „Ein Herumtaumeln in einer Welt voll fabelhafter Erſcheinungen, deren Sinn und Bedeutung wohl geahnt, aber ohne Liebe nicht entziffert wird. Tauſend Bilder umgeben mich, groß und geheimnißvoll; mein Gefühl ſagt mir, daß ſie nicht klanglos ſein können, daß ein geiſtiges Leben in ihrem Inneren ſchlummern müſſe; — aber umſonſt harre ich der Morgenröthe, welche dieſe Memnonsbilder beſeelt und entzaubert. Tauſend Strahlen ſtrömen von allen Seiten mir entgegen, aber ich entbehre des Spiegels, der ſie in ſeinem Brennpunkte ſammelt; ſie zerfahren wie Meteore; ſie verſchwimmen in fahlen Ringen durch einander oder ſie ſchlängeln ſich wie Blitze am Horizont hin, und zeigen auf Augenblicke einen fernen unbekannten Hintergrund, um ihn eben ſo ſchnell wieder in Nacht verſinken zu laſſen. Kunſt ohne Liebe iſt ein Streben ohne Konſiſtenz, ohne Mittelpunkt, ohne Schwungkraft. Ich ſehe einen Garten vor mir, hinter deſſen Umfriedung ich alle Mahrchenpracht des Orients ahnen muß; das ſagen die Dufte, die mir entgegen wallen, die dichtbelaubten Wipfel, die ſich uber die Mauer erheben, die Bache, die ich rauſchen, die Vogel, die ich ſingen hore; — aber der Schluſſel, der mir das Paradies offnen, der mir die klare, genießende Anſchauung gewahren ſoll, dieſer Schluſſel, die Liebe, fehlt mir. Mit ſtolzem Bewußtſein betrachtete Pygmalion ſein Werk, ſein Ideal im kalten Marmor; aber es fullte ſein Sehnen nicht aus; es ſtand da, fremd, ungenugend, faſt unheimlich, bis ihm die Liebe das Leben gab; nun war es ſein, nun war das Rathſel geloſt, nun war des Kunſtlers Streben befriedigt und belohnt. Was iſt Kunſt ohne Liebe? Ein Rathſel ohne Loſung, das Ringen einer Peri, die vor dem Paradieſe ſteht und das Wort nicht finden kann, das ihr die Pforten offnet!«

»Sonderbarer Kontraſt!« bemerkte **Anſelm** tiefſinniger. »Als ich Ottilien zum erſten Male ſah, da vibrirte es durch alle meine Nerven; ich empfand es tief und innig, daß mein ganzes Weſen ungeſtimmt ſei, — ich liebte, der Zweck meines Lebens lag ſonnenhell vor mir. Ich liebte ſie, — ich war uberzeugt, daß ich in ihr dasjenige gefunden, was mein mangelhaftes Selbſt ergänzte. Aber noch konnte ich nicht ſagen: ſie iſt mein, für immer und ewig mein Eigenthum, jetzt kann ich ſie nicht mehr verlieren. Ich ſuchte und rang, ob ich nicht etwas in mir fände, was ihren Beſitz über alle Zeitlichkeit mir erhöbe. Ich ſtrebte, das Vergängliche ihrer Erſcheinung, die Wirklichkeit an eine Idee anzuknüpfen, und plötzlich erwachte in meinem Gemüthe eine bisher mir unbekannte Kraft; die Klaviatur meiner Seele, all die weißen Taſten der Luſt und all die ſchwarzen Taſten des Schmerzes ſchlugen von unbekannter Geiſterhand berührt an; es war die Hand der Poeſie, die Hand der Kunſt. Die liebliche, reizende Geſtalt, die mich gefeſſelt, vergeiſtigte ſich, und ward zur vergänglichen Kriſtallhülle einer unvergänglichen Idee, die Geliebte ward zur Liebe, das Verlierbare zu etwas Unverlierbarem. Nun erſt iſt ſie mein, mein Eigenthum für alle Zeit, und wenn Meere ſie von mir trennten, wenn ſie durch Verhältniſſe mir entzogen würde, wenn ſie mir ſtürbe, — ſie bleibt mein, mein durch die Kunſt, und kein Gott kann ſie mir mehr entreißen.“

Zwölf ſchwere Hammerſtreiche dröhnten vom Thurme, und ſielen wie rieſelnde Tropfen auf die Herzen der beiden Schwärmer.

„Deine Ottilie lebe hoch!“ rief Seraphin, eines der dampfenden Punſchgläſer faſſend, die der Marqueur eben hingeſetzt hatte. — „Möge das neue Jahr hold ſein einer Liebe, die Dich der Kunſt gewonnen hat. Liebe und dichte fröhlich, Dir ſelbſt und der Welt zu Luſt und Frommen.“

„Deine Kunſt, die edle Mahlerkunſt lebe hoch!“ erwiederte Anſelm den herzlichen Toaſt. — „Möge das neue Jahr Deiner Kunſt den Stern der Liebe aufgehen laſſen, nach welcher Du Dich ſo innig ſehnen. Vor Allem aber laß uns Freunde bleiben, und uns in unſerem Streben nach dem Beſſeren kräftig beharren. Gott weiß es, Eitelkeit iſt meine Sache nicht, aber ich meine, nicht viele junge Leute der Reſidenz dürften ſich heute mit ſolchen Geſinnungen in dieſer Stunde gegenüber ſitzen. Das Intereſſe des Jahrhunderts iſt ein materielles geworden, und Menſchen, wie wir, gehören zu den Sonderlingen. Nun immerhin, es leben die Sonderlinge!“

„Es leben die Sonderlinge!“ wiederholte Seraphin. Die Gläſer klangen. Die Freunde faßten einander, und der Marqueur gähnte.

Die Pauſe künſtleriſcher Erhebung ging in jene herzliche weltbürgerliche Stimmung über, in welcher man gern die ganze Welt in den Kreis ſeines eigenen geiſtigen Wohlbehagens mit hineinziehen möchte. Sogar auf den wenig eifrigen Marqueur wirkte dieſes Gefühl zurück, indem ihm die Freunde den beträchtlichen Ueberſchuß von der Zeche als Entgelt für ſeine geſtörte Ruhe zuſteckten. Mit freundlicherer Miene ſuchte er ſeinen Winkel wieder auf und ließ die ſeltſamen Gäſte nach Herzensluſt gewähren.

Plötzlich hallten von Außen zwölf gellende Schläge, wie das verſpätete Echo der Hammerſtreiche, welche den Abſchied des alten Jahres verkündet hatten. Es war das Zeichen, welches der Nachtwächter als Beweis ſeiner Wachſamkeit zu geben pflegt, indem er mit ſeinem Knotenſtabe ſo oftmal an den Eckſtein der Straße ſchlägt, als es der eben abgelaufenen Stunde entſpricht. Der letzte Schlag war in der einſamen Gaſſe noch kaum verhallt, als ein alter, in ſeinen abgetragenen Mantel tief eingemummter Mann hereintrat, den breiten Hut von ſich warf, das Tuch abband, mit welchem er ſich das Geſicht gegen die Kälte verwahrt hatte, den Knüttel bei Seite ſtellte, und ſeine Fauſthandſchuhe wegſtreifte. Tief aufathmend und die wohlthätige Stubenwärme in langen Zügen einathmend, machte er ſich's an einem Nebentiſche bequem, und gab durch einen Wink dem Marqueur, dem er wohlbekannt ſchien, ſeinen Wunſch zu erkennen. Ein kleines Gläschen, mit Schnapps gefüllt, ſtellte den Alten vollkommen zufrieden. Wahrſcheinlich war er, als Nachtwächter, der letzte tägliche oder vielmehr nächtliche Gaſt im Kaffeehauſe.

Das war nun für unſere Freunde eine erwünſchte Erſcheinung. Solch ein graulockiger, nachtdurchfroſteter Herold der Zeit, ſolch ein unwirſcher Thürſteher an der Pforte des neuen Jahres, — wie paſſend war er zu ihrer exaltirten Stimmung, in welcher ſie, glaub ich, dem trockenſten, alltäglichſten Weſen eine poetiſche Seite abgewonnen oder angedichtet hatten! Der ſchlichte Nachtwächter war ganz freundlich überraſcht, als ihn die beiden Herren mit unabweisbaren Herzlichkeit an ihren Tiſch baten und ihm den Antrag machten, ſein kümmerlich Gläschen Schnapps mit einem Glaſe Punſch zu vertauſchen, und noch ein Viertelſtündchen mit ihnen zu verplaudern.

Aus dem Viertelſtündchen ward eine volle Stunde, denn der gute Alte mußte ihnen ſeine ganze Lebensbeſchreibung erzählen und manchen Blick in ſein Inneres gönnen. Er that es recht gerne und wurde mit jedem Schluck von dem duftenden Getränk um einen Grad redſeliger. Es thut dem gemeinen Manne wohl, dort, wo er ſieht, daß nicht neugieriger Muthwille ihn zur Zielſcheibe ſchalen Witzes machen will, von ſich ſelbſt zu ſprechen; es ſchmeichelt ſeiner Eitelkeit, ſich ſagen zu können: „Du biſt doch auch ein Weſen, das etwas zählt; dem man es zutraut, daß es etwas Nennenswerthes erlebt und erfahren hat!“ — Dieſe Eitelkeit fand an der aufmunternden Theilnahme der beiden Freunde reichliche Nahrung. Es iſt eine eigene Gabe geiſtreicher Menſchen, ihre Umgebung zu ſich empor zu heben; ſo klopften auch ſie an manche Stelle des verroſteten Nachtwächterherzens, an welche vielleicht nie eine Menſchenſeele angeklopft hatte, und zwar ein Jeder von ihnen nach ſeiner eigenthümlichen Art und Weiſe, Jeder gleichſam im Verfolge jener Ideen, welche ſie vorhin in einander ſelbſt angeregt hatten. Der einfache Mann ſtand hier, ohne es zu ahnen, vor dem Forum der Liebe und Kunſt, und ließ ſich gewiß nicht träumen, daß er zwei ſo ätheriſchen Richterinnen Stoff zum Denken und Empfinden lieferte.

„Es muß doch recht unheimlich ſein,“ bemerkte Seraphin unter Anderem, „in geiſterheller, lautloſer Mondnacht, oder zur einſamen Stunde der Geſpenſter, wenn der Sturm durch die Gaſſen heult und bläuliche Blitze den Adler auf dem Stephansthurme umzucken, hinzuſchlendern zwiſchen den kreideweißen oder finſterblickenden Häuſern, in denen ſich kein Leben mehr regt, und nur hier und dort noch die Ampel in einer

Krankenſtube matt durch grüne Gardinen ſchimmert. Es hat wohl lange gebraucht, bis Ihr Euch daran gewöhnt habt!“

„Mein Gott!“ antwortete der Nachtwächter, „das gibt ſich Alles, lieber Herr! Es kommt nur darauf an, wie man's im Anfange nimmt. Ich hab's im Anfange, das iſt vor zwanzig Jahren, recht leicht genommen. Ich betrachtete damals meine Nachtwächterſchaft als Liebesſache. Ich hatte nämlich eine Liebſchaft mit einem braven Mädchen, das mir an Jahren gerade paßte, ſie war über zwanzig, ich in den dreißigen. Sie wohnte da drüben an der Ecke der kleinen Schulenſtraße bei ihrer Mutter, einer alten Witwe, die allerlei Trödel feil hatte. Anfangs wollte man ſie einem Manne, wie ich, der bei Tage ſich mühſam ſein Brod verdient und bei Nacht etwas für den Ueberſchuß thut, nicht geben; aber eben das brachte mich in's Feuer. Was man gar ſo leicht erhalten kann, hat keinen Reiz. Ich warb um ſie und ließ nicht nach, bis ich der Mutter das „Jawort“ abtrotzte. In jener Zeit war's, wo ich meine Profeſſion lieb gewann, wo ſie mir, ſo zu ſagen, zum Bedürfniſſe wurde. Ich war nie ſeliger, als wenn ich knapp am Fenſterlein meiner Regine jede Stunde nachſchlagen konnte. Wenn ſie mich hört, dacht' ich, ſo muß ſie an mich denken, und wenn ſie mich nicht mehr hört, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie ſchläft, und dann träumt ſie gewiß von mir. Was fragte ich um Nacht und Sturm und Regen; ich betrieb mein Geſchäft nur als einen Liebesdienſt, als eine Brautwerbung, und wenn längſt Alles auf dem Ohre lag, da war ich recht geſammelt und ſann und dachte nichts, als „Regine! Regine!“

„Da haſt Du's, Anſelm,“ unterbrach ihn Seraphin ganz lebhaft, „ſogar für ſeine Kunſt brauchte er die Liebe als Helferin!“

Und wie kommt's Euch jetzt vor, da Ihr älter geworden ſeid?“ fragte Anſelm weiter. „Jetzt ſehntet Ihr Euch wohl ſchon nach Ruhe?“

„Könnt's eben nicht ſagen!“ verſetzte der Nachtwächter. „Für's Erſte bin ich nun längſt daran gewöhnt; das Herumhuſchen und Pflaſtertreten bei Nacht und Nebel iſt mir zur zweiten Natur geworden; dann liegt für mich noch eine ganz eigene Bedeutung darin, die mich über Manches vertröſten muß. Meine Regine, mit der ich in chriſtlicher Ehe drei Kinder erhielt, zwei Mädchen und einen Jungen, ging vor ſechs Jahren ihren Töchtern in die Ewigkeit nach. Der Burſche iſt nun nahe an die zwanzig, und lernt ein Handwerk, um es, wenn er mich einſt ablöſt, nebenbei betreiben zu können. Ich ſtehe, ſo zu ſagen, unter Tags allein auf der Welt. Wenn ich aber Nachts, beim hellen Mondſcheine, durch die

Gaſſen patrouillire und hinaufblicke zum Sternenhimmel, da iſt es mir immer, als ſähe meine Regine freundlich auf mich herab, unſere beiden Mädchen zur Seite, und da denk' ich recht lebhaft an ſie, und ſpreche im Geiſte mit ihr und wenn dann die Stunde ſchlägt, und ich an der Ecke der kleinen Schulenſtraße ſtehe, wo Regine als Mädchen wohnte, da kommt dem alten Felix Alles wieder vor, was einſt der junge erlebt und getrieben hat, und da genießt er ein längſt verlornes Glück von Neuem.“

„Das iſt Poeſie!“ brach Anſelm los, „Poeſie, die der Liebe treffend die Hand reicht! Wahrhaftig, guter Felix, Ihr wißt nicht, was in Euch ſteckt, und wenn ich's Euch auch ſagte und benennte, Ihr würdet es nicht verſtehen.“

Der alte Mann wußte in der That nicht, wie ihm zu Muthe war; er kam ſich in der Geſellſchaft der beiden Feuerköpfe, die ihm von allen Seiten in die Seele guckten, als ob er einen Leib von Glas hätte, gar ſeltſam vor. Wenn ſie ihm nicht ſo herzlich zugeſprochen, ihn nicht mit ſo gutmüthigen Augen angeblickt, ihn nicht ſo gaſtfreundlich bewirthet hätten, er würde geglaubt haben, ſie narrten ihn.

„Das iſt heute eine Sylveſternacht ganz eigener Art,“ meinte Anſelm, „die werth wäre, dauernder feſtgehalten zu werden. Wer weiß, wann, ja, ob wir drei uns je wieder ſo zuſammenfinden; wer weiß, wie es in dieſer Stunde nach zwanzig, ja nur nach zehn Jahren mit uns ausſieht."

„Wohlan," fiel Seraphin ein, „Du haſt die Idee angeregt; ich will ſie verfolgen. Eure Hand, alter Mann! Ihr habt uns eine vergnügte, eine ernſtheitere Stunde verſchafft. Wir wollen noch einmahl im Leben uns ſo wiederfinden; aber nicht nach einem Jahre, oder nach zwei Jahren. Es ſoll mehr indeß an uns vorbeiziehen, worüber wir uns gegenſeitig Rechenſchaft ablegen können. Alſo Eure Hand, alter Mann, — Deine Hand, Anſelm; — auf Wiederſehen nach zehn Jahren, in eben dieſer Stunde, in eben dieſem Kafeehauſe, an eben dieſem Tiſche! Die Zeit iſt der beſte Maßſtab für unſere Gefühle, Hoffnungen, Anſichten und Wünſche. Ich ſehe, lieber Anſelm, das war ein Wort nach Deinem Sinn. Und was ſagt Ihr, alter Mann?"

„Wenn mich meine gute Regine droben bis dahin nicht heimberuft, ſo komm' ich gewiß!" war die Antwort des tief erſchütterten Alten.

„Dank, lieber Seraphin!" rief Anſelm begeiſtert, „Dank für Deinen Vorſchlag! Ja, ein Mann ein Wort. Hier ſoll's ein Rendezvous nach zehn Jahren gelten; ein paar Meilen auf oder ab ſollen uns am Kommen nicht hindern. Aber Ihr dürft nicht fehlen, guter Alter.

Hier — nehmt dieſes Silberſtück und hebt es Eurem Sohne als Andenken an dieſe Stunde auf. — Und jetzt gute Nacht! Nach zehn Jahren wollen wir einander wieder befragen, was die Liebe in der Kunſt, was die Kunſt in der Liebe, und was unſer guter Felix in der Erinnerung gefunden hat. Und ſomit Gott befohlen!«

Der ſeltſamen Sylveſternacht-Szene folgte ein trüber Neujahrstag voll Dezemberſturm und Schneegeſtöber. Im warmen Zimmer zur Seite des kniſternden Ofens ſaßen Abends Anſelm und Seraphin, ihren Lieblingsideen nachhangend, voll frommer Wünſche und wehmüthiger Hoffnungen, und ſprachen gar mancherlei von Liebe und Kunſt, und mitunter auch vom Nachtwächter Felix.

## 2.

Das Haus des Hofraths B. war eines der achtungswertheſten in der Reſidenz. Gleichweit entfernt von konvenzioneller Steifheit und ſpießbürgerlicher Seichtheit wußte es jenen wohlthuenden, herzlichen Ton zu bewahren, deſſen Grundnote Humanität heißt. Da gab es keine Dinérs um vier Uhr mit obligaten Glacéhandſchuhen und zugeknöpften Röcken, keine Ohr- und Verſtand folternden Singethee's mit Butterſchnitten und Komplimenten, keine Soirée's mit angeſagten Ueberraſchungen und Whiſt-Diſput oder l'Hombre-Langweile, kurz, keine jener Modevergnügungen der vornehmen Welt, wo man, ſo zu ſagen, Genüſſe erleidet und auf Unterhaltung kommandirt wird. Dennoch war das Haus des Hofraths nicht minder geſellig, als alle Häuſer, welche für die geſelligſten galten. Die Elite der jungen Leute wetteiferte im Beſuche einer Familie, wo jedes Streben und jedes Geſpräch freundlichen Anklang fand, welches eine ernſtere und würdigere Richtung verfolgte, als ſie bei der Flachheit und Zerſtreuungsſucht unſeren gewöhnlichen Geſellſchaften beliebt und willkommen iſt. Auch die älteren Perſonen, die in das Haus kamen, ſpielten keine langweiligen Pedanten oder huldigungsſüchtigen Bekrittler der Jüngeren, ſondern nahmen herzlichen Antheil an Allem, was vorging, und vergnügten ſich mit dem erfreulichen Anblick eines ſo geiſtesklaren und herzensgeſunden Nachwuchſes. Da wurden keine goldgeränderten Einladungskarten vom Kammerdiener oder Jäger ausgetragen; willkommen war jeder Gaſt des Hauſes zu jeder Zeit, geladen keiner. Kein Abend ging ohne Unterhaltung vorüber; aber man bedurfte keines Programmes, um ſich in dem Labyrinthe ſinnvoller Feſtlichkeiten zurecht zu finden; es waren immer nur Improviſationen der Stimmung, wie es ſich ergab, ſo war es am beſten. Bald wurde Vernünftiges geſprochen, bald Tolles geplaudert, bald geſungen, bald geleſen, und wenn die jungen Leute lebhafter wurden, und ihnen das Wohlbehagen bis in die Zehen fuhr, ſo hatte weder der ernſte Herr Hofrath, noch ſeine gemüthvolle Gattin, noch die geiſtreiche Ottilie etwas dagegen, wenn Einer von den jungen Herrn zum Klavier eilte und einen munteren Walzer aufſpielte.

Hervorragendes Individuum unter den Hausfreunden der Familie war ſeit einem Jahre — Anſelm geworden. Er hatte ſich in den letzten Jahren ſeiner Studien, nicht aus Noth (denn als der hinterlaſſene einzige Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes, war er für ſeine Zukunft ſichergeſtellt), ſondern aus Liebe zum Fache damit zu befaſſen angefangen, jungen Lernbegierigen Unterricht in der vaterländiſchen Sprache und Literatur zu ertheilen. Er betrachtete es als einen Akt der Pietät, die man den erhabenen Koryphäen deutſcher Kunſt ſchuldig iſt, Empfänglichkeit für ihre Schöpfungen in jungen Gemüthern zu wecken und zu nähren, und, wenn man auch ſelbſt der Gabe entbehrt, Schönes und Erhabenes in eigenen künſtleriſchen Darſtellungen zu geſtalten, doch wenigſtens im Kreiſe ſeiner Umgebung die Liebe dafür anzuregen und zu erhalten.

In der Eigenſchaft eines ſolchen Lehrers ward er zuerſt in des Hofraths Haus eingeführt. Er ſollte die talentvolle Ottilie in der Kenntniß ihrer Mutterſprache ausbilden, und ſie mit jenen Meiſtern unſerer Nation bekannt machen, deren Werke zunächſt einem jungfräulichen Gemüthe zuſagen. Mit welcher Zartheit und Vorſicht Anſelm ſeine liebliche ſechzehnjährige Schülerin in die Vorhallen unſerer Literatur einführte, läßt ſich leicht denken, wenn man erwägt, daß er ſelbſt Enthuſiaſt für Kunſt überhaupt, und für die Poeſie insbeſondere war, und daß er auch jenen ätheriſchen Blüthenſtaub der Unſchuld, welchen man jetzt bei Jünglingen ſeines Alters leider ſo oft vermißt, von den Flügeln ſeiner Phantaſie noch nicht abgeſtreift hatte.

Anſelm befand ſich in ſeinem Elemente. Mit Ungeduld erwartete er an jedem Tage die Stunde, die ihn zu Ottilien rief. Selbſt das Mechaniſche der Sprache wußte er ihr, durch fortwährende Hinweiſung auf den innigen, geiſtigen Verband, in welchem der Bauſtoff mit der Harmonie des ganzen Gebäudes ſteht, ſo anziehend, ſo angenehm zu machen, daß ſie ſpielend lernte und lernend genoß. Sie ging mit ſolcher Leichtigkeit in ſeine Ideen ein, erfaßte jeden Wink ſo ſchnell, fand ſich ſo innig ergriffen von jeder Schönheit, die auch ihn ergriff, daß er ſich des Gedankens, in geiſtiger Verwandtſchaft mit ſeiner Schülerin zu ſtehen, nicht erwehren konnte. Was in ihm, als Reſultat jahrelanger Studien, mitunter als Ergebniß eigener Lebenserfahrung, klar daſtand, begegnete ihm in **Ottiliens** Aeußerungen und Anſichten als unbewußte Ahnung eines kindlichen Gemüthes, als treffendes Urtheil eines untrüglichen Taktes überraſchend wieder. Ja, er mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie, trotz ihrer Mädchennatur und ihrer Jugend, die praktiſche Haltbarkeit irgend einer Idee ſchneller herausfand, als er ſelbſt, und in Manchem beim erſten Blick Inkonvenienzen entdeckte, die ihm bei vielmaligem Durchleſen und Durchſpielen entgangen waren. Ihr durchdringender Verſtand bei ſo regſamer Empfindung ſchien ihm ein Phänomen. Wiewohl es ihm daher oft faſt wehe that, ſich an Auffaſſungsgabe von einem Mädchen überflügelt zu ſehen, ſo konnte er doch nicht umhin, ihren Geiſt zu bewundern und ihr Herz — zu lieben.

Ja — Liebe, innige Liebe war's, was ihn eher, als er es ſich ſelbſt zu geſtehen wagte, an ſeine Schülerin feſſelte. Zum Glücke gab es aber, ehe dieſe Liebe ſich ſelbſt klar wurde und ihre Strahlen auf den wahren Gegenſtand konzentrirte, noch Nebenerſcheinungen und Ableiter genug, auf welche ſie dieſelben ausſtreuen und vertheilen konnte. Bald glaubte er, in ihre Empfänglichkeit für alles Schöne und Erhabene, bald in ihre Deklamazion, bald in ihren Geſang, bald in ihr Klavierſpiel, bald in ihr nettes Schriftchen, bald in dieſen oder jenen Vorzug ihres Herzens oder ihrer Hand verliebt zu ſein; bis er endlich, über ſich ſelbſt erſchreckend, glaubte, daß es die ganze Perſon, daß es wirklich Ottilie ſei, die er liebe. Aber die ſüße Gewohnheit des täglichen Umganges mit ihr, die ungezwungene, in der ganzen Familie herrſchende Herzlichkeit bewahrte ihn vor jener befangenen Scheu, vor jener berechnenden Zurückhaltung, durch welche jede junge Liebe an ſich ſelbſt zur Verrätherin wird. Die Eltern Ottilien's ahnten daher nicht das Geringſte von Anſelms Gefühlen für ihre Tochter, und dieſe ſelbſt hielt ſeine innige Anhänglichkeit für nichts anderes, als für die Wirkung ihrer gemeinſchaftlichen Hinneigung zu einer und derſelben Kunſt: zur Poeſie. Sie achtete ihren Lehrer, ſie betrachtete ihn als aufrichtigen, an ihrer Bildung mit eifriger Wärme theilnehmenden Freund, war aber eben ſo wenig in ihn verliebt, als ſie, trotz ihrer Vorliebe für Muſik und Dichtkunſt, ſich beikommen ließ, die Belletriſtin ſpielen zu wollen. Anſelm hatte alſo an ihr das Schätzenswertheſte, was ein Mann an einem gebildeten weiblichen Weſen finden kann, eine treue gemüthliche Freundin, aber keineswegs das, was er an ihr gefunden zu haben glaubte, nämlich eine Geliebte. Uebrigens war er in ſeinem Bewußtſein glücklich, und zwar doppelt glücklich, indem er in ſeiner Liebe die Anregung fand, ein Talent zu kultiviren, von deſſen Kraft und Ergiebigkeit er bisher kaum eine dunkle Ahnung gehabt hatte. Er war Poet; aus dem Umgang mit Ottilien, erwuchs ihm eine Fülle von Ideen, zu deren künſtleriſchen Darſtellungen ihm die deutſche Sprache, die er vollkommen zu bemeiſtern wußte, willig Form und Mittel lieh. Mit ſchüchterner Beſcheidenheit gab er die erſten Ausbrüche ſeines Gefühles in anonymen Liedern der Oeffentlichkeit preis. Sie fanden Anklang und Würdigung; in Kurzem wurde der Verfaſſer derſelben zu den hoffnungsvollſten Jüngern der Muſe gezählt, und genoß das Doppelvergnügen, Gedichte, welche vor dem Forum der Leſewelt und der Kritik Anerkennung gefunden, auch von dem Gegenſtande, dem ſie galten, geleſen, beurtheilt und lieb gewonnen und ſein eigenes Gefühl von ſeiner liebſten Richterin unbewußt gebilligt zu wiſſen. Er ſchwelgte in Seligkeit, rechnete ſich zu den glücklichſten Liebenden, die es je gegeben, und glaubte nichts ſicherer, als ſich in Ottiliens Herzen ganz heimlich und unbemerkt eher eingebürgert zu haben, als er noch irgend ein winzig Wörtchen von ſeiner Liebe ihr geſtanden hatte. Er wollte ihr auch nichts geſtehen, weil er ſich ſchon weiter vorgerückt wähnte, als ihn ein förmliches Geſtändniß führen konnte.

So ſtand es um ſein Herz zur Zeit, als jene ſeltſame Sylveſternacht-Szene Statt fand. Ja ſelbſt noch Monate darnach ſchwebte er in dieſem ſeligen Traume und machte ſeinen Freund Seraphin durch manche Erzählung und manches Gedicht, das er ihm vorlas, immer ungeduldiger und immer überzeugter, daß der Künſtler lieben, oder vielmehr verliebt ſein müſſe, um das Geheimniß ſeiner Kunſt vollſtändig zu ergründen. Bald beſchränkte den liebetrunkenen Dichter ein plötzliches Ereigniß noch ausſchließender auf ſich ſelbſt und ſein Gefühl. Seraphin durch manches tüchtige Stück ſeiner Malerkunſt ſchon vortheilhaft in Wien und in der Kunſtwelt überhaupt bekannt, erhielt von einem hochgeſtellten Kenner den Antrag, ihn auf einer Reiſe nach Italien zu begleiten, welchen er, wiewohl nicht ohne Zögern, endlich annahm. Schwer fiel ihm der Abſchied von Anſelm und von ſo vielen Freunden, welche er als integrirende Theile ſeines Lebens betrachtete; denn er wußte wohl, daß der Künſtler dem Vogel gleicht, der, einmal flügge geworden, die ganze Welt für ſeinen Spielraum anſieht, und nicht ſo leicht wieder zum heimiſchen Neſte zurückkehrt. Allein die Muſe winkte, die Gelegenheit war allzu günſtig — und er ging. Freilich verſprach er ſeinem lieben Freunde mehr, als zu leiſten möglich war, nämlich wöchentlich etwas von ſich hören zu laſſen, ja ihm ein förmliches Tagebuch mitzutheilen, — aber bald, wie es nun ſchon nach jeder Trennung zu gehen pflegt, blieb das Tagebuch aus, die Nachrichten wurden ſeltener, und eh' ein Jahr um war, wußte Anſelm kaum mit Beſtimmtheit zu ſagen, ob Seraphin noch im Lande der Citronen verweile, oder ob er vielleicht, über alle Meere gepilgert, nicht ſchon im Norden umherwandere. Nur in des Hofraths Familie, nur in Ottiliens Geſellſchaft konnte er für den Verluſt eines ſo lieben Freundes Erſatz finden.

Es traf ihn daher wie ein Donnerſchlag, als er hörte, daß der Hofrath, um ſich einmal von der Laſt ſeiner Geſchäfte zu erholen, einen Urlaub angeſucht habe, und eine Luſtreiſe zu Verwandten in der Nachbarprovinz beabſichtige, auf welcher ihn auch Gattin und Tochter begleiten ſollten. Der Gedanke, ſich von Ottilien trennen zu müſſen, und wenn auch nur auf einige Wochen, war ihm ſo fremd, ſo überraſchend, daß er lange brauchte, ſich darein zu finden. — „Es iſt eine Probe,“ ſagte er endlich zu ſich ſelbſt. „Vielleicht kommt mir der Zufall eben dadurch zu Hilfe und verſchafft Ottilien Klarheit über ein Gefühl, welches bisher noch unbewußt in ihrem Herzen ſchlummerte. Sie muß mich verlieren, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich ihr eben ſo unentbehrlich ſei, als ſie mir es iſt. — Doch halt! Anſelm! — Spielt Dir da nicht etwa Deine Eitelkeit einen böſen Streich? Du wähnſt, ſie liebe Dich, weil Du ſie liebſt! — Wenn es nur freundſchaftliche Zuneigung wäre, was ſie für Dich fühlt! — Wenn ein weibliches Weſen einen Freund um ſich duldet, ſo hat es nur einen Schritt mehr zur Liebe. Ja — zu dieſem Schritte wird ſie die Trennung führen. Sie ſcheidet als meine Freundin, um als meine Geliebte wiederzukehren. Doch muß ich ſie geiſtig feſſeln; die liebe Poeſie, deren erwärmender Strahl von ihrem Herzen ausging, ſoll mir den Weg dahin bahnen, woher er kam!“

So tröſtete ſich Anſelm als Dichter über eine Prüfung, die ihm, als Menſchen, höchſt ſchmerzlich gefallen wäre. Er hatte eben ein Bändchen erotiſcher Lieder herausgegeben, welches das ganze Glaubensbekenntniß ſeiner Seele, die ganze Geſchichte ſeiner Liebe in ſo wahren, ſo gemüthlichen und originellen Gedichten enthielt, daß ihm die allgemeine Anerkennung nicht entgeben konnte. Das ausgezeichnete lyriſche Talent, welches ſich unzweideutig in dem Werkchen ausſprach, ſicherte dem Verfaſſer eine ehrenvolle Stelle auf dem deutſchen Parnaß; er hatte ſich damit ein Diplom ausgeſtellt, deſſen Giltigkeit Niemand beſtritt, Niemand beſtreiten konnte. Dieſes Bandchen wollte er Ottilien vor dem Abſchiede noch uberreichen, und ſich ihr als den Verfaſſer entdecken. Gewiß wurde ſie, ſo hoffte er, die vielfachen Beziehungen verſtehen, die Muſe ahnen, die den Poeten begeiſterte, die Gefuhle und Anſichten, die ſie dort ausgeſprochen leſe, wurdigen, und, wenn ſie ſich in der Ferne, von Sehnſucht erfaßt, ſo recht hineingefuhlt und hineingelebt hatte, beim Wiederſehen ihm beweiſen, daß ſie ſein zartes Geſtandniß errathen und darin nur den Abglanz ihrer eigenen Empfindungen und Wunſche gefunden habe.

Endlich kam der Tag des Abſchiedes, anfangs ſo ſehr gefurchtet, nun faſt erſehnt; denn nichts iſt ſchmerzlicher, als dieſes allmalige Abglimmen und Wegſchmelzen einer ſeligen Gegenwart; wahre Pein wird das tagliche Sprechen vom Scheiden vor dem nahen Scheiden. Die Koffer waren gepackt; der Wagen, der die Familie morgen mit dem Fruhſten fortfahren ſollte, ſtand geruſtet im Hofe. Eine gewahlte Geſellſchaft hatte ſich verſammelt, um den letzten Abend im Kreiſe der guten Menſchen noch recht herzlich zuzubringen. Durchwogt von widerſprechenden Gefühlen beſtrebte ſich Anſelm vergebens, ſeine düſtere Stimmung zu verbergen.

„Daß doch alle Wiener einander gleichen,“ bemerkte der Hofrath lächelnd; „wenn Jemand weiter geht, als man den Stephansthurm ſehen kann, ſo iſt's, als ob er aus der Welt ginge. Es lohnt ſich ja kaum der Mühe, Abſchied zu nehmen. Iſt denn das eine Reiſe, wenn man nicht länger, als einen Tag und eine Nacht auf dem Wege bleibt?“

„Und ſehen Sie nur,“ fügte die Hausfrau hinzu, wie anſteckend ſolch' ein Scheidefieber iſt, meiner Ottilie haben ſie mit Ihrem trüben Geſichte ganz die Laune verdorben.“

Dem armen Anſelm ſchnitten dieſe Bemerkungen in die Seele, und er mußte alle ſeine Kraft zuſammen nehmen, um ſeine Faſſung zu bewahren. Endlich kam ein unbelauſchter Augenblick, wo er mit Ottilien allein ſprechen konnte. Zitternd zog er das Heft ſeiner Lieder aus der Taſche; zitternd überreichte er es ihr mit den Worten:

„Liebe Ottilie! Empfangen Sie dieſes kleine Angedenken; es enthält Alles, was ich Ihnen ſagen will, weit rückhaltloſer und herzlicher, als ich es jetzt, im kurzen Augenblicke des

Scheidens, zu ſagen im Stande wäre. Uebrigens bin ich Ihnen noch eine Erklärung ſchuldig. Ich habe Sie gar oft betrogen, liebe Ottilie!"

„Betrogen?" wiederholte das Mädchen erſtaunt, und ſah ihn mit den klugen, blauen Augen ſo ungläubig an, daß es ihm bis in's Innerſte ſeiner Seele drang.

„Ja, ja, betrogen," fuhr Anſelm fort, „um Gefühl und Urtheil betrogen. Manches Gedicht, welches ich Ihrem Herzen unter der Firma eines Uhland oder Wilhelm Müller oder Rückert anempfahl, werden Sie in dieſer Sammlung wieder finden, — und der Verfaſſer dieſer ganzen Sammlung iſt niemand Anderer, als — ich ſelbſt!"

„Sie ſind ein Dichter?" fragte Ottilie freudig lächelnd, „ah, das iſt brav! Immer wünſchte ich zu wiſſen, wie denn ein Dichter ausſieht, wie er im Leben ſich gibt, wie er ſpricht, wie er handelt; — und nun hab' ich Alles auf einmal weg! Sie hätten mir keine größere Freude machen können! Wenn ich das meinen Eltern ſage, ſo werden ſie erſt völlig in ſie verliebt ſein!"

„Sagen Sie nichts, theueres Fräulein," bat Anſelm, „wenigſtens nicht eher, als bis dieſes Büchlein vor Ihnen Gnade gefunden.

Nehmen Sie ein Werk gutig auf, woran Sie ſo vielen Antheil haben!“

„Seltſamer Menſch!“ erwiederte das Madchen kopfſchuttelnd, und zog die Hand, in die er ihr das Buchlein gedruckt, leiſe von ſeinem Munde zuruck, woran er ſie zu fuhren Miene machte.

„Unſere Eltern!“ ſprach ſie bei Seite tretend, und „Unſere Eltern!“ wiederholte Anſelm, indem er einem hingeworfenen Worte Ton und Bedeutung lieh. Die Geſellſchaft war aufgebrochen und nahm von dem Hofrath und ſeiner Gattin ſchnelleren Abſchied, als gewohnlich, damit ſie fruher zu Bette kamen. Nur ein Blick war dem tief ergriffenen Anſelm noch gegönnt; er wunſchte ihm Kraft, in ein Herz zu dringen, und glaubte, was er wunſchte.

Bis nach zwolf Uhr ſchwarmte er in der mondhellen Fruhlingsnacht. Sein gepreßtes Herz machte ſich in einem ſchönen, wehmuthsvollen Liede Luſt; er hielt es fur das beſte, was er je gedichtet, und ſegnete die Kunſt, die freundliche Helferin und Troſterin ſeiner Liebe.

## 3.

Aus den wenigen Wochen, welche der Hofrath in der Provinz zubringen wollte, wurde ein langes Vierteljahr. Er war um Verlangerung ſeines Amtsurlaubes eingekommen, um den ſchönen Frühling in halb ländlicher Umgebung bis zur Neige zu genießen.

Schon früher hatte ſich Anſelm an einen Freund in der Provinz gewendet, um ſeine theuere Ottilie von einem Manne beobachten zu laſſen, welchem er hinlängliche Menſchenkenntniß und Aufrichtigkeit für ſolch' ein ſchwieriges Geſchäft zutraute. Er erhielt von demſelben mancherlei Nachrichten, angenehm für einen Freund, minder angenehm für einen Verliebten. Endlich kam ein Brief, der unter andern Neuigkeiten auch folgende enthielt: „— — das ſchöne brave Mädchen, für welches Sie ſich intereſſiren (in wie weit, will ich nicht unterſuchen), unſere Ottilie, wie Sie ſie nennen, befindet ſich über die Maſſen wohl, und ſcheint in unſerer herrlichen Gegend den Moment ihrer Blüthe zu feiern. Oder gibt es eine andere Blüthe des Lebens, als die Liebe? — Sie liebt, und liebt ganz wie ein Mädchen in dieſem Alter, oder vielmehr in dieſer Jugend lieben ſoll, nämlich heiter, lebensfroh, ohne ein Geheimniß daraus zu machen, und alſo — wie aus Allem hervorgeht — tadellos.“

Bis hierher las Anſelm mit ſteigendem Entzücken; denn Alles paßte zu den Hoffnungen, mit denen er ſich ſchmeichelte. „Gewiß hat ſie, offen, wie ſie iſt, ihren — ja — unſern Eltern

Alles entdeckt, und mein poetiſches Geſtändniß that beſſere Wirkung, als je ein in Proſa geſtammeltes gethan hatte!“ So jubelte Anſelm, und las, den Brief in freudigem Glauben erganzend, weiter:

„Als Gegenſtand ihrer Liebe, welche bald, wie man hier wiſſen will, zur Ehe reifen dürfte, bezeichnet man — warum mußte der Korreſpondent die Pointe der wichtigen Mittheilung auf die Wendung des Blattes verſetzen? Er hat gewiß noch nie geliebt, ſonſt wurde er die Ungeduld eines Liebenden berucksichtiget, und ſie mit großen Lettern und rother Tinte oben an geſchrieben haben! — Dieſer Gedanke blitzte durch Anſelms Kopf, als er das ſeine, boshaft ſich ſträubende Blatt von dem nachfolgenden loszulöſen ſich bemuhte, und vergaß dabei ganz, daß er ſeinem Freunde eigentlich nie etwas von ſeiner Liebe geſtanden habe.

„Als Gegenſtand ihrer Liebe bezeichnet man,“ las er umwendend, — „Sie!“ — ſo mußte es ja kommen. Aber entſetzlich, ſtatt des beſeligenden Vetternkleeblattes blitzte ihm ein langer unausſprechlicher Name entgegen — „den jungen Baron Oldenheim!“ las er aufſchreiend; — vor ſeinen Augen flimmerte es; — er las wieder — und wieder, aber immer hieß es dasſelbe.

Nur wer ſelbſt einmahl eine ſolche Enttäuſchung erfahren hat, kann ſich einen Begriff von der Stimmung Anſelmos machen. Wie angedonnert prallte er zurück und ſchrumpfte in ſich ſelbſt zuſammen. Alle Furien der Ironie ſah er auf ſich anſtürmen, mit grinſenden Larven und ausgeſtreckten Spottfingern, und aus allen Winkeln ſeiner Stube ſcholl es ihm gellend und ziſchend und näſelnd entgegen: „Eitler, in dich ſelbſt verliebter Poet! Hat dir deine lederne, unpraktiſche Kunſt wieder einmal einen Streich geſpielt!“

„Nein!“ rief er, „es iſt nicht ſo, es kann nicht ſo ſein! Ottilie liebt mich, und was mir mein Freund ſchreibt, iſt nichts als Irrthum, oder Verſuch, mich auszuforſchen, mir ein Geheimniß gewaltſam zu entreißen, was ich, als zu heilig für dieſe Welt, tief in meinem Buſen verwahrt habe. Ich will, ich kann es nicht glauben! Wenn Ottilie der Liebe fähig iſt, — und das iſt ſie, das hab' ich ihr oft abgelauſcht, — ſo liebt ſie mich, — mich — mich! Wer es läugnet, kennt ſie nicht, kennt die Kunſt nicht, die mir den Schlüſſel zu ihrem Innern in die Hände legte. Ich will abwarten, bis ſie zurückkehrt, ruhig abwarten. Ihr erſtes Wort beim Wiederſehen wird mir beweiſen, daß ich kein Betrogener bin!“

Und endlich kam der ungeſtüm erwartete Augenblick des Wiederſehens. Ein Brief von der Hofräthin Hand hatte ihn von dem Tage der Ankunft in Kenntniß geſetzt, — ein günſtiges Zeichen! Auf den Flügeln der Liebe eilte er hinaus nach Neudorf, wo er mit den Ankommenden zuſammentreffen ſollte. Nun wirbelte Staub auf, nun bog es herüber um die Ecke; es war der Separat-Eilwagen, in welchem drei Perſonen ſaßen, Vater, Mutter und Tochter. Schon von weitem flatterten ihm die Sacktücher der Damen entgegen, — abermal ein günſtiges Zeichen! Der Wagen hielt; — die Bewillkommung war überaus herzlich; — er wurde einzuſteigen und vierten Platz auszufüllen genöthigt. Alles Bangen, aller Zweifel war vergeſſen. Ottilie und ihre Eltern waren freundlicher, denn je, das Mädchen verhehlte nichts; es erzählte ihm, wie gut es ſich unterhalten habe, wie heiter es geweſen ſei. — „Ach, wie oft dacht' ich an Sie, lieber Anſelm,“ ſprach ſie; „wie oft unterhielt ich mich im Geiſte mit Ihnen! Sie haben trefflich dafür geſorgt, daß ich Sie nicht vergeſſen konnte!“ — Dieſem herzlichen Komplimente folgten eben ſo herzliche von Seiten der Eltern, woraus er ſah, daß der Schleier ſeiner ſchriftſtelleriſchen Anonymität bereits vor ihnen gelüftet war. Aber von einem Baron fiel kein Wort dazwiſchen, und er ſelbſt war theils zu ſicher, theils zu blode, um dieſen Punkt zu beruhren. Er verſchob dieſe Frage auf den nachſten Abend, an welchem ein hausliches Feſt zur Feier der glucklichen Heimkehr Statt finden ſollte, und nahm als der Wagen vor der Wohnung des Hofrathes hielt, fur dießmal getroſtet Abſchied. — „Mein Freund iſt ein Schelm,“ ſagte er ſelbſtvergnugt, und ergoß ſein Gefuhl in ein gluhendes Liebeslied.

Am nachſten Abende ging es im Hauſe des Hofraths recht munter und freudig zu. Alle Freunde der Familie hatten ſich eingefunden, alt und jung, Madchen und Manner, und auf allen Geſichtern ſpiegelte ſich die herzliche Freude des Wiederſehens. Auch Anſelm fuhlte ſich wieder ganz heimiſch, denn Ottilie begegnete ihm ja eben ſo freundlich und aufmerkſam, wie fruher, — ja faſt noch unbefangener und entſchiedener. Es wurde geplaudert, gelacht, erzahlt, geſungen und geleſen, wie ſonſt, und als es endlich zum Souper ging, und man dem entlarvten Poeten ſeinen Platz neben Ottilien anwies, wie gewohnlich, da ſchien ihm die volle Ueberzeugung aufzugehen, daß alle ſeine fruheren Zweifel nur melancholiſche Anwandlungen, nur eitle Selbſtquälereien geweſen ſeien.

Der Hofrath und ſeine Gemahlin waren in beſter Laune und ſprachen viel von angenehmen Hoffnungen, welche ſie in Folge ihres Ausfluges der Erfullung nahe gebracht hätten. Man brachte Champagner; die Glaſer wurden gefullt und perlten, nach einem Toaſt verlangend. Da ſtand der Hofrath auf, und ſprach mit freudeblitzenden Augen, mit einer Miene, welche zu herzlich offen war, um fur den Abglanz verſteckter Ironie zu gelten: „Freund Anſelm, der Augenblick iſt gekommen, wo Sie mir durch eine Probe Ihres Talentes, welches Sie uns ſo lange neidiſch zu verlaugnen wußten, aus der Verlegenheit helfen konnen. Ich mochte gern unſern Freunden etwas mittheilen; aber ich bin Bureaumann, nuchterner Proſaiker, und was ich ſagen will, ſoll lebhafter, feuriger, ſoll wie ein ſegenkundender Orakelſpruch klingen. Meine Ottilie iſt — Braut; Sie wiſſen nun den Stoff, — nun, Poet, Ihren Trinkſpruch!“

Eine zartliche Thrane träufelte über des Hofraths Wange, als Loſung fur viele in den Augen ſeiner Gemahlin. Ottilie erröthete; Anſelm erblaßte bis in's Innerſte. Zitternd, als ob ein Riß ihm alle Nerven zugleich durchkrampfte, erhob er das Glas und ſprach tonlos mit niedergeſchlagenen Augen:

»Nimm einen Brautkranz hin als Morgengabe,
Woran der Blumen jede Glück Dir thaut;
Sei'n ſie entpflückt auch einem fremden Grabe:
Was liegt daran? — ſie ſchmücken doch die Braut!«

Es war einer jener Augenblicke eingetreten, wo Alles, was auch immer geſprochen werden kann, ſelbſt das Unpaſſendſte wirkt, indem Jeder in ſeiner Aufregung nur hört, was er empfindet, nicht, was geſprochen wird, — und ſo verſchlang auch hier das freudig zuſtimmende Herz mit ſeinen Schwingungen den Grabeslaut, der ſich aus Anſelmos Bruſt losgerungen. Man hatte ſich einen herzlichen Segenſpruch erwartet, man war gefaßt, ihn mit lautem Zurufe zu erwiedern, und der laute Zuruf brach hervor, ehe ſich das Ohr noch Rechenſchaft gab, was es vernommen. Eine Pauſe, für Anſelm eine nöthige Friſt, um ſich zu faſſen, trat ein und gönnte der allgemeinen Rührung volles Recht.

»Ja, Freunde,« begann endlich der Hofrath, »ich habe in der Stadt, welche wir beſuchten, an dem Sohne eines alten Freundes den Mann gefunden, welchem ich das Glück meiner lieben Tochter ſicher anvertrauen mag. Es iſt der junge Baron Oldenheim. Sein Herz begegnete dem meiner Tochter, ſo zu ſagen, in dem Momente, wo es den Drang fühlte, ſich auszuſprechen. Es war noch frei, vollkommen frei, —

und es freut mich unendlich, daß der Mann, welchem ich es vermeinte, derſelbe war, dem ſie es über kurz oder lang ſelbſt zugewendet haben würde. Ich betrachte es daher als eine beſondere Gunſt des Himmels, daß er mein Mädchen über den gefährlichſten Scheidepunkt im weiblichen Leben ſo glücklich und ſchmerzlos hinweggeführt hat!«

Alles äußerte den innigſten Antheil; nur Anſelm wußte nicht, wie er den Sturm verbergen ſollte, der ſein Inneres durchtobte. Bald übermannte ihn ein ungeheurer Groll gegen ein Weſen, von welchem er ſich entweder ſchändlich betrogen, oder auf unbegreifliche Weiſe mißverſtanden glaubte; bald, wenn ſein ſcheues Auge zufällig mit Ottiliens treuherzigen, unſchuldigen Blicken zuſammentraf, erfaßte ihn eine ſo unausſprechliche Wehmuth, daß er ſich kaum der Thränen erwehren konnte. Dieſer Kampf kontraſtirender Gefühle löſte ſich zuletzt in jene grelle Ironie auf, welche, vom Höchſten zum Niedrigſten überſpringend, nur ſelbſt ſich verſteht, jedem Andern aber, als bizarre Luſtigkeit, als Reſultat einer ungewöhnlichen Stimmung erſcheint, die man gerade einer ſolchen Urſache zuzuſchreiben pflegt, der ſie am mindeſten verwandt iſt. So erſchien Anſelm plötzlich aufgeweckter, witziger, pikanter, als je. Was Blutstropfen eines verwundeten Herzens waren, galt für Wirkungen des Champagners, und als er endlich gar, nach aufgehobenem Souper, den Deckel vom Klavier riß, und einen tobenden Walzer den Saiten abzwang, da konnte man ſeine gute Laune nicht genug preiſen, und gab ſich mit freudigem Ungeſtüme den wogenden Tönen preis. Alles tanzte, Alles war munter und froh, bis es endlich einer mitleidigen Seele einfiel, Anſelmos ermatteten Fingern eine kleine Raſt zu gönnen und ſie im Spiele abzulöſen.

Anſelm verlor ſich in's Nebenzimmer, welches von einer alabaſternen Schwebelampe matt erleuchtet war, und warf ſich auf ein Sofa, mit höhniſchem Lächeln in das bunte Walzertreiben hinausſtarrend.

Ottilien war ſeine Verſtimmung, oder vielmehr ſeine ſeltſame Stimmung nicht entgangen. Sie ſchlich ihm unbemerkt nach, um ein paar herzliche Worte mit ihm zu wechſeln. Sie fand ihn, die Stirne auf die Lehne des Kanapee's gepreßt, als ob er ſchliefe.

„Durchaus kein Tänzchen mit der Braut?“ fragte Ottilie, den Träumer aus ſeiner Betäubung weckend.

„Ottilie!“ rief er, ungeſtüm aufſpringend, „Sie fordern mich zum Tanze auf? Mein Gott! bin ich denn würdig, mit einer Braut zu wälzen, mich einzudrängen in die Duft- und Glanzatmoſphäre glücklicher Liebe, ich düſterer, herz- und hirnloſer Pedant?“

„Um des Himmelswillen! was ficht ſie an? Doch nein,“ fuhr das Mädchen lächelnd fort, „das ſind nur Poetenlaunen. — Wenn irgend ein Mann berechtiget iſt, ſich einer Braut zu nähern, ſo ſind es vor Allen Sie, der das Weſen der Liebe ſo ganz erfaßt hat! Was ich undeutlich ſeit Langem ahnte, was ich jetzt klar empfinde, dafür haben Sie Wort und Klang. Ihre Kunſt leiht dem flüchtigen Gefühle Dauer, Sie wiſſen das Geiſtige, Körperloſe in Form und Geſtalt zu bannen. Ja, ſtaunen Sie nur, lieber Anſelm, aber ich muß es Ihnen geſtehen, Ihr Büchlein, welches Sie mir zum Andenken mitgaben, war für mich, was ein ſonniger Oktobertag für die halbreife Traube iſt. Es hat mir ein Jahr des Lebens, ein Jahr der Liebe antizipirt. Ihr Büchlein erklärte mir die Hieroglyphenſchrift meiner Sehnſucht. Ihr Büchlein ſagte mir, daß die Neigung, die ich für meinen lieben Heinrich beim erſten Anblick empfand, — Liebe ſei. Ich hatte vielleicht mehr als Monden mit mir ſelbſt gekämpft, mich ſelbſt getäuſcht, mich gequält und gefoltert: — Ihr Büchlein machte mir mein Inneres klar und lehrte mich, was ich wollte. Sie konnten mir kein beſſeres Angedenken mit in die Welt hinausgeben. Meine ganze, wie ich hoffen darf, glückliche Zukunft iſt Ihr Werk!«

»Alſo mein Werk?« ſprach Anſelm halb für ſich. »Meine Poeſie,« wendete er ſich zu dem Mädchen, »die Gelegenheitsmacherin Ihrer Liebe?« Und er lachte ſo laut, daß Ottilie an ihm ganz irre wurde.

»Was gibt es da zu lachen?« forſchte ſie. »Ich wiederhole es Ihnen, Ihre ſchönen, wahren, innigen Lieder haben den größten Antheil an meinem Glücke; ich dank' Ihnen dafür aus vollſter Seele, und wünſche nichts ſehnlicher, als daß der Gegenſtand, der Ihnen dieſe Gefühle einflößte, Sie im Leben ſo glücklich mache, als er Sie in der Kunſt unnachahmlich gemacht hat. Wenn mich mein Heinrich ſo nahe, ſo innig liebt, als Sie das Mädchen, das Ihre Muſe war, dann bleibt mir nichts zu wünſchen übrig. Sie waren, bei Gott! ein treuer Lehrmeiſter; meine Bildung, die Läuterung meiner Anſichten und Gefühle, meine Liebe, die Blüthe meines Daſeins dank' ich Ihnen!«

»Kommen Sie, kommen Sie, ſchöne Braut!« rief Anſelm, von der beißendſten Ironie geſtachelt, »wir wollen walzen! — Ich bin ſtolz auf ihr Lob, — ich bin ein Genie ohne Gleichen, — ich habe eine Ottilie lieben gelehrt! — Ha, ha, ha! — Laſſen Sie uns walzen! denken Sie, daß Sie der Gegenſtand ſeien, der mich be[illegible]erte, — ich will mir denken, daß ich der gute, liebe, treue, ſchöne Heinrich bin, dem ich durch meine Verſe eine ſo gute, liebe, ſchöne, treue Braut gewann!“

Ehe Ottilie noch Alles faſſen konnte, was er im tollen Gewirre durch einander ſprudelte, hatte er ſie hieneingezogen in den brauſenden Wirbel und flog mit ihr den freudebelebten Saal entlang. Und als das Klavier verſtummte, und ſie ihren eben ſo trefflichen als ungeſtümen Tänzer wieder aufſuchte, um über ſein ſeltſames Benehmen in's Klare zu kommen, war er ohne Gruß und Abſchiedswort verſchwunden.

„Ironie des Lebens! Hohn der Kunſt!“ rief er zu Hauſe, noch lange nach Mitternacht die Stube in weiten Schritten durchmeſſend. „Ich Narr, ich Einfaltspinſel! da legt' ich mein ganzes Leben, meine ganze Seele in meine Lieder, und wähnte damit ein Herz zu gewinnen, das mir ſo warm ſchlüge, als ihm das meinige! — Pfui! Du eitler Geck! Recht, Recht geſchah Dir, warum warſt Du ſo eitel, ſo eingebildet! Du haſt ihn verdient, dieſen bitteren, zermalmenden Hohn, dieſe vernichtende Demüthigung!“

Was Du geſungen haſt in ſel'gen Stunden,
Geſungen haſt Du's für ein fremdes Herz,
Und fremde Wonne ſproßt' aus Deinen Wunden,
Und fremdes Glück entblühte Deinem Schmerz!

Auslachen wird Dich ihr guter Heinrich, und auslachen wird Dich die gute Ottilie, — die Schülerin den Lehrer auslachen! Doch hören ſollſt Du es nicht! — ſehen nicht, wie ſie am Arme des Glücklichen dahin wandelt, der die Frucht pflückt, die am Sonnenſtrahle Deiner Kunſt gereift iſt!"

Nach vierzehn Tagen, während welcher ſich Anſelm für verreiſt ausgab, kam eine Einladung zu Ottilien's Vermählungsfeier. Er raſ'te, ſtürzte hinaus in die Felſenthäler am Fuße des Schneeberges, tobte ſeinen Groll hinab in die brauſenden Fluthen der Pieſting, blickte am Tage, wo er Ottilien für ewig verlieren ſollte, vom Kaiſerſtein wehmüthig hinüber auf den Stephansthurm, und wunderte ſich, daß die alte, von Kugel- und Wetterſturm gekrümmte Spitze nicht einbrach, als unter ihr ein Händepaar eingeſegnet wurde, unter deſſen Fingern der Blüthenkranz ſeiner Jugend zerblättert dahinſtob. Erſt, als er überzeugt ſein konnte, daß Ottilie mit dem Zerſtörer ſeines Glückes längſt ſchon abgereiſt ſei, kehrte er zögernd zurück und faßte den ſträflichen Entſchluß, ſein verkümmertes Daſein durch tollen Genuß und wüſtes Hineinſtürmen in's Leben zu kürzen.

### 1.

Tiefe Stille herrſchte, durch die dichtgefüllten Räume des Theaters, nicht jene träge, paſſive Stille der Abſpannung und Theilnahmloſigkeit, welche dem Gähnen vorangeht, ſondern jenes gepreßte, aufmerkſame Schweigen, welches nur eines Wortes, nur einer Wendung bedarf, um loszubrechen in tobenden Beifallsjubel. Und dieſer ſcholl denn auch alsbald von allen Seiten einſtimmig, als kaum die überraſchende Kataſtrophe des Stückes eingetreten war, und vor der maleriſchen Gruppe der Schauſpieler der Vorhang langſam herabrollte. Das Publikum ruhte nicht, bis die Kortine ſich wieder erhob und alle Mitſpielenden dankend ſich verneigten. Allein abermal erneuerte ſich der Sturm, und ſchwoll mächtig an, und ſchien wieder in ſich ſelbſt zu vertoſen, bis er heftiger angeregt, von Neuem losbrach. „Der Dichter! der Dichter!“ war die allgemeine Loſung, und wie auf einen Zauberwink verſtummte das Gebrauſe, als die Bühne ſich wieder aufthat und eine kleine Pauſe, während welcher ſie leer blieb, die Zuſeher in ihrer Erwartung, den gerufenen Meiſter zu erblicken, beſtärkte. Aller Augen waren hingerichtet auf die

Breter, die die Welt bedeuten, und auf welchen ſo eben die rührendſte Apotheoſe der Liebe gefeiert worden war. Endlich erſchien ein Mann, — aber nicht der erwartete, nicht der Dichter, — ſondern der Regiſſeur der Bühne. Er hatte Mühe, ſich bei dem Publikum, welches ſeine getäuſchte Erwartung laut ausſprach, Gehör zu verſchaffen. „Der Verfaſſer,“ begann er, „iſt leider nicht zugegen. Genehmigen Sie, Verehrteſte, unſern Dank in ſeinem Namen, und erlauben Sie uns, als Ueberbringer einer Nachricht vor ihn zu treten, welche er gewiß zu den freudigſten Eindrücken ſeines Lebens zählen wird!“ — Lebhafte Akklamazionen lohnten den Sprecher; es war, als ob Jeder von ihm für den wackeren vaterländiſchen Sänger ſein eigenes Votum abgeſondert mitgeben wollte. Man konnte ſich keines ähnlichen Triumphes auf dieſer Bühne erinnern, zumal da die Provinzſtadt, der ſie angehörte, ſeit Menſchengedenken keinen heimiſchen Poeten zählte, und gewöhnlich nur mit jenen Produkten bekannt gemacht wurde, welche auf den Bühnen der Reſidenz ihre Saiſon ſchon überlebt hatten.

Der Verfaſſer des dramatiſchen Gedichtes, welches ſo ungewöhnlichen Beifall gefunden hatte, war Niemand Anderer, als — Anſelm. Die Leſer dürften ſich wundern, ihm unter ſolchen Umſtänden wieder zu begegnen, da ſie eben in dem

Moment ihn verließen, wo er den Entſchluß faßte, ſeine unglückliche Liebe in den Strudel eines tollen, regelloſen Lebens zu verſenken. Es konnte ihm in der Reſidenz an Mitteln nicht fehlen, dieſen Plan zur Ausführung zu bringen. Lauernd ſchleicht in den geräuſchvollen Gaſſen und in den abgelegenen Gäßchen der Großſtadt die Gelegenheit umher, und flüſtert bald hier zwiſchen ſeidenen Gardinen und bunten Blumengläſern ihr lockendes Sirenenlied, bald winkt ſie dort aus dampfender Schenke, als geübte Werberin mit ſchäumendem Bierkrug und bebilderten Kartenblättern; bald wirft ſie aus kerzenflimmerndem Tanzſaal ihre umſtrickenden Walzernetze aus; bald mahlt ſie mit trügeriſchem Pinſel auf den Hintergrund prunkender Salons, Bilder jenes ſeligen Nichtsthuns, jenes gedankenloſen Hintaumelns, durch welches in der großen Welt die glücklichſten Talente verdumpfen und verflachen: der junge Mann braucht die Gelegenheit nicht zu ſuchen; er darf ſich nur finden laſſen. Barſch muß ſie zurückgewieſen werden, wenn ſie nicht folgen ſoll. Wer ihr den kleinen Finger reicht, hat ihr die ganze Hand verpfändet.

Und Anſelm wollte ihr die Hand verpfänden, wollte ſich mit ſeinem wunden Herzen ganz an ihre Bruſt werfen, wollte ein Gefühl, das ihn irre geleitet, ein Talent, durch welches er ſich genarrt glaubte, ihr preis geben, und eine Individualität, welche zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, von ihrer Hilfe willfährig unterſtützt, planmäßig zerſtören. Aber zum Glück iſt zerſtören oft ſchwerer, als aufbauen. Auch die Natur hat ihren Stolz, und vertheidigt eine Schöpfung, an welche ſie ihr Beſtes mit Vorliebe verſchwendet hat, lange, bis ſie weinend abſieht, und ihr Lieblingswerk verloren gibt.

Anſelm lieferte einen tröſtlichen Beweis dafür. Wie ein Geächteter irrte er in den erſten Tagen nach Ottiliens Abreiſe durch die weite, für ihn verödete Stadt hin. Aengſtlich mied er jede Stelle, die ihn auf irgend eine Weiſe an ſie erinnern konnte; aber eben dieſes Meiden war nichts, als ein fortwährendes Erinnern. „Warum meideſt du das Belvedere?“ flüſterte ihm ein Spottgeiſt zu. — „Weil es ihr Lieblingsplätzchen war.“ — „Warum meideſt du die Kirche dort?“ — „Sonntags ging ſie zur Frühmeſſe hin.“ — „Was hat dir jene Gaſſe gethan?“ — „Dort wohnte ſie.“ — „Warum wagſt du dich nie durch's Kärntnerthor?“ — Durch dieſes Thor zog ſie fort mit deinem Glücke, mit deiner Ruhe.“ — Und ſo dachte er immer, daß er nicht mehr an ſie denken wolle, und dachte ſo immer an ſie, und an nichts, als an ſie. Wie ein

Verbrecher floh er jedes bekannte Geſicht; denn er fürchtete, daß man ihm ſeine Verſtimmung abmerken, ihn um den Grund fragen, ihm eitlen, lächerlichen Troſt aufdringen könnte. „Fort mit euch, ihr Tollhausſerenaden!“ rief er, und warf die noch übrigen Exemplare ſeiner geſammelten Lieder in einen Winkel. „Fort mit euch, ihr Aftergeburten der ohnmächtigſten Muſe! Ich will nichts mehr von euch wiſſen, ſeit ihr ſo ſchändlich Fiasko gemacht. All' ihr Papierſchnitzel und Federproben, fahrt hin in den Käſeladen, damit ſich doch wenigſtens die Milben an euch ergötzen! Zum Henker mit der Poeſie! das Corpus juris ſei meine Hippokrene! Aus dieſer Quelle will ich den Nektar ſchöpfen, der mich für's Leben begeiſtere!“ — In ſolcher Aufregung ſtürzte er fort und gerieth, faſt unwillkührlich, in's Parterre einer Vorſtadtbühne. Er hatte weder geleſen, noch darum gefragt, was man gebe. Der Vorhang ſtieg empor; die erſten Szenen verkündeten eine jener ſinn- und herzloſen Poſſen, wie ſie an der Tagesordnung ſind. „Brav,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „je dümmer, je gemeiner, deſto beſſer! dumm bin ich ohnehin, gemein will ich werden!“ Und er zwang ſich zu lachen, und lachte und klatſchte ſo vorlaut, und ungeberdig, daß Alles um ihn herum ſich ärgerte. — Ein anderes Mal ſtürzte er ſich in den Tabaksqualm einer Schenke, wo lärmendes und ſpielendes Geſindel durch einander ſaß; er miſchte ſich unter das ausgelaſſene Volk, zechte mit, ſpielte mit, gab ſich alle Mühe, zu ſein, wie die Andern, und zu toben, wie ſie, und zu lachen, wie ſie; aber ſie ſaßen wie Masken um ihn und ſpotteten ſeiner, wie eines Cretin, der für ihre Pfiffigkeit und ihren Witz zu blöd iſt, und ſtießen ihn unter Schimpfworten hinaus in die Nacht, daß er da ſtand mit wüſtem Kopfe, vor ſich ſelbſt ſchaudernd, elend und vernichtet. Endlich verſuchte er's mit der großen Welt, die ihm als einem bekehrten Sonderlinge, welchen man ſeit ſeines Vaters Tode ungern vermißt hatte, willig die Arme öffnete. Er beſuchte ihre Geſellſchaften, ihre Konzerte, ihre Bälle, ihre Konverſazionen; — aber er konnte ſich nicht mehr geltend machen, er wurde zurück geſetzt, bekrittelt, fade, langweilig, ungelenk, tölpelhaft geſcholten, — und kehrte jedesmal gedankenleer, mißmuthig, durchſättigt von Ironie und Menſchenhaß in ſeine Stube zurück. Mit dem Betäuben ging es nicht; es war ein ſchwaches Palliativ, gefolgt von immer ärgeren Rückfällen. Die Hand der liebenden Mutter Natur nicht ahnend, die Alles that, um ihren Liebling zu retten, griff er zuletzt auc Noth zur Beſchäftigung. Er warf ſich auf di verlaſſenen Studien und trat in ein Amt. Da fruchtete. Sein ſtrebſamer Geiſt, einer Mühle gleich, die ſich ſelbſt zerſtört, wenn ihr nicht aufgeſchüttet wird, verarbeitete er jeden gebotenen Stoff mit gleicher Unermüdlichkeit. In einem Fache, dem er ſonſt nie hold war, galt er in Kürze für den Meiſter. Sein Chef überhäufte ihn mit Lob und mit Arbeit; er nahm das erſtere gleichgiltig hin und forderte die letztere mit raſtloſer Ausdauer. Doch Arbeit wirkt ſympathiſch, wie Krankheit, welche, während ſie am leidenden Theile haftet, auch einen geſunden mit in Anſpruch nimmt. Je thätiger er in ſeinem Bureau war, um ſo mehr Bedürfniß nach Thätigkeit empfand er auch auswärts. — „Ach, wär es nur ſchon wieder Morgen!“ ſeufzte er an manchem ewigen Winterabend, wenn er um Beſchäftigung verlegen vor ſeinem Pulte ſtand. Wohl zehn Bücher langte er heraus aus ſeinem Schranke, blätterte darin, las hier und dort, und las abermal und oft zum dritten Mal, ohne zu wiſſen, was er geleſen hatte. Es war, als ob er das rechte Buch nicht finden konnte. Wieviel hätte er darum gegeben, einen Freund zu wiſſen, mit welchem ſich ein lebhafter Briefwechſel unterhalten ließe; aber der einzige Freund, von welchem er ſich ganz verſtanden glaubte, ſein lieber Seraphin, war für ihn ſo viel als geſtorben. „Gewiß geht es ihm recht gut,“ tröſtete er ſich.

„Nur der Glückliche iſt ſich ſelbſt genug! Ihm blieb die Kunſt treuer als mir; möge nie Liebe ſolch' eine aushältige Freundin ihm verführen!“ — Umſonſt nach Beſchäftigung ſich ſehnend, fühlte er, daß er ohne ſie nicht leben könne. Unwillkührlich griff er zur Feder und kritzelte phantaſtiſche Fratzengeſichter auf's Papier, und füllte die leeren Zwiſchenräume mit improviſirten Sentenzen und Reimen aus. Aus den Sentenzen wurden Aphorismen, aus den Reimen Strophen. Ehe er noch daran dachte, was er wollte, ſtand einmal ein Gedicht vor ihm, der Schmerzensſchrei eines verwundeten Herzens, ein Erguß grellenden Unmuthes, ein krankhaftes, wurmſtichiges Produkt, aber doch — ein Gedicht, eine Anmeldung der verſtoßenen Kunſt.

„Lebe, blüh' für den, Ottilie,
Dem ſein guter Stern dich gab!
Leb' und blüh', wie eine Lilie
Ueber einem frühen Grab!“

So lautete die letzte Strophe eines Gedichtes, welches wenigſtens bewies, daß Anſelm ſeinem Schmerze bereits in das Geſicht zu ſehen wagte. — „Warum,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „ſollte die Kunſt, welche den Gegenſtand ihrer glücklichen Liebe zu vergöttern weiß, nicht auch den Gegenſtand ihrer unglücklichen Liebe zu verdammen wiſſen? Ja, — ich will's verſuchen. Kunſt gab mir den Weihrauch für mein Ideal; ſie gebe mir jetzt den Dolch, um mich zu rächen. Ein Ideal der Lüge will ich mir erſchaffen, und dieſem falſchen Götzen will ich opfern, und dieß Ideal ſoll Ottiliens Züge tragen und nach allen Winden will ich die reimbeflügelten Boten meiner Rache hinausſenden, damit die Welt erfahre, an welche Enttäuſchung ſich mein Unglück knüpft.“ — Gedacht, gethan. Sein gährendes Gemüth ſtieß die Hefe des Unmuthes in giftgetränkten Liedern ab. Wahnſinnige Bilder, ironiſche Mißtöne, wildverrenkte Karrikaturen, hypochondriſche Fieberträume, zerriſſene Empfindungen und tollhäusleriſche Hypotheſen ſpuckten in den unreifen Ausgeburten ſeiner erhitzten Phantaſie. Alle Journale und Almanache wurden der Tummelplatz ſeiner ungeberdigen, überſchwänglichen Klagen und Selbſtqualereien. Ganze Spalten gaben ſeine ungenießbaren Tristia und ex Ponto der unangenehm überraſchten Leſewelt preis, welche bisher in dem gemüthlichen Anſelm einen kräftigeren, wärmeren Hölty zu begrüßen gewöhnt war. Endlich fing ſelbſt die geduldige Kritik ihr Näschen zu rümpfen an. „Wir bedauern,“ hieß es, Herrn Anſelm auf einem Irrwege zu erblicken, welcher ihn einem unerfreulichen Ziele entgegen führt. Was ſoll es mit dieſem unverſtandenen, krankhaften Gewimmer, mit dieſem kleinlichen, jämmerlichen Lebenshaß? Entweder iſt ſein Schmerz gemacht oder wahr. Iſt er das erſtere, ſo kann er kein Vorwurf der Poeſie ſein: denn Wahrheit iſt das erſte Prinzip der Kunſt. Iſt er das letztere, ſo müſſen wir bedauern, daß der Dichter trotz ſeines reichen Talentes, nicht hinlängliche Kraft beſitzt, um ſich über das Zufällige zum Standpunkte der Idealität, zur Klarheit einer Weltanſicht zu erheben, welche zwar dem Schmerze, als etwas rein Menſchlichem, ſein Recht läßt, aber zugleich ſtark und geſund genug iſt, um das im Leben Verlorene auf dem Gebiete der Kunſt wieder und unverlierbar zu gewinnen, und zu ſeinem ewigen Eigenthume zu machen. Erhalten, nicht zerſtören; verſchönern, nicht verunſtalten; verſöhnen, nicht entzweien, iſt der Zweck und die Aufgabe der wahren Kunſt. Jeder Schmerz iſt nur zu Eſſig gewordener Nektar. Freilich findet der Alltagsmenſch nur die Säure heraus; des Dichters Vorrecht iſt es, auch aus dem verſäuerten Nektar das himmliſche Arom herauszufinden, und den Prozeß zu vergeſſen, welcher den Göttertrank zum gemeinen Reizmittel herabwürdigte!“

Wenn je eine Kritik heilſam wirkte, ſo war es dieſe; ſie brachte unſern Anſelm zur Beſinnung, ſie gab ihm Veranlaſſung, ſich ſelbſt wieder zu finden. Ein glücklicher Augenblick der

Selbſterkennung war es, in welchem er ſich an die Worte erinnerte, die er in jener Sylveſternacht zu ſeinem Freunde Seraphin geſprochen hatte. „Die Hand der Poeſie, die Hand der Kunſt läßt mich in der lieblichen, reizenden Geſtalt, die mich feſſelt, die vergängliche Hülle einer unvergänglichen Idee erblicken. Die Geliebte ward mir zur Liebe, das Verlierbare zu etwas Unverlierbarem!“ ſo lauteten ſeine Worte. Die Ode der Jugend, die Hymne der Freundſchaft wird im Laufe der Jahre — zur Elegie; warum ſollte die Dithyrambe der Liebe zum Epigramme, zur Satyre werden? Das Bewußtſein, an der Kunſt einen inneren Fond zu beſitzen, welcher hinreichend wäre, die ſchwerſten Verluſte zu decken, erwachte plötzlich in Anſelms Gemüthe mit neuer Kraft. Seine geiſtige Elaſtizität widerſtand dem Drucke, der ihn niederbeugte, und wie ein blauer Riß durch Wetterwolken, ſchimmerte ihm die Hoffnung, das geſtörte Gleichgewicht in ſeinem Innern unter veränderten Verhältniſſen vielleicht doch wieder herſtellen zu können. Die Kunſt half ihm über den gefährlichſten Abgrund glücklich hinweg.

In ſolcher Stimmung traf ihn die Weiſung, ſein bisheriges Amt in der Reſidenz, welches nur in einer vorbereitenden Praxis ohne Entgelt beſtand, mit einem ehrenvollen, einträglichen Poſten in einer Provinzialhauptſtadt zu vertauſchen, wohin er denn ohne Zögern, begleitet von den beſten Wünſchen ſeiner Vorgeſetzten, abging.

Die gänzlich neue Umgebung war für ihn von entſchieden günſtigem Erfolge. Die heitere, freundliche Stadt, das natürlichere vom Konverſazionszwange noch wenig angefochtene Leben, vor Allem aber die herrliche Gegend, deren Zauber unmittelbar vor den Thoren in den reizendſten Landſchaftsbildern abgeſpiegelt lag, wirkten auf ſeine Seele, wie lindernder Balſam. Hier erinnerte ihn nichts an erlittene Verluſte, hier brauchte er keinem Menſchen auszuweichen, kein Haus zu meiden, kein Plätzchen zu fliehen; Alles war ihm fremd, aber Alles zugleich ſo einladend, ſo traulich, ſo wohnſam, ſo geſellig, als ob es ihn aufforderte, nicht länger es ſich fremd ſein zu laſſen. Auch eine Bühne hatte die Stadt, auf deren Bretern eine recht kunſtgewandte, wohleingeübte Geſellſchaft ſowohl im Schauſpiel, als in der Oper manches Erfreuliche leiſtete. Sogar an literariſchen Hilfsquellen war kein Mangel. Ein wohlſoutenirtes Leſekaſino vereinte alle Abende eine namhafte Anzahl gebildeter, empfänglicher Männer, mit welchen ſich manch' vernünftiges Wort über Kunſt und Wiſſenſchaft ſprechen ließ. Angenehme Dienſtverhältniſſe und zweckmäßige

Beſchäftigung erhielten und nährten in ihm die Luſt zu geiſtreicher Erholung außer dem Amte. Die mildthätige Mutter Natur, deren Antlitz er in Wien nur ſelten durch Staubwolken und Nebelqualm, von allerlei Widrigem geſtört und abgezogen, erblicken konnte, ſchloß ihn hier, ſo oft er nur kam, offen und innig, mit ungeſchminkter Jugendlichkeit in ihre Arme. Nicht lange währte es, ſo pochte auch die Muſe wieder an ſeine Stubenthüre und wußte ihn ſo freundlich zu beſchwichtigen, daß er ihr ſchmerzloſer und ruhiger von ſeiner Liebe vorplauderte, und ihre Tröſtung und Ermunterung williger hinnahm.

Was er in der Periode der Gährung und Unentſchiedenheit von der Kunſt erwartet hatte, das leiſtete ſie ihm nun wirklich. Sie drückte ſeiner Liebe den Stempel der Vollendung auf; ſie lehrte ihn, verſagte Wünſche auf die Höhe des Ideals erheben, wo ſie ihm zum Beſitze wurden; er liebte noch wärmer, inniger, reiner als je; nicht die Perſon, nicht Ottilien, ſondern die Idee des Schönen, die ihm in ihrer Geſtalt, in ihren Gefühlen, in tauſend Nuancen und Spiegelungen ihres Innern verkörpert entgegengetreten war. Das Alles war ja Erlebtes, Empfundenes; kein Gott konnte ihm das mehr rauben; es war für ihn da geweſen, es trat wieder klar und leuchtend aus dem Nachtgewölke des Schmerzes hervor und verbreitete ſein Licht über ihn, wie die Sonne nach Wettern doppelt freundlich ſchimmert. So gewann er ſeinen Schmerz lieb, ſo ward er ſtolz darauf, wie der Sieger auf ſeine Narbe, ſo fühlte er ſich zulezt glücklich durch das Bewußtſein, das Göttliche, was ihm die Liebe gebracht, durch die Kunſt zu verklären, — das Menſchliche, womit ſie ihn gekränkt, vergeſſen zu können.

Dieſer Richtung ſeiner Gedanken und Empfindungen verdankte er die Idee, welche er zur Baſis jenes dramatiſchen Gedichtes machte, von deſſen Erfolge der Leſer bereits unterrichtet iſt. Es enthielt ſo zu ſagen, die Biographie ſeiner Liebe, ihr Entſtehen, ihre Kämpfe, ihren Scheintod, ihre Wiedererweckung und Verklärung. Solch' ein geſundes, unmittelbar aus der Menſchenbruſt und dem Menſchenleben gegriffenes, von einer trefflich erfundenen, bühnengerechten Fabel unterſtütztes Werk, mußte in Kürze den Weg über die bedeutendſten Bühnen machen. Leicht könnte ich die Leſer durch eine flüchtige Andeutung der Handlung an das keineswegs vergeſſene, nur auf dem Repertoire ſeltener gewordene Stück erinnern, wenn ich nicht dadurch den einen, und vielleicht mit ihm auch den andern Helden meiner Geſchichte zu verrathen fürchtete.

Anſelm war gerettet; er fühlte ſich glücklich im Leben als geachteter Staatsbürger, glücklich in der Kunſt als geachteter Dichter. Mit vollem Rechte konnte er ausrufen: „Was iſt Liebe ohne Kunſt? Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!“

## 5.

In der Provinz, deren Hauptſtadt unſerm Anſelm ſeit dritthalb Jahren zum Aufenthalt diente, lag, etwa zehn Meilen von dieſer entfernt, ein vielbeſuchter Kurort, an welchem in den Sommermonaten Badegäſte aus allen Theilen der Monarchie zuſammenſtrömten. Schon lange hatte ſich Anſelm vorgenommen, einen Ausflug dahin zu machen, um einen der intereſſanteſten Punkte des Vaterlandes durch eigene Anſchauung kennen zu lernen. Allein theils Geſchäfte, theils ein eigenthümlicher Abſcheu gegen das ſogenannte Badeleben, ließen ihn bisher nicht zur Ausführung ſeines Planes kommen. Zwei zufällige Umſtände bewogen ihn endlich dazu. Für's Erſte hatte er einen Stoff unter der Feder, für welchen am beſten das Treiben in einem größeren Geſundbade als Staffage paßte, welches Treiben er natürlich erſt in der Nähe belauſchen, und einiger Maßen mitmachen mußte, um es mit lebendiger Wahrheit ſchildern zu können; für's

Zweite erhielt er von ſeinem eigenen Amtsvorſteher die Einladung, ihm auf einer kleinen Badereiſe-Geſellſchaft zu leiſten.

Im Kurorte herrſchte das regſamſte Leben. Man merkte, daß die Reſidenz fern liege, deren Einfluß auf die Bäder in ihrer Nähe ſich nicht verkennen läßt. Hier bewegte ſich Alles viel freier, viel ungezwungener, viel gemüthlicher. Der Mittag vereinigte alle Gäſte an der wohlbeſtellten table d'hôte. Nachmittags vertheilten ſie ſich in einzelne Gruppen, mehr nach Aehnlichkeit der Neigungen, als nach Gleichheit der Stände. Da gab es dann gemeinſchaftliche Spaziergänge in der Nähe, weitere Ausflüge zu Fuß oder zu Wagen, Zimmerbeſuche und dergleichen; nur ein kleiner Theil der Geſellſchaft, an welchem eben nicht viel verloren war, zog ſich in das Spielhaus zurück, und bildete am Spieltiſche die Schattenſeite des heiteren Lebensgemähldes. Oft geſchah es, daß Leute, welche mit einander angelangt waren, ſich während der Kurzeit trennten, und zu verſchiedenen Fahnen ſchwuren, um nach Verlauf derſelben eben ſo freundſchaftlich wieder in einer Kaleſche abzufahren. Auch Anſelms Chef hatte ſich gleich beim erſten Brunnenbeſuche mit einigen älteren Geſchäftsmännern zuſammen gefunden, mit welchen er ſich unter Tags über Gegenſtände aus ſeiner Sphäre unterhielt, Abends ſein ehrſames Whiſt machte. Um ſo weniger brauchte ſich Anſelm Zwang anzuthun. Auch er hatte ſchon ſeinen Mann herausgefunden, nämlich ſeinen Nachbar an der Tafel (der Aufwärter nannte ihn Baron), welcher, wie er ſelbſt ſagte, ſeiner Frau und ſeiner Schweſter vorausgeeilt war, die auf dem benachbarten Gute ſeiner Großtante zurückgeblieben und erſt in einigen Tagen nachzukommen beſtimmt waren. Berührungspunkte waren bald gefunden; der Baron, ein Mann von angenehmen Aeußerem, nahe an dreißig, ſchien feine Bildung und gründliche Kenntniſſe zu beſitzen. Ein Abendſpaziergang, welcher von einem Gewitter unterbrochen wurde, brachte die Beiden einander näher, als es in der Reſidenz durch zwanzig Etikettebeſuche zu geſchehen pflegt.

„Wollen Sie mir nicht auf meinem Zimmer die Ehre geben?“ ſprach er zu Anſelm, als ſie eben noch vor dem Losbrechen des Regenguſſes am Fremdenhauſe angelangt waren. Anſelm nahm die Einladung freundlich an.

„Machen Sie es indeß ſich bequem,“ fuhr er fort, als ſie in's Zimmer traten. „Mein Diener hat mich wahrſcheinlich nicht ſo früh zurück erwartet; er kann aber nicht fern ſein. Sie verzeihen wohl!“

Er ging. Im Zimmer ſtanden noch einige Koffer umher; auf dem Tiſche vor dem Kanapee lagen Bücher ordnungslos durcheinander, wie ſie eben ausgepackt waren. Anſelm warf einen Blick hin und bemerkte mehrere Werke über Mahlerkunſt und Muſik, einige deutſche Klaſſiker, neuere belletriſtiſche Schriften renommirter Verfaſſer, und darunter auch, zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung, ein kleines, nettes Oktavbändchen — ſeine eigenen Lieder, die Lieder, zu denen ihn Ottilie begeiſtert hatte, die Lieder, die zu Brautwerbern für einen Andern geworden waren. Er ſah das Bändchen ſeit drei Jahren zum erſten Male wieder; wie ein elektriſcher Schlag zuckte es durch ſeine Nerven, ein buntes Gewirre von Bildern und Erinnerungen tauchte vor ihm auf und wollte eben auf ſeine Seele losſtürmen, als des Barons Stimme den vollen Spuck verſcheuchte.

„Schon gefunden!“ ſprach er, den vertieften Anſelm am Arme faſſend. „Bring’ Licht, Louis, — ſchließe die Balken und ſorge für unſern Gaumen, den uns die Eile vor dem Gewitter ziemlich trocken gemacht hat.“

Der Bediente brachte das Befohlene, und ſervirte kalte Erfriſchungen und ein paar Flaſchen Rheinwein. Das Geſpräch war bald angeknüpft und gedieh zu erfreulicher Lebhaftigkeit. Der Baron erzählte von ſeinen Reiſen, namentlich von einem Ausfluge durch Deutſchland, von welchem er vor nicht gar langer Zeit zurückgekehrt war, von ſeiner Neigung zur Oekonomie, der er ſich jetzt faſt ausſchließend zuwende, und von ſeiner früheren Liebhaberei für die ſogenannten ſchönen Künſte, die ihn mit vielen achtungswerthen Künſtlern und Kunſtfreunden in Berührung gebracht habe.

„Ich bin dieſem Zweige der Bildung keineswegs abhold geworden," erwiederte er auf eine hingeworfene Frage Anſelms, welche dieſe Vermuthung auszuſprechen ſchien. „Ich achte Kunſt und Künſtler nach, wie vor; nur habe ich ihren Produkzionen eine andere Stellung angewieſen. Vor wenigen Jahren, als ich noch unverheirathet war und jeder Laune frei und ungebunden folgen konnte, da gaukelte ich gerne, wie ein nimmerſatter Falter, auf den Blüthen und Blumen der Poeſie, der Muſik, der Malerei umher. Nun bin ich zwar nicht alt, aber doch älter, als damals; bin Gatte, ſeit einem Jahre Vater, mithin durch zwei feſte, wenn gleich goldene Ketten an das praktiſche Leben gebunden. In Staatsdienſten ſteh' ich nicht; ich muß mir alſo meine materielle Beſchäftigung ſelbſt geben. Nur dem ſelbſtſchaffenden Talente mag die Kunſt Erſatz für Alles ſein; nicht ſo dem bloß Genießenden. Deßhalb warf ich mich auf die Oekonomie; ſie kommt dem eigentlichen Geſchäftslehen am nächſten. Ich bin Verwalter, Rentmeiſter, Kaſſner auf meinen Gütern, arbeite, als wenn ich dafür bezahlt wäre, — und erhole mich in freien Stunden bei einem gediegenen Buche, in freien Wochen auf einer Erholungsreiſe durch ſchöne Gegenden oder volkbelebte Städte, in welchen ich mir dann gleichſam ein Reſumé deſſen ſammle, was auf dem Gebiete der Kunſt ſeit meiner letzten Reiſe geleiſtet und gefördert worden iſt.“

Dieſe Aeußerung veranlaßte Anſelm zu bemerken, daß eben die Unmöglichkeit, in ſeiner Stellung ſolche Flüge in die Welt hinaus zu thun, das Einzige ſei, was ihm bisweilen den Aufenthalt in der Provinz verleide. Er ſpielte auf ſeine Neigung zur Poeſie an, ohne ſich übrigens als Verfaſſer des verhängnißvollen Büchleins zu verrathen, welches noch immer vor ihm auf dem Tiſche lag; er ſprach von ſeinem Aufenthalte in Wien, von ſeinem Umgange mit allen jüngeren Künſtlern der Reſidenz, von ſeiner Empfänglichkeit für Schöpfungen der Mahlerkunſt, und zuletzt von ſeiner Jugendfreundſchaft mit dem talentvollen Maler Seraphin, welchen er leider ſeit einer Reihe von Jahren ganz aus den Augen verloren habe.

„Seraphin?“ wiederholte der Baron lebhaft. „Landſchaftsmaler? Nicht wahr?“

„Landſchaftsmaler!“ beſtätigte **Anſelm**, herzlich froh, ein Ohr gefunden zu haben, dem der liebe Name bekannt klänge. „Er iſt mein älteſter, liebſter Freund. Ein vielverſprechender Künſtler, voll richtiger Auffaſſungsgabe, voll Energie, voll Wahrheit. Die Symbolik der Natur iſt ſein Element. Eben als ich eines Freundes am nöthigſten bedurfte, folgte er dem Aufruf eines Kunſtgönners, der nach Italien reiſ'te, korreſpondirte eine Zeitlang mit mir, verſtummte dann plötzlich, und — wo er nun weilt, und wie es ihm geht, mag der liebe Gott wiſſen!“

„Wo er jetzt weilt und wie es ihm jetzt geht, kann ich Ihnen nicht ſagen. Aber vor etwa ſechs Monden traf ich einen Landſchaftsmaler dieſes Namens in einer Stadt Süddeutſchlands. Ein wohlgefärbter, blonder Mann, beiläufig in Ihrer Größe, eben ſo alt oder wenig älter; bilderreich in ſeinem Geſpräche, lebhaft in ſeinen Bewegungen.“

„Sie beſchreiben ihn, wie er leibt und lebt! — Wie geht es ihm? Was treibt er, was leiſtet er? O ſprechen Sie, ſprechen Sie, Herr Baron!“

„Er befindet ſich wohl; zehrt aber nur mehr von dem Namen, den er ſich früher erworben hat. Jetzt thut er nichts mehr für ſeine Kunſt; er hat ſich überlebt, wie es ſcheint!“

„Ueberlebt? ein Mann in ſeinen Jahren? — Der arme Seraphin! — Gerieth er denn auf Abwege, auf welchen er ſein Talent einbüßte?“

„Nennen Sie ihn nicht arm; er iſt reich, überreich, aber für die Kunſt ſcheint er verloren. Er liefert wieder einen Beweis für die Wahrheit des Erfahrungsſatzes, daß es, wenn ein Künſtler heirathet, mit ſeiner Kunſt gewöhnlich vorüber iſt. Verehelicht mit einer braven Bürgerstochter aus der Stadt, in welcher ich ihn fand, lebt er, wie es heißt, einzig und allein für Frau und Kind, verdient ſich viel Geld mit Unterricht im Zeichnen, ſorgt für ſein Haus, wie es ein braver Hausvater ſoll, und denkt dabei an die Zeit, wo er für den Ruhm arbeitete, wie an eine ferne fabelhafte Vergangenheit zurück. Die Liebe hat ihn glücklich gemacht, aber ſie iſt das Grab ſeiner Kunſt geworden!“

„Sonderbar!“ bemerkte Anſelm. „Was er ſich Alles von der Liebe verſprach! er hoffte, ſie würde ſeiner Kunſt die Weihe ertheilen. Kunſt ohne Liebe iſt ein Räthſel ohne Löſung! pflegte er zu ſagen. Es ſcheint nun einmal Naturgeſetz, daß eine die andere ablöſen, eine für die andere vertröſten ſoll; denn wie es nicht zwei Sonnen am Himmel geben kann, ſo kann auch das Herz nicht zwei Richtungen zugleich verfolgen, deren jede für ſich es völlig und ganz in Anſpruch nimmt.“

Nicht nur den Namen der Stadt, in welcher ſich Seraphin aufhielt, erbat ſich Anſelm von dem Baron, ſondern auch noch manches Detail über deſſen häusliche Verhältniſſe, in ſo weit ſie dieſem bekannt waren, und über Alles, was er von ihm gehört und geſehen hatte. Bis ſpät in die Nacht ſaß er mit ſeinem liebenswürdigen Gaſtfreunde zuſammen, leerte manchen dunkelgrünen Römer mit goldighellem Rheinweine, träumte ſich lebhaft zurück in frühere Zeiten und mußte ſich vielen Zwang anthun, um nicht von Erinnerungen aller Art beſtürmt, ja ſelbſt von einer Art Eitelkeit geſpornt, an ſeiner Liebe und an ſeinem Dichtertalente zum Verräther zu werden. Mit Freuden nahm er die Einladung des Barons an, wenn die Gattin und Schweſter desſelben ankämen, ſich ihnen vorſtellen zu laſſen und während der Kurzeit ſich an ihren Kreis anzuſchließen.

Zurückgekehrt auf ſein Zimmer, ſetzte er ſich, ſo nah an Mitternacht es auch ſchon war, ohne Zaudern nieder und ſchrieb an ſeinen lieben, wiedergefundenen Seraphin einen Brief voll zärtlicher Vorwürfe, voll freundſchaftlicher Verſicherungen und voll treuherziger Geſtändniſſe. Auch der bewußten Sylveſternacht und des alten

Felix wurde nicht vergeſſen, noch weniger aber der verabredeten Beſtellung nach zehnjähriger Friſt, welche nun ſchon unter mannigfachen Kämpfen und Erlebniſſen, faſt zur Hälfte verronnen war.

Als Anſelm den Brief ſiegelte, graute ſchon der Morgen, und im Gezweige der ſchlanken Pappeln vor ſeinem Fenſter zwitſcherten die Sperlinge. Er warf ſich angekleidet auf das Sofa hin; aber nur ein flüchtiger Schlummer, kein feſter Schlaf, ſenkte ſich auf ſeine Wimpern. Bald wurde es unten von dem Brunnentempel laut, und als Anſelm hinabkam, und ſeinen Chef fragte, wie er geruht habe, erwiederte ihm dieſer lächelnd mit einem forſchenden Blicke, „Beſſer als Sie, wie es ſcheint; denn Sie ſehen allzu geſtrig aus!“

## 6.

Zwei Tage nach jenem Geſpräche hatte Anſelm eine ſeltſame Begegnung. Er ſaß am frühen Morgen unter der großen Linde, welche unfern der Einfahrt zu den Fremdenwohnungen einen kleinen Hügel beſchattet, und las. Da rollte die Straße entlang eine Reiſekaleſche, wahrſcheinlich neue Kurgäſte, welche geſtern das Ziel ihrer Reiſe nicht mehr erreichen konnten und in [illegible] nächſten, kaum zwei Stunden entlegenen

Stadtchen übernachtet hatten. Im Wagen ſaßen zwei Damen und eine Magd mit einem Kinde. Gerade in der Wendung am Fuße des Hügels, auf dem die Linde ſtand, kam ihnen ein Wagen aus dem Kurorte raſch entgegen, der ſie auszubeugen und ein wenig zu halten zwang. Die eine der Damen bog ſich ängſtlich heraus, um zu ſehen, was es gabe. Dadurch wurde Anſelm aufmerkſam. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch die Seele. Die Zuge der Frau waren ihm bekannt, ach! nur allzu bekannt. Er hätte darauf geſchworen, es ſei Ottilie. Wahrend er zweifelte; was er thun, ob er hinab eilen und ſich Ueberzeugung verſchaffen, oder bleiben und die Erſcheinung fur ein fluchtiges Bild der Erinnerung halten ſolle, war der Wagen mit den Damen vorbeigerollt und hinter dem Spalier des Parkes verſchwunden.

Die ſonderbarſten Ahnungen kreuzten ſich in Anſelms Kopfe. Der Gedanke, daß es nicht außer dem Bereiche lage, Ottilien wirklich hier zu begegnen, verſetzte ihn in die lebhafteſte Bewegung. Bald uberkam es ihn wie eine tiefe Sehnſucht, bald wie ein leiſer Groll, bald wie kindiſche Scham. So verſchieden dieſe Empfindungen waren, ſo vereinigten ſich doch alle zu jener ungeduldigen Spannung, welche die unmittelbare Folge jeder Ungewißheit iſt. „Wenn ich nur uberzeugt ware, das ſie es iſt," dachte er ſich,“ ſo wollte ich ja wohl die Art und Weiſe herausfinden, wie ich ihr begegnen ſoll. Mein Gott! und wenn ſie es wirklich iſt, — wirklich Ottilie, wie ſoll ich ihren Blick ertragen, wie all' die Geiſter bannen, welche der erſte Laut aus ihrem Munde emporbeſchworen wird aus den Tiefen, worin ich ſie nach ſo vielen Kämpfen endlich eingeſargt hatte? — Bleibe Mann, Anſelm, — bleibe Dichter! — Sie weiß ja nicht, was ſie Dir war, was ſie Dir iſt, ſo wenig als es die Blume weiß, daß ſie mich begeiſtert, daß ich ſie beſinge. Freue Dich ihrer, wie der Blume; laß ſie Dir ſein, was ſie darf; danke ihr im Stillen dafür, daß ſie Dir unbewußt ein Reich aufſchloß, in welchem ſie Dein unvergänglich Eigenthum geworden, wenn ſie gleich hienieden im Leben auf ewig Dir entfremdet bleibt!“

Mit Ungeſtüm erwartete Anſelm den Glockenſchlag, welcher zur table d'hôte rief; mit [illegible] trat er in den Speiſeſaal; aber keine jener Damen erſchien, vielmehr fehlte ſogar einer der bisherigen Gäſte, ſein Tiſchnachbar, der Baron. — „Seine Frau Gemahlin und die junge Baroneſſe ſind angekommen,“ entgegnete der Aufwärter auf Anſelms Frage. „Er ſpeiſt heute auf ſeinem Zimmer.“

„Wie heißt denn der Herr?“ forſchte Anſelm nicht ohne bange Ahnung.

„Baron **Oldenheim**!“ erwiederte der Gefragte und eilte mit der Schüſſel zum Nachbar.

Nun war das Rathſel gelöſt. Der gebildete liebenswürdige Mann, zu welchem ſich **Anſelm** im erſten Augenblicke hingezogen fuhlte, war alſo Niemand Anderer, als der Gatte — ſeiner geliebten **Ottilie**. So raſch dieſer Aufſchluß war, ſo traf er doch keinen ganz Unvorbereiteten; das hatte ja **Anſelm** eben geahnt. „Sie wählte wenigſtens keinen Unwurdigen!“ war ſein erſter Gedanke. „Sie iſt glucklich! Was will ich mehr! Kann es ein tröſtlicheres Bewußtſein geben, als ein Weſen, welches man liebt, glucklich zu wiſſen?“ Zu dieſem Gedanken geſellten ſich bald andere, eben ſo tröſtliche. „Du fandeſt Dich ſo ſchnell mit dem Baron zuſammen; ein Zeichen von Aehnlichkeit des Charakters. Was ſie an ihm liebt, würde ſie auch an Dir geliebt haben, wenn Du im Moment ihres Herzensaufſchluſſes ihr zuerſt begegnet wareſt. Oder vielleicht fuhlteſt Du Dich gerade deßhalb zu dem Baron ſo gewaltig hingezogen, weil er ſie liebt, und was in ihm Dich anſpricht, iſt der Abglanz ihres Herzens. Wunderbare Magie der Seelen! — Und als Mutter ſoll ich ſie wieder ſehen, ſoll ihr Kind lieben, weil ſie es liebt! Wie mild doch der Himmel im Verſagen iſt! Weil er mir das eine Weſen nicht laſſen konnte, in welchem ſich alle Strahlen meines Gefühles konzentrirten, führt er mir drei Weſen entgegen, deren jedes Anſpruch auf meine Neigung hat, und ſänftiget die Lichtmaſſe meines Innern, indem er ſie in drei Strahlen zertheilend ableitet! — Bisher ſtand ſie in den Viſionen meiner Phantaſie allein vor mir, jetzt tritt ein Freund an ihre Seite, jetzt ſchmiegt ſich ein Säugling an ihre Bruſt, und der Kreis der Ideen, in welchem ſie mir auf den Ruf der Muſe erſchien, dehnt ſich weiter und weiter aus, und verſchwimmt in eine Fernſicht voll Bildern und Gruppen, welche mir bisher gänzlich fremd geblieben waren. Was iſt Liebe ohne Kunſt!“

Solche Gedanken zogen vor Anſelms innerem Auge vorüber, welche zwar recht poetiſch waren, aber wenig an eine table d'hôte paßten. Ohne viel von den Speiſen berührt, und ohne irgend etwas zur allgemeinen Geſelligkeit beigetragen zu haben, ſtand er auf und eilte ſeinem Lieblingsplätzchen unter der Linde am Hügel zu. Sanft ſchattete der dichtbelaubte Baum, und ein wohlthuendes Lüftchen ſäuſelte durch die Zweige. Anſelm ſchlummerte ein und ſpann im Traume die Gedanken weiter, welche die Kunde von Ottiliens Ankunft angeregt hatte. Als er erwachte, ſtieg eben Louis, des Barons Diener, den Hügel herauf.

„Da ſind ja Euer Gnaden,“ ſprach **Louis**; „überall hab' ich ſchon gefragt und geſucht. Mein Herr läßt Euer Gnaden erſuchen, ihm heute Abends in ſeiner Wohnung die Ehre zu geben. Die Frau Baronin und die Baroneſſe ſind eingetroffen. Je eher Euer Gnaden kommen, deſto angenehmer wird es meinem Herrn ſein!“

„Meine Empfehlung! es ſoll mir ein Vergnügen ſein!“ erwiederte **Anſelm** lebhaft. — „O Menſchen, Menſchen!“ rief er, als **Louis** fort war. „Wer mir das an jenem Abend geſagt hätte, als mich der Hofrath zu einem Toaſt aufforderte! — Wie kindiſch bin ich! Da ſoll ich zuſammentreffen mit dem Zerſtörer meiner ſchönſten Träume, mit einem Weſen, das mich quälte, ſo viel man nur quälen kann, — und freue mich darauf, freue mich wie ein Kind, daß ich zittere und den Augenblick des Wiederſehens nicht erwarten kann! Mein Gott! wie ſich doch der Menſch beſcheiden lernt! Anfangs will er die ganze reiche Göttertafel des Lebens für ſich allein gedeckt, und feindet jeden an, der eben ſo berechtigt, wie er, nach einem Tröpfchen Nektar, nach einem Krümchen Ambroſia langt; — nach wenigen Jahren begnügt er ſich dankbar mit den Broſamen, die von den Schüſſeln glücklicherer Gäſte fallen.

Der Abend kam, und in freudigbanger Haſt eilte Anſelm in die Wohnung des Barons. „Herein!“ ſcholl es, und ſchauernd vom Wirbel bis zur Zehe trat er in's Zimmer.

„Es freut mich unendlich!“ bewillkommte ihn der Baron, der noch allein war. „Meine Frauen ſind noch mit meinem kleinen Heinrich beſchäftigt, der eben erſt aufwachte. Sie müſſen den Herzensjungen doch auch kennen lernen!“

Anſelm war verlegen, und mußte ſich Zwang anthun, die Fragen des Barons, die ſich auf Alltägliches bezogen, zu beantworten. Er wußte nicht, ob er der nahen Erkennungsſzene vorgreifen und ihm entdecken ſolle, daß er ſeine Gemahlin bereits kenne, oder ob es beſſer wäre, das Ganze dem günſtigen Augenblicke zu überlaſſen. Während er in den Pauſen des Geſpräches überlegte und zweifelte, ging die Nebenthüre auf, und herein trat Ottilie, ihr Kind auf dem Arme; ein ſchlankes, dunkelgelocktes Mädchen, des Barons Schweſter, folgte ihr.

„Meine Frau ſammt Anhang,“ begann der Baron; „meine Schweſter Sophie! — der Herr, von dem ich Euch ſchon erzählt habe.“

„Darf ich meinen Augen trauen?“ rief Ottilie aus, als ſie Anſelms Züge erkannte. „Sind Sie es wirklich? oder iſt es nur eine täuſchende Aehnlichkeit.“

„Mein Name iſt Anſelm!“ ſprach er mit zitternder Stimme. „Ich hatte in früherer Zeit oft das Glück!“ —

„Welche Ueberraſchung!“ fuhr die Baronin fort. „Das freut mich vom Herzen! Seien Sie mir tauſend Mal willkommen!“ Man merkte dem Gruße an, daß er aus dem Innerſten der Seele kam. Dabei neigte ſie ſich ſo raſch vorwärts, als ob nur das Kind auf dem Arme ſie hindere, noch eine herzlichere Bewegung zu thun.

Dieſen Empfang hatte Anſelm nicht erwartet. Ottilie begegnete ihm, wie vor Jahren, eben ſo rückhaltslos, eben ſo kindlich. Er konnte nicht zurückſtehen, trotz Allem, was indeß an ſeiner Seele vorübergegangen war. Sein Gefühl kaum bezwingend, ergriff er lebhaft ihre Hand, dieſelbe Hand, die ſie an jenem verhängnißvollem Abende ſeinen Lippen leiſe entzogen hatte. Er küßte ſie warm, und fühlte eben an dem innigen Drucke, den er empfing und erwiederte, wie ſo ganz als ein Anderer er Ottilien jetzt gegenüber ſtand.

Der Baron war angenehm überraſcht. „Du kennſt alſo unſern Gaſt ſchon von früher her?“ fragte er.

„Noch von Wien!“ war die Antwort. „Es iſt ja Anſelm, mein Lehrer, ein werther Freund unſeres Hauſes, — oder um Dir Alles mit Einem Worte zu ſagen, — dieſes Büchlein hier, das wir überall mitführen, das Dir ſo lieb geworden iſt, hat ihn — zum Verfaſſer.«

»Iſt es möglich?« rief der Baron. »Nun, da bin ich Ihnen ja gar hoch verpflichtet, nicht blos in ſo weit wir es jedem Manne ſind, der uns Schönes und Vollendetes liefert, ſondern ganz eigenthümlich noch als dem edlen Bildner eines Herzens, dem ich mein ganzes Glück verdanke, und — sub rosa geſagt!« —

»Ei, wiederhol' es nicht auch Du!« fiel ihm Ottilie in's Wort, »ſonſt könnt' er allzu eitel werden. Ich hab' es ihm ſchon als Braut geſtanden, daß er für Dich geworben, ehe Du ſelbſt noch um mich warbeſt. Aber, ſo viel ich mich noch erinnere, nahm er es ganz hochmüthig hin!« —

»Ich hielt es für nichts, als ein Kompliment!« verſetzte Anſelm betroffen. »Auch wußt' ich ja damals noch nicht, ob ich, wenn es wahr wäre, etwas Gutes geſtiftet habe.«

»Bei Gott! das haben Sie!« betheuerte Ottilie, indem ſie den Arm um ihren Gatten ſchlang und ihren aufſchreienden Kleinen durch einen Kuß beſchwichtigte. »Erinnern Sie ſich der Stelle aus Schiller, die wir mit einander laſen:

„Höheres bildet
Selber die Kunſt nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn!“

Erſt ſeit einem Jahre verſteh' ich dieſe Stelle ganz. — Sehen Sie, wie er die Aermchen nach Ihnen ausbreitet, der kleine Schelm, als ob er wüßte, daß ſeine Mutter Ihnen Dank ſchuldig iſt! — So — weihen Sie ihn ein mit ihrem Kuſſe, vielleicht theilen Sie ihm dadurch einen Funken Ihres Gefühles für alles Schöne und Erhabene mit! — Ich will den unruhigen Schreier nun zur Ruhe bringen, damit wir unſer Wiederfinden recht ungeſtört feiern können. — O, Sie ſind mir noch manche Aufklärung ſchuldig! Indeſſen begnügen Sie ſich mit der Geſellſchaft meines lieben Heinrich und unſerer guten Sophie, die Sie längſt ſchon liebgewonnen hat!“

Lächelnd hüpfte ſie mit dem Kinde in's Nebenzimmer. Anſelm athmete ſo frei auf, als ob eine Zentnerlaſt von ſeinem Herzen gefallen wäre; jetzt erſt fühlte er ſich von den Nachwehen eines Sturmes, der ihm bald ſeine ganze Seelenruhe gekoſtet hatte, vollkommen geneſen. Mit heiterer Offenheit erwiederte er des Barons Fragen und Anſpielungen, und warf einen aufmerkſamen Blick auf deſſen Schweſter, die er früher kaum bemerkt zu haben ſchien, ſo freundlich und theilnehmend ſie ihn auch beobachtete.

„Ich bin alſo auch ſo glücklich, von Ihnen, Baroneſſe, gekannt zu ſein?“ wendete er ſich an das Mädchen.

„Sie wollen ſagen, — ich ſei ſo glücklich, Sie zu kennen!“ entgegnete Sophie mit ſchüchterner Stimme. „Meine Schwägerin erzählte mir ſo viel von Ihnen, und Alles, was ſie erzählte, war ſo gut und ſo ſchön, und paßte ſo ganz zu dem Bilde, welches ich mir zuſammenſetzte.“

„Dann wünſche ich dem Original,“ antwortete er, die ſchöne, blühende Jungfrau ſchärfer in's Auge faſſend, „daß es Ihrer Phantaſie nicht den Vorwurf allzu großer Schmeichelei aufdringe. — Wir Poeten haben ein ſonderbares Loos! Dichten wir beſſer, als wir ſind, ſo bricht uns die Welt, — ſind wir beſſer, als wir dichten, ſo bricht uns die Kunſt den Stab. Es wäre ein neidenswerthes Glück, beides im gleichen Maße zu vereinen.“

Sophie lauſchte Anſelms Worten mit inniger Theilnahme, und ſah ihn dabei mit ihren großen, dunklen Augen ſo klug und herzlich an, daß er es für ſträflich gehalten hätte, ihre offenen Blicke nicht mit gleich offenen zu erwiedern. — „Sonderbare Aehnlichkeit!“ geſtand er ſich im Stillen. „Ganz daſſelbe in dunkleren Tinten, was die ſechzehnjährige Ottilie als Blondine war. Die nämliche Taille, das gleiche

Oval des zartgefärbten Geſichtchens, gleich edel der Schnitt der Naſe, gleich die Stirne, ja ſogar Stimme und Geberde, und doch zugleich ſo ganz das Ebenbild des Barons, als ob die Natur in ihr ein Vorbild der beiden Perſonen hätte erſchaffen wollen, welche durch Liebe vereinigt zu werden, beſtimmt waren.“ — Schon dieſe Bemerkung würde ihn für das liebliche Mädchen eingenommen haben, wenn ſie ihm auch nicht als Verehrerin ſeines Talentes vorgeführt worden wäre. Es gibt Weſen, in deren Nähe es uns beim erſten Begegnen um das Herz iſt, als ob wir ſie ſchon ewig lange kennten, als ob wir ihnen nie mehr fremd werden ſollten. Sein erſter prüfender Blick ließ ihn die Baroneſſe als ein ſolches Weſen erkennen. Dazu kam noch des Barons ungeheuchelte Freundlichkeit, Ottiliens liebevoller Empfang, — und ſo war es natürlich, daß ſich Anſelm heiterer und heimiſcher, als irgendwo ſeit Jahren, fühlte.

Als Ottilie wieder erſchien, wurde das Geſpräch um ſo lebhafter. Sie erzählte von ihren Eltern, welche in Wien noch recht geſund und zufrieden leben, und ſich oft beklagten, daß Anſelm ihr Haus ohne Veranlaſſung vernachläſſigt habe; der Baron weihte den Gaſt in ſeine Familienverhältniſſe ein. Er war vor kurzer Zeit ſammt ſeiner Schweſter Erbe ſeiner väterlichen

Güter geworden, und verwaltete ſie nun einſtweilen, bis Sophie eine annehmbare Partie fände, gemeinſchaftlich. Auch Anſelm mußte über ſein Leben und Treiben Bericht erſtatten, wobei ihm noch eine kleine Verlegenheit bevorſtand, eine Verlegenheit, welche vor wenigen Monden, vielleicht noch vor wenigen Stunden die größte ſeines Lebens geweſen wäre. Ottilie klopfte nämlich leiſe auf den Strauch und fragte ihn mit faſt kindiſcher Neugierde, was ihm denn begegnet wäre, daß er einige Zeit hindurch gar ſo verzweifelte Liebeslieder gedichtet habe. „Ich fürchtete beinahe ernſtlich für Sie,“ ſetzte ſie hinzu, „denn ſo überſpannt auch Alles klang, was man damals von Ihnen las, ſo klang es doch ſo wahr, daß man es unmöglich für affektirten Schmerz halten konnte.“

„Glaubten Sie das wirklich?“ verſetzte Anſelm mit ironiſchem Lächeln, welches dem letzten Wetterleuchten eines abziehenden Gewitters glich. „Bei Gott! ich mag oft Schlechtes geſchrieben haben, aber Unwahres nie!“

Alſo wurde Ihnen wirklich ſo übel mitgeſpielt?“ forſchte Ottilie theilnehmend. „Nun, da bedauere ich Sie vom Herzen; unglücklich lieben muß wohl eine große Qual ſein, weil glücklich lieben eine ſo große Seligkeit iſt!“

Sophie athmete ſo tief auf, daß es für einen Seufzer gelten konnte. „Sie bedauern mich, Baroneſſe?“ dollmetſchte Anſelm dieſen tiefen Athemzug. „Sehen Sie, es iſt nur ſchon Poeten-Unſtern. Wir ſind wie die Bäume; ohne geritzt zu werden, geben wir keine Spezereien, — oder, einfacher geſagt, wir ſind wie Kerzenlichter, die ſich ſelbſt verzehren, um Andern zu leuchten.“

„Und ich dachte mir, Sie ſeien wie die Sterne am Himmel,“ warf ihm Sophie ſanft lächelnd ein, „welche nächtlich glänzen und leuchten, und ſich doch immer gleich bleiben!“

„Zeigen Sie mir einen Himmel, der mich aufnimmt,“ erwiederte Anſelm raſch, faſt mit Beziehung, wie es ſchien, „und ich will's verſuchen, als Stern daran zu leuchten. — Doch halt! — Das war allzu eitel! — Man hält ſich gar oft in ſeinem Wahne für einen Stern, — und ſiehe da! plötzlich fällt man als lächerliche Sternſchnuppe aus ſeinem Himmel!“

„Nun, bei Ihnen, Anſelm,“ bemerkte Ottilie, „war das wohl nur eine optiſche Täuſchung! Ich denke, Sie haben Ihren Himmel in der Kunſt gefunden, an welchem Sie noch immer als einer unſerer hellſten Sterne glänzen und leuchten. Mögen Sie im Leben recht bald ein Herz finden, deſſen Liebe Ihnen die ſchönſten Träume Ihrer Poeſie verwirklicht.“

„Einem Manne, der wie Sie, Kunſt und Leben ſo harmoniſch zu vereinen weiß,“ fügte der Baron bei, „kann das nicht ſchwer werden.“

„Gewiß nicht!“ rief Sophie darein, und verſtummte plötzlich erröthend, als ob ſie etwas Unziemliches geſagt hätte. Der Baron warf ihr einen forſchenden Blick zu, während ſie Ottilie mit klugem Lächeln beobachtete. Anſelm fühlte ſich durch das ganze Geſpräch ſeltſam bewegt. Aehnliche Momente kehrten im Verlaufe des Abends noch manche wieder. Jedenfalls war es für ihn ein merkwürdiger Abend, ein Abend, welcher eine freud- und leidvolle Periode ſeines Lebens zum befriedigenden Schluſſe führte. — Ob er vielleicht auch den Anfang einer neuen bezeichnete? — Wenn Träume mitunter Ahnungen der Zukunft ſind, ſo möchte Anſelm es nicht mit Unrecht ahnen.

## 7.

Finden und Verlieren iſt Loſung auf Erden. Wenn man immer voraus bedächte, wie ſchwer dem Herzen das Verlieren fällt, man würde ſich hüten, zu finden, geſchweige denn zu ſuchen. So bereute Anſelm faſt, ſeinen Amtsvorſteher auf ſeiner Badereiſe begleitet, ſich an die table d'hôte geſetzt, mit ſeinem Tiſchnachbar irgend ein Wörtchen gewechſelt, vor Allem aber, die Schwelle ſeiner Wohnung betreten zu haben, — denn die Badetour war um, und am nächſten Morgen ſollte er mit ſeinem Chef in die Hauptſtadt und an den Arbeitstiſch zurückkehren. Nicht einmal der letzte Abend ward ihm frei gelaſſen. Sein Chef hatte ihn zu ſich geladen, um ihn zugleich, wie er ſagte, einigen Herrn vom Fache, deren Einfluß ihm einſt nützen konnte, vorzuſtellen. Er mußte daher von dem Baron und ſeiner Familie am hellen Tage Abſchied nehmen. Und was iſt ein Abſchied am hellen Tage gegen ein letztes, trauliches Zuſammenſein beim heimlichen Kerzenflimmer, wenn es außen ruhig geworden iſt und die Sterne neugierig durch die Scheiben äugeln, und der enge, beleuchtete Kreis, in welchem man ſitzt und plaudert, durch's verſchwiegene Dunkel gleichſam abgegrenzt und umfriedet iſt? Da läßt ſich ſo Manches fühlen und ſo Vieles ſagen, wofür das rückſichtsloſe Sonnenlicht zu grell iſt; da gehen Herzen auf und Vorurtheile unter, und die Innigkeit, die duftende Nachtviole, erſchließt ihren Kelch und haucht verſchwenderiſch ihren erquickenden Wohlgeruch. Tiefbetrübt, mit zögerndem Schritte, ſchlich Anſelm nach der Tafel, an welcher er ſeiner nahen Abreiſe nur vorläufig erwähnt hatte, in die Wohnung des Barons, um förmlich Abſchied zu nehmen. Seine Traurigkeit fand zu nicht geringem Befremden nur heitere

Geſichter. Auch Sophie, von der er, ohne ſich eben ſagen zu können, warum, am erſten eine düſtere Miene erwartet hatte, blickte munter drein, und ſah ihn wohl mit herzlichen, aber nichts weniger, als traurigen Augen an. „Das iſt der Fluch des Tages, tröſtete er ſich ſelbſt. „Abends wär' es gewiß anders geweſen!“ — Uebrigens gehörte Anſelm zu jenen Menſchen, welche, trotz aller Mühe, nicht verbergen können, was in ihrem Innern vorgeht. Seine Befremdung entging auch dem Baron nicht; ja, es ſchien, als ob er nur gewartet hatte, bis ſie ſich kund gäbe.

„Verhehlen Sie es nicht, werther Freund,“ begann er, ihm warm die Hand ſchüttelnd, „daß Ihnen wehe geſchieht! Es freut mich innig, an Ihnen ſo ſchnell einen Freund gewonnen zu haben. Sie verlaſſen uns ſchwer, und glauben vielleicht, daß es uns leicht fällt, Sie zu verlieren. Bei Gott! es iſt nicht ſo. Es war eine kleine Neckerei von meiner Frau, es Ihnen bis jetzt zu verſchweigen, daß wir Sie bald wieder zu ſehen hoffen. Das Gut, welches meiner Schweſter aus der väterlichen Erbſchaft zufiel, und welches ich einſtweilen für ſie verwalte, liegt in dieſer Provinz, unfern der Hauptſtadt. Sophie ſelbſt hat es ſeit ihrer Kindheit nicht mehr beſucht, ich habe Manches dort in Ordnung zu bringen, und gedenke nach vollendeter Badetour mit meiner

Familie mein Standquartier für einige Zeit in der Hauptſtadt aufzuſchlagen. Sie liegt dem Gute ſo nahe, daß es wenig Umweg macht; hat, wie ich oft rühmen hörte, geſunde, herrliche Umgebungen, iſt uns Allen noch unbekannt — und gewann für uns ein neues Intereſſe dadurch, daß ſie der Aufenthalt eines ſo wackeren Mannes iſt. Nun können Sie ſich erklären, warum wir Ihren Abſchied ſo leicht nehmen, wir erblicken ja knapp hinter ihm ſchon das Wiederſehen!«

Anſelmos Ueberraſchung ſuchte verlegen nach Worten. Die herzliche Freude Aller, ihren Plan von ihm mit ſolchem innigen Vergnügen aufgenommen zu ſehen, konnte nur von ſeinem eigenen Entzücken überboten werden. Er hatte den Gang zu Oldenheim mit ſchweren Herzen gethan, und kehrte mit leichtem Schritte zurück, um den Abend der Etikette zu opfern. »Wenn es mir,« ſprach er zu ſich ſelbſt, »heute nicht gelingt, liebenswürdig zu ſein, ſo gelingt es mir nie!«

Was er im Scherze ſich ſelbſt prognoſtizirt hatte, traf wirklich ein. Obwohl ſich unter den Herren, denen er vorgeſtellt wurde, einige verknöcherte, milzſüchtige Barone befanden, bei denen Lächeln ein Phänomen iſt, ſo wußte er doch ſelbſt dieſen einen Schimmer von Laune abzugewinnen, und noch am andern Morgen im Reiſewagen begann ſein Chef das Geſpräch mit den Worten: „Junger Freund, ſo aufgeräumt und geſellig, wie geſtern, hab' ich Sie noch nie geſehen. So iſt's recht; das macht mehr Freunde, als alle Verſe der Welt, ſo gut ſie auch klingen mögen!“

Zurückgekehrt in die Hauptſtadt, fand Anſelm, zu ſeiner freudigen Ueberraſchung, bereits Seraphins Antwort auf den Brief, den er ihm vom Kurorte aus, geſchrieben hatte. Haſtig erbrach er ihn; es war noch die nämliche warme, innige, bilderreiche Sprache, das nämliche treue, offene Herz, wie vor mehr als fünf Jahren. Das eben hat Jugendfreundſchaft Göttliches in ſich, daß ſie ewig jung bleibt. Freunde, die man im Mannesalter wirbt, bewahrt man nur durch den Umgang. Selteneres Begegnen oder Trennung, wenn ſie ſolch ein Verhältniß auch nicht ganz auflöſen, benehmen ihm doch die lebhafte Friſche, den ätheriſchen Firniß, welcher Freundſchaft von andern, durch Gewohnheit oder materieles Bedürfniß geknüpften Verbindungen unterſcheidet. Jugendfreundſchaft aber leidet nie eine Unterbrechung, ſie webt ihr Band im Stillen fort, wie auch immer die äußeren Verhältniſſe ſich geſtalten mögen, und Jugendfreunde.

die ſich Jahrzehende lang nicht ſahen, noch ſich ſchrieben, treten einander beim Wiederſehen ſo innig, ſo traulich, ſo ganz und gar nicht fremd gegenüber, als ob ſie ſich erſt den Abend vorher zum letzten Male geſehen hätten. Da bedarf es weiter keiner Entſchuldigungen; man hat ſich wieder, man fühlt, daß Fernſein und Schweigen nichts veränderte, und man genießt dankbar und fröhlich, was die Minute darbietet. Auch Seraphins Schreiben enthielt, fern von allen Formeln und Redensarten, nichts, als eine lebhafte Schilderung deſſen, was ihm ſeit ſeinem Aufenthalte in Italien begegnet war. „Eine Kontrole deines Lebens,“ hieß es unter Anderm in dem Briefe, „fand ich fortwährend in deinen Liedern, die ich allenthalben, ſo weit die Falter der Literatur, Tagesblätter und Almanache, hinausflattern, las und wieder las. Was du mir jüngſt in ſchlichter Proſa geſtanden, hatt' ich längſt ſchon aus Deinen Verſen weg. Ich wußte, daß Du lebſt, liebteſt, litteſt, Dich ſelbſt verlorſt und endlich wieder fandeſt, ſo gut, als ich es jetzt weiß. Von mir wollte ich Dir, ſo lang ich unſtät in der Welt umherzog, nichts ſchreiben, einestheils, weil eben wegen meines Wanderlebens meine Korreſpondenz nur eine einſeitige hätte bleiben können — denn wo hätten mich Deine Antwortbriefe finden ſollen? — dann, weil ich

Dir überhaupt kein Reſultat hätte melden können. Alles war bei mir im Werden, Alles in der Gährung; viel Einzelnes, mitunter Gutes, aber kein Ganzes. Viel für den Ruf, wenig für die Kunſt, und das, weiß ich, liebſt Du nicht. So verging Monat um Monat, und endlich ein Jahr und ſo fort, und zuletzt hatt' ich nicht Herz genug zum Anlaufe. Wenn du feſt ſitzeſt, ſagte ich mir, wenn du ſagen kannſt, das hab' ich errungen, das hab' ich geleiſtet, dann klopfe wieder bei deinem lieben Anſelm an, und wär's auch nicht eher, als in der anberaumten Sylveſternacht, auf die ich ſo oft und oft gedacht hatte, wenigſtens in jeder Sylveſternacht. — Ja, lieber Anſelm, dabei bleibt's. Was Du Dir wegen meiner Kunſt ſagteſt; iſt wahr, Dein neuer Freund, auf deſſen Beſuch ich mich noch wohl entſinne, hat Dich gut berichtet. „Was iſt Kunſt ohne Liebe?“ war mein Wahlſpruch. „Ein Räthſel ohne Löſung, eine Peri, die das Wort nicht finden kann, das ihr den Himmel öffnet.“ Ich habe das Wort gefunden; es heißt: „Antonie!“ Ja, meine Antonie, die Tochter eines begüterten Bürgers dieſer Stadt, hat mir das Räthſel der Kunſt gelöſt. Was ich je geträumt, gehofft und in halbklaren Anſchauungen, in undeutlichen Offenbarungen geahnet habe, in ihrem Weſen, in ihrer Seele und Form, in ihrem inneren und äußeren Leben trat es mir klar, deutlich ausgeprägt entgegen. Jetzt — jetzt — doch wozu das Alles Dir, der Du mir immer voraus warſt, den die Liebe dahin führte, wohin mich die Kunſt geführt. Ja, lieber Anſelm, ich wurde durch meine Antonie ganz glücklich, war es vollkommen, bis vor zwei Monaten, der Tod mir mein Mädchen nahm, das Bild ſeiner Mutter. Wie wehe das thut, Anſelm, wie das hineinwühlt in die Wurzeln der Seele, das begreifſt Du noch nicht; ich wünſchte meinem Todfeinde nicht, daß er es begreifen lerne. Doch ich habe ja meine Antonie noch; ein ſchlummerndes Leben unter ihrem Herzen verſpricht uns zwar nicht Erſatz für unſern Verluſt, doch Troſt. Nur dieſes Bewußtſein hielt mich aufrecht; — mein Schutzgeiſt iſt die Liebe, wie der Deinige die Kunſt war. Doch ja, die Kunſt! — Du wirfſt mir vor, daß ich ſie vernachläſſiget zu haben ſcheine? Nach Außen wohl, nach Innen gewiß nicht. Ich arbeite zwar wenig, größtentheils nur als Lehrer Anderer; aber die bildende Kunſt hat wie die redende ihre Saat- und Erntezeit; bei mir iſt jetzt die erſtere. Ich ſammle, empfinde, lebe. Ich habe mich nicht losgeſagt von der Kunſt, ſie iſt nur identiſch geworden mit meiner Liebe. Das Räthſel meines Lebens iſt gelöſt, und jede Löſung iſt ſcheinbar der Tod des Räthſels.“

Solcher Ideen war das Schreiben voll, Anſelm freute ſich über die Innigkeit und Herzensreinheit ſeines Freundes, wiewohl er ſich ſelbſt geſtehen mußte: „Armer Seraphin, Du wirſt noch manchen Kampf zu kämpfen haben, denn klar biſt Du Dir noch nicht geworden!“ Er ſpielte auch in ſeinem nächſten Schreiben darauf an und bat ihn, recht eifrig dafür zu ſorgen, daß die verabredete Zuſammenkunft am Schluſſe des Dezenniums eine recht erfreuliche ſein möge.

Indeß verfloſſen die Tage für unſern Anſelm ſchneller als je. Im Amte hatten ſich Arbeiten angehäuft, welche gefördert werden mußten; auch literariſche Verbindungen nahmen ſeine Thätigkeit in Anſpruch. Er wollte aufräumen, ſo viel als möglich, um für Oldenheims Beſuch freie Zeit zu ſparen. Mit ungeſtümer Sehnſucht ſah er der Stunde entgegen, wo er die werthe Familie wieder begrüßen ſollte. Wohl hundert Mal im Tage dachte er an ſie, — und ſonderbar! ſo oft er an ſie dachte, trat ihm Sophiens Bild immer zuerſt vor ſeine Seele. Da half kein Läugnen, keine Selbſttäuſchung: — Sophie war ihm beim erſten Begegnen intereſſant geworden; — je länger er nun ihres Anblickes entbehrte, deſto lebhafter fühlte er, welch' tiefen Eindruck ſie auf ſein Herz gemacht habe. — Endlich kam ſie. Jede freie Stunde an den Tagen, welche ſie in der Stadt zubrachte, weihte er dem Umgange mit ihr. Ihr reines, engelgutes Gemüth, ihr klarer Verſtand, ihre natürliche Grazie feſſelten ihn täglich mehr. Er brauchte nicht lange, um ſich ſelbſt klar zu werden; aber durch ſeine erſte unglückſelige Täuſchung gewarnt, hütete er ſich wohl vor jedem Schritte, der ihn zu einer zweiten führen könnte. Vor Allem ſuchte er Ottilien auszuholen und durch ſie den Baron. Beide machten ihm kein Geheimniß daraus, daß ihm Sophie gut ſei. Zweimal war Oldenheims Abreiſe beſtimmt; zweimal wurde ſie verſchoben, und gerne ließ es Sophie ſich gefallen, für die Urſache zu gelten. — „Iſt es wahr,“ ſagte einmal ſein Chef zu ihm, ein Mann, der nicht leicht den Mund aufthat, ohne Gründe zu haben, „iſt es wahr, daß Sie die Baroneſſe Oldenheim heirathen wollen? Eine gute Partie, die Sie aber leider unſerem Gremium entziehen dürfte!“ Anſelm war betroffen; er getraute ſich nicht, als möglich zu denken, was er wünſchte. „Machen Sie nur Ernſt,“ ermunterte ihn Jener. „Die Sache lohnt der Mühe. Man wartet nur, bis Sie ſprechen. Ich weiß es aus guter Quelle; ſonſt würd' ich's nicht ſagen.“ — Dieſe Ermuthigung wirkte. „Er hat Recht!“ ſagte er ſich. „Nur Klarheit; entweder ein beſtimmtes „Ja" oder ein feſtes „Nein." Nur keine Ungewißheit, nur keine Enttäuſchung!"

Sein Entſchluß war gefaßt; aber an wen ſich wenden? An wen anders, als an Ottilien. Das nämliche Weſen, welches ſein Talent geweckt, welches den erſten Tribut desſelben, die Blüthen ſeiner Jugend, unbewußt hingenommen, ſollte nun den ganzen Reichthum der Gefühle, den es einſt mißkennend, von ſich wies, einem andern weiblichen Herzen überantworten. Wahrlich! der Zufall iſt ein großer Diplomat! Wie fein weiß er auszugleichen, wie gerecht zu vergelten! Anſelm erkannte das echt Humoriſtiſche der Situation, und eben das machte ihm vielleicht die Zunge geläufiger.

Der alte Bureaumann hatte Recht gehabt. Anſelm merkte an Allem, daß man nur auf einen Anlaß gewartet hatte. Ottilie verſicherte ihn von Sophiens Liebe; über alles Andere beruhigte ihn der Baron ſelbſt, den Ottilie freudig herbeirief. „Halten Sie mich nicht für kleinlich," ſprach er, als Anſelm auf den Abſtand der Geburt und des Vermögens anſpielte. „Sie ſind Ritter von der Poſe, ein Adelsgeſchlecht, das einen Homer, einen Shakeſpeare, einen Schiller zu ſeinen Ahnen zählt, — und die Muſe wirft Ihnen Apanagen aus, für welche die ganze Welt zu Kaufe ſteht.

Sie können meiner Sophie das Beſte geben, was ein Mann zu bieten hat, ein edles Herz, einen männlichen Charakter, ein reiches Talent. Ich bin überzeugt, unſer ſeliger Vater droben, wird Sophiens Wahl eben ſo freudig ſegnen, wie er — ich fühl' es — meine Wahl geſegnet hat. — Jetzt nur noch eine Frage. Käm' es Ihnen wohl nicht allzuſchwer an, Ihr Amt aufzugeben? Noch auf dem Sterbebette ſprach unſer Vater den Wunſch aus, die Güter, die er uns nach Kräften meliorirt hinterließ, bei der Familie erhalten zu wiſſen. Des Herrn Auge thut Alles. Könnten Sie wohl, Ihrer Frau und und unſerm Vater zu Liebe, ſich entſchließen, mir es nachzumachen und Oekonom zu werden? Ich weiß, das Wort ſchreckt, aber beim Lichte betrachtet, iſt die Oekonomie doch noch poetiſcher, als die Juriſterei, das Muſeum der Natur noch tauſend Mal intereſſanter, als die Regiſtratur einer Verwaltungskammer. Auch iſt Ihre Wirkſamkeit dadurch dem Staate nicht entzogen. Oder wirkt denn der nicht auch für ſein Vaterland, der einen kleinen Fleck deſſelben nach Möglichkeit veredelt? Der, wie Sie, Werke ſchafft, welche die Herzen einer Generazion für's Gute und Schön begeiſtern? Glauben Sie, dieſes Opfer bringen zu können?«

„Für Sophiens Beſitz — jedes! rief Anſelm begeiſtert. — „Wohlan, Schwager, nimm ſie hin!“ — Sophie lag an ſeinem Herzen. Einſt hatte Liebe ihn der Kunſt in die Arme geführt; jetzt gab ihn dieſe ſegnend der Liebe zurück.

Mit Bedauern fand Anſelms Chef ſeine Vorherſage erfüllt; allein er ſah ein, daß es zu ſeinem Glücke diene und entließ ihn mit ehrenden Lobſprüchen und herzlichen Wünſchen. Anſelm reiſte mit Oldenheim nach Wien, wo er ſowohl wieder im Hauſe des Hofrathes, als bei des Barons Verwandten die freundlichſte Aufnahme fand. Noch war ſeit dem Tage, wo er ſeine Sophie zum erſten Mahle ſah, kein volles Halbjahr verfloſſen, als im Hauſe des Hofraths, in dem nämlichen, von der alabaſternen Schwebelampe matt erleuchteten Zimmer, wo er einſt vom Sofa mit höhniſchem Lächeln in's bunte Walzertreiben hinausſtarrte, der Tag beſtimmt wurde, an welchem er durch Sophiens Hand auf ewig beglückt werden ſollte.

Allein „des Lebens ungetrübte Freude iſt keinem Irdiſchen gegönnt.“ So warf denn auch auf Anſelms nahen Jubeltag ein Brief Seraphins, der ihm aus der Provinz nachgeſchickt wurde, einen unwillkommenen Schatten. Mit dem troſtloſen Ausdrucke der innerſten Zerriſſenheit theilte ihm ſein Freund die Trauerbotſchaft mit, daß er eben in dem Augenblicke, wo er den Erſatz für ein verlornes Kind, wo er das ſicherſte Pfand einer frohen Zukunft erwartete, durch den Hohn des Schickſals um ſein ganzes Glück betrogen worden ſei. „Lies den beiliegenden Zettel," ſchrieb Seraphin, „und Du weißt das Entſetzliche, wovor ſich meine Feder ſträubt." Zitternd entfaltete er das ſchwarz geränderte Blatt, es enthielt die gedruckte Anzeige von dem Abſterben der innigſt geliebten Antonie ſeines Freundes. Sie ſtarb, indem ſie das Leben einem Kinde gab, welches ſeiner Mutter in wenigen Stunden nachfolgte. — Die paar Worte, die der Brief noch enthielt, glichen einem wiederholten Schmerzensſchrei, ſie ſchienen mit Blut und Thränen geſchrieben.

Auf Anſelm machte das Schreiben einen tiefen Eindruck. Es war ihm, als hörte er den Jammer ſeines Freundes; er erinnerte ſich an die Größe des Schmerzes über den Verluſt einer Liebe, die er doch nun in ſeinem Wahne beſaß; und maß daran nun mit Schaudern den Schmerz, den der Verluſt einer wirklich innig erwiederten Liebe bringen mag. Nicht ungetrübt konnte er mehr an ſeinen Vermählungstag denken, denn es war ihm, als erhübe ſich das Schickſal rieſengroß aus geſpaltener Erde, und rieſe, höhniſch, grinſend, mit drohendem Finger: „Siehſt Du ihn ſtehen am Abgrunde, der ſein Glück verſchlang? auch Du wandelſt einer ſolchen Kluft durch Blumen zu! — Ergriffen, wie er war, ſetzte er ſich hin, den Brief zu beantworten. Was aber läßt ſich einem Manne, wie Seraphin, in einer ſolchen Lage ſagen? „Dulde; denke, was ohne dein Zuthun kommt, iſt Gottes Schickung, alſo gut, obgleich Du es nicht begreifſt. Halte Dich an Dein beſſeres Selbſt, greife zu dem Höheren, was über dem Schmerze ſteht, wirf Dich in die Arme der Kunſt!“ So lauteten auch Anſelms Troſtworte.

Endlich kam der Tag der Vermählung; ſie fand unter lebhafter Theilnahme Statt. Die Woche darnach reiſte Anſelm mit ſeiner jungen Frau nach dem Gute ab, deſſen Verwaltung er zu übernehmen verſprochen hatte. Zum zweiten Male in ſeinem Leben trat er in eine gänzlich neue Sphäre; allein dießmal an der Hand der Liebe, die Alles lehrt, Alles vergeſſen macht. So vergaß denn auch er nicht nur auf ſeine ganze Vergangenheit, ſondern ſogar — auf die Muſe. Selbſt ſein unglücklicher Freund Seraphin beſchäftigte ihn mehr in Träumen der Nacht, als im bewegten Treiben des Tages, wo es ſo viel zu ſchaffen, zu ordnen, und wohl auch zu tändeln und zu küſſen gab. Der Sommer war ausſchließend dem Landleben gewidmet. Der Winter wurde in Wien zugebracht, mehr um in Allem, was Leben und Kunſt das Jahr über Neues und Intereſſantes gebracht, auf dem Niveau erhalten zu bleiben, als rauſchender Vergnügungen wegen, wie ſie die Großſtadt bietet. Bei einer ſolchen Gelegenheit war es, wo Anſelm zum erſten Male wieder, nach langer Zeit, etwas von ſeinem Seraphin erfuhr, oder vielmehr las. Ein Kunſtblatt, die Beilage eines renommirten Journals, enthielt nämlich eine ausführliche Kritik über einen Kupferſtich, welcher Seraphin's neueſtem Gemälde nachgebildet war, und einige Notizen über des Malers Leben und Wirken. — „Alſo doch nicht untergegangen! — Brav Seraphin, das heißt Mann ſein!“ rief Anſelm, und durchflog den Aufſatz mit theilnehmender Begierde. Er pries Seraphin's Werk als ein Meiſterſtück. — „Alle Vorzüge,“ hieß es, „welche an den früheren Leiſtungen dieſes allzuwenig geſchätzten Malers hin und wieder gerühmt wurden, finden ſich in dieſem Bilde vereint und zur vollkommenſten Klarheit entwickelt vor. Der Form nach gehört es der Landſchaftsmalerei an; allein was ſcheinbar Staffage iſt, gibt dem Ganzen eine höhere, poetiſche Bedeutung. Nicht der Baumſchlag, nicht die Luft, nicht der kräftige Ton, nicht die weichen Halbtinten, die man am Driginale bewundern muß, um den Kupferſtich zu verſtehen, — ſondern die Kompoſizion im Allgemeinen liefert den Beweis, mit welcher künſtleriſchen Innigkeit der Meiſter die Geſtalten und Gefühle ſeiner Seele der Natur unterzulegen, oder vielmehr ſie aus ihr zu entwickeln wußte. Das Bild enthält nur wenige Figuren; allein die Gruppirung derſelben iſt ſo bezeichnend, ſo ausdrucksvoll, daß Niemand ihre ſymboliſche Beziehung verkennen kann. Es iſt die ſchönſte, rührendſte Apotheoſe des Schmerzes, eine wahre Thränenverklärung der Liebe, und wir freuen uns herzlich, daß ein Mann, den traurige Erlebniſſe, wie es verlautete, faſt an den Rand des Grabes geführt hatten, ſich ſelbſt ſo ſiegreich wieder gewonnen und in der ſchönen Kunſt, die ihn zu ihren begabteſten Prieſtern zählt, ſolch' eine reiche Quelle des Troſtes und der Erhebung gefunden hat.«

Anſelm fühlte ſich durch dieſes Urtheil innig erquickt, und nahm ſich vor, ſeine unterbrochene Korreſpondenz unverzüglich wieder anzuknüpfen; aber das Glück iſt egoiſtiſch und vergeßlich; beim beſten Willen kam es nicht dazu. Die Leſer dürften ihm deßhalb einen Vorwurf machen; ich aber finde wieder nur einen Ausgleich von Seite des Schickſals darin: denn auch Anſelm erhielt während ſeiner Prüfungszeit keine tröſtliche Zeile von Seraphin, der doch, wie er ſelbſt ſchrieb, aus manchem Liede ſeines Freundes entnahm, wie ihm um's Herz ſein mochte.

## 8.

Zehn Jahre waren dahin gefloſſen. Die letzte, düſtere Sylveſternacht hatte ganz Wien in einen dichten Nebel eingehüllt, durch welchen die Straßenlampen trüb flimmerten. Vom Stephansdome klangen zwei langhallende Schläge in das öde Schweigen der Stadt hinab.

Da ſchritten zwei Männer Arm in Arm dem abgelegenen, wenig beſuchten Kaffeehauſe in der einſamen Seitengaſſe zu; — es war Seraphin und Anſelm.

„Du lieber Himmel, ſo haben die Herren richtig Wort gehalten!“ ſprach der Marqueur, ſie erkennend. Mit freundlicher Miene machte ſich der altgewordene Burſche flink an die halbverglühten Kohlen, um den verlangten Punſch zu bereiten.

„Da ſind wir wieder!“ rief Anſelm, „Alles iſt noch, wie es war, Stube, Tiſche, Billard, Marqueur und Feuerküche, und wir ſelbſt ſo wenig verändert, daß uns Augen ſogleich wieder erkannten, die uns doch nur Einmal im halben Schlafe ſahen! — Und wieviel iſt indeß an uns vorübergegangen! — Wir haben geſchwärmt und gearbeitet, wir haben gegrollt und geliebt, gelitten und gejubelt, wir haben einander aus den Augen verloren, und im Herzen wieder gefunden! — Laß uns nun Rechnung abſchließen, lieber Seraphin; ich hoffe, das Decennium, welches wir durchmachten, dürfte wohl das bewegteſte unſeres Lebens geweſen ſein, wenn uns der Himmel auch manches fernere noch gönnen ſollte. — Vor Allem: wie haſt Du Deinen Wahlſpruch bewährt gefunden?“

„Was iſt die Liebe ohne Kunſt!“ begann Seraphin wehmüthig. „Ich habe feſtgehalten an dieſem Wahlſpruch, er hat mich nicht getäuſcht. Mit unbefriedigter Sehnſucht durchzog ich halb Europa, wußte den Schöpfungen meiner Kunſt allenthalben Geltung zu verſchaffen, erntete Ruhm und Gold, — aber eine gewiſſe Leere in meinem Herzen konnte ich nicht los werden. Da fand ich meine unvergeßliche Antonie. Was ſie mir war, weißt Du; und noch immer iſt ſie, ewig wird ſie bleiben, was ſie mir war. Die Liebe zu ihr nahm mein ganzes Daſein in Anſpruch. Kunſt iſt das Ringen nach einem Ideale; ihre Flüge darnach ſind unſere Darſtellungen. Ich hatte mein Ideal gefunden, es war eins mit mir geworden, die Kunſt löſte ſich auf in Liebe. — Da traf mich der ſchrecklichſte Schlag des Schickhat's — Weib und Kind, die ganze Welt meiner Liebe, der Raub einer kurzen Stunde! — Ich ſtand wieder allein, gedankenlos, ohne Halt, ohne Kraft. — Da kam Dein Brief. — „Dulde, greife zu dem Höheren in Dir, was über dem Schmerze ſteht!“ waren Deine goldenen Worte; ſie riefen mich zur Erkenntniß zurück. — Was Du hier vor zehn Jahren zu mir ſprachſt, tönte mir laut durch die Seele: „Die Kunſt erhebt verſagte Wünſche zur Höhe des Ideals, und ſie werden Beſitz. Die Geliebte wird — zur Liebe; das Verlierbare — zum Unverlierbaren!“ — Ja, lieber Anſelm! Du hatteſt Recht! — Nur ſo konnte ich ſie, die mir Alles war, retten aus dem Schiffbruche der Sterblichkeit, nur ſo die Liebe, die mein Leben war, über Zeit und Zufall erheben. Mein erſtes Bild, das ich ſeit jenem verhängnißvollen Tage gemahlt, war Symbolik des Schmerzes im Rahmen der Natur, war die Trauergeſchichte meiner Liebe, abgedruckt in die Roſenpaſte einer Frühlingslandſchaft. Die Welt verſtand, was ich wollte, ſie würdigte meinen Schmerz, ihre Empfänglichkeit dafür wurde mein Troſt. So ging die zweite Metamorphoſe in meinem Leben vor ſich, die Liebe löſte ſich in Kunſt auf, und wehmüthig rufe ich nun mit Dir: „Was iſt die Liebe ohne die Kunſt?“

„Du glaubſt alſo," verſetzte Anſelm, „daß ich meinem Wahlſpruche ſo ganz und gar bis auf's Wort getreu geblieben bin? — Beim Himmel, ich hatte ihn, wie Du aus meinen ſchriftlichen Geſtändniſſen weißt, nicht zu bereuen, er erhielt mich aufrecht, als eine ſchmerzliche Enttäuſchung mich um alle Beſonnenheit zu bringen drohte. — Aber jedes Leben hat ſeine Phaſen; damals machte das meinige die erſte durch, und — ſonderbar genug! — gerade in umgekehrten Verhältniſſen zur faſt gleichzeitigen in Deinem Leben. Bei Dir ſchlug die Kunſt in Liebe über, während ich kurz vorher für eine zerſtörte Liebe Erſatz in der Kunſt gefunden. Was Du jetzt in ihren Gebilden darzuſtellen ſtrebſt, das ſtrömte ich damals in meinen Liedern aus. Iſt Dein treffliches Gemälde, welches Dir in dem theilnehmenden Beifalle der Welt gleichſam Genugthuung für die Unbill des Schickſals verſchaffte, eine Apotheoſe Deines Liebesſchmerzes, ſo hielt ich damals meiner Schmerzensliebe auf der Bühne eine Konſekrazion, welche kein fühlendes Herz kalt, kein zärtliches Auge trocken ließ. Und ſo erging es mir auch mit meiner zweiten Lebensphaſe, die ich eben jetzt durchmache. Während Dich Deine hiernieden erloſchene Liebe zur Kunſt zurückführte, um in ihr neu und unverlöſchbar aufzulodern, puppte ſich meine Kunſt ſcheinbar ein, um als Apollofalter

„Liebe“ verjüngt auszuflattern. Was ich einſt von Liebesgluth ſang, genieße ich nun täglich, ſtündlich in hundert Blicken, Mienen, Aeußerungen und Geſtändniſſen. Jeden Pulsſchlag der Poeſie zähle ich nach an der Hand meiner Sophie, die ſelige Wirklichkeit iſt mir zur ſteten Kontrole meiner Phantaſie geworden. Wie man nur ſagen kann, was man geträumt hat, oder was man zu träumen wünſcht, hingegen, ſo lange man träumt, des Traumentzückens ſtumm genießt, ſo geht es mir mit meiner Poeſie, ſeit ich Sophiens Gatte bin; mein ganzes Leben iſt ein Gedicht, und eben darum kann ich nicht aus mir heraustreten, es der Welt nicht ſagen, kann nicht — dichten. Ich wünſche mir's auch gar nicht; gern will ich mich mit dem Schärflein Lobes begnügen, das ich mir von der Welt mit Thränen erkauft habe, und meinen Wahlſpruch umkehrend, wie Du den Deinigen, dankbar und zufrieden ausrufen: Was iſt Kunſt ohne Liebe!“

„Glücklicher Anſelm!“ rief Seraphin aus, ſeinem Freunde das Punſchglas reichend, welches er unbeachtet vor ſich ſtehen hatte, „Deine Sophie ſoll leben, das Pfand Deiner Liebe, das Euch der Himmel um leichtern Preis geſchenkt hat, — mit ihr!“

Tief ergriffen erwiederte Anſelm den Trinkſpruch: „Auf herzinnigen Beſtand unſerer

Freundſchaft! Auf treffliches Gedeihen Deiner Kunſt!"

Gerührt klangen ſie mit den Gläſern an, und ſchüttelten ſich treuherzig die Hände. Da dröhnten von Außen wieder zwölf ſchwere Hammerſtreiche, den Abſchied des alten Jahres verkündend, und gellend, wie das verſpätete Echo derſelben, hallten die zwölf Schläge nach, die der Nachtwächter mit ſeinem Knotenſtock an den Eckſtein der Straße that. Leiſe ſchauernd ſahen die Freunde einander an, und riefen zugleich: „Der alte Felix!" Der letzte Schlag war kaum noch vor dem pfeifenden Nachtſturme verſchlungen, als die Thüre aufging, und der Nachtwächter, tief eingemummt in ſeinen abgetragenen Mantel, hereintrat.

„Brav, Brav!" rief ihm Seraphin entgegen, „das nenn' ich Wort gehalten, wackerer Felix! Nur her zu uns!"

„Wahrhaftig, das ſind die Herren!" ſprach der Nachtwächter halblaut, ſtellte den Knüttel bei Seite, ſtreifte ſeine Fauſthandſchuhe ab, warf den breiten Hut von ſich, und band das Tuch los, mit welchem er ſich das Geſicht gegen die Kälte verwahrt hatte.

Aber wie ſtaunten die Freunde, als nicht der alte Felix, ſondern ein junger, rüſtiger Mann vor ihnen ſtand.

„Ich bin des alten Felix Sohn,“ begann dieſer, „mein Vater iſt vor drei Jahren geſtorben. Kurz vor ſeinem Tode rief er mich an's Bette, gab mir da dieſen Kronenthaler, und ſprach mit ſchwacher Stimme: „Da, Hans, nimm; wenn du nach drei Jahren noch lebſt, ſo geh' in der Sylveſternacht, nach Zwölf, in's Kaffehhaus neben dem Eckſteine, wo du immer die Geiſterſtunde nachſchlagſt. Dort wirſt du vielleicht zwei Herren finden. Zeig' ihnen das Silberſtück, damit ſie dir glauben. Sag', der alte Felix habe in ſeinem Sterbeſtündlein nicht auf ſie vergeſſen; er laſſe ſie ſchon grüßen, und werde, weil er ſelbſt auf Erden nicht mehr kommen kann, im Himmel zur Stunde für ſie beten!“

„Vielleicht betet eine Frau mit zwei Kindern droben mit!“ ſeufzte Seraphin, während Anſelm auf den alten Kronenthaler unvermerkt einen neuen ſchob, und beide dem Nachtwächter gerührt in die Hand drückte.

„Tauſend Dank!“ ſprach der Beſchenkte, und machte ſich über das Puniſchglas her, welches ihm der Marqueur auf den Wink der Freunde vorgeſetzt hatte.

„Da,“ bedeutete Anſelm dem letzteren, „mache dich bezahlt, was darüber iſt, behalte! — Und nun, lieber Seraphin, im feierlichen Bewußtſein, daß vielleicht manche fromme Seele jetzt für uns betet, laß uns noch einmal anklingen auf gut Glück im neuen Jahr, auf alle Lieben jenſeits und hiernieden, auf Kunſt und Liebe. — Ja

Zwei Engel Gottes wandeln
Hin über's Erdenland,
Sie heißen: „Kunſt und Liebe,“ —
Glückſelig, wer ſie fand.

Wohl ſelten leihen Beide
Zugleich uns ihren Stab;
Sie löſen, uns zum Frommen,
Einander freundlich ab.

Bald leitet uns die Muſe
In frohem Liebesglück,
Bald führet uns die Liebe
An's Herz der Kunſt zurück.

Sie ſind die Dioſkuren
Für unſern Pilgerlauf;
Die eine ſinkt hinunter,
Die and're ſteigt herauf!“

„Und Du dichteſt nicht mehr?“ bemerkte Seraphin lächelnd.

„Bei Gott!“ verſetzte Anſelm, „es ſind die erſten Verſe wieder ſeit Jahren. Art läßt nicht von Art! Es leben die Sonderlinge!“

Die Freunde küßten ſich; der Nachtwächter ſchob ſeine beiden Thaler kopfſchüttelnd zwiſchen den Fingern hin und her, der Marqueur betrachtete wohlgefällig ſeine erhaſchten Silbergroſchen.

## II.

# Der
# Vogel Kurios.

Was ich auf den nachfolgenden Blättern erzählen werde, iſt zwar Erlebtes, aber nicht von mir ſelbſt; ein intereſſantes Bruchſtück aus dem Leben eines meiner Freunde, eines wackeren Offiziers. Er erzählte es mir ſo lebhaft, ſo wahr und warm, daß ich kein anderes Verdienſt anſprechen zu dürfen glaube, als das: einen treuen Dollmetſch ſeines Berichtes abzugeben, und ein Bruchſtück aus ſeinem militäriſchen Leben, zu deſſen ſchriftlicher Mittheilung er vielleicht nur zu bequem iſt, mit ſeinen eigenen Worten ihm nachzuerzählen. Ich laſſe ihn ſelbſt ſprechen, und bin überzeugt, daß die Leſer ihm eben ſo geſpannt zuhören werden, als ich es gethan habe:

— — — Wir waren ſchon ſechs Stunden lang marſchirt, das Ziel unſeres Weges, eine anſehnliche italieniſche Stadt, immer im Auge. Endlich ſtand das erſehnte Ziel vor uns. Der

Major, welcher vor unſerem Bataillon auf ſeinem Braun gemächlich einhertrabte, ließ Halt machen. Auf der großen Heide vor einer Oſteria, welche rechts von der Straße lag, wurden die Gewehre in Pyramiden geſtellt, die Mantelſäcke und Torniſter aufgeſchnürt, und die Parade-Uniformen und Galla-Monturen herausgenommen. In weniger als einer Viertelſtunde ſtand das ganze Bataillon wie ausgewechſelt da, und forderte durch ſeine edle Haltung und ſein geſchmackvolles Aeußeres kühn ſein Jahrhundert in die Schranken. Zum Glücke war die Oſteria wohl fournirt. Wer bei Gelde war, ließ es an Erfriſchungen für ſich und ſeine Kameraden nicht fehlen. Inzwiſchen ward wieder eingepackt und aufgeräumt und Vergatterung geſchlagen; das herrlich adjuſtirte Muſikcorps ſtellte ſich an die Spitze des Bataillons, und mit frohem Muthe und unternehmender Miene ging es der Stadt zu, in welcher man ſich übrigens, da ſie, als ein Hauptherd aufrühreriſcher Bewegungen verrufen war, eben keine freundſchaftliche Aufnahme verſprach. Wir rückten gegen die erſten Häuſer der Vorſtadt an. Ein kriegeriſcher Marſch wurde von unſeren vierzig Hautboiſten mit gewohnter Energie und Präziſion angeſtimmt, um der Menſchenmaſſe, welche in der Ferne aufgeſtellt war, zu zeigen, daß wir uns vor ihr nicht fürchten.

wenn ſie auch feindſelige Demonſtrazionen im Schilde führen ſollte. Aber was wir oft anderwärts erfuhren, geſchah auch hier. Statt eines lärmenden „*a basso*“ ſcholl uns, als wir anrückten, ein freudiges „*bravi Tedeschi!*“ entgegen; die ganze Menge machte Rechtsum und bildete unſere Avantgarde, und unter fraterniſirendem Zurufe zogen wir in die Stadt ein, deren Hauptſtraße, die wir paſſiren mußten, mit einem bunten Spaliere friedlicher Gaffender beſetzt war. Unſere martialiſchen Geſichter thaten das Ihrige bei Männern und Frauen; Erſtere belobten ſo laut, daß wir es im Vorbeidefiliren deutlich vernehmen konnten, unſer kriegeriſches Anſehen, und Letztere wehten uns aus den bunt behangten Fenſtern und von feſtlich geſchmückten Balkonen mit flatternden Tüchern und Schleifen einen unerwarteten Willkommsgruß entgegen.

Auf der *Piazza grande* ſtellten wir uns auf. Es war Mittag. Ein tiefblauer Himmel hing über uns her, und die Sonne blitzte, von blanken Bajonetten hundertfach zurückgeſtrahlt. Jetzt wurde zum Gebethe getrommelt; das Muſikkorps fiel mit einer erhebenden *Preghiera* ein; die ganze Bevölkerung feierte den ſchönen Moment durch ehrerbiethiges Schweigen mit. Hierauf wurde bei Fuß gemacht. Mit dienſtfertigem Eifer näherte ſich der *Podesta* ſammt ſeinen Gehilfen unſerem Major, um der Truppe ihre Quartiere anzuweiſen. Die Stimmung ſchien allgemein die beſte; ſorglos gingen wir auseinander.

Auch ich folgte einem kleinen, ſchwarzbärtigen, lebhaften Manne, welcher mich, unter fortwährenden Bücklingen mit einem Strome echt italieniſcher Artigkeiten übergoß, deren Sinn darauf hinausging, daß er ſich es zur größten Ehre anrechne, einen ſo braven Offizier, als ich bin, beherbergen zu dürfen. An Gegenkomplimenten nicht zurückbleibend, folgte ich ihm in ſeine Wohnung.

Ein pallaſtähnliches Haus nahm mich auf. Mein Begleiter präſentirte ſich mir an der Schwelle des Gebäudes, zu welcher eine ſchöne Marmortreppe empor leitete, als den Pächter desſelben. Der Eigenthümer, ein Marcheſe aus altadeligem Geſchlechte, war ſchon ſeit Jahren über dem Meere abweſend.

„Hier ſind Sie zu Hauſe,“ begann er mit der ſeinem Lande und dem Idiome desſelben eigenen Geläufigkeit, „die ganze Vorderſeite des Hauſes ſammt allen Zimmern, Sälen, Kabineten, ſteht zu Ihrer Verfügung. Die Rückſeite bewohne ich mit meinen Dienſtleuten, ſeit ich Witwer bin, allein und unvergnüglich, weshalb es mich unendlich freuen würde, wenn Sie ſich bisweilen auf die Rückſeite verirren wollten. Wir haben hier die braven deutſchen Offiziere herzlich gern, auch meine Selige war eine große Verehrerin derſelben, und in dieſem Hauſe iſt der militäriſche Geiſt, ſo zu ſagen, heimiſch geworden.“

Ich erwiederte ſein Anerbieten und Zuvorkommen mit jener trockenen Gleichgiltigkeit, welche man auf einem ſechsſtündigen Marſche, während deſſen man das unerreichbar ſcheinende Ziel unverrückt vor Augen hat, unwillkührlich annimmt, und ließ mich in der Wohnung umherfahren, um das freundlichſte Zimmer für mich und das tauglichſte für meinen Burſchen zu wählen. Ein hoher Saal mit bunten Deckengemälden wurde mir als das ſchönſte Gemach von meinem Hausherrn zugedacht, welcher mir es durch die Bemerkung, daß Grafen, Fürſten, Generale und Biſchöfe ſchon darin ihr Abſteigequartier genommen, am beſten zu empfehlen wähnte. Ich war nie ein Freund großer Gemächer; deutſche Sitte hatte mich an die lieben, lauſchigen Stübchen von Jugend an gewöhnt. Zudem ſah ich durch die hohen Fenſter dieſes Prunkſaales, wenn man ihn nach deutſchem Maßſtabe beurtheilt, ganz unverſchämt mitten in das Herz eines gegenüberſtehenden Hauſes, was mir, aufrichtig geſagt, unlieb war, indem ich nicht belauſchen, aber auch nicht belauſcht ſein will. Auch kam es mir vor, als ob, wegen der Wendung des Hauſes, ein knapp anſtoßendes Stübchen, wenn es ein ſolches gäbe, jenes läſtigen Vis-à-vis entbehren, und gerade zu in's Freie hinausſehen müßte. Wirklich glaubte ich gegen jene Seite hin eine Tapetenthüre zu bemerken.

„Iſt denn da nicht noch ein Stübchen?“ fragte ich meinen Begleiter, deſſen Antlitz eine ſeltſame Miene annahm, als ich nach dem kleinen Meſſingſchieber an der Wand griff, um zu öffnen.

„O ja,“ erwiederte er, wie ausbeugend, „ein kleines, ſchmales Stübchen ohne Ausſicht!“ —

„Deſto beſſer, ich liebe kleine Stübchen; und wohin ſieht das Fenſter?“

„Ueber die Gärten weg auf den Kirchhof von Santa Croce.“

„Ah, das iſt ja gar romantiſch! Wir wollen das Cömeterium uns näher beſehen.“

Ein freundliches Stübchen nahm mich auf, als ich die Wandthür öffnete, eben geräumig genug für die Bedürfniſſe eines Kriegsmannes. Dem Fenſter gegenüber war die Bettſtelle, über welcher ein verdecktes Bild hing, das ich Anfangs nicht beachtete, weil ich darunter auch nichts Anderes vermuthete, als eine jener, in Italien ſo häufig vorkommenden, mit grellen Deckfarben gemalten Anſichten des Veſuv, des Aetna und anderer Naturwunder. Ein blaßgrünes Rebengeländer umrankte das Fenſter, durch welches, vom glühenden Mittage dunſtig beleuchtet, eine intereſſante Fernſicht, mit dem bezeichneten Kirchhof im Mittelgrunde, ſich zeigte.

„Da bleibe ich!“ rief ich meinem Hausherrn zu, welcher ein lächerliches Staunen affektirte.

„In dieſem Zwinger,“ erwiederte er ungläubig, „wo Ihnen fünf fürſtliche Gemächer zu Gebote ſtehen? Der Saal, durch den man hier eintritt. . . . . . . ?“

„Iſt eben paſſend für meine Bedienung, und bei Regenwetter ſogar ein paſſender Exerzierplatz für meine Compagnie.“

„Aber — Sie wiſſen nicht — Herr Offizier!“

„Was weiß ich nicht? — Ich weiß, daß es mir da gefällt, und damit Punctum!“

„Aber — —“

„Kein aber! Ich bin zufrieden, und Sie mögen Ihre Säle getroſt an Generale und Biſchöfe vermiethen! — Es poltern doch keine Geſpenſter in dieſem Kabinete?“

„Das nicht, aber ich könnte Ihnen Dinge erzählen, die noch viel ärger ſind. Und mit Einem Worte, es thut mir leid um Sie, junger, braver Herr Offizier!“

*

Das ſprach er mit einer Miene, welche mich in Zweifel ließ, ob ſie mehr Beſorgniß oder Ironie ſpiegle.

Gleichſam um das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken, wendete ich mich gegen das Bild über der Bettſtelle, und fragte, ehe ich es noch anſah, was es vorſtelle.

„Ach, San Benedetto!“ rief er aus, mich zurückziehend, „ſehen Sie nicht hin, — es iſt der Vogel Kurios!“

Mit großen Augen ſah ich den erblaſſenden Cicerone an, deſſen „Vogel Kurios“ mir um ſo lächerlicher vorkam, als ich keinen Begriff damit zu verbinden wußte.

Mich ſeinem zurückhaltenden Arme entwindend, trat ich zur Bettſtelle, über welcher das Bild hing, während mein Hausherr mit dem Schrei: „Er hat ihn ſchon!“ ſich das Geſicht verhüllte.

Ich war überraſcht. Ein alter Goldrahmen, deſſen dünne Metalldecke ihren Glanz verloren hatte, und ausſah, als ob ſie mit Blutflecken beſprengt wäre, umſchloß das ſeltſamſte Bild, das ich mein ganzes Leben hindurch geſehen. Allgemein bekannt ſind die Hexenfrauen und Hexenſzenen eines Breughel. Dieſes Gemälde überbot ſie insgeſammt an Kapriſe der Erfindung und Bizarrerie der Zuſammenſtellung. Das Ganze etwa zwei Schuh hoch und achtzehn Zoll breit, ſtellte, ſeinen Umriſſen nach, den fabelhaften Vogel Greif vor, mit ausgebreiteten Flügeln, krampfhaft gekrümmten Krallen und aufgeſperrtem Schnabel. Aber jedes einzelne Glied war ein Konglomerat der abſcheulichſten Geſtalten. Zuſammengeballtes Gewürme, traubenförmig an einander gekrallte Teufelsfratzen, Klumpen halbvermoderter Leichen, Kränze aus Todtenſchädeln, kurz, was das Auge Ekelhaftes, Abſchreckendes, Empörendes und Unausſprechliches kennt, war mit ſataniſchem Geſchicke zu einem barocken Ganzem hier vereint, und unter ſo wunderbare Beleuchtung gebracht, daß jeder Standpunkt, welchen man annahm, einen gleichen Eindruck bewirkte. Zudem geſtalteten ſich die Züge des wunderbar komponirten Geſichtes der Fratze zu einer ſo widrigen Menſchenlarve, daß man verleitet war, zu glauben, das Ganze ſei die beißendſte Satyre, die ein Menſchenfeind auf die Außenſeite ſeines eigenen Geſchlechtes machen konnte.

Anfangs mit Ekel, dann mit ſteigendem Intereſſe, hing ich an dem ſonderbarem Bilde.

»Iſt Ihnen das Stück nicht feil?« fragte ich meinen Hausherrn, der mich ſchweigend beobachtete.

»Feil?« antwor[illegible] er, indem er es verſuchte, mich zurück zu [illegible]hen, »ach, wollte Gott!

ich durfte es veräußern; aber ein eigener, klar ausgeſprochener Punkt in meinem Pachtkontrakte, verpflichtet mich, das Teufelswerk zu behalten! — Darum noch einmal, quartieren Sie ſich irgend wo anders ein, liebenswürdiger Herr Offizier! In dieſem Zimmer iſt es nun und nimmermehr geheuer! Ich könnte Ihnen Geſchichten erzählen, Geſchichten . . . . . . !«

»Nun, dieſe auf ein andermal!« erwiederte ich, der Reden und Tollheiten des ängſtlichen Mannes [illegible]. »Nur jetzt haben Sie die Güte, wenn es Sie im Uebrigen nicht belaͤſtigt, dieſes Kabinet mir, und den Vorſaal meinem Diener einzuräumen!«

Damit war es, trotz aller weitern Einſprache, abgethan, wie wohl ich nicht läugnen kann, daß der Eindruck, den der Vogel **Kurios** auf mich machte, mich ernſtlich beſchäftigte.

---

Die Geſchichten, welche mir mein Hausherr verſprochen hatte, blieben mir nicht geſchenkt, und ich bin ihm dafür jetzt recht dankbar. Er gab ſie mir durch einige Zeit, wo ich ſein Gaſt ſein mußte, als Nachtiſch zum Beſten, und ſie waren mir in der That die einzige Würze eines Mahles, welches, nach italieniſchen Begriffen, von Feinſchmeckerei, recht lecker und gaumenreizend ſein mochte, dem Deutſchen aber in ſeiner fetten Polenta, ſeinen wohldurchhöhlten Artiſchocke und ſeinem Konfekte von Waſſermelonenkernen wenig Ueppiges darbot.

Die Genealogie des Vogels „Kurios“ ſo weit ſelbe zu verfolgen war, wurde mir gleich das erſte Mal ausführlich mitgetheilt.

Zu dem Eigenthümer des Hauſes, dem Marcheſe C *, einem wunderlichen, nicht ſehr menſchenfreundlichen und den braven Deutſchen am allerwenigſten gewogenem Manne, wie ihn Sior Moſcito, mein Hausherr nannte, kam eines Morgens ein Weib mit fliegenden Haaren. Sior Moſcito, damals Haushofmeiſter, war eben im Zimmer, als die Unglückliche, etwas Verhülltes unter dem Arme tragend, ſich dem Marcheſe zu Füßen warf. Dieſer, befremdet, fragte ſie, was ſie wolle, — und ohne ſich zu erheben, rief ſie: „Hört Ihr?“

Tiefe Pauſe. —

Die Armenſünderglocke ſcholl durch's offene Fenſter.

„Hört Ihr?“ fuhr das Weib ſchluchzend fort, „das gilt meinem Gatten.“

Der Marcheſe verſprach ihr Beiſtand. Sie erzählte unter Wehklagen, daß ihr Mann Maler ſei, daß er für einen Deutſchen ein weibliches Portrait zu malen hatte, was ihm trefflich gelungen war; dieſer damit unzufrieden, ihn einen elenden Stümper geſcholten, und er, vom Künſtlerſtolz entflammt, dem fremden Tadler das Bild ſammt Rahmen ſo gewaltig über die Stirne geſchlagen habe, daß dieſer todt zu Boden ſank. Nun werde er zum Tode geführt. Verlaſſen, verſpottet, verhöhnt, habe ſie nichts, um ihr Leben zu friſten, ja nicht einmahl ſo viel, um auf die nächſte Inſel überzuſetzen, wo ihre Eltern leben. Das Bild, welches ſie unter dem Arme trage, ſei das einzige Erbe, das ihr unglücklicher Gatte ihr hinterlaſſen, und das ſei ein Höllenſtück, im Kerker gemalt, mit Herzblut und Todesſchweiß.

Das Höllenſtück war der Vogel „Kurios,“ vielleicht eine Allegoriſirung der Schreckensbilder, welche ſich dem unglücklichen Gefangenen in einſamen Mitternächten auf die moderige Wand ſeines Kerkers malten.

Der Marcheſe zahlte der Gattin des Delinquenten für das Gemälde eine anſtändige Summe aus, welche mehr als hinreichend war, um ihr, nach Beſtreitung der Ueberfahrt zu ihren Eltern, noch einen kleinen Vorſchuß für die nächſte Zukunft zu bieten.

Vielleicht trug der Gedanke, daß ein Fremder des Malers Opfer ward, zur Steigerung ſeiner Großmuth das Seinige bei.

Seit jener Zeit nun hing das Gemälde in dem kleinen Kabinete, und der Marcheſe ſetzte ein eigenes Vergnügen darein, wenn er einen Deutſchen beherbergen mußte, ihn in jenes Stübchen einzuquartiren.

---

Aber mit dieſer grauenhaften Entſtehungsgeſchichte des Bildes, die allein hingereicht hatte, mich aus meinem abgelegenen Kabinete zu verbannen, war es noch nicht abgethan. Mein Hausherr wußte durch geheimnißvolle Mienen, mitleidiges Achſelzucken, hingeworfene Fragen und abgebrochene Zwiſchenreden meine Neugier in Betreff des verhängnißvollen Bildes ſo mächtig zu wecken und allmählig zu einem ſolchen Heißhunger zu ſteigern, daß wirklich nur ſeine Unerſchöpflichkeit dazu gehörte, um ihn zu erſättigen. Er benutzte zu dieſer planmäßigen Beſtürmung meiner wohl verbollwerkten Fantaſie vornehmlich die Sonntage, an welchen mich ſeine Gaſtfreundſchaft nie vom Hauſe wegließ.

Ich mußte faſt über ihn lachen, als er mich mit beſorgter Aengſtlichkeit befragte, ob es mir noch in ſeinem Hauſe gefalle, wie ich mit dem Vogel »Kurios« zurecht käme, und ob mir noch nichts Böſes geträumt habe, und, auf die Aeußerung meiner vollkommenſten Zufriedenheit, ganz ungläubig den Kopf ſchüttelte.

„Möge der Himmel Sie gnädigſt in ſeinen Schutz nehmen,“ ſprach er, „und Sie vor dem Vogel „Kurios“ behüten und bewahren, der Keinem hold iſt, auf den er herabſieht. Es iſt nicht Aberglaube; — ich habe Beweiſe dafür.“

Auf meine Verſicherung, daß ich in dieſer Beziehung ziemlich indifferent ſei, erzählte er mir folgende Geſchichte:

„Ich war das erſte Jahr Pächter dieſes Hauſes, und hatte faſt alle Gemächer desſelben, bis auf das bewußte Kabinet ſammt dem großen Vorſaale, ſchon an Mann gebracht, und zu guten Preiſen vermiethet; da kam eines Tages ein junger blaſſer Mann, mit langen blonden Locken zu mir, und fragte mich, ob er im Hauſe hier nicht ein unbelauſchtes, abgelegenes Stübchen haben könne. Seine Beſchäftigung ſei mehr von der Art, daß er Andere damit ſtören, als daß er ſelbſt geſtört werden könnte; er ſei nämlich Muſikus, und wolle nichts weiter, als ein Obdach, wo er ſich ſeiner Kunſt widmen könne, ohne irgend Jemand zu behelligen.

Bibl.
München

Ich führte den ſeltſamen Gaſt in das Kabinet, ohne ihn auf den Vogel „Kurios“ aufmerkſam zu machen, welcher bis dahin ſich dieſen Namen noch nicht verdient hatte. Er fuhr, als er das Bild ſah, entſetzt zuſammen, und verſicherte mich, in dem Bilde liege Porträtähnlichkeit, und es dünke ihn ein Wink des Schickſals, dieſen Zügen hier begegnet zu ſein. Wie das Alles zuſammenhing, erfuhr ich erſt in der Folge genauer. Um ſo unerklärlicher mußte mir daher das Benehmen meines Zinsmannes erſcheinen, da ich anfangs keine Ahnung von dem Leiden hatte, das ſeine Seele mit ganzer Macht beherrſchte.

In unſerer Stadt lebte damals ein Maeſtro, weit berühmt durch ſeine Opern und ſeine Sonderlingslaunen. Der kleine, leidenſchaftliche Mann mit dem mächtigem Backenbarte und den dicken Brauen, hatte eine Tochter, von welcher die Welt behauptete, daß ſie ſchöner und anmuthiger ſei, als alle Andantino's und Larghetto's, welche ihr Vater ſein ganzes Leben hindurch zu Tage gefördert.

Das Mädchen ſtand eben in vollſter Blüthe, als der junge blonde Mann, der nachher bei mir einzog, in unſere Stadt kam. Was er für ein Amt bekleidete, weiß ich nicht. Er ſchien mir einer jener deutſchen Luſtreiſenden, welche in unſerem Lande ſchon oft etwas Anderes fanden, als was ſie ſuchten. So wollte auch er in unſerem milderen Klima wahrſcheinlich die Geneſung finden, und ward bei uns erſt recht bedenklich krank, inſofern Herzenskrankheiten die unheilbarſten ſind. Er ward verliebt in des Kapellmeiſters Tochter, ſterblich verliebt, und ſuchte alle erdenkliche Mittel hervor, um ſich bei dem Vater bekannt und beliebt zu machen. Aber der alte Maeſtro, ein Erzpedant, kannte nichts als Muſik, oder that vielleicht, als ob er nichts Anderes kennte, um für einen Erzmuſikus zu gelten. Kurz, er erklärte dem armen deutſchen Blondkopfe rundweg, daß er ſeine Tochter nur einem Virtuoſen zum Weibe geben wolle, und daß ihm der Böſe eher über all' ſeine Partituren fahren ſolle, als er ſeinen Schwur bräche.

Der arme Deutſche wußte nun nicht, wo aus, wo ein? — Statt ſich über den Verluſt eines Mädchens zu tröſten, deſſen Beſitz an eine für ihn faſt unerfüllbare Bedingung geknüpft war, gerieth er auf den unglückſeligſten Einfall von der Welt: er faßte nehmlich Knall und Fall den kühnen Entſchluß, ein Virtuoſe zu werden, kaufte ſich um eine bedeutende Summe eine alte Violine, ſuchte ſich ein abgelegenes Quartier, und nahm ſich vor, in Jahresfriſt die Stadt von ſeiner Virtuoſität ſprechen zu machen.

In dieſe Zeit fiel ſein Erſcheinen in meinem Hauſe und ſeine Ueberſiedlung in dieſe Stube. Anfänglich hielt ich den blaſſen Blondkopf für verrückt. Stundenlang ſtand er vor dem ſeltſamen Bilde, und ſpielte ihm einen und denſelben Lauf mit widerſpenſtigen, ungelenken Fingern wohl hundert Mal vor, und ſtarrte dann regungslos auf die Teufelsfratze an der Wand, als ob er ihr ein beifälliges Lächeln abzwingen wollte. Aber die Fratze blieb unbeweglich und grinſte ganz unheimlich auf den achzenden und ſchweißtriefenden Fiedler herab. Oft guckte ich verſtohlen durch den Spalt der Thüre, denn mir bangte um ſeinen Verſtand, wenn er ſo die Pauſen während ſeiner Studien mit halblauten Monologen ausfüllte. Ich belauſchte ihn mehr aus Sorgfalt, als aus Neugier. Halbe Nächte ſaß er im Kamin, wohin er ſich verſchloß, um die Umgebung weniger zu ſtören, und quälte ſich mit einer Paſſage ſo unermüdlich ab, daß die Eulen im Schornſteine, des widerlich eintönigen Saitengeſchnarres überdrüßig, mit ſchwirrendem Gekreiſche aufflatterten, und andere Wohnſtätten ſuchten. Es war jammervoll zu hören, wie der gute Mann ſich abmühte, ohne Frucht und Erfolg. Für jedes geſunde Ohr war, was und wie er ſpielte, gräßlicher Mißton; das ſeinige hingegen, für die Akkorde der himmliſchen Muſik taub und unempfänglich, fand Wohlklänge und Troſtmelodien darin, und freudiger von Tag zu Tag lebte er, in unbegreiflicher Selbſttäuſchung, der ſüßen Hoffnung entgegen, recht bald den Moment herbeizuführen, wo er vor den ſtrengen Vater ſeiner Angebeteten hintreten konnte.

Mit ungläubigem Hohnlächeln empfing der ſtolze Maeſtro den armen Geiger, welcher ſich ihm nach Jahresfriſt wieder vorſtellte, um ſeine Talentprobe zu beſtehen, und, als Preis des Sieges, die Hand ſeiner Geliebten davonzutragen. Ein Kreis enthuſiaſtiſcher Verehrer des Maeſtro war verſammelt, um über die Ebenbürtigkeit des neuen Virtuoſen zu entſcheiden, welcher ſchon ſeiner ausheimiſchen Abkunft wegen mitleidiges Achſelzucken erregte. Ueberhaupt ſchien das Ganze nur lediglich auf einen Schwank berechnet, welchen der Kapellmeiſter ſeinen Freunden, auf Koſten des armen Deutſchen, zum Beſten geben wollte. Das Mädchen ſelbſt hielt ſich dabei ziemlich indifferent, indem es in den Bewerbungen zehn anderer leidenſchaftlicher Liebhaber einen baldigen reichlichen Erſatz für den möglichen Verluſt ihres blöden, blonden Schäfers ſah.

Der arme Virtuoſe ohne Beruf machte total Fiasko. Ein allgemeines Verdammungsurtheil war die Folge ſeiner übermenſchlichen Anſtrengung, welches ihm noch dazu auf die wehthuendſte Weiſe, nämlich im Tone der beißendſten Ironie, mitgetheilt wurde. — „Braviſſimo,“

ſagte der Maeſtro mit ſataniſchem Lächeln zu dem halb ohnmächtigen Konzertiſten, „Ihr habt für einen Nordländer erſtaunliche Anlagen. Ich kenne einen alten Schulmeiſter im nächſten Dorfe, einen tüchtigen Geiger; — wenn Ihr's zufrieden ſeid, will ich zur Ausbildung ihm Euch anempfehlen. Wenn Ihr in Eurem Eifer fortfahret, möget Ihr's wohl in einigen Jahren dahin bringen, daß ich Euch zum Sekund in einem Orcheſter anſtellen kann. Uebrigens müßt Ihr die verliebten Grillen aufgeben; ſie zerſtreuen nur, und Ihr braucht Euren ganzen Kopf, wenn Ihr Eurer Violine Ehre machen wollt Eine Braut, wie mein Mädchen, würde Euch der Kunſt nur entfremden; Eure Braut ſei — Eure Violine!“

Vom Spotte bis in's Innerſte verwundet, mit der vollſten Ueberzeugung von gänzlicher Hoffnungsloſigkeit, ſtürzte der Unglücksvirtuoſe nach Hauſe, und warf ſeine Violine ungeſtüm auf ſein Bett hin, über welchem noch jetzt der Vogel „Kurios“ hängt.

Der arme Mann war aus dem Geleiſe gerathen. Hätte irgend ein Vater zu ihm geſagt: „Mein Eidam muß Arzt ſein, oder Soldat oder Kaufmann!“ der innig Liebende würde gewiß bei ſeinem Eifer es dahin gebracht haben, nach Jahresfriſt ſagen zu können: Seht, noch bin ich zwar nicht ganz, was Ihr von mir fordert, aber hier ſind die Beweiſe, daß ich den Fond in mir habe, es zu werden!“ Und er wäre es auch geworden, denn er war ein verſtändiger, thätiger, ausdauernder Kopf. Allein ſo ließ ihn das Schickſal auf einen Tollkopf ſtoßen, der etwas von ihm verlangte, was ſich nicht erzwingen läßt, wozu auch nicht ein Keim in ihm lag, und das vergiftete ſein Leben. Weil er ſich verſtändig genug fühlte, um Alles zu erlernen, was die Wiſſenſchaft zur Löſung vorlegt, glaubte er ſich auch fähig, etwas zu lernen, was die Kunſt als Aufgabe ſtellt. In dieſem Wahne verlor er den Maßſtab für ſeine Beſtrebungen und deren Erfolge ſo ganz und gar, daß er die Wirkung nach der Mühe beurtheilte, und des Elementes, mit welchem er rang, unkundig, wie kaum ein Zweiter, weit vorgeſchritten zu ſein vermeinte, weil er im Schweiße ſeines Angeſichtes ſich anſtrengte. Selbſt das traurige Reſultat ſeiner Talentproben, ſo klar es ihn über des Maestro Willensmeinung enttäuſchte, ſo wenig überzeugte es ihn von der Fruchtloſigkeit ſeiner Studien. Er hielt es nicht für ein unmittelbares Ergebniß ſeiner eigenen Untüchtigkeit, ſondern für Verkennung, unverdiente Zurückſetzung, böswillige Verkleinerung. Zu dem ſchmerzlichen Gefühle mißglückter Bewerbung um die Hand eines Mädchens, das ſeiner unwerth war, geſellte ſich gekränkter Künſtlerſtolz, Ingrimm über erlittene Ungerechtigkeit. Er war bis in's Innerſte vernichtet, jeder Zoll ſeiner Seele — Wuth und Gram. Erfaßt von dieſer lebenzerſtörenden Stimmung ergriff er nochmal die weggeſchleuderte Violine, und entlockte ihr, mit krampfhaft zitternder Hand, die gräßlichſten Mißtöne, welche vielleicht je die Wände eines italieniſchen Hauſes durchdröhnten.

Mit ſtarren Augen ſtierte er, wie gewöhnlich, wieder auf das Höllenbild oberhalb ſeines Bettes; der helle Mondſchein fiel darauf, und beleuchtete ſeine Umriſſe mit blaſſem Schimmer. Es war, als ob der Vogel „Kurios“ mit den Flügeln zuſammenſchlage, und ſein Antlitz, deſſen Züge, wie der arme Fiedler ſich einbildete, denen des Maeſtro glichen, zu höhniſchem Grinſen verzerrte.

„Lachſt du, Unhold!“ ſchrie er wüthend auf, „warte, ich will einen Schirm vor dich hinhängen, damit deine Satanslarve keinen armen Fremdling mehr um ſein Lebensglück bringe!“

Und im wilden Ungeſtüme riß er die Saiten von der Geige, die er mächtig an die Wand ſchleuderte, daß ſie dumpf nachtönend in tauſend Splitter ſprang, und flocht eine Schlinge aus den Därmen, an welcher am andern Morgen ſein Leichnam als gräßlicher Schirm vor dem

Bilde hing, das ſeine Sinne ſo arg zerrüttet hatte.

Die Geſchichte machte, wie natürlich, gewaltiges Aufſehen in der Stadt. Mit Entſetzen ſchrieb ich meinem Pachtgeber, was ſich zugetragen, und bat ihn, um meine Wohnungen wieder in Kredit zu bringen, über das verhängnißvolle Bild anderwärts verfügen zu wollen; er erklärte aber ganz trocken, daß es an ſeiner Stelle, laut kontraktmäßiger Bedingung, zu verbleiben habe.“

Dieſe Hiſtorie war das Konfekt, mit welchem er am erſten Sonntage die Tafel beſchloß. Sie war mir zu grell, um mich ernſtlich zu ergreifen. Ich machte mir zwar meine Gedanken darüber; ſchlief aber deſſen ungeachtet ganz ruhig ein, und beſorgte von dem Vogel „Kurios“ kein Unheil.

---

Am nächſten Sonntage bekam ich eine zweite Geſchichte von dem Vogel „Kurios“ zu hören.

„Lange blieb mir,“ begann Sior Moſcito, „die Stube leer ſtehen, ja ſelbſt meine übrigen Zimmer und Säle, ſo ſchön und billig ſie waren, fanden nur geringen Anwerth.

Endlich erſchien ein ältlicher Mann mit vernachläſſigtem Aeußeren. Seine Kleider waren dürftig, ſeine Haltung gebückt, ſein Blick unſtät. Er ſuchte ebenfalls bei mir eine ruhige Stube, wo er, wie er ſich ausdruckte, ſeine Studien ungeſtort fortſetzen konnte. Er ſprach mich deutſch an, und als ich ihm auf italieniſch antwortete, daß ich nur meine Mutterſprache und der Franzoſiſchen machtig ſei, fuhrte er das Geſprach abwechſelnd in beiden mit ſolcher Fertigkeit durch, daß ich jene, in der er eben ſich ausdruckte, fur ſeine Mutterſprache gehalten haben wurde.

Ich wies ihm das bewußte Zimmerchen an, mit welchem er vollkommen zufrieden ſchien. Alles ſagte ihm zu, und als ich ihn auf das Bild aufmerkſam machte, und ihm bemerkte, daß ich mich verpflichtet fuhle, des Vorgefallenen zu erwahnen, lachelte er, mit zugedruckten Augen, leiſe in ſich hinein und ſprach: „Das wird mich nicht anfechten! Ich habe meine Liebe einer Braut zugewendet, deren Vater keinen Eidam verſchmaht, welcher ſich ernſtlich bewirbt. Ich bewerbe mich, Gott ſei Dank! ſchon ſeit dreißig Jahren um ihre Gunſt; ich weiß ihr in ſieben Zungen zu huldigen, und hoffe es bald in mehreren zu können. Ich habe dießfalls, denke ich, nichts zu befurchten.“

Nachdem er das Bild lange mit ſteigendem Intereſſe betrachtet hatte, verſicherte er mich, daß es ihm ausnehmend gefalle. Es komme ihm wie eine ſinnige Allegorie des Sprachthums vor. Mir war zwar, was er ſagte, faſt unverſtandlich; deſſen ungeachtet behielt ich es ganz genau im

Gedachtniſſe, weil er ſich oft bemühte, es mir begreiflich zu machen. „Da im Bilde,“ ſprach er, „verſchlingen ſich hundert und abermal hundert wunderliche Zuge und Schnorkel abenteuerlich durcheinander, und dennoch bilden ſie Ein Ganzes, das, wiewohl auf den erſten Anblick einem fabelhaften Vogel ahnlich, doch naher betrachtet, faſt menſchlichen Charakter annimmt. Gerade ſo iſt es mit den Runen und Hieroglyphen, deren ſich der Menſch bedient, um ſeine Gedanken in Laute, ſeine Laute in Schriftzuge umzuſetzen. Sie bilden ein wunderbares Gewurme von unerklarbaren Formen und Typen. Und dennoch verſchlingt ſich dieſes rathſelhafte polypenahnliche Letterngewurme vor dem Blicke des Geweihten zur Rieſengeſtalt jenes Sprachen-Mammuths, deſſen Glieder als Ueberbleibſel einer verſchleierten Urwelt durch die Lander der Erde hin verſtreut ſind. Sieben Knochen dieſes Ungeheuers habe ich erſt betrachtet, und durchpruft und neunhundert wenigſtens bilden ſeinen Korper. Jeder Blick auf dieſes Bild, die erhabenſte Allegorie dieſer Art, die ich noch ſah, wird mich lebhaft an das mahnen, was mir noch zu leiſten ubrig blieb!“

Aus allen dieſen fantaſtiſchen Aeußerungen entnahm ich, daß mein Zimmerherr ein Sprachforſcher ſei.

Am früheſten Morgen lehnte er ſchon im Fenſter und blätterte in ſeinen Quartanten. Den Vormittag brachte er in unſeren Buchdruckereien zu, deren eine an zwanzig Alphabete lebender und todter Sprachen zählte; dann vergrub er ſich in die Bibliotheken der Stadt mit ſolchem Eifer, daß ihn gewöhnlich die ungeſtüme Mahnung des Bibliothekars erſt aus ſeiner Verſunkenheit zu wecken im Stande war.

Ungelegenheit machte mir mein ſtiller, zurückgezogener Sprachforſcher durchaus nicht. Im Umgange war er freundlich, ja ſogar nicht einſylbig, was bei Leuten ſeiner Art ſelten der Fall iſt. Eine unerſättliche Wißbegierde nach Allem, was Ausdruck und Sprache betrifft, war ein Hauptzug ſeines Charakters, und, wiewohl in gewiſſer Beziehung höchſt löblich, doch vielleicht im Umgange mit ihm gerade der abſtoßendſte. Man mußte jedes Wort, das der Volksſprache angehörte, oder das in der Konverſation ſeltener vorkommt, ſorgfältig meiden, denn er fing jedes ähnliche mit Haſt auf, wiederholte es, fragte nach deſſen Urſprung, drehte es wohl zehnmal im Munde herum, bis er einen Haltpunkt für deſſen Ableitung fand, und endete das gelehrte Spiel gewöhnlich mit einer lauten, für einen Alltagsmenſchen wie ich, wenig intereſſanten Rekapitulazion der Ausdrücke, womit derſelbe Begriff in den ſieben ihm bekannten Sprachen bezeichnet wird.

„Sie ſtudiren zu viel,“ ſagte ich ihm oft warnend; aber er ſprach dann immer lächelnd: „Der Vogel über meinem Bette hat noch viele Federn, die ich nicht kenne. Studium iſt Leben, und Leben iſt Studium!“ — Und ſo ſaß er denn halbe Nächte beim matten Scheine der Ampel, in ſeinen Büchern wühlend, oder ſchritt, Wörter und Redensarten aus den verſchiedenen Sprachen wiederkauend im Zimmer auf und nieder, wobei er gewöhnlich, um ſeine Gedanken zu fixiren, ſein Auge von dem Vogel „Kurios“ nicht abwendete. Mir bangte in der That um ihn. Oft ſchlich ich vor dem Schlafengehen, aus purer Beſorgniß, noch an ſeine Thüre, und legte das Ohr an die Schwelle und das Auge an's Schlüſſelloch, um zu ſehen, wie es ihm gehe. Während ich Oper und Ballet verdaut und im Kafee noch eine gute Weile Eis genommen und gekannegießert hatte, ſaß er ſchon in ſeine Grammatiken und Lexika vertieft, und blieb noch ſitzen, wenn ich lange ſchon im Bette lag.

Nach Verlauf von drei Jahrvierteln erkrankte er, wie ich es vorausgeahnt hatte, in Folge ſeiner übermäßigen Anſtrengungen. Ein heftiges Kopffieber warf ihn auf das Lager. Der Arzt, den ich wider ſeinen Willen rufen ließ, beſorgte eine Zerrüttung des Geiſtes. Er lag in beſtändiger Aufregung der Nerven bei völliger Abſpannung der übrigen Kräfte dahin, den Blick ſtarr auf das Bild über ſeinem Bette gerichtet, das er durchaus nicht wegnehmen ließ, indem er behauptete, daß es ihm große Erleichterung gewähre, und ſprach in einem Gemiſch aus allen Sprachen, deren er kundig war, das wunderlichſte Zeug durcheinander, ſo daß der Arzt, der nichts als Italieniſch und Latein genau verſtand, aus ſeinen Mittheilungen nicht klug werden konnte.

Ich erinnere mich recht wohl, was er mir entgegen rief, als ich am fünfzehnten Morgen ſeiner Krankheit zu ihm in's Zimmer trat. Der Arzt hatte dieſen Tag als den Moment der Kriſis bezeichnet. Der Patient richtete ſich krampfhaft von ſeinem Lager auf, ſah mich ſtarr an, ſtreckte mir die abgemagerte Hand feierlich entgegen und ſprach ernſt und abgemeſſen, mit ſo deutlichem Ausdrucke, daß ich mir die einzelnen Worte genau merken konnte: „Ich have honorem, euchesthai à vestra usted un dobro giorno!“ was, wie mir der Arzt verdollmetſchte, in einem aus Deutſchem, Engliſchen, Lateiniſchen, Griechiſchen, Spaniſchen, Franzöſiſchen, Slaviſchen und Italieniſchen zuſammengewürfelten Satze, ſo viel heißt, als: „Ich habe die Ehre, Euch einen guten Tag zu wünſchen!“ — Mit Schaudern erkannte ich ſeinen Zuſtand, und willigte, der Nothwendigkeit nachgebend, darein, daß der Arme in das Lazareth gebracht wurde, wo er im Zuſtande des ausgebildeten Wahnſinnes ſtarb.

Er war das zweite Opfer, das der Vogel „Kurios“ zur Ruhe geſungen.

Mein Pachtgeber, dem ich den Vorfall mit der wiederholten Bitte, das verhängnißvolle Bild wegnehmen zu dürfen, meldete, erwiederte abermal: „Das Bild bleibe laut Kontrakt hangen, indem es nur einem Fremden gegolten.“

Dieſe Hiſtorie war das Konfekt am zweiten Sonntage. Ich hörte ſie mit großer Ruhe hinſichtlich meiner an, wiewohl mich das Schickſal des armen Gelehrten tief ergriff.

---

Der dritte Sonntag brachte mir, was ich erwartet hatte, nämlich eine dritte Geſchichte. Nicht ohne Lächeln bemerkte ich, welche weiſe Steigerung mein Erzähler beobachtete, um meine Fantaſie zu beſtechen. Die erſte Geſchichte, die er mir erzählt hatte, betraf einen Fantaſten, mit dem ich wohl nichts Aehnliches aufzuweiſen hatte, als daß er ein Deutſcher war. Die zweite zeigte mir einen Menſchen, an welchem nichts Ungewöhnliches war, als ſein übertriebener Eifer. Was aber einem gebildeten, verſtändigen Menſchen begegnet, hält man für weit natürlicher, und daher auch für gefährlicher. Dieſer zweite Unglückliche war ein vernünftiger Deutſcher; ich hatte alſo ſchon zwei Berührungspunkte mit ihm gemein. Noch näher betraf mich die dritte Geſchichte, die mich in der That unangenehmer berührte, als ich erwartet hatte. Es war folgende:

„Als vor einem Jahre,“ begann Sior Moſcito, „die Truppen Ihres Monarchen zum erſten Male in unſere Stadt einrückten, um die Ruheſtörer, die uns von allen Seiten bedrohten, zurecht zu weiſen, erhielt auch unſer Haus Einquartirung.

„Mann! Der iſt für einen Menſchenfeſſer zu ſchön,“ ſagte meine Selige, als ſie den ſchmucken Adjutanten unter dem Fenſter vom Pferde ſteigen ſah. — Sie müſſen nämlich wiſſen, Herr Offizier, daß man, ohne Ihnen damit zu nahe treten zu wollen, die Deutſchen, ehe man ſie kannte, bei uns allgemein für Menſchenfreſſer hielt, gegen welche nicht aufzukommen wäre, weil ſie feſt zuſammenhalten, und Einer will, was Alle, wollen, und Alle was Einer will. Allein die Erfahrung brachte uns bald auf eine günſtigere Meinung von den fremden Truppen. Das muſterhafte Benehmen der Mannſchaft, eine unmittelbare Wirkung des humanen Betragens der Kommandanten, die ſtrenge Mannszucht, die Friedlichkeit nach außen, und die bruderliche Eintracht unter einander, ließen bald alle Gutgeſinnten in Segenswunſche fur das Wohl derſelben ausbrechen.“

Ich dankte meinem Hausherrn fluchtig fur ein Kompliment, das vielleicht wahrer ausfiel, als er es ſelbſt gemeint haben mochte.

„Der beſagte Adjutant,“ fuhr **Moſcito** fort, „wahlte ſich ebenfalls das Kabinet, welches Sie bewohnen. Als ich ihn auf das Bild aufmerkſam machte, und ihm die bedauernswerthen Ereigniſſe meldete, welche ſich daran knupften, wurdigte er beides kaum einer fluchtigen Aufmerkſamkeit. Er ſchien nur in den Beſchaftigungen ſeines Standes zu leben, brachte den Vormittag außer dem Hauſe, in der Kaſerne oder auf dem Exerzierplatze, den Nachmittag am Schreibtiſche mit ſeinen Rechnungen und Ausweiſen zu, dagegen war er aber auch außer Dienſte ganz — Soldat, d. h. feiner Lebemann, liebenswurdiger Geſellſchafter, galanter Ritter. Ich hatte es bald weg, daß er meiner Seligen den Hof machte, oder vielmehr ſie ihm. Doch kam mir die ganze Geſchichte nicht gefahrlich vor; trotz aller Galanterie gegen ſie, ſchien mein Gaſt nicht im geringſten geſonnen, ein formliches Cicisbeat ubernehmen zu wollen.

Meine Frau war aber damit nicht ſehr zufrieden, wiewohl ſie ihm durchaus nicht zurnen konnte. Allein etwas anderes nahm ſie ihm bald höchſt krumm. Wie denn die Weiber Alles erfahren, was ſie nichts angeht, ſo kam auch ſie dahinter, daß der Adjutant vielleicht nur darum gegen ſie ſo ſpröde ſei, weil er zwei Miglien außer der Stadt ein Mädchen fand, gegen welches er minder ſpröde thue. Sie wußte mir ſogar zu ſagen, das der Adjutant ernſtliche Abſichten habe, und nur abwarten wolle, bis die Ruhe im Lande hergeſtellt und eine gegründete Ausſicht auf geordnetere Verhältniſſe wäre. Sie kleidete zwar ihre Bemerkungen in den Ton ängſtlicher Bedenklichkeiten; allein ich erkannte gar wohl, was eigentlich dahinter ſtecke, und konnte meine heimliche, boshafte Freude kaum verbergen.

Faſt alle Tage ritt der Offizier hinaus zu ſeiner lieben Natalie, denn ſelbſt den Namen wußte mir meine Frau zu ſagen, und die Zerſtreuung der Ruheſtörer in die nahen Gebirge war ſeinen Liebesabenteuern lange Zeit hindurch günſtig.

Plötzlich hieß es aber, daß die Ruheſtörer ſich zuſammengerottet hatten, und in Maſſe einen Angriff auf die Beſatzung unſerer Stadt beabſichtigten. So wenig man auch dieſem Gerüchte Glauben beimaß, ſo glaubte der Kommandant unſerer Truppen dennoch die ſtrengſten Maßregeln handhaben zu müſſen. Schon ſeit dem Einrücken der fremden Macht war es den deutſchen Offizieren unterſagt, öffentlich in Zivilkleidern zu erſcheinen. Dieſer Befehl wurde dießmahl in ſo weit verſchärft, daß auf die Uebertretung deſſelben Kaſſazion ſtand. Um die Stadt aber war ein ſtrenger Kordon gezogen, den bei Strafe des Niederſchießens Niemand von auswärts überſchreiten durfte, welcher ſich über ſein Vorhaben nicht bündig auszuweiſen im Stande war.

Es war an einem Sonntage. Mein Gaſt, meine Selige und ich ſaßen guter Dinge beiſammen. Ich wollte über die neue Maßregel ſprechen, aber der Herr Adjutant hielt mir nicht Stich. Etwa um die fünfzehnte Stunde des Tages entfernte er ſich, begab ſich auf ſein Zimmer und huſchte bald darauf in Zivilkleidern aus dem Hauſe hinaus. Ich hatte nichts bemerkt, aber meine Selige, der nichts entging, theilte es mir mit einem Gemiſche von Mitleid und Schadenfreude mit. „Gewiß,“ fügte ſie hinzu, „zog es ihn wieder zu ſeiner Natalie; dieß kann ihm theuer zu ſtehen kommen!“

Ich achtete ihrer Rede eben nicht ſehr; denn ſie pflegte viel umſonſt zu ſprechen, und ging gemächlich ins Kaffeehaus, wo viel politiſirt und debattirt wurde. Etwa durch zwei Stündchen war ich dort mit einer intereſſanten Dominopartie beſchäftigt, als ein ungewöhnlicher Auflauf auf der Straße alle Gäſte vor die Thüre des zahlreich beſetzten Saales zog.

Soldaten des deutſchen Regiments trugen auf einer, aus Baumäſten und Laubwerk zuſammengefügten, Tragbahre einen Mann daher, in welchem ich auf den erſten Blick meinen Gaſt, den Adjutanten, erkannte. Sein Geſicht hatte die Farbe der Wand, ſeine Augen waren verſchloſſen, ſeine Hand krampfhaft auf die Bruſt gepreßt, und durch das Laub rieſelte Blut und zog eine kennbare Spur die ganze Straße entlang. Entſetzt eilte ich nach bis zu meinem Hauſe, an deſſen Treppe meine Frau mit lautem Weinen dem Zug entgegeneilte.

Die Soldaten trugen ihn hinauf, meine Frau folgte, und ich, ohne eigentlich noch zu wiſſen, was vorgefallen war, hatte Mühe, die neugierige, ungeſtüme Menſchenmaſſe zu zerſtreuen, unter welchen ſich die verſchiedenartigſten Aeußerungen kund gaben.

Sie hatte ſich noch kaum verlaufen, als bereits der Regimentsarzt kam und zu dem Verwundeten hinauf eilte. Endlich ward Ruhe vor dem Hauſe, und in der banglichſten Erwartung, begab ich mich in das Zimmer des Verwundeten. Er war bei vollkommenem Bewußtſein; der Arzt war unabläſſig damit beſchäftigt, Eisumſchläge auf ſeine Bruſt zu legen, welche von einer Flintenkugel durchbohrt war. Nur wenige Stunden wurden ihm noch Friſt gegeben. Er benutzte ſie dazu, um ſeine Familienſachen in Ordnung zu bringen, von ſeinen Kameraden Abſchied zu nehmen, und uns ein Detail des unglücklichen Vorfall's mitzutheilen, welcher ihm ſo früh das Leben koſtete.

Sein männliches Ehrenwort war die Urſache ſeines Unglückes. Er hatte nemlich, in der Vorausſetzung, daß die politiſchen und militäriſchen Verhältniſſe ſich ſobald nicht ändern dürften, ſeiner Natalie das Wort gegeben, am nächſten Freitage förmlich um ſie zu werben, und die dießfälligen Bedingungen in Ordnung zu bringen. In der Zwiſchenzeit ward jener ſtrenge Tagsbefehl gegeben, welcher Keinem, wer es auch immer wäre, geſtattete, unter irgend einem Vorwande, den gegen die Umgebung der Stadt gezogenen Kordon von außen her zu überſchreiten.

Mein Gaſt wußte wohl, welcher Gefahr er ſich ausſetzte; aber ſein gegebenes Ehrenwort erlaubte es ihm nicht, hinter ſeinem feierlichen Verſprechen zurück zu bleiben. Im Kleide ſeines Standes durfte er über die beſtimmte Abgrenzungslinie nicht hinausſchreiten. Er wählte daher das einzig mögliche aber gefährlichſte Mittel, ſein gegebenes Wort einzulöſen, und nahm Zivilkleider.

Beim Ueberſchreiten des Kordons auf dem Hinwege hielt ihn, wie natürlich, Niemand an. Glücklich gelangte er zu ſeiner Geliebten, welche von der Größe der Gefahr, der ſich ihr Bräutigam unterzog, nichts ahnte, und brachte bei ihrer Familie alles in Richtigkeit. Feſtvertrauend auf ſeinen Glücksſtern und den Schutzgeiſt der Liebe, begab ſich der junge Bräutigam auf den Rückweg, und erreichte ohne Anſtand den Kordon. Er hatte ſich zum Uebergange einen Punkt ausgewählt, welcher durch kleine Baumgruppen verſtellt war, hinter denen er ungeſtört durchzuſchlüpfen hoffte. Auch wollte er abſichtlich nicht auf den Anbruch der Dämmerung warten, indem, wie er wohl wußte, die Vorpoſten es bei Tage ſich bequem machten, um Abends, wo die Dunkelheit mehr befürchten ließ, ihre Wachſamkeit zu verdoppeln. Unbemerkt war er bereits hinter die Wall-Linie gelangt, und ſchickte ſich eben an, ſeinen Fuß wieder vorwärts zu wenden, um die Poſten glauben zu machen, er ſei von der Stadt aus gekommen, als ihn ein Soldat von weitem anſchrie und ſtill zu ſtehen befahl.

Erſt in dieſem entſcheidenden Augenblicke erkannte er die ganze Tollkühnheit ſeines Wagſtückes, und ſah zugleich ein, daß er verloren ſei. Entdecken durfte er ſich nicht, denn ſchon auf ſeine Verkleidung ſtand Kaſſazion. Ohne Angabe ſeines

Charakters aber wurde er als ein verdächtiges Individuum ergriffen, vor ein ſtrenges Gericht geſtellt, und zuletzt doch erkannt worden ſein. Er griff daher zu dem letzten, verzweifelten Mittel, zur Flucht; bog im Fluge durch die Bäume, und wollte eben einen Sprung in den Graben zur Seite der Straße hinabthun, als ihm eine Kugel nachpfiff, und eben in dem Augenblicke, als er nach ſeinem Verfolger nochmals umſah, ihm die Bruſt durchbohrte.

Nun hatte er ſein Vergehen ſtreng genug gebüßt; er fühlte, daß er ſterben müſſe, und nahm alſo weiter keinen Anſtand, ſich dem herbeieilenden Kriegsgefährten, welcher dieſe Kordonlinie kommandirte, ohne Rückhalt zu entdecken. Mit innigem Bedauern ließ ihm dieſer auf einer Tragbahre ſchnell in die Stadt zurücktragen, weil der Verwundete die kurze Friſt, die ihm der herbeigeeilte Feldarzt noch anberaumte, zur Ordnung ſeiner Angelegenheiten zu benutzen wünſchte.

Dem Offiziere, der ihn fortbringen ließ, vermachte er ſeinen Degen, dem Soldaten, deſſen Blei ihn tödtlich getroffen, ſeine volle Börſe, ſeiner Braut ſein wohl getroffenes Porträt, mir ſchenkte er ſeinen goldenen Siegelring und meiner Frau — ſeine Kaffemaſchine. Was ſonſt noch vorfindig war, ſollte verkauft, und der Ertrag unter die Mannſchaft ſeiner Kompagnie vertheilt werden. Seine Kameraden übernahmen es, ſeine Familie von dem traurigen Ereigniſſe zu benachrichtigen.

Vier Stunden lebte der arme Mann noch, ohne, trotz der unſäglichſten Schmerzen, Beſinnung und Ruhe zu verlieren.

Nie werde ich des ſchauerlichen Eindrucks vergeſſen, den es auf mich machte, als er die halbverſchloſſenen Augen noch einmal krampfhaft aufriß, zu dem Vogel „Kurios“ mit ſchmerzverzerrter Miene lang emporſtarrte, und unter tiefem Stöhnen zurückſank und verſchied.

Auf Fürbitte der Kameraden des Verblichenen und in Anbetracht der bisher immer tadelloſen Aufführung und eifrigen Verwendung desſelben, ertheilte der General die Erlaubniß, ihn bei Nacht, unter militäriſcher Bedeckung, begraben zu dürfen.

Es war eben eine rabenſchwarze, ſtürmiſche Nacht. Ein ſchwüler Sirocco jagte die Wolken am Himmel wild durcheinander. Nur manchmal blickte der Mond durch zerreißendes Gewölke, um eben ſo ſchnell wieder zu verſchwinden. Im Süden ſtieg ein Gewitter auf, und kündigte durch einzelne grelle Blitze und wachſendes Murren ſein Näherrücken an. Es mochte ſchon auf Mitternacht zugehen, als in aller Stille ein Detachement deutſcher Soldaten vor meinem Hauſe aufzog. Das ganze Offizierskorps des Bataillons, welchem mein Gaſt angehörte, folgte demſelben. Die Offiziere ſeiner Kompagnie ſtiegen die Treppe empor, und begaben ſich mit zwölf Mann, welche zu Leichenträgern beſtimmt waren, in das Zimmer, wo der Todte, bewacht von einer Ordonnanz und zwei Gemeinen, beim flackernden Scheine der Trauerkerzen aufgebahrt war. Sie hoben den Sarg herab, nagelten ihn zu, und trugen ihn über den langen Vorſaal, durch welchen ihr Fußtritt ſchauerlich hallte, auf die Straße. Zwölf andere Soldaten, welche rothſtrahlende Fackeln in den Händen hatten, umgaben den Sarg, welchem eine halbe Kompagnie ohne Trommelſchlag und Trauermuſik, nur von einem Manne mit dem Todtenkreuze angeführt, voranſchritt. Hinter ihnen ging der Feldkaplan. Dem Sarge folgte das Offiziers-Korps in Mäntel eingehüllt, die dem immer heftigeren Winde, welcher auch bald einzelne Fackeln ausblies, zum willkommenen Spiele dienten. Die andere halbe Kompagnie beſchloß den Zug. Nur wenige Menſchen begegneten uns, denn auch ich folgte dem Verblichenen zur letzten Ruheſtätte.

Tiefes Schweigen herrſchte auf dem Kirchhofe von Santa Croce, welchen wir etwa in einer halben Stunde, langſam und feierlich einherſchreitend, erreichten. Der Wind hielt plötzlich inne, die Soldaten zündeten ihre Fackeln wieder an, der Prieſter trat in den Kreis und ſprach ſein Gebet, dumpf rollte der Sarg in das Grab, und mit unheimlichem Gepolter kollerten die erſten Schollen herauf. Statt der üblichen Salven, welche das ſtrenge Geſetz dem Geſchiedenen verweigern mußte, feuerte ihm der Himmel einige Blitze mit dumpfen Donnerſchlägen nach, in welchen ſich das ferne Gewitter erſchöpft zu haben ſchien, denn kaum war das Grab zugeworfen, als der Mond aus den Wolken hervortrat, und es mit ſeinen Strahlen beleuchtete. Wir kehrten bei freundlichem Mondlichte zurück.

Als ich wieder in das Stübchen trat, aus welchem der wackere, junge Mann herausgeſtorben, konnte ich den Vogel „Kurios“ nicht ohne Grauen betrachten, und dennoch ließ es mein Pachtgeber, auf meine abermalige Anfrage, beim Alten.“

---

Mit dieſer dritten Geſchichte, welche — ich kann's nicht läugnen — meinen Kopf mit ſonderbaren Bildern erfüllte, glaubte ich den Novellenvorrath meines Wirthes erſchöpft, allein er hatte mir auch für den vierten Sonntag noch eine Gabe aufgeſpart, welche, meines Erachtens, beſſer zur Einleitung als zum Schluſſe getaugt hatte.

„Denken Sie ſich," ſprach er, „wie die undankbare Beſtie, die ich ſo lange an der Wand meines Zimmers hangen ließ, auch mir ſelbſt mitgeſpielt hat. Als im vergangenen Herbſt auf der Ebene vor unſerer Stadt die große Truppenkontrakzion Statt fand, zu welcher einige Tauſend Mann hermarſchirten, waren unſere Häuſer faſt zu eng, um die Maſſe von Generalen, Stabsoffizieren, und aller Art Fremden und Einheimiſchen zu beherbergen. Mein Haus fand, ſeines ſchönen Aeußeren und ſeiner bequemen Lage wegen, vorzüglichen Anwerth, und ich wollte die Gelegenheit zu ſo ſchönem Gewinn nicht unbenützt laſſen.

So gut es in der Eile ging, ließ ich alle Zimmer und Säle des Hauſes für Gäſte herrichten, und beſchränkte mich mit den Meinigen auf die bewußte Stube, und den daran ſtoßenden Vorſaal. Von letzterem nahm ich Beſitz mit unſerer Dienerſchaft, erſteres räumte ich meiner Seligen ein. Vor ihr, dachte ich, würde ſelbſt der Vogel »Kurios« gehörigen Reſpekt haben. Aber zu meinem nicht geringen Erſtaunen unterlag ſogar meine ſonſt ſo feſte Frau dem verderblichen Zauber dieſer Höllenfratze. Wie angeflogen kam ein bösartiges Fieber über ſie, welches ſchon am zweiten Tage einen gefährlichen Charakter annahm. Ehe ich noch Anſtalten machen konnte, ſie aus dem Bereiche des unheilvollen Wunderthieres wegzubringen, war ſie ſchon intransportabel geworden, und hatte bereits alle Kraft ihres krankhaft entzündeten Gehirns auf das leidige Satansbild konzentrirt, welches in ihren Fieberträumen und Kriſen eine ſtereotype Rolle ſpielte. Manchmal that ſie mir ſogar das Unrecht an, meine Züge mit denen des abſcheulichen Todtenvogels zu verwechſeln, bis wieder eine Erinnerung an ihren Vorgänger auf dieſer Leidensſtelle dieſe fixe Idee in den Hintergrund drängte und ein ſanftes Lächeln über ihr verändertes Antlitz hauchte. Eben dieſe gänzliche Umſtimmung ihres Weſens überzeugte mich von der Bedenklichkeit ihres Zuſtandes, und als ſie mich eines Tages mit ſanfter, faſt rührender Stimme zum Bette rief, und mir zärtlich die Hand drückte, da wußte ich, daß es um ſie geſchehen ſei, indem ſie das ſeit unſerm Hochzeitstage nicht gethan hatte.

Am zehnten Tage ſah der Vogel „Kurios“ auf ihr Leichenbett herab.

„Und Sie warfen das Teufelsbild noch nicht zum Fenſter hinaus?“ unterbrach ich ihn, faſt unwillig über die Narrheit, ſich von einem dummen Gemälde, wenn auch nur in der Fantaſie, ſo lange necken zu laſſen.

„Ach, Sie wiſſen ja, der Marcheſe,“ fuhr er fort, — „und jetzt knüpft ſich ja für mich ſelbſt ein intereſſantes, wenn auch trauriges Andenken an dieſes Bild.“

„Nun ſo will ich denn,“ verſetzte ich, „jedes üble Anzeichen dieſes Bildes in Zukunft zu Schanden machen, und für dieſes Stübchen eine neue Aera herbeiführen!“

„Ach, nur nicht gefrevelt, Herr Offizier!“ bat der fatale Warner mit zweideutiger Beſorgniß. Ich bemerkte ihm jedoch ganz kurz, daß ich weniger zu fürchten hätte, als irgend Jemand, indem ich weder ein Fantaſt, noch ein Gelehrter, noch überhaupt ein Verliebter, am allerwenigſten aber ein Weib wäre, und die feſte Ueberzeugung hegte, daß ſein Vogel „Kurios“ über Jeden vielleicht mehr vermöge, als über einen luſtigen Vogel!

Mein Hausherr würde die Geſchichte von dem Vogel „Kurios“ vielleicht noch um einige Kapitel verlängert, und mir das Meſſer noch drohender an die Kehle geſetzt haben, wenn nicht plötzlich ein Tagsbefehl eine Aenderung in allen Verhältniſſen hervorgebracht hätte.

Wir mußten nämlich mit einem Mahle aufbrechen und eine förmliche Kampagne gegen die

Ruheſtörer eröffnen, welche unter Anführung eines Ueberläufers die Offenſive ergriffen. Mit Vorbehalt unſerer bisherigen Standquartiere rückten wir aus, und hatten in der That leichte Arbeit. Die Rebellen, welche uns als wahre Poltrons mit den drohendſten Demonſtrazionen entgegenrannten, kehrten uns überall, wo wir ernſtlich auftraten, den Rücken, und warfen ſich von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken. Gewöhnlich brauchte es nichts mehr, als das Auffahren einer Feldbatterie, um uns alle Thore zu öffnen, und ſelbſt da, wo man ſich ſtellen zu wollen ſchien, genügte ein drohendes Manöver, um uns freien Weg zu bahnen. Wir hatten nicht ein einziges Mal einen nahmhaften Verluſt, und in wenigen Wochen war die ganze Gegend gereinigt. Was Zeit zur Flucht gewann, floh in Maſſe auf's Meer, wo es bald von uns eingeholt und zu Gefangenen gemacht wurde, und was die Gelegenheit dazu verſäumte, ergab ſich ohne Widerſtand. In einem Monate war an keinen Feind mehr zu denken. Mit leicht errungenen Lorbeern geſchmückt, den Ruf der Unwiderſtehbarkeit zu unſerm Vorläufer, zogen wir zurück, und rückten unter den freudigſten Akklamazionen der Bevölkerung wieder in unſere alten Stazionen wohlbehalten ein.

Mein Wirth empfing mich mit Freuden. Er war von ſeiner fixen Idee noch nicht geheilt, und begrüßte mich mit dem Zurufe: „Seien Sie mir willkommen! Nun, der Vogel „Kurios“ hat Ihnen doch nichts angehabt.“

Am erſten Sonntage nach unſerer Rückkunft gab unſer Brigadier ein glänzendes Mittagmahl, zu welchem das ganze Offizierskorps, nebſt den Autoritäten der Stadt, beigezogen wurde. Die anfängliche Steifheit wurde bald von deutſcher Herzlichkeit verdrängt, und ſchon gegen die Mitte der Tafel, als kaum der Champagner das zweite Mahl gekreiſt hatte, fraterniſirte faſt Alles. Den Schluß der Tafel machte ein allgemeiner Jubelchor auf das Wohl unſeres Monarchen, den keine Kehle mitzuſingen vergaß. Fröhlichen Muthes ſchritten wir auseinander, und ich freute mich herzlich, den ſchönen Tag mit einer ſanften, ruhigen Nacht gemächlich und gemüthlich beſchließen zu können. Mit etwas duſeligem Kopfe, in welchem das deutſche Lied mit wälſchem Geplauder und franzöſiſchem Weine ſich in's Gleichgewicht zu ſetzen ſuchte, kam ich nach Hauſe, warf mich, vom Schlaf übermannt, angekleidet auf's Bette, und ſank, meinem garſtigen Wächter muthwillig eine gute Nacht zunickend, in ſüßen Schlummer.

Ich weiß nicht, wie lange ich etwa geſchlaſen haben mochte, als mich ein heftiges Unwohlſein weckte. Mir war zu Muthe, als ob mich der Schlag rühren ſollte; kalter Schauer rieſelte mir den Rücken hinab; das Blut ſtieg mir gegen den Kopf und preßte mir Schweißtropfen auf die Stirne, und der tiefe Schlaf, welcher mich anfangs mit unwiderſtehlicher Macht gefaßt hatte, war einer höchſt beängſtigenden Unvermögenheit, wieder einzuſchlafen, gewichen. Ich ſchrieb mein Mißbehagen dem Umſtande zu, daß ich mich unmittelbar nach einer ſo ſchwelgeriſchen Tafel, ohne mich auszukleiden, hingeworfen hatte, und wollte eben aufſpringen, um es zu thun, als es mich, wie ein gewaltiger Schwindel übermannte. Der Mond ſchien hell durch's Fenſter und beleuchtete den abſcheulichen Todtenvogel über meinem Bette ſo grell und überſchwenglich, daß er mir zum erſten Male widerlich auffiel. Den Blick auf ihn geheftet, hielt ich mich halb aufrecht; da war mir's als ob er ſich leiſe bewege, und zugleich ertönte ein dumpfes Brauſen unter mir, ein hagelartiges Rieſeln an den Wänden, als ob etwas aus ſeinen Fugen gehen wollte. Ich ſprang auf, um meinem Diener zu wecken, aber der Ruf erſtarb mir im Munde; drei plötzliche Riſſe, deren erſchütterndes Gepolter dem Raſſeln eines, über das Straßenpflaſter ſchwer hinrollenden Wagens glich, warfen mich faſt auf das Lager zurück. Zu gleicher Zeit ſchienen ſich die Wände zu biegen und zu winden, als ob ſie durch Streckwalzen gezogen würden; der Vogel „Kurios" hüpfte an der Wand ſchauderhaft ſpaßig hin und wieder; die Fenſterſcheiben klirrten, als ob ein mächtiger Sudhauch ſie eindrücken wollte, mein Bett ſchwankte wie eine Wiege, und das ganze ſchreckliche Ereigniß währte ſo lange, daß ich die vollkommenſte, klarſte Ueberzeugung gewann: es ſei ein gewaltiges Erdbeben. Das Treiben auf der Gaſſe beſtätigte mich darin. Während ich mich unter die Thürſchwelle flüchtete, wo ich für den erſten Anfall noch am geſichertſten zu ſein hoffte, ertönte von der Straße herauf Geheul und Gebeth, durchdröhnt von den dumpfen, fernem Kanonendonner ähnlichen, Schlägen einſtürzender Bauten, durchſauſt von unterirdiſchem Brauſen und Murren, durchwimmert von dem Sturmgeläute anſchlagender Glocken und berſtender Glasfenſter.

Ich erinnere mich aus meinem ganzen Leben keiner ſchauerlicheren Szene, wo ich ſo bis in's innerſte Mark erſchüttert geweſen wäre, als damals. Ich ſtand in die Höhlung der Thüre, die in den Vorſaal führte, regungslos gepreßt, unvermögend, nur ein Glied zu bewegen, faſt erdrückt von bangem Herzklopfen, das Auge unwillkührlich auf das garſtige Gemälde geheftet, welches in dieſem Augenblicke meine ſonſt ziemliche zahme Fantaſie ſo mächtig aufregte, daß ich nichts anderes erwartete, als der Vogel „Kurios“ würde ſich beim nächſten Stoße aus ſeinem Rahmen losreißen, und wie ein Aasgeier auf mein klopfendes Herz herſtoßen. Die ganze Natur ſchien in Aufruhr empört, nur der Mond beleuchtete mit großer Ruhe und Klarheit dieſen Krampf ſeiner wankenden Planetenſchweſter.

Uebrigens gewöhnt ſich der Menſch an Alles, und ſo hatte ich mich denn auch in wenigen Minuten an das Entſetzliche meiner Lage gewöhnt, blickte hinter mich, und ſah, zu meinem nicht geringen Erſtaunen, meinen Burſchen, den ich im tiefen Schlafe wähnte, dicht hinter mir, in die andere Ecke der Thürſchwelle gedrängt, wo er, mit der Blendlaterne, die er in der Eile angezündet, blaß und zitternd, Poſto gefaßt hatte. Ich mußte trotz meiner eigenen Gefahr, über ihn lächeln, und hatte damit dem Schrecken das Recht abgetreten. Es iſt in der That wunderbar, wie der Menſch plötzlich an Kraft gewinnt, wenn er nur einen zweiten Menſchen, und wär's auch der unbehilflichſte, ſich zur Seite weiß. Trotz der fortdauernden Schwankungen des Bodens machte ich mich mit meinem Diener in vollſter Haſt über die Treppe hinab, und fand vor dem Hauſe mitten in der Straße, umgeben von einer Schaar heulender Männer und Weiber, meinen Hausherrn, welcher im weißen Nachthemde, von gleich koſtümirten Nachbarn umringt, einem wahrhaft lächerlichen Geſpenſte glich. Nun war's gewonnen: der Anblick ſo vieler Entgeiſterter rief all' meinem Muth zurück, und ich, der ich vor Kurzem, ich kann es nicht läugnen, ſelbſt zitterte wie Eſpenlaub, hatte nun auf einmal alle Faſſung gefunden, und ſtand, als tröſtender Halbgott, unter den Verzweifelnden.

Die Erdſtöße wiederholten ſich bis zum Grauen des Tages noch einige Mahle, ohne jedoch bedeutenden Schaden anzurichten. Wie ein Retter in der dringendſten Noth erglänzte im Oſten der erſte morgenröthliche Streif des anbrechenden Tages, und brachte, von mir mit freudiger Stimme begrüßt, eine energiſche Wirkung auf die ganze Umgebung hervor. Indeſſen durchzogen bereits Prozeſſionen die Stadt in allen Richtungen, die Heiligthümer aller Kirchen wurden in feierlichen Aufzügen umhergetragen. Die Allarm-Trommel ertönte, und die ganze Beſatzung trat unter Wafſen. Da ich ſeit dem Vortage meine Uniform nicht abgelegt, war ich einer der erſten am Platze, und das Zuſammentreffen mit allen meinen Kameraden, von denen auch nicht einer Schaden genommen, entfernte die letzte Beſorgniß aus meiner Bruſt. Die allgemeine Furcht ging nun ſchon in allgemeine wechſelſeitige Mittheilung des Erlebten über, und unter Geſpräch und Erzählung brach der Tag an.

Die Natur ſchien endlich wieder ihre Ruhe gewonnen zu haben, und Alles dankte dafür mit inniger Freude, wenn auch noch nicht mit ganz feſtem Vertrauen. Erſt gegen Mittag, als die Erdſtöße gänzlich aufgehört hatten, und die Sonne hell und friedlich wie immer, vom klaren, wolkenloſen Himmel herablächelte, glaubte man ſich vollkommen geborgen, und ſchritt wieder an das gewöhnliche Tagwerk.

Mein Hausherr war entzückt durch mein Anerbiethen, Mittags ſein Gaſt zu ſein, welches ich ihm bloß zu ſeiner eigenen Beruhigung machte.

„Sehen Sie,“ ſprach er zu mir, „daß meine Landsleute doch noch etwas verſtehen!“ Mit dieſen Worten zog er ein kleines, ſchlecht gedrucktes Büchlein hervor und reichte es mir zur Einſicht. — „Leider ſind wir aber noch nicht außer aller Gefahr! Leſen Sie da, was uns in acht Tagen bevorſteht.“

Ich nahm das Büchlein, und beſah es mit lebhafter Neugierde. Es war ein ſogenannter „Caſamia.“ — Unter dieſer Firma erſcheint nämlich in der Stadt Faenza jährlich ein Volkskalender, betitelt: „Il gran astronomico e pronostico“ oder: „tesoro nascosto,“ welcher gemeinhin nur mit dem obigen Namen des Verfaſſers bezeichnet wird. Er gibt die Erklärung der venti quattro segni dell' anno; zu dem iſt jedem Monatstage eine Anmerkung beigefügt, welche entweder eine Witterungsregel, oder eine ökonomiſche Andeutung oder die Ankündigung einer merkwürdigen Natur-Erſcheinung enthält. So ſtand denn auch bei dem Tage, welcher uns ein ſolches Entſetzen einjagte, die Bemerkung: „un gran miracolo!“ das große Wunder war denn wirklich eingetroffen, und noch verſpürten wir am Zittern unſerer Glieder ſeine überzeugende Nachwirkung. Damit war es aber noch nicht abgethan. Mit dem Ausdrucke der entſetzlichſten Gewißheit wies mir mein Hausherr auf das Datum desſelben Wochentages in der nächſtfolgenden Settimana, und zeigte mir mit zitterndem Finger auf die beigefügte Bemerkung: „ancor un gran miracolo!“ — „Wir wiſſen nun,“ begann er, „worin das angekündete Wunder beſtehe, wir wiſſen, was wir in acht Tagen wieder zu erwarten haben. Uns ſteht das Aergſte bevor! Unſer Caſamia iſt ein Mann, auf welchen man bauen kann!«

So neu und lebhaft auch noch der Eindruck des Wunders war, das der gute Caſamia auf den kaum überſtandenen Tag angekündiget hatte, ſo konnte ich mich von ſeiner Sehergabe doch nicht überreden, ſondern machte meinem Hausherrn, der feſt darauf zu glauben ſchien, die begründetſten Einwürfe. Allein er blieb taub gegen alle, und beharrte darauf, daß man von der nächſten Woche ein Gleiches zu fürchten habe.

Wie er, waren Tauſende in der Stadt geſtimmt; denn Caſamia's Kalender iſt allgemein verbreitet, und in manchem Hauſe das einzige Buch, welches mit Aufmerkſamkeit geleſen wird. Allgemein war daher auch die Aufregung, welches jenes traurige Prognoſtikon in den Gemüthern der leicht entzündbaren Italiener verbreitete. Die anberaumte Friſt war zu kurz, um den Eindruck durch Beſonnenheit oder Leichtſinn zu verwiſchen, welchen das Eintreffen der erſten Prophezeiung des populären Aſtronomen und Phyſikers gemacht hatte. Man betrachtete ſich faſt als völlig exponirt, und verſetzte ſich, durch wechſelſeitiges Hineinreden in die Gefahr, in einen proviſoriſchen Zuſtand, welcher mit jedem Tage peinlicher zu werden begann. Eine düſtere Stimmung, gegen welche ſich nichts thun ließ, bemächtigte ſich aller Gemüther. Entmuthigende Vorkehrungen wurden getroffen: Leute, die nie auf etwas Ernſteres dachten, ſchloſſen ihre zeitliche Rechnung ab; Teſtamente wurden gemacht, Zwiſte ausgeglichen, Sicherheitsmaßregeln getroffen, Schutzmittel in Vorſchlag gebracht, und mit fanatiſchem Eifer Alle verfolgt und angefeindet, welche etwas dagegen einwenden wollten.

So durfte ich denn auch meinem Hausherrn nicht widerſprechen, ſo ſehr ich auch bei wiedergewonnener Faſſung dazu geneigt war. Selbſt der Umſtand, daß der Vogel „Kurios“ bei dem letzten Erdſtoß von der Wand gefallen war, und ſein ſcheußliches Antlitz an der Ecke meines Bettes bedeutendem Schaden genommen hatte, machte keinen Eindruck auf ihn.

Der verhängnißvolle Tag, welcher das fürchterliche Wunder wiederholen ſollte, rückte immer näher. Die Vorbereitungen in der Stadt grenzten faſt an's Unausſprechliche, und trotz dem, daß ich ſelbſt an die mögliche Erfüllung des geſtellten Prognoſtikons glaubte, konnte ich nicht umhin, über die Tollheit zu lachen, durch welche man ſich ſo eigentlich in die Furcht hineinzuverſetzen bemüht war. Da man in jedem Falle Unordnungen beſorgte, indem kein Ereigniß zu ſchauerlich iſt, um Gauner, Beutelſchneider und böswillige Unruhſtifter von ihren Verſuchen abzuhalten, ſo erachtete es auch unſer Kommandant für nöthig, die deutſchen Truppen an dem beſtimmten Tage für mögliche Fälle bereit zu halten. Der Tagesbefehl lautete folgender Maßen: „In der Nacht von morgen auf übermorgen haben ſämmtliche Truppen im Hofe ihrer Kaſernen, wie zum Ausmarſche gerüſtet, aufgeſtellt zu ſein. An jeder Straßenecke ſtehen zwei Kavalleriepoſten aufgeſtellt, um nöthigen Falls die Truppen in möglichſter Eile dahin zu beordern, wo man ihrer bedürfen ſollte. Ein Offizier von jeder Truppen-Abtheilung hat ſich, um den Schein jeder Beſorgniß unſererſeits zu verſcheuchen, unter das Publikum zu miſchen, während die übrigen bei ihrer Truppe bleiben. Ueber alle dieſe Maßregeln ſoll das tiefſte Schweigen beobachtet werden.“

Endlich war die Schreckensnacht angebrochen, von deren Ende man den Beginn der entſetzlichen Erſcheinung erwartete. Die Straßen waren von Fackeln erhellt; in den Häuſern ſelbſt ging Niemand zu Bette; Alles ſtand gerüſtet, um bei der erſten Anmeldung in's Freie zu fliehen. Wer Gelegenheit dazu hatte, war ſchon früher auf's Land geeilt, wo derlei Ereigniſſe wegen Iſolirung der Gebäude weniger Gefahr drohen. Aengſtliche Fragen, ſcheue Blicke, blaſſe Geſichter, ſtummes, bei dem ſprachluſtigen Italiener um ſo auffallenderes, Umherrennen, lautes Gebet auf öffentlichen Plätzen, ſah und hörte man auf allen Ecken, und die bekannteſten Züge waren ſo ſeltſam entſtellt, daß man ſich in eine Karnevalsnacht verſetzt wähnte, wo Alles maskirt in planloſer Geſchäftigkeit durch einander läuft.

Der ungeſtüm erwartete Tag brach an, und mit ihm kehrte einiges Vertrauen in die Herzen der Geängſtigten zurück. Ein wolkenloſer, blauer Himmel, von der freundlichſten Sonne beſtrahlt, ſpannte ſich über die Stadt aus; ſanfte Morgenlüftchen fächelten, alle Barometer, welche man zu Rathe zog, ſprachen uns Troſt ein; aber Caſamia prophezeite ein gran miracolo, und Caſamia hatte vor acht Tagen Recht gehabt. Man unterſtand ſich daher ja nicht, an ſeiner Unfehlbarkeit zu zweifeln. Daß übrigens die Straßen ein anderes Geſicht gewannen, als ſie bei Nacht hatten, iſt leicht erklärbar. Aus dem qualvollen unſinnigen Hin- und Wiederrennen wurde ein förmlicher Corſo, eine ununterbrochene Promenade und Spazierfahrt, welche ſich vom Teatro nuovo durch die ganze Stadt bis hinaus auf den Prato dei fiori ausdehnte, welcher mit ſeiner ſchönen Ebene den Vereinigungspunkt der Maſſen bildete. Mit dem reifendem Tage reifte das Vertrauen; die Blicke erheiterten ſich; die Lippen fanden die Sprache wieder; man wagte bereits zu hoffen, und Gründe gegen ſeine Furcht aufzubringen.

Als einer jener Offiziere, welche beordert waren, ſich unter das Publikum zu miſchen, hatte ich eben auf dem genannten Prato Poſto gefaßt, und lehnte, an das angeſagte miracolo kaum mehr denkend, ruhig an einem Baum, als mich ein gewaltiger Lärm aus meinen Betrachtungen weckte. Die Leute ſtoben wie Spreu aus einander, und ein dumpfes Gepolter quer über das Steinpflaſter, welches den Prato im Kreuze durchſchnitt, machte mich im erſten Augenblicke faſt glauben, das verkündigte Erdbeben ſei wirklich im Anzuge. Raſch umgewendet überzeugte ich mich zu meinem Schrecken von der Urſache der plötzlichen Bewegung. Eine Equipage wurde von vier ſcheuen Roſſen in Sturmeseile fortgeriſſen, der Kutſcher taumelte eben, als ich hinblickte, von ſeinem Sitze und wand ſich ſchreiend zwiſchen den Rädern, die neben ihm weggingen, ohne ihn, wie es ſchien, berührt zu haben. Ein weibliches Weſen rang, unter durchdringendem Hilfsgeſchrei, im Wagen die Hände; während ein ſtaubbedeckter Mann mit blutigem Geſichte hinten nachrannte. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt; ich riß den Degen aus der Scheide, ſtellte mich zum Entſetzen der Umgebung dem herantobenden Viergeſpann in den Weg, und führte auf die Köpfe der vorderſten Pferde, welche mich faſt ſchon mit ihren ſchnaubenden Nüſtern berührten, einen ſo gewaltigen Querhieb, daß meine Klinge in Splitter ſprang. Die ſchwer getroffenen Roſſe fuhren wild aufwiehernd zurück, und ſtießen ſo kräftig an die nachfolgenden, daß dieſe auf die Hinterbeine zuſammenknickten, und alle vier plötzlich in einem verworrenen Knäuel durch einander ſtürzten. Ein paar nahe befindliche Kavalleriſten ſprengten im Fluge herzu, und hieben, ehe die betäubten Thiere ſich aufrichten konnten, die Stränge entzwei. Die Rettung war wie durch ein Wunder gelungen, und unter dem allgemeinen Rufe: »Bravi Tedeschi!« hob ich die ohnmächtig gewordene Dame aus dem Wagen.

Sie war blaß wie der Tod, aber ſchön wie ein Engel. Jetzt kam der Mann herbei, welcher dem Wagen nachgerannt war. Er war beim erſten Stoße aus dem Wagen geſchleudert worden, und hatte ſich im Sturze leicht verletzt. Auch der

Kutſcher fand ſich ohne bedeutende Verletzung wieder ein.

Tief in die Seele drang mir der herzliche Dank der Wiedererwachten. Mit Freudenthränen fiel ſie dem jungen Mann, welcher ſie Schweſter nannte, um den Hals, und pries mich ihm als ihren Retter. Er drückte mir innig gerührt die Hand und bat mich um meinem Namen. Ich bedeutete ihm, mein Name ſei »Offizier der deutſchen Truppen, und es gereiche mir zur Freude, ihnen gedient zu haben,« und verlor mich unter der Maſſe der Neugierigen, welche ſich, auf Caſamia und Erdbeben vergeſſend, zu den Geretteten hinzudrängte.

Der Eindruck, den die Dame auf mich gemacht hatte, war zu groß, als daß ich mich hätte ſeiner entſchlagen können. Ich wendete mich daher nach einer Weile, während welcher die Menge ſich verlaufen, an einen jener dienſtfertigen Menſchen, deren Italien ſo viele zählt, welche einem Fremden ſogleich die ganze Biographie eines bezeichneten Individuums mitzutheilen wiſſen. Das Mädchen war, wie ich hörte, die Tochter eines angeſehenen Banquiers, welche mit ihrem Bruder, dem Chef des Hauſes, ebenfalls den Corſo mitmachte, um, im Falle eines ungewöhnlichen Ereigniſſes, im Freien zu ſein. Statt des im Caſamia angedrohten Wunders, begab ſich aber mit ihr ein anderes, — das Wunder ihrer Rettung durch mich.

---

Nach wenigen Tagen, während welchen in die Stadt Ruhe zurückgekehrt, und in allen Herzen die Beſorgniß vor dem gefürchteten Ereigniſſe vollkommen verſchwunden war, erhielt ich einen prächtigen Degen nebſt einem Billete, in welchem mir der Bruder der Geretteten zuſchrieb, daß es ihm gelungen ſei, meinen Namen zu erfahren, und daß er mich bitte, für den Verluſt meiner Klinge dieſen kleinen Erſatz hinnehmen, und die Einladung in ſein Haus nicht verſchmähen zu wollen.

Ich konnte nun wohl, ohne unhöflich zu ſein, dem artigen Antrage nicht widerſtehen, und machte am andern Tage im vollſten Staate meine Aufwartung. Man kam mir mit einer Herzlichkeit entgegen, die ich in dieſer Stadt noch nicht gefunden, die mich aber weniger Wunder nahm, als ich erfuhr, das ich es mit Deutſchen zu thun habe, welche hier ein glänzendes Geſchäft begründet, und ihren Namen, um ihn den Italienern mundgerecht zu machen, nur in einen italieniſchem Model gegoſſen hatten. Das von mir gerettete Mädchen war ein Ideal von Anmuth und Bildung, ein Weſen, an welches Natur und Erziehung ihr Beſtes in reichlicher Fülle verſchwendet hatten. In kurzer Zeit war ich im Hauſe heimiſch geworden, und was ich von meiner hausbackenen Fantaſie nie vermuthet hätte, für die liebe, gute Adele Enthuſiaſt. Die Fülle meiner erſten, wahren Liebe war auch weder an einen unwürdigen noch an einen unempfänglichen Gegenſtand verſchwendet. Wir waren miteinander bald im Reinen; Adele liebte mich, ſo wie ich ſie, der Bruder war einverſtanden; die Mitgift betrug zehnmal mehr, als die Ranzion, die ich legen mußte, und ſobald die Verhältniſſe ſich friedlicher zu geſtalten verſprachen, fand unſere Verlobung Statt.

„Nun, lieber Sior Moſcito,“ ſagte ich zu meinem Hausherrn, als meine Verbindung mit Adele kein Geheimniß mehr war, „Ihr Caſamia hatte doch Recht, als er auf den bewußten Tag ein gran miracolo anſetzte. Bei mir traf es ein. Das miracolo war die Liebe, der ich meine Adele verdanke. Aber wer an mir zu Schanden geworden iſt, und ſeine Verſtümmlung vollkommen verdient hat, iſt der Vogel „Kurios!“ — Ich habe ihn bereits ausfliegen laſſen; ſchreiben

Sie das dem Marcheſe; da Sie es nicht thaten, kann er's Ihnen auch nicht verübeln, und wenn's ihm nicht Recht iſt, ſo weiſen Sie ihn nur an mich. Das böſe Thier ſoll keinem braven Deutſchen mehr ein Grablied krächzen!“

Der gefällige Hausherr lächelte ganz zufrieden, und war vollkommen glücklich, als ich ihm verſprach, ſein trauliches Stübchen nicht vergeſſen, ſondern, wenn ich überſiedelte, es einem meiner Freunde, einem jungen, geſprächigen Kriegsmanne, einräumen zu wollen. —

# III.

## Das
## Uhrmacherhaus.

Einige Jahre meines Lebens, vielleicht die ſchönſten, brachte ich in einem Landſtädtchen zu, in welchem man eben nicht viel Poeſie geſucht hätte. Allein die Poeſie hat ihre Laune, wie jedes Frauenzimmer, und ſtattet oft dort am eifrigſten Beſuche ab, wo man ſie am wenigſten erwartet, während ſie anderwärts, wo Alles zu ihrem Empfange geſchmückt und erleuchtet iſt, zu kommen zögert. So wandelte ſie denn auch in dem ſchlichten Landſtädtchen gar oft inkognito herum, und ließ ſich freundlich von mir finden. Ich bewahre manche Erinnerungen aus jener Zeit; folgendes Geſchichtchen iſt eine davon.

Neben dem ſtattlichen Hauſe, deſſen erſtes Stockwerk ich bewohnte, ſtand ein kleines, armſeliges Häuschen. Erdgeſchoß, Dachboden und Keller waren die geſammten Beſtandtheile desſelben; das erſtere theilte die Eigenthümerin, eine alte gebrechliche Witwe, mit einer beſcheidenen Zinspartei, welche an Zimmer und Kammer genug hatte, und ſich dazu bequemte, ihr mäßiges Mahl in gemeinſchaftlicher Küche zu kochen. Es mochte wohl mancherlei Volk ſchon aus- und eingezogen ſeyn, ſeit ich nebenan wohnte, ohne daß es mir auffiel, denn ich hatte bisher keine Veranlaſſung gefunden, mich um meine Nachbarſchaft zu kümmern. Sie beunruhigte mich nicht; was wollte ich mehr?

Ein beſonders ſchwüler Sommer zwang mich einmal, die Nacht zum Tage zu machen. Erſt wenn die Sonne untergegangen war, ging das wahre Leben mit Luſt und Kühlung auf; erſt wenn die Sterne emporſtiegen waren, fühlte ſich der erquickte Leib aufgelegt, dem denk- und arbeitſeligen Geiſte die gebührenden Dienſte zu leiſten. Da ſaß ich denn oft bis Mitternacht, ließ durch weit geöffneten Fenſter die balſamiſche, duftdurchathmete Nachtluft in vollen Zügen hereinſtrömen, und verbrachte vor meinem Pult in halbbewußtem Sinnen und Brüten manches Stündchen, bis mich der öfter wiederholte Ruf des Nachtwächters mahnte, daß es Schlafenzeit ſeyn müſſe.

Der größte Lärm ſtört mich nicht in meinem Denken und Dichten, ſobald ich nur weiß, woher er kommt, und meine beiden Kinder mögen nebenan tollen und poltern, als ob ſie das Oberſte nach unten kehren wollten, ſo wird's mich wenig aus der Faſſung bringen. Hingegen beunruhigt mich das geringſte Geräuſch, wenn ich ſeine Entſtehungsurſache nicht weiß, wenn es mir neu, ungewohnt iſt, wenn ich in der Eile nichts finde, woraus ich es mir erklären könnte, zumal wenn es etwas Eintöniges, Tonloſes an ſich hat. Das Picken eines Holzwurmes, wenn ich ſeiner geheimnißvollen Werkſtätte nicht auf die Spur kommen kann; der Fall eines Tropfens, wenn ich nicht ergründe, woher und wohin er fällt; ein undeutliches Murmeln, das Alles kann mich ſo gewaltig behelligen und erregen, daß ich ſchon öfter als einmal unwillig dem neckenden Tone wich, meinen Platz am Pulte räumte, und auf mich ſelbſt erboſt, unter die Decke kroch.

So ging es auch in jenem ſchwülen Sommer, wo ich bei offenem Fenſter ſchrieb und las. So lange Leute die Straße auf und nieder gingen, bemerkte ich nichts Ungewöhnliches. Sobald aber das Leben ſich in Stuben und Betten geflüchtet hatte, ſobald der Wachtpoſten vor dem Gerichtsgebäude, und der patrouillirende Nachtwächter die einzigen menſchlichen Weſen wurden, die ſich noch im Freien bewegten, ſobald bei Vollmondſchein und Sterngeflimmer jene lautloſe Stille einbrach, bei welcher man hören zu können wähnt, was ſich im Kerne der Erde, was ſich bei den Antipoden regt, — da ſcholl es immer von Außen an mein Ohr: „Tick—tack“ und wieder „Tick—tack“ und ſo fort in gleichmäßigen Pauſen, wie der Pendelſchlag einer Wanduhr, einförmig, klanglos, gleich dem Pochen eines Fingerknöchels an eine moderige Bretterthür. Der geſpenſtige Knöchel hatte nicht umſonſt gepocht; meine Phantaſie öffnete alsbald Fenſter und Pforten, und ſetzte die beiden Pendelnoten, ſo zu ſagen, unverzüglich in Text. Bald klang es mir, wie: „Komm, — komm!“ — bald wie: „Mir — Dir!“ bald wie: „Noth — todt!“ und bald noch trübſeliger. Manchmal war's, als ob ein zweiter, ähnlicher Kobold mit dem erſten einen Wettſtreit begonne, und ſich überholend und nacheilend klang es in kontrapunktoriſchem Vierſchlage. Manchmal ging's: „Tick“ und das „Tack“ blieb aus, wie der unterbrochene Abſchiedsſeufzer eines Sterbenden, der nur das „Lebt —“ mehr ſtöhnen konnte, während ihm das gedachte „wohl!“ ſchon vom Tode erſtickt wird.

„Eine Pendeluhr muß es ſeyn!“ ſprach ich zu mir ſelber — aber: „Wo?“ — Das mußt' ich heraus haben, ſonſt war an keine Ruhe zu denken. — „Vielleicht zu ebner Erde im Hauſe?“ Ich nahm gleich am anderen Morgen einen Vorwand, und ſtattete meinem Hausherrn, welcher ſich mehr aus Oekonomie, als aus Beſcheidenheit den unterſten Platz im Hauſe zum Wohnſitze vorbehalten hatte, einen ganz überraſchenden Beſuch ab; beſah ſeine Wohnung, belobte ſeine alte, unter dem mächtigen Glasſturze, wie unter einer Luftpumpe, kaum hörbar ſchlagende Stockuhr; fragte ihn, ob er kein Liebhaber von Wanduhren ſei, und forſchte ſo lang und ſo genau, bis ich mich vollkommen überzeugt hatte, daß jener Pendelſchlag aus dieſen Wänden nicht kommen könne. Das Stockwerk über mir ſtand unbewohnt und unmeublirt. Auf dem Dachboden, welcher mir zur Benutzung ganz überlaſſen war, ſtellte ich an einem regneriſchen Nachmittage ſelbſteigene Unterſuchung an. Er enthielt nichts, was geben konnte, als einige Mäuſe; und nichts, was einer Maſchine glich, als einen maſſiven, dichtbeſtaubten Garnhaſpel, ein Erbſtück von der Urgroßmutter meines ſechzigjährigen Hauspatrons. Im eigenen Hauſe erhielt ich alſo keinen Aufſchluß.

Ich beſchloß in der nächſten Nacht, außer dem Hauſe die Ronde zu machen. Es ging auf Mitternacht zu. Schon über eine Stunde hatte ich dem folternden „Ticktack“ vom Fenſter aus zugehorcht. Ich ſtahl mich zum Thor hinaus, ſo vorſichtig, als ob ich verhindern wollte, daß der unbekannte Kobold, der mich forttrieb, von meinem Spähergange etwas merke. Jetzt ſtand ich mitten in der Straße. Kreideweiß wie große

Grabſteine, ragten die Häuſer im hellſten Vollmondlichte; man hörte den Fluß herüberrauſchen, der, wohl eine Viertelſtunde weit vom Städtchen, am Gebirge hinabrinnt; man hörte noch weiter her das Quacken und Quarren der Fröſche am Föhrenteiche, von ferne ſchallend, wie Klirren verhallender Schellenkränze. Ich ſammelte in meinen Ohren alle Kraft, die mir das Schickſal zum Spion verliehen. Wahrhaftig: „Tick — tack!“ — dorther — in gerader Richtung; denn ich ſtand mit dem Geſichte meiner Wohnung zugekehrt. — Ja — dorther, wie aus meinem Fenſter. Es überrieſelte mich faſt kalt. — Gibt's Irrtöne, wie's Irrlichter gibt, die uns täuſchen, die immer dort ſind, wo wir nicht ſind? — Nein, nein! — Es iſt nur die Richtung, nicht das Haus. Vielleicht alſo nebenan? — Ich ſchreite auf das armſelige, unbeachtete Nachbarhaus zu, der Schall verſtärkt ſich. — Durch's Fenſter im Winkel ſchimmert Licht; ich ſchleiche hinzu; ein Kleidungsſtück deckt die Scheiben ſo gut, als möglich, ſtatt eines Vorhanges. Das Fenſter nebenan ſteht offen, und das Räthſel iſt gelöſt; denn in der Fenſterbrüſtung ſelbſt hängt eine Schwarzwälder-Uhr, deren Pendelſchlag mich ſo lange geneckt hatte: andere Uhren — ſo viel mich der Mondſchein entnehmen läßt, liegen und ſtehen umher. Meine Neugier hinſichtlich des Pendelſchlages war befriedigt, und ich konnte nun hoffen, an einem Tone, welcher bisher mich gequält hatte, in Zukunft eine recht freundliche Begleitung zu meinen Gedanken zu finden.

Allein Neugierde iſt eine Wucherpflanze, die, kaum beſchnitten, weiter treibt. So reizte mich jetzt ſchon wieder das erleuchtete Fenſter und der diskrete Vorhang, der einem Späher nicht viel Mühe machte. Ich trat auf den Zehen hin, und legte das Auge an die trüben Scheiben, Da gab's eine recht mitternachtliche Szene. Im Hintergrunde der Stube, die ein tief herabgebranntes, hinter dem Ofen ſtehendes Kerzenlicht ſpärlich erleuchtete, lag auf dem Bette eine alte, abgezehrte, Habitus und Farbe des Todes tragende Frau. Mit ihr beſchäftiget war ein junges, wie es ſchien, nicht unſauberes Weibchen, das ſich ein um das andere Mal die Thränen trocknete. Etwas abſeit gegen das Licht hin ſaß ein junger Mann, ein echtes Werktagsgeſicht, ein Ideal deſſen, was der Franzoſe „bon ouvrier" nennt, aus einem großen Gebetbuche mit fingerlangen Lettern (faſt in ſolcher Entfernung einzeln unterſcheidbar) Troſtformeln und Herzerleichterungen murmelnd. Daneben am offenen Fenſter ſchnarrte das Gewicht der Schwarzwälderin ab, das Schlagwerk ſchlug Eins; der

Ouvrier ſchloß das Buch; das junge Weib verhüllte das Geſicht mit den Händen; was die Alte that, weiß ich nicht, — denn tiefergriffen eilte ich fort, öffnete ungeſtüm das Hausthor, ſtolperte die Treppe hinan, warf mich halbentkleidet aufs Bett, und verfiel in einen unruhigen Schlaf.

Am andern Morgen in früheſter Frühe klang das Sterbeglöcklein, am Morgen des nächſten Tages gab's einen Leichenzug im Nachbarhäuschen, ein ärmlich Grabgeläute, ein bäuriſch bemalter Sarg, gefolgt von einem Prieſter, dem Ouvrier an der Seite des jungen Weibchens, und einem Dutzend gebrechlicher Pfründner und Straßenbettler.

Ich erkundigte mich bei meinem Hauspatron um das Nähere. Die Hausbeſitzerin war geſtorben. Der junge Mann mit dem Werktagsgeſichte war ein eingewanderter Uhrmacher aus Würtemberg, welcher an der Seite ſeines fleißigen, erſt hier im Lande geheiratheten Weibchens ſeit kurzer Zeit das Erdgeſchoß mit der Witwe theilte, und mit ſeinen Schwarzwälder-Uhren reichlichen Abſatz fand.

„Ein betriebſamer Schwabe!" — äußerte ſich mein Hauspatron (der, als echter Spießbürger, auf „Eingeſchwärzte," wie er Angeſiedelte nannte, eben nicht am beſten zu ſprechen war) — „der wird ſich behelfen! Wahrſcheinlich wird er jetzt die Hütte an ſich kaufen; freilich mit Schulden. Nu, — wenn's Glück will, iſt er in Jahr und Tag mit dem Kaufſchilling im Reinen!“ —

So war's auch. Die Witwe hatte einen liederlichen Sohn in der Fremde, dem die paar hundert Thaler lieber waren, als vier baufällige Wände. In wenigen Monden war der Uhrmacher Hausbeſitzer, und mein Nachbarhaus hieß von nun an allgemein — das **Uhrmacherhaus**.

Fleißige Menſchen im Bau ihres Glückes zu ſehen, machte mir von jeher Freude. Ich fing an, mich im Stillen für das junge Ehepaar zu intereſſiren. Ohne es zu ahnen, hatte es an mir die ſtrengſte Kontrole. Es gewährte mir ein inniges Vergnügen, es in ſeinem Thun und Treiben, in ſeiner Ameiſenſorgfalt und ſeinem Biberfleiße zu belauſchen. Bald waren Spuren des beſſeren Fortkommens bemerkbar. Das alte, ſchmutzige Häuschen gewann ein nettes, freundlicheres Anſehen. Neue Tünche, ein einfaches, paſſendes Aushängeſchild, Blumen vor den Fenſtern, ein wohlbeſtelltes Gärtchen auf der Rückſeite, kurz Alles verkündete Ordnungsliebe und Betriebſamkeit. In ſtiller Nacht hämmerte und pickte es um die Wette, und wenn eine Stunde um war, ſo gab es immer ein wahres Pelotonfeuer von Schnarrwerk und Glockenſchlag. An jedem Markttage hatte der Schwabe ſeinen Kram ausgelegt, und die kleinen, wohlfeilen Uehrchen fanden allgemeinen Anwerth bei Bauer und Bürger. Schon wurde hin und wieder der Neid laut, ein ſicheres Zeichen, daß es dem emſigen Arbeiter gut ging.

Im Herbſte ſah ich das Weibchen mit einem Kinde an der Bruſt. Nach vierzehn Monden hatte ein Mädchen die Stelle am Mutterherzen erſetzt, während das erſte, ein Knabe, bereits umherkroch und die erſten kindlichen Schritte wagte. Trotz dieſer Vergrößerung der Familie ſchien der Wohlſtand keinen Eintrag erlitten zu haben. An Sonn- und Feſttagen, wenn die Glocke zur Meſſe rief, erſchien der Uhrmacher recht anſtändig ſchwarz gekleidet, und die Frau Meiſterin war ſo nett und ſauber herausſtaffirt, daß die übrigen Bürgersfrauen mit ſcheelen Blicken auf ſie hingafften. Auch den Kindern ward mehr Sorgfalt gewidmet, als man es gewöhnlich in ſolchen Familien zu finden pflegt. So verging ein Jahr.

„Jetzt werden Sie's in Ihrem Studierzimmer auch bald finſterer haben!“ bemerkte eines Tages mein Hauspatron, als ich ihm den Miethzins entrichtete.

„Wie ſo?“

„Auf's Uhrmacherhaus wird ein Stockwerk geſetzt; dadurch wird Ihnen ein Fenſter verbaut!“

„Iſt's dem Meiſter zu eng geworden im Erdgeſchoße?"

„Zu enge nicht; aber du lieber Gott! Jeder hat lieber ein Haus als eine Hutte. So will denn auch er das Seinige thun, — und mit den Nachbarn gleichen Schritt halten!"

„Hat er denn ſo viel ſchon zurückgelegt, um den Bau zu beſtreiten, und wird er auch ſeine Rechnung dabei finden?"

„Die Burgerſchaft ſtreckt ihm, was er braucht, um billige Prozente vor. Was das „Rechnung finden" betrifft, ſo ſieht nichts heraus dabei. Die Wohnungen vermehren ſich; die Bevölkerung bleibt ſich gleich; die Miethzinſe fallen. Ich fürchte, er wird ſich verbluten und ſtatt einer Hutte zuletzt weder Haus noch Hutte haben!"

Da ſoll man ihm ja abrathen! Vielleicht verſteht er's nicht, Uhren und Hauſer bauen iſt zweierlei."

„Iſt Alles geſchehn; hab' als Nachbar ſelbſt mein Redliches gethan. Aber er iſt nun einmal in der Bauwuth; der Kamm iſt ihm gewachſen. Das will hoher hinaus, rechnet und rechnet, ſchlagt Alles zu gering an und findet in Jedem einen Neider, der zum Klügern rath!"

Die Sache ging mir zu Herzen. Ich intereſſirte mich nun einmal fur das Ehepaar, und ſo war es eine Pflicht, die ich gegen mich ſelbſt übernommen hatte, es vor Fehlgriffen möglichſt zu ſchützen. Das Glück iſt argliſtig. Es folgt dem Menſchen aus Laune oft plötzlich und eine gute Weile. Mit einem Male iſt es ſeiner überdrüßig geworden, und will ſich von ihm losſagen. Allein inkonſequent will es doch nicht ſcheinen; der aufgegebene Günſtling ſelbſt ſoll Veranlaſſung zum Bruche geben; es lockt, es verſucht, es reizt ihn, wo es nur kann. Ein unbewachter Augenblick, — er iſt überliſtet, und — farewell, happiness! das Glück iſt verſchwunden — für immer!“

„Vielleicht ſteht der arme, verblendete Ouvrier auf einem ſolchen Wendepunkt!“ ſprach ich zu mir ſelbſt und ging ungeſäumt am nächſten Morgen zu ihm hinüber, ließ mich unter dem Vorwande, als ob ich auf die projektirte Wohnung mein Auge geworfen, mit ihm in ein Geſpräch ein. Mein Hauspatron hatte Recht gehabt, es war mit dem Manne nichts mehr zu machen. Er zeigte mit lachendem Herzen den zierlich kolorirten Plan; rechnete vor mir den Koſtenüberſchlag nach, den er in Allem auf's Höchſte angeſetzt fand; deckte nach ſeinem Kalkul das entliehene Kapital ſammt Zinſen in wenigen Jahren, und malte die Ehre und den Gewinn und die Freude, die er durch dieſen Umbau finden würde, in ſeinem breiten, ſchwäbiſchen Dialekte ſo laut und überſchwänglich aus, daß ich mich wehmüthig zurückzog, und mir dachte: „Das Rad iſt im Rollen; aufzuhalten iſt es nicht mehr; nun fragt ſich's nur, auf welche Seite es läuft!"

Schon war das beſcheidene Häuschen mit einem mächtigen Baugerüſte umzäumt. Im Hofe qualmte die Kalkgrube; vor dem Thore lagen Sandhaufen und ganze Berge von Bruchſteinen und Ziegeln umher. In aller Frühe knarrten ſchon die Schiebkarren, ſchallten die Hammerſchläge, rieſelte der Schutt, und dazwiſchen ertönte manchmahl der ſingende und ſchleifende Kommandoruf des Bauführers und ſeines ebenſo geſchäftigen Weibchens.

Dritthalb Jahre mochten indeß eben vergangen ſein, ſeit der Schwabe das urſprüngliche Häuschen an ſich gebracht hatte.

Eines Tages gab's einen gewaltigen Zuſammenlauf an der Bauſtätte. Das murmelnde Gebrauſe, das, wie Bienengeſumme, zu meinem Fenſter emporragte, hatte mich aufmerkſam gemacht. Ich ſprang auf, zu ſehen, was es gäbe? — Entſetzlicher Anblick! — Theilnehmende, ſchaudernde und gaffende Zuſchauer umher; die Arbeiter müßig von allen Gerüſten herabſtarrend; mitten ein enger Kreis; darin ſchreiend und händeringend die Eltern, vor ihnen regungslos am Boden, mit einer Kalkkruſte bedeckt, ihr zweijähriges Söhnlein. Im Gewuhle der Arbeit dem Mutteraug' entronnen, war es in die dampfende Kalkgrube gefallen. Der herbeieilende Arzt ſprach beim erſten, fluchtigen Hinblick auf das Kind: „Verloren!“ — Als er es anfaßte, blieb ihm das Fleiſch wie Zunder in der Hand.

Mich ſchauderte. — „Arme Leute!“ rief ich vor mich hin, — „Ihr habt die Grenze uberſchritten! des Unglucks erſter Gruß! — aber ach! es wird noch arger kommen!“

Geſchäfte riefen mich auf's Land, und gleich darauf eine leichte Unpaßlichkeit in ein nahe gelegenes Heilbad. Ich kam in der Zwiſchenzeit kaum ein paar Male in's Stadchen. Faſt angſtlich warf ich jedesmal meine Blicke hinuber auf die ruſtig emporſtrebende Baute, welcher man, wie dem Baume die Jahrringe, ihren vierteljahrigen Anwuchs deutlich abmerkte. Der Schwabe kommandirte wie vor und ehe. Sein blaues Auge, ſeine blutrunſtige Naſe ließen ahnen, daß es abermal ein Malheur gegeben habe; ich horte, daß er vom Geruſte gefallen, ohne ſich jedoch bedeutend zu beſchadigen. Nun — immerhin eine kleine Mahnung an das nie ſchlummernde Ungluck! Uebrigens hatten drei Monate und der fortſchreitende Bau das Ihrige gethan, um ihn uber den erlittenen ſchmerzlichen Verluſt zu tröſten. Es iſt wunderbar, wie zauberkräftig die Zeit und ein Steckenpferd wirkt. Auch der Meiſterin merkte man nicht viel mehr an, zudem ſchien Mutter Natur, fürſorgend, die in der Familie entſtandene Lücke bald durch ein neues Pfand der Liebe erſetzen zu wollen.

Vorſichtiger, mit unbeholfneren Schritten, trippelte das emſige Weibchen zwiſchen den Arbeitern umher. Das kleine Mädchen, welches indeß in die Fußſtapfen des verunglückten Brüderchens zu treten begann, klammerte ſich, wie von bewußtloſer Aengſtlichkeit getrieben, feſt an Hemd und Kleid der Mutter an, die es nicht aus den Augen ließ.

So fand ich es die wenigen Male, wo ich mein Zimmer betrat. Kräftiger aus dem Heilbade zurückgekehrt, hatte ich die Freude, von einem alten Schulfreunde, beſucht zu werden, welcher auf der Durchreiſe in unſerm Städtchen Mittagsſtazion hielt. Sein Weg führte ihn nach der Hauptſtadt der Nachbarprovinz; er reiſte allein, mit eigenem Fuhrwerke. — „Begleite mich, wenn du Zeit haſt,“ ſprach er, „in drei Wochen ſetz' ich dich hier wieder ab!“ — Ich hatte eben nichts Wichtiges zu ſchaffen. Reiſen, wozu man ſich ſchnell entſchließt, fallen gewöhnlich am vergnüglichſten aus. — Warte ein Stündchen zu,“ — entgegnete ich, „ſo bin ich Patron!“ Um drei

Uhr Nachmittags rollte ich mit meinem Freunde wohlgemuth zum weſtlichen Stadtthor hinaus.

Die drei Wochen waren wie weggeflogen. Was man doch Alles ſehen und genießen kann in kurzer Friſt! Was ſich doch in wenigen Wochen ändert!

Als ich zurück kam, fiel mein erſter Blick auf das neue Nachbarhaus. Es ſtand faſt vollendet, am Dachfirſte prangte ein buntbebänderter Tannenſchößling.

„Schönen Gruß!“ rief ich meinem Hauspatron zu, der mir freudig an der Thorſchwelle entgegentrat. — „Wie iſt's gegangen? Was gibt's Neues?“

„So Manches, ſo Manches,“ entgegnete er ernſter.

„Doch nichts Schlimmes?“

„Für uns zwei eben nicht! — Aber für unſern armen Nachbar! Hat kein Glück mit ſeinem Hauſe; wäre beſſer geweſen, wenn er die Hütte Hütte gelaſſen hätte!“

„Hat er beim Bau ſchon wieder ein Unglück gehabt?“

„Unglück über Unglück! Für's Erſte geht's mit dem Gelde ſchlecht. Der Trödel koſtet mehr als das Doppelte deſſen, was der Ueberſchlag auswies. Doch Geld iſt nicht das Höchſte. Seit

Sie fort ſind, iſt der arme Mann Witwer geworden.“

„Witwer? ſtarb ſeine Frau vielleicht im Wochenbette? Oder gebar ſie zu früh?“

„Ja und nein, wie man's nimmt.

„Wenn Einer etwas recht Trauriges erdichten wollte, ſo konnte er's nicht beſſer. Hören Sie nur! Vierzehn Tage mögen's ſein, da ſteht die Meiſterin eines Morgens im Hofe, ihr Mädchen an der Hand, um zuzuſehen, wie die Maurer mächtige, zu den Kanten gehörige Bruchſteine abladen. Der Meiſter war eben auf dem Stadthauſe beim Bürgermeiſter wegen eines neuen Geldvorſchuſſes. Ein Steinkloz, wohl einige Zentner ſchwer, lag noch auf einem Wagen, und viele Hebel waren den Taglöhnern ſchon unter den Händen gebrochen, ehe der Satansklumpen ſich regte. — „Auf, auf!“ ſchrie jezt der Polier, die Leute ermunternd, und auch die Meiſterin trat näher hinzu, und warf etwas von einem guten Trinkgelde hin. Da ging's; der Stein wendet ſich und rollt auf den untergeſezten Bock. — „Zurück!“ ſchrie der Polier. Aber ſchon war's zu ſpät; der morſche Bock krachte unter der Laſt zuſammen, und das Felsſtück, wie eine Bombe, ſprang auf und ſchmetterte das Mädchen aus der Mutterhand weg zu Brei zuſammen. Das war auch der Mutter Tod; augenblicklich ſtürzte ſie nieder; in einer Viertelſtunde kam das Würmlein, das ſie unter'm Herzen trug, todt zur Welt; ehe die Stunde um war, lag auch ſie — eine Leiche! Seh'n Sie, das hat jener ſchwarze Stein dort in der Ecke gethan!“

„Furchtbar, furchtbar!“ rief ich fröſtelnd aus, „zwei Schaudergrüße des Unglücks auf einmal. Und wie ertrug denn der Mann das Entſetzlichſte?“

„Er verfiel vor Schrecken und Schmerz in ein hitziges Fieber, in welchem er noch darniederliegt!“

Da ſcholl Jubel und Gläſerklirren vom Nachbarhaus herüber. „Was ſoll das bedeuten!“

„Sie ſehen ja den Feſtbaum auf dem Firſte! die Bauleute halten ihren Ehrentrunk!“ —

Nach einigen Wochen erſchien der Meiſter wieder unter den Arbeitern, blaß, abgemagert, hüſtelnd, kaum erkennbar. — „Der wird ſein neues Haus nicht lang bewohnen,“ dacht' ich mir.

Das Haus ſtand blank und freundlich von Außen, mit lächelnder Stirnſeite zu friedlicher Einkehr einladend. Man ſah es ihm nicht an, daß der Mörtel, der die Steine verkittete, mit Thränen und Blut verdünnt war. Mit höhniſchem Lächeln betrachtete mancher Neidhart das wohnliche Gebäude. — „Wird ſchlechte Zinſen tragen!“ hieß es. — „Gehört ja ſchon jetzt kein Stein mehr dem Erbauer!“ — „Auf dem Hauſe liegt der Fluch, ich möchte nicht drinnen wohnen!“ — So hörte man ſie ſchmälen und flüſtern.

Dem armen Meiſter ging es indeſſen übler. Gram über ſeinen Verluſt, Geldnoth, verſäumte Arbeit, Krankheit, Alles arbeitete an ſeinem Geiſt und Körper mit zehrender Gewalt. Jetzt, wiewohl zu ſpät, ſah er ein, daß er etwas über ſeine Kräfte gethan; daß jene falſche Freunde waren, die ihm riethen und aushalfen; daß es am Ende nur geſchah, um auf mittelbare Weiſe eines Eingewanderten los zu werden. Alles Unglück, was ihn ſeit dem Bau betroffen, der Verluſt ſeiner Kinder, ſeines braven Weibes, ſeines ganzen häuslichen Glückes, das Stocken ſeines Geſchäftes, ward nun zum quälenden Vorwurf, der noch tödtlicher, als das ſchleichende Fieber, an ſeinem Leben nagte. Peinliches Heimweh nach dem ſtillen Schwarzwalde, nach dem friedlichen Murgthale faßte ihn. In wenig Wochen erlag er ſeinem doppelten Leiden. An dem nämlichen Tage, wo der letzte Nagel in die Wand des ſchönen, vollkommen bewohnbaren Hauſes geſchlagen wurde, ſchlug auch der Todtengräber den letzten Nagel in den Sarg des Unglücklichen.

Der Verlaß des Verſtorbenen war leicht abgehandelt. Das Haus gehörte ſchon bei ſeinen Lebzeiten der Bürgerſchaft, die ihm das Geld zum Baue vorgeſtreckt.

Der arme Uhrmacher ruht nun bei Weib und Kindern unter einem einfachen Holzkreuze, und das freundliche, mit ſeinem Lebensglücke gemauerte Gebäude heißt noch immer das Uhrmacherhaus.

# IV.

# Die
# Schweden vor Olmütz.

## 1.

Narrheit erſcheint am Thoren nicht ſo hart,
Als an dem Klugen, iſt er erſt vernarrt;
Denn der verwendet allen Witz daran,
Daß er die Thorheit Klugheit nennen kann.
Shakeſpeare.

Ein wüſtes Geſchrei tönte durch die niedere Stube des ſogenannten „Stammhauſes,“ einer kleinen abgelegenen Schenke in Olmütz, wo ſich allabendlich die Brüder in studio zu verſammeln, und ihrer Luſtbarkeit freien Lauf zu laſſen pflegten; da ward an den maſſiven Eichentiſchen umher getrunken, gewürfelt, geſungen und geſalbadert, daß der Sprechende ſich oft ſelbſt nicht verſtand, und die geſteigerte Bemühung, ſich einander verſtändlich zu machen, gewöhnlich in allgemeine Unverſtändlichkeit ausartete. Auch an tollen Raufſzenen fehlte es nicht, denn die jungen Herren Studenten trugen ihre wohlgeſchliffenen Klingen jederzeit an der Seite, und ließen ſich ein unebenes Wort nicht zweimal ſagen. Zudem ſchnitten ſie gar ſchiefe Geſichter, ſobald ein Menſch eintrat, der nicht zu ihrem Bunde gehörte, oder von demſelben nicht geduldet war. Da ward des Federleſens nicht viel gemacht, der ungebetene Gaſt mußte ſich über die Maßen beſcheiden fügen und ſchmiegen, wenn er nicht den Schauplatz, auf welchen er eben mit zu agiren begann, in kürzeſter Zeit von außen, und zwar oft in der unbequemſten Lage, betrachten wollte.

„Zauſ' ihn, Wallach!“ war die gewöhnliche Loſung, wenn es auszumuſtern galt. Dieſer Wallach war Niemand anderer, als ein Student Namens Valentin Schmidt, der Sohn des gleichnamigen reichen Handelsmannes, ein ſtämmiger, zwanzigjähriger Jüngling, mit ſchwarzen Locken, rollenden Feueraugen, aus welchen ſein lebhafter Geiſt ſprach, und einer mächtig ſchallenden Stimme, die bei ihm gut angebracht war, weil er allerdings, ein eben ſo vernünftiges, als kräftiges Wort zu reden wußte. Den Namen „Wallach“ hatten ihm ſeine Kollegen gegeben, weil er ſeiner Körperbildung nach, ganz jenen kräftigen Gebirgsſöhnen glich, deren Sprache, Sitten, Gewohnheiten er getreu zu kopiren wußte. Häufige Ausflüge in die Bergſchluchten jener Gegend hatten ihn mit vieler Vorliebe für dieſe gigantiſchen Naturmenſchen erfüllt, und manches naſeweiſe Herrlein, welches den guten Valentin zu necken vermeinte, trug den Beweis dafür bald auf dem Rücken weg. Er war bei allen Studentenſtreichen Anführer, Bürge des Gelingens, und im Nothfalle der Alexander, der den verworrenſten Knauel mit einem kühnen Fauſtſchlage zerhieb. Darum hing auch das ganze Studentenvolk mit begeiſterter Vorliebe an ihm. So tapfer er aber in der Schenke arbeitete, ſo wacker trieb er ſich auf dem Tummelplatze der Wiſſenſchaften umher, auf welchen es ihm Keiner zuvorthat. Daher war man auch gegen alle ſeine Thorheiten nachſichtiger, als es vielleicht recht war, zumal da man in jener kriegeriſchen Zeit es nicht ungern ſah, wenn den jungen Leuten ein Bischen Raufgeiſt in die Glieder fuhr.

Nur Valentin's Vater, ein alter, ehrlicher, aber über die Maſſen phlegmatiſcher Bürger, der ſeinem Geſchäfte friedſam nachging, hielt ſeinem unbändigen Sohne oft eben ſo langweilige, als vergebliche Ermahnungsreden, welche gewöhnlich mit den Worten ſchloſſen: „Junge, Junge! du haſt Kopf, aber wenn du ihn ſo toll aufſetzeſt, ſo wirſt du ihn noch einmal verlieren.“

Eben hatte ſeinen Kopf Valentin, wie es ſchien, wieder aufgeſetzt, als er an einem regneriſchen Sommerabende des Jahres 1640 im

Stammhauſe ſaß, und wild und unluſtig vor ſich hinſah.

„Mit dem Wallachen iſt heute nichts anzufangen!“ hieß es unter den Studenten; denn ſie hatten ſich ſeit länger als einem Jahre an dieſe, früher ihm fremde, Uebellaunigkeit gewöhnen müſſen. Was ihm ſo fortwährend im Kopfe ſtack, wußte Niemand; denn troz ſeiner Offenheit in allem Uebrigen ließ er jede Frage über dieſen Punkt unbeantwortet, und erwiederte jede Zudringlichkeit mit einer unliebſamen Abfertigung. Man ließ ihn daher gewähren und erſchöpfte ſich nebenan in flüſternden Vermuthungen, deren Reſultat war: „der Wallach iſt verliebt!“

Toller Lärm übertäubte bald dieſes Geſpräch. Valentin ſtarrte noch immer theilnahmlos auf den Boden, als ob er alle Spalten und Aſtlöcher der kothbelegten Dielen zählen wollte. An einem Nebentiſche ſaßen einige Bürger, die mit den Studenten in gutem Einvernehmen lebten, und ſchwazten wunderliches Zeug von der Teufelsjagd in Baiern, welche damals unter dem gemeinen Manne vielen Schrecken verbreitete. Andere wußten ſich von einem ſchwäbiſchen Weibe eines Soldaten zu erzählen, welches bei Mellerſtadt auf einmal vier Knaben und drei Mägdlein geboren hatte. Wieder andere behaupteten, von Augenzeugen gehört zu haben, daß es im kaiſerlichen Lager zu Saalfeld bald nach dem Scharmützel, in welchem der ſchwediſche Offizier Schlange den einen Arm verlor, Blut regnete, und daß Feuer vom Himmel fiel.

„Mag es ſein!“ rief ein Soldat von der Stadtbeſatzung darunter, der mit den Studenten zechte, „aber etwas anderes will ich euch ſagen, daß der Banner bald abfahren wird. Kaum hatte ſeine Frau, die ſchöne Juliana von Erlach, die Augen zugedrückt, als die Soldaten oftmals eine Stimme hörten: „Fort, fort, Banner! nun iſt es Zeit.“ — Ja wohl iſt es Zeit, wir haben an dem Torſtenſohn allein genug.“

Indeſſen war ein alter Diener der deutſchen Fahn eingetreten, welche vor anderthalb Jahr im großen Hauſe am Schulplatze eingezogen war. Schmidt hatte dem gutmüthigen, plauderluſtigen Graubart manchmal in der Schenke eine Kanne Bier auftiſchen laſſen, die Studenten wußten nicht, wie er ſich's verdient habe, duldeten ihn aber gerne, weil er von Valentin eingeführt worden war, und ein ſo eigenthümliches Lachen hatte, daß er damit jedesmal ſeinen Schluck Bier redlich abdiente. Dießmal hatte er ſich, ohne ſeinen Gönner zu bemerken, welcher ſtumm und gebückt ſeitwärts ſaß, zu den Uebrigen gemacht, und fiel, ein lautes Gelächter ſeinen Worten vorausſchickend, den abergläubiſchen Unglückspropheten nebenan in die Rede: „Ei, was ihr doch immer von Schreckensſtimmen und Schaudergeſchichten ſchwatzt! Die Zeit liegt ohnedieß im Argen! Wartet! ich will euch einmal etwas von einem Feſte vorſingen, wobei ſich mancher von euch die Gurgel wacker regen wird.“ Sein eigenes Gelächter unterbrach ihn, und alles am Tiſche lachte unwillkührlich mit. „Ja, lacht nur!“ fuhr er fort, „heute über acht Tage iſt Hochzeit in Olmütz. Unſer Fräulein Eleonora und unſer Stadtkommandant Antonio Miniati! Heute Abends war das Verſprechen!“

Ein ſchmetternder Schlag unterbrach das Gelächter, in welches der Graubart durch ſein tolles Lachen ohne Urſache immer Alles mitrieß. Der Student Schmidt hatte ſeinen Bierkrug in wilden Ungeſtüm auf den Boden geſchleudert, daß die Stücke wie Karthaunentrümmer umherſprangen. Mit rollenden Augen fuhr er jetzt empor, drückte das Barett tief in die Stirne, trat wankend zu ſeinen Brüdern an den Tiſch und rief mit verſagender Stimme: „Lebt wohl, Brüder! der Wallach zauſ't Keinen mehr!“ Mit dieſen Worten ſtürmte er zur Thüre hinaus. Alle ſprangen überraſcht auf, eilten ihm nach, riefen ſeinen Namen nach allen Weltgegenden; aber er war im Dunkel der Nacht wie ein Poltergeiſt verſchwunden.

Eine tiefe Pauſe war eingetreten, während welcher Alles wieder, ſtumm einander anblickend, die vorigen Plätze einnahm. Ein lautes gellendes Gelächter des alten Haushofmeiſters unterbrach ſie, welches Unwillen erregt haben würde, wenn nicht die Neugierde der Kollegen **Valentin's** zu groß geweſen wäre.

„Ei, daß ich ihn nicht früher geſehen habe!“ rief er noch immer lachend. „Nun hätte auch nichts geändert! Geheirathet iſt geheirathet, und verliebt iſt verliebt.“

„Verliebt?“ ſchrie Alles.

„Ja verliebt,“ erwiderte der Alte, in ſein voriges ungeſtümes Gelächter zurückfallend. „Verliebt! ohne weiters verliebt! Wiſſet ihr nicht, meine Herren, daß **Schmidt** in **Eleonora** verliebt war? Nicht? Ei ſehe doch Einer, die Herren Studenten wiſſen ſo Etwas nicht! Freilich war er's oder iſt er's vielmehr. Wir waren kaum ein Paar Wochen im Hauſe, als das ſchöne Zitherntſpiel des Herrn Kollega unſerer Frau auffiel. Abſonderlich zeigte aber das Fräulein Luſt, dieſe artige Kunſt zu erlernen, da es auch eine engelreine Stimme hat, und überhaupt ſehr gelehrig iſt. Der gute **Valentin** ward ins Haus gerufen, um ihr in dieſer ſchönen Kunſt Unterricht zu ertheilen. Da muß ſich der Handel angeſponnen haben. O, er war ihr nicht gleichgiltig! Ich habe dabei manchen Dienſt geleiſtet, und glaube der Geſchichte ſogar die Ehre zu danken, daß ich bei ſo luſtigen Herren meinen Abendtrunk ohne Gefahr thun kann.“

Seine Worte erſtickten in einem krampfhaften Gelächter, welches die Studenten durch ein dringendes „Weiter, weiter!“ unterbrachen.

„Ja, weiter, weiter,“ lachte der Alte, ſprechend fort, „was weiter? der Oberſt Miniati warb um Eleonora. Die Mutter fand die Parthie gut, und unſer armer Valentin ſitzt nun als Haſe im Pfeffer; ich bedauere ihn recht herzlich! Aber es iſt nun ſchon ſo, und der Weltlauf läßt ſich nicht ändern.“

Die Studenten ſahen nun, daß ſie recht geahnet hatten, und fürchteten trotz des Haushofmeiſters Lachen von Valentin's unbeugſamem Trotze und unbändiger Leidenſchaft das Aeußerſte.

Noch in der Nacht ſuchten ſie ihn auf, aber er war weder in ſeines Vaters Hauſe, noch irgend wo anders zu finden. Eben ſo vergeblich waren ihre Nachforſchungen am andern Tage und an den folgenden. Sie erſetzten dem Vater die beſorgteſten Späher, und ließen ſich die Sache mehr angelegen ſein, als er ſelbſt, welcher Anfangs zwar betroffen war, bald aber mit ſiegreichem Phlegma antwortete: „Soll's haben! Hab's ihm immer geſagt: Burſche, du haſt Kopf, wenn du ihn aber ſo aufſetzeſt, wirſt du ihn verlieren!“ und damit war die Sache von Seite des Vaters abgethan.

Die acht Tage waren um. Ganz Olmütz nahm an den feſtlichen Beilager Antheil. War gleich Eleonora, erſt zwanzig Jahre alt, und Miniati nahe an den Sechzigen, ſo dachte doch Niemand, welcher den kräftigen, mit edlem Anſtande und freundlicher Herablaſſung einhergehenden Krieger ſah, an ſein Alter. Noch leuchtete volle Rüſtigkeit aus ſeinem ernſten Auge, und hätte man, ihm zur Seite, Eleonoren auch eher für ſeine Tochter, als für ſeine Gemahlin anſehen mögen, ſo lag in dem Gedanken, daß ſie ſeine Braut ſei, doch weiter nichts Abſchreckendes. Sie ſelbſt ſchien ziemlich heiter zu ſein, und in dem Bande, welches zu knüpfen ſie im Begriffe ſtand, ihr volles Vergnügen zu finden. Mit ruhiger Faſſung ſchritt am Arme des Bürgermeiſters, als Beiſtandes, die ſchöne Braut der biſchöflichen Kapelle zu, in welcher, in Anweſenheit der Autoritäten und Honorazieren, die Trauung vor ſich gehen ſollte.

Eben ſteckte der Prieſter den Trauring des Oberſten an den weißen Finger der zitternden Braut, als von Außen ein Schuß fiel, und unter Scheibengeklirr eine Kugel knapp über dem Haupte des Bräutigams hinpfiff. Entſetzt und empört von gerechtem Unwillen über dieſen Frevel, fuhr Alles auf, und ohne irgend einen Befehl abzuwarten, ſtürzten einige von den Soldaten, welche das Spalier in der Kapelle bildeten, hinaus, um ſich des Ruheſtörers zu bemächtigen. Vor dem Altare ſelbſt war Alles mit der Braut beſchäftiget, die ohnmächtig zu Boden ſank. Der Thäter war nicht auszumitteln. Erſt nach einer langen Pauſe kam die Braut wieder zu ſich, und erklärte, wiewohl ſcheu und ängſtlich um ſich blickend, daß ſie ſich kräftig genug fühle, den Akt der Trauung vollenden zu laſſen. Dieſe ging auch ohne weitere Störung vor ſich.

Ganz Olmütz ſprach von dem ſonderbaren Vorfalle. Man hegte Vermuthungen aller Art. Die Studenten argwöhnten nicht ohne Beſorgniß, daß Valentin Schmidt, von welchem nicht die geringſte Spur mehr zu entdecken war, den unvorſichtigen Streich begangen habe, um ſich empfindlich zu rächen. Selbſt Valentin's Vater äußerte einmal in ſeinem unverbrüchlichen Phlegma: „Ja, ja, das ſähe dem Tollkopfe gleich! Gut, daß ich ihn vom Halſe habe, vielleicht ſetzt ihm die Noth den Kopf zurecht!«

## 2.

> Weg mit der zitternden
> Alles verbitternden
> Zweifeln von hier.
> Göthe.

Wild loderte das Kriegsfeuer ſchon durch Jahrzehende in Deutſchland. Bange Furcht erſchütterte die Gemüther, und der finſtere Aberglaube, deſſen Vorſpiegelungen ſich das Herz in der Noth ſo gerne hingibt, fing an, ſich ſelbſt der aufgeklärteren Köpfe zu bemächtigen. So hatte ein gewiſſer Johann Werner von Beckendorf aus Meiſſen eine Prophezeiung drucken laſſen, welche von Hand zu Hand ging, und das tägliche Geſpräch der kannegießernden Menge bildete, deren Beſorgniß auf's Höchſte ſtieg. In der That waren die Ausſichten für die Katholiken immer trüber geworden. Von Provinz zu Provinz verbreitete ſich der Geiſt der Muthloſigkeit, die Schweden drangen unter ihrem heldenmüthigen und ſchlauen Torſtenſohn immer weiter vor, und oft erſchienen ſeine Vorpoſten dort, wo man ihn noch weit entfernt wähnte. Der kaiſerliche Feldherr Franz Albrecht, Herzog von Sachſen-Lauenburg, fiel bei

Schweidnitz in die Hände der Schweden, nachdem er zwei Piſtolenſchüſſe empfangen hatte, die ſeinem Leben am 10. Juni 1642 ein Ende machten. Die Feinde recognoſzirten bis Königgrätz und Glatz, nahmen Stanislau, Oels und Bernſtadt ein, und breiteten ſich immer weiter nach allen Richtungen aus, ohne daß man ihrem Vordringen ernſtliche Hinderniſſe entgegenſetzen konnte.

Mit jedem Tage wuchs die Gefahr für Mähren. In Olmütz, der Hauptſtadt ſelbſt, ſprach man zwar viel von mannhafter Vertheidigung, falls es Noth thäte, Niemand aber glaubte, daß es Noth thun dürfte, indem man vom Kriegsſchauplatze nur ſeltene und unzuſammenhängende Nachrichten empfing, welche den überlegenen Feind lange nicht ſo nahe gerückt ſchilderten.

So bänglich übrigens die Stimmung im Allgemeinen war, ſo fehlte es doch nicht an einzelnen Feſten und Luſtbarkeiten, durch welche man vielleicht mitunter nur die eigene Muthloſigkeit beſchwatzen oder ſie vor Andern bemänteln wollte. Nur ſelten gelang es, den Ton ungetrübter Heiterkeit anzuſchlagen und zu erhalten.

Zu den Feſten, wo dieß am wahrſten und beſten von Statten ging, gehörte ohne Zweifel die prachtvolle Tafel, durch welche Eleonora, die liebenswürdige Gattin des kaiſerlichen Oberſten und Kommandanten von Olmütz, Antonio Miniati, Freiherrn von Kampoli, das ſechzigſte Geburtsfeſt ihres allgemein geachteten Eheherrn feierte. Was Olmütz an vornehmen und ehrenwerthen Männern zählte, war geladen; von ſchimmernden Kronleuchtern ſtrahlte der Saal; heitere Muſikchöre tönten von dem blumenverzierten Orcheſter; die Tafel bog ſich unter der Laſt der köſtlichen Gerichte und der flimmernden Silbergedecke, und abwechſelndes Geſpräch belebte die Geſellſchaft ohne Unterbrechung. Der umſichtige, vielerfahrne Bürgermeiſter, die wackeren Rathsherren Schwonauer und Kaufmann unterhielten den Hausherrn mit Vorfällen aus der Stadt und ſchonender Erörterung bürgerlicher Verhältniſſe. Die hochgebildete Hausfrau wendete ſich mit holder Anmuth und natürlicher Freundlichkeit zu den verſammelten Frauen ohne Unterſchied des Ranges und Standes. Der lebensfrohe ſechzigjährige Schirmvogt des Minoritenkloſters Paulin Jaczowicz aber hatte wieder ſeinen alten Antagoniſten, den Adminiſtrator Stredele, auf's Korn genommen, und trieb ihn durch manche Fangfrage gar erbaulich in die Enge.

Jezt erhob ſich Eleonora von ihrem Stuhle, füllte den ſilbernen Pokal mit würzigem Oeſterreicher, und brachte ihrem Eheherrn ein lautes Lebehoch aus. Trompeten- und Paukenwirbel fielen in den herzlichen Jubel ein, mit welchem die ganze Geſellſchaft den Ruf der Hausfrau erwiederte. Gerührt dankte Miniati mit gewählten Worten, welche dem guten Paulin ſo an's Herz drangen, daß er nochmals ſeinen Pokal ergriff und aufſtehend improviſirte:

„Deus nostri Miniati
Laetae faveat aetati;
Unſer Gut und Blut für ihn.
Dixi Jaczowicz Paulin!“

Kaum hatte man ſich geſezt, als ein Diener des Oberſten eintrat, und ihm meldete, daß der Bürger Valentin Schmidt, ſo eben von einer Geſchäftsreiſe an die Grenze zurückgekehrt, ihm etwas mitzutheilen wünſche, was keinen Aufſchub leide.

Der Oberſt ließ ihn hereinbitten und meldete ſeinen Gäſten, wer ihm angemeldet wurde.

„Was mag wohl dem Phlegmatikus ſo ſehr am Herzen liegen,“ bemerkte der Kloſtervogt Paulin, „daß er über ſeine Nachricht gar keine Sonne will aufgehen laſſen? Hat ihm etwa der vorgeſtrige Wolkenbruch eine Lieferung verſchwemmt? Sonſt wußte ich nicht, was ihn ſo ſpät noch auf die Beine bringen könnte!“

Schmidt war indeß eingetreten, und ſah ſo ungewöhnlich verſtört drein, daß dem Vogte faſt unwillkührlich gegen ſeinen Nebenmann die Bemerkung entſchlüpfte: „Heut' ſieht er zum erſten Male geſcheidt aus!“

Bald aber theilte ſich Schmidt's langes Geſicht auch manchem Anderen aus der Geſellſchaft mit; denn ſein Bericht, welchen er dem Oberſten mit ungewöhnlichen Haſt erſtattete, war nichts Geringeres als die Meldung, daß die Schweden Schleſien bereits verlaſſen haben, und in kürzeſter Friſt auf mähriſchem Boden ſtehen dürften. Er ſelbſt habe über Hals und Kopf geeilt, um in Olmütz noch vor den Schweden anzukommen.

Alle ſahen einander betroffen an; die Wahrſcheinlichkeit ſolch' einer überraſchenden Wendung war nicht zu bezweifeln, und Schmidt's kalte Ruhe und Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht in ſeine Rechnungsbücher einſchlug, kannte man zu wohl, als daß man ſeine Nachricht für übereilt hätte halten ſollen. Die laute Freude war auf einmal in ſtummes Nachſinnen übergegangen.

„Meiſter Schmidt,“ begann, die allgemeine Pauſe unterbrechend, der Vogt Paulin, „ihr ſeid mir der Wahre! Konntet ihr eure Hiobspoſt nicht auf morgen verſparen? Wer ſoll jetzt noch eſſen und trinken konnen?“ und mit dieſen Worten leerte er ſeinen Becher ſo gemüthlich, und federte mit der ſchweren Silbergabel ein Stuck des wurzigen Bratens ſo zuverſichtlich, daß ſich die Beſorgteſten eines herzlichen Lachelns uber ſeinen wohlberechneten Schalksernſt nicht erwehren konnten.

„Weiß der Himmel,“ fuhr er fort, „ich bin im Glauben meiner Vater funfzig Jahre alt, und eben ſo viel Zoll im Durchmeſſer dick geworden, aber in ſo frohlicher Geſellſchaft bin ich fur Grillen und Mucken immer der Unglaubigſte. Morgen Fruh will ich Alles glauben, und fur das, was ich glaube, mich ſelbſt ſammt Haut und Bauch zum Opfer bringen; aber heut' dacht' ich, laſſen wir die Schweden noch Schweden ſein.“

Der Oberſt wußte Jaczowicz's Bemuhen zu wurdigen, und ſah trotz ſeiner eigenen, ſchweren Beſorgniß, gern, daß unter die Mehrzahl der Gaſte wieder Muth und Heiterkeit zuruckkehrte. Er ſelbſt trat wohl einige Male mit ſeinen Adjutanten und Feldhauptleuten in dieſe und jene Fenſterniſche, auch der Burgermeiſter und ſeine Rathe ſteckten die Kopfe gar bedenklich zuſammen; aber die geſprachige Hausfrau wußte den Frauen, und der luſtige Paulin den Herren ſo gut beizukommen, daß man ſolche verdächtige Zwiſchenſpiele gar nicht bemerkte, und ſich bald wieder der ungezwungenſten Fröhlichkeit überließ. Bis Mitternacht dauerte Tanz, Muſik und Kurzweil, und Alles ging ſo ruhig und wohlgemuth nach Hauſe, als ob **Schmidt** keine Kriegsbotſchaft, ſondern die Nachricht mitgebracht hätte, daß ſo eben ein hundertjähriger Friede mit den **Schweden** unterzeichnet worden ſei.

## 3.

Iſt dieß nicht etwas mehr, als Einbildung?
Was haltet ihr davon?

**Shakeſpeare.**

Die Botſchaft, welche der Bürger **Schmidt** von ſeiner Reiſe mit nach Hauſe gebracht hatte, blieb nicht ohne ernſtliche Nachwirkung. Kaum war der Morgen angebrochen, als man über die Sache reiflicher nachzudenken begann, und allenthalben, wohin ſich das Gerücht verbreitet hatte, in die traurigſte Beſorgniß gerieth.

Vor Allem aber fanden in **Miniati's** Hauſe die ernſthafteſten Berathungen Statt. Die öffentlichen Schenken, die Gewölbe der Handelsleute, die Hörſäle der Studierenden waren voll von der Unglücksbotſchaft, welche durch einlaufende Nachrichten von verſchiedenen Seiten zur unwiderlegbaren Gewißheit erwuchs. Beſonders regſam war die Schaar der Studenten, welche bereits von Sturm und Ausfall träumte, und nichts bedauerte, als, daß der Wallach, deſſen Namen, wie eine Fabel aus dem Toſen der Vorzeit ſich unter den Muſenſöhnen forterbte, verſchollen war, an welchem ſie einen Anfuhrer, Rathgeber und Ermunterer gehabt hätten, für welchen ſie jetzt umſonſt einen wurdigen Erſatzmann ſuchten. Die Stimmung war ubrigens unter der Mehrzahl nichts weniger als entmuthigend, und allgemein traumte man von Schlappen und Witzigungen, welche der gefurchtete Torſtenſohn unter den Wallen von Olmutz zur heilſamen Warnung für alle Zukunft erfahren ſollte.

Auch auf dem Rathhauſe, fand eine ſorgſame Berathung Statt. Da man des Geiſtes, der unter der Burgerſchaft herrſchte, ſicher zu ſein glaubte, ſo beſchloß man nach dreiſtundiger Unterhandlung und Erwagung, die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, der Burgermeiſter und ſeine Rathe, die Geiſtlichkeit, welche damals in der Stadt eine nicht unwichtige Rolle ſpielte, und ſammtliche Burgerausſchuſſe ſtimmten fur den hartnackigſten Widerſtand, wozu ſich auch der Rektor der Studien, welcher ſeine jungen Brauſekopfe nur zu gut kannte, vollkommen bereit erklarte.

Anderer Meinung hingegen war **Miniati**, welcher die Sache von der miltariſchen Seite nahm. Er hatte unter ſeinem Kommando nicht mehr als achthundert ſtreitbare Manner, darunter größtentheils Italiener und Neugeworbene. Auf die Hilfe freiwilliger Vertheidiger iſt am wenigſten zu bauen, indem leicht Unordnung, Parteigeiſt oder Muthloſigkeit Einzelner, die Krafte zerſplittert, und die Geſchichte fur hundert Beiſpiele wackerer Vertheidigung und heldenmuthiger Ausdauer gewiß eben ſo viele geſcheiterter Hoffnungen und mißgluckter Plane aufzuweiſen hat. So lieb daher der Oberſt auch den Minoritenvogt hatte, ſo kraftig bekampfte er deſſen Vorſchlage zur allgemeinen Bewaffnung. Schon wankten einige der angeſehenen Vertreter des Burgerſtandes, und nannten die Nachgibigkeit des Kommandanten eine kluge Vorſichtsmaßregel, welcher man ſich, dem Drange der Umſtande nachgebend, fugen muſſe, wie ſehr ſich auch das Herz der einzelnen Patrioten dagegen ſtraube. **Paulin** aber gab nicht nach, und wendete ſeine ganze volksthumliche Beredſamkeit an, um die Gemuther zur ſtandhaften Gegenwehr zu zu ſtimmen.

„Wer ſich ſelbſt verläßt,“ begann er, „den wird der Himmel auch verlaſſen! Auch die Schweden haben Rücken, auf welche ſich auf gut mähriſch eine tüchtige Warnung ſchreiben läßt. Warum ſollen wir ihnen ſo gutwillig unſere Thore öffnen? Mit ihrer Hauptmacht können ſie nicht anrücken, und ſind wir denn ſo arm an Vertheidigern? So lange unſere achthundert Mann hinreichen, ſtehen dieſe auf den Mauern, damit wir im Innern der Stadt uns in den Waffen einüben können. Wenn dieſe einmal mangeln, da geht es an die Bürger, an die Studenten, die jetzt ſchon ihre Hieber wetzen, und ihre Sackpuffer vom Roſte reinigen, u. ſ. f.“

Seine Worte fielen nicht auf dürren Boden; Miniati ward überſtürmt, und gab, um nicht den Vorwurf der Saumſeligkeit auf ſich zu laden, zögernd nach. Man traf Anſtalten zur Vertheidigung, beſtimmte die Poſten, beſſerte die Wälle aus, trug Dächer ab, und flocht Schanzkörbe, bezeichnete Wohnungen, welche feuerfeſt waren, zu Magazinen und Lazarethen, ſammelte Waffen und Proviant, exerzierte und manövrirte, errichtete Korps und Patrouillen, Reſerven und Arbeits-Compagnien und betrieb Alles, was höchſt förderſam geweſen wäre, wenn man einer Belagerung im nächſten Jahre, nicht aber einen

Sturm in der nächſten Woche entgegen zu ſehen gehabt hatte.

Miniati ſah dem Allem mit ernſter, bedenklicher Miene, wie einer fruchtloſen Bemühung zu, und unterſtützte werkthätig nur dort, wo ſeine militäriſche Ehre unmittelbar in Anſpruch genommen wurde. Seine Gemahlinn, das Mißliche ſeiner Stellung erkennend, ſuchte durch ihre rege Theilnahme von Allem, wo Frauen in ſolchen Gelegenheiten helfen und rathen können, nach Kräften auszugleichen, und den Ruhm jeder beifällig angenommenen Maßregel ihrem Eheherrn abzutreten. Sie ordnete einen Verein der Bürgerfrauen zur Pflege der Verwundeten und Kranken an; ſie gab ihren Schmuck her, um den Arbeitern zuzulegen; ſie ſprach, wo ſie hinkam, Muth zu, und bewies ſich in Allem und Jedem als eine Frau, die nicht minder heldenmüthig, als klug iſt.

Unter ſolchen Anſtalten verging eine Woche, als eines Morgens die Wachen auf den Stadtmauern meldeten, daß ſchwediſche Vorpoſten ſich gezeigt hätten. Es war wirklich ſo. Langſam ſchob ſich eine Kolonne vor, deren Piquets ſich von Vedette zu Vedette erreichen konnten. Da gab es gewaltigen Allarm in der Stadt. Nun galt es Ernſt; mit innerm Widerwillen und der feſten Ueberzeugung vom Mißlingen ſchritt Miniati zur

Vertheidigung. In aller Eile wurden alle Feuerſchlünde, die noch in dem Zeughauſe ſtanden, auf die Wälle gebracht. Ihr dumpfes Geraſſel in den Straßen weckte die Bürger aus dem letzten Traume der Unglaubigkeit, in welchen noch immer verſunken, ſie das Ganze bisher doch nicht ernſter nahmen, als ein Schau-Manövre. Sämmtlicher Waffenvorrath wurde an die Bürger und Studenten vertheilt. Auch **Paulin**, der wackere Schirmvogt, hatte Wort gehalten, und zog an der Spitze ſeiner Söldner wohlgerüſtet und kampffertig vor der Wohnung des Oberſten auf.

Wer auf die Wälle ſah, mußte erſtaunen über die Maſſe von Händen, welche ſich da zum Dienſte des Vaterlandes rührten und regten, wer aber einen Blick in die verödeten Straßen warf, konnte ſich über die unheilvolle Zukunft nicht täuſchen, welche der Stadt bevorſtände, wenn jenes Phantom von Streitkräften, welches die Mauern erfüllte, beim erſten kühnen Angriffe zerſtiebe.

Immer näher rückten die **Schweden**, ohne übrigens eine andere feindliche Demonſtrazion zu machen, als daß ſie gemächlich lagerten, und die Mündungen ihrer Feuerſchlünde ruhig der Stadt zukehrten. **Miniati**, welcher ſich zum Ernſte genöthigt ſah, ſuchte nun die Rathsherren

Schwonauer und Kaufmann zu bereden, daß ſie, ſo lange es noch möglich wäre, ihre Frauen in Sicherheit brächten. Dieſe, welche hinter des Oberſten muthvoller Gemahlin nicht zurückſtehen wollten, erklärten ſich nur dann zur Flucht bereit, wenn Eleonora mit ihnen zöge. Miniati's dringenden Vorſtellungen gab ſie endlich nach, wiewohl ſie ſich nur ſchwer entſchließen konnte, mancher Anſtalt, welche ſie ſelbſt in's Leben gerufen, ſich als Leiterin und Theilnehmerin zu entziehen. Eine öffentliche Bekanntmachung ſtellte es Allen, welche Olmütz verlaſſen wollen, frei, bei Anbruch des nächſten Morgens, unter hinlänglicher Bedeckung, nach Brünn abzuziehen, welches kräftigeren Schirm und Schutz darbete. Jetzt ſchon zeigte es ſich, wie richtig Miniati's Urtheil von der vorgeblichen Allgemeinheit der Kampfluſt war. Mancher, welcher vor wenigen Tagen noch bramarbaſirte, als ob er die Schweden allein verſchlingen wollte, ſchnürte jetzt in aller Eile ſein Bündel, und ſchloß ſich ſtumm und zitternd der marſchfertigen Karavane an, welche, nebſt den genannten Frauen, aus mehrern reichen Kaufleuten und angeſehenen Prieſtern, vielen aus Schleſien mit ihren Reichthümern hierher Geflüchteten, und ſogar aus eigenen Ausreißern von jenem Freikorps beſtand, welches unter Paulin's Kommando unter Wafſen getreten war. Man wunderte ſich allgemein, den Adminiſtrator Stredele und den Bürger Schmidt nicht unter den Flüchtlingen zu bemerken; aber von Erſterem hieß es, als man nach ihm fragte, daß er ſchon ſeit einigen Tagen unſichtbar geworden ſei, und Letzterer ſchien ſein altes Phlegma wieder gewonnen zu haben.

Die Nacht dünkte den Harrenden eine Ewigkeit; endlich graute der Morgen. Von Segenswünſchen ihrer Angehörigen begleitet, ſetzte ſich ein Zug von mehr als zweihundert Menſchen, denen eine Reihe von 400 mit Koſtbarkeiten und Kleinodien beladenen Wagen folgte, in Bewegung. Eine Schwadron muthvoller und wohlbewaffneter Reiter diente der bunten Karavane zur Bedeckung. Zum Abmarſche wurde jenes Thor gewählt, welchem gegenüber noch keine feindlichen Schanzen aufgeworfen waren.

Ungeſtört, vom dichten Nebel geſchützt, bewegte ſich der Zug der Vorſtadt Pawelka zu. Entweder waren die Schweden auf derlei Handſtreiche zu gut eingeübt, oder ein Verräther hatte ſich bei Torſtenſohn ein Bildchen einlegen wollen, aber eine höchſt unangenehme Ueberraſchung war den argloſen Flüchtlingen in jedem Falle vorbereitet.

Kaum hatten nämlich die Entwichenen Olmütz im Rücken, als der Torſtenſohn'ſche

Vortrab über ſie herfiel, die Schwadron Reiter nach tapferer Gegenwehr zerſtreute, die Wagen wegführte, und eine große Anzahl der Flüchtlinge gefangen nahm; unter dieſen letzteren befand ſich auch Miniati's Gattin, deren Schickſal in der Folge entſcheidend auf Olmütz einwirkte.

Mit Schaudern erfuhr man in der Stadt durch den rückkehrenden Reſt der Bedeckung den Vorfall, welchen das nahe Schießen und Lärmen im dichten Morgennebel nur ahnen ließ. Aber Rettung war zu ſpät. Indeſſen rückte Torſtenſohn ſelbſt vor die Mauern, und ſchlug in der Vorſtadt, im Kapuzinerkloſter ſein Hauptquartier auf. Mit freudigem Lächeln vernahm er Leonora's Gefangennehmung, denn es entging dem ſchlauen Feldherrn nicht, von welchem Vortheile ſie ihm für die Zukunft ſein könnte. Er ließ ſie daher in eine abgelegene, wohlverwahrte Zelle des Kloſters bringen, und befahl, ſie reichlich mit allem Nöthigen zu verſehen. Jedoch ließ er es auch an ſtrenger Obhut nicht fehlen, denn er rechnete viel auf ihren Einfluß bei Miniati, und hatte große Pläne für den Fall bereitet, als dieſer die Vertheidigung einer Stadt auf's Aeußerſte triebe, welche er, ſicheren Nachrichten und Kundſchaften zu Folge, ohne vieles Blutvergießen einzunehmen hoffte.

Noch am Abende desſelben Tages ordnete daher der Feldherr einen Parlamentär ab, welcher der Stadt ſich mit einem Trompeter näherte, und ſie zur Uebergabe aufforderte. Miniati ſuchte die Bürgerſchaft nochmals von der Unmöglichkeit eines wirkſamen Widerſtandes zu überzeugen, widerlegte die Gerüchte von der Gefangennehmung ſeiner Frau, die ihm wohl bekannt war, durch einen untergeſchobenen Brief von ihr, um jeden Verdacht eines perſönlichen Intereſſes zu zerſtreuen, und ſchilderte den Bürgern die Folgen der fruchtloſen Hartnäckigkeit mit den grellſten Farben; aber der Ehrgeiz Aller, namentlich der Studenten und Paulin's, war zu ſehr gereizt, als daß ſeine Vorſtellungen Gehör gefunden hätten.

Der muthige Vogt übte den weſentlichſten Einfluß. Unermüdlich war ſein Beſtreben, den Muth und die Kampfluſt der Vertheidiger anzufeuern, und ungeachtet die Kugeln bereits ganz unheimlich über den Häuptern der Belagerten dahin pfiffen, und mancher hell auflodernde Dachſtuhl es weithin verkündete, daß es den Schweden mit dem Bombardement Ernſt ſei, war er doch unabläſſig auf den Wällen beſchäftigt. Er wußte ſogar eine namhafte Rotte zu einem Ausfalle zu bewegen, welcher am nächſten Morgen gethan werden ſollte, und blieb, da er die nöthige Anzahl Freiwilſiger, als Soldaten, Studenten und Söldnern ſeiner Kompagnie zuſammen gebracht hatte, hinter ſeinem Vorhaben nicht zurück. Mit dem Fruheſten öffnete ſich ein verborgener Ausgang der vielverzweigten Kaſematten, aus welchem er mit dem Hauflein ſeiner Getreuen hervorſtürzte. Das Schwert hoch geſchwungen, drang er unvermuthet gegen die Hauptſchanze der Schweden vor, wo man ſich eines ſolchen Angriffes nicht im Geringſten gewärtig war. Die Feinde waren nicht wenig überraſcht. Schon hatten die herzhaften Olmützer eine Batterie zerſtört, und die Bemannung in die Flucht geſchlagen, als Oberſt Wanka, der mit ſeinem Fahnlein in der Nahe ſtand, ein Regiment leichter Infanterie aufbot, um den Bedrangten zur Hilfe zu eilen. Da wandte ſich das Blatt; ein hartnackiger Kampf begann, in welchem die disziplinirte Truppe, wie leicht zu erwarten ſtand, die Oberhand behielt. Ueber dreißig von den kühnen Olmützern wurden verwundet, und der tapfere Jaczowicz ſelbſt fiel in die Hande der Schweden, die ihn unter Mißhandlungen jeder Art in das Kapuzinerkloſter, das Hauptquartier ihres Feldherrn, ſchleppten.

## 1.

'S iſt Arzenei
Zu ſüßem Zwecke bittet.
Shakeſpeare.

Gar ſeltſam ſah es im Refektorium der P. P. Kapuziner aus. Die gebraunten Heiligenbilder blickten von den Wanden finſter und unheimlich herab, und die geſchnitzten Statuen der Martyrer in den Ecken des geraumigen Saales, ſtanden auf ihren Fußgeſtellen ſo ernſt und regungslos, als ob ſie eben erſt vor Verwunderung uber die neuen Bewohner, die ſeit Kurzem hier hauſten, zu Holz erſtarrt waren. Sonderbar wiederhallte das Sporrengeklirre auf dem marmornen Eſtrich, uber welches biſher nur klappende Sandalen hinſchleiften. Statt der braunen Kutten und der weißen Strickgurtel ſah man zweifarbige Koller und lederne Wamſer mit goldenen und ſeidenen Feldbinden; ſtatt der wallenden Graubarte, ſtatt der Glazen oder Kapuzen, braunlockige Soldatenkopfe mit bebuſchten Sturmhuten und blank beſchlagenen Helmen.

Mitten im Refekterium aber ſaß an einer langen Tafel, an welcher ſonſt die genugſamen Monche ihre Kollazion einzunehmen pflegten, ein ernſter, vierzigjahriger Krieger, welchem man die Feldzuge und Strapazen vergangener Jahre auf der tiefgefurchten Stirne las, von Adjutanten und Schreibern umgeben, leſend, befehlend und hörend. Es war Leonhard Torſtenſohn, ſeit Banner's Tode der Schweden General-Feldmarſchall.

„Hab' ich es nicht immer geſagt,“ ſprach er zum General-Major Stahlhans, welcher ihm eben das Bulletin des Oberſten Wanka vorgeleſen hatte, „je unbedeutender der Feind, je unangenehmer der Kampf. Es iſt wie mit den kleinen Hunden, man achtet ſie nicht, und ſie beißen doch. Wenn's mich freuen ſoll, drein zu ſchlagen, ſo muß mein Feind mir dreimal überlegen ſein, dann nimmt man ſich zuſammen, und wenn ſich der Leonhard zuſammennimmt, ſo laſſen ihn die Schweden nicht ſtecken. Aber er ſoll mir's büßen, der Starrkopf Miniati und das freche Häuflein, das uns die ſchöne Batterie zerwarf. Ich mag's nicht leiden, wenn der Menſch thut, was nicht ſeines Amtes iſt; der Bürger bleibe bei ſeinem Gewerbe, der Student bei ſeinen Büchern, der Kloſtervogt bei ſeinen Mönchen.“

„Wo iſt er, der Tollkühne, der die Rotte anführte? Bringt ihn hierher! Ich will ihn in's Examen nehmen, daß er auf mich denken ſoll.“

Das Knie ſich reibend, in welchem ſich die Gicht regte, ſo oft er leidenſchaftlicher auffuhr, ſenkte er die Blicke wieder in die Landkarte, die vor ihm ausgebreitet lag, während ein Adjutant abtrat und Jaczowicz holte.

Ein leiſes Geflüſter lief durch die Reihen der Offiziere und Ordonanzen, als der wohlbeleibte Paulinus hereingeführt wurde. Sein graues Wamms war von mancher Kugel durchlöchert und mit Kothflecken getigert, welche ihm die ſpottende Menge, die ihn in's Hauptquartier ſchleppte, beigebracht hatte. Sein Bäuchlein ſchien wenig gelitten zu haben, dafür hatte er aber ſeine Stirne, die von einem ſchwediſchen Säbel leicht geſtreift worden war, mit einem weißen Tuche umwunden.

Ohne die geringſte Befangenheit trat er vor den gefürchteten Schwedenführer, der noch nicht aufſah, und begann, da Niemand ihn vorſtellte, ſelbſt mit ſeiner gewöhnlichen Laune ſich vorzuſtellen.

Torſtenſohn blickte empor, und wendete ſein rollendes Auge gegen den Vogt.

„Seht,“ fuhr dieſer fort, „eine Seltenheit von Euch. Ich wollte den Mars ſpielen, und bin zum Kupido geworden!“

„Was er büßen ſoll!“ antwortete der Feldherr, von Paulin's Gefaßtheit betroffen.

„Gott, der Herr, verzeiht,“ erwiederte der Vogt, an die Bruſt klopfend, „und ſo werdet ihr mir wohl auch nicht gleich die Verdammniß an den Kopf werfen, wie Martinus Luther dem Teufel das Tintenfaß."

Den umherſtehenden Offizieren entfuhr unwillkührlich ein lautes Lachen, welches ſie ſchnell unterdrückten, als Torſtenſohn finſter aufblickte und den Schirmvogt angrollte: „Wenn ich Euch aber um einen Kopf kürzer machen laſſe?"

„Dann könnt Ihr mich als Kugel brauchen!" — verſetzte Paulin, die Hände gemüthlich über ſeinen Bauch ſchlingend.

Dieſe Antwort hatte Torſtenſohn nicht erwartet. Sein Ernſt verwandelte ſich in ein leiſes Kopfſchütteln, welches ſeine Leute wohl kannten; es war ein Zeichen des Ueberganges vom Zorne zu ſeiner angebornen Jovialität. — „Wie könnt' es Euch, dem Schirmherrn eines Kloſters, einfallen," bemerkte er mit Nachdruck, „unaufgefordert das Schwert zu ergreifen?"

„Weil Ihr mit dem Schwerte unaufgefordert kamt. Wie Du mir, ſo ich Dir; das iſt der Welt Lauf! Der Mann nützt, wo er kann!"

„Und was denkt Ihr nun, daß ich mit Euch machen werde?"

„Wenn ich für Euch gehandelt hätte, ſo wüßt' ich's, — zum Hauptmanne wenigſtens; jetzt vielleicht zu einem Manne ohne Haupt, — vielleicht auch nicht!"

Torſtenſohn wendete ſich zu Stahlbans, und ſagte lächelnd: „Was meint Ihr? Wird er ſich die Lekzion zu Herzen nehmen?“

„Er ſcheint nicht ungelehrig!“ erwiederte der General-Major.

„Nun ſo mag er hier bleiben im Kloſter als Gefangener,“ ſprach der Feldherr, „bis ſich eine Gelegenheit zur Auswechſelung findet. Er iſt mir doch lieber, als der Andere, den wir neulich fingen. Seid Ihr's zufrieden?“

„Wie man's nimmt!“ antwortete Jaczowicz mit trübſeligem Geſichte.

„Was?“ fuhr Torſtenſohn auf.

„Verſteht mich nicht unrecht,“ fiel ihm Paulin in's Wort, „Euer Gefangener wär' ich recht gern, wenn Ihr nur mir andere Gefangenwärter beſtelltet. Saht Ihr die Patres, die Ihr in's obere Stockwerk verſprengtet? Sind ſie nicht alle vom Barte bis zu den Sohlen ein Bild der langen Faſten? — Was wird aus meinem Bauche werden, wenn er ſich nach einer neuen Kirchenregel fügen muß?“ —

„Nun das laßt meine Sorge ſein,“ erwiderte der Feldherr gutmüthig, „ich denke die Olmützer werden mich verſorgen. — Habt Ihr noch ein Bedenken?“ — Der Vogt dankte mit launiger Herzlichkeit, und wandelte, dieſer Gefahr glücklich entronnen, im Kloſter ungehindert auf und ab. Bald erfuhr er, daß Miniati's

Gattin ſeine Gefangenſchaft theile. Unverzüglich bat er um die Erlaubniß, ſie beſuchen zu dürfen, die ihm auch ohne Anſtand ertheilt wurde. Wie ein Engel des Troſtes trat er in die Zelle der Gefangenen, ſprach ihr Muth zu, ſuchte ſie aufzuheitern, und ſtärkte ſie durch den Gedanken an beſſere Tage der Zukunft, manches Wort hinſtreuend, deſſen Sinn die tiefgebeugte Frau, in Erwägung ihrer hoffnungsloſen Lage, als frommen Wunſch, kaum der Beachtung würdigte.

Indeſſen ließ Torſtenſohn wieder auf Olmütz ſtürmen, wurde jedoch kräftig zurückgeſchlagen, indem die Bürger und Studenten das Militär ſo wacker unterſtützten, daß Miniati ſelbſt an die Möglichkeit eines längeren Widerſtandes zu glauben anfing. Er ſendete daher, in der baldigen Ankunft eines Entſatzheeres das einzige Rettungsmittel erblickend, einen vertrauten Mann mit einem Schreiben an den Erzherzog Leopold Wilhelm ab. Aber Torſtenſohn's Poſten waren zu wachſam, und auch dieſer Bote wurde aufgefangen.

Dieſer Vorfall bewog den Schwedenfeldherrn, zu einem Mittel zu ſchreiten, welches er ſich als unfehlbar früher ausgedacht hatte. Er ließ nämlich Miniati's Gemahlin rufen. Mit bangem Zittern folgte die Gefangene dem Adjutanten, welcher ſie abholte.

„Schöne Frau,“ ſprach Torſtenſohn, ihr entgegen tretend, während der Adjutant auf ſeinen Wink ihr einen Stuhl hinrückte, „ich habe Euch zu mir bitten laſſen, indem ich ein paar Worte von größter Wichtigkeit mit Euch allein zu ſprechen habe.“

Der Adjutant verließ das Refektorium; Eleonora nahm an des Feldherrn Seite Platz und ſuchte Faſſung zu gewinnen.

„Fürchtet nichts!“ fuhr Torſtenſohn fort, welcher ihre edlen Züge mit Wohlgefallen betrachtete.

„Ich fürchte nichts,“ erwiederte die Gefangene mit Anſtand und Würde; „ich habe es mit einem Manne zu thun, der an der Seite einer Beata de la Gardie gewiß der Schonung gegen Frauen nicht vergeſſen hat.“

„Ihr nennt mir einen Namen,“ antwortete Torſtenſohn, „welcher mich ſelbſt im Zorne entwaffnen konnte. Doch Ihr bedürft keiner Fürbitte, Euer Antlitz, Euer Benehmen reicht hin, um Euch Achtung zu ſichern. Nur muß ich Euch zu bedenken geben, daß ich Euch in doppelter Eigenſchaft gegenüberſtehe, als Leonhard Torſtenſohn und als General Feldmarſchall des Schwedenheeres. Als Erſterer ſteh’ ich Euch zu jedem Dienſte bereit; als Letzterer erſuche ich Euch um einen Dienſt, den Ihr mir nicht abſchlagen werdet, wenn Ihr bedenkt, daß ich da bitte, wo ich befehlen kann!“

„Es gibt ein Gebiet im Menſchenherzen,“ verſetzte Eleonora mit ſtolzer Ruhe, „über das Niemand befehlen kann, als Gott; Euch zu dienen, ſoll mir zum Troſte in meiner bedrängten Lage gereichen!“

„Erlaubt,“ ſprach Torſtenſohn, ſie ſanft am Arme faſſend, „daß ich Euch den Stuhl zum Tiſche rücke. Hier iſt Tinte, Papier und Feder. Der Dienſt, um den ich Euch bitte, kann Euch nicht ſchwer fallen, — es iſt ein Brief an Euren ehrenwerthen Eheherrn.“

Ein eiſiges Fröſteln durchzuckte Eleonora's Glieder; ſie ſah ein, daß ſie recht geahnt.

„Schreibt ihm,“ fuhr der Feldherr fort, „was Euch das Herz eingibt, was Euch gut dünkt; nur geſtattet mir, daß ich Euch ein Poſtſkript in Eurem Namen in die Feder diktire, des Inhaltes: daß Euer Herr Gemahl in Anbetracht der Umſtände und mit Rückſichtsnahme auf Euch und die Genoſſinnen Eurer Gefangenſchaft, uns nicht länger hinhalte, ſondern eine ehrenvolle Kapitulazion vergeblichem Widerſtande vorziehe!“

„Verzeiht, Herr General,“ entgegnete die Gefangene mit Feſtigkeit, „ich danke Euch für Euren Antrag herzlich; aber um des Poſtſkriptes willen muß ich auf das Labſal des Briefes verzichten. Miniati's Gattin ſchreibt nichts, was ihr Gatte nicht leſen darf!“

„Ihr werdet es bereuen!“ fuhr Torſtenſohn auf, „wenn Ihr nicht ſchreibt!“

„Ich würde es auch bereuen, wenn ich ſchriebe. Welche Reue ehrenvoller ſei, mögt Ihr ſelbſt entſcheiden.“

„Euer Schickſal liegt in meiner Hand!“

„Doch nicht das Schickſal einer Stadt, gegen welches das meinige als Nulle verſchwindet.“

„Ihr irrt; wenn etwas die Stadt vor einer traurigen Kataſtrophe bewahren kann, ſo iſt es dieſelbe Handlung, die auch Eure Gefangenſchaft aufhebt.“

„Wo Torſtenſohn von Zugeſtehungen ſpricht, dort fürchtet er den Widerſtand; wo Torſtenſohn einen Widerſtand zu fürchten hat, dort wäre es Verrath, Zugeſtehungen zu machen. Ich zweifelte früher, ob Olmütz ſich halten könne; da aber Ihr es entwaffnen wollt, ſo hoffe ich, daß es die Waffen nicht umſonſt gebrauchen werde.“

Dieſe Wendung gefiel dem Schweden, und er konnte der Standhaftigkeit Eleonora's nur gerechte Anerkennung zollen. Die Nothwendigkeit aber geboth ihm, das Aeußerſte zu verſuchen.

„Ihr wollt alſo nicht ſchreiben?“ begann er wieder kalt und ernſt.

„Ich darf nicht!“ war Eleonora's Antwort, „die Ehre verbietbet es mir.“

„Und was wurde die Ehre dazu ſagen, wenn ich Euch und die Frauen der Olmützer Rathsherren, die mit Euch gleiches Loos theilen, in's Lager fuhren, und durch einen Herold verkunden ließe: Soldaten, da iſt gute Waare fur Euch angekommen; Euer Feldherr ſchickt Euch hier zum Lohne fur Eure Tapferkeit einmal einen Stoff zur Kurzweil und zum Vergnügen. Thut, was Ihr wollt; Verantwortung habt Ihr keine! — Was wurde Eure Ehre dazu ſagen?“

Eleonora wechſelte die Farbe; bei dieſer Schilderung verlor ſie die Faſſung, hielt ſich nur mit Muhe aufrecht, und fragte mit tonloſer Stimme: „Torſtenſohn! iſt das Euer Ernſt?“

„Mein Ernſt nicht,“ erwiederte der Schwede lachelnd, „Torſtenſohn's Ernſt nicht! Aber der unwiderrufliche Entſchluß des General-Feldmarſchalls, der um und in Olmutz nicht unnutz Blut vergießen will!“

„So ſagt, was ich ſchreiben ſoll! erwiederte Eleonora, zum Tiſche wankend, und ſetzte, nachdem ihr der Schwede den Stuhl zurecht geruckt, unter einem tiefen Seufzer, mit thränenfeuchtem Auge gegen Himmel ſtarrend, die Feder an.

„Theurer Gemahl!“ diktirte Torſtenſohn, „deine unglückliche Eleonora ſchmachtet, ſo wie die Frauen der beiden Rathsherren Schwonauer und Kaufmann, in ſchwediſcher Gefangenſchaft. Rette mich, denn Torſtenſohn, der Unfreundliche,“ hier nahm er lächelnd eine Priſe, „hat feſt beſchloſſen, wenn Olmütz binnen acht und vierzig Stunden nicht in ſeinen Händen iſt, uns der Willkühr ſeiner Soldateska preiszugeben. Was du für deine, dich ſo innig liebende Gattin thun ſollſt, brauche ich dir wohl nicht zu ſagen. Uebergibſt du die Stadt, ſo ſind wir frei. Eleonora.“

Unter häufigem Schluchzen vollendete Eleonora das Schreiben. Es war ihr, als unterſchriebe ſie das Todesurtheil ihres Gatten. Kraftlos ſank ſie in den Stuhl zurück, und verbarg, während Torſtenſohn den Brief wohlgefällig zuſammenfaltete, ihr Geſicht in die Hände.

„Faßt Euch, edle Frau!“ begann nun der Feldherr, „gegen die Nothwendigkeit zu kämpfen, iſt Unklugheit, und Ihr ſeid nicht minder klug, als ſchön. Ihr habt mir einen großen Dienſt erwieſen, bei welchem ich nichts bedauere, als daß ich Euch durch Drohungen abnöthigen mußte, was ich mir lieber erſchmeichelt hätte. Zürnet dem Torſtenſohn nicht, weil er dem General-Feldmarſchall wich. Wenn ich durch irgend etwas das Bild des unfreundlichen Schweden verlöſchen könnte, ſo würde es mir zur froheſten Beruhigung gereichen. Pflegt nun Eurer Ruhe! ſucht Euch zu tröſten, und denkt: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, eine ſich're Wehr und Waffen!“

Schweigend nahm Eleonora des Feldherrn artige Reden und wohlgemeinte Troſtgründe hin, und begab ſich, von ihm ſelbſt geſtützt, in ihre Zelle, wo ſie der alte Vogt Paulin mit banger Beſorgniß erwartete. Dieſem übergab ſie Torſtenſohn mit dem Auftrage, ſein Möglichſtes zu ihrer Aufheiterung beizutragen.

„Ihr ſeid ſo guter Laune,“ ſprach er im Abgehen, „macht ſie bei dieſer würdigen Dame geltend. Ich beneide Euch um das Glück, Euch an Ihrer lieblichen Gegenwart weiden, und die Thränen ſo ſchöner Augen trocknen zu dürfen. Aber ehern iſt des Kriegers Loos, und ſeine Tritte ſind für Blumen dieſer Art viel zu plump und unbehilflich.“

Kaum hatte er die Zelle verlaſſen, als Eleonora dem Vogte Alles, was vorgefallen war, weinend geſtand, und ihn bei Allem, was dem Chriſten theuer iſt, beſchwor, auf ein Mittel zur Flucht zu denken.

„Qui vult finem, debet velle media!“ rief **Paulin** freudig, „das heißt auf deutſch, man ſoll in der Noth den Kopf nicht verlieren. Ich war nahe daran; aber ich fühl's, daß ich ihn noch habe. — Ja — Flucht, gnädige Frau, Flucht, das iſt das rechte Wort, jetzt hab' ich Euch, wo ich wollte. Ich habe mich im Kloſter umgeſehen, und an dem Kellermeiſter einen Praktikus gefunden, deſſen Rath nicht mit Geld zu bezahlen iſt. Aus dem Keller führt ein geheimer Gang in's Freie. Heute Nacht, wenn Alles ruhig iſt, hole ich Euch ab; **Konrad** gibt mir den Schlüſſel. Wir müſſen fort, denn wenn auch **Miniati** die Stadt übergibt, ſo ſind wir doch nicht frei; man wird uns zur Erzwingung weiterer Zugeſtehungen aufbewahren. Undankbar iſt's freilich gegen **Torſtenſohn**, ihm für ſeine Großmuth ſo zu lohnen; aber der Vogel, der nicht davon fliegt, wenn man ihm den Käfig offen läßt, iſt ein Gimpel, und dafür ſoll mich der gute **Torſtenſohn** nicht halten!“

Alles war verabredet, und in ungeſtümer Erwartung ſahen Beide der Nacht entgegen. **Torſtenſohn** hatte indeß **Eleonora's** Brief beſtellen laſſen. **Miniati** war der Verzweiflung nahe; hier rief ihm die Liebe zu, dort drohte die Pflicht; dazu kam ſein noch immer ſchwankendes Vertrauen auf die Ausdauer der Beſatzung.

Niemand wußte noch etwas Beſtimmtes von der Botſchaft aus Feindeshanden; man ſchloß nur daraus, daß ſie arg geweſen ſein mußte, weil ſich **Miniati** uber zwei Stunden mit **Schwonauer** und **Kaufmann** in ſein Kabinet einſchloß, und bald auch die übrigen Vorſteher der Stadtkorporationen zu ſich berufen ließ. Eben als man ſo leidenſchaftlich fur und gegen die Uebergabe eiferte, begann das Feuer der **Schweden** vom Neuen, und die ſchweren Eiſenkugeln, welche auf das Pflaſter niederſchmetterten, übten einen großern Einfluß, als alle Vorſtellungen des Oberſten. Plotzlich ſchlug ein machtiger Steinregen, aus den ſchwediſchen Morſern auf das Dach des Pulverthurms gehagelt, Sparren und Gewölbe durch, und mit Donnergepraſſel flog aller Verrath, der hier zuruck gelegt war, wie aus dem Krater eines Vulkanes, ſauſend in die Luft. Jammer und Geſchrei der Verwundeten und Beſchadigten ſcholl von allen Seiten, Verwirrung und Entſetzen ergriff Jung und Alt, und mit Schaudern ſchloß man aus dieſem erſten unheilvollen Vorſpiele auf die Szenen des nahen Trauerſpieles. Die Gelegenheit, einen Vorſchlag zur Uebergabe zu machen, ſchien nun gekommen; die betheiligten Rathsherren, halfen mit, und ſo ward denn endlich beſchloſſen, am andern Morgen eine Deputazion angeſehener Burger und

Wortführer aus allen Klaſſen der Bevölkerung an Torſtenſohn abzuſenden.

## 3.

> Die Anker auf! Steckt in die See! Glück zu!
> Doch mir iſt bang dabei, verzeih' mir's Gott!
> Ben. Johnſon.

Die Nacht war rabenfinſter, mondlos ſtarrte der Himmel herab, und nur hier und da blickte durch zerriſſene Wolken ein Stern. Nur einzelne Schüſſe, gleichſam Nachzügler des ziemlich ſtarken Kugel-Detachements, welches die Schweden den ganzen Nachmittag über nach Olmütz geſendet hatten, erleuchteten das Dunkel, und zahlreiche Wachfeuer zeigten, wie weit im Umkreiſe das Heer der Belagerer ſich ausbreitete. Alles war im Kloſter ſtill geworden; die Anſtrengungen des Tages hatten Müdigkeit und Schlummer bewirkt, und der günſtige Augenblick zur Flucht ſchien gekommen.

Da ſchlich ſich Paulin aus ſeiner Kammer, nachdem er ſich unter Beihilfe des wackeren Kellermeiſters, ſo gut es in der Eile ging, mit Proviant und ſelbſt mit Waffen verſehen, ſteckte den Kellerſchlüſſel zu ſich, den er ſchon am Abende mit der Weiſung erhalten hatte, ihn zu behalten und hinter ſich von Innen abzuſchlieſſen, indem noch ein zweiter vorhanden wäre, und eilte ſo leiſe, als ob er die Schuhe mit Filz beſohlt hatte, mit einer Blendlaterne unter dem Mantel, zu Eleonora's Gemach.

Er fand ſie gefaßt und gerüſtet zur gefahrvollen Reiſe, und nach einem kurzen, aber herzlichen Gebete ſtiegen ſie vorſichtig und langſam die Treppen hinab. Unbemerkt an der Schlafzelle manches Schwedenhauptmanns vorüber, gelangten ſie zur Kellerpforte, welche Paulin eben ſo ſchnell wieder hinter ſich abgeſchloſſen als geöffnet hatte. So war jeder Verdacht von den armen Kloſterbewohnern entfernt, denen Torſtenſohn dieſes Werk der Barmherzigkeit gewiß übel vergolten hätte.

Schauerlich hallte der Fußtritt durch den feuchten, halbleeren Keller, von deſſen Wänden einzelne Tropfen eintönig herabſickerten. In der Ecke lag das bezeichnete Faß. Mit Mühe zwängte ſich der Vogt hinter demſelben zur Mauer durch, und ſchob das Bret zurück, welches, wie zufällig hingelehnt, nichts weniger als einen Ausgang in's Freie vermuthen ließ. Fröſtelnd folgte Eleonora ihrem Führer, welcher ſelbſt, nur der mündlichen Weiſung des Kellermeiſters gedenk, mühſam durch den ſchmalen Gang ſich fortwand. Wie Kryſtalle funkelte der Salpeterreif in den Ritzen des bröckelnden Gemäuers; aufgeſchreckte Molche huſchten über den Weg, und wie Erdbe henſtöße dröhnten die einzelnen Mörſerſchüſſe von Außen im Innern des ſchauerlichen Gewölbes wieder. Schwere Stickluft hemmte den Athem und verkleinerte das Licht der Laterne zum blaßrothen Funken; an manchen Stellen mußten ſie faſt am Boden hinkriechen; an manchen wünſchte der Vogt ſich zertheilen zu können, aber der Drang der Gefahr half überall aus. Plötzlich ſenkte ſich der Gang ſteil über ſtufenähnliche Vorſprünge abwärts, und eben ſeufzte Paulin bänglich auf, als friſchere Luft ihnen entgegen wehte, und ein nahes Rieſeln an ihr Ohr ſchlug.

„Gott ſei Dank!“ rief der Vogt, „wir ſind im Freien, das iſt das Bächlein hinter dem Kloſtergarten; der Herr verläßt die Seinen nicht!“

Tief aufathmend ſtanden ſie unter Gottes Himmel, und tröſtend ſchimmerte ihnen ein Stern aus flockigem Gewölke entgegen. Sie hatten das Hauptquartier ſammt ſeinen Wachpoſten im Rücken. Nur etwa hundert Schritte weit loderte das äußerſte Feuer, an welchem ein ſchwediſcher Soldat ſtand. Aengſtlich ſchrack Eleonora zuſammen, als ſie ſeiner anſichtig wurde.

„Thut nichts!“ beruhigte ſie ihr Führer, „ſehen wird er uns, das weiß ich, denn die Kerle haben Luchsaugen, aber auch dafür iſt geſorgt. Ich habe das Loſungswort ausgekundſchaftet!“

„Loſung!“ rief der Soldat, als eben Paulin mit ſeiner Begleitung über das Bächlein ſetzte. „Seeblat!“ entgegnete der Vogt mit feſter Stimme. „Vorbei!“ brummte der Soldat beruhigt, ſeine Büchſe abſetzend, aus Achtung vor Torſtenſohn's altem Familiennamen, welcher für den Tag Parole war. Auf dem nächſten Hügel beſah ſich Paulin, ſo gut man es bei Nacht kann, das Terrain, um den weiteren Operazions-Plan zu entwerfen. Nach Olmütz zu gelangen war unmöglich. Auf der Südſeite, als dem einzigen Höhenpunkte, von welchen aus man die Stadt beſtreichen konnte, ſtanden die feindlichen Batterien. Nordwärts breitete ſich das Lager mit ſeinen, gegen die beiden Flügel weit hinaus geſchobenen Wachfeuern aus. Indem war die Nacht zu finſter, um der Richtung gewiß ſein zu können. Es blieb ihnen alſo nichts übrig, als dem nahen Walde zuzueilen, um in ſeinem Dickicht den Morgen abzuwarten. Kaum hatten ſie ſein undurchdringliches Obdach erreicht, und einen holen Baum zu ihrem Zufluchtsorte gewählt, als das Glöcklein des Kloſters anſchlug.

„Da hat man's!“ rief der Vogt, „was gilt's, die haben unſere Flucht bereits gemerkt, und machen ſich die vergebliche Unterhaltung, uns zu ſuchen. Ja, die wird ihnen wohl ein Räthſel bleiben, zu welchem ich allein hier den Schlüſſel habe, den ich dieſem Baume als Pfand meines Dankes zurücklaſſen will! Fort aber müſſen wir jetzt, gute Frau, fort, ſo lang Euch die Beine tragen! Zum Glücke kenne ich mich hier im Walde gut aus. Hab' als Studioſus manchem Haſen bei dieſem Baume das Lebenslichtlein ausgeblaſen. Ich will ſtatt des Kerzleins mein Gedächtniß in die Laterne ſtecken!“

Ohne zu raſten, eilten ſie fort durch den Wald, und mochten wohl manche Stunde bereits im Dunkel der Nacht zurück gelegt haben.

Endlich graute der Tag; ein kleines Viertelſtündchen wanderten ſie noch weiter, als ein näher und näher polterndes Geroll an ihr Ohr ſchlug. Erſchrocken ſprangen ſie hinter einen Baum, aber zu ihrer großen Freude war es niemand Anderer, als ein argloſer Wallache, welcher mit leerem Fuhrwerke wohlgemuth durch den Wald fuhr.

„Wohin, Freund!“ rief ihm der Vogt in ſlaviſcher Sprache zu, „vielleicht haben wir einen Weg?“

„Nach Meſſeritſch!“ antwortete der Fuhrmann in ſeiner Mundart.

Paulin, ſonſt eben kein Schwärmer, hielt ſich nur mit Mühe zurück, den ſchlichten Gebirgsbewohner vom Wagen zu reißen, um ihn an's Herz zu drucken. Eleonora bemerkte dieſe Aufwallung gar wohl, und ſchöpfte neue Hoffnung.

„Nimm uns mit!“ ſprach der Vogt zum Wallachen, welcher freundlich den breiten Hut ruckte, „wir ſind Fluchtlinge; führ' uns bis an den Fuß deiner Berge! du ſollſt es nicht umſonſt thun; mein Sabel oder mein Roſenkranz ſei dein Lohn! Was du lieber willſt.“

Lachelnd blickte der Bauer auf den elfenbeinernen, mit Silber eingelegten Roſenkranz, und bemerkte ganz aufrichtig: „den Roſenkranz trag' ich im Herzen; den Sabel, glaub' ich, durften wir bald beſſer brauchen konnen!“

Der Handel war bald abgeſchloſſen, und, der gunſtigen Gelegenheit froh, rollten ſie den Bergen zu, welche ſich von der Oſtgrenze Mahrens gegen Ungarn zu, weit in's Land hereinverzweigen.

„Dort,“ ſprach der greiſe Vogt, „bietet jede Sennhutte uns ein Aſyl dar, und wir konnen mindeſtens ſicher abwarten, was da kommen werde.“ Eleonora fügte ſich mit chriſtlicher Ergebung in Alles.

Was ſie am Wege von ihrem Fuhrmanne erforſchten, war ſo viel, daß er eine Ladung Kaſe nach Olmutz an den Kaufmann Schmidt zu liefern hatte, welcher überhaupt große Beſtellungen auf Lebensmittel aller Art im Gebirge gemacht hatte, um, falls der Feind die Stadt uberkame, damit ſeinen Gewinn zu ſuchen. Dießmal ſeien aber die Schweden Verkaufer, und, zu ſeiner großen Verwunderung, redliche Zahler geweſen. Ueberhaupt ware es das Beſte, wenn man ihnen ein freundliches Geſicht zeigte, ſonſt kame noch Noth und Jammer ubers Land.

Nachdem ſie langs der Beczwa den ganzen Tag uber fortgerollt, kamen ſie am Fuße des Gebirges an, deſſen Walder, Alpenweiden und Sennhutten ihnen zur Herberge dienen ſollten. Hier nahmen ſie von ihrem Fuhrmann Abſchied, welchem der Vogt ſeinen Sabel zum Lohne gab, und ſchlugen, der Weiſung folgend, die ſie von jenem Sohne dieſer Hohen erhalten hatten, den nachſten Gebirgspfad ein. Sie waren nicht lange geſtiegen, als ſie in ein Keſſelthal hinabblickten, deſſen Mitte eine jener einfachen Hutten einnahm, welche man in dieſer Gegend Sallaſchen nennt. Schon zeigte ſich allenthalben die Spur veranderter Kultur und Geſittung. In dieſen rieſig hohen Gebirgen mit ihren Thalern und Vorhugeln wohnte, gleich den Hirtenvolkern der Schweiz und Tyrol's, jener durch Tracht und Lebensart, Sprache und Charakter verſchiedene Nachwuchs der altſlaviſchen Einwohner, die Gewohnheiten, Tugenden und Fehler ſeiner Väter bewahrend. Abgehärtet, thätig, genugſam, gingen ſie ihrer Beſchäftigung nach, weilten im Sommer auf den Bergtriften mit ihren Heerden, bereiteten Käſe, verfertigten allerlei künſtliches Geräthe, und würzten ſich ihre Feſttage durch Spiel, Geſang und Tanz.

Muthvoll und treu, gaſtlich und theilnehmend wußten ſie den Fremdling, der ſich in ihren Schutz begab, eben ſo tapfer zu vertheidigen, als ſie ihn mitleidvoll aufnahmen. Dagegen war ihre Leidenſchaftlichkeit leicht gereizt, und nach Umſtänden nicht minder wild als ſanft, neigten ſie ſich gewöhnlich, von Einem Aeußerſten zum andern überſpringend, zur Meinung deſſen hin, der ihrer regen Einbildungskraft am beredteſten beizukommen wußte.

Paulin bat jetzt ſeine Begleiterin, des längern Marſches nicht überdrüßig zu werden, und der entlegenen Höhe zuzupilgern, wo ſich die urſprüngliche Sittenreinheit und natürliche Einfalt gewiß noch freier vom Meinungskampfe erhalten hatte. Eleonora billigte ſeinen Vorſchlag ohne Widerrede, und geſtärkt durch eine kurze Ruhe, traten ſie ihre Wanderung vom Neuen an.

## 6.

Euch iſt kein Maß und Ziel geſetzt,
Bekomm' euch wohl, was euch ergetzt.
Göthe.

Die Nebel ſenkten ſich, vergoldet ſtiegen die Kuppen der Berge hinan, und ragten ſcharf abgegrenzt in das freundliche Blau des Himmels.

Vor den Flüchtigen ſtand ein kegelförmiger Hügel, von friſchem Laubholz unterwachſen, auf deſſen üppig grüner Spitze ein großes Bauernhaus mit weitläufigen Nebengebäuden ſtand. Rings herum dehnten ſich in geräumiger Umfriedung wohlbeſtellte Felder aus, und ſeitwärts lief eine lange, mit maleriſch gruppirten Büſchen beſetzte Weide bis zum Gipfel einer ſteilen Berghöhe hinan, auf deren Schneide eine große Sallaſche ſichtbar wurde. Alles verkündete den Wohlſtand des Beſitzers. Hier beſchloß der Vogt einzuſprechen. „Wir haben heute Sonntag,“ rief er, „am Tage des Herrn wird der Herr die Seinigen nicht verlaſſen!“

Sie waren kaum den Hügel zur Hälfte hinangeſtiegen, als [illegible] ein Mädchen vor dem Hauſe gewahr wurden. Mit leichterem Herzen ſchritten ſie auf die Dirne zu, welche, als ſie die Fremden bemerkte, ſtehen blieb, und ſie, verwundert, auf ſich zukommen ließ.

Es war ein allerliebſtes Kind von etwa ſechzehn Jahren, im vollſten Sonntagsſtaate. Ein rundes, blubendes Geſichtchen, deſſen zartes Wangenroth von der rauhen Gebirgsluft und der naheren Sonne wenig gelitten hatte, blickte ihnen mit dem Ausdrucke der lieblichſten Sanftmuth entgegen. Große dunkle Augen ſprachen von lebhaftem Geiſte und warmem Herzen. Das ſchwarze Haar, uber der Stirne zierlich geſcheitelt, lief ruckwarts in zwei lange, dichte Zopfe aus, welche, an beiden Enden mit hellrothen Bandern durchflochten, uber die Achſeln bis uber den vollen Buſen herabhingen. Ein blendend weißes Hemd vom Halſe bis zum flimmernden Gurtel von Silberblech, der es um die ſchlanken Huften zuſammenhielt, in zahlreiche Falten gebrochen, beruhrte mit ſeinem Saume die runden Waden. Rothe Strümpfe umſchloſſen, in tauſend Faltchen gelegt, den Fuß, welcher vom Knochel an in neue Stiefelchen aus rohem Kalbleder gepreßt war. Die ganze Geſtalt erweckte frohliches Zutrauen. Der Vogt zögerte daher nicht, ſein Anliegen in der Mundart dieſes Bergvolkes anzubringen; und ſeine Bitte fand die freundlichſte Erwiederung. Erfriſchungen waren das Erſte, was die liebliche Nika, ſo nannte ſich das Mädchen, den Ermüdeten unter dem Schatten einer breitaſtigen Buche anbot. Bald erfuhren ſie Alles, was ihnen zu wiſſen lieb war.

Die ſchöne Beſitzung, wohl die ausgedehnteſte und reichſte im ganzen Bezirke, gehörte dem bejahrten Vater des Mädchens, dem Hirten Roman, welcher in der Gemeinde als Aelteſter eine Art von Hauptmannswürde bekleidete, und hohen Anſehens genoß. Als Hausgenoſſen nannte die ſchöne Nika, nicht ohne leiſes Erröthen, einen jungen Mann, Kovacz, welchen ihr Vater vor ein paar Jahren zu ſich genommen, und ſeither als Sohn behandelt habe, einen kühnen, ſchönen und gewandten Hirten, dem es keiner im Gebirge zuvorthun könne. „Beide," ſagte das Mädchen, „ſeien am Morgen ausgegangen, würden aber noch vor Mittag, von den Nachbarn begleitet, zurückkommen, um ſich im Freien vor dem Hauſe des Mahles und heiterer Geſpräche zu erfreuen. Das hätte aber nichts zu ſagen, ſo viel Recht im Hauſe habe auch die kleine Nika, um Nothleidende ohne vorläufige Anfrage aufzunehmen und zu beherbergen."

Eleonora konnte ſich nicht ſatt weiden an der natürlichen Anmuth des holden Kindes. Vorzüglich entzückt war ſie aber, als ſie erfuhr, daß Nika auch der deutſchen Sprache kundig ſei. — „Das Alles,“ ſagte ſie mit unverkennbarer Aufwallung, „habe ſie dem klugen Kovacz, der es ihr beigebracht, zu verdanken, und durch ſeine Bemuhung ſei ſie manches Liedchen in deutſcher Mundart zu ſingen im Stande, welches ſie fruher nur nach der Weiſe ihrer Vater vor ſich hintrillerte. Er begleite ihren Geſang dann immer auf der Zither, die er vortrefflich ſpiele, und dabei werde er manchmahl ſo ernſt, und ſie ſo wehmuthig geſtimmt, daß Beide weinen mußten.“

„Auf der Zither?“ wiederholte Eleonora, faſt unwillkuhrlich, und eine brennende Rothe uberflog ihr Antlitz, gleich dem Wiederſchein einer Erinnerung. Der Vogt bemerkte es gar wohl und lachelte kopfſchuttelnd, als ob auch ihm etwas beifiele. Nika's Geſprächigkeit verdrängte jedoch bald jeden Eindruck aus fruherer Zeit, und ihr Vorſchlag, ob die Fluchtlinge nicht einbringen wollten, was ſie durch mehr als Eine ſchlafloſe Nacht verſäumt hätten, wurde dankbar angenommen. Eleonora wurde in Nika's Kammer untergebracht, und dem Vogt des jungen Hirten Lager angewieſen. Beide verſanken bald in tiefen, ungeſtorten Kummer.

Indeß kehrten Roman und Kovacz mit einer Anzahl ruſtiger Hirten zuruck.

„Wir haben Gaſte bekommen!“ rief Nika

ihrem Vater zu, und kußte ihm ehrerbiethig die Hand.

„Gaſte?" fragte Kovacz, ſie ſanft umſchlingend, und ihr einen bruderlichen Kuß auf die Stirne druckend.

„Fluchtlinge," fuhr Nika fort, „die vor den Schweden ſich zu retten ſuchten, denen Olmutz vielleicht jezt ſchon ubergeben iſt, wie ſie ſagten."

Die Hirten ſahen einander bedenklich an. „Ein alter Mann," erzahlte Nika auf ihres Vaters Frage, „und eine ſchone, wunderholde Frau. Die Frau habe ich in meine Kammer genommen. Dem dicken Herrn mit dem weißen Krauskopfe mußt wohl du Platz machen, lieber Kovacz!"

Wie ein Blitz zuckte es bei dieſer Kunde uber das Antlitz des jungen Hirten. Duſter vor ſich hinbrutend, ſtrich er ſich den langen, ſchwarzen Schnurbart, und rieb ſich die Stirne, als ob er einen qualenden Gedanken verwiſchen wollte.

„Du wirſt doch nicht boſe ſein, Kovacz?" ſchmeichelte ihm Nika, „ich will dir oben unter dem Dache ein Lager bereiten, gewiß nicht harter als das deinige. Ich konnte die arme Frau doch nicht wegweiſen, und ihren Begleiter auch nicht!"

„Wo ſind die Fremden?" ſprach Roman, ſeinen Pflegeſohn ſcharf ins Auge faſſend, wahrend die übrigen Hirten, in angelegentliches Geſpräch vertieft, bei Seite traten.

„Sie haben zwei Nächte nicht geruht, und ſchlafen jetzt,“ erwiederte Nika, den noch immer ſtummen Kovacz beſorgt anblickend; „ich dachte, du gönnteſt ihnen dieſe Erquickung!“

„Wie du willſt,“ erwiederte Roman ſanftmüthig, „ich übergebe ſie deiner Obhut, als Hauswirthin. Gaſtfreundlich war der Wallache von jeher; Roman wird keine Ausnahme machen. Bereite uns das Mahl. Und du, Sohn; — ſei nicht ſo unwirſch! Mir ſcheint, dir ſteckt Olmütz im Kopfe. Der Kluge leiht aber nicht die Finger her, um Anderen die Kaſtanien aus der Glut zu holen, du verſtehſt mich, denk' ich!“

Mit dieſen Worten ging er in ſeine Stube. Kovacz aber blieb in ſich verſunken ſtehen, bis ihn die Hirten, hinzutretend, aus ſeinen Träumen weckten.

„Kovacz,“ ſprach der Rüſtigſte aus ihnen, ein Burſche wie eine Eiche, „haſt du gehört? Wenn's wahr wäre, daß Olmütz über iſt?“

„Was weiter?“ murrte Kovacz finſter.

„Was weiter?“ entgegnete der Andere. „Ei, haſt du vergeſſen, was wir oft wollten? Wenn's wahr iſt, daß Olmütz — Bruder — nun?“

„Laß mich, Laszla!“ verſetzte Kovacz, ſich ungeſtüm losreißend, „ich weiß nicht, was ich denke, weiß nicht, was ich fühle. Ueber etwas muß ich erſt im Reinen ſein, dann kann ich dir Rede ſtehen. Wenn das Eine iſt, dann — dann muß ich fort, nach Olmüz, wohin immer! Mögen ſie mich todtſchießen, oder köpfen, oder ſpießen, gleichviel! dann bin ich bei euch!«

»Du biſt ein ſonderbarer Kauz!« meinte Laſla, »nun es wird ſich finden!« Und bald ward unter den Hirten wieder laut und heftig verhandelt.

Das Mittagsmahl wurde unter der großen Buche bereitet. Die Flüchtlinge ſchliefen feſt. Kein Wunder! ſie hatten ſeit einigen Tagen viel geduldet. Roman erſchien, Nika an ſeiner Seite. Er ſprach das Tiſchgebeth, ſie legte vor; die Uebrigen ſetzten ſich wohlgemuth umher, Kovacz blieb ernſt und gedankenvoll.

Mitten im Mahle waren ſie, als ein Hirte der unteren Gegend den Hügel heraufeilte.

»Das iſt Tona!« riefen die Hirten. Roman blickte ſie ernſt an, aber Alle ſtürzten dem Kommenden haſtig entgegen.

»Olmüz iſt über!« rief Tona von Weitem, »der Kommandant hat kapitulirt! Die Schweden ſind Meiſter!«

Wildes Staunen malte ſich auf den braunen Geſichtern der Gebirgsbewohner.

»Nun Kovacz?« ſprach Laſla, den

Träumenden auf die Schulter klopfend, während Roman düſter vor ſich hinſah, und Nika ihren Halbbruder mit ängſtlicher Beſorgniß betrachtete.

„Thut, was ihr wollt!“ antwortete Kovacz, „mein Entſchluß wankt noch. Erſt muß ich wiſſen.“ —

„Nun, wenn Du nicht willſt, ſo will ich!“ rief Laola laut, „jetzt gilt's! wir unterwerfen uns den Schweden! Sie ſind Meiſter der Stadt, jetzt kann's nicht fehlen!“

Brauſender Beifall ſcholl aus allen Kehlen; nur Roman ſchüttelte den Kopf, und Kovacz ſchwieg, von Nika's Armen, wie bittend, umſchlungen.

Der Entſchluß der Hirten ſtand feſt. Sie wollten ſich mit den Schweden als Freunde vereinigen.

Bald tönte das Hirtenhorn weithin durch die Alpen, und von allen Seiten ward es rege. Roman, als Aelteſter der Gemeinde, eiferte dagegen, warnte vor den Folgen, ſchilderte ihnen deren unſichern Erfolg, die Unzuverläſſigkeit der Schweden, die Ungewißheit des Looſes, das ſie gegen ihren ungeſtörten Frieden wählen wollten. Aber die Stimme der Vernunft, mit welcher der Alte eindringlich zu ihnen ſprach, ward übertäubt von dem tollem Geſchrei der Leidenſchaft. Schon war eine Rotte von mehr als Hunderten vor ſeinem Hauſe verſammelt, und Alle riefen laut: „Kovacz ſolle ihr Anführer ſein, da Roman abtrünnig geworden ſei.“ Kovacz aber ſtand noch ſtumm und unſchlüſſig, umſchlungen von den zitternden Armen Nika's, auf deren thränenfeuchtem Antlitze ſein ſtarres Auge ruhte.

Da trat plötzlich der Vogt aus der Thüre. Der wilde Lärm hatte ihn aufgeſchreckt.

„Fort zum Schwedenführer!“ ſchrie eben der Hauſe wie wüthend, als Paulin unter ſie trat, und fragte, was das zu bedeuten habe?

Kovacz blickte auf, und verbarg ſein Geſicht mit einem dumpfen Schrei an Nika's Buſen.

„Fort nach Olmütz, zu den Schweden!!“ tobten ſie wieder, auf Roman's Warnungen nicht achtend.

Da hielt ſich Paulin nicht länger. „Was,“ rief er außer ſich, „abtrünnig wollt Ihr werden? Ihr Söhne der Natur, Ihr wackeren Bewohner der Alpenwelt, wollt Euere lieben, heimiſchen Berge verlaſſen, um das Vaterland zu betrügen, um Unheil zu häufen auf Euch, und Fluch auf Euere Kinder? — Schämt Euch! Bei den Tönen der Heimatſprache, die ich zu Euch ſpreche, ſagt Euch los von dem Geiſte der Verführung, der Euch umgarnen will! Bleibt, was

Ihr ſeid, Hirten der Alpen, Slaven und nicht Sklaven!“

Betroſſen wichen ſie zurück, Roman bat ſie nochmals dringend. Aber Lasla drang wie ein Raſender auf Paulin ein, viele folgten ſeinem Beiſpiele, und ehe fünf Minuten vergingen, hatten ſie den Vogt geknebelt und wie er ſich auch ſträubte, auf einen Eſel gebunden, um ihn ſo in's Hauptquartier der Schweden zu führen,

„Nun, Kovacz, willſt Du noch nicht unſer Führer ſein?“ rief Lasla, den Schweigenden aus Nika's Armen reißend.

Bewußtlos erhob der junge Hirte ſein Haupt, und wendete es der Thüre des Hauſes zu. Da trat Eleonora, durch das Toben der Anweſenden aus ihrem betäubenden Schlafe geweckt, in die Schwelle.

Sie erblickte die bewegte Schaar bärtiger Hirten, Paulin's Verhaftung, erblickte den zurückprallenden Kovacz, und ſank ohnmächtig zu Boden. Schreiend eilte Nika der Armen zu Hilfe.

„Ich bin Euer Anführer!“ ſchrie Kovacz wie ſinnlos auf, rannte zu Nika, drückte der Weinenden mit den Worten: „Lebe wohl auf ewig!“ einen glühenden Kuß auf den Nacken, und riß einem der Hirten den Säbel aus der Hand.

Roman wollte ihn zurückhalten; aber aller Achtung vergeſſend, ſtieß ihn Laßla weg. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, und war, ehe Roman, Rika und Eleonora ſich erholt hatten, im Thalkeſſel verſchwunden. Von ferne nur tönte noch ihr wildes Geſauchze, und das Zithergeklimper der Muſikanten empor, welche ſich zu dem tollen Haufen geſellt hatten. —

Der Schwedenführer ſtaunte nicht wenig, als man ihm meldete, daß eine Schar ſeltſam gekleideter Bergbewohner unter Geſang und Muſik bei den Vorpoſten angekommen ſei, Lebensmittel in Menge mitgebracht habe, und dem Schwedenheere ſich anzuſchließen wünſche. Da er ihnen jedoch nicht blindes Zutrauen ſchenken wollte, ſo ließ er ihnen im Lager vor der Stadt einſtweilen einen Platz anweiſen, und ging ſelbſt hinaus, um ſie zu muſtern. Kernfeſt und kräftig, gleich den Bäumen auf ihren Bergen, ſtanden ſie da; ihre weiten, bis zum Knöchel reichenden Linnenhoſen, über welche, vom ſchwarzen Ledergurte gehalten, das Hemd wie ein Schurz herabhing, gaben ihnen eine Gleichmäßigkeit im Aeußeren, die den Mangel der Uniformen hinlänglich erſetzte. Lichte Stiefel von ungefärbtem Leder, ein großer, runder Hut, mit [illegible], aus vielfarbiger Wolle zuſammengedrehtem Bande um den Gupf, und ein Stock mit einer Hacke ſtatt des Knopfes, bei ihnen Cſakan genannt, vollendete den kriegeriſchen Auszug.

„Wer iſt Euer Führer?“ fragte Torſtenſohn in deutſcher Sprache, die rüſtigen Söhne der Berge mit Wohlgefallen betrachtend.

„Ich, Feldherr!“ antwortete Kovacz vortretend.

„Und hier, Feldherr,“ fiel Laslа ein, „bringen wir Dir gleich einen Gefangenen!“

Die Reihen öffneten ſich, und der Vogt ward vor Torſtenſohn geführt.

„Unde venis, Pauline?“ rief Torſtenſohn aus, in ein lautes Gelächter ausbrechend, deßgleichen ſich ſeine Soldaten gar nicht bei ihm zu erinnern wußten.

„Ex equo in asinum!“ antwortete Paulinus ganz kleinlaut, denn theils fürchtete er dießmal nicht ſo glimpflich durchzukommen, theils beſorgte er, Torſtenſohn könnte um Eleonora's Aufenthalt fragen, und ſich ihrer zum zweiten Male bemächtigen.

Dem Feldherrn kam aber eben die trübſelige Miene des Vogt's gar ſo lächerlich vor, daß er ihn, auf keine Vergeltung denkend, fragte; Sagt mir vor Allem, Ihr Unruhſtifter ohne Gleichen, was ich mit Euch thun ſoll?“

„Wenn Olmütz ſich noch hielte,“ erwiederte Paulin, „ſo wurde ich Euch ſelbſt rathen, knupft den tollen Alten auf, ſonſt gibt er Euch noch ferner zu thun! — da aber Olmütz uber iſt, ich als Soldat nichts mehr zu thun habe, ſo bitt' ich Euch, laßt mich auf meinen Lorbern ausruhen!“

Torſtenſohn hatte, trotz des Streiches, den ihm Paulin fruher auf empfindlichere Weiſe geſpielt, doch ſo viel Vorliebe fur den luſtigen Vogt gefaßt, daß er ihm ſeinen zweiten unſchadlicheren, ohne langes Bedenken verzieh, zumal, da ihm als nunmehrigem Herrn von Olmütz auch die Klugheit rieth, eines ſo allgemein beliebten Mannes zu ſchonen.

Doppelt froh, ſo durchgekommen und um Eleonora nicht gefragt worden zu ſein, wanderte Paulin, von einigen Offizieren begleitet, zum Stadtthore, wo ihn ſeine alten Freunde Schwonauer, Kaufmann, Schmidt und ein Schwarm von Bürgern, Studenten und Volk aus allen Klaſſen mit Jubel empfingen. Von ihnen erfuhr er, daß Oberſt Miniati mit der ganzen Beſatzung nach Brünn abgezogen ſei, und daß ſich viele Familien an ihn angeſchloſſen. Er ſelbſt wußte von ſeinem Schickſale nicht viel mehr zu erzahlen, als daß er unter Teufel gerathen zu ſein glaubte, und noch immer nichts vor ſich zu ſehe, als Pumphoſen und Schnurbärte.

Im Schwedenlager herrſchte Luſt und Freude; Tanz und Muſik ſcholl allenthalben. Zu eſſen und zu trinken gab es vollauf; die Wallachen ſtimmten ihre Zithern und ſpielten, daß alle Füße in Bewegung geriethen. Die wallachiſchen Dirnen mit ihren glänzend ſchwarzen Haaren und Augen thaten gegen die **Schweden** nicht allzuſpröde, und ein tolles Leben war mit ihnen im Lager eingekehrt.

## 7.

Es iſt mir ſo, als müßt' ich ſteigen,
Hinunter in mein ſtilles Grab.
**Uhland.**

Im Gebirge war es ſtill und öde geworden. **Roman** war faſt verlaſſen von allen ſeinen Nachbarn; einige ältere ausgenommen, waren alle, vom Schwindelgeiſt ergriffen, dem Schwarme nachgeſtürmt. Dem redlichen alten Hirten gereichte es zum nicht geringen Troſte, daß nicht auch **Rika** ſich hinreißen ließ, um ihrem geliebten **Kovacz** zu folgen, welchem ſie mit ſo inniger Zärtlichkeit ſeit ſeinem erſten Erſcheinen in den Gebirgen zugethan war. Nur ihr kindliches Gemüth hielt ſie davon zurück. Aber die Ruhe ihres Herzens war verſchwunden. Thränen füllten ihre ſchönen Augen, und wehmuthsvoll hinüberſtarrend nach Weſten, ſaß ſie vor der Sallaſche auf der Berghöhe und ſang manches wehmüthige Lied, das Kovacz ſie, nach der Melodie ihrer heimatlichen Geſänge, in deutſcher Sprache ſingen gelehrt hatte.

Eleonora fand für ihren Schmerz in dem Schmerze ihrer Hauswirthe ein tröſtendes Echo. Sie hatte ſich ihnen ohne Rückhalt entdeckt, und herzliches Mitleid lohnte ſie für ihre Offenheit. Dagegen forſchte ſie nicht ohne beſondere Theilnahme nach dem Schickſale des jungen Kovacz, deſſen Erſcheinung einen ſo gewaltigen Eindruck auf ſie gemacht hatte. Die guten Leute wußten ihr aber ſelbſt nicht viel mehr zu ſagen, als daß er etwa vor zwei Jahren in der Tracht der Berghirten, wiewohl Spuren fremder Abkunft verrathend, zu ihnen gekommen ſei, und Dienſte verlangt habe. Sein einnehmendes Betragen, ſeine ſeltene Fündigkeit, ſein Muth und ſeine Klugheit haben ihn bald zum Lieblinge der Gemeinde gemacht, und den alten Roman bewogen, ihn als Sohn zu halten, und ihm, wenn es ſich ſo geben ſollte, einſt ſeine theuere Nika an's Herz zu legen. Das habe ſich denn wohl gegeben, und die jungen Leute ſeien wie Bruder und Schweſter aneinander gehangen. Die letzte Szene aber habe Alles umgeändert, und den leidenſchaftlichen Kovacz ſeiner Liebe und ſeiner Umgebung entfremdet. Möge der Himmel nicht rächen, was er in unerklärbarer Unbeſonnenheit geſündigt.

Wenig befriedigt durch dieſe Auskunft, die Eleonora's Ahnung nicht beſchwichtigen konnte, ließ es ſich die herzensgute Frau nun um ſo mehr angelegen ſein, die liebe Nika zu tröſten, und ihr die rührendſten Beweiſe warmen Dankes und freundſchaftlicher Anhänglichkeit zu geben. Nichts verſchwiſtert ſchneller als das Unglück; auch Eleonora und Nika ſtanden ſich nach wenigen Tagen als Freundinnen gegenüber.

Eines Morgens ſaß Nika vor ihrer Hütte, und ſang zur Zither mit wehmüthiger Stimme ihr Lieblingslied:

Der Vogel im Buſche,
Wie ſingt er ſo froh:
Bin leicht wie der Vogel,
Und ſinge nicht ſo!

Wie dreht ſich im Bächlein
Der ſchimmernde Fiſch:
War einſt wie das Fiſchlein,
Bin nimmer ſo friſch!

Das macht wohl die Liebe,
Das macht wohl der Schmerz,
Der lähmt mir die Zunge,
Der lähmt mir das Herz!

Und lähmt er mir Alles,
Ich will ihn nicht fern:
Die Liebe — mein Himmel,
Die Hoffnung — mein Stern!

**Eleonora** hatte die Singende belauſcht. Wunderbare Erinnerungen zogen mit den Klängen des Liedes durch ihre Seele.

„Wer hat Dich dieß Lied gelehrt?“ fragte ſie tief ergriffen das Mädchen, das, mit Thränen in den Augen, die Zither ſinken ließ.

„Wer ſonſt, als **Kovacz**?“ erwiederte **Nika** tiefſeufzend.

„Sonderbar!“ ſprach **Eleonora** in ſchmerzlicher Aufregung, und war eben im Begriffe, ihrer Freundin ein aufrichtiges Geſtändniß zu thun, als der alte **Roman**, der Tags vorher in's Thal hinabgeſtiegen war, um Erkundigung über ſeine Landleute einzuziehen, mit traurigem Antlitze den Hügel heraufſtieg.

„Du bringſt nichts Gutes, Vater!“ ſagte **Nika**, ihm entgegen eilend, „ich leſe es in Deinen Runzeln.“

„Nein, wahrhaftig nicht!“ erwiederte **Roman** niedergeſchlagen und ernſt; „der Satan iſt los. Auch im Thale ſind ſie ausgezogen, der **Schwede** hat den Unſrigen ein Schloß zu ſtürmen angewieſen, und Alles träumt ſchon vom Siege. Wenn's geſchieht, dann geht erſt der Tanz an. Ja, edle Frau, es thut mir leid, Euch es ſagen zu müſſen, aber ich fürchte, Ihr ſeid hier nicht lange mehr ſicher. Der Wallache iſt ein guter Menſch; aber in der Leidenſchaft gleicht er dem wilden Pferd auf unſeren Bergwieſen. Ward doch ſelbſt ich mit ſcheelen Blicken und beißenden Reden von manchem Landsmanne empfangen, der ſonſt auf mein Wort etwas hielt. Wenn ſie, von eitlem Ruhme berauſcht, zurückſtürmen, und Euch entdecken, ſo dürfte mein Haus Euch wenig Schutz mehr biethen. Darum, dachte ich, wäre jetzt die beſte Gelegenheit, Euch in Sicherheit zu bringen. Meine Rika führt Euch auf Seitenwegen in's Lager der Kaiſerlichen. Ich thäte es ſelbſt, aber ich kann im Augenblicke der Gefahr meine Wirthſchaft nicht verlaſſen. Nehmt mir's nicht übel, edle Frau! Ich thue es, weil ich meine Wallachen und ihre Fehler kenne!“

Mit ſchwerem Herzen gab Eleonora den Bitten ihres edlen Wirthes endlich nach, und Rika, ſo leid es ihr auch that, ihre kaum geworbene Freundin und Tröſterin verlieren zu müſſen, erbot ſich ohne Zagen zu ihrer Rettung.

Schon am nächſten Morgen wurde, nach herzlichem und ſchmerzlichem Abſchiede, die Wanderung angetreten. Rika fühlte ſich ermuthigt durch den Gedanken, einer Unglücklichen zu dienen. Eleonora belebte ihren Muth durch die ferne Hoffnung, im kaiſerlichen Lager vielleicht etwas von ihrem Geliebten zu erfahren. Rüſtig ſchritten ſie vorwärts, Niemand hielt ſie an, denn Nika hatte aus Vorſicht auch Eleonora's ſchlanke Geſtalt in die Tracht der Bergbewohnerinnen gehüllt; Wege und Stege kannte das Mädchen genau, und ſchon in der Abenddämmerung hatten ſie die kaiſerlichen Vorpoſten, welche bis an die äußerſten Grenzſteine des Hochwalder-Bezirkes hinausgeſchoben waren, glücklich erreicht. Die Wachſamkeit der Soldaten kam ihrer Frage zuvor; man führte ſie ohne Zögern in das Quartier des wackeren Generals Buchheim, unter deſſen Kommando das Lager ſtand. Der tapfere Heerführer ſtaunte nicht wenig, als Eleonora ihm ihre Verkleidung entdeckte, und ſich als Miniati's Gemahlin zu erkennen gab. Mit beſorgter Theilnahme ließ er ihr das ſchönſte Gemach in dem kleinen Gehöfte anweiſen, welches er und ſein Stab bewohnten und gab ihr auf ihr ausdrückliches Begehren die treue Nika zur Zimmergenoſſin, für deren ungefährdete Heimkunft er ſein Ehrenwort als Pfand einſetzte.

Eleonora's erſte Frage war, ob der General nichts von ihrem Gemahle wiſſe. Mit innigem Bedauern eröffnete ihr Buchheim, daß es ihm leid thue, ihr zum Empfange nichts Tröſtliches hierüber ſagen zu können. Miniati war bereits nach Wien abberufen worden, um ſich wegen der Uebergabe von Olmütz zu rechtfertigen, und man befürchtete um ſo mehr eine traurige Wendung, als andere Perſonen, welche während des letzten Ereigniſſes die zweideutigſten Rollen geſpielt hatten, namentlich der Adminiſtrator Stredele, der nach ſeiner Auswechslung aus der ſchwediſchen Gefangenſchaft ebenfalls der Reſidenz zueilte, ihre eigene Sache durch Miniati's Verdunkelung zu heben ſuchten. Eleonora vernahm dieſe Botſchaft mit heldenmüthiger Faſſung. Ihr Unglück hatte ſie gegen das Traurigſte geſtählt und gerüſtet. Ernſt und ſchweigend ging ſie, von Nika begleitet, in ihr Gemach, gab dieſer mehr durch Blicke, Thränen und Küſſe, als durch Worte, ihren Dank und ihre Stimmung zu erkennen, und erwartete lange umſonſt den Schlaf, der ihr jedesmal nur ſchmerzliche Szenen vor das Auge der Seele führen konnte. Bei Nika that die Jugend das Übrige; vor Müdigkeit ſchlummerte ſie ſanft ein, und das Bild des jungen Hirten ſchien ſie im Traume zu umgaukeln, denn die lang wache Eleonora ſah beim Scheine der Ampel ein harmloſes Lächeln um ihre Lippen ſpielen.

Am andern Morgen galt es den Abſchied von Nika, der holden Freundin, der engelgleichen Retterin; er war kurz, aber innig, ergreifend, herzzerreißend. Unter Schluchzen, das liebe weinende Kind mit Küſſen bedeckend, ſchlang ſich Eleonora ein diamantenes Kreuzlein, ein Brautgeſchenk ihres Gatten, das ſie verſteckt auf dem Buſen trug, vom Nacken, und gab es ihrer jungen Schützerin zum Andenken, mit der Bitte, wenn ſie je der einſamen Berge überdrüßig würde, zu ihr zu kommen, und an ihrer Seite die Früchte des Dankes einzuernten, für welche ihr das Unglück jetzt nur Thränen gelaſſen habe. Der Worte nicht mächtig, riß ſich Rika von ihr los, und ſtieg von zwei Offizieren des Generals begleitet, in Buchheim's eigenen Wagen, welcher ſie im Fluge den heimiſchen Bergen zutrug.

In der Zwiſchenzeit hatte die Affaire Statt gefunden, in welcher Rika's Landsleute unter Anführung ihres geliebten Kovacz ſich Torſtenſohn's Zutrauen erringen ſollten. Es hatte das befeſtigte Dorf Hombach und das anſtoßende faſt unüberwindliche Schloß Hluboky gegolten, in welchen viele Schätze, als in ſicherem Gewahrſam aufgehäuft lagen. Mit ſeltener Ausdauer und unerwarteter Unerſchrockenheit kämpften die Wallachen, und ließen den ſchwediſchen Musquetiren in Nichts den Vorrang. Das Dorf war genommen, das Schloß erſtürmt und geplündert. Berauſcht vom Siegesjubel, belaſtet mit der unermeßlichen Beute, wollten die kuhn gewordenen Sieger ohne zu raſten, umkehren, um den ſchwediſchen Feldherrn ſobald als moglich die Beweiſe ihrer Kampffahigkeit zu Fußen zu legen. Der ſchwediſche Offizier, der das Detaſchement befehligte, widerrieth es ihnen, indem ſie auf dem Ruckwege durch einen Hohlweg ziehen mußten, wohin ſie kaum vor Anbruch der Nacht gelangen, und leicht in einen Hinterhalt gerathen konnten. Aber ihre Verwegenheit achtete auf keine Warnung, und ſingend, als ob ſie von einer Hochzeit kamen, zogen ſie des Weges einher. Der Offizier aber hatte recht gewarnt. Kaum waren ſie nehmlich zur bezeichneten Stelle gekommen, als ein, von Buchheim im Eilmarſch abgeſendetes Fahnlein wohlerfahrener und des Weges kundiger Soldaten ſie uberfiel, ihnen die ſchwere Beute abnahm und ſie in ſolche Unordnung brachte, daß ſie theils niedergeſtoßen, theils gefangen wurden und kaum mehr als dreißig nach Olmuz ſich durchſchlugen. Unter den Gefangenen befand ſich auch Kovacz.

In Buchheim's Lager hatte dieſe Nachricht allgemein Jubel verbreitet. Eine große Hoffnung der Schweden war durch dieſen kuhnen Handſtreich zu Nichts geworden; von Aufwiegelung der Gebirgsbewohner konnte nun weiter keine Rede mehr ſein. Die Verirrten wurden gebunden, von einer ſtarken Eskorte kaiſerlicher Kerntruppen bewacht, in's Gebirge zurück getrieben, um dort unter dem Vorſitze des Grafen von Rottal vor einem Kriegsgerichte, im Angeſichte ihrer Nachbarn und Landsleute, für ihren Abfall gebührend zu büßen. Nur Kovacz, Laska und Tona, als die Rädelsführer, aus deren genauerer Inquirirung man wichtige Winke über eine mögliche weitere Verzweigung zu erhalten hoffte, hielt man zurück, um ſie, nach geſonderter Straße, nach Brünn abzuführen, wohin Buchheim, höheren Befehlen zufolge, ſeine Fähnlein eheſtens zu konzentriren beabſichtigte.

Der Anfang dazu wurde in wenigen Tagen gemacht. Die Hälfte der Beſatzung des Lagers marſchirte ab, um die Garniſon von Brünn zu verſtärken, welcher Stadt die Schweden mit ihrer Hauptmacht zuzogen, nachdem ſie in Olmütz nur wenige Truppen zurückgelaſſen. Auch Eleonora wurde unter ſicherer Bedeckung einſtweilen dahin gebracht, und der Obhut des dortigen Bürgermeiſters anempfohlen, bis Buchheim ſelbſt nachkäme, der die wallachiſchen Rädelsführer unter ſeiner eigenen Aufſicht, mit dem Reſte der Lagertruppen in kürzeſter Friſt hinzuführen, für rathſam erachtete.

## [illegible].

Wie nun? — Was iſt's? — hab' ich, hat
ſie die Schuld?
Shakeſpeare.

Die Gebirge, in welchen es noch vor Kurzem wie ausgeſtorben war, ertönten wieder von bewegtem Leben, und bildeten den Schauplatz einer Schickſalswendung, welche man vor wenigen Wochen nicht hätte ahnen können. Aber dies bewegte Leben war kein freudiges, harmloſes, wie ehedem an Feſttagen und ländlichen Luſtbarkeiten, ſondern eine wechſelnde Reihe bejammernswerther Vorfälle und leidenſchaftlicher Nachſpiele eines traurigen Ereigniſſes. Rauhe Krieger ſpielten nämlich in den Wohnungen der Hirten die Herren, und ließen ſich abmerken, daß ſie zur Züchtigung und Zurechtweiſung der Abtrünnigen geſendet worden waren. Das Recht der Wiedervergeltung ward ohne Schonung ausgeübt.

Wiewohl der unbeugſame Graf von Rottal, welcher ſeinen Auftrag mit aller Strenge vollzog, dem alten Roman nichts anhaben konnte, ja ihm ſogar den größten Theil des herrnlos gewordenen Eigenthums zuſprach, ſo war der alte Hirt doch tief gebeugt, als er das Schickſal ſeines Pflegeſohnes Kovacz erfuhr. Eine Fürbitte für ihn zu wagen, wäre beſonders im Augenblicke der erſten Aufregung eben ſo verfänglich als erfolglos geweſen. Aber Nika's Jammer ging ihm zu nahe, als daß er nach Nerral's Abzug nicht an Verſuche gedacht hätte, wenn auch nicht ihn zu retten, doch wenigſtens das Leben ihm zu erbitten. Was aber konnte er beginnen, was ſich erdenken? — Die ruchloſe That war zu bekannt, zu unwiderlegbar, als daß ſie ſich hätte entſchuldigen oder beſchönigen laſſen.

»Der iſt für uns verloren,« rief er mit Thränen aus, ſeine ſchluchzende Nika an's Herz preſſend. — »Nicht einmal etwas für ihn wagen können wir! Er iſt für Dich geſtorben, Tochter!«

»Mein Vater!« ſchrie Nika verzweifelt auf, »ohne allen Verſuch, ihn zu retten, gebe ich ihn nicht verloren. Ich will etwas für ihn wagen, ich muß! Er war ja mein, er iſt es noch, wiewohl er mich verlaſſen hat, um ſeiner Verblendung zu folgen!«

»Du, Mädchen?« ſprach Roman mitleidig lächelnd, »was willſt du, ſchwaches Kind!«

»Hinab will ich,« erwiderte Nika mit dem Ausdrucke des feſten Entſchluſſes, »hinab in's Lager, wohin ich die edle Eleonora führte! Vielleicht iſt ſie noch dort, vielleicht der gute General, der uns ſo liebevoll aufnahm; vielleicht erfahr' ich etwas von dem gutmüthigen Vogte, den wir beherbergten. So lange noch ein Funke

Hoffnung glimmt, geb' ich ihn nicht auf, meinen theueren Novacz! Ich will bitten, weinen, auf den Knien flehen. Vielleicht gibt Gott meiner Liebe Kraft und meinen Worten Gewicht!“

„Nun — ſo zieh' in Gottes Namen! Zieh' mit meinem Segen,“ rief Roman, ihr die Hände auf's Haupt legend, „nur bedenke, daß du mein einziges Kleinod biſt, daß alle meine Herden, all' meine Felder, all' meine Weiden und Sallaſchen nichts ſind gegen dich, nichts ohne dich; daß es mein Tod wäre, wenn dir etwas geſchähe! Gib Acht, daß du nicht, bemüht, den Pflegeſohn zu retten, mir die leibliche Tochter nimmſt!“

Sich gewaltſam losreißend vom Herzen des Vaters, eilte Rika ohne Säumen auf den wohlbekannten Seitenwegen, auf welchen ſie ihre Freundin geleitet hatte, dem Hochwalder-Bezirke zu. Dort angekommen, erfuhr ſie, daß Buchheim am Vortage ſelbſt mit den Gefangenen nach Brünn abgezogen ſei. Zugleich ſagte man ihr aber auch, daß die Schweden Olmütz ſo gut als geräumt hatten, um ihre Schaar vor Brünn zu verſammeln, und daß der Schirmvogt wohlbehalten zu Olmütz im Minoritenkloſter ſchalte und walte, wie vor der Belagerung.

Von neuer Hoffnung geſtärkt, begab ſie ſich daher nach Olmütz, um Paulin's Beiſtand anzuſehen. Der Wackere war nicht wenig erfreut, ſeine liebe Wirthin in ſeine Stube treten, und ſich in die Lage verſetzt zu ſehen, ihr einen Beweis ſeines unerlöſchlichen Dankes geben zu können. Unverweilt ließ er ein Fuhrwerk bereiten, um Brünn auf jener Straße, die vom Feinde frei geblieben war, in kürzeſter Friſt mit ihr zu erreichen.

Todesſchweiß trat auf Nika's Stirne, als ſie vom Weiten die Giebel der Stadt und die mächtige Bergfeſte erblickte, in deren Mauern das Schickſal ihres Geliebten vielleicht jetzt ſchon entſchieden war. Sie hatte recht geahnt. Schon von den erſten kaiſerlichen Poſten, auf die ſie ſtießen, erfuhren ſie, die drei Rädelsführer: Kovacz, Laola und Tona ſeien bereits am Abende vorher, Letztere mit dem Strange vom Leben zum Tode befördert, Erſterer aus beſonderer Gnade des Generals durch Pulver und Blei gerichtet worden. Ohnmächtig ſank Nika zurück, und der Vogt glaubte in der That ſchon, dem unglücklichen Vater eine Leiche heimſenden zu müſſen. Aber das Herz iſt ſtärker als das Unglück, — und auch Nika kehrte wieder in ein Leben zurück, welches für ſie, von dieſem Augenblicke an, allen Werth und Reiz verloren zu haben ſchien. Mit der Ruhe der Troſtloſigkeit dankte ſie dem Kloſtervogte für ſeinen Freundſchaftsdienſt, und fuhr, von ihm begleitet, auf den kürzeſten Wegen ihren heimiſchen Bergen zu, um dort ihre Liebe in ſtiller Abgeſchiedenheit zu begraben. Am Fuße des Gebirges nahm Paulin von ihr Abſchied, gab ihr ſeinen Segen, und drückte ihr zum letzten Male die Hand, mit den herzlichen Worten: „Zieh' hin in Frieden, gutes Kind! Der Herr prüft nur die, die er liebt! Mit dir iſt der Herr! Und der Geiſt des Herrn ſagt mir, daß ich dich im Leben noch einmal wiederſehen werde!“

Faſt unterliegend unter der Laſt ihres Schmerzens, langte Rika vor der Hütte ihres Vaters an, welcher in der Freude, ſie wieder zu haben, faſt die Kunde von dem traurigen Loſe ſeines Pflegeſohnes überhörte. Gemeinſchaftliche Trauer, Thätigkeit und Gottesfurcht milderten langſam die Thränen, die ſie dem armen Opfer der Leidenſchaften nachweinten.

Doch nicht nur Rika's und Roman's Augen zollten ihm Thränen; auch Eleonora konnte ſie ihm nicht verſagen; denn vor ſeiner Hinrichtung gab es in Brünn noch eine Szene, die ihr bis zu ihrem Lebensende unvergeßlich blieb.

Eleonora befand ſich eben in Buchheim's Gemache, welcher ſie nach ſeinem Einmarſche in Brünn unter ſeine unmittelbare Obhut genommen hatte, als Kovacz zum letzten Verhöre vorgeführt wurde. Er hatte bisher nicht eine Spur von Reue gezeigt, und wiewohl aus ſeinem ganzen Weſen ein Geiſt und eine Bildung ſich kund gab, welche man von einem einfachen Sohne der Bergwelt nicht erwarten konnte, ſo war doch ſein Trotz ärger und empörender, als der aller ſeiner Theilnehmer. **Buchheim** hatte ihm die letzte Friſt gegönnt, und ſich vorgenommen, ihm ſeine Strafe, wenn er ſo hartnäckig verbliebe, zum abſchreckenden Exempel, ſo viel es ginge, zu verſchärfen.

**Eleonora** wendete ſich gerade der Thüre zu, um den General, mit welchem ſie in angelegentlichem Geſpräche ihres Gatten wegen begriffen war, zu verlaſſen, als **Kovacz** hereingeführt wurde. Unwillkührlich fuhr ſie zurück, als ſie ſeiner anſichtig wurde; eine glühende Röthe übergoß ihr Antlitz, und mit Mühe ſich aufrecht haltend, wankte ſie, ſeinen Blick vermeidend, an ihm vorüber, während **Kovacz**, bis in's Innerſte erſchüttert, ihr lange nachblickte, und auf **Buchheims** wiederholte Fragen, wie in ſich ſelbſt verſunken, ſtumm blieb. Endlich ermannte ſich der tief Ergriffene und ſprach mit einer Sanftmuth, die den General an ihm befremdete: „Erlaubt mir, eh' ich dem Tode zuwandere, eine Frage, General! — War das wirklich **Eleonora**, **Miniati's** Gattin?“

„Sie iſt's,“ antwortete **Buchheim** gelaſſen, des Gefangenen Seelenkampf bemerkend.

„Gebt mir einen Prieſter bei!“ rief Kovacz mit hervorſtürzenden Thränen, „meine Rechnung iſt abgeſchloſſen! Ich bin Urheber des Unheils, das mich und meine Mitſchuldigen traf. Schont meines Pflegevaters Roman, der mich und Alle warnte! Tröſtet Nika, meine Braut, den Engel der Gebirge! Und mich henkt! Mein Vater wird ſich tröſten!“

Die Kraft des jungen Verbrechers war gebrochen. Weich und fügſam ſtand nun der junge Starrkopf, welcher vor Kurzem noch ſo hartnäckig ſich gezeigt hatte. Es konnte dem Generale nicht entgehen, daß dieſe plötzliche Veränderung in dem Betragen des Inquiſiten dem Erſcheinen Eleonora's zuzuſchreiben ſei, und er begab ſich deßhalb zu ihr, um ſich von den Gründen einer ſolchen unerklärbaren Einwirkung ſelbſt zu unterrichten. Eleonora kam ſeiner Frage zuvor, und erkundigte ſich, mit ſichtbarer Ergriffenheit, um das Schickſal des Gefangenen. Als ſie vernahm, daß er rettungslos verloren ſei, erblaßte ſie und hielt ſich nur mit Mühe aufrecht.

„Mein Gott, was iſt Euch?“ fragte ſie Buchheim, verwundert über dieſe Theilnahme. „Iſt Euch denn der junge Verbrecher bekannt? Auch ihn hat Eure Gegenwart ſo plötzlich umgewandelt, daß er, welcher früher durch ſeine freche Kaltblütigkeit nur meinen gerechten Unwillen erregte, nun beinahe mein Mitleid durch ſeine Reue in Anſpruch nimmt.“

„Nun laßt das Mitleid walten;“ ſprach Eleonora ſich erholend, „er iſt vielleicht nicht ſo böſe, als er ſcheint. Ich kenne ihn,“ ſetzte ſie mit Wärme hinzu, „er iſt der Pflegeſohn des Hirten, welcher mich auf meiner Flucht in das Gebirge aufnahm, er iſt der Bräutigam des holden Mädchens, das mich mit eigener Aufopferung in Euer Lager geleitet hat. Ich bin dieſer Edlen meine Fürbitte für ein geliebtes Glied ihres Hauſes ſchuldig, und es würde mir ſüßen Troſt gewähren, wenn mein Flehen im Stande wäre, ſein trauriges Los auch nur in Etwas zu mildern!“

„In Etwas,“ erwiederte Buchheim, den ſchönen Zug der Dankbarkeit mit Rührung würdigend, „in Etwas kann ich es vielleicht. Sein Los bleibt Tod; das fordert das Geſetz. Das Einzige, was ich für ihn thun darf, iſt dieſes, daß ich die ausgeſprochene Hinrichtung in eine minder entehrende verwandle!“

„Habt Dank auch für dieſe kleine Begünſtigung, welche das eherne Geſetz Euch verſtattet!“ ſprach Eleonora mit erzwungener Faſſung.

„Vielleicht könnt Ihr, edle Frau,“ fuhr Buchheim fort, „auch dieſe kleine Begünſtigung noch verſüßen, wenn Ihr ihm geſtattet, daß er Euch dafür ſelbſt ſeinen Dank darbringe, und ſich aus Eueren mitleidvollen Blicken Muth zum Sterben hole.“

„Das kann ich ihm nicht geſtatten,“ verſetzte Eleonora, „es würde mich zu tief ergreifen. Eine düſtere Ahnung, als ob es nicht das letzte Mal in meinem Leben wäre, daß mir ein Verurtheilter Thränen erpreßt, würde mich, ihm gegenüber, um alle meine Faſſung bringen. Er hat ohne Segen gelebt, er ſterbe mit Segen. Seine Nika ſoll mir vielleicht einſt noch theurer werden, als ſie ihm es war.“

Buchheim ehrte Eleonora's erbauungsvolle Theilnahme, und geleitete ſie auf ihr Zimmer mit der Bitte, es nicht zu verlaſſen, bis er ihr die Vollſtreckung des Todesurtheils habe melden laſſen, deſſen Milderung er, die edle Fürbitterin namentlich bezeichnend, alſogleich dem ausgeſetzten Verbrecher mittheilen ließ.

Kovacz ſchien tief gerührt, und bat um Schreibgeräthe. Unter häufigen Thränen ſchrieb er, welchem man dieſe Kunſt als ſchlichten Hirten gar nicht zugetraut hätte. Wohl eine Stunde war er auf dieſe Weiſe beſchäftigt, dann verbarg er den Brief, welchen er geſchrieben, an ſeinem Herzen, und verlangte nach dem Prieſter, mit welchem er ſich bis gegen Abend eifrig beſprach. Der fromme Mann ſtaunte nicht wenig über die Bildung des armen Delinquenten, welcher mit jedem Worte ſich höher über ſeine Geburt und ſeinen Stand zu erheben ſchien.

Endlich trat die Wache ein, um ihn zum Tode abzuholen. Gefaßt ſtand er auf, bat, ſich auf die Knie niederlaſſend, den Pater um ſeinen Segen, und ſprach, ihm die Hand küſſend, mit Nachdruck und Würde: „Amans, quid cupiat, scit, quid sapiat, non videt!“

Höchlich befremdet ſtarrte der Pater ihn an, ſeinen eigenen Ohren nicht trauend, und glaubte erſt, als dieſer ihn bat, den letzten Gang mit ihm zu thun, daß er noch den Nämlichen vor ſich habe.

Ehe ſie gingen, ſprach er, indem er ihm den Brief übergab: „Ehrwürdiger Herr! Da es mir nicht geſtattet wurde, der edlen Frau, die mir fürbat, mündlich zu danken, ſo that ich es hier ſchriftlich. Gebt ihr den Brief, wenn ich gefallen bin, — und bethet für mich!“

Der Pater ſäumte nicht, den letzten Willen des räthſelhaften Gerichteten ehrend, das Schreiben der edlen Fürbitterin einzuhändigen. Sie öffnete es zitternd. Ihre Ahnung hatte ſie nicht getäuſcht; der Inhalt des Briefes war folgender:

„Edle Frau!

Vor ungefähr drei Jahren kam ein wunderholdes Fräulein in Olmütz an, welches Wohlgefallen fand an dem Zitherſpiele eines Studenten, und ihn zum Lehrer dung. Der Unglückliche verliebte ſich in das Edelfräulein, und legte ihre Herablaſſung, ihre Freundlichkeit, ihre Herzlichkeit falſch aus. Ein hoher Herr warb um das Fräulein. Der eitle Student wollte ſelbſt der Braut nicht glauben, daß ſie frei gewählt. Er wähnte ſie unglücklich, weil er es war, und ſchwor ihrem Bräutigam Rache. Vor'm Altare ſollte ihn eine Kugel niederſtrecken; der Frevel mißlang. Das Loos des Studenten war geworfen. Als Verbrecher, geächtet von der Lieb' und vom Geſetze, floh er in der Tracht der Hirten in's Gebirge, und ward das, was man ihn ſcherzweiſe unter Brüdern oft geſcholten. Er wollte rohe, wilde Herzen finden, um in Selbſtverwilderung ſein Leid zu vergeſſen, und fand gute, edle Herzen, fand einen Engel, Nika, in deren erſter Liebe er ſeine zweite zur erſten machte. Nur manchmal zuckte der alte Rachegedanke wie Wetterleuchten über den Himmel ſeines neuen Glückes. Da kam der Krieg. Ein böſer Geiſt flüſterte ihm vergeblich in's Ohr. Ein unheilvoller Augenblick änderte Alles.“

„Die Frau, die er geliebt, die er noch ſtets unglücklich glaubte, erſcheint vor ſeinen Augen im Momente der Entſcheidung. Da erwacht ſeine Leidenſchaft von Neuem, und wird zum Wahnſinne. Er hält es noch immer für möglich, ſie zu erringen, und wäre es durch Mord, und wäre es durch ein gebrochenes Herz. Fort ſtürmt er, nichts hörend, nichts bedenkend. Ein gerechter Gott hinderte ſeinen zweiten Frevel. Er fällt als Opfer dem Geſetze anheim. Da bittet ihm die Edle, an der er ſich ſo oft verſündigt, voll Erbarmen für; — und er fällt, durchbohrt von der Kugel, endend ſeine Qual, beſchließend ſein verfehltes Leben. — Die Geſchichte des Studenten iſt zu Ende; er hieß Valentin Schmidt, ſlaviſch Kovacz. Er hinterläßt einen Vater, der, wenn er ſeines Sohnes Ende hört, ſagen wird: „Soll's haben! Hab' ihm immer geſagt: Burſche, du haſt Kopf, wenn du ihn aber aufſetzeſt, ſo wirſt du ihn verlieren! Jetzt hat er ihn verloren!“ — Er hinterläßt ein gebrochenes Herz, das Herz der armen Rika, die er ſeiner edlen Fürbitterin anempfiehlt. Er nimmt mit ſich in den Tod ſeine, in namenloſen heiligen Dank verwandelte Liebe zu Eleonora, die er bittet, daß ſie für ihn beten möge, wie er noch ſterbend für ſie betet!“

Tieferſchütternd war der Eindruck, den dieſes Vermächtniß des Gerichteten auf Eleonora's gefühlvolles Herz machte. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß es mehr als Mitleid ſei, was ſie empfand, — daß es Vorwurf, daß es Nachhall aus einer Zeit ſei, wo ſie mit ihrem Herzen vielleicht ſelbſt nicht einig war. Die tiefſte Trauer bemächtigte ſich ihrer, und nur mit Mühe gewann ſie es über ſich, gegen Buchheim ſo viel von dem Inhalte des Briefes zu erwähnen, als hinreichte, um ihm ein Räthſel zu löſen, zu welchem er ſeit Tagen umſonſt den Schlüſſel geſucht hatte.

## 9

— — — Ich wünſchte
Dir etwas ſein zu können, wenig nur,
Doch etwas, nicht in Worten, in der That
Wünſcht' ich's zu ſein.

Göthe.

Gegen Ende des Jahres 1642 nahmen die Angelegenheiten in Mähren eine andere Wendung. Dem ſchlauen, kriegserfahrenen Torſtenſohn ſchien es um Olmütz nur deßhalb zu thun geweſen zu ſein, um keine Feſtung von Wichtigkeit im Rücken zu haben, wenn er Front gegen Süden machen wollte. Nachdem er es daher ausgeſogen, und wie ſich die Chronik ausdrückt, viel Kraut und Loth darin genommen hatte, begnügte er ſich, die Hand darauf zu halten, und richtete ſein Augenmerk zunächſt auf Brünn, wohin Alles, was vor der Zeit noch entkommen konnte, zuſammengeſtrömt, und der Reichthum von Olmütz ſowohl, als den übrigen unbeſchützten Theilen des Landes abgegangen war.

Aber die Kaiſerlichen konnten es nicht länger ruhig anſehen, daß der Schwede ſich im Herzen einer der gewerbreichſten Provinzen des Landes breit mache, und ſchritten daher zur ernſtlichen Abhilfe. Ehe die Feinde noch Brünn nachdrücklicher berennen konnten, rückte die kaiſerliche Armee unter dem Erzherzoge Leopold Wilhelm und dem Generale Piccolomini mit ſolcher Sturmeseile vor, daß Torſtenſohn ſich genöthigt ſah, ſeine Fähnlein zu ſammeln, Brünn und Olmütz aufzugeben, um die Grenze von Schleſien zu gewinnen. Nachdem er daſelbſt Groß-Glogau entſetzt hatte, marſchirte er gegen Meiſſen an, den Plan zur Schlacht bei Leipzig entwerfend, welche am 2. November dieſes Jahres wirklich geliefert wurde.

So war es in Mähren wieder ruhig geworden. Muth, Lebensluſt und Gewerbthätigkeit kehrte unter die Einwohner zurück, und manche Wunde war eher vernarbt, als man es zu hoffen gewagt hatte.

Auch in den Gebirgen der Wallachey fing man an, die Nachwehen des bejammernswerthen Zwiſchenſpieles, welches dieſe Heben aus ihrem ländlichen Frieden aufgeſchreckt hatte, in tröſtlicher Hoffnung auf eine beſſere Zukunft geduldiger zu ertragen.

Die Geſchichte von Kovacz, ſeiner Geburt, ſeiner That und ſeinem Ende war allgemein bekannt geworden, und ſein Name ging von Mund zu Mund.

Nur Rika fand noch immer keine Ruhe. So oft ſie den Namen Kovacz hörte, ging es ihr wie ein Dolchſtich durch's Herz, und als die Blätter fielen, als der erſte Schnee die Kuppen der Berge bedeckte, und die Natur ihren Witwenſchleier umwarf, da ward es ihr ganz unerträglich in der einſamen, öden Gebirgswelt. Eine unbezwingbare Sehnſucht trieb ſie hinab zu ihrer edlen Freundin Eleonora, von deren fortwährendem Aufenthalt in Brünn ſie durch Hirten, die ihren Käs hin zu Kaufe führten, Kunde erhalten hatte. Sie wollte ſie nur ſehen, nur ihre Hand küſſen, nur Troſt ſich holen aus ihren beiden Augen, nur aus ihrem Munde etwas von den letzten Stunden ihres unvergeßlichen Kovacz hören.

Roman liebte ſeine arme Rika zu ſehr, als daß er ihr dieſe Bitte verweigert hätte. So ſchwer es ihm auch fiel, ſie ſelbſt auf kurze Zeit nur zu entbehren, ſo ſorgſam bereitete er Alles vor, um ihre Reiſe dießmahl gemächlicher einzurichten, als es in den Zeiten des Krieges geſchehen konnte. Bis zum Fuße des Gebirges begleitete er ſie ſelbſt, dann übergab er ſie der Obhut eines vertrauten Hirten, welcher ſie auf ſeinem Fuhrwerke an das Ziel ihrer Sehnſucht bringen ſollte.

Rührend war die Szene des Wiederſehens. Thränen der innigſten Freundſchaft floſſen, und herzliche Umarmungen wechſelten mit zärtlichen Küſſen. Erſt als das Herz ſich ſatt erquickt hatte, fand das Auge Zeit, den geliebten Gegenſtand zu betrachten. Aber wie verändert fand Rika ihre theuere Freundin!

Die ſchöne, lebenskräftige Frau, deren Reize Gefangenſchaft, Entbehrung, Flucht und Todesgefahr nicht zu entſtellen vermochten, ſtand jetzt in Trauerkleidern vor ihr, blaß, abgehärmt, ein Bild des tiefſten Schmerzes. An ihrem Antlitze konnte man es abmerken, daß ſie Witwe war.

Lange hielt die gebeugte Frau die arme Rika umſchlungen, endlich fand ſie Worte, und klagte ihr das traurige Schickſal, durch welches ſie Witwe geworden. — Gegenſeitige Aeußerungen des heftigſten Herzleides verſchwiſterten die beiden Gemüther noch inniger, und Eleonora verſicherte das troſtloſe Hirtenmädchen ihrer unveränderlichen Freundſchaft und ihres ewigen Schutzes.

Einige Tage lang ließ ſie die Gute nicht von ſich, und verſprach ihr endlich, als das Mädchen, ſeines Vaters eingedenk, ſich zur Rückkehr in's Gebirge anſchickte, im nächſten Frühjahre in Roman's Hauſe für länger einzuſprechen. Die Heimfahrt ſollte über Olmütz Statt finden, bis wohin Eleonora mitzufahren geſonnen war, um in Nika's Geſellſchaft den muthvollen, getreuen Freund Paulin aufzuſuchen, und ihm für ſeine edle Aufopferung in den Tagen der Gefahr mit gerührtem Herzen zu danken.

Der wackere Vogt war innigſt ergriffen, als er die beiden Reiſenden eintreten ſah, und ſchenkte ihrem gerechten Schmerze die wärmſte Theilnahme. Sein herzlicher Troſt blieb auch nicht ohne Wirkung, und mit erleichterter Bruſt verließen ſie, von ihm begleitet, eine Stadt, an welche ſich für Alle ſo vielfache Erinnerungen knüpften. Zu ſpät erfuhren die Studenten, wer in ihrer Nähe geweſen; denn hätten ſie erfahren, daß Miniati's Gemahlin, und ihres vielgeliebten Schmidt Braut in Olmütz ſei, ſie würden es ſich nicht haben nehmen laſſen, das hart geprüfte Paar mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote ſtanden, auszuzeichnen, und ihm ihre Anhänglichkeit und Achtung auf eine begeiſterte Weiſe zu bezeigen.

Daß es ihnen mit ſolchen Beweiſen der Erachtung Ernſt geweſen wäre, dafür bürgte die hohe Verehrung, mit welcher ſie dem würdigen Schirmvogte aller Orten begegneten.

Langſam ſchlich für Nika die traurige Winterszeit dahin; ſie glaubte kaum, ſie überdauern zu können.

Roman war höchſt beſorgt für das Leben ſeiner armen Tochter, deren Kräfte erſt jetzt die Nachwehen des Sturmes empfanden, welchen ſie, ſo lang er auf ſie einbrach, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit ertragen hatte.

Aber die erſten Tage des Frühlings waren auch die erſten ihrer Geneſung von einem langwierigen Krankenlager. Eine unerwartete Freude gab ihr die vorige Blüthe wieder; es war Eleonora's Erſcheinen. Ihrem Verſprechen getreu, kam die beſorgte Freundin an einem heiterem Maitage, von dem Vogte Paulin begleitet, in Roman's Hauſe an, und erklärte den überraſchten Bewohnern, daß ſie ſich ganz vom Stadtleben losgeſagt, und feſt beſchloſſen habe, den Reſt ihrer Tage in Nika's Geſellſchaft, umgeben von den Hirten der Bergwelt, zuzubringen. Roman ſtellte ihr, ſeine innige Herzensluſt verläugnend, vor, wie ſchwer einer Dame, welche an die große Welt gewöhnt iſt, die einförmige Zurückgezogenheit auf dieſen abgeſchiedenen Hohen fallen wurde; aber Eleonora's Entſchluß blieb feſt, und die innigſtgeliebte Rika in ihre Arme ſchließend, erklarte ſie, daß nichts im Stande ware, ſie von ihrem Vorhaben abzubringen. Mit dankbarer Ruhrung wurde ſie in das Haus dieſer guten Menſchen aufgenommen, und lebte ruhig, nach und nach ihre eigene Heiterkeit wieder gewinnend, und ſie auf Rika's empfangliche Seele uberſtromend, der Freundſchaft, der Natur und der wehmuthigen Erinnerung an uberſtandene Prufungen. Alle Hirten gewannen ſie lieb, und unabläßig ſuchte ſie durch ihr Vermogen und ihre Ueberredungsgabe, unterſtutzt von Paulin, der bis an ſein Lebensende ihr Freund und Rathgeber blieb, den Wohlſtand der Gebirgsſohne zu befordern, jeden Nachhall der ſtattgehabten Verirrungen zu tilgen, und die Herzen ihrer Umgebung, durch freundliche Hinweiſung auf ihr wahres Lebensziel, zu beglucken.

Noch jetzt kennt man im mähriſchen Hochlande ein Volkslied folgenden Inhaltes:

Von ihrer Ziegenweide
Von ihres Gluckes Rain,
Da zogen die Wallachen,
Auf Polomance hinein.

Der Kovacz, der war ihr Führer,
Der führt ſie den Schweden zu;
Ach! wär't ihr daheim geblieben,
Daheim auf den Bergen in Ruh'!

Der Kovacz, der war ihr Führer,
Der Buchheim, der führte ſie an; —
Ein Hohlweg war die Falle,
Da war's um ſie gethan.

Das Schwert des Richters war ſchneidig,
Das Feuer des Richters war heiß:
Ein Grab und zwei Galgen ſtanden
Zu Brno im weiten Kreis.

Der Kovacz rief einmal: „Lore!“
Da ſchlugen die Schützen an;
Der Kovacz rief einmal: „Nika!“
Da war's um ihn gethan.

Die Schweden, die zogen von hinnen,
Die Lore kam auf die Höh'n,
Da freuten ſich die Wallachen,
Da blühten die Wieſen ſchön.

Die Lore, die war ſo freundlich,
So reich an Herz und Glut;
Sie gab den Hungernden Speiſe,
Sie gab den Weinenden Muth.

So baut man ſich Stufen zum Himmel!
Der Kluge löſcht, wo es brennt,
Darum bleibt gut, Wallachen,
Und denkt an Kovacz und ſein End'!

# V.

# Die
# Spieluhr.

„Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach! mein Wunſch zu ihr zurück!“ —
Glaube mir, daß es ſich findet:
Frei iſt, wer nicht ſelbſt ſich bindet.

„Sie ſoll leben!“ rief Adjunkt Korn aus, und ſturzte das Kryſtallglas voll ſchäumenden Traubenblutes, in welches er lange ſtarr und ſchweigſam geblickt hatte, haſtig hinunter.

„Wer ſoll leben?“ fragte Sekretar Müller, den erhitzten Trinker mit forſchendem Auge betrachtend. „Man muß doch wiſſen, wem der Tropfen gilt, den man hinabſchlurft.“

„Als ob du's nicht errathen könnteſt, du Menſchenkenner?“ war die Antwort.

„Du haſt Recht,“ entgegnete Müller einlenkend, „auf weſſen Wohl könnte ein Ehemann das Glas mit ſolcher Begeiſterung leeren, als auf das ſeiner guten, lieben Frau? Ja, ſie ſoll leben, Deine brave Pauline, hoch!“

Alles an dem Tiſche ſtimmte in des Sekretärs Trinkſpruch ein, und ſelbſt ein fremder Gaſt, dem äußeren Anſtande nach ein Offizier, faßte, mehr aus angeborner Huldigung für das ſchöne Geſchlecht, wie es ſchien, als aus geſellſchaftlicher

Hoflichkeit, ſein Glas und leerte es bis zur Neige.

Nur der Adjunkt warf, wie gereizt, einen argerlichen Blick auf den Sekretar, und ſetzte das Glas, nachdem er froſtig genippt, etwas unſanft auf den Tiſch.

„Ei, warum ſo unaufgelegt, lieber Korn?“ begann Muller nach einer Pauſe: „Hab' ich doch bei dem beſten Willen, deinen Gedanken und Wunſchen zu begegnen, ſtets das Ungluck, ihnen in den Weg zu treten, und ſie zu beirren!“

„Wohl wahr, Herr Moraliſt!“ erwiederte Korn unwillig. „Vom Wirthshaustiſche, denk' ich, konnte die Moral fuglich wegbleiben. Iſt es nicht genug, wenn man ſich zu Hauſe taglich und ſtundlich „Mann“ und „Papa“ rufen hort? Soll man auch Abends in der Schenke, unter guten Freunden, noch mit Hymens geprieſenen Goldketten kokettiren? So wohl es den Herren Lieutenants und Fahnrichs thut, wenn ſie vom Exerzierplatze matt und heiſer hieher kommen, beim Weinglaſe von etwas Vergnuglicherem ſprechen zu konnen, als vom „Halb rechts!“ und „Schwenkt euch!“ ſo wohl es auch dir thut, vor deiner Flaſche auf Kurrenden und Wanderbucher vergeſſen zu konnen, ſo wohl thut es auch einem Iffland'ſchen Hausvater, im Kreiſe lebensfroher Burger, den Familien-Flausrock abzulegen. Iſt es nicht genug, ſeinen weiblichen Korporal zu Hauſe zu haben, ſondern muß man ſich ſein Bild auch noch vor die Thüre der Gaſtſtube als Ordonnanz hinpflanzen, damit ja kein Gefühl oder Wort gegen das häusliche Reglement laut werde? — Du biſt in dieſer Hinſicht freilich kein kompetenter Richter, du Ehemann von vier Wochen!“ —

„Laß das!“ fiel ihm **Müller** ernſt in das Wort. „Du weißt, daß ich nur eine einzige Saite habe, die nicht unſanft berührt ſeyn will. Ich hab' es gewiß nicht übel gemeint, und ich glaube, die Herren haben mich beſſer verſtanden, als Du. Wir ſind an einem öffentlichen Orte, der für Geſtändniſſe nicht geeignet iſt. In beſſerer Stimmung würdeſt du meinen Wink gewiß nicht mißdeutet haben!“

Die letzteren Worte ſprach **Müller** mit leiſer Beziehung auf den fremden Gaſt, jedoch in einem Tone, der den Reizbarſten nicht würde beleidigt haben.

Korn ſchwieg, und fing ſeine frühere, ſtumme und theilnahmloſe Rolle wieder fortzuſpielen an. Bald ſtarrte er in das Licht und zerfaſerte mit der Lichtſcheere den kniſternden Kerzendocht; bald trommelte er auf dem Rande des Tiſches den laſſigen Reiſemarſch; bald ſtürzte er ungeſtüm ein Glas perlenden Weines hinunter, und fuhr ſich mit preſſenden Fingern über die Augenlieder, als ob er unangenehme Bilder verwiſchen wollte.

„Sie haben unſeren guten Korn ganz aus der Stellung gebracht!“ begann nach einer Weile ein junger blühender Mann, zum Sekretär gewendet, dem er gegenüber ſaß. „Morgen geht er, wie ich höre, auf Kommiſſion über Land, und heute machen Sie ihn zur guten Letzt noch einſylbig; iſt das auch Recht?“

„Du gehſt morgen über Land?“ fragte Müller befremdet.

„In Geſchäften,“ war Korn's kurze Antwort.

„Und kommſt zurück?“ —

„Vielleicht Abends — vielleicht auch nicht.“

„Schön, ſchön! Und Deine Frau wußte gar nichts davon, als ich vorhin Dich zu Hauſe abholen wollte, und ſie fragte, ob Du etwa verreiſet ſeiſt, oder wann Du wieder verreiſ'teſt.

„Muß ich ſie etwa auch in Subarrendirungsſachen um ihre Einwilligung bitten?“ fuhr Korn ärgerlich auf.

„Nun — nun — ich ſchweige ja ſchon,“ erwiederte Müller, und zog dabei die Börſe heraus, um Zeche zu machen. „Gut daß ich gehe; ich ſpreche, thue und denke Dir heute nichts recht. Wenn ich wüßte, daß ich bei Rentenberg auch keine beſſere Rolle ſpiele, ſo kröch' ich lieber gleich jetzt unter die Decke!“

„Gehen Sie zur Witwe Rentenberg?“ fragte ihn der junge Mann gegenüber lebhaft.

„Ja, lieber Makalosky,“ lächelte Müller, „haben der Herr Fähnrich vielleicht etwas einzuwenden? Es handelt ſich nur um ein kleines Piquet. Amalie iſt heute zu Baron Rebenfeld auf's Schloß abgeholt worden, und wenn ich nicht unſeres Freundes Korn Frau dort finde, ſo iſt die gute Witwe ganz verlaſſen. Witwer und Witwe, wie Sie wiſſen, das ſchickt ſich ja zuſammen! Und ſomit für heute Gott befohlen, meine Herren! Leb' wohl, Korn! — Ich hoffe, Dein Ausflug wird Dich wieder ein wenig aufheitern! — Eben recht! Was den Ausflug betrifft, ſo muß er für Deine Frau doch nicht etwa ein Geheimniß bleiben?“

„Mag ſie's wiſſen oder nicht, was kümmert's mich?“ entgegnete Korn, indem er dem Sekretär die dargebotene Hand nach einem flüchtigen Drucke zurückſchob. „Freilich wohl mußt Du ihr den Braten friſchweg vom Roſte kredenzen; wozu wärſt Du denn ſonſt ihr erklärter Kourmacher?“

Müller ſchien den beißenden Geißelhieb gutmüthig hinzunehmen und entfernte ſich, freundlich begrüßt von allen Uebrigen, auch von dem fremden Gaſte, der ſowohl dem ganzen Geſpräche, als beſonders ihm, eine auffallende Aufmerkſamkeit gewidmet hatte.

Müller's Entfernung erweckte den Adjunkten wieder aus ſeiner höchſt ungeſelligen Stimmung. Das Geſpräch wurde mit den gewöhnlichen Gegenſtänden der Konverſazion von Neuem angeknüpft. Der fremde Offizier miſchte ſich nach und nach lebhafter darein und fraterniſirte, wie das im Militärſtande ſchon gang und gäbe iſt, gar bald mit ſeinen Kameraden, die ſich, unbekümmert um ſeinen Namen und ſeine Familienverhältniſſe, mit der Eröffnung begnügten, daß er Hauptmann ſei, und ſich auf der Durchreiſe zum nächſten Generalkommando befinde. Malaloky's gemüthliches Weſen wußte die Unterhaltung in raſcheren Gang zu bringen; Flaſchen gingen ab und zu; die Gläſer klangen luſtig zuſammen; die Köpfe wurden wärmer, die Zungen beredter, und in einem kurzen Stündchen war die ganze Tiſchgeſellſchaft mit dem fremden Hauptmanne ſo vertraut, als ob ſie ihn ſeit langen Jahren ſchon kennte und um alle ſeine Verhältniſſe wußte, ausgenommen um ſeinen Namen.

„Ich ſtehe auf dem Punkte zu quittiren,“ begann der Fremde. „Hauptmann bin ich, und habe ſomit meinen Charakter im Leben feſtgeſtellt;

zu leben habe ich vom Hauſe aus, und meine Kameraden werden eben nicht boſe ſein, wenn ich ihnen wieder ein Platzchen raume. Warum ſollt' ich's alſo nicht verſuchen, wie's an einem eigenen ruhigen Herde ſchmeckt? — Seht, Freunde, da war' ich denn gar nicht abgeneigt, mich mit einem ſchmucken Weibchen in den friedlichen Hafen einer netten, geſelligen Landſtadt zuruckzuziehen, und auf das Treiben der Welt, die ich ſo ziemlich im Zivil- und Militarrocke betrachtet habe, hubſch von Ferne hinzublicken. Euer Stadtchen mißfallt mir ganz und gar nicht, es iſt das artigſte Miniaturbild einer Provinzialhauptſtadt; hat herrliche Umgebungen, liegt an der Heerſtraße, die mir manchen Bruder aus fruheren Tagen voruber fuhren durfte, und hat auch, wie ich ſehe, gute, herzliche Einwohner; — was will man mehr? — Ueberhaupt dunkt mir, es habe mich der Zufall heute ſo recht in die Mitte des Lebens hineingefuhrt, das ich am liebſten theile. — Nun, und an einer Schönen wird es wohl auch nicht fehlen, welche die Hauptbedingniß ware, um mich fur langer an einem Orte feſtzuhalten!"

„Ohne Sorgen, Hauptmann," fiel ihm ein kraftiger Lieutenant lachend in's Wort, „mit den Schönen hat's keine Noth! Was Frauengunſt betrifft, da geht nichts über eine kleine Stadt!“

„Scherz bei Seite!“ rief der Hauptmann, „ich denke, ein Mann, der über die Kourmacherei hinaus iſt, und auch in ſeinem eigenen Hauſe nicht gerne davon hörte, würde doch hier auch nicht leer ausgehen? — Aus dem Munde des Herrn, der uns vorhin verließ, hört' ich ja einige Namen, die er, ein etwas ſtrenger Mann, wie ich zu bemerken glaubte, mit Achtung ausſprach. — Eine brave Pauline!“

„Unſeres Freundes Korn achtbare Frau,“ bemerkte Malaſky.

„Die der ſaubere Patron von Ehemann trotz einem Sultan einſperrt!“ fuhr der Lieutenant fort, — „denn man bekäme ſie nicht zu Geſichte, wenn man Tage lang bei ihm ſäße!“ —

„Wahrlich nicht meine Schuld!“ ſpöttelte Korn, „es iſt eine übertriebene Eingezogenheit, die ich ihr durch ſechs Jahre nicht abgewöhnen konnte.“

„Geben Sie ſich keine Mühe,“ meinte der Hauptmann, „in dieſem Punkte würde ich die Uebertreibung von Herzen gerne entſchuldigen. — Uebrigens haben Sie ja doch einen Cicisbeo im Hauſe, den Herrn Sekretär, wenn ich recht verſtand; wenigſtens gaben Sie ihm einen ähnlichen Titel!“

„Nun, den gönn' ich ihr, ohne Bedenken,“ erwiederte Korn, „der hat, meines Wiſſens, keine andere ſchwache Seite, als — das Predigen, und damit wird man den Frauen wenig gefährlich. Auch iſt er mein wahrer Freund, das muß ich ihm zugeſtehen, wenn er mich oft gleich übellaunig macht, wie heute. Das Glück iſt, daß er Alles gutwillig hinnimmt, und nicht aufbrauſt. Wenn er nicht wäre, ich glaube, ich und meine Frau hauſten ſchon über Jahr und Tag nicht mehr zuſammen!“

„Was der Menſch doch immer gegen ſeine Frau hat,“ fiel ihm der Lieutenant, faſt ärgerlich, in's Wort, „und es kann in der lieben Welt keine ſolidere, hausmütterlichere Frau geben, als die ſeinige. Hat ein Amt, bei dem ihm die Offiziere aller Garniſonen, die Kommandanten aller Transporte ex officio in's Haus ſtürmen, und braucht doch keine Flügelthüren, um mit ſeinem Ehemannskopfe ohne Anſtoß in's Zimmer zu kommen! — Aber nein! da ſpielt er zu Hauſe den Tyrannen, unter Mädchen den ſchmachtenden Korydon, und, wenn ſein Ideal zwei Stunden weit verreiſt iſt, den langweiligen Kopfhänger, mit dem nichts zu lachen, nichts zu plaudern, nichts zu ſpielen und nichts zu trinken iſt. Laß du die Amalie dem Makaloly, dem Peter oder dem Dank, — und ſei du zu Hauſe ein Ehemann und im Wirthshauſe unſer Bruder!“

„Amalie?“ wiederholte der Hauptmann, „das iſt ja das Fräulein bei der Witwe, zu welcher der Sekretär auf ein Spielchen ging? — Alſo iſt das des guten Fähnrichs Partie, und ich habe hier ein paar Nebenbuhler — nicht von mir — ſondern von einander, zur Seite! — Iſt denn das Mädchen gar ſo eine liebliche Sirene, daß ſelbſt die Ohren eines Ehemanns noch nicht hinlänglich verſtopft ſind, um ihren Zaubertönen zu widerſtehen?“

„Sie iſt ein Engel,“ rief der Lieutenant, „aber es iſt nichts mit ihr anzufangen!“

„Hält Freund Makaloſky zu ſtrenge Wache?“ forſchte der Hauptmann.

„Was ſollte der Fähnrich Makaloſky dem Fräulein Amalie vorzuſchreiben haben,“ begann Makaloſky mit einem ſanften Lächeln, in welchem ſich eine rührende Zartheit ſpiegelte; „ſie hat kein namhaftes Vermögen, und ich habe im Monate doppelt mehr Tage zu verleben, als Thaler zu verzehren; was gab' es da für eine Hoffnung? Um ihr den Hof zu machen, Gott weiß es, dafür iſt ſie mir zu gut. Und mit idealiſchen Liebſchaften macht man ſich in unſerer materiellen Zeit nur lächerlich. Darum beſchränke ich mich darauf, ſie zu achten; freue mich, ihres

Umganges mich rühmen zu dürfen, in welchem man nur gewinnen kann, und nehme ſo viel Theil an ihrem Schickſal und an der Richtung ihres ganzen Weſens, daß es mir unendlich leid thun ſollte, wenn auch ſie mit der Zeit in dem Modewirbel, der unſer Städtchen durchflutet, unterginge. — Doch das gehört nicht auf den Wirthstiſch. Freund Korn zieht ohnedieß die Stirne wieder in Falten, da er in mir ein Echo des Sekretärs zu hören glaubt. Jeder nach ſeiner Meinung; ſo lang' ich Soldat bin, hab' ich, wie Körner ſingt: meine Eiſenbraut, und will ihre Freundſchaft ein Immergrün um ihren ſchlanken Leib winden, ſo nehm' ich's dankbar hin. Mehr begehr' ich von Niemanden in der Welt, — mehr auch nicht von Amalie!“

„Das wackere Fräulein ſoll leben!“ rief der Hauptmann mit warmer Theilnahme aus, „ich kenne es zwar nur aus den Bruchſtücken Eures Geſpräches, aber ſo viel ich mir zuſammen reimen kann, ſo ſcheint es eine Zierde Eures Städtchens zu ſein!“

„Sie ſoll leben!“ klang's von allen Lippen laut, faſt überlaut aber aus Korn's Munde, der umſonſt ſich länger zu bemeiſtern verſuchte.

„Da habt ihr den Korydon wieder!“ lachte der Lieutenant aus vollem Halſe.

„In der That,“ bemerkte der Hauptmann,

der eine kleine Aufwallung nur mit Mühe zu unterdrücken ſchien. »Sie müſſen einmal ein feuriger Liebhaber geweſen ſein, da ſie jetzt noch in ihren Verhältniſſen ſo viel Feuer in Reſerve haben!«

Korn war betroffen, aber die ſchwache Seite ſeines Herzens war zu heftig berührt, als daß er ſich hätte zurückhalten können. — »Ja,« erwiederte er, »meine Aeußerung mag Sie befremden; aber Sie müßten in meine Verhältniſſe, in meine Lage, in meine Denkweiſe tiefer eingeweiht ſein; mit einem Worte, Sie müßten mich beſſer kennen, als ich vielleicht mich ſelbſt kenne, um mich gerecht beurtheilen zu können. Wäre ich ein Türke, ſo würde ich ſagen: Es iſt Schickſal! Lebten wir in der Sagenwelt, ſo würde ich glauben, man habe mir's angethan. Aber es iſt nun einmal ſo! Ich habe eine gute, brave, treue Frau; ſie iſt auch nicht unſchön, man könnte ihr ſogar mehr zugeſtehen; als Hausfrau, als Mutter ſucht ſie ihres Gleichen. Ich würde vielleicht jeden Andern, deſſen Frau ſie wäre, um ihren Beſitz beneiden; aber — es iſt nun einmal ſo. Ich finde eine andere liebenswürdiger, nein, — nicht liebenswürdiger, — reizender, und bin ein unglücklicher Menſch, der keinen Ausweg ſieht, ſo bald wieder in das Gleichgewicht zu kommen. Doch laſſen wir das: Sie ſind hier Gaſt, ſind hier gekommen, um einen Abend, wenn nicht vergnügt, doch wenigſtens ruhig und unbehelligt zuzubringen, und ich bringe ſie am Ende noch auch aus ihrer günſtigen Stimmung, oder beleidige ſie wohl noch gar, um es an einem Abende, mit meinem älteſten Freunde, dem wackeren Müller, und mit meinem jüngſten Freunde, nämlich mit Ihnen, Herr Hauptmann, verdorben zu haben!“

Korn ſchwieg mißmuthig, der Hauptmann wurde ernſter, Makalſky fühlte ſich beengt, und der Lieutenant mit der übrigen Tiſchgeſellſchaft fand die Konverſazion langweilig, und ſchickte ſich an, in das Kaffehhaus überzuſiedeln, um ſich bei einem Gläschen Punſch für das Verſäumte zu entſchädigen.

Der Schluß der Abendunterhaltung beſtand darin, daß der Hauptmann und Korn einander das Kompliment machten: das dießmalige Zuſammentreffen möge nicht das letzte in ihrem Leben geweſen ſein, und daß ſie ſich wechſelſeitig eine glückliche Reiſe wünſchten; Makalſky aber, wehmüthig geſtimmt, nach Hauſe ging, und die ſonderbaren Gefühle, die ſich in ſeiner Seele kreuzten, lange noch am offenen, mondbeſtrahlten Fenſter ſeiner Wohnung mit einzelnen Moll-Akkorden ſeiner Guitarre begleitete.

Korn war abgereiſt, ohne ſeiner Frau etwas davon zu ſagen. Wenn ihr Müller nicht Abends vorher, bei der Witwe Nentenberg, wo er ſie mit ihrem fünfjährigen Karl noch traf, es mitgetheilt hatte, ſo würde ſie es erſt beim Frühſtück erfahren haben. Aehnliches hatte ſie zwar mehr als einmal ſeit zwei Jahren erlebt, aber gewöhnen konnte ſie es noch immer nicht, es koſtete ihr jedesmal Thränen, auch dießmahl. Zwar hatte ihr Müller mit geheimnißvollerer Miene, als ſonſt ſein Brauch war, für den kommenden Tag eine unverhoffte Freude angekündigt, aber welche unbeſtimmte Hoffnung kann ein liebendes Weib über das Bewußtſein vertröſten, ſich von dem Einzigen, was ſie auf Erden hat, von ihrem Manne, lieblos zurückgeſetzt zu fühlen.

Mit thränenfeuchten Augen erwiederte ſie den kindlichen Morgengruß ihres kleinen Karl, und ſetzte ſich mit ihm, wie eine verlaſſene Witwe, einſam zum Frühſtück, als der Bediente in's Zimmer trat, und ihr meldete, daß ein fremder Offizier mit ihr zu ſprechen wünſche, der die Sache ſehr dringend mache.

„Es wird ein Mißverſtändniß ſein,“ erwiederte Pauline; „er wird mit dem Herrn ſprechen wollen, und dieſer iſt ja, wie du beſſer weißt als ich, vor Tagesanbruch verreiſt.“

„Nein, nein,“ behauptete Jakob feſt; „ich dachte ſelbſt, — er will aber durchaus mit der gnädigen Frau ſprechen.“

„Sollte das die Ueberraſchung ſein, die mir Muller angekundigt hat?“ meinte **Pauline**. „Nun, ſo bitt' ihn, ein wenig zu gedulden, bis ich Toilette gemacht habe; dann ſoll es mir eine Ehre ſein!“

„Ach, der Herr hat, glaube ich, nicht ſo viel Geduld,“ bemerkte **Jakob**, „er verlangte Einlaß, und wenn Euer Gnaden ſelbſt noch in den Federn ſtacken. — In der That, ich hore ihn ſchon mit ſeinen Sporen uber den Gang klirren; ich bin ihm wohl zu lange ausgeblieben. Horen Sie nur!“

Ehe **Pauline** Zeit fand, in das Nebenzimmer zu ſchlurfen, ging die Thure, nach einem fluchtigen, noch nicht erwiederten Pochen raſch auf, und der fremde Hauptmann, der geſtern an der Wirthstafel ſaß, trat in voller Uniform in das Zimmer.

„**Pauline**!“ rief der Hauptmann, „verzeihſt du mir dieſes ungeſtume Hereinſturmen?“

„Vom Herzen,“ entgegnete die froh Erſtaunte mit Thränen der innigſten Ruhrung, und flog an ſeinen Hals, ſeine Kuſſe herzlich erwiedernd.

„Nun, die muß ihn gut kennen!“ brummte **Jakob** vor ſich hin, indem er ſich fur einen unnützen Zeugen anſah. — »Unſere Frau einen Offizier umarmen, das kommt mir ſpaniſch vor.«

Er wollte ſich entfernen, und winkte dem kleinen Karl, der bereits des Hauptmanns Uniform mit vielem Wohlgefallen muſterte, ihm zu folgen, indem er wohl auch nichts dabei zu thun hatte; der Hauptmann aber bemerkte es, fragte Pauline, ob das ihr Kind ſei, und als ſie, keiner Worte noch mächtig, nickte, zog er den Knaben zu ſich, und drückte dem verblüfften Jakob einen blanken Thaler in die Hand, mit den Worten: »Da, alter Haudegen! wittere nichts Arges. Ich bin Hauptmann Nordfeld, deiner Frau Bruder, der Onkel dieſes Herzensjungen. Dieſer Thaler ſoll dir den Mund ſtopfen, verſtehſt du? Ich bin dermahlen nur für meine Schweſter hier, nicht für meinen Schwager, für den komm' ich ein anderes Mahl. Wohlgemerkt! und ſomit — links um, marſch!«

Der alte Jakob fand gar nichts einzuwenden, und marſchirte ſeelenvergnügt zur Thüre hinaus.

»Alſo wer biſt du, Soldat?« fragte Karl ohne Scheu, »du mußt mir's ſagen, denn wir ſind ja Kameraden, ich hab' auch Säbel, Czako, und Schärpe, aber ich bin mehr, ich hab' auch eine Patrontaſche und ein Gewehr!«

Nordfeld fiel es jetzt erſt bei, daß er dem Jungen auch den Mund ſtopfen müſſe, wenn er ſein Inkognito beibehalten wollte. »Wer ich bin, kleiner Offizier? das ſiehſt du ja, dein Kamerad! Und deine Mutter hab' ich lieb, weil ich dich lieb habe, und weil ſie deine Mutter iſt. Wenn dich alſo Jemand fragte, wer da war, ſo ſag' ihm: Ein Hauptmann, der dich lieb hat und deine Mutter. Und fragte dich Jemand, wer ich ſei, und wie ich heiße, ſo ſag' ihm nur: Ich bin Offizier und heiße Hauptmann, oder was dich leichter ankommt, und was er dir lieber glaubt. Haſt du mich verſtanden?«

»Freilich,« antwortete der blonde Knabe, den Hauptmann faſt mit den Augen verſchlingend.

»Jetzt geh', lieber Kamerad, zu dem alten Invaliden hinaus,« fuhr Nordfeld fort, »der dich zuvor mitnehmen wollte.«

Mit ſtolzem Anſtande marſchirte der Knabe zur Thüre hinaus. Nordfeld aber drückte nochmahls ſeine liebe, theuere Schweſter an das Herz, die ſich nun erſt geſammelt und Worte gefunden hatte.

»Ich kann dir nicht ſagen, wie mich dein Erſcheinen überraſcht hat, theuerer Bruder!« begann Pauline. »Wiewohl ein Freund unſeres Hauſes, Herr Sekretär Müller, der zufällig von dir etwas erfahren haben mochte, mir geſtern Abends eine höchſt angenehme Ueberraſchung auf heute ankündigte, ſo war ich doch ſo fern von jeder Ahnung dieſes Wiederſehens, daß ich ſelbſt vorhin, als mir mein Jakob einen Offizier meldete, noch nicht den leiſeſten Gedanken an dich hatte. Faſt ſieben volle Jahre hab' ich dich nicht geſehen! Unſer guter Vater ging indeß in ein beſſeres Leben ein!“

„Ich drückte ihm die Augen zu, rettete dir und mir die mäßige Erbſchaft, und reiſte nach Verkauf des Mobiliarvermögens, von welchem ich mir nur ein paar Kleinigkeiten als theueres Angedenken zurückbehielt, wieder zum Regiment ab. Du wardſt indeſſen Mutter —“

„Welche Nachricht du mir eben ſo unbeantwortet ließeſt, als alle nachfolgenden Fragen, wie es Dir ergehe?“

„Ich wollte dir lieber nichts, als etwas Unzureichendes ſchreiben. Wer nur Ein Ziel mit unabgewandtem Blicke verfolgt, dem haſpeln ſich alle Zwiſchenzeiten, die daſſelbe nicht näher rücken, in träger Einförmigkeit ab, und er glaubt, Monden und Jahre, die er für verloren hält, böten auch Andern kein Intereſſe dar. Ich wurde Oberlieutenant, Kapitain. Die Wirren der Zeit trieben mich bald da, bald dort hin. Ich ſagte meiner Heimat Lebewohl, ein theueres Bild in derſelben zurücklaſſend; ſah der gefräßigen Cholera in Galiziens Dörfern und Schlößern in's hohle Auge; belächelte den wälſchen Bramarbacſinn in den palläſtereichen Städten der Romagna, kehrte als halber Italiener an Teint und Sprache in das biedere Oeſterreich zurück, bis vor einem Jahre meine Ernennung zum wirklichen Hauptmann erfolgte, die mich zugleich in meine Heimath abberief, welche ich vor fünf Jahren verlaſſen hatte. Jetzt habe ich erreicht, was ich wollte. Mein väterliches Erbtheil litt keine Schmälerung; ich kann mich damit in einem Landſtädtchen füglich ankaufen. Für meinen Namen habe ich einen ehrenvollen Aushangeſchild. Niemand wird durch meinen Rücktritt aus dem Militärſtande beeinträchtiget; daher machte ich mich auf den Weg, um bei dem Generalkommando der Provinz, deſſen Sitze ich nun zureiſe, meine Quittirung zu betreiben, und in der Zwiſchenzeit noch einiges Andere in Ordnung zu bringen. Meine Durchreiſe führte mich zu Dir, liebe Schweſter; einſtweilen, zwar nur auf ein paar Stunden, aber auf meiner Rückreiſe behältſt du mich in jedem Falle länger. Ich wollte ſchon geſtern dich überraſchen, aber der Zufall führte mich in der Wirthsſtube des Gaſthofes, in welchem ich abſtieg, mit deinem Manne zuſammen, ohne daß er wußte, mit wem er zu thun habe. Du weißt, ich liebe das Laviren. Anſtatt daher nur den Reiſeſtaub abzuſchütteln, ſpielte ich mein Inkognito weiter, bezwang meine Sehnſucht, dich zu umarmen, und lernte durch dieſen Zufall manchen Charakter aus Deiner Umgebung kennen, was mir recht lieb iſt. Dein Mann iſt heute verreiſt, ich kann daher, wenn Niemand von euch mich verräth, mein Inkognito bis zu meiner Wiederkehr beibehalten. Deinen Kourmacher, — wie Korn den Sekretär Müller betitelte, — kannſt du um Stillſchweigen bitten, und ſo wird es, denk' ich, wenn ich nach fünf oder ſechs Wochen deinem Manne als dein Bruder unter die Augen trete, eine doppelte Ueberraſchung geben. — Warum ich das ſo wünſche, werd' ich dir ſchon nachträglich einmahl ſagen. Jetzt, liebe Schweſter, ſei mir aber nochmahls herzlich gegrüßt! — Sieh mich nicht ſo trüb, ſo forſchend an. — Dir geht es wohl gut? — Du biſt glücklich verheirathet; — haſt einen allerliebſten Jungen an deinem Karl!“

Pauline erröthete auffallend, und das „Gott ſei Dank!“ mit welchem ſie ihres Bruders Frage erwiederte, klang faſt, wie ein unterdrückter Seufzer. — „Wie gefällt Dir mein Mann?“ begann ſie nach einer Pauſe, „du kannteſt ihn ja früher nur aus meinen Schilderungen!“

„Die du damahls,“ bemerkte Nordfeld, „als Geliebte von deinem Geliebten entwarfeſt?

O ich weiß wohl, was ich von dem damahligen Bilde abzuziehen habe; welche Farben hielten ſechs Jahre lang aus, ohne, wenn nicht matter, doch wenigſtens milder, minder ſchreiend zu werden? — Nun, er iſt ein hubſcher, lebhafter Mann in den beſten Jahren. Er ſcheint thatig, empfanglich, reizbar — nun das ſind wir Manner alle! Er ſieht es ein, daß du brav biſt.«

Haſt du das aus ſeinem eigenen Munde?« fragte Pauline mit wehmuthigem Lacheln.

»So wahr ich Norfeld heiße. Oder trauſt du ihm kein ſo gunſtiges Urtheil uber dich zu? — Das ware ſchlimm! — Du ſeufzeſt, Schweſter? — Was ſeh' ich? — Du weinſt ſogar? — Haſt du dich etwa in deinen Erwartungen getauſcht, und lebſt nicht glucklich?«

»Frage mich nicht,« beugte Pauline mit unterdruckten Thranen aus, »du haſt ja meinen Mann im Wirthshauſe unter ſeinen Brudern geſehen. Du weißt Alles, um was du mich fragſt!«

»Ei, daß euch Weibern unſer Wirthshausbeſuch ſo ein Dorn im Auge iſt!« — entgegnete der Hauptmann, — »ich verſichere dich, er iſt dort in guter Geſellſchaft.«

»Er liebt mich nicht mehr!« ſchluchzte Pauline, und verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.

»Er liebt dich nicht mehr?!« wiederholte

Nordfeld mit erzwungenem Lacheln. „Das ſagen alle Frauen, die uber die Flitterwochen hinaus ſind, und dieſes „er liebt mich nicht mehr, heißt dann immer: „Er liebt mich nicht mehr, nicht noch mehr, als er mich als Liebhaber geliebt hat! O ihr Unerſattlichen! Soll denn der Mann immer ein ſchmachtender Schafer bleiben, der mit Schwuren, Blumenreden, Eiferſuchteleien, Galanterien handelt, und iſt es euch nicht lieber, wenn er Abends, nach den Geſchaften, ſich auf ein Stundchen zu euch ſetzt, den Buben auf's Knie nimmt, etwas Vernunftiges mit euch ſpricht, und ſich dann mit einem herzlichen Kuſſe die Erlaubniß erbittet, ein Stundchen mit Freunden beim Glaſe und Zeitungsblatte verplaudern zu durfen?“

„Ja, wenn er das thate,“ fuhr Pauline fort. „Aber ich kann nicht einmal ſagen: Er liebt mich nicht mehr! Ich muß leider ſagen: Er liebt nicht mehr — mich!“ Ein Strom heißer Thranen rollte uber ihre Wangen.

Nordfeld wußte jetzt nur zu klar, was er von der geſtrigen Szene denken ſollte. Er gönnte ſeiner Schweſter Zeit, ſich auszuweinen. Als ſie ſich gefaßt hatte, ergriff er ihre Hand und ſprach mit ruhigem Ernſte: „Sei ruhig, Schweſter, es iſt gewiß nicht ſo arg, als du glaubſt. Es wird ſich Alles ausgleichen; nur verhehle mir nichts. Denke, daß du mir dadurch ſelbſt eine belehrende Warnung gibſt. Ich ſtehe, im Vertrauen geſagt, auch auf dem Punkte, mich zu verehlichen. Wenn du den Namen meiner Braut wüßteſt, du würdeſt ſtaunen; aber ehe nicht Alles in Richtigkeit iſt, will ich nichts verlauten laſſen. Sei aufrichtig. Sage mir, was dich an deinem Manne ſo ſehr kränkt, vielleicht erſparſt du damit meiner künftigen Frau Thränen, die ich durch ein ähnliches Betragen ihr erpreſſen könnte, weil ich bisher nicht wußte, was ihr Frauen nachſeht, und was ihr nicht nachſehen könnet. Auch ſoll es meine Aufgabe ſeyn, was in meinen Kräften ſteht, beizutragen, um deine Zukunft erfreulicher zu geſtalten.“

Pauline konnte dem Drange, ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen, nicht länger widerſtehen. Das war es eben, was ihr in ihrer Lage am ſchmerzlichſten fiel, daß ſie keine menſchliche Seele hatte, vor welcher ſie in dieſer Beziehung ihr Inneres ohne Rückhalt ausſchütten konnte. Ueber Putz, über Stadtgeſpräche, über Hauswirthſchaft, über Kaſino, Dilettantentheater, Badetouren und all' die unwichtigen Wichtigkeiten und öffentlichen Geheimniſſe, von welchen die Konverſazion in einer kleinen Stadt zehrt und ſich nährt, konnte ſie aller Orten ſprechen hören nach Herzensluſt und bis zur

Ueberſättigung, nur über das kleine Ding, das wir Herz nennen und das bei den Frauen doch immer die Hauptſache bleibt, konnte ſie, wenn es ungeſtümer pochte, oder ängſtiger ſchlug, Niemanden zu Rathe ziehen, als ihren Gott, von dem ſie ſich faſt vergeſſen glaubte. Das einzige weibliche Geſchöpf im Städtchen, das in Gefühlen und Gedanken am meiſten mit ihr zu harmoniren ſchien, war in dieſem Punkte für ſie unzugänglich. Sie blieb daher mit ihrem Grame, mit ihrer Rathloſigkeit, mit ihrer Beſorgniß, wenn noch Hilfe möglich wäre, den entſcheidenden Augenblick herauszufinden, ſich ſelbſt überlaſſen. Nur der Anblick ihres Kindes, deſſen aufblühendes Leben ſie erinnerte, wie unentbehrlich ſie auch auf Erden ſei; nur das Bewußtſein, ſich ſelbſt nicht die geringſte Schuld beimeſſen zu dürfen, hielt ſie noch aufrecht. Mit welcher Innigkeit geſtand ſie daher jetzt ihrem Bruder Alles, was ihre Seele niederbeugte, mit welcher Wärme bat ſie ihn, ſein Möglichſtes zu verſuchen, um ihr einen Mann wieder zu gewinnen, an welchem ſie, trotz der Kränkung, die ſie von ihm erfahren mußte, doch noch mit unwandelbarer Liebe und Treue hing.

„Ja, und auch er liebte mich,“ fuhr ſie in ihrem Geſtändniſſe fort, „mit einer Wärme, gegen welche ſeine jetzige Kälte um ſo wehthuender abſicht. Du weißt aus meinen Briefen, die nur ein ferner Abglanz der ſeinigen waren, was er mich hoffen ließ. Ich habe ſie noch, ſeine Briefe, — alle, alle, — zwei wohlverſiegelte Päckchen. Oefter als einmal wollt' ich ſie ſchon verbrennen, aber immer hielt mich der Gedanke zurück: es würde damit der letzte Faden zerreißen, welcher mich an eine ſchönere Vergangenheit knüpft. Es war eine ſchöne Zeit! Vaterſegen weihete unſer Verhältniß, und meine verklärte Mutter hat von jenſeits gewiß auch dem Bund unſerer Herzen freundlich zugelächelt! Unſere Verlobung, die dir einer meiner Briefe ſchilderte, war ein rührendes Familienfeſt. — „Nimm ſie hin, meine liebe Tochter,“ ſprach unſer Vater zu meinem Manne. „Du liebſt ſie, ſie liebt dich; du kannſt ſie verſorgen; meinen Segen habt ihr auch; — wie könnte es euch am Glücke fehlen?“ — Noch ein paar Freunde, unter ihnen unſer alter Lehrer Dorner, mit welchem Sekretär Müller in ſeinem Benehmen ſo viel Aehnliches hat, lächelten uns durch Thränen ihren Beifall zu. Wir ſanken einander in unausſprechlicher Wonne an's Herz. Der aufgehende Mond ſtrahlte hell durch's Fenſter, und verdunkelte das Licht des Glockenleuchters, der auf der kleinen Tafel ſtand; die alte Spieluhr in unſeres Vaters Schlafzimmer — du entſinnſt dich ihrer wohl? — ſchlug eben neun, und ſtimmte, nachdem das Schnarrwerk abgerollt war, die alte, uns ſo wohlbekannte, damahls ſo paſſende Melodie des Kotzebue'ſchen Liedes an:

Wir ſitzen ſo traulich beiſammen,
Wir haben uns Alle ſo lieb!

Bruder, es war eine ſelige Stunde; es war eine ſchöne Melodie! — Noch jetzt iſt dieſe Erinnerung, der Anklang an dieſe Melodie, das Einzige ſeit einem Jahre geweſen, was mir verrieth, daß in meines Mannes Herzen noch nicht alles Gefühl erloſchen ſei. Wir ſaßen einmahl, es war etwa vor fünf Monden, einſylbig, wie gewöhnlich, einander gegenüber. Korn las die Zeitung, ich beobachtete mit ängſtlicher Beſorgtheit den Pulsſchlag meines Karl, der eben fieberte. Da ſtimmte ein Leiermann im Hofe ſein Stücklein an. Ich wollte ihn eben mit einer kleinen Gabe abfertigen, als er von Neuem aufzog, und auf ſeinem Leierkaſten die Melodie begann:

Wir ſitzen ſo traulich beiſammen
Und haben einander ſo lieb!

Mein Mann warf das Zeitungsblatt weg, und ſah mich ſinnend an. Ich, eben ſo ergriffen, erwiederte ſeinen Blick mit thränennaſſen Augen; er drückte mir warm, wärmer als ſeit einem Jahre, die Hand, trat an das Bett unſers Karl, der, mit fieberrothen Wangen, ſchmerzlich lächelte, ſah lang und gerührt auf ihn und entfernte ſich ſchnell, ohne die Thränen, die, noch eh' er die Thür erreichte, ſein Auge netzten, verbergen zu können. — Bruder, es war die letzte herzliche Regung, die ich an ihm bemerkte! Seither iſt er für mich verloren. Eine unſelige Leidenſchaft zu einem Weſen, das der Zufall vor einem Jahre in unſer Städtchen geführt hat, iſt ſeit einigen Monden zur hellen Flamme ausgebrochen. Ich habe mir gegen ihn nie eine Anſpielung erlaubt, ſondern die ganze Sache, ſo ſchlecht er ſie auch, trotz ſeines ängſtlichen Bemühens, verbarg, nach Kräften ignorirt, ihn aller Orten, wo man ſchonungslos darauf hindeutete, in Schutz genommen; aber die ganze Stadt weiß es; alle ſeine Freunde verargen es ihm; diejenige ſelbſt, der er huldigt, fühlt ſich durch ſeine Bewerbungen gequält, und Korn weiß gut, daß ich Alles erfahre. Er ringt mit ſich; hat Augenblicke, wo ich es ihm abmerke, daß er ſich von einem Gefühle losreißen will, das ihn ganz mit ſich zerfallen macht, — aber umſonſt! Jedem Verſuche, ſich zu ermannen, folgt ein ärgerer Rückfall. So gehört er in den wenigen frohen Augenblicken, die er vielleicht zählt, nicht mir, und in den wenigen

Augenblicken, wo er mir gehört, iſt er mißlaunig, kalt, einſylbig, das bedauernswerthe Bild eines Menſchen, dem eine Schuld auf dem Herzen laſtet, welche wegzuwälzen er nicht die Kraft hat.“

„Und dieſes Weſen, das dir deinen Mann verführt hat,“ fragte Nordfeld in reger Spannung, „iſt?“ —

„Verführt hat Amalie meinen Mann nicht,“ erwiederte Pauline ſanft, „Das kann ich nun und nimmermehr glauben!“

„Amalie, die bei der Witwe Rentenberg lebt?“ rief Nordfeld heftig aus. „Alſo wirklich dieſe Amalie, die früher in M** lebte, und ſeit der Wiedervermählung ihres Vaters zu euch überſiedelte?“

„Kennſt du ſie?“ fragte Pauline, welcher die Heftigkeit ihres Bruders auffiel.

„Geſtern habe ich ihren Namen nennen gehört,“ entgegnete Nordfeld, ſich faſſend, „man ſprach ihn, vor deinem Manne, in ſolcher Verbindung aus, daß ich beiläufig ahnen konnte, was du mir jetzt zur Gewißheit machſt. Auch iſt mir Amaliens Name noch dunkel aus der Zeit erinnerlich, wo ich zu M** einige Wochen in Garniſon lag. Ich weiß nichts Uebles von ihr, und du hältſt ſie alſo auch für ſchuldlos?“

„Die Natur müßte ſchon ſehr tief herabgekommen ſeyn,“ entgegnete Pauline, „wenn

Amaliens Unbefangenheit Verſtellung wäre. Ich habe ihr nicht nur nichts vorzuwerfen, ſondern ich liebe, ich ſchätze ſie ſogar. Sie iſt meine einzige Freundin. Nie hat ſie noch, wegen der Bewerbungen meines Mannes, von denen ſie wohl weiß, welchen Kummer ſie mir verurſachen, irgend eine Scheu oder Zurückhaltung gegen mich gezeigt; iſt mir das nicht ein hinlänglicher Beweis für ihre Unſchuld? Nur mit ſtiller Wehmuth ruht manchmal ihr Auge auf mir, wenn ſie mich verſtimmt ſieht, als wollt' es mir ſagen: Ich weiß leider, was dich kränkt, aber gerade ich darf dich um den Grund nicht fragen! — Sie iſt ſo gewiß unſchuldig, daß ſie auch erweislich die Hauptquelle meines Unglückes iſt. Aber was kann ſie dafür? — Sie iſt jünger als ich, hübſcher als ich, ſie ſpielt Klavier, ich nicht; ſie ſingt, ich nicht; ſie iſt nicht ſein Weib, — und ich bin ſein Weib. So muß ich denn zuſehen, ohne etwas dawider thun zu können. Wenn es von ihr abhinge, ſie hätte unſer Städtchen, ſo wohl ſie ſich im Uebrigen hier befindet, gewiß längſt ſchon verlaſſen, um meines Mannes Begegnung zu meiden. Aber ich fürchte, ſelbſt das hälfe nichts, denn er wäre im Stande mir zuzutrauen, daß ich ſie durch Kabalen aus ſeiner Nähe vertrieb, — und dann wäre der Bruch unvermeidlich. Iſt er doch ſchon an Tagen, die ſie, wie den geſtrigen und heutigen, auf dem

Schloſſe der wackeren Familie Nebenfeld zubringt, um ſeiner los zu ſein, mißlauniger und reizbarer, als je. Ja, er berechnet ſogar ſolche Ausflüge immer, damit ſie ja mit ſeinen Geſchäftsreiſen zuſammen fallen, als ob die Stadt keinen Reiz für ihn hätte, wenn Amalie fern iſt. Du ſiehſt nun, Bruder, wie viel ich zu fürchten, wie wenig ich zu hoffen habe. Das Herz meines Mannes iſt noch gut, das glaub' ich; aber ſeine moraliſche Kraft iſt gebrochen. Nur ein unerwarteter plötzlicher Eindruck könnte ihn vielleicht zufällig wieder einmal in eine ähnliche Stimmung verſetzen, wie jene letzte, mir unvergeßliche, am Krankenbettchen meines Karl war, und nur in einer ſolchen Stimmung wäre es vielleicht einem geübten Menſchenkenner möglich, jene Feder zu berühren, die allein noch ſein Herz in eine wohlthätige Aufwallung verſetzt. Aber auch ein ſolcher Eindruck würde nicht von Dauer ſeyn, ſo lange wir in Amaliens Nähe weilen müſſen, oder ſo lange ſie nicht auf eine Weiſe von hier wegkommt, welche ihm die Ueberzeugung verſchafft, daß nur die Umſtände und die eiſerne Nothwendigkeit dieſe Entfernung herbeiführten!“

Nordfeld ward ernſt und nachdenkend; Pauline ſchwieg, durch das offene Geſtändniß ihres Kummers nicht wenig angegriffen. Sie ſetzte ſich erſchöpft auf's Ruhebett, indeß der Hauptmann in großen Schritten das Zimmer auf und nieder ging, und uber einem Plane brutete.

„Pauline,“ rief er endlich, als er mit ſich Eins geworden zu ſeyn ſchien, „meine Hand darauf, in ſechs Wochen iſt Alles in Ordnung! — Was ware ich fur ein Hauptmann, wenn ich im ehelichen Kampfe gegen einen verblendeten Mann nicht das Feld behaupten ſollte? Ich weiß jetzt genug; thue du indeß das Deinige. In einer Stunde reiſe ich ab; daß mein heutiges Hierſeyn, d. h. mein Hierſeyn als das deines Bruders, Hauptmann's Nordfeld, ein Geheimniß bleibe, iſt deine Sorge. Falls in der Zwiſchenzeit etwas von meiner Bagage ankame, die ich in meiner Stazion zuruckließ, ſo laß es, ohne Wiſſen deines Mannes, an einem ſicheren Ort deponiren. Beobachte indeß deine Umgebung genauer, als ſe, um mir deine Bemerkungen mittheilen zu konnen. Wenn ich deinen Mann in die Kur nehmen ſoll, ſo muß ich alle Charaktere, die Einfluß auf ihn haben, genau kennen. Vor allem uberzeuge dich von Amaliens Geſinnung — hörſt du; von ihrem Umgange, ihrer Beſchaftigung, ihren Herzensangelegenheiten u. ſ. w. in dieſer Beziehung iſt nichts unwichtig. — Da iſt auch noch der Fahnrich Makaloty, der, wie ich geſtern zu bemerken glaubte, Amaliens platoniſchen Verehrer ſpielt; auch dieſen laß nicht aus den Augen, er ſcheint im Uebrigen ein unverdorbener, junger Mann zu ſeyn, der vom Leben noch etwas Edleres erwartet, als mancher ſeiner Kameraden. — Wenn du aber einen Rath brauchſt, ſo halte dich an Secretär Müller: dieſer Mann hat mich mit ſeiner erſten Rede für ſich eingenommen. Suche nur, da er meinen Namen erfragt hat, und weiß, was du mir biſt, der Mittheilung dieſes Reſultats an Andere zuvorzukommen. Sollte ſich während meiner Abweſenheit eine beſondere Veränderung ergeben, ſo ſchreibe mir unverzüglich. In längſtens ſechs Wochen ſiehſt du mich wieder, und hoffentlich auf länger, und ohne Inkognito. Bis dahin lebe recht wohl, tröſte dich, nimm's nicht ſo genau, und denke, daß du mein Wort haſt!“

Noch eine herzliche Umarmung, und ſchon nach einer Viertelſtunde hörte Pauline von weitem das Poſthorn klingen und den Wagen raſſeln, der ihren Bruder, ihren Tröſter, ihren Retter, davon trug.

---

„Wo ſind die Meinigen?“ fragte Korn, als er von ſeiner Geſchäftsreiſe ſpät Abends zurückkam, und zu ſeiner Verwunderung das Haus leer fand.

„Zu Baron Rebenfeld,“ erwiederte Jakob.

„Allein?“ fragte Korn weiter.

„Die gnädige Frau,“ ſprach Jakob, „mit dem jungen Herrn, in Begleitung des Herrn Fähnrichs Makalely.“

„Hat Niemand nach mir gefragt?“

„Nach Euer Gnaden? Niemand!“ verſetzte der Alte, eingedenk der Weiſung, daß er von Nordfeld's Ankunft nichts verrathen dürfe.

„Das hat mir meine Frau noch nie gethan!“ bemerkte Korn halblaut; legte ſeine Reiſekleider ab, nahm ein mäßiges Abendmahl ein, und kämpfte lange mit den formloſen Bildern ſeiner Phantaſie, bis der Schlummer ſich auf ſeine Wimpern ſenkte, und der neckende Traumgott ihm Pauline und Amalie in ſeltſamer Verſchwiſterung vor das Auge zauberte.

Am andern Morgen horchte er unwillkührlich während des Ankleidens, ob ſich im Nebenzimmer, wo ſonſt ſeine Frau mit ihrem Karl ſchlief, noch nichts rege. Aber Alles war ſtumm. Erſt, da er die Thür öffnete, Bett und Bettchen zierlich überdeckt und die Stube leer fand, erinnerte er ſich, daß Jakob ihm geſagt habe, ſeine Frau ſei mit dem Knaben verreiſt. Lebhaft empfand er, wie groß die Macht der Gewohnheit ſei: er vermißte die Seinigen vielleicht zum erſten Male. — „Das iſt ja, als ob ich Witwer wäre!“ ſprach er zu ſich ſelbſt, und konnte ſich nicht verhehlen, daß ihm etwas abgehe.

Gegen neun Uhr kam Müller, der ihm gewöhnlich, wenn ihn ſein Weg in's Bureau vorüberführte, einen kurzen Morgenbeſuch machte. Er ſchien heute beſonders gut gelaunt, und machte über des Adjunkten Uebellaunigkeit, die ihm nicht entging, manche ſatyriſche Bemerkung.

Korn wollte ſich nichts abmerken laſſen, und begann mit erzwungener Jovialität: »Nun, wie ſteht's, Freund Müller? Was haſt du heute vor? Du ſiehſt mich ganz zu deiner Dispoſizion! Ich bin Strohwitwer, du haſt über mich zu gebiethen!«

»Richtig!« verſetzte Müller, »deine Frau iſt in angenehmer Begleitung zu Nebenfeld gefahren, und dürfte heute wohl ſchwerlich zurückkommen!«

»Und du ließeſt ſie ſo ungehindert fort?« ſpöttelte Korn.

»Ei was,« erwiederte der Sekretär. »Sie hat einen jungen Fähnrich an der Seite, wozu brauchte ſie da einen langweiligen Moraliſten, wie ich bin, der ſich beſſer auf eine Predigt verſteht, als auf Galanterien?«

Korn merkte, daß der Sekretär die letzte Gaſthausſzene noch friſch im Gedächtniſſe habe, und wollte das Geſpräch auf etwas Anderes richten; aber der Sekretär lenkte mit einer feinen Wendung wieder auf das vorige Thema ein.

„Es geſchieht dir vollkommen Recht,“ fing er den Ärmſten von Neuem zu necken an, „warum verreiſeſt du, ohne deiner Frau, wenn nicht eine offizielle Anzeige, doch wenigſtens eine freundliche Mittheilung davon zu machen? Sie hat nur Repreſſalien genommen. Wer Toleranz fordert, muß vor Allem tolerant ſein. Wenn ich die Schule des Eheſtandes länger zu durchlaufen gehabt hätte, ich würde mir Hymens geprieſene Goldketten auf eine ganz raffinirte Weiſe erleichtert haben. Ich hätte meiner Frau immer einige Schwachheiten vergeben, um ſie im Schach zu erhalten. Welch' eine köſtliche Genugthuung muß es gewähren, aufzutreten und ſeinem Weibchen ſagen zu können: „Moderiren Sie ſich, meine Gnädige! Es iſt noch nicht aller Tage Abend gekommen. Wir könnten auch bemängeln, kritiſiren, ſatyriſiren und moraliſiren; wir wollen uns aber damit begnügen, zu zeigen, daß wir nicht blind ſind, und daß unſer Betragen nichts iſt, als höchſtens eine — Entſchädigung!“ — Man legt dem girrenden Täubchen im Verborgenen ſelbſt eine unſchädliche Schlinge, und hat es ſich arglos gefangen, ſo reicht das hin, um, bei einiger Gewandtheit in Sophismen, manche zehnmahl gefährlichere Schlinge, in welche man ſich verwickelt weiß, auf eklatante Art zu entſchuldigen. Darin beſteht eben die große Kunſt, in dem gebundenſten Stande der Welt, bei der genaueſten Kontrole, ein freierer Selbſtherrſcher ſeyn zu können, als ein Garçon mit Millionen. Zu unſerem Unglücke ſind die Frauen in dieſer Kunſt Virtuoſinnen, und wir Männer im Durchſchnitte nur Stümper.«

Dieſe Art zu philoſophiren klang dem Adjunkten aus Müllers Munde zu ſeltſam und neu, als daß er ſie für etwas anderes als Ironie nehmen konnte. — »Du biſt heute in glänzenden Humor,« ſagte er, »in der That, heute könnte ich dir den Vorwurf nicht machen, welchen du mir vom vorgeſtrigen Abende her noch nicht vergeben zu haben ſcheinſt. Du haſt, wie ich ſehe, eine Schalkslarve vor dein Amtsgeſicht genommen. Indem du mich einen Stümper nennſt, ſchein' ich dir ein Virtuoſe. O das weiß ich gar gut! Ich bin auch nicht blind für meine Schwächen, das fühle ich leider nur zu oft, wenn ich meiner Frau gegenüberſtehe, die hierin eine Ausnahme von allen Frauen unſeres ganzen Städtchens macht!«

»Wer weiß?« warf Müller achſelzuckend hin.

»Ei ſieh!« erwiederte Horn geſpannt, »du haſt mit Pauline geſtern gewiß einen kleinen Streit gehabt, wenn dieſe achſelzuckende Zwiſchenfrage dein Ernſt iſt.«

„Ich habe geſtern Pauline nur auf ein paar Augenblicke geſehen," verſetzte Müller kalt, „als ihr Makalosky den kleinen Karl in den Wagen hob, und ihr dann mit vieler Grazie nachſah. Vormittags hatte ſie Beſuch, wobei es unartig geweſen wäre, ihr läſtig zu fallen!"

„Beſuch?" fragte der Adjunkt ſchnell, „von wem? Jakob hat mir nichts geſagt."

„Der fremde Hauptmann," fuhr Müller fort, „welcher vorgeſtern unſer Abendkränzchen mit ſeiner Gegenwart beehrt hatte, ſtattete deiner Frau einen Beſuch ab."

„Wie kommt der zu meiner Frau?" äußerte ſich Horn mit lebhafter Neugierde.

„Vielleicht eine Bekanntſchaft aus dem väterlichen Hauſe," bemerkte der Sekretär; „welcher Ehemann kann denn das ganze Regiſter von Verwandten und Bekannten, von Baſen, Vettern und Pathen im Gedächtniß behalten, die ſich um ſeine Frau herumbewegten, als ſie Mädchen war? Wie viele Perſonen entfallen unſerem Gedächtniſſe ſo ganz und gar, daß uns erſt ein Wiederſehen daran erinnert, daß ſie ſchon früher gelebt haben."

„Von ſolchen Bekanntſchaften meiner Frau hab' ich nie etwas gehört," unterbrach ihn der Adjunkt unruhig.

»Und doch muß er deine Frau ſo ziemlich gut kennen,« ſprach Müller, ohne ſich um Korn's Unruhe zu kümmern, »ich wüßte ſonſt nicht, wie ſie mit einem Fremden den halben Vormittag hätte verplaudern können.«

Müller's abſichtlich hingeworfene Reden blieben nicht ohne Wirkung. So wenig Korn ſonſt um ſeine Frau fragte, wenn ſie nach ihrer gewöhnlichen Art und Weiſe in oder außer dem Hauſe ſich bewegte, ſo ſehr ſpannte ihn jezt dieſes ungewöhnliche Benehmen. Sie nahm, in Abweſenheit ihres Gatten, den Beſuch eines fremden Offiziers an, der, wiewol er die Frau kannte, den Mann, Abends vorher, weder als ſolchen Anſprach, noch ſich ihm zu erkennen gab. Sie ſchenkte einem jener Herren eine beſondere Aufmerkſamkeit, in deren Geſellſchaft ſie ſich bisher mit der größten Scheu benommen hatte. Dieſe unerklärbare Veränderung beſchäftigte den Adjunkten ſo ſehr, daß er von der Spur der Wahrheit, die ihm ſo nahe lag, immer weiter abkam. Auch Paulinen's Ausflug zu Rebenfeld fiel ihm auf, um ſo mehr, da Müller die Bemerkung fallen ließ, ſie habe den Fähnrich Makatsky ſelbſt aufgefordert, ihren Begleiter abzugeben. Am ſonderbarſten aber kam ihm das Benehmen des Sekretärs vor. Er hatte ihn troz der Verſchiedenheit der Charaktere, für ſeinen einzigen wahren Freund gehalten, und wurde daher heute aus ſeinen Reden nicht klug. Bald hielt er dieſe liberalen, mit lächelndem Munde hingeſtellten Mode-Dogmen für beißende Ironie, die er, im Bewußtſeyn ſeiner Schwäche, nicht erwiedern könne; bald für Ausbrüche eines verletzten Gemüthes, welches nun eben ſo boshaft einen Gegenſtand verdächtig zu machen ſuche, als es ihn früher mit Eifer und Wärme vertheidigte. Das Gefühl, nicht zu wiſſen, ob er ſeine Umgebung täuſche, oder ob er von ihr getäuſcht werde, drängte ſich ihm auf einmahl mit ſolcher Heftigkeit auf, daß ihm das Blut heiß in die Wangen ſtieg. Zum erſten Male ſeit ſeiner Vermählung rieth er auf den Gedanken: „Warum ſollte deine Frau, wenn du ihr nicht mehr offen begegneſt, nicht ein Gleiches gegen dich wagen? — Warum ſollte daſſelbe, was du in Amalien fandeſt, nicht ſie in Makalsky finden? Oder könnte nicht ein längſt unterdrücktes Gefühl aus den Frühlingstagen ihres Lebens, das durch die Wallungen einer zweiten Liebe wohl in den Hintergrund gedrängt, aber nicht erſtickt worden iſt, wieder erwacht, und der geheimnißvolle Fremde der Gegenſtand dieſes Gefühles ſeyn? — Man muthet Andern ſo gerne Fehler zu, welche man ſelbſt an ſich hat, und der Eitle, der Alle zurückſetzt, kann den Gedanken, ſelbſt zurückgeſetzt zu werden, und wäre es auch von den gleichgiltigſten Perſonen, am wenigſten ertragen. Durchkreuzt von ſolchen Ahnungen und Vermuthungen, ſchritt Korn ungeſtüm im Zimmer auf und nieder, und richtete an Müller die hingeworfene Frage: ob der fremde Offizier noch hier ſei? —

„Er reiſte kurz vor Mittag noch fort,“ antwortete der Sekretär, und unterbrach das Geſpräch plötzlich mit der Frage: was Korn Abends zu thun gedächte?

„Ich werde meine Frau vielleicht bei Rebenfeld überraſchen,“ erwiederte Korn mit ſo ſeltſamen Nachdrucke, daß ſich Müller eines bittern Lächelns nicht erwehren konnte. Nachdem ſie noch manches über gleichgiltige Dinge geſprochen hatten, entfernte ſich der Sekretär.

Als Müller fort war, nahm Korn den alten Jakob in's Examen. Aber der ſchlaue Fuchs, der ſeinem Herrn längſt ſchon in die Karten ſah, und, als ein ſchlichter Menſch, einſah, daß ſeine Frau eben nicht die beſten Tage habe, vermuthete ſchon bei Nordfeld's Beſuche irgend einen Zuſammenhang, und hütete ſich ſorgfältig, durch Schwatzhaftigkeit etwas zu verderben.

Mißmuthig warf ſich Korn nach Tiſch in ſeinen Wagen, und rollte dem Schloſſe des Freiherrn von Rebenfeld zu.

Das Schloß des Barons Rebenfeld hatte eine ungemeine reizende Lage. Es lag etwa drei kleine Stunden von der Stadt entfernt, am Ufer des ſtolz hinrauſchenden Stromes, der das Land gegen Süden von der Nachbarprovinz trennte. Schon dieſe Nähe der Grenze verlieh ihm ein eigenes Intereſſe. Man konnte von den Fenſtern des Schloſſes aus, einem durch Tracht und Sprache ſeiner Einwohner, ſo wie durch die Gruppirung der Berge abſtechenden Lande, ſo zu ſagen, in das Herz ſehen. Häufige Schiffzüge belebten den jenſeitigen Uferweg, und leichte Flöße ſteuerten knapp am dieſſeitigen unabläſſig der Ferne zu. Am Fuße des ziemlich ſteilen Hügels, auf deſſen Gipfel das Gebäude ſtand, breitete ſich ein häuſerreicher Markt mit ſeinem Leben und Treiben aus. Außerhalb desſelben lief, wie ein weißer Streifen, vom Stromufer durch üppige Felder geſchieden, die länderverbindende Straße. Nordwärts hinter dem Markte ſtiegen an dem Hügel junge Rebenpflanzungen empor, die der Schloßherr, ſeinem Namen-Ehre machend, mit eben ſo viel Glück als Eifer den kahlen Wänden ſiegreich aufgedrungen hatte. Das Schloß ſelbſt aber umgab ein weitläufiger Ziergarten, reich an ſchönen Partien, entzückenden Ausſichten und duftigen Blumenbeeten. Seine Rückſeite war von einem friſchgrünen Buchenwäldchen begrenzt, in welches er ſich ſo unmerklich verlor, daß man die Stelle, wo die Kunſt der Natur wich, nicht genau bezeichnen konnte. Schattige Laubgänge durchſchnitten dieſen natürlichen Park und führten über einſame Lichtſchläge in ſanften Windungen immer höher, bis den Waller endlich am Gipfel ein dunkles Nadelgehölz aufnahm, hinter welchem eine romantiſche, von einem rauſchenden Wildbache durchtoſte Felſenſchlucht das Vorgebirge von dem höhern Mittelgebirge trennte. Der Freund ſeltener Gewächſe fand in Rebenfeld's Garten ein nettes, mit Geſchmack geordnetes Glashaus. Auch der Freund der Ökonomie ging bei ihm nicht leer aus. Reinliche und geräumige Wirthſchaftsgebäude ſtanden dem Schloße gegenüber, welche mit dem reichlichen Ertrage der wohl arrondirten, ergiebigen Grundſtücke gefüllt waren. Gutgenährtes Melkvieh bewandelte die herrſchaftlichen Weideplätze, und kehrte mit ſeinem Glockengeläute, das Echo in den Bergen des Nachbarlandes weckend, Abends fröhlich in ſeine Stallungen heim. Kurz Alles verrieth Wohlſtand, ſichern Takt und das löbliche Beſtreben, die Reſultate des eigenen, durch Erfahrung und Selbſtbildung unterſtützten, Fleißes, auch Andern erſprießlich zu machen. Dazu kam noch das ſchlichte, ungezwungene, echt bürgerliche

Benehmen des Schloßherrn und ſeiner würdigen Gattin, einer ältlichen, von jeder Prätenſion weit entfernten Dame; die ungeheuchelte Freundlichkeit, mit welcher man jeden lebensluſtigen Gaſt willkommen hieß; die immer gleiche Laune, in der man Beide jedesmal traf, und die Liberalität, mit welcher man den Gäſten die Gelegenheit zu jeder Art von Bequemlichkeit und Unterhaltung darbot, ohne ihnen eine oder die andere Form aufzudringen. Der Baron kam daher mit ſeiner Gemahlin nur höchſt ſelten in die Stadt, indem faſt kein Tag verging, wo nicht Jemand aus der Stadt zu ihm kam. Er blieb ſogar in der Tagsgeſchichte nicht zurück, indem Jeder, es mochte ſich begeben, was da wollte, es ſich zur Pflicht machte, den gaſtfreundlichen Schloßnachbar davon in Kenntniß zu ſetzen.

Unter die Stadtbewohner, welche dem Rebenfeld'ſchen Hauſe am willkommenſten waren, gehörte auch Witwe Rentenberg und ihre Umgebung. So kamen denn auch Pauline, Sekretär Müller, der Fähnrich Makalsky und andere auf's Schloß, am öfteſten aber Amalie, deren ſanftes, anſpruchloſes Weſen die Baronin beſonders anzog.

Amalie war in dem ſchönen Garten, in dem lauſchigen Wäldchen, auf allen reizenden Plätzchen, deren es hier ſo viele gab, ganz heimiſch geworden. Nicht ohne Rührung nahm ſie jedesmal Abſchied, und es brauchte immer wieder einige Tage, bis ſie ſich in der Stadt zurecht fand. Auch dießmahl war ſie recht guter Dinge, und beſondere Freude machte es ihr, Paulinen allein, ohne ihren Gatten in dieſem ländlichen Sansſouci begrüßen zu können. Auch Makalosky's Ankunft war ihr nicht ungelegen; ſie konnte ihn recht wohl leiden und achtete ihn. Deshalb fühlte ſie ſich auch in ſeiner Geſellſchaft nicht beengt, am allerwenigſten in einem Hauſe, wo kein wißbegieriger Beobachter jeden Blick und jeden Tritt belauſchte, um ihn anders auszulegen, als er gemeint war.

Es war ein ſchöner, kühler Abend, als ſie eben wieder an ſeiner Seite die Laubengänge des Buchenwäldchens durchwandelte. Die Sonne ſank in dem weſtlichen Bergeinſchnitte hinab, hinter deſſen Waldkouliſſen der majeſtätiſche Strom ſich verliert. Die Sänger in den Zweigen jubelten ihren Abendpſalm, in welchen ſogar einige Nachtigallen einſtimmten, vielleicht die einzigen im ganzen Bezirke, denn der Schloßbeſitzer ließ ſie abſichtlich hegen. Die Feier der Natur lud zu einem ernſteren Geſpräch ein, und Makalosky verfehlte den rechten Ton um ſo weniger, da ſein überhaupt mehr ernſtes Gemüth ſeit Längerem ſchon tief angeregt war.

Die Rede fiel auf Korn und Pauline. Er bedauerte die arme Frau, von deren Lage er ſich um ſo mehr einen Begriff machen konnte, da er oft Ohrenzeuge der Aeußerungen war, die Korn ohne Rückhalt in Männergeſellſchaft laut werden ließ.

„Wer weiß, ob auch Alles ſo iſt?“ bemerkte Amalie. „Die Leute reden aus Langweile gar viel in unſerer Stadt. Es thut ihnen wehe, wenn ſie Jemand wiſſen, der nicht in ihren Schwachheiten befangen iſt. Sie klatſchen entweder ſo lang über ihn, bis alle Welt ihn auch nicht für beſſer hält, als die Andern, oder ſie impfen ihm ihre Maximen ſo unvermerkt und behutſam ein, daß er am Ende wirklich das wird, was die Uebrigen ſind. Ich wollte nicht gerne, daß dieſe Laubwände von Glas wären und das Auge unſerer Stadtfrauen bis hierher reichte! Du lieber Himmel, was würden ſie morgen für Vermuthungen, für Behauptungen, für Zweifel und Ausſtellungen im Vorrathe haben, um mich dieſen einſamen Spaziergang mit einem jungen Herrn Fähnrich ja recht fühlbar büßen zu laſſen. Eine geheime Liebſchaft zwiſchen uns Beiden wäre ſo viel als ausgemacht, — und doch, glaube ich, hat es mit uns keine Gefahr!“

[illegible]

ſchüchtern hinwarf, als legte ſie abſichtlich keinen Ton darauf, um ſie deſto auffallender zu machen, in der That etwas befremdet. Aus jedem andern Munde würde er es für eine ziemlich deutliche Aufforderung gehalten haben, das Gegentheil zu behaupten. Amaliens Zartheit verbot ihm jedoch eine ſo gewöhnliche Auslegung. »Sie haben Recht,« begann er nach einer Pauſe, ſeine Verlegenheit mit einem Wortſpiele bemäntelnd, »in Ihrer Nähe, mein Fräulein, würde die Gefahr ſelbſt Gefahr laufen, ihre Gefährlichkeit zu verlieren. In einem alten Dichter, den ich als Student einmahl in einer Ueberſetzung verſchlang, wird eines Krautes erwähnt, welches gegen Bezauberungen ſchützt. Ihr feſtbegründeter Ruf erſetzt Ihnen dieſes Arkanum. Ob es jedoch Männern, welche das Glück Ihres Umganges genießen, nicht vielleicht eben darum doppelt nöthig ſei, mag Ihnen ein Blick in den Spiegel verrathen.«

»Eine Artigkeit um die andere!« verſetzte Amalie. »Sie machen dem Abglanze des Ritterthums, das ſich in Ihrem Stande forterbt, Ehre.«

»Und ein Kompliment um das andere,« unterbrach ſie der Fähnrich, »aber bei Gott! liebes Fräulein, Herzlichkeit wäre mir lieber. Sie haben mich auf ein Thema gebracht, welches mir manchmal ſchon den Kopf voll machte. Die Leute reden viel, ſehr viel, beſonders in einer kleinen Stadt, wie die unſrige. Was ſollten ſie auch anders thun? Mit ihren Bedürfniſſen ſind ſie bald abgefunden: ihre kleinen Sorgen, ihre ſelbſtgeſchaffenen Wichtigkeiten füllen den kürzeſten Tag des Winters nicht aus, geſchweige denn einen ewig langen Tag im Julius. Aber davon glaube ich denn doch überzeugt zu ſein, daß ſelbſt das einfältigſte Gerede nie ganz aus der Luft gegriffen iſt. Im Detail thut wohl die Plauderluſt und Schmähſucht das Ihrige; aber der Hauptſtoff iſt gewöhnlich gegeben. So iſt denn auch, was über Freund Korn geſprochen wird, nicht ganz ungegründet, und ſo darf ſich Niemand, der weiß, daß die Leute über ihn reden, mit dem Troſte ſchmeicheln, ihnen gar keine Veranlaſſung gegeben zu haben!«

»Alſo auch wir nicht?« fragte Amalie, mit ſchalkhaften Lächeln, »oder waren wir ſo glücklich, daß die Leute uns ſo ganz verſchont ließen?«

»Das glauben Sie ja Ihren früheren Aeußerungen nach ſelbſt nicht,« wendete der Fähnrich ein. »Wenn Sie mir wirklich erlauben, ſchönes Fräulein, an Ihrer Seite die einſamen Stellen dieſes Parkes zu durchwandeln, vertrauter mit Ihnen zu ſprechen, Ihre Geſellſchaft aufzuſinden und dieſe Geſellſchaft jeder andern vorzuziehen: können wir es der Welt verargen, wenn ſie ſagt, was wahr iſt? Und können wir's der Welt als Welt verargen, wenn ſie hinter dieſen unſchuldigen Begegnungen und Mittheilungen nichts Beſſeres ſucht, als ſie gewöhnlich findet, nur finden will? — Wenn wir nur von jenen Perſonen nicht verkannt werden, deren Vertrauen uns für alle Zwiſchenreden entſchädigen ſoll. Wenn nur ſie uns keine andern Abſichten unterſchieben, als wir durch unſer Benehmen und unſere Handlungsweiſe zu erkennen geben wollen. Nichts mag ſchmerzlicher ſeyn, als die Erfahrung, daß man ein Weſen, um deſſen Achtung man uneigennützig und anſpruchlos geworben hat, wider Willen in arger Täuſchung erhalten habe; nichts quälender, als die Beſorgniß, nach erfolgter Enttäuſchung demſelben vielleicht gar noch lächerlich und charakterlos zu erſcheinen.«

»Sie zielen mit dieſer Aeußerung doch nicht auf mich?« fragte Amalie, den Fähnrich ſchelmiſch anblickend.

»Und wenn's doch ſo wäre?« forſchte Makalsky mit einer Miene, welche verrieth, welches Gewicht er auf die Antwort lege.

»So müßte ich Ihnen in der That,« ſprach Amalie faſt mit reizender Schalkhaftigkeit,

»wenig Menſchenkenntniß oder viel Mißtrauen zumuthen, wenn ich glauben ſollte, daß Sie noch zweifeln können, von welchem Geſichtspunkt aus ich Ihr Intereſſe für mich beurtheile. — Daß doch der eitle Herr Fähnrich ſich gar ſo viele Mühe gibt, mir nun und immer zu beweiſen, daß er nicht mein Liebhaber ſeyn will. Bald bemüht er ſich, mir alle die Hinderniſſe recht lebhaft zu ſchildern, welche ſich einem eheluſtigen Offizier entgegenſtürmen; bald verliert er ſich gar in das Gebiet der Mythologie, um mir die Spannung zwiſchen Mars und Hymen zu erklären. Wozu denn das, lieber Malaieſky? Wenn Sie mein Herz und meine Verhältniſſe, meine Erinnerungen und Hoffnungen genauer kennten, ſo würden ſie ſich überzeugt fühlen, daß Sie mir gerade ſo, wie Sie ſind, achtbar, lieb und werth ſind. Daß die Herren Ihres Standes flüchtige Liebhaber ſind, das iſt wahrlich nichts Seltenes; ſie ſcheinen dazu bevorrechtet. Daß aber Einer Ihresgleichen es zu ſeyn verſchmäht, und, ſeinen Beruf, ſeine Anſichten und auch fremde Intereſſen berückſichtigend, einen eigenen Weg geht, und ältere, wenn gleich vielleicht langweiligere Gefühle dem eitlen, zu nichts führenden Modegetändel vorzieht, das iſt eine Seltenheit, um welcher willen Sie mir immer ſchäzenswerth und theuer bleiben werden!«

Makalsky war über dieſe offene Erklärung ſo entzückt, daß er im wonnigſten Gefühle, ſich nicht verkannt zu wiſſen, warm Amaliens Hände ergriff und ſie zum erſten Male an die Lippen drückte, ohne die Stimme zu hören, welche ihn, bereits ziemlich nahe, bei ſeinem Namen rief. »Makalsky!« rief es wieder, aber weder der Fähnrich noch Amalie merkten eher, wer rief, als bis Pauline knapp vor ſie hintrat und die Erſchrockenen mit einem ſcherzhaft warnenden: »Vorſichtig! vorſichtig!« trennte.

»Gut, daß du es biſt!« verſetzte Amalie, bei Paulinen's Anblicke ſchnell gefaßt. »Weh uns, wenn es jemand anderer aus unſerer kleinen Reſidenz geweſen wäre. Bei dir will ich meinen feurigen Korydon ſchon entſchuldigen! — Aber lieber war's von dir in keinem Falle, unſer tête - à - tête ſo gewaltſam zu unterbrechen!«

»Dacht' ich's denn?« erwiederte Pauline. »Ich ſuchte nur den Herrn Fähnrich, nach welchem der Baron ſchon ſeit einer Stunde fragt, um ihn zu einer Whiſtpartie zu engagiren. Machen Sie's jetzt gut, Herr Fähnrich, und eilen Sie, ſonſt übe ich zur Strafe Verrath. Die Karten ſind ſchon aufgelegt. Ob Sie aber heute Glück haben, möchte ich faſt bezweifeln. Das Sprichwort ſagt, wer — doch ich will Sie nicht in Verlegenheit ſetzen!«

Mit verlegenen Worten der Entſchuldigung, welche Pauline freundlich lachelnd erwiederte, entfernte ſich Makalsky, um der an ihn ergangenen Einladung nachzukommen, während Amalie und Pauline zuruckblieben, um den ſchönen Abend noch langer im Freien zu genießen.

Amalie war ſichtbar befangen. Das Urtheil, welches ſie, wie ſie ſich gegen Makalsky kurz vorher geäußert hatte, von der Stadt befurchtete, glaubte ſie nun von Paulinen ſelbſt befurchten zu muſſen, was ihr um ſo mehr leid that, da ſie von dem Ungrund eines ſolchen Urtheils nie feſter uberzeugt war, als ſeit wenigen Augenblicken. Sie fuhlte ſich daher verpflichtet, Paulinens neckende Scherzreden mit einem offenen Geſtändniſſe zu erwiedern. — „Necke mich nicht,“ ſprach ſie, „gute Pauline. Wer neckt, zeigt, daß er dasjenige, woruber er uns neckt, wenigſtens für denkbar hält, und das ſollſt du nicht! Es thäte mir nicht ſowohl um meinetwillen, als auch wegen des redlichen, achtbaren Makalsky leid. Er iſt ein junger Mann, wie es deren wenige gibt; er iſt nicht nur beſſer als Andere, er hat auch den Muth es zu ſcheinen, was in unſerer Zeit, wo die gerade Anſicht das Licht ſcheuet, viel iſt. Eben der Augenblick, in welchem du vielleicht glaubteſt, uns auf einem

Schleichwege ertappt zu haben, was dir unſere Verlegenheit wahrſcheinlich machen konnte, eben dieſer Augenblick war es, welcher mich von ſeinem Werthe vollkommen überzeugte. — Doch du hältſt mich vielleicht für eine Wortkrämerin, die ſich durch moraliſche Floskeln heraushelfen will, oder wohl gar für eine Verblendete, die ſich ſelbſt täuſcht und ſich gegen Gefühle ſträubt, die ihrer längſt ſchon Meiſter geworden ſind? — Du irrſt, Pauline, kann ich dir's gleich nicht verargen, daß du irrſt; denn zum Theile bin ich ſelbſt daran Schuld. Warum war ich nicht aufrichtiger gegen dich? Warum habe ich dir ein Geheimniß ſo lange vorenthalten, auf deſſen Mittheilung du dir durch dein erſtes freundſchaftliches Begegnen ſchon ein Recht erworben, zu deſſen Entdeckung du mich durch deine Zartheit, durch deine opfernde Schonung, durch deine edle, rührende Mäßigung ſeit Monden verpflichtet haſt?«

Pauline war überraſcht. Amaliens Herzlichkeit machte den augenblicklichen Argwohn in ihr verſtummen. Deſto lebhafter aber wurde in ihr die Beſorgniß, vielleicht ein Geſtändniß hören zu müſſen, welches ſie ſelbſt beträfe, und ihren Kummer, der nichts als die Gewißheit brauchte, um in Troſtloſigkeit überzugehen, noch ſteigerte. Schon wollte ſie Amalien bitten, mit ihrem Geſtändniſſe einzuhalten, aber eingedenk des Verſprechens, welches ſie ihrem Bruder gab, glaubte ſie dennoch dieſe Gelegenheit, einen tieferen Blick in das Herz des Mädchens zu thun, nicht verſäumen zu dürfen. In ängſtlicher Spannung bat ſie ihre Freundin, fortzufahren.

„Du glaubſt vielleicht,“ begann dieſe, „Makatsky's Umgang ſei mir gefährlich geworden? Nein, Pauline! Ueber ſolche Anfechtungen bin ich hinaus. Mein Herz iſt in dieſer Hinſicht mit ſich einig, — denn es hat längſt ſchon gewählt. Ich bin nicht mehr frei! — Ich lebte bei meinem Vater in M**, welchen ich nach dem Tode meiner Mutter das Hauswesen führte. Da er in den Zeiten der allgemeinen Bedrängniß in den Reihen der freiwilligen Landesvertheidiger auch ehrenvoll mitfocht, ſo hatte er noch immer eine Vorliebe für den Soldatenſtand, ging viel mit den Offizieren der dortigen Garniſon um, und zog auch Einige in ſein Haus. Unter dieſen befand ſich ein Lieutenant, der mich bei ſeinem erſten Erſcheinen anzog, und eben ſo von mir ſich angezogen fühlte. Es entſpann ſich ein ernſteres Verhältniß unter den Augen meines Vaters, welcher, da er ſelbſt als ein Mann in den beſten Jahren, an eine zweite Verehelichung dachte, unſere Liebe um ſo willfähriger begünſtigte. Mein Bräutigam, — denn ſo darf ich ihn nennen, — beabſichtigte, nach Erlangung des Hauptmannsranges, ſich in den

Zivilſtand zurückzuziehen, und mit ſeinem Vermögen, das uns eine ſorgenfreie Exiſtenz ſichert, ſich eine kleine Beſitzung in der Heimat anzukaufen. Die Sache kam in's Reine; nach Austauſch unſeres gegenſeitigen Wortes, das uns mehr galt, als alle romanhaften Schwüre, nahm er von mir Abſchied und folgte ſeinem Berufe. Seine Briefe, der treue, beſonnene Abdruck eines feſten, männlichen Charakters, beruhigten mich über jeden möglichen Zweifel. Unſerem Bunde fehlte bis jetzt nichts als die Weihe der Kirche und das häusliche Zuſammenleben. In der Zwiſchenzeit heirathete mein Vater und gab mich, da er meines Waltens im Hauſe nun entbehren konnte, und es mir nicht unlieb war, zur Witwe Rentenberg, einer fernen Anverwandten. Wie ich hier lebte, weißt du! Umgang iſt mir Bedürfniß; an dir fand ich eine werthe Freundin, und daß ich an Makalsky nicht mehr finden wollte und fand, als einen angenehmen, theilnehmenden Geſellſchafter, dafür bürgen dir, außer meinem aufrichtigen Geſtändniſſe, wohl auch die Hoffnungen und Ausſichten, auf die ich das Glück meiner Zukunft baue.“

„Du beſchämſt mich tief,“ rief Pauline, von froher Ahnung ergriffen, aus. „Ich wünſche nichts ſehnlicher, als daß dieſe ſchöne Zukunft recht bald zur Gegenwart werde, und einem ſo achtenswerthen, mit rühmlichem Ernſte und ſeltener Ausdauer fortgeſponnenen Verhaltniſſe die Krone aufſeze!“

„Das durfte, ſo Gott will! nun wirklich bald kommen!“ erwiederte **Amalie** mit froher Ueberzeugung, „**Nordfeld's** lezter Brief war fur mich ein Freudenbrief; er meldete mir darin, daß er Hauptmann geworden iſt!“

„Wer iſt Hauptmann geworden?“ ſchrie **Pauline** unwillkuhrlich auf.

„**Nordfeld**!“ wiederholte **Amalie** erſtaunt, „mein Bräutigam!“

Weinend ſank **Pauline** in **Amaliens** Arme; nun war es Gewißheit, und in dieſer Gewißheit lag ja die treffliche Ausſicht auf eine gänzliche Wendung aller ihrer Verhaltniſſe. Nur mit Muhe faßte ſie ſich wieder, um **Amalien** auf die Frage: warum ſie dieſer Name ſo gewaltſam ergriffen habe? zu erwiedern: „Wie ſollt' er nicht, liebe **Amalie**? — dein Bräutigam iſt mit mir verwandt; denn ich bin eine geborne **Nordfeld**. Er ging in meines Vaters Hauſe aus und ein; er kannte mich als Madchen; er wird, ſo weit ich ihn kenne, dir keine Urſache geben, deine Wahl zu bereuen!“

„Davon bin ich uberzeugt, liebe Schweſter,“ verſezte **Amalie**, durch dieſe Entdeckung bis zu Freudenthranen geruhrt. „Und nun ſei mir herzlich, nicht blos als Freundin, nein, auch als

Schweſter willkommen; laß uns in Zukunft ganz Eines Sinnes, Eines Herzens ſein, und habe mir nichts mehr Hehl, wenn es dir auch noch ſo ſchwer ankäme zu ſprechen!“

Pauline ſah ihre neu gewonnene Verwandte mit einem langen, wehmüthigen Blicke an, den dieſe wohl verſtand. „Habe ich dir denn etwas verhehlt?“ fragte ſie nach einer Pauſe halblaut.

„Du haſt es wohl!“ entgegnete Amalie. „Oft war es mir, als laſ' ich in deinen rothgeweinten Augen, wenn nicht einen bittern Vorwurf, doch gewiß einen kränkenden Argwohn. Warum ſprachſt du nicht? — Ich konnte dir nicht zuvorkommen. Das wirſt du einem Mädchen wohl nachſehen, Pauline. Ich weiß, was dich damals an mir beinahe irre machte, was dich noch ſchmerzlich berühren muß, ſo oft du mich erblickſt. Ich kann dir's auch jetzt noch mit klaren Worten nicht nennen, ich bringe es nicht über meine Lippen, aber du verſtehſt mich, dein ganzes Weſen ſagt mir, daß ich recht ahnte. Nun denn, ſo ſchwör' ich dir bei dem ganzen Glücke meiner Zukunft, bei dem, was du mir als das Heiligſte bezeichnen magſt, daß ich deinem Eheglücke nie, ſelbſt nicht durch die leiſeſte Anſpielung zu nahe trat; daß ich vielmehr die Grenzen der Höflichkeit überſchritt, um einen

Verblendeten aufmerkſam zu machen, daß es Zeit wäre, umzukehren, und mit männlicher Kraft eine Aufwallung zu bemeiſtern, die ſeinem Charakter wenig Ehre brachte. — Du kannſt überzeugt ſein, Schweſter, daß, wenn du litteſt, ich gewiß nicht heiter war. Beſorgen zu müſſen, von einem Weſen verkannt zu werden, dem man ſo herzlich gut iſt, iſt ein erdrückendes Gefühl. — Nun hab' ich's vom Herzen gewälzt. Sei getroſt! auch das wird ſich geben! die Zeit und — ſo ſchwer es mir hinſichtlich deiner fallen wird, — die Trennung werden dem Uebel abhelfen!“

Pauline konnte ſich mit dem Gedanken, daß Amalie durch das Verhältniß zu ihrem Bruder ihr ſo nahe gerückt ſei, kaum zurecht finden. Es koſtete ihr viele Ueberwindung, ihr nicht alles zu geſtehen, denn von Nordfeld's Durchreiſe hatte Amalie, wie ſich aus dem Geſpräche ergab, keine Ahnung. Arm in Arm mit ihr durchwandelte ſie die kühlen Laubengänge, durch deren flüſternde Zweige bereits der Mond verſtohlen ſeine Silberblicke warf, im Vollgefühl glücklicher Freundſchaft. Jetzt traten ſie auf die Blumenterraſſe, dem Schloſſe gegenüber. Aus dem Markte ſchimmerten einzelne Lichter, gleich gefallenen Sternen, empor, und der Strom rauſchte, ruhig und groß, die ſtiller gewordenen Ufer entlang.

Als ſie in's Schloß eintraten, wo man ſie bereits erwartete, hieß es, daß Korn angekommen ſei und nach ſeiner Gattin gefragt habe. Er ſchien unpäßlich oder verſtimmt. Kaum abgeſtiegen, habe er ſich in das Zimmer, welches ihm angewieſen worden, zurückgezogen, und nach ſeinem Karl verlangt. Der Knabe ſei heftig von ihm angeſprochen worden, und weinend fortgegangen. Jezt ſei Korn auf ſeinem Zimmer eingeſchloſſen, und da er ſich wegen ſeines Nichterſcheinens beim Abendmahle entſchuldigen ließ, wahrſcheinlich ſchon zu Bette gegangen.

Vier Wochen waren ſeit Paulinens Ausflüge zur Rebenfeld'ſchen Familie verfloſſen. So groß die Freude war, welche ſie dort unverhofft erlebte, ſo hart mußte ſie dafür büſſen. Korn war übellauniger und unzugänglicher geworden, als er es jemals vorher geweſen. Noch am Abende, wo er am Schloſſe angekommen war und ſich auf eine faſt beleidigende Art zurückgezogen hatte, wollte Pauline auf ſein Zimmer gehen und ſich um ſein Befinden erkundigen. Als aber Korn ihre Stimme erkannte, weigerte er ſich, zu öffnen, und wies ſie mit harten Worten ab. — Tief verlezt durch dieſe liebloſe Abfertigung ging ſie zu ihrem Karl, welcher ihr ebenfalls klagte: „Papa ſei heute ſehr böſe! Er habe ihn gefragt: wer der fremde Herr geweſen ſei, der bei der Mutter war, und wie er hieße, und als er ihm antwortete: „Er iſt Offizier und heißt Hauptmann!“ habe ihn der Vater zürnend angeblickt, und habe ihm mit der Ruthe gedroht.“ —

Nicht einen freundlichen Blick, nicht ein gutgemeintes Wort ſchenkte Korn ſeiner Pauline mehr. Er frühſtückte im Kaffeehauſe; er ſpeiſte zu Mittage im Gaſthofe; brachte die übrige Zeit des Tages in ſeiner Kanzlei oder mit Kommiſſionen auf dem Lande zu, und wenn er die Feder weglegte, oder von einer Reiſe heimkam, ſo eilte er ſchnell wieder dem Abendkränzchen zu, aber nicht mehr wie ſonſt, um zu plaudern, oder Verhältniſſe des Tages zu bekriteln, ſondern um ſein Glas, wortlos und nachdenkend, hinabzuſtürzen, und ſeinen Mißmuth in dichten Rauchwolken zu verdampfen. Selbſt ſeine vorigen Freunde ſchienen ihm gleichgiltig geworden. Mit Makalosky ſprach er wenig, und was er mit ihm ſprach, klang wie Ironie. Nur mit dem Sekretär, mit dem er ſonſt am häufigſten zerfiel, pflog er jetzt einen vertrauten Umgang, was Pauline zweifelhaft machte, ob ſie darüber erfreut ſeyn oder vielleicht ſogar dieſen letzten Freund in ein Komplot gegen ſie verwickelt denken ſollte. Ueberhaupt konnte ſie ihren Gatten durchaus nicht mehr durchblicken. Einzelne beißende Anſpielungen, mit denen er ſie quälte, gaben ihr zwar Vermuthungen, aus welchen ſich ſein Betragen hätte erklären laſſen. Allein einen Mann, dem ſie täglich gleichgiltiger geworden war, nun plötzlich für eiferſüchtig halten zu ſollen, ſchien ihr ein Widerſpruch. Ihre einzigen froheren Augenblicke waren jetzt nur die wenigen, in welchen ſie ihrem heiß erſehnten Bruder ſchreiben konnte. Sie theilte ihm Alles mit gewiſſenhafter Aufrichtigkeit mit. Vorzüglich erſchöpfte ſie ſich in Amaliens Lobe, ohne jedoch zu erwähnen, daß ſie zufällig Mitwiſſerin um das Geheimniß ihrer Liebe geworden ſei. Er beantwortete ihre Briefe fleißig und vertröſtete ſie in jedem derſelben auf ſeine, immer näher rückende Wiederkehr. Pauline hatte Mühe, dieſe Korreſpondenz vor den Augen ihres Gatten zu verbergen, welcher trotz ſeiner ſcheinbaren Theilnahmloſigkeit, doch genauer als je auf jeden Schritt Paulinens achtete.

Eines Tages, als Müller eben wieder bei Paulinen, in Abweſenheit ihres Gatten, ſich anfragte, ob ſie ſeiner Dienſte nicht bedürfe, fand er ſie in Thränen. Sie ſchützte, als er ſie um den Grund fragte, dieſes und jenes vor, aber der Sekretär erkannte nur zu deutlich, daß ſie nicht mehr ſo aufrichtig ſei, als vor wenigen Wochen. Er machte ihr daher mit ruhigem Ernſte und ſanftmuthiger Ruge Vorwürfe uber ihre Zuruckhaltung, welche jeden Andern, dem es minder ernſtlich um ihr Gluck zu thun ware, empfindlich kranken und abſchrecken wurde. — „Ich glaube zu wiſſen," ſprach er, „was Ihr Zutrauen, womit Sie mich beehrten, verminderte. Seit Korn kalter und mürriſcher gegen Sie iſt, zeigt er ſich gegen mich zutraulicher und offener, und Sie ſcheinen dieſe doppelte Veranderung in wechſelſeitige Beziehung zu bringen. Sie argwohnen wohl gar, er ſei unfreundlicher gegen Sie, ſeit er ſich naher an mich anſchloß. Ich kann es Ihnen nicht verargen: gerechter Gram muß mißtrauiſch machen, und wenn man auf den Schein ſieht, ſo haben Sie ſogar nicht Unrecht, wenn Sie mir Einfluſterungen zumuthen, deren Wirkung Korn nicht verlaugnen kann."

Pauline ſah den Sekretar befremdet an; das offene Geſtandniß deſſen, was ſie langſt geargwohnt hatte, uberraſchte ſie.

„Sie begreifen mich nicht," fuhr Müller fort, „Ihr Gemuth iſt zu arglos und unbefangen, als das es irgend eine Intrigue, und hatte ſie auch den edelſten Zweck, mitzuſpinnen vermochte. Und doch iſt das im Leben ein nothwendiges Uebel. Menſchen, welche den geraden Weg verlaſſen haben, müſſen wir auf Unwegen begegnen. So muß es mit Kern geſchehen! Warum geht er auf Seitenwegen? Warum verließ er die Bahn der Wahrheit? — Er muß in der Komedie, die er ſelbſt angefangen hat, bis auf den Punkt gebracht werden, wo er, der Täuſchung überdrüſſig, der Wahrheit, als einem rettenden Engel, freudig die Arme entgegenbreitet. Ihn dahin zu bringen, habe ich mir zur Aufgabe geſtellt.«

»Vergebliche Mühe!« ſeufzte Pauline, »die Entwicklung, welche ich vorausſehe, iſt für mich eine höchſt traurige, ſie heißt — Scheidung. Wenn die Ankunft meines Bruders nichts ändert, ſo muß ich das Aeußerſte wagen. So kann ich es länger nicht ertragen, ohne zu erliegen. Ich will ihm die Freiheit, deren Verluſt er ſo drückend fühlt, wieder geben; ich will nichts von ihm haben, als meinen Karl, und an meines Bruders Seite fünf glücklich verlebte Jahre als einen ſchönen Traum betrachten, der es werth war, dem Schickſale mit Gram und Thränen verzinſt zu werden! Es war wohl aber vor vier Wochen noch ein Abend, wo ich an die Möglichkeit eines Ausgleiches dachte; dieſes Gedankens habe ich mich nun auch entſchlagen! die kommende Woche führt den Jahrestag unſerer Verlobung zurück; er wird der Trauertag unſerer Trennung werden!“

„Pauline,“ ſprach Müller gerührt, die Hand der Schluchzenden ergreifend, „keine Uebereilung. Sie ſehen alles ſchwarz; — ich nicht! Gerade jener Abend, nach welchem Sie an der Möglichkeit eines Ausgleiches zu verzweifeln anfingen, machte ſie mir denkbarer als je. Gerade das jetzige Benehmen Korn's, worüber Sie troſtlos wurden, verräth die Keime ſeiner Beſſerung. Laſſen Sie ſich ſeinen Unmuth nicht kümmern; er iſt künſtlich herbeigeführt. Alles, was Sie jetzt an ihm unerklärbar, und darum für Ihre Liebe ſo quälend finden, iſt — mein Werk; iſt die abſichtlich erzeugte Krankheit, durch welche ich das eigentliche Uebel abtreiben will. Korn thut, was er nie gethan hat, er iſt — eiferſüchtig.“

„Eiferſüchtig!“ wiederholte Pauline, in dieſem Worte eine Erklärung für Manches findend, wofür ſie keinen andern Schlüſſel fand.

„Eiferſüchtig,“ beſtätigte Müller, „und ich habe ihn dazu gemacht! Er eifert mit Ihrem Bruder, deſſen räthſelhaftes Inkognito ihn auf die ſeltſamſten Vermuthungen gerathen läßt. Der Zufall wollte es, daß er ſich bei dem erſten Zuſammentreffen mit ihm auf eine Weiſe bloß gab, die ihm jetzt recht ärgerlich ſeyn muß. Er eifert mit Makalsky und gefällt ſich nun darin, einen Groll, welchen er früher gegen ihn, als einen vermeintlichen Störer ſeiner unerlaubten Abſichten hegte, in gerechterer Sache auf ihn übertragen zu können. Er würde ohne Zweifel auch mit mir eifern, wenn ich meinen ihm ſonſt läſtigen Predigerton nicht in Ironie verwandelt hätte, die ihn nun bei der ſeltſamen Verwirrung ſeiner Anſichten auf den Gedanken führte, mein früheres pedantiſches Weſen ſei Ironie geweſen. Dadurch bekam ich ihn in meine Hand; jetzt durchblicke ich ihn. Der Hauptzug ſeines Charakters iſt Eitelkeit. Sie war Urſache, daß er Amalien um ſo leidenſchaftlicher huldigte, je entſchiedener ſie ihn abwies: er war überzeugt, daß er ſiegen müſſe. Seine Eitelkeit ließ ihn glauben, daß er Alles wagen könne, ohne befürchten zu dürfen, daß Sie auch nur mit einem Blick ihm untreu würden. Nun ſieht er ein, daß Amalie mit Ihnen im Komplot iſt; nun argwöhnt er, daß er Ihnen nicht mehr unentbehrlich ſei; nun iſt er ein trauriger Spielball ſeiner Leidenſchaften. Aber eben darin liegt die Bürgſchaft für ſeine Beſſerung. Wäre ſeine Liebe zu Ihnen gänzlich erloſchen, wäre ſein Herz verdorben, ſein Sinn abgeſtumpft für alles Edlere, ſein Gefühl für ſein Kind, das er herzlich liebt, erſtorben, ſo wäre er nicht eiferſüchtig, nicht mißmuthig, nicht beſorgt; er würde ſeines Kindes, ſeines Berufes längſt ſchon uneingedenk geworden und zur Klaſſe jener gemeinen, rohen Wüſtlinge herabgeſunken ſeyn, welche im Kreiſe ausgelaſſener Zechbrüder auf Alles, ſogar auf ihre Glückſeligkeit vergeſſen können. — Nein, Pauline, ſo arg iſt es nicht! Er wird zurückkehren, mein Wort darauf, er wird's! Sie haben ein heiliges Recht auf meine Freundſchaft, und als Beweis derſelben diene Ihnen mein redliches Bemühen, Ihr geſtörtes Eheglück wieder herzuſtellen. — Ich hatte auch eine liebe Frau; ſie hieß Pauline, wie Sie! Ich fand den Himmel in ihrem Beſitze, und reiſte an ihrer Seite, ſtolz auf mein Glück, meinem künftigen Beſtimmungsorte, dieſem Städtchen zu. Froh überließ ich mich den wonnigen Träumen einer goldenen Zukunft, ſchwärmte von Häuslichkeit, Vaterfreuden, Liebesglück, und wie all' dieſe Seligkeiten heißen, die der einzelne Menſch hienieden nicht finden kann; aber der Himmel wollte es anders: er brauchte einen Engel mehr in ſeinen ewig heiteren Wohnungen, und rief mein Weib ab. Sie ſtarb auf der Reiſe, vier Wochen nach unſerer Vermählung, an einem Scharlachfieber. Ich glaubte in dieſer herben Prüfung einen Wink des Himmels zu erkennen: ſeine Huld auf dieſem Wege nicht zum zweiten Male zu verſuchen. Troſtlos ſtarrte ich die Leiche meiner Pauline an, und ſuchte lange vergebens nach einer

Idee, nach einer Lebensanſicht, die im Stande wäre, nicht dieſen Verluſt mir zu erſetzen, nur vor Leerheit mich zu bewahren, und meiner Sehnſucht, ein weibliches Herz zu beglücken, eine, der theueren Hingeſchiedenen würdige Befriedigung zu gewähren. Endlich zuckte es wie ein Blitz durch mein Inneres! — „Nimm dich verkannter Weiblichkeit im Leben an,“ — ſo ſchien mir der geſchloſſene Mund meiner Pauline zuzuliſpeln, — „das iſt mir das liebſte Todtenopfer!“ Und ich ſchwor es ihr! — Es gibt der Eheſtörer, der böswilligen, ſchadenfrohen, eitlen Friedensräuber ſo viele im Leben, welche mit unverantwortlichem Leichtſinne Bande des Segens zerreißen, Herzen vergiften, Familien in's Unglück ſtürzen; — aber ſelten findet man einen wahren Freund häuslicher Zufriedenheit, der ſich gerne in ihrem heiteren Lichte ſonnt, und wenn eine Wolke den Horizont trübt, ſie zu verſcheuchen bereit iſt. An dieſe Wenigen will ich mich halten; überglücklich aber wollte ich mich fühlen, wenn es mir gelange, zwei gute Herzen, die ein böſer Geiſt entzweit hatte, einander wieder entgegen zu führen, und in ihrem Verſöhnungskuſſe das Todtenopfer meiner Pauline zu feiern.“

Thränen erſtickten Müller's Stimme; ſie träufelten wie Balſam in Paulinens wunde Herz, und wie Oel die Wogen des ſtürmenden

Meeres beſänftigt, ſo beſchwichtigten ſie in ihr jeden Zweifel an Müller's aufrichtiger Freundſchaft.

„Sie ſehen,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „daß ich für Sie handeln muß, auch wenn Sie nicht wollten: mich verbindet ja mein Schwur dazu. Ich handle aus Grundſatz. Und wenn ein liebender Bruder, eine herzensgute, engelreine Freundin und ein treuer, aufrichtiger Freund für eine Sache kämpfen, die ſo gerecht iſt, wie die Ihrige, — wie könnte der Sieg ihr entgehen?“

Nordfeld war angekommen, und der brieflich getroffenen Abrede zu Folge bei Müller abgeſtiegen. Er hatte ſeine Quittirung erwirkt und auch für Freunde Manches durch ſein perſönliches Anſehen durchgeſetzt. Auch mit Amaliens Vater war indeß Alles ins Reine gebracht worden. Mit Lächeln vernahm Nordfeld die glückliche Täuſchung, in welcher Pauline und Amalie ſelbſt ſo lange erhalten worden waren. Ueber Korn's Benehmen hatten ihn die Briefe ſeiner Schweſter fortwährend in Kenntniß erhalten, und Müller theilte ihm gewiſſenhaft mit, was er zur Förderung des edlen Zweckes, den er ſich fortgeſetzt, eingeleitet und gewirkt habe. Nordfeld zweifelte nicht im Geringſten an dem günſtigen Erfolge, und beſtimmte den Abend des folgenden Tages, an welchem vor ſechs Jahren Pauline mit Korn verlobt worden war, zu dem entſcheidenden Verſuche, den Frieden im Hauſe und Herzen ſeiner Schweſter wieder herzuſtellen. Müller's Wohnung wurde zum Sammelplatze aller zu dieſer Szene nöthigen Perſonen beſtimmt und das Detail, um welches ſelbſt Amalie nichts Genaues wußte, mit dem Sekretar insgeheim verabredet. Einen beſonderen Werth ſchien Nordfeld auf eine der Kiſten zu legen, welche ihm nachgeſchickt worden waren, und um welche er ſich gleich nach ſeiner Ankunft angelegentlich erkundigte. Müller vermuthete, daß ſie Papiere von Wichtigkeit enthielte, weil Nordfeld von ihrem Inhalte ſelbſt ihm nichts verrieth.

Der Jahrestag der Verlobung kam. Korn ſaß wie gewöhnlich in der Kanzlei. Nordfeld's Ankunft war ihm verheimlicht worden, wiewohl er in dem Hauptmanne, wenn er ihn auch geſehen hätte, nichts weniger als ſeinen Schwager vermuthet haben würde. Daß heute der Tag ſei, an welchem er vor ſechs Jahren ſeine gute Pauline unter den Segenswünſchen ihres verewigten Vaters erhielt, daran dachte er nicht. Seine Stimmung war ſeit Langem ſchon nicht von der Art, daß er ſich an ſolche Familien-Feſttage er innert hatte. Müller beſuchte ihn wie gewöhnlich, und als ſich die alltägliche Frage wiederholte, wo der Sekretar den Abend zuzubringen gedachte? bat ihn dieſer, den heutigen Abend ihm zu ſchenken, indem er einige Freunde zu ſich geladen habe und ein Erinnerungsfeſt feiern wolle, bei dem Korn nicht fehlen durfe. Der Adjunkt gab ihm die Hand darauf, ſich nach acht Uhr bei ihm einzufinden und die beſte Laune mitzubringen, der er nur immer fahig ware.

Der Abend erſchien. Müller's geräumige Stube, deren rebenumrankte Fenſter in ein niedliches Hausgartchen hinabſahen, war feſtlich ausgeſchmuckt. Ein reinlich gedeckter Tiſch, um welchen neun Stuhle ſtanden, nahm mit duftenden Blumen ausgeſchmuckt, die Mitte des Zimmers ein. Die Wande waren ebenfalls ſinnreich mit Epheuguirlanden verziert, zwiſchen welchen friſche Roſen bluhend hervorlachten. Der Odem des erquickendſten Abends hauchte durch die offenen Fenſter, und die ſinkende Abendrothe warf einen magiſchen Schimmer durch das fluſternde Weinlaub.

Korn hielt ſein Wort und erſchien nach acht Uhr mit ziemlich heiterer Miene. Mit Befremden trat er in das feſtlich geſchmuckte Gemach, in welchem Muller und der Lieutenant ihn herzlich empfingen.

„Das iſt brav,“ rief der Leztere, ihm treuherzig die Hand ſchüttelnd, „daß du Wort hielteſt, und heute keinen Sonderling machen willſt.“

„Aber was ſoll denn das Alles?“ fragte Korn, die Wande und die neun Stuhle um den Feſttiſch muſternd, „mich daucht, es iſt auf eine zahlreiche Geſellſchaft abgeſehen, und du weißt, Muller, davon bin ich eben kein Freund!“

„Furchte dich nicht,“ entgegnete Müller mit ſeiner gewohnlichen Sanftmuth, „es iſt nur die heilige Zahl: neun. Darunter Niemand, der dir unwillkommen ſein konnte. Im Nebenzimmer ſind ſie alle ſchon verſammelt, und wenn du mich heute recht erfreuen willſt, ſo gonne mir einmal wieder meinen alten, lange ſchon zuruckgehaltenen Predigerton; mit Einem Worte, laß mich wieder einmal ein Viertelſtundchen nach Herzensluſt gewahren, und ich will dir dann gerne auf lange nachgeben!“

„Nun denn, in Gottes Namen,“ erwiederte Korn, „aber das rathe ich dir, nur auf ein Viertelſtundchen.“

„Nicht langer,“ verſetzte Muller, „als bis ich dir meine Gaſte vorgefuhrt, und dir erklart habe, warum Alles ſo feſtlich bei mir hergerichtet iſt. Siehe, Freund, wir feiern heute ein vierfaches Feſt. Das erſte iſt ein Beforderungsfeſt: es betrifft hier unſern wackeren Freund Lieutenant. Ein Kamerad, der ſich auf der Durchreiſe hier befindet und der auch erſcheinen wird, brachte ihm vorläufig die frohe Nachricht, daß er um eine Stufe befördert worden iſt. Es lebe unſer wackerer Herr Oberlieutenant!"

„Er lebe!" rief Korn den Beförderten lebhaft umarmend, ſtieß freudig mit ihm an und leerte auf ſein Wohl das perlende Glas voll heimiſchen Kraftweines.

„Das zweite Feſt," fuhr Müller fort, „iſt eine Abſchiedsfeier, Fähnrich Makalsky verläßt uns! Derſelbe Kamerad, der unſerm Lieutenant die Nachricht von ſeiner Beförderung überbrachte, wurde vom General hingeworfen gefragt, ob er einen Fähnrich Makalsky kenne. Man benöthige einen jungen Offizier, der dem Schreib- und Rechnungsfache gewachſen iſt, und nebſt einem untadelhaften Betragen ein empfehlendes Aeußeres beſitzt. Jener wackere Mann war zwar nur einmal in Makalsky's Geſellſchaft, glaubte ihn aber aus ſeinem Benehmen und Geſpräche hinlänglich als denjenigen erkannt zu haben, den er ohne Bedenken empfehlen könne, und wurde ſo der Ueberbringer ſeiner Abberufung. Es thut mir herzlich leid, ihn zu verlieren, allein er kommt in eine Sphäre, die ihm beſſer zuſagt als ſeine bisherige, und das Bewußtſein, einem thätigen, hoffnungsvollen, jungen Mann einen entſprechenden Wirkungskreis angewieſen zu ſehen, mag uns den Abſchied erleichtern. Unſerem

Makalsky wird's nicht fehlen: er hat Herz und Kopf am rechten Flecke! Er lebe hoch!“

Mit dieſem Anrufe faßte er ſein Glas, während Makalsky aus der Thür des Nebenzimmers trat und den Toaſt gerührt erwiederte. Korn fühlte ſich ſonderbar ergriffen; der Abſchied iſt ein mächtiger Verſöhner, er gleicht alle Mißverſtändniſſe und Vorurtheile aus. Mit Beſchämung drückte der Adjunkt dem Fähnrich die Hand und fühlte in dieſem Augenblicke den Werth deſſelben lebhafter, als je.

„Das dritte Feſt, welches wir feiern,“ hob Müller wieder an, „es iſt ein Hochzeitsfeſt. Du wirſt überraſcht ſeyn, Korn, da du Bräutigam und Braut kennſt, und doch von dem ſchönen Verhältniſſe, welches zwei ſo edle Herzen ſeit Jahren ſchon vereinte, keine Ahnung hatteſt.“

Der Adjunkt konnte Müller's Worte ſich nicht enträthſeln. Tauſend widerſprechende Gedanken kreuzten ſich in ſeinem Innern. Er ſuchte ſeine Verlegenheit dadurch zu verbergen, daß er ſich ſtellte, als ob er Müller's Reden für Scherz nähme, und ſie mit einem erzwungenen Lächeln erwiderte.

Der Sekretär öffnete die Thüre des Nebenzimmers und heraus trat zuerſt Witwe Rentenberg, und hinter ihr das Brautpaar, Hauptmann Nordfeld mit Amalie. Korn hatte

Mühe ſich zu faſſen. Es war ihm zu Muthe, als ob er in eine verzauberte Welt verſetzt wäre.

„Dieſe Frau kennſt du,“ begann der Secretär, auf die Witwe Rentenberg zeigend, „ſie mag dir die Wahrheit meiner Worte verbürgen. Die Braut iſt Fräulein Amalie, welche mit dem Herrn Hauptmann hier ſchon im väterlichen Hauſe zu M** ein Verhältniß angeknüpft hatte, das ſie, durch einige Jahre, mit lobenswerther Ausdauer und Innigkeit in ungetrübter Reinheit erhielt, um endlich, an der Seite eines guten, treuen Gatten, dem Glücke der Häuslichkeit und Liebe entgegenzureifen.“

Korns Knie wankten; vor ſeinen Augen verwirrten ſich die Bilder Er konnte den Kampf, der in ſeiner Seele vorging, nicht verbergen; es war jener ſchwere Kampf, in welchem die Seele, plötzlich und gewaltſam enttäuſcht, endlich, wiewohl blutend, die Möglichkeit begreifen lernt, ſich von einer Idee loszureißen, welche ſie früher für die Bedingung ihrer Exiſtenz einſah. Erſt nach langem Ringen gewann er es endlich über ſich, näherte ſich dem Hauptmann und ſprach, leiſe ſeine Hand ergreifend: „Ich wünſche ihnen Glück, Herr Hauptmann, zu einer Braut, wie Fräulein Amalie. Was mich betrifft ſo habe ich nur Eine Bitte an Sie, nemlich: mir wegen einer Aeußerung nicht zu zürnen, welche Sie vor ſechs Wochen aus meinem Munde gehört haben!“

„Als Bräutigam,“ rief der Hauptmann, „hätte ich mir nichts daraus gemacht, aber wehe that mir's, als Bruder Ihrer guten Pauline!“

„Sie waren — ?“ ſchrie Korn, wie von einem Dolchſtiche durchbohrt, auf.

„Hauptmann Nordfeld, der Bruder Ihrer Frau. Pauline Nordfeld iſt meine Schweſter, die ich vor ſechs Wochen auf meiner geheim gebliebenen Durchreiſe nach ſieben Jahren hier zum erſten Mahle wieder umarmte!“

Unmöglich!“ rief Korn, und ſchlug, im vernichtenden Bewußtſeyn des beſchämenden Verrathes, den er damahls an ſich ſelbſt begangen hatte, die Hände vor's Geſicht.

„Freund Nordfeld,“ fiel ihm der Sekretär in's Wort, „hat die Erinnerungsſzene an meiner Statt herbeigeführt. Ermanne dich, Korn! Geſchehen iſt geſchehen; aber was geſchehen iſt, ſei vergeſſen! Es lebe die ſchöne Braut Amalie! Es lebe der Bräutigam, dein braver Schwager!“

Korn faßte mit zitternden Händen das Glas. Es war ihm, als ob alle Träume, alle Täuſchungen, alle Sünden und Verblendungen eines ganzen Jahres, wie Geſpenſter an ihm vorüberrauſchten. Er fühlte ſich leer, verarmt, erniedrigt. Seine Eitelkeit war auf das Empfindlichſte beſchämt. Er ſah ein, daß Amalie nicht aus mädchenhaftem Trotze, ſondern aus Grundſätzen ihn zurückgeſtoßen, daß er ſich ihr widerlich, ſeinem Schwager verächtlich gemacht haben müſſe. Der Gedanke, daß es einmal beſſer um ihn ſtand, als ihm ſein Weib und ſein Kind noch Alles waren, ward ihm jetzt zu einem um ſo quälenderen Vorwurfe, da er es nur zu tief empfand, daß er ſein Glück, ohne Veranlaſſung, muthwillig ſelbſt zerſtört habe. Der Anblick eines glücklichen, einer von ihm verſcherzten Glückſeligkeit entgegen wandelnden Brautpaares ſteigerte ſein Schmerzgefühl auf's Höchſte, und ſein, mit verſagender Stimme geſprochenes „Lebehoch!“ klang, wie ein: „Lebewohl,“ mit dem er von Lebensglück und Seelenruhe für ewig Abſchied nahm. Sein ſichtbar leidender Zuſtand ergriff Alle, und mit Rührung betrachteten ſie einen Mann, der in der Vollkraft ſeiner Jahre, ausgeſtattet mit allen Anſprüchen auf das Glück, jetzt aufgegeben und zerfallen vor ihnen ſtand, ein lebendiger Beweis, wie weit thörichte Eitelkeit ein gutes, aber ſchwaches Herz bringen könne.

„Ich habe dir,“ fuhr der Sekretär fort, indem er Korn's Hand ergriff, was dieſer willenlos geſchehen ließ, „ich habe dir ein vierfaches Feſt angekündigt. Das vierte Feſt betrifft dich, Freund, zunächſt, — es iſt das Jahrfeſt deiner Verlobung mit Paulinen.“

Korn ſtand ſprachlos in ſich verſunken.

„Schwager!“ rief Nordfeld, ihm die Hand ſchüttelnd, daß er wie aus einem böſen Traume auffuhr, „was ſoll dieſes Geſicht an einem ſolchen Tage? Hat es meine Schweſter nicht verdient, daß Ihr an dem Tage, der ſie Euch gab, fröhlicher dreinſeht, und ihr begegnet, wie es einer braven Frau, einer guten Mutter gebührt?“

„Laßt das!“ ſtammelte Korn erſchöpft, „wozu dieſe Erinnerungen? Es iſt ja ohnedieß mit Allem vorüber!“

„Warum nicht gar!“ fiel ihm der Hauptmann in's Wort. „Breitet Eure Arme aus, Schwager! Ich kommandire, und da heißt es Ordre pariren! So — jetzt Pauline, Karl, kommt! An Korn's Herzen iſt wieder Platz für Euch!“

Korn, welcher dem Kommando ſeines Schwagers mechaniſch folgte, ſtand mit ausgebreiteten Armen, den Blick gegen Himmel gewendet, da, als auf Nordfeld's Zuruf, Pauline mit ihrem Karl aus dem Nebenzimmer eilte, und ſich mit dem Kinde in Korn's Arme ſtürzte. Heiße Thränen rollten über ihre Wangen und in ihr mehr bittendes, als verzeihendes: „Korn!“ weinte Karl ſein kindlich flehendes: „Vater!“ — Korn, unfähig zu ſprechen, preßte ſeine Stirne, tief aufſeufzend, an Paulinens Wange. Eine Pauſe ſtummer Rührung herrſchte im Gemache, in welches der aufgehende Mond, das Licht des Glockenleuchters verdunkelnd, durch's offene Fenſter ſeine hellen Strahlen warf. Eine Uhr ſchlug eben neun, und ſtimmte, nachdem das Schnarrwerk abgerollt war, die alte, wohlbekannte Melodie an:

Wir ſitzen ſo traulich beiſammen,
Und haben einander ſo lieb!

„Gott! welche Töne!“ ſchrie Korn erſchüttert auf, während Pauline mit ſteigender Spannung den rührenden, ihr ſo verhängnißvollen Klängen lauſchend, in Träume einer ſeligen Vergangenheit verſank.

„Freund, kennſt du dieſe Töne?“ begann Müller, auf die Niſche zeigend, in welcher hinter dem zurückgezogenen Vorhang eine alterthümliche Spieluhr ſtand. „Es ſind dieſelben Töne, bei denen vor ſechs Jahren der Vater deiner Frau ihre Hand ſegnend in die deinige legte, und Euch eine glückliche Zukunft weisſagte. Laß' des, nun in Gott ruhenden, Biedermanns

Weisſagung zu keiner Lüge werden! Sein Geiſt umſchwebt uns in dieſer Stunde! Erneure ihm deinen Schwur, ſein Kind glücklich zu machen! Laß' ſie nicht verhallen die Töne! Dein guter Engel ruft dir durch ſie, höre ſeinen Ruf, und ſei deiner guten Pauline fortan wieder ein treuer Gatte, deinem Karl wieder ein liebender Vater! Willſt du?“

„Ich will es!“ ſchluchzte Korn, ſich aufrichtend, als ob er eine Zentnerlaſt von den Schultern abgeſchüttelt hätte. „Kommt nochmahl an mein Herz, Pauline, Karl! das dankt Ihr und ich, nächſt Gott, meinem Müller, meinen Freunden und — Amalien!“

Eine herzliche Umarmung beſiegelte die ſchöne Verſöhnungsfeier.

„Des Vaters Erbſtück,“ rief Nordfeld, „iſt doch etwas werth! Nicht umſonſt habe ich die alte Spieluhr in Ehren gehalten, und aller Orten mitgeſchleppt, ſo läſtig mir auch die plumpe Kiſte fallen möchte. Sie hat das Ihrige gethan!“

„Verklärte Pauline,“ ſprach Müller für ſich, die rührende Verſöhnungsſzene mit Wonne betrachtend, „das ſei dein Todtenopfer!“

Der Lieutenant aber trat zum Fenſter, winkte hinab in den Garten, in welchem auf ſeine Veranlaſſung ſich die Hautboiſten des Bataillons aufgeſtellt hatten, und rief dann, ſich an die Tafel ſetzend: „Ich ſehe ſchon, ich muß den Anfang machen! Geprieſen ſei das vierfache Feſt, das uns hier vereinigte; geprieſen die Spieluhr mit ihrer ſchönen Melodie! Hoch lebe das neue Brautpaar, hoch das verſöhnte, hoch alle Freunde!“

Ein herzlicher, allgemeiner Jubel erwiederte ſeinen Toaſt, und aus dem Garten herauf erſcholl, von voller Janitſcharenmuſik aufgeſpielt, wie ein Triumphlied, die Melodie:

Wir ſitzen ſo traulich beiſammen,
Wir haben uns Alle ſo lieb!

◆

# Inhalt.

Seite
Vorwort . . . . . . . . . . . . . . . . . . I
Kunſt und Liebe . . . . . . . . . . . . . . . 1
Der Vogel Kurios . . . . . . . . . . . . . 107
Das Uhrmacherhaus . . . . . . . . . . . . 169
Die Schweden vor Olmütz . . . . . . . . . 191
Die Spieluhr . . . . . . . . . . . . . . . 285

Gedruckt bei Leopold Grund.

# Almer.

## Inneröſterreichiſche Volksweiſen.

Aus einer größeren Sammlung mitgetheilt

von

**Johann Gabriel Seidl.**

Erſtes Heft.

Wien.
Verlag von Carl Gerold.
1850.

Aug 6

Ih nenn' i halt „Almá",
Nennt i' ös, wie's ös wollt's'
Wann's nur hört „Sie g'fall'n má" —
Mit bin ih drauf stolz'

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Carl Gerold & Sohn.

# Vorwort.

Ein langjähriger Aufenthalt im ſchönen noriſchen Alpenlande und die günſtige Gelegenheit, von mehreren reichhaltigen Sammlungen ſteieriſcher und kärntneriſcher Volksweiſen, namentlich von jenen des ſt. ſt. Johanneums in Gratz, die mir auf Anlaß Sr. kaiſerlichen Hoheit, des Erzherzoges Johann, mitgetheilt wurden, Einſicht nehmen und nach Belieben ſie excerpiren zu dürfen, haben mich nach und nach in Beſitz eines anſehnlichen Liederbuches geſetzt, das mehrere tauſend kleinere und größere, unmittelbar dem

Volke abgelauſchte Lieder enthält, die nicht nur den nationalen Charakter Inneröſterreichs treu abſpiegeln, ſondern auch an Elementen wahrer Poeſie nicht arm ſind. Vielfach aufgefordert, einiges daraus vorläufig als Probe mitzutheilen, kam ich erſt im Sommer des verfloſſenen Jahres dazu. Bei der Maſſe des vorhandenen Stoffes war die Wahl eben ſo leicht, als ſchwer; ich entſchied mich für jene Form, die vor einem Vierteljahrhunderte meinen eigenen Dialektliedern, den bekannten „Flinſerln“, eine ſo freundliche Aufnahme verſchafft hat.

Obwohl urſprünglich, der verſchiedenen Localität wegen, an Ausſprache und Schreibweiſe merklich von einander abweichend, erſcheinen hier dieſe echten Volksweiſen doch alle in ziemlich gleichem Gewande. Ich that dies abſichtlich. Solche Liederchen wandern wie die Schwalben und ſind überall zu treffen, ſoweit der gleiche Sprachſtamm reicht. Es könnte wohl gar der Fall ſein, daß einzelne Strophen in dieſen Heften ſtehen, die dem Leſer ſchon aus irgend einer anderen Sammlung nieder- oder oberöſterreichiſcher, tiroler oder bayeriſcher u. a. Volksweiſen bekannt ſind; er wolle dies nachſichtig theils aus dem obigen Grunde entſchuldigen, theils aus dem Umſtande, daß der Druck meiner Handſchrift, die ich der Verlagshandlung ſchon anfangs Novembers 1849 übergeben hatte, ohne meine Schuld bis jetzt ſich verzögert hat, während welcher Friſt eine andere ähnliche Sammlung hier an's Licht getreten iſt.

Was die Schreibart betrifft, ſo hielt ich ſie, jeder ſprachlichen Ambition entſagend, ſo einfach, als möglich, um ſie ſo lesbar, als möglich, zu machen.

Der Titel „Almer", eigentlich eine beſtimmte Gattung zweiſtimmiger Alpengeſänge bezeichnend, iſt hier im weiteren Sinne genommen, um Strophen und Lieder, die alle auf und zwiſchen Alpen (Almen) entſtanden ſind, unter einem einfachen, mundgerechten Namen zuſammenzufaſſen.

Möchten dieſe Verſe, die anſpruchslos in's ſturmbewegte Leben hinausflattern, eine widerſpruchsloſe Aufnahme finden und manchem Freunde der Volkspoeſie nur halb ſo viel

Vergnügen gewähren, als mir, den ſie an die ſchönſten Tage eines glücklichen Exils erinnern, von denen ich nur mit Wehmuth ſagen kann:

„Ja, d'ſelm da war ih glückli,
Denn d'ſelm war ih noh jung;
A Waldbam — ohni Holzwurm,
A Glock'n — ohni Sprung!“ —

Wien, im März 1850.

J. G. Seidl.

# Schnadáhüpfeln.

### 1. Bitte.

Du herziliab's Schazerl,
Du Himmelsſchlüſſerl,
Steh' nur auf, mach' má-r auf
Á kleanwinzig's Biſſerl!

### 2. Sehnſucht.

„Dá Summá geht umá,
„Das Lau(b) raſ't vom Bám;
„Wann nur eanmahl mein Büab'l
„Aus Oeſtáreich kám'!“

### 3. Merkmahl.

Mein'm Schatz ha-n ich Buſſerln geb'n,
Ei wohl — oi, oi!
Má hat ihr mein'n Boart ang'ſeg'n
Bis übá 's Koi.

### 4. Gleich und Gleich.

Mein Schaz is vom Pinzg'erland,
Und ih von Tirol,
Und da ſänt ma zwea Kreyſäti,
Dös g'fallt má wohl!

### 5. Klein iſt niedlich.

Friſch übá-r und übá,
Friſch auf da Gaſſ'n,
Und dö Klean'n ſán má liabá,
Wie gear dö Groß'n!

### 6. Revanche.

Wann ih in's Gäſſeln geh',
Geh' ih alloan;
Wann ih zán Dearnd'l kimm',
Muß ſ' ma-r aufſtoan.

Will ſ' má nit aufſtean,
So ſag' ih ihr d' Feig'n: —
Au'm Irta is Kirta,
Kann ſ' áh dáhoam bleib'n!

### 7. Vorſicht.

Á ſchneeweißes Täuberl
Fliegt übá mein Dach: —
„Und muaßt nit ſo laut red'n,
„Es ſán Zualoſá wach.“

Drei Täuberln, zwoa weißt,
Á ſchwarz' is druntá: —
„Und muaßt nit ſo laut ſchrei'n,
„Es liegt d' Muadá muntá.“

### 8. Abfertigung.

„Dalgátá Bua,
„Du därfſt nearmá kemá:
„Du haſt á roath's Hoar,
„Mögſt má 's Dach abrenná!“

### 9. Schutz.

Mein Schatz is á Schwoag'rin
Hoch ob'n auf der Alm;
Ha-n á Stöckal fürg'ſchlag'n,
Daß ſ' nit abá thuat fall'n.

### 10. Leichtſinn.

Mein'm Vadán ſein Sächál,
Meiná Muadá-r ihr G'ráſſál,
Meiná Schweſter ihr Geld
Ha-n ih all's varebellt.

### 11. Erſatz.

's Menſch hat má-r án'n Buſch'n geb'n.
Dá Buſch'n is ſchön,
Und hiaz liab' ih den Buſch'n,
Und 's Menſch — laß' ih ſteh'n.

### 12. Vergebliche Vorſicht.

Ih weaß nit, was 's is,
Däß d' má gear ſo liab biſt?
Wann's d' má nit ſo liab wär'ſt,
Hätt' ih lang nit ſo páſſt.

Bald hüatát dá Bauá,
Bald hüatát dá Knecht;
Wann ſ' alli zwea hüat'n,
So hüat'n ſ' neh ſchlecht.

### 13. Ausweg.

„Zwoa Büab'ln z'gleich gern hab'n
„Is áh neh koan' Kunſt:
„Oan's liabt má vom Herz'n,
„Oan's liabt ma nach Gunſt.“

### 14. Hinderniß.

Wann dá Grab'n nit wär'
Und dö närriſchi Höh',
So käm' ih zän Dearnd'l
Um a halbi Stund' eh'.

Wann dös Bergerl nit wär'
Und das G'ſtäud nit däneb'n,
So kunnt' ih mein'm Dearnd'l
In's Kammerl 'neinſeg'n.

### 15. Reue.

Hab' dih vierzeh'n Tag' g'liabt,
Hab' mih drei Wochá g'ſchamt! —
„Und ih hätt' ja dö vierzeh'n Tag'
„Ah nit válangt!“ —

### 16. Plauderhaftigkeit.

Ih hab's goar nit wiſſ'n woll'n,
Hab' goar nit g'fragt;
Muaß á Plauderding ſeyn,
Weil ſ' ſelber All's ſagt.

### 17. Gleichgültigkeit.

„Dort ob'n auf der Alm
„Sän dö Gämſ' in dá Gruab'n;
„Und goar feindlá load is ma
„Juſt nit um mein'n Buab'n.“

### 18. Leerer Vorwand.

„Wann's kriſpelt im Kammerl,
„Thuat d' Muadá ſchelt'n;
„Wann ih ſag': Es is d' Katz', —
„Laßt ſ' ás doh nit gelt'n.“

### 19. Zuflucht.

Mir is kalt in die Händ',
Geht dá Wind, daß All's brennt.
Laß mih eini zu dir:
Hab' koan'n Handſchuach bei mir.

### 20. Reſignation.

Und wann's d' mih nit magſt,
Non, — ſo ſei's in Gottesnam':
Es kemmán wohl öftá
Zwoa Liabi nit z'ſamm.

### 21. Warnung.

Im Summá wachſ't Allás her,
Alláhand Kraut; —
Und der is ſchon vákauft,
Der án'm Dearnd'l z'viel traut.

### 22. Bekehrung.

Hiaz há-n ih koan Schazerl,
Hiaz leb' ih ganz frumm,
Und ih ſchau' má ſo bald
Um koan' Andri nit um.

### 23. Selbſtvertrauen.

„Bin á gruſelkloan's Dearnd'l,
„Bin doh nit vázagt:
„Ha-n án'n ung'máſſni Votter
„Auf'n Bám auffi g'jagt."

### 24. Nichts ohne Fehler.

Dá Fuchs friſſt halt d' Hearná,
Dá Schimmel friſſt 's Heu,
Und dá Bua trinkt halt Brandwein:
Dan Fehlá muaß ſeyn!

### 25. Gleiches mit Gleichem.

Muaßt dih nit á ſo ſpreiz'n,
Daß dein Schaz zu mir rennt;
Hab' mih áh nit ſo g'ſpreizt,
Und hab' 'hn lang vor dir kennt.

### 26. Abſchied.

Deini Háhnlá thán kráh'n,
Dá Tag is nit weit:
Liab's Dearnd'l, hiaz wár's wohl
Zu'm Heamgeh'n ſchon Zeit.

Umá-n Mag'n is má-r eit'l,
Bei'm Herz macht's án'n Stich.
Uebá 's Aug' wachſ't á Häut'l,
Dáß ih gear nix mehr ſiech'.

### 27. Stutzerei.

Hiaz wer' ih was thoan,
Wir' mih rechtſchaffá putz'n:
'n Rock ſchneid' ih a(b),
Und d' Schüach' laß' ih ſtutz'n.

### 28. Troſt.

„Hiaz ha-n ih koan Büab'l,
„Hiaz is 's mit mir rár;
„Ih muaß gleih nur denká,
„Daß a-n irdá mein wár'."

### 29. Vorwurf.

„Du blabaugát's Büab'l,
„Du ſchauſt mih wohl an;
„Abá liab'n thuaſt á-n Andri,
„Was hab' ih dávon?"

### 30. Verlegenheit.

Ih woaß nit, was ih thát',
Odá was ih thoan ſoll?!
Mécht' á neug's Dearnd'l liab'n,
G'fallt ma 's alti noh wohl.

### 31. Drohung.

So oft ih bin kemmá,
Haſt allimahl greint,
Abá, Dearnd'l, ih ſag' dá's,
's is leztimahl heunt.

### 32. Schwierigkeit.

„Hiaz ha-n ih zwoa Büab'ln,
„Sollt' án'n ird'n treu liab'n!
„Und wie kann ih mein Herzerl
„Vonánandá denn kliab'n?“

### 33. Rüge.

„Haſt alláweil g'ſagt,
„Bleibſt nur mir alloan treu:
„Wann's d' á ſcheanári ſiechſt,
„Biſt der erſti dábei!“

### 34. Naturgeſetz.

Koan Bám ohni Laub,
Und koan' Mühl' ohni Staub,
Und koan Huat ohni Schnua,
Und koan' Dirn' ohni Bua.

### 35. Schickung.

Weil d' Leut' á ſo red'n,
Weil má's Gott á ſo ſchickt,
Muaß ih 's Dearnd'l válaſſá; —
Vielleicht is 's mein Glück.

### 36. Abbitte.

„Ei, du mein liab's Büab'l,
„Väzeich' má nur das!
„Bei mein'm Herz'n is 's nit mögli,
„Däß ih dih válaß'."

### 37. Schluß.

Dö Äugerln voll Waſſá,
Dö Tropfen au'm Wang: —
Es müaß'n zwoa Liabi
Vonandá ſeyn gang'.

### 38. Vorzug.

Á biſſerl um 's kenná
Is mein Dearnd'l ſchöná,
Und á biſſerl ums 's g'ſpür'n
Kann's oan'n beſſá vezir'n.

### 39. Geheimniß.

Du biſt ſchon mein Dearnd'l,
Abá ſag'n muaßt d' ás nit:
Wann's d' Leut ámahl wiſſ'n,
Aſt geb'n ſ' oan'm koan'n Fried'.

### 40. Muſter.

's is weitá wehl wahr:
Es geht All's Par und Par;
Ih mag's áh nearmá thoan,
Ih bleib' áh nit alloan.

### 41. Abfertigung.

Zwiſch'n mein'm und dein'm Herz'n
Geht á breati Straſſ'n:
Und wann's d' mih nearmá magſt,
Kannſt d' ás bleib'n laſſ'n!

### 42. Aenderung.

Hab' dih lang nearmá g'ſech'n,
Hätt' dich bald nearmá kennt:
Schauſt ſo viel ſchlecht áus,
Und redſt ſo viel fremd.

### 43. Gemeingut.

Mein Schaz is ſo viel,
Als á Kerſchbám am Weg:
Á-n irdá, der fürgeht,
Der reißt án'n Aſt weg.

### 44. Definition.

Was heaßt má denn Buſſeln?
Schau' d' Vögerln nur an:
„Zwea Schnáberln z'ſamm reck'n,
„Und á Schmätzerl voran.“

### 45. Lockerheit.

Was nutzt's áh, wann d' Liab' ſitzt
In irdá Falt'n?
Dein Herz is á Sieb,
Kann dö Liab' nit halt'n.

### 46. Magnetismus.

Wann ih auf mein'm Schazerl
Sein Häpkiſſ'n denk',
So kummt má-r á Schläfferl,
So trámt má-r á wen'g.

### 47. Wahl.

„Wen willſt denn, wen magſt denn,
„Mein' G'ſpannin, odá mih?
„Biſſ'l ſcheaná is d' G'ſpannin,
„Abá hübſchá bin ih!“

### 48. Herausforderung.

„Ei, dös meini Buabmá,
„Mit eng is 's koan' Freud':
„Und wann má-r eng ſchleiſſát,
„Dös kriegát's koan' Schneid'.“

### 49. Antrag.

Ih woaß nit, is's wahr,
Odá thuat's má trámá:
Und ih möcht' dá mein Dearnd'l
Gern übá-rámá.

### 50. Wechſelſeitigkeit.

Wann's du mein Dearnd'l haſt,
Mußt dih nit übánehmá:
Ih hab's lang vor dir g'habt,
Und wer's wiedá bikemmá.

### 51. Porträt.

Unſá Nachbá hat á Tochtá,
Gear á wundaſcheani,
Blattámaſát, bug'lnaſát,
Kropfát ah á weani.

### 52. Verdienſt.

Zu dir bin ih ganga
Drei ganzi Wocha;
Wann ih noh ámahl geh',
Wir' ih heili g'ſprochá.

### 53. Rath.

Dearnd'l, ſei g'ſcheidt,
Liab' án'n Buab'n, der dih g'freut;
Laß den alt'n, den klean'n,
Bei dá Sauſtallthür loahn'n.

### 54. Grund.

Dá Heubod'n is luckát,
Kean Heu halt't á mehr;
Und d' Roßknecht' ſant lauta,
Kean Geld hab'n ſ' nit mehr.

Da Beut'l is luckát,
Koan Geld is mehr drein;
Und wer is denn dran Schuld,
Als dá Wirth und ſein Wein?

### 55. Drohung.

Schön wigs und ſchön wags,
Als wie's Kreanáwetg'ras; —
Muaß a ſchlechta Bua ſeyn,
Der auf mein Dearnd'l päſſt!

### 56. Kurzer Proceß.

Wann ih zán Dearnd'l geh',
Und bin dá dritti,
So wirf' ih den äußern weg,
Und den andern tritt' ih.

### 57. Ehrlichkeit.

Zwoa kuhlſchwearzi Roß'
Hab'nt a ſammát's G'ſchirr: —
An'm Andern ſein Dearnd'l
Válangát' ih nia!

### 58. Zweifel.

„Weaß nit, hör' ih d' Glock'n,
„Odá mukázt dö Kuah,
„Odá blökázt dá Gámsbock,
„Odá ruaſt má mein — Bua?“

### 59. Kritik.

„Mein Schaz is á Malá,
„Er malt má mein G'ſicht,
„Und er malt má's ſo hübſch,
„Daß 's koan'm Menſch'n gleich ſiecht.“ —

### 60. Unterſchied.

Drei Stund' zán Menſchern geh'n,
Dös is nit weit;
Abá zwoa Stund' bán Fenſtá ſteh'n,
Dös is á Zeit!

### 61. Eigenheit.

Wenn ih ſinſtá gleih ſchau',
Hárb bin ih doh nit:
Dös is ſchon mein Brauch á ſo,
Weaßt d'ás denn nit?!

### 62. Anhänglichkeit.

Ha-n á Häuſerl aufbaut,
Han 's mit Le(b)zelt'n deckt;
Hiaz bring' ih mein Dearnd'l
Vom Dächerl nit weg.

### 63. Fatalität.

Mag nit Küah' halt'n, mag nit Sau halt'n,
Abá heurat'n möcht' ih gern;
Dá Pflegá däläbt's nit. —
So ſánt halt dö Herr'n!

### 64. Beſchreibung.

Mein Dearnd'l is ſaubá,
Is groaß und ſchean dick,
Hat ſchwarzbrauni Aug'n
Und á Liab', däß's all's dickt.

### 65. Leumund.

Zwoa ſchneeweißi Täuberln
Hab'nt reathi Schüach' an; —
Dö Leut' möchten's wiſſá,
Was ih für án'n Schaz han.

Dö Leut' wiſſ'n z'reden,
Wia längá, wie mehr;
Dö gear ſo viel reden,
Hab'nt ſelbá koan' Ehr'.

Den Leut'n earn' Reden
Thua-r ih mih nix kei'n:
Sö wer'n's wohl áh ámahl
Müaß'n bereu'n!

### 66. Beſchönigung.

Dö Lump'n ſánt Lump'n,
Dö Lump'n hab'nt Geld,
Wann dö Lump'n nit wir'n,
War' koan' Freud' auf dá Welt.

### 67. Beweis.

Dö Näſſigkeit hin,
Und dö Näſſigkeit he(r),
Und dö Näſſigkeit
Kimmt von dá Feuchtigkeit he(r).

### 68. Erinnerung.

Wann ih auf dö Griasknödeln denk',
So gibt's má-r án'n Stich in die Lenk'.

### 69. Wann?!

Wann nur das „Wann“ nit wár',
Wár' g'wiß koan Kaſt'n lár,
Wár'n alli Scheuern voll.
Dös wár' wohl toll!

### 70. Bedingungen.

A nig'lnag'lneug's Häuſerl,
A nig'lnag'lneug's Bett,
Und á nig'lnag'lneug's Dearnderl. —
Sunſt heirat' ih nöt!

### 71. Unbequeme Lage.

Dearnd'l, was denkſt dá?
Dein Bua is vur'm Fenſtá;
Steh' auf, löſ' 'hn a(b),
Sunſt dáhenkt á ſih ga(r).

### 72. Beharrlichkeit.

Wann ih hoach auffiſteig'
Will ih áh án'n Bám biag'n;
Wann ih immá lang woart',
Will ih áh á Menſch kriag'n.

### 73. Enttäuſchung.

„Büab'l, was denkſt dá denn?
„Haſt goar koan Hirn?
„Haſt g'moant, ih liabát' dih,
„Thua' dih nur vexir'n."

### 74. Vater und Tochter.

Dá Bauá neb'm Weg
Der geht kloan g'lumpát her;
Es wár' má ſein' Tochtá
Weit liabá wie-r er.

### 75. Colliſion.

Bin ſtád auffig'ſtieg'n,
Is á Bret abi g'fall'n;
Hat dá Bauá ſchean g'ſchrian:
„Sollt' dö Zimmáleut' zahl'n."

Dá Bauá hat g'ſchrian:
„He, was machſt bei dá Dirn?" —
Wann's du noh ámahl ſchreiſt,
Geh'-n ih goar zu dein'm Wei(b).

Bauá, ſchlag', ſchlag',
Schlag' má-r a(b) dö Háx'n!
Das Menſch kunnt' ih nit g'rath'n,
Möchſt mih gear dápráx'n!

### 76. Kirmeßwaare.

Zán Urſchalá-Kirta
Hab'nt ſ' Moizalá fál:
Sánt nit alli zán liab'n,
Ah zán fopp'n a's Thál.

### 77. Heimliche Liebe.

Liab'n und liab'n áh,
Abá hoamlá hoamlá,
Und dö hoamlani Liab' is ſüaß
Námla, námla!

### 78. Zwang.

Steig' auf'n Bám, ſchütt'l dö Birn',
Fall'n ſ' odá fall'n ſ' nit; —
Du muaßt má-r á Buß'l geb'n,
Willſt oda willſt nit.

### 79. Rache.

Wann mir dá Vadá
Sein Dearnd'l nit geit
So heaß' ih earm án'n Spitzbuab'n,
Án'n Weibáleut's-Neid!

### 80. Luſtigkeit

Bin á luſtigá Buá,
Laß' 'm Teuf'l koan' Ruah',
Dö Engeln im Himmel,
Sö lachánt dázua.

### 81. Weiſung.

„Hänſ'l, mein Bua,
„Wann du fürgehſt, kehr' zua,
„Wann du meanſt, daß ih ſchlaf',
„Wirf á Stean'l auf's Dach.“

### 82. Selbſtgeſtändniß.

Schüach' ha-n ih niedári,
Strümpf' ha-n ih blabi,
Dös ha-n ih dá-r eh'ndá g'ſagt:
„Lüadali war ih!“

### 83. Urtheilsſpruch.

Dö Bäu'rin is gränti,
Dö Nud'l ſänt hänti:
Gleih z'ſamm auf oan' Schnur,
Und ebaus in die Mur!

### 84. Recht oder — gar nicht!

Oan' Schwalb'n macht koan'n Summá,
Oan Zeiſ'l koan Neſt: —
Wann du dih willſt halt'n,
So halt' dih nur feſt!

### 85. Botſchaft.

Dös Vögerl au'm Tanabám
Steht auf oan'm Fuaß,
Hat á Zetterl im Schnáberl:
Von mein'm Dearnd'l án'n Gruaß.

### 86. Störung.

Was das Teufelsviech kann,
Kräht ſchon wiedá dá Hahn:
Bin erſt auffi grad g'ſtieg'n,
Muaß ſchon wiedá dávon!

### 87. Erſatz.

„Auf'n Tanz bin ih gang',
„Han koan'n Buab'n nit g'hab',
„Und han doh an'n groaßmächtán Stuck
„Brat'l hoambracht.

### 88. Preis.

's Fiſcherl im Waſſá,
Und 's Waſſá-r im Fiſch: —
Und mein Schatz is má liabá,
Wie's Geld auf'm Tiſch.

### 89. Warnung.

Steigſt hoach auf, haſt hoach z'fall'n,
Trinkſt án'n Wein, mußt 'hn zahl'n,
Kriegſt án'n Rauſch, kimmſt um's Menſch,
Is dá load, wann's d' drauf denkſt!

### 90. Heiratsgut und Widerlage.

Ei du mein Dearnd'l,
Mit uns is 's nit aus:
Ih kriag' a Heiratsguat,
Und du — á Haus.

### 91. Eiferſucht.

Ei du mein Dearnd'l, dös ſag' ih dá,
Laß' má koan'n Andán hinein;
Wann ih oan'n krieg', ſo dáſchlag' ih dá'hn,
Und du biſt áh nearmá mein.

### 92. Mißwachs.

Hiaz ha-n ih mein' Treuheit
Im Gart'n anbaut,
Und 's is má nix auſſág'wachſ'n,
Als lautá-r Unkraut.

Und wann mih d' Leut frag'n,
Ob mein' Treuheit ſchon blüaht,
So gib ih earn' z' Antwurt:
„Dá Wind hat ſ' váführt!"

### 93. Bruder „Leichtfuß."

Hovevovoid'l!
Wer kennt denn mein Moid'l,
Gear ob'n im Stoang'wänd',
Wo dá Speik abáhängt?

Hoperera!
Ih bin áh ſchon mehr da,
Mit mein'm z'lumpát'n Jánká!
Wer käfft má'hn denn a?

Luſti is 's Lump'nleb'n,
's Geld hat má d' Muadá geb'n;
Hiaz mach' ih Teſtáment,
's Geld hat á-n End'!

Luſti is 's Lump'nleb'n,
's Geld hat má d' Muadá geb'n;
's Menſch ha-n ih eh'ndá g'hab'
Drauſſt in dá Stadt!

Wann ih ſchon z'riſſ'n und z'lumpát bin,
Was geht das andá Leut' an?
Laß'n má dö Zott'n gleih ſlutráz'n,
Wann ih nur tanz'n guat kann!

### 94. Steigerung.

Thuaſt á ſo, thuaſt á ſo,
Wann's d' mih nur ſiagſt!

Wie wirſt erſt nachá thoan,
Wann's d' mih ámahl haſt alloan,
Wann's d' mih ámahl kriagſt?

## 95. Wirkung in die Ferne.

Wie muaß 's denn nur ſeyn,
Dáß dö Liab' ſo weit g'langt,
Gear in's Kärnt'n und Krán
Und in's Salzburgá-Land?

## 96. Brautfahrt.

Hiaz is má-r á Briaferl
Von Paſſau kemmá,
Dáß ih ſollt' mit mein'm
Tauſendſchaz auikemmá.

Wie'r ih bin mit mein'm
Tauſendſchaz auikemmá,
Aſt wollt'n dö Herr'n
Mir 'hn gleih wegánehmá.

Aſt ſagt da kloan' Schreibá:
„Han, Büab'l, biſt da?
„Dein Dearnd'l muaßt laſſ'n:
„Dá Hofrichtá will's ſo!"

„„Was frag' ih nach'n Hofrichtá?
„„Der is nit mein Herr;
„„Und ih geh' zán Prälat'n
„„Der gilt noh weit mehr.““

Wie-r ih bei'm Prälat'n
In d' Stub'n einiſteig',
So ſizt er au'm Seſſ'l
Bei'm Ofá hinbei.

Aft fall' ih gleih nieder,
Und buß' carm dö Füaß',
Ob á mih mit mein'm Schazerl
Nit hoamziech'n liaß'.

Aft wend't á ſih um,
Und hat má's g'háß'n,
Dáß ih mit mein'm Dearnd'l
Därf' in's Hoamet räſ'n.

Aft geh'-n ih zán Seiler,
Und käff' má-r án'n Strick,
Und bind' 's Dearnd'l auf 's Kráxál,
Trag 's umádum mit.

Da gegn't má dá Scherg,
Ih bin recht dákemmá;
Ih ha g'moant, er will mih
Z'ſammt mein'm Kráxál nehmá.

Und dá hat á mih g'fragt,
Was ih trag' für á Waar',
Und aſt ha-n ih earm g'ſagt:
„Is á bömiſcha Haar.“

Und aſt hat á g'ſagt,
Und ih ſollt' earm ean'n geb'n,
Und aſt ſag' ih gleih drauf:
„Vonánand wird á nit g'wög'n!“

### 97. Gegenſatz.

Der oan' is ſchon drob'n auf'm Gang;
Der andri wird vom Auffiſchau'n krank.

### 98. Irrthum.

Han juſt zwar án' Andri dág'längt;—
Abá glaub' ma 's, auf dih ha-n ih denkt!

### 99. Wohlgemeinter Rath.

He, Schreibá, geh', laß ihr án'n Fried':
Mein Schaz is koan Dintenfaß nit!

### 100. Eigenthümlicher Geschmack.

Ei was doh dö Herr'n
In dá Stadt nit All's treib'n!
Hiaz geab'n ſ' goar zán uns auſſá,
Liedá g'ſamm' g'ſchreib'n!

# Frohſinn.

## 1.

A luſtigi Bua
Bin ih immä g'weſ'n:
Auf'm Wirth ſeinä Thür
Kann ma's noh drob'n leſ'n.

A luſtigä Bua
Der gibt ſelten á Ruah,
Bald balſ't á, bald walzt á,
Bald trinkt a dazua.

## 2.

Hiaz führ' ih drei Täg' ſchon
A lüadálig's Leb'n,
Und hiaz will má mein Vadá
Koan Geld nearmá geb'n.

Und weil má mein Vadi
Koan Geld nearmá gibt,
So geh' ih in's Wirthshaus,
Und trink' auf Credit.

3.

Luſti is 's Bua-Seyn,
Ih tauſch' mit koan'm Mann;
Wann mih 's Dearnd'l nit g'freut,
Steh' ih auf, geh' davon.

„Luſti is 's Mann-Seyn,
„Ih tauſch' mit koan'm Buab'n:
„Was dö ſchean'n Dearndl'n ſän,
„Dö ſänt alli vádurb'n."

4.

Is má nix um án'n Siebmá,
Is má nix um á Geld,
Is má nix um á Dearnd'l,
Sänt ja mehr auf dá Welt.

5.

Zwea ſchneeweißi Täuberln
Sänt übáwärts g'flog'n:

Und hiaz hat mih mein Dearnd'l
Schon wiedá bitrog'n.

Und wan's d' mih nit magſt,
Is má-r á nix dran g'leg'n;
Non, ſe mag mih halt nit,
Wir' dih ah nearmá mög'n.

6.

Wann's d' má nit willſt aufmachá,
Spiar' noh ſeitá zua:
Wird keaná mehr kemmá,
So á lebfriſchá Bua.

7.

's is ſchon aus, 's is ſchon aus,
Han mein Dearnd'l v'hauſt,
Ha-n á Herz wie-r á Vögerl,
Weaß überall aus.

Ha-n á Herz wie-r á Vögerl,
Kann hupf'n, kann fliag'n,
Und á Dearnd'l, wie du biſt,
Wir' ih ah wohl noh kriag'n!

### 8.

Heyſaſá luſti!
Is ſteiriſchá Brauch:
Án'n báránen Sterz
Und á Schwammſupp'n drauf.

### 9.

„Hab's eh' g'ſagt, ſag's noh,
„Biſt dá ſchönſti bei'm Schock,
„Und dá bráváſti áh, —
„Wann koan' Falſchheit nit wá(r)."

### 10.

Dös hat ma mein Vadá
Schon lang prophezeit:
„Wurd' á recht's Bürſch'l wer'n
„Für dö weibeten Leut'."

### 11.

Und ih han 's ſchon oft g'ſagt,
Und ih ſag's allimahl:
Ha-n alloan ſo viel Schneid',
Als wie d' Steirá-Buab'n all'.

## 12.

A luſtigá Bua
Geht dá Schwoagárin zua,
Und á beckſtárrá Knecht
Is für d' Hoam-Menſchá recht!

## 13.

Ih bin mein Lebta nit trauri g'weſ'n,
Allzeit á luſtiga Bua;
Dearnd'l'n ha-n ih ſechſi und ſiebmi g'hab',
Allzeit dö ſchönſt'n dazua.

Wie-r ih in's Wirthshaus nur kemmá bin,
Sitz'n ſ' all' her nach dá Zal',
Setz' ih mein Hüat'l auf d' Seit'n auf,
Tanz' mit an'm ied'n á Wal'.

## 14.

Wer's Liab'n nicht váſteht,
Und kean'm Dearnd'l zuageht, —
Is um 's Bua-Seyn á Schad',
Wann á gar kean' Schneid' hat.

# Soldatenſtand.

1.

Friſch übá-r und übá,
Wo's kaiſerli is:
Und mein Schaz is má liabá,
Als 's Geld auf'm Tiſch.

2.

Wann ſ' entán Berg ſchiaß'n,
So denk, dáß d' mein g'hörſt:
Halbs ſchiaß' ih für'n Kaiſá,
Halbs dáß du mih hörſt.

3.

Soldat muß ih wer'n,
Exácier' und ſteh' Wacht:
Dearn' 'm Kaiſá bei'm Tag,
Und mein'm Schaz bei dá Nacht.

4.

A kreuzluſtig's Leb'n
Hat á jungá Soldat,
Denn er is doh á Herr,
Wann á gleih koan Geld hat.

5.

„Hopopopa
„Und d' Soldatná ſán da,
„Und d' Soldatná ſán Leut':
„Hamt a Geld und á Schneid'."

6.

Wann ih Soldat ſoll wer'n.
Müaßt's má's eh' ſag'n,
Denn mein'n Schaz nihm' ih mit
Zum Schnappſacknachtrag'n.

7.

Und dáß ih Soldat wir',
Thuat 's Dearnd'l kränká! —
O du nárriſchá Noarr,
Muaſt auf mih nit denká!

8.

D' Soldatná ſän brávi Leut',
Dös muaß má ſag'n,
Und koan ſchlechtá Bua kann
Koan' Muſchked'n nit trag'n.

9.

Dearnd'ln, leſ't's, leſ't's,
Und wie krachánt dö Stuck!
Wann dá Kriag á-n End' hat,
Kimm' ih áh wiada z'ruck.

An'n Hieb üba's G'ſicht,
Und án'n Streach übá'n Darm: —
Und wann 's Herz nur noh friſch is,
Und d' Liab' nur noh warm.

10.

Z'weg'n zwea-r und drei Jahr'
Is ja d' Liab' noh nit aus,
Und wenn dá Kriag á-n End' hat,
Kimm' ih ah wiedá z'Haus.

11.

Da Kaiſá ſoll g'ſund bleib'n,
Mein Dearnd'l und ih,
Dá Kriag ſollt' a-n End' hab'n,
Aſt g'freuát ih mih!

12.

Bin gern á Soldat,
Hat mih alláweil g'freut,
Und hiaz geb'n má-r auf Urlá,
Hiaz is 's erſt á Schneid'.

13.

Dearnd'l, ſei g'ſcheidt,
Unſá Kaiſá braucht Leut'!
Mußt nit woaná z'weg'n mir:
Hilft á ſo nix dafür.

14.

Wár' alles recht fein,
Und wár' alles recht rár,
Wann oan'm nur dös Ámiſter
Nit ſo aufſáſſi wár'.

15.

Bei Tag is 's koan' Plag',
Und Zeit hätt' ih g'nua,
Nur dá Zapfáſtroach kimmt má
Halt allimahl z'früah.

16.

A beſſrá Soldat wir' ih,
Schaz, als d' dá denkſt:
A G'wiahr kriag' ih hiaz,
Und án'n Schuß ha-n ih längſt.

17.

Dö Stuck' ſcheuch' ih nit,
Und da weich' ih nit z'ruck:
Mein Schwoag'rin dáhoam
Is áh weitá koan Stuck!

18.

Lámpeln, was kläſcht's denn dabe?
Secht 's denn nit, däß ih da ſteh'?

# Weihnachtslieder.

## 1.

Schaut's, ſchaut's, liabi Buabmá, was das Ding muaß ſei
Dáß ich ja heunt wahrlá nit ſchlafá kann ein;
Bin doh ſchon mein Lebta oft g'leg'n ſo im Stroh, —
Ah — kinnt' ih nur ſchlafá, wie wár' ih ſo froh!

Schaut's, ſchaut's, liabi Buabmá', dort unt'n im Stall
Thuat's grauslá ſchean glanz'n ja recht übárall;
Es ſteht bei dá Kripp'n der Eſel und 's Rind,
Und drinná thuat lieg'n á kloanwinziges Kind.

A ſchneeweißi Jungfrau, á ſtoanaltá Mann,
Dö knia'n neb'n dá Kripp'n und bet'n 's Kind an;
Ih laß' má's nit nehmá: Meſſias muaß's ſein! —
„Gott grüaß' dih vom Herz'n, o liab's Jeſulein!

„Wo is denn dein' Hochheit, wo ſánt dö Lakei'?
„Was hat dih bezwungen zá-n uns her auf's Heu?
„Dö Liab hat dih zwungen zá-n uns her auf d' Welt!
„Ih thát' dá was ſchenken: hab' ſelbá koan Geld.

„Zwoa Äpferl nur ha-n ih im Sack da bei mir:
„Und wann's dá ſ' dörfſt eſſá, will ih ſ' ſchenká dir;
„Ha-n áh a kloanwinziges Lámberl daheam,
„Ih will dá's áh ſchenká, g'halt's fein in dá G'hoam'.

„Ih wollt' dá gern mehr geb'n, bin ſelbſt nur á Hirt!
„Áh, kinnt' ih dá geb'n, was dá-r Alles gebührt,
„Ih thát' dih ſchean kloadt'n, und aufwart'n dir:
„O Jeſulein, nimm halt mein'n Will'n an dáfür!

„Du aber, Mariá, gib Achtung auf's Kind,
„Dáß's nit ſo viel lád'n dárf vor Kält'n und Wind;
„Wár' ſchad' um das Háſcherl, ih bin earm recht hold,
„Wann's eppá dáfrier'n da im Stall drinnád ſollt'.

„Aſt wir' ih dih bitt'n, o ſchean's Himmelskind,
„Du wollſt uns vázeich'n all' unſári Sünd';
„O laß uns doh ánmahl dein eigen áh ſein,
„Dáß wir dein vábleiben, o liab's Jeſulein!“ —

2.

Kleanes Kinderl, groaßá Gott!
Wia liegſt da, es is á Spott;
Biſt ſiſt ſo á reichá Bua,
Hiaz haſt du kám z' lebá g'nua!

Kimmſt herab vom Himmelsſaal,
Und liegſt in án'm z'riſſ'nen Stall;
Wurd'n ja noh Häuſá ſein,
Wo's d' háſt kinna kehren ein.

Sag', was thuaſt dá denká doh,
Liegſt da áf'm Heu und Stroh;
Dös Ding das thät' ih wohl nöt,
Ih gáng' liebá-r in á Bett.

Ja, wann's d' wár'ſt á Bauánbua
Sagát' ih wohl nix dázua;
War' ſo viel nöt hágli's drum:
Walgen übárall herum.

Deini Händlá ſánt ſo roth,
Wie-r á Kroiß is nach'm G'ſod;
D' Füaßerl ſánt ſo vrüg'ltárr,

Wird má-r in mein'm Haus oft kalt,
Wann á wean'gerl Froſt einfallt,
Hötz' aft etlá Scheitár ein: —
Was wollt' Ochs und Eſel ſein? —

Ih han's freilá wohl ſchon g'hörſcht,
Wárum's d' kemmá biſt áf d' Erſcht:
Dáß dá Menſch in'n Himmel kumm',
Braucht's á greaßi Darb't drum.

Liabes Büaberl, geh' mit mir,
Was ih han, dös gei' ih dir:
Geh' ſein rund und b'ſinn' dih nit,
Vatá, Muatta geab'n áh mit.

Koch' dá-r in dá Milch án'n Brein,
Wirf' án'n Brock'n Zuckä drein;
Odá-r ih koch d'-r an'n Sterz, —
Sag's ná, wia's dá-r is um's Herz!

Ha-n á Lámberl, is nöt ſchlecht,
Grad daß má 's a-ſtechá möcht',
Dös gei' ih dá-r áh dázua,
Haſt áf eanmahl leicht ſchon g'nua.

Und weil ih á Sündá bin,
Sei vor mih án's guat'n Sinn,
Nimm dih áh halt meiner an,
Dáß ih himmelfahren kann.

's Bett ſetz' ih zán Ofen hin,
Da kannſt ruahwi ſchlafá drin;
Wei' dá noh á guati Hüll'. —
All's muaß áh ſein mäuſerlſtill.

Is dá-r abá dös zu ſchlecht,
So mach' dá mein Herzerl z'recht;
Schlaf' in dem ganz ruahwi drein,
Bis d' mih nimmſt in'n Himmel ein.

### 3.

(Am heil. drei Königtage.)

Is dös ung'fähr was Ungemein's:
Drei Reitá auf oan'm Gaul!
Es is á Roß und is doh kein's,
Hat goar á g'ſtutztes Maul;
Langhörát und án'n lang'n Krag'n.
Bei uns is 's nöt bekannt;
Därf oaná-r á Kamehl ſchiar ſag'n,
Ja goar á-n Elephant.

Dá-r erſt' is á ſteanaltá Mann,
Eisgrab, vor Kält'n blab;
Sách' ihn für den Nigla ſchiar an,
Hat doh koan'n Biſchofſtab;
Dá-r ei'r is jüngá, ziemlá fein,
Hat goar á ſcheanes G'wand,
Má kennt earm's an, daß á muaß ſein
Aus andám fremd'n Land.

Dá dritti ſchaut recht launi aus,
Hat án'n Flor übá d' Haut;
Kohlleichenſchwearz, is recht á Graus,
Durch und durch he er ſchaut;
Án'n Triel, recht braſchat, dick und brát,
Schneeblüah'lweißi Zähnt';
Käm' er auf d' Nacht, ih ſag's, mein' Dad!
Ih wár g'wiß dauig'rennt.

Dá-r alti, der da z'erſt herkimmt,
Hat in án'm G'ſpat'l drin
Drei goldni Zärſá, wie má ziemt, —
Wo will á damit hin?
Dá-r andri hat's mit Weinräch voll,
Wie d' Amáß' tragen z'ſamm;
Mein! ſag's ma 's, was 's bedeut'n ſoll,
Is wohl á rari Kram.

Dá dritti hat á häntig's G'fráß,
Sách's für án'n Ajand an;
Wann oená nur á wean'gerl fráß',
Kám' oan'm gleih 's Würgen an;
Es zug' oan'm 's Maul bis hintá 's G'náck,
Wann ma 's auf d' Zungá nähm';
Fraß' liabá-r á Roll'n Ráchtábák,
Ja gear án'n Holzbirnbám.

Nach earm dárein da kám' erſt g'fähr
Á Mengi, Groaß' und Klean',
Thál reit'n, thál geah'n z' Fuaß däher,
Thál vurnehm, thál ſán gmoan,
Á Thál is blab, á Thál is grüan,
Thál ſcheckát alláhand,
Thál löſ'n, thál thoan ſtád herzieg'n,
Rennt all's dick unt'ránand;

Á Thál ſán ſchwoarz auf wildi Arſcht,
Kloannicklát, wie-r á Spatz,
Wachſ't ear'n kean Hoar und áh kean Barſcht,
Hamt Naſ'n, wie-r á Katz;
Recht wildi Leut, ih ſag's, mein Dad!
Der ſ' nöt ſiacht, hat á Glück;
Ih leichat' earná wohl kean' Pfead,
War ruaßt 'm Aug'nblick.

Ih denk' má, was ſollt' das doh ſein?
Wo thoan dö Gispeln hin?
All' woll'n ſö in oan'n Stall hinein;
Mein, was is eppá drinn? —
Schau', liegt á Kind'l kloan im Heu,
Lacht alli Leut' büſch an;
Á Jungfrau ſchean und zarſcht dabei,
Und aft á-n altá Mann.

Da ih das Ding ſo han bátracht't,
Was eppá das bádeut't,
Da gibt má-r ei'r mit allá Macht
Án'n Renná auf dö Seit',
Recht kräfti, dáß ih g'meckázt han,
Und käm mehr pfnerchá kunnt';
Ih wend' mih um, ſchau'n, wer's hat than,
Und wellt' mih wehren drum.

Ih wend' mih, ſiach án-n Herren ſchean,
Voll Glanz uad vollá Schein,
Mir auf dá recht'n Seit'n ſteh'n,
Denk', muaß á a-n Engel ſein. —
„Schau, ſagt á, biſt á grobá Knopf!
„Was gögräzſt an dö Leut'?
„Siachſt nöt den Stern da ober'm Kopf,
„Merkſt nöt, daß 's was bádeut't?“

Drauf legt á má dös Ding all's aus,
Sagt: „Schau, das kloani Kind
„Is Gottes Sohn im Himmelshaus,
„Menſch wor'n für unſri Sünd';
„Dö drei ſánt Köni aus Mohrenland,
„Erkennen in dá Noth
„Und in dem ſchlecht- und g'ringen Stand
„Doh ihren Herrn und Gott.

„Dá-r erſti brácht' mit earm von fern
„Das ſchönſt' und feinſti Gold;
„Bedeut't: dáß má ſein-n Gott und Herrn
„Recht liab'n und ehren ſollt';
„Das Gold dö guati Meinung is;
„Wann du das Ding merkſt fein,
„Kannſt du ganz ſichá und ganz g'wiß
„Den Himmel kaf'n ein.

„Dá-r ei'r hat Weinrách; das bedeut't:
„Dáß má-r áb guat ſein will,
„Soll bet'n fleißi jederzeit:
„Es bet't nia koaná z' viel.
„Schau, wie dá Rauch in d' Höch' wird g'führt!
„So ſollſt Gott bet'n an,
„Bis daß dá-r Ath'm feuri wird,
„Und d' Funklá flieg'n dávon!

„Hiaz ſchau' den dritten áb erſt an,
„Bringt Morrh'n dem kleanen Kind;
„Bedeut't: die Mortification,
„Die má gar ſelt'n find't.
„Wer leben will, als wie's ſein ſoll,
„Muaß ſauá ſechá drein,
„Sih ſelbá juck'n bráv und toll,
„Will er in'n Himmel ein!“

Das Ding das náhm' mich wundá ſehr,
Und g'fiel' má freundlá wohl;
Ih ſag' zán Engel: „Mein, g'ſtreng' Herr,
„Sei doh auf mih nöt toll,
„Däß ih dö drei ſo heiling' Leut'
„So frech han g'frevelt an;
„Hätt't Ihr mir's g'ſagt zu rechtá Zeit,
„Hätt' ih's ja wohl nöt than.

„Ja, ih bin ja und ih bin halt
„A recht ung'ſchliffná Narr;
„Es reit mih ja recht tauſendfalt
„Glábt's mir, 's is mein' Treu wahr!
„Will's laſſá mir á Witzing ſein,
„So lang má 's Leb'n g'währſcht,
„Will all's dáheam dázählen ſein,
„Was ih von Eng han g'hörſcht!

„Es liegt má gleihwohl noh im Grind.
„Ih muaß Eng's nur áh ſag'n. —
„Ih möcht' das kloan und herzi Kind
„Gern in mein' Keuſch'l trag'n;
„Ih mách' earm von án'm Lámb'lfell
„Á wách und mollát's Bett,
„Gáb' earm á Koch von Wáz'nmehl,
„Süaß Hönig und án'n Meth.

„Was gilt's, aſt gángen in mein Haus
„Viel g'ſtreng' und brávi Herr'n,
„Und richt' áh an án'n guat'n Schmaus,
„Mir und dem Kind zu Ehr'n!“ —
Da wollt' ih 'n Eng'l fragen drum,
Wo ih das Ding dárf thoan; —
Koan'n Menſch'n ſách' ih um und um,
War muattáſeeli alloan.

# Wildschützenlieder.

## 1.

Am Sunnta, am Monta
Wohl in allá Fruah',
Da geht halt dá Wildſchütz
'm Gámsgebirg zua;
Er wáß dö Stieglá ſchean,
Wo dö ſchean'n Gamslá ſteah'n
Im Wald, im grean'n.

Er ſchiaßt earm á Gámslá,
Und legt ſich dázua;
Da ſchaut earm dá Jágá
A quati Wal zua.
Hat earm gear lang zuag'ſchaut,
Hat ſih nit zuwátraut,
Bis er einſchlaft.

## 2.

Ih bin á jungá Wildprätſchütz.
Juchhe!
Geh' oſt auf d' Alm und nihm' mein' Büchſ',
Juchhe!

Und wann ih halt auf d' Almá kimm',
Juchhe!
Steht d' Schwoag'rin bei dö Kuahlá drin,
Juchhe!

„O ſchau', mein Bua, ih kenn' dá 's an,
Juchhe!
„Du kummſt heunt g'wiß auf d' Wildprätbahn!
Juchhe!“ —

— „„Haſt Recht! Nur grüaß'n wollt' ih dih,
Juchhe!
„„Wann's d' Kuahlá g'mulch'n haſt, geh' ih,
Juchhe!

„„Ih ha goar lang auf dih ſchon dacht,
Juchhe!
„„Drei Jahr' is's, däß ih g'ſeg'n dih hab',
Juchhe!““ —

„Mein Bua, ja, wann du öſtá kámſt,
Juchhe!
„Ih bach' dá Krapf'n in Miliráhm,
Juchhe!“ —

„„Du, Schwoag'rin, biſt und bleibſt mein' Freud',
Juchhe!
„„Dö Kuablá graſ'n auf greaná Haid',
Juchhe!

„„Es geht biaz ſchon geg'n Abend ſpat,
Juchhe!
„„Dö Gámslá fall'n im Wechſel ab,
Juchhe!

„„Und wann ih dih heunt nearmá ſiech' —
O Je!
„„Und ſchiaß' á Gámſ'l im Revier,
„„Aſt kum' ih wiedá he!““

# Frühlingslied.

Es fangt ſih ſchon das Fruahjahr an,
Má hört áh ſchon der Vöglein G'ſang,
Und allás hebt zán greanán an.

Es freut ſih allás auf dá Welt,
Es gibt viel Bleameln auf'm Feld,
Sö blüah'n weiß, roath und blab und geib.

Und wál ſih allás luſti macht,
Und wál mein Dearnd'l freundlá lacht,
Wir' ih zán ihr geah'n heunt auf d' Nacht.

Ja, ih geh' hin bei'm Mond'nſchein,
Und ſchleich' ſchean g'ſtád zán Dearnd'l 'nein,
Und dös wird ihr Vágnüag'n ſein!

# Lied der Sennerin.

Juchhe! was ſollt' má-r eana geb'n,
Däß ih koan' Senn'rin mehr ſollt' ſein?
Dös is allzeit mein' Freud' und Leb'n,
Wann ih mein Viach auf d' Alm thua' treib'n;
Ja, auf der Alm da is mein Glück:
Ih tauſch' mit koaná Gräfin nit!

Z'nächſt als ih in dá Fruah' aufwach',
Da ſingán má dö Vöglein zua,
Mit g'ſpitzti Löffeln kummt dá Haſ',
Dá Gugá gibt ſchon goar koan' Ruah';
Dö Gämslá ſpringán her und hin.
Dös is á Freud' für d' Sennerin!

Z'nächſt als ih in dá Fruah' aufſteh',
So treib' ih 's Viach hinaus auf's Gras,
Aft melk' ih d' Lämma, d' Gaiß' und d' Küah',

Ei ja, was für á Freud' is das!
Hernach thua-r ih den Budá rühr'n,
Dáß ih má kann á Schmalzko(ch) ſchmier'n.

Á Senn'rin is á luſtig's Leb'n,
Á ſöltás gibt's gear in koan'm Thal;
Auf dieſá greanen Haid' und Eb'n
Blüabt all's weit friſchá überall;
Sō ſánt ſo liabli, ſánt ſo fein,
Juchhe, — was kann doh ſcheanás ſein?!

Á Senn'rin bleib' ih ewiglich,
Und wann ih ſtirb', wir' ih á Schwalb'n;
Bis má dá Tod mein Herzerl bricht,
Geh-n ih nit weg von meiner Alm!
Und wann mih oaná liabt und ehrt,
Ja, dem vámach' ih d'ſelb'n mein' Herd'.

# Alpenleben.

Hiaz kummt ſchon mehr dö Früahlingszeit,
Wo má ſeini Kuablá auf d' Almá treibt!
Ai, ai, ai ꝛc. ꝛc.
Und hab'n má-r aſt ſchon auftrieb'n ſchean,
Wär's wiedá guat zur Schwoagrin z'geah'n.
Ai, ai, ai u. ſ. f.

Dö Schwoag'rin ſteht vor ihrá Thür,
Bis dá rechti Bua wohl gáng' herfür;
Ai, ai, ai ꝛc.
Und wie dá rechti kemmá thuat,
Setzt ſie ihr Pfänd'l gleih auf d' Gluat.
Ai, ai, ai u. ſ. f.

Sie kocht carm von án'm Ráhm á Ko(ch);
Dö Schwoag'rin' auf der Alm thoan's alli ſo;
Ai, ai, ai ꝛc.

Und wie ſ' ás Koch aſt g'eſſ'n hab'n,
Stell'n ſá ſih allwál bei'm Fenſtá z'ſamm.
Ai, ai, ai u. ſ. f.

Da ſán ſ' ſo g'ſtand'n d' langi Nacht,
Bis ſchon da liachti Tag anbrach.
Ai, ai, ai ꝛc.
„Bua, hiaz geh' furt, es is ſchon Zeit:
„Dö Vöglein ſingán ſchon auf freiá Weid'.“
Ai, ai, ai u. ſ. f.

„„Ei laß' ſ' nur ſingán auf dá Weid',
„„Ih bleib' bei dir, ſo lang's mih g'freut!“
Ai, ai, ai ꝛc.
Und endlá geht dá Bua hindan,
Aſt hat á drei helllauti Juchzeli than.
Ai, ai, ai u. ſ. f.

Dö Schwoag'rin denkt ſih in ihrem Muath:
„Schau, hat mein Bua doh á kernfriſch Bluat!“
Ai, ai, ai ꝛc.
Dö Schwoag'rin denkt ſih bei'm Trempel Rahm:
„Ei, wann mein Bua nur bald wiedá kám'!“
Ai, ai, ai ꝛc.

## Entzückungsruf einer Braut.

Mein Hans hat á ſchean's Hüatárl auf,
Und ſcheani Fedarl drauf!
I du mein,
Du mein,
Ei du mein Hans!
Wieder ámahl Hans!
Noh ámahl Hans!
Wieder- und áb'rámahl
Nohámahl — mein Hans!

# Gássel-Sprüche.

Hánts, Dearnd'ln, hiaz bin ih dá!
Ih weaß nit, kimm' ih an,
Odá ſtrauch' ih an?
Gebt's má-r auſſá á ſtarki eiſáni Schauf'l,
Und án'n ſtárr'n Beſ'n:
Bei enkán Fenſtá ſchaut's aus, als wár'
Sieb'n Jahr' koan Bua dagweſ'n!

Hiaz, Dearnd'ln, merkt's auf und habt's Geduld,
Hiaz wir' ih eng ſag'n von der effnán Schuld!
Wollt's ös mein'm Herrn ſein'n Befelch recht vanehm':
Hiaz wird's Gáſſelngeb'n ámahl áb aufkemm'.
Mein Herr will hab'n:
„Dáß dá Bauá ſoll koan'n Gáſſlá ausjag'n,
„Wann dá Bua vom Gáſſeln hoamkimmt,
„Is dá Bauá ſchuldi, dáß er 'hn bei dá Hand nimmt,

„Und nit ſchlagt odá ſchmiert,
„Sondán in d' Kuch'lſtub'n führt,
„Und ſchenkt ear'm ein
„A zwea odá drei Gläſ'l Brandwein,
„Und áh án'n weiß'n Stuck Brod dázua,
„Und laßt 'hn áh ſchean lieg'n bis af's Fruahſtuck in ſüaßá Ruah';
„Und dá Bauá kann ja áh lachá,
„Wenn earm dá Bua hilft — in ſein'n Sachá.
„Er gibt earm um oan'n Guld'n, um á zwee'n mehr, z' Lohn,
„Aft kann da Bua ſein'm Dearnd'l ſchon ámahl oan's zahl'n davon!“

Hiaz wünſch' ih dá-r á guat's Nacht'l,
Á lebzeltas Dách'l,
Án'n Zimmáttiſch,
Auf án'm iad'n Eck án'n Fiſch,
Bei dá Mitt' á friſchi Kand'l Wein:
So kannſt das Nacht'l doh á biſſ'l luſti ſein!

Hänts, Dearnd'ln, ih grüaß' eng ſo hübſch und ſo fein,
So viel als Röſerln im Gart'n drin ſein,
So viel Schmelch'n dá Mahdá abmáht,
So viel Körnd'l dá Sam' ausſaat.

So viel als Fiſch'l im Waſſá thán ſchiaß'n,
Und wir' enk hundättauſendmahl grüaß'n!
Und wann dö Welt á Dintenfaß wár',
Und dá Himmel papierá wár',
Und ó-n iadá Stern á Schreibá wár',
Und hätt'n Füaß' und Händ',
Und ſchreibát'n ſo fort bis in'n Advent: —
Enká Treu' und Liab' hätt' noh koan End'!

# Eine ſteieriſche Wirthshaus-Scene.

An Häuſern und Hütten, wo der „liebe Herrgott, wie man ſo ſagt, die Hand herausſtreckt“, iſt zwiſchen den hohen noriſchen Bergen eben ſo wenig ein Mangel, als in unſerem Flachlande. Stellen wir uns im Geiſte vor ſolch ein Haus oder ſolch eine Hütte; — wo? das iſt gleichgiltig, — etwa in der Gegend um Voitsberg (Veitsberg), ein alterthümliches Städtchen an der Kainach (im Grazer Kreiſe), wo es, wenn Kirmeß oder Jahrmarkt iſt, namentlich am erſten Dinstag in der Faſten, am Freitage nach Oſtern, am 24. Auguſt, am 29. September und am 28. October, freilich mit ſchuldiger Rückſicht auf die Faſten und auf den Freitag, recht lebhaft herzugehen pflegt.

Wir ſtehen vor dem Wirthshauſe, bunter Lärm ſchallt heraus; die Thüre öffnet ſich, Tabakqualm und ein Gemiſch von allerlei Dünſten, die nichts mit den Düften des Orients gemein haben, dampft uns entgegen; ein lallender Bauer, der ſeine chweren Beine mühſam über die Schwelle hebt, als ob ſie ein „Stieg'l“ wäre, liefert einen praktiſchen Beweis für die Kraft der Quelle, die im Inneren dieſes Hauſes ſtrömt. Sollen wir hinein? Ei, Muth gefaßt. —

Mir ſän ja áh Manns,
Nit ſö blos alloan;
Wann mir ſ' nit grad d'röß'n,
Sö wer'nt uns nix thoan!

Da ſitzen wir in einem Winkel, und ohne zu fragen hat bereits die Kellnerin dafür geſorgt, daß wir keine „blinden“ Gäſte abgeben. Blicken wir alſo muthvoll umher und betrachten wir unſere Geſellſchaft! — Hübſche „Dearnd'ln“, mitunter grüne Sammetkäppchen (nach Art der Brauknechte in Bayern) auf dem Kopfe, lehnen umher und warten mit klopfenden Herzen, bis der Tanz angeht. Die Burſche bilden zwei Parteien, Voitsberger und Ausheimiſche, denen man die Rivalität anſieht. Auch Beamte aus der Umgegend machen ſich geltend. An einem Nebentiſche ſitzen drei Muſikanten, der eine mit der Violine, der zweite mit dem Hackbret, der dritte mit der Baßgeige. Jetzt tritt ein wohlgewachſener Burſche heraus, wirft dem Violinſpieler ein Geldſtück hin und ſingt ihm eine Melodie im Dreiviertel-Tacte vor, was man hier „Tänz angeb'n“ heißt. Schnell hat der Spieler die Tonweiſe aufgegriffen, und führt ſie nun, vom Hackbret in Terzengängen, von der Baßgeige in ganz eigenthümlichen Sprüngen unterſtützt, abwechſelnd durch allerlei Tonarten, während die heimiſchen Burſche ihr Hausrecht gebrauchen und die Mädchen nicht vergebens zum Tanz auffordern.

Bald iſt der Tanz im vollſten Zuge, der echt ſteieriſche Tanz, der einfache Grazie mit ſinnreichem Wechſel, Kunſt mit Natur, ſo innig und anſprechend verbindet. In ihm ſpricht klar eine Idee ſich aus; alles kommt trotz der vielfach verſchlungenen Figuren und Wendungen ſo ungezwungen und doch ſo überraſchend, daß man glaubt, es könne nicht anders ſein, wiewohl man ſich's im Augenblicke vorher noch nicht ſo erwartet hätte. Nichts iſt ſchroff, nichts ſinnleer; alles Rundung, alles Ausdruck; dazu kommt noch die plaſtiſche Ruhe der Bewegung; das gleichmäßige, nur manchmal von einem raſchen Dreher, von einem lauten Händeklatſchen oder Stampfen, von einem gellenden „Juchſchrei", wie von einem Aufblitz der Laune, unterbrochene Fortwiegen; die bald kindiſch wehmüthige, bald muthwillig luſtige Melodie der Tanzweiſen, in denen klagendes Schleifen mit neckiſchem Hüpfen und ſchnippiſchem Abſchnellen der Töne wechſelt und das Anſchlagen der leeren Saiten, gleich muſikaliſchen Gedankenſtrichen, dazwiſchen ſchnarrt.

Unter ſolchen Klängen geſtaltet ſich vor uns der vaterländiſche Reigen, wobei die heimiſchen Burſche ſich ihr Vorrecht nicht nehmen laſſen. Das verdrießt die andern; ſie benützen eine kleine Pauſe, laſſen es auch nicht ankommen auf ein paar Geldſtücke und beginnen ihre Nebenbuhler mit beißenden Stachelreimen, hier „Büſſeln" genannt, zu necken. Ein Burſche, die

Daumen im Hoſenträger, den Hut mit Gamsbart und Schildhahnfedern auf halbem Ohr, ſtellt ſich zu den Muſikanten, und fängt an:

„Dö Voitsbergá Buabmá
Thean alli, wiſt's wia?
Sant tapplát und wacklát,
Und ſchelch um die Knia'.

Dö Voitsbergá Buabmá
Hamt ſpitzigi Knia',
Sö wat'n dabe,
Wie dö polniſchen Küah'.

Dö Voitsbergá Buabmá
Sánt auf und auf ſchean:
Wann má hint nachiſchaut,
So thean ſ' kräbſchinkát geab'n.

Dö Voitsbergá Buabmá
Dö ſánt nit zán liab'n,
Und dö ſchick'n má-r in's Kärnt'n
Zán Nebelwegſchiab'n.

Dö Voitsbergá Buabmá
Sant rechti Spreitzá.

Und ſö hamt ſiſt koan Geld,
Als wie Kupfákreuzá.

Doſcht ob'n auf der Alm
Is á Schildbahn váreckt,
Und dö Fedán hámt
D' Voitsbergá Buabmá-r aufg'ſteckt.

Dá Voitsbergá Meßná
Geht nach dá Seit'n,
Wann's ſechſi hat g'ſchlag'n,
Thuat á ſiebmi läut'n.

Wann's in Voitsberg thoan läut'n,
So ſchwingt ſih dá Thurm,
Und ih wünſch' dá viel Glück
Zu dein'm nitneuch'n Buáb'n.

Dá Voitsbergá Thurm
Der is auf und auf Blech,
Und dö Voitsbergá-Mádeln
Sánt hánti wie Pech.

Dö Voitsbergá Madeln
Sant alli bechob'n:

Wann ſ' Flügerln g'habt hätt'n,
Wär'n ſ' längſt davong'flog'n.

Im Veitsbergá Thal
Sänt dö Wäſſerln gear ſchmal;
Koan Bämerl, koan grean's,
Und koan Dearnd'l, koan ſchean's.

Dieſe Herausforderung iſt zu derb, als daß ſie ruhig hingenommen werden könnte; ein heimiſcher Burſche tritt dem Sänger gegenüber und beginnt mit drohender Miene:

Darfſt nit á ſo bummelwitz'n,
Kannſt gleih ſiſt an'm Bed'n ſitz'n!

Darauf der andere ganz zuverſichtlich:

Geh' ná he, geh' ná he, wann's d' dih trauſt,
Ih hab's G'räſchi ſchon da in dá Fauſt.

Die Drohung ſchreckt den Gegner wenig:

Was wird denn dein G'räſchi fleck'n?
Ih wir' da's bald auſſi ſchreck'n!

So erwiedert er mit einer Bewegung, welche zeigt, daß es ihm Ernſt ſei, und fährt dann unangefochten fort:

Wann ih von Veitsberg weg geh',
Setz' ih mein Hüaterl in d' Höh';
Wann ih zur Bruck'n kumm',

Schau' ih noh oanmahl um,
Siach' ih mein Schazerl dort ſteh'n,
Wia-r á Pelznägerl ſo ſchön.

„Pelznägerl und Rosmarin!
„Schazerl, wo gehſt du denn hin?“ —
„„Geh' ná zur hintern Thür,
„„Is á kloan's Riegerl für,
„„Druck' nur auf's Riegerl recht fein,
„„Aſt wirſt du gleih bei mir ſein!“ “ —

„Wann's du mein Aeugerl willſt ſein,
„Muaßt du mih liab'n ganz allein;
„Muaßt má dahoam hübſch bleib'n,
„Muaßt má dö Zeit vátreib'n;
„Wann dih dös abá nit g'freut,
„Hab' ih zán liab'n áh koan' Schneid'.“ —

Nun iſt das Feld behauptet; ein Burſche löſ't den andern ab. Bald entſpinnt ſich ein poetiſcher Zweikampf, wobei die Gegner mit Reimſprüchen ſtechen und pariren, oder wie in Kettenverhältniſſen unerſchöpflich ſich bekämpfen, indem die Schlußverſe der kaum abgeſungenen Vierzeile ſchon die Antwort des ſchlagfertigen Nebenbuhlers enthalten; bald klingt eine lüſterne und kirrende, bald eine ſanfte und wehmüthige Strophe, je nachdem die Stimmung umſchlägt, endlich wird in prickelnden und bitteren Anſpielungen alles mitgenommen, was zu einem witzigen Seitenhieb Anlaß gibt, und jeder Stand und Beruf trägt ſein gehörig Theil davon. Die muntere Kellnerin, der blutarme Meßner, der beſcheidene Schullehrer, der rüſtige Holzknecht, der ſtaubige Fuhrmann, der Jäger, der Schmelzhüttler, der Knappe u. ſ. w., der fremde Städter, ſo wie der benachbarte Kärntner, kurz Jeder erhält ſeinen lyriſchen Streifſchuß:

Mein Schaz is á Kelln'rin,
Sie tragt án'n grean'n Huat,
Sie tanzt ſchön herum,
Daß das Geld tſchinnern thuat.

Wer á Kellnerin liabt,
Der is zehnmahl betrog'n;
Wann ſ' elfmahl thuat ſchwör'n,
So is's zwölfmahl dalog'n.

Dearnd'l, nit, nit,
Nur koan'n Meßnábuab'n nit:
Hat d' Wochá zwoa Pfenning',
Was tha'ſt denn dámit?

Ba, be, bi, bo, bu,
O du himmliſchi Welt!

Und ih möcht' ja koan'n Lebrá,
Sö hab'n nia koan Geld.

D' Holzknecht' ſteh'n he,
Wie dö Größling' im Schnee;
Und koan Wundá wár's nit,
Denn dö Kält'n thuat weh'.

A ſtoanaltá Roßknecht,
Sein Boart wird ſchon grau;
Es is weitá koan Wundá,
Im Roßſtall gibt's Stau(b).

Da drob'n auf dá-r Alm,
Da ſitz'n zwea Füchs',
Dá-r oan' hat'n Zoger im Maul,
Dá-r anneri d' Büchs'.

Ih bin á Schmelzhüttler,
A Meſſingſchlagá,
Und ih trag' á grean's Hüat'l,
An'n blab'n Hoſ'ntragá.

Dö Knapp'n ſán Lapp'n,
Sö ſán volla Koth.

Sö trag'n d' Flöck auf dá Hoſ'n,
Thät'n 'n Schuach'n ſo noth.

Dearnd'l, nit, nit,
Nur koan'n Schuaſtá nimm nit,
Sánt alli Pechzárrá,
Was thá'ſt denn dámit?

Mein Schaz is á Maurá,
Á Stoand'leckä,
Und er is má doh liaber,
Als á Dint'nſchleckä!

Der mit'm ſchwearz'n Fräck,
Der hat koan Geld im Sack;
Der mit'm hoch'n Huat,
Der thuat koan guat.

Á lodáni Hoſ'n,
A rupfani Pfoad,
Und das Dearnd'l hat g'ſagt:
„Du biſt wichſeriſch kload't!“

A lodáni Hoſ'n
Mit hölzáni Knöpf,

Und wann d' Kärntná Buab'n tanz'n,
So ſchnell'n earn'ri Kröpf'.

So geht es fort und fort; ſelbſt die Herren von der Poſe entgehen der Kritik nicht, wenn ſie in flagranti ertappt werden. Dort koſ't der Amtsſchreiber mit der rothwangigen Dirne des Sängers; gleich hat's dieſer weg und improviſirt mit einem liſtigen Seitenblick auf beide:

Hiaz wir' ih's bald g'nua hab'n! Hiaz lauf':
Sunſt mach' ih den Schreibá, ſchreib' auf!

Mein'n Fedán is eb'nſt nit viel z' trau'n:
Sö wachſ'n auf da Haſlnuſſtaud'n!

He, Dearnd'l, hübſch b'ſtändi muaßt ſein:
Bei dá Wandelliab' kehr' ih nit ein!

Wann's Dearnd'l alloan mih nit ma(g),
Koan'n Zuaſpanná gib ih nit á!

Wenn einem Burſchen beim Tanze, den er angab, einer von den Herren zu laut wird, ſo ruft er ihm ganz vernehmlich zu:

Den Tanz ha-n ih ang'friemt,
Der Tanz g'hört mein,
Und wer nach mir nachitanzt,
Dörf nit laut ſchrei'n.

Einem vernehmen: „Wer biſt denn du?“, das auf der Zunge des Beleidigten zu ſchweben ſcheint, begegnet er, ehe der Gedanke zum Worte ward, mit der bündigen Auskunft:

Z' Wien bin ih bürti,
Wann mih oaná nit kennt:
Mein Vati war á Jungfá,
Mein Muattá-r á — Student.

So beiläufig geht es in dieſer Gegend, und mit geringen Abweichungen wohl auch anderwärts, beim Tanz im Wirthshauſe zu. Wir aber ſchleichen uns von den halbgeleerten Biergläſern unbemerkt weg und nehmen, mit dieſer Wirthshaus-Scene uns einſtweilen begnügend, Abſchied, indem wir uns denken:

Es is zwoar nix ſchön's,
Und es is zwoar nix recht's; —
Abá — denkt's nur an's Luſtſein,
So denkt's an nix ſchlecht's!

# Wörter-Erklärung.

## A.

(Helles A = a).

á (án, ein, á, eine, (vor einem Selbſtlaut: á-n), er (vor einem Selbſtlaut: a-r), ás, es.

áh, auch.

Advent (adventus), das Feſt der Ankunft des Herrn, die Zeit von vier Wochen vor Weihnachten.

Amſla (◡ — ◡), 's, der Taumler.

(Tiefes A = a).

a, ab.

abmáht (a'máht), abmäht.

Amaß (— — ◡), d', die Ameiſen.

ang'frimt, angeſchafft, beſtellt, bedungen.

annert (— ◡ ◡) da-r, der andere.

Arſcht (Art), Weiſe.

Aſand (— ◡), Teufelsdreck (asa foetida).

auſſäſſi (— ◡ ◡), aufſäſſig, läſtig, unbequem.

Äugerl, Äugelchen (ocellus), Schmeichelwort für Schätzchen.

aui (außi), hinaus, aui-kemma, hinauskommen.

## B.

bab', backte, bücke.

bán, bei'm, bei den.

Barſcht (Beart), Bart.

bickt, klebt, daher: anzieht.

bocknárra, bockſtarrer, ſteifer, unbehilflicher.

braitbát, dick, breit, aufgedunſen im Geſichte.

Brein, Hirſe (panicum miliaceum), auch: Brei.

bummelwitz'n, vorlaut, keck ſein.

burti, gebürtig.

## C.

G'rácht (— ◡), 's, Muth, Courage.

## D.

da-friaſſá (◡ — ◡), dáfroiſſ'n, erfrieren.

da-glangá (◡ — ◡), erlangen, erreichen.

da-kemmá (◡ — ◡), erſchrecken, auch erſchrecken.

da-lábt's (◡ —), erlaubt es.

**da riáz'n** (⏑ — ⏑), zerſtören, erſchlagen.

**dani-g'rennt** (— ⏑ —), davongerannt, weggelaufen.

**Dint'nſchlecka**, Tintenlecker, Spottname für einen Schreiber.

**d'raß'n**, reizen, herausfordern.

## E.

**earn'**, ihnen, **earm**, ihm, auch ihn.

**endlá**, endlich.

**eng**, **enk**, euch, **engá**, **enká**, euer.

**entán** (entá dem, entá dem) jenſeits des.

**eppá**, etwa, vielleicht.

**Eriſche'**, Eiche.

**ert**, erſt.

## F.

**fál**, feil.

**feindla**, ſehr (valde), heftig.

**flutraz'n** (— ⏑ ⏑), flattern.

**fürgeb'n**, vorbeigehen, zuſprechen, zukehren.

## G.

**gágraz'ſt** (— ⏑), gackerſt, kräheſt, ſchnarrſt.

**Gáſſeln**, auf der Gaſſe umherſchlendern, auf nächtliche Beſuche ausgehen, **Gaſſla**, Gaſſenläufer, einer der auf nächtliche Rendezvous ausgeht.

**gangen**, gingen, **gáng'**, ginge, von **geab'n**, **giab'n**, (geh'n).

**geit**, gibt, **gei'**, gebe, 's **geit** ab), es gibt ab.

**g'fahr**, ungefähr, beiläufig, ſofort.

**G'frás**, Gefräße, Schmaus, Speiſe.

**g'horicht** (g'hört), gehört.

**Gieveln**, Jöveln.

**g'mekázt** (— ⏑), gemeckert, aufgeſchrie'n.

**g'mulch'n**, gemolken.

**G'náck**, Genicke, Nacken.

**G'raffel**, Geraffel, zuſammengeraffſtes Zeug, Gerümpel.

**grauslá**, gräulich, ganz beſonders; **grauslá ſchean**, gräulich ſchön.

**grean**, grün, **greanán**, grünen.

**Grezling'**, Sprößlinge (von Fichten oder Tannen).

**grui'lkloan**, ungewöhnlich klein, zwerghaft.

**G'ſod**, Sud.

**G'ſpannin**, Geſpannin, Genoſſin, Cameradin.

**G'ſpat'l**, Schächtelchen, Büchſe (ital. scatola).

**g'nád**, ſtill, ſachte.

**Guga** (— ⏑), Guckuck.

**g'weſ'n**, geweſen.

## H.

**hágl'ſ** (— ⏑), heickliches, beſonderes, edles.

**Háptiſſ'n**, Hauptkiſſen, Kopfpolſter.

**hánti**, bitter, ungeſchmack, herbe, mürriſch.

**háranán** (—◡◡), heidenen, aus Heidekorn, Buchweizen (polygonum fagopyrum) bereitet.

**Háſcherl**, Häſcherchen, Ausdruck der Zärtlichkeit oder des Mitleid's für ein ſchwächliches Weſen.

**ha**, habe (vor einem Selbſtlaut: ha n), **hab'n** (ham), haben, **h h'nt** (hamt), haben.

**Haar**, s, Haar Flachs.

**he**, her; **he er ſchaut**, er ſchaut her.

**Hearná**, Hühner, **d' Henn'**, die Henne, **da Hahn**, **d' Hahná**, die Hähne, **d' Hahnlá**, die Hähnchen.

**hiaz**, **iazt**, jetzt.

**Hoamet**, s, die Heimat.

**hoamlá**, **hamlá**, heimlich, verſtohlen.

**Hoam-Menſchá**, Heim-Dirnen d. i. diejenigen, die beim Auftrieb auf die Alpe, als die ſchwächeren, unentſchloſſeneren oder minder brauchbaren zurückbleiben, um das Haus zu hüten.

**Hoirichta**, Hofrichter, der Oberbeamte.

**hüſch** (huſch), hübſch.

## J.

**iadá**, jeder; der Anfangsbuchſtabe wird nicht als Mitlaut ausgeſprochen.

**ins**, **is**, uns, **Unta**, unter.

**Irta**, Erchtag, Dienſtag.

**Janká**, Jacke.

**Juchzezi** (—◡◡) Jauchzer, Freudenſchrei.

## K.

**Kand'l**, Kanne.

**kemmá**, kommen, gekommen, **i h kimm'** (kumm') ich komme, **i h käm'**, ich käme.

**Keuſch'n**, Hütte.

**Kirta**, Kirchtag, Kirchweihfeſt (Kirmen, Kirmſe).

**kleckà**, klecken, hinreichen, genügen.

**kliab'n** (vonánandá), zerklieben, auseinanderſpalten.

**kload'n**, kleiden; **kload't**, gekleidet.

**Koi** ('s), das Kinn.

**krächinkát** (—◡◡), krummbeinig, ſäbelbeinig, lahm.

**Kráxl**, die Krachſe (Kräte), geflochtener Rückenkorb, Flechtkorb.

**Kreis**, (Kh), der Krebs.

**Kronáwet-G'ráß**, Wachholder-Reiſig, **Kronáwet**, Wachholder (juniperus communis), **G'ráß** (mit hohem á, nicht **Gras** mit tiefem), Reisholz, Reiſig.

**Kuah** (d'), die Kuh, **d' Küah'**, die Kühe, **Kuahlá**, die kleinen Kühe.

## L.

**Lamperl**, **Lámp'l** (Lämperl) 's, das Lämmchen.

**lebfriſch**, lebensfriſch, auch: **fernfriſch** (ked friſch).

lebzeltàn (le-zeltàn), lebzeltern, von Lebkuchen, Pfeſſerkuchen.

Lenk' (d), die Lende, Weiche, Seite.

lodàni (— ◡ ◡), lodene, grobtuchene, von Loden (der), grobes Tuch.

Lotter (Lottà) dà, ein unordentlicher, nachläſſiger Menſch, ein Taugenichts, Kerl.

## M.

Mahdà (dà), der Mähder, Mäher.

Menſch ('s), das Weibsbild, nicht eben im verächtlichen Sinne, ſondern auch geradezu für: Dirne, Mädchen, Geliebte. — D' Menſchà (Meiſchà), die Weibsleute.

Moizàla (— ◡ ◡), Miezeln, d. i. Marie'n, 's Moizàl, das Miezchen, die Marie, eine Antonomaſie für: Mädchen überhaupt.

mollat (— ◡), mollig (mollis), weich, fleiſchig.

Mortification, Abtödtung des Fleiſches (mortificatio).

Muſchked'n (◡ — ◡), Muskete, Schießgewehr (G'wiahr).

## N.

nà, nur.

namla (— ◡), namentlich, nämlich, vorzugsweiſe.

Nebelwegſchiab'n, Nebelwegſchieben, ein Spott für die Kärntner, als ob in ihrem Lande die Nebel ſo dicht wären, daß man ſie gewaltſam bei Seite ſchieben muß.

nearma, nimmer, nicht mehr, nie mehr.

Nigla (◡ —), Nicolaus, der Biſchof, deſſen Knecht (Grampus) die böſen Kinder ſtraft, während der Heilige ſelbſt den guten Geſchenke bringt (etwas einlegt).

nit, nicht, auch: nèt, je nach Bedürfniß des Reimes.

nitneuch, nagelneu; nitneug's, nagelneues.

## P.

Pechzàrtà (— ◡ ◡), Pechzerrer, Pechhengſt, Spottname für einen Schuſter.

Pelzndàgerl, Pelznelklein, eine veredelte (daher volle) Nelke.

Pfànd'l ('s), Pfännchen, kleine Pfanne.

Pflegà (dà), der Pfleger, Oberbeamte, Verwalter.

pfnerchà, pfnauſen, keuchen, ſchnaufen, ſchwer Athem ziehen.

Pfoad (Pfaid), Hemde.

prüg'lſtàrr, prügelſtarr, ſtockſteif, erſtarrt.

## R.

Ràhm, Obers, Sahne.

Renna, Renner, Stoß, Rippenſtoß.

roit, reu't.

ruahwi, ruhig.

ruaßi, rußig, ſchmutzig.

rund, ſchnell, flink, ohne Verzug, ſtattlich.

rupfani, rupfene, von grober Leinwand gemachte.

## S.

ſäch', ſähe, ſäch, ſah, ſechà, ſeh'n, auch: ſeg'n.

ſchean (ſchian, ſchien), ſchön.

ſchelch, ſchief.

Schmàtzerl, Küßchen, Schmatz, Kuß.

Schmelch'n, Schmiele, eine Grasart mit langem biegſamen Halme.

ſchmier'n, ſchmieren, ſchlagen, prügeln.

ſiſt (ſunſt), ſonſt.

ſöttà, ſolcher, ſöttani (— ◡ ◡), ſolche; auch: ſölchi, ſölli.

Spreitza, Spreitzer, Knicker, Hungerleider.

Stiegl, jene Stelle am Zaune, wo man überzuſteigen pflegt, Mehrz. Stieglà.

Steandlpicka, Steinchenpicker, Steinklopfer, Spottname für einen Maurer.

ſtauch' ih an, ſtoße ich an, verſtoße ich.

Streach (Straich), Streich. Zarta-Streach, Zartenſtreich.

Stuck (s), Geſchütz, Kanone, auch: eine coloſſale Figur.

## T.

Tàmpel, Tölpel, dummer Menſch.

tarriàt, tauriſch.

thoan (thain), thun; thà'ſt, thäteſt auch thait's (thut ihr) u. ſ. f.; wo thoan ſ' hin? wo wollen ſie hin?

Trempel, Rührfaß, Butterfaß.

Triel, Lefze, Mundlippe.

tſchinnern, klingeln, klimpern.

## U.

übà-ràmà, überräumen, freiwillig abtreten.

ung'mäſſ'n, ungemeſſen, maßlos.

Urlà (— ◡), Urlaub.

Urſchàlà (— ◡ ◡)-Kirta, Urſula-Kirchtag.

## V.

vàrebellt (◡ ◡ —), verrebellt, in Saus und Braus verthan.

vàreckt (◡ —), verreckt, verendet.

## W.

Waizmehl, Weizenmehl.

wacklät, wack'lig, wackelnd.

weangerl, wiengerl (wen'gerl), ein wenig, ein bischen (biſſerl), etwas.

Weibàleut'-Reid, Weiberleut'-Reid, Gheimd; d' weibeten Leut', die Weibsleute, die Weiber.

Weinrach, Weihrauch.

wigs und wags, Onomatopöie, hin und her.

wir', werde, wär', wäre; wor'n (wur'n), geworden, g'weſ'n, geweſen.

## Z.

zân, zum, zu den.

zaricht, zart.

z'nächſt, zunächſt, jüngſt.

Zualoſa (— ◡ ◡), Zuloſer, Zuhorcher, Horcher, Verräther.

Zuaſpanna (— ◡ ◡), Zuſpänner; einer, der im Joche mitzieht, alſo in Liebesſachen einer, der die Gunſt der Geliebten mit einem andern theilen muß.

zug', zöge.

zuwâ-traut (— ◡ —), hinzugetraut, herbeigewagt.

# Inhalt.

Seite.

Vorwort . . . . . . . . . . . . . . . . I

Schnadähüpfeln. (1—100). . . . . . . . . . . 1

Frobünn. (1—14). . . . . . . . . . . . . . 32

Soldatenſtand. (1 – 18). . . . . . . . . . . . 37

Weihnachtslieder. (1—3). . . . . . . . . . . 42

Wildſchützenlieder. (1 & 2). . . . . . . . . . . 53

Frühlingslied . . . . . . . . . . . . . . 56

Lied der Sennerin . . . . . . . . . . . . 57

Alpenleben . . . . . . . . . . . . . . . 59

Entzückungsruf einer Braut . . . . . . . . . . 61

Gäſſel-Sprüche. (1 — 4). . . . . . . . . . . 62

Eine ſteieriſche Wirthshaus-Scene . . . . . . . . . 65

Wörter-Erklärung.

# Almer.

## Innerösterreichiſche Volksweiſen.

Aus einer größeren Sammlung mitgetheilt

von

Johann Gabriel Seidl.

Zweites Heft.

Wien.
Verlag von Carl Gerold.
1850.

Druck von Carl Gerold & Sohn.

# Schnadáhüpfeln.

### 1. Beſorgniß.

„Wia biagt ſih dá Steg
„Und wia ſchwingt ſih dá Huat:
„Und dös is ja mein Büab'l,
„Ih kenn' -á-n als z'guat!

„Dá Bach hat ſih bläht
„Und dá Steg hat ſih dráht:
„Wár' má lád um mein'n Schaz,
„Wann -á-r abifall'n thát'!“

### 2. Nachtgang.

„Wann 's Monat ſchean ſcheint,
„Sán dö Nächtlá ſo hell;
„Da wiſpelt und ſingt dá Bua
„Her übá 's Feld.

### 3. „Raſtloſe Liebe.“

Unta 'm grean'm Tanábám
Sitzt dá Guguy:
Wann ih zán Dearndál geh',
Schrei' ih immá: Juhu!

Wann's regn't und wann's ſchneibt,
Und wann kalt dá Wind wáht. —
Und ih geh' zu mein'm Dearndál,
Wann's Spieß' regná thát'!

### 4. Selbſtbewußtſein.

„Schean g'wachſ'n bin ih,
„Ih bin draht wia-r-a Seil,
„Drum laß' ih d' Leut' plauſch'n
„Und denk' má mein Theil.“

### 5. Mißverſtandniß.

Mein Vadá hat g'ſagt,
Ih ſoll hüat'n dán Haus;
Ih hab' unrecht váſtand'n,
Geh' alli Nacht aus.

### 6. Fortſchritt.

Mein Dearnd'l is kloan,
Kann koan Thürl auſthoan:
Wann's 'mahl gröſſá wird wer'n,
Wird's ás aufmachá gern.

### 7. Kalte Liebe.

Mein Schaz hat má 's Buſſerl geb'n
Auſſi auf 's Wang:
Und dös is nur á kalti Liab',
Dauát nit lang.

Soll's á warmi Liab' ſein,
Dö á Dauá váſpricht,
So gib 's Buſſerl auf 's Mál,
Nit dánebmád auf's G'ſicht!

### 8. Uneigennützigkeit.

Ih bin nit dein Bruadá
Und ih bin nit dein Mann:
Biſt gleih á ſelch's Trotterl, —
Ih ſuach' dih gern hoam!

### 9. Verſicherung.

Du tauſendliab's Dearnderl,
Biſt tauſendmahl mein!
Wann ih dih nit bekimm',
Laß' ih 's heirat'n ſein.

### 10. Termin.

Á Dearnd'l ha-n ih g'liabt,
Und z' Pfingſt'n wird's á Jahr,
Und á Jahr liab' ih 's noh,
Nachá heirat' ih 's gar.

### 11. Drangabe.

's Dearnd'l hat má-r á Buſſerl geb'n
Und án Gi-Gi;
Und z'we ſollt's ás nit thoan?
Wird á ſo ja mein Wei(b).

### 12. Proteſt.

„Gib má koan Buſſerl nit,
„'s Buſſerl thuat mail'n:
„Es is ja koan Doctá nit,
„Der má 's kinnt' heil'n!"

### 13. Vom Küſſen.

„Á kloan's Büab'l buſſeln
„Thát' mih vádrieß'n:
„Ziech' ih's auffi zán Kopf,
„Ha-n- ih nix bán Füaß'n.“ —

„Wann's Monát ſchean ſcheint,
„Is 's ſchean liacht im Stüb'l; —
„Geh', druck' mih nit gear á ſo,
„Mir wird ſchon üb'l!“ —

„Wár' má nix grad um's Buſſel lád,
„Nur um mein' Haub'n: —
„Dá Teuxelsbua hat ſ' z'riſſ'n,
„Muaß d' Fetzen z'ſammklaub'n!“

### 14. Störung.

Zwá Liabi in oan'm Haus
Dös is unvámeſſ'n:
Kinnán 's ſüaßeln nit g'rath'n
Bán Suppeneſſ'n.

### 15. Blödigkeit.

Dá Bua, der beim Tanzen
Sein Dearndál nit halſ't,
Is grad, als wann d' Bäu'rin
Dö Nudeln nit ſchmalzt.

### 16. Wallfahrt.

„Hiaz ha-n ih mein Häuſerl
„Au'm Annáberg drob'n:
„Wann d' Buabmá dös wüßt'n,
„Sö thát'n ſih váleb'n!“

Kirfart'n bin ih gangá
Gar eini in's Tirol:
Hab' dö Kirch'n nit g'fund'n,
Abá Dearnd'ln gleihwohl.

### 17. Vergleich.

Ha-n ih á ſchean's Bleamel,
So ſchmeck' ih dágua;
Und ha-n ih á ſchean's Dearndál,
Waß ih áh, was ih thua'.

### 18. Selbſttäuſchung.

Wann's d' willſt á Buſſ'l geb'n,
Muaßt nit lang frag'n:
D' Madeln hab'n 's alli gern,
Woll'n 's nur nit ſag'n.

### 19 Vergänglichkeit.

Dearnd'l, dein' Schönheit
Nimmt áh ámahl án End',
Wia's Röſerl au'm Feld,
Wann's dá Röff ámahl brennt.

### 20. Seltſamer Erſatz.

Ha-n á ſchean's Dearnd'l g'habt,
Hab'n má 's d' Leut' nit vágunnt,
Und hiaz ha-n ih's vátauſcht
Mit-r-án'm Fleiſchhackábund.

So á Fleiſchhackábund
Is ja áh á ſchean's Thier
Und es gábát má manchá
Sein Dearnd'l dáfür.

### 21. Nachwehen.

Hab' dih vierzeh'n Tag' gern g'ſeg'n,
Hab' dih drei Wochá g'liabt,
Hab' d' Huaſt'n und d' Straukhen
Und 's Podigrá kriagt.

### 22. Verzweiflung.

Koan'n Strumpf bind' ih auffi,
Koan'n Schuach ream' ih z'ſamm,
Geh' um, wia-r-á Baun. —
Weil ih 's Dearnd'l nit ſoll hab'n.

### 23. Vergebliche Mühe.

Wann 's Liacht'l nit brinnt,
Därf ih's áh nit putz'n,
Und wann 's Dearnd'l nit will,
Kann ih's áh nit trutz'n.

### 24. Kurz und gut.

Und wann's d' mih nit magſt,
Non, ſo laß du's halt bleib'n;
Z'weg'n deiná wir' ih áh noh
An'n Kaiſá nit ſchreib'n.

### 25. Armeebefehl.

„Dá Kaiſá hat ſelbá
„'s Patent auſſágeb'n:"
„„Wer koan Dearnd'l nit kriag'n kann,
„„Der kummt um ſein Leb'n!""

### 26. Beſcheid.

Z'we haſt d' denn d' kloan'n liabá,
Wia goar dö groaſſ'n? —
„Sö ſánt weni g'ſchwindá
„Zán einilaſſ'n!“

### 27. Allzugroß.

Z'nächſt wia mih dö Dirn
Hat wöll'n einilaſſ'n,
Hätt' ih má bald 's Hirn
Án dá Schwell' eing'ſtoaſſ'n.

### 28. Vorzug der Kleinheit.

Á ſchwárá, á langá
Is leicht zán dáfangá;
Wann's d' kloan biſt und ſchleuni,
Schlupfſt übárall eini.

### 29. Wer war's?

„Is má geſtert á Vögerl
„Zán Fenſtá kemmá,
„Und ih kunnt' halt dös Vögerl
„Am G'ſang nit kenná!“

### 30. Himmelsbrief.

Schean blab is dá Himmel,
Wia's feinſti Papier:
Ih wöllt', ih kinnt' auffiſchreib'n,
Was ih oft g'ſpür'!

### 31. Ausdauer.

Wann's Wegerl áh weit is,
Wann's aſt nur á Schneid is:
Liabá Waſſá wat'n,
Als mein Dearnd'l g'rath'n!

### 32. Liebesneid.

Zwá Gamſerl thán ſcherzen,
Zwá Hunderln thán jag'n,
Zwá Dearndeln thán ſtreit'n:
Dan Büab'l woll'n ſ' hab'n.

### 33. Verſöhnung.

Was muaß má denn thoan,
Wann dö Liab' ámahl bricht? —
„Mit-r-án'm Druckerl is gleih dös Ding
Wiedá z'ſammg'richt't.“

### 34. Häusliche Feſtlichkeit.

Geſtert hab'n má Vögerln g'rupft
Und á Gans áb.
Und da hab'n má Muſi g'habt
Und án'n Tanz áb.

### 35. Geringſchätzung.

„Wann du mih nit magſt,
„Ih frag' nix dánach:
„Solchi Büab'ln kriag' ih mehr
„Als wia d' Stoanl'n im Bach.“

### 36. Spott.

Schau, ſchau nur, au'm Bod'n
Steht á Tattáman drob'n!
Von Stroh is á g'macht,
Hat dih längſt ſchon ang'lacht.

### 37. Warum nicht früher?

„Du Gigiligack,
„Häſt má 's ehvor doh g'ſagt!
„Wia-r oft hab' ih dih g'fragt,
„Ei, du Gigiligack!“ —

### 38. Grundfalſch.

Dö Bámá-r im Wald
Wollt' ih alli find'n:
Dem Dearnd'l ſein Falſchheit
Kann ih nit dágründt'n.

### 39. Tanz-Candidatinnen.

Viel Menſchá gibt's da,
Dö auf's Tanz'n páſſ'n;
Wann ſ' doh Stüblerl mitnáhmen,
Daß ſ' niedáſáſſ'n.

### 40. Wild ohne Gnaden.

„Sollſt á hübſchá Bua ſein?!
„Zahlſt 'n Dearndeln koan'n Wein; —
„Haſt 'n Namen umſiſt,
„Daß d' á hübſchá Bua biſt!“

### 41. Abſtufung.

Dö langi, dö ſchmali,
Hätt' d' Buabmá gern alli;
Dö dicki, dö ſchöni,
Hätt' áh gern á weni.

### 42. „Iſt denn Liebe ein Verbrechen?“

So lang als noch 's Waſſá
Von der Alm abárinnt,
So lang halt' ih 's cáráſir'n
Ah für koan' Sünd'.

### 43. Luſtigkeit.

Hups hi, hups he!
Recht tull geht's heunt he:
Ih bin ja ſchon g'ſprung' recht,
Dö Suhl' thuat má weh', —
Dei, dei, dilltillte!

### 44. Tanzluſt.

Tanz'n, das will ih,
Daß dá Tanzbod'n prällt!
Zahl'n laß' ih d' andern,
Ih hab' nia koan Geld.

### 45. Après moi le déluge!

Bin luſti drei Tag',
Und geht's nachá, wie's mag,
Und geht's nachá, wie's will, —
Ih tanz' nearmá ſo viel!

### 46. Tanzgefahr.

„Dá Tanzbod'n is häſen,
„Und d' Liachtá glanz'n:
„Geh' her, mein liab's Büab'l,
„Thán má ſteiriſch tanz'n!“ —

Dá Tanzbod'n is luckát,
Und 's Dearnd'l is kloan;
Wenn 's má durch abáſchlupfát',
Was hätt' ih dávon? —

### 47. Fehler.

Mein Dearnd'l wär' rár,
Wann's nur nit á ſo wär':
Wann's hámla ſein kann,
Steht ihr jedá Bua-r an.

### 48. Scharfblick.

's Vögerl im Tanábam,
's Fiſcherl im See: —
Daß du mih fopp'n willſt,
Dös waß ih eh!

### 49. Troſt.

„Dort ob'n auf der Alm
„Geht dá Wag'n in d' Achſ'n: —
„Und z'weg'n oan'm Buab'n alloan
„Bin ih áh nit g'wachſ'n!“

### 50. Selbſtgeſtändniß.

Bin á liadálich's Bant,
Hab' koan Geld und koan G'wand,
Hab' koan G'wand und koan Geld,
Hab' koan' Freud' auf dá Welt!“ —

### 51. Ungenügſamkeit

„Dan Büab'l liab'n,
„Dës rath' ih wohl koan'm:
„Wann ih 's Duzád nit kriag',
„Brauch' ih gleihſumein koan'n!“

### 52. Vorwurf.

Du kummſt má gleih für,
Wia dö Schnall'n bei dá Thür:
Geht má-r aus oder ein,
So will's angriffá ſein.

### 53. Herausforderung.

Geh' nur her, wann's d' dih trauſt!
Ih zäg' dá mein' Fauſt:
So kloan daß ih bin,
Trau' mih noh zu dir hin!

### 54. Ideal.

D' obáſteiriſchi Gred'l,
Liegt má-r allweil im Sched'l,
Bei dá Mitt' und bei'm Kopf
Und bei'm Fuaß und bei'm — Kropf!

### 55. Alte und neue Liebe.

Dö alti Liab' roſt't,
Sie roſt't wohl am beſt',
Und dö neuchi Liab' wagelt,
Is áh noh nit feſt.

### 56. Ermunterung.

„Geh' nur fein zuwa,
„Blauaugátá Bua!
„Laß dá 's halſ'n nit ſchaff'n,
„Es g'hört dá ja zua!“

### 57. Vorſpiel.

Geh' zuwá, mein Schazerl,
Und 's Händerl umá 'n Hals,
Und 's Göſcherl auf's Wángerl, —
Es gruſelt ſchon all's.

### 58. Ne quid nimis!

„Z'wo kniaſt denn vur meiná?
„Ih bin ja nit God!
„Setz' dih liabá ſtad zuwer
„Und beicht' má dein' Noth!"

### 59. Winterſtändchen.

Dearnderl, eil', eil':
Ban Fenſterl is's heil,
Is heil, wia-r á Glas,
Strauch', wia längá, mehr aus.

### 60. Vorſichtig!

„Nit ſo laut, nit ſo laut,
„Daß dá Bauá nit ſchaut,
„Daß dö Bäu'rin nit greint, —
„Is ſo 's letzti Mahl heunt!" —

### 61. Geſchmack.

Milchweiß is kaß,
Abá ſchwarzbraun is liab;
Und hiaz ſchau' ih má-r-um á Dearnd'l um,
So ſchwarz als ih's kriag'.

Dearnd'l, du fein's,
Haſt á Miaderl, á neu's,
Haſt á Leiberl, á weiß's,
Und á Herzerl, á treu's!

### 62. Ausſteuer.

„Mein Muadá hat Mittel,
„Dös glaubat's ös nie:
„Hat ſechs alti Kittel,
„Dö ſchafft ſ' nachá mir.

„Mein Vadá hat Mittel,
„Ih brauch' ſ' abá nit:
„Hat ſechs alti Hoſná,
„Was thát ih dámit?“

### 63. Selbſtvertrauen.

„Wann ih á Bua wár,
„Und hätt' ſe á krauſt's Hear, —
„A Dearnd'l wollt' ih kriag'n,
„Dös wár' má koan' G'feahr!“

### 64. Antrag.

Bei dá hübſch'n, bei dá fein'n,
Bei dá jung' da bleib' ih;
Bei dá ſchiach'n, bei dá grob'n,
Bei der alt'n laß' ih dih.

### 65. Beruhigung.

„Du därfſt dih nit grim',
„Däß ih dein Büab'l nihm';
„Ih ha ſelbá ſo oan's,
„A ſaubás, á kloan's.“

### 66. Schneller Wechſel.

Wann ih übá d' Alm geh',
Macht's án'n Röff, ſchneibt's án'n Schnee;
Wann ih wiedá hoamgeh',
Blüaht ſchon wiedá dá Klee.

### 67. Natürliche Folge.

Wia höchá dö Alm,
Wia kältá dö Sunn',
Und wia ſchöná das Dearnd'l,
Wia-r eh' kummt má drum.

### 68. Verſprechen

Das Gäms im Gebirg
Hat án'n g'ſpitzig'n Boart; —
Dearnd'l, wann's d' mih treu liab'n willſt,
So halt' ih mein Woart.

### 69. Selbſtlob.

Dort ob'n auf der Alm
Da ſchreit dá Gugu; —
Sán nit oft zwá Liab' ſo ſchean,
Wia-r ih und du!

### 70. Waldſcene.

Es is luſti im Wald,
Wann dá-r Auáhahn pfalzt,
Wann dö Nachtigall ſingt,
Dáñ 's durch Berg und Thal klingt!

### 71. Beſtändigkeit.

„Mein Herzerl ſteht feſt,
„Wia dö buxbámern Aeſt',
„Wia dö kerſchbámern Zweig', —
„Bleibt ſih állaweil gleich.

### 72. Schwere Kunſt.

Hab' án'n Weg, án'n weit'n,
Hab' koan Roß zán reit'n;
Und á ſchean's Dearnd'l lieb'n,
Braucht án'n Kopf, án'n g'ſcheidt'n!

### 73. Ueberall Unglück!

Auf der Alm hat's á Schneeberl g'ſchnieb'n
Bis auf dö Knia',
In der Eb'n' hat dá Schauá g'ſchlag'n:
Guat geht's má nia!

### 74. Bekehrung.

's Dearnd'l is luth'riſch.
Was is's denn nachá?
Katholiſch dös wer' ih's
Schon ſelbá machá.

### 75. Kinderſegen.

Hat eana-r á Kreuz,
Der viel Kindálá hat!
Oan's ſchreit: „Titi!“, oan's: „Táte!“
Oan's: „Muadá, á Broat!“ —

### 76. Reſignation.

Hübſch is ſie, fein is ſie,
G'halt' du ſ' nur, dein is ſie:
Ih mag ſie nit — ih,
Sie wár' z' ſaubá für mih!

Und mih freut ſo nix mehr,
Als mein kohlſchwarza Huat,
Daß ih'n auſſetz'n kann,
Wenn dö Sunn' ſcheiná thuat.

### 77. Zurückweiſung.

„Greif' nit á ſo her
„Auf mein ſeidös Miadá;
„Hat má's mein Bua küßt,
„Küßt má's nit án iadá!"

### 78. Berufung.

A ſchean's Dearnd'l hab'n,
Dös is ja kean Sünd':
Dös hat ja da Pfarrá
Auf da Kanzel vákünd't.

## 79. Bemerkung.

's Dearndál im Gart'n
Thuat Küahfuattá mäh'n:
Und ſie kann ſih vur lautá Liab'
Kám mehr vádráh'n.

## 80. „Der Liebe Müh' umſonſt!"

Bin doch auffi g'ſtieg'n,
Bin wiedá z'ruck g'fall'n,
Hab' d' Hearnſteig'n z'ſammtret'n,
Hab' all's müaſſá zahl'n.

Bin doch ámahl auffi g'ſtieg'n,
Hab' mein Leb'n g'wagt: —
Wia-r-ih auffi bin kemmá,
Hat ſ' noh koan Wort g'ſagt.

## 81. Drohung.

Dá Bauá hat mih g'jaukt,
Auf'm Zaun bin ih g'henkt, —
Und du ſakriſchá Bauá,
Dös bleibt dá nit g'ſchenkt!

### 82. Abſchreckung.

Dö Bäu'rin mi'm Liacht
Und dá Bauá mi'm Stab, —
Und wann's oft á ſo g'ſchäch',
So käm's Gäſſelngeb'n ab.

### 83. Erlaubter Diebſtahl.

Wurl' auſſi, wurl' auſſi,
Wo 's Göſcherl liab is:
Und á Buſſerl ſtehl'n ſchad't nit,
Wann má ſunſt kean Diab is.

### 84. Warnung.

„Büaberl, gib acht,
„Daß kean Unglück entſteht,
„Daß bei'm wallenden Waſſá
„Kean Schiff untágeht.

„Wann á Schiff untágeht,
„Müaſſ'n má's alli zwá leid'n,
„Müaſſ'n unſri zwá Herzerln
„Vonánandá ſcheid'n!“ —

### 85. Was noth thut.

Dá Kerſchbám blüaht weiß,
Und 's Liab'n braucht án'n Fleiß.
Das Liab'n wár' wohl toll,
Aber achtgeb'n häßt's wohl.

### 86. Schlimmer Gewinn.

„Es zahlt ſih nit aus
„Weg'n án' oanzigi Nacht,
„Dáß du mein Herzerl
„So trauri haſt g'macht!“

### 87. Halt!

Du braunaugát's Dearnd'l,
Gib decht ámahl Fried':
Sunſt kriag'n má-r á Kinderl,
Was thát'n má dámit?

### 88. Abſchied.

„Hiaz ſchau' ih mein Büab'l
„Zum letzt'nmahl an,
„Schlag' d' Aeugerln veruntá,
„Geh' trauri dávon!“

### 89. Troſtgrund.

Wann dá Eisvog'l ſchreit
Und der Áligugu: —
Es gibt wohl mehr liabi Leut',
Nit gleih ih oder du!

### 90. Liebesende.

Dö Liab' is ſchon aus,
Sie is g'fall'n in'n Brunn,
Sie ſchwimmt unt'n da aus,
Sie ſchaut nimmámehr um.

### 91. Gleichgiltigkeit.

„Zweg'n meiná kannſt hárb ſein,
„Zweg'n meiná kannſt woaná,
„Zweg'n meiná kannſt d' ganzi Nacht
„Draußt'n loahná!“

### 92. Trauer.

Ih ſchau' hin, ih ſchau' her,
Ih ſiach' nindád á Freud':
Hoachi Berg', tiafi Thal',
Uebárall Traurigkeit!

### 93. Meldung.

Hiaz kummt ſchon das Fruahjahr,
Á luſtigi Zeit;
Dá Bua geht zán Dearnd'l,
Koan Weg is earm z' weit.

Er klopft an ihr Fenſterl,
Thuat ſ' zuchá begehr'n:
's Dearnd'l is wohl drein,
Sie will abá nix hör'n!

### 94. Eigennutz.

„Und, du Bua, dein G'ſpött
„Thuat má-r áh noh nit weh:
„Dáß ih für dih z' ſchlecht bin,
„Dös wáß ih eh'.

„Ih han dá nit nachg'ſchickt,
„Haſt mih nia ang'wieg'n;
„Dih hat nit das erſtmahl
„Dá Hungá vertrieb'n!“ —

### 95. Verbeſſerung.

's Dearndál hat g'ſagt,
Ih ſollt' öſtá kemmá,
Und ſie laßt ihr á weitáras
Feſtá ſtemmá.

### 96. Liebeszank.

Ih und mein Dearnd'l
Sán gangá mitſamm,
Und ſán koan' Stund' gangá,
Hab'n má greint áh mitſamm.

Hab' á Wort á zwá g'red't
Und hab' ſ' g'red't in án'm Scherz,
Und dös hat gleih mein Dearnd'l
Gottsjámmerli g'ſchmerzt.

's Geblüat fangt an z' ſteig'n
Und 's Herz wird má báß
Und aſt ſag' ih halt: „Tapperl,
Váſtehſt denn koan'n G'ſpáß?“ —

### 97. Uebermuth.

Luſti und muntá ſein
Steht má wohl zua,
Und bleib'n thua-r-ih allweil
A lebfriſchá Bua.

Und 's Dearnd'l vexir'n,
Dös thuat mih halt g'freu'n,
Und dö 's nit daleid't,
Muaß á-n a-drábti ſein!

### 98. Vergeblicher Gang

Nächt'n dag'weſ'n,
Schon z'ſpat g'weſ'n,
War wohl Rath g'weſ'n
Mein Geh'n;
's Thürl zuag'weſ'n:
's Riegerl fürg'weſ'n:
Hab' á ſe müaſſ'n
Hoamgeh'n!

### 99. Seltſamer Tanz.

Dort ob'n auf der Alm
Steht á Hauf'n Scheitá;
Da tanz'n zwá Küah'
Mit án'm Uebáreitá.

### 100. Charakteriſtik.

Der oani Bua ſteht auf dá Loatá,
Der andri is zán auffiſteig'n z' fál;
Dá dritti ſteht draußt auf dá Bruck'n,
Und hat á Trum Bratwurſt im Mál. —

Auf's Loatáli ſteig' ih nit auffi,
Koan Stadtmád'l mag ih nit liab'n;
Dö Höflikeit kann i nit brauchá,
Ih möcht' noh án'n A-ſchnalzá kriag'n!

# Untreue.

## 1.

Du tauſendliab's Dearndál,
Bágiß nit auf mih:
Wann d' Muhr ámahl austrickert,
Kumm' ih um dih!

Du tauſendliab's Dearndal,
Bágiß nit auf mih:
Wann ih nit von dir red'n kann,
Wir' ih denk'n auf dih!

Heirat'n thua-r-ih nit,
's is má nit geb'n:
Wár' má lad um mein friſch Bluat
Und um 's jung' Leb'n.

### 2.

Scheau jung is mein Leb'n
Und ſcheau roth is mein Bluat.
Und ich liab' halt das Dearndál,
Was mir juſt g'ſall'n thuat.

### 3.

Drei Aepfel, drei Birn'
Und drei Haſelnußkern':
Ih wáßt a neug's Dearndál,
Es muaßt noh mein wer'n!

### 4.

's Dearndál is falſch,
Und g'hört doh á wen'g mein:
Dö Leut' hab'nt á rath'n,
Ih láßt 's doh nit ſein!

### 5.

Auf dih ha-n-ih denkt,
Und an mir haſt halt z' wen'g:
Zwá, drei muaßt du hab'n,
Daß d' kannſt recht umaſchlag'n.

6.

Wann's regn't, ſo regn't's Waſſá,
Wann's ſchneibt, ſo is's weiß,
Wann á ſchean's Dearndál bráv bleibt,
So is's wohl was neu's.

7.

Und aus is's mit mir:
Mein Haus hat koan' Thür',
Mein Thür' hat koan G'ſchloß,
Von mein'm Schaz bin ih los!

8.

Bei'm Fenſter is's Gatter,
Bei dá Thür' is á G'ſchloß; —
Hab' á ſchean's Dearndal g'habt,
Bin's ſchon áh wiedá los!

9.

Das Dearndál thuat ſchielchen,
Und wo ſchielcht's denn hi(n)?
Sie ſchielcht auf-r-án'n andán
Und nimmer auf mih!

### 10.

Der Abſchied is g'ſchrieb'n
Mit dá roath'n Dint'n; —
Und á Dearnd'l, wia du biſt,
Wir' ih áb noh find'n!

### 11.

Dort ob'n auf der Alm
Thuan dö Gámslá walz'n; —
Wann mih 's Dearndál váläßt,
Thua-r-ih d' Feig'n ſchnalz'n.

### 12.

„Hiaz muaß ih ſchon wandern,
„Muaß weg von dem Thal,
„Und wia froh wirſt du ſein,
„Wann ih weg bin ámahl!?“

Dearnd'l, wann's du willſt wandern,
Geh', thua má's nur ſag'n,
Und ih wir' dá ſchon helfá,
Dein Bünkerl furttrag'n! —

### 13.

Dös ha-n-ih mein Lebtá nit g'hört,
Daß d' Schwag'rin bei'm Sterzhäfen röhrt!

### 14.

„Mein Schaz ſchickt án'n Gruaß,
„Laßt má goar án'n Brief ſchreib'n,
„Und vom Herz'n ſchean bitt'n:
„Alloan möcht' ih bleib'n!

„Ih ſchick' earm án' Antwurt:
„Ih laß 'hn ſchean grüaß'n:
„Ih ha-n-eh' ſchon án'n Schaz
„Es ſoll 'hn nit vádrieß'n!“ —

„Mein Schazerl is g'wandert,
„Hiaz muaß ih trauern,
„Hiaz laß' ih mein Herzerl
„Mit Stoan vámauern.“ —

Das Büab'l is g'wandert,
Das Dearndál thuat wean',
Thuat alláweil 's Köpferl
An d' Mauer anloahn'.

### 15.

Ei dös, meini Menſchá,
Mein Herz hat koan Fenſtá:
Ös ſecht's má nit hin,
Wia falſch daß ih bin!

# Jägerſtand.

## 1.

Dort auf dá Höh'
Steht á Gäms, ſteht á Reh,
Steht á Jägá dábei,
Hat koan Pulvá, koan Blei.

Ohni Pulver, ohni Blei,
So é Jag'n is wohl neu;
Sa á Jag'n ohni Schuß
Is wia d' Liab' ohni Kuß.

Gleicht dá Jäger aus in's Jag'n
Muaß á Pulver und Blei mittrag'n,
Denn ſunſt is's mi'm Jag'n aus,
's wär' beſſer, er bleibt z'haus.

### 2.

Auf der Alm pfalzt á Hahn, —
Hör' nur, hör', wia-r er's kann!
Eh' kriag' ih án'n Jungfernkuß,
Eh' ih 'n Teux'l bring' zán Schuß.

Und á Jagá wird kemm',
Wird earm 's Leb'n g'wiß nehm':
Denn der Jäger is gar fein,
Was er ſiacht, dös g'hört ſein.

### 3.

Ih bin wohl á Jágá,
Ih hab' wohl á Büchſ';
Ih ſchiaß' ah wohl auſſi,
Aber achá fallt nix.

### 4.

Mein Herzerl is ſchwar,
Is á Bleikugel drein:
Mein tauſendſchean's Schazerl
Will nimmá treu ſein!

5.

Dort ob'n auf der Alm
Sitzt á Schildhahn im Neſt; —
Mein Schaz is á rab'nfalſchi
Schwoagárin g'weſt.

6.

Án'n Fuchſ ha-n-ih g'ſchoſſ'n
Im G'ſchleif au'm Kog'l,
Und á Reh und án'n Gams
Und án'n Könivog'l.

7.

Dö Birgál ſänt grean,
Und dö Gämslá ſänt ſchean,
Und dö Wegál ſänt ſchmal
Hint' im Kötſchacherthal.

8.

Is koan Bergerl ſo hoch,
Daß koan Gams drübá käm';
Is koan Dearndal ſo ſchean,
Daß 's koan Büab'l nit nähm'.

### 9.

Dorſcht ob'n auf der Alm
Springt á Gáms im Kog'l,
Und mein Schaz is ma liaber,
Als á rundá Vog'l.

### 10.

Bald ſchiaß' ih auf d' Gámſ'n,
Bald ſchiaß' ih auf d' Reh,
Und bald ſchiaß' auf d' Schweagrin; —
's thuat ihr aba nit weh'.

### 11.

Mein Büchſál is kloan,
Js weiß ausg'legt mit Boan,
Abá ſchiaßá thuat's guat,
Weil's koan'n Zapplá nit thuat.

### 12.

„Mein Schaz is á Jágá,
„Er ſchaut mit oan'm Aug',
„Und für mih wár's viel beſſá,
„Ih hätt' earm nia traut!“

### 13.

„Mein Schaz is á Jágá,
„Á bámfriſchá Bua,
„Und er jagt gern im Wáld'l,
„Und ſchiaßt bráv dözua!“

### 14.

Wann's d' án'n Jágá willſt liab'n,
Muaßt earm d' Stiefeln ſchean ſchmiar'n,
Muaßt earm 's Büchſerl nachtrag'n,
Wann's d' án'n Jágá willſt hab'n.

### 15.

Dö zell'riſchen Jágá
Hat á-n-iadá ſein' Henn':
Und wo náhmen ſ' denn ſunſt
Garnri Federn, dö ſchön'n?

### 16.

Dö Gámslá im Birg
Sánt ſpeckſoaſt und ſpritzwild,
Und hiaz hätt' ih má bald
Á z' laut's Dearndál einbild't.

„Dö Gámslá im Birg
„Hamt án'n g'fährlingá Stand,
„Und dö Jágá thaint ſo viel hoch,
„Wann ſ' mehr Dearndáln hamt!“ —

### 17.

D' Gamſ' im Birg, d' Fiſch' im See,
Dös wáß da Pfleger eh'; —
Wann ih hán Dearndál hi(n),
Dös wáß á nit.

### 18.

Was nußt má s' Gámsgebirg,
Wann's mih váſchneibt,
Und was nußt má-r á Dearndál,
Wann's nit treu bleibt.

# Weihnachtslieder.

## 1.

**Rüap'l.**

He, Bua! táſti, döſ hoaßt g'ſchlaffa!
Reck' den Kopf áf d' Höh' ámahl;
Thua-r á wienkerl umá gaffá,
Loſ' nur, was is döſ á G'ſchall!
Han mein Lebta oft g'hörſcht ſingá,
Pfeiffá, geigá wunderrár;
So kunnt's koaná z'wegen bringá,
Wann's dá beſti Spielmann wár'!

**Steph'l.**

Mein, was haſt denn für á Säuſen?
Rüap'l, gieb án'n Fried' ámahl!
Haſt ná alliweil z' kalmäuſen,
Machſt má ſchon á rechti Gall';

Laß es ſingá, laß es geigá,
Laß es immá pfeiffá-r auf;
Wann ſö g'nua ham, wer'n ſ' ſchon ſchweigá,
Ich will noh án's ſchlaffá drauf.

### Rüap'l.

Ei du fauld Bärenháutá,
Knotz' nöt goar ſo lang im Bett',
Steh' doh auf und geh'n má weitá,
Hán, Bua, ſchamſt denn du dih nöt?
Laß dih doh ſo oft nöt baßen,
Steig' ámahl vom Neſt heraus!
Was hilft doh dös langi Paſſen?
Aufſteh', treib' dö Schaflá aus!

### Steph'l.

Ih wer' hiaz dö Schaf austreibá?!
Is erſt d' halbi Nacht vábei;
Dös Ding laß' ih ſaubá bleibá:
Wär' á rechti Narráthei!
Dös wär' wohl recht unváſtándi,
Rüap'l, da wird wohl nix draus;
Wär' aſt wering allá grántl,
Wann ih nöt hätt' g'ſchlaffá-r aus.

Rüap'l.

D' halbi Nacht muaß ſeyn vágangá:
Is ja um und um all's liacht;
Thuat ja d' Sunn' zán ſchein'n anfangá.
Dáß má-r übárall hinſiacht;
Is ja allás liacht vom weiten,
Wia's is beim helliacht'n Tag!
Was muaß doh dös Ding bedeuten?
Ih láſ' forſcht, dáß ih's dáfrag'.

Steph'l.

Rüap'l, ih laß' má's nöt nehmá,
Hab'n im Himmel z'viel g'hätzt ein;
Aſt is drob'n á Foi'r áuskemá,
Drum thuat's halt ſo mächti ſchein'n.
Richti wird's á ſo ſeyn g'ſchechá,
D' Engel fliag'n ſchon ſchübelweiſ';
Schau' nur auffi, wirſt es ſechá,
Was ſö haben für á G'ſäus.

Rüap'l.

Du haſt wohl á närriſch Schwätzen,
Steph'l, was dir noh einfallt!
Wer wird wohl im Himmel hätzen?
Unſerm Herrgott is nöt kalt. —

Thán má nur rund weitá fragá,
Geh'n má nur af Betlehem,
Dorſcht'n wer'n ſ' es uns wohl ſagá,
Däß má d' Sachá recht vánehm'.

### Steph'l.

Bua, was thán ſ' dorſcht lautá machá?
Wia geht's doh hán Stall nöt zua?
Dös is wohl án arſchtlis Sachá,
Kann mih ſchier nöt wundern g'nua;
Geh'n ma hin und thán má gucken,
Schau'n má, was dös Ding muaß ſeyn:
Der Stall is ſo vollá Lucken,
Könná leichtlá gaffá 'nein.

### Rüap'l.

Steph'l, ſchau, da liegt á Kindel
In án'm Krippel auf'm Heu,
Hat nix an, als ſchlechti Windel,
Is ſchier zán däfriaſſ'n gleih.
Oh, wann ih nur hätt' á Decken,
Wicklát' ih das Häſcherl ein,
Wurd' dem Büaberl 's Schlaffá ſchmecken,
Wurd' ſchean ſtill und häusli ſeyn.

### Steph'l.

Siachſt den alt'n Vatá buckà,
Wia-r er's Kind'l g'nau betracht't!
Siachſt, wia d' Muattá ſih thuat buckà,
Wia ſie zua dem Wuzerl lacht!
Geh'n má-r inchi, thán má ſ' grüaſſö,
D' Leut'l ſán ja vollá Noth;
Wann má-r áh was ſchenká müaſſá,
Kriag'n má doh án'n Geltsenkgott!

### Rüap'l.

Seit's willkommen z' tauſendmahlen!
Wia habt's doh hier g'herberſcht ein?
Hänt's! was is enk doh eing'falln?
Mögt's im kalt'n Stall da ſeyn?
Liabá Vatá, liabi Muattá,
Ah, wia geht's enk doh ſo ſchlecht:
Ös nix z'eſſ'n, 's Viach koan Fuatta,
Ei dös Ding is mir nöt recht!

### Rüap'l.

Wann's enk halt nöt thát vádriaſſá,
Hätt' má-r enk á wienk was bracht;
Werdt's dámit váliabnehm' müaſſá,
Unſern Willen nur betracht't:

A kloan's Lamberl und á Kitzel
Und á wienk á Klezenbrot,
A poar Ei'r, án'n Buttáſtritzel. —
Nehmt's es an, und g'ſegn' enk's Gott!

## 2.

Schaut's, ſchaut's, groaßi Herrn gibt's heut in unſerm Stall,
Und áh z'gleich á Stern ſcheint drunt' mit hellem Strahl;
Es glitzt und funkelt máchti, als wann dá Stadel brunn',
Es kunnt' nöt ſo liacht ſeyn, wann áh dá Mond ſchean ſchun'.
Es ſeind, ſo viel ih g'hörſcht hab', drei ſcheani König' hier,
Geh', geh'n má ſ' g'ſchwind anſchauá, leicht g'fällen ſ' mir und dir.

Potz tauſend, potz tauſend! ſchau' inchi bei dá Thür,
Dorſcht ſtengin ſö bánandá, wia glanzt ihr Klád herfür;
Sö ſeind voll Gold und Silbá, — au weh! wár' ih ſo ſchien
Es wurd' mein'm dürren Körpá recht wunderrár anſtieh'n;
Ih hab' á z'riſſ'ne Joppen, das Tuach wird Lod'n g'nennt,
Und hab' má nächſt bán Ofen á groaßes Loch áfbrennt.

Geh' geh', mein liabá Veit'l, geh', frag' noh weitá nach,
Was dö drei groaß'n Herrn denn reden für á Sprach';
Frag' z'gleich, was ſö für Sachá mit ihnán hab'n bracht,
Ob ſö's dem kloanen Kindel zán Erbtheil hab'n vámacht;

Geh', frag', ih möcht's gern wiſſen, was in dá Trucha ſei,
Und áh, was in dem Bünckerl dáneben läg' dabei. —

„Loſ' zua, liabá Bruadá, hiaz ha-n ih's ſchon dáfragt:
„Es hat má's in dá Still' bei dá Stallthür oaná g'ſagt:
„Sö hätt'n, moan' ih, Myrrhen und Weinräch', groaßi Knoll',
„Und aft á groaßi Truchá mit Gold wár' g'ſchübert voll.
„Au weh! dö müaſſ'n reich ſeyn und Sachá hab'n g'nua,
„Sö hab'n g'wiß mehr Geld im Sack, als ich und du, mein Bua!

„Und all' ihná Sachá das opfern ſö allhier,
„Und geben's mit Freuden dem Kindel aa's hefür.
„O du, mein Bruadá Steph'l, geh', geh'n má zuchi rund,
„Wann ih nur von dá Truchá á Bröck'l kriag'n kunnt'.
„Ih wollt' aft luſti ſpringá und fröhli ſeyn zugleich,
„Wann ih, als armá Schafhirſcht, auf oanmahl wurd' ſo reich!" —

Mein Veit'l, liabá Veit'l, du wirſt davon nix kriag'n,
Du muaßt dih ſchon dein Lebta mi'm lären Sack begnüag'n;
Die Truchá g'hörſcht dem Kindel und all's, was drinná iſt:
Gedenk', es is dá Heiland und du án armá Chriſt.
Bleib' du der alti Veit'l, ich ſag' dá's grad und frei,
Bei dieſem Gold und Weinräch is für dih nix dábei.

Hiaz geh'n má mitánandá, mein liabá Nachbá Veit,
Mir ſán gern bánánandá, weil mir á-n-iadá g'ſcheidt;

Geh', thain má-r is a-bſüat'n von inſ'm liaben Kind,
Es wird ins aſt behüat'n von kloan' und groaßi Sünd';
Aſt wer'n má-r einſt in Freuden mitnandá luſti ſing',
Und nach dem Weltabſcheiden in'n Himmel auffiſpring'!

### 3.

Freut's enk, dös Hirten all',
Laufet zu dieſem Stall,
Hupſt über d' Zäune,
Rumpelt und gumpelt
Alli hinein!
Ih bring' enk guati Poſt,
Es is zu engerm Troſt:
Es iſt ein kleines
Zartes und feines,
Holdſelig's Kindelein!
Hier liegt es in dem Stroh,
Wia ſeind nöt d' Jud'n froh!
Es muaß wahrhafti,
Stark und leibhafti
Der groaß' Meſſias ſeyn!

Das Kind liegt in dá Ruah',
Dö Jungfrau ſingt earm zua:

„Hájá popájá,
„Schállámáchájá
„Schean's Kindelein!“ —
Joſeph, ein Zimmermann,
Gebor'n von David's Stamm
Nagelt und hauet,
Klopfet und bauet,
Macht earm ein Wiegelein;
Er füllt es aus mit Heu,
Macht earm á linde Streu,
Bindt's ein mit Lumpen,
Dáß's nöt kann gumpen,
Mit Händ' und Füaßelein.

So is uns denn bewährt,
Was ſchon ſo lang begehrt
Ábráhám, Iſák,
Jákob und Jorám
Und dö ganz' G'mein';
Er häßt Emanuel,
Freu' dich, o Israel;
Er ißt gern á weni
Buttá und Höni; —
Gäb' earm á biſſelein.

Gáb' earm mein' beſti Kuah
Und noh á Kalb dázua,
Wann ih earm kunnte
Auf ſeinem Munde
Geben ein Buſſelein!

### 4.

Nachbá, liaba Nachbá mein, ſteh' áſ, leg' d' Joppen an,
Strümpſ' und Schuach', dö laß'n má ſeyn, und laſ' ná gleih
g'ſchwind dan:
A Schaff voll Waſſá áh mittrag'n, und bleib' ná grad nöt hint',
Ih ha-n á Stöz'l voll Milch bei mir, aſt löſch'n má-r a, was
brinnt.

Hiaz ſchau ná grad dö Engeln an, was dös für Töppeln ſeind!
Hiaz, weil ſ' den Stall ang'ſoiert hab'n, hiaz rennán ſ' um und
ſchrei'nt;
Sö thaint ja wahrlá tanzen, ih hör' Spielleut' ja áh:
Ih nahm' ſ' — mein Eid — gleih all' beim Haar, und ſchaffet',
was dös wár'. —

Vált'l, liaba Vált'l, du thuaſt dih irren weit:
Es muaß á neuchi Zeiting ſeyn, ſö ſingán all' mit Freud':
Is dá Gott vom höchſten Thron, Gott und Menſch zugleich,
Gibt uns den Sohn wohl in dö Welt, der uns dö Sünd' vázeicht!

„Ob groaßá Gott, biſt da, ſo kloan und närriſch ih daneb'n. —
„Gott Vatá ſollt' das Ding nöt thain, — vom Himmel abá geb'n,
„Und noch dázua im kalten Stall bei dieſer Winterszeit,
„Warum denn nöt in'n Königsſaal, er muaß ja ſeyn nöt g'ſcheidt.

„A Lámb'l hätt' ih da bei mir, dös wellt' ih ſchenká dir,
„Wann's dá recht wár', ſo ſtach' ih's ab, und nähm' nix an dáfür!
„Aber oan's bitt' ih mir aus, nur nach meinem Leb'n,
„Zu áná Gnad': — in deinem Haus á Herb'ri thua má geb'n!" —

# Das Pfeiferlied.

Es war ámahl á Pfeiffä,
Der pfeiffät fruah und ſpat,
Er pfeiffät um das Haus herum,
Bis man ihn einila't.

Sie waren wohl beiſammen
Die ganzi langi Nacht,
Gleih bis den andern Morgen
Der helli Tag anbrach.

Er ziagt á Meſſer aus ſeina Taſch'n,
A Meſſ', ja ſo g'ſpitzt,
Er ſteßt ihr's in das Herz hinein,
Daß's Bluat geg'n earm hinſpritzt.

Er ziagt a Tüach'l aus ſeiná Taſch'n,
Á Tüach'l ſchneeberlweiß,
Dámit wollt' er das Blut váwaſch'n,
Schön Schazerl wurd' ſchon weiß.

Schön Schazerl dráht ſich hin geg'n earm,
Schaut 'hn ganz trauri an,
Sie denkt in ihrem Herzelein:
„Was hab' ih dir load's gethan?“ —

Dá Pfeiffá der wollt' wandern,
Wohl raſ'n in's fremde Land;
Drum kummt á zán án'm Waſſá,
Was earm ganz unbekannt.

Er ziagt án'n Ring von ſein'm Fingá,
Án'n Ring von roth'm Gold,
Denn wirft er in das Waſſer hinein,
Daß er váſink'n ſollt':

„Ringelein, ſchwimm' hin, ſchwimm' he,
„Schwimm' du nur bald zán Grund!
„Auf da Welt ſoll nearm'd mih lachá ſeg'n
„Mit mein'm roſenfarben Mund!“ —

Der das Liad'l g'ſungen hat,
Der hat es ſelbſt gemacht;
Es hat's ámahl á Pfeiffá g'ſung',
Der ſein' Herzliabſti hat umgebracht. —

Wann oani ámahl zwá Buab'n liabt,
Dös Leb'n bringt nia-r á Guat:
A-n-iadá will ſein Dearnd'l hab'n,
So koſt't's ihr oagnes Bluat.

* * *

# Das Liedlein vom Abſchied.

Dá Bua geht zán Fenſtá
Wie-r á's ſunſter hat than:
„Liab's Dearnd'l, geh' zuwá,
„Und ſchau' mih recht an.

„Ih ſag' dá was neug's,
„Is's dá recht odá nit,
„Gib má-r auſſá dein Händerl,
„Um mein'n Aſchied ih bitt'!“ —

„„Du tauſendſchean's Büaberl,
„„Was fallt dá denn ein?
„„Daß du um dein'n Aſchied kimmſt,
„„Därfſt nit ſeyn!

„„Du moanſt, ih wir' trauern,
„„Wir' ſag'n vieli Wort'?!
„„Schau', bild' dá nur dös nit ein,
„„Geh' nur gleih fort.

„„Es is allás theuá,
„„Hát allás ſein'n Kauf:
„„Geh' hin, wo du herbiſt,
„„Ih halt' dih nit auf.

„„Haſt allw'l z'wen'g Geld,
„„Magſt oan'm gar nia was zahl'n:
„„Wie wird den á ſöltá Bua
„„Oan'm Dearnd'l g'fall'n?““ —

„Du tauſendſchean's Dearnd'l,
„Thua vom Geld nit z'viel red'n:
„Deini Geldſaſſeln, moan' ih,
„Hab'n ah koani Böd'n.

„Woaßt wohl, wie's g'wed'n is
„Vor á par á drei Jahr'n
„Wie's d' biſt mit dö Hearna
„In d' Stadt einig'fahr'n.

„Und biaz g'ſtellſt dih ſo bógli,
„Und g'ſtellſt dih ſo broat:
„Dein ganzes Bámög'n is —
„A Kid'l und á Pfoad.“ —

„„Und dáß ih dá z'ſchlecht war,
„„Dös kám má ſchier für;
„„Zweg'n we biſt denn kemá
„„Zan Fenſterl zu mir?““ —

„Schau', dáß ih zán Fenſterl kumm',
„Kann mih dös g'freu'n,
„Wann ſ d' allimahl wárteln thuaſt,
„Allimahl ſchrei'n?“ —

„„Dáß ih gern wárteln thuá,
„„Dös woaß ih eh',
„„Abá wann's d' mih nit gern haſt,
„„Zweg'n we gehſt denn he?““ —

„Wie-r ih zán Fenſterl kumm',
„Klopf' a wen'g an,
„So nimmſt dá nit Zeit,
„Dáß d' dö Schüachlá legſt an.

„Schauſt auf dein Schlaffenſtá
„D'ganzi Nacht zua;
„Wann's Kätzli nur fürſpringt,
„Moanſt gleih, 's is dein Bua.“ —

„„Hiaz geh' má bald weitá,
„„Und laß mih mit Ruah':
„„Bin nearmá dein Dearnd'l,
„„Du nearmá mein Bua!““ —

„Du herziſchean's Dearnd'l,
„Auf dös ha-n ih g'wart't,
„Daß du má's dálabáſt,
„Sunſt wár's má viel z'hart!

„Hiaz weil's d' má's dálábt haſt,
„Hiaz wir' ih ſchon geh'n:
„Für dö Zeit, was d' mih g'liabt haſt,
„Bedank' ih mih ſchean!

„Hiaz geh' nur in's Betterl,
„Und ſchlaf' nur mit Ruah':
„Ih geh' dein'm kloan'n Fenſterl
„G'wiß áh nearmá zua.“ —

,,,,Du herziſchean's Büaberl,
,,,,Stolzir' nit ſo g'ſchwind:
,,,,Vázeich'n is chriſtli,
,,,,Dö Feindſchaft is Sünd'.

,,,,Was mein Mál zu dir g'red't hat,
,,,,Dös woaß ja nit' s Herz:
,,,,Es is ja mein Ernſt nit,
,,,,Es is nur mein Scherz.

,,,,Geh', ſei nit ſo z'widá,
,,,,Spiel' nit ſo án'n Herrn:
,,,,Ih gib dá-r á Buſſerl,
,,,,Du haſt ás ja gern!'''' —

,,G'halt' du deini Bußerln,
,,Und heb' dá ſ' fein auf;
,,Und trag' ſ' aft, wann Mark is,
,,Zu d' Stadt zán Vákauf.

,,Biſt áh ſo á Dearnd'l,
,,Ih woaß, wos ih woaß;
,,Moanſt, ſchmier'n muaß má's Büab'l,
,,Sunſt kennt's gleih den G'ſpoaß.

„Ja, buſſeln kannſt prächti
„Abá liab'n kannſt nöt feſt:
„Der erſti is dá liabáſti,
„Dá lezti dá beſt'!“ — —

Mein Liad'l vom Aſchied
Dös hat hiaz án End; —
Und wann's nit gern g'loſt habt's,
Non — ſo wart's auſſig'rennt!

# Sie besinnt sich.

Á wundaſchean's Kind wär' ih wohl,
Scheani ſchwarzbrauni Äugerln, wia Kohl',
Weißi Zähnderl, roathi Wängerl,
Roathi Lefzen, wia d' Engerl, —
Á wundaſchean's Kind wär' ih wohl.

Wann ih nur á kloan's wengerl wär' reich, —
Á Bauernbua wär' má nit gleich;
So oan'n thät' ih nit nehmá,
Groaßi Herrn wollt' ih bekemá,
Wann ih nur á kloan's wengerl wär' reich.

Wer' gleih müaſſ'n mein'n Hänſ'l nehm',
Wann ih nit än'n andern bekem'!
Wia-r oft is's ſchon g'ſchechá,
Däß ſ' ſcheani Dearnd'ln übáſechá — —
Mein Hänſ'l, dein Händerl! Paſch' her!

# Scheide-Scene.

Saßen ein poar Turteltäublein
Auf dem greanen Tanniaſt, —
Und zwá Liabi müaſſen ſcheiden,
Es thuat trauern Láb und Gras.

„Liabſtá Schaz, wia biſt ſo trauri,
„Und mein Herz is froh, als wia —!
„Haſt Du g'moant, wollt' Dich váláſſen?
„Abá nán, dös that' ich nia!

„Eh' als ih Dich kunnt' váláſſen,
„Sollt' dá Himmel fallen ein,
„Alli Stearndáln ſollt'n ausgeh'n,
„Sunn' und Mond ſollt' dunkel ſchein'n!“ —

„Liabſtá, ſcheanſtá Tauſendsengel,
„Geh' ná doh da her zá mir;
„Ih muaß Dir den Abſchied geben,
„Scheiden muaß ih ſchon von Dir!

„Siſt thät' mih nix mehr erfreuen,
„Als das Büſchlein auf dem Huat;
„Aus mein'n Äuglein da fliaßt Waſſá,
„Weil ih von dir ſcheiden muaß!““ —

## Gáſſelſpruch.

Ih wickel' ein dein' Treu' und ſpen' ſ' z'ſamm in á Papier!—
Wann's Roß tragt á Lóg'l Bier,
Wann dö Kuah auf'n Nußbám ſteigt,
Wann ſih's Brát'l ſelbá treibt,
Und wann alli Wáſſá auf'n Berg thain rinn',
Und Schnee und Eis Anwerth ſind't;
Nachá wer' ih erſt zá dein'm Fenſtá zuchi frag'n,
Und wir' dá-r á guat's Náchterl ſag'n.

# Eine Bergpartie in Oberſteier.

Welcher Wiener blickte nicht gerne von den ſüdlichen Wällen der Reſidenz hinaus auf den Schneeberg, wenn er an heiteren Frühlingstagen bei heller Morgenbeleuchtung mit deutlich erkennbaren Umriſſen über den Anninger und deſſen Vor- und Rebenberge herüber ſchimmert? — In wie manchem Städterherzen, wohl gar in wie manchem jungfräulichen Buſen reifte wohl bei dieſem Anblicke ſchon der Entſchluß, das große Wagſtück einer Beſteigung dieſes Rieſen unter unſern Nachbarhöhen zu unternehmen, um einmal auf dem rechten Standpuncte mit dem Dichter ausrufen zu können:

„Auf den Bergen iſt Freiheit: in's Reich der Lüfte
Steigt nicht der Hauch der irdiſchen Grüfte!“

Und wahrlich, bei dem vielfachen Comfort, den die Erleichterung unſerer Reiſemittel darbietet, dürfte die Ausführung dieſes Entſchluſſes ſelbſt zarten Damenfüßchen nicht allzuſchwierig werden.

Im Fluge ſind ſie am Fuße des Coloſſes, der ſie von ferne ſo oft ſchon angelockt; und wenn das Wetter dem Unternehmen günſtig iſt und die Anſtalten gehörig getroffen werden, ſo iſt die Aufgabe, wenn auch nicht eben ſpielend, doch mindeſtens ohne Gefahr zu löſen. Welch ſtolzes Bewußtſein mag dann, nach vollbrachtem Wagſtücke, die Bruſt einer ſolchen Bergſteigerin erfüllen, ſo oft ſie den mächtigen Gränzwächter der noriſchen Alpenwelt von weitem erblickt, wenn ſie ſich ſagen kann: „Anch' io son pittore!“

Möge ſie aber nicht allzuſtolz ſeyn, die kühne Alpenbeſteigerin; möge ſie nicht glauben, das Räthſel der Gebirge vollkommen gelöſ't und mit dieſem erſten Schritte den Paß für die ganze Rieſenſippſchaft erkauft zu haben. Nur wenig Meilen hinter dem galanten Schneeberge ſtehen andere ſeines Stammes, die gegen Damen nicht ſo willfährig ſind, und die ſelbſt gewiegteren Männern Trotz bieten. Wie Meereswellen, die mitten im Sturme ſtockten, thürmen ſie ſich übereinander, immer höher, immer drohender, immer unnahbarer, bis hinan zu jenen eiſigen Himmelswächtern, auf deren Schultern zu ſteigen nur wenig Glücklichen gegönnet war. In der That, man bekommt Reſpect vor dieſen Großmeiſtern der Bergwelt, wenn man ſo in ſeiner großſtädteriſchen Winzigkeit, mit allem Schutz- und Trutzwerkzeug ausgerüſtet zur verwegenſten Alpenwanderung, hinaustritt aus dem Waldrevier und zur wolkenſtürmenden Pyramide, die man erklettern will, mit rücklings gebogenem Nacken emporblickt und ſich die Reiſekappe halten muß, damit ſie nicht hinten hinabgleite, und bedenklich ſchon die ſchroffe Klaſterhöhe des erſten Aufſtieges mißt, die an beſchwerlicher Steilheit alles überbietet, was man bisher am Leopoldsberg, am Hermannskogel oder wohl ſelbſt am Schneeberge, dieſem Alpen-Ideale des Reſidenzlers, erfahren und überwunden hat. Da heißt's wohl, alle Mannheit zuſammenraffen, um in ſeinem Entſchluſſe nicht zu wanken und den neckenden Spott nicht zu verdienen, den unſere Führer, ein par kecke, verwogene Gemſenjäger, wenn ſie bemerken, wie uns „dö Bipp'n z'rinnt und 's G'ſicht aus'm Leim geht", im Gedanken vielleicht ſchon zu folgenden „Schnadáhüpfeln" ausgekocht haben:

„Was wellt's denn, dös Stadtleut',
Dös trauringá Zwerg'?
I' Wean habt's ja nur Hüberln,
Bán uns, da geit's Berg'!

Und ſelb'n wellt's ös auffi?
Dös Ding is kean G'ſpaß:
Dös braucht á Stuck Arbát,
Macht unſároan'm häß.

Dös hätt's ja nur Häxeln,
Käm ſtáimi zán ſteh'n:
Bán uns da häßt's krakſeln,
Bán uns is's á Geh'n!

Drob'n laßt ſih nöt umkehr'n
Nach Luſt und nach G'fall'n:
Seid's hoch auffi g'ſtieg'n,
Müaſſt's áh hoch abá fall'n!

Wenn nun in den Mienen der Burſche, die's verſtehen, ſolche Warnungen daguerreotypirt ſind, ſo mag man ſich wohl veranlaßt fühlen, noch einmal recht ernſtlich mit ſich ſelbſt zu Rathe zu gehen, ehe man die gefährliche Schwindelbahn beſchreitet. Falſche Scham wäre da übel angebracht. Man könnte leicht in die unangenehme Lage kommen, ſich irgendwo eine derartige traditionelle Berühmtheit zu erwerben, wie dies mit einem bekannten Schriftſteller, dem Verfaſſer eines allgemein geſchätzten Reiſehandbuches, in Unterſteier der Fall war. Gegen den Urſprung der San zu verengt ſich nämlich das Thal immer mehr und mehr und ſchrumpft über Leutſch hinaus bis zum völligen Engpaſſe zuſammen, der auf einer Stelle ſogar dem Fußſteige nur einen ſchmalen Felſenſpalt zum Durchbruche gönnt, welches Oehr daher auch die Nadel (jigla) heißt. Unfern dieſer Klauſe, die den Eingang in das Sulzbacherthal, die ſogenannte unterſteieriſche Schweiz, hütet, findet der Aufſteig auf die Raducha ſtatt, einen 6.489 Wr. Fuß hohen Berg, der, gegen den Ort Sulzbach zu, ſchroff abfällt. Unſer Geograph war von Leutſch aus mit einem tüchtigen Gemſenjäger und einem Führer aufgebrochen, in der Abſicht den Berg von der Rückſeite, wo es an ſechs Stunden mäßig ſteil hinangeht, zu beſteigen und, nach erquicklicher Raſt und Umſchau auf der Höhe, jenſeits auf dem kürzeſten Weg in's Thal hinabzuklettern. Der gute Mann ſtellte ſich ſo entſchloſſen und bergkundig, daß ſeine Führer, die den Weg wohl oft ſchon unter die Beine genommen hatten, in ſeine Erfahrung und Gewandtheit nicht den geringſten Zweifel ſetzten. Bergan ging es ohne beſondere Anſtände; das karge Mahl am Gipfel ward mit großem Wohlbehagen eingenommen. Jetzt aber hieß es: hinunter. Schauerlich gähnt dort der Abgrund empor; nur einzelne Wände, die man mit ſchwindelfreiem Blick erſt ſuchen muß, bezeichnen die Puncte, auf denen allein es möglich iſt, feſten Fuß zu faſſen. Oft muß man über eine klafterhohe Wand an den lang ausgeſtreckten Armen ſich hinablaſſen, oder dem Führer, der vorausklettert und an dem feſteingeſetzten Alpenſtocke ſeinen einzigen Halt findet, in wohlberechnetem Sprunge ſich an den Hals werfen, oft über lockeres Gerölle thurmhoch abfahren, oft ganze Strecken weit auf einem kaum fußbreiten Felſenſaume unter überhangendem Geſteine knapp an bodenloſen Klüften hinſchleichen, um wieder eine gehbare Stelle zu gewinnen.

„Ja, da ſteig'n oan'm wohl d' Grausbirn' auf,
Wann má dös ſiacht,
Und wann oan'm dá Schwindel
'Zan Mag'n auffi kriacht."

Das hatte unſer Geograph wohl nicht bedacht, als er ſich ſo leicht entſchloß, die ſechstauſend Fuß, die in ſeinem Notatenbüchlein verzeichnet ſtanden, in zwei kurzen Stunden zu überwinden. Im Anfange folgte er ſeinen Führern, die ſolcher Steige gewöhnt, rüſtig voranklommen, mechaniſch nach; allein mit einem Mahle war ſein proſaiſcher Verſtand dem plötzlichen Ungeſtüme der rieſig erwachten Phantaſie ſchmachvoll erlegen. Haarſträubend ſtand die Gefahr vor ihm; ſeine Mannheit ſchrumpfte vor der Unmöglichkeit der Aufgabe, die vor ihm lag, zur winſelnden Furcht zuſammen. Seine Kniee ſchlotterten, ſeine Zähne ſchlugen fieberhaft an einander, die Haare ſtanden ihm zu berge, dicke Schweißtropfen perlten über ſeine leichenblaſſen Wangen; wie angemauert kauerte er in einer Höhlung der Bergwand, unfähig, ſich vor oder rückwärts zu bewegen, kaum im Stande, die Erklärung hervorzuſtottern, daß er nicht weiter könne, daß es aus ſei mit ihm, daß er hier ſterben müſſe. Zum Glücke waren die beiden Führer eben ſo ſtark und gewandt, als ſchwindelfrei und entſchloſſen, zudem hatten ſie's vielleicht ſchon mehrmahl mit ſolchen Alpenwanderern zu thun gehabt. Sie nahmen daher die Sache zunächſt vom materiellen Standpuncte, ſetzten einen Rettungspreis feſt, der ſo billig klang, daß der gefährdete aus freiem Antriebe ihn zu verdoppeln verſprach, und behandelten ihren Paſſagier beiläufig ſo, wie der Gemsjäger einen geſchoſſenen Bock, der am Ende auch nicht ſchwerer iſt, als ein dürrer Fachgelehrter. Mittels ihrer Alpenſtöcke und einiger Ellen Stricke, die ſie bei ſich führten, brachten ſie, nach ſtundenlanger, mühevoller Arbeit, den halbentſeelten, zuſammengeknäulten und vor Angſt und Schwindel unterwegs an Gewicht um ein erkleckliches verringerten Bergfahrer, wohl etwas zerſchunden und abgeriſſen, aber doch lebend und mit unzerſchellten Gliedern in den Pfarrhof, wo es, nachdem er ſich erholt, ſein erſtes Geſchäft war, ſeine Retter reichlich zu belohnen und dem Hochwürdigen einen blanken Thaler zu präſentiren, damit er zum Danke für die glückliche Rettung eine heilige Meſſe leſe.

„Ja, da drob'n auf dö Berg',
Wo dá Speick abi hängt,
Da lernt má ſchon guat thain
Und bet'n á wen'g!"

Solches geſchah auf der Raducha, die doch nur an 7.000 Fuß zählt; wie wär' es unſerem Geographen erſt auf dem 9.313 Wr. Fuß über die Meeresfläche erhabenen Dachſtein ergangen, der mit ſeinem Zwillingsgipfel, dem etwas niederern, ſchon zu Öſterreich gehörigen Thorſtein, die dreifache Gränze von Steiermark, Salzburg und Öſterreich bildet? — Den Thorſtein erſtieg zuerſt, auf Anregung des Erzherzogs Johann, ein Jäger aus dem Markte Schladming, namens Jacob Buchenſteiner (im Auguſt 1819). Der erſte Erſteiger des Dachſteins war Profeſſor Karl Thurwieſer aus Salzburg (am 18. Juli 1834), dem mehrere nachfolgten, wenn ſie auch eben nicht bis zum Gipfel kamen, unter dieſen namentlich (im Sommer des Jahres 1834) mein werther Freund, Alexander

Pudiwiter (der, als k. k. Eiſenbahn-Ingenieur, am 31. Auguſt 1849, vor'm Tunnel bei Kerſchbach in Steiermark, durch die Exploſion der Locomotive einen ſchnellen, aber ſchauderhaften Tod fand) und früher ſchon ein gewiſſer Paul Adler, Wirthſchaftsbeſitzer zu Mühlreit im Hinterberg, mit dem ich vor längerer Zeit im brieflichen Verkehre ſtand. Obwohl ein ſchlichter, einfacher Landmann, urtheilte derſelbe über die Verhältniſſe ſeiner Umgebung doch ſo richtig, daß ich oft bei Durchleſung ſeiner Briefe ihm herzlich gerne die Hand geſchüttelt hätte.

Als einer der nächſten Nachbarn des mächtigen Dachſteins hatte er Anlaß genug, dem gewaltigen Coloſſe näher an den Leib zu gehen, und zuletzt verſuchte er es auch. Am 16. September 1823 um 8 Uhr Morgens nämlich brach er, in Geſellſchaft ſeines Sohnes, ſeines Freundes Walkner und eines Zimmermeiſters in dieſer Abſicht auf. Ich laſſe ihn hier ſelbſt ſprechen um nichts von den Äußerungen des Eindruckes zu verwiſchen, den dieſe Bergpartie auf den ſchlichten Mann und ſeine Begleiter gemacht hat; zudem iſt ja die Erzählung aus ſeinem eigenen Mund auch ein Stück Volkspoeſie, wie ſie zu einer Sammlung von Volksliedern als Anhang recht wohl paſſen mag.

„Lebensmittel mitzunehmen,“ ſchrieb er mir,“ war nicht nöthig, weil der Weg fortwährend durch Alpen ging; etwas Brot, Branntwein und andere Kleinigkeiten waren unſer ganzes Gepäcke. Von Mühlreit bis zur erſten Alpe, dem Eibl, geht der Weg 1½ Stunde durch die ſchönſte Tannen-, Fichten- und

Buchenwaldung bergauf. Im Gibl verlieren ſich die Tannen, und hier und dort läßt ſich ſchon ein Zirbelnußbaum ſehen. Von hier bis zur Prechtlesbodenalpe führt der Pfad durch finſtere Fichtenwaldung eine Stunde lang. Im Prechtlesboden hört der Weg auf, und man muß ihn, nur unter rauhen Fichten, zwiſchen tiefen Löchern, Kalkfelſen und Schluchten, nach wenigen Spuren, 1½ Stunde über Stock und Stein, bis zur erſten Ennsthaleralpe Neuberg mühſam ſuchen. Von dort geht es eine Stunde bis zum Zaufenſtall und dann wieder eine Stunde bis Planken. Bis hierher ſieht man nur verkrüppelte Fichten-, Lärchen- und Zermbäumchen, die Äſte nur nach einer Seite gekehrt und ganz bemooſ't. Weg war keiner mehr; wir mußten uns nur durch Felſen und Geſtripp durchwinden."

„Von Planken bis Maiſenberg geht ein zwei Stunden langer Weg durch ein ziemlich pflanzenreiches Thal; aber in Maiſenberg, der erſten Ramsaueralpe, verliert ſich aller Baumwuchs. Dieſen Tag über wurden wir in allen Alpen gut aufgenommen und mit Brot, Butter, Milch und Käſe zum Überfluſſe bewirthet. Übernachtet wurde in Maiſenberg. Das Lager war wohl nicht das beſte; wenn man aber müde iſt, ſchläft man doch gut."

„Am 17. nach eingenommenem Frühſtücke ſchritten wir, von zwei Schwaigerinnen begleitet, in einer Stunde nach Langkar, und von dort abermahl in einer Stunde nach Modereck, wo die beiden „Dearnd'ln", die uns das Geleit gegeben hatten, einer anderen „Schwoagárin“ uns übergaben, die mit ihrer „Küahdirn“ dort auf der einſamen Alpe „ſchwaigt.“

---

— — Ich unterbreche hier den Erzähler, um meinen Leſern einen Begriff vom dem zu geben, was es heißt: „ſchwaig'n“ oder „Schwoagárin“ ſein auf einer ſo einſamen Alpe, wie Modereck. — F. C. Weidmann, G. Göth, M. Schottky und andere Freunde der noriſchen Alpenwelt haben das Leben und Treiben der Aelplerinnen ſo treu geſchildert, daß man lügen müßte, um ſich anderer Farben bedienen zu können. Wie jene es geſchildert haben, ſo fand ich es; wie ich es gefunden, will ich mit wenigen Strichen hier es wieder zeichnen. — Die „Schwoagárin“ (Schwaigerin), von der „Schwaig (Viehweide)“ ſo genannt, iſt die Königin eines kleinen Schäferſtaates, den ſie, bisweilen mit Hilfe eines Hüters, eines Geißers und eines Buben, bisweilen auch ganz allein oder nur, wie die zu Modereck, von einer Dirn' unterſtützt, regieret. Ihre Wohnung iſt gewöhnlich eine niedere Holzhütte, aus einer Stube, die zugleich Schlafgemach und Küche iſt, und einem etwas tiefer liegenden Milchkeller beſtehend. In der Nähe der Schwaighütte befindet ſich ein gedeckter Stall (Pfahrer) für das Vieh zum Unterſtande, falls ſchlechtes Wetter einträte, ein eingehägter Wieſenfleck zum Abmähen des Grünfutters und bisweilen ein langer niedriger Pferch, wo die Kühe, wenn ſie von der Weide kommen, gemolken werden.

Die Arbeit der Schwaigerin iſt wahrlich kein Kinderſpiel. Ihr Geſchäft iſt es, das Vieh in Acht zu nehmen, das gewöhnlich in der Mitte und bis Ende des Mai's aufgetrieben wird. Solch ein Auftrieb, ſo wie der Abtrieb, wird mit mancherlei ländlichen Feſtlichkeiten gefeiert. Faſt rührend tönt das wehmüthige Gebrüll der Heimkuh, die, rückgelaſſen, ihren anfänglichen Ungeſtüm und den ſtürmiſchen Drang in's Freie, wenn der Ruf ihrer Genoſſinnen immer ferner und höher herabſchallt, allgemach in dumpfes Stöhnen vertobt. Bekränzt kehren mit Ende des Septembers oder wohl auch früher ſchon, die Glockenkuh an der Spitze, die ſchönſten Thiere in's Thal heim, wenn während der ganzen Schwaigzeit der Schwaigerin kein Stück verloren ging, was im wilden Hochgebirge leicht möglich iſt. Oft hallt ſchaurig von den nebelumhüllten Felswänden das jammervolle Heulen des Viehes zurück, welches, in wochenlangen Regengüſſen, wenn oft eine einzige Nacht den laueſten Sommer in tiefen Winter umgewandelt hat, allem Ungemache des Sturmes und des Nachtfroſtes preisgegeben, ohne friſches, ohne gedörrtes Futter, abgezehrt im Schnee watet und in Schneeluft und Nebel um den täglichen Fraß hinausbrüllt. — Die Milch der Kühe wird zu Butter (Schmalz) und Schotten (Zieger, Topfen), mitunter auch zu Käſe verwendet. Von der Brente, dem Holzgefäße, worin Butter und Käſe aufbewahret wird, heißt die Schwaigerin auch Brentlerin (wie vom althochdeutſchen sentjan, ſenden, ſchicken, auch Sendin oder Sennerin, die Entſendete, Fortgeſchickte). Höchſt mühſam iſt das Abmähen des Grünfutters, das hier G'leck (Geleck) heißt, auf jenen ſteilen Grasflecken (Planen), wohin das Vieh nicht klettern kann. Um eine Hand voll Gras muß die arme Dirne oft die höchſten Felſenſpitzen erklimmen und auf den ſteilſten Abhängen, über ſchwindelnden Klüften ſchwebend, mit ſchwerem Bündel auf dem Rücken, auf- und abſteigen, um für die Früh- und Abendmelke das nöthige Futter zu gewinnen. Für ſolche Anſtrengung iſt die ſauere Schottſuppe und das fette Schmalzkoch wohl nur eine ſchmale Koſt. Der beliebte Sterz, in Unterſteier die allgemeine Speiſe, iſt hier (mit der „Schwammſupp'n drauf") nur ein ſeltenes Gericht, und jene, welche den Cretinismus den ungeheueren Knödel- und Nudelladungen mit Ueberſchwang von Butter und Schmalz zuſchreiben, bedenken weder, daß der Aelpler, der ſie genießt, ihre Wirkung durch erſchöpfendes Tagewerk hinlänglich paralyſirt, noch daß die ärmere Claſſe, die die meiſten Cretins zählt, ſo leckere Koſt gar ſelten zu erſchwingen vermag. Zum Trunke dient der Schwaigerin das klare Quellwaſſer, wo ſolches unfern der Hütte ſprudelt, oft auch nur in tiefen wohlbedeckten Becken aufbewahrter Schnee; den Alpenhirten, wie den Alpenjäger ſtärkt manchmahl ein bitterer Schluck Enzian-Branntweines, der dem verwöhnten Städter die champagnerlüſternen Lippen gar unſanft verzöge. Oft ſteht die Schwaighütte einſam und allein auf luſtiger Höhe; oft reihen mehrere in maleriſchen Gruppen ſich an einander. Oft liegt weithin um dieſelben ein üppiger Wieſenteppich weich wie Sammt und grün wie der ſchönſte Chryſopras, aufgerollt, oft aber ſumpft auch mooriger, von tauſend Quelläderchen durchbeizter Grund um ſie her, über den man kaum auf ſchlüpferigen Knüppelbrücken und halbverwitterten Steinplatten, ohne einzuſinken, hinwegſchreiten kann.

In ſolcher Umgebung lebt die Schwaigerin wohlgemuth und zufrieden. Die regelmäßige Arbeit läßt in ihr das Gefühl der Einſamkeit und Langweile nicht aufkommen; die ſtete Beſchränktheit auf ſich ſelbſt, die faſt tägliche Gefahr, in der ſie ſchwebt, verleiht ihrem Gemüthe männliche Stärke und lenkt ihr Herz um ſo inniger zu jenem großen Schützer hin, vor deſſen einfachem Kreuzbild auf der Alm ſie allein oder mit ihren Nachbarinnen allabendlich nach vollendetem Tagewerke ihr kindliches Gebet verrichtet. Und ſo wohnt denn auch in ihrer friedlichen Bruſt Lied und Liebe, Geſang und Sehnſucht. Sie thut nichts ohne zu ſingen und fordert oft durch einen cadenzartigen Ruf eine ihrer Alpengenoſſinnen zu einem förmlichen Liederwettſtreit auf. Dieſe ſäumt dann nicht, die Herausforderung anzunehmen. Eine recitativartige Cantilene, bald einen Willkommsgruß oder eine Einladung, bald einen Vorwurf oder eine Schilderung des Alpenlebens, manchmahl auch ein Mährchen enthaltend, knüpft die Kette des Geſanges an, deren Glieder eine, mit der anderen abwechſelnd, aufnimmt und oft ſtundenlang fortſpinnt. Beſonders ausgiebig ſind die Stimmen der älteren Sendinnen. So haben auch bei dem Lieder-Wettkampfe, den der kaiſerliche Alpenfreund, Erzherzog Johann, bei Gelegenheit des zweiten Decennalfeſtes der ſteiermärkiſchen Landwirthſchaftsgeſellſchaft (am 5. September 1840), zur Weckung und Belebung des echten Volksgeſanges, im Coloſſeum zu Gratz veranſtalten ließ, die Schwaigerinnen von Auſſee durch die Kraft und Ausgiebigkeit ihrer Stimmen den Preis unter den Alpenſängerinnen davongetragen. — Verſchieden von dieſen Wechſelgeſängen, die noch einen heimiſchen Theokrit erwarten, iſt das eigentliche Jodeln (Joblen, Dudeln), dieſe Lieder ohne Worte, die, weit entfernt von der ſonderbar pretiöſen Mode der Jetztzeit, die Worte des Dichters, als leicht entbehrliches Beiwerk, zu beſeitigen, begeiſterten Ergießungen gleichen, deren überquellender Ungeſtüm zu raſch fortbrauſ't, um die Geſtaltung in Wort und Vers abwarten zu können. Allein gewiß wird es jedem poetiſchen Gemüth ein leichtes ſein, die Empfindung, der ſie entflammen, zu errathen, und den lieblich wehmüthigen, oft in ſchütterndem Zwei- und Dreiklange harmoniſch ſchallenden Weiſen den rechten Text improviſirend zu unterlegen. Bisweilen fällt ein Burſche, der ſich in der Nähe befindet, mit einem gewaltigen Jauchzer ein, durchſtürmt in raſcher Cadenz mit unfehlbarer Sicherheit zwei Octaven und ſchmiegt ſich dann in ſchmelzenden Terzgängen der Hauptſtimme an, daß es Conzerte gibt, die ſelbſt in den ſchwachen Copieen, die man anderwärts davon zu hören bekommt, noch reizend genug ſind, um den ohrenbeherrſchenden Meiſtern auf ini und etti zum Muſter ihrer einſchmeichelnden Tiroliennes zu dienen.

Wie fröhlich ſchallt aber erſt das Lied der Schwaigerin, wenn ſie vom weiten den Jauchzer des Burſchen erkennt, der den ſteilen Weg auf die Alm nicht ſcheut, um wenigſtens einige Stunden mit ihr in liebender Vertraulichkeit zuzubringen! Schon am Morgen des Samstag's, der gewöhnlich zu dieſem Beſuche beſtimmt iſt, pocht ihr das Herz vor bänglicher Ungeduld:

„Heunt kimmt dö Samstagnacht,
Wo má mein Herzerl lacht:
Heunt geht's noch luſti zua,
Heunt kimmt mein Bua!“

Da blickt ſie hinab zu dem wohlbekannten Steige, wo ſie ihn jedesmahl in weiter Ferne ſchon den Hut ſchwingen ſieht:

„Da kimmt ſchon mein Schazerl,
Er ſchwingt ſchon ſein'n Huat:
Er is má halt richti
Vom Herz'n ſchon guat!

Vom Thal zu mir auffá
Is's ſteani und weit,
Und doch hat 'hn dá Weg
Noh koan eanzigsmahl g'reut!“ —

Mit einem gellenden Dudler begrüßt ſie ihn von der Höhe; er hört ihn wohl, er erwiedert ihn, aber ſehen kann er ſeine Geliebte noch nicht. Rüſtig aufwärts klimmend denkt er ſich in Tönen:

„Zwe gibt's denn án'n Berg,
Und zwe gibt's denn án'n Grab'n,
Und zwe muaß denn dá Bua
Sih um's Dearnd'l ſo plag'n?

Je gröſſa dö Müah',
Um ſo beſſa thuat's ſchmecká,
Und je ſüaſſá dö Erdbeer',
Um ſo tiafá thain ſ' ſtecká.

Auf'm Modereck drob'n,
Muaß má d'Schwoagárinn lob'n:
Sie is ſauber und treu,
Und juſt g'macht zán án'm Wei(b).

Wann ih nur vom Weg
Á Trumm a-ſchneiden kunnt',
Und d' Nacht damit anſtückeln
Um-r á poar Stund'!——

Endlich erreicht er die Höhe, endlich drückt der rüſtige runde Holzknecht, oder der lebfriſche Wildpretſchütz ſein kirniges, rahnes Dirndel an's Herz, und tändelt und ſcherzt mit ihr, und plaudert vernünftiges und tolles, und vergißt im ſüßen Liebesrauſche auf Zeit und Stunden, bis der Abſchiedsmorgen, vom Gruße des Geflügels bewillkommnet, ſchon mahnend in die Hütte dämmert. Und traurig, wie Romeo rief:

„Die Lerche war's, die Tagverkünderin,
Und nicht die Nachtigall; ſieh dort den Streif,
Der neidiſch ſäumt die frühe Wolk' im Oſten!
Die Nacht hat ihre Kerzen ausgebrannt
Der muntre Tag erklimmt die dunſt'gen Höh'n ꝛc. ꝛc. ꝛc.

ſpricht er, die Erinnerungen der durchwachten Nacht von ſeiner Stirne ſtreifend:

„Ih halt's nöt für mögli,
Ih kann's goar nöt glaub'n
Es kräh'n ſchon dö Hahnlá,
Es gurr'n ſchon dö Taub'n.

Es rühr'n ſih ſchon d'Gaißen,
Es brüll'n ſchon dö Küah':
Und ih bleibát' gern
Fuiz'gmahl ſo lang noh bei dir!"—

Herzinnig iſt die Trennung, die Sendin will ihn nicht fortlaſſen:

„Das Äugerl voll Waſſá,
Es tröpfelt auf's Wang:
Soll dih ſchon wiedá laſſá,
Hab' dih eh' noh nöt lang!"

Noch einmahl umhalſ't er ſie, verſpricht ihr baldige Wiederkehr und betheuert ihr ſcheidend ſeine Liebe:

„Ja, Dearndál, g'hörſt mein,
's kann gear anderſcht nöt ſein,
D' Liab' hat ſich väwickelt
In's Herzerl hinein.

Dö Aeugerl voll Waſſä,
Und 's Händerl vor's G'ſicht;
Und ih kann gear nöt ſagen,
Wia liab als d' mä biſt!"

Jetzt eilt er fort, lange noch von ihren Augen verfolgt, oft noch zurückblickend. Auf den Alpen wird's ſchon lebendig; ſchwer gelingt es ihm, verborgen durchzuſchlüpfen, und, kaum angekommen im Thal, erzählt er ſchon einem ſeiner Cameraden, der von einem ähnlichen Gang heimſchlendert, ſeine Verlegenheit auf dem Rückwege:

„Auf d' Alm bin ih gangä
Ä'n Weg, ä'n weit'n,
Wia-r ih auffi bin kemmä
Thän ſ' vieri läut'n.

Wia-r ih abä bin gangä,
Hab'n d' Menſchä ſchon g'mäht,
Und da ha-n ih nöt g'wißt,
Wia-r ih durchkemmä thät'.

Da nihm' ih mein'n Rock
Hüll' má'hn her übá's G'ſicht,
Und da hab' ih má denkt:
Von hint' kennán ſ' dih nit!“—

So beiläufig geht es im Schäferſtaate der Schwaigerinnen zu, und von zwei wohlgemuthen Lenkerinnen eines ſolchen Schäferſtaates auf dem Mordereck begleitet, wanderte unſer Dachſteinfahrer, den ich, nach dieſer kleinen Epiſode, nun wieder ſelbſt ſprechen laſſe, mit ſeinen Reiſegefährten dem eine Stunde weit entfernten Freithof zu. — „Mordereck, ſchreibt er, iſt die letzte Alpe; beim Freithof hat alle Vegetation ein Ende; ja von Maiſenberg bis hierher hab' ich keine Pflanze gefunden, die auch nur ein kreuzergroßes Blatt gehabt hätte, ungeachtet ich genau Acht gab; ſogar das Krummholz wird nicht höher, als einen halben Schuh, — und dennoch ſieht das Vieh, das umher weidet, nicht mager aus. Der ſogenannte Freithof hat ſeinen Namen nicht umſonſt, denn es iſt ein ganz runder Platz, etwa 20—30 Fuß im Durchmeſſer, mit einem 4 Fuß hohen Wall umgeben, innerhalb deſſen 20—30 drei Fuß hohe, länglichrunde, gräberähnliche Hügel ſich erheben. Jetzt war es zehn Uhr. Vor uns lagen große Steinmaſſen, hinter dieſen blaues — Eis. Da kam plötzlich ein ſchwarzer Nebel, ſo dicht, daß man kaum zwei Klafter weit vor ſich ſehen konnte, und wenn wir nicht an unſeren zwei Dirnen einen ſichern Compaß gehabt hätten, ſo würden wir wohl ſchwerlich nach Modereck zurückgefunden haben. Da nämlich ich und der Zimmermeiſter am 19. beſtimmt zu Hauſe ſein mußten, ſo traten wir den Rückweg ſchon dieſen Nachmittag an. Meinem Sohn aber und dem Walkner befahl ich, am 18. noch Stufen und Pflanzen zu ſuchen, aber ſich ja nicht auf das Eis zu wagen. Allein mein Befehl wurde von dieſen jungen Menſchen nicht beachtet, ſondern ſie gingen doch hin, und was die Gefahr, die ihrer dort wartete, noch vermehrte, war, daß ſie die beiden Schwaigerinnen mitgehen ließen. Als ſie nämlich auf das Eis kamen und eine Stunde vorwärts ſchritten, und jene unheimliche Einſchicht anfing, wo nichts mehr iſt, und die Herdenglocken und die holden dudelnden Alpenlieder verſtummt ſind, und als ſtatt deſſen vom Koppenkarſtein ein donnergleiches Getümmel und ſturmartiges Brauſen herſcholl, und auf dem Eiſe die Rinnen und Klüfte ſich immer tiefer, breiter und länger zeigten, und mein Sohn und der Walkner noch vorwärts ſchreiten wollten; da fingen die beiden Dirnen zu weinen an und blieben endlich ganz zurück, weil ſie ſahen, daß die Männer nur mittels eines langen Stockes und eines ſtarken, lebensgefährlichen Sprunges über die Spalten ſetzen konnten, davon einige ſo tief wurden, daß eine zwölf Klafter lange Schnur den Boden nicht erreichte.“

„Mein Sohn ſtieg hierauf mit ſeinem Begleiter immer höher. Auf dem Eiſe begann eine Schneedecke zu liegen, die in einer Stunde ſo ſehr zunahm, daß ſie ihnen manchen grauenhaften Schlund verhüllte; allein ſie war noch ſo feſt, daß man darüber wegſchreiten konnte, und die Klüfte ließen ſich nur an den tiefen Schneeeinſenkungen errathen. Deſſenungeachtet erreichten die Bergſteiger nach drei Stunden den Thorſtein. Eine über das Eis aufragende Felſenſpitze zu erſteigen, war ihnen nicht möglich, da ſie mit dem nöthigen nicht verſehen waren, und im Sommer durch die zurückprallende Sonne und den lauen Wind das Eis vom Rande des Geſteines ſo weit abgelöſet wird, daß zwiſchen jenem und dieſem oft ein Zwiſchenraum von 3—6 Fuß entſteht. Daher meinten auch jene zwei: „die beſte Zeit, das Eisfeld und den Dachſtein zu beſteigen, ſei die Hälfte des Juni, wo der friſche Schnee noch als Brücke über die Klüfte dient, und das Eis ſich noch an die Felſen anſchließt. In den Sommermonaten, bei offenen Klüften und abgelöſetem Eiſe, würde eine leichte, 6—7 Fuß lange Leiter die beſten Dienſte thun." — Nachdem ſie nun dort den Dachſtein kaum in Augenſchein genommen hatten, zeigte ſich alsbald Nebel, und in einer Viertelſtunde waren ſie in eine ſchwarze Wolke ſo dicht eingehüllt, daß ſie nur mit Mühe ihre eigene Spur im Schnee, die ihnen als Compaß dienen mußte, erkennen konnten. Als ſie vom Eisfelde herabkamen, befolgten ſie erſt meinen Befehl und brachten manches ſeltſame Stück und Pflänzchen mit nach Hauſe."

„Jenes Eisfeld nun, das einzige ewige in Steiermark (denn die beiden anderen Eisfelder des Thorſtein's liegen ſchon außer der Provinz), iſt drei Stunden lang und zwei Stunden breit und heißt beim Volke die „verfallene Alm", wohin ehedem die Auſſeeer ihre Zwiderlinge verbannt werden ließen. Wo jetzt das blaue Eis ſich ausdehnt, war einſt, wie es heißt, ein ſchönes Alpenthal, deſſen Einwohner im Wohlſtande lebten. Allein ihr Uebermuth zog ihnen die Strafe des Himmels zu; eines Tages wurden Menſchen und Heerden von Schnee und Eis überdeckt, und der Volksglaube ſchreibt das ſonderbare Gebrauſe und Getöne in den Klüften dieſen verſunkenen Sündern und Sünderinnen zu. Eigentlich aber geht es damit ganz natürlich her. In den Sommermonaten, wann der Schnee ſchmilzt, gerinnt nämlich das Eis mit und ſchießt über die glatten Lehnen ab. Dadurch, nicht aber durch Berſten des Eiſes, entſtehen die Klüfte. Anfangs bilden ſich kleine Rinnen, immer tiefer, immer breiter, bis zuletzt Klüfte und Schlünde daraus werden. Einige dieſer Rinnen ſind leer, in anderen fließt das Waſſer ganz ſtill; wieder in anderen rollt es gleich einem tobenden Räderwerk oder dem Gebläſe in einer Eſſe dahin; in anderen Klüften ſteht das Waſſer, und die herabfallenden Tropfen erregen dann einen lieblichen Schall, gleich den Melodieen einer Windharfe. Das grauſige Rollen und Brauſen vom Koppenkarſtein her kommt von dem vielen Waſſer, das dort bei ſtärkerer Abdachung auch ungeſtümer abſchießt.“ — —

Jedenfalls iſt, wie aus der ſchlichten Schilderung unſers biederen Landwirthes erhellt, eine „Bergpartie“ in dieſer Umgebung für einen Reſidenzler keine Kleinigkeit; die Natur, vor allem die Alpennatur, liebt, wie die Kunſt, die ſogenannten Dilettanten etwas ſcheel an und ſchlägt ihnen bisweilen ein empfindliches Schnippchen, darum —

Schaut's enk guat d' Not'n an,
Ehwenn's was geigt's;
Schaut's enk dö Berg' guat an,
Ehwenn's auffi ſteigt's!

# Wörter-Erklärung.

### A.

(Helles A = a.)

[illegible] (— ∪ ∪ —), eine onomatopoetiſche Bezeichnung für [illegible] (Wugal), curculus cancrus.

as, es.

(Tiefes A = å.)

å-bläſln (— ∪ ∪), verabſchieden, Abſchied nehmen, ſich empfehlen.

åchå (— ∪) åchå, herab. (åbå.)

å-drahti (— — ∪), abgedrehte, gewandt, fein, liſtig, ränkevoll.

allå (— ∪), ganz, völlig.

angfoiert, angefeuert, angezündet.

angwiegn, angezogen, angetrieben, angelaſſen.

[illegible], [illegible], [illegible], [illegible] ſein.

Å-ſchied (— —), Abſchied, Trennung.

Å-ſchnalzå (— — ∪), Abweiſung, abſchlägige Antwort. (refus. Korb.)

### B.

Bant, etwas Liederliches, unnützes (a liadalichs Bant, eine faule ehrvergeſſene Weibsperſon).

b'hüat, behüte, b'hüatn, zum Abſchiede begrüßen.

Birg, Gebirg, Birgål, Berglein.

blaht, gebläht; ſih blah'n, aufſchwellen.

Boan, Bein, vorzugsweiſe Elfenbein.

broat, breit, vornehm.

Bünkerl, Bündel, Ränzel.

### D.

dalabåſt (∪ — ∪), erlaubteſt, dålab'n, erlauben.

decht, doch.

dorichtn, dorſcht, dort.

drahdt, gedreht.

### E.

Ei-ei, das liebkoſende Streicheln der Wange (an Ei-ei geb'n, liebkoſen, ſchmeicheln.)

eini-lat, hineinläßt.

### F.

Feig'n ſchnalzn, die Hand verhöhnend gegen jemand ſo ballen, daß der Daumen zwiſchen dem Zeige- und

Mittelfinger verwebt, auch bloß ein Schnippchen ſchlagen.

füaßeln, mit den Füßen unter dem Tiſche ſich verſtändigen, einander heimliche Zeichen geben.

## G.

gäb', gäbäf', gäbe.

geab'n, gieb'n, geben.

g'herberſcht, geherbergt, (g'herberſcht ein, eingekehrt.)

Gigiligack (—◡◡—), ein blöder, ſchüchterner Menſch, ein Trau-mich-nicht, ein Geheimthuer.

Gisvog'l, eine Art Schnepfen, Regen- (Wetter-) Vogel, scolopax phaeopus.

g'jaukt, gejagt, verſcheucht.

gleichſumein (—◡—), gleich ſo lieb, eben ſo gern, nachgerade.

g'mäht, gemäht.

Grausbirn', Angſt, Beklemmung, Entſetzen.

greinen, grein'n, zanken, hadern.

grim', grämen, ſorgen.

gruſeln, eine kleine Erſchütterung der Nerven verurſachen, ſich aufgeregt fühlen.

g'ſchübert, g'ſchobert, geſchöbert, angefüllt, voll.

gump'n, hüpfen, ſich heben, gumpeln, ſpringen.

## H.

hárb, herb, unwillig, böſe, zornig (wie: aigre).

hälen, glatt, ſchlüpfrig.

haßen, heißen, ſich was häß'n laſſ'n, ſich etwas befehlen, ſich zu etwas nöthigen laſſen.

Hearnſteig'n Hühnerſteige.

heil, glatt, ſchlüpfrig, beſonders vom Eiſe.

herb'ri (Herberi, —◡*), Herberge. Nachtherbi, Nachtherberge, Nachtlager.

hirn, für Stirn.

Hirſcht, Hirt.

hörſcht, hört.

hüſch, hiſch, hübſch.

## J.

inchi (ianchi, ienchi), hinein.

## K.

käß, käng, kleinmüthig, blaß, unentwickelt.

kalmäuſern, knauſern, murren, verdrießlich und unwillig etwas thun.

knotz'n, unbeweglich an einem Orte hocken, wie ein Klotz daſitzen.

Künivog'l, Königsvogel, Steinadler, falco chrysaetos.

kräkſeln, klettern, ſteigen.

## L.

Lägl, ein länglich rundes Holzgefäß, um eine Flüſſigkeit darin zu tragen.

lauta, wohl, nur, völlig.

## M.

Mäl, Maul, Mund.

Mittel, Vermögen, Koſtbarkeiten.
Mondat (d.) der Mond.

## N.

nachtn, nachts, bei nacht.
nindaſt (— —), nirgend.

## P.

Pack her, ſchlag her, ſchlag' ein, topp!

## R.

Raf, Reif.
rörn, reden.
Rath gwesn, nöthig geweſen (nöthig). — a rath'n habn, ſich die Köpfe zerbrechen, Vermuthungen hegen.
ream', riemen.
röhr'n, röhren, laut ſchreien oder weinen.
Ruapl, Eigenname: Ruprecht.

## S.

ſchielchen, ſchielen, ſcheel ſehen.
ſchmecka, ſchmeck'n (Aussi), an etwas riechen.
ſchmieren, prügeln, auch beſtechen.
ſeidn, [illegible], ſeiden, [illegible]
ſpeckriat, ſpeckreich, wohlgenährt.
Speick, der Name verſchiedener Alpenkräuter, als: achillea clavennae (kleiner Wermuth), primula minima (gelber Speick), aretia alpina (blauer Speick), nardus stricta (Wieſenſpeick), gewöhnlich: valeriana celtica, rother Speick, Magdalenenkraut, Wendwurzel.
ſpenàn (ſamm'-), zuſammennadeln, einwickeln, mittels einer Spen Nadel (Stecknadel) befeſtigen.
ſtatni, ſtämmig, feſt, ſtark.
ſtrauchn, ſtrauchà (ſtra-), ausgleiten, ſtraucheln.
ſunſter, ſunſt, ſiſt, ſonſt, ehedem, vormahls.

## T.

tadſ' ſtill, halt, ſachte.
Tanni aſt, Tannenaſt.
Tarrerl, kindiſches Ding.
Tattamann (eigentlich Tatermann), Popanz, Vogelſcheuche.
Teppel, Tölpel.
Tretterl, zärtlich: kindiſches, einfältiges, herziges Weſen.

## U.

Uibareita, Uebereiter, Gefällswächter, militär. organiſirter Grenzwache.
unrâmerſn (— ∪ — ∪), unverſehens, unanſehnlich.

### V.

**Valtl**, Eigenname: Valentin.

### W.

**wärteln**, Worte wechſeln, einen Wortſtreit führen, zanken.

**wienkerl, wen'gerl, wen'g**, wenig, etwas, einigermaßen, ein bischen.

**wurl'n**, wühlen, wimmeln, krabbeln.

### Z.

**Zeitung**, Zeitung, Nachricht, Botſchaft.

**zell'riſch**, von Maria Zell herſtammend.

**z'we, zwe**, zu was, warum.

---

# Inhalt.

Seite

Schnadahüpfeln. (1—100) . . . . . . . . . . . . . 1

Untreue. (1—15) . . . . . . . . . . . . . 30

Jägerſtand. (1—18) . . . . . . . . . . . . . 35

Weihnachtslieder. (1—4). . . . . . . . . . . . . 41

Das Pfeiferlied. . . . . . . . . . . . . . 52

Das Liedlein vom Abſchied. . . . . . . . . . . . . 55

Sie beſinnt ſich . . . . . . . . . . . . . 61

Scheide-Scene . . . . . . . . . . . . . 62

Gaßel-Spruch . . . . . . . . . . . . . 64

Eine Bergpartie in Oberſteier. . . . . . . . . . . . 65

Wörter-Erklärung . . . . . . . . . . . . . 68

# Almer.

## Innerösterreichiſche Volksweiſen.

Aus einer größeren Sammlung mitgetheilt

von

Johann Gabriel Seidl.

Drittes Heft.

Wien.
Verlag von Carl Gerold.
1850.

Druck von Carl Gerold & Sohn.

# Schnadáhüpfeln.

### 1. Fehlgriff.

Bin unt'n ausgangá,
Bin ob'n herkemm':
Hab' á ſcheani woll'n hab'n,
Hab á ſchiachi bekemm'!

### 2. Kuckuck.

Geh' nur auſſi in'n Wald,
Wirſt 'n Gugu ſchon hör'n!—
Mir is läd um mein'n Schaz,
Ih möcht' Tag und Nacht röhr'n.

„Du falſchá Gugu,
„Wia falſch biſt nöt du:
„Führſt mih auſſi in'n Wald,
„Und vaführaſt mih bald.“ —

Und wárum gehſt denn her?
Biſt nöt mein Válangá:
Geh' nur wiederum z'ruck,
Wo du biſt hergangá.

### 3. Mit der Zeit.

's Dearnd'l in dá Nachbáſchaft
Muaß má treu liab'n:
Wann's gleih kán'n Váſtand nöt hat,
Wird ſchon án'n kriag'n!

### 4. Strenge Bewachung.

Dort ob'n auf'm Kogel,
Da is á klean's Häuſ'l,
Da ſitzen zwá Jungfer drin,
Singán, wie dö Zeiſ'l.

Sitzt án' Alti dabei,
Laßt má goar nix gelt'n;
Wann ih á wen'g einiſchau',
Hebt ſ' gleih an z'ſchelt'n. —

Wart' nur, du Alti,
Ih wir' dá 's ſchon denk'n:
Ih käff' dá-r án'n Kreuzáſtrick,
Laß dih aufhenk'n!

### 5. Hindernis.

's Töchterl im Zimmá,
Dö Muattá dábei:
Ih trau' mih nöt eini,
Sie hörát' mih gleih.

### 6. Eigenſchaften.

Mein Menſch hat án'n zwigelten
Zwagelten Gang,
Und da kemmán zwá zwigelti
Zwagelti z'ſamm.

's Dearnd'l is gruſ'lkloan,
Kann doh viel Arbát thoan,
Stuben kehr'n, Schmalzkoch ſchmier'n,
Buab'n cáráſir'n!

### 7. Einfacher Grund.

„Schean grean is da Buxbám,
„Schean finſtá dá Wald, —
„Und biaz liab' ih án'n Bauánbuab'n,
„Weil er má g'fallt!“

### 8. Begleitung.

Bin eh ſchon weit gangá
Geh' noh á poar Schritt',
Und wann's du mein Dearnd'l wär'ſt,
Gáng' ih noh á-n Ort mit!

### 9. Billiger Anſpruch.

„A wen'g áuf mih denká,
„Mein Büab'l, ſollt'ſt doh:
„Amahl biſt mein g'weſ'n,
„Váleih biſt du's noh!“ —

### 10. Abſchied.

Mein Herzerl is ſchwär,
Und gelt! Schazerl, dein's áh,
Weil ih biaz von dir ſcheid'n muaß,
Und du von mir áh.

### 11. Prophezeiung.

„Das Vögerl im Wald
„Sitzt auffi au'm Aſt:
„Wirſt da-r áh nix vábeſſern,
„Wann's du mih válaßt!“

### 12. Die Liebe der Kleinen.

Schean weiß is dá Mehlbám,
Schean grean dö Wurz'n,
Und á ſakriſchi Liab'
Hab'nt dö Leut', dö kurz'n!

### 13. Scheidebrief.

„Das Briaferl is g'ſchrieb'n
„Mit dá roath'n Kreid'n:
„Machſt mein Herzerl ſo trauri,
„Muaß eh' ſo viel leid'n.“

Das Briaferl is g'ſchrieb'n,
Der Dátum ſteht dran,
Und b'hüat' dih Gott, mein liab's Dearndál,
Wann's nimmá ſeyn kann!

### 14. Irrthum.

Auf der Alm ha-n ih g'ſchlaffá.
Auf der Alm hat's mih g'freut:
Hab' g'moant, ih halſ' d' Schwoag'rin.
Hab' — d' Waſchbank umg'keit!

### 15. Rechtsſinn.

Ih mag' nöt, ih will nöt
An'm andern ſein Guat,
Und ih will nur dösſelbe,
Was mir zuag'hör'n thuat.

### 16. Verluſt.

Á Schneeberl hat's g'ſchnieb'n,
Hab's wat'n müaß'n! —
Hab' á ſcheau's Dearnd'l g'habt,
Hab's g'rath'n müaß'n!

### 17. Kritik.

Dráh' dih, Williwingerl,
Sperifánkerl, auweh!
Er is á Lumperl,
Und ſie — hat ihr'n Thee!

### 18. Gefahr am Verzug

Mein Schaz hat á Göſcherl,
Á Göſcherl, á g'ſchmeid's,
Und á Wángerl, á weiß's,
Und á Herzerl, á treu's.

Du herzliabſtes Schazerl,
Gib's Buſſerl bald her,
's is wahrlá, wer wáß,
Ob má z'ſammkemmá mehr.

### 19. Eiferſucht.

Wia-r is denn dös Ding,
Dáß dö Liab' á ſo brinnt,
B'ſundás wann oan Bua 'm andern
Sein Dearndál wegnimmt?

### 20. Empfindlichkeit.

Ih wollt' dih wohl ſchimpfen,
Du thuaſt mih dábearm':
Fangſt nur gleih z'woan' an,
Wia 's Kind an'm Arm. —

„Wann's du mih willſt ſchimpfen,
„Muaßt früher aufſteh'n,
„Muaßt án'n roath'n Hahn opfern,
„Muaßt wallfahrt'n geh'n!“ —

### 21 Nolens volens.

Zwá Máſ'l voll Nuſſ'n,
Zwá Máſ'l voll Kern':
Dearnd'l, thuaſt, wie dá willſt,
Mein muaßt du wer'n!

### 22. Betheuerung.

So gib má nur 's Wort,
Du ſchwarzaugáti Kret';
Und ih will dih ſchon liab'n
Vom Leb'n bis zán Tod!

### 23. Porträt.

Hübſchá Bua, feiná Bua!
Mein Bua haßt Hiaſ'l:
Hat kohlſchwoarzi Aug'n
Und á Bram umá'n Rüaſſ'l.

### 24. Widerlegung.

Dö Leut' red'n und ſag'n:
Ih wär' volla Schuld'n;
Und hab' ausg'liechás Geld
Wohl dreitauſend Guld'n.

### 25. Schmollen.

„Mein Schazerl is härb auf mih,
„Hab' earm nix than,
„Er ſetzt 's Hüaterl voruntá
„Und ſchaut mih nöt an.

„Und er ſchaut mih nöt an,
„Und es liegt má nix dran:
„Wann ih wollt', wann ih mecht,
„War's earm gleih wiedá recht!“

### 26. Uebelſtand.

Wann ö-n jedá-r á ſcheani,
A reichi wollt' hab'n,
Wo wurd' denn dá Teuxel
Dö wilden hintrag'n?

### 27. Guſto.

A nußbámös Bett'
Und a Pölſterl, á weiß's,
Und á ſchwarzaugát's Dearndál,
Dös liab' ih mit Fleiß.

### 28. Kecker Muth.

Kean Weg is má z'weit,
Und kean Herr is má z'g'ſcheidt,
Und kean Hund is má z'toll,
Wann ih zán Dearndál ſoll!

### 29. Mangel.

Ja, ſchad' is um's Dearndal,
Denn a' Dearndal is rar,
Und es wár' noh oanmahl ſo ſchean,
Wann's ah treu wár'.

### 30. Nach der Heirat.

„Hiaz hab' ih ſchon g'heirat't,
„Hiaz hab' ih án'n Mann,
„Ziach' d' Menſchoiſchuach' aus
„Und ziach' d' Weiboiſchuach' an.“ —

Hiaz hab' ih guat g'hauſ't,
Hab' á Wei, wia-r a Fauſt,
Hat án'n Kropf, wiá-r á Nuß. —
Wann's d'ás willſt, ſo nimm du ſ'!

### 31. Oekonomie.

Ih bin á kloan's Dearndál
Mit ſiebázehn Jahr'n,
Und ih muaß má 's córáſſir'n
Auf mein Altá váſpar'n.

### 32. Leicht getröſtet.

Dö Liab' is váſchwund'n,
Sie is ſchon ruiti:
Ih ſollt' zwar trauri ſein,
Bin abá luſti.

### 33. Umkehr.

Zwá kohlſchwarzi Taubá,
Bei dö Flieg' da ſán ſ' weiß:
Und hiaz liab' ih mein alt's Dearnd'l
Wiedá von neug's.

### 34. Recept.

Dort ob'n auf dá Stell — ell — ell,
Steht á Krüagl Oel — öl — öl;
Kocht's ma-r án'n Schmarn, án'n Brein,
Giaßt's á Krüag'l Oel — öl drein.

### 35. Katzenmuſik.

Sieb'n Säck' voll alti Weibá,
Sieb'n Säck' voll alti Hean',
Und wann ſ' alli z'ſamm ſingá,
Klingt's glaubeſt nöt ſchean.

### 36. Genügſamkeit.

Um und um, um und um
Tanzen dö Bauern:
Hab'n ſ' grad koan'n guat'n Wein,
So ſaufen ſ' dö Glauern.

### 37. Anwerth.

„Wann ih áh ſo ſchean wár',
„Als wia 's Äpferl au'm Bám,
„Wollt' á-n iedá Narr ſagn':
„„Wann ih's abá bekám'!""

### 38. Sans gêne!

Sikriſchi, ſakriſchi,
Kei' mih um koan'n;
Und ih tanz' mit mein'm Dearnd'l
Und geh' mit ihr hoam.

Sag'n alläweil von Sündſeyn,
Von Sündſeyn dö Leut':
Und was wird denn dös Sündſeyn,
Wann's oan'n goar á ſo g'freut?!

### 39. Neid.

Dá Scherg und dá Hund
Hab'n má 's Menſch nöt vágunnt;
Dá Scherg hat g'rebellt,
Und da Hund hat ſich g'meld't.

### 40. Gleich und gleich.

's Menſch hat án'n Branntweinrauſch,
Und dá Bua zween,
Und im hoamgeh'n hab'n ſ' tanz'n woll'n,
Kann koan's nöt ſteh'n!

### 41. Narrheit.

Der is ó Narr,
Und dös is nöt guat,
Der ſein'm Wei d' Naſ'n a-beißt
Und ſteckt ſ' auf'n Huat!

### 42. Schön und hübſch:

Sagſt imma von Schönheit,
Was is's denn dámit —?
Dö Schönheit vágeht,
Nur die Hübſchkeit nit.

### 43. Phlegma.

Und wann's d' mih nöt magſt,
Is mir á nix dran g'leg'n!
No, ſe mag mih halt nöt,
Wir' dih áh nimmá mög'n!

### 44. Eigener Geſchmack.

Biſt á guat's Deand'l
Biſt á fein's Deand'l.

Abá mein Dearnd'l biſt du nöt;
Haſt á ſchean's G'ſicht'l,
Haſt á fein's G'ſicht'l,
Abá — mein G'ſicht'l haſt du nöt!

### 45. Herzensverein.

Hiaz hab' ih mein Herzerl
Auf dein's auffibickt,
Und zwá Herz' auf-r-ánanda,
Dös is's, was ſih ſchickt!

### 46. Gehorſam.

Mein Schaz is ſchon recht,
Er geht links, er geht rechts,
Er geht hin und geht her,
Grad ſo wia-r ih's begehr'.

### 47. Harmonie.

„Mein Schaz is ſchean roth,
„Und ih - h nöt goar z'blach,
„Und zán tanz'n ſein g'ſchwind,
„Und zán buſſeln hübſch gách!“ —

### 48. Mißtrauen.

Hör' mih an, du ſchean's Dearndal,
Du g'fallaſt má ſchiar;
Zwe we is dein Bua denn
So hágli mit dir?

### 49. Unruhiger Traum.

„Im Trám ha-n ih neuli
„Mein'n Bettbod'n durchtaucht,
„Und biaz ha-n ih von Buxbám
„Drei Bettbodenlád'n braucht.

„Mein Schazerl ſchneid't Kerſchb'm',
„Schneid't Buxbámbod'nlad'n,
„Und biaz möcht' ih von Buxbám
„Drei Bettbodenlád'n hab'n.“

### 50. Zu groß.

„Mein Bett is má z'groß: kunnt' dáneb'n
„Noh á recht á brát's Plätzerl eigeb'n!“

### 51. Einladung.

Mein Schazerl hat g'ſagt,
Ih ſoll kemmá-r auf d' Nacht,

Denn ſie hätt' mih recht gern. —
Soll ihr 's Herzerl auſſperr'n.

Und da hat má mein Schazerl
Mein Herzſchlüſſerl g'ſtohl'n,
Und hiaz b'ſtell't ſ' mih all' Tag,
Daß ih 's Schlüſſerl ſoll hol'n.

Dös Ding wer' ih merk'n,
Dös Ding wär' má z'g'ſcheidt:
Hätt' áh noh bei andern
Zán auſſperr'n á Freud'

### 52. Schönheitsfehler.

Du gläbſt, du wär'ſt ſchean,
Und es geht wohl noh an:
Haſt ón-'n ſpannlang'n Krag'n,
Wia-r á jániſchá Hahn.

### 53. Herzloſigkeit.

Dearnd'l, mein, mein,
Und koan Stoan wirſt nöt ſein,
Und wann's d' goar á Stoan biſt,
Is mein hergeb'n umſüſt.

Dearnd'l, haſt goar koan Herz,
Weil ih koan's ſind'?
Haſt es au'm Bug'l drob'n,
Odá z'weit hint'?

### 54. Abfertigung.

„Gehſt á ſo eppá nöt gern einá,
„Bleibſt á ſo eppá nöt gern da,
„Willſt á ſo nöt gern bei mir ſein,
„Wird á ſo ſchon bald Tag!“ —

### 55. Liebestrauer.

Dort ob'n auf der Alm
Is á Feld vollá Ruab'n,
Und dort woant á ſchwarzaugáti
Schaz um ſein'n Buab'n.

### 56. Zuverſicht.

Zwá ſelbáni Rüath'ln
Dö laſſ'n ſich biag'n, —
Und is 's Dearnd'l áh noh ſo g'ſpreizt,
Ih wollt's doh kriag'n.

### 57. Vorwurf.

„Haſt g'ſagt, willſt mih liab'n,
„Haſt es glaubeſt nöt than;
„Pfui ſcham' dih, dös lüag'n
„Steht dá goar nöt guat an."

### 58. „Kärntneriſche" Werbung.

Ei, geh' nur lei her zu mir,
Ih thua da lei nix,
Und ih gib' dá lei Buſſeln,
Dös ſchad't dá lei nix.

### 59. Vergebliches Schmeicheln.

„Es fliegen zwá Täublá
„Wohl hin übá 's G'hag: —
„Und was hilft denn dein Schmeicheln,
„Wann ih dih nöt mag?"

### 60. Anſtand.

Das Dearndál geht tanz'n,
Sie ſteht wiá-r á Pflanz'n,
Sie geht wia-r á Wind,
Wann dá rechti Bua kimmt.

### 61. Aufrichtigkeit.

„Mein Herzerl is treu,
„Js koan' Falſchheit dabei;
„Wann's áh nöt is von Geld,
„Js's doh juſt, wie's ſein ſollt'.“ —

Was wahr is, muaßt laugná,
Was falſch is, muaßt b'ſteh'n,
Was v'dráht is, muaßt ſag'n. —
Schau — dös Ding is ſo ſchön!

### 62. Abneigung.

Giggerixum ,giggeraxum,
A Fink is koan Spaz. —
Und á roathhoarát's Dearndál
Mág ih nöt zu mein'm Schaz.

### 63. Fenſterlſcene.

Wann ih untá'm Fenſtá ſteh',
Und 's Dearndál wáß's nöt eh',
So wirf' ih án'n Sand hinauf,
Aft ſtehts' gleih auf.

Und wann ſ' nöt zán Fenſta geht,
Und fragt, wer unten ſteht,
So muaß ſie ſchon ean'n hab'n,
Sunſt thát' ſ' g'wiß frag'n.

### 64. Willigkeit.

Bald ha-n ih ſ' g'halſ'n
Und bald ha-n ih ſ' zwickt,
Und z'letzt ha-n ih ſ' gear
Um á Tabakfeuá g'ſchickt.

### 65. Frag' und Antwort.

Geh' auffi auf d' Alm,
Und treib' abi dö Gáiß'. —
Und dä Hánſ'l laßt frag'n,
Wie dö Schweagárin háßt?

„Dö Schweag'rin haßt Seyberl,
„Is á blitzſaubri Dirn,
„Und dá luſtigi Hánſel,
„Der thuat ſ' caráſſ'n.“

### 66. Schweigſame Liebe.

Mein Dearndál dös g'freut mih,
So oft ih dran denk',
Und wann's ah nix ſag'n thuat, —
Gern hat 's mih á weng.

### 67. Charakterloſigkeit.

Wann's Dearndal ſchwarzaugát is,
So is's á falſch;
Ánmahl g'ſteht ſ' ás, ánmahl laugn't ſ' ás,
Wann ſ' ihr einfallt, ſagt ſ' all's.

### 68. Mienenſprache.

Mit'm Maul ſchweigt ſie ſtill,
Mit'n Aug'n red't ſie viel,
Mit dá Hand ſchiabt ſ' mih weg,
Wann ſ' moant, ih wár' z'keck.

### 69. Verſöhnung.

„Und wann ih mein Büab'l
„Gleih harb ſchon hab' g'macht,
„So gib' ih earm á Buſſel,
„Daß's gleih wiedá lacht!“ —

### 70. Scheinruhe.

Ih thua' wohl, ih mach' wohl,
Als wann má nix wär':
Meini Sinn' und Gedanká
Sánt glaubeit gear ſchwär!

### 71. Reue.

Ja, lád is má g'weſ'n,
Dös muaß ih wohl ſag'n; —
Und ih kunnt' ſ' mit dá Zeit
Eppá noh ánmahl hab'n.

Und ih kunnt' ſ' mit dá Zeit
Eppá noh ánmahl kriag'n,
Und aſt thát ih's probir'n,
Und wollt' ſ' rechtſchaffá liab'n.

### 72. Mäßigung.

Dearndál, geh' he,
Schau', ih thua dá nöt weh',
Und ih bin ja doh wohl
Nöt gear a ſo toll!

### 73. Zutrauen.

's Dearndál hat g'ſagt:
„Dös is dá meini,
„Und er gibt má dö Buſſerln
„Bei'm Fenſterl eini!“

's Dearndál hat g'ſagt,
Mih lüagöt' ſ' nöt an,
Und ih kunnt' mih valaſſ'n,
Sie ſchaut ſunſt koan'n an.

### 74. Jugend hat keine Tugend.

's Dearndál is kloan, is kloan,
Kloan, wia ſ' ſein ſellt',
Und ih kunnt' ihr nix thean, nix thean,
Kinnt' ſein, wia's wellt'.

's Dearndál is kloan und is
Bella Far'n,
Und ſie wird mit dá Zeit
Schon noh zuwawachſ'n.

's Dearndál is jung und ſchean,
Foppt uns allzween,
Und ſie wird ſich vaſündt'n,
Wird ihr ah ámahl ſo geh'n!

### 75. Tolle Wirthſchaft.

In mein'm Herrn ſein'm Haus
Geht's recht toll umádum,
Da ſpringán dö Katz'n
In da Tiſchtruch'n um.

### 76. Unterricht.

D'Muattá hat g'ſagt,
Soll dö Dearndáln gern hab'n,
Und da Vatá ſchreit nachi,
Soll ſ' nehma bei'm Krag'n.

D' Muattá hat g'ſagt,
Ih ſoll 's tanzen ſchean lern'n,
Soll 'n Doppelſtrach tret'n,
Dös hörat' ſie gern.

### 77. Schlimme Lage.

„Wia wird's ma hiaz geh'n,
„Bin nöt reich, bin nöt ſchön:
„Mit da Liabſchaft allean
„Wird's es ah nöt recht thoan.“ —

Mein Gott und mein Herr,
Und wia geht's mä ſo ſrear,
Hab' koan'n Vadán, koan Muattá,
Koan Dearndál nöt mehr.

### 78. Schlechte Ausſicht.

Du blauaugät's Büab'l,
Du ſchauſt mih wohl an,
Ah liab'n thuaſt an' andri,
Was hab' ih davon?

Wär'ſt wohl a ſchean's Büabl,
Aba mein Büab'l biſt nöt,
Thä'ſt mih fopp'n und auslach'n,
Aba heirat'n nöt.

### 79. Beſuchzeit.

Wann dö Glinzelá, Glanzelá blüah'n,
Wia-r ih áh zu mein'm Dianelá geh'n;
Geh' ih barfuaß ohni Strümpf', ohni Schuah',
Ueba d' Alm meinem Dianelá zua.

### 80. Sinnesänderung.

Geh' nimmámehr auffi zu dir,
Gleib nur, wann ih kleanváruckt wir'.

### 81. Gift.

Bei'm Kreuz is ſie g'ſtand'n,
Bei'm Kreuz is ſie g'loahnt,
Und da Bua is nöt kemmá,
Nur Gift hat ſie g'woant.

### 82. Gerede.

„Wann's d' mein Büab'l willſt ſeyn,
„Muaßt dih kloan vákrabt ſtell'n,
„Dearfſt 'n Leut'n nix ſag'n,
„Wann ſ' dih ausfratſcheln wöll'n.

„Denn dö Leut', dö red'n viel
„Von dir und von mir,
„Und je mehrá daß ſ' red'n,
„Deſto liabá is's mir!“

### 83. Unabweislichkeit.

„Mein'n Schaz ha-n ih buſſelt
„In da Kirtahütt'n,
„Hab' nöt g'wellt, hab' wohl g'müaßt,
„Hört nöt auf zon bitt'n!“

### 84. Anklage.

„Hiaz haſt es, du gottloſá Bua;
„Und du kannſt noh lachá dazua?“ —

### 85. Rechtfertigung.

Es war ja nöt mein Välangá;
Wie is dá Rig'l auffigangá?!

### 86. Aufopferung.

Koan' Wieſ'n, koan Feld
Und koan Haus und koan Geld,
Und á ſolch's Büab'l ſollt'
Gar nöt ſein auf dá Welt.

Alli Leut' ſán má feind,
Und ſogar meini Freund',
Und dös alles z'weg'n das,
Weil ih 's Dearndal nöt laß.

### 87. Grund.

„Büab'l, mein' Freud'
„Und dein' Aufrichtigkeit
„Und dein' hübſchi Manier
„Hat mih herbracht zu dir!"

### 88. Conditio, sine qua non.

„Büab'l, wann's d' má väterch'n thuaſt,
„Daß 's má nix macht,
„So kannſt du mih — hiráſa! —
„Halſ'n auf d' Nacht!" —

### 89. Schwere Aufgabe.

„Zwá Büab'ln z'gleich liab'n
„Is á harti Sacha;
„Soll án'm jed'n ſchean thuan,
„Soll kean'n launi macha.

### 90. Wanderſchaft.

Ih muaſs biaz ſchon wandern, mein Du,
Von an'm Ort zan andern. — Juchu!

### 91. Grämlichkeit.

„Wann 's Büab'l finſtá ſchaut
„Und gear nia lacht,
„So hab' ih halt áh koan' Freud',
„Wann ih 's bitracht'!“ —

### 92. Es muß ja nicht ſein!

„Wann 's du mih nét magſt,
„Will dih áh nét nöth'n,
„Und ih wir' weg'n deiná
„Koan'n Pſalta bet'n!“

### 93. Zugeſtändniß.

D' Leut' red'n und d' Leut ſag'n,
Das Dearnd'l wár' mein, —
Und ſe laſſ'n mó ſ' halt red'n,
's kann wohl ja ſo ſein!

### 94. Ewige Liebe

So wenî da Buxbám
Án'n Apfel thuat trag'n,
So weni wird bei uns zwá
D' Liab' á-n End' hab'n.

### 95. Stra'predigt

Unſá Herr Pfarrá, — wáßt wohl —
Predigt recht ſakáriſch toll:
„Sollſt 's Dearnd'l valaſſ'n,
„Sunſt kimmſt auf d' g'fehlt' Straß'n,
„Kimmſt goar zan Gánkerl, wáßt wohl!"

### 96. Herr und Knecht

Hans, was machſt oben drauf? —
„Herr, ih peck' Nuſſ'n auf." —
Hans, gib ma-r ób án'n Kern! —
„Herr, ih friſſ' ſ' ſelbá gern."

### 97. Stichelei

„Mit **S** und mit **L**
„Wird g'ſchrieb'n dein Nam',
„Und wann's d' 'hn gern wiſſát,
„Buchſtábm dá 'hn halt z'ſamm!"

### 98. Flatterhaftigkeit

Deicht ob'n auf der Alm
Geht á Gäms im Kog'l:
Wer á Schwoagarin hat,
Hat án'n Summavog'l.

### 99. Ausſicht

Á ſchneeweißá Mehlbám,
A greani Buchs,
Und biaz wachſt mi-r á
Kreuzſaubers Dearndal zucha.

### 100. Die öſterreicher Dirnen

Dö öſtreicha Dearndaln
Sant, mean' ih, ah ſchön,
Und ſö war'n rechti Stuz'n
Von Küabinacha geb'n!

# Allerlei Stände.

---

## 1.

### Kellnerin.

Hab á'n Wein dort im Keller,
Geht nöt auffá von ſelbá,
Muaß á Kellnerin hab'n,
Dö ma 'hn auffá thuat trag'n.

Mein Schaz is á Kelln'rin
A Kelln'rin muaß 's ſein;
Das Glas g'hört dá Wirthin,
Dö Kelln'rin g'hört mein.

Wann 's d' mein Dearnd'l willſt ſein,
Muaßt mih liaben ſchön ſein,
Muaßt nöt überall koſt'n
Wia dá Wirth ſeini Wein'.

### 2.

### Jäger.

A ſchean's Federl an'm Huat
Steht án'm Jagábuab'n guat!
Wann ih á ſchean's Dearndál han,
Geht's án'n andern nix an.

Wann ih gleih koan Geld han,
Schiaß' án'n Fuchs und án'n Hahn
Und án'n Rehbock dazua,
Ha-n ih wiedá Geld g'nua!

### 3.

### Holzknecht.

„Mein Schaz is á Holzknecht,
„A Narr, á g'ſcheidtö,
„Er hat á fein's G'ſicht,
„Wia-r á Habarentá.“

### 4.

### Fuhrmann.

Zwá kohlſchwarzi Rößerln,
Und á goldanás G'ſchiarr:
Und án'm andern ſein Dearndöl,
Dös liabat' ih nia!

Wann 's Rád'l hinum geht,
So geht's herum ab,
Und wann dá lang' Faſching kummt,
Heirat' ih áh.

Bin á luſtiga Bua,
Wein führen thua;
Führ' ih Wein odá Heu,
Bin ih luſti dabei.

Wia ſchwerá dá Wag'n
Und wia ſtärká dö Pferd',
Und wia ſchöná das Dearnd'l,
Wia-r eh' wird's nix werth.

Nach dá Mur bin ih g'fahr'n,
Nach dá Mur bin ih g'rennt,
Und hab's Dearndal hint' g'halſ'n,
Hab'n Kopf nöt mehr kennt.

„Schön langſam muaßt einſpann',
„Schön langſam muaßt fahr'n,

„Und ſchön langſam muaßt z'ruckhalt'n.
„Sunſt kunnt's ámahl ſchad'n.“

### 5.

### **Weber.**

Dá Hear, der wár' rár,
Wann dá Kiebár nöt wár',
Und das Dearnd'l wár' mein,
Wann dá Webá nöt wár'.

### 6.

### **Bader.**

„Mein Schaz is á Badá.
„A Badá muaß's ſein,
„Und bald laßt á má-r Adá
„Bald gibt á má-r ein!“

### 7.

### **Maurer.**

„Mein Schaz is á Maurá,
„Is hoch auf dá Höh',
„Und hiaz than má ſchon d' Aug'n
„Vom aufiſchau'n weh.

„Mein Schaz is á Maurá,
„A Mauráválier:
„Er will nur gleih balſ'n,
„An'n Wein zahlt á nia!“

„An'm Maurá, dem trau' ih nöt recht,
„Weil er mir was weißmachá möcht!“

### 8.

### Bergmann.

„Ih mag nie koan'n Knapp'n,
„Koan'n Gruab'nſchliaſá,
„Mir is liabá-r á Jaga,
„A Gámſerlſchiaßá!“

### 9.

### Schmelzhüttler.

Ih bin á Schmelzhüttlá,
A Meſſingſchlagá,
Und ih trag' á grean's Hüat'l,
An'n blab'n Hoſ'ntragá.

## 10.

### Schmied.

„Pemper' nur, pemper' nur,
„Ruaßigá Schmied!
„Wann's d' ganzi Nacht pemperſt,
„Auf mach' ih dá nit!“

## 11.

### Köhler.

„Du ſchwarzá Kohlführer,
„Biſt á ſchon mehr dá?
„Kummſt allweil bei dá Nacht zu mir,
„Wia dá Rigla!“

„Drei Aepfel, drei Birn'
„Und drei Hut'ltaſch'n. —
„Wann's d' mih beſſá willſt liab'n,
„Muaßt dih weißá waſch'n!“ —

## 12.

### Schuſter.

Bin á luſtigá Bua,
Trag' án'n Huat ohni Schnur,
Ohni Schnall'n. ohni Band,
Wia dö Schuaſtág'ſell'n hab'nt.

# Kärnthner Grüsse.

## 1.

### **Troſt zum Abſchied.**

Schatzele mein,
Mueſt nit traueri ſein!
In drei Vierteljahr'n
Biſt du ſchon wiedá mein.

„In drei Vierteljahr'n
„Is koa Báml' mehr grean,
„So werd áh dein Deánl'
„Verlaſſen daſteah'n.

Und zwoa Monát' dázue,
Sán dö Bám wiedá grean,
Und da wird áh dein Bue
Wiedá vor dir daſteah'n.

Ih gib' dir die Hand,
Und du ſchlagſt dann ein;
In oan'm Vierteljahr
Biſt du ewi dann mein.

## 2.

### Bedingung.

Wenn du mih willſt liab'n
Und koan'n andern dáneb'n,
Mueßt dein Hearz'l einſper'n,
Mueßt den Schlüſſel mir geb'n.

„Mein Herz is verſchloſſ'n,
„Is á Bogenſchloß dran:
„Is á oanziges Büeb'l,
„Das es aufſper'n kann!“

Ih mag nix verſpert's.
Drum b'halt' nur dein Herz,
Der Schlüſſel, das Schloß. —
Is mir alles viel z'groß!

### 3.

### Die vornehmſten Dinge.

Vom Gämsbeck das Horn,
Vom Hirſchlän das G'weih,
Vom Schildhahn dö Federn,
Vom Dirndlän — dö Treu!

### 4.

### Klagenfurt und Grätz.

Klagenfurt, ſchöane Stadt,
Schöane Gaſſen und Plätz'!
Drum g'fallt's mir ah beſſer,
Viel beſſer als Grätz.

Klagenfurt is gar reich,
Ja ja, glab' du das mir;

Nur dert macht und trinkt mä
Das edle Steanbier.

## 5.

### Mein Mädchen über alles.

Wann ih am Zämelsberg kirch'ngeh',
Leg' ih mein'n beſt'n Rock an;
Wann ih mein Dirnd'l in der Kirch'n ſeh',
Schau' i kean'n Heiling mehr an.

## 6.

### Liebeshinderniſſe.

Hearchl auſe, dearchl abe,
Geaht zän Dirndlän der Weg,
Durch än'n Grab'n, durch än'n Wald,
Auf än'm ſchwindelnden Steg.

Mueßt mä nix verüb'l hab'n,
Däß ih Bundſchue thue trag'n:
Is ä ſtoaniger Weg
Und ä ſantiger Grab'n.

## 7.

### Nur eine Liebe.

Nix mehr eine zuzu!
Schon verliebt g'weſſ'n du;
Wenn ih fürgeab'n áh thue,
Laſſ' dih dená in Rueh'.

Is niamals Ernſt g'weſſ'n,
Is alles vergeſſ'n:
Im Hearz'l is bloß Platz
Für'n anderen Schatz!

Nur oanmahl im Jahr
Blüah'n dö Blümlán gar ſchöan,
Und wollten ſ' áh zweamahl,
Will's dená nit geab'n.

## 8.

### Froher Sinn.

Bin á luſtiger Bue,
G'höar' dá ganz'n Welt zue,
Hab'n mih alle recht gern: —
Mecht's nur immer ſo währ'n!

### 9.

### Erinnerung.

Auf der ſteiriſchen Alm
Bin ih oanmahl g'weſſ'n;
Sách á ſchwarzaugát's Diend'l,
Kann's nit mehr vergeſſ'n.

So wöani der Nußbám
Kann Apfálán trag'n,
So wöani werd' ih dir
Dö Liab' je auſſag'n.

### 10.

### Schnelles Ende der Liebe.

Das Diendle beim Zaun
Singt nimmer: Guzu!
W'rum ſingſt denn ſe nimmer,
Du Strohdiendle du?

Der Bue mit der Goaß'l
Schnalzt: wix wáx, wix wáx! —
„Geh' du nur auſer
„Zu mir in's Gedáx!“

Bald ſind ſie z'ſamkem',
Dá Vatá kimmt áb,
Da nimmt er die Goaſſ'l,
Macht: wix wax, wix wáx.

So göang' die Lieb' aus; —
Das Liedle is wahr,
Das hat ſö ſo zuetrag'n
In unſerer Pfarr'.

## 11.

### Jagdmalheur.

Triff' mein'n Hund und hab' gmoant,
Hätt' án'n Haſ'n g'ſchoſ'n;
Hab' zwar g'lach'n dazua,
Hat mih doh verdroſ'n.

## 12.

### Tractament.

Bin áh a ſchöan's Diendl g'hab' ih,
Hat ah wohl ſchöan tanz'n kunnt' ſie;
Bin ihr án'n Wein zahlt,
Bin ihr á Bier zahlt,
Brot hat er ſelbá g'hab' ſie!

# Weihnachtslieder.

## 1.

He, Jeck'l, he, Bua,
Schau, leſ' á wen'g zua,
Dánächſt is bei Mittánacht g'weſ'n koan' Ruah':
Es liaß mih nöt ſchlaffá und trámá-r áh nöt,
Da hör' ih was lulin gar einchi in's Bett.

Bin lang ſchon á Hiricht,
Wurd' nia ſo váwirſcht,
Dáwál mih á Wolká recht ſchrecklá vafüahrſcht;
Wia-r ih zu mein'n Schaflán wollt' auſſi auf d' Wacht,
Da thát' ih an'n Stolprá, dáß's völli hat 'kracht.

Aft ſchrei' ih au'm Blas
Sag': „Schau, was is das?
„Dá Himmel ſteht off'n, als wia-r á lär's Faß;
„D' Heilig'n láff'n auffá und d' Eng'l all' mit,
„Ih wüßt' doh koan' Hochzeit und Kirtátanz nit."

A goldáná Bua,
Der ſchrie uns aft zua:
„Auf, eilend, ihr Hirten, auf Betlähem zua;
„Dort werdet ihr finden in Armuth und Noth
„Im Stall, in dá Kripp'n, eur'n Heiland und Gott!" —

Ih denkát aft: „Mein,
„Dös kann ja nöt ſein,
„Daß Gott derſcht ſoll lieg'n in dá Kripp'n darein;
„Es wär' halt nöt anderſcht, ſo viel ih oft g'hörſcht,
„Da Himmel wär' z'brechá, Gott läg' auf der Erſchd.

„Dö Liab' hätt' dás g'macht,
„Dáß Er wär' he-kracht
„Heruntá auf d' Erſchd'n, hätt' 's Heil uns zuabracht;
„Er wollt' halt dö Sündá dálöſ'n auf Erſchd. —
„Gelt, mein liabá Nachbá, dös is ja viel werſchth?!"

Aſt gangá má-r all'
Grad einchi zán Stall,
Fein paar und paar unſárá drei auf ánmahl;
Ih brácht' earm á Lámb'l, der Rüapl á Henn',
Aſt thát'n má 'hn halt alli bán Namá hüſch nenn'.

Aſt ſung'n má-r all' drei
Á Liad'l dábei,
Zween ſánt aſt noh kemmá, hab'nt geig'n válei;
Im während'n dös ſánt aſt noh zwo be-g'rennt,
Dö ſungen vom Briaf auſſá, — ih han nix kennt.

Wia 's liab Kindálein
Wollt' ſchlafá faſt ein,
Da ſagt' ih earm hámlá in's Waſcherl hinein:
„Laß dir nix bös trámá weg'n unſárá Sünd':
„Mit rein vollem Herz'n ſchau mih dir vábünd't!" —

Dan's fallt má noh ein.
Á Wiagerl ſoll ſein,
Dámit má 's kloan Kind'l ſchean ſchupfá kunnt' drein!
Hánts, bald ih mahl wiedá in's Kloſtáhaus kimm',
Bán Uhrkaſt'nmachá derſcht wir' ih oans friem'.

Z'leſt bittát' ih noch,
Wann kemm' ſoll das Joch,
Zán Sterben, liab's Kindl, verſöhne uns doch;
Zumahl wann dá böſ' Fánkerl uns fecht'n wollt' an,
Schlag 'hn auffi auf d' Schwarſcht'n, gib earm kean'n Párdon!

## 2.

Zum Plundá, Veit'l, há-n ih heunt kean Ruah'?
Kann ih mein'n Ranz'n nöt ausſchlaffá g'nua?
Is áh nöt das á G'ſchrei,
Seint ihr wohl mehr als zwei;
Ih wáß halt námlá nöt, was das muaß ſein!

Schau, ſchau, was nivát' bán Stall dort hinbei!
D' Uebáreitá kemmán und earn'ri Lakei';
Buab'má, habt's án'n Tábák,
Báſteckts' das Toifelsg'häck,
Sunſt möcht' eng ſtrafá der alti Polák.

Schau' nur, votz tauſend! wia rennen ſ' herum!
Mir kimmts' halt vür, als wann derſcht'n was brunn':
Schau' nur, wiá's foiren thuat,
Wácheln thain ſ' ab mi'm Huat,
Mein Dach'l, Veit'l, dös g'fallt má nöt guat.

Geh', ranz'n má-r uns aus und renn'n má g'ſchwind hin,
Frag'n má rund, was ſö heunt hab'n im Sinn,
Daß ſö ſo luſti ſein,
Und á ſo närriſch ſchrei'n;
Ih moan' halt lautá, dö Hex'n wer'n's ſein. —

„Nán, nán, mein Rüap'l, das kann wohl nöt ſein,
„Daß da dö Hex'n ſo toll kinnán ſchrei'n!
„Láſ' nur a wen'gerl zua,
„Dorſcht ſingt á ſchöná Bua,
„Is wáß nöt, was 's is, kenn d' Sprach' halt nöt g'nua.

„Glo, glo, glo, glo" fangt er an ſchön zu ſchrei'n;
„Was muaß wohl námlá das „glo, glo, glo" ſein?
„Stuge'zn muaß dá Narr,
„Dás a nöt ausred't gar,
„Ih crepir's wirklá nöt, was das muaß ſein!" —

Veit'l, ih wáß wohl, ih wir' mih nöt irr'n,
Wann má-r uns laſſ'n auf Bethláhem führ'n:
Dorſcht wer'n má 's g'wiß dáfahr'n,
Was noi's anſtell'n dö Narr'n,
Wáßt nöt, ſelb'n wiſſ'n all'n Plundá dö Leut'. —

„Wart', Rüap'l, hör' mih, es fallt má ſchier ein,
„Was da dös Fackeln, dös Plazwerk wird ſein!
„Was gilt's, heunt is dö Nacht,
„Wo d' Eng'l Poſt hab'n bracht,
„Daß dá kloan Herrgott is kemmá auf d' Welt!

„Hiaz geh' und nehm'n má án irdá was mit,
„Geh nur und ſuach was, ih laß' da kean Fried';
„Sag's oh den andern Buab'n,
„Daß ſ' was mitnehmá thuan,
„Daß má dem Kind doh was einz'bind'n hab'n!" —

Ih und dá Veit'l nimmt mit án'n Laib Käſ',
Dá Lipp nimmt Klez'n, Nuß' und á ſöl's Gſraß;
Du, Jög'l, nimm á Mehl,
Da Franz nimmt blaben Köhl,
Da kinnan ſ' koch'n á Köchl dávon.

Mein Nachba Hiaſ'l, der nimmt án'n Stelz Schmalz,
's Paulegger Jeri, der nimmt án'n Stock Salz,
Das geb'n má-r all's dem Kind,
Weil's abbüaßt unſ're Sünd',
Derſcht und im Stall da bei Betláhem juſt.

„Habt's ſchon all's g'nummá, ſo geh'n má halt rund,
„Dámit má derſcht'n bald hinkemmá kunnt',
„Wo Gott im kalt'n Stall,
„Zerlöchert überall,
„Vor Froſt und Kält'n kám ausſchnauf'n kann. —

„Grüaß dih halt Gott, du mein herziga Bua,
„Im Stall haſt námlá wohl völli koan' 'Ruah';
„Du muaßt dáfroiſſ'n ſchier
„Vor lautá Kält'n hier,
„Geh doh mit mir in mein eing'feiert's Loch."

„Weil's d' denn nöt geh'n willſt, ſo b'hüat' dih halt Gott!
„Au weh, wia ſtößt's mih, ih röhr' mih gleih z' todt!
„Du, Vató, ſchau fein auf,
„D' Muattá, gib Achtung d'rauf,
„Thuat 's nur recht hüſch ſein und ziacht's es fein auf."

„Nun zu dein'n Füaß'n wir uns niedaleg'n,
„O liabreich's Kind'l, gib uns deinen Seg'n!
„Loſ' auf uns alli fein,
„Wann má dein'n Nam' anſchrei'n,
„Und nach'm Tod uns in'n Himmel laß' ein;"

## 3.

### (Am heiligen Dreikönigs-Tage.)

Jörgl, hán, was muaß dös ſein?
Kemmán Zigeuná in unſá Dorf herein?
Odá ſán's Grawaten, ih kenn' ſ' halt nöt recht,
Is á ganzá Schüb'l, dáß ih ſ' kám zähl'n möcht';
Hab'n á g'ſchnáppig's Weſen, á G'hätz und mächtig's Schrei'n,
Was gilt's, wann ſ' unſá Amtmann hörſcht, ſo führſcht er's alli
ein.

Hab'n ſ' nöt á Packwerk, es is grad á Graus,
Mean' lauta, ſö hab'n ſchon viel Dörfá plündert aus:
Hab'n dö rári Märchen, ſunt buglati Roſſ',
Mach'n lángi Krág'n, als wia-r á Franzoſ';
Es hab'n ſunſt dö Sámá nöt ſolti arſchtlan' Thier',
Sámá grad nur Pferſchdlá bisweil' á drei á vier.

Danö-r is á kohlſchwarzá Mann dábei,
Als wia dá ſchwarzi Toni in unſerm Kálb'l-Gäu;
Er ſchaut dá recht grauslá und rábiátiſch drein,
Er muaß zum Hansgarſti dá nächſti Vettá ſein;
Ih fangát dá mit earm mein Sex! nöt Händ'l an,
Gelt, Bruadá, du kennſt ja den Wáliſch ehndá ſchon!

Schau nur án'n Stern, der geht übá ſö,
Er funkelt und leuchtelt, zágt earná den We(g):
Sö geh'n dá — mein Dach'l, — grad Bethláhem zua,
Da liegt in án'm Stall drin á herzigá Bua.
Es häßt gar, er wár' ſelbſt 's Gottvatá ſein Kind,
Der uns ſollt' dálöſ'n von unſári Sünd'.

Bruadá, hiaz packen ſ' das Bünk'lwerk aus,
Was zoichán ſ' vor arſchtláne Sachá heraus?
Es hat oaná dorſcht'n á ganz Trüchlá Gold;
Ei, wann á ſih b'ſinnát' und mir's ſchenká wollt';
Den Weinrach brauch' ih nöt, hab'n ſo erſt geſtá g'rácht,
Und d' Myrrh'n dö ſán hánti, was's Maul váderb'n mácht'.

Jörg'l, geh', geh'n má zu earná áh hin,
Und grüaß'n má das Kind'l im Krippelein drin;
Und weil má zum geben ſunſt nix ſán in Stand,
So geb'n má dem Buab'n á Buſſerl auf d' Hand;
Doh müaſſ'n má fein höfli und g'ſchmeidi dábei ſeyn,
Sunſt kunt'n má 's Kind'l ſchrecká, aft fangát's an zán ſchrei'n.

Jeſu, o Jeſu, holdſeliges Kind,
Du göttliches Lamm, welches hinnimmt dö Sünd'.

Wir bitt'n, ach ſehe mit Gnaden uns an,
Es reut uns vom Herzen, was wir böſ' gethan;
Gib uns deinen Segen und mache zugleich,
Daß wir dich einſt preiſ'n im himmliſchen Reich!

### 4.

### (Die Flucht nach Aegypten.)

Leib und Seel' ſchenk' ich dir, mein Gott und Herr,
Z' liaben dih innigli mir doh gewehr';
Ih dir dö Händlá küß', daß du haſt woll'n,
Uns armes Hirteng'ſchlecht,
Dö wir nix haben recht
Ján Kripp'l hol'n.

Da haſt mein Roß hiaz, in d' Flucht muaßt du geh'n,
Denn d' ſchlechti Geſich'n Herodis wird kemm';
O daß nur dir gleih, mein Jeſu, nix g'ſchäch'!
Du kunnſt es machá wohl,
Daß dieſer 'krönte Toll
Sein'n Krag'n bräch'!

So geh', mein Jeſ'l, in Gottesnam füriſcht,
Aba vagiß nöt auf das alti Triſcht!

Da habt's á Fläſch'l Wein mit án'm Stuck Brot,
Trinkt's án'n Johannesſeg'n,
Dáß's Glück habt's untáweg'n, —
O liabá Gott!

Geh, mein' liebi Muattá, nimm 's Kind in die Schoos,
Setz' dih mit Sack und Pack burſchti auf's Roß,
Die Kerlás möcht'n kemm', das Kind dáſchlag'n;
Jágás, was fieng' ih an,
Ih ſprung' auf und dávon,
Wer holf' má klag'n?!

Znächſt'n ha-n ih halt án'n Brein kriagt ſpendir'n
Koch's nur dem Kind guat und thua's nur brav rühr'n,
Thua büſch á biſſerl án'n Pfeffa dáruntá,
Er is guat, ſtärkt earm 's Herz,
Is g'ſündá als á Sterz,
Bleibt gar büſch muntá.

Hiazund, moan' ih, ha-n ih ſchon alles begeb'n,
Was nur dáhalt'n kunnt' dein ſchwaches Leb'n,
Zuletzt bitt' ih grad, nöt meiná vágiß:
Wann dá ſchwarz' Kerl kám'

Und mein' Seel' zu ſih nahm'
Schlag' eahm in's G'fries!

Noh oans, mein Jeſu, ſchau mih vor dir lieg'n:
Wann ih ſollt kemma zur himmliſch'n Stieg'n,
Stoaß mih nöt z'ruck, laß mih liaba hinein;
Denk: „Ih han 's Koch g'ſpendiricht,
Wo Pfeffa untág'rühricht“ —
Sag', — ih g'hör' dein! — —

# Ständchen.

Auf! Auf!
Schazerl, ſteh' auf!
Steh auf, laß mih hinein,
Wann's du mein Schatz willſt ſein;
Auf, auf, Schazerl, ſteh' auf!

„Nein! Nein!
„Das kann nöt ſein!
„Liegt dá Hund vor dá Thür',
„D' Muattá dö ſchlaft bei mir;
„Nein, nein, das kann nöt ſeyn!“

Mein! Mein!
Es kinnt' ſchon ſein!
Der Hund, der ſchweigt ſchon ſtill,
D' Muattá, dö ſagt nöt viel;
Mein, mein, es kinnt' ſchon ſein!

„Wer, wer,
„Wer is denn der?
„Is der á Schelm odá Dieb,
„Der má mein'n Schatz váfüahrt?
„Wer, wer? wer iſt denn der?“ —

Halt, halt!
's Vögerl im Wald!
Is dös á Vögerl im Wald,
Was mir mein'n Schaz aufhalt't?
Halt, halt, Vögerl im Wald!

Fahr'! Fahr'!
Fahr' auf da Poſt!
Spann'n má ſechs Jungfern ein,
Ih will dá Poſtknecht ſein!
Fahr', fahr', fahr' auf dá Poſt!

„Wo, wo?
„Wo fahrſt denn hin?“ —
Ih fahr' in's Walſchland 'nein
Wo d' ſchwarz'n Dearndaln ſein;
Da, da, da will ih ſein

„Wix ! wax!
„Fahr' nur, wann's d' magſt!
„Wer á treu's Dearndál will,
„Fragt um dö Foarb' nöt viel ;
„Wix, wax! fahr' halt, wanns d' magſt!“

# Spottlied auf die Dirnen.

Ob dös, meini Dearndaln, ih will enk was ſingá,
Weil's allawál meant's und ös ſeid's nöt zan zwingá
Ih will's ſchon dáwart'n, bleibt's nur ſchean allean:
Kinnt's ohne uns Buab'má ja' globeſt nix thoan!
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a(h)!—

Und hal' ſ' nur ön'n Buab'n auf dá Gaſſ'n hör'n ſchrei'n,
Gleih ſtengán ſ' vom Bett auf, thain 's Fenſterl aufreib'n;
Dö ganzi Nacht ſchau'n ſ' wohl auf's Fenſterl hinzua,
Wann á Katerl fürſpringt, meanen ſ' ſchon, 's is á Bua—
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a!—

Und kimmt aft á Zeita, da muaß ih frei lachen,
Da riebeln ſ' und wáſcheln ſ', dö kohlſchwarz'n Affen,
A-n jede an'n Zaſſnjack nehman ſ' in d' Hand,
Und riebeln ſo lang fort, bis Blut auſſizahnt!
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a.

Wia-r engá, wia ſcheaná thain ſ' d' Röckel aufriemá.
Sö müaſſ'n bei'm Anleg'n wia d' Fáhrl'n drein dringá,
Daß alles ſchean báſen und ſaubá ſteah'n thuat,
Und d' Adern anláff'n mit blitzblab'n Bluat;—
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a.

Dö Vorleib'l thain ſö mit Bánd'l einbrámá,
Oder áh wohl mit Bort'n, wánn ſ' beit'n dö Kramá,
Vorn auffi g'füattert und hint' auffi g'ſchnüart,
Daß dá ganz' Körpá ſchean eing'ſpáhn'lt wird;—
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a.

Und Spitz' hab'n ſie brate, dös dárf ih nöt lüag'n,
Oft há-n ih má-r einbild't, ſie fang'n an z'fliag'n;
Hab'n ſchneeweißi Pfaidt'n, án'n kohlſchwarz'n Hals,
Und ſteig'n aſt dábe, wia dá Schildhahn im Pfalz;
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a.

Dö Pfaid is das ráreſt', dös muaß ih eng ſag'n,
Um'n Hals ſán ſö g'fältelt, wia 's Hanswurſt ſein Krág'n;
Um dö Brüſt' hab'n ſie Pölſtá, wia d' Stier' untá'm Joch,
Mit Hadern ſán ſ' ausg'ſchoppt, aſt wird's recht ſchean hoch;—
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a!

Und haſ' ſ' nix bekemmá, ſo fang'n ſ' an z'bet'n,
Da woll'n ſ' alle Heilig'n faſt um-r-án'n Mann nöth'n;
Ha z'nächſt oane bitt'n g'hört: „Erbarm' dih mein!
A-n Ader aufſchlag'n — oder g'heirat't muaß ſein!“
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a!

Ei, dös meini Dearndáln, w'rum thait ſ' denn ſo bid'n?
Laßt's ös nur dö Heilig'n im Himmel mit Fried'n! —
Und wann 's ös wellts wiſſ'n, wer 's Liadl hat dicht't. —
A ſteanalta Knabbua, der ſunſt áh nix richt't!
Ei ja, es is wahr, 's geit viel ſölche a!

# Fensterstreit.

„Wia heitá is dá Himmel,
„Wia küahl is's auf der Erd!
„Geh', Schazerl, laß mih eini:
„Ih ha mih faſt ſchon g'frört." —

„„Ih mach' dá ja nöt auf,
„„Und laß' dih ja nöt eini;
„„Du kannſt zán ſelb'n Diarnerl ziag'n,
„„Wo nachts biſt g'weſt um neuni"" —

„Wer hat denn dir ſchon plaudert,
„Wer hat denn dir's ſchon g'ſagt,
„Und daß ih geſtern nacht'n ſpat
„An andás Diarnd'l hab g'habt?" —

„„Z'weg'n oanmahl is's nöt aus;
„„Was wird's z'weg'n oanmahl ſein!
„„Wann's aber öftás g'ſcheh'n thát',
„„So müaßt' ih dih wohl grein'!"" —

„Du-u, dárfſt mih ja nöt fopp'n!
„Moanſt leicht, z'weg'n deiná Schön'?
„A Diarndl, ſo wia du biſt,
„Kann ih wohl weitá gieb'n!

„Biſt ja nöt goar ſo ſchön,
„Und biſt ja nöt ſo reich;
„Du haſt má-r á weng auſſiz'geb'n
„Aft ſan má wiedá gleich!" —

„„Du biſt má halt á Büab'l,
„„A ſo und ah á ſo;
„„Du bleibſt nöt bei oan'm Diarnderl,
„„Haſt allimahl á zwo!

„„Dir is goar koani recht
„„Und will dá koani g'fall'n,
„„Und wann's d' á ſchö'nri haben willſt,
„„So laß dá-r oani mal'n!"" —

So geht's den liab'n Leut'n,
Das Zanken hat koan End',
Und wann ſ' vonandá ſcheid'n,
Geb'n ſ' doh ánanda d' Händ'.

So hab'n dö zwá ſih z'greint,
So hab'n dö zwá ſih z'kriagt;
Nit wia ſ' ſan wiedá z'ſammákemm',
Hat doh ean's 's andri g'liabt. —

# Der grosssprecherische Wildschütz.

Ih bin a luſtiga lebfriſchá Bua,
Lad' má mein'n Stuz'n und geh' dem Wald zua;
Wildſchiaß'n is mein' Freud',
Beſſer als d' Weibaleut',
Wann mein Büchſ̄ recht thuat knall'n,
Dös thuat ma g'fall'n!

Wia-r ih vábeigeh' vor's Jógá ſein'm Haus,
Schau'n dö ſechs Jágá beim Fenſtá heraus,
Fall'n übá mih gleih her:
„Gleih gib dein Büchſerl her!“—
„„Weg'n ſechſ̄ gib' ih's nöt:
„Mehr ſeid's ös nöt!““ —

D' Jágá dö ſchau'n auf dös bockſtárr mih an:
Fall'n alli ſechs auf d' Knia, bitt'n um Pardon:
„Wir well'n dein Gámſerl trag'n,
„So lang als du's willſt hab'n,
„Thua-r uns nur ja nöt, nur —
„Ja nöt dáſchlag'n!“ —

---

# Vorwurfe.

„O Dearnd'l, für dih wär's áh ſchon Zeit,
„Daß d' in die Buaß thá'ſt kehr'n:
„Haſt ſchon án Altesweiberg'ſicht,
„Magſt dih noh mi'n Buab'mán ſcher'n!" —

„„Ha-n ih án Altesweiberg'ſicht?
„„Bin noh ſo jung und toll!
„„Bin nia zu deiná Schlafſtell gang',
„„Abá du zu meiná wohl.

„„Du Bua, für dih wär's áh ſchon Zeit,
„„Daß du a Buaß thá'ſt thoan;
„„Biſt eh' ſchon unt' und ob'n ausgang',
„„Biſt gleihwohl noh allean!"" —

„Bin ih gleih ob'n und unt' ausgang',
„Dös is mein Brauch a ſo;
„Han doh mein Fenſtá nia aufg'ſpreizt. —
„Du abá thuaſt dös noh.“ —

„„Hä-n ih mein Fenſterl fort aufg'ſpreizt,
„„Dös geht dih goar nix an,
„„Geh nur recht ſchean glatt neb'n dábei
„„Und thua' nöt eini ſchau'n.

„„Du hä'ſt má's ja wohl eh' kinn' ſag'n,
„„Ehwenn 's d' biſt wor'n ſo ſtolz:
„„Dein Vetterl is von Silbá nöt,
„„Is áh ja nur von Holz!““

## Gässel - Sprüche.

### 1.

Ih bin auf Trebach g'loff'n
Und hab' a Seit'l Branntwein g'ſoff'n;
Kámen drei Narr'n,
Leg'n mih auf an'n Karr'n,
Oana hat koan'n Kopf, der oan' kean Krag'n. —
Hänts, Dearnd'ln, kann ih heunt kean' Nachtherbi hab'n?

### 2.

Dort ob'n in dá Capell'n
Läut'n ſ' z'ſamm mit Glock'n und Schell'n;
Is á ruſſana Geiſtla, hat á leináni Meß' g'leſ'n. —
Hants, Dearnd'ln, ſeid's nöt áh dábei g'weſ'n?

### 3.

Hánt's, Dearnd'ln, ſeid's nöt ſo ſtolz:
Engá Bett is áh nur von Holz
Und nöt von Buxbám!
Hánt's, Dearnd'ln, dárfts enk koan'n Eſel aufzám';
Dort unt'n im Moos
Liegt á todt's Roß,
Is umádum off'n,
Sán lautá ſtolzi Dearnd'ln auſſág'ſchloſſ'n.

### 4.

Hánt's, Dearnd'ln, wann's án'n Buab'n wöllt's liab'n,
Möaßt 's 'hn beſſá liab'n;
Sölli Liab', wia-r ih von enk hab' g'noſſ'n,
Ha-n ih oft á beſſári in Küahtrog geſſ'n!
Hánt's, Dearnd'ln, ſölli Dearnd'ln, wia dös ſeid's,
Hab'n má dahoam áh duzádweiſ'.
Sánt áh ſchean weiß und ſchean roth,
Und liab hab'n ſ' oan'n völli z'toadt!

# Eine obersteierische Bauernhochzeit.

Unter die Eigenthümlichkeiten, die den Bewohner der Oberſteiermark charakteriſiren, gehört vor allem ſein ganzes Liebesleben vom erſten Finden an, die ganze Stufenleiter der Bewerbung durch, bis zum tollen Hochzeitgelärme. Wie wenig aus dem Bereiche dieſer ſchlichten Gebirgsmenſchen die Poeſie verbannt iſt, dürfte aus den naturwüchſigen Liedchen, von denen eine reichliche Leſe in dieſen Heften vorliegt, nach allen Richtungen hin erhellen. Ich denke, daß, wer ſich die Mühe nimmt, dieſe anſpruchloſen, im Flug hingeſtreuten, derben, muthwilligen, häufig ſogar laſciven Improviſationen näher zu betrachten und, in der Vorausſetzung, daß ſie wirklich mehr ſind, als läppiſches, gemeines, tändelndes Zeug, ohrenwidrige Bänkelſingerei u. ſ. w., ſie inniger in ſich aufzunehmen und mit Ort, Zeit und Gelegenheit ihrer Entſtehung in Zuſammenhang zu bringen: — ihre tiefere Bedeutung nicht verkennen, ja vielleicht für jedes Gefühl ſeines Herzens, für jede Situation im Leben, für jede Anſchauung in der Natur ein paar Verſe darunter finden wird, die, ſo zu ſagen, den Nagel auf den Kopf treffen und daher, dem verwöhnten Ohre zum trotz, im Munde des dialektfeindlichſten Sprachhüters ſich einbürgern. Wahrhaftig, da, wo dieſe „Almer" zahllos, wie die Pilze, emporſchießen, da trifft man noch natürliche Luſt und natürlichen Schmerz, herzlichen Geſang und unaffectirten Tanz. Welch ein bewegtes Leben ſpiegelt ſich in den Kirchweihfeſten dieſer Leutchen, in ihren Schützenübungen, in ihren Bittgängen, in ihrer Alpenwirthſchaft, in ihren Jagdabenteuern! Ihre nächtlichen Rendezvous am Fenſter der Geliebten, ihre Samstagbeſuche auf der Alm, ihre Gäſſelſprüche, Staudenlieder, Schnaderhüpfeln, Bäſſeln u. d. g., dieſe lyriſchen Epigramme voll echt poetiſcher Fulgurationen, ſelbſt die wunderlichen Ausgeburten ihres Aberglaubens tragen ein höchſt dichteriſches Gepräge an ſich.

Bei keiner anderen Gelegenheit aber ſpricht die Eigenthümlichkeit des Volkes vielleicht deutlicher ſich aus, als bei ihren Hochzeitgebräuchen, weshalb ich hier ein ſolches Hochzeitgemälde mit treuen Farben ſchildern will.

Wenn ein liebendes Paar alle Stationen ſeines Herzensfrühlinges vom ſchüchternen Händedruck an bis zur ernſtlichen Bewerbung durch den ſogenannten „Bittelmann" durchgemacht hat, dann erfolgt gewöhnlich einige Tage vor der Hochzeit eine Einladung, etwa in folgenden Worten: „Alſo, weil Gott den

Eheſtand hat eingeſetzet, ſo haben ſich die Perſonen N. u. N. mit einander zum heiligen Sacrament der Ehe verſprochen, und haben auch ihre „Bittelleut'“ und „Beiſtänd'“. Weil ſie es aber ohne Hülfe der geiſtlichen Obrigkeit nicht richten können, ſo ließen ſie Euch gar ſchön grüßen und bitten, Ihr möchtet künftigen Dienstag, an welchem die Hochzeit ſein wird, zum Wirthshauſe N. auf ein kleines Frühſtück kommen. Hernach ließen ſie bitten, Ihr möchtet ihnen das Begleit geben auf Gaſſen und Straßen, bin zur Pfarrkirche, allwo Gottesdienſt gehalten wird, welchem wir beiwohnen und unſer Gebet für das Brautpaar ausgießen werden. Hernach ließen ſie bitten, Ihr möchtet ihnen das Begleit geben zum Hochaltar, allwo wir mit dem Prieſter ein Vaterunſer beten um Fried' und Einigkeit für die Brautleut', und damit er ein ehrlicher Mann und ſie ein ehrliches Weib genannt werden kann. Vom heil. Johannisſegen wolle ein jeder trinken, wie Chriſtus der Herr auf der galiläiſchen Hochzeit eingeſetzt hat. Hernach ließen ſie wieder bitten, Ihr möchtet ihnen das Begleit wieder geben von der Kirche und Gaſſen, über Weg und Straßen, und wieder zurück in das Hochzeithaus auf eine Gration (Unterhaltung) und auf ein kleines Hochzeitmahl. Das wißt Ihr ohnehin, daß bei uns Bauersleuten die Fiſch' — in Lüften und die Vögel im — Waſſer ſind, folglich ſolche Speiſen wir nicht haben; ſo wollen ſie euch mit etwas anders aufwarten, als z. B. mit einem Gaberl — Suppen und einem Löffel — Kraut; mit einem Kren- und Rindfleiſch, auch mit einem ſchweinernen — Ofenkämmerl u. d. gl., wie man's bei einem Bauer und von Gott haben kann. Und weil bei dieſen Brautperſonen die Mittel zu klein und die Kräfte zu ſchwach ſind, daß ſie Euere Mühe bezahlen können, ſo wolle es Gott und unſere liebe Frau im Himmel Euch bezahlen. Ich bitt' auch, nehmt meine Einladung nicht in Übel auf, ſondern folgt fleißig nach."

Dieſe von einem der Brautführer auswendig gelernte Anrede wird bei jedermann gebraucht, den die Brautleute bei der Hochzeit haben wollen.

Sind nun am beſtimmten Tage alle Geladenen beim Hochzeithauſe verſammelt, ſo wird ein Frühſtück eingenommen, das einer ganzen Tafel gleicht und wohl zwei bis drei Stunden dauert. Dabei wird viel verabredet und beſprochen, mancher Zwiſt ausgetragen, manches neue Verhältniß angeknüpft, manches erzählt und geplaudert. Es iſt die herzlichſte Vorbereitung zu einem Gange, der über das Wohl und Wehe zweier Menſchen und aller Herzen entſcheidet, die ihnen jetzt anhangen oder in Zukunft anhangen werden. Iſt alles geſchehen und bereitet, ſo geht der Zug in genau beſtimmter Ordnung, die jedoch an verſchiedenen Orten verſchieden iſt, unter Jauchzen, Lärmen und Piſtolenſchüſſen zur Pfarrkirche, wo er gewöhnlich um 11 Uhr ankommt. Drei oder vier (bei großen Hochzeiten wenigſtens vier) Spielleute ſchreiten voraus und ſpielen auf ihren Inſtrumenten, der Violine, der Clarinette, dem Cymbal und der

Baßgeige, einen altherkömmlichen Brautmarſch. In der Kirche wird nun das Amt abgehalten, dem die Hochzeitleute beiwohnen. Während des Offertoriums wird, nach alter Melodie, folgendes Lied geſungen:

Kommt, kommt zuſamm', in Gottes Nahm',
Ihr hoch- und niedern Ständ'!
Herbei, herbei, wo wir beiſamm'
Zum heilig'n Ehſácrament!
Man wird Euch zeigen Herzen zwei,
Die ſich nunmehr verſprechen treu,
Bis in den Tod einand' zu lieben;
Niemand, niemand ſoll trennen Euch,
Eins ſoll 's andre nicht betrüben.

So komme dann, was Leben hat,
Ergötze ſein Gemüth,
Herbei, herbei, nur nicht zu ſpat,
Nur niemand ſei betrübt!
Helft zieren dieſes Ehrenfeſt,
Alt, jung, groß, klein ſei all's getröſt't,
Und ruft im Jubelton mit Freuden:
„Dem werthen Brautpaar wünſchen wir,
„Gott ſelbſt ſoll Euch heut begleiten!"

Vivat, vivat, es leb' das Paar,
Das ſich anheut verbünd't!
Fiat, fiat, nur zum Altar,
Wo ihr Euch bald befind't!
Herr Jeſus wohne ſelbſt bei Euch,
Maria auch, die Jungfrau, z'gleich:
Denn ſie die allerbeſten Gäſt' ſein;
Er ſchenke euch ſein Gnadenreich
Heut anſtatt des allerbeſt'n Wein!

Zu Cana wärd aus Waſſer Wein,
Durch Gottes Kraſt gegründ't;
Heut macht der Bund zwei Herzen rein,
Ganz frei von aller Sünd'.
Es iſt ein großes Sacrament,
So ehret es nur ohne End',
Und niemand kann Euch dann mehr ſcheiden;
Behaltet es bis Lebensend'
Als ein unverwelktes Ehrenkränzlein.

Nach dem Amte findet die Copulation ſtatt, wobei es, wie natürlich, an beſonderen Ceremonien, ſo wie an herzinniglichen Thränen nicht fehlet. Der Bräutigam geht mit der Braut voraus, dann folgen die Brautführer und die Kranzeljungfern und ſo die ganze Geſellſchaft um den Altar herum zum Opfer: dann bleiben erſtere vor dem Altare ſtehen, und erwarten den Prieſter, der ſie verbinden ſoll. Das verhängnißvolle „Ja", das die Braut auf des Prieſters Frage zu antworten hat, wird gewöhlich mehr geſchluchzt, als geſprochen. Während des Opferganges geigen die Spielleute einen Satz von ſieben ganzen Tacten im Kirchenſtyle. Die Kranzeljungfer legt beim Opfer einen großen Krapfen, den ſie auf einem Teller trägt, auf den Altar.

Nach der Copulation ſtimmen die Spielleute auf dem Chor abermahls ein paar toaſtartige Stücke im Zweivierteltact an. Wenn der Johannisſegen getrunken iſt, kehrt alles unter Vortritt der Spielleute, Hochzeiter und Hochzeiterinnen, mit Jubel und Tumult zum Hochzeithauſe zurück, wo getanzt wird, ſo lang es der Magen erlaubt. Gegen Abend beginnt das Eſſen, das an die unſäglichen Schmauſereien des guten Homer erinnert und den Gäſten, die dazu beiſteuern, ein namhaftes koſtet. Es wird dabei das unglaubliche geleiſtet; die Fertigkeit, zwei oder dreimahl des genoſſenen ſich zu entledigen, um Luſt und Raum für neue Ladungen zu gewinnen, wird von manchen mit wahrer Virtuoſität beurkundet. Man hat dafür den Euphemismus: „Auſſigieh'n!" und wenn ein Gaſt das Hochzeitmahl loben und den gehabten Genuß rühmen will, ſo ſagt er ſtolzbewußt: „Viermahl ha-n ih auſſigieh'n müaſſ'n!" — Zum Ende der Tafel wird die Braut, die ſchon früher in einen Winkel geſetzt und von den Beiſtänden bewacht wird, aufbegehrt, was der vorzüglichere der beiden Brautführer mit ſolgendem Sprüchlein thut:

„Jetzt, wann ich Erlaubniß hätt' von dem jungen Herrn Bräutigam, von ſeinen Bittleuten und Beiſtänden, von den Nachbars- und Gevatterleuten, Vater und Mutter, Schweſtern und Brüdern, Schwiegern und Schwägern, Vettern und Mahmen, Gödeln und Godeln und von allen eingeladenen Hochzeitleuten, wie ſie beiſammen ſind, — ich hätt' ein, zwei oder drei Wort' anzubringen. Weil ich mein' Freud' hab', zu tanzen und z'ſpringen, ſo möcht' die Jungfer Braut hinzutreten zu meiner rechten; ſie iſt bei mir im Roſengarten (der Brautführer iſt nämlich noch Junggeſelle), wie ich Brautführer ſchuldig bin aufzuwarten. Ich will ſie ehren mit einem Gläſel Wein; dieſer Wein wird gewachſen ſein zwiſchen Grätz und Köln am Rhein, wird nun von Gott geſegnet ſein! Auf eine gute Geſundheit!" — Da trinkt er und läßt das Glas weiter geh'n. — „Hernach will ich ein, zwei oder drei Ehrentänz' verrichten, oder noch mehrere, wie es uns beliebt, und darnach ſie alt oder jung, grad oder krumm iſt; ſo viel wird ſie aber mögen, um die drei Tänz' zu verrichten. Ich führ' ſie auf keine Gaſſen oder Straßen; ich begehr' ſie in keinen Schlupfwinkel zu führen, ich begehr' ſie auf kein Heu oder Stroh, oder daß ich etwan allein ſein wollt'. Ich begehr' ſie vom Tiſch zum Tanz. Ihr hochzeitlichen Vormänner! Jetzt bitt' ich, wenn Sie mir zu Gefallen aufſtehen, und ließen mir die Jungfer Braut hergeben, um die Tänz' zu verrichten. Die Muſikanten bitt' ich mir aus, und um den Tanzboden bitt' ich den Hauswirth, um einen Platz zu laſſen, daß ich mit vier Roß' und Wagen umkehren kann, damit ich mit der Jungfer Braut kein'n Anſtand hab'. So gut, wie ich ſie nihm', wer' ich's wieder zurück bringen, aber — ſo junger nit mehr; — und ich hoff', ſo junger werdet Ihr es auch nicht verlangen!"

Auf dieſen Spruch, den der Brautführer, mit angezogenem Rock, den Hut auf den Kopf und den Stock in der Hand, halten muß, wird ihm gewöhnlich, um ihn zu necken, geantwortet: „Er könne ſie wohl gar nicht mehr bringen; er müſſe daher ein Pfand einſetzen, oder noch einige Räthſel auflöſen," dergleichen auch der Bräutigam den Gäſten aufgeben kann. Nach ſolchem Geplauder und Gelächter beſtehen die Gäſte auf dem Pfande. Iſt der Brautführer nicht gut unterrichtet, ſo muß er lange bitten; ſonſt ſagt er: „Wann ihr ſo capricirt ſeid und einen Erſatz von mir verlangt, ſo geb' ich Euch Gott Vater, Sohn und heiligen Geiſt zum Pfand!" — Auf dieſes wird ihm die Braut bewilliget, widrigenfalls er beleidigt weggeht.

Hierauf nimmt er die Braut, macht mit ihr drei Tänze, übergibt ſie dann dem eben ſo angezogenen zweiten Brautführer, nimmt eine zweite und dritte Tänzerin u. ſ. f. die er wieder weiter gibt, bis alles tanzt. Übrigens darf er den Hut und den Stock nicht ablegen. Die Muſikanten ſpielen dazu Tänze, die ſo ziemlich roccocco klingen.

Wenn die Ehrentänze gethan ſind, ſo ſetzen ſich einige, andere tanzen noch fort. Dieſes Brautaufbegehren geht der Braut gewaltig zu Herzen, ſo zwar, daß ſie während des Tanzes heiße Thränen vergießt. Bei anbrechendem Morgen geht alles müd zu Bette. Die Spielleute merken aber immer wohl auf, daß ſie das Schlafengehen der Brautleute nicht überſehen. Gewöhnlich verliert ſich der Bräutigam früher, als die Braut, die erſt nach einer Weile von den Brautführern in die Schlafkammer gebracht wird. Dieſer folgen dann die Spiel- und Hochzeitleute, um das Brautpaar in Schlaf zu ſingen und zu geigen. Die Melodie im Zweivierteltacte begleitet folgende Worte:

Nun legt Euch nieder in Gottesnam',
Ihr zwei verliebten Brautperſon'!
Wir befehl'n Euch Gott in ſeine Händ',
Daß er all's Unglück von Euch abwend'
Und Euch den Segen ſpend'!

Wir ſingen an den Bräutigam,
Denn er iſt ehrenreich!
Dazu ſein Weib ganz wohlgethan,
Iſt aller Tugend reich,
Und auch ganz ſäuberlei.

Der Teufel iſt dem Ehſtand feind,
Wann zwei Ehleut' in Frieden ſeind;

Drum ſucht er ſein'n Fleiß an Weib und Mann,
Ob er ſie nicht zertrennen kann,
Daß er ſie trennen kann! u. ſ. w.

Zum Beſchluß gibt der Spielmann der Braut noch einige ſcherzhafte Verhaltungsregeln, z. B.: „Wenn der Mann Euch derb abprügelt und er geht dann in's Wirthshaus und verſauft alle Geld, ſo müßt Ihr wenigſtens ſamstags ihm ein Hemd un wieder ein Geld zutragen. — Wollt Ihr Glück haben mit de Hennen, ſo legt dem Hahn Stiefel an. — Von den Kühen könn Ihr doppelten Nutzen haben, wenn Ihr den vorderen Theil der ohnehin nur frißt und nicht melkt, abhackt und zur Speiſ verwandelt, den hinteren Theil aber zum Melken behaltet, u. ſ. w."

Nachdem ſo viel gelacht worden, geht alles ſchlafen. Indeſſen aber nimmt einer von den Gäſten die Baßgeige und hängt ſie an die höchſte Spitze des Dachfirſtes. Am andern Morgen wird ſie dann unter Lärm und Beſprengen mit Miſtwaſſer, das der Spielmann in einem Waſſerſchaff hat, wieder herabgeholt und proceſſionsweiſe in's Zimmer zurückgetragen, wo dann der Spielmann eine Scherzpredigt hält, die mit folgendem Lied aus B in Dreiachteltacte beginnt:

Schön iſt der Mond, ſchön iſt das Gſtirn,
Brav iſt der Mann, der ſein Weib brav kann ſchmier'n;
Und hat er einmahl das Prügeln vergeſſ'n,

So bläu' er's z'Mittag, auf d' Nacht und nach'm Eſſ'n;
Prügel's auf und prügels a(b). —
Alleluja!

Und wann das Weib thut zanken beim Eſſ'n,
So ſäum' dih nur nit und ſchlag's 'nein in die Freſſ'n,
Sag': „Zangen, verdammte, haſt noh nit g'nua (g)?“
Und wirf nur mit Schüſſel und Teller bráv zu,
Prügel's auf und prügels a. —
Alleluja!

Hierauf folgt der Kanzelſpruch: „Im Namen des Brät'l, des gefüllten Hahn! Ich möcht' auch ein Büg'l davon; morgen, aber heute nicht.“ — Alſo leſ' ich bei der Kanzel des großnaſeten Hundsfuß, ſo, ſeiner Herſtammung, in der Mitte, völlig zum Ende; auf der Seit'n aber zur Ueberkommung des nöthigen Geiſtes bitt' ich allſeits um ein gutes Glas Wein.“ — Hier trinkt er; dann fährt er fort: „Euer' Lieb' und Andacht ſtehet auf, nehmet die Köpf' in Eure Händ', ſchlaget ſie mit und dem Wirth zu lieb tapfer an die Wänd', bezeichnet Euch mit dem Zeichen des Kienrußes und ſprechet mit dem Willen des Kalbskopfes, Saurüſſels und Kälberſchlägels. Vernehmet alſo die Worte des heutigen hochfeierlichen Tag's, bei dem kupfernen Futtertrog, an der dreifachen Miſtgabelſchütt'n, welches áccorát ſo lautet:

## Das Evangelium.

„Das Buch der Herſtammung des **Brät'l vom Brat'n**, des Sohnes Märgáreth vom Vogel Phönix. Phönix hat gezeuget Großkopf, Großkopf hat gezeuget Krumpfuß, Krumpfuß hat gezeuget Dreifuß mit ſeinen Füßen. Dreifuß hat gezeuget Beſenſtiel; Beſenſtiel aber hat gezeuget Schürhäk'l. Schürhäk'l hat gezeuget Herdſchauf'l. Herdſchauf'l hat gezeuget Ko(ch)löff'l; Ko(ch)löff'l hat gezeuget Kohl'nfeuer. Feuerkohl'n aber haben gezeuget Mollbrät'l, Mollbrat'l haben gezeuget Bratwürſt', Bratwürſt' haben gezeuget Leberwürſt', Leberwürſt', haben gezeuget Blutwürſt, Blutwürſt' haben gezeuget Saudarm. Saudarm hat gezeug't Stockfiſch. Stockfiſch hat gezeuget Plumpſack; Plumpſack aber hat gezeuget und geboren, der da genannt wird Plänſchurp. Das ſind die Wort', die uns der heil. St. Steff ſchenkt für die ewige Spitzbüberei."

## Die Predigt.

„Heute iſt jener beglückte Tag, wo ich meinen Magen genugſam ſpeiſen mag, der auf den geſtrigen erfolget iſt und auf welchen der morgige Tag erſcheinen wird." Dieſes iſt alſo wohl zu Gemüth zu führen, ſagt Plomerius, der Oberkellnermeiſter bei dem eifrigen Luquetten-Krug in der Kanzel-Brät'l-gaſſen. Was iſt es um eine einzige Bratwurſt? Sie iſt nicht hinlänglich, den Hunger ſo vieler hungriger Menſchen zu ſtillen; und dieſes alles nach den Grundſätzen anzuleiten, wäre eine ſo weitſchichtige Sach'n, als Aſien und Voitsberg. Daraus laßt ſich aber noch kein Schluß machen, daß man zur Waſſerſucht nicht aderlaſſen ſoll. O weh demjenigen Menſchen, der ihm den Fuß gebrochen hat! Es wäre viel beſſer geweſen, wenn er gerade geblieben wäre! Alſo ſpricht der gräuliche Prophet in ſeinen Fußpſalmen an einem halben Vers: „Es iſt nicht genug, meine Zuhörer, daß ihr bei regneriſchem Wetter zerriſſene Schuh' anleget, ſondern die Liebe des Nächſten fordert es, daß Ihr ſie beim nächſten Schuſter flicken laſſet.“ Und ſo ſpricht auch der Prophet Paitaſch: „Daß der Menſch niemals ohne Kopf ausgeh'n ſoll, weil der gebrechliche Menſch nie wiſſen kann, was ihm zuſtoßen werde.“ Dieſes iſt alſo der ganze Inhalt meiner ſerimoniſchen Rede. O daß ich nur einen einzigen Zuhörer bewegen könnte, ſeinen Kopf an die Wand zu ſchlagen! — Ich bitt' um patientiſche Geduld! Seid's bereit und bleibt's g'ſcheidt! —

## Zweiter Theil.

„O ſeltſames Muſter eines verheirateten Bauern!“ — So weit gehen die Wort' meines Schreibens. Dahero laßt ſich alſo klar abnehmen, daß derjenige, ſo auf der Poſt fahrt, nicht zu Fuß geht. — Und ſo ſpricht auch der Prophet Epiopius in ſeiner Lebensbeſchreibung, die er den erſten Tag nach ſeinem Tod herausgegeben hat: „Was hilft es dem Menſchen, wenn er neun Siebzehner verwürfelt und drei Gulden verhäufelt, was hilft es dem Menſchen, ſag' ich, wenn er ſchon einen ſo hannakiſchen Seufzer aus ſeinem hungrigen Magen heraustreibt, als thät' an einer Weißgärberbutt'n ein Reif abſpringen?!“ — O, meine Zuhörer, kein Sieg iſt ohne Streit. Bald wird der Weg zu eng, bald zu weit! Und ich wollt' Euch dieſes aus den ſchönſten Geſchichten beweiſen, wenn ich dieſelben nur geleſen hätt'. Man muß daher alſo zu erweiſen ſuchen, daß es dem Menſchen viel ſchwerer falle, hundert Centner zu tragen, als wie einen Vierting. Ei, du verbrummeltes Schnipferdirnd'l, wie wird es mit dir einſt ausſeh'n, wann der Richter mit ſeinen Viſicaturen kommt? — Du häufeſt Leberknödel auf Leberknödel und wieder auf Speckknödel, und paſſeſt noch immer auf einen beſſeren Fang! Aber auf dem Platz bei dem rothfalben, braunen Director ſteht es geſchrieben: „Täſti, täſti!“ d. h. ſo viel, daß derjenige Menſch, der keinen Groſchen wechſeln kann, nit ſo viel klein's Geld haben wird. Dahero ſchreite ich alſo zum Schluß des zweiten Theil's und ſage: O, meine Zuhörer! Ihr werdet das Glück nicht haben, wenn Ihr krank ſeid, auch geſund zu ſein! O, wie werdet Ihr rufen und ſchreien, wenn Ihr Euch bei ſtockfinſterer Nacht im Koth befinden werdet! — Da werdet Ihr Euch wünſchen, eine Laterne zu haben, werdet aber keine bekommen. Kommt alſo alle zum Wirth, die Ihr Hunger und Durſt habt, und erquicket Euch bei Wein und Bier. Das andere im dritten Theil.“

### Dritter Theil.

„Halb leinerne, halb ſchweinerne, abgebickte und mit

Schuſterdraht abgeflickte Zuhörer! Es erdichten die Poeten vom
Berg Drewalde, daß er ſich von der Donau gereiniget hätt'.
Die Gelehrten ſagen dafür, daß das End' das letzte ſein muß,
die Wahrſager aber ſagen, daß ein Mäd'l mit zwölf oder drei
zehn Jahren noch ein Frücht'l ſei. Ich aber ſage Euch, meine
Zuhörer, daß man den Durſt mit einer einzigen Maß Wein
beſſer löſchen kann, als wie mit dem größten Laib Brot. —
Einsmahls ſtund der Habakuk ſehr auf einem hohen Berg; einen
Fuß ſtreckt' er nach Gratz und den andern nach Tirol aus, und
ſchauete zwiſchen den zwei Füßen auf den himmliſchen Tauben-
kob'l hinab. — *Ecce laurerer, carfuntum ermat, sinat, cumhir-*
*schus frissellus.* — Einsmahls pflegt einer, als er beichten
ging, neue Schuh' anzulegen, und als er in den Beichtſtuhl
hineintrat, that er einen ſtarken Seufzer; als ihn aber der
Beichtvater befragte, warum er dieſe Grobheiten in den Beicht-
ſtuhl hineingeſpart hätt', — „ach nein!“ verſetzte derjenige, —
wenn ich ſo blind wäre, als ein anderer taub iſt, ſo würde ich
eben ſo wenig hören können, als Ihr geſehen habt.“ Dahero,
wie dieſer, fange ich lieber an aufzuhören in Ewigkeit. Ende!“

Zu ſolchem tollen Gallimathias, der bei der wahren, innigen Frömmigkeit des Landmannes gewiß für nichts weniger, als frivole Religionsſpötterei gelten kann, ſind luſtige Spielleute oft unerſchöpflich. Man möge das angeführte Beiſpiel als Beitrag zur Charakteriſtik des Landvolkes belächeln, aber ja nicht verdammen! —

Dauert die Hochzeit (wie dies häufig der Fall iſt) drei Tage, ſo wird gewöhnlich noch ein Mummenſchanz veranſtaltet. Der Spielmann kleidet ſich als Bacchus an, nimmt den Pflug, den die Hochzeitleute zieh'n, und fährt die Gaſſe auf und ab; manchmal ſetzt er denſelben an die Stiege oder an die Ecke des Hauſes an und ackert, unter lächerlichen Geberden, den ganzen Plunder zuſammen.

Iſt nun alles zu Hauſe, ſo wird wieder ſteiriſch getanzt, gegeſſen und gezecht, das unaufzehrbare als Beſcheideſſen bei Seite gelegt und manches Liedchen improviſirt oder aus dem Gedächtniſſe geſungen, wozu die Muſikanten, mit dem Geſang abwechſelnd, aufſpielen. Die Zahl dieſer vierzeiligen Strophen, die dem verwöhnten Ohr des Städters nicht immer keuſch genug klingen dürften, geht in's unendliche; ein paar hunderte dergleichen enthielten die „Almer.“

Und hab'n eng nöt alli g'fall'n, —
Dös hat's nöt ſoll'n!
An'm red'n á biß'l was,
So ha-n ih's woll'n!

* * *

# Wörter-Erklärung.

## A.

(Tiefes A = a.)

abäbekäm' (— ◡ ◡ —), herabbekäme.

Adä laſſ'n, ån' Adä ſchlag'n, zur Ader laſſen.

allzween, alle zwei, beide.

anfriem', anfriema, beſtellen.

anläff'n (— ◡ ◡), anlaufen, anſchwellen.

aufreib'n, aufreiben, den Reiber aufmachen, öffnen.

ausfrätſcheln, ausforſchen, auskundſchaften.

ausg'liechä's, ausgeliehenes, von ausleich'n, ausleihen, entleihen, borgen.

auſſizahnt, hervorblickt, herausſieht.

## B.

Bada, Bader, Wundarzt.

beit'n, zuwarten, Zahlungsfriſt gönnen, daher auch: auf Borg geben.

bid'n, bitt'n, bitten.

bläch, bleich.

Blas, Eigenname: Blaſius.

blitzblab, blitzblau, lichtblau.

Bräm, Saum, Verbrämung.

brunn', brennete (brönne).

Bug'l, Buckel, Rücken, bugläti (— ◡ ◡), buckelige.

Bünk'lwerk, Bündelwerk, Gerümpel, Bagage.

## C.

Crawaten, Croaten.

crepir's (ih), ich capire, begreife, faſſe es.

## D.

dänächſt (◡ —), demnächſt, jüngſt.

dena, dennoch, deſſenungeachtet, gleichwohl.

Dianeiä (— ◡ ◡), Dirnlein, auch Diarnerl, Diarn l, Diend'l, Dearnd'l, Dearndäl.

Doppelſträch (— ◡ —), Doppelſtreich, ein ländlicher Tanz, wozu mit Händen und Füßen, alſo doppelt, der Tact (Streich) geſchlagen wird. (In Oeſterr. dä Vierfachi.)

## E.

einbrama (— — ⏑), einbrämen, verbrämen.

eing'feiert, eingefeuert, geheizt.

eing'ſchnürlt, eingeengt, geſchnürt.

Gricht, Gicht.

## F.

Fäberln, Ferkel, junge Schweinchen.

Fankerl, Spitzname für den Teufel.

fahr'n, fahren.

Feita, Freitag.

felbani (— ⏑ ⏑), weidene, von Felber, Weide, salix viminalis.

feiren, feurig leuchten, glänzen.

Freſſ'n (s), das Geſicht.

friem', beſtellen.

Fruchtl, ein junges, leichtfertiges weibliches Weſen.

## G.

gäch, gähe, ſchnellbereit.

Gankerl, Spitzname für den Teufel.

Gedaz, Geſträuche, Gebüſch, von Tabe (Tebe, Techn), Reiſig.

g'feihlt, gefehlt, unrecht.

G'ſicht, Geſicht.

G'hag, Gehäge, Zaun.

G'häß, Gehetze, ſehr lauter Lärm.

giggerizum, giggeraxum, eine Klangſpielerei.

g'lach'n, gelacht, eine dem Kärnthner eigenthümliche Formirung des Mittelwortes von: lachen.

glaubeſt, glaubaſt, gläbeſt, gleichwohl.

Glauern, Nachwein, Treſterwein, Lurke.

Glinzelä, Glanzelä (— ⏑ ⏑, — ⏑ ⏑), Alliteration für: bunte Blümchen, Frühlingsblümchen.

Goaßl, Geißel, Peitſche.

Goſch'n, Maul, d'ſchlechte Goſch'n, das Schandmaul, der Läſtermund.

Grab'nſchliara, Grubenſchliefer, Spottname für: Bergknappe.

g'ſchach', geſchähe.

G'ſchirr, Geſchirre, Pferdegeſchirr.

g'ſchmeid, geſchmeidig, ſchmiegſam.

g'ſchnappi, ſchnippiſch, kurz angebunden.

g'ſchoſſ'n, geſchoſſen, nach der Kärnthneriſchen Gewohnheit, die Schärfungen (ß) zu dehnen (ſ), und umgekehrt.

## H.

häu, he, wenn man Einen anruft, hau's, he, wenn der Anruf Mehreren gilt.

Hoar (s), Flachs, Lein, linum usitatissimum.

Habarcula, Haferräder, ein Sieb zur Läuterung des Hafers (avena), daher ein von Blatternarben ſiebartig gemaſertes Antlitz.

Hausgartl (— — ⏑), Haus garlig, ein erdichteter Name für ein Ideal von Häßlichkeit.

Häs'n (ha'n), einen Hasen, nach Art der Kärnthner ausgesprochen, siehe g'schef'n.

hearch'l, dearch'l, hüben, drüben.

Hean' (—), Hühner, Hennen.

Hias'l, Eigenname für: Matthias.

hiraia (— ◡ ◡), Ausruf des Muthwillens: heisa.

hoſ', halſe.

huricht, hurtig.

Hutlraich'n, eine Art großer Birnen (Plutzbirnen).

## J.

Jägas, Ausruf für: Jesus.

Janitsha (— ◡ ◡), Hahn, Indian meleagris gallopavo.

Jok'l, Eigenname für: Georg.

Jorl, dasselbe wie: Jok'l.

## K.

Kalb'lgäu, Kälbergau, der Landesbezirk oder die Gegend, wo die gleichen Kälber einzukaufen gelegen.

ke'n (sich), sich kümmern, auf jemand's Urtheil ein Gewicht legen.

Kerlas (— ◡), Kerle.

Klebar (— ◡ ◡), eigentlich Klebekraut galium aparine, dann die kleinen gebrochenen Stacheln, die im gebrechelten Flachse zurückbleiben.

Klez'n, getrocknete Birnen.

kloanverdraht, fein verdreht, völlig ausgefeimt.

kloanvarruckt, klein verrückt, völlig toll.

Köhl, Kohl, brassica sabauda.

Kogl, Bergrücken.

Krot', Kröte, auch als Zärtlichkeitsausdruck für: geliebtes Wesen.

küahbruacha, Kühbruchen, Aufsuchen der verlaufenen Kühe.

## L.

lanni, wenig, unwirsch.

lei, eine den Kärnthnern sehr geläufige expletive Partikel, mit dem österreichischen: „halt“ entsprechend.

lulla'n (— ◡), lullen, säugen, pfeifen, dudeln.

## M.

Mauerpolier, Mauerpolierer, der das aus dem gröbsten gearbeitete in's feine bringt.

Mehlbam, Mehlbaum, crataegus aria.

Menschbänderach', Mädchenbänder, die man ablegt (aussagt), wenn man heiratet, um sie mit den Geschwistern zu vertauschen.

mirk'n, merken, im Gedächtniß behalten.

Moltbrat'l, Lungenbraten.

## N.

Nagl, Nikl, Nickel, eine unansehnliche oder liederliche Weibsperson.

nigâl, nickte, von nigân, nicken, sich hin- und her-, auf- und niederbewegen.

neis, neugs, neu s-, neues.

## O.

Oach! (mein), eine Betheuerungsformel, so viel, als: mein Gott!

Oricht, Ort.

## P.

Packwerk, Geräthe, Gerümpel, Bagage.

Pattrich, Scherzname.

pempern, klopfen, pochen, hämmern.

Pferschdla, Pferdchen, Rößlein.

Plankarn, Scherzausdruck.

Plaswerk, Geweine, von plas'n, laut blecken, schreien, weinen.

Psalta, Psalter, Rosenkranz.

## R.

rarest (das), das rareste, seltenste.

rebeln, ein- und kleinweise reiben.

ruasi, ruhig, auch ruhi, wiewohl letzteres im Begriffe zwischen ruasig, ruaki und ruhig recht schwankt.

## S.

Saitn, Seite.

sakarisch (— ⏑ ⏑), alliterirend mit sikerisch, verdammt, keck, verwegen, ausgezeichnet, überhaupt den Begriff des Hauptwortes, dem es beigegeben ist, verstärkend.

scher'n (sich), sich abgeben, gemein machen, herumzanken.

Schmarn, eine Art Mehlspeise.

Schwarticht n, Schwarte, dicke Haut.

Sez (mein), Betheuerungsformel; eigentlich: bei meinem Seche (Sache, Pflugmesser).

spear (—), sper, trocken, mager, zähe, knapp.

spendir'n, schenken, sich's etwas kosten lassen, i h ba spendir'n kriagt, ich habe zum Präsent erhalten, g'spendiricht, spendirt, geschenkt, dargebracht.

Sperlankerl, scherzhafte Bezeichnung für ein muthwilliges leichtsinniges Wesen, Schelm, Strudelköpfchen.

Steanbier, Steinbier, eine eigene Gattung Bier, das mit gehitzten Steinen bereitet wird, ein Lieblingsgetränk der Kärnthner.

Stiebbirnle, Stiebbirnlein, ein Scherzausdruck für leise Mädchen, Püppchen.

stageren (— ⏑ ⏑), klettern, in Absätzen steigen.

Summavogl, Sommervogel, Falter, Schmetterling.

## T.

Thee, Nett übr'n Thee hab'n, zu Falle gekommen ſein.

Teifelsg'bakl, Teufelsgebäckel, vom Tabak.

Toll, Narr, Tollkopf, da krönte Toll, der wahnſinnige König.

## U.

umg'keit, umgeworfen, umkei'n, umwerfen.

untä g'ruhicht, daruntergeruhet.

## V.

vabunkt, verbündet, verbunden.

valeich, vielleicht.

vawirricht, verwirrt, verirrt.

## W.

wacheln, wehen, fächeln.

Wäliſch, Wälſch, ein Fremdling.

wäscheln, waſchen, plätſchern, baden, ohne Noth mit Waſſer ſich zu thun machen.

wericht, werth.

Williwingerl, Scherzausdruck für ein lebhaftes, niedliches Weſen.

w'rum, warum.

## Z.

z'greint, zergreint, zerzankt.

z'kriagt, zerkriegt, zerzankt.

zoichan, ziach'n, ziagn, ziehen.

z'wigelt, z'wagelt, zerwiegt und zerwackelt, eine Alliteration zur Bezeichnung eines ſchwankenden, wackelnden Ganges.

# Inhalt.

Seite

Schnadahüpfeln. (1 — 100) . . . . . . . . . . . . . 1

Allerlei Stände (1—12) . . . . . . . . . . . . . 33

Kärnthner Grüße (1—12) . . . . . . . . . . . . . 40

Weihnachtslieder. (1—4). . . . . . . . . . . . . 47

Ständchen . . . . . . . . . . . . . . . . 59

Spottlied auf die Dirnen . . . . . . . . . . . . 62

Fenſterſtreit . . . . . . . . . . . . . . . . 65

Der großſprecheriſche Wildſchütz . . . . . . . . . 68

Vorwürfe . . . . . . . . . . . . . . . . 70

Gaßel-Sprüche (1 — 4) . . . . . . . . . . . . 72

Eine oberſteieriſche Bauernhochzeit . . . . . . . . . 74

Wörter-Erklärung . . . . . . . . . . . . . . 91

P.o.germ. 1363 mh

Seidl

# Johann Gabriel Seidl,

ſeine

# Sagen und Geſchichten aus Steiermark.

Eingeleitet und herausgegeben

von

**Dr. Anton Schloſſar.**

Mit Illuſtrationen

Graz.
Verlag von Paul Cieslar.
1881.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# Johann Gabriel Seidl und seine Beziehungen zur Steiermark.

Am 29. April des Jahres 1829 kam in der freundlichen unterſteiriſchen Stadt Cilli an der Sann ein junger Dichter und Gelehrter mit ſeiner ihm kaum angetrauten noch jugendlicheren Gattin an, der ſeine Heimat Wien verlaſſen und über den Semmering nach Steiermark einziehen mußte, wo ihn das Geſchick eine ſtattliche Reihe von Jahren feſthalten ſollte. Der junge Mann war Profeſſor am Gymnaſium zu Cilli geworden und hieß Johann Gabriel Seidl. Er hatte ſich ſchon durch eine Zahl anmuthiger Gedichte in verſchiedenen Zeitſchriften und durch gewandt geſchriebene Proſa-Aufſätze einen hübſchen Namen in Literaturkreiſen erworben. Die Steiermärker insbeſondere kannten dieſen Namen ſchon aus den Beiträgen in der einzigen belletriſtiſchen Zeitſchrift des Landes: „Der Aufmerkſame", welche Ignaz Kollmann in Graz redigirte, und eine Sammlung „Dichtungen", die Seidl im Jahre 1826 bei Tollinger in Wien erſcheinen ließ, hatte in Nr. 18 des „Aufmerkſamen" von 1826 ebenfalls ihre gebührende höchſt anerkennende Beurtheilung erfahren. Daß der Dichter ſich auch als tüchtiger Philologe zeigte, blieb bis nun nur in den engſten Fachkreiſen bekannt, bald ſollte er auch in dieſer Richtung weitere Aufmerkſamkeit erregen, denn ſeitdem Seidl in

Steiermark weilte, hatte er manche Proben ſeiner tüchtigen Kenntniß der lateiniſchen Sprache veröffentlicht und dieſelbe insbeſondere auch durch die ebenfalls in den verſchiedenen Jahrgängen des „Aufmerkſamen“ verſtreuten lateiniſchen Gedichte (beſonders Charaden und Räthſel), durch die correcte Deutung einer großen Zahl von Römerſteinen Cilli's, ſowie durch die treffliche ebenfalls im Lande verfaßte und erſchienene Ueberſetzung der Fabeln des Gabriel Faernus bekundet.

Seidl hatte im Frühlinge des Jahres 1829 traurigen Herzens ſeine Vaterſtadt Wien, wo er am 21. Juni 1804 geboren war, verlaſſen. In der Reſidenz war er auferzogen, dort hatte er ſeine Ausbildung erlangt, dort hatte ſich ſein poetiſcher Sinn entwickelt, und ſein Verkehr mit Freunden wie Bauernfeld, Frankl, Lenau, Halm, Caſtelli, Grillparzer, A. Grün und anderen hervorragenden Perſönlichkeiten des damaligen poetiſchen Oeſterreich die Anlage zur Dichtkunſt kräftiger ausgebildet, in den mitſtrebenden Poeten aber ihn auch mitfühlende Herzen finden laſſen. Wohl mußte der junge Mann auch manches Bittere erleben, im Jahre 1823 war ſein Vater geſtorben und ſchwere Lebensſorgen blieben der einzige Nachlaß deſſelben für die kleine Familie, welche nur aus der Mutter und dem Sohne beſtand. Aber letzterer arbeitete unermüdlich und erreichte endlich die Gymnaſialprofeſſur in — Cilli. Er mußte nun aus der Vaterſtadt, aus der Reſidenz, wo er 25 Jahre lang geweilt, in die „ferngelegene“ Provinz in ein kleines Städtchen ziehen. Wie ſollte er ſich in den veränderten Verhältniſſen zurechtfinden? Aber es ging dies raſcher und leichter, als er geglaubt hatte. Hatte ihm doch vor Allem ſeine Ernennung die Gelegenheit geboten, ein geliebtes Weſen heimzuführen, und dieſe Anſtellung die Mittel, ſich mit der geliebten Gattin ein eigenes Heim zu gründen. „Es gab eine Zeit“, ſchrieb er ſpäter ſelbſt in ſeinem anmuthigen Wanderbuche, „wo ich in einer großen Stadt lebte, nämlich in Wien, welche ich nicht loben würde, weil ſie meine Vaterſtadt iſt, wenn es nicht ſo vielen Fremden mit ihr erginge, wie den Alten mit der Lotosfrucht, die, einmal genoſſen, den Gaumen an nichts Anderem mehr Geſchmack finden ließ. — Ich lebte einmal in einer großen Stadt und es kam eine Zeit, wo ich in einer kleinen Stadt leben mußte — und dann gerne lebte — und zuletzt beinahe vergaß, wie man in einer großen Stadt leben könne. Der Uebergang war ſo plötzlich, ſo unvermuthet, als ob Fauſt's Mantel mich fortgetragen hätte. Und als ich aufſah und die Blicke umherſchicken wollte, um Kundſchaft einzuziehen über meine Umgebung, da ſtanden Weib und Kind um mich her und theure Angehörige, die den Zauberflug mir zu Liebe mitgemacht — und neue Geſichter drängten ſich, Liebe fordernd, um mich her — und ich konnte den freundlichen Horizont mit der Hand umſpannen und fragte nicht viel, was darüber hinaus läge.“ Solche Gefühle waren es, mit denen der Dichter ſpäter an den erſten Aufenthalt in dem reizenden kleinen Städtchen der unteren Steiermark zurück dachte. Wie verſchieden waren ſie von denjenigen, die ihn durchzogen, als er zum erſtenmale die Höhe des Semmering erreicht hatte und während die Poſtpferde über jene Straße, die man heute aus dem Coupé des über Viaducte und durch Tunnels dahineilenden Eiſenbahnzuges noch hier oder dort unten ſich dahinziehen ſieht, langſam den Berg hinan ſtiegen, zu Fuß neben dem Eilwagen, der ſeine Lieben umſchloß, dahinſchritt, Hölty's Gedichte in der Hand. — Zum erſten Male war dem jungen Manne, als er auf dieſer Reiſe nach ſeinem neuen Beſtimmungsort auch Graz berührte, Gelegenheit geboten, einen hochbegabten, mit ihm ſtrebenden Poeten kennen zu lernen, der ebenfalls noch jung vor Kurzem ſeine erſte Sammlung Gedichte in die Welt hinausgeſchickt und viel Beifall und Anerkennung geerntet hatte, den liebenswürdigen Karl Gottfried Ritter v. Leitner, den trefflichen Balladen-Dichter Oeſterreich's, deſſen Name ſich in ſo manchem Blatte vertreten fand, das auch Beiträge aus Seidl's Feder enthielt, und der wirklich in ſeinem poetiſchen Entwicklungsgange ſchon damals und auch ſpäter manche Aehnlichkeit mit dem Wiener oder beſſer geſagt damals Cillier Poeten aufwies. Auch im „Aufmerkſamen" hatten ja beide Dichter ſchon vor ihrem perſönlichen Zuſammentreffen poetiſche Gaben veröffentlicht.

Wie warm J. G. Seidl bald für ſeine neue Heimat fühlte, zeigt das neuerlich nirgends mehr abgedruckte ſchöne Gedicht, welches er bald darauf als „Gruß an Steiermark" in demſelben Blatte veröffentlichte und das ſo ſinnig die Deutung der Landesfarben Oeſterreichs und Steiermarks im wohllautenden Verſe vollzieht. Das Gedicht, welches höchſt charakteriſtiſch iſt, möge ſeinem ganzen Inhalte nach hier eine Stelle finden:

### Die Landesfarben.

Als Gruß an Steiermark.

Farben meines Vaterlandes,
Glühend Roth und blendend Weiß,
Noch macht ihr mein Auge funkeln,
Macht mir noch den Buſen heiß.
Und wie ſich der Saum der Wolken
Golden färbt im Abendſchein,
Faßt ihr noch mir alle Träume
Meines Jugendglückes ein.

Und ich konnt' euch doch vertauſchen,
Thun, was ſonſt kein Weſen thut?
Bis zum Welken bleibt die Roſe
Treu der angebornen Gluth;
Und das Laub, ſo lang es Laub iſt,
Läßt nicht ab von ſeinem Grün;
Sein Gefieder wahrt der Vogel,
Und das Gold behält ſein Glüh'n.

Und ich konnte? — ja ich konnte, —
Iſt der Tauſch ein Tauſch doch kaum:
Weiß iſt hier wie dort der Spiegel,
Statt des rothen grün der Saum.
Weiß, — ob an des Bachers Wurzel,
Ob am Schneeberg, — das gilt gleich!
Weiß der Unſchuld, Weiß des Rechtes,
Deine Grundfarb', Oeſterreich.

Aber Roth, du blut'ge Farbe,
Die der Muth im Wappen trägt,
Du magſt wohl das Grün vertragen,
Das den Strahl gebiert und hegt.
Roth, du Lichtſymbol des Sieges,
Grün, du Friedenskleid der Flur,
Ja ihr malt, im heil'gen Bunde,
Mir des Segens ſich're Spur.

D'rum, ob Grün auf Weiß mir blühe,
Ob aus Weiß mir flamme Roth:
Oeſt'reichs Farben ſind ſie beide, —
Und ſo hat es keine Noth.
Ob nun Aar, ob Leu mir winke,
Beide ſind ſie königlich;
Und ſo mag der Leu mich ſchirmen,
Wie der Aar nicht von mir wich.

Alſo ſei mir denn geſegnet,
Vaterland an Vaterland,

Laß die Liebe meinem Herzen,
Laß die Leier meiner Hand;
Und vergib, wenn doch bisweilen
Zwiſchen deinem Segens-Grün
Mir des lieben Heimat-Rothes
Heil'ge Purpurſtreifen glüh'n.

Seidl war kaum einige Monate in Steiermark, als er ſchon alles Gute und Schöne, was dieſes Land bietet, zu würdigen wußte, noch mehr, er fand auf demſelben Platze, auf welchem ſeine neue Heimatsſtadt erbaut war, einen hiſtoriſch merkwürdigen uralten Boden, der dem Forſcher Grund und Gelegenheit genug bot, der Geſchichte dieſes Bodens, der Geſchichte der Gegend nachzuforſchen. Bald hatte Seidl ſeine Blicke auch in die Vergangenheit der näheren und weiteren Umgebung gelenkt, er hatte es herausgefunden, daß in dem armſeligen Dörflein Arzlin, welches ein Stündchen weit von Cilli liegt, ein gelehrter Mann geboren wurde, der in ſeinem Fache zu Zeiten des Kaiſers Joſef Licht und Aufklärung verbreitete, der deutſche Sprachforſcher Johann Sigmund Popowitſch, daß in dem Pfarrhofe zu Altenmarkt bei Windiſchgraz der geiſtreiche Aeneas Sylvius Piccolomini ſeine Wirkſamkeit begann, welchen ſpäter als Papſt Pius II. die Tiara in Rom ſchmücken und deſſen Ruhm als Geſchichtsſchreiber bis heute beſtehen ſollte.

Seidl war es, der zuerſt auch den Monumenten einer lange verfloſſenen Zeit Aufmerkſamkeit und beſondere Beachtung ſchenkte, der die Denkmale und alten Steininſchriften aus der Römerzeit, deren der claſſiſche Boden der alten Claudia Celeja ſo viele aufweiſt, zuerſt mit kritiſchem gelehrtem Blicke prüfte und zur Geſchichte der Stadt ſo wie des ganzen Landes Steiermark ſo manches wichtige Kapitel nach der Entzifferung dieſer Steininſchriften bieten konnte. Aber die Thätigkeit des Cillier Profeſſors Seidl blieb nicht nur eine gelehrte, ſie blieb nicht auf das kleine Gebiet der Stadt und ihrer Umgebung beſchränkt, bald war auch die Muſe ihm wieder genaht, bald hatte er die Feder auch wieder zum wohlklingenden Verſe angeſetzt wie früher und eine Zahl von Liedern gedichtet, die ſo vielfach ſich auf das Land und deſſen Schönheiten bezogen, wo er jetzt weilte. Immer mehr lernte er dieſes Land kennen, durchreiſte es in ſeinem nördlichen und ſüdlichen Theile, und Seidl ſollte derjenige werden, welcher auf die Schönheiten der Steiermark im weiteſten Kreiſe neuerlich und hochbeachtet hinwies.

Inwiefern ſich die ſchriftſtelleriſche Thätigkeit dieſes Mannes in Bezug auf das Land, dem er nun angehörte, äußerte, ſoll weiter unten geſchildert werden. Vorläufig einige Andeutungen über mehrere andere Werke, welche aus der Feder J. G. Seidl's während ſeines Aufenthaltes in Cilli erſchienen waren.

Schon im Jahre 1831 hatte er die mit gewiſſenhafter Sorgfalt abgefaßte Ueberſetzung der Fabeln des lateiniſchen Dichters Faernus beendet. Sie erſchien unter dem Titel: „Des Gabriel Faernus Fabeln. Metriſch verdeutſcht und mit biographiſchen und bibliographiſchen Einleitungen verſehen" in demſelben Jahre zu Graz und errang ſowohl den Beifall der Philologen als auch denjenigen der Freunde jener Fabel-Literatur, die insbeſondere für die Herzen der Jugend ſo anſprechend und lehrreich erſcheint. Der deutſchen Ueberſetzung war in dieſer Ausgabe der lateiniſche Text gegenübergeſtellt, um dem Anfänger in der klaſſiſchen Sprache zugleich eine Beihilfe durch Vergleichung von

Original und Ueberſetzung zu leiſten. — Das zweite Werk, welches der Dichter in Cilli zur Vollendung brachte, waren die „Bifolien“, welche im Jahre 1836 in Wien erſchienen und das Schönſte und Beſte enthielten, was Seidl auf poetiſchem Gebiete überhaupt geſchaffen. War er bisher noch nicht genug gekannt und gewürdigt, ſo lenkten die „Bifolien“ auf ihn die allgemeinſte Aufmerkſamkeit. Lyriſche und epiſche Gedichte in abwechſelnder Reihenfolge bilden den Inhalt dieſer ſchönen Zuſammenſtellung von Seidl's Gedichten, in denen ſich des Poeten ganzes Gemüth, ſeine Innigkeit und Herzlichkeit ausſpricht, in denen prächtige Balladen- und romanzenartige Stücke, ſo wie ergreifende poetiſche Erzählungen vorkommen. Im Jahre 1855 erſchien ſchon die 5. Auflage dieſer anmuthigen Lieder. Alle Auflagen aber waren dem von der ganzen Steiermark ſo hoch verehrten Erzherzog Johann, mit dem J. G. Seidl perſönlich zuſammenzukommen die Auszeichnung genoß, gewidmet. Da die erwähnte erſte Auflage der „Bifolien“ ſchon zu den Seltenheiten gehört, ſo möge das ſchöne Widmungsgedicht daraus an den Erzherzog hier ſeine Stelle finden:

Wenn Du der Alpen ſteile Schwindelwand,
Mit ſich'rem Fuß und voller Bruſt beſteigeſt,
Und von der Höh' auf's bied're ſchöne Land
Dein mildes huldverklärtes Auge neigeſt;
Wenn Du, durch das erhaben, was Du biſt,
Durch das erhaben, was Du fühlſt, dort ſteheſt,
Und ein beſcheid'nes Blümchen wo erſpäheſt,
Das ſich in ſeiner Schüchternheit vergißt,
Den kleinen Kelch zu Dir empor zu heben: —
Wirſt Du's zertreten, — oder ihm vergeben? —
Nein — Du zertrittſt es nicht, — Du hebſt es auf,
Beglückſt es durch's Gefühl, daß es Dir blühte,
Und ſich, in ſeinem kurzen Lenzeslauf,
Vergebens nicht um Deine Gunſt bemühte!

Ein ſtilles Blümchen auf der Alpenwand
Verſchmähſt Du nicht: — ſo woll' auch dieſe Blüthen
Durch Deines Auges milden Strahl behüten:
Sie ſind doch auch entkeimt dem Alpenland!
Und was, wie Thau, benetzt ihr Blattgetriebe,
Denk, es ſind Thränen frommer Heimatliebe!
(Cilli in Unterſteier, im Lenzmond 1836.)

Das Widmungsgedicht der 5. Auflage, ſchon von Wien datirt, ſchloß mit der Strophe:

D'rum, wenn er jetzt Dir ſeinen Strauß, vom Strahle
Des Herbſtes matter gleich vergoldet, ſchickt,
Blick' ihn ſo freundlich an zum fünften Male,
Wie Du zum erſten Mal ihn angeblickt!

Ach, als im Jahre 1877 in den „Geſammelten Schriften" J. G. Seidl's die „Biſolien" zum 6. Male erſchienen, ruhte der gütige Fürſt ſchon lange in ſeiner Gruft und auch der Dichter war eingegangen zum ewigen Frieden. —

In demſelben Jahre wie die erſte Auflage der „Biſolien" erſchienen in Graz aus des Dichters Feder: „Georginen. Geſammelte Erzählungen für Frauen", ein zarter duftiger Strauß, welcher der Gräfin Luiſe von Attems gewidmet war. Wie von den Liedern der „Biſolien", ſo waren auch von dieſen Erzählungen manche ſchon in Steiermark entſtanden. Von Steiermark aus veröffentlichte der Dichter noch folgende Sammlungen ſeiner novelliſtiſchen und poetiſchen Arbeiten: „Epiſoden aus dem Romane des Lebens" (Wien, 1836), „Novelletten" (Wien, 1839), und „Liedertafel" (Wien, 1840).

Es wurde ſchon angedeutet, daß der Erzherzog Johann, deſſen Aufmerkſamkeit ſich ja allen geiſtigen Beſtrebungen im Lande Steiermark beſonders zuwandte, auch mit J. G.

Seidl, dem er ſeine Huld zuwandte, verkehrte. Der Fürſt und der Dichter kamen öfter zuſammen, letzterer hat in ſeinem Wanderbuche die ſchöne Häuslichkeit des allverehrten Erzherzogs in ſeinem Weingarten zu Pickern, wo der Fürſt die Cultur edler Rebenſorten betrieb und zur Zeit der Traubenreife wohnte, beſchrieben, nachdem er dieſen idylliſchen Fürſtenſitz ſelbſt aufſuchen durfte. Es dürfte von Intereſſe ſein, J. G. Seidl's eigene Worte, welche die Beſchreibung enthalten, hier zu vernehmen. Er ſchreibt: „Ich ſag' es nicht, um mich deſſen zu rühmen, ſondern nur, um Allen, welchen dieſe Blätter zu Geſicht kommen, ein lebhaftes Bild von der Herablaſſung dieſes allverehrten Mitgliedes unſerer Herrſcherfamilie einzudrücken, daß ich der Momente nicht vergeſſen werde, die ich im Bereiche dieſes friedlichen Fürſtenſitzes zuzubringen zu dürfen das Glück hatte. Wem es je gegönnt war, an der Seite des hohen Beſitzers die herrlichen Rebenſorten zu muſtern, ſich aus ſeinem Munde über die Pflege und Veredlung der Traube belehren, von ſeiner Hand ſich den Probetrunk kredenzen zu laſſen, die natürliche Anmuth und hohe Gemüthlichkeit ſeiner edlen Hausfrau Anna Freiin von Brandhofen (heute Gräfin von Meran) zu bewundern, an ſeiner Tafel unter heiterem, ungezwungenem Geſpräche den edlen Pickerer aus hellem Kryſtallkruge ſich einzuſchenken, vom Saitenklange des Klaviers die Wände des einfachen Speiſezimmers ertönen zu hören, vor Allem aber das lauſchige Stübchen zu betreten, wo der immer thätige Prinz lieſt und ſchreibt und ſinnt, — der wird gewiß nie vergeſſen, wie wunderbar ſich hier das innigſte Zuhauſeſein mit der heiligſten Scheu, die wärmſte Liebe mit der geziemendſten Ehrfurcht, die rückhaltsloſeſte Offenheit mit der innigſten Pietät vereint und paart, und dankbarfreudig einen Regentenſtamm preiſen, deſſen patriachaliſche Einfachheit und Herzensgüte ebenſo Vorbild als Abbild des Nationalcharakters iſt.“

Auch eine Zahl ſchöner Gedichte Seidl's an den Erzherzog findet ſich in den Jahrgängen des „Aufmerkſamen“ von 1831 bis 1845 verſtreut, ſo wie auch in anderen Zeitſchriften, alle drücken innig die Gefühle aus, die ja ganz Steiermark dem Erzherzoge, ſeinem Wohlthäter und hohen Förderer ſtets entgegen gebracht hat. Einige Dichtungen Seidl's, die ſich auf den Fürſten beziehen, ſeien hier insbeſondere erwähnt. Im Jahre 1830 wurde in der Felſenenge zwiſchen dem Schallthale und der unterſteiriſchen Stadt Windiſchgraz, welche die „Huda Lukna“ (das böſe Loch) heißt und wenige Meilen von Cilli entfernt iſt, eine Verbindungsſtraße eröffnet, deren Herſtellung dem thätigſten Eingreifen des Erzherzogs Johann zu verdanken war. Dort, wo das Geſtein am höchſten in der Felſenwildniß hervorragt, in einer weiten Felshöhle, ward dem Prinzen ein Erinnerungsmal, beſtehend aus einer Pyramide mit dem Medaillonporträt des Erzherzogs, errichtet und die feierliche Einweihung dieſes Denkmales, welche in dem genannten Jahre ſtattfand, gab dem Dichter J. G. Seidl Gelegenheit zu den nachfolgenden zwei Feſtgedichten, welche bisher in keiner Sammlung von Seidl's Liedern aufgenommen und damals auf zwei Blättern gedruckt an die Feſttheilnehmer vertheilt wurden, die Gedichte lauten:

I.

Wem danken wir, wem wird der Enkel danken
Des heut'gen Feſt's erhab'nen Gegenſtand?
Gefallen ſind der Berge ſteile Schranken;
Drei Thäler eint der Straße friedlich Band.

Wo ſonſt der Giesbach nur ſich durchgeſchlagen,
Wo ſonſt des Sturmes Fittig nur geſtäubt,
Da rollt, auf ſich'rem Gleiſe, nun der Wagen,
Am Waſſer hin, das thät'ge Mühlen treibt.

Wo durch dreihundert Jahre kühne Maſſen
Sich, trotzend, zwiſchen Land und Land geſtellt,
Wallt nun der Wand'rer auf gebahnten Straßen; —
Geſellig offen ſteht die Felſenwelt!

Ihm danken wir's, dem hohen Alpenfreunde,
Er ging voran, verſuchte, prüfte, rieth;
Da glüh'n, begeiſtert, Inſaß und Gemeinde,
Vom regen Eifer ſchallt das Berggebiet.

Ihm danken wir's, dem Fürſten, Deſſen Bildniß; —
Gleichwie Sein Fuß durch Alpenſchnee ſich ringt,
Sein Auge, forſchend, blickt in's Herz der Wildniß —
In alle Hütten — alle Buſen dringt!

Was ein Jahrdreißig eitlen Wunſch geſcholten,
Er wünſcht' es ernſtlich, — half — und es geſchah;
Doch reicher Lohn hat allen Müh'n vergolten, —
Ein Länder Drei grüßt bald ſich doppelt nah'!

D'rum laß't uns länger unſern Dank nicht ſäumen;
Wir dürfen danken, — können es durch Ihn:
Er hat Sein Bild, als Stern den düſt'ren Räumen,
Als heilig Pfand uns Seiner Huld verlieh'n!

Dort, in der Schlucht, wo männlich kühn bezwungen,
Aus unerforſchter Grotte ſchwarzem Mund,
Das Waſſer grollt mit lauten Donnerzungen,
Dort thu' es nun, was wir Ihm danken, kund!

Und wenn der Pilger nun die Straße ſchreitet,
Wenn er beklommen ſtaunt, verirrt ſich wähnt,
Und plötzlich ſchaut, wie ſich der Zwinger weitet,
Wie ſich die Wand, gehorchend, ſeitwärts lehnt.

Wenn er dann umblickt, wenn's ihn drängt zu fragen:
„Wer hat vollbracht, was unvollbringbar ſcheint?"
Wird ihm ein Blick auf jenes Erzbild ſagen:
„Des Alpenlandes kaiſerlicher Freund!"

Gerührt, vor'm Felſenſchemel, wird er ſtehen,
Zum Schwur berühren jenes Bild am Stein!
Wie wir, um Segen für den Edlen flehen
Und ſo, wie wir, zu arm an Worten ſein!

Wortarm, — gefühlarm nicht an dieſem Feſte,
Und dieß Gefühl wird nicht, kann nicht vergeh'n:
Es wird noch, leiſe mahnend, ſanft, wie Weſte,
In jener Schlucht des Enkels Schläf' umweh'n!

Und wenn ſchon längſt die Lippen alle ſchweigen,
Die jetzt des Dankes heißer Trieb beſeelt,
Dieß Erzbild ſelbſt wird, ewig ſprechend, zeigen,
Wer ſchwache Kraft zu ſolchem Werk geſtählt.

## II.

Ein Wanderer zieht, auf bekanntem Gang,
Den Helfenberger Graben entlang;
Und grüßt Berg, Straße, Mühl' und Bach,
Und was ihm ſchon einmal zum Herzen ſprach.
Da wendet ſich wieder, wie damals die Bahn,
Der Wald iſt wieder nun aufgethan;
Und Wollan winkt von ſteiler Wand,
Und drunter dehnt ſich das ſonnige Land.
Und wieder grüßt er mit pochender Bruſt
Des Schall Thal's herrliche Augenluſt;
Die Flächen und Hügel, die Wälder und Höh'n,
Umſpielt von des Maihauches lieblichem Weh'n;
Die Schlöſſer und Kirchlein, ſo freundlich und weiß,
Vorſchimmernd aus düſterem Wälderkreis;
Und hinter Schalleck's dreiſchneidigem Haupt
Gebirg auf Gebirg buntfärbig umlaubt.

Da lockt ihn der Straße bräunliches Band,
So ſtraff, wie die Sehne des Bogens, geſpannt,
Hinein in die felſenumbordete Schlucht,
Wo das Auge vergebens den Ausweg ſucht.
Da geht er den rieſelnden Bach entlang;
Wo zwiſchen Mühlen und Felſenhang,
Die Straße — vor Jahren noch Saumpfad kaum —
Durchſchlängelt den wechſelnden Bergesraum. —
Und näher gegen ſich ſelbſt herein
Rückt allerſeiten das graue Geſtein.

Jetzt muß — noch weiß er's aus früherer Zeit, —
Der Bach, für die engende Kluft zu breit,
Vom Wind umbrauſt, der den Pfad verlor,
Allein ſich zwängen durch's Felſenthor.
Doch ſieh'! wo die Straß' er verſunken wähnt,
Da läuft ſie noch freundlich weiter gedehnt.

Er folgt ihr ſtaunend, er weidet den Blick;
Die Felſen weichen bezwungen zurück,
Und zeigen, von ſchwärzlichen Narben gekerbt,
Wie theuer ihr Recht ſie dem Menſchen vererbt:
Doch halt' — nun ſteht wohl der Fuß am Ziel!? —
Da iſt nur der Stürme verſtecktes Aſyl;
Großmüthig nicken die Felſen darauf,
Als hielte die Luft im Sturze ſie auf:
Der Himmel entſchwindet, das Steindach ſchließt,
Hoch über dem Bache, der ängſtlicher fließt.
Da ſtaunt der Wand'rer, betäubt, entzückt,
Ganz ſeltſam erhoben, ganz ſeltſam bedrückt,
Und eine Brücke gewahret er mit Eins,
Schwarzzänderig, einend den Bord des Geſtein's; —
Er eilet hinüber mit zagendem Tritt;
Erhebet die Augen und hemmet den Schritt,
Starrt tief in der Grotte dunkeln Schlund,
Die aus dem geheimnißvollen Mund
Ihm Lispeln der Andacht entgegenbrauſt,
Ihm Schauer des Grabes entgegenſauſt.

Doch ſieh'! — wie er rückwärts wendet den Blick,
Da weichen die Felſen wieder zurück;
Und meiſternd drängt, durch den finſtern Ort,
Die Länder verbindende Straße ſich fort; —
Ja — Länder verbindend, — denn wo das Geſtein
Jahrhunderte lang verſagt den Verein,
Da ſteht nun dem Wanderer, unverſtellt,
Geſellig offen die Felſenwelt.

Er ſieht und ſtaunt, und fühlt und fragt,
Voll Haſt nach dem Meiſter, der ſolches gewagt;
Er blickt um ſich, ruft um und um,
Und ſieh'! — die Felſen ſind nicht ſtumm; —
Ein Bild antwortet ihm: — jenes Bild,
Das eben vor Euerem Blick ſich enthüllt!
Der Wanderer naht Ihm, erkennt bewegt,
Daß es Habsburg's theuere Züge trägt;
Daß es jenes Fürſten Antlitz umſchließt,
Den der beſte Kaiſer als Bruder grüßt;
Das Antlitz, das Jedem bekannt erſcheint,
Des Alpenlands erhabenen Freund

Nun zweifelt er länger nicht, wer den Pfad,
Zuerſt vorſchreitend, durch Felſen trat!
Ja — Er — der Erhabene hat es gethan;
Jahrdreißige ſannen ſich müde daran:
Da will Er's ernſtlich, und es geſchieht,
Denn Inſaſſ' und Gemein' entglüht,
Und Segen krönt und reicher Lohn,
Als Keim von größ'rem, jetzt ſie ſchon

Denn ſo, wie der Adern Geflecht den Saft,
Den nährenden, hin und wieder ſchafft,
Trägt bald wohl der jungen Straße Band
Den nährenden Reichthum von Land zu Land;
Aus Kärnten durch ein Blüthenthal,
Vorüber am heiligen Erzdenkmal,
Das heitere Schallthal rüſtig entlang,
Bis hin, wo wieder am Bergeshang,

Die Sann in grünen Eb'nen zieht,
Und Krain's beſchneite Grenze flieht;
So hin und her, Land aus, Land ein,
Drei Länder umſchlingend im ſchönen Verein.

So fühlen wir's, — wohl fühlt der Sohn,
Der Enkel noch wärmer des Werkes Lohn.
D'rum Dank dem Fürſten, deſſ' hohem Geiſt,
Dieß Denkmal, unvermögend, preiſt:
Es iſt ja doch nur Erz in Stein,
Und ſoll für's Herz ein Dollmetſch ſein!
Doch ſei es immer Stein, er umſpannt
Sein Bild ja, der Huld beſond'res Pfand;
Und wenn einſt verſtummt ſind die Lippen all',
Die heut' ſich geöffnet zum Jubelſchall;
Dieß Erzbild künd' es der Nachwelt an:
„Was Habsburg's Sproſſe für uns gethan!“

Als gegen Ende des Jahres 1837 Erzherzog Johann von einer längeren Reiſe nach Rußland und in den Orient zurückgekehrt war, veröffentlichte der Dichter eine ſchwungvolle Begrüßung an den Zurückgekehrten, welche mit den Strophen endigte:

Erhab'ner Fürſt — ſo ruft es ihm entgegen, —
Du kehreſt aus dem ſchönen Oſten heim,
Wo noch der Lenz Dir lacht auf allen Wegen,
Indeß uns längſt erſtorben Blüth' und Keim:
Dort ſchmückte Glanz und Jubel Deine Pfade,
Hier buhlt nur ſchlichte Lieb' um Deine Gnade!

O laſſ' uns nicht verſchmäht ſein und vergeſſen,
Erkenn' uns wieder, ſei uns wieder gut!
Du haſt ſo viele Huld uns zugemeſſen,
Das leihet unſ'rer Bitte Troſt und Muth!
Laſſ' trotz der Huldigungen ferner Welten,
Des Alpenvolkes Treu' auch etwas gelten!

Und ſieh'! indem wir bangend ſo Dich bitten,
Erfüllt uns frohe Zuverſicht die Bruſt!
Wir waren immer wohl von Dir gelitten,
Und fühlten ſtolz uns dieſes Ruhm's bewußt:
O kett' uns ferner noch mit mildem Streben
An Habsburg's Thron, dem wir ſo fromm ergeben.

Neben den ſchönſten ſeiner lyriſchen Gedichte hatte J. G. Seidl auch eine große Zahl von Prologen, dramatiſchen Feſtpoeſien u. dgl. während ſeines Cillier Aufenthaltes verfaßt, wie überall ſo machte ſich auch hier die patriotiſche Geſinnung des Dichters ſchön bemerkbar, kaum verging ein Geburtsfeſt des Monarchen, für das Seidl nicht ein dramatiſches allegoriſches Feſtgedicht verfaßt hätte; patriotiſche feſtliche Gelegenheiten fanden in ihm ſtets einen bereitwilligen Spender paſſender poetiſcher Gaben. Eine Erinnerung an den Dichter beſitzt Cilli in einem Brunnen, dem ſogenannten Schönbründl, welches an dem Weg liegt, der ſich als anmuthiger Spaziergang längs der Sann am Fuße des Nicolaiberges und Leisberges in ſüdweſtlicher Richtung hinzieht, dieſer Brunnen weiſt eine Steintafel nebſt ſteinernen Sitzen auf der rechten und linken Seite auf, zwiſchen denen das kryſtallklare Waſſer ausfließt. Seidl ſelbſt hat ſich um das Zuſtandekommen dieſes Brünnleins viel Verdienſte erworben. Man erzählt, daß einem Wortſpiele auf den Namen eines Freundes: Rauſcher, die zwei Verſe zu verdanken ſind, welche der Dichter für dieſen Brunnen verfaßt hat und die ſich in den Stein gegraben auf der erwähnten Tafel noch finden und lauten:

Nah'ſt Du dem Quell hier auf freundlichen Wegen,
Rauſch' er erquickungsvoll, ſtröm' er Dir Segen!

An dieſer Stelle angelangt wollen wir nun jener Thätigkeit Seidl's gedenken, durch welche er auch in wiſſenſchaftlicher Richtung für das Land Steiermark von Bedeutung wurde. Die neue Folge der von Schreiner, Muchar, Leitner u. A. redigirten „Steiermärkiſchen Zeitſchrift", die im Jahre 1834 zu erſcheinen begann, enthält eine Zahl gediegener hiſtoriſch-ethnographiſch-geographiſcher Abhandlungen aus des Dichters Feder, ſo im 2. Jahrgange, Band 1 die monographiſche Skizze: „Maria Raſt", im 3. Jahrgang, Band 1 die Schilderung: „Die unterſteiriſche Schweiz", im 3. Jahrgang, Band 2 den Aufſatz über: „Die Steinbrücke in Unterſteiermark", im 5. Jahrgang, Band 1 eine Beſchreibung: „Das St. Mareiner Thal", im 7. Jahrgang, Band 2 Beiträge „zur Geſchichte der Stadt Cilli", und ebendaſelbſt eine Abhandlung über „Thomas von Cilli" und eine weitere über „Dr. Jacob Renner". Auch finden ſich kleinere Beiträge von J. G. Seidl unter den Titeln: „Heimatliches" und „Topographiſche Streifzüge", welche viel Werthvolles über die Geſchichte des Landes enthalten, in der genannten Zeitſchrift. In dem hier öfter genannten Blatte „Der Aufmerkſame" hatte Seidl auch auf hiſtoriſch-ethnographiſchem Gebiete Manches veröffentlicht, ſo noch im Jahrgange 1842 eine hiſtoriſche Skizze über „Hermann Graf von Cilli". Außerdem aber waren Aufſätze aus ſeiner Feder, die ſich auf Steiermark bezogen, in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung", in der „Wiener Zeitſchrift", in Schmidl's „Oeſterreichiſchen Blättern", in dem „Prager Univerſum der Kunſt" und in anderen hervorragenden Zeitſchriften enthalten. Vor Allem muß jedoch der ſpäteren Thätigkeit gedacht werden, nachdem Seidl Cilli ſchon verlaſſen hatte und wieder in Wien weilte. In den unter der perſönlichen Aegide des Fürſten Metternich gegründeten ausgezeichneten Wiener „Jahrbüchern der Literatur" veröffentlichte er und zwar in den Bänden 104, 108, 111, 115 und 116 (Jahre 1843—1846) unter dem Titel: „Epigraphiſche Excurſe. Monumenta Celejana“ jene gediegenen Unterſuchungen aller ihm bekannt gewordenen Römerſteine aus Cilli nebſt der genauen Beſchreibung dieſer Steine, eine allerdings ſtreng gelehrte Arbeit, die aber auch des Dichters Gelehrſamkeit in das hellſte Licht zu ſetzen im Stande iſt und die Grundlage für hiſtoriſche Forſchungen über Cilli fortan bleiben wird. Noch ſpäter erſchienen in den Sitzungsberichten der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien und zwar im Jahrgange 1854 der philoſophiſch hiſtoriſchen Claſſe die „Beiträge zu einem Namensverzeichniſſe der römiſchen Prokuratoren in Noricum“ von Seidl, welche wieder eine große Zahl vom claſſiſchen Boden des römiſchen Municipiums Claudia Celeia ausgegrabenen Votivſteine beſchrieben und mit Abbildungen verſehen erläuterten.

Damit ſind aber die Arbeiten Seidl's über Steiermark noch lange nicht erſchöpft, nicht nur den engen Kreis, in deſſen Centrum er lebte, nahm er zum Vorwurfe wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen, er hatte durch vielfache Reiſen das ganze Land genau kennen gelernt und wandte ſich auch dem Volksthum desſelben mit beſonderer Vorliebe zu. Dieſem aufmerkſamen Durchreiſen des Landes verdanken wir denn auch ſein umfangreiches Buch: „Die Wanderungen durch Tirol und Steiermark“, welche zuerſt in dem großen Werke: „Das romantiſche und maleriſche Deutſchland“ (Leipzig 1840), geziert mit einer großen Zahl von Stahlſtichen, erſchienen waren und im Jahre 1848 in zweiter Auflage als ganz ſelbſtſtändiges Werk revidirt und verbeſſert wieder herausgegeben wurden. Dieſe Wanderungen zeigen Seidl's Gewandtheit in der ethnographiſch-geographiſchen Darſtellung, ſie ſind von einem warmen poetiſchen Hauche beſeelt und bieten eine Reihe vortrefflicher Bilder, die aneinandergereiht — hier iſt natürlich insbeſondre von dem Theile, der Steiermark behandelt, die Rede — eine getreue Ueberſicht des Landes, ſeiner Bevölkerung, der Sitten und Gebräuche derſelben, und durch die vielen hiſtoriſchen Excurſe und Ausführungen auch eine Ueberſicht der hiſtoriſchen Entwicklung Steiermarks bilden. Daß der culturhiſtoriſchen Seite eingehende Aufmerkſamkeit zugewendet wurde, iſt für dieſes Buch beſonders bezeichnend, uralte Sagen und Mähren, die bis dahin überhaupt noch nicht aufgezeichnet worden waren, Schilderungen von alten Uebungen, Streiflichter, welche auf das literariſche Leben der Steiermark in älterer und neuerer Zeit geworfen werden, machen dieſes Wanderbuch außerordentlich abwechslungsreich und anſprechend. Der Verfaſſer beginnt ſeine Wanderungen in Cilli und führt den Leſer ſodann durch die ſchönſten Theile der unteren nach der mittleren Steiermark und in die Hauptſtadt des Landes, um endlich mit der Schilderung des eigentlichen Alpenlandes von Oberſteier abzuſchließen. Auch eine beſondere poetiſche Bedeutung hat dieſes hübſche Werk, welche in der Bearbeitung von Sagen und alten hiſtoriſchen Erzählungen beſteht, die Seidl in ſeiner hübſchen Weiſe in anmuthige Verſe gekleidet eingeſtreut hat. Hier finden wir das Gedicht auf die Burgruine Obercilli, die Sagen vom Berge Tſchriett und von der läutenden Glocke in St. Barbara, die Erzählung von den beiden gleichzeitig in der Kirche durch den Blitz getödteten Ordensbrüdern in Admont, das ſchöne Gedicht von den drei Schützen auf Erzherzog Johann und andere Dichtungen mehr, deren Stoff der heimiſchen Tradition und Geſchichte entnommen iſt, auch deutſche und wendiſche Volkslieder, letztere mit gelungener deutſcher Ueberſetzung.

An dieſes ethnographiſch ebenſo wie culturhiſtoriſch werthvolle Werk, dem kein zweites ähnliches zur Seite geſtellt werden kann, reiht ſich ein anderes an, das freilich nicht vollſtändig Seidl zum Verfaſſer und einen etwas trockenen Titel hat. Es iſt dies das vom öſterreichiſchen Lloyd in Trieſt herausgegebene Buch: „Die Staatsbahn von Wien bis Trieſt mit ihren Umgebungen, geſchildert von Auguſt Mandl. Eingeleitet und poetiſch begleitet von J. G. Seidl. Mit 30 Original-Anſichten.“ (Trieſt 1856.) Hierzu hat Seidl einen Schatz von poetiſchen Beiträgen geliefert. Auguſt Mandl, ſelbſt ein nicht berühmter aber ſehr gewandter Dichter und trefflicher Kenner und Schilderer auch in induſtrieller Beziehung, hat ſich hier mit dem Poeten in ſchöner Weiſe vereinigt, um eine Ueberſicht alles Bedeutenden auf der angedeuteten Eiſenbahnſtrecke zu liefern, da dieſe insbeſondere auch durch Steiermark läuft, ſo hatte Seidl, obwohl nicht mehr im Lande weilend, Gelegenheit, eine reiche Zahl von Poeſien, die ſich auf dieſes Land beziehen, dem Werke einzuverleiben; hier finden wir von ihm ein ſchönes Lied auf die Steiermark, die Sage von der Urzeit des Mürzthales, ein Gedicht, enthaltend die Erzählung von dem geſtörten Feſte auf dem Schloſſe Rabenſtein, die Erzählung von Anna von Göſting, die Sagen von Seewieſen, vom Kirchlein zu Leonroth, vom Schloſſe Wildon, von der geſpenſtigen unterirdiſchen Römerverſammlung bei Leibnitz, von der Hexe zu Riegersburg, von der Ankündigung des Todes in Unterſteier, Gedichte auf die Karthauſe zu Seiz und auf Veronika von Deſſenitz, die Sage von den Duhrilen (Waldgeiſtern), von den feindlichen Brüdern in Reichenburg und eine Zahl anderer Poeſien, die ſich auf Steiermark beziehen. Wie gerne der Dichter J. G. Seidl dieſe Beiträge zu dem hübſchen

Werke geliefert und wie ſehr ihm „die ſchöne Steiermark, in der er die zwölf glücklichſten Jahre ſeines Lebens zugebracht", an's Herz gewachſen war, zeigt die aus ſeiner Feder herrührende in Wien geſchriebene Einleitung.

Endlich zeigt noch ein Werkchen des Dichters Thätigkeit für das geliebte Alpenland wieder in einer andern Richtung. Es ſind dies die „Almer, inneröſterreichiſche Volksweiſen, aus einer größeren Sammlung mitgetheilt". (Wien, 1850. 3 Hefte. Neue Auflage im 4. Bande der Geſ. Schriften. Wien, 1879.) Hier machte Seidl zum erſtenmale den gelungenen Verſuch, eine Sammlung zumeiſt ſteiriſcher Volkslieder dem größeren Publikum vorzulegen. Die Volkspoeſie Steiermark's war bisher von keinem Forſcher beachtet worden. Seidl ſammelte perſönlich und gab als Auszug ſeiner Sammlung die „Almer" heraus, denen auch ein Idiotikon beigefügt war, wieder das erſte, welches über die oberſteiriſche Mundart publicirt wurde. Erſt lange nach dem Erſcheinen der „Almer" wurde man gewahr, welcher Schatz von Poeſie noch in den Volksliedern der Steiermark verborgen war und der Verfaſſer dieſer Zeilen glaubt ſeine perſönliche Beſcheidenheit nicht zu verletzen, wenn er einen großen Theil dieſes Schatzes in ſeinem ſo eben erſchienenen Werke: „Deutſche Volkslieder aus Steiermark" (Innsbruck, 1881) gehoben zu haben vermeint.

Ueber den Aufenthalt J. G. Seidl's in Steiermark iſt noch zu bemerken, daß derſelbe bis 1840 dauerte, der Dichter hatte ſeitdem nur einmal im Jahr 1838, als er Wien beſuchte, ſeine neue Heimat verlaſſen. Merkwürdig war die Geſchichte ſeiner Rückkehr nach Wien. Im Anfang des Jahres 1840 tauchte nämlich plötzlich das Gerücht vom

Tode Seidl's auf. Die Zeitungen brachten Nekrologe und Trauergedichte auf den vermeintlich todten Dichter. Bald ſtellte ſich der Irrthum heraus. Aber in Wien war man nun aufmerkſam darauf geworden, daß Seidl Bedeutendes auch in wiſſenſchaftlicher Beziehung zu leiſten vermöge. Er wurde am 2. Mai 1840 zum Cuſtos am kaiſerlichen Münz- und Antiken-Cabinete in Wien ernannt und verließ Cilli bald darauf.

An dieſer Stelle ſei noch das ſchöne Gedicht mitgetheilt, das er in Cilli bei ſeinem Abgange im Jahre 1840 verfaßte und das beinahe ganz unbekannt geblieben iſt, aber zu den innigſten Poeſien J. G. Seidl's zählt, es lautet:

## Abſchied von Steiermark.

Eilf Jahre ſind's, ſeit ich, ein ſcheuer Wand'rer,
Das Alpenthor der Steiermark betrat,
Und zag auf and'rer Erde, ſelbſt ein And'rer,
Um ſichern Herd und offne Arme bat;
Mein Glück war's, daß die Liebe mit mir reiſte,
Das Heimweh bannend, das mich ſtill umkreiſte.

Da ſcholl ein Liedergruß mir traut entgegen
Aus liebem klangverwandten Sängermund,
Anheimelnd fühlt ich's in der Bruſt ſich regen,
Und nicht mehr einſam dünkt' ich mich zur Stund',
Die Berge ſchienen freundlich mir zu nicken,
Die Au'n mich froh empfangend anzublicken.

Ein Städtchen nahm mich auf mit meinem Hoffen,
Mit meinem Wunſch nach Häuslichkeit und Ruh',
Ich fand den ſichern Herd, die Arme offen,
Einladend winkte die Natur mir zu;
Und auch die treue Muſe nahte wieder
Und lehrte tändelnd mich beſcheid'ne Lieder.

Oft trat ein Wand'rer über meine Schwelle,
Mich tröſtend, daß ich nicht vergeſſen ſei,
Oft ſucht ein Brieſchen meine Herzensſtelle,
Und rief: die alten Freunde ſind dir treu.
So ließ das Glück, erfreut, mich zu erfreuen,
Mir wenig zum vergeſſen und bereuen.

Ich lebte froh im zweiten Vaterlande; —
Da klang ein Ruf aus meinem erſten mir!
Erſchrocken prüft' ich meine neuen Bande,
Und fand ſie ſtärker als die alten ſchier;
Allein das Schickſal iſt gelaunt zu ſchenken, —
Die Mutter ruft — kann ſich der Sohn bedenken?

Mit feuchtem Aug', den Wanderſtab in Händen
Tret ich im Geiſt noch einmal vor mein Haus,
Und ſende von des höchſten Berges Wänden
Den Blick noch einmal in das Land hinaus,
Um Alles, was ich ſcheidend ſoll verlaſſen,
Zum Lebewohl herzinnig zu umfaſſen!

O ſage mir, mein' Steiermark, o ſage
Wie kommt es nur, daß du ſo lieb mir biſt?
Mich dünkt, du lächelſt über meine Frage,
Worauf dein Reiz die beſte Antwort iſt!
Mit deinen Alpen, Thälern, Au'n und Flüſſen,
Wer kann dich ſeh'n — und dich nicht lieben müſſen?

Du birgſt als ſchönſten Stein im ſchönen Rahmen
Des hohen Alpenfreundes Sansſouci,
Der Allem, was dein Schmuck iſt, Seinen Namen,
Und deinen Beſten Seinen Schirm verlieh,
Der ſelbſt, als Er ein kämpfend Meer durchmeſſen,
Des Friedens deiner Alpen nicht vergeſſen.

Ein Lenker ſteht an deines Schiffes Steuer,
Der deiner Flagge Ruhm getreu bewahrt,
Und mit der Herzensgüte regſtem Feuer
Das rechte Maß erhab'ner Würde paart;

Du ſiehſt voll Dank, in Stadt, auf Strom und Hügeln,
Sich Seines klaren Geiſtes Abdruck ſpiegeln!

Und kräftig, gleich den altberühmten Erzen,
Die ſchlummernd ruh'n in deiner Berge Hut,
Liegt auch in deiner beſten Kinder Herzen
Der bied're Sinn, der gläubig fromme Muth,
Ihr ſchlichtes Lied, ihr ſinnig heit'rer Reigen
Sind deiner Herrlichkeit beredte Zeugen!

Von deiner Thäler lieblichſtem umfangen,
Hab' ich des Lebens ſchönſte Zeit verlebt;
Hab' heiter und betrübt, in Luſt und Bangen
Gehofft, geliebt, gerungen und geſtrebt;
Hab' aufgenommen manchen gold'nen Faden,
Der mich noch leiten wird auf ſpäten Pfaden.

Und hab' ich gleich nicht ſelbſt des Lebens Pforte
In dir betreten, liebes Alpenland,
So ſcheidet man nicht leicht doch von dem Orte,
Auf dem die Wiege unſ'rer Kinder ſtand,
Sie haſt du mir als Pfänder mitgegeben,
Und forderteſt dafür kein and'res Leben.

So leb' denn wohl, Gott lächle deinem Sterne,
Gott nehme meines Dankes Flehen an!
Vergiß auf mich ſo wenig in der Ferne,
Als jemals ich auf dich vergeſſen kann!
Und laſſ' mich, wenn gleich Alpenhöh'n uns trennen,
Noch immer gerne deinen Bürger nennen!

Die Stadt Cilli hat den ſo vielfach Thätigen und für ſie ſelbſt Wirkenden durch Verleihung des Ehrenbürger-Diplomes ausgezeichnet. Heute noch iſt daſelbſt der Name J. G. Seidl's unvergeſſen und man geht mit dem Plane um, dem Dichter ein Monument in dem Stadtparke zu errichten, zu welchem Behufe der langjährige Wiener Freund Seidl's, der Hof- und Univerſitätsbuchhändler Wilhelm R. v. Braumüller auch bereits eine anſehnliche Summe ſpendete und durch Subſcriptionen ſchon vielfache Beiträge eingefloſſen ſind. Die Sammlung ſo wie die Errichtung des Monumentes hat ein in Cilli conſtituirtes Comité in Händen.

Seidl wurde im Jahre 1868 Schatzmeiſter der k. k. Schatzkammer in Wien und zu immer höherem Range aufſteigend ſtarb er hochgeehrt und ordengeſchmückt im Jahre 1875 als Hofrath, nachdem er ein Jahr zuvor noch ſein ſiebenzigſtes Jahresfeſt gefeiert hatte.

Eine Ausgabe von J. G. Seidl's Geſammelten Schriften erſchien im Verlage ſeines Freundes Braumüller in Wien, herausgegeben von Hans Max und eingeleitet von Julius von der Traun, in 6 Bänden, deren 4. die „Almer“ enthält, von 1877 bis 1881.

Schon öfter wurde angedeutet, daß ſich Seidl auch mit der Sammlung von Sagen des Landes beſchäftigte und ſie poetiſch bearbeitete. Aber auch in Proſa hatte er eine große Zahl charakteriſtiſcher Sagen des Ober- und Unterlandes aufgezeichnet und Einzelnes hievon auch in Taſchenbüchern, in Zeitſchriften belletriſtiſchen und wiſſenſchaftlichen Charakters mitgetheilt. Eine Reihe dieſer Sagen hat er im Manuſcript hinterlaſſen und durch die Liebenswürdigket des Herrn k. k. Hof- und Univerſitätsbuchhändlers Wilhelm R. v. Braumüller wurde es dem Verfaſſer dieſer Zeilen möglich, die Bearbeitung dieſer ſteiermärkiſchen Sagen und einige Erzählungen aus Steiermarks Vorzeit an dieſer Stelle nachfolgend mitzutheilen. Gerade die Bearbeitung derſelben iſt für die Darſtellungsweiſe des Dichters und Sammlers bezeichnend und viele derſelben, insbeſondere ſo weit ſie ſich auf das Mittel- und Unterland beziehen, ſind, zumal ſie dem ſlaviſchen Volksmunde entſtammen, noch gar nicht bekannt. Mögen ſie als ein Beitrag zur heimatlichen Literatur nebſt dieſer Skizze freundlich entgegen genommen werden. Selbſtverſtändlich wollen ſie mit keiner beſtehenden oder vorbereiteten Sammlung aller Sagen Steiermarks concurriren.

◆

# Inhalts-Verzeichniß.

Seite
Johann Gabriel Seidl und ſeine Beziehungen zur Steiermark . . . III
Das Todtenbahr ziehen . . . 1
Der Plan von Wallenſtein . . . 4
Der Geiſt des Erzberges . . . 8
Der gute Schütz . . . 11
Das Burgfräulein von Strechau . . . 13
Die Lindwürmer um Admont . . . 15
Das Löwenkloſter . . . 17
Die zwei Kloſterbrüder zu Admont . . . 18
Die Sage von der Frauenburg . . . 20
Das Puchlerloch . . . 23
Die Reifenburg bei Unzmarkt . . . 25
Der todte Sänger . . . 28
Das Schwabe-Trattel . . . 30
Die Hunger-Lacken . . . 31
Das Kegelſpiel zu Zöbring . . . 32
Der Schöckelſchatz . . . 35
Die Gründung von Graz . . . 37
Das unterbrochene Bankett . . . 39
Maria Grün . . . 41
Der Schatzgeiſt . . . 44
Die Schloßfrau von Bertholdſtein . . . 47
Der ſchwarze Hund von Feldbach . . . 50
Die Blumenhexe . . . 52
Der verſchwundene Hirtenknabe . . . 56
„Vivat!“ . . . 57
Der Wechſelbalg . . . 59
Die Brüder von Schilleiten . . . 65
Maria Raſt . . . 69
Der Glockenguß zu Marburg . . . 71
Die Todtenhügel . . . 74
Die Runenſchrift . . . 77
Das Glöcklein im Walde . . . 79

Seite
Das ſchwarze Meer . . . . . . . . . . . . . . . . 84
St. Radegundis . . . . . . . . . . . . . . . . 87
Der Pfeifer und der Tänzer . . . . . . . . . . . . 88
Die verſchwundene Glocke . . . . . . . . . . . . . 92
Der nächtliche Gaſt . . . . . . . . . . . . . . . 93
Die feindlichen Brüder . . . . . . . . . . . . . . 96
Die Gründung von Seiz . . . . . . . . . . . . . . 99
Wilhelm von Neuhaus . . . . . . . . . . . . . . 103
Die wandernden Glocken . . . . . . . . . . . . . 107
Der Ring des Miglio . . . . . . . . . . . . . . 111
Der Gemſenjäger . . . . . . . . . . . . . . . . 115
Veronika von Deſſenitz . . . . . . . . . . . . . 125
Das St. Maximilians Brünnlein . . . . . . . . . . 128
Der Geier am Koſiak . . . . . . . . . . . . . . 132

# Das Todtenbahr-Ziehen.

Vor nicht allzulanger Zeit lebte zu Weiſſenbach in Oberſteier ein Wirthsſohn, ſpäterhin wegen ſeiner Harthörigkeit allgemein der „thöriſche Sepp" geheißen, ein wilder, leichtfertiger Bube, welcher ſich ſchon in früheſter Jugend mit Fuhrleuten und Pferden umhertrieb. Ein gutes Pferd und eine tüchtige Peitſche waren ſein Ein und Alles. So kam es denn auch, daß er ſchon frühzeitig auf allen Heer- und Querſtraßen, und wohl auch in Wien, Linz, Salzburg, Graz, Laibach, Klagenfurt und Trieſt gut bekannt wurde. Bald ging es ihm knapp und bitter, bald hatte er vollauf zu thun und zu leben, und als die Kriegsjahre kamen, und es allen Andern ſchlecht erging, da befand er ſich eben am Beſten, und hatte wohl oft drei bis vier Wagen, jeden mit vier ſtarken Roſſen beſpannt, unterwegs. Außer dem größeren Frachtlohn, der zu ſolcher Zeit bezahlt wurde, mochten wohl auch Schleichhandel, Veruntreuungen, welche während der feindlichen Durchzüge leicht zu bemänteln waren, vielleicht ſogar Plünderung im Stiche gelaſſener Magazine, wobei der thöriſche Sepp gewiß kein ſaumſeliger Abnehmer blieb, das Ihrige dazugethan haben, ſeine Geldkatze reichlich zu ſpicken. Einmal fiel er zwiſchen Klagenfurt und Italien ſogar mit mehreren Wägen und Pferden dem

Feind in die Hände, wo er es wohl nicht unterlaſſen haben würde, die ganze Fracht als ſein eigen Gut zurückzufordern. Trotz allem dem brachte er es aber doch nie zu einer dauernden Habe. Spiel und Wein zapften ihm oft in wenig Stunden ab, was er durch Monate gewonnen. Nichts deſto weniger hatte er ſich immer eben ſo ſchnell wieder erholt. „He Vater!“ rief er oft Abends ſchon dem Wirth beim Ausſpannen zu, „hab' kein Geld, mußt mir eines leihen.“ Und er ſuchte alle Wägen und Beutel und Brieſſchaften aus, und fand kein Geld und hatte kein Geld. Da geſchah es denn gar oft, daß es dem Wirth eben ſo ging, und er ſelbſt auch kein Geld hatte. Das machte aber dem Sepp wenig Kummer; er ließ ſich doch nichts abgehen, aß und trank, was gut und theuer war, und wenn der Morgen kam, bezahlte er dem Wirthe nicht nur Alles, was er ſammt Pferden und Stangenreitern verzehrt hatte, rein aus, ſondern ſprach ſogar zum Wirthe noch: „Vater, wenn Du Geld brauchſt, da nimm, heute ich, morgen Du!“ Das mußte den Leuten am Ende doch auffallen, und ſelbſt die Obrigkeit nahm ihr Einſehen, und brachte den thörichten Sepp ein paar Male tüchtig in's Gedränge. Allein man konnte ihm nicht ernſtlich zu, und mußte ihm ſeine Ausflüchte gelten laſſen. „Ei was Geld?“ vertraute er einmal einem Wirthe, dem er viel zu leſen gab, in halber Trunkenheit an, — „um's Geld ſorg ich mich nie. Für's Erſte fliegt mir's ſo zu ſagen, auf der Straße zu; für's zweite ſchaff ich mir's, wenn ich's eben brauche, gar bald durch's Todtenbahrziehen. Freilich, das kennt Ihr nicht! Nun ſo merkt auf, und lernt es von mir; wenn Ihr Herz dazu habt, könnt Ihr's ſelber verſuchen. Das Todtenbahrziehen iſt eine Sache, die man bei jeder Kirche vornehmen kann, wo ein

Friedhof iſt; nur iſt's an einem Orte ſchwerer, als am andern; wie's denn bei Allem und Jedem auf die Umſtände ankommt. Am leichteſten thut ſich's in Liezen, oder bei Gröbming im Ennsthale, wo die Lage dazu wie gemacht iſt. Vor Allem braucht man die Stola von einem Meßkleide dazu, und den Schlüſſel zur Todtenkammer, oder zu dem Orte, wo gewöhnlich die Bahre ſteht. Dann ſucht man ſich einen armen unerſchrockenen und ſtarken Gehilfen, der nichts zu verlieren hat, aber es doch gerne ſieht, wenn man das gewonnene Geld mit ihm dann theilt. Iſt nun das Alles in's Reine gebracht, ſo muß man mit ſeinem Kameraden um elf Uhr Nachts auf den Friedhof gehen, dort die Todtenbahre aufſuchen und das Leichentuch darüber decken. Dabei laſſen ſich ſchon einige Teufel ſehen. Aber wer Muth hat, läßt ſich nicht irre machen. Nun zieht man die Bahre einmal, noch einmal und abermal um die Kirche. Und das iſt eben keine kleine Arbeit, denn wie man nur ruckt — huſch! ſetzen ſich einige Teufel mit abſcheulichen Geſichtern, allerlei Spuk und Unfug treibend, auf die Bahre, und ſchlägt auch der Gehilfe mit der Stola ein Dutzend herab, daß es heulend umherpurzelt, ſo ſteigen allſogleich zwanzig ſchwerere dafür hinauf und machen Einem das Ziehen ſauer. Wenn man nun ſo die Kraft verlöre, und beim Schlage zwölf mit dem dritten Zuge nicht fertig wäre, ſo würde man ohne Weiteres von den hölliſchen Geiſtern zerriſſen werden. Hat man aber das ſchwere Stück Arbeit bis dahin vollbracht, ſo legt der Kaſſenteufel einen Sack voll Geld von ungleichem Betrag auf die Bahre, und man braucht nun weiter nichts mehr, als ſich wohlgemuth darein zu theilen. Das iſt das ganze Geheimniß; wer Luſt und Muth dazu hat, kann's ſelbſt probiren. So lautete des thöriſchen Sepp Bericht, womit er den neugierigen Spähern wahrſcheinlich nur Sand in die Augen ſtreuen wollte. Denn ſo gut er das Todtenbahrziehen zu verſtehen vorgab, ſo half's ihm am Ende doch nichts. Sein Geſchäft nahm ab, und ſeine Trink- und Spielſucht zu. Einige liederliche Geſellen gingen ihm in Liezen tüchtig an die Haut. Da er ſchon faſt völlig taub war, ſo ſagten ſeine Mitſpieler einander immer halblaut an, was ſie für Karten hatten, oder wenn nur Einer mit ihm ſpielte, wurde dem Sepp der Platz mit dem Rücken gegen die Wand gelaſſen, woran ſchon abſichtlich ein Spiegel dergeſtalt angebracht war, daß ſein Gegner bequem im Glaſe die Karten ſehen konnte. Die Wirthsleute ſelbſt halfen dazu, und es gab oft viel Scherz und Gelächter, und die falſchen Spieler zechten wacker d'rauf los von dem Gelde, das ſie dem Sepp ſo abgewonnen. Der thöriſche Sepp ſtarb zuletzt in Noth und Elend, und wenn er einen Grabſtein hätte erhalten ſollen, ſo wäre wohl die beſte Inſchrift darauf geweſen:

„Wie gewonnen, ſo zerronnen!"

## Der Pfau von Gallenstein.

Im Schloſſe Gallenſtein in Oberſteier diente vor vielen Jahren ein redlicher Schreiber, dem die Sage den Namen Joſeph Steyber belegt. Eines Tages trat er vor ſeinen Schloßherrn mit der beſcheidentlichen Bitte, er möge ihm geſtatten, endlich einmal in ſeine Heimat wandern und ſeine Freunde und Anverwandten nach alſo geraumer Trennung von ihnen beſuchen zu dürfen; es wird von dem

Urlaube gewiß keinen übermäßigen Gebrauch machen und wohl noch eher ſich wieder einſtellen, als die ihm anberaumte Friſt verſtrichen ſein wird. Zugleich übergab er ſämmtliche Schlüſſel, worunter auch der zur Geldtruhe, zu Handen ſeines Herrn, mit dem Anſuchen, daß derſelbe nachſehen wolle, ob alles in Richtigkeit ſei. Da dieſer aber den Schreiber als einen unbeſcholtenen, emſigen Mann kannte, ſo verzichtete er darauf, und ließ ihn mit guten Wünſchen ſeiner Wege ziehen.

Als aber am nächſten Amtstage die Geldtruhe geöffnet wurde, ſiehe, da war ſie leer, und die beträchtliche Summe, die ſich darin befinden ſollte, verſchwunden. Höchlich empört über die Gleißnerei eines Mannes, den alles für ſo redlich gehalten hatte, ließ der Schloßherr, feſt überzeugt, daß niemand anderer denn der Schreiber ſelbſt den Einbruch könne begangen haben, allenthalben nach ihm fahnden, ja er ſetzte ſogar einen hohen Preis zur Belohnung für denjenigen aus, der auch nur eine Spur des ſchändlichen Räubers anzugeben vermöchte. Allein alle Mühe blieb fruchtlos. In ſeinem Gemeindeorte war Steuber nicht angekommen, und nah und fern wollte niemand ihn geſehen haben, ſo daß man nichts anderes dachte, als er habe ſich über die Grenze des Landes geflüchtet, oder wohl gar zu den Ungläubigen ſeinen Weg genommen, um dort ſeinen Glauben abzuſchwören und des frechen Raubes in Ruhe genießen.

Vor allen ging dieſe garſtige Geſchichte einer alten Magd im Schloſſe nicht zu Sinnen, die gar fromm und deshalb auch dem Braven, Frommen abſonderlich zugethan war. Tag und Nacht dachte ſie daran, wie denn der wahre Thäter ausfindig zu machen wäre; denn daß Steuber es trotz allem nicht ſei, darauf hätte ſie ſchwören mögen.

Da ſie mit ſolchen Gedanken oft einſchlief, ſo kam es ihr denn einmal im Traume vor, als trete Streuber, wie er leibte und lebte, nur bleich und mit Blut beſudelt, vor ihr Bett und ſpräche: „Gute Frau, Du allein haſt mich erkannt. Ich bin kein Räuber, kein Verbrecher, ſondern an mir iſt ein großes Verbrechen begangen worden.“ In der nächſten Nacht hatte ſie denſelben Traum, und in der übernächſten ſchien es ihr kein Traum mehr, ſondern volle Wirklichkeit. Sie machte ſich daher allerlei Gedanken, wußte jedoch nicht, wie ſie es anſtellen ſollte, um den gequälten Geiſt zu erlöſen.

Als ſie am Morgen nach der Nacht, wo ſie zum dritten Mal die Erſcheinung gehabt, über den Hof ging, lief ihr ein Pfau nach, hackte ſie an der Schürze und zerrte daran, als ob er ſie abſeits ziehen wollte, ſo heftig, daß ſie Noth hatte, ſich los zu machen. Am zweiten Morgen geſchah ihr dasſelbe. — „Ei was haſt Du denn, Du böſes Thier“ — ſchalt ſie ihn aus — „mach doch ſonſt nicht ſo ungeſtüm! da!“ — und gab ihm mit dem Sieb, das ſie in der Hand trug, eins über den Kopf, daß er kreiſchend zur Seite ſprang. Deſſen ungeachtet lief er am dritten Morgen ihr wieder nach und zerrte ſie um ſo ſtärker, kümmerte ſich auch nicht darum, daß ſie nach ihm ſchlug, ſondern ward nur um ſo zudringlicher. — „Ich will doch ſehen“ — ſprach ſie zu ſich ſelber — „wo das Thier mich hinzerren will!“ — und folgte nunmehr willig ihrem beruhigten Führer, der wie zur Freude darüber, ein prächtiges Rad ſchlug. So kam ſie mit ihm bis in den letzten Hof, den ſonſt nicht leicht jemand im Schloſſe betrat, als der Büttel, weil dort nur die Keuchen für die Sträflinge waren. Vor der Eiſenthür eines dieſer kerkerartigen Löcher blieb der Pfau ſtehen, und ſah die Magd an, als ob er ihr bedeuten wollte, daß dort etwas Seltſames verborgen ſei, dann ließ er ſie aus und flatterte gluckend von hinnen.

Die gute Magd nahm ſich ein Herz und erzählte dem Schloßherrn haarklein alles, ſo ihr bei Nachte und bei Tage nacheinder begegnet war. Obwohl nicht abergläubiſch, dachte dieſer doch: „Nachſchauen bringt ja keinen Schaden!“ — Deshalb ging er des andern Tages mit der Magd und einigen Leuten von ſeinem Geſinde ſelbſt hinab in den Hof und befahl dem Büttel, die bezeichnete Zelle zu öffnen. Sichtbar betroffen, ſuchte dieſer Ausflüchte; aber es half nichts, er mußte die Schlüſſel holen und das finſtere Loch aufſperren. Garſtiger Modergeruch drang den Knechten, die mit einer Fackel vorausgingen, entgegen. Plötzlich fuhren ſie entſetzt zurück: denn im hinterſten Winkel lag halb verfault ein Leichnam, an deſſen Kleidern alle insgeſammt den armen Steuber erkannten. — „Wer hat meinen treuen Diener erſchlagen?“ fuhr der Schloßherr den zitternden Büttel an. Schluchzend warf ſich dieſer auf die Knie und geſtand ohne Zwang und Folter, daß er den armen Schreiber ermordet und dann das Geld entwendet habe, in der Hoffnung, ſobald der Verdacht auf den ſcheinbar Entflohenen fiele, damit, wenn die Geſchichte verſchollen, irgendwo vergnüglich die Frucht ſeiner Sünde genießen zu können.

Allein der ewige Richter, dem nichts verborgen bleibt und der's den Seinen im Traume gibt, hat die Magd zur Anwältin der ungerecht Beſchuldigten und ein arglos Hausthier zu deren Führer gewählt, damit das Verbrechen ſeine Strafe und die Unſchuld ihre Errettung fände.

## Der Geiſt des Erzberges.

Im Norden der Steiermark erhebt ſich ein hutförmiger Berg, um deſſen Namen man nicht erſt fragen darf, denn ſeine röthliche Farbe, da, wo er nicht mit Waldung bewachſen iſt, verräth ſchon vom Weiten den reichen Erzgehalt ſeiner ganzen Maſſe. Er heißt und iſt der Erzberg, der Zunder des unſchätzbaren Metalles, welches ſchon zu Zeiten der Römer den edeln noriſchen Stahl lieferte. Geheimnißvoll waltet die Sage in ſeiner Nähe, und manches Märchen weiß der gemeine Mann von den Wundern zu erzählen, welche in den Adern und Gängen ſeines Inneren verborgen ſchlummern. Bis in die grauen Zeiten der Urwelt, über Ein Jahrtauſend vor Chriſto, reichen die Erzählungen hinauf, welche ſich an den Beginn des Bergbaues in dieſer Gegend knüpfen. Ungefähr in des Königs David Tagen zeigte ſich allhier, ſo heißt es, ein Ungethüm von abſonderlicher Geſtalt, einer menſchlichen Mißgeburt nicht unähnlich, welches zuweilen in der Ebene erſchien, am liebſten aber in dem dunkeln Tümpel herumplätſcherte, der im nordweſtlichen Klamme des Münichthales, wo der Bach des Leopoldſteiner-See's in den Erzbach mündet, ein düſteres Felſenbecken ausfüllt. Oft ſchon dachten die Bewohner der Umgegend daran, das unheimliche Weſen, das ſie den Waſſermann nannten, in ihre Gewalt zu bekommen, aber theils hatten ſie doch nicht Muth genug, theils wußten ſie nicht, wie ſie ſich des glatten, fiſchartigen Geſchöpfes bemächtigen ſollten. Da fiel es einigen klugen und beherzten Männern bei, daß es am beſten wäre, allerlei Trink- und Eßwaaren hinzulegen, und ein flimmerndes, inwendig mit Harz beſtrichenes Gewand daneben zu legen, um den lüſternen Unhold anzuködern und zu überliſten. Wirklich ging er in die Falle, und nachdem er des guten, etwas zu viel gethan, und das flimmernde Kleid aus Neugier angezogen hatte, fielen ſie über ihn her, knebelten ihn, und ſchleppten ihn im Triumphe mit ſich fort. Als ſie gegen das Steinkreuz gekommen waren, welches auf dem Pfade von Hieflau her hart am Wege ſteht, fing der Unhold fürchterlich zu heulen an, und bat ſeinen Führer flehentlich, ihn loszulaſſen, da er wittere, daß ſein Weib daheim eben im Begriffe ſtehe, ihm die Treue zu brechen. Allein man wollte einen ſo koſtbaren Fang nicht um ſo leichten Preis wieder fahren laſſen. Immer ungeſtümer und wüthender geberdete ſich der Waſſermann; aber vergebens. Als er nun merkte, daß er es mit Leuten zu thun habe, welche ſich nicht ſo leicht einſchüchtern ließen, verwandelte er ſeine Drohungen in Bitten, und verſprach ihnen alles zu gewähren, was in ſeiner Macht ſtünde, wenn ſie ihn frei gäben. „Wohlan", ſprachen ſie, „ſo laß hören, womit Du Dich loskaufen kannſt, und ſag uns überhaupt, wer Du biſt; denn umſonſt iſt nicht einmal der Tod!" Da nahm der Waſſergeiſt ganz eine andere Geſtalt an, in der er mehr einem Fürſten als einem Unhold glich, und erwiederte: „Ihr ſeht in mir den Geiſt des Erzberges. Hier bin ich gebunden und machtlos; denn mein Reich iſt in den Tiefen der Erde. Wenn Ihr aber Mitleid an mir üben wollt, ſo ſoll es Euer Schade nicht ſein. Die Wahl ſteht Euch frei; was ich Euch bieten kann iſt:

„Ein goldener Fuß:
Doch Gold bald ſchwinden muß!" —
„Ein ſilbernes Herz:
Die Zeit verzehrt's!"

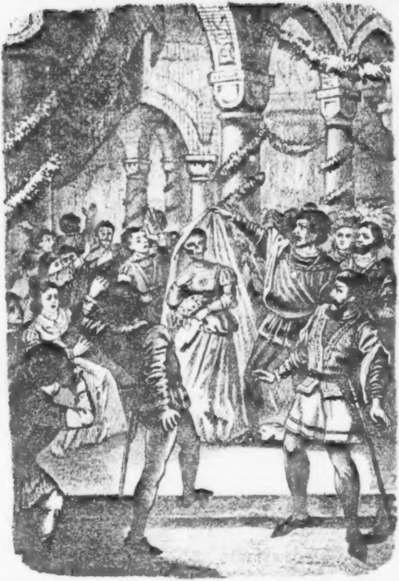
„Ein eiſerner Hut,
Hält lang und gut!“
„D'rum wähl't klug,
So habt Ihr g'nug!“

„Was iſt da noch lange zu wählen,“ entgegneten die Landleute ſchnell entſchloſſen, „Du haſt uns ja ſelbſt geſagt, was wir begehren ſollen! Wir wählen den eiſernen Hut, zeig' ihn uns, ſo biſt Du frei!“ „Es gilt,“ rief der Berggeiſt, „dort ſteht er vor Euch, ein Hut, größer als jeder Fürſtenhut, und dauerhafter, als irgend ein zweiter auf der Welt!“ Und er wies auf den Erzberg, der nahe vor ihnen ſtand. „Behaut dieſen Berg, er wird Euch Eiſen liefern, mehr als Ihr und Euere Nachkommenſchaft braucht. Ihr werdet vergehen und Euere Enkel werden vergehen, aber der Erzberg wird bleiben, ſo lange die Erde ſteht.“ Deß waren die Landleute höchlich zufrieden, und ſie führten den Berggeiſt ohne weitere Unbill zurück an den Tümpel im Münichthal, und entfeſſelten ihn allort wieder, und ließen ihn ungehindert in das dunkle Waſſer hinabſteigen. Kaum aber hatte der Gnom die Fluthen berührt, als er Berg und Thal mit der Kraft ſeiner Arme erſchütterte, ein hölliſches Gelächter aufſchlug und ihnen höhniſch zurief: „O Ihr verblendeten Thoren, die Ihr Euch mit der Schale begnügtet und auf den Kern vergaßt! Das Beſte behielt ich mir doch zurück: „Das Kreuz in der Nuſſe und den Karfunkelſtein!“ Mit dieſen Worten verſchwand er, und brauſend ſchlug die ſchwarze Fluth über ihm zuſammen. Da war die Freude der Landleute wohl ſehr getrübt, und faſt zürnend ſahen ſie einander an, daß keinem eingefallen war, um etwas zu fragen, wovon keiner eine Ahnung hatte. Lange, lange zerbrachen ſie ſich die Köpfe über das Kreuz in der Nuſſe, bis es endlich nach mehr als zwei Jahrtauſenden einem einfiel, daß damit die Magnetnadel in der Kapſel gemeint war, die dem Bergmann ſo wichtige Dienſte leiſtet. Aber über den Karfunkelſtein, der das beſte Grubenlicht abgeben ſoll, ſind ſie noch bis auf den heutigen Tag nicht im Reinen.

## Der gute Schütz.

Auf dem Wege von Leoben nach Bruck breitete ſich am linken Ufer der Mur eine Wieſe aus, auf welcher eine alte Pfarrkirche ſteht, Sankt Dionyſen benannt. Auf dieſer Wieſe lauerte vor mehr als fünfhundert Jahren ein edler Herr von Stubenberg mit einer Schaar Reiſiger auf einen Feind, der ihm vordem viel Unrecht zugefügt hatte. Dieſer Feind aber war Hartneid von der Ort, ein unruhiger, wortbrüchiger Geſelle, welcher dem Bisthume zu Seckau ſein wohlbegründetes Recht fortwährend beeinträchtigte und dem Stubenberg, welcher ihm auf Befehl des Herzogs die Veſte Wachſeneck abnehmen ſollte, gar übel mitſpielte. Nun aber ſchien der zahlende Tag gekommen, und Hartneid's Rückkehr von Judenburg, wohin er vorgeladen worden, gab gute Gelegenheit zur Rache. Schon trieb das Schifflein, worauf ſich Hartneid mit einem Ruderknaben allein befand, gar eilig den Strom hinab, als er von Weitem durch's Ufergebüſch Waffen blitzen ſah, und länger keinen Zweifel hegen konnte, auf wen es abgeſehen ſei, denn er hatte eben zu Judenburg durch neuen Trotz ſeine Feinde noch ärger erbittert. „Ha, das iſt mein Todtfeind, der Stubenberg!“ rief er aus, als er in der Wendung dem Ufer näher käm; das wäre ſchlimm, wenn ich in ſeine Gewalt käme." Und haſtig riß er dem Knaben das Ruder aus den Händen, und zwang ſelbſt mit aller Anſtrengung das Schifflein durch die Flut her. Aber der Stubenberg legte ruhig ſeine Armbruſt an, ſchnellte gut zielend ſeinen Pfeil ab, und ſchoß die Wiede, womit das Ruder an den Kahn befeſtigt war, mitten entzwei, daß es fortgeriſſen vom Schwalle, das Fahrzeug den reißenden Fluten überließ. „Dieſen Gruß darf ich Dir nicht ſchuldig bleiben," ſchrie Hartneid, ſchnell gefaßt, und legte hinwieder ſeine eigene Armbruſt an, um den Schuß zu vergelten. Aber ebenſo ſchnell flogen zwei Pfeile nacheinander, von Stubenberg's Armbruſt entſendet, herüber, und ſchwirrten ihm ſo unſanft zwiſchen den Fingern durch, daß er unwillkürlich ſeine Waffe aus den blutenden Händen in's Waſſer fallen ließ. „Und lebend ſollſt Du mich doch nicht fangen!" ſchwor er, als der Kahn ſchon wankend dem Ufer zutrieb, und ſprang, ohne langes Bedenken, in die Mur. Da war aber eben ſo ſchnell der Stubenberg im Strom, und faßte den Ringenden von rückwärts am Schwertgurt, und brachte ihn noch lebend an das Ufer. Als Hartneid zu ſich kam, und ſich in den Händen ſeines Gegners erblickte, da vermeinte er wohl nichts Anderes, als daß ſein letztes Stündlein geſchlagen habe.

Allein der Stubenberg reichte ihm freundlich die Hand und ſprach: „Ihr ſeid wohl von jeher mein Feind geweſen; aber nun will ich hoffen, daß die Mur allen Groll von Eurem Herzen hinweggeſpült hat!" Gerührt dankte ihm Hartneid und gelobte alles Gute für die Zukunft; aber der Hartneid blieb ein Neidhart, und des Stubenberg Pfeile hatten doch nicht das rechte Ziel getroffen.



Das Burgfräulein von Strechau.

(Seite 13)

# Das Burgfräulein von Strechau.

Auf dem Schloſſe zu Röthelſtein in der oberen Steiermark zeigte man ehedem ein Bild von grauſenvollem Anblicke; dasſelbe ſtellte nämlich einen grinſenden Todtenſchädel vor, der mit Juwelen, Blumen, einem Federbarett und anderem weiblichen Putz nach Art einer Braut geſchmückt war. Die Sage weiß davon Folgendes zu erzählen:

Auf der mächtigen Feſte Strechau herrſchte zur Zeit der Traungauer ein wackeres Adelsgeſchlecht, das, nach langen Jahren, endlich ſeinem Erlöſchen zueilte. Der letzte des Stammes hatte nur eine blühende Tochter, für die er unter den Edlen des Landes einen ebenbürtigen Freier ſuchte, um ſein Erbe wenigſtens würdigen Enkeln zu hinterlaſſen. Seine Wahl fiel auf einen gewiſſen Ilſung von Scheiflich, der in der ganzen Gegend als einer der bravſten und tüchtigſten Kämpen bekannt war. Das Fräulein von Strechau ließ ſich die Bewerbungen des jungen Helden wohlgefallen und beſiegelte den Bund der Herzen mit einem feierlichen Schwur, als ihr Freier, noch vor der Hochzeit, dem Rufe ſeines Lehensherrn zu einem Römerzuge folgen mußte. Seine Rückkehr verzögerte ſich gegen alles Erwarten, und die Trennung that auch hier das Ihrige, um die Flamme, die im Buſen der Braut für Zeit und Ewigkeit angefacht ſchien, allgemach abzukühlen. Zudem hatte ein fremder Ritter aus Wälſchland auf dem Schloſſe zugeſprochen, der durch ſein glattes, einſchmeichelndes Weſen gar bald das Bild des derben, aber biederen Steiermärkers aus dem Herzen des Fräuleins zu verdrängen und es mit mächtigen Sinnesbanden zu umſtricken wußte, um ſo mehr, ſeit daſſelbe nach dem erfolgten Tode ihres Vaters zur unumſchränkten Herrin des Schloſſes wie ihrer Hand geworden war. Solches gelang ihm in der That nur allzugut; denn als nach Verlauf einer geraumen Zeit die Kunde erſcholl, daß Ritter Iſung mit Ruhm bedeckt aus Wälſchland heimkehre, um ſeine Braut zu holen, bat dieſe ihren Buhlen nur, auf eine Weile ſich fernzuhalten, damit ſie indeß auf ein liſtiges Mittel ſinnen könne, ihres Bräutigams und des Schwures, den ſie ihm geleiſtet, ſich zu entledigen.

Mit herzlichem Ungeſtüm trat Iſung ſeiner Braut entgegen, nichts ahnend von ihrer Treuloſigkeit, und wollte ſie inbrünſtig in ſeine Arme ſchließen, — allein angethan mit Trauergewändern, gegen die ſie ihren Putz abſichtlich vertauſcht hatte, trat ſie ernſt und abwehrend auf ihn zu, ihm bedeutend, daß ſie, nach ihres Vaters Tod, ihr Leben Gott geweiht und allem Irdiſchen entſagt habe. Iſung wollte ihr nicht glauben, beſchwor ſie, von ihrem Vorhaben abzuſtehen und meinte, daß es ein Frevel wäre, ſo viele Reize in dumpfer Entſagung verkümmern zu laſſen. Allein das Schloßfräulein warf ihm einen ſtrafenden Blick zu, erklärte ſeine vergebliche Liebe für eitlen, ſündhaften Sinnenreiz und ging in ihrem Frevel ſo weit, daß ſie den Schwur that: „Gott möge ihre Schönheit lieber bis auf die letzte Spur vertilgen, als daß ſelbe der Grund ſein ſollte, zur Verletzung höherer Pflichten!“

Nun konnte Iſung nicht umhin, ihren Worten Glauben beizumeſſen. Gebrochenen Herzens nahm er Abſchied, verließ die Gegend für immer und ſoll ein frühzeitig Ende gefunden haben. Das Schloßfräulein aber frohlockte, tauſchte die Trauerkleider ſchnell mit Brautgewändern um und ließ in kürzeſter Friſt die Gäſte zur Hochzeit laden. Sang und

Klang durchtönte die Gemächer von Strechau, als die Braut, mit Juwelen und Blumen geſchmückt, ein Federbarett auf dem Haupte, nach Brauch dicht verſchleiert, am Arme des wälſchen Ritters in den Prunkſaal trat. Jetzt ſtellte er ſie den verſammelten Gäſten als ſeine Gattin vor; — ſchlug wonnigen Entzückens ihr den Schleier zurück und ſtand plötzlich, wie alle Anweſenden, von Entſetzen verſteinert, — denn ſtatt des reizenden, jugendlichen Antlitzes ſtarrte ihm eine ſcheußliche Todtenfratze entgegen. Der Himmel hatte ſie für ihren Frevel beſtraft und den armen Ilſung an ihr gerächt.

So ſtellt zur Warnung das Bild auf Röthelſtein ſie vor.

## Die Lindwürmer um Admont.

Die Gegend um Hall in der Mühlau unfern von dem ſtattlichen Kloſter Admont, wo einſt das Salz in Fülle gewonnen wurde, war in den Tagen der Vorzeit ſo reichlich geſegnet, daß ſie kühn mit dem Murboden wetteifern durfte. Da brach einmal unerwartet ein Tag des Schreckens über dieſe Fluren herein, der ihren Wohlſtand für alle Zukunft vernichtete. Urplötzlich erhob ſich nämlich in den nördlichen Felſenbergen ein unheimlich Wogen und Rauſchen, das immer näher und näher drang und die erſchreckten Bewohner in wilder Flucht vor ſich hertrieb. Dies Getöſe kam aber von einem ungeheueren Waſſerguß her, der aus dem Inneren der Erde mit fürchterlichem Ungeſtüm hervorbrach und nach allen Seiten hin gewaltſam ſich einen Ausweg bahnte. Noch entſetzlicher jedoch, als dieſer Waſſerſchwall ſelbſt, war, was er mit ſich führte. Er wälzte nämlich ein gräßliches Ungethüm, einen rieſigen Lindwurm, mit ſich vor, der, nachdem die Fluth abgequollen war, im Trockenen zurückblieb und alles umher in eine Einöde verwandelte, bis er, nach Verwüſtung dieſes Alpenparadieſes, wieder verſchwand. Wie hoch damals die Gewäſſer geſtiegen waren, zeigt man noch jetzt an zwei Stellen, nämlich an der niedrigen Thür eines Bauernhauſes auf einem hohen Hügel und dieſem faſt gegenüber, inmitten einer ſehr abſchüſſigen Waldgegend, an einem losgeriſſenen und alldort liegen gebliebenen Felsſtücke.

Von einem ähnlichen Unfalle ſoll einſt die Gegend um Weng im Admont-Thale betroffen worden ſein. Aus dem ſogenannten Rabengraben ſchleppte nämlich einmal ein ſcheußlicher Lindwurm ſeinen eckelhaften Schuppenleib hervor und kroch geradenwegs der Enns zu. Das Glück wollte es aber, daß er nicht vollends bis zum Fluß herabgelangt; denn hätte er ſich mit der Rieſenwucht ſeines unermeßlichen Körpers und mit ſeinen weitausgeſpreizten Drachenflügeln quer über den Fluß geworfen, ſo hätte er die nahe Felsſchlucht des Geſäuſes, einer ſchmalen Klauſe, durch die die Enns mit Mühe nur ſich durchwühlt, ohne Zweifel ganz ausgefüllt, ihre tobenden Wäſſer geſtaut und das ganze Admont-Thal in einen See verwandelt.

Lange lag das garſtige Unthier, träge ſich mäſtend, auf dem ſogenannten Schreckensfelde, bis es langſam verendete. Allein ſelbſt modernd noch blieb es eine Geißel der Gegend, indem es die Luft-weithin verpeſtete. Wohl achtzehn Kühe mochten unter dem Gerippe des Ungeheuers Schutz und Schirm vor Regen, Hagel und Sturm finden.

## Das Löwenkloſter.

In der Nähe des jetzigen Kloſters Admont, auf dem ſogenannten Frauenfelde, ſoll in alten Zeiten ein mächtiger Löwe gehauſet haben, der nicht nur alle Herden des Thales zuſammenriß und das Wild aus den Wäldern verſcheuchte, ſondern auch den Bewohnern ſelbſt zu Leibe ging und mancher Mutter ihren Säugling unbarmherzig verſchlang. Es wurde deshalb einmal große Jagd im weiten Umkreis angeſagt, und Niemand, dem die eigene und ſeines Nachbars Noth zu Herzen ging, ſäumte, dem Rufe Folge zu leiſten; von allen Seiten kamen beherzte Jäger mit großen Hunden heran, um des Unthiers habhaft zu werden, was ihnen auch, nach vieler Mühe, gelang.

Auf dieſe Löwenjagd ſcheint das uralte Gemälde ſich zu beziehen, das im benachbarten Schloſſe Röthelſtein hängt; es ſtellt nämlich einen Theil des Admont-Thales dar, in dem zahlreiche Jäger beſchäftiget ſind, mit ihren lechzenden Koppeln einen fliehenden Löwen in die Enge zu treiben.

Auch ſieht man an der Ringmauer des Kloſters ſelbſt, dem Haupteingang in die Kirche zur Linken, oberhalb in einer Niſche des Gemäuers einen großen ſteinernen Löwen angebracht, der eben den Rachen aufſperrt, um ein Kindlein zu verſchlingen, das er in den Vordertatzen hält. Ferner wird ein tiefes Gewölbe, nächſt der Sakriſtei, noch allgemein die Löwengrube genannt. Man erſieht daraus, wie die Erinnerung an ſolch ein grimmiges, dieſen Bergen wie unſerem Welttheil überhaupt fremdes Thier in mancherlei Dingen ſich noch lebhaft erhalten hat, woraus man wohl mit Recht ſchließen mag, daß an der Sache mehr geweſen ſei, denn leeres Gerede.

Ueberdies heißt ſowohl in Urkunden, Bruderſchafts-Rollen und anderen Dokumenten als auch im gemeinen Sprachgebrauche, vornehmlich auswärts, wo die Klöſter nach der Ordensregel des heiligen Benedict häufiger ſind, das Stift Admont geradezu — das Löwenkloſter.

## Die zwei Klosterbrüder zu Admont.

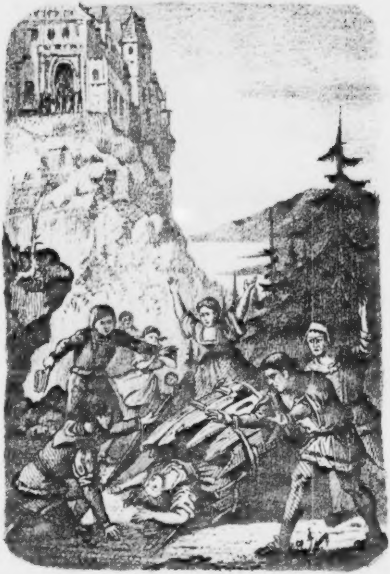
Es war am Nachmittage des 5. Auguſt im Jahre 1826, als ein ſchweres Gewitter über den gewaltigen Bergen aufſtieg, von welchen das berühmte Benedictiner Stift Admont umgeben iſt. Eine drückende Schwüle lagerte über dem Thale und jenes unheimliche Schweigen, wodurch die Nähe erhabener Naturſchauſpiele ſich anzukündigen pflegt, verſetzte alle Thalbewohner in eine feierliche aber ängſtliche Stimmung. Es war, als ahnte man, daß ein ungewöhnliches Ereigniß bevorſtände, denn Niemand mochte ſich ſeinen gewohnten Beſchäftigungen ſo freien Gemüthes wie ſonſt hingeben, und ſelbſt die Bewohner des Stiftes wandelten ernſter und langſamer in den Gängen auf und ab, als ſie ſonſt pflegten, wiewohl das Gewitter noch nicht losgebrochen war und nur ein fernes Murren und Brauſen die Nähe deſſelben ankündigte.

Um 4 Uhr ſchlug die Glocke an, welche die Mönche in den Chor ruft. Es war indeß immer dunkler geworden, ſo daß man ſich, der Tageszeit nach, in den Spätherbſt verſetzt meinte. Einzelne Blitze erhellten den Horizont, kühle

Stoßwinde fuhren ruckweiſe durch die Wipfel der Bäume hin, Alles, was Leben hatte, ſuchte ein ſchützendes Obdach und, ſo weit das Auge reichte, lag die Landſchaft wie in lautloſe Selbſtbeſchauung verſunken. Tiefer und immer tiefer ſenkten ſich die ſchwarzblauen Wolken herab; der Himmel ſchien in die Berge herein zu wachſen und auf die Giebel der Stiftsgebäude ſich niederzulaſſen. Ein krampfhaftes Zucken, welches zeitweiſe über die Gegend hinſchauerte, verkündigte den nahen Ausbruch des Unwetters. So drohend aber auch der Anblick war, der von den Fenſtern des Stiftes aus ſich den Augen darbot, ſo konnte er doch die frommen Mönche nicht hindern, ihren heiligen Pflichten wie gewöhnlich nachzukommen. Schweigſam und ruhig zogen ſie, ihre Geſangbücher unter dem Arme, dem Chore zu und nahmen auf den gewöhnten Stellen daſelbſt zu beiden Seiten ihre Plätze ein. Nun iſt aber der Chor im Stifte Admont ſo beſchaffen, daß rechts und links ein großes Zifferblatt angebracht iſt, welches mit dem Hauptuhrwerke in Verbindung ſteht. Gerade unterhalb eines jeden dieſer Blätter befindet ſich ein Stuhl, und dieſe beiden Stühle waren an dem verhängnißvollen Abende von zwei jungen Mönchen beſetzt, die einander herzlich gewogen und mit echt brüderlicher Freundſchaft zugethan waren. Der eine derſelben hieß Anton Kugelmair, der andere Gregor Fürſt.

Der Chorgeſang hatte kaum begonnen, als auch die Natur ihren gewaltigen Chorus anſtimmte und anſtatt mit Kerzen mit Blitzen dazu ſich leuchtete. Es war nicht anders, als ob das Gewölke wie ein ſchwarzer Teppich über das Dach des Stiftes ſich herabrollte, denn es ſchien auf den Firſt desſelben aufzuſtreifen und die Thürme mit ſeinem Saume zu berühren. Noch aber war kein Tropfen Regen gefallen; dafür brauſt heulend der Wirbelwind über das Thal hin und bläuliche Blitze, von raſſelnden Donnerſtreichen gefolgt, erhellten die plötzliche Nacht mit ſchauerlich fahlem Lichte. Dumpf und hohl ertönten die Chorgeſänge der Mönche durch die düſtere Kirche, und wohl manche Stimme verrieth durch ihr Zittern die Beklommenheit der Bruſt, aus der ſie kam. Schnarrend rückten die Zeiger auf den beiden Zifferblättern ob den Häuptern der jungen Kloſterbrüder Anton und Gregor vorwärts, die ſich nicht enthalten konnten, aus ihren Geſangbüchern bisweilen aufzuſchauen und einander beſorgte Blicke zuzuwerfen.

Es war kaum eine Sekunde noch auf halbſechs, die Zeiger auf den beiden Zifferblättern kamen ſich immer näher, um niederwärts gerichtet auf die Scheiteln der darunter Knieenden gleich goldenen Pfeilſpitzen mit dem Schlage der Stundenhälfte einander völlig zu decken. Jetzt holte der Hammer zum Schlage aus, da ſchoß plötzlich, wie ein Feuerguß, ein blendender Lichtſtrom durch alle Fenſter, praſſelnd, als ob das alte Münſter in Trümmer zerſtöbe, krachte der Donner durch die Hallen, und gelähmt von Schreck und Betäubung ſanken die Mönche in ihre Stühle zurück. Als ſie aus ihrer Ohnmacht erwachten, ward es ihnen bald klar, was ſich begeben hatte. Mit dem Schlage halb Sechs war ein Blitzſtrahl in die Thurmuhr gefahren und an den leitenden Drähten niedergeglitten. In entgegengerichteten Richtungen auseinanderſprühend und auf den beiden Zifferblättern den Lauf der übereinanderliegenden Zeiger verfolgend, hatte er gleichzeitig auf die Häupter der beiden Mönche ſich entladen, die darunter knieten. Ruhig, als ob ſie beteten, lehnten ſie noch in ihren Stühlen, — allein beide waren todt. Wie ſie brüderlich mit einander gewollt und geſtrebt



Die Sage von der Frauenburg.
(Seite 21).

im Leben giengen ſie auch mit einander, von Gottes Feuerkuße berührt, brüderlich in's Jenſeits ein.

Dem tödtlichen Streiche folgte kein zweiter. Ein ſanfter Regen, wie ein Thränenopfer, das die Natur den Verklärten weihte, erquickte die Natur, und als man ſie in ihre Zellen gebracht, fiel auf ihr friedſames Antlitz ſchon wieder der freundliche Strahl der Abendſonne.

Der Kloſter-Nekrolog bewahrte den getreuen Bericht dieſes ſeltſamen Ereigniſſes; auf dem Chore aber lieſt man jetzt in den Feldern, welche früher die Uhren einnahmen, zwei einfache Chronographe. Auf der einen Seite ſteht nämlich:

NonIs . AVgVstI . FVLMIne . TerrIbILI . CaDVnt .
PsaLLentes.

gegenüber auf der Stelle des anderen Uhrblattes:

DILeCtI . Confrates . AntonIVs . KVgeLMaIr .
et GregorIVs . FVIrst.

(Am 5. Auguſt fallen, ſingend, vom ſchrecklichen Blitzſtrahle getroffen, die geliebten Mitbrüder Anton Kugelmair und Gregor Fürſt.)

## Die Sage von der Frauenburg.

Unfern von Unzmarkt in Oberſteier, am linken Murufer, bemerkt man die Trümmer des Schloßes Frauenburg, von dem eine gar traurige Sage im Munde des Volkes lebte.

Daſelbſt hauste nämlich ein Ritter namens Reinprecht, der von herzloſen Eltern wohl die Hand, aber nicht die Liebe ihrer Tochter Adelheid ſich errang; denn dieſe hatte das arme Fräulein längſt ihrem Wilhelm verpfändet, der aus Verzweiflung das Kreuz nahm und in's gelobte Land zog. Allein der Tod, den er ſuchte, floh vor ihm. Gramgebeugt und lebensmüde zog der Frühgealterte in die Heimat zurück, um Adelheid noch einmal zu ſehen — und dann, in ſtiller Entſagung, ſeiner Erlöſung entgegenzuharren. Es fügte ſich, daß er ankam, als Reinprecht eben auf der Jagd war. Wie ſchmerzlich froh war Adelheid überraſcht; wie bitterſüß war die Stunde des Wiederſehens, die zugleich die Stunde der Trennung für ewig ſein ſollte.

In ſtummer Selbſtvergeſſenheit ſtanden die beiden, die Hand zum langen Scheidegruß einander reichend, eben an der Schwelle, als Reinprecht, früher denn ſonſt heimgekehrt, wie ein Racheblitz des Himmels zwiſchen ſie fuhr, und mit lautloſer Wuth dem armen Wilhelm das Schwert durch die Bruſt ſtieß.

Mit einem Schrei des Entſetzens ſtürzte Adelheid. Der grauſame Wütherich aber ließ ſie von ſeinen Knechten ergreifen, in eine Tonne zwängen und ſo über den ſteilen Berg hinabrollen.

Hohnlachend ſtarrte er nach, als das morſche Faß mit dem erbarmungswerthen Opfer, krachend und ſplitternd, von Fels zu Fels ſprang und kollerte, das weiße Kalkgeröll mit gräßlichen Blutſpuren bezeichnend. Entſetzt erkannten die Thalbewohner in den zerſchellten Gliedmaßen, die ſie aus den zerfallenen Dauben der Tonne zuſammenlaſen, den Leichnam ihrer ſchönen, ſanftmüthigen Schloßfrau.

# Das Puchserloch.

An der Straße zwiſchen Unzmarkt und Murau in Oberſteier, unfern dem Schloße Puchs, ragt ein hoher, ſchwer zugänglicher Felsberg empor, der in ſeinem Inneren eine geräumige Höhle birgt, die vom Volke allgemein das Puchſerloch genannt wird. In dieſer Höhle ſtand ehemals auch ein kleines Schlößlein, das ſpäter, in der Fehde zwiſchen den Herzogen von Oeſterreich und der Margaretha Maultaſche, von dieſer in einen Schutthaufen verwandelt wurde. So unheimlich die Höhle noch iſt und ſo unfreundlich das Schlößlein einſt ſein mochte, dem ſie zum Rahmen diente, ſo waren doch beide die Zeugen des ſüßeſten verſchwiegenen Glückes.

Die Sage kündet nämlich, daß zur Zeit, als Carl der Große ſeinen Vernichtungskrieg gegen die Sachſen führte und mehr denn dreißigtauſend derſelben gefangen in ferne Länder ſchleppen ließ, auch Wittigiſt, einer ihrer tapferſten Heerführer, dem übermächtigen Schwerte des Siegers erlag. Seine beiden lieblichen Töchter fielen daher der Willkür des Ueberwinders anheim. Allein der Himmel wollte es, daß ſie im Heerlager des Feindes ſelbſt einen Beſchützer fanden. Dieſer war Charlot de Chalons, Carl's des Großen Lieblingspage und Mundſchenk. Der junge Edelknecht hatte mit den beiden hilfloſen Waiſen Erbarmen, und zog den Dank ſo lieblicher Jungfrauen dem glänzenden Leben am fränkiſchen Hofe vor. Kaum hatte er den Auftrag erhalten, ſie, gleich vielen ihrer gefangenen Landsleute, in die noriſchen Alpen abzuführen und ſie dort in ſicheren Gewahrſam zu bringen, als er den Gedanken faßte, ſie dem traurigen Looſe der Sclaverei zu entziehen und ihnen eine minder traurige Zukunft zu bereiten. Immer darauf bedacht, wo er ſich etwa mit ihnen vor Spaherblicken verbergen könnte, entdeckte er mit ſeinem ſcharfen Auge jene Felſenhöhle hoch ob der Straße, wohin wohl, wenn er ſie erreichte, ſo leicht kein Verräther ihm folgen könnte. Mühſam klomm er daher mit ſeinen theuren Bürden den ſteilen Schwindelſteig empor und ſchlug in dem Raume des Felſens ſein hartes Lager auf. Allmählich aber machte er ſich mit ſeinem Aufenthalte vertraut, durchſuchte die Grotte nach allen Richtungen, entdeckte mancherlei verborgene Ausgänge, fand unter den Alpenhüttlern der Umgegend hilfreichen Beiſtand und lebte ſo in ſtiller Verborgenheit, nur für die theueren Weſen beſorgt, deren Obhut er übernommen hatte, ruhig und ungeſtört ſo lange, bis das Waffengeräuſch in dieſen Bergen verſchollen und ſein Name von Carl, dem er nur um des Waffendienſtes willen ſich angeſchloſſen hatte, vergeſſen war.

Seine Aufopferung blieb nicht unbelohnt. Die ältere der beiden Schweſtern verwandelte ihren Dank gar bald in Liebe, und gab ihm freudig ihre Hand. Er aber weihte ſie und ihre Schweſter in den chriſtlichen Glauben ein; baute ſich in die Höhle ein kleines Schlößlein, das er nach ſeinem Namen Chalons nannte, und wohnte in dieſem Adlerneſte mit ſeinen beiden Täubchen lange Jahre glücklich und zufrieden.

Seine Nachkommen hauſeten dort wohl ein halb Jahrtauſend lang, zuerſt bekannt als kühne Ritter, ſpäter wohl auch als kecke Wegelagerer. In dem früher erwähnten Kampfe Margarethens mit den öſterreichiſchen Herzogen reizten die Ritter von Chalons den Zorn dieſes Mannweibes durch Neckereien und Ueberfälle dergeſtalt, daß ſie des Schloßes um jeden Preis habhaft zu werden verſuchte. Wenn ihr aber auch das nicht gelang, ſo wußte ſie zuletzt doch dem Schloßherrn ſo viel Unruhe zu bereiten, daß er ſich in ſeinem Felſenhorſte nicht mehr ſicher erachtete, ſondern durch einen verborgenen Ausweg gegen Ober-Wölz hin ſich davon machte und die öden Mauern der Feindin preisgab, die ſie alsbald dem Boden gleich machen ließ.

So iſt nun zwar in dem Puchſerloche keine Spur vom Schloße Chalons mehr zu finden, allein ſo wenig lieblich der Name der Höhle klingt, ſo wunderbar fühlt der Bergſteiger noch jetzt aus ihrem Innern ſich angehaucht, wenn er des ſtillen Glückes gedenkt, deſſen hier mit ſeiner holden Braut ſich erfreute der ritterliche Charlot de Chalons.

## Die Rosenburg bei Unzmarkt.

Auf einem links von Unzmarkt in Oberſteier liegenden Hügel, der Roſenbühel genannt, ſtand ehemals ein ſtattliches Schloß, die Roſenburg, deren ältlicher Bewohner, ein wackerer Ritter, ein junges, blühendes Bräutchen ſich heimführte. Durch und durch ein Mann des Schwertes, verſtand er wenig von der Kunſt, ſich liebenswürdig zu machen; ſein Weibchen aber war zu jung und unerfahren, um an etwas anderes zu denken, als was die ſtrenge Pflicht ihr vorſchrieb. Daß ihre Ehe kinderlos blieb, machte beiden wenig Kummer. Um deſto ungeſtörter konnten ſie die Zeit mit Banketten, Turnieren und andern ritterlichen Feſtlichkeiten zubringen. Bei dieſen Waffenübungen hatte ſich mehrmals ſchon ein junger Ritter hervorgethan, dem der Burgherr dieſerwegen abſonderlich gewogen wurde. Eines Tages erhielt derſelbe, als erſten Preis, aus den Händen der reizenden Burgfrau einen ſilbernen Becher, den ſie ihm mit ſolcher Miene reichte und den er mit ſolchen Blicken hinnahm, daß beide wohl errathen mochten, was in ihren Herzen vorging. Es war die Liebe, die zündete und die bald zur ſtillen, aber deſto mächtigeren Flamme entbrannte. Die beiden waren einander Alles und lebten nur in einander: der blöde Burgherr aber, weit entfernt, irgend etwas davon zu ahnen, behandelte den Jüngling immer zutraulicher, übergab, ſo oft er vom Schloße fortzog, Weib und Haus ihm zur Obhut und beſtellte ihn ſogar zum Wächter beider, als er, dem Rufe des Kreuzes folgend, für längere Jahre von der Heimat Abſchied nahm, um in Paläſtina zu kämpfen.

Zehn Jahre floßen hin, ohne daß er etwas von ſich hören ließ. Wie ſehr dieſe Zwiſchenfriſt das Herzensbündniß der beiden jungen Leute feſtigte, läßt ſich denken. Sie gaben ſich einander in vollſter Innigkeit hin und gedachten gar keiner möglichen Aenderung.

Endlich nach mancherlei Gefahren und Abenteuern kehrte der Schloßherr zurück und wollte, durch verſchiedene Gerüchte beunruhigt, unerkannt in die Burg ſeiner Väter ſich einſchleichen. Als er nun ſo, die Mur entlang, fürbaß ſchritt, bemerkte er plötzlich die alte Zofe ſeiner Frau, die mit einem verdeckten Korb, aus dem leiſes Wimmern ſcholl, dem Fluße zueilte. Raſch ihr den Weg vertretend, fragte er ſie, was ſie da trüge. Sie ward todtenblaß, ſagte, es ſeien Hündlein, und wollte fliehen: allein er hielt ſie feſt, deckte den Korb ab, und fand darin ein Kind, das erſt wenige Wochen zählte. Voll düſteren Argwohns ſetzte er der Zofe das Schwert auf die Bruſt und zwang ihr ſo das Geſtändniß ab: daß dies ihrer Herrin und des jungen Ritters Kind ſei, und zwar das neunte ſchon, das ſie unter Androhung des Todes erhalten hätte, um es in der Mur zu ertränken — Der Ritter befahl ihr zu thun, wie ſie geheißen, und ſtieß ihr dann das Schwert durch die Bruſt

In's Schloß eintretend, ließ er ſich nichts abmerken; ſeine Frau, obwohl ſie ihn jetzt tödtlich haßte, heuchelte ihm dennoch Ueberraſchung und Liebe; der Jüngling aber war eben vom Hauſe weggeritten. Bei der feſtlichen Empfangstafel, wo viele Gäſte geladen waren, ſtand nun der Schloßherr plötzlich mit rollenden Augen auf, erzählte ſeine eigene Geſchichte in Form einer Fabel, und fragte zum Schluſſe: was ein Fuchs, der ein unſchuldig Lamm dem Wolf in den Rachen lieferte, denn wohl verdient habe. — Als alle: „den Tod!“ riefen, fügte die Burgfrau, gleichwie um den Verdacht von ſich abzuwälzen, hinzu: „Ja, den Tod durch hundert zweiſchneidige Meſſer!“ — „Wohlan!“ donnerte der Schloßherr, „ſo geſchehe Dir, wie Du ſprachſt!“ — und er ließ ſie zur Strafe für ihre Treuloſigkeit in einem, mit zweiſchneidigen Meſſern von innen beſetzten Faß über den Hügel rollen

Er ſelbſt aber ſtürzte, wie vom Wahnſinn erfaßt fort, ehe noch der Jüngling, der bei ſeiner Heimkehr ſchaudernd vernahm, was vorgegangen war, wegen ſolcher Grauſamkeit ſich an ihm rächen konnte. Dieſen aber nahm ein Kloſter auf, wo er ſeine Schuld abzubüßen und ſein zerriſſenes Herz zu heilen bemüht war.

Die Roſenburg fiel in Trümmer; der Roſenbühel aber wurde wegen des unmenſchlichen Ereigniſſes, deſſen Zeuge er geweſen war, der Hundsberg, ſo wie der Marktflecken, der ſpäterhin dort entſtand, der Hundsmarkt geheißen, woraus die Zeit den Namen „Unzmarkt“ gebildet haben ſoll.

## Der todte Sieger.

In der Pfarre Birk im Judenburger Kreiſe, auf dem Gebirge, welches ſich gegen Steinach hinabſenkt, hauſten einmal zwei Burſche, welche, nach Art der Robler in Tirol, einen Stolz darein ſetzten, für die gefürchtetſten Raufer der ganzen Umgegend zu gelten. Sie brauchten, wenn eben Kirchtag war oder die Bauern beim Wein zuſammenkamen, nicht allzulange nach einem Gegner ſich umzuſehen. Der Gebirgsländer hat ein raſcheres Blut in den Adern, als der bedächtige Sohn der Ebene; das wallt und ſiedet beim geringſten Anlaß, und ſetzt ſeine Ehre drein, keinen Scheelblick und kein Stachelwort ſchuldig zu bleiben. Wer immer einen Gamsbart auf dem Hute trug, ward von den beiden Raufbolden angegangen, zu beweiſen, daß er Knochen habe, wie ſie für einen Jäger taugen, ſonſt wurde ihm ſeine Waidmannszier herabgeriſſen und er ſelbſt mit Schand und Spott ausgetrieben. Am meiſten aber waren die beiden Burſche auf einander gegenſeitig erboſt, und faſt keine feſtliche Gelegenheit ging vorüber, ohne daß ſie ſich wetteifernd im Ringkampfe maßen. Da geſchah es denn aber jedesmal, daß der Jüngere durch ſeine Gewandtheit über den Aeltern Sieger blieb. Das erbitterte dieſen ſo ſehr, daß er glaubte, er müſſe doch einmal Meiſter werden, und ſeinen Gegner unter ſich bringen; aber vergebens, denn je leidenſchaftlicher er angriff, deſto eher lag er am Boden, und erfuhr ſtatt des gehofften Sieges nur Hohn und Spottgelächter. So erging es ihm eines Tages eben wieder, und ergrimmt ſprang er auf und ſtieß unter den gehäſſigſten Verwünſchungen die Drohung aus: „Warte nur, einmal wird es mir doch gelingen, Dich ſo hinzuſtrecken, daß Du Dich nimmer zuſammenklauben wirſt.“ „Topp, es gilt,“ verſetzte der Jüngere mit muthwilligem Uebermuth, „aber vergiß' ja nicht darauf.“ Nicht lange nach dieſer Drohung ſtürzte der Herausfordernde von einem Fels herab und blieb todt liegen. Es war tief im Winter und der Weg in's Pfarrdorf Birk herunter dicht mit Schnee und Eis bedeckt. Zu ſolcher Zeit pflegt man im Gebirge die Todten gewöhnlich eingeſargt auf einen Handſchlitten zu legen, deſſen Leitung ein kräftiger und flinker Burſche übernimmt, welcher, mit aller Leibesſchwere auf einen Alpenſtock gelehnt, über die Schneeflächen blitzſchnell damit abfährt. „Sieh doch, Du Großſprecher,“ ſprach der Jüngere, als man ſeinen todten Gegner in den Sarg legte, „wie ſchwer Dir das Worthalten geworden iſt. Jetzt bringſt Du mich wohl nimmer unter Dich; das wird Dir wohl noch im Grabe wehethun. Aber damit Du ſiehſt, daß ich keinen Groll auf Dich habe, ſo will ich Dir jetzt die letzte Ehre erweiſen, und Dich ſelbſt zu Grabe fahren.“ Alſo mit höhniſchem Bedauern ſich noch gegen den armen Verunglückten ſeiner Siege rühmend, half er den wohlverſchloſſenen Sarg auf einen Schlitten heben, zog dieſen an den Rand der Berglehne, die gegen Birk hinſieht, ſetzte ſeinen Alpenſtock ein, und glitt im Fluge, als ob's einer Hochzeit gelte, die glatte Bergrinne entlang. Mit reißender Schnelligkeit war er ſchon bis faſt zur letzten Leite gekommen, wo es galt, in geſchickter Wendung um eine alte Fichte herumzubiegen, welche hemmend im Wege ſtand. Da verſchob ſich plötzlich der Sarg auf dem Schlitten, wodurch dieſer aus der Richtung und der Führer um die Freiheit der Bewegung kam.

Fortgedrängt von der nachdrückenden Laſt flog der

Burſche, unfähig, ſich aufzuhalten, mit geſteigerter Schnelligkeit vorwärts. Kaum eine Klafter mehr von dem nächſten Baum entfernt, ſchrie er gräßlich auf; es war ſein letzter Schrei, denn ſchon ſtack er zerquetſcht zwiſchen der Fichte und dem nachgerollten Sarge, die Drohung ſeines Gegners erfüllend, welcher ihn doch noch einmal ſo hinzuſtrecken ſchwur, daß er ſich nicht mehr würde zuſammenklauben können. Mit zerbrochenen Gliedern lag der Uebermüthige todt unter ſeinem todten Sieger am Boden, und bewies durch ſein ſchreckliches Ende, daß es gefährlich iſt, eines verunglückten Feindes zu ſpotten.

## Das Schwör-Trattel.

Wenn man von Neumarkt im Judenburger Kreiſe nach Frieſach in Kärnten hinüberfährt, erblickt man links vor dem Orte eine kleine Anhöhe, deren kahler Gipfel allgemein das „Schwör Tratt'l“ (Schwur-Tritt) heißt. Vor langen Jahren kamen auf dieſer Höhe, über welche die Gränzſcheide zweier Nachbargemeinden lief, die Leute von beiden Bezirken zuſammen, um einen alten Streit über einen Fleck Weidegrundes in Güte zu ſchlichten. Aber die böſe Habgier ließ ſie zu keinem Vergleiche kommen. Die Einen wie die Andern behaupteten, ein Recht auf das Grundſtück zu haben, und ein Gleiches betheuerten auch die Obmänner, denen jede Partei ihre Sache zur Verfechtung anvertraut hatte. Der Wortwechſel ward zum Zank, der Zank zur Erbitterung und endlich kam es ſo weit, daß man ohne Scheu zum Schwure ſchritt. An der Heiligkeit des Eides ſich frech verſündigend, ſchwur ſowohl die eine, als die andere Gemeinde. Da machte der Himmel ſelber den Schiedsrichter; denn kaum hatte die Partei, welche ſich fremdes Eigenthum anmaßen wollte, den freventlichen Meineid ausgeſprochen, als ſich plötzlich die Luft verfinſterte, ſchweres Gewölk, vom losbrechenden Sturme gepeitſcht, zuſammenballte, und flackernde Blitze unter Donnergeraſſel den Gipfel der Anhöhe umzuckten. Mit ſchmetterndem Gekrache borſt der Boden, auf welchem die Meineidigen ſtanden, und verſchlang ſie insgeſammt im dampfenden Schlunde.

Aber lange nachher waren die Fußtritte der Gerichteten, rings um den Spalt, der ſie begraben hatte, noch deutlich ſichtbar, und einige derſelben will man noch jetzt in den länglichen Vertiefungen erkennen, welche hin und wieder auf der kahlen Platte ausgedrückt ſind. Wenn man auch dieſelben Abends, ſo ſagen die Bewohner, noch ſo emſig mit Steinchen vollgeklaubt, ſo ſind ſie Morgens doch wieder ausgeleert, als ob der Geiſt der Rache das Angedenken an die Frevler, die hier ſtanden, nicht wollte vergehen laſſen. Und wenn die Halme ringsherum blühen, und überall das Gras üppig emporſchießt, ſo ſproßt doch kein kümmerliches Keimchen auf dem verhängnißvollen „Schwör Tratt'l."

## Die Hunger-Lacken.

Seitwärts an der Straße von Neumarkt nach dem Stifte Sanct Lambrecht im Judenburger Kreiſe, der Pfarrkirche Maria-Hof gradüber, bemerkte man deutlich eine teichähnliche Vertiefung, welche bald ganz austrocknet, bald mit einer trüben Lache gefüllt iſt. Der gemeine Mann nennt dieſes Waſſer gewöhnlich die „Hunger-Lacken,“ und verbindet damit einen ganz eigenen Glauben.

Die Hungerlache dient nämlich den Bewohnern der Umgegend als Maßſtab ihrer Hoffnungen für das nächſte Jahr. Wenn ſich die Vertiefung anfüllt, und die Lache von Weitem ſchon zu ſehen iſt, da macht der Landmann ein gar betrübtes Geſicht; denn die Erfahrung belehrt ihn, daß dann immer ein Mißjahr folgt. Deſto freudigere Hoffnung nährt er, wenn ſie ganz verſiegt und vertrocknet; denn dann ſieht er einem Segensjahre fröhlich entgegen. So iſt der Volksglaube; und vielleicht mag er kein leerer Wahn ſein, denn im Innern der Erde wirken gar manche Kräfte, deren Einfluß auf ihr Aeußeres wir wohl ſtaunend wahrnehmen, aber nicht begreifen können.

## Das Kegelſpiel zu Zeyring.

Das Silberbergwerk nächſt Zeyring in Oberſteier gehörte vor Zeiten zu den reichſten, deren das deutſche Land ſich zu rühmen hatte. Daher kam es, daß die ganze Umgegend ſich geſegneten Wohlſtandes erfreute und luſtig Leben vollauf war, ſo weit der koſtbare Silberbaum ſeine Aeſte in der Erde ausbreitete.

Allein wie Wohlſtand überhaupt gar leicht zum Uebermuthe verleitet, alſo erging es auch hier; insbeſonders waren es die Knappen ſelbſt, die ſich vor Eigendünkel und toller Laune gar nicht zu faſſen wußten und ein ſo zügelloſes Leben verführten, als ob es für ſie weiter gar keinen

Herrn gäbe, weder hier auf Erden, noch dort im Himmel. Sie waren ſchlechte Hauswirthe, zechten und ſchlemmten zum Aerger aller Mäßigen und Geſitteten, trieben ausſchweifende Ungebühr ohne Scheu, hörten keine Meſſe und wohnten keiner Predigt bei und benahmen ſich in Allem und Jedem ſo, wie es ſich für keinen Chriſten geziemt, am wenigſten aber für einen Bergmann, der in ſeiner dunklen Gruft, umgeben von ſtündlicher Gefahr, beſonderen Grund hat, den Beiſtand Gottes anzurufen; weßhalb auch die Bergleute gewöhnlich beſonders andächtige und fromme Menſchen ſind. Dabei waren ſie ſo wilde Geſellen, daß es nicht rathſam war, ſich viel mit ihnen zu thun zu machen; denn ſie ſuchten abſichtlich Händel und hatten ihre boshafte Freude daran, wenn ſie jemand an Leib und Leben ſchädigen konnten.

So trieb denn auch eines Sonntags ein halbtrunkener Schwarm derartiger Raufbolde in einer an der Straße gelegenen Schenke ſein Unweſen und vollführte beim Kegelſpiel allerlei Unfug. Sie zechten, brüllten, zankten, thaten große Wetten, fluchten dabei wie die Heiden und jagten die Kugel ſo toll in die Kegel hinein, daß Jedermann, der vorüberging, durch das Geklapper der umfallenden oder aufſpringenden Kegel unwillkürlich aufmerkſam wurde.

Unter anderen ging zur ſelben Zeit auch ein altes Bettelweib vorüber, das ein herziges kleines Mägdlein an der Hand führte. Dem Kinde gefiel es, wie die Kegel übereinanderpurzelten, neugierig ſah es zu, klatſchte in die Händchen, lachte laut auf und hatte daran ſein unſchuldiges Vergnügen.

Das bemerkte einer der wilden Geſellen. Mit grinſender Miene trat er auf das Kindlein zu und fragte es: „Gefällt

Dir das, kleine Kröte?" — „Ei freilich!" kicherte das Kindlein, ohne etwas Arges zu ahnen. — „Nun, Kröte! Sollſt dir das Ding noch näher beſehen!" rief der Unhold, zog raſch ſein ſcharfes Meſſer aus der Taſche, trennte den Kopf des Kindleins mit einem Schnitte von den Schultern und ſchob hohnlachend das blutige Haupt hinaus unter die Kegel, daß alle neun polternd auseinander ſtoben.

Das Bettelweib aber richtete ſich, als es den Frevel ſah, krampfhaft empor, erhob drohend den Krückenſtock und ſprach mit kreiſchender Stimme einen ſo entſetzlichen Fluch über den Mörder und ſeine Spießgeſellen aus, daß alle ſchaudernd zurückbebten. Als ſie aber ſich aufrafften, um der Alten den Mund zu ſtopfen, war ſie bereits vor Erſchöpfung zuſammengebrochen und neben dem Rumpfe des Kindes leblos niedergeſunken.

Am nächſten Werktage fuhren die Knappen, wohlgemuth, als ob nichts geſchehen wäre, in die Schachte des Silberbergwerkes ein und gingen, wie gewöhnlich, an ihre Arbeit. Kaum aber waren ſie in den hundert und abermal hundert Gängen und Stollen vertheilt, als beim erſten Fäuſtelſchlage die Gruben mit fürchterlichem Gepraſſel einſtürzten und die gottloſen Frevler insgeſammt zerquetſchten.

Solches geſchah im Jahre 1158 und ſeither ſind die Silbergruben von Zeyring auch nie mehr zu ihrem vorigen Glanze gelangt.

## Der Schöckelſchatz.

Ein Stubenbergiſcher Unterthan, **Georg Geßgrueber** mit Namen, in Gſcheid wohnhaft, ging am 19. Tage des Chriſtmonats 1319, um Schulden einzufordern, noch vor Tags über den **Schöckel**. Unterwegs begegnet ihm ein kleiner Bube von etwa vierzehn Jahren; der redete den Bauer an, wo er hinginge. Da dieſer erwiederte, er wäre geſonnen, Schulden einzutreiben, gab ihm der Bube zur Antwort: er thäte unweislich, daß er einen ſo weiten Weg gehen und alſo ſich bemühen wollte; er ſollte mit ihm gehen, er wollte ihm einen anderen Nutzen weiſen. Worauf der Bauer anfangs ſich geſcheuet, weil der Bube ganz lichte Augen hatte und in der Dunkelheit ganz feurig ausſah.

Als der Bube ſolches merkte, nahm er den Bauer bei der Hand und ſprach: „Fürchte Dich nicht, gehe mit mir, es wird dir nichts Leides widerfahren.“ Hierauf führte er ihn zu einer Wachholderſtaude. Alldort ſah der Bauer eine große eiſerne Thür, zu der ihm der Bube zwei Schlüſſel zeigte, mit dem Befehl, er ſollte aufſperren, worauf der Bauer antwortete, er ſehe nichts. Alsbald nahm der Bube eine Fackel aus der ſteinernen Wand und leuchtete dem Bauer. Als aber dieſer den kohlſchwarzen Buben erſah, fürchtete er ſich noch mehr, doch ſperrte er auf, und kam, ſeiner Beſchreibung nach, gleich in einen Saal, allwo nichts war, denn zwei große Kohlhaufen. Weiters führte er ihn in ein anders Gewölbe, das kleiner war, aber auch zwei Kohlhaufen enthielt. Endlich führte er ihn in das Dritte, das dem mittleren gleich war, darinnen ſieben große eiſerne

Truhen ſtunden, auf der mittleren aber lag ein ſehr großer ſchwarzer Hund. Der Bube fragte ihn, ob er dies geſehen, und ſagte, er ſollte aus dem mittleren Gewölb zwei Hand voll Kohlen in ſeinen Sack ſchieben. Und als er es gethan, ging er mit ihm hinaus. Sobald ſie hinausgetreten, fragte der Bube, was er in den Sack geſchoben. Als der Bauer ſehen wollte, was es für Kohlen wären, findet er fünf Klumpen Gold. So lange er leben würde, ſolle er alle Tage zwei Hand voll von dem mittleren, doch von keinem anderen Gewölbe nehmen, doch dergeſtalt, daß er ſolches Niemand verriethe, ſonſt würde weder er ſelbſt, noch ein anderer mehr etwas davon haben. Wenn er aber je ſolches ſagen müßte, ſo ſollte er dieſe Schlüſſel ſammt dem daranhangenden Zettelein, ſo mit gothiſchen Buchſtaben auf Pergament geſchrieben, ſeiner Obrigkeit einhändigen.

Darauf verſchwand der Geiſt. Der Bauer aber prakticirte ſolches achtzehn Monate lang dergeſtalt, daß er Weingärten, Häuſer, und dergleichen Güter um etliche Tauſend Gulden zuſammen kaufte, ſo daß alle Leute ſich darob verwunderten und allgemein von ihm die Rede ging, als ob er ein Zauberer wäre.

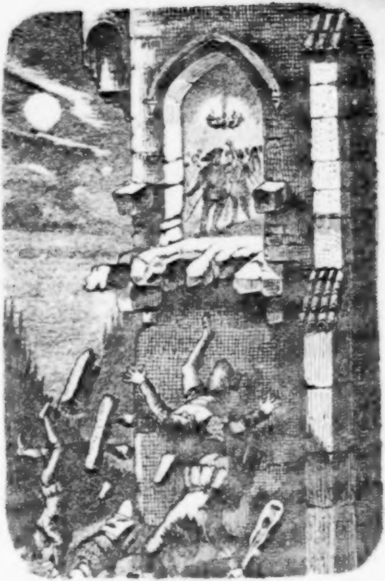
Seine Herrſchaft, Ulrich Herr von Stubenberg, forderte ihn deshalb vor ſich, konnte aber weder mit guten, noch böſen Worten, die er zu öfterem ihm gab, irgend etwas aus ihm herausbringen. Letztlich, als man ihn voll getrunken, ſetzte man ſo lang ihm zu, daß er endlich mit dieſen Worten herausfuhr: „Herr, bitte, thut mich nicht zu dieſem antreiben, denn ich ſtehle ſolches nicht, bekomm' es auch nicht unehrlich; darf Euch aber nicht ſagen, wo ich's bekomme. Damit Ihr aber auch davon genießet, will ich Euch alle Tage eine Hand voll Gold bringen; aber weiter fragt mich nicht, wo ich's nehm' und find'.“ —

Als nun der Bauer den andern Tag mit drei großen Klumpen Gold kam, ließ ſein Herr ſolches in der Neuſtadt probieren, und als er ſolches für gutes Gold befunden, war er dem Bauer abermals überläſtig, bis derſelbe endlich verſprach, er wolle ihm ſolches zeigen. Er ſagte ihm jedoch im Voraus, daß ſie alle beide nichts mehr bekommen würden; führte ihn auch dahin. Der Herr und der Bauer aber fanden keinen Eingang mehr, ſondern nur die Wachholderſtaude allein, unter welcher der Bauer jederzeit die Schlüſſel verſteckt hatte. Darauf erzählte er ſeinem Herrn den ganzen Verlauf und übergab ihm die Schlüſſel ſammt den Zettelein, welcher dieſes Inhaltes von Wort zu Wort iſt. Dieſen Zettel ſollten die von Stubenberg behutſam aufheben, dann ihnen dadurch ein großes Glück beſchaffen ſei zu ſeiner Zeit.

Zu **Kapfenberg** ſollen noch dieſe zwei Schlüſſel vorhanden ſein, die zu dieſem Schatz am **Schöckelberge** gehören. Der eine iſt wie eine Weinpipe geformt, ein wenig länger als ein Finger, vorn ganz ſchmal, von einem lichten Metall und mit einem kleinen Bart, daran gothiſche Buchſtaben zu ſehen; der andere iſt eines kleinen Fingers lang und mit einem größeren Bart, und auch mit ſolchen Buchſtaben gezeichnet.

## Die Gründung von Graz.

Daß **Graz** eine liebliche Stadt iſt, die eine gar anmuthsvolle Lage hat, weiß Jedermann, und ebenſo bekannt iſt es auch, daß der artige Franzmann den Namen derſelben ſogar auf die Grazien bezog, welche daſelbſt ihren Sitz aufgeſchlazu haben ſchienen. Einfacher nimmt es der Slovene mit ihrem Namen, den er von Gradez, d. i. Schloß, ableitet, weil, wie bei den meiſten Städten, auch hier das Schloß zuerſt geſtanden, und erſt allmälig mit Häuſern in der Ebene umbaut worden ſein mag. Gar ein feines Märlein aber weiß der Deutſche davon zu erzählen, welcher ſeiner ſchönen Stadt auch gern einen Namen deutſchen Urſprunges beigelegt wüßte. Den Bojoariren an der Iſar draußen ſoll nämlich vor mehr als einem Jahrtauſend der Platz zu eng geworden ſein, weßhalb ein großer Schwarm ſeine Bündel ſchnürte, und auf gut Glück ſüdöſtlich über den Inn herab bis an die Tauern zog. Da kamen ſie an ein Bergwaſſer, welches ſich brauſend durch die Felſen Bahn brach, und murrend Bahn brach, als ob es ihnen den Weg zeigte, den ſie einſchlagen ſollten. Zur Seite dieſes Gewäſſers, das gar bald zum ſtattlichen Fluß anſchwoll, wanderten ſie nun getroſt weiter und weiter, in der Hoffnung, ein Fleckchen Erde zu finden, welches doch vielleicht noch wohnlicher wäre, als die Steinklüfte und Bergſchluchten, durch die ſie ſich oft mit dem Strome ſelbſt mühſam durchſchlagen mußten. Und ſiehe da! ihre Hoffnung hatte ſie nicht getäuſcht, denn als ſie lange Zeit nach Süden gepilgert waren, da that ſich plötzlich die Klauſe auf, und vor ihren Blicken lag ein ſonniges Thal im blumenreichen Schmucke des Frühlings ausgebreitet, auf welches ein ſtolzer Felsberg, einſam ragend, herniederſah. Süße Freude bemächtigte ſich aller, und alle riefen einſtimmig: „Hier iſt es gut ſein, hier laßt uns Hütten bauen!" Die ganze Gegend war ſo einladend und die einzelnen hier und dort zerſtreuten Waldhüttler hatten ſo wenig dawider, daß die Ankömmlinge alſogleich ſich niederließen, und mit Weibern und Kindern ſich's ſo bequem machten, als es möglich war, und Axt und Säge in Bewe-



Das unterbrochene Bankett.
(Seite 39)

gung ſetzten, um es bald noch bequemer zu haben. In kurzer Friſt erhoben ſich ſtatt der Zelte und Laubhütten freundliche Wohnhäuſer um den Berg, und was vor Kurzem noch lautloſe Wildniß war, ertönte gelichtet und beurbart, von dem muntern Lied und emſigen Aexteſchlag fleißiger Arbeiter. Mit neugierigem Erſtaunen ſchlichen da gar oft die Einheimiſchen hervor aus ihren Waldhütten, und ſahen zu, was denn die Fremdlinge trieben und ſchafften. „Was habt Ihr denn da vor?“ fragte einmal ein Bauersmann einen rüſtigen Bojoarier, welcher ein munteres Liedlein ſummend, mit mehreren Landsleuten an einem Hauſe mauerte. „Wir bauen eine Stadt!“ antwortete der Bojoarier. „Eine Stadt?“ verſetzte der Bauersmann lachend. „Nun, da habt Ihr wohl noch weit hin; es braucht gar viele Häuſer, bis eine Stadt daraus wird!“ „Ei immerhin,“ erwiderte der Bojoarier, „verſuchen kann man's ja! Grath's, ſo Grath's!“ Und fröhlich ſang und arbeitete er weiter. Das Sprüchwörtlein „Grath's“ aber, das dem Eingebornen gar ſo lächerlich vorkam, fand an der werdenden Stadt gar bald ſeine gute Deutung und klingt jetzt noch freundlich wieder in den Namen der Stadt: „Graz.“

## Das unterbrochene Bankett.

Gegenüber der Hauptſtraße, welche von Oeſterreich aus nach Graz führt, erheben ſich zwiſchen Frohnleiten und Peggau, knapp am rechten Ufer des rauſchenden Murſtromes, die ehrwürdigen Trümmer der Burg Rabenſtein. Noch ſtand die Veſte drohend auf dem Berge und blickte trotzig mit ihren gewaltigen Zinnen und Zacken in das Thal hinab, als ein ſchauerliches Ereigniß, wovon zwar die Geſchichte ſchweigt, aber die Sage noch immer Kunde gibt, plötzlich dieſelbe dem Fluche der Verödung preis gab. Ein edler Schloßherr, den weitberühmten Namen der Dietrichſteine führend, hauſete damals in den geräumigen Gemächern des ſtolzen Felſenſchloſſes. Gar oft erſchollen die Hallen vom munteren Freudenjubel, und fröhlich kreiſten die Humpen, gefüllt mit goldighellem vaterländiſchen Wein. Bei einem ſolchen Bankett war's, wo eines Tages, die Sage verſchweigt das Jahr, eine heitere Runde wackerer Ritter an der Tafel ſaß, und ſich den Freuden des Mahles ungetrübt überließ, während die ſchmucken Damen ſich bereits zum Tanze rüſteten, welcher den Abend des Feſttages beſchließen ſollte. Ein Chor auserleſener Muſiker war beſtellt, um die Füße mit ſeinen Tönen zu beflügeln; und bunter Mummenſchanz ſollte den Augen zu beſonderem Ergötzen dienen. Zum Tummelplatze des Reigens aber war ein großer Saal hergerichtet, deſſen Wände ſtromſeits wie herausgewachſen aus dem Felſen ſich erhoben, welcher ſeine Wurzeln in dem Schaume der Mur badet.

Um den Tänzern des Raumes nichts zu entziehen, war das Spielgerüſte für die Muſiker außerhalb auf dem Schwebeſöller angebracht, der damals noch, mächtig und kühn, wie ein rieſiges Schwalbenneſt, gerade über die unten vorbeiſtrömende Mur hinaushing. Das freie luftige Quaderneſt ſchien allerdings geeignet, die luſtigen Singvögel des Feſtes aufzunehmen, und das Rauſchen des Fluſſes verſprach eine ebenſo paſſende Begleitung, als der helle Mond in blauer Luft eine zierliche Ampel abzugeben. Schon wogte es, bei dem laut hereinſchallenden, vom fernen Echo nachgeſpotteten, Gelärme der Trompeten und Cimbeln, ſtürmiſch im Saale auf und nieder, und heimliches Minneſpiel wechſelte mit lautem Freudenruf, als plötzlich ein ſchmetterndes Gepraſſel von außen, vermiſcht mit herzzerreißendem Geſchrei, den Jubel im Tanzſaale unterbrach. Wie verſteinert blieben die Paare ſtehen, und horchten ſchaudernd hin, die Muſik war verſtummt, grauſenvolle Stille herrſchte vor der Balkonpforte; nur der Strom rauſchte, und durch den Rahmen des Thürbogens blickte ſtatt fröhlicher Menſchengeſichter nur das blaſſe Leichenantlitz des Mondes.

Entſetzt ſtürzte der Schloßherr der Pforte zu, und mit ſträubenden Haaren fuhr er aufſchreiend zurück, denn zu ſeinen Füßen ſtarrte der bodenloſe Abgrund. Der Balkon war unter der Laſt der Muſiker eingebrochen, und ſammt ihnen in die Mur hinabgeſtürzt. Kein Schmerzenslaut ſcholl empor. ſie hatten alle im Strom ihr Grab gefunden. Das Feſt war vorüber, und kein zweites mehr belebte die Hallen dieſer älteren Burg; denn augenblicklich verließ der Schloßherr eine Wohnſtätte, wo der Tod ſo gräßlich ſeine Opfer mitten aus dem Jubel des Lebens holte.

## Maria Grün.

Ungefähr vor zweihundert Jahren begab es ſich, daß ein in Dienſten des Maltheſerordens ſtehender Fremder, Namens Fritz, auf der Reiſe durch Graz von einer ſchweren Krankheit befallen wurde, der er ſicher erlegen wäre, wenn nicht die Tochter ſeines Hauspatrons, des Haſenwirthes in der Schmiedgaſſe (jetzt zum Strauß), ſo ſorgſam und aufopfernd ſeiner gepflegt hätte. Zum Danke für dieſe liebevolle

Begegnung reichte er ihr auch, nachdem er vollends geneſen war, vorm Altare die Hand und übernahm bald darauf die Wirthſchaft ſeiner Schwiegereltern. Seine Schenke fand zahlreichen Zuſpruch, denn er wußte ſeinen Gäſten durch munteres Geſpräch den Trank zu würzen und ihnen die Stunden ſo angenehm zu verkürzen, daß man ihn allgemein den „luſtigen Wirth“ nannte. Fünfzehn Jahre lebte er mit ſeiner Ehewirthin zufrieden und glücklich bis zu ihrem ſeligen Ende.

Allein ein Geſchäftsmann bedarf einer weiblichen Hand im Hauſe, deshalb vermählte er ſich zum zweiten Male und zwar wieder mit einer Grazer Bürgerstochter, die er nicht minder lieb und werth hielt, als ſeine erſte Frau. Seine Laune hatte daher keinen Abbruch erlitten. Um ſo mehr mußte es eines Tages ſeinen Gäſten auffallen, daß er gar traurig und betroffen umherſchlich, ein grämliches Geſicht ſchnitt und ſchier ein Pfännlein machte, wenn man ihm mit einem Stichworte zu Leibe ging. Der Grund dieſer Herzensangſt war aber kein anderer, als daß ſeine Ehefrau nebenan in den Wehen lag und ernſtliche Beſorgniß erregte, ſie möchte das Daſein des Kindleins, das ſie ihrem Gatten bringen ſollte, wohl gar mit ihrem eigenen Leben erkaufen müſſen. Wie ſchwer einem Ehemanne, der ſeine Frau vom Herzen lieb hat, in ſolch einem Augenblicke zu Muthe ſein müſſe, mag man leichtlich ſich vorſtellen. Der arme Schenkwirth fand daher keine Ruhe im Gaſtzimmer, ſondern begab ſich in häufigen Pauſen zu ſeiner leidenden Frau, ſank an ihrem Schmerzenslager auf die Kniee nieder und that zu Gott mit lauter Stimme das Gelübde: „Daß, wenn ſie des Kindes glücklich genäſe und dieſes friſch und geſund heranwüchſe, er an jener Stelle, wo ſelbes dereinſt zu Kräften gelangt, den erſten Stein, den es aufzuheben vermöchte, würde hinfallen laſſen, der heiligen Gottesmutter mit Freuden eine Kirche errichten wolle."

Und ſiehe da! der Himmel ſchien das Gelübde anzunehmen; denn kaum war es ausgeſprochen, als auch ſchon zur allſeitigen Freude, das bang erwartete Kindlein in's Leben trat, ohne daß der Mutter an Geſundheit oder Leben ein Schaden erwachſen wäre.

Nun war der beglückte Gatte auf einmal wieder derſelbe luſtige Wirth, der er ehedem geweſen war; ſein Hausſtand ging raſch vorwärts; ſeine rüſtige Hausfrau trat ihm eifrig in allem zur Seite und das Kindlein wuchs heran, daß es eine Freude war.

Eines ſchönen Frühlingstages ging das Ehepaar mit dem Kindlein, das nun auch ſchon eine Wegſtrecke hinter die Beinchen bringen konnte, wohlgemuth in's Freie, um der erquickenden Luft und des jungen Grün's zu genießen und wandelte, längs dem Kroisbache, dem anmuthigen Thale zwiſchen dem Roſenberg und Roſenkogel zu, in deſſen ſtillem Schooße das Hüttchen eines Klausners lag.

Das Kindlein hatte ſich von der Hand der Mutter losgemacht und war einige Schritte voraus, als es plötzlich ſich bückte, etwas aufhob und mit kindiſcher Freude den Aeltern entgegenlächelte. Es war der erſte Stein, den das Kindlein in ſeinem Händchen hielt. Die Aeltern ſahen einander an, und beide erinnerten ſich zu gleicher Zeit des frommen Gelübdes, das der Gatte damals in ſeiner Herzensangſt gethan hatte. Ein heiliger Schauer überkam ſie, und mit ſehnſüchtiger Ungeduld harrten ſie des Augenblickes, wo ihnen Gott den Fingerzeig geben würde, wo die Stelle ſei, an der ſie das gegebene Wort ihm löſen konnten.

Da erhob das Kind ſein Händchen und ſchleuderte, ſo weit ſeine ſchwachen Kräfte reichten, den Stein in's grüne Gras vor ſich hin. Mit wahrem Entzücken bezeichneten die beiden Eheleute allſogleich die durch göttliche Fügung ihnen angedeutete Stelle und riefen den Klausner als Zeugen deſſen herbei, was zu thun ſie ernſtlich gewillt ſeien.

Es war im Jahre 1665, als das angelobte Kirchlein, der Gottesmutter geweiht, im grünen Thalgrunde ſich erhob. Die Stifter nannten es Maria Grün, und ſo heißt es noch jetzt, ein Zielpunkt für andächtige Chriſten und ein vielbeſuchter und auch vielbeſungener Erholungsplatz für die Bewohner der ſteiermärkiſchen Hauptſtadt.

## Der Schutzgeist.

Als die Türken ihren erſten Einfall in die Steiermark thaten, drangen ſie im Jahre 1418 mit großer Heeresmacht gegen Radkersburg heran und bedroheten die kleine, aber für die damalige Zeit wohlbefeſtigte Stadt mit einer furchtbaren Belagerung.

Da war nun wohl große Beſtürzung in allen Häuſern: denn Jedermann wußte, daß von den Ungläubigen keine Schonung zu erwarten ſei, und daß nichts Anderes erübrige, als mit aller Kraft den ſchrecklichen Feind abzuwehren, oder kämpfend zu ſterben. Wer immer daher nur ein Schwert ſchwingen oder einen Pfeil abſchießen konnte, ja ſelbſt Greiſe und Kinder, traten in die Reihen der Vertheidiger, und ſelbſt die Frauen wagten es nicht, ihre Gatten oder Angehörigen zurückzuhalten. Daß aber der Abſchied kein thränenloſer war, wird Niemand verargen mögen, der da weiß, wie ſchwer man ſich von etwas Liebem trennt, zumal bei gar geringer Hoffnung des Wiederſehens.

Solch eine ſchmerzliche Trennung fand eben auch ſtatt zwiſchen einer holden Jungfrau aus angeſehenem Hauſe und ihrem Herzgeliebten, den ſie in kurzer Friſt zu einem erfreulicheren Gange zu ſchmücken hoffte, als zum Ausmarſche gegen einen grauſamen Feind. Weinend ſchnallte ſie ihm den Panzer um, weinend gürtete ſie ihm das Schwert um die Hüften, weinend reichte ſie ihm den ſchweren Eiſenhelm mit dem nickenden Federbuſche. Er aber hielt ſeine Thränen gewaltſam zurück, ſchlang ſeine Arme um den zitternden Leib des Mädchens, drückte einen brennenden Kuß auf ihre Stirne und ſtürzte dann eilig hinab vor's Haus, wo bereits die Schaar aufgeſtellt war, die er gegen den Feind führen ſollte. Behend ſchwang er ſich auf's Pferd, grüßte noch einmal zum Erker empor, und zog dann in Gottes Namen an der Spitze der Truppe von hinnen.

Kaum waren ſie aber um die Ecke gebogen, als ihnen die Botſchaft zukam, daß die Türken unerwartet zum Sturme ſich anſchicken, und daher vor Allem es nöthig ſei, die Stadtwälle mit hinreichender Mannſchaft zu beſetzen. Unſer junge Krieger eilte daher ungeſäumt auf den zumeiſt bedroheten Punkt, ſtieg dort vom Pferde und vertheilte ſeine Leute dergeſtalt, daß zum mindeſten dem erſten Anpralle kräftiglichſt begegnet werden konnte.

Es währte nicht lange, ſo ſchwärmten die Ungläubigen in brauſenden Maſſen, wie die wilden Bienen, heran, überſtürzten einander ſchier in ungeſtümer Haſt und kletterten wohl an zehn Stellen zugleich über die Sturmleitern empor, einen dichten Hagel von Geſchoſſen aller Art vor ſich her ſendend.

Unſer junger Krieger war überall voran, vergalt manchen Säbelhieb mit einem gewaltigen Schwertſtreiche und kümmerte ſich um Speer und Pfeil ſo wenig, als ob ſie ihm nichts anhaben könnten. Allein immer dichter wurde die Schaar der Stürmenden, und ſchon blutete er aus mehreren Wunden, obgleich ein Kämpfer, der bald nach Beginn des Sturmes ſich an ihn herangedrängt hatte, manches Wurfgeſchütz mit ſeinem Schilde von ihm abwehrte und mancher Klinge den Weg zu ſeinem Leibe verſperrte. Erſt, als er von der Hitze des Kampfes verlockt, zu tief in's Gedränge ſich einließ und plötzlich dicht vor ſeinen Augen einen Schild erblickte, der die ihm vermeinten Pfeile auffing, ward er aufmerkſam auf den unbekannten Streitgenoſſen. Es war eine jugendliche, faſt knabenhafte Geſtalt, in einen glänzenden Harniſch gehüllt, das Antlitz vom Helmſturze verdeckt, in der Rechten ein blankes Schwert, in der Linken den Schild, worin bereits eine ganze Saat von Pfeilen haftete. — „Wer biſt Du, treuer Kämpe," ſprach er in einer Pauſe des Gefechtes ihn an, „der Du ſo wacker mir zu Seite ſteheſt?" — Der junge Held aber gab keine Antwort, ſondern wies nur ſchweigend auf die Mauer hin, auf die eben wieder eine neue Schaar von Feinden emporzuſteigen bemüht war. — „Nun wohlan", rief unſer Krieger — „weil Du nicht gekannt ſein willſt, ſo bleibe mir denn das, was Du wirklich biſt, mein Schutzgeiſt!" — Freudig nickte der junge Schutzgeiſt, und hob eben wieder den Schild, um einen Wurfſpieß aufzufangen, der auf ſeines Schützlings Bruſt gezielt war, als ein Pfeil aus der Tiefe herflog, und da, wo der Helm in den Ringkragen einſitzt, dem allzuverwegenen Vertheidiger mitten in die Kehle fuhr. Stöhnend ſank er zurück; ſein Schützling fing ihn, der eigenen Rettung uneingedenk, in ſeinen Armen auf und ſchleppte ihn ſeitwärts. Dort lüftete er ihm eilends den Helm; helle Locken quollen unter dem Eiſenbleche hervor, ein erblaſſendes Mädchenantlitz zeigte ſich und mit einem Schrei des Entſetzens erkannte der Krieger ſeine ſterbende — Braut. Sie war, da ſie ihn nicht zurückhalten durfte, ihm nachgeeilt, um mit ihm entweder zu ſiegen — oder zu ſterben. Voll dankbarer Bewunderung beugte er ſich eben über ſie, um die fliehende Seele von ihren Lippen zu haſchen, als ein zweiter Pfeil ihm in den Nacken flog, und ihn an dem Herzen derjenigen tödtete, ohne die das Leben ihm fürder werthlos geweſen wäre.

Nachdem der erſte Sturm abgeſchlagen war, fand man die Liebenden Bruſt an Bruſt todt, mit lächelnden Mienen, in denen mehr Seligkeit lag, als in den Augen des glücklichſten Brautpaares am Tranaltare.

## Die Schlossfrau von Bertholdsstein.

Einſam, in düſteres Sinnen verſenkt, wandelte eines Abends die Schloßfrau von Pertlſtein (Bertholdsſtein) im Raabthale durch den Wald. Sie gedachte früherer Zeiten und verſpürte ein unendlich Wehe in ihrem Buſen, das ſie nicht zu bezwingen vermochte. Uneins mit ſich ſelber und tief zerriſſen in ihrem Innern, ließ ſie ſich am Waldborne nieder, und klagte dem nächtlichen Himmel ihr banges Herzeleid. Gezwungen von einem Vater, dem der Glanz ſeines Geſchlechtes mehr galt, denn das Glück ſeines Kindes, hatte ſie dem Schloßherrn von Pertlſtein, einem ziemlich bejahrten Witwer, die Hand reichen müſſen, einem Manne, der ſelbſt ſchon eine Tochter hatte, die ihrer Stiefmutter an Jahren nur weniges nachſtand. Dieſem unfreiwilligen Bunde brachte ſie eine langgenährte, innige Jugendliebe zum Opfer, deren Erinnerung von Zeit zu Zeit ungeſtüm ſich wieder meldete. Nur ein einzig Mal noch hätte ſie gern ihr Herz vor demjenigen ausgeſchüttet, dem ſie entſagen mußte, ohne ihm Lebewohl zu ſagen; allein ihre Schritte waren zu genau bewacht, und der noch ſtets ihr Theuere war ſeit ihrem Hochzeitstage wie verſchwunden von dieſer Erde. Und es iſt doch gar zu ſchmerzlich, eine Liebe als todt beweinen zu ſollen, ohne auch nur feierlich ſie beſtattet zu haben. Von ſolchen Gedanken gequält ſtreifte ſie an jenem Abend, da ihr ſtrenger Gatte eben ferne war, durch das nahe Gehölz, wo wir ſie an der Quelle ruhen ſehen.

Inzwiſchen war auch des Schloßherrn Tochter in's Freie gewandelt. Aengſtlich umherſpähend, als ob ſie Jemand erwarte, ſtand ſie der Straße zugekehrt, während der Mond im Oſten aufſtieg und der Wind unheimlich ſäuſelnd durch das Gebüſch ſtrich.

Plötzlich ertönt Hufſchlag von ferne; ein junger Ritter kommt angeſprengt, ſchwingt ſich behend vom Roſſe und ſtürzte mit liebendem Ungeſtüm auf das harrende Fräulein zu.

„Dem Himmel ſei Dank“, ruft er, „daß Du in meinen Armen ruhſt! Nun und nimmermehr glaubte ich heute dieſe Stelle zu erreichen. Grauſenhafte Spuckgeſtalten vertraten mir ein um's andere Mal den Weg über's Blachfeld, ſo daß mein Rappe ſcheuete, und kaum mein ſcharfer Sporn ihn vorwärts brachte. Es war, als ob drohende Geſpenſter mich abhielten, Dir mich zu nähern. Nun ich aber da bin, iſt alles gut, und in Deinen Armen alles vergeſſen!“

„O laß mich, laß mich,“ bat das Fräulein, — „eine bange Ahnung ſagt mir, daß uns Unheil droht. Neckende Kobolde und drohende Waldgeiſter ſperrten mir den Pfad zum Felſenborn, und noch jetzt kann ich Deines Kommens nicht froh werden! O laß mich zurück in's Schloß, ehe Jemand uns bemerkt. Unſere heimliche Zuſammenkunft iſt — Sünde!“

„Sünde? Wie ſoll es Sünde ſein?“ — entgegnete der Ritter, — wenn Du dem harten Zwange eines rauhen Vaters Dich entziehſt und an die Bruſt eines Mannes eilſt, dem Du alles biſt, der ſein Blut, ſein Leben, ſeine Seligkeit opfern würde, um Dich zu beſitzen. An meinem Herzen, an meinem Munde vergiß die Zweifel, die Dich ängſtigen; dem geweihten Kreiſe der Liebe dürfen Kobolde und Geſpenſter ſich nicht nahen!“

Und leidenſchaftlich drückte er ſie an ſein Herz, ſchlang den Arm um ihren Leib und drängte ſie, trotz ihres Sträubens, dem Raſenſitz am Felſenborne zu.

Dort aber zwiſchen den Bäumen ſtand, wie ein Rachegeiſt, eine weiße Geſtalt, in deren Hand ein blankes Eiſen ſchimmerte. Es war die Schloßfrau von Pertlſtein. Der helle Vollmond hatte die Züge des liebenden Paares ihr nur allzu kenntlich gemacht. Im Schweigen der Nacht war keines der Worte ihr verloren gegangen, das die beiden mit einander wechſelten. Der Ritter, der den Arm ſo wonneſelig um den Leib ihrer Stieftochter ſchlang, war kein anderer, als der traurige Gegenſtand ihrer Sehnſucht, der ſüße Geliebte ihrer Jugend, den ſie nur einmal noch ſehen wollte, um auf ewig von ihm Abſchied zu nehmen.

Nun ſie ihn ſah, nun ſie die Ueberzeugung gewonnen, wie ſchnell er ſeine Schwüre vergeſſen, wie ganz und völlig er jedes Gedächtniß an ein treues, um ſeinetwillen todtkrankes Herz aus ſeinem Innern verbannt hatte, nun flammte ſie auf in unſäglicher Rachſucht, und blutiger Haß trat an die Stelle der leidenſchaftlichſten Liebe. Das Eiſen, das in ihrer Rechten blitzte, ward den Liebenden verderblicher, als die Geſpenſter, die den Ritter geſchreckt, als die Kobolde und Waldgeiſter, die dem Fräulein gedroht hatten.

Als der Schloßherr des anderen Morgens heimritt, fand er, unfern vom Felſenborne, drei Leichen, durch deren Bruſt ein und derſelbe Dolch gedrungen war.

## Der schwarze Hund von Feldbach.

Ein ganz eigenthümlicher Brauch herrſchte bis gegen Ende des vorigen Jahrhundertes zu Obgrün, einem Dorfe der Herrſchaft Feiſtritz in Steiermark. Derſelbe ſchreibt ſich von einem ehemaligen Inhaber des Schloſſes Feiſtritz, Hans Chriſtof Freiherrn von Mündorf her, der vom J. 1630 bis 1648 alldort ſtrenges Regiment hielt und nichts gründlicher haßte, als was der rechten Zucht und Ordnung zuwiderlief.

Da begab es ſich nun einmal, daß dem Landgerichte zu Feldbach, zu dem dazumal das Dorf Obgrün noch gehörte, ein Inquiſit eingebracht wurde, der wegen allerlei Unfuges, den er in dieſer Gegend trieb, lange Zeit verfolgt und endlich gefangen ward. Der Freiherr von Mündorf war ungemein erfreut, die Nachricht von der Feſtnahme dieſes Uebelthäters zu erhalten, der eine wahre Plage des Gutes war, und gab daher Befehl, ihn beſtens zu verwahren. Allein die Gerichtsperſonen zu Feldbach mochten die Sache zu leicht genommen haben, denn eines Morgens war der Maleficant ſpurlos verſchwunden. Der Gutsherr wüthete; allein die ſaumſeligen Beamten hatten nichts als leere Vorwände und Entſchuldigungen, als plötzlich ein ſchwarzer Hund, der zu Feldbach ein- und auslief, unter heftigem Gebelle den Uebelthater trotz ſeines Sträubens wieder einbrachte, und ſomit das Verſehen der Gerichtsleute verbeſſerte.

Hans Chriſtof hielt es ſeinen Beamten mit eindringlichen Worten vor, daß ihm ein Hund beſſere Dienſte geleiſtet habe, denn ſie alle, und ſetzte, zur Demüthigung aller Dienſtleute, die es vergeſſen, was ihres Amtes iſt, und zum Danke für das pflichtgetreue Benehmen des braven Hundes, urkundlich ein Verfahren feſt, kraft deſſen in Hinkunft die Erinnerung an dieſe Begebenheit alljährig durch eine, beiden Theilen gerechte, Ceremonie aufgefriſcht werden ſollte, was denn auch wirklich länger als ein Jahrhundert geſchehen iſt.

Am Mariä Lichtmeßtage jeden Jahres wird nämlich nach Sonnenuntergang zuerſt bei dem Ziegelſtadl, dann beim Kohl Acker und zum dritten bei der Obgrüner Brücke durch einen Büchſenſchuß ein Zeichen gegeben, worauf das Landgericht Feldbach, beſtehend aus den Perſonen des Marktrichters, des Marktſchreibers und eines Dieners zu Obgrün ſich einzufinden haben. Der Erſtere muß mit einem Speere in der Hand, der zweite mit einem geſpannten Gewehr und der dritte mit einem ſchwarzen Hund an der Leine erſcheinen. Vorerſt nun hat der Markt- oder Landrichter eine wohlgeſetzte Rede mit Anwünſchung eines neuen Jahres abzuſprechen, auf die von Seite des Verwalters geantwortet wird mit Dank für den Neujahrswunſch und mit der Bemerkung, daß der Beſuch des Landgerichtes Feldbach am heutigen Tage nicht ohne Bedeutung ſei. Hiebei drückt der Marktſchreiber den geſpannten Hahn ſeines Gewehres ab, während der Diener den natürlichen kohlſchwarzen Hund am Bande vorzuzeigen hat. Hierauf wird der ſchwarze Hund durch den Schloßjäger und Richter gewaſchen und unterſuchet, ob er von Natur aus ſchwarz ſei, und ſolchergeſtalt der Marktrichter in das Richterhaus eingelaſſen. Alldort wird aber der Hund mit Eiern und Schmalz tractirt, während dem Richter, nach eingebrachtem Landgerichtshafer, Ableſung der landgerichtlichen Privilegien und Anfragen, ob keine gerichtlichen Caſus vorgefallen ſeien, nur eine Käſeſuppe zum Eſſen vorgeſtellt wird. Nach geendigtem Nachtmahle muß der Landrichter ſich auf's harte Stroh hinlegen, während dem Hunde ein weicher Polſter untergeſchoben wird.

Auf ſolche Weiſe glaubte man den Landgerichtsbeamten es beſtändig verrücken zu müſſen: daß ein aufmerkſames Hausthier mehr Rückſicht verdiene, als ein unachtſamer Diener ſeines Herrn.

## Die Blumenhexe.

Auf der alten Veſte Riegersburg, einer der umfangreichſten und merkwürdigſten Schloßruinen im Umkreiſe des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates, zeigt man den Fremden noch jetzt ein Gemach, welches unter den Namen: „Das Hexenzimmer“ bekannt iſt.

In dieſem Gemache wohnte einmal ein junges, liebliches

Mägdlein, welches Niemand etwas zu Leide that, ſondern zufrieden war, wenn man es ungeſtört ſeinem unſchuldigen Vergnügen nachhangen ließ. Dieſes Vergnügen aber beſtand einzig und allein in der ſorgſamen Pflege von allerlei Pflanzen und Blumen, auf welche die Jungfrau ihr ganzes Augenmerk richtete. Der Himmel mag wiſſen, was ihr Herz der Außenwelt abgewendet und es ſo ſehr auf ſich ſelbſt beſchränkt hatte, daß ſie nie zufriedener war und nie ſich glücklicher fühlte, als wenn ſie ihre Roſen begießen und mit ihren Nelken und Tauſendſchönchen geheime Zwieſprache führen konnte. Schon am frühen Morgen ſtand ſie am Fenſter und war bemüht, den kleinen Gefangenen, die auf der Simſe desſelben ſtanden, das Labſal des Thaues, das den Blumen der Flur vom Himmel herabträufelt, durch den künſtlichen Regen aus ihrer Gießkanne zu erſetzen. Und eben ſo trat ſie beim Sonnenuntergange hin, beſichtigte ihre lieblichen Pfleglinge, half nach, wo etwas fehlte, ſtützte die Schwächlichen, entfernte die böſen Raupen und anderes Ungeziefer, und verabſäumte nichts, was den ſtillen Vertrauten ihrer einſamen Stunden zum Gedeihen und zur Erquickung dienen mochte. Es war aber auch, als ob die holden Blümlein ihr dankbar dafür wären und durch luſtiges Knospen und Blühen ihre Sorgfalt lohnen wollten. Friſch und geſund wuchſen ſie empor, entfalteten ſich oft lange vor der Zeit zur wahren Augenweide und hoben, wenn die beſorgte Gärtnerin mit ihnen ſich beſchäftigte, ihre Köpfe ſo traulich empor und ſchlugen ihre Knospenäuglein ſo freundlich zu ihr auf, als wollten ſie ihr ſagen: „Du biſt unſere gute Mutter, und deshalb gehorchen wir deinem Winke und kommen deinen Wünſchen gerne zuvor, damit du gewahr werdeſt, daß wir dir gut ſind und daß wir auch ein Gefühl haben wie andere Weſen, wenn gleich die Stimme uns mangelt!“

Und ſo kam es denn, daß, wenn rings auf allen Zinnen des Schloßes der Schnee noch lag, durch die Scheiben des Gemaches, worin jene Jungfrau hauſete, ſchon die ſchönſten Roſen guckten. Beſchämt mußte der verſpätete Frühling, wenn er nach langem Zögern auch ſeine erſten Primeln und Levkojen auf die Wieſen des Thales ausſtreute, ſich geſtehen: „Ei ſieh', die Gärtnerin da oben iſt mir zuvorgekommen!“ — Kein Sommer war ſo dürr, kein Herbſt ſo froſtig, daß er im Stande geweſen wäre, dem kleinen Gärtchen auf der Riegersburg Eintrag zu thun, und ſelbſt mitten im Winter wetteiferten mit den ſtarren Eisblumen, die der Nord auf die Scheiben jenes Cloſet's malte, die natürlichen Blumen, die innerhalb derſelben in zierlichen Topfen auf dem Simſe prangten.

Man hätte glauben ſollen, daß männiglich, was der emſigen Jungfrau Walten beobachtete, ſeine Luſt und Freude daran gehabt und nicht minder am Anſchauen ſich erlabt hatte, als jene am Schaffen und an der Pflege. Denn es kann wohl kein reineres und unſchuldigeres Vergnügen geben, als ſolch ein ſinniges Einverſtändniß mit den Blumen, was ſchier vermuthen läßt, daß die Seele deſſen, der mit ſo zarten Geſchöpfen umgeht, nicht minder zart ſei, denn ſie ſelber. Allein der Neid findet in Allem ein Haar, und nichts iſt ſo rein, daß Argwohn und Schmähſucht nicht ſich unterfinge, es zu verunreinigen und zu verſchwarzen, dies mußte auch unſere holde Gärtnerin zu ihrem großen Leidweſen und Schaden erfahren. Als die Leute ſahen, daß ihr gelang, was Hunderte nicht anzuſtellen, noch ſich zu erklären wußten, hieß es gar bald: „Ei, ſeht die ſchmucke Gärtnerin! Das geht wohl auch nicht mit rechten Dingen zu! Die Natur läßt ſich nichts abtrotzen auf dem gewohnlichen Wege. Nur ein Schwarzkünſtler vermag Dinge zu erzwingen, welche der gewöhnlichen Erfahrung widerſprechen. Im Winter Blumen wachſen machen — iſt eitel Hexerei. Sie iſt eine Hexe, ſo fromm ſie auch ſich ſtellen mag. Darum hinab mit ihr nach Hainfeld vor das Gericht, — die Folter wird ihr das Geheimniß ſchon entlocken, und dann wird's offenbar werden, daß all' die ſchönen Blümlein doch nichts Anderes ſind, — als ſündhaftes Blendwerk des Teufels!"

In jenen Zeiten des Aberglaubens fanden ſolche boswillige Reden gar bald ein geneigtes Ohr. Bald ſtand die arme Gärtnerin vor ihren hartherzigen Richtern; bald loderte der Scheiterhaufen empor, in deſſen Flammen die zarte Blume, die ſo viele andere gezogen hatte, ſelbſt zuſammenknickt, und als Hexe ſterbend beſtätigte die ſtille Dulderin den alten Wahrſpruch: Daß es in den Augen des Neides keine größere Schuld gibt, als durch Unſchuld über ihn erhaben zu ſein!"

## Der verſchwundene Hirtenknabe.

Ein halb Stündchen ſeitwärts von der Straße, welche die Märkte Paſſail und Weiz im Grazer Kreiſe Steiermark's verbindet, führt ein ſacht anſteigender Pfad durch eine Föhrenwaldung in's Gebirg empor.

In dieſer Gegend pflegten die Bewohner der Umgegend ihre Heerden zur Weide treiben zu laſſen. Da von Raubthieren nichts zu beſorgen und auch ſonſt keine Gefahr vorauszuſehen war, ſo nahm man keinen Anſtand, die Obhut der friedlichen Rinder und Schafe einem Hirtenjungen anzuvertrauen. Wohlgemuth trieb dieſer ſein munteres Völkchen von Wieſe zu Wieſe, bald tiefer in die Thalgräber hinab, bald höher zwiſchen die Felſen empor, damit ſie jederzeit friſches Futter fänden und nicht nöthig hätten, einander um jeden Grashalm neidig zu werden, wie dies auf mageren Hutweiden gar oft der Fall iſt. Wenn von den Kirchlein umher das Ave-Glöcklein erklang, kehrte der junge Hirte regelmäßig immer mit ſeinen Thieren zurück, die ſeiner Leitung kaum mehr bedurften, da ſie des Weges längſt gewohnt waren.

Allein eines Abends kamen wohl die Rinder und Schafe einzeln angetrabt und angeſprungen, — jedoch der Hirtenknabe war nicht zu ſehen, und ſein Peitſchenknall, der ſonſt weithin das Echo der Berge weckte, war nirgends zu vernehmen. Das fiel den Leuten auf, obwohl man nicht beſonders deshalb bekümmert war, da man vermuthete, daß er wohl nur zufällig ſich verſpätet haben mochte.

Als aber Nachts die Jäger durch den Wald ſtreiften, glaubten ſie auf einem gewiſſen Lichtſchlage, wo der Wechſel war, ein ängſtlich Schreien und Rufen zu vernehmen. Sie antworteten demſelben und erhielten wieder Antwort, aber ſo ſonderbar gedämpft und hohl, als ob der Schall der Stimme weder von oben, noch von den Seiten, ſondern vielmehr von unten käme. Sie ſuchten und ſuchten, bald der Stimme, wie es ſchien, ſich nähernd, bald wieder von ihr ſich entfernend, allein den Menſchen ſelbſt, der ſo kläglich um Hilfe ſchrie, vermochten ſie nirgends zu entdecken. Nur ſo viel war ihnen klar geworden, daß der Ruf unter ihren Füßen aus dem Eingeweide des Berges erſcholl. Zuletzt wähnten ſie wohl gar von einem boshaften Kobolde ſich geneckt und gingen unwillig ihres Weges.

Der junge Hirtenknabe blieb verſchwunden; niemand wußte wohin. Erſt geraume Zeit darnach bemerkte der neue Hirte, daß ihm bisweilen ein Schaf fehlte, und daß, wenn er darnach ſuchte, ein dumpfes Blöcken, wie aus der Tiefe ſich hören ließ. Des Schadens verdroſſen gab er genauer Acht, — und ſiehe da! eines Tages nahm er wahr, wie, wenige Schritte vor ihm, plötzlich ein Rind mit den Hinterbeinen im Boden einſank. Er holte daher eilends Hilfe herbei, man unterſuchte die Oeffnung, in die das Thier gerathen war, und fand, daß ſelbe nach unten zu ſich erweiterte. Beherzte Jäger wagten es, an einem Seile ſich hinabzulaſſen, und kamen mit der Nachricht zurück, daß unterhalb eine geräumige Höhle ſich befinde. Nun war auch das Verſchwinden des armen Hirtenjungen erklärt.

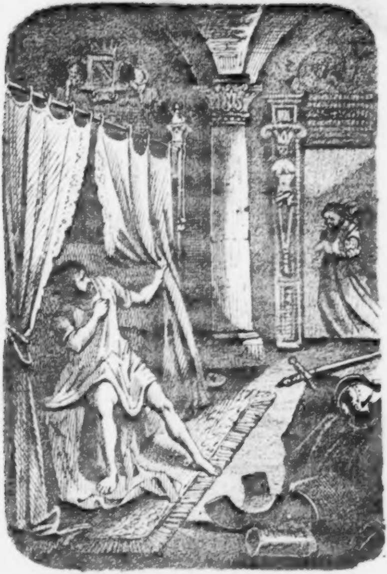
Dieſe Höhle, die in ſpäterer Zeit mehrfach verdächtigem Geſindel zum Zufluchtsorte gedient haben mag, iſt nun bekannt und beſucht als ſogenannte — Graſelhöhle.

## „Vibat!“

Ein junger Burſche, der die Schule des Lebens dem Leben der Schule vorgezogen hatte, kam mit allerlei Schrammen, aber mit wenig Geld aus dem Türkenkrieg in ſeine Heimat Steiermark zurück. Seine Hoffnung, ſo viel zu erbeuten, um das Töchterlein des reichen Fleiſchers zu Leibnitz als Braut heimführen zu können, war geſcheitert. Mißmuthig zog er des Weges, und warf ſich, da es ſchon dunkelte und er vor Nacht die Ortſchaft nicht mehr erreichen konnte, ermüdet auf einen der Hügel vor Leibnitz nieder, die man für Ueberbleibſel aus der Römerzeit hält. Aergerlich darüber, daß weder Fleiß, noch Muth ihm dazu verhalf, das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen, drückte er die Augen zu und verfiel endlich, trotz allen Aergers, in tiefen Schlaf.

Es mochte um Mitternacht ſein, als er ein ſanftes Rütteln verſpürte und zu erwachen glaubte. Vor ihm ſtand ein hoher Greis in fremder, nie geſehener Tracht. Ernſt und mild winkt er dem Schlaftrunkenen, zieht ihn ſanft an der Hand empor und führt ihn an mehreren der Hügel vorüber, bis ſie zu einem kamen, der ſich geräuſchlos aufthat, und durch eine marmorne Pforte in einen langen Gang führte. Der Gang aber mündete in einen großen, geräumigen Saal, voll ſeltener Waffen, zierlicher Gefäße, kunſtvoller Wandgemälde, und ausdrucksvoller Büſten, deren manche den jungen Burſchen faſt an Männer erinnern, die einſt in der Schule der alte Magiſter ihm beſchrieben hatte. In der Mitte des Saales ſtand eine Tafel in Form eines Viereckes, dem die eine Schmalſeite fehlte, und um die Tafel ſaßen ſchweigend ernſte Männer mit hohen Stirnen, geiſtvollen Augen und edlen Zügen, in faltigen Gewändern, unter denen der Bruſtharniſch und ein kurzes Schwert hervorſah. Alle ſchwiegen, und dem Jünglinge ward ganz feierlich zu Muthe.

Endlich nahm einer von ihnen, ein Greis im weißen Kleide, das roth verbrämt war, das Wort. Aber der Jüngling verſtand deſſen Sprache nicht; nur einzelne Worte klangen ihm faſt ſo, wie der Prieſter ſie in der Meſſe ſpricht. Man bot ihm Speiſe an, aber ſie behagte ihm nicht. Man reichte ihm eine Schüſſel mit Gold- und Silbermünzen dar, aber er kannte deren Gepräge nicht. Da man aber freundlich in ihn drang, dachte er: „Gold iſt Gold, und Silber



Der Wechſelbalg.
(Seite 59).

iſt Silber" und ſteckte einige Hände voll zu ſich. Sie aber ſtopften ihm die Säcke voll damit. Endlich credenzte man ihm einen Becher voll duftenden Weines, da griff er beherzt zu, ſchwenkte den Pokal dankend nach allen Seiten, that einen tiefen Zug, und rief laut, daß es alle hören konnten, aus vollem Herzen: „Vivat!"

„Vivat" ſcholl es brauſend durch den weiten Saal hinwieder. Alle ſprangen auf, aller Züge leuchteten, alle drängten ſich um ihn, und es war nicht anders, als hätte das Ohr von Verbannten nach tauſend Jahren zum erſten Male wieder ein Klang der heimiſchen Sprache berührt. — „Vivat" rief der Jüngling nochmals, „Vivat, vivat" ſcholl es allerſeits, da krachte das Gewölke, die ſtattlichen Alten zerronnen in Nebel, die Herrlichkeiten verſchwanden, dem jungen Träumer fröſtelte, und — er war erwacht.

Der Morgen dämmerte; alles war ein Traum geweſen, nur die Münzen waren Wirklichkeit. Alle ſeine Taſchen waren mit Goldſtücken aus der Römerzeit angefüllt. Er löſte daraus ſo viel, daß er ſich ein Anweſen nach Wunſche kaufen und ſeine Braut in Kürze heimführen konnte.

## Der Wechselbalg.

Der Schloßherr von Wildon war reich an Land und hörigen Leuten, und hatte überdieß auch eine liebe, tugendſame Ehegenoſſin. Allein ihm fehlte der Eheſegen, weshalb er ſeine Gemahlin oft ungerechterweiſe hart anließ, und ſeinen Kummer durch Wein und Würfel zu betäuben ſuchte.

Endlich aber ſchien der Himmel das Gebet der frommen

Burgfrau erhört zu haben. Als der Ritter einſt am Jahrestage ſeiner Vermählung von der Jagd heimgekehrt war, machte ihm ſeine Gemahlin das Geſtändniß, daß ſie ſich Mutter fühle; darüber höchlich erfreut wußte er ſich kaum zu faſſen, beſtieg ſein Roß und machte ſich eilends auf, um allen ſeinen Nachbarn ſein unerwartetes Glück zu verkünden. Als er Abends, da der Mond eben aufging, gegen die Mur zu ritt, wo unter Erlen ein Quell hervorſprudelt, ſah er im Halbdunkel eine unheimliche Geſtalt, die am Brünnlein ſaß und bald Kieſel in das murmelnde Waſſer warf, bald Blumen zerpflückte, bald mit einer Gerte den klaren Spiegel der Wellen zu trüben bemüht war. Achtlos wollte er vorüberreiten; allein die Geſtalt hatte ſich ihm in den Weg geſtellt, ehe er deſſen ſich verſehen, und wäre ohne weiters von den Hufen des Pferdes zertreten worden, hätte nicht ein dickes, plumpes Büblein, das herzuſprang, das Roß am Zügel erfaßt und zurückgeriſſen. Da erhob ſich das Weib hart an des Reiters Bruſt, grinſte ihn drohend an, und rief: „Glück auf, edler Ritter! Glück auf euren Stammeserben! Gedenkt aber dieſer Stunde, und reitet in Hinkunft vorſichtiger einher!“

Der Ritter, mild wie immer gegen Dürftige und Altersſchwäche, griff, um ſein Verſehen gut zu machen, ſchnell in ſeinen Säckel und warf der Alten ein Silberſtück zu. Dieſe aber zog ſich raſch zurück, ſo daß die Münze in das Waſſer fiel; der plumpe Bube lachte höhniſch, das Weiblein kreiſchte widerlich, und ehe der Ritter recht zur Beſinnung kam, war der ganze Spuk verſchwunden. Fröſtelnd ritt er weiter, allein ſein Gaul wollte ihm nicht mehr gehorchen; wie von Geſpenſtern gepeitſcht, jagte er der Mur zu, ſtürzte dort plötzlich zuſammen und begrub unter ſich den bügel loſen Reiter. Am Morgen des anderen Tages fanden die Landleute ihren ſchwer beſchädigten Edelherrn. Hinkend kehrte er nach ſeiner Burg zurück, und tröſtete ſich damit, daß er daheim Erſatz für alles Unbill fände. Als er aber am Brünnlein vorüberkam, ſcholl es ihm höhnend entgegen: „Hat's wohlbekommen, Herr Ritter?“

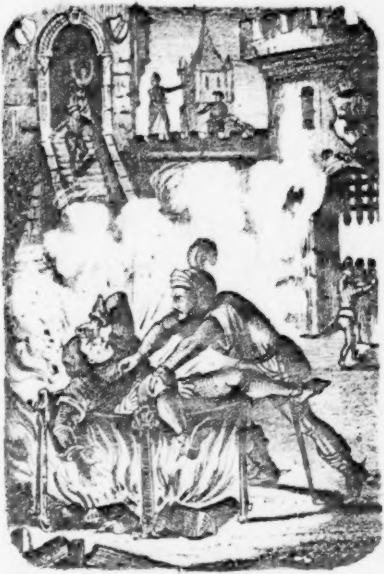
Wie verfolgt vom wilden Gejaid ſtürmte der Burgherr, ſeines lahmen Beines vergeſſend, dem Schloße zu. Der Zwang, den er ſich angethan, warf ihn auf's Krankenbett, und erſt nach Monden genas er wieder. Aller Schmerz aber war vergeſſen, als ihm eines Morgens, nach der Frühmette, die Wehmutter mit der frohen Botſchaft entgegentrat, daß er Vater eines holden, blonden Knäbleins geworden ſei. In demſelben Augenblicke aber ſah er über den Gang hin die Alte ſchreiten, die er am Brünnlein niedergeritten. — „Reichen Lohn dem“, rief er, „der mir die Hexe fängt!“ — Allein die Alte kicherte hämiſch, und verſchwand wie Nebel vor den Augen ihrer Verfolger. Nur mit bänglichem Zögern übergab der Burgherr den Säugling der Mutter und ermahnte ſie, ihr höchſtes Glück ſorglichſt zu bewahren; doch wozu dieſe Mahnung? Wo iſt ein Kind ſicherer, als am Herzen ſeiner Mutter.

Ein feſtlich Bankett auf der Burg Wildon hatte alle Freunde, Waffenbrüder und Edelholden des Ritters zur Feier des glücklichen Ereigniſſes verſammelt. Bis in die ſpäte Nacht währte das Trinkgelage. Als der Ritter zur mitternächtlichen Stunde ſeinem Gemache zuſchritt, da ſah er plötzlich wieder die Alte vorüberhuſchen und auf das Schlafkämmerlein der Sechswöchnerin zueilen. Raſch eilte er ihr nach, als er aber in's Kämmerlein trat, war ſie verſchwunden. Ruhig ſchlief ſein theures Weib, ruhig das blonde Knäblein, Er drückte einen heißen Kuß auf die weiße Stirne des Kindleins und ſchlich ſachte zurück. Noch vor der Thüre flüſterte ihm eine innere Stimme zu: „Bleib, bleib und bewache dein Kind!“ — Doch es wacht ja auch im Schlummer ſeine Mutter, beruhigte er ſich. — Wo iſt ein Kind ſicherer, als am Herzen ſeiner Mutter!“

Zögernd ging er zur Ruhe. Aber der Schlummer wollte nicht kommen. Da war es ihm mit einem Male, als träte aus der Schlafkammer ſeiner Gattin die Alte, mit einem Korbe am Arme, ihr zur Seite das plumpe Drudenbüblein. Haſtig riß er ſein Schwert von der Wand, aber eben ſo ſchnell waren beide verſchwunden; nur lautes Hohngelächter, durch leiſes Gewimmer unterbrochen, ſcholl durch's Gemach hin. Entſetzt ſprang der Ritter auf und ſtürzte in's Schlafkämmerlein der Burgfrau. Sie ſchlummerte ſanft beim Schimmer der flackernden Ampel, an ihrem Herzen ruhte das Knäblein. Bang aufathmend bog ſich der Ritter über das Kind, — aber Himmel! am Buſen ſeiner Gattin lag ein brauner, rothhaariger Knabe von abſchreckender Häßlichkeit. Er wollte nicht einmal ſeinen eigenen Augen trauen, ſondern weckte mit großer Feſtigkeit die Burgfrau. Entſetzt ſtieß dieſe, da ſie erwachte, den garſtigen Wechſelbalg von ſich. Da glaubte der Burgherr, daß es wirklich alſo ſei, und ſtarrte den kleinen Unhold ſo ingrimmig an, daß dieſer jämmerlich darüber aufſchrie. Zugleich packte er ihn auch und würde ihn ohne Zweifel erwürgt, oder von den Zinnen des Schloßes geſchleudert haben, wäre nicht die mildherzige Frau dazwiſchen getreten. — „Halt' ein“, bat ſie, „und morde nicht den armen Knaben, der ja nicht dafür kann, daß er hier iſt,“ trocknete gewaltſam die Thränen um ihr eigen Kind und beſänftigte den ſchreienden Rothkopf. Der Ritter aber über häufte ſeine Gemahlin mit Schmähreden und Vorwürfen ob der geringen Sorgfalt, mit der ſie ihr Kind behütet hatte, und um den Frieden der Ehe war's abermal geſchehen.

Der Ritter hatte von dem Tage an nicht Raſt, nicht Ruhe. Umſonſt berieth er ſich mit ſeinen Freunden und Waffengenoſſen, umſonſt theilte er ſeinen Kummer dem frommen Prälaten des nahen Stiftes Stainz mit, der im Ruhm großer Gelehrſamkeit ſtand, umſonſt ſandte er ſeine treueſten Knappen und Lehensleute nach allen Seiten des Landes aus, um das vertauſchte Knäblein zu ſuchen. Gab es doch ein einzig Merkmal, woran das Kind zu erkennen war, nämlich ein rothes Fleckchen, einem Löwenkopfe nicht unähnlich, ſo es am Nacken trug; in allem Uebrigen mochten ihn tauſend andere Kinder dieſes Alters zum Verwechſeln gleichen. Das erwog der Ritter in ſeinem Herzen und machte zuletzt ſelbſt ſich auf, um ſeinen verlorenen Augentroſt zu ſuchen. Als er ausritt, fand er am Brünnlein die Drude wieder, die ſolch Unheil ihm bereitet hatte. Vorſichtig zog er die Zügel an, und bat mit demüthiger Stimme: „Mütterchen, ihr könnt mir rathen! Wo iſt mein Kind? Verlangt, was ihr wollt, ich will's Euch gerne geben!“ — Aber die Drude kicherte ſchadenfroh und verſchwand wie Nebel im nahen Buſche. Troſtlos zog er weiter, während die Burgfrau im einſamen Schloſſe beſtändig betete und ſorglich des fremden Kindes pflegte, damit Gott es dem ihrigen zu gute kommen laſſe.

Nach langem vergeblichen Suchen kam der Herr von Wildon eines Abends in die finſtere Waldgegend um Vordernberg, allwo dazumal es gar grauſig ausſah und viele Raubthiere das Leben des Wanderers bedrohten. Das kümmerte ihn aber nicht; denn gegen ſolche Angriffe war ſein Schwert ſcharf genug; wohl aber beſchleunigte er ſeinen Trab, als ein drohend Ungewitter heraufzog, und Sturm und Regen mit Ungeſtüm losbrach. Zum Glücke fand er auf einem Lichtſchlage eine Köhlerhütte. Er ſtieg vom Roſſe, pochte an und bat um Einlaß. Ein rußiger Mann, mit der eiſernen Schürſtange bewaffnet, that ihm auf und hieß ihn gaſtlich willkommen, bot ihm auch freundlich Brot und Milch, warf friſches Reiſig in die Herdgrube und ſchob ihm den einzigen Stuhl zum flackernden Feuer, während des Köhlers Weib damit beſchäftigt war, den Säugling in der Wiege zu beſchwichtigen — „Ei, was Ihr doch ein lieblich Kindlein habt," — ſprach der Ritter, und ſpuckte nach Gewohnheit aus, damit es nicht verſchrieen werde, denn er wußte wohl: „Das Kind loben, heißt die Aeltern ködern." — Das Kindlein aber, da es des Ritters Stimme hörte, ward plötzlich ſtill und lächelte, und als dieſer es aus der Wiege hob, um zu liebkoſen, da ging es ihm ſchmerzlich wie ein Meſſer durch's Herz und doch wieder lieblich wie ein Liebesgruß, und er warf ſein forſchend Auge auf das nackte Hälslein des Knäbleins, und ſiehe! es trug in aller Wahrheit das rothe Fleckchen am Nacken, einem Löwenkopfe nicht unähnlich. — „Aber ſagt mir, liebe Leute," rief er, mit Noth ſich zwingend, — „wie ſeid Ihr zu dieſem Knaben gelangt?" — „Du lieber Gott!" ſeufzte die Köhlerin, — „Ihr habt Recht, edler Herr, es iſt ein lieblich Kind, aber am End' iſt's doch nur ein Wechſelbalg. Unſer eigen Kind hat die böſe Drud' uns geraubt und dieſen kleinen Schreihals dafür uns in die Wiege gelegt. Was wollt' ich thun? da behielt ich ihn denn, und pflegte herzlich des fremden Kindes, damit Gott es dem meinigen zu gute kommen laſſe, — wenn's ja noch lebt!" ſetzte ſie ſchluchzend hinzu.



Die Brüder von Schilleiten.
(Seite 65).

„Ja, gute Frau," es lebt noch, und iſt geſund und wohlauf!" rief der Ritter, — und ſo ihr zurückhaben wollt, was Euer iſt, ſo gebt mir nur, was mein; denn ſeht, dies Kindlein, das die böſe Drude mit dem eurigen vertauſcht hat, iſt — mein Kind!"

Um die Freude voll zu machen, kam des andern Morgens auch die Burgfrau von Wildon an; ſie war, von Ungeduld getrieben, ihrem Gatten nachgezogen, um vereint mit ihm ihren Liebling aufzuſuchen. — „Mutter, hier haſt Du unſer Kind wieder", rief der Ritter, und legte den theuren Sproſſen ſeines Hauſes an die Bruſt der hochbeglückten Mutter. Bald hing ein ſilbernes Drudenkreuzlein am Halſe des Wiedergefundenen, — und als die Drude am Brunnen das geweihte Zeichen ſah, wich ſie voll Ingrimm zurück und verließ mit ihrem Büblein die Gegend von Wildon für immer.

Der junge Wildoner wuchs und gedieh zu ſeiner Aeltern Luſt, und erbat ſich, nachdem er ſein Schickſal erfahren, den rothköpfigen Wechſelbalg zu ſeinem Leibknappen. Die Milch, die beide gemeinſchaftlich geſogen hatten, war nicht ohne Nachwirkung geblieben. Nie war ein Diener treuer ſeinem Herrn, als der Köhlerſohn dem jungen Wildoner, nie ein Herr liebvoller gegen ſeinen Knecht, als der ſchöne Ritter gegen den — rothköpfigen Wechſelbalg.

## Die Brüder von Schilleiten.

Auf dem Schloße Schilleiten im öſtlichen Theile der Steiermark, zwiſchen der Feiſtritz und dem Safeflüßchen, lebten einmal zwei Brüder, an Geiſt und Geſittung einander unähnlich; denn der eine war rauh und wild, der andere ſanft und mild, jener daher leidenſchaftlich und ungeſtüm, dieſer dagegen ernſt und beſonnen. Bei ſolcher Verſchiedenheit der Geſinnungen war es kein Wunder, daß Zwiſchenträger und Ohrenbläſer eine günſtige Gelegenheit fanden, die beiden Brüder immer mehr einander abgeneigt zu machen und das gegenſeitige Verſtändniß von Tag zu Tag zu erſchweren. Zum vollen Haß aber brach des leidenſchaftlichen Jüngeren Mißtrauen und Ungunſt gegen ſeinen ſtilleren älteren Bruder aus, als dieſer einem Liebesverhältniſſe hemmend entgegenzutreten ſchien, das jener mit einem Edelfräulein aus der Nachbarſchaft heimlich angeknüpft hatte. Allgemein hieß es, Eiferſucht ſei der Grund dieſer Weigerung, weil das ſchöne Fräulein von dem älteren Bruder ſelbſt zur Ehe gewünſcht werde; in Wahrheit war es aber nur die Beſorgniß des letzteren, eine Jungfrau, die er wirklich beſonders hochachtete und der er ein glücklich Loos vorbehalten wünſchte, an der Seite eines ſo rauhen, jähzornigen Gatten verkümmern zu ſehen. Von der Zeit eine Sinnesänderung des Ungeſtümen erwartend, ſchob er daher die Entſcheidung immer weiter hinaus, in der Meinung, daß ein aufgeregtes Gemüth denn doch nicht ſpäter zur Ruhe kommen würde, als die ſtürmiſche Flut, die ja auch ſich legt, wenn ſie ausgetobt hat. Allein hier kam es anders. Die lauten Ausbrüche des Haſſes wurden zwar ſeltener, aber deſto tiefer wurzelte der Groll im Herzen.

Dieſem ſchwarzen Gefühle nachhängend ſchritt der junge Schloßherr von Schilleiten eben wieder einmal durch den nahen Forſt, um in der Einſamkeit den Einflüſterungen des Haſſes deſto ungeſtörter Gehör geben zu können. — „Nein,“ brach er endlich los, „länger trag’ ich es nicht, der

Sclave meines Bruders zu ſein; mit dem heutigen Tag hab' ich wieder ein Jahr meines Lebens vollendet; ich bin alt genug, um mich nicht mehr hofmeiſtern zu laſſen. Entweder muß er meine Braut mir geben, — oder mit ſeinem Blute den Raub an meinem Glücke bezahlen. Er ſoll nicht ſchwelgen, wo ich darben muß!"

Wuthentbrannt eilte er in's Schloß zurück, das er am frühen Morgen verlaſſen hatte. Schon von weitem aber fiel ihm das ganz abſonderliche Treiben auf, das allenthalben ſich hören und ſehen ließ. Als er durch das Schloßthor trat, ſah er Knappen und Dienſtleute vollauf beſchäftigt, Anſtalten zu einem Feſte zu treffen. Auf ſeine Frage, was das zu bedeuten habe, flüſterte ihm ein Knecht im Vorübereilen heimlich lächelnd zu: „J nu, die ſchöne Braut iſt angekommen!" — Wie ein Blitz zuckte dieſe Rede durch die Seele des Mißtrauiſchen. — „Alſo überliſtet!" ſchrie er wild auf — „das ſoll er büßen, der Bube!"

Eben wollte er an einem großen Keſſel vorüberſchreiten, der Mitten im Hofe über einem luſtig flackernden Feuerbecken hing, und wie aus Krater die qualmenden Dämpfe des darin kochenden Waſſers ausſpie. Da wandte ein Mann, der den Leuten nach ſah, gegen ihn ſich um; es war ſein Bruder, — „Wo weilſt du denn ſo lange", rief dieſer freundlicher denn je — „komm mit, Bruder, der Morgen-Imbiß erwartet dich!"

„Und dich der Morgentrunk, Bube!" ſchrie der Getäuſchte, packte mit der Kraft des Wahnſinnes ſeinen leiblichen Bruder und ſchleuderte ihn, ehe jemand zu wehren vermochte, rücklings in die brodelnde Flut hinein, daß ſie greinend aufziſchte und ihr Opfer im Nu zerbrühte.

Alles von ſich zurückſtoßend, was ihm in den Weg trat, ſtürmte der Brudermörder die Schloßtreppe empor, ſiehe! Da trat auf der oberſten Stufe, lieblich im ſchmucken Feſtkleide, das Fräulein entgegen, um deſſentwillen er eben ſo Gräuliches vollbracht hatte, und grüßte ihn mit den freudigen Worten: „Willkommen endlich, mein Bräutigam! Zu deinem Wiegenfeſte hat dein edler Bruder die Gewährung deſſen dir aufgeſpart, was der Wunſch unſerer Herzen iſt; — er hat, jede Regung der Selbſtſucht bezwingend, eingewilligt in unſeren Herzensbund!“

Anfangs glaubte der Unglückliche, es ſei Spott; als aber die erſchreckene Jungfrau bei allen Heiligen ihn beſchwor, ihre Worte für Ernſt zu nehmen, da ſtürzte er, wie vom Donner getroffen, zuſammen und mußte für todt weggetragen werden.

Bald wurde kund, was vorgegangen. Starres Entſetzen bemächtigte ſich aller Schloßbewohner; die arme Braut wurde als halbe Leiche nach Hauſe gebracht. Schilleiten ward zu einem Warnungsdenkmale, vor dem der Wanderer lange Zeit ſich bekreuzte.

Nachdem die Jungfrau ſich wieder aufgerafft hatte, nahm ſie den Schleier; der unſelige Brudermörder aber ſuchte durch ein bußfertiges und beſchauliches Leben in menſchenferner Einſamkeit den Geiſt ſeines Bruders zu verſöhnen.

# Maria Raſt.

Beiläufig zwei Meilen von der Stadt Marburg, am rechten Drauufer, überragt vom mächtigen Bachergebirge, liegt das Dorf Maria Raſt, das der Herrſchaft Fall, ehemals die Grundobrigkeit vom grünen Waſen genannt, unterſtehet. Dem Fremden dürfte gegenwärtig daſelbſt nichts auffallen, als die ſchöne geräumige Kirche, die außen an der Nordweſtſeite noch Spuren eines vormahligen Gotteshauſes an ſich trägt, aus dem ſie entſtanden zu ſein ſcheint.

Die Gründung dieſes letzteren erzählt die Chronik auf folgende Art. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts lebte in Unterſteier ein durch Adel des Geſchlechtes, tadelloſen Wandel und großen Reichthum ausgezeichneter Mann, Edmund von Weißegg, mit ſeiner frommen Gemahlin Iremgarde. Ihre Ehe war ein feſter Bund der Eintracht und Liebe; zwanzig Jahre lebten ſie friedſam miteinander, und ihren Seelenhimmel trübte nichts, als das täglich ſchmerzlichere Bewußtſein, kinderlos daſtehen und nichts von all' den ſchönen Gütern, die Gott ihnen für Leib und Seele beſchert hatte, auf wohlgerathene, dankbare Kinder vererben zu können. Dieſer Gedanke trieb den frommen Edmund endlich an, ſein blutendes, bei aller Fülle des irdiſchen Segens armes Herz vor ſeinem Bruder Johann Zacharias, einem ſtillen, gottergebenen Weltprieſter, auszuſchütten. Dieſer rieth dem gläubigen Ehepaar, einen Theil ſeines Vermögens auf die Erweiterung des Kirchleins zu verwenden, das in der Nähe ſtand und von andächtigen Drau-Fahrern häufig beſucht wurde. Mit freudiger Hoffnung entſchloſſen ſich die Gatten dazu und bald ernteten ſie den reichlichen Lohn für ihren heiligen Eifer. Binnen ſieben Jahren blühten ihnen fünf zarte Sproſſen ihrer Liebe entgegen, drei Söhne und zwei Töchter. In der Wonne ihres Herzens ſchritten ſie nun zur Erfüllung des gemachten Gelübdes; legten im Jahre 980 am 1. Juni, als dem Tage, der dem heiligen Herzen Mariä geweihet iſt, den Grundſtein zu einer ſtattlichen Kirche unfern jener halbverfallenen Capelle, die insgemein die Kapelle der Ruhe, kurzweg: Raſt, hieß, und widmeten dieſelbe dem Andenken der auf ihrer Reiſe von Nazareth nach Bethlehem raſtenden Gottesgebärerin. In fünf Jahren war der koſtſpielige Bau vollendet. Zu Anfang des Herbſtmondes 985 wurde das Marienbild aus dem Hausgemache dahin übertragen, und am 8. desſelben Monates zum erſten Mahle zur allgemeinen Verehrung ausgeſtellt. Johann Zacharias von Weißegg, der fromme Rathgeber, war der erſte Prieſter von Raſt. Des Erbauers Erſtgeborner, ſchon in der Wiege zum Prieſter beſtimmt, war deſſen Nachfolger. Erſt der ſiebenunddreißigſte Prieſter von Raſt (geſt. 1645) nahm den Titel eines Pfarrers an. Im J. 1522 ſchwamm, bei reißendem Hochwaſſer, ein Crucifix auf der Drau herab, das aufgefangen, und proceſſionsweiſe in die Kirche getragen wurde, allwo es noch zu ſehen iſt.

Fromme Wallfahrer zu Tauſenden ſtrömten alljährlich nach Maria Raſt, um dort Troſt und Erbauung zu finden. Zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts wurde das Namensfeſt Mariä dazu beſtimmt, unter dem Namen des Raſter Sonntages, durch eine beſondere Feſtlichkeit gefeiert zu werden. Im Laufe der Zeit hat zwar der Ort von ſeiner früheren Berühmtheit viel verloren, allein noch immer gilt den unterſteiriſchen Wenden, ſo wie den Grenznachbarn in Croatien und Kärnten Maria Raſt für eine gottgeweihte Stelle, auf der, wenn auch nicht der Name, ſo doch das ſtille Andenken der fromme Stifter, noch lange fortleben wird.

## Der Glockenguss zu Marburg.

Die Gegend um Marburg war einmal von ſchweren Landplagen dauernd heimgeſucht. Die Frommen, wohl ein gar kleines Häuflein, erkannten darin die gerechte Strafe Gottes für den Uebermuth und die Sittenloſigkeit, die in Folge des großen Wohlſtandes eingeriſſen waren, zu dem die Stadt durch ihren blühenden Wein- und Kornhandel ſich emporgeſchwungen hatte; die Böſen aber, und deren war leider! die Mehrzahl, ſpotteten aller Warnungen und Mahnungen zur Buße, und gedachten vielmehr daran, das Gewiſſen durch tollen Genuß und freche Ungebühr völlig zu betäuben, als den Himmel durch reuige Umkehr und chriſtliche Liebeswerke zu verſöhnen. Als aber die Noth immer größer und das Unglück von Tag zu Tag unabweislicher wurde, da ging es endlich auch den Ungläubigſten nahe, ſo daß ſie für die Pfarrkirche der Stadt eine neue Glocke anfertigen zu laſſen beſchloſſen, damit der liebe Gott ſich ihrer erbarme.

Der Glockengießer von Marburg, ein frommer und in ſeiner Kunſt wohlerfahrener Mann, erhielt den Auftrag, ungeſäumt an's Werk zu gehen und keine Koſten zu ſparen, auf daß eine Glocke zu Stande käme, die mit den ſchönſten und klangreichſten des Landes wetteifern konnte. Mit dem vollen Bewußtſein, daß es der Ehre Gottes gelte, ſchickte der edle Meiſter ſich an, den Guß in kürzeſter Friſt zu bewerkſtelligen. Er entwarf die Zeichnung, bereitete des beſten Metalles, ſo viel er auftreiben konnte, traf alle Vorrichtungen, wie's Brauch iſt und ſich geziemt, und ließ dann, in Gottes Namen, den Schwalch in den Model ſtrömen, vermeinend, es müßte ihm gelingen, den alten Ruhm, auf den er ſtolz war, neuerdings zu behaupten. Mit froher Zuverſicht zerbrach er die Form; — aber ſiehe da! die Glocke hatte von oben bis unten herab einen ſo gewaltigen Sprung, daß ſie völlig unbrauchbar erſchien.

Tiefbetrübt über das unerwartete Mißlingen ſeines Werkes und mit bedenklichem Kopfſchütteln machte ſich der Meiſter an den Umguß der Glocke und hielt überdies noch ſo viel Speiſe in Bereitſchaft, daß es wohl noch für eine zweite Glocke ausgereicht hätte. Nach einem inbrünſtigen Gebete begann er, vor einer zahlreichen Menſchenmenge, den Guß, in Gottes Namen, zum zweiten Male. Allein wunderbar! — je mehr Speiſe er zuſetzte, deſto weniger ſchien zu werden, gerade, als ob ein tiefer Schlund ſich aufgethan hätte, um die glühende Maſſe einzuſchlürfen. Da war wohl große Beſtürzung unter allen, die da zuſahen. — „Der ſchüttet ſein Metall dem Teufel in den Rachen!“ frevelten die einen. — „Ja, Gott will keine Glocke von einer gottloſen Stadt geſchenkt haben!“ jammerten die andern. Der Glockengießer warf ſich auf die Knie, und betete aus tiefzerknirſchter Seele um den Segen des Himmels, der da allein noch helfen konnte; denn ſchon war alles vorräthige Metall aufgezehrt, während die Form, immer noch ungeſättigt, nach neuem lechzte. Durch die ganze Stadt verbreitete ſich in wenig Augenblicken das Gerücht von dem ſeltſamen Begebniſſe, und alsbald verſammelten ſich alle, die noch reinen Herzens waren, und eilten, unter heiligem Geſange, dem Gußhauſe zu, um ihr Gebet mit dem des Meiſters zu vereinigen. Darunter waren auch viele züchtige Jungfrauen und unſchuldige Kindlein. Die erſteren hatten in der Haſt all' ihre Kleinodien umgethan, damit ſie im Anblicke des Herrn würdig geſchmückt erſcheinen möchten. Als ſie zur Statte gekommen waren, wo die Noth indeß immer größer geworden, und allda bemerkten, wie alles Metall ſchon verbraucht und noch immer Bedürfniß nach mehrerem vorhanden war, löſten ſie ungeſäumt die ſchönen ſilbernen Gürtel von ihren Hüften, ſtreiften ſie die Ringe von den Fingern, ſchlangen ſie die goldene Flitterzier aus ihren Haaren, und gaben dem Meiſter alles, damit er es zuſetze, ſo lang es ausreichte. Viele eilten nach Hauſe und brachten von dort, was ſie noch aufbewahrt hatten, und ſelbſt die Kinder kamen mit ihren Taufgeſchenken, Denkpfennigen und andern Koſtbarkeiten, und ergänzten damit, was an Metall ſich verflüchtigt hatte. Und der Herr verſchmähte das Opfer der Reinheit und Unſchuld nicht; der Model füllte ſich allgemach bis zu den Rändern, und als der Guß abgekühlt war und der Mantel weggeſchält wurde, ſtand eine fertige Glocke da, rein, glänzend, ohne Makel, und ſo hellen Klanges, daß ſüße Hoffnung zurückkehrte in die Herzen der Gläubigen.

Noch war aber der Zorn des Himmels nicht vollends beſänftigt. Als nämlich die Glocke auf den Thurm gezogen wurde, kam über die Bewohner ein neuer Schrecken. Da ſie ſchwer vom Gewichte war, ſo hatte man ſie an drei ſtarken Strängen befeſtigt, damit ſie ungefährdet das Glockenhaus erreichen möge. Schon ſchwebte ſie viele Klafter hoch über dem Boden hell hinleuchtend über die Häupter der dichtgedrängten Bevölkerung, da riß plötzlich einer der Stränge, ſo daß ſie baumelnd das Gleichgewicht wieder zu gewinnen ſuchte. Nach wenigen Sekunden riß der zweite Strang, ein Schrei des Entſetzens tönte durch die ganze Stadt und „Herr erbarme Dich unſer!“ erklang es rührend aus hundert reinen Jungfrauenkehlen. Der dritte Strang aber riß nicht, denn der Herr, der die Erde an einem Haare halten kann, wenn er will, zeigte zum zweiten Male, daß er den Sündern gnädig iſt um des Gebetes der Frommen willen. Leicht wie eine Blumenglocke ſchwebte das Denkmal frommer Opferwilligkeit bis zur beſtimmten Höhe empor, und bald erſcholl herzerfreuend, zum ſeligen Entzücken des Meiſters und zum Troſte aller Gläubigen, der helle, andachtweckende Klang der neuen Glocke, über die reuige Stadt hin, die in dem Maße, als ſie von der Sünde ſich ſelbſt frei machte, auch von den gerechten Strafen der Sünde wieder befreit wurde.

## Die Todtenhügel.

In den wendiſchen Theilen der unteren Steiermark hat ſich hin und wieder eine Gewohnheit erhalten, welche noch lebhaft an alte ſlaviſche Sitte und Anſchauungsweiſe erinnert. Bekanntlich pflegten die Slaven ihren verſtorbenen Helden rieſige Grabhügel, die „Mohile“ hießen, aufzuthürmen, wie z. B. der Czeſtmirhügel, nach Art der Hünengräber, deren Inneres den Alterthumsforſchern noch jetzt manche Ausbeute liefert. In ähnlicher Art ehrten ſie auch das Andenken an Jene, welche durch irgend einen unglücklichen

Zufall um's Leben kamen oder unter Mörderhänden fielen, und Denkmähler dieſer Gattung findet man noch hie und da in Wäldern und an den Wegen zerſtreut.

An der Stelle nämlich, wo ein Wanderer in den Abgrund ſtürzte, oder wo er von Räubern getödtet wurde, oder wo heimliche Rache ihm den Todesſtreich verſetzte, wirft der Erſte, der vorübergeht, einige Steine hin zum Zeichen, daß es daſelbſt Chriſtenpflicht ſei, für ſeine arme Seele zu beten. Bei der allgemeinen Verbreitung, welche ſolch' ein trauriges Ereigniß gar bald in der Umgegend findet, iſt es leichtlich zu erklären, daß eine ſolche Stelle von Niemand überſehen wird, weshalb das unanſehnliche Steinhäuflein in kurzer Friſt zu einem ſtattlichen, kegelförmigen Hügel anwächſt. Im Laufe der Jahre ſteigert dieſes einfachſte aller Monumente ſich zu einer Größe an, welche die Aufmerkſamkeit eines Jeden, der da des Weges kommt, auf ſich lenkt und ihn nicht nur ſeine unheimliche Bedeutung errathen läßt, ſondern auch ihn ſtillſchweigend auffordert, gleichfalls ein Merkmal theilnehmender Erinnerung zurückzulaſſen. Es liegt etwas Schauerliches in einem ſolchen Steingerölle, das pyramidenförmig zuſammengewürfelt, tief in düſterer Waldesſchlucht oder am abſchüſſigen Bruchufer eines reißenden Waldſtromes dem einſamen Wanderer ſein: „Sta, viator, ora pro me" zuzuflüſtern ſcheint. Eben, daß kein Name und keine Jahreszahl das Grabmal ziert, keine Inſchrift ſagt, wem es erhöht wurde, — macht es um ſo menſchlicher und ergreifender: denn was liegt daran, wie der hieß, der da verunglückte, was er war, wann er in Qual und Verzweiflung ſein Leben aushauchte, — er war ein Menſch und das genügt, um ſeinem traurigen Loos eine ernſte Minute zu weihen und für ſeine arme Seele zu beten.

Bei den Wenden heißt ſolch' ein Steinhaufen Germada oder Grammada. In den Wäldern und Hohlwegen des Cillierkreiſes, namentlich in den Gegenden der unteren Sann, und ſeitwärts in den Engthälern um Tüffer kann man noch mehrere ſolche Grammaden erblicken. Auch dürften von der Aehnlichkeit mit derlei kegelförmigen Steinhaufen ganze Berge ihren Namen erhalten haben. So heißt der Bergrücken, über welcher ehedem, am Saume des ſteilen Senoſchegg, ein ſchmaler, gefährlicher Fahrweg von dem Römerbade Teplitz nächſt Tüffer zur ſogenannten Steinbrücke führte, — Germada. Desgleichen iſt Grammada der Name eines höckerigen Waldberges, der ſich ſüdwärts von Cilli, am Eingang in das Sannsthal, durch welches die Straße nach dem Markte Tüffer ſich durchwindet, vor den gewaltigen Petſchaunik hinlagert und nur durch eine Waldſchlucht von einem ähnlich geſtalteten, hart am Rande des trüben Sannufers aufſteigenden Bergkegel, namens Wipota, geſchieden iſt.

Von dieſem letzteren Berge, der auf ſeiner Einſattlung einen Bauernhof trägt, deſſen Beſitzer einen an den Böſen erinnernden Bulgar-Namen führt, weiß die Sage mancherlei zu erzählen. Auffallend iſt es ohne Zweifel, daß man unmittelbar unter dem Gipfel einen römiſchen Grabſtein fand. Der Volksglaube aber hält den ganzen Berg für hohl und behauptet, daß die Höhle, die man oben wirklich ohne viele Beſchwerde entdecken und auch eine Strecke weit beſchreiten kann, bis an das Bett der Sann herablaufe und einmal den Chriſten zum Zufluchtsorte gedient habe, als der Grimm der heidniſchen Römer die Anhänger der neuen Gotteslehre verfolgte. — Auch ſoll auf der Höhe dieſes Berges einmal ein Schloß geſtanden haben, welches durch ein fürchterliches Erdbeben in Schutt verwandelt wurde. — Jetzt heißt jene Höhle das Hexenloch; von den Trümmern jenes Schloßes aber ſoll in eben dieſer Höhle noch ſo viel an ſchönen Bauſteinen ſich vorfinden, daß man wohl mit 300 Wägen nicht Alles hinwegzuſchaffen im Stande wäre.

Indeſſen reichte der Vorrath, welchen man ohne Gefahr für ſeine Seele fortzutragen ſich erlaubte, kaum hin, um daraus die Wände eines ärmlichen Bauernhauſes aufzuführen, und was der geſpenſterſcheue Landmann im Hexenloche zu ſuchen ſich nicht erkühnt, dürfte wohl auch der unerſchrockenſte Forſcher dort nicht mehr finden.

## Die Runenschrift.

Ueber die ſanftgelehnten Waldberge, welche dem Städtchen Cilli ſüdwärts zum Hintergrunde dienen, wo die Sann durch ein romantiſches Engthal mühſam ſich Bahn bricht, ragt um ein Mäßiges höher, als ſeine Vormänner, der Tost empor. Am Fuße dieſer ſchön gruppirten Höhen liegen in einem maleriſchen, von Feldungen, Rebenhügeln, Gehölzen und Waldgräben durchzogenen Thalkeſſel mehrere kleine Gemeinden mit zerſtreuten Häuſern und Gehöften. Ein Steinkohlenbergwerk öffnet hinter denſelben ſeine ſchwärzlichen Stollen und unweit davon gähnt eine ſchauerliche Felſenſchlucht, von den Regenwäſſern zwiſchen zwei hohen Bergen eingeſchnitten, der Teufelsgraben genannt, durch welchen man, wenn man die anſtrengende Mühe nicht ſcheut, im ſchlüpfrigen Bette eines Wildbaches über Felſentrümmer und Baumſtämme ſchrittweiſe ſich fortzuſchleppen, allenfalls bis auf den Sattel gelangen kann, der dem Toſt ſelbſt zum Schämel dient. Ein bequemerer, aber längerer Aufſteig zu dem letzteren bietet ſich weiter gegen Oſten dar, welcher jedoch einen kundigen Führer nöthig macht, wenn man des Weges nicht verfehlen will.

Man gelangt in dieſer Richtung vorerſt auf die Rückſeite eines ziemlich hohen Berges, der mit ſtämmigen Buchen bewachſen iſt, und in ſeinem kühlen Schatten manch lauſchiges Ruheplätzchen birgt. Wenn man auf die Einſattelung gelangt iſt, ſieht man durch das dünner werdende Gehölz eine ſchroffe, weißliche Felswand blinken, welcher man durch das wuchernde Geſtrüppe umher nur mit Mühe ſich zu nähern im Stande iſt.

Von dieſer Felswand eben wiſſen die Landleute umher eine wunderbare Sage zu erzählen. Sie behaupten nämlich, der Fels, der nach dieſer Seite zu jäh abſtürzt, ſei von oben her wohl zugänglich, allein nicht Jedem glücke es, den Steig zu finden, der ganz nahe hinläuft. Wer aber den rechten Punkt entdeckt, könne ſich überzeugen, daß alldort eine Kluft in das Innere des Berges führe. Ein junger Hirte, der den Muth hatte, tiefer einzudringen, ſei in eine geräumige Höhle gelangt, in welcher auf einem ſteinernen Bette eine ſteinerne Frauengeſtalt aufgebahrt lag, die daſelbſt ihrer Erlöſung harre. Dieſes Steingebild aber ſei eine verzauberte Prinzeſſin, deren Schickſal an die Enträthſelung eines Zauberſpruches geknüpft iſt, welchen, ſo heißt es, wer ſcharfen Auges iſt, mit deutlichen Zügen auf die Felswand von außen geſchrieben ſehen kann.

Und wirklich bemerkt man auf der weißen Tafel des mächtigen Kalkfelſens, der die verzauberte Prinzeſſin bergen ſoll, von Weitem ſeltſame, den Runen nicht unähnliche

Schriftzüge, die wohl lange noch des Zeichendeuters harren dürften, der ihren verborgenen Sinn enträthſeln und dadurch den Schlüſſel finden kann, kraft deſſen die Erlöſung der ſteinernen Prinzeſſin der Berggrotte gelingen mag.

Der Landmann glaubt feſt an die Wahrheit dieſer Sage und läßt es ſich nicht beſtreiten, daß die dunkelfärbigen Linien und Schnörkel auf der Felswand wahrhaftige Schriftzüge ſeien; wer aber, ungläubigeren Sinnes, ſein Fernrohr zur Hand nimmt und die wunderbare Inſchrift, die für den beſten Kletterer zu hoch angebracht, durch Kunſt ſeinen Augen näher rückt, dürfte gar bald entdecken, wie ſie entſtanden iſt und wie, gleich ihr, vielleicht manche andere ſcheinbare Runenſchriften im Norden Europa's entſtanden ſein mögen, über deren Löſung ſich die Gelehrten aller Nationen ſchon die Köpfe zerbrachen. Die geheimnißvollen Runen ſcheinen nämlich nichts weniger als Lettern, ſondern lediglich die Spuren einer Gattung großer Waldſchnecken, die längs der Felswand hinkriechen und den Weg, den ſie auf ihrer Luſtwanderung willkürlich verfolgen, mit dem ihnen eigenen klebrigen Safte bezeichnen, woran allmählich Moos ſich anſetzt, dergeſtalt, daß dann jene Streifen und arabesken ähnlichen Ringe und Haken ſichtbar werden, die ein ungeübtes Auge gar leichtlich für wirkliche Schriftzüge erachten mag.

## Das Glöcklein im Walde.

In der düſteren Stube einer einſamen Heidenſchenke unfern der alten Römerſtadt Pettau in Unterſteier, ſaß vor vielen Jahren ein müder Pilgersmann, und labte ſich mit einem Trunk alten Luttenbergers. Als er das Gläschen bis zur Nagelprobe ausgeſchlürft, rief er den Wirth, einen unwirſchen Mann, um die Zeche zu bezahlen, zog unter dem Pilgerkleid eine wohlgefüllte Geldkatze hervor, und ſuchte lange unter allerlei Geldſtücken, bis er eines fand, welches klein genug war, um dem Wirthe das Wechſeln zu erſparen. „Nun in Gottesnamen vorwärts" — ſprach er, die Geldkatze wieder einſchiebend, welcher der Hausherr mit lüſternen Blicken nachſchielte. „Geht Eure Reiſe weit?" fragte der Wirth. „Für heute nicht", antwortete der Pilgrim, „wenn ich bis zum Einbruche der Nacht den Eichenwald da drüben im Rücken, und das nächſte Dorf erreicht habe, ſo will ich froh ſein. Ein kalter Märzwind ſchneidet über's Feld her, und ich denke, bis morgen haben wir wieder Schnee." „Das hat der Blaſiustag gemacht", verſetzte Jener, „der war ſo lau und ſonnig, daß der Bär aus ſeiner Höhle ging; nun bleibt er aber wohl lange noch drinnen, und wer nicht eben in der Freie zu thun hat, macht's ihm am beſten nach, und bleibt daheim. Was trieb denn aber euch vom Hauſe, und wie fern iſt Eurer Reiſe Ziel!" „Das Ziel meiner Reiſe", verlächelte der Pilger traurig, „iſt vielleicht ferner, als ich's denken mag; indeſſen ſtecke ich es mir im gelobten Lande ab. Ein mühevolles Pilgern! Aber es iſt nun einmal ſo, und wer den Muth gehabt, zu ſündigen, hab' auch den Muth zu büßen. Sind wir doch Alle mehr oder weniger Kinder der Finſterniß; ich weiß, wo's mich drückt, mög' es euch nie ärger drücken! Gelobt ſei Jeſus Chriſt!" In Ewigkeit murrte der Wirth gedankenvoll vor ſich hin, und ſah dem Pilgrim lange ſinnend nach. Dieſer aber ſchritt rüſtig auf gerader Straße dem Walde zu, denn er ſchien des Seitenpfades nicht kundig, der wohl um mehr als eine Stunde früher in das

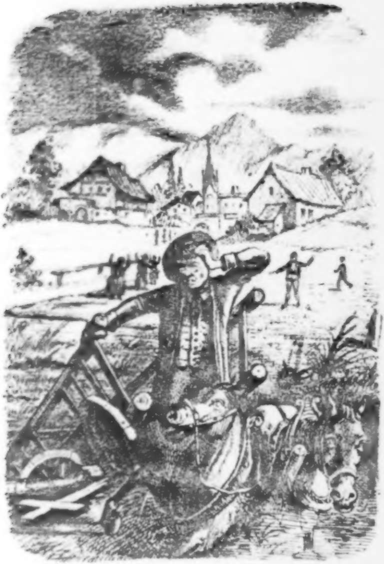
Freie führte. Nicht umſonſt war der Bär am Blaſiustage wieder in ſeine Höhle zurückgegangen, denn auf den kurzen, heiteren Vorfrühling folgte noch ein langer, ſtürmiſcher Nachwinter. Dichter Schnee lag wieder auf den Hügeln und Feldern, welche ſchon mit ſanftem Grün geprangt hatten. Der Himmel ſchien wie vermauert, und ſelten ſchimmerte durch den grauen Nebel ein matter Sonnenſtrahl. Das muß die feuchte Luft machen, ſagten oft die Bewohner der Dorfſchaften, welche beiderſeits am Ausgange des Eichenwaldes lagen, daß man die Glocke von Sct. Barbara ſo deutlich hört. Es liegt doch weit von hier, durch mehr als durch einen Hügel getrennt, und Niemand erinnert ſich, ſie zur Dämmerſtunde vernommen zu haben. Ei, das kann die Glocke von Sct. Barbara nicht ſein, meinten andere. Das klingt ja ſo wehmüthig und wimmernd, wie ein Zügenglöcklein, und Sct. Barbara hat ein tiefes, ſtattliches Geläute, wie man es in der Stadt kaum hört. Da wurden die Leute aufmerkſamer, und horchten geſpannter zu jeder Dämmerſtunde, und jedesmal hub der Klang zur ſelben Zeit an, und tönte ſo lockend und verlangend, als ob er begehrte, daß man ihm nachginge. Und Einige thaten es auch, und traten vor ihre Hütten, und hörten gar deutlich, wie es leiſe vom Walde herklang, gleich fernem, fernem Aveläuten. Mit jedem Schritte gegen den Wald hin wurde das Klingen lauter und zitternder, und wenn ſie mitten im Walde am Kreuzweg ſtanden, wo Straße und Fußpfad ſich begegnen, da war das Klingen ſo hell und mächtig als ob ſie unter dem Thurme ſtänden, auf dem das Glöcklein hinge. Aber rings herum war nichts zu ſehen, als Bäume und dürres Geſträuch, und ein fröſtelnder Schauer überlief die Horchenden. Kaum aber entfernten ſie ſich wieder, rechts oder links, ſo wurde auch das Klingen wieder ſchwächer und leiſer, und begleitete ſie, mit jedem Schritte abnehmend, bis zu ihren heimiſchen Hütten, und ſummte dann noch, kaum merkbar, eine Zeitlang in ihren Ohren nach, bis die Sterne am Himmel heraufzogen, und die Nacht ihren dunklen Schleier weithin über die Schneedecke breitete. Die ſchlichten Landleute wußten nicht, was das zu bedeuten habe, und machten ſich allerlei Gedanken darüber. Aber das Glöcklein klang jeden Abend, und an jedem Abende vernahm es der und jener, und ſchon war faſt Niemand in der Umgegend, der nicht trotz Schnee und Eis in den Wald gegangen und Ohrenzeuge des wunderbaren Begebniſſes geworden wäre. Endlich fing der Himmel an, ſich aufzuklären und die Sonne leuchtete wieder, und mildere Lüfte verkundeten die lang erwartete Ankunft des Frühlings. Der Schnee ſchmolz ſachte von dem Rücken der Hügel und ſelbſt im Schatten wurden ſchon manche Stellen „aper“. Nur in den Hohlwegen und Klüften und im Walde, wo die Sonne nicht recht eindringen konnte, hielt ſich das Eis noch einige Tage lang, bis es endlich auch dort den Platz räumen mußte. Aber das wunderſame Glöcklein tönte nach wie vor, und ſchien um ſo lauter zu klingen, je dünner der Schnee im Walde wurde. Die Leute waren ſchon faſt daran gewöhnt, und hatten nun keine Scheu mehr, und beteten nur ein Vater Unſer an der Stelle, wo der Ton am lauteſten war, als wenn er dort aus der Erde emporquölle. Und ſo ging an einem lauen Frühlingstage kurz vor Oſtern eben wieder ein Zug Landleute durch den Wald, deſſen Moosdecke nun ſchon ganz friſch und grün in den Streiflichtern der Sonne flimmerte. Das Glöcklein, deſſen Klang ſie vom Hauſe mit immer wachſendem Schalle begleitet hatte, ſchallte ſilberfein durch die Knospenden Zweige hin. Jetzt in der Mitte des Waldes aber, wo ſich die Wege kreuzen, da ſchwieg es plötzlich ſtill, begann aber eben ſo ſchnell von Neuen ſo klar und deutlich, als ob es ſagen wollte: Schau, ſchau! — Halt, halt! Und die Leute ſchauten und hielten, und zum drittenmale hatte das Glöcklein abgeſetzt, und zum drittenmale wieder gerufen: Schau, ſchau! — Halt, halt! als ſie zwiſchen dem Geſträuche im Mooſe einen menſchlichen Leichnam bemerkten, welchen ein Kleid umhüllte, wie es die Pilgrime zu tragen pflegen. Obwohl er lange dort unter dem Schnee gelegen ſein mochte, ſo war er doch wenig entſtellt, und eine tiefe Wunde am Hinterhaupte bewies, daß er das blutige Werk des Menſchenmordes war. Und lauter und heller immer klang das Glöcklein, als ſie Aeſte zuſammenbanden und die Leiche darauf legten und ſie aufhoben, um ſie zum nächſten Gerichte zu tragen. Schon hatten ſie den Wald im Rücken, und ſetzten die Tragbahre eben vor der einſamen Heidenſchenke nieder, um zu raſten, als das Glöcklein abermals ſchwieg, wie wenn es etwas zu bedeuten hätte. Der Wirth vermeinte, Gäſte ſeien gekommen, und trat ohne Scheu vor die Thüre. Als er aber die Leiche des Pilgrims erkannte, da ließ ihm das Gewiſſen keine Ruhe, ſondern er ſchrie heulend auf: Ich bin ſein Mörder! Und als man den Pilgrim zur Erde beſtattete, da läutete das Glöcklein noch ein Mal. Und als man den Mörder am Rabenſtein auf's Rad flocht, da läutete das Glöcklein zum letzten Male.

# Das ſchwarze Moor.

Auf dem Seitenwege, welcher am linken Ufer des Vogleinabaches zwiſchen üppigen Maisfeldern von Cilli nach dem Edelthume Tüchern führt, kommt man unfern dem letzteren, in der Biegung des Pfades, an einem kleinen ſchwarzen Moore vorüber. So ſeicht und unbedeutend es ſcheint, ſo ſoll es doch, wie man ſich zu erzählen weiß, weder durch Erde, noch durch Schutt ausgefüllt werden können. Der fromme Landmann weiß folgende Sage von der Entſtehung dieſes Moores anzugeben:

Vor alten Zeiten ſtand eben da eines jener Stöcklein oder Kruzifixe, wie man ſie im Lande der Wenden häufig mit Feldblumen, flatternden Bändern und buntfarbigen Papierſtreifen geſchmückt, an Scheidewegen oder auf Brücken und Feldern zu ſehen pflegt. Da begab es ſich nun einmal, daß ein Fuhrmann mit ſeinem ſchwerbeladenen Wagen quer über die Fläche daherkam, um die Wendung nach Tüchern zu nehmen. Dieſer Fuhrmann aber war rings als Trunkenbold und Zänker bekannt, und Niemand konnte ſagen, woran, oder ob er an irgend etwas glaube, da er lieber in der Trinkſtube zuſprach, als in der Kirche. Auch diesmal hatte er nicht nur auf dem Wagen, ſondern auch im Kopfe ſchwer geladen, und wußte daher den geraden Weg minder genau zu verfolgen, als ſeine beiden Zugthiere.

Als er aber an die Wendung kam, wo das hölzerne Kreuz ſtand, und wo er jäh umwenden ſollte, da ging's etwas krumm, und plötzlich blieb das eine Rad mit der Nabe am Fußgeſtelle des Kreuzes haften. Ein beſonnener



Das ſchwarze Moor.
(Seite 84)

Mann würde die Zugthiere zurückgetrieben und etwa am Wagen ſelbſt zugegriffen und dann am Kreuze vorüber, mit andächtig gelüftetem Hute, den Weg weiter verfolgt haben. Allein unſer Fuhrmann war Einer von Denen, die lieber Himmel und Erde eines Verbrechens, als ſich ſelbſt eines Fehlers zeihen. „Oho,“ ſchrie er auf, „glaubſt Du, ich ſoll Dir ausweichen? Da hat es gut Zeit, der Klügere gibt nach; die Ehre will ich Dir laſſen.“ Mit dieſen Worten trieb er die ſchnaubenden Thiere, welche nicht vorwärts wollten, ungeſtüm an, hielt ſich ſelbſt am Wagen feſt, und warf das Kreuz freventlich in Trümmer. Allein die Strafe folgt der Sünde auf dem Fuße nach. Denn während das ehrwürdige Wahrzeichen unſeres heiligen Glaubens ſplitternd zuſammenkrachte, that ſich mit donnerähnlichem Getöſe die Erde auf und verſchlang den Gottesläſterer ſammt ſeinem Fuhrwerk, und ein ſchwarzes qualmendes Moor ſchloß ſich über den Verſunkenen. Staunend, ob des Wunders, ſtanden die Feldarbeiter in der Nähe, welche ihm umſonſt warnend zugerufen hatten, und ſprachen ſchaudernd ein Gebet für die arme Seele des Gerichteten. Das ſchwarze Moor aber iſt noch zu ſehen, und die Sage von ſeinem Entſtehen lebt im Munde der Enkel als eindringliche Mahnung, dem Herrn auch in ſeinen einfachſten Sinnbildern mit Andacht und Verehrung zu begegnen.

## Sct. Radegundis.

Nordwärts von Praßberg, einem Markte in Unterſteier, welcher etwa vier Stunden von Cilli die Sann aufwärts in einem freundlichen Thale gelegen iſt, ſteht auf dem Wege nach St. Michael in der Einſamkeit ein Kirchlein, der heiligen Radegundis geweiht. Nicht fern von dieſem Kirchlein läßt ſich oft ein ſo ſeltſames Tönen und Klingen vernehmen, zumal beim Abendroth, als wenn aus den tiefſten Klüften des Berges ein Choral emporſchölle. Man ſagt, daß dieſe Klänge aus einer Grotte kämen, welche ſich mit geheimnißvollen Windungen bis in's innerſte Geſteine verzweige, wo die heilige Radegundis ſelbſt, umgeben von himmliſcher Herrlichkeit, hauſe.

Einſt ſchlummerte, nicht weit von dieſer Stelle, ſo erzählt die Legende, ein frommer Landmann, welcher aber das Unglück hatte, taub zu ſein. Nicht lange mochte er im leiſen Schlafe gelegen ſein, als es ihm bedünkte, er höre in ſein klangentwöhntes Ohr gar wunderliebliche Töne ſchallen, die ihn unwiderſtehlich anlockten und ſein Herz mit namenloſer Sehnſucht erfüllten. Zweifelnd, ob er träume oder wache, ſprang er auf und folgte jenen Klängen nach, und ſie führten zu einem Felſen, welcher offen ſtand, und ihm freien Durchgang in das Innere des Berges geſtattete.

Immer lauter ſchwollen die Töne an, und immer weiter wurde die Kluft, durch die er vorwärts ſchritt, bis ſie ſich zu einer lichten, geräumigen Halle erweiterte, an deren Wänden Kryſtalle gleich Sternen funkelten, und von deren Decke eine ſonnenhelle Kugel, gleich einer Ampel, herniederhung. In ſtaunender Ehrfurcht ſchritt er weiter, und ſah ſich plötzlich von einer Schaar glänzender Cherubim umgeben, welche Harfen in den Händen hielten, und ſich vor einer Jungfrau von überirdiſcher Schönheit neigten, deren geheimnißvolle Behauſung dieſes Gewölbe zu ſein ſchien. Der Landmann hielt ſich nicht länger, ſondern ſtürzte, ſeiner Sinne kaum mächtig, der holden Himmeljungfrau zu Füßen, welche ihn freundlich aufhob. Da ſtrömte es von allen Seiten wie Liebeswellen auf ihn ein, und ſüßen Troſtworten ähnlich, tönte der Geſang der Engeln zu den rauſchenden Harfen:

„Armer, klage nicht, — und glaube!
„Der für Erdenklänge Taube
„Wahrt für beſſeren Klang ſein Ohr;
„Bald verrauſchen Menſchenlieder
„Ewig tönt der Engelchor!“

Eingewiegt von dieſem Liede verfiel der Landmann in ſchlummerähnliche Betäubung. Als er erwachte, befand er ſich wieder im Freien, auf derſelben Stelle, wo er eingeſchlafen war; aber ſeine Taubheit war verſchwunden. Nur klang es ihm nachher immer noch, wie ein Nachhall jenes himmliſchen Liedes in den Ohren. Und als er auf dem Todtenbette lag und das Ende ſeines gottſeligen Lebens nahen ſpürte, da rief er plötzlich zum nicht geringen Erſtaunen der Umſtehenden aus: „Hört ihr nicht's? „Das iſt das Lied, welches ich damals hörte!“ Heilige Radegundis, bitt' für uns.“

Mit dieſem Ausrufe ſtarb er. Noch jetzt aber behaupten die Landleute, daß ein Gehörloſer, wenn er anders frommen Herzens wäre, und in die Höhle hineinkröche, die Muſik ebenfalls vernehmen und auch ſein Gehör wieder erhalten würde.

## Der Pfeifer und der Tänzer.

Es war im tiefen Winter, als ein luſtiger Sackpfeifer aus Hochenegg, einer Ortſchaft im Sannthale, unſern Cilli, ganz duſelig und ſeelenfroh von einem Hochzeitmahle nach Hauſe torkelte. Der Weg war eben nicht gar zu weit, und auch der Fußſteig nicht zu glatt, aber wenn die Beine den Dienſt aufkünden, ſo wird ein kurzes Stündchen leicht zu einer Ewigkeit. So ging es auch dem guten Pfeifer. Je mehr er ſich d'ran hielt, und je weiter er mit den Beinen ausgriff, deſto widerſpenſtiger ward der Weg, und ſchon wars ſpät in der Nacht, als er noch kaum das Nadelwäldchen erreicht hatte, welches den letzten Vorhügel vor dem Markte grenzte. Wohlgemuth ſchritt er fürbaß, da er aber für jeden Schritt vorwärts zwei zurück machte, ſo war es kein Wunder, daß er nicht lange vor der Geſpenſterſtunde eben im dunkelſten Theile des Waldes umhertappte. Eben glaubte er wieder den rechten Pfad gefunden zu haben, denn vor ihm zeigte ſich ein dunklerer Fleck, wie niedergetretener Schnee. Ganz herzhaft trat er aus, als ob er mit einem Schritte im Markte ſtehen wollte, als er plötzlich gar unſanft hinabfiel, und zu ſeinem nicht geringen Aerger wahrnahm, daß er in eine Grube geſtürzt ſei, dergleichen die Bauern im Walde graben, um Reiſig und Laubwerk zu Dünger vermodern zu laſſen. Er verſuchte, nachdem er ſich vom erſten Schreck erholt hatte, nach allen Seiten emporzuklettern, aber die Grube war gar tief und der Rand zu glatt, als daß er mit ſeinen unſicheren Beinen ſich hätte feſtklammern können. Zum Glücke hatte ihm der Sturz etwas ernüchtert, und er dachte daher nur auf die Nothwendigkeit, ſich wach zu erhalten, damit er nicht einſchliefe und erfröre, denn im Uebrigen hatte er einen weichen Sitz und in ſeinen Adern noch Wein genug als Schutz gegen die Kälte. Etwa ein Viertelſtündchen mochte er ſo ſeine einſamen Betrachtungen angeſtellt und alle Freuden des genoſſenen Feſtmahles in der Erinnerung noch einmal durchlebt haben, als er ganz in der Nähe etwas rauſchen hörte. „Holla“, dachte er, vielleicht iſt's Einer, der noch länger aushielt als ich und auch des Weges verfehlt hat. Aber anrufen darf ich ihn nicht, ſonſt erſchrickt er und läuft mir zum Kukuk, ohne mir herauszuhelfen. Ich will warten bis er näher kommt. So ſaß er denn ruhig und wartete ganz guter Hoffnung voll. Da kam es näher und näher und raſſelte durch das Dickicht, und plumps! lag es ebenfalls in der Grube drunten. „Ei, hab' ich einen Kameraden gefunden?!“ rief der Pfeifer faſt luſtig. „Nun auch recht, ſo wird uns Beiden die Zeit nicht lang!“ Auf ſeinen Ruf ward es am andern Ende der Grube ruhig, und zwei grünliche Lichtlein glotzten ihm, wie zwei große Leuchtkäfer, ganz unheimlich entgegen. Dem armen Sackpfeifer ſtiegen die Haare zu Berge, denn er konnte nicht zweifeln, wer ſein ungebetener Gaſt ſei, nämlich niemand Anderer als ein Wolf, welcher ſich wahrſcheinlich aus dem Gebirge hierher verlaufen hatte. Nun galt es das Aeußerſte zu wagen. Meiſter Iſegrimm ſchien zwar vom Falle noch etwas betäubt und über den unvermutheten Kameraden, den er hier fand, nicht weniger betroffen, als dieſer über ihn; aber ſo ein Kauz faßt ſich leicht, und macht, wenn er im Klaren iſt, nicht viel Umſtände. Was alſo thun? Das Feuerſchlagen ſchreckt ſolche Beſtien wohl augenblicklich, aber nicht für länger; auch verſprach es, bei der Ausſicht, den Tag in dieſer Lage erwarten zu müſſen, wenig Schutz. Nicht größeren Vortheil konnte das Hilferufen gewähren; denn, wenn's auch Jemand hörte, was um dieſe Stunde nicht leicht möglich war, ſo iſt doch der böſe Gaſt eher bei der Stelle, als der flinkſte Jäger. Troſtlos ſuchte der Pfeifer in allen Winkeln ſeines Gehirnes, und es war in der That eine große Gefälligkeit von Meiſter Iſegrimm, ſo lange zuzuwarten, bis es dem Geängſtigten beifiel, daß wilde Thiere der Muſik feind ſind. Mit größerer Haſt, als bei irgend einem Kirchweihfeſte nahm er daher ſeinen lieben Dudelſack unter den Arm, und begann darauf ein Lied mit ſolchen Eifer und ſolchem Ausdrucke zu pfeifen, als ob der blankeſte Kronenthaler zu gewinnen ſtände. Das Mittel ſchien zu wirken, nur konnte der Virtuoſe ſelbſt nicht unterſcheiden, ob ſein Wiederpart ein abgejagter Feind oder ein beſonderer Liebhaber der Muſik ſei. Kaum erklang nämlich die ſonderbar knurrende und ſchnarrende Tanzweiſe, als Meiſter Iſegrimm ein Solo in der Grube zu tanzen anhub, als ob ihm der Satan in den Leib gefahren wäre. Bald ſprang er wie toll mit allen vier Beinen zugleich an der breiten Wand der Grube empor, wobei es ihm jedoch nicht beſſer erging, als ſeinem Vorgänger; bald kauerte er ſich im fernſten Winkel auf einen Knäuel zuſammen, als ob er ſich vor den Tönen in ſich ſelbſt verkriechen wollte; bald ſprang er auf zwei Beinen ſo luſtig empor, als ob er's dem Brautigam auf der Hochzeit abgelernt hätte; bald endlich brach er in ein klägliches Geheul aus, was dann mit dem ſummenden Geſchnurre der Sackpfeife gar ein herzzerreißendes Duett gab. Aber ſo laut auch das nächtliche Concert von allen Seiten wiederhallte, ſo lag doch Alles zu feſt auf dem Ohre, um etwas davon zu vernehmen. Schon war dem Sackpfeifer der Mund trocken und der Athem kurz geworden; ſchon weigerten ihm die halberſtarrten Finger ihren Dienſt, und auch der vierbeinige Solotänzer ſchien müde geworden zu ſein; als endlich die heißerſehnte Dämmerung anbrach. Mit aller Anſtrengung ſpielte nun der Sackpfeifer den ganzen Reichthum ſeiner Melodien vom Neuen ab, um ſeinem Geſellſchafter nochmals Töne zu entlocken, welche geeignet wären, die Aufmerkſamkeit der zerſtreuten Bergholden zu erregen. Der Wolf ſäumte nicht, ſeinem Gefühle auf die erwartete Weiſe Luft zu machen. Es war eben ein Feiertagsmorgen, an welchem gewöhnlich die Leute beim Früheſten ſchon mit Spänen zur Kirche gehen. So kamen denn auch nach fünf ewigen Stunden in dieſer Richtung Bauersleute geſchritten, welche, von den ſeltſamen Tönen nicht wenig befremdet, der Grube ſich näherten. Sie trafen ſowohl Pfeifer als Tänzer noch in der vollſten Arbeit, und zogen den Erſteren alſogleich empor. Obſchon glücklich gerettet, hörte er nicht eher zu ſpielen auf, als bis er den verhängnißvollen Wald vollends im Rücken hatte; ſo feſt vertraute er auf die Zauberkraft ſeiner Kunſt. Nach kurzer Friſt verließ auch Meiſter Iſegrimm die Grube, aber nicht ſo munter, als ſein nächtlicher Kamerad; denn ein beherzter Burſche hatte ihm früher mit einer Kugel den Garaus gemacht. Die ganze Gegend war von der traurig-lächerlichen Geſchichte voll und noch heut zu Tage heißt der Platz im Walde die „Wolfsgrube“.

## Die verschwundene Glocke.

Auf einem abgelegenen Bergrücken im weſtlichen Winkel der windiſchen Mark, über Fraßlau hinaus, liegt das einſame Kirchlein Maria in Tſchritt. In dem Thurme dieſes Kirchleins hing vor Zeiten eine Glocke, welche ſo ſüßen Klang von ſich gab, daß Jedem, der ihn vernahm, das Herz von unausſprechlicher Sehnſucht ſchwoll. Wenn ſie langſam und leiſe gezogen wurde, da glaubte man, es ſei ein ſchmelzender Nachhall himmliſcher Geſänge, dergleichen einſt die Hirten auf dem Felde in der Chriſtnacht gehört hatten. Riß man aber heftig am Strange, da war's nicht anders, als ob Himmel und Erde, aufgelöſt im erſchütternden Tongebrauſe, orgelnd zuſammenſtürzte. Ueber alle Thäler und Berge wohl hundert Meilen weit hallte das Getön in die Welt hinaus, daß am fernſten Meere die Leute lauſchend ſtille ſtanden und einander verwundert fragten: Woher wohl nur das wunderbare Klingen kommen mag? Auch dem Muſelmanne in Stambul kam der Klang zu Ohren und er horchte, von Neugier und Sehnſucht ergriffen, und ſprach zu ſeinem Vezier: „Nach dieſem Klange verlangt mir's; rüſte meine Spahi's, und laß' uns aufbrechen nach Nordweſten hin, woher der Klang zu kommen ſcheint!" Und der Sultan brach auf mit Heeresmacht, und zog fort und fort über Ströme und Berge, und je weiter er zog, deſto lauter und lieblicher erklangen die Glockentöne, ſo daß ihm das Herz mit jedem Tage ſehnſüchtiger klopfte. „Die Glocke muß ich haben," rief er, „damit ſie Allah's Ruhm in allen Weltgegenden verkünde!" Schon ſtand er unter dem

Berge; ſchon ſah er lüſtern zum Kirchlein empor, aus deſſen Thurme die Glocke noch einmal mächtiglich ertönte wie zum Scheidegruße und dann verſtummte. „Gefunden, gefunden!" jubelte der Muſelmann und ließ ſeine Männer ſtürmen und kletterte ſelbſt den Berg hinan; allein als ſie die Kirche durchſuchten und den Thurm durchmuſterten, war die Glocke verſchwunden, als wenn ſie ſich in Klängen aufgelöſt hätte. Und Monden lang lag der Türke vor dem Berge, — aber die Glocke blieb verſchwunden und klang niemals wieder und betrogen zog der Sultan ab. Aber auch nachher kam die Glocke nicht mehr an ihre vorige Stelle zurück, als ob ſie ſich vor den ungeweihten Augen auf immer verborgen hätte. Nur manchmal, wenn ſich ein frommer Dorfbewohner im kühlen Walde verlor, und mit gottergebenem Sinn und andächtigem Gemüthe durch die Einſamkeit hinwandelte, da vernahm er plötzlich über ſich ein leiſes Klingen und Läuten in den Lüften, wie ſchmelzenden Nachhall rührender Kirchenlieder, ſo mild und erbaulich, als es ihm ſein Großvater oder ſeine Amme von der verlornen Glocke erzählt hatte. Und ſo findet denn der Gläubige ſelbſt jetzt noch auf jener Stätte, was dem Ungläubigen alldort verſchwunden war.

## Der nächtliche Gast.

Im Lande der Wenden herrſcht noch unter dem Bauernvolke ſo manche Gewohnheit, die Jeder mitmacht, ohne daran zu denken, wie und woher ſie mag entſprungen ſein. Darunter gehört wohl auch der Gebrauch, Abends, wenn die Aſche auf dem Herde zuſammengefegt wird, ſie nie ganz abzulöſchen, ſondern immer ein Brändchen übrig zu laſſen, wovon man mit wenigen Athemzügen wieder ein wärmendes Feuer machen könnte. Vielleicht ſchreibt dieſer Gebrauch noch aus jener Zeit ſich her, wo man die edle Gabe des Feuers gar ſorgſam nähren mußte, weil man noch nicht die Kunſt verſtand, es mit dem Stahl aus dem Kieſe zu locken, oder er iſt ein Ueberbleibſel aus jenen Tagen, wo jeder Gaſt am heimiſchen Herde jederzeit willkommen war, und man noch ein Gebot der Nächſtenliebe zu erfüllen glaubte, wenn man ihm ſo bald als möglich auch in ſpäter Nacht einen labenden Imbiß bereitete. Doch dem ſei, wie ihm wolle; wie viel der gemeine Mann noch jetzt d'rauf hält, mag folgendes Märlein beweiſen:

Ein Bauer ermahnte ſeine Hausfrau gar oft Abends, beim Zuſammenkehren der Glut des Brandes nicht zu vergeſſen, welche man nicht ablöſchen ſollte. „Meine Großmutter," ſagte er, „hat mir oft erzählt, daß manchmal des Nachts der Tod als Gaſt in die Küchen ſchleicht um ſich zu wärmen. Findet er dann einen Brand auf dem Herde, ſo ſagt er: „Das iſt eine gute Wirthin, die hat an mich gedacht, und bläſt den Brand an," und wärmt ſich daran ſeine dürren Finger, die ihm immer frieren, und kocht ſich wohl auch ſein Süppchen, das uns armen Menſchenkindern übel bekäme. Findet er aber keinen Brand ſo wird er böſe und ſpricht: „Das iſt eine ſchlechte Wirthin, die an mich nicht denkt, darum muß ich ſie an mich erinnern!" Und ehe man ſich's verſieht, ſtirbt wer aus dem Hauſe, damit man ſich an den Tod erinnere!" So ſprach der Bauer, aber die Bäuerin lachte heimlich und ſagte: „Iſt ſchon gut!" that aber doch, was ſie wollte, und löſchte die Glut ganz ab, ließ keinen Brand übrig und legte ſich deßungeachtet ſorgen los auf's Ohr. Und einmal kam der Mann ſpät von der Robot heim, da längſt die Hausfrau und alles Geſinde ſchlief und als er auf das Haus zuſchritt, ſah er vom Weiten ſchon die Thüre zur Hausflur, wo der Herd ſtand, offen. Ei, was iſt das? dachte er und ſchlich leiſe herzu, ſchob behutſam das kleine Fenſter auf und guckte hinein. Aber wie ſchrack er zurück, als er am Herd einen klapperdürren Knochenmann ſtehen ſah, welcher von den hereinfallenden Mondſtrahlen grauſig beleuchtet, vergeblich die abgelöſchte Aſche durchſtöberte. Fröſtelnd fuhr er zurück und trat, ein frommes Gebetlein ſtammelnd, bei Seite, wartend, was da kommen würde. Da huſchte es plötzlich, wie ein Schatten, an ihm vorüber, und als er hervorſchlich, war die Hausthüre wieder feſt zu. Voll bänglicher Ahnung riegelte er auf; fand aber im Hauſe Alles ruhig, und ſeine Hausfrau und das Geſinde im tiefen Schlafe. Sein Geheimniß tief bewahrend, ging er des andern Tages wieder der Arbeit nach. Doch die Woche war noch nicht um, ſo erkrankte ſein Weib und bald darauf eine Magd und nach der Magd ein Knecht, und nun konnte der Mann nicht länger verſchweigen, was er geſehen hatte. Bei Magd und Knecht ließ es der Tod mit der Warnung bewenden; aber die Wirthin, die ſeiner vergeſſen hatte, nahm er in kurzer Friſt hinweg und der Landmann glaubte von dieſem Tage an um ſo feſter an die Worte ſeiner Großmutter.

# Die feindlichen Brüder.

Mächtig herab von der Bergſpitze drohete vor vier Jahrhunderten die Feſte Reichenburg in Unterſteier, am linken Ufer des Sauſtromes. Aber nicht minder anſehnlich blickte von unten hinauf ein anderes, knapp am Fluße gelegenes Schloß, gleichen Namens. Zum Unterſchiede wurde jenes Ober- dieſes Unter-Reichenburg genannt. Oben auf dem Berge thronte, wie ein Adler in ſeinem Horſte, Niklas von Reichenburg, ein übermächtiger, unwirſcher Mann, dem nur ſeine ſanfte Gemahlin, Timutha Drachenburger, die ihm als Mitgift die Drachenburger-Güter zubrachte, manchmal ein freundliches Geſicht abſchmeichelte. Unten am Strome hockte deſſen Bruder Jörg, ein menſchenfeindlicher, empfindlicher Geſelle, wie eine lichtſcheue Nachteule, ein düſteres Hageſtolzen-Leben führend. Niklas ſtreifte gerne in den Gebirgen gegen Sct. Jakob oder gegen Kopreiniz umher, um das Wild des Waldes aufzuſtöbern, oder ritt auf ſeine Schlößer zu Drachenburg und Reichenſtein, und hinüber zu ſeinem Thurm in Rann, während Jörg einſam umherwandelte am Ufer der Save, und mit düſteren Blicken die waldigen Anhöhen maß, an deren Fuße jenſeits im Krainerlande die Straße nach Gurkfeld dem Laufe des Stromes folgt, oder ſich die langen Tage damit verkürzte, Angel und Netze nach den Fiſchen des Flußes auszuwerfen, oder im klaren Bruſtanze-Bächlein Forellen zu fangen. Was das Natürlichſte ſchien, nämlich, daß die Brüder in wechſelſeitigem Umgange Behagen und Erheiterung finden würden, fand gerade nicht ſtatt, denn ſie haßten ſich von dem Augenblick an, als ſie ſich in die Erbſchaft ihres Vaters Wilhelm theilten.

Mit Hohn ſah Niklas auf ſeinen Bruder, wie auf einen Vaſallen hinab, und rühmte ſich mehr als einmal, mit herbem Spotte, daß er die Fiſche auf ſeines Bruders Schüſſeln vom Fenſter aus zählen könne, was allzeit geſchäftige Ohrenbläſer dem Beſchimpften getreulich zu berichten nicht ermangelten. Jörg, darüber gekränkt und entrüſtet, ſchwor, ſeinem Bruder ſolchen Spott noch einmal theuer büßen zu laſſen. Auch dieſer Schwur fand ſeinen Herold.

So wuchs der Haß der beiden Brüder gegen einander von Tag zu Tage. Auch ihren Unterthanen theilte ſich dieſe Spannung mit, und es kam nicht nur unter den Knechten der Schloßherrn, ſondern auch unter dem Landvolk zu ernſtlichen Auftritten und blutigen Schlägereien. Kein Inſaſſe oder Gaſt des Oberreichenburgers zog mehr ſicher und ungeneckt am unteren Schloß vorüber; eben ſo wenig aber durfte ſich Jemand, der dieſem angehörte, ungeſtraft in den Gehölzen am Doushka-Bach, oder auf den Höhen des Logerberges blicken laſſen.

Was die ganze Nachbarſchaft gefürchtet hatte, geſchah endlich in der That. Die langgenährte Feindſchaft kam zum Ausbruche, und zwar auf traurigere Weiſe, als man gefürchtet hatte.

Es war am Sct. Nikolai Tage des Jahres 1434, wo neue Kränkungen beide Brüder ſo ſehr erbittert hatten, daß ſie ihre Rache nicht länger zu verſchieben entſchloſſen waren. Im oberen Schloße ging es eben toll und voll her, weil Niklas das Feſt ſeines Schutzpatrons feierte. Wild glühten des Schloßherrn Augen, und Timutha, welche das Zucken ſeiner Geſichtsmuskeln und das Spiel ſeiner Mienen wohl verſtand, ahnte mit Entſetzen ein Unglück. In der That ſprang Niklas, als ihm ſeine Gäſte ein lautes Lebehoch ausbrachten, vom Wein erhitzt, in leidenſchaftlicher Haſt auf, ſtürzte einen weitbauchigen Humpen in einem Zuge auf den Tod ſeines Bruders hinüber, und ſchmetterte das Gefäß mit ſolcher Wuth auf den Boden, daß es in tauſend Splitter zerſprang. Alles war erſchüttert und Gemahlin und Freunde ſuchten ihn zu beruhigen, aber umſonſt; er war nicht mehr zu halten. Wie von Wahnſinn erfaßt, rannte er in ſeine Waffenkammer, nahm das längſte und ſicherſte Feuerrohr, das er beſaß, lud es in Eile, und zielte am Fenſter, welches vom Eckthurme auf das untere Schloß hinabſieht genau ſo, daß er Jörg's Fenſter, aus welchem dieſer oft Abends neidiſch emporgrinſte, gerade auf's Korn bekam

Denſelben Augenblick ſchien aber auch Jörg erlauert zu haben, denn eben ſo ſchnell fuhr er mit ſeinem Feuerrohr auf, und maß nach oben. Zwei Schüſſe fielen gleichzeitig. Als des Niklas Leute in die Kammer traten, lag er tödtlich getroffen in ſeinem Blute am Boden. Auch Jörg war todt. Die Brüder hatten ſich wechſelſeitig erſchoſſen.

Da war denn große Trauer im Schloße, und das ganze Land nahm Theil an dem entſetzlichen Vorfalle, welcher an die alten Zeiten des Thebaner Krieges erinnerte.

Noch jetzt ſtehen die beiden Schlößer; aber nur das obere behielt ſein Anſehen bei. Hart an das Schlafgemach des Schloßherrn ſtößt eine Kapelle, welche in einer Niſche auf der Evangeliumſeite des Altars, die Schädel der feindlichen Brüder zum Gedächtniſſe bewahrt. Man ſagt, daß ſie hinter ihrem Gitter, ſo oft man ſie mit den Stirnen zuſammenſtellte, ſtets ein Poltern und Lärmen bei Nacht anrichteten, welches die Hausleute mit Grauen erfüllte, worauf man ſie dann des Morgens in entgegengeſetzten Ecken von einander abgewendet gefunden habe. Jetzt aber ſtehen ſie ſich Tag und Nacht mit den Stirnen gegenüber, und ſtarren einander beſtändig mit ihren leeren Augenhöhlen ſchauerlich trüb an, ohne ihres alten Grolles eingedenk zu ſein. Vierhundert Jahre mögen wohl hingereicht haben, um die feindlichen Brüder im Grabe zu verſöhnen.

## Die Gründung von Seiz.

In einem höchſt einſamen Thale, Sct. Johannis-Thal genannt, nordöſtlich von der Stadt Cilli, ſtehen, ihrem gänzlichen Verfalle entgegengreifend, die ſpärlichen Ruinen der erſten Karthauſe Teutſchland's. Die Geſchichte ihrer Gründung führt uns in die Zeit der Ottokare zurück, welchen Steiermark manche fromme Stiftung und manche ſegenbringende Anſtalt zu verdanken hat.

Ottokar der Fünfte hatte auf ſeinem Zuge nach Paläſtina, dem kinderloſen Bernhard, Markgrafen von Kärnten, am 25. März 1148, die Augen zugedrückt, und ſah ſich nun durch den letzten Willen desſelben in den Beſitz der ganzen Mark Kärnten geſetzt, wodurch er die heutige Steiermark faſt ganz zu eigen bekam. Im nächſten Jahre darauf kehrte er in ſeine Heimat zurück, und brachte dem Stifte Rein bei Graz aus dem gelobten Lande jenes herrliche Marienbild mit, welches noch jetzt in der Kirche zu Straßengel verehrt wird. Als er ſich in ſeinem vorigen Kreiſe wieder zurecht gefunden hatte, faßte er den Entſchluß, ſeine neu erworbenen Beſitzungen zu bereiſen, und den Einwohnern zu zeigen, daß er auch ihrer ſich in Zukunft gnädig annehmen wolle.

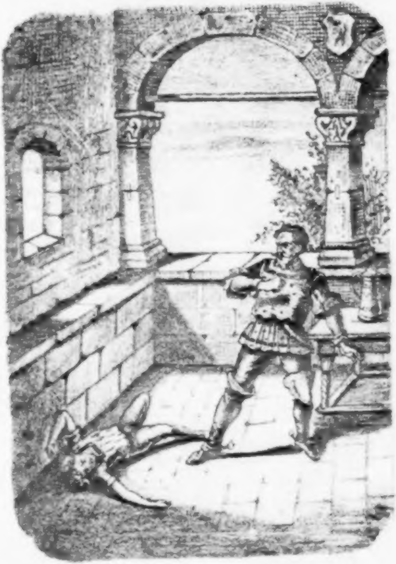
Auf dieſer Reiſe durch die Gaue der untern Steiermark kam er denn auch auf das ſtattliche Bergſchloß des Leopold von Gonobitz, wo er mit gebührenden Ehren empfangen ward. Feſtlichkeiten wechſelten mit Luſtritten, Banketen mit Jagden; vor allem aber ergötzte ſich der Markgraf an der ſchönen Gegend, welcher er nichts wünſchte, als daß die Geſittung ſchon eben ſo viel dafür gethan hätte, als die Natur.

So ward denn auch auf der dunkelbewaldeten Gora, welche ſich ſüdlich über dem Schloße erhebt eine Jagd auf das dort hauſende Hochwild veranſtaltet, und dem Markgrafen auf der Schneide des Gebirges, wo der Weg jenſeits über eine ausſichtreiche Bergebene hinabführt in das Engthal, ein Stand angewieſen, wo das Wild ſeinen Wechſel hat. Eine gute Weile lehnte der hohe Gaſt an einer alten Eiche, in der düſteren Waldeinſamkeit ungeſtört ſeinen Gedanken nachhängend, welche bei der Kränklichkeit ſeines Körpers, und bei der Schwermuth ſeines Innern, gewöhnlich eine düſtere Färbung annahm. Der Wunſch, dieſe Gegend einſt von frommen Anſiedlern belebt und bebaut zu ſehen, dämmerte noch unbeſtimmt in ſeinem Herzen auf. Da weckte ihn plötzlich der gezogene Laut zerſtreuter Hiefhörner, die Rüden gaben luſtig aus, und das Jagdgetöſe näherte ſich von allen Seiten ſeinem Stande. Das Rauſchen im Dickicht und das Kniſtern gebrochener Aeſte, lenkten ſein Auge auf die Stelle, von welcher der Schall kam, — und ſiehe da, ein ſchneeweißer Zwanzigender brach hervor, und ſetzte in leichtem Sprunge ſo raſch an ihm vorüber, daß er kaum Zeit fand, ſeinen Pfeil ihm nachzuſenden. Der Hirſch fiel getroffen zuſammen, er hob ſich aber, ehe Ottokar die Armbruſt zum zweiten Male ſpannen konnte, und eilte mit ſeiner blutenden Wunde der Niederung zu, wo er ein Bächlein wußte. Ottokar ſetzte dem Flüchtlinge nach, der hellrothen Spur ſeines Schweißes folgend. Bis an den Fuß des Berges hinab lockte ihn das Wild, wo er es am Rande eines rieſelnden Waſſers verendet fand.

Ermüdet warf ſich der Markgraf nieder, und ſtieß in's Hiefhorn, um ſeinen Jagdgenoſſen ein Zeichen zu geben, aber dieſe waren weit hinten geblieben, und hatten längſt des kühnen Verfolgers Spur verloren. Er beſchloß daher ein wenig zu raſten, und dann den Bergrücken wieder emporzuklimmen. Bald war er eingeſchlafen, und wunderbare Träume umgaukelten ihn. Es war ihm, als ſehe er Johannes den Täufer vor ſich, den Schutzpatron der Tempelherren, welchen auch er im gelobten Lande ſein Heil empfohlen hatte. Und der Heilige winkte ihn mit erhobenem Finger, und gebot ihm feierlich, auf der Stelle wo er ſchliefe, ein Kloſter zu erbauen und es zu bevolkern mit Mönchen, welche das Kleid des Heiligen trügen. — Aber er wußte nicht, wo ſolche Mönche wären, und wollte den Heiligen eben fragen. Da ſcholl plotzlich Rüdengeklaff und Jägergeſchrei an ſein Ohr; er erwachte, und ſah zu ſeinem Erſtaunen einen Haſen, welcher von den Hunden, die ihm nachſetzten, faſt ſchon erreicht, auf ihn zulief, und in den Falten ſeines offenen Wamſes eine Zuflucht ſuchte. Des armen Thieres Vertrauen rechtfertigend, hielt er die Verfolger ab, welchen in kurzem Zwiſchenraume die Jäger folgten. Ottokar erzählte ihnen ſeinen Traum, und das darauffolgende ſeltſame Ereigniß, und feilſchte alſogleich mit dem Gonobitzer um dies Stück Landes, damit er auf dieſer Stelle ein Kloſter bauen konne, wie ihm ſeine Traum Erſcheinung angedeutet.

Schon im nächſtem Jahre ſtand in dem abgeſchiedenen Bergthale am ſüdlichen Fuße der Gora, von dieſem Ereigniſſe Sct. Johannis-Thal benannt, ein Kloſter mit einer Kirche, und der Markgraf wollte, das es Seiz heiße, weil dieſes Wort in der Sprache der dortigen Landbewohner einen Haſen bezeichnet. Zugleich forſchte er emſig nach, wo ſolche Mönche hauſen, die das Kleid des Heiligen trügen, der ihm erſchienen, und als er erfahren hatte, daß im Delphinate Frankreichs in wüſter Einſamkeit ein Kloſter ſei, deſſen Bewohner ſich Karthäuſer nannten, ſo ſchickte er eine Geſandſchaft mit der Bitte an den Abt, ihm einige ſeiner frommen Kloſterbrüder abzutreten. Und alſo erhielt das Kloſter, welches im Jahre 1151 erbaut worden war, erſt nach 14 Jahren ſeine Bewohner, welche unter mannigfachen Schickſalen, bis zum Ende des verfloſſenen Jahrhunderts dort hauſten.

Noch ſtehen am Rande des Seiz-Bächleins, welches aus den Schluchten der Gora herabrieſelt, eine Steinſäule mit der rohen Abbildung des Traumes, den Ottokar auf dieſer Stelle hatte; aber die Karthauſe iſt zerfallen und zerbröckelt; kaum friſtet die Kirche mehr, von umklammerndem Ephen gehalten, ihr gefährdetes Daſein, und leer, mit abgeriſſenem Deckel ſteht in der Kapelle der Sarg, welcher des Stifters Gebeine bis zum Jahre 1827 umſchloß, wo ſie feierlich nach dem Stifte Rein bei Graz überführt wurden.



Wilhelm von Neuhaus.
(Seite 103)

## Wilhelm von Neuhaus.

Unfern von dem Dörfchen, hinter welchem, am Fuße ſanfter Vorgebirge, ein warmer Heilquell aus dem Boden emporſprudelt, dem jetzt jährlich Hunderte von Leidenden in froher Hoffnung zuwandern, erheben ſich auf einem mäßigen Berge die Ruinen der Schlangenburg. Sie beherrſchen ein kleines aber anmuthiges Thal, und bieten durch einen Bergeinſchnitt gegen Oſten, und über kleinere Hügel gegen Weſten hin, eine weite, liebliche Ausſicht dar. So alterthümlich aber ihr Name klingt, ſo iſt dieſer doch erſt eine Bezeichnung aus neuerer Zeit, denn vor Jahrhunderten hauſete hier ein edles Rittergeſchlecht, deſſen Glieder ſich Herren von Neuhaus nannten; und Neuhaus hieß auch die Burg.

Eine traurige Berühmtheit im Andenken des Volkes erlangte Wilhelm von Neuhaus, welcher um das Jahr 1478 lebte. Er war ein wilder, unbändiger Mann, welcher nur an Schlachtgetümmel, Kampflärm und Jagdgetöſe ſeine Luſt hatte. Die damaligen Einfälle der Türken in Unterſteier boten ihm willkommene Gelegenheit dar, ſeinem blutdürſtigen Gemüthe Befriedigung und ſeinem gefürchteten Arme Stoff zum Strauße zu verſchaffen. Mit folternder Langweile ſchleppte er die Stunden hin, in welchen ihn der wiederkehrende Friede an die Hallen ſeines Schloſſes feſſelte. Wenn er nicht Fehden in der Heimat fand, oder wenn er nicht wenigſtens mit rauhem Jägervolk in den Wäldern ſich herumſchlagen konnte, ſo war ihm nicht wohl zu Muthe; in ärgerlicher Verſtimmung polterte er dann im Schloß umher, quälte ſeine Dienerſchaft, mißhandelte ſeine Gattin, und zehrte ſich ſelbſt mit ungeſtümer Tobſucht ab. Gewiß nicht unſchuldig war er an ſeiner Gattin Tod, inſofern der unerträgliche Sinn eines Mannes ſicherer, wenn auch langſamer mordet, als Gift und Dolch.

Sie hinterließ ihm ein wohlgebildetes Söhnlein, welches lieblich heranwuchs, und weder die Züge noch die Sinnesart des Vaters hatte. Sogar des letzteren düſtere Mienen erheiterten ſich manchmal, wenn das liebe Kind ihm unterkam, und wenn die Schloßleute ihren Haustyrann gern in eine zugänglichere Stimmung verſetzt wiſſen wollten, ſo ſchickten ſie gewöhnlich den Knaben voraus, damit er ihrem Anliegen den Weg bahne.

Aber Wilhelm's Wildheit nahm von Jahr zu Jahr zu, und artete in manchen Augenblicken in wahren Wahnſinn aus. Wüthend ſchlug er dann um ſich, und wünſchte nichts gieriger, als Jammer und Mord um ſich her zu verbreiten. Zu dieſer Höhe der unſeligſten Ausartung hatte ihn die Ungezähmtheit gebracht, in der er von Jugend an lebte; denn ſein Vater, der alte Albert, hatte den Grundſatz: man müſſe die Knaben austoben laſſen. So lange dieſer lebte, durfte ihm Niemand Einhalt thun, und als Wilhelm ſelbſt im Schloße hauſete, wagte es Niemand.

Eben rannte er wieder in einem ſolchen Anfalle die öden Hallen im Dämmerlichte auf und nieder, und ſuchte ſeinen Unmuth in mächtigen Humpen alten Einöders zu erſäufen, als ein unglücklicher Zufall ſeinen Sohn in den Saal führte.

„Was willſt du, Höllenbalg“, ſchrie er den erſchrockenen Knaben an, — „ſollſt du mich wieder betrügen helfen? Haben ſie dich wieder abgeſchickt, damit du mir etwas abſchwatzeſt?“

Der Knabe wollte ſich entſchuldigen, und ſeinen mit Unrecht erbitterten Vater beſänftigen.

„Was?“ — brüllte dieſer, — „Widerſpruch? Haben Sie dir das auch gelernt! Nun weiter ſollen ſie dich nicht mehr verführen. — Mit dieſen Worten wollte er das arme Kind packen, — allein es ſuchte ſich ſeiner ausgeſtreckten Hand durch eine raſche Wendung zu entziehen und die Treppe zu gewinnen Hierüber noch wüthender gemacht, ſtürzte er ihm, in weiten Satzen, wie ein beutegieriger Wolf nach, packte es im Genicke mit krampfhaft gekrümmten Fingern, riß es zurück, und ſchleuderte es mit rollenden Augen ſo gewaltig gegen die Wand, daß es mit einem Schrei zu Boden ſank; die blutige Wand, an welcher das rauchende Gehirn des Knaben klebte, überzeugte den Raſenden nur zu bald von der Größe ſeiner Gräuelthat. Nur wenige Minuten noch ächzte der Knabe am Boden mit zerſchmettertem Haupte, ſchlug noch einmal die Augen in namenloſem Schmerz zu ſeinem unmenſchlichen Vater auf — und ſtarb. Er habe ſich zu Tode gefallen, hieß es im Schloße, aber die Schloßleute und Nachbarn ahnten mit Entſetzen, wer die Urſache ſeines Todes geweſen, und ſchaudernd zog man an der Burg des Sohnesmörders vorüber, und wünſchte ihm in der Stille einen zahlenden Tag.

Von dem Augenblicke dieſes Verbrechens an, hatte Wilhelm keine ruhige Stunde mehr. Selbſt die Freuden des Gelages, die Beluſtigungen der Jagd und lärmende Kampfſpiele konnten ſein Gewiſſen nicht mehr übertäuben. Bei Tag vergrub er ſich in den verborgenſten Winkel ſeines Schloſſes; bei Nacht aber wälzte er ſich ſchlaflos auf ſeinem Lager umher, oder wenn je ſeine Betäubung ſich in Schlaf auflöſete, ſo folterten gräßliche Traume ſein Inners. Oft kam es ihm in ſtummer Mitternacht vor, als ob die Wände des

Zimmers immer dünner und durchſichtiger würden, und wie flackernder Fackelſchein durch wogende Nebel flimmerte und ſtrahlte es unheimlich aus der Ferne, und langgezogene Poſaunentöne dröhnten durch die Halle. Da barſt die Wand, und aufgebahrt lag ſein Söhnlein vor ihm mit der tiefen Kopfwunde, mit dem fahlen Antlitz und den eingeſunkenen Augen. Ein Schrei des Entſetzens erſtarb ihm auf den Lippen, und er wollte den gräßlichen Anblick fliehen, aber — eine unſichtbare Macht lähmte ihm alle Glieder. Und plötzlich verſtummten die Poſaunen, und Harfenklang ertönte an ihrer Statt; die flackernden Kerzen wurden zu leuchtenden Sternen, und das Knäblein erhob ſich, und deutete, die ſchmerzlichen Blicke auf ſeinen Vater wendend, auf die klaffende Kopfwunde, welche ſich wie ein leuchtender Streifen ſchloß, und erhob ſich, und ſchwebte verklärt empor von ſeinem Schmerzenslager, und verſchwand hinter vorquellendem Gewölke.

Solche Erſcheinungen öffneten endlich dem Sünder die Schleußen der Reue, und er ſah ein, daß es Zeit ſei, für ſein Verbrechen Buße zu thun. Er verließ ſein Schloß, ging hinab nach Cilli und bat in dem Minoriten-Kloſter um Aufnahme. Die frommen Mönche ſchloßen ihm gern ihre Hallen auf, wo er in einſamer Zelle, unter Bußübungen und Betrachtungen jenem Tage entgegenreifte, der ihm ſeinen Sohn verſöhnt in die Arme führen ſollte.

Der gemeine Mann wollte mit dieſer Schauderthat auch eine andere Sage in Verbindung bringen, welche ſich wahrſcheinlicher von dem Namen eines nachherigen Beſitzers herſchreibt, der das Schloß Schlangenburg nannte, weil ſein Name im Wendiſchen eine Schlange bezeichnete. Es heißt nämlich, daß die Wand noch ſtehe, an welcher der grauſame Vater einſt das Haupt ſeines Sohnes zerſchmetterte, und daß im

Sommer zur Mittagsſtunde an derſelben ſich immer eine bunte Schlange mit einer Krone auf dem Kopfe emporringle, und mit hocherhobenem Nacken am Gemäuer ſich ſonne. Sie ſei aber gutmüthig und verfolge Niemanden, der, ihrer nicht achtend in die Nähe kommt.

## Die wandernden Glocken.

Weithin ſichtbar, wie ein rieſiger Wächter, ſteht im öſtlichen Winkel des Cillier Kreiſes ein kegelförmiger Berg, von deſſen Spitze ſich eine entzückende Ausſicht nach Oſten, Süden und Norden darbietet, nur gegen Weſten hin ſteht die waldige Wand des Bacher-Gebirges vor, und verhindert die Blicke, hinauszuſchauen auf die Hügel und Ebenen über Marburg hin und in die Niederungen des Leibnitzer und Grazerfeldes. Etwa eine halbe Stunde von Ober-Rohitſch geht es Anfangs zwiſchen Weingärten, dann über ſonnige Weideplätze und ſcharfes Steingerölle in eine kühle Buchenwaldung empor, durch welche ſich der Fußpfad unverrückt bis zum Gipfel windet.

Zur Zeit der Römer ſoll auf dieſem Gipfel ein heidniſcher Tempel geſtanden haben, welcher dem unbeſiegten Sonnengotte gewidmet war. Aber die Zeit ließ nichts davon übrig, als den fernen Nachklang einer zweifelhaften Sage.

Auch den Chriſten konnte es nicht entgehen, daß dieſer herrliche, ſolch einen zauberiſchen Hinabblick in Gottes ſchöne Welt darbietende Punkt würdig wäre, durch ein Denkmal der Andacht und Erbauung für Mit- und Nachwelt bezeichnet zu werden. Allein die Schwierigkeit der Ausführung und die Koſten eines Baues auf ſolcher Höhe ſchreckten vielleicht Manchen von einem Verſuche zurück, bis Geldſtolz und Uebermuth ein Werk zu Stande brachte, woran das Streben frommer Gottesfurcht mehr als einmal geſcheitert war.

Ein reicher aber böſer Bewohner der Umgegend, welcher ſein Gold durch Unredlichkeit und Erpreſſungen aller Art zuſammengeſcharrt hatte, kam nämlich einmal auf den Gedanken, den Leuten zu zeigen, was er thun könne, ohne deßhalb darben zu müſſen. Auch kitzelte ihn der Gedanke, alle Jene, welche ihn ſcheel anſahen oder über ihn die Achſel zuckten, es recht fühlen zu laſſen, welche arme Schlucker und unvermögende Maulwetzer ſie gegen ihn ſeien. Und da er immer davon reden hörte, daß auf dem ſchönen Berge da oben ein Kirchlein gar ſo wohl ließe, daß aber wohl ſchwerlich Einer im Lande ſo viel des Geldes zu verbauen habe, als ſolch ein Gebäude forderte, ſo ſprach er: „Topp! ich bin der Mann, der Euch da hinauf ein Kirchlein baut!“ — und zugleich redete er ſich ein, daß er durch ſolchen Bau Alles gut machen und auswetzen könne, was er ſein ganzes Leben hindurch geſündiget.

Der Bau ward begonnen, und da es weder an Geld, noch an Arbeitern fehlte, ſo ſtand bald auf der äußerſten Spitze des Berges ein ſchmuckes Kirchlein da, welches nach dem Wunſche des Erbauers dem Heiligen Donatus geweihet wurde. Und ſeither heißt der Berg bis auf unſere Tage der Donati-Berg.

Allein die Leute, welche den Stifter dieſes Kirchleins kannten, und die da wußten, welche Beweggründe ihn zum Baue veranlaßt hatten, nämlich Prahlſucht und Hochmuth, ſahen nie ohne bedenkliches Kopfſchütteln zum Bergkirchlein hinan und dachten bei ſich: „Was gilt's, das Kirchlein wird nicht lange halten!“

---

Eine geraume Zeit nach jenes Stifters Tode lebte auf der erſten Anhöhe des Berges, etwa am Knöchel desſelben, wenn man ſo ſagen darf, ein Bauer, allbekannt durch Wohlthätigkeit, Fleiß und Biederſinn. Er hatte ſich bereits ein großes Vermögen erwirthſchaftet, und dachte, da für die Seinigen hinlänglich geſorgt war, an nichts lieber, als wie er von dem entbehrlichen Ueberſchuſſe ſeiner reichlichen Habe etwas zur Ehre Gottes thun möchte. Zuletzt entſchloß er ſich, eine Kirche bauen zu laſſen, wozu ihm auch ſeine Freunde eifrigſt einriethen; — nur war er über den Platz nicht einig, wohin er das neue Haus des Herrn am füglichſten verſetzen wollte.

Da zogen eines Abends, im Hochſommer, ſchwere Wolken von der Drau herauf und lagerten ſich immer dichter über den Gipfeln des Wotſch und des Donati-Berges. Eine angſtliche Spannung herrſchte in der Natur und Menſchen und Thiere harrten mit gepreßtem Athem einem fürchterlichen Ausbruch des dumpf grollenden Gewölkes entgegen. Erſt in dunkler Nacht brach das Gewitter los. Es war, als ob es ſich die Spitze des Donati-Berges zum Herde für ſeine Blitze erwählt hätte, denn dicht, als ob ſie auf die Wipfel der Bäume auflägen, hingen die Nebel um ſie her und rothe Flammen ziſchten, wie Schlangen, um das Kirchlein, das in grellem Wiederſcheine unheimlich herableuchtete.

Plötzlich zerriß ein blaurother Blitz mit blendender Helle die ſchwarze Nacht und ein betäubender Donnerſchlag erſchütterte die ſchwüle Luft, welche noch immer umſonſt nach einem kühlenden Regen lechzte. Entſetzt fuhren die Landleute, die am Fuße des Berges wohnten, vom Schlafe auf und ſahen mit Schaudern die Gegend von Brandröthe beleuchtet. Das Donati-Kirchlein war vom Blitze getroffen worden und ſtand in hellen lohen Flammen. Da rafften und rüttelten ſich wohl Alle raſch empor, um den Berg mit Haken und Leitern hinan zu klimmen und zu retten, was noch zu retten wäre.

Keuchend vor Anſtrengung und triefend vom Regen, welcher jetzt erſt in ſchweren Tropfen zu fallen begann, ohne dem Brande des Kirchleins Einhalt thun zu können, hatten ſie bereits die Hälfte des Berges erreicht, als die beiden Thürme des Kirchleins mit fürchterlichem Gepraſſel zuſammenſtürzten und zugleich ein ſo wildes Rauſchen, Krachen und Kniſtern vom Gipfel nieder durch die Buchenwaldung herabkam und mit ſo ſchauerlichem Ungeſtüme an ihnen vorübertoſte, als ob der Blitz die Schleußen des Berges geöffnet und einen Waldſtrom aus ſeinen Rippen hervorgezaubert hätte.

Erſchrocken über das unerklärliche Gebrauſe, das erſt tief unten verſtummte, und überzeugt, daß nach dem Einſturze der Thürme nichts weiter zu helfen ſei, kehrten ſie, ohne den Gipfel erreicht zu haben, wieder um und harrten bange des Morgens.

Und ſiehe da — was zeigte der Tag? — das Gebrauſe im Walde rührte von wandernden Glocken her. Als nämlich die Thürme zuſammenſtürzten, löſten ſich die Glocken los und rollten durch Dick und Dünn, über Buſch und Stein, ohne Schaden zu nehmen, den Berg hinab, und blieben, wie durch ein Wunder erhalten, nach glücklicher vollbrachter Bergfahrt auf dem Acker eben jenes biederen Landmannes liegen, welcher ſo lange über den Platz zur Erbauung einer Kirche nicht mit ſich eins werden konnte.

Die wandernden Glocken hatten ihm aus dem Traume geholfen; ſie dünkten ihm ein Zeichen vom Himmel, daß er da, wo ſie liegen blieben, ihnen eine neue Wohnung bauen ſolle.

Und ſo geſchah es auch; das Kirchlein ſteht jetzt auf der mittleren Anhöhe und von dem alten Kirchlein am Gipfel iſt nur mehr ſpärlicher Schutt zu ſehen.

## Der Ring des Miglio.

Im Sannthale hauſete ſchon vor beiläufig zweihundert Jahren das Rittergeſchlecht der Miglio, welches mit Karl von Miglio im Jahre 1658 in die ſteieriſche Landmannſchaft aufgenommen ward. Ein Eigenthum desſelben war das Schloß Brunnberg, unfern von dem Dorfe Pletrowitſch, faſt auf derſelben Stelle, wo ſeit den Zeiten der großen Kaiſerin Maria Thereſia das ſtattliche Schloß Neu-Cilli ſich erhebt.

Ein Sprößling dieſes Geſchlechtes, welches bald zum Freiherrn-Rang erhoben ward, war Ferdinand Freiherr von Miglio. Hundert Jahre mögen es ſein, ſeit er zu Brunnberg hauſte. Die Sage ſchildert ihn bald als einen frommen, gottesfürchtigen Jüngling, der ſeinen Sinn einzig und allein auf Höheres gerichtet hatte, — bald als einen lockeren, wüſten Geſellen, welcher im Sannthale nach Genuß und Vergnügen aller Art umherjagte. Eine Inſchrift zur linken Seite des Altars in der Dorfkirche ſcheint auf das Letztere hinzudeuten.

Wiewohl jung und lebensluſtig, fand der reiche Freiherr unter allen Jungfrauen der Umgegend dennoch keine, welche er zur Gemahlin hätte wählen mögen. Die eine war ihm zu wenig reich, die andere zu wenig ſchön; hier wußte er den Mangel an Sanftmuth, dort das Uebermaß von Empfindſamkeit zu tadeln. Der eigentliche Grund mochte aber wohl kein anderer ſein, als daß ihm das Hofmachen bei Allen, und die flüchtigen, an Keine ihn bindenden Huldigungen beſſer behagten, als beſtändiges Feſthalten an Einer, als eheliche Treue und häusliche Zurückgezogenheit. Auch ließen es die lieben Mädchen und Frauen an Erwiderung ſeiner Artigkeiten nicht fehlen, und beſonders die Erſteren boten Alles auf, um alle ihre Reize und Liebenswürdigkeiten vor ihm zu entfalten, denn ſie hegten doch noch immer eine leiſe Hoffnung, ihn zu angeln.

Allein Miglio's leichter Sinn machte alle ihre Pläne zu Schanden. Mit kindiſcher Laune that er heute Schwüre, die er morgen wieder brach, und knüpfte jetzt wieder Verhältniſſe an, welche er vor Monden ſchon auf ewig gebrochen zu haben ſchien. Sein Wort glich einer Seifenblaſe, und der Muthwille, mit welchem er Herzen eroberte, um ſie zu verſchmähen, ſteigerte ſich zum Sträflichen. Dabei ließ er ſich's wohlgeſchehen, hielt Trinkgelage, ſetzte ſich mit luſtigen Kumpanen zum Würfel und führte von Tag zu Tag ein tolleres Leben.

Einmal begab es ſich, daß er gerade mit einigen ſeiner Zechbrüder an dem Kirchlein zu Pietrowitſch vorüber ſchritt. Die Thüre ſtand offen, weil der Meßner eben hinein ging, um zum Abendſegen zu läuten. Schon viel hatte der junge Freiherr von der Schönheit der Marien-Statue gehört, welche der Hochaltar umſchließt; doch er war eben kein Freund vom Kirchenbeſuche und hatte daher, ſo nah auch jenes Kirchlein dem Schloße Brunnberg lag, nie eine Luſt gefühlt, es zu beſuchen. Eine zufällige Laune trieb ihn jetzt an, hineinzugehen, und faſt ſeltſam kam er ſich in dem ſtillen, kühlen Gotteshauſe vor, auf deſſen Altar durch die geöffnete Pforte die letzten Strahlen der ſinkenden Sonne fielen.

Lächelnd ſchritt er auf das Standbild der heiligen Jungfrau zu, welches, mit liebreicher Miene, angethan mit reichen Gewändern, wie ſie die fromme Andacht der Gläubigen ihr geweihet hatte, aus dem Schnitzwerke des Altars, dem kühn Heranſchreitenden entgegenſah.

„Beim Himmel“, rief Ferdinand aus, als er die anmuthigen Züge Maria's, übergoldet von der Abendſonne, erblickte, — „das iſt ein ſchönes Antlitz! Hätt' ich ein irdiſch Weib mit ſolchen Zügen gefunden, ich ſtünde nicht als Hageſtolz mehr hier, und dieſer Ring hier ſchmückte ſchon einen weiblichen Finger. — Ja, du Jungfrau allein biſt dieſes Ringes werth, — und zum Zeichen, daß er dir vor allen Uebrigen gebühre, ſteck' ich ihn dir an deinen Finger!“

Ein Schauder ergriff den Meßner, der eben hinzukam, als der Gutsherr die Stufen des Altars emporklirrte, um der Heiligen ſeine frevelnde Huldigung darzubringen; doch Scheu vor dem Gebieter hielt ihn zurück. Selbſt Miglio's Genoſſen blieben betroffen im Hintergrunde ſtehen. Er aber zog ſeinen Goldring mit dem blitzenden Edelſtein ab, hob ſich auf den Zehen empor und ſteckte ihn mit Grazie, als ob er einer Dame ſeines Gleichen huldigend nahte, der

Statue an den ausgeſtreckten Mittelfinger mit dem Ausrufe: „Nimm ihn, du ſchönſte deines Geſchlechtes, und vergiß des Gebers nicht!“

Kaum aber hatte die heilige Jungfrau den Ring, als ſie den früher ausgeſtreckten Finger zuſammenbog und mit holdſeligem Antlitz auf den ſtaunenden Geber herabſah. Er traute kaum ſeinen Augen, wiewohl alle Umſtehenden Zeugen des Wunders waren; ſondern wagte es, ſich ſelbſt zu überzeugen. Doch ſein Verſuch, den Ring wieder von Maria's Finger herabzuziehen, war vergeblich; der Finger blieb gekrümmt und war nicht zu beugen.

Der Eindruck, den dieſes Ereigniß auf Miglio machte, war allgewaltig. — „Behalte“, rief er, „Jungfrau, Gold und Edelſtein, ſie können an deinem Finger nur gewinnen.“

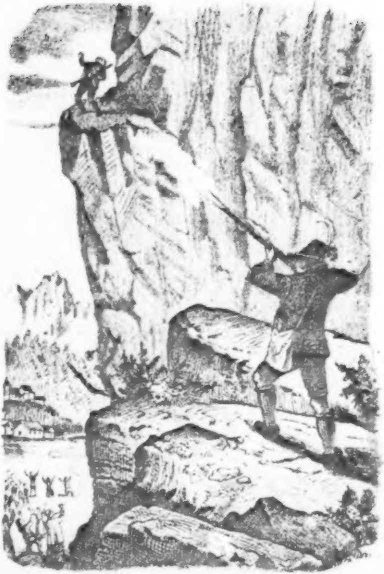
Von dieſem Tage an aber änderte der leichtſinnige, muthwillige Freiherr ſeine Lebensart und ward ein frommer, ſittſamer Mann, der in ſeinem heiligen Eifer zuletzt ſo weit ging, vom irdiſchen Leben nichts mehr wiſſen zu wollen. — „Die meinen Ring hat, iſt meine Braut“, ſprach er, wenn man ihm von Liebe und Ehe verſagte, und wirklich lebte er unvermählt bis an ſein Ende als ein Wohlthäter der Armen und ein Begründer mancher frommen Stiftungen.

Auch die Kirche zu Maria Pletrowitſch ſtellte er ſchöner und geräumiger her. Der Ring des Miglio ſteckt aber noch jetzt am Finger des Marienbildes, und die oben erwähnte Inſchrift erzählt das Wunder in folgenden einfachen Verſen:

Praesentis dudum suberant sacraria templi, *)
Magnaque effigies Virginis intus erat.

---

*) Längſt ſchon erhoben ſich hier die heiligen Wände des Kirchleins,
Und auch der Jungfrau Bild ſtand in dem Inneren ſchon.



Der Gemſenjäger.
(Seite 115)

Hic aspecta Pius miratur Imaginis ora,
„Certe, ait, haec auro est digna Puella meo!"
Exemtamque suo depromens pollice gemmam,
Inserit arrectum Virginis in digitum.
Nec renuit donum porrectus Virginis index,
Sed cito contractis excipit articulis.
Quod Baro ut sentit, „serva aurum, ait, optima Virgo,
Pulchrior in digito fit mea gemma Tuo!"

## Der Gemsenjäger.

Mächtig über alle Gebirge im Weſten des Sannthales erheben ſich die Sulzbacher Alpen, nicht mit Unrecht die unterſteieriſche Schweiz genannt. Die Rinka vereinigt auf ihrer, neuntauſend Fuß hohen Spitze die Grenzen dreier Länder: der Steiermark, Kärnten's und Krain's. Die ſchneidige Oiſtrizza ragt, wie ein rieſiger Opferherd, in die blauen Lüfte hinein, und ſo gewaltig auch die übrigen Felsgebirge rings hinaufſtreben, ſo erſcheinen ſie doch klein und unbedeutend zur Seite dieſer beiden Rieſinnen. Staunend blickt der Freund der Gebirgswelt, der hierher pilgert, um ſein Gemüth an erhabenen Scenen zu

---

Hier, da er ſah das verklärte Geſicht, ſprach ſtaunend der Fromme:
„Wahrlich dies Mädchen nur iſt würdig des goldenen Ring's!"
Und an den ausgeſtreckten Finger der heiligen Jungfrau
Steckt' er den Edelſtein, den er vom Daumen ſich zog.
Sieh', und die Jungfrau hielt ihm den Finger hin, und verſchmähte
Nicht das Geſchenk, — doch ſchnell zog ſie dann ein das Gelenk,
„Als es der Freiherr ſah: — Dies Gold, behalt' es, o Jungfrau,
„Rief er, — an Werth nur gewinnt, wenn du es trägſt, mein
Geſtein!"

erbauen, zu ihren Gipfeln empor und ſtellt ſich, ſchwindelnd, die Gefahren vor, die dem Alpenjäger auf dieſen Klippen und Satteln drohen mögen.

Einen wunderbaren Gegenſatz zu den kahlen, baum- und geſtrüpploſen Steinwänden dieſer Alpen, in deren Klüften der Schnee die glühendſten Sommer überdauert, bildet das augenerquickende Grün des üppigen Thales zu ihren Füßen. Von waldigen Hügeln durchſchnitten, zwiſchen welchen zwei Wildbache, zur Regenszeit, brauſend dahinſchäumen, während im Hochſommer ihr ausgetrocknetes Bett mit kreideweißem Gerölle bedeckt einer verlaſſenen Straße gleicht, dient der einſame Keſſel der Sann zur Wiege, welche unter Erlen aus einem Felsborne, dürftig wie eine Hungerquelle, hervorſickert. Zwei ausgedehnte Gehöfte ſind aus alter Zeit ſchon die einzigen Menſchenwohnungen in dieſem abgeſchiedenen Thale, zu welchem man einerſeits nur durch eine Schlucht, in welcher der Wanderer ſeinen Weg mit der rauſchenden Sann theilen muß, andererſeits über hohe Gebirge gelangen kann.

Und doch ſo abgeſchieden dieſes Thal iſt, ſo keimt, wie das Edelweiß in Felſenritzen, auch unter dem niederen Dache ſeiner Hütten je zuweilen das Pflänzchen der Liebe. Auf dem Bauernhofe, welcher dem Urſprunge der Sann am nächſten ſteht, ſoll zur Zeit, wo vielleicht der Großvater des jetzigen Beſitzers noch in der Wiege lag, ein liebes, holdes Mädchen geblüht haben. Die ſchöne Roſchiza, ſo nannte man ſie allgemein, blieb auch in ihrer Verborgenheit nicht unbemerkt. Der kühne Gemſenjäger Tona, dem Keiner auf den Gebirgen um Sulzbach es zuvorthat, hatte das holde Röschen bald erſpäht und ſeine Liebe trieb ihn oft herüber, wenn er, von der Gemsjagd ermüdet, ſich nach zutraulicher Anſprache und nach ſtärkender Labung ſehnte. Friſche Milch, ſchneeweißer Schafkäſe und geräuchertes Bockfleiſch waren die Leckerbiſſen, die Roſchiza ihrem lieben Jäger freundlich kredenzte, und wenn ſie ihm ſo den grünen Hut mit dem Gamsbarte abnahm, und die dunklen Haare aus der Stirne ſtrich und ihn dabei mit liebevollen Augen herzinnig anblickte, da lief es wie ein wildes Feuer durch ſeine Adern, und er bedünkte ſich wie ein König dieſer Berge, und jauchzte überlaut auf, daß es zehnfach aus allen Klüften zurückhallte. Wie oft trat er auf ſchwindelnder Höhe hinaus auf eine Klippe der Diſtrizza, ſah hinab auf die Hütte, die ſein Glück umſchloß, und wendete dann ſeine Augen dankbar zu dem blauen Himmel empor, dem er hier um ſo Vieles näher zu ſtehen vermeinte. Oft, wenn er ſeinen guten Schuß gethan hatte und mit einer Gemſe auf dem Rücken den gefährlichen Zackenſteig, leicht und ſicher, wie eine Marmortreppe, herabſprang, hielt er am letzten Felſenbuge noch an, riß ſeine Büchſe von der Achſel und ſchickte der Geliebten einen Abendgruß, den ſie wohl nicht überhören konnte.

Kein Hinderniß ſchien der Liebe des wackeren Jungen im Wege zu ſtehen Er war der Sohn eines vermöglichen Vaters, der, am Abhange der Oushowa, eine ſchöne Wirthſchaft beſaß und reichliche Schafheerden weiden ließ, und die ſchöne Roſchiza war als die reichſte Bauerstochter in der ganzen Sulzbacher Gegend bekannt. Aber ſo wie die Liebe den Zugang in dieſe Thäler fand, ſo wußte ſich auch der Neid einen Weg zu bahnen.

Ein anderer Gemſenjäger, welcher lange Zeit im ſogenannten Rekruten-Loche verborgen war, um den Händen der Werber zu entgehen, kam plötzlich wieder zum Vorſchein und machte ſich auch ſein Plänchen mit einer reichen Braut. Schon lange war ſein Gedanke auf die ſchöne Roſchiza gerichtet, aber er wußte, daß er ihr nichts zu bieten habe, und überdies im Gebirge nicht des beſten Rufes genieße, da man ihn, nicht mit Unrecht, in Verdacht hatte, mit den krainiſchen und kärntneriſchen Wildſchützen im Einverſtändniſſe zu ſtehen. Trotz dieſes Bewußtſeins aber ſprach Raza, ſich ſelbſt ermunternd: „Was iſt's auch? Jäger iſt Jäger. Hat die Braut Vermögen, ſo braucht der Bräutigam keins, und beim Satan! wenn der aufgeblaſene Tona nicht wäre, die ſchöne Roſchiza mit all' ihren Schafen, Wieſen und Weiden müßte mein werden!" —

Dieſer Gedanke wurzelte immer tiefer in ſeinem Inneren. So oft er Tona's Kühnheit im Klettern, ſein Glück auf der Jagd, ſeine gute Gemüthsart im Leben rühmen hörte, ſchnürte es immer, wie Krampf, ſeine Kehle zuſammen, und ſündhafte Vorſätze ſtiegen in ſeinem Gehirn auf.

Je ſchwärzer aber die Pläne waren, die er ſchmiedete, um ſo freundlicher zeigte er ſich in ſeinen Mienen und Reden gegen Tona — Mehr als einmal trank er ihm zu, erbot ſich ihm zum Begleiter auf der Jagd, ja war ſogar mit Lob und guten Rathſchlägen nicht karg, aber Tona wollte mit einem Menſchen nichts zu ſchaffen haben, der in verdächtigem Rufe ſtand, ohne übrigens etwas von Raza's Abſichten auf die ſchöne Roſchiza zu ahnen. Aus unwillkürlicher Abneigung hielt er ſich ihn ferne, ſo gut es ging, ohne ihn offenbar zu beleidigen und zu reizen.

Indeſſen hatte Raza ſeinen Entſchluß gefaßt, eine gute Gelegenheit zu erlauſchen, wo er ſeinem Nebenbuhler auf eine heimliche Art, ohne weitere Verantwortung, das Lebenslichtlein ausblaſen könne. Er ſchlich ihm daher überall nach, belauerte jeden ſeiner Steige, und ſann Tag und Nacht darauf, wie ſich die Rache am ſicherſten ausführen ließe. Der Zufall kam ihm auf teufliſche Weiſe zu Hilfe.

Schon oft hatte Tona den Gemsſteig nach Krain über die Sedla eingeſchlagen und manchen Verſuch gemacht, die Höhe der bisher unerſtiegenen Rinka vielleicht von der Rückſeite aus zu erklimmen, denn es mag wohl für einen Aelpler kein erhebenderes Gefühl geben, als das Bewußtſein, Hinderniſſe, welche für unüberwindlich galten, zuerſt überwunden zu haben. Bis zu einer Steinwand war er ſchon mehr als zehnmal gelangt, welche gleichſam als der Grenzpunkt der Zugänglichkeit in Mannshöhe, nickend, über den Abgrund herüberhing, und wohl zehnmal hatte er die Stellung und Lage der Felſen oberhalb dieſer Steinwand mit aufmerkſamen, ſchwindelfreien Augen betrachtet und endlich herausgefunden, daß etwa zehn Klafter höher ein ſchmaler, ſchrägaufſteigender Felſenrand, ganz bequem für einen Aelpler, auf den nächſthöheren Sattel, und vielleicht von dort zum Gipfel leite. Nur ein mächtig großes Felsſtück, durch ein dünnes Band mit der Hauptmaſſe des Gebirges verbunden, bildete die Brücke von der Steinwand zu jenem Rande und mit Vorſicht war daſſelbe allerdings zu überſteigen, wiewohl es ſo drohend dahing, als ob ein kräftiger Fußtritt im Stande wäre, es loszureißen und die ungeheure, bodenloſe Kluft, deren lockeren Deckel es bildete, dem verwegenen Kletterer zu öffnen.

„Ihr werdet einmal Schaden nehmen, — ſprach Raza mit verſtellter Beſorgtheit, als Tona im Wirthshauſe von dem Vorſatze ſprach, die weitere Erſteigung der Rinka zu verſuchen. — Ich kenne die Stelle, ein Ruck, ein herabkollerndes Felsſtück, und die Zwiſchenwand, welche die Kluft deckt aber die ihr wegzuwerfen gedenkt, bricht ein, und ihr ſtürzt hinab oder ſeid für ewig von der Rückkehr abgeſchnitten.“ — Allein Tona verließ ſich zu ſehr auf ſeine Unerſchrockenheit, um Warnungen aus ſolchem Munde Gehör zu geben.

Wirklich ging er eines Tages hinaus, wohl verſehen mit Allem, was dem Bergſteiger nöthig, und ſeine Waidtaſche mit ſtärkendem Trank und Imbiß gefüllt, und klaren, guten Muthes, der verhängnißvollen Stelle zu, welche er, wiewohl der Weg für jeden Andern nicht ohne Gefahr war, in wenigen Stunden mit Leichtigkeit erreichte. Da ſtand er nun an der mannshohen Steinwand, zog Hammer und Meißel aus der Taſche, hieb einige Fußtritte ein, und ſchwang ſich, als ob er es in der Ebene, nicht zweitauſend Fuß hoch über dem Thale thäte, kühn hinan. Er prüfte den Deckel, welcher ſturzbereit über dem ſchwarzen Abgrund hinlag, mit vorſichtig rüttelnder Hand, und ſprang endlich, da er durchaus nicht zu bewegen war, hinauf. Das Felsſtück trug ihn, und mit einem wohlberechneten Satze gelangte er auch auf den Steinrand, welchen er faſt tanzend, im lauten Jubel fortſchritt und hinter einer höheren Einbiegung verſchwand.

Der böſe Raza war ihm aber heimlich nachgeſchlichen, um wo möglich ſeinen mörderiſchen Vorſchlag auszuführen. Geduckt klomm er empor ſo lang es möglich war, daß ihn Tona ſähe; als aber dieſer ſich in den höheren Bergrevieren verloren hatte, ſtieg er raſcher und kühner hinan, und ſtand in kurzer Friſt an dem gefährlichen Punkte, welchen Tona kaum vor einem Stündchen ſo tollkühn überſchritten hatte. Auch er hatte Hammer und Meißel mit, zog ſie nun haſtig hervor und ſtemmte und arbeitete ſo lange, bis das dünne Band, durch welches das Felsſtück mit dem

Berge zuſammenhing, durchbrochen war, und der gewaltige Klumpen praſſelnd in das Bodenloſe nieder polterte. Für Tona war nun jede Rückkehr abgeſchnitten. Eiligſt zog ſich der heimtückiſche Böſewicht wieder zurück, und ſchlich ſich auf Umwegen zum Gehöfte, auf welchem die ſchöne Roſchiza hauste, ohne ſich von ſeinem Bubenſtücke das Geringſte abmerken zu laſſen.

Lange war indeß der verwegene Alpenjäger im Geklippe der Rinka herumgeklettert, ohne den Gipfel erreichen zu können. Die Mittagsſonne erinnerte ihn, an die Rückkehr zu denken. Getroſt, mit der Ueberzeugung, wenigſtens mehr verſucht zu haben, als irgend Einer vor ihm, ſtieg er herab, und erreichte, als die Sonne ſchon im Sinken war, die Stelle oberhalb der Steinwand. Er blickte hinab — und fuhr entſetzt zurück, — denn das Felsſtück, welches zur Brücke über den Abgrund gedient hatte, war verſchwunden. Ein Abſprung war unmöglich, denn die breiteſte Fläche der Steinwand maß einen Schuh, — ein Fehltritt, und zerſchmettert würde er in der Tiefe liegen.

Anfangs glaubte er ſich in der Stelle geirrt zu haben; — aber — nein, — es konnte keine andere ſein, denn rings herum waren ſchroffe Abſtürze, und deutlich ſah er noch im Felſen die Fußtritte, die er ſelbſt am Morgen eingemeißelt. „Welch' eine Macht die Brücke abgebrochen, die ihm den Weg in die Ebene verſperrte, konnte er unmöglich enträthſeln, aber ſo viel ſah er, als kundiger Aelpler ein, daß, wenn man ihm nicht vom Thal aus Hilfe bringen könne, keine Rettung möglich ſei, denn der Gipfel war unerreichbar; links war nur die ſenkrechte Wand und rechts der ſchwindelnde Abgrund, und über die Kluft, deren Deckel hinabgerollt war, reichte weder Leiter, noch Stange, noch

Seil. Lange ſtand er verzweifelnd da; ein Blick auf ſeiner Roſchiza Wohnung im Thale regte ſeine Luſt zum Leben wieder auf, und trieb ihn an, doch wenigſtens einen Verſuch zu ſeiner Rettung zu wagen. Er knallte drei tüchtige Ladungen nach einander ab, daß alle Berge wiedertönten. Seine Nothſchüſſe waren nicht ungehört verklungen.

„Bei Gott, dort auf der Klippe hängt ein Mann, — ſprachen ein paar Holzknechte, welche im Walde nächſt dem Vorgebirge der Rinka arbeiteten. — Er ſcheint Nothſchüſſe gethan zu haben; — man muß ihm zu Hilfe eilen." — Und raſch rumorten ſie die übrigen Knechte, die im Walde zerſtreut waren, zuſammen. — Ein paar gingen auf die Gehöfte zu, um dort die Leute in Bewegung zu ſetzen, und die übrigen kletterten ſo weit empor, als es ihnen, die an das Klettern minder gewohnt ſind, nur möglich war. — „Bei Gott! ein Alpenjäger, der ſich verſtiegen hat!" hieß es, und ſie bemühten ſich, ihm zuzurufen, und ſeine Antwort zu verſtehen. Ein günſtiger Weſtwind trug ihnen ſeine Schauerkunde zu; ſie ſprachen ihm Muth ein, und ermahnten ihn zur Geduld, indem ſie Alles aufbieten würden, um ihm zu helfen.

Allein immer tiefer ſank die Sonne, die Dämmerſtunde brach ein, und ehe ſelbſt nur vom nächſten Gehöfte Hilfe kommen konnte, hatte ſich ſchon die finſtere Nacht auf's Thal gelagert. Zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung brachte der arme Alpenjäger die ewig lange Nacht auf ſeinem ſchauerlichen Sitze zu, und nur ein Lichtlein im Thale, welches ja aus den Fenſtern der ſchönen Roſchiza heraufſchimmern konnte, blitzte ihm ſüßen Seelentroſt zu. Allein Raza frohlockte ſchon im Innern, als bei einbrechender Nacht nach Sulzbach heimkehrende Holzknechte die Nachricht brachten, daß ſich ein Jäger verſtiegen, und daß man ihm am früheſten Morgen zu Hilfe eilen wolle.

Der Tag graute kaum, als aus Sulzbach ein langer Zug heraufkam, den Pfarrherrn mit dem Venerabile an der Spitze. Der Vater der ſchönen Roſchiza, welcher eine düſtere Ahnung nicht unterdrücken konnte, ſchloß ſich mit ſeinen Leuten an; auch Naza miſchte ſich darunter; am zweiten Hofe vergrößerte ſich die Schaar wieder um einige Köpfe, und ſchon um ſechs Uhr Morgens befand man ſich am Fuße der Sedla, über welche es der Rinka zugeht. Noch konnte man die Perſon des Alpenjägers, der noch auf ſeiner Klippe ſaß, nicht erkennen. Jetzt traten die kühnſten Burſche hervor, nahmen Stricke, Leitern und allerhand anderes Werkzeug mit, und kletterten bis zu jener verhängnißvollen Felswand empor; ſie erkannten nun den wackeren Tona, ſahen aber auch zugleich ein, daß alle Verſuche, ihn zu retten, vergeblich wären. Mit Faſſung betrachtete der Arme ihre Bemühungen und hörte ihren Zuruf: „Armer Tona! empfiehl' deine Seele Gott! Wir können dich nicht retten!' mit chriſtlicher Ergebung.“

Nachdem er ein kurzes Gebet verrichtet, rief er herab auf ſie: „Ich dank' euch, Brüder! Grüßt mir meine liebe Roſchiza und tröſtet ſie; bittet den Pfarrer, daß er mir die Abſolution ſpende, und fragt dann, ob keiner von den Jägern ſo mitleidsvoll ſein wolle, heraufzuſteigen und mich zuſammenzuſchießen, um mir die Qual des Hungertodes oder die Sünde des Selbſtmordes zu erſparen!“

Dann warf er ſich auf die Knie und betete. Jene aber ſtiegen herab, und berichteten, was vorgefallen. Da trat der Pfarrherr auf einen Hügel und hob das Hochwürdige empor, und das Glöcklein des Meßners tönte kläglich durch die Schluchten hin. Alles entblößte die Häupter, Alle warfen ſich zur Erde, Alle weinten, — und der Verlorene auf ſeiner Felſenzinne hob inbrünſtig die Hände zu Gott, und empfing von Ferne den Segen des Prieſters.

Da traten Jene vor und thaten den letzten Wunſch des Alpenjägers kund; ob nämlich Keiner von den Jägern ſo mitleidig ſein wolle, ſein Leiden durch eine wohlthätige Kugel abzukürzen. Dreimal war die Frage wiederholt, und dreimal war tiefes Schweigen die Antwort. Endlich trat Einer vor, und rief: „Beim Himmel! ſo gräßlich es iſt, ſeinem Bruder das Leben zu nehmen, ſo iſt es doch hier Nächſtenpflicht. Weil ich von jeher ſein Freund war, ſo will ich ihm, wiewohl das Herz mir blutet, dennoch auch ſeinen letzten Freundſchaftsdienſt erweiſen!“ — Und zum Entſetzen Aller riß er den Stutzen von der Schulter, ſtieg hinan bis auf Schußweite, ein Knall in der Höhe, — ein Schrei aus hundert Kehlen im Thale, — und der Gemſenjäger lag zerſchmettert in der Kluft.

Der aber den Schuß gethan, — war Naza. So vollendete er das Werk der Eiferſucht, woran er ſo lange gebrütet. Moichiza ward ihr ganzes Leben hindurch nicht mehr froh. Aber auch Naza büßte ſeine That durch folternde Gewiſſensbiſſe. Auf dem Todtenbette erſt legte er ein reumüthiges Bekenntniß ſeiner Schuld ab, — und erklärte ſo ein Ereigniß, welches den Bewohnern dieſer Gegend bis dahin ein Räthſel geblieben war.

# Veronika von Dessenitz.

Hermann Graf von Cilli hatte ſeinem Sohne Friedrich, beiläufig um das Jahr 1396, einige Schlöſſer in Kroatien und Krain überlaſſen, damit er mit ſeiner Gemahlin Eliſabeth, einer Tochter des Grafen von Veglia und Modruſch, ſeine eigene gräfliche Hofhaltung führen könnte.

Graf Friedrich nahm ſich daher vor, zu Gurkfeld in Krain, welches auch unter jenen Schlöſſern war, Hof zu halten, und regierte wirklich daſelbſt mit vieler Macht und allgemeinem Anſehen. Im Jahre 1422 ſtarb ihm ſeine Gemahlin plötzlich und ward von dannen geführt gegen Cilli, wo ſie im Minoriten Kloſter beigeſetzt wurde. Bald aber wurde es im Lande offenbar, daß Graf Friedrich ſeine Gemahlin, ihrer längſt ſchon überdrüſſig, des Nachts im Bette erſtochen habe, und zwar eines Mädchens wegen, welches er ſehr liebte und gerne zur Gemahlin gehabt hätte. Das Mädchen aber hieß Veronika, war vom niedrigſten Adel, und ſchrieb ſich von Deſſenitz. (Deſzinich, Teſchnitz, einem Orte in Sagorien, Warasdiner Comitate Kroatiens).

Da nun drei Jahre verſtrichen waren, nahm Graf Friedrich die Veronika, welche von reizender Geſtalt war, ohne ſeines Vaters, des Grafen Hermann, Rath und ſeines Schwagers, des Königs Sigmund Bewilligung zur Ehe. König Sigmund, darüber erboſt, berief ihn nach Ungarn, ließ ihn, als er erſchien, gefangen nehmen, und ſchickte ihn ſeinem Vater Hermann nach Cilli, auf einem Wagen, in Eiſenbanden, hin, allwo er in den Thurm zu Oſterwitz gebracht und, wohl verſchmiedet, bewacht wurde. Hierauf wurde er wieder gegen Cilli in die Burg geführt, und einem Ritter, Jobſten von Helfenberg, ernſtlich befohlen, ihn zu bewahren. Zugleich ward Friedrich gezwungen, alle Städte und Schlöſſer, welche ihm vorher ſein Vater übergeben, wieder aufzuſagen und fahren zu laſſen. Ein Schloß in Gottſchee aber, Fridrichſtein genannt, ließ Hermann gar abbrechen, welches in der Folge Friedrich nach ſeiner Erledigung aus dem Gefängniſſe, wieder aufbaute.

Als nun die edle Veronika ſah, daß ihr Herr, Graf Friedrich, aller Herrſchaften und Schlöſſer beraubt ſei, wußte ſie kein ſicheres Obdach, wo ſie ihres Schwähers, des Grafen Hermann, Zorn fliehen konnte. Von einer treuen Kammerfrau begleitet, ſchlug ſie in wilden Wäldern ihre Wohnung auf, verbarg ſich darinnen, und bettete ihr Haupt in großer Noth und Kümmerniß.

Zuletzt wurde ſie aber doch heimlich auf ein Schlößlein, nicht weit von Pettau, geführt, welches Wurmberg heißt, wo ſie ſich geborgen und ſicher wähnte. Hermann's Kundſchafter machten ſie jedoch ausfindig und nahmen ſie gefangen. Weil aber ihr Gemahl, Graf Friedrich, zu Cilli im Thurme ſaß, wurde ſie gegen Oſterwitz in's Gefängniß gebracht, wo ſie drei Jahre lang, bei wenigen Speiſen und ſpärlichem Trank, liegen mußte.

Es begab ſich aber hierauf, daß Graf Hermann die ſchöne Veronika vor das Gericht, welches er ſelber niederſetzte, ſtellen und vorbringen ließ, in der Meinung, ſie mit Recht zu überweiſen und nach dem Ausſpruche des Richters zu tödten, unter dem Vorwande, als ſollte ſie ſeinen Sohn, Grafen Friedrich, durch Zauberei zum Gemahl bekommen haben, und, im Auswege, ihn ſelbſt mit Gift zu vergeben, willens geweſen ſein.

Nach Sitten und Gewohnheit der Richter gab man der Veronika einen Anwalt und Fürſprecher. Zudem ward ihr zugeſtanden, ihre Vertheidigung auf die vom Grafen Hermann gegen ſie angebrachte Klage zu verſuchen, durch welche Einwürfe ſie auf dem angeſtellten Termine in der erſten Inſtanz das Recht erhielt und ledig gezahlt worden, ſo daß man ihr am Leben nichts oberkannte. Nichts deſto weniger führte man ſie aber wieder gegen Oſterwitz, des Willens, ſie im Gefängniſſe mit Hunger und Durſt zu tödten. Als dieſes ſich verzögerte, wie wann es nicht ſein wollte, ſo ſchickte Graf Hermann ſeine zwei Diener nach Oſterwitz mit dem Befehle, ſie umzubringen. Da ward die ſchöne Veronika in einer Wanne ertränket und nach Fraßlau im Saunthale zum Begräbniſſe gebracht. Solches geſchah am 17. October 1428.

Graf Friedrich aber ließ ſie nachher, als er ſelbſt zur Regierung gelangte, wieder ausgraben, und that die Verordnung, daß ſie in das Karthäuſer Kloſter zu Geyrach geführt und dort auf's Neue zur Erde beſtattet werden ſollte.

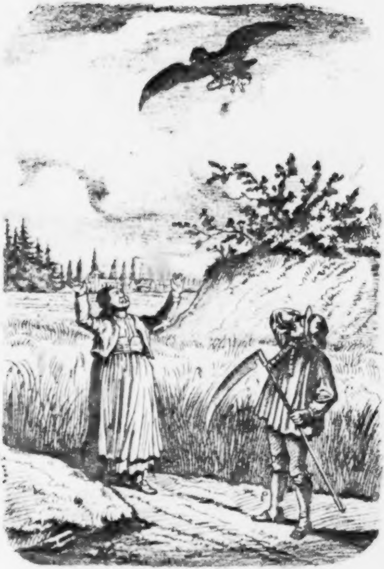
Graf Friedrich, einer ſo ſchlechten Herberge, wie das harte und tiefe Gefängniß in Cilli, worin er lag, nicht gewöhnt, wurde von Tag zu Tag kränker, größtentheils durch ſeine übermäßige Bekümmerniß, alſo, daß alle Aerzte an ſeinem Leben Zweifel hatten. Er ward daher, auf Einſchreiten und Fürbitte ſeines Schwagers, des Königs Sigmund, bei ſeinem Vater Hermann, aus ſeinem Gefängniſſe endlich erlediget. Nachdem er von ſeinem Vater wieder zu Gnaden als ein Sohn aufgenommen worden, ſchrieb ihm König Sigmund, daß er gegen Kronſtadt komme, wo er ihn zu einem Hauptmanne über Siebenbürgen machen wolle. Von ſeinem Vater zu lange aufgehalten, verſäumte er die Hauptmannſchaft, und kam wieder gegen Cilli. Aber Graf Hermann wollte ihm die Schlöſſer und Städte, die er vorher beſeſſen, nicht mehr einantworten, ſondern ſchickte ihn mit all' ſeinem Geſinde nach Radmannsdorf in Krain, wo er zwei Jahre Hof hielt.

## Das St. Maximilians-Brünnlein.

Wenn man von Norden her hineinfährt gegen die Stadt Cilli, ſo ſieht man, ehe man die erſten Häuſer erreicht, links am Wege, von einem Friedhofe umgeben, ein kleines, neu hergeſtelltes Kirchlein, welches vor wenigen Jahren noch ein ziemlich alterthümliches Anſehen hatte. Im Winkel desſelben Kirchhofes aber, gegen einen Bach zu, ſteht eine gemauerte Kapelle, über einem Borne, welcher für den Fremden kaum bemerkbar iſt. An der Seite der Kapelle befindet ſich die halbverlöſchte Inſchrift: „Fons decollationis St. Maximiliani.“ d. h. Enthauptungsbrünnlein des heil. Maximilian.

Die Legende vom heil. Maximilian und von jenem Enthauptungsbrünnlein erzählt die Chronik von Cilli mit folgenden ſchlichten Worten:

Zu dem Bisthume Lorch gehörten zweiundzwanzig große Städte, darunter auch dieſe Stadt Cilli. Darinnen



Der Geier am Koſiak.
(Seite 132)

war ein edler Mann, reich an Gold, guten Sitten, Wandel und Leben, und dem chriſtlichen Glauben zugethan. Dieſer erwarb mit ſeinem Weibe einen einzigen Sohn (226—236 n. Chr)., welchen er Maximilian nennen und taufen ließ.

Dieſer Maximilian ward in der Furcht des Herrn auferzogen, und nahm ſich der Geiſtlichkeit ganz an; ihm ward zugeordnet ein Zucht- und Lehrmeiſter, Oranens genannt. Der war ein geiſtlicher, heiliger und frommer Mann; dem war Maximilianus gehorſam und unterthan, und behielt Alles, worin ihm ſein Zuchtmeiſter unterwieſen und belehrt

Da nun jetzt gedachter Maximilianus ſiebenzehn Jahr erreichte, ſtarb ſein Vater, und hernach auch ſeine Mutter über ſechs Jahre, und nun Maximilianus ſeiner Eltern beraubt, verbarg er den zergänglichen Reichthum im Schooß armer Leute, damit er dadurch die ewigen himmliſchen Güter erlange. Und als er etwa eine Zeit lang gottesfürchtig und fromm ſein Leben geführet, und der Biſchof von Lorch einſtweilen den Marter Tod erlitten hatte, kamen alle Prieſter und Laien deſſen einhellig überein, und erwählten Maximilianus zum Biſchofe von Lorch. Maximilianus zog darauf gegen Rom und ward vom Papſte konfirmiret und beſtätiget. Darnach hatte er dann Gewalt in Allem, fing an den chriſtlichen Glauben zu predigen, und kam auch hierher in ſein Vaterland, dieſe Provinz, gewappnet mit dem Herrn.

Da nun Solches dem heil. Maximilianus eine Sorge war, reutet er aus, was zu vertilgen war, und pflanzet den chriſtlichen Glauben mit angelegener Emſigkeit, und da er überall mit ſeiner Predigt aus Kraft des heiligen Geiſtes viel erwirkte, erhub er ſich und kam gegen Cilli, darinnen er geboren war. Dort fand er einen Tyrann, einen Hauptmann mit Namen Eulaſius, vom Kaiſer (Numerianus) geſandt, den Zins von Cilli und andern umliegenden Städten gegen Rom zu ſchicken, auch daß er dieſe Stadt in Acht habe, auf daß ſie ſich nicht ließe zum chriſtlichen Glauben bringen.

Da fing dieſer Tyrann Eulaſius an, die Chriſten zu zwingen, daß ſie opfern ſollten dem Abgotte Marti. Das thaten auch die Ungläubigen zu Cilli und beteten ihn auch an.

Es waren aber allbereits zu Cilli viel Chriſten, doch geſchah es einestheils aus Furcht, einestheils aus Leichtfertigkeit, daß dieſelben dem Marti opferten und ihn anbeteten; darob ward St. Maximilianus ſehr betrübt, und betete mit heißen Thränen zu Gott, daß er die Heerde bewahren möge vor dem Wolfe, der allbereits vorhanden ſei, um die Schäflein aufzureiben und zu freſſen.

Zur Hand ward eine Stimme vom Himmel gehört, welche ſprach: „Auf — warum ſchonſt du die Durſtigkeit des Tyrannen?“

Alsbald ging St. Maximilianus zum Eulaſius, und ſagte zu ihm: „Biſt du in das Land von deinem Kaiſer geſandt, die Chriſten zu peinigen?“

Da antwortete Eulaſius: „Biſt du nicht der Kläffer, den die Chriſten ihren Biſchof nennen?“

Da antwortete wiederum St. Maximilianus: „Ich bin ein Diener und Knecht Chriſti, meines Herrn.“

Da ihm der Eulaſius mehr noch lang und hart geantwortet, und Maximilianus des Martis als eines ſtummen und todten Götzen ſpottete, da erzürnt ſich Eulaſius höchlich und heftig und ſaget: „Mir will nicht geziemen ſolches unnützes Geſchwätzes zu achten, ſondern ich ſage dir, daß du unſerm Gotte Marti huldigeſt, an welchem all' unſere ganze Hoffnung hanget, — wo nicht, ſo mußt du ihm mit deinem Blute huldigen, wenn man dir mit dem Schwerte wird dein Haupt abſchlagen!"

Und er befahl im Grimmen alsbald ſeiner Ritter Einen, daß man den Maximilianus in den Tempel ihres Gottes Martis führte, und da er ihn anbetete und ihm opferte, ſollte man ihn laſſen leben, — wo nicht, ſollten ſie ihm alsbald das Haupt abſchneiden und ſein Blut dem Abgotte Marti opfern. — Solches wollte der heilige Maximilianus nicht thun. Alsbald ſielen die Knechte an ihn, und führten ihn zum Abgotte. Da ruft er: „Chriſte Jeſu!"

Da ſie Solches hörten, ſchlugen ſie ihm ſein Haupt ab, und wo dasſelbe hinrollte, ſprang plötzlich eine Quelle hervor, welcher man in der Folge viel heilſame Eigenſchaften beimaß.

Seinen heiligen Leichnam aber trugen die Weiber zu Cilli heimlich bei der Nacht fort, um ihn zu begraben, und legten ihn, wegen Furcht vor den Haiden, in ein einfältig Begräbniß.

Die Marterung St. Maximiliani iſt geſchehen zu Cilli, als man zählen that nach Chriſti Geburt den 12. Tag Oktobris 284.

## Der Geier am Kosiak.

Die Grenze zwiſchen Kärnten und Steiermark läuft gegen Nord-Oſten gerade durch das Wallfahrtskirchlein auf dem St. Urſula-Berge, dergeſtalt, daß der Hochaltar in Steiermark ſteht, der Eingang aber ſich ſchon in Kärnten befindet. Ehe man zu dieſem Berge von der Südſeite aus durch das Schallthal und über die hohen Berge längs der Grenze gelangt, kommt man, etwa auf halbem Wege, zu einem Keſſelthale, in welchem der Veluna-Bach eine Sägemühle treibt. Jenſeits auf einem ziemlichen ſteilen, kegelförmig zulaufenden Berge ſteht die Pfarre Raßwald. Ein Bleibergwerk ernährt hier viele Menſchen; aber auch die Felder und Hutweiden werden von den thätigen Bewohnern emſig benützt.

Auf einem Acker dieſer Gemeinde war es, wo, an einem heißen Vormittage im Erntemonate, ein Bauer, den wir Zeiba nennen wollen, mit ſeinem Weibe fleißig mähte. Der Schweiß troff dem Schnitterpaare von der Stirne, und mehr als einmal maßen ſie die Arbeit, die ſie noch hinter ſich zu bringen hatten; denn der Segen Gottes war diesmal reichlich ausgefallen. Um gänzlich ſorglos zu ſein, hatten ſie auch ihr Kindlein mitgenommen, und die Hütte und Stall der Obſorge ihres Knechtes überlaſſen. Eingewickelt in weißen Windeln und, nach der Sitte des Landvolkes, mit Binden und Bändern wohl verſchnürt, lag das Würmlein im ſpärlichen Schatten eines Brombeerſtrauches, etwa fünfzig Schritte von den Arbeitenden, und ſchlief ruhig.

Plötzlich hörten die Bauersleute ein Geräuſch, wie Flügelſchlag, über ſich, fuhren erſchrocken empor, und erblickten einen mächtigen Lämmergeier in hoher Luft, welcher luſtig umherkreiſte und eine Beute erſpäht zu haben ſchien. Kaum aber hatten ſie aufgeblickt, um zu ſehen, wohin er ſeinen Flug nehme, als er pfeilſchnell herabſtieß auf das ſchlummernde Kind, es am Linnenzeug faßte, und ehe die Eltern ſich noch beſonnen hatten, wie höhnend, damit über ihren Häuptern kreiſte, und ſich dann mit gewaltigem Flug in die Luft erhob.

Zoiba ſtand wie erſtarrt; der Schmerz der Mutter machte ſich zuerſt Luft; ſie weinte, ſie ſchrie, ſie ſtreckte die Hände aus, als ob ſie hundert Klafter weit langen und dem gräßlichen Räuber die theure Beute entreißen wollte, — aber der wilde Vogel kümmerte ſich nicht um den Jammer einer Mutter, ja er hörte ihn nicht einmal mehr; denn weithin über das Schallthal und über die Baak ſchwebte er ſchon, und nur das Weiß des Linnenzeuges, welches in weiter Ferne, wie ein Schneeflocken flimmerte, überzeugte die Verzweifelnde, daß der Räuber ſeine Beute noch nicht fahren ließ. Jetzt erſt brach der Vater los und erſchöpfte ſich in Wehklagen. — „Unſer erſtes, einziges Kind," rief er, „die Beute eines Geiers. Wer weiß, in welchen Graben oder auf welchen Felſen es hinabgeſchleudert wird und ſich zerſchmettert; oder in welcher Kluft der Vogel ihm langſam die Aeuglein aushackt und es ſtückweiſe zum Abendſchmauſe zerfleiſcht. Oder vielleicht läßt er es auf weichen Raſen fallen, — wo es, fern von der Mutterbruſt, verſchmachten muß, wenn es Niemand findet. — Ja — Großer Gott! — denkbar iſt eine Rettung doch noch immer! Weit entfernt kann ſich der Räuber nicht haben; gewiß hauſt er in den ſteilen

Abfällen des Urſula-Berges, — und nahm einen Umkreis nur, um unſer Auge zu täuſchen! — Ich will alle Jäger, alle Hirten aufbieten, — ich will ſelbſt das ganze Gebirge durchſuchen. — Vielleicht wird Gott mein Gebet erhören, und das theure Knäblein uns wieder ſchenken.

So rief er, und ſchritt, ſo unwahrſcheinlich auch das Gelingen ſchien, unverzüglich an's Werk; auch die Mutter blieb nicht zurück; in verſchiedenen Richtungen zogen Beide aus, und Beiden folgte freiwillig ein Zug theilnehmender Nachbarn. Aber Spähen und Suchen, Nachfragen und Forſchen blieb vergeblich. Einige Tage vergingen, ohne eine Spur zu zeigen, und der Gedanke, daß jetzt das Kindlein, auch wenn man es fände, längſt ſchon todt ſein müſſe, that allen weiteren Bemühungen Einhalt. Den armen, tiefgebeugten Eltern blieb nun nichts übrig, als, auf Gottes Barmherzigkeit vertrauend, ſich zu ſagen: „Der Herr wird wiſſen, was er gethan! Sein war unſer Kind auch in Geiersklauen!“— Und ſie beteten für das verlorene Pfand ihrer Liebe, fanden Erleichterung in gegenſeitigem Troſte und baten den Himmel, ihnen den erlittenen Verluſt durch ſeinen Segen gnädig zu erſetzen.

Einige Jahre vergingen, und jedes Jahr brachte dem Elternpaare einen Erſatz für das verlorene Kind, deſſen ſie nur ſelten mehr gedachten, da ihre Liebe bereits von vier munteren, geſunden Kindern in Anſpruch genommen war. Sie hatten ſich ſauer zu plagen, um mit ihrer kleinen Wirthſchaft für ſo viele Köpfe auszureichen; denn der Ertrag der Felder war nur gering, und für das ſchöne Vieh, das ſie mit vielem Glücke gezogen, fanden ſich ſelten Käufer. Da Zolda hörte, daß in der unteren Gegend die Preiſe dafür geſtiegen ſeien, ſo machte er ſich auf und trieb ſeine reinlichen Kühe und wohlgenährten Ochſen auf die Märkte umher, wo ſie vielen Anwerth fanden, was ihn zum eifrigen Betriebe der Viehzucht kräftig ermunterte.

Anfangs hatte er nur die Märkte in den näheren Ortſchaften beſucht; nun fing er an, auch die ferneren zu beſuchen. So führte ihn ſein Handel einmal nach Lemberg, einem düſteren Flecken am Fuße eines Felsberges, deſſen Scheitel die gleichnamige Veſte krönt. Da er ſich auf ſeine Dienſtleute zu Hauſe verlaſſen konnte, ſo hatte er diesmal auch ſein Weib mitgenommen. Die Geſchäfte gingen gut; Joſha hatte alles Vieh, welches er mitgetrieben, um erwünſchte Preiſe losgeſchlagen, und ging mit ſeinem Weibe, wohlgemuth, in die Schänke, um ſich zum ſiebenſtündigen Heimwege zu ſtärken.

Hier ſaß denn das Bauernvolk, dicht gedrängt, durcheinander. Das verſchiedenartigſte Geſpräch ſetzte die Zungen in Bewegung, welche beim jungen Lemberger immer geläufiger wurden. Die Einen ſchwatzten vom Feldbau, die Andern von den Steuern, die Dritten von ihrem neuen Herrn Kaplan und viele Andere erzählten ſich alles Merkwürdige, was ſich in ihrer Gemeinde ſeit Menſchengedenken zugetragen.

Unter dieſen Letzteren befand ſich ein Bauer von Sct. Jadokus, einer abgelegenen Gemeinde hoch oben im Gebirge, auf einer Einſattelung des ſteilen Koſiak, welcher hinter dem Bade Neuhaus ſeine ſchroffen Wände emporhebt. Seine Umgebung, unter welche der Zufall auch unſern Joſha gemiſcht hatte, lachte über ihn, als er auch von ſeiner einſamen, wie am Ende der Welt, gelegenen Gegend etwas Merkwürdiges erzählen zu können vorgab; allein er blieb dabei, und wettete darauf, daß man ihm Recht geben und ſeiner Erzählung vielleicht ſogar den Vorzug vor allen übrigen eingeſtehen werde.

„Es mögen fünf Jahre ſein, ſagte er, — als ich und meine Alte, nicht weit von unſerer Hütte, jäteten. — Auf einmal hören wir über unſeren Köpfen ein Geräuſch. Ein großer Lämmergeier, der etwas Weißes in den Krallen trug, ſtand über uns in der Luft, und ſpähte wahrſcheinlich nach einem Plätzchen, wo er gemächlich aufſitzen könnte. — „Warte Dieb, dachte ich mir, nahm geſchwind die Schaufel, die neben mir lag, und ſchlug damit aus Leibeskräften auf den Rainſtein, daß es klang, wie ein Schuß. — Der Geier erſchrack über den Lärm, ſchoß ſeitwärts, ließ ſeine Beute in's Gebüſch fallen, und flog in derſelben Richtung zurück, von welcher er gekommen. Meine Alte und ich dachten, was er fallen ließ, ſei nichts Anderes, als ein junges Lamm, weil es ſo weiß war. — „Den Braten können wir beſſer brauchen," ſcherzte ſie, „als der Dieb!" — und lief hin in's Gebüſch, um zu ſehen, was der Geier beſcheert habe.

„Ein weißes Kätzlein iſt es!" — rief ſie, — als ſie näher zum Gebüſche trat und ein lautes Quicken hörte. Ich eilte hinzu und half ihr die Zweige der Haſelſtande, zwiſchen welche die Beute gefallen war, auseinander biegen.

„Alte, — Alte, — ſchrie ich ſtaunend, auf, — wie haſt Du geſehen? — Ein Kätzchen? — Sieh' einmal, Alte! — So wahr ich lebe, ein Wickelkind iſt's, ein geſundes, friſches Wickelkind, dem, wie es ſcheint, auf der Luftfahrt nicht das geringſte Leid widerfahren iſt. Das iſt doch ein wahres Geſchenk des Himmels. Gott hat es uns angeſehen, daß wir gerne wiſſen möchten, warum und für wen wir ſparen und wem wir einſt Habe und Gut hinterlaſſen mögen. Da hat er uns in unſeren alten Tagen einen Erben durch die Luft geſchickt.

Meine Alte war außer ſich vor Freuden. Wir unterließen zwar nicht nachzufragen, ob Niemand ein Kind vermiſſe, aber unſere Nachfrage blieb fruchtlos. Mit Sorgfalt und Liebe zogen wir's daher auf, freilich nur beim Waſſer, — aber Gott ſei Dank! es ſchlug dem Knäblein gut an, und nun iſt es bereits ein wackerer, rothbackiger Junge, welcher uns alle Müh' und Arbeit erſt lieb macht, weil wir wiſſen, wem ſie zu Guten kommt!"

So ſprach der Bauer von Koſiak. Joſha und ſein Weib hatten mit ſteigender Spannung zugehört und brachen nun, durch das Zuſammentreffen der Umſtände überzeugt, daß der Knabe ihr gerettetes Kind ſei, in lauten Freudenjubel aus. Sie erzählten den erſten Theil der Geſchichte mit ausführlicher Genauigkeit und bewieſen den Pflegeeltern ihres Sohnes die Rechtlichkeit ihrer Anſprüche durch unumſtößliche Thatſachen.

So groß die Freude der rechten Eltern war, ſo groß war die Trauer der Pflege-Eltern, ihren Nährſohn zurückgeben zu ſollen. Sie luden die erſteren zu ſich ein, verſprachen ihnen für die ganze Zukunft des Kindes zu ſorgen und ihm einſt ihr Hab und Gut zu überlaſſen, — aber der Anblick des verloren Geglaubten machte es denſelben nur noch ſchwerer, ein Kleinod, das ſie auf ſo wunderbare Weiſe wiedergefunden, zum zweiten Male aufzugeben. Da konnte kein Richter entſcheiden, es war ja bloße Herzensſache. Endlich kam man überein, dem Kinde ſelbſt die Wahl zu laſſen; aber dieſes wollte von ſeinen Zieheltern durchaus nicht fort.

Joſha faßte ſich zuerſt und ſtellte ſeinem Weibe vor, daß es dem Glücke ihres Kindes hinderlich ſein hieße, es der Obſorge ſo wackerer Wohlthäter entziehen zu wollen. Gott habe ihnen reichen Erſatz an den vier Kindern, die ſie daheim haben, gegeben, für deren Fortkommen ſie nun um ſo beſſer ſorgen könnten; — für ihre Liebe wäre aber der Erſtgeborne ja auch in der Ferne nicht todt. Nach langem Kampfe entſchloß ſich die Mutter nachzugeben und nahm rührenden Abſchied.

Der Bauer am Koſiak und ſeine Alte waren deſſen aber ſo froh, daß ſie den Eltern des Knaben freiwillig eine Geldſumme auszahlten, um ſie für ihre übrigen Kinder nutzbringend verwenden zu können. Dankend ſchieden die Eltern und verbreiteten in der ganzen Umgegend von Maßwald die Kunde von der wunderbaren Errettung ihres Kindes.

Der Knabe aber, welchen die Zieheltern, von der Gegend wo ſie ihn fanden, Joſcht (Jodokus) nannten, wuchs kräftig heran und ward zum braven, thätigen Burſchen, welchem die Alten, als ſie ſich zur Arbeit ſchon zu ſchwach fühlten, gerne einen Theil ihrer Beſitzung überließen, bis durch ihren Tod das Ganze auf ihn überging

Noch vor wenigen Jahren lebte jener Joſcht als betagter Mann in der Gemeinde Lemberg, und ſegnete oft das Andenken ſeiner wackeren Wohlthäter — und ſeiner durch ſein Schickſal einſt ſo tief gebeugten Eltern.